Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses

Deutscher Kolonialkongreß

Berlin, 1903

urn:nbn:de:gbv:46:1-12087

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Universitätsbibliothek Kiel
8$0 00 305 446 2

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

v Z 2779-1

Bitte streichen Sie
in unseren Büchern
nichts an.
Es stört spätere Benutzer.
Ihre Universitätsbibliothek

RAL-RG 495
Buchbinderei
PETER CLAUSEN

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Deutscher Kolonialkongress 1902.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen

des

Deutschen Kolonialkongresses

(1.)

1902

zu Berlin am 10. und 11. Oktober 1902.

Berlin 1903.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

KÖNIGL. UNIV. BIBLIOTHEK KIEL

1914 A 1145/46

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
KIEL

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Vorbemerkung.

Es war am 24. Januar 1902, als Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg in seiner Eigenschaft als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft an ungefähr 50 Vereine, Gesellschaften und Institute, welche wissenschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Zwecke in Übersee verfolgen und zu irgendwelchen Beziehungen nach dieser Richtung hin zu unsern Kolonien oder überseeischen Interessensphären stehen, die Aufforderung richtete, zu einer Besprechung behufs Veranstaltung eines nationalen Kolonialkongresses zusammenzutreten.

Dieser Kongress sollte die in Deutschland getrennt auftretenden kolonialen und überseeischen Bestrebungen in einer gemeinsamen Tagung vereinigen und dadurch den kolonialen und Überseegedanken im deutschen Volke, wie es in jenem Anschreiben wörtlich hiess, vertiefen und den geistigen und wirtschaftlichen Zusammenschluss der Deutschen auf der Erde fördern. Die Verhandlungen des Kongresses bezweckten, wie ferner gesagt wurde, die Nutzbarmachung der Wissenschaft für die gesamten kolonialen und überseeischen Interessen und insbesondere die grossen kolonialen und überseeischen Tagesfragen. Im Anschluss an die Verhandlungen waren fachkundig vorbereitete Resolutionen in Aussicht genommen, die den etwaigen Forderungen des Kongresses bei der Regierung und den gesetzgebenden Körperschaften, sowie der Öffentlichkeit gegenüber Geltung verschaffen sollten.

Im Schosse des Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft war der Gedanke zu der Veranstaltung eines solchen Kongresses entstanden. Eine gewisse Anregung, das Jahr 1902 dazu zu wählen, gab der Umstand, dass vor 20 Jahren, also im Jahre 1882, der Deutsche Kolonialverein gegründet worden war. Die Antworten auf das Rundschreiben lauteten zum grossen Teile zustimmend, immer mehr Vereine erklärten sich bedingungsweise bereit, mit als Veranstalter des Kongresses zu wirken, und so konnte bereits am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

25. Februar 1902 in der konstituierenden Sitzung die Abhaltung des Kongresses endgültig beschlossen werden.

Es war ursprünglich beabsichtigt, diesen Kongress den „Ersten nationalen Kolonialkongress“ zu nennen, eine Bezeichnung, für die eine gewisse Berechtigung vorlag, da in der geplanten Zusammensetzung noch kein Kongress in Deutschland getagt hatte. Um aber nach keiner Richtung hin die Priorität der früheren Kolonial- und Überseeversammlungen von 1878 und 1886 zu verletzen, wurde von der Bezeichnung I. Abstand genommen und in einer späteren Sitzung der Titel „Nationaler Kolonialkongress“ in „Deutscher Kolonialkongress“ umgewandelt, sowie die Jahreszahl 1902 zur genauen Bezeichnung dazugesetzt.

Als Dauer des Kongresses wurden zwei Sitzungstage festgesetzt und es konnte deshalb, da ursprünglich nur gemeinsame Versammlungen beabsichtigt gewesen waren, bloss eine kleine Anzahl von Vorträgen ganz bestimmter Redner in Aussicht genommen werden.

Dieser Plan war aber bereits im Ausschusse der Kolonialgesellschaft von einem Teile der Mitglieder desselben als nicht genügend für die Ziele und Zwecke eines so gross angelegten Kongresses mit so verschiedenartigen Interessen erkannt und eine Sektionsbildung vorgeschlagen worden. In der bereits vorhin erwähnten konstituierenden Versammlung wurde die Bildung von Sektionen, und zwar sieben an der Zahl, beschlossen, und damit zugleich die Möglichkeit gegeben, die mannigfaltigsten Gegenstände trotz der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit eingehend zu behandeln und Vorträge einer grösseren Anzahl von Rednern, darunter auch solche, die bis dahin den eigentlichen Kolonialgesellschaftskreisen fern gestanden hatten, in die Kongressverhandlungen aufzunehmen.

Der Kongress gewann dadurch für weite Kreise ein grösseres Interesse, und der Erfolg desselben war gesichert, namentlich weil es gelang, eine Anzahl von Autoritäten auf ihrem Gebiete für die Berichte in den verschiedenen Sektionen zu gewinnen.

Die Anmeldung von Vorträgen war so gross, dass schliesslich 57 in das Programm aufgenommen werden konnten. Ferner stieg schliesslich die Zahl der veranstaltenden Vereine auf 70, und ein Blick auf die Namen derselben zeigt, dass nicht bloss koloniale Agitations-, Wohlfahrts-, Missionsgesellschaften und wissenschaftliche Institute sich darunter befanden, sondern auch Verbände der Industrie und des Handels, die Tausende der bedeutendsten industriellen Unternehmungen und Grosshandelshäuser hinter sich haben, sich daran beteiligten. Koloniale Erwerbsgesellschaften wurden begreiflicherweise als Veranstalter des Kongresses nicht aufgenommen, dagegen waren sie als Teilnehmer ebenso erwünscht wie willkommen, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus einer Prüfung der Redner- und Mitgliederliste ergibt sich, dass nicht etwa nur Gelehrte, Missionare und sogenannte „Kolonialsschwärmer" den Kongress bildeten, wie in einigen Tagesblättern zu lesen war, sondern auch viele Kaufleute, Industrielle, Pflanzer, Auswanderungspolitiker, kurz alle, die Interesse an einem grösseren Deutschland in Übersee haben, an den Verhandlungen teilnahmen. Wie wichtig aber gerade auch die Arbeit der Missionare und Forscher für die deutsche Kolonial- und Überseepolitik ist, zeigen gegenüber manchen Angriffen die Verhandlungen des Kongresses in überzeugender Weise.

So herrschte denn schliesslich auch nur eine Stimme der Anerkennung über den erspriesslichen und glänzenden Verlauf des Kongresses, und als Bericht über denselben liegt jetzt dieses Werk vor.

Die 57 Vorträge mit einer teilweise sehr zahlreichen und ausgiebigen Diskussion bilden einen so umfangreichen Band, wie er wohl kaum als Resultat eines Kongress von nur 2 Tagen Dauer bei uns in Deutschland bis jetzt herausgekommen ist. Es mag möglich sein, dass einer der späteren Kongresse, der auf die Erfahrungen des alten fussen kann, und für den vielleicht eine grössere Anzahl von Tagen für die Verhandlungen genommen wird, ein an Seitenzahl noch stärkeres Buch zeitigt, aber das vorliegende braucht den Vergleich mit keinem der anderen Kongresswerke zu scheuen.

Die Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses von 1902 werden nicht nur den Mitgliedern ein Erinnerungs- und Nachschlagebuch sein, sondern auch ein wertvolles und vielseitiges Quellenwerk für ernste Arbeit auf Kolonial- und Überseegebiet bilden. Sie werden hoffentlich die Stimmen der Zweifler, die noch immer in unserem Vaterlande sich erheben und erörtern, ob ein Kolonialkongress einen ernsten Zweck habe, zum Schweigen bringen und aufklärend und werbend für die deutschen Kolonien und das überseeische Deutschtum wirken. Dieses grosse, hohe Ziel sei ihr Zweck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorwort zur Herausgabe.

Für den Inhalt und die Form der Vorträge und Mitteilungen tragen die Herren Verfasser und Redner allein die Verantwortung. Die Diskussion zu den Vorträgen konnte nur soweit gebracht werden, wie eine schriftliche Niederlegung des Gesagten vorlag oder doch wenigstens der Name des Vortragenden im Protokolle der Sektion vermerkt war. In letzterem Falle hat die Redaktion versucht, noch nachträglich eine Niederschrift zu erlangen.

Alle Vortragenden waren durch das Programm und ein Rundschreiben auf die Absicht der Veröffentlichung ihrer Reden in einem Sammelwerk aufmerksam gemacht worden und hatten in keinem Falle vor Abhaltung des Vortrages gegen den Abdruck desselben Einspruch erhoben.

Bei einem neuen Kongress wäre die allgemeinere rechtzeitige Einlieferung der Manuskripte, ein teilweise genaueres Protokollführen in einzelnen Sektionen und ein ausführlicheres Einreichen der schriftlichen Wiedergabe dessen, was die Redner in der Diskussion sagten, als Erleichterung für die Redaktion bei der durch die grosse Verschiedenartigkeit des Stoffes schon schwierigen Arbeit, sowie zur Vervollständigung des Werkes sehr erwünscht, ebenso wie die Veröffentlichung von Vorträgen vor dem Erscheinen des Kongresswerkes künftig möglichst vermieden werden müsste. In weitaus den meisten Fällen haben aber bereits bei diesem Kongresse die Herren Autoren und Redner die zur Drucklegung eines solchen Werkes notwendigen Grundsätze befolgt, was dankend für die Mitarbeit anerkannt werden muss.

Für die Anordnung des Stoffes sind sowohl das endgültige, letzte Programm mit der Ausnahme, dass die Vorträge, welche für die Plenarsitzungen angegeben waren, zu den Sektionen gestellt worden sind, aus denen sie seiner Zeit hervorgegangen waren (siehe Bericht über die Verhandlungen), als auch ferner die Protokolle der Sektionssitzungen benutzt worden.

Schliesslich möchte ich noch folgenden Herren meinen besten Dank für die tätige Beihilfe aussprechen. Zunächst meinem ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ehrten Kollegen im Redaktionsausschuss Herrn Professor Dr. Hans Meyer für das Lesen einer zweiten Superrevision und die Erteilung so mancher fachmännischen Auskunft, den Herren Marine-Oberstabsarzt Dr. Arendt und Dr. Schulte im Hofe für die erste Zusammenstellung der Diskussion in Sektion II und V, was in diesem Falle durch die oft nur flüchtigen Niederschriften besonders schwierig war. Ferner Herrn Generalsekretär Pastor Otto für Sektion IV.

Einige Auskünfte für Sektion III und VI gaben die Herren Reg.-Rat Jacobi und Dr. A. Tille, wie auch die Herren Generalsekretäre der grossen internationalen Geographen- und Zoologenkongresse, welche in den Jahren 1899 und 1901 in Berlin tagten, die Herren Hauptmann Kollm und Professor Matschie, mir auf Fragen, welche sich auf das verwandte Gebiet der Herausgabe von Kongresswerken bezogen, bereitwilligst Antwort gaben.

Allen den genannten Herren und denen, die sonst noch sich um das Werk verdient machten, sage ich nochmals meinen besten Dank.

Berlin W., Nollendorfstr. 33.

P. Staudinger.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung V
Vorrede zur Herausgabe IX
Inhaltsverzeichnis XI

Die Organisation des Kongresses.

Die Veranstalter des Deutschen Kolonialkongresses 3
Präsidium 5
Ehrengäste 5
Ehrenkomitee 6
Ehrenförderer 11
Das Kongresskomitee 11
Der geschäftsführende Ausschuss 11
Arbeitsausschuss 11
Unterausschüsse 11
Die Sektionen 12
Die Vertrauensmänner der Sektionen 13
Die Geschäftsstelle des Kongresses 14
Pressorgane 14
Die Darbietungen des Kongresses 15
Die Ausstellung:
1. Die geologische Abteilung 15
2. Die kartographische Abteilung 15
3. Die wirtschaftliche Abteilung 16
Der Besuch von Museen und die festlichen Veranstaltungen 18
Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses 19

Der Gang der Verhandlungen.

Eröffnungsrede Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg 57
Ansprache des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, Freiherrn Dr. von Richthofen 59
Ansprache des Direktors der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, Wirkl. Geh. Legationsrats Dr. Stuebel 61
Begrüssungstelegramme 63
Antwortstelegramm Sr. Majestät des Kaisers 64
Antrag des Professors Dr. Hans Meyer-Leipzig 65
Schlussreden Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht 65, 67
Rede des Professors Dr. Kirchhoff-Halle 66

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Vorträge und Diskussionen.

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Seite

Die geographischen Grundlagen und Aufgaben in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete. Von Hans Meyer-Leipzig . . . 72
Diskussion: Kirchhoff 82.
Die nutzbaren Bodenschätze der deutschen Schutzgebiete. Von Schmeisser-Berlin 83
Das Klima von Westafrika. Von Dove-Jena. 124
Die deutschen Kolonien und ihre Würdigung in der Schule. Von Fischer-Berlin 129
Diskussion: H. Seidel 135.
Nutzbare Säugetiere der deutschen Kolonien. Von Matschie-Berlin . . 136
Diskussion: Neumann 146.
Die Lage der Sprachforschung in den Kolonien. Von Schmidt-Mödling-Wien 148
Diskussion: von Luschan, Maercker 158. — Cleve, Kirchhoff 159. — Staudinger 160. — Schmidt, Baschin, Oberhummer 161. — Staudinger, Graf von Linden, Kirchhoff 162. — Staudinger, von Bockelmann, Maercker, Oberhummer 163.
Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten. Von von Luschan-Berlin 163
Diskussion: Blenck 172. — Cleve, von Luschan 173. — H. Seidel 174.
Das Klima von Ostafrika. Von Maurer-Hamburg 174
Diskussion: von Bezold 179. — Kandt, Maurer 180. — Staudinger 181.
Der Botanische Garten in Buitenzorg und seine Bedeutung für den Plantagenbau auf Java und Sumatra. Von Volkens-Berlin 182
Über wissenschaftliche Institute für Kolonialwirtschaft. Von Warburg-Berlin 193
Diskussion: Schulte im Hofe, Hindorf 206. — Freiherr von Herman, Wittmack, Kirchhoff 207.

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Die hygienischen Aufgaben in unseren Kolonien. Von Nocht-Hamburg 208
Die Malariaparasiten und ihre Überträger. Von Martini-Berlin 214
Über Malariamücken in den deutschen Kolonien. Von Dönitz-Steglitz 216
Diskussion: Eysell 222.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die Kochsche Malaria-Bekämpfung in Istrien. Von Frosch-Trier . . . 223
Diskussion: Gosio 237. — Vagedes 242. — Albert Plehn 247. Koch 248. — Steudel, Ruge, Kuhn, Albert Plehn 250. — Vagedes 251.
Über die Verhütung eines Malaria-Ausbruches zu Wilhelmshaven. Von Martini-Berlin 251
Diskussion: Nocht 260. — Mense 261.
Über Schwarzwasserfieber-Prophylaxe. Von Ruge-Kiel 261
Diskussion: Albert Plehn 263. — Schilling, Nocht 264. — Kuhn, Albert Plehn 265. — Steudel 266. — Otto 267.
Über den Verlauf der Malaria ohne Chinin mit besonderer Berücksichtigung meiner Impfung. Von Kuhn-Hamburg 268
Diskussion: Orth 276. — Davidsohn, Nocht 278. — Martini 279. — Rickmann, Davidsohn 280. — Kuhn 281.
Die Rinder- und Pferdekrankheiten in Togo. Von Schilling-Berlin. . 281
Diskussion: Becker 282.
Beiträge zur afrikanischen Tsetse-Krankheit. Von Sander-Berlin . . . 283
Diskussion: Eggel 289. — Ponfick 290. — Martini, Sander 291. — Eggel, Steudel 292. — Sander, Rickmann, Fülleborn 293.
Über Texasfieber. Von Kolle-Berlin. 294
Die gesundheitlichen Verhältnisse auf den Südsee-Inseln. Von Krämer-Kiel 304
Diskussion: Mense, Martini, Fülleborn, Steudel 307.
Herzerkrankungen durch tropische Einflüsse. Von Schellmann-Berlin 308
Diskussion: Otto, Kuhn 315. — Steudel, Sander, Schellmann, Otto 316. — Schellmann, Kuhn 317.

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Grundlagen des deutschen Kolonialrechts. Von Zorn-Bonn 318
Diskussion: Bard 328. — Zorn, Max Preuss 329.
Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien. Von Köbner-Berlin 331
Diskussion: Max Preuss 366. — Bojunga, Rudorff 369. — von Hake, Zorn, Ebermaier 370. — Köbner 373.
Die Bedeutung des Eingeborenenrechts. Von Felix Meyer-Berlin. . . 377
Diskussion: Schreiber-Barmen 385.
Das Grundeigentum in den Kolonien. Von von Bornhaupt-Berlin . . 390
Diskussion: Eichholtz 404. — Damaschke 407. — Scharlach 409.
Die staats- und völkerrechtliche Stellung der Kolonien. Von Vosberg-Rekow-Berlin 409
Diskussion: Köbner 411. — Helfferich 414. — Köbner 418.
Die internationale Kongo-Akte und die durch sie gewährleistete Schifffahrts- und Handelsfreiheit. Von Vohsen-Berlin 421

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Seite

Die Bedeutung der christlichen Mission für die Entwickelung unserer Kolonien. Von Merensky-Berlin 424

Die Bedeutung der deutschen Sprache über See für Deutschlands Machtstellung. Von Brandl-Berlin 434

Diskussion: Wever, Hoeniger 439. — Groth, Dibelius, Schiemann 440. — Winiger, Brandl, Lieboldt 441.

Die Leistungen der Mission für die Kolonien und ihre Gegenforderungen an die Kolonialpolitik. Von Paul-Lorenzkirch. 441

Über einige Mittel zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei. Von Acker-Knechtsteden 452

Ausdehnung und erziehliche Bedeutung der ärztlichen Mission. Von Kind-Berlin 459

Diskussion: Richter, Prinz von Arenberg, Grundemann 465. — Classen, Paul 466.

Die Behandlung der Polygamie in unseren Kolonien. Von Schmidt-Mödling-Wien 467

Diskussion: Oehler 477. — von Schwartz, Cleve, Diestelkamp, Strauch, Schreiber-Bremen 478.

Über die kulturellen Interessen und Aufgaben Deutschlands in Südbrasilien. Von Funke-Berlin 479

Diskussion: Dibelius, Lieboldt, Herrmann Meyer 492. — Funke 493.

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien. Von Wohltmann-Bonn. 494

Plantagen und Eingeborenen-Kulturen in den Kolonien. Von Freiherr von Herman-Stuttgart 507

Diskussion: Schmoller 515. — Friese 516. — Rocke, Oehler 518.

Die Arbeiterfrage in den deutschen Kolonien. Von Vietor-Bremen . . 518

Desgl. Von Thormählen-Hamburg 526

Diskussion: Scharlach 533. — Vohsen 535. — Schulte im Hofe 537. — Morgen 538. — Heinn, Schreiber-Bremen 539. — Pflug 540. — von Poser und Gross-Nädlitz, Oehler 542. — Grundemann, Passarge 544. — Stange 545. — Vietor 546.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Nyassagebiets. Von Zache-Neu-Langenburg 547

Diskussion: Merensky, Uhl, Graf von Pfeil 562. — Lucas, Zache 564.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Beiträge zur Bekämpfung der Wanderheuschrecke. Von Sander-Berlin 564
Diskussion: Schulte im Hofe 568. — Sander, Passarge, Sander 569. — Graf von Pfeil, Sander 570.

Die Rentabilitätsaussichten der Kameruner Kulturen. Von Paul Preuss-Berlin 570
Diskussion: Pagenstecher 582. — Wohltmann 583. — Achelis, Schulze 584. — Passarge, Paul Preuss, Vietor, Fesca, Achelis 585.

Sektion VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in die deutschen Kolonien.

Die praktischen Aufgaben der deutschen Auswanderungspolitik. Von Jannasch-Berlin 586
Diskussion: Zilling 596.

Die wirtschaftliche Grundlage und die Entwickelung der deutschen Auswanderung seit 1871. Von Tille-Berlin 597
Diskussion: von Löbbecke, Fabarius 609. — Sellin 610. — Müller- Hamburg 611. — Wirth, Haupt, Siegmund, Schwartzkopff 612. — Tille 613.

Die Frage der Reichsangehörigkeit der Auswanderer. Von Hesse-Berlin 616
Diskussion: Haupt, Alemann, Wever, Koser 625. — Eiselen, Wirth, von Keller, von Fischer-Treuenfeld, Schwartzkopff 626. — Hesse 627.

Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika. Von Hindorf-Berlin . . 627
Diskussion: Troost, Haupt, Wittenbrinck 636. — Graf v. Pfeil 637.

Die deutsche Auswanderung nach Südamerika, besonders nach Südbrasilien. Von Herrmann Meyer-Leipzig. 639
Diskussion: Sellin 662. — Kundt, Alemann 663.

Argentinien als Siedelungsgebiet für deutsche Auswanderung. Von Alemann-Buenos-Aires 663
Diskussion: Siegmund 670. — Funke 673. — Alemann 675. — von Fischer-Treuenfeld 676. — Koser, Herrmann Meyer, Rheingantz, von Weickhmann 677.

Die deutsche Auswanderung nach Australien. Von Schanz-Chemnitz . 678
Diskussion: von Fischer-Treuenfeld 689.

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Kriegsflotte, Finanzlasten und Weltwirtschaft. Von Adolf Wagner-Berlin 691

Der deutsche Überseehandel. Von Schinckel-Hamburg 701

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Erwerbungen in China. Von Gaedertz-Berlin 707
Die Bedeutung der Baumwolle in der Weltwirtschaft. Von Stark-Chemnitz 712
Diskussion: Ehlers, Freiherr von Herman 725. — von Keller 727.
Chinas Geld- und Währungsverhältnisse. Von Messing-Berlin 727
Diskussion: Brass 749.
Der Wettbewerb weisser, gelber und schwarzer Arbeit in der industriellen Produktion. Von Tille-Berlin 750
Diskussion: Borgius 796. — Rathgen, Tille 798.
Die Bedeutung der Bagdadbahn. Von Rohrbach-Berlin 800
Diskussion: Zimmerer, Hertzberg 807. — Morgen, Rohrbach 808.
Die wirtschaftliche Entwickelung Argentiniens. Von Tjarks-Buenos-Aires 809

Die Resolutionen.

Einleitung zu den Resolutionen 817
Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen 828

Die Debatte über die Behandlung der Resolutionen: Hermann Wagner, Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg 824. — Prinz von Arenberg, Tille 825. — Strauch, Prinz von Arenberg 826. — Bojunga 827.
Bei den Resolutionen beteiligten sich ausser dem Herrn Präsidenten und dem Herrn Berichterstatter an der Debatte zu Resolution II: Prinz von Arenberg, Fabarius, Diestelkamp, Fuchs, Strauch, Linck 830. — Paul, von Schwartz 831.
Debatte zu Resolution III: Enshoff, Strauch, Diestelkamp, Rose 836
Debatte zu Resolution VI: Alemann, Jannasch 839.
Debatte zu Resolution VII: Vohsen 840.
Debatte zu Resolution VIII: Hindorf 841. — Vietor, Merensky, von Keller, Schreiber-Bremen 842. — Achelis, Oehler, Hindorf 843.
Debatte zu Resolution IX.: Hindorf 845. — Rehbock 846. — Bojunga 847. — Hindorf 848.
Debatte zu Resolution XII: Jacobi 850.

Schluss 851
Antwortschreiben Seiner Exzellenz des Herrn Reichskanzlers Grafen von Bülow 851
Namen-Verzeichnis 853

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Organisation des Kongresses.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Veranstalter des Deutschen Kolonialkongresses.

Afrika-Verein Deutscher Katholiken, Köln a. Rh.
Allgemeiner Deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin.
Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein, Berlin.
Ausschuss der deutschen evangelischen Missionen, Berlin.
Bund der Industriellen, Berlin.
Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.
Centralverband Deutscher Industrieller, Berlin.
Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.
Deutsch-Asiatische Gesellschaft, Berlin.
Deutsch-Brasilischer Verein, Berlin.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin.
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen.
Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, Berlin.
Deutscher Handelstag, Berlin.
Diasporakonferenz der Deutschen Evangelischen Kirche im Ausland, Ballenstedt a. H.
Evangelische Missionsgesellschaft, Basel.
Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Berlin.
Evangelischer Afrika-Verein, Berlin.
Evangelischer Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer, Witzenhausen.
Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, Leipzig.
Fabrikantenverein für Hannover, Linden und Umgebung, Hannover.
Genossenschaft der Missionare vom heiligen Herzen Jesu, Hiltrup bei Münster.
Genossenschaft der Oblaten der heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria, Hünfeld bei Fulda.
Genossenschaft der Oblaten des heiligen Franz von Sales, Oberdöbling (Wien).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geographische Gesellschaft, Greifswald.
Geographische Gesellschaft für Thüringen, Jena.
Geographische Gesellschaft, Lübeck.
Geographische Gesellschaft, München.
Gesellschaft für Erdkunde, Köln.
Gesellschaft für Mission im Sinne der lutherischen Kirche, Neuendettelsau.
Gesellschaft Mariens, Meppen.
Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen, Strassburg.
Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde, Giessen.
Gesellschaft für Völker- und Erdkunde, Stettin.
Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, Berlin.
Gossnersche Mission, Friedenau bei Berlin.
Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Auslande, Berlin.
Jerusalems-Verein, Berlin.
Kgl. Botanisches Museum, Berlin.
Kgl. Geologische Landesanstalt und Bergakademie, Berlin.
Kgl. Museum für Naturkunde, Berlin.
Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
Kgl. Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin.
Kolonial-Wirtschaftliches Komitee, wirtschaftlicher Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Knechtsteden bei Köln.
Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität, Berthelsdorf bei Herrnhut.
Missions-Gesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz bei Berlin.
Missionsgesellschaft der Weissen Väter, Trier.
Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes, Steyl.
Münchener Orientalische Gesellschaft, München.
Museum für Völkerkunde, Leipzig.
Museum für Völkerkunde, Lübeck.
Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung, Berlin.
Norddeutsche Missionsgesellschaft, Bremen.
Ostasiatischer Verein, Hamburg.
Pallotiner Kongregation, Limburg (Lahn).
Rheinische Missionsgesellschaft, Barmen.
St. Benediktus-Missionsgenossenschaft, St. Ottilien, Post Geltendorf (Oberbayern).
St. Raphaels-Verein zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer, Limburg (Lahn).
Thüringisch-Sächsischer Verein für Erdkunde, Halle.
Trappisten-Mission in Deutsch-Ostafrika, Marianhill (Natal).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verband deutscher Chokolade-Fabrikanten, Dresden.
Verein der Industriellen in den Kreisen Rothenburg O.-L. und Hoyerswerda.
Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt, Hannover.
Verein für Erdkunde, Dresden.
Verein für Erdkunde, Leipzig.
Verein für Erdkunde, Metz.
Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften, Darmstadt.
Verein für Geographie und Statistik, Frankfurt a. M.
Württembergischer Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Stuttgart.

Präsidium.

Präsident: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Wiligrad.
Vizepräsident: Vizeadmiral z. D. Valois, Berlin.

Ehrengäste.

Graf von Ballestrem, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Deutschen Reichstags, Berlin.
Dr. von Bethmann-Hollweg, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Potsdam.
Dr. Graf von Bülow, Reichskanzler, Berlin.
Budde, Staatsminister, Minister der öffentlichen Arbeiten, Berlin.
Büsing, Geh. Finanzrat, II. Vize-Präsident des Deutschen Reichstags, stellvertretender Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Schwerin i. M.
von Gossler, Staatsminister, General d. Inf., Kriegsminister, Berlin.
von Hahnke, Generaloberst, Generaladjutant, Gouverneur von Berlin.
Freiherr von Hammerstein, Staatsminister, Minister des Innern, Berlin.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Strassburg i. E.
Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin, Berlin.
Dr. Koch, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbank-Direktoriums, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Köhler, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamts, Berlin.
Kraetke, Staatssekretär des Reichs-Postamts, Berlin.
von Kröcher, Hauptritterschaftsdirektor, Präsident des Preussischen Abgeordnetenhauses, Berlin.
Möller, Staatsminister, Minister für Handel und Gewerbe, Berlin.
Dr. Nieberding, Staatssekretär des Reichs-Justizamts, Berlin.
von Podbielski, Staatsminister, Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin.
Dr. Graf von Posadowsky-Wehner, Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin.
Freiherr von Rheinbaben, Staatsminister, Kgl. Preussischer Minister der Finanzen, Berlin.
Dr. Freiherr von Richthofen, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin.
Sachse, Wirklicher Geheimer Rat, Berlin.
Dr. Schönstedt, Staatsminister, Minister der Justiz, Berlin.
Dr. Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, Wirklicher Geheimer Rat, Oberpräsident z. D., I. Vizepräsident des Deutschen Reichstags, Berlin.
Dr. Studt, Staatsminister, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Berlin.
Dr. Stuebel, Wirklicher Geheimer Legationsrat, Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.
von Thielen, Staatsminister, Berlin.
Dr. Freiherr von Thielmann, Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Berlin.
von Tirpitz, Staatsminister und Vize-Admiral, Staatssekretär des Reichs-Marine-Amtes, Berlin.
Dr. Fürst zu Wied, Durchlaucht, General d. Inf., Präsident des Preussischen Herrenhauses, Berlin.
von Windheim, Königl. Polizeipräsident von Berlin, Berlin.
Dr. Wutzdorff, Geheimer Regierungsrat, Direktor im Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin.

Ehrenkomitee.

Prinzessin Therese von Bayern, Königliche Hoheit, München.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Strassburg i. Els.
Dr. Fürst zu Wied, Durchlaucht, General der Infanterie, Präsident des Preussischen Herrenhauses, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kommerzienrat Jean Andreae, Präsident der Handelskammer zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M.

Wirklicher Geheimer Rat Graf von Ballestrem, Präsident des Deutschen Reichstags, Berlin.

Generaldirektor Ballin, Hamburg.

Wirklicher Geheimer Rat D. Dr. Barkhausen, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Vorsitzender der Evangelischen Jerusalem-Stiftung, Berlin.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Bastian, Direktor des Museums für Völkerkunde zu Berlin, Berlin.

Dr. von Bethmann-Hollweg, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Potsdam.

Geheimer Oberregierungsrat Professor Dr. von Bezold, Direktor des Meteorologischen Instituts, Berlin.

Kurator der Universität Rostock Dr. von Buchka, Rostock.

Dr. Graf von Bülow, Reichskanzler, Berlin.

Geheimer Finanzrat Büsing, II. Vizepräsident des Deutschen Reichstags, stellvertretender Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Schwerin i. M.

Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Conrad, Chef der Reichskanzlei, Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat Freiherr von Cramm-Burgdorf, Herzoglich Braunschweigischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Geheimer Kommerzienrat Ph. Diffené, Präsident der Handelskammer für den Kreis Mannheim, Mannheim

Wirklicher Geheimer Rat und Kammergerichtspräsident von Drenkmann, Vorsitzender des Disziplinarhofs für die Schutzgebiete, Berlin.

Dr. O. Finsch, Leiden i. Holland.

Major a. D. Curt von François, Berlin.

Geheimer Kommerzienrat Frentzel, Präsident des Deutschen Handelstags, Berlin.

Ministerresident z. D. Dr. H. E. Goering, Burg Veldenstein bei Neuhaus a. d. Pegnitz.

General der Infanterie Freiherr von der Goltz, kommandierender General des 1. Armeecorps, Königsberg i. Pr.

Dr. Gutschow, Generalstabsarzt der Marine, Berlin.

Professor Dr. Ernst Haeckel, Jena.

Dr. Hammacher, Berlin.

Geheimer Kommerzienrat von Hansemann, Berlin.

Dr. Freiherr Heereman von Zuydwyk, I. Vizepräsident des Preussischen Abgeordnetenhauses, Münster i. W.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimer Kommerzienrat Herz, Präsident der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin und der Handelskammer zu Berlin, Berlin.

Domkapitular Professor Dr. Hespers, Köln a. Rh.

Professor Dr. Friedrich Hirth, New-York.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Graf von Hohenthal und Bergen, Königlich Sächsischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat D. Dr. von Jacobi, Staatssekretär a. D., Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Jagemann, Grossherzoglich Badischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Dr. Jannasch, Vorsitzender des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung Deutscher Interessen im Auslande, Berlin.

Geheimer Finanzrat Jencke, Vorsitzender des Centralverbandes Deutscher Industrieller, Essen a. Ruhr.

Professor Kammerer, Rektor der Königl. Technischen Hochschule zu Berlin, Charlottenburg.

Professor Dr. Kekulé von Stradonitz, Rektor der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin.

Professor Dr. A. Kirchhoff, Halle a. S.

Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin, Berlin.

Dr. Klügmann, Hanseatischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Koch, Präsident des Reichsbank-Direktoriums, Berlin.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Rob. Koch, Direktor des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten zu Berlin, Berlin.

Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Köhler, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamts, Berlin.

Geheimer Regierungsrat R. Koenig, Vorsitzender des Direktoriums des Vereins der deutschen Zucker-Industrie, Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Graf von Koenneritz, Präsident der I. Sächsischen Ständekammer, Lossa bei Wurzen.

Admiral von Koester, Generalinspekteur der Marine und Chef der Marinestation der Ostsee, Kiel.

Kardinal D. Kopp, Eminenz, Fürstbischof von Breslau, Breslau.

Kraetke, Staatssekretär des Reichs-Postamts, Berlin.

Hauptritterschafts-Direktor von Kröcher, Präsident des Preussischen Abgeordnetenhauses, Berlin.

Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, Staatsrat im ausserordentlichen Dienst, Königl. Bayerischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Dr. von Leuthold, Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Berlin.

Graf Carl von Linden, Königl. Württembergischer Oberkammerherr a. D., Stuttgart.

Geheimer Kommerzienrat Heinrich Lueg, Düsseldorf.

Reichsrat Hugo Ritter von Maffei, München.

Königl. Bayerischer Professor Dr. von Mayr, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., München.

Geheimer Hofrat Dr. Mehnert, Präsident der II. Sächsischen Ständekammer, Rittergut Medingen bei Dresden.

Geheimer Kommerzienrat Michels, Präsident der Handelskammer zu Köln, Köln.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Möbius, Verwaltungsdirektor des Museums für Naturkunde, Berlin.

Staatsminister Möller, Königlich Preussischer Minister für Handel und Gewerbe, Berlin.

Geheimer Kommerzienrat L. Molinari, Präsident der Handelskammer Breslau, Breslau.

Ludolph Müller, Präsident der Handelskammer Bremen, Bremen.

Wirklicher Geheimer Rat Dr. v. Neidhardt, Grossherzoglich Hessischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. von Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte, Hamburg.

Geheimer Rat von Oertzen, Grossherzoglich Mecklenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Dr. Paulssen, Grossherzoglich Sächsischer Geheimer Legationsrat, Berlin.

Geo Plate, Präsident der Bremer Baumwoll-Börse, Bremen.

Staatsminister Dr. Graf von Posadowsky-Wehner, Staatssekretär des Innern, Berlin.

Eduard Rabe, Präsident der Handelskammer zu Lübeck, Lübeck.

Staatsminister Freiherr von Rheinbaben, Königl. Preuss. Minister der Finanzen, Berlin.

Dr. Freiherr von Richthofen, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Freiherr von Richthofen, Berlin.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Sachau, Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin.

Wirklicher Geheimer Rat Sachse, Berlin.

Vizeadmiral a. D. Freiherr von Schleinitz, Haus Hohenborn bei Bad Pyrmont.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimer Bergrat Schmeisser, 1. Direktor der Königl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, Berlin.

Professor Dr. Schweinfurth, Berlin.

Vizeadmiral und Generaladjutant Freiherr von Senden-Bibran, Chef des Marinekabinetts, Berlin.

Kommerzienrat Servaes, Laar bei Ruhrort.

Staatsminister Freiherr von Soden, Königl. Württembergischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Stuttgart.

General der Infanterie z. D. von Spitz, Berlin.

Oberpräsident z. D., Wirklicher Geheimer Rat Dr. Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, I. Vizepräsident des Deutschen Reichstags, Berlin.

Staatsminister Dr. Studt, Königl. Preussischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Berlin.

Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. Stuebel, Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Professor Dr. Supan, Gotha.

Dr. Freiherr von Thielmann, Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Berlin.

Staatsminister und Vizeadmiral von Tirpitz, Staatssekretär des Reichs-Marine-Amtes, Berlin.

Geheimer Legationsrat Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Königl. Württembergischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Hüttenbesitzer R. Vopelius, Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses, Sulzbach bei Saarbrücken.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Waldeyer, vorsitzender Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Berlin.

Kommerzienrat von Weidert, Präsident der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern, München.

Geheimer Kommerzienrat Widenmann, Vorsitzender der Handelskammer in Stuttgart, Stuttgart.

von Windheim, Königl. Polizeipräsident von Berlin, Berlin.

Geheimer Kommerzienrat Hermann Wirth, I. Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin.

Königl. Preussischer Major à la suite der Armee Dr. von Wissmann, Kaiserlicher Gouverneur z. D., Gut Weissenbach in Obersteiermark.

Adolph Woermann, Präsident der Handelskammer Hamburg, Hamburg.

Geheimer Kommerzienrat Zweiniger, Vorsitzender der Handelskammer Leipzig, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ehrenförderer.

Geheimer Kommerzienrat Eduard Arnhold, Berlin.
Kommerzienrat Fritz Friedländer, Berlin.
Geheimer Kommerzienrat von Hansemann, Berlin.
Kommerzienrat Aug. Jung, Elberfeld.
Professor Dr. Hans Meyer, Leipzig.
Kommerzienrat Hugo Oppenheim, Berlin.
Wirklicher Geheimer Rat von Schlumberger, Gebweiler.
Rittergutsbesitzer Dr. Max Schoeller, Berlin.
Geheimer Kommerzienrat Gustav Selve, Altena.
Handelskammerpräsident Aug. Werner, Hannover.

Das Kongresskomitee

wurde gebildet von dem Präsidium und Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft sowie den Vertretern der übrigen Veranstalter des Kongresses.

Der geschäftsführende Ausschuss

bestand aus den Mitgliedern des Präsidiums und Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft und den Vertretern der übrigen in Berlin ansässigen veranstaltenden Vereine und Institute.

Arbeitsausschuss.

Valois, Vizeadmiral z. D., Vorsitzender.
von Braunschweig, Gesandter z. D., Vorsitzender des Festausschusses.
Engler, Geh. Reg.-Rat Professor Dr., Vorsitzender des Ausstellungsausschusses.
Staudinger, Paul, Vorsitzender des Redaktionsausschusses.
Strauch, Kontreadmiral z. D., Vorsitzender des Finanzausschusses.
Supf, Fabrikbesitzer, Vorsitzender des Werbeausschusses.
Tille, Dr. Alexander, Vorsitzender des Vortragsausschusses.
Vohsen, Konsul a. D., Vorsitzender des Pressausschusses.

Unterausschüsse.

1. Finanzausschuss:

Kontre-Admiral z. D. Strauch (Vorsitzender). Direktor C. J. Lange. Konsul a. D. Vohsen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Werbeausschuss:

Fabrikbesitzer Supf (Vorsitzender). Direktor von Beck. Cahensly, Mitglied des Reichstags. Regierungsrat Dr. Jacobi. Missionssuperintendent D. Merensky. Dr. med. Rauert. Major z. D. Simons. Generalsekretär Dr. Wendlandt.

3. Pressausschuss:

Konsul a. D. Vohsen (Vorsitzender). Regierungspräsident a. D. Dr. von Arnim. Chr. von Bornhaupt. Professor Dr. Hans Meyer. Geh. Regierungsrat Simon. Major z. D. Simons. Dr. Alexander Tille. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

4. Redaktionsausschuss:

Paul Staudinger (Vorsitzender). Professor Dr. Hans Meyer.

5. Ausstellungsausschuss:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Engler (Vorsitzender). Dr. Gürke. Professor Dr. Hans Meyer. Kartograph Moisel. Kartograph Sprigade. Fabrikbesitzer Supf. Professor Dr. Warburg.

6. Festausschuss:

Gesandter z. D. von Braunschweig (Vorsitzender). Direktor von Beck. Kunstmaler Hellgrewe. Graf von Königsmarck. Hauptmann von Laurens. Regierungsbaumeister Nitze. Major z. D. Simons.

7. Vortragsausschuss:

Dr. Alexander Tille (Vorsitzender). Regierungsrat Dr. Jacobi. Oberstabsarzt Dr. Steudel. Generalsekretär Dr. Soetbeer. Paul Staudinger. Kontre-Admiral z. D. Strauch. Fabrikbesitzer Supf.

Die Sektionen.

I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in die deutschen Kolonien.

VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Die Vertrauensmänner der Sektionen.

(Vorbereitende Ausschüsse für Vorträge etc.)

Sektion 1. Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Paul Staudinger, (Obmann). Professor Dr. Dove. Dr. Hartmann. Professor Dr. Kirchhoff. Professor Dr. Hans Meyer. Professor Dr. von Luschan. Geh. Bergrat Schmeisser, Direktor der Bergakademie und geologischen Landesanstalt Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Sektion 2. Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Oberstabsarzt Dr. Steudel, (Obmann). Marineoberstabsarzt Dr. Arendt. Geh. Medizinalrat Dr. Dönitz. Stabsarzt Dr. Fülleborn. Regierungsrat Kälble. Professor Dr. Kolle. Regierungsrat Professor Dr. Kossel. Marinestabsarzt Dr. Martini. Hafenarzt Physikus Dr. Nocht. Dr. Sannemann. Regierungsrat Ströse. Geh. Regierungsrat Direktor Dr. Wutzdorff.

Sektion 3. Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Regierungsrat Dr. Jacobi, (Obmann). Rentner Chr. von Bornhaupt. Missionsdirektor Kausch. Admiralitätsrat Professor Dr. Köbner. Missionssuperintendent D. Merensky. Kammergerichtsrat Dr. jur. F. Meyer. Rechtsanwalt Dr. Osterrieth. Missionsinspektor Römer. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

Sektion 4. Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Kontre-Admiral z. D. Strauch, (Obmann). Prinz von Arenberg, Durchlaucht. Professor Dr. Brandl. Domkapitular Professor Hespers. Missionsdirektor Kausch. Prediger D. Dr. Kind. Missionssuperintendent D. Merensky. Pastor Otto. Missionsinspektor Römer. Paul Staudinger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion 5. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Karl Supf, (Obmann). C. v. Beck. Dr. Georg Hartmann. DDr. Kind. C. J. Lange. Professor Dr. Hans Meyer. Pastor Otto. Paul Staudinger. Justus Strandes. Kontre-Admiral z. D. Strauch. Professor Dr. Warburg.

Sektion 6. Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in die deutschen Kolonien.

Dr. Alexander Tille, (Obmann). Reichs- und Landtags-Abgeordneter Cahensly. Dr. Carl Dunker. Direktor Fabarius. Dr. Jannasch. Missionsdirektor Kausch. General-Konsul a. D. Koser. Dr. Herrmann Meyer. Kontre-Admiral z. D. Plüddemann. Missionsinspektor Römer. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

Sektion 7. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Generalsekretär Dr. Soetbeer, (Obmann). Direktor von Beck. Hauptmann a. D. Dr. Etienne. Direktor Lange. Kontre-Admiral z. D. Strauch. Fabrikbesitzer Supf. Dr. Alexander Tille. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

Die Geschäftsstelle des Kongresses

befand sich im Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft unter Leitung der Herren Direktoren Mertens und Seidel.

Die Empfangs- und Verteilungsstelle

im Reichstagsgebäude stand unter Leitung des Herrn Bureaudirektors Mertens.

Pressorgane

vor und während des Kongresses: Kongresskorrespondenz, Deutsche Kolonialzeitung, Mitteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, sowie die Organe sämtlicher veranstaltenden Institute und Vereinigungen.

Ausserdem hatten 55 Vertreter der namhaftesten deutschen Zeitungen und Korrespondenzen Eintrittskarten für den Kongress erhalten und ebenso wie die Zeitungen Auszüge aus den Vorträgen übermittelt bekommen.

An dieser Stelle soll gleich die Unterstützung, welche der Kon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gress durch die Tageszeitungen und die den Kongress besuchenden Herren Vertreter und Berichterstatter der Presse fand, dankend anerkannt werden.

Die Darbietungen des Kongresses.

Die Festschrift, worin die Veranstalter des Kongresses, also die Vereine, Gesellschaften, Körperschaften, Staatsinstitute, über ihre Beziehungen zu den Kolonien oder deutschen Interessensphären im überseeischen Gebiet, sowie über ihre koloniale und überseeische Tätigkeit berichteten.

Der Führer durch die Ausstellung.

Das Festzeichen aus Togobaumwolle, dargebracht vom Vorsitzenden des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Herrn Supf.

Die Ausstellung.

Die Ausstellung war im Kuppelsaal des Reichstagsgebäudes untergebracht.

1. Die geologische Abteilung.

Die Geologische Landesanstalt und Bergakademie hatte im Vereine mit dem Museum für Naturkunde zu Berlin eine Ausstellung von Gesteinen, Mineralien und Versteinerungen aus den deutschen Schutzgebieten, welche Forschungsreisende nach Deutschland gebracht und ihnen überwiesen hatten, veranstaltet. Sie war nach den einzelnen Schutzgebieten geordnet und wies die Belege auf für den Vortrag des Geheimen Bergrats Schmeisser über die nutzbaren Bodenschätze der deutschen Schutzgebiete. Den gebirgsbildenden Gesteinen und Versteinerungen folgten stets die entsprechenden nutzbaren Bodenschätze. Von wichtigeren Funden aus Deutsch-Südwestafrika seien erwähnt: Marmor aus dem Chuos-Gebirge, Kupfer- und Bleierze aus den Otavi-Minen, Kupfererze von Rehoboth, Gorup und zahlreichen anderen Orten, Eisenerze, Blue-Ground im ursprünglichen und aufbereiteten Zustande; aus Deutsch-Ostafrika Goldquarz vom Iramba-Plateau, Steinkohlen vom Nyassa-See, Glimmer und Granaten aus den Uluguru-Bergen; aus Kamerun Schwefel und Zinn; aus Schantung Vertreter der zahlreichen Steinkohlenvorkommen.

Die Führung und Erklärung übernahm Herr Geh. Bergrat Schmeisser, I. Direktor an der Kgl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie, sowie Herr Bergassessor Macco.

2. Die kartographische Abteilung.

Die kartographische Ausstellung, deren Veranstaltung in den Händen des Prof. Dr. Hans Meyer und der Kartographen Max Moisel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Paul Sprigade lag, zerfiel in zwei Teile. In dem Kuppelsaal des Reichstagsgebäudes gelangten die deutschen Kolonien auf grossen Wandkarten in kräftigen, einfachen Formen zur Darstellung. Die einzelnen Schutzgebiete waren vertreten in je einer allgemeinen topographischen Karte, einer Karte zur Veranschaulichung des Grades der geographischen Erforschung, einer Karte mit den hauptsächlichsten grossen Vegetationsformen (Steppen, Grasland, Waldgebiete etc.) und einer bezw. mehreren Karten mit Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Daran schloss sich in demselben Raume eine Ausstellung der für topographische Aufnahmen, astronomische Ortsbestimmungen und für meteorologische und Höhenmessungen in den Kolonien gebräuchlichen Instrumente.

Der zweite speziellere Teil der kartographischen Ausstellung, der in den an den Kuppelsaal anstossenden Wandelgängen zu finden war, verfolgte den Zweck, den Werdegang der deutschen kolonialen Kartographie seit Erwerbung unserer Kolonien durch eine grosse Reihe entweder historisch wichtiger oder charakteristischer oder bemerkenswerter und interessanter Karten vor Augen zu führen. Sie bestand zum grössten Teil aus Werken, die in dem im Anschluss an die Firma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) auf Veranlassung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts ins Leben gerufenen kolonialkartographischen Institut bearbeitet wurden, zum kleineren aus den wichtigsten kolonialen Werken der Firma Justus Perthes in Gotha. Das Ausstellen einzelner Originalroutenbücher neben den daraus zu stande gekommenen Originalkonstruktionen und den definitiven Karten erleichterte das Verständnis für die Art des Entstehens derartiger Karten. Eine Anzahl von deutschen Seekarten, die Kolonien betreffend, und von Arbeitskarten und Übersichten über die Aufnahmetätigkeit der einzelnen Kommandos und Schiffe veranschaulichten die Arbeiten der Reichsmarine. Detaillierte Information über die Art und den Zweck der Ausstellung bot eine zur Verteilung gelangende Broschüre: „Führer durch die kartographische Ausstellung, zugleich Darstellung der Entwicklung der deutschen Kolonial-Kartographie von P. Sprigade und M. Moisel, Berlin 1902".

Die erstgenannten Wandkarten wurden auf Kosten des Kongresses im Institut der Firma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) für die Ausstellung besonders angefertigt. Die Führung übernahmen die Herren Moisel und Sprigade.

3. Die wirtschaftliche Abteilung.

Die Ausstellung umfasste u. a. folgende wichtige Produkte der Kolonien und daraus gefertigte Fabrikate: Baumwolle aus Togo in Originalballen, von der ersten Ernte der Versuchsstation der Baum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

woll-Expedition 1901 bei Tove, welche etwa 25 000 Pfund entkernte Baumwolle ergab, die von der Bremer Baumwollbörse und von den Spinnereiverbänden in Augsburg, Chemnitz, M.-Gladbach als „über middling Amerikanisch", von der Handelskammer Manchester als „about equal good middling American" bewertet und zum Preise von 46 Pfennig das Pfund verkauft wurde, ferner die Verarbeitung darstellende Halbfabrikate, wie Wickelband, Kardenband, Feinstrecke und rohe und gebleichte Garne und Ganzfabrikate, wie deutsche Reichsflaggen, gefärbte Garne, Watte, Strümpfe, Unterzeug etc. — Kautschuk von Kickxia aus Kamerun und von Landolphien aus Deutsch-Ostafrika in Originalfässern und Ballen, ferner Wurzelkautschuk von der Kunene-Sambesi-Expedition stammend, in den verschiedenen Stadien der Bereitung. — Guttapercha von der Guttapercha- und Kautschuk-Expedition nach der Südsee in Neu-Guinea entdeckt, und durch deutsche Kabelwerke für Seekabelzwecke als geeignet befunden. — Etwa 20 verschiedene Arten Hölzer aus Deutsch-Neu-Guinea. — Sisalhanf aus Deutsch-Ostafrika und Ramie aus Kamerun in Originalballen. — Die verschiedenen Handelsmarken von Kakao, in Originalsäcken aus Kamerun, in kleineren Mengen eine vollständige ca. 70 Sorten umfassende Kakaosammlung von der Expedition nach Central- und Südamerika herrührend. — Mais, Erdnüsse, Sesam, Negerhirse und Palmkerne in Originalsäcken aus Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika. — Steinkohle in Blöcken aus Schantung. — Tabak aus Neu-Guinea, Kamerun und Deutsch-Ostafrika, aus letzterem Schutzgebiet auch der bei den Eingeborenen einen bedeutenden Handelsartikel bildende gestampfte Tabak. — Faserstoffe und Flechtmaterial und daraus gefertigte Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, Schnitzereien aus Holz, Alabaster, Baummark etc., aus den deutschen Kolonien in Afrika und der Südsee, aus Indien, dem Malayischen Archipel und Central- und Südamerika. — Tierische Schädlinge aus den Kolonien, wie Bohrkäfer, Tsetsefliege, Wanderheuschrecke u. s w.

Nach Übereinkommen mit dem Präsidium des Reichstags verblieb die Ausstellung noch vom 14. bis 17. Oktober zur Besichtigung für die Reichstagsabgeordneten. Nicht als letztes Ergebnis des Kongresses kann festgestellt werden, dass die Reichstagsabgeordneten aller Parteien für die Ausstellungen ein ausserordentlich lebhaftes Interesse zeigten, insbesondere für aus den Kolonien stammende Rohstoffe, Baumwolle, Kautschuk und Guttapercha, Produkte der Ölpalme, Kaffee und Kakao etc. und die in den Kolonien vorkommenden Mineralien, sowie für die in grossen Zügen ausgeführten Wirtschaftskarten der Kolonien. Ebenso fanden die aus den Rohprodukten hergestellten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fabrikate, namentlich die in grösseren Quantitäten ausgestellten Garne, Web- und Wirkwaren aus Togobaumwolle besonderen Beifall.

Der Vorsitzende des Komitees ist Herr Karl Supf.

Der Besuch von Museen.

In folgenden Instituten und Museen fand am Sonntag Vormittag (12. Oktober) eine Führung der Kongressmitglieder durch die leitenden Persönlichkeiten statt:

Botanischer Garten und Museum, Berlin.
Neuer botanischer Garten und pharmaceutisches Institut zu Dahlem.
Der Zoologische Garten.
Das Kolonialmuseum.
Das Museum für Naturkunde, speziell das Zoologische Museum.
Das Mineralogische Museum der K. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie.
Das Museum für Völkerkunde.

Die festlichen Veranstaltungen.

Am 9. Oktober vereinigten sich die Kongressteilnehmer zu einem Empfangsabend in den Sälen des Reichstages, dargeboten von der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Am Abend des ersten Sitzungstages (10. Oktober) hatte Se. Excellenz der Herr Staatssekretär des Reichspostamts Kraetke zunächst zu einem Vortrage des Herrn Geheimen Postrats Hennicke über: „Post und Telegraphie in den deutschen Kolonien", eingeladen. Der interessante statistisch-historische Vortrag wurde durch Lichtbilder erläutert und fand im Lichthof des Postmuseums statt. Daran schloss sich ein Rundgang durch das Museum zwecks Besichtigung und Veranschaulichung wichtiger neuer Erfindungen, die mit dem Post- und Telegraphendienst zusammenhängen, und schliesslich bewirtete der Herr Staatssekretär die Gäste in seiner Wohnung in ausgezeichnetster Weise.

Nach Schluss des Kongresses vereinigte am Sonnabend Abend (11. Oktober) ein Festmahl im Kaiserhof noch ca. 500 Teilnehmer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses.

Die mit einem * bezeichneten Mitglieder haben höhere Beiträge gezahlt.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Wiligrad.
Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, Hoheit, Wiligrad.
Prinzessin Therese von Bayern, Königliche Hoheit, München.
Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Berlin.
Prinz von Arenberg, Durchlaucht, Mitglied des Reichs- und Preussischen Landtags, Berlin.
Fürst zu Salm-Horstmar, Durchlaucht, Präsident des Deutschen Flottenvereins, Berlin.
Prinz von Schönaich-Carolath, Heinrich, Durchlaucht, Mitglied des Reichstags, Amtitz b. Guben.
Prinz von Schönburg-Waldenburg, Ernst, Durchlaucht, Schloss Gauernitz b. Meissen i. Sa.
Abel, Major a. D., Lindau (Bodensee).
Abel, Rud., Geh. Kommerzienrat, Stettin.
Abel, Walther, Rittergutsbesitzer, Alt-Sührkow bei Teterow in Mecklenburg.
Dr. von Abendroth, Kössern b. Grossbothen i. Sa.
Abteilung St. Avold der Deutschen Kolonialgesellschaft, vertreten durch Baumeister Knörnschild, St. Avold.
*Abteilung Bremen der Deutschen Kolonialgesellschaft, Bremen.
*Abteilung Plauen (Vogtld.) der Deutschen Kolonialgesellschaft, vertreten durch Privatmann und Hauptmann d. L. a. D. Georg Schmidt.
Abteilung Riesa der Deutschen Kolonialgesellschaft, Riesa a. Elbe.
Achelis, Senator, Bremen.
Achelis, Fr., Vize-Präsident d. Nordd. Lloyd, Bremen.
Achenbach, Leutnant, Strassburg i. E.
Acker, Provinzial, Pater, Vertreter der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Knechtsteden b. Köln.
Adler, Paul, Kaufmann, Hamburg.
Älteste der Kaufmannschaft von Berlin.
Albers, Gust. L., Kaufmann, Hamburg.
Dr. Albory, Berlin.
Alemann, G. M., Herausgeber des Argentinischen Tageblattes, Buenos Aires.
Allgemeiner Bildungsverein, Hersfeld.
Allgemeiner Deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, vertreten durch Privatdozent Dibelius, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Alten, Generalleutnant z. D., Berlin.
von Alvensleben, Oberstleutnant a. D. und Rittergutsbesitzer, Berlin.
von Ammon, Berghauptmann und Oberbergamtsdirektor, Bonn a. Rh.
von Anderten, Hauptmann, Wesel.
Angerer, Reg.-Rat, Münster i. W.
Antelmann, Bruno, Berlin (Deutsches Kolonialhaus).
Dr. Antoine-Feill, Rechtsanwalt, Hamburg.
Dr. Anton, G. K., Professor, Jena.
Dr. Antrick, Direktor, Charlottenburg.
Apstein, Rudolf, Kaufmann, Naumburg a. S.
Arent, General à la suite der argentinischen Armee, Bellevue b. Genf.
*Arnhold, Eduard, Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Dr. v. Arnim, Reg.-Präsident a. D., Berlin.
Dr. Arning, Stabsarzt a. D., Hannover.
Arnold, Otto, Magdeburg.
Dr. med. Aschoff, Berlin.
Astheimer, Wm., Hamburg.
Frau W. Astheimer, Hamburg.
Atzrott, Wilhelm, s'Gravenhaage (Holland).
Auerbach, Oberleutnant, Charlottenburg, Vertreter des Vereins für Erdkunde in Metz
Dr. Aufschläger, G., Generaldirektor, Hamburg.
Auspitzer, Julius, Generalkonsul, München.
Dr. Aust, Rudolf, Oberlehrer, Breslau.
Dr. jur. Badstübner, Landrichter, Meseritz (Posen).
Bahr, Hans, Ohrdruf i. Thür.
Baedeker, Dietrich, Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer, Essen a. Ruhr.
Baensch-Drugulin, Johs., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Baetcke, Julius, Fabrikant, Hamburg.
Graf von Ballestrem, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Deutschen Reichstags, Berlin.
Ballin, Generaldirektor, Hamburg.
Bahr & Gerkens, Altona-Ottensen.
Dr. theol. Bard, Geh. Oberkirchenrat, Schwerin i. M.
Barre, Major, Trier.
Dr. Bartels, Amtsrichter, Hamburg.
Dr. Bartels, Max, Geh. Sanitätsrat, Berlin.
Bartels, P. Carl, Fabrikbesitzer, Magdeburg.
von Bartenwerffer, General d. Inf. z. D., Wiesbaden.
Bartisius, Amtsgerichtsrat a. D., Berlin.
Baschin, Otto, Kustos am Geogr. Institut, Berlin.
Bashford, J. L., Lektor, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Bassenge, Oberstabsarzt a. D., Wilmersdorf b. Berlin.
Bauch, Bernh., Kommerzienrat, Schwerin i. M.
Graf Baudissin, Kaiserl. Bezirksamtmann a. D., Berlin.
Baudouin, F., Major a. D., Berlin.
Baumann, Ulrich, Referendar, Berlin.
Baumann, Eugen, Pfarrer, Berlin.
Baumann, Direktor, Berlin.
von Beck, C., Direktor und Vertreter der Neu Guinea Compagnie, Berlin.
Frau Direktor von Beck, Berlin.
Dr. Becker, Oberstabsarzt a. D., Friedenau.
Behncke, P., Rentner, Kiel.
Behnisch, Kaufmann, Berlin.
Behrendt, J., Eisenbahn-Direktor, Stadtsulza.
Beindorff, Fr., Fabrikbesitzer, Hannover.
Dr. Belde, Arzt, Berlin.
Bellerode, Justizrat, Breslau.
Dr. Benda, Professor, Berlin.
Bendix, Ludwig, Wittenberge, Bez. Potsdam.
Bendix, Max, Fabrikbesitzer, Berlin.
von Bennigsen, Gouverneur a. D., Berlin.
Fräulein von Beulwitz, Berlin.
Dr. phil. Bergengrün, A., Friedenau.
Bergmann, Carl, Kaufmann, Berlin.
Dr. Bernard, Alfred, Potsdam.
Bernegau, Korpsstabsapotheker, Hannover.
Berner, Oberverwaltungsgerichtsrat, Charlottenburg.
Bernholt, R., Berlin.
Graf von Bernstorff, Geh. Ober-Regierungsrat, Berlin.
Bertram, Fabrikbesitzer, Halle a. S.
Beta, Ottomar, Schriftsteller, Steglitz.
Bethe, Hauptmann, Berlin.
Bey & Co., H., Hamburg, I. Vertreter des Vereins Westafrikanischer Kaufleute.
Bey & Co., H., Hamburg, II. Vertreter des Vereins Westafrikanischer Kaufleute.
Dr. Bezold, Friedrich, Professor, München.
Bilharz, Oberbergrat, Berlin.
Blenck, Geh. Ober-Regierungsrat, Präsident des Königl. Preuss. Stat. Bureaus, Berlin.
Blohm, G. H., Kaufmann, Hamburg.
Blomeyer, Oberst a. D., Gross-Lichterfelde.
Blunck, N. H., Kommerzienrat, Neumünster.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Blücher, Berlin.
von Bockelmann, A., Oberlehrer, Danzig.
Bodenwaldt, E., Unterarzt, Berlin.
Bödicker, Carl, Bremerhaven.
Boeckler, Oberlehrer, Gardelegen.
Boeder, Max, Friedenau b. Berlin.
Boenicke, Otto, Kaufmann, Berlin.
Boether, Paul, Assessor, Berlin.
Bohlen, H. Edm., Kaufmann, Hamburg.
Böhler, Steglitz.
Böhme, E., Robert, Dresden.
Böhringer, Christian, Kaufmann, Stuttgart.
du Bois, Kapitän z. S. z. D., Gr.-Lichterfelde.
Bojunga, Justizrat, Hannover.
Dr. Bollmann, Rechtsanwalt, Bremen.
Bolz, Amtsrichter, Kroexen, Westpr.
von Bonin, Leutnant, Berlin.
Dr. Böninger, Oswald, Amtsrichter, Hamburg.
Frau Amtsrichter Dr. Böninger, Hamburg.
Börner, Oskar, Berlin.
Dr. Böttcher, Marienwerder, W.-Pr.
Böttticher, Moritz, Kaufmann, Berlin.
Bopp, Max, Intendantur-Sekretär, Stuttgart.
Bormann, Geh. Ober-Regierungsrat z. D., Charlottenburg.
von Bornhaupt, Chr., Berlin.
Fräulein von Bornhaupt, Berlin.
Bornmüller, Oberleutnant a. D., Berlin.
von Bornstedt, Oberforstmeister und vortr. Rat im Landwirtschaftl. Ministerium, Berlin.
Dr. Bracke, Rechtsanwalt, Braunschweig.
Bramslöw, F. C., Schiffsreeder, Hamburg.
Brandeis, Kaiserl. Landeshauptmann der Marshallinseln, Berlin.
Frau Brandeis, Berlin.
Freiherr von Brandenstein, Berlin.
Brandin, Superintendent a. D., Berlin.
Brandl, Professor, 1. Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Ausland-Schulvereins, Berlin.
Brass, E., Konsul a. D., Berlin.
Braumüller, Generalleutnant z. D., Metz.
Braumüller, Leutnant, Berlin.
Braun, Generalsuperintendent, Vertreter des Königl Konsistoriums der Provinz Brandenburg, Berlin.
von Braunschweig, Gesandter z. D., Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brecke, Fr., Geh. Kommissionsrat, Schwerin i. M.
Breitenbach, Oberlehrer, Lüdenscheid.
Brinkmann, Major a. D., Berlin.
Dr. Graf von Brockdorff, Fritz, Generalsekretär, Berlin.
Brückmann, Aug., Kaufmann, Hamburg.
Brückner, Eduard, Kaufmann, Hamburg.
von Brüning-Rütger, Leutnant, Rathenow.
Buddeberg, Oberleutnant, Spandau.
Burckhardt, Generalsekretär, Friedenau.
von Bülow, Amtsgerichtsrat, Homburg v. d. H.
Bünger, Hermann, Bankvorsteher, Potsdam.
Dr. Burchard, Bürgermeister, Hamburg.
Dr. Bürklin, Albert, Generalintendant, Karlsruhe i. Baden.
Dr. Büttner, Oberlehrer, Berlin.
D. Buchner, C., Missionsdirektor, Vertreter der Evangelischen Brüder-Unität, Berthelsdorf-Herrnhut.
Bunnemann, Fr., Emden.
Burchhardt, Fr., Direktor der Deutschen Handels- und Plantagen-gesellschaft der Südsee-Inseln, Hamburg.
Burmeister, M. W. Ed., Hamburg.
Burrucker, Oberstleutnant a. D., Zoppot.
Butter, Direktor, Hirschberg i. Schl.
Frau Dr. Cahen, Berlin.
de la Camp, H., Kaufmann, Hamburg.
von Carben, Direktor, Berlin.
von Carnap-Quernheimb, G., Generalleutnant z. D., Friedenau.
Dr. jur. Caro, Georg, Kommerzienrat, Berlin.
Caspar, E., Fabrikbesitzer, Rostock i. Mecklbg.
Chemische Fabrik Cotta E. Heuer, Cotta b. Dresden.
Cleinow, Generalmajor z. D., Berlin.
Coates, G. K., Generalkonsul für Japan, Berlin.
Coenegracht, Leutnant, Stettin.
Dr. med. Cohn, Emanuel, Frankfurt a. Main.
Collignon, F., Charlottenburg.
Christiansen, Th., Kaufmann, Hamburg.
Christoph, Chr., Konsul, Vertreter des Vereins der Industriellen in den Kreisen Rothenburg O.-L. und Hoyerswerda, Niesky.
Claus, Hauptmann, kommandiert zum grossen Generalstab, Berlin.
Frau Hauptmann Claus, Berlin.
Classen, Joseph, Pater, Vertreter der Genossenschaft der Oblaten der Heiligen und Unbefleckten Jungfrau Maria, Kloster Hünfeld.
Cleve, Pastor, Berlin.
Frau Pastor Cleve, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Cölln, Kommerzienrat, Hannover.
Coerper, Assistent an der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.
Dr. Credner, Rudolf, Professor, Greifswald, Vertreter der Geographischen Gesellschaft in Greifswald.
Cremer, Kommerzienrat, Dortmund.
Cretius, Oberstleutnant a. D., Berlin.
Crome, Justizrat, Rechtsanwalt beim Kgl. Kammergericht und Notar, Berlin.
Crovo, A. Angelo, Steglitz.
Cumme, Regierungsrat, Berlin.
Dr. Cunze, D., Frankfurt a. Main.
Cunze, Leutnant, Frankfurt a M.
Dr. jur. Curtius, Major a. D., Berlin.
Custodis, Justizrat, Köln, Vorsitzender und Vertreter des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.
Dr. Dade, Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats, Berlin.
Damaschke, A, Redakteur, Berlin.
Dr. Darmstaedter, Ludwig, Rentier, Berlin.
Dr. Davidsohn, Carl, Assistent am Patholog. Institut der Universität, Berlin.
Deckert, Dr. phil., Emil, Steglitz.
Dr. von Delbrück, R., Staatsminister, Berlin.
Frau Dr. von Delbrück, Berlin.
Deininger, Fedor, Dresden-A.
Delius, Albrecht, Kommerzienrat, Bielefeld.
Denkert, Pastor, Gr-Lafferde, Prov. Hannover.
Dr. Dernburg, Professor, Geh. Justizrat, Westend.
Deimling, Kapitänleutnant, Friedenau.
Deuss, L., Kaufmann, Hamburg.
*Deutscher Nautischer Verein, Kiel.
*Deutscher Seefischerei-Verein, Hannover, vertreten durch seinen Präsidenten Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Herwig.
Deutsch-Überseeische Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin, vertreten durch Direktor Prieger.
Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft, Hamburg (1. Vertreter).
Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft, Hamburg (2. Vertreter).
Diederichsen, H., Konsul, Kiel.
Diel, Rud., Kaufmann, Köln.
Dr. Diercks, G., Privatgelehrter, Steglitz.
Diercke, Regierungs- und Schulrat, Schleswig.
Diestelkamp, L., Pfarrer, Berlin.
Dietsch, C. F., Fabrikbesitzer, Pegau i. S.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Diez, H., Chef-Redakteur, Hamburg.
Dimpker, Konsul, Lübeck.
Direktion der Diskonto-Gesellschaft, Berlin.
Dirks, Aug., Direktor des Deutschen Kolonial-Museums, Berlin.
Dittmer, Kaiserl. Kapitän z. See a. D., Hannover.
Dittrich, Hauptmann, Kottbus.
Docke, B. W., Kaufmann, Bremen.
Döhner, Eduard, Letmathe i. Westf.
Döring, Ernst, Kartograph, Lith. bei der Kgl. Landes-Aufnahme, Berlin.
von Doering, Hauptmann und Führer der Polizeitruppe von Togo, Bad Oeynhausen.
Doering, Moritz, Breslau.
Dönitz, Geh. Medizinalrat, Professor, Steglitz.
Dollmann, Kgl. Bayerischer Generalkonsul, Hamburg.
Dominicus jr., D., Remscheid.
Donner, Adolf, Leutnant, Würzburg.
Dorbritz, Bezirksamtmann, Kamerun.
Dose, Konsul, Berlin.
Dr. Dove, Karl, Universitäts-Professor, Jena.
Dralle, Georg, Präsident, Hamburg-Altona.
Drews, Otto, Ofenfabrikant, Berlin.
Dr. Dreydorff, Berlin.
D. th. Dryander, E., Oberhofprediger und Generalsuperintendent der Kurmark, Vertreter des Königl. Konsistoriums der Provinz Brandenburg, Berlin.
Dücker, Rechtsanwalt, Altona (Elbe).
Dücker & Co., Düsseldorf.
Fräulein Elisabeth Ebeling, Berlin.
Ebermaier, C., Landrichter, Essen a. Ruhr.
Freiherr von Eberstein, Reg.-Rat, Berlin.
Freiherr von Eberstein, Generalmajor a. D., Berlin.
Eckel sen., Kommerzienrat, Deidesheim.
von Eckenbrecher, Th., Landschaftsmaler, Berlin.
Dr. Ecker, Direktor, Hamburg.
Dr. Eggel, Stabsarzt, Bielefeld.
Dr. Ehrenreich, Paul, Privatdozent, Berlin.
Eichholtz, Kgl. Landmesser, Lippstadt.
Eichhorn, Pfarrer, Taupadel, Post Bürgel.
Eiffe, F. F., Kaufmann, Hamburg.
Eiselen, Missionar, Berlin.
Eisengräber, Karl, Halle a. S., Kolonialhaus.
Eisenreich, Oberlehrer, Kattowitz, O.-S.
Fräulein Clara Eisenthal, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Eisermann, Rechtsanwalt, Berlin.
Elias, S., Berlin.
Elsasser, F., ev. Pfarrer, Berlin.
Elsner, Professor, Berlin.
Emmel, Ferdinand, Kaufmann, Hamburg.
vom Ende, H., Architekt, Düsseldorf.
Dr. Endlich, R., Leipzig.
Engel, August, Wiesbaden.
Engelbrecht, Th. H., Mitglied des Abgeordnetenhauses, Obendeich b Glückstadt.
Engelhardt, Assessor, Berlin.
Dr. Engler, H., Professor, Geh. Regierungsrat, Dahlem b. Berlin.
Engler, Oberleutnant, Berlin.
Pater Enshoff, Vertreter der St. Benediktus-Missions-Genossenschaft, St. Ottilien.
Entz, Konsul, Rendsburg.
Ephraim, Hugo, Leipzig.
Erbslöh, Walter, Fabrikant, Barmen.
Freiherr von Erlanger, Carlo, Nieder-Ingelheim.
Ernst, C., Hildesheim.
Ernst, Kriegsgerichtsrat, Kiel.
von Eschstruth, Assessor im Auswärtigen Amt, Berlin.
Frau Geheime Justizrat Esser, Köln a. Rh.
Dr. Etienne, Dezernent der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.
Dr. Evers, Professor, Berlin.
Dr. med. Eyssel, Kassel.
Frau Dr. Eyssel, Kassel.
Fabarius, F., Direktor und Vertreter der Deutschen Kolonialschule, Witzenhausen.
D. Faber, Probst, Wirklicher Ober-Konsistorialrat, Vertreter des Kgl. Konsistoriums der Provinz Brandenburg, Berlin.
Fahrenholtz, Amtsgerichtsrat, Stettin.
Fahrig, B., Verlagsbuchhändler, Berlin.
Falck, Rudolf, Kaufmann, Hamburg.
Fassverein, Dortmund.
Dr. Federath, Geheimer Regierungsrat, Olsberg.
Feistel, Arthur, Kaufmann, Zwickau i. S.
Dr. Fendler, Steglitz-Dahlem.
Fesca, Professor, Witzenhausen.
Ficker, Martin, Dr. med., Privatdozent an der Universität, Berlin.
Finck, H., Fabrikant, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Graf Finck von Finckenstein, Deichhauptmann, Reitwein.
Dr. Fischer, Wirkl. Geheimer Rat, Berlin.
Dr. Fischer, Franz, Justizrat, Rechtsanwalt beim Kgl. Kammergericht, Berlin.
Fischer, Hauptmann, Berlin.
Fischer, Heinrich, Oberlehrer, Berlin.
von Fischer-Treuenfeld, Generalkonsul, Dresden.
Frau Generalkonsul von Fischer-Treuenfeld, Dresden.
Dr. med. Flatau, Th. S., Berlin.
Flaus, Pater, Vertreter der Gesellschaft Mariens, Meppen.
Fleischer, G., Major a. D., Berlin.
Flemming, Max, Referendar, Berlin.
Fliegenschmidt, Wilhelm, Kaufmann, Magdeburg.
Dr. Förster, Ministerialdirektor, Berlin.
von Frantzius, Kontre-Admiral z. D., Halensee.
Frantz, Professor, Templin, Uckermark.
Fraedrich, Superintendent, Berlin.
Franke, G., Professor, Berlin.
Franz, C., Brauereibesitzer, Rastatt i. B.
von Frays, Ph., Freiherr, Fabrikbesitzer, Nürnberg.
Freericks, A., Vorsitzender des Deutschen Flottenvereins im Haag, 's-Gravenhaage.
Frau A. Freericks, 's-Gravenhaage.
Baron Feilitzsch, Otto, Oberleutnant a. D., Berlin.
Freising, A., Rentier, Berlin.
Dr. Frick, Georg, Oberlehrer, Berlin.
Frick, Martin, Berlin.
Friedberg, Oberst, Hameln.
Dr. Friedeberg, Gerichtsassessor, Berlin.
Friedenthal, Kommerzienrat, Berlin.
Dr. Friederichsen, L., Generalsekretär, Hamburg.
*Friedländer, Fritz, Kommerzienrat, Berlin.
Friedrichs, Jean, Versicherungs-Direktor, Berlin.
Friese, Eugen, Hauptmann a. D., Pillnitz a. Elbe.
Freiherr von Fritsch, Major, Weimar.
Freiherr von Fritsch, Leutnant, Berlin.
Fritz, Th. Paul, Vizekonsul, Berlin.
Frobenius, Oberstleutnant a. D., Charlottenburg.
Dr. Froberger, Jos., Superior der Weissen Väter, Vertreter der Missionsgesellschaft der Weissen Väter, Trier.
Fromberg, Georg, Kgl. Kommerzienrat, Berlin.
Frosch, Professor, Charlottenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frosch, Constanz, Kaufmann, Berlin.
Frucht, J., Geschäftsführer der Rio Grande Nordwestbahn-Gesellschaft, Berlin.
Dr. Fuchs, Staatsanwalt a. D., Berlin.
Dr. Fuchs, Kaiserl. Oberarzt, Berlin.
Dr. Fuchs, Max, Vorsteher des Archivs der Deutschen Bank, Berlin.
Fuchs, Regierungsrat, Steglitz.
Führer, Kiel.
Dr. Fülleborn, Stabsarzt, Hamburg.
Dr. Funke, Alfred, Gr.-Lichterfelde.
Fürbringer, Oberbürgermeister, Emden.
Gaedertz, A., Kgl. Baurat, Direktor der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin.
Gallus, Major, Münster i. W.
Frau Major Gallus, Münster i. W.
Ganzhorn, A., Salem, Jakalswater, Südwestafrika.
Gareis, Pastor, Buch b. Potsdam.
Gärtner, Rob., Burgstädt i. Sachsen.
Gansser, Hauptmann, Berlin.
Gehestiftung, Direktor Petermann, Dresden.
Geisler, H., Herbertshöhe, Neu Guinea.
Gellert, R., Direktor a. D., stellvertr. Vorsitzender des Zentralvereins für Handelsgeographie, Berlin.
Gensert, Kgl. Forstmeister, Kuhbrück b. Frauenwaldau.
Gensichen, M., Superintendent a. D., Berlin.
Gercke, Korvettenkapitän a. D., Berlin.
Gerding, Rudolf, Oberst, Berlin.
Gerike, Paul, Kaufmann, Magdeburg.
von Gerlach, Pastor, Zoar b. Rothenburg.
von Germar, Hauptmann, Berlin.
Gerold, Karl, Hoflieferant, Weingrosshändler, Berlin.
Gesellschaft für Völker- und Erdkunde, Stettin.
Gerstmeyer, Assessor, Berlin.
Gevers, Oberstleutnant, Berlin.
Giani, Bergassessor, Friedrichsthal b. Saarbrücken.
Gibsone, Thomas, Rat, Hamburg.
Dr. Giese, Oberbürgermeister, Altona.
Gieseke, Direktor im Reichspostamt, Berlin.
von Glasenapp, Polizeipräsident von Rixdorf.
Dr. Goebel, Dirig. Arzt des Diakonissenhauses, Alexandrien, Ägypten.
Goedelt, G., Generalkonsul, Hamburg.
Goertz, Ed., Kommerzienrat, Mülfort.
Dr. jur. Golinelli, A., Kaiserlicher Legationsrat, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gölitz, Max, Kaufmann, Chemnitz.
Görgens, Oberlandmesser, Berlin.
Götting, A.F., Direktor der Freihafen Lagerhaus-Gesellschaft, Hamburg.
Gosio, Dott. B., Professor, Rom.
Göttschlag, Hermann, Kaufmann, Berlin.
Götze & Popert, Hamburg.
von Graberg, Generalleutnant, Charlottenburg.
Gräber, Fritz, Kaufmann, Friedenau.
Gradenwitz, Univ.-Professor, Königsberg O.-Pr.
Graetz, Max, Fabrikbesitzer, Berlin.
Grapow, M., Fregatten-Kapitän, Charlottenburg.
Grapow, Hauptmann, Gnesen.
Greef, Kommerzienrat, Viersen.
Greichgauer, Pater, Vertreter der Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes in Steyl, Steyl.
Greiner, Leutnant, Colmar i. Els.
Griesbach, Geheimer Ober-Postrat und Ober-Postdirektor, Berlin.
von Grolman, Oberst z. D., Darmstadt.
Grösser, Hermann, Direktor der Jaluit-Gesellschaft, Hamburg.
Grote, F. W, Hamburg.
Dr. Groth, Oberlehrer, Nikolassee b. Wannsee.
Grunack, Ludwig, Bankier, Berlin.
Dr. Grunau, prakt. Arzt, Neu-Weissensee b. Berlin.
Dr. Grüning, Oberstabsarzt, Cottbus.
Grünewald, Justizrat, Darmstadt.
Dr. Grundemann, Pastor, Mörz b. Belzig.
van Gülpen, G., Emmerich, Vertreter der Handelskammer zu Wesel.
Gumprecht, Heinrich, Kaufmann, Hamburg.
Gundelach, F., Kaufmann, Berlin.
Gunsenheimer, Postdirektor, Oberhausen (Rhld.).
Günther, K., Mittelschullehrer, Posen.
Dr. Gürke, Max, Kustos am botan. Museum zu Berlin, Steglitz.
Gürtler, Oberpostdirektor, Geh. Ober-Postrat, Potsdam.
Guse, Leutnant, Berlin.
Guthzeit, Dr. jur., Regierungsassessor, Berlin.
Gutkind, Max, Kommerzienrat, Braunschweig.
Gutsche, Sekretär des Kgl. Botanischen Gartens und Museums, Berlin.
Dr. Gutzmann, H., prakt. Arzt, Berlin.
Dr. Haarmann, Wilhelm, Fabrikbesitzer, Höxter a. d. Weser.
Habenicht, Th., Kommerzienrat, Leipzig.
Habermehl & Dietrich, Pforzheim.
Haebler, Oberleutnant, Berlin.
von Hagen, O., Rentier, Steglitz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hagen, Oberpräsidialrat, Stettin.
Hagen, Ernst, Kaufmann, Hamburg.
Hager, Eugen, Berlin.
Dr. Hahl, A., Kaiserl. Vize-Gouverneur, Fraustadt, Unterfranken.
Baronin Hahn, Wiesbaden.
von Hahnke, Generaloberst, Generaladjutant, Gouverneur von Berlin.
von Hake, Regierungsrat, Liegnitz.
Dr. Halbfass, Professor, Neuhaldensleben.
Hamm, Oberlandesgerichtspräsident, Köln a. Rh.
Handelskammer, Aachen, vertret. d. Dr. H. Lehmann, Syndikus, Dozent a. d. Königl. Technischen Hochschule.
Handelskammer zu Altenburg S.-A.
Handelskammer zu Berlin (1. Vertreter).
Handelskammer zu Berlin (2. Vertreter).
Handelskammer zu Berlin (3. Vertreter).
Handelskammer, Dresden, vertreten durch Syndikus Schulze.
Handelskammer, Hagen i. Westf.
Handelskammer, Lübeck, vertreten durch ihren Präsidenten Ed. Rabe.
Handelsvertragsverein, Berlin.
von Hansemann, Professor, Grunewald b. Berlin.
*von Hansemann, Geh. Kommerzienrat, Berlin.
Hansing & Co., Hamburg.
von Harder, Rechtsanwalt, Mannheim.
Hardrath, Werben.
Harms, Julius, Hamburg.
Hars, Joh. Gustav, Strassburg i. E.
Dr. Hartmann, Georg, Charlottenburg.
Frau Dr. Hartmann, Charlottenburg.
Hartmann, Kgl. Hofschauspieler, Grunewald.
Harms, E., Missionsdirektor, Hermannsburg.
Hartmann, Amtsger.-Rat, Berlin.
Dr. Hartmann, Arthur, prakt. Arzt, Berlin.
Hasche, Rudolf, Hamburg.
von Hassell, Oberstleutnant a. D., Friedenau.
Dr. Hauchecorne, prakt. Arzt, Berlin.
Haukohl, Heinrich, Kaufmann und Handelsrichter, Berlin.
Haupt, Geheimer Finanzrat, Stettin.
Dr. Heck, L., Dir. des Zoolog. Gartens, Berlin.
Dr. Hecker, Otto, Jena.
Dr. Heim, Assessor, Berlin.
Heine, Walther, Heinersdorf b. Berlin.
Dr. Heine, prakt. Arzt, Berlin.
Dr. jur. Heinemann, Justizrat, Magdeburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Heinke, Berlin.
Heinicke, Leutnant, Berlin.
Helbeck, Paul, Kaufmann, Elberfeld.
Held, Domänenrat, Rostock i. M.
Dr. Helfferich, Karl, Professor, Berlin.
Dr. Hellmann, G., Professor, Geh. Regierungsrat, Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.
Helmes, W., „Kreuz und Schwert", Münster i. W.
Helm, Oberleutnant i. gr. Generalstab, Berlin.
Dr. phil. Helmolt, Stötteritz-Leipzig.
Dr. Hendreich, Oberlehrer, Berlin.
Dr. Henking, Professor, Generalsekretär des Deutschen Seefischerei-Vereins, Hannover.
von Herder, W., Rauenstein b. Lengefeld.
Herfurth, A., Ingenieur, Berlin.
Freiherr v. Herman, Direktor der Kgl. Hof-Domänenkammer, Stuttgart.
Freiherr v. Herman, W., Regierungsrat, Berlin.
Hernsheim, E., Konsul, Hamburg.
Hernsheim, Franz, Direktor der Jaluit-Gesellschaft, Hamburg.
Herold, B., Hauptmann, Ehrenbreitstein.
Herre, J., Fabrikbesitzer, Berlin.
Herrmann, Hauptmann a. D. und Kaiserlicher Kommissar der Kiwu-Grenzregulierung, Berlin.
Dr. Hertzberg, H., Oberlehrer, Halle a. S.
Herzberg, Apothekenbesitzer, Spandau.
Hesse, Generalkonsul, Dresden.
Hesse, Herm., Dr. jur., Berlin.
von Heydebreck, Major i. gr. Generalstab, Berlin.
Dr. Heydenhauss, Hofzahnarzt, Berlin.
Heyn, Pastor, Stralsund.
Gebr. Heyne, G. m. b. H., Offenbach a. M.
Hillger, Herm., Berlin.
Dr. Hindorf, Richard, Direktor, Charlottenburg.
Frau Dr. Hindorf, Charlottenburg.
Hink, Heinrich, Redakteur der Täglichen Rundschau, Berlin.
Hintz, Eugen, Ingenieur, Berlin.
Dr. Hirth, Friedrich, Professor, New-York.
Hoefer, C., Pastor, Gräfenhainichen.
Dr. Hoeniger, Professor, Berlin.
Hoepfner, Carl, Kaufmann, Schöneberg.
Dr. Hoerle, Oberarzt der Reserve, Duisburg.
Hoesemann, Stabsarzt, Wurzen.
Höfer, Hauptmann, Riesa a. Elbe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hölck, Heinrich, Petropolis (Rio de Janeiro)
Dr. theol. Hölscher, Pfarrer, stellvertretender Vorsitzender des Kollegiums der evangelisch-lutherischen Mission, Leipzig.
Hön, J., Fabrikbesitzer, Hamburg.
von Hoffbauer, General der Artillerie z. D., Berlin.
Hoffmann, Karl, Verlagsbuchhändler, Berlin
Hoffmann, Kurt, Kgl. Regierungsbaumeister a. D., Siegersdorf in Schlesien.
Frau Kgl. Regierungsbaumeister Hoffmann, Siegersdorf i. Schl.
Hofft, Stabsarzt, Berlin.
von Hofmann, Staatsminister, Charlottenburg.
Holde, München.
Hübner, Oberstleutnant z. D., Riesa a. Elbe.
Hübener, Emil, Kaufmann, Hamburg.
von Hugo, Generalleutnant, Gouverneur der Festung Ulm.
Hupfeld, Fr., Bergassessor a. D., Berlin.
Huss, Daniel, Chef-Inhaber der Firma Gebr. Perztna, Hof-Pianofabrik, Schwerin i. M.
Hussong, Redakteur, Verlagsbuchhändler, Berlin.
Graf von Hutten-Czapski, Mitglied des Kolonialrats, Berlin.
Hynitzsch, Professor, Quedlinburg.
Illies, Carl, Kaufmann, Vorsitzender und Vertreter des Ostasiatischen Vereins, Hamburg.
Imberg, F., Rechtsanwalt, Berlin.
Ingenohl, C., Rentier, Bonn.
Jackson, B. John, Amerikanischer Botschaftsrat, Berlin.
Dr. Jacobi, Reg.-Rat, Berlin.
Frau Reg.-Rat Dr. Jacobi, Berlin.
D. Dr. von Jacobi, Wirklicher Geheimer Rat, Staatssekretär a. D., Berlin.
Jacobi, Hugo, Zehlendorf.
Jaeger, Richard, Rentier, München.
Jaehne, Oberbürgermeister, Potsdam.
Jaenicke, Major z. D., Gera (Reuss j. L.)
Janke, Oberst, Berlin.
Frau Dr. Jannasch, Berlin.
Fräulein M. Jannasch, Berlin.
Jasper, Paul, Ingenieur, Berlin.
Dr. Jentzsch, Professor, Kgl. Landesgeologe, Berlin.
Jerusalem, Landgerichts-Direktor, Düsseldorf.
von Jonquières, Geheimer Ober-Regierungsrat, Berlin.
Josephi, Wilhelm, Rostock.
*Jung, Aug., Kommerzienrat, Elberfeld.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jungbecker, Oberbaurat, Vorsitzender und Vertreter der Gesellschaft für Erdkunde in Köln, Köln a. Rh.
Junghann, Bergrat, Berlin.
Kaelble, Dr. med., Regierungsrat, Berlin.
Kaiser, Siegfried, Kaufmann, Berlin.
Dr. Kandt, Richard, Berlin.
Dr. Kandt, M., Berlin.
Kannengiesser, Major a. D., Potsdam.
Kanzow, Pfarrer, Berlin.
Kaesewurm, Assistent, Berlin.
Kappus, M., Fabrikant, Offenbach a. M.
von Katte, Udo, Pflanzer, Berlin.
Dr. von Kaufmann, Richard, Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Frau verw. Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Kayser, Berlin.
Kayser, A., Generalkonsul, Hamburg.
Keferstein, Kgl. Kommerz.-Rat, Berlin.
Keibel, H., Generalkonsul, Berlin.
Kehrl, Rudolf, Kaufmann, Brandenburg a. H.
von Keller, Generalleutnant z. D., München.
Keller, Alfr., Fabrikant, Siegfeld b. Siegburg.
Dr. Keller, Bankdirektor, München.
Dr. Kemmer, Franz, Rechtsanwalt, Berlin.
Kepler, Oberleutnant, Berlin.
Kern, Major, Wolfenbüttel.
Kessler, W., Kgl. Forstmeister, Colpin b. Storkow (Mark).
von Kettler, Generalleutnant, Berlin.
Dr. Kettler, Professor, Vorsitzender des Vereins für deutsche Auswandererwohlfahrt, Hannover.
von Kettler, Generalmajor z. D., Bonn.
Kilian, F., Forschungsreisender, Stromberg (Hunsrück).
D. Dr. Kind, Aug., Prediger, Vorsitzender und Vertreter des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, Berlin.
Dr. Kirchhoff, A., Professor, Vorsitzender und Vertreter des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde, Halle a. S.
Dr. Kirchner, Professor, Geh. Ober-Medizinalrat, Berlin.
Kirchstein, Fr., Egon, Assistent am Geol. u. Paläont. Inst. d. Univ. Berlin.
Kirsten jr., Adolf, Kaufmann, Hamburg.
Klein, E., Pfarrer, Pforzheim.
Kleine, Bergrat, Dortmund.
Kleine, Bergwerksdirektor, Dortmund.
Kleinwächter, F., Kais. Chines. Zolldirektor a. D., Berlin.
von Kleist, Oberst a. D., Gebersdorf (Dahme, Mark).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Kleist, Hauptmann a. D., Charlottenburg.
Dr. Kleinert, Professor an der Universität, Berlin.
Dr. Kneser, A., Professor, Berlin.
Dr. Knittel, Buchdruckereibesitzer, Karlsruhe.
Knoblauch, Kaufmann, Spandau.
Knudson, Hauptm. i. Gr. Gen.-Stab, Berlin.
Kobelt, Geheimer Postrat, Berlin.
Koch, Rudolf, Direktor, Berlin.
Fräulein Koch, Berlin.
Koch, Korvettenkapitän, Wilhelmshaven.
Kochjzn, J. K., Berlin.
Koehler, Ober-Konsistorialrat, Berlin.
von Koenen, Professor, Geh. Bergrat, Göttingen.
Frau Geh. Reg.-Rat Koenig, Berlin.
Dr. Koenig, Generaloberarzt a. D., Potsdam.
von König, Geheimer Legationsrat, Berlin.
Frau Geh. Rat v. König, Berlin.
Graf von Koenigsmarck, Walther, Oberleutnant, Potsdam.
von Koenigswald, G., Rentier, Berlin.
Köhler, A., Professor, Berlin.
Köhler, Oberst a. D., Schwerin i. M.
Köhler, Aug., Fabrikant, Oberkirch (Baden).
Köhler, Geh. Postrat, Berlin.
Kohlschütter, Ernst, Dr. phil., Wilmersdorf.
Kolle, Dr. med., Professor, Berlin.
Kollm, Georg, Hauptmann a. D., Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Charlottenburg.
Dr. Kornmayer, Assessor, Berlin.
Kopp, J., Direktor, Berlin.
von Korff-Krokisius, Major a. D., Strassburg i. Els.
Koser, H., Kaiserlicher Generalkonsul a. D., Berlin.
Frau Generalkonsul Koser, Berlin.
Köser, H., Fleischauktionator, Hamburg.
Dr. Kossel, Professor, Regierungsrat am Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin.
Dr. Kraemer, Marinestabsarzt, Kiel.
Krähe, Hauptmann, Berlin.
Krahmann, Ingenieur, Berlin.
Kraus, Oberleutnant, Berlin.
Krause, Bergassessor, Berlin.
Krawehl, G., Handelsrichter, Essen.
Dr. Krawietz, Oberarzt, Berlin.
Kressmann, A., Major a. D., Karlsruhe i. B.
Kretzschmar, Heino, Fabrikbesitzer, Dresden-A.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Kreyer, C. T., Botschaftsrat, Berlin.
von Kries, Rittmeister a. D., Berlin.
Krohn, Geh. Baurat, Detmold.
Krückeberg, W., Superintendent a. D., Berlin.
Krüger, Kunibert, Berlin.
Kücker, H., Neuwegersleben.
Kueppers-Loosen, G., Köln a Rhein.
Kühn, Ernst, Rechnungsrat und Plankammer-Inspektor, Berlin.
Kühne, Kontre-Admiral a. D., Lübeck.
Dr. Kuhn, Stabsarzt, Hamburg.
Kuhnert, Wilhelm, Tier- und Orient-Maler, Berlin.
Dr. Kundt, Walter, Charlottenburg.
Dr. Kuntze, Kurt, Vertreter des Verbandes deutscher Baumwollgarnkonsumenten, Dresden.
Kupfernagel, Joh., Friedrichsfelde.
Dr. von Kupffer, C., Geh. Rat, Professor, München.
Kurtz, Ernst, Kaufmann, Berlin.
Küster, M., Sassnitz (Rügen).
Ladewig, Direktor, Berlin.
Lambrecht, Kaiserl. Bezirksamtmann, Kilossa Deutsch-Ost-Afrika.
Dr. phil. Baron von Landau, Wilh., Berlin.
Dr. Landerer, Heinrich, Göppingen, Wttbg.
Lange, C. J., Direktor, Berlin.
Lange, M., Landmesser, Berlin.
Langheld, Hauptmann, Duala, Kamerun.
Langheld, Kaufmann, Berlin.
Langner, H., Kommissionsrat, Liegnitz.
Dr. Lassar, O., Professor, Berlin.
Laue, Hans, Eberswalde.
von Laurens, Hauptmann a. D., Berlin.
Lauter, W. H., Oberingenieur, Frankfurt a. M.
Lebeau, J., Provinzialoberer der Oblaten des heiligen Franz v. Sales, Oberdöbling (Wien).
Frau Gräfin Ledóchowska, M. Th., General-Leiterin der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen, Salzburg, Österreich.
Lehmann, Adolph, Ruhrort.
Lehmann, Conrad, Kaufmann, Berlin.
Lehmann, P., Professor, Berlin.
Lehmann, Hauptmann z. D., Halensee.
Dr. phil. et med. Lehmann-Nitsche, Sektionschef für Anthropologie am Museum zu La Plata.
von Leib, Friedrich, Geh. Ober-Reg.-Rat, Potsdam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leisewitz, Lambert, Bremen.
Leitert, B. R., Vizekonsul, Dresden.
Frau Vizekonsul Leitert, Dresden.
Leonhard, A., Stadtrat, Schleswig.
Leue, A., Hauptmann a. D., Friedenau.
Lender, Kapitän z. See, Berlin.
Dr. Lenschau, Berlin.
Lentze, Otto, Regierungsrat, Halle a. S.
Leuschner, F. W., Missionar, China.
Leutwein, Oberst, Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, z. Zt Berlin.
von Lessing, Generalmajor z. D., Berlin.
von Lewinski, Leutnant, Berlin.
Dr. Leymann, prakt. Arzt, Nienburg a. Weser.
Lichtwald, Carl, Postdirektor, Schwerin i. M.
Liebermann, C., Geheimer Rat, Professor, Berlin.
Liebig, Oberstleutnant z. D., Ehrenbreitstein.
Frau Oberstleutnant Liebig, Ehrenbreitstein.
Lieboldt, Johannes, Pastor em., Hamburg.
von Lignitz, General d. Inf., Charlottenburg.
Lilly, R., Berlin.
Dr. Linck, Professor, Vorsitzender und Vertreter der Geographischen Gesellschaft für Thüringen, Jena.
Linckens, H., Provinzial, Vertreter der Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu, Missionshaus Hiltrup bei Münster i. W.
Graf Carl von Linden, Kgl. Württembergischer Oberkammerherr a. D., Vorsitzender und Vertreter des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Stuttgart.
Frau Gräfin Linden, Stuttgart.
Lindenberg, Paul, Schriftsteller, Berlin.
Lindhorst, Oberst, Alt-Glienicke b. Berlin.
von Lingen, H. B., Referendar, Berlin.
Linnemann, B., Vermessungsinspektor, Oldenburg (Grossh.).
Dr. Littmann, G. A. Otto, Konsul a. D, New-York.
Dr. Lippert, Ludwig J., Kaufmann, Hamburg.
Lippert, Eduard A., Landwirt, Hamburg.
Livonius, Vizeadmiral a. D, Berlin.
Dr. Lissauer, Sanitätsrat, Berlin.
Lischke, Eugen, Brisbane.
Loag, Joseph, Administrator, Friedrich Wilhelmshafen (Dtsch. Neu-Guinea).
von Löbbecke, Rittergutsbesitzer, Kassel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Löbbecke, Leutnant, Hofgeismar.
Lohe, W., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
Lohmann, Otto, Bremen.
Frau Lohmann, Bremen.
Dr. Lohmeyer, Julius, Schriftsteller, Charlottenburg.
Dr. med. Lorenz, R., Charlottenburg.
Fräulein Elisabeth Lorey, Hamburg.
Lossius, A., Schriftsteller, Berlin.
Dr. Lübbert, Jürgen, Professor, Halle a. S.
Lübcke, Ch. W., Rentner, Bützow.
Lucas, Kommerzienrat, Berlin.
Frau Rittmeister von Lücken, Gr.-Lichterfelde.
Lüddeckens, Oskar, Prokurist, Berlin.
Dr. Ludewig, Sanitätsrat, Hamburg.
Ludwig, Kreisbauinspektor, Friedenau.
von Luschan, Professor, Vertreter des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
Dr. Lutze, J., Apothekenbesitzer, Berlin.
Lyon, Gustav, Kaufmann, Hamburg.
Maass, Alfred, Privatgelehrter, Berlin.
Maass, Rudolph, Kaufmann, Berlin.
Frau Maass, Berlin.
Macco, Albr., Bergassessor, Berlin.
Mack, Gustav, Frankfurt a. M.
Maenss, Professor, Magdeburg.
Maercker, Hauptmann, Tilsit.
Mann, Assessor, Berlin.
Mappes, Heinrich, Vizekonsul, Frankfurt a. M.
Marschall von Bieberstein, Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Martens, John, Kaufmann, Hamburg.
Martin, Regierungsrat im Reichsamt des Innern, Berlin.
Dr. Martini, Erich, Marinestabsarzt, Berlin.
Frau Martini, Berlin.
Martins, Major, Striegau.
Marwitz, G., Direktor, Dresden.
von Massow, Oberleutnant, Berlin.
Mathias, Fritz A., Ingenieur, Berlin.
Matschie, Kustos, Berlin.
Dr. Graf Matuschka, Berlin.
Dr. Maurer, H., Hamburg.
Maurer, Oberleutnant, Hagenau i. Els.
Meck, Bernhard, Konsul und Fabrikbesitzer, Nürnberg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau Rentiere Marie Medding, Potsdam.
Dr. Mehnert, Geheimer Hofrat, Präsident der II. Sächsischen Ständekammer, Rittergut Medingen bei Dresden.
Dr. phil. Mehring, H., Beuel a. Rh.
Dr. Meidinger, Hofrat, Professor, Karlsruhe i. B.
Meilicke, Fabrikbesitzer, Berlin.
Meiner, Arthur, Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Dr. Meitzen, August, Professor, Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Dr. jur. Mende, Rechtsanwalt, Riesa.
v. Mendelssohn-Bartholdy, Geheimrat, Berlin.
Menges, Generalmajor z. D., Berlin.
Mennicke, C., Ingenieur, Berlin.
Dr. med. Mense, C., Kassel.
Mensing, A., Kapitän z. See a. D., Berlin.
Mentz, Reichsmilitärgerichtsrat, Berlin.
Dr. Menzel, Hans, Berlin.
Dr. Menzel, Postdirektor, Hauptmann a. D., Finsterwalde (Niederlausitz).
Merck, Ernest, Kaufmann, Hamburg.
D. Merensky, A., Missionsinspektor, Missionssuperintendent a. D., Vertreter des Ausschusses der deutschen evangelischen Missionen und der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, Berlin.
Merensky, jr., Berlin
Mertens, Bureaudirektor der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Messing, Otto, stellvertretender Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank, Berlin.
Dr. Mey, Berlin.
Dr. Meyer, Kammergerichtsrat, Berlin.
Frau Kammergerichtsrat Dr. Meyer, Berlin.
Meyer, Eduard H. C., Konsul, Hamburg.
Meyer, Ed. Lorenz, Hamburg.
Fräulein Else Meyer, Aachen.
Meyer, Ernst, Kaufmann, Hamburg.
Meyer, Ernst Otto, Kaufmann, Vertreter des Vereins Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg.
Meyer, Ew., i. Fa.: Bödecker & Meyer, Hamburg.
*Dr. Meyer, Hans, Professor, Mitglied des Kolonialrats, Vertreter des Vereins für Erdkunde in Leipzig, Leipzig.
Dr. Meyer, Herrmann, Leipzig.
Meyer-Hesse, Kaufmann, Hamburg.
Meyer, Joh. Fr., Maurermeister, Magdeburg.
Meyer, Ulrich, Verlagsbuchhändler, Südende-Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meyer-Delius, Direktor der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, Hamburg.
Dr. phil. Mez, Professor, Halle a. S.
Dr. phil. Michael, Berlin.
Dr. von Michael, Rittergutsbesitzer, Gross Plasten i. Mecklenburg.
Michael, Max, Pfarrer, Frauenhain bei Dresden.
Michaelis, Eduard, Witzenhausen a. d. Werra.
Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz.
Mismahl, F., Plantagenbesitzer, z. Zt. Berlin.
Dr. Möbius, Professor, Geheimer Regierungsrat, Verwaltungsdirektor des Museums für Naturkunde, Berlin.
Möhlau, Adolf, Kommerzienrat, Düsseldorf.
Dr. von Moeller, Privatdozent, Berlin.
Dr. jur. et phil. Mohr, P., Berlin.
Moisel, Kartograph, Berlin.
Morgen, Major, Stettin.
Moritz, Edgar, H., Kaufmann, Hamburg.
Mosino, Ph, Rentier, Berlin.
Mueller, Oskar, Kaufmann, Berlin.
Mühlberg, Johannes, Kaufmann, Dresden.
Mühlhan, Postrat, Berlin.
Müller-Hartung, Frl., Grossherzogl. sächs. Kammersängerin, Berlin.
Müller, Bruno, Grosshändler, Bayreuth.
Frau Grosshändler Müller, Bayreuth.
Müller, Clemens, Kaufmann, Hamburg.
Müller, Gustav, Pastor, Groppendorf bei Hakenstedt.
Müller, Gust., Kartograph der Kgl. Landesaufnahme, Charlottenburg.
Müller, Major, Berlin.
Müller, Heinr., Aug., Privatier, Hamburg.
Müller, P., Pastor, Hamburg.
Dr. Müller, prakt. Arzt, Neustadt a. A.
von Mülmann, Major, Angermünde.
Mueller, V. H., Leipzig.
von Mühlenfels, Eisenbahn-Direktions-Präsident a. D., Berlin.
Münchmeyer, H., Kaufmann, Hamburg.
Mund, A., Rentier, Bonn.
Mund, H., Verlagsbuchhändler, Spandau.
Dr. phil. Münsterberg, Direktor, Berlin.
Museum für Völkerkunde, Leipzig.
Nagel, Major, Adjutant der 35. Division, Graudenz.
Neeff, Fritz, Prokurist der Deutschen Bank, Berlin.
Dr. Neubaur, Direktor, Charlottenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neue Baumwollen-Spinnerei, Bayreuth.
Dr. med. Neufeld, Arzt, Berlin.
Neumann, Geh. Oberpostrat, Berlin.
Neumann, Oskar, Zoologe, Berlin.
Dr. Neumann, Oberlehrer, Charlottenburg.
Dr. von Neumayer, Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat, Professor, Direktor der Deutschen Seewarte, Hamburg.
Niederrheinische Flachsspinnerei, Dülken.
Niedt, Hugo, Kaufmann, Potsdam.
Dr. Nietner, Oberstabsarzt a. D, Gross-Lichterfelde.
Nikisch, Emil, Assistent, Berlin.
Nischwitz, Joh., Landtagsabgeordneter, Vertreter des Vereins der Industriellen in den Kreisen Rothenburg O. L. und Hoyerswerda, Niesky.
Nitsche, Berlin.
Frau Nitsche, Berlin.
Nitze, Reg.-Baumeister, Berlin.
Frau Reg.-Baumeister Nitze, Berlin.
Freiherr von Nordenflycht, Konstantinopel.
von Nostiz-Wallwitz, Legationssekretär, Berlin.
Dr. Oberhummer, Eugen, Professor, Vertreter der Geographischen Gesellschaft München und der Abteilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Dr. Obersetzer, Generaldirektor, Grünberg.
Oehler, Missionsinspektor, Vertreter der Evangelischen Missionsgesellschaft, Basel.
Oehlmann, Gustav, Fabrikant, Berlin.
von der Oelsnitz, Hauptmann, Danzig.
von Offensandt-Berckholtz, Oberschlosshauptmann, Karlsruhe i. B.
Ohnesorg, Oberstleutnant, Vertreter des Oberkommandos der Schutztruppen, Berlin.
Oldemeyer, E. A., Kaufmann, Bremen.
Oloff & Co., F., Bremen.
Baron von Oppenheim, Köln a. Rh.
*Oppenheim, Hugo, Kommerzienrat, Berlin.
Dr. jur. Opitz, Friedenau.
Opitz, Ingenieur, Südbrasilien.
von Oppeln Bronikowski, Korvetten-Kapitän a. D., Charlottenburg.
Dr. Orth, Albert, Geheimer Regierungsrat, Professor, Berlin.
von Osterroth, Gutsbesitzer, Schloss Schönberg bei Oberwesel.
Dr. Ostertag, Professor, Berlin.
O'Swald, Wm., Senator, Hamburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

O'Swald, Alfred, Kaufmann, Hamburg.
O'Swald, Henry, Kaufmann, Hamburg.
Ottens, F., Kaufmann, Hamburg.
Dr. Otto, Hamburg.
Otto, Erich, Pastor, Vertreter des Evangelischen Afrika-Vereins, Berlin.
Dr. Paalzow, Oberstabsarzt, Vertreter des Preuss. Kriegsministeriums, Berlin.
Dr. Paetel, H., Kommerzienrat, Berlin.
Paetel, Alfred, Verlagsbuchhändler, Berlin.
Frau A. Paetel, Berlin.
Pagenstecher, Louis, Hamburg.
Pagenstecher, L., Konsul, Hamburg.
Dr. Pahde, Ad., Professor, Krefeld.
Pasch, Max, Verlagsbuchhändler, Berlin.
Dr. Passarge, Siegfried, Steglitz.
Dr. phil. et jur. Passow, Richard, Referendar, Berlin.
Paufler, Eduard, Pfarrer, Langenleuba b. Oberhain.
Paul, Martin, Kaufmann, Bremen.
Paul, Pfarrer, Lorenzkirch b. Strehla (Elbe).
Pavel, Oberstleutnant, Kommandeur der Schutztruppe von Kamerun.
von Pawel, Wirkl. Geheimer Rat, Grossh. Sächsischer Minister z. D., Braunschweig.
Dr. Peiser, F. E., Privatdozent, Königsberg i. Pr.
von Pelet-Narbonne, Generalleutnant a. D., Charlottenburg.
Pelizaeus, Konsul, Kairo.
Pelldram, Kais. Gesandter für Venezuela, Berlin.
Pessler, W., stud. geogr., Hannover.
Peters, J. J. W., Fabrikant und Kaufmann, Hamburg.
Petsch, Robert, Rentner, Berlin.
Frau Petsch, Berlin.
Pfeifer, Rektor, Weissenfels a. S.
Pfeiffer, Carl, Kaufmann, Bremen.
Pfeiffer, Oberstleutnant a. D., Berlin.
Graf v. Pfeil, Joachim, Kammerherr, Friedersdorf i. Sch.
Dr. Pflug, A., Rechnungsrat, Berlin.
von Pflugk, Rud., Privatier, Hamburg.
Pflüger, J. C., Bremen.
Philipp, J. P., Privatier, Dresden.
Philippson, W., Kaufmann, Berlin.
Pickenpack, Paul, Generalkonsul, Hamburg.
Dr. Pietschker, Pfarrer, Potsdam.
Pistor, Paul, Rektor, Elberfeld.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Plehn, Regierungsarzt, Lubochin, Kreis Schwetz a. Weichsel.
Plock, C., Reg.-Baumeister und Eisenbahn-Direktor, Vertreter der Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin.
Plüddemann, Kontre-Admiral z. D., Vorsitzender und Vertreter des Deutsch-Brasilischen Vereins, Berlin-Wilmersdorf.
Pogge, Wilh., Rittergutsbesitzer, Roggow, Post Lalendorf.
von Pommer Esche, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D., Berlin.
Dr. Ponfick, Professor, Geheimer Med.-Rat, Breslau.
Popitz, D., i. Fa. Etzold & Popitz, Leipzig.
Dr. Porsch, Justizrat, Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Kolonialrats, Breslau.
von Poser und Gross-Nädlitz, Generalmajor z. D., Charlottenburg.
Pösche, E., Städt. Lehrer, Treptow b. Berlin.
Poten, Generalleutnant z. D., Leipzig.
Prager, E., Assistent, Berlin.
Frau Reg.-Rat Prausnitzer, Berlin.
Pressel, Direktor im Reichs-Postamt, Berlin.
Dr. Preuss, Paul, Charlottenburg.
Frau Dr. Preuss, Charlottenburg.
Preuss, Max, Rechtsanwalt und Notar, Köpenick.
Prietze, W.. Pfarramtskandidat und Geograph, Wernigerode a. H.
v. Prittwitz, Hauptmann i. d. K. Schutztruppe Ostafrika, Dar-es-Salaam.
Puder, Hauptmann, Mülheim a. Rh.
v. Puttkamer, Hauptmann, Schöneberg.
Püschel, Oberpfarrer, Oranienburg.
Raab, Carl Friedrich Gustav, Fabrikant, Weissenburg a. Sd.
Rabes, Max, Genre- und Orientmaler, Berlin.
Raffloer, Louis, Rentier, Berlin.
Ragoczy, Syndikus a. D. und Generalsekretär, Longeville b. Metz.
Rakenius, W., stud. jur., Gross-Lichterfelde.
Randel, C., Kaufmann, Antwerpen.
von Rantzau, Kammerherr, Ostorf bei Schwerin.
Dr. Rathgen, Karl, Professor, Heidelberg.
Raschdau, Kaiserl. Gesandter z. D., Berlin.
Dr. med. Rauert, E., Vorsitzender und Vertreter der Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung, Berlin.
Reck, Friedrich, Privatier, Schweinfurt a. M.
Rée, Rentier, Berlin.
Fräulein Emmy Rée, Hamburg.
Rehbein, F., Reg.-Rat, Leipzig.
Rehbock, Th., Professor, Karlsruhe i. B.
Rehders, E., Bankdirektor, Berlin.
Reichsmarineamt, Berlin, 1. Vertreter Kontre-Admiral Schmidt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichsmarineamt, 2. Vertreter Kapitän z. See Rollmann.
Reichsmarineamt, 3. Vertreter Kapitänleutnant Marks.
Reichsmarineamt, 4. Vertreter Marine-Oberstabsarzt Dr. Arendt.
Reichsmarineamt, 5. Vertreter Admiralitätsrat Prof. Dr. Köbner.
Reichsmarineamt, 6. Vertreter Oberleutnant z. S. von Usedom.
Reiners, Wm., Konsul, Hamburg.
Reichel, Arbeiterkommissar, Meissen.
Reichelt, Kaufmann, Berlin.
Reichensperger, Landgerichts-Präsident, Aurich (Ostfriesland).
Reimer, Amtsrichter, Hamburg.
Reinhard, Pfarrer, Sachsendorf b. Leipzig.
Reiniger, Missionar, Berlin.
Reinold, Major a. D., Berlin.
René, Konsul, Direktor des Kamerun-Eisenbahn-Syndikats, Berlin.
Reschke, Wilhelm, Rentner, Berlin.
Dr. Rewoldt, Justizrat, Berlin.
Graf von Rex, Victor, Kgl. Sächsischer Ceremonienmeister und Kammerherr, Dresden-A.
Rheingantz, Carlos G., Rentier, Wiesbaden.
Rheinische Handeï-Plantagen-Gesellschaft, Köln a. Rh.
Ribbert, J., Kommerzienrat, Hohenlimburg.
Richter, B., Rentier, Berlin.
Richter, Carl H., Baumeister, Berlin.
Richter, Emil, Buchhändler, Berlin.
Richter, Max, Bankier, Berlin.
Frau Richter, Berlin.
Richter, Pastor, Schwanebeck.
Dr. Freiherr von Richthofen, Geheimer Regierungsrat, Professor, Berlin.
Rickmann, Veterinärrat, Berlin.
Riedel, Kontre-Admiral a D., Lübeck.
Dr. Riesser, Justizrat, Direktor der Bank für Handel und Industrie, Berlin.
Dr. Ritter, Geh. Reg.-Rat, Schloss Waldenburg, Schlesien.
Ritter, C., Homburg v. d. Höhe.
Ritter, E., Direktor, Hauptmann a. D., Berlin.
Dr. Rocke, Syndikus, Vertreter des Fabrikanten-Vereins für Hannover, Linden und Umgebung, Hannover.
Roer, Paul G., Direktor, Münster i. W.
Rohde, Intendanturrat, Posen.
Rodewald, Major z. D., Breslau.
Roeseler, Wilh., Kommerzienrat, Berlin.
Frau Hauptmann A. Roessler, Berlin.
Rogge, W., Lehe-Bremerhaven.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. phil. Rohrbach, Schöneberg.
Röhrecke, B., Fabrikant, Berlin.
Dr. Rose, Edm., Professor, Geheimer Medizinalrat und dirig. Arzt in Bethanien, Berlin.
Rose, Wirklicher Legationsrat, Berlin.
von Rosenberg, Oberst a. D., Kassel.
Rosenberg, Herm., Bankdirektor, Berlin.
Rosenfelder, J. G., Restaurateur, Peterzell b. Villingen i. Baden.
Röhl, Ed., Direktor, Berlin.
Römer, Missionsinspektor, Vertreter der Gossnerschen Mission, Friedenau-Berlin.
Rudolf, Eduard, Kaufmann, Neisse.
Rudorff, Oberlandesgerichtsrat, Hamburg.
Dr. Ruge, Marine-Oberstabsarzt, Kiel.
Ruperti, H., Fabrikdirektor, Herne i. Westf.
Dr. de Ruyter, Professor, Berlin.
Dr. med. Sachs, A., prakt. Arzt, Mülhausen i. Els.
Sachs, Hauptmann a. D., Gewerkschaft Hohenfels, Sehnde b. Lehrte in Hannover.
Frau Wirkl. Geh. Rat Sachse, Berlin.
Fräulein Clara Sachse, Berlin.
Sachsenröder, Regierungs- und Forstrat a. D., Halensee.
Dr. Sander, Marinestabsarzt a. D., Lissa (Posen).
Sandrock, Oberleutnant, Kamerun, Deutsch-Westafrika.
Sandrock, Leonhard, Oberleutnant a. D., Marine-Maler, Friedrichshagen b. Berlin.
Sanne, L., Kaufmann, Hamburg.
Dr. med. Sannemann, Arzt, Berlin.
Dr. Sarnow, C., Chemiker, Friedenau.
Frau Dr. Sarnow, Friedenau.
Sarnow, Richard, Kolonialschüler, Friedenau.
Sarrazin, O., Geh. Oberbaurat, Vorsitzender und Vertreter des Allgemeinen Deutschen Sprach-Vereins, Friedenau
Sartori, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender und Vertreter des Deutschen Nautischen Vereins, Kiel.
von Sarwey, Generalleutnant z. D., Charlottenburg.
Dr. Sattler, Geheimrat, Berlin.
Säuberlich, Amtsrat, Kleinwülknitz bei Köthen i. Anh.
Sauberzweig-Schmidt, Pastor, Berlin.
Saunders, Georg, Chef-Korrespondent, Berlin.
D. Schacht, Hjalmar, Geschäftsführer und Vertreter der Vereinigung der Export-Kommissions-Firmen, Berlin.
Schade, Referendar, Schwerin i. Meckl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaerffenberg, Postdirektor, Beuthen, Ober-Schlesien.
Schammel, Kgl. Gewerbe-Inspektor, Lyck.
Schanz, Moritz, Chemnitz.
Dr. Scharlach, Rechtsanwalt, Hamburg.
Scharsch, Simon, Provinzial, Pater, Vertreter der Genossenschaft der Oblaten der Heiligen und Unbefleckten Jungfrau Maria, St. Bonifatius-Kloster, Hünfeld.
Schäfer, H., Ober-Postinspektor, Friedenau.
Schäfer, Oswald, Kaufmann, Danzig.
Schäfer, Ober-Postpraktikant, Berlin.
Dr. Schaub, Oberlehrer, Kolberg.
Scheibel, Fregattenkapitän, Berlin.
Scheidt, Erh. Aug., Fabrikant, Kettwig.
Dr. Schellmann, Oberarzt, Berlin.
Scherner, Hauptmann a. D., Schlehdorf, Ober-Bayern.
Dr. Scheuffgen, F. J., Dompropst, Trier.
Dr. Schiemann, Theodor, Professor, Berlin.
Dr. Schilling, Regierungsarzt, Vertreter des Kaiserlichen Gouvernements von Togo, Lome.
Schilling, Konsul, Görlitz.
Schillings, C. G., Gürzenich b. Düren.
Schimmel & Co., Miltitz-Leipzig.
Schimmelpfeng, W., Kaufmann, Berlin.
Frau Schimmelpfeng, Berlin.
Schinckel, Max, Kaufmann, Hamburg.
Schipmann, H., Kaufmann, Brüssel.
Schlagintweit, Max, Major a. D., München.
Frau Rich. Schleicher, Schönthal bei Langerwehe, Rhld.
Schleinitz, Pflanzungsassistent, Kpeme (Togo).
Schlesinger, Martin, Generalkonsul a. D., Berlin.
Schlesinger, Philipp, Bankier, Berlin.
Schlichting, Johs., Ziegeleibesitzer, Genin b. Lübeck.
Graf von Schlieffen, General d. Kav., Chef des Generalstabes, Berlin.
Schlobach, Curt, Kaufmann, Böhlitz-Ehrenberg.
Schloemann, Hermann, Missionar aus Krügersdorp, Transvaal.
Schlubach, Heinr. A., Kaufmann, Hamburg.
Schlunk, Pastor, Neuendorf.
Schlüter, Ferd. E., Kaufmann, Hamburg.
*Dr. von Schlumberger, Wirklicher Geheimer Rat, Gebweiler.
Schmeisser, Geheimer Bergrat, 1. Direktor der Königl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, Berlin.
Schmidt, Carl A. E., Dresden-A.
Schmid, Henry, Kaufmann, Hamburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schmidt, Tierarzt, Berlin.
von Schmidt, Generalmajor z. D., Meiningen
Schmidt, P. W., St. Gabriel, Mödling.
Dr. Schmidt, J., Kaplan, Breslau.
Dr. phil. Schmidt, Erich, Berlin.
Schmidt, Gerichtssekretär, Deutsch-Wilmersdorf.
Dr. Schmidt, Max, Geologe, Berlin.
D. Schmidt, A., Wirkl. Ober-Konsistorialrat und Konsistorialpräsident, Vertreter des Kgl. Konsistoriums der Prov. Brandenburg, Berlin.
Frau Schmidt, Berlin.
Dr. Schmitz, Rat u. ständiger Hilfsarbeiter des Senats, Hamburg.
Schmöle, Aug. Theodor, Regierungsassessor, Posen.
Schmöle, H. Aug., Vertreter des Vereins Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg.
Dr. Schmoller, Gustav, Professor, Berlin.
*Dr. Schoeller, Max, Rittergutsbesitzer, Berlin.
von Schoeler, Rentner, Braunschweig.
Schoeller, Arnold, Kommerzienrat, Düren.
Dr. Schoen, E., Reg.-Rat, Berlin.
Schönner, R., Baumeister, Berlin.
Frau Baumeister Schönner, Berlin.
von Schönborn-Wiesentheid, Erwin, Reichsgraf und Major, Wannsee.
Dr. Schöne, Wirkl. Geheimer Rat, Generaldirektor der Kgl. Museen, Berlin,
Schött, Emil, Kommerzienrat, Rheydt.
Dr. Schrameier, Admiralitätsrat, Vertreter des Kaiserl. Gouverneurs von Kiautschou, Berlin.
Dr. Schreber, Kais. Oberarzt a. D. der Schutztruppe, Wittenberg, Bez. Halle.
Schreiber, A. W., Missions-Inspektor, Vertreter der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Bremen.
Dr. Schreiber, Missions-Inspektor, Vertreter der Rheinischen Missionsgesellschaft, Barmen.
Schreiber, Ober-Reg.-Rat a. D., Stettin.
Schroeder, Max, Neudörfchen b. Meissen.
Dr. Schroeder-Poggelow, Rittergutsbesitzer, Berlin.
Schröder, Hellmuth, Konsul, Stettin.
Schröder, Landgerichtsrat, Kolmar i. Els.
Schubart, Hofprediger und Superintendent, Vertreter der Diasporakonferenz der Deutsch-Evangelischen Kirche im Auslande, Ballenstedt.
Dr. jur. Schubart, Paul, Geh. Seehandlungs-Rat a. D., Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schubert, W., Privatier, München.
Schucht, Geologe, Berlin.
Graf v. d. Schulenburg, Berlin.
Dr. Schulte im Hofe, A., Berlin.
Gebr. Schultheiss'sche Emaillierwerke A. G., St. Georgen (Schwarzw.).
Schultz, A., Berlin.
Dr. Schultze, L., Privatdoz. a. d. Univ. Jena.
Schultze, Leutnant, Berlin.
Schultze, W., Direktor, Berlin.
Schütze, Ferd., Fabrikant, Hannover.
Schwabe, Konsul a. D., Berlin.
Dr. Schwalbe, Professor, Vertreter der Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen in Strassburg i. E.
von Schwartz, Missionsdirektor, Vertreter der Evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft, Leipzig.
Schwartzkopff, Joh., Major a. D., Westend.
von Schwarz, Oberst a. D., München.
Dr. Schweinfurth, Professor, Berlin.
Graf von Schweinitz, Hans Hermann, Berlin.
Schweisgut, Ludwig, Hoflierant, Karlsruhe.
Dr. Schwencke, E., Sekretär des Ostasiatischen Vereins, Vertreter der Handelskammer in Hamburg, Hamburg.
Graf von Schwerin-Löwitz, Mitglied des Reichstages u. d. Abgeordnetenhauses, Vertreter d. Deutschen Landwirtschaftsrats, Berlin.
Schwindt, Erster Bürgermeister, Gnesen.
Scipio, Ferd., Geh. Kommerzienrat, Mannheim.
Seemanns-Krankenhaus und Institut für Schiffs- u. Tropenkrankheiten, Hamburg.
Seidel, A., Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung, Berlin.
Seidel, H., Rektor, Berlin.
Dr. jur. Seidenspinner, Wirkl. Geheimer Kriegsrat a. D., Berlin.
Seitz, R., Kaufmann, Witzenhausen, Werra.
Dr. Seitz, Wirklicher Legationsrat, Berlin.
Seoane, Legations-Sekretär, Berlin.
Selberg, Emil, Kaufmann, Berlin.
Sellin, A. W., Direktor, Hamburg.
*Selve, Gustav, Geheimer Kommerzienrat, Altena.
Sembritzki, Gouvernementslehrer a. D., Charlottenburg.
Dr. Senckpiehl, Assessor, Landsberg a. W.
Senfft, Bezirksamtmann, Steglitz.
Dr. med. Sessous, Berlin.
Le Seur, Eduard, Gross-Lichterfelde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seydoux, J., Sekretär, Berlin.
Dr. Siedel, Missionsinspektor, Vertreter der Evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft, Leipzig.
Siegfried, Julius, Bankier, Berlin.
Dr. med. Siegmund, A., Berlin.
von Siemens, Wilhelm, Fabrikbesitzer, Berlin.
Siems, Carl, Kaufmann, Plaue i. Sa.
Silbereissen, F., Kaufmann, Strassburg i. E.
Simon, Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Dr. jur. Simon, Eduard, Berlin.
Simon, Stabsarzt, Berlin.
Simons, Major z. D., Berlin.
Dr. med. Singer, Berlin.
Sitz, Kgl. Eisenbahn-Sekretär, Erfurt.
Dr. Skrodzki, Oberarzt, Berlin.
Dr. theol. Freiherr von Soden, Prediger an der Jerusalemskirche, Professor an der Universisät, Berlin.
Soetbeer, Dr., Generalsekretär, Vertreter des Deutschen Handelstages, Berlin.
Dr. Sokolowsky, A., Zoologe, Charlottenburg.
Dr. Solmssen, Georg, Assessor, Berlin.
Soltmann, Fabrikbesitzer, Berlin.
Sommer, Gustav, Kaufmann, Hamburg.
von Sommerlatt, Oberstleutnant a. D., Braunschweig.
Sonntag, J., Apotheker, Regensburg.
Spatz, Gerhard, Kaufmann, Berlin.
Dr. Sperling, Kammerger.-Rat, Berlin.
von Spies, Kgl. bayr. Kammerherr und Oberstleutnant a. D., Gutsbesitzer zu Riedhof, Post Wolfratshausen.
von Spitz, General der Infanterie z. D., Berlin.
Splett, Fr., Lehrer u. Schriftsteller, Zoppot.
Sprigade, Paul, Kartograph, Berlin.
Dr. Stammann, Otto, Senator, Hamburg.
Dr. Stange, A., Professor, Minden i. W.
Stark, Emil, Direktor, Chemnitz.
Staudinger, Paul, M. d. Kolonialrats, Berlin.
Dr. Stechow, Generaloberarzt, Berlin.
Steckner, Albert, Bankier, Halle a. S.
Dr. Steffen, Hans, z. Z. Berlin.
Stegemann, H., Rentier, Charlottenburg.
Dr. Steig, Professor, Friedenau.
Steinberg, Kurt, Magdeburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. d. Steinen, W., stellvertretender Vorsitzender des Deutsch-Brasilischen Vereins, Gross-Lichterfelde.
Steinmann, Hauptmann, Danzig.
Steinmetz, Generalleutnant, Chef der Landes-Aufnahme, Berlin.
Freiherr von Stengel, Carl, Universitäts-Professor, München.
Frau verw. Staatssekretär von Stephan, Vorsitzende und Vertreterin des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien, Berlin.
Fräulein Else von Stephan, Berlin.
von Stephani, Leutnant, Berlin.
Stern, Generalmajor z. D., Lübeck.
Dr. Steudel, Oberstabsarzt, Berlin.
Stieber, Oberleutnant, Kamerun.
Stille, Geheimer Oberpostrat, Berlin.
von Stocken, Major, Vertreter des Königl. Preuss. Kriegsministeriums, Berlin.
Dr. Stockmann, Konsistorial-Präsident, Mitglied des Reichstages und des Preussischen Abgeordnetenhauses, Münster i. W.
Dr. jur. Stöhr, Berlin.
Stoltz, Hermann, Kommerzienrat, Hamburg.
Stolze, Ernst, Standesbeamter, Berlin.
Stosch, Georg, Pastor lic., Berlin.
Strandes, Justus, Kaufmann, Hamburg.
Dr. Stranz, Arzt, Berlin.
Stratz, Postrat, Berlin.
Strauch, Kontre-Admiral z. D., Friedenau.
Streccius, Leutnant, Berlin.
Dr. Ströse, Reg.-Rat, Halensee b. Berlin.
Strümpell, Oberleutnant, Braunschweig.
Strupp, L., Geh. Kommerzienrat, Gotha.
Stückrath, Buchdruckereibesitzer, Spandau.
Dr. von Studnitz, Berlin.
Dr. von Studnitz, A., Reg.-Rat a. D., Berlin.
Fräulein Stuebel, Berlin.
von Stünzner, Leutnant, Berlin.
Stürcken, Alfred, Vertreter des Vereins Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg.
Sudhaus, Heinr., Fabrikant, Iserlohn-Werningsen.
Dr. Supan, Professor, Gotha.
Supf, Fritz, stud. chem., Berlin.
Supf, Karl, Fabrikbesitzer, Berlin.
Frau Fabrikbesitzer Luise Supf, Berlin.
Süsserott, Wilh., Verlagsbuchhändler, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Sydow, Hauptmann, Frankfurt Oder.
von Taack-Trakranen, J., Fabrikbesitzer, Charlottenburg.
Tenge, Rittergutsbesitzer, Niederbarkhausen.
Teschendorff, Hermann, Königsberg i. Pr.
Tessmer, Robert, Berlin.
Tetens, Wasserschout, Hamburg.
Dr. Tettenborn, Oberbürgermeister, Rheydt.
Dr. Tetzlaff, Oberlehrer, Stralsund.
Thalmann, Ernst, New-York.
Dr. Thilenius, G., Professor an der Universität, Breslau.
Thilo, Postinspektor, Friedenau.
Thomé, Eisenbahn-Direktions-Präsident, Frankfurt a. M.
Thomsen, D., Oberst, Niederschöneweide.
Dr. Thoms, H., Professor, Berlin.
Thormählen, Johs., Hamburg.
Dr. Thorner, Geh. Sanitätsrat, Berlin.
Frau Geh. Sanitätsrat Dr. Thorner, Berlin.
Dr. Thorner, Walther, Assistent der Kgl. Augenklinik der Charité, Berlin.
Fräulein Thorner, Berlin.
Thorum, Ober-Postpraktikant, Berlin.
Dr. jur. Thurnwald, Richard, Friedenau.
Tietz, Assessor, Berlin.
Tjarks, Joh. G., Verleger der Deutschen La Plata-Zeitung, Buenos Aires.
Dr. Tille, Alexander, Vertreter des Centralverbandes deutscher Industrieller, Berlin.
Dr. med. Timme, Arzt, Berlin.
Timmermann, W., stud. jur., Hannover.
Tippel, O., Chefredakteur, Schweidnitz.
von Tippelskirch, Berlin.
Todsen, Regierungsbaumeister, Berlin.
Tornau, Bergreferendar, Geologe an der Kgl. Geologischen Landesanstalt, Berlin.
Tornow, L. Max, Kaufmann und Fabrikbesitzer, Berlin.
Trainer, Leutnant, Münster i. W.
Trefurth, Leutnant, Berlin.
Trittelvitz, Walther, Pastor, Lic. theol., Missions-Inspektor, Vertreter der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Berlin.
Troost, Oberleutnant, Hamburg.
von Trotha, Leutnant, Berlin.
von Trotha, Generalmajor, Torgau.
Freiherr von Tucher, Chr., Regierungsrat a. D., Nürnberg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Turck, E. Wilh., Fabrikant, Lüdenscheid.
Dr. Uhl, F., Berlin.
Uhl, H., Oberstleutnant a. D., Bamberg.
Uhles, E., Geheimer Justizrat, Berlin.
Ulrich, Otto, Schiffskapitän, Hamburg.
Unger, J., Essen (Ruhr).
von Unruh, Leutnant, Berlin.
Vagedes, Stabsarzt, Berlin.
Valois, Vizeadmiral z. D., Berlin.
Frau Vizeadmiral Valois, Berlin.
Vanselow, Oberst z. D., Wiesbaden.
Dr. jur. von Veh, Rechtsanwalt, Berlin.
von Velsen, Oberberghauptmann und Ministerialdirektor, Berlin.
Dr. phil. Velten, C., Berlin.
Verband Deutscher Chokoladefabrikanten, Dresden.
Vietor, J. K., Bremen.
Frau J. K. Vietor, Bremen.
von Villaume, Generalleutnant, Vertreter des Kgl. Preuss. Kriegsministeriums, Berlin.
Graf Vitzthum von Eckstädt, Otto, Dresden-A.
Dr. phil. Voges, Otto, Berlin.
Vohsen, Ernst, Konsul a. D., Berlin.
Frau Konsul Vohsen, Berlin.
Dr. Voigt, A., Hamburg.
G. Voigts, Kaufmann und Farmer, Leutnant d. L. 1., Windhoek.
Vollmar, H., Militär-Oberpfarrer u. Generalvikar, Berlin.
Dr. Volkens, G., Professor, Berlin.
Frau Helene Vosberg, Potsdam.
Dr. jur. Vosberg-Rekow, Direktor und Vertreter der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, sowie Vertreter der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Berlin.
Frau Dr. Vosberg-Rekow, Käthe, Potsdam.
de Voss, Gustav, Kaufmann, Hamburg.
Wachholtz, Geh. Postrat, Berlin.
Wagener, R. C. A., Kaufmann, Hamburg.
Dr. Wagner, A., Professor, Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Dr. Wagner, H., Professor, Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Dr. Waldeck, Martin, Korrespondent, Berlin.
Wallmüller, Hauptmann, Torgau.
Walter, Georg, P., Vertreter der Pallotiner Kongregation, Limburg (Lahn).
Walter, R., Kaufmann, Hamburg.
Walther, W., Reg.-Baumeister, Grunewald.

Universitäts-Bibliothek Kiel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Waltermann, Jos., Kaufmann, Münster i. W.
Wandres, Friedrich, Berlin.
Wangemann, Marine-Pfarrer a. D, Pfarrer in Gautsch bei Leipzig.
Wanner, G., Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
Wappäus, A. H., Hamburg.
Warburg, Moritz, Bankier, Hamburg.
Dr. Warburg, O., Professor, Berlin.
Frau Professor Dr. Warburg, Berlin.
Dr. Warncke, Steglitz.
Warnholtz, Friedrich, Kaufmann, Hamburg.
Weber, Julius, Kommerzienrat, Duisburg.
Weber, Ed. F., Konsul, Hamburg.
von Wedel, Minister d. Kgl. Hauses, Berlin.
Wegener, Caesar, Kaufmann, Altona (Elbe).
Dr. phil. Wegener, Georg, Berlin.
Dr. v. Weickhmann, Charlottenburg.
Weidler, Paul, Fabrikant, Berlin.
Weidmann, C., Kunstmaler, Lübeck.
Weil, S., Kaufmann, Hamburg.
Dr. Weiland, W., Direktor, Löbau i. S.
Weise, R. E., Fabrikbesitzer, Halle a. S.
Weiss, Joh., Fabrikbesitzer, Landshut i. Bayern.
Freiherr von Welck, Reg.-Rat, Chemnitz.
Dr. Wendlandt, Generalsekretär und Vertreter des Bundes der Industriellen, Berlin.
Wendte, Dar-es-Salaam.
Frau Dr. Wendtland, Leipzig.
Wengenroth, W. Th., Fabrikbesitzer, Lübeck.
*Werner, Aug., Handelskammerpräsident, Hannover.
Werner, Oberarzt, Berlin.
Wertheim, Paul, Frankfurt a. M.
von Werthern, Oberstleutnant, Gr.-Lichterfelde.
Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft, „Victoria“, Berlin.
Dr. Westberg, G. A., Hamburg.
Wettstein, Oberleutnant, Berlin.
Dr. Wever, Kaiserl. Deutscher Konsul, Chicago.
Wevers, Ober-Konsistorial-Rat, Lic., Berlin.
Frau Weyersberg, Bonn a. Rh.
Wicke, Wilhelm, Kaufmann, Berlin.
Dr. Widenmann, Oberstabsarzt, Bonn a. Rh.
Widenmann, Adolf, Kaufmann, Berlin-Halensee.
Widenmann, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer in Stuttgart, Stuttgart.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. med. Wibel, Wiesbaden.
Wiechers, Henry, Kaufmann, Hamburg.
Wiesing, H., cand. jur., Berlin.
Wilke, Albert, Rentier, Neustettin.
Wilckens, Sekretär des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin.
Wilhelm, Emil, Kommerzienrat, Vertreter der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern, München.
Dr. Wirth, Albrecht, Schriftsteller, Solln II bei München
Wiskow, Geheimer Regierungsrat und vortr. Rat im Ausw. Amt, Berlin.
Wissinger, Julius, Kaufmann, Berlin.
Wissner, Wilh., Fabrikant, Göppingen.
Wittenbrinck, Realschuldirektor, Unna.
Wittich, Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Wittko, Ministerial-Direktor, Berlin.
Dr. Wittmack, L., Professor, Geh Reg.-Rat, Berlin.
Wittmer, Kapitän zur See a. D., Gross-Lichterfelde.
Woermann, Adolph, Präsident und Vertreter der Handelskammer Hamburg, Hamburg.
Frau Adolph Woermann, Hamburg.
Wöldike, Gerichtsreferendar, Leutnant d. R., Berlin.
Dr. Wohltmann, Professor, Geh. Reg.-Rat, Bonn.
Wölbling, Berthold, Landesökonomierat, Berlin.
Wolf, Eugen, Forschungsreisender, München.
Wolff, Guido, Direktor, Hamburg.
von Wolff, Major, Berlin.
Wulffsohn, J., Kaiserlicher Konsul, Vancouver B. C.
Wuttke, C., Kunstmaler, München.
Dr. Wutzdorff, Geh. Reg.-Rat, Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin.
Dr. Zacharias, Professor, Hamburg.
Zache, Bezirksamtmann, Berlin.
Dr. Zacher, Geh. Regierungsrat, Berlin.
Zappe, Oberpostrat, Berlin.
Graf Zech, Kais. Bez.-Amtmann, München.
Zeiss, Aug., Kommerzienrat, Berlin.
von Zepelin, General, Vertreter der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Eberswalde.
Dr. phil. Zerener, Hugo, Ingenieur, Berlin.
Zerener, Polizei-Leutnant, Berlin.
Zimmermann, Major a. D., Berlin.
Zierdt, G., Bauunternehmer, Mülhausen i. E.
Zietz, Ed., Direktor, Berlin.
Zilling, Paul, Kommerzienrat, Direktor des Export-Musterlagers, Stuttgart.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Dr. Zimmerer, H., Professor, für die Ortsgruppe Ludwigshafen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins.
von Zimmermann, Aug., Amtsrat, Salzmünde.
von Zimmermann, Max, Kgl. Amtsrat und Rittergutsbesitzer, Benkendorf bei Halle a. S.
Dr. Zimmermann, Oberstabsarzt, Berlin.
Zirkenbach, Paul, Kaufmann, Berlin.
Dr. Zorn, Professor, Geheimer Justizrat, Bonn a. Rh.

Es waren also im ganzen 1346 zahlende Mitglieder, einschliesslich der Ehrenförderer, zum Kongress angemeldet. Die Zahl der wirklich Anwesenden lässt sich leider nicht genau feststellen, da nicht alle eintreffenden und an den Verhandlungen teilnehmenden Mitglieder sich im Bureau des Kongresses meldeten und in die Präsenzliste eintrugen. Immerhin haben dies gegen Tausend getan. Die Gesamtzahl der Besucher des Kongresses war aber weit grösser.

Aus dem oben erwähnten Grunde unterblieb die sonst übliche Bezeichnung der beim Kongress Anwesenden durch einen Beidruck in der Liste.

Eine Anzahl von veranstaltenden Vereinen, sowie die Abteilungen Bremen und Plauen der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Deutsche Nautische Verein, Kiel, der Deutsche Seefischerei-Verein Hannover, beteiligten sich durch besondere Zahlungen an der Deckung der Kosten des Kongresses, dem dadurch und durch die Beiträge der Ehrenförderer grössere Beträge zuflossen, über die vom ständigen Ausschuss für sich Rechnung gelegt wird. Dem Kongress standen aus diesen Zuwendungen einschliesslich der Mitgliedsbeiträge 31880 Mk. zur Verfügung.

Besonderen Dank, dem auch an dieser Stelle nochmals Ausdruck gegeben werden soll, schuldet der Kongress dem Präsidenten des Reichstages, Grafen Ballestrem, für die Überlassung des Reichstagsgebäudes zu den Verhandlungen des Kongresses; ferner dem Direktor beim Reichstage, Geh. Regierungsrat Knack, für seine so ungemein entgegenkommende Unterstützung bei allen Hausfragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Gang der Verhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Freitag, den 10. Oktober, vormittags 9 Uhr 45 Minuten, eröffnete der Herr Präsident,

Se. Hoheit der Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg**

im grossen Sitzungssaale des Reichstages den Kongress mit folgender Ansprache:

Es gereicht mir zur hohen Ehre, die glänzende Versammlung, die sich heute hier in diesen, der Arbeit zum Wohle des deutschen Volkes gewidmeten Räumen zusammengefunden hat, eröffnen und begrüssen zu dürfen. Möchte der Deutsche Kolonialkongress 1902 in der Geschichte unserer Kolonialbestrebungen die Grundlage bilden für einen erneuten kräftigen Aufschwung deutschen Geistes und zielbewusster praktischer Tat. Diese Versammlung stellt den Versuch dar, zum ersten Male seit langer Zeit alle auf kolonialem Gebiete bislang nebeneinander wirkenden Bestrebungen in dem Brennpunkt der allgemeinen vaterländischen Wohlfahrt zu sammeln und ineinander auszugleichen. Sie stellt einen Versuch dar, dessen bisheriger Verlauf viele Befürchtungen zerstreut und selbst hochgespannte Erwartungen noch übertroffen hat.

Als die Deutsche Kolonialgesellschaft vor einer Reihe von Monaten den Ruf an alle mit ihr auf gleichem Gebiete wirkenden Vereine, Gesellschaften und Institute ergehen liess, hatte sie die hohe Genugtuung, fast überall ein bereitwilliges Ohr und freundwillige Neigung zu gemeinsamer Arbeit zu finden. Es ist mir eine angenehme Pflicht, den zahlreichen Vereinigungen — es sind ihrer siebzig — die der an sie ergangenen Aufforderung so freudig Gehör geschenkt uud die Veranstaltung des Kongresses auf breitester Grundlage ermöglicht und gefördert haben, namens der Deutschen Kolonialgesellschaft meinen wärmsten Dank hier zum Ausdruck zu bringen und Ihnen für die hohe Auszeichnung zu danken, die Ihre Vertreter mir und S. E. dem Herrn Admiral Valois durch die Wahl zu Ihren Präsidenten erwiesen haben.

Der Grund für die Berufung des Kongresses war der Wunsch aller derer, die in irgend einer Weise an den deutschen Schutzgebieten und den kolonialen Bestrebungen überhaupt beteiligt sind, das in den Schutzgebieten bisher Geleistete sich zu vergegenwärtigen, zu prüfen, ob wir auf dem rechten Wege sind zu dem Ziele, unsere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien wirtschaftlich und kulturell zu entwickeln, zum Heile des Vaterlandes. Darin allein aber hätte ein Fortschritt nicht gelegen, denn jede von den Vereinigungen, die an der Veranstaltung des Kongresses mitgewirkt haben, ist sicherlich, so lange sie besteht, unablässig in gleichem Sinne tätig und bemüht gewesen, das Rechte zu finden. Aber es fehlte bisher an der Fühlung unter einander. Wir alle, die wir den Kongress veranstaltet haben, arbeiteten im grossen und ganzen jeder für sich ohne Rücksicht auf den andern. Fast mit Naturnotwendigkeit musste sich bei einem solchen Zustande an den verschiedenen Stellen eine gewisse Einseitigkeit der Anschauungen herausbilden, welche weder dem Verständnis und der Anerkennung für das Wirken der anderen, noch auch den kolonialen Bestrebungen an sich förderlich und dienlich sein kann. Es liegt ja auf der Hand, dass die verschiedenen Bestrebungen, die in unseren Kolonien zu gleicher Zeit eingesetzt haben, wie: die wissenschaftliche Erforschung des Landes, die wirtschaftliche Erschliessuug der natürlichen Bodenschätze, die Entwicklung des Handels und des Verkehrs, die geistige und sittliche Hebung der Eingeborenen, der Aufbau einer neuen Verwaltung, die Regelung der finanziellen und rechtlichen Verhältnisse u. s. w., schon nach kurzer Zeit und an vielen Punkten miteinander in Widerspruch geraten müssen, wenn jede für sich uneingeschränkt das ihre fordert. Nur das gegenseitige Verständnis, nur der gegenseitige freundschaftliche Ausgleich, nur die selbstlose Beschränkung durch die Rücksicht auf das gemeinsame Wohl können zu gedeihlichen Zielen führen. Deshalb hat es die Deutsche Kolonialgesellschaft unternommen, die Vertreter aller dieser Bestrebungen zu gemeinsamer Tätigkeit aufzurufen, und haben sie sich hier in so stattlicher Anzahl vereint, um ihre Arbeiten gegenseitig kennen zu lernen, ihre Forderungen gegeneinander abzuwägen nnd hinfort in gemeinsamer Arbeit die Entwicklung unserer Schutzgebiete um so machtvoller zu fördern.

Aber nicht nur unsere Schutzgebiete im engeren Sinne sollen heute den Gegenstand unserer Verhandlungen bilden. Überallhin auf der Erde, wo deutsche Interessen zu vertreten sind oder geschaffen werden können, richtet sich heute unser Blick, und von allen Seiten sind daher heute auch Männer herbeigeströmt, deren Interessen mit den eigentlichen Schutzgebieten heute nur lose oder gar nicht verknüpft sind, die aber die deutsche Tüchtigkeit und die deutsche Arbeit sonst über See getragen und sich selbst und dem Mutterlande reichen Segen geschaffen haben. So umspannt das Programm unserer Tagung die gesamten Interessen des Vaterlandes jenseits der Meere. Fürwahr, eine würdige Aufgabe lebensvollster Bedeutung für unsere politische, wirtschaftliche und kulturelle Machtstellung in der Welt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So ist denn auch unseren Arbeiten das Interesse der leitenden Kreise unseres Volkes nicht versagt geblieben. In einem Ehrenkomitee haben sich die Spitzen der Behörden, die ersten Vertreter der Kirche, der Wissenschaft, des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft zusammengefunden, um durch ihre Teilnahme vor dem deutschen Volke die segensreiche Bedeutung zu bekunden, welche den Arbeiten des Deutschen Kolonialkongresses für das Wohl der Allgemeinheit beigemessen werden muss. Möge unseren Arbeiten der lebenspendende Erfolg beschieden sein, der von ihnen allseitig erwartet wird!

Je höher aber die Bedeutung dieser Tagung zu veranschlagen ist, um so mehr drängt sich der Wunsch auf, dass, wenn sich der Kolonialkongress als ein praktischer Gedanke zur Förderung unserer kolonialen und überseeischen Interessen heute und morgen erweisen sollte, mit dem Schlusse der Verhandlungen nicht auch die segensreiche Wirksamkeit abgeschlossen sein möchte, die von dem Zusammenwirken einer so grossen Summe von Erfahrungen und Ansehen für die Förderung unserer Aufgaben zu erwarten ist, sondern dass sich eine Form finden lassen wird, um den geschaffenen Verband aufrecht zu erhalten und weiter zu entwickeln, bis ein weiterer Kolonialkongress uns wieder vereint zu neuer gemeinsamer und erfolgreicher Tätigkeit.

Das Wort erhielt darauf

Se. Excellenz, der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amtes,

Freiherr Dr. **von Richthofen:**

Es ist mir eine besondere Ehre und im Hinblick auf meine persönlichen Beziehungen zur Kolonial-Verwaltung des Reichs eine ganz besondere Freude, die Abordnungen so vieler im Dienste des deutschen Kolonial- und Übersee-Gedankens wirkender Vereine und Anstalten in ihrer Zusammenschliessung zu einem Kolonialkongress hier an dieser, der Wohlfahrt unserer Kolonien mitgeweihten Stätte namens der Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs und im Auftrage des Reichskanzlers willkommen heissen zu können!

Ohne amtliche Initiative, aus dem freien Antrieb der Kolonialfreunde, aus dem lebendigen Interesse weiter Kreise für unseres Vaterlandes aussereuropäischen Beruf hat sich diese hochansehnliche Versammlung organisiert. Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich in diesem Kongress eine Antwort erblicke auf den der Nation in jüngster Zeit gemachten Vorwurf der „Kolonialverdrossenheit". Liegt doch die Zeit endgültig hinter uns, wo es allenfalls noch anging, die koloniale Bewegung als ein zur Not entbehrliches Ornament in der internationalen Aktionssphäre unseres neuen Deutschen Reiches zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behandeln. Heute muss jeder im öffentlichen Leben stehende, am positiven Schaffen der Nation mitwirkende Deutsche selbst wider Willen unsere koloniale Entwicklung fördern. Er muss den deutschen Gewinn suchen in der vielgestaltigen Verpflechtung der überseeischen Bestrebungen fast aller civilisierten Staaten, in einem Getriebe von Interessen, die nirgends mehr innerhalb der eigenen Landesgrenzen sich bescheiden, sondern in mannigfachen Strömungen rings um den Erdball fluten, wie um die Kontinente das völkerverbindende Meer. Die Vorsehung, die uns die Flüsse und Buchten gab, an denen Emden, Bremen und Hamburg, Lübeck, Stettin, Danzig und Königsberg, Kiel und Wilhelmshaven liegen, die wollte keine nichts-als-festländischen Deutschen. Selbst in den breiteren Schichten unserer Bevölkerung nimmt die Zahl derer immer mehr ab, die ihr Dasein, ihren Verkehr mit der Aussenwelt in rein binnenländischen Wechselwirkungen erschöpfen können. Täglich werden auch sie mehr und mehr genötigt, den Blick über Deutschland und über Europa hinaus auf die grössere Bühne zu richten, wo über den Anteil der einzelnen Kulturvölker an der politischen, geistigen und namentlich wirtschaftlichen Beherrschung der Welt entschieden wird.

Die deutsche Kolonial- und Übersee-Politik, für deren Ziele Sie hier tagen wollen, ist nicht mehr und nicht weniger als der Ausdruck der Tatsache, dass auch unsere Nation entschlossen ist, in diesem friedlichen Wettbewerb die Stelle einzunehmen und zu behaupten, auf die sie Anspruch hat nach ihrer staatlichen Macht, nach ihrer eifrigen Pflege der höheren Menschheitsgüter, nach ihrer kraftvollen Entwicklung in Industrie, Handel und Schiffahrt. Das sind Pfunde, mit denen wir wuchern, die wir nicht vergraben wollen. Dafür möchten auch Sie wirken und werben, und ein Blick auf das sorgsam ausgearbeitete, reichhaltige Programm Ihrer Verhandlungen, auf die vielen Namen verdienter Bannerträger der kolonialen Sache, die Ihre Arbeit leiten, bezeugt, dass Sie es mit deutschem Ernst und deutscher Wissenschaftlichkeit tun werden. Die blosse Inhaltsangabe der in Aussicht genommenen Vorträge beweist auch, wie vielfältige und wie erhebliche Interessen schon jetzt mit dem verknüpft sind, was man mit dem Schlagwort der deutschen „Kolonialschwärmerei“ vergeblich abzutun sucht.

Der Trieb zum Wandern, zu Neusiedelungen wurzelt tief in der germanischen Eigenart. Aus diesem Triebe heraus ist die Bewegung für die Gleichberechtigung Deutschlands unter den Weltmächten hervorgebrochen, Gleichberechtigung in der Verwertung der deutschen Gütererzeugung auf dem Weltmarkt, Gleichberechtigung im gesamten Weltverkehr, wie sie ohne Seegeltung und eigenen überseeischen Besitz nicht möglich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn ich erwäge, welcher Eifer, welche freudige Anspannung der Kräfte in anderen Ländern bei der Verfolgung ähnlicher Aufgaben eingesetzt wird und auch bei uns zur Erreichung des Zieles nach allen Richtungen hin eingesetzt werden muss, so wüsste ich unserer Nation auch für ihre gesamte überseeische Betätigung im Gegensatz zu der Andichtung einer „Kolonialmüdigkeit" keinen besseren Wahlspruch anzugeben, als in Anlehnung an jenes Vermächtniswort unseres sterbenden Heldenkaisers zu sagen: „Wir haben keine Zeit, müde zu sein."

Mit herzlichen Wünschen für den Verlauf der Beratungen begleitet die Regierung Seiner Majestät Sie in Ihre Tagung. —

Ihm folgte der Herr

Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes
Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. **Stuebel:**

Ich habe die Ehre, den Kolonialkongress von Seiten der Kolonial-Verwaltung zu begrüssen. Es geschieht dies meinerseits mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes an alle, die an dieser Veranstaltung mitgewirkt haben, insbesondere an den in der Kolonialarbeit nie ermüdenden durchlauchtigen Präsidenten des Kongresses, aber auch an alle, die hier heute erschienen sind, um ihr Interesse an einer guten Sache zu bezeugen. Was ist, fragen wir uns, der Zweck und die Bedeutung dieses Kolonialkongresses? Propaganda zu machen für die koloniale Sache! Ja, gewiss; aber doch wohl nur nebenher. Was hat uns in die koloniale Bewegung hineingezogen? Die Laune eines Mannes, die Laune einer Partei? Nein! Hier sind elementare Volkskräfte wirksam gewesen, dieselben, die im vergangenen Jahrhundert das Elend deutscher Zerrissenheit und Ohnmacht nicht länger ertragen wollten und, immer anschwellend, in langer mühevoller Arbeit, allem Widerstand zum Trotz, zur Einigkeit der Nation geführt haben. Auch die Widerstände, die sich heute der kolonialen Bewegung in den Weg stellen, sind im Grunde dieselben, die seinerzeit die Gründung des Reiches zu hindern versuchten. Sie werden hier überwunden werden, wie sie dort überwunden worden sind. Was ist auch die koloniale Bewegung anders als nicht aufzuhaltender Fortschritt! Wie der Mensch, will er sich harmonisch entwickeln, keines seiner Glieder vernachlässigen darf, so auch wird kein Volk ein Feld brach liegen lassen dürfen, auf dem es seine Kräfte entwickeln kann, will es nicht seine Zukunft gefährden. Welches Volk auch hätte die Höhe der Macht erstiegen, dessen Kräfte nicht ganz hauptsächlich an kolonialen Aufgaben gewachsen wären? Und wir wollten in Demut und Bescheidenheit hier Verzicht leisten, zur Seite stehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie der arme Poet, der bei der Verteilung der Welt leer ausgegangen ist? Unmöglich!

Unsere Kolonien sollen schlecht und wertlos sein. Ja, wer hätte je hierfür den Beweis erbringen können? Wer würde sich anmassen, voraussagen zu wollen, dass irgend ein heute gering scheinendes Land durch den Willen und die Tatkraft des Menschen nicht einer glänzenden Entwicklung morgen zugeführt werden kann? Und sehen Sie nur auch genau hin auf unsere jungen Kolonien: die Saat fängt an zu spriessen! Daran ist gar kein Zweifel. Freilich Toren die, die heute schon Früchte verlangen wollen! Will man uns zum Vorwurf machen, dass, als wir zuerst auf dem Plane erschienen und Umschau hielten, die besten Länder bereits vergeben waren? Waren aber die Länder, auf die wir dann unsere Hand gelegt haben, von anderen etwa nicht begehrt? Wären wir wohl auch vorbereitet gewesen, sogleich Kolonialpaläste zu errichten? Ist es ein Unglück, dass wir gezwungen sind, an kleineren Aufgaben vorerst unsere Kräfte auf diesem Gebiete zu stärken und zu entwickeln? — Wir sollen unsere Kolonien aufgeben. Nun, Gott sei Dank, so weit sind wir heute doch schon gekommen, dass niemand, gewiss niemand wagen würde, vor Mit- und Nachwelt die Verantwortung hierfür zu übernehmen! Vorwärts müssen wir, getrieben von elementarer Volkskraft! Der Widerwilligste kann dem rollenden Rad nicht mehr in die Speichen fallen.

Als eine grosse und schöne Manifestation dieser Volkskraft erscheint mir darum dieser Kolonialkongress, und als eine solche Manifestation heisse ich vom Standpunkte der Kolonial-Verwaltung diesen Kongress hochwillkommen!

Se. Hoheit der Herr Präsident entgegnete darauf folgendes: Ich darf wohl im Namen des Kongresses den beiden Herren Vertretern der Kaiserlichen Regierung, sowie der Kolonial-Abteilung den wärmsten Dank des Kongresses für die verständnisvollen, hoffnungsvollen und anspornenden Worte, die sie ausgesprochen haben, ausdrücken.

Mir scheint, dass ein Kongress von dieser Bedeutung, der die ganze Nation in deren überseeischen Empfindungen vereint, wohl nicht sich vereinigen kann, ohne demjenigen einen Gruss zu senden, der Deutschlands Fahne und Flagge weit über die Meere hinausträgt, auf den Deutschland voll Hoffnungen und voll Vertrauen schaut, und da mir die Zustimmung des Kongresses sicher scheint, möchte ich Ihnen vorschlagen, folgendes Telegramm an Se. Majestät den Kaiser zu entsenden:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Deutsche Kolonialkongress 1902, welcher heute im Reichstagsgebäude zusammengetreten ist, um die sämtlichen kolonialen und sonstigen überseeischen Interessen des deutschen Volkes in einer Tagung zu vereinigen, entbietet Eurer Majestät seine ehrfürchtigste Huldigung. Im Auftrage der 70 Vereine, Gesellschaften und Institute und der 1350 Teilnehmer an dem Kongresse. Das Präsidium.

Nachdem die Versammlung unter grosser Begeisterung zugestimmt hatte, kam ein Telegramm des Präsidenten des Deutschen Reichstages zur Verlesung:

Eure Hoheit! Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses 1902 erlaube ich mir in den Räumen des deutschen Reichstags ehrerbietigst zu begrüssen, sowie dem Kongress einen recht glücklichen und glänzenden Verlauf zu wünschen. Leider verhindern mich wichtige Geschäfte, meiner Zusage vom 20. Mai nachzukommen und, Ihrer Einladung folgend, dem Kongress als Ehrengast anzuwohnen. Eure Hoheit bitte ich, mich demgemäss zu entschuldigen und dem Kongress diese meine Entschuldigung hochgeneigtest zur Kenntnis bringen zu wollen.

Graf von Ballestrem, Präsident des Reichstags.

Der Kongress kann diese Begrüssung des Vertreters der Volksversammlung des Deutschen Reiches nur mit aufrichtigstem Dank entgegennehmen, und ich schlage Ihnen vor, folgende Antwort dem Herrn Grafen von Ballestrem zu senden:

Namens des Deutschen Kolonialkongresses danke ich Ihnen wärmstens für die herzlichen Begrüssungsworte und Ihre freundlichen Wünsche.

Ausserdem waren Begrüssungsschreiben und Depeschen eingelaufen von dem Kaiserlichen Statthalter von Elsass-Lothringen Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, dem Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, Eminenz, dem Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Ballin, und dem Präsidenten der Münchener Orientalischen Gesellschaft, Unterstaatssekretär Prof. Dr. von Mayr, von Baron Landau, Heidelberg, Chefredakteur Tippel, Schweidnitz, u. a. m.

Dem Kongresse wurden ferner folgende Werke in je einem Exemplar vorgelegt:

Cannstatt: Kritisches Repertorium der Deutsch-Brasilianischen Literatur.

Dr. Frhr. v. Oppenheim: Rabeh und das Tschadseegebiet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Sander: Die Wanderheuschrecken und deren Bekämpfung in den afrikanischen Kolonien.
Thompson: Die Angora-Ziege.
(Im Verlage von Dietrich Reimer erschienen.)

Sodann hielten die Herren Professor Dr. Hans Meyer, Leipzig, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Adolf Wagner, Berlin, Direktor Max Schinckel, Hamburg, Hafenarzt Physikus Dr. Nocht, Hamburg, Marinestabsarzt Dr. Martini ihre angekündigten Vorträge. Die Reden sind bei den Sektionen, aus welchen sie für die Plenarsitzung vorgeschlagen wurden, gedruckt.

Nach Vertagung der Plenarsitzung auf Sonnabend Nachmittag traten am Freitag Nachmittag und Sonnabend Vormittag die Sektionen zu ihren Sitzungen zusammen.

Am Sonnabend Nachmittag eröffnete Se. Hoheit der Herr Präsident die Sitzung mit der Verlesung eines Telegrammes Sr. Majestät des Kaisers, welches als allergnädigste Antwort auf das vom Kongress am Freitag abgesandte Huldigungstelegramm eingelaufen war:

Cadinen, Schloss.

Ich habe mich über den treuen Gruss des unter Eurer Hoheit Präsidium zusammengetretenen Deutschen Kolonialkongresses und die rege Teilnahme an demselben sehr gefreut und ersuche Ich Eure Hoheit, dem Kongresse Meinen wärmsten Dank und Meine besten Wünsche für seine Beratungen zu übermitteln. Wilhelm I. R.

Sodann wurde in die Verhandlungen eingetreten und es erhielten die Herren: Dr. Jannasch, Vorsitzender des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin, Geh. Justizrat Professor Dr. Philipp Zorn, Bonn, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann, Bonn-Poppelsdorf, und Missionssuperintendent D. Merensky das Wort zu ihren ebenfalls bei den betreffenden Sektionen abgedruckten Vorträgen.

Als letzter Punkt der Tagesordnung folgte die Beratung und Abstimmung über die eingebrachten Resolutionen. Diese Resolutionen, sowie die Diskussion darüber sind am Schlusse des Werkes angeführt. Nachdem die Tagesordnung nach Annahme der letzten Resolution erledigt war, erhielt noch Herr Professor Dr. **Hans Meyer**-Leipzig das Wort zu folgendem Antrag:

Der erste Deutsche Kolonialkongress steht vor seinem Abschluss. Wir haben in angestrengter, wenn auch nur in kurzer zweitägiger Arbeit die gegenwärtig wichtigsten deutschen kolonialen und deutschen überseeischen Fragen erörtert oder doch mindestens gestreift, und aus allen Sektionen vernehmen wir den freudigen Ausdruck über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die überaus reiche Anregung, Klärung und auch über die positive Förderung, die allerwärts zustande gekommen ist. Das muss ja zu Wiederholungen ermuntern. Ich glaube daher, Ihrer aller Zustimmung sicher zu sein, wenn ich im Anschluss an eine von Seiner Hoheit dem Herrn Präsidenten in seiner Ansprache gemachte Bemerkung den Antrag einbringe, den Deutschen Kolonialkongress zu einer ständigen Einrichtung zu machen.

Mein Antrag hat folgenden Wortlaut:

> Der deutsche Kolonialkongress von 1902 beschliesst, in periodischer Wiederkehr deutsche Kolonialtage einzurichten, deren nächster 1905 (also immer nach drei Jahren) zusammentreten soll, und setzt seinen bisherigen Arbeitsausschuss als ständigen Ausschuss ein.

Ich bitte um Annahme dieses Antrags.

Der Antrag wurde einstimmig angenommen und dadurch der deutsche Kolonialkongress zu einer dauernden ständigen Einrichtung gemacht.

Zu einer geschäftlichen Mitteilung erhielt noch Seine Durchlaucht der Prinz von Arenberg das Wort; sie betraf die Resolutionen und brachte Anregungen für den neuen Kongress. Da diese Äusserung, wie auch die sich daran wieder knüpfende Diskussion sinngemäss zu dem Kapitel: „Resolutionen“ gehören, sind die Reden dort in der Einleitung nach dem Stenogramm gebracht.

Darauf sprach der Herr Präsident folgende Worte:

Es hat sich niemand mehr zum Worte gemeldet, ich darf hiermit die Diskussion über diesen Punkt schliessen. Da Sie ja Ihren Arbeitsausschuss in Permanenz erklärt haben, wird er sich mit der Frage beschäftigen.

Wir stehen damit am Schlusse dieser Tagung, einer Tagung, wie sie Deutschland noch nicht gesehen hat. So einmütig, wie die sämtlichen Kreise, die mit unserer kolonialen Bewegung zusammenhängen, hier zusammengekommen sind, sind sie ein schöner Beweis, dass Deutschland, die Deutschen stets dann zusammenhalten, wenn es sich um die grossen Güter handelt, die wir zu verteidigen und zu gewinnen haben. Lassen Sie mich aber nur noch zum Schlusse den wärmsten Dank der Deutschen Kolonialgesellschaft dafür aussprechen, dass die Gesellschaften, Vereine und Korporationen, an die wir uns gewandt haben, unsern Aufruf so warmherzig beantwortet haben, dass sie so vollzählig unserer Anregung gefolgt sind, dass sie dadurch den Kongress weit über Erwarten glänzend und förderlich gestaltet haben; lassen Sie mich den Dank aussprechen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesen 70 vereinigten Gesellschaften, die mir die Ehre erwiesen, ihr Präsident in diesen beiden Tagen sein zu dürfen. Ich danke allen denen, welche in den Sektionen sich der Mühe und Arbeit unterzogen haben, die zu dem schönen Ergebnis in den Einzelberatungen führten, ein Ergebnis, das die Arbeit des Geistes, die dort zusammen gebracht ist, weit über die Räume dieses Hauses hinaustragen wird.

Lassen Sie mich danken dem Arbeitsausschusse, der in stiller Arbeit Ausserordentliches geleistet hat. Was die Herren in freiwilliger, freudiger Arbeit auf sich genommen haben, das entzieht sich, glaube ich, unser aller Beurteilung. Die Arbeitslast, die sie zu tragen gehabt haben, war grösser, als jeder von uns glaubt. So meine ich, dass ich im Namen der ganzen Versammlung nur der Pflicht der Dankbarkeit genüge, wenn ich dem Arbeitsausschuss und an seiner Spitze seinem Vorsitzenden, Herrn Admiral Valois, unsern allerwärmsten Dank für die opferwillige Arbeit ausspreche.

Dann möchte ich auch den Rednern, die sowohl in den Sektionen wie hier im Plenum uns so herrliche Arbeiten vorgetragen haben, unsern allerverbindlichsten Dank sagen. Was sich uns hier in einem schönen Strauss dargeboten hat, ist eine Zusammenstellung alles dessen, was die ersten Geistesblüten Deutschlands auf kolonialem Gebiete getrieben haben, ein Strauss, dargeboten der deutschen Nation von führenden Geistern des deutschen Volkes, denen der Deutsche Kolonialkongress herzlichen Dank schuldig ist.

Zum Schluss darf ich wohl in Ihrem Namen sprechen, wenn ich dem Herrn Präsidenten des Reichstags für die Gastfreundschaft hier öffentlich unsern Dank sage, die er uns durch die bereitwillige Hergabe dieser schönen Räume erwiesen hat. Ohne sein liebenswürdiges Entgegenkommen hätte die Tagung wohl kaum einen so glänzenden und schönen äusseren Verlauf nehmen können.

Das Schlusswort wurde Herrn Professor Dr. **Kirchhoff**-Halle erteilt:

Viele Kräfte haben sich vereint, um das schöne Ziel zu erreichen, bei dem wir nun angelangt sind. Aber die bescheidenen Worte unseres hohen Präsidenten haben uns die Zunge gelöst, den Dank nicht zu versäumen, der vor allem ihm selbst gebührt für die Durchführung unseres Kongresses. Seitdem dieser „Kolonialkongress 1902“, wie er sich zunächst nur chronologisch nannte, ein Erstlingskongress geworden ist für eine, wie wir alle hoffen dürfen, ergebnisvolle Reihe nachfolgender Kolonialkongresse, seitdem ist diese Zusammenkunft geadelt worden zu einem Markstein in der Entwicklung unserer Nation.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu diesem unerwartet grossartigen Erfolg hat uns ein Mann geführt, der seit Jahren seine ganze Kraft der grossen Sache des deutschen Kolonialgedankens ergebnisvoll, erfolgreichst gewidmet hat. Er hat uns in der persönlichen Hingebung, in der streng sachlichen und persönlich so liebenswürdigen Führung der Verhandlungen, vor allen Dingen in dem echt deutschen patriotischen Herzen, das aus jedem seiner Worte, aus den ernsten wie aus den freundlichen, hervorklang, ein wahres Muster eines Führers der deutschen Kolonialsache gegeben. Er ist der wackre Steuermann gewesen, der unser Schiff zum Ziele geführt hat. Ich denke, es ist ein selbstverständliches Handeln, wenn wir dem Dank, den wir alle tief im Herzen für ihn haben für diese klassische Leitung unserer Verhandlungen, Ausdruck verleihen, indem wir uns zu Ehren Seiner Hoheit von unsern Plätzen erheben. — Dies geschah unter lebhaftem Beifall.

Se. Hoheit schloss den Kolonialkongress mit folgenden Worten:

Nehmen Sie meinen tiefstgefühlten, wärmsten Dank für das Vertrauen, das Sie mir zu Anfang geschenkt und während der Sitzung in so reichem Masse bewahrt haben, sowie nicht minder für den erhebenden Schluss, in den unsere Verhandlungen mit den Worten unseres Alterspräsidenten ausklangen. Mögen wir uns 1905 wiederfinden, in derselben Einmütigkeit für unser grosses deutsches Vaterland unsere ganze Kraft einzusetzen. Damit schliesse ich den ersten Deutschen Kolonialkongress!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **P. Staudinger.**
Vorsitzender: Kammerherr **Graf Linden,** Stuttgart.
Professor Dr. **Kirchhoff,** Halle.
Schriftführer: Oberlehrer **v. Bockelmann,** Danzig.
Hauptmann **Maercker,** Tilsit.

P. Staudinger-Berlin.

Zum ersten Male seit dem Bestehen der Kolonialbewegung haben sich nicht nur die kolonialen Agitationsgesellschaften, sondern auch alle die Vereine, Missionsgesellschaften und wirtschaftlichen Verbände, welche in praktischen oder idealen Beziehungen zu den Kolonien stehen, zusammengetan, um in einem gemeinsamen grossen Kongress die Fragen, welche auf unsere Kolonien und das Deutschtum, sowie den deutschen Handel in überseeischen Ländern Bezug haben, gründlichst zu erörtern. Bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes war eine Trennung in Sektionen geboten, um in ähnlicher Weise, wie dies auf anderen grossen Kongressen, z. B. den internationalen wissenschaftlichen geschieht, sachlich und ernst arbeiten zu können.

Unsere Sektion I, von den bestehenden sieben die erste, kann man kurz die wissenschaftliche nennen, aber ich möchte nicht unterlassen darauf hinzuweisen, in wie engem Zusammenhange gerade die wissenschaftliche Forschung mit dem Gedeihen unserer Kolonieen steht. Teilweise durch wissenschaftliche Reisende erhielten wir in der vorkolonialen Zeit die Kenntnis über jene fernen Länder und die Anregung zu einer Ausbreitung deutscher Interessen. Durch wissenschaftliche Arbeit, sei es auf geologischem, botanischem oder zoologischem, meteorologischem oder anderem Gebiete, bekam gerade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das praktische Erwerbsleben jene oft so notwendige Unterstützung, und auch mancher Fehlschlag wäre in einigen Fällen fortgeblieben, wenn man vor der Gründung einiger Unternehmungen die Resultate der Forschung, die Geschichte oder die Statistik zu Rate gezogen hätte.

Deshalb hat auch gerade eine wissenschaftliche Sektion auf dem Kolonialkongress mit seinen hervorragend praktischen Interessen ihre volle Berechtigung und Bedeutung.

Die Beteiligung königlicher wissenschaftlicher Institute und Gesellschaften zeigt ferner die Beachtung, die von jener Seite der Versammlung geschenkt wird, und unter den Rednern der Sektion begrüssen wir zu unserer Freude ganz hervorragende Vertreter, ja sogar Autoritäten auf ihrem Gebiete und in ihrem Fache, so dass ein für die Allgemeinheit erspriessliches Arbeiten schon durch die Themata der Vorträge und die Namen der Redner gewährleistet ist.

Ich eröffne nun die Sitzung der Sektion I und schlage zu Vorsitzenden die Herren Graf Linden und Kirchhoff, sowie zu Schriftführern v. Bockelmann und Maercker vor. (Die Wahl erfolgte durch Zustimmung.)

Die geographischen Grundlagen und Aufgaben in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete.

Von Professor Dr. **Hans Meyer,** Leipzig.

(Plenarsitzung am 10. Oktober, Vormittag.)

In unseren kolonialen Kreisen erschallt in neurer Zeit laut der Ruf nach Reformen. Man will vor allem mehr koloniale Praxis, weniger Theorie. Der deutsche Doktrinarismus habe sich unsres gesamten Kolonialwesens bemächtigt und alle frische Initiative gelähmt; die Kolonialwirtschaft könne gegen das Belehren, Reglementieren, Regieren nicht aufkommen. Die Kolonien sind, so heisst es weiter, zuvörderst ein Geschäft, das geschäftsmässig betrieben werden muss. Die Zukunft der Kolonien gehöre deshalb dem Praktiker u. s. w. Wir alle wissen, dass in diesem Verlangen ein gut Stück Berechtigung liegt, und wir bemühen uns in allen Kreisen redlich, die Dinge, wo nötig, zu ändern. Der beste Beweis ist ja unser Kongress selbst,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der sich, wie sein Programm zeigt, bemüht, alle vorhandenen lebendigen Kräfte in den Dienst einer gesunden Entwicklung unsrer Kolonien zu stellen. Aber eben deshalb scheint es mir an der Zeit, einmal darauf hinzuweisen, dass die so eindringlich geforderte koloniale Praxis schlecht fährt, wenn sie von der Theorie, soweit sie wissenschaftliche ist, nichts wissen will. Noch immer und überall haben es unsre Praktiker dann am weitesten gebracht, wenn sie sich an die deutsche Wissenschaft angeschlossen haben. Die Kolonialwirtschaft kann selbstverständlich die Praktiker nicht entbehren. Überall sind in der Kolonisation die reinen Praktiker, die Prospektoren, Händler, Ansiedler etc. vorangegangen. Aber erst wenn die Wissenschaft mitgegangen ist, stellten sich auch grosse wirtschaftliche Erfolge ein. Darum wird es nützlich sein, heute einige Worte über das Verhältnis der geographischen Wissenschaft zu unsrer kolonialen Wirtschaft zu sagen.

Wer über die geographischen Grundlagen in der wirtschaftlichen Erforschung der Kolonien sprechen will, setzt voraus, dass diese Grundlagen auch wirklich geographische sind. Dass sie dies sind, wird niemand bestreiten, der bedenkt, dass zunächst einmal ohne räumliche Orientierung über ein Neuland die wirtschaftliche Erkundung gegenstandslos sein muss. Wenn ich daran gehe, mich in einem Neubau häuslich einzurichten, um ein Gewerbe oder eine Industrie darin zu betreiben, so muss ich vor allem die Räume gründlich untersuchen, um für jeden besondern Zweck den geeignetsten Ort auszuwählen; ich muss es tun, um die Verbindung der Räume untereinander am praktischsten auszunützen, über die einfachste Zuführung von Arbeitskraft (Wasser, Dampf, Gas, Elektrizität) zu disponieren, den kürzesten und sichersten Ein- und Ausweg für den Verkehr herzustellen, und dergleichen mehr. So muss auch in einem kolonialen Neuland die wirtschaftliche Erforschung, die zu praktischer Kolonisationsarbeit führen soll, notwendig vor allem auf der räumlichen Kenntnis des Landes basiert sein.

In dieser letzteren ist nun bei uns schon erfreulich viel geschehen. Die stattliche Kartenausstellung, die Sie heute beim Eintritt in dieses Haus begrüsst, und die wir besonders der mühevollen sachkundigen Arbeit der Herren Kartographen Moisel und Sprigade verdanken, ist ein sprechender Beweis dafür. Namentlich das letzte Jahrzehnt hat durch die für militärisch-politische Zwecke ausgeführten topographischen Arbeiten unsrer Marine, Schutztruppenoffiziere und Beamten und durch die für wissenschaftliche Spezialforschungen unternommenen Kartenaufnahmen unsrer Forschungsreisenden die räumliche Kenntnis von unseren Kolonien in einem Masse erweitert und vertieft, um das uns alle anderen kolonisierenden Nationen beneiden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kein fremdländisches Kolonialreich hat in so kurzer Zeit eine so reiche und gute Kartierung erhalten wie das unserige. Und wie gross dazu die Leistungen unserer alle diese Materialien verarbeitenden kartographischen Institute, namentlich des Justus Perthesschen Institutes in Gotha und des Dietrich Reimerschen in Berlin, sind, führt Ihnen ja unsere Kartenausstellung vor Augen.

Aber die Kartierung ist nur der eine Eckpfeiler des Baues; dabei können wir Bauenden nicht stehen bleiben. So wenig wie die Kartographie allein das Wesen und den Inhalt der Geographie ausmacht, so wenig ist die räumliche Orientierung über ein Land identisch mit der Kenntnis seiner physischen Beschaffenheit und der aus dieser Beschaffenheit resultierenden wirtschaftlichen Brauchbarkeit für die Kolonisation.

Man kann keine Kolonisationsarbeit leisten, wenn man nicht weiss, wie in dem Arbeitsraum die Arbeitskräfte, das Arbeitsmaterial, die Werkzeuge und alle möglichen anderen Faktoren aufeinander und zusammen wirken können und müssen. Diesen allgemeinen beherrschenden Überblick gibt in einem Neuland wiederum die Geographie und nur die Geographie. Die einzelnen Arbeitsleistungen freilich in ihren verschiedenen Methoden und Ergebnissen, also der Bergbau, Plantagenbau, Viehzucht etc. gehen die Geographie als solche nichts an. Diese wirtschaftlichen Betriebe werden durch theoretische und praktische Wissenschaften wie Geologie, Botanik, Zoologie, durch Berg- und Hüttenkunde, Agronomie etc. gelehrt und gefördert, und sie treten auf die Untersuchungen spezialwissenschaftlicher Reisender oder besonders eingerichteter Stationen hin oder nach Versuchen von Minenprospektoren, Gärtnern, Pflanzern und anderen pfadfindenden Praktikern erfolgreich in Tätigkeit; aber ein Gesamtbild der wirtschaftlichen Nutzbarkeit eines kolonialen Neulandes, das uns von vornherein darüber aufklärt, welche verschiedenen wirtschaftlichen Einzelzweige in diesem Landstrich überhaupt Aussicht auf Entfaltung haben, wo und wie sie am besten anzufangen sind, das kann nur die durch die Geographie vermittelte Einsicht in die ganze physische Eigenart des Landes geben.

Und so sind denn auch die für eine wirtschaftliche Gesamtbeurteilung eines Gebietes wertvollsten Arbeiten unserer spezialwissenschaftlichen Reisenden, d. h. unserer in den Kolonien reisenden Geologen, Botaniker, Zoologen, Ethnographen etc. immer die, deren Verfasser, ohne eigentliche Geographen zu sein, doch ihrer wissenschaftlichen Spezialforschung eine genaue allgemein geographische Untersuchung ihres Arbeitsgebietes zu Grunde gelegt haben. Dafür brauche ich als neuere Beispiele nur die Namen Bornhardt, Wohltmann, Preuss, Volkens, Kohlschütter, Busse zu nennen und auf die Reise-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unternehmungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zu verweisen. Ihnen schliessen sich von unseren Offizieren die Namen François, Morgen, Hutter, Langheld, Hermann u. a. in glänzender Reihe an.

Wenn wir hier von Geographie sprechen, so denken wir nicht an die Geographie der älteren Schule, die fast nur aus Länderbeschreibung und statistischen Belegen bestand und mit ihrem Mangel an Anschauung vielen unter uns hier Versammelten den Geschmack an Geographie gründlichst verleidet hat; wir denken auch nicht an die schon viel höher stehende Geographieform der einheitlichen künstlerischen Schilderung nach dem Vorbild Alexanders von Humboldt, sondern wir denken an die Geographie im modernen Sinn, wie sie namentlich Ferdinand v. Richthofen geprägt und ausgestaltet hat, an Geographie als Wissenschaft vom ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen der Erdoberfläche.

Als Wissenschaft vom ursächlichen Zusammenhang aller Erscheinungen der Oberfläche eines Erdraumes lehrt sie uns, wie von der Lage eines Landes sein Klima abhängt, wie aus Klima, Boden und Bewässerung zusammen sich die Besonderheit seines Pflanzenwuchses ergibt, wie von diesen Faktoren inkl. Pflanzenwuchs die Tierwelt beeinflusst wird, und wie sie alle zusammen dem materiellen und teilweise auch dem geistigen Kulturstand der menschlichen Bewohner seine Eigenart verliehen haben. Aus alledem aber ergibt sich das Gesamtbild der wirtschaftlichen Nutzbarkeit dieses Neulandes für unsere Kolonisation.

Diese überall den kausalen Zusammenhang nachweisende und erklärende Geographie möchte ich hier aus praktischen Gründen kurz „kausale Geographie“ nennen, ohne damit einen neuen Terminus einführen zu wollen. Sie nimmt auch davon Notiz, dass in den Kausalnexus der gegenwärtigen geographischen Erscheinungen eines Landes noch andere Einflüsse hineinspielen, insbesondere historische, wie z. B. die Klimawechsel in geologischer Vergangenheit, die Verbreitung von Pflanzen und Tieren in früheren Erdperioden, die geschichtlichen Schicksale der Völker. Aber ihr höchster Betrachtungspunkt ist der, dass der Mensch wie alle anderen organischen Wesen in der Natur steht und nicht aus ihrem ursächlichen Zusammenhang losgelöst werden kann.

Also, wenn wir einen allgemeinen Überblick über den wirtschaftlichen Wert eines kolonialen Neulandes gewinnen wollen, so müssen wir vor allem mit Hilfe der kausalen Geographie zu erkennen suchen, warum die gesamte physische Beschaffenheit des Landes so ist, wie sie eben ist, und was wir daher von ihr für unsere Kolonisationsarbeit erwarten können. Wer sich eine solche Urteilsfähigkeit durch die Elemente der physischen Geographie an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geeignet hat, der kann nicht in Phantasien verfallen, wie sie zur Zeit der ersten Besitzergreifung unserer Kolonien von gar manchem unserer Kolonialpioniere gehegt und verkündet wurden und auch in neuerer Zeit, seitdem das Losungswort „wirtschaftliche Erschliessung der Schutzgebiete" unsere Kolonialbewegung führt, wieder in einer unserer kolonialen Arbeit mannigfach gefährlichen Weise sich verbreiten.

Machen wir uns einmal kurz an einem Beispiel klar, wie die Gesamterscheinung eines kolonialen Gebietes sich in der wirtschaftlichen Beurteilung eines Reisenden mit geographischer Vorbildung und eines anderen ohne solche Schulung spiegeln wird. Wählen wir dazu das Kilimandjarogebirge in Ostafrika.

Wer in der trocknen Jahreszeit aus der sonnverbrannten menschenarmen Steppenhochebene in das kühle immergrüne Gebirge hinaufsteigt, wird dort in der bewohnten mittleren Höhenzone, im sog. Dschaggaland, beobachten, dass dieses Gebiet auch in der ostafrikanischen Trockenzeit häufige Regenfälle hat; er wird bemerken, dass zahllose natürliche und künstliche Bäche und Rinnsale einen ungemein fruchtbaren vulkanischen Boden bewässern, und dass unter den fleissigen Händen einer dichten Ackerbau treibenden Bevölkerung riesige, das ganze Land überziehende Bananenpflanzungen gedeihen. Wenn nun dieser Beobachter sich die physische Erscheinung des Landes nicht aus dem ursächlichen Zusammenhang der geographischen Faktoren zu erklären vermag, wenn er nicht erkennen kann, wie Klima, Bewässerung, Bodengestalt u. s. w. zusammenwirken müssen, so wird er in Anbetracht der ihn allerwärts umgebenden Fruchtfülle den kolonialen Wert dieses Gebietes ausserordentlich hoch einschätzen. Er wird glauben und die Ansicht verbreiten — wie dies ja auch genugsam geschehen ist —, dass hier ein Zukunftsfeld für alle nur möglichen Plantagenerzeugnisse gegeben sei. Er wird annehmen, dass die arbeitsame dichte Bevölkerung einen beträchtlichen Absatz europäischer Industriewaren gewährleiste, und dass in der oberen, kühlen Gebirgszone von ca. 3000 *m* aufwärts über der Urwaldgrenze eine breite europäische Besiedelung günstige Daseinsbedingungen finden könne.

Ganz anders der geographische Beobachter. Er wird sogleich erkennen, dass die fruchtbare Ackerbauzone des Kilimandjaro auf die jetzige Ausdehnung zwischen 1000 und 1800 *m* Höhenlage beschränkt ist, weil bis 1000 *m* von unten her das extreme Steppenklima heraufreicht, von oben her aber bis 1800 *m* herab die niederen Temperaturen und ewigen Nebel des oberen Gebirges. Die bebaute Dschaggazone zwischen 1000 und 1800 *m* verdankt ihren Wasserreichtum und ihr üppiges Wachstum von Bananen und Bataten den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegen der abkühlenden Gebirgserhebung hier in jeder Jahreszeit fallenden Niederschlägen; aber mit dieser Regenfülle ist eine so häufige Bewölkung des Himmels verbunden, dass dem Dschaggaland verhältnismässig wenig Sonnenstrahlung zu teil wird und seine Temperaturen erheblich schwanken. Infolge davon ist hier die Kultur aller jener spezifisch-tropischen Gewächse unmöglich, die eine gleichmässige hohe Temperatur und starke Besonnung brauchen. Es ist demnach ausgeschlossen der Anbau von Tabak, Kakao, Zucker, Vanille, Zimmt, Baumwolle, Sesam, Erdnuss u. dergl. m. Dagegen müssen gedeihen Thee, Chinarinde, Kampfer, Manilahanf und stellenweise Kaffee. Aber die Bevölkerung ist in Dschagga so dicht und der von dieser dichten Bevölkerung für ihre eigne Ernährung okkupierte Ackerboden nimmt in der anbaufähigen Zone trotz der intensiven Bestellungsart bereits so viel Raum ein, dass für Plantagenbau europäischen Systems nur wenig Platz übrig bleibt. Nutzbare Mineralien aber sind in so jungvulkanischem Gestein, wie es das des Kilimandjaro ist, nicht enthalten. Nach alledem wird der Kilimandjaro für den Export immer nur wenige Werte und diese nur in kleinen Mengen produzieren können; jedenfalls viel weniger als das sonnigere, dünn bevölkerte und darum viel Raum für Plantagenbau bietende Usambara, das obendrein wegen seiner Küstennähe sehr viel billigere und schnellere Verkehrsverbindung mit den Hafenplätzen hat. Ist aber vom Kilimandjaro nur ein geringer Export möglich, so muss auch der Import dorthin unbedeutend bleiben; also wird unserem Handel und unserer Industrie nicht viel Nutzen daraus erwachsen. Und was schliesslich die Möglichkeit europäischer Besiedelung der kühlen oberen Gebirgsregionen anbelangt, so muss sie für sehr gering in einem Landstrich erachtet werden, der den weitaus grössten Teil des Jahres im Nebel liegt, häufig von Nachtfrösten und Schneefällen heimgesucht wird, und trotzdem im Gegensatz zur darunter liegenden Dschaggazone so wasserarm ist, dass man ihn grösstenteils als alpine Wüste charakterisieren kann. Nur einige wenige geschütztere Punkte der Südostseite kommen im Hochgebirge einmal für ein Sanatorium tropenkranker Europäer in Betracht.

So ist der Befund jener beiden Reisenden total von einander verschieden. Der eine hat unter dem Eindruck der Landesschönheit phantasiert, der andere aber mit dem Einblick in den kausalen Zusammenhang der Erscheinungen das Richtige bald herausgefunden.

Daraus ergibt sich nun für unsere praktische Kolonisation die Forderung, dass unsere Offiziere, Beamten und spezialwissenschaftlichen Reisenden, die ein bestimmtes Gebiet untersuchen, sich die Elemente der physischen Geographie aneignen und die Erscheinungen daran prüfen, ehe sie über den wirtschaftlichen Gesamtwert des Landes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Urteile abgeben. Wer solches geographisches Verständnis nicht gewonnen hat, der sollte sich in seiner wirtschaftlichen Beurteilung des Landes grösste Reserve auferlegen. Er handelt sehr verdienstlich, wenn er sich auf das Zusammentragen beobachteter Tatsachen beschränkt und deren Verwertung in wissenschaftlicher wie in wirtschaftlicher Beziehung anderen überlässt. Das zu erstrebende viel höhere Ziel muss jedoch sein, diese nur beschreibende Art von Berichterstattung ersetzen zu können durch ein auf fester geographischer Grundlage fussendes selbständiges Urteil.

Das ist die erste geographische Aufgabe in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete. Die zweite ist die, dass wir die besten solcher kausal-geographischer Schilderungen, die wir bereits besitzen und die künftig von unseren Reisenden heimgebracht werden, sammeln und sie in einheitlicher Bearbeitung zu einer elementaren, aber den Ansprüchen wissenschaftlicher Geographie genügenden physischen Landeskunde unserer Schutzgebiete zusammenstellen, die der wirtschaftlichen Unternehmung zur allgemeinen Orientierung dienen kann. Was wir bisher an zusammenfassenden landeskundlichen Werken über unsere Kolonieen haben, gibt für unsere wirtschaftlichen Kolonisationszwecke entweder zu viel, indem es, wie z. B. Hassert's vortreffliches Werk, auch die Geschichte, politische Geographie u. a. m. mit abhandelt, oder zu wenig, indem es die Dinge und Erscheinungen nur beschreibt, nicht aber in ihrem ursächlichen Zusammenhang erklärt. Das Material zu einer solchen physischen Landeskunde aller Schutzgebiete ist noch lückenhaft — und ebendeshalb stellen wir seine Beschaffung als ein dringendes Desideratum für die künftige Forschung hin; aber wir besitzen bereits viele gute Bausteine in unseren geographischen und kolonialen Zeitschriften, besonders in Danckelmans „Mitteilungen"; und schon haben wir über eine ganze Reihe wirtschaftlich wichtiger Gebiete vortreffliche kausalgeographische Übersichten, die nach Methode und Inhalt als Vorbilder für weitere Arbeiten dienen können. Ich nenne nur ein Beispiel: Passarges Geographie von Adamaua im zweiten Teil seines Reisewerkes.

Wenn nun das Ziel der wirtschaftlichen Erforschung auf geographischer Grundlage in unseren Schutzgebieten weiter verfolgt wird, so wird die Arbeit vor allem in den Landstrichen einzusetzen haben, die bisher überhaupt in der Erforschung noch zu kurz gekommen sind. Das ist die dritte und umfassendste Aufgabe, die ich zu meinem Thema zu stellen habe. Sehen wir daraufhin die Karten an und beschränken wir uns heute wegen der Kürze der Zeit auf unsere afrikanischen Schutzgebiete. (Im Vortragssaal waren grosse Karten der deutschen Schutzgebiete Afrikas aufgehängt, die den gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wärtigen Stand der kartographischen Aufnahme und Erforschung veranschaulichten.) Da springt in dieser kartographischen Darstellung, die ich den Herren Kartographen Moisel und Sprigade verdanke, sofort in die Augen, wo in dieser Beziehung noch am meisten zu erforschen ist: Je nach Intensität der Erforschung sind die Teile jeder Karte verschieden stark getönt.

I. Ostafrika. Hier kommen hauptsächlich vier Gebiete in Betracht: 1. Die Steppen westlich vom Panganifluss und vom Guasso njiro-See; 2. Ruanda, Urundi und Uha; 3. das Steppenhochland zwischen Tabora und dem Rikwasee; 4. der ganze Süden zwischen der Küste und dem Nyassasee ausser den beiden Randländerstreifen. Von diesen vier kartographisch rückständigsten Gebieten verdienen das nördlichste und das südlichste die nächste Berücksichtigung, und zwar das Nordgebiet (Ruanda-Urundi) als riesiges dicht bevölkertes, klimatisch gemässigtes Hochland, das namentlich als Viehproduzent für Ostafrika selbst grosse Bedeutung gewinnen kann und relativ leicht von Osten her via Ugandabahn-Viktoriasee, von Süden her via Nyassa-Tanganyika zugänglich ist. Noch wichtiger und dringender ist aber die genaue Erforschung des Südgebietes zwischen Ozean und Nyassasee. Es ist derjenige Zugang zum innerafrikanischen Seengebiet, der allen anderen Zugängen aus zahlreichen Gründen überlegen ist. Es ist das Durchgangsland der projektierten kürzesten, billigsten, schnellsten, verkehrsreichsten Seenbahn Kilwa-Wiedhafen und verspricht in seinen bekannten Teilen Ungoni, Konde etc., wirtschaftlich ausserordentlich viel. Wie aber die östlichen Nachbargebiete beschaffen sind, ist weiteren Untersuchungen vorbehalten.

II. Südwestafrika. Da wären für wirtschaftliche Absichten vor allem zwei Gebiete von der geographischen Forschung in Angriff zu nehmen: 1. Der Südwesten, also das westliche Gross-Namaland, das als Zugangsgebiet zum mineralreichen Hinterland (mit Gibeon, Bersaba u. a. Fundstellen) vielleicht bald Bedeutung gewinnen wird; 2. der ganze Norden, insbesondere Ovamboland. Das letztere scheint mir das bei weitem wichtigere Ziel geographischer Erforschung für die wirtschaftliche Beurteilung zu sein. Es ist das einzige fruchtbare wirkliche Tropenland der südwestafrikanischen Kolonie, es hat eine dichte arbeitsame Ackerbaubevölkerung, es ist der voraussichtliche Arbeiter- und Nahrungslieferant für die benachbarten Minendistrikte, und es ist nach dem Plan der S. W. Africa Co. das Durchgangsgebiet der Eisenbahn Porto Alexandre-Otavi.

III. Kamerun. Merkwürdigerweise ist Kamerun trotz der vielversprechenden Ergebnisse der bisherigen Erforschung und Kultivation die unbekannteste unserer Kolonieen; es hat viel mehr kartographische Lücken als Ausfüllungen. In der Hauptsache sind es hier drei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grosse Gebiete, die noch genauer geographischer Erforschung harren: 1. im Süden die Länder der Bule und Mwele mit dem Oberlauf des Nyong; 2. im Osten das südliche Ngaundere; 3. im Norden das südliche Adamaua um das Genderogebirge und die weiten Länderstrecken zwischen Süd-Adamaua und den Manengubabergen. Am dankenswertesten wäre die Erforschung des letzteren Gebietes, weil es das Durchgangsland der neuen, bereits für 400 *km* konzessionierten Eisenbahn Viktoria-Mundame ist, die vielleicht einmal das südliche Adamaua zu ihrem Ziele hat.

IV. Togo. Von dieser unserer kleinsten afrikanischen Kolonie ist am wenigsten unbekannt: 1. das nördliche Drittel ausser Sansanne Mangu nebst Umgebung; 2. der mittlere Teil der östlichen Grenzdistrikte. Für die wirtschaftliche Nützung ist aber wichtiger die eingehende Erforschung des Umlandes von Atakpame und dessen westlicher Nachbarschaft nach Kete Kratyi hin wegen der Weiterführung der bis Misahöhe in Tracierung befindlichen Eisenbahn und wegen der in Aussicht genommenen Ausbreitung der eingeborenen Baumwollkultur. —

Dies in aller Kürze die Skizzierung unserer nächsten Forschungsaufgaben in den afrikanischen Schutzgebieten. Wenn ich dabei auf die ausgehängten Karten verweise, so geschieht es mit der Betonung des Umstandes, dass diese Karten nur den Stand der kartographischen Aufnahme jener Länder geben, nicht den der geographischen Erforschung im Ganzen. Wenn auch in vielen Fällen die kartographisch gut aufgenommenen Gebiete zugleich die allgemein geographisch besterforschten sind, so gibt es doch nicht wenige, deren kausalgeographische Erforschung weit hinter der Vollkommenheit ihrer Kartierung zurücksteht. Wir müssen daher immer wieder den Anspruch erheben, dass das Kartenbild durch die kausalgeographische Schilderung ergänzt werde und dadurch erst wissenschaftlich wie wirtschaftlich vollen Wert erhalte.

Diejenigen unserer Beamten, Offiziere und Reisenden aber, die ihre Fähigkeit und Tüchtigkeit in geographischer Forschungsarbeit bewiesen haben, sollten fortgesetzt Verwendung in dieser Aufgabe finden, und zwar nicht nur im Nebenamt, sondern als Hauptberuf und womöglich im Dienst einer grossen einheitlich organisierten Landesaufnahme, die das Schwergewicht auf die kausalgeographische Erforschung neben der Kartierung legt und sich den für die Kartierung der Kolonien bestehenden Einrichtungen angliedern müsste. Die Geldmittel hierzu wären, wie ich glaube, nicht schwer zu beschaffen. Die wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute wenden ihre Unterstützungen in stetig wachsendem Masse Unternehmungen zu, die unsere eigenen Kolonien zum Gegenstand haben, aber diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unternehmungen sind meist wissenschaftliche Spezialstudien, nicht allgemein geographische Forschungen, die der kolonialwirtschaftlichen Gesamtbewertung des Landes zur ersten Unterlage dienen können. Dazu nun, zu einem gleicherweise wissenschaftlichen wie wirtschaftlich-kolonialen Zweck könnte eine andere Quelle erschlossen werden; nämlich der alljährlich vom Reichstag in Höhe von 200000 Mk. bewilligte Afrikafonds. Damit würde dieser Fonds, den die ehemalige „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" erhielt, und der jetzt allen möglichen wissenschaftlichen Zwecken der Kolonialforschung dient, seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zugeführt. Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" verwandte den Fonds lediglich für geographische Forschungen; aber sie verwandte ihn im idealen, internationalen Interesse. Seitdem haben wir unsere eigenen Kolonien erworben, an denen wir sehr reale Interessen haben und in immer weiterem Masse nehmen müssen. Es wäre daher eine schöne Wendung, wenn fürderhin der Afrikafonds ausschliesslich für die deutsche geographische Forschung auf deutschem kolonialen Boden Verwendung fände. Den Gewinn davon wird nicht nur die Wissenschaft, sondern ebensowohl die deutsche Kolonialwirtschaft haben.

International war die Afrikaforschung bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts; international, idealen Zielen zugewandt, von grossen wissenschaftlichen Leistungen getragen und Erfolgen gekrönt. Aber im internationalen Wettstreit stand damals der deutsche geographische Forschungsreisende mit in erster Reihe. Es war die Zeit der Heuglin, Barth, Rohlfs, v. d. Decken, Schweinfurth, Nachtigal und dann der Pogge, Wissmann, Reichard, Flegel, Staudinger, Kund und Tappenbeck; es war die Zeit, von welcher Kersten sagte, dass sie „metaphysischen Forschungszwecken" nachgestrebt habe. Darauf kam Mitte der 80er Jahre die politische Aufteilung Afrikas, die koloniale Sturm- und Drangperiode im ganzen dunklen Erdteil, die andre Aufgaben als wissenschaftliche zu lösen hatte und zahlreiche moderne Konquistadoren zeitigte, aber nur wenige Forscher. Die afrikanischen Interessen waren national geworden, nie ist mehr über Afrika und über Afrikanisches geredet und geschrieben worden als damals, aber die wissenschaftlich-geographische Landeskenntnis gewann nur sehr wenig dabei und ist in Deutsch-Afrika an kaum ein Dutzend Namen geknüpft. Erst seitdem um die Mitte der 90er Jahre der Wettlauf zum Stillstand gekommen war und jeder im eignen Hause Ordnung geschaffen hatte, setzte auch die wissenschaftliche und namentlich geographische Forschung wieder ein, nun aber vorwiegend als Detailforschung innerhalb politisch abgegrenzter Gebiete. Und diesmal führte diese nationale Beschränkung der Forschung gerade bei uns zu einer so fruchtbaren Bereicherung und Vertiefung, dass sich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsche Afrikaforschung vom festen nationalen Boden wieder wie einst zu internationaler Bedeutung erhebt. Aber wir wollen von ihr nicht mehr nur ideellen Gewinn haben wie einst, sondern auch materiellen. Und den werden wir haben, wenn wir unsere wirtschaftliche Kolonisation auf das feste Fundament der wissenschaftlichen geographischen Forschung stellen. Also handeln wir danach!

Professor Dr. **Kirchhoff**-Halle: Ich möchte, an die Schlussworte des geehrten Redners anschliessend, die hohe Versammlung darauf aufmerksam machen, dass in der Tat der sogenannte Afrika-Fonds ursprünglich ausschliesslich der geographischen Forschung gewidmet war in dem Zeitalter, über welchem der goldene Name Gustav Nachtigal strahlte, und diese Summe damals ausgeworfen war für das Eindringen von der Westküste Afrikas in den dunklen Erdteil in rein ideal-kosmopolitischem Sinne. Als wir dann in unsere koloniale Ära eintraten, vergass man mehr und mehr die rein theoretische Bestimmung dieser Spende aus dem Reichssäckel. Unsere Kolonieen sind nun weit hinaus gewachsen über den afrikanischen Küstenring. Über unseren Schutzgebieten geht ja die Sonne nicht mehr unter. Welche Fülle von Arbeit liegt aber eben deshalb noch vor für die wissenschaftliche Erforschung unserer Schutzgebiete, von Samoa bis zu unserm Schmerzenskind Deutsch Südwest-Afrika. Hätten wir z. B. in ähnlichen roten Farbentönen wie die afrikanischen Schutzlande hier ein Kartenbild von unserem grossen Kaiser Wilhelms-Land vor uns, wir würden leider nur die Schamröte in den matteren (den noch unbekannten Raum bedeutenden) Tönen über dem Bilde ausgebreitet sehen: gleich hinter der Küste ein Land von lauter Lücken geographischer Kenntnis. Ja, unsere Forscher gehen selbstlos in die Weite, um endlich auch von unseren fernsten Kolonien den Schleier zu lüften; sie verlangen für sich keinen Mammon, sie setzen ihre Kraft, ja sie setzen ihr Leben ein für die grosse Sache der Wissenschaft, der nationalen Wohlfahrt. Aber der nervus rerum kann dabei doch nicht ausser acht gelassen werden. Unser verehrter Herr Redner hat uns ein grosses Ziel gewiesen, dem wir zustreben sollen: das Ziel einer einheitlichen wissenschaftlichen Landeskunde der deutschen Schutzgebiete. Wie sollen wir dem nachstreben, wenn wir immer nur aus zufälligen Almosen, aus den Schätzen einiger begüterten geographischen und ähnlichen Gesellschaften schöpfen wollen? Haben wir einmal eine sichere materielle Unterlage in den jährlich gespendeten 200 000 Mk., so können wir zuversichtlicher in die Zukunft blicken. Es handelt sich ja nicht um eine Wortklauberei. Der Afrika-Fonds darf wahrlich bestimmungsgemäss der Fonds werden für die wissenschaftliche Erforschung unserer Schutzgebiete im all-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeinen, bis in die Fernen der Südsee. Er entspricht gerade dann seinem Namen nicht, wenn er zwar innerhalb Afrikas, jedoch zu einer Menge nicht geographischer Zwecke verwendet wird, wie in den letzten Etatsjahren. 20 bis 30 000 Mk. sind allerdings immer ausgeworfen worden, soviel ich weiss, für die klassischen Hefte, die mit Recht eben schon gerühmt wurden, die Hefte unseres Freiherrn von Danckelman: „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten". Wir möchten aber etwas mehr als diesen Bruchteil Verwendung finden lassen für den ursprünglichen Zweck geographischer Erforschung in der zeitgemässen Form der Aufklärung unserer Schutzgebiete überhaupt. Der Herr Direktor der Kolonialabteilung unseres Auswärtigen Amtes hat mit Recht die fröhlichen Worte gesprochen: Die Saaten in unseren Schutzlanden fangen an zu spriessen. Ich glaube nur, sie spriessen erst dann glücklich, grünen nur dann weiter, wenn auch der befruchtende Regen fällt.

Ich beantrage keine Resolution; aber ich würde es warm begrüssen, wenn die hohe Versammlung ausdrücklich bestätigte, dass sie sich diesem Wunsche einer künftigen Verwendung des Afrikafonds in dem eben angedeuteten Sinne anschlösse.

Die nutzbaren Bodenschätze der Deutschen Schutzgebiete.

Von Geh. Bergrat **Schmeisser**, Erster Direktor der Königl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Von weitgehendster Bedeutung für die Entwickelung der Länder sind die Bodenschätze, welche eine gütige Vorsehung ihnen in den Schoss legte. Sie spenden dem Arbeiter das Arbeitsgerät, dem Krieger die Waffe, dem Landmanne den Pflug, den befruchtenden Dünger, dem Künstler das bildsame Erz und Gestein, dem Handel den Wertmesser, das Tauschmetall, der gesamten Menschheit Feuer, Licht, Kraft, den friedlichen Herd, das schützende Dach.

Kolonisierenden Nationen ist der baldige Nachweis der Bodenschätze in den überseeischen Besitzungen besonders bedeutungsvoll;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er erhöht namentlich den Wert derjenigen vorteilhaft, welchen minder günstiges Klima geringere Fruchtbarkeit in Flora und Fauna gab.

Wenn ich unternehme, Ihnen die nutzbaren Bodenschätze der Deutschen Schutzgebiete zu schildern, so kann dies bei der Kürze der gegebenen Zeit nur in allgemeiner, knapper Übersicht geschehen. Es bleibt vorbehalten, das reiche vorhandene Material einer eingehenden Bearbeitung zu unterziehen.

Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle meinem verbindlichsten Danke Ausdruck zu geben der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, den Herren Gouverneuren der Schutzgebiete, der Schantung-Bergbau-Gesellschaft und anderen Kolonialgesellschaften für die Bereitwilligkeit, mit der sie die vorhandenen Nachrichten mir zur Verfügung gestellt haben, und Herrn Bergassessor Macco, Hilfsarbeiter bei der Königl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, für die eifrige Hilfsbereitschaft, mit der er mich bei der Sammlung des weitverstreuten Materials unterstützt hat.

Sechs Fragen sind es, die sich dem Beurteiler aufdrängen:

1. Welche nutzbaren mineralischen Bodenschätze könnten nach Lage der geologischen Formationen vorkommen?
2. Welche nutzbaren mineralischen Bodenschätze haben die Eingeborenen im Gebrauche?
3. Welche nutzbaren Bodenschätze sind in den aufgeschlossenen Nachbarländern gefunden?
4. Welche nutzbaren mineralischen Bodenschätze sind in unseren Schutzgebieten tatsächlich gefunden?
5. Auf welcher Bodenschätze Erschürfung ist nach Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse zunächst das Hauptaugenmerk zu richten?
6. Welche besonderen Massregeln sind zur weiteren Erschliessung der Bodenschätze zu ergreifen?

Der den Boden eines neuen Landes betretende Forscher (der Geologe, der Bergmann), wird zunächst die allgemein geologischen Verhältnisse ins Auge fassen, um zu erwägen, welche Bodenschätze nach Massgabe derselben überhaupt vorkommen können.

Die Frage nach erwünschtem, dauerhaftem Baumaterial löst sich meist leichter, schwerer diejenige nach den verborgeneren und wertvolleren Schätzen, nach dem Edelmetall- oder -mineral, nach Gold, Silber, Eisen, Kohle und anderem. Doch auch in dieser Richtung bietet die Art der vorhandenen Gebirgsglieder manchen Fingerzeig.

Wissen wir zwar, dass Gold und Silber, Eisen und Kupfer, Kohle und Steinsalz u. s. w. in fast allen Formationen vorkommen können, so sind sie doch vorzugsweise, namentlich auch in ihrer Erscheinungsart, an bestimmte Formationen gebunden. Es würde zu weit führen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dies an der Hand sämtlicher uns hier interessierenden, wichtigeren Mineralien zu erörtern; ich gebe nur zwei Beispiele: „Gold und Kohle".

Geologische Verbreitung des Goldes. Gold, eins der wenn auch nicht in Menge, so doch in feiner Verteilung weitest verbreiteten Metalle, ist in fast allen Hauptformationen des Erdballes nachgewiesen worden, doch in wohlunterschiedenem Auftreten.

Es gibt da vier Arten dieses Auftretens:

1. Golderzgänge.
2. Magmatische Ausscheidungen des Goldes.
3. Schichtige Goldlagerstätten, in welche das Gold nach der Bildung der Lagerstätte gelangte.
4. Schichtige Goldlagerstätten, in welche das Gold gleichzeitig bei Bildung der Lagerstätte gelangte.

Gangartig, und zwar an Quarz, seltener Kalkspat, Schwefelkies, Arsenkies oder Tellur gebunden vorkommend, bevorzugt Gold im Granit und in den kristallinischen Schiefern an vielen Orten, zu Kalgoorlie, Murchison und anderwärts in Westaustralien, zu Croyden, Ravenswood und Charters Towers in Queensland und in manchen Grafschaften von Neusüdwales, im Kolar-Goldfelde Indiens und im Transvaal (mit Ausnahme des Witwatersrand) die Archäische Formationsgruppe, ferner im Algonkium der Black Hills in Dakota, im Silur zu Ballarat und Bendigo, zu Castlemaine, Maryborough und Gippsland und an anderen Orten in Victoria, zu Hargraves, Wellington, Lucknow in Neusüdwales, in Tasmanien, an einigen Orten Neuseelands, im Devon in Neusüdwales, im Karbon in Queensland, Neusüdwales und Neuseeland die Paläozoische Formationsgruppe, sowie, auftretend in jungvulkanischen Gesteinen, zu Comstock in Nevada, zu Creeple Creek in Colorado und zu Hauraki in Neuseeland das Tertiär, die untere Formation der Känozoischen Formationsgruppe.

Die Great Mother Lode Kaliforniens und die Golderzgänge Nevadas, jura-triassischen Alters, sind so ziemlich die einzigen gangartigen Funde in der Mesozoischen Formationsgruppe.

Magmatische Ausscheidung des Goldes im Granit in Mexiko, in Chile, Arizona, Bolivia, im Ural und im Diorit von Neusüdwales können, da wirtschaftlich nicht verwertbar, ausser Vergleich bleiben.

Das zur Zeit wichtigste Vorkommen des Goldes als nachträgliche Einsprengung in Konglomeraten des Witwatersrand im Transvaal wird von Molengraaf als oberstes Glied des Archäikums, von anderen als unterstes Glied des Paläozoikums betrachtet.

Von den Goldseifen, in welche das Gold bei Bildung der Sedimente gelangte, finden wir nur wenige und zwar meist wirtschaftlich nicht verwertbare in älteren Formationen. Wir kennen die kambrischen goldführenden Konglomerate der Black Hills in Dakota, die kar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bonischen Konglomerate in Queensland (Peak Downs) und Neusüdwales (Gulgong, Tallawang), in Neuschottland (Corbett Mills) und Frankreich (Bessèges), sowie die mesozoischen Konglomerate der jurassisch-marinen Mariposaformation im Placer County der Sierra Nevada und am Klamath River in Siskiyou County Kaliforniens und die ebenfalls mesozoischen Seifen in den Otago-, Nelson- und Southlanddistrikten Neuseelands.

Von weit überwiegender wirtschaftlicher Bedeutung sind diesen gegenüber aber die Känozoischen Eluvial-, Fluss- oder Seeseifen, und zwar tertiäre Seifen in Kalifornien (Table-Mountain, Amador und Calaveras County), in Neumexiko, in Colorado, Wyoming, Montana, Dakota, Idaho, Washington, Oregon, besonders aber auch die Deap Leads von Victoria und Neusüdwales, ferner posttertiäre Seifen in allen diesen eben genannten Ländern, in Surinam, Britisch Guayana, Venezuela, Transvaal, Westaustralien, Tasmanien, Neuseeland, Indien und in Sibirien.

Geologische Verbreitung der Steinkohle. Steinkohle dagegen finden wir in bauwürdiger Mächtigkeit in der Regel nur in spät-paläozoischer und früh-mesozoischer Zeit.

Aus diesen Beispielen ist ersichtlich, wie die Kenntnis der auftretenden allgemeinen geologischen Formationen einen Schluss gestattet auf etwa zu erwartende nutzbare Lagerstätten.

Mineralgewinnung. Neben der Prüfung der allgemeinen geologischen Verhältnisse wird der Forscher ermitteln, welche im Lande selbst gewonnenen Metalle, Mineralien und Erden bei den Eingeborenen als Hausgerät, Schmuck oder Waffe in Gebrauch stehen, und welche derselben in benachbarten Ländern gefunden worden sind.

Unter den Metallen finden in den ausserhalb der Grenzen der Kultur belegenen Ländern, wie wir auch aus den Überlieferungen des grauen Altertumes unserer eigenen Völker wissen, vorwiegend Kupfer und Eisen, seltener Gold und Zinn Verwendung.

Kupfer und Eisen werden zu Beinringen oder Armspangen, zu Ohr- und Nasenringen der Negerfrauen — seltener der Männer — verarbeitet. Aus Eisen allein fertigen kundige Schmiede Lanzen-, Speer- und Bogenspitzen, Streitäxte, Messer und Ackergerät.

Spuren einheimischen Bergbaues und darauf beruhenden Schmelzbetriebes auf Eisen finden sich an zahlreichen Orten des südlichen und tropischen Afrika.

Eisen wird in Ostafrika erschmolzen zu Unyanyembe, Ugueno, Usindja, Irangi, Ufipa, Ukinya, Unyika, Wangika, in der Landschaft Msallala, Urundi, Ruanda und Injamwanga. Die Wadschagga am Kilimandjaro fertigen mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit feine Eisenkettchen. Das im Lande gefertigte Ackergerät wird wegen besonderer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorzüglichkeit des Eisens gerühmt. In Kamerun wird Eisen gewonnen im Jaundelande auf dem rechten Ufer des Njong. Sehr interessant erzählt Hupfeld aus Togo von Hunderten gelbbrauner Eisenöfen, die im Basari-Banyerigebiete und in der Landschaft Boëm, wenn auch nur zum kleineren Teile, im Betriebe standen. Die eingeborenen Schmiede besitzen dort derartige Kunstfertigkeit, dass sie sich sogar an die Reparatur importierter Gewehre und Schlösser heranwagen.

Mineralfunde in benachbarten Ländern. Wir lassen nun den Blick über die unseren Schutzgebieten benachbarten Länder schweifen, um zu sehen, welche Hoffnungen aus dortigen Mineralfunden bei gleichen geologischen Verhältnissen für uns sich erwecken.

Fassen wir Afrika und zwar zunächst hinsichtlich des Goldes ins Auge, so sind uns aus der Kapkolonie, aus Natal, Britisch-Betschuanaland und dem ehemaligen Oranje-Freistaate zwar keine wesentlichen Funde bekannt, wohl aber führt Transvaal zahlreiche Goldfelder, darunter das bedeutendste, welches wir auf dem Erdballe zur Zeit kennen. Nördlich schliessen sich an Rhodesias Goldlagerstätten, welche nach neueren Forschungen zu Simbabye und an anderen Orten schon im grauen Altertume zur Goldausbeute der Welt beigetragen haben. Weiterhin sind Goldfunde bekannt geworden an der „Goldküste" von Nordguinea, im Aschantilande, in Senegambien und an den West- und Südosthängen des abessinischen Berglandes.

Grosse wirtschaftliche Bedeutung haben in Südafrika die der Karrooformation angehörenden Steinkohlenflöze erlangt, welche in den Stormbergen und im Indwebecken der Kapkolonie, in den Drakensbergen Natals, in der Oranje-Riverkolonie, besonders aber in Transvaal Gegenstand umfangreichen Bergbaues geworden sind.

Weltbekannt sind die Diamantbergwerke bei Kimberley, Jagersfontein und Prätoria; bekannt ist ferner, dass der eigenartige Blaugrund, das Muttergestein der südafrikanischen Diamanten, an häufigeren Orten, als seither bergmännischem Betriebe unterzogen wurden, tatsächlich vorkommt, wenn auch zuweilen ohne Diamantführung.

Es würde zu weit führen, die vielen Orte zu erwähnen, von denen über Bergbau- und Schmelzbetriebe auf Kupfer und Eisen seitens der Eingeborenen ausserdeutscher, afrikanischer Gebiete berichtet wird. Es seien diesbezüglich noch die Palaboraberge Transvaals genannt und vom Bergbau der Weissen die Kupferminen zu Ookiep, südlich des Oranje. Nach Passarge besitzt auch das Adamaua gegenüber liegende Bautschibergland Silber-, Zinn-, Blei- und Kupfer-„Minen". Auf französischem Gebiete sollen die Kupferminen von Gasa liegen, ohne dass deren Lage genau feststände. In Arifu (südlich vom Benuehafen Danzufa) haben Engländer silberhaltige Bleierze gewonnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenden wir uns dann den Nachbarländern unserer polynesischen Schutzgebiete zu, so finden wir, dass Goldlagerstätten auf dem Australkontinente nachgewiesen sind im breiten Bande von der Halbinsel York an, die Ostküste entlang durch Victoria hin bis nach Adelaide inmitten der Südküste, ferner in Westaustralien von Esperance-Bai an über die berühmten Goldfelder von Coolgardie, Kalgoorlie, Mount Margaret, Murchison und andere hinweg bis zum Kimberleydistrikt; ich sprach schon früher die Ansicht aus, dass auch im Innern Australiens Goldlagerstätten anstehen dürften, dass diese aber durch die Unwirtlichkeit des Landes der Erschliessung noch verschlossen werden. Gold ist aufgefunden auf Tasmanien, Neuseeland, Neukaledonien, Sumatra, Borneo, Luzon, auf der japanischen Inselgruppe, in Korea und Indien. Ja selbst auf Britisch-Neuguinea, nahe der Ostgrenze des deutschen Schutzgebietes Kaiser Wilhelmsland, ist Gold in Fluss-Seifen entdeckt und in Abbau genommen worden.

Wir wollen nun diese Erfahrungen auf die einzelnen Schutzgebiete anwenden und untersuchen, welche Bodenschätze gefunden wurden und vernünftigerweise nach Lage der Verhältnisse überhaupt wirtschaftlich in Abbau genommen werden können.

Deutsch-Südwestafrika.

Den geologischen Grundstock Süd- und Mittelafrikas bilden allgemein Granit, Gneis und kristallinische Schiefer. Sie treten in Deutsch-Südwestafrika im mittleren Teile in Damaraland besonders stark hervor in Form einer grossen Anzahl NO. bis SW. verlaufender Gebirgsketten. An ein ausgedehntes Granitmassiv, welches sich beiderseits vom Mittellaufe des Swakop ausdehnt, und an eine Anzahl weniger umfangreicher, aber zum Teil immerhin noch beträchtlicher Granitmassen, insbesondere zu beiden Seiten des oberen Omaruru, lehnen sich stark gefaltete Gneise und Glimmerschiefer, sowie kristallinische Kalke, Chlorit und Amphibolit an.

Marmor. Kristallinischer Kalk tritt in dem von der Eisenbahn Swakopmund-Karibib berührten Gebirgslande in wirtschaftlich verwertbarer Weise in Form von Marmor auf. Die Lagerungsverhältnisse und Ausdehnung dieses Vorkommens sind noch nicht genau festgestellt.

Von C. Weiss wird eine dem Chuosgebirge nach der Eisenbahn zu vorgelagerte Bergkette als ganz aus Marmor bestehend geschildert.

Nach einer Zeitungsnachricht („Finanzchronik“ vom 4. Januar 1902) erstrecken sich „Marmorbrüche“ auf 6—7 *km* Längenausdehnung über 13 Bergkuppen von 70—160 *m* relativer Höhe im Nordosten von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karibib. Der Marmor soll hier alle Farbenabstufungen vom reinen Weiss bis zum vollen Schwarz aufweisen.

Ferner wird als dritter Ort die Umgegend der Wasserstelle von Etusis am Geiassibgebirge, 6 *km* südlich der Eisenbahnstation Ababis, genannt. Dieser Marmor wird wegen vortrefflicher Eigenschaften besonders gerühmt. Schon die an der Oberfläche lagernden Stücke zeigten grosse Widerstandskraft gegen atmosphärische Einflüsse. Der Marmor ist durchweg rein weiss; $3^1/_2$ *km* westlich Etusis ist er in gefälliger Art schwarz geädert.

Die Herkunftsorte von anderweit eingesandten Proben, welche in der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin eingehender Untersuchung unterworfen wurden, waren nicht genannt. Diese Proben bestanden in feinkörnigem, weissem Marmor. Anhäufungen von Tremolit verliehen ihm stellenweis eine Art Schichtung und beeinflussten die im übrigen vorzügliche Politurfähigkeit des Materials ungünstig. Der chemischen Zusammensetzung nach lag hier ein Dolomitmarmor vor. Als solchem ist ihm zwar eine grosse Härte eigen; da aber seine einzelnen Körner eine glatte und nicht zackige Abgrenzungsfläche haben, ist ihr Zusammenhalt kein so inniger, wie es bei unseren klimatischen Verhältnissen für Verwendung im Freien erforderlich ist. Dieser Marmor kann daher nur für Innenarchitektur gebraucht werden. Neben guter Politurfähigkeit verleihen weisse Farbe und schwarze Äderung durch eine kohlenstoffartige Substanz ihm hierfür erheblichen Wert. In einer der Proben liegt sogar ein Material vor, welches als durchaus gleichwertig dem hochgeschätzten, zur Zeit besonders gesuchten und nur selten vorkommenden Pavonazzo-Marmor von Carrara angesprochen werden kann.

Aus Grossnamaland kennen wir kristallinische Gesteine nur in Gestalt der nordsüdlich streichenden Gebirgsketten, welche zwischen Angra Pequena und Aus liegen, sich auch am Westhange des Huibplateaus entlang bis zum Oranje fortsetzen. Zu den bei Angra anstehenden Gneisen treten mit der Annäherung an das Huibplateau Granit; am Oranje gesellen sich kristallinische Kalke und grüne Schiefer hinzu.

Zwischen den kristallinischen Massen Damaralands und denen am Oranje dehnt sich östlich des 16. Längengrades (von Greenwich) eine grosse Senke aus, die von durchweg horizontal gelagerten Schichtgesteinen bisher unbestimmten, aber wahrscheinlich paläozoischen Alters erfüllt ist.

Westlich der breiten Grabenversenkung, in welcher Grotfontein liegt, bilden Sandsteine das unterste und vielfach einzige Schichtenglied auf der kristallinischen Unterlage. Als Erosionsreste treten darüber nach Osten hin vielerorts ausgedehnte Kalksteinplatten auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pegmatit, Diabas, Diorit, Gabbro, Porphyr und Basalt haben vielfach in den beschriebenen Gebieten den Weg zur Erdoberfläche gefunden.

Aus sehr spärlichen Nachrichten über die geologischen Verhältnisse des Kaokofeldes wissen wir, dass der aus Granit und kristallinischen Gesteinen bestehende Gebirgsstock des Damaralandes seine Fortsetzung über den Oberlauf des Omaruru, des Ugab und auch noch des Huab hinaus nimmt.

Die Meldung von dem Auftreten roten Sandsteines und von Konglomerat hat Anlass zu der Vermutung gegeben, dass Gault-Sandsteine, welche von den nördlichen Teilen der westafrikanischen Küste als bis zum Kunene reichend bekannt sind, sich auch in unser Schutzgebiet erstrecken. Von den in das Kaokofeld hinübergreifenden jungen Kalahari-Kalkgebilden müssen hier streng die dem kristallinischen Fundamente zuzurechnenden alten Kalksteine geschieden werden. Ob daneben einzelnen Kalksteinvorkommen noch ein mittleres geologisches Alter zugesprochen werden muss, und aus welcherlei Schichten die wenigen beobachteten Tafelberge zusammengesetzt sind, steht noch dahin. Von den östlich des Kaokofeldes im Quellgebiete und am linken Ufer des Omuramba-ua-Matako liegenden Tafelbergen wissen wir dagegen, dass sie aus rötlichem, quarzitischem Sandstein bestehen, der auf granitischer Unterlage ruht.

Nach den neuesten Nachrichten hat es den Anschein, als ob durch die Decke von Kalaharikalk, welche in dem Gebiete östlich des Kaokofeldes alle Niederungen und die weniger hohen Berge nördlich davon überzieht, an einzelnen Stellen auch ältere Schichten hindurchragen. So wird aus Otavi und von einigen anderen Orten steil aufgerichteter Kalkstein und daneben bei Otavi Sandstein gemeldet.

Wir hörten von Spaltensystemen und von alten und jungen Eruptivgesteinen. Bedenken wir noch, dass vielerorts im Schutzgebiete heisse Quellen hervorsprudeln, so müssen wir annehmen, dass in Deutsch-Südwestafrika von geologisch uralter Zeit her bis in die Gegenwart hinein gebirgsbildende Kräfte in erheblichem Masse gewirkt haben. Ein Gebiet aber, in welchem dies der Fall ist, berechtigt immerhin zur Hoffnung auf Vorkommen nutzbarer Lagerstätten. Leider steht aber die Frage der Nachhaltigkeit und des Reichtumes solcher Lagerstätten nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit derjenigen geologischer Störungen. Wir kennen Erzfundstätten zwar schon in grosser Menge; bisher haben aber nur wenige derselben bei eingehenderer Untersuchung Hoffnung auf wirtschaftliche Verwertbarkeit erweckt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gold. Von den Metallen, welche in Deutsch-Südwestafrika vorkommen, beansprucht nach Massgabe der Funde in Transvaal Gold in erster Linie unser Interesse. Die Flüsse Deutsch-Südwestafrikas führen zum Teil auch Gold, wie sehr viele Flüsse der Erde; doch haben die seitherigen Untersuchungen der Flüsse noch nirgendwo Goldkonzentrationen erwiesen, deren Ausbeutung Gewinn verspräche. Überhaupt wurden im Gegensatze zum Transvaal, wo Gold in zahlreichen Lagerstätten als alleiniges oder zum mindesten weit vorherrschendes Metall vorkommt (von stets vorhandenem Silbergehalte abgesehen), Funde, welche Gold als einziges Metall anstehend nachwiesen, seither nicht gemacht. Dagegen findet sich Gold mit Wismut am Kuisib und bei Goagos, Gold mit Kupfererzen bei Hussab, in der Potmine und ihrer Umgebung, im Chuosgebirge, im Geiassibgebirge (Mount Stanley), zu Nabachab und Mobib, bei Otyikango und an verschiedenen Punkten (Spitzköpfe, Areb, Rehoboth, Nauas und Swartmodder) im Rehoboth-Distrikte. Die Kupfererze treten vom malachitischen Erzanfluge an bis zu Kupferglanz, Buntkupfererz, Kieselkupfer und Kupferpecherz auf. Gold ist entweder als Freigold ausgeschieden oder etwas tiefer hinab mit Schwefelkies und jenen Erzen verbunden. Die Gangart ist Quarz oder Kalkspat, denen zuweilen auch Spateisenstein hinzutritt.

Während aber alle vorgenannten Lagerstätten sich bis jetzt wegen zu geringer Mächtigkeit, zu geringen Erzgehaltes, zu geringer Tiefen- und Längenerstreckung als unbauwürdig erwiesen, halten die Rehobother Vorkommen, welche von der Eichmeyerschen Expedition eingehender untersucht wurden, nach der Tiefe hin im allgemeinen aus. Verdrückungen und Verstärkungen der Lagerstätte bilden dabei in Streichen und Einfallen lebhaften Wechsel.

Von den Gold- und Kupfererzvorkommen im Rehoboth-Distrikte haben sich diejenigen am Grossen und Kleinen Spitzkopf, 20 *km* nordwestlich von Rehoboth, als die am meisten aussichtsvollen erwiesen.

Vielfach gefaltete Glimmerschiefer sind hier von einer grossen Anzahl sich kreuzender und scharender Quergänge durchsetzt, deren Mehrzahl ein mehr oder weniger ostwestliches Streichen einhält und nach Osten einfällt. Bei dem Gewirre, welches die Gangvorkommen an den Spitzköpfen bilden, ist es schwer, bestimmte Gänge zu unterscheiden; dies war bislang nur bei fünfen möglich.

Neben und zwischen ihnen auftretendes, verruscheltes Gebirge enthält stets Edelmetall, durchschnittlich 3—4 *g* Gold und 20 *g* Silber auf 1000 *kg*.

Der Gangquarz ist häufig fest und fettglänzend, milchweiss oder rot; er führt dann stets Freigold bis zu 4 *g* schweren Körnern, aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niemals fein durch seine Masse verteiltes Gold. Solches, mit unbewaffnetem Auge nicht erkennbare Gold ist dagegen stets in demjenigen Quarz anwesend, welcher bröckelig und matt, auch meist braun gefärbt auftritt, und zwar bis zu durchschnittlich 3,2 *g* Au neben 28 *g* Ag in 1000 *kg*.

Der Kupfergehalt der Lagerstätten beruht auf oberflächlich in Malachit und Kupferlasur umgewandeltem Kupferglanz, der einmal fast überall mehr oder weniger fein in Gangquarz eingesprengt ist, dann gemeinschaftlich mit Quarz in Form von zusammenhängenden, in den Glimmerschiefer scheinbar unregelmässig eingelagerten Erznieren auftritt, sowie endlich in derben Erznestern von mehreren Kubikmetern Inhalt vorkommt.

Die Erznester weisen in der Regel auch sichtbares Gold auf; die mit Quarz durchsetzten Kupfererze enthalten gleichfalls Gold. Dagegen konnte in dem von Gangmasse befreiten Kupferglanze (mit etwa 76 pCt. Cu und 0,1—0,3 pCt. Ag) in keinem Falle Gold nachgewiesen werden.

Die bisherigen Aufschlüsse erreichten eine Tiefe von 30 *m*. Das dabei geförderte Kupfererz konnte durch einfache Handscheidung leicht auf einen Durchschnittsgehalt an Kupfer von 50 pCt. gebracht werden.

Mit Quarzgängen hat man es auch bei Areb, etwa 160 *km* von Rehoboth, zu tun. Diese folgen hier meist den ostwestlich streichenden, steil einfallenden und stark gefalteten Tonschieferschichten.

Dicht bei Rehoboth treten Quarzgänge in Ton- und Chloritschiefern auf. Ein etwa 1 *m* mächtiger, nordsüdlich streichender uud 30° westlich einfallender Gang wies Kupferglanz ohne Goldgehalt auf, mit einem Kupfergehalte von 3,95 pCt. am Ausgehenden und 9,05 pCt. bei 5 *m* Tiefe.

Von den drei letztaufgeführten Vorkommen unterscheiden sich stark zwei weitere im Gebiete der Rehobother Bastards.

Bei Nauas, etwa 30 *km* nordnordöstlich von Rehoboth, durchziehen einen Tonschiefer Kupfer und Gold führende Brauneisensteingänge.

Bei Swartmodder, wenige Kilometer südlich von Rehoboth, treten an vielen Stellen Eisen- und Kupfererz führende Gänge zutage. Einer derselben wurde eingehender bis zu 30 *m* Tiefe untersucht. Ein braunes, eisenschüssiges und goldhaltiges, verwittertes Gestein mit Einlagerungen von derbem Kupfererz, vereinzelt auch von Quarz, bildet in einer Mächtigkeit von 20 *cm* bis 2 *m* die Ausfüllung dieser Lagerstätte. Das verwitterte Gestein enthielt Spuren bis 20 *g* Au sowie Spuren bis 362 *g* Ag, durchschnittlich 4,5 *g* Au und 37,1 *g* Ag

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in 1000 *kg*, das Kupfereisenerz 5,5—33,1 pCt. Cu mit meist etwas Ag, aber keinem Au, durchschnittlich etwa 10—12 pCt. Cu.

Sind zwar die Erzlagerstätten im Rehobothdistrikte nicht sonderlich reichhaltig und mächtig, so zeigten sie sich seither doch meist aushaltend nach der Tiefe. Bei günstigeren Transportverhältnissen nach Heranführung der Eisenbahn mögen sie daher ein nicht zu hohes Anlagekapital ausreichend verzinsen, so dass späterhin weitere Versuchsarbeiten wohl erwünscht erscheinen.

Kupfererze. Wir verlassen damit die Gold- und Kupferlagerstätten mit hervortretendem Goldgehalt und wenden uns denjenigen Vorkommen von Kupfererzen zu, bei denen in keinem Fall ein solcher Gehalt an Gold angetroffen wurde, dass darauf irgend welche Hoffnungen aufgebaut worden wären, bei denen vielmehr stets lediglich die Kupferführung als Grundlage eines Betriebes in Frage kommen wird.

Aus dem Süden des Schutzgebietes sind uns Kupfererzvorkommen aus der unmittelbaren Nähe von Angra Pequena, dann von Aos, Tsaus, Khakhaus (südlich von Aus), aus dem Matjestal (südlich von Guibis) sowie von einigen Punkten am Oranje (Nates-Mine u. a.) gemeldet worden. Es ist indessen bisher nur am Ostabhange der Homs-Hochebene am Rapunberge bei Khuias einmal zur Eröffnung bergbaulicher Arbeiten (Sinclair Mine und Campbell Mine) gekommen, und zwar zur vorübergehenden Gewinnung von Kupferglanz, auch von Kupferkies, Malachit und Kieselkupfer.

Hier sowohl als im Matjestale südlich von Guibis, ferner bei Aus und Khakhaus bilden die Erze Einsprengungen anscheinend in Dioritgängen, welche Gneis durchsetzen.

Dicht bei Angra Pequena und bei Tsaus sind geringwertige Funde von Kupfererzen gemacht, welche mit Eisenkies zusammen als Einsprengung in Quarz Gänge im Gneis bilden.

Im mittleren Teile des Schutzgebietes haben wir innerhalb des nach Norden geöffneten Bogens, welchen der Kuisib westlich des 16. Grades östlicher Länge von Greenwich bildet, eine ganze Reihe von Kupfererzvorkommen, so am Aus- und am Salzflusse, ferner bei Naramas, Agitambi, Gorup (auch Gorab genannt) und in der Hope-Mine.

Wird von den ersteren Punkten nur ganz flüchtig das Auftreten von Kupfererzen an der Erdoberfläche gemeldet, so sind wir infolge umfangreicherer Aufschlüsse bei Gorup und in der Hope-Mine über die Natur dieser Erzvorkommen schon besser unterrichtet. Die Lagerstätte der Hope-Mine erläutert Stapff: „Vorkommen von eisenstreifigen Quarzitschieferbänken in Glimmerschiefer. Zwischen dem südlichen Riff und dem Glimmerschiefer die Erzlagerstätte 235 *m* ONO.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erzverteilung linsenförmig in der Lagerstätte." Die mit oxydischen Kupfererzen erfüllten Linsen haben 60—70 *cm* Mächtigkeit.

Von dem 1885 geförderten Haufwerke wurden geschieden;

27,92	Ctr.	3,4	pCt.	Erz I.	mit	21,16	pCt.	Cu
57,65	„	7,3	„	„ II.	„	8,50	„	„
418,96	„	50,9	„	Grubenklein	„	2,80	„	„
309,14	„	37,1	„	Berge	„	1,80	„	„
11,71	„	1,3	„	Scheideverlust.				
Zus. 825,38	Ctr.			Haufwerk mit durchschnittl.		3,36	pCt.	Cu

Die Lagerstätte bei Gorup, 7 *km* nordöstlich von Naramas, wurde am Ausgehenden eingehend untersucht. Feinschieferige Schichten, deren petrographischer Charakter noch der genaueren Bestimmung bedarf, unterbrechen die umgebenden kristallinischen Gesteine. Sie fallen mit 40—50° nach NW. und schliessen die gleichgerichtete Erzlagerstätte ein. Deren Ausgehendes ist in Form eisenschüssiger Quarzite über 1,5 *km* weit in gerader Linie verfolgt. Ein südwestlicher Ausbiss ist als 200 *m*, ein in dessen geradliniger Verlängerung liegender nordöstlicher Ausbiss als etwa 800 *m* lang deutlich erkennbar. Die Mächtigkeit ist eine sehr regelmässige von 1,2—1,5 *m*. Der Quarzit des übrigens stets auch kalkhaltigen Ausgehenden ist ausser mit Brauneisenerz mit Malachit imprägniert, und diese Kupferimprägnation setzt sich in das hangende und liegende Nebengestein fort. Unterhalb des eisernen Hutes bildet ein dichtes Gemenge oxydischer und geschwefelter Kupfererze die Erzführung der Lagerstätte. Die ersteren scheinen vorherrschend zu sein und insbesondere als Rotkupfererz, die anderen als Kupferglanz und in geringerem Masse als Kupferkies aufzutreten. Die Ausfüllung der Lagerstätte als Ganzes besteht teils in kompakten Erzen, teils in mehr oder weniger starken Erzadern zwischen quarzitischer Gangart. Das Erz macht etwa ein Drittel des gesamten, aus der Lagerstätte geförderten Materials aus. Der Kupfergehalt der analysierten Proben beträgt durchweg zwischen 31 und 35 pCt., der Eisengehalt durchweg 18—19 pCt. Als Durchschnitt wurde aus 36 reichen (bis 71,2 pCt.) und armen (bis 14,5 pCt.) Stücken ein Kupfergehalt von 31 pCt. ermittelt. An Gold führte eine der Proben 3 *g*, an Silber 150 *g* auf 1000 *kg*. 9555 *kg* unausgesuchtes Erz ergaben in der Kupferhütte zu Altenau 1239 *kg* oder 13 pCt. Kupfer. Waren die Untersuchungsergebnisse des Ausgehenden der Lagerstätte somit sehr günstige, so darf nicht vergessen werden, dass hier, wie bei den meisten derartigen Lagerstätten, eine Verminderung des Erzgehaltes nach der Tiefe hin keineswegs unwahrscheinlich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Etwa 170 *km* östlich des Vorkommens bei Gorup, also ungefähr in dessen Streichrichtung, liegt die Matchless-Mine. An 800 laufende Meter Grubenbaue sind hier im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts aufgefahren worden. Das Eingehen des Bergbaues wird weniger auf ein Zurückgehen der Ergiebigkeit des Vorkommens als vielmehr auf äussere Umstände, wie Unruhen, Viehseuchen und schlechte Transportverhältnisse, zurückgeführt. So viel ist aber jetzt schon gewiss, dass das Kupfererzvorkommen nur nach Bau eines Eisenbahnanschlusses abbauwürdig werden würde. Das Bergwerk liegt in einem der Täler, welche von SW. aus die Komas-Hochebene anschneiden. Die Hochebene wird von nach Norden mit 4—5° einfallenden Gneisen und Glimmerschiefern gebildet, die nur selten von Granit, Diorit und Hornblendegesteinen unterbrochen werden. Das Vorkommen wird als eine ihrem Charakter nach noch nicht sicher bestimmte Lagerstätte von stellenweiser Erweiterung und Verdrückung bei 1—2 *m* Mächtigkeit geschildert, deren Ausfüllung fast frei von dem aus Glimmerschiefer bestehenden Nebengestein ist. Die ehemalige Kupfergewinnung scheint nach den Haldenbestandteilen vorwiegend auf die grösseren Erznester beschränkt gewesen zu sein.

Im westlichen Damaraland haben die unter dem Namen Ebony-Mine geführten Aufschlussarbeiten am rechten Ufer des Khanflusses Einsprengungen von Kupferglanz und dessen Zersetzungsprodukten im Granit verfolgt, welcher hier in mächtigen Gängen oder in feinen Adern den Gneis durchsetzt. Die erhofften grösseren Nester von Erz fanden sich jedoch nicht, und es blieb im Bereiche der damaligen Aufschlüsse bei unbeträchtlichen Einsprengungen von Erz.

Einige 50 *km* nordöstlich der Ebony-Mine und etwa 15 *km* von Karibib, Station der Eisenbahn Swakopmund-Windhoek, tritt ein 1—1½ *m* mächtiger Quarzgang zutage, welcher in reichem Masse Malachit und Kupferlasur und in geringerer Menge Kupferkies führt. Der Quarzgang ist von einem Eruptivgestein begleitet, über welches nähere Angaben fehlen.

Einige 20 *m* von diesem Quarzgang entfernt wurde ein eisenschüssiges, fast erdig aussehendes, offenbar stark in Zersetzung begriffenes, NW.—SO. streichendes Gestein angetroffen, in dem eine von tauben Mitteln unterbrochene Erzführung von Kupferlasur und Malachit auf mehrere 100 *m* Länge beobachtet wurde.

In Verbindung mit den Gneis durchsetzenden, grobkörnigen Graniten fanden sich Kupferglanz und seine Zersetzungsprodukte noch an mehreren Stellen im Gebiete des Khanflusses, bei Ughamsis, auch in Begleitung stellenweise grosser Tafeln von Molybdänglanz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die grösste wirtschaftliche Bedeutung im Schutzgebiete haben die Erzvorkommen, welche mit dem Sammelnamen der Otavi-Minen bezeichnet werden, erlangt.

Unter diesen erwiesen sich Guibab und Nagaib einstweilen nicht befriedigend; Asis besitzt, soweit bis jetzt aufgeschlossen, nur eine kleine Lagerstätte von allerdings ausgezeichneter Qualität; Tsumeb-Mine ist die wichtigste derselben.

Deren Lagerstätte tritt in einem aus dunklem, grauem bis schwarzem Kalkstein bestehenden Hügel zutage in Gestalt eines 168 *m* langen und bis zu 20 *m* breiten, steil nach Süden einfallenden Erzkörpers, der in der Mitte eine starke Einschnürung aufweist. An der Stelle dieser Verengerung des Erzlagers steht in seinem Hangenden ein buntgetüpfelter Sandstein und Quarzit an. Der eingeschnürte Teil der Lagerstätte erwies sich auf der bei den Versuchsarbeiten hergestellten 48,8 *m* tiefen zweiten Sohle kürzer, die durchschnittliche Mächtigkeit der ganzen Lagerstätte hier somit grösser als auf der höheren Sohle und am Ausgehenden.

Die Erzführung besteht in Kupferglanz und Bleiglanz sowie entsprechend der Nähe des Ausgehenden in den Karbonaten von Kupfer und Blei. Die westliche Erweiterung der Lagerstätte erweist sich auf beiden Sohlen am reichsten an Kupfer. Durchschnittsproben ergaben auf der oberen Sohle 11,9 und 17,93, auf der unteren Sohle 13,24 und 18,49 pCt. Cu.

Die östliche Ausbauchung weist dagegen

oben 6,0 8,2 und 13,34 pCt.
unten 9,7 10,8 14,1 und 8,22 pCt. Cu

auf, aber sie ist die an Bleiglanz reichere.

Der Bleigehalt beträgt in Prozenten:

im Westen oben: 30,90—30,15 pCt.
„ „ unten: 18,35—24,90 „
im Osten oben: 6,70 38,10 22,47 pCt.
„ „ unten: 13,00 29,02 27,80 und 39,19 pCt.

Auch das Nebengestein ist von Erzen durchsetzt. Der Kupfergehalt desselben schwankt zwischen nur 1,5 und 4 pCt., geht aber örtlich auch bis 7,64 pCt.

Die Bleiführung des Nebengesteins liegt im allgemeinen in den Grenzen 0 bis 5 pCt. Insbesondere wächst der Bleigehalt im Hangenden der eigentlichen Lagerstätte, in der Gegend der erwähnten Einschnürung beträchtlich und zwar stellenweise bis zu 21 pCt.

Als Durchschnittsgehalt des ganzen aufgeschlossenen Vorkommens werden für das hochprozentige Erz (293 000 Tonnen) 12,61 pCt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kupfer und 25,29 pCt. Blei, für das geringprozentige Erz (190 519 Tonnen) 2,91 pCt. Cu und 4,37 pCt. Blei angegeben.

Nach der sehr vorsichtigen Schätzung des Ingenieurs Christopher James sind zur Zeit 293 000 Tonnen hochprozentigen, abbauwürdigen Erzes aufgeschlossen, welche bei 50 Pfund Sterling Wertes pro Tonne Kupfer und 12 Pfund Sterling Wertes pro Tonne Blei bei 4,7 Jahren Abbauzeit 312 000 Pfund Sterling Gewinn im Jahr ergeben sollen.

Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass der Erzkörper tiefer hinabsetzt. Da die Lagerstätte anscheinend als metasomatische zu deuten ist, hängt ihr Aushalten nach der Tiefe vom Niedersetzen des Kalksteins ab. Wie tief aber der Kalkstein, welcher nach den vorliegenden Proben als echter, derber, älterer Massenkalk sich charakterisiert, niedersetzt und wie tief er erzführend ist, können nur weitere Untersuchungsarbeiten ausweisen.

Auch diese an sich reiche Lagerstätte wird nur durch Verbesserung der Transportgelegenheit zur See wirtschaftlich bauwürdig, und zwar denkt man daran, an Ort und Stelle Konzentrationsschmelzen des Erzes vorzunehmen und den Kupferstein nach Kupferraffinierwerken in Europa oder Amerika auszuführen. Herr Dr. Hartmann hat von seiner jüngsten Expedition in den nordwestlichen Teil des Kaokofeldes einige Stücke reicher sulfidischer Kupfererze von einem Orte zwischen Otjirambo und Ompempasemo und oxydische Kupfererze aus Gauas mitgebracht. Beide Funde setzten in einem ähnlichen dichten Massenkalke auf, wie die Lagerstätte zu Otavi. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass Erzvorkommen des Otavitypus noch an anderen Stellen des Verbreitungsgebietes des älteren Kalkes im Norden des Schutzgebietes sich vorfinden.

Bleierze. Anderweite Funde von Bleierzen, welche bisher in Deutsch-Südwestafrika, und zwar auf der Insel Pomona und in der Nähe der Lüderitzschen Faktorei zu Angra Pequena, gemacht wurden, sind nur ganz untergeordneter Art.

Eisenerze sind in Deutsch-Südwestafrika weit verbreitet. Insbesondere finden sie sich häufig in Form von Magnetit als Einsprenglinge in Gneis. Lager von Magneteisenstein wurden bei Angra Pequena, Ugama, Aus, Khakhaus und am Oranje beobachtet. Über die Sandebene zwischen Angra Pequena und Aus sind bis faustgrosse Stücke polarmagnetischen Magnetits und seiner Umwandlungsprodukte, Rot- und Brauneisenstein, reichlich verbreitet. Eisenglanz bekleidet öfters in blätterigen Massen Klüfte im Gneis; er tritt bei Angra Pequena und am Kuisib mit Quarz zusammen gangartig auf. Andere im Gneis aufsetzende Quarzgänge führen Eisenkies und Brauneisenstein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wird noch eines Fundes von Manganit (durch Dr. Schinz) am Scap- oder Guachabfluss Erwähnung getan, über den nichts Näheres bekannt geworden ist, so dürfte alles Wesentliche mitgeteilt sein, was sich auf Grund des vorliegenden Materials mit Bestimmtheit über das Vorkommen von Metallen und ihrer Erze im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete sagen lässt.

Diamanten sind zwar in Deutsch-Südwestafrika noch nicht anstehend gefunden worden, doch soll von einem Hirten des Missionars Hegener im Jahre 1893 ein Diamant, welcher der Kgl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin vorlag, bei Berseba gefunden worden sein. Tatsächlich steht unzweifelhaft fest, dass nicht nur das gleiche Gestein, welches bei Kimberley Diamanten birgt, auch im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete vorkommt, sondern dass es auch in der gleichen Erscheinungsform auftritt wie bei Kimberley.

Dieses Muttergestein der Diamanten Südafrikas ist an vier Stellen in und bei Gibeon und an zwei Stellen bei Mokurop im Gebiete von Berseba ermittelt worden. Die Aufschlüsse daselbst bewegen sich aber einstweilen noch in sehr geringer Tiefe. Die sorgfältig angestellten Schürfungen haben sowohl Schichten erschlossen, welche in allen wesentlichen Teilen vollkommen gleicher Natur sind wie die oberen zersetzten Teile der bekannten Lagerstätten südafrikanischer Diamanten, des yellow ground und des rusty ground, wie auch solche, die ganz den Charakter von blue ground besitzen.

Die Ausbruchskanäle des blue ground in und bei Gibeon treten aus Sandsteinen zutage, welche wahrscheinlich den in den allgemeinen geologischen Bemerkungen erwähnten, auf Tonschiefern aufgelagerten und die blauen Kalke unterteufenden Sandsteinen zuzurechnen sind. Bei Mokurop wird zutage tretender Blaugrund von Tonschiefern umgeben, die vielleicht den eben erwähnten, die Basis der uns bisher bekannten Sedimentgesteine bildenden Tonschiefern entsprechen. Die obersten Teile der auf britischem Gebiete liegenden blue ground-Vorkommen stehen dagegen in dem jüngsten Gliede der Karrooformation. Dieser Unterschied im Charakter des Nebengesteines dürfte aber auf die Diamantführung von keinerlei Einfluss sein, denn auf britischem Gebiete finden sich, wie erwähnt, neben diamantführenden blue ground-Lagerstätten auch solche, welche nach der bisherigen Kenntnis keine Diamanten bergen, trotzdem sie im gleichen Nebengesteine an die Erdoberfläche treten wie die diamanthaltigen.

Ausgedehnte Bedeckung mit diluvialem Gerölle, welches zum Teil durch Kalk sehr fest verkittet ist, entzieht möglicherweise etwa noch vorhandene andere Diamantlagerstätten unserer Kenntnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Blau- und Gelbgrund herbergen übrigens stets auch weitere Mineralien, welche bei guter Entwickelung der physikalischen Eigenschaften als Edelsteine und Halbedelsteine geschätzt werden. Von diesen sind Zirkon, Turmalin und Granaten nachgewiesen worden.

Granaten sind auch von der Grenze des Walfischbai-Territoriums in der Varietät der Almandine oder Pyrope bekannt.

Topase wurden bei Hauneib, südwestlich des Bockberges, in solcher Grösse und Klarheit gefunden, dass sie sich wohl zum Verschleifen eignen würden.

Bei einer Tiefbohrung in der Nähe von Ganikobis (30 *km* nordöstlich Berseba) am Grossen Fischflusse will man nach dem Durchteufen von Schiefern, Konglomeraten und Sandsteinen in mehr als 100 *m* Teufe Petroleum wahrgenommen haben.

Die Kalahari birgt in grosser Zahl ausgedehnte Pfannen salzhaltigen Wassers, in denen Salz-Ausscheidung stattfindet.

Guano-Bildung vollzieht sich fortwährend entlang der Küste. Der die Küste von Süd nach Nord bespülende kühle Benguelastrom bietet den Fischen gute Lebensbedingungen. Der Fischreichtum ist wiederum die Veranlassung zu massenhafter Ansammlung von Vögeln. Die fleissigen Vögel haben besonders in der Gegend der Hottentottenbai im Süden und in der Nähe von Kap Cross im Norden Guanolager beträchtlichen Umfanges geschaffen, die der Ausbeute unterliegen.

Die umfangreichste der Guano-Inseln, Graves Island (22 *km* südlich Kap Cross) ist 1500 *qm* gross und 5 *m* hoch.

An der Küste zwischen den Inseln Halifax und Possession ist ferner Kopal in einigen Stücken gefunden worden, von dem ungewiss ist, ob er an Ort und Stelle vorkommt oder angeschwemmt wurde. Bei dem Abnehmen der Produktion des geschätzten afrikanischen Kopals dürfte sich eine gelegentliche nähere Untersuchung, etwa von einem unserer Marinefahrzeuge aus, sehr wohl empfehlen. Die Küste ist zwischen Halifax und Possession felsig; nur hin und wieder finden sich sandige Einlagerungen. Auf diese letzteren würden sich die Forschungen nach subfossilem Kopal erstrecken müssen.

Heisse Quellen entspringen zu Otyimbingue, Buxton Fontein, Otyikango, Klein-Barmen, Windhoek, Rehoboth, Asis, Omapyu, Omburo und Warmbad. Die Temperaturen der drei erstgenannten werden in sehr verschiedenen Werten, die zwischen 60 und 70° C. liegen, angegeben. Die Quelle zu Rehoboth hat 54° C. und setzt meist dunkeln Opal ab; Rehoboth selbst liegt auf solchem Kieseltuff. Auch Windhoek liegt auf dem Absatze der dortigen Quelle, deren Temperatur von einer Seite zu 90°, von anderer zu 72° C. angegeben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird. Die Quelle zu Warmbad ist fast 40° warm, führt schwefelsaure Salze und hat heilkräftige Wirkung bei Hautkrankheiten und Rheumatismus.

Deutsch-Ostafrika.

Im geologischen Grundgerüste von Deutsch-Ostafrika tritt Gneis in den Vordergrund. Er ist in weiten Gebieten ausgezeichnet durch einen Aufbau aus petrographisch stark wechselnden und daher deutlich voneinander unterscheidbaren Schichten. In grosser räumlicher Erstreckung wurde auch granitartiger Gneis beobachtet. Der Gneis-Granitgrundstock tritt in dem weitaus grössten westlichen und nördlichen Teile des Schutzgebietes in der Hauptsache unmittelbar zutage. Konkordant dem Gneis auflagernd sind mehrfach Erosionsreste in Gestalt phyllitischer und Tonschiefer unbestimmten Alters gefunden worden.

Diskordant lagern dem Urgebirge vielenorts Lappen der verschiedenen Sedimentgesteinsarten, insbesondere Sandsteine auf, aus denen Versteinerungen nicht bekannt geworden sind, so dass ihre Stellung zum System der geologischen Formationen noch nicht hat ermittelt werden können. Lediglich bei vereinzelten Erosionsresten Steinkohle führender Schichten ist das Alter der Karrooformation festgestellt worden. Dieser vielgestaltete Untergrund des inneren Deutsch-Ostafrika verschwindet nach der Küste zu unter jurassischer und jüngerer Bedeckung. Diese ist ganz flach, wo nicht söhlig gelagert. Vom Jura ist Dogger (feste, dickbankige Kalke mit glimmerreichen, sandigen wechselnd; kalkige Sandsteine; mergelige Tone) und Malm (Schiefertone, sandige Mergel, tonige Sandsteine, auch kalkige Sandsteine und Kalksteine) vertreten, ohne dass die Kontinuität der Ablagerung von einem in das andere Glied hinüber feststände. Ebensowenig ist dies der Fall von der Art der Auflagerung der Neokom-Schichten (mergelige Tone und unreine Kalksteine) auf dem Malm. Von der oberen Kreide in Gestalt der Makonde-Schichten (Schiefertone, sandige Letten, Sandsteine und an der Basis Kalksteine) steht fest, dass sie im Süden übergreifend die frühkretazeischen Bildungen überlagert. Eocän (mergelige Tone mit Kalkzwischenlagen) und jungtertiäre Bildungen (dunkle, mit Kalklagen durchsetzte Tone) sind auf einen nirgends über 25 *km* breiten Küstenstreifen beschränkt. In ihrer Stellung zum Tertiär und Quartär noch ungewiss verharren die Mikindani-Schichten Bornhardts, die, diskordant den sicher als jungtertiär erkannten Schichten auflagernd, in Form rötlicher, sandiger Lehme und lehmiger Sande in ausgedehnter Verbreitung entlang der Küste aus ganz jungen marinen Deckschichten herausragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Mörtelbereitung geeigneter Kalk lässt sich aus Kalkstein bei Kilanga am Ssongue gewinnen. Wirtschaftliche Bedeutung hat auch das Vorkommen von Kalkstein ziemlicher Ausdehnung an der Usambarabahn, etwa 12 *km* von Tanga. Die festen, spröden, lichtgrauen Kalke, teils oolithischer, teils pisolithischer Natur, bilden hier eine 30 *m* mächtige Folge dicker Bänke, die, horizontal oder mit flachem, östlichem Einfallen gelagert, auf grössere Strecken verfolgbar ist.

Die Tektonik der mannigfach gefalteten und zerrissenen, vorjurassischen Bildungen ist, wie bei der ungeheuern Grösse des Forschungsgebietes begreiflich, noch wenig geklärt. Man hat geglaubt, zwei Hauptfaltungsrichtungen unterscheiden zu dürfen, eine „erythräische", dem Roten Meere parallel laufende, und ein „Somali-System", der südöstlichen Somaliküste gleichsinnig streichend. Von wesentlichem Einfluss auf die Bodengestaltung Deutsch-Ostafrikas sind die als die afrikanischen „Gräben" bezeichneten Störungszonen. Der ostafrikanische Graben bildet eine starke Depression, die sich mit fast überall (wenigstens auf der Westseite) deutlich hervortretendem Rand über den Natron-, Manyara- und Balangidda-See, weiter über Kilimatinde durch Usongo nach dem Nyassasee verfolgen lässt. Zahlreiche Zeugen starker eruptiver Tätigkeit der jüngeren geologischen Epochen begleiten diese Störungen. Im Norden wird der ostafrikanische Graben durch eine dem Panganital etwa gleichlaufende Störung gekreuzt. Im Süden wird er vom Rikwagraben geschnitten. Dieser leitet hinüber zur langausgedehnten Einbruchszone, die als zentralafrikanischer Graben über den Tanganjika und Albert-Edward-See hinaus sich erstreckt. Auch dieses Störungsgebiet ist von vulkanischen Bildungen in reichem Masse durchsetzt, die jedoch bis auf einen noch tätigen Vulkan beim Kiwu-See Reste erloschener Eruptionstätigkeit sind. Am ausgebreitesten war die Wirksamkeit der vulkanischen Kräfte, und zwar nach Schluss der mesozoischen Ära, im Norden des Schutzgebietes, wo ihre Produkte ein gewaltiges Areal bedecken und im Kilimandjaro zum höchsten Gipfel des Kontinentes ansteigen.

Gold. Viele ostafrikanische Flüsse führen Gold. Einzelne Strecken der nach dem Indischen Ozean und der nach dem Victoriasee abfliessenden Gewässer sind als über das normale Mass der Flussgoldführung hinausgehend erkannt worden. Im Hinblick auf etwaige Ausbeutungsfähigkeit der Flussbetten hat daher die Kolonialverwaltung die Gerechtsame auf Goldgewinnung in denselben, soweit sie schiffbar sind, sich vorbehalten; sie beabsichtigt indessen nicht eigenen Betrieb, sondern Verpachtung an leistungsfähige Unternehmer.

Sonstige eigentliche Schwemmgoldlagerstätten sind bisher nicht zuversichtlich festgestellt worden. Das 1899 im Quellgebiete des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gurumasiva (Nebenfluss des Umbekuru) angeblich festgestellte Schwemmgoldlager (Neuklondike) bedarf noch der Bestätigung.

Auf ursprünglicher Lagerstätte ist Gold bislang an zwei Stellen, und zwar am Emin-Pascha-Golf des Victoriasees und auf dem Irambaplateau sicher ermittelt; doch sind die Untersuchungen an beiden Orten noch nicht abgeschlossen, daher die Ergebnisse der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich.

Das Usinya-Syndikat untersuchte das erstere Vorkommen. Am Nordabhange der Useraguru-Bergketten durchsetzt ein NNW. nach SSO. streichendes Riff mit am Ausgehenden flachem, westsüdwestlichem Einfallen und einer zwischen 11 und 23 *cm* schwankenden Mächtigkeit stark einschüssige, in Streichen und Fallen anscheinend gleich gerichtete Sandsteine. Die Goldführung der Lagerstätte ist sehr ungleichmässig, fehlt aber angeblich nirgends gänzlich. Über das Mass der Goldführung liegen mangels umfangreicher Aufschlussarbeiten keine genaueren Angaben vor. Inwieweit eine nur wenige Centimeter starke, nach SSW. einfallende Quarzbank, die näher dem Kamme der Useraguru-Bergkette, oberhalb des Aufschlusses der erstbesprochenen Lagerstätte, angetroffen wurde, mit der letzteren etwa zusammenhängt, steht noch dahin. Auch über die Fundstelle zweier Proben, welche 81 *g* Gold und 40 *g* Silber sowie 189 *g* Gold und 71 *g* Silber in 1000 *kg* enthielten und von einem Riff in der Nähe des Victoriasees stammen sollen, ist nichts Genaueres bekannt geworden.

Das Irambaplateau ist seit Jahren als goldführend bezeichnet worden; dies wurde neuerdings vom Irangi-Syndikate durch dort vorgenommene Aufschlüsse goldführender Gänge auch bestätigt. Einzelheiten über die Natur des Vorkommens sind zwar noch nicht bekannt gegeben; vorliegende sehr reiche Proben berechtigen aber zu besten Hoffnungen.

In den „Schiefertonen" von Manani ist ebenfalls Gold, aber bisher in einem den Abbau nicht lohnenden Masse von 1,7 *g* auf 1000 *kg*, in einem chloritischen Schwefelkies führenden und gipshaltigen Gesteine nachgewiesen worden, über dessen Vorkommen weitere Nachrichten noch fehlen.

Neuerdings zur Küste gelangte Proben mit zweifellosem Goldgehalte sollen aus der Landschaft Usongo stammen.

Über andere Erze ist bis jetzt noch sehr wenig bekannt. Spärliche Fundstücke aus den Niamauribergen, südöstlich von Ujiji, zeigten geringen Kupfer- und Silbergehalt.

Aus dem Hinterlande von Lindi wurden Malachitstücke zur Küste gebracht, von denen noch nicht feststeht, ob sie deutschem oder portugiesischem Gebiet entstammen. Ersteres darf indessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vermutet werden, weil Angelvy und Lieder Malachit bei Massassi antrafen.

In Irangi wie auf dem Irambaplateau wurden Anzeichen von Kupfererzen gefunden.

Auf dem Irambaplateau steht auch Bleiglanz an; ebenso wird er von Usambara gemeldet. Hier wie dort fehlen nähere Angaben.

Eisenerze finden sich vielerorts in dem Zersetzungsprodukte der afrikanischen kristallinen Gesteine, dem Laterit. Raseneisenstein dürfte nicht die weite Verbreitung haben, welche ihm nach den Berichten älterer Reisenden zuzukommen schien, da Bornhardt bei einer Reihe von Vorkommen angeblich echter Raseneisensteine nachwies, dass sie lediglich kieselsäurereiche Eisenausscheidungen an den Austrittsöffnungen von Quellen darstellen. Ansammlungen von Magneteisenkörnern im Schwemmsande von Flüssen, insbesondere in Usambara und Pare im Norden und in Massassi im Süden, entbehren der Bedeutung. Sie verdanken wahrscheinlich ihren Ursprung lediglich der kristallinen Gesteinen eigenen, im allgemeinen schwachen, bei Massassi aber ziemlich ansehnlichen Magneteisenerzführung.

Wirkliche Eisenerzlagerstätten sind einstweilen nur im Süden des Schutzgebietes bekannt.

Im Ulugurugebirge tritt auf der Hundussiklippe der Lundsandaberge am oberen Mgeta eine offenbar mächtige Eisenerzlagerstätte in Gestalt zahlreicher und grosser Brocken von Magneteisenstein aus stark eisenschüssigem Boden heraus. Auch am oberen Mkabana wurde eine Anhäufung bis zu mehr als $^1/_2$ *m* Durchmesser grosser Blöcke eines reichen Eisenerzes über eine Wegstrecke von etwa 100 *m* verfolgt. Proben des Erzes ergaben bei der Lagerstätte auf der Hundussiklippe 65 pCt. Eisenoxyduloxyd, bei derjenigen von Mkabana 63 pCt. Eisenoxyd nebst einem im ersteren Falle geringen, bei letzterem Erze 25 pCt. betragenden Gehalte an Titansäure. Dieser hohe Gehalt an Titan lässt eine Verwendung des Erzes zur Eisengewinnung ausgeschlossen erscheinen.

Im Küstengebiete westlich von Kilwa Kissiwani gefundene Eisenschlacken mit Spuren von Magneteisenerz lassen auf Vorkommen auch in dieser Gegend schliessen.

Auch in der Landschaft Injamwanga, westlich vom Rikwasee, weisen Spuren einer Herstellung von Eisen durch die Eingeborenen auf das Vorhandensein von Eisenerzen hin. Da von einer ausserordentlich leichten Schmelzbarkeit der Injamwanga-Erze berichtet wird, so handelt es sich da vielleicht um ein Vorkommen ähnlich untergeordneter Bedeutung, wie es im Kinga- oder Livingstone-Gebirge beobachtet worden ist. Hier gewinnen die Eingeborenen ein zerreibliches Brauneisenerz, das mit einer Beimischung von wenig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Magneteisenerz Nester und Schnüre im rotlehmigen Verwitterungsboden des Gneises bildet, und verschmelzen es nach vorgenommener Anreicherung.

Daneben treten aber ursprüngliche Eisenerzlagerstätten im Kingagebirge auf in Gestalt von Magneteisenerzgängen und zwar an zwei Orten: Am Ligangaberge nämlich ist das Ausgehende eines 10 *m* mächtigen Ganges zu verfolgen. Am Lipura streicht auf 180 bis 200 *m* Länge ein Doppelgang aus, dessen beide Trümmer je 15 *m* mächtig sind. Hier liegen mehrere tausend Zentner Eisenstein in Blöcken lose zutage.

Zu den Eisenerzlagerstätten dürfen noch gerechnet werden die stark eisenschüssigen Bänke von Konglomeraten und Sandsteinen, welche in der Steinkohle führenden Gebirgszone am Mtambalalabache, wenig südlich vom Ruhuhu, liegen. Nach einer diesen Schichten entnommenen und untersuchten Probe sind die Bänke von verhältnismässig reichem Eisenkarbonat mit 48 pCt. Eisenoxydul durchsetzt.

Steinkohlen führende Schichten sind bislang nur von den Ufern des Nyassa bekannt. Gerüchten von Vorkommen an anderen Stellen lag des öfteren die Verwechselung von dunkeln Hornblendefelsen mit Steinkohlen zu Grunde.

Die Steinkohlen bergenden Schichten am Nyassa, welche der Karrooformation angehören, liegen zwischen zwei flözleeren Partien. Die unterlagernde besteht aus dickbänkigen Sandsteinen, die mit einem Konglomerat einsetzen. Die überlagernde Gruppe setzt sich aus Sandsteinen, Mergeln und Tonschiefern zusammen und ist durch Kalkgehalt einzelner ihrer Glieder gut ausgezeichnet.

Die produktive Zone ist am unteren Ruhuhu etwa 80 *m* mächtig entwickelt; sie führt hier zwar eine sehr grosse Anzahl von Steinkohlenschmitzen, aber nirgends Lager von solcher Mächtigkeit, dass deren Ausbeutung Gewinn verspricht.

Am rechten Kiwira-Ufer, nahe der Nordwestecke des Nyassasees, erweist sich das produktive Karbon zwar nur etwa 20 *m* mächtig, dabei aber in weit reicherem Masse steinkohlenhaltig. Es tritt hier an den Abhängen des Iwongo, Kavolo, Matuli und Popiyumba auf mehr als 15 *km* Längenerstreckung zutage. Das Einfallen ist ein flachöstliches der nordsüdlich streichenden Schichten, verläuft also im Sinne des Talgehänges. Im einzelnen wechselt ebensosehr die Mächtigkeit der unhaltigen Mittel wie diejenige der Flözpacken. An der steinkohlenreichsten Stelle, nahe der Mitte der Ablagerung, können vier Partien mit solcher Kohlenmächtigkeit unterschieden werden, dass die einzelnen abbauwürdig erscheinen. Die zusammenhängenden Mächtigkeiten betragen bei einer Bank $1^1/_2$ *m*, bei zweien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas mehr als 2 *m* und bei einer vierten, liegendsten, fast 5 *m* Kohle. Die liegendste Kohlenschicht ist in einem nördlicheren Aufschlusse noch 4 *m* mächtig. In einem anderen nördlichen Aufschlusse erweist sich eine hangendere Partie gut entwickelt. In der südlichen Hälfte des Vorkommens findet mit der Annäherung an die englische Grenze offenbar eine Abnahme der Kohleführung statt, so dass die Abbauwürdigkeit daselbst fraglich wird.

In den bisherigen Aufschlüssen konnten nach dem Äusseren drei Kohlenarten deutlich unterschieden werden: eine graphitähnlich glänzende, spezifisch leichte Kohle ohne Streifung und Schieferung erwies sich als eine gasarme Magerkohle. Eine aus dicht verwachsenen Lagen zusammengesetzte, daher streifige, aber nicht schieferige, schwere Kohle ist als Fettkohle anzusprechen. Sie ist nach den stattgehabten Untersuchungen die einzig backende Art. Eine mehr oder wenig dünnschieferige, an sich leichte, aber stellenweise durch Schwefelkies beschwerte Kohle, aus abwechselnden Lagen von Glanzkohle und matter Faserkohle bestehend, ist eine trockene, gasarme Kohle, deren Charakter nicht näher bestimmt worden ist.

Aus der erstgenannten Kohlenart setzen sich die mächtigen liegenden Kohlenpartien vorwiegend zusammen. Die Fettkohle tritt einmal in vier einzelnen Bänken an verschiedenen Stellen der Schichtenfolge auf. Daneben bildet sie in Wechsellagerung mit Kohlen der dritten Sorte eine ganze Anzahl weiterer Bänke. Diese dritte Kohlenart ist in dem Hangenden der produktiven Schichtenfolge vorherrschend.

Der Aschengehalt der Kohlen ist, wie bei der zur Zeit nur an der Tagesoberfläche aufgeschlossenen Kohle wohl erklärlich, stellenweise recht bedeutend, und ihr durchschnittlicher Heizwert erreicht daher zur Zeit nur soeben den Mittelwert für Steinkohle. Nur die Fettkohle hatte einen 6500 Wärmeeinheiten übersteigenden Heizwert.

Graf Götzen glaubt beim Kiwusee grosse Graphitlager gefunden zu haben.

Baumann berichtet von einem 6 *m* mächtigen Lager im Ulugurugebirge. Bornhardt hat dies nicht gefunden, sondern gibt an, dass Graphit in einer durch das ganze Gebirge von Norden nach Süden hindurch verfolgbaren Zone als Gemengteil von Gneis auftritt.

Schwefel kommt als Imprägnation von wahrscheinlich oberjurassischen Sandsteinen vor, welche als feste Bänke in flacher Lagerung an dem Höhenrande bei Wingayango zutage treten; jedoch ist der Gehalt für eine lohnende Gewinnung zu gering. An der Oberfläche geht er dem Sandsteine durch Verwitterung verloren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Untergrund des Tanganjika muss im Norden bituminöse Stoffe bergen, denn nach stärkeren Erdbeben zeigen sich Erdöl und andere bituminöse Substanzen auf der Oberfläche des Sees und werden an die Ufer gespült.

Grossplattiger Muskovitglimmer ist in zwei verschiedenen Gebieten Deutsch-Ostafrikas gefunden worden.

Das Vorkommen am Ssuwibache in den Pongwebergen ist räumlich sehr beschränkt und seiner Natur nach noch nicht geklärt. Übrigens tritt der hier gefundene Glimmer nur in stark verbogenen Stücken auf, so dass nur Platten von 5 *cm* Seitenlänge und auch diese nur bei sehr dünnen Lamellen in befriedigender Reinheit gewonnen werden können.

Das nach den bisherigen Erfahrungen hoffnungsvollere Vorkommen liegt im Ulugurugebirge am oberen Mkabana. Hier treten Pegmatitgänge von 2—20 *m* Mächtigkeit auf. In einem derselben ist auf 25—30 *m* streichende Länge ein bis zu 2,5 *m* anschwellendes Trum entwickelt, in welchem sich grossplattiger Glimmer in einer bis zu 1,5 *m* breiten Zone findet. Nach der Teufe ist der Glimmer bis auf 5 *m* unter dem Ausgehenden nachgewiesen worden.

Der in dickeren Lagen dunkelbraune bis dunkel grünlichbraune Glimmer ist so klar, dass die Sonne durch Platten von 1 *cm* noch in scharfen Umrissen erkennbar ist. Äusserst dünne Nädelchen braunrot bis schwarz gefärbter Mineralien lagern zwischen den Spaltflächen, beeinträchtigen die Durchsichtigkeit, durchdringen in der Regel die Platten aber nicht. Diese Einschlüsse dürften auch nach der Teufe zu nicht verschwinden.

Die Festigkeit des Glimmers ist die denkbar beste. Verbiegungen und Knickungen der Platten haben nicht statt. Neben den erwähnten dunkel gefärbten Einschlüssen beeinträchtigen nur Zwillingsstreifung und Querbrüche die Schönheit des Materiales.

Die grösste gewonnene Tafel von 88 zu 78 *cm* Fläche und 15—25 *cm* Dicke teilte sich beim Herausheben in mehrere Stücke, deren grösstes, von Querbrüchen frei, noch 35 zu 45 *cm* Fläche hatte.

Der bisher aus dieser Lagerstätte nach Deutschland gebrachte Glimmer erwies sich zwar nicht von solcher Güte, dass er allgemein zur Aufertigung von Glimmerwaren Verwendung finden konnte, wohl aber zu Ofenplatten und zu elektrischen Zwecken, insbesondere als Isolationswiderstand.

An der Nachhaltigkeit der Lagerstätte zu zweifeln, liegt einstweilen kein Grund vor. Die Gewinnung bietet keine Schwierigkeiten, und die Transportkosten sind in Anbetracht des Wertes der Ware erträgliche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den übrigen Gängen des Kessels beschränkt sich das Vorkommen von grösseren Glimmertafeln nicht auf ein einzelnes Gangtrum, sondern es ist nesterweise über den mächtigeren Teil der ganzen Gangfläche ausgedehnt. Bei den in sehr beschränktem Umfange stattgehabten Untersuchungen dieser Gänge wurden vielerorts Platten von 15 zu 25 *cm* Grösse und an einer Stelle auch Platten von 25 zu 35 *cm* gefunden.

Granaten. Zwischen dem die Gemarkung Namaputa berührenden Karawanenweg und den ihm nördlich eine Strecke lang parallel laufenden Namaputabache steht ein erdig verwitterter Hornblendegneis an, welcher bis faustgrosse Einschlüsse von einem magnesiareichen Almandin oder Eisentongranat führt. Diese Einschlüsse sind von zahlreichen Sprüngen durchsetzt, so dass bei ihrer Gewinnung nur verhältnismässig kleine Bruchstücke der von Haus aus grossen Kristallindividuen erfallen.

Die Bruchstücke finden sich schon oberflächlich über zwei einige Hektar grosse Flächen verstreut; die vom Regen rein gewaschenen Granatstücke können hier leicht erkannt und mühelos gesammelt werden.

Die Granaten haben 3,875 spez. Gewicht, sind zumeist klar durchsichtig, von kolumbinroter Farbe mit einem Stich ins Bläulichrote. Ein ungewöhnlich starkes Lichtbrechungsvermögen verleiht den geschliffenen Stücken ein lebhaftes Feuer.

Ob sich nach Erschöpfung der oberflächlich liegenden Stücke eine Gewinnung aus dem Muttergestein und in grösserer Tiefe gar eine solche der unzerspaltenen grösseren Individuen mit Vorteil wird durchführen lassen, steht noch dahin.

Neben Glaskopal, der von den Bäumen (Trachylobium-Arten) abgelesen wird, hat im Küstengebiete Deutsch-Ostafrikas eine Gewinnung des höher bewerteten subfossilen Kopal insbesondere zwischen Ntimbulimbui und Kitama (westlich der Rowumamündung) sowie in der Landschaft Usaramo und bei Saadani statt. Dieser subfossile Kopal findet sich an denjenigen Stellen im Sandboden, an welchen ehedem Kopalbäume gestanden haben, $^1/_3$—$^1/_2$ *m* unter der Oberfläche als das abgetropfte Harz dieser Bäume in einzelnen erstarrten Tropfen. Das Vorkommen ist dieser Entstehungsweise entsprechend ein sehr regelloses. Ein Fundort hat gewöhnlich 10—20 *m* Durchmesser.

Der subfossile Kopal, meist nach Sansibar ausgeführt, wird zur Herstellung feinster Lacke benutzt und hoch bezahlt (bis zu 320 Mk. für 100 *kg*).

Salz. Steinsalzlager sind in Deutsch-Ostafrika nicht bekannt. Die Küstenländer beziehen ihren Salzbedarf aus Indien, Persien,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arabien und den afrikanischen Küstenstrichen südlich und westlich vom Kap Guardafui, wo Salzproduktion in Seesalinen erfolgt. Im Innern Deutsch-Ostafrikas gewinnen die Eingeborenen Salz vielfach aus im Rückgange begriffenen Seen, insbesondere in den Massailändern. Anderenorts gründet sich die Salzgewinnung der Eingeborenen auf Ausscheidungen von Aschensalzen, welche sich nach den jährlich stattfindenden Steppenbränden auf dem schwer durchlässigen, weil lehmigen Verwitterungsboden des Gneises bilden. In Ujiji am unteren Malagarasi wird Salz aus Solquellen gewonnen. Der Mangel eines Gehaltes an Jod und Brom sowie der Umstand, dass die Quellen nach stattgehabtem Regen reichlicher, aber salzärmer fliessen als in trockenen Zeiten, macht zugleich mit dem schwachen Drucke der Quellen einen Ursprung der Sole aus grösseren, in der Tiefe liegenden Steinsalzlagern unwahrscheinlich.

In einigen Seen im nördlichen Teile des Schutzgebietes hat eine Ausscheidung von Natronsalzen verschiedener Zusammensetzung statt. Der Natronsee am Vulkan Doenje-Ngai (westlich vom Kilimandjaro) scheidet ein Salz von 45 pCt. $NaCO_3$ und 38 pCt. $NaHCO_3$ aus, welches, frei von Schwefelsäure und Salpetersäure, den Salzen von Fezzan und Unterägypten nahesteht. Ein von Dr. Peters im Kilimandjarogebiet entdecktes Natronlager führt ein Salz mit 47,1 pCt. Na_2CO_3 und 36,3 pCt. $NaHCO_3$ und war frei von Salpetersäure und fast frei von Schwefelsäure.

Heisse Quellen. Einige der zahlreichen heissen Quellen haben sich bei eingehender Untersuchung als sehr heilkräftig erwiesen.

Südwestlich Kissaki (Südostseite des Ulugurugebirges) entquillt einer Spalte des aus Gneis bestehenden, von mächtigen Gangbreccien durchsetzten Wetaberges eine 72° heisse Quelle: „Madji ya Weta". Ihr Wasser zählt zu den alkalisch-salinischen und kommt an Salzgehalt einem sogenannten „milden Karlsbad", also etwa der Therme von Bertrich, gleich. Wesentlich unterscheidet sie sich von dieser aber durch ihre Temperatur, die sie zu den heissesten bekannten Quellen zählen lässt.

Am Tagallalasee (südöstlich von Kissaki, nahe dem Rufiyi) treten an verschiedenen Stellen ebenfalls Quellen alkalisch-salinischer Natur aus quarzitischem Sandsteine hervor. Diese stimmen im Salzgehalte mit dem bekanntlich bisher einzig dastehenden Karlsbader Sprudel überein, sind jedoch bei 44° um 28,5° kühler als dieser und nähern sich mit dieser Temperatur den im Gehalte milderen Wassern von Marienbad, Franzensbad, Tarasp und Elster.

Um etwa $^3/_4$ Längengrad mehr ostwärts und um ein geringes südlicher als der Tagallalasee liegen die Schwefelquellen von

Nyunguni. Sie quellen aus einem den Talgrund bedeckenden Sumpf an vielen Stellen hervor, ringsum die Luft mit Schwefelwasserstoff und Kohlensäure erfüllend. Ausserordentlich schwankende Temperaturen des Wassers machen wahrscheinlich, dass es nicht aus grosser Tiefe kommt, dass es seine Temperatur vielmehr örtlichen Zersetzungsvorgängen verdankt. Vielleicht vollziehen diese sich an dem gleichen schwefelhaltigen Sandsteine, welcher wenige Kilometer entfernt, bei Wingayóngo zutage tretend, beobachtet wurde. Die Quelle kommt ihrer Zusammensetzung nach denen der Herkulesbäder in Mehadja nahe, übertrifft diese aber an Temperatur erheblich. Eine Nutzbarmachung erscheint infolge des gesundheits-, ja lebensgefährlichen Aufenthaltes in ihrer Nähe ausgeschlossen.

In dem Kalksteinplateau westlich von Tanga treten Schwefelthermen bei Amboni hervor, und zwar eine Quelle am rechten, die anderen zahlreichen dicht gedrängt am linken Sigi-Ufer. Ihr Charakter stimmt in ganz auffallender Weise mit den Schwefelthermen Aachens überein. Die Mengenverhältnisse der gelösten Salze und die Temperatur sind die nämlichen wie dort. Ein Unterschied besteht lediglich in der bedeutenden Menge des frei im Wasser absorbierten Schwefelwasserstoffes. Dieser Umstand erfordert Vorsicht bei Benutzung zu Bädern. Die leichte Zugänglichkeit der Quellen macht sie wertvoll und lässt die Ausbeutung des in ihnen schlummernden kostbaren Heilschatzes gewinnversprechend erscheinen.

Auch von anderen Orten, z. B. zu Mpimbwe am Tanganjika, am Natronsee und am Mangarasee, sind heisse Quellen beobachtet worden.

Kamerun.

Kamerun setzt sich seiner Hauptmasse nach aus anscheinend archäischen Gesteinen zusammen. Gneise verschiedenster Art herrschen vor gegenüber Glimmerschiefern und Phylliten. Versteinerungslose Tonschiefer und Kalke müssen mit diesen zusammengefasst werden zu einer als Primärformation zu bezeichnenden ältesten Gruppe.

Granite und Quarzporphyre durchbrechen dieses Grundgerüst in ausgedehnterem Masse als Syenit, Porphyrit, Kersantit und Diabas. Die Anordnung dieser eruptiven Massen ist eine gesetzmässig in zwei vorzugsweise hervortretenden Richtungen: Ostwest sowie Nordnordost-Südsüdwest.

Aus dem bisher nie gemeinsamen Auftreten von Graniten und Porphyren ist auf zwei verschiedene Perioden alt-eruptiver Tätigkeit zu schliessen.

Über die Lagerungsverhältnisse der kristallinen Schichtgesteine können wir uns nach den bisherigen Nachrichten noch kein um-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fassendes Bild machen. Wie zu erwarten, sind die Schichten jedenfalls stark gefaltet.

Im Landesinnern werden die alten Gesteine vielfach überlagert von wahrscheinlich lappenförmigen, söhlig liegenden Sandsteinen, mit denen zusammen selten und ganz untergeordnet Mergel und Tonschiefer vorkommen. Das geologische Alter dieser söhlig liegenden Sedimente steht mangels genügender Funde von Versteinerungen noch nicht fest.

An der Küste überlagern Glieder der marinen Kreide die altkristallinen Gesteine in Form unbedeutender Fetzen.

Eine nach Südwesten geöffnete und sich weit in das Land hinein erstreckende Ausbuchtung des alten geologischen Grundgerüstes wird erfüllt von den das Kamerungebirge und seine Umgebung vorwiegend zusammensetzenden Basalten und dessen Tuffen. Auch Säulenbasaltgänge, Trachyt und Phonolith durchziehen dies Gebiet einer jedenfalls noch in historischer Zeit eruptiven Tätigkeit. An die eine der vorherrschenden tektonischen Richtungen, die nordnordöstliche, ist das Auftreten einer Reihe weiterer Eruptivmassen jungvulkanischer Natur, ungefähr in der Verlängerung der Linie Fernando Po-Kamerunberg angeordnet, geknüpft.

In den Gneisen und Glimmerschiefern am Sannaga in der Nähe der Edeafälle ist Gold, im Abolande sind Gold und Silber in sehr geringen Mengen gefunden worden.

Raseneisenerz ist in lateritischen Bildungen weit verbreitet. Ob die lokal von den Eingeborenen betriebene Eisenindustrie (Bubandjidda, Ssagdje, im Mandaragebirge und im Baligebiete) noch Vorkommen anderer Natur zu Grunde hat, ist ungewiss.

Kupfer wird als im Balilande vorkommend erwähnt.

Geschmolzenes Zinn in Stäbchenform wird bei den Eingeborenen am oberen Benuë angetroffen. Es steht fest, dass es sich um ein Erzeugnis der Eingeborenen-Industrie handelt. Ob die Zinnerze indessen auf deutschen oder englischen Gebieten anstehen und wo sie verschmolzen wurden, ist noch nicht ermittelt.

Schwefel lagert am Nordhange des Kamerunberges in „grösseren Lagern“ in einer heissen, Rauch ausstossenden, weiss und rot gefärbten, schlammigen Schicht, welche aus Ton und Gips besteht. Die Temperatur dieser Masse beträgt bei $^1/_2\,m$ Tiefe 50°. Tieferes Eindringen ist wegen Zunahme der Hitze nicht gelungen. Der Schwefel ist nach alledem an eine regelrechte, noch tätige Solfatare gebunden. Er bildet bis kartoffelgrosse Knollen von rötlichgelber Farbe und ist frei von Selen.

Glimmer in grösseren Platten soll bei dem Dorfe Mata gefunden worden sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Togo.

Über Togo wissen wir aus Hupfelds Veröffentlichungen, denen ich hier folge, dass dem Grundsockel von Gneisgranit, welcher im Osten des Schutzgebietes die Mono-Ebene entlang zutage tritt, nach Westen hin über den grösseren Teil des Schutzgebietes hinweg kristallinische Schiefer auflagern. Nur in der Volta-Oti-Niederung, nordwestlich gelegen, sollen „einzelne flache Höhenzüge jüngerer, wohl fluviatiler Entstehung anstehen".

In den kristallinischen Schiefern finden sich an vielen Stellen brauchbare Eisenerze, welche, wie früher erwähnt, an vielen Orten zur Eisengewinnung anregten und noch jetzt im Bassari-Banyeri-Gebiet im Norden und in der Landschaft Boëm in Mitteltogo Verarbeitung finden.

Ein Eisensteinberg nordwestlich Banyeri erhebt sich aus 220 *m* Meereshöhe der Ebene zu rund 460 *m* Höhe und besteht fast ganz aus Roteisenstein, welcher dem Berg eine weithin wahrnehmbare, tief dunkelrote Färbung verleiht. Der Eisenstein ist ungeschichtet, hin und wieder von Quarzadern durchzogen. Eine Analyse ergab:

98,43 pCt. Fe_2O_3
1.54 „ SiO_2
0,03 „ P_2O_5

Der Erzberg von Kabu ist etwa 150 *m* hoch und besteht ganz aus Roteisenstein, aber mit mehr Kieselsäure als derjenige von Banyeri. Ähnlich verhält sich das Erz von Basari.

In der Landschaft Boëm liegen im Quarzit des Santrokofi-Akpafu-Gebirgsrückens mehrere Roteisenerzlinsen, die vielfach von Quarzadern durchzogen sind. Die Analyse einer Probe ergab:

78,40 pCt. Fe_2O_3
10,50 „ SiO_2
0,73 „ P_2O_5
9,98 „ H_2O
kein Mn, keine CO_2.

Anderweite wesentliche Erzfunde sind nicht bekannt geworden.

Kaiser-Wilhelmsland.

Wunderbare Fruchtbarkeit des tropischen Pflanzenwuchses, grosse Fiebergefahr und eine besonders wilde, unzuverlässige Eingeborenenbevölkerung (es sind in allerjüngster Zeit noch drei englische Diggers erschlagen und verspeist worden) haben die geologische Erschliessung und Durchforschung Neuguineas, und zwar sowohl des britischen, wie des holländischen und des deutschen Teiles (des Kaiser Wilhelms-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landes), sehr hintangehalten. Es sind daher nur wenige allgemeine Nachrichten bekannt geworden.

Gneise, Granite und kristallinische Schiefer bilden das von SO. nach NW. streichende Rückgrat der Insel, an welches im Norden und Süden jüngere Schichtenfolgen sich anlehnen. Ältere und jüngere Eruptivgesteine (Gabbro, Diorit, Diabas und Porphyr einerseits, Andesite, Basalte, die verschiedensten Tuffe anderseits) durchsetzen vielfach das Gebirge.

Von wertvollen Fossilien werden Gold, Platin und Kohle genannt.

Gold wird, wie früher erwähnt, seit Jahren in Fluss-Seifen des Mambare, welcher, englisches Gebiet durchströmend, unmittelbar an der Südostspitze des deutschen Besitzes in den Ozean mündet, gewonnen. Gold ist aber auch im deutschen Schutzgebiete selbst, und zwar im Sande des Ramu und eines seiner linken Nebenflüsse sowie des Markhamflusses, gefunden worden, so dass daraufhin die Ramu- und Hüon-Golf-Konzessionen erteilt wurden.

Platin wurde gemäss Feststellung in der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin in einem Geröllstücke dichten, festen, grauschwarzen Basaltes aus dem Kabenaufluss in einer Menge von 42 *g* auf 1000 *kg* und in einer Waschprobe desselben Fundortes zu recht hohem Prozentgehalt ermittelt.

Kohle wurde im Kabenaufluss in kleinen Rollstücken gefunden, und im Kabenautale wurde Kohle aus anstehendem, submarin gebildetem Tuffschlamm ausgeschlagen; beide Vorkommen erwiesen sich als gute Glanzkohle. Ferner sind 100 *km* westlich der deutschen Grenze auf holländischem Gebiete 165 *kg* Kohle von Eingeborenen zur Küste gebracht worden, welche, auf einer holländischen Schaluppe verfeuert, als brauchbare Kesselkohle sich erwiesen.

Roteisenstein vom Kabenauflusse war wegen zu hohen Kieselsäuregehaltes zur Verhüttung ungeeignet.

Bismarck-Archipel, Palau-, Karolinen-, Marianen-, Marshall- und Samoa-Inseln.

Die Deutschen Schutzgebiete, soweit sie den Inseln des Stillen Ozeans, dem Bismarck-Archipel, den Palau-, Karolinen-, Marianen-, Marshall- und Samoa-Inseln angehören, werden zweckmässig gemeinsam behandelt.

Neupommern und Neumecklenburg sowie die grösseren Salomoninseln sind geologisch Neuguinea so eng verwandt, dass auf die allgemeinen geologischen Verhältnisse dieser Insel Bezug genommen werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter den übrigen Inseln des Stillen Ozeans sind zu unterscheiden Hoch- und Flachinseln. Die Hochinseln besitzen zum Teil ein Grundgerüst alter Gesteine; wenigstens werden aus Yap Granit, Amphibolit, Strahlstein, Chlorit- und Talkschiefer, Syenit und Gabbro angegeben. Zu diesen gesellen sich häufig auch jüngere Eruptivgesteine, wie denn überhaupt die bis zur Jetztzeit fortdauernde eruptive Tätigkeit noch in den letzten Jahrzehnten beträchtliche Veränderungen in Gestalt und Begrenzung mehrerer Inseln hervorrief. Manche der Hochinseln sind jungvulkanischen Ursprunges, und zwar fast alle Marianen, mehrere Palau- (Babelthaub) und Karolinen- (Ponape, Kusaie und Hogolu) sowie die Samoa-Inseln. Deren Grundstock besteht meist aus dunklem, basaltischem Gestein, das oft bis zum Gipfel hinan von Korallen begleitet ist. Hunderte anderer Inseln darunter etwa 500 der Karolinen und sämtliche Marshallinseln, sind schmale, flache Landgebilde, auf Korallengerüst aufgebaut, welche sich zu Laguneninseln oder Atollen gruppieren.

Dass Koralleninseln und aus jungvulkanischen Gesteinen bestehende Inseln wertvolleren nutzbaren Bodenschätzen, insbesondere Gold, Kohle, Kupfer, kaum Raum bieten, ist ohne weiteres einleuchtend.

Aus Neumecklenburg wird berichtet, dass der Bach Tahanakorei an der Mündung in geringem Mass und 500 *m* weiter aufwärts Kohlenstücke von 2—3 Pfund barg. Auch von der Insel Airai ist ein Kohlenfund bekannt.

Im Strahlsteinschiefergebiete der Karolineninsel Map finden sich Gangquarzbruchstücke, die unregelmässig eingesprengt Butzen und Nester von Eisenkies, Kupferkies und Zinkblende enthalten. Ein Gehalt an Edelmetallen konnte darin nicht nachgewiesen werden.

Ein Brauneisenerz mit wenig Roteisenerz von den Palau-Inseln hatte

14,14 pCt.
und 17,69 „ $Fe_2 O_3$

Wertvolle Phosphate liefern mehrere der Inseln. Von den Purdy-Inseln kamen solche zur Untersuchung, welche mit 79,80 pCt. phosphorsauren Kalkes zu den wertvollsten Phosphatfunden zählen, welche überhaupt gemacht wurden. Auf der Mole-Insel hat um das Jahr 1890 Phosphatgewinnung und Versand nach Hamburg stattgefunden; sie mussten aber wegen zu schwieriger Verschiffungsverhältnisse wieder eingestellt werden. Die Oberfläche der Insel Nauru besteht bis auf den 300 *m* breiten Küstengürtel durchweg aus Phosphaten. Bei der anscheinend nicht gewagten Annahme von 1 *m* Mächtigkeit der gewinnbaren Schicht würden da etwa 40 Millionen Tonnen vorliegen, welche nach der Analyse über 40 pCt. Phosphor-

säure führen, somit sehr reich sind. Von den Palau-Inseln wird über geringhaltigere Phosphate mit 20, 21 und 29 pCt. Phosphorsäure berichtet.

Dies vielfach mit dem Namen Guano bezeichnete Düngemittel des Stillen Ozeans ist Kalkphosphat, dessen Dungwert auf dem Phosphorgehalte beruht, im Gegensatze zu dem wirklichen Guano, dessen Wert im Stickstoffgehalte liegt. Die Kalkphosphate sind natürlich ebenfalls aus tierischen Exkrementen wie wirklicher Guano hervorgegangen, doch ist der Stickstoffgehalt verdunstet oder als Calciumnitrat in Lösung gegangen, während die Phosphorsäure an den Kalk des Untergrundes gebunden wurde.

Kiautschou.

Kommt das Pachtfeld von Kiautschou zwar als Schutzgebiet nicht in Frage, so kann doch wegen der grossen Bedeutung desselben als deutscher Flottenstützpunkt die Besprechung der wirtschaftlichen Lage seines Hinterlandes, der chinesischen Provinz Schantung, nicht unterlassen werden.

Gneisgranit bildet das Grundgerüst von Schantung. Nur im nordöstlichen Teile der Halbinsel finden sich SW.—NO. streichende Schollen von Glimmerschiefer und kristallinem Kalkstein eingefaltet.

Als Sedimente kennen wir mittelsinische, kieselige Kalke, rötliche Schiefertone sowie rote und gelbe Sandsteine und darüber obersinische, dickbänkige Kalke.

Kohlenfreie jüngere Sandsteine und sandige Schiefer nebst ausgedehnten Ablagerungen von eigenartigen, bisher als Tuffe angesehenen Gesteinen entbehren noch einer genaueren Einfügung in das System der Formationen und werden zunächst als Überkarbon zusammengefasst.

Aus den weiten Niederungen der grossen Flussgebiete Chinas zieht sich die Lössdecke bis an die Ränder der Gebirgsländer von Mittelschantung hinan und in deren breitere Täler hinauf.

Mächtige Schichtenverschiebungen haben Teile der ehemals durchgehenden sedimentären Bedeckung in tiefere Niveaus gebracht und so vor der Zerstörung bewahrt. Von einem Punkte westlich von Tai-ngan-fu strahlen drei Verwerfungslinien aus, welche von bestimmender Bedeutung für den Gebirgsbau des westlichen Schantung sind. Die eine zieht sich am Südrande des Taischan und des Ischan entlang fast genau von W. nach O. Eine andere verläuft in unruhigem Bogen durch das Tal des Hsiau-wönn-ho. Die dritte begrenzt den Schiman-schan und den Kiu-nü-schan im SW. Nördlich von Itschoufu treffen die beiden letzteren auf den grossen Liau-Bruch, der sich von hier nach Weihsien hinzieht. Dessen Schnittpunkt mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Taischan-Ischan-Verwerfung wird durch einen eruptiven Rücken bei Takuan bezeichnet. Drei im nörlichen Teile des Gebirgslandes, westlich des Liaubruches hervortretende Nordsüdsprünge haben weitere Trennungen der Schichtenschollen bei Lai-wu, Poschan und Putsun vollzogen.

Eruptivmassen, meist bisher unbestimmter Art, treten vielenorts entlang diesen Störungszonen zutage; in besonders grosser Mächtigkeit in Form des Tschang-schan-Massives am Nordrande des Gebirgsrandes von Mittelschantung.

Steinkohle. Bei Weihsien liegt in 170 *km* Bahnlinienentfernung von Tsingtau dasjenige Steinkohlenvorkommen, welches in Schantung zuerst zu regelrechter Ausbeutung kommt. Das hier dem Gneisgranit anscheinend unmittelbar aufgelagerte Karbon bildet nach den bisherigen Aufschlüssen eine flache, nach NO. geöffnete und in dieser Richtung sich einsenkende Mulde, deren Flügel fast in einem rechten Winkel wenig südlich des Dorfes Fangtse zusammenstossen. Der von hier nach N. streichende Westflügel wird anscheinend von einem SSW. streichenden und OSO. einfallenden Hauptsprunge getroffen, längs welchem das Muldentiefste gegen den westlichen Muldenflügel um ein noch nicht genau erkennbares Mass abgesunken ist. Neben diesem Hauptsprunge trennen eine grössere Anzahl von spitzwinkelig den Muldenflügel treffenden Verwerfungen denselben in eine Reihe verschieden grosser Abschnitte.

Der andere, ostnordost-streichende Muldenflügel scheint auch mehrfach, aber doch weniger gestört zu sein als der Westflügel. Seine Schichten fallen mit etwa 10° nach NNW. ein.

Unter einer Folge von Sandsteinen, Schiefertonen und sandigen Schiefern mit schwachen Einlagerungen von Steinkohle liegt eine eigentlich flözführende Zone. Sie umschliesst nach der heutigen Kenntnis zwei Flöze. Das obere Flöz besteht aus drei Bänken Steinkohle. Die Mittel, welche diese Bänke trennen, sind im zentralen, südwestlichen Teile des Vorkommens nur sehr gering, 5 *cm* und 7 *cm*, erweisen sich aber stärker in dem bisher bekannten nördlichsten Teile des westlichen Muldenflügels. Die Oberbank ist im ersteren Falle 0,80 *m*, die Mittelbank 1,00 und die Unterbank 2,03 *m* mächtig. In über 40 *m* Abstand lagert unter diesem obersten ein zweites Flöz.

Ein östlich von Fang-tse zur Erschliessung des bisher auf 3 *km* Breite im Streichen bekannten Ostflügels im Abteufen begriffener Schacht hat im August in 175 *m* Tiefe das zweite Kohlenflöz bei 4 *m* Mächtigkeit, guter Qualität und regelmässiger Lagerung durchsunken.

Das obere Flöz erwies sich als gasreiche, nur in verschiedenem Masse backende Steinkohle mit mässigem Aschengehalt; über das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

untere Flöz fehlt, abgesehen von der Nachricht, dass es von guter Qualität sei, näherer Bericht. Ein 2 *km* langes Gleis verbindet den Schacht mit der Station Tschanglo-yen.

Tsching-schan. Von nebensächlicher Bedeutung ist heutzutage eine kleine Karboninsel, die südlich der eben beschriebenen Ablagerung am Tsching-schan, inmitten des Gneisgranites ansteht. Ihre Kohlenführung scheint infolge des durch die Chinesen hier früher betriebenen Bergbaues erschöpft zu sein.

Poschan-Puki-Putsun. In rund 300 *km* Bahnlinienentfernung von Tsingtau liegt gleichfalls am Nordrande des Gebirgslandes von Mittelschantung das der heutigen Kenntnis nach umfangreichste Steinkohlenvorkommen Schantungs.

Zwei eingangs erwähnte Verwerfungen trennen dieses Steinkohlenvorkommen, welches ursprünglich eine nach Norden offene Mulde bildete, in drei Hauptteile.

Dem Anscheine nach ist die mittlere Scholle (Puki) horstförmig stehen geblieben, während die östliche Scholle (Poschan) und die westliche Scholle (Putsun) abgesunken sind. Während die mittlere Scholle, das ehemalige Muldentiefste, recht regelmässige Lagerung hat, weisen die östliche und westliche Scholle zahlreiche Querstörungen auf, derart, dass südlich und östlich von Poschan die von den Chinesen schon ganz abgebauten Becken von Heischan und Hsiho ganz abgetrennt wurden.

Im Heischanbecken stehen 17 Flöze und Schmitze von Steinkohle an. Sechs derselben würden mit europäischem Betriebe abbaufähig sein. Drei dieser Flöze gehören der liegenden, kalksteinführenden, drei der hangenden, kalksteinfreien Schichtengruppe an. Inwieweit diesen Flözen des Heischanfeldes die Flöze entsprechen, welche bisher aus dem übrigen und hauptsächlichsten Teile des Poschanvorkommens bekannt geworden sind, und ob neben diesen letzteren noch weitere Flöze anstehen, bedarf noch der Feststellung durch schon im Gange befindliche Untersuchungsarbeiten. Einstweilen konnten auf Grund der Aufschlüsse und bisherigen chinesischen Arbeiten in dem von Poschan nach NO. sich erstreckenden Flügel Kohlenflöze nur in geringerer Zahl als im Heischanbecken festgestellt werden.

Von den sechs Heischanflözen sollen nur drei wirklich guten Koks geben. Die Kohle der anderen Flöze wird bisher hauptsächlich in Branntweinbrennereien, Ölfabriken, Schmieden, Glasfabriken und Töpfereien verbraucht.

Über die Qualität der Kohle aus dem Poschan-Tschitschwan-Reviere wissen wir noch nichts Sicheres. Ein Teil der Flöze scheint sehr schöne stückreiche Kohle zu führen. Die Kohle des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oberen Flözes der liegenden Gruppe soll eine vorzügliche Kesselkohle sein.

Über den Kohlenreichtum der Gebiete von Puki und Putsun ist noch wenig bekannt.

Laiwu. Das Steinkohlenvorkommen von Laiwu ist wegen seiner Lage in sehr schwer zugänglicher Gebirgslandschaft zur Zeit nicht wirtschaftlich verwertbar.

Hsiau-wönn-ho. Im Tale des Hsiau-wönn-ho bilden karbonische Schichten eine langgestreckte, nach NW. geöffnete Mulde. Die Muldenränder streichen in Gestalt schmaler Streifen zutage aus, während das Muldeninnere von jüngeren Gebilden erfüllt ist. Nach den vorhandenen Halden zu schliessen, birgt der Südflügel bei Hsintai-hsien ein Flöz, welches mindestens auf 30 *km* im Streichen aushält, mit vielleicht 30° bei anscheinend 2 *m* Mächtigkeit nach Norden einfällt und eine reine, ziemlich feste Fettkohle führt.

Im nordwestlichen Teile des Südflügels sind von Gutschen (am Nordwestabhange des Schi-men-schan) drei ebenfalls mit etwa 30° einfallende Flöze bekannt geworden. Bei den beiden hangenden darf man die Mächtigkeit zu $^1/_2$ und 1 *m* annehmen, bei dem liegenden wird sie auf $1^1/_2$ *m* geschätzt. Der Charakter der Kohle ist nicht bekannt.

Itschoufu. Südwestlich von Itschoufu ruht ein weit ausgedehnter Karbonlappen in noch unaufgeklärter und sehr verworrener Lagerung auf sinischen Schichten. Es wurden Flöze von 1, 1,5 2 und 3,5 *m* Dicke getroffen, ohne dass man jedoch einstweilen sagen kann, wieviele verschiedene Flöze vorhanden sind. Die Kohle ist eine stückreiche und reine Fettkohle, welche einen grossstückigen, weissen Koks gibt.

Tschau-tschuang. Ohne Zusammenhang mit den karbonischen Schichten der Gegend von Itschoufu liegt westlich davon und wenig nördlich von Ihsien bei Tschau-tschuang ein Steinkohlenvorkommen, welches durch grosse Flözmächtigkeit und allem Anscheine nach regelmässige Lagerung ausgezeichnet ist. Die untere kalksteinführende Partie des Karbons scheint flözleer zu sein, die höheren Niveaus bergen zwischen Sandstein und Schiefern ein Steinkohlenflöz. Es dürfte im Streichen etwa auf 25 *km* aushalten, seine flache Höhe durchschnittlich 4 *km* betragen. Bei Tschau-tschuang besteht es aus einem einzigen Kohlenmittel, dessen Mächtigkeit sehr verschieden und zwar zu 6 7, 7,5—15, 3,5, 1,5 *m* angegeben wird. Allem Anscheine nach besteht das Flöz manchenorts lediglich und in bedeutender Mächtigkeit aus Kohle, und an anderen Stellen führt es mehrere, durch Bergemittel getrennte Kohlenpacken von geringer Stärke. Die Kohle ist eine reine, zu Stückfall neigende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fettkohle und ergibt einen grossstückigen, silberweissen festen Koks.

Kütschou. Entlang dem Liauspaltenzuge tritt zwischen Itschoufu und Weihsien am Tuschan, südwestlich von Kütschou, produktives Karbon in schmalen Streifen zutage. Schichtenfolge und Lagerungsverhältnisse sind hier noch wenig geklärt. Soviel scheint nur festzustehen, dass die Kohlenführung sowohl im Streichen wie im Einfallen nicht gleichmässig aushält; es wird sogar von linsenförmigen Vorkommen mit 6 *m* Mächtigkeit an der stärksten Stelle gesprochen. Als Einfallen ist einmal ein solches von 45° beobachtet worden. An anderer Stelle konnte auf 5 *km* im Streichen ein wohl 1—1,5 *m* mächtiges Flöz steil nach Osten einfallend festgestellt werden.

Es ist Ihnen bekannt, dass die Eisenbahn, die Trägerin der Kultur, des Fortschrittes, die Erschliesserin Schantungs, von Kiautschou aus in flottem Vorschreiten nach den Kohlenfeldern hin begriffen ist. Dem Vorgetragenen gemäss lässt sich in Schantung daher in kurzer Frist die Entwickelung eines blühenden deutschen Steinkohlenbergbaues erwarten.

Anderweite Erz- und Mineralfunde sind zwar ebenfalls gemacht; mit dem Vorgetragenen ist der jetzigen Bedeutung Schantungs für Deutschland, seine Schutzgebiete und seine Machtstellung zur See aber schon ausreichend Rechnung getragen.

Zahlreiche Funde nutzbarer Bodenschätze unserer deutschen Schutzgebiete habe ich erwähnt, viele derselben näher beschrieben. Lassen wir die grosse Zahl der Funde an Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Silber, (letzteres meist nicht für sich allein, sondern als fast steter Begleiter von Gold, Kupfer und Blei), an Kohle, Graphit, Erdöl, Schwefel, Salzen, Diamanten, Topasen, Granaten, Glimmer, Kopal, Platin, an Marmor und Baumaterialien, an heissen Quellen, Guano und Phosphaten noch einmal an unserem Auge vorbeiziehen, so ersehen wir, dass diese in sechs Gruppen zerfallen:

1. In schon unter jetzigen Verhältnissen wirtschaftlich verwertbare,
2. in demnächst wirtschaftlich verwertbare, sobald gewisse Vorbedingungen erfüllt sein werden,
3. in hoffnungsreiche, aber noch weiterer Untersuchung zu unterwerfende,
4. in Vorkommen, welche überhaupt nur lokale Bedeutung besitzen werden,
5. in Mineralvorkommen, deren Bedeutung zur Zeit noch nicht übersehen werden kann,
6. in Mineralanzeichen, denen eine direkte wirtschaftliche Bedeutung überhaupt nicht zugesprochen werden darf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich gehe zunächst ein auf Gruppe 1., die schon heute wirtschaftlich verwertbaren Funde. Hierher gehören Guano, Phosphate, Kopal, Glimmer, an oder in der Nähe der See gelegen, so dass sie keine oder nur geringe Transportschwierigkeiten zu überwinden haben.

Gruppe 2., demnächst wirtschaftlich verwertbare Vorkommen, sobald gewisse Vorbedingungen erfüllt sein werden: Kupfer- und Bleierze im Tsumeb-Bergwerke zu Otavi, die Marmorfunde in Damaraland und die reichen Kohlenvorkommen in Schantung.

Zu Otavi sind grosse Mengen reichhaltigen Kupfer- und Beierzes erschlossen; die Hoffnung besteht, dass die eingehender untersuchte Lagerstätte in die Tiefe setzt; aber Kupfer ist nicht so wertvoll, um gleich manchen Goldlagerstätten auch bei schwierigen bergbaulichen Bedingungen sofort den Bergbau zu lohnen; sondern eine Verbesserung der bestehenden Transportverhältnisse behufs Herabminderung der Selbstkosten ist gerade bei diesem geringwertigen Metall in Gestalt einer Eisenbahnverbindung mit einem geeigneten Seehafen herbeizuführen, damit bergbauliche Maschinen, Betriebs- und Lebensbedürfnisse leichter herangebracht und die gewonnenen Erze entweder ganz, oder nach Aufbereitung, oder nach einem Konzentrationsschmelzen zur See und zu den weiteren Verbrauchsstätten geführt werden können.

Die in Damaraland zu eröffnenden Marmorbrüche verlangen bei dem zu erwartenden Grossbetriebe ebenfalls leichteren und billigeren Transport zur See, als durch den gebräuchlichen Ochsenwagen gewährt werden kann.

Von den Steinkohlenfunden in Schantung habe ich erwähnt, dass sie an mehreren Orten nach demnächstiger Heranführung der Eisenbahnlinie von Tsingtau aus einen blühenden deutschen Steinkohlenbergbau bestimmt erwarten lassen.

3. Es folgt die dritte Gruppe der hoffnungsreichen, aber noch weiterer Untersuchung zu unterwerfenden Funde: Hierzu zählen die Vorkommen der Matchless Mine, von der gesagt wird, dass Viehseuchen, Unruhen und schlechte Wegeverbindung sie zum Erliegen gebracht haben; die Gangvorkommen bei Rehoboth, welche nach Heranführung der Eisenbahn bei mässiger Kapitalisierung sich vielleicht, abbauwürdig erweisen; besonders aber die zur Zeit in Untersuchung befindlichen Goldfunde des Irambaplateaus.

4. Zahlreiche Vorkommen werden voraussichtlich auf lange Zeit hinaus nur lokalen Wert besitzen:

Die Steinkohlen im Nordwesten des Nyassa werden, sobald man sich einmal entschliesst, sie zu heben, wahrscheinlich nur für den Verkehr auf dem See selbst und für seine nähere Umgebung Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutung erlangen. Die Eisenbahnverbindung nach dem Nyassasee würde sie so weit abseits dieses Sees zu führen vermögen, bis sie in der Wettbewerbszone mit zwar minder heizkräftigem, aber billigerem Holze oder mit einer von der Ostküste des Schutzgebietes hereindringenden Kohle ihre natürliche Grenze findet.

Lokale Bedeutung nur haben auch die zahlreichen Eisenerzfunde und die darauf beruhenden kleinen Eisenindustrieen, von denen ich aus Südwest-, Ost- und Mittelafrika berichten konnte. Ja, hier liegt sogar die eigentümliche Erscheinung vor, dass die Verbindung der Eisenindustrieorte durch bessere Transporteinrichtungen mit der Aussenwelt, durch die Eisenbahn mit der See, geradezu eine Schädigung der Eisenerzeugung der Eingeborenen, ein Erliegen derselben herbeiführen kann und an manchen Orten sicher herbeiführen wird. Diese kleinen Rennbetriebe der Eingeborenen können trotz der mehrfach an sich guten Qualität ihrer Erzeugung den Wettbewerb mit der Eisengrossindustrie der Kulturländer nicht ertragen. Die billigeren und vollkommener bearbeiteten Fertigfabrikate der Eisengrossindustrie dringen mit der Verbesserung der Transportverhältnisse von der Küste landeinwärts und legen naturgemäss die mit sehr unvollkommenen Einrichtungen und teurer arbeitende Kleinindustrie lahm. In den Schutzgebieten ist aber eine örtliche, mit den vorgeschrittenen Prozessen der Roheisen-, Schmiedeeisen- und Stahlerzeugung der Kulturländer arbeitende Eisenindustrie, wenn selbst, wie am Nyassa, die erforderlichen verschiedenen Rohmaterialien nahe beieinander gelegen sind, so lange unmöglich (wie das Beispiel Australiens lehrt), als die ganzen übrigen allgemeinen Lebens- und Verkehrsverhältnisse vereiteln, im Lande selbst nach Anpassung an diesen verbesserten Betrieb billiger zu produzieren, namentlich aber auch einen ausreichend aufnahmefähigen Markt zu gewinnen. Nur die vorgeschrittene Schmiedekunst einzelner Bezirke wird sich erhalten.

Lokale Bedeutung nur werden die heissen Quellen, wenn sie auch noch so segensreich zu wirken vermögen, auf lange Zeit behalten.

5. Es folgt nun die fünfte Gruppe, diejenigen Mineralvorkommen, deren Bedeutung zur Zeit noch nicht übersehen werden kann.

Dies ist an Zahl die umfangreichste. Sie erfordert noch viel Fleiss unternehmungsfreudiger, opferbereiter Menschen, um die gemachten Funde zu erweitern und ihren Wert zu ermitteln.

6. Gehe ich dann über zu den Mineralanzeichen, denen eine direkte Bedeutung überhaupt nicht zugesprochen werden darf, so werden Sie bei manchen an sich geringfügigen Vorkommen sich gefragt haben, warum desselben überhaupt Erwähnung geschah. Doch, kam es mir nicht nur darauf an, Ihnen zu zeigen, welcher Bergbau jetzt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon oder in näherer Zukunft bestehen wird, sondern Ihnen ein Urteil über die allgemeinen geologischen Verhältnisse des Landes zu verschaffen, namentlich dahin, ob Sie auf Grund der vorliegenden Mineral- oder auf Grund gar nur allgemein geologischer Anzeichen ebenfalls noch in der näheren oder ferneren Zukunft eine Weiterentwickelung der Schutzgebiete sich versprechen dürfen. Beachten Sie, dass die Zeit der Erforschung unserer Schutzgebiete, sogar der am längsten derselben unterliegenden, der afrikanischen Schutzgebiete, nur wenige Jahrzehnte zurückreicht, — dass noch weite Länderstrecken in allen Schutzgebieten von keines Weissen Fuss betreten wurden, — dass in den südwest- und ostafrikanischen Schutzgebieten nach meiner Schilderung eine grosse, fast allgemein zu nennende Mineralisierung des Landes nachgewiesen ist, — ziehen Sie ferner den Vergleich mit den benachbarten, schon lange der Erforschung unterliegenden Ländern, und wollen Sie bedenken, dass selbst in den alten Kulturländern Europas, in denen viele Jahrhunderte, ja in einigen schon mehrere Jahrtausende lang Bergbau betrieben wurde, trotzdem immer noch neu in Abbau zu nehmende Mineral-Lagerstätten, welche während der langen Zeitläufe dem suchenden Auge des Bergmannes sich entzogen hatten, entdeckt werden, so werden Sie meine Überzeugung teilen, dass wir auch in unseren Schutzgebieten im Laufe der Zeit zahlreiche weitere wertvolle, abbaulohnende Bodenschätze sicher noch finden werden. In einigen Schutzgebieten liegen in dieser Hinsicht allerdings in der wunderbaren Üppigkeit des Pflanzenwuchses, welcher mit seinem grünen Kleide alles überdeckt, und in den klimatischen Verhältnissen grössere Schwierigkeiten vor, als in den südwest- und ostafrikanischen Gebieten.

Viel Opfermut arbeitsfreudiger Pioniere, viel Unternehmungslust kapitalkräftiger Finanzmänner, kundiger Ingenieure, Schiffahrts- und Handeltreibender, viel emsige Arbeitskraft einsichtsvoller Beamten und kenntnisreicher Gelehrten ist aber noch erforderlich, um die Schutzgebiete dem gewünschten Ziele, der sorgfältigen Erschliessung ihrer natürlichen Bodenschätze zum Wohle des Vaterlandes, entgegenzuführen.

Als wichtige Massnahmen zur Unterstützung dieser Bestrebungen möchte ich fünf Punkte hervorheben:

1. Die Ausrüstung jedes der wichtigeren Gouvernements mit je einem Geologen und einem Bergbeamten.

Der Geologe ist berufen zur Erforschung der allgemeinen geologischen Verhältnisse der Schutzgebiete behufs Ermittelung derjenigen geologischen Formationen, welche die beste Aussicht auf Erschliessung der je in Frage kommenden nutzbaren Bodenschätze bieten. Unternehmungslustige Schürfer und Bergbautreibende erhalten dadurch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einerseits hochwichtige Unterstützung und werden dadurch andererseits vor unnötigen Opfern bewahrt. Der Geologe würde aber auch nutzbar zu machen sein für die geologisch-agronomische Untersuchung der für Bodenkultur erwünschten Geländeflächen, da diese ja bekanntlich nach Massgabe des zu erzielenden Produktes je besondere Bodenarten verlangen, ferner zu Ratschlägen in Wasserversorgungs-Angelegenheiten, überhaupt in allen Fragen allgemeiner praktischer Geologie. Schon sind in einigen dieser Richtungen durch die Aussendung eines der Geologen der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin nach Deutsch-Ostafrika erfreuliche Resultate erzielt worden. Hierfür eignet sich vorzugsweise ein durch mehrjährige Tätigkeit an einer geologischen Landesanstalt in der geologischen Aufnahme im Gelände erfahrener Geologe.

Der Bergbeamte ist zur Prüfung der bergmännischer Gewinnung zu unterwerfenden Lagerstätten nutzbarer Mineralien und zur Beratung der Gouvernements in bergtechnischen und bergrechtlichen Fragen berufen.

Geologe und Bergbeamter schliessen sich keineswegs aus, sondern sie haben sich gegenseitig zu ergänzen, je nach den ihnen durch ihre Sonderstudien gegebenen Fähigkeiten und besonderen Fachkenntnissen.

2. Tunlichste Begünstigung der Schürfarbeit.

Im Beginne des Bergbaues ist eine nicht drückende, tunlichst entgegenkommende Handhabung der bergrechtlichen, bergpolizeilichen und sonstigen Vorschriften erforderlich, und zwar sowohl gegenüber den schürfenden Gesellschaften wie auch besonders gegenüber dem Einzelschürfer (Prospektor). Gerade diesem gewerbsmässigen Schürfer sollte möglichst freier Spielraum zur Schürfarbeit, zur Entfaltung des ihm oft in hohem Masse eigenen Spürsinnes zur Auffindung nutzbarer Lagerstätten gegeben werden.

In Amerika, Südafrika und Australien waren fast immer die allein oder in kleinen Kameradschaften von 2 oder 3 Personen umherziehenden Schürfer, namentlich die Alluvial-Goldwäscher, die Bahnbrecher des Bergbaues. Haben auch, wie vielfach behauptet wird, die meisten Goldschürfer die Goldfelder ärmer verlassen, als sie dieselben betraten, so wurden doch auch manche durch glänzende Funde in den Alluvionen oder in den Ausgehenden gangförmiger Lagerstätten reich gelohnt, so dass die grosse Masse der Schürfer wie bei dem Lotteriespiel durch das Glück Einzelner immer wieder angezogen wurde. Durch freie, unbeschränkte Tätigkeit dieser Männer hat die Entwickelung des Goldbergbaues im Transvaal, besonders aber die noch weit rascher vollzogene Erschliessung einer grossen Anzahl von Goldlagerstätten Westaustraliens stattgefunden. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schürfer ist aber sehr feinfühlig gegenüber jeder Einschränkung seiner persönlichen Freiheit. Der Polizeistaat ist ihm verhasst. Gerade der Drang nach möglichst ungebundener Betätigung in den weiten Landstrecken der unzivilisierten Gebiete ist es, der ihn gern die damit unvermeidlich verbundenen Entbehrungen ertragen lässt. Wenn er sich beengt fühlt, schüttelt er lieber den Staub von den Füssen und wendet sich freieren Gefilden zu.

3. Im Hinblick auf die Tätigkeit der Schürfer ist hochbedeutungsvoll die Erklärung des Herrn Kolonialdirektors in der Sitzung des Kolonialrats vom 27. Juni d. Js., dahingehend, dass die Verfügung des Herrn Reichskanzlers vom 5. März 1902, betreffend die Schaffung eines Vorbehaltes für den Landesfiskus von Deutsch-Ostafrika zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien in den Flussbetten des Schutzgebietes, nur auf die Wasserläufe, soweit sie schiffbar sind, sich beziehe, nicht auf die Oberläufe und Bachbetten.

Mit der Untersuchung der oberen Fluss- und Bachbetten setzt die Tätigkeit der Schürfer in der Regel ein. Die Verordnung würde demnach geradezu einem Ausschlusse der Schürfer aus dem Schutzgebiete gleichgekommen sein, wenn die erwähnte Einschränkung nicht beabsichtigt gewesen wäre. Um aber hierüber jedes Missverständnis bei allen beteiligten Stellen auszuschliessen, wäre erwünscht, wenn der Erklärung des Herrn Kolonialdirektors tunlichst weite Verbreitung durch eine besondere Deklaration zur Verordnung gegeben würde.

4. Wenn ich Vorstehendem gemäss eine tunlichst allgemeine Schürf- und Bergbaufreiheit in den Schutzgebieten für wünschenswert erachte, so möchte ich dennoch nicht anraten, Ausnahmen grundsätzlich unter allen Umständen abzulehnen. Je nach Lage der Verhältnisse kann es auch erforderlich erscheinen, einer Gesellschaft eine Ausnahmebehandlung durch Konzessionierung innerhalb eines bestimmten Gebietes zu teil werden zu lassen. Die Verhältnisse können unter Umständen, beispielsweise bei Lagerstätten des Kimberleytypus, so liegen, dass der Schürfer schwere, kostspielige Arbeit zu verrichten, oder umfangreiches Haufwerk in Bearbeitung zu nehmen hat, so dass seine Mühe nur in den seltenen Fällen, in denen besonders reiche Funde vorliegen, gelohnt wird. Tritt in unwirtlichen, trockenen, vegetations-, schlachtvieh- und wildarmen Gegenden noch hinzu, dass Nahrungsmittel und Wasserbedarf zum Lebensunterhalte und Wasser zum Betriebe der Schürfarbeiten nur schwer zu beschaffen, Arbeitsgeräte und Maschinen nur mit grossen Kosten herbeizuholen sind, so ist einleuchtend, dass dabei die Arbeit des einzelnen Schürfers, oft auch der kleinen Gesellschaften ganz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unmöglich werden kann. In solchen Gegenden wird man im Interesse der Entwickelung bergbaulicher Tätigkeit kapitalkräftigen, grösseren Gesellschaften ermutigende Bewilligungen gewähren müssen.

5. Tatkräftigste Unterstützung aller auf die Verbesserung des Beförderungswesens, insbesondere auf den Bau erschliessender Eisenbahnlinien gerichteten Bestrebungen ist dringend notwendig.

Besonderer Ausführungen hierzu bedarf es nicht mehr, nachdem ich in meinem Vortrage gezeigt habe, wie zahlreiche, schon nachgewiesene, hoffnungsvolle Lagerstätten nutzbarer Mineralien durch Verbesserung der Beförderungsverhältnisse und Heranführung der Eisenbahnverbindung überhaupt erst wirtschaftlich nutzbar gemacht werden können. Aber auch die Aufsuchung weiterer Lagerstätten wird durch die erleichterte Zugänglichkeit der Schutzgebiete wesentlich gefördert. Die Frage der Anlage von Eisenbahnen ist für Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika geradezu brennend geworden. Die weitere Verzögerung des Ausbaues aufschliessender Eisenbahnlinien setzt dem Aufblühen der Schutzgebiete verhängnisvolle Schranken!

Das Klima von Westafrika.

Von Professor Dr. **Karl Dove,** Jena, Universität.

(Sektionssitzung im Plenarsitzungssaal am 10. Oktober, Nachmittag.)

Es kann nicht die Aufgabe eines Vortrages von der Kürze des gegenwärtigen sein, ein Bild der klimatischen Einzelheiten in einem so ausgedehnten und so verschiedenartigen Gebiete zu geben, wie es die westafrikanischen Schutzgebiete des Deutschen Reiches sind. Auf einem Kolonialkongress soll vielmehr auch in diesem Falle ein bewegender Gedanke der Darstellung zu Grunde gelegt werden, welcher die Frage nach dem wirtschaftlichen Wert und der wirtschaftlichen Benutzbarkeit der bereits angestellten und der fernerhin wünschenswerten Untersuchungen in sich schliesst.

Ein tiefgreifender Unterschied besteht somit zwischen den beiden tropischen Schutzgebieten auf der Westseite des Weltteils, zwischen Togo und Kamerun einerseits, und zwischen Südwestafrika mit seinen so eigenartig entwickelten Erscheinungen. Ist es in den beiden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstgenannten Ländern, namentlich im Kamerungebiet, wesentlich die hohe Temperatur und ihr Gang, die wir in nicht immer erfreulicher Weise das Leben der Europäer beeinflussen sehen, und die mit der Vermehrung der dort lebenden Weissen eine immer mehr erhöhte Bedeutung gewinnen wird, so sind es in der aussertropischen Landschaft fast allein die Niederschläge und alles, was ihre Verteilung und die Verschiedenheit ihres Eintretens und ihrer Ergiebigkeit zu beeinflussen vermag, die sich der weitgehenden Aufmerksamkeit der gesamten Bevölkerung erfreuen. Und das gilt hier nicht etwa nur von den Europäern. Die Tatsache, dass meine Entsendung nach Südwestafrika behufs der Einrichtung von Stationen seinerzeit den Kaffern und Hottentotten lange vor meiner Ankunft bekannt war, und dass ein als geizig bekannter Hererohäuptling mir später „zum Dank für die sehr ergiebige Regenzeit" einige Hammel zum Geschenk machte, lässt die Hochachtung vieler Afrikaner vor klimatischen Untersuchungen auf das beste erkennen. — Scherz bei Seite — so liegt in dieser Auffassung der beste Beweis für die Bedeutung dieses Forschungszweiges für das wirtschaftliche Leben, denn wissenschaftliches Interesse ist es doch kaum, das diesen Naturmenschen zu solcher Sorge um den Regen und seine Begleiterscheinungen treibt.

Wenden wir uns zu unseren beiden tropischen Landschaften. Besonders im Küstengebiet der Togokolonie sehen wir eine Gegend vor uns, in der mehr als sonst an den äquatorialen Meeresufern dieses Gebiets Wert auf eine genaue Untersuchung der Regen zu legen ist. Die auffallend geringen Niederschlagshöhen dieser Striche müssen in der Tat unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn so manches wichtige Gewächs dürfte eine Anpflanzung nur dann lohnen, wenn die möglichen Schwankungen der Regenmenge nicht zu gross sind. So ist es vorwiegend das Klima, das einen Kenner von der Bedeutung eines Wohltmann veranlasst hat, dem Anbau des Kaffees in diesem Teile der Kolonie keine günstige Zukunft in Aussicht zu stellen. Dass auch die Feststellung der Grenzen zwischen dem feuchtheissen Tropenklima und dem heisstrocknen des Innern von Bedeutung für den Plantagenbau sein muss, bedarf kaum der Erwähnung, lässt sich indessen auch durch das Studium der einheimischen Pflanzenwelt erreichen.

Weniger noch als in den Flachgebieten von Togo bedeutet die Untersuchung der Niederschläge im Waldlande von Kamerun, ja selbst in vielen Teilen des Innern, für die Praxis, so ausserordentlich interessant sie für die Wissenschaft ist. Haben wir doch hier die regenreichste Grosslandschaft des ganzen Kontinents und in der Nähe des Kamerungebirges selbst sogar den in Bezug auf fabelhafte Regenmenge an zweiter Stelle auf der ganzen Erde stehenden Strich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor uns. Gleichwohl, die Ergiebigkeit der zur Erde strömenden Gewässer ist allgemein bekannt, und der Plantagenbau vermag hier überall einzusetzen, ohne dass dies Element vorher eingehender Erforschung bedürfte.

Im Gegensatz aber zu Togo ist unser Kamerungebiet zu einem nicht unbeträchtlichen Teile von gewaltigen Hochländern erfüllt, die streckenweise ganz bedeutende, den Gipfeln unserer höheren deutschen Mittelgebirge gleichkommende Seehöhen erreichen. Hier, so scheint es, müsste es nicht nur im Interesse des Pflanzenbaues der Zukunft, sondern vielleicht — ich will mich mit Absicht vorsichtig ausdrücken — auch im Interesse der in Zukunft dort lebenden Europäer liegen, die Einflüsse der Temperatur, gegebenenfalls vielleicht auch diejenigen der Strahlung, auf den menschlichen Körper, in erster Linie auf den des Weissen, kennen zu lernen. Ist dies die Aufgabe des Arztes, so ist die klimatische Untersuchung verpflichtet, ihm das Material zur Verfügung zu stellen, auf das er bei seinen Forschungen nun einmal angewiesen ist. Ohne praktische Bedeutung ist die Tatsache keinesfalls, dass in den 1400 *m* hohen Gebieten nördlich von Kamerun die mittlere Jahrestemperatur um 7—8° unter derjenigen der Küstenniederung liegt, so dass sie etwa der normalen Juniwärme von Berlin entspricht.

Ich wende mich nun gleich zu dem Schutzgebiet, in dessen wirtschaftliche Aussichten man sich nur zu versetzen vermag, wenn man sich in erster Linie die Entwickelung seiner klimatischen Verhältnisse vergegenwärtigt. Deutsch-Südwestafrika ist, wenn wir vom tropischen Norden, dem Ambolande, ganz absehen, ein Steppengebiet, das auch nach Vornahme dieser Verkleinerung unser Deutsches Reich an Umfang um ein beträchtliches übertrifft. Hier ordnen sich die verschiedenen Klimazonen, von West nach Ost aufeinander folgend, zuerst vollkommene Wüste, weiterhin die Wüstensteppe, dann die regenreicheren Gras- und Buschsteppen in dem wechselnden Gelände des Innern, auf welche schliesslich die endlosen Ebenen der nach der Kalahari absinkenden Flächen folgen. Zwar ist auch in diesen Ländern die Beobachtung der Temperaturen von hohem Wert für den praktisch tätigen Kolonisten. Die Nachtfröste, die alljährlich in den meisten Landschaften der der Besiedlung zugänglichen Gebiete erwartet werden können und die oft sehr niedrige Grade erreichen, sind besonders darum von Bedeutung, weil sie oft stark verspätet einzutreten vermögen. Die zeitliche Grenze dieses Eintritts zu kennen ist für den Gartenbauer von Wichtigkeit. Aber auch die räumlichen, d. h. die nach dem Ambolande zu, dieser Erscheinung gesetzten Grenzen müssen untersucht werden, falls man daran denkt, hier einmal mit Plantagenbau zu beginnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Luftdruck und Winde, diese beiden wichtigen Elemente, müssen ferner gerade in diesem Lande des praktischen Lebens wegen studiert werden. Selbst das tierische Leben wird durch die Luftströmungen bisweilen bis zu einem gewissen Grade unmittelbar beeinflusst. Ich erinnere nur an die Züge der gefährlichen Wanderheuschrecke, von deren wahrscheinlichem Verlauf wir später, nach Einrichtung guter und vor allem charakteristisch gelegener meteorologischer Stationen, jedenfalls besser unterrichtet sein werden als heute. Einen noch wichtigeren Ausblick in die Zukunft wage ich zu tun, wenn ich mir eine gut, d. h. im strengsten Sinne fachmännisch geleitete Anzahl solcher auch den Luftdruck berücksichtigender Beobachtungsposten denke. In Südwestafrika, dessen regenbringende Winde namentlich in den mittleren und nördlichen Teilen aus nördlicher bis östlicher Richtung zu erwarten sind, muss das diese heransaugende Luftdruckminimum im Westen der besser bewachsenen Steppen liegen. Da nun, was wir an den unsere mitteleuropäische Witterung beherrschenden Minimis in Tagen sich vollziehen sehen, d. h. die Änderung eben dieser Witterungszustände, hier sich in Jahreszeiten abspielt, so lässt sich eine Voraussage denken, die, wie bei uns auf Tage, hier auf einzelne Monate den Charakter der herannahenden Regenzeit, ihre Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit, vorherbestimmt. Welch eine Bedeutung aber das für ein Steppenland hat, in dem das ganze wirtschaftliche Leben vom Regen abhängt, bedarf kaum einer näheren Auseinandersetzung.

Überhaupt ist es das Studium der Niederschläge in erster Linie, dessen wir im Interesse der praktischen Kolonisationstätigkeit bedürfen. Bei der Abhängigkeit der fliessenden Gewässer vom Regen ist hierbei der Zusammenhang mit der Hydrographie von grösster Bedeutung. Hat man doch die Flüsse unserer Kolonie mit einem gewissen Recht als „Regenrinnen“ bezeichnet. Ich selbst habe während meines anderthalbjährigen Aufenthaltes im Schutzgebiete festzustellen versucht, ob sich nicht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Regenhöhe und dem Abkommen bestimmter Wasseradern finden lasse. In der Tat gelang mir damals die Feststellung, dass bei einer Regenmenge von etwa 15 *mm* an einem Tage ein oberflächliches Fliessen der betreffenden Wasseradern begann. Diesen Zusammenhang für möglichst viele Stellen an möglichst vielen Flüssen zu ermitteln (die notwendige Regenmenge ist naturgemäss in den verschiedensten Gegenden ganz verschieden), ist eine wichtige Aufgabe, denn ohne Kenntnis dieser Dinge ist an die Anlage grösserer Stauwerke ebensowenig zu denken wie ohne diejenige von der Häufigkeit guter und schlechter Regenjahre, von ihrer Verteilung und von der Dauer der Trockenzeiten. Überhaupt sind es viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weniger die Mittelwerte, als vielmehr die Schwankungen, deren Untersuchung für den praktischen Kolonisten von nöten ist. Ich erinnere an den neuerlich in der Kolonialzeitung wiedergegebenen Ausspruch des Farmers Gessert, dass man die Grösse einer Farm nicht nach dem mittleren Zustande des Weidefeldes bemessen dürfe, sondern dass man bei ihrer Bestimmung die Beschaffenheit der Weide in einem schlechten Jahre zu Grunde legen müsse. Ins Klimatologische übersetzt bedeutet diese beherzigenswerte Äusserung: man bedarf der Kenntnis der Häufigkeit und der Beschaffenheit schlechter Niederschlagsjahre, ehe man gewisse weniger begünstigte Gebiete in Farmland aufteilen kann.

Der unmittelbare Zusammenhang der meteorologischen Forschung mit der Praxis, in diesem Falle mit der Technik, ergibt sich endlich auch in der Feststellung der Landschaften gleichen Witterungscharakters. Es ist bei der Anlage von Stauwerken unerlässlich nötig, die Ausdehnung der Gebiete zu kennen, innerhalb welcher ein gutes oder ein schlechtes Regenjahr annähernd gleichartig verlaufen wird, da die Lage eines etwa zum Abdämmen zu benutzenden Flussgebietes innerhalb einer oder mehrerer solcher Landschaften ganz bedeutenden Einfluss auf seine Wasserführung ausüben muss. Meine eigenen Untersuchungen haben entgegen der selbst von Gebildeten geteilten landläufigen Anschauung das Bestehen solcher „Regenprovinzen“ in Südwestafrika nachgewiesen, und die Art, wie ein Techniker von dem Rufe eines Rehbock diese Ergebnisse verwendete, zeigt auf das schärfste die Notwendigkeit eines fachmässig, d. h. nicht im Nebenamt geleiteten meteorologischen Dienstes. Ein solcher wird in allererster Linie und in hervorragendem Masse der Kolonisation zu gute kommen. Und wie der bekannte englische Forscher und praktische Kolonialmann Johnston kürzlich der englischen Regierung den Vorwurf machte, sie habe bei Herstellung der Ugandabahn infolge mangelhafter wissenschaftlicher Vorarbeiten etwa zehn Millionen Mark zuviel ausgegeben, so möge unsere Kolonialverwaltung Rücksicht auf diese Bedeutung der Forschung nehmen, damit ihr ähnliche Vorwürfe erspart bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutschen Kolonien und ihre Würdigung in der Schule.

Von Oberlehrer **Heinrich Fischer.**

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Ein jeder von Ihnen, sofern er schon einmal, um Aufklärung und Interesse für unser koloniales Leben zu verbreiten, in praktischer Agitationstätigkeit gestanden hat, wird die Schwierigkeiten empfunden haben, die sich aus der Geringfügigkeit dessen herleiten, was auch der Gebildete heutzutage noch von der Schule an Anschauungsfähigkeit, Urteil und Kenntnissen auf diesen Gebieten mitbringt. Noch immer wird der entlassene Gymnasiast eher im Vorderasien des jüngeren Kyros oder des Apostels Paulus als in dem der Bagdadbahn oder der Armenierwirren Bescheid wissen, die Kornkammern des alten Rom kennen und von den Reishäfen der Jetztzeit oder der Bedeutung des argentinischen Weizenbaus nichts gehört haben, mit den griechischen Pflanzstätten am ligurischen Golf oder am Pontus vielleicht vertraut sein und keine Ahnung haben von den deutschen Ortschaften in Rio Grande oder um Valdivia. Erst heute Morgen haben wir aus so berufenem Munde, wie dem der Herren Professor Hans Meyer und Max Schinckel, die Klage aussprechen hören, wie gering hier noch das Verständnis der Erwachsenen oft ist, wie spärlich gerade in den bestunterrichteten Kreisen der Jugend die Elemente sich finden, die dem Verkehr Deutschlands über den Ozean ihre Kraft widmen wollen.

Gewiss hat sich schon manches hier gebessert, ganz so weltfremd wächst das heutige junge Geschlecht nicht mehr auf, wie alle früheren. Zumal in den Zentren nationalen Lebens, den grossen Handels- und Industriestädten tritt auch schon dem Knaben die ferne Fremde so mannigfaltig, so stark hineingreifend in das Leben des Alltags entgegen, dass er ihrer inne wird, nicht als einer entlegenen Wunderwelt, wie etwa früher, sondern als eines lebendigen, das auch den Gang seines Lebens mit beeinflusst. So entwickelt sich in dem Sohne der modernen Grossstadt, und schwächer wohl auch schon in dem der Provinz ein gewisses Mass weltbürgerlichen Sinnes, wie es in der notwendigen Verbindung mit starkem Heimatstolze der hanseatische Knabe an der Wasserkante schon seit Generationen besessen hat. Die stürmisch fortschreitende Entwicklung des Weltverkehrs, die immer innigere Verflechtung unseres Volkes mit allen fremden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gestaden, vorzüglich mit unseren eigenen Pflanzländern, wird ihren Einfluss auf unsere Jugend gewiss im selben Sinne auch ferner ausüben, das ist eine an Gewissheit grenzende Hoffnung.

Aber können wir uns bei solcher Hoffnung schon beruhigen? Ich glaube nein. Einmal geht dieser Prozess doch gar zu langsam und ungeordnet vor sich; dann bleiben, ohne genügende Möglichkeit, die verwirrten Eindrücke solcher Art zusammenzuarbeiten, diese für den Schüler doch vielfach recht kümmerlich und treten besonders an unseren Gymnasien infolge des Überdrucks der anderen Unterrichtsfächer in den oberen Klassen, nach manchen günstigen Ansätzen in den mittleren, in der Regel wieder ganz zurück; ferner sehen wir das Ausland, u. a. selbst ein schon so kolonial gesonnenes und über die Erde hin blickendes Volk wie die Engländer, seit einiger Zeit, vermutlich aus denselben Erfahrungen heraus, der Frage besserer geographischer Schulung ihrer Jugend mit bemerkenswerter Lebhaftigkeit sich zuwenden; schliesslich aber ist es wohl einfach unsere Pflicht, uns nicht auf glückliche Möglichkeiten zu verlassen, innerhalb unseres straff geordneten Schulwesens auf gelegentliche autodidaktische Erfolge einzelner zu rechnen, sondern tatkräftig dort einzugreifen, wo wir es zum Besten unseres Volkes für nötig halten, d. h. in unserem Falle für eine stärkere Durchtränkung der Vorstellungswelt unserer Jugend mit Dingen des kolonialen Lebens einzutreten.

Unter der Annahme, dass wir über diesen Punkt einig sind, entsteht für uns nun die Frage nach den Mitteln und Wegen, die uns hier vorwärts zu helfen versprechen, wobei die Bedenken gegen die einzelnen, die Vorteile, die diese andererseits versprechen, zu erörtern wären.

Wie steht es da zuerst mit der Begründung besonderer für die Zwecke der kolonialen Entwicklung zugerichteter Schulen? Sie alle kennen ja die „Deutsche Kolonialschule“ zu Witzenhausen, in Wertheim ist eine verwandte Anstalt auf noch breiterer Grundlage, eine sogenannte „Deutsche Nationalschule“, im Entstehen. Das sind Erscheinungen, die wir mit der grössten Freude begrüssen müssen, aber für die hier gestellte Frage entscheiden sie noch nicht viel. Die Ausgestaltung einer kleinen Gruppe neuartiger Lehranstalten, deren Zöglinge für eine spätere Wirksamkeit in den Kolonien von vornherein vorgebildet werden, ist gewiss ein notwendiges Werk, und mit den zwei genannten Schulen wird es wohl noch nicht abgetan sein. Um Verständnis und Liebe für deutsches Leben über See allüberall bei der Jugend zu wecken, dazu braucht es aber noch anderer Massregeln, die sich, wenn nicht plötzlich, so doch mit der Zeit, auf alle Unterrichtsanstalten ausdehnen müssten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das nächste, zu ungezählten Malen von den Anhängern der verschiedensten Bestrebungen für ihre Sache Empfohlene, wäre nun wohl, besondere, also in unserem Falle kolonialwissenschaftliche, Stunden an den höheren Lehranstalten einzurichten. Warum soll ein Lehrplan der Zukunft nicht auch einmal solche Stunden enthalten? Bleiben wir aber auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse und beschränken uns auf das möglicherweise heute Erreichbare, so müssen wir von der Idee zurückkommen. Erstens fehlen uns hierfür ausgebildete Lehrer, es hiesse das Pferd am Schwanz aufzäumen, wollte man erst solchen Unterricht einführen und dann erst an die Ausbildung geeigneter Lehrkräfte denken. Vor allem aber krankt die heutige höhere Schule schon jetzt an einer so grossen Überfülle von sich gegenseitig die Luft fortnehmenden obligatorischen Lehrfächern, dass die Einführung eines neuen Pflichtfaches ohne die Beseitigung eines anderen kaum denkbar ist und unter allen Umständen den stärksten Widerstand der Schulbehörden finden würde und finden müsste.

Es kann daher nur die Anlehnung an ein schon im Lehrplan enthaltenes Fach, vielleicht eine gewisse Verschmelzung mit diesem, empfohlen werden. Als dieses ergibt sich ohne Schwierigkeit wohl sofort das der Geographie. Gewiss wird auch der Neusprachler, der Historiker oder der Naturwissenschaftler, wenn er der Mann danach ist, seinen Unterricht gelegentlich für uns fruchtbar machen können.

Als Regel wird man das aber wohl kaum hinstellen wollen. Für die Erdkundelehrer ergibt sich andererseits ein solcher Zusammenhang ganz ungezwungen. Gerade jetzt, wo der etwas zu ausschliesslich naturwissenschaftliche Charakter der wissenschaftlichen Erdkunde wieder einer stärkeren Betonung des menschlichen Elements zu weichen beginnt, wird man auch sicher sein können, dass keine wertvolle Seite kolonialen Lebens im Erdkundeunterricht ohne Berücksichtigung bleiben müsste. Ein lehrreiches Beispiel für einen geschickten Ausgleich zwischen der erdumspannenden, alle Teile unseres Planeten gleichmässig würdigenden Erdkunde und den besonderen Erfordernissen der Heimatkunde und Kolonialkunde im Schulunterricht scheint mir Holland zu bieten, so weit ich bei einem letzthin unternommenen Ausflug dorthin in den Stand des dortigen erdkundlichen Schulunterrichts habe Einblick gewinnen können. Wir sollen ja wohl auch sonst noch manches auf dem Gebiete des Kolonialwesens von unsern niederdeutschen Verwandten dort lernen können.

Halten wir nun an der Erdkunde als der natürlichen Unterlage für die Anfänge eines geeigneten Kolonialunterrichtes an den höheren Schulen fest, so entsteht leider sofort dadurch wieder eine grosse Schwierigkeit, dass dieses Fach unter der vorhin berührten Überlastung unserer höheren Lehranstalten mit Lehrfächern vielleicht am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stärksten von allen leidet. Dies tritt, neben der oft beklagten Erfolglosigkeit des erdkundlichen Schulunterrichts in deren Ursachen, einer unzweckmässigen Verteilung der Lehrkräfte und einem zu frühen Abschlusse des Unterrichts, hervor. Es würde Raub an Ihrer Zeit sein, wenn ich mich tiefer in die Schilderung der vorhandenen Schulzustände einlassen wollte, ich möchte Sie statt dessen u. a. auf die Verhandlungen der beiden letzten deutschen Geographentage aufmerksam machen und dann sofort dazu übergehen, Ihnen den Weg zu zeigen, auf dem wir hoffen, eine gerechtere und zeitgemässere Würdigung dieses Lehrfaches und der in seiner Kiellinie schwimmenden Kolonialkunde an den Schulen durchzusetzen. Sie glaube ich, als Freunde einer solchen auch ihren Bestrebungen, soweit sie sich auf Weckung und Belebung des kolonialen Gedankens beziehen, förderlichen Entwickelung des Unterrichtswesens ansehen zu dürfen, mit welchem Recht, das hat hoffentlich der bisherige Teil meines Vortrages gezeigt.

Wo die Widerstände sitzen, mit denen wir hauptsächlich zu rechnen haben, das möchte ich Ihnen wenigstens an einigen kleinen Proben zeigen. Da haben erst jüngst rheinische Philologen, ich sage mit Bedacht statt dessen nicht „Schulmänner" im allgemeinen, sich zu Thesen bekannt, die jede auch eine höchst unbedeutende kleine, von der Behörde in den jüngsten Lehrplänen angeordnete Verstärkung erdkundlichen Unterrichts am Obergymnasium ablehnen und u. a. — wunderlich genug — die Vermittelung geographischer Anschauungen durch den altsprachlichen Unterricht befürworten. Noch weiter sind freilich die Herren in Baden gegangen, die gleich für das Oberlehrerexamen jede Prüfung in Geographie ausschliessen möchten, wie ein von ihnen ausgearbeiteter Entwurf zu einer neuen Prüfungsordnung empfiehlt. Solche Vorschläge erscheinen uns vielleicht unfassbar, aber sie sind Wirklichkeit; und hinter ihnen steht eine Mehrheit, wenn sie freilich auch nur in der Ablehnung einig ist. Ihr gegenüber, ebenso sehr aber wegen des tatsächlichen Zustandes unserer höheren Schulen, und ihrer Überfüllung mit Lehrfächern, haben die Erdkundelehrer auf eine einfache Erfüllung ihrer seit Jahrzehnten erstrebten Wünsche für Einrichtung eines Pflichtunterrichtes in ihrem Fache am Obergymnasium nicht zu rechnen. Andererseits aber wächst, wie der Besuch des XIII. deutschen Geographentages in Breslau und die Erfahrungen unserer Hochschuldozenten es zeigen, die Zahl befähigter und berufener Vertreter des Lehrfaches von Jahr zu Jahr. Es hat uns daher möglich geschienen, diese zerstreuten Elemente zu vereinigen, um mit verbundenen Kräften unserm Ziele zuzustreben. Als Vereinigungspunkt wurde in Breslau eine „ständige Kommission für erdkundlichen Unterricht" gegründet, deren Mitglieder über das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganze zusammenhängende deutsche Sprachgebiet verstreut sein sollten, und die in eine geschäftsführende Spitze ausläuft. Bei ihrer Jugend hat diese Kommission es noch zu keiner umfassenden Wirksamkeit bringen können, manche Einzelerfolge dürfen wir aber sehr wohl schon auf ihre Rechnung setzen.

Ihre Wirksamkeit soll, wenn ich von den hier weniger wesentlichen inneren Angelegenheiten des Ausbaus eines guten Erdkundeunterrichts absehe, in der Hauptsache darin bestehen, dass sie ihre Mitglieder aufzuklären und mit den zuständigen Behörden sich ins Vernehmen zu setzen hat, um eine stärkere Heranziehung und Ausnutzung der jetzt schon im Oberlehrerstande vorhandenen, sich aber in Zukunft vermutlich vermehrenden geographisch gebildeten Kräfte zu erkämpfen. Diese Ausnutzung kann innerhalb der Schule geschehen, besonders durch die Einrichtung wahlfreier Kurse für Schüler oberer Klassen über geographische Themata, — hier denke ich natürlich an solche kolonialkundlichen oder handelsgeographischen Inhalts. Solche Kurse würden sich, den geeigneten Mann vorausgesetzt, bei den Vorbildern, die wir gerade für sie schon haben, vielerorts ohne grössere Schwierigkeiten einrichten lassen; Geneigtheit der Behörden, die im allgemeinen sehr geringen Mittel hierfür zu gewähren, wird vielfach gefunden werden können. Es ergibt sich aber aus solcher Einrichtung der doppelte Vorteil, dass einerseits die Schüler höherer Klassen eine erste Gelegenheit finden, in einer ihrer geistigen Entwickelung entsprechenden Form über koloniale und andere erdkundliche Dinge belehrt zu werden, und dass andererseits die betreffenden Lehrer sich in diese ihnen durch Studium und Neigung werte Dinge einmal berufsmässig wieder vertiefen dürfen, was nach all der Kleinkindermisere in Sexta und Quinta, zu der gerade sie verurteilt zu sein pflegen, geradezu wie ein Jungbrunnen auf sie einwirken wird.

Aber auch über die Schule hinaus bietet sich für den Geographielehrer besonders wohl in Mittelstädten die Abhaltung ähnlicher Kurse für Erwachsene dar. Das Zeitalter des university extension legt auch dem Gymnasialoberlehrer die Aufgabe nahe, sein Wissen und Können jenseits der Grenzen seiner Anstalt wirken und nützen zu lassen. Vorbildliche Beispiele — ich erinnere nur an Hasserts vortrefflichen Vortragcyklus in Leipzig, aus dem sein schönes Buch über unsere Kolonien hervorgegangen ist — bieten sich jetzt schon leicht, noch weniger schwierig als für Schülerkurse möchte für diese die Unterstützung besonders kommunaler Behörden zu erwirken sein, die von uns erhoffte Verbindung in der „ständigen Kommission“ würde den Austausch und damit die reichlichere Verwertung guten Anschauungsmaterials erleichtern, auch andere, mit dem Schulunter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richt und seinen Zwecken weniger eng zusammenhängende koloniale Bestrebungen könnten hier einen neuen Stützpunkt finden.

Das ist es etwa, was ich Ihnen vorzutragen wünschte. Finden Sie, wie ich hoffe, dass die Verwirklichung und Ausgestaltung dieser Anregungen für unsere beiderseitigen Bestrebungen ein Gewinn wäre, so helfen Sie uns, diese Zukunftsmusik Tatsache werden zu lassen. Zu diesem Zweck möchte ich Sie bitten, der Resolution, die ich in Ihren Händen sehe, zur Annahme zu verhelfen; Sie werden gewiss bemerken, dass meine ganzen Ausführungen nur eine Art Erklärung und Umschreibung ihres Inhaltes sind. Der Sicherheit halber aber möchte ich sie doch noch lieber verlesen. Sie lautet:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 erklärt, dass bei der für das wirtschaftliche und staatliche Leben unseres Volkes überaus grossen und an Bedeutung noch steigenden Wichtigkeit unserer überseeischen und kolonialen Interessen aller Art deren stärkere Berücksichtigung im Lehrgange unserer Schulen, besonders der höheren, dringend geboten erscheint. Diese kann naturgemäss nur im geographischen Unterrichte und auch dort nur dann erfolgen, wenn er auf genügend breiter Grundlage und von fachmännisch vorgebildeten Männern gegeben wird. Die massgebenden Stellen seien hierdurch auf die Mangelhaftigkeit unserer Schulen in diesem Punkte aufmerksam gemacht und gebeten, der vom XIII. Deutschen Geographentage ins Leben gerufenen „Ständigen Kommission für erdkundlichen Schulunterricht" Beachtung zu schenken, welche eine Reform des geographischen Unterrichts im gleichen Sinne erstrebt.

Aber damit ist es doch noch nicht getan. Die Annahme einer Resolution ist ein leichtes und schliesslich auch häufig ein nur leicht wiegendes Ding. Wer sich mit ihr beruhigt, der wird auch im allgemeinen zufrieden sein, wenn er dann von einer höflich absagenden Erwiderung der zuständigen Behörden erfährt, und etwa sagen: „Na, meine Schuld ist es ja nicht, wenn die Sache nicht vorwärts geht, ich habe ja meine Meinung geäussert." Nein, wir müssen Sie auch um Ihre weitere tätige Mitarbeiterschaft freundlichst bitten. Ein zunehmend besseres Verständnis des heranwachsenden Geschlechts für die Dinge, die Ihnen am Herzen liegen, wird das Echo sein, mit dem Ihnen die deutsche Jugend für Ihre Bemühungen danken wird. Ich denke mir diese Unterstützung, die Sie uns gewähren, besonders wirksam auf dem Gebiete des persönlichen Verkehrs, regen Sie, jeder einzelne, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, massgebende Persönlichkeiten, Schulleiter, Mitglieder von höheren Aufsichtsbehörden, Magistratspersonen, Stadtverordnete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einflussreiche Privatpersonen, Redakteure an, in ihrem Kreise für die Einrichtung, Ausgestaltung und Beförderung solcher Schulkurse oder Vortragscyklen zu sorgen. Die geeigneten Lehrer werden von uns zu stellen sein; unsere Verbindung mit dem Generalsekretariat der deutschen Geographentage (Wilhelmstr. 23) bietet eine immer gegebene Adresse, wenn natürlich auch direktere Anknüpfungen in jedem Falle, weil einfacher, wünschenswerter sind.

Damit bin ich am Ende, ich habe nicht versucht, Sie durch Überschwänglichkeiten und stolze Worte einzunehmen, Ihnen ein entzückendes Idealbild eines „kolonialwissenschaftlichen" Unterrichtes in Prima mit Verwertung aller modernen Hilfsmittel vorzuzaubern, sondern einen Weg wollte ich Ihnen zeigen, auf dem, freilich bei mancher harten Arbeit, mancher vorläufigen Enttäuschung, wir, so glaube ich fest, wirklich vorwärts kommen würden zum Heile unseres Volkes und seiner Jugend.

Zur Diskussion ergreift das Wort Rektor **H. Seidel**-Berlin, der den Ausführungen des Herrn Oberlehrers Fischer durchaus zustimmt, sie aber noch in mancher Hinsicht erweitert sehen möchte. Er geht von der auf seinen vielfachen Vortragsreisen und sonst durch seinen Verkehr mit den verschiedensten Berufsschichten gewonnenen Erkenntnis aus, dass die koloniale Unwissenheit noch heute eine geradezu erstaunliche sei. Der Redner führt dazu etliche Belege aus seinen Erfahrungen an, um dann die Frage zu erörtern, wo eigentlich die Schuld für diesen Mangel zu suchen sei. Er findet, dass zunächst die Presse einen grossen Teil dieser Schuld trüge, da eine gewisse Kategorie von Tagesblättern grundsätzlich allen kolonialen Dingen feindlich gegenüberstehe, alles verunglimpfe, was sich auf die Kolonien bezieht. Die besseren Journale hielten sich zwar von diesem Fehler fern, wären aber andrerseits nicht immer in der Lage, die nötige Belehrung des Leserkreises zu schaffen, da den Mitarbeitern selber die erforderliche Vorbildung fehle. Schon der verewigte Peschel habe seinerzeit bei seinen akademischen Vorlesungen in Leipzig sich direkt an die Journalisten gewandt, um auch ihnen ein Rüstzeug erdkundlicher Kenntnisse zu vermitteln.

Redner geht dann direkt zu den Fischerschen Vorschlägen über und wünscht sie auf unser gesamtes Schulwesen erweitert zu sehen. Er hofft, dass die Anregungen des Kongresses zu den Ohren des Herrn Kultusministers gelangen mögen, damit von dieser Stelle aus die dringend erforderlichen Massnahmen zur Besserung des kolonialgeographischen Unterrichts in den Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien, den Vorbereitungsanstalten und endlich in der Volksschule überhaupt energisch ins Werk geleitet werden. Er gibt auch kurz die Richtung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an, in der sich diese Besserung etwa zu bewegen hätte. Doch hält er sich stets mit seinen Forderungen auf realem Boden, verlangt nur das nächst Erreichbare und schliesst mit einem warmen Aufruf an den Kongress, diesen Bestrebungen ebenfalls seine Unterstützung zu leihen.

Nutzbare Säugetiere der deutschen Kolonien.

Von Professor **P. Matschie,**
Kustos am Kgl. Zoologischen Museum, Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Die deutschen Schutzgebiete zeigen hinsichtlich ihrer geographischen Lage, Bodenbeschaffenheit und klimatischen Verhältnisse sehr grosse Verschiedenheiten voneinander, welche sich auch in der Zusammensetzung der Pflanzen- und Tierwelt kundgeben. Wenn wir insbesondere die Säugetiere in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, so können wir die Kolonien in drei Gruppen einteilen, deren jede sehr eigentümliche Verhältnisse zeigt.

In Kiautschou scheint die Säugetierwelt, soweit die äusserst dürftigen bisher zu uns gelangten Nachrichten ein Urteil erlauben, in mancher Hinsicht unseren deutschen Verhältnissen nicht unähnlich zu sein. Hirsch, Reh, Wildschwein, Dachs, Fuchs, Hase und Eichhörnchen sind dort ebenso wie in Europa vorhanden, haben aber gewisse Merkmale, an denen man sie sofort als Kinder des fernen Ostens erkennt. Daneben aber treten andere Formen auf, die unseren Gauen fremd sind, eine Gemse mit kurzen Ziegenhörnern, ein Affe und der merkwürdige Viverrenhund.

Von den in der Südsee gelegenen Kolonien sind die Samoa-Inseln, die Marshall-Inseln, Marianen und Karolinen Reste eines untergegangenen Festlandes, auf dessen höchsten, heute von den Fluten noch nicht verschlungenen Bergspitzen ausser Fledermäusen sich kein Säugetier erhalten hat. Unter diesen Flattertieren weisen die Flughunde auf eine ehemalige Verbindung jenes im Meere versunkenen Erdteiles mit Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel hin.

In den letzteren Gebieten tritt uns eine etwas reichere Säugetierfauna entgegen, fremdartig in jeder Beziehung. Fliegende Hunde in den mannigfaltigsten Formen von der Grösse einer Maus bis zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derjenigen eines grossen Eichhörnchens, der bunte Beutelbär, der borstige Igelbeutler, das Beuteleichhörnchen, kleine Känguruhs und Beutelmarder: alles Arten, die nur in jenen südlichen Gebieten zu Hause sind, und alles Baumbewohner.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Afrika. Wieder begegnen wir neuen, für den Erdteil eigentümlichen Formen: Meerkatzen, Antilopen, Zibetkatzen, Halbaffen, Elefant, Nashorn, Flusspferd, Giraffe, Schuppentier und Erdferkel mögen als bezeichnende Gattungen dieses Tiergebietes genannt werden. An Artenzahl doppelt, ja dreifach der deutschen Fauna überlegen, bietet die aethiopische Säugetierwelt dem Forscher ein unbegrenztes Feld der wichtigsten Untersuchungen und für die wirtschaftliche Erschliessung unserer afrikanischen Kolonien eine Fülle sehr bemerkenswerter Anregungen.

Wenn ich von nutzbaren Säugetieren der deutschen Kolonien rede, so beschränke ich mich zunächst auf die dort wild lebenden Tiere, welche entweder schon dem Haushalte des Menschen in irgend einer Weise dienen oder vielleicht noch demselben dienstbar gemacht werden können. Dabei darf nun eine sehr wichtige Frage nicht übergangen werden. Man spricht immer von der Zähmung des Zebra und des Elefanten, vergisst aber dabei gewöhnlich einen nicht unwesentlichen Umstand. — Bei sehr vielen, ja wahrscheinlich allen Säugetiergattungen, also auch beim Zebra und Elefanten, lassen sich sogenannte geographische Arten unterscheiden, die sich nicht nur durch Färbungsmerkmale, sondern auch durch erhebliche Verschiedenheiten in der Gestalt und Grösse, dem Knochenbau, der Lebensweise, dem Temperament und den Fortpflanzungsverhältnissen unterscheiden. Es ist meiner Ansicht nach möglich, dass irgend eine Art des afrikanischen Elefanten sich vorzüglich zur Zähmung eignet, wogegen vielleicht der Elefant aus einem nur wenige Breitengrade entfernten Gebiet sich als völlig untauglich erweisen könnte.

Zum Verständnis dieser geographischen Formen möchte ich an folgendes erinnern:

Deutsch-Südwestafrika, die Kolonien an der Guineaküste und Deutsch-Ostafrika liegen unter sehr verschiedenen Breitengraden, teils nördlich, teils südlich vom Äquator, und das Namaland in Südwestafrika sogar zum Teil südlich vom Wendekreis. Entsprechend diesen geographischen Verschiedenheiten machen sich klimatische Unterschiede geltend, und auch die Tierwelt ist in jeder von unseren afrikanischen Kolonien anders zusammmengesetzt. Ja selbst Kamerun und Togo, die doch verhältnismässig nahe bei einander liegen, zeigen gewisse Unterschiede in dem Bestande ihrer Fauna. Es geht sogar noch weiter; Nordkamerun hat z. B. wesentlich andere Säugetiere als Südkamerun, in den Steppen des Massailandes kommen ganz andere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Antilopen vor, als in den am Rukwa-See liegenden. So kann ich jetzt schon in den deutschen Kolonien folgende kleinere Gebiete, deren jedes eine eigentümliche Säugetierwelt aufweist, mit ziemlicher Sicherheit unterscheiden:

Togo.

1. Küstenländer ungefähr bis 11° n. Br.
2. Hinterland von 11° n. Br. an.

Kamerun.

1. Gebiet des Cross River, Rio del Rey und Benue.
2. Gebiet der übrigen Küstenflüsse.
3. Gebiet des Ngoko und Ssanga.
4. Gebiet des Logone.

Südwestafrika.

1. Gebiet der Küstenflüsse.
2. Südliches Hinterland bis 22° s. Br.
3. Nördliches Hinterland nördl. v. 22° s. Br.

Ostafrika.

1. Gebiet der Küstenflüsse südlich ungefähr bis Lindi.
2. Gebiet des Ruvuma.
3. Die zum Nyassa und Rukwa abwässernden Länder.
4. Die zum Tanganyika abwässernden Gebiete.
5. Die abflusslosen Gebiete zwischen der Küste und dem Nyansa.
6. Die Länder westlich vom Nyansa.

Natürlich bestehen zwischen den einzelnen Tiergebieten keine scharfen Grenzen, vielmehr mischen sie sich da, wo sie sich berühren, so dass ganz allmählich die dem einen Gebiet angehörenden Formen durch diejenigen des neuen Gebietes ersetzt werden.

Ich weiss wohl, dass die hier von mir vorgetragenen Ansichten bisher nur von wenigen geteilt werden, zweifle aber nicht daran, dass sie sich im wesentlichen als richtig erweisen werden. Die Kenntnis der Tierwelt unserer afrikanischen Kolonien zeigt noch grosse Lücken; sehr beträchtliche Gebiete sind noch nicht erforscht, und für diejenigen, aus welchen durch die emsige Arbeit einer grossen Zahl von Reisenden bedeutende zoologische Sammlungen nach Deutschland gelangt sind, fehlt vielfach noch eine genügende Bearbeitung. Erst in allerneuester Zeit hat man begonnen, den sogenannten geographischen Formen mehr Beachtung zu schenken, man hat sich davon überzeugen müssen, dass z. B. die Kuhantilope,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche fast durch ganz Afrika verbreitet zu sein scheint, in Togo anders aussieht, als im Oranje-Gebiet, und im Massailande anders als in den Rufiji-Niederungen. Es sind nicht nur Färbungsmerkmale, die hier in Frage kommen; vielmehr unterscheiden sich diese einzelnen Arten der Gattung durch zahllose Kennzeichen, die sowohl in der Gestalt, als auch in den Lebensäusserungen der Tiere sich ausprägen.

Solche geographischen Formen sind überall festgestellt worden, wo eine grössere Menge von Einzeltieren aus verschiedenen Gegenden der prüfenden Arbeit eines Tierkenners sich dargeboten hat. Wahrscheinlich giebt es keine einzige über ein grösseres Gebiet verbreitete Säugetiergattung, die nicht in mehrere geographische Arten zerfällt. In jedem der von mir eben aufgezählten kleinen Tiergebiete kommt z. B. eine besondere Art der Ginsterkatze vor. Wo überhaupt für Steppentiere in Afrika die Möglichkeit des Lebens vorhanden ist, da finden wir in jedem kleinen Tiergebiet eine besondere Kuhantilope, Pferdeantilope, Elenantilope, einen besonderen Wasserbock, Buschbock, Spiessbock, eine eigene Form der Hyäne, des Schakals, des Löwen u. s. w. Alle diese verschiedenen Arten derselben Gattungen unterscheiden sich in den einzelnen Gebieten oft ganz ausserordentlich in ihrem Betragen; auch die Nahrung und die Zeit, in der die Jungen gesetzt werden, ist sehr verschieden. Es ist daher nicht möglich, ohne eine genaue Kenntnis der geographischen Arten und ihrer Lebensäusserungen wirksame Massregeln zum Schutz der nutzbaren Säugetiere zu finden. Wenn wir uns nun fragen, welche Säugetiere als nutzbar betrachtet werden können, so müssen wir wegen der grossen Verschiedenheiten in der Zusammensetzung der Tierwelt bei den einzelnen Kolonieen jedes Schutzgebiet für sich untersuchen.

Über Kiautschou lässt sich nicht viel sagen, weil wir über dieses Land sehr wenig wissen; bisher sind dort Säugetiere, abgesehen von einzelnen wenigen Arten, noch nicht gesammelt worden.

Wahrscheinlich sind die als Wildbret in Frage kommenden Tiere schon deshalb selten, weil der Boden dort sehr stark angebaut ist.

Von den Marshall-Inseln ist bisher nur eine einzige Art der Fledermäuse bekannt geworden; voraussichtlich gibt es dort ausser den durch den Schiffsverkehr eingeführten Ratten und Mäusen kein anderes wildes Säugetier.

Nicht viel besser liegen die Verhältnisse auf Samoa, den Karolinen, Marianen und Palau-Inseln, die ausser von einigen Kleinfledermäusen noch von fliegenden Hunden bewohnt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese letzteren sind aber wegen ihres scharfen Geruches für europäische Magen nicht besonders zu empfehlen.

Im Bismarck-Archipel ist der Bestand an Säugetieren, wie wir schon oben sahen, ebenfalls sehr gering und auf Beuteltiere, Fledermäuse und einige Mäuse beschränkt. Eine wirtschaftliche Bedeutung haben diese Tiere höchstens für die Feinschmecker unter den Eingeborenen.

In Deutsch-Neu-Guinea ist die Säugetierwelt wahrscheinlich bei weitem artenreicher als wir sie bis jetzt kennen, soweit man wenigstens aus den in benachbarten Gebieten gemachten Sammlungen schliessen darf. Es ist anzunehmen, dass dort mindestens 60 verschiedene Arten vorkommen; darunter ungefähr 25 Flughunde und Fledermäuse, 25 Beuteltiere, vielleicht 9—10 Mäuse und Ratten und zwei Ameisenigel. Von allen diesen Tieren ist vorläufig kein einziges als nutzbar für den Europäer zu bezeichnen. Vielleicht würde es die Mühe lohnen, eingehendere Untersuchungen über den Fleischwert einzelner Arten wie der Känguruhs, Beutelbären und Ringelschwanzbeutler zu machen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass einige Arten der Gattungen *Pseudochirus* und *Phalanger* einmal als Pelztiere eine gewisse Bedeutung erlangen werden. An den Küsten dieser Gebiete lebt ein Seesäugetier, der Dugong, welcher in kleinen Gesellschaften die Tangwiesen abweidet. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen gegessen, das Fell ist wegen seiner schwammigen Beschaffenheit für europäische Ansprüche nicht geeignet.

Auch an der Ostküste von Afrika lebt ein Dugong, allerdings in einer von der Südseeform etwas abweichenden Art.

Wir haben gesehen, dass ausserhalb Afrikas in deutschen Kolonien Säugetiere mit Erfolg für den Haushalt des Menschen nicht herangezogen sind, und dass die Möglichkeit, nutzbare Arten dort zu finden, nicht gross ist.

Wesentlich andere Verhältnisse treten uns in Afrika entgegen. Ich werde die vier deutschen Kolonieen gemeinsam behandeln und bei jeder Säugetier-Familie auf die in den einzelnen Schutzgebieten vorhandenen Sonderheiten eingehen.

Die Affen sind am stärksten in Südkamerun vertreten, wo ausser dem Gorilla und Schimpanse drei Seidenaffen, sechs Meerkatzen, eine Mangabe und ein Pavian neben einander leben. Nordkamerun, die Küstenländer von Togo und die Gegenden westlich von Nyansa sind nicht ganz so reich an Vierhändern, werden aber doch noch von mehr als einem halben Dutzend Arten bewohnt. Aus den Steppengebieten Äthiopiens kennen wir erheblich weniger Formen; dort finden wir niemals mehr als zwei Seidenaffen, zwei Meerkatzen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Pavian; im grössten Teile von Südwestafrika lebt sogar als einzige Affenart nur der Pavian.

Bei den Eingeborenen gelten Affenfelle als viel begehrter Zierat, für den Pelzhandel ist vor langen Jahren einmal der schwarze Seidenaffe von Kamerun, *Colobus satanas*, von Bedeutung gewesen, dessen prächtiges langhaariges Fell von Londoner Kutschern mit Vorliebe als Umhang getragen wurde. Hin und wieder sieht man auch die Seidenaffen aus Togo und Deutsch-Ostafrika zu Muffen und Pelzmützen verarbeitet. Hoffentlich bürgert sich diese Mode nicht ein; es wäre bedauerlich, wenn die schönen Tiere der menschlichen Eitelkeit zuliebe ausgerottet würden. Es ist hohe Zeit, strenge Schutzmassregeln für sie zu erlassen; sie bilden eine Zierde des Waldes und schädigen den Menschen nicht im geringsten.

Die Halbaffen, Fledermäuse und Insektenfresser, welche einen beträchtlichen Teil der Säugetierwelt unserer afrikanischen Kolonien ausmachen, kommen als nutzbare Tiere nicht in Frage. Es gibt in jeder Gegend von Ostafrika über 40, in Westafrika über 30 Arten, Südwestafrika ist dagegen sehr arm an solchen.

Auch aus der grossen Zahl der Nagergattungen ist keine einzige ausser dem Hasen dem Europäer nützlich, während die Eingeborenen das Fleisch vieler dieser Tiere zu schätzen wissen. Dagegen sind die Felle mancher Raubtiere als Zierdecken beliebt. In Südwestafrika werden Schabrackenschakale, Löffelhunde, Zibethyänen und Ginsterkatzen zur Anfertigung der Karossen benutzt, Leoparden- und Löwenfelle gelten als vornehmer Zimmerschmuck.

Die Wildkatze lässt sich ohne Schwierigkeiten zähmen und wird vielleicht einmal für den Haushalt des Menschen nutzbar gemacht werden können; von den in unseren Schutzgebieten lebenden hundeartigen Tieren scheint sich höchstens der kleine südafrikanische Silberfuchs als Haustier zu empfehlen. Die Züchtung einer brauchbaren Jagdhundrasse aus einer im tropischen oder subtropischen Afrika lebenden Art ist wohl aussichtslos. Der einzige in Meuten jagende Wildhund, der Hyänenhund, wäre vielleicht eines Versuches würdig.

Wir kommen jetzt zu den Huftieren, einer sehr artenreichen Gruppe.

Kein anderes Gebiet der Erde weist eine solche Mannigfaltigkeit von hierher gehörigen Formen auf wie Afrika, das Land der Antilopen. Heute noch gibt es im Massailande Gegenden, wo 25 verschiedene Arten in nächster Nähe zu finden sind; von der Togoküste sind 16 Formen bekannt, aus dem nördlichen Südwestafrika 15 und selbst aus dem Waldgebiet der Kamerunküste noch 11 verschiedene Arten. Die Steppenbewohner unter ihnen leben zum grösseren Teile in Herden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bis in die jüngste Zeit wird mit diesem kostbaren Kapital sehr unwirtschaftlich verfahren. Man hat allerdings in den letzten Jahren Jagdschutzgesetze einzuführen versucht; ich konnte mich aber bisher nicht davon überzeugen, dass nunmehr weniger Gehörne als früher nach Europa gebracht werden. Wenn man aus den gewaltigen Mengen der in Hamburg bei den Händlern aufgespeicherten Stücke irgend welche Schlüsse ziehen darf und dabei berücksichtigt, wie viel mehr Material noch in Afrika hier und da der Verwertung harrt, wie viele Antilopen krank geschossen werden und kläglich in der Wildnis verenden, so muss man doch sich ernstlich mit der Frage beschäftigen, ob der afrikanische Wildstand auf die Dauer einen derartigen starken Abschuss verträgt.

Man ist von jeher um Sündenböcke für den immer fühlbarer werdenden Mangel an Wild nicht verlegen gewesen. Gewöhnlich wurden die Führer von wissenschaftlichen Expeditionen dafür verantwortlich gemacht; man übersah dabei, dass diese nur die für die Wissenschaft nötigen Stücke und meistens in Gegenden gesammelt hatten, wo Europäer zu den Seltenheiten gehören, wo der Nachweis einer merklichen Abnahme des Wildes überhaupt nicht erbracht worden ist. Das Wild nimmt in bedrohlicher Weise da ab, wo die Kultur erscheint, wo eine grössere Anzahl von Europäern sich ansiedelt, wo die Eingeborenen gute Feuerwaffen in die Hände bekommen und wo zahlreiche Karawanen des Weges ziehen.

Wir sind vorläufig in vielen Gegenden auf das Wildbret angewiesen; wollen wir uns diese wertvollen Fleischspender möglichst lange erhalten, so muss durch strenge Bestimmungen dafür gesorgt werden, dass dem Wilde eine genügende Schonzeit gesichert wird, dass Kühe mit Kälbern in jedem Falle unbeschossen bleiben, dass nicht mehr Antilopen erlegt werden, als durchaus für einen bestimmten Zweck notwendig ist, und dass jede unnötige Beunruhigung vermieden wird.

Man wende mir nicht etwa ein, dass es ja noch erstaunliche Bestände von Wild aller Art gebe. Überall da, wo der Europäer mit seiner Kultur erscheint, verschwindet das Wild sehr bald. Wo ist das grauschwänzige grosse Gnu, der Kaplands-Elefant, das Quagga, Burchell's Zebra, die blaue Pferdeantilope, der Blässbock, der Buntbock, das weisse Rhinoceros geblieben?

Wer erinnert sich nicht der Berichte über die zahllosen Herden des Bison, welche die nordamerikanischen Ebenen bevölkerten? Alle diese Tiere sind ausgestorben oder dem Aussterben nahe, weil sie der Kultur weichen mussten. Ihre Vernichtung wurde dadurch beschleunigt, dass ihnen ein wirksamer Jagdschutz versagt blieb.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist für die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer afrikanischen Kolonien viel vorteilhafter, wenn drakonische, für jeden Bewohner der Schutzgebiete ohne Ausnahme gültige Massregeln den Abschuss des Wildes so lange auf das äusserste beschränken, bis genauere und sorgfältigere Nachrichten über die Lebensweise der einzelnen geographischen Arten der verschiedenen Wildgattungen bekannt geworden sind. Erst dann, wenn man weiss, zu welcher Zeit die Jungen in den verschiedenen Gegenden gesetzt werden, wie lange und wann die Kühe trächtig gehen, ob und wann die männlichen Antilopen sich von den weiblichen trennen und gesonderte Rudel bilden, ob Wanderungen zu gewissen Jahreszeiten vorgenommen werden und wie die Äsungsverhältnisse in den verschiedenen Monaten sich gestalten, erst dann wird es möglich sein, die Hege in die richtigen Wege zu leiten. Möge es gelingen, hierüber genügende Kenntnisse zu sammeln, bevor die Huftiere in unseren afrikanischen Steppen zu den seltensten Erscheinungen geworden sind! Je eher eine waidgerechte Behandlung der Jagd in den Schutzgebieten durchgesetzt und den Wildmördern das Handwerk gelegt wird, desto länger werden wir trotz der fortschreitenden Kultur den für den Haushalt des Menschen wichtigen und kostbaren Wildbestand uns erhalten.

Bei der Abfassung derartiger Schutzgesetze müssen die besten Kenner der Tierwelt unserer Kolonien, sowohl diejenigen, welche selbst der Beobachtung des Wildes in Afrika sich gewidmet haben, als auch die Zoologen, denen die gesamte Litteratur und das Material der Museen vertraut ist, zur Mitarbeit herangezogen werden.

Man hat die Einrichtung von Schutzbezirken empfohlen, in denen jedes Schiessen und Fangen mit strengen Strafen bedroht wird. Die Erfahrungen, welche man in Nordamerika mit derartigen Remisen gemacht hat, ermuntern nicht zu einem solchen Vorgehen. Das Wild leidet unter der Inzucht, kann nicht nach Gefallen das Revier wechseln, um die ihm zusagende Nahrung zu finden, und durch Wilderer wird trotz aller Vorsichtsmassregeln der Bestand sehr bald erheblich verringert werden.

Es haben sich auch Stimmen erhoben, welche Versuche zur Zähmung gewisser Antilopenarten empfehlen. Ich glaube, dass das Bedürfnis nach zahmen Antilopen kaum da in die Erscheinung treten wird, wo man sie in wildem Zustande leicht erlangen kann. Noch aber ist es möglich, einen guten Wildstand zu wahren, wenn nur der weiteren zwecklosen Vernichtung der Bestände Einhalt getan wird.

Unter den Huftieren hat der Elefant seit den ältesten Zeiten die besondere Beachtung der Kulturvölker gefunden. Er ist in weiten Landstrichen Afrikas ausgerottet und wird in kürzester Zeit aus den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küstengebieten verschwunden sein, wenn er nicht längere Zeit gänzlich geschont wird und nur da geschossen werden darf, wo er die Pflanzungen gefährdet. Elefantenzähne, welche an der Wurzel weniger als 14 *cm* Durchmesser haben, sollten nicht in den Handel gelangen. Das Vernichten ganzer Herden durch Brandlegung und Einkreisen in umzäunte Gehege müsste unnachsichtlich bestraft werden. Ob es je gelingen wird, irgend eine Form des afrikanischen Elefanten zu zähmen, steht dahin; jedenfalls sind die Versuche sehr teuer, weil sie ohne indische Elefanten mit ihren Wärtern keinen Erfolg versprechen. Ausserdem ist noch zu überlegen, ob nicht andere Zug- oder Lasttiere für unsere afrikanischen Gebiete sich besser eignen.

Die Klippschliefer und Baumschliefer sind zum Teil wegen ihres weichen Felles ein Gegenstand der Jagd; wahrscheinlich werden sie nicht für die Dauer eine irgendwie bedeutende Rolle spielen, weil dieses Pelzwerk zu schwer ist. Der Handel mit Hörnern des Rhinoceros hat in Deutsch-Ostafrika dazu geführt, dass zahllose Nashörner von den Eingeborenen hingemordet werden. Noch sind sie in gewissen Gegenden häufig, sie waren es früher auch in Südwestafrika, sie werden voraussichtlich auch im Osten bald dem Aussterben entgegengeführt werden, wenn die Jagd auf sie nicht waidmännisch geregelt wird.

Das Zebra lebt in Südwestafrika heute in drei geographischen Arten, aus Deutsch-Ostafrika kenne ich bis jetzt vier solche. Dass jüngere Zebras ohne grosse Mühe geritten und eingefahren werden können, ist erwiesen; wie lange ihr zahmes Wesen in der Gefangenschaft anhält, das ist aber noch nicht festgestellt. Immerhin sind Untersuchungen hierüber sehr zu empfehlen. Vielleicht gelingt es, wenigstens die Stuten in dem Dienst der Kultur zu verwenden.

Sehr bedauerlich ist die unverständige Vernichtung der Flusspferde. Der Schaden, welchen sie dem Menschen zufügen, fällt nicht sehr ins Gewicht. Bei einigermassen geregeltem Abschuss kann man diese durch ihr Fleisch, ihre Haut und ihre Zähne nützlichen Riesen der Nachwelt erhalten. Man verhindere nur, dass sie als Scheibe für Sonntagsjäger weiterhin dienen oder von gewerbsmässigen Händlern ihrer Haut halber vernichtet werden.

Merkwürdigerweise sind in Afrika noch keine Versuche gemacht worden, die einheimischen Wildschweine zu zähmen, trotzdem ihr Wildbret ausgezeichnet sein soll. Hier bietet sich die Gelegenheit zu aussichtsreichen Versuchen, die Zahl der Haustiere zu vermehren. Es gibt dort zwei Gattungen, die Warzenschweine und die Buschschweine; die ersteren leben in trockeneren, die letzteren in feuchteren Gegenden. Das Warzenschwein ist wegen seiner starken Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wehre, welche ein gutes Elfenbein liefern, auch für den Handel nicht ohne Bedeutung.

Die Giraffen sind glücklicherweise jetzt schon unter strengen Schutz gestellt; hoffentlich gelingt es, diese sonderbaren Naturdenkmäler da, wo sie heute noch vorhanden sind, für längere Zeit zu erhalten.

Der Büffel ist teils durch die grosse Seuche, welche seit 1890 Afrika durchzog, teils durch unvernünftigen Abschuss in den Steppengebieten selten geworden, in Südwestafrika dem Aussterben nahe gebracht. Es würde sich empfehlen, jede Jagd auf Büffel in Ostafrika für die nächsten Jahre streng und ausnahmslos zu verbieten, damit der Bestand sich einigermassen erholen kann. In Westafrika leben kleinere Arten, die dort noch ziemlich häufig sind. Meiner Ansicht nach ist der Versuch, diese Rotbüffel zu zähmen, durchaus nicht aussichtlos, weil es in Südasien gelungen ist, fast alle dort wild lebenden Formen dem Menschen dienstbar zu machen.

So könnte ein Zugtier gewonnen werden, welches den Fährilchkeiten des dortigen Klimas nicht unterworfen ist. Ich verspreche mir von der Zähmung des Büffels greifbarere Erfolge als von derjenigen der Zebra und des Elefanten. Die Rinder sind Fremdlinge in der äthiopischen Fauna und mancherlei verderblichen Seuchen unterworfen, die Büffel können vielleicht in naher Zukunft als wertvolle Haustiere die wesentlichsten Dienste leisten.

Über die Antilopen möchte ich nur soviel hinzufügen, dass manche der kleineren Arten wegen ihres zarten, für die Handschuhfabrikation geeigneten Felles viel gejagt werden.

Die Schuppentiere und Erdferkel, die letzten noch nicht erwähnten Säugetiergruppen Afrikas, kommen wohl nicht für den Haushalt des Europäers in Frage.

Auf die in afrikanischen Kolonien verwendbaren Haustiere will ich hier nicht eingehen. Vielleicht gilt auf sie das Wort: Probieren ist besser als studieren. Ich möchte nur zwei Bemerkungen mir erlauben, welche vielleicht der Beachtung wert sind.

Wenn man Haustierrassen in fremde Gebiete einzuführen versucht, sollte man zunächst solche Rassen benutzen, welche in Gegenden zu Hause sind, deren klimatische Verhältnisse denjenigen der neuen Heimat möglichst nahe stehen. Angoraziegen empfehlen sich darum für Südwestafrika und Kiautschou weniger zur Einführung als die lang- und weichharigen tibetanischen Rassen.

Will man Wollschafe in Südwestafrika züchten, so belehre man sich im südlichen Australien.

Südamerikanische Pferde und südamerikanisches Rindvieh eignen sich besser für die subtropischen Verhältnisse Afrikas als irgend eine Rasse, welche nördlich vom Äquator gezüchtet wird. Für die Rinder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zucht in Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika ist ein Versuch mit sumatranischen oder borneotischen zahmen Banteng-Rindern zu empfehlen. In Südwestafrika hat die Verwendung von Kamelen Aussicht auf Erfolg, in Ostafrika nur in gewissen Gegenden.

Oscar Neumann-Berlin: Der Vortragende hat hier eine Frage gestreift, die des Wildschutzgesetzes in unseren Kolonien, welche für mich ein besonderes Interesse hat, da ich der Erste war, welcher auf die Notwendigkeit solcher Gesetze hingewiesen hat. (Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, Mai-Sitzung 1895). Auf meine Anregung hin hat auch der damalige Gouverneur, Major von Wissmann, das erste Jagdgesetz für Deutsch-Ostafrika erlassen.

Wir haben nun zwei Punkte zu betrachten: 1. die Abfassung solcher Gesetze; 2. die Ausübung.

Bei der Abfassung wird oft der Fehler gemacht, dass nicht solche Leute zugezogen werden, welche sowohl in den zoologischen als auch in den örtlichen Verhältnissen bewandert sind

Einen Beweis dafür bilden die auf der internationalen Wildschutz-Konferenz für Afrika in London im Jahre 1900 gefassten Beschlüsse, welche zum grossen Teil unpraktisch und unausführbar sind. So wird hier von vielen Antilopenarten der Abschuss männlicher Tiere frei gegeben, der weiblicher Tiere aber verboten, bei welchen Arten es selbst dem Kenner unmöglich ist, auf Schussdistance Männchen und Weibchen auseinander zu halten.

Es wird dann das Schiessen von Vögeln verboten, die wohl nie jemand zu anderen als zu rein wissenschaftlichen Zwecken erlegt hat, wie z. B. die Geier-Arten und der Maden-Hacker (Buphaga).

Bei der meist grossen Individuenzahl der in einem Gebiet vorkommenden Antilopen ist es, sobald der Abschuss waidgerecht, d. h. nicht zu Handelszwecken oder um Records aufzustellen, erfolgt, ziemlich gleichgültig, ob männliche oder weibliche Tiere erlegt werden.

Bei Vögeln sind Schutzgesetze nur bei den Arten nötig, welche ihrer Federn wegen für Handelszwecke in Betracht kommen. Dies sind neben dem ja schon zum grössten Teil unter Jagdschutz stehenden Strauss für Afrika nur der Marabu-Storch und die grossen und kleinen Silber- oder Edel-Reiher. Leider habe ich in der letzten Zeit Nachrichten, dass die Zahl der Marabus in Ostafrika innerhalb der letzten Jahre infolge Abschuss zu Handelszwecken sehr stark zurückgegangen ist und die grossen Kolonien von Edel-Reihern in der Nähe von Tanga durch einen Handelsjäger fast völlig vernichtet sind. In diesen Fällen würde übrigens der Schutz durch Zollbestimmungen auf die Federn am besten gewährleistet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch der Ausrottung des Elefanten würde am wirksamsten durch solche Zollbestimmungen auf Elfenbein gesteuert, welche progressiv nach unten vorrückten, d. h. dass auf Zähne höheren Gewichtes geringerer Ausfuhrzoll wäre, wie auf solche geringeren Gewichtes. Erfahrungsgemäss fangen sich nämlich in den Fallen der Eingeborenen im Inneren viel mehr junge Elefanten wie alte, und durch derartige Bestimmungen würde der Handelswert der Zähne junger Tiere sehr gedrückt, was ungemein wünschenswert wäre. Derartige Zollbestimmungen müssten aber international sein.

Überhaupt wäre es angebracht, wo es möglich wäre, den Eingeborenen das Anlegen von Gruben für Elefanten, in denen sich fast ausschliesslich nur junger Nachwuchs fängt, zu verbieten.

Bei der Ausführung der Gesetze werden leider in erster Linie die Jagd- und wissenschaftlichen Expeditionen getroffen, während für die in den Kolonien ansässigen Europäer, speziell die Beamten, die Jagdgesetze, wie mir in der letzten Zeit öfters mitgeteilt wurde, nicht so genau in Anwendung kommen.

Hierbei ist zu bemerken, dass Jagdexpeditionen, selbst wenn, was meistens nicht der Fall, ihr Material nicht ganz oder teilweise der wissenschafdlichen Untersuchung zur Verfügung gestellt wird, dem Wildstand ganz minimalen Abbruch tun im Verhältnis zu dem, was von europäischen Berufsjägern und auch von anderen, in den Kolonien ansässigen Europäern geschieht. Quantitative Record- (auf deutsch Aas)-Jägerei sollte man allerdings nicht gestatten, aber der nicht gezählte Record eines Gewerbsjägers wird stets noch den registrierten eines Sportsman schlagen.

Ich möchte darauf hinweisen, dass im englischen Sudan die Jagdgesetze für Eingeborene sowohl wie für Europäer, Private wie Offiziere und Beamte, gleich streng sind. Urlaub zu Jagdexpeditionen wird den Offizieren nur ganz ausnahmsweise erteilt, und jeder ist verpflichtet, seine Strecke genau anzugeben. Die Erlaubnis, eine Giraffe zu schiessen, wird meist nur einmal und als grosse Vergünstigung erteilt. Es wäre wünschenswert, wenn die Wildschutz-Gesetze auch in unseren Kolonien in derselben Weise gehandhabt würden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lage der Sprachforschung in den Kolonien.

Von Professor P. **W. Schmidt,** S. V. D., Missionshaus St. Gabriel, Mödling bei Wien.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Wenn Sie von mir jetzt eine Darstellung der Arbeiten und Erfolge der Sprachforschung in unseren Kolonien erwartet haben, so fürchte ich Ihnen eine Enttäuschung zu bereiten. Ich weiss wohl, dass eine solche Darlegung nach verschiedenen Seiten hin nicht ohne Nutzen gewesen wäre. Aber die Behandlung dessen, was ich mir zum Gegenstand meines Vortrages gewählt, schien mir nicht blos nützlich zu sein, sondern auch selbst einer gewissen Notwendigkeit nicht zu entbehren, Um so mehr also erbitte ich mir Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit.

Wenn ich die Aufgaben überblicke, welche in unseren Kolonien an die Sprachforschung herantreten, so sehe ich, dass dieselben sowohl zahlreiche und schwierige, als auch in vieler Beziehung bedeutungsvolle sind. In Afrika zunächst liegen drei unserer Kolonien, die ostafrikanische, die südwestafrikanische und die Kameruner, im Gebiete der so interessanten, aber auch schwierigen Bantu-Sprachen. Schon die Einzelforschung hat in allen drei Kolonien noch Arbeit in Überfluss, am wenigsten vielleicht in Südwestafrika, am meisten in Kamerun, wo das ganze Hinterland mehr noch als in sonstiger Hinsicht in sprachlicher Beziehung nahezu unbekannt ist. In der vergleichenden Bantu-Forschung, wo die deutsche Wissenschaft gewiss nicht zurückbleiben darf, liegt allerdings gerade von einem deutschen Gelehrten, Herrn Pastor C. Meinhof, ein sehr glücklicher, grundlegender Entwurf vor, aber eben nur ein Entwurf, der in allen Einzelheiten noch der Ausführung und vielfach der Vervollständigung bedarf. — Gegenüber der verhältnismässigen Einheit der Bantu-Sprachen bietet Ober-Guinea mit seiner grossen Anzahl auf den ersten Blick durchaus getrennt scheinender Sprachen schon der Einzelforschung viel grössere Schwierigkeiten dar. Das zeigt sich denn auch bei den sprachlichen Verhältnissen unserer dort liegenden Kolonie Togo in sehr entschiedener Weise. Die vergleichende Forschung, hier fast ausschliesslich von deutschen Gelehrten geleistet, von Lepsius, Fr. Müller, Christaller, A. Seidel, Krause, steht in den allerersten Anfängen. Nach den genialen Darlegungen Krauses kann zwar die schon von Lepsius und Christaller gegen Fr. Müller verfochtene Ansicht von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem genetischen Zusammenhang der Oberguinea-Sprachen untereinander und mit den Bantu-Sprachen als gesichert bezeichnet werden, aber eben auch kaum mehr als diese nackte Tatsache; alle Einzelheiten müssen noch erst in langwieriger Arbeit festgestellt werden. Bei der Erörterung dieser für die ganze afrikanistische Wissenschaft äusserst wichtigen Frage werden zwei unserer Kolonien von ausschlaggebender Bedeutung sein, Kamerun und Togo. Im nördlichen Hinterland von Kamerun steht der eine Pfeiler der Brücke, die aus dem Bantu-Gebiete kommend, über das englische und französische Niger-Gebiet hinweg sich setzt, um im Hinterland von Togo einen zweiten Pfeiler niederzusenken. — Füge ich jetzt noch hinzu, dass in Südwestafrika in den Hottentotten-Sprachen ein ganz selbständiges Element auftritt, dass ferner das äusserste Hinterland von Kamerun und teilweise von Ostafrika jene rätselhaften Zwergvölker aufweist, bei deren Sprache ein eventueller Zusammenhang mit den Hottentotten-Sprachen zu untersuchen wäre, so glaube ich Ihnen wenigstens einigermassen einen Begriff bereitet zu haben von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der sprachwissenschaftlichen Aufgaben in unseren afrikanischen Kolonien.

Kaum minder reich und lohnend sind diese Aufgaben in unserem ozeanischen Kolonial-Gebiet. Hier stellt sich die grosse malayo-polynesische, oder wie ich sie nenne, austronesische Sprachfamilie dar in ihren beiden Gliedern, den polynesischen und melanesischen Sprachen. Samoa mit seiner polynesischen Sprache sollte wieder ein Stützpunkt der deutschen Forschung in den polynesischen Sprachen werden, jenen Sprachen, die ein deutscher Geistesheros, Wilhelm von Humboldt, zuerst wissenschaftlich behandelte. Das ganze übrige Gebiet, Salomons-Inseln, Bismarck-Archipel, Teile von Neu-Guinea, Admiralitäts-Inseln, ganz Mikronesien, gehört zum Gebiet der melanesischen Sprachen, einer Gruppe, die ebenfalls ein deutscher Forscher, der ältere v. d. Gabelentz, wissenschaftlich entdeckte. Hier ist selbst in der Einzelforschung noch nahezu alles zu tun, die Anzahl der einigermassen befriedigenden Grammatiken aus dem deutschen Gebiet lässt sich — es ist das wörtlich zu nehmen — an den Fingern einer Hand aufzählen. Der grössere Teil dieses Gebietes ist sprachlich überhaupt noch unbekannt. In vergleichender Hinsicht kommt der deutsche Besitz in jedem Falle, welche von den zahlreichen diesbezüglichen Theorien sich auch bestätigen sollte, in entscheidender Weise in Betracht bei den grossen Fragen von der Herkunft der Polynesier und dem „ethnologischen Rätsel“ der Melanesier. Bei diesem letzteren um so mehr, weil möglicherweise in den nördlichen Salomons-Inseln, jedenfalls aber auf Neuguinea, eine ganz neue Sprachengruppe, die der Papua-Sprachen, sich findet, die auch schon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in sich betrachtet, in ihren interessanten Bildungen dem Sprachforscher das höchste Interesse einflössen müssen.

Sie sehen also, dass die Aufgaben, welche unsere beiden Kolonialgebiete der Sprachforschung darbieten, sowohl zahlreich, als auch bedeutungs- und reizvoll genug sind, wenn sie auch nur vom rein sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet werden. Es mangelt ihnen aber auch gewiss nicht die Bedeutung für die koloniale Praxis. Für diese wird ja doch immer die Frage der richtigen Behandlung der Eingeborenen eine der wichtigsten bleiben. Die Kenntnis ihrer Sprachen aber ist dafür bis zu einem gewissen Grade unerlässlich. Aushilfsmittel, wie Pidschin-Englisch und Dolmetscher-Wesen werden zwar besonders für den Anfang nicht zu umgehen sein, aber vorzüglich für die politische Verwaltung wäre es doch äusserst misslich, wenn sie beim Verkehr mit den Eingeborenen ausschliesslich auf einheimische Dolmetscher angewiesen wäre, deren Ungeschicklichkeit oder auch hinterlistige Unzuverlässigkeit in einem Augenblick die schwersten Verwickelungen herbeiführen könnten. — Von hohem Werte werden die Arbeiten der Sprachforschung aber auch für eine ganze Reihe anderer Wissenschaften sein, insbesondere für jene, die wir unter dem Namen Völkerkunde zusammenfassen. Das geistige Leben eines Volkes ist ohne Kenntnis seiner Sprache nur rudimentär zu erfassen: Völkerpsychologie ist ohne Sprachwissenschaft undenkbar. Aber auch diejenigen Wissenschaften, welche sich mit der physischen Seite des Menschen befassen, die physische Anthropologie und die sachliche Ethnologie, würden nur zu ihrem eigenen Schaden die Ergebnisse der Sprachwissenschaft ignorieren, insbesondere so lange ihre eigenen Kriterien und Methoden vielfach noch den wünschenswerten Grad von Sicherheit vermissen lassen. So gerade auch auf den beiden hier besprochenen Kolonialgebieten: wie lange mag es wohl noch dauern, bis Anthropologie sowohl als Ethnologie hier Resultate von solch' weittragender Bedeutung und dabei doch solch' sicherer Bestimmtheit aufzuweisen haben, wie sie die Sprachforschung für Afrika durch den Nachweis Krause's von der Verbindung der Oberguinea-Sprachen mit den Bantu-Sprachen und für das ozeanische Gebiet durch die von S. H. Ray vollzogene Entdeckung der Papua-Sprachen und durch den Nachweis der Existenz derselben mitten in den Salomons-Inseln vorzeigen kann?

Stehen nun, so darf man ja wohl fragen — und damit komme ich zu dem eigentlichen Gegenstande meines Vortrages — stehen nun zu diesen zahlreichen und bedeutsamen Aufgaben die dafür vorhandenen Mittel in entsprechendem Verhältnis? Diese Frage muss ich leider entschieden verneinen. Das Missverhältnis zwischen Aufgaben und Mitteln, welches hier besteht, ist augenblicklich ein der-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

artiges, dass der daraus sich ergebende Zustand einer völligen Mittellosigkeit nahezu gleichkommt. Da ich mir wohl bewusst bin, was für einen Vorwurf nach verschiedenen Seiten hin die hier von mir behauptete Vernachlässigung eines bedeutenden Wissenschaftsgebietes in sich schliesst, so kann ich mich um so weniger einer genauen Begründung meiner Behauptung entziehen.

Ich erblicke diese Mittellosigkeit zunächst darin, dass die Herbeischaffung des wissenschaftlichen Materials, die Originalaufnahme der Sprachen an Ort und Stelle, ausschliesslich auf private Kräfte und private Mittel angewiesen ist. Wie sehr dieses Gebiet hier geradezu verlassen dasteht, ergibt ein Vergleich mit den anderen Wissenschaften. Die verschiedenen Naturwissenschaften, die Geschichte, die klassischen, indogermanischen, semitischen Sprachen, die Völkerkunde, können sich hier auf die Fonds der Universitäten, Akademien oder ihrer speziellen Institute stützen: von dort aus werden ihnen sowohl die Kosten ihrer Forschungen gedeckt als auch zu den speziellen Zwecken eigens geschulte Forscher initiativ ausgeschickt. Wie neidisch bin ich nicht oft gewesen, wenn ich irgendwo las, dass wieder ein Forscher ausgeschickt worden sei, wer weiss wie weit, um irgend eine Amphibienart, eine Vögelordnung in jahrelanger Arbeit zu studieren. Ich begreife es ja, dass das für den betreffenden Spezialisten von ungeheurer Bedeutung sein kann, aber könnten diese und andere Herren Spezialisten nicht auch begreifen, dass die Sprache eines ganzen Volkes für den Sprachforscher und noch für einige andere Menschen ebenso von einiger Wichtigkeit sei? Aber ich habe nie gehört, dass der Sprachforschung dieser Gebiete einmal ein Benefizium der erwähnten Art zuteil geworden wäre, noch kenne ich ein offizielles Institut, eine Einrichtung irgend welcher Art, auf welche sie sich in dieser Hinsicht stützen könnte. Die naturgemässe Folge von all' dem ist eine doppelte: zunächst geht das sprachliche Material überhaupt nur langsam und spärlich ein — das muss ganz dezidiert von unserem ozeanischen Kolonial-Gebiet gesagt werden, und gilt auch von vielen Teilen der afrikanischen Kolonien — und dann ist dasjenige Material, welches noch einläuft, vielfach sehr mangelhaft, weil es eben von Männern ohne Fachbildung aufgenommen wurde.

Die weitere Klage, die ich erheben muss, ist die, dass auch die fernere wissenschaftliche Behandlung des schon vorhandenen und noch einlaufenden Materials wiederum ausschliesslich von privaten Persönlichkeiten und mit privaten Mitteln geleistet werden muss. Diese Bearbeitung, wenn sie in wirklich wissenschaftlicher, eindringender Weise geschehen soll, erfordert gerade so sehr Zeit und Mühe, Beherrschung der vorhandenen Litteratur und damit Beschaffung oft sehr kostspieliger Werke, als das bei den klassischen, indogermanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und semitischen Sprachen und vergleichsweise bei den Naturwissenschaften der Fall ist. Und wenn von seiten der universitären Sprachen, wenn ich sie so nennen darf, vielfach der Bearbeitung der sog Natursprachen der Vorwurf gemacht wird, sie sei zu oberflächlich, zu dilettantenhaft, so soll diese Tatsache für manche hierhin gehörige Arbeiten nicht geleugnet werden; sie kommt aber zu einem Teil auch daher, dass nur wenige Menschen in der glücklichen Lage sich befinden, von ihren sonstigen Berufsarbeiten soviel Zeit und Mittel zu erübrigen, als eine wirklich wissenschaftliche Behandlung auch dieser Sprachen erfordert. Die Zurückstellung, welche dieses Wissenschaftsgebiet hier gegenüber anderen Wissenschaftszweigen erfährt, ist wiederum eine sehr empfindliche. Für diese sind die grosse Anzahl der Professoren an den Universitäten und anderen Hochschulen, die Scharen der Assistenten an den Seminarien, Laboratorien, Museen und sonstigen Instituten, denen allen durch ihr Amt sowohl Zeit als Mittel zur Bearbeitung ihres respektiven Materials geboten ist. Aber keine einzige von all diesen offiziellen Stellungen steht augenblicklich der Sprachforschung dieser Gebiete zur Verfügung, oder anders ausgedrückt: keine einzige der in diesen Stellungen sich befindenden Persönlichkeiten beschäftigt sich augenblicklich mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Sprachen dieser deutschen Kolonial-Gebiete.

In diesem Punkte ist sogar gegenüber der koloniallosen Zeit ein wenn auch nicht prinzipieller so doch tatsächlicher Rückgang zu verzeichnen. Damals war für das ozeanische Gebiet der ältere v. d. Gabelentz, für das afrikanische Lepsius tätig, und für beide zusammen auch der Deutsch-Österreicher Fr. Müller. Das war zwar auch nicht übermässig viel, aber wie soll man es denn einschätzen, wenn jetzt, wo die Kolonien da sind, nicht einmal diese geringe Zahl mehr zur Verfügung steht? Ich beklage das noch aus einem anderen Grunde. Auch diese geringe Anzahl von Männern vermochte doch noch einigermassen den Zusammenhang aufrecht zu erhalten zwischen den in der Aufnahme der Sprachen tätigen Missionaren, Beamten, Offizieren, mit denen sie in Verbindung standen, und den grossen Zentren des wissenschaftlichen Lebens, wie es unsere Hochschulen ja doch sind. Dieser Zusammenhang aber liess unmerklich auch auf jene Männer neben dem anspornenden Bewusstsein der erhöhten Bedeutung ihrer Arbeiten etwas von der Grösse der Auffassung und der gesteigerten Exaktheit übergehen, wie sie den wissenschaftlichen Betrieb an unsern Hochschulen erfüllen. Auch dieser Vorteil immaterieller Natur, den ich durchaus nicht gering anschlage, droht bei der jetzigen Lage der Dinge immer mehr verloren zu gehen, wie andererseits auch in den akademischen Kreisen die vorhandene ohnehin meist nur geringe Schätzung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der sog. Natursprachen sich noch mehr verringern wird. Solange noch wenigstens hier und da in dem Gremium der Professoren ein geachteter Kollege sich mit diesen Sprachen befasste, sicherte ihnen das eine gewisse Bedeutung, es erleichterte auch den anderen Professoren eine grössere Kenntnis des Standes der Forschung auf diesen Gebieten. Jetzt lässt diese Kenntnis in manchen neueren hochwissenschaftlichen Werken vielfach einiges zu wünschen übrig.

Bei dem dritten Übelstand, den ich zu beklagen habe, kann ich zugeben, dass er nicht in dem Umfange besteht, wie die beiden ersteren, aber immerhin besteht er noch fühlbar genug. Er ist darin gelegen, dass schliesslich auch die Veröffentlichung der sprachwissenschaftlichen Arbeiten dieser Gebiete zum grossen Teil auf private Mittel angewiesen ist. Ich sage hier: zum grossen Teil; denn hier sind zu einem Teil doch öffentliche Mittel in etwa bereitgestellt. Da sind zunächst die „Mitteilungen des Orientalischen Seminars" zu Berlin. Aber sie erscheinen kaum einmal im Jahre und können grössere Arbeiten überhaupt nicht aufnehmen. Da ist ferner die „Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen". Allein auch diese würde mit ihren jährlich erscheinenden 4 Heften für einen nur einigermassen intensiven Betrieb nicht ausreichen, und grössere Arbeiten kann auch sie überhaupt nicht aufnehmen; dazu kommt noch der sehr missliche Umstand, dass die vorhandenen Mittel nicht einmal ausreichen, den Autoren eine hinreichende Anzahl Separata zu liefern, deren Kosten sie vielmehr selbst bestreiten müssen; und endlich wird selbst dieser wenig glänzende Stand nur ermöglicht durch eine Unterstützung wiederum von privater Seite, nämlich des verdienstvollen Herausgebers, Herrn A. Seidels, selbst, eine Unterstützung, die im Laufe der Jahre schon auf mehrere Tausend Mark angelaufen ist. Weiter stehen noch zur Verfügung die Publikationen der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft. Dass das aber nur bis zu einem gewissen Grade gilt, sehe ich aus den Worten C. Meinhofs, der in seinem eben bei der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft erschienenen Werke sich beklagt, dass er die Mittel nicht beschaffen könne, um ein grösseres Werk über die Bantu-Sprachen, zu dem er das Material bereit liegen habe, schreiben und drucken zu lassen. Nimmt man noch etwa die „Zeitschrift für Ethnologie" hinzu, die aber begreiflicherweise rein sprachliche Arbeiten nur in sehr beschränktem Masse bringen kann, so ist auch schon alles hierher gehörige aufgezählt. „Aber es bleiben doch noch die Sitzungsberichte und Abhandlungen unserer Akademien und ihre Geldmittel", wird man mir sagen. Was die Zuwendung von Geldmitteln zur Herausgabe von Werken betrifft, so finde ich in den Mitteilungen der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Beginn unserer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonisationsperiode bis jetzt nur drei solcher Fälle verzeichnet, die alle dem Gebiet von Südwestafrika zugute gekommen sind. Was aber die Sitzungsberichte und Abhandlungen derselben Akademie angeht, so ist seit dem Bestande unserer Kolonien noch keine Arbeit über Sprachen aus denselben dort erschienen, und seit 1889 überhaupt keine Arbeit mehr über Sprachen von Naturvölkern, ausser einem kleinen Referat von dem jüngeren v. d. Gabelentz. Die Traditionen der Wilh. von Humboldt, Buschmann, Schott scheinen hier also gänzlich abhanden gekommen zu sein. Da ist uns sogar noch das kolonienlose Österreich überlegen; an der Wiener Akademie d. W., wo durch Fr. Müller das Interesse für die Sprachen der Naturvölker kräftig geweckt worden, wird dasselbe auch jetzt noch trefflich gewahrt, und so kommt denn die in diesem Gegensatz doppelt eigentümliche Tatsache zu stande, dass in den Sitzungsberichten dieser ausserdeutschen Akademie sich Arbeiten über Sprachen aus dem reichsdeutschen Kolonialgebiete befinden. (Ob und inwieweit die kgl. bayerische Akademie d. W. zu München und die kgl. sächsische Gesellschaft d. W. zu Leipzig diesen Sprachgebieten materielle Unterstützungen zukommen liessen, konnte ich aus ihren Mitteilungen nicht erfahren. Arbeiten über Sprachen aus den deutschen Kolonien finden sich auch in ihren Schriften nicht, wenn auch besonders die Münchener Akademie den Natursprachen mehr Berücksichtigung zu teil werden lässt als die Berliner.)

Das sind die Gründe, welche ich für meine Behauptung von der nahezu vollständigen Mittellosigkeit der Sprachforschung unserer Kolonien beizubringen habe. Ich glaube nicht, dass sie sich in wesentlichen Stücken werden entkräften lassen. Wenn ich aber vorhin sagte, dass ich mir wohl bewusst sei, welchen Vorwurf nach verschiedenen Seiten hin diese Vernachlässigung eines ganzen Wissenschaftsgebietes in sich schliesse, so möchte ich jetzt, um Missverständnissen sofort vorzubeugen, hinzufügen, dass mir wenigstens dieser Vorwurf nicht gerichtet erscheint gegen einzelne Persönlichkeiten irgend welcher Art. Ich betrachte vielmehr den Zustand, den ich geschildert, als das Produkt so vieler und mannigfacher Faktoren, dass einzelne Personen dabei wenig in Betracht kommen. Eine Bestätigung für diese meine Auffassung sehe ich auch in der Tatsache, dass nicht blos in den deutschen Kolonien, sondern überhaupt das Sprachgebiet der beiden dunklen Rassen — um diese handelt es sich wesentlich in unseren Kolonien — gegenüber den Sprachen anderer Naturvölker von öffentlichen wie privaten wissenschaftlichen Körperschaften vernachlässigt erscheint. In Nordamerika sorgt die Smithsonian Institution in ausgezeichneter Weise für die Indianersprachen. In Mexiko fällt, von sonstigem abgesehen, von den munifizenten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schenkungen des Herzogs von Loubat auch manches für die nichtaztekischen Sprachen ab. In Mittelamerika und noch mehr Südamerika standen noch von den alten Missionaren her die Sprachen immer im Vordergrund des ethnologischen Interesses, und nachdem mehrere hervorragende Forscher gerade in Südamerika das Fiasko der Schädelmessungen und ähnlicher Methoden besonders zutage tretend glaubten, konnte die Wertschätzung der Sprachstudien sich nur steigern. Den Sprachen der nordmongolischen Naturvölker uralaltaischen Stammes kommt es zu statten, dass sie mit den Kulturgebieten von Finnland und Ungarn in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen. Der gleiche Vorteil erwächst den ostasiatischen Natursprachen aus ihrer Verbindung mit China, Tibet, Birma. In Indonesien haben Regierung und wissenschaftliche Körperschaften viel für die Feststellung der sprachlichen Verhältnisse getan. Sobald es aber dort nach Osten und Südosten in das Gebiet der dunklen Stämme geht, erlahmt das Interesse, und auch für die Negersprachen Afrikas kenne ich kein wissenschaftliches Institut, das sich als solches derselben annähme. Wenn also die Verallgemeinerung des Übelstandes uns etwas von der Verantwortlichkeit wegnimmt, so dürfte doch gerade die deutsche Wissenschaft, die den Ruhm beansprucht, auf so vielen Gebieten bahnbrechend gewesen zu sein, bei dieser „Entschuldigung" sich nicht beruhigen. Und das um so weniger, weil wenigstens an zwei Stellen dieses Gebietes von ausländischer Seite Schritte zu einer ernstlichen Besserung dieser Zustände getan worden sind. Das ist der Fall in Australien, wo Behörden wie wissenschaftliche Vereinigungen bei den wissenschaftlichen Expeditionen auch auf Erforschung der Sprachverhältnisse Bedacht nehmen, ferner in Englisch-Neuguinea, wo der in der Torres-Strasse arbeitenden Cambridge-Expedition auch ein tüchtiger Sprachforscher, S. H. Ray, beigegeben war.

Ich glaube nicht, jetzt noch im einzelnen angeben zu müssen, wie bei uns eine Besserung herbeigeführt werden könne. Ich habe die Klagepunkte so klar formuliert, dass, wenn ein Wille da ist, er den Weg ohne weiteres vor sich sieht. Ich will aber nicht unterlassen, noch auszusprechen, welche Faktoren ich bei dieser Besserung mitwirkend denke. Es sind ein wenig die privaten wissenschaftlichen Gesellschaften, etwas mehr die hohe Regierung, und zwar aus kolonialen wie wissenschaftlichen Gründen, also auch mit dementsprechenden Mitteln, am meisten aber unsere offiziellen hohen wissenschaftlichen Körperschaften. Und gerade bezüglich ihrer seien mir noch zwei Bemerkungen gestattet.

Wenn es sich bei den genannten Instituten darum handelt, zu einem besonderen wissenschaftlichen Zweck eine Unterstützung zu erhalten, so sind wohl immer im Schosse derselben Vertreter der be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treffenden oder doch einer nicht allzu fernstehenden Wissenschaft vorhanden, welche derartige Forderungen entweder selbst stellen oder sie unterstützen. Wie ich aber vorhin darlegte, beschäftigt sich zur Zeit niemand von den an unseren Hochschulen angestellten Lehrern mit dem Studium von Sprachen unserer Kolonialgebiete. Es fehlt also diesen Sprachgebieten an entsprechenden Vertretern in diesen Körperschaften. Das ist eine ungünstige Lage, und ich führe es wesentlich hierauf zurück, wenn dieselben bis jetzt so wenig Unterstützung aus diesen Kreisen gefunden haben. Eine provisorische Besserung würde schon erzielt, wenn die Vertreter der übrigen Sprachgebiete, besonders der indogermanischen und semitisch-ägyptischen — von den Klassikern wird das ja wohl kaum zu erwarten sein — das einsichtige Wohlwollen bekundeten, sich dieser Angelegenheit anzunehmen, wobei die Vertreter der Anthropologie und Ethnologie sie unterstützen könnten. Ich betone aber, es bleibt das nur ein Aushilfsmittel, auch aus einem anderen Grunde noch. Wenn eine wirkliche Besserung herbeigeführt werden soll, so darf es auch nicht mehr, wie bisher, als ausgeschlossen zu gelten scheinen, dass zur Erforschung auch sprachlicher Aufgaben speziell fachwissenschaftlich ausgebildete Forscher in die betreffenden Gebiete eigens entsendet werden, resp. solchen, die aus eigener Initiative sich dazu meldeten, Unterstützungen bewilligt werden. Speziell für diese Sprachgebiete vorgebildete Forscher aber, woher nimmt man die, wo erwirbt man sich eine solche spezielle Vorbildung? Sollen diese Forschungen wirklich nutzbringend angestellt werden, so genügt es ja nicht, dass der betreffende Forscher sich vorher nur so im allgemeinen mit Sprachforschung beschäftigt habe, es genügt nicht, beispielsweise, wenn er nach Westafrika ginge, dass er indogermanistische Studien betrieben habe u. s. w., gerade so wenig, als man zur Erforschung beispielsweise einer Crustaceen-Art einen „allgemeinen“ Zoologen oder einen Spezialisten zwar, der es aber in der Entomologie ist, ausschicken würde. Nein, überall sonst wird spezielle Kenntnis des betreffenden Gebietes, Kenntnis der betreffenden Litteratur, Kenntnis des schon Erreichten und des noch zu Leistenden und zu all dem auch noch die Fähigkeit praktischen Arbeitens erfordert. Für alle übrigen Wissensgebiete ist zur Aneignung dieser Vorkenntnisse an unseren Hochschulen Gelegenheit gegeben; wo aber erwirbt man sich die analoge Vorbildung für diese Sprachgebiete? Ich kenne keine jetzt bestehenden Einrichtungen dafür. Ich will es aber wohl verraten, dass ich sogar zwei diesbezügliche Vorschläge in petto habe; aber ich habe jetzt schon so vieles Unangenehme zu sagen, so vieles zu fordern gehabt, dass ich es vorziehe, bezüglich dieses Punktes zu warten, ob ich nicht in der Diskussion oder sonstwo in die angenehmere Lage ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzt werde, mir die Worte aus dem Munde nehmen zu lassen. Aber einen konkreten Vorschlag möchte ich hier doch noch machen. In der öffentlichen Versammlung heute morgen trat Herr Prof. Dr. Hans Meyer dafür ein, dass der „Afrika-Fonds" seiner ursprünglichen Bestimmung, der Unterstützung der geographischen Forschung, wieder zugeführt werden solle. Ich weiss nicht, wie weit der Herr Antragsteller und die ihm beipflichtenden Herren den Begriff „geographische Forschung" hier gefasst haben. Wenn aber in der Diskussion von Herrn Prof. Dr. Kirchhoff hervorgehoben wurde, dass über diesem Fonds der Name „Gustav Nachtigal" erglänze, so meine ich, wird niemand die Sprachforschung von dem Begriff „geographische Forschung" hier ausschliessen können, der da weiss, welch lebhaftes Interesse gerade Nachtigal allezeit der Sprachforschung gezeigt und wie viel Zeit und Mühe er ihr auf seinen Forschungsreisen stets gewidmet hat. Und so glaube ich auch durchaus in seinen Intentionen zu handeln, wenn ich den Wunsch ausspreche, dass auch der Sprachforschung ein solcher Anteil von dem „Afrika-Fonds" zugewendet werden möge, der schon leicht gross genug sein wird, um unsere wahrlich nicht verwöhnten Ansprüche zufrieden zu stellen.

Und nun habe ich Ihre Geduld überhaupt wohl schon über Gebühr in Anspruch genommen. Ich habe ja vielleicht zu fürchten, dass unter meinen geehrten Zuhörern sich mehr wie einer befindet, der schon lange von Begier nach dem Schluss meines Vortrages brennt, um die verwegenen Aspirationen, die sich hier aussprachen, in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Ich fühle es ja auch selbst, wie weit ich aus der traditionellen, beinahe hätte ich gesagt, vorschriftsmässigen Bescheidenheit der Arbeiter dieser Gebiete herausgetreten bin. Ich weiss auch, dass Bescheidenheit eine Zier ist für alle Menschen, also auch für Sprachforscher. Wenn man nun aber doch sieht, dass man mit ihr nicht weit kommt, so kann es einem schliesslich nicht mehr verübelt werden, wenn man auch einmal versucht, „ohne ihr" etwas zu erreichen. Und vielleicht kann ich ja doch auch hoffen, dass unter meinen geehrten Zuhörern sich solche befinden, denen es beim Anhören meiner Ausführungen gegangen ist, wie mir selbst, als ich zum ersten Mal diesen ganzen Zustand in seinen Einzelheiten überblickte, solche, die sich des Staunens nicht erwehren können, dass diese Lage wirklich eine so desolate sei. Aus diesem mitleidigen Staunen, so darf ich dann wohl weiter hoffen, wird sich leicht das tatkräftige Wohlwollen entwickeln, mitzuwirken an der Besserung eines Zustandes, welcher der deutschen Wissenschaft nicht zur Ehre und unseren Kolonien nicht zum Nutzen gereicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor **v. Luschan:** Die Worte meines Vorredners enthalten bittere Wahrheiten. Ich stehe völlig auf seinem Standpunkte und muss zugeben, dass sprachliche Studien in unseren Schutzgebieten bisher in beklagenswerter Weise vernachlässigt wurden.

Aber ich glaube, dass da auch die Völkerkunde sich in keiner wesentlich besseren Lage befindet. Allerdings gibt es ethnologische Museen und anthropologische Gesellschaften in Menge, aber deren Mittel stehen einstweilen noch in einem sehr traurigen Missverhältnis zu ihren Aufgaben. Besonders wird immer übersehen, dass gerade für ethnologische Untersuchungen die Zeit drängt und dass viele unserer Aufgaben in den nächsten Jahrzehnten gelöst werden müssen oder sonst überhaupt ungelöst bleiben würden. Was der Völkerkunde vor allem not tut, sind Reisen von geschulten Fachleuten zur genauen Untersuchung von dem Untergange geweihten Kulturen; zu solchen Reisen gehören aber Mittel, die bisher nur in seltenen Ausnahmefällen vorhanden waren.

Es befindet sich also jedenfalls auch eine andere Disziplin in arger Notlage, nicht nur die Sprachforschung in unseren Schutzgebieten. Solche Genossen im Unglück zu haben, ist immerhin ein Trost. Ein anderer Trost aber, für den wir alle dankbar sind, liegt in der freiwilligen und unbezahlten Mitarbeit, deren wir uns gerade auf kolonialem Gebiete in so ausgedehnter Weise zu erfreuen haben. Ebenso wie unseren Museen Jahr für Jahr besonders von den Offizieren und Ärzten der Schutztruppe Geschenke zugehen, deren Wert den unserer etatmässigen Aufwendungen weit übertrifft, genau ebenso erfreut sich auch die sprachliche Erforschung unserer Schutzgebiete einiger freiwilligen Mitarbeiter, deren Leistungen gar nicht hoch genug bewertet werden können Es genügt, hier die Namen Pater Schmidt und Pastor Meinhof zu nennen, um zu zeigen, dass die Verhältnisse doch nicht ganz so trostlos liegen, als Fernerstehende nach den eben gehörten Ausführungen vielleicht annehmen könnten. Immerhin aber liegt klar zu Tage, dass für die sprachliche und ethnographische Erforschung unserer Schutzgebiete sehr viel mehr geschehen muss, als gegenwärtig von den massgebenden Kreisen gemeinhin als nötig betrachtet wird. Es würde eine schöne Frucht dieses Kongresses sein, wenn hier recht bald und recht ausgiebige Hilfe gewährt werden könnte.

Hauptmann **Maercker** bedauert, dass die hochwichtigen Ausführungen des Professors Schmidt nur vor einem verhältnismässig kleinen Kreis von Zuhörern erfolgten. Er bittet, wenn es irgend angängig sei, noch eine Resolution, die die Förderung der Sprachforschung in den Kolonien verlangt, vor das Plenum zu bringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pastor **Cleve:** Ich kann an dem hochbedeutsamen Vortrag des Herrn Prof. Schmidt auch nur das bedauern, dass die Zuhörerschaft so klein war. Ich glaube aber betonen zu dürfen, dass das Interesse für die Sprachforschung unter den Kongressmitgliedern grösser ist, als der durch die Konkurrenz der Sektionen verschuldete geringe Besuch dieser Sektion hier zu bekunden scheint. Jedenfalls sind viele für die Sache interessierte Geistliche in anderm Raume zur Zeit beschäftigt. Zur Unterstützung sprachwissenschaftlicher Arbeit habe ich früher mit Rücksicht speziell auf Afrika hinzuwirken gesucht. Ich möchte auf Grund enttäuschender Erfahrung warnen, ungangbare Wege zu betreten, und andererseits warm dazu auffordern, auf den gangbaren eifrig weiter zu schreiten. — Ich möchte sagen, dass von seiten reicher Privatleute nichts direkt zu erhoffen ist. Man verweist auf die Kolonialgesellschaft und ist eventuell bereit, mit dieser mitzutun. In der Kolonialgesellschaft sind gewiss einzelne Mitglieder zu gewinnen; auch hat die Abteilung Weimar vor zwei Jahren einen Antrag gestellt, die Kolonialgesellschaft möge zur Gründung einer möglichst umfassenden Afrika-Bibliotek verhelfen. Auch Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht haben diesem Antrag der Abteilung Weimar seine Sympatien zugewendet. Aber die Kolonialgesellschaft als Ganzes ist auf den Antrag nicht eingegangen; sie wird dafür wohl nicht zu gewinnen sein. Es ist zu wünschen, dass der Staat und die gelehrten Körperschaften dafür wirken. — Solange aber grosse Mittel nicht in Fluss gebracht werden können, bitte ich, dass die kleinen Mittel ausfindig gemacht werden, welche der Sprachwissenschaft, diesem wichtigen Teile der Völkerkunde, dienen können. So äussere ich den Wunsch, dass die wissenschaftlichen Sammlungen den gesammelten Gegenständen im Völkermuseum, im Botanischen Museum, im Zoologischen Museum, die Namen, welche die Eingeborenen den Gegenständen geben, in möglichst vielen Dialekten hinzufügen mögen. Ist es für die ganze Sammlung zu zeitraubend, so tue man es bei den Ergänzungsstücken von Stunde an. Dadurch werden diese Sammlungen auch der Sprachforschung wichtig. Schliesslich betone man, dass es eine gemeinsame Grundlage für alle Sprachforschung gibt, die Phonetik. Diese wichtige Grundlage, die man an jeder lebenden Sprache studieren kann, hat auch Meinhof verholfen, dass er von Pommern aus den Bantu-Sprachen einen bahnbrechenden Dienst erweisen konnte.

Professor **Kirchhoff**-Halle. Der Vortrag des P. W. Schmidt und diese Debatte, die beweise, wie sehr der Vortrag die Versammlung gepackt habe, sei ein würdiger Abschluss der heutigen Sektions-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhandlungen. Der Vortrag habe dadurch an Interesse gewonnen, dass ein Mann aus dem österreichischen Bruderstamm ihn gehalten habe. — Wie er schon heute morgen betont habe, dass der Afrikafonds seiner ursprünglichen Bestimmung durchaus nicht entfremdet, sondern eben nur zeitgemäss verwendet würde, wenn man ihn fortan ausschliesslich zur Erforschung der deutschen Schutzgebiete bestimme, so erlaube er sich nunmehr hinzuzufügen, dass dabei nicht nur die Landeskunde, sondern auch die ihr so eng verbundene Volkskunde gemeint sei. Billigt der Reichstag unseren Standpunkt, jenen Fonds künftig der Landes- und Volksforschung der deutschen Reichskolonien zu widmen, so erhalten wir für die auch den Zwecken der Verwaltung, der Mission, der Wirtschaftstätigkeit höchst fördersame Erforschung der Sprachen unserer Schutzbefohlenen ein wohlgesichertes Subsidium, denn Sprachenkunde ist doch ein integrierender Teil der Volkskunde.

P. Staudinger-Berlin stimmt ganz und voll der Wichtigkeit der Sprachforschung nicht nur in unseren Kolonien, sondern überhaupt auch in allen den Ländern, wo es für uns Interessen irgend welcher Art gibt, zu.

Sehr bedauerlich ist es, dass gerade auf einem Gebiete, wo so mancher deutscher Forscher ganz hervorragendes geleistet hat, so wenig zur Festlegung dieser Arbeiten geschieht. Eine Anzahl von Deutschen aus Missions- und Wissenschaftskreisen hat sich schon immer mit eingehenden, linguistischen Studien beschäftigt, aber es fanden sich nicht die Mittel, später das Resultat derselben zu veröffentlichen, und die Arbeiten gingen verloren oder der Schatz blieb für die Wissenschaft ungehoben. So möchte ich auf den Einzelfall hinweisen, dass wir einen Landsmann haben, der schon seit einer Generation sich mit einem grossen Eifer und Geschick der Sprachforschung in Nord- und Westafrika hingibt und der bereits eine Fülle von Material über sehr wichtige afrikanische Sprachen besitzt, aber zur Bearbeitung fehlen die Mittel. Es ist dies der bekannte Reisende G. A. Krause. Ich möchte daher zusammenfassen, dass wir durch folgendes die Sprachforschung unterstützen können.

1. Durch die Bereitstellung von Mitteln zur Bearbeitung und Veröffentlichung linguistischer Forschungen, namentlich derjenigen von Privatpersonen, da es für die in irgend welcher amtlichen Stellung befindlichen Herren noch eher möglich ist, die nötigen Gelder aus irgend welchen Fonds zu erhalten.

2. Durch finanzielle Unterstützung von Reisenden zwecks Sprachstudiums an Ort und Stelle.

3. Durch Errichtung von Professuren an einer deutschen Hochschule, zunächst für afrikanische Sprachen, dann auch für ozeanische.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was nun aber den Hinweis auf den schon heute Morgen erwähnten Afrikafonds anbelangt, so möchte ich meine Meinung dahin aussprechen, dass es nicht gut ist, zu grosse Hoffnungen auf diesen schon vielfach in Anspruch genommenen Fonds, der allerdings zur Zeit dazu dient, so manche Lücke auszustopfen, zu setzen und auch speziell darauf aufmerksam machen, daran im Parlament nicht allzusehr zu rühren, da er bis jetzt bedingungslos von allen Parteien bewilligt wurde.

In betreff der einzubringenden Resolution möchte ich aber erwähnen, dass dies nach den Grundbestimmungen unseres jetzigen Kongresses nicht mehr möglich ist. Der Vortrag wurde zu spät angemeldet und konnte deshalb eine etwaige Resolution nicht dem Kongresskomitee zur Genehmigung übermittelt werden. Auch die Kolonialgesellschaft hat bei ihren hervorragend praktischen Zielen nicht so bedeutende Mittel zu Verfügung, um damit dauernd die Sprachforschung unterstützen zu können.

Vielleicht empfiehlt sich die Einsetzung einer Kommission zur Weiterverfolgung der Angelegenheit, deren Wichtigkeit in Hinsicht auf die Verwaltung des Landes, Regierung der Eingeborenen und zur wissenschaftlichen Erforschung wohl allerseits anerkannt ist.

Professor **P. Schmidt** spricht seinen Dank und seine Freude darüber aus, dass seinem Vortrag ein so reges Interesse, wie er es nicht erwartet hatte, entgegengebracht worden sei. — Er meint aus den Worten des Herrn Professors Kirchhoff entnehmen zu können, dass zwar gewisse Schwierigkeiten beständen, wenn man Mittel des Afrikafonds zu Gunsten der Sprachforschung verwenden wolle, dass diese Schwierigkeiten aber doch nicht unüberwindliche zu nennen seien. — In Bezug auf die dankenswerten Anregungen der übrigen Herren Diskussionsredner will er selbstverständlich keinen der Faktoren zurückweisen, welche von denselben für die Besserung des bestehenden Zustandes namhaft gemacht wurden; er möchte aber daran festhalten, was er schon in seinem Vortrage betont, dass es besonders Sache der deutschen Akademien und Universitäten sei, dem Studium der Sprachen der sogenannten Naturvölker, besonders der deutschen Kolonialgebiete, grössere Berücksichtigung als bisher zuteil werden zu lassen.

O. Baschin-Berlin schlägt vor, dass man sich zur Unterstützung der Sprachforschung in den Kolonien mit einer Eingabe an den Kolonialrat wenden möge.

Herr Professor Dr. **Oberhummer**-München ist der Ansicht, dass die Kolonialgesellschaft wohl Mittel für die Sprachforschung in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien bewilligen würde, wenn sich eine oder mehrere Abteilungen mit einem Antrag in diesem Sinne an die nächste Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft wenden würden.

P. Staudinger: Ich bin von einem der Herren Vorredner in einem Punkte missverstanden worden. Ich meinte nur, dass die Kolonialgesellschaft kaum die Mittel für eine so bedeutende Unterstützung der Sprachforschung dauernd zur Verfügung stellen kann und will. Wohl aber wird sie, wie bei so vielen wissenschaftlichen Bestrebungen, auch dieser ihr volles Interesse zuwenden und eine geeignete Eingabe an den Ausschuss auch nach Durchberatung im Falle der Annahme an die zuständige Stelle weitergeben. Ich bin gern bereit, unter Unterstützung der anwesenden Vertreter der Abteilungen die Eingabe dann im Ausschuss zu vertreten. Ebenso werde ich aber auch als Mitglied des Kolonialrats an dieser Stelle etwaige Anträge begründen und unterstützen, falls dem von Herrn Baschin geäusserten Wunsch, sich an den Kolonialrat zu wenden, Folge geleistet wird. Die Kolonialgesellschaft hat übrigens schon wiederholt gerade linguistische Drucklegung veranlasst oder unterstützt. Wenn schliesslich verschiedene Redner die jetzt kleine Zuhörerschaft hervorheben, so ist dies bei der vorgerückten Zeit und der Länge einiger Vorträge in der erst stark besuchten Sektion nicht zu verwundern, dafür seien es jetzt lauter wirkliche Interessenten.

Graf **Linden,** Vorsitzender, ist der Ansicht, dass die Meinung der Versammlung dahin neige, sich im Sinne des Vorschlags des Herrn Professors Oberhummer an die Deutsche Kolonialgesellschaft zu wenden.

II. Vorsitzende Herr Professor **Kirchhoff** hält dafür, dass es besser sei, direkt von der Sektion I aus mit einem Antrag an die Deutsche Kolonialgesellschaft heranzutreten.

Graf **Linden** schlägt vor, eine Resolution sofort aufzustellen.

Es wird darauf folgende Resolution vorgeschlagen:

> Die Sektion I des Deutschen Kolonialkongresses erkennt die Notwendigkeit an die Sprachforschung in den deutschen Schutzgebieten mehr als bisher zu unterstützen, und hält es aus diesem Grunde für wünschenswert, dass der Afrikafonds in dem Sinne, wie dies in der heutigen Plenarsitzung im Vortrage des Professor H Meyer erwähnt wurde, nicht nur für Länder- und Völkerkunde, sondern auch für Sprachforschung Verwendung finden soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. Staudinger will in der morgen früh stattfindenden Sitzung des Arbeitsausschusses des Kongresses anfragen, ob die Einbringung der Resolution in die morgige Plenarsitzung noch möglich ist.

Schliesslich erklären die Herren **v. Bockelmann, Maercker, Oberhummer,** in ihren Abteilungen für eine Resolution im Sinne des Antrages gern eintreten zu wollen, resp. bei der nächsten Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft einen Antrag zu Gunsten der Förderung des Studiums von Eingeborenensprachen in unseren Kolonien einbringen zu wollen.

Vor Beginn der Vormittagssitzung am 11. Oktober erteilt der Vorsitzende Herr Professor **Kirchhoff** vor der Tagesordnung zu einer kurzen Mitteilung das Wort dem Obmann der Sektion

Herrn **P. Staudinger:**

Diejenigen Herren, welche sich gestern Nachmittag für die Unterstützung der Sprachforschung in unseren Kolonien etc. interessierten, möchte ich noch kurz benachrichtigen, dass die Einbringung einer Resolution in dieser Tagung des Kongresses nicht mehr angängig ist. Ich bitte aber alle die Herren, welche gestern für den Gegenstand eingetreten sind, sich einige Zeit nach dem Kongresse mit mir zur Unternahme der geeigneten Schritte in Verbindung zu setzen.

Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten.

Von Professor Dr. **von Luschan.**

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Völkerkunde im weitesten Sinne umfasst die ganze Menschheit von dem ersten Auftreten menschlicher oder menschenähnlicher Wesen bis auf den heutigen Tag. Im engeren Sinne des Wortes gliedert sie sich in drei Forschungsgebiete: Ethnographie, Anthropologie und Prähistorie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von diesen drei Disziplinen befindet sich die Prähistorie in unseren Schutzgebieten noch in den allerersten Anfängen. Nur aus Togo sind geschliffene Steinbeile bekannt, und zwar nach Tausenden von Exemplaren, aber wir kennen sie bisher auch da nur in sekundärem Vorkommen im Besitze der heutigen Bewohner, als Zauber- oder Blitzsteine. Als solche finden wir geschliffene Steinbeile und sogar sekundäre Nachbildungen von prähistorischen Beilen in ganz Ober-Guinea, wo sie auch als Schwursteine verwandt werden, vor allem in Benin, wo sie im sechzehnten Jahrhundert königliches Attribut sind und, dem Blitzbündel des Zeus vergleichbar, von den Königen wie ein Scepter gehalten werden. Genau wie manche Bauern bei uns, so glaubt auch der Neger von Ober-Guinea, wenn er nach einem Gewitter ein solches Beil auf seinem Acker findet, es sei mit dem Blitze vom Himmel gefallen.

Ähnliche geschliffene Beile aus Hämatit hat Schweinfurth aus dem Monbuttu-Lande gebracht, wo die Eingeborenen sie ebenfalls als „Donnerkeile" betrachten und sie nicht mehr als Werkzeuge anerkennen. In den letzten Jahren sind aus dem Kongobecken und aus Ägypten auch andere, anscheinend noch sehr viel ältere Steinartefakte bekannt geworden, ganz roh zugeschlagene Stücke, die ihrem Aussehen nach völlig mit den „paläolithischen" Kieselgeräten der europäischen Vorzeit übereinstimmen. Grössere Erdbewegungen, wie sie etwa durch intensivere Bodenkultur und besonders durch Eisenbahnanlagen bedingt sind, dürften in ganz Afrika noch viele wichtige Aufschlüsse zur Urgeschichte der Menschheit bringen.

Wer waren die ältesten Menschen, was haben sie getrieben, wo sind sie entstanden, wie und mit welchen Mitteln haben sie sich im Kampfe ums Dasein erhalten und weiter entwickelt? — das sind die Fragen, die sich dem Prähistoriker zunächst aufdrängen. Aber noch ist es völlig unsicher, in welchem Erdteile und in welcher Zone diese Fragen zuerst zur Lösung kommen werden.

Aufgabe der Anthropologie und der Ethnographie hingegen ist es, zu erforschen, wie, wo und wann die späteren und die heute noch lebenden Rassen und Völker entstanden sind, wie sie leben und streben, wie sie sich zu ihren Nachbarn verhalten, und welche Schlüsse aus der Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes auf seine Zukunft gezogen werden können.

Das ist das grosse Arbeitsfeld für die vielen anthropologischen und ethnographischen Gesellschaften und Museen, die in den letzten Decennien entstanden sind. Zur möglichst raschen und umfassenden Förderung dieser Ziele hat das Berliner Museum für Völkerkunde ein breit angelegtes Frageschema entworfen, das als „Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen" in Tausenden von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Exemplaren unentgeltlich verschickt wird und schon reiche Früchte getragen hat.

Die wichtigste Vorarbeit und die einzige feste Grundlage für jeden Fortschritt in der Völkerkunde liegt eben in der möglichst eingehenden und sorgfältigen monographischen Behandlung jedes einzelnen Stammes. Hier ist in unseren Schutzgebieten schon viel geschehen (Stuhlmann, Fülleborn, Krämer, Pater Erdweg und andere), aber noch sehr viel zu tun übrig, und da ist Gefahr im Verzug: Der moderne Verkehr ist ein furchtbarer und unerbittlicher Feind aller primitiven Verhältnisse; was wir nicht in den nächsten Jahren sichern und für die Nachwelt retten können, das geht dem völligen Untergang entgegen und kann niemals wieder beschafft werden. Verhältnisse und Einrichtungen, die sich im Laufe von Jahrtausenden eigenartig entwickelt haben, ändern sich unter dem Einflusse des weissen Mannes fast von einem Tag zum anderen; da heisst es, rasch zugreifen, ehe es hierzu für immer zu spät sein wird. —

Der weitere Ausbau der Völkerkunde ist dann zunächst ein vergleichender. Was da zum Beispiel auf mythologischem Gebiet erreicht werden kann, haben Boas' Arbeiten über die nordamerikanischen Indianer in vorbildlicher Weise gezeigt. In unseren Schutzgebieten und ganz besonders in Polynesien sind fast unermessliche mythologische Schätze aufgehäuft, deren Bergung an vielen Orten kaum noch erst versucht ist, während andere vergleichende Arbeiten in grosser Zahl vorliegen, unter denen Weules Untersuchungen über den afrikanischen Pfeil und Ankermanns Arbeit über Musikinstrumente als mustergültig hervorgehoben werden können.

Andere Wege führen ganz oder teilweise auf Nachbargebiete. Sprachliche, technische, zoologische, botanische, anatomische und biologische sowie rechtswissenschaftliche und soziologische Untersuchungen gehören in so ausgedehntem Masse zu unserem täglichen Arbeitszeug, dass es wohl überhaupt keine andere wissenschaftliche Disziplin gibt, die so zahlreiche und so innige Beziehungen zu anderen Wissenschaften hat wie gerade die Völkerkunde. Selbst scheinbar ganz entlegene Fächer werden jetzt in das Bereich der Völkerkunde gezogen. So haben neue Untersuchungen von Stumpf, Abraham, v. Hornbostel u a. uns ganz neue und bisher ungeahnte Ausblicke auf die ethnographische Bedeutung musikalischer Studien eröffnet — ähnlich wie die uns kürzlich durch einen glücklichen Fund erschlossene altgriechische Musik die Hoffnung in uns erweckt, einmal auch von der altbabylonischen Musik etwas zu erfahren.

In erster Reihe aber sind hier die Untersuchungen über Ursprung und Verbreitung der Sprachen zu erwähnen, und die ungeheueren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete der vergleichenden Sprachforschung. Aus anderen Disziplinen seien hier nur beispielsweise die Fragen nach der Herkunft der Getreidearten, der Banane, der Kokosnuss[1]) erwähnt, oder die nach der Heimat unserer Haustiere. Die Geschichte der Keramik, der Weberei, des Rindenzeuges[2]) kann ohne technische Kenntnisse nicht studiert werden, und noch mehr gilt das von der Bronzetechnik, die z. B. in Ober-Guinea zu so hoher Blüte gediehen ist, und gar erst von der Eisentechnik, von der wir jetzt wissen, dass sie im tropischen Afrika zu Hause ist, und dass wir Europäer sie also den schwarzen „Wilden" verdanken.

Hingegen spielen die rein sozialen Fragen in unseren Schutzgebieten wenigstens vorläufig eine sehr viel geringere Rolle als bei uns. Noch gibt es in den Kolonien keinen Pauperismus, so gut wie keine Verbrechen, keine unverheirateten Frauen und daher auch keine Frauenfrage.

Die einzigen sozialen Fragen, die in unseren Schutzgebieten schon jetzt grosse Bedeutung haben, betreffen das Verhältnis der Zauberer und Regenmacher zu den Häuptlingen, also genau das, was wir bei uns als Kampf zwischen Staat und Kirche kennen.

Unter europäischem Einfluss entstehen jetzt allerdings auch andere soziale Fragen, die leider alle mit der dreifachen Pest zusammenhängen, mit der wir unsere dunkleren Brüder heimgesucht, mit dem Alkoholismus, mit den venerischen Krankheiten (ich erinnere nur an die ebenso beschämende wie entsetzliche Gleichung „Civilisation = Syphilisation", die für ganz Afrika und für ganz Ozeanien Geltung hat) und mit den Sklavenjagden, die in der Süd-

1) Über Ursprung, Geschichte und Verbreitung der Kokosnusspalme hat kürzlich Professor Neger in Eisenach gehandelt (Globus, Bd. 82, S. 92). Ich kann mich den Ausführungen dieses Autors durchaus nicht anschliessen, um so weniger, als er das ausgedehnte Vorkommen in Afrika völlig übergeht. Auch die merkwürdige Verwechslung von Kokosnuss und Kawa ist nicht danach angetan, den anderen Ausführungen des Autors besonderes Gewicht zu verleihen.

2) Für die Rindenzeug-Technik scheint Indien als ursprüngliche Heimat betrachtet werden zu müssen. Reste der Technik haben sich da noch erhalten, sowohl greifbar vorhanden als literarisch nachweisbar. Von Indien aus ist sie dann westlich nach Afrika und östlich nach Ozeanien gewandert — ähnlich etwa wie die Banane, die zweifellos nur durch Schösslinge, also sicher nur unter Mitwirkung der Menschen verpflanzt werden kann. Unsicher bleibt freilich noch immer die Herkunft der amerikanischen Rindenzeug-Technik.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

see als „labour-trade“ nicht um ein Haar weniger brutal, gemein und niederträchtig waren, als in Afrika.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich unter der dauernden Wirkung dieser unheilvollen Einflüsse früher oder später auch in unseren Schutzgebieten dieselben sozial-anthropologischen Verhältnisse entwickeln werden, an denen wir in der Heimat kranken, zunächst der Pauperismus und das Verbrechen. Aber dort kann ihnen leichter entgegengetreten werden als bei uns. Nichts vielleicht liegt in Europa heute noch so im Argen wie das Strafrecht. Seit zweitausend Jahren etwa studieren wir das Verbrechen, aber nicht den Verbrecher; wir verzichten auf jede Prophylaxe und schliessen den Stall immer erst zu, wenn der Ochse schon weggelaufen ist. Natürlich wird das auch in Europa einmal anders werden. Auch unsere Juristen werden einmal begreifen, was wir Ärzte schon lange erkannt haben, dass Vorbeugen wichtiger ist als Heilen; aber das wird in Europa noch lange dauern, bei der vis inertiae, welche eine Eigenschaft aller Gesetzgeber zu sein scheint[1]).

Um so schöner und dankbarer wird sich dann die Aufgabe unserer Kolonialverwaltung gestalten, aus sich selbst heraus und der langsam nachhinkenden Reform der heimischen Strafpflege vorauseilend, die moralisch defekt gewordenen Individuen zu isolieren und so nicht nur deren eigene Fortpflanzung, sondern mit ihr auch die der sozialen Übel selbst unmöglich zu machen.

---

1) Unsere Rechtspflege fängt eben erst an, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen; gerade in Berlin ist es Professor von Liszt, dem zahlreiche Anregungen zu einer Reform unseres völlig rückständigen Strafrechtes zu danken sind. Die „bedingte Verurteilung“ und die Möglichkeit, einen Säufer zu entmündigen, sind bedeutsame Anfänge einer wissenschaftlichen Sozialhygiene.

Noch steht in den meisten anderen Ländern die Verwaltung diesen neuen Ideen völlig stumpfsinnig oder direkt feindselig gegenüber. Typisch für diese Zustände ist die Behandlung der Leute mit Säuferwahnsinn in den weitaus meisten Ländern. Diese unglücklichen Kranken bleiben in ihrer Familie oder unter ihrer Umgebung solange, bis sie einmal ganz besonders excedieren, dann kommen sie auf wenige Wochen in ein Krankenhaus, aus dem sie wegen Raummangel entlassen werden, sobald die akuten Erscheinungen geschwunden sind; kaum in die alten Verhältnisse zurückgekehrt, werden sie wieder eine Quelle des Unglücks für ihre Angehörigen, müssen schliesslich wieder ins Spital und werden wieder entlassen und das nur zu oft solange, bis sie einmal ihre Frau oder ihre Kinder töten oder sonst Mord und Totschlag begehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wieder in ein anderes Gebiet, in das der beschreibenden und der vergleichenden Anatomie, der Zoologie und der Biologie, fallen die Untersuchungen, die sich mit der Stellung des Menschen in der Natur beschäftigen.

Den gegenwärtigen Stand dieser Arbeiten hat Branco im vorigen Jahre dem internationalen Zoologenkongress zu Berlin in lichtvoller Weise dargelegt und dabei auch die überraschenden Ergebnisse von Friedenthals Blutuntersuchungen erwähnt. Forschungen wie diese würden mit in den Arbeitsplan eines etwa in Kamerun zu errichtenden biologischen Laboratoriums gehören.[1])

Dass die spärlichen Reste des Pithecanthropus, die bei allen Fragen über die Stellung des Menschen in der Natur von so einschneidender Bedeutung sind, auf Java gefunden wurden, lässt die Hoffnung berechtigt erscheinen, dass auch in dem benachbarten Neu-Guinea einmal ähnlich bedeutsame Fossilien gefunden werden möchten.

Im engen Zusammenhange mit den Studien über das Verhältnis des Menschen zu den anderen Säugetieren steht die alte Frage nach Einheit oder Mehrheit des Menschengeschlechtes. Wir wissen jetzt, dass der Prozess der Menschwerdung sich nur einmal vollzogen hat, und zählen die Lehre von der absoluten Einheit des Menschengeschlechtes zu den wichtigsten Errungenschaften der modernen Anthropologie. Noch gibt es vielleicht einzelne Forscher, welche den kurzköpfigen Malaien an den Orang und den langschädligen Neger an den Schimpansen anschliessen wollen, aber man geht über sie zur Tagesordnung über. Gerade auf einem Kolonialkongresse ist es gut, sich der Worte K. E. v. Baers zu erinnern, die an die Adresse der amerikanischen Sklavenbarone und ihrer Zuhälter gerichtet waren,

---

1) Friedenthals Untersuchungen haben gezeigt, dass menschliches Blut mehr oder weniger giftig wirkt auf das Blut aller anderen Tiere, nur nicht auf das Blut des Orang, des Schimpanse und des Gibbon. Die neuen Methoden, kleine Blutflecken auf dem Wege der Serum-Untersuchung zu prüfen, haben eine ebenso grosse zoologische wie forensische Bedeutung und lassen die „Blutsverwandtschaft“ zwischen Menschen und Anthropoïden viel grösser erscheinen als irgend jemand bisher anzunehmen gewagt hätte.

Fruchtbare Kreuzungen zwischen Mensch und Menschenaffen sind heute nicht mehr möglich, aber es muss eine Zeit gegeben haben, in der sie möglich waren; tatsächlich denkt W. Branco an die Möglichkeit, dass Dubois' Pithecanthropus ein Mischling zwischen einem jungtertiären Menschen und einem Menschenaffen gewesen sei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur barbarischer Egoismus könne die Verpflichtungen des Kulturmenschen gegen die Neger unter dem wissenschaftlichen Vorwande leugnen, sie seien geringerer Art.

Mit der grössten Entschiedenheit muss ich hier darauf hinweisen, dass es nicht angeht, so ohne weiteres von „Wilden" oder auch von „Naturvölkern" zu sprechen. Alle Bemühungen, irgend welche Kriterien zwischen Kulturvölkern und „Wilden" zu finden, müssen als völlig gescheitert betrachtet werden. Jeder neue Autor stellt da neue Grenzen auf und entdeckt neue Zwischenstufen. So hat man versucht, aktive und passive Rassen zu unterscheiden, dann hat Carus zwischen seine Tag- und Nachtmenschen noch die „Dämmerungsmenschen" eingeschoben und so die Mongolen zwischen die Europäer und die Neger gestellt.

Genau ebenso naiv und haltlos sind die Scheidungen nach der Farbe[1]), nach der „Schönheit", nach Reinlichkeit[2]), nach der Moral, nach der Schamhaftigkeit, nach dem Mehr oder Minder an Bekleidung[3]), nach dem Besitz oder dem Fehlen der Schrift[4]), nach dem Vorkommen von Menschenopfern[5]) und nach allerhand anderen Kriterien solcher Art.

Je besser wir jetzt diese „Wilden" oder diese „Naturvölker" kennen lernen, umsomehr sehen wir ein, dass es nirgend eine Grenze gibt, die sie scharf und sicher von den „Kulturvölkern" scheidet. Selbst der verhältnismässig geringere Verkehr mit der Aussenwelt, der uns im allgemeinen noch als das sicherste Kriterium eines

1) Die dunkle Hautfarbe ist im wesentlichen als Schutzmittel gegen Sonnenbrand zu betrachten und hat mit der ethnischen Dignität nicht das geringste zu schaffen.

2) Viele Bantu reinigen sich nach jeder Mahlzeit sorgfältig die Zähne mit einer scharfen Bürste. Wie viele deutsche und russische Bauern haben niemals von einer Zahnbürste auch nur gehört! Die Mehrzahl der „Wilden" pflegt täglich zu baden, während es viele Europäer gibt, die sich niemals waschen.

3) Die alten Griechen (cfr. Herodot I. 10, Thukidides I. 6, 5 u. s. w.) waren stolz auf ihren nackten Körper und wussten, dass es bei den Barbaren eine Schande sei, nackt gesehen zu werden.

4) Man vergleiche die enorme Überzahl der Analphabeten über die Schreibkundigen zum Beispiel in Russland und im Gegensatze dazu das grossartige Gedächtnis der meisten polynesischen Stämme.

5) Vor der Schlacht bei Salamis haben die Griechen drei gefangene Perser, Neffen des Xerxes, dem Dionysos geopfert!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

primitiven Volkes erscheint, ist immer nur eine relative, niemals eine absolute Eigenschaft[1]).

Tatsächlich liegt es an dieser wirklichen Einheit des Menschengeschlechtes, dass bisher noch jeder Versuch, die menschlichen Rassen nach einem künstlichen Schema in Gruppen zu teilen, auf das kläglichste misslungen ist. Keiner dieser Versuche vermag die Melanesier von den Negern zu trennen, und in Huxleys Schema sind sogar die alten Ägypter zu den Neuholländern gestellt!! In diesem Zusammenhange müssen auch die Zwergvölker oder Pygmäen erwähnt werden, die unser Schweinfurth zuerst im Monbuttu-Land wirklich entdeckt hat. Jetzt kennen wir solche vielfach auch sonst aus Afrika, aus Hinterindien und aus Indonesien, auch in Neuguinea sind sie schon nachgewiesen und auf den Aru-Inseln von Warburg photographiert worden; aber man will sie jetzt auch in Europa, Peru, Japan und eigentlich in der ganzen Welt nachweisen und liebt es, sie als die eigentlichen Urmenschen zu betrachten. Dabei übersieht man, dass es sehr verschiedene Ursachen für kleine Statur geben kann, und dass sich unter den sogenannten Pygmäen und Pseudopygmäen lang- und kurzköpfige, schmal- und breitgesichtige, helle und dunkle, schlicht- und kraushaarige Menschen befinden.

Tatsächlich handelt es sich bei sehr vielen dieser wirklichen und scheinbaren Pygmäen um Konvergenz. Ebenso kann es auch keinem Zweifel unterliegen, dass die oberflächliche Ähnlichkeit zwischen Melanesiern und afrikanischen Negern nicht durch besonders nahe Verwandtschaft bedingt ist, sondern gleichfalls auf Konvergenz beruht. Dieses Wort ist mit Bezug auf menschliche Rasseneigenschaften bisher nur von Thilenius gebraucht worden, aber der Begriff ist den Botanikern und Zoologen schon lange geläufig. Ich erinnere an die bekannte Ähnlichkeit zwischen untereinander nicht verwandten Alpenpflanzen und ganz besonders an die Geschichte der grossen straussartigen Laufvögel, der Ratiten, die man lange Zeit für untereinander verwandt hielt und aus einer gemeinsamen antarktischen Heimat abstammen liess. Wir wissen jetzt, dass einige dieser Ratiten von Tauben, andere von Rallen, andere von kranichähnlichen Vögeln stammen, und dass nicht die allergeringste Verwandtschaft etwa zwischen dem afrikanischen Strauss, dem südamerikanischen Rhea und dem neuseeländischen Moa besteht. Dieser Riesenwuchs flugunfähiger Vögel mit flachem, kiellosem Brustbein ist eine typische Konvergenzerscheinung.

1) Die letzten Sätze sind wiederholt aus meinem Vortrage über kindliche Vorstellungen bei den sogenannten Naturvölkern, gehalten am 15. Juni 1900 im Verein für Kinderpsychologie zu Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genau ebenso ist das über die ganze Erde zerstreute Vorkommen zwerghafter Rassen zu betrachten und genau so die dunkle Hautfarbe, das krause Haar und wahrscheinlich noch eine Reihe anderer Eigenschaften, die man sonst als Beweis für besonders nahe Rassenverwandtschaft zu betrachten gewohnt ist. Derartige Konvergenzerscheinungen können natürlich überall zu unrichtigen Vorstellungen über Rassenverwandtschaft führen und sind deshalb mit grosser Sorgfalt zu ermitteln.

Andererseits kann ihre Feststellung dazu beitragen, viele bisher rätselhaft gebliebene Verhältnisse aufzuklären. So ist es nicht ausgeschlossen, dass auch die extreme Brachykephalie oder die Blondheit bei sonst verschiedenen Rassen als reine Konvergenz auftritt. In manchen Fällen wird es auch gelingen, den direkten Grund einer solchen Konvergenz ohne weiteres zu erkennen. So liegt er für die dunkle Haut, die wir bei sonst untereinander ganz verschiedenen Rassen finden, zweifellos in dem durch das Hautpigment wie durch einen dunklen Schleier gewährten Schutz gegen Sonnenbrand.

Jedenfalls wird es in Zukunft bei Beurteilung von Rassenverwandtschaft nützlich sein, neben den durch die ursprünglich gemeinsame Abstammung bedingten Ähnlichkeiten und neben den längst bekannten Divergenzerscheinungen auch die Konvergenz in Rechnung zu ziehen.

Wie jede andere Wissenschaft hat auch die Völkerkunde zunächst einen inneren Wert, der von dem materiellen Nutzen, den sie bringen kann, völlig unabhängig ist; aber auch dieser selbst ist durchaus nicht gering zu schätzen Politische Erfolge können stets und überall nur auf Grundlage ethnographischer Kenntnisse erwartet und erreicht werden, und die Unkenntnis der ethnographischen Verhältnisse hat oft genug zu grossen Verlusten an Geld und Menschenleben geführt. Ausserdem aber ist in unserer modernen Zeit mit ihrem grossartigen Wettstreit zwischen Arbeit und Kapital die Erschliessung neuer Absatzgebiete das Um und Auf jeder staatspolitischen Weisheit. „Die Schaffung von Absatzgebieten ist eine Kunst und eine Wissenschaft zugleich“ (Sombart), wie kann man aber in den afrikanischen und anderen Kolonien Absatzgebiete suchen und schaffen wollen, ohne über Natur und Art der Eingeborenen auf das genaueste unterrichtet zu sein!

Wissen ist Macht.

In dieser Einsicht ist auch der Grund für die treue Mitarbeit der meisten Missionare an den Aufgaben der Völkerkunde zu suchen, und ebenso ist das warme Wohlwollen, welches unsere Kolonialregierung und unsere kolonialen Gesellschaften den ethnographischen Bestrebungen entgegenbringen, sicher zunächst aus der Würdigung des praktischen Wertes der Völkerkunde hervorgegangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Präsident des Königl. preussischen statistischen Bureaus **E. Blenck,** Berlin: Den Wünschen des Herrn Vortragenden auf Individualisierung der Verbrecher gegenüber möchte ich denn doch darauf hinweisen, dass wohl mit infolge der Anregung, welche Dr. Wilhelm Starke in seinem 1884 erschienenen bekannten Buche: „Verbrechen und Verbrecher in Preussen 1854—1878" gegeben hat, die preussische Regierung, ganz im Sinne des Herrn Professors von Luschan, mit der seit Anfang der neunziger Jahre in die Wege geleiteten Statistik der „Gewohnheits-" oder „Berufsverbrecher" bereits die Bahn eingeschlagen hat, in welche der Herr Vorredner die Kriminalstatistik gelenkt zu sehen wünscht. Die Kriminalitätsziffer eines Volkes darf nicht nach der Gesamtzahl der in einem gewissen räumlichen Ganzen während eines gewissen Zeitraumes auf strafrechtlichem Gebiete hervorgetretenen Erscheinungen, sondern nur nach denjenigen bemessen werden, welche nicht durch physische, ja, ich möchte sagen, rein mechanische Gesetze bedingt sind. Hier bahnbrechend gewirkt zu haben, ist eben das Verdienst jenes hochbedeutsamen Werkes, das uns zeigt, wie nicht die Entsittlichung des gegenwärtigen Geschlechts jener anscheinenden Zunahme der Verbrechen zu Grunde liegt, sondern wie die Bewegung der Kriminalität eben auf solchen Gesetzen beruht. Die Erhaltung des menschlichen Lebens, die Befriedigung der Notdurft und Nahrung des Leibes machen sich hier in letzter Instanz geltend und führen in Verbindung mit gewissen sozialen und ethischen Triebkräften zum Verbrechen im weiteren Sinne. Notstände und Teuerungen, kalte Winter, Epidemien, die Einwirkung blutiger, rasch aufeinander folgender Kriege, politisch und wirtschaftlich erregte Zeiten, ja die Vermehrung der Bevölkerung selbst finden ihren Ausdruck in den Kurven der Kriminalität eines Volkes. Die Statistik der Berufsverbrecher begreift diejenigen Elemente der Bevölkerung, von welchen man sich nicht nur vereinzelter, wenn auch wiederholter Verstösse gegen die Rechtsordnung, sondern eines andauernden Verhaltens von der Art zu versehen hat, dass ihr ganzes Vorhandensein als ein „antisoziales", gemeingefährliches angesehen werden muss. Bei der von mir erwähnten preussischen Statistik, deren erste Ergebnisse auch bereits im Jahrgange 1899 der „Zeitschrift des Königl. preussischen statistischen Bureaus" veröffentlich sind, ist die Zählkartenmethode zur Anwendung gelangt. Die Fragen der betreffenden, a. a. O. mit abgedruckten Zählkarte erstrecken sich auf den Lebensgang und die gesamten persönlichen Verhältnisse der betreffenden rückfälligen Zuchthausgefangenen. — Im übrigen ist auf dem Gebiete der internationalen vergleichenden Statistik und insbesondere auf dem der vergleichenden Strafrechtspflege-Statistik schon viel gesündigt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hat doch ein namhafter ausländischer Statistiker vor einer Reihe von Jahren eine solche internationale vergleichende Kriminalstatistik herausgegeben, in welcher Deutschland als der Verbrecherstaat κατ' ἐξοχήν erschien. Dem Herrn Verfasser war nur, abgesehen von der Unzulässigkeit, die Ziffern der gesamten Straftaten zur Unterlage zu nehmen, der Fehler unterlaufen, dass er die in den verschiedenen Staaten z. T. sehr erheblichen Abweichungen der Gesetzgebung nicht berücksichtigt hatte. — Jedenfalls glaube ich, um ihre Zeit nicht länger in Anspruch zu nehmen, wiederholen zu können, dass dem angedeuteten Wunsche des Herrn Vortragenden in Preussen immer mehr und mehr Rechnung getragen werden wird.

Pastor **Cleve**, Berlin: Als ehemaliger Missionar drängt es mich, meinen Dank dafür zum Ausdruck zu bringen, dass Herr Prof. v. Luschan mit so warmem Herzen für die Wertschätzung der Eingeborenen eingetreten ist. — Verwundert bin ich gewesen, zu hören, dass die moderne Anthropologie die Vorstellung von ursprünglichen unterscheidbaren Rassen aufgegeben hat. Theoretisch bin ich in der Frage inkompetent. Aber ich halte es doch für eine sittliche Aufgabe, das Rassenbewusstsein, das nun einmal vorhanden ist, zu stärken. Die Eingeborenen selber sehen in der Mischheirat zwischen Europäern und Schwarzen eine Sache, die Gott nicht will.

Hinsichtlich der Syphilis-Infektion möchte ich doch Deutschland ein wenig in Schutz nehmen; nach Auffassung relativ einsichtiger Eingeborener tragen in Deutsch-Ostafrika die Araber die Hauptschuld. — Als Schüler Prof. v. Liszt's möchte ich doch die Behauptung zurückweisen, dass die Rechtswissenschaft es bis jetzt versäumt habe, den Verbrecher zu studieren. Ich glaube vielmehr, dass es mit ein Verdienst der Schule ist, deren Führer Prof. von Liszt ist, dass wir das hochbedeutsame Fürsorgegesetz erhalten haben.

Zum Schluss möchte ich meiner Freude Ausdruck geben, dass Herr Prof. v. Luschan die Wichtigkeit der Sprachforschung für die Völkerkunde betont. Mir sind einige kleine, aber instruktive Arbeiten Meinhofs bekannt, in welchen gezeigt wird, wie der sprachliche Befund für die geschichtliche Erforschung der Bantu-Völker fruchtbar gemacht werden kann. Redner schliesst mit einer diesbezüglichen Anfrage über ozeanische Sprachen.

Prof. **v. Luschan**: Auf die Frage nach dem Stande der Erforschung der melanesischen Sprachen kann ich nur erwidern, dass dieses ungeheure Gebiet gegenwärtig nur von sehr wenigen Gelehrten gepflegt wird; von Deutschen ist Professor P. Schmidt, von Holländern Kern, von Engländern Codrington und Sidney H. Ray in erster Reihe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu nennen. Auch unseres Landsmannes Schellong Untersuchung über die Jabim-Sprache sei hier in Ehren genannt. Es wäre zu wünschen, dass uns hunderte von ähnlichen Mitarbeitern erstehen würden.

Rektor **H. Seidel,** Berlin, weist noch einmal sehr nachdrücklich auf die Bedeutung der von Herrn Prof. von Luschan erwähnten „Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in den deutschen Kolonien" hin. Er fordert namentlich die Missionare, Ärzte und solche Beamte, die längere Zeit auf ihrem Posten bleiben, zur tatkräftigen Mitarbeit auf. Nur so vermögen wir für die Völkerkunde der Schutzgebiete das zu retten, was noch zu retten ist. Wieviel hochwichtiges und wertvolles Material unter misslichen Umständen leicht verloren gehen kann, zeigt Redner an einem Beispiel aus Togo, wo einer der unterrichtetsten und gebildetsten Missionare über eine gewaltige Summe von Aufzeichnungen verfügt, nicht aber die Gelegenheit hatte, diese Schätze für den Druck vorzubereiten. Erst durch Anregung von Berlin aus wurde die Missionsleitung in Bremen auf jenen Missionar aufmerksam, entband ihn auf längere Zeit seiner Amtspflichten und gab ihm den Auftrag, diese Musse zur endgiltigen Ausarbeitung seiner Beobachtungen zu benutzen. — Das Verlangen nach der handweisenden Hilfe der amtlichen Instruktion wird glücklicherweise immer grösser und allgemeiner; allein diese Anfänge genügen noch nicht überall. Redner bittet deshalb den Kongress und seine Besucher, dass jeder an seinem Teile für die Verbreitung und Benutzung der genannten „Instruktion" sorgen möge. Wenn der Benutzer auch nur im stande sei, einzelne Fragen oder Fragenreihen aus einem oder mehreren Stämmen gründlich und sicher zu beantworten, so würde damit schon der Wissenschaft ein überaus wichtiger Dienst geleistet.

Das Klima von Ostafrika.

Von Dr. **Hans Maurer,** Seewarte Hamburg.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag).

Deutsch-Ostafrika ist in klimatologischer Hinsicht ein interessantes Übergangsland; verbindet es doch das äquatoriale Kalmengebiet in seinem Nordwesten, das mit seinen reichen Niederschlägen den Nil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

speist, einerseits mit jenem Gürtel der südlichen Halbkugel, in dem das ganze Jahr hindurch der Südostpassat weht, und andererseits im Nordosten mit dem Machtbereich der jahreszeitlich wechselnden indischen Monsunwinde. Nach der Lage der Kolonie am Ostrand des gewaltigen Landklotzes Afrika, der in seinem nördlichen Teile das heisseste Gebiet der Erdoberfläche in sich schliesst, herrschen Winde aus östlichen Richtungen, seien es südöstliche oder nordöstliche, das ganze Jahr hindurch über der Kolonie vor.

Wenn im Winter der Südhalbkugel, in den Monaten Juni-August das Gebiet grösster Erwärmung von der Sahara bis nach Arabien sich erstreckt, wehen, der Lage dieses ansaugenden Auflockerungsgebiets entsprechend, über Deutsch-Ostafrika südöstliche bis südliche Winde, die im Süden einen Teil des erwähnten Südostpassatgürtels bilden, im Nordosten sich an den Südwestmonsun anschliessen, der oceanische Luft nach dem sommerlich heissen Asien führt. Diese aus kälteren Breitegraden und vom indischen Ocean stammende, sehr kräftige Luftströmung ist, solange sie nicht zum Aufsteigen gezwungen wird, nicht geeignet Kondensationen und Niederschläge hervorzurufen. So ist diese kühle, windige Jahreszeit in Deutsch-Ostafrika i. A. die trockenste Zeit des Jahres. Im grössten Teil des Innern wie an der südlichen Küste der Kolonie sind die Monate Juni-Oktober sehr niederschlagsarm, und Monate ganz ohne Regen sind in dieser Zeit nicht selten. Von der Gesamtregenmenge des Jahres fallen in den 5 Monaten im Süden der Küste nur etwa 5 pCt., in Ussagara 8 pCt., in Unyamwesi 4 pCt., in Ujiji am Tanganyika 6 pCt., in Uhehe und Ungoni gar nur 0,3 pCt. In der klaren Passatluft ist die Sonneneinstrahlung bei Tage und die Wärmeausstrahlung bei Nacht stark, so dass die tägliche Wärmeschwankung selbst an der Küste, wo die Nähe des Meeres sie verkleinert, bei Dar-es-salam 13°, bei Lindi gar 18° erreicht hat. Die Morgentemperaturen gehen mitunter bis unter 17° C. herab, was der in den Tropen an sehr kleine Wärmeschwankungen gewöhnte Körper bereits unangenehm empfindet. Fast jeden Morgen bildet sich Tau, oft auch Nebel, die den Gewächsen den fehlenden Regen ersetzen. Anders liegt es dort, wo der Südostpassat zum Aufsteigen gezwungen wird, also an den Süd- und Osträndern küstennaher Gebirge, wie z. B. in Usambara. Dort giebt der aufsteigende Passat Wasser in Steigungsregen ab, und es entsteht im Juli die sogenannte dritte, weil kleinste, Regenzeit, die für den Ackerbau und den Plantagenbetrieb in Usambara von Wichtigkeit ist. Schon an der nördlichen Küste in Tanga bringt der Juli durchschnittlich 100 *mm* Regen, in Buloa (Ost-Usambara) 160, in Mamba (Kilimandjaro) 150. Auf der Prinz-Albrecht-Plantage Kwamkoro (Ost-Usambara) hat der besonders regenreiche Juli 1897 340 *mm* gebracht, und auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ambangulu im Süden von Westusambara hat im Juli 1899 325 *mm* gemessen. Zum Vergleich sei bemerkt, dass in Deutschland in einem Jahr etwa 500—700 *mm* Regen fallen.

Gegen den Südostpassat, der im Winter der Südhalbkugel ganz Deutsch-Ostafrika beherrscht, dringt im Sommer der indische Nordostmonsum vor. Die Übergangszeit von einem dieser Windsysteme in das andere gibt reichlich Veranlassung zu schwachen, wechselnden Winden, zu aufsteigenden Luftströmen und damit zu Kondensationen und Niederschlägen. Im Süden der Küste und im grössten Teile des Innern der Kolonie bringt es der Nordostmonsum auch mitten im Sommer noch nicht zur unbeschränkten Herrschaft, so dass der ganze Sommer während des Kampfes verschiedener Winde zur Regenzeit wird, die vielfach in den Monaten Dezember—Februar die Hauptregenmenge bringt. Im Süden der Küste, in Ussagara, Unyamwesi, Uhehe, Ujiji fällt etwa die Hälfte der jährlichen Regenmenge in dem Sommervierteljahr (Dezember—Februar), das auch am Nyassasee regenreich ist.

Ganz anders im Nordosten der Kolonie; dort entwickelt sich der Nordostmonsun in der Mitte des Sommers zu einer Tag und Nacht hindurch wehenden sehr kräftigen Strömung, die keinen Anlass mehr zur Niederschlagsbildung bietet, und es entsteht so im Norden der Küste, in Usambara und dem Kilimandjarogebiet, eine zweite, intensive Trockenzeit in der Mitte des Sommers, die die zwei Hauptregenzeiten des Jahres voneinander trennt: die kleine im Anfang des Sommers (November) und die grosse am Ende (Mitte März—Mai). So fallen von der Gesamtregenmenge des Jahres in den 3 Monaten Dezember bis Februar: In Tanga (im Norden der Küste) nur 7 pCt., in Buloa (Ostusambara) 14 pCt., in Moschi (Kilimandjaro) 13 pCt.

Mit dieser Verschiedenheit in der Verteilung des Regens im Jahre geht eine grundlegende Differenz in der jährlichen Wärmeverteilung Hand in Hand. Wo die Mitte des Sommers durch ergiebige Regen und reichliche Bewölkung ausgezeichnet ist, wird die Temperatur in dieser Zeit so stark herabgedrückt, dass die heisseste Zeit des Jahres nicht wie bei uns 1—2 Monate nach der Sommersonnenwende, sondern vor ihr und vor Beginn der sommerlichen Regen eintritt. Es ist dies der sogenannte indische Klimatypus, dem der grösste Teil der Kolonie angehört. Der heisseste Monat ist dann schon der November, der kühlste der Juli, mitunter auch schon der Juni. Beide unterscheiden sich um etwa 4° bis 8° C. Im Nordosten des Schutzgebietes aber tritt durch die sommerliche Regenpause die grösste Hitze am Ende dieser Pause im Februar ein, also etwa 2 Monate nach der Sonnenwende, analog wie bei uns in Europa (Europäischer Klimatypus). Neben diesen beiden Klimatypen, dem indischen im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grössten Teil der Kolonie, und dem europäischen im Nordosten, finden wir noch einen dritten im Nordwesten, wo am Victoriasee unsere Grenze bis auf 1 Breitegrad an den Äquator herantritt. Es ist dies der äquatoriale. Hier sind im Laufe des Jahres die Schwankungen der Tageslänge und der Mittagssonnenhöhe so gering, dass der wärmste und kälteste Monat sich nur um 1° bis 2° in ihrer Durchschnittstemperatur voneinander unterscheiden; auch der Regen verteilt sich gleichmässiger auf das Jahr; es kann kaum ein Monat als wirklicher Trockenmonat bezeichnet werden. In Bukoba und Muanza sinkt die monatliche Regenmenge nur im Juli unter 50 *mm*; am regenreichsten ist der April. Ein Rückgang der Regen mitten im Sommer ist im Januar schwach angedeutet. Bezüglich der jährlichen Wärmeverteilung finden wir hier zwei Maxima zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen, also dann, wann wir Frühling und Herbst haben, und zwei Minima zur Zeit der Sonnenwenden, also wann wir Sommer resp. Winter haben.

Auch die Gewitter, die im übrigen Schutzgebiet nur im Sommer auftreten, verteilen sich hier auf das ganze Jahr und sind überhaupt sehr zahlreich und heftig. Der Victoriasee besitzt sein eigenes Windsystem. Seine Oberfläche, die fast die des Königreichs Bayern erreicht, fordert bei Tage Winde vom See zu Land, bei Nacht umgekehrt; Passat und Monsun wirken nur schwach modifizierend ein. —

Besonders hohe Extremtemperaturen hat Deutsch-Ostafrika nirgends aufzuweisen; ihnen treten die sommerlichen Regen hindernd entgegen, und auch im Nordosten in der Regenpause inmitten des Sommers vereitelt die kräftige, gleichmässige temperierte Luft, vom Meere einführende Nordostmonsunströmung das Aufkommen extrem hoher Tagestemperaturen. Auch während das Sonnenstrahlungsthermometer in Dar-es-salam 66° C. überstieg, blieb die Lufttemperatur unter 35° C., und mehr als 38° C. sind nirgends in der Kolonie einwandfrei beobachtet worden. (In der nordamerikanischen Union sind Maximaltemperaturen über 50° C. nicht selten.) Dass trotzdem der Tropenhelm etwa von 8 bis 4 Uhr getragen werden muss, zeigt, dass die Lufttemperatur nicht wesentlich für die ungünstigen Wirkungen der Tropensonne verantwortlich ist. In Ostafrika leidet man mehr unter den heissen Nächten, als unter den heissen Tagen. Denn wie der gleichmässig temperierte Nordostmonsun die Erhitzung bei Tage vermindert, so vereitelt er auch umgekehrt die Abkühlung bei Nacht. Gerade in der heissesten Zeit an der nördlichen Küste drückt er die tägliche Wärmeschwankung auf nur 4—5° C. herab, so dass z. B. im Dezember 1897 in Daressalam 26 Tage und Nächte hintereinander die Temperatur keinen Augenblick unter 26,3° C. herabging.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese heissen Nordostmonsunnächte schwächen den Körper des Europäers durch Schlaflosigkeit, und dies gerade zu einer Zeit, wo die Malariaanfälle sich mehren, während die Sonne die Tümpel der Regenzeit austrocknet. An der Küste nähert sich die Durchschnittstemperatur des heissesten Monats 28°, die des kältesten liegt zwischen 22° und 24°, das Jahresmittel zwischen 25° und 26°. Im Innern ist sie trotz der grossen Erhebung über das Meer auf den ausgedehnten Plateauflächen nur wenig niedriger. Tabora, das höher als der Brockengipfel liegt, hat im Jahresmittel $22^1/_2$°. Am Victoriasee finden wir in der gleichen Höhe ca. 21°. Kühler sind die Gebirge, Usambara zeigt etwa in derselben Meereshöhe (1200 *m*) 18° mittlere Jahrestemperatur.

Die tägliche Wärmeschwankung nimmt von der Küste nach dem Innern und vom Äquator nach höheren Breiten zu. In der Steppe ist sie am grössten, sie mag im Extrem wohl 25° erreichen, weiter hinauf, in den Gebirgen, nimmt sie zunächst ab, beträgt z. B. in dem 900—1300 *m* hoch gelegenen Waldgebiet der Kaffeeplantagen in Usambara durchschnittlich 6—9°, und steigt in den noch höheren Wiesen- und Weideflächen wieder etwas. Im grössten Teile der Kolonie zeigt der Winter eine grosse, der Sommer eine kleine tägliche Wärmeschwankung; umgekehrt in Usambara, wo der winterliche Südostpassat Wolken und kleine Wärmeschwankung bringt, während der Nordostmonsun klaren Himmel und grosse tägliche Wärmeschwankung veranlasst. Der Unterschied ist so gross, dass in Kwai (Westusambara) die kältesten Nächte gar nicht in den kältesten Monat, den Juli, sondern in den ca. 3° wärmeren Oktober fallen, den ersten Monat mit sommerlichem Windsystem und deshalb grosser täglicher Wärmeschwankung. Der Übergang von einem Windsystem zum andern, und damit von der grossen täglichen Wärmeschwankung zur kleinen, erfolgt oft in sehr kurzer Zeit, so dass z. B. im April 1898 in Kwai in Westusambara in der ersten Hälfte bei nördlichen bis östlichen Winden die Temperatur durchschnittlich von 11° bis 28° schwankte, in der zweiten aber bei südöstlichen bis südwestlichen Winden von 15° bis 22°. Es war also gleichzeitig das mittlere tägliche Maximum um 3° gesunken und das Minimum um 4° gestiegen, obwohl wir im April der kühlen Jahreszeit entgegengehen.

Während der tägliche und jährliche Verlauf der Temperatur und des Luftdrucks eine grosse Regelmässigkeit zeigt, finden wir bei dem wichtigsten klimatischen Element, dem Regen, leider eine ungeheure Variabilität. Die einzelnen Jahre weichen in der Regenmenge sehr stark voneinander ab. Das Jahr von September 1896 bis August 1897 brachte in Tanga 2597 *mm* Regen, das darauf folgende nur 577, also etwa den fünften Teil; in Daressalam waren die entsprechenden Zahlen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1368 und 364. Letzteres war nur halb so viel wie in Deutschland und bedeutete unter der sengenden Äquatorsonne Dürre und Hungersnot, wie sie denn auch Ende 1897 und im Jahre 1898 geherrscht haben. Und häufig entwickeln sich gerade in den trockenen Jahren noch dazu die Heuschrecken besonders stark. Andererseits sind die Regenmassen ergiebiger Regenzeiten wieder so kolossal, dass ihre Überschwemmungen mancherlei Gefahren bringen, wie es ja die Usambara-Eisenbahn 1897 reichlich erfahren hat; damals fielen in Ost-Usambara auf der Prinz Albrecht-Plantage Kwamkoro im April 920 und im Mai 640 *mm* Regen. Das Jahr von August 1896 bis Juli 1897 hat auf derselben Station Kwamkoro mit 3683 *mm* Regen die grösste in Deutschostafrika beobachtete Jahresmenge gebracht. Die grösste in 24 Stunden gefallene Menge wurde in Jkombe am Nyassasee gemessen, sie betrug 314 *mm*; und in zwei aufeinander folgenden Tagen fielen dort 473 *mm*; das ist in 48 Stunden mehr als an mehreren Stationen Ostafrikas ein ganzes Jahr geliefert hat.

Die enorme Variabilität in den Regenverhältnissen ist ein schwerer Schaden für Deutschostafrika, und leider scheint die Jugendentwickelung dieser Kolonie in eine besonders trockene Klimaperiode gefallen zu sein, wie der Rückgang der Grösse mehrerer Seen in verschiedenen Teilen des Gebietes anzeigt. Unsere Hoffnung für die nächste Zeit müssen deshalb die regenreichsten und dabei in der Regenmenge nicht allzu variabelen Gebiete sein, unter denen, soweit sie klimatologisch besser bekannt sind, Kondeland nördlich vom Nyassasee die günstigsten Bedingungen bieten dürfte.

Geh. Ober-Regierungsrat, Professor **v. Bezold**, Direktor des Kgl. meteorologischen Instituts, weist im Anschluss an die Bemerkung des Herrn Dr. Maurer über die unangenehme physiologische Einwirkung des Nordostmonsuns darauf hin, wie wichtig es wäre, auch die Elektrizitätszerstreuung in den Kreis der Beobachtungen zu ziehen. Seitdem teils durch Untersuchungen im Luftballon, teils durch solche im Hochgebirge das eigentümliche Verhalten der Höhenluft in klareres Licht gestellt worden ist, und seit Professor Czermak in Innsbruck nachgewiesen hat, dass der Föhn, der ja auch von ungewöhnlichen Einflüssen auf das Wohlbefinden begleitet ist, sich durch besonders starke und eigenartige Elektrizitätszerstreuung auszeichnet, scheint es nicht ausgeschlossen, dass auch manche ähnliche Erscheinungen in den Tropen auf die gleiche Ursache zurückzuführen seien. Es dürfte sich empfehlen, wenigstens einen kleinen Vorstoss nach dieser Richtung zu machen.

Ferner weist Redner darauf hin, wie wichtig es wäre, die Begriffe Temperatur und Wärme schärfer auseinanderzuhalten, als dies

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielfach geschieht. So sehr man sich darüber freuen muss, wenn man Fremdwörter tunlichst zu vermeiden sucht, so darf dies doch niemals auf Kosten der wissenschaftlichen Richtigkeit geschehen. So ist es z. B. geradezu unrichtig, für Lufttemperatur das Wort Luftwärme zu gebrauchen, oder etwa von Wärmeschwankung zu sprechen, wo es sich nur um Temperaturschwankung handelt.

Wenn z. B. die Temperatur in einer Höhe von rund 5000 *m* um einen bestimmten Betrag schwankt, so ist die Wärmemenge, die der Volumeneinheit zur Hervorbringung dieser Schwankung zugeführt oder entzogen werden muss, nur halb so gross als an der Meeresoberfläche, wo die Dichtigkeit der Luft doppelt so gross ist, als in der obengenannten Höhe.

Es ist dem Redner natürlich nicht möglich, diesen Gedanken hier näher zu begründen, er begnügt sich vielmehr mit der Bemerkung, dass das, was man die „Wärmeverteilung" an der Erdoberfläche nennt, sich nur auf die „Verteilung der Temperaturen" bezieht. Linien, welche alle Punkte verbinden, in denen in der Volumeneinheit unter Berücksichtigung des Feuchtigkeitsgehalts gleiche Wärmemengen enthalten sind, und die man Isocaloren nennen könnte, würden einen ganz anderen Verlauf zeigen, als die Isothermen.

Das Thermometer misst eben nur Temperaturen und nicht Wärmemengen, und dies sollte auch in der Bezeichnung stets zum Ausdruck gebracht werden.

Dr. **Richard Kandt,** Berlin, macht im Anschluss an den Vortrag des Dr. Maurer auf die Wichtigkeit meteorologischer Arbeiten für die Beurteilung der Besiedlungsfähigkeit eines Landes aufmerksam. Für das Wohlbefinden der Ansiedler sei das Klima massgebender als das Vorkommen von Malaria. Hochgebirge seien für die Ansiedlung mehr aus klimatischen Ursachen geeigneter als weil sie fieberfrei wären. Denn absolute Sicherheit gewähren auch sie nicht. Für das Wohlbefindeu massgebend sind weniger die Maximaltemperaturen als die Differenz von Maxima und Minima. Je geringer diese, um so schlechter die Nächte (Schlaflosigkeit, Depression, Heimweh etc.). Wichtig sei ferner die Bedeckung des Himmels insbesondere in der Regenperiode (Arbeitsfähigkeit im Freien!); ferner Häufigkeit und Stärke der Winde u. a. Ausser diesem erwähnt K. noch, dass nach seiner Meinung Ostafrika noch nicht am Ende der trockenen Periode stände.

Dr. **Maurer** bemerkt, dass ihm Zahlen aus dem letzten Jahr noch nicht bekannt geworden seien, dass aber zwischen 1898 und 1901 eine so starke Trockenheit wie Ende 1897 und im Jahre 1898

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht wieder anfgetreten sei. Bei der geringen Anzahl von Beobachtungsjahren mache er die Angabe, dass möglicherweise die grösste Trockenheit überwunden sei, selbstverständlich mit aller Reserve. (Insbesondere sei die Angabe nicht so zu verstehen, dass wir am Ende der trockenen Periode stünden.)

P. Staudinger: Der Vortrag des Herrn Dr. Maurer zeigt wieder sehr deutlich, in welchem engen Zusammenhange die wissenschaftliche Forschung mit den praktischen Arbeiten in unseren Kolonien steht und namentlich, welche Bedeutung die Meteorologie für unsere Plantagenkultur besitzt. Ein Beispiel dafür:

Als vor einigen Jahren in den Kaffeekulturen ein Rückschlag kam, oder richtiger, dieselben sich, wie allerdings schon von mancher Seite vorausgesagt war, nicht so günstig entwickelte, sondern sehr unter Bodenverhältnissen, Schädlingen, Dürren, zu leiden hatte, setzte man im Gegensatz zu dem Anbau von arabischem Kaffee auf den des liberianischen Kaffees grosse Hoffnungen. Ich hob auf eine diesbezügliche Erwähnung im Kolonialrat gleich hervor, dass nach den meteorologischen Beobachtungen, die wir für das Gebiet in Ostafrika, wo man mit der Aussaat liberianischen Kaffees begonnen hatte, besässen, bei weitem nicht die genügende Feuchtigkeit, die erfahrungsgemäss zum Gedeihen dieser Pflanze notwendig sei, vorhanden wäre. Der Erfolg bestätigte leider die Befürchtung, denn schon nach einem Jahre gingen 100 000 Bäume an Trockenheit ein.

Ich komme nun zu einem anderen Punkt, der Bemerkung des Herrn Kandt, dass man die Fiebergegenden für die Besiedelung von Europäern nicht ausschliessen solle, wenn nur eine genügende Abkühlung des Nachts erfolge, resp. der Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperaturen gross genug sei.

Gewiss soll zugegeben werden, dass es für die Erhaltung der Spannkraft des Körpers eines Europäers von grosser Wichtigkeit ist, wenn statt der erschlaffenden gleichmässig warmen Temperatur der Tropen eine durch höhere Lage etc. bedingte grössere Abkühlung in der Nacht mit dem Aufhören der Körpertranspiration eine Erfrischung, resp. erfrischenden Schlaf bringt. Trotzdem darf man doch dem Auftreten der Malaria keine so nebensächliche Bedeutung zumessen, denn auch in manchen subtropischen Gegenden, wo ein ziemlicher Unterschied in Tages- und Nachttemperatur besteht, tritt mitunter die Malaria in solcher Heftigkeit im Sommer auf, dass die Besiedelung durch Nordeuropäer unmöglich wäre. Doch ich will nicht auf die Besiedelungsmöglichkeit näher eingehen, der hygienische Standpunkt etc. dabei wird wohl in der Sektion II unseres Kongresses ausgiebig behandelt werden. Dagegen möchte ich noch eine andere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angeregte Frage berühren, das individuelle Empfinden des Europäers von Hitze und Kälte. Dieses richtet sich durchaus nicht nach der Höhe der absolut beobachteten Grade der Temperatur. So empfindet man zum Beispiel in den der Regenzeit vorausgehenden Wochen oder während derselben in manchen Gegenden Westafrikas die Wärme am drückendsten, trotz der nicht hohen Grade, dies kommt durch die gleichmässig warme, mit Feuchtigkeit stark gesättigte schwüle Luft. Hingegen hat man beim Wehen des sehr interessanten westafrikanisch-sudanischen Windes, des Harmattan, trotz hoher Temperaturgrade oft das Gefühl der Kälte, was wiederum wohl in der starken Verdunstung seine Ursache haben dürfte

Der Botanische Garten in Buitenzorg und seine Bedeutung für den Plantagenbau auf Java und Sumatra.

Von Professor Dr. **G. Volkens.**

(Sektionssitzung am 11. Oktober. Vormittag.)

Vor wenig Wochen aus Java zurückgekehrt, lag es mir nahe, Ihnen bei Gelegenheit dieses Kongresses ein Bild von den Einrichtungen zu geben, welche die niederländisch-indische Regierung geschaffen hat, um die Landwirtschaft im allgemeinen, die Plantagenwirtschaft im besonderen zu fördern und nach Möglichkeit auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen. — Die Holländer erfreuen sich ihres überseeischen Besitzes seit einer Reihe von Jahrhunderten und sie haben bis in die neueste Zeit hinein fast ganz darauf verzichtet, dem Boden der ihnen zugefallenen Inseln andere Schätze abzugewinnen, als vegetabilische. Java und zum Teil auch Sumatra gelten als Musterkolonien, und von einem Buch geht in das andere an uns die Mahnung über, es dem stammverwandten Nachbarvölkchen gleich zu tun, wenigstens insoweit, als eine planmässige und gründliche Ausnutzung der Reichtümer des Landes für Plantagenzwecke in Frage kommt.

Sind diese Mahnungen berechtigt, haben wir Veranlassung, in dem Vorgehen der Holländer in Niederländisch-Indien ein Schema zu sehen, nach dem wir unsere eigenen Einrichtungen in Ost- und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westafrika wie in der Südsee zu gestalten und auszubauen haben? Darauf will ich versuchen, eine Antwort zu geben.

Mein Thema nach bestimmten Gesichtspunkten zu gruppieren, habe ich kaum nötig. In der Tat ist es der Botanische Garten in Buitenzorg auf Java, von dem ich fast ausschliesslich zu berichten habe. Er ist der Brennpunkt, von dem alles ausstrahlt, was befruchtend auf den Landbau Insulindes wirken soll. Mit ihm ist eine Zentralstelle geschaffen, die empfängt und gibt, in der die reine, vom Nützlichkeitsstandpunkt losgelöste Wissenschaft nicht schweigt, in der aber vorzugsweise alle die Fragen zur Behandlung kommen, auf die die Praxis eine Antwort verlangt.

Der Garten selbst ist vielfach geschildert worden, ist er doch an sich eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, eine Schöpfung, an der auch der versimpeltste Globetrotter kaum vorübergeht. Im Jahre 1817, bald nach der Rückgabe Indiens an die Holländer, gegründet und unter wechselvollen Schicksalen allmählich vergrössert, bedeckt er zur Zeit eine Fläche von 58 *ha*, ist also noch um 10 *ha* grösser als der neue Botanische Garten in Dahlem.

Er wird im Norden begrenzt durch den sehr ausgedehnten Park des Gouverneur-Generals, der in Buitenzorg residiert, im Süden durch die Chinesenstadt, im Osten durch den Tjiliwongfluss, im Westen durch den grossen Postweg, der ganz Java in der Längsrichtung durchzieht.

Was ihn von unseren botanischen Gärten unterscheidet, liegt zum grössten Teil in seinem tropischen Charakter begründet.

Die einjährigen Pflanzen, die hier zu Lande ein beträchtliches Areal einnehmen, spielen drüben nur eine untergeordnete Rolle. Die ganz überwiegende Menge der in Kultur genommenen Pflanzen sind Bäume und Sträucher, und während von diesen die heimischen nur bescheidene Dimensionen erreichen, sehen wir in Buitenzorg den ganzen Garten gefüllt mit Riesen, die bis zu 30 *m* Stammlänge und 3—4 *m* Umfang haben. Wandeln wir unter ihnen auf schönen, mit grobem Kies beschütteten Wegen, so haben wir mehr den Eindruck, uns in einem Park zu bewegen, der sich aus ältester Zeit bis in die heutige hinübergerettet hat, denn in einem botanischen Garten. Die verschwenderische Fülle der Tropennatur hat in knapp einem Jahrhundert erreicht, wozu bei uns deren mehrere gehören. Abweichend von den heimischen Verhältnissen sind des ferneren mannigfache Zutaten gleichsam, Pflanzenformen, die wir aus unsern Gewächshäusern zwar kennen, die aber hier den ganzen Garten durchsetzen, schmücken und ihm den typisch tropischen Stempel aufprägen. Ich meine die Palmen, die Bambusen, die Lianen und die Epiphyten.

Es gibt kaum einen Baum, der nicht entweder einem bis hoch in die Krone hinaufsteigenden Schlinggewächs als Stütze diente oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der nicht wenigstens da oder dort von einer Orchidee, einem Farnkraut oder einem Bärlapp besiedelt wäre. Vielfach sehen wir die Stämme ganz eingehüllt von fremdem, nicht zum Baum gehörigen Blätterwerk, auch alle stärkeren Äste sind davon überzogen, so dass wir den Augenblick nahe fühlen, wo der Träger von der Fülle seiner zum Teil freilich nur fälschlich so genannten Schmarotzer erstickt und erdrückt sein wird.

Den Garten landschaftlich zu schildern, ist mir nicht möglich, da müssen die Photographien nachhelfen, die ich ausgelegt habe. Nur erwähnen will ich, dass durch die hügelige Anlage, durch eingestreute grössere und kleinere Wasserflächen, durch das mit Steinblöcken erfüllte Bett des hindurchströmenden, oft reissenden Tjiliwongflusses und durch Ausblicke einerseits auf das ganz in Weiss gehaltene Palais des Gouverneurs, andererseits auf den majestätisch aufsteigenden Salak- und die Vorberge des Gedeh-Vulkans Scenerien geschaffen werden, die von unvergleichlicher Schönheit sind und die Bewunderung aller Besucher Javas erregen.

Unser Landsmann Häckel in Jena hat in seinem Buch Insulinde mit farbenreichem Stift die ästhetischen Eindrücke geschildert, die der Garten in ihm lebendig werden liess.

Für uns kommt es auf solche nicht besonders viel an, uns hat mehr zu interessieren, was der Garten leistet, wissenschaftlich wie praktisch. Was wird in ihm zunächst kultiviert? Lassen wir uns ein Verzeichnis geben, so stossen wir auf tausende von Namen, allein von Palmen werden an 300 verschiedene, vier Weltteilen entstammende Arten aufgezählt. Suchen wir dann Ordnung in das Chaos zu bringen, indem wir an der Hand einer vortrefflichen Karte uns im Garten selbst umschauen, so finden wir die Gewächse in Quartiere verteilt, die das verwandtschaftlich Zusammengehörige vereinen. Die Wege zerlegen die gesamte bestandene Fläche in einzelne Areale, auf denen wir hier die Leguminosen, dort die Schraubenbäume oder Pandanus, da ein Heer von Feigenarten zu geschlossenen Gruppen zusammengepflanzt finden. Die Verteilung ist mit anderen Worten nach den Grundsätzen der botanischen Systematik erfolgt. Dies allein deutet schon darauf hin, dass der Buitenzorger Garten, den das grosse Publikum fast allein kennt und der darum in den üblichen Reisewerken auch nur allein erwähnt wird, ganz in erster Linie wissenschaftlich botanischen Zwecken dienen soll.

Er hat die Aufgabe, den holländischen wie anderen Gelehrten, nicht minder aber auch einem grösseren Publikum, den Pflanzern, Beamten und Offizieren einen schnellen Überblick über die tropischen Pflanzenformen zu geben und im weiteren Studienmaterial für morphologische, anatomische und physiologische Arbeiten zu liefern. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nutzpflanzen sind zwar auch vertreten, aber wir müssen sie suchen, müssen weite Wege machen, wenn wir etwa die verschiedenen Gewürzspender, die Zimmetsträucher, die Nelken- und Muskatnussbäume, die Vanillesorten in lebenden Exemplaren nach der Reihe kennen zu lernen wünschen.

Der Garten bedurfte nach dieser Seite also einer Ergänzung und er hat sie in dem sogenannten Cultuurtuin gefunden. Räumlich getrennt, aber unter derselben Verwaltung stehend, ist derselbe im Jahre 1875 zu Tjikömmöh, nur 15 Minuten Wagenfahrt vom alten Garten entfernt, gegründet worden. Er umfasst zur Zeit eine Fläche, die noch um ein beträchtliches grösser ist, als die des Buitenzorger Terrains, 73 *ha*, und wir sehen auf ihr so ziemlich alles vereint, was die Tropen der ganzen Erde überhaupt an ökonomischen Gewächsen hervorbringen. Nicht in einzelnen Exemplaren, sondern in ganzen Quartieren, so dass der Anblick kleiner selbständiger Plantagen herauskommt, sehen wir in Tjikömmöh die Kaffee- und Kakaosorten aus aller Welt zusammengebracht, sehen wir kleine Wäldchen von Kautschuk- und Guttaperchabäumen, Haine aller möglichen Schattenpflanzen, Felder bedeckt mit Grasarten, die ätherische Oele liefern, Theegärten, Kardamom- und Vanillepflanzungen und in einer anschliessenden Niederung auch weite Strecken, die Anbauversuche mit dem wichtigsten Kulturgewächs Javas, dem Reis, gestatten. In einer Liste, die 10 Jahre zurückreicht, finde ich bereits mehr als 200 Arten und Sorten von Nutzpflanzen, die zu Tjikömmöh in kleineren oder grösseren Komplexen gebaut und in dauernde Beobachtung genommen wurden.

Nach allem kommt im Buitenzorger Garten mehr die Wissenschaft, im Cultuurtuin mehr die Praxis zum Wort. Letzterer, in Wirklichkeit nur eine Filiale, verdient umsomehr unsere Beachtung, als es uns ja daran liegt, die Beziehungen aufzudecken, die zwischen den Staats-Instituten Niederländisch-Indiens und den Plantagen-Unternehmungen Privater bestehen. Welcher Art sind nun diese Beziehungen? Der Cultuurtuin hat als nächstes Ziel, den Pflanzern Material an Saat und Stecklingen zu übermitteln. Er kann das im ausreichendsten Masse, denn zur Zeit sind alle seine Anpflanzungen bereits soweit gediehen, dass fruchttragende Exemplare vorhanden sind. Er liefert dieses Material kostenfrei, womit die für uns merkwürdige Tatsache in Zusammenhang steht, dass es auf ganz Java und Sumatra, deren Wert doch vorwiegend in der Erzeugung vegetabilischer Produkte liegt, kein einziges Geschäft gibt, das sich mit Samenhandel befasste. Nur Chinasaat, diese wenigstens teilweise, und Stecklinge vom Zuckerrohr muss man käuflich erwerben. Zierpflanzen liefert der Buitenzorger Garten ebenfalls umsonst. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorteile eines solchen Verfahrens leuchten ein. Durch die Leichtigkeit und Billigkeit des Bezuges von Material kommen die Pflanzer immer mehr darauf, ihr ganzes Wohl und Wehe nicht von einem Kulturgewächs allein, nur vom Kaffee, vom Thee, vom Kakao abhängig zu machen; überall sieht man sie in neuerer Zeit kleinere Versuchsfelder der verschiedenartigsten Nutzgewächse in Bereitschaft halten, um gegebenenfalls ohne die Schwierigkeiten eines gänzlichen Neuanfanges von einer zur anderen Kultur übergehen zu können. Durch die Tätigkeit des Cultuurtuins in Tjikömmöh ist erreicht, dass sich kleine private Cultuurtuine über ganz West- und Midden-Java, zum Teil auch Sumatra, verbreitet haben. Der Segen dieses Erfolges wird sich besonders in den nächsten Jahren zeigen, wo im anderen Fall zu erwarten war, dass durch den Niedergang des Kaffeegeschäftes viele Existenzen plötzlich vor dem Untergange standen.

Die Leichtigkeit und Billigkeit des Bezuges ist es aber nicht allein, die hier fördernd eingewirkt hat, nicht minder wesentlich war die Garantieleistung für die Qualität des Materials. Indem nur erprobt gute Sorten verbreitet wurden, solche, die man jahrelang vor Augen gehabt und auf ihren Ernteertrag nach Mass und Güte genau kannte, sind die Rentabilitäts-Aussichten für jeden, der ein neues Unternehmen zu beginnen trachtet, von vornherein auf eine vorteilhaftere Basis gestellt. Wir brauchen nur, einen Blick auf unsere Kolonien werfend, an die vielen Fehlschläge zu denken, die auf wahllose Verwendung des Saatmaterials zurückzuführen sind, um die Wichtigkeit eines Kulturgartens zu verstehen, der bezüglich seines Bestehens der Spekulation entzogen und daraufhin geschaffen ist, fremden Interessen zu dienen.

Die Garantieleistung für Qualität setzt voraus, dass der Cultuurtuin in Tjikömmöh auch in der Lage ist, seine Ernten nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu prüfen, nicht nur zu untersuchen, welchen Gehalt beispielsweise eine Kakaosorte an Extraktivstoffen aufweist, sondern auch den Einflüssen nachzugehen, die bestimmte Pflanzungsmethoden, bestimmte Ernteaufbereitungen und ähnliches auf das Produkt ausüben. Zu diesem Zweck ist mit ihm ein agrikultur-chemisches Laboratorium verbunden, an dessen Spitze man einen der hervorragendsten, auch landwirtschaftlich ausgebildeten Chemiker Hollands, den jetzt als ordentlichen Professor nach Utrecht berufenen Dr. van Romburgh gestellt hat. Seinem umfassenden Wissen und seiner rastlosen Energie wird es zu danken sein, wenn, wie ich es bestimmt erwarte, Niederländisch-Indien in absehbarer Zeit an der Spitze aller Kolonialstaaten steht, die Kautschuk und Guttapercha im Plantagenbetrieb erzeugen. Erst die wilden Sorten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

studierend, sie nach Tjikömmöh überführend, dort jahrelang beobachtend, hat er dann in Tjipetir auf Java eine Regierungspflanzung begründet, die augenblicklich bereits hunderttausende von Bäumen umfasst, ständig vergrössert und schon reiche Erträge abwerfen wird, wenn man überall sonst noch über ein Probieren und Studieren nicht hinausgekommen ist.

Java hat im allgemeinen an einem Arbeitermangel nicht zu leiden, wächst doch die Bevölkerung in einem Masse, dass den Regierungsorganen schon ernste Schwierigkeiten daraus erstehen. Was fehlt, sind europäisch geschulte, aber mit den Landesverhältnissen durchaus vertraute Vorarbeiter, Aufseher, Pflanzungsassistenten u. s. w. In neuester Zeit ist der Cultuurtuin bemüht, auch diesem Mangel abzuhelfen. Er schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn er die Mischbevölkerung, ein für Indien geradezu gefahrdrohendes Element, sich für den angezogenen Zweck dienstbar zu machen trachtet. Er nimmt junge Leute, Söhne von Europäern oder Halbblut, die aus der Vermischung mit Eingeborenenfrauen hervorgegangen sind, als Lehrlinge auf, macht sie in einem dreijährigen Kursus im Garten selbst mit den Kulturen der verschiedensten tropischen Nutzgewächse bekannt und gibt sie dann an die Privatplantagen ab. Um den Brauchbareren unter ihnen eine für ihren Beruf erweiterte, höhere Bildung zu geben, ist eine Landbauschule im Entstehen begriffen, die ihrem praktischen Können ein Wissen beigesellen soll.

Ein letztes Ziel des Tjikömmöh-Gartens geht darauf hinaus, nach Möglichkeit auch die Eingeborenen-Kulturen zu heben. Umfangreiche Versuchsfelder für Reis sind in seiner unmittelbaren Nähe angelegt worden, daneben richtet man in den bevölkertsten Teilen der Insel mitten zwischen den Anbauflächen der Javaner Musterfarmen ein, deren Aufgabe ist, durch ihr Beispiel zu wirken, verbesserte Kulturmethoden vor Augen zu führen, neue Nutzgewächse zu verbreiten, von alten edlere oder ertragreichere Sorten zu züchten und dergleichen mehr. Vier davon bei Gombong, Magelang, Ponorogo und Modjowarno sind in der Ebene gelegen, eine fünfte und sechste hat ihren Platz im Gebirge oberhalb 4000 Fuss bei Lembong bezw. Ngadisari gefunden, eine siebente etwas niedriger bei Puspoh. Es wird geklagt, dass die Bevölkerung trotz dieser Anlagen ausserordentlich zähe am Gewohnten festhalte. Es rächt sich da meiner Meinung nach das System der Holländer, die Eingeborenen auf einem möglichst tiefen Bildungsniveau zu erhalten.

Soweit meine Ausführungen über die Tätigkeit des Cultuurtuins zu Tjikömmöh. Ich kehre zum eigentlichen Buitenzorger Garten zurück, von dem jener nur einer der Annexe ist. Wir sahen, dass sein Zweck in erster Linie ist, der wissenschaftlichen Botanik Studien-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

material zu bieten, Anregung zu den mannigfachsten Beobachtungen an Tropenpflanzen zu geben, mit einem Wort dem Gelehrten zu dienen. Er bedurfte auch nach dieser Seite einer Ergänzung. Wir erblicken in ihm die Gewächse in schönster Ordnung, wir können in ihm mit leichtester Mühe die verschiedenen Formen studieren, ihr Wachsen und Werden beobachten, aber wir können nicht in ihm die Natur in ihrem Kampfe belauschen. Des Gärtners Hand sorgt dafür, dass nicht das eine das andere verdränge, es fehlt die wilde Ursprünglichkeit, die bald hemmend, bald fördernd wirkt, die uns zeigt, was der Kampf ums Dasein bedeutet. Da tritt nun der Bergtuin Tjibodas in die Bresche. An den Abhängen des Gedeh-Vulkans, leider etwas schwierig, nur nach 5 bis 6stündiger Fahrt von Buitenzorg aus zu erreichen, hat die Regierung ein Waldgebiet von über 300 *ha* in Eigentum genommen, 30 *ha* davon in einen botanischen Berggarten umgewandelt, das übrige aber so gelassen, wie sie es vorfand. Nur dafür sorgte sie, dass dieser ursprüngliche Urwald, der sich von rund 1600 bis über 2000 *m* Meereshöhe aufwärts zieht, durch Wege zugänglich gemacht wurde. Ein Haus, am unteren Rande des Waldes errichtet, das für vier Gelehrte Schlaf- und Arbeitsräume bietet, gibt die Möglichkeit, hier fern vom Getriebe der Menschen inmitten einer grandiosen Natur in beschaulichster Ruhe sich ganz dem Studium hinzugeben.

Nur für Lebensmittel hat man selbst zu sorgen, im übrigen hat man den von allen bisherigen Besuchern nicht genug gerühmten Aufenthalt in Tjibodas ganz kostenfrei. Um das Haus, das neben den Laboratorien auch eine kleine Bibliothek enthält, zieht sich talwärts der Berggarten herum, eine Schöpfung, die darum besonders merkwürdig ist, weil sie in buntester Mischung Gewächse aus allen Zonen birgt. Zu den Palmen, die bei dieser Höhe an der Grenze ihrer Verbreitung nach oben stehen, gesellen sich australische Grasbäume und europäische Holzarten, die weiter hinab nicht mehr zu gedeihen vermögen. Kleine Pflanzungen von Chinabäumen und anderem bieten ausserdem Gelegenheit, die Nutzgewächse der tropischen Gebirge des näheren kennen zu lernen und zu Versuchen heranzuziehen.

Vom Tjikömmöh-Garten und dem zu Tjibodas erwähnte ich schon, dass mit ihnen Laboratorien verbunden sind. In viel grösserem Massstabe ist das nun aber bei dem Hauptgarten in Buitenzorg der Fall. Wir finden da zunächst ein weites, luftiges Gebäude, das bequem 6 bis 8 Botanikern gleichzeitig gestattet, ungehindert durch die drückende Schwüle, die draussen herrschen mag, ihrer wissenschaftlichen Arbeit obzuliegen. Sie finden fast alles vor, was ein europäisches Laboratorium an Hilfsmitteln bietet, Gasbeleuchtung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasserleitung, Nebenräume für chemische Untersuchungen, Dunkelkammer, im besonderen dazugehörigen Hause eine Bibliothek, die auf naturwissenschaftlichen Gebiet alles enthält, was die Literatur der Kulturnationen an wesentlichen Publikationen hervorgebracht hat. Ein Lesezimmer, in dem gegen 200 periodische Schriften botanischen, zoologischen, pharmaceutischen und agrikulturellen Inhalts aufliegen, ermöglicht es einem auch, selbst von den neuesten Erscheinungen sofort nach ihrem Eintreffen mit der Post Kenntnis zu nehmen.

Der Zutritt zum Buitenzorger Laboratorium steht allen Nationen offen und alle haben davon Gebrauch gemacht, obenan wir Deutsche. Von den Lehrern allein, die zur Zeit an deutschen, deutsch-österreichischen und deutsch-schweizerischen Hochschulen wirken, sind mir persönlich nicht weniger als 20 bekannt, die in Buitenzorg gearbeitet haben.

Es konnte nicht ausbleiben, dass durch deren Erfahrungen und Beobachtungen die Botanik in manchem ihrer Zweige ein ganz anderes Gesicht bekam. Die Lehrsätze und Lehrmeinungen früherer Zeit, die in den Lehrbüchern ihren Ausdruck erhielten, bauten sich ganz auf Erscheinungen auf, die die mitteleuropäische Flora ihren Untersuchern darbietet. Die Tropenwelt kannte man nur aus den Mumien, die in Gestalt von Herbarien, von getrockneten Pflanzen unseren Museen zuflossen. Jetzt vermochte man sie in ihrem Leben und Weben zu studieren, und da zeigte sich denn, wieviel von den bisherigen Anschauungen zu berichtigen war. Manches, was man als allgemein gültiges Gesetz angenommen hatte, erwies sich nunmehr als blosser Spezialfall.

Die Wichtigkeit eines Aufenthaltes in Buitenzorg für den Botaniker anerkennend, auch für den, der sich mit ökonomischen Fragen beschäftigt, haben die Regierungen der deutschen Bundesstaaten dafür gesorgt, dass auch in Zukunft insbesondere unsere jüngeren Gelehrten ihren Blick erweitern können. Ein Reichsstipendium, das geschaffen ist, ermöglicht es jährlich einem der Bewerber, seine Schritte nach Java zu lenken.

Das eben berührte Laboratorium, das in engster Verbindung mit dem Garten steht, öffnet seine Hallen vorwiegend dem reinen Wissenschaftler. Für den Pflanzer Javas und Sumatras haben andere der Gartendirektion gleichfalls unterstellte Institute eine höhere Bedeutung, in erster Linie die Versuchsstation für Kaffeekultur. Ein Chemiker und ein Botaniker, denen je ein Assistent beigesellt ist, wirken an ihr und haben die Aufgabe, alle Interessenten mit Rat und Tat zu unterstützen, Fragen zu beantworten, Reisen in Gebiete zu unternehmen, wo sich Misswachs zeigt, sei er nun durch tierische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder pflanzliche Schädlinge, sei er durch Bodenmüdigkeit oder klimatische Faktoren veranlasst. In gleicher Weise stehen dem Tabakspflanzer zwei Laboratorien zur Verfügung, das für Untersuchungen über Deli-Tabak und das für Untersuchungen über Tabak der Vorstenlande, erstéres ein rein staatliches, letzteres zum Teil auf die finanzielle Unterstützung der Produzenten angewiesen. Wichtige Arbeiten über die Fermentation des Tabaks, über rationelle Aussaat und Entblätterung, über epidemisch auftretende Krankheiten sind aus beiden hervorgegangen. Ein zoologisches Laboratorium endlich, mit dem ein im Entstehen begriffenes, vorwiegend die nützlichen und schädlichen Tiere des malayischen Archipels bergendes Museum verknüpft ist, beschliesst die Reihe derjenigen Tochterschöpfungen des Gartens, die speziell dem Landbau in allen seinen Zweigen gewidmet sind. Vermisst habe ich nur ein Institut für Gartenbau und Obstkultur, solches wird wohl aber zweifellos aus einer Vereinigung, einer Art Gartenbaugesellschaft, hervorgehen, die in jüngster Zeit gegründet worden ist.

Meine Ausführungen über die Tätigkeiten des Buitenzorger Gartens würden nicht erschöpfend sein, wenn ich nicht noch seiner Bedeutung für die systematische Botanik, für die Kenntnis der einheimischen, wilden Vegetation Insulindes gedächte. Der mehr auf das Praktische gerichtete Sinn der Holländer zeigt sich auch hierin. Bei uns empfindet man es als dringendstes Bedürfnis, von einer Kolonie ein Florenverzeichnis zu haben, eine Aufzählung und Beschreibung aller überhaupt vorkommenden Gewächse. Die niederländisch-indische Regierung beschränkte sich, indem sie am Garten eine Abteilung schuf, die nur der Boschboomflora, d. h. den Holzgewächsen, ihre Aufmerksamkeit zu widmen habe.

Sie unterhält in einem besonderen Gebäude des Gartens ein Herbarium, das alle Pflanzen vereinigt, aber sie erweitert dieses, von gelegentlichen Schenkungen abgesehen, offiziell wenigstens im Augenblick nur durch Sammlungen von Bäumen und Sträuchern, von Gewächsen also, die für die Forstwirtschaft Nutzen oder Schaden haben oder doch haben könnten. Ein Botaniker reist auf den verschiedenen Inseln im amtlichen Auftrage umher, sucht methodisch insbesondere die Waldgebiete ab und bearbeitet dann das Heimgebrachte im Bunde mit einem Kollegen zu einer Boschboomflora, von der schon eine ganze Reihe von Bänden erschienen sind. Eine vortreffliche Unterstützung dabei, die wir hierzulande vermissen, geben nach dieser einen Richtung hin geschulte Eingeborene ab, Leute, denen selbst die lateinischen Namen der weiter verbreiteten Pflanzen nicht unbekannt sind, und die teilweise auch mit dem Zeichenstift in geradezu vollendeter Weise umzugehen wissen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterstützt werden die Bestrebungen, vorzugsweise die technisch wichtigen Gewächse auch der wilden Vegetation kennen zu lernen, durch ein pharmakologisches Laboratorium, das vor allem die zahlreichen Medizinalpflanzen der Eingeborenen in den Bereich seines Arbeitsgebietes zieht.

Unterstellt seit 22 Jahren sind alle Einrichtungen, die ich Ihnen bisher schilderte, einem einzigen Manne als Direktor, dem in aller Welt bekannten und gepriesenen Professor Dr. Melchior Treub. Ihm zur Seite steht ein Stab von 25 bis 30 europäischen Beamten, Botanikern, Chemikern, Gärtnern und Landwirten, dazu ein Heer von Eingeborenen und Mischlingen.

Als Publikationsorgane für die zahlreichen Arbeiten, die aus den verschiedenen Instituten hervorgehen, stehen ihm die Annales du Jardin botanique de Buitenzorg, das Bulletin de l'Institut botanique de Buitenzorg, die Mededeelingen uit's Lands Plantentuin und teilweise auch die Zeitschrift Teysmannia zur Verfügung; ausführliche Jahresberichte über die Tätigkeit der einzelnen Abteilungen gibt er in dem Verslag omtrent den Staat von 's Lands Plantentuin te Buitenzorg.

Über seinen Etat vermag ich genaue Angaben nicht zu machen. Die Einkünfte setzen sich aus den Mitteln zusammen, die die niederländische Kammer alljährlich bewilligt, aus Zuschüssen der niederländisch-indischen Regierung und aus freiwilligen Beisteuern, die von seiten holländischer und indischer Banken und Privater, zu einem bedeutenden Teil auch von Pflanzer-Vereinigungen geleistet werden. Dass die Ausgaben in manchen Jahren, wie mir mitgeteilt wurde, bis auf 500 000 Gulden, das sind über 800 000 Mark, stiegen, halte ich sehr wohl für möglich.

Sind solche uns ungeheuerlich erscheinenden Aufwendungen für einen botanischen Garten gerechtfertigt? Ich glaube nach den voraufgegangenen Mitteilungen nicht nötig zu haben, Ihnen nochmals Gründe anzugeben, wenn ich die Frage unbedingt bejahe. Wer etwa noch zweifelt, den dürfte ein Blick in eine alljährlich ausgegebene Liste bekehren, die alles enthält, was der Garten mit seinen Annexen allein an lebenden Pflanzen und Saatgut überallhin versendet, wo im malayischen Archipel die holländische Flagge weht.

Ich komme zum Schluss. Haben wir Veranlassung, für unseren Kolonialbesitz den Buitenzorger Garten zum Muster zu nehmen, danach zu streben, etwas ähnliches zu schaffen? Wir sind in anderer Lage als die Holländer. Unsere Schutzgebiete verteilen sich über die halbe Erde, sie sind ungleichwertig schon darum, weil die klimatischen Faktoren, diese Grundbedingungen für jede besondere Art der Land- und Plantagenwirtschaft, für die einzelnen ganz ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiedene sind. Eine Zentralisation, wie sie in Niederländisch-Indien wohl auch nur solange herrschen wird, als ein Mann von aussergewöhnlichem Wissen und aussergewöhnlicher Arbeitskraft an der Spitze steht, ist für uns von vornherein ausgeschlossen. Das Buitenzorger Institut lehrt uns aber, was ein Botanischer Garten, richtig geleitet und durch Laboratorien ergänzt, für die Entwickelung einer Kolonie leisten kann und leisten soll. Ein Vorbild muss er uns sein, insofern wenigstens, als wir danach zu trachten haben, in jeder einzelnen unserer Kolonien, in Ost-Afrika, Togo, Kamerun, in Südwest-Afrika, Neu-Guinea, Samoa, Ponape und Saipan botanische und Versuchsgärten anzulegen. Ganz von selbst werden diese allmählich zu Mittelpunkten werden, von denen die agrikulturelle Hebung des betreffenden Landes ausgeht. Die ersten Anfänge zu einer derartigen Entwickelung haben wir bereits gemacht. Der Victoriagarten in Kamerun steht dank der Leitung seines tatkräftigen Direktors bereits auf einer Höhe, dass er mit dem Buitenzorger Garten wohl verglichen werden darf. Er wird anfangen, sich mit ihm messen zu können, sobald die in Angriff genommenen agrikultur-chemischen Laboratorien ihre Arbeit aufgenommen haben. In Ostafrika ist der Amanigarten in der Gründung begriffen. Ein gütiges Geschick hat es gefügt, dass an seine Spitze ein Mann gestellt werden konnte, der durch jahrelangen Aufenthalt die Buitenzorger Verhältnisse von Grund aus kennt und der selbst nicht wenig dazu beigetragen hat, die Plantagenwirtschaft Javas und Sumatras zu fördern. In Brakwater in Südwest-Afrika besteht eine forstwissenschaftliche Station, in allen übrigen Kolonien aber haben wir nichts oder so gut wie nichts, was auf ein keimendes Buitenzorg hindeutete.

Das Buitenzorger Institut untersteht, vom Etat abgesehen, allein dem dortigen Gouvernement. Der Zusammenhang mit dem Mutterlande ist nur ein ganz loser und braucht es nur zu sein, da ja für Holland nur dieses eine Gouvernement in Frage kommt, der übrige Kolonialbesitz spielt eine zu untergeordnete Rolle. Wir haben viele Gouvernements und werden hoffentlich mit der Zeit auch viele überseeische botanische Gärten bekommen. Jeder soll nach Möglichkeit selbständig werden, aber in ihrer Gesamtheit wird ihnen eine Zentralstelle in Deutschland, bei der alle Fäden zusammenlaufen, die in steter Fühlung mit dem Auswärtigen Amte bleibt, die eine staatliche Behörde darstellt, unentbehrlich sein. Wir haben eine solche Zentralstelle bereits, sie ist, wie es gar nicht anders sein kann, mit dem grössten deutschen botanischen Garten, dem Berliner, verbunden, aber ihre Mittel sind beschränkt, belaufen sich auf wenige tausend Mark im Jahre. Sie ist auszugestalten, wenn sie im Bunde mit den vorhandenen oder noch zu gründenden Botanischen Gärten draussen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsere Kolonien mit zum Aufschwung verhelfen soll, und der Zeitpunkt dafür dürfte in dem Augenblick gekommen sein, wo die neuen grossartigen Anlagen in Dahlem bei Berlin ihrer Vollendung entgegensehen.

Über wissenschaftliche Institute für Kolonialwirtschaft.

Von Professor Dr. **Warburg,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Die Engländer pflegen als Unterschied ihrer und der deutschen Arbeitsmethode zu bezeichnen, dass die Deutschen, bevor sie an eine Arbeit herantreten, dieselbe erst wissenschaftlich zu meistern versuchen, während sie selbst sofort praktisch auf das Ziel losgehen. Die Entwickelung unserer Kolonien zeigt, dass sie so Unrecht nicht haben. Bevor wir überhaupt daran dachten, an die praktische Arbeit zu gehen, hatten unsere Wissenschaften schon beträchtliche Streifzüge in den Kolonien unternommen, und als wir wirtschaftlich in den Kolonien Fuss zu fassen begannen, waren wir schon tief in der methodischen wissenschaftlichen Durchforschung. Mit Stolz dürfen wir behaupten, dass keine einzige Nation der Welt ihre Kolonien in so kurzer Zeit so gründlich wissenschaftlich erobert hat wie Deutschland, und zwar bezieht sich dies nicht nur auf die beschreibenden Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Ethnologie, die Geographie und Völkerkunde, sowie ihre Nebenwissenschaften, Anthropologie, Meteorologie, Klimatologie etc., sondern auch auf die medizinischen Wissenschaften, sowie auf eine Reihe der Geisteswissenschaften, wie zum Beispiel Sprachkunde, Rechtswissenschaft, Folklore etc.

Was die Naturwissenschaften betrifft, so sind die Hauptarbeiten naturgemäss von den grossen wissenschaftlichen Zentralinstituten ausgegangen. Sie besassen ja auch in ihren umfangreichen Sammlungen die besten Vergleichs- und Stützpunkte, und so war es nur natürlich, dass ihnen auch vor allem die Sammlungen der Forscher und Reisenden zur Bearbeitung überwiesen wurden und meist auch dauernd dort verblieben. Es ist geradezu als ein Glück anzusehen, dass auf diese Weise eine Zersplitterung der teilweise überaus wertvollen und, namentlich was die ethnologischen Dokumente betrifft,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oftmals einzigen und unersetzlichen Sammlungen so ziemlich vermieden wurde. Auch ist es in keiner Weise ein Hindernis gewesen, dass die für die wissenschaftliche Erforschung der Kolonien in Betracht kommenden Institute preussische und keine Reichsinstitute sind; einerseits waren die meisten der ähnlichen Institute der anderen Bundesstaaten überhaupt nicht in der Lage, derart grosse Aufgaben in befriedigender Weise auszuführen, andererseits wurde den Bedenken derselben durch das Übereinkommen Rechnung getragen, wonach ihnen die Doubletten der kolonialen Sammlungen in erster Reihe zu gute kommen sollten.

Befindet sich nun die wissenschaftliche Erforschung der Kolonien demnach in Bahnen, die, jedenfalls im grossen ganzen, als die richtigen anzusehen sind, so kann man dieses nicht sagen in Bezug auf die angewandten Wissenschaften, da es wissenschaftliche Arbeitsstätten für die Bearbeitung kolonialwirtschaftlicher Fragen im eigentlichen Sinne in Deutschland überhaupt noch nicht gibt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass gerade die Ausbildung dieser Seite der wissenschaftlichen Forschung von der eminentesten Bedeutung für die Entwickelung unserer Kolonien ist, und es scheint jetzt der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo man der Schaffung geeigneter Arbeitsstätten hierfür mehr Aufmerksamkeit schenken sollte, als es bisher möglich war.

Die Notwendigkeit, solche wirtschaftlichen Arbeitsstätten zu schaffen, liegt auf der Hand. Bei der Förderung der wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonien können wir der wissenschaftlichen Unterlagen absolut nicht entbehren. So leicht es nun ist, in rein wissenschaftlichen Fragen jede gewünschte Auskunft zu erhalten, so schwierig und umständlich, in vielen Fällen sogar unmöglich ist es bei Fragen der angewandten Wissenschaft. Es handelt sich ja meist nicht um einfache Dinge, die wissenschaftlich festgelegt sind in Handbüchern oder auch in Spezialarbeiten, sondern um komplizierte Verhältnisse, die meist mehrere Wissensgebiete berühren und vielerlei zum Teil recht zeitraubende Vorarbeiten erfordern. Bei allem guten Willen der Beamten der wissenschaftlichen Institute sind sie gewöhnlich garnicht in der Lage, die gewünschten Gutachten auszuarbeiten, da sie nur über einen Teil des dazu nötigen Materials verfügen; auch lässt sich nicht leugnen, dass ihnen wegen ihrer Vorbildung und täglichen Berufsarbeit meist auch der für diese Dinge nötige praktische Blick und vor allem die hierfür unerlässliche Erfahrung abgeht. Gerade das Kolonialwirtschaftliche Komitee, das sich ja vor allem die Aufgabe gestellt hat, die Grundlagen wirtschaftlicher Aufgaben zu schaffen, fühlt auf Schritt und Tritt die sich ihm in den Weg stellenden Schwierigkeiten. So lange es sich um relativ

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einfache Fragen handelte, Ausrüstung der wirtschaftlichen Expeditionen, Einführung schon anderswo erprobter Kulturen in unsere Kolonien etc., liess sich die Sache mit einiger Arbeit noch meistern, auch war das Risiko nicht allzu gross und begrenzbar. Schon bei den letzten grösseren Unternehmungen des Komitees, den Versuchsfarmen für Baumwolle, der Wasserbohrunternehmung in Südwestafrika, der Eisenbahnexpertise in Togo zeigte es sich, wie schwer die nötigen Unterlagen zu beschaffen sind, und selbst bei der Stellung und Fassung wirtschaftlicher Preisaufgaben sind häufig umfassende und komplizierte Vorarbeiten nötig. In Zukunft wird sich das aber alles noch in erhöhtem Masse zeigen, da die Aufgaben naturgemäss immer mannigfaltiger und tiefer eindringend werden, da wir immer mehr dazu gelangen werden, wirkliche wirtschaftliche Pionierarbeit zu leisten, d. h. an Aufgaben heranzugehen, die nicht nur für unsere Kolonien, sondern überhaupt neu sind. Da gilt es, um nur einiges anzuführen, neue Ernte- und Verarbeitungsmethoden für Kautschuk und Guttapercha herauszufinden, die Entfaserungsmaschinen methodisch weiter zu verbessern, die Bekämpfung wichtiger Schädlinge (der Heuschrecken, Tsetse etc.) zu organisieren, die Ölpalmkultur zum Grossbetriebe zu entwickeln und die Erntebereitung bei derselben auf eine rationelle Basis zu stellen; da sollen die Vorarbeiten für Kultur resp. bessere Ausbeutung in Harz, Kopal und Gummi gemacht oder eingeleitet werden, Versuche zur Verwertung der Steppengräser für die Papierfabrikation, da sollen die Grundlagen für die Entwickelung mannigfacher Haus- und Fabrik-Industrien der Kolonie geschaffen werden, Fragen, die mit jedem Jahre neu, immer eindringlicher und in stets wachsender Zahl an uns herantreten werden. Welches wissenschaftliche Institut ist im stande, auch nur eine dieser vielen Aufgaben befriedigend zu lösen, und wie kann man in rein wissenschaftlicher Arbeit steckende Gelehrte ohne praktische Erfahrung für solche Fragen zu nutzbarer Vereinigung bringen?

Bisher hat sich, wie gesagt, das Kolonialwirtschaftliche Komitee dieser Aufgabe unterzogen und auch wohl, wie man zugeben wird, im allgemeinen nicht ohne Geschick und mit Erfolg. Die Frage ist aber die, wird dasselbe auch die immer schwieriger werdenden Aufgaben nur durch freiwillige Mitarbeit der von dem Komitee von Fall zu Fall für die Frage interessierten Sachverständigen lösen können? Und dann, ist das Komitee selbst denn etwas stabiles, beruht es nicht auf einer an sich schon sehr seltenen glücklichen Kombination verschiedener zu freiwilliger Arbeit geneigter und geeigneter Kräfte? Darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine lange Dauer des Komitees als eines selbsttätigen treibenden Faktors oder auch nur auf eine längere Existenz desselben in der bisherigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Form rechnen? Und wenn es in dieser Form aufhört oder schaffensmüde wird, wird ein aus der Kolonialgesellschaft hervorgehender wirtschaftlicher Ausschuss im allgemeinen im stande sein, so grosse Arbeiten erfolgreich zu unternehmen und durchzuführen? Oder wird etwa die Regierungsmaschinerie, so wie sie jetzt funktioniert, oder selbst in etwas weiterem Stadium, im stande sein, aus sich selbst heraus derartige Pionierarbeiten zu leisten?

Diese Erwägungen sind es, die uns zu dem Schluss führen, dass es wünschenswert ist, möglichst bald an die Schaffung eines Institutes heranzugehen, das durch seine Organisation in den Stand gesetzt wird, selbsttätig nach dieser Richtung hin zu arbeiten, ein wissenschaftliches Institut in sofern, als es auf wissenschaftlicher Basis arbeitet, ein praktisches dadurch, dass es sich bestimmte praktische Aufgaben zur Hebung der Kolonien stellt. Es würde ein Institut werden, vergleichbar etwa mit den Instituten zur Hebung der Landwirtschaft, der Gärungsgewerbe und Stärkefabrikation, der Müllerei und Bäckerei, ein Institut, das also in keiner Beziehung mit den wissenschaftlichen Instituten kollidieren könnte, das sich aber in Bezug auf Arbeitsmethoden und Grundlagen den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten anlehnen müsste.

Die weitere Frage ist die, in welcher Weise ist dieses Institut zu schaffen? Soll es ein staatliches Institut werden, ein privates oder ein gemischtes, d. h. ein privates mit staatlicher Unterstützung? Soll es isoliert werden, oder mit anderen Instituten organisch vereinigt werden, soll es nur ein Versuchsinstitut sein, oder sollen propagandistische und belehrende Zwecke damit verbunden werden? Das sind Fragen, die sich nicht a priori entscheiden lassen; die Hauptsache ist, das ein Anfang gemacht wird, die weitere Ausbildung wird man der eigenen Entwickelung der Dinge am besten überlassen.

Um aber doch nicht ganz aufs Geratewohl anfangen zu müssen, hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee mich beauftragt, die Institute der anderen Kolonialländer zu besuchen und deren Organisation zu studieren. Es kann selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, Ihnen die Resultate meiner Reise hier im einzelnen vorzuführen, es dürfte vielmehr genügen, in wenigen Zügen die wichtigsten Prinzipien, auf denen die Institute beruhen, kurz zu skizzieren.

Von den Kolonien besitzenden Ländern scheiden Portugal, Spanien, Italien und Dänemark, ebenso Russland ganz aus der Diskussion aus, da sie bisher keinerlei für uns in Betracht kommende koloniale Institute besitzen; es bleiben also England, die Niederlande, Belgien und Frankreich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vereinigten Staaten besitzen in ihrem landwirtschaftlichen Reichsinstitut in Washington, in dem Agricultural-Departement eine offizielle Stelle auch für kolonialwirtschaftliche Bestrebungen, soweit sie auf den Ackerbau Bezug haben. Dieses Zentrum existierte schon, als die Vereinigten Staaten vor ein paar Jahren ihre ersten grossen Kolonien erhielten, und hat sich dann auch sofort auf die Förderung der wirtschaftlichen Entwickelung derselben gestürzt. Es ist bei der grossen Energie der Amerikaner zu erwarten, dass auch die praktischen Resultate dieser Bemühungen nicht gar lange auf sich warten lassen, vorläufig sind die wissenschaftlichen Vorarbeiten noch nicht abgeschlossen. Dass das Agricultural-Departement bestrebt ist, sich auch durch Sammlungen von Produkten etc. die nötigen Unterlagen für seine kolonialen Arbeiten zu schaffen, ist selbstverständlich, daneben aber besteht noch in Philadelphia ein grosses auf privater Basis beruhendes, aber natürlich von öffentlichen Geldern unterstütztes Handelsmuseum, welches freilich die ganze Welt umfasst, aber doch auch die eigenen Kolonien besonders zu berücksichtigen beginnt. Eine Lehreinrichtung für kolonialwirtschaftliche Fächer scheint jedoch noch nirgends in den Vereinigten Staaten vorhanden zu sein.

Von den für uns in Europa in Betracht kommenden Staaten hat England merkwürdigerweise das wenigst ausgebildete kolonialwirtschaftliche Institut. Es hat das wohl den Grund, dass England überhaupt nur langsam an neue Institutionen herangeht; dazu kommt freilich auch noch der Umstand, dass England die Entwickelung der Kolonien bis vor kurzem überhaupt so viel wie möglich den Kolonien selbst und der privaten Initiative im Mutterlande überlassen hat. So besitzen denn auch die älteren und vorgeschritteneren Kolonien schon ihre eigenen wirtschaftlichen Institute, so gibt es, um von Australien, Kapkolonie, Canada ganz abzusehen, in Indien das hochwichtige Indian Museum in Calcutta, in Westindien das erst neuerdings eingerichtete Institute of Jamaica, dazu natürlich eine ganze Reihe zum Teil recht bedeutender botanischer Gärten, welche wesentlich auch praktische Fragen, namentlich agrikultureller Natur, bearbeiten.

In England selbst ist man erst vor wenigen Jahren, als eine Konsequenz des zentralisierenden imperialistischen Gedankens, daran gegangen, eine kolonialwirtschaftliche Arbeitsstätte zu schaffen, und zwar wurde in Verbindung mit dem bekannten Imperial Institute ein grosses kommerzielles Museum der einzelnen Kolonien und im Anschluss daran ein „Scientific and technical department“ mit chemischen Laboratorien begründet. Unterstanden diese Schöpfungen bisher einer grossen Gesellschaft, so sind sie jetzt in finanzielle Schwierigkeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geraten und von der Regierung übernommen worden. Lehrzwecke im engeren Sinne verfolgte das Institut bisher nicht, wenn auch zuweilen Vorträge über koloniale Fragen dort gehalten wurden; hingegen werden jetzt an der Londoner Universität koloniale Kurse eingerichtet. Die Anzucht und Versendung von Nutzpflanzen wird nach wie vor im botanischen Garten von Kew bei London besorgt, eine grossartige, im übrigen rein wissenschaftliche Institution, die sich namentlich in früheren Jahren auch um das Studium botanischer Kolonialfragen recht verdient gemacht hat, und in ihren Treibhäusern auch den für die Kolonien bestimmten Gärtnern Gelegenheit gab, sich praktisch vorzubilden.

In Holland gibt es eine sehr schöne Institution in dem Kolonialmuseum zu Haarlem, $^1/_2$ Stunde mit der Eisenbahn von Amsterdam entfernt. Es ist ein mit privaten Mitteln begründetes und zum Teil noch erhaltenes, aber von der Regierung mit ziemlich beträchtlichen Summen subventioniertes Museum, das eine sehr reiche Sammlung kolonialer Natur- und Industrieprodukte enthält, ferner eine ziemlich gute kolonialwirtschaftliche Bibliothek, dazu ein schönes chemisches Laboratorium, auch mit einigen Arbeitplätzen für Externe. Ausser dem Direktor, der gleichzeitig das chemische Laboratorium leitet, besteht das Personal noch aus einem Bibliothekar, einem Konservator, einem chemischen Assistenten und einem Entomologen, auch beabsichtigt man noch einen Botaniker daselbst anzustellen. Einen Garten besitzt das Museum, das nur einen Teil eines auch anderen Zwecken dienenden Gebäudes umfasst, nicht, daher auch keine Gewächshäuser. Lehrkurse werden nicht abgehalten, hingegen sollen jetzt an mehreren Universitäten in Holland koloniale Kurse eingerichtet werden, wie solche übrigens auch schon an der landwirtschaftlichen Schule zu Wageningen existieren; einzelne Vorträge über kolonialwirtschaftliche Fragen werden übrigens auch gelegentlich im Kolonialmuseum abgehalten. Eine geregelte Anzucht von Pflanzmaterial für die Kolonien sowie die Heranbildung von Gärtnern findet nicht statt, ist auch nicht von so grosser Bedeutung, weil der botanische Garten von Buitenzorg auf Java diese Aufgabe schon in hinreichender Weise selbst ausfüllt.

Was Belgien betrifft, so besitzt der Kongostaat seit einem Jahre ganz vorzügliche, nur für Nutzpflanzen bestimmte Gewächshäuser in Laeken bei Brüssel, es sind dies augenblicklich wohl die besten diesen Zwecken dienenden Gewächshäuser der Welt; ferner findet sich ein sehr schönes Kongo-Museum in Tervueren bei Brüssel, ein Produkt und Überbleibsel der Kongo-Ausstellung des Jahres 1897, ein Museum, das durch seine vornehme künstlerische Ausgestaltung für Propaganda und allgemeine Lehrzwecke ausserordentlich geeignet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, auch durch die teilweise wertvollen Schätze, die es birgt, von wissenschaftlicher Bedeutung ist; hingegen ist es nicht im stande, wirtschaftlichen Zwecken und Arbeiten zu dienen, da bisher keinerlei Arbeitsstätte noch Laboratorium damit verbunden ist. Eine kolonialwirtschaftliche Arbeitsstätte fehlt überhaupt bisher in Belgien. Gärtner für den Kongostaat werden in der Gartenbauschule zu Vilvorde herangebildet, wo auch kolonialwirtschafliche Kurse abgehalten werden. Die Kosten dieser ganzen Einrichtung trägt der Kongostaat, der auch wissenschaftliche Publikationen in schöner Ausstattung herausgibt.

Frankreich besitzt in dem Jardin colonial zu Nogent sur Marne eine ganz neue, aber überaus zukunftsreiche Institution. Eine 4 *ha* grosse Fläche des Bois de Vincennes ist zu einem schönen Kolonialgarten umgeschaffen, der eine Reihe Gewächshäuser moderner Konstruktion besitzt, dazu ein Institut mit Bibliothek, Mikroskopiersaal, chemischem Laboratorium und einem grossen Saal für koloniale Produkte. Ausser dem Direktor des Gartens, der gleichzeitig als Inspekteur général de l'agriculture coloniale Beamter des Kolonialministeriums ist, wirken an dem Garten noch: ein Agronom als Chef de culture des plantes, ein Botaniker als Chef du service botanique und ein Agrikulturchemiker als Chef du service chimique.

Von besonderem Interesse ist aber eine Einrichtung, die erst in diesem Winter in Kraft tritt, nämlich eine Hochschule für koloniale Agrikultur, an der Vorlesungen über folgende Fächer gehalten werden: Prinzipien der kolonialen Agrikultur, Kulturen industrieller und Nahrungspflanzen, koloniale Botanik, koloniale Technologie, koloniale Zootechnik, koloniale Agrikulturtechnik (Bauten, Wasserarbeit und Maschinenkunde), Pflanzenpathologie, koloniale Hygiene, kolonial-landwirtschaftliche Betriebskunde und kolo·niale Verwaltung. Als Lehrer wirken neben den Beamten des Kolonialgartens auch viele Kräfte der Universität und der landwirtschaftlichen Hochschule. Den Unterrichtszwecken dient ein besonderes im Garten errichtetes Gebäude. In Verbindung mit den Vorlesungen finden praktische Übungen statt im Garten, in den Gewächshäusern und in einem in dem Lehrgebäude befindlichen grösseren chemischen Laboratorium. Die Bedingungen zum Eintritt in diese Hochschule sind recht hoch gestellte, trotzdem haben sich schon für das 1. Semester 20 junge Leute, auf welche Zahl das Institut vorläufig nur berechnet ist, angemeldet. Das Institut wird unterhalten durch Jahresbeiträge der französischen Kolonien.

Um stets in enger Fühlung mit der Praxis zu bleiben, veranstaltet das Institut jährlich in Verbindung resp. als Teil der grossen landwirtschaftlichen Frühlingsausstellung in Paris eine Ausstellung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kolonialer Produkte, die in den einzelnen Kolonien von den dortigen Abteilungen für Landwirtschaft gesammelt, auf Regierungskosten nach Paris geschickt und im Jardin colonial zur Aufstellung vorbereitet werden. Selbstverständlich gewähren diese jährlichen Ansammlungen von Kolonialprodukten gleichzeitig auch sämtlichen hauptstädtischen und provinzialen Sammlungen kolonialer Produkte die Möglichkeit, ihre Bestände zu ergänzen resp. zu erneuern. Der Jardin colonial hingegen erlangt durch diese Organisation ausserdem noch den Vorteil, mit den einzelnen Vertretern der kolonialen Landwirtschaft in direkte Berührung zu kommen, die Fortschritte resp. Mängel auf den einzelnen Gebieten kennen zu lernen und sowohl direkt als auch durch Verwaltung der kolonialen Regierungen Einfluss auf die Verbesserung der Landwirtschaft zu üben.

In theoretischer Beziehung lässt sich meiner Meinung nach etwas Systematischeres und Konsequenteres als dieses Institut überhaupt nicht denken; sowohl die wirtschaftliche Arbeit als auch die Lehrtätigkeit findet sich in diesem Institut centralisiert, und ein besonderer Vorteil erwächst demselben auch dadurch, dass der Leiter des Institutes als Abteilungschef der Kolonialbehörde selbständig mit den Kolonialregierungen in Verbindung zu treten vermag. Soll eine wirtschaftliche Frage, beispielsweise eine Verwertungsmöglichkeit, geprüft werden, so werden die Kolonialverwaltungen einfach durch offizielles Schreiben seitens des Chefs des Institutes dienstlich beauftragt, das Material zu senden resp. Enqueten anzustellen. Ob freilich die Sache in der Praxis dauernd gut funktionieren wird, lässt sich noch nicht beurteilen, da einerseits die Stabilität der Organisationen in Frankreich keine sehr grosse ist, andererseits die Mittel zur Instandhaltung des Institutes jährlich von den einzelnen Kolonien bewilligt werden müssen; auch liegt die Gefahr nahe, dass die kolonialen Verwaltungen bei häufigerer Inanspruchnahme wohl vielfach die Anfragen nur in einer formalen Weise erledigen werden.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die rein wissenschaftliche Erforschung der Kolonien aus dem Programm dieses Institutes ausgeschlossen ist; diese liegt den grossen wissenschaftlichen Instituten in Paris ob, speziell dem Musée d'histoire naturelle, wo sich auch die wissenschaftlichen Sammlungen aus den Kolonien konzentrieren. Freilich fehlt dem botanischen Teil des Museums bisher eine rein koloniale Sammlung von Produkten; hingegen ist seit kurzem ein Laboratorium für wissenschaftliche koloniale Arbeiten an demselben Institut eingerichtet, und es ist zu hoffen, dass in Zukunft die wissenschaftliche Bearbeitung der französischen Kolonien wenigstens von botanischer Seite aus intensiver in die Hand genommen wird, als es bisher der Fall war. Eine Interessen-Kollision

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses wissenschaftlichen Institutes mit dem wirtschaftliche Zwecke verfolgenden Jardin colonial ist natürlich ausgeschlossen so lange beide Institute nicht ihren Intentionen untreu werden.

Ausser diesen beiden kolonialen Zentren der Hauptstadt, dem wissenschaftlichen im Musée d'histoire naturelle und dem wirtschaftlichen im Jardin colonial, findet sich noch ein koloniales Centrum in Marseille, das unter dem Namen „Institut colonial" ein fast ausschliesslich Produkte umfassendes Kolonialmuseum, eine Bibliothek und einen botanischen Kolonialgarten umfasst; ausserdem hat die Handelskammer eine Reihe kolonialer Lehrkurse geschaffen über vegetabilische, tierische und mineralogische Kolonialprodukte, über Geschichte und Geographie der Kolonien, über Gesetzgebung und Verwaltung derselben, sowie über koloniale Klimatologie, Epidemiologie und Hygiene, während an der Ecole de médecine jener Stadt 5 kolonial-medizinische Kurse abgehalten werden. Während bisher das Museum nur in unzureichenden gemieteten Räumen Aufstellung gefunden hat, ist im Jahre 1898 der Bau eines grossen, allen Bedürfnissen gerecht werdenden Kolonialmuseums von der Stadt beschlossen worden, jedoch konnte die Ausführung desselben wegen schwieriger finanzieller Verhältnisse der Stadt bisher nicht vollendet werden. Wie die ganze Organisation in Zukunft funktionieren wird, lässt sich noch nicht übersehen; die bisherige, recht anzuerkennende Tätigkeit des Museums war mehr auf wissenschaftliches Studium der kolonialen Produkte gerichtet, als auf die Schaffung grösserer praktischer Organisationen und die Lösung komplizierter Aufgaben.

Dieses Institut entspricht in hohem Masse den kolonialen Einrichtungen des botanischen Museums in Hamburg, das sich ja auch um die koloniale Produktenkunde einige Verdienste erworben hat. Es ist ja auch naturgemäss, dass gerade die grossen Handelsstädte berufen sind, die Warenkunde, und zwar speziell die koloniale zu fördern, während die Inangriffnahme komplizierter kolonialwirtschaftlicher Aufgaben besser und naturgemässer in den grossen Zentren und am Sitz der Kolonialverwaltung zu erfolgen hat.

Nachdem wir so den Überblick über die wichtigeren kolonialen wissenschaftlich-wirtschaftlichen Institute vollendet haben, wird es uns nicht schwer werden, die Prinzipien des von uns zu erstrebenden Instituts klarzulegen.

Vor allem ist es über allem Zweifel erhaben, dass ein besonderes Institut geschaffen werden muss, ohne direkte Abhängigkeit von andere Zwecke verfolgenden Instituten. Die Verbindung mit einem rein wissenschaftlichen Institut würde von vornherein verfehlt sein; streng wissenschaftliche und rein praktische Ziele unter einer Leitung würden nur zur Verkümmerung einer der beiden Arbeitsziele führen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass die wissenschaftlichen Institute nicht auch praktische Ziele fördern sollen, aber sie müssen sich die Möglichkeit bewahren, jederzeit einzuhalten, wenn ihre Arbeiten allzuweit in die Praxis führen, ebenso wie auch die praktischen Ziele dienenden Institute sich nicht zu weit in die reine Wissenschaft vertiefen dürfen. Eine enge Anlehnung an andere praktische Institute, speziell an landwirtschaftliche, ist gleichfalls kaum ratsam, weil die momentane, noch wirtschaftlich sehr rückständige Lage der Kolonien hauptsächlich solche Arbeiten erforderlich macht, die sich bei uns schon längst infolge von Arbeitsteilung auf die verschiedensten Institute verteilt haben. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass die praktischen Institute in Berlin, soweit sie überhaupt für eine eventuelle Verbindung mit dem neu zu schaffenden Institute in Betracht kommen, sämtlich preussisch sind, während das Kolonialinstitut doch ein Reichsinstitut sein müsste; von Reichsinstituten würde natürlich das Reichsgesundheitsamt für die Angliederung eines kolonial-wirtschaftlichen Institutes an erster Stelle in Betracht kommen, doch würden demselben hierdurch sehr fremdartige Arbeiten aufgebürdet werden.

Es fragt sich aber vor allem, ob es überhaupt zweckmässig ist, ein staatliches Institut zu fordern, ob es nicht vielmehr richtiger ist, wenigstens für die ersten Jahre die Herausbildung desselben der Privatinitiative zu überlassen, sei es ohne, sei es mit staatlicher Unterstützung.

Wir haben in den Nachbarländern die verschiedensten Formen gefunden, eine bisher rein private, erst jetzt verstaatlichte Einrichtung in England, eine private aber staatlich subventionierte in Holland, staatliche, d. h. aus dem Budget der Kolonien unterhaltene Einrichtungen in Belgien und Frankreich, eine vollständig staatliche Einrichtung in den Vereinigten Staaten.

Ich meine, unserm ganzen Charakter nach sind wir den Holländern am ähnlichsten, und gerade in Bezug auf koloniale Fragen sind wir gern geneigt, von ihnen zu lernen. Ich habe eingehend mit den Direktoren der verschiedenen Institute konferiert und bin zu dem Resultat gekommen, dass für deutsche Verhältnisse ein aus privaten Initiativen entstandenes, aber regierungsseitig unterstütztes Institut am passendsten sein dürfte. Als Gegenleistung für die regierungsseitig gewährte Unterstützung hätte dann das Institut die ihm von der Regierung überwiesenen wirtschaftlichen Fragen zu bearbeiten. Es kommt noch hinzu, dass wir in dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee schon eine zur Einrichtung und Verwaltung eines solchen Instituts hinreichend qualifizierte und legitimierte Instanz besitzen, der es wohl gelingen dürfte, die immerhin nicht unbeträchtlichen Geldmittel, welche die erste Einrichtung des Instituts verlangt, aufzubringen; auch dürfte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es im Interesse der Sache liegen, das Institut nicht gleich in zu grossem Umfange zu beginnen, sondern dasselbe allmählich mit wachsenden Bedürfnissen erst ausbauen zu lassen. Diese Entwickelung kann aber eine private Gesellschaft viel leichter inaugurieren als ein von der gesamten Presse sowie vom Reichstag kontrolliertes Reichsinstitut. Bei einem solchen würden die politischen Gegner der kolonialen Entwickelung schon nach dem ersten Jahre fragen: Was hat das Institut geleistet, sind unsere Kolonien wirklich dadurch schon wirtschaftlich weitergekommen? Während es doch klar ist, dass das Institut auch im günstigsten Falle erst nach Jahren auf wirklich offenkundige, auch dem Aussenstehenden unanfechtbare Erfolge wird hinweisen können.

Was die Lokalfrage betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Nähe der Institute der für koloniale Zwecke wichtigsten Wissenschaften durchaus erwünscht ist. Da aber der botanische Garten und das pharmaceutisch-chemische Institut, die Gärtnereilehranstalt, sowie die biologische Versuchsstation nach Dahlem bei Steglitz verlegt sind resp. werden, da auch andere naturwissenschaftliche Institute wahrscheinlich dort Platz finden werden, da ferner in dem ausgestreckten Domänenterrain in Dahlem ein passender Raum für das Institut leicht zu finden ist, da aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen auch pekuniäre und administrative Vorteile hinzukommen, so würde es mir als das naheliegendste erscheinen, Dahlem an erster Stelle hierfür ins Auge zu fassen.

Was die innere Organisation betrifft, so haben wir sowohl in Haarlem als auch namentlich in Paris gute Vorbilder. Das wichtigste würde ein Gebäude sein, enthaltend einen Arbeitssaal, ein Mikroskopierzimmer, ein chemisches Laboratorium, ein Bibliothekzimmer, einen Saal für eine Produktensammlung, ein Bureauzimmer. Unentbehrlich sind auch einige Warmhäuser und ein Kalthaus für spezielle Versuchskulturen und gelegentliche Pflanzenvermehrung; die Sorge für die Distribution der Kultur- und Nutzpflanzen im grossen könnte man ja wie bisher der botanischen Centralstelle für die Kolonien am botanischen Garten überlassen, da sie ja über grosse Gewächshäuser und ein gut geschultes Gärtnerpersonal verfügt; hierdurch würde man auch mit einem erheblich geringeren Budget auszukommen vermögen als beispielsweise der Jardin colonial in Paris. Was das Personal betrifft, so ist für den Anfang mindestens ausser dem Leiter des Institutes ein Chemiker und ein Landwirt erforderlich, dazu natürlich ein Gärtner und ein Institutsdiener; ein Bibliothekar, der zu gleicher Zeit dem Bureau vorzustehen hat, würde wünschenswert sein. Bei weiterer Ausbildung des Institutes würde ein grösserer Raum für koloniale Maschinen- und Bautechnik erforderlich werden, mit einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ingenieur resp. einem Baumeister als Leiter. Auch für Tropenhygiene und Tierkrankheiten würde für später ein Saal mit einem medizinisch vorgebildeten Leiter in Aussicht zu nehmen sein, ferner für praktische koloniale Gesteins- und Bodenkunde ein Mineraloge oder Geologe, für Krankheiten der Kulturpflanzen ein Botaniker, für Jagd, Fischerei und Viehzucht ein Zoologe, event. auch ein Entomologe, für Kartographie und Vermessung ein Geograph, für Meteorologie und Klimatologie ein Meteorologe, für koloniales Handwerk und Volksindustrien ein gewerblich ausgebildeter Ethnologe, für Verwaltungs-, Steuer- und Zollwesen ein Regierungsbeamter. Selbstverständlich sind das nur Ausblicke für die Zukunft; man wird sich nach der Decke strecken und auch ohne diese weitere Ausbildung schon nützliches schaffen können.

Unschwer lassen sich natürlich an dieses Institut auch Vortrags- und Arbeitskurse anschliessen, sowohl für koloniale Landwirtschaft, als auch über andere koloniale Gegenstände in ähnlicher Weise wie in Paris; freilich würde dafür ein neues Gebäude, wie in Paris, oder doch ein grösserer Anbau mit Hörsaal und Arbeitsräumen nötig werden. Als Lehrer an diesem Institute würden neben dem eigenen Personale Beamte der wissenschaftlichen und technischen Institute in genügender Auswahl zur Verfügung stehen; schon die in Dahlem in unmittelbarer Nähe befindlichen Institute könnten eine Anzahl Lehrkräfte zur Verfügung stellen. Es wäre hierbei zu erwägen, ob man nicht gut tun würde, diese Kurse in der Art wie die Ferienkurse auf kurze Zeiträume zusammenzudrängen, damit auch in den Kolonien lebende Beamte, Pflanzer, Kaufleute etc., welche auf Urlaub in Deutschland sind, daran teilnehmen können, da gerade diese bei ihrer praktischen Erfahrung das dankbarste Publikum für diese Kurse sein würden; auch die Realkurse am orientalischen Seminar würden durch Verbindung mit praktischen Unterweisungen und Übungen an dem kolonialwirtschaftlichen Institut erst wirklich zur Bedeutung gelangen.

Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, dass das Institut vielleicht später auch für populär-belehrende Zwecke von Bedeutung werden kann. Vorläufig haben wir zwar noch das Kolonialmuseum am Lehrter Bahnhof, das von der jetzigen unter der Kontrolle der Kolonialgesellschaft stehenden Verwaltung langsam nach dieser Richtung hin umgewandelt wird. Aber es befindet sich in gemieteten Räumen, die möglicherweise nur auf wenige Jahre noch zur Verfügung stehen. Es ist bekanntlich auf dem Prinzip der Selbsterhaltung aufgebaut, aber es ist einerseits noch immer fraglich, ob es sich auf diese Weise wird halten können, und andererseits steht dieses Prinzip, das nur durch hohe Eintrittspreise erreicht werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann, mit den propagandistischen Zwecken in Widerspruch, da letztere fordern, dass das Museum möglichst weiten Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht wird.

Sollte nun aus dem einen oder anderen Grunde das Museum sich an seinem bisherigen Platze nicht halten können, so wäre ernstlich in Erwägung zu ziehen, ob man nicht dasselbe in Verbindung mit dem kolonialwirtschaftlichen Institut bringen und nach Dahlem verlegen soll. Jedenfalls würde es dem Institut ein leichtes sein, das Museum in stand zu halten, passend zu erweitern, und das aktuell wichtige dort dem grossen Publikum vorzuführen.

Doch dies sind alles Zukunftsgedanken, die nur insofern schon momentan von Bedeutung sind, als man bei der Auswahl des Platzes die zukünftige Entwickelung jedenfalls in Erwägung zu ziehen hat, um einer etwaigen späteren lokalen Zersplitterung von vornherein vorzubeugen.

Das Resultat dieser Erwägungen möchte ich noch einmal kurz in wenigen Sätzen zusammenfassen:

1. Zur gründlichen Vorbereitung und Organisation kolonialwirtschaftlicher Arbeiten, namentlich solcher grösseren Stiles und komplizierterer Art, und zur Aufbewahrung des wirtschaftlich-wissenschaftlichen Materiales im Interesse der deutschen Schutzgebiete erscheint die Einrichtung eines kolonialwirtschaftlichen Institutes geboten.
2. Es erscheint zweckmässig, dasselbe von Anfang an als selbständiges Institut zu organisieren; ihm aber vorläufig einen privaten Charakter zu geben und es der Leitung und Aufsicht des Kolonialwirtschaftlichen Komitees zu unterstellen.
3. Es ist wünschenswert, das Institut aus kleinen Anfängen heraus sich selbst entwickeln zu lassen; die dazu nötigen Fonds sind soweit möglich auf privatem Wege aufzubringen, von der Regierung ist eine finanzielle Beihilfe zu verlangen, als Entgelt für die Übernahme regierungsseitig gewünschter wirtschaftlicher Aufgaben.
4. Als die geeignetste Lage für das kolonialwirtschaftliche Institut ist Dahlem bei Steglitz anzusehen, wegen der Nähe der grossen naturwissenschaftlichen Institute und wegen des dort billig zur Verfügung stehenden Terrains.
5. Bei der Auswahl des Platzes ist eine spätere Weiterentwickelung des Institutes zu berücksichtigen. Während vorläufig ein kleines Arbeitsgebäude genügen dürfte, wird man für später eine beträchtliche Vermehrung der Arbeitsräume sowie event. auch den Bau eines Lehrzwecken dienenden Gebäudes ins Auge zu fassen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: In wissenschaftlichen Kolonialinstituten wurde und wird noch heute mehr auf die Botanik als auf die Chemie Rücksicht genommen. So sind die Arbeiten im botanischen Garten zu Kalkutta fast ausschliesslich botanischer Natur. Der „The Agricultural Ledger, edited by the reporter on economic products to the government of India", Dr. Watt, befasst sich kaum mit chemischen Fragen. Chemische Forschungen auf dem Gebiete der Thee-, Indigo- und anderer Industrien wurden zum Nachteil des Landes vollständig vernachlässigt, obwohl z. B. der Exportwert für Thee mehr denn 100 Millionen Mark beträgt.

In Deutschland hat man den Anforderungen unserer jungen Kolonien entsprechend zunächst eine botanische Zentralstelle eingerichtet, die die Flora unserer Kolonien erforscht und neue Pflanzen einführt. Jetzt beginnen diese Pflanzen Früchte zu tragen und ist es an der Zeit, die Verwertung derselben zu studieren. Hier muss die Chemie einsetzen. Dies war für mich schon vor mehr denn einem Jahre die Veranlassung, der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes eine Denkschrift einzureichen, in der ich für die Errichtung einer kolonial-chemischen Abteilung eintrat. Später und wohl in Folge meiner Anregung befasste sich, wie ich hörte, auch das Kolonialwirtschaftliche Komitee mit dieser Frage, und ich freue mich wieder, dass man heute auch an dieser Stelle für die Errichtung eines kolonialwirtschaftlichen Instituts eintritt. Hauptsache ist aber zunächst, dass, da eine botanische Zentralstelle schon vorhanden, auf die Errichtung einer chemischen Abteilung das Hauptgewicht gelegt wird.

Herr Dr. **Hindorf,** Berlin, meint, das Kolonialwirtschaftliche Komitee habe schon immer praktisch die Wichtigkeit solcher chemischen Untersuchungen anerkannt; es sei auch jetzt bereit, diesen Fragen immer grössere Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn die Untersuchungen noch geringeren Umfang haben, so liegt das teilweise noch an fehlendem Material.

Dr. **Schulte im Hofe:** Die Haupttätigkeit des Leiters einer kolonialchemischen Abteilung besteht nicht in der Ausführung von Analysen, sondern liegt auf dem Gebiete chemisch-wissenschaftlicher Forschungen, wie z. B. der Kakaofermentation etc., und gerade diese Studien setzen reiche Erfahrungen voraus. Durch derartige Forschungen auf dem Gebiete der heimischen Industrien, wie z. B. der Brauerei, haben wir vielfach das Ausland überflügelt. Der Vernachlässigung solcher Forschungen verdankt Indien den schnellen Niedergang der Indigo-Industrie. Der Leiter eines derartigen Instituts hat Fühlung zu nehmen mit den Konsumenten kolonialer Produkte daheim und die Resultate seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Forschungen den chemischen Instituten unserer Kolonien zu übermitteln, die ihrerseits mit den Pflanzern, den Produzenten, in Verbindung stehen. In den Kolonien gesammelte Erfahrungen kommen durch Vermittelung der chemischen Zentralstelle wiederum den Konsumenten zu gute. Da aber die Institute in den Kolonien unter staatlicher Leitung stehen, so muss auch die chemische Zentralstelle in Berlin ein staatliches Institut werden.

Deutschlands Erfolge auf dem Gebiete der Chemie werden von allen Nationen anerkannt. Hohe Zeit ist es aber, dass in der Kolonialwirtschaft die Chemie einsetzt, damit wir auch auf diesem Gebiete nicht nur mit anderen Nationen in gleicher Linie marschieren, sondern denselben zum Besten und zur Ehre des Mutterlandes und seiner Kolonien voranschreiten, wie wir dies auf dem Gebiete der Chemie nicht anders gewöhnt sind.

Freiherr **v. Herman,** Direktor der Königl. Hofdomänenkammer, Stuttgart, betont, wie viel Werte in den Kolonien verloren gehen, weil uns Institute der gewünschten Art fehlen. — Redner weist auf seinen gestrigen Vortrag hin und darauf, dass das in Amerika vorhandene Ackerbauamt mit einem Jahresetat von 14 Millionen Mark arbeitet. Doch so weit dürften wir mit unserer Forderung nicht gehen, wir könnten bescheidener anfangen.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Wittmack,** Berlin, empfiehlt, die Universitäten und andere Hochschulen anzuregen, mehr als bisher die kolonialen Interessen zu berücksichtigen. So gut wie von Botanikern schon seit längerer Zeit Vorlesungen gehalten werden, welche koloniale Gegenstände behandeln, dürften sich auch unter den Chemikern Männer finden, welche diesem Zweige ihr Interesse mehr zuwenden. Mancher jüngere Dozent würde gewiss gern eine Vorlesung über die Chemie und Technologie der Kolonialprodukte ankündigen.

Vorsitzender Professor **Kirchhoff** erwähnt, dass an der landwirtschaftlichen Hochschule in Halle solche Vorträge bereits stattfinden. Auch die geographischen Universitätslehrer gehen auf solche Verhältnisse ein, ja an den meisten deutschen Universitäten machen bereits die Schutzgebiete des Deutschen Reiches einen regelmässigen Vorlesungsgegenstand aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Obmann: Oberstabsarzt vom Oberkommando der Schutztruppen Dr. **Steudel,** Berlin.
I. Vorsitzender: Geh. Medizinalrat Professor Dr. **Koch,** Berlin.
II. Vorsitzender: Hafenarzt Physikus Dr. **Nocht,** Hamburg.
I. Schriftführer: Marine-Oberstabsarzt Dr. **Arendt,** Berlin.
II. Schriftführer: Professor Dr. **Ostertag,** Berlin.

Die hygienischen Aufgaben in unseren Kolonien.

Von Physikus Dr. **Nocht**, Hafenarzt in Hamburg.

(Plenarsitzung am 10. Oktober, Vormittag.)

Ich will von der uns zur Verfügung stehenden Zeit nur wenige Minuten für einige allgemeine Bemerkungen in Anpruch nehmen und den Rest der Zeit Herrn Martini für seine Demonstrationen überlassen, die sicher Ihr hohes Interesse erregen werden. Übrigens nehme ich auch an, dass Sie nach all' dem Gehörten lieber etwas sehen als weitere Auseinandersetzungen vernehmen wollen. Ich will daher hier nur mit wenigen Worten den Standpunkt kennzeichnen, den wir heute meiner Ansicht nach in Fragen der Gesundheitspflege in unseren Kolonien einzunehmen haben.

Es ist noch nicht lange her, dass ein bekannter Afrikaforscher resigniert den Ausspruch tat: „Wo Afrika gesund ist, da ist es unfruchtbar, und wo es fruchtbar ist, da ist es ungesund". Pessimisten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden behaupten, dass sich darin seither noch nicht viel geändert hat. Und doch ist in der Art, wie wir uns diesen Verhältnissen jetzt gegenüber zu verhalten haben, eine grosse und wichtige Veränderung eingetreten. Bis vor wenig Jahren war man gewohnt, die Gesundheitsverhältnisse einer Gegend dem Klima zuzuschreiben. Man sprach — und dies hört man auch heute noch vielfach — nicht bloss von einem warmen oder kalten, einem feuchten oder trockenen, sondern auch von einem gesunden und ungesunden Klima. Dies hat ja auch, soweit die mehr direkte Einwirkung von Wärme und Kälte, Feuchtigkeit, Regen u. s. w. auf den menschlichen Organismus in Betracht kommt, noch heute seine Richtigkeit, man ging aber weiter und legte dem Klima eine Reihe von Krankheiten zur Last, die zwar in den betreffenden Gegenden einheimisch waren, mit dem Klima aber sehr wenig zu tun haben. Man sprach von Klimafieber, von Akklimatisationskrankheiten, und man hört und liest noch heute vielfach Malaria, Schwarzwasserfieber, Gelbfieber und viele andere tropische Krankeiten als klimatische Krankheiten angesprochen. Damit erhalten alle diese Krankheiten den Charakter des Unabänderlichen, Unvermeidbaren. Das Klima einer Gegend kann man nicht ändern. Man dachte sich die in Rede stehenden Krankheiten erzeugt durch die gemeinsame Einwirkung der Sonne und der atmosphärischen Niederschläge auf den Boden, aus dem dann auf irgend eine geheimnisvolle Weise der Krankheitsstoff, das Miasma, sich entwickeln und die Menschen ergreifen sollte. Diese Anschauungen haben ja auch in der heimischen Hygiene eine Zeitlang eine grosse Rolle gespielt. Unsere gefährlichsten Volkskrankheiten, besonders Typhus und Cholera, sollten Bodenkrankheiten sein, und man suchte ihnen durch die sogenannte „Assanierung" des Bodens zu Leibe zu gehen. Vieles ist ja durch die zu diesem Zwecke unternommenen Massregeln erreicht worden, aber nicht direkt, sondern es ist mehr als Nebenprodukt abgefallen und hätte sich durch direkte Bekämpfung der Krankheiten billiger und eher erreichen lassen. In der Tropenhygiene hat diese Theorie von den Bodenkrankheiten nur noch zu einer Zeit eine Rolle gespielt, als sie für die heimischen Krankheiten schon längst ein überwundener Standpunkt war. Noch vor vier, fünf Jahren konnte man die sonderbarsten Ansichten über die Gesundheitsverhältnisse in überseeischen Gegenden und über das angeblich ganz eigenartige Wesen und die Entstehung der Tropenkrankheiten hören. Erst die Forschungen der letzten Jahre haben ganz mit diesen Anschauungen aufgeräumt. Die wichtigste Tropenkrankheit, die Malaria, ist, was ihr Verbreitungs- und Übertragungswesen betrifft, eine der am besten gekannten Krankheiten geworden. Die Demonstrationen des Herrn Martini werden Ihnen zeigen, dass die Malaria nur sehr wenig mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Boden zu tun hat und durch ganz andere Mittel bekämpft werden muss als durch Assanierung und Trockenlegung des Bodens. Das wären ja auch Unternehmungen, die über unsere menschlichen Kräfte gehen oder erst im Laufe von vielen Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, unter unerhörten Opfern zu erreichen wären. Auch mit dem Klima an sich, ohne die Vermittelung des Bodens, hat die Malaria nur einen sehr indirekten Zusammenhang. Die sogenannte tropische Malaria ist durchaus keine dem Tropenklima eigentümliche Krankheit, sie kommt z. B. auch in Europa bis weit nach Norden, in den norditalienischen Alpentälern, bis Istrien und Dalmatien, und vielleicht noch nördlicher vor. Ihre Bösartigkeit in den Tropen hat hauptsächlich ihren Grund in der Nichtbeachtung der ersten und der kleineren Anfälle überhaupt und in der unregelmässigen und unzureichenden Behandlung. Die meisten Malariakranken behandeln sich ja selbst und haben über ihr Leiden ihr eigenes, durch Sachkenntnisse nicht getrübtes Urteil.

Wir müssen jetzt streng unterscheiden zwischen den eigentlichen klimatischen Krankheiten, d. h. solchen, die mehr direkt durch Sonnenstrahlung, Hitze, Abkühlungen und Durchnässungen hervorgerufen werden, und den tropischen Infektionskrankheiten. Je mehr sich unsere Kenntnisse in diesen Dingen erweitern, desto mehr verringert sich die Zahl der eigentlichen klimatischen Krankheiten, d. h. derjenigen, deren Ursache, das Klima, nicht wegzuschaffen ist. Bei geeigneter Lebensweise belästigt zwar das Tropenklima an sich viele erwachsene Europäer, es vermag aber ihre Gesundheit nicht wesentlich zu schädigen. Auf der anderen Seite erweitert sich der Kreis der tropischen Infektionskrankheiten immer mehr, und wir gelangen mehr und mehr zu der Überzeugung, dass nicht die klimatischen Verhältnisse, sondern die Infektionskrankheiten die Gesundheitsverhältnisse in den Tropen bedingen. Neben den in den Tropen heimischen Infektionskrankheiten, wie Malaria und Ruhr, treten auch die Infektionskrankheiten der gemässigten Zone in den Tropen mehr und mehr in den Vordergrund. Insbesondere sei hier darauf aufmerksam gemacht, dass der Abdominaltyphus sich in den Tropen ebenso leicht und auf dieselbe Weise ausbreitet wie bei uns. Während er in unseren im engeren Tropengürtel belegenen Kolonien bisher nur sporadisch vorgekommen ist, hat er in Deutsch-Südwestafrika schon schwere Verheerungen angerichtet, und mit zunehmendem Verkehr wird auch die Gefahr seiner Verbreitung im tropischen Ost- und Westafrika immer ernster zu nehmen sein. In einigen englischen westafrikanischen Tropenplätzen soll der Typhus neueren Nachrichten zufolge schon recht verbreitet sein. Pest und Cholera haben wir bisher von unseren tropischen Kolonien ferngehalten, es bedarf aber fortgesetzt der an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestrengten Aufmerksamkeit, um jede etwaige Einschleppung sofort zu erkennen und die Gefahr der Weiterverbreitung im Keime zu ersticken.

Alle diese Infektionskrankheiten, sowohl die fremden Volksseuchen, wie Pest und Cholera, wie die heimischen, welche z. T. aus der gemässigten Zone in die Tropen verschleppt wurden, wie Typhus, Tuberkulose, Pocken, wie endlich die sogenannten klimatischen oder endemischen Infektionskrankheiten, wie Malaria, tropische Ruhr, sind wesensgleich und müssen nach denselben Grundsätzen bekämpft werden, sie werden durch belebte Krankheitserreger erzeugt und verbreitet. Ob wir diese mikroskopisch kleinen Lebewesen mehr zu den Tieren, wie z. B. die Malariaparasiten, oder mehr zu den Pflanzen, wie die Bakterien, rechnen, oder ob sie vorzugsweise durch menschliche Auswurfstoffe (von Kranken), wie bei der Tuberkulose, dem Typhus, der Cholera, oder durch das Wasser oder Nahrungsmittel oder endlich durch Tiere, kleine oder grosse, wie durch Mücken bei der Malaria, oder durch Ratten bei der Pest, verbreitet werden, ist im grunde genommen gleich. Es ist nicht die allgemeine Umgebung des Menschen, das Klima oder der Boden, sondern es sind ganz bestimmte greifbare Objekte, Auswurfstoffe, Nahrungsmittel, Wasser oder bestimmte Tiere, die den Krankheitsstoff von einem Menschen zum anderen hinüberführen. Nach der Natur der Krankheitserreger und der Übertragungswege muss für jede Krankheit besonders erwogen werden, wo wir den Krankheitsstoff am besten angreifen und vernichten können und ob wir die Verbindungskette vom Kranken zum Gesunden besser an einem Punkte durchbrechen oder an möglichst vielen angreifen.

Wir haben nun eine Autorität, die nicht bloss in der Auffindung und dem Studium der Lebensbedingungen der verschiedenen Krankheitserreger, sondern auch auf praktischem Gebiet in der Bekämpfung unserer heimischen Infektionskrankheiten uns bisher unfehlbar die Wege gewiesen hat und unter deren Führung wir zu wahrhaft glänzenden Ergebnissen in der Bekämpfung unserer heimischen Infektionskrankheiten und der Besserung unserer gesamten Gesundheitsverhältnisse gelangt sind, und diese Autorität geht nun hinaus und zeigt uns, wie wir die wichtigste Infektionskrankheit in den Tropen, die Malaria, bekämpfen müssen. Ist es da nicht Pflicht jedes Tropenarztes, sich ungeachtet aller eigenen Kritik und Erfahrung erst einmal das zu eigen zu machen, was die bewährte Autorität als das Richtige erkannt hat, und das erst einmal im eigenen Wirkungskreise ernst und mit Eifer zu versuchen, ehe die Kritik einsetzt? Leider ist das bisher nicht in dem wünschenswerten Masse der Fall gewesen. Viele haben, ehe sie die Sache ernsthaft versuchten, nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kritik geübt und noch weiter nichts getan. Es ist ja natürlich sehr erwünscht, dass ein jeder auf seinem Gebiete und an seinem Platze weiterforscht und seine Erfahrungen veröffentlicht, aber zum praktischen Handeln sollten doch zunächst einmal alle an einem Strange ziehen. Sonst wird garnichts erreicht.

R. Koch hat an einem praktischen Beispiele in Neu-Guinea gezeigt, wie es gemacht werden muss, und dass es selbst in einem so viel grösseren und verkehrsreicheren Orte wie Dar-es-Salam, wenn auch langsamer und schwieriger, auf demselben Wege vorwärts geht, zeigt jetzt Ollwig, der zunächst in einem Stadtteil angefangen hat und jetzt erst seine Kreise über die weitere Stadt zu ziehen beginnt. Freilich Geduld und Fleiss und Einsetzen der ganzen Kraft gehören zu solchen Unternehmungen. Durch Nebenaufgaben, wie sie z. B. auch die gewöhnliche Tagespraxis stellt, dürfen diese Ärzte nicht behindert sein. Die Kolonial-Abteilung hat nach der Kochschen Hauptexpedition schon mehrere andere Expeditionen in verschiedene Gegenden ausgesandt, die nichts anderes als die Bekämpfung der Malaria zur Aufgabe haben. Auch von diesen Expeditionen sind jetzt z. T. schon Berichte und zwar im günstigen Sinne eingetroffen. Auch die Privatunternehmungen sollten sich hierbei mehr als bisher beteiligen; denn die aufgewandten Mittel werden sich reichlich lohnen. Die Malariabekämpfung scheint mir überdies verhältnismässig billiger zu bestreiten zu sein, als die jeder anderen Infektionskrankheit, die Pocken vielleicht ausgenommen. Mit wenigen 1000 Mark jährlich lässt sich da schon sehr viel erreichen. In den englischen tropischen Kolonien wird die ganze Malariabekämpfung fast allein mit privaten Mitteln betrieben. Viele Tausend Pfund sind von Privaten dafür schon gestiftet worden. Das Liverpooler tropenhygienische Institut wird m. W. ganz allein aus privaten Mitteln unterhalten, und die zahlreichen von dort ausgesandten Expeditionen teils nach Afrika zur Malariabekämpfung, teils nach Amerika zur Gelbfiebererforschung sind alle von Privatleuten mit Mitteln ausgestattet und allein mit Privatmitteln ausgeführt worden. Die, welche die Mittel hergeben, sind nicht nur Plantagen- und Siedelungsgesellschaften, sondern vielmehr noch Grosskaufleute, deren Handel in den Gegenden liegt, deren Gesundheitsverhältnisse verbessert werden sollen, und diese Leute betrachten ihr Geld sicher nicht als zum Fenster hinausgeworfen, sondern erwarten als praktische Männer Früchte davon, nicht bloss fürs allgemeine, sondern für ihren Handel und ihr Geschäft. Möchten doch auch unsere Grosskaufleute einen solchen weiten Blick beweisen. Es handelt sich ja nicht um wissenschaftliche Forschungsexpeditionen mit unbekannten Ergebnissen, sondern um die Anwendung bekannter Methoden und die Erreichung bestimmter praktischer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Resultate. Die Ärzte, die hinausgeschickt werden, müssen allerdings vorzugsweise Hygieniker sein und nicht bloss mit der Bekämpfung der heimischen Infektionskrankheiten Bescheid wissen, sondern sich durch spezielle Vorbildung mit den Tropenkrankheiten, insbesondere mit der Malaria und ihrer Bekämpfung vertraut gemacht haben. Sie dürfen sich von ihrer praktischen Hauptaufgabe, die Malaria auf dem von Koch vorgezeichneten Wege zu bekämpfen, auch nicht durch eigene oder fremde Kritik und auf beschränktem Gebiet gemachte Beobachtungen abhalten lassen.

Die Gelegenheit zur Vorbereitung für diese Aufgaben ist jetzt bei uns gegeben. Abgesehen von den von Herrn Geh.-Rat Koch selbst in seinem Institute ausgebildeten Ärzten haben im Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten seit seiner Eröffnung Januar 1901 74 Ärzte, die in die Tropen gingen, Vorbereitungskurse durchgemacht, darunter 41 Ärzte der Kolonial-Abteilung und der Schutztruppen. Das Oberkommando der Schutztruppen und die Kolonial-Abteilung lassen jetzt alle Ärzte, die in ihrem Auftrage in die Tropen gehen, einen solchen Vorbereitungskursus in Hamburg durchmachen.

Die Hygieniker unter den Tropenärzten sind wohl darin einig, dass von allen kolonialen Fragen die der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den Tropen die meiste Aussicht auf befriedigende, baldige Lösung hat, und ich möchte diese kurzen Ausführungen damit schliessen, dass ich den beim Beginn meiner Bemerkungen citierten Ausspruch des Afrikaforschers verändere und behaupte: „Mögen unsere tropischen Kolonien zum Teil ungesund sein. Uns sind die allgemeinen Grundsätze und Mittel bekannt, mit denen sie gesund gemacht werden können. Erfolge dürfen zwar nicht im Handumdrehen erwartet werden, aber doch in verhältnismässig kurzer Zeit und mit verhältnismässig geringem Geldaufwand. Wir können unsere Kolonien gesund machen, und darum sollen und müssen sie gesund gemacht werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Malariaparasiten und ihre Überträger.

(Mit Projektionsbildern.)

Von Marinestabsarzt Dr. **Erich Martini,** Berlin.
Kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten.

(Plenarsitzung am 10. Oktober, Vormittag.)

Die Demonstrationen, die ich heute zu geben habe, betreffen die Erreger der Krankheit, die zu den Hauptfeinden des Kolonisten in den Tropen zu zählen ist, die Parasiten der Malaria, und ihre Überträger, die Mückenart Anopheles. Ehe ich dazu übergehe, muss ich einige kurze Erläuterungen vorausschicken.

Die Malariaparasiten, nur mit starker mikroskopischer Vergrösserung sichtbar, bewegen sich im Blute und ernähren sich vom Blute des Malariakranken; sie befallen die roten Blutkörperchen. Um verständlich zu machen, was das für den menschlichen Organismus bedeutet, muss ich einiges über die Zusammensetzung des Blutes hier einflechten. Das Blut besteht bekanntlich aus Blutflüssigkeit, den roten und weissen Blutkörperchen; die in ihrer Bedeutung noch unerkannten Blutplättchen können hier ausser betracht bleiben. Die roten Blutkörperchen sind die Träger der luftförmigen Nahrung, des Sauerstoffes, der bei der Einatmung durch die Lungen aufgenommen und dann von den roten Blutkörperchen gebunden wird. Letztere verteilen ihn darauf bis in die feinsten Gewebe des Körpers, eine für die Erhaltung des Lebens unerlässliche Arbeitsleistung. Diese wichtigen Gebilde werden von den Parasiten in grosser Zahl zerstört. Der Malariakranke verliert unter den Fieberanfällen mit der Zeit sehr an Kräften und bekommt ein blasses Aussehen; er wird blutarm.

Unter den Parasiten gibt es drei Arten, den des Quartan-, des Tertian- und den des Tropicafiebers. Bei der ersten Art erscheint das Fieber jeden vierten, bei der zweiten jeden dritten Tag und bei der tropischen Art zieht es sich über zwei Tage hin. Der Fieberanfall beginnt, während die im Blute befindlichen ausgewachsenen Parasiten sich zu teilen, sich zu vermehren anfangen. Als Jugendform aller drei Arten lässt das Mikroskop bei Anwendung bestimmter Färbungsmethoden das Bild eines Ringes mit kleinem Knöpfchen erkennen; in Wahrheit sind es blasige Gebilde, die den roten Blutkörperchen sich anheften. Alsdann wachsen sie bis zum nächsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fieberanfall allmählich zu vermehrungsreifen Parasiten aus, bei der Quartana zunächst zu bandförmigen, bei der Tertiana zu grossen mit fussartigen Fortsätzen versehenen Parasiten, bei der Tropica zunächst zu feinen, grösseren Ringen. Kurz vor dem Fieberanfall sind wieder zur Vermehrung reife Formen fertig, bei deren Teilung der Fieberanstieg sich vollzieht; eine nähere Beschreibung dieser Vermehrungsformen erübrigt im Hinblick auf die überzeugenden Lichtbilder.

Die bisher geschilderten Gebilde haben für eine Weiterverbreitung der Malaria keine unmittelbare Bedeutung. Eine Anzahl Parasiten von jeder der drei Arten wächst aber zu Dauerformen aus, Sphären, wie diese Gebilde bei Quartana und Tertiana, Halbmonde, wie sie bei Tropica nach ihrer Gestalt bezeichnet werden. Von diesen Dauerformen werden — in einer besonderen, etwa zehntägigen Entwickelung — ausserhalb des menschlichen Körpers in einem sogenannten Zwischenwirt Gebilde erzeugt, welche die Fähigkeit besitzen, bei einem anderen Menschen, sobald sie aus diesem Zwischenwirt in sein Blut gelangen, sich zu den obengenannten Teilungsformen der Parasiten umzubilden, sich zu vermehren und somit Malaria hervorzurufen. Diese besondere Entwickelung machen die Dauerformen in einer Mücke durch, die durch Saugen mit ihrem Stechapparat vom malariakranken Menschen solche Dauerformen sich verschafft hat. In dieser Mücke entwickeln sich aus ihnen, sobald warme Aussentemperatur herrscht, bei uns während der Sommerzeit, in der erwähnten Reihe von Tagen nach einer Anzahl besonderer Entwickelungsstufen die — ihrer sichelförmigen Gestalt wegen — sogenannten Sichelkeime; diese werden in der Giftdrüse der Mücke abgelagert. Sticht nun eine solche Sichelkeime führende Mücke einen gesunden Menschen, so flösst sie ihm aus ihrer Giftdrüse mittels des Stechrüssels diese Keime ins Blut ein; der Mensch bekommt Malaria.

Die Mückenart, welche diese tückische Eigenschaft hat, ist die Gattung Anopheles. Sie ist leicht unter den anderen Mücken zu erkennen, schon an ihrer eigentümlichen Haltung beim Sitzen; sie hängt z. B. gerade jetzt zur Herbstzeit in niedrigen Kellerräumen an den Vorderfüssen haftend, fast senkrecht von der Decke herab, während Mücken der anderen einheimischen Gattung, Culex, nahezu parallel der Decke ansitzen. Deutlich zu unterscheiden sind sie am Kopf. Während das Weibchen der Gattung Culex als Tastorgane nur zwei kurze Stummel hat, ist das Anophelesweibchen durch zwei Taster ausgezeichnet, die mit dem Rüssel gleich lang sind. Ich hebe den weiblichen Teil der Familie absichtlich hervor; denn die Weibchen sind allein die blutdürstigen Kannibalen, während die Männchen, harmlose Vegetarianer, sich von Pflanzensäften ernähren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich will nunmehr zur Vorführung der Lichtbilder, mikro-photographischer Aufnahmen des Herrn Professor Zettnow, übergehen, welche, mit Zeissschem Projektionsapparat entworfen, die Malariaparasiten in ihren Arten und Entwickelungsstufen, sowie ihre Überträger, die Anopheles, zeigen.

Über Malariamücken in den deutschen Kolonien.

Von Geh. Medizinalrat Professor **W. Dönitz,** Steglitz.

Wegen Erkrankung des Vortragenden vorgelesen von Professor **Elsner**.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Die Erkenntnis der Tatsache, dass für den Europäer die Bewohnbarkeit heisser Länder, besonders aber der Tropen, wesentlich davon abhängt, ob sie frei von Malaria sind, veranlasste Robert Koch, eine Zeitlang seine ganze Arbeitskraft der Malaria zuzuwenden. Bevor aber die Aufgabe, schwer verseuchte Gebiete von der Malaria zu befreien, in Angriff genommen werden konnte, mussten einige Vorfragen erledigt werden, deren Lösung gleichzeitig von einer grösseren Zahl von Forschern angestrebt wurde.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, soll hier wenigstens hervorgehoben werden, dass die Richtung, nach welcher sich die Untersuchungen bewegen mussten, durch zwei an Tieren gemachte Beobachtungen vorgezeichnet war. Es hatte nämlich Theobald Smith im Verein mit Kilborne in Amerika gefunden, dass das sogenannte Texasfieber, bei uns unter dem Namen des Blutharnens der Rinder bekannt, durch Parasiten der roten Blutkörperchen veranlasst wird, welche einen Teil ihrer Entwickelung ausserhalb des Körpers der Rinder, und zwar in gewissen Zecken, durchmachen. Die zweite Tatsache stellte Ronald Ross in Indien fest, dass nämlich ein Parasit der roten Blutkörperchen mancher Vögel seine Weiterentwickelung in Mückenarten durchmacht. Das wies darauf hin, dass auch die von Laveran entdeckten, in den roten Blutkörpern des Menschen lebenden Parasiten des Wechselfiebers (Malaria, Paladismus) ihre Weiterentwickelung in einem Insekt durchmachen würden, und Ron. Ross selber bezeichnete schon gewisse Mücken, welche dem Genus

Anopheles angehören, das sich leicht von den gewöhnlichen Stechmücken aus dem Genus Culex unterscheidet. — In der Folge hat sich denn auch herausgestellt, dass praktisch nur Arten von Anopheles an der Verbreitung der Malaria beteiligt sind. Nachdem R. Koch dann noch experimentell und durch ausgedehnte Blutuntersuchungen festgestellt hatte, dass unter den Wirbeltieren, deren er habhaft werden konnte, kein einziges, nicht einmal der Orang Utang, der dem Menschen so nahe stehen soll, geeignet ist, dem menschlichen Wechselfieberparasiten als Wirt zu dienen, konnte er an seine eigentliche Aufgabe, die Unterdrückung der Malaria, herangehen.

Der Plan bestand darin, den Kreislauf des Lebens der Parasiten, der sich zwischen Mensch und Mücke abspielt, an irgend einer Stelle zu unterbrechen. Wenn das gelingt, ist die Möglichkeit gegeben, das Wechselfieber überhaupt auszurotten. Es handelt sich also darum, entweder die Mücken unschädlich zu machen, in der Weise, dass sie keinen gesunden Menschen zu infizieren vermögen; oder aber, den Menschen unschädlich zu machen, so dass sich an ihm keine Mücke infizieren kann. Dass R. Koch durch ein grossartig angelegtes Experiment in einer der mörderischsten Malariagegenden, in Neu-Guinea, gezeigt hat, dass man sämtliche Wechselfieberkranke eines bestimmten Gebietes durch methodischen Chiningebrauch gesund, und damit unschädlich zu machen vermag, ist Ihnen bekannt, und über eine unter viel schwierigeren sozialen Bedingungen unternommene Wiederholung dieses Experimentes auf europäischem Boden wird Ihnen mein Kollege, Herr Professor Frosch, berichten.

Bei allen diesen Untersuchungen wurde aber auch der Mückenfrage besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und da auch von anderen Forschern gründliche Untersuchungen über die Anopheles angestellt worden sind, so lassen sich daraus jetzt schon brauchbare Gesichtspunkte für die Hygiene der Malaria in praktischer und in wissenschaftlicher Beziehung gewinnen.

Da mir Herr Geh. Rat Koch seine Mückensammlung zur Durchsicht übergab, hatte ich Gelegenheit, an einem ausserordentlich reichhaltigen Materiale gewisse Fragen zu studieren. Die Hauptmasse der Mücken stammte aus Holländisch-Indien, wo der Chef des Militär-Gesundheitswesens, Herr Kolonel de Freijtag, in dankenswerter Weise dafür sorgte, dass in fast sämtlichen über die weite Ausdehnung des Inselreiches verstreuten Krankenhäusern Mücken in den Krankensälen für R. Koch gesammelt wurden.

Dazu kam das ganze in Neu-Guinea, sowohl auf der Hauptinsel wie auf Neu-Pommern gesammelte Material. Auch von den Karolinen und von Hongkong war einiges darunter. Aus Afrika hatten unsere Kolonien und Ägypten recht brauchbares Material geliefert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine der ersten Fragen, die sich aufdrängten, war die: Wie verhalten sich die einzelnen Anopheles-Arten zu den verschiedenen Arten der Wechselfieberparasiten? Es behauptet zwar Laveran, der Entdecker dieser Parasiten, auch heute noch, dass es nur eine einzige Art gibt, die unter verschiedenen Formen auftritt, aber die meisten Forscher haben sich der Ansicht Kochs angeschlossen, dass es deren drei gibt: 1. den Parasiten des gewöhnlichen Wechselfiebers der gemässigten Zone, das aber auch in den Tropen vorkommt, Febris tertiana; 2. den Parasiten des so schwer zu heilenden viertägigen Fiebers, der Febris quartana, und 3. den Parasiten des besonders in den Tropen heimischen Fiebers, das aber auch in Südeuropa nicht selten ist und in Italien als Aestivo-autumnal-Fieber, von Koch einfach als Tropenfieber bezeichnet wird.

Für Südeuropa nun kann man es als ausgemacht ansehen, dass alle drei Fieberformen durch den gemeinen europäischen Anopheles, An. maculipennis Meigen (An. claviger Fabricius) verbreitet werden, d. h. wenn diese Mücke Blut gesaugt hat, welches die Geschlechtsformen irgend einer der drei Arten von Parasiten enthält, so entwickeln sich diese Parasiten im Körper der Mücke in der Art weiter, dass sie auf andere Menschen übertragen werden, wenn diese Mücke sie sticht.

Für die Kolonie Neu-Guinea liess sich diese Frage in Bezug auf eine andere Art in derselben Weise entscheiden. Von Neu-Pommern nämlich, wo alle drei Arten von Fieber vorkommen, ist nur eine einzige Anophelesart bekannt, welche ich An. punctulatus genannt habe. Diese Art muss also auch im stande sein, alle drei Arten von Fieberparasiten zur weiteren Entwickelung zu bringen. Für die Hauptinsel liegen die Verhältnisse etwas anders. Auch dort hatte der Fang in Stephansort während der ersten sieben Monate dieselbe Art Anopheles ergeben; dann aber kamen zuerst einzelne, später mehr Individuen einer anderen Art hinzu. Da nun das Einsammeln der Mücken immer von denselben Personen an denselben Orten besorgt wurde, so ist es fast undenkbar, dass man diese zweite Art nicht sollte gefunden haben, wenn sie in den ersten sieben Monaten des Sammelns überhaupt dort geflogen hätte. Man wird deshalb veranlasst, eine unter unseren Augen geschehene Einwanderung dieser von mir An. vagus genannten Art anzunehmen. Gestützt wird diese Vermutung durch folgende Beobachtungen.

An. vagus ist eine der gemeinsten Arten auf den grossen Sunda-Inseln, und auch in Indien ist eine sehr ähnliche Art, vielleicht nur eine Abart, recht häufig. Da sie nun in den westlichen Teilen des Gebietes unter zahlreichen anderen Arten so gut gedeiht, so muss man Sumatra und Java als das Verbreitungszentrum dieser Art an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen. Im Osten dagegen, auf Celebes, und auch auf Ceram, wurde neben dieser Art keine andere gesammelt. Aber selbst wenn man dort noch die eine oder die andere Art finden sollte, so würden diese beiden Inseln immer noch in einem Gegensatz zu Sumatra und Java stehen. Geht man von Neu-Guinea aus noch weiter östlich, so fehlen die Anopheles ganz. Sie fehlen aber auch nachweislich auf vielen der kleinen Inseln, welche die grösseren Inseln der Molukken und der Neu-Guineagruppe umgeben, obgleich diese geologisch wohl als gleichaltrig mit den Hauptinseln zu betrachten sind, so dass man auf ihnen die gleiche Fauna erwartet. Alle diese Erscheinungen lassen sich am einfachsten durch die Annahme erklären, dass hier gewisse Anophelesarten auf der Einwanderung in das noch freie Gebiet begriffen sind, und zwar An. vagus von den Sunda-Inseln über die Molukken nach Neu-Guinea, und An. punctulatus von der Hauptinsel von Neu-Guinea nach Neu-Pommern und wohl noch weiter. Entgegen der Ansicht, die besonders von englischen Forschern geäussert wurde, spreche ich mich mit Entschiedenheit dahin aus, dass die Anopheles in der Südsee fehlen, nicht etwa, weil es ihnen an den nötigen Lebensbedingungen mangelt, oder weil ihnen dort feindliche Einflüsse irgend welcher Art entgegenstehen, sondern weil sie nicht zur ursprünglichen Fauna gehören und bisher dort noch nicht eingewandert sind.

Nun ist es aber ziemlich unwahrscheinlich, dass diese Arten sich freiwillig auf die Wanderschaft begeben haben; viel näher liegt die Annahme, dass sie durch den sich immer mehr entwickelnden Handelsverkehr, besonders auch durch den Verkehr der Eingeborenen untereinander, von einer Insel zur anderen verschleppt werden, und es steht zu befürchten, dass sie binnen kurzer Zeit auf diese Weise auch Besitz von den eigentlichen Südsee-Inseln, also auch von unserem Teile von Samoa, ergreifen werden. Ich sage, es ist zu befürchten, denn man kann sicher sein, dass den Anopheles das Fieber auf dem Fusse folgen wird, weil Fieberkranke, an denen sich die Mücken anstecken können, überall und zu jeder Zeit in den Tropen anzutreffen sind und auch nach den Südsee-Inseln kommen, die jetzt noch vollständig frei von einheimischer Malaria sind. Dass die lästigen Stubenfliegen und gewöhnliche Stechmücken, Culices, erst vor hundert Jahren durch den zunehmenden Verkehr auf den Karolinen eingeschleppt worden sind, wird von den Eingeborenen von Ponape mit grosser Entschiedenheit behauptet.

Ob auch in Afrika solche Wanderungen stattfinden, lässt sich zur Zeit noch nicht entscheiden, weil die Kenntnis der Arten und somit auch ihrer geographischen Verbreitung noch sehr im argen liegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine weitere Frage harrt noch der Erledigung, nämlich die Festsetzung derjenigen Arten, welche für die Wechselfieberparasiten als Zwischenwirt dienen, im Gegensatz zu denjenigen, welche für den Menschen in dieser Beziehung unschädlich sind. Dass man gelegentlich diese Frage rein auf Grund der geographischen Verbreitung einer Art entscheiden kann, habe ich bei Besprechung des Anopheles punctulatus auf Neu-Pommern erwähnt. Aber so günstig liegen die Verhältnisse nur in seltenen Fällen. Gewöhnlich wird man diese Frage nur durch das Experiment beantworten können, und das ist recht mühselig und nicht immer unbedenklich, weil man nur am Menschen experimentieren kann und die Malaria keine gleichgültige Krankheit ist.

Diese Experimente bestehen bekanntlich darin, dass man die fragliche Anophelesart an einem mit Fieber behafteten Menschen Blut saugen und nach ungefähr 8 Tagen einen bis dahin gesunden Menschen von denselben Mücken stechen lässt, um zu sehen, ob er danach das Fieber bekommt. Der Versuch ist schon wiederholt ausgeführt worden, und zum Teil haben sich in gewiss sehr anerkennenswerter Weise Ärzte selber dazu hergegeben. Leider aber sind nur wenige Versuche beweiskräftig, weil das Blut, welches man die Mücken saugen liess, die Parasiten nicht immer als Gameten (Sphären oder Halbmonde), also in demjenigen Entwickelungsstadium enthielt, von welchem aus sie sich im Körper der Mücke weiter zu entwickeln vermögen. Mit den mir aus unseren afrikanischen Kolonien bekannt gewordenen Arten ist, so viel ich weiss, in dieser Weise überhaupt noch nicht experimentiert worden. Sie sehen also wohl, in Afrika bleibt in Bezug auf die Anopheles noch viel zu tun übrig.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Lebensweise dieser Tiere, um zu sehen, ob hier nicht Angriffspunkte für die Bekämpfung des Fiebers zu finden sind.

Man weiss jetzt, dass sie ihre Eier in jede Art von Wasseransammlungen legen, vorausgesetzt, dass das Wasser nicht fliesst, nicht gar zu schmutzig ist, und dass etwa vorhandener Pflanzenwuchs nicht etwa die ganze Oberfläche bedeckt. Man hat deshalb vorgeschlagen, die Mückenlarven im Wasser zu vergiften, oder das Wasser mit einer Schicht Petroleum zu bedecken, um die auf Luftatmung angewiesenen Larven zu ersticken. Beides ist unpraktisch und nutzlos, denn durch das Gift unterdrückt man auch jedes andere Leben und macht aus einem schön bewachsenen Teich einen stinkenden Pfuhl, und das Petroleum zieht sich bald auf kleine Flächen zusammen und gibt den grössten Teil der Oberfläche den Mücken zu neuer Eierablage wieder frei. Ausserdem hat sich gezeigt, dass die Anopheles mit den geringsten Wassermengen fürlieb nehmen; in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasser, das sich in dem Untersatz eines Blumentopfes, in einer weggeworfenen Blechbüchse, in einer Bananenschale, zwischen ein paar unbeachteten Steinen ansammelt, hat man schon die Larven gefunden. Sie dort direkt auszurotten, ist unmöglich. Deshalb wird man in den Tropen die Mückenplage nie los werden, aber man wird sie vielleicht stellenweise verringern können, wenn man in der Umgebung der Wohnstätten keine Zierteiche anlegt und sonst nach Möglichkeit dafür sorgt, dass Wasser dort nicht stagniert.

Es empfehlen sich ferner zur Anlegung der Wohnhäuser höher gelegene Stellen, weil es dort luftiger ist. Alle Stechmücken nämlich meiden den Luftzug und verkriechen sich vor dem Winde; auch lieben die Anopheles nicht in die Höhe zu fliegen. Deshalb erkrankten früher in Neapel, als das Fieber dort noch häufiger war, die Bewohner höherer Stockwerke selbst unten längs des Strandes viel seltener als die des unteren Stockwerkes.

Dass man sich durch Drahtgitter, dicke Handschuhe und Schleier die Anopheles vom Leibe halten kann, ist von vornherein klar, und ebenso, dass ein gutes Mosquitonetz während der Zeit, wo man es benutzt, einen sicheren Schutz gewährt. Deshalb erscheint es als selbstverständlich, dass man in Italien einzelne Bahnwärter mit ihren Familien gegen Malaria hat schützen können. Dass aber diese Methode nicht allgemein anwendbar ist, dürfte einem jeden klar sein, der die Tropen kennt.

So lassen sich also aus der Lebensweise der Anopheles keine Anhaltspunkte gewinnen, welche von wesentlichem Nutzen für die Malariabekämpfung wären, und wir werden immer wieder auf die von Koch angegebene und geübte Methode hingewiesen, so hohe Anforderungen sie auch oft an die Energie des Arztes wie der Kranken stellen mag.

Zum Schluss lassen Sie mich noch einige Bemerkungen zur Epidemiologie der Malaria machen.

In Deutschland ist die Krankheit in den letzten 30 Jahren fast vollständig erloschen, nirgends mehr als Epidemie aufgetreten. Aber auch in den Tropen sind ähnliche Beobachtungen gemacht worden. So gilt Batavia, das früher als mörderisches Fiebernest verrufen war, jetzt als gesunde Stadt. Augenscheinlich hat die ausgiebige Anwendung des Chinins dabei das Wesentlichste getan. Aber geht man unbefangen an die Prüfung der Tatsachen, so kann man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, dass auch andere Verhältnisse hierbei eine Rolle gespielt haben könnten, wie etwa die Aufbesserung der ganzen Lebensführung breiter Volksschichten und die Änderung mancher Lebensgewohnheiten. Wo man z. B. an der friesischen Küste die schiffskojenartigen Schlafstellen, die den Anopheles die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schönsten Verstecke boten, aufgegeben und mit luftigeren Schlafräumen vertauscht hat, mag das nicht ohne Einfluss gewesen sein. Auch das Aufgeben der Gewohnheit, mit dem Vieh in demselben Raume zu schlafen, ist gewiss sehr nützlich gewesen, denn nun ziehen sich die Anopheles lieber nach den warmen Viehställen als nach den Wohnzimmern der Menschen. — Auch an klimatische Einflüsse wird man denken, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, — beobachtet ist es noch nicht, — dass in kalten Jahren bei uns die dritte oder vierte Generation der Anopheles schlecht zur Entwickelung kommt, und dass dieses eine Verminderung der Zahl der Spätinfektionen des Jahres, dann auch der Recidive und schliesslich der Neuinfektionen des nächsten Jahres nach sich zieht. Aber das Alles fällt in den Tropen fort. Und doch wäre es denkbar, dass Vorkommnisse im Leben der Anopheles den Gang der Epidemien beeinflussen. Man hat nämlich schon bei vielen Insekten, die in grossen Scharen auftreten, beobachtet, dass Jahre vorkommen, in welchen sie fast ganz verschwunden sind. Diese Erscheinung wird durch Parasiten dieser Insekten hervorgerufen, welche sich mehrere Jahre hindurch allmählich so weit vermehren, dass sie die Überhand gewinnen und jene Insektenart dem Aussterben nahe bringen. Damit entziehen sie sich aber selber ihre erste Lebensbedingung, den Wirt, auf dessen Kosten sie leben und auf dessen Körper sie angewiesen sind. Jetzt werden sie selber durch Hunger zu Grunde gerichtet, und die fragliche Insektenart kann sich in den folgenden Jahren erholen. — Derartige Epidemien sind zwar meines Wissens noch nicht bei Mücken beobachtet worden, gewiss aber wäre es wünschenswert, in Zukunft darauf zu achten, ob so etwas bei ihnen vorkommt; und eben so gut, wie man schon die Maikäferplage durch künstliche Züchtung von seucheerregenden Bakterien zu verringern bestrebt ist, könnte man auch die Vermehrung der in Frage stehenden Mückenparasiten unterstützen.

Doch damit, meine Herren, habe ich mich schon zu weit auf das Feld der Vermutungen hinausgewagt. Ich schliesse deshalb meine Skizze, in der ich glaube, Ihnen gezeigt zu haben, dass wir in Betreff der Malariamücken schon über einen reichen Schatz von Tatsachen verfügen, dass aber dem Zoologen und dem Epidemiologen noch recht viel für das Wohl unserer Kolonien zu tun übrig bleibt.

Dr. **Eysell**-Kassel: Ich bin der Lage, die Vermutung des Herrn Geheimrat Dr. Dönitz zu bestätigen: In der Umgebung von Cassel kamen in der Tat nur drei Anophelesgenerationen in diesem Sommer zur Entwickelung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da Mikroskope jetzt nicht zur Stelle sind, bin ich gern bereit, morgen vor der Sektionssitzung den sich für den Gegenstand interessierenden Herren die dritte unserer europäischen Stechmückengattungen, Aëdes, vorzuführen.

Vor Beginn der Sektionssitzung am 11. Oktober machte Dr. Eysell die erwähnten Vorlagen und bemerkte dazu noch folgendes:

Die Erwägung, dass heute ein jedes blutsaugende Insekt die Beachtung des Arztes in hohem Masse verdient, veranlasst mich, Ihnen hier eine seltenere Culicidengattung vorzulegen.

Wir wissen, dass Anopheles der Überträger des Plasmodium auf den Menschen ist, in den Culicinen haben wir die Vermittler des Gelbfiebers und der Filariasis kennen gelernt. Niemand kann wissen, ob nicht schon morgen auch Aëdes und die zahlreichen tropischen Gattungen der Unterfamilie der Aëdomyinen sich als gefährliche Parasitenträger entpuppen werden.

Die Unterschiede der drei europäischen Culicidengattungen sind bekanntlich im Verhalten der Kiefertaster gegeben:

Bei Anopheles sind die Taster in beiden Geschlechtern länger als die Fühler, bei Aëdes ist das Umgekehrte der Fall und bei Culex sind die Taster des ♂ länger, die des ♀ kürzer als die Fühler.

Eine eingehende Beschreibung von Aëdes cinereus Hoffmgg. finden Sie in No. 10 von B. 6 des Archivs für Schiffs- und Tropenhygiene, die einem jeden der Herren vorliegt.

Die vier aufgestellten Mikroskope zeigen bei schwacher Vergrösserung Aëdes cinereus ♂ und ♀, denen ich, um die Unterschiede zu zeigen, Anopheles maculipennis ♂ und Culex pipiens ♂ hinzugefügt habe.

Die Kochsche Malaria-Bekämpfung in Istrien.

Von Professor **Frosch,** z. Zeit in Trier.

(Sektionssitzung am 10. Oktober Nachmittag.)

Die Versuche, über die ich die Ehre habe, Ihnen hier zu berichten, entsprangen der von R. Koch am Schlusse seiner zweijährigen Malariaexpedition nach Italien, Java und Neu-Guinea aufgestellten Forderung, die dort von ihm erzielten und Ihnen wohl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinlänglich bekannten Erfolge in der Erforschung und Bekämpfung der Malaria an anderen Orten und unter anderen Bedingungen nachzuprüfen und zu wiederholen.

Bereits im Herbst 1900 bereiste ich in seinem Auftrage Norddeutschland, um einen Malariaherd ausfindig zu machen, der sich nach Ausdehnung und Grösse für diesen Zweck eignen konnte, jedoch vergeblich. Ich fand zwar tatsächlich noch in den Marschgegenden von Friesland, Oldenburg und Schleswig, von der Stadt Norden bis hinauf nach Tönning überall verstreut echte Tertianafälle, doch damals in einer für den beabsichtigten Zweck viel zu geringen Zahl und zu geringen örtlichen Konzentration. Völlig ergebnislos verlief die Reise in das Oder-, Netze- und Warthe-Gebiet, speziell in die noch heute malariaverrufene Provinz Posen, wo sich einheimische Malariafälle nicht auftreiben liessen. Man hört zwar dort noch oft genug die Diagnose Malaria stellen, mehr von Laien als von Ärzten, — das Wort „Malaria" spielt dort etwa die Rolle, wie bei uns die Erkältung — doch konnte ich trotz zahlreicher Blutuntersuchungen keine positiven Befunde erheben. Bei diesen Untersuchungen in Norddeutschland hatte ich dem Auftrag gemäss besonders auf die der Nordseeküste vorgelagerten und im Ruf der Malaria stehenden Inseln zu achten, weil die Wahl einer Malaria-Insel wegen der leichten Übersicht der Verkehrs- und Zuzugsverhältnisse den beabsichtigten Versuch unstreitig sehr viel einfacher und reiner gestalten musste, als unter gleichen Bedingungen eine im Lande gelegene, von allen Seiten leicht zugängliche Ortschaft. Die gesuchte Insel fand sich nicht in Deutschland, aber es war eine merkwürdige und scheinbar glückliche Fügung, dass gerade, als die Nachforschungen in Norddeutschland als ergebnislos eingestellt werden mussten, am 18. November 1900, Herrn Geheimrat Koch die Insel Brioni bei Pola in Istrien von dem Besitzer, Herrn Generaldirektor Kupelwieser, zur Verfügung gestellt wurde, der aus den Tageszeitungen Kenntnis vom Verlauf und den Ergebnissen der Kochschen Malaria-Expedition besass. Nach den ersten, von dem Besitzer selbst stammenden einschlägigen Angaben, schien diese Insel ganz geeignet, und so beauftragte mich daher Herr Geheimrat Koch, an Ort und Stelle die notwendigen Erhebungen, Blutuntersuchungen u. s. w. anzustellen und gegebenenfalls die Aktion dort einzuleiten, die nun nicht als Privatangelegenheit des Besitzers, sondern als eine Teil-Fortsetzung der vorerwähnten Deutschen Malaria-Expedition behandelt werden sollte.

Schon während meiner ersten Anwesenheit auf Brioni, wohin ich mich zusammen mit meinem Kollegen Prof. Elsner am 29. November begab, kam ich bald zu der Auffassung, dass Brioni zwar eine Insel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im geographischen Sinne, wegen seiner eigenartigen und vielgestaltigen Verkehrsverhältnisse, aber besonders wegen der ständigen Fluktuation seiner starken Arbeiterschaft nach anderen Malaria-Orten, nicht eine Insel, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Sinne und in der Absicht unseres Versuchs genannt werden konnte. Allerdings schienen mir damals im Winter die Verhältnisse doch noch nicht so kompliziert zu liegen, wie sie sich im Laufe des Sommers nach und nach gestalteten. Nachdem daher auf meinen Bericht Herr Geheimrat Koch seine Zustimmung gegeben, begann die Malaria-Kampagne bei folgender allgemeiner Sachlage:

In einer von Malaria schwer heimgesuchten Gegend, der Westküste Istriens, war ein Punkt, die ebenfalls von Malaria schwer heimgesuchte Insel Brioni, gegeben, wo bei einer ungefähr jährlich gleichbleibenden Zahl von rund 300 Personen die von R. Koch vorgeschlagene, rationelle Bekämpfung der Malaria ausgeführt werden konnte. Da die eigentliche Malariazeit, d. h. die Zeit der frischen Infektionen, dort ähnlich wie in Italien auf die Monate Ende Juni bis September fällt, die Aktion aber schon im Winter begonnen werden konnte, so musste schon der nächste Sommer zeigen, welchen Erfolg das Verfahren gehabt hatte. Das angestrebte Ziel war selbstverständlich, die Malaria auf der Insel gänzlich auszurotten, und bei Beginn der Aktion schien zunächst nichts der Annahme hinderlich, dass dieser Erfolg bereits im Laufe des nächsten Sommers erreicht werden könnte. Sie wissen, dass bei dem Kochschen Verfahren der Malariabekämpfung der Schwerpunkt erstens auf der mikroskopischen Ermittelung aller mit Malaria-Parasiten behafteten Individuen, auch derer, die klinisch nicht bemerkbar krank sind, liegt, und zweitens auf der Heilung aller Infizierten durch die rationelle Anwendung des Chinins, in der Form, dass auf die Behandlung des Anfalls eine konsequente und nach bestimmten Normen geregelte Nachkur folgt.

Nach diesen beiden Prinzipien wurde nun die Kampagne in Brioni vom Dezember 1900 bis Ende September d. J. geführt. Im Laufe dieser Aktion bot sich dann noch Gelegenheit, ganz in der gleichen Weise an fünf anderen Malaria-Orten Istriens mit Genehmigung und Unterstützung der österreichischen Regierung vorzugehen, so dass allein schon in Istrien das Kochsche Verfahren unter recht verschiedenartigen Verhältnissen auf die Probe gestellt werden konnte. In welcher Weise sich die Aktion abspielte und mit welchem Erfolge, das werde ich mir gestatten Ihnen nun noch im einzelnen zu schildern:

Die Brioni-Inseln liegen, neun an der Zahl, zwei bis drei Kilometer von der Westküste Istriens entfernt, nahe Pola und begrenzen von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westen her den zum Kriegshafen von Pola gehörigen, nach dem gegenüberliegenden Fischerdorf benannten Kanal von Fasana, der an seiner schmalsten Stelle genau zwei Kilometer Breite hat. Sieben dieser Inseln sind von geringem Flächeninhalt ($^1/_2$—$8^1/_2$ *ha*), völlig unbewohnt und dicht bewaldet, die beiden anderen — Isola minor und I. grande — von erheblich grösserem Ausmass und entsprechend ihrer strategischen Bedeutung mit Forts besetzt. Von beiden ist wiederum die I. grande mit etwa 1200 Joch (also wohl 690,68 *ha*?) fünf bis sechsmal so gross wie die I. minor und stellt somit die Hauptinsel der Gruppe dar. Während sich die Bevölkerung der I. minor lediglich auf die Besatzung der Forts beschränkt, befindet sich auf der I. grande eine von dem Besitzer vor sieben Jahren gegründete Kolonie, deren Wohnhäuser, Betriebsanlagen und sonstigen Baulichkeiten an der dem Festlande zugewandten Ostküste gelegen, annähernd halbkreisförmig den Hafen der Insel umschliessen.

Auch diese beiden Inseln sind zum allergrössten Teil noch dicht mit undurchdringlichem Busch bewachsen und entbehren ebenso wie die kleinen Inseln völlig fliessender Wässer. Geologisch bestehen alle diese Inseln aus Sandstein, wofür viele und mächtige Steinbrüche, namentlich auf den beiden grösseren, anschauliches Zeugnis ablegen. Das Klima der Inseln entspricht nach den für Pola gesammelten meteorologischen Daten zu schliessen, dem der Riviera, nur dass durch gelegentliche strenge Winter, hauptsächlich aber durch die Bora — einem starken Nord-Nordostwind — ein Unterschied zu Ungunsten der Inseln bedingt wird.

Sofort nach Begründung der Kolonie wurde die Bevölkerung von der in Istrien herrschenden Malaria stark in Mitleidenschaft gezogen.

Die Verbreitung der Malaria in Istrien beschränkt sich auf das westliche und östliche Küstengebiet, während das gebirgige Innere frei bleibt, nur im Süden an der Spitze des dreieckig gestalteten Landes, also gerade da, wo Pola und Brioni liegen, greifen die beiden Malariagebiete so übereinander, dass hier auch die Ortschaften des Innern durchweg von Malaria befallen sind, wovon wir uns durch wiederholte Besichtigung und ausgedehnte Blutuntersuchung an mehreren Stellen überzeugen konnten. Die in jener Gegend einschliesslich Brioni vorhandenen Fieberformen sind hauptsächlich Tropica und Tertiana zu etwa gleichen Teilen, mit Vorwiegen der Tropica; daneben gibt es auch Quartana, die in gewissen Orten das Übergewicht zu haben scheint. Gleichzeitiges Vorkommen, also Mischinfektionen der verschiedenen Formen, sind nicht selten. Der Prozentsatz der erkrankten Bevölkerung betrug an den Orten des Festlandes, wo wir selbst Blutuntersuchungen anstellen konnten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen 6,8—10 pCt., wogegen Brioni einen Prozentsatz von 16 bis 17 pCt. Morbidität, nach den im Winter angestellten Blutuntersuchungen, aufwies. Da vor unserem Erscheinen in Brioni in früheren Jahren weder Blutuntersuchungen noch genauere Aufzeichnungen der Kranken gemacht waren, so war eine genaue zahlenmässige Feststellung der durchschnittlichen jährlichen Neuerkrankungen nicht mehr möglich; nur für den vorhergehenden Sommer 1900 gelang es mir noch festzustellen, dass bei einem Bestand von etwa 300 Personen in der Fieberzeit von Ende Juni bis Anfang November rund 97 Neuerkrankungen vorgefallen sein mussten. Rechnet man hierzu die sicher aufgetretenen Recidive dieser Fälle, so entfallen minimal etwa 200 Malariaerkrankungen auf die Hauptfieberzeit. In der ganzen Gegend ist der Gebrauch des Chinin beim Volke allgemein gebräuchlich, derart, dass das Mittel nur im Anfall und zwar zu je $^1/_2\,g$ in Kapseln genommen wird. Eine Nachkur fehlt. Die Aktion auf Brioni begann nun damit, dass im Laufe unserer Anwesenheit, etwa in 14 Tagen, von Professor Elsner und mir an Ort und Stelle die gesamte damals vorhandene Inselbevölkerung von 252 Personen der mikroskopischen Blutuntersuchung unterworfen und die im ersten Anlauf ermittelten 40 Infizierten sofort der Chininkur unterzogen wurden. Von diesen 252 Personen war aber nur ein Bruchteil, etwa 80 Personen, dauernd auf der Insel domiziliert; der überwiegende Teil bestand aus Arbeitern, die periodisch und nur zu bestimmten Jahreszeiten sich für einige Monate auf der Insel befanden und bei ihrem Fortgang durch andere Arbeiter, darunter vorwiegend solche, die aus Malariagegenden kamen, abgelöst wurden. So stellte sich bald genug heraus, dass es sich in Brioni nicht um eine stabile Bevölkerung handelte, und dass mit jener ersten Blutuntersuchung nur ein Teil aller derer gefasst waren, die überhaupt im Laufe des Jahres voraussichtlich nach Brioni kommen würden. Dieser ständige Wechsel der Arbeiterschaft war bedingt durch eine Reihe von Faktoren, die zum Teil in dem Betriebe der Inselkolonisation, zum Teil auch in der Gewohnheit der Arbeiter selbst ihren Ursprung hatten.

Jedenfalls nötigte uns diese Tatsache zu einer über das ganze Jahr fortlaufenden Blutuntersuchung 1. aller Neuankömmlinge, die verabredungsgemäss sofort nach ihrem Eintreffen stattzufinden hatte; 2. der bereits in Behandlung befindlichen Personen, nach Beendigung der Kur zur Kontrolle des erzielten Effektes; 3. aller bereits untersuchten, aber negativ befundenen Personen, insbesondere derer, die im Vorjahre Fieber gehabt hatten, weil deren Heilung und Befreiung von Parasiten nicht angenommen werden konnte, wie weiterhin auch die Erfahrung bestätigte. Die Entnahme des Blutes und die Anfertigung der Deckglaspräparate, sowie die Abgabe des Chinins an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Patienten für die Zeit unserer Abwesenheit, waren einem jungen, im Dienst der Inselverwaltung stehenden Geometer übertragen, der nach vorheriger Unterweisung besonders auch instruiert war, persönlich sich davon zu überzeugen, dass die Patienten das Chinin auch einnahmen und bei sich behielten.

Ich möchte an dieser Stelle, gegenüber der öfters wiederkehrenden Behauptung, das Kochsche Verfahren erfordere ein grosses Aufgebot von Ärzten und ärztlicher Tätigkeit, betonen, dass gerade im Gegenteil, wie die auch in Istrien, speziell in Brioni gewonnenen Erfahrungen beweisen, beides, sowohl die Anfertigung der Blutpräparate als auch die Abgabe des Chinins, sehr wohl intelligenten Laien, so Lehrern, Predigern oder Missionaren, Geometern, Steuerbeamten etc. überlassen werden kann. Die mikroskopische Untersuchung der von Brioni eingeschickten Präparate fand dann im Institut für Infektionskrankheiten zu Berlin statt, und eben dahin kamen Wochenberichte, aus denen der Gang der Chininbehandlung ersichtlich war. Auf diese Weise blieb die Kontrolle der Aktion in Berlin, und in gewissem Sinne geschah die Bekämpfung der Malaria unter der Oberleitung von Herrn Geheimrat Koch von Berlin aus. Es ist nicht unwichtig, dies hervorzuheben, weil es zeigt, dass sehr wohl von einem Zentralinstitut aus solche Aktionen in dieser Weise geführt werden können. Die positiven Resultate der Untersuchung wurden telegraphisch nach Brioni übermittelt, wo die betreffenden Patienten sofort in die für die einzelnen Formen verabredete Behandlung genommen wurden.

Aus den Erfahrungen, die im Laufe der Aktionen bei der Blutuntersuchung gewonnen sind, möchte ich die hervorheben, dass bei alten, schon länger bestehenden Malariafällen eine einmalige Untersuchung des Blutes sich als nicht genügend erwiesen hat.

Bei solchen Fällen, wo die primäre Erkrankung 1—$1^1/_2$ Jahre zurückliegt, ist dieselbe wenigstens an fünf aufeinander folgenden Tagen zu wiederholen. Ebenfalls auf Grund eigener Erfahrung kann ich bei solchen Fällen als einen sich zufällig mitunter ergebenden günstigen Zeitpunkt für ev. positive Befunde, gelegentliche Indisposition des betreffenden Patienten durch anderweitige Erkrankung wie Schnupfen, Husten, Kartarrhe aller Art etc. bezeichnen. Wiederholt ist mir auf solche Weise ein positives Resultat geglückt bei Personen, die andauernd vorher negative Resultate ergeben hatten. Ich halte es auch nicht für überflüssig zu bemerken, dass die auf Brioni mit der mikroskopischen Blutuntersuchung gemachten Erfahrungen dem ersten Postulat von Koch recht gaben, nämlich dass es durchaus notwendig ist, in einer Malariagegend jede einzelne Person sorgfältig auf Parasiten zu untersuchen. Einmal scheiden dadurch eine Anzahl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von schlechthin als Malaria bezeichneten fieberhaften Affektionen anderen Ursprungs aus, andererseits ist es nur durch die Untersuchung möglich, Leute unschädlich zu machen, die nur noch vereinzelte Parasiten im zirkulierenden Blute haben, und bei denen es zu einem eigentlichen Anfall nicht mehr kommt.

Die Gesamtzahl der auf diese Weise im ersten Aktionsjahre untersuchten Personen belief sich auf 754; davon stammen etwa 140 aus ganz malariafreier Gegend, und von den restierenden 600 waren insgesamt 106 infiziert.

Davon wies den stärksten Prozentsatz die dauernd ansässige Bevölkerung mit min. 25 pCt. auf, den geringsten, kaum 1 pCt. die Cicen, ein aus ganz fieberfreier Gegend im Innern Istriens kommender und über Winter auf der Insel befindlicher Teil der Arbeiterschaft; dazwischen lagen die übrigen Bestandteile der Arbeiterschaft, die Dignaner, Furlaner, Dalmatiner, Piranesen, Istrianer u. a. m. je nach ihrer Herkunft und den Malariaverhältnissen ihrer Heimatsorte.

Die eigenartige Zusammensetzung und der Wechsel dieser Arbeitermassen waren bedingt durch die Entwickelung der jungen Kolonie und die mannigfachen kulturellen Aufgaben derselben, wie Urbarmachung des Landes, Wein- und Obstbau, Anlage von Strassen, Hafenbauten, Verarbeitung der gewonnenen Produkte, Viehzucht u. a. m.

Die Chininbehandlung wurde ursprünglich nach den von Herrn Geheimrat Koch in Grosseto als wirksam befundenen, für die einzelnen Fieberformen verschiedenen Normen gehandhabt. Die Tertian- und Quartanfälle erhielten an zwei aufeinander folgenden Tagen je 1,0 Chinin, ebenso die Tropenfieberfälle, bei denen im Blut nur Halbmonde sich vorfanden; war dagegen noch ein Anfall voraufgegangen oder enthielt das Blut ohne eigentlich bemerkbaren Anfall noch kleine oder grosse Ringe, so griff die schärfere Behandlung Platz, bei der an den ersten fünf aufeinander folgenden Tagen 7,0 Chinin gegeben wurden (2. 2. 1. 1. 1). Die Nachbehandlung war bei allen Formen gleich, je 1,0 an zwei aufeinander folgenden Tagen und Wiederholung dieser Gabe nach 9tägiger Pause, bei Tropica 8tägig, durch 3 Monate. Das Chinin wurde als Chin. muriat. der Gewohnheit der Bevölkerung entsprechend ursprünglich nur in Kapseln gegeben, und wo diese schlecht vertragen wurden, in salzsaurer Lösung. Bei einigen besonders hartnäckigen Fällen griff die subkutane Injektion Platz.

Bei den vorhandenen malariakranken Kindern erwies sich mir eine Emulsion des Salzes in dickem Himbeersaft als die geeignetste, den geringsten Widerstand provozierende Methode. Ich will gleich bemerken, dass von der ursprünglichen Dosierung, nämlich soviel Dezigramme, als das Lebensalter der Kinder betrug, bald abgewichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden konnte, da auch nach meiner Erfahrung Kinder relativ viel höhere Dosen Chinin gut vertragen.

Der Erfolg dieser Behandlung wurde, wie erwähnt, durch fortlaufende Blutuntersuchung während und nach Ablauf derselben kontrolliert. Hierbei ergab sich nun bald, dass überall, wo das Chinin wirklich resorbiert wurde, in kürzester Zeit die Parasiten aus dem zirkulierenden Blut verschwanden. War dies nicht der Fall, so musste die Applikationsweise geändert werden. Einem Fall, bei dem keine der drei möglichen Anwendungsweisen zum Ziel geführt hätte, bin ich nicht begegnet. Anders stand es dagegen mit den Recidiven. Hier zeigte sich, dass zwar die Tropenfieber alle durch die dreimonatliche Nachkur leicht beseitigt waren, die älteren eingewurzelten Tertianen dagegen nicht. Es führte dies neben anderen praktischen Gründen von Ende März 1901 ab zu einer Umwandlung des bisherigen zweitägigen Modus in einen dreitägigen, insofern nunmehr bei allen drei Fieberformen ganz gleichmässig an drei aufeinander folgenden Tagen je 1,0 Chinin gegeben und diese 3malige Gabe in Abstand von 8 Tagen wiederholt wurde. Die hiermit erzielten Resultate waren zwar weit bessere, doch lassen die Herrn Geheimrat Koch zu Gebote stehenden nunmehr zweijährigen Beobachtungen erkennen, dass der istrischen Tertiana, namentlich in veralteten Fällen, ganz unverkennbar eine grosse Hartnäckigkeit zukommt, wodurch sie der in den Tropen erworbenen Tertiana gleichkommt.

Neben dieser eigentlichen, auf die Heilung abzielenden Arzneikur, fand das Chinin auch bei einer Anzahl von Personen Verwendung als Prophylaktikum. Der ursprüngliche Plan, im Laufe des Winters und Frühjahrs alle auf der Insel vorhandenen Parasitenträger auszuheilen oder von ihren Parasiten zu befreien, wurde dadurch erheblich beeinträchtigt, dass fortwährend durch den ganzen Frühling und Sommer neue Arbeiter auf die Insel kamen, die aus Fiebergegenden stammten, und von denen viele noch im letzten Jahre Malaria gehabt hatten. So kam beispielsweise noch Ende Juni ein starker Trupp Dalmatiner auf die Insel, also gerade in der kritischen Zeit und in einem Moment, wo kein Augenblick zu verlieren war. Es wurden daher von allen Blutpräparate entnommen und nach Berlin geschickt, aber sofort, ohne erst das Ergebnis abzuwarten, mit der prophylaktischen Behandlung aller derer begonnen, die in den letzten beiden Jahren Malaria gehabt hatten. Die nachträglich einlaufenden Resultate der Blutuntersuchung rechtfertigten diese Massregel, wie ich bemerken möchte, vollauf.

Es könnte nun scheinen, als ob diese Aktion auf Brioni einen erheblichen Aufwand und Verbrauch von Chinin bedingt hätte. Dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist aber nicht so. Aus den Geschäftsbüchern der Inselverwaltung liess sich der jährliche Chininverbrauch ganz genau ermitteln, und dabei ergab sich das ebenso überraschende, wie zu Gunsten des Kochschen Verfahrens schwer in die Wagschale fallende Resultat, dass vor unserer Aktion bei der „wilden" Chininbehandlung jährlich etwa 4—5¼ *kg* Chinin verteilt worden waren, ohne die Insel von der Malaria zu befreien, während im Laufe des ersten Aktionsjahres nachweislich auch nur 4 *kg* Chinin verbraucht waren, aber mit dem Unterschiede, dass durch rationelle Anwendung desselben Quantums die Malaria schon in diesem ersten Jahre ganz erheblich auf ein Minimum, herabgedrückt war. Ich komme damit auf die Resultate der Aktion und den Verlauf der Malaria auf der Insel in diesem ersten Aktionsjahre, möchte aber vorher zur Erwägung stellen, dass auch ein selbst erheblicher Mehrverbrauch des Chinins sich immer rentiert hätte, vorausgesetzt, dass der eigentliche Zweck der Ausrottung der Malaria erreicht wird, weil ja dann durch den in den nächsten Jahren und auf lange Zeit hinaus reduzierten jährlichen Chininverbrauch ein Ausgleich stattfindet, ganz abgesehen davon, dass die Kosten für das Chinin nicht in Betracht und Vergleich kommen können zu den vielen wirtschaftlichen Schädigungen schwerster Art, die eine malariaverseuchte Arbeiterschaft und Bevölkerung verursacht.

Der Verlauf der Malaria im ersten Aktionsjahre gestaltete sich nun so, dass vom Zeitpunkt der ersten Untersuchung, im Dezember 1900, ab sechs unzweifelhaft noch frische, aus der vorangegangenen Malariazeit stammende Fälle bis zum 15. Januar 1901 konstatiert werden konnten. Von den bei der ersten Massenuntersuchung aufgefundenen Parasitenträgern recidivierten einige im Laufe des Frühjahrs, teils wurden noch nachträglich bei wiederholter Untersuchung alte Fälle ermittelt, die der ersten einmaligen Untersuchung entgangen waren. Derartige Fälle (23 an Zahl) zogen sich bis Mitte August, daneben aber brachte fast jeder Monat unter den neu zuziehenden Arbeitern einige mit Parasiten behaftete Personen. Der ursprüngliche Plan also, von einem bestimmten, etwa Mitte April zu setzenden, jedenfalls vor Beginn der latenten Fieberperiode (der Seuchenincubation) liegenden Zeitpunkte ab die Bewohnerschaft der Insel parasitenfrei zu haben, war nicht völlig gelungen, und nach Lage der Sache, besonders wegen der beständigen Neueinschleppung auch nicht völlig ausführbar gewesen. So kam es denn im Laufe des Juli und der ersten Hälfte des August allerdings noch zu einigen frischen Erkrankungen auf der Insel, aber die Zahl derselben, 17, war im Vergleich zu früheren Jahren so klein, und da nur 3 von diesen 17 Fällen auf die erste Hälfte des August entfielen, der Zeitraum ihres Auftretens so kurz, dass hiermit ein für die Verhältnisse Brionis und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Vergleich zu den Malariazuständen auf dem Festlande während desselben Sommers schon höchst auffälliges Novum gegeben war. Gerade der Vergleich mit dem Festlande, wo die Malaria in gewohnter Weise erst im August und September ihren Höhepunkt erreichte, während vom 16. August ab in Brioni auch nicht ein einziger weder frischer noch alter Fall sich ereignete und die Malaria wie abgeschnitten erschien, zeigte auf das Allerdeutlichste, dass es gelungen war, dem erstrebten Ziele schon in diesem Sommer recht nahe zu kommen. Waren doch alle übrigen die Malaria begünstigenden und fördernden Faktoren, wie Klima, Jahreszeit, Bevölkerung, Lebensweise, Vorkommen von Anopheles etc., in beiden Gebieten völlig gleich, und nur durch die vorher stattgefundene Aktion unterschied sich Brioni von den gleich exponierten Ortschaften des Festlandes. So durfte denn dieser Zustand mit vollem Recht bereits als ein Erfolg der Aktion angesehen und konnten die Schritte für die Fortsetzung eingeleitet werden, um nun, wie von vornherein im Einvernehmen mit dem Inselbesitzer vorgesehen, im Laufe des heurigen Jahres das Werk durch völlige Ausrottung der Malaria auf der Insel zu krönen. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass der im vorigen Sommer erzielte Erfolg durch eine ganz unerwartete Tatsache erhärtet und von unparteiischer dritter Seite bestätigt worden ist. Unmittelbar hinter der Kolonie Brioni bemerken Sie auf der Karte das auf dem höchsten Punkt der Insel gelegene Fort Tegethoff, das zu der Befestigungslinie von Pola gehörig und von dort aus mit Besatzung versehen, uns und unseren Bestrebungen völlig unzugänglich war. Die Besatzung dieses Forts hatte alle die Jahre hindurch stark an der Malaria zu leiden, aber im Sommer 1901 kam dort oben, wie Marine-Oberstabsarzt Krumpholz in seiner Monographie „Die Malaria und ihre Bekämpfung", S. 122, erwähnt, zum ersten Male seit Jahren kein einziger Fall von Malaria vor. Krumpholz glaubt wohl mit Recht, sich diese ganz ungewohnte Tatsache nicht anders als die Folge der Aktion in der unterhalb gelegenen Kolonie Brioni erklären zu können.

Ich bin bisher auf die Mückenverhältnisse der Insel nicht näher eingegangen, die einer kurzen Erörterung bedürfen. Schon bei der ersten Anwesenheit im Dezember 1900 fiel uns die erstaunliche Anzahl von Anopheles, darunter viele blutgefüllte, in allen Wohn- und Schlafräumen, in den Ställen und Arbeitsbaracken auf. Es ist nun im Laufe des ganzen Jahres auf das Vorhandensein dieser Insekten und ihrer Larven geachtet und dabei ihre beständige Anwesenheit durch das ganze Jahr, besonders in der Fieberzeit, festgestellt worden. Gleich im Beginn der Aktion war mit dem Besitzer vereinbart worden, dass, um den Versuch reinzuhalten, nichts zum Schutz gegen dieses Insekt oder zwecks ihrer Ausrottung geschehen sollte, was nicht entweder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die kulturellen Arbeiten von selbst mit sich brachten, oder was man unter gewöhnlichen Umständen etwa gegen eine Mückenplage tun würde. Dieser Verabredung ist im Laufe des Jahres von seiten der Inselverwaltung eine etwas weitgehende Auslegung gegeben worden. Man hat Petroleum auf Pfützen und Tümpel gegossen, die Glasfenster eines Teiles der Häuser im Sommer durch Drahtfenster ersetzt, aber mit beiden Massregeln nichts erreicht als eine gewisse Verringerung der Culexmücken. Die Drahtfenster waren von vornherein als wirkungslos zu betrachten, weil sie nicht an allen Fenstern, besonders nicht in den Arbeitsbaracken allgemein angebracht waren, weil sie ferner bei schwüler Luft Abends gern herausgenommen und nicht wieder eingesetzt wurden, endlich weil sie vielfach undicht eingesetzt waren, und nicht zuletzt, weil die Türen der Häuser meist offen standen. So habe ich denn, wie als Kuriosum erwähnt sein mag, sehr oft die in Gesicht und Händen zerstochenen Bewohner solcher durch Drahtfenster geschützten Schlafgelasse als praktische Erläuterung dieser Art Mückenschutz wiederholt fremden Besuchern demonstrieren können.

Die Fortsetzung der Aktion auf Brioni den Winter des vorigen Jahres hindurch bis zum 1. Oktober dieses Jahres geschah nun im wesentlichen nach den gleichen bisher geschilderten Prinzipien; nur dahin fand eine Änderung statt, zum Schutz gegen die stetige Neueinschleppung des Virus, dass die fremden, neu zuziehenden Arbeiter in einer entfernt von der Kolonie (im Val Madonna) und isoliert gelegenen Baracke untergebracht wurden bis zum Ablauf der Blutuntersuchung, und dass man die infiziert befundenen nicht wie im Vorjahr in Behandlung nahm, sondern sofort von der Insel entfernte. Ausserdem wurden, um einen scharfen Prüfstein für die erzielte Malariafreiheit zu gewinnen, seit dem 1. Oktober des vorigen Jahres vorzugsweise Leute auf der Insel domiziliert, die von fieberfreien Gegenden stammten und selbst noch niemals Fieber gehabt hatten. Solche „Testobjekte" befanden sich seit dem angegebenen Termin rund 150 auf der Insel. Die Überwachung der eigentlichen Malariazeit, d. h. Blutentnahme, mikroskopische Untersuchung, Chininverabfolgung u. s. w., war einem jungen, im Institut ausgebildeten Arzt übertragen, der über seine Tätigkeit von Anfang April bis Ende September wie über den Gang der Aktion wöchentlich Bericht an Herrn Geheimrat Koch einzusenden hatte. Nicht unerwähnt mag bleiben, dass seitens der Inselverwaltung in diesem Frühjahr und Sommer ein ganz regelrechter, systematischer und ernsthafter Kampf gegen die Mückenlarven geführt worden ist (indem jede erreichbare grössere und kleinere Wasseransammlung, anfänglich alle 14 Tage, und als das nichts half, allwöchentlich reichlich mit Petroleum bedeckt wurde) jedoch auch mit keinem besseren Resultat als im Vorjahr, denn nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Berichten des Arztes, der instruktionsgemäss auf Anopheles in den verschiedentlichen Räumen zu achten hatte, sind dort den ganzen Sommer hindurch blutgefüllte Anopheles noch bis Ende September gefangen worden.

Der in diesem Jahre erzielte Malariazustand auf Brioni ist nun kurz und klar durch folgende Zahlen gegeben: Von Januar bis 27. Juni sind im ganzen noch 7 vom Vorjahr stammende Tertiana-Recidive und 1 Tropen-Recidiv vorgefallen und 13 Neueinschleppungen ermittelt worden. Im übrigen ist die im Laufe des Jahres 500 Köpfe starke Bewohnerschaft, darunter die oben erwähnten 150 Leute, bis heute, also über die eigentliche Malariazeit völlig und vollständig von Malaria verschont geblieben. Nicht ein einziger frischer Fall hat sich in der diesjährigen Fieberperiode ereignet. Auch dieser volle und grosse Erfolg ist einzig und allein auf die Anwendung des Kochschen Verfahrens zu setzen, da genau wie im vorigen Jahre alle übrigen Bedingungen gleich geblieben sind und namentlich die Malaria auch auf dem Festlande ihren gewohnten Verlauf genommen hat.

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass die Insel bereits in diesem Jahre im Kampf gegen die Malaria sich unter den Bedingungen befunden hat, unter denen sie in Zukunft diesen Kampf zu führen haben wird. Es ist gar kein Zweifel, dass dieses umschriebene, inmitten einer Malariagegend gelegene, augenblicklich malariafrei gemachte Gebiet sehr bald wieder von der Seuche überschwemmt wird, ohne die jährliche Fortsetzung des Kampfes in der geschilderten Weise. Gerade in dieser Beziehung aber hat der diesjährige Verlauf bewiesen, dass ein einziger gut geschulter und mit dem Kochschen Verfahren völlig vertrauter Arzt im stande ist, unter recht schwierigen Verhältnissen inmitten einer Malariagegend seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Wie eingangs erwähnt, bot sich im Laufe der Aktion auf Brioni Gelegenheit, auch an einigen anderen Punkten Istriens das Kochsche Verfahren der Malaria-Bekämpfung anzuwenden resp. einzuführen. So schien es ratsam, die drei Brioni gegenüber auf dem Festlande gelegenen Orte Fasana, Peroi und Stignano in den Bereich der Aktion zu ziehen, um die Gefahr der Einschleppung von hieraus zu verringern und die fieberfreie Zone möglichst auszudehnen. Die hierauf bezüglichen Vereinbarungen mit der österreichischen Regierung wurden im März gelegentlich der Anwesenheit des Herrn Geh. Rat Koch in Istrien getroffen und gingen dahin, dass die praktische Ausführung der Malaria-Bekämpfung in diesen Orten nach den Kochschen Prinzipien in den Händen der drei in Pola ansässigen istrischen Ärzte, des Oberbezirksarztes Dr. Schiavuzzi, des Gemeinde-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arztes Dr. Manerini und des Bezirksassistenzarztes Dr. Donanberger bleiben sollte. Das erforderliche Chinin wurde der Bevölkerung unentgeltlich aus Provinzmitteln geliefert. Nur an der Blutentnahme, die anfänglich naturgemäss recht umfangreich war und nebst Untersuchung wegen der vorgerückten Jahreszeit baldmöglichst erledigt werden musste, beteiligten sich die auf Brioni anwesenden Mitglieder der deutschen Expedition, während die Untersuchung selbst aber im Institut für Infektionskrankheiten ausgeführt wurde. In derselben Zeit wurde der Versuch der Malaria-Bekämpfung auch auf die beiden auf der Insel Cherso gelegenen Ortschaften Ossero und P. Croce ausgedehnt, auf die als besonders stark verseuchte Orte Herr Geh. Rat Koch bei seiner Anwesenheit in Pola aufmerksam gemacht wurde. Ossero (aus dem Bericht des Stabsarzt Dr. Bludau entnommen), schon zu den Römerzeiten eine bekannte und damals bedeutende Stadt, ist heute ein Ort mit ungefähr 300 Einwohnern und soll auf diesen geringen Bestand im Laufe der Jahre durch die Malaria herabgedrückt sein. Pontus Croce, auf der Südspitze der Insel Cherso gelegen, ist ein armer Ort mit nur 48 bewohnten Häusern und 160 Einwohnern. In der Umgebung liegen noch eine Anzahl von kleineren Ortschaften und einzelnen Gehöften, so dass die Gesamteinwohnerzahl der Gemeinde P. Croce 228 Köpfe zählt. Mit der Ausführung der notwendigen Massregeln wurde hier der Stabsarzt Dr. Bludau beauftragt, der seinen Wohnsitz in Lussin piccolo nahm. Die an den fünf genannten Orten gewonnenen Blutpräparate wurden in Berlin im I. f. I. untersucht und ergaben folgendes Resultat: In Fasana wurden 6,8 pCt. der 800 Köpfe starken Bevölkerung, in Stignano (300) 8,3 pCt., in Peroi dagegen nur 1,4 pCt. Malariakranke gefunden. Für Ossero stellte sich das Verhältnis auf 4,7 pCt. und für P. Croce auf 10,7 pCt. Diese Zahlen erscheinen an und für sich nicht übermässig hoch, aber interessant war, dass sich in P. Croce fast dieselben Verhältnisse wiederfanden, die R. Koch in den malariaverseuchten Dörfern von Neu-Guinea und Java in Bezug auf die Kinder-Malaria entdeckt hatte. So hatten in P. Croce von den Kindern im Alter bis zu 2 Jahren 81 pCt. Malaria, von 2—5 Jahren 35 pCt. Darüber kamen vor: nur noch ein Kind von $9^1/_2$ Jahren und zwei vor kurzem zugezogene Erwachsene von 24 und $25^1/_2$ Jahr. P. Croce liegt ganz abseits von allem Verkehr, Ossero dagegen hat schon mehr Verkehr und zeigte die Beschränkung der Malaria auf das kindliche Alter nicht so ausgesprochen wie P Croce; noch weniger trat diese Erscheinung in Fasana und Stignano hervor, doch war sie immerhin noch für Stignano erkennbar. Völlig fehlte sie, wie nachträglich bemerkt sei, in Brioni, das mit seiner über alle Lebensalter verteilten Malaria das Bild einer noch in akutester Durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seuchung befindlichen Ortschaft bot. Die von Herrn Geh. Rat Koch vorgenommene Eintragung der ermittelten Malaria-Fälle auf Kartenskizzen der betreffenden Orte ergab die Tatsache, dass die Malaria ganz ausgesprochen eine Hausinfektion darstellt.

Die Behandlung der infizierten Personen in diesen Orten wurde im April 1901 begonnen und für alle drei Fieberformen gleichmässig im dreitägigen Turnus durchgeführt. Für die Erwachsenen kamen Chininkapseln in Anwendung, während für die Kinder von Stabsarzt Bludau im Gegensatz zu meiner eigenen diesbezüglichen Erfahrung dem gelösten Chinin der Vorzug gegeben wurde. Auch Stabsarzt Bludau sah sich genötigt, die Hilfe geeigneter Nichtärzte bei seiner Tätigkeit in Ossero und P. Croce in Anspruch zu nehmen und machte damit die besten Erfahrungen.

Da die Aktion in diesen fünf Orten erst im April, also zu einem relativ späten Zeitpunkt, begonnen wurde, konnte auf einen vollen Erfolg in diesem Jahre eigentlich nicht gerechnet werden. Was in Fasana, Stignano und Peroi erreicht wurde, war aber nach den Äusserungen der genannten istrischen Kollegen und nach der Angabe der Bewohner selbst immerhin bemerkenswert genug, insofern die Fälle der Neuerkrankungen im Sommer in diesen Orten gegenüber früheren Erfahrungen ganz erheblich abnahmen. In Ossero dagegen und P. Croce kam es dank der überaus eifrigen und energischen Tätigkeit des Stabsarztes Bludau schon in dem Sommer zu einem, namentlich in P. Croce völligen Ausbleiben von Neuerkrankungen. Als bester Beweis dafür konnten die im Laufe des Jahres neugeborenen Kinder angesehen werden, die, wie die Blutuntersuchung zeigte, alle fieberfrei blieben. Nach den bisher uns zugegangenen brieflichen Berichten des dortigen Bezirksarztes Dr. Grammaticopulo soll dieser gute Zustand sich in diesem Jahre erhalten haben, was bei der abgeschlossenen Lage beider Orte wohl wahrscheinlich ist.

Nun, bei der Kürze der mir zur Verfügung gestellten Zeit habe ich es mir versagen müssen, auf eine ganze Reihe interessanter und wichtiger Einzelheiten einzugehen, die Sie vielleicht vermissen werden. Die in nächster Zeit stattfindende Veröffentlichung der istrischen Aktion wird Gelegenheit bieten, das Versäumte nachzuholen. Ich möchte hier nur, kurz das Gesagte zusammenfassend, darauf aufmerksam machen, dass das Kochsche Verfahren in der istrischen Campagne unter den allerverschiedensten und zum Teil unter recht schwierigen Malaria-Verhältnissen die Feuerprobe bestanden hat.

Besonders hoch und wertvoll ist in dieser Richtung der Versuch auf Brioni einzuschätzen, wo die Bedingungen für das Gelingen viel ungünstiger waren, als bei Beginn des Versuches angenommen werden musste, und kaum noch übertroffen werden konnten. Es war nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine vom Verkehr abgeschlossene Insel mit einer konstanten stabilen Bevölkerung, die malariafrei gemacht worden ist, sondern der Versuch ist gelungen, voll gelungen, in einem Verkehrszentrum, das verbunden nach allen Himmelsrichtungen mit Malaria-Gegenden, wie ein offenes Tor für eine Völkerwanderung im kleinen sich darstellte. Ein Verfahren, das sich unter solchen Umständen praktisch bewährt hat, ist den stärksten Anforderungen der Praxis gewachsen und ich hoffe, Sie davon überzeugt zu haben, dass diese im Interesse und Nutzen unserer deutschen Kolonien unternommenen erfolgreichen Versuche, eine baldige und gründliche Ausrottung der Seuche in unseren Kolonien nach dem Kochschen Verfahren nicht nur erhoffen lassen, sondern auch gebieterisch fordern.

Professor **Gosio** - Rom: Die Untersuchungen über die Malaria, die Koch im Jahre 1899 in Grosseto angestellt hat, haben die italienische Regierung und die von der Endemie so schwer betroffene Gegend auf das Lebhafteste interessiert. Die Regierung hat im Anschluss daran, dort einen Mittelpunkt für eine erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit begründet. Die Tätigkeit, die anfangs nur auf eine allgemeine Orientierung gerichtet war, als ich die Ehre hatte, an den Untersuchungen der von Koch dirigierten deutschen Kommission teil zu nehmen, wandelte sich nach und nach in einen umfangreichen Feldzug gegen die Malaria in der Maremma um.

Dieser wahre Krieg gegen die Malaria unterscheidet sich von anderen dieser Art besonders dadurch, dass er das Problem mit allen seinen praktischen Anforderungen in Angriff nimmt. In der Tat war die Tätigkeit hier nicht auf einen beschränkten Bevölkerungskreis gerichtet, nicht auf eine abgegrenzte Zone, auf einen von dem grossen sozialen Verkehr abgeschlossenen Ort, sondern sie hat sich auf eine weit ausgedehnte Gegend erstrecken müssen, auf eine Bevölkerung, die durch ihre Lebensgewohnheiten die grössten Verschiedenheiten darbietet und sich in den warmen Jahreszeiten auf einer stetigen Wanderung befindet, ausserdem aber, namentlich ihrer Natur nach, ein Medium ist, dass sich keineswegs den Ergebnissen der modernen Forschungen willig hingibt. Und indem ich heute dieser hohen Versammlung meinen ehrerbietigen Gruss darbiete, gebe ich mich der Hoffnung hin, dass die von uns erreichten Resultate nicht meinem Vaterland Italien allein zu gute kommen, sondern, in dem Kampf gegen ein Übel, dem die ganze Welt ausgesetzt ist, allgemein nutzbar gemacht werden können.

Italien ist wegen des grossen nationalen Interesses, das die Malaria in Anspruch nimmt, vielleicht unter allen Ländern dasjenige, das in der letzten Zeit die grösste Tätigkeit entfaltet hat. Es existiert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Gesellschaft gegen die Malaria, die, von vielen über ganz Italien verbreiteten Mittelpunkten aus, das Übel bekämpft; neben dieser steht das rote Kreuz; und ausser der Regierung, welche fortwährend prophylaktische Experimente und Studien zu befördern sucht, gibt es viele Privatleute, welche, infolge eines neuen Gesetzes, in derselben Richtung tätig sind. Überall zeigt sich ein edler Wetteifer, und es ist mir eine Genugtuung zu konstatieren, dass das Land, welches ehemals wegen mangelhafter Kenntnisse den Eucalyptusbäumen, den Cypressen, den Sonnenblumen, eine grosse Bedeutung zuschrieb, heute, nachdem der Ursprung des Übels klar gestellt ist, sich mit jugendlichem Eifer dem Krieg gegen die Zanzaren widmet, Netze und mechanische Schutzmittel in Anwendung bringt, und vor allen Dingen das Bewusstsein, im Chinin das rationellste Mittel zu besitzen, allgemein angenommen hat.

Ich muss sogleich bemerken, dass ich, abgesehen von einem kleinen Experiment, lediglich zu dem Zweck persönliche Kenntnisse von dem praktischen Wert der mechanischen Schutzmittel zu gewinnen, den Weg eingeschlagen habe, den ich in der Prophylaxis gegen Malaria als klassisch betrachte, und für den Koch in dem Experiment von Stephansort das grundlegende Beispiel gegeben hat. — Der grossetanische Feldzug stützte sich wesentlich auf eine systematische ärztliche Chininkur, die übrigens, wegen der ausserordentlichen Häufigkeit der Malariarecidive, absolut verlangt wurde.

Der leitende Gesichtspunkt bestand für uns darin, das Problem von der praktischen Seite anzugreifen, d. h. die Kur so zu gestalten, dass die Bevölkerung jener Gegend in den gewöhnlichen Lebensbedingungen nicht gestört wurde. — Es handelte sich hier eben um einen Komplex aller Faktoren, die häufig am wenigsten geneigt sind, sich den Anforderungen der Hygiene zu unterwerfen, und die man nicht ohne Gefahr vernachlässigen oder unterdrücken darf, wenn man nicht den Zweck dadurch, dass man zu viel verlangt, in Frage stellen will.

Wenn wir nun sehen, dass bei einem unter diesen Bedingungen ausgeführten Verfahren die Malaria schon nach zweijähriger Probe überall wesentlich verringert und an einigen Orten von 80—90 pCt. bis auf 2—6—7 pCt. hinabgegangen ist, so bedarf es wohl keiner weiteren Worte, um die Güte der Methode zu beweisen; diese Zahlen sind beredt genug, um der Überzeugung Raum zu geben, dass selbst an Orten, wo die Malaria am heftigsten auftritt, es sich nur darum handelt, einige Jahre lang den einmal betretenen Weg konsequent fortzusetzen, um zum vollständigen Siege zu gelangen.

Unsere Kommission bestand aus 15 Mitgliedern und entfaltete ihre Tätigkeit auf einer Ausdehnung von ungefähr 60 *qkm*. — Diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tätigkeit erstreckte sich im vorigen Jahre auf die Ortschaften Grosseto, Barbanella, Gorarella, Istia und Deposito, während sie sich in diesem Jahre auf das platte Land um Grosseto, Istia und Montepexali, eine schwer von der Malaria heimgesuchte Ebene, richtete.

Die Verabreichung des Chinins bei allen Recidiven der präepidemischen Periode und weiter nach und nach an alle Malariakranke der eigentlichen Epidemie, geschieht im wesentlichen nach dem von Koch vorgeschlagenen System; es handelt sich um eine periodische intensive Chininkur, welche die Bedeutung einer fraktionierten Desinfektion des Blutes hat. — Einige Modifikationen waren die natürliche Folge der im Verlauf der Aktion gewonnenen Erfahrungen. — So hat sich namentlich durch die konsequente mikroskopische Blutuntersuchung gezeigt, dass Mischinfektionen der verschiedenen Malariaformen weit häufiger sind als früher bekannt war. Deshalb schien es zweckmässig, zwischen den verschiedenen Typen der Malaria, in Bezug auf die Intensivität der Behandlung, keinen Unterschied zu machen. — Ferner waren, angesichts des Umstandes, dass die ländlichen Arbeitermassen jener Gegend ein wenig sesshaftes Leben führen, die für die Chininkur bestimmten Tage ein für allemal festzusetzen, und zwar allwöchentlich zwei aufeinander folgende Tage.

Diese Massregeln erlaubten bis zu einem gewissen Grade eine ambulatorische Kur, wodurch die Aktion am meisten praktisch und am wenigsten umständlich wurde. Die Verabreichung des Chinins erfolgte für gewöhnlich am Morgen; aber sobald die starken Feldarbeiten ihren Anfang genommen hatten, war beim grössten Teil der Kranken die Kur nur abends möglich.

Dieser Moment ist allerdings, in Rücksicht auf die therapeutische Wirkung, nicht besonders günstig; jedoch um nicht einer absoluten Weigerung zu begegnen, haben wir uns diesem Verfahren anbequemen müssen.

Ich möchte ganz besonders hervorheben, — und halte dies für ausserordentlich wichtig, — dass ich stets für unumgänglich notwendig gehalten habe, dass das Chinin nur in Gegenwart des Arztes genommen wurde.

Die Dauer der Kur schwankte zwischen zwei und vier Monaten. In mehreren Fällen konnte selbst eine systematische und rigorose Kur von vier Monaten keine radikale Heilung bewirken. Diese Ausnahme betraf Kranke, bei denen die Malaria schon Jahre bestand. Gewöhnlich führte die Kur in 2—3 Monaten zur völligen Wiederherstellung.

Unter den Chininpräparaten haben wir dem Bichlorhydrat und dem Bisulfat den Vorzug gegeben; für Kinder haben wir, weil es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne bitteren Geschmack ist, das unter dem Namen Euchinin eingeführte Karboetylat angewendet. Diese Präparate wurden per os in Wasser oder in einer passenden Flüssigkeit aufgelöst oder auch in Oblaten eingegeben.

Die Dosis betrug 1 *g* für die Erwachsenen und ein halbes für die Kinder.

Bevor ich auf die gewonnenen Resultate im einzelnen eingehe, möchte ich einen flüchtigen Blick auf die Krankheitstabelle werfen, welche auf Grund genauer mikroskopischer Blutuntersuchungen der ganzen als krank verdächtigen Bevölkerung der verschiedenen Zonen festgestellt worden sind:

Im vorigen Jahre, als unsere Bemühungen begannen, befanden sich unter der Gesamtzahl von 3518 Personen, welche die sesshafte Sommerbevölkerung von Grosseto, Barbanella, Gorarella, Deposito und Istia ausmachen, 1966 Malariakranke. — Jedenfalls beweisen diese Daten, wie tiefe Wurzeln das Übel in der Maremma geschlagen hat; ja, ohne Zweifel bleiben sie hinter der Wirklichkeit zurück, weil die Blutuntersuchungen sich nicht immer so oft als wir wünschten wiederholen liessen.

Wenn man nun die Durchschnittszahl in ihre einzelnen Faktoren zerlegt, so gelangt man von einem Maximum von 94 pCt., wie es in Gorarella konstatiert wurde, zu einem in Deposito beobachteten Minimum von 40 pCt. — Ein besonderes Interesse gewährt die Statistik der Kinder-Erkrankungen, welche mit vollem Recht, nach Kochs Studien, den Massstab für den Grad der einheimischen Malaria abgeben. Die nach Untersuchung von 569 aus verschiedenen Zonen genommenen Kindern festgestellten Tabellen ergaben eine Morbidität von 58 pCt., mit einem Maximum von 69 für Istia und einem Minimum von 26 für Deposito. — Wie man sieht, entsprechen diese Tabellen der Kinder-Morbidität in hohem Grade denjenigen für die allgemeine Morbidität aller Zonen.

Hiernach gehe ich ohne weiteres zu den numerischen Ergebnissen unserer Aktion über.

Aus einem Vergleich ergibt sich selbstverständlich der Grad der erreichten Wohltat am besten. Ein Vergleich ist sowohl mit dem vorhergehenden Jahre 1900 angestellt worden, als auch mit dem Jahre 1901 selbst, für die nicht behandelten Gegenden, welche gleichsam einen Ring von Wohnorten bilden, der sich mit einer Gesamtbevölkerung von 531 Einwohnern um die ganze Tätigkeitssphäre ausdehnt.

In dem ersten Fall sind wir für die Stadt Grosseto von einer Morbidität von 51 auf 29 pCt. hinabgestiegen, — für Gorarella von 94 auf 42, für Barbanella von 83 auf 26, für Istia von 63 auf 7 und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für Deposito von 40 auf 6,6. — Diese Ziffern gelten, wie gesagt, für das Jahr 1901 in Vergleich mit dem Jahre 1900. Wenn man jedoch die behandelten Zonen für das Jahr 1901 mit den nicht behandelten vergleicht, so haben wir die höchstbezeichnenden Differenzen von je 54, 41, 58, 76 und 77 pCt. zum Vorteil der behandelten Zonen.

Diese auf einem weit ausgedehnten Territorium, für starke Bevölkerungsmassen, immer an der Hand der mikroskopischen Blutuntersuchungen konstatierten Tatsachen lassen keinen Zweifel über ihren Wert, also über einen definitiven Erfolg aufkommen.

Alle bisher angeführten Zahlen beziehen sich auf den allgemeinen malarischen Krankheitszustand, das heisst ohne einen Unterschied zwischen den verschiedenen Formen zu machen, und ohne die alten Fälle von den frischen zu unterscheiden. Dies schien mir aus praktischem Grunde zweckmässig, weil in Wirklichkeit bei einer auf ärztlicher Kur begründeten Bekämpfung ein jeder Fall, mag er primitiv oder recidiv sein, immer einen Misserfolg darstellt. — Aber in einer tief und namentlich von recidiver Malaria infizierten Gegend könnte man sagen, dass wesentliche Verringerungen des Krankheitszustandes einzig und allein dadurch erreicht sind, dass an der Hand einer ununterbrochenen Kur zahlreiche Recidive von schon früher stattgehabten Infektionen vermieden worden sind.

Vom hygienischen Gesichtspunkte aus muss man sich weiterhin davon Rechenschaft geben, ob die Aktion, — abgesehen von ihrem unmittelbaren Vorteil für die Kranken, — noch einen Schutz für die Gesunden gewährt, indem sie die Infektionsherde ausrottet. Der Massstab für die Beurteilung muss aus der Häufigkeit der frischen Infektionen abgeleitet werden:

Im ganzen Jahre 1901 weist die totale sesshafte Bevölkerung, auf welche sich die Experimente bezogen, nur 13 pCt. frischer Infektionen auf; und der Prozentsatz geht auf 1,8 hinunter, wenn man nur die Bevölkerung, welche am besten die Kur durchgeführt hat, in Betracht zieht. Die primitiven Infektionen treten hier also gleichsam als Ausnahme auf. Gewisse kleine Fehler sind ja bei dieser Berechnung nicht zu vermeiden; doch können sie das Gesamtresultat nicht wesentlich beeinflussen.

Betrachten wir ausserdem die verschiedenen Fälle, welche unter den Arbeiterscharen vorkommen, die von immunen Orten her in die Gegend des Grossgrundbesitzes im Moment der Gefahr einwandern, so ist hier jeder Zweifel ausgeschlossen. Diese Arbeitermassen müssen, wenn eine vorausgeschickte Kur als Bonifikation der Gegend, welche sie aufnimmt, gelten soll, ein Minimum von Morbidität auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weisen im Vergleich zu anderen Jahren und anderen Orten, in welchen keine rationelle Kur vorgenommen war. Dasselbe ist der Fall gewesen in den beiden Latifundien Albarese und Deposito, wo die gemachten Erfahrungen als eine Art von Kontrollprobe gelten können.

In diesem Jahre 1902 hat sich unsere Unternehmung, wie schon gesagt, auf das platte Land beschränkt. Es möchte scheinen, als ob diese Aktionssphäre eine mehr beschränkte wäre, aber die hier zu überwindenden Schwierigkeiten sind bei weitem grösser, teils wegen der Entfernungen zwischen den Wohnstätten, teils wegen der stärkeren Wanderungen der Arbeiter, teils wegen der schlechten Strassen. Trotzdem waren die Resultate sehr günstig. In der Zone von Bagni Roselle ging die Zahl der Kranken von 93 auf 13, in der Zone von S. Rocco von 89 bis auf 10 zurück. Was die Zone von Istia betrifft, so hat sich in derselben der frühere günstige Gesundheitszustand erhalten, und unter 292 zugezogenen Personen, die in der Umgebung von Istia einer rigorosen Kur unterworfen wurden, sind bis zum September nur 11 erkrankt, d. h. 3,7 pCt. Früher galt es als eine Ausnahme, wenn ein Arbeiter in die Maremma einwanderte, ohne an Malariafieber zu erkranken.

Der Ausgang des Feldzuges in der Ebene von Montepescali hatte ein noch günstigeres Resultat: Unter 612 erkrankten hier nur 17, d. h. wenig mehr als 2 pCt. (Diese Zahlen gelten für die Malariamorbosität bis Ende September. Oktober- und Novembermorbosität kann das Gesamtresultat nicht wesentlich verändern.) In derselben Ebene hat sich im verflossenen Jahre unter 615 Personen eine Anzahl von 483 Malariakranken ergeben, d. h. 78,5 pCt.

Weitere Erörterungen über diese Zahlen könnten ihre Bedeutung nur verringern.

Zwei Jahre lange Experimente in einer von der Malaria schwer getroffenen Gegend, in der das Problem, namentlich von seiner praktischen Seite ausserordentlich vielen Schwierigkeiten ausgesetzt ist, haben also ein Resultat ergeben, welches gebieterisch fordert, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren.

Nun freue ich mich, dass diese Resultate mit den vom Professor Frosch eben geschilderten vollständig übereinstimmen. Dies ist der beste Beweis, dass wir uns auf dem richtigen Wege befinden. Am Schluss wage ich die Hoffnung und den Wunsch auszusprechen, dass diese Versuche nicht mehr vereinzelt bleiben, sondern den Anstoss geben möchten, dass auf der Grundlage des Kochschen Verfahrens sich ein stolzer Bau gegen die Malaria erhebe.

Stabsarzt Dr. **Vagedes,** Berlin: Ich bin vor kurzem aus Deutsch-Südwestafrika zurückgekehrt von einer Malariaexpedition, die ich im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auftrage der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, unter spezieller Leitung des Herrn Geh.-R. Koch unternommen habe. Es galt die Durchführbarkeit der Kochschen Methode der Malariabekämpfung auch unter den dortigen Verhältnissen zu erproben. Da ein solcher Versuch ein besonderes koloniales Interesse für sich in Anspruch nimmt, sei es mir gestattet, wenn auch der Kürze der mir gegebenen Zeit entsprechend nur in groben Umrissen, das Ergebnis meiner Untersuchungen hier darzulegen. Ich muss aber für Einzelheiten auf den später erfolgenden ausführlichen Bericht verweisen.

Die Malaria ist im Süden unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes im allgemeinen eine seltene Krankheit; weit häufiger dagegen, abgesehen von einigen Plätzen im Osten, ist sie in den nördlichen Teilen dieser Kolonie. Ich war daher von vornherein auf den Norden des Schutzgebietes angewiesen, und da verdanke ich es dem trefflichen Rat des mit den dortigen Verhältnissen überaus vertrauten Stabsarztes Dr. Dempwolff, dass ich nicht lange umherzusuchen brauchte, sondern in dem Orte Franzfontein alsbald einen für meine Untersuchungen überaus geeigneten Platz auffand. (Demonstration an der Karte). Als ich Ende April 1901 in Franzfontein, das von den Zwartboihottentotten, also einem Nama-Stamm bewohnt wird, anlangte, kam ich so recht mitten in die Fieberzeit hinein. Es waren schon mehrfache Erkrankungen vorgekommen, und ich hatte kaum die Ochsen meines Wagens ausspannen lassen, als auch schon der „Kapitän" des Platzes erschien, um meine Hilfe für mehrere Kranke nachzusuchen, darunter für einen Schwerkranken, Bewusstlosen, der nach dem Urteil der Eingeborenen für verloren galt und den es nur durch Einverleibung von Chinin unter die Haut am Leben zu erhalten gelang. Im Anschluss an die erste Versorgung der Kranken machte ich mich an die Untersuchung der übrigen Bewohner des Platzes und konnte weiterhin feststellen, dass von 170 Untersuchten 127, also 75 pCt., die Keime der Malaria im Blute aufwiesen, von denen nur 34 fieberhafte Erscheinungen zeigten. Bei der nun vorliegenden Aufgabe der Malariabekämpfung in Franzfontein war es von vornherein notwendig, der bekannten Freizügigkeit der Bevölkerung hinreichend Rechnung zu tragen. Die Eingeborenen dort sind nämlich nicht in unserem Sinne sesshaft. Teils aus altererbter Lebensgewohnheit, teils weil sie gezwungen sind, sich oft weit von ihrem ursprünglichen Wohnsitz entfernt ihre Nahrung im Felde zu suchen, ziehen sie im Lande umher, oft erst nach Wochen oder Monaten an ihren ersten Wohnsitz zurückkehrend. So musste ich denn gleichzeitig die Orte ins Auge fassen, welche die Bewohner Franzfonteins besonders häufig aufsuchen, von wo also die Gefahr einer steten Neueinschleppung drohte. Es kamen hier zunächst die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Orte Tsumamas (ca. 40 *km* südöstlich Franzfontein), Tutara (ca. 50 *km* östlich) und Kauas (ca. 70 *km* östlich von Franzfontein gelegen), in Betracht. Diese Orte habe ich denn, nachdem die Malariabekämpfung in Franzfontein eingeleitet war, aufgesucht und daselbst weitere Untersuchungen über das Vorkommen der Malaria unter den Eingeborenen angestellt. Ich fand nun in Tsumamas unter 161 Eingeborenen mit Malaria behaftet 92, also rund 57 pCt, in Tutara von 131 im ganzen 93, also 71 pCt und in Kauas von 163 gegen 29,6 pCt. Auch hier musste die Malariabekämpfung ins Werk gesetzt werden, sollte ihre Durchführung in Franzfontein Aussicht auf Erfolg haben. Die letztgenannten drei Orte sind von Bergdamaras, also Schwarzen, bewohnt, für welche in noch höherem Masse das bereits über die Franzfonteiner Zwartboihottentotten Gesagte gilt. Auch sie ziehen vielfach weit in der Umgegend ihrer Wohnorte umher und kommen so mit den anderen über das umliegende Land zerstreuten Bergdamaranegern in vielfache Berührung. Ich hatte also drittens auch auf diese Eingeborenen, die ganz ohne feste Wohnsitze umherziehen, meine Aufmerksamkeit zu richten. Dieser Leute aber bald nach oder gar während der Regenzeit zur Untersuchung einigermassen vollzählig habhaft zu werden, ist ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen. Der „Feldkost" nachziehend schweifen sie im Lande umher, ihre jämmerlichen Reisighütten („Pontoks") dort aufschlagend, wo es ihnen gerade gefällt. Das für ihre geringen Bedürfnisse ausreichende Wasser finden sie zu jener Zeit überall in den vorübergehend sich bildenden Wasserpfützen. Während der Trockenzeit aber ziehen sich die Bergdamara nach den ständigen Wasserstellen zurück, und unter Benutzung dieses Umstandes ist es mir gelungen, auch diejenigen Bergdamara einer Untersuchung zu unterziehen, welche die Umgebung jener 4 genannten Orte bevölkern, sowie Klarheit darüber zu erlangen, wieweit ich etwa die Malariabekämpfung auch auf die weitere Umgebung jener 4 Orte auszudehnen hätte. Auch das Gebiet, innerhalb dessen sich die Eingeborenen dort im allgemeinen bewegen, lernte ich auf solche Weise kennen, was von Wichtigkeit war, weil ich nur so über weitere für Franzfontein etwa noch vorhandene Ansteckungsquellen Auskunft erlangen konnte. Jenes Gebiet ist, wie ich feststellte, kein allzu grosses. Es wird etwa durch die Linie Franzfontein—Otjitambi—Aimab—Outyo—Franzfontein umgrenzt. Es liegt in einer Talsenkung zwischen zwei im N. und S. ziehenden Bergrücken, ein ehemaliges Seenbecken, worauf das überall reichlich vorkommende sedimentäre Kalkgestein hindeutet. Nach Westen hin liegt das öde Kaokofeld, nach Osten allerdings die grosse Verkehrsstrasse vom fieberreichen Ovamboland über Outyo nach dem Süden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In dem eben beschriebenen Gebiet habe ich nun meine Nachforschungen angestellt und gegen 1750 Eingeborene nebst einigen Weissen, zum Teil oft wiederholt, untersucht. Das Ergebnis der Untersuchung war, dass die Malaria, von Outyo und den schon wiederholt genannten 4 Plätzen abgesehen, in diesem Gebiet nicht in einer für meinen Versuch praktisch in Betracht kommenden Weise verbreitet ist, so dass ich mich bei meinen Bemühungen auf die Orte Franzfontein, Tsumamas, Tutara, Kauas beschränken konnte und nur den Verkehr nach Outyo zu überwachen hatte. Ob diese meine Rechnung richtig war, musste die diesjährige Fieberzeit erkennen lassen, die den Erfolg meiner vorjährigen Tätigkeit zeigen sollte. Das Resultat geben folgende Zahlen wieder: Während im Vorjahre unter 170 Eingeborenen in Franzfontein 127, also 75 pCt., sich bei der Untersuchung als malariabehaftet zeigten, konnten in diesem Fieberjahre nur 15 Malariaträger unter 165 Bewohnern aufgefunden werden, von denen 4 sich mit grosser Wahrscheinlichkeit ausserhalb angesteckt hatten.

In Tutara sank die Zahl der Parasitenträger von 71 pCt. auf 3,7 pCt., während in Kauas und Tsumamas unter den Bewohnern überhaupt keine Malariabehafteten aufzufinden waren, also auch keine Fieberfälle vorkamen.

Zur Erreichung dieses Erfolges kamen mir zwei Umstände wesentlich zu statten. Einmal traf ich mit verschwindend geringen Ausnahmen bei meinen Untersuchungen nur auf Fälle von Tropenfieber, dessen Erreger dem Chinin erheblich geringeren Widerstand leisten als beispielsweise die Parasiten des viertägigen Fiebers. Sodann war die Fieberzeit, also die Zeit innerhalb deren Neuerkrankungen vorkommen, eine verhältnismässig kurze. Die Fieberzeit beginnt dort im allgemeinen gegen Ende der Regenzeit, also März bis April, wenn die Fiebermoskitos (Anopheles) anfangen zu stechen, und endet mit Beginn der kalten Jahreszeit, wenn die kalten Nächte einsetzen, mit deren Eintreten, soweit meine Beobachtungen reichen, die Anophelesmücke verschwindet, das ist etwa der Monat Juni. Veränderte Witterungsverhältnisse mögen natürlich im stande sein, ein früheres Eintreten und späteres Aufhören der Fieberzeit zu verursachen. Unter den dortigen Verhältnissen hatte ich also eine verhältnismässig lange fieberfreie, d. h. anophelesfreie Zeit, innerhalb deren ich auf die Träger von Malariakeimen durch immer wiederholte Blutuntersuchungen fahnden und sie durch weitere Chininbehandlung für die Allgemeinheit unschädlich machen konnte.

Die starke Verbreitung der Malaria an jenen 4 Orten Franzfontein, Tsumamas, Tutara und Kauas, wie sie durch meine Untersuchungen dargelegt wurde, ist offenbar noch nicht sehr alten Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tums. Die Zwartbois bewohnen Franzfontein noch nicht 20 Jahre, und die Ansammlungen der Eingeborenen in Tsumamas, Tutara, Kauas sind noch weit jüngeren Alters. Unter den Franzfonteiner Hottentotten fand die Malariakrankheit ihre hauptsächlichste Verbreitung nach dem Jahre 1898, wie aus den Sterbeziffern des Kirchenbuches hervorgeht. Im Jahre 1897 war die Rinderpest ins Land gekommen, beraubte die Leute ihres Viehs und zwang sie, in der Umgegend sich ihre Nahrung im „Felde" zu suchen; weiter wurde ihr Wohlstand durch ihren Aufstand gegen die deutsche Schutztruppe vernichtet (1897/98), und während dieses Krieges kamen die Franzfonteiner in vielfache Berührung mit den nördlich wohnenden Zesfonteiner Topnaarhottentotten, unter denen Malariafieber ganz besonders stark verbreitet ist. Hiernach kam es 1898 zu einer Fieberepidemie, die nach allem, was ich darüber ermitteln konnte, eine Malariaepidemie gewesen zu sein scheint.

Es könnte nun der Einwand erhoben werden, dass die von mir erreichten Resultate einen Scheinerfolg darstellen, weil möglicherweise das Fieberjahr diesmal ein besonders mildes gewesen sei. Hiergegen spricht die Tatsache, dass in Outyo, welches ich noch nicht in den Bereich meiner Tätigkeit hineinziehen konnte, Malaria unter den Angehörigen der Schutztruppe in erheblichem Masse aufgetreten ist, wie ich aus der Mitteilung des dortigen Schutztruppenarztes entnommen habe. Damit übereinstimmend war auch das Regenjahr 1902 für das in Betracht kommende Gebiet ein durch Niederschlagsmenge gegen die Vorjahre ausgezeichnetes. Je mehr Regen fällt, um so zahlreicher bilden sich die Tümpel, in denen die Anophelesmücke die Bedingungen ihrer Entwickelung findet, und daher entspricht auch hier erfahrungsgemäss das Auftreten des Fiebers an Stärke der Menge des gefallenen Regens. Zahlenmässige Belege für die jährliche Regenmenge besitze ich für Franzfontein; dort befindet sich eine Militärstation, auf welcher regelmässige Regenmessungen vorgenommen werden. Hier sind im Regenjahr 1899/1900 165,6 *mm*, 1900/1901 159,7 *mm*, 1901/1902 dagegen 253,5 *mm* Regen gefallen, und dementsprechend sind, wie ich aus eigener Beobachtung weiss, Anophelesmücken an den von mir untersuchten Orten fühlbar zahlreicher aufgetreten, als im Vorjahr. Ich kann also die gewonnenen Resultate als den Erfolg der voraufgegangenen Tätigkeit ansehen, und glaube gezeigt zu haben, dass auch unter den eigenartigen Verhältnissen des deutschsüdwestafrikanischen Schutzgebietes die Kochsche Methode der Malariabekämpfung wohl durchführbar ist. Um das Begonnene fortzusetzen, müsste man von mehreren derartigen Zentralpunkten, wie ich einen solchen in Franzfontein geschaffen habe, ausgehend die Malaria bekämpfen und könnte so allmählich einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breiten malariafreien Gürtel schaffen, der die südlichen, bisher relativ malariaarmen Teile von dem fieberreichen Ovamboland trennt.

Regierungsarzt Dr. **Albert Plehn,** Berlin: Von der sogenannten Kochschen Methode gilt dasselbe, was vom Drahtnetzschutz der Italiener gilt: In einem engbegrenzten, vom Verkehr abgeschlossenen Gebiet mag die Fieberhäufigkeit sehr beträchtlich herabgesetzt werden. Das ist aber keine Ausrottung der Malaria, das ist nur ein Schutz des Individuums.

Für tropische Malariagegenden ist mehr aus praktischen Gründen nicht zu erreichen. In Kamerun z. B. wohnen innerhalb eines Umkreises von etwa 2 *km* um die Europäerwohnungen 12 000 bis 15 000 Neger. Von den Kindern derselben führen einige 90 pCt., von den Erwachsenen etwa 50 pCt. ständig Malariaparasiten, ohne dadurch im geringsten in ihrem Wohlbehagen gestört zu werden. Wie will man diese alle, sei es mit, sei es ohne Hilfe des Mikroskops, von ihren Parasiten befreien? „Heilen", wie der Herr Vortragende sagt.

Was sich durch den Schutz des Individuums oder der Individuen, welche sich schützen lassen wollen, erreichen lässt, das ist in Kamerun schon erreicht worden, bevor Herr Geheimrat Koch sich mit der Sache befasste. Das lehren meine verschiedenen Veröffentlichungen seit 1896. Dabei haben sich mir allerdings — wenigstens für Kamerun — Chiningaben in 5tägigen Zwischenräumen, selbst zu $^1/_2$ *g*, als wesentlich wirksamer erwiesen, wie die 7tägigen Grammgaben, mit welchen ich 1886—1887 an der javanischen Küste ausgezeichnete Erfahrungen machte. Natürlich werden diejenigen noch besser fahren, welche fünftägig $^1/_1$ *g* vertragen. Das ist aber selbst bei kerngesunden Leuten noch vor ihrem ersten Fieber nicht immer der Fall. Je ein ganzes Gramm an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ist noch unbequemer. Gerade seit wir nach Ablehnen der Einführung obligatorischen Chiningebrauchs auf den guten Willen unserer Kolonisten angewiesen sind, müssen wir uns davor hüten, ihnen das System dadurch zu verleiden, dass wir es zu rigoros gestalten.

Durch den Schutz der einzelnen Person wird dann natürlich die Gesamtstatistik günstig beeinflusst. Auch heute haben wir von den verschiedenen Seiten nur von einer Herabsetzung der Fieberhäufigkeit — nicht von einer Ausrottung der Malaria gehört.

Mitteilungen über „Ausrottung" sind mit Vorsicht zu beurteilen. Von Neu-Guinea wurde das gesagt, und jetzt sind kürzlich der stellvertretende Gouverneur und der Arzt Dr. Dempwolff selber am Schwarzwasserfieber erkrankt, und auch sonst sind Fieberfälle vorgekommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man soll die Hoffnungen nicht zu hoch spannen, sonst ist eine Enttäuschung unvermeidlich, welche das ganze System gefährden kann.

Geheimrat **Koch,** Berlin: Auf die Einwendungen des Herrn Plehn gegen die von mir eingeführte Methode der Malariabekämpfung habe ich folgendes zu entgegnen:

Es muss selbst dem Nichtarzt verständlich sein, dass, wenn ein Ort nach meinem Verfahren von Malaria frei gemacht ist und nun von allen Seiten aufs neue Infektionskeime in denselben hineingeschleppt werden, ohne dass etwas dagegen geschieht, die Zustände in verhältnismässig kurzer Zeit wieder ebenso schlecht werden müssen, wie vorher. Jemand, der also verlangt, dass ein Ort, wie z. B. Stephansort, nach einer vorübergehenden Malaria-Bekämpfung nunmehr für alle Zeit malariafrei bleiben soll, beweist damit, dass er den Zweck des Experiments und die Prinzipien, auf denen es beruht, ganz und garnicht begriffen hat.

Was die von Herrn Plehn erwähnten beiden Schwarzwasserfieberfälle mit der vorliegenden Frage zu schaffen haben sollen, ist mir unverständlich, und dies umsomehr, als sie garnicht in Stephansort, sondern der eine in Friedrich Wilhelms Hafen und der andere in Herbertshöhe, letzterer also recht weit von Stephansort entfernt, vorgekommen sind.

Meinem Versuche in Stephansort lag folgende Idee zu Grunde. Man wusste damals, dass die Malariaparasiten von einem Menschen auf einen anderen durch einen Zwischenwirt, die Stechmücke, übertragen werden und dass somit gewissermassen ein Zirkel besteht, in welchem sich der Malariaparasit vom Menschen zur Mücke und von dieser wieder zurück zum Menschen bewegt. Es lag nun der Gedanke nahe, diesen Zirkel an irgend einem Punkte zu unterbrechen und damit zugleich den Fortgang der Malaria-Übertragung unmöglich zu machen. Letzteres konnte aber nur dann gelingen, wenn es nur einen einzigen derartigen Zirkel gibt. Existieren etwa noch andere, z. B. durch den Übergang der menschlichen Malariaparasiten auf Tiere, etwa Fledermäuse, wie mehrfach behauptet ist, oder durch anderweitige Beziehungen der Malaria zum Sumpfboden u. s. w., dann konnte durch Unterbrechung des erstgenannten Zirkels nicht viel gewonnen werden, da ja von den anderen ausserdem bestehenden Infektionsquellen aus die Malariaparasiten ihren Weg zum Menschen finden mussten. Um hierüber Aufklärung zu erhalten, wurde der Versuch in Stephansort unternommen, wobei nur die im Menschen vorhandenen Malariaparasiten mit Hilfe des Mikroskops aufgesucht und dann durch Chinin vernichtet wurden. Dies Experiment hatte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen vollständigen Erfolg, indem die Malaria ausschliesslich durch dieses Verfahren in verhältnismässig kurzer Zeit auf ein Minimum reduziert wurde. Damit war aber der unumstössliche Beweis geliefert, dass es für die Malariaparasiten in der Tat nur den einen Zirkel zwischen Mensch und Mücke gibt, eine Tatsache, welche nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die Praxis von grossem Werte ist.

Später ist dann in Stephansort in Bezug auf eine rationelle Malariabekämpfung nichts mehr geschehen, und ich habe es gar nicht anders erwartet, als dass die Plantage von den benachbarten stark malariaverseuchten Eingeborenendörfern her bald wieder infiziert werden würde.

Ein anderer Einwand, als der von Herrn Plehn erhobene, scheint mir mehr Beachtung zu verdienen, nämlich derjenige, dass es sich bei dem Versuche in Stephansort und bei den anderen, über welche in den eben gehörten Vorträgen berichtet wurde, um zu beschränkte Verhältnisse gehandelt habe. In einem kleinen Orte, auf einer Plantage könne das Verfahren unter Aufbietung grosser Hilfsmittel einen Erfolg haben, aber im grossen werde es versagen und namentlich auch zu kostspielig sein.

Um auch über diese Frage Auskunft zu erlangen, ist seit einem Jahre ein Versuch der Malariabekämpfung in gröserem Massstabe in Gang gesetzt, welcher unter der Leitung von Stabsarzt Dr. Ollwig in Daressalam steht. Stabsarzt Ollwig hat als Hilfspersonal eine Krankenschwester und einen Lazarettgehilfen, welche beide das Mikroskopieren, soweit es für die Malariadiagnose erforderlich ist, gelernt haben. Ausserdem stehen ihm einige farbige dort angeworbene Diener zur Verfügung. Mit diesem, doch gewiss nicht kostspieligen Apparat ist es ihm innerhalb eines Jahres gelungen, die Malaria, welche in der 10 000 Einwohner zählenden Stadt stark verbreitet war, um ungefähr fünfzig Prozent herabzumindern.

Ich bin davon überzeugt, dass die Malariaziffer in Daressalam durch diese Art der Bekämpfung immer weiter heruntergedrückt und dass in zwei bis drei Jahren dasjenige Minimum erreicht werden wird, welches bei dem fortwährenden Zufluss von neuem Infektionsstoff aus anderen Malariagegenden durch Zureisende, Karawanen u. s. w. überhaupt erreicht werden kann. Auch in diesem Falle würde, wenn man mit den Bemühungen zur Austilgung der Malariaparasiten alsdann völlig aufhören wollte, sehr bald wieder alles beim alten sein. Es ist also notwendig, in allen den Küstenplätzen, welche dauernd frei von Malaria gehalten werden sollen, einen Arzt zu stationieren, welcher ausschliesslich dafür zu sorgen hat, dass die Malaria nicht wieder eingeschleppt wird und nicht wieder von neuem Fuss fasst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Beweis dafür, dass mein Verfahren auch im grossen sich anwenden und dass es sich unter Aufwand verhältnismässig geringer Mittel durchführen lässt, ist also bereits erbracht, und ich zweifele nicht, dass dasselbe in Zukunft für unsere Kolonien von grossem Nutzen sein wird.

Oberstabsarzt **Steudel,** Berlin: Ich möchte nur richtig stellen, dass Stabsarzt Dempwolff noch nicht aus Neu-Guinea zurückgekehrt ist und dass offenbar auch die vor kurzem umlaufenden Zeitungsnachrichten, er habe Schwarzwasserfieber, nicht zutreffen, wenigstens sind noch später Briefe von ihm eingelaufen, in denen er nichts davon erwähnt.

Marine-Oberstabsarzt Dr. **Ruge** macht darauf aufmerksam, dass z. Z. in der Nähe von Wilhelmshaven ein Beispiel dafür vorhanden ist, dass die Malaria an einem Orte, an dem sie ausgerottet war, sehr wohl wieder auftreten kann, wenn man keine besonderen Massnahmen trifft, um die einmal errungenen Vorteile festzuhalten. Herr Marine-Stabsarzt Dr. Martini stellte nämlich fest, dass die im Harlinger Lande bei Wilhelmshaven z. Z. herrschende kleine Malariaepidemie ihren Ursprung in der Einwanderung malariainfizierter holländischer Deicharbeiter hat.

Stabsarzt **Kuhn,** Hamburg: Zu den Mitteilungen des Herrn Vagedes bemerke ich folgendes: Es ist in Deutsch-Südwestafrika sehr häufig, dass in einem Jahre eine heftige Malariaepidemie herrscht und dass in den nächsten Jahren an denselben Orten von Malaria kaum etwas zu finden ist. Infolgedessen muss man in der Beurteilung von Erfolgen in der Malariabekämpfung sehr vorsichtig sein, wie ich an meinen eigenen Arbeiten in Südwestafrika gesehen habe. Ferner möchte ich Herrn Vagedes darauf aufmerksam machen, dass nach den Berichten der Rheinischen Mission die Hottentotten sehr unter Malaria zu leiden hatten, als sie nach Franzfontein aus dem Süden heraufkamen; die Malaria besteht also nicht erst seit 1897 in Franzfontein.

Regierungsarzt Dr. **Plehn**: Selbstverständlich habe ich nicht vorausgesetzt, dass Malaria nach einmaligem Verschwinden infolge von allgemeinem Chiningebrauch als dauernd erloschen ohne weiteres anzusehen sei, wie Herr Geh. Rat Koch das von mir glaubt. Herr Dempwolff ist aber doch hinausgeschickt worden, um die Erfolge Kochs festzuhalten und weiter zu verfolgen. Wenn Herr Steudel jetzt sagt, dass Dempwolff kein Schwarzwasserfieber gehabt hat, so bin ich in diesem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Punkt im Ausw. Amt falsch unterrichtet worden. Andere erkrankten jedenfalls an schweren Fiebern, und das beweist, dass keine Assanierung erreicht wurde, denn der Schutz des Individuums, mit welchem ich glaube mich notgedrungen begnügen zu müssen, ist auch der Ausgangspunkt und die Voraussetzung der weitergehenden Bestrebungen des Herrn Geheimrats Koch. Das Ziel derselben — die Assanierung tropischer Malariagegenden lediglich durch Chinin, halte ich nach wie vor für unerreichbar.

Dr. **Vagedes,** Berlin: Wenn Herr Kuhn entgegen meiner Auffassung annimmt, dass die Malaria unter den Franzfonteiner Hottentotten eine sehr alte Erkrankung darstellt, so kann ich demgegenüber nur wieder darauf hinweisen, dass der Zwartboi-Stamm erst gegen 20 Jahre sich in Franzfontein aufhält, während die anderen Orte noch seit viel kürzerer Zeit ständig bewohnt sind (folgt kurzer Überblick über die Geschichte des Stammes). Blutuntersuchungen unter Eingeborenen sind vor mir wohl kaum dort gemacht worden.

Auf die Unterschiede in der Heftigkeit des jährlichen Fiebers habe ich gleichfalls bereits aufmerksam gemacht. Trotzdem ist eine gewisse Beständigkeit in dem Auftreten des Fiebers zu bemerken, wie der Platz Outyo beweist, wo nach Ausweis der Krankenbücher jährlich eine ganze Anzahl Malariaerkrankungen unter den dortigen Soldaten vorkommt.

Dass ich für meine Zahlen etwaige, das Zurücktreten des Fiebers begünstigende Einflüsse genügend berücksichtigte, glaube ich bereits dargelegt zu haben.

Über die Verhütung eines Malaria-Ausbruches zu Wilhelmshaven.

Von Marinestabsarzt Dr. **Erich Martini,** Berlin.
Kommandiert zum Institut für Infektionskrankheiten.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Geschichtliches.

Zur Zeit der Gründung unseres Nordsee-Kriegshafens Wilhelmshaven im Jahre 1858 brach dortselbst gelegentlich der ersten Hafenbauten die Malaria in einer Verbreitung und Schwere aus, wie sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis dahin nur aus Orten des südlicheren Europas, der tropischen und subtropischen Gegenden anderer Erdteile bekannt war. So wurden nach dem Bericht von Wenzel in den ersten zehn Jahren bereits 19 533 Malaria-Erkrankungen gezählt, die allein auf Hafen-, Dock- und Festungsbauarbeiter kamen; unter der übrigen Civilbevölkerung und unter den Angehörigen der Kaiserlichen Marine wurden ähnliche hohe Erkrankungsziffern beobachtet.

Im Laufe der nächsten Jahre nahm die Malaria allmählich ab. Erst mit dem Bau des neuen Hafens und der sogenannten neuen Einfahrt in den Jahren 1875 bis 1886 begann die Zahl der Malaria-Erkrankungen wieder anzusteigen; so wurden im Jahre 1878/79 bei der Marine bereits 226 Neuerkrankungen gegenüber 113 des Vorjahres gezählt. Mit Beendigung der Ausschachtungsarbeiten fiel die Zahl dieser Erkrankungen wieder; im Jahre 1887 war sie bei der Marine bereits auf 51 Neuerkrankungen pro Jahr herabgesunken. Seitdem nahm sie stetig weiter ab, bei der Zivilbevölkerung wie bei der Marine, so dass im Jahre 1900 dem hiesigen Institut für Infektionskrankheiten mitgeteilt wurde, in Wilhelmshaven gäbe es keine endemische Malaria mehr.

Aus der Zusammenstellung dieser Tatsachen lässt sich somit ersehen, dass, sobald zu Wilhelmshaven eine grössere Zahl von Arbeitern, die aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und Hollands zusammengeströmt waren, mit Erdumwühlungsarbeiten zwecks Hafen-, Dock- und Festungsbauten begann, die Malaria dort alsbald wieder aufflackerte, eine Beobachtung, wie sie bekanntlich auch in anderen Städten, z. B. in Pola, Hongkong gemacht ist.

Zur Zeit sind nun wieder ausgedehnte Erdaufwühlungen dieser Art zu Wilhelmshaven im Gange; seit Anfang 1901 werden die grossen Docks, der neueste Hafen gebaut. Ihre Ausschachtungsgebiete sind, zusammengenommen, weitere, als das von jedem der beiden anderen Hafenbassins. Da wurde denn nicht ohne Grund eine neue Zunahme der Malariaerkrankungen gefürchtet. Eine solche zu verhüten, wurde ich im Sommer 1901 kommandiert. Ich war dabei in der günstigen Lage, unter den Augen eines Geheimrat Robert Koch, meines gegenwärtigen Chefs, zu arbeiten.

Zur Unterstützung und zur Verwaltung einer Untersuchungsstation für Malaria wurde zuerst Marinestabsarzt Dr. Schmidt und später Marine-Oberassistenzarzt Dr. Fischer kommandiert.

Feststellung bereits vorhandener Malariafälle.

Nach den Regeln der Epidemienverhütung handelte es sich zunächst darum, festzustellen, ob Malariakranke, von denen eine Epidemie ihren Ausgang hätte nehmen können, in der Nähe der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausschachtungsgebiete oder überhaupt zu Wihelmshaven zur Zeit vorhanden waren.

Zu diesem Zweck wurden von sämtlichen dort bereits beschäftigten Arbeitern, etwa 200 an Zahl, Blutproben entnommen und auf Malariaparasiten untersucht. In gleicher Weise wurden von sämtlichen Kindern unter 5 Jahren, die in der Nähe dieser Terrains wohnten, etwa 80 an Zahl, Blutpräparate angefertigt, da sich bei ihnen am ehesten die Parasiten hätten finden müssen, falls Malaria dort bereits endemisch herrschte. Weder bei den Arbeitern noch bei den Kindern konnten Malariaparasiten nachgewiesen werden. An den gefährdeten Stellen bestand somit keine Malaria. Darauf trat ich mit sämtlichen Ärzten von Wilhelmshaven und nächster Umgebung, so auch mit den Ärzten der oldenburgischen Vororte Bant und Neuende in Verbindung. Infolge liebenswürdigen Entgegenkommens dieser erhielt ich sehr bald Kenntnis von Malariafällen; einige wenige konnte ich im äussersten Ringe von Wilhelmshaven, eine grössere Zahl in dem Vororte Bant, der unmittelbar in Wilhelmshaven übergeht, mikroskopisch feststellen; die ersten Malariaherde lagen etwa 1 bis 2 Kilometer von den Baustätten entfernt. Immerhin konnte von hier aus die Malaria zu diesen verschleppt werden, weil die Arbeiter in der ganzen Umgegend, ein Teil auch in der Malariagegend, wohnten.

Die Hauptbedingung für die Entstehung einer Malaria-Epidemie war somit in bedrohlicher Nähe vorhanden.

Feststellung der Anopheles.

Es kam nunmehr darauf an, auch die Überträger der Malaria, die Mückenart Anopheles, am Orte herauszufinden. Die Anopheles fanden sich ziemlich zahlreich in Gehöften der Vororte, in Kellern wie in Wohnzimmern und Schlafstuben, weniger häufig in den Stadtwohnungen. Oft liessen sich Anopheleslarven in Pfützen, Tümpeln, besonders in den Wassergräben des Weidelandes, den sogenannten Slöten, nachweisen. Im Laufe der Zeit erhielt ich fast aus allen Häusern, in denen Malaria vorgekommen war, Anopheles zugesandt.

So war denn auch die zweite Bedingung für die Entstehung einer Malaria-Epidemie gegeben.

Verhütungsmassregeln.

Dementsprechend ergaben sich für die Verhütung eines Malaria-Ausbruches die folgenden Gesichtspunkte:

1. Die Feststellung der Malariakranken durch Blutuntersuchung aller Malariaverdächtigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Die Verhütung des Zuzuges von neuen Malariakranken in die gefährdeten Gegenden.

3. Die schnelle Vernichtung der Parasiten in den malariakranken Menschen, d. h. die schleunige Heilung der letzteren.

4. Die Behinderung einer stärkeren Vermehrung der Anopheles, soweit sich eine solche ohne zu grosse Störungen durchführen liess.

Handhabung der Feststellung von Malariakranken.

Um möglichst schnell nach Bekanntwerden jedes Malariafalles die Blutuntersuchung vornehmen zu können, wurde zu Wilhelmshaven eine Malaria-Untersuchungsstation eingerichtet; den Ärzten wurden von Seiten der preussischen und oldenburgischen Regierung portofreie Meldepostkarten über Malaria zur Verfügung gestellt, die sie unmittelbar nach Zugang des Falles mit den nötigen Notizen der Station einschickten. Damit die Station auch über den Stand der Malaria in weiterer Umgebung von Wilhelmshaven stets orientiert sei, wurden auch ferner wohnenden Ärzten solche Karten zwecks Mitteilung ihrer Malariafälle übersandt, so z. B. denen des nördlichen Ostfrieslands und des Nord-Jeverlandes; dies erschien deshalb nötig, weil seinerzeit 1857 der mächtigen Wilhelmshavener Epidemie von 1858 bis 1869 eine grosse Ausbreitung der Malaria im gesamten Marschgebiete voraufgegangen war.

Damit nun die Malariakranken möglichst schnell sich bei ihren Ärzten einstellten, wurde die Bevölkerung durch Vorträge und Zeitungsnotizen auf die Wichtigkeit der sofortigen Krankmeldung und auf die Gefahr einer Weiterverbreitung der Malaria durch verschleppte, unbehandelte Fälle aufmerksam gemacht, von denen die Anopheles stets frisches Impfmaterial einsaugen und auf gesunde Menschen übertragen konnten.

Seither kamen ausser den Hafen- und Dockarbeitern 205 Personen der übrigen Zivilbevölkerung wiederholt zur Untersuchung.

Die Marineteile, die Schiffe hatten uns ihre Malariakranken und -verdächtigen durch Vermittelung des Sanitätsamtes mitzuteilen.

Die Blutpräparate der betreffenden Patienten erhielten wir bisweilen zugesandt, meist entnahmen wir sie selbst; es wurden jedesmal 4 Blutpräparate von jedem Kranken untersucht, 2 auf der Untersuchungsstation, 2 von mir im Institut für Infektionskrankheiten. Die Ärzte wurden sodann über den Ausfall der Untersuchung unmittelbar unterrichtet.

Die Verhütung des Zuzuges von neuen Malariakranken in die gefährdeten Gegenden.

Die Überwachung des Zuzuges von Malariakranken nach Wilhelmshaven konnten wir nur bei den Behörden vornehmen, welche die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nötige Gewalt über das ihnen unterstellte Personal hatten, bei der Marine und bei den Unternehmern der genannten Erdarbeiten.

So erging an die Schiffe von Seiten ihrer Kommandostellen folgende Verfügung:

1. Beabsichtigt ein Schiff während der Monate März bis Oktober einschliesslich Wilhelmshaven anzulaufen, so sind vor der Abreise alle im letzten Jahre malariakrank gewesenen und die gegenwärtigen Malariakranken oder -verdächtigen dem Sanitätsamt der Nordseestation in der Weise von Auszügen aus dem Schiffskrankenbuch namhaft zu machen und vor Ausführung einer Blutuntersuchung hierselbst nicht zu beurlauben.

2. Den gesamten von Kamerun, Ostafrika, Neu-Guinea heimkehrenden Schiffsbesatzungen werden sofort bei ihrem Eintreffen in Wilhelmshaven Blutpräparate durch die für Malariaverhütung kommandierten Sanitätsoffiziere abgenommen.

3. Malariakranke oder -verdächtige dieser Schiffe sind, falls sie in Wilhelmshaven verbleiben, dem Stationslazarett zu überweisen.

Bis dato wurden 171 Angehörige der Marine auf Malariaparasiten wiederholt untersucht.

In die Kontrakte der Unternehmer der Hafen- und Dockbauten wurde ein Passus aufgenommen, nach dem jeder Arbeiter bei seinem Eintritt in das Kontraktverhältnis verpflichtet ist, sich von den betreffenden Sanitätsoffizieren auf Malaria untersuchen zu lassen; diese Untersuchungen konnten nach Bedarf wiederholt werden. Die Unternehmer hatten zu diesem Behuf jeden Arbeiter mit vollständigem Nationale der Untersuchungsstation für Malaria zu melden. „Malariakranke", so heisst es an einer Stelle des Kontraktes, „oder -verdächtige werden zunächst dem Werftkrankenhaus zur Beobachtung überwiesen oder nicht eingestellt; ebenso sind alle Arbeiter, die in der Folge an Malaria erkranken, dem Werftkrankenhause zu überweisen". Die dort nötigen Blutuntersuchungen besorgte ebenfalls die Untersuchungsstation für Malaria.

Seither wurden dortselbst 640 Arbeiter auf Malariaparasiten wiederholt untersucht.

Die Behandlung der Malariakranken.

Als Behandlung wurde den Ärzten Wihelmshavens die bewährte Methode empfohlen: Mindestens 1 *g* Chinin, am besten C. hydrochloricum, und zwar nicht später als 5 Stunden vor dem zu erwartenden Anfalle. Kinder erhielten entsprechend kleinere Dosen, wie dies seit langer Zeit üblich ist.

Die Chiningabe wurde am nächsten und übernächsten Tage in derselben Weise und zur selben Zeit wiederholt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Verhütung der Rückfälle geschah in der Weise, dass Erwachsenen an jedem 10., 11. und 12. Tage nach Ablauf des akuten Anfalles je 1 *g* Chinin, Kindern entsprechend kleinere Dosen gegeben wurden.

Die Kontrolle, ob und wann die Betreffenden von Malariaparasiten befreit waren, übte im vollen Einverständnis mit den Ärzten die Untersuchungsstation durch Blutuntersuchungen.

In dieser Weise wurden wohl die wenigen Malariakranken unter der Bevölkerung Wilhelmshavens fast durchweg behandelt. Anders in den Vororten, in denen zumeist ärmere Bevölkerung wohnt; da scheiterte die Nachbehandlung sehr häufig an den hohen Kosten des Chinins. Nach Beendigung des akuten Anfalles wurde wohl das Chinin vom Arzte in richtiger Absicht verschrieben, aber das Rezept wurde garnicht zum Apotheker gebracht und jegliche Nachbehandlung blieb aus. Bald kamen die Rezidive.

Das war der Grund, weshalb z. B. in dem zu Bant gehörigen Ortsteil Belfort, der 2 *km* von den Baugebieten entfernt liegt, die seit langer Zeit dort endemische Malaria seither kaum abgenommen hat. Indes um obigem Übelstande abzuhelfen, ist bereits die unentgeltliche Gewährung von Chinin in die Wege geleitet.

Die Behandlung von malariakranken Mannschaften der Marine und die der malariakranken Arbeiter war durch besondere Vorschriften nach obigen Grundsätzen streng geregelt. Zwecks sicherer Kontrolle musste jeder von diesen ins Stationslazarett bezw. Werftkrankenhaus zu energischer Chininbehandlung, bis er laut mehrfacher Blutuntersuchungen von Malariaparasiten befreit war.

Verhütung einer Anopheles-Vermehrung.

An einen Ausrottungsversuch der Anopheles in dem gefährdeten Gebiet heranzugehen oder auch nur ihre Fernhaltung von den Häusern mit besonderen Mitteln zu erstreben, erschien aussichtslos, andererseits auch nicht unbedingt nötig. Es war eben von vornherein einfach unmöglich, in den endemischen Malariaherden die Wassergräben der Bauern, die Slöte, zu beseitigen. — Dies sind die unentbehrlichen Viehtränken der Leute, die so manchem auch als Trinkwasserbrunnen dienen.

Ebensowenig wie dies ausführbar war, erschien die Absperrung der Häuser gegen die Anopheles nötig, denn die Malariagefahr hätte in keinem Verhältnis zu den aus solchen Versuchen erwachsenden Kosten gestanden.

Nur eine Massregel wurde hinsichtlich der Anopheles geübt und zwar unmittelbar auf den Baugebieten; die oberflächlichen Erdarbeiten wurden durch Abzugsgräben nach den tiefsten Stellen stets

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglichst trocken gehalten, damit den Anopheles keine neuen, grösseren Brutplätze gewährt würden; an den tieferen Stellen war das Wasser stark seesalz- und schwefelwasserstoffhaltig, liess also keine Entwickelung von Anopheleseiern zu.

Auf diese Weise geschah es, dass wir auf den Arbeitsgebieten niemals Anopheleseier oder Anopheleslarven zu Gesicht bekamen, während solche in Nachbargebieten oft recht zahlreich zu finden waren.

Ergebnisse der Verhütungsmassregeln.

Unter den geschilderten Massnahmen wurden die folgenden Ergebnisse beobachtet.

Zu Wilhelmshaven wurden seither 13 eingeschleppte Fälle unmittelbar nach ihrem Eintreffen festgestellt und geheilt. 12 davon betrafen Angehörige der Marine, 1 die Civilbevölkerung; die Krankheiten stammten aus Kamerun, Ostafrika, Westindien, Tonking, Tsingtau. Ausser diesen kamen seither 15 Malaria-Erkrankungen auf der äussersten Grenze von Wilhelmshaven zur Beobachtung, davon 10 während des ersten und 5 während des zweiten Sommers bezw. Herbstes; die Betroffenen wohnten fast ausschliesslich in der Nähe der endemischen oldenburgischen Herde, die Krankheitsfälle waren somit eigentlich auch als eingeschleppte anzusehen. Es blieb also hier bis dato nur bei vereinzelten Fällen, im ganzen 28, bei einer Bevölkerung von 33 600 Seelen; das bedeutet einen jährlichen Zugang an Malariafällen von noch nicht 0,5 pCt., während z. B. bei der ersten, dortigen Malaria-Epidemie von 1858 bis 1869 in den ersten beiden Jahren der Hafenbauten 204,1 bezw. 227,7 pCt. allein unter den Arbeitern beobachtet wurden.

Höher als zu Wilhelmshaven stellte sich nach unseren Ermittelungen die Ziffer in dem benachbarten oldenburgischen Bant; hier wurden von Ende Juli, dem Beginne unserer Tätigkeit, bis Dezember 1901 zusammen 21 Malariafälle und in diesem Jahre von Januar bis dato 38 mikroskopisch festgestellt; bei dieser Zählung ist aber zu berücksichtigen, dass die vor Beginn unserer Tätigkeit von den Ärzten klinisch bestimmten Fälle des Frühsommers 1901 nicht mitgerechnet sind; würden sie mitgezählt, so würde auch für Bant im laufenden Jahre die Malariastatistik gegen das Vorjahr günstiger sein. Immerhin bestand während des letzten Sommers die Malaria zu Bant in grösserer Zahl als zu Wilhelmshaven fort, mit rund 40 Fällen bei einer Bevölkerung von 17 000 Einwohnern, also mit noch nicht 2 pCt. Zugang pro Jahr. Dass dieses Fortbestehen höchst wahrscheinlich auf den mangelhaften Chiningebrauch zu beziehen ist, wurde bereits betont.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Interessant war hier eine Beobachtung, die in dem Banter Ortsteil Neubremen gemacht wurde; dort waren im Januar 1901 zwei malariakranke italienische Maurer zugezogen; bei dem einen konnte ich in Präparaten, die sein behandelnder Arzt, Dr. Knoop, angefertigt hatte, von dem Vorhandensein der Malariaparasiten noch im August 1901 mich überzeugen. Seitdem hat sich in dieser Gegend die Malaria ausgebreitet, wenn auch bloss in sehr mässigen Grenzen; auffallenderweise zeichnen sich einige der dortigen Fälle durch Schwere aus.

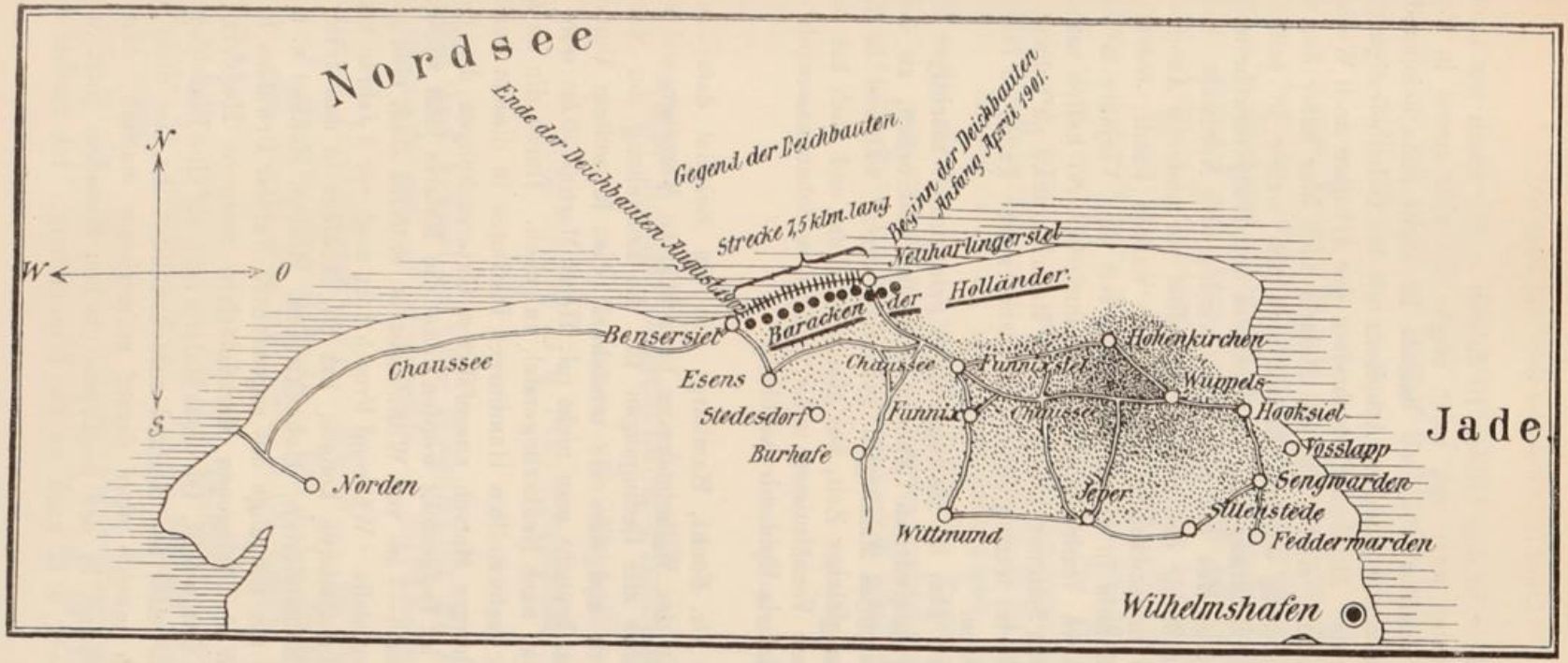
Die beobachteten einheimischen Fälle waren ausschliesslich Tertianen, unter den eingeschleppten fand sich zuweilen Quartana und Tropica.

Niemals aber — und das ist der auffällige Gegensatz gegenüber den früheren Epochen der Erdumwühlungen zu Wilhelmshaven — niemals wurde einer der Hafen- oder Dockbau-Arbeiter als malariakrank befunden; der Gesundheitszustand unter diesen Leuten war und blieb seither andauernd sehr gut, selbst dann noch, als seit diesem Frühjahr etwa 100 von ihnen in eine Arbeiterbaracke verlegt worden waren, die mitten in dem Hauptfieberterrain der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stand.

Alles in allem ergibt sich mit Sicherheit das eine: die Wilhelmshavener Malaria-Erkrankungen haben seit Beginn der diesmaligen Erdumwühlungen nicht nur nicht zu-, sondern vielmehr abgenommen.

Dass dieses günstige Resultat nicht etwa einem allgemeinen Erlöschen der Malaria in Ostfriesland und Oldenburg oder dem blossen Zufall zuzuschreiben ist, erhellt aus den Erfahrungen, die ich bei einem gleichzeitig stattfindenden grossen Deichbau im Harlingerlande, 50 *km* nordwestlich von Wilhelmshaven, gemacht habe. Dort wurde seit Anfang April 1901 der Seedeich zwischen Neuharlingersiel und Bensersiel auf einer Strecke von 7,5 *km* mit einem Vordeich aus Basaltstücken versehen; zwischen Vordeich und Deichkrone wurden zur Festigung der Basaltblöcke gewaltige Schlickmassen mittelst Dampfkrans geworfen. Diese Arbeiten wurden ausschliesslich durch etwa 150 Holländer ausgeführt, die in Baracken dicht an der Landseite des Deiches wohnten; es waren ausserdem etwa 20 Frauen und Kinder mit ihnen. 20 von diesen Arbeitern hatten schon bei ihrem Eintreffen Malaria, „Koortsen", wie sie die Anfälle auf holländisch nannten; sie litten, sämtlich mit starken Milzschwellungen behaftet, wie mir ihr behandelnder Arzt, Dr. Lembke aus Esens, versicherte, an typischen Malaria-Anfällen. Laut Erklärung des in dieser Gegend praktizierenden Arztes Dr. Grahlmann aus Esens begann Ende April 1901 alsbald nach dem Zuzuge dieser Leute die Malaria ringsher in der Umgegend sich auszubreiten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



17*

Das punktierte Feld zeigt das Fortschreiten der Malaria aus der Gegend der Deichbauten zwischen Neuharlingersiel und Bensersiel nach Südosten seit Anfang April 1901.

Die weniger dicht punktierte nordwestliche Hälfte — weniger befallenes Gebiet — preussisch, die dichter punktierte südöstliche Hälfte — stärker befallenes Gebiet — oldenburgisch. ═══ Strassen.

während sie hier in den letzten 10 Jahren vorher kaum zur Beobachtung gekommen war; und zwar zeigte sie sich zuerst in Neuharlingersiel, woselbst von den damals in sechs nahe beieinander stehenden Baracken wohnenden Arbeitern mit den Deichbefestigungen angefangen wurde. Mit dem Fortschreiten der Arbeiten nach Westen, nach Bensersiel zu, stellte sich die Malaria auch hier unter der ansässigen Bevölkerung ein und breitet sich nun weiter in östlicher bis südöstlicher Richtung aus, entsprechend den Hauptverkehrswegen und der Richtung des örtlichen Hauptwindes, des Nordwest, durch den eine Vertreibung der zahlreich daselbst vorhandenen Anopheles nach Südosten ungezwungen angenommen werden kann. Jedenfalls hat sich die Malaria in diesen Gegenden seit dem Vorjahre an Zahl stellenweise etwa verdreifacht bis verzehnfacht. So hatten manche Ärzte im letzten Sommer 100 und mehr Malariakranke zu behandeln, während ihnen im letzten Jahrzehnt vorher solche kaum zu Gesicht gekommen waren.

Wir sehen also im Harlingerlande gelegentlich mächtiger Erdarbeiten eine ausgedehnte Malaria-Epidemie ausbrechen, zu deren Verhütung keinerlei Massregeln getroffen waren, während in Wilhelmshaven zu gleicher Zeit, bei gleichem Klima und auch bei sonst nahezu gleichen Verhältnissen unter geeigneten Schutzmassregeln die gefürchtete Malaria-Epidemie ausblieb.

Physikus Dr. **Nocht**, Hamburg: Um ein Beispiel dafür anzuführen, dass in der Wilhelmshaven benachbarten Marschgegend auch in diesem Jahre alle Bedingungen für die Entstehung der Malaria gegeben waren und dass sie tatsächlich dort in weitem Umfange geherrscht hat, braucht man nicht mit Herrn Martini 50 *km* weit von Wilhelmshaven, nach Neuharlingersiel, zu gehen. Durch die im Auftrage des mir unterstellten Hamburger Institutes in diesem Sommer in der Oldenburger Marsch ausgeführten Untersuchungen des Herrn Dr. Mühlens ist festgestellt worden, dass die Malaria jetzt wieder in Orten, die nur 6—7 *km* von Wilhelmshaven entfernt sind, eine grosse Ausbreitung erreicht. Während Frosch dort noch vor 2 Jahren keinen Malariaherd konstatieren konnte, hat Dr. Mühlens in den Jever benachbarten Marschdörfern Hohenkirchen, Minsen, Hoksiel u. a. m., sowie in den am Eingange des sogenannten Vareler Urwaldes in der friesischen Wede belegenen Marschdörfern mehrere Hundert von Malariafällen festgestellt. Ob diese Malaria auch auf eine Einschleppung durch Deicharbeiter aus Holland zurückzuführen ist, ist nicht festgestellt. Ich möchte aber darauf aufmerksam machen, dass die Malaria überhaupt in den nordwestdeutschen Marschen jetzt wieder neu aufflackert, z. B. auch an der Elbmündung. Ich möchte daran

die Mahnung knüpfen, dass man angesichts dieser von Dr. Mühlens festgestellten neuerlichen Ausbreitung der Malaria dieser Krankheit unverzüglich von seiten der beteiligten Gesundheitsbehörden energisch entgegentreten möchte.

Dr. **Mense**, Kassel: Es geht aus den heutigen Darlegungen zwar hervor, dass die Unterbrechung des Doppelkreislaufes der Malariaerreger im Menschen erfolgreich ist und in begrenzten Gebieten durchgeführt werden kann. Aber vielleicht kommt das andere Mittel, den Kreislauf durch Vernichtung oder Fernhaltung der Mücken zu stören, zu kurz. Wenn man in der Heimat oder in den Tropen die Einschleppung der Malaria verhindern will, so ist der Mückenschutz sicher nicht entbehrlich. Selbst während der Chininbehandlung können sich sonst noch möglicherweise Anophelesmücken bei Zuzüglern aus Malariagegenden infizieren und die Krankheit weiter verbreiten. Besonders wichtig sind Massregeln gegen die Mücken für Missionare, Lehrer u. a., welche durch ihr Zusammenleben mit Kindern besonders gefährdet sind. Neuere Beobachtungen in Japan beweisen den Nutzen solcher Schutzmassregeln beim Militär.

Über Schwarzwasserfieber-Prophylaxe.

Von Marine-Oberstabsarzt Dr. **Ruge**, Kiel.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag).

Wie Ihnen bekannt ist, bildet augenblicklich die Verhütung des Schwarzwasserfiebers den Brennpunkt in der Schwarzwasserfieberfrage.

Die zu beantwortende Frage lautet: Muss, um Schwarzwasserfieber zu verhüten, jeden 10. und 11. Tag je 1 *g* Chinin genommen werden, oder kommt man mit einem halben Gramm, jeden 5. Tag genommen, aus?

Der Kürze halber werde ich im folgenden die erstere Art der Prophylaxe die Grammprophylaxe, die letztere die Halbgrammprophylaxe nennen.

Noch auf der vorjährigen Naturforscherversammlung sprach sich Herr Prof. F. Plehn dahin aus, dass sich auf die Dauer nur die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Halbgrammprophylaxe durchführen liesse, weil die Grammprophylaxe zu viel unangenehme Nebenwirkungen hätte. Er fügte allerdings noch hinzu, dass, in Afrika wenigstens, das Schwarzwasserfieber zunehme, welchen Grund das hätte, liesse sich nicht sagen, vielleicht wäre diese Erscheinung durch die Anwesenheit einer bestimmten Anopheles-Art hervorgerufen. Kurz darauf erschien die Arbeit von Herrn Stabsarzt Kleine über Schwarzwasserfieber, in der die von Herrn Geheimrat Koch ausgesprochene Ansicht wiedergegeben war, dass Malariafieber und mit ihnen das Schwarzwasserfieber nur durch die Grammprophylaxe verhütet werden könnten und dass es schiene, als ob die Halbgrammprophylaxe in manchen Fällen die Disposition zum Schwarzwasserfieber schaffte, weil die gereichte Chinindosis zu schwach wäre, um die Malariaparasiten im Körper abzutöten und nun Parasiten und Chinin vereint schädigend auf den Organismus wirkten. Ganz unabhängig von Koch und fast zu gleicher Zeit teilte Herr Dr. Fisch aus Aburi (Westafrika) mit, dass alle diejenigen Europäer, die das Chinin vorbeugend halbgrammweise regelmässig oder unregelmässig nehmen, an Schwarzwasserfieber erkrankten, während diejenigen, die es grammweise 2—3 mal im Monat (also auch unregelmässig) oder regelmässig alle 12 Tage nehmen, frei von Schwarzwasserfieber blieben. Alle die genannten Autoren legen den grössten Wert darauf, dass die von ihnen empfohlene Prophylaxe regelmässig durchgeführt wird. Nun finden sich aber in der zitierten Arbeit von Kleine verschiedene Fälle, in denen trotz regelmässig durchgeführter Halbgrammprophylaxe doch Schwarzwasserfieber auftrat, und in jüngster Zeit hat Herr Dr. Schlayer einen Fall von Schwarzwasserfieber veröffentlicht, der einen Seeoffizier betraf, der während seines einjährigen Aufenthaltes in Kamerun die Halbgrammprophylaxe regelmässig durchgeführt hatte, sie auch noch während seiner 4 Wochen dauernden Rückreise beibehielt, in Deutschland aber aussetzte, kurz darauf an Fieber erkrankte, Chinin nahm und an Schwarzwasserfieber erkrankte. Im Blute fanden sich neben Ringen auch Halbmonde, ein Zeichen, dass die Infektion schon lange bestand. Ich selbst beobachtete bei einem unserer Matrosen Schwarzwasserfieber, der trotz regelrecht durchgeführter Halbgrammprophylaxe schon nach 7wöchentlichem Aufenthalt in Kamerun Fieber bekam, weiterhin trotz fortgesetzter Halbgrammprophylaxe Rückfälle hatte, von denen sich einer 11 Monate später mit Schwarzwasserfieber komplizierte. Gesprächsweise hat mir Herr Physikus Nocht mitgeteilt, dass von 4 Regierungsbeamten, die regelmässig die Halbgrammprophylaxe durchgeführt hatten, 3 an Schwarzwasserfieber erkrankten.

Diesen Beobachtungen steht die von Herrn Dr. A. Plehn in letzter Zeit veröffentlichte Statistik gegenüber, nach welcher alle

diejenigen Europäer in Kamerun, die regelmässig die Halbgrammprophylaxe übten, anfangs sehr viel seltener als die Nichtprophylaktiker und später so gut wie gar nicht mehr an Schwarzwasserfieber erkrankten.

Andererseits ist meines Wissens noch kein Fall bekannt geworden, dass bei einem Europäer, der die Grammprophylaxe durchführte, Schwarzwasserfieber aufgetreten wäre.

Andere vorbeugende Verfahren als die beiden Chininprophylaxen kennen wir aber bis jetzt noch nicht. Vielleicht lässt sich das Verfahren von Bautier verwerten.

Da aber das zur Schwarzwasserfieber-Prophylaxe vorliegende Material zur Zeit zu gering ist, als dass mit Bestimmtheit entschieden werden könnte, welche Prophylaxe angewendet werden muss, so möchte ich den Antrag stellen, die 2. Sektion des I. Deutschen Kolonialkongresses möchte durch eine nach einheitlichen Gesichtspunkten geleitete Sammelforschung diese Frage zu entscheiden versuchen.

Regierungsarzt Dr. **Plehn**: Die Kleineschen Fälle aus dem Kochschen Institut beweisen das Gegenteil von dem, was damit bewiesen werden soll. Von den 15 Schwarzwasserkranken hatten nur 2 Chinin nach meiner Methode genommen.

Meine Statistik habe ich so oft mitgeteilt, dass ich sie im Kopf habe. An dieser Stelle will ich nur anführen, dass in der Zeit vom Februar 97 bis Februar 99 unter den Beamten in Kamerun bei 54 Nichtprophylaktikern 31 Schwarzwasserfieber mit 3 Todesfällen daran und einem an unkomplizierter Malaria beobachtet wurden. (Bei den Nichtprophilaktikern unter den Privaten nebenbeibemerkt allein 8 Todesfälle an einfacher Malaria, natürlich ohne ärztliche Behandlung).

Bei 47 Prophylaktikern kamen in derselben Zeit unter denselben Umständen nur 6 Schwarzwasserfieber vor; davon war nur eins schwer. Todesfälle sind weder damals noch später bei gewissenhaften Prophylaktikern jemals eingetreten. — Die Dienstzeit der Nichtprophylaktiker dauerte durchschnittlich 14, die der Prophylaktiker 19 Monate. Und das konnte erreicht werden, obgleich sich ein grosser Teil der Prophylaktiker erst infolge gehäufter Recidive, z. T. schon in verzweifeltem Zustand zu regelmässigem Chininnehmen entschloss!

Jetzt wird behauptet, dass die sogen. Kochsche Methode — den 7. und 8. Tag je 1 *g* Chinin — mehr leisten soll. Wenn sie mehr für Verhütung von Malaria leistete, als mein Verfahren, so würde sie auch mehr gegen Schwarzwasser leisten, für das die Disposition durch Malaria geschaffen wird. Aber wodurch ist denn bis jetzt be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wiesen, dass sie gegen das eine oder das andere mehr leistet? Eine irgend dafür verwertbare Statistik fehlt vollkommen, und es scheint mir deshalb die von Herrn Ruge ausgehende Anregung, eine solche zu schaffen, allerdings sehr beachtenswert.

Regierungsarzt Dr. **Schilling** (Togo): Dass die 8- und 9tägige Chininprophylaxe nach Koch nicht bloss auf längere Zeit durchgeführt werden kann, sondern auch allen billigen Anforderungen an eine brauchbare Methode genügt, habe ich während eines $1^1/_2$jährigen Aufenthaltes in Togo an mir selbst erproben können. Zweimal passierte es mir, dass ich mein Chinin am 8. Tage vergass, und beide male trat genau am selben Tage ein schwacher, atypischer Fieberanfall mit einmaligem Ansteigen der Temperatur bis 39,2 ein. Chinin, am Tage darauf genommen, liess keinen zweiten Anstieg der Temperatur mehr erfolgen, und bei Weiterführung der Prophylaxe blieben auch Recidive aus. Daraus geht hervor, dass die achttägige Pause das Maximum der zeitlichen Distanz zwischen den Chiningaben darstellt, dass aber 1 *g* Chinin, am achten Tage genommen, den Fieberanfall mit Sicherheit unterdrückt.

Bei einem Kollegen, Dr. K., welcher bereits viele Jahre lang in den Tropen sich aufhält und niemals Schwarzwasserfieber gehabt hatte, konnte ich beobachten, dass die 5tägige Prophylaxe mit 0,5 *g* Chinin nach Plehn weder einen Fieberanfall noch auch Schwarzwasserfieber hintanzuhalten im Stande ist: trotz gewissenhaft durchgeführter Prophylaxe trat Fieber und im Anschluss an eine, wahrscheinlich zu unrichtiger Zeit selbständig genommene Chiningabe (1,0) Hämoglobinurie von ca. 7 stündiger Dauer auf.

Jegliche Massregel, welche zur Erweiterung unserer Kenntnisse über das Wesen und die Genese des Schwarzwasserfiebers beiträgt, wie der Vorschlag des Herrn Oberstabsarzt Dr. Ruge, kann von den Tropenärzten nur mit grösster Freude begrüsst werden.

Physikus **Nocht:** Ich stimme mit Herrn Plehn darin überein, dass die Disposition zu Schwarzwasserfieber immer auf der Grundlage einer inveterierten Malaria entsteht; ich bin aber im Gegensatz zu Herrn Plehn der Ansicht, dass seine Halbgrammprophylaxe kein Mittel ist, um das Inveterieren der Malaria zu verhüten, sondern im Gegenteil diesen Vorgang in nicht seltenen Fällen zu unterstützen scheint. Ich weiss ja nicht, wie viel Menschen Herr Plehn überhaupt nach seiner Methode prophylaktisch behandelt hat und wieviel davon schliesslich eine inveterierte Malaria resp. die Disposition zu Schwarzwasserfieber davongetragen haben; das aber weiss ich, dass wir eine ganze Anzahl von Schwarzwasserfieberfällen behandelt haben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die die Plehnsche Prophylaxe jahrelang ganz gewissenhaft und zwar von Anfang an, ehe sie an Malaria erkrankten, durchgeführt haben. Ich habe über diese Zahlen schon bei Gelegenheit der im Sommer d. Js. von der Kolonial-Abteilung veranstalteten Konferenz über Chininprophylaxe berichtet und möchte hier nur angeben, dass ich seitdem, also seit Juli d. Js. schon wieder drei solche Fälle beobachtet habe. Ich habe jedenfalls verhältnismässig mehr Schwarzwasserfieberfälle bei solchen Leuten gesehen, die die Plehnsche Prophylaxe längere Zeit durchgeführt hatten, als bei solchen, die prophylaktisch unregelmässig oder gar kein Chinin genommen hatten. Ich meine aber mit der Plehnschen Prophylaxe nur Leute, die immer nur einmalige Dosen, sei es zu 0,5, sei es zu 1 *g*, Chinin genommen hatten. Nimmt man Chinin immer an mehreren Tagen hintereinander, so ist das eine ganz andere, viel wirksamere Art der Prophylaxe.

Ich habe neben einer sehr grossen Anzahl von Kolonialbeamten und Angehörigen der Schutztruppe auch sehr viele andere Leute, darunter wohl an die zweitausend Seeleute, an Malaria behandelt. Von diesen Seeleuten hat noch kein einziger Schwarzwasserfieber gehabt. Es waren aber alles frische Fälle, die erst 4—6 Wochen höchstens alt waren. Je länger die Malaria bei einem Patienten dauerte, ohne durch gehörige Dosen von Chinin, zu rechter Zeit gegeben, ausgerottet zu werden, desto grösser wird die Gefahr des Schwarzwasserfiebers. Ich bin auf Grund meiner Erfahrungen der Ansicht, dass die Plehnschen Dosen nicht genügend sind, um die Malaria in jedem Falle gründlich zu heilen, dass sie aber viele Patienten dazu verleiten, sich für geheilt zu halten, weil sie keine ordentlichen Fieberanfälle mehr bekommen. Tatsächlich sind sie nicht geheilt und gehen deshalb auch der Gefahr, an Schwarzwasserfieber zu erkranken, nicht so ganz selten entgegen.

Stabsarzt **Kuhn:** Ich habe in Deutsch-Südwestafrika auch drei Jahre hindurch von allen Fieberfällen und von jeder Chiningabe genaue Aufzeichnungen gemacht. Ich habe dieselben mitgebracht. Sie ersehen daraus, dass ich die A. Plehnsche Chininkur mit dem grössten Erfolge angewendet habe. Ich habe die Verordnung des halben Grammes alle 5 Tage so getroffen, dass ich vor dem Abendessen und vor dem Zubettgehen je $^1/_4$ *g* nehmen liess. Diese Gaben wirkten appetitanregend und schlaffördernd.

Regierungsarzt Dr. **Plehn:** Herr Nocht sagt, dass er 30 Schwarzwasserkranke behandelt hat, und fragt, welches Material mir zur Verfügung stände. 1896 habe ich genaue Beobachtungen an 53 Schwarzwasserfällen veröffentlicht. Seitdem sind etwa 90 weitere dazugekommen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit deren Bearbeitung ich z. Z. beschäftigt bin. Unter diesen annähernd 150 Kranken werden sich vielleicht 10 Prophylaktiker befinden. Gerade gegen die schweren Fieberformen, und ganz besonders gegen die Komplikation mit Hämoglobinurie, erweist sich meine Prophylaxe verhältnismässig noch wirksamer, als für die Beschränkung der Anzahl kleiner Fieber. Eine Schädigung der Konstitution, eine Malariakachexie irgend welcher Form, wie sie Herr Nocht fürchtet und als Folge der Halbgrammprophylaxe beobachtet haben will, ist mir in den 8 Jahren, während welcher ich die Schicksale der Kameruner Kolonisten verfolgen kann, noch niemals bei Prophylaktikern vorgekommen. Im Gegenteil! Die fünftägige Chininprophylaxe ist das wirksamste Mittel zu ihrer Verhütung und Heilung. Davon kann sich jeder überzeugen, welcher die Kasuistik in meiner Arbeit über „Immunität und Latenzperiode" studiert.

Auch ich bin für genaue klinische Beobachtungen eingenommen, die Herr Nocht empfiehlt. Die Beobachtungen draussen können aber durch die an den Rückgekehrten in Deutschland gemachten niemals ersetzt werden, denn der Verlauf der Fieber ist an den Malariaherden selbst vielfach ein anderer, als in malariafreien Gegenden, vor allem, als in der gemässigten Zone. Ich brauche da nur an die Frage der Spontanheilung zu erinnern, welche hier nach übereinstimmenden Berichten gar nicht selten ist, während sie, wenigstens in Kamerun, von mir niemals beobachtet wurde. Wie das Fieber in Kamerun ohne Chinin verläuft, das mögen Ihnen die 8 Todesfälle zeigen, welche ich schon erwähnte. Es sind nicht die einzigen, welche während meiner Anwesenheit in Kamerun unter solchen Umständen vorkamen.

Klinische Beobachtungen schliessen aber den Versuch nicht aus, die Empfehlung der Kochschen Prophylaxe durch ein einwandfreies statistisches Material zu rechtfertigen, welches bis heute noch vollkommen fehlt. Ist das Ergebnis günstig, so wird zu erörtern sein, ob die allgemeine Durchführung der doppelten Grammprophylaxe in unseren Kolonien praktisch möglich ist, was ich vorläufig, nach dem, was ich gesehen habe, bezweifeln muss.

Oberstabsarzt Dr. **Steudel:** Nach der Geschäftsordnung des Deutschen Kolonialkongresses sollen Resolutionen in den Sektionssitzungen nicht gefasst werden, da der Kolonialkongress als geschlossenes Ganzes nach aussen hin auftreten soll, auch hätte eine solche Resolution vorher dem Kongresskomitee angemeldet werden müssen. Vielleicht wird es Ihnen leichter, auf den Antrag von Oberstabsarzt Ruge zu verzichten, wenn ich Ihnen sage, dass die Kolonial-Abteilung den wichtigen vorliegenden Fragen fortwährend die grösste Aufmerk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samkeit schenkt. In den letzten Monaten hat über diese Fragen unter dem Vorsitz des Herrn Kolonialdirektors und mit Zuziehung der erreichbaren Tropenärzte und Tropenkenner eine Konferenz stattgefunden. Wie heute, so konnte auch damals eine Einigung über die beste Art der Chininprophylaxe nicht erzielt werden, man musste sich deshalb auf die Empfehlung der Chininprophylaxe im allgemeinen beschränken und die Art der Durchführung den Ärzten in den Kolonien je nach ihrer Erfahrung und Überzeugung überlassen, um nicht zu riskieren, dass ein Ausreisender in der Heimat einen ganz anderen Rat bekommt als nachher bei seiner Ankunft in der Kolonie. Die Beschlüsse, die damals in der Konferenz gefasst wurden, waren:

1. Jedem Ausreisenden eine Belehrung über Tropenkrankheiten etc. mitzugeben, in welcher auch die Chininprophylaxe im allgemeinen empfohlen wird.
2. Jedem Bewerber bei der Untersuchung auf Tropendiensttauglichkeit 1 *g* Chinin zu geben, um solche Leute, welche dieses Mittel nicht gut vertragen, von vornherein ausscheiden zu können.
3. Durch weitere Sammlung von statistischem Material nach Möglichkeit über die beste Art der Chininprophylaxe noch nähere Aufklärungen zu erhalten.

Dr. **Otto,** Hamburg, bemerkt gegenüber Herrn Plehn und Herrn Ruge, dass weder das Auftreten der basophilen Körnung noch auch eine schubweise einsetzende Polychromatophilie ein diagnostisches Merkmal bezüglich des Eintretens von Schwarzwasserfieber abgeben. Beides kommt häufig bei Malaria vor, jedoch auch bei solchen Kranken, die gar nicht an Malaria leiden. Speziell die basophile Körnung wird vielfach in der Rekonvaleszenz der Malaria beobachtet, in einem Falle von Schwarzwasserfieber trat sie ganz plötzlich und so reichlich nach Abklingen des Anfalles auf, dass man in ihr einen Regenerationsvorgang erblicken musste, eine Auffassung, die durch anderweitige Beobachtungen und experimentelle Untersuchungen, welche Dr. P. Schmidt im tropenhygienischen Institut angestellt hat, gestützt wird. Einen unmittelbaren Zusammenhang des Auftretens basophiler Körnung mit vorangegangener Chinindarreichung hat Redner nie gesehen. Nach seiner Ansicht gibt es überhaupt kein einziges objektives Zeichen, in einem vorliegenden Falle zu entscheiden, ob ein Schwarzwasserfieberanfall eintreten werde oder nicht. Man ist allein auf die Anamnese angewiesen, das Ergebnis der Blutuntersuchung wie der objektive Organbefund lassen völlig im Stich. Es gibt Fälle, in denen die Patienten durch Anaemie, hochgradige Milz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Lebervergrösserung disponiert erscheinen und doch, obwohl sie vor wenigen Wochen erst auf Chinin mit Schwarzwasserfieber reagierten, sogleich grosse Dosen von 1,0 *g* vertragen, während andere mit geringem Organ und Blutbefund nach monatelangem Freisein von Krankheitserscheinungen auf eine Dosis von 0,05 *g* Chinin einen schweren haemoglobinurischen Anfall bekommen.

Über den Verlauf der Malaria ohne Chinin mit besonderer Berücksichtigung meiner Impfung.

Von Stabsarzt Dr. **Kuhn.**

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Ich hatte die Absicht, in Karlsbad auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte über den Verlauf der Malaria ohne Chinin zu sprechen. Da ich durch wichtige Versuche auf dem Gebiete der südafrikanischen Pferdesterbe an der Reise verhindert wurde, so habe ich die Aufgabe für meinen heutigen Vortrag gewählt und erweitert.

Ich will zu Ihnen nun nicht über den Erfolg von Ersatzmitteln des Chinins sprechen. Das Chinin zerstört die Malariaparasiten geradeswegs. Von den vielen empfohlenen Mitteln, welche ebenfalls die Parasiten zerstören sollen, reicht keins an die Wirkung des Chinins heran.

Ich beabsichtige vielmehr über den Verlauf der Malaria zu sprechen, wie er sich ohne den Einfluss von parasitenzerstörenden Mitteln darbietet. Besonders kommt es mir darauf an, Ihnen eine Anzahl von Fieberkurven zu zeigen.

Das erste Mal lernte ich den Verlauf der Malaria ohne Chinin kennen, als im Jahre 1897 in Deutsch-Südwest-Afrika eine heftige Malariaseuche alle Chininvorräte im Norden des Landes aufgezehrt hatte und eine rechtzeitige Heranschaffung von Ersatz deswegen verhindert wurde, weil die Rinderpest den Frachtverkehr monatelang aufhob. Ich habe im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene in meiner Arbeit „über meine Impfung gegen Malaria“ diese Zeit bereits erwähnt.

Sämtliche Mannschaften der Schutztruppe im Norden hatten vorher schon viel Fieber gehabt. Um den 29. Juni herum gingen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf der Station Grootfontein die letzten Chininvorräte zu Ende. Ich befand mich mit den meisten Mannschaften im Gebiet der Rinderpest, wo ebenfalls grosser Mangel an Chinin herrschte. Der behandelnde Lazarettgehilfe verwandte zwar die geringen Vorräte Eisenchinin, Arsenik, Methylenblau, jedoch ohne grossen Erfolg. Das Fieber hörte bei 6 von 13 Kranken überhaupt nicht auf. Bei den übrigen 7 sind fieberfreie Zeiträume, welche auf Rechnung der gebrauchten Arzeneimittel kommen. Leider sind über die Anwendungsweise der Mittel keine genauen Aufzeichnungen vorhanden. Sehr schwer fühlbar machte sich der gänzliche Mangel an allen Stärkungsmitteln, wobei ich nicht etwa an Alkohol denke; Zucker, Kakao, Früchte, Gemüse, Zutaten fehlten, nicht einmal die gewöhnlichsten Lebensmittel waren in ausreichender Menge vorhanden, frisches Fleisch infolge der Rinderpest sehr knapp, Büchsenfleisch die tägliche Nahrung. Eine solche eintönige Kost haben Malariakranke wohl selten genossen. So ist es kein Wunder, dass die Mannschaften in einen äusserst elenden Zustand kamen. Als ich nach Grootfontein zurückkehrte, boten sich mir wahre Jammergestalten dar. Nach den Fiebertafeln handelte es sich wohl in allen Fällen um Tertiana. Als am 26. Juli wieder Chinin ankam, hörte das Fieber bei allen sofort auf.

Ich habe die Leute meist noch jahrelang unter den Augen gehabt und bin auch heute noch bei den meisten über ihr Schicksal auf dem Laufenden. So weiss ich, dass alle noch später sehr viel Fieber durchgemacht haben, so dass es scheint, als ob die Leidenszeit ohne Chinin zu einer Immunisierung wenig beigetragen hat. Aus dieser Epidemie habe ich den Eindruck gewonnen, dass die Tertiana in Deutsch-Südwest-Afrika eine ausserordentliche Hartnäckigkeit besitzt. Von den 13 Leuten haben später 4 Schwarzwasserfieber gehabt, jedoch nicht vor Ablauf eines halben Jahres. An anderen Stationen des Nordens, z. B. in Otavifontein, traten die Schwarzwasserfälle schon bald nach der chininlosen Zeit auf. —

Im Jahre 1899 gewann ich die Anschauung, dass die südafrikanische Pferdesterbe zu der menschlichen Malaria in nahen Beziehungen stände. Die Gründe für diese Annahme habe ich in der eingangs erwähnten Schrift auseinandergesetzt. Ich verwandte infolgedessen Heilserum, welches mir bei der Behandlung der Pferdesterbe gute Dienste leistete, zur Behandlung der Malaria.

Es ist mir nun gelungen, die Pferdesterbe in Deutschland durch das Blut von erkrankten südafrikanischen Pferden hervorzurufen. Ich bin seit Anfang des verflossenen Sommers im Tropenhygienischen Institut in Hamburg mit Impfungen gegen die Pferdesterbe beschäftigt, wo ich nach Art der mückensicheren Häuser einen vollkommen blutsaugersicheren Stall gegen eine etwaige Weiterverbreitung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seuche errichtet habe, trotzdem eigentlich eine Weiterverbreitung in Deutschland ganz ausgeschlossen erscheint. Es ist mir aber nicht gelungen, die Blutparasiten, welche in Südafrika so häufig bei der Pferdesterbe gefunden worden sind, im Blute der hier in Deutschland erkrankten Pferde nachzuweisen. Gewisse kuglige Einschlüsse in den roten Blutkörperchen der schwerkranken Pferde habe ich als Reste der Kerne erkannt, wie sie normalerweise z. B. im Blute der Maus vorkommen.

Diese Erfahrung veranlasste mich der Anschauung näher zu treten, dass die merkwürdigen epidemiologischen Beziehungen zwischen der Sterbe und der Malaria weniger auf der Verwandtschaft der Erreger als vielmehr wohl der Zwischenträger beider Krankheiten beruhen. Es wird noch eingehender Studien bedürfen, diese interessante Frage völlig aufzuklären.

Wie dem aber auch sei, ich halte daran fest, dass ich mit dem Serum bei der Behandlung der menschlichen Malaria Erfolge erzielt habe.

Wenn es sich herausstellen sollte, dass nicht die dem Serum eigentümlichen Stoffe, welche sich bei der Pferdesterbe heilkräftig erweisen, sondern dass das Pferdeserum an sich einen Einfluss auf die menschliche Malaria hat, so würde es sich um einen Vorgang handeln, welcher in der Krankheitsbehandlung zahlreiche Beispiele hat. In Flügges Werk „Die Mikroorganismen“ heisst es: „Sicher nicht durch direkte Hemmung des Bakterienwachstums wirken einige Stoffe, denen man neuerdings einen immunisierenden und heilenden Einfluss auf Infektionen zugeschrieben hat.“ Es wird im Flügge über die Versuche berichtet, mit Hilfe von Hoden- und Thymusextrakten Kaninchen gegen Milzbrand zu immunisieren. Ferner werden u. a. die Versuche erwähnt, mit dem Blutserum natürlich unempfänglicher Tiere (Frösche, Ratten, Hunde) die empfänglichen Tiere vor Milzbrand zu schützen und zu heilen. Bei der Pneumonie-Kokkeninfektion der Kaninchen wurde Hunde- oder Menschenblutserum, beim Rotz Rinderserum mit Erfolg verwandt. Gegen die Cholerainfektion der Meerschweine erwies sich Pferdeserum am wirksamsten. Hierher gehört auch vielleicht die Beobachtung Laverans aus neuster Zeit, dass Menschenserum auf die Trypanosomenkrankheit der Ratten einen Einfluss hat.

Ich will mich darauf beschränken, nur noch anzuführen, dass auch Schaudinn in seiner neusten in den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts erschienenen Arbeit über den Einfluss von tierischem Serum auf Protozoen berichtet. Sehr interessant sind seine Beobachtungen, wie Rattenblut auf die Malariaparasiten wirkt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach allem dem Gesagten müssen also noch weitere Untersuchungen folgen, ob nach Art der eben besprochenen Methoden das Pferdeserum an sich oder das mit den Schutzstoffen der Pferdesterbe beladene den Einfluss auf die Malaria hat, den ich jetzt schildern will.

Die Impfung ist ausgeführt in Deutsch-Südwest-Afrika, ferner in Bosnien, wo ich auf Einladung von Herrn Dr. v. Hovorka über vier Monate weilte, an über 40 Fällen und im Seemannskrankenhause in Hamburg an einigen Fällen. Über unsere gemeinsamen Impfungen in Bosnien hat Herr Dr. v. Hovorka auf der Versammlung in Karlsbad berichtet.

Wie es nun in dem Flüggeschen Werk heisst, dass die erwähnten Stoffe nicht durch Hemmung des Bakterienwachstums wirken, so wirkt auch das von mir verwandte Serum nicht wie das Chinin parasitenzerstörend schlechthin. Es scheint sogar zunächst die Vermehrung der Parasiten in manchen Fällen anzuregen, denn auf eine Einspritzung erfolgte manchmal ein verstärkter Anfall, mit Zunahme der subjektiven Beschwerden des Kranken, des Schüttelfrostes, der Kopf- und Gliederschmerzen. Eine Steigerung der Temperatur war in manchen Fällen vorhanden, immer konnten wir sie jedoch nicht nachweisen. Meist war der Anfall länger als gewöhnlich. In einigen Fällen war der Anfall aber trotz seiner Heftigkeit auf einen kürzeren Zeitraum als sonst beschränkt.

Hierbei muss erwähnt werden, dass diese Anfälle nicht etwa durch die Einspritzung des Serums hervorgerufen wurden, sondern dass wir meist einige Stunden vor einem zu erwartenden Anfall einspritzten. Das Serum löst bei Gesunden keine Reaktion aus.

Nachdem der auf die Impfung folgende heftige Anfall sich abgespielt hatte, wurde der nächste Anfall bereits bedeutend geringer. Falls die Anfälle sich jedoch noch öfter wiederholten, so nahmen sie an Stärke ab.

Regelmässig habe ich bei Erkrankungen, welche mit Schüttelfrost einhergingen, beobachtet, dass die Fröste an Dauer und Stärke abnahmen, bis sie eben noch als ganz leichtes Frieren verspürt wurden. Die Anfälle machen sich schliesslich oft nur durch geringe Temperatursteigerungen bemerkbar.

Die Quartanaerkrankungen leisten hartnäckigen Widerstand. Jedoch lässt sich an den durch die Impfung beeinflussten Quartana-Fällen die oben geschilderte Reaktion am deutlichsten hervorrufen. Wir hatten in Bosnien z. B. einen Quartanafall bei einem 12jährigen Mädchen, bei dem die Anfälle infolge der Impfung alle vier Tage so schwach geworden waren, dass das Kind während des Anfalls in das Sprechzimmer kam, um Blutproben entnehmen zu lassen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anfälle kehrten trotz ihrer Leichtigkeit mit grosser Hartnäckigkeit wieder. Infolgedessen spritzten wir an einem der Anfallstage fünf bis vier Stunden vor dem Anfall zweimal 5 *ccm* Serum ein. Der Erfolg war der, dass das Mädchen einen ausserordentlich heftigen Anfall durchmachte; anstatt dass es zur gewohnten Stunde in die Sprechstunde kam, wurden wir bereits eine Stunde früher in die Wohnung gerufen, wo die Kranke daniederlag. Bald nach dieser heftigen Reaktion trat dann ein Aufhören der Anfälle ein.

In allen Fällen nun, wo die Anfälle aufhörten, ging trotzdem der Parasitenbefund längere Zeit ruhig weiter, viele der Kranken unterschieden sich in garnichts von den Negern, denen man ihre Malaria äusserlich nicht ansieht.

In einer Reihe von Fällen hat das Serum den kommenden Anfall nicht verstärkt, sondern ganz oder fast ganz unterdrückt. Beide Tatsachen stehen miteinander in Widerspruch und sind lediglich so zu erklären, dass es bei der Malaria auch, wie z. B. beim Typhus, schwere und leichte Fälle gibt. Ich habe zuerst in Bosnien gesehen, dass die Tertiana nicht immer solche hartnäckigen Erkrankungen hervorruft, wie sie in Südwest-Afrika die Regel waren. Zur Erklärung dieser Tatsache ist anzunehmen, dass manche Menschen durch Vererbung oder durch Erkrankung im Mutterleib oder in frühester Kindheit, wo niemand darauf achtete, die Malaria überstanden haben und nur noch leicht erkranken. Auch die von Schaudinn in seiner neuesten Arbeit angedeutete Anschauung, dass auch die Anophelen eine gewisse Immunität zu erlangen vermögen und dass dadurch der Charakter einer Epidemie sich mildert, ja die Malaria ganz abnimmt, erscheint mir ausserordentlich annehmbar.

Nach dem Aufhören der Anfälle verschwinden die Parasiten nicht aus dem Blute, sondern nur die Zahl der ungeschlechtlichen Formen nimmt ab. So ist es kein Wunder, dass sich Rückfälle zeigen, welche nun ganz nach dem Charakter der Infektion verschieden sind. Im allgemeinen lässt sich sagen, dass bei Neuerkrankungen von Tropica und Tertiana auch die Rückfälle hartnäckiger sind. Es dauert hier manchmal Wochen, bis die Krankheit sich ausgeheilt hat. Eine günstige Ausnahme machen die Kinder. Bei den Kindern ist eine vollkommene Heilung im frühesten Alter von einigen Monaten seither in 3 Fällen von Tropica leicht gelungen. Bei einem Falle war sogar Doppelinfektion mit Quartana.

Die Behandlung mit dem Serum empfiehlt sich, abgesehen von den Eingeborenen, wo ich stets gute Erfolge gehabt habe, hinsichtlich der Tertiana und Tropica bei den kleinen Kindern der Weissen, und bei den erwachsenen Weissen dann, wenn schon Fieber vorhergegangen sind, die Kranken Widerwillen gegen Chinin haben, an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwarzwasserfieber erkrankt sind oder Neigung zu Schwarzwasserfieber haben. Bei Quartanaformen und den meisten Erstlingserkrankungen an Tertiana und Tropica sind die Erfolge seither zu gering. Möglich ist, dass grössere Gaben und häufigere Impfungen auch hier die Erfolge verbessern.

Ich komme jetzt zu einigen Erfahrungen, welche ich besonders besprechen will.

Ausserordentlich wichtig ist der Umstand, dass bei der Anwendung des Serums die Esslust der Kranken nicht sehr leidet. Selbst in der Zeit, wo noch deutliche Anfälle bestehen, schmeckt den allermeisten das Essen, sobald der Anfall vorbei ist. Dies führt mich auf eine Frage, die ich gerne einmal aufrollen möchte, nämlich die, inwieweit der Verfall der Malariakranken von der Zerstörung der Blutkörperchen durch die Parasiten und inwieweit von der Entkräftung infolge der daniederliegenden Verdauung abhängt. In der eingangs erwähnten grossen Malariaseuche 1897 in Südwestafrika habe ich zuerst die Erfahrung gemacht, dass diejenigen Leute auch trotz ihres Fiebers ihren Dienst versahen, welche nach dem Fieberanfall sofort wieder essen konnten. Diese Leute, zu denen ich selbst gehörte, haben niemals den Eindruck von Kranken gemacht, ausser während der Anfälle, trotzdem sie ebensoviel Fieberrückfälle wie die übrigen hatten.

Auch in dieser Hinsicht zeigt es sich wie beim Schwarzwasserfieber, dass das Chinin ein sehr zweischneidiges Schwert ist. Viele der elenden Gestalten in Malariagegenden sind nicht so sehr auf Rechnung der Malaria, als vielmehr auf Rechnung eines unvernünftigen Chiningebrauchs zu setzen, der den Kranken nach Beendigung des Anfalls die Speisen verekelt. Es muss auch deswegen die Losung jeder Behandlung sein, mit so wenig wie möglich Chinin auszukommen. Einmal um Schwarzwasserfieber, dann aber auch um Verdauungsstörungen zu vermeiden, gebe ich nie mehr als $^1/_4$ *g* auf einmal. Die von mir erprobte A. Plehnsche Chininkur, bei der jeden 6. Tag $^1/_2$ *g* gegeben wird, lasse ich so ausführen, dass vor und nach dem Abendessen je $^1/_4$ *g* genommen wird.

Die vorhin erwähnten Mannschaften, welche im Jahre 1897 vier Wochen lang kein Chinin bekommen hatten und doch so sehr herunterkamen, können als Beweis für die Schädigungen der Malaria an sich nicht angebracht werden, da es ja in diesem Falle gänzlich an Nahrungsmitteln gebrach.

Eine Erfahrung, welche auch hierher gehört, machte ich bei der einfachen Quartana. Sobald der Quartanaanfall abgelaufen war, kehrte fast stets die Esslust zurück, sodass die Kranken an den beiden freien Tagen wohl und munter waren, wohl aussahen und ihrer Arbeit bis zu dem Einsetzen des Schüttelfrostes nachgingen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hiermit bin ich bei der Frage angelangt, wie sich die verschiedenen Malariaformen, in ihrem natürlichen Verlauf betrachtet, unterscheiden. Es wird viel über die Frage gestritten, ob der Malariaparasit einheitlich sei oder nicht. Ich habe anfänglich einen Formenwechsel angenommen, habe mich aber im Laufe langer Beobachtungen überzeugt, dass die Quartana, die Tertiana und die Tropicaparasiten nicht ineinander übergehen. Ich sehe den Hauptunterschied in der verschiedenen Giftigkeit (Toxicität) dem menschlichen Körper gegenüber. Alle Lebensäusserungen der Parasiten, die Lebhaftigkeit, die Entwicklungsdauer, der Einfluss auf die roten Blutkörperchen, die Gesamtwirkung auf den Menschen, das Verhalten dem Serum gegenüber, die Heilbarkeit durch Selbstheilung, alle stehen in einer ganz bestimmten Beziehung zueinander, und zwar nach der Stufenleiter Quartana, Tertiana, Tropica. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Quartana die einfachste, trägste, harmloseste Form, die Urform ist, und dass die beiden anderen im Laufe der Zeit und im Sinne der Darwinschen Theorie sich aus ihr entwickelt haben. Insofern halte ich es für einen bedeutungsvollen Zufall, dass man dem Quartanaparasiten, weil man ihn zuerst gesehen hat, den Namen plasmodium malariae zuerteilt.

Dem klinischen Verlauf und der Fieberkurve nach gehen die drei Formen der Malaria häufig ineinander über. Das rührt zum grossen Teil daher, dass jeder Parasit die Fähigkeit hat, mehrere Generationen im Blute zu bilden.

In der Frage der Generationen stehe ich auf folgendem Standpunkt. Ich kann der Ansicht nicht beitreten, dass bei dem täglich sich wiederholenden Fieber zwei Generationen der Tertiana oder drei Generationen der Quartana von Anfang an vorhanden sind. Wenn ein Mensch mehrfach und zu verschiedenen Zeiten von Mücken mit einer Parasitenart infiziert wird, so wird wahrscheinlich die Inkubationszeit kürzer sein, als bei einer Infektion, die später hinzukommenden Parasiten werden aber keine neue Generation bilden, sondern werden sich den jüngsten Parasiten anschliessen. Ob sie nun mit diesen zusammen eine neue Generation bilden, das hängt von dem Umstande ab, der überhaupt das Auftreten von mehreren Generationen bedingt. Zahlreiche Kurven meiner Fälle sprechen dafür, dass eine Vermehrung der Generationen die Folge einer Vermehrung der Parasiten ist. Vielleicht ist es auch von Bedeutung, dass die Parasiten einen Teil ihrer Entwickelung in inneren Organen durchmachen.

Mit dieser Erörterung ist der Weg zu einer Besprechung des Tropenfiebers gebahnt. Es ist in neuerer Zeit die Ansicht die herrschende geworden, dass die so häufig vorkommende Kurve, bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der das Fieber sich über 20—36 Stunden erstreckt und meist eine tiefe Einsenkung hat, ohne die Norm zu erreichen, dass dies die Grundkurve des Tropenfiebers ist. Ich bin durch zahlreiche von Chinin unbeeinflusste Kurven zu der Ansicht gekommen, welche A. Plehn bereits im Jahre 1895 ausgesprochen hat, dass die Grundform der Tropica genau die gleiche ist wie bei der Tertiana. Die Entwickelungszeit der kleinen Parasiten ist 48 Stunden. Die Haupteigentümlichkeit der Tropica ist nun die, oft zwei Generationen schnell auf einander folgen zu lassen, sodass die eine Generation bereits anfängt, Fieber hervorzurufen, ehe die andere ausgespielt hat. Meine Tropicakurven, welche ich zum Beweise meiner Ansicht herumreiche, stellen alle Möglichkeiten dar, welche aus einer einfachen Tertiana durch Verdoppelung entstehen können. Eine Doppeltertiana tropica veschwindet auf eine Impfung hin und kommt bei einem Rückfall als Tertiana simplex wieder, genau wie bei der Tertiana der grossen Parasiten. Ferner, eine Doppeltertiana tropica erhält immer tiefere Einsenkungen und löst sich plötzlich an einem Tage in zwei deutliche Generationen auf. Die Einsenkungen der typischen Fieberkurve fallen manchmal in die späten Abend- und Nachtstunden, so dass man sie nicht als Morgenremissionen bezeichnen kann. In einem Falle, bei dem Erstlingsfieber eines 8 Monate alten Kindes, bietet sich das Bild einer regelrechten Tertiana simplex.

Bei dem eigentlichen Tropenfieber, d. h. bei dem in den Tropen vorkommenden Fieber mit den kleinen Parasiten, werden die Erstlingsfieber infolge ihrer hohen Toxicität wohl stets das Bild der typischen Kurve mit der Doppelgeneration aufweisen. — In Südeuropa, wo die Fieber mit den kleinen Parasiten aestivo-autumnalis genannt werden, findet sich die einfache Kurve mit einer Generation und die Quotidiana mit zwei ganz getrennten Generationen häufiger.

Um die ganz schweren Tropenfieber, die Remittens und die Continua zu erklären, braucht man nur die Dauer der beiden Doppelanfälle als verlängert anzunehmen. Trotzdem ist es denkbar, dass sich noch eine Generation einschieben kann. Es ist ja auch möglich, dass jede Sammlung zu Generationen aufhört. Das sind dann die allerschwersten Fälle, bei denen die inneren Organe ganz ausserordentlich überlastet sind.

Was nun den Parasitenbefund anlangt, so lässt sich der m. E. unschwer mit der oben geschilderten Auffassung vereinbaren.

Vielleicht lässt sich hiernach eine allgemein passende Bezeichnung für die Fieber mit kleinen Parasiten geben. Der Erreger heisst jetzt vielfach Laverania malariae. Also kann man auch die Fieberform zu Ehren Laverans ganz ruhig Laverania, Laveransche Malaria nennen, ebenso wie man sagt: Basedowsche Krankheit, Brightsche Niere.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man unterscheidet dann:

die Laverania simplex,
die Laverania duplicata cotidiana oder bloss cotidiana,
die Laverania duplicata bidua, oder bloss bidua, die echte Tropica, und
die Laverania remittens oder continua.

Zum Schluss eile ich noch zu der Frage, welche wohl die wichtigste ist: Gibt es eine Immunität der Eingeborenen und der Weissen? Von der Ansicht, welche noch in dem Werke von Dieudonné über „Schutzimpfung und Serumtherapie" enthalten ist, dass die Malaria erhöhte Disposition verleiht, bis zu der Ansicht, dass die Eingeborenen im Kindesalter völlige Immunität erwerben, sind alle möglichen Ansichten vertreten worden. Ich will auf die Frage selbst nicht eingehen, sondern ich will nur kurz das Eine betonen, dass ich durch die Beobachtungen der Malaria ohne Chinin immer mehr zu der Ansicht gelange, dass es zwischen Schwarzen und Weissen keinen wesentlichen Unterschied gibt. Man darf die Empfänglichkeit der weissen Rasse nicht nach den Angehörigen des Mannesalters beurteilen, sondern nach den Kindern, und bei diesen auch nur dann, wenn sie die Krankheit ohne Chinin, wie die Negerkinder, durchmachen müssen.

Geh. Regierungsrat Professor Dr. **A. Orth**, Berlin: Ich bitte um die Erlaubnis, als Nicht-Mediziner einige Mitteilungen machen zu dürfen. Ich habe in den bisherigen Verhandlungen beobachtet, dass der allgemeinen physikalisch-biologischen Bedingungen für die Entwickelung der Malariamücke nicht mehr gedacht ist.

Die gestern konstatierte Tatsache, dass die Malaria im Deutschen Reiche wesentlich zurückgegangen ist, wird zu nicht geringem Teil auf die Verbesserung dieser allgemein physikalisch-biologischen Bedingungen des Bodens durch wirksamere Entwässerung und verbesserte Bodenkultur zurückzuführen sein. Die erwähnten Tatsachen über Hafen- und Dockbauten zeigen, welche Gefahren auch bei uns noch vorhanden sind.

Die Angaben des Herrn Referenten (Stabsarzt Kuhn) über „unvernünftigen Chiningebrauch", die gestrigen Angaben, dass nicht jeder Mensch Chinin vertragen könne und dass ohne Chiningebrauch die Malaria bald wieder zunehmen könne, die Unmöglichkeit, den Chiningebrauch allgemein vorschreiben zu können, die vielfach wandernde Arbeiterbevölkerung und vieles andere erweisen deutlich, dass die tellurischen Bedingungen zur Bekämpfung der Malariamücke stets eine besondere praktische Würdigung verdienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als ich im März 1897 zur Aufnahme des Bodens der pontinischen Sümpfe zwischen Rom und Neapel von hier abreiste, wurde mir von meinem Kollegen Professor Zuntz empfohlen, sofort in der Niederung pro Tag = 0,3 *g* Chinin zu nehmen. Da mir der Herzog von Sermoneta in Rom sagte, dass im März die Fiebergefahr sehr gering sei, habe ich es damals unterlassen. Ich ging anschliessend zur Konsultation von Professor di Mattei nach Catania in Sicilien. Derselbe bemerkte, sofern der gesamte Boden der pontinischen Niederung durch gesicherte Entwässerung und rationellen regelmässigen Ackerbau möglichst gleichzeitig in Kultur genommen werde, sofern ferner die Bewässerung zunächst vermieden werde, so sei anzunehmen, dass die pontinischen Niederungen in wenigen Jahren wieder bewohnbar werden würden. Herr Geheimrat R. Koch hatte die Güte, mir ebenfalls zu sagen, dass diese Bewässerung der pontinischen Niederung zunächst nicht empfohlen werden könne. Nun spielt aber die Bewässerung in den trockenen Perioden heisser Gegenden eine besonders wichtige Rolle für die erfolgreiche Bodenkultur. Als der Senator Secondi aus der Lombardei in Cerveletta, 8 *km* östlich Rom, sich ansiedelte, hat er trotz der Malaria schöne Bewässerungs-Anlagen (Marciten) zur Sicherung seiner Milchwirtschaft geschaffen. Wie werden in dieser Hinsicht die geplanten grossen Stauanlagen, so die riesige im Bau befindliche Talsperre des Nil bei Assuan, so die geplanten Staubassins in Südwestafrika wirken? Zunächst ist beachtenswert, dass die Malaria trotz der jährlichen grossen Nilüberschwemmungen in Ägypten wenig vorkommt. In den Mittelmeerländern sowie in unseren Kolonien ist die rationelle Sammlung und Benutzung des Wassers für die Bewässerung eine der wichtigsten Grundlagen für die Entwickelung und den Wohlstand derselben. Ich würde es deshalb für dringend wünschenswert halten, dass auch diese physikalisch-biologischen Bedingungen für die Entwickelung und Verbreitung der Mücke in Beziehung zu den grossen praktischen Kulturfragen des Bodens und im Sinne der Verbesserung dieser Bedingungen für den Pflanzenbau bei der gegenwärtig so Grosses leistenden Malariaforschung besonders berücksichtigt werden.

Wann wird die grosse steppenartige Umgebung Roms in der Campagna wieder zu dem Garten der Bodenkultur werden, wie sie es vor Jahrtausenden gewesen ist? Als die italienische Regierung 1871 in Rom einzog, hat sie sofort in ihren Studien und Verordnungen die Sanierung der Campagna ins Auge gefasst. Das ist jetzt über 30 Jahre her, und die Campagna-Frage ist noch nicht viel weiter gekommen. Wir dürfen hoffen, dass infolge der grossen Erfolge der Malariaforschung durch rationelle Bodenkultur diese Frage in weiteren 30 Jahren wesentliche Fortschritte gemacht haben wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Carl Davidsohn**, Berlin: Ich möchte mir zwei Bemerkungen erlauben:

1. Ich bin zweimal je 3 Wochen in Brasilien gewesen und habe dort in Malariagegenden zahlreiche Mücken gefangen, nur Culex-Arten.

Ich habe mir verschiedene Male von verschiedenen Orten aus Brasilien Mücken schicken lassen, wieder nur Culex-Arten. Ich möchte fragen, ob einer der hier anwesenden Herren Erfahrungen über Anopheles in Brasilien hat. Ich glaube, es gehört in den Rahmen des Deutschen Kolonialkongresses, die südamerikanischen deutschen Ansiedelungen hier heranzuziehen, da ja die südbrasilianischen Provinzen in erster Linie für die deutsche Auswanderung in Frage kommen.

2. Ich halte es nicht für angängig, jetzt, wo wir unter Malariakrankheit diejenige verstehen, bei welcher die Parasiten im Blute gefunden werden, bei Anfertigung von Statistiken einfach Zahlen nebeneinander zu stellen, die zum Teil Epidemien betreffen, die in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also vor Entdeckung der Plasmodien, gefunden wurden. So gut und leicht die Malaria auch zu erkennen ist, so haben wir doch gestern gehört, dass z. B. in der Provinz Posen jede Erkältung mit dem Wort Malaria bezeichnet wird. Wir werden durch solche Vergleiche aus vorparasitärer Zeit in denselben Irrtum kommen, der vielfach in der kurzen Zeit Platz gegriffen hatte, als jede Halsentzündung, bei welcher der Löfflersche Bacillus gefunden wurde, unter der Flagge „Diphtherie" segelte; jetzt, wo Behring selbst nur die Brettoneausche Krankheit als „Diphtherie" bezeichnet wissen will, weil sich Löfflersche Bacillen auch bei ganz Gesunden oder anderen Kranken fanden, wird auch viel an den Zahlen der Diphtherie-Statistik geändert werden müssen.

Zu den Malariaheilungen heutzutage sind aber nun auch diejenigen Fälle gerechnet, wo der Parasit nach Chinin aus dem Blute verschwindet, nicht aber nur die Fälle, bei denen das Wechselfieber durch Chinin zum Aufhören gebracht wird.

Jetzt, wo bald jeder Neger und Papua auf Blutparasiten untersucht wird, muss genau in den Statistiken gesagt werden:

a) liegen Heilungen vor bei Wechselfiebern oder
b) handelt es sich um das Verschwinden der Blutparasiten bei sonst gesunden Leuten, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überhaupt nicht zu den Malariakranken haben gezählt werden können?

Physikus Dr. **Nocht:** Auf alle Behauptungen des Herrn Kuhn einzugehen, muss ich mir, trotzdem ich mit fast allem nicht einver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen sein kann, versagen. Zunächst muss ich auf einen Widerspruch in den Behauptungen des Herrn Kuhn aufmerksam machen. Herr Kuhn behauptet einerseits von seiner Behandlung, einen Erfolg in der Heilung oder Immunisierung gesehen zu haben, andererseits zeigt er Ihnen seine Fieberkurven von Patienten, die mit seinem Serum behandelt sind, als solche, in denen sich die Malariakurve ganz unbeeinflusst zeigt. Herr Kuhn hat in meinem Institut in Hamburg 7 Fälle mit seinem Serum behandelt und nach meiner Ansicht und der Ansicht meiner Assistenten auch nicht den geringsten Erfolg damit erzielt. Wenn jemand das ja sehr seltene Bild einer ganz unbeeinflussten Tropicakurve sehen will, dann braucht er sich bloss diese Kuhnschen Kurven anzusehen. Einige dieser Leute haben so lange in typischen Anfällen trotz der Kuhnschen Serumbehandlung gefiebert, bis wir es nicht mehr mit ansehen konnten und mit Chinin einschritten. Wenn Herr Kuhn behauptet, dass bei einigen andern seiner in Hamburg behandelten Patienten tatsächlich die Fieberanfälle nach der Serumbehandlung ausblieben, so wird jeder, der eine Anzahl von Malariaanfällen behandelt hat, einwenden, dass das jederzeit auch bei garnicht Behandelten einmal eintritt und dass das gar nichts besagt. Es kommt darauf an, ob diese Leute nachher noch Recidive bekommen, und das ist in den Kuhnschen Fällen überall der Fall gewesen. Wir haben überall mit Chinin einschreiten müssen.

Ich halte die Kuhnsche Behandlung nicht bloss für unwirksam, sondern für gefährlich. Sie täuscht die Patienten und schafft inveterierte Malaria und damit die Gefahr der Erkrankung an Schwarzwasserfieber.

Marinestabsarzt Dr. **Martini**: Ich habe Herrn Dr. Davidsohn hinsichtlich der brasilianischen Culex-Arten folgendes zu antworten:

Als ich seinerzeit im Juli 1901 die Verhütung des Malaria-Ausbruches in Wilhelmshaven übernahm, wurde mir die Mitteilung gemacht, in Wilhelmshaven gäbe es ja bloss Culex. Trotz dieser beruhigenden Nachricht fuhr ich nach Wilhelmshaven und fand die Anopheles, wie ich dies gestern geschildert habe.

Auf die Äusserung des Herrn Dr. Davidsohn hinsichtlich der „diagnostischen Irrtümer in früheren Jahren (1858—69) zu Wilhelmshaven" erwidere ich:

Die damaligen Beobachtungen sind von wissenschaftlich ausgezeichnet vorgebildeten Ärzten gemacht worden; ich erwähne nur den früheren Generalstabsarzt der Marine, Herrn Dr. Wenzel.

Auch die klinische Diagnose der Malaria ist verhältnismässig einfach.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Veterinär-Rat **Rickmann,** Karlshorst bei Berlin: Die Versuche Kuhns habe ich mehrere Jahre hindurch beobachtet und verfolgt.

Hinsichtlich der Beurteilung derselben scheide ich folgende Fälle:

1. Eingeborene haben naturgemäss einen hohen Grad von Angewöhnung an Malaria, die Anfälle sind infolgedessen nicht so stark und es sind meistens Recidive. Letztere gehen ohne jede Therapie in den meisten Fällen in Heilung über.

2. Weisse:

   a) Recidive; von denselben gilt dasselbe, was vorher bei den Eingeborenen gesagt wurde. Ein Fall ist mir bekannt, in dem trotz Kuhnscher Impfung das Recidiv nicht schwand, sondern endlich zum Chinin gegriffen werden musste.

   b) Erstlingsinfektionen. Nach Kochs Berichten gehen viele Fälle von Malaria tropica von selbst in Heilung über. Ausserdem ist mir ein Fall von Malaria tropica bekannt, der auf sieben- oder neunmalige Kuhnsche Impfung nicht, wohl aber sofort nach Gebrauch von Chinin schwand.

Aus Vorstehendem ist folgender Schluss zu ziehen: Das Schwinden des Fiebers ist nicht auf die Kuhnsche Impfung mit Sicherheit zurückzuführen, sondern es kann sich erfahrungsgemäss ebensogut um Selbstheilung handeln.

Ein Wert der Kuhnschen Methode bestände gegenüber der erprobten Wirkung des Chinins nur in der Erreichung eines hohen Grades von Angewöhnung an die Malaria. Mir sind mehrere Fälle bekannt, in denen nach Kuhnscher Impfung das Fieber schwand, die betreffenden Personen aber später viel und schwer unter Malaria zu leiden hatten. Damit ist mir die Erreichung einer Immunität gegen Malaria nach Kuhnscher Methode sehr fraglich.

Die Untersuchung der Blutausstrichpräparate, welche einmal nach Verabfolgung von Chinin und zweitens nach der Kuhnschen Impfung vorgenommen wird, ergibt ersteren Falls deutliche Veränderung und allmähliches Schwinden des Malariaparasiten, während solches letzteren Falls nicht zu beobachten ist.

Bezüglich der Anwendung von hohen Dosen Kuhnschen Impfstoffes, welcher von den mit der Pferdesterbekrankheit befallenen Pferden gewonnen wird, weise ich darauf hin, dass hochwertiges Pferdesterbe-Serum, zu Heilzwecken derartig erkrankten Pferden injiziert, sehr häufig Hämaturie erzeugt. Nach heutigem Stande der Forschung sind Pferdesterbe, Pferdemalaria und Menschenmalaria als selbständige Krankheiten zu betrachten.

Dr. **Carl Davidsohn**: Auf Herrn Physikus Dr. Nochts Bemerkungen möchte ich antworten, dass meine letzte Mückensendung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von einem Arzt während der Malariazeit aus dem Krankenhause in Rio Grande do Sul wieder ausschliesslich Culex-Arten aufweist. Ich denke selbstverständlich nicht gleich, dass in Südamerika der Culex der Überträger der Malaria ist, halte aber das alleinige Vorkommen von Culex in den Sendungen für mindestens auffällig und möchte daher die Frage wiederholen, ob jemand der zahlreich hier anwesenden Herren Erfahrungen über Anopheles in Brasilien hat.

Stabsarzt Dr. **Kuhn**: Zu den Ausführungen des Herrn Nocht bemerke ich zunächst, dass ich die Kurven der Tropica nicht zum Umlauf gebracht habe, um Ihnen die Erfolge der Serumbehandlung vorzuführen, sondern um Ihnen meine Auffassung der Tropica zu beweisen. Infolgedessen ist keine Einzeichnung der Verordnungen erfolgt. — Von den sieben im „Institut für Schiffs- und Tropenhygiene“ behandelten Fällen verliefen vier so, dass nach der Einspritzung in ein bis zwei Tagen das Fieber aufhörte. Wenn das Zufall ist, so verstehe ich nicht, warum man dann die meisten Malariafälle sich nicht selbst überlässt, da die Kranken doch nur wenig dabei leiden. Übrigens kann ich über das Befinden von fünf Kranken an dem Tage, an dem sie Chinin erhielten, keine Auskunft geben, da ich gerade an diesem Tage dringend auf ein bis zwei Tage nach Berlin verreisen musste. Da ich bereits in meinem Vortrag erklärt habe, dass manche Neuerkrankungen sehr ungeeignet für Beobachtungen sind, so glaube ich auf die Ausführungen auch von Herrn Rickmann nicht weiter eingehen zu brauchen.

Die Rinder- und Pferdekrankheiten in Togo.

Von Regierungsarzt Dr. **Schilling,** Halensee bei Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Vortragender, der von der Kolonialabteilung in Berlin speziell zur Untersuchung von Viehseuchen nach Togo entsandt war, bespricht einleitend die Tierkrankheiten, welche durch Angehörige der Familie „Trypanosoma“ aus der Klasse der Protozoën, verursacht sind, (Tsetsefliegen-Krankheit oder Nagana, Surra, Dourine, Mal de Caderas). Nach kurzer Schilderung der Symptome bei Pferd und Rind geht er auf ein Immunisierungsverfahren gegen die sogen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tsetsefliegenkrankheit ein. Das Prinzip des Verfahrens ist folgendes: Die Parasiten verlieren, wenn sie vom Rinde auf ein für die Krankheit empfänglicheres Tier (Ratte, Hund) übertragen und dann von Hund zu Hund weiter verimpft werden, nach einigen Passagen ihre gefährlichen Eigenschaften für das Rind; nach einer ganz kurzen Erkrankung und vorübergehender Anwesenheit der charakteristischen Parasiten im Blute des Rindes werden die letzteren im Körper des Tieres abgetötet, es tritt also eine Heilung der künstlichen Infektion ein. Nun verträgt dasselbe Tier ohne Reaktion die Einspritzung grosser Mengen von Parasiten; es ist immun geworden (Koch 1901, Vortragender 1902). Das Serum eines so immunisierten Rindes gewann nun die Eigenschaft, Parasiten innerhalb 20—30 Minuten abzutöten und aufzulösen. Zur Zeit ist ein Versuch an 36 Rindern im Gange, welcher über die praktische Verwertbarkeit der oben geschilderten Methode Aufklärung bringen soll und im März 1903 abgeschlossen werden wird.

Die weitere Verfolgung dieses Prinzips der Immunisierung (Passagen durch höher empfängliche Tiere, Rückimpfung auf die Ausgangs-Tierart) wird wahrscheinlich auch die Immunisierung von Pferden möglich machen. Vortragender glaubt im Esel das geeignete Passagetier gefunden zu haben. (Autoreferat.)

(Bezüglich der Bemerkung des Herrn Oberstabsarztes Dr. Becker in der Diskussion (s. u.) sei auf Kochs Reiseberichte, speziell Seite 88 verwiesen, wo nur erfolglose Übertragungsversuche auf Massai- und Bastarde von Massai- und Maskat-Eseln erwähnt sind.)

Oberstabsarzt a. D. **Becker**-Friedenau: Herr Dr. Schilling hat geglaubt, dass es Herrn Geheimrat Koch seinerzeit in Ostafrika nicht gelungen sei, Surra auf Esel zu überimpfen, während seine eigenen diesbezüglichen Versuche in Togo zu einem positiven Erfolg geführt hätten. Ich habe die Ehre gehabt, die Versuche des Herrn Geheimrats Koch in Ostafrika zu sehen und ihr Resultat zu beobachten. Ich glaube mich richtig zu erinnern, dass die Überimpfung der Surra auf Esel Herrn Geheimrat Koch wohl gelungen ist. Allerdings schien die Empfänglichkeit der Esel für die Surra-Krankheit verschieden zu sein je nach der Rasse der Tiere. Während die edlen Maskatesel sich sehr empfänglich für Surra erwiesen, waren die in Ostafrika heimischen sogenannten Massaiesel dafür weniger empfänglich, ohne jedoch deshalb immun zu sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beiträge zur afrikanischen Tsetse-Krankheit.

Von Marine-Stabsarzt a. D. Dr. **Sander,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Bei meinem jüngsten Aufenthalt in Ostafrika erhielt ich vom Gouvernement den Auftrag, die Strecke Tanga-Moschi auf das Vorkommen von Tsetsefliegen und Tsetsekrankheit zu erforschen. Leider war es draussen nicht möglich, irgend welche neuere Literatur zu erhalten, während ich mich seit mehreren Jahren nur ganz gelegentlich mit der Frage der Tsetsekrankheit befasst hatte. Mir waren alle die neueren Untersuchungen seit den letzten 4—5 Jahren unbekannt, und ich war lediglich auf meine eigene Beobachtung angewiesen. Die erhaltenen Ergebnisse scheinen mir aber auch, nachdem ich mich hier in der Heimat wieder in der neueren Literatur etwas umgesehen habe, wichtig genug zu einer vorläufigen Mitteilung. Ich hätte eine solche schon früher veröffentlicht, wäre mir nicht erst vor wenigen Tagen die nach meinem Vertrage dazu nötige Zustimmung des Kaiserlichen Gouvernements zugegangen.

Meine ganze Expedition litt an einem Grundfehler: nach ihrer ganzen Anlage durfte ich mich nicht beliebig lange an dem einzelnen Orte aufhalten, sondern musste die ganzen Strecke mit allen Schleifen und Ausbiegungen in bestimmter Zeit, Ausrüstung der Karawane und Abrüstung mit einbegriffen, in drei Monaten erledigt haben. Das genügte zwar für die Erfüllung des eigentlichen Auftrages, nicht aber für eingehendere wissenschaftliche Untersuchungen. Daher konnte ich weder Untersuchungen des lebenden Blutes noch Impfversuche an Tieren anstellen.

Was ich Ihnen mitteilen will, beruht daher zumeist auf Angaben der Eingeborenen, einmaliger Beobachtung der kranken Tiere und Untersuchung getrockneter Blutpräparate, ist also unvollkommen und gestattet keine einwandfreien Schlüsse, sondern bedarf der Nachprüfung in dauernder Untersuchung, an lebendem Blut und mittelst Versuchstieren. Da die Zeit kurz bemessen ist, beschränke ich mich darauf, das Wichtigste herauszuheben.

Da ist zunächst zu erwähnen, dass die Eingeborenen dieser Strecke — und zwar alle — zwei verschiedene Formen der Krankheit unterscheiden. Eine ganz akut verlaufende von 1—4 Tagen Dauer, die stets tödlich endet, und eine langsamer verlaufende, über lange Zeit sich hinziehende — nach dem Eingeborenen-Ausdruck „viele

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tage" dauernde —, bei der gelegentlich Heilungen vorkommen und zwar nicht bloss bei Rindern, sondern auch bei Eseln, Maultieren und Kleinvieh. Empfänglich sind nach ihren Angaben alle vierfüssigen Haustiere für beide Formen, auch die grauen Esel. Meine eigenen Beobachtungen bestätigen diese Angabe. Da die Eingeborenen Schweine und Katzen nicht halten, muss ich für diese beiden Tierarten die Frage offen lassen.

Diese meine Angabe bringt nur insofern etwas Neues, als ich wenigstens über den ganz stürmischen Verlauf von wenigen Tagen bisher keine Angaben in der Literatur habe finden können. In diesem Punkte muss ich sogar die Angaben der Eingeborenen noch verschärfen, denn mein eigenes Maultier starb $1^3/_4$ Stunde nach den ersten Anzeichen der Erkrankung. Ob vielleicht doch schon früher Fieber eingesetzt hatte, kann ich freilich nicht bestimmt verneinen, denn die mitgenommenen Thermometer waren unbrauchbar geworden. Äusserliche Anzeichen einer Erkrankung waren jedenfalls noch am Vormittage nicht vorhanden gewesen, während das Tier nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr bereits verendete.

In den äusseren Anzeichen unterscheiden sich diese beiden Krankheitsformen ausser durch die verschiedene Dauer des Verlaufs noch dadurch, dass bei der akuten Form ausgedehnte ödematöse Schwellungen in den abhängigen Partien des Rumpfes auftreten. Bei männlichen Eseln und Maultieren sind sie besonders stark am Schlauch ausgesprochen und führen zu vollständiger Harnverhaltung. Die Tiere werfen sich bei diesen schwersten Fällen umher und schlagen mit dem Kopf nach der Flanke wie bei Kolik. Ohren und Gliedmassen sind gegen den Schluss hin eiskalt. Ich habe selbst nur den einen erwähnten Fall beobachten können. Die chronische Form setzt gleichfalls stets mit Fieber ein und verläuft mit Nachlässen und Verschlimmerungen, im wesentlichen in der schon so oft geschilderten Weise. Als abweichend, namentlich von dem Verlauf bei künstlich infizierten Tieren, möchte ich erwähnen, dass die Fresslust stets stark gestört ist, und es das Einsetzen einer Besserung bedeutet, wenn sie wiederkehrt. Der Durst ist stets stark vermehrt, der Mist hart. Am auffälligsten und geradezu pathognomisch sind zahlreiche, linsengrosse, flachhalbkugelige harte Schwellungen in der Haut, namentlich der abhängigen Teile; die Haare über ihnen gehen meist aus. Sie bluten leicht und bestehen von Anfang der Krankheit an. Bei der akuten Form fehlen sie völlig. Am deutlichsten sind sie bei Eseln; beim Kleinvieh und den Rindern fühlt man sie oft besser als man sie sieht.

Als Überträger wurden mir von den Eingeborenen drei Fliegenarten bezeichnet: Die gewöhnliche Glossina morsitans (bezw. longi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

palpis, da diese ja jetzt mit der ersteren für identisch erklärt wird), eine Stomoxysart, die unserem einheimischen Wadenstecher, der calcitrans, ungemein ähnelt, und eine andere Art, die wahrscheinlich eine Tabanide ist, mir aber schon im macerierten Zustande eingeliefert wurde und deshalb völlig unbrauchbar für die Bestimmung hier ankam.

Dass auch die Stomoxysart die Tsetsekrankheit übertragen könne, wie es die Eingeborenen behaupten, schien mir deshalb wahrscheinlich, weil ich frisch tsetsekranke Standtiere in Gegenden und zu einer Jahreszeit vorfand, wo nur die Stomoxys, aber keine Glossina vorkam. Die Diagnose nach dem äusseren Krankheitsbilde ist in diesen Fällen durch den positiven Blutbefund geliefert, an der Deutung der Krankheit als Trypanosomakrankheit also nicht zu zweifeln. Gegen die Angabe der Eingeborenen sprach nur, dass ich die Stomoxys auch an Plätzen gefunden habe, die zweifellos von Tsetsekrankheit frei waren. Daher ist es mir sehr erwünscht, dass Curry jetzt von den Philippinen her gleichfalls die Stomoxys calcitrans als Überträgerin der indischen Surra beschuldigt hat.

Die Orte, in denen ich zwar die Stomoxysart, aber keine Tsetsekrankheit fand, waren durchweg hochgelegen, alle mehr als 1000 *m* über dem Meer und durch besonders kühle Nächte und mässige, unsere heimische kaum übersteigende Tageswärme ausgezeichnet. Ich nenne davon Wilhelmsthal, Kwai und Sakarre im westlichen Usambaragebirge. In Moschi dagegen, das etwa 1400 *m* hoch liegt, war die Fliege vorhanden und die Tsetsekrankheit. Die kranken Tiere hatten früher tiefer, in der Nähe bekannter Tsetsestellen, gestanden. Doch blieben die untenstehenden Tiere gesund, nur die nach der Station Moschi gebrachten erkrankten nach kürzerer oder längerer Zeit. Auch für die dritte Fliegenart scheint die Angabe der Eingeborenen nicht unwahrscheinlich; denn von dem Orte, woher ich diese Fliegen erhielt, Kasigo am Südfuss des West-Usambaragebirges, habe ich auch Blut von einem Schaf mit vielen Trypanosomen darin. Andere Fliegen, z. B. die Tsetse und den Wadenstecher, die ich in guten Exemplaren vorzeigte, kannten die Eingeborenen gar nicht, und ich selbst habe keine von beiden bei allerdings nur flüchtigem Aufenthalt dort gesehen. In Moschi aber, in dessen Nähe diese Fliege gleichfalls zu finden ist, herrscht ebenfalls die Tsetsekrankheit.

Ob beide Fliegen neben der Tsetse als Überträgerinnen in Frage kommen, kann natürlich einwandfrei nur durch direkte Versuche an Ort und Stelle geklärt werden. Versuche hier bei uns, obwohl unsere Stomoxys calcitrans der afrikanischen sicher sehr nahe steht, wenn nicht identisch ist, können meiner Ansicht nach diese Frage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht lösen, auch wenn sie positiv ausfallen sollten, was mir nach meinen Beobachtungen aus Westusambara nicht wahrscheinlich ist.

Die Eingeborenen schreiben der Stomoxys eine ganz besondere Rolle für die Tsetsekrankheit zu, die nicht ganz unmöglich scheint. Diese Fliegen sollen nämlich zuerst das Kleinvieh, Ziegen und Schafe, tsetsekrank machen; von diesen erst übertrügen die Tsetsefliegen die Krankheit weiter. Ob die von der Stomoxys eingeimpfte Krankheit ebenso verläuft, wie die von der Glossina übertragene, darüber waren sie in den verschiedenen Ortschaften etwas verschiedener Ansicht. Zumeist schrieben sie der Stomoxys die chronische Form der Krankheit und einen milderen Verlauf zu.

Für diese Ansicht spricht einiges. Zunächst tritt die Stomoxys etwa 1—2 Monate früher als die Tsetse auf. Die Stomoxys am Ende der Trockenzeit, die Tsetse im Beginn und in der vollen Regenzeit. Frische Erkrankungen, und zwar, soweit meine Beobachtungen reichen, nur chronischer Art, an Tsetsekrankheit habe ich mit Sicherheit vor dem Auftreten der Tsetsefliegen beobachtet und in der Tat hauptsächlich beim Kleinvieh; daneben habe ich auch graue und Maskatesel und Kälber in dieser Zeit frisch krank gefunden, ausgewachsene Rinder nur ganz vereinzelt. Ferner erzeugte der Stich der Stomoxys wenigstens beim Menschen eine ähnliche harte Quaddel, wie sie die chronische Form begleitet; bei dem Stich der Tsetse habe ich ähnliches nicht gesehen, und bei der akuten Form konnte weder ich selbst eine solche Quaddelbildung finden noch wurde sie mir von den Eingeborenen als zum Krankheitsbilde gehörig geschildert.

Ich habe noch ein weiteres, was vielleicht auch in dem Sinne zu deuten ist, dass die Stomoxys eine etwas andere Form der Krankheit überträgt und vielleicht der Tsetsefliege erst den Boden bereitet. Da aber das Material zu einem sicheren Schluss nicht ausreicht und ich es auch noch nicht einmal vollständig durchgearbeitet habe, so gebe ich diese Beobachtungen nur mit allem Vorbehalt. In den Blutpräparaten des einzigen sicheren akuten Falles, die mir zu Gebote stehen, erscheinen mir die Trypanosomen durchaus der Beschreibung Bruces zu entsprechen: das Protoplasma ist gekörnt, der Flimmersaum und die Geissel deutlich ausgesprochen, Kern, Centrosom und Geissel färben sich intensiv bei Romanowskyfärbung; vor dem Centrosom liegt eine schmale, ungekörnte, sich nicht färbende Zone. Das Hinterende ist stets mehr oder weniger abgestumpft. In den Präparaten aus der Stomoxysgegend erscheint das ganze Trypanosoma kleiner, sein Protoplasma färbt sich sehr schlecht, sieht meist glashell aus und ist frei von Körnung. Der Flimmersaum kommt nur selten zur Beobachtung, und obwohl Kern und Centrosom deutlich Chromatinfarbe annehmen, ist eine freie Geissel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meist gar nicht, der Randsaum nur selten zu sehen. Der Kern erscheint mir geschlossener und länglicher als beim Tryp. Brucei. Die freie, ungefärbte Stelle vor dem Centrosom ist meist nicht zu erkennen, das Hinterende häufig spitz und ziemlich lang ausgezogen, ähnlich wie beim Tryp. Lewisi. Ausserdem finden sich hin und wieder im Blute tsetsekranker Tiere aus der Stomoxysfliegengegend ovale, stark lichtbrechende Körperchen, die sich etwa im Ton des Trypanosomenplasmas lichtblau färben und einen stabförmigen chromatinfarbigen Kern enthalten, der auch doppelt vorkommt und manchmal so etwas wie eine an den Rand des Körperchens gehende, fädige, gleichfalls chromatinrot gefärbte Verlängerung trägt. Das ganze erinnert etwas an die Laveran-Mesnilschen kugligen Agglutinationsformen und hat ungefähr deren Grösse.

Dazu kommt noch, dass sich im Magen der Stomoxys nach den Curryschen Untersuchungen lebende Trypanosomen finden; und auch bei unserer heimischen sind sie vorhanden, wenn sie an surrakranken Tieren gesogen hat. Ausser vollständig erhaltenen Trypanosomen finden sich nun hier Formen, die den erwähnten Agglutinationskugeln völlig gleichen. Ferner scheinen die Stomoxydes nur bei höherer Aussentemperatur als Überträgerinnen wirken zu können.

Sollte das alles darauf hindeuten, dass sich durch die Vermittelung der Stomoxys etwa eine Art von Generationswechsel des Tryp. Brucei vollzieht? Ich dachte zunächst an zwei verschiedene Trypanosomakrankheiten. Herr Grünberg, Assistent am zoologischen Museum der hiesigen Universität, der meine gesammelten Fliegen bearbeitet und sich besonders mit der Tsetsefliege beschäftigt hat, äusserte mir gegenüber im Gespräch den Gedanken, dass es sich nur um verschiedene Generationen desselben Trypanosoma handeln könne. Wir müssen doch nach Analogie mit anderen Protozoen voraussetzen, dass auch beim Trypanosoma irgendwie einmal die Fortpflanzung durch Längsteilung von einer geschlechtlichen Form der Fortpflanzung abgelöst wird. Ob dergleichen hier vorliegt, das können eben nur direkte Untersuchungen mit den Fliegen an Ort und Stelle in Tsetse- und Surragegenden lehren. Die Bruceschen Versuche sprechen jedenfalls nicht unbedingt dagegen, denn sie sind nicht erschöpfend und verdienten mit den neueren Hilfsmitteln und der inzwischen vermehrten Kenntnis über Trypanosomen einmal wiederholt zu werden.

Die eben gemachten Mitteilungen ergeben wohl zur Genüge, dass unsere Kenntnis der Tsetsekrankheit noch recht lückenhaft ist und noch in recht vielen Punkten einer Ergänzung bedarf. Aus der Erkenntnis dieser Verhältnisse heraus hatte ich dem Arbeitsausschuss dieses Kongresses eine Resolution eingereicht. Sie ging dahin, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der beste Weg zur Ausfüllung dieser Lücke der sei, ausreichende Mittel bereitzustellen, um an Ort und Stelle von festen Stützpunkten aus Untersuchungen vorzunehmen, die uns einen tieferen Einblick in die Natur und das Zustandekommen der Tsetsekrankheit verschaffen sollten. Der Arbeitsausschuss hat es abgelehnt, dem Kongress diese Resolution vorzulegen. Die Gründe, die ihn dabei geleitet haben, sind mir nicht bekannt.

Ich bedauere diese Ablehnung um so mehr, als gerade meine eigenen Beobachtungen und die Dr. Currys es nahe legen, dass wir noch sehr viel Neues bei solchen Untersuchungen in den Heimatsländern der Tsetsekrankheit und Surra finden werden, Neues, das auch wichtige Fingerzeige geben würde darüber, wie hier zu Hause Untersuchungen über diese und ähnliche Krankheiten anzustellen sind. Sie legen in erster Linie die Befürchtung nahe, dass wir in unseren beiden Heimatsländern, also Nordamerika und Europa, uns doch nicht so unbedingt sicher fühlen dürfen wie bisher, von diesen scharfen wirtschaftlichen Geisseln freizubleiben. Es ist ja ohne weiteres zuzugeben, dass diese Sorge keine so sehr grosse ist. Denn gerade meine Beobachtungen, dass von gewisser Höhenlage ab der Wadenstecher mit Bestimmtheit nicht mehr als Überträger dieser Krankheiten wirkt, weisen darauf hin, dass auch in Europa und Nordamerika die Übertragung — und damit die dauernde Einnistung dieser Seuchen — durch Stomoxys- oder andere einheimische Stechfliegenarten unwahrscheinlich ist. Andererseits aber ist es ganz klar, und nach dem Bekanntwerden in wissenschaftlichen Kreisen ja wohl schon überall geschehen, dass bei tsetse- und surrakranken Versuchstieren jede nur mögliche Vorsicht anzuwenden ist, um diese wenn auch fernliegende Gefahr der zufälligen Verschleppung unmöglich zu machen. Wenn es aber geschehen konnte, dass selbst in der mit vollem Recht für uns in Deutschland für solche Fragen massgebendsten Stelle, im Institut für Infektionskrankheiten, diese Vorsicht nicht von Anfang an durchgeführt wurde, so ist das ein Beweis, dass das Vertrauen auf das bisherige Dogma zu gross war, und dass gerade Beobachtungen an Ort und Stelle notwendig sind, um für diese Verhältnisse neue Unterlagen zu schaffen. Ich halte es ja für ausgeschlossen, dass an dieser Stelle und in diesem Punkte noch einmal irgend ein Verstoss gegen die notwendige Vorsicht vorkommt. Aber wer bürgt dafür, dass das nicht noch einmal an anderer Stelle und in anderer Beziehung geschieht! Und ausserdem: so gut wie die bisherige Anschauung, dass nur eine bestimmte Tsetseart diese Krankheiten übertragen kann, durch Currys und meine Beobachtungen ins Wanken geraten ist, so gut können auch für andere Punkte in der Ätiologie dieser Seuchen bei weiteren Forschungen in den Heimats-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebieten sich wesentlich andere Anschauungen oder zum mindesten Befürchtungen ergeben. Und hier in den Laboratorien lassen sich doch die Fragen nach dem natürlichen Zustandekommen dieser furchtbaren Seuchen nicht finden. Denn nicht hier, sondern in Afrika und Indien sind sie und ihre Überträger heimisch. Hierher, zu uns, wird wohl niemand diese Gefahrsträger einführen wollen. Und dass es überhaupt Stechfliegenarten gibt, die ausser der Tsetse diese Seuchen übertragen zu können scheinen, und zwar Arten, die mit den in Europa und Nordamerika einheimischen ganz nahe verwandt oder identisch sind, das liess sich doch eben, wie von uns beiden geschehen, nur an Ort und Stelle, nicht in unserer beider Heimat feststellen; und nur unser beider Warnung ist die Veranlassung zu den jetzt im Gange befindlichen Versuchen.

Ich hätte, um unnötige Beunruhigung, namentlich unserer Landwirte, zu vermeiden, diese Punkte überhaupt nicht zur Sprache gebracht. Aber erstens sind die Warnungen Currys in der tierärztlichen Zeitung Nordamerikas erschienen und wir müssen mit Sicherheit darauf rechnen, dass über kurz oder lang diese Befürchtungen in masslos aufgebauschter Form uns von den amerikanischen Tageblättern vorgesetzt werden, während in Wahrheit die Gefahr durchaus als fernliegend bezeichnet werden muss. Sodann aber hat die Ablehnung meiner Resolution für lange Zeit die Möglichkeit abgeschnitten, bezügliche eingehende Versuche in den Heimatländern von Tsetsekrankheit und Surra anzustellen. Und doch würde, bei schleunigster Inangriffnahme, sich die Frage wahrscheinlich im kommenden Winter, soweit als nötig, haben lösen lassen. Denn unsere Wintermonate sind für Afrika und Indien die Fliegenmonate, während in Europa und Nordamerika diese Jahreszeit die ungeeignetste zur Anstellung solcher Versuche ist. Mit dem einsetzenden Sommer aber beginnt für unsere Gegenden die etwaige Gefahrszeit, während der Winter als praktisch gefahrfrei zu bezeichnen ist.

Stabsarzt Dr. **Eggel,** Bielefeld: Ich bin in den Jahren 1895—1897 als Stationsarzt in Moschi gewesen, und hatte als solcher verschiedentlich Gelegenheit, eigenartige Erkrankungen von Pferden, Maultieren und Eseln zu beobachten, deren Ursache aber damals noch nicht erkannt, sondern nur vermutet wurde. In Dar-es-Salam hatte ich 1897 Gelegenheit, Herrn Geh. Rat Koch darüber berichten zu dürfen. Während 1895 die Sterblichkeit unter Pferden, Maultieren und Eseln gering war, nahm sie 1896, als Herr Bronsart von Schellendorf von der Straussenzucht-Gesellschaft mit einer grösseren Anzahl von edlen arabischen Pferden und Maskat-Eseln von der Küste herauf kam, sehr zu. Einige Zeit darauf kam Herr Hauptmann Johannes mit einer Zahl von

Maultieren nach Moschi. Sowohl letztere als auch die Tiere der Straussenzucht-Gesellschaft starben sämtlich mit zwei Ausnahmen ganz kurze Zeit nach ihrer Ankunft alle unter denselben Erscheinungen. Zuletzt starb ein Tier, das Herr Hauptmann Johannes mehr als 3 Jahre schon besessen hatte, ein ausserordentlich kräftiges Maultier, ebenfalls kurz nachdem es von der Küste zurückgekommen war. Das Tier hatte denselben Weg schon früher mehrfach ohne Schaden zurückgelegt. Wir nahmen als den Ort der Ansteckung damals einen ganz bestimmten Teil des Küstenweges an, nämlich das Stück westlich des Djipe-Sees zwischen diesem und dem Nord-Pare-Gebirge, südlich vom Papyrus-Sumpf. In Moschi selbst, das nur 1200 *m* hoch liegt, kamen keine Erkrankungen vor, alle betrafen Tiere, welche vor kurzem den Weg von der Küste zurückgelegt hatten. Die Erscheinungen waren bei allen dieselben; — sie begannen mit einer Anschwellung der Genitalien. Nach Aussage unserer Viehhüter, Massais, welche eine grosse Kenntnis in der Behandlung von Viehkrankheiten hatten, wurde die Erkrankung durch den Stich einer Fliege in die äusseren Geschlechtsteile der Tiere verursacht. Es schwollen weiter die Nüstern, später der untere Teil des Halses und Bauches in dickem Strange an. Bei der Sektion der Tiere zeigten sich die geschwollenen Teile sulzig durchtränkt, die Därme waren mit Blutextraversaten bedeckt, die Milz dunkelblau, stark vergrössert, sehr weich und brüchig. Meist führte die Erkrankung in wenigen Stunden oder Tagen zum Tode, nur in einem Falle, der wegen Verdachtes auf Schlangenbiss mit subkutanen Einspritzungen einer 2 proz. Lösung von Kalipermanganat behandelt wurde, erfolgte der Tod des Tieres erst nach drei Wochen.

Geh. Medizinal-Rat **Ponfick,** Breslau: Im Verlaufe seiner Ausführungen hat der Herr Vortragende dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, dass es bisher nicht gelungen sei, voraussichtlich auch fernerhin nicht möglich sein werde, methodische Forschungen nach den Ursachen der Tsetsekrankheit anzustellen.

Demgegenüber bin ich als Mitglied des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft so glücklich, Ihnen eine Nachricht mitzuteilen, welche gewiss Sie alle mit Genugtuung und neuer Zuversicht erfüllen wird. Ist sie doch danach angetan, eben die von dem Herrn Vortragenden geäusserte Besorgnis zu beseitigen.

In diesen Tagen hat nämlich ein ebenso begeisterter Kolonialfreund, wie opferwilliger Förderer der gesundheitlichen Interessen, Herr Oldemeyer-Bremen, für derartige Untersuchungen die Summe von 3000 M. zur Verfügung unseres Herrn Präsidenten gestellt.

Soweit ich sehen kann, ist damit eine schätzbare Grundlage gewonnen, um eine Forscherarbeit, wie die, über deren bisher erreichte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ergebnisse uns der Herr Vortragende unterrichtet hat, mit aller Aussicht auf durchschlagenden Erfolg fortzusetzen.

Marine-Stabsarzt Dr. **Martini:** Im hiesigen Institut für Infektionskrankheiten haben wir tsetsekranke Tiere.

Neben den tsetsekranken stehen — bereits den Sommer hindurch — gesunde Pferde und Esel. Keins von diesen Tieren ist seither, obwohl sie von Stomoxys calcitrans wimmeln, mit Tsetse angesteckt worden.

Wir haben auch Übertragungsversuche mit Stomoxys calcitrans gemacht.

50 bis 60 dieser Fliegen wurden auf junge Hunde, die für die Tsetse sehr empfänglich sind, losgelassen, solche, die bereits mit Tsetseblut vollgesogen waren, und solche, die noch nicht vollständig gesättigt waren; weder die einen noch die anderen übertrugen die Tsetse.

Sicherlich sind seit Jahren tsetsekranke Tiere nach Deutschland des öfteren importiert worden, wenn sie auch letzthin zum ersten Male von mir in Europa wissenschaftlich festgestellt sind; nie ist die Tsetse bei uns seither eingeschleppt worden.

Ich bin deshalb der Meinung, dass die Gefahr der Übertragung der Tsetse bei geeigneten Vorsichtsmassregeln hier nicht vorhanden ist.

Die Versuche, die hier im Institut für Infektionskrankheiten vorgenommen werden, unterstehen der Aufsicht unseres bedeutendsten Forschers, Geh. Rat Robert Koch; und wenn der die Verantwortung für die Gefahr und die Garantien für die Zweckmässigkeit der Versuche übernimmt, dann, glaube ich — und die Anwesenden werden darin mit mir einer Meinung sein — können alle beteiligten Behörden beruhigt sein.

Marine-Stabsarzt Dr. **Sander:** Auf die Ausführungen des Herrn Stabsarzt Dr. Eggel möchte ich nur erwidern, dass ich die Höhe von Moschi nur nach der Karte angegeben habe. Den Herren Geh. Rat Ponfick und Stabsarzt Dr. Martini gegenüber bemerke ich, dass ich gerade betont habe, dass die Gefahr, unsere Stomoxydes könnten die Tsetsekrankheit hier bei uns weitertragen, sehr gering sei. Doch hielt ich es für erforderlich, dass gerade hier, von autoritativer Seite aus, das festgelegt wurde, da ich in der Lage war, Beobachtungen dafür beizubringen, dass die Stomoxys überhaupt die Seuche verbreiten kann; denn wir müssen, wie gesagt, nach der Veröffentlichung in nordamerikanischen tierärztlichen Zeitschriften erwarten, dass uns masslos aufgebauschte Befürchtungen von den Tageszeitungen aufgetischt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich hatte zwar gehört, dass Herr Oldemeyer 3000 M. zur Untersuchung der Tsetsekrankheit bereitgestellt hat, glaubte aber, es handele sich um die als Preis für erfolgreiche Impfung ausgesetzten 3000 M. Hätte ich das nicht in dieser Weise missverstanden, so würde ich den Schluss meines Vortrags anders gefasst haben.

Stabsarzt Dr. **Eggel**, Bielefeld: Auch ich möchte mich dem Vorredner Herrn Sander anschliesen, dass eine Bekämpfung der Tsetsekrankheit als ausserordentlich wichtig zu empfehlen ist, da die Transportfrage innig damit zusammenhängt.

In einer sechsjährigen Tätigkeit in Deutsch-Ostafrika und auf vielen Expeditionen habe ich die grosse Wichtigkeit kennen und würdigen gelernt, welche darin besteht, dass man stets ein gesundes und kräftiges Reit- oder Zugtier zur Verfügung hat. Die Transportfrage ist von der einschneidendsten Bedeutung für alle unsere afrikanischen Kolonien. Aber auch nützlich und wichtig wäre es, dort unsere europäischen Hunde einbürgern und erhalten zu können, wozu ebenfalls der Schutz gegen die Tsetse erforderlich ist.

Oberstabsarzt Dr. **Steudel:** Da ich in der Sitzung des Kongresskomitees anwesend war, in welcher die von dem Vortragenden erwähnte Resolution abgelehnt wurde, möchte ich Ihnen die Gründe mitteilen, welche zu diesem Beschluss geführt haben. Es wurde durchaus nicht die Wichtigkeit der Tsetsekrankheit für unsere afrikanischen Kolonien verkannt, andererseits aber wäre eine solche Resolution für die Tsetsekrankheit insofern einseitig gewesen, als noch eine ganze Anzahl anderer ebenso wichtiger Menschen- und Tierkrankheiten in unseren Kolonien ungenügend erforscht sind und deshalb ähnliche Massnahmen erfordern würden. Dazu möchte ich noch bemerken: Gewiss wird es später nützlich und notwendig sein, die Art der Tsetse-Übertragung näher zu erforschen, vorerst haben wir aber näherliegende und wichtigere Aufgaben zu lösen. Sie haben gehört, dass die Expedition des Vortragenden zumeist infolge seiner ungenügenden Vorbereitung keinen genügenden Erfolg aufzuweisen hatte; dem wollen wir uns bei späteren Expeditionen nicht wieder aussetzen, und Vorsicht ist besonders noch deshalb geboten, weil die Tsetsekrankheit vorzüglich in Flussniederungen vorkommt, wo auch die Malaria am schlimmsten wütet und am meisten Opfer fordert. Gewiss müssten wir solche Opfer der Wissenschaft und dem Gedeihen unserer Kolonien bringen, wenn andere Mittel nicht ausreichen würden.

Es bietet aber der vom Vortragenden vorgeschlagene Weg, die Tsetse- und verwandte Fliegenarten an Ort und Stelle zu studieren, sehr wenig Aussicht auf eine praktische Lösung, während wir auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem anderen Wege bereits einen sehr aussichtsreichen Erfolg zu verzeichnen haben. Das Studium der Tsetsefliegen bringt uns einer erfolgreichen Bekämpfung der Krankheit nicht viel näher, denn es ist eine schon häufig gemachte Erfahrung, dass wir leicht grosse Tiere wie Elefanten und Nilpferde in gewissen Gegenden vertilgen können, dagegen ist es sehr schwer, Insekten und ähnliche kleine Tiere auszurotten, wenn wir auch ihre Lebensgeschichte und Gewohnheiten noch so genau kennen; es würde sonst am Rhein keine Schnaken mehr geben und in Berlin keine Wanzen. Demgegenüber sind bereits Versuche gelungen, Rinder gegen Tsetse zu immunisieren, diese Versuche müssen zunächst in tsetsefreien Gebieten gemacht werden, und an diesen Versuchen wird gegenwärtig im Institut für Infektionskrankheiten, am Reichsgesundheitsamt und in Hamburg, ebenso auch in Frankreich gearbeitet. Gelingt es, eine sichere Methode der Immunisierung gegen Tsetsekrankheit zu finden, wofür, wie Sie wohl auch aus dem Vortrage von Dr. Schilling entnommen haben, die besten Aussichten vorhanden sind, so ist damit die Frage der Bekämpfung der Tsetsekrankheit praktisch gelöst und die Erforschung der Überträger der Krankheit bietet dann wohl noch ein wissenschaftliches, aber kaum noch ein praktisches Interesse.

Stabsarzt Dr. **Sander:** Ich greife nur das eine heraus, dass Herr Steudel behauptet, es sei keine Möglichkeit, schädlichen Insekten beizukommen. Gerade für die in Rede stehenden Fliegen stimmt das nicht. Denn von den Stomoxys haben mir alle Eingeborenen und Weissen auf der von mir berührten Strecke übereinstimmend angegeben, dass sie früher wenig zahlreich gewesen sei und nur wenige Erkrankungen durch sie veranlasst worden seien. Seit dem Verbot der Feldbrände aber hätten diese Fliegen und die von ihnen übertragene Krankheit erheblich zugenommen. Ich habe deshalb auch schon dem Gouvernement in Dar-es-Salam vorgeschlagen, das Feldbrennen in bestimmten Grenzen wieder zu gestatten.

Und von der Tsetse ist es von altersher bekannt, dass sie vor der Kultur zurückweicht.

Veterinär-Rat **Rickmann** berichtet zur Klärung der allgemeinen Verbreitung der Trypanosomen-Krankheit, dass diese Seuche auch in Kribi-Kamerun vorkomme, wie untersuchte Blutausstrichpräparate mit Sicherheit ergaben. Die Annahme, dass Kalkhunger die Ursache des Todes der Pferde und Rinder in Kribi sei, wäre also irrig; es handele sich zweifellos um eine der Surra oder Ngana ähnliche Seuche.

Stabsarzt Dr. **Fülleborn,** Hamburg, bemerkt, dass bereits Livingstone vor über 30 Jahren im Süden des deutsch-ostafrikanischen

Schutzgebietes von der Mikindani-Gegend und vom Ruvuma ausser Tsetse-Fliegen andere Stechfliegen erwähnt und als mögliche Tsetse-Krankheitserreger (er versuchte damals Kamele, Maultiere, Esel und Büffel zu importieren) in Erwägung zieht. Eine dieser beiden Stechfliegenarten ist offenbar nach der Beschreibung eine Stomoxys, die andere ist eine Fliege, die erheblich grösser als die Tsetse ist.

Über Texasfieber.

Von Professor Dr. **W. Kolle,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Es würde den Umfang der mir zugemessenen Zeit weit übersteigen, wenn ich Ihnen alles neue, was die Forschungen der letzten Jahre auf dem Gebiete des Texasfiebers gebracht haben, mitteilen wollte. Sie finden die Ergebnisse dieser Arbeiten, an denen vor allem R. Koch, Th. Smith, Lignières, Pound, Tidswell beteiligt sind, von Kossel, der selbst auf diesem Gebiete wertvolle Untersuchungen angestellt hat, in einer eben im „Handbuch der pathogenen Mikroorganismen" erschienenen kurzen, aber doch vollständigen Monographie zusammengestellt, die in klarer Weise das Wissenswerte bringt. Ich werde deshalb auch keine vollständige Beschreibung des von Theobald Smith entdeckten Parasiten, seines Vorkommens, der Forschungen betreffend die Übertragungsweise der Seuche, welche durch eine Zeckenart aus der Familie der Ixodiden vermittelt wird, und des Entwickelungsganges der Zecken geben, so interessant ein zusammenfassender Rückblick auf unsere Kenntnisse in dieser Richtung wäre. Wenn ich mich hauptsächlich der Prophylaxe, speziell der Schutzimpfung und Immunität zuwende, so muss ich vordem noch einige epidemiologische Punkte berühren, die zum Teil schon bekannt waren, zum Teil aber erst durch die neuesten Untersuchungen richtig gedeutet werden können.

Die Ergebnisse der modernen Malariaforschung, namentlich die theoretisch wie praktisch hochbedeutsamen Entdeckungen Robert Kochs über die endemische Malaria bei Kindern und die Immunisierung der Bewohner solcher Gegenden auf natürlichem Wege haben auch in hohem Masse befruchtend und befördernd auf die Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

forschung dieser Tierseuche eingewirkt, namentlich aber auf die mitzuteilenden Untersuchungen. Durch die systematische Malariaforschung Kochs ist nicht nur das volle Verständnis der Malaria-Epidemiologie, sowie die Durchführung einer rationellen Malaria-Prophylaxis ermöglicht, sondern auch der Weg für die Erforschung der Epidemiologie des Texasfiebers geebnet worden. Damit sind auch der rationellen Prophylaxis bei dieser Krankheit zielbewusstere Bahnen als bisher gewiesen. Die mitzuteilenden Beobachtungen und Versuche sind teils von mir in Südafrika, teils nach meinen Angaben, in Südamerika von Herrn P. Knuth, einem deutschen Tierarzt, angestellt worden, welchen die in Südamerika begüterte Familie Wendelstadt und die Liebig-Kompagnie seit mehreren Jahren zum Studium der Tierkrankheiten in Südamerika stationiert haben. Die Beobachtungen und Versuche sind von Knuth in sorgfältiger Weise angestellt worden. Bei letzteren sind sehr zahlreiche Blutausstriche hergestellt. Ich habe sie sämtlich kontrolliert und die Blutbefunde nachgeprüft. Dem Entgegenkommen und der Munifizenz der Liebig-Kompagnie und des Herrn Wendelstadt ist es zu danken, dass reichliches Material über den Wert von Schutzimpfungen und die in der Praxis erzielten Erfolge, über den Wert der Zeckenbäder und viele epidemiologische Beobachtungen dort gesammelt sind. Ich fühle mich verpflichtet, auch meinerseits den Genannten, die durch die Förderung solcher Untersuchungen auch den kolonialwirtschaftlichen Interessen einen Dienst erwiesen, für ihre weitsichtige Unterstützung der wissenschaftlichen Untersuchungen über Texasfieber meinen ergebensten Dank auszusprechen. Gerade die Verhältnisse in Südamerika liegen günstig für die praktische Bewertung solcher Momente, wie sie Schutzimpfung und Zeckenbäder darstellen, weil in vielen Distrikten grosse Viehtransporte dauernd stattfinden, von den Weiden aus dem Innern nach der Küste, von der Küste und dem südlichen Teil ins Innere, zwecks Veredelung des Viehs.

Man kann im wesentlichen 2 Typen des Vorkommens der Seuche beobachten, ein epizootisches mit hoher Mortalität, ein enzootisches mit geringer Morbidität und noch geringerer Mortalität.

Epidemiologisch zeigt das Texasfieber ein verschiedenes Verhalten, das in erster Linie von dem Viehreichtum, der Art der Viehwirtschaft und der Menge der Zecken einerseits, von der geographischen Lage und dem Klima andererseits abhängt.

In tropischen und subtropischen Ländern zeckenreicher Distrikte ist es bekannt, dass in ihnen Rinder aus zeckenfreien Gebieten der gemässigten Zone stets schwer an Texasfieber erkranken und zu einem Prozentsatz bis 50 pCt. sterben, wenn sie dorthin eingeführt werden. Umgekehrt beobachtet man, dass durch scheinbar gesunde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tiere aus solchen tropischen oder subtropischen durchseuchten Zeckengegenden das Texasfieber stets verschleppt wird nach Gegenden, die bis dahin von der Seuche frei waren. Trotzdem also der Infektionsstoff des Texasfiebers in dem Viehbestand oder den Zecken enthalten sein muss, wird unter dem Vieh, welches in solchen Gegenden aufwächst, die Krankheit häufig nur in leichter Form beobachtet, so dass sie von den Viehbesitzern ganz übersehen werden kann. Die Todesfälle unter foudroyanten Symptomen, namentlich mit Haemoglobinurie, gehören zu den Seltenheiten. Ich möchte dieses Vorkommen des Texasfiebers als das enzootische bezeichnen.

Ganz anders verhält sich das Texasfieber, wenn es in Gegenden der gemässigten Zone eingeschleppt wird, welche bis dahin völlig frei waren. Vorausgesetzt, dass die nötigen Zecken vorhanden sind, kommt es zur wärmeren Jahreszeit, wahrscheinlich weil dieselbe der Entwickelung der Parasiten in den Zecken günstig ist, zu einer epizootischen Verbreitung des Krankheitsstoffes. Namentlich die erwachsenen Tiere erkranken in grosser Menge unter schweren Krankheitserscheinungen und ein grosser Prozentsatz von ihnen pflegt der Seuche zu erliegen. So beobachtete man, als durch die ersten Viehtransporte aus Texas und den Süd-Staaten die seuchenhafte Haemaglobinurie nach den Nordstaaten eingeschleppt wurde, eine Mortalität bis zu 50 pCt. unter den Rindviehbeständen der Nordstaaten da, wo die nötigen Zecken vorhanden waren. In den Süd-Staaten, wo die Krankheit in der enzootischen Form herrschte, war die Krankheit zwar bekannt, führte aber nur wenig Todesfälle herbei.

Voraussetzung für das Zutreffende dieser Verhältnisse ist die Annahme von Weidewirtschaft, bei welcher das Vieh hauptsächlich im Freien seine Nahrung sucht. Wo Stallwirtschaft herrscht, kommen diese Verhältnisse nicht in Frage. Dort hat das Texasfieber kaum eine Bedeutung.

Wir haben demnach Länder, in welchen die Krankheit epizootisch ist, von denjenigen zu trennen, in welchen sie nur enzootisch vorkommt. Als Regel kann gelten, dass in der kalten und gemässigten Zone Texasfieber epizootisch vorkommt, in den tropischen und subtropischen dagegen enzootisch, wobei der Infektionsstoff in anscheinend latentem Zustande sich befindet. Denn es ist das wichtige Resultat zu verzeichnen, dass in enzootischen Gebieten die Krankheit unter dem dort aufgewachsenen Vieh, wenn überhaupt, sich meist nur in leichter Form zeigt und geringe Mortalität aufweist, während aus fieberfreien Distrikten eingeführte Rinder schwer erkranken und der Seuche zu einem grossen Prozentsatz unterliegen, und andererseits Vieh oder Zecken aus solchen enzootischen tropischen Gebieten gesunden Rindern seuchenfreier Gebiete den Infektionsstoff mitteilen und zu epizootischer Verbreitung der Krankheit dort führen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man kann zwei Erklärungen für das Zustandekommen dieses scheinbar paradoxen Verhaltens heranziehen — paradox, weil gerade in den heissen Ländern, wo die Zeckenplage oft eine enorme ist und die Temperaturverhältnisse für die Übertragung und Entwickelung der Parasiten in den Zecken jahraus jahrein die günstigsten sind, die Verluste infolge der Seuche die geringsten sind.

Es wäre denkbar, dass in tropischen Gebieten mit vielen Zecken, in welchen eine Durchseuchung des Viehbestandes einmal stattgefunden hat, auf die Nachkommen eine solche Immunität vererbt wird, dass sie immun gegenüber dem Infektionstoff sind. Eine zweite Annahme aber wäre, dass durch die Zecken, welche fast während des ganzen Jahres in solchen Gebieten reichlich vorhanden sind, die Tiere bereits in frühester Jugend als saugende Kälber infiziert werden, mit unmerklichen Krankeitserscheinungen erkranken und dadurch einen gewissen Grad von aktiver Immunität erwerben, welcher durch die immer wieder stattfindende Infektion erhalten und häufig sogar gesteigert wird.

Zur Entscheidung dieser Frage konnten nun zwei Wege eingeschlagen werden. Es galt einmal festzustellen, ob bei jungen Tieren, namentlich bei Kälbern, in solchen tropischen oder suptropischen Zeckengegenden, die nachweislich Infektionsherde des Texasfiebers für jedes von fieberfreien Gegenden dorthin transportierte Tier sind, sich tatsächlich die Parasiten nachweisen lassen. Dieser Nachweis konnte auf drei Wegen erbracht werden: Einmal durch die Übertragung von Blut solcher Tiere auf gesunde Tiere, welche aus fieberfreien Gegenden stammen. Sodann konnte man Zecken aus nicht infizierten Distrikten an solchen Kälbern saugen lassen und nun auf frische Tiere übertragen. Drittens konnte der Nachweis der Pyrosomeninfektion durch direkte mikroskopische Blutuntersuchung erbracht werden. Wie die Untersuchungen ergeben haben, lässt sich durch alle drei Methoden der Nachweis erbringen, dass die jungen Kälber in solchen infizierten Distrikten bereits in frühester Jugend in infektionstüchtigem Zustande Pyrosomen in ihrem Blute beherbergen. Während nun aber der Nachweis des Infektionsstoffes durch die Übertragung von Blut oder mittels saugender Zecken nur die Erfahrungen und Beobachtungen bestätigt und erweitert, welche auch schon bei erwachsenen Tieren aus solchen epizootischen Gebieten gemacht worden sind, gibt die Blutuntersuchung weitere wichtige Aufschlüsse. Wie Knuth und ich feststellen konnten, lassen sich durch die mikroskopische Blutuntersuchung bei ca. 10 bis 15 pCt. der Kälber die Pyrosomen nachweisen, ohne dass die Tiere augenfällige Krankheitserscheinungen, welche auf die Infektion mit dem Erreger des Texasfiebers schliessen

liessen, zeigten. Es gelang, allerdings häufig erst in einer grösseren Anzahl von Blutpräparaten, die Pyrosomen nachzuweisen. Der grosse Zeitaufwand, welcher von uns auf diese Untersuchungen verwandt ist, wird indessen aufgewogen durch den Wert, welchen ich diesen Befunden für die Epidemiologie des Texasfiebers beimessen möchte. Dabei zeigte sich, dass umsomehr Pyrosomen im Blut der Kälber gefunden wurden, je jünger die Tiere waren. Bei erwachsenen Tieren derselben Herden aber fielen die zahlreichen Kontrolluntersuchungen völlig negativ aus, wenn die Tiere, wie hier die Kälber, gesund und ohne die Symptome des Texasfiebers sind. Es geht hieraus eben hervor, dass in frühester Jugend eine intensive Infektion der jungen Tiere stattfinden muss.

Aber nicht zu einer tödlichen Attacke an Haemoglobinurie führt diese Infektion der Kälber; wie harmlose Schmarotzer leben die Parasiten meistens im Blute der Kälber, welche dabei sich normal entwickeln und gedeihen.

Es kann an dem Zustandekommen einer sozusagen natürlichen Immunisierung nach diesen Beobachtungen, die mit ähnlichen Befunden von Kossel und Weber, Smith u. a. sich decken, bei Texasfieber nicht mehr gezweifelt werden. Bei vielen Tieren, namentlich den auf natürlichem Wege infizierten, in Zeckengegenden aufgewachsenen, kommt es sogar zur Etablierung einer kompletten Immunität ohne auffällige Erkrankungszeichen, die für Lebenszeit anhalten kann. Nur bei einem geringen Prozentsatz der Tiere geht die Immunität im späteren Leben verloren, meist durch schwere äussere Schädigungen, wie grosse Märsche bei grosser Hitze, Wassermangel etc. Aber die Verluste infolge der Fieberanfälle und ihrer Folgen sind selbst bei dieser Minderzahl von Tieren, wo eine labile Immunität erzielt ist, nicht entfernt so gross wie bei den erwachsenen Tieren, die aus fieberfreien Gegenden in verseuchte eingeführt werden.

Durch diese Beobachtungen, welche ein völliges Analogon zu der Kochschen Entdeckung der Kindermalaria für das Texasfieber bieten, welches nicht mit Unrecht als die Rindermalaria bezeichnet wird, ist auch ein Fingerzeig gegeben für die künstliche Immunisierung. Es lag nahe, die Empfänglichkeit junger Tiere aus fieberfreien Gegenden und erwachsener Tiere andererseits gegenüber der experimentellen Infektion zu prüfen. Dadurch wird zu gleicher Zeit auch die Frage der Vererbung einer Immunität, wie man sie in den epizootischen Gebieten annehmen könnte, weiter geklärt. Schon Smith fand, dass Kälber gegenüber der subkutanen Injektion mit dem Infektionsstoff, Blut kranker Tiere, wenn man nicht zu reichliche Mengen desselben nimmt, viel widerstandsfähiger sind, als erwachsene Tiere. Ähnliche Erfahrungen und Beobachtungen sind auch in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Australien gemacht worden. Meine eigenen Untersuchungen lassen keinen Zweifel darüber, dass sich Kälber gegenüber der experimentellen Infektion mit Zecken oder, was vorzuziehen, derjenigen vermittelst direkter Einverleibung infektiösen Blutes gegenüber sehr resistent verhalten. Dass erwachsene Tiere bei gleicher Infektion zu einem erheblichen Prozentsatz schwer erkranken und sterben, darauf brauche ich wohl nicht hinzuweisen.

Die bisherigen Schutzimpfungsmethoden beschäftigen sich ja vorwiegend mit der Herstellung eines Impfstoffes, welcher es gestatten soll, auch erwachsene Tiere zu immunisieren. Die mit den bisher angegebenen Verfahren an erwachsenen Tieren erzielten Immunisierungsversuche, so namentlich die von Lignières in Südamerika ausgeführten, und die in Australien gewonnenen Erfahrungen berechtigten zu der Hoffnung, dass auch erwachsene Tiere in gleicherweise wie Kälber immunisiert werden können, allerdings mit viel grösseren Verlusten, die bis zu 30 pCt. betragen können, als Kälber.

Koch zeigte, dass das Blut eines Tieres, welches die Krankheit in leichter Form überstanden hatte, bei anderen Tieren, wenn diesen injiziert, eine leichte Erkrankung hervorruft, ihnen eine Immunität verleiht gegen die später folgende Infektion mit Blut von schwerkranken Tieren.

Wie die Versuche, welche Knuth ausgeführt hat, gezeigt haben, ist das pyrosomenhaltige Blut ganz junger Kälber, welche auf natürlichem Wege infiziert waren und keine Krankheitserscheinungen zeigen oder gezeigt haben, ein anscheinend idealer Impfstoff auch für erwachsene Tiere. Durch intravenöse Überimpfung von Kalb zu Kalb lässt sich ein solcher Impfstoff von konstanter Wirksamkeit erhalten. Alle Tiere, welche nach der Einverleibung des Schutzimpfungsstoffes eine Reaktion, bestehend in mehrtägigem Fieber, zeigen, erwerben damit sofort eine Immunität von ziemlicher Höhe. Bei ca. 80 bis 90 pCt. der Tiere ist diese fieberhafte Reaktion ohne sonstige Krankheitserscheinungen die Regel, und diese Tiere widerstehen mindestens mehrere Monate der Injektion grösserer, für Kontrolltiere meistens tödlicher Dosen von Blut texasfieberkranker Tiere, auf der Höhe des Anfalls entnommen, wie auch der natürlichen Infektion mit Zecken.

Nach den bisherigen Beobachtungen, die auch in Übereinstimmung mit früheren Versuchen von Smith, sowie neuerlichen Nachrichten aus Australien und Südamerika stehen, scheint es bei der Schutzimpfung von Kälbern gleichgültig zu sein, welche Art von Infektionsstoff man zur Schutzimpfung verwendet. Bei erwachsenen Tieren, bei denen die Impfverluste etwas grösser als bei Kälbern sind, ist das pyrosomenhaltige Blut von infizierten, aber sonst völlig gesunden Kälbern vor allem in Betracht zu ziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der Frage der Prophylaxe ist nun vor allen Dingen der Gesichtspunkt nicht ausser Augen zu lassen, dass der Infektionsstoff, soweit die bisherigen Untersuchungen reichen, nur bei Rindern (und vielleicht einigen Wildarten) und bei Zecken vorkommt. Es liegen die Sachen also beim Texasfieber ganz gleich wie bei der Malaria des Menschen, bei welcher der Infektionsstoff nur bei letzterem und gewissen Mückenarten gefunden ist, wie mit völliger Sicherheit die Untersuchungen von R. Koch während seiner grossen Reisen dargetan haben.

Wenn auch der Entwickelungsgang der Parasiten in den Zecken noch unbekannt ist, so ist an der Tatsache nicht zu zweifeln, dass die Zecken die Überträger und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach die einzigen Träger des Infektionsstoffes von Rind zu Rind unter natürlichen Verhältnissen vorstellen. Hierbei ist besonders die wichtige Tatsache zu verzeichnen, dass der Krankheitskeim von den infizierten Zecken auf die Nachkommen in virulentem Zustande übertragen wird, so dass also auch diese zweite Generation die Seuche auf gesunde Rinder übertragen kann.

Die Bekämpfung des Texasfiebers hat sich verschieden zu gestalten und zwar danach, ob es sich erstens um die Bekämpfung in enzootischen Gebieten handelt, zweitens um die Verhütung der Einschleppung aus infizierten in fieberfreie Gebiete, oder drittens um den Schutz von Tieren, welche aus fieberfreien Gebieten in infizierte eingeführt werden sollen.

Was die Bekämpfung unter 1) betrifft, so wäre eine Möglichkeit die, den Infektionsstoff dadurch zu vernichten, dass man alle Zecken ausrottet. Man würde so ein Glied in der Kette lösen, die eine Vorbedingung zur Ausbreitung des Ansteckungsstoffes ist. Aber genau so wie die Ausrottung aller die Malaria verbreitenden Mücken unmöglich, ist auch die völlige Ausrottung der Zecken in der Praxis eine Utopie. Man kann ihre Menge durch Kultur gewisser Pflanzen (Luzernen), durch Absuchen der Tiere, durch Zeckenbäder zwar vermindern, aber stets nur vorübergehend. Trotz dieser Vorsichtsmassregeln kommt es in gewissen Jahren, die als Zeckenjahre durch klimatische Verhältnisse begünstigt werden, wieder zu einem gewaltigen Umsichgreifen der Zecken.

Die zweite Möglichkeit, eine Bresche in den Kreislauf der Parasiten (Rind - Zecke - Rind) zu legen, wäre die, mittels eines ähnlich wirkenden Mittels, wie es das Chinin für die Malaria des Menschen darstellt, die Parasiten im Rinde abzutöten bezw. an der Vermehrung zu verhindern, mit anderen Worten das Analogon der Kochschen Malariabekämpfung für das Texasfieber anzuwenden und den Infektionsstoff in den infizierten Tieren, in welchen der Parasit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne unser Eingreifen während der ganzen Lebenszeit der Wirte sich lebens- und infektionsfähig erhalten kann, auszurotten. Bis jetzt verfügen wir über ein solches Mittel gegen das Pyrosoma bigeminum nicht. —

Nach dem, was ich über die natürliche Immunisierung in enzootischen Gegenden gesagt habe, ist das Bestreben, die Zecken von den Viehbeständen völlig fernzuhalten, nicht einmal empfehlenswert. Denn die Zecken sorgen für die Durchseuchung und damit die Immunisierung der Viehbestände, namentlich der jungen Tiere. Zudem gelingt es nicht, selbst wenn das Vieh häufig und nach jedesmaligen kurzen Intervallen durch die Bäder getrieben wird, die Tiere dauernd frei von Zecken zu halten.

Die Anwendung von Zeckenbädern soll damit nun etwa nicht völlig verworfen werden, sondern ich möchte nur auf eine sinngemässe Anwendung derselben hinwirken. Die Bäder können von grossem Wert sein da, wo die Rinder durch die Menge der an ihnen haftenden Zecken direkt schwer geschädigt werden. An den Bisstellen entwickeln sich häufig geschwürige Prozesse, die zusammen mit den sonstigen Wirkungen der oft nach Tausenden zählenden Zecken eine schwere Anämie bei den Rindern herbeiführen können. Es kann auch ohne weiteres behauptet werden, dass gegenüber zu intensiven Infektionen, wie sie durch die Unzahl von Zecken gesetzt werden können, selbst eine Immunität von ziemlicher Höhe ungenügend sein kann. So wertvoll also die zeitweise Anwendung der Zeckenbäder in enzootischen Gebieten für die Reinigung der Haut von der Überzahl der Zecken sein kann, so verkehrt würde es sein, die Tiere in Zeckengegenden, namentlich tropischen, unausgesetzt zu baden. Denn das Ölschwefelbad, welches für die Zecken durch die Verstopfung ihrer Atmungswerkzeuge so gefährlich wird, ist auch für die Rinder keineswegs unschädlich. Viele Tiere zeigen bedrohliche Krankheitserscheinungen infolge der Bäder, denen sie sogar erliegen können. Zudem wird gerade nach dem Ölbad häufig der Ausbruch einer schweren oder tödlichen Fieberattacke beobachtet. Diese Tatsache bietet einen neuen Beweis für die bereits bei der Epidemiologie erwähnte Labilität der auf natürlichem Wege erworbenen Immunität bei Texasfieber. In Bezug auf den Effekt dürfte sich hier das Ölbad als eine ähnliche schwere Schädigung des Organismus darstellen, wie erschöpfende Märsche bei grosser Hitze, jäher Temperaturwechsel oder monatelanges schlechtes Futter.

Die Indikation für die Anwendung der Zeckenbäder bilden diejenigen Fälle, wo Tiere aus Zeckengegenden in zeckenfreie Länder transportiert werden sollen, oder wo infizierte Tiere durch Gebiete, welche bisher von Texasfieber verschont waren, getrieben werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen. Die mit dem Erreger des Texasfiebers infizierten Tiere können, wenn sie von Zecken durch die Bäder befreit werden, die Krankheit in den zeckenfreien Gebieten, nach denen sie transportiert werden, gesunden Tieren nicht mitteilen, weil eben die für die Übertragung der Infektion notwendigen Zecken fehlen. Aus diesen Beobachtungen geht auch mit Sicherheit hervor, dass die Zecken allein die vermittelnde Rolle bei der Übertragung des Infektionsstoffes spielen. Denn an stechenden und blutsaugenden Insekten, welche natürlich eben so gut wie die Zecken den Infektionsstoff übertragen könnten, fehlt es ja beim weidenden Vieh nie. Die Erfolge, die man in Nordamerika mit den Zeckenbädern erzielt, die Verbreitung der Haemoglobinurie mit den von den Südstaaten in grosser Menge nach den Nordstaaten transportierten Rindern und den an ihnen haftenden Zecken bei den Viehbeständen der Nordstaaten zu verhindern, sind bekannt. Allerdings muss man im Auge behalten, dass eine wirkliche Verhütung der Ausbreitung des Infektionsstoffes nicht erwartet werden kann, sobald es sich um zeckenreiche Länder handelt, in welche das mit Ölbädern behandelte infizierte Vieh eingeführt werden soll. Die Nordstaaten Amerikas, um die es sich hier handelt, sind infolge ihrer geographischen Lage zeckenarm und haben strenge Winter. Eine absolut sichere Prophylaxe in Ländern, wo die Zecke (Boophilus bovis) vorhanden ist, kann in solchen Fällen natürlich nur die völlige Sperrung des seuchenfreien gegen das infizierte Gebiet bilden.

In Australien sind unter gleichen Verhältnissen wie in Nordamerika gute Erfolge mit den Zeckenbädern erzielt, und auch in Südamerika ist jetzt mit der Errichtung der Bäder vielfach da, wo sie nach den angegebenen Gesichtspunkten angebracht schienen, vorgegangen worden.

Die Schutzimpfung, die nach dem oben Dargelegten in erster Linie an Kälbern und jungen Tieren durchzuführen ist, kommt vor allem in Betracht:

1) Wenn gesunde Tiere aus zeckenfreien Gebieten in verseuchte Zeckengegenden gebracht werden;
2) wenn in Zeckengebieten, die noch nicht mit Texasfieber verseucht sind, der Infektionsstoff durch infizierte Tiere oder Zecken eingeschleppt wird.

In diesen Fällen hat sie sich in der Praxis vorzüglich bewährt. Impfverluste sind nicht ganz zu vermeiden, bei vorsichtiger Handhabung aber sehr gering, wenn es sich um Kälber handelt. Sie stehen ganz zurück gegenüber den Verlusten bei Tieren, die nicht immunisiert in Seuchendistrikte eingeführt werden. Es ist gelungen, junge immunisierte Tiere aus zeckenfreien Distrikten nach den ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fürchteten Texasfiebergegenden zu transportieren mit verschwindenden Verlusten, während sonst die Verluste bedeutend sind.

Die Schutzimpfung ist überall da zu empfehlen, wo eine Durchseuchung nicht gleichmässig von der Natur, wie dies für die enzootischen tropischen Zeckengebiete beschrieben ist, geleistet wird, wo aber der Infektionsstoff durch Viehtransporte immer wieder eingeschleppt wird, vor allem in der gemässigten Zone, wo im Winter die Zecken verschwinden, während im Sommer das eine Jahr sehr viele, das nächste Jahr nur wenige Zecken vorkommen. Um die auch auf natürlichem Wege durch die Zeckeninfektionen erzeugte Immunität zu erhalten und während der zeckenarmen Jahre nicht verloren gehen zu lassen, ist eine systematische Durchimpfung der Viehbestände in solchen Gegenden mit pirosomenhaltigem Blute rationell und nützlich.

Es spricht vieles dafür, dass sich die Immunität durch mehrmalige Injektion virulenten Blutes bei denjenigen Tieren, welche durch experimentelle Infektion (Injektion von Blut rekonvaleszenter Tiere) oder durch natürliche Infektion eine gewisse Resistenz erworben haben, steigern lässt. In dieser Richtung muss noch weiter experimentell gearbeitet werden. Es gilt namentlich festzustellen, ob sich nicht auf diese Weise eine komplette Immunität für längere Zeiträume auch bei den erwachsenen Tieren erzielen lässt, die auch da die Tiere noch vor dem Ausbruch der schweren Fieberattacken schützt, wo die labilere, auf natürlichem Wege durch Zeckeninfektion erworbene Immunität im Stich lässt, z. B. bei der Einwirkung schwerer äusserer Schädigungen. Schon Theobald Smith, später R. Koch, Pound, van Hellens, Tidswell u. a. stellten fest, dass Tiere, welche eine Reaktion nach der Impfung durchgemacht haben, der später folgenden Injektion selbst erheblicher Blutmengen widerstehen. Diese Versuche haben wir in Südamerika vielfach bestätigen können. Bei Tieren, welche in enzootischen Texasfiebergebieten aufgewachsen sind, lassen sich gleichfalls, wie ich mehrfach experimentell festgestellt habe, ganz erhebliche Mengen virulenten Blutes in steigenden Dosen injizieren, ohne dass die Tiere ausser mehrtägigem hohem Fieber Krankheitserscheinungen zeigen. Ich habe derartigen Tieren sogar bis zu mehreren Litern virulenten Blutes mit zahllosen Pyrosomen subkutan injiziert. Die Tiere vertrugen die Injektion und zeigten nur eine schwere fieberhafte Allgemeinreaktion.

Aus allen diesen Beobachtungen geht hervor, dass durch die experimentelle Infektion, die also eine aktive Immunisirung nach der wissenschaftlichen Nomenklatur darstellt, recht erhebliche Immunitätsgrade erzielt werden können. Aus diesem Grunde sollte die rationelle Durchimpfung von ganzen Beständen, namentlich auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in enzootischen Gebieten, dann in Betracht kommen, wenn man für eine gewisse Zeitperiode bei den Tieren die Immunität, welche auch auf natürlichem Wege durch die Zeckeninfektion eintritt, erzeugen und erhalten will.

Allerdings erfordern die Schutzimpfungen wie alle derartigen Versuche die Beobachtung gewisser Kautelen. Die grösste Gefahr bei allen derartigen Verimpfungen mit Blut kranker oder rekonvaleszenter oder völlig gesunder Tiere bietet die Verimpfung von anderen Krankheiten. In erster Linie kommen hier in Betracht die haemorrhagische Septicaemie, welche in gewissen Gegenden eine ziemlich grosse Verbreitung unter dem Rindvieh besitzt. Es ist aus diesem Grunde eine sachkundige, womöglich bakteriologisch und tierärztlich geschulte Hilfe für die Leitung solcher Versuche, die Auswahl der zu Impfungen geeigneten Tiere, die Prüfung des Infektionsstoffes kaum zu entbehren.

Ich bin, wenngleich ich ein abschliessendes Urteil über die Dauer der Immunität bei der experimentellen Schutzimpfung nicht abgeben kann, doch zu der Überzeugung gelangt, dass durch sinngemässe Kombination der Schutzimpfungen und der Zeckenbäder nach den angegebenen Gesichtspunkten, unter Berücksichtigung der jedesmaligen Verhältnisse sich in Zukunft eine Bekämpfung des Texasfiebers ermöglichen lässt, die bei geringen Kosten die Verluste auf das äusserste Mass beschränkt.

Die gesundheitlichen Verhältnisse auf den Südseeinseln.

Von Marine-Stabsarzt Dr. **Krämer,** Kiel.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Im allgemeinen darf das Südseegebiet als gesund bezeichnet werden. Zwar kommt die Malaria auf den westlichen melanesischen Inseln (Neuguinea, Bismarck, Salomon, Neuhebriden etc.) und zwar in recht verheerender Weise vor, aber den östlichen polynesischen Inseln fehlt sie dafür ganz. Das ist um so merkwürdiger, als die verschiedenen Inselgruppen räumlich nicht sehr getrennt voneinander liegen und gleichartige lokale Verhältnisse vorliegen. Ja, im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

melanesischen Gebiet selbst kommt es vor, dass durchaus malariafreie Plätze neben verseuchten vorkommen, wie z. B. die französische grosse gesunde Insel Neu-Kaledonien, auf der ich mich selbst längere Zeit ohne Schaden herumtrieb, fast in Sichtweite von den Neu-Hebriden liegt, welche zu den schwersten Fieberherden der Erde gehören. In dem östlich von den Neuen Hebriden gelegenen Fidjiarchipel soll Malaria zwar vereinzelt vorkommen, jedenfalls ist aber der direkt sich östlich an Fidji anschliessende Tongaarchipel frei, wie auch das nicht weit davon gelegene Samoa. Ebenso kennen alle übrigen östlichen Inseln, wie auch die Marshalls, die Malaria nicht. Ein plausibler Grund hat dafür bis jetzt nicht gegeben werden können. Ebenso wie Malaria fehlen den östlichen Inseln die Infektionskrankheiten, als Masern, Scharlach, Typhus, Cholera, Pest u. s. w., und wenn dieselben in Einzelfällen einzelorts auch schon durch den Verkehr eingeschleppt worden sind, so haben sie doch bis jetzt nirgends festen Fuss fassen können. Nur die Ruhr und der Wundstarrkrampf sind seit alters auf den Inseln heimisch, erstere freilich meist nur nach grossen Dürren oder nach anderen Epidemien auftretend, letzterer nach Infektion von Wunden.

Verbreitet ist fernerhin die Schwindsucht unter den Eingeborenen. Obwohl Tuberkulose seit alters auf den Inseln bekannt ist, hat doch die Schwindsucht im speziellen durch die Weissen eine Förderung erfahren. Dies erklärt sich aus dem an und für sich wohlberechtigten Streben der Missionare, die mehr oder weniger nackt gehenden Eingeborenen zu bekleiden. Da aber diese an europäische Kleider nicht gewöhnten Menschen sich leichter in solchen erhitzen, so reissen sie dieselben bei der ersten Gelegenheit vom Leibe, um sich im Passat oder im Wasser abzukühlen. Hierdurch ist der Infektion durch Erkältung Tür und Tor geöffnet. Nicht allein ist Kleider mit Nutzen zu tragen eine Kunst, die gelernt sein will, sondern auch kostspielig. Deshalb muss es eine Aufgabe der Regierung sein, die Kleidung dem jeweiligen Zustande der Civilisation anzupassen und den Übereifer der Missionare hierin zu zügeln. Ähnlich wie hierin, kann auch die Regierung betreffs der Geschlechtskrankheiten viel Gutes stiften. Es ist bekannt, dass solche auf den Marshallinseln in erschreckender Weise verbreitet sind, während sie z. B. auf Samoa nur in verschwindend geringem Masse vorkommen. Auf ersteren Inseln dürfte die Ursache darin zu finden sein, dass die Häuptlinge eine nahezu absolute Gewalt über ihren Stamm in Händen haben, dass sie also jedes Mädchen nach Belieben zu sich oder zu andern kommandieren können, während auf Samoa dies nicht der Fall ist. Hier hat nur der Familienälteste innerhalb seiner Familie etwas zu sagen, in welcher er auf Zucht und Ordnung hält, wobei der günstige Einfluss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Mission nicht verkannt werden darf. Je mehr aber der Aussenverkehr an den einzelnen Plätzen wächst, je mehr fremde Elemente in ein Land kommen, desto rascher zerfällt die Eigenart des angestammten Volkes, auf dessen möglichste Erhaltung demgemäss die Vorsichtsmassregeln hinzielen müssen. Es ist ausgemacht, dass mit dem Schwinden der Eingeborenenkleidung und deren Behausungen die Auflösung mit Riesenschritten vorwärts schreitet; je langsamer eine solche also ins Werk gesetzt wird, desto günstiger sind die Aussichten für die Zukunft eines solchen Eingeborenenstammes, dessen Wachsen im Interesse der betreffenden Kolonie nur dringend gewünscht werden kann. Dieses Wachsen oder Hinsterben ist mit der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten aufs engste verknüpft, weshalb dieser Seite der öffentlichen Hygiene besondere Beachtung geschenkt werden sollte. Betreffs der übrigen Südseekrankheiten, welche man mehr als Eingeborenenkrankheiten bezeichnen könnte, da der Weisse sich bei genügender Reinlichkeit und unter Beobachtung geeigneter öffentlicher Massnahmen leicht gegen sie schützen kann, wird auf eine Arbeit des Vortragenden, „Die wichtigsten Hautkrankheiten der Südsee", verwiesen, welche als Anhang zum Band II einer Monographie der Samoainseln erschienen ist, und deren Bilder beim Vortrag vorgezeigt wurden. Es handelt sich um den Borkenringwurm (Tinea circinata), den Schuppenringwurm (Tinea imbricata), die Framboesia tropica, deren Identität mit Syphilis energisch abgelehnt wird, um Elephantiasis und Lepra.

Letztere bedarf nur noch der besonderen Erwähnung, da man neuerdings damit umgeht, chinesische Arbeiter nach unseren Südseekolonien zu bringen. Es darf als ausgemacht gelten, dass solche chinesische Arbeitertransporte es waren, welche den auf den Südseeinseln zwar schon vorhandenen, aber nur recht unschuldig auftretenden Aussatz auflodern machten, wie z. B. auf Hawaii, auf Neu-Kaledonien u. s. w. Darüber wurde vom Vortragenden schon jüngst in der Deutschen Kolonialzeitung berichtet (Die Chinesengefahr in der Südsee). Findet also eine Verwendung von Chinesen als Arbeiter in unseren Südseekolonien statt, so muss ärztlicherseits gefordert werden, dass diese bei ihrer Ankunft auf das genaueste ärztlich untersucht werden, dass sie während ihres Aufenthaltes unter ärztlicher Beobachtung bleiben, wozu ein gut geleitetes Krankenhaus eine unerlässliche Voraussetzung ist, und dass sie nach Ablauf ihres Kontraktes das Land bedingungslos wieder verlassen.

Nur dadurch wird es möglich sein, die Kolonien vor weiteren Schädlichkeiten zu bewahren, die nicht allein hygienischer, sondern auch ethischer Natur sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **C. Mense**-Cassel: Ich habe am Kongo Framboesia oft gesehen und behandelt, immer bei Kindern, und bin aus vielfachen Gründen, welche hier zu erörtern zu weitläufig ist, zu der Überzeugung gekommen, dass diese Framboesia mit Syphilis nichts zu tun hat. Jetzt nehmen holländische und englische Ärzte, welche in Indien und in der Südsee tätig sind, die auch von Scheube, wenn ich nicht irre, vertretene alte Ansicht, dass ein Zusammenhang zwischen Lues und Framboesia bestehe, wieder auf. Wenn hier kein differential-diagnostischer Irrtum besteht, so müssen zwei verschiedene Krankheiten vorliegen, von denen die eine mit Syphilis sicherlich nicht verwechselt werden darf.

Marine-Stabsarzt Dr. **Martini:** Hinsichtlich der Lepra von Fidji habe ich hinzuzufügen, dass gerade dort in bedrohlichster Nähe von Samoa die Lepra recht zahlreich vorkommt. So teilte mir Dr. Corney, der Regierungsarzt von Fidji, bei meinem letzten Aufenthalt in Suva auf Fidji mit, dass er 400 Leprakranke unter Beobachtung habe, und dass ihm im ganzen 1100 Lepröse auf der gesamten Fidjigruppe bekannt seien. Die Leprösen wohnen in besonderen Hütten, nahe bei den Hütten ihrer Familien-Angehörigen.

Ich wollte diese Häufigkeit der Lepra auf Fidji gerade deshalb hervorheben, weil ein sehr reger Verkehr zwischen Fidji und Samoa besteht. Samoaner wohnen oft monatelang auf Fidji.

Ganz derselben Meinung wie Herr Marine-Stabsarzt Dr. Krämer, dass eine genaue Kontrolle der Zureisenden in Samoa hinsichtlich der Lepra geübt werden muss, möchte ich diese Forderung in allererster Linie für die Überwachung der Zuzüge von Fidji stellen.

Dr. **Fülleborn** schliesst sich dem Vortragenden darin an, dass die Framboesia tropica, die er vielfach am Nyassasee beobachtet hat, und Lues absolut verschiedene Krankheiten seien, da er Gelegenheit hatte, die Einschleppung von Syphilis in eine bis dahin nur mit Framboesia infizierte Gegend zu beobachten, und erst seit dieser Einschleppung typische Zeichen von Lues bei der Bevölkerung nachzuweisen waren.

Oberstabsarzt Dr. **Steudel:** In den Jahren 1891—93 habe ich in Bagamoyo mehrfach Framboesia besonders bei Missionskindern behandelt, und da ist es mir aufgefallen, dass Framboesia wenigstens die eine wichtige Eigenschaft mit Lues gemein hat, dass sie auf Quecksilber heilt. Schon auf wenige Injektionen mit Hydrargyrum salicylicum heilte die Krankheit vollständig aus. Ich habe die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Framboesia, welche damals noch nicht so bekannt war, wegen dieser Eigenschaft für hereditäre Lues gehalten. Allerdings konnte ich mich später davon überzeugen, dass frische Lues auf der Negerhaut anders aussieht, und dass wegen der Kontagiosität der Krankheit auch an hereditäre Lues kaum zu denken war. Mit meiner Beobachtung stimmt die in der neueren Literatur mehrfach verzeichnete Angabe überein, dass Framboesia auch mit Jodkali heilbar ist.

Herzerkrankungen durch tropische Einflüsse.

Von Oberarzt Dr. **Schellmann.**

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Bei Untersuchung der aus unseren Schutzgebieten heimkehrenden Leute, meist Angehörigen der Kaiserlichen Schutztruppen, ist mir aufgefallen, in welch überraschender Zahl sich bei denselben Erscheinungen von seiten des Herzens darboten, über welche ich in der Literatur nur äusserst spärliche Mitteilungen finden konnte, wenigstens soweit es sich dabei um Folgeerscheinungen von Tropenkrankheiten, insbesondere von Malaria handelt.

Das äusserst abwechselungsreiche Krankheitsbild gestaltet sich in den beiden Extremen etwa folgendermassen: Bei der leichten Form bestehen keine besonderen Klagen. Der Kranke fühlt sich nur im allgemeinen etwas abgespannt und müde. Seit einiger Zeit, meist nach einem Fieberanfall ist ihm aufgefallen, dass er bei längerem Gehen leichter als früher ermüdet und dass nach besonderen Anstrengungen — namentlich wird dabei immer schnelles Treppensteigen erwähnt — leicht Herzklopfen auftritt.

Die Untersuchung ergibt keine auffallenden krankhaften Erscheinungen. Herzdämpfung und Spitzenstoss verhalten sich regelrecht, die Herztöne sind rein, der Puls ist regelmässig, jedoch nicht besonders kräftig, und auch in der Ruhe etwas beschleunigt.

Lässt man den Mann nunmehr einige Bewegungen machen — ich lasse zu diesem Zwecke gewöhnlich zehn tiefe Kniebeugen ausführen —, so ändert sich der Zustand auffallend. Während bei einem gesunden Menschen die Pulszahl durch diese Übung um viel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leicht zehn bis fünfzehn Schläge beschleunigt wird und ziemlich schnell, gewöhnlich schon nach 1—2 Minuten zur Norm zurückkehrt, erhöht sich in unserem Falle die Anzahl der Pulsschläge von 90 auf 120 bis 130 in der Minute und bleibt längere Zeit auf dieser Höhe. Die Schlagfolge, die vorher regelmässig war, wird unregelmässig, einige schnellere Schläge wechseln mit einigen langsameren ab, die vorher ruhige Atmung wird ebenfalls schneller und angestrengt. —

Bei den schweren Fällen klagt der Kranke über häufig auch ohne besondere Ursache auftretendes Herzklopfen, das ihn an jeglicher Arbeit, aber auch am Schlafe hindere, Stiche und Schmerzen in der linken Brustseite, Kurzatmigkeit, Müdigkeit, Schwindel, Kopfschmerzen und allgemeine Aufgeregtheit.

Hier kann man eine Verbreiterung der Herzdämpfung nach beiden Seiten feststellen, der Spitzenstoss ist bald übermässig stark, bald garnicht fühlbar, der erste Ton über allen Ostien ist unrein, die Anzahl der Pulsschläge beträgt 130, ja 148 in der Ruhe und wird durch geringe Bewegungen, wie sie z. B. das Auskleiden zur Untersuchung mit sich bringt, noch mehr beschleunigt. Die Schlagfolge ist durchaus unregelmässig, bald schneller, bald langsamer, zeitweise aussetzend. Letzterer Umstand kommt aufmerksamen Kranken auch subjektiv zum Bewusstsein. Sie klagen, dass sie das Gefühl hätten, das Herz stehe still. Die Atmung wird schon bei geringen Bewegungen beschleunigt, angestrengt und laut hörbar, die Nasenflügel beben und der ganze Körper zittert, während das Gesicht einen ängstlichen Ausdruck zeigt.

Zwischen diesen extremen Zuständen finden sich die verschiedensten Abstufungen. Der beschriebene schwerste Zustand findet sich nur in seltenen Fällen und dokumentiert sich sofort als schwere Erkrankung. Nicht so die zuerst beschriebene Art. Es kann vorkommen und ist tatsächlich vorgekommen, dass ein solcher Kranker — denn als solchen müssen wir ihn betrachten — mit seinen Klagen ungläubige Ohren findet und für dienstfähig erklärt wird, da selbst häufig wiederholte Messungen des Pulses, wenn diese, wie es ja in Krankenhäusern üblich und nicht anders möglich ist, vom Unterpersonal vorgenommen werden, anscheinend kein abnormes Verhalten desselben anzeigen. Natürlich, denn die Messungen werden in der Ruhe, häufig in der Bettruhe vorgenommen, wo die Herztätigkeit eine nicht beschleunigte ist. Würden daneben Messungen nach kurzen Freiübungen vorgenommen, so würde ein Vergleich mit den Pulszahlen anderer nicht herzleidender Kranken sofort ersichtlich machen, dass das Herz nicht regelrecht arbeitet. Bei der Beurteilung kommt es natürlich auch sehr auf die einzelne Persönlichkeit an; der eine lässt sich durch seine Beschwerden mehr beeinflussen als der andere.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bevor ich auf die Besprechung der mutmasslichen Ursachen dieser krankhaften Erscheinungen eingehe, möchte ich zuerst an der Hand einiger statistischer Berechnungen über das Vorkommen derselben zeigen, dass die nähere Betrachtung dieser Herzaffektion sich als wohl berechtigt darstellt.

Ein ziemlich genaues Bild über die Häufigkeit der Erkrankung ergibt sich bei Betrachtung der bei den Kaiserlichen Schutztruppen vorgekommenen Invalidisierungen wegen Herzleiden. Bei dem relativ seltenen Auftreten von akutem Gelenkrheumatismus in den Schutzgebieten und bei dem Umstande, dass nur junge ausgesucht kräftige und gesunde Leute zum Dienst in den Schutztruppen zugelassen werden, ist die Entstehung von Klappenfehlern verschwindend selten. Mir sind während zweier Jahre nur ein oder zwei Fälle vorgekommen, wo eine Invalidisierung durch Herzklappenfehler bedingt war. Ich glaube also keinen zu grossen Berechnungsfehler zu machen, wenn ich alle diejenigen Fälle, in denen als Grund der Invalidität nur allgemein „Herzleiden" angegeben ist, auch als durch die beschriebene Erkrankung bedingt annehme. In den meisten Fällen ist nervöse Herzschwäche, nervöse Pulsbeschleunigung, Herzschwäche nach Malaria oder nervöse Erregbarkeit des Herzens als Grund der Invalidität angegeben. Ich habe die in den Jahren 1898 bis 1901 wegen Erkrankung des Herzens erfolgten Invalidisierungen zusammengestellt:

Schutzgebiet	Jahr	Iststärke	Im ganzen invalide		Wegen Herzerkrankung invalide		
			Summe	pCt. der Iststärke	Summe	pCt. der Iststärke	pCt. der im ganzen invaliden
Deutsch-Ostafrika	1898	186	12	6,4	5	2,7	41,7
	1899	193	21	10,9	9	4,7	42,9
	1900	204	9	4,4	2	0,9	22,2
	1901	214	27	12,6	15	7,0	55,5
Südwest-Afrika	1898	786	32	4,1	24	3,0	75,0
	1899	1086	101	9,3	57	5,3	56,4
	1900	856	41	4,8	23	2,7	56,1
	1901	733	39	5,3	31	4,2	79,5
Kamerun	1898	28	3	10,7	1	3,6	33,3
	1899	32	5	15,6	2	6,2	40,0
	1900	41	4	9,8	3	7,3	75,0
	1901	95	5	5,3	3	3,2	60,0

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahr	Es wurden wegen Erkrankung des Herzens invalide							
	Deutsch-Ostafrika		Südwest-afrika		Kamerun		Im Durchschnitt	
	pCt. der Iststärke	pCt. der im ganzen invaliden	pCt. der Iststärke	pCt. der im ganzen invaliden	pCt. der Iststärke	pCt. der im ganzen invaliden	pCt. der Iststärke	pCt. der im ganzen invaliden
1898	2,7	41,7	3,0	75,0	3,6	33,3	3,1	50,0
1899	4,7	42,9	5,3	56,4	6,2	40,0	5,4	46,4
1900	0,9	22,2	2,7	56,1	7,3	75,0	3,6	51,1
1901	7,0	55,5	4,2	79,5	3,2	60,0	4,8	65,0
1898—1901 . . .	3,8	40,6	3,8	66,7	5,1	52,1	**4,2**	**53,1**

Auffallend ist das häufige Vorkommen der Herzerkrankungen bei der Schutztruppe für Südwestafrika, im Durchschnitt nämlich zwei Drittel aller Invaliden. Ich werde hierauf noch zurückkommen.

Welch besonders grosse Anforderungen der Aufenthalt in den Tropen an das Herz stellt, zeigt ein Vergleich der vorstehenden Zahlen mit denen der Königlich Preussischen Armee. Während bei der letzteren in den vier Jahren von 1896 bis 1899 nur 0,19 pCt. der Iststärke wegen Herzleiden invalidisiert wurden, in welcher Zahl alle wegen Klappenfehlers entlassenen Leute mit enthalten sind, beträgt das Verhältnis bei den Schutztruppen für die Jahre 1898 bis 1901 im Durchschnitt 4,2 pCt. In der preussischen Armee beträgt die Zahl der wegen Herzleiden Invalidisierten 17,4 pCt. aller Invaliden, bei den Schutztruppen 53,1 pCt.

Der anfangs beschriebene Zustand wurde bisher allgemein als Erkrankung der Herznerven bezw. der Herzganglien, als nervöse Herzaffektion aufgefasst und bezeichnet. Ich glaube jedoch, dass eine derartige Auffassung in so allgemeiner Form sich nicht aufrecht erhalten lassen kann, dass vielmehr das Zustandekommen der Erkrankung sich auf andere Ursachen zurückführen lässt. Tatsache ist ja, dass bei Neurasthenikern Herzerscheinungen beobachtet werden, die den beschriebenen sehr ähnlich sind, zum Teil völlig entsprechen, es ist ferner Tatsache, dass Nervosität eine häufige Folge des Tropenaufenthalts ist. Wenn aber auch ein Teil der Erkrankungen auf allgemeine Nervosität zurückgeführt werden kann, wie soll man dann diejenigen Fälle erklären, in denen dieselben Erscheinungen von seiten des Herzens auftreten, ohne dass andere Anzeichen für Nervo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sität festgestellt werden können. Hier anzunehmen, dass es sich um eine auf das Herz allein beschränkte nervöse Störung handele, eine Störung, deren Vorkommen ich nicht abstreiten will, die jedoch sicher nur sehr selten sein dürfte, würde nur in den Fällen zulässig sein, in denen wir absolut keine andere Erklärung finden können. — Ich glaube, für das Auftreten der Herzerkrankung in erster Linie die Malaria, weiter die klimatischen Einflüsse in Verbindung mit den Anforderungen des Berufs direkt, ohne die Zwischenstufe der Nervosität verantwortlich machen zu müssen.

Die beschriebenen Erscheinungen sind als Symptome sowohl bei Myocarditis als auch bei Uberanstrengung des Herzens ja allgemein bekannt. Meiner Ansicht nach handelt es sich bei den „tropischen" Herzaffektionen in den weitaus meisten Fällen auch um nichts anderes, als um eine oder die andere dieser beiden Erkrankungsformen. Allerdings dürfte in vielen Fällen eine Scheidung der Ursachen nicht angängig sein, da eben beide zum Zustandekommen des Schlussergebnisses beigetragen haben.

Da das Vorkommen von akuter Myocarditis nach anderen Infektionskrankheiten feststeht, so dürften auch die Giftstoffe der Malariaplasmodien wohl in der Lage sein, eine derartige Entzündung des Herzmuskels zu veranlassen. Krehl führt unter den Ursachen von akuter Herzmuskelentzündung auch die Malaria an, geht jedoch nicht näher darauf ein, da die Beobachtungen nicht genügend zahlreich seien. Auch bei anderen deutschen und französischen Autoren habe ich den Hinweis auf Malaria gefunden. Mannaberg sagt zwar: „Das Herz partizipiert an dem Malariaprozess nur wenig; abgesehen von den leichten Graden von Hypertrophie und von der Degeneration des Myocardos mit Dilatation, denen man bei Kachektikern begegnet, gibt es keine Herzaffektion, von der es sichergestellt wäre, dass sie ihre Entstehung der Malariainfektion verdanke." Weiter gibt er jedoch an, dass man bei Europäern, die sich längere Zeit in Bengalen aufhielten, einen Zustand beobachtet habe, der als Asthenia cordis bezeichnet wurde. Derselbe besteht in einer unangenehmen Empfindung in der Herzgegend, welche unter Umständen so heftig werden kann, dass sie die Kranken nachts aus dem Schlafe weckt. Sie erinnert in ihrer Intensität manchmal an Angina pectoris. Die Herzdämpfung ist verbreitert, der Puls arythmisch, die Respiration dyspnoeisch.

Nimmt man an, dass analog den bei anderen Infektionskrankheiten gemachten Erfahrungen auch im Verlaufe der Malaria eine Herzmuskelentzündung auftreten kann, so ist es nicht auffällig, dass so zahlreiche Herzerkrankungen zur Beobachtung kommen, namentlich wenn man bedenkt, dass mit verschwindender Ausnahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder Europäer in den Tropen an Malaria erkrankt, während eine rationelle Behandlung bezw. Prophylaxe dieser Krankheit erst in neuerer Zeit allgemeiner durchgeführt wird, wohingegen die Mehrzahl der Malariakranken sich darauf beschränkte, den jeweiligen Anfall mit unzulänglichen Chininmengen zu behandeln, und nach kurzer Zeit an einem Rückfalle erkrankte, das Malariagift also dauernd wirksam blieb. Durch die Annahme einer auf Malariainfektion beruhenden Herzmuskelentzündung würden sich auch die Todesfälle erklären, welche im Verlaufe einer einfachen Malaria bei kräftigen Leuten binnen wenigen Tage durch Herzschwäche erfolgen. Die Infektion an sich kann man nicht dafür verantwortlich machen, wohl aber erklärt sich die Herzschwäche zwanglos, wenn man sie als Folgeerscheinung einer auf Giftwirkung der Malariaplasmodien beruhenden akuten Herzmuskelentzündung auffasst. Dass das einzelne Herz auf diese Giftstoffe verschieden reagiert, ist ja eine auch bei anderen Infektionskrankheiten beobachtete Tatsache.

Der positive Beweis für die Richtigkeit der Annahme einer Myocarditis bei Malaria durch den anatomischen Befund bei Sektionen ist noch nicht erbracht worden. Ich bin jedoch überzeugt, dass man in allen Fällen, wo der Tod infolge von Herzschwäche bei einer Malariaerkrankung eintrat, bei der Sektion wird Myocarditis feststellen können, ebenso wie man bei aufmerksamer Beobachtung auch in Fällen von anderweitiger Todesursache diese Erkrankung wird feststellen können, wenn während des Lebens die beschriebenen Erscheinungen beobachtet worden sind. —

Wenn so auch ein Teil, ich kann wohl sagen, der grössere Teil der tropischen Herzerkrankungen auf einer auf Malariainfektion zurückzuführenden Myocarditis beruhen dürfte, bleibt doch noch ein grosser Teil zurück, bei welchen keine Malaria vorausgegangen ist. Diese Fälle sind als „Überanstrengung, Überreizung des Herzens“ anzusehen. Wenn man schon in unseren Breiten nach besonderen oder nach lang fortgesetzten körperlichen Anstrengungen, nach heftigen Gemütsbewegungen u. s. w. einen Zustand des Herzens beobachten kann, der den anfangs beschriebenen Erscheinungen entspricht, so wird es nicht auffällig sein, dieser Erkrankung unter besonders ungünstigen Bedingungen in vermehrter Zahl zu begegnen. Die Anforderungen, welche in warmen Klimaten, namentlich bei dem anstrengenden, aufregenden und entsagungsreichen Dienst in der Schutztruppe an das Herz gestellt werden, sind doch ungleich grössere als diejenigen, an welche es in den gemässigten Zonen gewöhnt ist. Wenn eine Überreizung des Herzens bereits hier beobachtet werden kann, wie muss dies dann in erhöhtem Masse der Fall sein, wenn dieselben, ja grössere Anforderungen an das Herz gestellt werden in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenden, wo der ganze Organismus durch die veränderten klimatischen Bedingungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, erschlafft, wo bei der durch die Hitze bedingten erhöhten Schweisssekretion die Flüssigkeitsaufnahme vermehrt wird und dem schon an und für sich mit dem ganzen Organismus erschlafften Herzen eine grössere Arbeitsleistung zugemutet wird.

Bestätigt wird diese Überlegung durch die Ergebnisse der oben angezogenen Statistik, nach welcher 66,7 pCt. aller Invalidisierungen bei der Schutztruppe für Südwestafrika durch Herzleiden bedingt sind. Südwestafrika hat bei weitem nicht die Morbidität an Malaria wie unsere Schutzgebiete in den eigentlichen Tropen, andererseits ist aber der Erkrankung des Herzens durch Überanstrengung ein anderer Faktor günstig. Während in Deutsch-Ostafrika und Kamerun nur Unteroffiziere eingestellt werden, welche im allgemeinen bereits ein höheres Alter erreicht haben, werden die Reiter der südwestafrikanischen Schutztruppe dem zweiten Jahrgang der Armee entnommen, befinden sich also im durchschnittlichen Alter von 22 Jahren. Ihre noch nicht voll entwickelten Herzen sind den besonderen Anstrengungen des Dienstes unter der Einwirkung der klimatischen Schädlichkeiten noch nicht gewachsen, ein Umstand, auf welchen im Jahre 1898 Mackleod bezüglich der englischen Kolonialarmee hinwies, bei welcher 60 pCt. unter 25 Jahren alt ist. Die von Mackleod beschriebene und von ihm als tropical heart bezeichnete Herzaffektion ist die eingangs beschriebene.

Es können also drei, oder wenn man will, vier verschiedene Ursachen zu denselben krankhaften Erscheinungen von Seiten des Herzens Veranlassung geben, Malaria, klimatische Einflüsse, verbunden mit besonderen Anstrengungen, allgemeine Nervosität und, wenn man will, partielle, auf das Herz beschränkte nervöse Störungen. Einen gemeinsamen Namen für diese Erscheinungen einzubürgern, erscheint mir nicht angängig. Der Ausdruck Mackleods tropical heart, Tropenherz ist häufig gebraucht worden, derselbe sagt jedoch nicht viel, da die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Erkrankungen, wie wir gesehen haben, absolut nicht nur den Tropen allein eigentümlich sind. Ich halte es für das Zweckentsprechendste, wenn man die Erkrankungen nach den Ursachen trennt und danach eine Herzmuskelentzündung nach Malaria, eine Überanstrengung des Herzens durch klimatische Einflüsse, eine Herzinsuffizienz auf Grund allgemeiner Nervosität und schliesslich eine rein nervöse Herzschwäche unterscheidet.

Was die Prognose anbelangt, so haben die leichteren Formen die Neigung, bei vernünftiger ruhiger Lebensweise, namentlich bei Gebrauch von Höhenkurorten in verhältnismässig kurzer Zeit zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heilen. Bei den schwereren, namentlich bei den auf Malaria beruhenden Fällen ist die Aussicht auf Heilung sehr viel geringer. In der Regel bleibt die Herzschwäche dauernd bestehen und die betreffenden Leute sind zeitlebens nur in mehr oder weniger beschränktem Grade erwerbsfähig. Dass dabei unter der mangelhaften Herztätigkeit der ganze Organismus leidet, ist natürlich und begreiflich. Nicht auffallend ist daher die Erscheinung, dass solche Herzkranke, in die heimischen Verhältnisse zurückgekehrt, leicht an Lungentuberkulose erkranken. Es sind schätzungsweise 4 bis 5 pCt. Todesfälle von derartigen Leuten bisher bekannt geworden, ein für die relativ kurze Zeit des Bestehens der Schutztruppen immerhin bedeutender Prozentsatz.

Dr. **M. Otto**, Hamburg, hat im tropenhygienischen Institut fünf Fälle behandelt, die der mittelschweren Form des vom Herrn Vortragenden geschilderten Krankheitsbildes zuzurechnen waren. Bei diesen fanden sich nur ausgesprochen nervöse Störungen der Herztätigkeit. Die Kranken klagten über Herzklopfen, Blutandrang zum Kopfe, Angstgefühl und Kurzatmigkeit nach geringen Anstrengungen. Ausser vermehrter Pulsfrequenz bis 120 und verstärkter Herzaktion schon bei geringen psychischen Erregungen (ärztliche Visite) fanden sich bei ihnen bisweilen accidentelle Geräusche, niemals Verbreiterung der Herzdämpfung — die Resultate der Perkussion wurden in jedem Falle durch das Röntgenbild kontrolliert — oder Symptome eines organischen Herzleidens. Es handelte sich stets um Individuen, die auch anderweitige Zeichen von Nervosität, namentlich Reflexe, teils auch leichten Tremor darboten. Alle fünf Fälle wurden durch Anwendung der Kaltwassertherapie ganz wesentlich gebessert; die Patienten verliessen die Anstalt beschwerdefrei, über den Dauererfolg waren keine Nachrichten zu erhalten. Redner glaubt als einen Hauptfaktor bei der Entstehung dieser tropischen Herzerkrankungen den reichlichen Genuss alkoholischer Getränke ansprechen zu können. Bei den fünf Fällen des tropenhygienischen Institutes war eine Myocarditis nicht vorhanden, auch bei vielen Hunderten von Malariakranken aller Grade hat er eine solche nie konstatieren können.

Stabsarzt **Kuhn**: Ich wollte gleichfalls die von Herrn Otto angeregte Frage berühren. Auch ich glaube, dass der Alkohol bei den Herzaffektionen in den Tropen nach den von mir in Deutsch-Südwestafrika gemachten Erfahrungen eine sehr grosse Rolle spielt. Ich will nicht näher auf die Verhältnisse eingehen, sondern nur betonen, dass ich die Alkoholfrage für eine der wichtigsten in unseren Kolonien halte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberstabsarzt Dr. **Steudel**: Mit Dr. Otto stimme ich darin überein, dass das „Tropenherz" in den ersten Stadien wohl immer eine Neurose ist; offenbar bleibt es dabei aber nicht, sondern im späteren Stadium entwickelt sich daraus eine Muskeldegeneration, dann findet man auch als Folgeerscheinung davon eine Vergrösserung des Herzens und zwar scheint es mir auffällig, dass das Herz gerade nach rechts hin häufig erweitert ist. Dass eine Schädigung des Herzmuskels aus einer ursprünglichen Neurose entsteht, ist ja wohl begreiflich, wenn der Herzmuskel sich Monate und Jahre lang nicht 60 bis 70 mal in der Minute, sondern 100 bis 120 mal zusammenzieht. Dieser Auffassung entspricht auch der Verlauf des Leidens. In den ersten Stadien heilt die Krankheit bei Rückkehr in die Heimat in der Regel sehr rasch; im späteren Stadium aber tritt auch nach Jahren keine Besserung ein, der Kranke bleibt ein zu jeder Arbeit unbrauchbarer Mensch ohne jede Lebensenergie, er ist oft schon an seiner welken braungelben Haut erkenntlich und erliegt leicht, wie Sie schon gehört haben, interkurrenten Krankeiten. Bezüglich der Ätiologie habe ich ebenfalls bei den von mir untersuchten Fällen auf den Alkoholgenuss geachtet, habe aber nicht den Eindruck gewonnen, dass diesem die Hauptschuld beizumessen ist, vielleicht mehr dem grossen Flüssigkeitskonsum überhaupt und besonders dem reichlichen Kaffeegenuss, wie er in Südwestafrika gebräuchlich ist. Bei der überaus trockenen Luft in dem Höhenlande von Südwestafrika ist das Bedürfnis von Flüssigkeitszufuhr sehr gross.

Marine-Stabsarzt a. D. **Sander**: Redner glaubt, dass nicht dem Alkoholgenusse allein, sondern ganz besonders dem übermässigen Genuss von schwerem Rauchtabak bei starken Anstrengungen und Wassermangel die zahlreichen Herzaffektionen zuzuschreiben sind.

Oberarzt Dr. **Schellmann**: Bei dem reichhaltigen Material, weit über 400 Leute, das mir zur Verfügung stand, habe ich die Vergrösserung des Herzens, namentlich nach rechts, tatsächlich beobachten können; allerdings handelte es sich um schwere Fälle.

Das Auftreten von Myocarditis habe ich nicht gerade für Südwestafrika behauptet, im Gegenteil. In den eigentlichen Tropen findet sie sich eher als in Südwestafrika, wo es sich hauptsächlich um Überanstrengung, Überreizung handelt.

Dr. **Otto** hält es für möglich, dass auch der von Herrn Steudel angeführte überreichliche Genuss von Kaffee infolge der Coffeinaufnahme nervöse Störungen des Herzens herbeiführen könne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberarzt Dr. **Schellmann**: Bei dem südafrikanischen „Kaffee" dürfte es sich wohl nur um Wasser handeln, dem zum besseren Wohlgeschmack etwas Kaffee beigefügt wird; eine etwas bedeutendere Menge Coffein, die Herzerscheinungen verursachen könnte, dürfte dieser „Kaffee" nicht enthalten.

Stabsarzt Dr. **Kuhn**: Ich muss meine vorherigen Bemerkungen insofern ergänzen, als auch ich den Einfluss des Kaffees und ganz besonders des schweren Plattentabacks oft beobachtet habe. Es sind alle drei Narkotika, Kaffee, Tabak, Alkohol zusammen, welche die Schädigungen meistens hervorrufen. Ich glaube jedoch, dass der Alkohol die Hauptrolle spielt. Er wird in Südwestafrika wohl nicht mehr getrunken als anderswo, aber infolge der ausserordentlichen Anstrengungen der Schutztruppe, mit denen oder nach denen oft ein Alkoholgenuss stattfindet, ist die Schädigung eine so grosse.

Der im Programm angekündigte Vortrag über **Klinisches und Pathologisch-Anatomisches über Bilharzia haematobia** von Dr. **Göbel,** Alexandrien, konnte leider wegen Verhinderung des Herrn Redner nicht gehalten werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: Regierungsrat Dr. **Jacobi**, Berlin (zugleich auch Vorsitzender).
I. Vorsitzender: Geh. Justizrat Professor Dr. **Phil. Zorn**, Bonn.
II. Vorsitzender: Kammergerichtsrat Dr. **F. Meyer**, Berlin.
I. Schriftführer: Dr. **Vosberg-Rekow**, Berlin.
II. Schriftführer: Missionsinspektor Pastor **Römer**, Berlin.
III. Schriftführer: Rentner **v. Bornhaupt**, Berlin.

Die Grundlagen des deutschen Kolonialrechts.

Von Geh. Justizrat Professor Dr. **Zorn**, Bonn.

(Plenarsitzung am 11. Oktober, Nachmittag.)

In den noch nicht zwei Jahrzehnten, seitdem durch den Kaiserlichen Schutzbrief über Angra Pequena die Grundlagen unserer kolonialen Entwickelung und damit unseres Kolonialrechtes gelegt wurden, hat dieser Zweig des deutschen Reichsstaatsrechtes eine dem Umfang nach sehr bedeutende Entfaltung gefunden. In vier Bänden haben Riebow und weiterhin Zimmermann das weit zerstreute und teilweise schwer zugängliche Material im Auftrage unserer Kolonialabteilung zusammengestellt und sich damit jedenfalls auch den Dank aller Kolonialfreunde verdient. Aber das umfangreiche Werk ist doch nur für eindringendes Studium geeignet, und welche Schwierigkeiten es bietet, sich heute in unserem Kolonialrecht zu orientieren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

und sichere Auskunft über Einzelfragen zu gewinnen, wird jedermann bezeugen, der auf diesem Gebiete amtlich oder wissenschaftlich gearbeitet hat. Damit hängt auch eine gewisse Gleichgültigkeit unserer deutschen Juristen gegen diesen jüngsten Zweig unserer Rechtsentwickelung zusammen.

Dies aber ist um so mehr zu beklagen, als das Interesse für unsere Kolonien im deutschen Volke doch, das darf ruhig ausgesprochen werden, nicht nur vorhanden, sondern im Laufe der Jahre immer gewachsen ist. Dies Interesse zu pflegen und in immer weiteren Kreisen zu verbreiten, ist ja eine der ersten und schönsten Aufgaben unserer Kolonialgesellschaft, und der diesjährige Kongress ist jedenfalls Zeugnis dafür, dass die Kolonialgesellschaft nicht vergeblich gearbeitet hat.

Darum dürfte es auch den Zielen des Kongresses nicht widersprechen, wenn in einem kurzen Vortrage die Grundlagen unseres Kolonialrechtes zur Erörterung gelangen. An die Zentralstelle aber, die mit so viel Hingebung ihres mühevollen Amtes waltet, mögen hier einige Bitten gerichtet werden: Einmal, darauf hinzuwirken, dass allmählich eine grössere Einheitlichkeit und damit eine grössere Einfachheit in unserem Kolonialrecht hergestellt werde durch möglichste Zusammenfassung der Rechtsvorschriften für alle Kolonien, — in erheblichem Umfange ist der Anfang dazu ja bereits gemacht —; sodann zweitens, dahin zu wirken, dass ein einheitliches, leicht zugängliches, nur das Rechtsmaterial enthaltendes Kolonial-Gesetz- und Verordnungsblatt geschaffen werde, endlich, denjenigen Arbeiten Förderung gewähren zu wollen, die sich die Aufgabe stellen, die Kenntnis des Kolonialrechtes weiteren Kreisen des deutschen Volkes zu vermitteln. Insbesondere denke ich dabei an die deutsche Jugend, sei es, dass sie zu kaufmännischer und industrieller Arbeit, sei es, dass sie zu Forscher- und Beamtentätigkeit sich der kolonialen Arbeit selbst widmen will, sei es, dass sie nur in der Heimat ihr Interesse darbringt für das Deutschland jenseits der Meere, das ja noch im ersten Kindesalter steht, aus dem aber nur dann ein dauernd wertvoller Bestandteil deutschen Lebens werden kann, wenn das liebevolle und opferfreudige Interesse der Heimat diese Anfänge hegt und pflegt und damit ihr Blühen, Wachsen und Gedeihen sichert. Wir Älteren finden uns ja, wie dies auch der deutsche Reichstag beweist, oft nur schwer in diese kolonialen Dinge, die unserer eigenen Jugend noch eine Fata Morgana waren. Die heutige Jugend aber hat, Gott sei Dank, das starke nationale Selbstbewusstsein, das die erste Voraussetzung bildet für einen erfolgreichen Kampf jenseits der Meere, und das Selbstbewusstsein der heutigen deutschen Jugend hat sich rasch gewöhnt an deutsche Vorschriften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über die Jagd auf Elefantenkälber und Straussenhennen, an deutsche Wegeordnungen für Usambara und in Südafrika, an deutsche Vorschriften über Perlenfischerei, an Kaiserliche Ehrenzeichen auf der Brust schwarzer Soldaten, an deutsche Wehrpflicht der Rehobother Bastards und an deutsche Einjährig-Freiwillige in Südwestafrika — lauter Dinge, die dem Deutschland vor wenig Jahrzehnten lediglich auf der Stufe von Indianergeschichten standen. —

Sind es nun auch gewiss in erster Linie die wirtschaftlichen Fragen, von denen die Zukunft unserer Kolonien abhängt, so muss doch die Rechtsordnung den festen und sicheren Rahmen dieser Entwickelung bilden und darum muss auch in der Gesamtbehandlung unserer kolonialen Dinge der rechtlichen Seite dieser Entwickelung erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Einige wichtige Fragen des Kolonialrechtes sollen hier kurz besprochen werden.

I. Unsere Kolonien sind deutsches Land. Daran zweifelt heute wohl niemand mehr; die Verwirrung, die in diesem Punkte die Anfänge unseres kolonialen Lebens, selbst in der wissenschaftlichen Literatur und im Reichstag, beherrschte, ist heute überwunden. Zu dem Reichsgebiet, das Artikel 1 der Reichsverfassung nach seinen staatlichen Bestandteilen angibt und zu dem dann weiterhin noch das Reichsland Elsass-Lothringen hinzutrat, ist heute noch jenes Gebiet in fremden Weltteilen gefügt, in dem zwar nach Lage der Dinge die Reichsverfassung nicht gelten kann und nicht gilt und ebensowenig das ganze grosse System desjenigen Reichsrechtes, das seit 1867 bezw. 1870 auf der Grundlage der Reichsverfassung aufgebaut worden ist, das aber nichtsdestoweniger deutsch im Sinne des Staatsrechtes ist und dessen Recht zwar nicht Reichsrecht auf Grund der Reichsverfassung ist, aber dennoch deutsches Reichsrecht im vollen und strengen juristischen Sinne. Zu dem Reichsgebiet der Reichsverfassung ist ein neues Reichsgebiet, ausserhalb der Reichsverfassung, ein Reichsgebiet eigenen und besonderen Rechtes, die Kolonien, hinzugetreten. Und dazu gehören auch die sogenannten Interessensphären, ein Punkt, der an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden kann, der auch, wie mir scheint, keine erhebliche Bedeutung mehr für die Praxis bietet.

1. Die erste allgemeine Ordnung der Kolonialverfassung enthielt das Gesetz vom 17. April 1886, in neuer Fassung vom 9. März 1888, an dessen Stelle jetzt das Gesetz vom 25. Juli 1900 getreten ist. Dies Gesetz bezeichnete sich 1886 als Schutzgebietsgesetz und bezeichnet sich auch heute noch so; es war der Niederschlag des Inhaltes von Schutzbriefen und so sprach man denn weiterhin von Schutzgewalt, Schutztruppen u. dgl. m. Diese Ausdrucksweise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist staatsrechtlich irreführend und es wäre zu wünschen, dass sie in der Gesetzgebung beseitigt würde; sie führt mit einer gewissen Notwendigkeit in den verhängnisvollen Irrtum, als sei die deutsche Gewalt über die Kolonien etwas anderes als souveräne Staatsgewalt, als übe das Deutsche Reich in jenen Gebieten nur ein völkerrechtliches Protektorat, als sei die Staatsgewalt dort eine andere als die deutsche. Die Praxis hat ja sehr bald zu der richtigen Erkenntnis geführt und allenthalben in unseren Kolonien wird eben einfach die deutsche Staatsgewalt ausgeübt, welche Grenzen und Schranken nur hat und anerkennt, soweit sie sich selbst solche gezogen hat. Und die Eingeborenenstämme, die dieser deutschen Staatsgewalt zu widerstreben versuchten, wurden und werden lediglich zum Gehorsam gezwungen, insoweit die souveräne deutsche Staatsgewalt einen solchen zu fordern für nötig erachtet. Was im Inland der Richter und die Polizei tun, müssen dort draussen nur häufig die Waffen tun.

Der Gedanke einer von der Staatsgewalt unterschiedenen Schutzgewalt mochte sich ja aus den Anfängen unserer Kolonien, sei es gegenüber den dort niedergelassenen Kaufleuten, sei es gegenüber den Eingeborenen, erklären; heute aber hat er nach keiner Richtung mehr irgendwelche Berechtigung.

2. Damit in Zusammenhang steht die Organisation der Gerichtsbarkeit in den Kolonien. Mit dieser Frage hat sich gestern auf Grund eines trefflichen Referates des Herrn Admiralitätsrats Köbner die Rechtssektion eingehend beschäftigt. Die Gesetzgebung hat in dieser Frage nicht nach eigenen Heften gearbeitet, sondern geht auf der Krücke der Konsulargerichtsbarkeit. Das hat schwere Bedenken, grundsätzlich und im einzelnen. Die Konsulargerichte sind deutsche Gerichte im Ausland, die dort auszuübende deutsche Gerichtsbarkeit ist Zugeständnis eines fremden Staates und muss in Berücksichtigung dieses fremden Staates eingerichtet und ausgeübt werden, sie bezieht sich nur auf bestimmte Personen. Die Kolonialgerichte dagegen sind Gerichte im deutschen Inland, bei deren Einrichtung und Tätigkeit keinerlei Rücksicht auf andere Staaten genommen zu werden braucht, vielmehr gar nicht genommen werden darf, und deren Amtsgewalt sich nicht auf einzelne Personen, sondern auf die gesamte weisse Bevölkerung des Gerichtsbezirkes erstreckt. Die ganze Grundlage der Kolonialgerichtsbarkeit ist somit eine der Grundlage der Konsulargerichtsbarkeit entgegengesetzte. Infolgedessen erheben sich auch im einzelnen ganz bedeutende Schwierigkeiten bei Anwendung des Konsulargerichtsgesetzes in den Kolonien, die man mehrfach schon durch besondere Vorschriften zu beheben genötigt war. Mochte auch das Konsular-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerichtsgesetz im Anfang ein guter Notbehelf für die Kolonien wegen der tatsächlichen Ähnlichkeit der Verhältnisse in beiden Ländergruppen sein, heute ist dieser Anfang überwunden, und man wird an die Aufgabe heranzutreten haben, ein selbständiges Kolonialgerichtsgesetz zu schaffen, welches in Gerichtsverfassung und Rechtspflege die für die Kolonien notwendigen Besonderheiten gegenüber dem allgemeinen Reichsrecht zu enthalten hat, von der konsularrechtlichen bisherigen Grundlage aber vollständig abzulösen ist.

3. Genau dasselbe gilt für Personenstand und Eheschliessung, die man in den Kolonien nach dem nur für das Ausland berechneten Gesetz vom 4. Mai 1870 eingerichtet hat, wobei man alsbald genötigt war, den personalen Grundgedanken des Gesetzes völlig aufzugeben zu Gunsten des Territorialitätsprinzipes, wie es das Eheschliessungsrecht für das deutsche Inland beherrscht und beherrschen muss.

4. An diese zu beseitigenden Auslandsgedanken in unserem Kolonialrecht ist noch ein weiterer Punkt anzufügen, bei dessen Besprechung ich mir indes Zurückhaltung auferlegen muss, da ich seine wirtschaftliche Tragweite nicht zu übersehen vermag. Der eingangs betonte Rechtsgrundsatz, dass in den Kolonien die Reichsverfassung nicht gilt, hat zur Folge, dass die Kolonien, obwohl deutsches Reichsgebiet, doch nicht zu dem einheitlichen Zollgebiet des Artikel 33 der Reichsverfassung gehören, positiv ausgedrückt, dass die Kolonien Zollausland sind. Bekanntlich sind die Zölle, die in jeder Kolonie nach Massgabe ihrer besonderen Verhältnisse festgestellt sind, heute noch die bedeutendste Finanzquelle der Kolonien, und diese Finanzquelle umfasst in erheblichem Umfange deutsches Geld. Andererseits zahlen die Produkte der Kolonien bei ihrer Einfuhr nach Deutschland die deutschen Zölle und zwar gemäss allgemeiner Vorschrift des Bundesrates diejenigen Vertragssätze, die als Meistbegünstigung zugestanden sind. Ich wage nicht darüber zu urteilen, ob dies eine richtige Festsetzung des Zollverhältnisses zu unseren Kolonien ist. Vom allgemeinen, sozusagen theoretischen Standpunkte müsste man jedenfalls wünschen, dass auch hier der Auslandsgedanke verschwindet und weder deutsche Produkte in den Kolonien noch koloniale Produkte in Deutschland Zoll zu bezahlen haben. Ein monopolistisches Verfahren derart, dass die Kolonien als ausschliessliches Absatzgebiet für die deutsche Industrie vorbehalten, andererseits die kolonialen Tropenprodukte, die wir brauchen, von unseren Kolonien ausschliesslich nach Deutschland eingeführt werden müssen, ist damit wohl vereinbar, insoweit ein solches etwa als zweckmässig erscheinen sollte; und in dieser monopolistischen Gestaltung des Handels mit den Kolonien ist ja England der grosse Lehrmeister, der der Welt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gezeigt hat, welch' kolossale Reichtümer aus Kolonien gewonnen werden können und zwar nicht etwa für den Staat als solchen, sondern für Private. Der Reichtum eines Staates aber besteht stets in erster Linie darin, dass die Privaten reich sind.

Immer wieder muss Verwahrung erhoben werden gegen den im Reichstag und in der Presse ewig wiederholten Gemeinplatz: Die Kolonien geben keine Erträgnisse. Dieser Gemeinplatz ist ein Trugschluss: Nicht darauf kommt es an, wenigstens nicht in erster Linie, dass die Kolonien als solche hohe Erträgnisse geben, sondern dass die dort arbeitenden Kaufleute, Industriellen, Farmer hohe Erträgnisse gewinnen. Die holländischen Kolonien stecken im Defizit; aber das Volk der Holländer ist durch den Erwerb aus seinen Kolonien ein reiches Volk geworden. —

II. War im Obigen für unser Kolonialrecht in vier Punkten gegen den Auslandsgedanken Stellung zu nehmen, erstens gegen den völkerrechtlichen Schutzgebietsgedanken, ferner gegen die konsularrechtliche Grundlage unserer Kolonialgerichtsbarkeit und des Eheschliessungsrechtes in den Kolonien, und weiter gegen das Rechtsverhältnis von Zollausland im Handelsverkehr zwischen Deutschland und seinen Kolonien, so muss andererseits freudig anerkannt werden, dass in anderen Beziehungen der nationale Einheitsgedanke in unserem Kolonialrecht viel schärfer zur Ausprägung gelangt ist als im inländischen Rechte des Reichsgebietes der Reichsverfassung.

1. Während dies letztere sich teilt in die zwei grossen Zuständigkeitssphären nach den Gesichtspunkten Reich und Einzelstaat, gibt es für die Kolonien nur die eine Zuständigkeitssphäre des Reiches und innerhalb derselben lokale Autonomie. Die ganze, oft sehr bedeutende Schwierigkeit der Grenzziehung zwischen Reich und Einzelstaat ist für die Kolonien nicht vorhanden: Der Staat für die Kolonien ist lediglich das Reich, und die Einzelstaaten als solche fallen für die Staatstätigkeit in den Kolonien einfach weg. Nicht als ob die Einzelstaaten in bezug auf die Kolonien gar nichts zu sagen hätten: Sie haben, durch das Medium des Bundesrates, dasjenige Mass von Einfluss, das ihnen nach der bundesstaatlichen Gestaltung unseres Reiches überhaupt in Reichsangelegenheiten, also insbesondere für die Reichsgesetzgebung, zukommt. Aber es gibt keine einzelstaatlichen Staatsaufgaben in den Kolonien. Die innere Verwaltung, das Eisenbahnwesen, die Dinge von Kirche und Schule, soweit sie überhaupt Dinge des Staates sind, sind in den Kolonien Aufgabe des Reiches. Dies gibt von vornherein dem Reichsgedanken in den Kolonien eine sehr viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schärfere und konzentriertere Fassung als im Reichsgebiet der Reichsverfassung.

Dabei mag ein Punkt besonders hervorgehoben werden. Unsere Kolonialpolitik war von vornherein auf ein freundschaftliches Verhältnis zur christlichen Mission angewiesen. Ausser den Kaufleuten waren es nur diese Missionen, welche in den Kolonien feste Stationen geschaffen hatten, bevor dort der Staatsgedanke unseres Reiches aufgerichtet wurde, und andererseits haben die Missionen wie die Kaufleute auf der Grundlage des in den Kolonien aufgerichteten Staatsgedankens energisch und erfolgreich in diesen Gebieten weitergearbeitet. In vieler Beziehung nun werden die Missionen, die evangelischen wie die katholischen, ein Eintreten des Reiches und damit eine Einschränkung ihrer Selbständigkeit garnicht wünschen. Aber grundsätzlich muss das Reich anerkennen, dass es seine Pflicht ist, mit seiner Kraft und seinen Mitteln einzustehen für Dinge der Kirche und Schule, wo die Kraft und die Mittel der Missionen nicht ausreichen. Für die Schule ist dies auch schon grundsätzlich anerkannt: Staatsschulen sind vorhanden, und die Missionsschulen müssen allmählich, unter möglichster Wahrung ihrer Freiheit, mit den Staatsschulen zusammen in ein System einheitlicher Reichsschulverwaltung gebracht werden.

Vor allem aber muss das Reich auch seine Rechtspflicht zur allmählichen Herstellung der notwendigsten kirchlichen Einrichtungen anerkennen. Dass die Generalsynode der neun altpreussischen Provinzen für diesen Zweck mit dem Klingelbeutel, der in erster Linie den Armen dienen soll, in den deutschen Landeskirchen umherwandert, ist des Reiches unwürdig, und die Gründe, die gegen die Rechtspflicht des Reiches in der altpreussischen Generalsynode vorgebracht wurden — dass die kirchlichen Dinge Sache der Einzelstaaten seien — sind für die Kolonien staatsrechtlich falsch: Schule und Kirche sind, soweit sie überhaupt Staatssache sind, in den Kolonien Sache des Reiches, weil dort eben alle Staatsaufgaben Sache des Reiches sind.

2. Dieses grosse Prinzip findet nun seinen äusseren staatsrechtlichen Ausdruck, der auch jedem Nichtjuristen, der der ganzen Welt klar verständlich ist, in dem Satze des Gesetzes, der als die Quintessenz des kolonialen Staatsrechtes erscheint: Der Kaiser stellt die deutsche Staatsgewalt in den Kolonien dar; oder in der formaljuristischen, teilweise unrichtigen Sprache des Gesetzes: Die Schutzgewalt in den Kolonien übt der Kaiser aus. Der Kaiser ist die Staatsgewalt der Kolonien: Das ist ein Wort von ungeheuerster Bedeutung, denn hinter diesem Worte steht äussersten Falles das ganze Heer und die Marine des Reiches. Ob der Deutsche, der in den Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeitet, Preusse oder Coburger, Bayer oder Hamburger ist — er ist Untertan des Kaisers, und jeder Schritt, den er in den Kolonien tut, steht unter der Schutzgewalt wie unter der Strafgewalt des Kaisers. Und die Massais und Hereros, die dort wohnen, und die Engländer und Franzosen, die dort arbeiten, werden geschützt, aber auch beherrscht vom deutschen Kaiser.

Das ist, wenn wir nur 30 Jahre zurückdenken, äusserlich das Allergrösste, was der grosse Kaiser und sein treuer Diener, der grosse Kanzler, für uns Nachlebende errungen haben, und es bedarf keiner Ausführung, welch gewaltige Bedeutung unser kaiserlicher Herr heute diesem staatsrechtlichen Gedanken gegeben hat. Viele Worte können die Gewalt dieses Gedankens nur abschwächen.

3. Der oberste Beamte des Kaisers wie für alle Reichsangelegenheiten so auch für die Kolonien ist der Reichskanzler. Das Amt des Reichskanzlers, des Ministers des Reiches, zerfällt staatsrechtlich in einzelne Geschäftszweige, die von Staatssekretären geleitet werden. Die Kolonien sind bis jetzt nicht ein solcher staatsrechtlich selbständiger Geschäftszweig. Anfänglich waren sie nur eine Sparte, ein „Dezernat“ des Auswärtigen Amtes; schon nach einem Jahrzehnt hatte die Entwickelung zur grundsätzlichen Anerkennung der Selbständigkeit der Kolonial-Abteilung gedrängt; aber die staatsrechtliche Unterordnung unter das Auswärtige Amt besteht auch heute noch, wenn auch nur in der gekennzeichneten losen Form. Auswärtige Angelegenheiten wie die diplomatischen und konsularischen Dinge aber sind die Dinge der Kolonien jedenfalls nicht, so nahe sie auch, besonders in den Anfängen, damit zusammenhingen, denn die Kolonien sind deutsches Land.

Ob die Zeit für ein ministerielles Kolonialamt mit eigenem Staatssekretär heute schon gekommen ist, wage ich nicht mit Bestimmtheit auszusprechen; jedenfalls drängt die Entwickelung dahin, und dem Fernerstehenden mag es wohl manchmal scheinen, als ob die Energie der Kolonial-Abteilung durch die Verbindung mit unserem ausgezeichneten Auswärtigen Amte nicht gestärkt, sondern geschwächt werde. Doch kann der Fernerstehende hierüber ein sicheres Urteil nicht zu fällen sich vermessen.

4. Von hier aus gliedert sich dann die staatsrechtliche Organisation der Kolonien nach unten. Von der zur Zeit noch unter der ganz militärischen Leitung des Reichsmarineamtes, welche durch eine besondere Dankesresolution dieses Kongresses mit Recht ausgezeichnet wird, stehenden chinesischen Pachtkolonie Kiautschou wird hierbei abgesehen und auf Einzelheiten kann überhaupt nicht eingegangen werden. Wir haben in den afrikanischen Kolonien die Anfänge einer militärischen Organisation durch das Schutztruppengesetz,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich selbstverständlich an unsere Reichs-Heeresorganisation anlehnt, aber doch dieser gegenüber ganz selbständig bleibt und in ihrem Oberkommando der Kolonial-Abteilung angegliedert ist. Die Wehrpflicht kann auch in diesen Kolonialtruppen abgeleistet werden, selbst der Einjährig-Freiwilligen-Dienst ist bereits eingerichtet, und sehr charakteristisch ist, abgesehen von der Anwerbung von Eingeborenen für die deutschen Schutztruppen, die Einfügung der Rehobother Bastards in Südwestafrika in den obligatorischen deutschen Militärdienst.

In ausgedehntem Masse ist dann ferner bereits der Zivilstaatsdienst in den Kolonien organisiert und auch hierfür bereits eine einheitliche Gesetzgebung in Anlehnung an das Reichsbeamtengesetz geschaffen. Überall sind deutsche Gerichte in einem in den Kolonien selbst abgeschlossenen Instanzenzuge eingerichtet, denen grundsätzlich auch die Eingeborenen unterworfen sind, insofern sie ihnen durch kaiserliche Anordnung unterstellt werden können; dieser Reichs-Gerichtsorganisation zur Seite tritt die besondere Eingeborenen-Gerichtsbarkeit, welche für absehbare Zeit nicht entbehrlich erscheint und welche eine besonders interessante Gestaltung in den in einigen Kolonien eingerichteten Eingeborenen-Schiedsgerichten, die sich, wie es scheint, wohl bewährt haben, gefunden hat.

Daneben sind einzelne Verwaltungszweige mehr oder minder weit ausgestaltet: Neben der allgemeinen Verwaltung, die in der Hand von Gouverneuren zusammengefasst ist, gibt es Zoll-, Post-, Berg-, Forst- und Schulverwaltung. Die Behördenorganisation ist schon ziemlich weit vorgeschritten und der Beamtenbedarf ein nicht unbedeutender.

Dieser letztere Punkt führt zu einer allgemeinen Betrachtung. Die Kolonialbeamten werden bis jetzt dem deutschen Offiziers- und Beamtenstand entnommen, haben also die für diese Laufbahnen notwendigen Voraussetzungen an Vorbildung und Prüfungen durchgemacht. Das ist gewiss gut, aber es reicht einerseits für die besonderen und schwierigen Verhältnisse der Kolonien durchaus nicht zu, andererseits ist es bei dem langen Wege, der bis zum Assessor zurückgelegt werden muss, wie ich glaube, auch wieder zu viel. Der Kolonialrat hat sich in seiner letzten Tagung eingehend mit diesen Fragen beschäftigt. Die baldige richtige Gestaltung dieser Dinge erscheint als ein dringendes Bedürfnis. Man hat zu Zwecken der besonderen Vorbildung das orientalische Seminar an der Universität Berlin errichtet. Diese Anstalt, deren Verdienste gewiss nicht gering geachtet werden sollen, dient in erster Linie dem Studium der sogen. orientalischen Sprachen. Ebenso wichtig aber, ja vielleicht viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wichtiger noch, ist das Studium der wirtschaftlichen Dinge und vor allem auch des Kolonialrechtes.

Um diesen dringenden Erfordernissen genügend Rechnung zu tragen, bedarf es der baldigen Ausgestaltung des sogen. orientalischen Seminars zu einer selbständigen, unter der Leitung des Reiches stehenden Kolonial-Akademie, welche in drei Fakultäten, eine für das Recht, eine für die Naturwissenschaften und eine dritte für die Sprachen zu gliedern wäre; auch für den Konsular- und diplomatischen Dienst wäre eine solche Lehranstalt, wie mir scheint, dringendes Bedürfnis, und ein obligatorisches Studium nach Ablegung der Referendarprüfung wäre für die angegebenen Zweige des Staatsdienstes auf dieser Akademie vorzuschreiben. Der gegenwärtige Zustand erscheint als ungenügend und unhaltbar. Neben dem obligatorischen würde sicherlich auch das fakultative Studium auf einer solchen Akademie von seiten junger Kaufleute, Verwaltungsbeamten, Offiziere einen erheblichen Umfang gewinnen.

5. Noch in einem weiteren Punkte hat der Reichsgedanke im Kolonialrecht eine wesentlich stärkere Gestaltung gefunden als im Reichsrecht der Reichsverfassung. Schon oben wurde darauf hingewiesen, wie in den Kolonien der Einzelne direkt als Untertan der Reichsgewalt, d. i. des Kaisers, erscheint. In einer wichtigen Vorschrift ist daraus eine bedeutsame Folgerung gezogen. Der Fremde, der Deutscher werden will, kann dies erreichen durch den Rechtsakt der Naturalisation. Im Reichsgebiet der Reichsverfassung vollzieht sich dieser Akt zwar nach Reichsgesetz, aber durch die Einzelstaaten. Der Russe, der in Königsberg Deutscher werden will, wird dies dadurch, dass ihn der dortige Regierungspräsident zum Preussen erklärt; er wird also formell nicht Deutscher, sondern Preusse und dadurch nur implicite Deutscher.

Der Fremde aber, der in den Kolonien Deutscher werden will, wird nicht Preusse oder Hesse, sondern er wird vom Reichskanzler zum Deutschen erklärt und ist zunächst nur Deutscher; in seinem Belieben steht es, ob er dazu noch besonderer Preusse oder Hesse oder was sonst unter den 26 Vaterländern werden will.

Auch dies ist eine wichtige und wohltuende Äusserung des Reichsgedankens, ebenso wie der Soldat im Kolonialheer, der sogen. Schutztruppe, nur Reichssoldat ist. —

Als eine dritte Gruppe grundlegender Vorschriften unseres Kolonialrechtes wären noch die Vorschriften des Eingeborenen-Rechtes zu behandeln. Doch ich muss mir versagen, hierauf weiter einzugehen. Nur der dankbaren Anerkennung gegenüber unserer Kolonialverwaltung sei warmer Ausdruck gegeben, dass sie sich redlich be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müht hat, die Eingeborenen zu menschenwürdigem Dasein zu erziehen und sie insbesondere auch gegen ihre eigenen verderblichen, ja selbstmörderischen Neigungen und Leidenschaften zu schützen.

Die deutschen Kolonien sind ein Erbteil unserer grossen Zeit. Möge ein guter Stern über ihrer weiteren Entwickelung leuchten. Möge dem ungeheuren idealen Wert, den sie für die nationale Einheit unseres Volkes haben, durch richtige Gestaltung der Gesetzgebung, durch strengen Schutz des Rechtes und durch sorgsam pflegende, aber auch energisch verhütende Verwaltung auch der materielle Wert mehr und mehr gleichbedeutend zur Seite treten. Darüber, dass unsere Kolonien „etwas wert" sind, belehrt uns am besten das Urteil anderer Völker.

Dem liebevollen Verständnis des deutschen Volkes für die Kolonien sollte unser Kongress dienen. Wir leben der sicheren Hoffnung, dass ein reicher Erfolg nach dieser Richtung die Verhandlungen dieser Tage krönen wird.

Geheimer Oberkirchenrat Dr. theol. **Bard,** Schwerin: Wenn ich den Herrn Referenten über das hier zur Frage stehende Thema recht verstanden habe, so war seine Meinung, dass das Reich als solches die Pflicht und das Recht habe, in den Kolonien auch Kirchen zu gründen. Es wurde also für das Reich und den obersten Träger der Reichsgewalt, Seine Majestät den Kaiser, das Recht zu kirchenregimentlichen Taten in den Kolonien in Anspruch genommen. Ich halte diese Theorie für einigermassen bedenklich. Ich glaube nicht, dass dem Reich und auch dessen Oberhaupt kirchenregimentliche Funktionen auch in den sonst unter Reichsgewalt stehenden Kolonien zustehen, sondern nach meinem Dafürhalten haben in Deutschland die einzelnen Landesherren herkömmlich kirchenregimentliche Gewalt und damit Rechte und Pflichten der Kirchengründung. In den Kolonien besteht also eine solche kirchenregimentliche Gewalt nicht, sie ist auch nicht dadurch geschaffen, dass das Reich seine Kolonien hat, und aus der Staatsgewalt, welche dem Reiche und dem Oberhaupt des Reiches über die Kolonien zusteht, folgt nach meinem Dafürhalten nicht eine kirchenregimentliche Gewalt. Wenn auch die Kirchenhoheit sicherlich in den Kolonien der Reichsgewalt und dem Vertreter, dem Inhaber der Reichsgewalt, Seiner Majestät dem Kaiser, zusteht, so liegt doch in der Kirchenhoheit nicht Recht und Pflicht der Kirchengründung, sondern diese steht, so viel ich sehe, den eigentlichen Vertretern dieses Regiments, also den Fürsten zu.

Wie soll das nun in den Kolonien gehandhabt werden? Nach meinem Dafürhalten geht das nur so, dass die Reichsgewalt sich an die Kirchenregimenter der einzelnen Konfessionen zu wenden und sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu veranlassen hat, dass, weil ihnen kirchenregimentliche Rechten und Pflichten zustehen, sie auch in den Kolonien diese kirchenregimentlichen Funktionen üben. Die dort durch die wirklichen Inhaber kirchenregimentlicher Gewalt mittelst des Reichs gegründeten Kirchen würden dann allerdings unter die Reichsgewalt, insofern sie die Kirchenhoheit hat, zu stehen kommen. Ich möchte in aller Bescheidenheit mir gestatten, dies zur Geltung zu bringen.

Der Vortragende, Prof. Dr. **Zorn,** Bonn: Ein Schlusswort möchte ich nicht sprechen, ich möchte die geehrte Versammlung damit nicht lange von den übrigen Arbeiten abhalten.

Aber das, was wir eben gehört haben über die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in den Kolonien, kann ich nicht unwidersprochen lassen. Es ist nach meiner Überzeugung juristisch falsch und es ist, wie ich glaube, noch viel mehr als juristisch falsch: Es ist auch nach der Gesinnung des deutschen Volkes falsch und tatsächlich undurchführbar. Wir wollen Gott danken, dass wir wenigstens in den Kolonien eine Einheit des deutschen Gedankens haben, in die die deutsche Zersplitterung nicht hineinreicht.

Rechtsanwalt und Notar **Preuss,** Köpenick: Gestatten Sie, dass ich zu einem ganz besonderen Zweige der Kolonialverwaltung einige Worte spreche, veranlasst durch meine berufliche Tätigkeit, in der ich darüber um Rat gefragt wurde. Es handelt sich um die Rechtsverhältnisse unserer Kaiserlichen Schutztruppe, und zwar möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf den einen Punkt nur für ganz kurze Zeit — eine eingehendere Darlegung an anderer Stelle muss ich mir vorbehalten[1]) — heute hinlenken: Wie steht es mit der Versorgung der Hinterbliebenen der Kriegsinvaliden unserer Kaiserlichen Schutztruppe?

Die Materie selbst ist im Gesetz vom 31. Mai 1901, betreffend Versorgung der Kriegsinvaliden und der Kriegshinterbliebenen, geordnet.

Es heisst dort ausdrücklich, dass die Kaiserlichen Schutztruppen nach Massgabe dieses Gesetzes zu beurteilen sind, und weiter: Ob eine militärische Unternehmung im Sinne dieses Gesetzes als ein Feldzug anzusehen ist, bestimmt der Kaiser. Dieses Gesetz enthält eine Bestimmung, welche die allergrössten Bedenken wachrufen muss und in der Tat für die Schutztruppen und deren Angehörige eine ausserordentliche, ich möchte beinahe sagen, qualvolle Härte darstellt. Es

1) Habe ich inzwischen bis zum Druck der Verhandlungen in Nr. 47 der Deutschen Kolonialzeitung veröffentlicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heisst nämlich im Schlussabsatz des § 14: Für die Hinterbliebenen von Teilnehmern an den vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes beendeten Feldzügen ist dabei Bedingung, dass die Ehe vor dem Jahre 1901 geschlossen worden ist. Also, es haben nur diejenigen Angehörigen von Kriegsinvaliden Anspruch auf Versorgung, bezüglich deren die Ehe spätestens am 31. Dezember 1900 geschlossen ist. Motiviert ist diese Bestimmung wie folgt: Etwaiger missbräuchlicher Ausnutzung der vorgesehenen Witwenversorgung musste durch Bestimmung einer Frist für die Eheschliessung der Invaliden aus den früheren Feldzügen vorgebeugt werden.

Ich darf wohl sagen, so kurz diese Motivierung ist, ebenso kränkend und unrichtig ist sie, und ich kann in der kurzen Zeit nur das eine sagen, dass Herr Graf von Oriola bei der ersten Beratung des Gesetzes die treffenden Worte gefunden hat: „Man kann dem älteren Offizier bei der Heirat keine anderen als ehrenwerte Motive zu Grunde legen."

Abgesehen davon, dass nach dem Gesetz, welches am 1. April 1901 in Kraft getreten ist, die Witwe eines in den Gefechten vom 1. Januar 1901 bis 31. März 1901 Kriegsinvalide gewordenen überhaupt nichts erhält, muss es doch als ausserordentlich hart bezeichnet werden, und ist auch wohl vom Gesetz nicht beabsichtigt worden, dass dem Schutztruppenangehörigen, der während der aktiven Dienstzeit in der Regel, insbesondere des Klimas und der Wohnungsverhältnisse wegen, nicht heiraten kann, in die Heimat zurückgekehrt, die Begründung eines eigenen Herdes so erschwert wird; aber nach Lage des Gesetzes ist dagegen nichts zu machen. Es muss eine Abänderung eintreten. Ich halte die gesetzliche Bestimmung für notwendig, dass der Schlussabsatz des § 14 des Reichsgesetzes, betreffend die Versorgung der Kriegsinvaliden und Kriegshinterbliebenen, auf die Angehörigen der kaiserlichen Schutztruppen keine Anwendung findet. Ich würde hochbeglückt sein, wenn es mir durch diese Ausführungen gelungen wäre, einen Herzenswunsch der Männer, die in der kritischsten Zeit draussen für uns gelitten und unseren Kolonialbesitz erhalten haben, der Erfüllung näher zu bringen. Möge die kurze Anregung diesen Wackeren zum Heil und Segen gereichen, aber auch Ihren Beifall finden, was ich aus Ihren Zurufen entnehme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien.

Von Admiralitätsrat Professor Dr. **Köbner,** Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Die koloniale Rechtspflege in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung.

In unserem Zeitalter, in dem alle Zweige der Jurisprudenz mehr und mehr von volkswirtschaftlichen und sozialen Gedankenreihen beeinflusst werden, darf wohl ohne weitere Beweisführung der Satz hier an die Spitze gestellt werden, dass alles Recht nicht Selbstzweck ist, dass es nur die Ausdrucksform gewisser wirtschaftlicher, kultureller, mittelbar auch politischer Verhältnisse und andererseits wiederum ein Mittel zur Befriedigung ebensolcher Bedürfnisse darstellt. Wenn dies von der Zweckbestimmung jedes Rechts gilt, so gilt es in ganz besonderem Masse von dem Kolonialrecht, von dem Recht jener im Sinne unserer Kultur jungfräulichen Gebiete, in denen neuartige wirtschaftliche und politische Verhältnisse förmlich vor unseren Augen nach adäquatem rechtlichem Ausdruck drängen.

Koloniale Rechtsmassregeln haben einen Wert und eine innere Berechtigung nur, sofern wirtschaftliche und sonstige Kulturgüter vorhanden sind, zu deren Schutze sie dienen, oder soweit sie erforderlich sind, um solchen Kulturgütern die Möglichkeit ihrer Entstehung zu geben. Mit anderen Worten, sie sind immer ein sekundäres Moment in der Kolonialpolitik. Gesetze und Verordnungen an sich schaffen auch in der Häufung noch keine koloniale Kultur. Das Vorangehende und Fruchtbare sind Verwaltungsmassnahmen, welche Werte schaffen durch geeignete Massregeln des Staates und vor allen Dingen durch ein Gewährenlassen des privaten Unternehmungsgeistes. In zweiter Linie erst handelt es sich darum, die geschaffenen Werte zu schützen durch Gesetze, durch Verordnungen, schliesslich durch den Rechtsweg der Gerichte, der jedem subjektiven Rechte die Möglichkeit seiner praktischen Durchführung sichert.

Aber auch in dieser Beschränkung aufgefasst, übt das Kolonialrecht für das gesamte koloniale Leben eine überaus wichtige Funktion aus, denn dieses Leben vollzieht sich und kann sich nur vollziehen unter einem weit ausgebildeten Rechtsschutz. Hierunter dürfen wir nicht nur den Schutz von Leben, Freiheit, Gesundheit und Eigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tum verstehen, den Schutz gegen verbrecherische Angriffe, den das Strafrecht und die Polizei gewähren; er ist natürlich die unerlässliche Voraussetzung aller weiteren kolonialen Rechtsordnung, aber er erschöpft noch keineswegs den Begriff des Rechtsschutzes. Wir haben unter „Rechtsschutz" vielmehr auch weiter zu begreifen den durch Gesetz und Verordnung gewährleisteten, durch die Tätigkeit der Gerichte verwirklichten Schutz all der unzählig vielen, feinen und feinsten Verzweigungen und Gestaltungen des wirtschaftlichen Verkehrs, die ganze Summe der privatrechtlichen und insbesondere der handelsrechtlichen Normen, die der moderne, namentlich der überseeische Verkehr nun einmal zur unerlässlichen Voraussetzung hat.

Bei den Fragen des materiellen, insbesondere des Handelsrechts, liegen die Zusammenhänge der Rechtsfragen und der wirtschaftlichen Interessen auf der Hand. Aber auch die Probleme der, wenn ich so sagen darf, mehr formalen Seite des Rechtsschutzes, der Organisation der Justiz, die uns im folgenden beschäftigen sollen, erscheinen als ein ganz wesentliches Moment der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Schutzgebiete. Denn aller Rechtsschutz durch materiellrechtliche Vorschriften würde ja unwirksam bleiben, wenn nicht seine Durchführung durch einen geordneten Rechtsgang (Prozessrecht) und durch zweckmässig organisierte Gerichte (Gerichtsverfassung) gesichert wäre.

Die Hochhaltung der Justiz in den Kolonien ist keineswegs nur eine ideologische Forderung; sie ist zugleich ein Gebot gesunder kolonialer Realpolitik. Dasjenige Volk, welches seine Kolonialpolitik sicherlich ohne alle Sentimentalität und rein als „matter of fact" betreibt, England, hat die Bedeutung der Rechtspflege für die wirtschaftliche Entwickelung seiner Kolonien sehr gut erkannt. In allen englischen Kolonien nimmt der Kolonialrichter eine ganz hervorragende Stellung ein. Ich gehöre durchaus nicht zu den unbedingten Bewunderern des vielgerühmten „englischen Kolonialsystems", aber wo es, wie in diesem Punkte, in langer Praxis und in den verschiedensten Weltgegenden sich bewährt hat, sollen wir von ihm lernen.

Die absolute Sicherstellung einer guten Justiz nach allen Seiten ist eine der Grundbedingungen für das Hineinströmen des Kapitals in unsere Schutzgebiete.

Gerade unter den kolonialen wie überhaupt den überseeischen Verhältnissen drängen vielfache Umstände auf den Grossbetrieb, auf die Bildung umfangreicher und lebenskräftiger Gross-Unternehmungen, welche regelmässig nur im Wege der Kapitalassociation zu ermöglichen sein werden. Die grossen kolonialen Gesellschaften, Plantagen-, Eisenbahn-, Schiffahrts- und Bergwerksunternehmungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen mehr und mehr ihren Sitz, ihren wirtschaftlichen und auch ihren juristischen Mittelpunkt in den Kolonien selbst suchen; das liegt im Interesse der Entwickelung der letzteren. Beispielsweise ist es in der Kiautschouverwaltung schon jetzt ein unbedingt festgehaltener Grundsatz, alle Gesellschaften, welche im Schutzgebiete oder vom Schutzgebiete aus im Hinterlande ihre Unternehmungen betreiben wollen, zu veranlassen, ihren Sitz in Tsingtau zu nehmen. Es handelt sich da um gross angelegte Unternehmungen. Sowohl die Schantung-Eisenbahngesellschaft mit 54 Millionen Kapital, als auch die Schantung-Bergbaugesellschaft mit bisher 12 Millionen Kapital, und andere koloniale Unternehmungen haben rechtlich ihr Domizil in Tsingtau; in Berlin haben diese Unternehmungen juristisch nur eine Zweigniederlassung. Damit ist aber auch gegeben, dass der allgemeine Gerichtsstand dieser Unternehmungen in das Schutzgebiet fällt, dass etwaige Prozesse sich vor den Gerichten des Schutzgebietes abspielen, und dass in vielen Fällen überhaupt keine Gelegenheit gegeben ist, die Rechtsstreitigkeiten vor die einheimischen Gerichte zu ziehen. Hieraus erhellt die wirtschaftliche Wichtigkeit einer befriedigenden Rechtspflege in dem Schutzgebiete selbst.

Das Verhältnis von kolonialer Rechtspflege und -Verwaltung.

Die Organisation der Justiz ist auch in den Kolonien eine wirtschaftlich bedeutsame Aufgabe ganz für sich und ist — soweit tunlich — von der Organisation der Verwaltung im engeren Sinne zu trennen. Ja, es sind Fälle denkbar, in denen konkurrierende Interessen bei beiden eintreten. Die wirtschaftlichen Aufgaben der Verwaltung und der Verwaltungsbeamten sind in den Schutzgebieten sehr mannigfaltige; der Staat als Fiskus hat in den Kolonien im Wirtschaftsleben eine relativ noch weit wichtigere Stellung als im Mutterlande. In den deutschen Schutzgebieten fallen nach ihrer bisherigen Entwickelung zumeist die grossen technisch-wirtschaftlichen Aufgaben dem Fiskus zu. Er ist hier zumeist der grösste Unternehmer, der die Strassen, die Häfen, zum Teil auch die Eisenbahnen baut; er ist damit der grosse Arbeitgeber, der weitaus das zahlreichste Personal beschäftigt; er ist in den Schutzgebieten in der Regel der bei weitem grösste Grundbesitzer. Der Fiskus ist aber auf der anderen Seite zugleich der weitaus grösste Konsument, der die Materialien für seine Bauten, die Lebensmittel u. a. m. für seine Beamten, Militärpersonen und Arbeiter anschafft. Alles dies bringt den kolonialen Verwaltungsbeamten durch den Abschluss und die Ausführung zahlloser Rechtsgeschäfte in eine Fülle von wirtschaftlichen und damit auch rechtlichen Beziehungen zu den meisten Kreisen der Bevölkerung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist nicht wünschenswert, dass ein Beamter, der in dieser Weise — im Sinne des Zivilrechts gesprochen — Vertragspartei bezw. Vertreter der einen Vertragspartei bei einer kaufmännischen etc. Angelegenheit war, später im Prozesse in richterlicher Eigenschaft mit derselben Angelegenheit sich zu befassen hat.

Wir dürfen allerdings die unbedingte Überzeugung haben, dass jeder unserer Kolonialbeamten, sobald er in richterlicher Tätigkeit auftritt, nach Recht und Gesetz, sei es auch gegen den Fiskus, gegen die Behörde, der er selbst angehört, entscheiden würde. Aber es ist ein Grundsatz aller Verwaltungspolitik, Beamte tunlichst nicht in derartige Gewissenskonflikte zu bringen, und schliesslich ist es von einem gewissen Wert, dass auch jeder Schein vermieden wird, als ob nicht die völlige Unabhängigkeit der Kolonialgerichte gewährleistet sei; es ist dies für die Heranziehung des Privatkapitals zu kolonialen Unternehmungen nicht ohne Bedeutung

Im Grundsatze ist die Trennung von Justiz und Verwaltung in der Organisation unserer Schutzgebiete längst anerkannt, sind für die Handhabung der Rechtspflege weitgehende gesetzliche Kautelen, die wir im folgenden noch kennen lernen werden, geschaffen. Allein neben dieser grundsätzlichen, sachlichen Trennung ist auch in persönlicher Beziehung eine Scheidung der beiden Funktionen anzustreben. In dieser Allgemeinheit und Schärfe ausgesprochen, ist die Forderung natürlich nur eine ideelle. Sie lässt sich oft nicht durchführen in jenen ausgedehnten Gebieten einer jungen Kultur, wo unmöglich sofort eine so zahlreiche Beamtenschaft hingesandt werden kann, um die Verwaltungs- und getrennt davon die Justizposten zu besetzen, ja, wo eine solche Häufung des Beamtentums in den Anfängen kolonialer Entwickelung garnicht einmal wünschenswert ist. Wie auf so vielen anderen Gebieten, so vollzieht sich auch auf dem der Rechtspflege die koloniale Entwickelung nun einmal nicht nach theoretischen Gesetzen. Das ist auch gut so, es soll eine organische, aus den konkreten örtlichen Verhältnissen herauswachsende Entwickelung sein. In den Anfängen unserer Kolonien wurden mit den richterlichen Geschäften nicht selten Ärzte, Militärpersonen und andere Pioniere der Kolonisation beauftragt, und ich bin überzeugt, dass sie ihre Sache nicht schlecht gemacht haben. Heute noch wird man, wenn man die Wahl hat, entweder unter dem durch die Etatsmittel numerisch begrenzten Beamtenpersonal eines ausgedehnten Schutzgebietes nur einige, naturgemäss alsdann sehr wenige Beamte lediglich mit richterlichen Geschäften zu beauftragen, oder aber zu diesen eine grössere Anzahl auch von Verwaltungsbeamten heranzuziehen, unter Umständen aus praktischen Erwägungen den zweiten Weg wählen. Denn die Mehrheit der Rechtsuchenden würde es vorziehen, sich in gerichtlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dingen an einen Beamten zu wenden, der in erster Linie allerdings Verwaltungsbeamter ist, der aber doch immerhin die staatliche Autorität repräsentiert und der örtlich leicht erreichbar ist, anstatt die theoretische Forderung aufzustellen, sich an einen richterlichen Beamten zu wenden, der nur solcher ist, dafür aber weit entfernt seinen Sitz hat. Man wird also auch in dieser Beziehung sich nach der Decke strecken müssen, aber man soll stets, wenn, wie hier, die Dinge grundsätzlich betrachtet werden, das Ziel deutlich feststellen, dem die Entwickelung zustreben muss. Und dieses Ziel kann kein anderes sein als die Trennung von Justiz und Verwaltung.

In der unteren Instanz wird dieses Ziel noch auf längere Zeit hinaus, namentlich für unsere ausgedehnteren Schutzgebiete, wegen des bereits angedeuteten Personalmangels, nicht ganz zu erreichen sein. Anzustreben aber ist, wie dies seitens kolonialer Kreise, insbesondere auch im Kolonialrate, wiederholt betont worden ist, dass wenigstens an der Spitze, in der letzten Instanz, Rechtspflege und Verwaltung getrennt werden.

Dieser Wunsch kolonialfreundlicher Kreise zielt durchaus nicht auf eine Minderung der Stellung des Gouverneurs hinaus, im Gegenteil, diese Stellung kann durch solche Massnahmen nur gehoben werden. Denn der Gouverneur, der Vertreter des deutschen Kaisers in einem fernen Gebiete, muss zu hoch stehen, als dass er in die kleinen und häufig auch kleinlichen Sorgen und Streitigkeiten des Gerichtslebens hineingezogen werden sollte; der „strepitus fori“ muss ihm fern bleiben. Der überragenden allgemeinen Stellung des Gouverneurs entspricht auf dem Gebiete der Rechtspflege seine Tätigkeit als Gesetzgeber. Eine solche übt er heute kraft des Verordnungsrechts, das ihm, sei es direkt vom Kaiser, sei es vom Reichskanzler, delegiert ist, überall in den Schutzgebieten in weitem Masse aus. Mit dieser Stellung des Gouverneurs als Gesetzgeber, ebensowenig wie mit seiner Wirksamkeit als Chef der Verwaltung, ist die Funktion als oberster Richter vereinbar.

Die Gouverneure selbst empfinden regelmässig ihre Belastung mit richterlichen Geschäften durchaus nicht als etwas Wünschenswertes.

Wenn wir die bisherige Entwicklung der Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten überblicken, so muss anerkannt werden, dass man dem Ziele der Trennung von Justiz und Verwaltung immer näher gekommen ist und dass namentlich in jüngster Zeit dankenswerte Fortschritte in dieser Richtung gemacht sind.[1]) In einer

Anm. 1: Der Etatsentwurf für 1903, welcher während der Drucklegung des obigen Vortrages erschienen ist, weist einen weiteren

Kolonie nach der andern sehen wir die Stellungen selbständiger richterlicher Beamter, insbesondere eines selbständigen Oberrichters schaffen.

Welches der heutige Stand dieser Entwicklung in den verschiedenen Schutzgebieten ist, wird im II. Teile dieses Vortrages, bei der Darstellung der jetzigen Organisation der Rechtspflege im einzelnen darzulegen sein.

Grundsätze der Eingeborenen-Rechtspflege.

Das bisher Ausgeführte betrifft aber nur eine Seite der kolonialen Rechtspflege, nämlich den Schutz der deutschen, überhaupt der weissen Bevölkerung. Ganz anders stellt sich das Problem dar, wie der Rechtsschutz der einheimischen Bevölkerung zu verwirklichen ist. Dass seine Verwirklichung, dass die umsichtige und nachdrückliche Wahrung der Rechte der Eingeborenen zu den wesentlichen Aufgaben jeder modernen Kolonisation gehört, braucht wohl nicht weiter begründet zu werden. Der Rechtsschutz der Eingeborenen ist nicht nur eine ideale Forderung der Humanität, sondern zugleich ein Grundsatz gesunder kolonialer Realpolitik. Nur mit einer rechtlich geschützten, wirtschaftlich leistungsfähigen, als Produzenten wie als Konsumenten wertvollen Eingeborenenbevölkerung können wir kolonisieren. Gegenüber der modernen Rechtskultur der Europäer kommt es darauf an, gerade die uralt eingewurzelten einfachen Rechtsanschauungen der Eingeborenen nach Möglichkeit wenig zu stören. Denn nichts erleichtert eine fruchtbare und friedliche Kolonisation mehr, als die Beibehaltung der altgewohnten Sitten und Rechtsanschauungen der Bevölkerung. Dies gilt naturgemäss besonders von denjenigen Gebieten des Rechts, welche mit tief wurzelnden Einrichtungen und Anschauungen familiärer, ethischer, religiöser Art zusammenhängen, wie wir dies auf dem Gebiete des Familienrechts, des Strafrechts, vielfach aber auch des Prozessrechts sehen. Hier wird ein besonders zurückhaltendes und vorsichtiges Vorgehen geboten sein. Hier muss es im allgemeinen anderen Faktoren, dem Missionar, dem Kaufmann, dem Techniker, überlassen bleiben, zunächst die kulturelle, religiöse, auch die wirtschaftliche Annäherung an unsere Anschauungen herbeizuführen, ehe der Staat mit seinen Rechtssatzungen bis ins einzelne eingreift. Das Gesagte gilt in ganz besonderem Masse natürlich da, wo wir es nicht mit einem primitiven Rechtssystem zu tun haben, wie zumeist in Afrika und der Südsee, sondern

---

bedeutsamen Fortschritt in derselben Richtung auf durch die Schaffung zweier neuer selbständiger Oberrichterposten. Im einzelnen vgl. unten S. 350.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit einer Rechtskultur, die unbeschadet ihrer Auswüchse in ihrer Art als eine hochentwickelte zu bezeichnen ist, wie wir sie in unserem chinesischen Schutzgebiete finden.

Im scharfen Gegensatze zu der oben entwickelten Trennung von Justiz und Verwaltung für die weisse Bevölkerung ist eine solche Trennung für die Farbigen ungeeignet. Die Letzteren haben von vornherein keinerlei Bedürfnis, ja nicht einmal ein Verständnis für eine solche Scheidung. Der Eingeborene ist gewöhnt, zu dem Beamten, dem Dorfältesten, dem Jumben, dem Kadi, dem Mandarin, und wie immer diese Autoritäten in jenen Ländern heissen und abgestuft sein mögen, zu gehen und sich seinen Machtsprüchen zu unterwerfen, ohne scharf zwischen Angelegenheiten der Rechtsprechung und der Verwaltung scheiden zu können. Er verlangt danach, dem Beamten alle seine kleinen und grossen Sorgen und Beschwerden vorzutragen und deren Abstellung zu erwarten; es ist ihm dabei völlig gleichgültig, in welche Kategorie moderner Staatsfunktionen, ob in die „Gerichtsbarkeit" oder in die „Verwaltung", seine Angelegenheit gehört. Diesen Zustand finden wir im ganzen Orient, auch in dem kulturell am höchsten stehenden Staate des Ostens, in China; auch in unserem chinesischen Schutzgebiete hat man deshalb nach sorgfältiger Überlegung darauf verzichtet, gegenüber der chinesischen Bevölkerung eine scharfe Trennung von Justiz- und Verwaltungsfunktionen einzuführen. Beide werden, wie wir noch näher sehen werden, gleichmässig von den Bezirksamtmännern wahrgenommen. In den Schutzgebieten Afrikas und der Südsee liegt die Rechtsprechung in den Angelegenheiten der einheimischen Bevölkerung fast durchweg in den Händen von Verwaltungsbeamten. Daneben sehen wir überall das Bestreben, die Eingeborenen selbst, sei es als Beisitzer, sei es nur als Auskunftspersonen etc. zu der Erledigung der Rechtsangelegenheiten ihrer Stammesgenossen hinzuzuziehen. Wir werden dies bei der Eingeborenen-Rechtspflege in den einzelnen Schutzgebieten noch zu betrachten haben.

Die beiden bisher aufgestellten grundsätzlichen Gesichtspunkte, nämlich einerseits die Ausgestaltung einer modernen, von den Funktionen der Verwaltung losgelösten Gerichtsbarkeit für die weisse Bevölkerung, andererseits die Beibehaltung und Ausgestaltung der uralt eingewurzelten, mit den Verwaltungsaufgaben untrennbar verknüpften Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen, laufen nun nicht nebeneinander her, sondern gehen vielfach ineinander über.

Denn mannigfach sind ja die Beziehungen zwischen Eingeborenen und Europäern, mannigfach die zivilrechtlichen Streitigkeiten, bei denen die eine Partei der weissen, die andere der farbigen Rasse angehört, die Fälle, in denen Weisse und Farbige bei Strafprozessen

zusammen beteiligt sind, endlich die Beziehungen, in denen Weisse und Farbige auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in Grundeigentumsverhältnissen und anderem, in ihren Interessen zusammentreffen. Es ist offenbar nicht angängig, dass ein Grundstück, das heute einem Deutschen, morgen einem Eingeborenen, übermorgen unter Umständen wieder einem Deutschen gehört, beständig unter wechselndes Recht und unter eine wechselnde Gerichtsorganisation gestellt wird; denn wo sollte dabei der Rechtsschutz der Interessen dritter, des Mieters, Pächters, Hypothekengläubigers, bleiben? — Hier handelt es sich darum, einen billigen Ausgleich zu schaffen zwischen den Anschauungen und den Interessen der Weissen und denen der Eingeborenen, einen Ausgleich nicht nur im materiellen Recht, sondern auch in der Organisation der Rechtspflege.

Kolonialgeschichtliche Studien haben mich zu der Ansicht geführt, dass die Art und Weise und der Erfolg, wie ein kolonisierendes Volk diese beiden grossen Gesichtspunkte, die moderne Rechtspflege für die Weissen und die Schonung der einheimischen Rechtsanschauungen, zu vereinigen versteht, einen untrüglichen Massstab für die kolonisatorische Befähigung der betreffenden Nation überhaupt bietet.

Es ist eine ungemein reizvolle Aufgabe, diesen Satz durch die neuere Kolonialgeschichte hindurch zu verfolgen. Es lässt sich nachweisen, wie die romanischen Kolonialnationen, vor allen Dingen die Spanier und Portugiesen, gerade auf diesem Gebiete völlig versagt haben. Es ist interessant, im einzelnen festzustellen, wie die kolonisierenden germanischen Völker, die Engländer und Holländer, zwar nicht überall, aber doch in wichtigen Rechtsbeziehungen, diese doppelte Organisation der Rechtspflege erfolgreich versucht und durchgeführt haben. In dem beschränkten Rahmen meiner heutigen Ausführungen muss ich mir einen derartigen Überblick versagen. Wir wollen uns hier lediglich der Frage zuwenden, wie das Deutsche Reich in der kurzen bisherigen Ära seiner Kolonialpolitik versucht hat, den angedeuteten Problemen der Organisation der kolonialen Rechtspflege gerecht zu werden, welche Erfolge bis jetzt zu verzeichnen sind, welche Aufgaben für die Zukunft noch der Lösung harren.

I. Entwickelung und heutiger Stand der Gesetzgebung.

Verhältnis des Kolonialrechts zum Konsularrechte.

Was zunächst die staatsrechtlichen Grundlagen der Organisation anbetrifft, so ist davon auszugehen, dass die koloniale Rechtspflege einen Teil der sogenannten „Schutzgewalt“ bildet. Denn diese Schutzgewalt ist nichts anderes als die Staatsgewalt, übertragen auf die Verhältnisse der Schutzgebiete.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Fundamentalsatz des deutschen Kolonialstaatsrechts lautet nun:

„Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reichs aus" (§ 1 Sch. G. G.),

d. h., alle die Funktionen, die in der Heimat die gesetzgebenden Faktoren, der Bundesrat und der Reichstag, auf Grund der Reichsverfassung ausüben, sind für die Schutzgebiete dem Kaiser als alleinigem Organe des Reiches übertragen.

Aus dem angeführten Satze, der bereits in dem ersten deutschen Schutzgebietsgesetz von 1886 sich fand und unverändert in das heute geltende Gesetz übergegangen ist, folgt ein weitgehendes Kaiserliches Verordnungsrecht auf allen Rechtsgebieten. Jener Satz hat seine positiven Schranken lediglich da, wo gewisse Rechtsgebiete ausdrücklich durch Gesetz geregelt sind. Hier greift der allgemeine Grundsatz unseres Staatsrechts Platz, dass Gesetzesrecht vor Verordnungsrecht geht.

Was nun jene gesetzlichen Normierungen anbetrifft, so ist beim Erlass des Schutzgebietsgesetzes der Gesetzgeber davon ausgegangen, dass gewisse Rechtsmaterien, welche für den Rechtsschutz des Deutschen, der hinauszieht in unsere jungen Kolonien, von besonderer Bedeutung sind, möglichst gesichert werden sollen; der stärkste Rechtsschutz aber ist natürlich immer der des Gesetzes. So hat schon das erste Schutzgebietgesetz bestimmt — und das ist im wesentlichen bis heute beibehalten worden —, dass das bürgerliche Recht, das Strafrecht, das gerichtliche Verfahren einschliesslich der Gerichtsverfassung gesetzlichen Normen unterliegen sollen.

Diese gesetzliche Festlegung ist nun in einer eigentümlichen Weise erfolgt, für welche sich in der Rechtsgeschichte keines anderen Volkes meines Wissens eine Analogie findet. Es wurde nämlich schon bei der Fassung des ersten Sch. G. G. im Jahre 1886 kurzweg bestimmt, es sollten auf allen den genannten Rechtsgebieten, also auch bezüglich der Organisation der Rechtspflege, die Bestimmungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes mit einigen Modifikationen Anwendung finden. Damit wurde ein eigentümliches Verhältniss der Unterordnung des Kolonial- unter das Konsularrecht geschaffen, für das ein innerer Grund meines Erachtens nicht vorliegt, das sich vielmehr nur historisch verstehen lässt.

Der späte Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte brachte es naturgemäss mit sich, dass auch die kolonialrechtliche Entwickelung erst zu einer Zeit einsetzen konnte, wo alle anderen Rechtsgebiete bereits eine hochentwickelte und bis zu einem bestimmten Grade abgeschlossene Ausbildung aufwiesen, so auch das Recht der konsularen Gerichtsbarkeit. Zwischen diesem und dem Kolonialrecht besteht nun zweifellos eine gewisse Analogie. Beide

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedeuten eine Ausdehnung der deutschen Jurisdiktion über das territoriale Gebiet des Mutterlandes hinaus. Zu dieser juristischen Verwandtschaft kommt die Ähnlichkeit mannigfacher tatsächlicher Verhältnisse, namentlich in den überseeischen konsularen Gerichtsbezirken und in den Schutzgebieten. Als daher für die Schutzgebiete im Jahre 1886 zum erstenmale eine Rechtsordnung geschaffen werden sollte, lag der Gedanke nahe, auf die bereits bewährten Satzungen der konsularen Gerichtsbarkeit zurückzugreifen.

Dieser Rechtszustand ist im wesentlichen bis heute geblieben. Heute ist für die Organisation der Rechtspflege massgebend § 2 des neuen Sch. G. G. in der Fassung vom 10. September 1900. Dieser lautet:

„Auf die Gerichtsverfassung in den Schutzgebieten finden die Vorschriften der §§ 5, 7 bis 15, 17, 18 des Gesetzes über die konsulare Gerichtsbarkeit vom 7. April (Reichsgesetzblatt S. 213) mit der Massgabe entsprechende Anwendung, dass an die Stelle des Konsuls der vom Reichskanzler zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigte Beamte und an die Stelle des Konsulargerichts das in Gemässheit der Vorschriften über das letztere zusammengesetzte Gericht des Schutzgebietes tritt."

Es sieht auf den ersten Blick einfach aus, dass die Gerichtsverfassung im wesentlichen in einem Paragraphen des Gesetzes behandelt ist. Aber dieser Paragraph ist eben nur eine Art Atrappe, deren Inhalt erst durch die Bestimmungen eines anderen Gesetzes gebildet wird. Dieser Paragraph nimmt, wie wir sehen, auf nicht weniger als 12 Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitgesetzes Bezug. Der folgende § 3 des Sch. G. G., der zum Teil auch noch Rechtsgebiete, die für die Organisation der Rechtspflege von Bedeutung sind, berührt, nimmt dann noch auf weitere 47 Paragraphen des K. G. G. Bezug. Die amtliche Begründung der letzten Novelle des Sch. G. G. hat es ausdrücklich ausgesprochen, dass dieses Gesetz im wesentlichen nichts anderes darstellt, als die Anpassung des neuen Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes vom 4. April 1900 an die Verhältnisse in den Schutzgebieten.

Dieses eigentümliche Unterordnungsverhältnis ist, wie schon betont, meines Erachtens innerlich nicht begründet. Zwischen beiden Arten der Gerichtsbarkeit bestehen tiefgreifende Verschiedenheiten sowohl in praktischer als in grundsätzlicher Beziehung. Auf die einzelnen praktischen Unterschiede werden wir im folgenden noch vielfach einzugehen haben. Hier möchte ich vor allem den grundsätzlichen Unterschied betonen, der von der Wissenschaft schon früher hervorgehoben und nunmehr auch vom Gesetzgeber selbst in der Begründung des Entwurfes der letzten Sch. G. G.-Novelle anerkannt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser grundlegende Unterschied besteht darin, dass die Konsulargerichtsbarkeit ihrem Wesen nach immer eine streng personale ist, beschränkt auf die Konnationalen des Konsularrichters und einen Kreis ihnen bezüglich des konsularen Schutzes gleichgestellter Personen (der sogenannten „Schutzgenossen"). Hiergegen ist die koloniale Gerichtsbarkeit ihrem innersten Wesen nach auf einen solchen Personenkreis nicht beschränkt. Sie ist eine streng territoriale und umfasst grundsätzlich alle innerhalb des Schutzgebietes befindlichen Rechtssubjekte.

Jener grundsätzliche Unterschied ist in dem älteren Schutzgebietsgesetze nicht scharf zum Ausdruck gekommen. Damals wurde nur bestimmt, dass durch Kaiserliche Verordnung der Gerichtsbarkeit auch andere Personen als Deutsche und Schutzgenossen unterstellt werden können. Eine solche Kaiserliche Verordnung ist früher nun für jedes einzelne Schutzgebiet ergangen. Die Wissenschaft hat erkannt, und die neuere Gesetzgebung hat sich dem angeschlossen, dass eine solche ausdrückliche Bestimmung der der Gerichtsbarkeit unterworfenen Personen unnötig und der deutschen Kolonialmacht gewissermassen nicht recht würdig ist.

Die konsulare Gerichtsbarkeit ist immer eine Gerichtsbarkeit im fremden Gebiete, die koloniale hingegen die des Herrn im eigenen Hause. Ein solcher aber hat keine Veranlassung, diejenigen Personen ausdrücklich aufzuzählen, die innerhalb seiner Grenzpfähle seinen Rechtssatzungen unterstehen. Diesem Gedanken entspricht die Gesetzgebung aller modernen Kulturstaaten. Überall gilt als Regel, dass der Kreis der den Landesgesetzen Unterworfenen höchstens negativ begrenzt wird, durch die Aufzählung von Ausnahmen.

So verfährt nunmehr auch das Sch. G. G. Es hat denjenigen Abschnitt des K. G. G., welcher vom „Umfang der Konsulargerichtsbarkeit" handelt, für die Kolonien nicht mehr rezipiert. Das Sch. G. G. enthält sich jetzt jeder positiven Abgrenzung des Kreises der Personen, welche es seiner Gerichtsbarkeit unterwirft, d. h., es beansprucht schlechthin territoriale Geltung. (Vgl. die Begründung des Gesetzentwurfs.) Es grenzt jenen Kreis nur negativ ab, indem es in § 4 bestimmt:

„Die Eingeborenen unterliegen der im § 2 geregelten Gerichtsbarkeit und den in § 3 bezeichneten Vorschriften nur insoweit, als dies durch Kaiserliche Verordnung bestimmt wird. Den Eingeborenen können durch Kaiserliche Verordnung bestimmte andere Personen gleichgestellt werden."

Die hier vorgesehene Verordnung ist dahin ergangen:

„Den Eingeborenen werden im Sinne des § 4 . . . des Schutzgebietsgesetzes die Angehörigen fremder farbiger Stämme gleichgestellt, soweit nicht der Gouverneur (Landeshauptmann) mit Genehmigung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichskanzlers Ausnahmen bestimmt. Japaner gelten nicht als Angehörige farbiger Stämme." (§ 2 der Kaiserlichen Verordnung, betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, vom 9. November 1900).

Der Rechtszustand ist heute also der, dass alle Weissen den deutschen Reichsangehörigen bezüglich der Gerichtsbarkeit gleichgestellt sind. Zu den Weissen werden, entsprechend einem Grundsatze des modernen Völkerrechts, dann noch ausdrücklich die Japaner gerechnet. Alle diese unterstehen der gesetzlich geregelten Gerichtsbarkeit, wie sie das Sch. G. G. analog den Normen des K. G. G. vorschreibt. Die Eingeborenen hingegen und die ihnen gleichgestellten Angehörigen aller farbigen Stämme unterliegen nicht dieser gesetzlich festgelegten Gerichtsbarkeit. Daraus folgt, dass die Organisation der Rechtspflege für die Eingeborenen und anderen Farbigen sich lediglich nach Verordnungsrecht bestimmt.

Wie wir gesehen haben, dass die Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten kraft ihres territorialen Charakters über die konsulare Gerichtsbarkeit im Prinzip hinausgewachsen ist, so gilt dasselbe auch in einer Fülle von einzelnen positiven Einrichtungen; in einer ganzen Reihe von Einzelbestimmungen hat die koloniale Gerichtsbarkeit längst reichere und ausgebildetere Formen gesucht und gefunden als die konsulare. Auch in dieser Beziehung ist also jene, durch die äussere Geschichte der deutschen kolonialen Gesetzgebung bedingte Unterordnung durchbrochen. Das Schutzgebietsgesetz hilft sich jetzt nicht sehr übersichtlich in der Weise, dass es zunächst (§ 2) die Bestimmungen über die konsulare Gerichtsbarkeit für massgebend erklärt, in einem späteren Paragraphen aber (§ 6) in einer ganzen Reihe wichtiger Beziehungen dem Kaiser das Recht gibt, im Verordnungswege Abweichungen zu bestimmen. Derartige abweichende Vorschriften sind nun in einer ganzen Reihe von wichtigen Punkten tatsächlich ergangen, früher in Sonderverordnungen für die einzelnen Schutzgebiete, jetzt, zumeist zusammengefasst und für alle Schutzgebiete gültig, in der bereits erwähnten Kaiserlichen Verordnung, betr. die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, vom 9. November 1900. Wir werden Einzelheiten noch vielfach begegnen; an dieser Stelle sei beispielsweise nur erwähnt, dass in den Schutzgebieten eine Staatsanwaltschaft eingerichtet ist, die in den konsularen Gerichtsbezirken fehlt, dass den Kolonialgerichten die Schwurgerichtskompetenz zugewiesen ist, die innerhalb der konsularen Rechtspflege bei den mutterländischen Gerichten verblieben ist, dass das für die Konsulargerichtsbarkeit bis heute als Berufungsgericht zuständige Reichsgericht durch besondere koloniale obere Gerichtshöfe ersetzt ist u. a. m.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gegenwärtige Rechtslage leidet somit an einer erheblichen Unübersichtlichkeit: Zur Kenntnis der Organisation der kolonialen Rechtspflege müssen jetzt zunächst im Rahmen des Schutzgebietsgesetzes die Bestimmungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes festgestellt werden, die auch ihrerseits zum grossen Teil keine aus sich selbst heraus verständlichen Normen darstellen, sondern wiederum auf andere Reichs- und zum Teil auch preussische Gesetze Bezug nehmen, sie teils für anwendbar erklärend, teils Vorschriften derselben schlechthin ausschliessend, teils sie erheblich modifizierend; des weiteren mehr dann noch jedesmal geprüft werden muss, ob und inwieweit für die Schutzgebiete besondere Abweichungen durch das Gesetz zugelassen und im Verordnungswege durchgeführt sind. — Diese Unübersichtlichkeit ist sowohl von Kolonialinteressenten, denen an einer raschen und zuverlässigen Orientierung über das in den Schutzgebieten geltende Recht gelegen sein muss, als auch von den deutschen Juristen, die zu Studienzwecken sich über unser Kolonialrecht informieren wollen, vielfach beklagt worden.

Der Weg zur Abhilfe ergibt sich meines Erachtens folgerichtig aus der Fortbildung der Tendenz, welche bereits die bisherige Entwickelung unseres Kolonialrechtes seit der Schaffung des ersten Gesetzes, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, im Jahre 1886 zeigt:

Die Novellen, die nacheinander zu diesem Gesetze ergangen sind, haben fast ausnahmslos die Tendenz gehabt, in immer weiteren Beziehungen ein koloniales Recht, abweichend von der Konsulargerichtsbarkeit, zu statuieren, und alles drängt darauf hin, für die Organisation der Rechtspflege wie überhaupt für die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete sich endgültig von dem K. G. G. zu emanzipieren und ein selbständiges in sich geschlossenes deutsches Kolonialrecht zu schaffen. (vgl. die Ausführungen am Schlusse).

II. Die Organisation der Rechtspflege für die weisse Bevölkerung.

a) Die Rechtsprechung erster Instanz.

Was den heutigen Stand der kolonialen Gerichtsverfassung für die weisse Bevölkerung im einzelnen betrifft, so beruht sie auf dem bereits erwähnten Grundsatze des Schutzgebietsgesetzes, dass an Stelle des Konsuls der vom Reichskanzler zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigte Beamte, und an Stelle des Konsulargerichts das nach den Bestimmungen über dieses zusammengesetzte Gericht des Schutzgebietes tritt.

In der ersten Instanz sind in allen unseren Kolonien Beamte tätig, welche den Namen „Bezirksrichter“ führen, mit Ausnahme von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kiautschou, wo der betreffende Beamte den Titel „Oberrichter" hat. Es ist dies aber kein sachlicher Unterschied hinsichtlich seiner Zuständigkeit. Er ist für die weisse Bevölkerung der Richter erster Instanz; sein Titel rührt lediglich daher, dass er in seiner Person gleichzeitig die Funktionen des Richters oberer Instanz für die Chinesengerichtsbarkeit wahrnimmt.

Die Gerichtsbehörden als solche heissen in den afrikanischen Schutzgebieten und denen der Südsee „Bezirksgerichte", im Kiautschougebiete heisst die Behörde schlechthin „das Kaiserliche Gericht von Kiautschou", da dieses Schutzgebiet für die weisse Bevölkerung nur einen Gerichtssprengel bildet. Der Sitz des Gerichtes ist in der deutschen Hafenstadt Tsingtau.

Was die Abgrenzung der Gerichtssprengel in den afrikanischen Schutzgebieten betrifft, so gibt es zur Zeit zwei Bezirksgerichte in Deutsch-Ostafrika, nämlich in Dar-es-salaam und Tanga. In Südwestafrika gibt es vier Bezirksgerichte: Windhoek, Swakopmund, Keetmannshoop und Otyimbingwe. Das Schutzgebiet Kamerun hat Bezirksgerichte in Duala und Victoria, Togo nur ein Gericht mit dem Sitze in Lome.

Von den Südsee-Schutzgebieten hat Neu-Guinea zwei Bezirksgerichte in Herbertshöhe und Friedrich-Wilhelmshafen, und ausserdem für das diesem Schutzgebiete administrativ angegliederte Inselgebiet der Karolinen, Palau und Mariannen Gerichte in Ponape, Yap und Saipan. Das Gericht erster Instanz für die Marshallinseln hat seinen Sitz in Jaluit, dasjenige von Samoa in der Hauptstadt Apia.

Was das im ersten Teile dieses Vortrages erörterte Verhältnis von richterlicher und Verwaltungstätigkeit anbelangt, so ist die gegenwärtige Lage bezüglich der richterlichen Beamten erster Instanz in den einzelnen Schutzgebieten die folgende:

Die Trennung beider Funktionen ist von vornherein streng durchgeführt worden im Kiautschougebiete; schon bei der ersten Organisation des Gebietes im Jahre 1898 wurde dorthin ein rein richterlicher Beamter entsandt, der von Verwaltungsfunktionen grundsätzlich ausgeschlossen ist. Die Erfahrung hat gelehrt, dass diese von Anfang an betonte Unabhängigkeit der Rechtspflege von den Verwaltungsorganen es nicht in letzter Linie war, die dazu beigetragen hat, dem Privatkapital das Vertrauen einzuflössen, auf Grund dessen es in so erfreulicher Weise an der Erschliessung des Schutzgebietes und selbst des Hinterlandes sich beteiligt.

Bezüglich unserer andern Schutzgebiete kann nun nicht verkannt werden, dass hier die Aufgabe der Justizorganisation insofern sich schwieriger gestaltet als im Kiautschougebiete, als in letzterem das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rechtsuchende europäische Publikum fast ausnahmslos im Bezirke einer Stadt sich befindet, während in Afrika und in der Südsee die oben bereits berührten Hindernisse bestehen, die sich aus der Verteilung der numerisch schwachen weissen Bevölkerung und der wenig zahlreichen Beamten über weite Landstrecken ergeben. Immerhin weisen bereits die Schutzgebiets-Etats von Ostafrika, Südwestafrika (Bezirk Windhoek) und Kamerun Stellen von Beamten auf, welche im Hauptamte erstinstanzliche Richter sind. Für Samoa, für Neu-Guinea, sowie für andere Bezirke in Südwestafrika (Swakopmund, Otyimbingwe und Keetmanshoop) sind in den Etats die Stellen von Verwaltungsbeamten („Referent" in Samoa, „Bezirksamtmänner" in Neu-Guinea und den zuletzt genannten Bezirken von Südwestafrika) verzeichnet, bei denen ausdrücklich vermerkt ist, dass sie zugleich als Richter fungieren. Auch in Togo, sowie in dem administrativ an Neu-Guinea angegliederten Inselgebiete der Karolinen, Palau und Mariannen und endlich auf den Marshallinseln werden die erstinstanzlichen richterlichen Funktionen von Verwaltungsbeamten wahrgenommen.

Bezüglich der sachlichen Zuständigkeit der Kolonialgerichte erster Instanz seien, ohne auf alle Einzelheiten der Gerichtsorga isation im beschränkten Rahmen dieses Vortrages einzugehen, in kurzem nur folgende Grundzüge hervorgehoben:

Was die Zuständigkeit in zivilrechtlichen Streitigkeiten anlangt, zu denen also auch die wirtschaftlich besonders wichtigen handelsrechtlichen Prozesse gehören, so entscheidet in erster Instanz der Richter allein in den Grenzen der Kompetenz des heimischen Amtsrichters, also bis zu einer Streitsumme von 300 Mk., und ausserdem, ohne Rücksicht auf die Höhe des Streitgegenstandes, bei Streitigkeiten aus Mietsverhältnissen, Dienstverhältnissen u. s. w., überhaupt den Angelegenheiten, die im Gerichtsverfassungsgesetz § 23 aufgeführt sind.

Für die grösseren Rechtsstreitigkeiten, welche nach dem Gerichtsverfassungsgesetze und der Zivilprozessordnung den Landgerichten zugewiesen sind, ist in den Kolonien das Kollegialgericht zuständig, welches aus dem Richter und zwei Laienbeisitzern besteht. Sofern die Zuziehung von solchen nicht durchführbar ist, kann der Richter allein entscheiden, doch müssen die Gründe in dem Sitzungsprotokoll ausdrücklich angegeben werden. Es ist dies eben eine Ausnahmebestimmung, von der nur in wirklichen Notfällen Gebrauch zu machen ist. Denn die Mitwirkung von Laienbeisitzern erscheint als wertvoll, insbesondere dann, wenn sie aus dem Kreise der Kaufleute, Farmer u. s. w. der Kolonien genommen sind.

Die Zuziehung von Beisitzern zum Kolonialgericht ist nicht nur bedingt durch praktische Gründe oder solche der Sparsamkeit, weil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es in der Mehrzahl der Fälle unmöglich sein würde, mehr als einen juristischen Beamten für die richterlichen Funktionen in einem Bezirke zur Verfügung zu haben. Sie ist weit darüber hinaus von eminenter rechtspolitischer Bedeutung. Wir sehen in ihr ein wichtiges Stück Selbstverwaltung auf dem Gebiete der Rechtspflege verwirklicht, eine Beteiligung der Gerichtseingesessenen an der Verwaltung ihrer eigenen Rechtsangelegenheiten. Für die Beteiligung von Laienrichtern sprechen zunächst die Gründe, die auch im Mutterlande in zunehmendem Masse zur Zuziehung von nichtjuristischen Beisitzern des betreffenden Berufes in den Kammern für Handelssachen, in den Gewerbegerichten u. s. w. geführt haben. In den Kolonien treten aber noch weitere Momente hinzu, welche die Mitwirkung kaufmännischer Beisitzer erwünscht machen: Die fremdartigen, von der Heimat vielfach abweichenden tatsächlichen Verhältnisse lassen es in besonderem Masse als sachdienlich erscheinen, dass der Berufsrichter durch die praktischen Erfahrungen von Gerichtseingesessenen, namentlich solchen, die im wirtschaftlichen Leben stehen, in seiner Tätigkeit unterstützt wird. Dies ist wichtig, weil zum Unterschiede vom Mutterlande in den Schutzgebieten in Handelssachen in erster Linie nicht das deutsche Gesetzesrecht gilt, sondern das in dem betreffenden Bezirke geltende Handelsgewohnheitsrecht. § 40 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes bestimmt nämlich:

> „In Handelssachen finden die Vorschriften der im § 19 bezeichneten Gesetze nur soweit Anwendung, als nicht das im Konsulargerichtsbezirke geltende Handelsgewohnheitsrecht ein anderes bestimmt."

Dieser Paragraph ist durch § 3 des Schutzgebietsgesetzes auch für die Kolonien als anwendbar erklärt worden, und dies erscheint als zweckmässig für die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonien, denn der dort beginnende Handel wird in seiner Entwickelung vielfach noch bedingt durch enge Beziehungen zu benachbarten, fast durchweg älteren, nichtdeutschen Handelsplätzen der Küste. Es sei hier nur erinnert an die engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Tsingtau und Shanghai, zwischen Dar-es-salaam sowie Bagamoyo und Sansibar u. s. w. Derartige wirtschaftliche Beziehungen bedürfen aber durchaus der Basis gemeinsamer Rechtsgewohnheiten. Dasjenige Recht, welches von dem internationalen Kaufmannsstand jener überseeischen Gebiete, insbesondere der chinesischen Küste im Laufe von Jahren und Jahrzehnten in freier Entwickelung geschaffen ist, stellt eine gewissermassen durchfiltrierte Masse praktisch erprobter, wirtschaftlich zweckmässiger Normen dar. Der deutsche Handel soll und kann sich nur unter der Geltung eben dieser Normen entwickeln. Die prinzipale Geltung der mutterländischen deutschen Gesetze und die Aus-

schliessung jenes Handelsgewohnheitsrechts würde unsere Plätze rechtlich und damit zweifellos auch wirtschaftlich isolieren. Gerade an diesem Punkte können wir wieder sehen, dass das Recht, wie es einerseits Produkt der wirtschaftlichen Entwickelung ist, so auch andererseits imstande ist, die wirtschaftliche Entwickelung auf das Wesentlichste zu beeinflussen.

Wenn somit die prinzipale Geltung des Handelsgewohnheitsrechts als etwas durchaus Wünschenswertes zu begrüssen ist, so kann allerdings darüber kein Zweifel sein, dass ein derartiges Rechtssystem auch seine Gefahren mit sich bringt. Es ist eine vielen Kolonialrichtern geläufige Tatsache, dass mit dem Gewohnheitsrechte ein unglaublicher Missbrauch getrieben wird. Es ist garnicht selten, dass, wenn in einem Prozesse eine Partei gar nichts mehr vorzubringen hat und ihre Sache verloren geben muss, sie plötzlich alle möglichen und unmöglichen Handelsgewohnheiten behauptet. Man könnte hier eine uns allen von der Schulbank her geläufige Reimregel dahin variieren: „Was man nicht konstruieren kann, sieht als Gewohnheitsrecht man an."

Mit derartigen Behauptungen können natürlich Prozesse verschleppt und andere unliebsame Erscheinungen des Rechtslebens hervorgerufen werden. Hier ist es Aufgabe eines verständigen Richters, Mass und Ziel in der Leitung des Prozesses zu finden und festzuhalten. Diese Aufgabe wird ihm aber ganz besonders erleichtert durch die Institution der Laienbeisitzer, die zumeist Kaufleute und am besten in der Lage sein werden, über die behaupteten Handelsgewohnheiten ein Urteil abzugeben.

Aber über diesen Gesichtspunkt der Rechtspflege im engeren Sinne hinaus möchte ich ein wertvolles Moment dieser Einrichtung auch noch im folgenden sehen:

Die Heranziehung der Beisitzer zu den Gerichten bildet eine wichtige und in den meisten Schutzgebieten bis heute die allein mögliche Schulung für die Aufgaben der Selbstverwaltung überhaupt. Wohl alle Kolonialfreunde in Deutschland sind davon durchdrungen, dass eine wichtige Aufgabe der deutschen Kolonialpolitik in der stetigen, freilich auch vorsichtigen Ausbildung einer Selbstverwaltung, namentlich auf kommunalem Gebiete, liegen muss. Die wirtschaftliche Zukunft unserer Kolonien hängt zum erheblichen Teile von den Erfolgen dieser Bestrebungen ab, bei denen freilich mit Zurückhaltung verfahren und jede Übereilung vermieden werden muss, bei denen mit den vorhandenen materiellen Mitteln und mit dem vorhandenen Menschenmaterial jedes einzelnen Gebietes sorgsam zu rechnen ist. In einigen unserer Kolonien sehen wir bereits erfreuliche Ansätze. In den meisten Schutzgebieten aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird für jetzt und für die nächste Zeit sich auf diesem Gebiete noch nicht viel erreichen lassen. Um so dankenswerter ist es, wenn wenigstens auf einem Gebiete der staatlichen Tätigkeit, auf dem der Rechtspflege, das Laienelement kräftig herangezogen wird und dadurch zugleich für eine ehrenamtliche Tätigkeit überhaupt eine Übung erhält, die auch auf anderen Gebieten öffentlicher Wirksamkeit früher oder später einmal von Nutzen werden kann. —

Was die Zuständigkeit der erstinstanzlichen Gerichte in der Strafrechtspflege belangt, so hat zwar auch hier das Schutzgebietsgesetz die Vorschriften der Konsulargerichtsbarkeit zu Grunde gelegt, doch gerade auf diesem Gebiete hat bereits eine erhebliche Fortbildung der kolonialen Gerichtsorganisation stattgefunden.

Nach dem Konsulargerichtsbarkeitsgesetze nämlich ist der Konsul zuständig nur für diejenigen Angelegenheiten, welche auch in der Heimat der Amtsrichter als Einzelrichter erledigt. Für diejenigen Strafsachen, für welche im Mutterlande sei es das Schöffengericht, sei es die Strafkammer des Landgerichts zuständig ist, tritt das kollegiale Konsulargericht ein. Dabei ist ein Unterschied insofern gemacht, als bei den leichteren Strafsachen — Schöffensachen und Sachen aus §§ 74, 75 G. V. G. — dieses Gericht mit zwei Beisitzern, bei schwereren Strafsachen aber mit vier Beisitzern besetzt ist. Das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz lässt aber zu (§ 9), dass, wenn in Strafsachen die vorgeschriebene Zuziehung von vier Beisitzern nicht ausführbar ist, die Zuziehung von zweien genügen soll. Die Gründe sind auch hier im Sitzungsprotokoll anzugeben.

Zum Unterschiede von diesen Vorschriften ist für die koloniale Rechtspflege zugelassen, „dass der Richter ohne Zuziehung von Beisitzern verhandeln kann, wenn der Beschluss über die Eröffnung des Hauptverfahrens eine Handlung zum Gegenstande hat, die zur Zuständigkeit der Schöffengerichte oder zu den in §§ 74, 75 G. V. G. bezeichneten Vergehen gehört.“ (§ 6^3 Sch. G. G. in Verbindung mit § 6 der Kais. Verord., betr. die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten.) Der Grund dieser Bestimmung ist darin zu suchen, dass bei der grossen Zahl der hier in Betracht kommenden leichten Straftaten die Gewinnung einer ausreichenden Zahl von geeigneten ehrenamtlichen Beisitzern, insbesondere in den Schutzgebieten mit wenig zahlreicher weisser Bevölkerung, bisweilen auf Schwierigkeiten stösst, bezw. dass die allzuhäufige Verwendung in diesem Ehrenamte leicht als Last empfunden wird.

Dieser Gesichtspunkt greift wiederum offenbar da nicht Platz, wo in einer Kolonie die deutsche Bevölkerung nicht über grosse Gebiete zerstreut, sondern in städtischem Zusammenleben vereinigt ist, wie dies für Tsingtau zutrifft. Hier wird sich die nötige Zahl von Beisitzern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Regel ohne allzugrosse Schwierigkeit gewinnen lassen, und es ist darum in demselbem Paragraphen der Kaiserlichen Verordnung sehr zweckmässig bestimmt worden, dass die soeben angeführte Vorschrift für das Schutzgebiet Kiautschou keine Anwendung findet. In dieser Kolonie werden daher die Schöffensachen u. s. w. vor einem ganz analog den heimischen Schöffengerichten zusammengesetzten, aus dem Richter und zwei Laienbeisitzern bestehenden Gerichtshofe verhandelt. —

Eine Erweiterung ihrer Zuständigkeit über die Kompetenz der Konsulargerichte hinaus haben die kolonialen Strafgerichte erster Instanz dadurch erfahren, dass ihnen auch die Schwurgerichtssachen überwiesen worden sind, während diese in der Konsulargerichtsbarkeit der Aburteilung im Mutterlande vorbehalten bleiben (§ 6⁴ des Sch. G. G. in Verbindung mit § 7 der angeführten Kaiserlichen Verordnung). Die kolonialen Gerichtshöfe sind für diesen Fall besetzt wie bei den sonstigen schweren Strafsachen, d. h. mit dem Richter und vier Beisitzern.

Die Aburteilung der Schwurgerichtssachen in den Schutzgebieten selbst bietet zweifellos grosse Vorzüge nicht nur durch Vermeidung des Zeitverlustes, der Kosten und unter Umständen auch der Gefährlichkeit des Transportes der Verbrecher, Zeugen u. s. w., sondern auch durch die richtigere Würdigung der Tatumstände, die bei den ortskundigen Richtern zu erwarten ist. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass gegenüber dem heimischen Schwurgerichtsverfahren mit seinem Gerichtshofe von drei gelehrten Richtern und den zwölf Geschworenen das koloniale Schutzgebietsverfahren auch bei der Zuziehung von vier Beisitzern mindere Kautelen bietet. Ein erhöhter Rechtsschutz ist in den Kolonien aber insofern geschaffen, als hier die Schwurgerichtssachen, da sie ja den übrigen schweren Strafsachen gleich behandelt werden, ganz wie diese gemäss den Vorschriften des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes in eine Berufungsinstanz gebracht werden können.

b) Die Rechtssprechung zweiter Instanz.

Als Berufungsinstanz hat das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz sowohl in Zivil-, wie in Strafsachen das Reichsgericht eingesetzt. Dieser Gerichtshof hat damit eine Funktion übernommen, die von seiner Haupttätigkeit als Revisionsinstanz wesentlich verschieden ist. Eine dritte Instanz ist für die Konsulargerichtsbarkeit überhaupt nicht eingerichtet.

Dieser Grundgedanke der Beschränkung auf zwei Instanzen ist von der Konsulargerichtsbarkeit auf die koloniale Gerichtspflege übernommen, aber mit einer erheblichen Abänderung und, wie man wohl sagen darf, Erleichterung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kraft des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes ist an sich auch für die Kolonien die Zuständigkeit des Reichsgerichts eingeführt. Es ist indessen im Schutzgebietsgesetze (§ 6[6]) dem Kaiserlichen Verordnungsrechte vorbehalten, die so begründete Zuständigkeit des Reichsgerichts einem Konsulargerichte oder einem Gerichtshofe in einem Schutzgebiete zu übertragen. Dieses ist früher durch einzelne Kaiserliche Verordnungen für jedes Schutzgebiet besonders geschehen. Neuerdings sind alle diese Bestimmungen zusammengefasst in § 8 der Kaiserlichen Verordnung, betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten vom 9. November 1900.

Hiernach bestehen für die Schutzgebiete jetzt besondere koloniale Obergerichte. Eine alleinige Ausnahme bildet das Kiautschougebiet, welches bisher ein konsulares Gericht zur zweiten Instanz hat und deshalb im folgenden besonders behandelt werden muss.

Für alle anderen Schutzgebiete besteht bereits heute eine koloniale Gerichtsbehörde zweiter und letzter Instanz, und zwar haben von den afrikanischen Schutzgebieten Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, von den Südseegebieten Neu-Guinea, die Marshallinseln und Samoa ihre eigenen Obergerichte. Das Obergericht für Togo ist vereinigt mit demjenigen für Kamerun, dasjenige für das Inselgebiet der Karolinen, Palau und Mariannen mit dem für Neu-Guinea. Letzteres entspricht der gesamten übrigen Organisation dieses Inselgebietes, welches, wie wir schon sahen, in administrativer Hinsicht kein selbständiges Schutzgebiet bildet, vielmehr dem Gouverneur von Neu-Guinea unterstellt ist. Die Einrichtung für Togo hingegen ist eine Besonderheit auf dem Gebiete der Rechtspflege.

Was das Verhältnis zwischen Justiz und Verwaltung in ihren Spitzen betrifft, so hat Deutsch-Ostafrika seinen Oberrichter als besonderen etatsmässigen Beamten, und der Gouverneur ist demgemäss aus der Rechtsprechung für die weisse Bevölkerung ausgeschieden. Der Etat von Südwestafrika für das Jahr 1902 kennt die Stelle eines Referenten beim Gouvernement, der gleichzeitig Oberrichter ist; die Schaffung eines besonderen Oberrichterpostens steht auch hier bevor. Für die anderen Schutzgebiete der westafrikanischen Küste, Kamerun und Togo, für die gemeinsam bisher der Gouverneur von Kamerun oberster Richter ist, wird die Schaffung eines Oberrichterpostens beabsichtigt.[2]) Es bleibt die Aufgabe der Trennung von Justiz und

---

Anm. 2: In dem während der Drucklegung des obigen Vortrages dem Reichstage vorgelegten Entwurfe der Etats von Südwestafrika und von Kamerun für 1903 sind besondere Oberrichter-Stellen vorgesehen. Der Oberrichter von Kamerun soll zugleich für Togo zuständig sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verwaltung in der obersten Instanz alsdann nur noch für die Schutzgebiete der Südsee zu lösen, in denen bisher ausnahmslos die Gouverneure die Richter in oberster Instanz sind; auch hier ist die Einsetzung eines Oberrichters — und zwar mit Rücksicht auf die bisher wenig umfangreichen Geschäfte der Gerichte wohl gemeinsam für alle Südseegebiete — anzustreben.

Was das Kiautschougebiet betrifft, so stammt die jetzt bestehende bereits erwähnte Einrichtung einer konsulargerichtlichen Oberinstanz für diese Kolonie aus der Zeit der ersten Organisation der Kolonie im Anfange des Jahres 1898. Man wollte damals in den einfachen Verhältnissen der ersten Entwickelungsperiode naturgemäss den Beamtenkörper des Schutzgebietes tunlichst klein halten, andererseits wollte man aus den im ersten Teile dieses Vortrages dargelegten Erwägungen von vornherein in allen Instanzen eine von den Verwaltungsbehörden des Schutzgebietes völlig unabhängige Justiz schaffen, wie sie bei den Anschauungen der ostasiatischen Kaufleute in ganz besonderem Masse geboten war. Da man neben dem Richter erster Instanz einen zweiten richterlichen Beamten damals unmöglich auf den Kiautschouetat nehmen konnte, so übertrug man die zweite Instanz dem Gerichte des Generalkonsulats von Shanghai. Diese Einrichtung war unter den damaligen Verhältnissen durchaus berechtigt, und, wie man wohl sagen darf, damals die im Sinne der Rechtspflege beste Lösung. Inzwischen aber haben sich die Verhältnisse in erheblichem und erfreulichem Masse entwickelt. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwunge geht naturgemäss eine Steigerung des Rechtslebens und damit eine erhebliche Zunahme der gerichtlichen Geschäfte Hand in Hand. Als Symptom hierfür sei angeführt, dass für das Jahr 1902 bereits ausser der gesetzlich normierten Zahl von vier Beisitzern nicht weniger als zwölf Hilfsbeisitzer für das Gericht in Tsingtau haben ernannt werden müssen, und dass jüngst zur Entlastung des Richters bereits ein zweiter richterlicher Beamter hat — zunächst kommissarisch[3]) — in die Kolonie entsandt werden müssen.

Nachdem nunmehr die tatsächlichen Schwierigkeiten, die früher der Errichtung einer eigenen kolonialen Oberinstanz im Wege standen, weggefallen sind, muss die Schaffung einer solchen in Tsingtau als dringend erwünscht erscheinen. Dadurch würde der Geschäftsgang in der Rechtspflege erheblich beschleunigt werden, es würden Kosten gespart werden, ferner aber würde den richterlichen Beisitzern eine genauere Kenntnis der örtlichen Verhältnisse innewohnen, was wiederum mit Rücksicht auf das Handelsgewohnheitsrecht und die sonstigen

Anm. 3: Im Haushaltsentwurfe für 1903 ist die zweite Richterstelle als etatsmässige vorgesehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

örtlichen Anschauungen sehr wünschenswert ist. Das Bedürfnis der Schaffung einer zweiten Kolonialinstanz im Kiautschougebiete ist auch amtlicherseits bereits in der dem Reichstage vorgelegten Kiautschoudenkschrift über das Jahr 1901 nachdrücklich betont worden. Wie daselbst ausgeführt ist, haben lediglich Rücksichten auf die allgemeine Finanzlage die Verwaltung von der Schaffung dieser Instanz für das Rechnungsjahr 1902 abgehalten. —

c) Vorschläge zum weiteren Ausbau der Gerichtsorganisation. Schaffung einer einheitlichen oberten Instanz.

Was nun die weitere Ausgestaltung der kolonialen Gerichtsorganisation de lege ferenda betrifft, so ist eine solche in verschiedener Richtung denkbar.

Von mancher Seite wird der Wunsch ausgesprochen, dass zwecks Verbesserung der Judikatur und gänzlicher Loslösung derselben von der Verwaltung die obere (zweite) Kolonialinstanz wieder in das Mutterland verlegt und entweder dem Reichsgericht oder einem besonderen Gerichtshof übertragen werden möge. Die Vorteile eines solchen Systems liegen ja auf der Hand. Es würde ganz naturgemäss ein solcher Gerichtshof bei der ruhigeren Arbeit, der Möglichkeit rechtswissenschaftlicher Vertiefung hier im Mutterlande in rein juristischer Hinsicht vielleicht Ausgefeilteres leisten können, als die Gerichte draussen. Trotzdem möchte ich mich dieser Forderung nicht anschliessen, da die Gegengründe mir zu überwiegen scheinen. Zunächst würden mit der Rückverlegung ja gerade die Übelstände wieder eintreten, die man mit der Ausschaltung des Reichsgerichts als Berufungsinstanz und mit der Schaffung besonderer kolonialer Obergerichte hat vermeiden wollen: Nämlich eine ausserordentliche Verzögerung und Verteuerung des Verfahrens durch den Hin- und Hertransport bestenfalls nur von Akten, unter Umständen aber auch von Zeugen, Sachverständigen und eventuell Parteien. In den Strafsachen würde noch das Moment einer nicht unerheblichen Gefährlichkeit des Transportes schwerer Verbrecher etc. hinzutreten. Eben wegen der grossen Entfernung und der Kostspieligkeit der Reise aber würde naturgemäss das heimische Gericht in den seltensten Fällen selbst die Parteien hören, Zeugen und Sachverständige selbst vernehmen können; es würde in der Praxis meist auf kommissarische Vernehmungen durch den ersuchten Richter in den Schutzgebieten und auf ein schriftliches Verfahren hinauslaufen. Damit würden die Hauptvorzüge des modernen deutschen Prozessrechts auf dem Gebiete des Zivil- wie des Strafprozesses, nämlich die Mündlichkeit und die Unmittelbarkeit des Verfahrens, verloren sein; der heimische Richter würde sich von dem Tatbestande des konkreten Falles schwerlich ein richtiges und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vollständiges Bild machen können. Aber nicht nur die Lage des konkreten Falles wird ihm häufig verschlossen bleiben, sondern die ganze notwendige Basis seines Urteils, die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in jenen überseeischen Gebieten überhaupt muss und wird ihm fehlen. Und diese Kenntnis der überseeischen Verhältnisse, und zwar der speziellen Verhältnisse jedes einzelnen Schutzgebietes, erscheint doch für die Rechtspflege wie für alle anderen Zweige der staatlichen Tätigkeit draussen als das weitaus wesentlichste Moment. In dubio ist es weit weniger wichtig bei kolonialen Rechtsstreitigkeiten, dass das Gericht etwas grössere juristische Feinheiten zur Geltung bringt, als dass es einen gesunden Sinn für die konkreten örtlichen Verhältnisse betätigt.

Demnach ist meines Erachtens für die Rechtsprechung zweiter Instanz, für die Berufung, ein mutterländischer Gerichtshof nicht zu empfehlen, es sind vielmehr für diese Instanz koloniale Obergerichte in jedem Schutzgebiete bezw. für benachbarte Schutzgebiete gemeinsam beizubehalten und, wo sie noch nicht bestehen, wie in Kiautschou, zu schaffen. Es kann für später ins Auge gefasst werden, diese in den Kolonien befindliche Berufungsinstanz daselbst tunlichst auszubauen; wenn es aus finanziellen u. s. w. Rücksichten möglich ist, würde es wünschenswert sein, den zweitinstanzlichen Gerichtshof so zusammenzusetzen, dass ausser den Laienbeisitzern mehrere, sei es auch nur zwei, rechtsgelehrte Richter teilnehmen, um diesem Gerichte ein inneres Übergewicht über die erste Instanz zu geben.

Wenn ich somit dafür eintrete, die zweite Instanz in den Schutzgebieten zu belassen, so möchte ich damit aber keineswegs dauernd auf die Mitwirkung eines rechtsgelehrten mutterländischen Gerichtshofes für die koloniale Rechtspflege verzichten. Nur soll dieser Gerichtshof nicht als Berufungsgericht in Betracht kommen, d. h. als die Instanz, vor welcher nochmals der gesamte tatsächliche Stoff aufzurollen und zu beurteilen ist, sondern als dritte, als Revisionsinstanz, der lediglich die Entscheidung reiner Rechtsfragen obliegt. Die Einrichtung einer solchen obersten Instanz ist aus verschiedenen Gründen auf das Dringendste zu wünschen, ihr Fehlen erscheint bereits heute als ein nicht unbedenklicher Mangel unserer kolonialen Gerichtsorganisation und muss bei der weiteren wirtschaftlichen und rechtlichen Entwickelung unserer Schutzgebiete sich notwendigerweise immer mehr als ein solcher fühlbar machen.

Freilich wird eine solche Revisionsinstanz nur zuzulassen sein für wirklich wichtige Rechtsstreitigkeiten; mit andern Worten: Es muss die sogenannte „Revisionssumme“ gegenüber den Bestimmungen der heimischen Gesetze erheblich erhöht werden. Im Mutterlande beträgt sie heute bekanntlich 1500 M., ein Betrag, welcher bereits für die heimischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verhältnisse als ein recht niedriger zu bezeichnen ist und heute schon eine ganz andere, geringere wirtschaftliche Bedeutung hat, als zur Zeit der Schaffung der deutschen Gerichtsverfassung. Auch für das Mutterland hat man dementsprechend bekanntlich bereits von den verschiedensten Seiten die Erhöhung dieser Summe vorgeschlagen. Für die Kolonien und den überseeischen Verkehr muss jedenfalls ein höherer Massstab angelegt werden. Hier können Streitigkeiten um 1500 Mk. wirklich nicht zu den wichtigen gerechnet werden, wegen derer ein hoher Gerichtshof dritter Instanz in einem andern Erdteile in Bewegung gesetzt werden darf. Für die Schutzgebiete würde ich kein Bedenken haben, die Revisionssumme auf 5000 Mk., ja evtl. auf 10000 Mk. festzusetzen.

Dass derartige Streitsummen in den Schutzgebieten durchaus zu den Möglichkeiten gehören, haben wir bereits in der Einleitung gesehen. Es kann sich bei Konzessionsstreitigkeiten unserer grossen Plantagen-, Eisenbahn- und Bergwerks-Gesellschaften unter Umständen buchstäblich um Millionenobjekte handeln. Da erscheint es denn als unbedingt notwendig, einen besonders angesehenen, rechtsgelehrten Gerichtshof mit der Prüfung der auftretenden, möglicherweise sehr verwickelten Rechtsfragen zu befassen.

Ausser diesem Gesichtspunkt, der den Schutz der privaten Interessen betrifft, besteht aber ein anderer, wie ich glaube, noch wichtigerer, der ebenfalls für die Einsetzung eines einheitlichen mutterländischen Gerichtshofes für unsern überseeischen Besitz spricht, ein Gesichtspunkt nationaler Natur.

Es ist eine nicht selten beobachtete Erscheinung, dass im Laufe der Zeit für die Auslegung derselben Gesetze in verschiedenen Landesteilen eine ganz verschiedene Praxis Platz greifen kann. Wir haben diese Verschiedenheit in der Rechtsfortbildung selbst in verschiedenen Landesteilen und Provinzen Deutschlands gesehen, und dieser Gesichtspunkt ist stets mit der Grund für die Schaffung einheitlicher höherer Gerichtshöfe für grosse Gebiete. Diese Gefahr einer ganz verschiedenen Rechtsauslegung ist nun in einem vielfach verstärkten Massstabe gegeben, wenn die verschiedenen Schutzgebietsgerichte in ihrer grossen geographischen Trennung ohne die Kontrolle einer gemeinsamen übergeordneten Instanz jahre- und jahrzehntelang Recht sprechen. Es kommt noch hinzu, dass dabei zumeist die in der Heimat gegebene Möglichkeit der litterarischen etc. Information über die Spruchpraxis anderer Gerichte durch die Spruchsammlungen u. s. w. vollständig fortfällt. Es ist nicht anzunehmen, dass der Richter in Kamerun über die Praxis in Kiautschou oder in der Südsee informiert sein wird oder umgekehrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man kann somit unschwer voraussagen, dass, wenn wir auch einheitliche Reichsgesetze für die Kolonien geschaffen haben und weiter schaffen, in praxi in zehn oder zwanzig Jahren ein recht verschiedenes deutsches Recht in unseren verschiedenen Schutzgebieten herrschen wird. Das aber ist nicht erwünscht.

Es soll damit nicht im entferntesten einer unbedingten Zentralisation der Rechtsbildung in den deutschen Schutzgebieten das Wort geredet werden, ich bin vielmehr an sich für die weiteste Dezentralisation auch auf dem Gebiete des Gesetzes- und Verordnungsrechts sowie, wie schon erörtert, für die Aufrechterhaltung des örtlichen Handelsgewohnheitsrechts. Unsere Schutzgebiete sind geographisch, wirtschaftlich und kulturell von einander so verschieden, dass einer differenzierten Rechtsbildung durch besondere örtliche Verordnungen der weiteste Spielraum zu lassen ist. Von diesem Gedanken der lokalen Rechtsbildung völlig unabhängig aber ist die Forderung, dass, wo einmal auf bestimmten Rechtsgebieten einheitliche deutsche Gesetze eingeführt sind, sie auch einheitlich ausgelegt werden, übereinstimmend in den einzelnen Schutzgebieten und übereinstimmend mit der Praxis des Mutterlandes. Aus diesem Grunde ist mein ceterum censeo: Ein oberster deutscher Gerichtshof auch für die Kolonien.

Wenn wir uns nun fragen, welchem mutterländischen Gerichte die Funktionen eines solchen Gerichtshofes zu übertragen sind, so können verschiedene Organisationsformen in Betracht kommen.

In erster Linie ist naturgemäss an das Reichsgericht zu denken. Es ist bereits ausgeführt, warum das Reichsgericht meines Erachtens nicht zum kolonialen Berufungsgerichte geeignet ist. Dieses Gericht ist seinem innersten Wesen nach als Revisionsgericht für die Entscheidung reiner Rechtsfragen geeignet und berufen. Dass das Reichsgericht aber für die koloniale Rechtspflege heute völlig ausser Funktion gesetzt ist, ist ein Zustand, der meines Erachtens auf die Dauer nicht wünschenswert ist. Woher die heutige Ausscheidung stammt, haben wir bereits historisch verfolgt. Für die Konsulargerichtsbarkeit kann das Reichsgericht in seiner natürlichen Funktion als Gericht dritter Instanz nicht wirken, weil es hier ja schon als Gericht zweiter Instanz tätig ist; für die koloniale Gerichtsbarkeit hingegen ist das Reichsgericht ja nunmehr als zweite Instanz ausgeschaltet und damit als dritte Instanz wieder frei geworden. Es könnte und sollte in diese Funktion eingesetzt werden und würde voraussichtlich für die Schutzgebiete Fruchtbringendes leisten.

Ausser dem Reichsgerichte könnte noch ein hoher deutscher Gerichtshof in Betracht kommen, der sich in besonderem Masse für kolo-

niale Rechtspflege eignet. Es ist dasjenige Gericht, das seiner ganzen Tradition nach die überseeischen Rechtsbeziehungen gepflegt hat, nämlich das Hanseatische Oberlandesgericht in Hamburg, das Gericht der grössten deutschen Hafenstädte, welches sicherlich eine besondere Qualifikation in diesen überseeischen Rechtsdingen besitzt. Es könnte daher sehr wohl in Frage kommen, dieses Hamburger Gericht reichsgesetzlich als Obergericht für die koloniale Rechtspflege einzusetzen. Wie aus den Reichstagsdrucksachen des Jahres 1886 hervorgeht, haben bereits damals die westafrikanischen Kaufleute, also die Pioniere unserer Kolonialpolitik, sich an den Reichstag mit der Bitte gewandt, das Hanseatische Oberlandesgericht als Obergericht für die Schutzgebiete — damals als zweite Instanz gedacht — einzusetzen, und in der Tat enthielt das erste Schutzgebietsgesetz vom 16. April 1886 fakultativ die Bestimmung, dass dieses Gericht an Stelle des Reichsgerichts als Obergericht für die Schutzgebiete — damals als zweite Instanz gedacht — durch Kaiserl. Verordnung bestimmt werden könne. Gebrauch ist von dieser Befugnis nicht gemacht worden, und die Novelle von 1888 hat sie abgeändert. Die grossen Vorzüge des Hanseatischen Gerichts lassen sich nicht verkennen; allein als dritte Instanz möchte doch das Reichsgericht dem Oberlandesgericht Hamburg gegenüber einen wesentlichen Vorzug haben. Denn wenn wir das letztere als Revisionsinstanz nehmen, so haben wir zwar die Gewähr einer Rechtseinheit zwischen den verschiedenen Schutzgebieten, wir haben aber nicht die Gewähr einer einheitlichen Gesetzesauslegung zwischen den Schutzgebieten und dem Mutterlande, und es wäre doch ein bedenklicher Rechtszustand, wenn zwei höchste Gerichtshöfe beständen, welche evtl. dieselben deutschen Reichsgesetze, das Bürgerliche Gesetzbuch, Handelsgesetzbuch u. s. w. für die Schutzgebiete und für das Mutterland verschieden auslegten.

Als eine dritte Möglichkeit für die Bildung der kolonialen Revisionsinstanz kommt in Frage die bereits mehrfach von kolonialpolitischer Seite angeregte Schaffung eines besonderen obersten Kolonialgerichtshofes in Deutschland. Die Vorzüge dieses Vorschlages liegen ja auf der Hand. Zweifellos könnte in einer solchen, eigens zu schaffenden Gerichtsbehörde das höchste Mass kolonialer Lebens- und Rechtskenntnis vereinigt werden. Allein zunächst dürfte die Bildung eines eigenen neuen Gerichtshofes sehr viel grösseren praktischen, finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten begegnen, als die Übertragung der Funktionen des kolonialen obersten Gerichtes auf einen bereits vorhandenen Gerichtshof. Wenn es einmal zur Bildung eines mutterländischen Obergerichtshofes für unsere sonstige überseeische, konsulare Gerichtsbarkeit kommt, so würde dieses Bedenken wegfallen und es könnte an eine An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gliederung gedacht werden. Aber für die Funktionen eines solchen Gerichtshofes als letzter Instanz für die Kolonien würde auch da noch dasselbe Bedenken bestehen bleiben, das wir bereits gegenüber der Einsetzung des Hamburger Oberlandesgerichts betont haben, dass nämlich wohl eine einheitliche Spruchpraxis für die Kolonien untereinander, nicht aber unbedingt für diese und das Mutterland gesichert würde.

Somit dürften vielleicht doch die überwiegenden Vorzüge auf Seiten des — eventuell durch erfahrene Kolonialjuristen zu verstärkenden — Reichsgerichts liegen. Indessen soll nicht verkannt werden, dass jede der gedachten drei Möglichkeiten bestimmte Vorzüge und auch wieder gewisse Nachteile in sich trägt. Ich möchte im Rahmen dieses Vortrages eine endgültige Stellungnahme bezüglich der Wahl zwischen diesen Möglichkeiten nicht vornehmen und auf die Punkte, die bei der Abwägung in Betracht kommen, hier nicht näher eingehen, weil diese ganze Frage mir eine cura posterior zu sein scheint: Das wichtigste und das zunächst allein praktische Ziel ist die Anerkennung der Notwendigkeit, dass überhaupt ein oberster Gerichtshof für die kolonialen Rechtsangelegenheiten im Mutterlande geschaffen wird.

Es wäre inopportun, wenn die Anhänger der verschiedenen Organisationsformen dieses Gerichtshofes sich befehden wollten, anstatt zunächst mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziele zuzustreben. —

III. Die Organisation der Eingeborenen-Rechtspflege in den einzelnen Schutzgebieten.

Das bisher Gesagte bezog sich lediglich auf die Gerichtsbarkeit für die Deutschen und die ihnen gleichgestellten Personen, d. h. die nichtfarbige Bevölkerung. Völlig verschieden hiervon ist, wie wir bereits in den einleitenden Betrachtungen gesehen haben, die Regelung der Gerichtsbarkeit für die Eingeborenen und die übrige ihnen rechtlich gleichgestellte farbige Bevölkerung. Wie vorauszuschicken ist, handelt es sich hier um eine verschiedene Organisation für jedes einzelne unserer Schutzgebiete. Während daher bei der Gerichtsbarkeit für die weisse Bevölkerung eine einheitliche Darstellung möglich war, müssen wir hier auf jede Kolonie einzeln eingehen, und können daher einer jeden einzelnen mit Rücksicht auf den beschränkten Raum dieses Vortrags nur wenige Ausführungen widmen.

Als Gesichtspunkte, welche bei der Regelung der Eingeborenen-Gerichtsbarkeit massgebend sind, haben wir bereits oben festgestellt: Einerseits das Prinzip, Justiz und Verwaltung nicht zu trennen, viel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr die Eingeborenen-Jurisdiktion regelmässig den Verwaltungsbehörden zu überlassen, und andererseits das Bestreben, nach Möglichkeit Eingeborenen-Elemente bei der Rechtspflege zuzuziehen.

Was nun zunächst diese Beteiligung von Eingeborenen als Organe der Rechtspflege anlangt, so ist ein Unterschied zwischen den verschiedenen Kolonien nach dem rechtlichen Ursprunge der betreffenden Einrichtungen zu machen. Die Zuziehung einheimischer Richter oder aber wenigstens einheimischer Berater des deutschen Richters erfolgt nämlich teilweise auf Grund eines einseitigen deutschen Staatsaktes, eines freien Entschlusses der deutschen Behörde, oder aber sie erfolgt auf Grund vertraglicher Abmachungen, welche seinerzeit bei der Erwerbung einzelner Schutzgebiete zwischen dem Deutschen Reiche bezw. seinen Rechtsvorgängern und den einheimischen alten Obrigkeiten abgeschlossen worden sind.

Derartige Vereinbarungen über die Beteiligung der früheren Obrigkeiten an der Rechtspflege unter der deutschen Herrschaft haben ausdrücklich stattgefunden mit einer Reihe von Häuptlingen bezw. Kapitänen von Eingeborenen- und Bastardstämmen in Südwestafrika. Von diesen Verträgen, um deren übersichtliche Zusammenstellung sich Professor von Stengel verdient gemacht hat, sind bemerkenswert die Abkommen mit dem Kapitän Josef Frederiks in Bethanien vom Jahre 1884, mit Hermannus von Wyk, dem Vertreter der Bastards, aus demselben Jahre, mit dem Maherero Katyamba vom Jahre 1885 u. a. m. Gemeinsam ist diesen Abmachungen die Bestimmung, dass in Rechtsangelegenheiten der deutschen Bewohner und anderer Europäer untereinander die Gerichte des deutschen Kaisers, bei den Rechtsangelegenheiten der Eingeborenen untereinander aber die Gerichte der Landeshäuptlinge aufrechterhalten bleiben sollten, während für Mischprozesse zwischen Eingeborenen und Deutschen besondere Vereinbarungen teils getroffen, teils vorbehalten wurden. — Für Togo sind in dem entscheidenden Vertrage, den Nachtigal mit König Mlapa abgeschlossen hat, ausdrücklich allerdings nur die alten Hoheitsrechte des Königs in Zoll- und Handelsbeziehungen geschützt, allein auch dort findet sich eigene Jurisdiktion der einheimischen Häuptlinge für die Angelegenheiten der Eingeborenen bis zum heutigen Tage. Für Kamerun wurde in den 1884 und 1885 abgeschlossenen Verträgen den Häuptlingen nur zugestanden, dass in der ersten Zeit die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen respektiert werden sollten, sodass, wie von Stengel zutreffend bemerkt hat, eine Verpflichtung des Reichs zur Aufrechterhaltung der alten Gerichtsbarkeit de jure heute nicht mehr bestehen würde; doch findet tatsächlich in Kamerun auch jetzt eine Eingeborenen-Gerichtsbarkeit statt, deren eigenartige Organisation wir noch näher zu betrachten haben werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für das ostafrikanische Schutzgebiet haben vertragliche Reservatrechte zu Gunsten der früheren Landesoberhäupter niemals bestanden, ebenso bestehen solche nicht in unseren Südseegebieten und auch nicht in unserem chinesischen Schutzgebiete. Ich möchte auch in diesem Zusammenhange nicht unterlassen zu betonen, dass die Bezeichnung des Kiautschou-Abtretungsvertrags vom 6. März 1898 als „Pachtvertrag" nicht etwa so aufzufassen ist, als ob China bezüglich der Jurisdiktion irgend welche Reservatrechte behalten hätte. Denn in diesem „Pachtvertrage" ist die gesamte Souveränität ausdrücklich auf das Deutsche Reich übertragen, und einen wichtigen Ausfluss derselben bildet natürlich auch die Rechtspflege.

Wenn somit in der Mehrzahl unserer Schutzgebiete irgendwelche vertragliche Notwendigkeit einer Heranziehung des Eingeborenen-Elementes in der Rechtspflege nicht besteht, so finden wir eine solche doch fast überall aus freiem Entschlusse der deutschen Verwaltung ins Werk gesetzt. Ein solches Vorgehen kann vom kolonialpolitischen Standpunkt nur gebilligt und seine weitere Ausgestaltung dankbar begrüsst werden.

Die afrikanischen Schutzgebiete im einzelnen.

Was nun die Organisation in den einzelnen Schutzgebieten betrifft, so hat eine Allerhöchste Verordnung vom 25. Februar 1896 den Reichskanzler ermächtigt, bis auf weiteres die erforderlichen Anordnungen für die Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen der afrikanischen Schutzgebiete zu treffen. Von den Anordnungen, welche auf Grund dieser Ermächtigung ergangen sind, ist besonders wichtig die Verfügung des Reichskanzlers wegen Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und der Disziplinarstrafgewalt gegenüber den Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten von Ostafrika, Kamerun und Togo vom 22. April 1896. Hiernach wird die Strafgerichtsbarkeit über die farbige Bevölkerung in den Küstenbezirken von dem Gouverneur (Landeshauptmann) ausgeübt. In den Bezirksämtern tritt an dessen Stelle der Bezirksamtmann (Amtsvorsteher). Für die Stationen und amtlichen Expeditionen im Innern versieht der Stationsvorsteher bezw. der Expeditionsführer die Funktionen des Richters. Nur für die Verhängung der Todesstrafe ist der Gouverneur allein zuständig. In dringenden Fällen, insbesondere im Falle eines Aufruhrs, Überfalls etc., soll der Stationsvorsteher bezw. Expeditionsführer gegen den Angeschuldigten tunlichst unter Hinzuziehung von mindestens zwei Beisitzern ein summarisches Verfahren einleiten. Dasselbe findet statt, wenn ein Teil des Schutzgebietes in Kriegszustand erklärt ist. — Allgemein soll zu den Strafverhandlungen der Wali (Jumbe, Dorfälteste) hinzugezogen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei schweren Verbrechen soll der Bezirksamtmann etc. mehrere angesehene Eingeborene hinzuziehen, ohne dass dadurch seine ausschliessliche Verantwortlichkeit aufgehoben wird.

Besondere Bestimmungen sind für die Eingeborenen-Bevölkerung Ostafrikas noch ergangen durch einen Runderlass des Gouverneurs vom Jahre 1893, betreffend die Errichtung von Rechtsgeschäften Farbiger, sowie durch eine Verordnung aus demselben Jahre, betreffend die Erhebung einer Erbschaftssteuer und die Nachlassregelung. Für letztere ist ausdrücklich bestimmt, dass zur Unterstützung des Bezirksamtmanns Kommissionen von je drei bis vier Leuten jeder Sekte bezw. Kaste, der Araber, Inder, Weimaleute, auszuwählen sind.

Für Kamerun sind zu erwähnen Verordnungen des Kaiserlichen Gouverneurs, betreffend die Einführung eines Eingeborenen-Schiedsgerichts, zunächst für den Duallastamm, später wesentlich gleichlautend für den Viktoriabezirk für Streitigkeiten zwischen Viktorianern, Bakwiris und Subuleuten, ferner für den Massambastamm, sowie für verschiedene andere Teile des Schutzgebietes. Hiernach sind Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen der betreffenden Stämme durch den Häuptling des Beklagten zu entscheiden: In bürgerlichen Streitsachen, wenn der Wert des Gegenstandes den Betrag von 100 Mk. nicht übersteigt, sowie in Strafsachen, wenn der Gegenstand der Urteilsfindung eine Tat bildet, deren Sühne keine höhere Strafe als 300 Mk. oder 6 Monate Gefängnis erfordert. Gegen die Entscheidung des Häuptlings ist Berufung an ein Eingeborenen-Schiedsgericht zulässig. Das letztere ist ferner alsbald zuständig für diejenigen Zivil- und Strafprozesse, welche nicht zur Kompetenz der Häuptlinge gehören. Das Verbrechen des Mordes und Totschlags bleibt der Jurisdiktion der Schiedsgerichte entzogen; auch dürfen letztere nicht auf Todesstrafe oder auf Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren erkennen. Die Mitglieder der Eingeborenen-Schiedsgerichte werden in jeder Zeit widerruflicher Weise vom Gouverneur ernannt; für ihre Rechtsprechung sind die örtlichen Gebräuche und Gewohnheiten massgebend. Gegen ihre Entscheidung ist Berufung an den Kaiserlichen Gouverneur oder seinen Stellvertreter zulässig. Der Gouverneur bezw. sein Stellvertreter sind in den der Kompetenz der Eingeborenen-Schiedsgerichte nicht unterworfenen Strafsachen unmittelbar zuständig.[4]) — Ausdrücklich sei betont, dass die soeben skizzierte Wirksamkeit der Eingeborenen-Gerichte durch die oben erwähnte, auch für Kamerun gültige Verfügung des Reichskanzlers aus dem

Anm. 4: Dem nach dem Etatsentwurfe 1903 neu zu organisierenden Obergerichte von Kamerun wird gleichzeitig die Kontrolle über die Eingeborenen-Schiedsgerichte übertragen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahre 1896 wegen Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und der Disziplinargewalt gegenüber den Eingeborenen, nicht berührt worden ist.

Für Togo sind ausdrückliche Verordnungen über die Gerichtsbarkeit der Eingeborenen nicht ergangen. Es werden indes ohne solche die Prozesse der Eingeborenen von den in allen grösseren Orten mit Genehmigung des Gouverneurs vorhandenen Eingeborenen-Gerichten von Häuptlingen und Ältesten in althergebrachter Weise im Palaver entschieden, und zwar gilt dies für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten wie für Strafsachen. Diese Gerichte vollziehen gewöhnlich die gefällten Urteile selbst. Nur die Todesstrafe bedarf zur Vollstreckung der Genehmigung des Gouverneurs. Die dem Reichstage vorgelegten amtlichen Denkschriften haben wiederholt betont, dass mit diesem Zustande der Gerichtsbarkeit die Eingeborenen recht zufrieden sind und ebenso die Regierung, welche an Richterpersonal spart, ohne an Einfluss zu verlieren.

Für Südwestafrika ist 1896 eine Verfügung des Landeshauptmanns, betreffend die Strafgerichtsbarkeit über die Eingeborenen, ergangen, welche die bereits besprochene Verfügung des Reichskanzlers für die anderen afrikanischen Schutzgebiete von demselben Jahre auch für diese Kolonie mit einigen Abänderungen eingeführt hat; insbesondere sind darin die in den Schutzverträgen mit den einzelnen Kapitänschaften Südwestafrikas abgeschlossenen Festsetzungen ausdrücklich aufrecht erhalten. Im übrigen besagt die Verordnung, dass für die Strafgerichtsbarkeit und das Strafverfahren über die farbige Bevölkerung der Landeshauptmann (jetzt Gouverneur) zuständig sein soll. An seine Stelle tritt in den Bezirkshauptmannschaften der Bezirkshauptmann, der wiederum seine Befugnis den ihm unterstellten Beamten delegieren kann. Zu den Strafverhandlungen soll der einheimische Kapitän oder sein Stellvertreter hinzugezogen werden. Bei schwereren Verbrechen hat auch hier der deutsche Beamte mehrere angesehene Eingeborene hinzuzuziehen, ohne dass dadurch seine ausschliessliche Verantwortung aufgehoben wird.

Betreffs der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen des Schutzgebiets von Südwestafrika einschliesslich der Bastards in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sind nach einer Verordnung des Gouverneurs von 1899 für die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Weissen und Eingeborenen, soweit letztere Beklagte sind, die Verwaltungsbehörden des Schutzgebiets zuständig, und zwar auch hier die Bezirkshauptleute, welche die ihnen zustehenden Befugnisse an die Distriktschefs ihres Bezirks übertragen können. Zu den Verhandlungen ist in Gemässheit der abgeschlossenen Schutzverträge und in sinngemässer Anwendung der schon erwähnten Verfügung des Reichskanzlers von 1896 stets ein Eingeborener als Beisitzer hinzuzuziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Südsee-Schutzgebiete.

Was unsere Südseekolonien anlangt, so war in der grössten derselben die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen früher der „Neu-Guinea-Kompagnie" übertragen. Die Direktion der letzteren hatte eine „Strafverfügung" für die Eingeborenen und die ihnen gleichgestellten Angehörigen anderer farbiger Stämme erlassen, durch welche die Strafgerichtsbarkeit den von der Kompagnie eingesetzten Gerichten übertragen wurde, die aus einem Gerichtsvorsteher und einem Gerichtsschreiber bestanden. Bei den schwersten Fällen, in denen auf Todesstrafe bezw. Gefängnis mit Zwangsarbeit nicht unter 6 Monaten erkannt werden kann bezw. muss, sind bei der Verhandlung und Entscheidung zwei Beisitzer hinzuzuziehen, welche aus dem Stationsbeamten oder aus den achtbaren Weissen des Bezirks vom Gerichtsvorsteher zu berufen sind. Ist auf Todesstrafe erkannt, so ist an den Landeshauptmann (jetzt Gouverneur) zu berichten, der nach Prüfung der Sache ergänzende Ermittelungen anstellen oder das Verfahren aufheben und eine neue Verhandlung der Sache vor demselben oder einem anderen Gericht bestimmen kann.

Diese Organisation ist nach dem Übergang der Verwaltung von der Kompagnie auf das Reich von den Behörden des letzteren analog beibehalten worden.

Eine ausdrückliche Ausdehnung auf das an Neu-Guinea angegliederte Inselgebiet der Karolinen, Palau und Mariannen hat bisher nicht stattgefunden; die Regelung der Gerichtsorganisation für die Eingeborenen steht hier noch aus.

Für die Marshallinseln sind betreffs der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen Anordnungen ergangen, welche genau mit der soeben betrachteten Strafverordnung der Neu-Guinea-Kompagnie übereinstimmen, nur dass an Stelle der Organe der Gesellschaft auf den Marshallinseln die Gerichte von vornherein vom Kaiserlichen Kommissar (jetzt Landeshauptmann) bestimmt wurden.

In Samoa gibt es für die Rechtsangelegenheiten, welche lediglich Eingeborene untereinander betreffen, von Alters her einheimische Richter; unter dem König Malietoa Laupepa hat eine förmliche Gerichtsorganisation stattgefunden, welche praktisch allerdings nur soweit in Wirksamkeit trat, wie der Machtbereich des Königs sich erstreckte, d. h. in der kleineren Hälfte der Inseln. Seitens der drei in Samoa kolonisierenden Kulturstaaten, Deutschland, England und Nordamerika, wurde in die einheimische Rechtspflege eingegriffen, zunächst durch die Generalakte der Samoakonferenz vom 14 Juni 1889. Damals wurde ein internationaler Oberrichter eingesetzt, welcher unter anderem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch für die Zivilprozesse zwischen Eingeborenen und Fremden für Grundeigentumsstreitigkeiten, sowie für Straftaten von Eingeborenen gegen Fremde ohne weiteres zuständig war. Seitens des Königs Malietoa wurden dann diesem weissen Oberrichter auch noch weitgehende Aufsichtsrechte über die gesamten Eingeborenen-Richter anvertraut; an ihn konnte man auch vom samoanischen Oberrichter noch appellieren. Ausserdem erhielt durch die Samoaakte der Munizipalmagistrat für den Bezirk Apia für gewisse Polizeidelikte eine ausschliessliche Kompetenz über alle Personen, gleichgültig welcher Nationalität, mit einer beschränkten Strafgewalt. Nach dieser Bereicherung der Gerichtsorganisation herrschte in Samoa der vielfach beklagte Überfluss an gerichtlichen Behörden, dessen Folgen in zahlreichen Kollisionen und Kompetenzkonflikten sich äusserten: Es gab die Eingeborenengerichte, die Konsulargerichte der drei Konsuln bezw. Generalkonsuln von Deutschland, England und Nordamerika, und endlich den internationalen Oberrichter und den Munizipalmagistrat von Apia.

Die Erwerbung Samoas durch das Deutsche Reich hat auch die Organisation der Rechtspflege in erfreulichster Weise vereinfacht; nunmehr sind für die weisse Bevölkerung allein das deutsche Gericht und Obergericht zuständig. Für die Eingeborenen und die ihnen ausdrücklich gleichgestellten Angehörigen anderer farbiger Stämme aber hat durch eine Verordnung des Gouverneurs vom 1. März 1900 eine Anlehnung an den früheren Rechtszustand insofern stattgefunden, als dieselben der deutschen Gerichtsbarkeit bis auf weiteres in denjenigen Fällen unterstellt worden sind, in denen sie früher auf Grund der Samoaakte der Jurisdiktion des Oberrichters oder des Munizipalmagistrats von Apia unterworfen waren.

Kiautschougebiet.

Von besonderem Interesse ist die Organisation der Eingeborenengerichtsbarkeit im Kiautschougebiet insofern, als es sich hier um eine Bevölkerung mit altangestammter hoher Rechtskultur handelt. Wie man den Chinesen in Bezug auf das materielle Recht tunlichst ihre eigenen Normen gelassen hat, so ging man anfangs auch mit dem Gedanken um, eingeborene Richter beizubehalten. Es fanden sich indessen keine Persönlichkeiten, welche geeignet und genügend vertrauenswürdig erschienen, um den Verlockungen des „squize“ in der Rechtspflege zu widerstehen. Man hat daher schon bei der ersten Organisation des Gebietes besondere deutsche, juristisch vorgebildete, vor allem aber sprach- und landeskundige Beamte eingesetzt, welche die Gerichtsbarkeit, ebenso wie die Verwaltung in den Chinesenangelegenheiten in unterster Instanz wahrnehmen, nämlich die sogenannten „Bezirksamtmänner“. Dieser Titel hat also in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kiautschou eine wesentlich andere Bedeutung als in den afrikanischen Schutzgebieten, wo seine Träger für die gesamte, also auch für die weisse Bevölkerung in der Verwaltung zuständig sind. Sowohl in kleineren Zivilsachen bis zu einem Streitbetrage von 250 Dollar, als auch in kleineren Strafsachen, nämlich bei Freiheitsstrafen bis zu 3 Monaten, Prügelstrafe und Geldstrafe bis zu 500 Dollar allein oder in Verbindung mit einander oder mit Ausweisung, sind die Bezirksamtmänner zuständig. — Bei den niedrigsten Strafen (Freiheitsstrafe bis 6 Wochen und Geldstrafe bis 250 Dollar) und in den kleinen Zivilprozessen (bis 150 Dollar) ist ihre Entscheidung endgültig, bei höheren Strafen bezw. Streitsummen findet Berufung an den Oberrichter statt. Bei den wichtigsten Zivil- und Strafsachen endlich, welche die Kompetenz des Bezirksamtmannes überschreiten, ist von vornherein der Kaiserliche Oberrichter zuständig. Urteile, durch welche auf Todesstrafe erkannt ist, bedürfen der Bestätigung des Gouverneurs. Zur Erforschung der chinesischen Rechtsanschauungen sind erforderlichenfalls die Dorfältesten und andere geeignete Personen zu hören. — Diese ganze Gerichtsbarkeit ist ausdrücklich beschränkt auf Zivilprozesse, in denen die beiden Parteien, sowie auf Strafsachen, bei denen sämtliche Beschuldigte Chinesen sind, während bei gemischten Prozessen das Gericht der weissen Bevölkerung allein zuständig ist.

Ziele der weiteren Entwickelung.

Schaffung eines selbständigen deutschen Kolonialrechts.

Wenn wir nunmehr den Überblick über die Organisation der Rechtspflege in unseren verschiedenen Kolonien abschliessen und versuchen, ein Gesamturteil zu gewinnen, so muss sich uns als der entscheidende Eindruck derjenige einer grossen Mannigfaltigkeit der Vorschriften und Einrichtungen aufdrängen. Wir werden darin an sich keinen Nachteil zu erkennen vermögen. Die grossen geographischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten unserer Schutzgebiete werden auch auf dem Gebiete der Rechtspflege stets eine berechtigte, ja notwendige Eigenart der einzelnen Kolonien mit sich bringen. Jede Schablone der Regelung in verschiedenen Schutzgebieten, ja jedes vorzeitige Zusammenfassen und Kodifizieren von Bestimmungen, welche bisweilen in den verschiedenen Teilen eines Schutzgebietes gelten, würde vom Übel sein.

Aber neben dieser berechtigten Vielgestaltigkeit der kolonialen Rechtsorganisation bleibt ein reiches Feld für die Ausgestaltung einer einheitlichen kolonialen Rechtspflege für die Deutschen und die ihnen gleichgestellte weisse Bevölkerung der verschiedenen Schutzgebiete. Wir haben gesehen, dass auf diesem Felde, abgesehen von berechtigten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausnahmebestimmungen für die einzelnen Kolonien, bereits eine im wesentlichen gleichmässige, gesetzlich festgelegte Organisation der Rechtspflege ins Leben gerufen ist. Wir haben aber auch gesehen, dass der Aufbau dieser Organisation keineswegs schon als abgeschlossen betrachtet werden darf. Die vorangehenden Ausführungen haben versucht, eine Reihe von Anregungen zu geben, welche auf einen weiteren Ausbau der kolonialen Rechtspflege hinzielen, einen Ausbau, namentlich durch eine Krönung des Gebäudes mit einem obersten Gerichtshofe, der die Einheitlichkeit unserer überseeischen Rechtsentwickelung gewährleisten soll.

Wichtiger aber noch als alle organisatorischen Einzelmassnahmen erscheint nach dem Ausgeführten der Gedanke, der meines Erachtens als der eigentliche Grundzug der Reformbestrebungen auf dem Gebiete der kolonialen Rechtspflege gelten muss: Der Gedanke, der schon in der ganzen Tendenz der bisherigen Rechts-Entwickelung sich mehr oder minder latent nachweisen lässt, nämlich die Schaffung eines einheitlichen deutschen Kolonialrechts in selbstständiger, die historische Abhängigkeit vom Konsularrecht abstreifender Form.

Wir haben gesehen, dass nur besondere geschichtliche Umstände dazu geführt haben, dass das Deutsche Reich entgegen den Beispielen anderer Kolonialstaaten eines selbständigen Aufbaus der kolonialen Rechtsorganisation entbehrt, und dass unser Kolonialrecht bis zum heutigen Tage auf den Krücken einer fremden Rechtsmaterie, nämlich des Konsularrechts, einhergeht. In den Fragen der Organisation der Rechtspflege ebenso wie auf den Gebieten des materiellen Rechts, im Strafrecht und im Privatrecht, die ich heute nicht in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen habe, drängen sowohl die Verschiedenheit des Grundprinzipes als auch eine Fülle von konkreten gesetzgeberischen Einzelaufgaben zu einer Verselbständigung des deutschen Kolonialrechts, gewissermassen zu einer Emanzipation desselben von dem Konsularrecht.

Eine solche Emanzipation, wie sie schon von mehreren Seiten gefordert wurde, ist auch bei der letzten Neuregelung des Kolonialrechts nicht erfolgt. Es wäre unberechtigt, dem Gesetzgeber hieraus einen Vorwurf machen zu wollen. Damals, im Jahre 1900, handelte es sich um einen raschen Abschluss der Novelle zum Schutzgebietsgesetze, da die Neuregelung des mutterländischen bürgerlichen Rechts ein neues Konsulargerichtsbarkeitsgesetz bedingt hatte, und das letztere wiederum eine sofortige Neufassung des Schutzgebietsgesetzes unbedingt erforderlich machte. Abgesehen von dieser äusseren Veranlassung aber liegt meines Erachtens auch ein tieferer innerer Grund vor, der es als ganz erwünscht erscheinen lässt, dass die grundsätzliche Neuregelung unseres Kolonialrechts noch aufgeschoben ist. Durch diese Selbstbeschränkung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Gesetzgebers ist ein weiterer Spielraum, ist Zeit und Gelegenheit gewonnen, längere Erfahrungen zu sammeln, als es in der bisherigen kurzen kolonialrechtlichen Praxis Deutschland möglich war. Und solcher Erfahrungen bedürfen wir wahrlich, ehe man an die gewiss nicht leichte Aufgabe des Aufbaues eines selbständigen Kolonialgesetzes schreiten kann.

Diese Aufgabe aber bleibt bestehen, ein selbständiges deutsches Kolonialgesetz muss und wird früher oder später kommen. Der Gesetzgeber wird sich dauernden Dank in der deutschen Kolonialgeschichte erwerben, wenn er diese ebenso grosse wie schwierige Aufgabe lösen wird.

Hierfür aber ist die Mitwirkung der Praxis ebenso wie die der Wissenschaft unerlässlich.

Das neue deutsche Kolonialrecht soll nicht von den Juristen allein geschaffen werden, sondern auch von den erfahrenen Praktikern unseres Koloniallebens und vor allen Dingen von den kolonialwirtschaftlich interessierten Kreisen.

Neben dieser Berücksichtigung der Praxis aber ist nicht weniger wichtig — und jede Unterschätzung würde gefährlich sein — die systematische Mitarbeit der Wissenschaft. Die junge Disziplin des Kolonialrechts bedarf auch als Wissenschaft der Pflege mehr als ihr bisher im Kreise der älteren rechtswissenschaftlichen Fächer zu teil geworden. — Den grossen und schwierigen Fragen, die de lege ferenda vor uns stehen, wird wesentlich vorgearbeitet werden, wenn Wissenschaft und juristische Praxis mehr als bis jetzt der Behandlung und Vertiefung der Probleme sich widmen, welche schon de lege lata das bestehende Kolonialrecht in Fülle bietet.

Ein weites, kaum noch von der Wissenschaft beackertes Gebiet jungfräulichen und fruchtbaren Bodens liegt hier vor uns und harrt der Bebauung. An Arbeit und Mühe wird es nicht fehlen, aber der Ertrag wird ein reicher sein! Denn — dieser Leitsatz unserer gesamten Betrachtungen mag hier am Schlusse nochmals betont sein — die Probleme, welche die Organisation der kolonialen Rechtspflege betreffen, haben über ihr engeres juristisches Interesse hinaus weittragende Bedeutung für die gesamte wirtschaftliche und kulturelle Entwickelung des grösseren Deutschland über See.

Rechtsanwalt und Notar **Max Preuss**, Köpenick: Im Anschluss an den Vortrag des Herrn Admiralitätsrats Professor Dr. Köbner möchte ich über eine Zuschrift aus unserer grössten Kolonie Deutsch-Ostafrika berichten. Herr Rechtsanwalt Wendte in Dar-es-salaam bringt Missstände in der dortigen Rechtspflege in Zivilsachen zur Sprache.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei Streitigkeiten unter Weissen hat er nur die numerisch schwache Besetzung der Gerichte, wodurch die Prozesse verlangsamt werden — bei dem unaufhörlichen Fluktuieren der weissen Bevölkerung besonders nachteilig — und die Ausschliessung der Berufung bei Objekten bis 300 Mk. zu bemängeln.

Die Hauptbeschwerde betrifft die Streitigkeiten zwischen Weissen und Eingeborenen. Es sei zwar unzweifelhaft, dass für Klagen der Eingeborenen gegen den Weissen das Bezirksgericht zuständig sei; aber für den umgekehrten Fall, wenn der Weisse den Eingeborenen verklagt, sei diese Zuständigkeit sehr bestritten; häufig verneinen die Bezirksgerichte ihre Zuständigkeit, und dann bleibe nur die Anhängigmachung bei dem Bezirksamtmann, einem häufig nicht juristisch gebildeten, mit Verwaltungsgeschäften überladenen Beamten, dem eine sichere materiellrechtliche Unterlage für die Entscheidung fehlt. Irrige Richtersprüche seien häufig und um so verhängnisvoller, als die Berufung an das Kaiserliche Gouvernement nur bis 1000 Rupien gegeben, also — die Rupie durchschnittlich 1 Mk. 40 Pf., die Berufungssumme 1400 Mk. — bei der Armut der hier in Betracht kommenden Bevölkerung beinahe ausgeschlossen ist.

Der Einsender schliesst, nachdem er erklärt, dass auch das Kaiserliche Gouvernement die Notwendigkeit von Reformen anerkennt, mit folgenden Vorschlägen:

> Ausreichende Besetzung der Bezirksgerichte, Aufhebung der Berufungssumme, Erlass einer Kaiserlichen Verordnung, nach welcher die Eingeborenen, von Nichteingeborenen verklagt, der in § 2 des Schutzgebietsgesetzes geregelten Gerichtsbarkeit und den in § 3 bezeichneten Vorschriften unterstellt werden, Aufhebung der Beschränkung der Berufung in Eingeborenensachen, Schaffung der Anfänge eines Eingeborenenrechts. Um zu sparen, könnte die Rechtsprechung in Dar-es-salaam konzentriert werden.

Von diesen Vorschlägen dürfte die Frage des Eingeborenenrechts durch den folgenden Vortrag des Herrn Kammergerichtsrats Dr. Felix Meyer: „Die Bedeutung des Eingeborenenrechts in den afrikanischen Schutzgebieten", erledigt werden. Auf die Vorschläge über die numerische Besetzung der Gerichte und die Konzentration der gesamten Rechtspflege in Dar-es-salaam glaube ich an dieser Stelle nicht eingehen zu sollen; es handelt sich um vom Aussenstehenden sehr schwer zu beurteilende Dinge, deren Entscheidung wohl am besten der Justizverwaltung anheimgegeben wird. Die vorgeschlagene Konzentration der gesamten Rechtspflege in Dar-es-salaam, also die Aufhebung des anderen Bezirksgerichts Tanga erscheint bei der Länge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Beschwerlichkeit der Wege im Interesse der Gerichtseingesessenen nicht unbedenklich.

Dagegen können die anderen Vorschläge des Herrn Einsenders nur der dringendsten Beachtung empfohlen werden:

1. Die Berufungssumme von 300 Mk. durch den nach § 3 des Schutzgebietsgesetzes zur Anwendung kommenden § 43 des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 7. April 1900 bestimmt, — wobei nicht unerwähnt bleiben soll, dass diese Bestimmung im Entwurf garnicht und in der Kommission nur kurz auf einen Einwurf damit motiviert worden ist, diese Bestimmung habe bereits in dem bisherigen Gesetz bestanden und zu Beschwerden keine Veranlassung gegeben (Anlagen zu den stenographischen Berichten Band IV Nr. 515 und Band V Nr. 607), — mochte vielleicht so lange nicht unbegründet gewesen sein, als die höchste richterliche Behörde, das Reichsgericht, die Berufungsinstanz für die Schutzgebiete bildete. Nachdem aber das Reichsgericht durch die auf Grund der Nummer 6 des § 6 des Schutzgebietsgesetzes erlassene Kaiserliche Verordnung vom 9. November 1900, § 8, für die Schutzgebiete ausgeschaltet und in den Schutzgebieten selbst Berufungsgerichte eingesetzt worden sind, ist auch dieser Grund für die Berufungssummen hinfällig geworden. Ihre Aufhebung ist auf das Dringendste geboten. Treffend bemerkt der Herr Einsender, bei der Verschiedenheit der Sprachidiome seien Missverständnisse unter den Parteien häufig, die Prozesse würden unrichtig instruiert. Gegen die sich daraus ergebende Fehlentscheidung muss auch bei Objekten bis 300 Mk. die Möglichkeit der Richtigstellung in einer zweiten Instanz gegeben sein.

2. Bezüglich der Zuständigkeit kann ich dem Herrn Einsender insofern nicht beitreten, als er bei Klagen der Nichteingeborenen gegen Weisse die Zuständigkeit der Bezirksgerichte als unzweifelhaft darstellt. Dies ist meines Erachtens nicht der Fall. Nach § 4 des Schutzgebietsgesetzes können die Eingeborenen der Zuständigkeit der Bezirksgerichte nur auf Grund einer Kaiserlichen Verordnung unterstellt werden. Eine solche Verordnung ist für Zivilsachen nicht erlassen. Es kann aber doch für die Anwendung des § 4 keinen Unterschied machen, ob der Eingeborene Kläger oder Beklagter ist, auch im ersten Fall ist er natürlich der Gerichtsbarkeit unterstellt. Da die Kaiserliche Verordnung nicht erlassen ist, sind die Bezirksgerichte auch in den Fällen, wo Eingeborene Weisse verklagen, unzuständig.

Dagegen ist allerdings der Erlass einer Kaiserlichen Verordnung dringend nötig. In dieser Verordnung müssten die Eingeborenen der Gerichtsbarkeit der Bezirksgerichte unterstellt und, was ja nach § 3 des Schutzgebietsgesetzes zulässig, ausserdem unserem Recht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders dem Bürgerlichen Gesetzbuch und dem Handelsgesetzbuch, unterworfen werden. Bei diesen Streitigkeiten wird es sich in der Regel um Schuldverhältnisse handeln, und da sind unsere Rechtsbestimmungen so klar, einfach und vor allem auf Treu und Glauben gestellt, dass andere Anschauungen der Eingeborenen als minderwertig garnicht in Betracht kommen können. Dass auf dem Gebiete des Familien- und Erbrechts möglichste Schonung gegenüber den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen geboten ist, erscheint selbstverständlich.

Hiernach möchte ich vorschlagen:

1. Gegen die Entscheidung der Bezirksgerichte ist Berufung ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes zulässig;
2. durch Kaiserliche Verordnung sind die Eingeborenen für ihre Streitigkeiten mit Nichteingeborenen der Zuständigkeit der Bezirksgerichte und unserem Recht, insbesondere dem Bürgerlichen Gesetzbuch und dem Handelsgesetzbuch, unter möglichster Schonung auf dem Gebiete des Familien- und Erbrechts, zu unterstellen.

Justizrat **Bojunga,** Hannover, will bei dem lichtvollen und gründlichen Vortrag des Berichterstattens lediglich auf zwei Punkte eingehen. Redner hält die Zuziehung von Laien als Beisitzer sowohl in Zivilsachen wie in Strafsachen in beiden Instanzen für sehr erfreulich, für besser sogar als in Deutschland selbst, wo die Laienzuziehung nur in der ersten Instanz (Schöffengericht und Kammer für Handelssachen) gesetzlich festgelegt ist. Diese Beisitzer müssten namentlich aus den Kaufleuten und den Pflanzern genommen werden. Zugleich würde das Institut der Beisitzer eine sehr erwünschte Grundlage für die zu erstrebende Selbstverwaltung der Kolonien bilden.

Der zweite beachtenswerte Punkt sei die Schaffung einer dritten Revisionsinstanz in Deutschland selbst. Ob es nicht genügen werde, diese Revisionsinstanz auf Zivilsachen zu beschränken, sei zu erwägen — bei Strafsachen könne Redner sich nicht der Befürchtung entschlagen, dass man in Deutschland zu leicht Strafsachen von den in Deutschland geltenden Anschauungen aus, ohne genügende Rücksicht auf die Sitten und Gebräuche in den Kolonien, beurteilen könnte. Als geeignetes Gericht hält Redner das Hanseatische Oberlandesgericht zu Hamburg.

Oberlandesgerichtsrat **Rudorff,** Hamburg, bemerkt, wie dringend notwendig es sei, die Terminologie von Inland und Ausland in Bezug auf die Schutzgebiete festzustellen, werde neuerdings schlagend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch die Seemannsordnung illustriert, welche die Schutzgebiete ausdrücklich als Inland proklamiere, als inländische, d. h. deutsche Häfen aber nur Häfen des Reichsgebiets angesehen wissen wolle.

Regierungsrat **von Hake**, Liegnitz, spricht sein Bedenken gegen die Schaffung eines besonderen kolonialen Obergerichts aus, da dadurch vielleicht widersprechende Rechtsgrundsätze aufgestellt werden könnten, wie dies schon jetzt in der Rechtsprechung der höchsten Gerichtshöfe (Reichsgericht, Preussisches Oberverwaltungsgericht) vorgekommen sei.

Geh. Justizrat Professor Dr. **Zorn,** Bonn, spricht sich zustimmend zu den Ausführungen des Vortragenden über die notwendige Trennung von Justiz und Verwaltung in den Kolonien aus, sowie der Beibehaltung von Beisitzern, der besonderen Eingeborenen-Gerichtsbarkeit und der Trennung der Kolonialgerichtsbarkeit von der Konsulargerichtsbarkeit; als oberste Revisionsinstanz empfiehlt er einen besonderen Kolonialgerichtshof in Berlin. Er beantragt eine Resolution seitens der Sektion und erklärt sich bereit, diese Resolution im Anschluss an seinen Vortrag in der Plenarsitzung dem Kongress zu unterbreiten.

Landrichter **Ebermaier,** Essen: Mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit will ich nur einige wenige Bemerkungen mir gestatten, zumal ich durch Teilnahme an den Sitzungen einer anderen Sektion zu meinem Bedauern verhindert war, dem ersten Teile der Ausführungen des Herrn Vortragenden beizuwohnen.

Ich spreche aus $2^1/_2$ jähriger Erfahrung als Richter zweiter Instanz unserer grössten afrikanischen Kolonie. Von den dort gemachten Erfahrungen aus bitte ich Sie, bevor Sie Ihre Wünsche auf Errichtung einer dritten Instanz in Form einer Resolution zusammenfassen, einen Blick in die Statistik zu werfen. Die hier vorgeschlagene dritte Instanz soll ja nur für den Zivilprozess, nicht auch für das Strafverfahren geschaffen werden. Wie gross ist denn eigentlich die Zahl der Zivilprozesse in unseren Kolonien? — Ich für meine Person habe in mehr wie zweijähriger Tätigkeit meiner Erinnerung nur einen einzigen — sage und schreibe einen einzigen — grösseren Zivilprozess dort zu entscheiden gehabt, von dem ich nicht einmal sagen kann, dass er mit seinem Streitobjekte die hier in Vorschlag gebrachte Revisionssumme von 5000 bis 10000 Mk. auch nur annähernd erreicht hätte. — Es war auch bei meinem Weggange im Jahre 1900 kein einziger grösserer Zivilprozess meines Wissens mehr anhängig. Ich glaube ferner allen Grund zu haben, anzunehmen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass es in Ostafrika auch jetzt noch nicht viel anders sein wird. Was von Ostafrika gilt, darf unbedenklich auch auf unsere anderen afrikanischen Kolonien angewendet werden.

Die durch die Errichtung des geplanten obersten Kolonialgerichtshofes entstehenden Kosten würden also zur Zeit wenigstens wohl schwerlich auch nur in einem annähernden Verhältnisse zu dem durch das Fehlen einer Revisionsinstanz in Frage gestellten Vermögensinteresse stehen.

Wer als Kaufmann, Pflanzer oder Industrieller in die Kolonien geht oder dort sein Geld anlegt, weiss, dass er es mit wirtschaftlich und politisch noch unentwickelten Ländern zu tun hat. Er kann daher als billig denkender Mensch unmöglich verlangen, dort Staatseinrichtungen zu treffen, die den heimischen in allen Fällen gleichwertig sind. Er will dies auch — nebenbei bemerkt — meistens garnicht, denn er will etwas Ellenbogenfreiheit. Man darf nicht vergessen, dass die Verwaltung unserer jungen Kolonien im Verhältnisse zu älteren, seit Jahren reich entwickelten überseeischen Besitzungen anderer Länder gerade deshalb so unverhältnismässig kostspielig erscheint, weil man den jungen, noch in den Anfangsstadien ihrer Entwickelung begriffenen Staatswesen von vornherein alle diejenigen Segnungen geordneter Staatseinrichtungen zu Teil werden lassen möchte, deren wir uns im Mutterlande erfreuen.

Die öffentliche Meinung in Deutschland verfährt in dieser Hinsicht meines Erachtens etwas ungerecht. Auf der einen Seite klagt man fortgesetzt über zu kostspielige Verwaltung, auf der andern Seite verlangen dieselben Leute gebieterisch, dass der Kolonist in jeder Hinsicht mit demselben Rechtsschutze umgeben sei, den er von den geordneten Verhältnissen der Heimat erwarten darf. Eine derartige Verwaltung ist aber ohne grosse finanzielle Opfer schlechterdings nicht zu leisten.

Ich darf vielleicht auch noch darauf hinweisen, dass die Rechtspflege in unseren Kolonien auch ohne dritte Instanz den Vergleich mit den Rechtszuständen anderer überseeischer Länder, nach denen unsere Auswanderer sich scharenweise drängen, nach jeder Richtung hin wohl auszuhalten vermag.

Nun noch einige wenige Worte zu den Beschwerden, die über die speziell in Ostafrika angeblich herrschende Rechtsunsicherheit namens des Herrn Rechtsanwalts Wendt in Dar-es-salaam hier vorgetragen sind.

Ich möchte nicht, dass die Herren, die vielleicht den Verhältnissen in Ostafrika etwas ferner stehen, unter dem ungünstigen Eindrucke der soeben gehörten „Beschwerden“ hier auseinandergehen. Ich bemerke übrigens, dass ich nicht etwa „pro domo“ spreche; Herr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wendt ist erst in die Kolonie gekommen, nachdem ich dieselbe längst verlassen hatte.

Die besonderen Verhältnisse unserer afrikanischen Kolonien bedingen es, dass auf dem Gebiete der Rechtspflege zwischen den verschiedenen Bevölkerungsklassen unterschieden werden muss. Die Rechtspflege ist daher dort — wie Sie ja soeben gehört haben — keine territorial einheitliche, sondern steht — um mich mal so auszudrücken — unter dem Gesetze der sogenannten „Personalstatuten"; d. h. für die eine Klasse der Bevölkerung gilt dieses, für die andere jenes Recht. Der Weisse ist dabei — anlehnend an die heimischen Einrichtungen — mit einem besonderen Rechtsschutze umgeben.

Es ist das gerade kein idealer Zustand, er ist aber durch die Verhältnisse geboten; wir müssen daher mit ihm rechnen. Ich will auch gerne zugeben, dass die Anwendung solcher „Personalstatuten" manchmal nicht ganz einfach und geeignet ist, namentlich auf dem Gebiete des Privatrechtes dem Neulinge hin und wieder Kopfzerbrechen zu verursachen; von Rechtsunsicherheit kann aber keine Rede sein.

Auf dem Gebiete des Strafrechts haben nie Bedenken geherrscht; ausschlaggebend ist nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen hier der Gerichtsstand des Beschuldigten.

Aber auch auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes ist die Frage nicht so schwierig, wenn man folgendes als leitendes Prinzip festhält:

Der Weisse ist mit einem privilegierten Rechtsschutze umgeben; er untersteht in allen Rechtsstreitigkeiten der Rechtspflege der von unabhängigen Richtern geleiteten ordentlichen Gerichte (Bezirks- und Obergericht). Seinem privilegierten Rechte hat in Kollisionsfällen das Recht des Farbigen zu weichen. Bei Privatrechtsstreitigkeiten zwischen Weissen und Farbigen sind daher — ohne Rücksicht darauf, wer Kläger oder Beklagter ist — die ordentlichen Gerichte wegen des privilegierten Gerichtsstandes der weissen Partei ausschliesslich zuständig. Mit anderen Worten: der Grundsatz „actor sequitur forum rei" ist — als lediglich für das Gebiet der sogenannten Territorialgesetze passend — hier nicht anwendbar.

Da die ordentlichen Gerichte lediglich nach geschriebenen, in der Kolonie verkündeten Gesetzen Recht sprechen dürfen, so ergibt sich aus der Feststellung des Gerichtsstandes ohne weiteres auch die Feststellung des auf den Streitfall anzuwendenden materiellen Rechtes.

Die Rechtsverhältnisse der Weissen unterliegen also in allen Fällen der Rechtsprechung der ordentlichen Gerichte und damit den für den Weissen geltenden heimischen Gesetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Grundsätze sind bereits seit einer Reihe von Jahren von dem Obergerichte in Dar-es-salaam in einer grundlegenden Entscheidung festgelegt worden. Die damalige Entscheidung ist dem Gouvernement und in der Folge auch dem Auswärtigem Amte zur Kenntnisnahme mitgeteilt und als zutreffend anerkannt worden. Es ist darauf an die mit der Rechtsprechung über Farbige betrauten Verwaltungsbehörden die Weisung ergangen, in allen Fällen von Rechtsstreitigkeiten, an denen Weisse als Kläger oder Beklagte beteiligt sind, die Parteien von amtswegen auf die Unzuständigkeit der Verwaltungsgerichte hinzuweisen und zur Sache nur dann zu verhandeln, wenn die Parteien durch Schiedsvertrag sich dem Spruche der Verwaltungsbehörden unterworfen haben.

Die rechtlichen Wirkungen eines solchen Schiedsvertrages sind nach den Bestimmungen des zehnten Buches der allgemeinen deutschen Zivilprozessordnung „Über das schiedsrichterliche Verfahren" zu beurteilen.

Der Hinweis auf die Zulässigkeit eines solchen Schiedsvertrages ist besonders dann empfehlenswert, wenn mit Rücksicht auf die Entfernung des Wohnsitzes der Parteien vom Sitze des ordentlichen Gerichtes, die Schwierigkeit der Beschaffung des Zeugenmaterials an den Sitz des Gerichtes, oder aus sonstigen Gründen der Zeitaufwand, die Mühen und Kosten der Durchführung des Prozesses von den ordentlichen Gerichten mit dem Werte des Streitgegenstandes — der bei Streitigkeiten zwischen Weissen und Farbigen meistens nur ein sehr geringfügiger ist — in keinem Verhältnisse stehen würden.

Meines Wissens wird von dieser freiwilligen Unterwerfung unter die Rechtsprechung der Verwaltungsbehörden aus Zweckmässigkeitsgründen auch zahlreich Gebrauch gemacht. Es mag dies der Grund sein, dass im Laufe der Zeit nicht nur in Laienkreisen, sondern auch bei dem einen oder anderen jüngeren Beamten sich die missverständliche Auffassung festgesetzt hat, diese freiwillige Unterwerfung unter die Gerichtsbarkeit der Verwaltungsbehörden sei eine rechtlich erzwingbare. Es dürfte sich vielleicht empfehlen, die leitenden Grundsätze im Verordnungswege erneut zum Ausdrucke zu bringen.

Admiralitätsrat Professor Dr. **Köbner,** Berlin: Die vorgeschrittene Zeit gestattet mir leider nicht, auf alle die Probleme und Gesichtspunkte, welche in der Debatte in so dankenswerter und anregender Weise vorgebracht worden sind, im einzelnen hier einzugehen. Ich will deshalb nur zu einigen der wichtigsten Punkte in Kürze noch folgendes bemerken:

Die Frage der Mischprozesse (an denen Weisse und Farbige beteiligt sind) hat bereits de lege lata eine, meines Erachtens befriedigende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lösung gefunden für das Schutzgebiet Kiautschou. In der, vom Kaiserlichen Gouverneur erlassenen und vom Reichskanzler genehmigten „Verordnung, betr. die Rechtsverhältnisse der Chinesen" vom 15. April 1899, bestimmt nämlich gleich der erste Paragraph:

„Werden bei einer strafbaren Handlung Chinesen und Nicht-Chinesen als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler gemeinschaftlich beschuldigt oder sind Chinesen und Nicht-Chinesen in einen bürgerlichen Rechtsstreit verwickelt, so ist das Kaiserliche Gericht (d. h. das im allgemeinen nur für die Deutschen und die ihnen rechtlich gleichgestellte übrige nicht-chinesische Bevölkerung zuständige Gericht) auch zur Verhandlung und Entscheidung gegen Chinesen zuständig. In diesem Falle findet das für Nicht-Chinesen geltende Recht auch auf Chinesen Anwendung."

Hier ist also mit aller Schärfe ausgesprochen 1. die Zuständigkeit des deutschen Gerichtes und 2. die Anwendbarkeit des materiellen deutschen Rechtes in Mischprozessen sowohl auf dem Gebiete der bürgerlichen- wie der Rechtspflege.

Das hier festgelegte Prinzip dürfte — vorbehaltlich genauer Prüfung etwaiger Besonderheiten, die sich aus lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen ergeben könnten — auf die Rechtspflege aller Schutzgebiete auszudehnen sein. Denn wenn wir auch, wie ich im Eingange meines Vortrages mit Nachdruck betont habe, den uralt eingewurzelten Rechtsanschauungen und Sitten der eingeborenen Bevölkerung in unserer kolonialen Rechtspolitik in weitem Masse Rechnung tragen sollen, so soll doch da, wo jene Anschauungen der Farbigen mit dem Rechte des weissen Mannes kollidieren, das letztere grundsätzlich vorangehen.

Was die Grundfragen unseres Themas betrifft, so sehe ich sie — um dies nochmals hervorzuheben, in folgenden Forderungen:

1. Emanzipation der kolonialen Gerichtsbarkeit von den innerlich ihr fremden konsularrechtlichen Bestimmungen.
2. Tunlichste Trennung von Justiz und Verwaltung für die weisse Bevölkerung.
3. Schaffung einer einheitlichen obersten Instanz für die koloniale Rechtsprechung.

Die Zustimmung, welche diese Forderungen im Laufe der Diskussion, namentlich von seiten des Herrn Geheimrats Professor Dr. Zorn gefunden haben, und die wertvolle Anregung des letzteren, die Ansicht der Sektion in einer Resolution zum Ausdruck zu bringen, begrüsse ich als willkommene Förderung der gedachten Bestrebungen mit wärmstem Dank. Ich möchte nur bitten, diese Resolution nicht dahin zu spezialisieren, dass die Schaffung eines besonderen Kolonialgerichtshofes verlangt wird, sondern sie allgemeiner dahin zu fassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass als einheitliche dritte (Revisions-) Instanz für die Kolonien ein Gerichtshof im Mutterlande einzusetzen sei. Ich verkenne nicht die Vorzüge eines besonderen Kolonialgerichtshofes, allein es sprechen doch auch gewichtige äussere und innere Gründe gegen einen solchen, die ja auch in der Debatte mehrfach zutreffend berührt worden sind: In ersterer Hinsicht kommt die Kostspieligkeit eines eigenen (zunächst noch wenig beschäftigten) Gerichtshofes in Betracht, welche allein schon angesichts der Finanzlage des Reiches die Schaffung einer solchen Einrichtung für absehbare Zeit unmöglich machen dürfte. Abgesehen hiervon aber spricht gegen die Schaffung eines besonderen obersten Kolonialgerichtshofes die mit Recht hervorgehobene Erwägung, dass damit die Gefahr einer vom Reichsgerichte abweichenden höchstinstanzlichen Judikatur bei der Auslegung der Reichsgesetze gegeben wäre. Die letztere Gefahr würde auch bestehen, wenn zur obersten Instanz für die Schutzgebiete das Hanseatische Oberlandesgericht bestimmt würde, ein Gerichtshof, der im übrigen durch seine wirtschaftlichen Erfahrungen und durch seine bewährte Praxis zweifellos gewichtige Vorteile bieten würde. So käme doch wohl das Reichsgericht selbst als oberste Instanz für die Schutzgebiete in Frage, wobei eventuell zu erwägen wäre, inwieweit eine Verstärkung dieses Gerichtshofes durch Juristen mit besonderer kolonialrechtlicher Erfahrung zu ermöglichen wäre.

Indessen, diese ganze Frage ist eine cura posterior. Die nächste und wichtigste Aufgabe ist, dass überhaupt einmal der Gedanke der Notwendigkeit einer einheitlichen dritten Instanz für die Kolonien durchdringt. Aus dieser Erwägung habe ich absichtlich in meinem Vortrage die Frage der Ausgestaltung dieser Instanz und die verschiedenen Möglichkeiten hierfür nur kurz behandelt, damit zunächst nicht Differenzpunkte geschaffen werden, sondern unser aller Bestrebungen sich für jetzt auf die Erreichung des Hauptzieles vereinigen. Aus dieser Erwägung heraus bitte ich Sie auch, die Resolution in der allgemeineren Fassung anzunehmen.

Übrigens möchte ich meinerseits den künftigen obersten Gerichtshof auch aus der Strafrechtspflege nicht gänzlich ausgeschaltet wissen. Seine wichtigsten Funktionen allerdings werden auf dem Gebiete der bürgerlichen Rechtspflege liegen. Wenn heute in einigen Schutzgebieten die Prozesse mit hohen Objekten noch gering sind, so liegt dies zum Teil daran, dass überhaupt noch nicht viele grosse Kapitalsinteressen dort vertreten sind. Dafür aber, dass deutsches Kapital mit Vertrauen in die Kolonien geht, ist eben die Schaffung aller Kautelen einer modernen Rechtspflege eine der wesentlichen Vorbedingungen. Auch möchte ich nochmals darauf hinweisen, dass Streitigkeiten, die sich für die Rechtsverhältnisse von Plantagen-,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Handels-, Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaften aus ihren Konzessionen u. s. w. entwickeln können, unter Umständen sehr hohe Objekte betreffen können.

Die **Sektion** erklärte hierauf die folgende, dem Plenum zu unterbreitende Resolution als ihre Willensmeinung:

„Die Ausgestaltung der kolonialen Gerichtsbarkeit nach selbständigen, die Abhängigkeit von der Konsulargerichtsbarkeit abstreifenden Grundsätzen ist dringend zu wünschen.

Hierfür sind insbesondere die folgenden Gesichtspunkte festzuhalten:

1. Die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen bleibt von derjenigen über die Angehörigen zivilisierter Nationen getrennt. Die erstere ist nach wie vor den Verwaltungsbehörden zu überlassen. Hingegen ist bezüglich der weissen Bevölkerung die Organisation der Justiz von derjenigen der Verwaltung tunlichst zu trennen.

2. Die zweite (Berufungs-) Instanz ist in den Kolonien weiter auszugestalten. Als dritte (Revisions-) Instanz ist ein Gerichtshof im Mutterlande einzusetzen, sowohl im Interesse der rechtsuchenden Parteien, als auch besonders zur Sicherung einer gleichmässigen Gesetzesauslegung."

Diese Resolution konnte am folgenden Tage aus Geschäftsordnungsgründen, weil sie zu spät eingebracht war, im Plenum des Kongresses nicht mehr zur Abstimmung gelangen; sie wurde von Herrn Geheimrat Professor Dr. Zorn im Anschlusse an seinen Plenarvortrag über „Die Grundlagen des deutschen Kolonialrechts" dem Kongresse mitgeteilt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung des Eingeborenenrechts.

Von Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

(Der Vortrag kann hier nur in abgekürzter Form wiedergegeben werden. Eine ausführliche Bearbeitung des Gegenstandes findet sich an anderer Stelle.)

Wenn ich an dieser Stelle über Rechte der Eingeborenen spreche, so entrichte ich damit namens der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin einen Dankeszoll an die Deutsche Kolonialgesellschaft; denn auch durch ihre Unterstützung konnte die Internationale Vereinigung vor mehreren Jahren einen, von dem Altmeister der ethnologischen Jurisprudenz, dem leider zu früh verstorbenen Bremer Richter Albert Hermann Post entworfenen Fragebogen über die Rechtsgewohnheiten der afrikanischen Naturvölker zur Beantwortung in den dunkeln Weltteil hinaussenden, und mein heutiger Vortrag fusst im wesentlichen auf dem Ergebnis dieser Sammelforschung, die demnächst der Öffentlichkeit übergeben werden wird. Die Sammelforschung erscheint unter dem Titel „Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien“ im Verlage von Julius Springer in Berlin.

Ihr Wert besteht nicht nur in dem, was sie Neues geliefert hat, sondern vornehmlich auch darin, dass sie zum Teil frühere Beobachtungen bestätigt und so die Zuverlässigkeit derselben sichergestellt hat; denn wir befinden uns hier auf einem Gebiet, wo alles von der Genauigkeit und Objektivität der gewissermassen unsern Gesetzestext bildenden Beobachtungen abhängt, und es ist klar, dass die Berichte nach der Eigenart ihres Verfassers, seiner Auffassungsfähigkeit, der Tiefe seines Eindringens in die fremden Verhältnisse verschieden zu bewerten sind, an ihnen durch die Vergleichung mit Äusserungen anderer Forscher eine Kontrolle geübt werden muss. Schon Goethe sagt warnend: „Man braucht nicht alles selbst gesehen und erlebt zu haben, willst du aber dem andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, dass du es mit Dreien zu tun hast, mit dem Gegenstand und zwei Subjekten.“ Damit wird aber in keiner Weise das hohe Verdienst jener Männer geschmälert, die sich der mühevollen Arbeit unterzogen haben, uns aus der Fülle der von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihnen in dem Verkehr mit den Eingeborenen gesammelten Erfahrungen die gewünschte Auskunft zu erteilen.

Die Erkenntnis von der Wichtigkeit des Eingeborenenrechtes begann sich Bahn zu brechen von jenem Zeitpunkt an, da die zur Wissenschaft erhobene Ethnologie an die Aufstellung des Begriffes vom Gesellschaftsorganismus nach induktiver Methode herantrat, und seit Post auf die Notwendigkeit eines Studiums der Gesamtgeschichte des Staats- und Rechtslebens der menschlichen Rasse hinwies, indem er mit Recht betonte, dass die grosse Weltanschauung unserer Zeit nicht mehr gestatte, die Rechtswissenschaft auf das Recht nur einzelner Kulturvölker zu stützen. Nicht eingehend kann ich mich hier über die Tragweite der Einbeziehung des Eingeborenen-Rechts in das Studium der Jurisprudenz für deren Vertiefung und Ausgestaltung, insbesondere der vergleichenden Rechtswissenschaft auslassen; nur daran erinnern möchte ich, dass bei der zweifellosen Universalität der die Entwickelung aller Völker beherrschenden Gesetze und der anerkannten physiologischen und psychologischen Einheit des Menschengeschlechts die Rechtsverhältnisse der Naturvölker uns Aufschluss auch über das vorgeschichtliche Rechtsleben der Kulturvölker bieten müssen, das Ergebnis jener Studien also da einsetzt, wo uns die bisherige Rechtsgeschichte im Stiche lässt.

Je mehr wir uns mit diesen Institutionen beschäftigen, um so deutlicher erkennen wir, wie schon dort, gewissermassen in der Zelle unsere rechtlichen Einrichtungen ruhen, wie daselbst schon mehr oder minder deutlich privat- und öffentlich-rechtliche Normen aufkeimen. Zutreffend ist hervorgehoben worden („Friedrichs Universales Obligationenrecht" S. 196), dass die im Recht verkörperte Natur des menschlichen Geistes bei aller Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen mit einer sehr geringen Zahl von Formen und Grundgedanken arbeitet. Längst ist man über die Voreingenommenheit älterer Zunftjuristen zur Tagesordnung übergegangen, welche mit spöttischem Lächeln, wie es so oft mangelnde Sachkenntnis hervorzurufen pflegt, auf die Beschäftigung mit den Rechten der Naturvölker herabblickten, als sei dies eitel Fantasterei und ein jeder Wissenschaft barer Dilettantismus. Und doch hatte kein Geringerer, als der berühmte Heidelberger Pandektist und Vorkämpfer eines einheitlichen deutschen Rechts, Thibaut, schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen, dass 10 geistvolle Vorlesungen aus den Rechten der Perser, Inder, Chinesen, den juristischen Sinn unserer Jugend mehr zu erwecken vermöchten, als hundert über die jämmerlichen Pfuschereien, denen das römische Intestaterbrecht von Augustus bis Justinian unterlegen wären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In diesem Kreise kommt es mir aber vor allem darauf an, darzutun, dass auf dem weiten Felde der Eingeborenenpolitik ein breiter Raum der Erörterung der Eingeborenenrechte gewährt werden muss.

Wir wissen ja, welche Rolle in der Kolonialpolitik die Eingeborenenpolitik zu spielen berufen ist; beruht doch auf den Eingeborenen im wesentlichen Produktivität, Handel und Industrie der Kolonien; besonders in Territorien, wie diejenigen unserer afrikanischen Schutzgebiete es sind, in denen klimatische Hemmnisse der Ansiedlung oder doch angestrengter körperlicher Arbeit von Europäern entgegenstehen. Auf den weiten Raum der deutschen Schutzgebiete in Afrika von etwa $2^1/_2$ Millionen □-*km* sind ungefähr nur 4000 Deutsche ansässig. Die von jeder Kolonialpolitik zu erstrebenden wirtschaftlichen Erfolge können also in solchen Ländern nur erreicht werden, wenn man die einheimische Bevölkerung stärkt und zu kulturellem Fortschritt erzieht, aus ihr ein möglichst arbeitsfähiges, betriebsames, konsumtionsfähiges Element schafft.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, muss vorerst die kolonisierende Macht das Vertrauen und die Achtung der Eingeborenen gewinnen; ein solcher Erfolg ist nur möglich, wenn man die sozialen Manifestationen derselben begreift und ihnen Rechnung trägt. Und hier bietet gerade die Kenntnis ihrer Rechte den Schlüssel zum Verständnis. Man muss davon ausgehen, dass das Recht ein auf dem Selbsterhaltungstrieb der Gattung beruhendes, dieser ihre Fortexistenz ermöglichendes Erzeugnis der Notwendigkeit ist, dass es jene Ordnung schafft, welche der begehrlichen Betätigungsfreiheit des einzelnen im Verhältnis zur Gesamtheit die notwendigen Schranken zieht. Daher jenen Völkern ein anders geartetes Kulturrecht aufzwingen zu wollen, das sie ebensowenig begreifen können, wie etwa die Schöpfungen der modernen Kunst, heisst für sie, an die Stelle der Ordnung die Willkür setzen und ihr Vertrauen erschüttern.

Dieser Einsicht haben sich auch die kolonisierenden Völker der Gegenwart meist nicht verschlossen. Sie lassen grundsätzlich die Eingeborenen ihre Rechtsangelegenheiten unter einander nach eigenem Recht entscheiden.

Diesem Prinzip bleibt auch das Deutsche Schutzgebietsgesetz getreu, dessen § 4 in der Bekanntmachung vom 10. September 1900 bestimmt: „Die Eingeborenen unterliegen der im § 2 geregelten Gerichtsbarkeit, also dem Kaiserl. Bezirks- und Obergericht, und den im § 3 bezeichneten Vorschriften“ — also den „deutschen Gesetzen“ — nur insoweit, als dies durch Kaiserl. Verordnung bestimmt wird.“ In einigen mit den Häuptlingen abgeschlossenen Verträgen, wie in Kamerun, Togo und Südwestafrika, ist sogar den Eingeborenen aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drücklich der Fortbestand ihrer Gebräuche und Gewohnheiten zugesichert. Es wäre aber meines Erachtens eine Verkennung der erzieherischen Bedeutung, der zivilisatorischen Mission des Rechts, wenn die Schutzmacht sich nicht bestreben sollte, solchen Rechtsbräuchen der Eingeborenen entgegenzutreten, welche einen offenbar kulturfeindlichen Charakter tragen, wie z. B. dem Institut der Blutrache, der Kindertötung, dem gefährlichen Einfluss der Zauberer und Fetischpriester auf die Rechtspflege, dem Aberglauben des Ordals, den Richterkauf und barbarischen Strafarten. Einer solchen Einwirkung auf die Eingeborenen-Justiz stehen nach meiner Ansicht auch nicht die vorerwähnten Abmachungen mit den Häuptlingen entgegen, durch welche ihnen die Erhaltung ihrer Rechtsgewohnheiten gewährleistet ist, denn zur Wahrung von Institutionen, welche den Grund- und Existenzbedingungen der modernen Zivilisation zuwider sind, konnte und wollte offensichtlich das Reich sich nicht verpflichten, und seine Vereinbarungen mit den sogenannten „Kapitänen" sind daher nur mit dem beregten Vorbehalt bindend. Hier bietet sich eine weite Perspektive für die Schöpfung eines kolonialen Privat- Straf- sowie Prozessrechts, das sicherlich viel zur Assimilierung der Eingeborenen an das Mutterland beitragen würde. Als Vorarbeit dazu bedarf es aber zunächst einer Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen. Schon haben andere Staaten für Afrika im hohen Masse bemerkenswerte Versuche auf diesem Wege gemacht; ich erinnere nur an die englische Sammlung des Kaffernrechts und die seitens Frankreichs durch Dekret vom 14. Februar 1901 für die Elfenbeinküste ins Leben gerufene Kommission mit der Aufgabe: de réunir et de codifier les coutumes en usage devant les juridictions indigènes de la colonie."

Vor allen Dingen scheint es mir wichtig, dass diejenigen Männer, welche berufen sind, unsere Schutzgebiete und Kolonien zu verwalten und die Gerichte der Eingeborenen zu beaufsichtigen, oder gar selbst über die Eingeborenen zu richten, auf das Innigste mit den dortigen Rechtsgewohnheiten vertraut sind.

Bei der Ausbildung der Kolonialbeamten wird man daher auch auf die Beschäftigung mit dieser Disziplin Gewicht legen müssen, und ich würde es für in hohem Masse empfehlenswert erachten, wenn etwa besondere Kurse über die Rechte der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten dem Seminar für orientalische Sprachen in Berlin angegliedert würden.

Ich will nun versuchen, meine Ausführungen über die Bedeutung des Eingeborenenrechts durch die Darstellung seines Inhalts zu rechtfertigen; natürlich kann ich mich nur darauf beschränken, wenige Völker Deutsch-Afrikas in die Erörterung zu ziehen, und auch bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesen muss ich mir an der Skizzierung der Grundzüge ihres Rechts genügen lassen. Des näheren verweise ich auf das oben zitierte Werk der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin." Ich greife zu dem Behufe aus der schon erwähnten Sammelforschung heraus die bereits etwas über der Stufe der Jägerbauern erhabenen Bakwiri, nördlich vom Mündungsgebiet des Kamerun bis zum Fusse des Kamerungebirges, die südlicher sesshaften Ackerbau- und Jagdtreibenden, als geschickte Bootsleute bekannte Banaka und Bapuku in Batanga, die man wegen ihrer nervösen Reizbarkeit die Franzosen Westafrikas genannt hat; ferner die südlich vom Kunene angesiedelten, den Übergang von den Nomaden des Südens zu den Ackerbauern Zentralafrikas darstellenden Ondonga in Amboland; das interessante Hirtenvolk der Herero im Norden des Namaqualandes, zwischen dem Atlantischen Ozean und der Kalahari-Wüste, die Handel und Ackerbau treibenden Bana Msalala unweit vom Ukerewe, ihre südlichen Nachbarn, die Land bebauenden Wagogo, und endlich die östlich davon näher der Küste in Usambara wohnhaften, gleichfalls Ackerbau treibenden Waschambaa.

An die Spitze meiner Erörterungen kann ich den durch die neueste Enquete wiederum bewahrheiteten Satz stellen, dass das Recht eines Volkes mit seinem Gattungsorganismus im innigsten Zusammenhang steht. Wir begegnen bei den zur Erörterung gelangenden Stämmen, wie regelmässig in Afrika, der auf Ehe und Blutsverwandschaft beruhenden geschlechterrechtlichen Verfassung, welche aber schon vielfach mit Zügen gaugenossenschaftlicher Organisation durchsetzt ist. Die Geschlechtsgenossenschaft der Sippe bildet, wie es scheint, die Grundlage, aus welcher sich das menschliche Staats- und Rechtsleben entwickelt hat.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die durch die Gewohnheit festgelegten Rechtssätze, welche die Bedingungen für die Entstehung der geschlechterrechtlichen Verfassung, die Ehe und Blutsverwandschaft regeln. Hier ist die erste Frage, wie entsteht die Blutsverwandschaft? Diese Frage wird auch von unseren Völkern in dreifacher Weise beantwortet: Entweder nur durch Abstammung von der Mutter, oder nur durch die Abstammung vom Vater, oder endlich, wie in Europa, durch Abstammung von beiden Elternteilen! Das erste uns schon von Herodot geschilderte System, welches unter dem Namen des Mutterrechts bekannt ist, und bei dem die Männer, wie man mit Recht gesagt hat, den abfallenden und zu nichts verwehenden Blättern des Baumes gleichen, finden wir am deutlichsten bei denjenigen der uns beschäftigenden Völkerschaften, die noch Hirten oder Jägerbauern sind, oder auf dem Übergang zu den Ackerbauern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen, z. B. den Ondonga und Bakwiri; es gewinnt die Hypothese mehr und mehr an Gewissheit, dass in der Tat das Mutterrecht ursprünglich allen Völkern gemeinsam gewesen ist. Dies wird erklärlich, wenn man erwägt, wie unendlich lose die geschlechtlichen Beziehungen in der Urzeit gewesen sein müsssen und dass das „mater semper certa" gewissermassen der einzige feste Pol für die Genealogie blieb. Die rechtlichen Wirkungen der Mutterverwandschaft zeigen sich bei den beregten Stämmen, wie wir später sehen werden, in der Ehe, in der Erbfolge und in der Blutrache; aber auch bei den schon vorgeschrittenen Völkern lassen sich mannigfache Überreste des einstigen Mutterrechts erkennen. Ich will nur darauf hinweisen, dass sich noch bei den Msalala, die schon nach Elternrecht leben, der Adel allein nach der Mutter vererbt, und der König einzig aus den Söhnen einer Schwester des früheren Herrschers gewählt wird, endlich ein von seinem Vater verstossenes Kind zu seinem mütterlichen Oheim flieht.

Dabei sei erwähnt, dass die Geschlechtsverbände vielfach noch unter dem Einfluss einer totemistischen Weltanschauung stehen, also ihre Urahnen mit irgend einem Tier oder einer Pflanze, die sie infolgedessen mehr oder minder verehren, und wonach sie sich benennen, in Beziehung bringen. Auch hier machen wir bei den Berichtsvölkern die Erfahrung, dass je primitiver sie sind, desto lebhafter der totemistische Charakter hervortritt.

Ein besonders belehrendes Beispiel bieten die durch Speisegebräuche verbundenen „Otuzo" der Hereros.

Neben die natürliche tritt die künstliche Verwandschaft, welche vorwiegend durch Blutsbrüderschaft, oft aber durch Adoption und Pflegekindschaft erzeugt wird und der Notwendigkeit ihre Entstehung verdankt, durch Stärkung des eigenen Geschlechtes sich einen Schutz zu verschaffen, den bis dahin die Gesamtheit noch nicht zu gewähren vermag. Die Wahlbrüderschaften sind Schutz- und Trutzbündnisse, die ursprünglich auch im hohen Norden nach den Schilderungen der isländischen Sögur zu einer Gütergemeinschaft, dem Felag, führten und aus dem sich dann später in Europa wohl die heidnischen Schutzgilden entwickelten. Das, was Walter zu Hagen spricht in jenem bekannten Heldenlied von Walter und Hildegunde in Simrocks kleinem Heldenbuch:

„Wir wurden Bundesbrüder und mischten unser Blut,
Da galt uns diese Freundschaft wohl als das höchste Gut"

würde in vielen afrikanischen Herzen einen Widerhall und Verständnis finden.

Welchen praktischen Wert das Institut der Blutsbrüderschaft neben seinen sonstigen vorerwähnten Rechtsfunktionen übt, sehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir in Usambara, wo der Fremde zur Gewinnung eines Gastfreundes, der ihn aufnimmt und erhält, befugt ist, sich einen Einheimischen auszuwählen und mit diesem Blutsbrüderschaft zu machen, ohne dass jener Gastfreund wider Willen sich der Eingehung des Bundes widersetzen dürfte. Der König in Uganda soll sich, wahrscheinlich aus Besorgnis vor dem in Afrika besonders häufigen Giftmord, nur von einem Koch bedienen lassen, mit dem er Blutsbrüderschaft geschlossen hat.

Die grössten Schwierigkeiten wird eine zukünftige koloniale Gesetzgebung auf dem Gebiete des Eherechts finden; denn das heidnische Afrika steht unter dem Zeichen einer rechtlich unbegrenzten, tatsächlich nur durch das Vermögen des Mannes beschränkten, polygamischen Kaufehe. Der Preis, der in den üblichen Zahlungsmitteln, besonders in Vieh besteht, schwankt in der Regel innerhalb festgesetzter Grenzen nach den Mitteln des Mannes und dem Wert der Frau, also ihrem Rang, Stand, ihrer Schönheit, Jugend, nicht immer nach ihrer Virginität. Erst mit der gänzlichen Erlegung des meist in Raten entrichteten Kaufpreises pflegt bei ausgeprägter Kaufehe der Mann Rechte an Frau und Kindern zu erwerben. Andererseits muss der gezahlte Betrag dem Manne zurückerstattet werden, wenn die Ehe nicht zu stande kommt, die Frau den Mann verlässt, oder er sie aus guten Gründen verstösst. Einer Zustimmung der Frau als des Kaufobjekts, bedarf es bei der strengen Kaufehe zur Heirat nicht. Erst da, wo wie bei den Odonga, der Kaufpreis sich in herkömmlichen Schenkungen an die Braut verwandelt hat, wird auch deren Einwilligung nötig. Obwohl grundsätzlich ein dauerndes Verhältnis, ist die Ehe tatsächlich wenigstens von Seiten des Mannes ein leicht lösliches Band. Neben Ehebruch bilden Faulheit, Zanksucht, Flüche, Nichtversorgung der Kinder, Unfruchtbarkeit und Zauberei ausreichende Scheidungsgründe.

Dem Charakter der Kaufehe entspricht die soziale Stellung der Frau.

In der häuslichen Gemeinschaft, wo sie getrennt von den Männern speisen, werden die Weiber von der zuerst geheirateten oder besonders begünstigten Frau des Mannes, der grossen oder Oberfrau, beaufsichtigt. Was sie haben und erwerben, gehört, wie in der durch Coemtio geschaffenen Manusehe des römischen jus civile, dem Manne, der seine Frau verpfänden, als Bürgen bestellen, als Zahlungsmittel verwerten, gegen Entgelt ausleihen, mit anderen Weibern vertauschen, ja bei den Msalala und Batangaleuten noch töten darf. Naturgemäss gehören die Weiber zum Nachlass des Mannes und vererben sich auf den nächsten männlichen Verwandten des Gatten. Die Leviratsehe steht noch in voller Blüte. Nach allem gilt auch für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsere Völker das Rechtssprichwort der Bogos: „Das Weib ist eine Hyäne", d. h. nach unserer Auffassung ein Lasttier. Trotzdem „weinen nicht, wenn eine Frau geboren wird, alle vier Wände", wie es in einer Parömie bei den Südslaven heisst, sondern man freut sich in Anbetracht des späteren Brautpreises bei unsern Negern manchmal mehr über die Geburt eines Mädchens als eines Knaben.

Mit der Verwandtschaft in innigem Zusammenhange steht das Erbrecht; noch kennt man hier mit wenigen Ausnahmen keine letztwilligen Verfügungen, noch erben regelmässig nur männliche Verwandte der Mutter, des Vaters oder beider Eltern, je nach dem dort herrschenden System des Mutter-, Vater- oder Elternrechts; bald erbt nur der älteste Sohn, bald entscheidet die Gradesnähe. Die Erben haften meist für die Schulden des Erblassers.

Im Sachenrecht finden wir ein individuelles Eigentum an beweglichen Sachen, auch an Fruchtbäumen, dagegen besteht an Grund und Boden bei Stämmen mit einfacher Dorfverfassung: Gesamteigentum des Dorfes und abwechselnder Besitz der Ackerparzellen durch die einzelnen, bei einem ausgebildeten Häuptlingsrecht Eigentum des Häuptlings an allem Gebiet einschliesslich des Wildes und der Fische.

Wo der Boden alles zum Leben erforderliche, die Familie die nötigen Arbeitskräfte bietet, hat sich natürlich das Obligationsrecht noch nicht hoch entwickelt. Hauptsächlich kommen Kauf- und Tauschverträge vor, zu deren Perfektion wie im alten römischen und deutschen Recht gewisse Formen verlangt werden, z. B. der Blutschwur bei den Bakwiri, das auf die Erde Speien der Msalala, die Verbalobligation der Waschambaa, die mit der Frage anhebt: „Stimmen wir überein?"

Es gibt schon eine Anfechtung wegen Betruges und Gewährleistung bei Viehmängeln, falls rechtzeitig gerügt ist. Ferner hören wir von Leih-, Dienst-, Bürgschaft-, Pfand- und Schenkungsverträgen, selten von Darlehen. Auch ausserkontraktliche Schadensansprüche, insbesondere wegen Defloration und Schwängerung kommen vor.

Auf dem Felde des Strafrechts steht im Vordergrunde des Interesses die Blutrache, welche die Erhaltung der Geschlechter in alter Stärke anstrebt. Das Institut ist aber bei den in Frage kommenden Völkern teilweise ganz verschwunden, teilweise mit dem Kompositionssystem und dem Häuptlingsstrafrecht eng verwebt. Selbst Tötungen sind schon regelmässig mit einem Blutpreis sühnbar, sei es, dass ein solcher angenommen werden muss, sei es, dass er angenommen werden kann. Auf Verbrechen gegen die Gesamtheit, wie Friedensbruch, Verrat, Hexerei, das eigentümliche Delikt der Zurückhaltung von Regen, manchmal auch auf schlechte Behandlung der Eltern seitens der Kinder steht Todesstrafe; bezüglich der anderen Straftaten, wie Dieb-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stahl, Körperverletzung, Menschenraub, herrscht ein ziemlich genau normiertes Bussensystem, ähnlich den germanischen Wehrgeldtaxen. Das Verfahren wird von dem Prinzip der Öffentlichkeit und Mündlichkeit beherrscht. Je nach der Verfassung des Stammes regelt sich die Teilnahme der Häuptlinge an der Rechtspflege; bald präsidieren sie den Volksversammlungen, in denen Recht gesprochen wird, bald judizieren sie allein. Auch verlangen sie als eine Art Fiskus im modernen Sinne die meist in Vieh bestehenden Gerichtskosten und einen Teil der Bussen. Zerfällt das Volk in Dörfer und Distrikte mit Häuptlingen und einem König an der Spitze, so geht der Instanzenzug vom Dorfhäuptling zum Distrikthäuptling und von diesem zum König. In der Verhandlung werden beide Teile gehört; ohne Kläger ist kein Richter. Es wird Beweis durch Zeugenvernehmung erhoben; doch kommen noch als Beweismittel das Ordal, z. B. die Giftprobe bei den Bakwiri, der Reinigungseid und das hauptsächlich bei Zauberei noch manchmal durch Tortur herbeigeführte Geständnis vor. Die Vollstreckung des verkündeten Urteils geschieht ferner durch den dazu autorisierten Kläger selbst oder durch besonders hiermit betraute Personen.

Schon dieser kurze Streifzug in ein so eng begrenztes Segment der Eingeborenenrechte zeigt, wie wichtig es ist, wenn Juristen, Ethnologen und Ethnographen zur Förderung der Kultur draussen und der Wissenschaft daheim gemeinschaftlich an der Sammlung und Erforschung jener Rechte weiterarbeiten.

Missionsinspektor **Schreiber,** Barmen: Es freut mich, dass es mir gestattet ist, hier einige Bemerkungen zu machen, nicht als ein Rechtsgelehrter oder Verwaltungsbeamter, sondern als Missionsmann, der aber mit diesen Fragen sich nicht erst seit kurzem, sondern schon seit fast 40 Jahren befasst hat und auch während eines 7jährigen Aufenthaltes in einer holländischen Kolonie und mitten unter dem Volke lebend, reichlich Gelegenheit gehabt hat zu sehen, wie sich diese Verhältnisse dort gestaltet haben.

Wenn die beiden ersten Themata, die für diese unsere Sektion aufgestellt sind, lauten: „Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien“, und „Die Bedeutung des Eingeborenenrechtes in den afrikanischen Schutzgebieten“, so darf man daraus doch wohl die Folgerung ziehen, dass eo ipso auch die Eingeborenen mit einbegriffen sein sollen bei der Frage nach der Organisation der Rechtspflege in unseren Schutzgebieten; denn eben weil es Schutzgebiete sind, in denen doch also auch die Eingeborenen geschützt werden sollen, so haben diese auch ein Recht und einen Anspruch, nach Recht und Gerechtigkeit, d. h. als Mensch behandelt zu werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ergibt sich dann aber die höchst bedeutsame und schwierige Frage, nach welchem Rechte sie behandelt werden sollen und inwieweit ihr eigenes Recht dafür in Betracht kommen kann.

Hier scheint es nun keineswegs überflüssig, zu allererst ein Wort im allgemeinen über die Bedeutung des Rechtes und der Sitte bei den afrikanischen und anderen sogenannten Naturvölkern zu sagen. Leider ist aus Unkenntnis noch bei gar vielen selbst unter unseren sogenannten Gebildeten betreffs aller dieser Völker die grundverkehrte Meinung verbreitet, als ob sie ebenso wenig wie eine ordentliche menschenwürdige Sprache, auch irgend welche gesetzliche Lebensordnungen hätten, als ob sie vielmehr in schrankenloser Willkür in den Tag hinein lebten. Nichts kann verkehrter sein als diese Meinung. Vielmehr ergibt eine genauere Beobachtung und Erforschung der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche dieser Völker, dass bei ihnen allen die Sitte eine ungeheure, das ganze Leben von Anfang bis zu Ende und in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen umfassende Rolle spielt. Gar vieles in diesen Sitten und Gebräuchen, die also doch, wenn auch ungeschrieben, als das Recht des betreffenden Volkes angesehen werden müssen, wird uns barbarisch, oder doch absurd und kindisch vorkommen, aber für das Volk war und ist es die feste Norm ihres ganzen Lebens und zugleich der sittliche Halt, soweit von einem solchen überhaupt bei diesen Völkern die Rede sein kann.

Zweierlei muss uns von vornherein feststehen, wenn man eine gedeihliche Entwickelung auch der eingeborenen Bevölkerung unserer Schutzgebiete mit zu den wichtigsten Aufgaben unserer Kolonialverwaltung rechnet, nämlich:

1. Dass die Eingeborenen zunächst von ihren eigenen Häuptlingen und Ältesten nach ihren eigenen Rechten und Sitten weiter behandelt und regiert werden sollen; und
2. dass diese Eingeborenenrechte nach den Grundsätzen unserer europäischen Humanität modifiziert, d. h. von allen Unmenschlichkeiten gereinigt werden müssen.

Die erste der beiden genannten Forderungen wird für den allergrössten Teil der eingeborenen Bevölkerung schon aus dem ganz einfachen Grunde erfüllt werden müssen, weil es der Kolonialverwaltung an Organen fehlt, überhaupt die Rechtspflege unter den Eingeborenen des Schutzgebietes in die Hand zu nehmen. Aber wenn nun allmählich Organe hierfür gebildet werden, wenn die Verwaltung und also auch die rechtliche Versorgung der Eingeborenen in den einzelnen Distrikten wirklich von seiten der Kolonialregierung in die Hand genommen wird, dann sollte dieser Grundsatz, dass die Eingeborenen nach ihrem eigenen Recht be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handelt werden, wenigstens vorläufig unbedingt festgehalten werden. Wollte man z. B. diese Leute nach unserem deutschen Rechte behandeln, so würden sich daraus nicht nur die grössten Missstände ergeben, nein, die Sache würde sich bald einfach als unausführbar erweisen.

Den besten Weg, um die Eingeborenen von ihren eigenen Organen, Häuptlingen etc. weiter regieren und rechtlich versorgen zu lassen, und dabei doch die nötige Aufsicht und Kontrolle zu wahren, dürften die Holländer in Indien eingeschlagen haben, indem sie nämlich aus den Häuptlingen eines Distriktes einen Gerichtshof bilden, der unter dem Vorsitz eines holländischen Beamten nach dem Recht des betreffenden Volkes zu erkennen hat. Das setzt freilich Kenntnis der betreffenden Sprache bei diesem europäischen Vorsitzer des Gerichtshofes voraus. Aber ohne diese ist überhaupt jede erspriessliche Einwirkung auf die Rechtspflege ein Ding der Unmöglichkeit.

Bei einem derartigen Zusammenwirken der einheimischen und der europäischen Obrigkeit liegen aber zwei grosse Gefahren vor. Das eine, was ich meine, ist in dem berühmten holländischen Buche „de koffyveilingen“ von Multatuli (Dowes Decker) in ergreifender Weise dargestellt, nämlich, dass die inländischen Häuptlinge in Java ihre durch den Einfluss der europäischen Regierung sehr gesteigerte Macht nun in schändlicher Weise zur Unterdrückung und Aussaugung ihrer Untertanen verwenden, so dass das Volk unter einem solchen Herrn und Richter viel schlimmer daran ist, trotz der europäischen Oberherrschaft, als es früher der Fall war. Es ist dies eine grosse Gefahr, die überall droht, wo die europäische Kolonialregierung sich irgendwie eingeborener Organe bedient, ohne dieselben genau kontrollieren zu können.

Auf der anderen Seite ist es aber sehr bedenklich und bedauerlich, wenn ein jeder Distriktchef, der vielleicht eben erst ins Land gekommen, der Sprache nicht kundig und mit den Sitten und der ganzen Lebensweise des Volkes noch unbekannt ist, Macht und Befugnis hat, durch einfache polizeiliche Verordnungen, vielleicht ohne es zu wissen, in der bedenklichsten Weise in das ganze Leben und damit auch in die Existenzbedingungen des Volkes einzugreifen. Oder wenn er, ohne der Landessprache kundig zu sein, das Recht hat, über Tod und Leben der ihm Untergebenen zu entscheiden, wobei er dann auf meist völlig unzuverlässige Dolmetscher angewiesen ist. Unter solchen Verhältnissen wäre es für die Eingeborenen entschieden viel besser, man überliesse sie und alle ihre Rechtshändel lieber sich selbst.

Die zweite, oben aufgestellte Forderung, dass die Eingeborenenrechte nach den Grundsätzen unserer europäischen Humanität

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

modifiziert, d. h. von allen Unmenschlichkeiten gereinigt werden sollen, schliesst eine ungemein schwierige Aufgabe in sich, der sich aber in unseren Tagen keine zivilisierte Kolonialmacht entziehen kann. Erlauben Sie mir auch hierüber einige Bemerkungen.

Wohl bei einem jeden heidnischen Volke gibt es irgend welche Greuel, die nach der heidnischen Sitte zu Recht bestehen, welche aber eine europäische Regierung, soweit dieselben zu ihrer Kenntnis kommen, und soweit ihre Macht reicht, durch strenge Verbote auszurotten suchen muss. Hier darf von einer Schonung des Eingeborenenrechtes nicht die Rede sein.

Hierher gehört in erster Linie der in Afrika so weit verbreitete Aberglaube vom Behextsein mit seinen entsetzlichen Folgen des Hexenriechens und Ermordung der vermeintlichen Hexenmeister, welcher bekanntlich bei vielen afrikanischen Stämmen die schauderhafteste Waffe bildet, mittels derer sich die Häuptlinge ihrer Nebenbuhler entledigen oder sich die Schätze ihrer reich gewordenen Untertanen aneignen. Weiter gehören hierhin allerlei Grausamkeiten, die willkürlichen Ermordungen namentlich beim Tode eines Häuptlings; das Begraben der überlebenden Frauen mit dem gestorbenen Häuptlinge; Abschlachten von Sklaven, die jenem ins Jenseits nachgesandt werden sollen; Kindermord, meist aus abergläubischen Gründen, wie z. B. die Tötung von Zwillingen und anderen sogenannten Unglückskindern; endlich allerlei Grausamkeiten in der Justiz, Verstümmelung der Schuldigen, grausame Marterungen bei den Hinrichtungen; auch die Hinrichtung als Strafe für Ehebruch oder gewisse Fälle der Unsittlichkeit sind natürlich zu verbieten. Wohl überall ist den Häuptlingen das Recht über Leben und Tod ganz allgemein zu nehmen. Statt derartiger heidnischer Strafarten werden hauptsächlich Freiheitsstrafen, Zwangsarbeit und Geldbussen einzuführen sein.

Ein Gebiet, auf welchem es sich um allerlei schwierige Fragen handelt, ist das Eherecht. Hier gilt es aber vor allen Dingen nur langsam, mit Schonung und Bedacht vorzugehen und manches einstweilen ruhig bestehen zu lassen in der berechtigten Erwartung, dass es sich mit der Zeit von selbst verlieren werde. So ist es z. B. mit der Polygamie, die man bei Mohammedanern und Heiden ohne Schaden bestehen lassen kann, die man aber erschweren sollte durch Besteuerung der zweiten und dritten Frau. Denn dass die Polygamie namentlich in ihrer afrikanischen Form ein böses soziales Übel ist, lässt sich nicht leugnen. Auch den ungemein weit verbreiteten Frauenkauf sollte man ja nicht verbieten, denn er ist gewissermassen das Fundament des ganzen Familienlebens bei den meisten Naturvölkern. Aber unter Umständen sollte man auf Herabsetzung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaufpreises bedacht sein. Bürgerliche Eheschliessungen und Ehescheidungen können erst dann eingeführt werden, wenn die Verwaltung so weit ausgebildet ist, dass sie solches auf sich nehmen kann. Man sollte sich hiermit aber nicht beeilen.

Ein besonders schwieriges Gebiet ist auch das Erbrecht. Will man ein Volk sittlich heben, so ist das nicht anders möglich, als dass man das Familienleben hebt, und dies wiederum ist nicht möglich ohne Verbesserung der Stellung des weiblichen Geschlechtes. Bei sehr vielen Naturvölkern wird die Frau nicht als Person, sondern als Sache behandelt. Sie wird beim Tode des Mannes oder Vaters mit vererbt. Hier ist wohl ein Hauptpunkt, wo Wandel geschaffen werden muss, dass eine Witwe also nicht mit vererbt wird, sondern womöglich irgendwie selbst mit erbt. Im übrigen zeigt das Erbrecht in Afrika eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit von für uns zum Teil schwer verständlichen Formen. Bei manchen Stämmen ist es aber offenbar derart, dass es für eine gedeihliche Entwickelung des Familienlebens und der sozialen Verhältnisse ein absolutes Hindernis bildet und also auch unbedingt zu modifizieren ist.

Der Sklavenhandel sollte, soweit die europäische Macht reicht, kurzer Hand abgeschafft und verboten werden. Die Sklaverei dagegen sollte man durch entsprechende Gesetze nur so einschränken, dass sie allmählich verschwinden muss, also, indem man die Möglichkeit für die Sklaven schafft, sich selbst frei zu kaufen und einen Termin festsetzt, nach welchem auch die von Sklaven geborenen Kinder für frei erklärt werden. Auf alle Fälle muss der Übergang von der Sklaverei zur freien Arbeit ganz allmählich stattfinden, sonst wirkt er verderblich.

Manche Erfahrungen anderer Kolonialstaaten auf diesem Gebiet mahnen zur grössten Vorsicht, da sie uns zeigen, dass nicht selten in der besten Absicht getroffene Verordnungen verhängnisvolle Folgen gehabt haben. Eine jede Kolonialmacht aber, welche sich die Förderung des Wohles auch der eingeborenen Bevölkerung ihrer Kolonien zum Ziel gesetzt hat, also nicht nur ihre Erhaltung, sondern auch ihre gedeihliche Entwickelung und Erziehung, wird mit Weisheit und Geduld auch auf dem Gebiet der Rechtspflege sehr viel tun können zur Erreichung dieses Zieles. Eines aber ist ganz gewiss, lässt man das Wohl der Eingeborenen ausser acht, so kann keine Kolonie, wenigstens nicht in den Tropen, auf die Dauer gedeihen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Grundeigentum in den Kolonien.

Von **Chr. von Bornhaupt,** Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Meine Aufgabe sehe ich darin, Ihnen in grossen Zügen den gegenwärtigen gesetzlichen Stand der Bodenfrage in den deutschen Kolonien Afrikas darzulegen, diesem im gewissen Umfang eine Skizze der tatsächlichen Verhältnisse, wie sie in den Kolonien sich gestaltet haben, gegenüberzustellen und hierbei an geeigneten Stellen auf einzelne Umstände hinzuweisen, welche mir einer zweckentsprechenden Entwickelung förderlich bezw. einer solchen nicht günstig zu sein scheinen.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass das Institut international colonial das Bodenproblem in den Kolonien wiederholt zum Gegenstande seiner Verhandlungen gemacht hat. Wenn diese Verhandlungen auch insofern nicht zu bestimmten positiven Resultaten geführt haben, als man sich nicht auf bestimmte Leitsätze geeinigt, vielmehr zum Schluss es ausdrücklich ausgesprochen hat, dass die Frage auch ferner noch als eine offene zu betrachten sei, so ist es doch zweifellos, dass diese Verhandlungen, an denen sich die hervorragendsten Kolonialpolitiker aller Nationen, ich nenne nur Lord Reay, Herrn Chaillet-Bert, Professor Anton u. a. beteiligt haben, keine vergeblichen gewesen sind, dass sie vielmehr nicht bloss eine Fülle von Anregungen gegeben, sondern auch im gewissen Sinne wirkliche leitende Gesichtspunkte zu Tage gefördert haben, die, wenn sie auch nicht unwidersprochen dastehen, doch in hohem Grade geeignet erscheinen, befruchtend auf die weitere Forschung einzuwirken. Aus der grossen Zahl dieser möchte ich mir erlauben, hier nur einen Gesichtspunkt anzuführen, der hierauf um so mehr Anspruch hat, als er gewissermassen als ein historischer Erfahrungssatz gelten kann.

Die allerungünstigsten Resultate in der Bodenfrage sind durch die unveränderte Übertragung europäischer Bodengesetze auf überseeische Gebiete erzielt worden. Die Erfahrung hat vielmehr gelehrt, dass es nur da gelungen ist, Erfolge zu erzielen, wo man bestrebt gewesen ist, bei den im Interesse des kolonisierenden Staates notwendig gewordenen Bodenreformen an die vorhandenen Verhältnisse in möglichst weitgehendem Umfange anzuknüpfen oder, wie Herr Professor Anton in Jena dies in den kurzen Satz zusammenfasst: „keine Revolution, sondern Evolution".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich beschränke mich darauf, einerseits auf die wiederholten Misserfolge der französischen Bodengesetzgebung in Algier, andererseits auf die allerzeit beachtenswerten Erfolge des holländischen Systems in Indien zu verweisen.

Grundlegend für die Bodenfrage in den deutschen Kolonien Afrikas ist der § 2 des Schutzgebietsgesetzes vom 17. April 1886 geworden, durch den für das gesamte bürgerliche Recht, mithin auch für die auf den Grund und Boden bezüglichen Rechtsverhältnisse die Reichsgesetze, das Preussische allgemeine Landrecht und die das bürgerliche Recht betreffenden allgemeinen Gesetze derjenigen preussischen Landesteile, in denen das allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, — für massgebend erklärt wurden.

Dieser erste auf die Bodenfrage bezügliche deutscherseits vollzogene gesetzgeberische Akt stellt sich als eine einfache Übertragung der heimischen Bodenverhältnisse auf die vier ihrem Wesen nach verschiedenen afrikanischen Schutzgebiete dar, und es kann wohl als eine Folge hiervon angesehen werden, dass schon durch die Novelle vom 9. März 1888 diese unveränderte Gesetzesübertragung dahin eingeschränkt wurde, dass hinsichtlich der Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen einschliesslich des Bergwerkseigentums eine von der Bestimmung des Schutzgebietsgesetzes v. J. 1886 abweichende Regelung, nämlich die durch Kaiserliche Verordnung, für zulässig erklärt wurde.

In diesem Rechtszustande ist durch das neue Schutzgebietsgesetz vom 25. Juli 1900 und die Ausführungsverordnung vom 19. November 1900 nichts geändert worden.

Der Grund hiervon liegt darin, dass bereits früher durch Kaiserliche Verordnungen der durch die Novelle vom 9. März 1888 geregelte Rechtszustand auf die einzelnen Schutzgebiete ausgedehnt war.

Als eine eigentümliche Folge dessen, dass das Schutzgebietsgesetz vom 9. März 1888 neben dem Reichsrecht und Preussischen Landrecht auch die gesetzliche Regelung der Materie durch Kaiserliche Verordnung für zulässig erklärte und hierdurch tatsächlich eine einheitliche prinzipielle Grundlage für die Behandlung der Bodenfrage nicht geschaffen wurde, muss es wohl angesehen werden, dass für Ostafrika durch den § 17 der Kaiserlichen Verordnung vom 1. Januar 1891 und für Südwestafrika durch den § 16 der Verordnung vom 10. August 1890 die bezüglichen Vorschriften des Reichsrechts und Preussischen Landrechts ausdrücklich für unanwendbar erklärt wurden, und dass im direkten Gegensatze hierzu in der Folge, und zwar für Ostafrika durch die Kaiserliche Verordnung vom 24. Juli 1894 und für Südwestafrika durch die Kaiserliche Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ordnung vom 5. Oktober 1898 bestimmt wurde, dass für die Rechtsverhältnisse an Grundstücken doch das Preussische Allgemeine Landrecht und insbesondere das Gesetz vom 5. Mai 1872 massgebend sein sollen.

Wenden wir uns hiernach zu den auf die Bodenfrage bezüglichen für die einzelnen Schutzgebiete erlassenen Verordnungen, so empfiehlt es sich, alle diejenigen Materien, deren Bedeutung erst in zweiter Reihe in Frage kommt, wie namentlich das Bergrecht, die Einrichtung der Grundbücher etc., von vornherein aus der Betrachtung auszuschliessen und die Aufmerksamkeit ausschliesslich denjenigen beiden Fragen zuzuwenden, die im Hinblick auf die gegenwärtige Entwickelung der Schutzgebiete unzweifelhaft in erster Reihe das Interesse in Anspruch nehmen. Diese beiden Fragen sind die folgenden:

Welches sind die gesetzlichen Bestimmungen für die Okkupation herrenloser Gebiete und wie ist die Frage des Erwerbs von Grundstücken von den Eingeborenen geregelt?

Bekanntlich liegt eine einheitliche Regelung dieser Fragen für die vier Schutzgebiete zur Zeit noch nicht vor. Von einer einheitlichen Regelung könnte einerseits nur für Kamerun und Ostafrika und andererseits für Togo und Südwestafrika die Rede sein.

Für Kamerun und Ostafrika sind hierauf bezügliche gleichlautende Bestimmungen durch die Kaiserlichen Verordnungen vom 26. November 1895 bezw. 15. Juni 1896 erlassen worden.

Der grundlegende Gesichtspunkt dieser beiden Verordnungen ist der, dass alles Land, vorbehaltlich etwaiger Rechtsansprüche anderer als herrenloses Kronland zu gelten hat, an dem das Eigentum dem Reiche zusteht.

Es ist aber ferner noch der Vorschrift Erwähnung zu tun, dass bei der Besitznahme von Kronland in der Umgebung bestehender Niederlassungen von Eingeborenen Flächen vorzubehalten sind, deren Bebauung oder Nutzung den Unterhalt der Eingeborenen mit Rücksicht auf die künftige Bevölkerungszunahme sichert.

Endlich besteht die Vorschrift, dass bei Überlassung von städtischen Grundstücken, welche mehr als 1 *ha* Fläche haben, sowie von allen ländlichen Grundstücken von seiten Eingeborener an Nichteingeborene zum Eigentum oder in Pacht von längerer als 15jähriger Dauer die Genehmigung des Gouverneurs erforderlich ist.

Zu diesen Verordnungen sind für Ostafrika unter dem 26. und 27. November 1895 und für Kamerun unter dem 17. Oktober 1896 sehr eingehende Ausführungsbestimmungen erlassen worden, die sich u. a. auch auf die Tätigkeit der Landkommissionen beziehen und einen durchaus humanen Charakter tragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Ostafrika ist noch unter dem 4. Dezember 1896 eine besondere Verordnung ergangen, welche die beachtenswerte Vorschrift enthält, dass die Landkommissionen gehalten sind, ausser den von Eingeborenen bepflanzten Grundstücken jedem Dorfe, jeder Gemeinde oder jedem Geschäfte das ungefähr vierfache des wirklich bepflanzten Gebiets in einer für die Landeskultur günstigen Lage und Beschaffenheit zuzusprechen und hierbei nicht engherzig zu verfahren, sondern billigen Wünschen Rechnung zu tragen und eventuell durch Geschenke eine friedliche Auseinandersetzung herbeizuführen.

Der Grundsatz, dass alles Land, auf das niemand ein Recht hat, als Kronland zu betrachten sei, an dem das Eigentum dem Reiche zusteht, gilt in dieser Form weder für Togo, noch für Südwestafrika.

Für diese beiden Schutzgebiete besteht im wesentlichen nur der Grundsatz, dass der Erwerb herrenlosen Landes und der Ankauf und die Pacht von im Eigentum Eingeborener befindlicher Gebiete zu seiner Rechtswirksamkeit der Genehmigung des Gouverneurs bedarf.

Für Südwestafrika besteht nach den angedeuteten beiden Richtungen noch bis zur Stunde ein Verbot und im Falle des Zuwiderhandelns eine Strafandrohung bis zum Betrage von 2000 Mark.

Gewissermassen als Gegensatz zu den für die afrikanischen Gebiete erlassenen Verordnungen wird stets auf die Bodengesetzgebung für Kiautschou verwiesen — und dies insofern mit einem gewissen Recht, als uns hier ein grundsätzlich geregeltes Bodensystem entgegen tritt. Von einem solchen kann hinsichtlich der afrikanischen Gebiete bisher noch nicht die Rede sein.

In Kiautschou ist ein Bodensystem zur praktischen Geltung gelangt, das dem Wesen nach u. a. auch den Lehren Henry Georges entspricht, wie er sie in seinem Werke: „Fortschritt und Armut“ dargelegt hat. Der Gedanke, dass der Staat einen gerechten Anspruch auf die Zuwachsrente habe, der Gedanke der Aneignung dieser Rente durch Besteuerung ohne Einziehung des Bodens, ist hier in die Tat umgesetzt und es erklärt sich hieraus der lebhafte Beifall, mit der die Partei der Bodenreformer, aber nicht diese allein, diesen gesetzgeberischen Akt begrüsst hat. Ich verweise auf die von Herrn Damaschke verfasste Schrift: „Kamerun oder Kiautschou“.

Ob das für Kiautschou gewählte System in allen Stücken sich als zweckmässig bewähren wird, ob sich nicht Abänderungen nach der einen oder anderen Richtung als notwendig herausstellen werden, wird die Erfahrung lehren; das lässt sich aber schon jetzt sagen, dass das in seiner Art einzig ausgearbeitete System den ganz besonderen Verhältnissen, wie sie in Kiautschou bestehen, überaus glücklich angepasst ist und dass auch die Hoffnung auf für den Staat günstige finanzielle Resultate berechtigt scheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Möglichkeit, dieses System in den afrikanischen Kolonien einzuführen, dürfte zur Zeit ausgeschlossen sein, dagegen scheint es mir wohl der Erwägung wert, ob nicht mit einem anderen Bodensystem, und zwar zunächst in den Staatsländereien der afrikanischen Gebiete sich ähnliche Erfolge erzielen liessen, wie mit dem in Kiautschou zur Anwendung gelangten.

In den afrikanischen Schutzgebieten ist für den Erwerb von Bodenflächen als alleiniger Rechtstitel der des Eigentums und der Pacht gewählt worden. Die Veranlassung hierzu dürfte wohl in dem Umstande zu erblicken sein, dass das für die Kolonien massgebend gewordene Preussische Landrecht eben keinen anderen Erwerbstitel kannte und dass insbesondere das Rechtsinstitut des Erbpachtrechts, der Erbzinsleihe (Emphyteuse) schon seit dem Jahre 1850 nicht mehr für Preussen existierte. Es scheint mir doch wohl der Erwägung wert, ob sich nicht gerade dieses Rechtsinstitut, das auch von den Niederländern in den Voeste gronden Javas mit erst zwanzig, dann 75jähriger Dauer zur Anwendung gelangt — mit entsprechenden Abänderungen für das eine oder andere unserer tropischen Schutzgebiete, und zwar für die Staatsländereien eignen dürfte.

Die Vorzüge dieses, dem Eigentumsrechte nahe verwandten dinglichen Rechts, scheinen mir beachtenswert zu sein.

Das Erbpachtrecht lässt sich den in überseeischen Gebieten vorhandenen Anschauungen über Bodenverhältnisse bis zu einem gewissen Grade anpassen.

Mir schweben hier nur beispielsweise die zum grossen Teil auf islamitischem Recht sich gründenden Bodenverhältnisse im Küstengebiet Deutsch-Ostafrikas vor, nach denen bis zur deutschen Besitzergreifung sich der Grund und Boden im Eigentum des Sultans befand und die Eingeborenen als erbliche und verfügungsfähige Besitzer zur Zahlung einer Bodensteuer verpflichtet waren.

Das Erbpachtrecht entzieht nicht den Grund und Boden völlig der Einwirkung des Staates wie das Eigentum, es gibt vielmehr dem Grundherrn durch das demselben zustehende Vorkaufsrecht, durch das Einspruchsrecht gegen Parzellierungen, durch das Recht im Falle der Deteriorierung den Pächter zu entfernen, die Möglichkeit auch die fernere Entwickelung der einzelnen vergebenen Parzellen im Auge und in der Hand zu behalten. Dies scheint mir für Gebiete, die erst der Kultur entgegengeführt werden sollen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung zu sein.

Das Erbpachtrecht gewährt dem Staate eine durch die hypothekarische Belastung nicht gefährdete Einnahme aus dem Grund und Boden und würde den Staat in den Stand setzen, im Verkaufsfalle sich ähnlich wie in Kiautschou an der Zuwachsrente einen ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechenden Anteil zu sichern. Im übrigen gibt es dem Staate die Möglichkeit, der Eigenart des Grundstücks entsprechend das Rechtsverhältnis so zu gestalten, wie es den Interessen des Ganzen und der kulturellen Zweckbestimmung des Grundstücks entspricht.

Es ermöglicht endlich jederzeit den Übergang zum Eigentum und würde einer ähnlichen Entwickelung der Bodenverhältnisse wie in Preussen nicht hinderlich sein.

Im allgemeinen wird man sagen müssen, dass die schwierigeren Probleme der Bodenfrage, deren Lösung anderen Kolonialstaaten obliegt, wie die Ergreifung von Massregeln gegen den Bodenwucher, gegen die Verschwendungssucht und den unwirtschaftlichen Sinn der Eingeborenen, die Schaffung eines den besonderen Kulturinteressen sich anpassenden Hypothekensystems u. s. w., für uns noch nicht von aktueller Bedeutung sind.

Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, dass das in den deutschen Kolonien zur Anwendung gelangende Bodensystem sich als ein überaus einfaches darstellt und dass dasselbe seinem Wesen nach sich etwa, wie folgt, charakterisieren lässt.

Soweit der Boden sich als herrenlos ergibt, macht der Staat sein Recht auf denselben geltend und erklärt die Gebiete entweder zum Kronland oder veräussert sie an Unternehmer oder Gesellschaften in kleineren Parzellen oder grösseren Gebieten, den Eingeborenen überweist er die Reservate, die so reichlich bemessen sind, dass sie auch der zukünftigen Volksvermehrung Rechnung tragen.

Ob dieses durch die tatsächlichen Verhältnisse in den vier Schutzgebieten bedingte Verfahren überhaupt als ein System zu bezeichnen ist, kann füglich dahingestellt bleiben. Gegenüber der Tatsache, dass von sämtlichen in Afrika Kolonialpolitik treibenden Staaten mit geringen Abweichungen dasselbe System zur Anwendung gelangt, dürfte es schwierig sein, begründete Einwände gegen dasselbe zu erheben. Jedenfalls liegt der Schwerpunkt der Frage weniger im System, als vielmehr darin, wie dasselbe praktisch zur Durchführung gelangt und ob durch die praktische Handhabung den Hauptinteressenten gebührend Rechnung getragen wird. Als Hauptinteressenten in dieser Frage ergeben sich der Staat selbst, das ganze Unternehmertum und die Eingeborenen.

Ich glaube, dass in der von mir skizzierten massgebenden Stellung, welche dem Gouverneur, als dem obersten Beamten des Schutzgebietes, in der Bodenfrage eingeräumt ist, auch eine Bürgschaft dafür liegt, dass den verschiedenen Interessen die ihnen gebührende Berücksichtigung zu teil wird.

Unzweifelhaft wird man dies aber auch hinsichtlich des gesamten Unternehmertums sagen können, und ebenfalls hinsichtlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Eingeborenen, deren Interessen eine überaus sorgfältige gesetzliche Regelung gefunden haben.

Eine Erörterung macht meines Erachtens nur die Frage nötig, ob dies auch hinsichtlich des Staatsinteresses der Fall ist und ob durch die Handhabung des Systems dem Staate diejenige massgebende Stellung gewahrt ist, auf die er Anspruch hat.

Diese Frage ist wiederholt verneint worden und zwar stets durch den Hinweis auf die grossen Landkonzessionen und insbesondere den Umstand, dass übergrosse zusammenhängende Landkomplexe, wie beispielsweise die Küstengebiete von Ostafrika und Südwestafrika, sich im Privatbesitz befinden und dass hierdurch das Interesse des Staates beeinträchtigt und auch der Betätigung desselben auf wirtschaftlichem Gebiete, insbesondere der Bodenfrage Schranken gezogen seien.

Da der Inhalt und Charakter der erteilten Landkonzessionen ein verschiedenartiger ist und ich selbstredend nicht die Absicht habe, in eine Kritik der einzelnen Konzessionen einzutreten, möchte ich mir erlauben, hier nur grundsätzlich die Frage zu erörtern, wie das Verhältnis zwischen dem Staat und den Gesellschaften zu gestalten sei, damit das Interesse des Ganzen nicht Schaden nehme.

Zweifellos muss jede unserer Kolonien als ein Staatsorganismus angesehen werden, der den Charakter des Kulturrechtsstaates trägt. Hieraus folgt, dass die gesetzliche Regelung der Bodenverhältnisse und die ganze hierauf bezügliche Tätigkeit des Staates sich als einer der wesentlichsten Bestandteile des dem Staate zustehenden Hoheitsrechts der inneren Staatsverwaltung darstellt, dass der Staat allein berufen ist, sich auf diesem Gebiete zu betätigen, dass er hierzu das Recht und die Pflicht hat und nicht dulden darf, dass neben ihm auf die Gestaltung dieser Verhältnisse noch andere Organe Einfluss gewinnen. Am allerwenigsten scheinen hierzu die Gesellschaften berufen, die in allen wirtschaftlichen Fragen selbst Partei sind und für die als Erwerbsgesellschaften der Regel nach in erster Reihe das eigene Interesse und erst in zweiter Reihe das der Gesamtheit in Frage kommt.

Soll nun der Staat in dem ihm zustehenden Hoheitsrechte keine Beeinträchtigung erfahren, so ergeben sich für die den Gesellschaften zu erteilenden Konzessionen eine Anzahl von Erfordernissen, die ich hier nicht alle anführen möchte, zu denen aber auch insbesondere das gehört, dass die im öffentlichen Interesse notwendigen Vorbehalte klar und deutlich zum Ausdruck gelangen müssen.

Insbesondere scheint es auch erforderlich, dass die Zwecke der Gesellschaften vom staatspolitischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte präzise formuliert sind, dass der übernommenen Pflichten in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klarer Weise Erwähnung geschieht und auch der Termine, innerhalb welcher diesen Verpflichtungen zu entsprechen ist.

Meine Ansicht geht dahin, dass die Gesellschaften durch zu weit gehende Befugnisse oder Unklarheiten und Lücken in den Konzessionen nur zu leicht die Macht gewinnen, in ihren Gebieten auf die Gestaltung wirtschaftlicher Fragen von allgemeinem Interesse, wie auf die Eingeborenenfrage, auf die Siedelungsfrage, auf Eisenbahnfragen, auf die Bodenfrage im weiteren oder engeren Sinne einzuwirken und sie in ihrem Interesse zu gestalten und dass — soweit dies geschieht und der Staat nicht den Willen oder die Macht hat, hiergegen einzuschreiten — eine Beeinträchtigung des Staates in seinem Hoheitsrecht Platz greift, die dem Interesse des Ganzen nicht förderlich sein kann.

Es ist die Frage aufgeworfen worden: „Staat oder Gesellschaft in den Kolonien?“ Und diese Frage ist zu Gunsten des Staates beantwortet worden. Ich glaube, dass wenigstens in den tropischen Kolonien Afrikas das Kolonisationswerk ohne die Gesellschaften nicht möglich ist und dass die aufgeworfene Frage anders zu beantworten sei, etwa dahin, dass die Grenzen zwischen Staat und Gesellschaften möglichst eingehend und präzise zu ziehen sind, damit der Staat gegen eine mit den Interessen des Ganzen nicht in Übereinstimmung stehende Betätigung der Gesellschaften jederzeit einzuschreiten in der Lage ist.

Bekanntlich sind unter dem 28. März 1899 für den französischen Kongo Kronland- und Forstgesetze und im Anschluss hieran das sogenannte Cahier des charges ergangen. Wenn auch ich die gegen diese Gesetze erhobenen Bedenken in gewissem Umfange teile, so scheint es mir doch zweifellos, dass in diesen Gesetzen das grundsätzliche Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaften mit einer Klarheit und Schärfe zum Ausdruck gelangt ist, die ich als mustergiltig bezeichnen möchte.

Übersehen ist hier nichts, und hierauf scheint es mir anzukommen.

Es ist hier noch darauf hinzuweisen, dass in dem bezüglichen Gesetzesmaterial kaum irgendwo der Regalien des Staates Erwähnung geschieht, deren es doch eine ganze Anzahl gibt, wie beispielsweise das Recht der ausschliesslichen Fischerei, der Wildflösserei, der Benutzung der Wasserkraft zum Mühlenbetrieb und zu anderen Zwecken, der Errichtung von Fähren u. s. w. Da sich grosse zusammenhängende Landkomplexe im Privatbesitz befinden, scheint mir eine gesetzliche Regelung dieser Fragen um so unvermeidlicher, als doch weder die hierüber in Preussen bestehenden Rechtsvorschriften, noch die gemeinrechtlichen ohne weiteres in den Kolonien Geltung haben dürften.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als ein weiteres, im Interesse des Staates liegendes Erfordernis ist es ferner stets anerkannt worden, dass der unmittelbaren Verfügung des Staates entsprechend umfangreiche Gebiete in den Kolonien vorzubehalten seien.

Diesem Gesichtspunkte gemäss ist in den Verordnungen über Kronland für Ostafrika und Kamerun auch die Bestimmung aufgenommen worden, dass genügende Flächen für öffentliche Zwecke zu reservieren und insbesondere Waldbestände und schiffbare Ströme und Flüsse von der Veräusserung auszuschliessen seien. Auch besteht die Vorschrift, dass dem Staat das Recht vorzubehalten sei, das zu Wegen, Eisenbahnen, Kanälen, Telegraphenanlagen und anderen öffentlichen Einrichtungen erforderliche Land gegen Ersatz des den Berechtigten wirklich entstandenen unmittelbaren Schadens zurückzunehmen. Inwieweit den erwähnten gesetzlichen Bestimmungen tatsächlich Rechnung getragen ist, darüber wird sich erst dann ein Urteil gewinnen lassen, wenn die Arbeiten der Landkommissionen vorliegen werden, was zur Zeit noch nicht der Fall ist.

Es fragt sich, ob durch diese Bestimmungen dem Bedürfnisse des Staates nach entsprechend grossem Landbesitz gebührend Rechnung getragen ist.

In den nichtdeutschen Kolonien Afrikas gilt nicht bloss uneingeschränkt der Grundsatz, dass herrenlose Gebiete Staatseigentum seien, sondern auch die Tendenz, dass die Kolonialverwaltungen sich nicht ohne greifbare Vorteile grosser Bodenflächen, gewissermassen ganzer Landesteile zu entäussern pflegen.

Dieser Tendenz liegt die richtige Erkenntnis zu Grunde, dass es das Ziel jeder Kolonialverwaltung sein muss, sich finanziell unabhängig vom Mutterlande zu stellen und dass sich als Mittel hierzu unter anderem auch umfangreicher Landbesitz in der Hand des Staates empfiehlt.

Es kommt aber auch meines Erachtens in Frage, dass doch der zukünftigen Entwickelung der Kolonie, die sich ihrem ganzen Umfange nach jeweilig garnicht übersehen lässt, Bodenflächen in gewissem Umfange vorzubehalten sind, dass der Staat es selbst auch einmal für zweckmässig halten könnte, wie in Niederländisch-Indien gewisse Kulturen selbst in die Hand zu nehmen, und dass es unzweifelhaft lähmend auf die ganze Staatstätigkeit wirkt, wenn der Staat bei allen Massnahmen, die irgendwie mit dem Grund und Boden zusammenhängen, stets auf den zeitraubenden und kostspieligen Enteignungsweg angewiesen ist. Vor allen Dingen darf aber niemals aus dem Auge verloren werden, dass der Grund und Boden sich allezeit als eine günstige Kapitalanlage für den Staat herausgestellt hat, und dies ganz besonders in Kolonien, wo erfahrungsmässig nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu häufig nie geahnte Wertsteigerungen des Grund und Bodens eingetreten sind.

Hiernach möchte ich nur noch Ihre Aufmerksamkeit auf einige die Bodenfrage betreffende Momente richten, welche sich speziell auf die Schutzgebiete von Ostafrika, Südwestafrika und Kamerun beziehen.

Für die Bodenfrage in Ostafrika ist es zweifellos von der grössten Bedeutung, dass das der Ostafrikanischen Gesellschaft zustehende Recht der Besitzergreifung herrenlosen Landes im Küstenstreifen von zehn Seemeilen und in den vier Landschaften Usagara, Nguru, Useguha und Ukami zur Zeit nur noch geringe praktische Bedeutung hat. Auf diesen Gegenstand hier einzugehen, möchte ich mir aus dem Grunde erlauben, weil derselbe, soweit mir bekannt, noch nicht eine kurze zusammenfassende Darstellung gefunden hat.

Bekanntlich erhielt ja schon das Reich durch den Vertrag vom 20. November 1890 das Recht, in diesen Gebieten herrenlose Grundstücke, soweit solche zu öffentlichen Bauten im Interesse der Verwaltung und der Sicherung der Küsten und des Schutzgebiets erforderlich waren, durch Okkupation zum Eigentum zu erwerben. Augenscheinlich war jedoch dies nur auf dem Enteignungswege möglich, denn das für das Schutzgebiet unter dem 15. Juni 1894 erlassene Enteignungsgesetz sprach es im § 1 ausdrücklich aus, dass auch für die Besitzergreifung herrenlosen Landes das durch die Verordnung normierte Enteignungsverfahren Platz zu greifen habe.

Ein gänzlich veränderter Zustand ist durch die zwischen dem Reiche und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft abgeschlossenen Verträge herbeigeführt worden: Für das Panganigebiet, wie es durch den auf die Usambarabahn bezüglichen Vertrag vom 3. August 1891 begrenzt wird, hat das Reich die Gebietshoheit und das Recht auf Okkupation herrenloser Gebiete erlangt.

Ferner hat durch den Vertrag vom 5. November 1894 die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gegen Zusicherung gewisser Vorteile auf die Okkupation nicht im Privatbesitz befindlicher Wälder zu Gunsten des Reichs verzichtet, und es ist ferner durch den Vertrag vom 10. Juni 1894 folgendes festgestellt worden:

1. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat für alle Orte, in denen sich Hauptzollämter oder Stationen befinden bezw. Stationen errichtet werden — in einem Umkreise von 3 *km* vom Mittelpunkt des betreffenden Platzes — und für Orte, in denen Nebenzollämter sich befinden, in einem Umkreise von einem Kilometer auf das ihr zustehende Okkupationsrecht verzichtet;

2. sie hat ferner zu Gunsten des Gouvernements auch auf die Okkupation derjenigen Terrains verzichtet, welche zur Herstellung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von im öffentlichen Interesse erforderlichen Anlagen, Eisenbahnen und Bahnhöfen, öffentlichen Wegen, Kanälen, Hafenanlagen etc. erforderlich sind;

3. sie hat sich endlich verpflichtet, in allen ihrem Okkupationsrecht unterworfenen Landstrichen Land für Ansiedler und Pflanzer zum Zwecke sofortiger Besiedelung zu angemessenen Preisen herzugeben.

Man wird in der Tat zugeben müssen, dass durch diese Vereinbarungen ein Zustand geschaffen ist, von dem man sagen kann, dass er nach Umständen den Interessen des Staates Rechnung trägt. Man wird aber auch weiter sagen können, dass durch diese Verträge die tatsächlichen Grundlagen geschaffen sind für die im Interesse des Schutzgebiets so dringend notwendige Feststellung und Katastrierung der Besitzverhältnisse im Küstengebiet der Kolonie. Auf die grosse Bedeutung dieser Feststellung ist schon im Jahre 1893 von dem eben verstorbenen Kommerzienrat Oechelhäuser hingewiesen worden unter Hinweis auf die ernsten Gefahren, die eine Fortdauer des Zustandes der Ungewissheit mit sich bringt. Auch im Frühjahr dieses Jahres ist im Reichstage der Aufgaben der Landkommissionen Erwähnung geschehen.

Berücksichtigt man nur beispielsweise, dass durch das Gesetz vom 1. November 1897 über die Häuser- und Hüttensteuer eine verschiedene Besteuerung für auf fiskalischen und für auf anderen Grundstücken errichtete Gebäude angeordnet worden ist, so bedarf es wohl kaum eines weiteren Hinweises, welche eminent praktische Bedeutung eine Regelung dieser Frage allein im Hinblick auf die Besteuerung hat.

Es darf aber auch nicht übersehen werden, dass sich die ganze wirtschaftliche Erschliessung des Schutzgebietes von der Küste aus vollzieht und dass doch erst nach Klarlegung der tatsächlichen Besitzverhältnisse daselbst daran gedacht werden kann, weitere wirtschaftliche Massnahmen und insbesondere solche, die sich auf die Bodenfrage beziehen, zu treffen.

Hierbei dürfen selbstredend die ausserordentlichen Schwierigkeiten, die durch die eigenartigen Besitzverhältnisse im Küstengebiet vorliegen, nicht übersehen werden. Auf diese ist seinerzeit von Herrn Professor von Stengel in überzeugender Weise hingewiesen worden. Tatsächlich scheint mir diese Angelegenheit eine der wichtigsten und dringendsten für das Schutzgebiet zu sein, denn um die Entwicklung desselben zu fördern, muss man doch vor allen Dingen wissen, welche Gebiete Kronland sind und welche sich im Privateigentum bezw. Eigentum der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft befinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine hierauf bezügliche Relosution wird noch heute dem Kongress zur Beschlussfassung vorliegen.

Eine Besprechung der Bodenfrage in Südwestafrika ist meines Erachtens nicht möglich, ohne gleichzeitig die Siedelungsfrage mit in die Betrachtung zu ziehen. Gilt doch mit Recht die Siedelung deutscher Auswanderer als die eigentlichste Zweckbestimmung der Kolonie. Im Hinblick auf die überaus erschöpfende Behandlung, welche die erwähnten beiden Fragen soeben anlässlich des Antrages der Abteilung Meiningen in der Deutschen Kolonialgesellschaft gefunden haben, möchte ich meinen hierauf bezüglichen Standpunkt nur in aller Kürze skizzieren.

Die Angaben des Herrn Konsuls Vohsen hinsichtlich des Umfanges des zur Zeit noch für die Siedelung verwendbaren Landes (des Kronlandes und der Reservate) halte ich für zutreffend und stimme mit Herrn Konsul Vohsen auch darin überein, dass der Grund der unbefriedigenden Resultate in der Siedelungsfrage nicht am Mangel an Land liegt. Meines Erachtens kann eine Massensiedelung für Deutsch-Südwestafrika überhaupt niemals in Frage kommen, vielmehr wird das Mass der Siedelung stets von dem jeweiligen Umfang des für die Siedelung durch Wasseranlagen und sonstige wirtschaftliche Einrichtungen gehörig vorbereiteten Landes abhängig sein.

Auch die Gesellschaften für den Misserfolg verantwortlich zu machen, trifft nicht den Kern der Sache. Unbedingt wird man sagen müssen, dass die Siedelungsgesellschaft und auch die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, soweit letztere überhaupt in Frage kommt, das Ihrige, und noch weit mehr als das, getan haben. Die beiden englischen Gesellschaften haben wohl das Recht, nicht aber die Pflicht zur Siedelung, und will man durchaus einen Vorwurf erheben, so könnte dieser nur allein die Hanseatische Land- und Minengesellschaft treffen, denn diese hat allerdings nach ihrer Konzession vom 11. August 1893 (§ 8, Punkt 3) die Verpflichtung übernommen, „darauf hinzuwirken, geeignete Ansiedler zu gewinnen und ihnen Farmen in angemessener Grösse kauf- oder pachtweise zu überlassen."

Der Grund des unbefriedigenden Ergebnisses liegt meiner Überzeugung nach allein in dem offenbaren Mangel an Reiz, den das südwestafrikanische Schutzgebiet für den deutschen Auswanderer hat. Der bemittelte Auswanderer wählt sich andere Gebiete, und der die überwiegende Mehrheit bildende unbemittelte Auswanderer kommt für Südwestafrika überhaupt nicht in Frage.

Dieses Hindernis zu überwinden, wird auch allein durch Errichtung von Stau- und Wasseranlagen nicht gelingen, es lässt sich nur dann beseitigen, wenn derselbe Weg eingeschlagen wird, den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

andere Staaten beschritten haben, die ein zur Zeit für den Auswanderer wenig verlockendes Gebiet, doch als Siedelungsgebiet ins Auge fassten — nämlich durch zweckentsprechende Unterstützung der Auswanderer.

Die verschiedenen russischen Kolonisationen wären ohne solche niemals gelungen und ebenso wenig die französische Kolonisation in Algier. Frankreich hat in den Jahren 1871—1884 nicht weniger als 66 Millionen Francs für die Kolonisation verausgabt, das macht pro Landlos 5000 Francs.

Welche Massnahmen hier im einzelnen zu treffen sind, ohne in den Fehler der Aufmunterung zur Auswanderung zu verfallen, das bildet ein Kapitel für sich und richtet sich auch nach dem Charakter des Landes und der Qualität der Anzusiedelnden.

Fasse ich die bisherigen Siedelungsresultate in Südwestafrika ins Auge, so muss ich bei voller Würdigung dessen, was die Siedelungsgesellschaft geleistet, doch der von der Regierung vollzogenen aus dem Grunde den Vorzug geben, weil sie zu den niedrigsten Verkaufspreisen Land abgegeben hat, weil das Ansiedlermaterial (ehemalige Mitglieder der Schutztruppe) als ein geeignetes bezeichnet werden muss, und weil sie, wenn auch in sehr beschränktem Masse, es doch ermöglicht hat, Land kostenlos zu vergeben und Ansiedelungsbeihilfen zu gewähren.

Das alles kann Erwerbsgesellschaften nicht zugemutet werden; ich kann daher eine Lösung der Siedelungsfrage in Deutsch-Südwestafrika allein in dem Umstande erblicken, dass die Regierung selbst der Hauptsache nach das Siedelungswerk in die Hand nimmt. Der dem Kongress zur Beschlussfassung vorliegenden Resolution IX kann ich mich nur im ganzen Umfange anschliessen.

Wenn für eins der afrikanischen Schutzgebiete es von ganz besonderer Bedeutung ist, dass dem Staate entsprechend grosse Bodenflächen zur Verfügung stehen, so ist es wohl Südwestafrika, denn unwidersprochen ist die Zukunft des Schutzgebiets in hervorragendem Masse von der Bewässerungsfrage abhängig, und hierzu sind grosse Bodenflächen erforderlich, und unwidersprochen hat das Schutzgebiet doch nur dann einen Wert, wenn die Siedelung mit deutschen Einwanderern gelingt. Auch hierfür ist die Voraussetzung, entsprechend grosse Landgebiete zur Verfügung des Staates.

Dass ein Enteignungsgesetz, wie es für Ostafrika bereits seit dem Jahre 1894 besteht, für Deutsch-Südwestafrika dringendes Bedürfnis ist, bedarf im Hinblick auf die Gebietsverteilung, wie sie im Augenblick besteht, keiner weiteren Begründung.

Hinsichtlich der beiden in Kamerun erteilten grossen Landkonzessionen beziehe ich mich auf die von mir erörterten allgemeinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesichtspunkte. Meine Bedenken richten sich angesichts der Ihnen bekannten Vorgänge im französischen Kongo und im Kongostaat gegen die ungeheure Grösse der beiden Konzessionen, nach denen die wirtschaftliche Erschliessung von etwa ein Drittel des Schutzgebiets, wie sie durch Eisenbahnen und Wegebau, durch Anlage von Plantagen, Faktoreien, gewerblichen und Plantagenbetrieb vor sich zu gehen pflegt, wenn auch nicht de jure, doch de facto zweien Gesellschaften monopolistisch übertragen worden ist.

Ich halte die Befürchtung, dass hierdurch eine Beeinträchtigung jeder Art von Konkurrenzunternehmungen und auch der berechtigten Interessen der Eingeborenen nur zu leicht eintreten kann, für berechtigt.

Als eine der Kaiserlichen Verordnung vom 15. Juni 1896 zwar entsprechende, aber mit dem humanen Geist derselben doch gewissermassen im Widerspruch stehende Bestimmung in der Konzession der Nordwestkameruner Gesellschaft möchte ich die im § 2 derselben enthaltene bezeichnen, nach welchem die Gesellschaft das Recht hat, selbst das herrenlose Land aufzusuchen, mit den Eingeborenen und Beteiligten wegen Überlassung von Land Abkommen zu treffen und solches Land in Besitz zu nehmen.

Wenn auch diese Befugnis nur eine vorläufige ist und so lange währt, bis die Landkommissionen ihre Tätigkeit begonnen haben und dann eine staatliche Kontrolle eintritt, so kann doch als Erfahrung gelten, dass durch Verträge, denen die Besitzergreifung folgt, tatsächliche Verhältnisse geschaffen werden, an denen nachträglich sich kaum noch etwas ändern lässt, besonders wenn ein langer Zeitraum vergeht, ehe die Landkommissionen an ihre Arbeit gehen. Es ist ja noch kürzlich darauf hingewiesen worden, dass angeblich die Eingeborenenreservate mit $1\,^1/_2$—5 *ha* pro Familie gegenüber dem Landbesitz der Pflanzungsgesellschaft Victoria zu gering bemessen seien. Hierin sind wohl die Anfänge eines Konfliktes zu erblicken, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist.

In der Folge sind neuerdings den Eingeborenen bei diesen Auseinandersetzungen mit der Victoriagesellschaft geeignete Beiräte zugegeben, und es ist auch eine Landkommission in das Schutzgebiet entsandt worden.

Es wirft sich die Frage auf, ob es sich nicht empfehlen dürfte, den Eingeborenen gegenüber den beiden grossen Gesellschaften von vornherein einen ähnlichen Beistand zu gewähren wie der Gesellschaft Victoria gegenüber. Handelt es sich doch hier um eine Frage, die für deren Existenz von weittragendster Bedeutung ist Dass der Kongostaat seinerzeit diesem Gesichtspunkte nicht gebührend Rechnung getragen hat, ist demselben zum Vorwurf gemacht worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dem Vorstehenden möchte ich mir nur noch die Bemerkung gestatten, dass der Zweck meiner Darlegungen im wesentlichen der war, die Aufmerksamkeit der Kolonialpolitiker wieder einmal auf die hochwichtige Bodenfrage in unseren Kolonien zu richten. Welche Bedeutung diese Frage hat, wird wohl am besten durch einen Ausspruch des Herrn Professors Rathgen dargetan, der mit Recht gesagt hat, dass der Wert der Kolonien in ihrem Boden liege und dass die Behandlung der Bodenfrage über den Charakter der Kolonialpolitik entscheide, dass aber die Ordnung der Landbesitzverhältnisse in einer Kolonie die elementarste Aufgabe sei, die für die spätere Entwickelung entscheidend ist.

Um Vorschläge zu machen, wie in Zukunft in der Bodenfrage vorzugehen sei, würde es einer detaillierten, alle einschlägigen Verhältnisse berührenden Darlegung bedürfen. Hierzu ist hier um so weniger der Ort, als die zu mâchenden Vorschläge hinsichtlich der einzelnen Schutzgebiete sich sehr verschieden gestalten dürften.

Als meinen Darlegungen entsprechende Gesichtspunkte möchte ich die folgenden bezeichnen:

1. Die Tätigkeitsgebiete des Staates und der Landgesellschaften sind möglichst eingehend und präzise festzustellen.
2. In jedem Schutzgebiete muss ein entsprechend grosser Teil der Bodenfläche der Verfügung des Staates vorbehalten bleiben.
3. An der Wertsteigerung des Bodens gebührt dem Staat ein Anteil.
4. In den tropischen Schutzgebieten Afrikas empfiehlt sich für die Übertragung von Staatsländereien eine dem Prinzip des Erbpachtrechts nachgebildete Form.

Landmesser **Eichholtz,** Lippstadt: Herr v. Bornhaupt hat die rechtliche Seite der Bodenfrage meines Erachtens in vorzüglicher Weise erschöpfend behandelt, aber vielleicht empfiehlt es sich doch, mit Hinsicht auf die volkswirtschaftliche und technische Seite der Frage, noch etwas weiter zu gehen und praktische Vorschläge zu bringen. Die Bodenreformer, zu denen ich mich zähle, erhoffen von der allgemeinen Einführung einer Grundsteuer nach dem Enteignungskaufwerte — mag derselbe in den Kolonien zunächst auch nur so hoch sein, dass die Unkosten gedeckt werden — eine Verbesserung der Landordnung. Unter allen Steuern kann die Grundsteuer die gerechteste Steuer sein, deshalb treten wir für diejenige Grundsteuerart ein, welche am entwickelungsfähigsten ist, insofern sie beweglich ist, welche grossen Schwankungen nicht unterliegt, welche individualisiert, leistungsfähig, doch leicht zu tragen ist und dem Staat und der Gemeinde das ihnen geschichtlich und rechtlich zustehende Ober-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

recht über den Boden wiedergibt. Die Grundsteuer fasse ich als eine dem Staat zu zahlende geringfügige Pacht auf. Im übrigen wollen die Bodenreformer nicht die Arbeit treffen, sondern nur den unverdienten Wertzuwachs; sie wollen nicht den Eigentümer ausräuchern, wohl aber unbedingt die Ausnutzung des Bodens zu rein kapitalistischen Zwecken behindern. Grund und Boden, Kapital und Arbeit sind die Grundlagen der Volkswirtschaft. Arbeit und arbeitsvolles Kapital seien steuerfrei, arbeitsloses Kapital und Grund und Boden seien steuerpflichtig. Es ist Ihnen bekannt, dass das Reichsmarineamt bezüglich Kiautschous auf ungefähr demselben Standpunkt steht. Sie wenden vielleicht mit Herrn von Bornhaupt ein, dass dort andere Verhältnisse vorliegen als z. B. in Afrika, wo fast rein landwirtschaftlicher Betrieb vorhanden ist, Sie wenden vielleicht auch ein, dass man in Afrika überhaupt noch kaum oder doch nur hier und da von Bodenwerten sprechen kann, und doch steigen die Werte auch dort stetig. Die Millionen, welche für öffentliche Zwecke durch unsere Regierung geopfert werden, sie kommen auch dort nach Mitteilungen des Gouvernements von Deutsch-Südwestafrika zum Ausdruck in einer klar erkennbaren Steigerung des Bodenwertes. Dieser Gewinn der afrikanischen Grundbesitzer ist der arbeitslose, er ist durch Zuwachssteuer auf Grund der einfachen Grundsteuer dem Staate wieder nutzbar zu machen, während derjenige Gewinn, welcher durch Bodenverbesserungen der Besitzer hervorgebracht wird, steuerfrei bleiben soll. Ein Beispiel mag dies erklären: Ein Grundstück von 1 *ha* ist für 1 Mk. gekauft. Eine Eisenbahn, also eine Geldanwendung der Allgemeinheit, wird angelegt, dadurch steigt der Grundstückswert auf 1000 Mk. Das gibt nach den Grundsätzen von Kiautschou für den Staat eine Zuwachssteuer von 333 Mk., also bleiben für den Besitzer noch 666 Mk. unverdienter Reingewinn. Der Besitzer legt danach für 500 Mk. eine Bewässerungsanlage an und erreicht dadurch eine arbeitsvolle, daher steuerfreie Wertsvergrösserung für sein Grundstück von 1000 Mk. Sonach beträgt der Enteignungskaufwert der Fläche 2000 Mk., wovon 1000 Mk. grundsteuerpflichtig, 1000 Mk. grundsteuerfrei sind. Solche Verhältnisse liegen in allen Kolonien vor, die Einführung der Grundsteuer ist daher in allen Kolonien möglich und notwendig, soweit die Besitzverhältnisse klar sind; mögen die Flächen und Werte nun gross oder klein sein.

Die Hebung der Zuwachssteuer kann entweder gleich oder nur beim Verkauf erfolgen und würde dann, im Gegensatz zu Kiautschou, allein durch den Käufer zu tragen sein, oder in der Weise, dass vom Zuwachskapital, soweit es steuerpflichtig ist, bis zum Verkaufe jährliche Zinsen als Steuer zu zahlen sind. Diese Zinsen werden selbstverständlich diejenigen Gesellschaften, welche jetzt nur allein auf die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zuwachsrente spekulieren, veranlassen, Wirtschaft zu treiben, zu verpachten oder zu verkaufen. Auch können Abstufungen der Zuwachssteuer z. B. zu 50, 33$^1/_3$, 10 pCt. gebildet werden, welche den kleinen Ansiedler und das Kleinkapital bevorzugen. Dagegen empfiehlt sich die Einführung progressiver Grundsteuern schwerlich. Ich bemerke zu dem Vorgesagten noch ausdrücklich, dass die Zuwachssteuer keine Grundsteuer, sondern eine Kapitalsteuer ist.

Wo Gesellschaften jetzt Steuerfreiheit geniessen, müssen diese Rechte genau so abgelöst werden, wie die Grundsteuerfreiheit der mediatisierten Fürsten und Standesherren abgelöst ist. Traurig genug bleibt es, dass so etwas nötig wird, aber es erscheint dies als der einzig richtige Weg, um die Schäden zu beheben, welche die Konzessionsgesellschaften der Entwickelung der Kolonien eingestandenerweise bringen.

Sie können also hiernach nicht mit gutem Gewissen den Einwand machen, dass die Entwicklung der Kolonie durch eine solche Steuer behindert werde, wohl aber werden Sie einsehen, dass gerade durch eine solche Besteuerungsart eine gewaltige Anregung zur Ausführung von Bodenverbesserungen gegeben wird, denn Gewinn ist dann nur durch Arbeit und arbeitsvolles Kapital voll und ganz zu erreichen. Auch der Staat wird, da er für die Kapitalien, die er in die Kolonien steckt, schnelleren Gewinn erzielt, leichteren Herzens auch grössere Aufwendungen machen. Rechnungsmässig muss also das umgekehrte Ihrer Befürchtungen eintreten.

Alle Volkswirtschaftslehrer sind der Ansicht, dass die Landordnungspolitik der Regierung nur auf Grund von dem bisher fehlenden zuverlässigen, beweiskräftigen, statistischen Material nach Fläche und Wert in die Wege geleitet und begründet werden kann. Nur auf Grund solchen Materials können für jede einzelne Kolonie die Höhe der Steuersätze und die Wege der Agrarpolitik festgestellt werden.

Das Reich sollte in den Kolonien dem Vaterlande mit gutem Beispiele vorangehen, denn es ist besser, heute in den Kolonien die Grundlagen für eine zuverlässige Statistik der Bodenwerte zu erlangen, als in einem Jahre. Die Erfahrungen, welche wir in den Kolonien machen, müssen auch uns Deutschen im Vaterlande zu einer einheitlichen Reichsgrundsteuer verhelfen. Letztere ist das verfassungsmässige Recht des Reiches und auch seine moralische Pflicht, weil die höchste Stufe der Vollkommenheit eines modernen Grundsteuersystems nur in der staatlich geprüften Selbsteinschätzung nach dem Enteignungskaufwert mit ihrer Folgewirkung der Zuwachssteuer erblickt werden kann, wobei die richtige Wertgrenze nach oben durch die Besteuerung, und andrerseits die richtige Wertgrenze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach unten durch das Enteignungsangebot gegeben wird. Eine solche Steuer ist, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe, ein Segen für die Landwirtschaft, also auch für die tropische Landwirtschaft.

Auch die Enteignungsfrage wird möglicherweise ebenso, wie mir anfangs, auch einem oder dem andern von Ihnen Zweifel bereiten, indessen können wir zur Reichsregierung das Vertrauen unbedingt haben, dass sie wohl ab und zu ein warnendes Beispiel gibt, aber doch das Eigentumsrecht nicht mutwillig verletzt. Wie uns, wird auch der Reichsregierung das Eigentumsrecht so lange heilig sein, als es seitens der Besitzer heilig und fleckenlos gehalten wird. Als Enteignungsgrund möchte gelten das öffentliche Wohl, wissentlich falsche Selbsteinschätzung, Überschuldung und Misswirtschaft des Besitzers.

Arbeit auf dem eigenen Besitz ist und bleibt die beste Wirtschaftsform, aber nicht viel weniger gut ist das Erbpachtverhältnis und Pacht auf lange Dauer. Für jede dieser Bodenbenutzungsarten gibt es aus diesem oder jenem Grunde Liebhaber, sie sind also geeignet, in freien Wettbewerb mit einander zu treten. Zu warnen ist nur vor der hypothekarischen Überlastung, an der unsere Landwirtschaft so lange krankt, bis die zwangsweise Abzahlung der Grundschulden eingeführt wird.

Beihilfen für Landverbesserungen werden ja schon jetzt in unseren Kolonien gewährt, soweit es die verfügbaren Mittel erlauben, aber es muss angestrebt werden, dass in dieser Hinsicht noch weiter gegangen wird — selbstverständlich auch hier immer jährliche Abzahlung der Schulden vorausgesetzt.

Die Kolonien sollen selbständig werden — hier haben Sie ein Mittel, sie selbständig zu machen. Rechtsschutz und Ordnung sollen immer mehr befestigt werden — auch das ist auf dem angegebenen Wege möglich. Professor Rathgen sagt: „Die eigentliche Grundfrage könne man so fassen: Was herrscht? Das bleibende Interesse der Gesamtheit oder das kapitalistische Interesse einzelner? Es ist gar nicht zu leugnen, dass auch in unseren Kolonien letztere Gefahr vorliegt.“ Wie jedes Gute seine guten Wirkungen hat, so hat jedes Schlechte und alles Versäumte seine schlechten Wirkungen, deshalb ist die Ordnung der Grundbesteuerung auf dem angedeuteten Wege die oberste und wichtigste Aufgabe, der Sie auch aus etwa vorliegenden persönlichen Gründen nicht ernstlich widerstreben werden, denn Sie alle wollen das beste des Vaterlandes und seiner Kolonien.

Redakteur **Damaschke,** Berlin: Es ist mir ein Bedürfnis, Herrn v. Bornhaupt auch meinerseits aufrichtigen Dank für diesen Vortrag und namentlich auch für die heute entwickelten Leitsätze aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusprechen. Ich möchte Ihnen nun einen Vorschlag machen, den ich für ausserordentlich bedeutsam halte. In der Resolution 12 begrüsst der Kolonialkongress „die rasche und kräftige Entwickelung des deutschen Kiautschougebietes." Ich beantrage, auch die letzte Ursache dieser Entwickelung zu nennen durch den Zusatz: „Zumal die glückliche Regelung der Landfrage." Es ist eine sozialpolitische Grosstat, um die es sich handelt. Fürst Bismarck hat beim Beginn der deutschen Kolonialbewegung, am 2. März 1885, das ernste Wort geprägt: „Sie ist nur möglich, wenn sie von der Mehrheit des nationalen Wollens mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen wird." — Welche Aufgabe aus der Wahrheit dieses Satzes für uns im Zeitalter des gleichen und geheimen Wahlrechts entspringt, liegt klar auf der Hand. Wir müssen über die dünne Schicht der Gebildeten hinaus auch die grosse Masse des arbeitenden Volkes für die Kolonialaufgaben zu gewinnen suchen! Das aber ist nur möglich, wenn in der Verwaltung unserer Kolonien gerechte und sozial gesunde Gedanken zur Geltung kommen. Meine Stellung in der ersten Reihe der jungen nationalsozialen Partei bringt es mit sich, dass ich oft auch in Arbeiterversammlungen um die Wahrheit der vaterländischen Machtentfaltung kämpfen muss. Aus dieser Erfahrung heraus kann ich Sie nur warnen vor einem Vorgehen, etwa nach dem Typus „Südkamerun", nach dem einer Privatgesellschaft Landeigentum in der Grösse von Königreichen überliefert wird. Wenn es dann auch den Aktionären gelingt, ihren Anteil an dem deutschen Kolonialboden an ausländischen Börsen, wie in Brüssel, an das internationale Spekulantenkapital mit Gewinn loszuschlagen — in Kopf und Herz eines einfachen Mannes wird das niemals Verständnis und Zustimmung finden! Gerade einem solchen Vorgehen gegenüber verdient die bodenreformerische Regelung der Landfrage in Ostasien, die jeden Bodenwucher ausschliesst und der Gesamtheit der deutschen Steuerzahler einen Anteil an der von ihr allein erzeugten „Zuwachsrente" sichert, jede Anerkennung.

Ich kann mir nicht denken, dass eine Sektion des ersten deutschen Kolonialkongresses sich mit diesen Fragen beschäftigen kann, ohne bestimmt und klar diesem Vorgehen ihre moralische Unterstützung zu geben. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, dass selbst das Zentralorgan der Sozialdemokratie diese Landordnung für „gut und verständig" erklärt hat, dass es aber höhnisch hinzusetzte: „Wir werden es erleben, wie bald das spekulierende Grosskapital seine Macht über die Regierung beweisen und diese vernünftigen Grundsätze beseitigen wird!"

Ich empfehle Ihnen, möglichst einstimmig meinen Zusatz anzunehmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechtsanwalt, Mitglied des Kolonialrats, Dr. **Scharlach,** Hamburg, erwidert einiges auf die Bemerkung des Herrn Damaschke über Südkamerun. Er führt weiter aus, dass nicht die Masse allein, sondern die Masse, geführt von einzelnen intelligenten Führern, in der Politik massgebend sei. Es sei notwendig, mehr Praxis in die Kolonialpolitik zu bringen; notwendiger als Resolutionen u. s. w. sei es, jedem Sparer die Beteiligung an kolonialen Unternehmungen zu ermöglichen.

Die staats- und völkerrechtliche Stellung der Kolonien.

Von Dr. **Vosberg-Rekow,** Direktor der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

(Der nachstehende Vortrag kann wegen Nichteinganges des Manuskriptes nicht ausführlich gebracht werden, sondern es kommt an dieser Stelle nur der s. Z. dem Kongress übermittelte Auszug für die Tagespresse zum Abdruck.)

Redner gibt einen kurzen Überblick über die Entstehung unserer Kolonien und charakterisiert das staatsrechtliche Verhältnis der Schutzgebiete zum Mutterlande. Er bespricht sodann das Verhältnis der fremden Staaten zu den deutschen überseeischen Besitzungen und sucht den völkerrechtlichen Inhalt dieses Verhältnisses zu bestimmen. Für die günstige Entwickelung der Kolonien müsse ihr Verhältnis zum Mutterlande massgebend sein und bleiben. Die Folgen einer Fortbildung des Kolonialbesitzes unter Ausserachtlassung dieses Grundsatzes legt Redner in den Erscheinungen dar, welche das englische Kolonialreich bietet. Er skizziert kurz die Entstehung des englischen Kolonialreiches und die staats- und völkerrechtliche Entwickelung der hauptsächlichsten englischen Kolonien. Aus dieser Entwickelung ergibt sich für ihn die gegenwärtige missliche Lage Englands, welche insbesondere auf dem Gebiete des Welthandels und der Wirtschaftspolitik ihren ungünstigen Ausdruck findet. Die auf den Imperalismus gerichtete Bewegung in England will hier zu Hilfe kommen; wahrscheinlich aber kommt sie zu spät. Redner stellt die Momente zusammen, welche England in dieser Beziehung auf einen falschen Weg geführt haben. Er weist auf den Gegensatz hin, der zwischen der englischen freien Handelspolitik und der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirtschaftspolitik der einzelnen Kolonien besteht, und beleuchtet die sich hieraus für die staatsrechtliche Zusammenfassung des ganzen Reiches ergebenden Schwierigkeiten. Er ist der Ansicht, dass auch wir in Deutschland in Gefahr sind, in dieser Beziehung grundsätzlich falsche Wege einzuschlagen. Für die gesamte spätere staatsrechtliche und völkerrechtliche Stellung der Kolonien sei die wirtschaftspolitische Behandlung derselben vorausbestimmend. Kolonie und Mutterland müssen unter allen Umständen von vornherein wirtschaftspolitisch nach aussen hin als ein geschlossenes Ganzes auftreten. Es sei deshalb vollständig verfehlt, die staats- und völkerrechtliche Grundlage unserer kolonialen Erwerbungen dadurch für eine wenig erfreuliche Perspektive zu verschieben, dass man eine Zolllinie zwischen dem Mutterlande und den Kolonien bestehen lasse. Schon aus dem grossen Gesichtspunkte heraus, dass unsere Kolonien berufen seien, im Laufe ihrer Entwickelung das Mutterland beim Bezuge gewisser Rohprodukte von ausländischen Märkten unabhängig zu machen, erscheint die Forderung der wirtschaftspolitischen Einheit unabweisbar. Die Frage sei in der Diskussion der kolonialen Kreise bisher leider nur gestreift worden; man habe augenscheinlich die grosse prinzipielle Bedeutung, welche ihr innewohnt, nicht erkannt; wenigstens ist sie in der bezüglichen Polemik nirgends hervorgetreten. Verliert man dieses hohe Ziel für unsere Kolonialpolitik aus dem Auge, so sei diese Politik für das Mutterland in der Tat beinahe wertlos. Redner widerlegt hierauf eingehend die gegen die oben skizzierte Stellungnahme erhobenen Einwände. Insbesondere weist er nach, dass die Besorgnis, England könne aus einer Beseitigung der differenziellen Behandlung der Kolonien Veranlassung nehmen, innerhalb seines für uns so wichtigen Kolonialnetzes entsprechende Vergeltung zu üben, gänzlich belanglos sei und offenbar aus mangelndem Sachverständnis hervorgehe. Redner kritisiert auch kurz die von gewisser Seite aus geschäftlichen Gründen vorgebrachten Schein-Argumente. Er versucht darzulegen, wie das künftige Verhältnis zwischen dem Mutterlande und den Kolonien geregelt werden müsse, um dem Mutterlande wirkliche und greifbare Vorteile bei gleichzeitiger gesunder Weiterentwickelung der Kolonien zu sichern. Der koloniale Gedanke müsse auch nach der staats- und völkerrechtlichen Seite von vornherein aus grossen und nationalen Perspektiven aufgefasst werden. Redner hat es sich versagt, im Anschluss an seine Ausführungen eine Resolution zur Annahme zu empfehlen, weil er der Ansicht ist, dass die Bedeutung der vorliegenden Frage in den kolonialen Kreisen bedauerlicherweise zur Zeit nicht in ihrem vollen Umfange erkannt und die Frage deshalb für eine Beschlussfassung noch nicht ausreichend geklärt sei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Admiralitätsrat Professor Dr. **Köbner,** Berlin: Angesichts der vorgerückten Zeit will ich dem Herrn Vortragenden auf das Gebiet seiner weltpolitischen Ausblicke und der daran geknüpften grundsätzlichen Reformvorschläge für unsere Handels- und Zollpolitik heute nicht folgen. Ich möchte vielmehr hier lediglich einen bescheidenen Wunsch zur Sprache bringen, der aus den Kreisen der Interessenten des kolonialen Erwerbslebens heraus hervorgetreten ist und sich vielleicht bereits im Rahmen der heutigen Handels- und Zollpolitik ohne allzu einschneidende Änderung würde erfüllen lassen.

Ob man den Provenienzen aus unseren Kolonien eine so weitgehende Vorzugsstellung seitens des Mutterlandes einräumen soll, wie der Herr Vortragende es befürwortet, darüber werden die Ansichten auch in kolonialfreundlichen Kreisen auseinandergehen. Das aber darf doch als bescheidenes Mindestmass der zollpolitischen Wünsche in einem Kolonialreiche wie Deutschland gelten, dass die Provenienzen aus unseren Kolonien im Mutterlande zollpolitisch wenigstens nicht schlechter gestellt sein sollen als die Einfuhr aus dritten Staaten. Dies ist, so paradox es zunächst klingen mag, heute in der Zollpraxis bisweilen der Fall.

Der Handel der Schutzgebiete mit dem Mutterlande hat zollpolitische Berücksichtigung gefunden durch den Bundesratsbeschluss vom 2. Juni 1893, wonach auf „die Erzeugnisse der deutschen Kolonien und Schutzgebiete“ die „vertragsmässigen Zollsätze“ anzuwenden sind, d. h. jenen die Meistbegünstigung gewährt wird. Dieser Grundsatz ist auch in den Entwurf des neuen Zolltarifgesetzes übergegangen; § 1 Abs. 3 enthält die Bestimmung, dass den „Erzeugnissen der deutschen Kolonien und Schutzgebiete“ durch Bundesratsbeschluss die vertragsmässigen Zollbefreiungen und Zollermässigungen eingeräumt werden können.

Der Grundsatz des Bundesratsbeschlusses von 1893 war seinerzeit durchaus zweckmässig und ausreichend, zu einer Zeit nämlich, wo wir Schutzgebiete nur in Afrika und der Südsee hatten; er ist es aber nicht mehr, seit wir unsere Kolonie an der chinesischen Küste haben. Denn diese Kolonie ist ihrer wirtschaftlichen Natur nach von den anderen grundsätzlich verschieden und bedarf demgemäss auch einer besonderen handels- und zollpolitischen Behandlung. Der Grundunterschied lässt sich m. E. kurz dahin fassen: Unsere Schutzgebiete in Afrika und der Südsee sind — unbeschadet aller klimatischen, geographischen und kulturellen Unterschiede — sämtlich ihrer volkswirtschaftlichen Grundstruktur nach Gebiete der Urproduktion, sei es der agrarischen Urproduktion im weitesten Sinne (Farmen, Plantagen etc.), sei es der Produktion der Naturschätze unter der Erde (Bergbau). In scharfem, volkswirtschaftlichem Gegensatze

hierzu ist die Kolonie Kiautschou bezw. ihr wirtschaftlich allein ins Gewicht fallender Hauptort Tsingtau in erster Linie nicht als Urproduktionsgebiet, sondern als Verkehrsvermittelungs-, als Handelsplatz zu betrachten; es soll ein Stapelplatz sein für die europäischen Waren, die nach China, wie für die chinesischen Produkte, die über See verfrachtet werden, der Umschlaghafen, in welchem die Ware vom Schiff auf die Achse (die neue deutsche, tief ins Innere führende Eisenbahn) bezw. umgekehrt von der Achse auf das Schiff verladen wird. Gegenüber dieser eminenten volkswirtschaftlichen Bedeutung des Platzes tritt seine Funktion als Stätte der Urproduktion weit zurück, die landwirtschaftliche Produktion fällt schon wegen der geringen Ausdehnung des Gebietes nicht ins Gewicht, und auch mineralische Schätze sind in erheblicher Weise bisher im deutschen Gebiete selbst nicht gefunden; vielmehr befinden sich die Kohlen- und Erzlager, von deren Erschliessung die Zukunft der Kolonie in hohem Masse abhängt, im chinesischen Hinterlande und werden durch die deutsche Bahnunternehmung dem deutschen Hafen und dem Ausfuhrhandel zugeführt. — Der industrielle Aufschwung von Tsingtau muss natürlich ebenfalls nach Kräften gefördert werden, und es ist anzustreben, dass daselbst auch eine gewerbliche Verarbeitung von Rohmaterialien, die aus dem chinesischen Hinterlande kommen, sich entwickelt. Seinen überwiegenden volkswirtschaftlichen Charakter wird der Ort aber stets durch seine Bedeutung als Handelsplatz empfangen.

Schon aus dieser kurzen ökonomischen Skizzierung ergibt sich, dass der Begriff der „Erzeugnisse“ für die Volkswirtschaft von Tsingtau wie für die jedes Handelsplatzes nicht recht passt. Die aus Tsingtau nach Deutschland eingeführten Waren sind nicht oder doch ganz überwiegend nicht im Schutzgebiete selbst entstanden, sondern im chinesischen Hinterlande; sie kommen aber aus dem freien Verkehr des deutschen Handelsplatzes. Nicht Eigenerzeugung, sondern Eigenhandel bildet die Signatur einer solchen Kolonie, oder, um es zolltechnisch auszudrücken, nicht das „Erzeugnis“, sondern nur die „Herkunft“ ist das Charakteristikum. Darum sollte auch der letztere Begriff an die Stelle des ersteren in den deutschen Zollbestimmungen treten.

Ein praktisch vorgekommener Fall möge dies erläutern:

Ein Handelszweig, welcher für die wirtschaftliche Entwickelung Tsingtaus von Bedeutung ist, betrifft die chinesischen Strohborden. Der deutsche Strohgeflechthandel bedarf dieser in beträchtlicher Menge, war aber bis vor einigen Jahren auf den englischen Markt angewiesen und hat erst neuerdings sich von diesem durch direkte Importe von China nach Deutschland zu emanzipieren begonnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die geographischen Verhältnisse weisen darauf hin, Tsingtau zu dem Hauptplatze dieses Geschäftszweiges zu machen. — Die Strohborden kommen in den Handel in grossen Ballen; von dem Inhalte eines solchen wird in der Regel nichts oder bestenfalls nur ein Teil nachweisbar in dem deutschen Schutzgebiete selbst, der Rest aber in chinesischem Gebiete gewachsen sein; chinesische Strohborden aber geniessen in Deutschland keine Meistbegünstigung, unterliegen daher einem höheren Zoll als die englischen etc. Produkte. Bei der Einfuhr der gedachten, aus dem Eigenhandel von Tsingtau stammenden Ballen nach dem deutschen Zollgebiete, haben hier die örtlichen Zollbehörden zunächst verschieden über die Anwendbarkeit der Zollvergünstigung auf Grund des erwähnten Bundesratsbeschlusses geurteilt. Die massgebenden Stellen haben dann im Sinne der strengeren Auffassung entschieden und die Verzollung nach dem vertragsmässigen Satze abgelehnt. Dies dürfte de lege lata auch als durchaus zutreffend zu erachten sein, insofern der strenge Begriff des „Erzeugnisses" eines deutschen Schutzgebietes nicht vorliegt. Dieser Rechtszustand kann aber als wirtschaftlich wünschenswert schwerlich bezeichnet werden. Es ist nach Mitteilungen der Interessenten vorgekommen, dass Strohborden aus Schantung nunmehr nicht den natürlichen Weg über Tsingtau nach Deutschland nahmen, sondern über den chinesischen Vertragshafen Tschifu gingen, der de facto unter englischem Handelseinfluss steht, dass die Ware auf engliche Schiffe verfrachtet wurde, in den freien Verkehr Englands kam und dann von dort aus — da nach Auskunft der Fachleute sich die chinesischen Strohborden von den englischen kaum unterscheiden lassen — als englische Produkte zu den begünstigten, vertragsmässigen Sätzen in das deutsche Zollgebiet eingeführt wurden.

Da nach Aussage der Interessenten nicht alle hier in Frage kommenden Arten chinesischer Strohborden einer Veredelung unterliegen, so schaffen auch die neuen, zu Gunsten des Veredelungsverkehrs deutscherseits zugelassenen Zollerleichterungen keine durchgreifende Abhilfe. Eine solche muss m. E. von seiten aller Kolonialfreunde vielmehr in dem oben gedachten Sinne gewünscht werden, d. h. dahin, dass in den deutschen, auf die Einfuhr aus den Schutzgebieten bezüglichen Zollbestimmungen an Stelle des engeren Begriffes des „Erzeugnisses" der weitere Begriff der kaufmännischen „Herkunft" tritt, welcher allein den Bedürfnissen einer Handelskolonie gerecht wird. — Ob und in welcher Weise diese Regelung im Rahmen des gesamteu deutschen Tarif- und Handelsvertragssystems durchführbar ist, muss natürlich der Prüfung der hierfür zuständigen Stellen vorbehalten bleiben; vom Standpunkte der kolonialen Interessen aus erscheint das Erstrebenswerte jedenfalls als vorgezeichnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Legationsrat Prof. Dr. **Helfferich**, Berlin: Der Herr Referent hat die Aufhebung der Zollgrenzen zwischen Deutschland und seinen Schutzgebieten, die Zusammenfassung von Mutterland und Kolonien zu einer wirtschaftlichen und handelspolitischen Einheit mit soviel Nachdruck und Geschick vertreten, dass auch grundsätzliche Gegner versucht sein könnten, sich zu seiner Auffassung bekehren zu lassen. Wenn man die Voraussetzungen akzeptiert, von denen der Herr Redner ausgegangen ist, und wenn man das ideale Ziel, das er aufgestellt hat, auf Grund unseres gegenwärtigen Kolonialbesitzes für erreichbar und durchführbar hält, dann wird man ihm allerdings in seiner Verurteilung unserer gegenwärtigen kolonialen Handelspolitik beistimmen müssen. Aber gerade in diesen zwei wesentlichen Punkten habe ich meine Bedenken, und ich glaube, wenn man näher zusieht, wird man doch zu anderen Schlussfolgerungen über unsere koloniale Handelspolitik kommen, als Herr Dr. Vosberg-Rekow sie gezogen hat.

Der Herr Referent ist ausgegangen von dem allgemeinen Gedanken, die Erwerbung unseres Kolonialbesitzes habe den einzigen Zweck gehabt, die deutsche Volkswirtschaft vom Ausland unabhängig zu machen, uns die Möglichkeit zu geben, aus eigenen überseeischen Territorien die Nahrungsmittel und Rohstoffe zu beziehen, welche unsere Bevölkerung und unsere Industrie über die Produktionsfähigkeit des Mutterlandes hinaus benötigt, und uns ein Absatzgebiet für unsere auf den Export angewiesene Industrie zu sichern. Ich möchte hier zunächst doch die Einschränkung machen, dass für einen Teil unserer überseeischen Erwerbungen wirtschaftliche Gesichtspunkte nur wenig oder überhaupt nicht in Betracht gekommen sind. Bei der Erwerbung von Kiautschou, bei der Erwerbung eines grossen Teils unserer Südsee-Besitzungen waren nicht wirtschaftliche Gesichtspunkte das treibende Moment, hier stand vielmehr der politische Gesichtspunkt im Vordergrund, dass wir Stützpunkte brauchen für unsere überseeische Machtentfaltung. Hier lassen sich also von vornherein garnicht die Konsequenzen ziehen, die der Herr Referent für unsere koloniale Handelspolitik gezogen hat. Freilich, mittelbar dient unsere Machtentfaltung über See gleichfalls wirtschaftlichen Zwecken. Wir müssen imstande sein, die deutschen Interessen auch in solchen Gebieten zu schützen, die nicht deutsches Territorium sind; und diese Interessen sind in ihrem Wesen wirtschaftliche Interessen. Es handelt sich um den Schutz der deutschen Seeschifffahrt, um den Schutz des deutschen Kaufmanns, um den Schutz der deutschen Niederlassungen — kurz um den Schutz der weit verzweigten auswärtigen Beziehungen, in denen bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge die inländische deutsche Volkswirtschaft durch Bezug der fehlenden Nahrungsmittel und Rohstoffe und durch Absatz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer überschüssigen Industrieerzeugnisse ihre tatsächliche Ergänzung findet. Wir brauchen diese wirtschaftlichen Beziehungen zu fremden Staaten gerade deshalb, weil — wie der Herr Referent richtig bemerkt hat — unser eigener überseeischer Landbesitz im Verhältnis zu der Entwickelung und den Bedürfnissen unserer heimischen Volkswirtschaft verschwindend geringfügig ist.

Der Herr Referent selbst hat unsern Kolonialbesitz mit einem Blumentopf verglichen; ja glauben Sie denn, dass der Blumentopf grösser wird, wenn Sie die deutsche Eiche hineinpflanzen wollen? Ziehen Sie doch die Konsequenzen aus dem richtigen Satz, dass kaum jemals ein Volk auf so schmaler territorialer Basis zu einer solchen Höhe der industriellen Entwickelung gekommen ist, wie heute Deutschland! Diese Konsequenzen sind, dass kaum ein Land ein grösseres Interesse daran hat, dass im überseeischen Verkehr die Türen offen gehalten werden, als gerade wir. Wenn jeder Staat seine überseeischen Gebiete nur für sich offen halten, für die anderen absperren wollte, dann würde Deutschland von allen grossen Handelsvölkern bei einer solchen Politik der Isolierung am schlechtesten fahren. Also hüten wir uns, das schlechte Beispiel selbst zu geben. Ich glaube freilich nicht, dass die weltbritannischen Zollvereinsbestrebungen gerade durch unser Vorgehen einen mächtigen Anstoss erhalten würden; hier liegen ja die Hindernisse auf einem anderen Feld; aber hinsichtlich der englischen Kronkolonien — und diese allein, nicht etwa Kanada und Australien, können Sie mit unserem Kolonialbesitz in Parallele stellen — hinsichtlich dieser hat das englische Mutterland in der Zollpolitik freie Hand, hier kann es mit Repressalien antworten, die uns schwerer treffen würden, als uns die Ausschliessung fremder Konkurrenz aus unseren Schutzgebieten nützen könnte.

Ich will nicht näher auf eine Reihe anderer Gesichtspunkte eingehen, die sich aufdrängen, nicht auf die Tatsache, dass wir in unserer kolonialen Handelspolitik durch teilweise unkündbare internationale Verträge gebunden sind, die uns in den Kolonien anderer Staaten dieselbe Gleichberechtigung in der Konkurrenz zugestehen, welche wir in unseren Kolonien diesen anderen Staaten gewähren; — ich will auch die finanzielle Seite der Frage, den Umstand, dass weitaus der grösste Teil der ohnedies noch geringen eigenen Einnahmen unserer Schutzgebiete auf den Erträgnissen der Zölle beruht, — auch diesen Punkt will ich nur andeuten. Eine kurze Bemerkung aber muss ich auf eine Ausführung des Herrn Dr. Vosberg-Rekow machen, die mich besonders erstaunt hat, auf die Ausführungen nämlich, die sich darauf bezogen haben, dass das gegenwärtige System unserer kolonialen Handelspolitik auch die politische Zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehörigkeit von Mutterland und Kolonien in ähnlicher Weise untergraben müsse, wie dieses selbe System den Zusammenhang zwischen dem englischen Mutterlande und seinen wichtigsten Kolonien gelockert habe. Man kann ja über den historischen Zusammenhang der Entwickelung des englischen Kolonialreichs geteilter Ansicht sein, und es gibt Kenner, welche in der den grossen Siedelungskolonien überlassenen Freiheit in der Verwaltung und Wirtschaftspolitik das einzige Mittel zur Erhaltung des politischen Zusammenhangs erblicken. Aber soweit überhaupt im englischen Kolonialreich Unabhängigkeitsbestrebungen aus wirtschaftlichen Gründen hervortreten, beschränken sie sich lediglich auf die grossen, mit Europäern dicht besiedelten Kolonien, wie Kanada, Kapland und Australien. Solche Kolonien haben wir leider nicht; in unsern tropischen Gebieten wird der Weisse stets eine kleine Oberschicht bleiben, eine geringe Anzahl von Kaufleuten, Pflanzungsunternehmern, Beamten, Offizieren und Missionaren wird der grossen Masse der eingeborenen Bevölkerung gegenüberstehen, und so wenig man bisher von Unabhängigkeitsbestrebungen der weissen Ansiedler an der Goldküste oder in Lagos gehört hat, brauchen wir solche Bestrebungen als Folge unserer kolonialen Handelspolitik in Kamerun oder Ostafrika zu befürchten.

Ich habe bisher die durch den Herrn Referenten aufgeworfene Frage vom Standpunkt des Mutterlandes aus betrachtet und bin zu dem Schluss gekommen, dass das von Herrn Dr. Vosberg-Rekow aufgestellte ideale Ziel einer aus dem deutschen Mutterlande und den deutschen Kolonien bestehenden selbstgenügsamen Volkswirtschaft — von allem anderen abgesehen — keine genügende territoriale Basis hat. Eine Vergrösserung dieser Basis aber hängt von anderen Dingen ab, als von der Normierung von Zollsätzen. Der Gang der Weltgeschichte wird darüber entscheiden, ob wir jemals eine Erweiterung unserer überseeischen Besitzungen erleben werden, die uns gestattet, der Anregung des Herrn Dr. Vosberg-Rekow näher zu treten. Solange wir aber mit den Verhältnissen der Gegenwart rechnen müssen, kann die koloniale Handelspolitik nur als ein Teil unserer gesamten überseeischen Handelspolitik behandelt werden, und unsere überseeischen Interessen vertragen sich nicht mit Isolierungs- und Absperrungsbestrebungen, sondern sie brauchen Bewegungsfreiheit.

Gegenüber den nationalen und wirtschaftlichen Interessen des Mutterlandes möchte ich nun noch das Interesse unserer Kolonien selbst in aller Kürze hervorkehren. Glauben Sie, dass unsere Kolonien gewinnen würden, wenn wir die anderen Nationen von ihnen ausschliessen wollten? Es handelt sich ja hier am letzten Ende nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur um Zollfragen, sondern um das ganze System der wirtschaftlichen Isolierung. Dieses System aber halte ich im Interesse der Kolonien für ebenso verfehlt wie im Interesse des Mutterlandes. Unsere Kolonien stehen noch auf einer so niedrigen Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung, der deutsche Unternehmungsgeist und das deutsche Kapital zeigen gegenüber unseren Kolonien eine so vorsichtige Zurückhaltung, dass eine Aussperrung fremder Nationen der Entwickelung unserer Schutzgebiete sicher nicht gerade förderlich sein würde. Ich will mich nahe liegender Abschweifungen auf andere Gebiete enthalten. Jedenfalls brauchen wir die Mitwirkung fremder Nationen bei der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Schutzgebiete so lange nicht zu fürchten, als wir politisch die Macht und die Kontrolle über unsere Territorien in der Hand behalten. — Aber es kommt noch ein anderer Gesichtspunkt in Betracht: Eine grosse Anzahl der in unseren deutschen Schutzgebieten tätigen Unternehmungen hat seine Wurzeln zu einem guten Teil auch in fremdem Gebiet, in den Nachbarkolonien anderer Staaten; viele dieser Unternehmungen würden, wenn sie auf die deutschen Schutzgebiete beschränkt werden sollten, mit ihrem Handelsbetrieb, ihrer Wareneinfuhr u. s. w., nicht lebensfähig sein. Wenn wir aber die anderen ausschliessen, dann dürfen wir von den anderen nichts Besseres erwarten. Ich möchte Sie in dieser überaus wichtigen Beziehung besonders auf die grossen Schiffahrtsunternehmungen hinweisen, deren stolze Dampfer für eine rege wirtschaftliche Verbindung von Mutterland und Kolonien viel mehr getan haben, als alle Zollermässigungen jemals tun könnten. Von dem Verkehr mit den deutschen Schutzgebieten allein würden diese Linien nicht existieren können. Eine auf Absperrung nach aussen gerichtete koloniale Wirtschafts- und Handelspolitik, wie sie der Herr Referent empfiehlt, würde höchst wahrscheinlich die Wirkung haben, dass diese wichtige Verbindung zwischen Mutterland und Kolonien aufhört zu existieren.

Wenn Sie diese Verhältnisse in Erwägung ziehen, dann werden Sie vielleicht unsere bisherige koloniale Handelspolitik, die uns auf dem Boden der Gegenseitigkeit fremde Kolonialgebiete offen hält, doch nicht für so ganz verkehrt halten; Sie werden vielleicht trotz des glänzenden Vortrags des Herrn Vosberg-Rekow mit mir zu der Ansicht kommen, dass eine grundsätzliche Umkehr unserer kolonialen Handelspolitik ein verhängnisvoller Fehler wäre.

Das schliesst natürlich nicht aus, dass in Einzelheiten Verbesserungen möglich sind. Über die Anregung des Herrn Admiralitätsrats Prof. Köbner z. B. liesse sich im Rahmen des bisherigen Systems sehr wohl reden. Es wäre vielleicht auch möglich, bei der schwebenden Neuordnung der auswärtigen Handelsbeziehungen des Reichs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die Position der Kolonien zu verbessern, indem man ihnen die Meistbegünstigung in den Staaten, mit denen wir Tarif- oder Meistbegünstigungsverträge haben, ausbedingt. Von einem Wechsel des ganzen Systems aber kann ich mir gute Wirkungen nicht versprechen. Das Mutterland in erster Linie würde den Schaden einer Erschwerung deutscher Unternehmungen in den für uns so wichtigen überseeischen Besitzungen fremder Staaten zu tragen haben, und auch die Kolonien selbst würden Sie durch ein System der Absperrung, der Isolierung und des Protektionismus nicht fördern; mit einer solchen Politik — sie mag ja liebevoll gemeint sein — aber mit einem solchen liebevollen Protektionismus würden Sie vielleicht nur das erreichen, dass Sie unsere Kolonien selbst totdrücken.

Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner:** Nachdem die Zollfrage als das praktisch wichtigste Problem ihre Beleuchtung von den verschiedenen Standpunkten gefunden hat, möchte ich doch nicht unterlassen, noch einmal auf die grundsätzliche juristische Seite des Themas des Vortrags zurückzukommen. Es handelt sich um die Anwendung der Begriffe „Inland“ bezw. „Ausland“ auf unsere Schutzgebiete.

Der Herr Vortragende hat die ganze Frage als eine solche von vorwiegend theoretischem Interesse charakterisiert. Ich meine jedoch, dass eine Menge von praktischen Rechtsfragen, an die sich wichtige, unter Umständen einschneidende wirtschaftliche Interessenfragen knüpfen, von jener staatsrechtlichen Vorfrage abhängen. Heute will ich nur einige Beispiele aus der Praxis hier vorbringen.

Vor einiger Zeit ging ein Fall durch die Presse, der sich vor einem deutschen Gerichte abgespielt hat. Ein Togo-Negerhäuptling, der in einer deutschen Stadt mit seiner Truppe ausgestellt war und sich von seinem Impresario arg geschädigt glaubte, wünschte den letzteren vor der Zivilkammer des Landgerichts zu verklagen; allein das Landgericht betrachtete den Bedauernswerten als einen Ausländer und verlangte infolgedessen von ihm einen derartig hohen Kostenvorschuss, dass er von der Klage Abstand nehmen musste. Dieser Fall hat zu einer Vereinbarung zwischen den kolonialen Zentralbehörden und den Justizverwaltungen der deutschen Staaten geführt, durch die in Zukunft derartige Härten auf prozessualem Gebiete unmöglich werden.

Aber auch auf dem Gebiete des materiellen Rechts schafft die Unklarheit über die Begriffe „Inland“ und „Ausland“ eine Menge praktischer Streitfragen. Eine Stelle z. B., die sicherlich nicht formal juristischen Neigungen nachgeht, sondern unter dem Gesichtspunkte der wirtschaftlichen Opportunität arbeitet, nämlich die Zulassungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stelle unserer grössten Börse, hat sich gelegentlich einer Emission von Aktien mit der Frage zu beschäftigen gehabt, ob eine in einem Schutzgelände domizilierte Aktiengesellschaft als inländische oder ausländische zu betrachten ist. Die Beantwortung dieser Frage hat wesentliche Konsequenzen für die Anwendbarkeit gewisser börsengesetzlicher Bestimmungen. Der Herr Vortragende wird zugeben, dass es sich hier in der Tat um wichtige materielle Interessen handelt.

Ein anderes Beispiel mag dem industriellen Interessengebiete entnommen werden. Bis zum 1. Januar 1901 hing von der Anwendung des Inland- bezw. Auslandbegriffes die Beantwortung einer Reihe von Fragen ab, betreffend die Anwendbarkeit von Bestimmungen unseres Patentgesetzes und der übrigen Reichsgesetze, die den Schutz des gewerblichen Eigentums betreffen. Es bedarf keiner näheren Ausführung, wie sehr hierdurch die ganze industrielle Entwickelung in unseren Schutzgebieten unter Umständen beeinflusst werden kann. Auf diesem Gebiete ist nunmehr durch die Kaiserliche Verordnung, betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, vom 9. November 1900, in Verbindung mit dem neuen Konsulargerichtsbarkeitsgesetze vom 7. April 1900 einheitliches Kolonialrecht geschaffen worden, indem die gedachten Reichsgesetze in den Schutzgebieten für anwendbar erklärt worden sind. Immerhin bestehen auch hier noch eine Reihe von Zweifeln im einzelnen.

Der Inlands- bezw. Auslands-Begriff spielt seine praktisch wichtige Rolle im Wechselrechte, in einer ganzen Reihe von handels- und seerechtlichen Bestimmungen u. s. w. Ein Fall aus dem letzteren Gebiete ist ja schon in der gestrigen Debatte von anderer Seite zutreffend hervorgehoben worden.

Diese wenigen Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen, mögen die Notwendigkeit dartun, zu einer klaren Abgrenzung der Begriffe „Inland“ bezw. „Ausland“ in ihrer Anwendbarkeit auf die Kolonien zu gelangen. Ich bin nicht der Ansicht, dass eine derartige Abgrenzung Aufgabe des Gesetzgebers ist, denn dies würde bedeuten, dass ein besonderes Reichsgesetz sich die Aufgabe stellte, alle übrigen Reichsgesetze, und zwar jeden einzelnen Paragraphen der Gesetze, in dem sich die Worte „Inland“ bezw. „Ausland“ oder auch „Deutsches Reich“ etc. befinden, einzeln durchzugehen und jedesmal zu bestimmen, ob im Sinne des betreffenden Paragraphen die Schutzgebiete Inland sind oder nicht. Dies würde keine durchführbare Aufgabe für den Gesetzgeber darstellen. Es erscheint vielmehr als eine wichtige Aufgabe einerseits der Rechtswissenschaft, andererseits der Rechtsanwendung, d. h. der richterlichen Spruchpraxis, hier klare Grundsätze zu finden, die eine Entscheidung im einzelnen Falle an die Hand geben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Wunsch der Kolonialfreunde wird im allgemeinen natürlich dahin gehen, in tunlichst vielen Rechtsbeziehungen die Schutzgebiete als deutsches Inland zu bezeichnen. Es wäre aber meines Erachtens praktisch verfehlt, diesen Satz schlechthin und ohne Einschränkung aufstellen zu wollen. Es gibt eine grosse Reihe von Rechtssätzen, in denen wir auf die Schutzgebiete dauernd die Auslandsbestimmungen aus praktischen Erwägungen werden anwenden müssen. Wenn z. B. die Wechselordnung bestimmt, dass gewisse Fristen sich verlängern, wenn der Bezogene oder eine andere im Wechselverkehr stehende Person ihren Wohnsitz im Auslande hat, so wird man Handelsplätze in unsern Schutzgebieten in dieser Beziehung nicht anders behandeln können, als benachbarte fremde Plätze.

Der grundsätzliche Gesichtspunkt für die Unterordnung der Schutzgebiete unter den Inlands- oder Auslands-Begriff dürfte etwa in folgendem zu sehen sein:

Ueberall da, wo bei der Unterscheidung von „Inland“ und „Ausland“ in unsern Gesetzen lediglich das Moment der geographischen Entfernung, der Verzögerung des Verkehrs u. s. w. in Betracht kommt, werden die deutschen Schutzgebiete unter die Auslandsbestimmungen fallen müssen. Überall da aber — und das sind die wichtigeren und zahlreicheren Fälle in unsern Gesetzen — wo erstens „Inland“ und „Ausland“ deshalb unterschieden sind, weil die deutsche Staatsgewalt bezw. ihre Ausübung in Rechtspflege und Exekutive nur im Inlande gewährleistet sind, oder aber zweitens deshalb, weil der Gesetzgeber dasjenige Landgebiet, dessen Förderung ihm am Herzen liegt, durch besondere „Inlandsbestimmungen“ gewissermassen zu privilegieren — und das „Ausland“ rechtlich schlechter zu stellen beabsichtigt hat, überall da wird man die Schutzgebiete als deutsches Inland zu betrachten haben.

Die Durchführung dieses Gesichtspunktes im einzelnen stellt die Wissenschaft und Praxis noch vor eine ganze Reihe von Aufgaben, die, wie gesagt, nicht nur aus juristischer Liebhaberei, sondern auch im Interesse unserer wirtschaftlichen Entwickelung gelöst werden müssen.

Diese Lösung aber wird heute erheblich erschwert dadurch, dass nach dem geltenden Schutzgebietsgesetze es sich nicht um die Anwendung oder Nichtanwendbarkeit der privatrechtlichen, strafrechtlichen, prozessualen etc. Bestimmungen der Reichsgesetze schlechthin handelt, sondern dass diese zumeist überhaupt nur durch das Medium des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes in Betracht kommen. Es bedarf aber wohl keiner näheren Ausführung, dass gerade für die Anwendung des Inland- bezw. Ausland-Begriffes im Konsularrechte gänzlich verschiedene Grundsätze obwalten und obwalten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen gegenüber dem Kolonialrechte, weil eben dieses territorialer, jenes aber streng personaler Natur ist. Wir kommen deshalb — und mit diesem Gedanken möchte ich schliessen, — auch bei unserm jetzigen Thema wieder zu der Forderung, die uns gestern beschäftigt hat und die in der von dieser Sektion angenommenen Resolution Ihre fast einmütige Zustimmung gefunden hat, der Forderung nämlich,

> dass das deutsche Kolonialrecht sich von der innerlich nicht begründeten Abhängigkeit vom Konsularrechte loslösen und eine selbständige Gestaltung gewinnen muss.

Die internationale Kongo-Akte und die durch sie gewährleistete Schiffahrts- und Handelsfreiheit.

Von Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

(Der Vortrag kann nur in dieser verkürzten Form gebracht werden, da es dem Herrn Redner leider nicht möglich war, das ausführliche Manuskript rechtzeitig einzureichen.)

---

1. Deutschland hat grosse wirtschaftliche Interessen an der Westküste Afrikas, in den Seengebieten Ostafrikas und an dem Niger-Benue zu wahren, welch letztere noch in allerjüngster Zeit durch die Entsendung einer wirtschaftlichen Expedition und die Begründung zweier Regierungsstationen in Garua und im deutschen Tsadsee-Gebiet in Dikoa besonders betätigt worden sind.

2. Im Anschluss an die opferfreudige Tätigkeit der Internationalen Gesellschaft zur Erschliessung Afrikas, an der Deutschland durch die im Jahre 1877 begründete Afrikanische Gesellschaft beteiligt war, und auf die Vorstellungen der Handelskammern zu Hamburg, Bremen, Mannheim u. s. w. hin, hat die deutsche Regierung im Jahre 1884 nach Berlin eine internationale Konferenz berufen, die zu der Kongo-Akte führte, durch deren Artikel 1 und 5 die Handelsfreiheit in dem Kongo-Flussgebiet und die Schiffahrtsfreiheit auf dem Niger erklärt und eine freie Handelszone festgelegt wurde, innerhalb deren Grenzen der Handel aller beteiligten europäischen Mächte vollständig frei und gegen Verkürzung der Möglichkeit seiner Ausbreitung und Entwickelung geschützt sein sollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Den Bestimmungen der Kongo-Akte wurde von dem Kongo-Staat von Anfang an und wird in letzter Zeit auch von Frankreich in der französischen Kolonie Congo-Français zum Nachteil unserer Interessen zuwider gehandelt, wie auch andererseits die Bestimmungen über die Sicherstellung der Schiffahrt und des Transitverkehrs auf dem Kongo und Niger-Benue noch immer der Ausführung harren. Auch die Bestimmungen der Kongo-Akte, betreffend die Bildung einer internationalen Kommission zur Regulierung der Schiffahrt auf dem Kongo (Artikel 17 bis 25 der Akte) sind trotz ihrer Bedeutung für die internationalen und insbesondere unsere Interessen nie zur Ausführung gekommen.

4. Schon am 1. Juli 1885 wurden von dem Kongo-Staat alle sogenannten im Freihandelsgebiet gelegenen „von den Eingeborenen nicht okkupierten Länder" als Staatseigentum erklärt und im Jahre 1892 die Kautschukausbeute mit schweren Abgaben belegt, zum Teil dem freien Handelsbetrieb vollständig entzogen. sodass die durch die Kongo-Akte gewährleistete Handels- und Verkehrsfreiheit praktisch aufgehoben wurde. Die Vorbedingung der Handelsfreiheit der Nationen ist aber die Wahrung derselben auch für die Eingeborenen in der Weise, dass ihnen die Verfügungsfreiheit über die Naturprodukte des Bodens und der Jagd verbleibt, wie das auch in allen westafrikanischen, französischen und englischen Kolonien vor dem Zustandekommen der Kongo-Akte der Fall war und einschliesslich der deutschen Kolonien auch heute noch der Fall ist mit Ausnahme der Gebiete des Kongo-Staates und des Congo-Français, merkwürdigerweise gerade der Kolonien, wo die Handelsfreiheit staatsgrundsätzlich gemäss Artikel 1 der Kongo-Akte eingeführt ist.

5. Im Congo-Français ist das innerhalb der Freihandelszone gelegene Land unter Konzessionsgesellschaften fast vollkommen aufgeteilt und diesen Gesellschaften nach dem Vorbilde im Kongo-Staat gleichfalls das Recht auf ausschliessliche Ausbeutung der Gebiete übertragen worden. Dadurch ist den an der Küste etablierten Faktoreien der Zufluss von Produkten abgeschnitten und sind sie in ihrem Lebensnerv getroffen worden, ist die Möglichkeit für die Einleitung neuer Handelsunternehmungen dortselbst erloschen.

6. In den Niger-Benue-Flussgebieten sind wohl durch den englisch-deutschen Vertrag des Jahres 1893, der Deutschland einen Teil des Niger am oberen Benue zuspricht, ihm die auf die Freiheit der Schiffahrt Bezug habenden Bestimmungen der Kongo-Akte noch einmal besonders bestätigt worden, aber wenig ist bisher geschehen, um durch Einrichtung von Zolllägern u. s. w. den Transitverkehr zu regeln und durch Schaffung von Lotseninstituten und die Anlage von Kohlen- und Holzstationen längs des Flusses die Schiffahrt bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in das deutsche Gebiet zu erleichtern, wie es dem Sinne der einen Teil der Kongo-Akte bildenden Niger-Schiffahrtsakte entspricht. Die Voraussetzung für die wirtschaftliche und handelspolitische Erschliessung des deutschen Benue-Gebietes ist aber die Regelung der Flussschiffahrt auf dem internationalen Niger mit seinen Nebenflüssen, die Voraussetzung, dass das deutsch-ostafrikanische Seengebiet sich gedeihlich entwickelt, der tatsächliche Freihandel, wie ihn die Kongo-Akte gewährleisten sollte.

7. Nachdem das Deutsche Reich im Jahre 1884 zur Einberufung einer internationalen Konferenz die Initiative ergriffen hat, um für Zentralafrika die Eingeborenen sittlich und materiell zu heben und vor Vergewaltigung zu schützen, das Prinzip der Solidarität und Gleichberechtigung aller interessierten Staaten zur Geltung zu bringen, die Handelsfreiheit in diesen Gebieten für alle Nationen zu sichern und den Handel gegen Verkürzung der Möglichkeit seiner Entwickelung und Ausbreitung zu schützen, und diese Grundsätze durch die Kongo-Akte Ausdruck, aber nicht die gewünschte Durchführung gefunden haben, so muss eine Revision der Akte im Anschluss an § 36 derselben, der die Bestimmungen über die eventuell notwendig werdende Revision enthält, eingeleitet und zu diesem Behufe eine neue Konferenz der Signatarmächte einberufen werden, damit für die hier angeführten Missstände und Verletzungen der Akte Abhilfe geschaffen und sie entsprechend der inzwischen stattgefundenen Entwickelung neu geregelt werde.

Ich verlese deshalb nochmals die nachfolgende von mir eingebrachten Resolution, welche heute Nachmittag in der Plenarsitzung zur Abstimmung kommt:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 ist der Ansicht, dass die Verhältnisse, wie sie sich im Niger-Gebiet mit Bezug auf die Freiheit der Schiffahrt und den Transitverkehr und im internationalen Kongo-Becken mit Bezug auf die Landpolitik, die Handelsfreiheit und den Schutz der Eingeborenenrechte seither entwickelt haben, in wichtigen Punkten mit den Bestimmungen der Kongo-Akte nicht in Einklang zu bringen sind. Er hält daher die Einleitung von Verhandlungen zwischen den Vertrags-Mächten zur Durchführung der durch die Kongo-Akte gewährleisteten Bestimmungen für dringend geboten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann und Vorsitzender: Kontre-Admiral z. D. **Strauch**, Berlin-Friedenau.
Stellvertretender Vorsitzender: Graf **Vitzthum von Eckstaedt**, Dresden.
I. Schriftführer: Rechtsanwalt, Justizrat **Custodis**, Köln a. Rh.
II. Schriftführer: Pfarrer **Gareis**, Buch bei Berlin.

Die Bedeutung der christlichen Mission für die Entwickelung unserer Kolonien.

Von Missionsinspektor D. **Merensky**, Berlin.

(Plenarsitzung am 11. Oktober, Nachmittag.)

Der Kolonialkongress, der uns hier zusammengeführt hat, soll vor dem Forum des deutschen Volkes und seiner Regierungen Kolonialfragen von besonderer Bedeutung erörtern und dadurch zu ihrer Lösung beitragen. Unter diesen Fragen ist eine der wichtigsten die Eingeborenenfrage. Sie wird noch eine Frage sein, wenn andere Fragen, wie die über die Stellung der Kolonien zum Mutterlande, die Frage über die Ansiedelung deutscher Auswanderer, die Frage, wo der Plantagenbau sich lohnt und wie die Verkehrsmittel zu mehren sind, längst ihre Entscheidung gefunden haben.

In unseren afrikanischen Kolonien allein leben über 10 Millionen Eingeborener. Sollen sie uns fortdauernd nur Sorge, Mühe und Kosten verursachen, oder sollen sie mithelfen zur gedeihlichen Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wickelung dieser Gebiete? Sollen sie eine dauernde Gefahr sein für unsere Herrschaft und vielleicht einmal mithelfen, ihr ein Ende zu bereiten, oder können sie gewonnen werden und so einen Machtzuwachs darstellen für unser Reich? An der Lösung dieser gewichtigen Fragen mitzuarbeiten ist Aufgabe der christlichen Mission, damit ist die Bedeutung der Missionsarbeit für die Entwickelung unserer Kolonien gegeben.

Bis vor kurzem pflegte man sich über die Bedeutung der Eingeborenenfrage hinwegzutäuschen, indem man behauptete, die sogenannten Naturvölker, zu denen die Eingeborenen unserer Kolonien fast ausnahmslos gehören, stürben aus, ja, sie stürben sicher aus da, wo sie mit Völkern kaukasischer Rasse in nähere Berührung, in wirtschaftlichen Wettbewerb kämen.

An Beispielen, dass solche Völker ausgestorben sind, fehlt es nicht. Die Eingeborenen Tasmaniens sind ausgestorben, und auf einigen Inseln der Südsee kämpfen die Urbewohner um ihr Dasein. Allein man darf nicht vergessen, dass es sich hierbei eben um Bewohner von Inseln handelt, die seit undenklicher Zeit durch die Folgen der Inzucht geschwächt sind. Die Indianer der Vereinigten Staaten Nordamerikas hatten durch Kriege, die sie miteinander und mit den Kolonisten führten, sowie durch Verziehen nach Norden und Süden sehr abgenommen, jetzt aber nehmen sie an Zahl wieder zu. Andere Völkerschaften, z. B. die Buschleute und Hottentotten Südafrikas, verschwinden durch Mischung mit anderen Farbigen, wobei aber zu beachten ist, dass die Hottentotten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eine selbständige Rasse, sondern selbst ein Mischvolk von Asiaten und Buschleuten sind. Anders ist es mit den dunkelfarbigen Negern und Bantu; sie besitzen eine unverwüstliche Lebenskraft. Auch im Blick auf eine jetzt noch ferne Zukunft müssen wir mit der Eingeborenenbevölkerung unserer afrikanischen Kolonien und wahrscheinlich auch mit der Urbevölkerung Neuguineas und der benachbarten Inselgruppen rechnen.

In bezug auf die dunkelfarbigen Afrikaner ist der Beweis hierfür bereits erbracht. In Amerika finden wir heute etwa 10 Millionen Neger, deren Vorfahren man als Sklaven dorthin verschleppt hatte. Obwohl sie nun hier auf anderem Boden und unter anderen Verhältnissen lebten und leben als in ihrer Heimat, haben sie sich doch vermehrt und vermehren sich noch bis auf diesen Tag. Die neueste Bevölkerungsaufnahme in den Vereinigten Staaten gibt hierüber überraschenden Aufschluss. In den 10 Jahren von 1880 bis 1890 hat sich die dort ansässige Negerbevölkerung von 6 580 793 auf 7 488 785 Köpfe vermehrt, das bedeutet einen Zuwachs von 907 995, in den Jahren von 1890 bis 1900 aber von 7 488 785 Köpfen auf 8 840 786,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das zeigt einen Zuwachs von 1 352 001, das zeigt also eine steigende Vermehrung, eine Vermehrung, die stärker ist als die Vermehrung der Bevölkerung des Deutschen Reichs. In Südafrika aber sehen wir bei Kaffern und kafferähnlichen Völkern dieselbe Erscheinung. In der Kapkolonie hat sich der Fingustamm in einem Menschenalter von ca. 25 000 Köpfen auf 250 000 vermehrt, und in der Natalkolonie haben die Zulu in derselben Zeit mindestens um das Fünffache zugenommen. Die Süd-Basuto zählten vor 70 Jahren etwa 30 000 Seelen, im Jahre 1875 aber 127 000 und im Jahre 1891 nicht weniger als 218 146. In ähnlichem Verhältnis hat auch in den Buren-Republiken die Kopfzahl der eingeborenen Bevölkerung zugenommen, sie nimmt augenscheinlich unter europäischer Herrschaft stärker als früher zu. Die Gründe für diese Erscheinung liegen auf der Hand. Unter europäischer Herrschaft hören die Kriege auf, bei denen früher auch Weiber und Kinder gemordet oder als Sklaven fortgeschleppt wurden; der Eingeborene kann in Ruhe seinen Ackerbau treiben und seiner Viehzucht obliegen, die zeitweiligen Dürren und Hungersnöte wirken nicht mehr so verheerend als früher, denn der erweiterte Verkehr macht Zufuhren möglich, und es verschwinden auch manche Krankheiten, wie z. B. die Pocken, oder haben geringere Verluste an Menschenleben zur Folge. Die eingeborenen Bewohner unserer Kolonien sterben also nicht aus, sie werden sich auch in Zukunft stark vermehren, deshalb drängt sich uns die Frage auf: Was wird aus ihnen? Eine Frage, die wir nur beantworten können, wenn wir uns klar darüber werden, was sie sind. Auf diese Frage: „Was sind die Eingeborenen unserer Kolonien?“ gebe ich die Antwort: „Sie sind Menschen!“

Nicht nur die heiligen Schriften alten und neuen Bundes lehren Verwandtschaft, ja einheitliche Abstammung aller Menschen, auch die neuere Anthropologie neigt der Lehre zu, dass die sogenannten Naturvölker nichts anderes sind als in der Entwickelung zurückgebliebene Glieder der einen grossen Menschheitsfamilie. Und auch die Erfahrung spricht dafür, dass sie Menschen sind. Sie alle haben eine menschliche Sprache, und es ist bekannt, dass der Formenreichtum dieser Sprachen oft bewundernswert ist. Das ist bei den Neger- und Bantu-Sprachen in so hohem Masse der Fall, dass eine Zeitlang die Ansicht obwaltete, es müssten diese Völker früher auf einer höheren Stufe der Kultur gestanden haben, als das heute der Fall ist. Dieser Schluss ist aber nicht zulässig. Diese Völker, denen die Kunst des Schreibens unbekannt ist, besitzen keine Literatur, mit deren Hilfe sie sich hätten die höher stehende Sprache erhalten können, bei ihnen ist also die Sprache der genaue Ausdruck ihrer gegenwärtigen geistigen Tätigkeit. Da nun aber die Sprachen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Afrikaner ihrem Bau nach höher stehen als man annahm, so ist der andere Schluss gewiss berechtigt, dass die Geisteskräfte dieser Leute höher zu veranschlagen sind als man bisher anzunehmen geneigt war. Dies letztere ist in der Tat der Fall, das zeigt der Schatz von Sagen und Sprichwörtern, über den sie verfügen, das zeigt ihre Fähigkeit, zu lernen, z. B. sich fremde Sprachen, sich die Fertigkeit des Lesens und Schreibens anzueignen und dem Gedächtnis irgend welchen dargebotenen Stoff einzuprägen.

Man darf auch nicht gegen die Begabung und Entwickelungsfähigkeit der Afrikaner den Umstand geltend machen, dass sie es aus eigener Kraft nirgends zu einer höheren Kultur gebracht hätten. Die Kulturvölker Asiens und Europas lebten auf einem für ihre Entwickelung günstigeren Boden. Ein gewisses Mass von Kultur haben sich aber auch die afrikanischen Völker angeeignet, trotz aller der Kultur sich feindlich gegenüber stellenden Eigentümlichkeiten Afrikas. Ackerbau und Viehzucht ist bei nicht wenigen Stämmen so entwickelt, als die Natur ihres Landes zulässt. Viele schmelzen Eisen und Kupfer und verfertigen ihre Waffen, eiserne Hacken und Beile und Schmucksachen selbst. Die Bronzen, welche neuerdings aus Westafrika nach Europa gekommen sind, zeigen eine weitere Entwickelung der Metallindustrie. Holzarbeiten der Leute zeigen nicht selten guten Geschmack. Es ist wahrscheinlich, dass die Völkerwanderung, welche Afrika seit vier Jahrhunderten durchtobt, viel alte Kultur vernichtet hat. Wenn wir in Uganda und im Kondelande bessere Kulturzustände finden, so ist das dadurch zu erklären, dass die Wellen dieser Völkerbewegung nicht bis hierher gedrungen sind. Doch zugegeben, dass die Afrikaner es in eigener Kultur nicht eben weit gebracht haben, das steht jedenfalls fest, dass sie höhere Kultur sich aneignen können. Die Neger Nordamerikas, welche vor fünfzig Jahren noch Sklaven waren, besitzen heute ein Vermögen, welches man auf $3^1/_2$ Milliarden Mark berechnet. Im Staat Georgia allein vermehrte sich der Besitz der Neger im Jahr 1901 um 8 Millionen Mark. Man findet unter diesen früheren Sklaven über 30 000 Kirchen- und Schulbeamte, 2000 Advokaten und ebenso viel Ärzte. Auch in Südafrika zeigen die Eingeborenen die Fähigkeit, neue Kulturelemente in sich aufzunehmen. Die Süd-Basuto kannten vor einem Jahrhundert das Pferd kaum dem Namen nach. Heute ist dies Volk ein Pferde züchtendes Reitervolk, dessen Häuptlinge Zuchthengste kaufen zum Wert von Tausenden von Mark, ein Volk, welches 40 000 Reiter ins Feld stellen kann, bei dem aber auch die Weiber schon das Reiten lieben. Uganda war vor 40 Jahren noch ein barbarisches Land, heute herrscht dort das Christentum, viele Tausende des Volkes können lesen und Eingeborene schreiben Bücher,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche von anderen Eingeborenen gedruckt und gebunden werden. Die 10 Millionen Afrikaner unserer Kolonien und, fügen wir hinzu, auch unsere Melanesier und Polynesier, sind entwickelungsfähig auf Grund ihrer natürlichen Begabung. Wir fragen deshalb mit Recht, was wird aus ihnen, welche Pflichten gehen daraus für uns hervor?

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die eine Erörterung dieser Fragen dadurch abzuschneiden suchten, dass sie den Rat gaben, die Eingeborenen samt und sonders auszurotten. Das deutsche Volk aber teilt die Gewissenlosigkeit solcher Mahner nicht, denn es weiss, dass Blutschulden mit die schwersten Schulden sind, die ein einzelner Mensch oder ein Volk auf sich laden kann. Übrigens wäre das „Ausrotten" denn doch so leicht und einfach nicht. Die Kapkolonie hat in den Jahren von 1873 bis 1883 etwa 3 Millionen Mark ausgegeben in Kriegen gegen eingeborene Stämme, in denen Kolonisten, also zumeist Buren, im Felde standen, und hat dabei nicht einmal überall die völlige Unterwerfung der Eingeborenen erreicht, die sie erreichen wollte.

Die Eingeborenen sind aber nicht nur entwickelungsfähig, sondern werden sich in unseren Kolonien unter den neuen Verhältnissen auch weiter entwickeln, ob wir das wollen oder nicht. Sollen wir diese Entwickelung nun leiten oder sich selbst überlassen? Sollen wir die eingeborene Bevölkerung wuchern lassen wie Unkraut, nachdem wir die Auflösung der alten Verhältnisse durch unser Eingreifen verursacht und ein neues Ferment in sie hineingetragen haben? Gewiss nicht! Wir haben die Pflicht, sie zu erziehen, und die Wohlfahrt unserer Kolonien fordert gebieterisch das gleiche. Diese Erziehung der Eingeborenen haben die Missionen sich zur Aufgabe gestellt, sie wollen daran aber keineswegs allein arbeiten, sie halten dafür, dass auch die weltliche Gewalt diese Erziehung als ihre ernste Aufgabe und Pflicht betrachten muss. Und weil unser Staat ein christlicher Staat ist und als solcher auch in den Kolonien auftreten soll, muss er auch dieser Aufgabe in christlichem Sinne gerecht werden, tut er das, so bewegt sich seine Tätigkeit nach dieser Seite hin mit der der christlichen Missionen auf gleicher Linie. Die Missionen haben den ehrlichen Wunsch, auf diesem Gebiet mit dem Staat Hand in Hand zu arbeiten. Zu diesem Wunsch treibt sie die Grösse und Schwierigkeit der Aufgabe, welche mit der erzieherischen Behandlung eines heidnischen Volkes gegeben ist. Der Anteil des Staates daran ist wichtig genug. Zunächst fällt ihm die Aufgabe zu, in den Schutzgebieten friedliche Zustände zu schaffen, Frieden zwischen den heidnischen Stämmen und auch sonst überall Sicherheit für Leben und Eigentum, auch Rechtssicherheit für den einzelnen. Will er das erreichen, so muss er heidnischen Greueln ein Ende machen, muss die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Axt legen an die Wurzel mancher heidnischen Sitte. Er wird gewerbsmässige Zauberei als Betrug strafen und wird in Afrika der heidnischen Jugendweihe ein Ende bereiten müssen. Der Staat wird die Eingeborenen auch zu nützlicher Tätigkeit, zur Arbeit, erziehen und anhalten können, er wird in seinem eigenen Interesse ihren Ackerbau und ihre Viehzucht fördern und wird sie deshalb schützen müssen in ihrem Landbesitz, der stets die beste Grundlage bildet für weitere Kulturentwickelung, er wird sie auch schützen müssen gegen Ausbeutung und Vergewaltigung durch gewissenlose Europäer, schützen auch gegen das Eindringen europäischer Laster, gegen Übel wie Opiumgenuss und Branntweintrinken, für deren Abwehr die eigene Kraft der Eingeborenen zur Zeit nicht ausreicht, die aber den physischen, intellektuellen und moralischen Ruin der Leute zur Folge haben.

Das alles soll und kann die weltliche Macht ausrichten, sie kann viel tun zur Erziehung der Eingeborenen, sie kann aber nicht alles tun. Der Staat kann weise äussere Ordnungen schaffen und kann die Leute zwingen, sich diesen Ordnungen zu fügen, er kann aber nicht innere Zufriedenheit und Liebe zum sittlichen Leben, er kann nicht Gottesfurcht in die Herzen pflanzen, er kann nicht erziehen, ohne Religion zu pflegen; und um Religion zu pflanzen und zu pflegen, braucht der Staat in den altchristlichen Ländern die Hilfe der Kirche und braucht er draussen in den Kolonialländern die Hilfe der Mission.

Die Kolonisation, d. h. die in ihrem Gefolge auftretende auf die Heiden wirkende europäische Kultur, erschüttern die heidnischen Religionen oder verwischen die Spuren von Religion, die sich bei ihnen finden. Wir müssen deshalb dafür sorgen, dass den Leuten für das, was sie dadurch verlieren, Ersatz geboten wird, und der einzig mögliche Ersatz ist in dem Christentum gegeben, dessen Verbreitung und Einführung bei den Heiden der Kolonien somit eine Notwendigkeit ist. Eine Kolonialregierung wird niemals ihre Autorität bei ihren Untergebenen fest begründen, wenn diese nicht Christen sind. Der Staat kann bei uns nicht bestehen ohne die Stütze und Hilfe, die der Eid gewährt; sichere Grundlage für die Heiligkeit des Eides ist aber allein der Glaube an einen allwissenden Gott. Die Autorität des christlichen Staates ruht auf der Autorität Gottes, und seine Gesetze haben massgebendes Ansehen, weil sie auf Gottes Geboten ruhen. Wie bei uns die Furcht vor dem Gefängnis, vor Zuchthaus und vor dem Schaffot nicht genügt, um Ordnung und Sittlichkeit aufrecht zu erhalten, so wird draussen auch nicht die Furcht vor der Nilpferdpeitsche und dem Mausergewehr genügen, um gute Untertanen und Bürger zu erziehen, und zwar dort um so weniger,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als draussen ein geordnetes Volksleben erst geschaffen werden soll. Soll die äussere Kultur wachsen und Bestand haben, so muss innere Kultur vorhanden sein und gepflegt werden. Dazu braucht der Staat die Hilfe des Christentums beim Unterricht der Jugend und bei Erziehung des Volkes, und die Mission bietet zu solcher Hilfe die Hand. Sie gewinnt anfänglich oft nur einzelne für das Christentum, ihre Arbeit verbreitet aber eine neue Auffassung des Lebens weit über die Grenzen der kleinen neu gesammelten Christengemeinden hinaus, und der Gedanke gewinnt dann allmählich Boden im heidnischen Volke, dass es notwendig sei, das Volksleben mit Hilfe des Christentums auf neuer Grundlage aufzubauen. Wir betonen also, dass unter den heidnischen Völkern sich allein auf dem Boden und mit Hilfe des Christentums, dessen Verbreitung sich die Mission zum Ziel gesetzt hat, eine wahre Kultur pflanzen und pflegen lässt.

Das Christentum überwindet viele Hindernisse, welche sich einer höheren kulturellen Entwickelung der Eingeborenen entgegenstellen. Das Christentum allein kann den Aberglauben überwinden, der bei den Heiden meist allen Greueln zu Grunde liegt, der Ursache ist von allerhand verderblichen Unsitten, von Schlaffheit und Gedankenlosigkeit, der bei den Vorgängen des täglichen Lebens und bei politischen Verwickelungen das Gefühl der Verantwortlichkeit aufhebt. Man könnte ein Buch darüber schreiben, wie bei diesen Völkern der Aberglaube eine nicht versiegende Quelle von Unkultur ist; wie das betrügerische Orakelwesen verhindert, dass die Leute ihren Verstand gebrauchen lernen, und wie der Aberglaube sie auf Schritt und Tritt wie ein böser Dämon verfolgt, der sie zu keiner Freude am Leben kommen lässt, weil die Furcht vor Hexen und Zauberkünsten sie beständig ängstigt. Wie ist dieser Krebsschaden zu heilen, der beständig am Mark heidnischen Volkslebens zehrt? Gewiss nicht durch äussere Gewalt, denn deren Hand reicht nicht in die Tiefe der Herzen, wo der Aberglaube seine Wurzeln hat. Man kann es auch nicht der fremdländischen Bildung überlassen, hier Wandel zu schaffen; sie müsste erst das gesamte Volksleben umgestalten, ehe sie in diese dunklen Tiefen dringt; es zeigt uns auch die tägliche Erfahrung, dass äussere Kultur allein den Aberglauben keineswegs beseitigt. Das Christentum aber schafft hier Wandel; der Glaube an Gottes Walten und an Gottes Liebe, also der Glaube an eine göttliche Weltordnung, ist die Macht, die den Aberglauben überwindet.

Mit dem Aberglauben fällt auch der Glaube an den Häuptling, und der muss fallen, wenn andere irdische Autoritäten wirklichen Einfluss auf das Volk gewinnen sollen. Das Band, welches den Afrikaner mit seinem Häuptling verbindet, ist heidnisch-religiöser Natur. Er sieht in dem Häuptling den Mittler, der ihn mit der un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichtbaren Welt verbindet und vor dieser Welt vertritt. Der Häuptling erkundet den Willen der Geister in Bezug auf Krieg und Frieden, er muss durch Zauberei und Opfer dafür sorgen, dass es regnet und dass die Felder ihre Früchte bringen, er muss auch durch seine Zaubermittel dem Eindringen von Krankheiten oder auch von Feinden in Land und Volk wehren. Keine Proklamationen, auch nicht Furcht vor dem Gouverneur und Bezirksamtmann sind imstande, diese innere Abhängigkeit des Volkes von den Häuptlingen auf das richtige Mass zurückzuführen und damit den völlig blinden Gehorsam auszurotten, mit dem es ihm ergeben ist. Das Christentum aber schafft hier Wandel! Der eingeborene Christ, welcher die abergläubische Furcht vor dem Häuptling nicht mehr hegt, wagt es, einem Gebot desselben den Gehorsam zu verweigern, wenn dieser Gehorsam ihn zwingen würde, Sünde zu tun; das Wort „man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen" ist für ihn massgebend in solchem Fall. Es ist deshalb auch allgemeine Erfahrung, dass heidnische Häuptlinge, denen das Verständnis für diese Forderung christlichen Lebens noch abgeht, ihre christlichen Untertanen als Rebellen ansehen und, soweit dies möglich ist, als solche verfolgen und strafen.

Das Christentum überwindet auch die Polygamie, welche bei heidnischen Völkern ein anderes schwerwiegendes Hindernis für höhere Kulturentwickelung bildet; wo sie herrscht, bleibt das Weib auf dem niederen Standpunkt einer Magd des Mannes. In Afrika ermöglicht der Besitz mehrerer Weiber es dem Manne, sein Leben in trägem Nichtstun zu verbringen. Es fehlt dabei Vertiefung des Charakters bei Mann und Weib auf Grund gegenseitiger Liebe, es fehlt wirkliches Familienleben mit rechter Kindererziehung, die ja auch als Selbsterziehung der Eltern grossen Wert hat. Das Christentum schafft auch hier Wandel, dem Christentum allein ist es gelungen, hie und da diese Unsitte abzuschaffen. Kein Gouverneur, keine Kolonialregierung, auch nicht die Regierungen der Burenrepubliken haben gewagt, ihren schwarzen Untertanen die Polygamie zu verbieten, bei den eingeborenen Christen aber ist sie überwunden.

Das Christentum legt bei heidnischen Völkern durch diese seine Wirkungen und seinen gesamten Einfluss den Grund zu einer neuen Gesamtentwickelung; es reicht zu einer solchen die Kräfte dar. Den Naturvölkern unter ihnen fehlt überhaupt Religion, die sich in Lehre und Kultus ausprägt, damit fehlt bei ihnen das Bewusstsein der Abhängigkeit und Verantwortlichkeit vor Gott. Das Christentum schafft hier Wandel; es stellt Gott vor die Menschen und stellt die Menschen Gott gegenüber. Die christliche Lehre bringt ihnen in den zehn Geboten eine Norm der Sittlichkeit, die ihnen bisher fehlte, das Gewissen wird geweckt, es entsteht das Pflichtgefühl. Die Hoheit sitt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licher Ideale lernen die Menschen verstehen, wenn ihnen das sittliche Ideal Christus vor die Augen gestellt wird; damit ist dann für dauernden Fortschritt auf geistigem und sittlichem Gebiet die Grundlage vorhanden. Das Christentum gibt auch dem Leben erst Wert, indem es den Menschen von seiner höheren Bestimmung überzeugt. Die Heiden, welche dem flüchtigen Beobachter oft so fröhlich und unschuldig glücklich erscheinen, sind meist im Grunde Pessimisten, das sind z. B. die Afrikaner. Wie könnte es sonst sein, dass bei ihnen das Leben der Menschen so wenig geachtet wird, ja dass auch der Selbstmord bei ihnen entsetzlich häufig ist. Die Lehre des Evangeliums bringt den Unglücklichen Trost, den Leidenden Kraft zum geduldigen Ertragen, dem Sterbenden beseeligende Hoffnung. Das Christentum lehrt auch die Menschen die rechte Stellung zu einander finden. Es verbindet in Liebe die Glieder der Familie mit einander, indem es einem jeden den rechten Platz anweist; es lehrt auch sonst den Wert sozialer Ordnungen und lehrt seine Bekenner in jedem anderen Menschen einen Nächsten zu sehen, dem man Liebe und Teilnahme und auch, wenn nötig, Hilfe schuldig ist. Auf dem Boden des Christentums entwickelt sich schliesslich eine Volksbildung, und es sollte billig anerkannt werden, dass die Arbeit der Mission hierzu unter den schwierigsten Umständen den ersten Grund legt. Die Mission leistet die mühselige Arbeit, die Sprachen unkultivierter Völker zu Schriftsprachen zu machen, sie scheut weder Mühe noch Kosten, in diesen Sprachen eine Literatur zu schaffen, mit der die Anfänge einer neuen geistigen Volksentwickelung gegeben sind. Sie leistet auch der Kolonisation dabei Dienste, indem sie diese neue Entwickelung in Kolonialländern unter den Einfluss der Kultur des herrschenden Kolonialvolkes stellt, indem sie Bildungselemente benutzt, die sich hier bieten, und die Kenntnis der Sprache des herrschenden Kolonialvolkes ausbreiten hilft.

Vielleicht begegnen diese Ausführungen bei manchem dem Einwurf, dass von solcher Beeinflussung des heidnischen Volkslebens durch die Mission zur Zeit nur wenig zu spüren sei. Das kann man zugeben; wir müssen Geduld haben. Schon bei einzelnen Menschen braucht die Erziehung Zeit, viel mehr Zeit braucht die Erziehung eines Volkes. Zunächst kann die Missionsarbeit nur verhältnismässig wenige gewinnen, die gewiss nicht selten noch recht schwach sind. Wir gewinnen Christen, aber feste christliche Charaktere sind unter diesen Erstlingen noch selten. Aus den einzelnen aber bilden sich christliche Gemeinden, damit entstehen christliche Volkskreise, es bildet sich eine christliche Volkssitte und christliches Volksbewusstsein, und auf diesem Boden werden christliche Persönlichkeiten erstehen, welche das gesamte Volksleben zum guten beeinflussen. Man vergesse also nicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass in unseren Kolonien die Mission gegenwärtig erst vorbereitende, grundlegende Arbeit tut; solche Arbeit ist sehr mühevoll und oft unscheinbar, und doch ist sie notwendig, wenn es überhaupt zum Bauen kommen soll! Und noch ein Umstand sei berührt, der die Bedeutung der christlichen Mission in Afrika in besonders helles Licht stellt, der Umstand nämlich, dass es sich gar nicht um die Frage handelt, ob die Neger Afrikas Heiden bleiben oder Christen werden sollen. Die Frage stellt sich anders. Sie lautet nämlich: „Sollen die Eingeborenen Afrikas Christen oder Mohammedaner werden?" Die Afrikaner werden nicht Heiden bleiben auch ohne die Arbeit der Mission. Sie wollen sich nicht mehr genügen lassen an ihrem Aberglauben und ihrem primitiven Geisterdienst, sie suchen etwas Neues! Sie nehmen deshalb die höher stehende Religion an, die ihnen zuerst näher tritt. Was in 100 oder in 200 Jahren in Afrika nicht christlich ist, wird mohammedanisch sein! Vergessen wir nicht, dass der Missionsorden des Islam, der Senussiorden, in Afrika seinen Sitz hat. Der Islam aber kann dem Neger nicht wirkliche Kultur vermitteln, er beschränkt nicht die Vielweiberei und beschränkt keinem den Aberglauben, sein Fatalismus ist kein befruchtendes, Leben weckendes Prinzip. Wenn sich trotzdem manchmal eine Stimme zu Gunsten des Einflusses erhoben hat, den er auf Naturvölker übt, so stehen Männer, deren Namen vom besten Klange sind, auf unserer Seite, Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal und besonders auch Major von Wissmann. Ein mohammedanisches Afrika wäre für uns verloren; schon oft hat es sich gezeigt, mit welchem Fanatismus der Islam gerade Afrikaner erfüllen kann. Die Kriegsleute der „Mauren" waren zum guten Teil wirkliche „Mohren", und aus der neueren Zeit sind uns die Taten des Mahdi, Almani Samory und anderer im Gedächtnis. Auch von diesem politischen Gesichtspunkt aus tritt die Bedeutung der christlichen Mission in helles Licht.

Und wenn das, was die Arbeit der christlichen Mission in unseren Kolonien bisher geleistet hat, unbedeutend erscheinen sollte, so sagen wir Männer der Mission: „Gebt uns mehr Mittel, so soll bald mehr geschehen!" Kein Einsichtiger kann verneinen, dass mit den zu Gebote stehenden geringen Mitteln Grosses geleistet worden ist. Wir rufen dem deutschen Volke zu: „Gebt uns mehr Mittel!" Die Lehrer, Erzieher, Väter unserer Eingeborenen sollen Deutsche sein! Das Evangelium soll ihnen von deutschen Missionaren in deutscher Tiefe und Innigkeit verkündet werden! Das deutsche Volk hat die Pflicht dies zu bewirken. Und das ist die Bedeutung der Mission für unsere Kolonisation: Die Mitarbeit an Erfüllung der Aufgabe, dass des christlichen Deutschlands Kolonien christliche Länder werden! Nur christliche Kolonialländer bedeuten einen Machtzuwachs für das Mutterland!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung der deutschen Sprache über See für Deutschlands Machtstellung.

Von Professor Dr. **Alois Brandl,** Berlin.
Erster Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Es ist der Leitung dieses Kongresses sehr zu danken, dass sie, obwohl in erster Linie auf die Kolonien unter deutscher Flagge bedacht, doch auch das Interesse an den deutschen Siedelungen über See überhaupt zu Worte kommen lässt.

Unsere ausgewanderten Landsleute und deren Nachkommen mögen in ein anderes Staatswesen übergegangen und dessen loyalste Bürger geworden sein — so lange sie die deutsche Sprache sich bewahren, bleiben sie mit uns in einer Kulturgemeinschaft, behalten eine Gemütsbeziehung zu der Form, in der ihnen die Mutter das Beten beibrachte, eine Liebe zu den grossen Dichtern, deren Worte sie auf der Schule lernten, zu der Musik und Kunst, die ihre Feste verschönte, zu heimischer Sitte und Art auch in den praktischen Gepflogenheiten des Werktaglebens. Erst sobald sie die deutsche Sprache verlieren, schwindet diese Anhänglichkeit; der Mensch wird englisch, portugiesisch, spanisch, und alle seine angestammte Tüchtigkeit wird es mit ihm. Da gibt es kein Leugnen und kein Beschönigen: Kultur haftet nicht am Boden, an Regierungsformen, an Sammlungen und Bauten, sondern an der Sprache, denn die Sprache ist das Werkzeug unseres Denkens.

Eines der erfreulichen Zeichen der Zeit ist es, dass immer mehr Deutsche über See den Wert dieses Kulturgutes würdigen, das sie früher allzu oft bei der Landung in der Fremde samt allem Deutschtum wie einen abgetragenen Rock über Bord warfen. Ein sicherer und nach Zahlen messbarer Beweis dafür ist die Gründung von hunderten deutscher Schulen über See aus den Mitteln unserer Landsleute, häufig verbunden mit Kindergarten, Turnhalle und Festräumen. Eine grosse und höchst rühmenswerte Opferwilligkeit kommt darin zum Ausdruck.

Voran gehen die Deutschen in den Vereinigten Staaten, besonders in den mittleren Staaten, wo sie zu Millionen beisammensitzen und oft meilenweit das Land bebauen. Die neueste Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

öffentlichung des Bureau of Education, betitelt German Instruction in American Schools, von L. Viereck, enthält beachtenswerte Ziffern dieser Art. In Cincinnati z. B., einer Stadt von 360 000 Einwohnern, darunter 40 pCt. Deutsche, gehen 50 pCt. der Kinder in Volksschulen, wo Deutsch gelehrt wird; von 58 000 Schulkindern der Stadt geniessen 28 000 von klein auf deutschen Unterricht, unter diesen 10 760 in Privatschulen. Die Gesamtzahl der Kinder in solchen teilweise deutschen Schulen, die sich über die Vereinigten Staaten ausdehnen, wird auf mehr als 600 000 geschätzt. Man kann nicht verlangen, dass sie ausschliesslich Deutsch und kein Englisch lernen sollen. Das hiesse, nach den dortigen Verhältnissen, sie zum Unterliegen im Kampfe um das Dasein vorbereiten. Möglich ist dort nur das System der Zweisprachigkeit, das ja auch in Böhmen seit einem Jahrtausend geherrscht und die Zähigkeit unserer Landsleute nicht vermindert, sondern vermehrt hat. Es wird mit amerikanischer Energie ausgebildet und bewährt sich so gut, dass Direktor Dapprich in Milwaukee, ein Schüler des Seminars zu Usingen, kürzlich in öffentlicher Rede seine Verwunderung aussprach, wie Deutschland, sonst das fortschrittlichste Land in Unterrichtsdingen, mit einsprachigen Volksschulen auskomme: „Die Zeit ist nicht ferne, wo niemand für gebildet gelten wird, der nicht wenigstens zwei Sprachen fliessend schreibt und spricht.“ Der intelligente Anglo-Amerikaner ist hierbei mit dem Deutsch-Amerikaner durchaus gleicher Ansicht. Er realisiert mit seinem praktischen Blick, dass jene Kinder, die zwei Kulturen in sich vereinen, vor den anderen immer einen grossen Vorsprung haben. Er berechnet, dass z. B. im Jahre 1892 in den Vereinigten Staaten 4862 Bücher erschienen, in England 6254, in Frankreich 13 132, im Deutschen Reiche aber 20 000 — abgesehen von Deutsch-Österreich und der Schweiz, und er schliesst daraus, dass er seinen Kindern zu diesem Schatzhaus des Wissens auf allen Gebieten, zur Hälfte der Gelehrsamkeit in der Welt, möglichst unmittelbaren Zugang verschaffen muss. Wenn sein Sohn nach Deutschland kommt, um zu studieren, ohne die Sprache zu verstehen, so verliert er wenigstens das erste Semester. Die deutsch-katholischen Seelsorger sind sich ganz klar darüber, dass ihre Pflegebefohlenen mit der deutschen Sprache vielfach zugleich ihr Bekenntnis oder doch ihr religiöses Bildungsniveau verlieren würden; sie wären nicht gute Seelenhirten, wenn sie die Augen vor dieser Tatsache verschlössen; sie erhalten daher eine Menge deutscher Volksschulen und haben sich an dem New-Yorker Goethe-Jubiläum vor drei Jahren öffentlich mit Eifer beteiligt. Die deutschen Zeitungsredakteure begreifen, dass mit ihrer Sprache auch die Leser ihrer Blätter ihnen entschwinden würden, und dienen daher willig der deutschen Schule.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So wirken verschiedene Kulturinteressen zusammen, um die Unglücksweissagungen der Pessimisten, wonach das Deutschtum in Nord-Amerika schlechtweg verloren sei, tatsächlich zu widerlegen.

In Südamerika, Südafrika, Australien haben unsere Kolonisten, entsprechend ihrer numerischen Schwäche, einen schwierigeren Stand. Aber auch dort hat der Versuch des Allgemeinen Deutschen Auslandschulvereins, ein Adressbuch sämtlicher deutscher Auslandschulen anzulegen, eine Menge solcher Anstalten zutage gefördert, von deren Dasein wir bisher keine Ahnung hatten. In Brasilien wird immer mehr dafür gesorgt, dass mit einer neuen deutschen Siedelung gleich auch die deutsche Schule entsteht. In Johannisburg haben unsere Landsleute im vergangenen Jahre ein glänzendes Beispiel gegeben, indem sie lieber eine Jahreslast von vielen Tausend Mark auf sich nahmen, als das Unterstützungsangebot der englischen Regierung anzunehmen, das an die Bedingung geknüpft war, dass die Unterrichtssprache ausschliesslich englisch sei.

Diesen Bemühungen unserer Brüder sollen wir aber nicht bloss Anerkennung spenden, sondern auch Hilfe, wo solche verlangt wird.

In politischer Hinsicht haben allerdings einige ängstliche Gemüter geglaubt, vor der Möglichkeit von Verwickelungen warnen zu müssen. Dagegen spricht aber keine geringere Autorität als die Erfahrung, die da lehrt, dass der Deutsche in jedem Staate, dem er sich einmal zugewendet hat, ein Mann der Ordnung, der friedlichen Arbeit und der stetigen Evolution, nicht aber der Revolution ist. Gerade in den Vereinigten Staaten, wo das Deutschtum verhältnismässig am mächtigsten ist, hat es sich in seiner Bürgertreue am glänzendsten bewährt und daher die werktätige Unterstützung hervorragender Anglo-Amerikaner gewonnen, denen dies nicht vergessen werden soll. Auf abenteuerliche Träumereien brauche ich wohl nicht einzugehen.

Je weniger wir aber an politische Ausdehnung denken, um so wichtiger ist es für uns in kultureller Hinsicht, überall jenseits der Meere geistig vertreten zu sein und zu bleiben.

Das gebietet uns schon eine einfache statistische Erwägung. Die englische und die russische Sprache mit je mehr als hundert Millionen Köpfen haben halbe Weltteile zu staatlich gesicherten Ausbreitungsgebieten. Unsere deutsche Schriftsprache umfasst in Europa kaum siebzig Millionen, und in welcher Reichskolonie hat sie eine Zukunft? Geht es so weiter, so stehen wir in ein paar Jahrhunderten in der Welt — und bloss um Europa handelt es sich ja nicht mehr — als ein Nationchen dritter Ordnung im Winkel, müssen die Sprachen der grossen Nationen als Verständigungsmittel uns aneignen, wie etwa heutzutage die Holländer, Dänen, Norweger, können unsere Litteratur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

höchstens in Übersetzungen durchsetzen und sind vom grossen Strom der Menschheitsgeschichte abgedrängt. Vielleicht hilft dagegen noch ein Mittel, wenn wir nämlich rechtzeitig die Landsleute über See unserem Volkstum erhalten und zu gemeinsamer geistiger Arbeit heranziehen. Dann sind wir nicht bloss zahlreich genug, sondern auch in allen Weltgegenden hinreichend vertreten, um unsere Sprachen für die Massen der Nachbarvölker erlernenswert zu machen. Zugleich wird unser Schaffen qualitativ gewinnen, wenn wir die geistigen Fangarme zwischen Amerikanern, Brasilianern, Afrikanern ausgestreckt halten; unsere Interessen werden mannigfacher, unser Blick weiter, unsere Fühlungnahme mit fremden Leistungen unmittelbarer, der Deutsche wird vielleicht der erste Weltbürger sein.

Wirtschaftliche Rücksichten treten hinzu. Jeder französische, jeder englische Missionar gilt dem Kaufmann dieser Völker als ein Pionier, und mit Recht. Der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Sprache und Sitte bringt es mit sich, dass man lieber vom Landsmann-Exporteur bezieht, Waren heimatlicher Herkunft kauft und mit heimischen Schiffen fährt. Die Sprache ist ein mächtiger Vorläufer der Ausfuhr. Der französische Grosskaufmann weiss das und leistet deshalb der Alliance française beim Bestreben, möglichst viele französische Schulen ausserhalb Frankreichs zu begründen, reichliche Hilfe. Der Engländer weiss es und pflegt deshalb in Ostasien jene eigentümlichen halbenglischen Mischidiome, namentlich das Pidgeon-Englisch, weil sie die einheimische Kundschaft an den Buden der Franzosen und Deutschen vorbei zu ihm führen; in begreiflicher Weise hat der Ostasiatische Lloyd schon einmal nach einem Pidgeon-Deutsch geseufzt. In englischen Büchern findet man sogar oft den Satz aufgestellt, der Handel folge lieber der Sprache als der Flagge; mit Ziffern wird es sich schwerlich beweisen lassen; aber ohne Zweifel hat England mit den unabhängigen Vereinigten Staaten einen unvergleichlich grösseren und einträglicheren Handel als mit seinem volksreicheren Vasallenstaat Indien. Es gibt auch keine Statistik dafür, ob etwa unsere Ausfuhr in die deutschen Siedlungsgebiete Brasiliens beträchtlicher ist als in die stockportugiesischen; aber das wurde mir schon von mehreren deutsch-brasilianischen Lehrern versichert: der Deutsche Kolonist dort geht lieber einen Tagesmarsch oder zwei, um seine Werkzeuge von einem deutschen Händler zu kaufen, als dass er dem portugiesischen traute. Man glaube nicht, dies durch Annoncieren in der fremden Sprache wettmachen zu können; der portugiesische Brasilianer achtet sehr wenig auf die Anzeigen deutscher Firmen, sondern kauft gewohnheitsmässig beim Franzosen. Man kann es nicht kräftig genug betonen, unsere Industrie und unser Handel haben ein ganz hervorragendes Interesse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daran, dass möglichst jeder Deutsche über See und seine Kinder unserem Volkstume erhalten bleiben.

Wie können wir dazu beitragen?

Viel können unsere überseeischen Geistlichen tun durch Erhaltung deutscher Predigt und Kirchenlieder. Ihre Treue gegen die angestammte Sprache wirkt wohl auch günstig auf das religiöse Empfinden der Gemeinde. Der Pfarrer, der heute die deutsche Sprache mit der englischen vertauscht, ist morgen ebenso bereit, das lutherische Bekenntnis mit dem anglikanischen, die Liebe zu den Armen mit der zu den Wohlhabenden zu vertauschen.

Viel kann unsere Presse helfen. Die Deutschen jenseits des Meeres freut gar nichts so sehr, als wenn sie aus heimatlichen Blättern ersehen, dass man sich bei uns noch um ihr Wohl und Weh kümmert. Bisher sind sie leider mit unseren Zeitungen in dieser Hinsicht noch nicht sonderlich zufrieden und finden es sogar lächerlich, dass über die kleinsten Pariser Begebenheiten oft lange Artikel und Telegramme darin stehen, während von den für uns viel wichtigeren Millionen von Landsleuten über See, namentlich in den Zentralgegenden der Vereinigten Staaten, von ihren Kämpfen und Opfern für die deutsche Sprache der Volksschulen, von ihren Ernten und Festen, ihrer Literatur und ihren Denkmälern geschwiegen wird. Es ist mir eine besondere Annehmlichkeit, an diesem hervorragenden Platze auf solche Mängel in unserer bisherigen Berichterstattung aufmerksam machen zu können; gewiss bedarf es nur des Hinweises, um unsere Tagesschriftsteller für dieses brache und dankbare Feld zu interessieren.

Viel kann unsere Kaufmannschaft tun. Sie braucht nur die Organisation, die bereits besteht, um unsere Siedler über See zur Gründung deutscher Schulen zu ermuntern, sie dabei mit Anleitung und Lehrmitteln zu unterstützen, mit tüchtigen Lehrern zu versehen und mit der heimischen Pädagogik in Fühlung zu halten, mit etwas mehr Fonds auszustatten. Bisher war der Allgemeine Deutsche Auslandschulverein fast ausschliesslich auf den jährlichen Taler der mittleren und kleinen Leute angewiesen, denen er oft recht empfindlich ist. Man sollte denken, jeder Schiffsbesitzer, Exporteur und namentlich jeder Verleger müsste für ihn begeistert sein und ihm Freigebigkeit erweisen nach französischem Muster. Der Verein hat sich durch die stille und intensive Arbeit von 21 Jahren solches Vertrauen verdient.

Etwas endlich kann auch unsere Volksvertretung tun. Die 300000 Mk. für deutsche Auslandschulen, die bisher im Reichshaushalt vorgesehen sind, genügen nicht entfernt dem Bedürfnis. Frankreich und Italien haben für solche Zwecke weit mehr übrig: Frankreich 800 000 Francs, Italien über eine Million. Der Allgemeine Deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auslandschulverein hat im vorigen Jahre durch genaue Erkundigungen bei den wichtigsten deutschen Schulen über See feststellen können und dem Herrn Reichskanzler das Beweismaterial dafür angeboten, dass wenigstens 500 000 Mk. für diesen Zweck erforderlich sind. Wir sind überzeugt, dass wenig Gelder fruchtbringender für die geistige und materielle Wohlfahrt unseres Volkes angelegt werden können, und haben eine entsprechende Resolution in der Vollversammlung angekündigt, zu der wir Ihre geneigte Zustimmung erbitten.

Wortlaut der von mir vorgeschlagenen Resolution, welche morgen nachmittag in der Plenarsitzung zur Abstimmung kommt:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 sieht in der Erhaltung der deutschen Sprache in den deutschen Siedlungen über See nicht nur eine Förderung der Kulturstellung des Deutschen Reiches, sondern auch ein Lebensinteresse für seinen Handel und insonderheit seine Ausfuhr. Als das wirksamste Mittel zur Erhaltung der deutschen Sprache in den überseeischen Ländern betrachtet er eine ausreichende finanzielle Beihilfe zur Gründung und Erhaltung deutscher Schulen in diesen Gebieten. Er ist von der Unzulänglichkeit der bisher vom Deutschen Reiche für diesen Zweck ausgeworfenen Jahressumme von 300 000 Mk. überzeugt und empfiehlt der Reichsregierung, diesen Posten schon im nächsten Etat auf 500 000 Mk. zu erhöhen.

Kaiserl. deutscher Konsul Dr. **Wever,** Chicago, eben aus Chicago zurückgekehrt, findet das Bild, das der Herr Vortragende entworfen hat, richtig. Es trübt sich, wenn man vorzüglich an die deutschen Schulen, es erhellt sich, wenn man an das Deutsche auf den Universitäten denkt. Er beklagt namentlich den Lehrermangel in Brasilien. Vornehmlich in Süd-Brasilien ist der Lehrerstand sehr verachtet.

Prof. Dr. **Hoeniger,** Berlin, wirft die Frage auf, wie weit die Klagen im Auslande lebender Deutscher, dass die gotische Schrift ein Hemmnis der Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache sei, berechtigt sind. Er weist ferner auf die weitgehende offizielle Unterstützung der Alliance française hin, der z. B. die Gouverneure der französischen Kolonien und die Vertreter Frankreichs im Auslande ganz selbstverständlich als Ehrenmitglieder angehören, und vertritt die Ansicht, dass bei uns in dieser Beziehung sehr viel mehr zu geschehen habe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberlehrer Dr. **Groth,** Nikolassee, wünscht die Ausführungen des Redners dahin zu ergänzen, dass auch bei den fremden Völkern über See das Erlernen der deutschen Sprache von grossem Wert für unser Volk sei. Als Professor des Deutschen an der japanischen Universität in Tokyo hat er wahrgenommen, dass mit der wachsenden oder abnehmenden Vorliebe für unsere Sprache auch unser politischer und kultureller Einfluss zu- oder abnahm. Leider sind unsere Gebildeten noch oft der Ansicht, dass im grossen Weltverkehr, z. B. beim Handel, eine fremde Sprache, z. B. die englische, doch viel „vornehmer" sei. Andererseits begegnet man auch dem Vorurteil, unsere kostbare Sprache sei ein so wertvoller Besitz, dass wir ihn eifersüchtig hüten sollten und ihr Erlernen durch Ausländer eher zu hindern als zu fördern sei. Mit demselben Recht würden wir natürlich auch unsere christliche Weltanschauung den Heidenvölkern sorgfältig vorzuenthalten haben. Wer aber christlich-deutsche Kultur verbreiten will, für den bleibt der Satz bestehen: „Die Kultur folgt der Sprache".

Privatdozent Dr. **Dibelius,** Berlin. Die Beschaffung tüchtiger Lehrer für die deutschen Auslandschulen war bisher eins der grössten Hindernisse, das sich dem Aufblühen der Schulen entgegenstellte. Durch das einsichtige Vorgehen der preussischen Regierung ist zu Anfang dieses Jahres hier Wandel geschaffen worden; allen Lehrern, die ins Ausland gehen wollen, wird die dort verbrachte Dienstzeit angerechnet und ihnen eine Wiederanstellung im heimischen Schuldienste zugesichert. Trotz des grossen Mangels an Volksschullehrern im Inlande hat die preussische Regierung alles getan, um den Übertritt der Lehrer ins Ausland zu erleichtern. Dies Beispiel verdient die Nachahmung aller Bundesregierungen.

Das vielfach geäusserte Bedenken, dass dadurch dem heimischen Schuldienst zu viele Kräfte entzogen würden, ist hinfällig. Denn die grösste Zahl der Auslandschulen wird durch deutsche Seminare im Auslande mit Lehrern versorgt. So gibt es in den Vereinigten Staaten 5 deutsche Lehrer-Seminare, und für Südbrasilien wird ein Seminar hoffentlich in nächster Zeit gegründet werden, so dass nur für die Minderheit der Auslandschulen die Heimat sorgen muss. Der jährliche Bedarf an Auslandlehrern dürfte auf etwa 50 Lehrer zu veranschlagen sein. Diese Zahl wird das Deutsche Reich wohl entbehren können.

Prof. Dr. **Schiemann,** Berlin, macht darauf aufmerksam, dass es im Interesse des Reichs und der deutschen Kolonien läge, die von völliger Russifizierung bedrohten deutschen Kolonisten in Süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Russland und an der Wolga, die auszuwandern beginnen, nach Deutschland oder in unsere Kolonien zu ziehen.

Winiger, Berlin: Die Schule ist nur ein, aber nicht das einzige Mittel, die deutsche Sprache im Auslande zu erhalten; die Presse ist ihre notwendige Ergänzung. Was die Schule säet, geht im Leben bald verloren, wenn nicht die Presse bei den Erwachsenen deutsche Sprache und Kultur erhält und weiterführt. Allein in Südamerika existieren 24 deutsche Blätter, mit wenigstens 24 000 Abonnenten und einigen 250 000 Lesern. Diese 24 Blätter haben in Brasilien und Argentinien ebensoviel zur Erhaltung der deutschen Sprache beigetragen wie die deutschen Schulen. Nicht finanzielle Unterstützung von offizieller Seite ist für die deutsche Presse im Auslande zu wünschen, wohl aber ihre Anerkennung als einer der wichtigsten deutschen Kulturfaktoren neben der Schule. Deshalb verdient auch sie die Beachtung und Förderung durch die Kolonialgesellschaft und den Kolonialkongress.

Prof. Dr. **Brandl,** Berlin: Es ist sehr schwer, zahlenmässig die Verbreitung der deutschen Presse im Auslande zu besprechen.

Pastor em. **Lieboldt,** Hamburg, weist darauf hin, dass doch die deutsche Presse so unbesehens und generaliter nicht eine Unterstützung verdiene.

Die Leistungen der Mission für die Kolonien und ihre Gegenforderungen an die Kolonialpolitik.

Von Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch (Sachsen).

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

In unsern überseeischen Gebieten sieht man zwei Gestalten ihre Wege ziehen, die mit ihrem weissen Gesicht in auffälligem Gegensatz zu den dunkelfarbigen Eingeborenen stehen. Die eine stark und von strenger Art. Sie kommt mit gepanzerter Faust. In ihrem Blick liegt etwas Drohendes für die Menschen, denen sie naht, und ihre Rede klingt wie Kommandoton. Zwar hat sie nichts Feindseliges im Sinn gegen die Völker, mit denen sie sich zu schaffen macht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie erweist ihnen sogar manche Wohltaten. Aber diese werden meist nicht sogleich verstanden. Darum ist die schwertumgürtete Gestalt nicht überall gern gesehen, und sie muss hart auftreten, wenn auch zuweilen wider Willen. Die andere ist von sanfter Gestalt und Art. Sie kommt mit dem Zeichen des Kreuzes. In ihren Augen glänzt es von Liebe und Barmherzigkeit. Von ihren Lippen hört der Neger und der Papua die frohe Botschaft: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde". Sie trägt Liebesgaben und Arzneien für Leib und Seele in ihren Händen. Man sieht sie fast immer von Kindern umgeben, denen sie ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Diese beiden verwandten und doch so ungleichen Gestalten sind Kolonialmacht und Mission.

Ihrem Wesen nach sind sie grundverschieden, aber es wird ihnen in der Praxis manche gemeinsame Aufgabe gestellt. Schon das gemeinsame Arbeitsfeld muss ihnen Veranlassung geben, zu prüfen, ob sie sich nicht gegenseitig fördern können. Die Missionare und die Kolonisten, wie ich die Vertreter der Kolonialpolitik draussen kurz nennen will, begegnen sich ja tatsächlich auf Schritt und Tritt, und wenn sie auch noch dieselbe deutsche Heimat haben, wie es doch zumeist der Fall ist, erscheint es umsomehr geboten, dass sie sich verständigen und einander helfen, so viel sie eben können.

Zum Zweck einer solchen Verständigung fragen wir zuerst nach den Leistungen der Mission für die Kolonien. Wir haben es hier nur mit dem Teil der missionarischen Arbeit zu tun, der für die Kolonialpolitik unmittelbare Bedeutung hat. Es ist nicht der ursprüngliche Zweck der christlichen Mission, politischen Interessen zu dienen, und wir können das auch heute bei aller Freundschaft für unsere Kolonialpolitik nicht als ihre wichtigste Aufgabe bezeichnen. Ihr Zweck ist in erster Linie ein religiös-sittlicher. Prof. D. Warneck, der unbestritten grösste Missionstheoretiker Deutschlands, umschreibt ihn in seiner Schrift: „Die christliche Mission und die überseeische Politik" (Berlin 1901) so: „Ihre Aufgabe besteht darin, die Nichtchristen in der ganzen Welt zu bewegen, dass sie Jesu als ihrem Lehrer, Heiland und Herrn anhangen, vertrauen und folgen und also ihren väterlichen Glauben samt dem mit ihm verbundenen Wandel nach väterlicher Weise einwechseln gegen den christlichen Glauben und die sittliche Lebensordnung, die er in seinem Gefolge hat . . . . Die Rettung der Seelen bleibt immer die Seele der Missionsarbeit; aber indem sie daran arbeitet, eine in Sünden tote Welt lebendig zu machen, setzt sie himmlische Kräfte in Kurs, die erneuernd auch in das irdische Leben eingreifen und die Verhältnisse desselben neu gestalten, indem sie aus den Menschen neue Kreaturen macht." Wie die letzten Worte Warnecks andeuten, ist die Mission unter allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umständen eine Kulturmacht, sei es in Kolonien oder anderwärts, wo sie unbekümmert um die Kolonialpolitik ihren Weg gehen kann. Selbst wenn ein Hand in Hand gehen von Missionaren und Kolonisten bei uns nicht möglich wäre, würden unsere Kolonien einen bedeutenden Kulturgewinn von der jetzigen Missionsarbeit haben, der freilich erst nach Jahrzehnten oder in noch grösseren Zeiträumen recht in die Erscheinung treten kann. Es geht langsam damit, wie bei der Pflanzung eines Eichenwaldes. Die Erfolge der mit dem Christentum verbundenen Völkererziehung können in einer kurzen Periode von 15 Jahren, auf die wir in unseren Kolonien zurückschauen, naturgemäss nur wenig bemerkbar hervortreten. Aber wir brauchen nicht mehrere Jahrzehnte zu warten, um auf einen anderen Gewinn zu stossen, den die Missionstätigkeit der Kolonialpolitik bringt. Indem sie den Eingeborenen unserer Kolonien die Segnungen des Christentums vermittelt, bringt sie gewisse Wirkungen sozusagen als wertvolle Nebenprodukte hervor. Mit diesen wird sie sogleich eine Helferin der ihr befreundeten Kolonialpolitik, und ihnen wollen wir unsere Aufmerksamkeit jetzt zuwenden.

Bevor wir auf ihre Leistungen draussen eingehen, möchte ich darauf hinweisen, dass das in unserm Volke so weit verbreitete Missionsinteresse auch den Kolonialbestrebungen in der Heimat förderlich ist. Als sich vor einigen Jahrzehnten der Ruf erhob: „Deutschland muss Kolonien haben!“, war unter den ersten Wortführern deutscher Kolonialpolitik ein bekannter Missionsmann, D. Fabri, der langjährige Inspektor der Rheinischen Mission und einer der Begründer der Kontinentalen Missionskonferenz. Das war nicht zufällig. Die Mission treibt ja geistliche Kolonialpolitik, wenn das Wort erlaubt ist. Sie hat von je unserm Volke Blick und Herz weiter gemacht und so die Volksseele auf den kolonialen Gedanken vorbereitet. Man schenke nur einmal den vielen Missionsfesten seine Aufmerksamkeit, die jährlich in den deutschen Landen gefeiert werden. Wie viele Schriften, Bilder und Karten von Kamerun, aus dem Kondelande oder Neu-Guinea werden da bis in die kleinsten Dörfer getragen, wohin kein Kolonialwanderredner je gelangt! Etwas Ähnliches begegnet uns in den Schulen. Noch ehe die jetzt von verschiedenen Seiten angebotenen Kolonialwandbilder für den Schulgebrauch erschienen, gab die sächsische Missionskonferenz künstlerisch ausgeführte Anschauungsbilder aus dem Missionsleben am Kilimandscharo heraus, die ebensowohl für den geographischen Unterricht wie für die Religionsstunde verwendbar sind.

Doch nun zur Arbeit in den Kolonien selbst! Um die Leistungen der Mission für sie festzustellen, gebe ich zuerst einige Zahlen. Es sind zur Zeit 18 evangelische Gesellschaften und 12 katholische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genossenschaften in unseren Kolonien tätig. Weitaus die meisten haben ihren Sitz in Deutschland, und die Missionsleute sind grösstenteils von deutscher Nationalität. In der evangelischen Mission ist eine Minderzahl von Finnen, Engländern und Amerikanern, in der katholischen von Spaniern und Franzosen vertreten. Der Unterschied der Nationalität, der in der Zeit unserer kolonialen Kinderkrankheiten manchen Leuten unerträglich schien, hat bei näherem Zusehen und ruhiger Beurteilung fast alles Bedenkliche verloren. Unter den Sachkundigen ist es noch nicht ausgemacht, ob es für die Mission ein Vorteil ist, wenn die Missionare und die Kolonisten demselben Volke angehören. Für den Kolonialpolitiker stellt sich die Sache aber wohl anders; ihm kann es nur erwünscht sein, wenn in unseren Kolonien möglichst viele deutsche Missionare wirken. Nur dass er nicht so weit gehen darf, das geschichtlich Gewordene zu ignorieren und kurzer Hand umzustürzen.

Sämtliche Missionen, ich nehme hier evangelische und katholische zusammen, unterhalten in unseren Kolonien: 429 ordinierte weisse Missionare, 225 nicht ordinierte Weisse oder Laienbrüder und 182 unverheiratete Missionarinnen oder „Schwestern". Die Frauen der Missionare lasse ich nach der Praxis der deutschen Missionsstatistik ausser Betracht, so bedeutsam auch ihre Mitarbeit auf den vorgeschobenen Posten und gegenüber dem verwilderten Eheleben der Heiden sein mag. Das ist zusammen ein Missionspersonal von 836 Köpfen. Während die ordinierten Missionare sich fast ganz der eigentlichen Missionsaufgabe, der geistlichen Arbeit widmen, besorgen die nicht ordinierten die äusseren Angelegenheiten der Stationen; die Schwestern beschäftigen sich meist mit Kindererziehung, teilweise auch mit Krankenpflege.

Wie gross die finanziellen Opfer sind, welche die Mission für unsere Kolonien bringt, lässt sich nicht genau sagen, weil die Ausgaben für sie bei manchen Gesellschaften rechnerisch von denen für andere Missionsgebiete kaum zu trennen sind. Nach den Jahresrechnungen der in Betracht kommenden evangelischen Missionsgesellschaften wenden diese jährlich rund 2 Millionen Mark in den deutschen Gebieten auf. Rechnen wir für die katholische Mission, die ungefähr gleichviele Stationen unterhält, dieselbe Summe, so gehen jährlich 4 Millionen Mark Missionsgeld in unsere Kolonien, wobei aber die immerhin nicht unbedeutenden Beträge ausser Ansatz geblieben sind, die in der Heimat für die Ausbildung der Missionare und die Verwaltung verausgabt werden. Diese Summe ist klein, wenn man sie mit dem Beamten- und Schutztruppenetat vergleicht und mit dem, was Kaufleute und Erwerbsgesellschaften in den Kolonien anfangs ausgeben. Man muss hier aber auch in Betracht ziehen, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Mission sehr viel billiger arbeitet als sie, denn ein westafrikanischer Kolonialbeamter bekommt nach der neuesten Aufstellung etwa 5000 Mk. Anfangsgehalt, ein junger Kaufmann 3500, ein unverheirateter Missionar aber kaum 2000, und dabei ist der Beamte mit Alterszulage, Urlaub u. dergl. ebenfalls sehr viel günstiger gestellt.

Fragt man nun nach der Ausdehnung der Mission, so können wir hier auf Einzelheiten nicht eingehen. Unsere Festschrift enthält sie in ausgiebigem Masse. Es sei nur erwähnt, dass es in unseren überseeischen Gebieten 274 Hauptstationen der Mission gibt, d. h. solche, auf denen Europäer wohnen und wirken; die Zahl der Nebenstationen beläuft sich auf mehr als 1000. Sie verteilen sich ziemlich gleichmässig auf alle unsere Gebiete, wenn wir deren verschiedene Grösse in Betracht ziehen. Wollten wir in die Karte unserer Besitzungen für jede Missionsstation einen roten Punkt eintragen, so müssten wir in Togo die kurze Küstenstrecke dicht damit besetzen, die Vorläufer aber bis hinauf nach Atakpame und in die Nähe von Kete Kradji vorschieben. Auch in Kamerun zeigt das Küstengebiet christliche Niederlassungen in grösserer Zahl. Landeinwärts sind im Kamerunflussgebiet am weitesten die Basler mit ihrem Nyasoso, im Süden die Katholiken mit ihrer Jaúndestation vorgedrungen, aber beide liegen noch innerhalb der Bantuvölkergrenze; die zur Zeit mit der deutschen Herrschaft im Kampfe liegenden Fullastaaten sind von der Mission bisher gänzlich unberührt. In Deutsch-Südwestafrika kann man das von keinem der dort wohnenden Völker sagen. Dank den jahrzehntelangen Bemühungen der Rheinischen Mission ist das ganze Land gleichmässig mit einem dichten Stationennetz überzogen, selbst das noch wenig bekannte Ovamboland hat seine Missionare, und das öffentliche Leben im ganzen Gebiet ist mehr als in jedem andern afrikanischen christlich beeinflusst. Deutsch-Ostafrika ist von allen Seiten her gleichzeitig in Angriff genommen. Die Stationen liegen hier gruppenweise nahe bei einander, und die Missionsgebiete sind inselartig verteilt, wie es dem dortigen Verhältnis der gut bevölkerten zu den menschenleeren Distrikten entspricht. In der Südsee ist die Christianisierung ebenso weit vorgeschritten, wie in Deutsch-Südwestafrika, in mancher Hinsicht sogar noch weiter. Nur Kaiser-Wilhelmsland macht eine Ausnahme. Hier befinden sich die lediglich an der Küste liegenden Stationen noch im Anfangsstadium. Um so weiter ist die Mission auf den andern Inseln, namentlich auf den Karolinen und Marshallinseln, die wohl zur Hälfte christianisiert sind, und mehr noch in Samoa, dessen rein heidnische Bevölkerung auf ein Minimum herabgegangen ist. Die drei dort wirkenden Missionen haben die Eingeborenen unter sich sozusagen aufgeteilt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch in Kiautschou ist unter den dort einflutenden deutschen Elementen ein reichliches Mass von Missionskräften, das der Entfaltung harrt.

Um einen Einblick zu gewinnen, in welcher Weise der Missionsbetrieb den kolonialpolitischen Bestrebungen förderlich ist, wollen wir die von den Missionaren geleistete Arbeit in Beziehung setzen zu den Hauptaufgaben der Kolonialpolitik. Als Sektion I unseres Kongresses steht die für Geographie, Ethnologie und Naturkunde da. Dafür hat auch die Mission wichtige Beiträge geliefert. Es sei nur daran erinnert, dass die ersten Forschungsreisen im deutsch-ostafrikanischen Seengebiet ein Missionar, Dr. Livingstone, unternahm. Wenn auch kein späterer Glaubensbote, der Erkundigungsreisen unternahm, sich mit diesem Afrikaforscher messen kann, gibt es doch Missionsmänner genug, die zur geographischen Aufhellung unserer Gebiete beigetragen haben. Der ethnologischen Forschung helfen sie mit Beobachtung der eigentümlichen Gebräuche und des Seelenlebens der Eingeborenen, mit denen sie ja viel vertrauter verkehren, als andere Europäer. Und auch das wird noch übertroffen durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Sprachforschung. Es ist ihr fester Grundsatz, mit den Eingeborenen in ihrer Muttersprache zu verkehren. Und wie sie selbst in dieser Sprache predigen, so schaffen sie ihrer wachsenden Gemeinde auch nach und nach eine Literatur für Schul- und Kirchenzwecke. Es gäbe ein langes Verzeichnis von mehreren hundert Nummern, wenn ich alle Schriften in den Sprachen unserer Kolonien, die von Missionaren verfasst sind, nachweisen wollte. Da sind nicht nur Lesebücher, Gesangbücher, Agenden und Neue Testamente, sondern auch Grammatiken und Wörterbücher, ja sogar Zeitungen.

Eine weitere Aufgabe der Kolonialpolitik ist es, möglichst viele Kulturzentren in die neu besetzten Gebiete zu legen. Nun, jede der 274 Hauptstationen kann als eine Kulturoase bezeichnet werden. Ich lasse einem Ihnen bekannten Manne das Wort, Prof. Hans Meyer. Wo er in seinem neuesten Reisewerk den Abstieg aus der Eis- und Schneeregion des Kilimandscharo beschreibt, erwähnt er die im Dschaggalande liegenden Missionsstationen. Er berührte zuerst die Leipziger Station in Madschame und sagt von seinem Aufenthalt: „Hier in dieser fernen, stillen Kulturoase fühlte ich im kleinen Familienkreis des Missionars Müller wieder einmal den herzerwärmenden Einfluss des deutschen Gemüts und des deutschen Idealismus“. Dann besuchte er die katholische Mission in Kiboscho, deren stattliche Gebäude er rühmt und nicht minder die Erträge der Blumen- und Gemüsezucht im Missionsgarten. Und so wie dort ist es fast allenthalben. Mögen die Missionare auch nach unseren Begriffen auf viele europäische Kulturmittel und Bequemlichkeiten verzichten, im Vergleich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu den bedürfnislosen Schwarzen, unter denen sie wohnen, sind sie reiche Leute. Ihre Häuser, Werkstätten und Schuppen bergen in deren Augen unermessliche Schätze. Was aber das Wichtigste ist, sie behalten und benutzen dieselben nicht nur für sich, sie geben ihre Werkzeuge auch den Schülern und Arbeitern in die Hand und unterweisen sie in deren Gebrauch. Der bekannte Nachahmungstrieb der Neger sorgt ferner dafür, dass ihre eigene Kleidung der der Missionsleute immer ähnlicher wird und dass ihre Hütten sich in Form und Ausstattung allmählich den europäischen Häusern nähern. Nur im Vorübergehen sei hier an die veränderte Behandlung der Krankheiten erinnert, die die ärztliche Tätigkeit vieler Missionare mit sich bringt.

Jede vernünftige Kolonialpolitik ist auf Entwickelung ihrer Gebiete und kulturelle Hebung der Naturvölker bedacht. Hierfür leistet die Mission als Erzieherin der Eingeborenen auch einen Beitrag, namentlich durch ihre Schultätigkeit. Die deutschen Missionare und Missionarinnen sind dazu offenbar besonders beanlagt. Ihre pädagogische Gabe ist weltbekannt. Man kann in der Mission die Amerikaner als die geborenen Pioniere bezeichnen, die Engländer als die Organisatoren, die Deutschen aber als die Pädagogen. Daher spielen auch die Schulen eine hervorragende Rolle in der Missionsstatistik; in der evangelischen, wie mir scheint, noch mehr als in der katholischen. Es werden insgesamt 1278 Missionsschulen (900 evang. und 378 kathol.) mit 47 600 Schülern in unseren Kolonien verzeichnet, und zwar sind das Unterrichtsanstalten in allen Abstufungen, angefangen von der Elementarschule, deren Unterricht noch unter einem Schattenbaum oder in dürftiger Lehmhütte gehalten wird, bis zu Knaben- oder Mädchenschulen in stattlichen zweistöckigen Häusern, ja bis hinauf zum wohlausgestatteten Prediger- und Lehrerseminar. Eine besondere Bedeutung für die kulturelle Entwickelung haben die Handwerkerschulen, von denen die der Basler Mission in Kamerun wohl die bekannteste und grösste ist. Was die mit der Einführung des Christentums Hand in Hand gehende Hebung des tief gesunkenen weiblichen Geschlechts betrifft, so möchte man darüber einen besonderen Vortrag halten. Gerade bei diesem Kapitel aber kann ich mich auf Andeutungen beschränken, weil die Bedeutung der Mission für die Entwickelung unserer Kolonien noch von D. Merensky im Plenum behandelt wird.

Hier nur noch ein Wort über die Hilfe, welche die Mission der Kolonialpolitik bei der Angliederung der Kolonien an das Mutterland leistet. Die Politik benutzt dazu die Flotte, die Schutztruppe und andere Massregeln staatlicher Gewalt. Mit diesen Mitteln hat die Mission nichts gemein. Ja, sie muss die Zusammenstellung von Kreuz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Schwert ängstlich meiden, wenn sie nicht ihren Ursprung gänzlich verleugnen und ihren guten Ruf einbüssen will. Auch wenn sie in Verfolgungszeiten auf Passionswege geführt wird, darf sie nicht nach Rache und Vergeltung schreien. Die Rheinische Mission hat das auch nicht getan, als zwei ihrer Missionare auf Neu-Guinea ermordet wurden, und ebensowenig die von Leipzig beim gewaltsamen Tode ihrer jungen Brüder am Meru. Also mit Drohen und Strafen hält es die Mission nicht. Ihr Beitrag zur politischen Angliederung der Kolonialvölker ans Mutterland besteht vielmehr darin, dass sie die Unterworfenen mit ihrer neuen Herrin Germania auszusöhnen sucht. Sie prägt ihren Zöglingen das alte christliche Untertanengebot ein: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." Sie betet in ihren Gottesdiensten für Kaiser und Gouverneur und pflanzt so nach und nach freien Untertanengehorsam in die Herzen der farbigen Christen.

Ich kann diese Ausführungen über die Leistungen der Mission für die Kolonien nicht besser schliessen, als mit den Worten, die ein völlig unparteiischer Beobachter über die Verdienste der evangelischen Mission um ein einzelnes Kolonialgebiet geschrieben hat. Herr v. François urteilt in seinem Buche „Nama und Damara":

„Ob die Missionare (gemeint sind die der Rheinischen Missionsgesellschaft) den Regierungsorganen noch etwas mehr in die Hände hätten arbeiten können, darüber kann man verschieden urteilen. Bei alledem aber darf man nicht vergessen, dass der Missionar, gleichviel welcher Nation und welcher Gesellschaft er angehört, unmöglich ein Regierungs- oder Parteiorgan sein kann, sondern vielmehr über den politischen Ideen und Parteiinteressen stehen muss; dass er in höherem Dienste steht als in dem der Menschen. Man versteht diesen Standpunkt nicht sogleich; ich bekenne offen, dass auch ich meine Zeit gebraucht habe, um ihn zu begreifen, und dass deshalb nicht immer vollste Harmonie zwischen den Missionaren und Regierungsvertretern hat herrschen können. Das hindert mich indessen nicht, an dieser Stelle dem Wirken und Treiben der Missionare volle Achtung und eine über das Durchschnittsmass der Phrase weit hinausgehende Anerkennung und Bewunderung zu zollen. Ohne die Pionierarbeit der Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes (Deutsch-Südwestafrika) ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen. Und diese Arbeit will um so mehr bedeuten, als alle egoistischen Motive, die den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schliesslich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen."

So viel über die Leistungen der Mission. Nun aber ihre Gegenforderungen. Ich möchte mit diesem Wort nicht dem Gedanken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorschub leisten, als ob sie do ut des — Politik treiben wollte. Das liegt ihr fern. Sie verrichtet bekanntlich ihre Arbeit und bringt ihre Opfer auch da, wo die Früchte davon weder der vaterländischen Kolonialpolitik noch einer anderen zugute kommen, und wo also von Gegendiensten gar nicht die Rede sein kann. Aber da sie auch in unseren Kolonien wirkt und unserer Kolonialpolitik gewisse Dienste leistet, wird sie es nicht von der Hand weisen, wenn diese sich erkenntlich zeigen will. Das liegt wohl auch im Interesse der Kolonialpolitiker selbst; denn es ist bekanntlich nicht angenehm, wenn man immer nur Gefälligkeiten annimmt und Liebesdienste empfängt.

Was die Mission in erster Linie von der Kolonialregierung erwartet, lässt sich kurz in die Worte fassen: „Ein christlich Regiment". Es kann natürlich niemand mehr geben als er hat! Die Kolonien als die Töchter können auch in dieser Hinsicht nicht mehr empfangen, als das Mutterland besitzt. Was die Mutter aber in tausendjähriger Geschichte erworben hat, das soll sie den Töchtern vererben, und es ist sicher nicht zu viel verlangt, wenn die Mission wünscht, dass Deutschland in der Verwaltung seiner überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt. In concreto: Die Gesetze und Verordnungen sollen christlichen Geist atmen; nicht als wären die auf deutschem Boden gewachsenen Rechte und Formen schematisch auf die Kolonien zu übertragen, sondern so, dass die draussen herrschenden heidnischen Anschauungen von ihren Auswüchsen befreit und im christlich-germanischen Sinne umgebildet werden. Die Beamten, bei deren Auswahl mit grösster Sorgfalt zu verfahren ist, sollen ein sittlich unanstössiges Leben zu führen genötigt sein, womit sich freilich nicht verträgt, wenn ein Lektor am Orientalischen Seminar ihnen die wilde Ehe mit den Afrikanerinnen geradezu empfiehlt. Die Organe der Regierung sollen nie rücksichtslos und grausam gegen die Eingeborenen verfahren; auch bei den unvermeidlichen Strafexpeditionen darf die Strenge nicht in Unmenschlichkeit ausarten. Die im Regierungsdienst stehenden niederen Polizeiorgane, z. B. die ostafrikanischen Askaris, sind in Zaum und Zügel zu halten, dass sie ihre Macht gegenüber den Eingeborenen nicht missbrauchen, oder gar zu einer moralischen Pest für ihre Umgebung werden. Die Erwerbsgesellschaften und Privatpersonen, die in den Kolonien Geld verdienen wollen, sind zu hindern, die Rechte der Eingeborenen mit Füssen zu treten oder die Schwächen der Naturvölker zu benutzen, sie durch die gefährlichen Gaben europäischer Kultur und Überkultur zu verderben. Wer das Leben in unseren Kolonien kennt und unsere junge Kolonialgeschichte verfolgt hat, wird in alledem keine künstlich konstruierten Forderungen sehen, sondern solche, die auf Grund vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gekommener Missstände erhoben werden. Die Mission aber ist in erster Linie berufen, sie geltend zu machen, weil sie es täglich mit ansieht, wie zwischen Europäern und Eingeborenen gehandelt wird und weil sie selbst davon Gewinn oder Schaden hat, je nachdem die Kolonisten den Forderungen des angewandten Christentums nachkommen oder nicht.

Für ihre eigene Arbeit wünscht die Mission eine möglichst weitgehende Freiheit von staatlicher Einmischung. Es versteht sich von selbst, dass die Missionare alle Pflichten, die andern Europäern in den Kolonien obliegen, auch zu erfüllen haben, und dass sie, weil sie gegebenenfalls von der Regierung geschützt werden müssen, bei Errichtung weit in die Wildnis vorgeschobener Stationen sich einer Zustimmung der zuständigen Regierungsorgane versichern. Auch dürfen sie für ihre eingeborenen Christen keine politischen Vorrechte beanspruchen. Aber andererseits sollen sie auch im eigenen Hause und bei Ausübung ihres missionarischen Berufs nach ihrem Ermessen schalten und walten können. Wenn die Politiker z. B. anderer Meinung sind als sie über die Reihenfolge des „bete und arbeite", so soll man ihnen diese andere Meinung nicht aufdrängen; oder wenn sie es mit ihren pädagogischen Grundsätzen unvereinbar finden, das Deutsche als Unterrichtssprache in einer afrikanischen Dorfschule zu benutzen, soll man sie dabei lassen, mit den Negerkindern in deren Muttersprache zu reden und die deutschen Lektionen als fremdsprachigen Unterricht zu behandeln. In das Kapitel von der Freiheit gehört auch die Frage, ob von Staats wegen den verschiedenen Konfessionen besondere Missionsgebiete zugewiesen werden sollen. Man kann ausserhalb und innerhalb der Missionskreise Stimmen hören, die das wünschen. Weitaus die meisten wünschen es jedoch nicht. Aber sollte denn aus praktischen und vernünftigen Gründen nicht auch hier eine Verständigung und eine freiwillige Verteilung der Arbeitsfelder möglich sein? Die verschiedenen evangelischen Gesellschaften beobachten mit verschwindenden Ausnahmen schon längst den Grundsatz gegenseitiger Rücksichtnahme und Vereinbarung, wenn sie sich begegnen. So sei es hier, wo die Konfessionen sich freundlich begegnen, als ein frommer Wunsch ausgesprochen, dass sämtliche in unseren Kolonien wirkenden christlichen Missionare sich in dem Grundsatze vereinigen: „Willst du zur Linken, so gehe ich zur Rechten", wenigstens so lange noch unbesetzte heidnische und mohammedanische Gebiete da sind.

Die bisher erhobenen Forderungen sind eigentlich nur negativer Art. Zum Schluss aber mag mit aller Zurückhaltung auch noch eine finanzielle Forderung ausgesprochen werden. Für ihre eigentlichen Zwecke wünscht die Mission kein Regierungsgeld. Das würde sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und das, was sie den Eingeborenen bringt, nur in ein falsches Licht stellen. Aber auf ihrem Arbeitsplan stehen vielfach gemeinnützige Werke. So die Schulen. Hierfür ist eine Staatsunterstützung wohl am Platze. Die Frage ist nur, wie sie gegeben werden soll.

In den englischen Kolonien besteht eine Praxis, mit der beide Teile, Regierung und Mission, anscheinend recht zufrieden sind. Die Mission hat dort volle Freiheit, ihre Lehrpläne zu gestalten und dem Religionsunterricht soviel Raum zu geben, als sie will. Die Regierung aber schickt jährlich einen Schulinspektor, der die Leistungen der Schüler in den weltlichen Unterrichtsfächern prüft. Je nach dem Ausfall dieses Examens werden die Grants, die Unterstützungssummen bemessen. Beide Interessen kommen so zu ihrem Rechte. In den holländischen Kolonialgebieten gibt die Regierung einen bestimmten Zuschuss, kümmert sich aber sonst um die Schulen gar nicht. Etwas Ähnliches haben wir in Togo, wo jede dort arbeitende Mission ohne Rücksicht auf die Zahl der Schulen 1000 Mk. erhält. Dabei ist nur die Unterstützung mit den Leistungen schwer in Einklang zu bringen Jedenfalls sind grössere Beiträge der Regierung zu den Schullasten erwünscht. Dasselbe gilt auch von den für die Schulen herzustellenden Büchern und beim Druck grösserer sprachlicher Werke, die der Allgemeinheit dienen.

Zum Schluss noch ein Wunsch, der sich auf die kirchliche Versorgung unserer Landsleute in den Kolonien bezieht. Die Mission hat ein grosses Interesse daran, dass sie geregelt wird. Für die katholische Kirche erledigt sich die Frage durch die kirchliche Organisation der ganzen Missionstätigkeit. Auf evangelischer Seite liegt die Sache wegen der freieren Stellung der Missionsgesellschaften anders. Die Missionare haben sich bisher fast allerorten freiwillig erboten, diese Seelsorge im Nebenamt zu treiben. Auf die Dauer kann es aber nicht so bleiben, weil ihre eigentliche Aufgabe dadurch beeinträchtigt wird. Darum ist auf Anstellung besonderer Kolonialgeistlicher hinzuwirken, wenigstens an den verkehrsreichsten Plätzen. Das ist aber nicht Aufgabe des Staates, sondern der kirchlichen Organe in der Heimat.

Neben den ausgesprochenen allgemeinen Forderungen sind in den verschiedenen Gebieten, durch ihre Eigenart bedingt, noch manche Einzelforderungen zu erheben. Ich überlasse es den berufenen Vertretern der Missionsgesellschaften, die wir unter uns haben, sie geltend zu machen. Meine Aufgabe war es, zu zeigen, dass die selbstlose Tätigkeit der Mission um ihrer Leistungen willen Dank und Anerkennung auch seitens der Kolonialpolitiker verdient und dass man alle Ursache hat, den massvollen Gegenforderungen, die sie geltend macht, bereitwilligst nachzukommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schliesslich gestatte ich mir noch, die von mir eingebrachte und von dem Kongresskomitee genehmigte Resolution, welche morgen zur Abstimmung kommen wird, zu verlesen:

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 empfiehlt in Anerkennung der namhaften Opfer, welche die in unseren Kolonien tätigen Missionsgesellschaften bringen, um deren Bewohner geistig, sittlich und kulturell zu heben, und unter Hinweis auf die damit bereits erzielten Erfolge der Reichsregierung, den Missionen das bisher erwiesene Wohlwollen zu erhalten und ihre selbstlose Arbeit so viel als möglich zu fördern, namentlich dadurch, dass sie

1. in der Verwaltung ihrer überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt;
2. den Missionsgesellschaften unbeschadet aller gesetzlichen Ordnungen volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb lässt;
3. ihnen bei gemeinnützigen Arbeiten, z. B. guten Leistungen in den allgemeinen Unterrichtsfächern der Schulen, sowie im gewerblichen Unterricht oder bei Drucklegung wertvoller Spracharbeiten, Geldunterstützungen gewährt.

Über einige Mittel zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei.

Von Pater **Acker,** Provinzial der Väter vom Heiligen Geist, Knechtsteden bei Köln.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

I. Ursachen der Sklaverei.

Der berühmte Afrikaforscher Dr. Livingstone nannte die Sklaverei die eiternde Wunde des 19. Jahrhunderts. Es ist ein Schandfleck für die Menschheit, dass es, nach nahezu zweitausendjähriger Tätigkeit der christlichen Kultur, auf der Welt noch Menschen gibt, die ihre Nebenmenschen als Eigentum ansehen und sie kaufen und verkaufen, wie man hier Tiere verkauft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dass wir diese Sklaverei in den Kolonien nicht nur nicht unterstützen können, sondern sogar suchen müssen sie auszurotten, liegt auf der Hand. Es ist dies offenbar auch die Absicht der Deutschen Kolonialgesellschaft, wie es die Resolution, welche das Kongresskomitee bei dem Deutschen Kolonialkongress unter Nr. III eingebracht hat, zur Genüge beweist, sowie auch die der Regierung, welche verschiedene Massregeln getroffen hat, um zu diesem Zwecke zu gelangen.

Wer nun den Zweck will, der muss auch zu den Mitteln greifen, und ganz besonders Hand an die Wurzel des Übels legen. Es ist klar, dass es nichts hilft, Unkraut ausrotten zu wollen, so lange man die Wurzel im Boden haften lässt.

Einen Fluss trocken legen zu wollen, ohne die Quelle versiegen zu machen, ist vergebliche Arbeit.

Ebenso verhält es sich mit der Abschaffung der Sklaverei.

Die Sklaverei ist so eng mit dem Mohammedanismus verwachsen in religiöser, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung, dass man wohl sagen kann: Wo es Mohammedaner gibt, da herrscht auch die Sklaverei, und so lange es Mohammedaner gibt, wird es auch Sklaven geben.

Die Gründe dafür sind folgende:

a) Seine Religion erlaubt nicht nur dem Mohammedaner die Sklaverei, sie regt ihn vielmehr dazu an. Er allein ist Kind Gottes, alle anderen Menschen sind für ihn geschaffen. Er hat also ein Recht auf dieselben. Dieses Recht wird er sich nicht nehmen lassen durch europäische Hunde. Wir alle sind nur Hunde, Ungläubige in seinen Augen.

Seit 1872, das heisst, seitdem die Sklaverei durch die Engländer offiziell abgeschafft wurde, haben wir öfters von den Engländern, Franzosen und seit 1884 auch von den deutschen Behörden viele befreite Sklaven erhalten. Wie oft haben mir nicht Araber, mit denen ich auf freundschaftlichem Fusse stand, den Vorwurf gemacht: „Sie sind doch Prediger, Sie lehren doch Ihren Zöglingen die Gebote Gottes, ist es denn bei Ihnen nicht verboten zu stehlen?“ — Wie meinen Sie das? — „Die von den europäischen Hunden befreiten Sklaven sind ja nur geraubtes Gut. Das gehört uns, und es ist Ihnen nicht erlaubt, fremdes Gut zu benutzen.“ Diese Anschauung wird man nie ändern, so lange der Mohammedaner Mohammedaner bleibt.

b) Das Sklavensystem bringt solche Bequemlichkeiten mit sich, dass derjenige, der es anwenden zu dürfen glaubt, nicht darauf verzichten wird, ohne dazu gezwungen zu sein.

Ein Mann mit einem Einkommen von 3—4000 Mark ist bei uns kein reicher Mann; ohne Arbeit kann er damit nicht leben. Dort kann der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mohammedaner sich das bequemste Leben einrichten. Mit 3—4000 Mk. kann er sich 30—40 Sklaven anschaffen. Er behält sich einige für seine Bedienung vor, andere arbeiten auf seinem Landgute, welches dank der guten Bebauung dem Herrn allerlei Gemüse und Früchte einträgt, ohne dass er diese Sklaven zu ernähren braucht. 20—25 Sklaven arbeiten jahraus jahrein im Taglohn und bringen ihm jeden Abend 12—16 Pesas, nachdem sie 4—6 Pesas für sich behalten haben für ihre Nahrung, Kleidung u. s. w. Dieser Mann ist also bedient, sein Land ist bearbeitet, und tagtäglich erhält er noch ein regelmässiges Einkommen. Er ist ein reicher Mann.

Wenn man hier Ochsen, Pferde u. s. w. hat, muss man sie ernähren und während der Arbeit mit ihnen sein. Bei der Sklaverei ist das nicht nötig, und der Verdienst kommt doch. Wie bequem!

c) Die Vielweiberei, die eine der Haupteinrichtungen des Mohammedanismus ist, ist nicht möglich ohne Sklaverei.

Der Mohammedaner sieht das Weib im allgemeinen nicht als einen Menschen an, wie wir. Das Weib ist ein Werkzeug, das ihm zur Verfügung steht, weiter nichts. Nur eine Tatsache, um zu beweisen, wie die Frauen in der Vielweiberei behandelt werden.

Seyid Bargasch, der anfangs der 80er Jahre Sultan von Zanzibar war, hatte in seinem Harem 80 bis 90 Frauen. Der Harem lag dem Seehafen entlang, und wie gewöhnlich war auch an diesem Harem die lange Reihe der Fenster durch Läden geschlossen. An dem äussersten Ende des Harems hatte der Sultan seine eigenen Wohnzimmer, von wo aus er, hinter Jalousien, das Leben und Treiben im Hafen überwachen konnte. Am Fusse dieser Wohnung hatte er einen Landungsplatz eingerichtet zu seiner und der Europäer Bequemlichkeit. Es war der gewöhnliche Landungsplatz der Offiziere der im Hafen vor Anker liegenden Kriegsschiffe. Schon lange hatte der Sultan bemerkt, dass die Offiziere bei der Landung ihre Blicke auf die Seite des Harems richteten. Eines Tages ging ein Offizier noch weiter, er erlaubte sich eine grüssende Handbewegung. Der Sultan lief sofort auf die Zellen zu, wo die einzelnen Frauen waren und fand da, zum Unglück dieser armen Geschöpfe, eine derselben am Fenster sitzend, und durch den halb geöffneten Laden auf den Hafen schauend. Der Sultan ergriff nun einen Stock und schlug so lange und so grausam auf das arme Wesen los, dass es nach kurzer Zeit starb.

Was der Sultan tat, das kann jeder Araber oder Muselmann ungestraft tun, weil das Weib für den Mohammedaner nichts weiter als eine Sklavin ist. Die Frau ist nicht seine Lebensgefährtin, sie ist sein Eigentum.

d) Der Sklavenhandel ist, besonders jetzt, ein sehr nutzbringendes Geschäft. Sklaven, die man 1872 zu 20, 30—40 Mark haben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konnte, kosten heute 100, 260—300 Mark. Wenn der Sklavenhandel auch verboten ist, so wird er doch weiter betrieben. Es wird ja auch in diesem Gewerbe trotz des Verbotes überall geschmuggelt. So am meisten in der Zeit der Blockade 1886 an der Ostküste.

e) Menschenliebe zu Ungläubigen, d. h. zu Nicht-Mohammedanern, kennt der Mohammedaner nicht.

Das ist das Prinzip der arabischen Zivilisation.

„Ich will euch nun aus meiner Erfahrung", schreibt der Hochwürdigste Bischof Le Roy, (Le Roy war längere Zeit in Ostafrika als Missionar tätig in den 80er Jahren) „ein Muster von dieser arabischen Civilisation geben. Vor ungefähr 8 Jahren verliess eine Karawane, 300 Mann stark (alle Mohammedaner), die Ostküste Afrikas, um in das Innere zu ziehen und „Handel" zu treiben. Als dieselbe zurückkam, erzählten mir die Führer ihre Reiseerlebnisse. Ehe sie sich in das Land der Ungläubigen hinein wagten, hatten sie auch dieses Mal ihrer Sitte gemäss die Zauberer über den Erfolg ihres Unternehmens befragt. Der Orakelspruch lautete: „Blut ist notwendig." Sofort wurde von allen beigesteuert, um einen Sklaven anzukaufen. Als es dunkel war, führte man den Unglücklichen auf den Weg, den die Karawane passieren sollte, schnitt ihm den Hals ab und besprengte den Pfad mit seinem Blute, wobei die üblichen Gebetsformeln gesprochen wurden. Als sie nun nach Kavirando in die Nähe des Viktoria-Nyanza-Sees gekommen waren, bemerkten diese „ehrenhaften Händler", dass die Einwohner Elfenbein hatten, ziemlich zahlreich, jedoch unbewaffnet waren. Ein ausgezeichnetes Geschäft war da zu machen. Man griff die harmlosen Einwohner an, und da die Räuber mit Flinten bewaffnet waren, konnten die Überfallenen keinen Widerstand leisten. Die Häuptlinge des Landes traten nun zur Verhandlung vor, und man kam überein, dass die angegriffenen oder bedrohten Dörfer 100 Elephantenzähne und 200 junge Mädchen zu liefern hätten, wonach die Karawane abziehen würde. Nach Auslieferung der ausbedungenen Artikel verliessen die Araber die Gegend. Unglücklicherweise aber ging ihnen auf dem Durchzuge durch das Land der Massai das Wasser aus, die Nahrungsmittel fingen an zu fehlen, und all diese Sklavinnen, welche ohnehin schon den Marsch hemmten, verzehrten auch noch den Proviant vollauf. Was nun tun? In einer Nacht, nachdem die schändlichen Araber an den Frauen Gewalt verübt hatten, metzelten sie alle 200 nieder. Ich wiederhole, diese Scheusslichkeiten sind mir von den Häuptlingen der Expedition selbst erzählt worden, nicht um sich damit zu brüsten, nicht um sich zu demütigen, sondern einfach, um mir zu verstehen zu geben, welchen Verlust sie dadurch erlitten hätten. Und besonders kurios ist es, dass die Leute dieser Expedition sich in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Moschee begaben, um sich absolvieren zu lassen, weil sie Ratten (ein für den Mohammedaner unreines Tier) aus Notbedarf gegessen hatten; aber die Idee kam ihnen dabei nicht, „Allah" um Verzeihung zu bitten für das unmenschliche Hinschlachten so vieler Frauen, denn sie waren ja „Kafir" (Ungläubige). Nein, mit dem Islam ist keine Vereinigung möglich; es zu glauben, wäre eine Albernheit, und es zu versuchen, ein Verrat an seinen eigenen Interessen. Das ist also der Mohammedaner in Bezug auf Sklaverei. Warum sollte nun der Mohammedaner die Sklaverei bei Seite lassen? Er wird es nicht tun, wenn er nicht dazu gezwungen wird. Im Gegenteil, er wird die Sklaverei überall einführen und sie nach Kräften begünstigen.

Sklaven gibt es auch gewissermassen bei den Schwarzen; es sind dies Kriegsgefangene, Leute die ihre Schulden nicht bezahlen können u. s. w. Bei den Schwarzen aber bleibt der Sklave immer ein Mensch seinesgleichen, und wenn die Schuld bezahlt oder die Zeit der Gefangenschaft vorüber ist, so kann dieser Mann wieder frei werden. Bei den Mohammedanern ist dieses nicht der Fall, der Sklave ist Eigentum. Der Mohammedaner hat ein Recht auf ihn, wie ich ein Recht auf mein Pferd oder meinen Ochsen habe, und dieses Recht, nochmals gesagt, wird er sich nicht wegnehmen lassen von Hunden und Ungläubigen wie wir, wenn er nicht dazu gezwungen wird. Wird er zu zwingen sein? Ich bezweifle es.

II. Mittel.

a) Sollen wir deshalb den Vorschlag machen, den Mohammedanismus in den Kolonien mit Gewalt auszurotten, da wir nun einmal mit dem Gedanken der Sklaverei und Vielweiberei uns nicht versöhnen können. Nein! —

Wenn wir auch nicht jedermanns Meinung sind in religiöser, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung, so achten wir doch jedermann, der eine Meinung hat. Wir wünschen nur, dass man den Mohammedanismus nicht fördere.

Da es aber Tatsache ist, dass die deutsche Regierung ebensowohl wie die Deutsche Kolonialgesellschaft die Beseitigung der Sklaverei für eine der wichtigsten Kulturaufgaben in ihren Kolonialgebieten ansieht, so muss auch demgemäss gehandelt werden. Deutschland ist ein christlicher Staat, und als solcher würde er in der Heimat nirgends Vielweiberei und Sklaverei dulden, geschweige denn diesen Missbräuchen Vorschub leisten.

Was aber hier nicht zulässig ist, darf in den Kolonien auch nicht geduldet werden. Und hier berühre ich, ich weiss es wohl, eine sehr heikle Frage, nämlich die Frage der Schulen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist die allgemeine Ansicht der Missionare, dass in den Kolonien die konfessionslosen Schulen ganz besonders von den Mohammedanern besucht werden. Die Mohammedaner, die aus diesen Schulen hervorgehen, werden als Unterbeamte angestellt. Der Besuch der Schule hat in ihnen die Anhänglichkeit an den Mohammedanismus nicht im geringsten geschwächt und so treten diese in deutschen Schulen gebildeten Mohammedaner inmitten der Schwarzen als Beamte auf, und machen überall ihren mohammedanischen Einfluss geltend. Jeder Mohammedaner sucht seine Religion seiner Umgebung aufzudrängen. Wer Afrika kennt, weiss, wie gross der Einfluss der Mohammedaner auf die Schwarzen ist. Dieser Einfluss wird verzehnfacht, wenn er scheinbar unter dem äusseren Schutze der Regierung ausgeübt wird. So kommt es, dass die Regierung durch diese konfessionslosen Schulen und durch die Beamten, die daraus hervorgehen, nolens volens den Mohammedanismus auf Kosten des Christentums fördert. Wer aber den Mohammedanismus fördert, fördert Sklaverei und Vielweiberei, ob er will oder nicht, denn Vielweiberei und Sklaverei sind unzertrennlich von dem Mohammedanismus, wie ich es zur Genüge bewiesen zu haben glaube.

Es ist nicht meine Absicht, der Regierung einen Vorwurf zu machen. Ich freue mich, kürzlich noch gelesen zu haben, dass Herr Gouverneur Graf von Götzen eine Verordnung herausgegeben hat, wonach bei dem Erlernen des Kisuahili die arabische Schrift durch lateinische Buchstaben ersetzt wird, um so den Missionszöglingen die Bahn zu den Beamtenstellen zu ebnen. Da ich aber von Beseitigung der Sklaverei spreche, kann ich nicht umhin, meiner aufrichtigen Überzeugung, zu welcher ich durch 18 Jahre persönlicher Erfahrung in Deutsch-Ostafrika gekommen bin, Ausdruck zu geben. Soll es also mit der Beseitigung der Sklaverei ernst gemeint sein, so dürfte nach meiner Meinung unter keinen Umständen der Mohammedanismus gefördert werden, weder in den Schulen noch durch Anstellung der Mohammedaner als Beamte.

Wer die Quelle eines Flusses oder die Wurzel eines Baumes nicht berührt wissen will, der will auch die Folgen davon, nämlich dass Fluss und Baum bestehen bleiben sollen.

Solange dieses erste negative Mittel nicht angewendet werden wird, werden Verbot, Unterstützung der Missionen und Einrichtung von Verkehrsmitteln nicht den gewünschten Erfolg haben.

b) Die geeignetsten positiven Mittel nebst dem Verbot, wären die Vermehrung von Missionsstationen und die Errichtung von Verkehrsmitteln.

Die Missionen allein werden Änderung der Sitten ins Land bringen, und die Errichtung von Verkehrsmitteln wird dem Vorwand, die Sklaven seien als Lastträger nötig, den ganzen Rückhalt wegnehmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Väter vom Heiligen Geist haben in Deutsch-Ostafrika elf Hauptstationen, ohne von den zahlreichen Nebenstationen zu sprechen. Diese Stationen sind fünf bis sechs Tagereisen voneinander entfernt und sind auf folgende Weise gegründet worden. Die zahlreichen befreiten Sklaven, die wir seit 1860 von den englischen und französischen, und seit 1884 auch von den deutschen Behörden erhielten, sind in Bagamoyo erzogen und zu Christen herangebildet worden.

Diese befreiten und christlich erzogenen Schwarzen gründeten christliche Familien, aus deren Vereinigung christliche Dörfer entstanden. Wir haben so in Mhonda, Mrogoro Lalonga, Matombo u. s w. Dörfer, die mit 12—14 Familien angefangen und heute 1500—2000 Einwohner zählen. Soweit der Einfluss dieser Dörfer reicht, kann selbstverständlich nicht mehr von Sklaverei gesprochen werden.

Und was die Väter vom Heiligen Geist in ihrem Teil von Deutsch-Ostafrika tun, das tun die Benediktiner in Dar-es-Salaam, die Weissen Väter an den Seen im Innern, die Steyler Missionare in Togo, die Pallotiner in Kamerun, die Oblaten in Südwestafrika, die Missionare vom heiligsten Herzen und die Maristen in Ozeanien, um nur von den katholischen Missionen zu sprechen, mit deren Wirken ich besser vertraut bin. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, die unleugbaren Erfolge der Missionstätigkeit anderer christlicher Konfessionen auf dem Gebiete der Zivilisation und Kultur in Abrede oder in Schatten zu stellen. In der Antisklavereibewegung geben sich die Missionare aller Konfessionen die Hand. Die Gründung möglichst vieler christlicher Dörfer, die durch ihren Einfluss christliche und europäische Sitten ins Land bringen, wird demgemäss das erfolgreichste Mittel gegen die Plage der Sklaverei sein.

c) Ein anderes unentbehrliches Mittel wäre die Erleichterung des Verkehrs, besonders durch den Bau von Bahnen. Ich habe öfters Kolonialfreunde in Erstaunen gesetzt, wenn ich ihnen mitteilte, dass dieses grosse Gebiet, welches man Deutsch-Ostafrika nennt, und das ca. zweimal so gross ist wie das Deutsche Reich, zur Zeit keinen einzigen fahrbaren Weg hat. Die Folge davon ist, dass alles, was ins Innere geht, oder vom Innern an die Küste kommt, durch schwarze Lastträger befördert werden muss. Da nun der Schwarze von Natur aus träge ist, so werden nur oder doch meistens nur Sklaven als Lastträger verwendet.

Man weiss ja, wie die Mohammedaner es machen. Sie kaufen sich Austauschartikel an der Küste, gehen ins Innere, kaufen sich dort Sklaven und belasten diese Sklaven mit Elfenbein und anderen Artikeln. Mit dem Bau von Bahnen würde diese Lastträgerfrage eine ganz andere Wendung nehmen, und die Mohammedaner hätten keine Ausrede mehr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der heutigen Lage, wo man der Verkehrsmittel entbehrt, wie in Deutsch-Ostafrika, ist der Handel mit dem Innern kaum möglich ohne Sklaven. Ich möchte deshalb alle Gegner des Bahnbaues, ganz abgesehen von den Vorteilen, die die Kolonie daraus ziehen würde, im Namen der Menschlichkeit bitten, die Gelder für den Bau dieser Bahnen nicht zu verweigern.

Ich habe deshalb folgende Resolution eingebracht:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält die Beseitigung der Sklaverei für eine der wichtigsten Kulturaufgaben, welche Deutschlands in seinen Kolonien harren, und er ist der Meinung, dass die Beschaffung eines umfassenden Netzes von Verkehrswegen durch die Anlage von Eisenbahnen, Strassen und Brücken, sowie durch den Betrieb der Schiffahrt auf den Flüssen und Seen, eines der geeignetsten Mittel ist, um die Sklaverei einzuschränken und schliesslich aus der Welt zu schaffen."

Diese Resolution ist vom Kongresskomitee angenommen worden. Sehr gern hätte ich noch hinzugefügt, dass auch die grösste Sorge getragen werden muss, den Mohammedanismus in keiner Weise zu fördern durch Schulen oder durch die Verwendung von Mohammedanern als Beamte, aber ich hoffe, dass die Regierung auch ohne das dafür Sorge tragen wird. Dass es in ihrer Absicht liegt, die Sklaverei abzuschaffen, ist uns allen bekannt. Sie wird auch die Mittel dazu ergreifen.

Ausdehnung und erziehliche Bedeutung der ärztlichen Mission.

Von Prediger D. Dr. **Kind**, Berlin.
Präsident des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Die ärztliche Mission ist weiten Kreisen Deutschlands noch ein unbekannter Begriff. Aber sie besteht schon seit dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, hat indessen in unserem Vaterlande ziemlich spät Beachtung gefunden. Bei der ärztlichen Mission handelt es sich nicht darum, dass Missionare, mit den notwendigsten ärztlichen Kenntnissen versehen, auch in Krankheitsfällen Beistand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leisten. Das ist schon lange und oft geschehen. Wir wissen von einer ganzen Reihe von Sendboten, dass sie, in der Heimat bis zu einem gewissen Grade vorgebildet, auf ihren Arbeitsfeldern auch Kranke behandelten, Arzneien verabfolgten, Operationen vollzogen, und zwar mit vielem Erfolg. Und wenn bei uns Samariterkurse für notwendig erachtet worden sind, damit Laien bei plötzlichen Unfällen die erste Hilfe leisten können, so wird es sich erst recht in Heidenländern, wenigstens für sehr viele Gebiete, empfehlen, dass der Missionar auch in medizinischen Dingen etwas Bescheid weiss, um bei Krankheiten und Gebrechen nicht ratlos dazustehen. Aber das ist es noch nicht, was man unter der eigentlichen ärztlichen Mission versteht. Es hat christliche Ärzte gegeben, die unter den Heiden sich niederliessen und eine ausgebreitete Tätigkeit übten, die zu der in ihrer Nähe arbeitenden Mission freundliche Beziehungen unterhielten und selbst auf die Bevölkerung christlichen Einfluss auszuüben suchten. Aber auch das ist nicht ärztliche Mission im strengen Sinne. Diese besteht vielmehr darin, dass Ärzte von Beruf im ausdrücklichen Auftrag von Missionsgesellschaften hinausziehen und für die Zwecke der Mission in den nichtchristlichen Ländern ihre ärztliche Kunst ausüben. Der erste eigentliche Missionsarzt war Dr. Parker. Er wurde 1834 von dem American Board nach Kanton gesandt. 1841 ward eine eigene, die Edinburger Gesellschaft zur Förderung ärztlicher Missionen gegründet. Ausser Ärzten wurden allmählich auch Ärztinnen ausgeschickt. Hospitäler wurden gebaut, Polikliniken wurden eingerichtet, um der ärztlichen Tätigkeit feste Stützpunkte zu schaffen und eine ebenso ausgedehnte wie gründliche Wirksamkeit zu ermöglichen. Man ist weiter daran gegangen, Eingeborene, die das Christentum angenommen hatten, als Gehilfen, ja, eigentliche Ärzte auszubilden und anzustellen. Medizinische Hochschulen für Eingeborene wurden ins Leben gerufen. In Deutschland hat der verstorbene Professor Christlieb zuerst auf die missionsärztliche Tätigkeit aufmerksam gemacht und für sie seine Stimme erhoben. In einem Vortrage 1879 warf er die Frage auf: „Warum haben wir in unseren deutschen Missionen noch keine Missionsärzte und keine medizinischen Missionsgesellschaften wie die Engländer und Amerikaner?“ 1888 erschien seine Schrift: „Die ärztlichen Missionen.“

Die ärztliche Mission hat im Laufe der Zeit eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen und weist jetzt stattliche Zahlen auf. Ich bin allerdings nur in der Lage, über die ärztliche Mission von evangelischer Seite genaue Angaben zu machen. Über die katholische Tätigkeit auf diesem Gebiete habe ich nichts Bestimmtes erfahren können. Auf eine Anfrage bei einem mir befreundeten sachkundigen Manne erhielt ich die Auskunft: „Was die katholischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ärztlichen Missionen anbelangt, so gibt es bei ihnen meines Wissens keine eigentlich ausgebildeten Ärzte, dagegen viele Jesuiten und Nonnen mit zum Teil recht guten ärztlichen Kenntnissen, die sie an Aussätzigenspitälern oder in sogenannten Freiapotheken vielfach anwenden." Auch Dr. Olpp von der Rheinischen Mission, der aus dem Jahresbericht der Jesuitenmission in chinesischen Gegenden, in Kiangnan, Provinz Kiangsu, und An-hui, Mitteilungen macht und mehrere von ihr gegründete Apotheken und Hospitäler hervorhebt, bemerkt zum Schluss: „Ob und wie viele europäische Ärzte dort angestellt sind, konnte ich nicht in Erfahrung bringen." (Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft 1902, Heft 4, Seite 115.) Für die evangelische ärztliche Mission, wie überhaupt für die evangelische Mission, liegt eine sorgfältige Statistik vor in dem Riesenwerk von Rev. Dennis: Centennial Survey of Foreign Missions (New-York 1901. Auch Edinburg: Oliphant, Anderson and Ferrier). Aus diesem Werke ergeben sich folgende Ziffern:

Gesellschaften	Ärzte	Ärztinnen
128 amerikanische	209	130
154 britische	230	75
82 kontinentale	30	4
117 asiatische	13	13
35 ozeanische	8	—
42 afrikanische	6	1
558	496	223

Diese überraschend hohe Zahl, 558, erklärt sich daraus, dass Dennis zu den Missionsgesellschaften rechnet: 1. solche, welche direkt eigentliche Missionsarbeit treiben, 2. solche, welche indirekt an dieser Arbeit beteiligt sind, und 3. welche unabhängig für ein Spezialwerk tätig sind, und dass er auch zu der ersten Kategorie, die er auf 294 angibt, Vereine rechnet, die nach unserer Auffassung nur Hilfsgesellschaften sind. Den Löwenanteil haben demnach England und Amerika.

Ärztliche Schulen und Ausbildungsanstalten für Krankenpflegerinnen bestehen 67 mit 651 Schülern; sie kommen fast alle auf China (32) und Indien (16). Aussätzigenasyle gibt es 100 mit 2086 Insassen. Ferner 379 Hospitäler und 783 dispensaries, Freiapotheken. Auch hinsichtlich der von der ärztlichen Mission ins Leben gerufenen Anstalten gebührt England und Amerika die Palme.

Das evangelische Deutschland hat sich an der ärztlichen Mission bisher nur in sehr bescheidenem Masse beteiligt. Die Basler Missionsgesellschaft sandte 1885 den ersten Missionsarzt aus und zählt jetzt deren fünf, einen an der Goldküste, einen in Kamerun, zwei in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Indien, in Kalikut und in Südmahratta, und einen in Kayen tschu, in der chinesischen Provinz Kanton. In Kalikut besitzt sie ein Hospital mit zwei Filialen und ein Aussätzigenhospital. Die Rheinische Missionsgesellschaft hat zwei Missionsärzte und ein Hospital in Tungkun in China und plant eine ärztliche Mission in Nias und Ovamboland. Die Brüdergemeinde verfügt über einen Missionsarzt in Nordindien und Aussätzigenasyle in mehreren Ländern. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat einen Missionsarzt in Tsingtau stationiert und hat dort das Faberhospital und in Kaumi eine Filiale errichtet. Ein ärztlich vorgebildeter Chinese leistet unter der Oberleitung des Missionsarztes Dr. Dipper treffliche Dienste. Die Missionsgesellschaft Berlin I hat 1900 den Missionsarzt Dr. Schröter ausgesandt. Er arbeitet in Kilugala in Deutsch-Ostafrika.

1898 ist in Stuttgart ein besonderer Verein für ärztliche Mission ins Leben getreten. Es wäre sehr zu wünschen, dass dieser Zweig der Missionstätigkeit in Deutschland immer mehr Boden fände. Gewiss ist die Vorbildung der Missionsärzte in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedenartige, und die Deutschen dürften zu den medizinisch am besten ausgerüsteten gehören, aber wenn wir auch auf die Qualität unserer Missionsärzte stolz sein können, ihre Quantität ist noch beschämend gering. Welchem Bedürfnisse aber in der Heidenwelt Missionsärzte entgegenkommen, dafür nur zwei Zahlen. Dr. Liebendörfer von der Basler Mission behandelte in einem Jahre (1895) poliklinisch nicht weniger als 30 000 Personen, der rheinische Missionsarzt Dr. Kühne hatte 1899 in poliklinischer Behandlung 20 202 und 525 Hospitalkranke. Und welchen weitreichenden Einfluss die ärztliche Mission ausübt, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Die ärztliche Missionstätigkeit ist zunächst ein einfaches, aber überaus notwendiges Werk der Barmherzigkeit an den Heiden. Es ist bekannt, in wie unglaublicher Weise Kranke in der Heidenwelt von angeblich heilkundigen Eingeborenen misshandelt, gequält, zu Tode kuriert werden. Die unsinnigsten Massregeln werden angewandt, ekelerregende Mittel verordnet, Beschwörungen spielen eine grosse Rolle. Auch bei heidnischen Kulturnationen steht die Heilkunde auf sehr tiefer Stufe. Die einfachsten anatomischen und pathologischen Kenntnisse gehen selbst den Chinesen ab. Die ärztliche Mission ist aber nicht nur eine Wohltat für die Leidenden unter den Heiden, sondern hat auch eine hervorragend erziehliche Bedeutung.

Zweck und Ziel aller Mission ist und muss sein, Seelen für den christlichen Glauben zu gewinnen und christlichen Geist unter der Bevölkerung zu verbreiten. Auch der besondere Zweig der Missionstätigkeit, die ärztliche Mission, soll im letzten Grunde dieser Aufgabe dienen. Aber zunächst bringt diese und soll sie Hilfe in äusseren Dingen bringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inwieweit und in welcher Weise dabei auf die Seelen der Hilfesuchenden eingewirkt werden soll, darin gehen die Meinungen auseinander und ist die Praxis verschieden. Missionsärzte sind vielfach zugleich Prediger, legen den Kranken, die sie behandeln, auch das Evangelium ans Herz, alle, die die missionsärztliche Tätigkeit in Anspruch nehmen, erhalten die Einladung und Aufforderung, sich zum Christentum zu bekehren. Der andere Standpunkt ist: Der Missionsarzt ist lediglich Arzt, hat als seine Aufgabe nur die Behandlung und Heilung der Kranken zu betrachten, Bekehrungsversuche werden an den Patienten nicht gemacht, man überlässt es dem Geiste, der aus der christlichen Persönlichkeit und hilfreichen Tätigkeit des Arztes spricht, dahin zu wirken, dass die Leidenden nach der christlichen Lehre selbst fragen und sich mit ihr befreunden. Persönliche Beziehungen zwischen den Patienten und den Missionsarbeitern ergeben sich von selbst, diese können, am besten durch die eigentlichen Missionare, weiter gepflegt werden und können allmählich auch zu christlicher Beeinflussung führen. Mir persönlich erscheint dieser letztere Weg als der richtige und sachgemässe. (Cf. Warneck, Evangelische Missionslehre, 3. Abteilung, 2. Hälfte S. 47 f.) Ob man die ärztliche Mission aber mehr direkt oder indirekt als Missionsmittel benutzt, von ihr gilt, was von der Mission überhaupt gilt, dass sie einen bedeutsamen Kulturfaktor darstellt.

Die ärztliche Mission räumt durch ihre Tätigkeit unwillkürlich mit einem unendlichen Wust von Aberglauben auf, zerstört die Scheinwelt, in der die Eingeborenen leben, erzieht sie, sich in der Wirklichkeit zu bewegen und den Dingen, wie sie sind, ins Auge zu sehen. Damit leistet sie der Allgemeinheit, auch den in heidnischen Gegenden wohnenden Westländern einen wertvollen und greifbaren Dienst. Bei ausbrechenden Seuchen wird ihre wirksame Bekämpfung erschwert, ja verhindert durch die abergläubige Furcht der Eingeborenen vor den Gottheiten, denen sie die Plagen zuschreiben. In Indien sterben alljährlich 30 000 Personen an Schlangenbissen. Der Ausrottung der Schlangen steht aber entgegen, dass sie dem Inder heilige Tiere sind.

Die ärztliche Mission dringt auf Reinlichkeit, Sauberkeit herrscht in den Hospitälern. Mit dieser Tugend ist es bei den Heiden vielfach schlimm bestellt. Selbst ein Volk, das auf seine Zivilisation so stolz ist wie das chinesische, ist wegen seines Schmutzes bei Ausländern gefürchtet. Durch die ärztliche Mission lernen die Eingeborenen, was Reinlichkeit ist und welche Wohltat sie bedeutet. Auch wer aus dem Hospital bloss diesen einen Eindruck mit hinausnimmt, hat einen Gewinn, der nicht gering anzuschlagen ist. Gehört doch Reinlichkeit zum menschlichen Wohlbefinden und bildet die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

notwendige Voraussetzung für die Herbeiführung gesundheitlich guter Verhältnisse.

Die ärztliche Mission sorgt durch den Anschauungsunterricht, den sie erteilt, durch die Vorschriften, die sie gibt, dafür, dass die Eingeborenen selbst anfangen, ihre Kranken verständig zu behandeln und den Kindern eine vernünftige Pflege angedeihen zu lassen, lehrt aber durch ihre ganze Tätigkeit auch Achtung vor dem Werte des Menschenlebens überhaupt. Das Leben der Mitmenschen, besonders von Frauen und Mädchen, wird in der Heidenwelt zumeist sehr gering geschätzt. Führt ein Unfall den Untergang einer grösseren Anzahl von Frauen herbei, so heisst es: „Gut, dass es nur Frauen sind." Ein Missionsarzt frug, als ihm ein Kind gebracht wurde, die Mutter: „Knabe oder Mädchen?" Er erhielt die Antwort: „Wie kannst du fragen? Ein Mädchen würden wir doch nicht bringen." Und ist jemand hoffnungslos erkrankt, so geschieht es, dass er von allen verlassen oder gar fortgeschleppt wird, um abgeschnitten von jeder menschlichen Handreichung jammervoll zu Grunde zu gehen. Wenn die Eingeborenen aber sehen, wie der Missionsarzt sich um jeden ohne Ansehen des Standes, Geschlechts und Alters unablässig bemüht, wie auch dem unheilbar Kranken freundliche Fürsorge zu teil wird, so muss das Eindruck machen, zu denken geben, eine Ahnung von dem Werte jedes Menschendaseins aufkommen lassen, Mitgefühl mit anderen wecken. Die ärztliche Mission mildert den herrschenden Geist der Lieblosigkeit und gewöhnt an den Geist der Barmherzigkeit.

Missionsärzte finden gewöhnlich bald grossen Zulauf und viele Anerkennung. Allmählich bringt man ihnen unbegrenztes Zutrauen entgegen. Man erwartet von ihnen, dass sie alles können, dass sie im stande sind, jede Krankheit zu heilen, selbst Tote aufzuerwecken. Was die ärztliche Mission leistet, erweckt aber nicht nur Bewunderung, sondern auch Dankbarkeit. Es liegen viele ansprechende, ja ergreifende Züge vor und zwar von hoch und niedrig, reich und arm, wie man sich bemühte, seine Erkenntlichkeit für empfangene Wohltat und Hilfe zu zeigen. Kalt und stumpf gewordene Menschenherzen dahin zu bringen, dass sie danken und an eine uneigennützige, hingebende Liebe glauben lernen, ist aber sicher auch ein gut Stück Erziehung.

Die ärztliche Mission gewinnt unwillkürlich die Herzen der eingeborenen Bevölkerung und macht uns die geneigt, denen wir Fremde sind. Die Ueberlegenheit unserer Kultur macht sich ihnen durch vieles, durch unsere Waffen, durch unsere technischen Erfindungen fühlbar. Man nimmt davon an, was man brauchen kann, aber dabei bleibt Misstrauen und Abneigung gegen uns selbst und unser Wesen bestehen. Angesichts der Eindrücke, die man durch die Wirksamkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der ärztlichen Mission empfängt, beginnt man aber, sich mit dem Geiste, der uns Ausländische beherrscht, zu befreunden und ein freundliches Interesse uns und unseren Bestrebungen überhaupt entgegenzubringen. Die ärztliche Mission ist also auch ein treffliches Mittel, eine eingeborene Bevölkerung zur Aufgeschlossenheit für unser Wesen, zur bereitwilligen Aufnahme dessen, was wir zu bieten haben, zu erziehen.

In dem Gründungsbeschluss der Edinburger Gesellschaft zur Förderung ärztlicher Missionen hiess es, dass „vom Dienste christlicher Ärzte in Gemeinschaft mit der Arbeit der Missionare sehr heilsame Wirkungen zu erwarten seien, weil dadurch den Heiden handgreifliche Beweise von dem Geiste helfender Liebe gegeben werden, den das Christentum grosszieht, und dass daher christliche Ärzte auf jede Weise zur Niederlassung in Heidenländern zu ermuntern seien"! Die ärztliche Mission vermag viel zu tun für Heranbildung zu höherer, christlicher Gesittung, hat eine grosse erziehliche Bedeutung. Möchte sie immer mehr Verständnis und Unterstützung finden!

Pfarrer **Richter,** Schwanebeck: Bei der hervorragenden Bedeutung der ärztlichen Missionen auch für unsere Schutzgebiete ist eine Unterstützung dieser humanitären Bestrebungen seitens der Kolonialkreise dringend zu wünschen. Sie schlägt eine Brücke zwischen den weissen Herren und den farbigen Untertanen und überwindet die entgegenstehenden Vorurteile. Die ärztliche Mission bedarf der Unterstützung in der unentgeltlichen Lieferung der wichtigsten und täglich gebrauchten Medizinen, besonders Chinin, Pocken-Lymphe und anderer zur Bekämpfung ansteckender Krankheiten erforderlicher Lymphen, ähnlicher Medikamente, sowie auch von Verbandstoffen.

Prinz von Arenberg, Berlin, bittet den Referenten, bei der Beantragung staatlicher Unterstützungen im Plenum auch die ärztliche Mission zu erwähnen.

Pfarrer D. **Grundemann,** Mörz, hebt hervor, dass in der ärztlichen Missionstätigkeit jeder Kolonialfreund dem Missionswerke ohne weiteres zustimmt. Vielfach hält man sonst in Kolonialkreisen die Missionssache für vergeblich, da die Eingeborenen die abstrakten Lehren des Christentums nicht verstehen könnten. Aber die Missionare bringen in erster Linie nicht Lehren, sondern Keime neuen Lebens. Und was sie bringen, wird durch die Werke der Barmherzigkeit auch noch so tief stehenden Völkern verständlich gemacht. Die Wirkungen der ärztlichen Mission gehen deutlich dahin, dem Verderben der heid-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nischen Völker, wie es sich in hygienischer Beziehung äussert, Einhalt zu tun und die Volksgesundheit zu befördern, deren Bedeutung für die Entwickelung unserer Kolonien nicht fraglich sein kann. Die Massregeln zur Beförderung der ärztlichen Mission, wie sie von dem Vorredner angedeutet sind, verdienen eingehende Berücksichtigung.

Pater **Classen,** Hünfeld, spricht dem Referenten den Dank der katholischen Missionare aus. Die ärztliche Mission ist zwar in den katholischen Missionen nicht so organisiert wie in den evangelischen, aber es geschieht auch hier ungeheuer viel. Nicht nur unter den Jesuiten (die der Redner einzig erwähnte), sondern unter allen katholischen Missionsgesellschaften gibt es Mitglieder, die ärztlich gebildet sind. Namentlich muss hervorgehoben werden, dass einen guten Teil der Aufgaben der ärztlichen Mission die katholischen Missionsschwestern leisten, zumal, was die Frauenpflege betrifft. In den Missionen der „weissen Väter" am Tanganyikasee sind mehrere eingeborene Ärzte tätig, welche auf der Universität von Malta ausgebildet worden sind und die Missionsarbeit kräftig unterstützen. Auf jeder Missionsstation ist eine Apotheke, in welcher Heilmittel unentgeltlich verabreicht werden. Letzteres gilt nicht nur von den Missionen der „weissen Väter", sondern auch von jenen sämtlicher katholischer Missionsgesellschaften.

Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch bei Strehla (Sachsen), schlägt auf die Anregung des Prinzen von Arenberg hin die Fassung der Resolution II in folgender Form vor: „ihnen bei ihrer gemeinnützigen Arbeit, besonders auf dem Schulgebiet, bei der ärztlichen Tätigkeit sowie im gewerblichen Unterricht, aber auch bei Drucklegung wertvoller Sprach- oder auf die koloniale Wissenschaft bezüglichen Arbeiten finanzielle Unterstützung gewährt." Er erklärt sich bereit, namens der Sektion diese Fassung in der Plenarversammlung zu beantragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Behandlung der Polygamie in unseren Kolonien.

Von Professor P. **W. Schmidt,** Mödling bei Wien.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Das grundlegende Gebilde, gewissermassen die Zelle jedes gesellschaftlichen Organismus ist die Familie, und zwar die Familie im konkreten Sinne als Familienhaushalt, die familia im Sinne der Römer als Gesamtheit auch der eventuellen Dienerschaft, der famuli. Wo immer eine Krankheit dieses Grundelement ergreift, werden die schädlichen Folgen davon sich am ganzen gesellschaftlichen Organismus fühlbar machen. Zwei weitverbreitete Krankheiten dieser Art sind die Sklaverei und die Polygamie. Wo nur eine von beiden herrscht, ist damit ein bedeutendes Hindernis kultureller Entwickelung vorhanden, um so mehr, wenn sich beide vereint vorfinden. Wir haben unter unseren Kolonien keine, in denen nicht wenigstens eines dieser beiden Kulturhindernisse anzutreffen wäre; in den meisten sind beide vorhanden.

Über die Sklaverei und die dagegen gerichtete Bewegung ist schon gestern in ausgezeichneter Weise von Herrn Provinzial-Pater Acker auf unserm Kongress geredet worden. Über das andere Kulturhindernis, die Polygamie, habe ich heute die Ehre, zu Ihnen zu sprechen. Von manchem anderen abgesehen, bin ich auch gewiss in dem Punkte gegenüber meinem geehrten Herrn Vorredner im Nachteil, dass er hinweisen, sich stützen konnte auf eine schon seit langem vorhandene, sichtbare, starke Bewegung mit sichtbaren Erfolgen, die sich der Sympathien und der tätigen Beihilfe der gesamten zivilisierten Welt erfreut und in all dem auch schon eine gewisse Bürgschaft für den endlichen Erfolg ihrer Bemühungen vorweisen kann. Auf eine solche offene Bewegung vermag ich nicht hinzuweisen. Gewiss ist die Polygamie in nicht geringerem Masse als die Sklaverei dem sittlichen Empfinden der gesamten christlichen Kulturwelt entgegengesetzt, wie das ja auch die Strafgesetze derselben deutlich zum Ausdruck bringen. Ein jeder Versuch, in ihrer Mitte selbst die Polygamie zur Aufnahme zu bringen, würde entschiedenen Widerstand finden, auf welche Gründe auch immer er sich stützen würde; die Mormonen in den Vereinigten Staaten haben das ja deutlich genug erfahren. Aber weiter als bis zu dieser blossen Defensive ist die Ablehnung der Polygamie kaum irgendwo vorgeschritten. Während wir eine starke Antisklavereibewegung haben, die zahlreiche aggressive

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorstösse machen konnte, ist von einer Antipolygamiebewegung nichts zu bemerken. Schon das Wort „Antipolygamiebewegung" mutet uns ganz seltsam an, als sei so ein Ding überhaupt gar nicht möglich.

Und in der Tat, aufrichtig gesagt, ich glaube auch nicht, dass es jemals eine Antipolygamiebewegung wirklich geben wird, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir von einer Antisklavereibewegung sprechen können. Diese letztere, ja, das war und ist wirklich eine Bewegung, von Hunderttausenden und Millionen Menschen ausgehend, sich offenbarend in unzähligen glänzenden Versammlungen, in der Aufbringung grossartiger Geldmittel, der Ausrüstung ganzer Expeditionen zur Bekämpfung der Sklavenjäger u. a. m., und als damals Kardinal Lavigerie durch ganz Europa eilte, um mit seiner feurigen Beredsamkeit zum Kampfe gegen die Sklaverei aufzufordern, da schien es ja beinahe, als sei die jugendliche Begeisterung der Kreuzzüge wieder über Europas Völker gekommen. In dieser Art wird es nie eine Antipolygamiebewegung geben. Es gibt hier keine Szenen zu schildern, wie die krassen Formen der Sklaverei sie besonders in Afrika boten, verwüstete Dörfer, auseinandergerissene Familien, gepeitschte, ausgehungerte, niedergeschossene Sklaven, Szenen, die das Mitgefühl der grossen Massen aufs höchste steigern konnten. Was es hier an hässlichen Folgen aufzuzählen gibt, das lässt sich vor der grossen Masse überhaupt nicht erörtern. Jedermann empfindet es, dass diese Angelegenheit eine viel feinere, viel intimere ist, dass sie viel tiefer in das eigentlich sittliche Gebiet hineingreift, als die Sklavereifrage, deren Schwierigkeiten mehr die der gröberen, wirtschaftlichen Art sind, welche die Polygamiefrage indes auch noch obendrein zu tragen hat. Man sagt es sich auch selbst, dass wenn schon die Sklaverei kaum irgendwo durch eine noch so grosse Begeisterung auf einen Schlag ohne bedenkliche Folgen aufgehoben werden kann, dies noch vielmehr von der Polygamie gilt. Man sieht also voraus, dass die ganze Aktion sich durch lange Zeit hinziehen wird, und der Erfolg nur bei vieler Umsicht und grosser Geduld zu erwarten ist. Für Ziele dieser Art ist es schwer, eine grosse Bewegung ins Leben zu rufen, noch schwerer, die ins Leben gerufene lebendig zu erhalten.

Aber bedarf man denn, wenn man grosse Ziele erreichen will, immer erst auch solcher grossen Bewegungen? Mit anderen Worten, sollen Ziele, für die eine solche Bewegung nicht vorhanden ist oder überhaupt nicht erregt werden kann, wirklich von vornherein als aussichtslos zu betrachten sein? Gibt es nicht Ziele so heikler, ich möchte fast sagen, so zart gebrechlicher Natur, dass sie durch solche starke Bewegungen, die schon ihrem Wesen nach immer etwas Ungestümes an sich haben, eher gefährdet als gefördert werden, Ziele, die aber sehr gut verwirklicht werden können durch Männer, die zwar ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ring an Zahl, aber von der Notwendigkeit, das Ziel zu erreichen, tief durchdrungen und zugleich fest entschlossen sind, alle dafür zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden? Von diesem Gesichtspunkte aus spricht alles das, was ich vorhin gegen die Bekämpfung der Polygamie zu sagen schien, in Wirklichkeit nicht gegen sie, sondern charakterisiert sie nur als ein Ziel der letzteren Art, zu dessen Erreichung es keiner sogenannten Bewegung, sondern nur einer Anzahl solcher Männer bedarf, wie ich sie geschildert.

Und wo nun könnte es eine günstigere Gelegenheit geben, eine hinreichende Anzahl solcher Männer anzutreffen, als gerade auf einem Kongress, wie derjenige ist, zu dem wir uns hier versammelt haben? Es wird nur darauf ankommen, dass diese Männer sich auch wirklich zusammenfinden, nicht bloss in äusserem Nahesein, sondern auch in innerer Übereinstimmung sowohl hinsichtlich des Zieles, das erreicht werden soll, als auch der Mittel zu demselben und ihrer Anwendung. Gerade solche Ziele, an deren Erreichung voraussichtlich längere Zeit hindurch gearbeitet werden muss, erfordern um so mehr, dass die ganze Arbeit nach einem einheitlichen, wohldurchdachten Plan unternommen werde, damit nicht durch Uneinigkeit die ohnehin schon bedeutenden Schwierigkeiten noch vermehrt, und der Enderfolg noch weiter hinausgeschoben werde.

Bezüglich des Zieles selbst herrscht ganz gewiss allseitige Übereinstimmung, soweit es auf die Verwerfung der Polygamie im allgemeinen ankommt, und auch wohl noch insoweit, dass man die Abschaffung derselben auch in unseren Kolonien als wünschenswert erklärt. Es wäre deshalb auch überflüssig, die Gründe, welche gegen die Polygamie sprechen, hier noch erst wieder anzuführen. Nur eine Erwägung wirtschaftlicher Natur sei mir gestattet kurz ins Gedächtnis zurückzurufen, weil sie gerade für unsere kolonialen Verhältnisse von Bedeutung ist. Die deutschen Kolonien liegen zum weitaus grössten Teil unter dem Tropenklima, wo Europäer zu körperlichen Arbeiten gar nicht oder nur in beschränktem Masse gebraucht werden können. Wir haben also schon aus diesem Grunde alle Ursache, die einheimische Bevölkerung überall zu erhalten, weil sie allein die landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitskräfte liefern kann. Nun ist dieselbe aber an vielen Stellen unserer Kolonien in deutlicher Abnahme begriffen. Die Gründe davon sind mehrfacher Art; es ist aber kein Zweifel, dass die Polygamie und der durch sie geförderte sittliche Verfall mit dazu gehören. Die Bekämpfung der Polygamie, die Einführung geordneter christlicher Eheverhältnisse wird also auch in dieser Hinsicht unseren Kolonien zum Segen gereichen. Ich darf ferner wohl darauf hinweisen, dass die Polygamie bei normalen Bevölkerungsverhältnissen überhaupt un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglich ist. Unter normalen Verhältnissen werden überall auf der Welt die annähernd gleiche Anzahl männlicher und weiblicher Individuen geboren. Wo nun die Polygamie in weiterem Umfange herrscht, ist entweder die Anzahl der männlichen Individuen bedeutend geringer, ein solcher Zustand kann aber sowohl in seinen Gründen wie in seinen Folgen für die sittlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse nur äusserst schädlich sein. Oder aber die Zahl der erwachsenen männlichen und weiblichen Individuen ist auch gleich. Dann muss die ausserdem benötigte Anzahl der Weiber durch Raub und Kauf von aussen genommen werden, oder aber eine grosse Anzahl Männer wird auf eine gewaltsame Weise an der Eingehung der Ehe gehindert; in beiden Fällen aber ergeben sich Zustände, die sowohl in ihren allgemeinen sittlichen, als auch direkt kriminellen Folgen gewiss nicht zur gedeihlichen Entwickelung einer Kolonie beitragen werden. Auch das sind also Gründe, die Abschaffung der Polygamie in unseren Kolonien durchaus als wünschenswert erscheinen zu lassen.

Besteht nun bis hierhin Übereinstimmung, so erhebt sich vielleicht schon der Dissens bei der Frage, ob die Abschaffung der Polygamie überhaupt auch ausführbar sei. Ich glaube hier zunächst ein Bedenken theoretischer Art berücksichtigen zu sollen. Dasselbe ist der Völkerkunde entnommen. Es ist ja nur zu begrüssen, dass die Bedeutung der Völkerkunde auch für die koloniale Praxis immer mehr anerkannt wird. Aber es muss doch auch darauf hingewiesen werden, dass man die Lehren der Völkerkunde auch missverstehen kann. Ein solches Missverständnis scheint mir hier vorzuliegen. Die Völkerkunde hat uns u. a. gelehrt, mehr als früher die Eigenart jeder Kulturstufe und jedes Volkes zu beachten, sie hat uns die Erkenntnis vermittelt, dass wenigstens die wichtigeren Erscheinungen im Leben eines Volkes ein organisches Ganzes bilden, dessen einzelne Glieder sich gegenseitig beeinflussen und bedingen. Aus diesen tatsächlich richtigen Sätzen leitet man nun im vorliegenden Falle ab, die Polygamie sei eine notwendige Begleiterscheinung gewisser Kulturstufen, man werde sie nicht beseitigen können, so lange nicht überhaupt die Entwickelung dieser Völker weiter gediehen sei. Ich hoffe, Sie werden es nicht für überflüssig halten, dass ich Bedenken so theoretischer Natur hier berücksichtige. Die Theorien sind doch mächtiger, als man glaubt. Bei der immer grösseren Verbreitung, welche die Theorien der Völkerkunde in den Kreisen unserer Gebildeten erlangen, kann es gar nicht ausbleiben, dass auch besonders unsere Beamten und Offiziere, die einmal in den Kolonien oder für dieselben zu wirken berufen sind, von diesen Theorien und allerdings auch von deren Missverständnissen beeinflusst werden. Und ich müsste

mich sehr irren, wenn die soeben gekennzeichnete Einwendung nicht auch gerade von dort aus schon ausgesprochen wäre. Die Antwort auf dieselbe ist nicht schwer zu finden. Führen wir nicht z. B. auf Neu-Guinea die Eingeborenen ohne Bedenken aus der Steinzeit in eine hochentwickelte Eisenzeit hinein, ohne sie erst alle die sonst dazwischenliegenden Stufen durchlaufen zu lassen? Treten wir nicht überall mit strengen Strafen auf gegen Blutrache und Stammesfehden, ohne Rücksicht darauf, ob diese Dinge Begleiterscheinungen einer gewissen Kulturstufe sind? Hier liegt ein nicht genügendes Erfassen der völkerkundlichen Lehren vor. Was wir aus der Völkerkunde bezüglich der Bekämpfung der Polygamie lernen können, ist, dass wir dabei nicht schablonenhaft und nicht rücksichtslos vorgehen.

Ein anderes Bedenken, mehr praktischer Natur, erhebt sich in der Frage, ob die Abschaffung der Polygamie in allen unseren Kolonien durchführbar sei. Die Bekämpfung der Polygamie ist mehr oder minder aussichtslos dort, wo die eingeborene Bevölkerung in grossen einheitlichen Staatsverbänden lebt, deren Gesetze die Polygamie garantieren, oder wo sie einer mächtigen Religionsgemeinschaft angehören, welche die Polygamie religiös sanktioniert, und wenn dazu dann noch die christliche Kolonialmacht diesen starken Einheiten mit relativ geringen Kräften gegenübersteht. In einer solchen Lage befindet sich z. B. England in Indien; dasselbe wird dort auch wohl zunächst nicht daran denken, etwas gegen die Polygamie zu unternehmen. In den deutschen Kolonien aber findet sich jedenfalls das erste der beiden genannten Kennzeichen der Aussichtslosigkeit nicht, es gibt hier nirgendwo grosse Staatengebilde, sondern überall nur kleine zusammenhanglose und auch in sich vielfach noch lose organisierte Horden- und Stammbildungen. Auch festorganisierte grosse religiöse Einheiten sind in unseren Kolonien nicht anzutreffen. Man könnte hier höchstens an Ostafrika denken mit seiner teilweise mohammedanischen Bevölkerung. Aber wenn ich nicht irre, fehlt eine eigentliche religiöse Organisation dort in hohem Grade, und die Anhänglichkeit an den Islam ist stellenweise keine besonders begeisterte. Immerhin kann zugegeben werden, dass aus diesem Grunde in Ostafrika die Abschaffung der Polygamie am meisten Schwierigkeiten bieten wird. Es verstärkt sich aber von da aus auch die Notwendigkeit, sowohl dort als auch anderswo, besonders auch in Togo, die Begünstigung der Mohammedaner nicht soweit gedeihen zu lassen, dass sie neben der Gefahr politischer Verwickelungen auch in der hier besprochenen Angelegenheit die Schwierigkeiten erhöhen.

Ist nun dargetan, dass nirgendwo in unseren Kolonien eine absolute Unmöglichkeit sich entgegenstellt, so handelt es sich jetzt an zweiter Stelle darum, Übereinstimmung zu erzielen in der Wahl der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mittel, durch welche das Ziel erreicht werden soll. Dieselben sind verschieden je nach den Faktoren, welche bei dem ganzen Werk mitzuwirken haben.

Da fürchte ich nun keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich sage, dass an erster Stelle zu dieser Arbeit berufen sind die Missionare. Sie sind die entschiedensten, bedingungslosen Gegner der Polygamie, sie können in ihrem Wirkungskreis der Polygamie auch nicht einmal Duldung angedeihen lassen. Solange und insoweit die Polygamie herrscht, können sie nicht zu dem Endziel ihrer Bemühungen gelangen, die Eingeborenen in die christliche Religionsgemeinschaft aufzunehmen. Sie haben also das lebhafteste Interesse an der Bekämpfung derselben. Sie bedürfen auch gar keiner Anweisung in Bezug auf das Ziel, das erreicht werden soll, noch auch einer Belehrung über die Mittel, die sie dabei verwenden sollen, und aus diesem Grunde kann ich auch durchaus davon Abstand nehmen, hier näher darauf einzugehen, in welcher Weise sie sich an der Bekämpfung der Polygamie beteiligen sollen.

Die Bedeutung, welche die Missionstätigkeit in dieser Angelegenheit hat, wird kaum irgendwo zu gering angeschlagen. Im Gegenteil hat man Ursache, sich zu beklagen, dass sie an manchen Stellen zu hoch eingeschätzt werde. Die Ansicht nämlich, dass die Missionare vorzüglich die Bekämpfung der Polygamie zu leisten hätten, hat sich nämlich bei manchen dahin erweitert, dass den Missionaren allein das obliege, und andere Faktoren so ziemlich der Sorge dafür überhoben seien. Diese Ansicht, soviel Ehre sie auch den Missionaren zu erweisen scheint, muss aber doch sowohl als unrichtig wie als ungerecht bezeichnet werden. Sie ist unrichtig; denn bei der Polygamie sind nicht bloss sittliche, sondern auch juristische und wirtschaftliche Verhältnisse von Bedeutung, welche beiden letzteren aber nur bis zu einem minimalen Grade dem Einfluss der Missionare unterstehen. Diese Ansicht ist auch ungerecht; denn wenn die Abschaffung der Polygamie nach den verschiedensten Seiten hin grosse Vorteile bringt, so ist es nicht nobel, diese Vorteile wohl einheimsen, zur Erlangung derselben aber nicht mitarbeiten zu wollen, sondern den Missionaren allein die mühsame Arbeit zu überlassen. Ich füge noch eine andere Erwägung hinzu. Es herrscht so ziemlich Einhelligkeit in der Anerkennung des hohen Wertes der Missionstätigkeit selbst auch für die mehr materielle Seite der kolonialen Entwickelung. Es ist aber klar, dass die Missionstätigkeit ihren zivilisatorischen Einfluss um so schneller und stärker entfalten kann, je grösser die Empfänglichkeit der Eingeborenen für die christliche Lehre ist. Eines der grössten Hindernisse aber hierin ist zugestandenermassen die Polygamie. Wenn nun auch die Missionare

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vertrauen, selbst dieses Hindernis überwinden zu können allein durch die innere Kraft des Christentums, so verhehlen sie es sich jedoch nicht, dass das nur mit grossen Anstrengungen und nicht in kurzer Zeit geschehen kann. Es ist aber klar, dass in der ganzen langen Zeit dieses mühevollen Kampfes der positive zivilisatorische Einfluss der Missionstätigkeit nur in gehemmter und geminderter Weise sich geltend machen kann. Alle diejenigen Faktoren also, welche ein Interesse daran haben, dass dieser Einfluss schnell und ungehindert zur Geltung komme, die dürfen auch nicht die Missionare in dem schwierigen Kampfe gegen die Polygamie alleinstehen lassen, sondern müssen sie — eben auch im eigenen Interesse — unterstützen mit allen Mitteln, die auch ihnen zu Gebote stehen.

Welches sind nun diese Faktoren, und welches sind die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen? Ich denke, dahin gehören zunächst alle Privatpersonen und Privatgesellschaften, die mit den Kolonien in Beziehung stehen oder selbst sich dort befinden, unsere Kaufleute, Pflanzer, Ärzte und auch die Beamten und Offiziere, insoweit man von ihrem amtlichen Charakter absieht. Es ist hier schon eine Art Mitwirkung von ihrer Seite, wenn sie der ganzen Angelegenheit mit Wohlwollen gegenüberstehen, sich nicht zu Verbreitern entgegengesetzter Ansichten und Bestrebungen machen, und vor allem, wenn sie nicht, falls sie sich selbst in der Kolonie befinden, in sonderbarer Kondeszendenz in diesem Punkte die Sitten einer niedrigeren Kulturstufe annehmen, wie das, nach verbürgten Berichten zu urteilen, in mehreren Fällen vorgekommen zu sein scheint. Als sehr wertvolle positive Mitarbeit aber muss das Beispiel eines geordneten christlichen Familienlebens gelten, und so gewinnt es auch von diesem Standpunkt aus erhöhten Wert, wenn es unseren Beamten und Offizieren ermöglicht wird, ihre Gattinnen mit sich zu nehmen, und um so grössere Anerkennung verdienen jene tapferen Frauen, die den Mut besitzen, ihren Gatten in die Unbequemlichkeiten und Gefahren des Koloniallebens zu folgen. Auch das wäre als Unterstützung zu begrüssen, wenn die Europäer bei ihren Bediensteten und Angestellten polygame Verhältnisse nach Möglichkeit untersagten. Überhaupt wer wirkliches Interesse für diese Angelegenheit hat, findet gewiss schon oft Mittel und Gelegenheit, für dieselbe etwas zu tun, wenn es auch im Einzelfalle nicht viel wäre, vielleicht nur ein paar Worte der Belehrung; aber steter Tropfen höhlt auch hier den Stein.

Wenn nun auch diese von privater Seite ausgehende Unterstützung in keiner Weise gering anzuschlagen ist, so ist doch zu betonen, dass sie allein keine genügende Ergänzung der diesbezüglichen Tätigkeit der Missionare bilden kann. Es geht nicht an, auf die Bei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hilfe auch der offiziellen staatlichen Behörden zu verzichten. Es würde schon ungemein lähmend auf die von den Missionaren und von privater Seite ausgehenden Bemühungen einwirken, wenn die Eingeborenen sähen, dass in einer so wichtigen Angelegenheit die Regierung sich gleichgiltig und untätig verhielte. Die weitere Tatsache aber, dass die Eheschliessung bei den Eingeborenen, wie überall auf der Welt, bedeutsame Folgerungen im Personen- und Vermögensrecht nach sich zieht, teilt der Regierung ganz unabweislich eine bedeutende Rolle in dieser ganzen Aktion zu.

Mehr als bei den anderen Faktoren ist nun hier bei dem Vorgehen der Regierung Folgerichtigkeit und Stetigkeit in allen Massnahmen notwendig. Ich bin überzeugt, dass unsere klugen und erfahrenen Kolonialbeamten schon leicht die entsprechenden Mittel der Regierung zum Vorschlag bringen und die von ihr genehmigten mit Umsicht und Beharrlichkeit anwenden können. Gleichwohl wird es erlaubt sein, auch hier in unmassgeblicher Weise einige Vorschläge zu machen.

Man könnte die ganze Aktion füglich in drei Stadien einteilen: Das erste Stadium das der Duldung, das zweite dasjenige des teilweisen direkten Einschreitens, das dritte das der völligen Aufhebung. Das erste Stadium, das der Duldung, müsste jedenfalls so lange dauern, bis durch Belehrung in Wort und Beispiel die Empfindung der Eingeborenen für die sittliche und soziale Minderwertigkeit der Polygamie einigermassen geweckt worden wäre. Mehr als Duldung aber dürfte auch in diesem ganzen Stadium der Polygamie nicht zu teil werden. Sie dürfte niemals durch irgend einen positiven Akt der Verwaltung oder Rechtsprechung anerkannt werden; die aus polygamen Verhältnissen hervorgehenden Rechtsstreitigkeiten wären der Schlichtung und Rechtsprechung der Eingeborenen zuzuweisen. Ich sage hier mit Absicht nicht, überhaupt die eherechtlichen Streitigkeiten, sondern nur die aus polygamen Verhältnissen hervorgehenden; es wäre im Gegenteil gut, wenn die aus monogamen Verhältnissen sich ergebenden Rechtsstreitigkeiten zur Schlichtung übernommen würden, um so auf eine recht augenfällige Weise die Höherstellung der monogamen gegenüber den polygamischen Verhältnissen hervortreten zu lassen. Auch sonst sollte dazu jede Gelegenheit benützt werden; bei Bewerbungen um Regierungsanstellungen sollten monogame Bewerber den polygamen vorgezogen werden, alle auf Abschaffung der Polygamie abzielenden Bestrebungen der Privaten und Missionare müssten von der Regierung tunlichst unterstützt werden, so dass schliesslich der eingeborenen Bevölkerung kein Zweifel darüber bleiben könnte, dass die Regierung im Prinzip die Polygamie verwerfe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im zweiten Stadium, dem des teilweisen direkten Einschreitens, zieht die Regierung nach Möglichkeit die gesamte Ehegesetzgebung vor ihr Forum. Sie duldet auch jetzt noch die polygamen Verbindungen, aber sie gewährt ihnen nicht nur keinen Rechtsschutz mehr, sondern spricht ihnen im Gegenteil die Rechtsfolgen positiv ab. In rechtlicher, besonders auch vermögensrechtlicher Beziehung betrachtet sie die nach der ersten Frau, oder wo das Institut der Hauptfrau besteht, die nach dieser hinzugenommenen Frauen nicht als Ehefrauen; die von ihnen geborenen Kinder besitzen kein Erbrecht, sondern nur Recht auf Alimentation. Auf solche Weise würden zunächst die einheimischen Frauen und deren Eltern abgeschreckt, sich in polygame Verbindungen einzulassen. Zu bedauern ist nur, dass hierbei die ungünstigen Folgen so ziemlich ausschliesslich die Frauen treffen. Es wäre in noch höherem Grade wünschenswert, eine Massregel zu haben, die auch den polygamen Mann in empfindlicher Weise träfe. England beginnt in Südafrika damit, für die zu der ersten Frau hinzugenommenen Weiber eine Steuer aufzulegen. Für den ersten Blick hat diese Massregel etwas Bestechendes. Aber bei näherem Zusehen sagt man sich doch, dass sie der in den europäischen Staaten geübten Besteuerung der Prostitution zu ähnlich sieht und ganz die gleiche Gehässigkeit und Fragwürdigkeit des Erfolges an sich trägt wie diese. Bei den ungebildeten und halbgebildeten Eingeborenen läge die Gefahr noch viel näher, dass sie nach Entrichtung der Steuer ihre polygamen Verbindungen jetzt geradezu als gesetzlich legitimiert betrachten würden. Ich möchte also diese englische Massregel hier nur angeführt haben, um sie sogleich als unzweckmässig und in hohem Grade bedenklich zu verwerfen. Aber ich wiederhole, es bliebe wünschenswert, dass hier eine auch die Männer empfindlich treffende Massregel vorhanden wäre, nur wüsste ich keine solche zu nennen. Vielleicht könnte einigermassen dafür gelten, dass die schon in der ersten Periode geübte Bevorzugung der monogamen Bewerber für die Regierungsanstellungen in diesem Stadium erweitert würde bis zum völligen Ausschluss der Polygamisten sowohl von den eigentlichen Regierungsämtern, als auch nach Möglichkeit von den autonomen Stellen, wie z. B. der Dorfhäuptlingsschaft.

Das dritte Stadium endlich ist das der völligen Aufhebung. Es würde eintreten, wenn alle die voraufgegangenen Massregeln eine entsprechende Wirkung gehabt hätten, wenn die Häufigkeit der Polygamie sich gemindert und die Zahl der monogamen Ehen einen gewissen Prozentsatz erreicht hätte. Die Polygamie wäre von da an mit Strafe belegt, entweder der gleichen wie die Bigamie in Europa, oder einer anderen, wenn man diese für wirksamer hielte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dass die Herbeiführung dieses letzten Stadiums wirklich möglich, dass sie nicht eine blosse Utopie oder doch erst nach unabsehbar langer Zeit zu erwarten sei, ergibt sich aus der Tatsache, dass es wenigstens eine Kolonie gibt, wo dasselbe bereits durchgeführt ist. Ich lese in der Augustnummer der Zeitschrift „Die katholischen Missionen" von diesem Jahre (S. 259) die folgende Notiz über den Distrikt der Ibos im Nigergebiet: „Eine weitere Verfügung (der englischen Kolonialregierung) betrifft die Regelung der Ehe und den Frauenhandel. Jede Kirche und jeder Militär- und Zivilposten hat seine Register, worin das Datum der Eheschliessung, die Namen der beiden Teile, Alter, Handwerk, Dorf, Eltern, sowie die Namen der beiden Zeugen einzutragen sind. Wer sich der Bigamie schuldig macht, wird mit fünf Jahren Kerker bestraft. Die gleiche Strafe trifft jene, die sich mit einer schon verehelichten Frau zu Lebzeiten ihres Mannes verheiraten. Auf falsche Angaben in Ehesachen steht ein Jahr Gefängnis." Das ist eine Kolonie, die so ziemlich mitten zwischen zweien unserer Kolonien, Togo und Kamerun, liegt, in denen beiden jetzt allerdings noch die Polygamie sehr im Schwange ist. Aber was bei den Ibos jetzt schon möglich ist, warum sollte sich das nicht auch in unseren Gebieten in absehbarer Zeit möglich machen lassen? Ich hebe auch noch besonders hervor, dass es gerade England ist, das hier so energische Massregeln gegen die Polygamie ergreift und auch in Südafrika den Kampf gegen dieselbe aufzunehmen entschlossen scheint. Man könnte ja bei uns die Einwendung machen, wir als jüngster Kolonialstaat könnten uns in solche dazu auch noch ziemlich schwärmerische Experimente in unseren Kolonien nicht einlassen. Wenn aber das an Kolonien und kolonialen Erfahrungen reichste Land der Welt an diese Sache so entschieden herantritt, so kann man ja wohl sicher sein, dass das keine gewagten Experimente mehr sind, und was die Schwärmerei angeht, so glaube ich nicht, dass irgend jemand gerade den Engländern ein zu grosses Mass davon zutraut, wenigstens nicht in Kolonialangelegenheiten.

Ich stehe am Schlusse meiner Ausführungen. Vielleicht hat der eine oder andere von Ihnen gefunden, dass dieselben zu nüchtern, fast geschäftsmässig ruhig gewesen seien und der nötigen Begeisterung ermangelt hätten. Ich habe sie mit Absicht so ruhig gehalten, um von vornherein dem Vorwurf zu begegnen, als suche ich über die Schwierigkeiten einer so heiklen Sache mit rednerischem Pathos hinwegzutäuschen. Wollen Sie aber aus dieser Ruhe nicht schliessen, dass ich empfindungslos sei gegen die Grösse und Bedeutung des Gegenstandes, über den ich jetzt vor Ihnen zu sprechen die Ehre hatte. O nein, ich bin aufs tiefste davon durchdrungen, dass es sich hier um eine zivilisatorische Tat ersten Ranges handelt, durch welche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wiederum weite Länderstrecken dem christlichen Lebensideal gewonnen würden, um ein Werk des edelsten Fortschrittes, das nicht verfehlen kann, mächtig beizutragen zur inneren Beglückung, zur sittlichen Hebung, zur sozialen Gesundung und selbst zum materiellen Vorteil unserer Schutzbefohlenen in den Kolonien und durch all das auch zum Ruhm und Nutzen unseres teuren Vaterlandes selbst.

Missions-Inspektor **Oehler,** Basel: Die Regierung muss diese aufs tiefste in das Leben eingreifende Angelegenheit sehr vorsichtig anfassen. Ich erinnere namentlich an das starke mohammedanische Element in unseren afrikanischen Kolonien. Seine Antipathie gegen die Regierung würde bedeutend gesteigert durch eine schroffe Haltung gegen die Polygamie. Ein Vorgehen der Regierung könnte hauptsächlich auf dem Gebiet geschehen, wo sich die Polygamie mit der Sklaverei berührt, also durch Massregeln gegen Verkauf und Vermietung von Frauen und Töchtern. Aber die heutigen Verhältnisse empfehlen ein tiefergreifendes Einschreiten der Regierung noch nicht. Die Hauptsache wird auf diesem Gebiet, wie bisher, durch die Mission zu geschehen haben.

Es ist zu unterscheiden zwischen der Polygamie in den verschiedenen Ländern. In China (Kiautschou) wird die Regierung kaum Veranlassung haben gegen die Polygamie einzuschreiten. Ganz anders liegen die Dinge in unseren afrikanischen Kolonien. Die Polygamie ist hier mit eine Ursache, warum die Freien schwerer für die Arbeit zu gewinnen sind. Die Arbeit ist Sache der Weiber und der Sklaven und deswegen nicht Sache des freien Mannes. Noch schlimmer aber sind die entsetzlichen sittlichen Zustände, die sich, wenigstens in Westafrika, an die Polygamie knüpfen. In Kamerun gelten Weiber und Kinder als das Vermögen der Männer, über das sie frei verfügen. Weiber und Töchter werden nicht nur verkauft, sondern auch für Jahre vermietet. Kinder, die aus solchem Mietsverhältnis hervorgehen, gehören nicht dem natürlichen Vater, sondern dem Eigentümer ihrer Mutter. Das Interesse, die Polygamie zu beseitigen, ist daher dort ein grosses, auch für die Regierung.

Aber wie ist vorzugehen? Die Polygamie ist ein schwieriges, wenn nicht das schwierigste Missionsproblem. Die Missionen beider Konfessionen sind in der Bekämpfung der Polygamie eins, und sie haben hier durch ihre Geduldsarbeit schon schöne Erfolge errungen. Die Basler Mission auf der Goldküste hat dort eine heidenchristliche Kirche von 18 000 Seelen, in der die Polygamie abgetan ist. Und sie ist nicht nur tatsächlich abgetan, sondern auch der Geist unserer Kirche dort ist dagegen. Wenn wir heut eine laxere Praxis dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einführen wollten, hätten wir den Geist der Gemeinden wider uns. Also die Hauptarbeit hat bei dieser Frage die Mission zu tun.

Missions-Direktor **von Schwartz,** Leipzig: Ein rechtlicher Unterschied zwischen polygamischen und monogamischen Verhältnissen wird nicht gemacht werden dürfen, wenn man nicht die Gefahr herauf beschwören will, dass auf der Seite der Polygamisten schlimmere Dinge geschehen. Der Herr Referent hat darauf hingewiesen, dass England, das doch nicht der Schwärmerei verdächtig sei, gesetzlich gegen die Polygamie vorgehe. Aber öfters bemerkt man es, dass die englische Gesetzgebung auf die bestehenden Verhältnisse nicht genügend Rücksicht nimmt. In Indien z. B. fördert England durch die Strenge der Gesetzgebung in Ehescheidungs-Sachen das Konkubinat. Das Wort unseres Heilandes über die Herzenshärtigkeit des natürlichen Menschen, die Mosen bewogen hat, zu gestatten, was an sich dem Ideale nicht entspricht, sollte nicht übersehen werden. So lange es der Mission nicht gelungen ist, die Herzen zu ändern, wird es ratsam sein, mit gesetzlichem Eingreifen recht vorsichtig zu sein.

Pfarrer **Cleve,** Berlin, will die Polygamie in Deutsch-Ostafrika mehr unter wirtschaftlichem als unter juristischem Gesichtspunkt betrachtet wissen. Die Polygamie wäre hier nur dann wirksam zu bekämpfen, wenn man den Eingeborenen die Möglichkeit geben könnte, ihre Ersparnisse anders anzulegen als im Kauf von Weibern und Sklaven. In der Theorie sind die Schwarzen für die Monogamie.

Pfarrer **Diestelkamp,** Berlin, betont das Vorbild der verheirateten Kolonialbeamten und wünscht, dass mehr verheiratete Beamte in die Kolonien gehen.

Kontre-Admiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Die Meinung vieler, dass die Polygamie das Gute habe, die Bevölkerung zu vermehren, ist hinfällig. Die Frauen in solchen polygamischen Ehen werden derartig durch die schwere Arbeit, die sie zu leisten haben, geschwächt, dass sie kräftige und gesunde Kinder meist nicht erhoffen lassen. Ohne nachdrückliches Dringen auf Monogamie kann ein Volk nicht zur Arbeit erzogen werden.

Missions-Inspektor **Schreiber,** Bremen: Die Mängel im sittlichen Verhalten vieler Europäer erschweren die Bekämpfung der Polygamie unter den Eingeborenen wesentlich. Recht bedenklich sind die Ratschläge, welche Professor Dr. Plehn in seinem sonst trefflichen Buche: „Tropenhygiene mit spezieller Berücksichtigung der deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien. Ärztliche Ratschläge für Kolonialbeamte, Offiziere, Missionare, Expeditionsführer, Pflanzer und Faktoristen. Zwanzig Vorträge, gehalten am Seminar für orientalische Sprachen, Winter-Semester 1900/01" S. 240 Zeile 13ff, gibt.

Die sexuelle Frage wird hier lediglich von medizinischem Standpunkte aus betrachtet, die Befriedigung des Geschlechtstriebes wird, unter Beiseitelassung aller Moral und Ästhetik, als „nützlich" empfohlen. Diese Behauptung, welche, obwohl ganz unerwiesen, unseren jungen Kolonialbeamten von autoritativer Stelle im Seminar für orientalische Sprachen in den Vorlesungen über Tropenhygiene vorgetragen wird, verdient ebenso scharfe Zurückweisung wie der Rat zur Heirat auf Zeit. Im Gegenteil, die Enthaltung in Baccho et Venere ist für einen jungen Mann sehr nützlich. Den Kolonialbeamten sollte die Möglichkeit zu einer standesgemässen Heirat in jeder Weise erleichtert werden. Viele Unverheiratete haben durch ihr unsittliches Beispiel sehr geschadet.

Über die kulturellen Interessen und Aufgaben Deutschlands in Südbrasilien.

Von Dr. **Alfred Funke,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Versetzen Sie sich mit mir in jene gesegneten Landstriche Südbrasiliens, welche wir heute auf Grund des Gedeihens unserer deutschen Ansiedlungen daselbst als Deutschbrasilien bezeichnen, und nehmen Sie an, wir ritten durch eine der vielen Pikaden, in denen der deutsche Kleinbauer eine neue und gesegnete Heimat gefunden hat. Ein solches Tal ist fast stets ein Bild ländlichen Segens. Frischgrüne Tabaksfelder, endlose Maisplantagen, die hellgrünen, leise wogenden Zuckerrohrpflanzungen, dazwischen pflügende Bauern auf dem Acker, alles bestrahlt von dem Lichte der Sonne, die an einem glücklichen Himmel steht. Die weissen Fronten der Häuser leuchten aus dem dunklen Laub der Bäume, rotblühende Pfirsiche bilden farbenprächtige Kontraste zu dem schneeigen Weiss blühender Orangen, und die blauschimmernde Kette der Serra do Mar mit fernen Tälern und ragenden Wäldern schliesst das Rundbild ab, durch welches die lange Zeile eines klaren Flusses in dichtem Ufer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebüsch hinzieht. Der dunkle Wald an den Bergabhängen, hier und da von hellgrünem Junglaub und gelben Sandsteinbrüchen durchzogen, gibt einen stimmungsvollen Hintergrund ab. Hoch oben ziehen in majestätischer Ruhe, wie kleine dunkle Punkte, die Urubus in feierlicher Stille. Ein Hahnenschrei aus der Ferne, der Ruf der Wildtauben aus dem Dickicht, das Krächzen der Papageien und der Ruf der Affen aus dem Urwalde, verhallendes Wagenrollen und Klingeln der Maultierkarawanen auf der Landstrasse, das ist das Milieu, vor dem sich das tägliche Leben unseres Ansiedlers abspielt.

Ein anderes Bild. Der weite Campo dehnt sich vor unseren Blicken aus, rote Verbenen bedecken den grünen Rasen, kein Lüftchen bewegt die dürren Halme und trockenen Rispen vorjährigen Grases, die Luft steht zitternd still in den prallenden Mittagsstrahlen; soweit das Auge reicht, nur ein Zittern und Flimmern, ein Gleissen und Schimmern, smaragdene Sonnenlichter in dem lauschigen Dunkel der kleinen Campgebüsche, in deren Schatten die ungezählten Scharen des weidenden Viehes bei Sonnenbrand und Regenschauern Zuflucht suchen, in der Ferne im Dunste des verschwimmenden Horizontes die Umrisse eines Gebirgszuges, davor sanft gewellte Hügel, hier und dort kleine Sumpflachen in das unendliche Grasmeer eingestreut, vereinzelt die weisse Front einer Estancia, das ist die Heimat des Campeiro, des Brasilianers, der hier in ungebändigter Freiheit seinen Nationalcharakter bewahrt hat.

Ich gebe diese beiden Stimmungsbilder nicht etwa, um als Schönredner vor Ihnen zu brillieren, sondern um Sie mit der Eigenart der beiden Elemente vertraut zu machen, welche in Südbrasilien einander gegenüberstehen auf allen Gebieten des täglichen Lebens, in Arbeit und Ansprüchen, in Sitte und Weltanschauung, anscheinend von unversöhnlichem Gegensatze und doch auf demselben Boden zu einem und demselben Ziele bestimmt, diesem unerschöpflichen Boden dasjenige abzugewinnen, was er wie kein zweiter seinen Söhnen gibt, nämlich das tägliche Brot, und ohne Verletzung der berechtigten Stammeseigentümlichkeiten in friedlichem Wettbewerb auf diesem Boden zu wohnen.

Der Deutsche und der Brasilianer sind zwar nicht die einzigen Elemente, welche auf dem Boden Südbrasiliens ansässig sind, Vertreter fast aller übrigen europäischen Nationen haben ebenfalls dort ihre Zelte aufgeschlagen, aber sie kommen auf dem Gebiete der Kultur für Südbrasilien in keinem Masse den beiden gleich.

Entwickeln wir zunächst den Charakter des Deutschen und des Südbrasilianers, um zu verstehen, welche Rückwirkungen die Kulturbestrebungen des deutschen Elementes auf den Sohn des Landes haben müssen. Einen ausgeprägten Nationalcharakter hat der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brasilianer überhaupt nicht, und wenn es schon eine geographische Utopie ist, im strengen Sinne von einem einheitlichen Lande Brasilien zu sprechen, so ist es noch viel gewagter, den Charakter des Brasilianers als einen ausgeprägten Volkscharakter darzustellen in dem Sinne, in welchem wir von einem Deutschen, einem Franzosen, einem Yankee oder einem Russen sprechen. Auch Nordamerika ist der Siedelplatz für fast alle Völker und Rassen gewesen. Aber trotz dieser verschiedenen Urbestandteile der heutigen Bevölkerung wird kein Verständiger leugnen wollen, dass es einen speziell nordamerikanischen Charakter gibt, soweit er sich in nationalem Denken und Handeln und privater Ansicht auf allen Gebieten des Lebens dokumentieren kann. Nicht so der Brasilianer. Auch hier auf den unermesslich grossen Gründen der ehemaligen portugiesischen Kolonie haben wir neben dem Ureinwohner von den Quellen des Amazonas bis zur Lagoa dos Patos, dem eingeführten Afrikaner, dem eingewanderten Europäer noch die Mischlinge, welche durch die Kreuzung dieser Rassen entstanden sind. Die heutige Generation Brasiliens nach ihren Ursprüngen noch scharf bestimmen zu wollen, ist unmöglich. Aber ebenso unmöglich ist es, von einem brasilianischen Nationalcharakter zu sprechen. Man vergleiche nur den phlegmatischen Bahianer mit dem lebhaften Riograndenser, man beobachte den grossen Unterschied im politischen Denken der Nord- und der Südstaaten des Bundes, welcher im Grunde genommen nur auf der verschiedenartigen Natur der Bewohner dieser Staatengruppe beruht, und man wird nicht wagen, von einem brasilianischen Volke im landläufigen Sinne zu reden. Der Südbrasilianer ist von einer so eigenartigen Charakterschattierung, dass es jahrelangen Umganges mit ihm bedarf, um ein wirklich gerechtes Urteil über ihn zu fällen. Es ist wahr, dass die nachteiligen Charaktereigenschaften der romanischen Rasse überhaupt, das jähe Aufflammen der Begeisterung, verbunden mit einer ebenso schnellen Reaktion, die Unzuverlässigkeit in Dingen des geschäftlichen Lebens ihm anhaften, wie allen Romanen im schlechten Sinne des Wortes. Aber diesen Schattenseiten steht mancher Charakterzug gegenüber, der uns mit ihnen versöhnen kann. Die unbegrenzte Gastlichkeit, die persönliche Anteilnahme an Freud und Leid seiner Mitmenschen, die Rücksichtnahme und Höflichkeit im täglichen Verkehr und eine schnelle Auffassungsgabe sind Lichter, welche die dunklen Stellen des Bildes zwar nicht aus der Welt zu schaffen vermögen, aber immerhin weniger auffällig erscheinen lassen. Konfessionell gleichgültig, wird der Durchschnittsbrasilianer aber ein sehr heftiger Streiter, sobald dasjenige in Frage kommt, was er Politik nennt. Diese landläufige Politik ist aber niemals ein Streit um Prinzipien,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei welchem lediglich das Beste des Landes das ausschlaggebende Moment sein soll, sie erhebt sich also nicht einmal auf das Niveau unserer europäischen Fraktionspolitik, sondern sie wird zu einer leidenschaftlichen Hingabe an einzelne führende Persönlichkeiten, welche zwar den Anspruch darauf erheben, lediglich ein politisches Ideal, ein patriotisches Prinzip zu vertreten, in Wirklichkeit aber nur den allerengsten persönlichen Interessen ihre Redegewandtheit, Intelligenz und persönlichen Einfluss dienstbar machen. Die Sache von der Person zu trennen, ist dem brasilischen Politiker etwas Unmögliches. Solange das Kaiserreich Brasilien bestand, ist dieser Zug im Charakter des Brasilianers den Fremden nie unangenehm geworden, sondern seine Betätigung richtete sich fast ausschliesslich gegen die Mitbürger brasilischen Blutes. Ganz anders ist die Denkweise des modernen Republikaners und die Betätigung seiner politischen Anschauung geworden, wenn er heute auf dem Felde der Politik mit dem Nichtbrasilianer in Berührung oder gar in Gegensatz tritt. Der jungen Generation Brasiliens ist es nicht verborgen geblieben, dass die grosse Masse des Volkes, meistens Analphabeten, auf einem geistigen Tiefstande sich befindet, der mit dem angeblichen Bildungsgrade und den Kulturbestrebungen der vielgepriesenen Republik unvereinbar ist. Besonders schmerzlich empfindet der einsichtige Brasilianer die Tatsache, wenn er die eingewanderten deutschen Elemente, welche in ihrer Heimat meistens wirtschaftlich nicht viel höher standen als der gewöhnliche Brasilianer, auf ihre geistige Kultur hin mit dem eigenen Volke vergleicht. Er empfindet es sehr deutlich, dass die Überlegenheit des eingewanderten deutschen Kleinbauern nicht nur auf dessen materiellem Wohlstande beruht, sondern in erster Linie auf dessen geistiger Überlegenheit, die er der Schulbildung seiner Heimat, und sei sie nach unseren Begriffen noch so gering, verdankt. Aus diesem Vergleich des eigenen Volkes mit den eingewanderten Deutschen erwächst sehr leicht ein Gefühl des Neides, und bei der Unmöglichkeit, mit einem Schritte das eigene Volk auf den geistigen Hochstand des deutschen zu erheben, strebt dieser an sich ungefährliche Neid dahin, politische Konjunkturen auszunutzen, um sich und seinem Einflusse die höher stehenden Fremden untertan zu erhalten. Das ist die Genesis des Merkmals, das alle modernen Politiker Südbrasiliens tragen, wenn sie es auch nicht zugeben wollen. So verschieden sie in geringen Parteischattierungen sein mögen, ihnen, den waschechten Republikanern, ist fast stets die Abneigung gegen die Eingewanderten eigentümlich. Man darf aber nicht glauben, dass die so verschrieenen Jakobiner, wie man generell die augenblicklich herrschenden Politiker bezeichnet, so töricht wären, dieser tiefinneren Seelenstimmung nun

stets einen praktischen Ausdruck zu verleihen. Dazu sind sie wiederum zu klug. Es mag sein, dass rein äusserliche Erwägungen, ein kühles Abwägen der entstehenden Folgen manche massgebende politische Persönlichkeit von offenbaren Schritten gegen den unbeliebten Fremden abhält, welcher wirtschaftlich der stärkere geworden ist, aber ebenso sicher ist es, dass die leitenden Politiker Südbrasiliens auch den ungeheuren kulturellen Wert der deutschen Mitbürger für das gemeinsame Vaterland zu schätzen und zu würdigen wissen. Dass die Staaten des Südens ohne das deutsche Element nichts bedeuten würden, dass die Staatsmaschine sofort stocken würde, wenn man den deutschen Hebel und den deutschen Antrieb ausschalten würde, weiss jeder brasilische Politiker, und mag er bei passenden und unpassenden Gelegenheiten auch den Mund voll nehmen, von Gästen sprechen, die man aus dem Hause weisen kann, sobald man will, so sind das hohle Redensarten, denn auch der verstockteste Jakobiner weiss sehr wohl, dass er mit dem deutschen Element rechnen muss, wenn überhaupt die augenblickliche Staatsformation lebensfähig bleiben soll.

Der deutsche Ansiedler ist gerade das Gegenstück des Brasilianers. Statt der Unbeständigkeit hier eine zähe Ausdauer, ein Festhalten an liebgewordenen Gewohnheiten und Ansichten, welches sehr oft zur Schwerfälligkeit und zum trotzigen Widerstande gegen verständige Neuerungen führen kann, aber auch dem Deutschen Südbrasiliens seine ganz exceptionelle Stellung unter den Auslandsdeutschen bewahrt hat. Denn nirgends in der Welt hat sich deutsches Denken und deutsches Fühlen, deutsche Sprache und deutsche Sitte so unverfälscht rein erhalten wie auf dem Boden Südbrasiliens. Überall im Auslande ist die verpflanzte deutsche Eiche entweder vollkommen ausgeartet oder zu einer exotischen Spielart geworden, in der man den Schössling deutschen Bodens kaum noch wieder erkennt. Nur auf dem Boden Südbrasiliens ist sie geblieben, was sie war, ein deutscher Baum. Wenn nicht Palmen am Wege ständen, wenn nicht das südliche Kreuz am Himmel funkelte — nach Rede, Sitte und Anschauung der Bewohner könnte man glauben, auch dort auf den Höhen des Hunsrücks oder am Strande der Ostsee zu weilen. Südbrasilien ist der einzige Landstrich, auf welchem uns die Stammesgenossen so begegnen, wie wir sie überall in der Welt sehen möchten: In ernster Arbeit, bei gutem Auskommen und reichlichem täglichen Brot, dabei aber deutsch in guten Dingen und auch in den kleinen Schattenseiten, welche unserem Volkscharakter sein eigentümliches Gepräge verleihen.

Verglichen mit den Brasilianern nimmt der Deutsche einen weit höheren kulturellen und ethischen Standpunkt ein. Und dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterschied ist es, der unsere deutschen Siedler in Südbrasilien deutsch erhalten hat. Unbewusst wertet der Deutschbrasilianer sich selbst höher als den Mitbürger portugiesischer Zunge, und der Massstab dieser Bewertung ist die höhere Durchbildung und Schulung des Deutschen, wenn er auch diesen Massstab nicht immer als den einzig gegebenen erkennt. Man hat sehr oft danach gefragt: Welche Gründe sind es in Wirklichkeit gewesen, welche den Deutschen vor einem Aufgehen in das Brasilianertum bewahrt haben? Geographen und Theoretiker haben sehr gern die räumliche Entfernung der Siedlungen von einander als die eigentlichen Ursachen dieser für uns so erfreulichen Bewahrung des deutschen Charakters hinstellen wollen. In Wirklichkeit aber ist es keine lokale Bedingung, welche hier ausschlaggebend gewesen ist, nicht Fluss und Tal, sondern, ich sage es frei heraus, das Bewusstsein auch des geringsten Deutschen von seiner kulturellen Ueberlegenheit im Vergleich mit dem Durchschnittsbrasilianer. Ueberall in der Welt, wo der Deutsche eine Kultur vorfindet, welche mit der seinigen auch nur ungefähr gleichwertig erscheint, ist er leider geneigt, seinen deutschen Charakter aufzugeben und sich der neuen Umgebung zu assimilieren. Die zahllosen Beispiele des europäischen Auslandes und der Vereinigten Staaten beweisen es. Es ist darum zweifellos, dass auch in Brasilien das Deutschtum längst verloren gegangen wäre, wenn eben Brasilien eine allgemein lebendige Kultur aufzuweisen gehabt hätte, welche den eingewanderten Deutschen als Ersatz für die Gewöhnung und Erziehung der Heimat hätte dienen können. Wollen Sie einen Beweis, so vergleichen Sie nur das Deutschtum auf dem platten Lande Südbrasiliens mit demjenigen der Städte daselbst. In den letzteren ist das Deutschtum, besonders dasjenige des Nachwuchses der ersten Einwanderer, deshalb stets gefährdet, weil der Bildungsstand des Stadtbrasilianers, soweit er nach seiner sozialen Stellung für den jungen Deutschen in Betracht kommt, ein so hoher ist, dass er den heranwachsenden Deutschen befriedigen kann, wenn er nicht von dritter Seite durch Erziehung und Bildung vor diesem Verfallen an das Brasilianertum bewahrt wird. Auf dem Lande aber, wo von einer Kultur unter den Brasilianern nur in geringem Masse die Rede sein kann, schwindet diese Gefahr vollständig. Man sollte nun annehmen, dass unsere Stammesgenossen alles aufbieten würden, um diese lebendige Quelle des Deutschtums, die Jugenderziehung in nationalem Sinne, lebendig zu erhalten, um sich nicht selbst das Wasser abzugraben; aber sehr oft ist das Gegenteil der Fall gewesen. Sehr richtig wurde gestern an dieser Stelle bemerkt, dass die Opfer, welche von unseren Kolonisten für die Schulen gebracht werden, entweder geringer sind, als die Verhältnisse gestatten und verlangen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder aber, wenn sie gebracht werden, sehr widerwillig gebracht werden. Es ist gar keine Seltenheit, in wohlhäbigen Pikaden Schulverhältnisse zu finden, über die mit Recht Spottlieder gepfiffen werden. Die Leistungen solcher Schulen entsprechen natürlich dem Aufwande. Dass es mit der Stellung des Deutschtums in der heutigen Welt, welche doch in erster Linie auf der allgemeinen Volksbildung beruht, unvereinbar ist, solche Zustände stillschweigend zu dulden, und sei es auch nur bei den Tausenden von Deutschen in Südbrasilien, liegt auf der Hand, wenn diese Deutsche auch politisch unserem Reichsverbande nicht angehören.

Was ist da zu thun? In erster Linie gilt es, das öffentliche Interesse in Deutschland selbst für die Wichtigkeit der deutsch-brasilianischen Schulen wachzurufen. Ich weiss sehr wohl, dass dies äusserst schwer halten wird; verschiedene Hindernisse stehen dieser notwendigsten Grundlage im Wege, die Unkenntnis des Publikums in brasilianischen Dingen, die bisherige Zurückhaltung unserer leitenden Kreise, die direkt geringen Erfolge unserer Bemühungen auf diesem Feld seitens anderer Vereinigungen, die Absorbierung des öffentlichen Interesses durch angeblich wichtigere Anforderungen und die Leitung des etwa vorhandenen Interesses auf ein totes Geleise.

Die Unkenntnis des Publikums über die tatsächlich bestehenden Verhältnisse in Südbrasilien beruht entweder darauf, dass weite Kreise überhaupt nie Gelegenheit haben, sich damit vertraut zu machen, oder auf den ungeeigneten Berichten solcher Herren, welche über Brasilien in allerlei Vereinigungen vortragen. Wer einmal einen Schluck Wasser aus der Carioca in Rio getrunken oder durch die Pikaden im Fluge geeilt ist, wer im Kanoe eine Strecke von der Hafenstadt ins Innere gefahren ist, der fühlt sich leider gleich berufen, Vorträge mit möglichst vielen Projektionen zu halten, von Urwald, Papageien und Affen, Tigern und Caboclos zu fabulieren, vom wonnigen Süden mit seinen goldenen Orangen und bunten Faltern zu erzählen, und wenn er recht geschickt koloriert, so ist ihm ein rauschender Beifall gewiss, und er gilt als Kenner Brasiliens. In manchen Zeitschriften erscheinen dazu aufgeschminkte Berichte über Vereine und Schulen der Pikaden, die beigefügten Bilder zeigen alles nur bei Sommersonnenschein mit Palmzweigen und im Feierkleid — und beruhigt legt der Leser das Blatt aus der Hand mit dem Gefühl: Den Leutchen in jenem Lande fehlt es ja an nichts, sie haben den Himmel auf Erden. Gewiss, Brot haben sie, auch ein Stück Fleisch dazu, aber es fehlt ihnen an dem, was jeder Hunger-leider in Deutschland seinen Kindern nicht nur mitgeben kann, sondern mitgeben muss, an einer anständigen Schulbildung. Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

soll man nicht verschweigen, sondern immer wieder die Frage an die Einsichtigen unseres Volkes laut richten: Willst Du, dass Tausende und Abertausende Deutscher da draussen für uns verloren gehen? Und solcher Appell ist kein Ruf falscher Sentimentalität, sondern der Ausdruck eines rein auf praktische Ziele gerichteten klaren Strebens. Wir müssen alle, die heute noch gleichgültig diesem Appell gegenüberstehen, überzeugen, dass wir mit der Nichtbeachtung der deutschen Erziehung in Südbrasilien Gefahr laufen, in Zukunft nicht nur ein nationales, sondern ein wirtschaftliches Feld zu verlieren an wachsame und eifrige Konkurrenten. Das kann unserer Regierung nicht oft genug entgegen gehalten werden. Heute, wo im Wettkampfe auf dem Weltmarkte die Kräfte aller Nationen aufs äusserste angespannt werden, darf uns ein so wertvolles Gebiet, wie es Südbrasilien ist, aus rein praktischen Gründen nicht unbeachtet bleiben.

Unsere Bestrebungen in Südbrasilien sind nicht politischer Natur, sie sind in erster Linie wirtschaftlichen Charakters, für die auch unsere Regierung rückhaltlos eintreten kann. Die Entwickelung der Besiedelung Nordamerikas hat dem Deutschen Reiche einen Konkurrenten geschaffen, Südbrasilien ist ein Konsument, nur ein Konsument, den die Regierung uns nicht verloren gehen lassen darf. Er geht uns aber unweigerlich verloren, wenn wir die Grundlage des dortigen Deutschtums, die deutsche Kultur, welche auf deutscher Schulbildung beruht, verkommen oder entarten lassen.

Schwierig aber ist es, solche Gesinnung in die Praxis umzusetzen. Notwendig ist dazu eine Organisation der deutschen Schulverhältnisse in Brasilien. Hier eine Einheitlichkeit zu schaffen, ist eine Herkulesarbeit für den, der auf die verschiedenen Wünsche achten will, die ihm von dort entgegentönen. Auf der einen Seite hören wir den Schrei nach höheren Schulen, Gründung von Lehrerseminarien, höheren Töchterschulen, Pensionaten — alles Appelle des echten pädagogischen Dilettantismus! Eine organisierte Einheit zu schaffen, ist nur auf einem Gebiete vorläufig möglich. Versuche, solche Einheiten zu schaffen, sind in Deutsch-Brasilien längst gemacht worden. Der Jesuitenorden tut es auf rein konfessionellem Gebiete, die Rio Grandenser Synode gleichfalls. Der erstere hat bei der Grösse seiner Mittel Kollegien errichtet, die sich bereits einen Einfluss auf das intellektuelle Leben gesichert haben, der grösser ist, als man glaubt. Den Jesuiten liegt natürlich jede besondere Arbeit in deutsch-nationalem Sinne in Brasilien fern. Die protestantische Synode versuchte durch Gründung der Synodalschulen in Santa Cruz und Neu-Hamburg der Arbeit des Jesuitenordens einen Damm entgegenzusetzen. Die Erfolge sind nicht immer fraglos gewesen. Abge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen davon, dass es bei den geringen Mitteln der Synoden nicht möglich war, es den Jesuiten gleichzutun, kamen noch administrative Fehler hinzu; viele Köche verderben den Brei. Zudem stellt die Rio Grandenser Synode noch lange nicht den Verband der gesamten protestantischen Bevölkerung dar, und die Nichtsynodalgemeinden haben natürlich kein sonderliches Interesse für die Schulgründungen der Synode. Dazu kommt noch ein grosser Fehler. Die Synodalschulen sind sofort als höhere Schulen gedacht, ja, die in Santa Cruz wurde direkt als Lehrerseminar gedacht. Den Punkt, in dem die Synode einsetzen musste, übersah sie. Sie baute die Beletage, ehe das Fundament vorhanden war. Die Herren, welche nach hohen Schulen rufen, übersehen, dass es viele Pikadenschulen gibt, welche nicht imstande sind, auch dem anspruchslosen Lehrer sein Brot zu bieten. Wer will es dem Lehrer verargen, wenn er sich einem anderen Berufe unter solchen Verhältnissen zuwendet? Dieselben Gemeinden, welche Jahr für Jahr für kirchliche Liebeswerke Opfer bringen, sehen ruhig zu, wie die Lehrer der eigenen Gemeindeschulen oft ein klägliches, unwürdiges Dasein führen. Da will heute neben anderen Freunden Südbrasiliens besonders die Blumenaustiftung einsetzen, und unsere Pflicht ist es, mit Hand anzulegen. Sorgen wir einmal in erster Linie für die allerkleinsten und verlassensten Winkelschulen. Ermöglichen wir es dem Lehrer, der den Willen hat, dort die wenigen Kinder zu unterrichten, auch lange dort zu bleiben. Der Tod unserer kleinen Schulen ist der ewige Lehrerwechsel. Wir können leicht durch Vertrauensleute ermitteln, wieviel so eine neue oder abgelegene Pikade aus eigenen Mitteln aufbringt oder aufbringen kann; stellen wir fest, wieviel ein Lehrer in solchen Verhältnissen zum bescheidenen Leben haben muss, und dann helfen wir, so gut wir können. In solchen neuen Pikaden ist es nicht immer Zähigkeit und Hartnäckigkeit der Bauern, welche am Elend des Lehrers schuld ist, die Leute können ihre Leistungen oft nicht erhöhen, und es ist eine alte Tatsache, dass die armen Anfänger im Verhältnis grössere Opfer bringen für ihre Schule als die wohlhabenden Bauern alter Pikaden. Machen wir also die Lehrer der kleinen Waldschulen unabhängig, soweit es geht, und sie werden bleiben!

Diese kleinen Urwaldgemeinden müssen die Grundlage der Organisation der deutsch-brasilischen Schulen werden. Sie müssen die erste Stufe bilden, auf welcher weiter gebaut wird. Ihre finanzielle Bedrängnis wird sie leicht zur Annahme einer Subvention geneigt machen, für welche dann entsprechende Gegenleistungen zu fordern wären, in erster Linie der Schulzwang, die offizielle Verpflichtung zum Schulbesuch während so und so vieler Jahre, Annahme eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verständigen Lehrplanes und geeigneter Lehrmittel. Doch muss das Verhältnis zwischen den interessierten europäischen Kreisen und den Pikaden Deutschbrasiliens ein Vertrauensverhältnis werden. Man hüte sich, von hier aus nach deutschen Reichsverhältnissen eine Zwangsjacke für die Kolonisten machen zu wollen. Der Erfolg würde nur ein gegenseitiges Misstrauen sein. Man ziehe daher in erster Linie geeignete Vertrauensleute in den Pikaden und Koloniestädtchen zur Mitarbeit heran und gestalte aus diesen einen lebendigen Verband, dessen Mittelpunkt naturgemäss in der Staatshauptstadt zu liegen hätte. In den älteren, selbständigen Siedlungen finden sich überall geeignete Persönlichkeiten. In den jungen Kolonien sind die Koloniedirektoren die gegebenen Vertrauensleute. Die erste Arbeit, welche dieser Verband zu leisten hätte, wäre die direkte Agitation für die Durchführung der in Wirklichkeit ja bestehenden brasilischen Schulgesetze. Die Gesetze schreiben ja den Schulbesuch für jedes Kind vor, indes in den einsamen Strichen des Campo reitet der Gaucho, aber kein Lehrer sammelt die bräunlichen Campeiros zu seinen Füssen. Die finanzielle Klemme der brasilischen Regierung wird es ja nie zu dauernden, grossen Aufwendungen für die Schulen kommen lassen. Momentane Anläufe dazu wollen nichts besagen. Dem Sturme folgt sehr bald das stille, sanfte Säuseln. Bei der geeigneten Wahl der Vertrauensmänner ist es aber gar nicht schwer, einen gewissen Einfluss auf die Lokalregierungen auszuüben. Hier muss man eben den Teufel mit Beelzebub austreiben. Wir haben gescheite Köpfe genug, welche dem Intendenten des Municips beibringen können, dass es der Würde der Republica dos Estados Unidos nicht entspricht, wenn die zukünftigen Bürger in den Pikaden nicht dem Gesetze des Schulbesuches Ordre parieren. Offiziell ist ja die Regierungsschule der gegebene Ort des Unterrichts, aber sehr leicht würde die Lokalregierung die bestehenden deutschen Privatschulen als Ersatz hinstellen können.

Es könnte scheinen, als wenn ich Ihnen zur Erreichung eines guten Zieles einen krummen Weg vorschlüge. Aber nur da kann von einem krummen Wege die Rede sein, wo die Wege der Obrigkeit und der allgemeinen Öffentlichkeit lauter und gerade sind. Das ist in Brasilien nicht der Fall.

Schon die allergewöhnlichste Klugheit gebietet uns, bei der Auswahl von Vertrauensleuten drüben die geeignete Fühlung mit der Regierung zu halten. Die Regierung wird nun einmal nicht unparteiisch geführt, sie ist sogar mehr als parteiisch, sie sieht die Person an. Ist daher die Vertrauensperson der deutschen Schule eine solche, welche den nativistischen Kreisen unverdächtig ist, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist auch die Bestrebung dieser Person, also in diesem Falle die Hebung der deutschen Volksschule, unverdächtig im nationalen Sinne. Darum dreht sich aber alles. Die Regierenden sind im Grunde ihres Herzens alle Jakobiner, welche den Einflüsterungen Nordamerikas gern und leicht zugänglich sind. Sie können unsere Bestrebungen unter dem Scheine der Gesetzlichkeit lahm legen, wenn die berufenen Vertreter einer etwaigen neuen Schulorganisation verdächtig, suspeitos sind. Aber auch nach einer anderen Seite hin hat ein solches Hand in Hand gehen mit den Lokalregierungen sein Gutes. Es ist eine alte Erfahrungstatsache, dass die bestgemeinten Bestrebungen auf dem Gebiete der Schule sehr oft am Trotze und an der Dickköpfigkeit der Bauern scheitern. Jeder Bauer möchte die Schule in seiner Nähe haben. Wird nach seiner Ansicht nicht die nötige Rücksicht auf seine Wünsche genommen, so grollt er und will nicht mehr mitspielen. Er findet leicht ein paar Compadres und Vettern, holt sich einen billigen Meister, der künftig seine Kleinen lehre — und die niedlichste Secessionsschule, die echte Winkelschule ist fertig! Damit aber ist in der ursprünglichen Schulgemeinde jedem Querkopf Gelegenheit gegeben, ein Zwickmühlenspiel zu eröffnen: passt ihm Petrus nicht, so geht er zu Andreas. Solche Zustände habe ich oft gesehen, und gerade sie sind ein Krebsschaden unserer deutschen Schule. Ein altes abgetakeltes Wrack, das auf manchem Strome des Lebens geschwommen ist, ist oft froh, auf diese Art einen friedlichen Hafen zu finden, bis die alten Planken auseinanderfallen. Solchen Zuständen kann man nur zu Leibe gehen, wenn vom Schulvorstande unter Beistand der Lokalregierung festgesetzt wird; „Hier ist die Schule für diesen und jenen Bezirk, und kein anderes Pikadenlyceum bekommt hier Konzession!“ Das macht Eindruck, und wenn obstinate Bauern erst einmal am Geldbeutel von der Obrigkeit gezwickt sind, so geben sie schnell nach, denn in diesem Punkt sind sie besonders verwundbar.

Allerdings dürfen die Ansprüche an den Schulbesuch nicht zu hoch geschraubt werden. Ich bin unbedingt gegen die Ausdehnung des Unterrichts in Landschulen auf den Nachmittag. Der Bauer gebraucht tatsächlich die Leistungen seiner Kinder auf dem Acker, besonders der Anfänger. Er kann nicht die teuren Arbeitskräfte bezahlen, und ihn zu Gunsten der Schule direkt in seinem Erwerb zu schädigen, kann nicht in unserer Absicht liegen. Für solche Pläne würde der Bauer nie zu haben sein. Der Junge in der Pikade braucht nicht mit detailliertem Wissen überlastet und vollgepfropft zu werden. Es genügt, wenn er die nötigen Elementarfächer lernt. Man muss nicht die deutschen Verhältnisse sich immer vorschweben lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsere Volksschulen leisten ja bedeutend mehr, aber sie sollen auch nicht nur Knaben und Mädchen erziehen, welche in der Hauptsache doch einmal Kleinbauern und Handwerker, also Leute der praktischen Arbeit, werden müssen. In unseren Kolonien aber ist dies der Fall. Die Zeit, welche dem Unterrichte bleibt, reicht eben nur aus für einen allereinfachsten Lehrplan. Auch die Zahl der Schuljahre darf nicht zu hoch geschraubt werden, Mädchen sollen etwa bis zum 12., Knaben bis zum 13. Jahre dem Schulzwang unterstehen. Schon die schnellere körperliche Reife der Kinder bedingt diese Rücksichtnahme. Sache der Abendschule ist es, befähigte Knaben noch weiter zu bilden.

Grosses Gewicht muss aber auf die Qualifikation der Lehrer gelegt werden. Ohne anständiges Gehalt kein anständiger Lehrer. Darin liegt die ganze Weisheit. Daher muss unsere Arbeit wieder auf den Kardinalpunkt meiner Ausführungen zurückgehen: Schaffen Sie dem Lehrer eine menschenwürdige Existenz — und Sie werden auch Lehrer haben, die qualifizirt sind, Kinder zu braven Menschen zu erziehen. Die Qualifikation besteht nicht allein in Zeugnissen und Befähigungsnachweisen, sondern in der Fähigkeit, das nationaldeutsche Gefühl zu erziehen, das Bewusstsein zu erhalten: „Du bist zwar durch deinen Wohnsitz ein Brasilianer, aber hüte dich, es ihm gleich zu tun, du bist etwas Besseres, du bist der Sohn deutscher Eltern.“ Bis jetzt haben unsere Bauern sich für besser gehalten — das ist das Geheimnis für das Bestehen des Deutschtums. Sorgen wir dafür, dass dieses Geheimnis bestehen bleibt.

Gerade für Südbrasilien gilt das Wort: Wer die Schule hat, hat die Zukunft. Das haben sowohl die Jakobiner Brasiliens als die Nordamerikaner, unsere schärfsten Mitbewerber auf dem brasilianischen Markte, sehr scharf erkannt, und sie setzen bereits alle Kräfte ein in dem Punkte, an dem wir bisher unverletzlich waren. Es ist geradezu auffällig, mit welchem fieberhaften Eifer die heutigen Regierungen des brasilianischen Südens bemüht sind, die alten Unterlassungssünden auf dem Gebiete des Unterrichts wieder wett zu machen. Man richtet heute gerade in den deutschen Kolonien Distriktschulen ein, sucht die Regierungsschulen zu verbessern und in diese Werkstätten politischer Tendenz den deutschen Nachwuchs dadurch zu locken, dass man keinerlei Schulgeld erhebt. Das Ziel dieser Tätigkeit ist natürlich nur das eine, die deutsche Privatschule und Gemeindeschule, die Pflegestätten deutscher Gesinnung, tot zu machen. In dem Augenblicke, wo dies gelingt, wäre aber das Ziel der jakobinischen Politik erreicht, dem deutschen Ansiedler der deutsche Charakter genommen. Ein anderes Ziel hat Nordamerika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihm gilt es, den unbequemen Konkurrenten auf dem Markte Brasiliens dadurch lahm zu legen, dass er ihn in kultureller Beziehung zu sich herüber zieht, ihm seine nationalen Erinnerungen trübt oder fälscht und durch diese geistige Herrschaft sich den Deutschen auch wirtschaftlich abhängig macht. Die Missouri-Synode hat ein Kapital von einer Million Dollar zur Propaganda unter den Deutschen in Brasilien aufgebracht.

Der eigentliche Beweggrund liegt auf der Hand, dem Kreuze folgt der Caduceus, dem Reverend der Kaufmann. Die Yankeelehrer, die Yankeegeistlichen, auch wenn sie deutsch sprechen, sind stets die Agenten des Kapitals der Vereinigten Staaten. Die Missouri-Synode geht krebsen, sie wirft ihre Million nicht ohne Absicht fort, und wenn wir von hier aus nicht tatkräftig eingreifen, so würden wir es sehr bald auf dem Markte spüren, was wir in der Schule versäumt haben. Geld, Lehrmittel, Aufmunterung tut es aber allein nicht, sondern vor allen Dingen müssen wir auch Sorge tragen, dass wir frisches deutsches Blut und damit frisches deutsches Leben nach Südbrasilien bringen. Das kann aber nur geschehen, wenn wir unsere Auswanderung planmässig dahin lenken. Diesem Bestreben widme ich meine ganze Arbeit. Wo wir aber unsere deutschen Auswanderer sesshaft machen, da müssen wir auch dafür sorgen, dass ihnen Gelegenheit geboten wird, deutsch bleiben zu können; mit der ersten Hütte muss auch die deutsche Schule erstehen. Das ist das Ziel, welches sich die Blumenau-Stiftung gesteckt hat. Das ist das Ziel, welches jeder uneigennützige Förderer unserer Auswanderungspolitik verwirklichen helfen wird, und wenn ich bei allen Gelegenheiten in erster Linie für Santa Catharina der Hansa, und für Rio Grande do Sul den Kolonien des Herrn Dr. Herrmann Meyer das Wort rede, so ist der einzige Grund dafür der, weil mir hier die Gewähr geleistet wird, dass der Auswanderer nicht nur sein Brot erwirbt, sondern auch aus der Bildung seines Vaterlandes nicht auszuscheiden braucht, sondern in dieselbe rein deutsche Kultur eintreten kann, welche ihn für uns auch in der Fremde lebendig erhält. Nichts liegt mir ferner, als privaten Interessen auch nur ein Wort oder eine Zeile dienstbar zu machen. Aber bei meiner Stellung und meinem ungeschwächten Interesse für die Deutschen Südbrasiliens, das ich mir trotz aller Erfahrungen bis an mein Lebensende zu erhalten gedenke, ist es nicht nur erklärlich, sondern notwendig, dass ich unseren Auswanderern rate: Gehe dahin, wo du auf deutschem Boden ein deutscher Mann bleibst! Und wenn uns auch das Weltmeer trennt, du mit den deinen bist nur ein Aussenposten von uns, der sich auf uns stützen darf und dem wir im Kampfe zu Hülfe eilen! Wollen wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm aber helfen, so müssen wir dafür sorgen, dass dasjenige Band nicht zerrissen wird, welches ihn unauflöslich mit uns verknüpft, auch nachdem das politische vielleicht zerrissen ist, die deutsche Kultur.

Privatdozent Dr. **Dibelius,** Berlin, macht auf die Lage der deutschen Schule in Brasilien aufmerksam. Es gibt in Südbrasilien etwa 200 deutsche Schulen, die von mehreren Tausend Kindern besucht werden. Diese Schulen sind grossenteils in sehr gedrückter Lage, da es nicht möglich ist, den meist ungebildeten Eltern die Notwendigkeit einer Schulbildung klar zu machen. Grosse Schwierigkeiten macht auch die Beschaffung von geeigneten Lehrern und Lehrmitteln.

Die in deutschen Schulen verwendeten Lesebücher passen meist nicht auf die brasilianische Natur und die öffentlichen Einrichtungen des Landes, und die Lehrer sind oft verkommene Existenzen, die der Schule nur schaden. Notwendig wäre also vor allem reichlichere Unterstützung der brasilianischen Schulen und die Sorge für durchweg gute Lehrer. Nicht kommt es aber in erster Linie auf Entsendung deutscher Lehrer dorthin an — diese bleiben doch nur kürzere Zeit im Auslande, und in der ersten Zeit mangelt ihnen die nötige Kenntnis von Land und Leuten — vielmehr müssen aus dem Kolonistenelement selbst befähigte Kinder für den Lehrerberuf gewonnen werden. Daher ist die geplante Errichtung eines Lehrerseminars in Südbrasilien freudig zu begrüssen. Zu wünschen wäre ferner eine Organisation der deutschen Lehrer und Pfarrer Südbrasiliens, die eine soziale Hebung des Standes herbeiführen und ihnen den Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation gewährleisten würde.

Pastor emer. **Lieboldt,** Hamburg, wünscht vor allen Dingen eine Hebung der Verhältnisse der Pastoren in Brasilien.

Dr. **Herrmann Meyer,** Leipzig: Für die Hebung des Schul- und Kirchenwesens und zur höheren Wertung der Lehrer und Pfarrer ist es nötig, Geistliche und Kirchen unabhängig von der Gemeinde zu machen, um sie nicht der Willkür der Kolonisten preiszugeben. Ich habe dies durch feste Anstellung eines Geistlichen in meiner Kolonie Neu-Württemberg durchgeführt.

Die Abgaben für Kirche und Schule in der Gemeinde werden an die Verwaltung entrichtet, Pfarrer und Lehrer von der Verwaltung bezahlt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für die Förderung von Schule und Kirche gibt es viele Freunde, die Kirchen- und Schulmaterial, zum Teil ältere Bestände von Verlegern etc. zur Verfügung stellen. Verschiedene Vereine stiften gern. So habe ich für meine Schule reichhaltiges Material erhalten, und auch die Kirche ist zum Teil aus privater Stiftung gut ausgerüstet worden.

Dr. **Funke,** Berlin, tritt den Ausführungen des Dr. Dibelius entgegen. An Schulbüchern fehlt es nicht. Das Wichtigste ist, dass der Lehrer wirtschaftlich unabhängig gemacht wird. Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so ist der diesbezügliche Passus im Vortrag nur des Zeitmangels wegen fortgelassen worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Karl Supf,** Fabrikbesitzer, Berlin.
I. Vorsitzender: **Achelis**, Senator, Bremen.
II. Vorsitzender: **Moritz Schanz,** Chemnitz.
I. Schriftführer: **Fr. Hupfeld,** Bergassessor z. D., Berlin.
II. Schriftführer: Dr. phil. **Schulte im Hofe,** Berlin.

Die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. **Wohltmann**, Bonn-Poppelsdorf.

(Plenarsitzung am 11. Oktober, Nachmittag.)

Die grossen Hoffnungen, welche vor zwölf Jahren, als die wirtschaftliche Arbeit in unseren Kolonien begann, auf eine glänzende Entwickelung derselben gesetzt wurden, konnten bis jetzt nur zu einem kleinen Teile erfüllt werden. Sie gingen bei dem damals noch recht beschränkten kolonialen Gesichtskreis unseres Volkes vielfach von Laien aus, welche die Überseeverhältnisse nur in phantasiereichen Vorstellungen kannten, und waren als solche von Natur eitel und aussichtslos. Andererseits übersahen aber auch diejenigen, welche in den kolonialen Handels-, Produktions- und Verkehrsfragen ein leidliches Urteil besitzen konnten, die ungeheuren Schwierigkeiten, welche ein des Kolonisierens noch unkundiges Volk in voll-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ständig rohen und ungesitteten Ländern, wie unsere Kolonien, bei ihrer Erwerbung waren, zunächst zu überwinden hat.

So blicken denn die Einen mehr oder minder enttäuscht auf die heutige Lage unserer Kolonien, die anderen anerkennen nüchtern und sachgemäss, wenn auch nicht mit vollster Befriedigung, so doch mit einer gewissen Genugtuung das, was bis heute erreicht ist. Das eine können wir jedoch mit vollster Zuversicht sagen: Mögen auch Fehler bedenklicher Art gemacht worden sein, die bei grösserer kolonialer Sachkenntnis hätten vermieden werden können, der Gesamtarbeit, welche in unseren Kolonien bis heute geleistet worden ist, brauchen wir uns nicht zu schämen. Was uns an Erfahrung fehlte, wurde moralisch aufgewogen durch Eifer und Schaffenslust! Ob andere Völker in der kurzen Spanne Zeit von zwölf Jahren, seitdem wir wirtschaftlich in unseren Kolonien tätig sind, mit denselben Mitteln und in der gleichen Lage wie Deutschland, mehr geleistet und grössere wirtschaftliche Erfolge erzielt haben würden, erscheint mir noch fraglich. Durch diesen Vergleich sollen unsere Fehler nicht vertuscht, wohl aber unsere Leistungen gerecht gewürdigt werden.

Die Entwickelung der Auswanderung.

Als wir unsere Kolonien 1884 erwarben, bestand in der Masse unseres Volkes die Ansicht, in ihnen neue weite Siedelungsgebiete in Besitz genommen zu haben zur Aufnahme deutscher Einwanderung. Diese Auffassung erklärt sich vor allem aus der massenhaften Auswanderung, welche gerade Anfang der achtziger Jahre vor sich ging, und sich 1881 sogar auf 221 000, 1882 auf 204 000 und 1883 auf 174 000 Köpfe gesteigert hatte. Leider hat sich diese Hoffnung bis jetzt kaum erwähnenswert erfüllt, denn was besagt es gegenüber obigen Auswandererströmen und gegenüber den heutigen von alljährlich rund 20 000 Köpfen, wenn zur Zeit insgesamt kaum 4500 Deutsche in unseren Kolonien leben, von denen etwa 250 wirkliche Kolonisten und höchstens 600 sesshaft gewordene Kaufleute, Handwerker und Arbeiter sind.

Auch in Zukunft können unsere Kolonien nur sehr beschränkt in Frage kommen, wenn sich — was Gott verhüten möge — wieder einmal Auswandererströme von 100 000 bis 200 000 Köpfen pro Jahr bilden sollten. In unseren echt tropischen Kolonien werden wir niemals den deutschen Bauern, der sich von seiner Hände Arbeit nähren muss, ansiedeln können, und so bleiben also nur, vom dichtbevölkerten Kiautschou (163 Einwohner auf 1 *qkm* gegen 105 in Deutschland) ganz abgesehen, die Hochländer Deutsch-Ostafrikas und unser Südwestafrika dafür übrig. Erstere können in späteren Dezennien oder Jahrhunderten, nachdem sich dort die Verkehrs- und

Absatzverhältnisse günstig gestaltet haben, vielleicht einer kleinen Auswandererzahl in wasserreichen Gegenden Unterkunft bieten, aber niemals Hunderttausenden von Ansiedlern. Man wolle vor allem bedenken, dass der deutsche Landwirt jene Gebiete im Hochlande von Deutsch-Ostafrika, welche heute als besiedelungsfähig empfohlen werden, in der Hauptsache als Ödland und Unland ansprechen muss, von dem es in unseren heimischen Mooren und Heiden noch sehr grosse Flächen zu besiedeln gilt. Hätte Deutsch-Ostafrika, das doppelt so gross ist wie Deutschland, auch nur annähernd Ströme, wie der Rhein, die Elbe, die Oder und die Weichsel aufzuweisen und dementsprechend dichte regenreiche Wälder, so würde die besiedelungsfähige Fläche der Hochländer und ihre wirtschaftliche Entwickelung eine hoffnungsvollere sein.

In Deutsch-Südwestafrika setzt erst in neuester Zeit, nachdem die Bahn bis Windhoek fertig gestellt ist, die Siedelung lebhafter ein, und zwar ist man neuerdings darauf bedacht, statt der Viehzüchtereibetriebe kleinere Ackerbauer anzusiedeln. Etwa 250 deutsche Ansiedler, von denen die deutsche Siedelungsgesellschaft allein 60 unterbrachte, sind bereits sesshaft geworden. Würde das Land nur für Viehzucht brauchbar sein, und würde nach früheren sachverständigen Angaben jeder Viehzüchter mindestens 10 000 *ha* Fläche benötigen, so würde die Kolonie kaum 6—7 000 Viehzüchterfamilien aufnehmen können. Die grosse, offene Frage ist daher jetzt, wie viel Fläche als Pflug-, Garten-, Obst-, Reb-, Feigen-, Dattelpalm- und dergleichen Land urbar zu machen ist. Diese Frage ist noch keineswegs geklärt, und wir haben heute keinerlei sicheres Urteil darüber, ob diese Kolonie, sagen wir im Lauf der nächsten zehn Jahre, nur 1000 oder 50 000 Ansiedlern Unterkunft zu bieten imstande ist. Die Besiedelung mit Kleinbauern ist daselbst ausschliesslich von der Bewässerungsmöglichkeit des Landes abhängig. Darum ist hierüber in erster Linie gründliche und schnelle Aufklärung nötig. Die so verdienstvollen, aber leider auch in ihrem Prinzip angegriffenen Arbeiten von Professor Rehbock, sowie die vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee auf Anregung von Graf Dürkheim eingerichtete Bohrkolonne sind der Anfang einer systematischen Erforschung der Wasserfrage dieses Landes. Ohne eine günstige Lösung derselben, d. h. ohne vielerorts und reichlich Wasser nachgewiesen zu haben, wird die Auswanderung nach Deutsch-Südwestafrika und damit die ganze Entwickelung dieser Kolonie immer nur von untergeordneter Bedeutung bleiben. Entsprechend diesem Kernpunkt der Sachlage konnte sich Deutsch-Südwestafrika bis heute — abgesehen von seinen Guanolagern — kaum hervortun, zumal die grossen Landgesellschaften so gut wie nichts getan haben, die Wasserfrage des Landes lösen zu helfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn aber auch wirklich die Wasserfrage in Deutsch-Südwestafrika eine verhältnismässig glückliche Lösung erfährt, eine Auswanderungskolonie grossen Stiles, wie einst der Westen Nordamerikas, wird es nach seinen natürlichen Verhältnissen nie werden können. Das können wir bereits heute nach den ähnlichen Erfahrungen in Südafrika und Australien mit aller Bestimmtheit annehmen. Ich möchte hierbei nicht unterlassen, hervorzuheben, dass heutzutage auch das Auswanderererelement ein weit anspruchsvolleres und begehrlicheres ist, als vor 50 und noch 20 Jahren. So kümmerlich wie sich einst die deutschen Kolonisten in Nordamerika und vornehmlich in Südbrasilien durchgeschlagen haben, das wird sich heute kein deutscher Auswanderer mehr zumuten lassen. Die Ansiedelung ist daher heute sehr viel kostspieliger als früher. Ohne erhebliche Beihilfe seitens der Regierung, welche über die jetzt zur Verfügung stehende Jahressumme von 100 000 Mk. weit hinausgeht, wird Deutsch-Südwestafrika nur sehr langsam fortschreiten, es sei denn, dass eine gewinnbringende Minentätigkeit alsbald einsetzt.

Die Entwickelung der Pflanzungen.

Eine Milliarde Mark verausgabt Deutschland alljährlich für Kolonialprodukte an fremde Länder und Kolonien. Das Bestreben, wenn auch nur einen Teil dieser Summe in den eigenen Kolonien zu gewinnen, wurde daher mit grösstem Eifer in allen Kolonien, die Pflanzungsanlagen gestatten, und auch mit bedeutenden Kapitalien aufgenommen. Diese beziffern sich zur Zeit bereits wohl auf etwa 30 Millionen Mark. Die Zahl der Pflanzer beträgt heute etwa:

in Deutsch-Ostafrika	90	
„ Kamerun	80	
„ Togo	7	insgesamt
„ Neu-Guinea und den Inseln . .	25	215
auf den Marschallinseln	3	
in Samoa	10	

Im allgemeinen haben bis jetzt nur wenige unserer Pflanzungen den in sie gesetzten Erwartungen voll entsprochen. Falsche Wahl des Landes, falsche Methoden des Anbaues, Unerfahrenheit der Pflanzer, eine falsche Auffassung derselben von ihrer Tätigkeit und Stellung, unerfahrene, arbeitsunkundige und infolgedessen teuere Arbeiter, Krankheit und Sterben zumeist der tüchtigsten Kräfte als Opfer der rohen und schwierigen Verhältnisse, alles dieses erklärt die mannigfachen Misserfolge. Diese sind aber keineswegs so gross, dass sie uns von der einmal betretenen Bahn abschrecken. Ausser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem sind sie vielfach in den eigenartigen Verhältnissen begründet und verzeihlich. Analogien finden wir bei allen Kolonialvölkern und gegenüber den wirtschaftlichen Verlusten, welche die Engländer anfänglich in Ceylon und Indien und die Holländer in Java und Sumatra erlitten, ist das Lehrgeld, welches unser Privatkapital in unseren Kolonien gezahlt hat, noch gering zu nennen.

In Deutsch-Ostafrika hat man sich seit 1890 mit grösster Energie auf Kaffeekultur gelegt. Etwa zehn grosse kapitalkräftige Pflanzungen wurden nach und nach mit Vorwerken angelegt, vornehmlich in den Usambarabergen.

In ihnen stecken heute etwa 16 000 000 Mark Anlagekapital. Die Erfolge lassen jedoch trotz verhältnismässig billiger Arbeitskräfte, trotz Eifer und Umsicht und neuerdings auch guter Sachkenntnis noch sehr zu wünschen übrig. Die letzte Ernte dürfte schwerlich mehr als insgesamt 5000 Ctr. Kaffee gebracht haben, im Werte von rund 300000 Mk. Bohrkäfer, Wurzellaus und Hemileia bedrohen neben der Nährstoffarmut des Bodens und der Unsicherheit des Klimas vielenorts den infolge der Urwaldasche anfänglich stets guten Bestand dieser Pflanzungen. Es ist zurzeit noch nicht möglich, ein letztes Wort über die Rentabilität dieser Anlagen zu reden. Auch die Vanilleanlagen in der Niederung, sowie im Usambaragebirge scheinen nicht rentabel zu sein; geradezu fehlgeschlagen sind die Tabakanbauversuche in Lewa und Mohorro. Dahingegen verspricht grossen Erfolg die von Dr. Hindorf eingeführte Sisalhanfkultur, welche in Kikogwe, Kiumoni, Lewa und Buschirihof bereits im grossen betrieben wird. Zweifelhaft ist dagegen noch die Rentabilität des Anbaues von Mauritiushanf. Kardamom und Kokospalmen werfen gleichfalls Gewinn ab. Die Aussichten der Zucker- und Rumfabrikation am Pangani in einer nach europäischem Muster eingerichteten Zuckerfabrik sind noch unsicher. Mit vielen anderen tropischen Kulturpflanzen, so insbesondere auch mit Thee, sind ferner mannigfache Versuche angestellt, und die neugegründete Kaiserliche Biologische Landwirtschaftliche Station zu Amani und Mombo setzt dieselben jetzt fort. Wir können jedoch nicht hoffen, das die Entwickelung der Plantagen plötzlich einen grossen Aufschwung nehmen wird, erst nach und nach, nachdem genügend Erfahrungen über Boden, Klima und die Eigenart der Kulturen gesammelt sind, wird eine ruhige und gesicherte Weiterentwickelung Platz greifen können. Neuerdings wird bereits erheblich billiger und sparsamer gewirtschaftet. Die überspannten Illusionen sind zu Grabe getragen, die Sturm- und Drangperiode ist überwunden, und eine kühle wirtschaftliche Berechnung hat die Leitung übernommen. Mit grosser Anerkennung verdient hier noch die Tätigkeit des Kulturamtes in Dar-es-Salaam

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorgehoben zu werden, das in seinen neuesten Berichten wiederum den Beweis grösster Strebsamkeit und Fürsorge für kulturelle Anlagen geliefert hat.

Kamerun, wo erst seit 1896 grössere Flächen in Kultur genommen sind, ist schon glücklicher dran! Das letzte Jahr hat bereits eine Ernte von etwa 12 000 Ctr. Kakao gebracht, die einen Wert von rund 700 000 Mk. darstellt. Bei der Güte des vulkanischen Bodens und bei der Sicherheit der Niederschläge ist darauf zu rechnen, dass sich diese Ziffern 1904 bereits verdoppeln, und dass sich die 7 000 000 Mk., welche jetzt bereits in Kakaokulturen angelegt sind, gut verzinsen werden. Die neueren Kakao-Pflanzungen, welche die Fehler der alten vermeiden, sowie die Erfahrungen und die wichtigen Ergebnisse der zentralamerikanischen Reise des Dr. Preuss benutzen konnten, sehen bei ihrer sparsamen Wirtschaftsweise einer sehr günstigen Rentabilität entgegen. Auch Vanille gedeiht in Kamerun vorzüglich, sowie alle echt tropischen Gewächse, welche guten Boden und viel Feuchtigkeit beanspruchen. Um die Existenz der Pflanzungen nicht auf eine einzige Kulturpflanze zu setzen, hat man neuerdings für Gummigewinnung Kickxia elastica Preuss mit Erfolg angepflanzt, nachdem sich Castilloa nicht bewährt hat. Leider hat auch der Tabakbau, der 1900 in Bibundi so grossartige Erfolge versprach, wieder ausgesetzt und auf spätere Zeit verschoben werden müssen. Klima und Boden begünstigen in Kamerun sicherlich diese so einträgliche Pflanze, aber die Arbeiterverhältnisse lassen den Anbau im grossen noch nicht zu.

Grosse Sorge bereitete vor 2 Jahren in Kamerun die Arbeiterfrage, sie ist jedoch jetzt im Prinzip als gelöst zu betrachten, nachdem die Binnenvölker gelernt haben zu Hunderten und Tausenden an die Küste zu ziehen und dort zu arbeiten, und nachdem ihre Ernährung und Behandlung seit 1901 eine sachgemässe und lobenswerte geworden. Nur wird man mit Rücksicht auf die Arbeiterverhältnisse gut tun, die Erweiterung der Kulturen in einem langsameren Tempo als Ende der 1890er Jahre vorzunehmen. Die Zahl der Pflanzungsarbeiter in Kamerun beziffert sich zur Zeit auf über 5000, während sie 1896 kaum 500 betrug. Um die Entwickelung der Pflanzungen hat sich der Dr. Preuss unterstellte botanische Versuchsgarten, welcher zur Zeit mit einer agrikulturchemischen und botanischen Untersuchungsstation ausgerüstet wird, grosse Verdienste erworben. Neuerdings gilt es mit Hülfe desselben auch die Eingeborenen-Kulturen zu heben und die Bevölkerung insbesondere zum Anbau Gummi und Oel liefernder Gewächse anzuleiten.

Es wird aber kaum möglich sein, alle in Kamerun erforderlichen Kulturarbeiten von diesem einzigen Institut aus zu fördern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um denselben gerecht zu werden, ist es demnach erforderlich, in der so hoffnungsreichen Kolonie, ebenso wie es bereits in Ostafrika geschehen ist, ein Kulturamt einzurichten zur Förderung der Landeskultur. Auch in den anderen Kolonien wird sich alsbald das Bedürfnis nach Kulturämtern herausstellen, nach Kamerun zunächst in Deutsch-Südwestafrika und sodann in Samoa.

In Togo besteht schon seit längeren Jahren die Kokospalmenpflanzung Kpeme, zur Zeit mit einem Bestand von gegen 150000 Palmen in gedeihlichem Zustande. Liberia-Kaffee ist in Togo unsicher. Dahingegen scheinen Baumwolle- und Ölpalmen-Pflanzungen als Volkskulturen Aussicht auf guten Erfolg zu haben, nachdem in Towe und auf der Douglasschen Agu-Pflanzung die ersten Baumwoll-Versuche günstig ausfielen und die Ölpalmhaine der Eingeborenen sich bereits bewährt haben. Im übrigen ist Togo für Anlage grosser europäischer Pflanzungsbetriebe wegen der geringen Gunst des Bodens und der Unsicherheit des Klimas nicht geeignet.

In Neu-Guinea und den dazugehörigen Inseln haben die im grossen Stile und mit ca. 4 Millionen Mark aufgenommenen Pflanzungsarbeiten zu dem Ergebnis geführt, dass der Kaffeebau zur Zeit nicht lohnend ist. Dasselbe gilt vom Baumwollanbau. An Tabak wurde alljährlich für 100 000 bis 150 000 Mk. exportiert, und an Kopra, zu deren Erzeugung man in den letzten Jahren grosse Palmbestände erfolgreich angelegt hat, bereits für $^1/_2$ bis 1 Million Mark Dazu hat man neuerdings die Anpflanzung von Gummi- und auch Guttaperchabäumen ins Auge gefasst, nachdem Schlechter in den Urwäldern Neu-Guineas das reiche Vorkommen von Guttapercha sicher nachgewiesen. Das echt tropische Klima macht bei dem Mangel an Gesundheitsstationen in höheren Lagen der Kolonisierung dieses Gebietes viel Schwierigkeiten. Dazu kommt die Sorge der Beschaffung genügend billiger und guter Arbeiter. Unter diesen Hemmnissen hat die landwirtschaftliche Entwickelung hier von jeher gelitten. Sie werden erst nach und nach zu besiegen sein, und alsdann wird die ausserordentliche Fruchtbarkeit Neu-Guineas und seiner Inselgruppen voll zur Geltung kommen.

In Samoa, das für fast alle tropischen Kulturen einen guten Boden und ein sicheres Klima zu besitzen scheint, ist die Entwickelung moderner Pflanzungsbetriebe in der Hauptsache von der zur Zeit sehr brennenden Arbeiterfrage abhängig. Aus diesem Grunde musste die viele Arbeitskräfte erfordernde Baumwollkultur aufgegeben werden. Besonders lohnend sind die Kokospalmpflanzungen, die in den letzten Jahren bereits für je $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Millionen Mark Kopra brachten. Neuerdings hat man sich auch dem Kakao zugewandt, welcher in Samoa eine sehr dünnschalige und äusserst schmackhafte Frucht hat. Er wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicherlich auf richtig ausgewähltem Gelände gut und reichlich gedeihen, ob jedoch sein Anbau in Samoa in solcher Ausdehnung möglich sein wird, wie eine etwas verfrühte Reklame behauptet, erscheint mir sehr fraglich.

Man hat mehrfach dem deutschen Kapital den Vorwurf gemacht, dass es sich zu wenig auf unsere Kolonien geworfen und statt in denselben grosse Pflanzungen zu schaffen, andere unsichere Länder z. B. in Zentral-Amerika bevorzugt hat. Es ist richtig, dass in Venezuela, Ecuador, Guatemala, auch in Sumatra, offenkundig über 20 000 000 Mk. deutschen Geldes in rein deutschen Plantagen festgelegt sind, aber andererseits muss ich doch auch hervorheben, dass nach den Erfahrungen, welche wir mit den Pflanzungsanlagen in unseren Kolonien gemacht haben, es recht gut war, dass wir in Anlage und Ausdehnung der Pflanzungen uns gerade nicht überstürzt haben. Das Lehrgeld und abschreckende Verluste wären dann erheblich grösser gewesen! Auch war es in den meisten Kolonien absolut unmöglich, genügend Arbeitskräfte zu einem annehmbaren Preise für eine grössere Anzahl von Pflanzungen als jetzt vorhanden zu beschaffen. Es will eben alles seine Zeit haben! Andererseits haben wir aber auch inzwischen gelernt, dass fast sämtliche Pflanzungs-Unternehmungen in unseren Kolonien mit zu geringem Kapital in Angriff genommen worden sind, was eine nachherige Anleihe oder Herausgabe von Vorrechts-Aktien zur Folge hatte. Für die Zukunft ist hieraus die Lehre zu ziehen, derartige Unternehmungen mit 50 bis 100 pCt. höherem Kapital in jedem einzelnen Falle zu begründen.

Und schliesslich bedarf hier noch eins der Beachtung, d. i. die Personenfrage. Wir haben es leider mehrfach erleben müssen, dass unfähige Pflanzer ganze Pflanzungen geradezu an den Rand des Verderbens brachten — ich könnte Namen nennen — und dass wirklich tüchtige und allseits erfahrene sehr schwer, oft garnicht zu beschaffen waren. Auch heute noch ist die Beamtenfrage auf unseren Pflanzungen eine sehr brennende. Wirklich tüchtige Leute, die sich fortdauernd bewähren, sind noch nicht die allgemeine Regel. Und ohne solche Beamte wird uns der Kampf mit der Konkurrenz sehr schwer werden. Wir haben daher mit allem Eifer für die Beschaffung eines tüchtigen Pflanzerpersonals Sorge zu tragen: durch richtige Auswahl der Personen, durch Unterstützung der sehr bewährten Kolonialschule Witzenhausen und vor allem auch durch Ausbildung tüchtiger Leute in fremden Musterplantagen. Wie einst die deutsche Industrie vor 50 und 60 Jahren tüchtige Leute zur Erlernung der englischen Industrie aussandte — auch ein Öchelhäuser hat diese Schule in England durchgemacht — so müssen wir jetzt beständig Experten in fremde Kolonien entsenden und junge tüchtige Leute mit Stipendien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Reiseunterstützungen ausrüsten, damit uns die praktischen Erfahrungen und die bewährten Methoden anderer Kolonien zugeführt werden. Welchen Nutzen kann es nicht stiften, wenn auch nur 10 junge tüchtige Leute in diesem Sinne einschlagen! Staat, Gesellschaften und Private dürfen hier nicht zögern, Stipendien in der Höhe von 3000 bis 6000 Mk. auszuwerfen, um die Erfahrungen anderer Länder gleichsam zu erkaufen!

Die Entwickelung des Handels

unserer Kolonien wird am besten durch die Ein- und Ausfuhrstatistik beleuchtet. Dieselbe ergab im Jahre 1900 in Mark:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
Deutsch-Ostafrika	11 430 540	4 293 645	15 724 185
Kamerun	14 245 014	5 886 458	20 131 472
Togo	3 516 786	3 058 902	6 575 688
Deutsch-Südwestafrika	6 968 385	907 565	7 875 950
Neu-Guinea u. s. w.	1 612 685	1 008 529	2 621 214
Karolinen u. s. w.	459 224	263 481	722 705
Marschall-Inseln	597 400	556 400	1 153 800
Samoa	2 105 811	1 265 799	3 371 610
Summa	40 935 845	17 240 779	58 176 624

Hiernach hat also Kamerun Ostafrika, welches früher obenan stand, bereits erheblich überholt und nimmt jetzt die erste Stelle ein, insbesondere auch in der Ausfuhr. Letztere wird infolge des tatsächlichen Gummireichtums dieser Kolonie und infolge ihrer reichen Ölpalmbestände und der Zunahme tragender Kakaobäume alljährlich weiter ansteigen und für 1903 wohl bereits auf 8 Millionen Mark zu bemessen sein. Im Verhältnis zur Grösse des Landes stehen dagegen Samoa und Togo obenan. Berücksichtigt man hierzu, dass der deutsche Dampferverkehr allein an der Westküste Afrikas sich seit 1884 mehr denn verzwanzigfacht hat, und dass nach der Ostküste jetzt beständig 12 grosse Personendampfer von Hamburg aus verkehren, wo früher keiner lief, dass ferner unsere koloniale Handelsflotte insgesamt bereits auf 60 bis 65 grosse Dampfer angewachsen ist, so können wir wohl mit leidlicher Befriedigung auf die Handelsentwickelung blicken. Noch mehr wird das sicherlich der Fall sein, wenn Kiautschou, das den ausgesprochenen Typus einer Handelskolonie trägt, mit seinen grossartigen Kapitalanlagen nach Beginn des Berg-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

baues und nach Fertigstellung der Shantungbahn in Blüte tritt, und wenn unsere Neu-Guinea- und Südsee-Besitzungen mit ihren zahlreichen jungen Kokospalmbeständen sich weiter entwickelt haben.

Es dürfte hier auch der Ort sein, der grossen Konzessionen zu gedenken, welche in unseren Kolonien mehrfach vergeben sind. Ich bin der Ansicht, dass solche keineswegs ohne weiteres im Prinzip zu verdammen sind, sondern, dass dieselben sehr wohl grossen Nutzen stiften können. Aber statt einer Beteiligung der Regierung an dem Reingewinn, wie solche ja auch vorgesehen wurde, und auch aus anderen Gründen wäre es wohl richtiger gewesen, den Land- und Handelskonzessionen Pflichten aufzuerlegen und insbesondere solche, welche die systematische Erforschung und Erschliessung des Landes betreffen. Strassen-, Wege- und Eisenbahnbauten, Hafenanlagen und Flussregulierungen, Flussschiffahrt, Wasserbeschaffung und Transporteinrichtung, das sind die Grundbedingungen des Handels und Fortschrittes in unseren Kolonien, und ohne diese liegen auch die Konzessionsgesellschaften mehr oder minder lahm und können ihre Konzession als Landspekulation betrachten. Nach dieser Seite hin sind Fehler begangen worden, welche schwer wieder gut zu machen sind.

Die Eingeborenen.

Den grösseren Nutzen haben bis jetzt nicht wir, sondern die Eingeborenen unserer Kolonien gezogen, und wir wollen ihnen denselben von Herzen gönnen. Für sie sind nicht nur die festen Grundlagen einer wirtschaftlichen Entwickelung gelegt, sondern es ist auch schon ein sehr schöner Anfang dazu gemacht worden. Nicht nur ist der grausame Sklavenhandel beseitigt und überall Ruhe und Sicherheit hergestellt, nicht nur werden Krankheiten und Seuchen bei Menschen und Tier überwacht und nach Möglichkeit verhütet und geheilt, nicht nur werden Hungersnöte gelindert, sondern es wird auch überall Zucht und Ordnung aufrecht erhalten und überall ist ein gewinnbringender, nie stockender Handel — am meisten in Togo und Deutsch-Ostafrika — ins Werk gesetzt worden. An Löhnen sind obendrein wohl mindestens bereits 50 Millionen Mark seitens der Faktoreien, der Pflanzungen, seitens Expeditionen und der Regierung unter die Eingeborenen unserer Kolonien gebracht worden. Auch zu Volkskulturen, welche grossen wirtschaftlichen Nutzen stiften können, werden die Eingeborenen jetzt angelernt und angehalten, zum Baumwollbau und Ölpalmbau in Togo, zum Ölpalm- und Gummibau in Kamerun, zu rationellerer und edlerer Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika. Sämereien aller Art und neue Früchte (z. B. Kartoffeln, Mais und Reis) sind zum Anbau eingeführt, um den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hungersnöten zu steuern und Geld zu bringen. Brunnen werden gegraben und Berieselungen angelegt. In den Schulen und in den Missionen werden die Eingeborenen belehrt und in Handwerken aller Art unterwiesen. Bedenkt man die wirtschaftlichen Zustände der Eingeborenen z. B. in Deutsch-Ostafrika und Togo vor 18 Jahren, so wird man den Gegensatz, welcher heute vorliegt, nicht genug preisen können. Dass die Eingeborenen dafür einen Teil ihrer rohen Freiheit aufgeben mussten, liegt in dem Einzug der Kultur begründet, deren Steigerung auch fernerhin stets eine zunehmende Einschränkung der persönlichen Freiheit im Gefolge hat. Gegenüber diesen Wohltaten der wirtschaftlichen Kultur, welche wir in unsere Kolonien brachten, waren bis vor kurzem die Gegenleistungen der Eingeborenen sehr gering. Sie brachten uns nur für Geld die Rohprodukte des Landes oder boten uns ihre Arbeitskraft, die oft ebenso ungeschickt, wie nahezu überall verhältnismässig teuer ist. Es ist daher in allen unseren Kolonien nunmehr an der Zeit, auch Gegenleistungen seitens der Eingeborenen zu verlangen, welche unseren Leistungen entsprechen. Die Heranziehung zu öffentlichen Arbeiten aller Art, so z. B. auch ganzer Volksstämme zu Wege- und Eisenbahnbauten, zu Abgaben in bar oder Naturalien, und wo angängig zu einer Hütten- oder Kopfsteuer, ist nachgerade durchaus zeitgemäss und berechtigt und wird, in der richtigen Weise eingeleitet und durchgeführt, der Eingeborenenbevölkerung nur zum Segen gereichen. Wer diesem widerspricht und einer selbstbestimmenden Entwickelung der Eingeborenen das Wort redet, verkennt den Gang jeder kulturgeschichtlichen Entwickelung. Und wer da verneint, dass der Zwang, welchen wir den rohen Naturvölkern auferlegen, nicht mehr denn zehnfach aufgewogen wird durch den Segen, welchen unsere Kultur bringt, der verleugnet überhaupt Kultur und Fortschritt.

Der Bergbau.

Die Entwickelung der Minentätigkeit in unseren Kolonien ist, abgesehen von der Ausbeutung von Guanolagern und den erfolgreichen Kohlenmutungen im Hinterlande von Kiautschou, nur sehr gering. Mehrfache Explorationen sind unternommen. In Deutsch-Südwestafrika ist Kupfer in grösseren Mengen nachgewiesen und werden Gold und Diamanten vermutet. Ob und wann sich hier stets erhoffte umfangreiche und rentable Bergwerke entwickeln werden, kann jedoch niemand voraussagen. In Deutsch-Ostafrika ist anscheinend mit Erfolg auf Gold gemutet und ist Glimmer in grösseren sehr abbauwürdigen Mengen nachgewiesen, sodass hier der Bergbau beginnt. In Neu-Guinea wird Gold in lohnender Menge sicher vermutet. Im Kameruner Hinterland ist Zinn vorhanden, und Kohlen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind möglichenfalls an der Küste zu erbohren. Mutungen haben jedoch noch nicht stattgefunden. Nur Togo scheint nach den gründlichen Untersuchungen Hupfelds für den Bergbau aussichtslos zu sein. Sehr beachtenswert ist der Nachweis artesischen Wassers bei Dar-es-Salaam, welches dem Küstenstrich sehr viel Segen bringen wird. Es wäre sehr zu wünschen, dass zu gründlicher geologischer Erforschung sowohl im Interesse des Bergbaues wie zur Auffindung guter Baumaterialien und artesischen Wassers in all unseren Kolonien ständige Landesgeologen angestellt werden. Lohnende Arbeit ist für dieselben überall reichlich vorhanden.

Die Verkehrsverhältnisse

haben sich in den meisten unserer Kolonien nur sehr langsam und auch ungenügend entwickelt. Am meisten bevorzugt ist Deutsch-Südwestafrika durch seine fast 400 *km* lange Eisenbahn und gute Wegeverbesserungen. In Deutsch-Ostafrika ist der Bau von Wegen und Rasthäusern sehr gefördert, dahingegen der Eisenbahnbau noch immer im Rückstand. Nach meiner Auffassung liegt die Zukunft dieser Kolonie mehr in der Dichte und Kaufkraft der eingeborenen Bevölkerung, als in Pflanzungsanlagen. Will man das Volk heben und fördern, so ist das nur durch gute und schnelle Verkehrsverhältnisse möglich. Daher ist der Bahnbau nicht nur politisch, sondern auch aus Rücksichten auf die wirtschaftliche Entwickelung des Volkes — zu der wir moralisch verpflichtet sind — unbedingt erforderlich. Ohne Bahnen ist diese Kolonie unter den heutigen Verhältnissen zu dauernder Stagnation verurteilt. Togo erfreut sich eines guten Wegenetzes, namentlich im Hinterlande, und steht im Begriff, Eisenbahnen zu erhalten.

In Kamerun fehlt es bis jetzt noch sehr an guten Wegen, Hafenanlagen, Brücken und Telegraphenlinien, insonderheit an der Küste. Dafür ist jedoch erfreulicherweise von kapitalkräftiger Seite der Bau zweier Privateisenbahnen eingeleitet, die eine von Victoria ausgehend, die andere von der Wurimündung. Der Bau der ersteren hat bereits begonnen. Durch diese Bahnen wird die Kolonie erst richtig erschlossen werden und das gummi- und ölpalmreiche Hinterland mit seiner vielerorts sehr dichten Bevölkerung uns zugänglich gemacht. Das gesamte Transportwesen in unseren Kolonien liegt ferner insofern noch sehr im argen, als tierische Transportmittel, ausser in Südwestafrika, noch fast vollständig fehlen. In dieser Beziehung stehen wir sehr gegen Indien, Java u. s. w. zurück. Die Ausgaben für Träger verteuern die Transporte masslos, und es tut hier Wandel zum Besseren grosse Not!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schluss.

Am Schlusse meines wirtschaftlichen Referates angelangt, erscheint es mir als Pflicht, hier auch des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, jetzigen wirtschaftlichen Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft, zu gedenken, das unter der Leitung des Herrn Supf und getragen von den dankenswerten Sympathien aller Kolonialfreunde, seit 1896 in rastloser Arbeit eine grosse Reihe der glücklichsten und bedeutsamsten Unternehmungen vollführte, und welches durch seine Tätigkeit auch die Bestrebungen der Reichsregierung in der wirtschaftlichen Förderung wesentlich unterstützte. Die Entsendung Schlechters nach Westafrika und Neu-Guinea zur Aufdeckung des Gummireichtums dieser Kolonien, die Entsendung von Dr. Preuss nach Zentralamerika, die Einrichtung der Bohrkolonne in Deutsch-Südwestafrika, die Einführung des Baumwollbaues als Volkskultur in Togo, die Trazierung der Eisenbahnlinie Lome-Palime in Togo, die Entsendung des Regierungsrates Dr. Stuhlmann nach Indien, die Begründung und Herausgabe des „Tropenpflanzers", das sind mit all den kaum absehbaren Folgen nur einige der Leistungen dieses Komitees, aber es sind wirtschaftliche Taten ersten Ranges, die in der Geschichte der Entwickelung unserer Kolonien als Marksteine sicherlich volle Würdigung verdienen.

Des ferneren halte ich mich verpflichtet, noch auf eine Lücke hinzuweisen, welche bereits lebhaft empfunden wird nicht nur seitens der Kolonien, sondern auch in der Wissenschaft von unserer Nationalökonomie. Es ist dieses der Mangel eines Lehrstuhles für Kolonialwirtschaft an unseren deutschen Universitäten. Schon Roscher 1844, 1856 und hernach auch Jannasch 1884 haben in ihrem Werke „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung" darauf hingewiesen, dass die Lehrbücher der Nationalökonomie dieser Ergänzung bedürfen. Seitdem hat sich niemand ihrer Anregung angenommen, trotzdem wir seit 1884 eigene Kolonien besitzen. Zwar findet man in den Vorlesungsverzeichnissen unserer Universitäten und Hochschulen wohl sporadisch eine 1—2stündige Vorlesung über Kolonialpolitik oder auch über unsere Kolonien, aber was uns praktisch und wissenschaftlich gerade not tut, solche über Kolonialwirtschaft, die fehlen. Lehrstühle für Kolonialwirtschaft sind aber nicht nur ein absolutes Bedürfnis für eine gründliche wirtschaftliche Ausbildung unserer Kolonialbeamten — die eine solche nahezu sämtlich vermissen lassen — und somit auch für unsere Kolonien, sondern sie sind nachgerade auch ein nicht zu leugnendes Bedürfnis für die deutsche Wissenschaft, speziell die deutsche Nationalökonomie. Sie dienen dazu, die Lehre von der Kolonialwirtschaft, welche bei uns noch

vollständig in den Windeln liegt, zu erfassen, zu sammeln, zu vertiefen und zu verbreiten. Die deutsche Wissenschaft würde mit ihrer Zeit nicht fortschreiten, wollte sie sich dieser Erkenntnis verschliessen.

Die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien zeigt also keineswegs jene Stagnation, von welcher man redet. Nur in Ostafrika, dessen wirtschaftlicher Wert wohl von jeher im Volke überschätzt wurde, ist augenblicklich ein Stillstand eingetreten. Unsere 18- oder besser erst 12jährige Kolonisationsarbeit ist auch keineswegs eine vergebliche gewesen. Wir haben zwar vielfach zu optimistisch und heissblütig gehandelt und manchmal auch sehr der nötigen Erfahrung ermangelt, das sind jedoch Fehler, welche man sich abgewöhnen kann; und inzwischen hat sich bereits auch überall der wahre wirtschaftliche Ernst, ohne den es nun einmal nicht geht, eingestellt. Ich betrachte diese ersten 18 Jahre unserer Kolonialzeit gleichsam als die phantasiereichen sorglosen Flitterwochen, die ein jedes lebensfrische Paar und ein lebensfrohes Volk, das glücklich Kolonien heimgeführt, durchmachen muss. Sie sind jetzt zu Ende! Der Ernst des Lebens mit seiner besonnenen Arbeit hat jetzt in unserer Kolonialwirtschaft festen Fuss gefasst, und edle Früchte werden unsere treue Arbeit segnen.

Plantagen und Eingeborenen-Kulturen in den Kolonien.

Von Freiherr **von Herman,** Direktor der Königl. Württ. Hofdomänenkammer in Stuttgart.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Ehe ich auf das eigentliche Thema meines heutigen Vortrages über „Plantagen und Eingeborenen-Kulturen in den Kolonien“ eingehe, scheint es mir dringend geboten, das Wort „Plantage“ genau zu definieren, da man im mündlichen Verkehr sowohl wie in der Literatur sehr verschiedenartige Begriffe damit zu verbinden scheint. Dies kann zu unendlichen Unannehmlichkeiten führen und verwirrt das grosse Publikum in einer Weise, dass unsere kolonialen Bestrebungen, besonders soweit sie auf wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien hinstreben, merklich geschädigt werden könnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir verdanken dem Sprachforscher Professor Heyne in Göttingen die folgenden Mitteilungen: Das französische Wort „plantage“ kommt verhältnismässig erst spät, etwa Mitte des XVI. Jahrhunderts vor und hier nur im allgemeinen Sinn der Handlung des Pflanzens. Diese Bedeutung wird dem Wort noch im XVIII. Jahrhundert auch teilweise in Deutschland beigelegt, denn nach Jacobsons technologischem Wörterbuch vom Jahr 1783 ist „Plantage“ 1.) ein grosser Platz mit Obst- oder Maulbeerbäumen, alleenweise bepflanzt, oder 2.) ein gewisser Distrikt, welcher mit allen möglichen Arten von wilden Bäumen besetzt ist. — Zu gleicher Zeit aber finden wir, dass in anderen Ländern und Sprachen das aus dem Französischen herübergenommene Wort „Plantage“ eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat, denn in einem holländisch-deutschen Wörterbuch vom Jahre 1719 wird das Wort „Plantage“ in demselben Sinne gebraucht, den wir heute mit dem Begriff „Kolonie“ verbinden. So findet sich in der deutschen „Allgemeinen Schatzkammer der Kaufmannschaft“ vom Jahr 1741 zu lesen: „Kolonien, Plantagenpflanzstätten, haben ihren Ursprung zum Teil von der freiwilligen Migration der Völker, entweder ganzer Nationen oder auch nur gewisser Familien, wenn dieselben ihre rauhen und alten Wohnplätze verlassen und sich anderwärts in besseren und fruchtbaren Ländern niedergelassen.“

In dieser, mit „Kolonie“ gleichen Bedeutung verharrt das Wort nach dem Zeugnis verschiedener Quellen durch das XVIII. Jahrhundert hindurch, bis sich zu Anfang des XIX. Jahrhunderts der Begriff der „Plantage“ von dem der „Kolonie“ losreisst und sich nun gewöhnlich zu dem der Anpflanzung tropischer Gewächse, besonders in Ost- und Westindien, verengt. Dass wir auch heute noch nicht zu einem allseitig befriedigenden Begriff über „Plantage“ uns durchgerungen haben, scheint mir am deutlichsten daraus hervorzugehen, dass sogar noch die neueste Auflage von Meyers Konversationslexikon angibt, Plantage sei eine Pflanzung, besonders von Nutzpflanzen in fernen Gegenden, namentlich in den beiden Indien und den afrikanischen Kolonialländern, und Plantagenwirtschaft sei die Art der Bodenbewirtschaftung in den Tropen; während das Konversationslexikon von Brockhaus sagt, Plantage sei eine Anpflanzung von Gewächsen in den Tropen, die zu ihrem Gedeihen einer besonderen Pflege bedürfen, wie Baumwolle, Kaffee, Zucker, Indigo etc., und Plantagenwirtschaft sei die extensive Art der Bodenbewirtschaftung in den Tropen.

Sie sehen also, dass abgesehen von anderen kleineren Unterschieden Meyer die Plantagen in ferne Gegenden verweist, währendem Brockhaus sie auf die Tropen beschränkt. Wer hat recht? Im allgemeinen wird die öffentliche Meinung, in diesem Punkte wenigstens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Difinition von Brockhaus recht geben, und doch möchte ich Sie daran erinnern, dass gerade das frühere Musterland für grosse, gut geleitete und besonders auch einträgliche Plantagenwirtschaft die Vereinigten Staaten von Amerika waren. Diese haben in ihren grossen Baumwollplantagen, welche sämtlich ausserhalb der Tropen, sogar der Subtropen, gelegen sind, Amerikas Suprematie für Baumwolle auf dem Weltmarkt hergestellt. Wir werden also die Plantagen nicht auf die Tropen allein zurückdämmen dürfen, sondern wir werden als Charakteristicum für den Begriff „Plantage" den Anbau tropischer Pflanzen hinstellen müssen, was ja durchaus nicht ausschliesst, dass diese Pflanzen, wie dies z. B. bei der Baumwolle der Fall ist, unter besonders günstigen klimatischen Bedingungen durch die Kultur in aussertropische Gegenden verpflanzt werden und dort zu mächtigen Kulturfaktoren sich entwickeln können. Dass es beim Begriff der Plantage mehr auf die Pflanzen selbst als auf die geographische Breite ankommt, geht auch daraus hervor, dass wir z. B. in den Tropen Höhenlagen haben, wo die tropischen Pflanzen nicht mehr gedeihen und wir zu nördlicheren Gewächsen greifen müssen, wenn wir in den bisher absolut unkultivierten Gegenden dem Boden Nahrungsstoffe abringen wollen. Ich habe hier in erster Linie das Hochgebirge von Usambara im Auge, wo ja schon eine Anzahl deutscher Ansiedler Weizen, Hafer, Kartoffeln baut, und es keinem Menschen einfallen wird, von einer Kartoffelplantage zu sprechen, mag dieselbe nun innerhalb oder ausserhalb der Tropen liegen.

Aus der Überschrift dieses Vortrages ergibt sich aber nun noch weiter, dass nach dem heutigen Sprachgebrauch die Plantagen in einen gewissen Gegensatz gesetzt worden sind zu den Eingeborenen-Kulturen und zwar in der Weise, dass man gewöhnlich unter Plantagen: von Europäern und mit europäischem Kapital geleitete Unternehmungen versteht. Ein neuer Begriff, welcher in den beiden oben erwähnten Definitionen von Meyer und Brockhaus noch in keiner Weise hervortritt. Auch hier möchte ich warnen, den betretenen Weg, wenigstens in dieser Weise, weiter zu verfolgen. Nachstehende Beispiele werden meine Gründe am deutlichsten klar machen.

Südlich von Dar-es-Salaam findet man einen grossen, künstlich angelegten und verhältnismässig gut gepflegten Wald mit Kokospalmen, der etwa 30 Jahre älter ist als eine Kokospalmenplantage einer deutschen Aktiengesellschaft nördlich von Tanga. Jedermann nennt die deutsche Anpflanzung „Plantage" und wohl mit vollem Recht, denn es ist eine künstlich angelegte, nach allen Regeln der Kunst gepflegte, von Europäern geleitete, mit tropischen Pflanzen bestockte Kulturanlage. Warum sollte man aber die nur um einige Jahre ältere, ganz ebenso angelegte und gepflegte, dieselben wirt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlichen Ziele verfolgende Anlage bei Dar-es-Salaam nicht auch „Plantage" nennen, nur weil sie nicht einem Europäer, sondern dem Sultan von Sansibar gehört und weil die Betriebsleiter nicht Europäer, sondern eingeborene Pflanzer sind? Hier werden wir also den bisherigen Sprachgebrauch ändern müssen.

Wenn ferner ein deutscher Kleinkaufmann, sagen wir in Bagamoyo, mehr zu seiner Erholung ausserhalb der Stadt eine kleine Pflanzung anlegt, so wird man diese — trotz des Europäers und europäischen Kapitals — nicht „Plantage" nennen. Ich glaube daher, dass wir das Richtige treffen und allen billigen Anforderungen gerecht werden können, wenn wir ausser den vorerwähnten auch noch den Begriff der Grosswirtschaft mit Plantage verbinden.

Somit würden wir zu folgender Definition kommen: Unter einer Plantage versteht man eine ein- oder mehrjährige Pflanzung tropischer Gewächse zum Zweck der jährlichen Gewinnung von Früchten, Blättern oder Wurzeln. Weiteres Erfordernis einer Plantage ist, dass die Pflanzung so gross ist, dass sie einen besonderen, technisch geschulten Betriebsleiter erfordert. Die zum Betrieb einer Plantage nötigen Arbeiter dürfen der kaukasischen Rasse nicht angehören.

Es wird vielleicht auffallen, dass die Gewinnung von Rinde und Holz hier nicht aufgeführt wurde und also nicht zum Plantagenbetrieb gerechnet wird. Dies ist aus dem Grunde geschehen, weil wir in Europa die Gewinnung von Holz und Rinde zur Forstwirtschaft zählen, und es doch wohl geraten scheint, dass wir diese in Europa festgelegten Begriffe auch auf unsere Kolonien übertragen, wo wir ja auch schon eine geregelte Forstwirtschaft begonnen haben.

Wenn ferner in der obigen Definition von der kaukasischen Rasse die Rede ist, so beruht dieses auch auf einem längst anerkannten internationalen Grundsatz, dass Plantagenarbeiter wohl Neger, Chinesen, Malaien u. s. w. sein können, nicht aber die Angehörigen der kaukasischen Rasse (wenn wir die Mischvölker Indiens nicht dazu rechnen wollen), da der weisse Mann in denjenigen Gegenden, wo Plantagenbetrieb vorherrscht, aus klimatischen Rücksichten keine Handarbeit auf die Dauer betreiben kann.

Ich würde es für sehr wünschenswert halten, dass der Kongress diesen vorgeschlagenen Begriff über „Plantage" zum Beschluss erhebt.

Wenn wir uns jetzt dem eigentlichen Thema des Vortrages zuwenden und Umschau halten in unseren Kolonien, so werden wir finden, dass zur wirtschaftlichen Entwickelung derselben bisher die Plantagen vielmehr beigetragen haben als die Eingeborenen-Kulturen, und doch möchte ich den Satz aufstellen, dass es für die gedeihliche Entwickelung unserer sämtlichen Kolonien von grösster Bedeutung ist, neben einer gesunden Plantagenwirtschaft auch möglichst weit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehende und vielseitige Volkskulturen zu haben. Diese beiden Wirtschaftsweisen stehen sich meiner Ansicht nach in keiner Weise feindlich gegenüber, sondern sie ergänzen sich gegenseitig und wirken befruchtend aufeinander. Ebenso wie es ein allgemein anerkanntes nationalökonomisches Axiom ist, dass in unseren europäischen Kulturländern neben dem Grossgrundbesitz auch der mittlere Besitz und vor allem der kleinbäuerliche Besitz erhalten werden muss, und dass ein Land am ausschliesslichen Latifundienbesitz zu Grunde gehen muss, so würde es mir auch sehr bedenklich erscheinen, wenn wir in unseren Kolonien nur Massnahmen treffen würden, welche die Plantagenwirtschaft in dem oben von mir angegebenen Sinne fördern sollten, ohne zugleich die Eingeborenen sesshaft zu machen und zur Produktion landwirtschaftlicher Stoffe zu erziehen. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee als wirtschaftlicher Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft hat auch längst die Bedeutung der Eingeborenen-Kulturen erkannt und neben den vielen so dankenswerten Bestrebungen zur Hebung und Entwickelung der Plantagenwirtschaft auch verschiedentlich direkt auf Entwickelung der Volkskulturen hingearbeitet. Ich erinnere nur an die Baumwollexpedition nach Togo und die ähnliche Zwecke verfolgende Baumwollexpertise für Deutsch-Ostafrika.

Ähnliche Ziele verfolgen auch direkt oder indirekt die vielen, so beachtenswerten und in ihren Wirkungen schon so segensreichen bisherigen Unternehmungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees. So die westafrikanische Kautschukexpedition durch den Botaniker Rudolf Schlechter, die Expedition nach Zentral- und Südamerika in Kakaoangelegenheiten durch den Leiter des botanischen Gartens in Viktoria (Kamerun) Dr. Preuss, die Ramieexpedition durch Dr. Schulte im Hofe, die Studienreise des Regierungsrats Dr. Stuhlmann nach Indien, die deutsch-ostafrikanische Steppenexpedition von Dr. W. Busse, u. a. m.

Wenn wir uns fragen, woher es kommt, dass die Eingeborenen unserer verschiedenen Kolonien bisher so wenig produziert haben, so glaube ich den Grund dafür weniger in der angeborenen Indolenz unserer schwarzen Schutzbefohlenen und in ihrer Unbekanntschaft mit rationellem Ackerbau suchen zu müssen, als darin, dass die Verbindungskette zwischen den Produzenten in unseren Kolonien und den Konsumenten in unserem Vaterland bis jetzt noch nicht geschlossen war. Ich möchte hier als Beispiel den Mais anführen. Deutschland importiert jetzt jährlich für etwa 120 bis 130 Millionen Mark Mais, den unsere deutsche Landwirtschaft des nördlichen Klimas wegen nicht selbst zu produzieren vermag, dessen sie aber als Kraftfuttermittel zur Ernährung ihres in den letzten Jahren wesentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vergrösserten Viehstandes dringend bedarf. Dieser Mais kommt bis jetzt weitaus zum grössten Teile aus den Vereinigten Staaten von Amerika, und als ich im vorigen Jahre anlässlich meiner Studienreise in Deutsch-Ostafrika mit dortigen Einwohnern über die Maisfrage sprach, waren die meisten im höchsten Grade erstaunt, zu erfahren, dass dieses in Afrika so allgemein bekannte und überall produzierte Futtermittel auch in Deutschland einen Marktwert haben könne. Ich nahm Proben des dortigen Maises mit nach Hause; dieselben wurden in der berühmten Agrikultur- Chemischen Versuchsstation der Provinz Sachsen unter Leitung des Professors Märcker untersucht und nährstoffreicher gefunden als der durchschnittliche amerikanische Mais, der zu uns gelangt.

Warum schicken wir also nicht unser gutes Geld, die 120 Millionen Mark jährlich in unsere Kolonien, anstatt sie dem Auslande zu gute kommen zu lassen? Es bedarf hier nur, wie ich vorhin schon sagte, der Organisation, und diese ist meiner Ansicht nach sehr leicht einzuführen, nachdem wir einen vorzüglich organisierten, jahraus jahrein tätigen Dienst von deutschen Schiffen haben, welche das Mutterland mit den verschiedenen Kolonien verbinden. Da es sich aber bei derartigen Produkten, wie z. B. Mais, nicht um kleine Quantitäten, sondern um grosse Schiffsladungen handeln muss, wenn wir mit den Vereinigten Staaten in Konkurrenz treten wollen, so müssen wir in unseren verschiedenen Kolonien an den verschiedenen Hafenplätzen Sammelstellen, d. h. grosse Lagerhäuser errichten, welche, wie dies in Amerika allgemein geschieht, dazu dienen sollen, den eingelieferten Mais nach Güteklassen zu sortieren, zu putzen, vor schädlichen Witterungseinflüssen und vor Insektenfrass zu bewahren und dann in möglichst grossen, gleichmässigen, marktfähigen Quantitäten zur Verladung zu bringen. Sobald die Eingeborenen sehen werden, dass sie ihren überflüssigen Mais an Europäer verkaufen können, anstatt dass er ihnen wie bisher, soweit er nicht an Ort und Stelle verzehrt wird, unter freiem Himmel verfault oder von Insekten aufgefressen wird, werden sie in kürzester Zeit ihre Produktion vermehren. Wir werden dies auch noch dadurch wesentlich fördern können, dass wir, wie ja schon einzeln geschehen, in den verschiedenen Kommunalbezirken theoretisch und praktisch geschulte Landwirte anstellen, welche einerseits selbst Musterwirtschaften führen, andererseits den Eingeborenen in der Auswahl des Saatguts, in der Behandlung der Felder, in der Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen und praktischer Erntemethoden mit Rat und Tat beistehen werden.

Doch genügt es noch nicht, dass wir, wenn auch noch so grosse Quantitäten in den Kolonien erzeugen und auf unsere Schiffe verladen, wir müssen auch erreichen, dass die deutschen Landwirte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beim Bezug von Futtermitteln, dass die deutschen Spinnereien beim Bezug von Baumwolle, dass die deutschen Ölfabriken beim Bezug von Erdnüssen u. s. w. den deutschen Kolonialprodukten den Vorzug vor denjenigen anderer Länder geben, und zwar glaube ich, dass wir kein günstigeres Moment, besonders soweit die deutsche Landwirtschaft in Frage kommt, hätten finden können, als gerade jetzt, wo sich die sämtlichen deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften zu einer grossen Deutschen Reichsgenossenschaftsbank mit einer Filiale in Hamburg vereinigt haben. Diese Filiale, deren Aufgabe es ist, Futter- und Düngemittel im Auslande aufzukaufen, müsste eine besondere Abteilung für deutsch-koloniale Produkte bilden und eben diejenige Vermittelungsstelle abgeben, welche den Produzenten in unseren Kolonien mit dem Konsumenten in Deutschland in Verbindung setzen soll.

Wie gross die Einfuhr von tropischen und subtropischen landwirtschaftlichen Produkten ist, die Deutschland jährlich für Zwecke seiner nationalen Wirtschaft einführen muss, weil es dieselben im Mutterlande nicht produzieren kann, hat Dr. Schulte im Hofe vor kurzem in einem sehr interessanten Artikel veröffentlicht. Wir ersehen daraus, dass Deutschland für Baumwolle, Mais, Kaffee, Kautschuk, Ölkuchen, Leinsaat u. s. w. jährlich rund über 1000 Millionen Mark ins Ausland schickt, wovon nur rund 11 Millionen Mark, also etwa über 1 pCt. auf unsere Kolonien entfallen. Welch schöne Aussichten tun sich uns, wenn wir diese Zahlen betrachten, für die Zukunft unserer Kolonien auf, und wie leicht muss es doch verhältnismässig sein, den Handel für alle diese Produkte in unsere Kolonien zu ziehen, sobald die Produkte selbst in genügender Menge und zu marktfähigen Preisen erzeugt werden! Und dass sie dort erzeugt werden können, dafür haben wir ja schon unzählige praktische Beweise und dafür sind die so wertvollen Expeditionen und Arbeiten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees auch hier bahnbrechend gewesen. Auch die Preiswürdigkeit unserer kolonialen Produkte gegenüber denjenigen anderer Länder ist schon in verschiedenen Fällen nachgewiesen worden.

Nur ein wesentlicher Faktor und zwar ein sehr wesentlicher, scheint mir, wenn ich Deutschland mit anderen Ländern vergleiche, zu fehlen, und das ist die oberste landwirtschaftliche Reichsbehörde, deren Aufgabe es wäre, in Verbindung mit der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes die landwirtschaftlichen Fragen des Auslandes, soweit sie unsere heimische Land- und Forstwirtschaft berühren, fortgesetzt zu sondieren und die von unseren auswärtigen Vertretungen eingehenden Berichte über landwirtschaftliche Bestrebungen und Erfolge anderer Länder zu sammeln und so gleichsam

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der grosse Magen zu werden, der das einheitlich zusammengestellte und verarbeitete Wissen wieder befruchtend in unsere sämtlichen Kolonien hinausgeben würde. Als gefahrdrohendes Beispiel schweben mir auch hier wieder die Vereinigten Staaten von Amerika vor. Dort besteht am Sitz der Unionsregierung neben den landwirtschaftlichen Ministerien der einzelnen Staaten ein grosses, wunderbar organisiertes, in 16 Unterabteilungen geteiltes Ackerbauamt, dessen Aufgabe es in erster Linie ist, die Verhältnisse der Land- und Forstwirtschaft im Ausland zu studieren und für die Heimat soweit möglich günstig zu gestalten. Diese Tätigkeit erstreckt sich auf alle Länder der Erde, in erster Linie aber auf die amerikanischen Kolonien. Kaum hatten die Amerikaner vor einigen Jahren Kuba, Porto Rico und die Philippinen erobert, als auch sofort die Sendboten dieses Ackerbauamtes in diesen verschiedenen Kolonien erschienen, die land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse genau studierten und landwirtschaftliche Versuchsstationen gründeten, welche in engste Fühlung und steten Gedankenaustausch mit der Mutterstation in Washington gestellt wurden und so in der kürzesten Zeit die in anderen Ländern von dem Ackerbauamt gesammelten Erfahrungen sich selbst nutzbar machen konnten.

Auch wir haben in unseren Kolonien Kulturabteilungen, botanische Versuchsgärten, auch wir haben Tausende schon ausgegeben, um die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien in jeder Weise zu fördern. Was uns aber in unserer Entwickelung ungeheuer hemmt, das ist das Fehlen dieser Reichsstelle für Landwirtschaft, in der unsere land- und forstwirtschaftlichen kolonialen Bestrebungen, gewiss alle zusammenlaufen würden, und welche das aus allen Ländern eingehende Berichtmaterial unserer Gesandtschaften und Konsulate nach sorgfältiger Prüfung wieder unseren kolonialen Verwaltungen mitteilen könnte. Ich möchte da nur z. B. erinnern an die für unsere Kolonien so bedeutsame Frage der Heuschreckenvertilgung und an das Texasfieber, welches unsere Viehbestände so bedenklich dezimiert. In Nord- und Südamerika, in Australien, Indien und Südafrika sind seit Jahren über diese Gefahren die eingehendsten Untersuchungen gepflogen worden und die Arbeiten dieser Völker sollten fortwährend von Fachmännern für uns verfolgt und gesammelt werden, um das Beste durch Vermittelung der Kolonialabteilung den interessierten Kreisen in und ausserhalb unserer Kolonien mitteilen zu können.

Schon einmal hat die Deutsche Kolonialgesellschaft sowohl wie das Kolonialwirtschaftliche Komitee den Beschluss gefasst und eine entsprechende Eingabe an den Reichskanzler gemacht, dass die Einrichtung einer landwirtschaftlichen Reichsstelle in obigem Sinne ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

boten sei. Ich möchte wünschen, dass der Kolonialkongress auch heute wieder zu dieser Frage Stellung nähme, denn es ist meine feste Überzeugung, dass wir durch Errichtung einer derartigen Stelle in der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Kolonien, in der Förderung der Eingeborenen- und Plantagenkulturen einen gewaltigen Schritt nach vorwärts tun würden.

Professor Dr. **Gustav Schmoller,** Berlin, führt aus, dass in der national-ökonomischen Diskussion und Literatur der von dem Herrn Referenten besprochene Gegensatz der Plantagen- und Eingeborenenkultur längst und vielfach diskutiert sei. Es handele sich in der Hauptsache um die landwirtschaftlichen Gross- und Kleinbetriebe; die ersteren lägen in den Kolonien in den Händen von europäischen Unternehmern, die mit grösserem Kapital, höherer Technik und eingeborenen oder eingeführten Arbeitern niedriger Rasse produzieren; die letzteren lägen in der Hand der Eingeborenen selbst, die ohne viel Bedürfnisse, überhaupt schwer für den Markt produzieren, technisch auf niedriger Stufe stehen, Fortschritte schwer vollziehen. Wenn der Plantagenbetrieb gelinge, so gebe er viel rascher grosse Erträge, erhebliche Gewinne für die Unternehmer, gute Renten für das europäische Kapital. Daher legten die kapitalistischen Elemente der Heimat so leicht das Hauptgewicht auf sie; verlangten eine Gesetzgebung, die die Plantagen einseitig fördern, die Eingeborenen den Unternehmern ausliefern. In diesen Tendenzen liege eine gewisse Berechtigung; nur durch Plantagenbetrieb sei ein rascher wirtschaftlicher Fortschritt zu erzielen; nur so die höhere europäische Technik rasch in den Kolonien auszubreiten.

Aber mit Recht habe auch der Herr Referent betont, dass die Förderung der Eingeborenenkulturen, des Kleinbetriebes, in ihren Händen nebenher gehen müsse. Es handele sich dabei zugleich um die ganze geistige und wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen und um die Zukunft der unterworfenen niedrigen Rassen. Da seien keine schnellen, sondern nur langsame Erfolge zu erzielen. Die meisten Kaufleute und Unternehmer aus Europa, die Geld verdienen wollen, hätten für dieses Problem wenig Sinn und Verständnis, da sie nicht an die Zukunft denken. Umsomehr sei es Sache der Regierung, der Missionare, aller fernsichtigen Kolonialfreunde, darauf zu drücken, dass hier die richtigen Wege eingeschlagen werden.

Soviel Redner sehe, seien es von allen Kolonien besitzenden Staaten eigentlich nur die Holländer, denen es gelungen sei, durch komplizierte politische Verwaltungs- und wirtschaftliche Einrichtungen, durch allerlei Lockmittel für die Javaner, durch mannigfache Beschränkung der europäischen Kapitalisten, einen solchen Erziehungsprozess musterhaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchzuführen, aber die Bevölkerung Javas auch in den letzten 100 Jahren von 5 auf 30 Millionen zu bringen. Durch solche Politik diene man doch zuletzt der wahren, dauernden Blüte der Kolonien und habe die niedrigen Rassen, die man durch blossen Arbeitszwang in den Plantagen der Europäer allein nicht zu anderen Menschen mache, dauernd emporgehoben.

Redner deutet zum Beweise für das Gesagte auf die Untersuchung von Professor Anton (Jena) über die neuere Agrarpolitik der Holländer auf Java hin (Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. 1899 S. 1337 ff.), und was die allgemeinere Frage des Gegensatzes von europäischer Plantagenwirtschaft und Kleinkultur der Eingeborenen betreffe, auf das klassische Buch eines unserer grössesten Reisenden, Eduard Hahn: „Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen." Hahn sei vielleicht der fähigste Schüler unseres grossen Geographen v. Richthofen. Er habe auf grossen Reisen alles selbst gesehen. Ein Hauptteil seines Buches sei den älteren Betriebsformen, welche die niedrigen Rassen in der Landwirtschaft ausgebildet haben, gewidmet. Als ceterum censeo komme er bei der Schilderung der agrarischen Zustände aller Weltteile darauf zurück: Durch blosse Plantagenwirtschaft und Herabdrückung aller Eingeborenen zu knechtischen Lohnarbeitern auf den Plantagen wird im Moment eine scheinbare Blüte, für die Zukunft der wirtschaftliche Ruin der Kolonien erzeugt; nur die Erziehung zu technisch besserem Eingeborenenkleinbetrieb kann die Massen wirklich heben. Er sieht daher in einer Kolonialpolitik, die in erster Linie dahin zielt, die erste Pflicht weitblickender Regungen. — „Das wollte ich ausführen", so schloss der Redner, „um wenigstens mit zwei Worten anzudeuten, dass die national-ökonomische Wissenschaft diese Probleme seit langer Zeit verfolgt und sie natürlich unter etwas anderem Gesichtspunkt sieht als der bloss naturwissenschaftlich geschulte Reisende und der Geschäftsmann."

Hauptmann a. D., Schriftsteller **Eugen Friese**, Pillnitz a. d. Elbe: Nachdem durch den Herrn Vorredner nunmehr wissenschaftlich festgestellt worden, was Plantage ist, möchte ich bitten, die praktische Seite der Sache nicht ausser acht zu lassen. Zum Plantagenbau gehört vor allem Geld. Die Frage ist, auf welche Weise ist ausreichendes Kapital zu beschaffen, um die in unseren Kolonien ruhenden Schätze zu heben? Man wünscht, dass das Grosskapital sich mehr als bisher in den Dienst der kolonialen Sache stelle. Ich meine, die in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen sollten uns das Vertrauen zu den reichen Leuten gründlich genommen haben. Je grösser der Geldbeutel, desto enger das Herz; Reichtum und Idealismus sind einmal feindliche Brüder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem wir nunmehr hoffentlich über die Kinderkrankheiten in der Entwickelung unserer Kolonien hinaus und bedeutende Summen als Lehrgeld, z. B. in Kamerun, gezahlt sind, sei es mir gestattet, auf die für die meisten Sterblichen unerschwingliche Höhe der Anteilscheine bei Bildung unserer kolonialen Handels- und Plantagengesellschaften von 200 bis 1000 Mk. hinzuweisen. Der gemeine Mann ist nicht in der Lage, Anteilscheine in dieser Höhe zu erwerben, daher existieren für ihn die Kolonien nur als das Schreckgespenst, dem er von seinem schmalen Verdienst noch Steuern opfern soll. Man lerne von dem Beispiel der grossen Kolonialmächte. In England und Frankreich hat man die Anteilscheine kolonialer Unternehmungen so niedrig wie möglich gestaltet. Die südafrikanischen und westaustralischen Minenshares sind mit 1 Lstrl. bemessen, sie befinden sich im Besitz der ganzen Nation, vom Herzog bis zum Dienstmann, und das ist der Grund mit für die beispiellose Einmütigkeit, mit der das ganze englische Volk hinter seiner Regierung gelegentlich des Burenkrieges stand, dessen Popularität, wie auf der ganzen Welt, auch bei den Engländern gewiss nicht gross war. Gestatten Sie mir eine Abweichung, die ich machen muss, um zu einem Vergleich zu kommen, den ich für ausserordentlich passend halte. In der heutigen Plenarsitzung nannte Herr Professor Adolf Wagner das deutsche Volk ein reiches Volk mit glänzenden Finanzen, unsere Steuerlage sei vorzüglich. Und dabei fehlt es überall an Geld! Die tragfähigeren Schultern sollten mehr belastet werden. Zugegeben, dass das nur recht und billig ist, aber dem Grundübel der Geldknappheit wird dadurch dauernd nicht gesteuert werden. Indirekte Steuern auf Massengebrauchsartikel, von der breiten Masse des Volkes getragen, können heutzutage der Leerheit des Staatssäckels allein abhelfen. Und wenn wir sämtliche Millionäre expropriieren, das klingende Ergebnis dieses Gewaltmittels wird verschwinden gegen das Resultat der erwähnten, indirekten Steuern, nach Systemen, wie sie etwa in Österreich, Frankreich und Italien ausgebaut sind. Wie bei den Steuern, so bei dem wirtschaftlichen Ausbau, der Fruktifizierung der Kolonien. Die Masse muss gewonnen werden, sie — das gesamte Volk — muss beisteuern können; dies ist aber nur möglich, wenn die Anteile möglichst vieler in den Kolonien gebildeten Gesellschaften — Plantagen, Minen u. s. w. — möglichst niedrig bemessen werden, sodass jedermann in der Lage ist, gewissermassen Mitbesitzer unserer Kolonien zu sein.

In diesem Falle würde auch die grollend beiseite stehende Sozialdemokratie für die koloniale Sache gewonnen werden. Wenn wir erst soweit sind, dass der kleine Mann, z. B. der Droschkenkutscher, einen Anteilschein an einer kolonialen Unternehmung er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werben kann, werden auch die breiten Massen ihren sozialdemokratischen Führern nicht mehr so blind Gefolgschaft leisten. Ihre Heiterkeit darf ich wohl als Beistimmung zu dem von mir Gesagten auslegen, und so will ich denn mit dem Wort schliessen, das den Schlüssel zum Erfolg in der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Kolonien bildet: „Thue Geld in deinen Beutel!“ —

Dr. **Rocke**, Hannover, spricht gegen 20 Mark-Anteile und konstatiert, dass die Zustimmung keine allgemeine gewesen.

Missionsinspektor **Theodor Oehler,** Basel: Ich kann zu dem Gesagten einen Beitrag aus der Erfahrung geben. Wir arbeiten seit über 50 Jahren auf der Goldküste. Kürzlich kam es vor, dass ein Eingeborener sich darüber beklagte, dass man immer nur das Wort „Kakao“ höre. Heute werden durch die Basler Missionshandlungsgesellschaft tausende von Kakaosäcken — das Produkt der Pflanzungen unserer Neger — ausgeführt. Wie hat man das erreicht? Nicht durch Zwang, sondern durch Vorbild. Die Missionare sind mit ihrem Beispiel vorangegangen, haben Anleitung gegeben, für Samen und Setzlinge gesorgt. Mit unseren Knabenanstalten sind vielfach Pflanzungen verbunden, in denen die Knaben und Zöglinge zur Arbeit erzogen werden. Die Gemeinden werden ermuntert, Gemeindeplantagen anzulegen, durch deren Ertrag ihre Ausgaben für kirchliche Zwecke bestritten werden. So hat man die Bebauung des Landes ohne Zwang gefördert.

Die Arbeiterfrage in den deutschen Kolonien.

Von **J. K. Vietor**, Bremen.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Das Thema meines Vortrages: „Die Arbeiterverhältnisse in unseren Kolonien“, führt uns in die sonnenbeschienenen, strahlenden Tropen. Sehen wir uns zunächst einmal an, wie unsere Schutzbefohlenen heute dort leben.

Wir befinden uns auf einer Reise im Innern Afrikas. Es ist Nacht, und wir schlafen in den kleinen, dumpfen Hütten des Häuptlings. Der erste Hahnenschrei weckt uns.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Obgleich es noch ganz dunkel ist, hören wir allerlei Geräusch. Die Frauen stehen zuerst auf und zerreiben am Mahlstein die Maiskörner zu Mehl, während das knisternde Feuer im Ofen leicht den Raum erhellt. Eine andere Frau kocht das schmackhafte Hirsebier, welches sie den rastenden Karawanen unter dem grossen Schattenbaum vor dem Dorfe verkaufen will. Von der Strasse her hören wir den höflichen Morgengruss der Neger. In langen Reihen ziehen die Frauen und Mädchen des Dorfes, den grossen Wassertopf auf dem Kopf, zum nahen Fluss, um dort das Wasser für den Tagesgebrauch zu schöpfen.

Wir erheben uns auch, denn im Osten beginnt der Himmel sich bereits weiss zu färben. Wir bummeln die Dorfstrasse entlang, überall ist reges Leben.

Zu zweien und dreien gehen die Männer mit ihren Gewehren zum Dorfe hinaus auf die Plantagen, gefolgt von den halbwüchsigen Jungen, die ihnen das Handwerkzeug nachtragen. Die Fischer ordnen am Flusse ihre Netze. Andere Männer rollen die schweren Palmölfässer die steilen Flussufer hinunter, um sie nach der Küste zu bringen. Jungens tragen Palmkerne in Körben in das bereitstehende Canoe. Unter einem luftigen Dach sitzt ein Schmied mit seinen drei Gesellen. Der Lehrling bedient den minimalen Blasebalg. Sie schärfen europäisches Handwerkszeug und verfertigen Ackerbaugeräte, sowie Schmucksachen und Fetische aus Eisen und Messing, die bei den Buschleuten einen raschen Absatz finden. Etwas weiter ist ein halbes Dutzend Leute mit dem Bau einer neuen Hütte beschäftigt, den Lehm herzutragend und knetend. Der Zimmermann nimmt gerade das Mass zu Tür und Fenster und verhandelt wegen des Preises der von seinen Leuten im Busch geschlagenen Agobalken. In grossen Trupps begegnen uns Männer und Frauen, schwere Lasten auf dem Kopf. Sie gehen zu dem drei oder vier Stunden entfernten Markt, um den Überschuss ihrer Landesprodukte gegen die so beliebten Stinkfische oder europäische Waren einzutauschen, die dort von den Küstenweibern oder Haussahändlern feilgeboten werden.

Von der Strasse aus treten wir in die Höfe, auch dort finden wir überall fleissige Arbeit.

Fünf bis sechs Kinder sitzen auf der Erde vor einem grossen Haufen Palmkerne und schlagen jeden einzelnen Kern mit einem Stein auf. Frauen sitzen in der Ecke und ziehen Perlen auf Fäden oder teilen den gekauften Tabak in kleine Päckchen, gross genug für eine Tonpfeife, die sie um einige Muscheln auf dem Markt verkaufen wollen. Andere reinigen den Hof, waschen und fegen. In einem anderen Gehöft finden wir einen Weber an seiner Arbeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er webt handbreite Streifen Zeug in buntem Muster. Ferner einen Töpfer, der den Bedarf des Dorfes an irdenen Gefässen herstellt. Andere spinnen Garn aus selbstgezogener Baumwolle.

Wenn wir um sieben Uhr wieder auf die Strasse hinaustreten, erscheint das Dorf wie ausgestorben. Nur einige alte Leute sitzen auf dem Marktplatz und tauschen die Tagesneuigkeiten aus; sonst ist ein jeder seiner täglichen Beschäftigung nachgegangen.

Dieses der Wahrheit abgelauschte Bild afrikanischen Dorflebens wird bei Ihnen zunächst den Eindruck hervorgerufen haben, dass die Schutzbefohlenen unserer Kolonien zwar arbeitswillige, betriebsame und fleissige Menschen sind, dass sie sich heute aber noch sehr quälen, wie etwa unsere grossen Kinder zu Hause, ohne doch etwas Erkleckliches zu leisten. Glauben Sie nun aber nicht mit mir, dass diese Leute, genügend unterrichtet, praktisch angeleitet und fördersamst unterstützt, ebenso tüchtige und in ihrer Arbeit erfolgreiche Bauern und Handwerker werden würden, wie bei uns der Bauer und der Handwerker zu den produktivsten Ständen unseres Vaterlandes gehören?

Ebenso interessant ist auch ein Besuch auf einer europäischen Plantage.

Auch dort gibt es keinen langen Morgenschlaf. Schon kurz nach fünf Uhr erscheinen die ersten Arbeiter aus den umliegenden Dörfern. Sie warten auf den weissen Leiter, welcher nach dem Namensaufruf das Handwerkszeug verteilt und den Vorarbeitern die Aufgaben für den Tag stellt.

Wir begleiten unseren Gastfreund auf dem Rundgang auf seiner Plantage.

Die Sonne ist kaum aufgegangen; nachdem wir die grossen Pflanzbeete in der Nähe des Gehöftes passiert haben, gelangen wir zu den älteren Beständen, welche schon einen schönen Schatten gegen die allmählich heisser werdenden Sonnenstrahlen gewähren. Etwas weiter treffen wir die Leute an ihrer Arbeit, das hochwuchernde Unkraut aus den jüngeren Anpflanzungen zu entfernen. Wir sehen — im tropischen Afrika ein seltener Anblick — vier Ochsen vor einem Pflug gehen. Noch etwas weiter graben die Leute die grossen Wurzeln der gefällten Bäume aus, und am Ende der bearbeiteten Plantage ist eine Sektion damit beschäftigt, den ursprünglichen Busch, der das Land bedeckte, mit scharfen Buschmessern und Äxten niederzulegen.

Es ist eine Freude, mit dem Leiter durch die Anlagen zu gehen. Überall hat er seine Augen, ein aufmunterndes oder tadelndes Wort für die Leute. Dem einen zeigt er, wie er eine Arbeit besser anfassen kann. Er spricht mit den Vorarbeitern und gibt seine In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

struktionen, und dabei hat er doch immer noch Zeit, uns auf alles aufmerksam zu machen und unsere vielfachen Fragen zu beantworten. Wir hören viel Interessantes von ihm. Er ist mit seinen Leuten sehr zufrieden. Er hat immer ein genügendes Angebot von Arbeitern. Sie lassen sich die notwendigen Strafen ruhig gefallen. Die schlimmste Strafe, die die Leute kennen, ist die Entlassung.

Ich habe Ihnen dieses zweite Bild gezeichnet, um Ihnen zu veranschaulichen, dass auch die grösseren Betriebe, in denen die Eingeborenen als Tagelöhner beschäftigt sind, der Kolonie zum Nutzen und dem Mutterlande zum Vorteil gereichen können, ebenso wie bei uns neben dem freien Bauernstand der Grossgrundbesitz und die kapitalistische Betriebsweise ihre gute Berechtigung haben. Sie werden aber auch bemerkt haben, dass ich Ihnen eine bekannte Plantage gezeichnet habe, wo das Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Leuten ein gutes und verständiges war, und nur unter dieser Bedingung, das möchte ich hier gleich scharf betonen, halte ich die Plantagen für einen Segen für das Land. Leider Gottes geht es auf allen deutschen Plantagen noch lange nicht so zu.

Man sollte nach diesen Ausführungen nun doch denken, dass die Regelung der Arbeiterfrage in unseren Kolonien die denkbar einfachste Sache von der Welt sei. Es sei nur nötig, auf den gegebenen Verhältnissen weiter zu bauen und

1. durch eine wohlwollende und verständige Regierung die vorhandenen guten Eigenschaften der Schwarzen weiter zu entwickeln und die schlechten zu unterdrücken;
2. sie durch Anlage von Versuchsgärten zu belehren, wie sie ihre Arbeit in wirtschaftlicherer, und damit für das Mutterland in steuerkräftigerer Weise verwenden können wie bisher;
3. den unselbständigen, im Lohnverhältnis arbeitenden Schwarzen durch Gesetze ein menschenwürdiges Dasein zu garantieren und ihnen auf solche Weise den Weg zu einem freien und zufriedenen Arbeiterstand zu bahnen, und
4. sie durch die Arbeit der Mission geistig und sittlich so weit zu heben, dass sie zu dem Vorstehenden befähigt werden.

Meine langjährige persönliche Erfahrung sagt mir allerdings, dass dies der einzige Weg ist, den wir beschreiten können, um an unseren Kolonien auch einmal Freude zu erleben und den Ländern und den Völkern selbst zum Nutzen und zum Segen zu gereichen. Und weil wir diesen Weg bisher nicht beschritten haben, deshalb hat uns unsere Kolonialpolitik bis heute so wenig Freude bereitet und so viele Enttäuschungen gebracht.

Die Eingeborenen unserer Kolonien haben allen Grund, uns dankbar zu sein, dass wir sie deutsch gemacht haben. Wo die deutsche Fahne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weht, herrscht Ruhe und Frieden, während früher Raub, Überfall und Mord an der Tagesordnung waren.

Ist es nun aber nicht ganz erstaunlich, dass wir unsere Kolonien nun schon beinahe 20 Jahre haben, dieselben in Afrika allein von mehr als 10 000 000 Menschen bewohnt sind, also mehr wie ein Sechstel der Einwohnerschaft Deutschlands besitzen, und dass diese vielen Millionen nach so langer Zeit, nach so viel Mühe, Arbeit und Ausgaben, heute noch nicht imstande sind, die Kosten ihrer eigenen Verwaltung zu tragen, während in den gut geleiteten englischen und französischen Kolonien, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, die Produktion der freien Neger dem Mutterland jährlich viele Hunderttausende und Millionen abwirft? Woher kommt dieser Misserfolg? Meine Antwort lautet: Die Hauptursache ist die falsche Behandlung der Eingeborenen, denn ein Land kann in erster Linie nur durch seine eigenen Bewohner zum Blühen und Gedeihen gebracht werden.

Wer von uns hat denn aber in unserer Kolonialpolitik bis jetzt an die Eingeborenen gedacht? Haben wir die Leute so behandelt, als wenn sie Menschen wären wie wir, die nur auf einer tieferen Stufe stehen und unserer Erziehung bedürfen? Hat nicht vielmehr z. B. die schlechte Behandlung unserer Eingeborenen geradezu dem Gedeihen mancher unserer Plantagenkolonien im Wege gestanden? Wo gedeihen bei uns Landwirtschaft sowohl wie Industrie am besten? Dort, wo die Herren begriffen haben, dass mit der Wohlfahrt und Zufriedenheit ihrer Arbeiter ihr eigener Wohlstand und ihr Vorwärtskommen auf das Innigste verknüpft sind. Ich erinnere hier nur an die Namen Krupp und Lloyd.

In Afrika, speziell in Kamerun — in Ostafrika sollen die Verhältnisse bedeutend besser liegen — ist aber gegen dieses Prinzip sehr viel gesündigt worden. Wissen Sie, um nur ein Beispiel von den vielen dort herrschenden Missständen anzuführen, dass unsere Kamerunplantagen teilweise seit 10 Jahren bestehen? Offiziell wird zugegeben, dass dort jährlich mindestens 20 pCt. der Arbeiter sterben, hauptsächlich, weil sie die Nahrung, schlecht gekochten Reis, nicht vertragen können. Jetzt macht die Notiz durch die Zeitungen die Runde, dass einige Plantagen angefangen haben, fahrbare Dampfkochkessel einzuführen, wodurch der grassierenden Dysenterie etwas Einhalt getan werden soll. Also nach so langer Zeit wendet man die Kosten auf, um Hunderten, wenn nicht Tausenden von Eingeborenen das Leben zu erhalten. Ist das nicht, ganz gelinde gesagt, eine sehr kurzsichtige Kolonialpolitik?

Dadurch erklärt sich aber auch das Rätsel, dass unsere sonst so arbeitswilligen Eingeborenen so wenig Neigung zeigen, auf den meisten Plantagen zu arbeiten, denn Ausnahmen gibt es selbst in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kamerun. Und doch wäre es so unaussprechlich leicht, diesen an gar keinen Komfort gewöhnten Leuten das Los eines Plantagenarbeiters viel begehrenswerter erscheinen zu lassen wie ihr bisheriges, wenn man sie nur richtig ernähren, anständig behandeln und genügend bezahlen wollte.

Ich kann hier gar nicht energisch genug dem fälschlich verbreiteten Begriffe entgegentreten, dass wir es, in unseren afrikanischen Kolonien wenigstens, mit einer stupiden Bevölkerung zu tun haben sollen.

Heute schon gibt es in unseren Kolonien Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Bauern, welche sehr gern statt der wertlosen Mais und Hirse: Kakao, Ölsaaten, Baumwolle oder andere wertvollere Kulturartikel ziehen würden, wenn sie nur wüssten, wie sie es anzufangen hätten, und wenn sie Abnehmer dafür fänden.

Heute schon drängen sich in unseren Kolonien die Jungens in die Missionsschulen, dass die Missionen nicht Lehrer genug für sie finden können.

Ja, im Innern des Togogebietes bezahlen die Eingeborenen 7—8 Mark für 1 *kg* Kakao, dessen reeller Wert 70—80 Pfg. dort sein mag, nur um in die Lage zu kommen, sich dort auch Kakaoplantagen anlegen zu können.

Sind das nicht strebsame, unternehmende Eingeborene? Und ist es nicht geradezu ein Jammer, dass unsere Regierung nicht vor 10 oder 15 Jahren bereits in ihrer Mitte einen Versuchsgarten anlegte? Hätten wir dann nicht heute dort schon blühende Kulturen und neue Exportartikel und damit grössere Zolleinnahmen und weniger Reichszuschuss? —

Aber das Bild, das ich Ihnen von den Arbeiterverhältnissen in unseren Kolonien zu geben habe, würde nicht vollständig sein, wenn ich hier nicht noch zweier Kolonialeinrichtungen gedenken wollte; der besten und der verderblichsten, die wir haben.

Ich nenne zunächst die Arbeiten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. Dasselbe, 1896 begründet, scheint berufen zu sein, den grössten Teil zu einer gedeihlichen Entwickelung unserer Kolonien beizutragen. Unbekümmert um die politischen Verhältnisse, hat es mit weitem Blick und mit einer Sachkenntnis und mit einem Verständnis, welche mich immer wieder in Erstaunen setzen, zunächst die wissenschaftliche Erforschung unserer Kolonien erfolgreich in die Hand genommen.

Ich erinnere nur an die Entdeckung von Kautschuk und Guttapercha in Neu-Guinea und an die Feststellung grösserer Bestände von Nutzhölzern, Gerbstoff, Faser und Medizinalpflanzen in Ostafrika. Wo ein Notstand ist, springt es ein. In Ostafrika befindet sich eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Expedition zur Bekämpfung der Kaffeeschädlinge auf den Plantagen; in Südwestafrika eine Bohrkolonne zur Schaffung von Tränkstellen für das Vieh. Zielbewusst arbeitet es an der Einführung der Baumwollkultur in Ostafrika und Togo als Volkskulturen. Ja, da dem heutigen Reichstag das nötige Verständnis für die Wichtigkeit von Eisenbahnen zu fehlen scheint, hat es sogar die Trassierung der so wünschenswerten Bahnlinie von Lome nach Palime selbst in die Hand genommen.

Doch es ist unmöglich, alle Verdienste des Komitees hier aufzuführen, welches annähernd 1000 Partien Saatgut an Interessenten und Versuchsgärten verteilte und über 150 Proben von Kolonialprodukten chemisch analysierte. Ich möchte aber den verehrten Anwesenden den dringenden Rat geben, soweit sie es noch nicht sind, Mitglieder dieses Komitees zu werden, denn dann werden sie durch sein Organ, den „Tropenpflanzer" fortlaufend über die ebenso hochinteressanten, wie nützlichen Unternehmungen unterrichtet.

Die zweite Kolonialeinrichtung ist die Vergebung der Konzessionen.

Das ist der eigentliche Fehler unserer Kolonialpolitik, denn unsere Regierung hat das wertvollste Besitztum unserer Kolonien, den Grund und Boden, 10 000 quadratkilometerweise, sozusagen verschenkt, ohne sich die nötigen Kautelen zu schaffen, durch die die Interessen des Deutschen Reiches und der Eingeborenen genügend gewahrt werden. Was für Geschenke das sind, können Sie daraus ersehen, dass 1. an der Gründung der Südkamerungesellschaft in Brüssel allein 16 000 000 Francs verdient sein sollen, und 2. dass die beiden Gesellschaften Süd- und Nordwestkamerun heute schon dem deutschen Volke jährlich 60 000 000 Mark Pacht zu zahlen haben würden, wenn auf sie das 1896 von Herrn von Wissmann in Ostafrika erlassene, leider nachher zurückgezogene Bodengesetz zur Anwendung käme.

Aber nicht genug damit. Jetzt fordern die Inhaber einiger deutscher Konzessionen — es gibt natürlich auch verständige, die ihre Vorteile nach Recht und Gerechtigkeit ausnutzen wollen — auch noch, dass ihnen die sämtlichen Naturprodukte, Kautschuk, Holz etc., aus den ungeheueren, ihnen zugeteilten Gebieten, die sie mit den lächerlichen Summen von 2 und 4 Millionen Mark erschliessen wollen, zugesprochen werden, und dass jeder Mitbewerb anderer Unternehmer ausgeschlossen sei. Das heisst also mit anderen Worten, dass ihnen die Eingeborenen dieser Gebiete auf Gnade oder Ungnade übergeben werden sollen. Wenn die Leute arbeiten wollen, dann werden sie spottwenig für diese Arbeit bekommen, denn sie müssen die Preise nehmen, die ihnen die Gesellschaften vorschreiben. Wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihnen aber das Entgelt zu gering ist und sie nicht arbeiten wollen, dann wird man auf die faulen Neger schimpfen, dann wird man die Hilfe der Regierung anrufen und versuchen, sie auf alle mögliche Weise zu zwingen. —

So liegen die Verhältnisse heute in unseren Kolonien.

Zwei verschiedene Prinzipien stehen sich scharf gegenüber.

Die einen sagen, wir haben unser Geld in die Kolonien hineingesteckt, und die Regierung muss uns helfen. Das Kapital kann nicht warten, schrieb die „Koloniale Zeitschrift" neulich. Das ist der springende Punkt vieler unserer Kolonialpolitiker. Dividenden sollen herauskommen, und zwar so schnell wie möglich, wenn die Unternehmungen auch nach kaufmännischen Begriffen noch so übereilt und noch so unverständig angelegt sind. Deshalb müssen Arbeiter auf irgend eine Weise für die Plantagen beschafft werden, deshalb müssen die Eingeborenen von Platz zu Platz weichen, wenn die Plantagen kommen, deshalb ist jeder Schwarze, der dort nicht arbeiten oder sterben will, ein fauler Kerl und schwarzes Gesindel. Deshalb soll man — es klingt wie Hohn — in einer deutschen Kolonie deutschen Bürgern den Handel untersagen. Deshalb endlich kümmert man sich auch um die vielen Millionen anderer Eingeborenen nicht; an denen ist für sie ja doch kein Geld zu verdienen.

Dem gegenüber kann das andere und, meiner Meinung nach, einzig richtige Prinzip gar nicht genügend klar gestellt und empfohlen werden, nämlich, dass die Hebung unserer Kolonien zum grössten Teil von der Hebung der Eingeborenen abhängig ist.

Man sollte diesen Leuten, die sich selbst nicht schützen können, vor allen Dingen die persönliche Freiheit bewahren. Wir verstehen unter persönlicher Freiheit nicht den Begriff der politischen Freiheit, wie er hier zu Hause zu gelten scheint, wo der Ruhige und Bescheidene so häufig hinter dem anmassenden Schreier zurücktreten muss. Wir sind im Gegenteil für stramme Zucht und Ordnung, aber wir verstehen unter dem Begriff der persönlichen Freiheit die Selbstbestimmung der Leute, dass sie ihr Leben einrichten dürfen, wie sie wollen, dass man sie nicht gegen ihren Willen zu unsympathischer Arbeit zwingen darf, und dass man ihnen, ich möchte sagen, ihre natürlichen Rechte, sich in ihrem eigenen Lande ihren Erwerb zu suchen, nicht nehmen darf. Der einzige Zwang, den wir anerkennen, ist die Erhebung von Steuern, wie sie dem Stande unserer Verwaltung entspricht.

Wollen wir zu dem Segen, den wir den Ländern durch die Besitzergreifung gebracht haben, nun weitere Segnungen hinzufügen? Wollen wir die Leute heben, belehren und bekehren, oder wollen wir ohne weitere Schwierigkeiten einen grossen Teil unserer Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen den Gesellschaften überliefern, dass sie damit mehr oder weniger schalten können, wie sie wollen?

Heute noch sind unsere Kolonien weiches Wachs in unserer Hand. Wir können heute noch die Verhältnisse gestalten, wie wir wollen. Wollen wir den Millionen Lohnarbeitern zu Hause nun noch Millionen Proletarier hinzufügen, an denen, nebenbei bemerkt, ja doch kein Geld zu verdienen ist? Oder wollen wir mit Kraft und Energie und Verstand an der Schaffung eines freien Bauernstandes arbeiten, der, auf seiner eigenen Scholle sitzend, seinen eigenen Acker baut, und friedfertig und genügsam sorglos sein Leben geniesst, froh des starken Schutzes des gewaltigen Deutschen Reiches.

Die Entscheidung über die Zukunft unserer Kolonialpolitik muss in den nächsten Jahren fallen, und damit wird das Los der Eingeborenen besiegelt sein; gebe Gott, dass unser Kaiser und unsere Regierung und das deutsche Volk das Richtige wählen. —

Joh. Thormählen, Hamburg.

Der Zweck der deutschen Kolonialpolitik, der nur darin bestehen kann, die noch nicht gehobenen Schätze bisher relativ wenig kultivierter Gegenden der Kultur zu erschliessen und dem Mutterlande dienstbar zu machen, ist nur zu erreichen, wenn die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte in den Kolonien in ausreichender Weise zur Verfügung stehen. Leider aber sind die bisherigen Zustände in den Kolonien derartige, dass eigentlich in keiner derselben genügend Arbeiter vorhanden sind, um die verschiedenen sich bietenden Arbeitsprobleme zu lösen. Hierin ist meines Erachtens der Grund zu suchen dafür, dass sich unsere Kolonien bisher in so langsamem, und unsere Erwartungen so wenig entsprechendem Tempo entwickelt haben; obwohl, wie nach den Untersuchungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees nicht bezweifelt werden kann, fast sämtliche Kolonien, sei es in landwirtschaftlicher Beziehung, sei es in mineralogischer Hinsicht, nennenswerte Schätze in sich bergen, die eine lohnende Ausbeute versprechen.

Für die weitere Entwickelung der Kolonien ist darum die Frage nach Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte von entscheidender Bedeutung. Es geht uns Deutschen in dieser Beziehung nicht anders als fremden Völkern. Auch die älteren Kolonialvölker haben alle die gleiche Schwierigkeit zu überwinden gehabt, und nur in solchen überseeischen Ländern, wo es den Europäern gelungen ist, die einheimische Arbeitskraft in geeigneter Weise zu erschliessen, ist eine wirklich gedeihliche und dem Mutterlande zum Segen gereichende Entwickelung zu konstatieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Wohlstand Indiens, Sumatras, Javas beruht, abgesehen von der Fruchtbarkeit dieser Gegenden, lediglich auf der glücklichen Lösung, welche die Arbeiterfrage dort gefunden hat.

Bei einer Untersuchung der Arbeiterverhältnisse der deutschen Schutzgebiete wird man drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden haben. In der ersten Linie steht die Gruppe, welche mit Chinesen, Malayen und ähnlichen Völkern arbeiten kann. In dieser Beziehung kommen im besonderen Kiautschou und die Südseeinseln in Betracht. Anders liegen die Verhältnisse dort, wo bis zu einem gewissen Grade auch die körperliche Arbeit von Weissen möglich ist, also in Südwestafrika. Ganz andere Zustände endlich herrschen in den Gebieten, in welchen wir allein auf Negerarbeit angewiesen sind, also in Togo, Kamerun und Ostafrika.

Am besten sind jedenfalls die Arbeiterverhältnisse in der zuerst genannten Gruppe. Die Chinesen bilden zweifellos eine gute und billige Arbeitskraft. Daher ist auch mit Genugtuung zu konstatieren, dass in Kiautschou von einem Arbeitermangel nicht die Rede sein kann. In diesen Gebieten ist daher zu einem staatlichen Einschreiten irgend welche Veranlassung kaum vorhanden, vielmehr wird die Arbeiterfrage dort durch Angebot und Nachfrage auf natürlichem Wege geregelt.

Nicht so günstig steht die Sache in Südwestafrika. Allerdings kann in dieser Kolonie, wie überhaupt in ganz Südafrika, der Europäer körperliche Arbeit leisten, ohne nennenswerte Gefährdung seiner Gesundheit; aber die klimatischen Verhältnisse sind doch so, dass sie die körperliche Arbeit Weisser nur bis zu einem gewissen Grade gestatten. So sind ja denn auch die Buren nicht ohne die Arbeit der Kaffern ausgekommen und ebenso wäre eine Erschliessung der Goldfelder Transvaals ohne schwarze Arbeiter unmöglich gewesen. Sollte sich nun, wie zu hoffen, Südwestafrika als ein mineralreiches Land mit abbauwürdigen Erzlagern erweisen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass auch in Südwestafrika die Gewinnung dieser Naturschätze nicht ohne schwarze Arbeiter möglich wäre, und dann würde sich jedenfalls die Beschaffung der nötigen schwarzen Arbeiter in Südwestafrika mit Rücksicht auf die dünne Bevölkerung dieser Kolonie zu einer äusserst schwierigen Sache gestalten.

Noch misslicher endlich liegen die Dinge in der dritten Gruppe, in den rein tropischen Kolonien, in denen mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse jede körperliche Arbeit Weisser ausgeschlossen ist, in denen wir daher bei jeglichem Unternehmen, welcher Art es auch sei, der Mitarbeit der eingeborenen Bevölkerung bedürfen.

Am günstigsten von diesen drei Kolonien ist offenbar Togo situiert, da es über eine sehr zahlreiche und ausserdem für Neger merk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würdig arbeitsame Bevölkerung verfügt. Geradezu bedenklich aber sind die Zustände in Kamerun und Ostafrika, derart, dass man in diesen Kolonien eigentlich nicht von einer Arbeiterfrage, sondern nur von einer Arbeiterkalamität reden kann. Besonders für diese Kolonien also gilt es die nötigen Arbeitskräfte zu beschaffen.

Es könnte sich vielleicht fragen, ob man dazu übergehen sollte, fremde Arbeiter, chinesische oder indische Kulis nach Kamerun und Ostafrika zu importieren; aber wenn ich auch kein prinzipieller Gegner eines solchen Versuches wäre, so muss ich doch sagen, dass sich diverse schwere Bedenken gegen einen solchen Plan erheben. Es ist immer misslich, fremde Elemente in die Kolonien einzuführen. Ferner würde dieses Mittel nur immer einen vorübergehenden Erfolg zeitigen können. Dauernde, sesshafte Arbeiter würden die Kolonien auf diesem Wege nicht erhalten, da die hinzugezogenen fremden Arbeiter jedenfalls nach kurzer Zeit wieder in die Heimat sich zurückbegeben würden, wie man dies zur Zeit in Sumatra beobachten kann. Ausserdem erscheint dieser Plan wirtschaftlich nicht richtig, denn es ist jedenfalls vorzuziehen, die in den Kolonien selbst vorhandenen Arbeitskräfte zu heben, als sich dieselben für schweres Geld von auswärts zu beschaffen.

Ich glaube demnach, dass zu dem Plane, fremde Arbeiter in die Kolonien einzuführen, nur im äussersten Notfall dann geschritten werden sollte, wenn definitiv feststeht, dass in den Kolonien selbst die nötige Arbeitskraft nicht zu erlangen ist. In erster Linie meine ich vielmehr, dass es unsere Aufgabe ist, aus der eingeborenen Bevölkerung die nötigen Arbeitskräfte zu gewinnen. Will man das Mittel finden, welches zu diesem Ziele führt, muss man den Grund des Arbeitermangels zu ermitteln suchen. In dieser Beziehung ist nun zu konstatieren, dass es sowohl in Ostafrika wie in Kamerun an und für sich arbeitsfähige Männer mehr als genug gibt. Kamerun ist reich bevölkert, und wenn Ostafrika nicht eine so starke Bevölkerung hat, so kommt in dieser Kolonie als besonderes Element, welches die Eingeborenen zur Arbeit anhalten sollte, die Dürre des ostafrikanischen Bodens in Betracht, die sich in den regelmässig wiederkehrenden Hungersnöten in leider so unangenehmer Weise geltend macht.

Trotzdem fehlt es unbestritten in beiden Kolonien an der nötigen Zahl tüchtiger eingeborener Arbeiter, und das führt zu dem Schlusse, dass der Arbeitermangel seine Erklärung findet lediglich in den Charaktereigenschaften des Negers selbst, in seiner Trägheit, seiner Indolenz und seinem Mangel an sittlichem Ernst. Jeder, der lange Jahre in stetem Verkehr mit Negern gewesen ist, wird mir die Richtigkeit dieser Charakterisierung bestätigen müssen, ganz be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sonders was den mir besonders vertrauten Kamerunneger betrifft. Daher glaube ich, dass die Arbeiterfrage nur gelöst werden kann, wenn auf diese Charaktereigenschaften des Negers in geeigneter Weise eingewirkt wird. Aus diesem Gesichtspunkte heraus halte ich es für unrichtig, wenn von gewisser Seite behauptet wird, dass eine Änderung des wirtschaftlichen Systems in den Kolonien ohne weiteres zur Lösung der Arbeiterfrage führen könne, wenn man sagt, dass bei Abschaffung des Grossbetriebes und Übergang zur sogenannten Eingeborenenkultur die Arbeiterfrage verschwinden würde. Ich bin vielmehr der Überzeugung, dass, falls man dem Neger die Erschliessung der Kolonien allein überlassen würde, falls man ihm also zu entscheiden überlässt, ob er arbeiten will oder nicht, dass dann von einem Fortschritt in den Kolonien nicht wird die Rede sein können. Wenn der Neger schon nicht unter Leitung des Europäers im Grossbetrieb arbeitet, so wird er noch viel weniger geneigt sein, aus eigenem Antriebe sich der mühsamen Arbeit zu unterziehen, die bisher unkultivierten Gebiete Afrikas einem rationellen Betriebe zu eröffnen. Ausserdem kann meines Erachtens überhaupt nicht die Rede davon sein, dass der Grossbetrieb in den Kolonien entbehrt werden kann; denn es gibt gewisse Unternehmungen, die schlechterdings nur im grossen Stile unter europäischer Leitung betrieben werden können. Man denke an Eisenbahn-, Wege-, Fabriken- und Hafenbauten. Hierin gehören übrigens auch alle die Pflanzungsunternehmungen, bei denen nach der Ernte noch eine eingehende und sorgfältige technische Behandlung der gewonnenen Produkte notwendig ist, als sowohl Zucker, Tee wie Tabak. Der moderne Grossbetrieb ist daher nicht zu entbehren.

Ob Grossbetrieb oder Kleinbetrieb für die Kolonien vorzuziehen wäre, ist also eine Frage, die bei dem heute zu erörternden Thema ausser Betracht bleiben muss, denn heute kommt es uns darauf an, Mittel zu finden, dass der Neger überhaupt arbeitet, einerlei, ob im Gross- oder Kleinbetrieb. Ebenso verfehlt wie das Argument, dass die Einführung der sogenannten Eingeborenenkultur die Arbeiterfrage lösen würde, ist der andere Gesichtspunkt, dass angeblich oder tatsächlich herrschende Missstände in der Behandlung der Arbeiter die Ursache des Arbeitermangels wären. Man sagt, der Arbeitermangel würde aufhören, wenn die vielen Misshandlungen auf den Plantagen aufhörten. Nun ist gewiss zuzugeben, dass in der Behandlung der schwarzen Arbeiter gelegentlich Missgriffe vorkommen, wie sich solche leider nicht vermeiden lassen, aber ganz entschieden sind die über derartige Missgriffe verbreiteten Behauptungen erheblich übertrieben und ich glaube sagen zu dürfen, dass von der Regierung und allen beteiligten Kreisen in der aller energischsten Weise dahin gestrebt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, derartige unliebsame Vorkommnisse nach Kräften zu verhindern. Jedenfalls sind solche Übergriffe aber nicht die Regel, sondern nur eine beklagenswerte Ausnahme gewesen.

Es scheint mir daher eine gänzlich verfehlte Idee zu sein, diese Verirrungen einzelner, so sehr sie an und für sich auch zu beklagen sind, als die Ursache der überall konstatierten Abneigung der Neger gegen jegliche ernste Arbeit hinstellen zu wollen.

Auch mit Lohnerhöhungen, wie manche meinen, ist der Arbeitermangel nicht zu beseitigen. Ich darf in dieser Richtung darauf hinweisen, dass z. B. die in Kamerun auf den Pflanzungen beschäftigten Weyboys 41 Mk., Lagosleute 34 Mk. und Togoleute etwa 40 Mk. per Kopf und Monat kosten. Vergleicht man die Arbeitsleistung dieser Neger und den ihnen bezahlten Lohn mit der Arbeitsleistung eines deutschen Landarbeiters und dessen Verdienst, so kommt man zu dem Resultat, dass bereits heute die Neger für ihre minderwertige Arbeit relativ weit besser bezahlt werden als unsere hiesigen Arbeiter. Eine weitere Heraufsetzung der Löhne kann daher überhaupt nicht erfolgen, wenn nicht die Existenz der auf eingeborene Arbeiter angewiesenen Unternehmungen in Frage gestellt werden soll. Dass aber schliesslich die Frage, ob der Lohn hoch genug ist oder nicht, für die Beschaffung der nötigen Arbeiter in Afrika bisher nur von sehr geringer Bedeutung gewesen ist, ergibt sich mit Sicherheit daraus, dass trotz der immer steigenden Löhne die Beschaffung der nötigen Arbeiter fortgesetzt schwieriger geworden ist. Die schwarzen Arbeiter selbst haben denn auch eigentlich nie über ungenügend Lohn sich beschwert.

Ich komme daher zu dem Schlusse, dass weder die Einführung der Eingeborenenkulturen zu einer Lösung der Arbeiterfrage führen kann, noch dass Änderungen in der Behandlung oder Bezahlung der Schwarzen wesentliche Besserungen herbeiführen könnten. Ich glaube vielmehr, dass die Herren, welche diese Mittel vorschlagen, mit ihren Blicken zu sehr an der Oberfläche haften bleiben und nicht erkennen und berücksichtigen, dass der Grundsitz des beregten Übels in den oben geschilderten Charaktereigenschaften des Negers zu suchen ist. Hier muss daher der Hebel angesetzt und ein Mittel gefunden werden, welches geeignet ist, den Neger aus seiner Indolenz aufzuwecken.

Es wird nun die Ansicht vertreten, dass, wenn es gelingen könnte, den Neger zu einem wahren Christen zu erziehen, er auch seine Trägheit ablegen und aus freien Stücken sich zu einem brauchbaren Arbeiter und nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft entwickeln wird. Ich möchte glauben, dass diese Ansicht eine reichlich optimistische ist und den wahren Charakter des Negers doch ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kennt. Gewiss ist der hohe Wert des Christentums für die Neger nicht zu unterschätzen, aber ich glaube doch, dass an und für sich die Lehre des Christentums, besonders wie sie von der protestantischen Kirche verkündet wird, für den sehr real denkenden Neger viel zu abstrakt ist, um einen tiefergehenden Einfluss auf ihn auszuüben. So leicht wird der Neger nicht in den wahren Inhalt des Christentums eindringen, sondern sein Christentum wird und muss bei der geringen Stufe seiner Bildung naturgemäss an den Äusserlichkeiten haften bleiben, und ich glaube deshalb nicht, dass es den Missionen allein, trotz ihrer segensreichen Wirkung, gelingen kann, den Neger davon zu überzeugen, dass auch für ihn eine sittliche Pflicht zur Arbeit besteht. — Ich bin vielmehr der Ansicht, dass der Neger nur dann zur Arbeit sich bequemen wird, wenn er durch für ihn fühlbare Mittel hierzu angehalten wird.

Wie Sie wissen, hat sich Herr Gouverneur von Wissmann, wohl gewiss einer der grössten Kenner des Charakters der Neger, in gleichem Sinne ausgesprochen, und ich kann seinen Ausführungen und Vorschlägen nur vollinhaltlich zustimmen. Gegen die von Herrn von Wissmann gemachten Vorschläge hat sich jedoch zu meinem grössten Erstaunen unter dem Schlagwort der Wiedereinführung der Sklaverei eine Bewegung auch in kolonialpolitischen Kreisen geltend gemacht, die nur zu erklären ist entweder mit einer absoluten Verkennung des Wesens der Arbeiterfrage oder mit einem völligen Missverständnis der Wissmannschen Vorschläge. Selbstverständlich ist es weder Herrn von Wissmann noch sonst einem ernst zu nehmenden Kolonialpolitiker eingefallen, die Wiedereinführung der Sklaverei oder etwas Ähnliches zu verlangen.

Was Herr von Wissmann gefordert hat, und was ich mit ihm wünschen möchte, ist nichts weiter, als dass dem Neger in den Kolonien ähnliche Pflichten auferlegt werden gegen die Allgemeinheit, wie sie für den Deutschen im Vaterlande auch bestehen, d. h., dass der Neger zur Steuerleistung herangezogen wird und dass er ferner angehalten wird, für gemeinnützige Zwecke zu arbeiten.

So wie die Dinge heute liegen, werden vom Deutschen Reiche Tausende und aber Tausende aufgewendet, lediglich oder in der Hauptsache zum Nutzen der Eingeborenen, ohne dass diese auch nur die geringste Gegenleistung dafür abzugeben haben. Man hat den Negern die Segnung einer ordnungsmässigen Verwaltung und geregelten Justizpflege verschafft. Man hat sie gesichert vor verheerenden Raub- und Kriegszügen, man baut ihnen Wege, baut ihnen Brücken, kurz und gut, die Lebensführung der Eingeborenen ist durch unsere Kolonialverwaltung in jeder Beziehung gesichert und gefördert worden. Der Neger seinerseits hat bisher für alle diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohltaten nicht das geringste Äquivalent gegeben. Dieser Zustand muss geändert werden. Daher ist in erster Linie notwendig, dass der Neger zu direkten Steuern herangezogen wird. Wird dieser Schritt getan, und erfreulicherweise ist ja in Ostafrika ein Anfang damit gemacht worden, so würde damit die Lösung der Arbeiterfrage erheblich weiter kommen. Denn wenn der Neger Steuern zahlen soll, und zwar in bar, so wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als sich die hierzu nötigen Mittel durch Arbeit zu verschaffen. So würde der Neger indirekt zur Arbeit angehalten zum Nutzen der Allgemeinheit wie auch zu seinem eigenen sittlichen Wohle.

Der zweite Vorschlag geht dahin, die Eingeborenen zu verpflichten, ihre Arbeitskraft für öffentliche, besonders Wegebauten der Kolonie zur Verfügung zu stellen. Gerade hiergegen hat man nun das Schlagwort der Wiedereinführung der Sklaverei vorgebracht, aber ganz mit Unrecht. In Deutschland muss auch jedermann, ob er will oder nicht, einen Teil seiner Arbeitskraft lediglich im Interesse der Allgemeinheit opfern, und zwar in Gestalt der Dienstpflicht, die ihn auf zwei Jahre oder mehr seinem bürgerlichen Beruf entzieht. Um etwas Ähnliches handelt es sich auch nur bei dem vorliegenden Plane. Weil wir die Eingeborenen als Soldaten nicht verwenden können, da wir Soldaten in den Kolonien in solchen Massen, Gott sei Dank, nicht gebrauchen, so muss uns doch das Recht zustehen, in anderer Weise ihre Arbeitskraft für die Allgemeinheit auszunutzen. Dass in solchen Vorschlägen, welche in der Tat einen gewissen Zwang zur Arbeit für die Neger bilden sollen, eine nicht zu rechtfertigende Härte liegt, dürfte nicht zutreffen.

Der Zwang an sich ist kein unsittliches Mittel, wenn er von der Staatsgewalt im Interesse der Allgemeinheit ausgeübt wird, und der Zweck, zu welchem dieser Zwang ausgeübt werden soll, ist sogar ein im hohen Grade sittlicher, denn er läuft darauf hinaus, die Neger moralisch und kulturell zu heben, indem sie aus ihrer Indolenz aufgerüttelt und zu ernster Arbeit erzogen werden.

Ich glaube gerade, dass dieser zweite Vorschlag, die Eingeborenen zu Arbeitsleistungen für öffentliche Zwecke anzuhalten, in hohem Grade von Nutzen sein wird. Er wird die Neger an regelmässige Arbeit gewöhnen und ihnen den Segen geregelter Tätigkeit klar machen. Ist das aber einmal geschehen, dann wird auch der Neger für sein weiteres Leben freiwillig sich zur Arbeit bereit finden und seine Arbeitskraft dem europäischen Kulturträger zur Verfügung stellen. Wie im einzelnen dieser Plan auszuführen ist, das zu erörtern, gestattet heute die Zeit nicht. Dass aber in diesem Sinne vorgegangen werden muss und zwar sofort, ist gewiss. Die bisherige Entwickelung hat zur Genüge gezeigt, dass aus sich selbst heraus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neger zu mehr Arbeit sich nicht entschliesst. Daher bleibt nichts übrig, als mit Hilfe der staatlichen Machtmittel in solcher Weise auf ihn einzuwirken, dass er einsieht, wie gut die Arbeit auch für ihn ist, und dass er zunächst einmal einsieht, dass er auch arbeiten muss, ebenso wie jeder andere Mensch. Diese Einsicht wird ihm aber nicht eher erstehen, als bis in der vorgeschlagenen Weise der Staat Mittel anwendet, die den Neger in für ihn fassbarer, logisch zwingender Weise von dem Nutzen und der Notwendigkeit der Arbeit überzeugen. Da ohne Arbeit der Eingeborenen die weitere Entwickelung der Kolonien einfach in Frage gestellt wird, so stehen wir hier an einem entscheidenden Punkte, und nur wenn es gelingt, diese Frage zu lösen, glaube ich, dass die erhoffte Entwickelung unserer Kolonien sich einstellen wird. —

Dr. **Scharlach,** Hamburg: Mir scheint, dass sowohl bei der Erörterung der Frage, ob der Plantagenbau durch das Grosskapital oder der Eigenbau des kleinen Besitzers zu empfehlen sei, wie bei der Frage nach der Behandlung der Neger und dem etwaigen Arbeitszwange von dem Redner zu sehr generalisiert worden ist, anstatt die Verschiedenheit der einzelnen Fälle ins Auge zu fassen. Plantagen- und Eigenbau schliessen sich keineswegs aus, sondern finden ihre Berechtigung nur an verschiedenen Stätten; ausserdem ist der Plantagenbau die Vorarbeit für den Eigenbau. Dort, wo das Land noch vollständig unerschlossen und ohne Kommunikation ist, wo der Grund und Boden noch keinen Wert hat, Arbeitskräfte, geschweige geschulte, überhaupt nicht vorhanden sind, ist das gegebene Arbeitsfeld für das Grosskapital. Um dieses anzuziehen, müssen dort Konzessionen verliehen und je nach den Verhältnissen die Gewinnung der Naturprodukte unmittelbar oder, wenn erforderlich, durch die Anlage grosser Plantagen betrieben werden. In solchen Gegenden ist die Tätigkeit des einzelnen schlechthin aussichtslos.

Ganz anders in Gebieten, wo der Boden schon für die Bewirtschaftung einigermassen vorbereitet ist, namentlich aber Kommunikationen bestehen, welche die Ernährung und den Absatz, wenn auch nur im Wege des Tauschhandels, ermöglichen. Hier ist Raum für Plantagen- und Eigenbau, und je mehr das Land gewährt und der Bodenwert steigt, wird letzterer den ersteren verdrängen. Die Einmischung der Regierung in diese Fragen und was nach dieser Richtung von Herrn Baron von Herman vorher ausgeführt worden, wird sich wahrscheinlich immer erfolglos erweisen.

Mit der Behandlung der Schwarzen und dem Arbeitszwange liegt die Sache nicht viel anders. Bei der Beurteilung dieser Frage sollte man sich nicht auf den abstrakten Standpunkt stellen, sondern etwas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

historisch denken und sich erinnern, dass vor noch nicht 100 Jahren, zur Zeit der Blüte unserer Philosophie und Dichtung, bei uns der Arbeitszwang in der Form der Leibeigenschaft, also in einer seiner hässlichsten Formen, noch bestand. Der Arbeitszwang als solcher besteht überhaupt in der ganzen Welt. Wer leben und essen will, muss arbeiten. Das Leben ist Arbeit.

Die Frage, wie sie Herr Vietor stellt, lautet zugespitzt dahin: „Ob die Eingeborenen, welche in einem Lande leben, in dem die Natur ihnen alles freiwillig oder doch nur gegen wenig Arbeit gewährt, ein Anrecht auf Nichtstun haben?“

Diese Frage muss verneint werden. Mit der Aneignung von Kolonien trägt das Mutterland seine Kultur hinein. Dies ist sein Recht und seine Pflicht. Die Kultur aber ist ohne Arbeit nicht möglich, und deshalb ist der Eingeborene von dem Tage der Okkupation durch die Weissen an zur Arbeit verpflichtet. Ich scheue mich nicht auszusprechen, dass die Einführung des Arbeitszwanges gegen die Eingeborenen eine sittliche Verpflichtung gegenüber denselben ist.

Auf die Frage, wie der Arbeitszwang zu gestalten ist, kann hier nicht eingegangen werden. Sicher ist, dass in dieser Beziehung wohl ein gemeinschaftliches Arbeiten der Regierung mit den einzelnen Interessenten und mit den Missionen zu einem schnellen und gewünschten Ziele führen kann.

Herr Vietor hat in seiner Rede gesagt, unsere koloniale Entwickelung habe ein Bestes und ein Schlechtestes. Das Beste sei das Kolonialwirtschaftliche Komitee und seine Tätigkeit. Wir alle werden diesem Komitee die besten Erfolge wünschen, aber ich halte es für eine irrige Auffassung, zu meinen, dass dessen Tätigkeit von unmittelbar günstigem Einflusse auf die Kolonien sein könne. In erster Linie vielmehr handelt es sich immer nur um die Persönlichkeiten, welche ihre Tätigkeit unmittelbar für die Kolonien, sei es drüben, sei es hier, einsetzen. Ihnen kann in einzelnen Fällen durch wissenschaftliche und praktische Forschungen der Erfolg erleichtert, aber nicht bereitet werden.

Als Schlechtestes hat Herr Vietor die Konzessionspolitik bezeichnet. Das ist, wenn nicht überhaupt, so doch sicher in dieser Allgemeinheit unrichtig. Wir sollten uns doch nicht zu sehr überheben und über die Politik absprechen, welche z. B. England nach einer über zweihundertjährigen Erfahrung noch heute in unerschlossenen Gebieten für die richtige hält.

In den vorher geschilderten Gegenden, wo der einzelne nicht wirken kann, sind Konzessionen unbedingt erforderlich. Ohne sie würde das Land für Jahrzehnte sicher wüst und öde bleiben. Allerdings müssen die Konzessionen so erteilt werden, dass ihre Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nutzung selbst sie im Laufe einer gewissen Zeit überflüssig macht. Das ist auch bei den Konzessionen, welche unsere Regierung verliehen hat, nie aus den Augen verloren worden. Gewiss gehört zur richtigen Ausnutzung der Konzession das grosse Kapital, entscheidender aber sind die geeigneten Persönlichkeiten. Was aber das grosse Kapital anbetrifft, so kann dasselbe niemals genügend und erfolgreich von dem Grosskapital beschafft werden, sondern die Erfolge aller Kolonialpolitik hängen davon ab, dass die grosse Masse der Bewohner des Mutterlandes wirtschaftlich in den Kolonien sich beteiligt. Nur wenn wir dahin gelangen, dass nicht wie jetzt einige Hundert, sondern Hunderttausende von Deutschen je nach ihren Kräften mit einem wenn auch noch so geringen Teile ihres Vermögens in den Kolonien beteiligt sind, werden wir diese Kolonien zur wirtschaftlichen Blüte bringen und zu wirklichen Teilen des Mutterlandes machen können. Solchen Hunderttausenden von Interessenten gegenüber würde auch der Reichstag die erforderlichen Bewilligungen für die Kolonien nicht ablehnen können. Dann, und nur dann, würde jede Verkehrseinrichtung in den Kolonien genau so wie im Mutterlande selbst vom wirtschaftlichen Standpunkt aus beurteilt werden müssen. Erst dann wird das, was wir alle erstreben, für die Kolonien eintreten. Jeder einzelne in unserem Volke wird jede wirtschaftliche Frage innerhalb der Kolonien als seine eigene Sache, bei welcher er unmittelbar wirtschaftlich interessiert ist, ansehen, und durch die Gewalt der Masse wird der Erfolg erzwungen werden.

Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin: Die Erteilung von grossen Landkonzessionen ist namentlich dann bedenklich, wenn sie von der Regierung seitens der Konzessionäre nicht aus dem Grunde, um weite Ländereien der Kultur zu erschliessen, verlangt werden, sondern wenn es den Konzessionären lediglich darauf ankommt, diese Gebiete auf vorhandene Naturprodukte, wie z. B. Kautschuk und Elfenbein unter Ausschluss der freien Konkurrenz auszunutzen. Die Konzessionen werden ihrem eigentlichen Zweck entfremdet und dienen dann, trotz der ihnen auferlegten strikten Beobachtung der Handelsfreiheit, der Monopolwirtschaft. Die Verfügungsfreiheit über die Produkte wird den Eingeborenen entzogen; diese werden zu Hörigen der Gesellschaften herabgewürdigt. Die Regierung wird allen Gefahren einer aufständischen Bewegung unter den Eingeborenen ausgesetzt, wie die Erfahrung vielfach gezeigt hat.

Bei Erteilung von Konzessionen ist daher vor allem darauf zu achten, dass die Verfügungsfreiheit der Eingeborenen über die Naturprodukte des Bodens und damit die Handelsfreiheit gewahrt bleibt, die ohne sie eine Farce ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der langsame Fortschritt, den unsere afrikanischen Kolonien in der Entwickelung machen, liegt nicht so sehr an der Art ihrer Verwaltung, als vielmehr in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Nur durch die Ausdehnung der Gewinngrenzen für die Produkte nach dem Innern vermittelst der Anlage billiger Verkehrswege kann eine schnellere Erschliessung herbeigeführt werden.

Was die Arbeiterfrage und die Arbeitstüchtigkeit des Negers anbelangt, so ist es unwahr, dass der Neger indolent ist und nicht arbeiten will. Man betrachte nur in der französischen Kolonie Senegal die Bedeutung, die die Ausfuhr an Erdnüssen gewonnen hat, wo als Produkt der Arbeit von Hunderttausenden von Schwarzen über eine Million Doppelzentner dieses Produktes jährlich ausgeführt werden. Welche Arbeit wird ferner von den Kru-Negern als Schiffsleute geleistet? Auch die grossen Mengen von Palmöl und Palmkernen, die von der Westküste Afrikas nach Europa ausgeführt werden, bezeugen die gewaltige Arbeitsleistung des Negers, ohne dass Zwang auf ihn ausgeübt wird. Oder will man ein noch schlagenderes Beispiel, so möge man daran denken, welche Befürchtungen gelegentlich des Secessionskrieges in Amerika seitens der Sklavenbarone zum Ausdruck gelangten. Es wurde behauptet, man zerstöre durch Abschaffung der Sklaverei die Baumwollkultur, der Neger würde nur noch gerade soviel arbeiten, wie er zu seinem notdürftigsten Lebensunterhalt gebrauche. Was ist aber tatsächlich das Resultat gewesen? Die Baumwollproduktion ist durch freie Negerarbeit um das 10fache gewachsen, und beinahe die ganze Welt ist heute für die Deckung ihres Bedarfes von der Arbeit jener freien Neger der Vereinigten Staaten abhängig.

Ich erkläre mich daher auf Grund dieser Tatsachen und den während meiner langjährigen Anwesenheit in Afrika gemachten Erfahrungen gegen jeglichen Arbeitszwang und bin der Überzeugung, dass der Neger bei einer gerechten, seine Menschenwürde nicht beeinträchtigenden Haltung sich von selbst so entwickeln wird, wie die Erschliessung des Kontinents, an die ohne die Mitarbeit der Neger gar nicht gedacht werden kann, es erheischt.

Wenn behauptet wird, der Neger trage nicht zu den Kosten der Verwaltung unserer Kolonien bei, so muss ich auch dem widersprechen, da die Ein- und Ausfuhrzölle doch nur scheinbar von dem Kaufmann, in Wahrheit aber von dem Konsumenten, dem Eingeborenen, gezahlt werden.

Wenn Schwierigkeiten zur Arbeiterbeschaffung für die Plantagen eingetreten sind, so liegt das wohl auch zum Teil daran, dass die Bevölkerungsdichtigkeit unserer Kolonien vielfach überschätzt wird. Das wird sich aber ändern, sobald ein effektiver Schutz der Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen gegen ihre jetzigen Machthaber eingetreten und die zur Zeit die Bevölkerung dezimierenden Sklavenkriege unmöglich geworden sind.

Die Arbeitsresultate der Neger, die heute schon in den ihnen bekannten Kulturen vorliegen, strafen im übrigen diejenigen Lügen, die da behaupten, der Neger arbeite nur dann, wenn er dazu gezwungen werde.

Dr. phil. **Schulte im Hofe,** Berlin: In allen Tropenkolonien kann man die Beobachtung machen, dass im allgemeinen die Pflanzungen in nur wenig bevölkerten, meist mit Urwald bestandenen Gebieten angelegt werden. Die hier wohnenden Volksstämme sind meistens der Arbeit abgeneigt, und mit aus diesem Grunde war man beinahe immer darauf angewiesen, Arbeiter aus anderen Distrikten oder Ländern heranzuziehen.

Die Anwerbung der fremden Arbeiter geschieht fast ausnahmslos in den Distrikten, in denen sich die Bewohner mit Kleinkulturen, den sogenannten Eingeborenenkulturen befassen. Aus diesen Gebieten, die vielfach dicht bevölkert sind, kommen die Arbeiter Indiens, Chinas etc. Dieselben nehmen für zwei oder mehrere Jahre Arbeit auf den Pflanzungen an, um dann mit den ersparten Geldern wieder in die alte Heimat zurückzukehren, wo sie sich dann sesshaft machen, oder auch sich nach einigen Jahren nochmals als Plantagenarbeiter anwerben lassen. Nur wenige siedeln sich dauernd in den Plantagengebieten an.

Wir haben demnach ausgesprochene Plantagengebiete und solche der Kleinkulturen, und man soll dementsprechend in den Gebieten, die sich für den Plantagenbetrieb eignen, nur den Plantagenbau, in den für Kleinkultur geeigneten nur die Eingeborenenkulturen zu fördern suchen, nicht aber in den Plantagengebieten zugleich auch die Kleinkulturen fördern oder sogar die Eingeborenen veranlassen, Dauerkulturen anzulegen, deren Ernte zunächst noch einer weiteren Präparation bedarf, z. B. Kakaopflanzungen. Derartige Kulturen müssen ausschliesslich für Europäer reserviert werden, denn nur dann ist es möglich, eine Ware zu produzieren, mit der wir dauernd auf dem Weltmarkt konkurrieren können.

In den Plantagengebieten müssen die botanischen Gärten, zu denen die Pflanzer kommen, um sich zu belehren, angelegt werden, in die Gebiete der Kleinkulturen sind Beamte zu senden, die die einschlägigen Kulturen in anderen Ländern studiert haben, um hier ihre Erfahrungen gewissermassen den Eingeborenen aufzudrängen. Wenn wir auf diese Weise die Kleinkulturen fördern, werden wir zugleich Gebiete schaffen, in denen wir für die Plantagen geeignete Arbeiter anwerben können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Major **Morgen,** Stettin: Ich will mich zu der auf der Tagesordnung stehenden Frage kurz und konkret äussern. Die Arbeiterfrage ist die wichtigste in unseren Kolonien, mit ihr stehen und fallen jedenfalls die tropischen Kolonien, mit den Kolonien aber, das ist ebenso meine Überzeugung, steht und fällt das Mutterland. Mit den Ausführungen des einen Referenten, des Herrn Thormählen, kann ich mich nur einverstanden erklären. Wenn ich aber auf den Vortrag des Herrn Vietor eingehe, so muss ich doch sagen: „In jedem Kopf malt sich die Welt verschieden!" In der Welt, in der Herr Vietor gelebt hat, habe auch ich einige Jahre verbracht, habe ich Tausende von Kilometern zurückgelegt, habe ich Hunderte von Dörfern berührt. Durch eine so rosige Brille habe ich die Zustände, den Fleiss der Neger, nicht beobachtet. Das Erwachen in einem westafrikanischen Negerdorf hat sich mir wesentlich anders dargestellt. Verschlafene, gähnende Negergesichter, höchstens einige fleissige Frauen, die zur Feldarbeit gingen. Aber das ist kein Wunder, kein Rätsel, denn der Neger in dem dortigen gesegneten Lande hat es nicht nötig, zu arbeiten. Die zur Ernährung nötigen Früchte wachsen ihm in den Mund; Kleidung braucht er nicht. Und so komme ich auf den Kernpunkt der Frage: „Wie kann ich diesen von der Natur verwöhnten Menschen an die Arbeit gewöhnen?" Es gibt dazu zwei Mittel. Das eine ist, ihm Bedürfnisse zu erwecken. Welches sind nun die begehrtesten Befriedigungsmittel des Negers? Schnaps und Pulver? Das wollen doch auch Sie, meine Herren Missionare, nicht. Kleider? Ja, meine Herren, wenn man dem Neger bei seiner angeborenen Eitelkeit den Einkauf von Luxusartikeln aufdrängt, so erziehen wir uns alles andere, nur keinen Arbeiter. Wenn wir also — wenigstens vorläufig — auf dieses Mittel verzichten wollen, so bleibt uns nur noch der Arbeitszwang, die Arbeitspflicht übrig. Alle, die wir Kinder besitzen, wissen aus eigener Erfahrung, dass diese gewiss nicht freiwillig die Schule besuchen würden, wenn nicht der Zwang der Eltern dahinter stände. Der Neger aber ist nichts anderes als ein grosses, um ein Jahrtausend zurückgebliebenes Kind. Der in unseren Schutzgebieten lebende Eingeborene muss verpflichtet werden, für den ihm gewährten Schutz eine Gegenleistung, eine Steuer zu liefern. Diese Steuer soll nun nicht in barem Gelde, nicht in direkter Form erhoben werden, sondern sie soll eine indirekte sein und in einem durch den Beamten näher zu bestimmenden Arbeitsquantum bestehen. Wegebauten und Brückenanlagen würden sich in erster Linie für diese Steuerarbeit empfehlen. So wird sich der Neger allmählich an die Arbeit gewöhnen und wird schliesslich auf jedem anderen Gebiete, auch auf dem der Plantagenarbeit, zu gebrauchen sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Afrika den Afrikanern, die Afrikaner für uns! Nur so kann ich mir die Lösung der Arbeiterfrage, nur so kann ich mir die Entwickelung unserer tropischen Kolonien denken!

Walther Heinn, cand. cam., Pankow-Heinersdorf: Man engagiere neben den Arbeitern auch Arbeiterinnen und lasse letztere nur einen Teil ihrer Zeit der Plantagenarbeit widmen. Der grössere Teil der Zeit sei dann der Pflanzung und Anrichtung gesunder, gut verdaulicher Nahrung sowie der Fürsorge der aus diesem Verhältnis sich ergebenden Nachkommenschaft gewidmet. Die Kinder könnten dann später der Mission überantwortet werden und in späteren Jahren bei dem Plantagenunternehmer in Stellung gehen, wodurch ein besserer, zuverlässiger und intelligenter Arbeiterstamm entstehen würde. Die Unternehmer würden mit obigen Vorschlägen sicher einverstanden sein, da mit Abnahme der Sterblichkeit auch die Beschaffungskosten für neue Arbeitskräfte aufhören würden. Mit Einführung der erwähnten Vorschläge würden auch gleichzeitig die jetzt mit der Weibernot verbundenen höchst bedauerlichen und abscheulichen sexuellen Zustände ein Ende nehmen, was wir Freunde einer gesunden Kolonialpolitik bald erhoffen.

Missionsinspektor **A. W. Schreiber,** Bremen: Uebereinstimmung herrscht darüber, dass die Kolonialfrage im wesentlichen eine Eingeborenen-, eine Arbeiterfrage ist. Die Erziehung zur Arbeit ist das Problem, an dessen Lösung mit dem Beamten, Kaufmann und Pflanzer auch der Missionar tätig ist. Es ist zuzugeben, dass allgemein gültige Regeln bei der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse sich kaum aufstellen lassen, dass überall nicht Massregeln, sondern in erster Linie Männer neu gestaltend wirken. Aber es bleibt eine prinzipielle Frage, ob diese Männer sich mehr von materiellen oder ideellen Grundsätzen leiten lassen, ob man die möglichst baldige und möglichst hohe Verzinsung des angelegten Kapitals erreichen will, ohne auf die geistige Entwickelung der eingeborenen Bevölkerung die gebührende Rücksicht zu nehmen. Man will nun eine Erziehung zur Arbeit auf dem Zwangswege herbeiführen, mit der Begründung, solche Arbeit sei gerechtfertigt im Interesse der Allgemeinheit. Aber soll der Neger nicht doch tatsächlich in erster Linie für den Unternehmer arbeiten, und kann man es ihm da verdenken, wenn er nicht arbeiten will? Aus persönlicher Anschauung habe ich mich in Togo und auf der Goldküste davon überzeugt, wie die Möglichkeit zur Eigenkultur den Neger zur Arbeit treibt. Man will ferner die vorhandene Indolenz und den beklagenswerten Mangel an sittlichem Ernst beim Neger beseitigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch Einführung von direkten Steuern, deren Bezahlung zur Arbeit zwingt, sowie durch Heranziehung zu öffentlichen und Kulturarbeiten. Aber glaubt man denn allein auf diesem Wege äusseren Zwanges innere Schäden heilen zu können? Hier muss der Hebel angesetzt werden! Die religiös-sittliche Erziehung des Negers, bei welcher die evangelische Mission nicht minder als die katholische keine Dogmatik treibt, sondern die elementaren Grundsätze des Christentums in einer dem Neger verständlichen Weise lehrt, ist die Voraussetzung der Erziehung zur Arbeit. Es bleibt bei der Regel: „Bete und arbeite!" Dieser Weg führt langsam, aber sicher zum Ziele. Deshalb sollten die Bestrebungen der Mission in unseren Kolonien eine weit tatkräftigere Förderung durch die grossen Arbeitgeber erfahren, als es bisher geschehen ist.

Dr. **A. Pflug,** Berlin: Die überaus rege Beteiligung der Kongressmitglieder an den Verhandlungen der Sektion V berechtigt zu dem Schluss, dass man die hier zur Verhandlung stehenden Gegenstände für die wichtigsten unter allen sonstigen Beratungsgegenständen hält. Die lehrreichen Ausführungen der bisherigen Herren Redner dürften diese Ansicht bestätigen. Die Frage, die hier zur Erörterung gezogen worden ist, scheint mir überhaupt die wichtigste und grösste zu sein, mit der sich das Menschengeschlecht immer und immer wieder zu befassen hat. Es ist die Frage: Wie erziehen wir die Menschen, im besonderen die Eingeborenen unserer Kolonien, zu Kulturmenschen, wie erziehen wir sie zu regelmässiger freier Arbeit und zur Wirtschaftlichkeit? Es ist hier ausgeführt worden, dass das bei den angeborenen schlechten Eigenschaften der Neger sehr schwer halte, während von anderer Seite gesagt wurde, dass dem Neger Anlage zur Arbeitsamkeit nicht abzusprechen sei, man müsse diese Anlage nur richtig ausbilden. Ob die eine oder andere Ansicht zutrifft, kann in dieser Stunde nicht entschieden werden. Jedenfalls aber ist das zutreffend, was einer der Herren Vorredner gesagt hat, dass die afrikanische eingeborene Bevölkerung tausend Jahre in der Kultur zurückgeblieben ist, und dass sie sich nicht im Handumdrehen zu Kulturmenschen umwandeln lässt. Wollen wir doch von den Negern nicht besser denken als von unseren Vorfahren vor zweitausend Jahren, deren Tätigkeit dahin charakterisiert wird, dass sie auf den Bärenhäuten lagen, Haus, Habe und Weib verspielten und immer noch eins tranken. Wir dürfen von der eingeborenen Bevölkerung nichts Unmögliches erwarten. Alle Kulturfortschritte gehen stufenweise vor sich und jede Kulturstufe, die von einer anderen abgelöst wird, lässt einen oder mehrere Grundpfeiler zurück, auf welcher dann die letzte Kulturstufe, die z. B. wir erreicht haben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fest gegründet erscheint. Aber jedes Volk muss auch alle die einzelnen Kulturstufen durchmachen, und es rächt sich schwer, wenn in der Entwickelung eines Volkes und Staates eine oder mehrere Kulturstufen übersprungen werden. In diesem Falle wird man überall und bei allen Gelegenheiten Lücken und Mängel finden. Um das zu erkennen, braucht man nur einen Blick auf die neueren staatlichen Gemeinwesen, wie Nordamerika, zu werfen, wo der grosskapitalistische Betrieb zu früh einsetzte, ehe ein fest fundierter Mittelstand wie in Deutschland sich gebildet hatte. Es erscheint mir daher völlig zutreffend, was Herr Professor Dr. Schmoller vorhin in den Vordergrund rückte, der es für notwendig erachtete, in unseren Kolonien vorerst die Gründung von Kleinbetrieben zu fördern und sich mit der Ausfuhr der Ueberschüsse aus diesen Kleinbetrieben der Eingeborenen zu befassen. Freilich bleibt es angesichts des Widerstreits der Meinungen eine offene Frage, ob das gegenwärtige Geschlecht der Eingeborenen sich zu solcher Betriebsweise eignet und ob nicht dazu vorerst ein neues Geschlecht heranzubilden wäre. Das letztere will mir erforderlich erscheinen. Als Moses die Kinder Israel aus Egypten führte und sich die Aufgabe setzte, das Land Kanaan zu erobern, musste er sich überzeugen, dass mit diesem soeben der Knechtschaft entsprungenen Geschlecht das gesteckte Ziel sich nicht erreichen liess. Deshalb führte er sein befreites Volk erst vierzig Jahre in der Wüste herum, damit sich ein neues Geschlecht, welches er mit der Aufgabe erfüllte, heranbildete. So ähnlich wird man die Verhältnisse auch in Afrika anzusehen haben. Es wird zunächst darauf ankommen, die heranwachsende Negerbevölkerung, nachdem wir sie zu unseren Landsleuten gemacht, zur Arbeitsamkeit und Wirtschaftlichkeit zu erziehen. Erst wenn man dort eine verlässliche, arbeitswillige, wirtschaftlich handelnde Bevölkerung erzogen haben wird, wird man für grössere wirtschaftliche Unternehmungen den zuverlässigsten Faktor, den Menschen, haben. Dann werden auch die Unternehmungen gelingen. Mir scheint, als ob das Misslingen der bisherigen Unternehmungen wesentlich auf der Unzuverlässigkeit der einheimischen Bevölkerung beruht. Wenn nun verschiedene Unternehmer ohne solche Grundlagen mit ihren Unternehmungen nicht reüssieren, so ist es das erste, dass sie die Regierung um Hilfe angehen, indem sie dieselbe um den Bau kostspieliger Eisenbahnen und Zinsgarantien angehen. Ich meine, es ist noch viel zu früh, mit grösseren wirtschaftlichen Unternehmungen in unseren Kolonien vorzugehen. Erst soll man sich mit der Erziehung der Negerkinder zu Kulturmenschen durch unsere Missionare mehr befassen und soll zu dem Ende Mittel flüssig machen. Man soll dem heranwachsenden Geschlechte erst wirtschaftliche Begriffe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

namentlich vom Eigentum und vom eigenen Tun beibringen. Man soll Kulturbedürfnisse in ihnen wecken und ihnen zeigen, wie man durch regelmässige Arbeit sich die Mittel erwirbt, um die empfundenen Bedürfnisse zu befriedigen. Man soll sie zu Gemeinsinn und gemeinnützigen Arbeiten anregen, aber ihnen nicht Steuern auferlegen, um sie damit zur Arbeit zu erziehen. Erst müssen die Eingeborenen Eigentum haben, ehe man sie besteuert.

General-Major z. D. **von Poser und Gross-Naedlitz,** Berlin: In Bezug auf die Behandlung der Neger haben wir ja die Ansichten der berufenen Männer gehört. Wenn die Ansichten des Herrn Thormählen mit denen des Herrn Vietor sich nicht decken, so liegt das daran, dass die Neger von Togo verschieden sind von denen in Kamerun und daher beide Herren, welche als human bekannt sind, verschiedene Standpunkte vertreten müssen. Die Hauptsache ist und bleibt die, dass der Neger gesetzmässig behandelt wird, dann wird das Wohlwollen sich von Fall zu Fall von selbst ergeben.

Was die Konzessionsfrage betrifft, so gehen ja die Ansichten ausserordentlich auseinander; es ist dies eine Frage, welche von der Regierung so bald als möglich in die Hand zu nehmen ist.

Ich stehe auf dem Standpunkt, dass ohne Konzessionen eine Erschliessung der Kolonien auf lange Zeit hinaus ausgeschlossen ist. Es handelt sich nur darum, die richtige Form zu finden, Konzessionen abzuschliessen, so dass nicht einzelnen Personen übergrosse Vorteile zufliessen, sondern dass das ganze Volk in der Lage ist, sich daran zu beteiligen. Nochmals, ohne Konzessionen kommen wir nicht vorwärts!

Schliesslich bemerke ich zu der Aufforderung des Herrn Vietor, zahlreich in das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee einzutreten, dass es wohl richtiger geheissen hätte — in die Deutsche Kolonialgesellschaft.

Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee ist eine schöne Tochter der Deutschen Kolonialgesellschaft, und wer daher sich derselben nähern will, kann es nur durch den Eintritt in die Deutsche Kolonialgesellschaft.

Missionsinspektor **Theodor Oehler,** Basel: Wenn Herr Thormählen eine Nötigung der Neger zur Arbeit fordert um ihrer Faulheit willen, und daraus, dass man sie zur Plantagenarbeit nötigen müsse, schliesst, sie werden für freiwillige Arbeit nicht zu gewinnen sein, so ist übersehen, dass es sich bei der Forderung, den Neger zu freiwilliger Arbeit anzuleiten, um eine Arbeit in seinem eigenen Interesse handelt. Daraus, dass er nicht gern für die Weissen arbeitet, folgt nicht, dass er die Arbeit im eigenen Interesse verschmäht. Tatsächlich leistet der freie Neger eine nicht unbedeutende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit. Woher kommen die Massen von Palmöl und Palmkernen, die jährlich aus Westafrika ausgeführt werden, und die doch die Kultur der Ölpalme und die Arbeit der Gewinnung des Öls und der Kerne voraussetzen?

Dass die Neger in Kamerun nicht in den Pflanzungen arbeiten wollen, ist kein Wunder. Man muss wissen, wie man es mit ihnen dort gemacht hat. Ein Blick auf eine Karte, auf der die Pflanzungen am Kamerungebirge eingezeichnet sind, zeigt, dass man den dortigen Negern fast alles Land genommen und den Pflanzungsgesellschaften überlassen hat. Und nun sollen die Neger auf diesen Pflanzungen gern für die Weissen, die Herren ihres Landes geworden sind, arbeiten? Allerdings ist es wahr, dass die dort wohnenden Neger, die Bakwiri, auch faul sind. Aber man darf nicht verallgemeinern. Man sah sich nun darauf angewiesen, aus dem Innern Arbeiter anzuwerben. Man muss aber bedenken, was die Stämme im Innern von den durchziehenden Expeditionen und wohl auch von den Werbern erlitten haben. Wenn die Missionare an Orte kommen, die an den Wegen ins Innere liegen, so können sie die Dörfer leer antreffen, weil die Bevölkerung aus Furcht vor den Weissen in den Busch geflohen ist. Es ist begreiflich, dass die Schwarzen der Gewalttätigkeit der Weissen mit Schlauheit begegnen. Der Häuptling wird den gefürchteten Werbern nicht seine besten Leute geben, sondern womöglich Schwächere, auch Halbinvalide. Solche sind dann den Gefahren der veränderten Lebensweise an der Küste doppelt unterworfen, und viele kommen nicht wieder. Das wirkt zurück auf die Stimmung der Leute im Innern. So wie man die Anwerbung der Leute betrieben hat und bei den Erfahrungen, die die Schwarzen dabei machten, ist das Misslingen erklärlich genug.

Sehr interessiert hat auch die Bemerkung Herrn Thormählens, dass es den Negern an „sittlichem Ernst“ fehle. Gewiss. Aber wie steht es mit dem sittlichen Ernst der Weissen? Möchten doch diese vor allem sittlichen Ernst zeigen. Der Herr Major Morgen hat die Neger als grosse Kinder bezeichnet, die erzogen werden müssen. Mit Recht. Aber was für Leuten geben wir denn die Kinder zur Erziehung? Ich denke nur solchen von sittlicher Gesinnung. Aber das ist der Punkt, wo es den Negern gegenüber fehlt. Die Grundlage von aller Erziehung muss die sein, dass man den Zögling als Persönlichkeit, als Selbstzweck betrachtet und nicht als Mittel für einen fremden Zweck. Und der Erzieher selbst muss ein sittlicher Charakter sein; sonst gelingt die Erziehung nicht. Woher soll die Sittlichkeit der Neger kommen, wenn sie sie nicht an den Erziehern sehen? Woher die moralische Achtung vor ihnen, wenn sie nicht moralisch sind? Was wir aus den Negern machen, das sind sie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Machen wir Schnapstrinker aus ihnen, so sind sie Schnapstrinker, und ich habe noch nie gehört, dass die Leute durchs Schnapstrinken gute Arbeiter werden. Und wie wir sie behandeln, so werden sie. Behandeln wir sie recht, so werden sie recht, und behandeln wir sie schlecht, so werden sie schlecht. Wie man die Neger ohne obrigkeitlichen Zwang durch Anleitung und Beispiel für die Arbeit gewinnt, habe ich vorher (beim ersten Gegenstand dieser Sitzung) an einem Beispiel gezeigt. Herr Thormählen meint, die Mission mit ihren abstrakten Lehrsätzen werde für die Erziehung der Neger zur Arbeit nicht viel leisten. Weiss er denn, wie wir die Neger lehren? Hat er schon zugehört? Hält er uns für so einfältig, dass wir nicht merken, was man ihnen bieten muss? Man sehe doch auf unsere Jugenderziehung. Wir erziehen die Kinder vom sechsten oder siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahr und vielfach noch darüber hinaus und arbeiten fürwahr nicht mit abstrakten Lehrsätzen. Die Mission arbeitet auch gegen die Polygamie — bei der die Weiber dem Mann die Arbeit abnehmen — und gegen das manchmal damit verbundene Neffenerbrecht — bei dem der Vater kein Interesse hat, für seine Kinder zu arbeiten —; sie beseitigt dadurch bedeutende Ursachen der Trägheit der Neger. Man höre doch endlich auf, so verkehrt über die Mission zu reden.

Ja, die Neger müssen erzogen werden, aber von sittlichen Charakteren und nicht durch Arbeitszwang, wohl mit Ernst und Strenge, aber auch mit Verständnis und Liebe, und alle wahre Erziehung ist Geduldsarbeit.

Dr. theol. et phil. **Grundemann,** Pastor in Mörz bei Belzig, möchte nur weniges dem beifügen, was der Vorredner sehr treffend darüber gesagt hat, dass die Mission dem Neger das Christentum nicht als eine abstrakte Lehre bringt. Sie bringt Keime neuen Lebens, das sich in der christlichen Gemeinde bald zu entfalten beginnt, und durch welches die christlichen Neger sich oft schon sehr stark von ihren heidnischen Landsleuten unterscheiden und zwar gerade auch in Bezug auf das Arbeiten der einzelnen für die Gesamtheit. Wenn es sich z. B. um einen Kirchbau oder andere Leistungen handelt, bringen die Negerchristen Summen auf und verrichten freiwillig Arbeiten, die weit hinausgehen über das, was die Regierung je an Steuern von ihnen fordern würde. In solchen Fällen wird es offenbar, wie die Mission zur Arbeit erzieht.

Dr. **Passarge,** Steglitz: Die Ursache für die langsame Entwickelung unserer tropischen Kolonien ist der Mangel an Arbeitskräften infolge geringer Bevölkerung. Da die Neger aus eigenem Antrieb

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwere Arbeit nicht verrichten, so muss man warten, bis sie durch Volksvermehrung zur Arbeit gezwungen werden. Gewaltsame Mittel führen leicht zu Revolution; Spekulation, Gründungen, Pfundaktiensystem, Landkonzessionen aber sind teils vergebliche, teils schädliche Bemühungen. Erschliessung durch Wege und Bahnen, wirtschaftliche Vorarbeiten im Sinne des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Erziehung der Neger und vorsichtiges Vorgehen bei neuen Unternehmungen sind dringend notwendig und die Hauptaufgabe während der Zeit des kritischen Übergangs, kritisch deshalb, weil so viele Leute nicht warten wollen. Besonders qualvoll ist das Warten für Spekulationslustige, und vor diesen muss man dringend warnen.

Prof. Dr. **A. Stange,** Minden i. W.: Es platzen hier die Geister auf einander; auf der einen Seite wird bei der Behandlung unserer Negerbevölkerung Humanität gepredigt und geduldiges Erziehen zur Arbeit, besonders durch das gute Beispiel, wie bei den Missionen, auf der andern Seite verlangt man Anwendung von Zwangsmassregeln, um die Neger an Arbeit zu gewöhnen. Die Fürsprecher beider Richtungen haben Beifall gefunden in dieser Versammlung, und es kam mir vor, als ob der letztern Meinung der stärkere Beifall zu teil geworden wäre. Gestatten Sie mir in aller Kürze, dass ich auch in dieser wichtigen Angelegenheit mein bescheidenes Votum abgebe, dass ich mich dabei ganz auf Seite des Herrn Vietor und des Herrn Missionsinspektors Oehler stelle. Ich tue dies auf Grund eigener Erfahrungen; denn ich habe auch längere Zeit unter einer Negerbevölkerung gelebt und habe die Schwarzen arbeiten sehen als Sklaven, wie als freie Arbeiter. Ich stehe nicht an, zu sagen, dass die Neger besser sind als ihr Ruf in mehrfacher Beziehung, abgesehen natürlich von einzelnen arbeitsscheuen Kerls, die Sie übrigens auch unter unsern deutschen Arbeitern in Menge finden können. Sie sind sehr empfänglich für gute und besonders gerechte, wenn auch strenge Behandlung und wissen wohl, wo sie bei der Arbeit ihren richtigen Lohn finden. Wenn sie arbeiten, wollen sie auch den gebührenden Lohn haben, und wer wollte ihnen das verdenken? Herr Major Morgen nannte die Neger grosse Kinder und rechtfertigte damit die Zwangserziehung, die ihnen gegeben werden soll, wie wir bei unsern Kindern Zwang anwenden müssen. Nun, das ist doch nur in gewisser Weise richtig, in beschränkter Weise. Bezüglich des Zwanges möchte ich mir doch erlauben, auf einen Punkt hinzuweisen, der wohl nicht gebührend beachtet wurde, der aber recht eigentlich entscheidend ist. Soll nämlich von Zwang die Rede sein, so darf dies nur ein Zwang zum Nutzen des Gemeinwohls sein, etwa durch Steuern, zu Wegebauten und anderen Arbeiten, die dem öffent-

lichen Wohle dienen; diesen Zwang lassen wir uns auch gefallen und den versteht auch der Schwarze, so klug ist er doch und er unterwirft sich ihm ohne grosses Widerstreben; denn er arbeitet damit gewissermassen auch für sich selbst. Aber die Sache gewinnt ein ganz anderes Aussehen, wenn er auf Plantagen zur Arbeit für europäische Herren oder Gesellschaften gezwungen werden soll, die den Hauptnutzen haben, während er selbst mit kargem Lohn und schlechter Nahrung abgefunden wird. Das heisst Zwang ausüben für Privatinteressen, das ist ein unsittlicher Zwang, und dafür ist der Neger allerdings schlecht zu haben. Herr Thormählen sprach von der Arbeiterkalamität in Kamerun infolge der angeblich angeborenen Faulheit des Schwarzen. Ja, die Kalamität war ursprünglich gar nicht vorhanden in dem Masse, sondern Zintgraf hat seiner Zeit Hunderte von kräftigen, fröhlichen Arbeitern aus Bali zur Küste geführt; wenn aber schlechte Behandlung eintritt und ungenügende Ernährung Krankheiten und schliesslich den Tod vieler zur Folge hat, dann hört der Zuzug bald auf und die Kalamität ist da, nicht als Folge des indolenten Negercharakters, sondern durch die Schuld des Europäers. Ich wollte auch noch einige andere Punkte berühren, doch sind diese inzwischen schon von den Herren Vorrednern in das rechte Licht gestellt worden. So beschränke ich mich auf das Gesagte und will ihre Geduld nicht länger in Anspruch nehmen.

J. K. Vietor, Bremen: Zunächst habe ich einige Missverständnisse aufzuklären. Ich habe z. B. nicht für die Abschaffung der Grossplantagen gesprochen, sondern nur gegen die Missstände auf denselben.

Was meine Gegner vorgebracht haben, ist alles Theorie. Wo in der ganzen Welt sind die Erfolge, die mit dem sogenannten Arbeitszwang erreicht sind? Im Gegenteil, die Verhältnisse verschlechtern sich sehr. Man frage nur die Kameruner Kaufleute, wie viel Geld in den letzten Jahren dort verloren ist, und wie viele Firmen dort zu bestehen aufgehört haben. —

Ich aber habe für meine Anschauung die Praxis für mich. Was füllt denn die 28 Dampfer der sich rapide entwickelnden Woermann-Linie? Nur die freie Arbeit der freien Neger. Senegambien, Goldküste, Togo, Dahomey, Lagos und Niger, wo die Neger selbstständig farmen, bringen sie enorme Ladungen hervor. Der Kongo, der früher die Schiffe füllte, lässt sie leer nach Hause fahren, so dass die Woermann-Linie die frühere Kongofahrt einstellen musste.

Der Fehler unserer Kolonialentwickelung ist die Überstürzung. Wir müssen zu einem ruhigen Gang der Entwickelung zurückkehren, dann werden wir bald genug Freude an unseren Kolonien erleben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Nyassagebietes.

Von Bezirksamtmann **Zache**, Neu-Langenburg (Ostafrika).

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Nyassagebiet sind das Ergebnis dreier Faktoren. Der erste derselben stellt sich dar in alledem, was die Natur gegeben hat. Wir werden sehen, dass ihre Gaben zahlreich sind. Zweitens werden wir betrachten müssen, ob und inwieweit die Eingeborenen diese Naturgaben verwertet haben. Das ist leider nur in recht geringem Masse der Fall gewesen. Und drittens müssen wir fragen, ob in der kurzen Spanne Zeit, seitdem der weisse Mann am Nyassa erschienen, der wirtschaftliche Wert des Landes gehoben worden ist. Dann werden wir zum Schlusse es wagen dürfen, die Frage zu stellen, was in der Zukunft geschehen muss, um diese Frage mit einer Art Programm zu beantworten.

I.

Ia. Das deutsche Nyassagebiet entlehnt seinen Namen jenem 75 Meilen langen und 3 bis 7 Meilen breiten Süsswassersee, dessen nördliches Ostufer von $9^1/_2$ bis $11^1/_2$ Grad südlicher Breite deutsch ist. Das gegenüberliegende Ufer ist englisch, die südöstliche Küste portugiesisch. Der deutsche Küstenstreifen und die nördlich gelegenen Landschaften, die nach Westen bis zum Rikwa und halbwegs zum Tanganyika reichen, bilden den Bezirk Langenburg, der an Flächenraum das Königreich Württemberg etwas übertrifft und 200 000 farbige Einwohner nebst 150 Europäern umfasst.

Ib. Das Nyassagebiet ist ein ausgesprochenes Bergland. Am deutschen Ostufer des Sees steigen senkrecht und unmittelbar aus dem Wasser bis zur Höhe von 2000 *m* hinan die Wände des Livingstone-Gebirges empor, mit ihrem spärlichen Baumwuchs dem geringen Bedarf der Dampfer an Heizmaterial reichlich genügend. Im Süden Granit, dann am Ruhuhu Sandstein, schliesslich Urgneis, bilden die geologische Struktur; erst die im Nordosten angehängte Landschaft Bwanji zeigt jene aufgerichteten und mit quarzitischen Sandsteinen bedeckten Schiefer, welche als Kapformation bekannt sind und in Südafrika sich als so ausserordentlich goldreich erwiesen haben.

Auch die westliche Hälfte des Bezirks besteht überwiegend aus Gneis, dessen lebhaft rot gefärbtes speckfettes Verwitterungsprodukt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders in der Landschaft Bundali eine ausserordentlich üppige Fruchtbarkeit besitzt.

Vorgelagert sind diesem Gneise Sandsteine, welche im Karalo- und Iwogo-Höhenzug Steinkohlenflöze führen.

Zwischen diesen beiden Plateaurändern finden wir eine Reihe erloschener Vulkane, teils wie der Kiëjo und der 3200 *m* hohe Rungwe mächtige Kegel darstellend, teils als einige hundert Meter messende kreisrunde Löcher, durch die Regenmengen von Jahrtausenden zu Kraterseen umgestaltet.

Ungeheure Massen vulkanischen Materials sind hier in grauer Vorzeit ausgeworfen worden und bilden jetzt ein Hügelgewirr, dessen Lieblichkeit an Thüringen erinnert. Zwischen 1000 und 1600 *m* über dem Meere gelegen, von zahllosen Bächen umzogen, stellen diese immergrünen Kuppen aus verwitterter, vulkanischer Asche das fruchtbare Mittelstück des Bezirkes, den Kreis Konde-Oberland, von etwa 36 Quadratmeilen Fläche dar.

Kaum halb so gross ist das Unterland, nur wenige Meter über dem Spiegel des Nyassa gelegen und durch die aus dem Oberlande herabgeführten Alluvionen von drei ansehnlichen Flüssen gebildet.

An dieses Herzstück des Bezirkes schliesst sich östlich auf 1400—2800 *m* Höhe Ukinga mit dem erwähnten Bwanji an, nördlich die vulkanische Hochebene Usafwa, westlich das ausgedehnte Unyika, beide durchschnittlich 1400 *m* über dem Meere oder 900 *m* über dem Nyassa.

In den vulkanischen Gebieten finden wir zahlreiche natron- und kohlensäurehaltige Sprudel. Die wesentlichsten derselben befinden sich in Usafwa und sind von ihrem Untersucher, Herrn Stabsarzt Fülleborn, Gräfin Bose-Thermen getauft worden; sie sollen an Heilwirkung den Aachener Quellen nahestehen. Dort erhebt sich auch eine marmorähnliche Wand von Sinterkalken, dessen Produkt das Bezirksamt für Bauzwecke mit Erfolg gebrannt hat.

Ic. Dem Nyassa verdanken es nun alle diese Landschaften, dass sie überreich bewässert sind.

Denn da die Winde, mit Ausnahme dreier Monate, überwiegend von Süden wehen, treiben sie die ganze Verdunstungsmenge des Riesensees über das Kondeland, das, rings von Steilwänden umschlossen, wie ein natürlicher Kondensationskessel die Dünste niederschlägt. So ist der Regenreichtum, der im Verhältnis der Entfernung vom Kondelande in den anderen Landschaften abnimmt, ein unschätzbarer Vorzug der deutschen vor den fremden Nyassabesitzungen. Sieben volle Monate, von November bis Ende Mai, haben wir Regenzeit, d. h. bei 10—26 Regentagen 200—800 *mm* Niederschlag monatlich, und von den übrigen Monaten ist auch nur der Juli ganz trocken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle übrigen weisen bei 3—8 Regentagen 50—100 *mm* im Durchschnitt auf.

Die Wasserverteilung ist im Kondelande also die denkbar günstigste. Ukinga und Bundali sind ebenfalls sehr regenreich. Unyika hat ausreichende Niederschläge; nur Usafwa, das gegen den Nyassa durch Steilwände fast hermetisch abgeschlossen ist, muss als trocken bezeichnet werden. Es gehört mit zu den eigenartigsten Überraschungen Afrikas, von dem 1920 *m* hohen Igalepass nach Süden auf die dickgeballten Regen- und Nebelmassen des triefenden Kondelandes und nach Norden auf das in flimmerndem Sonnenschein knochentrockene Usafwa hinabzuschauen.

Id. Demgemäss ist auch die Temperatur in den einzelnen Landschaften sehr verschieden. Völlig tropisch, d. h. feuchtheiss, sind die Striche direkt am Nyassa, insbesondere das Konde-Unterland; Usafwa hat Steppencharakter, d. h., es ist trockenheiss. Im übrigen haben wir annähernd europäisches Klima. So sind im Konde-Oberlande morgens und abends 12—19, mittags 16—24 Grad Celsius gemessen worden, so dass sich eine recht nervenstärkende Differenz von 6—10 zwischen Tag und Nacht ergibt. Das Klima gestattet also europäischen Ansiedlern die körperliche Arbeit sehr wohl.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Bundali; in Ukinga dagegen bilden die schweren Nebel, die im Kondelande nur im April und Mai vorherrschen, während der ganzen langen Regenzeit die Regel, und Reif, ja selbst 5 *mm* dicke Eisschichten sind nicht allzu selten. Unyika ist exzentrischer, d. h. im Winter kälter, im Sommer wärmer als das Oberland.

Von den klimatischen abhängig sind die hygienischen Verhältnisse. Zahlreich sind die Moskitos im Konde-Unterlande, vereinzelt vorhanden in den Kreisen Wiedhafen und Usafwa. Alle anderen Kreise sind, Grenzstriche ausgenommen, vollständig moskito- und demzufolge malariafrei. Auch Dysenterie und alle anderen Tropenkrankheiten, insbesondere auch Anämie, finden sich in den kühlen Gebirgsländern nicht. Ein Beweis dafür ist das prächtige Gedeihen der Missionskinder.

Ie. Die Regenmengen des Nyassagebietes werden naturgemäss wieder nach dem See entwässert, der durch den Schire nach Süden seinen Abfluss zum Sambesi und durch diesen zum indischen Ozean findet. Beide Flüsse sind bis auf ein zwölf Meilen langes Stück des Schire schiffbar, sodass die Nyassaländer dem Weltmarkte verhältnismässig nahe liegen, jedenfalls erheblich näher als das ihnen sonst wirtschaftlich so ähnliche, viel gepriesene Uhehe.

If. Die Flora und Fauna, die sich unter der Gunst der geschilderten geologischen und klimatischen Verhältnisse entwickelt hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist üppig und mannigfaltig. Der Urwald freilich, der früher das ganze Land bedeckt haben mag, ist im Zeitraum von Jahrhunderten vor der langsam aber stetig arbeitenden Axt der Bantuneger auf die höchsten Höhen und in die unzugänglichsten Schluchten zurückgewichen. So in Ukinga, Bundali und dem Oberlande, wo nur noch ein riesiger Waldgürtel quer um den Rungwa der Sägerei des Bezirksamts Stämme von 12—15 *m* Höhe und 1 *m* Dicke liefert, deren Qualität dem Eschenholz ebenbürtig ist. Ein lichterer, aber auch hochstämmiger Wald trennt in 2 Stunden Breite Ober- und Unterland und bedeckt halb Unyika. In diesen Wäldern wuchsen in reichem Masse Kautschukpflanzen, bis vor etwa 15 Jahren den Eingeborenen der Wert der milchigen Harzsäfte bekannt wurde. Damals begann der zügellose Raubbau, der zwar dem Nyassagebiet schnell den Ruf eines erstklassigen Kautschuklandes erwarb, bald aber die letzte Pflanze ausrottete. Noch reichlich vorhanden ist dagegen Bambus aller Art, von Halm- bis zu Schenkeldicke.

Aber wo der Wald verschwunden ist, da breiten sich überall graue Almenteppiche als saftige Viehweiden aus, auf denen man auch unsere heimischen Farne und Brombeeren findet.

Ig. Die Tierwelt bietet dem Jäger reiche Beute, der Nyassa wimmelt von Fischen. Aber von wirtschaftlicher Bedeutung ist das nicht. Der Elefant wechselt nur noch durch, so dass von Elfenbeinproduktion füglich nicht die Rede sein kann. Ob die Haustiere autochthon oder sämtlich eingeführt sind, mag dahingestellt bleiben. Die Rinderrasse ist jedenfalls importiert und wird daher später zur Sprache kommen.

So bleibt uns als letztes und höchstes Produkt der reichen Natur der eingeborene Mensch übrig, dem wir zunächst unser Interesse zuwenden wollen.

Die Bantuneger des Nyassalandes stellen mehrere durch Sitten und Gebräuche verschiedene, durch die Sprache meist sogar scharf von einander geschiedene Stämme dar.

Ih. Unmittelbar am See wohnen zwei nicht sehr zahlreiche Fischervölker; die Hauptmasse der Bevölkerung aber bilden die Wanyakyusa, welche in der Zahl von 80 000 Seelen das Kondeland bewohnen. Obwohl sie gut gebaut sind, einen kräftigen Eindruck machen und ausserordentlich abgehärtet sind — tragen sie doch selbst im rauhen Oberlande so gut wie gar keine Kleidung — sind sie für regelmässige und angestrengte Arbeit nur mässig, als Träger sogar gar nicht brauchbar; wenigstens nicht da, wo sie ihre gewohnte Hauptnahrung, Milch und Bananen, entbehren müssen. Sie sind nach europäischer Anschauung faul, wie alle die Naturphilosophen, die noch nicht einsehen, weshalb sie mehr arbeiten sollen, als zum Essen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Trinken erforderlich ist. Denn weitere Bedürfnisse haben sie kaum, nicht einmal das nach Kleidung. Andererseits ist ihr Intellekt durchaus nicht so tierisch, als man sich in Europa vielfach vorstellt, sondern sie sind zum Teil recht verschmitzt und gewandt; deshalb darf ihnen Bildungsfähigkeit nicht abgesprochen werden, wenn auch die hinzielenden Versuche auf ein erstaunliches Mass von Querköpfigkeit und Interesselosigkeit stossen.

Wenn auch, wie überall auf niederer Kulturstufe die Hauptarbeit der Frau zufällt, arbeitet im Kondelande der Herr und Gebieter doch wenigstens mit. Deshalb ist das Kondeweib auch in erster Linie Mutter; eine Frau, die keine Kinder bekommt, kann ihrem Vater zurückgeschickt werden, der dann den aus zwei Kühen bestehenden Kaufpreis zurückzuerstatten verpflichtet ist. Das ist sittlich nicht zu befürworten, aber wirtschaftlich bedeutsam, denn es gibt eine Garantie für eine schnelle Volksvermehrung schon deshalb, weil die Sitte erkennen lässt, wie hoch Kindersegen geschätzt wird. Allerdings erfreuen sich fast nur Mädchen dieser Elternliebe, und die Zahl der Knaben steht in auffallendem Missverhältnis zu ihnen; hat doch ein Mädchen, sobald es verheiratet werden kann, für den Vater den Wert von zwei Kühen, während ein Jüngling dieselben womöglich gar von dem Vater haben will, um sich eine Frau kaufen zu können.

Da eine Frau demnach als Arbeitskraft sowohl, wie als Mutter von Töchtern einen erheblichen Kapitalwert repräsentiert, herrscht Vielweiberei und reiche — also überwiegend alte — Männer haben 10, 20, ja 50 und 60 Frauen. So können zahlreiche junge Männer trotz des Überwiegens des weiblichen Geschlechts keine Braut finden. Die Folgen sind Entführungen, Ehebruch und sogar Ehen mit Mädchen, die noch im Kindesalter stehen.

So kann bezweifelt werden, ob das kostbarste Produkt jeder Kolonie, die eingeborene Arbeitskraft, sich durch reichliche Geburtenüberschüsse vermehrt. Wir werden später sehen, durch welche Massregeln die Verwaltung dieses Ergebnis dennoch zu erzielen versucht.

Was hiermit von den Wanyakyusa gesagt ist, gilt im allgemeinen auch für die anderen Völkerschaften des Bezirks. Die Wakinga stehen noch erheblich niedriger als die Wanyakyusa; die Wanyika und Wasafwa, nicht wie jene von einflusslosen Dorfältesten geleitet, sondern zu grösseren Häuptlingschaften zusammengefasst, bieten für die Erziehung zur Arbeit und Kultur eine bessere Handhabe.

II.

Wir wollen nun untersuchen, welche Kulturwerte diese Eingeborenen geschaffen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IIa. Zunächst sind sie, wie alle Bantu, trotz ihres dürftigen Werkzeuges, der Hacke, tüchtige Ackerbauer. Die Wanyakyusa wohnen in prächtigen Hainen von Bananen, die sie sogar mit Kuhmist zu düngen verstehen. Ausser den Trauben dieser Staude, die zu einem mehligen Brei gekocht, das Volksnahrungsmittel bilden, kommen noch Mais, eine kleine schwarze Hirseart (Ulesi), Bohnen und süsse Kartoffeln in Betracht. Die Banane wird von den anderen Nyassavölkern nicht kultiviert, sondern ausser den genannten Hackfrüchten noch das bekannte Negerkorn — Mtama oder Durrha — vielfach allerdings nur zur Bierbereitung.

IIb. Von den tierischen Produkten machen sich die Wakissi den Fischreichtum des Sees zu Nutze; fast alle anderen Stämme halten Hühner, Tauben, Ziegen und Fettschwanzschafe. Rinder dürften 80 000 Haupt im Bezirke stehen, davon $^3/_4$ im Kondelande, und vor der grossen Rinderpest in den neunziger Jahren muss der Bestand geradezu enorm gewesen sein. Der Rasse nach stammt das Buckelrind des Nyassa aus Indien; es ist im Laufe von Jahrhunderten durch Inzucht stark degeneriert, so dass die Kälber in grosser Zahl eingehen, die Kühe höchstens ein Liter Milch geben und die Stiere des geringen Gewichts wegen, das sie ins Geschirr zu legen haben, zum Ziehen nicht besonders geeignet sind.

Dennoch verwenden die Eingeborenen viel Sorgfalt auf ihr Vieh und trennen sich nur schwer davon, weil sie den Ehrgeiz haben, den Bestand auf die Höhe vor der Rinderpest zu bringen. Deshalb sind für den üblichen Preis von 40—50 Mk. durchaus nicht Kühe in beliebiger Anzahl zu haben.

IIc. Spuren einer Industrie finden sich in der Fabrikation von Tontöpfen, die die Wakissiweiber weithin verhandeln, und in der Verhüttung von Eisenerzen bei den Wakinga und Wanyika, deren Hacken und Speerklingen einen auch ausserhalb des Bezirkes gesuchten Tauschartikel bilden. Die Wasafa und Wasangu verstehen auf einfachen Webstühlen aus selbstgezogener Baumwolle Gewebe herzustellen.

IId. Ein weiterer Handel wurde auch häufig durch Suaheli vermittelt, welche mit einigen Lasten Salz, Pulver, Gewehren und geringwertigen Baumwollstoffen im Lande umherzogen, um Gummi und Vieh einzutauschen. Aber von Bedeutung war auch das nicht; jedenfalls haben sie durch ihre zur Schau gestellten Luxusartikel die anspruchslose und indolente Bevölkerung nicht zur Mehrproduktion angeregt.

III.

Wir wollen nun drittens betrachten, welche Wandlungen durch das Erscheinen der Europäer hervorgerufen wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IIIa. Die ersten auf dem Schauplatze waren Sendboten der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der Mission unter den Heiden und der Herrnhuter-Brüderunität, von denen die letzteren das Prinzip durchführen, auch durch Handelsgeschäfte den Heiden näher zu treten und zu den eigenen Kosten der Mission beitzutragen.

Diese Gesellschaften haben im Konde-Unterland zwei, im Oberland fünf, in Ukinga drei, in Usafwa, Bundali, Unyika je eine, zusammen also 13 Stationen, jede mit zwei Missionarsfamilien besetzt; ausserdem bestehen am Rikwa zwei katholische Stationen der pères blancs des Kardinals Lavigerie.

Die Erfolge auf dem eigentlichen Missionsgebiete zu besprechen, liegt ausserhalb des Rahmens meines Vortrags. Von wirtschaftlicher Bedeutung aber ist die Tätigkeit der Missionare dadurch gewesen, dass sie gezeigt haben, dass wir Kartoffeln, Weizen und fast alle Gemüse in den Nyassalanden produzieren können, und dass auch Kaffeebäume eine überreiche Ernte von vorzüglicher Qualität liefern. Fünf Pfund hat Herr Missionar Jauer auf Manow von einem vierjährigen Baume geerntet, ein sehr bedeutsames Ergebnis, wenn man bedenkt, dass nach den Erfahrungen ein Pfund jährlich vom fünften Jahre ab bereits das Anlagekapital verzinst. Dabei darf allerdings nicht unberücksichtigt bleiben, dass es sich um nur wenige Bäume unter Gartenkultur handelt.

Nicht gelungen ist es dagegen den Missionaren bisher, die Eingeborenen in nennenswerter Zahl zu Handwerkern zu erziehen.

IIIb. Etwas später als die Missionare erschienen die ersten europäischen Kaufleute auf dem Platze, zuerst Griechen, denen noch der Hauptgewinn des eben erblühten Gummihandels in den Schoss fiel, dann das Hamburger Haus Hansing & Co. und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, ausserdem einige kleinere Firmen. Die Aussichten derselben erschienen im Anfang ebenfalls glänzend, indes bedingt die Eigenart des Gummihandels ein reichliches Kreditgewähren an zahlreiche farbige Agenten, welche überall und wochenweit im Lande umherziehen und erst nach Monaten und Jahren — vielfach gar nicht — zur Abrechnung zurückkehren. So brachte teils die absolute Unzuverlässigkeit dieser unkontrollierbaren Hilfskräfte, teils das plötzliche Ende der für unerschöpflich gehaltenen Gummibestände eine herbe Enttäuschung, so dass beide Gesellschaften ihr Kapital nicht ohne erhebliche Verluste wieder herausziehen können. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass durch ihre Tätigkeit stellenweise der Erwerbssinn der Eingeborenen wohltätig angeregt wurde.

IIIc. Wirtschaftlich von tiefgehender Bedeutung war dagegen die Anfang der neunziger Jahre ausgeführte Expedition des Majors von Wissmann, um den aus Sammlungen erbauten Dampfer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Hermann von Wissmann“ nach dem Tanganyika zu bringen. Die Expedition ging den Sambesi und Schire hinauf, erforschte die Nyassaländer und kam zu dem Ergebnis, dass es unmöglich sei, die schweren Lasten über die Gebirge am Nyassa hinwegzubringen.

IIId. Das war ein Irrtum und Herr Hauptmann Schloifer, der das Schwesterschiff, die „Hedwig von Wissmann“, auf demselben Wege nach dem Tanganyika brachte, hat das bewiesen. Aber dieser Irrtum war ein Glück; denn so wurde der Dampfer auf dem Nyassa zusammengesetzt, wo er, als der jetzt nach 10 Jahren noch unbestritten seetüchtigste unter den 13 Dampfern des Sees, der Stolz des Bezirksamtes ist und jährlich trotz seiner geringen Ladefähigkeit von 40 tons etwa 50 000 Mk. an Betriebsüberschüssen bringt. Der Tanganyikadampfer fährt hingegen, obwohl er nur zwei Konkurrenten hat, leer; denn einerseits geht nur ein Bruchteil der am Nyassa ankommenden Lasten weiter, anderseits gestatten die Verhältnisse des Tanganyika einen ausgedehnten Frachtverkehr auf Segelschiffen arabischer Bauart.

IIIe. Indessen reichen die Verdienste unseres Dampfers noch weiter; er gab nämlich die Veranlassung zur Errichtung des heutigen Bezirkamtes.

Naturgemäss bedurfte er eines kleinen Hafens mit Magazinen für Material und Reserveteile und mit einem Schlipp. Er brauchte für seine Ladung Unterkunftsräume und Agenten an den Endpunkten der Karawanenstrassen und, da er auf Holzfeuerung eingerichtet ist, einiger Stapelplätze, für welche Holz zu schlagen die Eingeborenen angehalten werden mussten. So wurde die kleine sandige Halbinsel, welche bei der Mündung des Rumbira wie ein Schwalbennest an der ragenden Steilwand des Livingstonegebirges klebt, 1892 zur Hauptdampferstation eingerichtet und nach dem Ehrenpräsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg, benannt. Ihr Chef, Freiherr von Eltz, wurde nach zwei Jahren der erste Bezirksamtmann des deutschen Nyassagebiets.

Damit waren unsere Lande dem Weltverkehr angegliedert. Seitdem nämlich am Schirefluss die Engländer auf früher dem Namen nach portugiesischem Gebiet ihr Central Africa Protectorate errichtet hatten, war die schöne Wasserstrasse schnell nutzbar gemacht worden. Heute fahren 30 geräumige Heckraddampfer auf Sambesi und Schire; die Stromschnellen des letzteren werden in drei Tagen auf Ochsenkarren und Maultierwagen umfahren, und so ist eine schnelle Verbindung zwischen dem Hafenplatz Chinde am Indischen Ozean und dem Nyassa hergestellt. Ich bin auf diesem Wege in zehn Tagen vom deutschen Nyassalande zum Ozean und in zwanzig Tagen nach Dar-es-Salaam gekommen. In der trockenen Zeit und stromauf dauert die Fahrt allerdings länger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter dem Nachfolger des Herrn v. Eltz, dem Bezirksamtmann v. Elpons, wurde dann die Verwaltung energisch in die Hand genommen. Seitdem er die aufständischen Wanyakyusa empfindlich aufs Haupt geschlagen hatte, war die Sicherheit, wenigstens im Unterlande, vollständig. Dies ermöglichte einige Massregeln, deren Notwendigkeit sich ergeben hatte. Es zeigte sich nämlich, dass ein Land von dieser räumlichen Ausdehnung nicht von einem, noch dazu exzentrisch zur Hauptländermasse des Bezirks gelegenen Punkte aus regiert werden konnte. Da sich nun zugleich ergeben hatte, dass der Handel des Nyassagebiets wesentlich Transithandel vom Indischen Ozean zu den Tanganyikaländern war, so wurde an der Stelle, wo die von Kilwa ausgehende Karawanenstrasse den Nyassa erreicht, die Nebenstelle Wiedhafen, und dort, wo die Strasse nach dem Tanganyika beginnt, der Zollposten Ssongwe errichtet. Zugleich wurde begonnen, die wohlhabende Bevölkerung des Kondelandes zur Steuer heranzuziehen und wesentlich zu diesem Zwecke die Nebenstellen Massere und Kasyabona errichtet und durch Fahrstrassen mit dem Nyassa verbunden.

Ich habe seit Ende 1900 das Bezirksamt übernommen und zunächst durch Bereisung der englischen und deutschen Strassen zwischen Nyassa und Tanganyika festzustellen versucht, ob sich der rege Transithandel nicht auf das deutsche Gebiet hinüberziehen lässt. Denn es sind etwa 4000 Lasten, also Werte von ziemlich einer halben Million, welche monatlich im Jahre 1901 die Stevenson Road passierten. Nun haben wir auf unserer Seite eine Strasse gefunden, welche nicht grössere Bauschwierigkeiten macht, als jene; aber unsere Strasse ist erst zu bauen, jene fast fertig. Indes leidet die britische Strasse an Wasser- und besonders Nahrungsmangel, so dass dort die Träger aus dem deutschen Gebiet verpflegt werden. Wir haben beides im Überfluss und ausserdem unseren bedeutenden Rindviehbestand, der als Zugmaterial in Betracht kommt. Da die neue Strasse, deren Freilegung alsbald begonnen wurde, durch das Kondeland führt, wohin sich seit der Gründung der beiden Nebenstellen ohnehin der Schwerpunkt der Verwaltung zu verschieben begann, verlegte ich bereits Anfang 1901 mit Genehmigung des Kaiserlichen Gouvernements das Bezirksamt dorthin, am Nyassa als Ausgangspunkt und Hafen der neuen Tanganyika-Fahrstrasse die Nebenstelle Mwaga zurücklassend. Wiedhafen blieb unverändert, Langenburg nur als Dampferstation bestehen, ebenso wurden Kasyabona, Massere und Ssongwe eingezogen, da das Bezirksamt diese Gebiete selbst verwaltete. Mit den freigewordenen Kräften sollen in Bundali, Unyika, Usafwa und Ukinga Nebenstellen errichtet werden, so dass dann der ganze, in sieben Kreise geteilte Bezirk unter Verwaltung genommen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dadurch wird folgendes erreicht:

1. Die Eingeborenen werden energischer zur Steuer herangezogen. Die Hüttensteuer beträgt bekanntlich 3 Rupien, d. h. 4,20 Mark im Jahre. Da wir die Hütte, nicht die Köpfe besteuern, werden kinderreiche Familien nicht schwerer getroffen als kinderarme, und da andererseits jede Frau ihre besondere Hütte bewohnt, wird ein Mann, der mehrere Frauen hat, mehrfach besteuert. Die Steuer wirkt also für die Volksvermehrung und gegen die Polygamie. Ferner wird der Eingeborene genötigt, Geld aufzubringen. Solange allerdings der geringe Steuersatz weiter besteht, kann er noch sehr wohl alljährlich durch Verkauf eines Kalbes oder zweier Schafe zahlen. Aber immerhin lernt er den Handelswert seines Viehes kennen und fühlt, dass er Untertan der Regierung ist. Später wird man die Steuer so lange erhöhen müssen, bis der Eingeborene sich gezwungen sieht, für Geld, d. h. bei europäischen Arbeitgebern Dienste zu nehmen. Dabei ist allerdings Voraussetzung, dass sich solche — nämlich Pflanzer — einfinden, und dass die Steuer im ganzen Bezirke gleichmässig durchgeführt werden kann; denn sonst würde der Farbige in die nicht besteuerten Kreise übersiedeln. Diese allgemeine Besteuerung wird durch die neuerrichteten Nebenstellen erreicht. Ein Abzug in das benachbarte britische Rhodesia ist deshalb nicht zu befürchten, weil dort 6 sh. Steuer erhoben werden, die sogar auf 12 sh. erhöht werden sollen für alle Eingeborenen, die nicht alljährlich mindestens zwei Monate bei Europäern arbeiten. Der Hauptzweck der Steuer ist ja überhaupt die Erziehung des Negers zur Arbeit. So steht es jedem frei, statt 4,20 Mark zu zahlen, 28 Tage beim Bezirksamt zu arbeiten.

2. Diese Arbeiter finden hauptsächlich Beschäftigung beim Bau der Fahrstrasse nach dem Tanganyika. Als ich im Frühjahr den Bezirk verliess, bestand auf dem 11 Stunden langen Stück zwischen dem See und dem Bezirksamt bereits ein leidlich flotter Verkehr mit Ochsenwagen und Eselgespannen, und von den 50 Meilen zum Tanganyika, von denen 35 dem Bezirksamt Langenburg, der Rest der Militärstation Bismarckburg zufallen, waren reichlich 15 Meilen im Bau. Neuerdings hat das Kaiserliche Gouvernement in Anerkennung der wirtschaftlichen Wichtigkeit der Strasse 20 000 Mark und einen in Sprengarbeiten erfahrenen Bergmann zur Verfügung gestellt. Denn eine solche Strasse quer durch das Gebirge und über breite, zur Regenzeit hochgehende und reissende Flüsse erfordert naturgemäss auch Kunstbauten in Zement und Eisen, die wegen der enormen Transportkosten des Materials sehr teuer werden. Nun ist nach unserer Landesverfassung der Strassenbau Sache der Gemeinden und die Gemeinde Langenburg bezieht jährlich die Hälfte der Einkünfte aus der Hüttensteuer, also 20—25 000 Mark. Dafür hat sie die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kosten der Steuererhebung zu tragen, so dass etwa die Hälfte für Gemeindezwecke, und davon etwa 8000 Mark für Strassenbau übrig bleiben. Es erhellt, dass damit nicht viel zu leisten ist, andererseits aber auch, dass die Steuer, selbst abgesehen vom Erziehungszweck, auch als reine Finanzmassregel energisch durchgeführt werden muss.

Zum dritten wird durch das Bezirksamt mit seinen Nebenstellen Ruhe und Sicherheit geschaffen. Und das ist gewiss eine wesentliche Voraussetzung für Plantagenbetriebe und Besiedelung. Auch die Volksvermehrung wird durch das Verhindern der zahl- und schonungslosen kleinen Dorfkriege und durch das Eingreifen bei Seuchen, sei es durch Absperrungs-, sei es durch Impfmassregeln, gefördert.

Schliesslich können in den verschiedensten Gegenden des Bezirks meteorologische Beobachtungen und Kulturversuche aller Art angestellt werden.

Das Bezirksamt hat die Brauchbarkeit unserer Rinderrasse für Zugzwecke durch Einfahren von 32 Bullen geprüft und im Ober- und Unterlande Tabak gepflanzt. Ausserdem wurden 1600 Kaffeebäume ausgepflanzt und 100 000 Bohnen in Samenbeete gelegt. Selbst wenn dieselben nicht alle verpflanzt werden können, ist der Verlust gering im Verhältnis zu dem Nutzen, der erwächst, wenn dem ersten eintreffenden Pflanzer die Sämlinge zur Verfügung gestellt werden können. Er spart dadurch ein ganzes Jahr; und deshalb soll die Massregel alle Jahre wiederholt werden. Auch mit zahlreichen Produkten der europäischen Landwirtschaft sind Versuche im Gange.

IV.

Damit haben wir in grossen Zügen die wirtschaftliche Lage des Nyassalandes, wie sie heute ist, gezeichnet. Wir wollen nunmehr sehen, zu welchen Hoffnungen dieselbe berechtigt. Auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Produktion ist erwiesen, dass der weisse Ansiedler ohne Schaden für seine Gesundheit durch körperliche Tätigkeit die zu seinem Unterhalte nötigen Brotfrüchte, Kartoffeln und Gemüse, ferner Milch und Fleisch gewinnen kann. Die Versuche mit Obstbäumen sind noch nicht abgeschlossen. Er kann aus Bambus, Rohr und Gras Wohnungen und Stallungen errichten, welche bescheidenen Ansprüchen genügen. Beim Bezirksamte wurden in $2^1/_2$ Monaten 36 derartige Gebäude errichtet, in denen wir, Europäer und Farbige, über ein Jahr lang gewohnt haben und zum grössten Teil noch wohnen.

Später können Fachwerkhäuser an die Stelle treten, wie sie die Missionare errichtet haben und zur Zeit das Bezirksamt baut. Holz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Sägen von Balken und Brettern, sowie zum Brennen geeignete Ziegelerde ist fast überall vorhanden.

Späterhin wird der Ansiedler sich bemühen, Produkte zu züchten, die, auf dem Markte in Geld umgesetzt, ihm die Befriedigung höherer Kulturbedürfnisse gestatten.

Hier kommt in erster Linie der Kaffee in Betracht. Derselbe gedeiht sowohl auf dem roten Verwitterungsprodukt des Gneises in Bundali als auf den verwitterten Aschen des Kondelandes. Zu jener Bodenart haben wir die Analogie in Usambara und den Shire Highlands, nur dass Bundali viel günstigere Niederschlagsverhältnisse besitzt, zu diesen in Java und Kamerun.

Im Konde-Unterlande scheinen die Verhältnisse günstig für Reis, Tabak und wohl auch Kakao.

Der Reiskultur, welche neuerdings in zwar nur bescheidenem Umfange von Arabern und arabisierten Küstennegern eingeführt ist, stehen weite Sumpfflächen zur Verfügung.

Aus einheimischem Tabaksamen hat ein kleiner Unternehmer, Namens Schaffmann, ein Deckblatt gezogen, das bei durchaus reinem und gefälligem, wenn auch etwas indifferentem Geschmack in Farbe und Brand tadellos ausfiel. Die selbstgewickelten Zigarren wurden von uns sehr gern geraucht. Es wäre dringend zu wünschen, dass die mit edlerem Tabake begonnenen Versuche des Bezirksamts weitergeführt werden könnten. Allerdings ist zu bedenken, dass das Unterland gesundheitlich sehr ungünstig ist. Es käme deshalb nur Plantagenbetrieb mit farbigen Arbeitern in Betracht. Mit Gummipflanzen konnten Versuche noch nicht gemacht werden, obwohl das Gedeihen in Anbetracht der Tatsache, dass solche früher in reichem Masse wild wuchsen, sicher ist.

Ukinga und Unyika sind in Bezug auf tropische Kulturen noch nicht erforscht. Die neuangelegten Nebenstellen des Bezirksamtes werden indes Versuche anstellen. Vielleicht kommt bei der Höhenlage Chinarinde und Tee in Betracht. In Usafwa würde Baumwolle produziert werden können.

Die Viehzucht verspricht reiche Erfolge. Ausgedehnte und reichbewässerte Weidegründe würde das Gouvernement für wenige Mark jährlich verpachten. Ziegen, Fleischschafe und Schweine sind für 2,80 Mk. das Stück reichlich zu kaufen. Da Rindvieh schwerer zu beschaffen ist, hält das Bezirksamt einen Grundstock von 500 Häuptern, von denen die für den eigenen Milchbedarf und zur Zucht nötigen Tiere für den Preis von 42 Mk. an Ansiedler abgegeben werden würden.

Die Rassen müssten allerdings durch Einführung europäischer oder südafrikanischer Zuchttiere aufgebessert werden; deshalb stand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bezirksgemeinde, als ich abreiste, wegen des Ankaufs von Bullen mit mehreren Buren in Unterhandlung. Vor allem müsste auch ein Versuch mit Wollschafen angestellt werden, deren Produkt die Wasafwa verweben würden. Sie müssten allerdings in der Handhabung leistungsfähigerer Webstühle unterrichtet werden.

Hühner sind nur im Kondelande verheerenden Krankheiten ausgesetzt. Tauben werden in Usafwa, Unyika und Ukinga in Mengen gehalten.

Wenden wir uns nun zu einem anderen Zweige der Urproduktion, dem Bergbau.

In den Sandsteinen am Kivira, zwei Tagemärsche vom Nyassa entfernt, sind Steinkohlen aufgefunden worden. Die tiefeingerissenen Schluchten mehrerer Gebirgsbäche haben die Schichten offen zu Tage gelegt. Sie sind deshalb nicht schwer zu fördern und nach den Feststellungen des Herrn Berginspektors Bornhardt bis zu 4 *m* mächtig. Da sie nach den Analysen der geologischen Landesanstalt der südafrikanischen Kohle gleichwertig sind, müssen sie als absolut abbauwürdig bezeichnet werden.

Dagegen erscheint die Verwertung des Eisens in Unyika und Ukinga vor der Hand ausgeschlossen. Wie bereits hervorgehoben, bieten die geologischen Verhältnisse der Landschaft Bwanji im Kreise Ukinga erhebliche Aussichten auf das Vorhandensein von Gold. Es wäre daher dringend zu wünschen, dass hier durch einen Fachmann geschürft würde.

Salz wird im Kreise Wiedhafen gewonnen. Auch hier hat noch nicht festgestellt werden können, ob es sich um im grossen verwertbare Steinsalzlager handelt.

Die wichtigste Bedingung für die Verwertung aller dieser Schätze ist eine praktische Lösung der Arbeiterfrage. Die relativ sehr dünn gesäte Bevölkerung hat, wie wir gesehen haben, es nicht nötig, durch Lohnarbeit ihren Unterhalt zu suchen. Abzuwarten, bis durch die seitens der Verwaltung begünstigte Volksvermehrung ein natürlicher Zwang zum Arbeitsuchen für einen überschüssigen Bruchteil der Bevölkerung eintritt, wird nicht angehen. Somit wird nur zweierlei übrig bleiben: Erstens gilt es die Kauflust der Eingeborenen zu heben, was durch Zurschaustellung von geeigneten Gegenständen geschieht. Es wird also der Hausierhandel zu begünstigen und durch Geschenke an Häuptlinge und sonstige angesehene Farbige der Wunsch, auch ähnliche Dinge zu besitzen, in weitere Kreise zu tragen sein. Und um kaufen zu können, muss Geld verdient, also gearbeitet werden. Das Hauptmittel aber, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, ist und bleibt eine praktische Steuerpolitik, und diese erfordert ein nicht zu knappes Material an weissen Beamten. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

öffentliche Meinung in Europa sollte daher einer Vermehrung derselben nicht so unfreundlich gegenüberstehen als bisher; wir in den riesig umfangreichen Verwaltungsbezirken leiden wirklich nicht an Beamtenüberfluss, und die einfache Logik der Schlussreihe: wo keine Beamte, da keine Steuer, wo keine Steuer, da keine Erziehung zur Arbeit, wo keine Arbeit, da keine Produktion, wo keine Produktion, da keine Rentabilität und keine Zukunft, sollte die massgebenden Kreise doch etwas bewilligungsfreudiger stimmen.

Aber auch in anderer Beziehung kann das Bezirksamt günstig auf die Arbeiterverhältnisse einwirken. Die von ihm gezahlten Löhne sieht der Eingeborene als eine von der Regierung gewollte unabänderliche Norm an. Er wird sich deshalb kaum entschliessen, bei Privatleuten billiger zu arbeiten als bei der Behörde. Es ist uns gelungen, die Tagelöhne für manche Dienstleistungen in letzter Zeit zu drücken und im allgemeinen auf dem Satze von 4,20 Mk. monatlich zu erhalten. Das ist ein Viertel der auf den Plantagen in Usambara gezahlten Sätze, aber immer noch ein Viertel mehr als der in Britisch-Zentralafrika übliche Monatslohn von 3 Schilling. Das liegt an der Währung, weil der Eingeborene die 3 Rupiestücke den drei Schillingstücken für gleichwertig hält. Es wird indes bei der durch schärfere Besteuerung zu erwartenden Vermehrung des Angebotes ein Herabgehen auf 2 Rupie angestrebt werden können.

Auch diese Art der Erziehung zur Arbeit erfordert naturgemäss Zeit. Sollte daher eine Errichtung von Plantagenbetrieben oder eine Besiedelung sehr schnell in Fluss kommen, so ist eine andere Massregel vorgesehen. Nordnordöstlich grenzt an den Bezirk Langenburg das weite, dichtbevölkerte Land der Wasangu, das zur Zeit zum Militärbezirke Iringa (Uhehe) gehört. Dessen arbeitswillige und von dem Grosssultan Merere straff zusammengehaltene Bevölkerung beabsichtigt das Kaiserliche Gouvernement erforderlichen Falls dem Nyassabezirke zur Verfügung zu stellen.

Wir müssen schliesslich die Absatzverhältnisse besprechen. Die Produkte europäischer Landwirtschaft kommen ausser für den eigenen Bedarf nur für die nächste Nachbarschaft, die Massengüter, wie Reis, nur für die Volksernährung in Betracht. Ebenso würden Gewebe aus Baumwolle und Wolle im Lande Absatz finden müssen und voraussichtlich auch finden. Tee, Tabak, Kakao, Kautschuk, Chinarinde und Kaffee dagegen würden auch unter Benutzung der heutigen Verkehrsgelegenheiten sehr wohl auf dem Weltmarkte konkurrieren können. Der Kaffee z. B. ist von den Shire Highlands aus mit Gewinn nach Europa verfrachtet worden, da die vorzügliche Qualität dieses Abkömmlings der Mokkabohne von dem Preissturz des Liberia und Santos-Kaffees nicht erheblich in Mitleidenschaft gezogen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde. Für das deutsche Gebiet würden an Kosten hinzukommen $3^1/_2$ Lstr. pro Tonne für die Beförderung nach dem Südende des Nyassa auf dem Regierungsdampfer „Hermann von Wissmann", und $1^1/_2$ Lstr. weitere Unkosten bis zum Anschluss an die englischen Transporte. Das wären rund 100 Mk. für die Tonne, also 5 Pf. für das Pfund Kaffee. Da wir nun unter unseren erheblich günstigeren klimatischen Bedingungen bei sonst gleichen Produktionskosten ein Mehrfaches an Erträgen erzielt haben als unsere britischen Nachbarn, scheint der deutsche Kaffee diese Mehrkosten durchaus tragen zu können.

Auch würde das Kaiserliche Gouvernement gewiss bereit sein, den „Wissmann" einem Pflanzerkonsortium zu verchartern. Dann würden Mehrkosten überhaupt nicht erwachsen, weil der Dampfer seine Betriebskosten durch die Frachten der Bergfahrt bereits reichlich decken würde.

Nach Schlacht- und Zugvieh herrschte in den südlich gelegenen englischen Gebieten von jeher eine grosse Nachfrage. Dieselbe ist gestiegen seit der enormen Inanspruchnahme des südafrikanischen Viehbestandes durch den Transvaalkrieg, die eine staffelweise Verschiebung des Viehreichtums nach Süden für alle Gebiete nach sich zog, die nicht, wie bis vor kurzem das deutsche Nyassaland, durch ein Ausfuhrverbot geschützt waren. Für Schlachtvieh, das im Bezirke Langenburg 20—30 Mk. wert war, wurden in Fort Johnston 50 – 70 Mk. geboten.

Von den bergbaulichen Produkten käme für den Export nur Gold in Betracht. Das soll aber noch gesucht werden. Salz würde am Nyassa selbst reichen Absatz finden, da das importierte europäische Salz ein zur Zeit für den armen Mann fast unerschwinglicher Luxusartikel ist. Ebenso dürfte es sich empfehlen, wenn auch zunächst in bescheidenem Masse, mit der Kohlenförderung zu beginnen. Zwar brauchen alle Dampfer des Nyassa zusammengenommen jährlich nur für 10 000 Mk. Holz, und die Kohlenfeuerung würde sich nach den Berechnungen des Bezirksamts dreimal so teuer stellen. Aber der Raum, den auf den Dampfern die zur Fahrt nötige Kohle einnehmen würde, ist soviel kleiner als der des Holzes, dass die für die grössere Ladung zu vereinnahmenden Frachten ausser der Differenz noch einen ganz bedeutenden Gewinn einbringen würden.

Vollständig ändern würden sich natürlich alle diese Verhältnisse, wenn durch eine auf anderer Basis rentable Bahn von Kilwa nach Wiedhafen billige Rückfrachten in Betracht kämen. Dann könnten die Küste mit Reis, Mehl und Kartoffeln, die Ozeandampfer mit Kohlen aus dem Nyassagebiete versorgt werden.

Wenn Ihnen nach alledem die wirtschaftlichen Aussichten unseres Nyassalandes nicht ungünstig erscheinen, dann wirken Sie in Ihren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kreisen dahin, dass wir in Bälde den ersten Ansiedler, den ersten Plantagenleiter im Kondelande begrüssen können. Das würde von unserer Seite mit herzlicher Freude geschehen. Männer der Tat brauchen wir draussen, die uns Beamten zeigen, dass wir nicht umsonst jahraus jahrein arbeiten, um privater Erwerbstätigkeit die Wege zu ebenen.

Missionsinspektor D. **A. Merensky,** Berlin, der im Jahre 1891/92 eine Missionsexpedition in das deutsche Gebiet am Nyassa führte und dort die ersten Berliner Missionsstationen gründete, sprach zunächst seine Zustimmung zu dem gehörten Vortrag aus, den er dann durch einzelne Mitteilungen ergänzte. Er meinte, dass die Schwäche und Kleinheit des zierlichen Konde-Rindes sich vielleicht darauf zurückführen lasse, dass von Indien das kleine Zebu-Rind hier eingeführt worden sei, und machte darauf aufmerksam, dass sich noch mehrfache merkwürdige Anzeichen von indischen Einflüssen auf das ostafrikanische Völkerleben nachweisen liessen. In Bezug auf das Erheben und Eintreiben von Steuern wies er darauf hin, dass es den Engländern, z. B. in der Natalkolonie, scheinbar viel leichter gelinge, Steuern von den Eingeborenen zu erhalten. Weiter teilte er mit, dass ein Berliner Missionar wilde Kaffeebäume am Kiëjo-Berge im Kondelande gefunden habe, dass aber hier, wo die jährliche Regenmenge bis über 2 *m* betrage, auch wohl für den Anbau von feinerem Tabak die besten Bedingungen vorhanden seien. Die Mitteilungen über die Missionsarbeit ergänzte D. Merensky durch die Bemerkung, dass bei den Konde der Boden für Aufnahme des Christentums durchaus günstig sei. Handwerke lernten die Eingeborenen nicht auf den Missionsstationen, wohl aber lernten sie dort viele Handgriffe europäischer Arbeit, da beim Aufbau einer Station oft 100 Eingeborene oder mehr mit Ziegelstreichen und Ziegelbrennen, sowie mit Holzarbeiten und anderen Arbeiten beschäftigt wären. Er schloss mit dem Wunsche, dass das gute Verhältnis, in welchem am Nyassa das Bezirksamt zu den Missionen stehe, auch in Zukunft fortdauern möge.

Stabsarzt a. D. Dr. **F. Uhl,** Berlin: Dass die Rinder tatsächlich degeneriert sind, dafür spricht die häufige Sterilität der Kühe und die Lockerung der Hörner an der Wurzel.

Kammerherr Graf **Joachim von Pfeil,** Friedersdorf in Schlesien: Ich habe mit grosser Genugtuung aus den Ausführungen des Herrn Vortragenden vernommen, dass man heute eine sorgfältige Steuerpolitik als die nicht allein beste Methode, sondern als den einzig gangbaren Weg betrachtet, auf dem man sich dem Ziele der Erziehung des Negers zur Arbeit und damit der wirtschaftlichen Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wickelung des Schutzgebietes nähern kann. Ich betone das Wort Genugtuung, denn ich habe auf dem Kolonialkongress im September des Jahres 1886 schon auf die Steuerpolitik im allgemeinen, die Hüttensteuer im besonderen hingewiesen mit dem merkwürdigen Resultat, dass ich deswegen heftig befehdet wurde, weil man die Einführung dieser Steuer und die, durch die Entrichtung entstehende Erregung der Gemüter als Grausamkeit zu charakterisieren versuchte. Wenn die Zeit meinen damaligen Ausführungen Recht gegeben hat, so gibt mir das Veranlassung, heute einen auch damals schon gemachten Vorschlag zu wiederholen. Er enthält zugleich die Antwort auf die Frage des Herrn Superintendenten Merensky, auf welche Weise die Steuern von den Eingeborenen ohne grosses Beamtenmaterial eingetrieben werden sollen. Mein Vorschlag bringt durchaus nichts Neues, sondern beschreibt einfach das in Natal früher bestehende System. Man nennt es dort das System der Reserven. Grosse Ländergebiete werden ausschliesslich für die Eingeborenen zur Bewohnung reserviert, und um sie möglichst zu füllen, werden solche Dörfer, deren Einwohner sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, dahin verlegt. Die Arbeit des Umzuges wird als treffende Strafe empfunden. In den Reserven drängen sich naturgemäss die Einwohner ziemlich dicht zusammen, was deren Kontrolle wesentlich erleichtert. In bestimmten Terminen haben sie vor einem mit der Beaufsichtigung betrauten Beamten zu erscheinen und den Betrag ihrer Hüttensteuer zu entrichten. Diese macht einen für die Staatshaushaltung der Kolonien sehr wesentlich ins Gewicht fallenden Betrag aus, ein Umstand, der die Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser Reserven in ein helles Licht stellt. Bei diesem System ist es nicht erforderlich, die Steuer in barem Gelde zu erheben; das wird gewöhnlich da geschehen, wo die Lokation an Distrikte grenzt, welche den Einwohnern den Verkauf ihrer Produkte ermöglicht. In anderen entfernteren Teilen der Reserven legt man den Eingeborenen die Pflicht zur Gestellung einer bestimmten Zahl von Arbeitern auf, die entweder bei öffentlichen Arbeiten Verwendung finden oder gegen Lohn bei Ansiedlern untergebracht werden. In beiden Fällen gilt die geleistete Arbeit als Entrichtung des Steuerbetrages, den der Farmer natürlich für den Arbeiter in bar entrichtet. Auf diese Weise wird ohne grossen Aufwand von Beamten ein sehr hoher Steuerwert eingezogen, und wie ich es erlebt habe, dass die seinerzeit so befehdete Hüttensteuer heute von der Kolonialverwaltung als der gangbarste Weg zur Erziehung des Arbeiters bezeichnet wird, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass auch das System der Reserven noch als ein ebenso brauchbares Mittel zur Negererziehung und damit zur Entwickelung der Kolonien erkannt werde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kommerzienrat **Lucas,** Berlin, spricht sich dahin aus, dass die Hüttensteuer in Deutsch-Ostafrika in der Weise zu erheben sei, dass entweder der Neger eine entsprechende Arbeitsleistung zu verrichten hat, oder dass er das Recht hat, Vieh oder Getreide zu generell festgesetzten, angemessenen Preisen abzuliefern.

Bezirksamtmann **Zache:** Ohne Beamten können Steuern nur dort eingetrieben werden, wo eine grosse energisch regierte Häuptlingsschaft besteht (Zulus, Uhehe). Wo wir einflusslose Dorfjumben haben, kann diesen die Steuererhebung nicht überlassen werden.

In dem Verkauf einer Ziege jährlich kann ich einen Ruin des Schwarzen nicht erblicken. Soviel muss ihm seine Viehzucht abwerfen oder sie ist unrentabel. Aber diese Art der Steuerleistung bleibt immer letzter Notbehelf, weil sie dem Hauptzweck der Steuer — Erziehung zur Arbeit — nicht gerecht wird.

Beiträge zur Bekämpfung der Wanderheuschrecke.

Von Marinestabsarzt Dr. **Sander**, Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Wer sich mit unseren Kolonien etwas eingehender beschäftigt hat, der weiss, dass die Wanderheuschrecken im dortigen Wirtschaftsleben schon eine recht grosse Rolle gespielt und die Entwickelung namentlich Ost- und Südwestafrikas vielfach erheblich aufgehalten haben. Ich habe ihre Bedeutung aus eigener Anschauung, sowohl an den von mir selbst eingerichteten Farmen als auch an den Betrieben anderer erfahren und mich deshalb nach meiner Rückkehr bemüht, alles zu sammeln, was über diese Unholde bekannt ist, und mit meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zusammenfassend zu verarbeiten. Dabei ist mir klar geworden, dass wir zu der Zeit, als ich in der Kolonie war, Grundfragen in den Lebensgewohnheiten dieser Schädlinge nicht erkannt haben, diese auch hier in der Heimat nicht bekannt sind und die gerade den Angriffspunkt bieten, von dem aus den Heuschrecken in unseren Kolonien beizukommen ist. Desgleichen ist mir klar geworden, dass allein schon die allgemeinen Verhältnisse in unseren Kolonien recht häufig eine Beurteilung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Methoden der Abwehr bedingen, die von der hier, in gemässigten Breiten gewonnenen, recht verschieden ist. Ich will jetzt versuchen, in kurz gedrängter Zusammenfassung Ihnen darzustellen, was ich ausführlich in meinem eben erschienenen Buche geschildert habe.

Die wichtigste Abweichung in der Lebensweise, aus der sich eigentlich alles andere ergibt, ist die: die Wanderheuschrecken unserer Kolonien überwintern als fertiges Insekt, nicht wie die unserer gemässigten Zonen, als Ei. Ein Blick auf die meinem Buche beigefügten Übersichtskarten 3—6 wird Ihnen besser, als lange Auseinandersetzungen es vermögen, zeigen, dass bestimmte Gegenden der Kapkolonie in allen Monaten des Jahres, auch den Wintermonaten der südlichen Erdhälfte, also Juni, Juli, August, von Heuschrecken heimgesucht sind, dass also meine eben aufgestellte Behauptung zutrifft.

Aus dieser Eigentümlichkeit der Lebensweise unserer afrikanischen Heuschrecken ergibt sich zunächst die, dass sie nicht wie bei uns im Herbst kommen, um ihre Eier abzulegen, sondern im Frühjahr, mit dem Beginn der Regenzeit. Wie das im einzelnen zusammenhängt, kann ich aus Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Zeit nicht eingehender ausführen. Daraus, dass die Mutterheuschrecken ihre Eier im Frühjahr ablegen, ergibt sich als wichtigste Abweichung von dem gewohnten Bilde die, dass sich die Eier in wenigen Wochen (3—4) bis zum Ausschlüpfen entwickeln, statt wie in unseren Breiten 6—8 Monate im Boden zu liegen.

Damit ist von vornherein die Zeit für alle Massnahmen ausserordentlich beschränkt, die auf Vernichtung der Eier ausgehen.

Noch erheblicher wird die Möglichkeit, dass die Heuschrecken schon als Ei zerstört werden, dadurch vermindert, dass in den Kolonien das Ausschlüpfen der Jungen sich über eine lange Zeit hinzieht; denn sowohl die zwischen den einzelnen Eiablagen der Mutterheuschrecken liegenden Pausen kommen deutlich zum Ausdruck, als auch die Pausen in dem Eintreffen der einzelnen Mutterschwärme. Die Eier werden nämlich, wie auch bei uns, nicht auf einmal, sondern über eine längere Reihe von Wochen, selbst Monaten, hin abgesetzt. Da aber in den gemässigten Zonen die Entwickelung der Eier bereits im Herbst beginnt und durch den Winter so unterbrochen wird, dass sie alle in nahezu gleichem Ruhezustande in den Frühling kommen, so verwischt sich hier für das Ausschlüpfen der Unterschied in der Zeit, in der sie abgelegt werden. In den Kolonien kommt im normalen Verlauf eine solche Unterbrechung nicht vor, der Zeitunterschied zwischen den einzelnen Eiablagen kommt also voll zum Ausdruck.

Alle Wanderheuschrecken, die als geflügeltes Insekt den Winter verbringen, tun dies in einer fern von ihrem Erbrütungsort gelegenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegend: diejenigen Südamerikas überfliegen bis zu 10 Breitengrade, um in ihre Winterherbergen zu kommen, diejenigen Algiers (wenigstens die grosse Art) überwintern „im fernen Süden" und brauchen mehr als zwei Monate, um dorthin und von dort wieder zurück zu gelangen.

Die subtropischen Heuschreckenschwärme verhalten sich also insofern verschieden von den in gemässigten Klimaten auftretenden, dass sie nicht unbedingt Mutterschwärme sind, nach deren Auftreten man stets Eier im Boden und in früherer oder späterer Zeit Junge erwarten kann. Von den Herbstschwärmen der Subtropen ist solches nach allen bisherigen Beobachtungen ausgeschlossen, sie sind nach zuverlässigen Untersuchungen überhaupt noch nicht geschlechtsreif.

Während also in den gemässigten Breiten die Bekämpfung der Flüge von geringerem Wert ist, weil das Unheil, die Eiablage, wenigstens teilweise schon geschehen ist, hat man in den Subtropen ein Mittel, durch Bekämpfung dieser unreifen Schwärme die Zahl der Elterntiere ganz wesentlich zu verringern.

Dass diese Schwärme so grosse Strecken abfliegen und so lange Monate leben, ehe sie geschlechtsreif werden, fordert sogar dringend dazu auf, diese Zeit — die längste ihres Lebens und zugleich die, wo sie verhältnismässig am wenigsten Schaden anrichten — zu ihrer Vernichtung zu benutzen.

Das wäre um so leichter, als diese Winterherbergen, die Wege nach ihnen und von ihnen alle Jahre annähernd dieselben sind und von den Monsunwinden bestimmt werden. Wenigstens ist das bei den daraufhin wirklich untersuchten Wanderheuschrecken der Fall. Bei denen unserer Kolonien weist alles darauf hin, dass sie sich ebenso verhalten. Aber noch können wir für sie die Einzelheiten nicht festlegen. Und doch muss man diese für eine geordnete Bekämpfung kennen. Es bleibt also nichts übrig, als die Lebensgewohnheiten der Wanderheuschrecken in unseren Kolonien daraufhin erst einmal eingehend zu studieren.

Diese lange Lebensdauer scheint es auch zu bedingen, dass der Feinde und Parasiten und Seuchen bei den subtropischen Wanderheuschrecken erheblich mehr sind und dass ihre Tätigkeit für deren Beschränkung viel mehr ins Gewicht fällt, als in heimischen Breiten.

Auch in dieser Frage ist noch sehr vieles unklar, und eingehende Studien werden uns zweifellos noch eine Menge wichtiger Feinde kennen lehren. Vor allem aber werden sie uns lehren, wie wir am besten die natürlichen Feinde unterstützen sollen. Denn wissen wir das einmal, und wenden wir unsere Kenntnisse wirklich an, so werden uns diese unsere Freunde mit sehr geringen Kosten unsererseits einen sehr wesentlichen Teil der Arbeit abnehmen, wir werden einen guten Teil des Kampfes gegen die Heuschrecken auf sie abwälzen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun sind aber Klima und Bodengestaltung, Bewachsung und Tierwelt, Dichte und Kultur der Bevölkerung, Verkehrsverhältnisse, rechtliche Anschauung und Verwaltungsform in unseren Kolonien so verschieden von den heimischen, europäischen und nordamerikanischen, dass wir Erfahrungen und Veröffentlichungen von dorther nur sehr bedingt für unsere Kolonien verwenden können. Deshalb schlägt so manche Massregel, die sich in den genannten Erdteilen bewährt hatte, in unseren Kolonien gänzlich fehl. Es sind also auch in dieser Hinsicht eingehende Studien — wissenschaftlicher und praktischer Art — notwendig, um zu einem klaren Einblick zu gelangen, wie wir am besten den Heuschrecken beikommen können.

Der gelegentlichen Beobachtung können wir diese Studien nicht überlassen. Denn abgesehen davon, dass die Leute, die wirklich beobachten können, nicht allzu reichlich vertreten sind, müssen solche Studien auch nach geordnetem Plan vorgenommen und das gesammelte Material geordnet und gesichtet werden. Um das aber wirklich nutzbringend ausführen zu können, dazu gehört völlige Vertrautheit mit der vorliegenden Frage. Es wird daher schon nichts anderes übrig bleiben, als erprobten Männern der Wissenschaft diese Untersuchungen anzuvertrauen, trotz des Widerspruchs von Leuten, die gewohnt sind, einen Menschen schon deshalb für unpraktisch zu halten, bloss weil er studiert hat, und einen anderen für praktisch, bloss weil er nicht studiert hat. Freilich, ein Stubengelehrter dürfte der ihm hier erstehenden Aufgabe nicht gewachsen sein. Aber wir verfügen ja auch über Leute, die sich durch ihre Wissenschaft den Blick fürs praktische Leben nicht haben trüben lassen, die vielmehr, weil ihnen die wissenschaftliche Bildung gestattet, ihr Untersuchungsobjekt von allen Seiten zu sehen, statt nur von der einen, von der aus der reine Praktiker seine Kenntnis gewonnen hat, diesem gerade überlegen sind. Denn ihnen wird der ursächliche Zusammenhang ungewöhnlicher Abweichungen leichter verständlich. Welch vorzügliche Ergebnisse eine solche Tätigkeit des praktischen Mannes der Wissenschaft zeitigt, das beweisen gerade in der Heuschreckenfrage Männer wie die Nordamerikaner Riley, Packard und Lawrence Bruner.

Es wird aber, besonders bei der ungeheuren Ausdehnung unserer Schutzgebiete und deren mangelhaften Verkehrsverhältnissen, nicht möglich sein, einem einzelnen diese Aufgabe des Studiums der Heuschrecken anzuvertrauen. In der schlimmsten Zeit, wenn die Mutterschwärme herankommen, die Jungen ausschlüpfen und deren Heere das Land überziehen, wird es wesentlich sein, in verschiedenen Gegenden einen geübten Beobachter zu haben, der zugleich im stande ist, die bisherigen Erfahrungen neuen Verhältnissen anzupassen und aus den neuen Beobachtungen sichere Schlüsse zu ziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch spielt für unsere Kolonien noch ein anderer gewichtiger Grund mit. Ein jeder, der in wissenschaftlicher oder auch höherer praktischer Arbeit steht, weiss, wie förderlich seiner eigenen Tätigkeit das Zusammenarbeiten mit Gleichstrebenden, das Besprechen der Ergebnisse mit anderen, dem gleichen Ziele Zustrebenden ist. In unseren Kolonien ist die Möglichkeit hierfür fast ausgeschlossen, wird nicht von vornherein eine Kommission entsandt.

Wollte man mit Rücksicht auf die Mehrkosten davon absehen, eine Kommission zu entsenden, und nur einen einzelnen hinausschicken, so dürfte es wohl zweifellos sein, dass die dreijährige Arbeit dieses einzelnen die Frage nicht so fördern dürfte, als die einjährige Tätigkeit dreier Männer, dass also bei Einsetzung einer Kommission Zeit und Geld gespart wird.

Da die Heuschrecken unserer Kolonien, wenigstens soweit ich bisher feststellen konnte, wohl durchweg ihr Winterquartier ausserhalb der Schutzgebiete haben und da wir mit allen Nachbarstaaten bezüglich der Heuschrecken in dauerndem Austausch stehen, so wird eine Bekämpfung dieser Schädlinge nur in der gerade betroffenen Kolonie bloss halbe Arbeit darstellen, bloss halben Erfolg verbürgen. Zu einem vollen Erfolge wird vielmehr ein Hand in Hand arbeiten mit den Nachbarstaaten erforderlich sein. Das wird um so nutzbringender für uns sein, als in einzelnen dieser Nachbargebiete, der Kapkolonie z. B., die Heuschreckenfrage schon viel besser studiert ist. Eine Vereinbarung gerade mit den englischen Gebieten, die für Südwestafrika, und den portugiesischen, die für Ostafrika in Frage kommen, wird um so weniger Schwierigkeiten begegnen, als zwischen unserem Gouvernement in Südwestafrika und der Kapregierung solches Zusammenarbeiten vor dem Burenkriege bereits angeregt war, die portugiesischen Besitzungen in Südostafrika ebenso stark als wir an der Frage interessiert sind und für alle Staaten bei gemeinsamem Vorgehen die Auslagen geringer, die Aussicht auf Erfolg grösser wird. Der eben beendete Krieg wird in dieser Beziehung ein weiterer Ansporn sein, da er nach den mir gewordenen Nachrichten die Heuschrecken wieder zu grossen Mengen hat heranwachsen lassen.

Dr. phil. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Auf meiner Reise in Palästina passierte ich in der Nähe von Jericho den sogenannten Heuschreckenberg, der wahrscheinlich von den Heuschrecken mit Vorliebe als Brutstätte benutzt wird und hiervon seinen Namen haben dürfte. Ein grosser Trupp Leute war gerade damit beschäftigt, durch Umkreisen des Berges die jungen Heuschrecken zusammenzutreiben, und schliesslich durch Übergiessen mit Petroleum und Anzünden desselben den ganzen Schwarm zu vernichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie mir gesagt wurde, werden die Bewohner gezwungen, sich an diesen Heuschreckenjagden zu beteiligen; es dürfte ein solcher Zwang auch in unseren Kolonien angebracht sein.

Marinestabsarzt Dr. **Sander,** Berlin: Es hat sich offenbar in diesem Falle um die ungeflügelte Jugendform und eine Brutstelle, nicht eine Winterherberge gehandelt. Gegen die Jungen muss man natürlich in den Tropen und Subtropen auch vorgehen. Ich habe aber das hier nicht erwähnt, weil die hierbei anzuwendenden Verfahren nicht wesentlich von den bei uns gebräuchlichen abweichen; ich wollte heute nur hervorheben, in welcher Beziehung der Kampf gegen die Heuschrecken unserer Kolonien von dem gegen unsere heimischen abweicht. Und da ist der Hauptunterschied eben der, dass die Wanderheuschrecke der Subtropen als ausgebildetes Insekt viel länger lebt als bei uns, d. h. viele Monate, bei uns nur einige Wochen. Bei uns gehen ferner die Schwärme der fliegenden sehr bald zur Eiablage über, in den Subtropen sind die nach den Winterherbergen hin abziehenden und in den Winterherbergen sich aufhaltenden Schwärme noch nicht geschlechtsreif, können also noch keine Eier ablegen. Damit gewinnt man dort Zeit, mit Aussicht auf Erfolg eine Menge der zukünftigen Elterntiere zu vernichten. Bei uns aber kommen die Schwärme, lassen sich nieder, legen Eier ab und sind in wenigen Stunden wieder entschwunden. Hier ist also die Zeit zu einer wirksamen Bekämpfung der Fliegenden zu kurz.

Dr. **Passarge,** Steglitz, bittet um Auskunft über den Heuschreckenpilz.

Marinestabsarzt Dr. **Sander**: Der Heuschreckenpilz ist ganz verschieden beurteilt worden, und seine Anwendung hat recht wechselnden Erfolg gehabt. Zum Teil liegt das wohl daran, dass das Institut in Grahamstown nicht immer zuverlässige Kulturen liefert. Wenigstens sind unseren Kolonien mehrfach solche zugegangen, in denen der Heuschreckenpilz von irgend einem Schimmelpilz überwuchert und abgetötet war. Damit kann man natürlich keinen Erfolg erzielen. Ferner aber kommt es sehr auf das Wetter an: bei trockenem Wetter wirkt er sehr schlecht, bedeutend verspätet oder gar nicht. Doch lässt sich gerade in diesem Falle durch Beachtung aller in Betracht kommenden Verhältnisse und Übung häufig noch ein Erfolg erreichen, wo der Ungeübte keinerlei Resultate erzielt. Das beweist die Erfahrung aus Südafrika: Während anfänglich fast nur Misserfolge berichtet wurden, haben die späterhin entsandten special locust agents fast durchweg gute Erfolge erzielt, und ebenso waren die Erfolge der Eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von vornherein besser, offenbar weil diese die Impfung als eine Art Zauberei betrachteten und sich sorgfältiger an die Vorschriften hielten als die Weissen.

Einen Fehler aber wird die Impfung immer behalten: Der Erfolg tritt stets erst nach 2—10 Tagen ein. Handelt es sich also um Heuschreckenflüge, so wird der Impfende kaum je in der Lage sein, die Wirkung selbst zu beobachten. Die Neigung, den Pilz in solchem Falle zu verwenden, wird also gering sein. Und doch ist gerade für unsere Kolonien die Vernichtung der Schwärme notwendig. Da muss der Staat eingreifen und Impfzwang und entsprechende Entschädigung einführen.

Graf **Joachim von Pfeil,** Friedersdorf in Schl., fragt um Auskunft wegen der Winterherde. Ist es denkbar, dass, wie es in Marokko scheint, solche in den Dünen liegen?

Marinestabsarzt Dr. **Sander** bejaht das für Südafrika; die Heuschrecken suchen im Winter dichten Busch auf, der, für die sekundären Winterherbergen wenigstens, in der Nähe der Küste liegt, z. B. der „seabush“ in Peddie.

Die Rentabilitätsaussichten der Kameruner Kulturen.

Von Dr. **Paul Preuss,** Direktor des Botanischen Gartens in Viktoria-Kamerun, zur Zeit in Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Seit 16 Jahren treiben wir in Kamerun Plantagenwirtschaft, und seit 13 Jahren ist ausserdem die Regierung bemüht, durch den Anbau der verschiedensten Nutzpflanzen in dem Versuchsgarten von Viktoria Aufschlüsse über den Wert der Kolonie für die tropische Landwirtschaft zu geben. Lassen Sie mich nun heute die Erfahrungen, welche man in dieser ganzen Zeit über die Rentabilitätsaussichten der kultivierten Gewächse gewonnen hat, zusammenfassen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, Ihnen an der Hand von Zahlen Rentabilitätsberechnungen über grosskulturelle Pflanzungsbetriebe in Kamerun zu geben, schon allein aus dem Grunde nicht, weil in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem Lande wie Westafrika, welches sprichwörtlich als das Land der Überraschungen und Enttäuschungen bekannt ist, alle Rentabilitätsberechnungen fehlerhaft sind und sich noch stets als unzutreffend erwiesen haben. Vielmehr sollen zunächst speziell die Kameruner landwirtschaftlichen Verhältnisse von den Gesichtspunkten aus betrachtet werden, welche für die Rentabilität von Pflanzungen im allgemeinen massgebend sind, d. h. Klima-, Boden- und Arbeiterverhältnisse, Pflanzenkrankheiten, Güte der Produkte u. s. w. Im Anschlusse daran will ich eine Übersicht derjenigen Nutzpflanzen geben, mit deren Anbau man bereits gute oder schlechte Erfahrungen gemacht hat, sowie derjenigen, welche zwar noch nicht in Grosskultur genommen sind, die aber dem Europäer oder dem Eingeborenen mehr oder weniger sichere Aussichten auf erfolgreichen Anbau bieten. Die Unsicherheit der Pflanzungsbetriebe ist in Kamerun für den Europäer gross und selbst für den Eingeborenen nicht gering. Man kann wohl mit ziemlicher Bestimmtheit vorher sagen, wann eine Pflanze tragbar werden wird, wie hoch sich der Durchschnittsertrag nach einer bestimmten Zeit belaufen wird, wie viel Geld man für das Roden, das Bepflanzen und Instandhalten eines Hektars, sowie für Bauten und Maschinen ausgeben wird. Aber es ist ganz unmöglich, auch nur annähernd alle die Eventualitäten zu veranschlagen, auf deren Eintreten man erfahrungsmässig mit Sicherheit rechnen muss. Schwarzwasserfieber, Dysenterie, Tropenkoller, Arbeitermangel, Pflanzenkrankheiten und ähnliche Momente mehr machen oft die schönsten Berechnungen zu Schanden.

Der Eingeborene steht insofern weit günstiger da als der Europäer, als er weniger Krankheiten unterworfen ist und weit billiger arbeitet. Das Kapital, welches er in die Pflanzung hineinsteckt, liegt in der Hauptsache in seiner Arbeitskraft, und den Ertrag der Ernte braucht er weder mit Direktoren noch mit Aktionären oder Aufsichtsräten zu teilen. Seine Arbeiter mietet er nur zeitweise, wenn er es überhaupt tut, und er bekommt sie zu einem geringeren Lohnsatze als der Europäer. Wie günstig die Rentabilitätsaussichten z. B. bei Anlage einer Kakaofarm für den Eingeborenen sein müssen, beweist das energische Streben der sämtlichen Bewohner von Viktoria, Kakaopflanzungen wie die Europäer anzulegen. Tatsächlich besitzt jeder Einwohner von Viktoria eine Kakaopflanzung, und einzelne von letzteren umfassen 10 und mehr Hektare und sind so schön gehalten und gut angelegt, wie die der Europäer.

Die guten Aussichten für das Gedeihen der Kulturen beruhen in der Hauptsache in den klimatischen und Bodenverhältnissen, die schlechten in den Pflanzenkrankheiten und teilweise in der Unsicherheit der Arbeiterverhältnisse. Wie ausserordentlich günstig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das dem Europäer so verderbliche, feuchtwarme, oft an Treibhausluft erinnernde Klima von Kamerun und die hervorragende Fruchtbarkeit besonders des vulkanischen Bodens am Kamerungebirge das Gedeihen der dortigen Kulturpflanzen beeinflussen, ist schon oft hervorgehoben worden. Die beiden Grundbedingungen für die Rentabilität von Pflanzungen sind dort gegeben. In dem südlichen Schutzgebiete liegen die klimatischen Verhältnisse gleichfalls sehr günstig, dagegen ist der Boden, wie übrigens auch in einem Teile des nördlichen Gebietes, weniger gut, weil Basalt fehlt und Laterit vorherrscht. Immerhin gibt es auch hier ausgedehnte Gebiete, die für Plantagenbau und Eingeborenenkulturen sehr wohl in Betracht kommen. Man muss nur die betreffenden Stellen sorgfältig aussuchen und auch die passenden Kulturpflanzen richtig wählen. Darauf kommt es in dem südlichen Schutzgebiete ganz besonders an. Nicht alle Kulturpflanzen ergeben auf vulkanischem Boden ein besseres Produkt als auf Laterit. Die Arbeiterverhältnisse liegen im Süden weit günstiger als am Kamerungebirge. Arbeiter sind reichlicher und billiger zu haben, und dieser Vorteil fällt gegenüber der besseren Bodenbeschaffenheit in dem nördlichen Schutzgebiete schwer in die Wagschale. Die Art und Weise, in welcher man bisher die Arbeiternot in den grossen Pflanzungen Kameruns beseitigt hat, kann nur als ein momentaner Behelf angesehen werden. Der Lösung der Arbeiterfrage wird man nur ernstlich näher treten, erstens: Durch Sesshaftmachen der aus dem Inneren aus gut bevölkerten Gegenden herbeizuholenden Arbeiter mit ihren Frauen und Familien in den Plantagengebieten (d. h. durch Lösung der Weiberfrage), wobei eine menschliche und stets gerechte, wenn auch strenge Behandlung Voraussetzung ist, und zweitens: Durch einen gelinden Antrieb zur Arbeit in Gestalt der Einführung von Steuern. Dass die Regierung ebenso wie bisher jeder ordentliche Dorfhäuptling bei Sachen, die dem öffentlichen Wohle dienen, auch Arbeitszwang einführen kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Lässt man die genannten Prinzipien ausser acht, so wird die Arbeiterfrage immer schwieriger werden. Höhere Löhne werden die Leute vielleicht zu längerem Bleiben auf den Pflanzungen bewegen, vielleicht aber auch nur ihnen eine frühere Heimkehr zu ihren Frauen ermöglichen. Das südliche Schutzgebiet wird als Bezugsquelle für Arbeitskräfte für die Pflanzungen im Norden sehr bald gänzlich in Fortfall kommen, wenn die dort entstehenden Plantagen eine grössere Ausdehnung angenommen haben werden, und wenn man, was von vielen Seiten angestrebt wird, Eingeborenenkulturen in grossem Stil eingeführt haben wird.

Ausserdem besteht unter den dortigen Kaufleuten schon jetzt grosse Unzufriedenheit über das Fortführen von Arbeitern, und sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erheben Protest dagegen, weil ihre eigenen Interessen darunter leiden. Schliesslich ist der Bau einer grossen Eisenbahn, der viele Hände benötigen wird, demnächst zu erwarten, und der Bau einer kleinen Gebirgsbahn bereits im Gange.

In welcher Weise und ob überhaupt und wann die Arbeiterfrage gelöst werden wird, ist nicht abzusehen. Unter den gegebenen Verhältnissen neue Pflanzungen anzulegen in Gebieten, die nicht selbst Arbeitskräfte in genügender Menge stellen können, das sollte man sich jedenfalls sehr reiflich überlegen. Hoffentlich wird in wenigen Jahren die projektierte Eisenbahn die Gründung von Plantagen in den gut bevölkerten Distrikten des Innern ermöglichen.

Etwas günstiger als mit den Arbeitern steht es zur Zeit mit dem Personal an europäischen Pflanzungsleitern und Aufsehern. Allmählich hat sich ein kleiner Stamm von Pflanzern herausgebildet, die ihre Arbeit kennen. Leider ist man aber in Europa selbst noch nicht darüber hinaus, Leute, die eine Anzahl von Jahren in irgend einer Stellung an der Westküste Afrikas gelebt haben, ohne weiteres mit der Leitung eines Pflanzungsunternehmens zu betrauen. Nun sind zwar die erfolgreichsten Pflanzer, die ich kennen gelernt habe, sehr oft nicht Pflanzer von Beruf, sondern gelernte Techniker, Gärtner, Kaufleute etc. gewesen. Aber die Einrichtung eines neuen Pflanzungsunternehmens in dem grossen Massstabe, welcher allein eine schnelle Rentabilität ermöglicht, kann nur jemand bewerkstelligen, dem bereits praktische Erfahrungen in allen Zweigen des Betriebes zur Seite stehen. Andernfalls wird die Rentabilität mindestens um Jahre hinausgeschoben.

Aber selbst bei bestmöglicher Lage aller besprochenen Bedingungen gibt es ein Moment, das besonders in neuerer Zeit anfängt, die Rentabilitätsaussichten der Pflanzungen zu verschlechtern. Das sind die Schädlinge und Pflanzenkrankheiten. Geradezu erstaunlich ist es, wie schnell die in Afrika heimischen Insekten, Pilze und andere Schädlinge sich mit den aus fremden Tropenländern eingeführten Nutzpflanzen befreunden. In beängstigender Weise mehren sich nicht nur die Individuen sondern auch die Arten. Einige Kulturen haben wegen der Schädlinge vorläufig eingestellt werden müssen. Jeder Pflanzer muss sich unbedingt darüber klar sein, dass eine seiner Hauptaufgaben, und zwar vom ersten Anfange an, ein steter Kampf gegen die Schädlinge sein muss. Unterlassungssünden hierin stellen später alle Erfolge in Frage.

Bevor ich zu der Besprechung der einzelnen Kulturpflanzen übergehe, sei es mir gestattet, noch einen Blick auf die Kulturen der Eingeborenen zu werfen. „Hebung der Eingeborenenkulturen“ ist heute so zu sagen ein Schlagwort in kolonialen Kreisen. Die er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

staunlichen Erfolge, welche die Franzosen in Senegambien und die Engländer an der Goldküste mit den Eingeborenenkulturen erzielt haben, Aufsehen erregten. Die Eingeborenen in Senegambien, also freie Neger, haben es zu einer Produktion von 123 000 *t.* Erdnüssen im Werte von 16 $^3/_4$ Millionen Mark gebracht, und die Neger der Goldküste produzieren ebensoviel oder mehr Kakao wie die ganzen Plantagen in Kamerun zusammen genommen. In Kamerun gibt es solche Kulturen, und zwar von Kakao, in nennenswerter Ausdehnung nur bei Viktoria und sehr vereinzelt in dem südlichen Schutzgebiete. Die intelligenten, aus Sierra Leone über Fernando Poo eingewanderten Viktorianer machten schon vor mehreren Jahren den Anfang, und die eingeborenen Bakwili folgten allmählich nach. Diese Kulturen dürften denjenigen an der Goldküste an Güte mindestens ebenbürtig sein, wenngleich sie vorläufig einen wesentlich kleineren Raum einnehmen und im Jahre 1901 nur 1300 Ctr. Kakao lieferten.

Die Kaufleute Kameruns wünschen dringend eine Hebung der Eingeborenenkulturen, denn eine Steigerung der Produktion schafft neue Werte und kommt dem langsam niedergehenden Handel zu gute. Die Besitzer der grossen Plantagen aber stehen der Sache entweder gleichgültig oder ablehnend gegenüber, denn sie sehen die Rentabilität ihrer Plantagen dadurch beeinträchtigt. Sie fürchten, dass die Eingeborenen dann noch weniger als bisher sich als Arbeiter bei ihnen verdingen werden, und dass ferner grosse Quantitäten minderwertigen Kakaos produziert werden könnten zum Schaden des guten Rufes und des Preises des Kamerunkakaos. Die Befürchtungen sind allerdings gerechtfertigt, aber immerhin darf man sich nicht auf den Standpunkt stellen, dass nun deshalb die Kakaoproduktion bei den Eingeborenen eingeschränkt werden müsse, denn es ist zweifellos für das Schutzgebiet besser, wenn einige tausend Zentner eines wenn auch etwas minderwertigen Kakaos produziert werden, als wenn gar nichts produziert wird. Die Ausfuhr zu schlechter Ware kann ja jederzeit gesetzlich verhindert werden.

Ausserdem erzielt der sogenannte Viktoriakakao, d. h. der von Eingeborenen produzierte Kakao, besonders bei steigender Tendenz der Preise an der Börse oftmals einen nur wenig niedrigeren Preis als der von den Plantagen erzeugte sogenannte Kamerunkakao. Wenn dagegen einmal ein Preissturz eintritt, so macht er sich zunächst bei der geringeren Ware geltend, während guter Kakao weit länger seinen guten Preis behält. Die Schokoladenfabrikanten freilich halten, und zwar von ihrem Standpunkte aus mit vollstem Rechte, jede Produktion eines minderwertigen Kakaos für einen grossen Fehler.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die grossen Plantagen der Europäer bieten vor den Eingeborenenkulturen dem Schutzgebiet manche Vorteile. Sie erzielen eine höhere Bodenrente, nutzen die Arbeitskräfte besser aus und liefern bessere Produkte. Deshalb dürfen sie auch der Eingeborenenkulturen wegen nicht geschädigt werden, und es ist ja genügend Raum für beide vorhanden. Ausserdem sind die Plantagen schon da, die Eingeborenenkulturen aber sollen erst durch Anlage von Versuchsgärten, Verteilung von Saatgut, Wanderlehrer u. s. w. geschaffen werden, und der Erfolg hierauf abzielender Versuche ist bei den Kamerunnegern weit unsicherer als bei den intelligenten Senegalesen und Goldküstennegern. Letztere stehen mit den Viktorianern auf einer Stufe, und diese kann man nicht als Kamerunneger ansehen.

Um die Eingeborenenkulturen möglichst ertragreich zu machen und gleichzeitig gute Produkte zu erzielen, müsste man solche Kulturpflanzen einführen, deren Erzeugnisse der Eingeborene in gleicher oder nahezu gleicher Güte herstellen kann wie der Europäer, also Gewürznelken, Muskatnuss, Erdnüsse, Ölpalmen, Kolanuss, Pfeffer, erst in zweiter Linie Kautschuk und Kakao, oder es müsste Arbeitsteilung eintreten, so dass der Eingeborene die Lieferung des Rohproduktes übernimmt und der Europäer die Präparation der Ernte für den Export. Als Beispiel diene die Behandlung der Vanille in Mexiko, der Muskatnuss in Grenada, der Baumwolle in vielen Ländern. Der Anbau der billigeren Produkte wird aber nur in der Nähe guter Verkehrswege lohnen, nur die wertvolleren Produkte wie Kautschuk werden einen weiten Landtransport vertragen. Aussichten auf eine erhebliche Hebung der Eingeborenenkulturen eröffnet allein die Eisenbahn.

Ich komme nun zur Besprechung der einzelnen Kulturpflanzen mit Bezug auf ihre Rentabilitätsaussichten.

Im Vordergrunde steht der Kakao. Sämtliche Pflanzungen in Kamerun sind Kakaopflanzungen. Andere nennenswerte Grosskulturen gibt es nicht. Es liegt hierin eine gewisse Gefahr für das Schutzgebiet. Denn mit dem Kakao steht und fällt zurzeit die Landwirtschaft in Kamerun. Allerdings bietet der Kakao gute Rentabilitätsaussichten. Seine Kultur ist leicht. Saatgut zur Anlage grosser Pflanzungen ist jederzeit zu haben. Die Verarbeitung grosser Quantitäten bereitet den Pflanzern keine Sorge mehr, seitdem infolge der von dem Kololonial-Wirtschaftlichen Komitee in die Kakaoländer Amerikas ausgesandten Expedition geeignete Gärungs- und Trockenvorrichtungen eingeführt worden sind. Dass eine Kakaopflanzung in Kamerun rentabel werden kann, ist bewiesen worden, wenn auch erst ein einziges Mal. Die Rentabilität erfolgte zwar erst nach 12jährigem Bestehen, aber der Grund hierfür liegt im wesentlichen darin, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man anfangs zu langsam vorwärts ging und zu wenig pflanzte. Aber Vorsicht war geboten, da es kein gelernter Kakaopflanzer war, der diese Pflanzung anlegte. Heute geht man schon zielbewusster vor und pflanzt von Anfang an soviel wie irgend möglich. Es lässt sich mit mathematischer Sicherheit ausrechnen, dass man nur bei dieser Methode Aussicht hat, eine Pflanzung etwa im 7. Jahre zur Rentabilität zu bringen, aber niemals, wenn man klein anfängt. Es ist daher auch als sicher anzunehmen, dass die seit 1897 nach diesen Prinzipien angelegten Pflanzungen weit schneller Reinerträge liefern werden als die älteren, wenn nicht besondere Umstände hindernd dazwischentreten. Leider sind solche, wie schon erwähnt, vorhanden in Gestalt von teilweise epidemisch auftretenden Krankheiten. Die schlimmste derselben verursacht ein Pilz, Phytophtora omnivora, welcher die unreifen Früchte befällt und leicht den dritten oder vierten Teil der Ernte vernichtet. Schwere Regen begünstigen sein Auftreten. Gleichfalls gefährlich ist ein Wurzelpilz, welcher sehr ansteckend ist und allmählich die Bäume auf ganzen Hektaren zum Absterben bringen kann. Die Engerlingen ähnlichen Larven von einer besonders im Gebirge lebenden Camentaart fressen die Wurzeln junger Kakaobäume ab, die Larven eines anderen Bockkäfers, Tragocephala senatoria, sowie die Raupe einer Cossidenart, Zeuzera sp.? bohren in den Stämmen und Ästen und töten sie. Die Raupe eines der Nonne verwandten Schmetterlinges, Spilosoma sp.? nagt die Fruchtstiele während der Nacht durch, diejenige eines Mikrolepidopteren frisst die Wachstumsspitzen junger Pflänzchen ab, so dass diese verkrüppeln. Besonders grossen Schaden tun auch Rindenläuse, und den reifen Früchten in der Nähe des Erdbodens werden Stachelschweine leicht gefährlich.

Man sieht hieraus, welch eine grosse Anzahl von Feinden der Kakao hat, und einigen von ihnen steht man fast wehrlos gegenüber.

Für die Verbreitung der Krankheiten sind die Eingeborenenkulturen eine grosse Gefahr, denn der Eingeborene gibt sich selten die Mühe, sie energisch zu bekämpfen.

Noch ein anderer Umstand kann störend die Rentabilitätsaussichten der Kakaopflanzungen beeinflussen, das ist ein Sinken der Kakaopreise, welches wahrscheinlich eintreten wird, wenn in einigen Jahren die Ernten der jetzt bereits gepflanzten 2 Millionen Bäume auf 40 000 bis 50 000 Zentner steigen werden, und wenn die Qualität des Kamerunkakaos auch fernerhin seine Verarbeitung für sich allein, ohne Beimischung milderer Sorten ausschliessen sollte. Indessen kann der Kakao ein kleines Sinken der Preise noch vertragen. Immerhin wäre es als wünschenswert zu bezeichnen, dass mit der Anlage neuer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kakaopflanzungen noch so lange gewartet würde, bis es möglich wäre, sie aus besseren, in dem Versuchsgarten in Viktoria in Kultur befindlichen Varietäten, herzustellen. Das deutsche Kapital ist freilich ohnehin für Plantagen zurückhaltender geworden. Man will erst mehr Erfolge sehen.

Kaffee: Was die Kaffeekultur betrifft, so wird dieselbe durch die Zerstörungswut des Kaffeekäfers von Guinea, Monohammus sierricola, für arabischen Kaffee sowie Maragogipe und Blue Moutains unmöglich gemacht. Bei dem Liberiakaffee fällt die Haupternte während der schweren Regenmonate Juli, August und September meist einem Pilz zum Opfer, und die Ernte des übrigen Jahres reicht nicht aus, um eine Rentabilität zu ermöglichen. — Ob andere in den botanischen Garten von Viktoria eingeführte Arten sich als anbauwürdig erweisen werden, bleibt abzuwarten. Vorläufig muss man von der Kaffeekultur absehen.

Tabak: Mit dem Tabaksbau sind seit der Erwerbung des Schutzgebietes fortwährend Versuche gemacht worden, welche sämtlich mit einem Defizit geendet haben. Die mannigfachen Gründe zu erörtern, würde zu weit führen. Jedenfalls steht es nach dem Urteile von Kennern fest, dass auf dem vulkanischen Boden in Kamerun ein sehr guter Tabak wachsen kann, und es steht zweifellos zu erwarten, dass die Tabakskultur wieder aufleben wird, vielleicht in den von der Eisenbahn zu eröffnenden, reichbevölkerten Distrikten im Innern.

Kautschuk: Nächst dem Kakao ist der Kameruner Kautschukbaum, Kickxia elastica, zur Zeit die verbreitetste Nutzpflanze in den grossen Plantagen der Europäer, und er hat auch bereits in den Pflanzungen der Eingeborenen Eingang gefunden. Die Kultur ist neu, denn die Pflanze wurde erst im November 1898 entdeckt und in den Versuchsgarten eingeführt, aber sie bietet für Kamerun bessere Aussichten als irgend eine andere Kautschukpflanze. Sie gedeiht auch auf Laterit und an Hängen und in steinigem Boden sehr gut und ist aus ersterem Grunde für das südliche Schutzgebiet von besonderem Werte. Der Parakautschukbaum, Hevea brasiliensis, liefert zu spät und bis jetzt nur geringe Erträge, desgl. Kautschuklianen. Die Castilloa elastica, auf die man grosse Hoffnungen setzte, wird durch die Larve eines Bockkäfers, Inesida leprosa, sehr stark geschädigt. Die Ficus elastica wieder befällt der gewaltige Bockkäfer Petrognatha gigas, und wenn die Larve auch selten einen ganzen Baum tötet und der Käfer selbst leicht gefangen werden kann, so kann man doch zur Grosskultur noch nicht raten. Auch die Kickxia hat in der Jugend einen gefährlichen Feind in der Raupe eines Mikrolepidopteren, Glyphodes ocellata, aber diese kann man leicht finden und ebenso leicht vernichten. Ganz besonders gute Aus-

sichten eröffnet die Kickxiakultur deshalb, weil sich der Baum mit Kakao gut zu vertragen scheint, so dass er als Schattenbaum und Windbrecher in Kakaopflanzungen die Erträge der letzteren um ein Bedeutendes erhöhen kann. Man hatte bis jetzt vergebens nach einem Schattenbaum gesucht, der auch für sich einen Nutzen bringt.

Vanille: Trotz des vorzüglichen Gedeihens und der hohen Erträge, welche die Vanille in dem Versuchsgarten liefert, und welche die Erträge des Kakaos um das vierfache übertrifft, haben sich die Europäer in Kamerun erst in letzter Zeit und sehr langsam an Versuche mit Vanillekultur herangewagt. Man fürchtet die Schwierigkeiten der Präparation. Die grösste Anlage von Vanille besitzt ein Viktorianer, der in dem Versuchsgarten die Präparation lernt. Auch die übrigen Umwohner von Viktoria beginnen Vanille zu pflanzen, und es ist zu hoffen, dass sich allmählich ein Verfahren wie in Mexiko ausbildet, wo die Indianer die Produzenten und die Mexikaner bezw. Italiener und Franzosen die Präparatoren der frisch eingekauften Früchte sind. Die 40 000 *kg* Vanille, welche Deutschland jährlich gebraucht, könnten sehr wohl in Kamerun produziert werden. Auch die Rentabilität einer Vanillepflanzung liesse sich vielleicht durch Zwischenpflanzen von Kickxia als Schattenbaum ausserordentlich heben. Es würde dann nach der Erschöpfung der Vanillenanpflanzung, also nach 10—12 Jahren, eine fertige Kickxiapflanzung übrig bleiben. Versuche dieser Art sind in dem Versuchsgarten im Gange.

Kardamom trägt wenig und die Samen degenerieren. Der Anbau hat bis jetzt nur mangelhafte Resultate gehabt.

Muskatnuss. Die Muskatnuss findet sehr günstige Wachstumsbedingungen in den niederen Lagen des Kamerungebirges. Leider tritt ihre Tragbarkeit erst in 6 bis 7 Jahren ein, und volle Ernten liefert sie erst in 12 bis 15 Jahren. Dann aber bleibt sie mehrere Jahrzehnte lang in voller Ertragsfähigkeit. Meines Erachtens kann auf die sicheren Rentabilitätsaussichten, welche Anpflanzungen von Muskatnussbäumen sowohl für Europäer als auch für Eingeborene bieten, gar nicht genug aufmerksam gemacht werden.

Gewürznelken liefern in Viktoria ein Produkt, welches demjenigen von Sansibar an Güte überlegen ist. Auch der Lateritboden Süd-Kameruns sagt der Pflanze zu. Die Kultur der Gewürznelke ist für den Europäer schwer rentabel, aber dem Eingeborenen sehr zu empfehlen.

Pfeffer. Dasselbe gilt für schwarzen Pfeffer, der in Viktoria ein ganz vorzügliches Produkt liefert und dessen Kultur einfach ist.

Zimt. Auch eine Zimtpflanzung hat, trotz der guten Beschaffenheit des Produktes, unter europäischer Leitung keine Aussicht auf Rentabilität, da die Neger zu langsam bei der Präparation sind. Aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielleicht lohnt der Anbau für die Eingeborenen, wenn sie auch nur die einfach abgeschälte Rinde als „Chips" verkaufen. Das aus Kameruner „Chips" in Deutschland destillierte Zimtöl ist an Güte dem aus Ceylon eingeführten weit überlegen.

Kola. Ob eine Anpflanzung von Kola ein lohnendes Unternehmen werden kann, hängt zu sehr davon ab, ob ein vorteilhafter Absatz in Westafrika oder eine gewinnbringende Verarbeitung der frischen Nüsse zu Extrakt etc. gefunden werden wird. Von Kamerun aus würde ein Export der echten Cola vera nach Lagos und Togo vielleicht lohnen, während die einheimische Kola zu Extrakt verarbeitet werden müsste. Über die Ertragfähigkeit der Cola vera ist noch zu wenig bekannt. Daher wird man gut tun, wie es auch in Kamerun geschieht, zwar überall Anpflanzungsversuche, aber erst in kleinem Massstabe vorzunehmen.

Ölpalme. Die Ölpalme, die wichtigste Nutzpflanze Kameruns, ist hier niemals kultiviert, sondern nur von Eingeborenen ausgebeutet worden. Sollte aber das unlängst von dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee erlassene Preisausschreiben für die Herstellung einer Palmfrucht-Aufbereitungsmaschine guten Erfolg haben, so wird die Ölpalme, besonders die neuerdings als hervorragend ölreich und wertvoll bekannt gewordene Lisombe-Varietät, eine Kulturpflanze ersten Ranges für Europäer und Eingeborene werden, denn ihre Erträge übertreffen z. B. diejenigen des Kakaos bei weitem. Ohne die Maschine würde eine Förderung des Anbaues der Ölpalme nur den Eingeborenen zu empfehlen sein, aber dem Handel sehr zu gute kommen.

Kokospalme. Die Anpflanzung der Kokospalme würde in Kamerun zweifellos guten Erfolg haben, man hat jedoch noch nie im Ernst an sie gedacht.

Baumwolle. Die Baumwolle hat in demjenigen Teile Kameruns, in welchem alle Monate des Jahres mit Sicherheit auf Niederschläge gerechnet werden muss, keine Zukunft. In dem grösseren Teile der Kolonie aber sind die meteorologischen Bedingungen ihr günstiger, da es wenigstens zwei ausgesprochene trockene Monate gibt. In diesen beiden Monaten kommen nur ganz ausnahmsweise Regengüsse vor. Da es sehr wohl möglich ist, durch richtige Auswahl der Saatzeit die Ernte in die Trockenmonate zu verlegen, so könnte die Baumwolle ebenso gut wie in Togo als Eingeborenenkultur besonders in Süd-Kamerun eingeführt werden. Die in Viktoria gezüchtete, aus Ecuador stammende Baumwolle ist von Experten gut beurteilt worden.

Ramie. Ramie ist neuerdings an mehreren Stellen im Schutzgebiete angebaut worden. Resultate sind noch nicht bekannt geworden. Der auf einer Fläche von etwa $^3/_4$ *ha* in dem Versuchsgarten ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

machte Kulturversuch hat gezeigt, dass eine marktfähige Ware erzielt werden kann. Die Rentabilitätsaussichten können jedoch kaum günstige genannt werden, da die Stengel nur ausnahmsweise eine Länge von mehr als 1 *m* erreichen. In der Trockenzeit, vom November bis März, bleiben sie sogar unter dem Durchschnitte von 1 *m* zurück. Bei Düngung und Auflockerung des Bodens werden sie bis 1,50 *m* lang. Während der Regenzeit kann man auf vier volle Ernten rechnen. Die Versuche können noch nicht als abgeschlossen gelten, besonders da kürzlich neue, angeblich sehr gute Varietäten eingeführt worden sind. Mit dem Inswerksetzen grosser Ramieunternehmungen sollte man vorsichtig sein und vorher eingehende Versuche im kleinen anstellen.

Jute wächst in Viktoria sperrig und niedrig und bietet weit schlechtere Aussichten als Ramie. Zu Eingeborenenkulturen eignen sich beide ebensowenig, wie alle anderen Nutz- und besonders Faserpflanzen, deren Erzeugnisse nach der Ernte noch einer Präparation vermittels Maschinen bedürfen.

Bananen. Über die eventuelle Ausdehnung der Bananenkultur, verbunden mit der Bereitung von Bananenmehl und Bananenkonserven, sind auf Veranlassung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees eingehende Ermittelungen angestellt worden. Sie haben wegen der hohen Preise und der geringen Verbreitung der süssen Banane keine ermutigenden Resultate ergeben, obgleich alle Arten von Bananen in Kamerun hervorragend gut gedeihen.

Ananas. Die Kultur der Ananas zum Zwecke der fabrikmässigen Konservierung der Früchte und der Bereitung von Ananassaft wird zwar angestrebt, jedoch kommen dafür vorläufig nur die Eingeborenen in Betracht. Für Verbreitung guter Sorten sorgt der Versuchsgarten. Voraussichtlich aber werden Jahre vergehen, ehe die Ananaskultur eine solche Ausdehnung gewonnen haben wird, dass die zu dem Betriebe einer Fabrik erforderlichen Mengen zu billigen Preisen zu haben sein werden.

Früchte. Die Kultur von Früchten ist in Kamerun ungemein zurück, jedoch sorgt der Versuchsgarten für Einführung und Verbreitung guter Arten, von denen die eine oder die andere vielleicht sich zum Export nach Europa in frischem Zustande (Grapefruit) oder als Konserve eignen wird.

Es gibt nun noch eine ganze Anzahl von Pflanzen, welche sicherlich mit Erfolg in Kamerun angebaut werden könnten, z. B. im Gebirge Tee, Chinarinde, Bergkautschuk, der Cocaïnstrauch und der Perubalsambaum, in der Ebene Guttapercha, Piment, Tonkabohne, Zitronengras, Zuckerrohr, wertvolle Nutzhölzer, Erdnüsse etc. Aber ehe man über die Rentabilitätsaussichten ein Urteil erlangen kann,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedarf es zunächst eingehender Versuche, die freilich fast alle schon eingeleitet sind, aber noch keine bestimmten Resultate geliefert haben. Produkte wie Reis, Mais, Bohnen, Yams, Koko (Colocasia ant. oder Xanthosoma viol.), Bataten und andere Nahrungsmittel der Eingeborenen werden voraussichtlich niemals in grösserer Menge produziert werden, als es die Bedürfnisse der Eingeborenen verlangen. Für den Europäer ist die Produktion aller dieser Nahrungsmittel noch sehr kostspielig. Seine Arbeiter verpflegt er bedeutend billiger mit importiertem Reis und mit Brotbananen, die er zusammen mit Kakao anbaut, oder eventuell mit Koko (Taro der Südsee). Mag auch bei einigen der als aussichtsvoll hingestellten Kulturen eine Massenproduktion, auf die es allerdings dem Schutzgebiete vor allem ankommen muss, deshalb ausgeschlossen erscheinen, weil der Konsum ein beschränkter ist, und weil Überproduktion durch Preissturz schädlich wirken könnte, so muss doch unser Streben dahin gehen, auch diese Kolonialprodukte in unseren eigenen Kolonien zu erzeugen. Selbst der kleinste Schritt weiter zu dem Ziele, Deutschland in dem Bezuge seiner Kolonialprodukte von dem Auslande unabhängig zu machen, muss uns erstrebenswert erscheinen. Wenn wir den Bedarf Deutschlands an Vanille mit $1^1/_2$– 2 Millionen Mark aus Kamerun decken, so ist das allein freilich nicht viel. Wenn aber Muskatnuss, Gewürznelken, Pfeffer, Perubalsam u. s. w. dazukommen, so gibt es schon eine kleine Anzahl von Millionen mehr. Die Hauptsache werden natürlich Massenartikel wie Kakao, Kautschuk und die Produkte der Ölpalme, Palmöl und Palmkerne, bleiben. Der Export Kameruns ist ohne Hebung der Landwirtschaft, d. h. des Plantagenbaues einerseits und der Eingeborenenkulturen andererseits, auf die Dauer keiner bedeutenden Steigerung fähig.

Man hat bisweilen auf die geringen Erfolge unserer Plantagenwirtschaft gegenüber derjenigen anderer Länder hingewiesen. Man hat sogar oft genug die Lage der Plantagen als eine geradezu verzweifelte hingestellt und behauptet, sie würden boykottiert von den Eingeborenen, welche deshalb nicht für sie arbeiteten, weil man ihnen ihr Land „geraubt“ hätte. Um die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, dazu bedürfe es ganz anderer Leute, als sie auf den Plantagen zu finden seien u. s. w. Demgegenüber ist als Tatsache festzustellen, dass der Plantagenbau rüstig vorwärts schreitet trotz aller temporären Übelstände. Die Eingeborenen sind bei weitem nicht so zurückhaltend mit ihrer Arbeit, wie man glauben machen will. Eine ganze Reihe schöner Plantagen wie Lisoka, Soppo, Molyko, Bolifamba, Ekona sind fast ausschliesslich das Ergebnis von Eingeborenenarbeit. Auch der Botanische Garten in Viktoria ist 1892 zu einem grossen Teile durch Eingeborene eingerichtet worden, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ebenso der über 20 *km* lange und 6—8 *m* breite erste Bueaweg. Ausserdem sind viele Zehntausende von Traglasten im Laufe der letzten Jahre durch Eingeborene von der Küste in das Gebirge hinauf befördert worden. Das sind doch schon alles Resultate der „Erziehung des Negers zur Arbeit", welche die Pflanzungen und die Regierung erreicht haben, denn vor 1892 arbeiteten die Eingeborenen überhaupt noch nicht, und es kostete die grösste Mühe, Träger zu bekommen, wenn man einmal in das Gebirge hinein wollte. Freilich bleibt noch ausserordentlich viel zu tun übrig, ehe man auf die Eingeborenen als auf stets willige und zuverlässige Arbeiter wird rechnen können.

Immerhin ist wohl noch in keiner Tropenkolonie der Welt in den ersten 18 Jahren nach der Besitzergreifung mehr im Plantagenbau geleistet und dabei weniger Geld verloren worden als in Kamerun. Eine einzige Pflanzung ist nach Verlust von 100 000 Mk. aufgegeben worden, und den Verlust hat eine andere, mit ihr zusammen finanzierte, längst wieder eingebracht. Lehrgeld haben wir bezahlt, aber mit einer Million Mark dürfte das auch abgetan sein, und wir haben dafür etwas gelernt. Wir besitzen eine Anzahl grosser Pflanzungen, deren älteste bereits seit 5 Jahren Reinerträge gibt, und welcher andere mit Reinertrag bald folgen werden. Wir besitzen auch eine ganze Reihe von Eingeborenenpflanzungen, welche jetzt bereits 1300 Zentner Kakao ergeben haben und diesen Betrag bald verdoppeln werden. Mögen auch die Resultate keine glänzenden sein, so glaube ich doch, dass wir mit der Entwickelung unserer Pflanzungen zufrieden sein und mit guten Hoffnungen in die Zukunft schauen können.

Konsul **L. Pagenstecher,** Harvestehude (Hamburg): Nach den gestrigen beredten Auseinandersetzungen in dieser Sektion sollte man denken, dass die Arbeiterfrage in Westafrika, speziell in Kamerun, gründlich und nach jeder Richtung hin beleuchtet worden wäre.

Aber bis jetzt hat man von dem Neger in seinem Naturzustande gesprochen, von den Wünschen und Bestrebungen, um aus ihm einen zivilisierten Menschen zu schaffen.

In diesen Bestrebungen sind Kaufleute und Missionare die Pioniere, welche ihre Gesundheit, ihr Vermögen auf das Spiel setzen, um dieses Ziel zu erreichen. Wir haben aber gesehen, dass diese beiden ganz verschiedene Mittel vorschlagen.

Wie fast immer, so liegt nach meiner Ansicht der richtige Weg in der goldenen Mittelstrasse.

Am Ende wollen wir doch alle, dass aus unseren Kolonien recht bald eine ergiebige Quelle von Wohlfahrt für das Vaterland entsteht, dass unsere Kolonien mit einem Wort, wie Indien für England, grosse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abnehmer und Konsumenten für unsere einheimische Industrie werden. Der Missionar, welcher in den meisten Fällen nur ideale Ziele verfolgt, hat gut sagen, „man müsse sich gedulden", aber damit ist dem Grosskaufmann und Kapitalisten nicht gedient, der grosse Summen in Plantagen steckt und auch erwartet, dass sie bald Zinsen tragen. Um dies zu erreichen, muss man aber den Neger recht bald, schon gleich zur Arbeit erziehen.

Wer aber, wie ich, 25 Jahre lang zwischen Negern gelebt hat, und zwar in der letzthin viel besprochenen Republik Haiti, wo der Schwarze seit hundert Jahren sich frei entwickelt und Versuche gemacht hat, sich nach europäischem Muster selbst zu regieren, der wird zugeben, dass diese Entwickelung doch recht langsam vor sich geht. Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass der Haitineger gerade aus den Gegenden stammt, die uns hier interessieren; es sind noch heute Nachkommen der Bakoko, Mandingo, Dahomey und Kongostämme zu finden. Der Neger ist ja entschieden entwickelungsfähig, ist sogar leicht zu erziehen, aber er muss zur Arbeit angehalten werden, und da will ich es ausdrücklich gesagt haben, wenn wir in Afrika es ihm überlassen, zu tun, was er will, so wird er die Freiheit so verstehen, dass er frei ist, nichts zu tun!

Wir wollen doch nicht ein zweites Haiti gründen, wo nach 100 Jahren das Land, so gross wie Bayern etwa, mit einer Bevölkerung von nahe 1 Million Menschen, heute weniger produziert als unter der französischen Herrschaft. Am Ende des 18. Jahrhunderts produzierte das Land grosse Quantitäten Zucker, Indigo etc. Diese Kulturen sind heute verschwunden, die alten Plantagen sind nur noch Ruinen.

Also, um alles zu resümieren, will ich hiermit meine Ansicht aussprechen, dass man vertrauensvoll diese Angelegenheit der Regierung überweisen soll, mit dem Wunsche, den Herr Thormählen gestern ausgesprochen hat, den Neger zur Arbeit zu erziehen, und wenn es sein muss, zu zwingen.

Den praktischen Weg dieser Erziehung sehe ich darin, dass, gleichwie in Deutschland jeder dem Vaterland 2—3 Jahre seines Lebens widmen muss, auch der Neger in den Kolonien dies tun muss, und zwar, indem die Regierung jeden 18—20jährigen Neger zur Plantagenarbeit während 2—3 Jahre heranzieht, natürlich bei humaner Behandlung. Dann bekommen wir einen Stamm geschulter Arbeiter.

Geheimer Reg.-Rat Prof. Dr. **Wohltmann,** Bonn: Preuss' Ausführungen sind durchaus zutreffend. Die Entwickelung der Pflanzungen ist zukunftsreich. Betreffs Arbeiterfrage ist zu betonen, dass die Arbeiterverhältnisse in Kamerun nicht so grausam liegen, wie Vietor sagt. Man muss sich die Entwickelung der Arbeiterverhält-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse vergegenwärtigen: 1896 = 500, 1900 = 5000 Pflanzungsarbeiter. Deckung meist aus dem Innern. Die Pflanzungen haben mit ihren Arbeitereinrichtungen naturgemäss nicht so rasch folgen können. Man konnte den Leuten nicht so rasch Knollenfrüchte, an die sie als Nahrung gewohnt waren, verschaffen, sondern musste ihnen Reis geben. Man hat jetzt aber überall Bananen und Knollenkulturen angelegt. Die Leute werden besser behandelt, Lazarette sind angelegt. Vietors Angaben sind zwei Jahre zu spät.

Was den Widerspruch „hier Eingeborene, hier Plantagen" betrifft, so schliesst sich beides nicht aus. In Ländern, die unentwickelt sind, muss die Plantagenkultur vorangehen, um die Eingeborenen durch Beispiele zu belehren. Diese folgen dann.

Vorsitzender **Achelis** konstatiert, dass gestern nicht „hier Plantagen, hier Eingeborene" als Schlagwort aufgestellt wurde.

Schulze, Dresden, Syndikus der Handelskammer und des Verbandes deutscher Schokoladefabrikanten, lobt das Werk von Dr. Preuss. Kamerunkakao hatte anfangs manche Mängel; die ursprünglich gezahlten Liebhaberpreise waren nicht angebracht. Man konnte nur 5—10 pCt. in Mischung mit 95—90 pCt. anderem brauchen, unvermischt schmeckte er nicht. Jetzt kann man schon grössere Mengen mit fremdem mischen. Weiterer Fortschritt bleibt aber darin zu erhoffen. Man soll nur gute und beste Kakaos bauen; schon allein kaufmännisch gerechnet, ist das vorteilhaft, denn auf dem geringsten, billigsten Rohkakao ruhen dieselben sehr hohen Unkosten für Fracht u. s. w. und fast dieselben für Arbeit wie auf den besten, teuersten Bohnen, so dass ersterer um 50 pCt., letzterer um nur 20 pCt. verteuert würde. Bei gleicher Güte werden aber die deutschen Fabrikanten den deutsch-kolonialen Kakao gern mindestens ebenso hoch bezahlen wie den anderen gleichwertigen. Der Kakaoverbrauch wird steigen, so dass Preuss' Befürchtung sinkender Preise nicht gerechtfertigt sein dürfte. In den letzten zwanzig Jahren hat sich in Deutschland die Kakaoverarbeitung bereits verzehnfacht, weitere Steigerung ist aber trotzdem sehr wohl möglich. Auch durch Erleichterungen bei der Zollrückvergütung für Kakaowarenausfuhr wäre grosse Steigerung des Rohkakaoverbrauches der deutschen Exportfabriken zu erzielen, ebenso durch die geplante Ermässigung des deutschen Zolles auf Rohkakao. Wenn von unterrichteter Seite gesagt wird, Kameruns Gedeihen steht und fällt mit dem Kakaobau, so wird Kamerun gedeihen, wenn es guten Kakao baut, und das ist bei deutscher Intelligenz, Beharrlichkeit und dem glücklichen Zusammenarbeiten von Praxis und Wissenschaft sicher zu erhoffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Passarge,** Steglitz: 1. Ist Tapioka-Gewinnung möglich? 2. Ist Dividivi anzupflanzen?

Dr. **Paul Preuss:** 1. Tapioka wird derzeit so gut wie nicht gebraucht. Die Herstellung ist nur den von Sierra Leone über Fernando Poo eingewanderten Viktorianern bekannt. Manihot wird nicht so sehr viel gebaut. Tapioka wird in Kamerun so teuer, dass Export ausgeschlossen. 2. Dividivi (Caesalpinia coriaria) ist im Botanischen Garten angebaut, trägt aber noch nicht. Die Einführung stösst auf Bedenken, weil in seiner Heimat eine lange Trockenzeit herrscht; wie die Sache sich in Kamerun stellen wird, muss man abwarten.

J. K. Vietor, Bremen, bemerkt, dass er nicht gegen Plantagen, sondern nur gegen Missstände auf denselben gesprochen habe.

Professor **Fesca,** Witzenhausen, fragt an, worin der Rückgang des Tabakbaues liege, woran die Minderwertigkeit des sogenannten Lateritbodens liege. Ist dieser nicht für manche Pflanzen gerade besser als der Basaltboden?

Dr. **Paul Preuss:** Tabakversuche waren zuerst auf Lateritboden gemacht, aber dort war der Lateritboden sehr unfruchtbar. Ausserdem hat man die Fermentation damals nicht verstanden. Später fing man auf vulkanischem Boden an, aber man hatte auch hier sehr viel Unglück. Der vulkanische Boden gibt an sich guten Tabak. Die heimische Leitung war mehrfach unrichtig, daher ganze Dispositionen falsch, z. B. falsche Pflanzzeit. Tabakbau hat Zukunft an fruchtbaren Stellen im Innern, nach Bau der Eisenbahn. Nur ein einziges Mal ist ein gelernter Tabakpflanzer in Kamerun tätig gewesen und auch nicht lange. Alle übrigen waren Laien. Zur Zeit ist wieder ein gelernter Tabakpflanzer in Bibundi.

Senator **Achelis,** Bremen, hält die Tabakkultur in Kamerun, da bisher keine wirkliche Primaqualität gezogen wurde, für unrentabel.

Professor **Fesca:** In Sumatra hat sich eine Wandlung im Tabakbau vollzogen, als der Geschmack sich dem hellgefärbten Blatt zuwandte. Hellfarbiger Tabak wird auf Lateritboden leichter zu ziehen sein als auf vulkanischem Boden.

Senator **Achelis** hält den Beweis für die Erzielung eines prima Kamerun-Tabaks bisher nicht für erbracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in die deutschen Kolonien.

Obmann: Dr. **Alexander Tille**, Berlin.
Vorsitzender: Dr. **Albrecht Wirth**, Solln II bei München.
„ Koloniedirektor a. D. **A. W. Sellin**, Direktor der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, Hamburg.
Schriftführer: **V. H. Mueller**, Leipzig.
„ **J. Frucht**, Geschäftsführer der Rio Grande-Nordwestbahn-Gesellschaft, Berlin.

Die praktischen Aufgaben der deutschen Auswanderungspolitik.

Von Dr. **R. Jannasch**, Berlin.
Vorsitzender des „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande".

(Plenarsitzung am 11. Oktober, Nachmittag.)

Indem ich es übernommen habe, über die praktischen Aufgaben der deutschen Auswanderungspolitik zu sprechen, beabsichtige ich nicht, die Ursachen der Auswanderung darzulegen. Über diese ist bei früheren ähnlichen Gelegenheiten eingehend verhandelt worden. Speziell auf dem handelsgeographischen Kongresse des Jahres 1880, sowie auf dem kolonialen Kongresse im Jahre 1886 ist es Dr. Fabri

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

gewesen, welcher diese Ursachen gründlich erörtert hat, und ich nehme gern Veranlassung, an dieser Stelle der Tätigkeit dieses hervorragenden Vorkämpfers deutscher Auswanderungs- und Kolonialpolitik ehrend zu gedenken.

Ich betrachte in meinen folgenden Darlegungen die Auswanderung als eine feststehende Tatsache, als eine organische Erscheinung in unserem modernen Volksleben. An dieser Stelle habe ich zu fragen: Wie vermögen wir diese Auswanderung am besten in unserem gesamten nationalen Interesse zu verwerten? Und da komme ich zu der weiteren Frage: Wohin müssen wir diese Auswanderung lenken, damit sie diesem Zwecke zu dienen vermag?

Wenn ich von „Auswanderungspolitik" spreche, so bekämpfe ich von vornherein die Anschauung, dass nur der Staat bezw. die Regierungen diese Politik zu treiben hätten. Wir haben vielmehr dieselbe als eine hochwichtige nationale Frage zu betrachten, welche der öffentlichen Behandlung und Diskussion unterliegen muss, widrigenfalls wir zu befürchten haben, dass — nach bedenklichen Mustern — diese wichtige Frage durch bureaukratische Schwerfälligkeit leicht falsch behandelt und in ihrer gesunden Entwickelung gestört werde. An ihr sind nicht nur die Auswanderer selbst, sondern vielmehr alle Stände des Volkes beteiligt; sie ist hochwichtig für den Handel, die Reederei, die Industrie, bis zum letzten Industriearbeiter herab. Es ist bekanntermassen eine Erfahrung, dass unsere Auswanderer in den meisten Fällen die bahnbrechenden Pioniere unseres Exporthandels gewesen sind, und wenn man annimmt, dass von dem Werte unserer deutschen Ausfuhr, die rund fünf Milliarden Mark beträgt, etwa drei Milliarden Mark auf Arbeitslöhne entfallen, so ergibt sich, dass bei einem Jahreslohn von ca. 300 Mk. per Arbeiter mindestens zehn Millionen Menschen durch den deutschen Exporthandel ihren Unterhalt finden.

Man ersieht aus diesen Angaben ohne weiteres, dass es von höchster Wichtigkeit für unser gesamtes nationales Streben ist, dass die Auswanderer dem nationalen Interesse erhalten bezw. möglichst nutzbar gemacht werden, und dass daher unsere Auswanderungspolitik mit unserer Handelspolitik kombiniert werden muss.

Unter den überseeischen Gebieten, nach welchen unsere Auswanderung abfliesst, sind zu nennen die Vereinigten Staaten, Australien und die subtropischen Gebiete von Südamerika, speziell Südbrasilien. Dass die nach den Vereinigten Staaten wandernden Deutschen schon in der zweiten Generation in dem Yankeetum aufgehen, ist eine bekannte Tatsache. Wir tragen die Erziehungskosten unserer künftigen Konkurrenten, wir stärken die wirtschaftliche Kraft der Union, indem wir ihr zahlreiche und tüchtig ausgebildete Arbeiter, sowie gute Bürger senden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit der deutschen Auswanderung nach Australien steht es nicht viel anders. Tatsächlich wird dieses ausschliesslich von den Interessen des englischen Kapitals und der englischen Kreditwirtschaft beherrscht. England gewährt seinen australischen Kolonien einen nahezu unbeschränkten Bank- und Warenkredit, macht ihnen hypothekarische Vorschüsse, hat ihnen 20 000 *km* Eisenbahnen gebaut, sowie die Kabel und transkontinentalen Telegraphenleitungen gelegt. Prächtige Städte, Dörfer und Farmen, grossartige Hafenbauten, ausgedehnte Bewässerungen hat das englische Kapital in Australien geschaffen, und eine Flotte Hunderter von Dampfern versorgt Englands Märkte mit den wertvollen Rohstoffen dieser Kolonien — der englischen Industrie die günstigsten Produktionsbedingungen sichernd —, Grund genug, dass diese Kolonien vollständig im englischen Interesse aufgehen, und dass auch die deutsche Auswanderung dorthin, in ihrem eigenen Interesse, die Neigung zeigt, diesem mächtigen, so viele Vorteile gewährenden englischen Staatsverbande anzugehören. Der Aufsaugungsprozess des Deutschtums in Australien durch das Angelsachsentum geht vielleicht etwas langsamer als in den Vereinigten Staaten vor sich — aber um so sicherer! Die Vorteile und die Tüchtigkeit der englischen Kolonialpolitik speziell in Australien sind so in die Augen fallend, dass die Australier Toren wären, wenn sie auf diese Hilfe des Mutterlandes verzichten wollten. Fester als durch die eisernen Bande von Heeren und Flotten ist Australien an sein Mutterland durch die wechselseitigen Vorteile gekettet, welche die Klugheit der englischen Kolonialpolitik in diesem Falle — nicht überall war sie so weise und erfolgreich — geschaffen hat.

Die einzigen Gebiete, in welchen — nun bereits in der vierten Generation — das Deutschtum sein vaterländisches Kulturbewusstsein erhalten hat, ist das subtropische Südamerika und zwar speziell Südbrasilien, d. h. die Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná. In diesen Ländern leben jetzt ca. 200 000 Personen deutscher Abstammung. Prachtvoll entwickelte Gemeinwesen haben sie geschaffen, mit 12 000 und mehr Einwohnern, die kräftige Kristallisationspunkte für die deutsche Ansiedelung und wertvolle Etappen für das Vordringen nach dem Far-West abgeben. Südbrasilien hat eines der besten Klimate der Welt, sein Boden, sowohl im Hochlande wie in den Terrassenländern und Flusstälern, ist reich und fruchtbar. Zahlreich sind die Wasserkräfte für technische Zwecke, mehrere deutsche Dampferlinien mit an die 100 000 *t* Gehalt vermitteln in regelmässiger Fahrt den Verkehr zwischen den deutschen Küsten und diesen Gebieten, und der deutsche Handel daselbst steht in erster Reihe. Seine herrschende Stellung in anderen Teilen des Kontinents, so u. a. im Kaffeegeschäfte von Santos, ist bekannt; aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überall, auch in Rio, Montevideo, Buenos-Aires, ist er von hervorragender Bedeutung. Hunderte von Millionen deutschen Kapitals sind im Kaffeehandel, in den Salpetergruben, in dem Bergbau von Bolivien und Peru angelegt, und auch auf dem Markte von Guayaquil vertritt der deutsche Handel hochwichtige Interessen. Man sieht, die Pioniere fehlen unseren deutschen wirtschaftlichen Interessen dort nicht, und wenn wir diese ausgedehnten Beziehungen und diese vortreffliche Fundamentierung unserer Interessen methodisch weiter ausbauen, so vermögen wir im Handel mit dem ganzen südamerikanischen Kontinente an die erste Stelle zu rücken.

Diese Interessen hätten sich auch schon bisher sehr viel schneller zu entwickeln vermocht, wenn nicht das Ministerialreskript von der Heydt aus dem Jahre 1859 es verhindert hätte. Infolge dieses Auswanderungsverbotes ist das Deutschtum in Südbrasilien isoliert und in seiner Entwickelung gehemmt worden. Und hätte jenes Verbot noch länger bestanden, so wäre diese fruchtbare, gedeihliche deutsche Ansiedelungsarbeit in Südbrasilien — wie bereits in so vielen ähnlichen anderweitigen Fällen — zum Kultur- und Völkerdünger geworden. Durch jenes Reskript ist nicht nur Südbrasilien, sondern der gesamte südamerikanische Kontinent in Deutschland diskreditiert worden. Es ist ohne weiteres verständlich, dass hier die öffentliche Meinung zu einem abfälligen Urteil gedrängt wurde, denn wenn vor dem fruchtbaren und gesunden Südbrasilien gewarnt wurde, wo das Deutschtum eine so prächtige Entwickelung aufwies, um wieviel schlechter musste es mit den anderen Teilen von Südamerika bestellt sein, die minder vorteilhafte Bedingungen für die Entfaltung der deutschen Interessen aufwiesen. Das war die Ansicht des gesamten deutschen Volkes. Nur die Hanseaten haben sich von dieser Auffassung frei gehalten.

Die unheilvollen Folgen gerade dieses Reskripts gaben mir Veranlassung, vor der einseitigen bureaukratischen Behandlung der Auswanderungspolitik zu warnen. Um so freudiger ist daher die vor einigen Jahren stattgehabte Aufhebung des Verbotes zu begrüssen. Dieser Kongress erscheint als die geeignete Stelle, die derzeitige Regierung zu diesem Schritte zu beglückwünschen.

Durch die Aufhebung des Reskriptes ist dem deutschen Kapital und Unternehmergeiste ein ausgedehntes, reiches Gebiet der Betätigung erschlossen worden. Nehmen wir an, dass es uns gelingt, alljährlich nur 5000 Auswanderer von dem grossen nach Nordamerika abfliessenden Auswanderungsstrome nach Südbrasilien abzuleiten, so könnten dort in 16 bis 20 Jahren ca. 100 000 neue deutsche Ansiedler ansässig gemacht werden, deren Konsum an deutschen Industrieerzeugnissen, pro Kopf mit 100 Mk. jährlich veranschlagt — ein Betrag, welcher für neue Ansiedler keineswegs zu hoch bemessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erscheint — einen jährlichen Export von 10 Millionen Mark nach jenen Gegenden sichern würde. Dadurch aber würden die deutschen Warenvorräte so zahlreich und mannigfaltig werden, dass auch die vorher angesiedelten Deutschen sowie die eingeborenen Brasilianer notwendigerweise Käufer der deutschen Ware in immer umfangreicherem Masse werden, und alle anderen fremdländischen Erzeugnisse verdrängt würden. Südbrasilien zählt ca. zwei Millionen Einwohner — wo in der Welt gäbe es für die deutsche Ware ein konsumtions- und zahlungsfähigeres Absatzgebiet in überseeischen Gebieten mit verhältnismässig geringen Kosten und sicherer Aussicht des loyalen Handels auf Erfolg zu gewinnen?! Arbeiten wir daher methodisch auf die Gewinnung dieses lohnenden Marktgebietes hin, veranlassen wir unsere grossen Geldinstitute, dort Bankfilialen zu gründen, drängen wir unsere Versicherungsgesellschaften, dort Zweiganstalten anzulegen, dringen wir vor allem in das deutsche Kapital, sich an den dortigen Eisenbahnbauten deutscher Unternehmer zu beteiligen, unterstützen wir die technische Verwertung der vorhandenen Wasserkräfte — kurz, kultivieren wir den Far-West von Südbrasilien in ähnlicher Weise, wie die Nordamerikaner den Westen ihres Landes kultiviert haben.

Es leuchtet nun ohne weiteres ein, dass, wenn unsere Verbindungen und Erfolge in einem Teile des Kontinents sich in der gedachten Weise stärken, das allgemeine Interesse in ganz Südamerika für uns wächst. Alle die dortigen Länder werden die Verbindung mit uns, unserem Kapital, unseren Märkten suchen und geneigt sein, uns Handelsvorteile aller Art einzuräumen. Und das ist es, was wir anstreben sollen und müssen! Wir müssen dies tun, um die Reichtümer dieses an Rohstoffen und Nahrungsmitteln reichsten aller Kontinente für unsere Märkte zu gewinnen, und im dortigen Handel an die erste Stelle zu rücken.

Und wie gross und mannigfaltig sind diese Reichtümer! Die jährlichen Kaffee-Ernten werten mehr als eine Milliarde Mark. Südamerikanischer Gummi und Kakao beherrschen den Weltmarkt, und Tabak wie Baumwolle liefern reiche Ernten. Der argentinische Weizen konkurriert jetzt bereits mit dem nordamerikanischen und ostindischen auf dem Weltmarkte, und die Gerbstoffe von Südamerika sind die besten der Welt. Die animalischen Produkte: Häute, Felle, Haare, geben auf den wichtigsten Märkten von Europa bei der Preisbildung den Ausschlag, und die Hälfte aller Wolle, welche in den heutigen Kulturstaaten konsumiert wird, stammt aus Südamerika. Die Erzgänge von Australien und Transvaal mögen grössere Mächtigkeit aufweisen, aber reichere und edlere Goldquarze als in Minas Geraes und in Metelin finden sich nirgends. Die Silberberge von Potosi in

Bolivien stellen den Silberreichtum selbst der Sierra Nevada weit in den Schatten. Die Kupfervorkommen sind reich und ergiebig, und die Salpeter- und Guanolager, welche die europäische Landwirtschaft gar nicht mehr entbehren kann, repräsentieren den Wert von Milliarden.

Nur durch die hohen Markt- und Gebrauchswerte aller dieser Produkte ist es möglich gewesen, dass der deutsche Handelsumsatz mit den südamerikanischen Ländern — inklusive des Hamburger und Bremer Transithandels in südamerikanischen Provenienzen — bereits auf ca. 800 Millionen Mark angestiegen ist. Der Handelsumsatz von Nordamerika mit Südamerika bewertet sich nur auf ca. 450 Millionen Mark. Und dabei zählt Südamerika kaum 40 Millionen Einwohner. (S. Anm. 1 S. 593.)

Wie wichtig und folgenreich es aber für Deutschland ist, seinen Handelsumsatz mit Südamerika an die erste Stelle zu rücken, ergibt sich aus folgenden Betrachtungen.

Die Masse der südamerikanischen Rohstoffe wird uns die Möglichkeit gewähren, in den künftigen kaum vermeidbaren handelspolitischen Kämpfen gegenüber dem Auslande, insbesondere gegenüber Nordamerika, den Süden der neuen Welt auszuspielen, und uns von der Abhängigkeit der anderen ausländischen Rohstoffe und Märkte zu befreien. Das ist das Ziel, welches uns bei der Behandlung und Kombination unserer Handels- und Auswanderungspolitik in Südamerika dauernd vorschweben muss!

Freilich wird dieser Kampf um die erste Stelle nicht leicht sein, speziell nicht leicht gegenüber England und Nordamerika. Indessen haben wir uns dem englischen Handelsgeiste gegenüber in neuerer Zeit konkurrenzfähig erwiesen; schwieriger wird der Kampf gegenüber Nordamerika, und zwar speziell an der Westküste des südamerikanischen Kontinents sein, wenn einstmals die Kanäle von Panama oder Nicaragua hergestellt sein werden. Durch diese Kanäle werden die Nordamerikaner an der amerikanischen Westküste gegenüber dem europäischen Verkehr einen Vorsprung von ca. 2000 Seemeilen erlangen. Die grossen Strom- und Kulturgebiete von Südamerika münden dagegen an der Ostküste, und diese Mündungen sind von der europäischen Küste nicht weiter entfernt als New York oder New Orleans Dagegen zählen die europäischen Märkte nahezu an die 400 Millionen Konsumenten, die nordamerikanischen dagegen nur 70 Millionen, was uns billigere und häufigere Rückfrachten sichert.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten, und es wäre durchaus unangebracht, auf den letzteren nicht hinzuweisen. Nirgends in der Welt ist der politische Boden so heiss wie in Südamerika. Eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Revolution jagt die andere, eine Krippenwirtschaft wird von der anderen abgelöst, und die Beträge der südamerikanischen Staatsschulden sind dermassen angeschwollen, dass ihre Verzinsung und Amortisation kaum möglich erscheint. (S. Anm. 2 S. 595).

Zwar kann zugegeben werden, dass wegen der meist kleinen Herde der Revolutionen Handel und Wandel sich gleichwohl weiter entwickelt haben, aber die Korruption, welche durch jene in die ganze Bevölkerung getragen wird, muss schliesslich doch deren wirtschaftliches Leben untergraben. Jemehr indessen europäische Kapital- und Kreditwirtschaft in diese Länder eindringt und die Naturalwirtschaft verdrängt, umsomehr wird auch der politische Friede gesichert werden. Ferner lässt sich nicht verkennen, dass die meisten der südamerikanischen Länder und Völker der Revolutionen überdrüssig sind, weil sie schliesslich alle dadurch verarmen. Wesentlich wird Europa den Frieden in Südamerika fördern, wenn von dem Grosskapital die Parole ausgegeben wird, dass kein südamerikanischer Staat künftighin Kredit erhält, dagegen gute und solide Privatunternehmungen gestützt und gefördert werden. Letzteres geschieht bereits in energischer Weise namentlich seitens Frankreichs und Belgiens.

Und nun noch eins: Wir sehen, welche grossartigen ausgedehnten handelspolitischen Perspektiven sich uns eröffnen. Hüten wir uns, sie durch politische Vieilletäten und Hintergedanken zu zerstören und zu untergraben. Leider existieren ja bei uns in Deutschland Leute, — wenn auch nur vereinzelt — welche meinen, leichten Kaufs in Südamerika politische Annektionsgelüste befriedigen zu können. Diese Ansichten müssen auf das Allerentschiedenste bekämpft werden.

In Südamerika würden derartige Bestrebungen zunächst mit der Monroe-Doktrin in Kampf geraten, sodann aber auch sehr entschlossene Gegner in den einzelnen Ländern von Südamerika selbst finden. Die Verletzung der politischen Sicherheit auch nur eines dieser Staaten würde sofort unseren handelspolitischen Ausschluss und die handelspolitische Gegnerschaft aller anderen südamerikanischen Länder zur Folge haben. Auch glaube man nicht, dass die in Amerika angesiedelten Deutschen Neigung und Lust verspüren, an einen europäischen Staat angegliedert zu werden. Die Auswanderer und deren Nachkommen, die ihre Arbeit, ihre ganze Lebenskraft und ihren ganzen Lebenszweck in die Erschliessung des Urwaldbodens legen, wollen unabhängige Menschen bleiben und streben nach Selbstverwaltung. Wir vermögen in Südamerika niemals politisch so viel zu gewinnen, als wir handelspolitisch verlieren können! Die Selbstständigkeit und Konsolidierung der südamerikanischen Staaten stärken zu helfen, liegt nur in unserem Interesse, namentlich gegenüber Nordamerika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bereits wiederholt — u. a. auf dem handelsgeographischen Kongresse im Jahre 1880 — habe ich darauf hingewiesen, dass Deutschland viel zu sehr in den Überlieferungen des Feudalismus, Bureaukratismus, Klerikalismus und Militarismus steckt, als dass wir Deutsche daran denken könnten, überseeische Gemeinwesen europäischer Kulturabstammung zu regieren, wie wir das in Afrika gegenüber Negerstämmen mit Erfolg versuchen. Wie gefährlich und opferreich derartige überseeische politische Abenteuer sind, haben uns die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit erkennen lassen.

Also Kombination unserer Auswanderungs- und Handelspolitik, damit wir an die erste Stelle im Handel mit Südamerika gelangen! Dies muss der Kernpunkt unserer gesamten Politik gegenüber dem südamerikanischen Kontinente sein und bleiben.

Im Sinne der bisherigen Ausführungen empfehle ich dem Kongresse folgende Resolution zur Annahme:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 ist der Ansicht, dass sowohl das ideelle Kulturinteresse wie das Interesse der deutschen Auswanderung, als auch das Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie die Ableitung der deutschen Auswanderung nach den mit gemässigtem Klima ausgestatteten Ländern von Südamerika, insbesondere nach Südbrasilien, und die Sammlung derselben in diesen Gegenden als notwendig erscheinen lässt. Daher ist die Ansiedelung von Deutschen daselbst durch deutschen Unternehmergeist, deutsches Kapital und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu fördern.

Diese Resolution ist einstimmig zur Annahme gelangt.

Anmerkung 1 zu Seite 591.

Handel zwischen Südamerika und dem Deutschen Reiche in 1901

(namentlich über Hamburg, Bremen, Antwerpen),

Wert in Millionen Mark (113,9 = 113 900 000).

	Einfuhr in Deutschland aus	Ausfuhr aus Deutschland nach
Brasilien	113,9	35,5
Argentinien . . .	200,8	54,2
Uruguay	14,5	9,6
Zu übertragen .	329,2	99,3

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übertrag . . .	329,2	99,3
Paraguay	?	0,5
Chile	100,7	34,0
Bolivien . . .	7,4	5,0
Peru	7,2	11,1
Ecuador	8,6	5,1
Columbien . . .	8,3	5,0
Venezuela	9,4	7,0
	470,8	167,0
Transithandel insbesondere über Hamburg und Bremen in südamerikanischen Provenienzen	60,0	
	530,8	167,0
	697,8	

Es darf bei Betrachtung dieser Ziffern nicht ausser acht gelassen werden, dass das Berichtsjahr in eine Zeit der Krisis fällt und niedrigere Umsätze zeigt als die Vorjahre.

Handel der Vereinigten Staaten von Amerika mit Süd-Amerika 1899 in Dollars.

Einfuhr in die USA.	Ausfuhr aus den USA.	Summa.
86 587 893 Mk.	35 659 902 Mk.	122 247 795 Mk.
346 351 572 „	142 639 608 „	488 991 180 „

Der Aussenhandel der hauptsächlichsten südamerikanischen Staaten in 1901.

	Einfuhr	Ausfuhr	Sa. d. Ein- u. Ausfuhr
Brasilien . .	671 603 280 Mk.	831 806 918 Mk.	1 503 410 198 Mk.
Argentinien .	453 940 000 „	618 400 000 „	1 072 340 000 „
Uruguay . .	95 912 000 „	117 552 000 „	213 464 000 „
Paraguay .	10 223 696 „	10 608 268 „	20 831 964 „
Chile . . .	182 807 213 „	251 511 953 „	434 319 166 „
Bolivien . .	12 161 062 „	24 280 732 „	36 441 794 „
Peru . . .	47 266 800 „	62 689 200 „	109 956 000 „
Ecuador . .	53 667 412 „	62 686 848 „	116 354 260 „
Columbien .	44 332 112 „	76 631 152 „	120 963 264 „
Venezuela .	34 665 975 „	60 343 015 „	95 008 990 „
	1 606 579 550 „	2 116 510 086 „	3 723 089 636 „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anmerkung 2 zu Seite 592.

Die Finanzen der hauptsächlichsten südamerikanischen Staaten

in 1901 (nach den Mitteilungen des Gothaischen Hofkalenders).

1. Brasilien:

Einnahmen	Ausgaben
42 576 666 Milreis in Gold	33 555 171 Milreis in Gold
258 011 000 Milreis Papier	224 445 348 Milreis Papier

(1 Milreis Papier = 1 Mk.)

Äussere Schuld in Lstr.	38 639 281
Innere Schuld in Milreis . . .	511 197 100
Schwebende Schuld „ . . .	284 759
Schatzscheine „ . . .	10 175 000
Papiergeld „ . . .	703 666 174
Einzelschulden in Lstr.	10 135 729

2. Argentinien: in Goldpesos à 4 Mk.

Äussere	Schuld	300 202 971
Innere	„	6 375 000
Schwebende	„	940 661
Schatzschein-	„	14 214 088
		321 732 720 Pesos d'oro,
		à 2,28 pesos Papier.

Budget 1901.

Einnahmen	Ausgaben
Papier 63 300 000 Pesos	Papier 89 940 499 Pesos
Gold 37 991 718 „	Gold 26 025 175 „

3. Uruguay: Schuldscheine 125 502 753 Pesos nationales, à 4,35 Mk.

4. Paraguay: Äussere Schuld 30 746 223 Pesos Gold, à 4 Mk.
Innere „ 12 085 234 Pesos Papier. (Goldkurs 1000 pCt.)

5. Chile: Äussere Schuld 234 289 413 Pesos Gold, à 4,00 Mk.
Innere „ 75 964 770 Pesos Papier, à 1,32 Mk.

6. Bolivien: Äussere „ 6 550 830 Pesos Gold, à 4,00 Mk.
Innere „ 3 934 250 Pesos Papier, à 1,50 Mk.

7. Peru: Innere „ 46 000 000 Soles. (?)

8. Ecuador: Äussere „ (1900) 693 160 Lstr. (à 20,25 Mk.)
Innere „ (1896) 4 580 000 Sucres, à 2,00 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

9. Columbien: Innere Schuld 30. 6. 99

a) konsolidierte Schuld	5 633 716	Pesos.
b) schwebende „	5 725 358	„
	11 359 074	Pesos.

(Goldagio 2500 pCt.)

Auswärtige Schuld 1900: 2 747 250 Lstr. (à 20,25 Mk.)

10. Venezuela: Schulden in Sa. 194 202 343 Bolivars, à 0,80 Mk.

Bei diesen Angaben sind die Schulden der Provinzen bezw. einzelnen Staaten nicht inbegriffen. Die angegebenen Kurse sind meist Jahresdurchschnitte.

Kommerzienrat **Zilling**-Stuttgart: Gestatten Sie, nur wenige Worte an die so äusserst interessanten und geistreichen Ausführungen des Herrn Dr. Jannasch zu knüpfen, um noch ganz besonders den Wert geschlossener deutscher Gemeinwesen im Ausland nicht bloss für die Erhaltung deutscher Sitte und Art, sondern namentlich auch für die deutsche Industrie und den deutschen Handel zu betonen. In den geschlossenen Gemeinwesen erhält sich vor allem die deutsche Sitte und dadurch bleiben sie die Abnehmer der deutschen Waren. Ein schlagendes Beispiel hierfür haben wir an den schwäbischen Kolonien in Palästina, welche, nachdem sie nunmehr schon über 40 Jahre bestehen, immer noch beinahe ihren ganzen Bedarf aus dem Mutterlande beziehen und auch, soweit es in ihrer Kraft steht, ihre Söhne zur Ausbildung nach Deutschland, speziell Süddeutschland, schicken, damit dieselben in deutschem Geiste erzogen werden und später als deutsche Handwerker, Ackerbauer und Kaufleute drüben für die deutsche Industrie wirken. Noch vielmehr als in den kleinen schwäbischen Kolonien in Palästina ist dies der Fall in den grossen deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien; wie Sie wissen, liegt der Handel in Porto Alegre beinahe ausschliesslich in deutschen Händen. Ich glaube, es ist unsere Pflicht, heute darauf hinzuweisen, dass zur Zeit, als noch das von der Heydtsche Reskript in Preussen bestand und nur wenige für die Auswanderung nach Brasilien einzutreten wagten, der Redner des heutigen Tages, Herr Dr. Jannasch es war, welcher trotz vieler Anfeindungen und Widerwärtigkeiten immer wieder zur Auswanderung nach Brasilien ermunterte und fortwährend die deutsche Industrie auf dieses wichtige Absatzgebiet hingewiesen hat. Ihm an dieser Stelle den Dank der deutschen Industrie auszusprechen, hielt ich für meine Pflicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wirtschaftliche Grundlage und die Entwickelung der deutschen Auswanderung seit 1871.

Von Dr. **Alexander Tille,** Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Wenn von der deutschen Auswanderung und ihrer Entwickelung die Rede ist, so versteht man darunter insgemein diejenige Auswanderung, welche im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich unter der Überschrift „Überseeische Auswanderung" alljährlich nachgewiesen wird. Deren Entwickelung seit 1871 bietet des Bemerkenswerten soviel, dass sie tatsächlich einen geeigneten Gegenstand für allerhand wissenschaftliche und praktische Betrachtungen darstellt. Sie beginnt mit 76 Tausend im Jahre 1871 und steigt in den beiden Folgejahren auf 126 und 104 Tausend. Diese Anschwellung hat, wie bekannt, ihren Ursprung zu einem erheblichen Teile darin, dass aus den neuen Reichslanden nicht nur zahlreiche ehemals französische Untertanen nach Frankreich auswanderten, sondern eine recht erhebliche Zahl auch mit Sack und Pack übers Meer zog. Von 1874 bis 1879 sinken dann die Zahlen so stark, dass die überseeische Auswanderung in keinem einzigen Jahre auch nur 50 Tausend erreicht, um mit dem Jahre 1880 über 100 Tausend, mit den Jahren 1881 und 1882 über 200 Tausend anzuschwellen und sich 1883 bis 1893 immer noch auf einer Durchschnittshöhe von über 100 Tausend zu halten. Von 1894 an sinkt der Betrag dann auf 40, 30 und schliesslich fast auf 20 Tausend herab. Die Jahre 1897 bis 1901 zeigen Zahlen von 25, 22, 24, 22 und 22 Tausend von statistisch nachgewiesenen deutschen überseeischen Auswanderern. Dass diese gesamten Zahlen nicht genau sind, geht schon aus dem Umstande hervor, dass diese Auswandererstatistik sich ursprünglich nur auf Hamburg und Bremen bezog, dann auf Antwerpen und die belgischen und holländischen Häfen überhaupt ausgedehnt wurde, darauf auch die französischen Häfen mit heranzog und jetzt von den englischen Häfen auch Liverpool mit berücksichtigt. Aber aus diesem Umstande folgt zugleich, dass sie nach und nach genauer geworden ist, und, da die Zahlen der früheren Zeit zu klein angegeben sind, dass die wirklichen Zahlenunterschiede zwischen den einzelnen Perioden noch grösser sind als sie nach der amtlichen Statistik erscheinen. Trotzdem stellt die statistisch nachgewiesene deutsche überseeische Auswanderung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch jetzt noch nur einen Teil der wirklichen Auswanderung aus dem deutschen Reiche dar.

Wer die Verhältnisse des neuzeitlichen Weltverkehrs kennt, der weiss, dass in der geschäftsmässigen Beförderung von Auswanderern allerdings am meisten der Fall hervortritt, wo eine Familie mit Kind und Kegel in einem Auswandererschiff übers Meer zieht. Aber daneben gibt es auch auf diesem Gebiete eine sehr erhebliche Auswanderung, die in ganz anderen Formen vor sich geht. Ein einzelner Mechaniker, Kaufmann, Kellner, Barbier u. s. w. reist vielleicht sogar auf dem Umwege über England nach Amerika, ohne zu wissen, ob er drüben bleiben wird oder nicht. Gelingts ihm, drüben eine dauernde Beschäftigung zu finden, bleibt er; wenn nicht, kehrt er wieder heim. Ist er verlobt oder verheiratet, so lässt er im Falle seines Bleibens Braut oder Weib und Kind nachkommen. Ein grosser Teil dieser Auswanderer wird von der amtlichen überseeischen Auswanderungsstatistik nicht erfasst, namentlich dann nicht, wenn das Zwischendeck nicht die Beförderungsstätte bildet. Dazu hat das Deutsche Reich eine nicht unbedeutende europäische Auswanderung, die zum grossen Teile zunächst in der Form der fremden Arbeit in Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Oesterreich auftritt, aber ziemlich oft zu dauernder Auswanderung führt. Ausserdem wandern Deutsche auch über Triest nach den Mittelmeerländern und dem Morgenlande aus. Die Zahl der jährlich ausgewiesenen Ausländer, die sich nur auf einige Hunderte beläuft, ist zu gering, um in einer Betrachtung wie der vorliegenden, die nur nach Tausenden rechnet, besonders berücksichtigt zu werden.

Will man diese Zahlen fassen, so bleibt nichts anderes übrig, als sie rechnerisch auf Umwegen zu ermitteln, und dazu bietet uns die Reichsstatistik selbst ausreichendes Material. Wir kennen die Bevölkerungszahl der einzelnen Jahre in der Form der sogenannten fortgeschriebenen Bevölkerungszahl, die von Jahrfünft zu Jahrfünft durch eine amtliche Volkszählung nachgeprüft wird. Deren Ergebnisse stimmen im grossen und ganzen so gut zur fortgeschriebenen Bevölkerungszahl, dass dieser ein ganz erheblicher Grad von Genauigkeit zuzusprechen ist. Ziehen wir die Bevölkerungszahl eines Jahres von der Bevölkerungszahl des nächsten Jahres ab, so erhalten wir den tatsächlichen Bevölkerungszuwachs, welcher in dem Jahre stattgefunden hat. Andererseits kennen wir aber auch die Zahl der Geburten und die Zahl der Todesfälle in jedem Jahre. Der Unterschied zwischen beiden ergibt den Geburtenüberschuss über die Todesfälle. Bestände keine Auswanderung und keine Einwanderung, so müsste dieser Geburtenüberschuss gleich der tatsächlichen Bevölkerungszunahme sein. Das Abziehen der tatsächlichen Bevölke-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungszunahme von dem Geburtenüberschuss ergibt daher die Anzahl Deutscher, welche in dem betreffenden Jahre dem Reiche verloren gegangen sind, d. h. den nicht durch Einwanderung ausgeglichenen Menschenverlust des Reiches durch Auswanderung. Denn dass innerhalb eines Landes wie des Deutschen Reiches mit seinen geordneten Verhältnissen nicht jährlich Tausende und Zehntausende spurlos verschwinden können, ist selbstverständlich. Von dem so berechneten Menschenverlust des Reiches braucht man nur die statistisch nachgewiesene überseeische Auswanderung abzuziehen, um zu erfahren, wie gross die nicht statistisch nachgewiesene Auswanderung vermindert um etwaige Einwanderung ist. Bei dem Versuche, dies zu tun, ergibt sich zunächst die merkwürdige Tatsache, dass, abgesehen von dem Jahre 1871, dessen Statistik wegen Unvergleichbarkeit nach rückwärts kaum zu verwerten ist, in 5 Jahren überhaupt kein Menschenverlust durch Auswanderung zu stande gekommen ist, und in 4 Jahren davon sogar ein Gewinn durch ein Überschiessen der Einwanderung über die Auswanderung. Es sind dies die Jahre 1895, 1896, 1897, 1899, 1900. In denselben war der Überschuss der Einwanderung über die Auswanderung 26, 0, 52, 3 und 7 Tausend. Das Jahr 1898 zeigt dagegen noch einen geringen Überschuss der Auswanderung über die Einwanderung, nämlich von 5 Tausend. Im Jahre 1896 haben sich Auswanderung und Einwanderung genau die Wage gehalten. Die Jahre 1895, 1897, 1899 und 1900 dagegen haben zusammen 88 Tausend mehr Einwanderer gebracht als Auswanderer abgegeben, was den ganzen Menschenverlust durch Auswanderung bis zum Jahre 1893 zurück wettmacht. Die Frage, ob von den Einwanderern ein nennenswerter Bruchteil bloss vorübergehend im Lande war, und ob er vielleicht im nächsten Jahre durch eine andere Gruppe Italiener, österreichische oder russische Polen u. s. w. abgelöst wurde, ist dabei ganz gleichgültig; denn es kommt hier einzig darauf an, wieviel Menschen das Deutsche Reich in einem Jahre mehr ernährt hat als im vorausgehenden.

Das eigenartige Ergebnis der Kombinierung der Zahlen verschiedener Statistiken weist darauf hin, die Statistik der Einwanderungsverhältnisse etwas näher ins Auge zu fassen, und da zeigt sich folgende seltsame Erscheinung. In den Jahren 1871, 1872 und 1873 ist der Menschenverlust durch Auswanderung abzüglich der Einwanderung kleiner als die statistisch ermittelte überseeische Auswanderung, d. h., da die letztere über jeden Zweifel sicher festgestellt ist, es hat in diesen Jahren eine Einwanderung in das Deutsche Reich stattgefunden, die einen Teil der überseeischen Auswanderung wett gemacht hat. Mit dem Jahre 1874 wird dies jedoch anders, und zwar bis zum Jahre 1886. Gewiss hat auch in dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeit eine gewisse Einwanderung stattgefunden, aber ihr Betrag ist so gering gewesen, dass der aus der fortgeschriebenen Bevölkerungszahl ermittelte Menschenverlust des Reiches durch unausgeglichene Auswanderung in dieser ganzen Zeit grösser erscheint als die statistisch ermittelte überseeische Auswanderung. Mit dem Jahre 1887 wird das plötzlich abermals anders. Da beginnt der Menschenverlust durch unausgeglichene Auswanderung hinter der statistisch gefassten überseeischen Auswanderung zurückzubleiben, d. h. in dieser Zeit hat eine so starke Einwanderung stattgefunden, dass sie nicht nur die statistisch nicht gefasste Auswanderung ausglich, sondern sogar noch einen Teil der statistisch gefassten Auswanderung wett machte. Dass im Jahre 1896 die Einwanderung gerade sämtliche Auswanderung wett machte und in den Jahren 1895, 1897, 1899 und 1900 trotz der Auswanderung von durchschnittlich 27 Tausend sogar noch ein Mehr von 88 Tausend brachte, wurde bereits erwähnt.

Ganz offenkundig wird vom Jahre 1881 an die überseeische Auswanderungsstatistik erheblich genauer. Im Jahre 1883 deckt sich zufällig die statistisch gefasste überseeische Auswanderungszahl genau mit dem Menschenverluste des Reiches durch Auswanderung abzüglich der Einwanderung. Vom Jahre 1887 an aber besteht überhaupt kein nennenswerter Verlust durch Auswanderung mehr, der nicht durch Einwanderung fast ausgeglichen würde. Der Menschenverlust durch Auswanderung, der nicht durch Einwanderung ausgeglichen wurde, beläuft sich mit einziger Ausnahme des Jahres 1891, in dem er 172 Tausend erreichte, seit 1887 niemals mehr auf 100 Tausend und seit 1890 nicht einmal mehr auf 40 Tausend, bis er sich in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre sogar in einen Gewinn verwandelt. Die Zahlen sind:

	Verlust:		Gewinn:	
1887	67	Tausend.		
1888	69	„		
1889	95	„		
1890	39	„		
1891	172	„		
1892	94	„		
1893	35	„		
1894	35	„		
			1895	26 Tausend.
			1896	0 „
			1897	52 „
1898	5	„		
			1899	3 „
			1900	8 „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Menschenverlust des Reiches durch Auswanderung, der nicht durch Einwanderung ausgeglichen wurde, ist also sehr gering in der Zeit von 1872—1878. In diesen 7 Jahren betrug er durchschnittlich nur 60 Tausend. Er wird dagegen sehr bedeutend in den 8 Jahren 1879—1886. In dieser Zeit betrug er durchschnittlich 172 Tausend. Mit dem Jahre 1887 sinkt er jäh und beträgt im Durchschnitt der 8 Jahre 1887—1894 trotz des einen grossen Verlustjahres 1891 nur 76 Tausend. Mit dem Jahre 1895 geht der Verlust sogar in einen Gewinn über, der in den 6 Jahren 1895—1900 durchschnittlich 14 Tausend beträgt. Wir haben also 4 Perioden, in deren ersten drei der nicht durch Einwanderung wieder ausgeglichene Menschenverlust durchschnittlich 60, 175 und 76 Tausend beträgt, während die letzte sogar einen Gewinn von durchschnittlich 14 Tausend aufweist.

Aber auch diese absoluten Zahlen geben noch kein Bild von der wirklichen Entwickelung. Ein solches entsteht erst, wenn man diesen Menschenverlust bezw. Gewinn in Beziehung setzt zu dem jährlichen Geburtenüberschuss und berechnet, wieviel Prozente des Geburtenüberschusses der unausgeglichene Menschenverlust des Reiches in jedem Jahre und in jeder Periode betragen hat.

Es ist offenkundig unrichtig, die Auswanderungszahlen — ich werde in Zukunft immer von dem unausgeglichenen Menschenverlust durch Auswanderung sprechen und nicht nur von der statistisch nachgewiesenen überseeischen Auswanderung — mit der Bevölkerungszahl in Beziehung zu setzen, wenn man den Zusammenhang der Auswanderung mit den wirtschaftlichen Verhältnissen eines Landes ermitteln will; sondern eine fruchtbare Beziehung besteht vielmehr einzig zwischen der Auswandererzahl und dem Geburtenüberschuss. Zu diesem Satze führt unmittelbar die folgende Betrachtung:

Wenn z. B. im Jahre 1871 im Deutschen Reiche 40 997 Tausend Menschen lebten, so bedeutete das, dass diese dort ihren Unterhalt fanden, dass das Land sie ernährte. Ohne jede Veränderung in den wirtschaftlichen Verhältnissen würde das Deutsche Reich im Jahre 1872 die gleiche Anzahl haben ernähren können. Nun schufen aber die 40 997 Tausend Deutsche des Jahres 1871 einen Geburtenüberschuss von 201 Tausend. Dadurch wurden 201 Tausend Plätze mehr am Tische des Daseins besetzt, als sonst eingenommen gewesen waren. Die Frage ist: Wieviel andere Deutsche mussten infolgedessen weichen, weil das Land sie nicht mehr ernähren konnte, oder ein wie grosser Volksteil hat auswandern müssen, weil durch die Neuankömmlinge der Ellenbogenraum so beengt worden war, dass ihnen das Ausland bessere Aussicht auf Fortkommen bot?

Auch wenn man den Menschenverlust des Reiches durch unausgeglichene Auswanderung mit dem Geburtenüberschuss in Beziehung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzt, bleibt das unsichere Jahr 1871 am besten ausser Rechnung. In den vier Auswanderungsperioden, welche wir unterschieden haben, stellte sich das Verhältnis des Menschenverlustes zu dem Geburtenüberschuss folgendermassen:

Von 1872 bis 1878 gingen dem Reiche von seinem Geburtenüberschuss durchschnittlich jährlich 11,4 pCt. verloren, 1879 bis 1886 33 pCt., 1887 bis 1894 12,1 pCt. und 1895 bis 1900 gab es einen Zuschlag von 1,8 pCt zum Geburtenüberschuss. Teilen wir die Zeit von 1887 bis 1900 so, dass wir die Jahre 1887 bis 1892 und die Jahre 1893 bis 1900 zusammenfassen, so ist der Verlust für die erstere Zeit 14,4 pCt., und der Gewinn für die letztere Zeit 0,05, d. h. trotz eines durchschnittlichen Geburtenüberschusses von 757 000 im Jahre gibt es noch einen Zuwachs von 0,05 pCt. zu demselben durch Zuwanderung, welchen das Reich trotz des hohen Geburtenüberschusses mit ernährt hat.

Während diese Berechnungen also in groben Zügen das allgemeine Bild bestätigen, welches die Entwickelung der überseeischen Auswanderung zeigt, soweit sie statistisch nachgewiesen ist, so ergeben sie doch andererseits noch einen viel tieferen Einblick in den Wandel, welcher sich hinsichtlich der Grundlagen für die Auswanderung im letzten Menschenalter vollzogen hat, und können zweifellos als Symptome der allgemeinen wirtschaftlichen Entwickelung im Deutschen Reiche gelten.

Über die Ursachen der Auswanderung stehen sich vielfach zwei entgegengesetzte Ansichten gegenüber. Am allgemeinsten ist die alte Auffassung, dass es die wirtschaftliche Not sei, die zur Auswanderung treibe. Aber Bismarck hat andererseits in einem Worte, das er keineswegs als Scherzwort genommen haben wollte, einmal die Auswanderung aus einigen deutschen Gegenden als Beleg für den dort vorhandenen Aufschwung angeführt. Keine der beiden Anschauungen lässt sich, genau betrachtet, schroff aufrecht erhalten, sondern wenn man zur Erfassung der tatsächlichen Verhältnisse kommen will, so muss man sich die Auswanderer selbst ein wenig näher ansehen. Wenn die Not es wäre, was zur Auswanderung treibt, dann müsste derjenige Teil des Volkes, der am ärgsten in Not lebt, am stärksten auswandern. Das ist die Hefe des Volkes, der Auswurf, die Heimatlosen, die Landstreicher, Bettler und das sonstige arbeitsscheue Gesindel, das sich ihnen anreiht. Bekanntermassen aber wandert der Auswurf nie aus. Noch kein Volk ist durch Auswanderung seine Landstreicher los geworden. In Ostlondon sind die vielfältigsten Versuche damit angestellt worden, aber man hat mit ihnen nicht das mindeste erreicht. Wer nicht in seine Arbeitskraft ein gewisses Vertrauen hat und andererseits der Meinung ist, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er es in der Ferne leichter und rascher vorwärts bringen werde als daheim, der wandert nicht aus. Wer ferner nicht über eine Sparsumme verfügt, die wenigstens genügt, um die Ozeanfahrt zu bezahlen, und wer nicht ausserdem die neuerdings bei der Landung in manchen Staaten aufzuweisende Summe sein eigen nennt, dem ist die Auswanderung, z. B. nach den Vereinigten Staaten, immer noch verschlossen. Andererseits aber wandert auch derjenige nicht aus, der die Empfindung hat, dass er in der Heimat seinen Leistungen entsprechend fortkommt oder der gar dort besser fortzukommen meint als in der Fremde. Somit lässt sich die Gattung der Auswanderer immerhin einigermassen umschreiben.

Es lassen sich aber auch die Verhältnisse kennzeichnen, welche, wo nicht ein ganz besonderes Heimgefühl, ein besonderes Verwachsensein mit der Scholle der Väter im Wege steht, gemeinhin zur Auswanderung führen. Auch in diesem Punkte gibt es ein weitverbreitetes Vorurteil, dass nämlich die Auswanderung der handarbeitenden Klassen den Ländern mit höheren Löhnen zustrebe. Dass das ein Irrtum ist, beweist schon folgender Umstand: England hat erheblich höhere Arbeitslöhne als Frankreich, und dennoch hat England nur eine durchschnittliche Jahreseinwanderung von 8000, Frankreich dagegen eine solche von 30 000. Man darf bei Auswanderungsfragen ausserdem nicht schlechthin Volk mit Volk vergleichen, sondern man muss Volksschicht mit Volksschicht in Vergleich stellen. Es kann sehr wohl der Fall sein, dass für eine Schicht eines Volkes keinerlei Reiz besteht, nach dem andern Lande auszuwandern, während für eine andere Schicht ein sehr starker Reiz dazu vorhanden ist. Es kommt dabei auch nicht auf die absolute Höhe des Einkommens der betreffenden Schicht an und auch nicht auf den Kaufwert dieser absoluten Jahreslohnsumme, sondern auf die Volksspannung in der betreffenden Schicht. Die Studien dazu lassen sich ebenso gut innerhalb eines grösseren Volkes wie des deutschen machen, wie zwischen zwei Völkern und Ländern. Denn zwischen den verschiedenen Gegenden eines Landes bestehen gerade so gut Unterschiede in der Volksspannung wie zwischen verschiedenen Ländern, oft sogar selbst grössere. Die Spannungsverhältnisse Ostpreussens sind von denen des Rheinlandes sehr viel verschiedener als diejenigen der Rheinlande von denen Frankreichs. Infolgedessen gibt es ja auch bedeutende innere Wanderungen.

Unter Volksspannung versteht man das Verhältnis der Leistung zum Lohne (mit Berücksichtigung des Lohnleistungsgesetzes, von dem hier aber der Einfachheit wegen abgesehen werden soll). Wenn in einem Bezirke Arbeiter mit der Leistung 1 sind und 3 Mk. Tagelohn beziehen und im Nachbarbezirk Arbeiter mit der Leistung 2

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind und 4 Mk. Tagelohn beziehen, so ist die Bevölkerungsspannung in dem einen $^1/_3$ und in dem anderen $^1/_2$ und es besteht keinerlei Drängen der Arbeiter des ersten Bezirkes nach dem zweiten hin; denn um dort 1 Mk. mehr zu verdienen, müssten sie ihre täglichen Arbeitsleistungen verdoppeln, ohne deswegen den doppelten Lohn zu erhalten. Obgleich nun das Verhältnis der Leistung zum Lohne die Tendenz hat, sich allenthalben auf der Erde gleich zu gestalten, weil den Bezirken mit geringerer Volksspannung immerfort Arbeiter zuströmen und durch ihr vermehrtes Angebot von Arbeit dort auf den Lohn drücken, so entstehen doch infolge von wirtschaftlichen Verhältnissen, Entdeckungen neuer Erz- oder Kohlenlager, Anbau neuer Pflanzungen, Entstehung neuer Industrien, unausgesetzt neue Mittelpunkte mit niederer Volksspannung, nach denen ein Zuströmen von Arbeitskräften einsetzt, in Deutschland bekanntlich am stärksten in dem industriereichen Westen. Und genau dasselbe gilt von Volk zu Volk.

Daraus ergibt sich ohne weiteres, dass die Ursachen der Auswanderung bei völlig sich gleichbleibenden wirtschaftlichen Verhältnissen im Inlande, ja selbst bei einem Aufschwunge des Inlandes ganz im Auslande liegen können. Die Entdeckung ferner Goldlager und Diamantfelder, die Eröffnung neuer Weizenfluren und die Entstehung besonderer Industrien in der Ferne hat schon oftmals an Punkten ausserhalb des Reiches die Volksspannung so herabgedrückt, dass nach ihnen hin ein wildes Zuströmen der Söhne aller Herren Länder stattfand. In der Zeit seit 1887 sind solche Ereignisse, welche eine faszinierende Wirkung auf die Massen im Deutschen Reiche ausgeübt hätten, nicht eingetreten, und somit hat es an einem besonderen Auswanderungsantriebe gefehlt. Ja, man kann sogar noch weiter gehen und sagen, dass ein seit längerer Zeit bestehender Auswanderungsantrieb fortgefallen ist. Es betrifft das alt bevorzugte Auswanderungsziel der Deutschen, die Vereinigten Staaten. Ende der achtziger Jahre fällt in diesen der Beginn der Bewegung, welche infolge der zu Riesenhöhen emporgestiegenen Löhne des gelernten Arbeiters dazu führte, Maschinen zu konstruieren, welche menschliche Arbeitskraft nach Möglichkeit verdrängten, und zugleich von ungelernten Arbeitern bedient werden konnten. Das führte sehr rasch zu einem Sinken der Löhne auf zahlreichen Gebieten und steigerte dadurch die Volksspannung. Darin ist bis in die neueste Zeit kein Wandel eingetreten. Im Gegenteil haben gerade 1902 die Verhältnisse, welche durch den Bergarbeiterausstand in Pennsylvanien bekannt geworden sind, gezeigt, dass dort der durchschnittliche Jahreslohn der Bergarbeiter 250 Dollars, d. h. 1025 Mk. beträgt, während der Jahresverdienst des Bergmanns im Ruhrrevier 1200 Mk. beträgt, und über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dies im Deutschen Reiche die Daseinsmittel erheblich billiger sind als in Pennsylvanien.

Die wesentlichen Grundlagen für die eigentümliche Gestaltung der Auswanderungsverhältnisse, und insonderheit des unausgeglichenen Menschenverlustes für das Deutsche Reich, liegen aber zweifellos innerhalb der Grenzen des Reiches selbst und sind in dessen eigener neuerer wirtschaftlicher Entwickelung zu suchen. Ein einfacher Blick auf die Zahlen der Menschenverluste, die ich oben angeführt habe, lehrt, dass der wirtschaftliche Aufschwung, welcher sich mit dem Jahre 1887 vorbereitete, der Hauptgrund für die Minderung der Menschenverluste des Reichs durch Auswanderung, und schliesslich selbst für die Anziehung einer stärkeren Zuwanderung war, die die Auswanderung mehr als wett machte.

Es ist eine der bemerkenswertesten Tatsachen, dass uns die Herkunftsstatistik der überseeischen Auswanderer jedes einzelne Jahr aufs neue in der überzeugendsten Form vor die Augen führt, dass dieselben ihrer überwältigenden Mehrzahl nach aus den Ackerbaugegenden des Reiches kommen. Die Provinzen Posen, Hannover, Brandenburg, Westpreussen, Schleswig-Holstein stehen fast ausnahmslos obenan. Die fortschreitende Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen macht zahlreiche Menschenkräfte auf dem Lande frei, sodass dieselben, selbst wenn sie auf dem Lande wohnen bleiben, zu anderen Beschäftigungen überzugehen gezwungen sind. Dazu kommt, dass die deutsche Fleischerzeugung mit der riesigen Bevölkerungszunahme der letzten Jahrzehnte völlig Schritt gehalten hat. Da zur Viehzucht weniger Menschenkräfte nötig sind als zum Körnerbau und zum Bau von Hackfrüchten, so ergibt auch dieser Zug der Entwickelung einen gewissen Betrag unbeschäftigter Hände auf dem Lande. Dazu kommt noch ein weiteres Moment.

Durch die Erschliessung neuer Getreideländer durch immer billigere Frachten war dem deutschen Ackerbau ein gutes Teil lohnender Beschäftigung abhanden gekommen. Hier konnte nur die Zollpolitik des Reiches Wandel schaffen. Der Einmarkzoll auf Brotgetreide, den das Jahr 1879 gebracht hatte, war an der deutschen Landwirtschaft spurlos vorüber gekommen. Da brachte das Jahr 1885 den Dreimarkzoll und das Jahr 1887 den Fünfmarkzoll für Roggen und Weizen, einen Zollbetrag, der hoch genug war, um eine Wertsteigerung des im Inlande erzeugten Brotkorns zu schaffen. Sofort wurde es lohnend, Flächen unter dem Pfluge zu halten, die sonst der Brache verfallen gewesen wären, und selbst Flächen unter den Pflug zu nehmen, auf denen sich der Körnerbau bei niedrigeren Körnerpreisen nicht gelohnt haben würde. Was der Dreimarkzoll von 1885 noch nicht vermocht hatte, das vermochte der Fünfmarkzoll von 1887.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit einem Schlage sank im Jahre 1887 gegenüber 1886 der Menschenverlust des Reiches durch unausgeglichene Auswanderung von 150 000 auf 67 000, von 29,3 pCt. des Geburtenüberschusses auf 11,1 pCt. Mit einem Schlage war eine achtjährige Periode zu Ende, in der der Menschenverlust durch Auswanderung 33 pCt. des Geburtenüberschusses betragen hatte, und es begann eine andere achtjährige Periode, in der er im Durchschnitt 12,1 pCt. betrug und im ganzen noch eine sinkende Tendenz aufwies, die sich in weiteren sechs Jahren fortsetzte, bis der Verlust sich in einen Gewinn verwandelte. Gewiss haben auch psychologische Momente dabei mitgewirkt, die ländliche Bevölkerung stärker als bisher an der Scholle festzuhalten: vor allem der Glaube daran, dass für die deutsche Landwirtschaft nunmehr bessere Zeiten anbrächen und dass infolgedessen die Arbeit des Fleissigen in der Heimat auch ihren Lohn finden werde. Als dann 1892 der Getreidezoll teilweise und 1894 ganz auf 3,50 Mk. herabgesetzt wurde, da war die deutsche Industrie in einem so starken Aufschwunge begriffen, dass sie fast alle die ländlichen Arbeiter aufnehmen konnte, welche sich vom Lande weg und nach einem höheren Einkommen sehnten, und so blieb diese Herabsetzung des Zolles, die aber immer noch einen höheren Betrag bestehen liess, als unmittelbar vor 1887 bestanden hatte, ohne Folgen für die Gestaltung der deutschen Auswanderung.

Schon seit den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hatte die sich neuentwickelnde Industrie einen erheblichen Teil der Menschen aufgenommen, welche die natürliche Bevölkerungszunahme brachte, und für welche die Landwirtschaft keine Beschäftigung hatte, aber das erste Jahrzehnt des neuen Reiches war ihr zu wenig günstig, als dass sie hätte zu sonderlicher Blüte gelangen können. Es war mehr eine langsame stetige Entwickelung unter unsäglicher Mühe als ein kräftiges Emporblühen. Einzelne Schwankungen der Weltkonjunktur vermochten noch ganze aufstrebende Industriezweige wie die süddeutsche Baumwollspinnerei zu erschüttern. Erst das Jahr 1879 brachte mit seinem autonomen Zolltarif einige Abhilfe. Freilich war das allgemeine Darniederliegen allen Geschäftes nach dem grossen Zusammenbruch von 1873/74 ein viel zu tiefes, um die Industrie zu rascher Blüte gelangen zu lassen. Die erste Aufschwungszeit, die sie unter den neuen stetigeren Verhältnissen erlebte, begann etwa mit dem Jahre 1887, und seitdem ist sie imstande gewesen, nicht nur die Erhaltung eines gewaltigen Teiles des Geburtenüberschusses im Inlande zu ermöglichen, sondern auch noch für 88 000 Zuwanderer Brot zu schaffen. Bis zum Jahre 1901 ist die landwirtschaftliche Bevölkerung ständig zurückgegangen und die industrielle um mehr als den dadurch freigewordenen Betrag gewachsen. Was ehedem in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Fremde wandern musste, weil ihm die Heimat kein Brot mehr bot, das hält heute die deutsche Industrie dadurch im Deutschen Reiche fest, indem sie ihm Arbeitsgelegenheit schafft, und dadurch das Reich in die Lage versetzt, statt wie ehedem Menschen, Waren zu exportieren. Dass der früher notwendige Menschenexport in den letzten acht Jahren so gut wie völlig durch den Warenexport ersetzt worden ist, das ist die bedeutsamste Tatsache in der gesamten Entwickelung der Auswanderung in Deutschland.

Allerdings bieten auch die Zahlen der Spezialausfuhr kein sicheres Merkmal für die wirtschaftliche Entwickelung eines Landes, sondern ein solches kann vielmehr ausschliesslich in der Entwickelung des Wertes seiner Jahresproduktion gefunden werden, die sich wiederum unmittelbar kaum mit genügender Schärfe fassen lässt, sondern gemeinhin nach Symptomen, wie der Hebung der Lebenshaltung der Massen, der Zunahme der Spareinlagen der Sparkassen, der Steigung der Erträge der Einkommensteuer, der Steigerung der Einnahmen der Staatseisenbahnen, beurteilt zu werden pflegt. Immerhin aber ist eine stetige Entwickelung der Spezialausfuhr eines Landes auch eins der Momente, die für längere Zeiträume als solche Symptome dienen können. Darin haben wir, wenn wir von dem Tiefpunkt 1892 ausgehen, folgende Entwickelung: Die deutsche Spezialausfuhr steigt von 1892 bis 1901, also in 9 Jahren, um rund 1 ½ Milliarde Mark, oder fast um die Hälfte ihres Betrages von 1892. Einer Spezialausfuhr von 3150 Millionen Mark Wert im Jahre 1892 stand 1901 eine solche von 4513 und 1900 sogar eine solche von 4753 Millionen Mark Wert gegenüber. In dieser 1 ½ Milliarde Mehrbetrag der Ausfuhr gegenüber 1892 steckt ungefähr eine Milliarde Arbeitslöhne, die, zu Beträgen von 1000 Mk. auf den Kopf des Erwerbstätigen verteilt, einer vollen Million Familien mehr Arbeitsgelegenheit gibt, als ohne sie vorhanden sein würde.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen stellt zweifellos die Tatsache dar, dass das Jahr 1900 und das Jahr 1901 noch einen Überschuss der Einwanderung über die Auswanderung zeigen, obwohl der Beginn des wirtschaftlichen Niederganges bereits in den Sommer 1900 fällt. Es ist nun gar keine Frage, dass bei dauerndem Darniederliegen der deutschen Industrie der Auswandererstrom zu gewaltigem Umfange wieder anschwellen müsste, da breite Massen der Industriearbeiter lieber auswandern werden, als dass sie aufs Land zurückkehren. Aber andererseits sind seit der letzten Niedergangszeit grossen Stiles Mitte der siebziger Jahre doch Verhältnisse eingetreten, welche eine Stetigung der Industriebeschäftigung zur Folge gehabt haben. In der Zwischenzeit hat sich im Deutschen Reiche eine bedeutende Grossindustrie entwickelt, welche kapital-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kräftig genug ist, um ihre Werke eine Zeit lang auch dann noch in weitem Umfange im Betriebe zu erhalten, wenn der Absatz nur noch mit Verlust nach dem Auslande möglich ist. Dieser Zug hat in neuester Zeit durch die Ausbildung des Syndikatswesens, welche noch grössere Finanzgruppen geschaffen hat, eine ganz besondere Stütze erhalten. Ohne beide Züge würden wir längst mit einer stärkeren Einschränkung der Industriebetriebe, mit der Entlassung von Hunderttausenden von Arbeitern und mit einem Wachsen der Auswanderung zu tun gehabt haben.

Dem Zwecke, möglichst viele Deutsche an der heimischen Scholle festzuhalten und dadurch unsere heimische Volkskraft immer stärker zu machen, dient unsere gesamte nationale Wirtschaftspolitik. Und wenn sie ihm nicht diente, dann wäre sie keinen Schuss Pulver wert. Schutz dem heimischen Produktionsgebiete insoweit, dass auf demselben unter ebenso günstigen Bedingungen produziert werden kann wie im Auslande, und Handelsverträge, welche den deutschen Waren möglichst günstige Absatzbedingungen auf fremden Märkten sichern, das sind ihre beiden Grundaufgaben. Nur wenn sie beiden Genüge tut, kann sie ihre Aufgabe voll erfüllen.

Wieder tobt einmal der Kampf darum, ob diese beiden Aufgaben auch in Zukunft nebeneinander bestehen bleiben sollen, und zugleich darum, ob der Industrie, welche des Landes neue Kinder ernähren soll, auch die handelspolitischen Vorbedingungen dafür gewährt werden sollen. Vom Standpunkte einer nationalen Volkstandspolitik aus, welche auf die möglichste Stärkung des heimischen Volksganzen ausgeht, sollte diese Frage längst entschieden sein.

Wenn auch nicht bewusst, so hat unser Volk tatsächlich einmal vor der Frage gestanden, ob wir Menschen oder Waren ausführen sollen. Und die Entwickelung des letzten Jahrzehnts hat sich für die Waren entschieden. Sicher soll man dem deutschen Auswanderer, der nun einmal entschlossen ist, fern überm Meere sein Glück zu erproben, so förderlich sein wie möglich und ihm namentlich die Möglichkeit schaffen, bei Stammesbrüdern zu siedeln, damit er seiner Muttersprache und seinem Volkstume erhalten bleibe. Aber man soll darüber auch nicht vergessen, dass wir grösseres schaffen, wenn wir unseren Geburtenüberschuss daheim festhalten, indem wir durch eine weitsichtige Handelspolitik die Mittel schaffen, jedes Jahr im Deutschen Reiche neue Hunderttausende zu ernähren. Die Zeit ist vorüber, wo man sich ein Volk aus Bergen und Seen, Weideflächen und Weizenfeldern zusammengesetzt dachte. Und die andere, in der man es sich wie in England zu Cobdens Tagen aus Geldbeuteln bestehend dachte, hat es bei uns nie gegeben. Wir haben gelernt, ein Volk als einen Kraftmittelpunkt zu betrachten, von dem aus

Kraftäusserungen nach allen Richtungen ausgehen. Unser Volk besteht heute aus mehr als 57 Millionen Menschen und ist damit das stärkste Volk Westeuropas geworden. Die in Mitteleuropa in einem Komplex zusammenwohnenden deutsch redenden Menschen mit deutschem Nationalgefühl stellen den grössten Kraftmittelpunkt einer Zunge dar, den es unter den gesitteten Völkern überhaupt gibt. Bei allem Streben, auf zwei anderen Erdteilen politisch immer festeren Fuss zu fassen, und auf einem dritten deutsche Siedelstätten zu begründen, wollen wir doch nicht vergessen, dass die Wurzeln unserer wirtschaftlichen und politischen Kraft im deutschen Heimatboden ruhen und dass mit jedem Menschen, den wir durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit mehr daheim festhalten, unser Volkstum eine Stärkung erfährt.

(Siehe die Tabelle Seite 614/615.)

Rittergutsbesitzer **von Löbbecke**, Kassel: Ich glaube doch, dass das Wort des Fürsten Bismarck, dass nur in Zeiten des Wohlstandes eine starke Auswanderung stattfindet, ganz zutreffend ist, weil ja nicht die Landarbeiter, sondern die Bauernsöhne auswandern. Diese können aber nur in Zeiten des Aufschwungs fortgehen.

Landarbeiter können aber nur auswandern, wenn ihnen die Gelder dazu aus Amerika gesandt werden, was häufig geschieht.

Handwerker finden aber in Amerika wenig Lohn, weil alles mit Maschinen gemacht wird. Diese wandern überhaupt wenig aus.

Es müssen doch noch andere Faktoren sein als die, welche der Herr Vortragende anführte, welche die Auswanderung bedingen, nicht nur die Volksspannung. Zu beachten ist auch, dass der hohe Lohn der Dienstboten, besonders der weiblichen, vielfach Auswanderung nach Amerika veranlasst.

Nach meinem Dafürhalten wird die Auswanderung nach Nordamerika am meisten durch die viel tausendfachen verwandtschaftlichen Beziehungen der Bewohner der alten und der neuen Welt gefördert. Sie tritt dann besonders lebhaft in die Erscheinung, wenn in der alten Welt viel Geld verdient wird, wie z. B. im Jahre 1872, kurz vor der bald darauf eintretenden wirtschaftlichen Krisis.

Direktor **Fabarius**, Witzenhausen: Mehr Ellbogenraum wollen die Auswanderer, nicht bessere Löhne. Die Landwirtschaft gerade da, wo sie intensiv und mit Maschinen arbeitet, hat Mangel an Arbeitern (poln. Sachsengänger). Die landwirtschaftlichen Bezirke mit minderer Entwickelung und minderer Aussicht auf gedeihliches Fortkommen haben die stärkste Auswanderung. Der gesunde Natursinn der ländlichen Bevölkerung im Verlangen nach eigenem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landbesitz ist die stärksttreibende Kraft bei der Auswanderung und die besonderen Aussichten einiger Gebiete des Auslandes, nicht aber die Gründe des Vortragenden sind die wesentlichen Triebkräfte.

Denn die Tatsache steht fest, dass die Auswanderung überhaupt nur aus ländlichen Bezirken ausgeht und insonderheit gerade aus den Gebieten, wo die ländlichen Besitzverhältnisse, sei es infolge zu grosser Zersplitterung in kleine Besitze, sei es infolge zu grosser Besitzanhäufung in den Händen weniger, dergestalt sind, dass die Erwerbung von eigenem Besitz oder auch nur auskömmlicher Pachtung für gering Bemittelte und die nachgebornen Söhne von Bauern so gut wie ausgeschlossen ist. Gerade aber in den landwirtschaftlich kulturell höchst entwickelten Gebieten, z. B. der Provinz Sachsen, Niederrhein u. s. w. hat es eine nennenswerte Auswanderung nie gegeben. Ebensowenig hat die sogenannte Volksspannung in dicht bevölkerten Industriebezirken, die der Herr Vortragende erwähnte, selbst bei Rückgang des industriellen Geschäftsganges, zu einer Auswanderung, ja nicht einmal zu einem Rückstrom in die vorentvölkerten ländlichen Gebiete geführt. Das sind, gegenüber aller Doktrin und Theorie, die tatsächlichen Erfahrungen in der Auswanderungspraxis, sowohl in Deutschland wie in England, Italien u. s. w.

Sellin, Direktor der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, Hamburg: Auf Grund meiner 35 jährigen Erfahrung im praktischen Kolonisationsdienst muss ich hervorheben, dass sich die Ursachen der deutschen Auswanderung und die Elemente, aus welchen sich dieselbe zusammensetzt, im Laufe der Jahrzehnte vollkommen verändert haben.

Früher waren es namentlich Landarbeiter, die auswanderten, um sich im Auslande eine eigene Scholle zu erwerben, welche die Heimat ihnen versagte. Dieses Element fehlt unter den heutigen Auswanderern fast gänzlich. Verschiedene Umstände politischer und wirtschaftlicher Art haben es bewirkt, dass dasselbe sich mehr und mehr nach den Städten zurückgezogen und Beschäftigung in der Industrie gesucht hat, während auf dem platten Lande leider der polnische Arbeiter an seine Stelle getreten ist.

Die heutige deutsche Auswanderung besteht grösstenteils aus Städtern, welche infolge des Rückganges in der Industrie zur Auswanderung veranlasst werden. Viele von ihnen mögen ursprünglich vom Lande stammen und die Hoffnung hegen, als Kleinbauern drüben ihr Fortkommen zu finden, aber bei manchen wird dies nicht der Fall sein, da ihnen nicht mehr die gleiche landbauliche Tüchtigkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

innewohnt wie ehemals, auch ihre Lebensführung in den Städten eine so anspruchsvolle geworden ist, dass sie sich in neuen Urwaldsiedlungen, wo sie die gewohnten Lebensbedürfnisse nicht befriedigen können, unglücklich fühlen und es darum vorziehen, dieselben wieder zu verlassen, um entweder nach Deutschland zurückzukehren oder in den überseeischen Städten Beschäftigung zu suchen.

Derartige Fahnenflüchtige gab es vor 30—40 Jahren fast gar nicht, während sie heute etwa 25 pCt. der Gesamteinwanderung auf den deutschen Kolonien in Südbrasilien bilden.

Eine rühmliche Ausnahme machen die Kohlenbergleute aus dem Ruhrrevier, von welchen in den letzten Jahren eine grössere Anzahl nach Südbrasilien ausgewandert ist.

Viele von ihnen sind ursprünglich aus dem ländlichen Tagelöhnerstande hervorgegangen, also von Jugend auf an schwere Arbeit gewöhnt und dem schweren, ungesunden Bergmannsberuf nur so lange zugetan, als er ihnen reichlichen Verdienst verschafft. Ist dies nicht der Fall, so kehren sie gern zur Landwirtschaft zurück, ziehen es dann aber vor, auszuwandern, um jenseits des Ozeans Kleinbauern zu werden, statt in der Heimat Beschäftigung als ländliche Lohnarbeiter zu suchen.

Mit diesem Element haben wir bei der Kolonisation ausgezeichnete Erfahrungen gemacht; aber auch aus anderen Berufsklassen haben wir manche tüchtige Kolonisten hervorgehen sehen, wenn auch — wie bereits bemerkt — im allgemeinen die landbauliche Befähigung bei den heutigen deutschen Auswanderern sehr abgenommen hat.

Wo sie aber noch vorhanden oder wieder geweckt werden kann, da sollte man auch dafür sorgen, dass sie dem Vaterlande möglichst dienstbar gemacht wird. Ist das in der heimischen Landwirtschaft nicht möglich, so versuche man es auf überseeischen Siedlungsgebieten, wie z. B. auf den deutschen Kolonien in Südbrasilien, wo unsere Auswanderer und ihre Nachkommen als Abnehmer deutscher Waren ihrem Stammlande noch erheblichen Nutzen bringen und vor allen Dingen ihre nationale Eigenart und Sprache aufrecht zu erhalten vermögen.

Pastor **Paul Müller**, Hamburg: Der jährliche Überschuss der Bevölkerung wird durch die heutige Industrie und Landwirtschaft nicht nur absorbiert, nein, die polnische und italienische Einwanderung muss noch grosse Lücken ausfüllen.

Nicht wirtschaftliche Not ist vorwiegend Antrieb der Auswanderung, sondern ein überzähliges Quantum an Kraft und Unternehmungsgeist, das nach freierer und weiterer Entfaltung und Geltung verlangt. Dies ist die bahnbrechende Generation, die der andereren schwächeren hinüberhilft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch die grosse Entfaltung der Industrie und der grossen Städte dem platten Lande gegenüber ist die deutsche Auswanderung nicht nur nach der Menge, die rapide sank, sondern auch nach der Qualität stark gesunken (mehr städtische, einzeln reisende Arbeiter etc.).

Dr. **Albrecht Wirth,** Solln II bei München: Neben wirtschaftlichen Ursachen gibt es auch andere Beweggründe. Das Sozialistengesetz von 1879 vermehrte die Auswanderung. Der Glanz Amerikas zieht an, die Düsterkeit Sibiriens, das hohe Löhne hat, schreckt ab. Die Industrialisierung ist ein zweifelhaftes Ideal.

Geh. Finanzrat **Haupt,** Stettin: Die Gründe der Auswanderung sind verschieden. Politische, religiöse, gesellschaftliche sind es aber nur nebensächlich, nur vorübergehend. Der Hauptgrund der Auswanderung bilden wirtschaftliche Verhältnisse und zwar des Auswanderungs- und Einwanderungslandes, mit dem Wunsch des Auswandernden, seine Verhältnisse zu verbessern. Darin liegt, dass die wirtschaftlich Stärksten nicht auswandern, aber es fällt dagegen auf, dass die niedrigsten Klassen, Bettler, Landstreicher, nicht auswandern. Ein Grund ist aber auch wirtschaftlich: Die Ungewissheit des Bettelerwerbs in unbekannter Fremde.

Als Grund wird oft auch germanischer Auswanderungsdrang angegeben. Das ist nicht richtig. Auch die Romanen haben grosse Auswanderung.

Dr. **Siegmund,** Berlin, möchte das Wort Herrn Dr. Tilles: „Warenausfuhr besser als Menschenausfuhr" nicht umstossen, aber doch sagen, dass, solange es nicht gelingt, die Gesundheit der in unsere Städte hineinwandernden Landbevölkerung vor schwerer Schädigung zu bewahren, eine Auswanderung in solche Gegenden eine gesundheitliche und ethische Stärkung unserer Volkskraft darstellt, in denen der Mann und die Familie auf eigenem Boden in gesunder und lohnender Landarbeit sich ausleben, d. h. seiner Tatkraft genug tun kann. Voraussetzung dabei ist das Gelingen nationaler Festhaltung dieser Auswanderer.

Major a. D. und Gerichtsassessor Dr. jur. **Schwartzkopff,** Berlin, hob hervor, dass de omnibus rebus et quibusdam aliis, von dem vieles richtig sei, gesprochen, dadurch aber der Gesichtspunkt etwas von dem des Referenten verschoben sei. Vor allem habe man dem Herrn Vortragenden zu danken für seine hochinteressante Art, in der er aus den trockenen Zahlen der Statistik so überaus interessante Schlüsse gezogen, die statistische „überseeische Auswanderung"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf ihren Wert zurückgeführt, den nicht statistisch nachgewiesenen Verlust durch sonstige Auswanderung in neuer sinnreicher Art ermittelt und die Auswanderung in früher nicht geübter Weise rationell zum Geburtenüberschuss in Beziehung gesetzt habe. Da sein Vortragsthema nur die „wirtschaftlichen" Grundlagen der Auswanderung betreffe, habe er unmöglich auf alle anderen Ursachen eingehen können. Den Hauptpnnkt des Vortrages habe bisher niemand berührt, dass die Statistik unwiderleglich nachgewiesen habe, dass der gemässigte Schutzzoll des Jahres 1877 die Industrie vom Untergang gerettet und die früher Auswandernden von Mitte der 80er Jahre ab in der Heimat festgehalten, die „Ausfuhr von Menschen" in solche „von Waren", wie der Herr Vortragende gesagt, verwandelt habe. Es sei daher dringend zu wünschen, dass auch jetzt die Industrie den nötigen Schutzzoll erhalte, damit sich das Schauspiel der 70er Jahre, die Auswanderung von Hunderttausenden brotlos gewordener Arbeiter, nicht wiederhole.

Dr. **Alexander Tille:** Das Thema war nicht, die möglichen Gründe für Auswanderung überhaupt, sondern die Grundlagen der deutschen Auswanderung seit 1871. Da ist das wirtschaftliche Element das Entscheidende. Von einem Jahr zum andern ändern sich die sogen. Imponderabilien nicht, z. B. der Wunsch nach Bodenbesitz. Mehr als von einzelnen Massregeln hängt die Auswanderung von dem wirtschaftlichen Aufschwung und Niedergang ab. Daher ihre verhältnismässige Gleichheit in europäischen Staaten zur gleichen Zeit.

(Die Tabelle zum Vortrage des Herrn Dr. Tille folgt umstehend.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

		A Bevölkerungszahl in Tausenden	B Tatsächliche Bevölkerungszunahme in Tausenden	C Statistisch nachgewiesene überseeische Auswanderung in Tausenden	D Geburtenüberschuss über die Todesfälle in Tausenden
I.	1871 . .	40 997	233	76	201
	1872 . .	41 230	334	126	431
	1873 . .	41 564	440	104	474
	1874 . .	42 004	514	45	561
	1875 . .	42 518	541	31	552
	1876 . .	43 059	551	28	627
	1877 . .	43 610	519	22	593
	1878 . .	44 129	512	24	557
II.	1879 . .	44 641	454	33	592
	1880 . .	45 095	333	106	523
	1881 . .	45 428	291	211	526
	1882 . .	45 719	297	204	525
	1883 . .	46 016	320	174	494
	1884 . .	46 336	371	149	522
	1885 . .	46 707	427	110	530
	1886 . .	47 134	496	83	512
III.	1887 . .	47 630	538	105	605
	1888 . .	48 168	549	104	618
	1889 . .	48 717	524	96	619
	1890 . .	49 241	521	97	560
	1891 . .	49 762	504	120	676
	1892 . .	50 266	491	116	585
	1893 . .	50 757	582	88	617
	1894 . .	51 339	662	41	697
IV.	1895 . .	52 001	752	37	726
	1896 . .	52 753	816	34	816
	1897 . .	53 569	837	25	785
	1898 . .	54 406	842	22	847
	1899 . .	55 248	798	24	795
	1900 . .	56 046	767	22	760
1901 schätzungsweise		56 813	753	22	—
1902 schätzungsweise		57 566	—	—	—

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

E Nach der überseeischen Auswanderungsstatistik der Heimat erhaltener Geburtenüberschuss in Tausenden	F Statistisch nicht nachgewiesene Auswanderung abzüglich der Einwanderung in Tausenden	G Menschenverlust durch Auswanderung abzüglich etwaiger Einwanderung in Tausenden	H Menschenverlust durch Auswanderung abzüglich der Zuwanderung in Prozenten des Geburtenüberschusses		I Spezialausfuhr in Millionen Mark
125	— 108	— 32	— 15,9		2 —
305	— 29	97	22,5		2 492
370	— 70	34	7,2		2 465
516	2	47	8,4		2 460
521	20	51	9,2	11,4	2 561
599	48	76	12,1		2 605
571	52	74	12,5		2 827
533	21	45	8,0		2 915
559	105	138	23,3		2 821
417	84	190	36,3		2 946
315	24	235	44,7		3 040
321	24	228	43,4		3 244
320	0	174	35,2	33	3 335
373	2	151	28,9		3 269
420	7	117	22,1		2 915
429	67	150	29,3		3 051
500	— 38	67	11,1		3 190
514	— 35	69	11,2		3 353
523	— 1	95	15,3		3 256
463	— 58	39	7,0		3 410
556	52	172	25,4	12,1	3 340
469	— 22	94	16,1		3 150
529	— 53	35	5,6		3 245
656	— 6	35	5,0		3 052
689	— 63	— 26	— 3,7		3 424
782	— 34	0	0		3 754
760	— 77	— 52	— 6,6		3 786
825	— 17	5	0,6	— 1,8	4 011
771	— 27	— 3	— 0,4		4 368
738	— 29	— 7	— 0,9		4 753
—	—	—	—		4 513
—	—	—	—		—

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage der Reichsangehörigkeit der Auswanderer.

Von Dr. jur. **Hermann Hesse,** Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag).

I. Das politische Leben des vorigen Jahrhunderts wird gekennzeichnet durch das Aufkommen zweier bedeutsamer Grundsätze, die in einem gewissen Gegensatz zu einander stehen und darum eine fortwährende Quelle der Beunruhigung der Völker und des Streites der Gelehrten bilden: Das Nationalitätsprinzip und das Prinzip der Auswanderungsfreiheit. Der Grundsatz, dass jedes Volk, selbst unter Änderung der bestehenden staatlichen Verhältnisse, berufen ist, für sich allein einen Staat zu bilden, führt in seiner letzten Konsequenz zu einer Einheitlichkeit des Staatsvolkes in Sprache, Sitten und Gewohnheiten und Staatsangehörigkeit; er wird zweifellos beeinträchtigt durch den Grundsatz der internationalen Freizügigkeit, welcher die Bildung von mehr oder weniger starken Minderheiten fremden Volkstums auf dem nationalen Staatsgebiete zulässt.

Wenn auch zur Zeit der Begriff der Staatsangehörigkeit mit demjenigen der Rassenangehörigkeit sich nicht deckt, so ist doch ohne Zweifel im politischen Leben der einzelnen Völker die letztere ein gewichtigerer Machtfaktor als die erstere. Denn Sitten, Sprache, Gewohnheiten und kulturelle Anschauungen lassen sich nicht so leicht wechseln wie die Angehörigkeit zu einem bestimmten Staate. Wenn demnach gemäss dem Grundsatze der internationalen Freizügigkeit fremde Rassen- und Staatsangehörige in einen Staat einwandern, so verlangt das Nationalitätsprinzip in seiner weiteren Konsequenz, dass diese Einwanderer zunächst ihre ursprüngliche Staatsangehörigkeit aufgeben, sodann auch ihre Sprache, Sitten und Gewohnheiten ablegen und sich in jeder Hinsicht zu Angehörigen ihres Aufnahmestaates entwickeln. Mit der Vollendung dieser Entwickelung hat der Aufnahmestaat eine Anzahl neuer Bürger gewonnen, der andere aber die gleiche Anzahl verloren.

Unser deutsches Vaterland hat im verflossenen Jahrhundert beinahe stets auf der Seite derjenigen Staaten gestanden, welche durch Wanderung eine gewaltige, in die Millionen gehende Zahl von Bürgern verloren haben. Was war natürlicher, als dass sich Bestrebungen erhoben, diesen Zustand zu beseitigen und den gewaltigen Bevölkerungsüberschuss, den das deutsche Volk jährlich an fremde Staaten abgab, dem Deutschtum zu erhalten?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während man aber in amtlichen Kreisen zu jener Zeit, da man zur Durchführung der nationalen Einheitskriege Geld und Menschen brauchte, die Auswanderung als ein notwendiges Übel ansah, gründete man im Volke Vereine auf nationaler und religiöser Grundlage, um den geistigen und wirtschaftlichen Zusammenhang der Auswanderer mit der alten Heimat aufrecht zu erhalten und da, wo er verloren gegangen war, wiederherzustellen. Ein Blick auf das Programm des Kolonialkongresses wird eine ganze Anzahl dieser Vereine unter den Veranstaltern des Kongresses zeigen.

Aber erst als das Deutsche Reich ein innerlich gefestigtes Staatswesen geworden, als es seine Macht auch über die Meere ausbreitete und in fremden Erdteilen territoriale Erwerbungen machte, kurzum im Zeichen einer tatkräftigen Weltpolitik, dachte man daran, die deutsche Auswanderung zu organisieren und alle, die der Heimat den Rücken zu kehren gezwungen waren, den Interessen der Heimat dienstbar zu machen.

Die Bestrebungen, den geistigen und wirtschaftlichen Zusammenhang der deutschen Auswanderer mit dem Mutterlande aufrecht zu erhalten, wurden endlich in neuester Zeit ergänzt durch das Verlangen, auch in politischer und rechtlicher Hinsicht den Auswanderer an die Heimat zu fesseln.

Daher entstand die Frage der Reichsangehörigkeit der Auswanderer, die im folgenden erörtert werden soll.

II. 1. Wie ich schon eingangs andeutete, ruft die Auswanderung fast stets einen Widerstreit der Interessen des Aufnahmestaats und der alten Heimat hervor, nicht minder oft aber auch einen Widerspruch der Interessen des Auswanderers und seines Heimatslandes.

Der Aufnahmestaat ist, abgesehen von den grossen Kulturstaaten, in der Regel menschenhungrig; er braucht Einwanderer und gewährt ihnen günstige Niederlassungs- und Erwerbsbedingungen, verlangt aber dafür zumeist, dass der Einwanderer mit der Zeit in den Staatsverband seiner neuen Heimat eintritt. Damit wird der Einwanderer seiner öffentlich-rechtlichen Pflichten gegen die alte Heimat ledig. Diese verliert in ihm einen Machtfaktor und Träger wirtschaftlicher und kultureller Interessen, und es erwächst ihr nicht nur dieser Verlust, sondern auch der weitere Nachteil, dass der Aufnahmestaat in gleichem Umfang eine Vergrösserung seiner Macht erfahren hat. Es liegt daher im Interesse der alten Heimat, dass der Auswanderer seine Staatsangehörigkeit beibehält.

Der Widerspruch zwischen den Interessen des Auswanderers und seiner Heimat beruht dagegen auf dem Umstande, dass der Auswanderer zumeist zur Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat auf längere Zeit oder dauernd verlässt, während der Heimatsstaat von ihm verlangt, dass er zur Erfüllung öffentlich-rechtlicher Pflichten, insbesondere der Wehrpflicht, zeitweilig in die Heimat zurückkehre. Das ist nicht nur umständlich und kostspielig, sondern vielfach unmöglich für den Auswanderer.

In diesem Widerstreit der Interessen stehen unsere Sympathien naturgemäss auf seiten des Heimatsstaates, dem der Auswanderer seine Entstehung verdankt, von dem er alles empfangen hat, was er besitzt, seine Bildung, seine charakteristischen Eigenschaften, sein Vermögen, kurz alles, was ihm zum Dasein nötig ist. Darum hat die Heimat auch ein Recht darauf, dass ihr der einzelne, welcher seinen Ursprung, sein ganzes Sein nur ihr verdankt, auch erhalten bleibe und nicht in fremdem Interesse zu ihrem Schaden das verwende, was sie ihm gegeben, was er von ihr allein empfangen.

2. Für den Staat ist jeder einzelne ein Mittelpunkt wirtschaftlicher Beziehungen, ein Träger wirtschaftlicher Interessen, der Werte schafft, vermittelt und verbraucht; als Wehrmann ist er ein politischer Machtfaktor des Staates; als Vermögenssubjekt besitzt er einen mehr oder minder grossen Bestandteil des Volksvermögens, von dessen Grösse zu einem nicht geringen Teil die politische Macht des Staates abhängt.

Gerade in der neuesten Zeit tritt die wirtschaftliche Bedeutung des einzelnen für den Staat mehr und mehr hervor. Man empfindet den Übergang wirtschaftlicher Werte, wie Eisenbahnen, Schiffahrtslinien an Ausländer als einen Verlust des Volksvermögens und hat deshalb im Gesetz und in den Statuten der grossen Schiffsgesellschaften und kolonialen Konzessionsgesellschaften Bestimmungen getroffen, welche den dauernden überwiegenden Einfluss von Reichsangehörigen auf die Geschäftsführung im nationalen Sinne verbürgen sollen. Auch das Recht zur Führung der Reichsflagge auf Handelsschiffen steht nur Reichsangehörigen zu. Ebenso ist die Veräusserung einer Schiffspart an Ausländer erschwert und bedarf der Zustimmung aller Mitreeder, wenn das Schiff zur Führung der Reichsflagge berechtigt ist. Hier kommt in der Gesetzgebung die Vermutung zum Ausdruck, dass deutsche wirtschaftliche Interessen erspriesslich nur von deutschen Reichsangehörigen wahrgenommen werden.

Es kann nun dem Staate, in unserem Falle dem Reiche, nicht gleichgültig sein, ob es durch die Auswanderung des einzelnen einen Teil seiner wirtschaftlichen und politischen Macht verliert. Denn viele Wenige machen ein Viel, und es ist Tatsache, dass das Mutterland allein durch die Auswanderung nach Amerika im vorigen Jahrhundert um eine ganze Anzahl, man schätzt sie auf 16 Milliarden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mark und Hunderttausende von Wehrmännern, ärmer geworden ist. Und nicht nur das allein. Was das Reich durch die Auswanderung von Geld und Menschen an Macht verloren hat, das bedeutet für die Aufnahmestaaten einen ebenso gewaltigen Zuwachs an Intelligenz, Kapital, Arbeit und Wehrkraft, kurz gesagt, an politischer und wirtschaftlicher Macht.

Das Deutschtum war leider infolge seiner unglückseligen politischen Verhältnisse während der Zeit seiner stärksten Auswanderung nicht in der Lage, diese seinen staatlichen Zwecken dienstbar zu machen. Was damals nicht geschehen konnte, ist jetzt möglich bei dem starken Rückhalt, den die Machtmittel des geeinten Reiches und seiner durch gleiche Interessen mit ihm verbundenen germanischen Nachbarstaaten in Europa den Auswanderern zu gewähren vermögen. Das Bestreben der nationalen Kreise, eine Schwächung der Wehrkraft, eine Schädigung der wirtschaftlichen Interessen und eine Minderung des Volksvermögens des Deutschen Reiches infolge von Auswanderung dadurch zu verhindern, dass man die Auswanderer auch nach dem Verlassen der Heimat mit rechtlichen Fesseln an das Reich knüpft, ist deshalb keine Utopie, sondern hat die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, trotz Widerstreits der Privatinteressen der Auswanderer mit dem öffentlichen Interesse. Man wird sich aber nicht darauf beschränken dürfen, neue Verluste von Volksgenossen durch die Abänderung der Gesetzgebung zu verhüten, sondern man wird auch daran denken müssen, die bereits erlittenen Verluste möglichst wieder wett zu machen.

3. Man wird einwenden, dass die Durchführung einer solchen Rechtspolitik, welche keine Rücksicht auf die Interessen fremder Staaten nimmt, sondern einzig und allein von nationalem Egoismus geleitet wird, unbillig und unmöglich sei, dass sie den Widerspruch der für die Einwanderung besonders geeigneten Staaten hervorrufen werde.

Aber dieser Einwand ist hinfällig. Denn die deutschen Gesetze haben nur den Rechtsanschauungen des deutschen Volkes Rechnung zu tragen, nur den Interessen des Reiches zu entsprechen und die Wohlfahrt des deutschen Volkes zu fördern. Letzteres geschieht jedoch nicht durch Abstossung wirtschaftlich und militärisch tüchtiger Bevölkerungsbestandteile im Auslande, sondern gerade durch die Zusammenfassung und Zusammenhaltung derselben in ihrem Staatsverbande. Deshalb müssen wir die Politik der Sammlung aller Deutschen um das Banner des Reiches befolgen; denn jeder einzelne Deutsche im Auslande, der dem Reiche wiedergewonnen wird, bedeutet einen Machtzuwachs für das Reich. Sache der deutschen Politik aber ist es, auf der Grundlage der deutschen Gesetze die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichsangehörigen von Beengungen bei der Begründung einer wirtschaftlichen Existenz im Auslande frei zu halten, ja sogar, sie dabei mit allen Machtmitteln des Reiches zu unterstützen. Nicht das soll Grundsatz sein, die Interessen fremder Staaten in deutschen Gesetzen wahrzunehmen, sondern deutsche Gesetze, welche auf Grund der wohlverstandenen Interessen des Reiches erlassen sind, fremden Staaten gegenüber zur Geltung zu bringen.

Diese einseitige nationale Betrachtung des Rechtes der Reichsangehörigkeit rechtfertigt sich ferner deshalb, weil die deutschen Gesetze von keinem fremden Einwanderer die Aufgabe seiner Staatsangehörigkeit verlangen, auch nicht bei dauerndem Aufenthalt im Reiche. Was wir Deutschen aber den Ausländern zubilligen, das können wir wohl mit gutem Recht auch für unsere Reichsangehörigen im Auslande beanspruchen.

Und ist wirklich die Gesetzgebung eines fremden Staates so beschaffen, dass sie von dem einwandernden Reichsangehörigen die Aufgabe seiner Staatsangehörigkeit verlangt, so bietet sich immerhin, wie es im geltenden Rechte der Fall ist, die Möglichkeit, durch Staatsvertrag Abhilfe zu schaffen. Nachdem aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihr früher so starkes Einwanderungsbedürfnis aufgegeben haben und selbst zum Imperialismus und zur Auswanderung nach ihren neuerworbenen Kolonien übergegangen sind, verlangt kein grosser Kulturstaat mehr die Aufgabe der früheren Staatsangehörigkeit von seinen Einwanderern. Und den Bedürfnissen einiger jüngerer und älterer Kolonialstaaten, welche dies verlangen, aber zum Teil nicht einmal im stande sind, in ihrem Lande die notwendige Rechtssicherheit aufrecht zu erhalten, können wir die deutschen Interessen nicht opfern, welche verlangen, dass der deutsche Auswanderer seine Reichsangehörigkeit behalte. Wir haben dieses Interesse seinerzeit, es war im Jahre 1868, den Vereinigten Staaten geopfert, als der Bancroftvertrag abgeschlossen wurde. In diesem Vertrage erkannten wir an, dass im Gegensatz zu dem deutschen staatsrechtlichen Grundsatze „die Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit bewirkt nicht den Untergang der deutschen Staatsangehörigkeit“ der fünfjährige Besitz des nordamerikanischen Bürgerrechts die Beendigung der deutschen Staatsangehörigkeit zur Folge haben solle. Wir haben dadurch im vorigen Jahrhundert an die Vereinigten Staaten 5—6 Millionen Deutsche verloren. Dieses gewaltige Opfer an Gut und Blut dürfen wir ohne eine ernstliche Gefährdung unserer Machtstellung nicht noch einmal bringen bei dem lawinenartigen Anschwellen der russischen, englischen und nordamerikanischen Bevölkerung. Wir haben jeden Mann nötig und müssen deshalb versuchen, den Auswanderern die Beibehaltung ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichsangehörigkeit zu erleichtern und den Widerstreit zwischen ihren privaten und den Interessen des Staats möglichst aus der Welt zu schaffen.

Durch Vermehrung der Konsulate, vor allem aber durch Erleichterung der Ableistung der Wehrpflicht für die Ausgewanderten ist man auf dem besten Wege, dies Ziel zu erreichen. Nur Amerika allein ist derjenige Erdteil, in welchem uns ein territorialer Stützpunkt fehlt, der geeignet wäre, in seiner Garnison den dortigen Reichsangehörigen die Erfüllung ihrer Dienstpflicht zu ermöglichen. In Kiautschou und Südwestafrika können Deutsche schon heute dienen; in den übrigen Schutzgebieten kann dies jederzeit durch Kaiserliche Verordnung eingeführt werden. Auch ist in einzelnen Fällen der Dienst auf den deutschen Kriegsschiffen den ausgewanderten Reichsangehörigen möglich.

4. Aus dem, was ich bisher vorgetragen habe, erhellt die Bedeutung des einzelnen Reichsangehörigen in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht für den Staat. Diese Bedeutung kommt auch im deutschen Recht immer mehr zur Geltung, wie eine nähere Betrachtung des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch beweist. Entgegen dem bisher herrschenden Prinzip der Territorialität des Privatrechts wird das neue bürgerliche Recht durch das uralte deutsche Personalitätsprinzip beherrscht. Wo immer der deutsche Reichsangehörige sich befindet, gilt für ihn in den wichtigsten Rechtsbeziehungen das deutsche Recht. Er heiratet, lebt und stirbt nach deutschem Recht und wird auch nach deutschem Rechte beerbt. In gleicher Weise wird der Fremde, auch die Fremde auf deutschem Reichsgebiet nach ihrem Recht beurteilt. Und wo ein fremder Staat die Anwendung dieses Abstammungsprinzips auf die Deutschen im Auslande nicht gestattet, da gewährt unsere Rechtsordnung dem Reichskanzler unter Zustimmung des Bundesrats ein Vergeltungsrecht gegen diesen ausländischen Staat und seine Angehörigen. Diese Umstände erhöhen naturgemäss die Bedeutung der Reichsangehörigkeit der Auswanderer ausserordentlich.

5. Als logische Folge der bisherigen Betrachtungen dürfte die Einführung des Grundsatzes in das öffentliche Recht erscheinen, dass ein Deutscher seine Reichsangehörigkeit niemals aufgeben oder verlieren könne. Wenn auch die praktische Durchführbarkeit dieses Grundsatzes bestritten werden kann, so sind doch gegen die Notwendigkeit, Nützlichkeit und Zweckmässigkeit desselben kaum Einwendungen zu erheben. Immerhin drängt meines Erachtens die ganze kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwickelung unserer Zeit dahin, dass die einzelnen Kulturmächte sich diesem Grundsatze des altgermanischen und altenglischen Rechts wieder zuwenden; denn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder Staat muss, wenn anders er nicht im wirtschaftlichen Wettkampf untergehen will, bemüht sein, das, was er an Geld, Gut und Menschen besitzt, zu erhalten und zu vermehren, und nicht durch seine Verluste den Gegner zu stärken.

Aus diesem Grunde ist es als ein Vorteil anzusehen, dass das deutsche Recht einmal die Einrichtung der doppelten Staatsangehörigkeit kennt, auf der anderen Seite den Wechsel der Staatsangehörigkeit dem Auslande gegenüber erschwert und endlich den Wiedererwerb der Staatsangehörigkeit erleichtert.

6. Gegen den Grundsatz, dass jemand als sujet mixte mehreren Staaten angehören kann, sind viele und beachtenswerte Einwendungen erhoben worden. Es ist auch einleuchtend, dass vom juristischen Standpunkte aus die Schaffung klarer Rechtsverhältnisse wünschenswert ist. Der Politiker hat jedoch auch die Zweckmässigkeit und den Vorteil seines Landes bei der Rechtschaffung im Auge zu behalten. Die Beseitigung der doppelten Staatsangehörigkeit würde nun zur Folge haben, dass man entweder die Staatsangehörigkeit niemals verloren gehen lässt, oder dass man ihren Verlust mit der Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit eintreten lässt.

Das erstere wäre wünschenswert, da es den Interessen der Gesamtheit entspricht, ist aber zur Zeit noch nicht durchführbar; das letztere, der Grundsatz z. B. des französischen Rechtes, wäre wohl durchführbar, widerspricht aber in ausserordentlichem Umfange den staatlichen Interessen; es ist kein Ruhmesblatt der deutschen Geschichte, dass man diesen Grundsatz einst den Vereinigten Staaten in den Bancroftverträgen als Ausnahme hat einräumen müssen, und die Folge ist, wie schon erwähnt, ein ausserordentlich grosser Verlust von Gut und Menschen für den Staat gewesen.

Es ist deshalb zu wünschen, dass man die Möglichkeit der doppelten Staatsangehörigkeit nicht beseitigt, wenn man an ihre Stelle den Grundsatz stellen will, dass die Reichsangehörigkeit mit der Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit erlischt. Vielmehr soll man sich die Möglichkeit erhalten, den Deutschen, auch wenn er eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat, jederzeit als Reichsangehörigen in Anspruch nehmen zu können, ihm andererseits auch Schutz zu gewähren gegen Vergewaltigungen seines Adoptivvaterlandes, solange es Staaten gibt, welchen die höhere Kultur des eingewanderten Deutschen ein Dorn im Auge ist und Anlass zu Anfeindungen gibt.

7. Wenn ich vorhin behauptet habe, dass das deutsche Recht den Wechsel der Staatsangehörigkeit dem Auslande gegenüber erschwert, so ist damit nur gesagt, dass dieser Wechsel nicht völlig in das Belieben des einzelnen gestellt ist. Auf seinen Antrag kann in Friedenszeiten jeder aus dem Reichsverbande entlassen werden mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausnahme der Wehrpflichtigen zwischen 17 und 25 Jahren, der Militärpersonen, Reserveoffiziere, Beamten und Reservisten. Für den Kriegsfall ist der Kaiser ermächtigt, besondere Anordnungen zu erlassen, also jedem die Entlassung zu verweigern. Die Entlassung im Frieden wird unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen 6 Monaten seinen Wohnsitz ausserhalb des Reichsgebietes oder der Schutzgebiete verlegt.

Aberkannt wird die Reichsangehörigkeit für den Fall, dass jemand die Aufforderung zur Rückkehr in das Reich bei Kriegsgefahr, sowie die Aufforderung zum Austritt aus fremden Staatsdiensten nicht befolgt.

Endlich wird die Reichsangehörigkeit durch Zeitablauf zum Erlöschen gebracht. Wer sich 10 Jahre lang im Auslande aufhält, geht der Reichs- und Staatsangehörigkeit verlustig. Er kann sich gegen diesen Verlust allerdings schützen, indem er sich in die Matrikel des Konsulats einträgt; wird er hier gelöscht, so beginnt der Lauf der 10jährigen Frist wieder und führt zum Verlust der Reichsangehörigkeit. Wann der einzelne in der Konsulatsmatrikel gelöscht wird, weiss er in den meisten Fällen nicht; in Wirklichkeit muss er also, will er Reichsangehöriger bleiben, alle 10 Jahre seine Eintragung in die Matrikel bewirken.

Es gibt jedoch viele Tausende von Auswanderern, und hat viele Tausende gegeben, die von den gesetzlichen Bestimmungen nichts wussten und der Meinung waren, da sie als Deutsche geboren wurden, könnte ihnen ihre Eigenschaft als Deutsche niemals verloren gehen oder genommen werden. Durch diese Unkenntnis des Gesetzes sind viele Tausende von guten Deutschen ihrer Reichsangehörigkeit verlustig gegangen und wurden, wenn sie den Schutz des Reiches anriefen, mit dem Bescheide abgewiesen, dass sie keine Reichsangehörigen mehr seien. Sie sind also ohne ihr Wissen und in den meisten Fällen selbst gegen ihren Willen heimatslos geworden und dadurch gezwungen, eine fremde Staatsangehörigkeit anzunehmen.

8. Dieser Zustand bedarf dringend einer Abänderung. Denn die Möglichkeit, die verloren gegangene Reichsangehörigkeit wiederzuerlangen, ist sehr erschwert, besonders wenn der ehemalige Reichsangehörige eine fremde Staatsangehörigkeit angenommen hat; die Gesetzgebung mancher Staaten, insbesondere südamerikanischer Freistaaten, zwingt sogar den Einwanderer nach einer bestimmten Aufenthaltsdauer zur Annahme ihrer Staatsangehörigkeit. In diesem Falle kann der ehemalige Reichsangehörige nur durch Naturalisation gleich einem Ausländer die Reichsangehörigkeit wiedererlangen, muss sich also zu diesem Zwecke im Reichsgebiet oder einem Schutzgebiete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niederlassen. Tut er dies nicht, so wird er als Schutzgenosse nach konsularem Rechte behandelt; seine Rechtsverhältnisse werden nach den Vorschriften beurteilt, die für die unmittelbaren Reichsangehörigen gelten.

Hat er dagegen inzwischen keine fremde Staatsangehörigkeit erworben, so kann ihm die Angehörigkeit zu dem früheren Heimatsstaate wieder verliehen werden, auch ohne dass er sich dort niederlässt; er hat aber keinen rechtlichen Anspruch auf die Wiederverleihung; ein solcher erwächst ihm vielmehr nur, wenn er wiederum seinen Wohnsitz im Reichsgebiet oder in einem Schutzgebiete nimmt.

III. Weil nun der Verlust der Reichsangehörigkeit so schwer wieder gut zu machen ist, deshalb haben nationale Kreise seit Jahren schon auf eine Abänderung der gesetzlichen Bestimmung hingewirkt, welche den Verlust der Reichsangehörigkeit ohne und selbst gegen den Willen ihres Trägers durch Zeitablauf ermöglicht Es ist Ihnen sicherlich allen bekannt, dass Se. Hoheit der Herzog Johann Albrecht auf der Danziger Tagung der Deutschen Kolonialgesellschaft seine Meinung, dass ein Deutscher die Reichsangehörigkeit nur auf eigenen Antrag verlieren dürfe, mit so überzeugenden Gründen und mit solcher Wärme vertrat, dass sein dahingehender Antrag einstimmig angenommen wurde.

Würde dieser Gedanke von der Gesetzgebung durchgeführt, so kämen als Gründe zur Endigung der Reichsangehörigkeit nunmehr die Entlassung auf Antrag und die Aberkennung der Reichsangehörigkeit wegen Untreue und Ungehorsams gegen das Reich in Betracht; ein Verlust durch Zeitablauf fände nicht mehr statt, und es würden Tausende von guten Deutschen dem Vaterlande erhalten bleiben, die ihm so verloren gehen. Sind es gute Deutsche, die dadurch ihre Reichsangehörigkeit bewahren, so ist es ein doppelter Vorteil; sind es widerwillige Deutsche, auf deren Erhaltung gar mancher keinen Wert zu legen scheint, so hat auch an ihrer Erhaltung das Reich ein gewisses Interesse, wie ich vorhin glaube dargetan zu haben. Dieses Interesse des Reiches erstreckt sich sogar auf die Nachkommen der ausgewanderten Deutschen, wenn es sich auch im Laufe der Generationen unter Umständen abschwächen und verflüchtigen kann.

Der Antrag Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht auf der Danziger Tagung der Kolonialgesellschaft ist deshalb in der in Ihrer aller Hände befindlichen Resolution auf Grund der Billigung durch das Kongresskomitee beim Deutschen Kolonialkongress 1902 eingebracht und wird morgen Ihrer Beschlussfassung unterbreitet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimer Finanzrat **Haupt**, Stettin: Wie ist Deutschland zu der Bestimmung gekommen, den auswandernden Deutschen seine Staatsangehörigkeit verlieren zu lassen? Die Bestimmung beruht auf einem früheren preussischen Gesetze und wohl auf dem Gesichtspunkte, durch Nachteile die Auswanderung zu verhindern wegen der Menschenverluste, die Deutschland schon durch seine Kriege erlitten hatte.

Die deutsche Regierung ist bei Erlass des Gesetzes über Erwerbung und Verlust der Staatsangehörigkeit auf diesem Standpunkte stehen geblieben, obwohl schon damals (1870) der spätere Finanzminister von Miquel den heutigen Standpunkt der Kolonialgesellschaft lebhaft vertreten hat.

M. G. Alemann, Herausgeber des Argentinischen Tageblattes, Buenos-Aires, stellt in Abrede, dass irgendwo in Südamerika ein Zwang ausgeübt werde, dass der Ausländer das Landesbürgerrecht annehme.

Konsul **Wever,** Chicago: In Brasilien findet keine zwangsweise Naturalisierung statt. Nur bei Begründung der Republik wurde gesetzlich angeordnet, dass jeder zur damaligen Zeit anwesende Ausländer die brasilianische Staatsangehörigkeit ohne weiteres erwürbe, wenn er nicht bei seinem Konsulate dagegen protestiere.

Generalkonsul a. D. **Koser**, Berlin, bestätigt die Ausführungen des Herrn Konsuls Dr. Wever und gibt einige historische Nachrichten über das sogenannte stillschweigende Naturalisationsgesetz in Brasilien, das von Deutschland stillschweigend anerkannt wurde.

Der Deutsche steht vom Moment an, wo er das fremde Land betritt, unter fremdem Gesetz.

M. G. Alemann: In keinem Lande Südamerikas herrscht Zwangsnaturalisation der Ausländer; bloss die Einbürgerung ist gegenüber dem nordamerikanischen Usus wesentlich erleichtert: 2 statt 5 Jahre Aufenthalt. Einzig in Brasilien wurden bei Proklamierung der Republik alle im Lande zur Zeit ansässigen Fremden als Bürger erklärt, mit dem Vorbehalt, dass sie bei ihren resp. Konsuln oder einheimischen Behörden sich zu ihrer bisherigen Nationalität als zugehörig bekennen konnten. Neue Einwanderer haben innerhalb 2 Jahren diese Formalität zu erfüllen, widrigenfalls sie ebenfalls als Bürger angesehen werden. Dieses Gesetz existiert übrigens nur noch auf dem Papier.

Betreffs des Aufgehens des Deutschtums in die Landesrasse ist ebenfalls in Argentinien gegenüber Brasilien ein grosser Abstand, denn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Teuto-Argentinier, wie die Abkömmlinge von Deutschen in Argentinien genannt werden, werden nicht Jakobiner, wie es in Brasilien vielfach geschieht, bleiben im Gegenteil ihrem Stamme treu und sind trotzdem nicht nur hoch geachtet, sondern werden auch zu den höchsten administrativen Ehrenstellen herangezogen.

Missionar **Eiselen,** Transvaal: Wichtig für die Erhaltung der Deutschen für das Reich ist die Erleichterung der Ausübung der Wehrpflicht. Es muss auf gesetzlichem Wege versucht werden, dem deutschen Ausländer dazu zu helfen, dass er unter billigen Bedingungen seiner Militärpflicht genügen kann. Jetzt kann er wegen der Kosten im Schutzgebiete oder in der Heimat nicht dienen. Infolgedessen geht eine Reihe tüchtiger Leute auch in Südafrika dem Deutschen Reich verloren.

Dr. **A. Wirth,** Solln bei München: Die gegebenen Anregungen sind dankenswert. Ich kenne einen deutschen Eisengiesser in Madras, der auf wiederholte Bitte, seinen Sohn zum Heeresdienst zuzulassen, vom Minister abschlägig beschieden wurde, weil seine Reichszugehörigkeit zweifelhaft sei.

Generalleutnant z. D. **von Keller,** München, hebt den theoretischen Widersinn hervor, welcher in der Möglichkeit liegt, dass ein Deutscher neben der Reichsangehörigkeit noch eine andere Staatsangehörigkeit besitzen könne. Dieser Zustand habe indes auch sehr erhebliche praktische Inkonvenienzen in Beziehung auf strafprozessuale Vorgänge, Auslieferung, Rechtsschutz, Wehrpflicht. Wenn der Deutsche künftighin ohne seinen Antrag die Reichsangehörigkeit überhaupt nicht mehr verlieren könne, so sei der Vorteil jener Doppelzugehörigkeit verschwindend klein gegenüber der unbegrenzten Verlängerung ihrer praktischen Missstände.

von Fischer-Treuenfeld, Generalkonsul von Paraguay für das Königreich Sachsen, Dresden: Die Frage der Reichsangehörigkeit ist eine immerhin noch überaus wenig geregelte, die viele Erörterungen erfordert, ehe Klarheit in derselben geschaffen sein wird. Es sei hier noch der Punkt erwähnt, dass Kinder deutscher Eltern im Auslande geboren à priori zwei Reichsangehörigkeiten besitzen, ein Zustand, der zu Unzuträglichkeiten führt und ebenso wie viele der anderen bereits erwähnten Punkte einer Sichtung bedarf.

Gerichtsassessor und Major a. D. Dr. jur. **Schwartzkopff,** Berlin, betont, wie wichtig die baldige Lösung der Frage im Sinne des Herrn Vortragenden sei, da es für das Ansehen des Deutschen Reichs nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

günstig sei, wenn solche, die ihre Reichsangehörigkeit nach dem deutschen Rechte verloren hätten, aber von allen Ausländern noch als Deutsche betrachtet würden, vorkommenden Falls den Schutz des Deutschen Reichs nicht fänden, zumal der Engländer, als Weltbeherrscher, überallhin sein angeborenes Recht dauernd mitbrächte und diese seine Anschauung zur Geltung bringe. Da unsere Regierung stets Gründe für ihr Verfahren habe, so frage der Redner an, ob jemand Auskunft geben könne, welche Gründe massgebend gewesen seien, um diese nach der einen Seite hin längst klare Frage noch nicht zum Abschlusse zu bringen.

Der Vortragende, Dr. jur. **Hesse:** Ein brasilianisches Gesetz vom Anfang der neunziger Jahre bestimmt, dass jeder Fremde, der sich in Brasilien niedergelassen hat, ohne weitere Formalitäten brasilischer Staatsangehöriger wird, sofern er nicht binnen zweier Jahre eine Erklärung bei seinem Konsul zu Protokoll gibt, dass er seine bisherige Staatsangehörigkeit beibehalten wolle. Zweifellos werden damit viele Einwanderer, die diese Bestimmung des brasilianischen Gesetzes nicht kennen und daher eine Verwahrung bei ihrem Konsul nicht zu Protokoll geben, wider ihren Willen brasilische Staatsangehörige, und man kann also sehr wohl von zwangsweiser Naturalisation von Ausländern in Brasilien sprechen. Das argentinische Recht macht jeden auf argentinischem Boden Geborenen zum Argentinier, gleichgültig, ob die Eltern Ausländer und damit einverstanden sind.

Nach dem Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch untersteht der Deutsche, auch wenn er sich im Auslande aufhält, in den wichtigsten personen- und erbrechtlichen Beziehungen dem deutschen heimischen Recht.

Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika.

Von Direktor Dr. **Hindorf**, Berlin-Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Der Wunsch, eigene Gebiete zu besitzen, die geeignet wären, den starken Strom der deutschen Auswanderung zu einem erheblichen Teil in sich aufzunehmen, um so die Auswanderer dem deutschen Volkstum zu erhalten, und sie nicht zu Konkurrenten, sondern zu sicheren Abnehmern für unsere Ausfuhrerzeugnisse werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu lassen, ist für uns die Haupttriebfeder für die Erwerbung von Kolonien gewesen. Als gegen Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der koloniale Gedanke bei uns soweit erstarkt war, dass wir zur Besitzergreifung von Kolonialgebieten schreiten konnten, war jedoch die Erde zum grössten Teil schon vergeben; wir hatten keine grosse Auswahl mehr und mussten nehmen, was noch frei war; unser Wunsch, grosse und gute Siedelungsgebiete unser eigen nennen zu können, ist dabei nur zum ganz geringen Teil in Erfüllung gegangen.

Von allen unseren Kolonien ist Deutsch-Südwestafrika die einzige, die als Siedelungsgebiet für unsere deutschen Auswanderer wirklich in Betracht kommt. Aber auch diese Kolonie entspricht nur in mässiger Weise den Anforderungen, die wir an ein Siedelungsgebiet für unsere Auswanderer stellen müssen; ein Land, wohin sich ein starker Strom deutscher Auswanderer ergiessen könnte, wie Nordamerika, Südbrasilien oder Argentinien, ist Deutsch-Südwestafrika nicht, oder wenigstens zur Zeit noch nicht. Dennoch ist diese Kolonie für uns ausserordentlich wertvoll; politisch ist der Besitz von Deutsch-Südwestafrika für uns von eminentester Bedeutung, es ist in dieser Beziehung zweifellos unsere wichtigste Kolonie, und wenn Deutsch-Südwestafrika an wirtschaftlicher Bedeutung zur Zeit auch noch von einigen unserer anderen Kolonien übertroffen wird, so kann und wird, dies ist meine feste Überzeugung, sich dieses Verhältnis doch in einer nicht gar langen Reihe von Jahren zu Gunsten von Deutsch-Südwestafrika verschieben.

Ein dreifaches Ziel ist es, das wir in Bezug auf Deutsch-Südwestafrika verfolgen: Wir wollen unsere politische und militärische Stellung und Macht dortselbst mehr und mehr befestigen und verstärken; wir wollen die Kolonie wirtschaftlich entwickeln, und wir wollen einen Teil unserer Auswanderer dorthin lenken und sie so für uns erhalten und nutzbar machen. Von welcher Bedeutung es für uns ist, dass wir auf dem Wege zu diesem dreifachen Ziel schon recht bald ein tüchtiges Stück vorwärts kommen, das bedarf keiner näheren Darlegung. Das Mittel hierzu ist die planmässige deutsche Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika, und eine solche Besiedelung ist daher eine unserer allerwichtigsten und dringlichsten kolonialen Aufgaben.

Es sei mir gestattet, Ihnen hier in wenigen Worten meine Ansicht über die Besiedelbarkeit von Deutsch-Südwestafrika darzulegen, die ich mir auf Grund meiner in den Jahren 1893/94 stattgehabten Bereisung von Deutsch-Südwestafrika und Südafrika gebildet habe:

Der mittlere und südliche Teil von Deutsch-Südwestafrika ist, mit Ausnahme des Küstenstreifens, durchgängig ein für deutsche Ansiedler geeignetes Land. Das Klima ist für Weisse im grossen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganzen durchaus zuträglich, und auch sonst sind die Verhältnisse derartig, dass unsere deutschen Ansiedler dort eine zweite Heimat zu finden vermögen, wo sie und ihre Nachkommen sich dauernd wohl fühlen und vorwärts kommen können.

Infolge der geringen Niederschläge und der Wasserarmut hat das Land durchgängig den Charakter der reinen Grassteppe, der Buschsteppe oder auch der Baumsteppe. Deutsch-Südwestafrika ist daher in erster Linie ein Viehzuchtland, und zwar ist es ein vortreffliches Viehzuchtland in seiner Art, wie das schon durch die nach vielen Tausenden zählenden Rinder, Schafe und Ziegen der Eingeborenen dargetan wird. Es unterliegt keinem Zweifel, dass dort schon in naher Zukunft grosse Werte an Schlachtvieh, Pferden, Wolle, Angorahaar, Straussenfedern u. s. w. durch unsere Ansiedler hervorgebracht werden können. Neben der Viehzucht kann auch Garten- und Feldbau an sehr vielen Stellen der Kolonie mit gutem Erfolge betrieben werden; zum mindestens wird fast überall der Ansiedler den für sich und seine Familie nötigen Bedarf an Garten- und Feldfrüchten selbst leicht bauen können. Hierfür ist in den meisten Fällen künstliche Bewässerung nicht zu entbehren; das hierzu sowie das zum Tränken des Viehes nötige Wasser ist in dem weitaus grössten Teil der Kolonie durch entsprechende Vorkehrungen ohne allzu grosse Mühe und Kosten zu beschaffen.

Obgleich also die von der Natur gegebenen Eigenschaften und Hilfsmittel Deutsch-Südwestafrika an und für sich als ein für deutsche Ansiedler geeignetes Kolonisationsgebiet erscheinen lassen, bedurfte es und bedarf es auch ferner mannigfacher Vorbereitungen, ehe die Kolonie reif ist, ohne Schädigung einen stärkeren Zuzug von weissen Einwanderern in sich aufzunehmen.

Die bisherigen Ergebnisse der auf die Ansiedelung von Weissen in Deutsch-Südwestafrika gerichteten Bestrebung müssen als unbefriedigend bezeichnet werden. Am 1. Januar 1901 belief sich die gesamte weisse Bevölkerung der Kolonie, einschliesslich der Schutztruppe, auf 3 594 Köpfe. Von diesen 3 594 Weissen waren 2 185 erwachsene männliche Personen, und von diesen wieder waren:

Regierungsbeamte, Angehörige der Schutztruppe	790
Missionare	40
Händler	211
Farmer	479
Ingenieure	21
Handwerker und Arbeiter	610
Bergleute	25
Andere	9
Zusammen	2185

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was wollen diese wenigen Ansiedler bedeuten, wenn man bedenkt, dass wir die Kolonie seit dem Jahre 1884 besitzen, und wenn man dagegen hält, dass die Zahl der aus dem Deutschen Reich in demselben Zeitraum ausgewanderten Personen fast eine Million betragen hat! Noch ungünstiger wird das Bild, wenn man berücksichtigt, dass ein grosser Teil der Ansiedler nur von der Schutztruppe lebt und ohne sie keine Existenzmöglichkeit hätte, und ferner, dass die verhältnismässig grosse Zahl der Handwerker und Arbeiter durch den Bau der Eisenbahn und der Mole bei Swakopmund zu erklären ist. Die Zahl der wirtschaftlich selbständigen und von der Schutztruppe, den öffentlichen Arbeiten u. s. w. unabhängigen Ansiedler ist also noch erheblich geringer, als obige Zahlen vermuten lassen. Auch haben wir zur Zeit in Deutsch-Südwestafrika nur verhältnismässig wenige kapitalkräftige Ansiedler, und doch können nur solche dem extensiven Grossfarmbetrieb sich zuwenden, der, wie die Verhältnisse dort nun einmal liegen, das Rückgrat für die wirtschaftliche Erschliessung des Landes bilden muss.

Die geringen Erfolge unserer Siedelungstätigkeit in Deutsch-Südwestafrika sind gerade in der letzten Zeit, wo durch den südafrikanischen Krieg und die durch ihn veranlasste Bureneinwanderung nach Deutsch-Südwestafrika die Aufmerksamkeit in sehr erhöhtem Masse dorthin gelenkt worden ist, Gegenstand lebhafter Erörterung gewesen. Man hat dabei vielfach die Hauptschuld an der Langsamkeit der Besiedelung auf die hohen Landpreise geschoben; man sagt, die grossen Konzessionsgesellschaften trieben zum Teil Landspekulation, sie verlangten hohe Preise für das Land und hielten mit dem Verkauf des Bodens zurück, um ihn später, wenn durch die Landverkäufe der Regierung und durch die Besiedelung eine allgemeine Werterhöhung des Bodens eingetreten sei, zu beträchtlich höheren Preisen zu verkaufen. Durch solches Verhalten hätten die Gesellschaften die Ansiedler abgeschreckt und die Entwickelung des Landes hintangehalten. Wenn ich auch der Ansicht bin, dass die Erteilung der grossen Landkonzessionen, besonders an die englisch beeinflussten Gesellschaften, der Kolonie keinen Segen gebracht und ihre Entwickelung nicht gefördert hat, wenn ich auch zugebe, dass diese Gesellschaften wenig getan haben, um Ansiedler in das Land zu ziehen, so vermag ich doch nicht anzuerkennen, dass die von den Gesellschaften geforderten hohen Bodenpreise die Besiedelung der Kolonie erheblich verzögert hätten, denn meiner Überzeugung nach stand dem Gouvernement bisher Land in genügender Ausdehnung und von guter Beschaffenheit für die Besiedelung zur Verfügung, das zu sehr billigen Preisen abgegeben wurde. Für ganz verfehlt aber halte ich den Vorschlag, einen Ausgleich für das bisherige langsame

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tempo in der Besiedelung der Kolonie dadurch herbeiführen zu wollen, dass die Kolonie jetzt plötzlich der freien Besiedelung geöffnet werden soll. Es wäre meiner Ansicht nach das grösste Unglück für die Kolonie, wenn man jetzt ohne besondere Vorbereitungen einen grösseren Strom mittelloser Ansiedler dorthin lenken wollte. Auch wenn man solchen Ansiedlern freie Überfahrt gewähren und ihnen das Land umsonst geben würde, so würden sie doch nicht vorwärts kommen, sie würden nur das Ansiedlerproletariat vermehren, das jetzt schon reichlicher in Deutsch-Südwestafrika vorhanden ist, als es die gesunde Entwickelung der Kolonie verträgt. Das Land ist eben noch nicht genügend vorbereitet für eine solche Besiedelung, und die Beschaffenheit der Kolonie, vor allem ihre Wasserarmut, sowie der derzeitige geringe Grad ihrer wirtschaftlichen Entwickelung, machen es unbedingt notwendig, zunächst die Vorbedingungen für das Bestehen der Ansiedler zu schaffen, ehe man es verantworten kann, kleine Ansiedler in grösserer Zahl nach Deutsch-Südwestafrika hinüber zu bringen.

Bei dem heutigen Stand der wirtschaftlichen Entwickelung von Deutsch-Südwestafrika ist der Kolonie überhaupt nicht mit mittellosen Ansiedlern in grösserer Anzahl gedient. Was wir dort jetzt im Anfange brauchen, das sind Ansiedler mit grösseren Mitteln, die als Grossfarmer die Zucht von Rindvieh, Wollschafen, Angoraziegen, Straussen u. s. w. betreiben, damit so erst eine breitere Grundlage für die Erzeugung von Ausfuhrwerten geschaffen wird, und damit später in Anlehnung an diese Grossfarmbetriebe auch kleinere Ansiedler ihr Gedeihen finden. Gerade an solchen grösseren, kapitalkräftigen Viehzüchtern haben wir Mangel in Deutsch-Südwestafrika, und gerade sie tun der Kolonie dringend not. Erst wenn das ganze Land mit einem Netz von Grossfarmen überzogen ist, wenn überall auf diesen Farmen Zuchtvieh für die nachkommenden Ansiedler erhältlich ist, wenn sich ihnen hier Gelegenheit zur Arbeit, zum Verdienst, und damit zugleich zum kostenlosen Einleben in die neuen Verhältnisse bietet, erst dann ist die Kolonie soweit, ohne Nachteile auch grössere Mengen kleinerer Ansiedler aufzunehmen. Ich wiederhole daher, dass ich es für falsch und gefährlich halte, die Ansiedelung mittelloser Einwanderer in grösserer Zahl jetzt schon zu begünstigen; erstrebenswert ist dagegen die Gewinnung vermögender Einwanderer.

Auch durch die Gewährung kleinerer Unterstützungen an unbemittelte Ansiedler werden die eben geschilderten Schwierigkeiten nicht überwunden, wie die Erfahrungen gezeigt haben, die man mit den sogenannten Ansiedelungsbeihilfen gemacht hat, für die dem Gouvernement im Jahre 1900 100 000 Mk. zur Verfügung standen. Wenn die Ansiedler nicht selbst über ein in der Hauptsache aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichendes Betriebskapital verfügen, so helfen ihnen auch Unterstützungen in kleinen Beträgen nicht. Unzureichende Unterstützungen kommen daher in den meisten Fällen einer Kapitalsverschleuderung gleich. Auch aus diesem Grunde ist der Heranziehung kleinerer Ansiedler zur Zeit zu widerraten. Es wird sich als viel förderlicher für die Entwickelung der Kolonie erweisen, einer beschränkten Anzahl von grösseren Ansiedlern ausreichende Vorschüsse zur Ermöglichung eines rationellen Grossviehzuchtbetriebes zu gewähren, als diese Summen durch eine weitgehende Zersplitterung für die Zwecke, für die sie in letzter Linie bestimmt sind, nämlich die Entwickelung der Kolonie, unwirksam zu machen. — Die Unterstützungen sollten den Ansiedlern, das sei hier nebenbei bemerkt, nicht als Geschenke, sondern als Vorschüsse, als Darlehen, und auch nur für wirtschaftliche Zwecke gegeben werden.

Mit den soeben gemachten Ausführungen soll nicht gesagt sein, dass nicht auch zur Zeit schon eine mässige Anzahl von kleineren Ansiedlern mit Vorteil für sie selbst und für die Kolonie in Deutsch-Südwestafrika untergebracht werden könnte. Das gilt besonders für die Teile des Landes, die in der Entwickelung schon etwas weiter vorgeschritten sind, und es trifft vor allem bei denjenigen Ansiedlern zu, deren Erfahrungen in bezug auf den südafrikanischen Farmbetrieb und hinsichtlich der ganzen Verhältnisse dort so gross sind, dass sie schon deshalb der Kolonie von Nutzen sein können. Ich denke hier besonders an die frei werdenden Angehörigen der Schutztruppe, sowie an die Buren, die den Wunsch haben, sich in Deutsch-Südwestafrika anzusiedeln. Beide werden leichter und mit viel geringeren Mitteln dort festen Fuss fassen und vorwärts kommen, als die des Landes, der Sprache, der Sitten und des Wirtschaftsbetriebes unkundigen Neulinge. Soweit ihnen die Mittel fehlen, um sich selbständig anzusiedeln, werden sie auch als Handwerker, Frachtfahrer, oder als Arbeiter auf den Viehfarmen gute Dienste tun können. Was die Buren betrifft, so glaube ich, dass sie uns in Deutsch-Südwestafrika wertvolle Dienste leisten können; sie sind so an die eigenartigen Verhältnisse des südafrikanischen Viehzuchtbetriebes gewöhnt und so trefflich den in der Tat sehr grossen Schwierigkeiten gewachsen, mit denen die Ansiedler dort zu kämpfen haben werden, dass es unklug wäre, wenn wir auf die Mitwirkung der Buren zur Nutzbarmachung des Landes ganz verzichten wollten.

Alle Förderung der Besiedelung und alle Unterstützung der Ansiedler schwebt aber in der Luft, solange wir nicht die Vorbedingungen für das Bestehen der Ansiedler geschaffen, d. h. solange wir nicht für das Vorhandensein des nötigen Wassers gesorgt haben. Hier müssen also alle auf eine schnellere Besiedelung des Landes gerichteten

Bestrebungen einsetzen; die Sorge für das nötige Wasser ist die erste und wichtigste aller unserer Aufgaben in Deutsch-Südwestafrika, ihr gegenüber treten alle anderen zur Förderung der Besiedelung dienenden Massnahmen augenblicklich zurück. Ohne die künstliche Beschaffung von Wasser ist die Verwertung und erspriessliche Entwickelung von Deutsch-Südwestafrika ausgeschlossen, mit ihr kann das Land zu hoher Blüte gebracht werden.

Glücklicherweise ist die Möglichkeit zur ausreichenden Wasserbeschaffung überall im Lande vorhanden, mit Ausnahme vielleicht des sehr regenarmen Küstenstreifens. Als Mittel für die Wasserbeschaffung kommen besonders in Betracht die Anlage von kleineren oder grösseren Stauwerken, sowie Brunnenbohrungen. Hiervon ist zur Zeit bei weitem am wichtigsten die Wasserbeschaffung durch kleinere Staudämme, denn diese können, abgesehen von Küstenstreifen, fast überall im Lande mit sicherer Aussicht auf Erfolg errichtet werden, und zwar zum Teil ohne grosse Kosten und ohne grosse technische Kenntnisse und Hilfsmittel durch die Ansiedler selbst. Diese kleinen, in grosser Anzahl allenthalben im Lande zu bauenden Staudämme sollen besonders der Errichtung von Grossfarmen dienen. Bei zweckentsprechender Anlage und richtiger Auswahl des Platzes stauen diese Dämme so grosse Wassermengen auf, dass das Wasser das ganze Jahr hindurch für das Tränken des Viehes, und unter günstigen Verhältnissen selbst für die Bewässerung eines Gemüse- und Obstgartens ausreicht. Unsere Parole heisst also: Staudämme bauen und Brunnen bohren, damit wir den Einwanderern vorbereitete Farmgebiete mit genügendem Wasser zuweisen können. Jedes Farmgebiet muss mindestens eine, bei grösserer Ausdehnung mehrere ausreichende Wasserstellen haben.

Kann sich die Vorbereitung auch auf die Anlage und Verbesserung von Verkehrswegen, auf die Fertigstellung der ersten Unterkunftsräume für die Ansiedler, auf die Bereitstellung von Zuchtvieh und Saatgut, auf die Zuweisung von Arbeitern u. s. w. erstrecken, um so besser. Von den eben erwähnten Massnahmen sei die Bereitstellung von Zuchtvieh, als besonders wichtig, nochmals ausdrücklich hervorgehoben. Die Beschaffung von guten Wollschafen, von Angoraziegen, von zahmen Straussen war in den früheren Jahren in Deutsch-Südwestafrika mit so grossen Kosten und Schwierigkeiten verbunden, dass hieran in vielen Fällen die Absicht der Farmer, sich diesen Zweigen der Viehzucht zuzuwenden, gescheitert ist. Durch die in den letzten Jahren erfolgte Vermehrung und Ausdehnung solcher Viehzuchtbetriebe mag nun allerdings die Beschaffung des nötigen Zuchtmaterials im Vergleich zu früher leichter geworden sein; immerhin wird sie auch jetzt noch dem Neu-Ankömmling viele Umstände und beträchtliche Ausgaben verursachen, und die Aufgabe, den Ansiedlern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für billiges Geld gutes Zuchtmaterial zur Verfügung zu stellen, und ihnen bei dem Einkauf mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, wird nicht von der Hand zu weisen sein.

Während also durch kleinere, in grosser Anzahl überall im Lande anzulegende Staudämme die Möglichkeit geschaffen und das Ziel verfolgt wird, die Kolonie mit einem Netz von Grossfarmen zu überziehen, sollen die grossen Stauwerke dazu dienen, an geeigneten Punkten eine dichte und intensive Kleinwirtschaft zu ermöglichen. Eingehende Untersuchungen durch Fachleute an Ort und Stelle, und sorgfältige Berechnungen und Kostenanschläge haben ergeben, dass an verschiedenen Punkten von Deutsch-Südwestafrika sehr günstige Verhältnisse für Stauanlagen grössten Stiles vorhanden sind. An solchen Punkten würden sich durch die Anlage entsprechender Stauwerke viele Millionen Kubikmeter Wasser ansammeln lassen, mit denen Hunderte von Hektar Landes bewässert werden könnten. Auf solchem bewässerbaren Lande sind in Deutsch-Südwestafrika erfahrungsgemäss durch intensive, gartenmässige Kultur sehr hohe Erträge zu erzielen, und eine verhältnismässig kleine Bodenfläche würde genügen, um einer Ansiedlerfamilie ihren Unterhalt zu gewähren. Es liegt daher der Plan vor, zunächst eines der grossen Stauprojekte auszuführen, und hier einige Dutzend, eventuell auch 100 bis 150 Ansiedlerfamilien unterzubringen. Es würde zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle das ganze Projekt und seine Aussichten einer eingehenden Erörterung unterziehen wollte. Nur dies sei kurz erwähnt: Ich glaube nicht, dass die Millionen, die nach den aufgestellten Berechnungen für das zunächst zur Ausführung in Vorschlag gebrachte Stauwerk nötig sind, zur Zeit aufgebracht werden können, und ich bin der Ansicht, dass die erforderlichen Summen der Kolonie viel mehr nützen würden, wenn sie, anstatt für ein grosses Stauwerk, für zahlreiche kleine Stauanlagen verwandt würden. Erst wenn die Entwickelung der Kolonie viel weiter vorgeschritten ist, wenn wir zahlreiche Grossfarmen dortselbst haben, wenn der Verkehr im Lande und die Grösse der Ortschaften erheblich zugenommen hat, vor allem wenn vielleicht infolge von Bergbau-Unternehmungen oder aus anderen Gründen an einzelnen Punkten ein stärkeres Anschwellen der Bevölkerung stattfindet, erst dann ist meines Erachtens der Zeitpunkt für solche grösseren, kostspieligen Stauanlagen gekommen. Sie sollen also nicht sozusagen Selbstzweck sein, sondern erst entstehen, wenn das Bedürfnis sich geltend macht. Bis dahin wird man mit den jetzt schon im Lande vorhandenen Wasserstellen, sowie mit Brunnenbohrungen und kleineren Staudämmen auskommen. Wenn gesagt wird, dass infolge des durch grosse Stauwerke ermöglichten ausgedehnteren Anbaues von Garten- und Feldfrüchten die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Preise für diese heruntergehen würden, und dass dadurch die ganze Lebenshaltung im Schutzgebiete billiger werden würde, so halte ich als eine lehrreiche Tatsache dem entgegen, dass nach mir gewordenen Nachrichten zur Zeit in Otyozondyupa am Waterberg bei Grootfontein, wo infolge des Wasserreichtums ein ausgedehnter Feld- und Gartenbau betrieben wird, grössere Mengen von Weizen liegen, für die man, der hohen Transportkosten wegen, keine Verwendung hat. Das Gouvernement hat diesen Weizen den dortigen Farmern, um ihnen zu helfen, abgenommen, natürlich zu niedrigen Preisen; ihn nach Windhoek oder in einen anderen grösseren Ort zu bringen, ist zu teuer und nicht lohnend, und so wird dieser Weizen voraussichtlich allmählich den Kornwürmern zum Opfer fallen. Dies ist ein klassisches Beispiel dafür, wie infolge der Schaffung grosser Stauwerke die Preisbildung für die Erzeugnisse des Bodens sich zur Zeit wahrscheinlich gestalten würde. Anders würden die Dinge ja allerdings liegen, wenn durch eine Eisenbahn ein Absatz auch nach entfernteren Teilen der Kolonie ermöglicht würde.

Frage ich mich nun, durch wen die hier vorgeschlagenen Massnahmen zur Ausführung zu bringen sind, so komme ich zu dem Ergebnis, dass die Kräfte und Mittel der Siedelungsgesellschaften und der sonstigen privaten Siedelungstätigkeit für eine erfolgreiche und schnelle Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika unzureichend sind, und dass nur der Staat in der Lage ist, solche Aufgaben befriedigend durchzuführen. Die Siedelungstätigkeit im grossen ist überhaupt im allgemeinen keine geeignete Aufgabe für Erwerbsgesellschaften, denen als Endziel doch naturgemäss immer die schliessliche Rentabilität ihrer Unternehmungen vorschweben muss. Deshalb muss hier das Reich eingreifen. Die Dringlichkeit und die Grösse der uns in bezug auf Deutsch-Südwestafrika gestellten Aufgabe erfordert aber, dass das Reich weit grössere Mittel für diese Zwecke aufwende als bisher. Der Reichskanzler sowohl wie die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts haben erst vor kurzem Gelegenheit genommen, auf die hohe Bedeutung einer planmässigen Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika mit deutschen Volksteilen hinzuweisen; wir dürfen daher vertrauen, dass die Regierung die Erreichung des vorgezeichneten Zieles mit vollem Nachdruck verfolgen wird.

Ich habe mir erlaubt, die Anschauungen und Wünsche, die ich hier zum Vortrag gebracht habe, in nachstehender Resolution zusammenzufassen:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält die planmässige deutsche Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika für eine unserer wichtigsten und dringlichsten Kolonialaufgaben. Er ist der Ansicht, dass die Kräfte und Mittel der Siedelungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesellschaften und die sonstive private Siedelungstätigkeit für die Lösung dieser Aufgabe unzureichend sind, und er hält es für dringend notwendig, dass das Reich für die Förderung der Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika erheblich grössere Mittel aufwende als bisher. Soweit das Land zur Zeit für die Besiedelung geeignet ist, ist die Ansiedelung, namentlich zum Zwecke der Grossviehzucht durch Gewährung etwa notwendiger ausreichender Vorschüsse, zu beschleunigen. Um es weiterhin für die Aufnahme einer grösseren Zahl von neuen Ansiedlern genügend vorzubereiten, ist die Schaffung zahlreicher Brunnen und kleinerer Staudämme, und an geeigneten Punkten die Anlage grösserer Stauwerke sofort in die Wege zu leiten.

Ich bitte Sie, dieser Resolution zuzustimmen und ihr bei der morgen stattfindenden Beschlussfassung zur Annahme zu verhelfen.

Oberleutnant à la suite der Schutztruppe für Südwestafrika **Troost,** Berlin: Stauanlagen grössten Stils sollten, meines Erachtens, doch nicht aus dem Auge verloren werden, in anbetracht des enormen Wertes grosser Wassermengen, die selbst von einer ausserordentlichen Anzahl kleinerer Anlagen nicht entfernt geliefert werden können; ferner in anbetracht des Umstandes, dass die Gelegenheiten für Grossanlagen gerade dort so beispiellos günstige sind.

Geh. Finanzrat **Haupt,** Stettin: Ausser Südwestafrika ist wohl auch, abgesehen von Westusambara, bei dem die Meinungen geteilt sind, auch die Gazellenhalbinsel (Südseebesitz) schon besiedelungsfähig. Ausserdem darf gehofft werden, dass bei fortschreitender Erkenntnis und Bekämpfung der meisten klimatischen Krankheiten als Ansteckungs- oder Übertragungskrankheiten auch andere von unseren Schutzgebieten noch besiedelungsfähig werden.

Realschuldirektor **Wittenbrinck,** Unna: Seit zwanzig Jahren stehe ich mit in der Kolonialbewegung und habe seit längerer Zeit besonderes Interesse Südwestafrika zugewandt. Auch ich bin überzeugt, dass der Besiedelung mit passenden deutschen Elementen mehr Aufmerksamkeit zu schenken ist, sollen nicht in Zukunft uns allerlei üble Folgen erwachsen. Von der Kleinsiedelung halte ich wenig, sehe aber auch im Grossfarmbetrieb nicht alles Heil. Wie im Mutterlande der Mittelstand Träger aller Kraft ist, so werden auch mittlere Farmer, Kaufleute etc. der Kolonie am meisten nützen. Solcher Leute sind genug willig zu finden, wenn gewisse Kulturverhältnisse ihnen nicht ganz versagt bleiben. Sogenannte zweite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Söhne aus landwirtschaftlichen Kreisen, ja auch kleinere Besitzer, die mit ihrem geringen Anfangskapital nicht recht vorankommen können, deren Kinder schliesslich in den Arbeiterstand zurücktreten müssten, würden gern bereit sein, hinüberzugehen. Ein solch kleiner Besitzer fragte mich einst: „Wie steht es denn aber mit den Schulen?“ Als ich ihm dann nichts Gutes melden konnte, sagte er: „Nein, dann sollen meine Kinder sich lieber hier in kleinen Verhältnissen herumquälen, als dass sie aufwachsen wie die Kinder der Wilden.“ Wohl weiss ich nun, dass es schon eine ganze Anzahl von Missionsschulen gibt, doch sind diese in erster Linie für die eingeborenen Kinder da. Ein gemeinsamer Unterricht mit jenen ist bedenklich. Andere Schulen finden sich nur vereinzelt. Daher sollten wir die Regierung bitten, sich recht des Elementarunterrichtes anzunehmen, zumal schon fast 5000 Europäer im Lande sind und anscheinend starke burische Einwanderung in Sicht ist.

Joachim Graf von Pfeil, Friedersdorf in Schlesien: Die Frage nach seinem ethischen Wohlbefinden steht dem Ansiedler erst in zweiter Reihe, zuerst wird er fragen, kann ich in dem Lande überhaupt meinen Lebensunterhalt gewinnen. Die vornehmsten Fragen sind mithin die wirtschaftlichen. Das führt mich zur Erörterung der Frage der Staudämme. Wenngleich ich es wohl für möglich halte, dass die Zeit kommt, in der auch grosse Staudämme errichtet werden können, so ist meines Erachtens doch das Hauptaugenmerk auf die Errichtungen von kleinen Staudämmen zu richten. Aus dem einfachen Grunde, weil der Betrieb, dem sie dienen, nämlich die Viehzucht in extensiver Form, das Rückgrat der Entwickelung unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes ist. Bleibt nach Tränkung des Viehes noch ein Restbestand von Wasser, so kann dieses sehr wohl zur Anlage resp. Berieselung eines Obst- und Gemüsegartens Verwendung finden. Grosse Staudämme sollen meisthin dem Ackerbau dienen. Wo wir uns aber in der Entwickelungsgeschichte Südafrikas umsehen, finden wir, dass grosse Dämme immer erst ein Stadium der Entwickelung kennzeichnen, dem das Stadium der kleinen Dämme vorausgegangen war. Selbst dann erfüllten sie ihren Zweck nicht immer. Ich möchte das an einem Beispiel erläutern. Vor langen Jahren war der grösste Staudamm in der Provinz Natal derjenige in Herrmannsburg. Auch er war nur der Nachkomme von älteren kleineren Dämmen und sollte Ackerbaubetrieb in grösserem Umfange ermöglichen. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen schlugen fehl, denn man erkannte sehr bald, dass nicht alles unter der Wasserlinie liegende Land agrikulturfähig war, oder wenigstens nur mit einem Kostenaufwand agrikulturfähig gemacht werden konnte, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Rentierung des Bodens ausschloss. Diese wird an und für sich beeinträchtigt durch die vielen den Cerealien in Südafrika anhaftenden Krankheiten, die, in erster Linie Rost, den Landbau überhaupt recht unsicher machen. Die erhoffte Bevölkerungsdichtigkeit dürfte daher ein schöner Zukunftstraum sein, der Herrmannsburger Damm hat sie keinesfalls hervorzurufen vermocht. Aber selbst, wenn die Mittel für solch einen grossen Damm bewilligt werden, so stellte deren Höhe seine Nützlichkeit in Frage; wie soll von den wenigen Farmern, die sich unter seiner Wasserlinie ansiedeln und wirklich Erträge erzielen, der Kostenaufwand verzinst werden, ohne ihre eigene Existenz fraglich zu machen? Wir hören, dass fast alle jetzigen Ansiedler von dem Konsum durch die Schutztruppe abhängig sind was sollen diejenigen Farmer machen, die das Mehr erzeugen, welches die Schutztruppe nicht konsumieren kann? Sie werden in die traurige Lage derjenigen kommen, von denen Dr. Hindorf erzählt, dass sie ihren Weizen der Regierung und den Würmern überlassen mussten.

Zudem ist es eine nicht bedeutungslose Tatsache, dass alle diejenigen, die sich beruflichermassen mit der Besiedelung Südwestafrikas beschäftigt haben, im allgemeinen zu derselben Ansicht kamen, dass der zunächst einzig gangbare Weg zur Entwickelung des Schutzgebietes der ist, ein Netz von grossen Viehzuchtfarmen über das Land zu legen und auf dem Boden dieses Systems die Verhältnisse sich entwickeln zu lassen. An dem beliebten Gedanken der Kleinsiedelung hängen nur die Leute, die sich hauptsächlich theoretisch mit der Frage beschäftigen konnten.

Auf die von dem Vortragenden angeschnittene Burenfrage will ich nicht weiter eingehen, es würde zu weit führen. Ich will nur sagen, dass auch ich die Buren in geringer Zahl gern als Lehrmeister im Schutzgebiet sehen würde. Ich möchte nur auf den Umschwung hinweisen, der sich in dem Urteil über sie vollzogen hat. Im Jahre 1892 war die Einwanderung einer beschränkten Zahl in die Wege geleitet unter den für das Schutzgebiet günstigsten Bedingungen. Die Ausführung scheiterte an dem Widerwillen, den die in den Tagesblättern zum Ausdruck kommende öffentliche Meinung gegen die Buren hegte. Ich selbst sah mich gezwungen, die Buren gegen heftige und unberechtigte Angriffe in Schutz zu nehmen.

Ohne dass die Verhältnisse sich irgendwie geändert hätten, bringt man heute den Buren ein Entgegenkommen dar, welches mindestens ebenso übertrieben ist, als die frühere Geringschätzung für sie. Ich möchte die Zulassung der Buren in unser Schutzgebiet durchaus empfehlen, aber nur in geringer Zahl, nicht in Tausenden.

Die Gazellenhalbinsel im Bismarckarchipel, Westusambara, die Hochländer am Nyassa neben Südwestafrika als Siedelungsgebiete zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

empfehlen, halte ich für verfehlt, wenn wir von Siedelung in dem vom Vortragenden erläuterten Sinne sprechen, nämlich in dem, dass darin immer die Möglichkeit für den Europäer liegt, selbst arbeitend mit tätig zu sein. Das dürfte vielleicht bei den Hochländern um den Nyassa in gewissen Grenzen möglich sein, sonst nirgends in den angeführten Gegenden.

Plantagenbetrieb wird sich in jenen Gegenden sicher treiben lassen, sprechen wir aber von Siedelung, so ist es immer in dem von Dr. Hindorf angedeuteten Sinne.

Die deutsche Auswanderung nach Südamerika, besonders nach Südbrasilien.

Von Dr. **Herrmann Meyer,** Leipzig.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Wenn von deutscher Auswanderung nach Amerika die Rede war, so verband sich bei der grossen Menge damit zumeist der Begriff der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder auch Canada, und erst in zweiter Linie erinnerte man sich, dass auch in einigen Gebieten in Südamerika sich Deutsche in grösserer Zahl angesiedelt hatten. Man ist aber zumeist überrascht zu hören, dass z. B. in Südbrasilien ungefähr 200 000 Deutsche geschlossene deutsche Gemeinden gebildet haben, die zum Aufschwung des Landes ganz erheblich beitrugen und in ihrer wirtschaftlich guten Entwickelung den Beweis für den Wert dieses Landes für deutsche Auswanderung gaben. Die Auswanderung nach Nordamerika ist in den für die Auswanderung namentlicht in Betracht kommenden unteren Klassen etwas derartig Geläufiges, dass in vielen Fällen dies Land als einzig für den Auswanderer in Betracht kommend angesehen wird. Die grosse Zahl der jahraus, jahrein von den Vereinigten Staaten angezogenen Auswanderermassen sprach für dies Land; fast jeder hatte Freunde, Bekannte oder Verwandte, die drüben ihr Glück gesucht und zum Teil auch gefunden hatten, und vereinzelte Berichte von erworbenen grossen Reichtümern vorher armer Leute lockten umsomehr die Auswanderung dahin, als auch die erhebliche Reduktion

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Dampferpassagen und geeignete Vorkehrungen zur Förderung und Unterkunft den Einwanderern Garantie zu gewähren schienen, dass ihre kleinen Mittel nur wenig in Anspruch genommen würden und für ihr Weiterkommen auch drüben gut gesorgt sei.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war dies anders. Da war die Auswanderung nach Südamerika, für damalige Verhältnisse wenigstens, eine ganz beträchtliche, und nachdem speziell das Interesse für Südbrasilien durch Gründung einer Reihe von Kolonien erwacht war, zog sich namentlich in der Reaktionszeit, Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre, Südamerika eine ganze Zahl von Leuten, die mit den Einrichtungen der alten Heimat unzufrieden waren, hinüber, vor allem auch von besser situierten Elementen. Während sich in den südlichen Provinzen Brasiliens die Kolonien langsam aber stetig entwickelten und den Einwanderern Grund und Boden als eigener Besitz zur Bewirtschaftung überlassen wurde, sodass sich ein kräftiger Kleinbauernstand entwickeln konnte, war in São Paulo und den nördlicheren Staaten, die für tropische Agrikultur in Frage kamen, ein anderes Arbeitssystem gang und gäbe als im Süden. Den grossen Kaffeefazenden fehlte es an Arbeitskräften, und man suchte diesen Übelstand zu heben, indem man eine Verquickung von Kleingrundbesitz mit Lohnarbeit in dem vielbesprochenen Parceria- oder Halbpachtsystem herbeiführte. Dieses verpflichtete die Kolonisten, welche auf Rechnung der Grossgrundbesitzer herübergezogen worden waren und von diesen Land angewiesen erhielten, die Hälfte ihrer auf diesem Lande errungenen Kaffee-Ernte dem früheren Besitzer zu überlassen und aus der anderen Hälfte die durch Transportspesen und Subsidien entstandenen Schulden zu tilgen. Wenn auch in vielen Fällen diese Halbpächter auf gutem Boden und bei günstiger Ernte sich nach einigen Jahren der leidigen Verpflichtung erledigen konnten und nach Rückzahlung aller Schulden Herr auf eigenem Grund und Boden wurden, so waren doch die Fälle nicht gering, in denen die Einwanderer zu einer dauernden Sklaverei verdammt wurden, wie auch von einer ganzen Reihe von Grossgrundbesitzern, die bisher ausschliesslich mit Sklaven gearbeitet hatten, die Halbpachtkolonisten nicht viel anders als Sklaven betrachtet wurden. Die vielen hierüber in die Presse gelangenden Klagen brachten es dazu, dass die preussische Regierung unter dem Minister von der Heydt das nach diesem benannte Reskript erliess, welches die Auswanderung nach Brasilien überhaupt unterband, wobei man in kurzsichtiger Nichtbeachtung der wirtschaftlichen und klimatischen Unterschiede in den verschiedenen Bezirken Brasiliens die günstige Entwickelung der südlichen Ackerbaukolonien ganz ausser acht liess, und so das Reskript auch für diese Zonen, in denen das Deutschtum sich bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kräftig entwickelt hatte, Geltung erhielt. Die deutsche Einwanderung nach Brasilien nahm nach diesem Reskript ganz bedeutend ab, das Land wurde quasi boykottiert und Nordamerika trat als Auswanderungsgebiet in den Vordergrund des Interesses.

Als nach Aufhebung der Sklaverei in Brasilien sich der Mangel an Arbeitskräften wieder geltend machte, waren es namentlich Italiener, welche gern bereit waren, das Erbe der Sklaven als Landarbeiter zu übernehmen und sich in grossen Mengen Südamerika zuzuwenden. Nicht nur Brasilien wurde von ihnen überschwemmt, sondern auch Argentinien, wo die stets zunehmende Weizenproduktion Arbeitskräfte verlangte. Aber nicht nur als Arbeiter gelangten die Italiener nach Südamerika, sondern die brasilianische Regierung, speziell die Regierung Rio Grande do Suls, nahm die Gelegenheit wahr, als die deutsche Einwanderung zu versiegen drohte, die Italiener auch als Kolonisten in grosser Zahl zur Besiedelung weiter Staatsländereien zu verwenden, in welchen die Italiener eine sehr rührige Ackerbaubevölkerung bilden. Allerdings beuteten sie den Boden in einem rücksichtslosen Raubbau aus, sodass von einem dauernden Werte dieser Kolonisation nicht die Rede sein kann, wenn auch die Kolonien jetzt eine erfreuliche Entwickelung zeigen. Der stetige Abfluss des Überschusses an deutschem Blut nach Nordamerika hat diesem Lande zu einem Aufschwung verholfen, der für die wirtschaftliche Entwickelung des Stammlandes recht nachteilige Folgen zeitigte, indem uns, unserer Industrie und Landwirtschaft, speziell in den Vereinigten Staaten, deren wirtschaftliche Verhältnisse durch das deutsche Element befruchtet und gekräftigt wurden, starke Konkurrenten erwachsen sind. Es regen sich deshalb immer mehr Stimmen von Politikern und Volkswirtschaftlern, die davor warnen, die uns von Nordamerika drohende Gefahr durch weiteren Zufluss deutschen Blutes noch zu vergrössern, und darauf hinweisen, das deutsche Element wirtschaftlich dem Stammlande zu erhalten, indem man ihm Gebiete zuweist, in welchen den deutschen Auswanderern in gesundem Klima eine materiell gesicherte Entwickelung gewährleistet wird und zugleich die Möglichkeit entsteht, auf diesem Boden das Deutschtum zu erhalten. Die romanischen Staaten Südamerikas traten wieder in den Vordergrund des Interesses, denn dort ist die Gefahr der Assimilierung an die einheimische Nationalität, wie sie in Nordamerika durch die Ähnlichkeit der Volkscharaktere, der Sprache und der Stammverwandtschaft sich ergeben hatte, nicht vorhanden. Dafür brachten den Beweis die bereits seit langem bestehenden und durch die Vernachlässigung von dem Stammlande sich selbst überlassenen deutschen Kolonien Südbrasiliens und zum Teil auch Argentiniens. Es war deshalb eine weise Massregel, dass im Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1897 das von der Heydtsche Reskript für die drei Südstaaten aufgehoben wurde und damit einer geregelten Besiedelung offiziell die Tore geöffnet waren. Damit ist aber nur ein kleiner Teil geschehen von dem, was wir zu tun haben! Die jahrzehnte lange Boykottierung des Landes, zu welcher finanzielle Schwierigkeiten der Regierung und daraus sich ergebende unglückliche Konjunkturen für die Finanzwelt erheblich beitrugen, hatte das Interesse der grossen Menge von Südamerika fast gänzlich abgelenkt. Eine Reihe neuer kolonisatorischer Unternehmungen, die in energischer Pionierarbeit die Wiederaufnahme der Besiedelung dieser stiefmütterlich behandelten Gebiete betrieben, sind über ihre erste Entwickelung noch kaum hinausgekommen, und erst in letzter Zeit ist, dank der Bemühungen verschiedener, dem Auswanderungswesen dienender Vereine und durch die immer reger werdende Behandlung der Angelegenheit durch die Presse, auch in weiteren Kreisen und speziell in den der Auswanderung sich zuwendenden Elementen, von neuem Interesse für die deutschen Siedelungen in Südamerika angeregt worden, und dass auch die Regierung diese Richtung, die die Auswanderungsfrage zu nehmen beginnt, mit grossem Interesse verfolgt und billigt, das zeigt die Bewilligung von Mitteln seitens des Reiches für die Errichtung der Central-Auskunftsstelle für Auswanderer, speziell unter der Leitung des Herrn Generalkonsuls Koser, früherem Vertreter des Deutschen Reiches in Porto Alegre, dem Hauptstützpunkt deutscher Entwickelung in Südamerika. Einen guten Teil zu der von neuem geweckten Anteilnahme an der wirtschaftlichen Entwickelung dieses Auswanderungsgebietes tragen aber die sichtlichen Bestrebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika bei, zunächst wirtschaftlich in Südamerika, und speziell auch in den Südstaaten Brasiliens, festen Fuss zu fassen. Hierfür hat Nordamerika, wenn auch unausgesprochen, so doch in verschiedenster Richtung deutlich Beweise gegeben. Politische Zwecke bei der wirtschaftlichen Erschliessung und Bewahrung der von deutschen Elementen bevorzugten Gebiete zu verfolgen, liegt uns gänzlich fern, und wenn derartige Verdächtigungen in der dortigen Landespresse immer wieder auftauchen, so haben wir den Grund nicht allein in den Bemühungen gewisser nativistischer Kreise zu suchen, welche die sichtlichen wirtschaftlichen Erfolge der Deutschen mit Neid betrachten und sich den Vernunftsgründen verschliessen, welche in der Kulturarbeit der Deutschen einen wichtigen Faktor für die Entwickelung ihres Landes ergeben. Diese Elemente sind fremden Eingebungen nur zu sehr zugänglich, und es hat die sogenannte gelbe, dem Deutschen abholde Presse in den Vereinigten Staaten leichtes Spiel, immer und immer wieder eine deutsche Gefahr als Popanz den romanischen Nativisten Südamerikas vorzugaukeln.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir die Ziele ins Auge fassen, die die deutsche Auswanderung im letzten Jahrhundert nach Süd-Amerika genommen hat, so ist es augenfällig und leicht erklärlich, dass speziell die gemässigtere und subtropische Zone bevorzugt wurde. Die Tropen kamen für den Deutschen wegen des heissen und teilweise ungesunden Klimas und wegen der dem deutschen Landarbeiter ungewohnten Agrikultur nur wenig in Betracht, und die Versuche, die man an verschiedenen Stellen, zum grösseren Teile auf Veranlassung der betreffenden Landesregierung, gemacht hat, sind im wesentlichen als gescheitert zu betrachten, zumal die Garantie, welche die Regierungen für die Entwickelung der neuen Kolonien gaben, sehr mangelhafte waren und teilweise aus mangelhafter Erfahrung, teilweise aus Nachlässigkeit und nicht zum wenigsten durch die Unehrlichkeit der beauftragten Organe, die Verpflichtungen, welche die Regierung gegen die Kolonisten oder deren Führer übernommen hatte, nicht gehalten wurden. So haben wir noch vereinzelte Siedlungen im tropischen Urwald, die aber, vollständig von der Aussenwelt abgeschlossen, aus Mangel an Nachschub einen wirtschaftlichen und kolonialen Wert nicht besitzen. Ganz sich selbst überlassen fristen diese Kolonisten ihr Dasein, und wenn das Deutschtum in dieser Abgeschlossenheit noch erhalten ist, so liegt das eben daran, dass die Kolonisten in ihrer Einsamkeit mit fremden Elementen nicht zusammenkommen.

In Venezuela haben wir eine derartige Siedelung in der Schweizer Kolonie Tovar, in Peru die Deutsch-Tiroler Kolonie Pozuzu. Auch die Kolonien in Paraguay haben, trotz mancher Bemühungen der Regierung, keine wirtschaftlich gute Entwickelung; der Kolonie Nueva Germania fehlt es an Absatz und die Bevölkerung ist durch Wegzug und Todesfälle stark zusammen geschmolzen. Besser hat sich die paraguaysche Kolonie San Bernhardino entwickelt, dies aber hauptsächlich dem glücklichen Umstande zu verdanken, dass San Bernhardino für die Hauptstadt Asuncion den täglichen Unterhalt an Milch, Eiern, Butter, Käse etc. liefern kann, dank seiner Bahnverbindung, und dass es ferner in den letzten Jahren als Sommerfrische, wegen seiner schönen Lage am See, von Asuncion und auch von Argentinien aus viel besucht wird. Als eine neue Schöpfung ist die Kolonie Hohenau am oberen Parana zu nennen, welche klimatisch besser zu sein scheint, als die anderen, und wo durch Dampferverbindung der Landesproduktion, welche mehr, dank der kühleren Lage, deutschen Anforderungen entspricht, ein Absatzweg geschaffen werden soll. Die Besiedelung Hohenaus hat mit zuziehenden deutschen Bauern aus dem nicht sehr weit entfernten Süd-Brasilien begonnen. Die Kolonie ist noch zu jung, um ein Urteil über die Lebensfähigkeit derselben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fassen zu können. Die tropischen Kolonien in Brasilien, welche den Anfang der Kolonisation in diesem Land darstellen, und welche auf Veranlassung der Regierung in den Staaten Espirito Santo, Bahia, Rio de Janeiro gegründet wurden, zeigen desgleichen keine bemerkenswerte Entwickelung, ja zum Teil, wie am Mucurri, haben Krankheiten und schlechte Organisation seiner Zeit mit dazu beigetragen, die brasilische Kolonisation zu diskreditieren.

In argentinischen Tropenprovinzen hat eine deutsche Kolonisation nicht stattgefunden. Ebensowenig in dem nördlichen Chile, und in den Staaten Bolivia, Ecuador und Columbia. Dagegen sind in der gemässigten Zone von der chilenischen Regierung Siedelungsversuche in den Staatsländereien der Provinzen Valdivia und Concepcion und Llanquihue gemacht worden.

Zuerst unternahm man die Besiedelung der in der Nähe von Valdivia gelegenen Ländereien in den 40er Jahren. Von 1860 an aber richtete sich das Interesse der chilenischen Regierung mehr auf die südlichen Distrikte am Llanquihue-See bei Puerto Montt und bei Osorno. Der für Ackerbau geeignete Boden ist jetzt zum grössten Teil in festen Besitz übergegangen und für den Einwanderer sind schon beträchtliche Mittel notwendig, um sich dort anzukaufen, auch ist nur noch wenig verfügbarer Platz vorhanden und die Landpreise sind infolgedessen sehr gestiegen. Einige Tausend Mark sind mindestens nötig, um sich dort eine gesicherte Existenz zu verschaffen. Schon die Überfahrt ist teuer; 300 Mk. beträgt der Platz im Zwischendeck von Europa nach Valdivia. Die Regierung hat allerdings noch Staatsländereien, welche sie besiedelt, doch gibt sie dieselben nur an angeworbene Kolonisten ab. Es ist dem Einwanderer nicht anzuraten, diese Kolonien zum Ziel zu wählen, da die chilenische Regierung prinzipiell, um nationale Entwickelung zu verhindern, die verschiedensten Elemente durcheinander mischt und ein fester Zusammenschluss, der gerade in diesen Gebieten des häufigen Banditenwesens wegen vom grossen Nutzen wäre, durch die Rassenvermischung nicht möglich ist. Ein besseres Fortkommen findet der Auswanderer in den Privat-Kolonien Llanquihues, doch ist auch dort der Boden teuer. Die gleichen Verhältnisse zeigt die Kolonie Osorno, nur dass dieses Gebiet häufiger von schlechten Ernten heimgesucht wurde als die anderen. Im Gebiet Concepcion sind die Deutschen in der Minderzahl.

Ein grosses Fiasko hat die Regierung mit der beabsichtigten Besiedelung der Insel Chiloë gemacht. Die dorthin gebrachten Einwanderer fanden kein Unterkommen, das Klima war ungesund, der Boden sumpfig und die Haltung der Eingeborenen feindselig, sodass an eine Kolonisation nicht zu denken war und ein grosser Teil der dorthin Gewanderten sich nach Puerto Montt und Valdivia wandte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wo sich für die Unbemittelten kein Platz fand und dieselben den deutschen Kreisen zur Last fielen.

Eine Einwanderung im grossen verbietet sich von selbst wegen Mangel an passendem Terrain und wegen der teuren Bodenpreise. Es ist aber auch die Stimmung in Chile zur Zeit gegen das deutsche Element durchaus nicht gut; so hat die Regierung erst vor kurzem alle deutschen Lehrer an der Hochschule durch chilenische ersetzt, und von Anfeindungen weiss jeder zu berichten, der in engere Fühlung mit den massgebenden Kreisen gekommen ist. Die Produktion hat in Chile seit einigen Jahren stets abgenommen, sodass das Land nicht mehr Weizen in grösseren Mengen exportiert, sondern sogar gezwungen ist, denselben von auswärts einzuführen. Häufige Missernten haben diesen Rückschritt verursacht.

Im allgemeinen ist der Stand der deutschen Kolonien in Chile aber kein schlechter und auch dort hat das Deutschtum sich gut erhalten, soweit es seinen Rückhalt an geschlossenen Gemeinden fand. Eine Reihe deutscher Schulen ist errichtet, aber nur wenig deutsche Gemeinden haben eine Kirche.

In neuerer Zeit hat die Regierung wiederum versucht, Kolonisten heranzuziehen, indem sie durch eine Pariser Agentur Propaganda macht. Den sich dorthin wendenden Auswanderern soll ermässigte Fahrt von Liverpool bis Chile, freie Überlassung von 40 *ha* Regierungsland am Bio-Biofluss gewährt werden, wenn sie den Nachweis erbringen, dass sie Landwirtschaft zu betreiben verstehen und 800 Mk. besitzen. Auf 5 Jahre müssen sie sich verpflichten, das Land zu bewohnen, doch gibt die Regierung keine Garantie für ein gedeihliches Fortkommen. Dies und die schon geschilderten Missstände in den Regierungskolonien berechtigen zu einer Warnung, den Verlockungen dieser Agentur zu folgen. In der Provinz Araukanien ist von einer geschlossenen Kolonisation noch nicht die Rede, nur Schweizer haben sich niedergelassen, und die Regierung wünscht auch nicht fremde Einwanderer nach diesen Gebieten, vielmehr soll das Land nur mit Chilenen besetzt werden. Auch hier ist Spekulanten eine Konzession erteilt, Regierungsland zu besiedeln, doch erhalten die Kolonisten, welche 7 Jahre lang freien Unterhalt bekommen, das Land nicht zu festem Eigentum, sodass auch hier von einer sicheren Existenz nicht die Rede sein kann.

Von Uruguay können wir absehen, denn ausser der Schweizer Kolonie Nueva Helvetia ist keine bemerkenswerte Siedelung zu nennen. Das Land ist ausschliesslich für Viehzucht im grossen geeignet, nur einzelne kleine Strecken im Westen würden vielleicht für Kolonisation in Betracht kommen.

Viel besser liegen die Verhältnisse in Argentinien, dessen mittlere und südliche Provinzen gleichfalls in die gemässigte Zone gehören

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und für den Kolonisten teilweise recht gute Ländereien für den Ackerbau bieten. Der Beginn der Kolonisation fällt in die 50er Jahre und erstreckte sich namentlich auf die Provinzen Entre Rios, Buenos Aires und Santa Fé. Eine ganze Reihe Versuche wurden von der Regierung und den Munizipalitäten gemacht, eine gedeihliche Kolonisation anzulegen, doch war die Organisation des Koloniewesens stetem Wechsel unterworfen, indem bald die Einwanderung und Besiedelung in eine Hand gelegt war, bald getrennte Ämter diese Funktionen verrichteten. Eine ganze Reihe Gesetze sind in jenen Jahren dekretiert worden und viele Kolonien verdanken den verschiedenen Phasen der Entwickelung ihr Dasein. Grosse Kosten verursachte dieses stete Experimentieren, ohne dass man zu einem gedeihlichen Ziele gelangt wäre.

Das System der Kolonisation ist in den einzelnen Provinzen recht verschieden. Die Regierung hatte wohl das Bestreben und den guten Willen, die Kolonisation der für Landbau geeigneten Strecken zu betreiben und liess es auch an Kosten nicht fehlen, stand aber häufig im Widerspruch mit den Grossgrundbesitzern, die den Haupterwerb in der Schafzucht erblickten und den Ackerbau nur als eine gute Vorstufe für nutzbringende Schafzucht ansahen, oder in anderer Weise mit ihrem Lande spekulierten. Einer käuflichen Überlassung ihres Grundbesitzes an Bauern waren die Herren in den meisten Fällen abgeneigt, vielmehr traten sie für das System der Verpachtung oder des Halbpachts ein, das dem Eigentümer im ersten Falle einen recht erheblichen Pachtzins, im zweiten gegen Lieferung von lebendem und totem Inventar die Hälfte der Ernte zukommen liess und ihm erlaubte, den durch Weizenbau für Alfalfapflanzung und Schafzucht gebesserten Boden bedeutend zu valorisieren. Dieses System war vor allem in der Provinz Buenos Aires gebräuchlich und hat daher dort zu einer derartigen Entwickelung landwirtschaftlicher Ackerbaukolonisation, wie in den Provinzen Santa Fé und Entre Rios, nicht geführt, wo die parzellierten Estancias in vielen Fällen mit früheren Pächtern oder Halbpächtern als Eigentümer gegen bare Anzahlung und Verzinsung besetzt wurden. Dies hatte sowohl für den Grundbesitzer, der keine Subsidien oder Vorschüsse gab, den Vorteil, leicht bare Mittel flüssig zu machen, als auch der Landwirtschaft die richtigen Elemente zuzuführen, die sich für die Bewirtschaftung ihrer Kolonie in ihrer früheren Stellung als Pächter bereits die nötige Praxis, als auch ausreichende Mittel angeeignet hatten. Das war ja leider der grosse Fehler der Regierungs- als auch der privaten Kolonisation in den neu angelegten Koloniegebieten, dass sie ohne Auswahl und Rücksicht auf die Fähigkeiten der Einwanderer diese auf der jungfräulichen Scholle ansiedelte und durch Gewährung freier Passage, Lieferung von totem und lebendem Inventar, Saatgut und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebensunterhalt auf Zins für lange Zeit sich in grosse Kosten stürzte, mit dem Risiko, durch Abgang der unbrauchbaren Elemente erhebliche Verluste zu erleiden. Enorme Summen sind auf diese Weise verloren worden, denn nur zu oft liessen sich die der Arbeit ungewohnten Einwanderer, solange es ging, gut füttern ohne zu arbeiten, und verliessen das Land, wenn der Termin zur Abzahlung herannahte. Kärger gibt in seinem vortrefflichen Werke über die Landwirtschaft und Kolonisation in Argentinien die Höhe der Abgänge auf 90 pCt. an; also nur 10 pCt. der Einwanderer kamen ihren Verpflichtungen nach und bildeten dann einen soliden Grundstock für die weitere Entwickelung der Kolonie. Der Weiterentfaltung der Ackerbaukolonisation in den genannten Provinzen ist aber leider durch die Nonchalance der Regierung, welche Grossviehzüchtern früher die besten Länder ohne Gegenleistung überliess, ein Riegel vorgeschoben. Die Grossgrundbesitzer hatten nur zu sehr ihren Vorteil im Auge. So sind in der Provinz Buenos Aires, wo früher die vorstädtische Kolonisation im Anschluss an die städtischen Siedelungen zu deren materieller Unterstützung häufig war, nachdem sich für eine neue Einwanderung Platzbeschaffung nötig machte, durch ein Gesetz neue Centros agricolas im Anschluss an die Bahnstationen dekretiert worden und deren Kolonisation den Privateigentümern zur Bedingung gemacht, unter der Androhung der Expropriierung. Das Zugeständnis der Hypothekierung durch die Hypothekenbank von Buenos Aires bis auf $^3/_4$ des Wertes führte die Bedingung weitgehender Zugeständnisse an die Kolonisten mit sich, um diese heranzuziehen. Die Eigentümer bezogen, da die Verwaltung und Kontrolle nur lau geführt wurden, oft einen enormen Kredit und belasteten ihr Land weit über den Wert mit Hypotheken. Das allgemeine damals im Lande herrschende Hinauftreiben der Landpreise fiel mit diesem Gesetz zusammen. Es ist ein grossartiger Schwindel von den Unternehmern getrieben worden, der Staat wurde um Millionen geschädigt und von den 220 in Angriff genommenen Centros agricolas wurden nur in 62 die Anfänge einer Kolonisation betrieben und nur etwa ein Dutzend Kolonien sind aus diesem System hervorgegangen. — Heutzutage gibt es in diesen Provinzen kein brauchbares Regierungsland mehr und die Grossgrundbesitzer ziehen, wie schon erwähnt, die Schafzucht vor, betrachten den Ackerbau zumeist nur als Übergangsstufe, und die Regierung diente zu oft Privatinteressen, um die verschiedenen vernünftigen Vorschriften für die Kolonisationsverpflichtung für die Grossgrundbesitzer durchzudrücken. — Wenn wir nun den heutigen Stand besagter Ackerbaukolonien ins Auge fassen, so leidet allerdings der günstige Eindruck, den frühere Berichte gaben, sehr unter den häufigen Mitteilungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines Rückschrittes der Produktion, die sich zumeist auf Weizen gelegt hat. Häufige Trockenheit und wiederum grosse Nässe und die Geissel der argentinischen Landwirtschaft, der Heuschreckenfrass, haben die Ernten der letzten Jahre sehr beeinträchtigt, aber eine Hauptursache für den mangelhaften Ausfall ist auch in dem System der Bodenwirtschaft des Kolonisten zu suchen. Mit einer hartnäckigen Beharrlichkeit hält er an der Methode der Bewirtschaftung fest, die er zuerst verfolgt hat. Der Mangel an Saatwechsel und die beständige Ausnutzung des Bodens, der reine Raubbau, hat den Boden schon sehr entkräftet und verlangt einen Wechsel der Bebauung. Das sieht aber der Bauer wenig ein und konstant schiebt er die Schuld auf die klimatischen Verhältnisse. Mehrere Unternehmen, so die Entre Riosbahn, welche Kolonisation auf eigene Faust getrieben hat, kommen ihren Kolonisten mit Rat und Mitteln zu Hilfe, geben Saat und Subsidien. Trotzdem ist die Lage vieler Kolonisten eine recht schlechte, alte Schulden drücken schwer und die Möglichkeit zur Bezahlung schwindet bei jeder schlechten Ernte noch mehr. Die englischen Konsulatsberichte geben hierüber wenig erfreuliche Kunde. Von den zahlreichen Kolonien sind nur wenige als gut deutsche zu nennen. Vor allem sind es die Kolonien Esperanza, Humboldt und San Jeronimo und die Privatkolonie Tornquist, die eine fast deutsche Bevölkerung aufweisen. Der Zuzug nach Argentinien aus Deutschland ist nie stark gewesen; während die Gesamteinwanderung seit 1887—1900 ca. 3 Millionen Seelen betrug, von denen allerdings ein grosser Teil, namentlich italienische Erntearbeiter, wieder zurückging, sodass sich die Zahl der ansässigen Fremden auf 1 200 000 reduziert hat, so sind unter diesen doch nur etwa 10 000 Deutsche zu nennen. Die starke Konkurrenz Nordamerikas, das den grössten Teil des Auswandererstromes an sich zieht, hat die deutsche Auswanderung nach Südamerika von den 50er Jahren an, in welcher Zeit die ersten Einwanderer nach Argentinien gebracht wurden, immer nur in bescheidenen Grenzen gehalten. Es wäre Argentinien aber doch wohl mehr deutsches Blut zugeflossen, hätte nicht die Regierung das Prinzip, die Entwickelung und Bewahrung der Nationalität durch möglichst intensive Völkermischung in den Kolonien zu verhindern, wozu die schachbrettartige Einteilung der Kolonielose zum Einschieben neuer Kolonisten viel beiträgt. Dies war in Deutschland bekannt geworden und hat Stimmung gegen Argentinien gemacht, denn uns muss daran gelegen sein, das Deutschtum unserer Auswanderer nach Möglichkeit zu erhalten. Dies ist aber nicht der Wunsch der argentinischen Regierung, welche in den fremdsprachlichen Kolonien die Regierungsschule ausdrücklich in spanischer Sprache abhalten lässt und dabei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Kolonisten zum Schulbesuch seiner Kinder zwingt. Es ist kaum zu erwarten, dass eine weitere Generation der Mischkolonien noch ihre Nationalität erhalten wird und auch die genannten deutschen Kolonien werden, da ein frischer Zuzug nach diesen aus Mangel an Platz nicht möglich ist, ihr Deutschtum immer schwerer verfechten können. Mit der gleichen Schwierigkeit haben die Schweizer zu kämpfen, die ein verhältnismässig starkes Kontingent der Kolonisten bilden und gleichfalls eine Reihe von Kolonien gegründet haben. Den relativ grössten Erfolg in der Erhaltung der Nationialität haben die Deutsch-Russen errungen, die 1878 von Parana in Brasilien herüber gezogen wurden. Trotz alles Widerstrebens der Regierung erzielten sie eine Ansiedlung in geschlossenen Dorfschaften, in die das Einschieben fremder Elemente aus Mangel an Platz nicht möglich ist. Ist auch diese Art der Ansiedlung von dem sonst üblichen und bewährten Kolonisationsplane, der Verteilung der Häuser in die dazu gehörigen Ländereien, abweichend, so hat sie doch hier den Vorteil, festen Zusammenschluss und regen Austausch der Bewohner zu ermöglichen; zwei Faktoren, die im fremden Lande und bei dem stetigen Einfluss fremder Interessen von grossem Wert sind. Die deutsch-russischen Kolonien sind vielfach als Musterkolonien hingestellt worden, doch regt sich seit einiger Zeit der Widerspruch, und namentlich die Unzugänglichkeit der Leute und die schon oben erwähnte Hartnäckigkeit, an dem alten Bebauungssysteme festzuhalten, wird gerügt.

Die mittleren Provinzen können also für eine Einwanderung in grösseren Mengen aus Mangel an Raum für geschlossene Kolonisation nicht mehr in Betracht kommen, die nördlichen Provinzen sind zu tropisch. Einzelne sich diesen Provinzen zuwendende Einwanderer, die über keine Mittel verfügen, werden sich am besten als landwirtschaftliche Arbeiter betätigen und können sich in einigen Jahren genügend Mittel erwerben, um ein Pachtgut oder ein Halbpachtgut zu übernehmen und auf diesem Wege später zu eigenem Grundbesitz gelangen. Zum Ankauf gehören immerhin 2000—3000 Mk., es werden aber nur frühere Lohnarbeiter oder Pächter, die also eine Garantie für rationelle Arbeit geben, angenommen.

Es hat sich nun in Argentinien wegen des Platzmangels in den alten Provinzen das Interesse auf die südlicheren Territorien gerichtet, die vor noch nicht langer Zeit noch terra incognita waren; es sind dies die weiten Strecken Patagoniens.

Die Besiedelung dieses Landes steht in Argentinien obenan auf der Liste der Projekte. Es wird viel Propaganda für dieses Land gemacht, und gerade in diesen Tagen gelangten enthusiastische Stimmen aus der argentinisch-deutschen Presse in die deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeitungen, und eine Festnummer des argentinischen Wochenblattes, das eingehende Abhandlungen über die patagonische Kolonisationsfrage enthielt, ist dem Kolonialkongress besonders gewidmet worden. Dass das Presskomitee des Kongresses für die Agitation für Patagonien eintrete, wie von verschiedenen Zeitungen behauptet wurde, ist nicht der Fall, vielmehr hat dieses Komitee nur von dem Inhalt der Nummer des argentinischen Wochenblattes Kenntnis genommen, den es im Auszug in der Kongress-Korrespondenz wiedergibt. Von einer persönlichen Stellungnahme der Herren für oder gegen ist nicht die Rede. Namentlich im agrarischen Lager erhob sich ein heftiger Sturm, der in der „Agrarischen Korrespondenz" zum Ausdruck kam. Die Erregung ist verständlich, denn die Agrarier befürchten, dass ihnen in einer grossen deutschen Siedelung in Patagonien ein neuer Konkurrent in der Weizenproduktion entstehen würde. Diese Gefahr könnte allerdings eintreten, wenn der angeregte Siedelungsplan sichere Aussicht auf Erfolg hätte, es liegt da aber noch viel im Wege. Meines Erachtens sind die Aussichten für die Durchführung eines derartigen Unternehmens durchaus nicht leicht, wie es nach den argentinischen Pressstimmen erscheinen könnte. Die bisherigen Erfahrungen, die in den früher für die Kolonisation in Angriff genommenen Gebieten des Rio Negro und des Chubut gemacht worden sind, sind nicht gerade geeignet, für dieses Land Stimmung zu erwecken. Es fehlt dem Lande an sehr vielem, was für eine gedeihliche Kolonisation nötig ist, und um diese Lücke zu füllen, soll nun deutsches Kapital eintreten. Die Landstriche am Ostrande der Cordilleren, welche für den Ackerbau die besten Vorbedingungen aufweisen würden, stehen noch alle ausser Verbindung mit der Kultur; viele 100 *km* beträgt die Entfernung bis zum Hafen. Der Ausbau der Bahn nach diesen Gebieten ist unbedingtes Erfordernis für das Gelingen dieser Kolonisation. Sollte also die geplante Kolonisationsgesellschaft hier einsetzen, so hätte sie vor allem durch einen Bahnbau für einen Absatzweg zu sorgen, die Frachten müssten aber sehr gering sein, um die Kolonieprodukte auf dem Markte in Konkurrenz treten lassen zu können. Die Rentabilität der Bahn würde aber damit, auch wenn die Kolonie stark besiedelt würde, doch noch sehr in Frage kommen. Dass ein grosser Teil des Gebietes noch Streitobjekt zwischen Chile und Argentinien ist, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso dass die rechtlose Expropriierung der Kolonisten am Nahuelhuapi zu Gunsten eines der Regierung genehmen Grossgrundbesitzers für die Sicherheit des Besitzes nicht gerade sprechen kann.

Nun regt aber die erwähnte Agitation nicht die Besiedelung dieser fruchtbaren Zone Patagoniens an, sondern sie will die mehr der Küste zugewendeten Strecken der Kolonisation erschliessen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwickelung der Kolonien Rio Negro und Chubut, in welchen Ackerbau mit Schafzucht zusammen betrieben wird, lehrt uns, welche Schwierigkeiten sich da entgegenstellen. Das Land hat fast kein Wasser, und es sind durchweg auf den Strecken, die für die Besiedelung in Frage kämen, grosse Kanalisations- und Drainagearbeiten auszuführen, um das Land bebauungsfähig zu machen. Ist das Land bewässert, dann allerdings gedeiht Weizen gut, aber Dürren und Heuschrecken und in den Flusstälern Überschwemmungen können auch hier sehr viel schaden. Es erfordert enorme Kosten, den Boden zur Fruchtbarkeit durch Bewässerung zu erziehen. Enorme Kosten werden aber auch zunächst nötig sein, das Land zu erwerben, das, soweit es überhaupt brauchbar ist, in Privathänden liegt, die besonderes Interesse an dem Erfolg der Agitation, die von Argentinien ausgeht, haben dürften. Weder in Rio Negro noch in Chubut ist trotz erheblicher Kosten ein Erfolg erzielt worden; dafür spricht wohl die vor einiger Zeit erfolgte Auswanderung einer ganzen Reihe der dort ansässigen walliser Bauern. Ich glaube wohl, dass mit sehr grossen Mitteln sich der Plan, eine grosse deutsche Kolonisation auch auf diesem wasserarmen Gebiete ins Werk zu setzen, durchführen liesse. Ausser dem Landkauf und der Bewässerung würden aber Bahnen-, Hafen- und Wegebauten nötig werden und weitere grosse Summen für die Einrichtung der Kolonie und für die in der ersten Zeit nötigen Unterstützungen der Kolonisten aufzubringen sein. Wenn die Zentralauskunftsstelle für die einzelnen dort in eine Art Halbpacht tretenden Kolonisten 6000—8000 Mk. Vermögen vorsieht, wobei der Besitzer Haus, Schuppen und Brunnen selbst baut, so kann man sich ein Bild über die Höhe der aufzubringenden Mittel machen. Es mag wohl die argentinische Regierung in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Depression ihrem Prinzip, nationale Ansiedelungen zu vermeiden, untreu werden und den Unternehmern verschiedene Vergünstigungen gewähren, dass sie aber genügende Garantie für gesicherten Grundbesitz geben wird, wenn private Interessen zu sehr mitsprechen, ist wohl abzuwarten. Es erscheint mir sehr zweifelhaft, dass in Deutschland derartige grosse Kapitalien gerade für Argentinien, dessen missliche Finanzoperationen in kapitalistischen Kreisen Europas nicht vergessen sind, so leicht gefunden werden, wie man es sich in Argentinien vorstellt. Für Südamerika überhaupt ist das Geld in Deutschland sehr rar geworden. Von nationalen Gesichtspunkten wäre es gewiss mit Freuden zu begrüssen, wenn Deutschland in einem fruchtbaren, gesunden Lande sich wirtschaftlich ein grösseres Dominium für seine Auswanderung schaffen würde, und keine Mittel dürften gespart werden, um dieses Prestige sich zu erwerben, das auch auf die Entwickelung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heimischen Industrie einen wohltätigen Einfluss haben muss. Welches Gebiet Südamerikas zunächst in Betracht kommt, ist für die allgemeine Entwickelung der deutschen Kolonisation in diesem Lande keine prinzipielle Frage. Und wenn sich das Interesse jetzt auch Südbrasilien zuwendet, wo die Bedingungen meines Erachtens günstiger sind, so wird doch auch Argentinien für die Kolonisation an einer grösseren, Südamerika sich zuwendenden Auswanderung einen grossen Teil haben. Während in Patagonien zunächst ein neues Werk mit grossem Risiko aus dem Nichts zu schaffen sein würde, erscheint es mir weit besser, da anzugliedern, wo unsere Landsleute schon kräftig vorgearbeitet haben und wo die deutschen Auswanderer sich an einem vorhandenen Grundstock deutscher Bevölkerung angliedern können.

Diese Bedingung erfüllt aber Südbrasilien.

Von der Natur ist dieses Land allerdings in jeder Hinsicht besser begabt als Patagonien. Solche riesigen Summen, wie sie die Besiedelung Patagoniens erheischen würde, kämen dort gar nicht in Frage, und auch unseren Agrariern würde kein drohendes Gespenst erwachsen, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse Südbrasiliens verlangen zunächst eine Befriedigung des eigenen Bedarfes, sodass an einen Export nach Deutschland und damit an eine Konkurrenz mit deutschen Produkten nicht zu denken ist.

Auch die südbrasilischen Staaten sind in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen und ihrem Klima verschieden, sodass durchaus keine allgemeinen Regeln für dieselben aufzustellen sind. Um die vor allem für uns in Betracht kommenden Staaten Santa Catharina und Rio Grande do Sul besser zu beleuchten, ist es notwendig, auch einen Blick auf die Staaten São Paulo und Paraná zu werfen.

Von São Paulo war schon mit Bezug auf das von der Heydtsche Reskript die Rede. Es ist recht und billig, dass dieses Reskript gerade für diesen Staat noch Geltung hat, denn das, was der Auswanderer sucht, wenn er nach Südamerika geht, eigenen Grund und Boden, kann er dort nur schwer mehr erwerben. Die Regierung hat nur noch äusserst wenig ausgemessenes Land zur Verfügung, und die Auswanderer sind gezwungen, als Arbeiter in die Kaffeefazenden einzutreten, in denen jedoch in den letzten Jahren infolge der Überproduktion bereits Arbeitsmangel herrscht, sodass auch in dieser Richtung eine Einwanderung nicht geboten erscheint. Im Januar 1901 sind noch 30 000 Einwanderer, zumeist Italiener, dort eingetroffen, aber die Regierung ist vorsichtig geworden. Um von vornherein in den Auswanderern nicht den Glauben zu erwecken, dass sie eigenen Grund und Boden erhalten können, hat sie ihren Kommissär in Genua angewiesen, auf dem dortigen Konsulat den Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wanderern nach São Paulo eine Erklärung zur Unterschrift vorzulegen, aus welcher diese ersehen, dass für sie allein Aussicht auf Erwerb als Arbeiter auf den Fazenden besteht. Aber dieses Gefühl, in dem Arbeiter quasi einen Nachfolger der Sklavenarbeit zu erblicken, ist bei den Verwaltungsbeamten São Paulos derartig eingefleischt, dass auch aus den Kolonien, wie z. B. aus der Schweizer Kolonie Funil, Klagen über schlechte Behandlung laut werden. Es ist zweifellos, dass São Paulo noch eine ganze Reihe für Einwanderer günstiger Terrains besitzt, doch liegt deren Besiedelung noch in der Zukunft, und die mannigfachen Versuche, Stimmung für eine Privatkolonisation im grossen zu erwecken, wie z. B. im Tale des Ribeiro, haben bisher infolge der über die Staatskolonisation laut gewordenen Missstände noch keinen Widerhall in Deutschland gefunden.

In Paraná war die Kolonisation früher eine ganz gute zu nennen, soweit es sich um einzelne deutsche Kolonien handelte. Die Regierung hat aber in ihren Bemühungen, für die Unterkunft und die Ansiedelung ihrer Einwanderer zu sorgen, sehr nachgelassen. Schon durch die schlechte Aufnahme, welche die aus den Wolgabezirken in grossen Massen herübergezogenen Deutschrussen gefunden haben, indem man ihnen, ohne für diese Einwanderer genügend vorbereitet zu sein, ungünstiges Land mit schlechten Verbindungen anwies, ist die Kolonisation Paranás sehr in Misskredit gebracht worden. Es gelangten laute Klagen in die diesseitige Presse und in grossen Mengen wendeten sich die Deutsch-Russen Argentinien zu, wo sie, wie schon erwähnt, geschlossene Gemeinden gebildet haben.

Während bis 1895 die gesamte Fürsorge für die Einwanderer in den Händen der Föderalregierung lag, welche eine besondere Inspektion und in jedem Bundesstaat einen Vertreter eingesetzt hatte, welcher den einzelnen Bundesstaaten die Einwanderer zuzuteilen hatte, reduzierte sich vom 1. Januar 1895 ab die gesamte Tätigkeit der Föderalregierung für die Einwanderer darauf, dass sie allein die Überfahrt derselben bestritt, dieselben auf der Ilia Flores im Einwandererhaus bis zur Weiterfahrt nach den von ihnen gewählten Einzelstaaten verpflegte und ihnen freie Passage bis zum Hafen des jeweiligen Bundesstaates verschaffte. Alsdann war es Aufgabe der Bundesstaaten, die Einwanderer auf ihre Kosten nach den Kolonien zu befördern. In einzelnen Staaten, wie in Rio Grande do Sul, steht es dem Einwanderer frei, welche Kolonie er wählen will, in anderen ist diese Freizügigkeit, wie in Paràna, sehr beschränkt. Die Ausgaben der Föderalregierung für die Einwanderer waren früher erhebliche gewesen, 1889 waren eine Million und 1891 nicht weniger als drei Millionen Milreis für Unterbringung und Beförderung der Auswanderer verausgabt worden. Nach Übertragung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Funktionen an die Einzelstaaten gab sie diesen noch einige Jahre Vorschüsse von einigen 100 000 Milreis, welche aber so gering waren, dass sie durchaus nicht im Verhältnis der damals gerade sehr steigenden Auswandererzahl standen. In Anbetracht dessen, dass für die Einzelstaaten eine grosse Last von früher an die Föderalregierung zu liefernden Abgaben nun wegfielen, war das Verlangen der Föderalregierung, dass die Einzelstaaten nun allein für die weitere Unterbringung der Einwanderer die nötigen Mittel aufzubringen hätten, nicht ungerechtfertigt, aber in einigen Staaten waren die Finanzverhältnisse so schlechte, dass von offizieller Seite für die Einwanderung nichts getan wurde und infolgedessen diese bald lahmgelegt war. So waren in Paraná im Jahre 1895: 6700, im Jahre 1896: 10 000 und im Jahre 1897: 17 000 Einwanderer, meist Italiener und Polen, angekommen, aber alles fehlte, um diesem grossen Zuwachs gerecht zu werden. Das Einwandererhaus war viel zu klein, Land war noch nicht vermessen und wenn auch jeder Familie 50 Milreis monatlich zum Unterhalt zur Verfügung standen, so waren doch die Lebensmittel so teuer und schlecht, dass die Leute in das grösste Unglück gerieten. In Massen wanderten sie aus, zumeist in die benachbarten Provinzen, wo ihnen bessere Aufnahme gewährt wurde, oder als Arbeiter nach São Paulo. Im Jahre 1899 hörten die Subsidien und die Fürsorge Paränas gänzlich auf. Man hat versucht, in Italien durch Agenten das Interesse für Paraná wieder zu erwecken und auch eine Lemberger Kolonisationsgesellschaft mit einer grossen Konzession betraut; doch ist der Zustand der Paranáer Kolonien, welche fast durchweg an schlechten Verbindungen und damit schlechtem Absatz leiden, und in den letzten Jahren öfter durch Trockenheit Missernten erlitten, durchaus nicht derartig, dass man für eine Auswanderung nach diesem Teile des Landes raten könnte. In der Presse erschienen häufig Nachrichten über die grosse Weizenproduktion, diese entsprechen jedoch nicht der Wahrheit, denn es ist nicht nur kein Weizen ausgeführt worden, sondern musste in grossen Mengen eingeführt werden. Der Boden Paranás ist, soweit er bebaut ist, für die Weizenproduktion erschöpft und eine Reform der Bewirtschaftung wäre auch hier durchaus am Platze.

Wenden wir uns nun nach Sa. Catharina, so liegen dort, soweit die Besiedelung durch die Regierung in Frage kommt, die Verhältnisse nicht viel besser. Auch hier sind die Mittel des Staates sehr erschöpft, schon seit dem Jahre 1897, und der Staat tut für Einwanderung und Kolonisation nichts, wozu die nativistische Haltung der Beamten viel beiträgt. Früher hatte die Staatsregierung, um ihre Kassen zu füllen, zu dem Mittel gegriffen, die devoluten Ländereien zu billigem Preis zu verschleudern. Dieses findet jedoch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht mehr statt, denn diese Einnahmequelle ist durch das Einschreiten des jetzigen Präsidenten lahmgelegt, was dem Lande allerdings zugute kommt, denn bei dem geringen Zuzug von Einwanderern würde der Spekulation nur die Türe geöffnet worden sein, zum Nachteil der bestehenden soliden deutschen Privatkolonisation. Dahingegen hat sich dort die Privatkolonisation, unabhängig von der Regierung, ganz prächtig entwickelt. Aus den ersten Anfängen deutscher Kolonisation, die in den vierziger Jahren noch von der Kaiserlichen Regierung betrieben wurden, gingen die Kolonien São Pedro de Alcantara, Santa Isabel, Itajahy, Blumenau und Dona Francisca hervor. Namentlich sind es Blumenau und Dona Francisca, mit dem Hauptsitz Joinville, welche sich im Laufe der Zeit zu bedeutenden deutschen Koloniezentren entwickelt haben, die von allen deutschen Kolonien in Süd-Amerika am meisten bekannt sind. Der unermüdlichen Energie Blumenaus, des Gründers der gleichnamigen Kolonie, und Dörffels, ist es zu verdanken, dass diese Kolonien einen derartigen Aufschwung nehmen konnten. Eine Reihe kleiner blühender Stadtplätze ziehen sich in den Seitentälern des Itajahy rings um den Hauptplatz Blumenau, bis weit hinauf in die Sierra. Heute beträgt die deutsche Bevölkerung dieses jetzt selbständigen Munizips an 25 000 Seelen, unter denen 70 pCt. Deutsche sind. Auch die benachbarten Siedelungen Brusque und Principe dom Pedro haben einen guten Namen. Die Kolonie Dona Francisca ist die Schöpfung des Kolonisationsvereins von 1840 in Hamburg, welcher im Jahre 1851 vom Prinzen von Joinville ein grosses Terrain von fast 1500 *qkm* erwarb, um es mit Deutschen zu besiedeln. Den zuerst dahin gegangenen Einwanderern ging es anfangs herzlich schlecht, es fehlte dem Verein an Erfahrung, das vermessene Terrain war schlecht gewählt und die Unterkunft mangelhaft. Erst nachdem besseres Terrain gefunden war, entwickelte sich die Kolonie; Kirchen und Schulen wurden gebaut, die brasilische Regierung gab für Strassenbau eine grosse Subvention und 1868 wurde die Kolonie als selbständiges Munizipium eingetragen. 1870 wurde weiteres Land erworben und bald darauf oberhalb Joinville die Kolonie San Bento gegründet, die sich gleichfalls gut entwickelt hat.

An diesen beiden Zentren hat im Jahre 1897 die neugegründete „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft“ anschliessend von der Regierung Sa. Catharinas ein grosses Terrain von 600 000 *ha* erworben und von demselben die zwei Distrikte Itapozu und Itajahy ausgemessen und auf denselben die Stadtplätze Humboldt und Hammonia angelegt. Der Zuzug der Kolonisten nach diesen Ländereien war anfangs gering. Im Jahre 1897 betrug die Einwanderung auf die Hansa nur 103, 1898 182, 1899 332 Seelen, wovon jedoch viele wieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Land verliessen. Nach dem jüngsten Bericht der Hansa sind 1300 Kolonisten angesiedelt. Die in den letzten Jahren eine so grosse Steigerung nehmende deutsche Auswanderung hat auch für die Hansakolonien gute Früchte gezeitigt und in den ersten Monaten dieses Jahres war die Anzahl der durch die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft hinübergehenden Auswanderer um das dreifache des Vorjahres gestiegen. Die Passagen der Gesellschaft sind durch ein Abkommen mit der Hamburg-Amerika-Linie gering, und auch mit der Sloman-Linie sind für die Überbringung deutscher Auswanderer aus Nordamerika — eine bemerkenswerte Erscheinung — billige Tarife vereinbart. Durch die Hinaussendung des Dr. Aldinger, welcher eine Art Versuchsstation und Pflanzschule für neue Einwanderer ins Leben gerufen hat, und durch das tatkräftige Eingreifen des Koloniedirektors Dörck wird für das Wohl der Einwanderer gut gesorgt und man kann diesem Unternehmen, das in den ersten Jahren mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat, wohl ein günstiges Prognostikon stellen, wenn die Einwanderung nicht nachlässt und durch das Grosskapital der Bau von Bahnen, welche die weiten und schwer erreichbaren Distrikte in nähere Verbindung mit dem Hafen von San Francisco bringen sollen, zur Ausführung gelangt. Gute Verbindungen sind hier, wie überall im Kolonisationsgebiet, die Grundbedingung für eine gedeihliche Entwickelung.

Wenn in den letzten Jahren aus dem Santa Catharinenser Kolonisationsgebiet Klagen laut wurden über abnehmende Ertragsfähigkeit der Produktion, so ist dies eine Erscheinung, die durchweg in Südbrasilien zutage tritt. Die Überproduktion der Kaffeefazenden in den nördlicheren Staaten hat eine bedeutende Preisreduktion des Kaffees hervorgerufen und die Kaffeebauern veranlasst, sich anderen Produktionen zuzuwenden. Da die Südstaaten bisher den grössten Teil des Bedarfs an den Hauptkonsumartikeln: Bohnen, Mais, Schmalz, Butter, deckten, so versuchte man mit Glück im Norden den Südstaaten hierin Konkurrenz zu machen. Die Folge davon ist eine Preisreduktion dieser Produkte und die Notwendigkeit der Bauern, für die südlicheren Kolonien nunmehr ihrerseits einen Wechsel in ihrer Landwirtschaft zu erstreben. Für Santa Catharina, das speziell den Markt mit Butter, Schmalz und Tabak versorgte, ist es geraten, auf eine intensivere und bessere Herstellung dieser Produkte Wert zu legen, sei es in genossenschaftlichen Anlagen, sei es in der Aufwendung grossen Kapitals für Privatanlagen, denen die Produkte zur besseren Verwertung übertragen werden.

Gehen wir nun zum südlichsten Staate, Rio Grande do Sul über, der die grösste deutsche Bevölkerung hat. Dieser Staat, welcher zum grossen Teil schon den Charakter der Pampasstaaten zeigt und in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer intensiven Viehzucht seine Haupterträgnisse bringt, ist wiederum in der nördlichen Hälfte, in dem weiten Urwaldgebiet, das die Zuflüsse des Jacuhy und des Uruguay bedeckt, für Landwirtschaft vorzüglich geeignet, das beweisen die unzähligen blühenden Siedelungen, die zum grössten Teil durch deutschen Fleiss aus der jungfräulichen fruchtbaren Erde geschaffen worden sind. Über 150 000 Deutsche sind hier ansässig und dringen immer weiter als Pioniere der Kultur vor. Während in Santa Catharina das Schwergewicht der Kolonisation in privaten Unternehmungen liegt, hat Rio Grande eine ganze Menge blühender Siedelungen der Initiative der Föderalregierung und neuerdings der Staatsregierung zu verdanken. Viele dieser Siedelungen sind längst emanzipiert und ihre Stadtplätze haben sich in blühende Landstädte verwandelt, von denen aus in allen Richtungen Kolonistrassen in die wohlhabenden Pikaden der Pommern, Westfalen und Rheinländer (namentlich Hundsrücker) führen, welche als Kolonisten den besten Namen haben. Der unbemittelte Einwanderer findet in den Staatskolonien weit mehr Fürsorge als in den anderen Staaten; er hat aber keine freie Hand bei der Wahl seines Kolonieloses und die Innehaltung der Zahlungsverpflichtungen wird oft, ohne dass dabei auf schlechte Ernte oder Krankheit Rücksicht genommen wird, von den Beamten mit Strenge durchgeführt. Es ist dem Einwanderer, der über einige Mittel verfügt, immer sehr anzuraten, einer guten Privatkolonisation den Vorzug zu geben. Der Bodenwert in den alten Kolonien ist schon bedeutend gestiegen, die Bevölkerungszunahme durch Geburten eine ganz rapide, und so nimmt es kein Wunder, dass in den alten Kolonien der Platz zu eng wird und die Kolonisten sich stets neuen Koloniezentren zuwenden, die in dem noch reichlich vorhandenen Staats- und Privatlande gegründet werden. Als rein deutsche Kolonien, in welchen Angehörige fremder Nationen keine Aufnahme finden, habe ich aus eigenen Mitteln meine Kolonien Neu-Württemberg und Xingu gegründet und für Aufnahme von Kolonisten und Beförderung von Auswanderern alle nötigen Vorkehrungen getroffen. Namentlich die Kolonie Neu-Württemberg hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens eines guten Zuzugs zu erfreuen, wozu ihre äusserst günstige Lage zwischen zwei Flüssen in der Nähe der Bahnstation Cruz Alta viel beiträgt. Als die deutsche Einwanderung in Rio Grande in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch das von der Heydtsche Reskript bedeutend nachliess, waren es vor anderen Nationen namentlich die Italiener, die vor allem in den Jahren 1887 bis 1892 auch dieses Land überfluteten. In grossen geschlossenen Kolonien wurde die italienische Bevölkerung im Nordosten des Staates angesiedelt; in den übrigen Staatskolonien wurde sie mit anderen Nationalitäten vermischt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von einer geschlossenen Ansiedelung der Deutschen in den letzten Jahrzehnten durch den Staat konnte bei dem im Verhältnis zu der italienischen Einwanderung mangelhaften Zuzug nicht die Rede sein. Die Kolonisten, welche auf Staatskosten herüber kamen, gingen insbesondere in die Staatskolonien Jjuhy und Guarany. Es ist unzweifelhaft, dass die Regierung Rio Grandes, an deren Spitze der energische Dr. Julio de Castilhos steht, der diesen Staat finanziell, gegenüber den anderen Staaten Brasiliens, bedeutend gekräftigt hat, den Wert der deutschen Einwanderung richtig erkannt hat und weiss, dass das Land seine gute Entwickelung dem deutschen Bauer zu verdanken hat. Man fürchtet aber doch, namentlich in nativistischen Kreisen, das Übergewicht der Deutschen, und wenn man ihnen auch materiell zu Hilfe kommt, indem man gern bereit ist, grossen deutschen Siedelungs- oder Bahnunternehmen grosse Vorteile zu gewähren, wird man nichts dazu tun, die nationale Stellung des Deutschen noch zu kräftigen. Die geschlossenen deutschen Gemeinden haben ja in höchst erfreulicher Weise fast durch ein Jahrhundert hindurch ihr Deutschtum gut bewahrt, aber namentlich für die deutschen Kolonisten, welche diesen engen Anschluss an ihre Landsleute nicht haben, ist die Gefahr, zu verbrasilianisieren, doch eine sehr grosse; das soll man sich in Deutschland durchaus vor Augen halten.

Die Schaffung guter deutscher Schulen, von denen ja bereits einige vorhanden sind, und die Hinaussendung deutscher Geistlicher, deren Zahl für die grosse Menge deutscher Gemeinden noch viel zu gering ist, könnten da viel tun, das Deutschtum zu stützen. Trotz der allgemein in Brasilien herrschenden wirtschaftlichen Depression, die durch die mühselige Sanierung der Staatsfinanzen hervorgerufen wurde, ist der materielle Stand der Kolonien doch ein recht guter. Zwar haben auch hier in den letzten Jahren Missernten die Produktion sehr verringert, und die schon von Santa Catharina erwähnte Konkurrenz mit den Nordstaaten, bezüglich der Produktion von Bohnen, Mais etc., hat die Preise gedrückt, sodass der Export nur ein geringer ist. Wenn aber auch die Kolonisten vorübergehend wenig bar Geld aus dem Erlös ihres Landbaues erübrigten, so ist doch sehr hervorzuheben, dass der Rio Grandenser Bauer Not nicht gelitten hat. Im Vergleich zu dem notleidenden Proletariat in Deutschland ist gerade dieser Punkt, dass die Leute satt zu essen haben und sich dabei körperlich gut entwickeln, besonders hervorzuheben, um den Meinungen entgegenzutreten, dass der Auswanderer sich drüben jetzt nicht verbessern könne. Die Jahre werden aber auch drüben besser, eine reiche Ernte macht vieles wieder gut. Um aber auch hier eine nachdrückliche Besserung der Produktionsverhältnisse herbeizuführen, ist es sehr wichtig, den Bauer auf andere Produkte hinzuleiten. Hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommt in erster Linie, namentlich im Hochlande, der Weizenbau in Betracht, der früher, als die Jesuiten noch ihre blühenden Missionen im Lande hatten, einen bedeutenden Wert hatte. Durch Inzucht und mangelhafte Auswahl der Saat ist der Weizen aber sehr degeneriert und schliesslich sein Anbau ganz aufgegeben worden. Es sind mit Glück bereits neue Versuche mit frisch importierter Saat gemacht worden, und es ist zu hoffen, dass diese Produktion immer mehr und mehr Boden gewinnt, um dem grossen Import von Weizenmehl aus Argentinien und Nordamerika die Spitze bieten zu können. Ähnlich ist es mit rationellem Anbau von Tabak, Zuckerrohr und Baumwolle. Die Anlage einer landwirtschaftlichen Versuchsstation im Koloniegebiet für bisher dort unbekannte, aus anderen Ländern, aber ähnlichen Klimaten und Bodenverhältnissen stammende Nutzpflanzen wäre von hohem Wert, um den Kolonisten sowohl günstige Fingerzeige für rentable Produktionen als auch hierfür Samen liefern zu können. Auch für den Vertrieb dieser Produkte sind billige Frachten natürlich sehr wichtig. Man darf wohl erwarten, dass bei grösserer Einwandererzahl die verschiedenen Bahnverwaltungen das nötige Verständnis hierfür zeigen und, um grössere Frachten zu erhalten, billigere Tarife einrichten. Welchen Aufschwung der Handel im Lande nehmen wird, wenn die Tarife niedriger werden, lässt sich nur ahnen. Eine ganze Reihe von Produkten, deren Produktion sich bisher verbietet, würde alsdann einen Haupterwerb für die Kolonisten bilden. Der Umstand, dass auch in den entfernten Kolonien die Bauern mit ihrer primitiven Produktion gut vorankommen, soll uns doch ermahnen, darauf hinzuarbeiten, an das schon bestehende Deutschtum noch weitere Mengen von Einwanderern anzugliedern. Für viele Hunderttausende ist noch Platz auf bestem, fruchtbarem Boden vorhanden, der sowohl von der Regierung als auch von Privaten zu billigem Preis erworben werden kann.

Die beste Konzession, die der Rio Grande Nord-West-Bahn-Gesellschaft, der die Erschliessung und Besiedlung des wichtigsten Teiles Rio Grandes unter den günstigsten Bedingungen überlassen ist, ist in deutschen Händen. Ob allerdings dieses für uns so hochwichtige Projekt zur Ausführung gelangen kann, ist sehr zweifelhaft, da in kapitalistischen Kreisen Deutschlands jedes Verständnis, nicht nur für den materiellen, sondern auch vor allem für den nationalen Wert dieses Unternehmens fehlt. Es würde das deutsche Volk ein bitterer Vorwurf treffen, wenn die Gesellschaft, die bisher unter Aufbringung der grössten persönlichen Opfer, die Pionierarbeit für die Inangriffnahme durch grössere Kapitalien getan hat, gezwungen wäre, ihre Arbeiten einzustellen, aus Mangel an Interesse in Deutschland, für welches sie das wirtschaftliche Prestige in diesem Lande erringen wollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn sich die der Kolonisation Rio Grandes bisher freundlich Gesinnten etwa durch die in diesem Jahre so häufig berührte Angelegenheit der Landbereinigung abschrecken lassen, ihre Sympathien zu betätigen, so begehen sie einen Irrtum. Das Vorgehen der Landbereinigungskommission, welche namentlich im Municipio Santa Cruz eine Menge devoluter Staatsländereien, welche widerrechtlich von Privaten annektiert waren, einzog, hat drüben wie hier allerdings einen grossen Sturm entfacht, weil eine Reihe von Kolonisten, welche das Land von Spekulanten gekauft hatten, zur nochmaligen Bezahlung desselben gezwungen wurden. Wenn man von den Kolonisten auch nur einen Minimalpreis, der im Verhältnis zu dem Wert des Landes sehr gering ist, verlangte, so hätte die Regierung doch diesen Schritt unterlassen sollen, wenn sie auch dazu berechtigt war, und die Titel der Kolonisten anerkennen sollen. Es ist hervorgehoben worden, dass kein Reichsdeutscher davon betroffen worden ist, sondern alle deutschen Kolonisten naturalisiert waren. Für unsere Regierung, welche auf Antrag der Wiesbadener Sektion der Kolonialgesellschaft deshalb interpelliert werden sollte, kommt die Angelegenheit direkt allerdings nicht in Frage, und das ist auch nachdrücklich von einem der am meisten betroffenen Grundbesitzer in Rio Grande betont worden. Unter den deutschen Kolonisten aber musste dieses Vorgehen böses Blut machen. Die Angelegenheit ist von dem deutschen Gesandten bei seinem Besuche Rio Grandes genau untersucht und mit dem Staatspräsidenten geregelt worden. Sein Bericht ist noch nicht an die Öffentlichkeit gelangt und deshalb jede weitere Debatte über die vorzunehmenden Schritte meines Erachtens nach verfrüht, ehe die Sache klar liegt. Dieser Vorfall weist nur umsomehr darauf hin, welchen Weg wir zu gehen haben. Es ist zwar anzunehmen, dass die Regierung von Rio Grande dieses System der Landenteignung, um einen sicheren Kataster anzulegen, nach Rücksprache mit dem deutschen Regierungsvertreter nicht noch weiter in dieser Weise verfolgen wird, sondern sich allein an den Unternehmer hält, wenn widerrechtlicher Besitz gefunden wird, aber bis dahin ist es für den Auswanderer durchaus notwendig, dass er sich genügende Sicherheiten über den rechtmässigen Besitz seines erworbenen Landes verschafft und um ihn richtig zu weisen, ist nach meiner Ansicht das Konsulat des betreffenden Gebietes die kompetente Persönlichkeit. Wenn bisher auch die Konsulate mit dem Einwanderungswesen wenig zu tun hatten, so dürften doch gerade in den Ländern, in welchen die deutsche Einwanderung den Hauptfaktor für die wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland darstellt, den Konsulaten speziell in dieser Richtung die nötigen Befugnisse zuerteilt werden und von ihnen ständige Berichte an die Auskunftsstellen von Wert sein. Hand in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hand damit müsste natürlich eine stetige Kontrolle der deutschen Auswanderungs- und Siedelungsgesellschaften gehen, wie sie ja für die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft schon ausgeführt wird, der die Konzession zur Auswanderung im Deutschen Reiche erteilt ist. Auch für meine Kolonisation habe ich bereits Schritte zur Erlangung der Auswanderungskonzession getan. Es wird nicht nur dem Auswanderer, der sich solchen konzessionierten Gesellschaften anvertraut, die Garantie gewährt, dass die rechtlichen und geschäftlichen Verhältnisse des Unternehmens gute sind, sondern die Unternehmer müssen auch zugleich erwarten, dass sie bei der deutschen Regierung einen Rückhalt in allen Fällen finden, in denen ihnen eine widerrechtliche Schädigung widerfährt. Dass die Landbesitzverhältnisse derartiger konzessionierter Unternehmungen durchaus gesichert und klar sein müssen, ergibt sich von selbst. Wenn es, wie zu hoffen steht, gelingt, den Auswandererstrom angesichts der günstigen materiellen Bedingungen in Südbrasilien noch in grösserem Masse diesen Gebieten zuzuwenden und die deutsche Finanzwelt, in der richtigen Erkenntnis der wirtschaftlichen und nationalen Wichtigkeit dieser Aufgabe, die nötigen Mittel zur Anlage grosser deutscher Siedelungen und der damit verbundenen Bahnunternehmen zur Verfügung stellt, so müssen wir aber auch in unseren kulturellen Aufwendungen der materiellen Arbeit nicht nachstehen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass sich vor nicht langer Zeit die Blumenau-Stiftung konstituiert hat zur Hebung der deutschen Schulen in Süd-Brasilien. Es wird genug zu tun geben, um alle Pikaden mit geeigneten Lehrern zu besetzen, die den Kindern von früh auf das Bewusstsein ihrer deutschen Zugehörigkeit zu erwecken und zu erhalten haben. Wenn die katholische Kirche für ihre Gemeinden eine Menge deutscher Geistlicher zur Verfügung hat, welche zum Teil aus dem vortrefflichen Jesuiten-Seminar in São Leopoldo hervorgehen, so fehlt es an protestantischen Geistlichen noch sehr, und bei manchem Urwaldpfarrer ist es nicht ratsam, ihn zu sehr auf seine Vergangenheit zu prüfen. Immerhin sind eine Reihe recht tüchtiger Geistlicher in Rio Grande und Santa Catharina tätig. Für meine Kolonie Neu-Württemberg ist vor kurzem ein junger württembergischer Geistlicher hinausgegangen, der neben der Seelsorge, zugleich mit seiner Frau, einer geprüften Lehrerin, die Schule leiten wird. Es war ein sehr erfreuliches Zeichen, dass für Kirche und Schule mir von vielen Gönnern und Freunden deutschnationaler Bestrebungen sehr reiche Lehrmittel zur Verfügung gestellt wurden, sodass das neuerrichtete Schulhaus Neu-Württembergs mit eine feste Stütze des Deutschtums für die Zukunft Rio Grandes werden soll.

Um den Auswanderern, welche in der Wahl ihres Zieles noch nicht schlüssig sind, zur Hand zu gehen, wäre es recht erwünscht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn der im vorigen Jahre geschaffenen Centralauskunftsstelle für Auswanderer, deren segensreiche Tätigkeit schon viel Nutzen gebracht hat, in Zukunft noch grössere Mittel zur Verfügung gestellt würden, um durch Bestallung von Vertrauensleuten in den einzelnen Bundesstaaten und Errichtung von Teil-Bureaus die Auswanderungsfrage noch kräftiger regeln zu können. Der „Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer“ in Witzenhausen und der „Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt“ in Hannover haben das gleiche Ziel vor Augen und ein enger Zusammenschluss dieser Wohlfahrtseinrichtungen kann für die Lösung der Auswandererfrage von grösstem Segen sein.

Nur so können wir hoffen, die grossen Mengen überschüssiger Kraft, welche Deutschland bisher in Nordamerika verliert, durch Überleitung nach Gebieten, in denen die Auswanderer in enger wirtschaftlicher Fühlung mit der Heimat bleiben, zu erhalten. Viele Arbeit, verbunden mit manchem Verdruss, und viel Geld ist nötig, dies Ziel zu erreichen. Wir dürfen aber keine Mühe scheuen, diese Aufgabe, unbekümmert um die Anfeindungen fremder Nationen, weiter zu verfolgen, denn es gilt das wirtschaftliche Prestige, das unsere Landsleute für uns in Südamerika geschaffen haben, zu erhalten. Lassen wir nach, so geht die Frucht jahrhundertelanger Arbeit rettungslos verloren und wir begehen ein Unrecht, das wir vor unseren Enkeln niemals verantworten können.

Sellin, Direktor der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft, Hamburg, schliesst sich den lichtvollen Darlegungen des Vortragenden in jeder Beziehung an, möchte aber den anwesenden Deutsch-Argentiniern es überlassen, sich über die Kolonisationsfähigkeit Patagoniens näher zu äussern. In Südbrasilien ist die gedeihliche Entwickelung deutscher Kolonisation seit vielen Dezennien hinlänglich erwiesen; das dortige Deutschtum durch beständige Zuführung frischen Blutes aus der Heimat zu stärken, muss also eine Hauptaufgabe der deutschen Auswanderungspolitik sein.

Glücklicherweise hat sich in jüngerer Zeit eine grössere Auswanderung von Deutschen nach den deutschen Kolonien in Südbrasilien eingestellt, die „Hansa“ hat sogar deutsche Auswanderer aus den Vereinigten Staaten, Australien und Afrika erhalten, und zahlreiche Verwandte früher daselbst angesiedelter Deutschen sind ihren Angehörigen gefolgt; der beste Beweis dafür, dass es den ersten Ansiedlern gut geht.

Sollen aber die deutschen Kolonien in Südbrasilien dem deutschen Vaterlande dauernd Nutzen bringen und ihrem Deutschtum erhalten bleiben, so muss das deutsche Kapital der deutschen Auswanderung folgen, namentlich Verkehrsmittel schaffen, um damit wieder im Handel zu dominieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hätten die Engländer solche Kulturleistungen geschaffen, wie wir in Südbrasilien, so wäre es selbstverständlich, dass das englische Grosskapital so gehandelt haben würde.

In dieser Beziehung haben wir viel von den Engländern zu lernen. Redner appelliert an das deutsche Volk und das deutsche Kapital, das Deutschtum in Südbrasilien so zu fördern, wie es im Interesse Deutschlands nötig und möglich ist.

Dr. **Walther Kundt**, Charlottenburg: Nach meiner Ansicht ist auch Mittelbrasilien für die deutsche Einwanderung von grosser Bedeutung. Diese Gegend hat vor allem den Vorzug vor Südbrasilien, dass die Verkehrsmittel bessere sind. Es gibt in einer Entfernung von ca. 50—100 *km* von Rio de Janeiro Gegenden in der Höhe von 1000—1500 *m*, die sehr fruchtbar und auch für Nordeuropäer sehr gesund sind, z. B. das Tal von Theresopolis (ca. 75 *km* von Petropolis entfernt). Es fehlt nur eine Bahn, um diese Gegend wirtschaftlich zu heben.

Alemann, Buenos Aires, beantragt, die Diskussion zu dem Vortrag Herrmann Meyer bis nach Abhaltung seines eigenen Vortrages zu verschieben. Die Sektion stimmt diesem Vorschlag zu.

Argentinien als Siedelungsgebiet für deutsche Auswanderung.

Von **M. G. Alemann**, Herausgeber des Argentinischen Tageblattes, Buenos Aires.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Gestützt auf die in den Art. 3, 4 und 5 der Satzungen der Deutschen Kolonialgesellschaft niedergelegten Grundsätze wage ich es, in werbendem Sinne für die Besiedelungsfähigkeit Argentiniens durch Einwanderer germanischen Stammes einzutreten. Wohl sind mir die vielfachen Vorurteile bekannt, welche hierzulande gegen dieses Land sich eingebürgert haben. Dieselben beruhen sehr oft auf irrtümlichen Voraussetzungen, indem das Land als solches immer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch für die Auswüchse einer verflossenen Schwindelepoche verantwortlich gemacht wird, an deren Folgen wir in Argentinien am allerschwersten zu tragen gehabt haben. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die Argentinier allein an diesen Zuständen die Schuld tragen; so viel steht indessen fest, dass die scharfe Krisis, die uns seit ca. neun Jahren heimgesucht, vielfach in reinigendem Sinne gewirkt und Vorbedingungen für eine germanische Kolonisation geschaffen hat, wie sie bisher noch nie zu Tage getreten sind.

Man muss sich nämlich stets vor Augen halten, dass in einem jungen Lande wie Argentinien, dessen staatliche Einrichtungen vielfach noch recht schwankender Natur sind, die Spekulation, besonders in Bodenwerten, die üppigsten Blüten treibt, so dass ich nicht anstehe zu behaupten, dass in sogenannten guten Zeiten an eine Kolonisation in Argentinien auf vernünftigen Grundlagen nicht zu denken ist. Heutzutage ist indes der Spekulation der Atem gänzlich ausgegangen, und angesichts der bedeutenden Abnahme der Einwanderung, welche nachgerade jedweden sesshaften Charakter eingebüsst hat, sehnen sich in Argentinien Volk und Regierung nach dem Zufluss von solchen Einwanderern, welche geeignet sind, eine höhere Kultur und Stabilität dem Lande aufzuprägen. Man hat richtig erkannt, dass einzig Einwanderer germanischen Stammes diesen Ansprüchen gerecht zu werden vermögen, und es gibt wohl kein Land der Erde, wo der Germane so geachtet dasteht, wie gerade in Argentinien, dessen Bewohner sich überhaupt durch ihre Gastfreundlichkeit und durch das Fehlen des sogenannten Fremdenhasses, soweit es wenigstens in der Kultur vorgeschrittene Individuen angeht, und gegenüber solchen, auszeichnen.

Wenn die Gesetzgebung über Reichsangehörigkeit es dem deutschen Bürger ermöglichen würde, unbeschadet seiner Rechte als solcher einen tätigen Anteil an der Landespolitik und Verwaltung zu nehmen, so würde die germanische Kolonie am La Plata noch eine ungleich angesehenere Stellung einnehmen, als dies heute schon, trotz ihrer verhältnismässig geringen Zahl, der Fall ist. Jedenfalls steht fest, dass wohl in keinem Lande die germanische Rasse an ihrer Sprache und ihren Kulturansprüchen so zähe festgehalten hat, wie gerade in Argentinien, wo noch in der dritten Generation in solchen Kolonien, wo seit 40 Jahren der deutsche Unterricht gepflegt wurde, die deutsche Muttersprache blüht. Dass dies möglich war, setzt das Bestehen günstiger Grundbedingungen voraus. Als Beweis möge dienen, dass der erste Minister Argentiniens für Landwirtschaft, der diesen Verwaltungszweig recht eigentlich organisiert hat, ein Abkomme von Deutschen war, und dass von den acht Bürgermeistern von Buenos Aires seit dessen Erhebung zur Bundesstadt drei deutscher Herkunft waren, eine Ehre, die bisher bloss einem Italiener und einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Engländer zu teil geworden ist. Und alle diese Herren haben ihre deutsche Abstammung und Sprache nie, wie es vielfach in anderen Ländern zu beobachten ist, verleugnet, sondern stets an allen Bestrebungen der deutschen Kolonie tätigen Anteil genommen.

Daraus ist klar ersichtlich, dass der deutsche Einwanderer wie der Kapitalist, der in Argentinien eine nutzbringende Anlage sucht, daselbst Elemente von hohem Einfluss vorfindet, welche ihm nicht nur viele Steine aus dem Wege räumen können, sondern auch den guten Willen haben, dies zu tun. Zudem hat auch der deutsche Grosshandel in jüngster Zeit sich bereit erklärt, zur Förderung germanischer Kolonisationsbestrebungen durch Auskunfterteilung und dem Kapital gegenüber durch eventuellen Anschluss beizutragen. Diese Anlehnung schliesst zweifellos für neue Ankömmlinge grosse Vorteile in sich, und es dürften derartige Bedingungen für das Gedeihen germanischer Kolonisation wohl in keinem anderen Lande zu finden sein.

Nirgends besteht überdies ein so weitgehendes staatliches Entgegenkommen dem Einwandernden gegenüber wie gerade in Argentinien, und die deutsche Kolonie hat überdies noch durch die Schaffung des „Vereins zum Schutz germanischer Einwanderer" eine Institution ins Leben gerufen, welche dem oft schwerfälligen Einwanderer tunlichst zur Seite steht und die Behörden in wirksamer Weise unterstützt.

Alle diese Anhaltspunkte dürften doch als Ermutigung dienen, den argentinischen Verhältnissen wenigstens ohne Vorurteil näher zu treten und zu untersuchen, ob sich nicht in diesem grossen, von der Natur so ausserordentlich gesegneten Lande ein weites Feld für deutschen Unternehmungsgeist und für Ausdehnung des kommerziellen Einflusses schaffen liesse. Die Verschiebung der wirtschaftlichen Erwerbsverhältnisse in Deutschland und die Krisen, welche die langsame Entwickelung zu einem Industriestaat im Gefolge haben wird, dürften in sehr naher Zukunft auch eine Vermehrung der Auswanderung ganz von selbst nach sich ziehen, ein Faktor, der sehr in Betracht gezogen zu werden verdient, denn es wird wohl keinem vernünftigen Menschen einfallen, zur Auswanderung aufzufordern oder dieselbe durch künstliche Mittel zu vermehren. Aber gegen die Macht der Tatsachen, in unserem Falle der Krisen, kann man sich doch nicht mit mehr oder weniger patriotischen Redensarten hinweghelfen, sondern das wirtschaftliche Interesse verlangt gebieterisch, dass man auch diesen fatalen Faktor für das Gedeihen der alten Heimat nutzbringend zu verwerten trachten muss. Gegenwärtig sind die Begriffe über die Vorteile, welche dieses oder jenes Land dem deutschen Auswandererstrom zu bieten vermag, noch recht verwirrt, und nach meiner Ansicht sind gerade die Deutsche Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesellschaft und als Ausdruck derselben der Deutsche Kolonialkongress berufen, einer sich einstellenden grösseren Bewegung der Auswanderung die Wege zu ebnen.

Nun weiss ich sehr wohl, dass Deutschland gegenwärtig nicht an einem Überschuss von ackerbautreibenden Bevölkerungselementen, denen gerade Argentinien so viele Chancen bietet, leidet, aber man hat dort, wo der Anbau grosser Flächen und der ausgedehnte Maschinenbetrieb ein ganz anderes Arbeiten bedingen, die Erfahrung gemacht, dass auch Nichtlandwirte mit dem Ackerbau vorwärts kommen, sofern sie sich um einen Kern von praktischen und mit den Landesverhältnissen vertrauten Landwirten gruppieren können. Diese Vorbedingung ist augenblicklich in Argentinien ebenfalls in einem Massstabe geschaffen, wie bisher noch nie. In den alten Kolonien von Santa Fé nämlich zwingt der durch Raubbau ausgesogene Boden viele Ansiedler dazu, ihr Land der Viehzucht zu überlassen und für ihre inzwischen herangewachsene Familie unter günstigeren Bedingungen sich ein neues Erwerbsfeld zu schaffen. Diese meist germanischen Ansiedler haben indes den Wert gemeinsamer Niederlassung zur Erhaltung ihrer Kultur und Sprache kennen und schätzen gelernt und wollen nicht aufs Geratewohl hin in neugegründeten Kolonien die Schwierigkeiten des Anfangs von neuem durchkosten, wenn sie nicht die Sicherheit haben, dass aus der alten Heimat stetiger Zuzug in Aussicht steht. Anderseits haben sowohl die staatlichen als die durch Landessöhne unternommenen privaten Kolonisationsversuche nicht eben ermutigende Resultate gezeitigt, so dass man mit Sehnsucht den Augenblick erwartet, wo das deutsche Kapital sich an die Seite des Ansiedlers stellt und demselben eine Gewähr für sein Fortkommen bietet. Das Kapital selbst findet in der stetig wachsenden Wertsteigerung des Bodens eine genügende Kompensation, so dass es also nicht auf die spekulative Ausbeutung des Kolonisten angewiesen ist, um sich angemessen zu verzinsen. Meine Initiative geht also dahin, die Finanzwelt einzuladen, die gegenwärtigen gedrückten Preise und übrigen günstigen Konstellationen zu benutzen, um grössere Landkomplexe entweder zu erwerben oder zu pachten und mit deutschen Auswanderern zu besiedeln, als Stamm die bereits vorhandenen, im Lande ansässigen Elemente benutzend. Aber nicht nur vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ist ein stärkerer Zufluss germanischer Ansiedler für diese selbst, für die Unternehmer, wie für die Heimatländer und auch für Argentinien vorteilhaft, sondern auch vom ethischen und kulturellen. Man weiss in Argentinien die Auffrischung des Gesellschaftskörpers mit germanischem Blut wohl zu schätzen, und allgemein ist ja bekannt, welch' schöner und kräftiger Menschenschlag am La Plata durch die stetige Rassen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vermischung zu stande gekommen ist. Ferner verschliesst sich der Argentinier durchaus nicht der Erkenntnis, dass der Germane auf dem Gebiete der Staatsverwaltung ihm wichtige Dienste leisten kann, denn so blind ist man dort nicht, dass man die Mängel, welche dem Staatswesen anhaften, nicht sieht.

Die Anfänge der germanischen Kolonisation reichen auf die Mitte der fünfziger Jahre zurück, und zwar waren die ersten Ansiedler zum weitaus grössten Teil Schweizer. Die Auswanderungsbewegung machte dann die von Herrn Dr. Tille gekennzeichneten Stadien durch, und seit mehr als 15 Jahren herrscht völliger Stillstand, was den Zuzug germanischer Siedelungselemente anbetrifft. Die Kolonisationsunternehmungen, die während der Schwindeljahre üppig ins Kraut geschossen waren, verschwanden eine nach der anderen von der Bildfläche, und heute hat sich nur mehr eine einzige grösseren Stils, diejenige eines Deutschen, des Herrn Hugo Stroeder, dank vorzüglicher Organisation und der Kenntnis der Kolonisationstechnik sowie der Ausdauer ihres Gründers zu behaupten vermocht, ist indessen mit Bezug auf ihre Ansiedler meist auf Italiener angewiesen, da dem Unternehmen bisher in Deutschland Anknüpfungspunkte und Entgegenkommen gefehlt haben. Auch die „Colonizacion Stroeder" kann als ein wertvolles Element für den Anschluss germanischer Stammesgenossen bezeichnet werden.

Im Rahmen der mir zugewiesenen Zeit, und um Sie nicht zu ermüden, schliesse ich meine Ausführungen mit dem Anerbieten, dass ich zu jeder Auskunfterteilung gerne bereit bin.

Zum Schlusse möge mir noch eine Bemerkung über die viel verrufene argentinische Justiz gestattet sein. In ganz Südamerika leiden wir unter dieser Plage, aber man kommt auch zu der Erkenntnis, dass es bei den vorhandenen Bevölkerungselementen niemals möglich sein wird, eine europäischen Anforderungen entsprechende Justizpflege zu schaffen, denn die Grundbedingung für eine solche ist doch das der Bevölkerung innewohnende Gerechtigkeitsgefühl. Wo ein solches nicht vorhanden, nützen auch die besten Gesetze nichts. Wo soll nun bei einer Bevölkerung, gemischt aus den spanischen Conquistadoren und Indianern und aufgefrischt durch eine aus Analphabeten sich zusammensetzende Einwanderung aus den Mittelmeerländern, die von Justiz auch noch sehr eigentümliche Begriffe haben, eine Justiz nach deutschen Begriffen herkommen? Es ist lediglich die germanische Einwanderung dazu berufen, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen.

Nach dem eigentlichen Vortrag wird hier eine Schilderung der Vorgänge in Buenos-Aires, welche zur Entsendung des Herrn Alemann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führten, gegeben. Herr Alemann hat die Aufzeichnungen in der Sitzung selbst nicht verlesen. Da sie aber das Interesse für den Kolonialkongress und die ernste Beachtung desselben zeigen, werden sie an dieser Stelle gebracht.

Als anfangs August das Programm und damit die Einladung zum Kolonialkongress bei der Redaktion des „Argentinischen Tageblattes" in Buenos Aires eintrafen, veranlasste dies den Schriftleiter genannten Blattes, den deutschen Grosshandel zu einer Besprechung einzuberufen, um zu dieser Veranstaltung Stellung zu nehmen, von der Anschauung ausgehend, dass die Vermehrung deutscher Ansiedler im Auslande auch die Vermehrung des Konsums deutscher Produkte in sich schliesst, demgemäss Förderung der Handelsbeziehungen. „Es kann daher dem deutschen Handel hüben wie drüben nur zu statten kommen, wenn auf diesem Kolonialkongress die Sprache auch auf Argentinien gelenkt wird, um darauf aufmerksam zu machen, dass sich kaum irgendwo anders ein so günstiges Zusammentreffen von Umständen für die Kolonisten bieten dürfte, wie im gegenwärtigen Augenblick gerade in Argentinien, wo infolge der wirtschaftlichen Depression Land in bester Qualität, an allen möglichen Plätzen und in verkehrsreichen Gegenden zu billigem Preise erworben zu werden vermag. So könnte der gruppenweisen Ansiedelung von germanischen Ackerbauern, der einzigen, welche zu einer gedeihlichen Entwickelung führen kann, Vorschub geleistet werden. Ferner dürfte sich auch zu grösseren Anlagen auf dem Gebiete des Verkehrs Gelegenheit bieten, Betriebe, welche nachweisbar gute Erträge abwerfen. Dem offenkundigen Nutzen für Argentinien, auf diesem Kongress vertreten zu sein, wird sich wohl kein Kaufmann verschliessen."

Dies der Kern der Auseinandersetzungen, welche in dieser Versammlung in Buenos-Aires zur Sprache kamen. Dieselbe nahm sodann die von nachfolgenden Firmen unterzeichnete Resolution an:

Am Montag, den 11. August 1902, vereinigten sich die Endesunterzeichneten und beschlossen:

I. Die Gelegenheit zu benutzen, welche sich mit dem Ersten Deutschen Kolonialkongress bietet, um durch Beschickung desselben Beziehungen anzuknüpfen zwecks Schaffung einer geschlossenen germanischen Einwanderung in Argentinien, welche dazu berufen ist, befruchtend auf den heimischen Exporthandel sowohl als auf den hiesigen deutschen Handel einzuwirken.

II. Mit der Vertretung der diesseitigen Interessen den Direktor des „Argentinischen Tageblattes", Herrn Moritz Alemann, zu betrauen, welcher bereits seit vielen Jahren Befürworter einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

germanischen Kolonisation gewesen ist, und zwar soll derselbe die deutsche Geschäftswelt, und namentlich die auf dem Kongress vertretenen Vereinigungen, welche koloniale Zwecke verfolgen, mit den Vorteilen bekannt machen, welche eine geschlossene, zielbewusste deutsche Kolonisation dem Handel sichert.

III. Die Unterzeichneten verpflichten sich ihrerseits, europäischen Interessenten vertrauenswürdige Auskünfte über Bodenbeschaffenheit, Landkäufe und andere ins Fach der Kolonisation schlagende Fragen zu erteilen, überhaupt in jeder Weise zur Förderung derartiger Bestrebungen ihr möglichstes beizutragen.

D. Emil Frers, ehemaliger Landwirtschaftsminister.
Adolf Bullrich, amtierender Oberbürgermeister der Bundeshauptstadt.
Franz Seeber, ehemaliger Oberbürgermeister, z. Zt. Kriegsintendant.
Karl Lix-Klett, Schriftführer des Zentral-Produktenmarktes.
Dr. Meyer, vom Hause D. Meyer & Cie., deutscher Vizekonsul in Bahia Blanca.
Hans Kurth, vom Hause H. Kurth & Cie, Schweizer Vizekonsul in Córdoba.
Hugo Stroeder, Chef der Unternehmung „Colonizacion Stroeder."
Nicolás Mihanovich, österreichischer Konsul, Chef der Reederfirma Nicolás Mihanovich.
Paul Basch, kommerzieller Beirat der österreichischen Gesandtschaft.
Vogler & Duckwitz, Vertreter des „Norddeutschen Lloyd".
Richard Wendelstadt, Generaldirektor der Quilmes-Brauerei.
E. Kersting, Geschäftsleiter der Firma O. Bemberg & Cie.
Julius Hosmann, Direktor der Hagelversicherungsgesellschaft „La Rural."

Ferner nachfolgende Grossfirmen in Import und Export:

August Linck & Cie.	Lindenberg, Nellen & Cie.
Gebr. Peters.	Staudt & Cie.
Harteneck & Cie.	Th. Bracht & Cie.
Engelberth Hardt & Cie.	Heinlein & Cie.
Bernhard Guizetti.	H. Sternberg & Cie.
Mitau & Grether.	Freisz & Cie.
Bally Söhne & Cie.	Meili & Roesli.
Hasenclever & Cie.	Ad. Mantels & Cie.
Menet & Cie.	Zuberbühler & Cie.
Züblin, de Bary & Cie.	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. med. **A. Siegmund,** Berlin: Herrn Dr. Meyers Ausführungen kann ich nur aufs freudigste begrüssen und unterstützen; in der Tat gibt es für deutsche Bauern wohl kaum ein anderes Land, das ihnen ebenso günstige Bedingungen und ebenso sichere Aussicht böte, zu einer bescheidenen, aber sicheren Wohlhabenheit zu gelangen.

Ich habe fast 6 Jahre als Arzt im Staate Rio Grande do Sul gelebt, und zwar in Porto Alegre sowohl wie auch auf dem Lande, und kenne daher die verschiedenartigen Verhältnisse in Stadt und Land ganz genau.

Das Gute des bäuerlichen Landes in Rio Grande sehe ich in:

1. Gesundheit des Leibes infolge
   a) gutem Klima, kein Tropenfieber, keine Rachitis, wenig Geschlechtskrankheiten der Männer,
   b) guter, reichlicher Nahrung,
   c) natürlicher (Ackerbau-) Arbeit,
   d) gutem Erfolge der Arbeit, die zudem wirtschaftlich leichter, weil keine kostspielige Bauordnung besteht;
2. Gesundung der Seele durch
   a) erfolgreiche Arbeit, d. h. wirtschaftliches Gedeihen;
   b) Freude an wirtschaftlich aussichtsvoller Nachkommenschaft;
3. langem Leben;
4. frühem Heiraten und grosser ehelicher Fruchtbarkeit; durch 4 und 3 ermöglichter Überlieferung deutscher Familienerfahrung und wirtschaftlicher Erfahrung auf mehrere Generationen der Familie;
5. geschlossenen deutschen Ansiedelungen, daher Erhaltung des Deutschgefühls bei Treue gegen den brasilischen Staat.

Einige Worte noch zur Erläuterung und weiteren Ausführung des Vorstehenden:

Zu 1. a) Gesundheit des Leibes.

Der deutsche Bauer siedelt sowohl in den niedrig gelegenen, aber allmählich ansteigenden Geländen unweit von Porto Alegre: São Leopoldo und Umgebung, als vor allem in den bergigen Gebieten, die zwischen dem unteren Grasgebiete (Campanha) und der nördlichen Hochebene liegen. Der Wald des deutschen Siedelunggebietes ist ganz dichter Lauburwald, der herrlichen tiefen Humus erzeugt.

Die Sommer sind zwar sehr heiss; dass aber deutsche Leute genug Anpassungsvermögen an derartige Sommerhitze besitzen, beweist der Umstand, dass die Söhne, Enkel, ja schon Urenkel ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewanderter Deutscher ebenso eifrig mit Hacke und Pflug ihre Pflanzungen bestellen, wie die frisch eingewanderten.

An Krankheiten gibt es einerseits kaum weniger Tuberkulose als hier, dagegen fehlt völlig die englische Krankheit (Rachitis), deren krummbeinige, schiefrückige Opfer wir im Deutschen Reiche allenthalben sehen, und die bei uns die Hauptursache für Beckenverengung und erschwerte Geburten ist. Die Ursache für das Fehlen dieser Degenerationskrankheit in Rio Grande finde ich lediglich in dem heilenden Strahl der Rio Grandenser Sonne.

Eine überaus wichtige Tatsache ist die verhältnismässige Seltenheit von Geschlechtskrankheiten der Männer unter der deutschen bäuerlichen Bevölkerung, da, wo sie geschlossen zusammensitzt. Bei der verhängnisvollen Bedeutung der Gonorrhoe sowohl wie der Syphilis im Leben der Familien wie der Völker bietet die verhältnismässige Freiheit der deutschen Bauern von diesen Krankheiten sehr gute Aussichten für ein kräftiges körperliches Weiterblühen der deutschen Rasse in Brasilien. Wo die Deutschen in Städten mitten zwischen Brasilianern wohnen, unter denen die Syphilis eine ganz ungeheuere Verbreitung hat, liegen diese Dinge natürlich viel ungünstiger.

Vollends aber in solchen Kolonien, wo, wie in Barao de Triumfo, Deutsche in buntester Mischung mit anderen zum Teil sehr verderbten Völkern angesiedelt sind, schwindet die Sitte und Sittlichkeit, besonders unter den Mädchen, in bedauerlichster Weise.

Tropenfieber gibt es in Rio Grande nicht, also keine oder fast keine Malaria — ich habe nie einen Fall davon gesehen — und kein gelbes Fieber. Auch Beri-Beri fehlt.

Würden die Kinder nicht so sinnlos früh zu der schweren Pflanzarbeit angehalten und würden sie ausserdem in den Schulen körperlich erzogen, so würde ihrer Entwickelung ein grosser Dienst geleistet werden. Und viele Unterleibskrankheiten der Bauernfrauen liessen sich vermeiden durch längere Schonzeiten nach ihren durchschnittlich sehr zahlreichen Wochenbetten, sowie durch Beschaffung guter Hebammen.

Zu 1. b). An Nahrung fehlt es nicht. Indes sollten die Bauern nicht so viel Schweinefleisch essen, was in der langen und heissen Zeit unzuträglich ist und mancherlei Krankheiten begünstigt. Da aber die Erzeugung von Schmalz im bäuerlichen Leben eine sehr grosse Rolle spielt und gute Fleischräuchereien zur Herstellung verkäuflicher Dauerware, Schinkenwürste, noch ganz selten und vereinzelt sind, so müssen die Bauern eben das Fleisch der Tiere selbst essen, deren Schmalz sie verkaufen.

Sehr bedauerlich ist die ganz unzulängliche Pflanzung von frischen (grünen) Gemüsen, deren reichlicher Genuss in dem warmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lande noch viel mehr zu empfehlen wäre, als im kälteren Deutschen Reiche.

Zu 2 ist es klar — auch Herr Dr. Aldinger in Palmenhof (Kolonie Hansa in Sta. Catharina) weist neuerdings darauf hin, — dass Menschen, die im tosenden Getriebe des europäischen Lebens nicht Schritt halten können, drüben seelisch genesen, wenn sie in ruhiger Arbeit einer sicheren Zukunft entgegen gehen für sich und noch so viele Kinder. Ja: noch so viele Kinder. Denn drüben sind die Verhältnisse noch so natürliche, dass jeder neue Sprössling nicht, wie hüben so vielfach, mit Kummer als ein weiterer Esser, sondern mit Freuden als ein weiteres liebes Kindchen — und als ein weiterer Helfer angesehen wird.

Zu 3 und 4 ist wenig zu sagen.

Zu 5. Wo die deutschen Siedelungen geschlossene sind — ohne Zusatz von fremdvölklichen Scharen —, da hält sich auch das Gefühl, zwar brasilianische Staatsbürger, aber solche deutschen Blutes zu sein, in erfreulicher Weise. Erstaunlicher Weise! Denn schlecht genug ist bekanntlich die deutschbrasilische Bevölkerung allzeit von der alten Heimat behandelt worden, und auch heute noch lehnt eine Zeitung und eine Zeitschrift nach der andern Mitteilungen und Erzählungen aus dem Leben der brasilischen Deutschen ab.

Zwei ganz grosse Gefahren drohen aber dem Deutschtum Rio Grandes. Und diese wolle man sich ja recht gross und schwer vorstellen: Die eine droht von den „Jacobinern“ oder „Nativisten“, der dortigen Chauvinisten-Partei. Diese, der die Landesregierung folgt, sucht mit aller Macht durch Einführung zahlloser unentgeltlicher Regierungsschulen, in denen weder deutsch gesprochen, noch deutsche Sprache gelehrt, in denen kein Lied gesungen, und über Deutschland nichts gelehrt wird, die Deutschen zu entdeutschen. Und ferner erstrebt sie es durch Eintreibung fremdvolklicher, besonders italienischer Keile in deutsche Siedelungen. Vor allem aber durch die sog. Landbereinigungs-Kommission. Diese Kommission muss alles von Deutschen bewohnte Land nachmessen und findet dann stets, dass es zu Unrecht besessen wird. Dann müssen die Bauern ihr rechtmässig gekauftes Land noch einmal an die Regierung bezahlen. Wenn deutsche Einwanderer sich in die Konsulatsmatrikel eintragen lassen, sind sie vor solchen Machenschaften aber einigermassen geschützt.

Die zweite Gefahr — bei weitem die grössere — droht von seiten der Nord-Amerikaner; diese nämlich betreiben unter Aufbietung ganz ungeheurer Summen Mission, protestantische Mission, in den deutschen Siedelungen. Sie bauen auf eigene Kosten Kirchen und Schulen und stellen unentgeltlich evangelische Prediger, während das Mutterland offiziell sehr wenig und privatlich fast nichts in dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Richtung tut. Siegt der Amerikaner, dann lebewohl deutsches Bauerntum, und lebewohl deutscher Handel in Rio Grande. Da hilft nur ein Mittel: Geld aus dem Mutterlande, aber nicht in Silber-, sondern in Goldstücken.

Dr. **Funke,** Berlin: „Dem Wunsche des Herrn Aleman entsprechend, will ich mich befleissigen, unparteiisch und sachlich seinen Vorschlag zu würdigen. Die Absicht, unsere Auswanderung in die La Plata-Länder zu lenken, ist nicht mehr neu, schon der bekannte Statistiker Freiherr von Reden hat vor mehreren Jahrzehnten die Aufmerksamkeit aller Kreise, welche sich für die Erhaltung unserer Auswanderung im nationalen Sinne interessierten, auf diese Länder gelenkt. Es ist vielerlei versucht worden die auswandernden Deutschen dem Deutschtum zu erhalten. Die Deutschen, welche im abgelaufenen Jahrhundert nach Nordamerika gewandert sind, haben fast sämtlich den engen Zusammenhang mit der Heimat aufgegeben, und die Erfahrung gilt besonders für Nordamerika, dass der Deutsche überall seine Nationalität aufgibt und eine fremde Kultur annimmt, wo diese ungefähr der seinen gleichwertig ist. Gelegentliche Ausnahmen und deutsche Demonstrationen ändern daran nichts. Wir haben mit den Milliarden an Kapital und den Millionen intelligenter und arbeitsamer Auswanderer in erster Linie die Vereinigten Staaten gestärkt und, ohne es zu wollen, uns in ihnen durch das deutsche Element und seine befruchtende Wirkung auf die Gesamtbevölkerung uns einen Konkurrenten grossgezogen, der bald von dem Felde des agrarischen Wettbewerbes zu dem heftigsten Industriekrieg gegen uns übergehen wird. Es wäre also geradezu ein wirtschaftlicher Selbstmord, wollte man einer weiteren Auswanderung nach Nordamerika auch nur den Schatten eines Wohlwollens entgegenbringen.

Mit der Erwerbung der deutschen Schutzgebiete tauchte dann der Gedanke bei einigen auf, diesen neuen Besitz des Reiches zum Ziel unserer Auswanderung, die nun einmal besteht und immer bestehen wird, zu machen. Doch die anfangs zu hoch gespannten Erwartungen sind nach der angestellten geographischen Erforschung unserer Schutzgebiete erheblich gesunken. Die Tropenkolonien scheiden bei der Besiedelungsfrage aus. Bei besserer Verbindung mag es indessen in Ostafrika für spätere Zeiten geeignete Gebiete dazu geben. In Südwestafrika bedarf es zunächst gewaltiger Meliorationen, Stau- und Bewässerungsanlagen, um den Boden für den Ackerbau fruchtbar zu machen, und zudem braucht der Auswanderer, der fast stets den mittellosen Klassen unseres Volkes angehört, ein zu hohes Kapital, um in Südwestafrika Farmer werden zu können. In Wirklichkeit fallen für den Augenblick die Schutzgebiete als Länder für unsere Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wanderung nicht ins Gewicht. Um so mehr aber die La Plata-Länder. Paraguay, dessen natürliche Ausgangspforte, die La Plata-Mündung, in der Gewalt anderer Mächte ist, kommt heute noch nicht in Betracht. Es bleiben also nur Argentinien und Südbrasilien, denn das tropische Brasilien ist trotz des Bestehens einiger wenigen Kolonien deutschen Ursprungs, aus klimatischen Gründen nicht geeignet.

Herr Aleman hat eins in seinen Ausführungen umgangen, nämlich die Stellung des Italienertums in Argentinien. Wenn er heute im Auftrage grosser Firmen und mit Billigung der Regierung in Buenos Ayres für die Auswanderung nach Argentinien Stimmung zu machen sucht, so muss hervorgehoben werden, dass die Argentinier wahrlich nicht aus Liebe zu den Deutschen nach unseren Auswanderern rufen. Die Regierung des Julio Roca ist gerade so nativistisch als alle südamerikanischen Regimes. Ein Kennzeichen dieser ist die masslose Selbstüberschätzung, das ängstliche Wahren alles Nationalen auf dem Gebiete der Sprache und Erziehung, das Zurückdrängen des fremden Elementes auf diesen Gebieten und das Streben, dieses mit der einheimischen Bevölkerung so zu verschmelzen, dass alle Stammeseigentümlichkeiten und alle nationale Selbständigkeit der Zugewanderten verschwindet. Wenn nun bei diesem Standpunkt der Regierung Argentiniens die dort ansässigen Italiener es durchsetzen konnten, dass die italienische Sprache in den argentinischen Staatsschulen als obligatorischer Lehrgegenstand — wohlgemerkt, nicht als fakultativer! — eingeführt wurde, so sehen Sie daran schon den ungeheueren politischen Druck, den das Italienertum auf die argentinische Regierung ausübt, und die Gefahr für die letztere, der sie nun durch Einführung deutschen Blutes begegnen will.

Das grösste Hindernis, welches sich den Bestrebungen des Herrn Aleman bei uns entgegenstellt, ist der Umstand, dass die argentinische Regierung unbedingt darauf besteht, dass jeder Einwanderer offiziell sofort naturalisiert wird und sein Deutschtum damit aufgibt. Wir haben zu lange den Verlust der Nationalität unserer Auswanderer beklagt, als dass wir ein Land, welches das Aufgeben der Nationalität der Einwanderer fordert, Deutschen zur Ansiedelung empfehlen können.

Südbrasilien hat dagegen nichts von dieser Bestimmung. Der Deutsche kann dort unbehelligt durch Eintragung in die Konsulatsmatrikel seine Nationalität wahren. Das Bedenken, das wir vom deutschnationalen Standpunkte aus gegen Herrn Alemanns Vorschlag geltend machen mussten, fällt also hier fort. Zudem gewähren dort die reindeutschen Kolonien, welche bereits bestehen, dem deutschen Zuwanderer einen leichteren und festeren Anschluss als die Siedlungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Argentiniens, deren „germanische" Elemente nicht immer gerade dem Betonen der Zugehörigkeit zum deutschen Reiche günstig gesinnt sind.

Aber auch wirtschaftlich verdient Südbrasilien den Vorzug vor Argentinien. Der Kleinsiedler, der mittellos oder mit ganz geringer Barschaft in das Land kommt, braucht den Wald. Die Waldkolonien in Südbrasilien gedeihen ausnahmslos, der Wald ist der beste Freund des Anfängers, er liefert ihm Speise, Baumaterial, Feuerung und Ackergerät, er ist der schützende Wall für die junge Pflanzung, und sein unerschöpflicher Boden gibt Jahr um Jahr reiche Ernten. Dieser Wald fällt auf der Pampa Argentiniens völlig weg. Der Kolonist muss also sogleich für die erste Einrichtung Kunstmaterial erwerben, braucht deshalb ein grösseres Anfangsgeld als sein Genosse in Südbrasilien, und falls er dieses nicht hat, gerät er sogleich in eine gewisse Abhängigkeit von dem, der ihm die nötigen Mittel zum Anfang vorschiesst.

Der argentinische Kolonist arbeitet hauptsächlich nur für den Export und ist daher von den Preisnotierungen des Weizens auf dem Weltmarkt unbedingt abhängig, zudem beeinträchtigen Heuschreckenplagen die Sicherheit der Ernte.

Diese Übelstände fallen in Südbrasilien völlig weg. Die Roçawirtschaft verbürgt dem Ansiedeler einen weit sicheren Erwerb als der Weizenbau auf der Pampa, sämtliche Koloniezentren sind auf kurzen und bequemen Wegen auf Schienen oder Flussdampfern zu erreichen, und das Zurücktreten des italienischen Elementes in Südbrasilien gewährt dem deutschen Auswanderer von vornherein die Stellung, welche er sich in Argentinien erst mühsam erkämpfen und vielleicht nie erobern würde.

Das allein sind schwerwiegende Gründe, welche uns bewegen müssen, unbedingt an der Lenkung unserer Auswanderung nach Südbrasilien festzuhalten und von einer Bevorzugung Argentiniens völlig Abstand zu nehmen. Wir tagen hier, um unser Deutschtum über See zu stärken, in Südbrasilien besteht ein starkes Deutschtum, das müssen wir kräftigen durch Zufuhr von frischem deutschen Blut, Kapital und Intelligenz. Und bei dieser Arbeit dürfen wir unsere Kräfte nicht zersplittern, sondern einmütig an dem aufgestellten Programm festhalten: Südbrasilien ist das Zukunftsland unserer deutschen Auswanderung, dahin allein müssen wir sie lenken, denn das ist eine nationale Pflicht!"

M. G. Alemann: Gegen die von dem Herrn Dr. Meyer ins Feld geführten Vorteile von Rio Grande habe ich nichts einzuwenden, aber der bedeutend leichtere Dampfer- und Eisenbahnverkehr am La Plata sollte als wesentlicher Faktor zur Besiedelung doch auch in Betracht gezogen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Beweis, dass auch Siedler nicht-landwirtschaftlichen Berufs in Argentinien Erfolg haben können, mögen die recht gut prosperierenden Juden-Kolonien der Unternehmung des Barons Hirsch dienen. Zu der Frage über den Sprachunterricht in den Schulen möchte ich Herrn Dr. Funke noch entgegnen, dass in der Tat von dem Unterrichtsminister Magnasco der Unterricht des Italienischen in den argentinischen Staatsschulen dekretiert, aber nach dessen bald darauf erfolgtem Rücktritt wieder aufgehoben wurde.

von Fischer-Treuenfeld, Generalkonsul von Paraguay für das Königreich Sachsen, Dresden: Herr Dr. Meyer hat zwar das Klima Paraguays nicht als ein schlechtes dargestellt, doch wohl aber als ein fragliches. Dieser Darstellung möchte ich durch die faktische Bemerkung entgegentreten, dass ich unter den schwierigsten Lebensverhältnissen während des fünfjährigen Paraguaykrieges, wo wir hauptsächlich in Sümpfen operierten, niemals, abgesehen von Pocken, Cholera und Dysenterie, irgendwelche Krankheiten sich entwickeln sah. Die allerdings verheerenden, hier genannten Krankheiten waren Folgen der Entbehrungen eines langen Vernichtungskrieges.

Noch ein paar Worte zur Sache des Vortrags: Es ist eine auffallende Erscheinung, dass wir gestern in der Plenarsitzung die koloniale Frage Deutschlands, abgesehen von ihrer rein politischen und maritimen Seite, nur von dem Gesichtspunkte der Propaganda zu gunsten der kolonialen Sache der Reichs-Schutzgebiete, der steigenden Einfuhr und Ausfuhr, des steigenden Weltverkehrs, des Überseehandels und der Konkurrenz vertreten sahen.

Gewiss ist diese nach Vermehrung des Weltverkehrs strebende wirtschaftliche Kolonialbewegung von äusserster Bedeutung für die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Reichs. Ich meine aber doch, dass die an uns gestellte Kolonialaufgabe bisher nur teilweise gelöst worden ist, denn unter voller Berücksichtigung der kolonialwirtschaftlichen Aufgabe tritt uns auch noch die Verpflichtung der Konzentration des deutschen Auswanderungselementes als eine der hauptsächlichsten Kolonialverpflichtungen entgegen. Es ist als eine der grössten Errungenschaften des gegenwärtigen Kongresses zu betrachten, dass die Vereine, nach den Sektionssitzungen zu urteilen, in ausgiebigerer Weise als zuvor aus dem engen Rahmen der Reichs-Schutzgebiete in den der Auswanderer-Konzentrationsfrage einzutreten willens zu sein scheinen.

Der Vortrag des Herrn Dr. Meyer hat uns die Richtung angewiesen, in welcher wir eine konzentrierte deutsche Auswanderung mit Beibehaltung der nationalen deutschen Eigenschaften und ethischen Vorzüge zu erwarten haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffen wir, dass dieser Kongress fassbare Fortschritte in dem Ausbau dieser für die deutsche koloniale Sache ebenso wichtigen und bisher vernachlässigten Bestrebungen als jene, welche auf steigende Ausfuhr hinzielen, zeitigen werde.

Generalkonsul a. D. **Koser,** Berlin, macht Mitteilung über die Tätigkeit der Zentral-Auskunftsstelle und ihre Stellung zu den südamerikanischen Staaten.

Er stimmt den Ausführungen des Hauptredners, Herrn Dr. Meyer, Brasilien betreffend, zu und betont seinerseits, dass er die Staaten Sa. Catharina und Rio Grande do Sul für die geeignetsten Auswanderungsziele für wenig bemittelte Landarbeiter halte.

Auch in Argentinien können dieselben Grundeigentum erwerben, aber erst nach längerer Lohnarbeit. Für eine Masseneinwanderung daselbst sei die Vorarbeit einer deutschen Siedelungsgesellschaft erforderlich.

In Chile sei die alte deutsche Auswanderung der 50er Jahre ein Erfolg gewesen, die neuere nicht.

Das Klima Paraguays sei besser als sein Ruf. Auswanderer aus Rio Grande do Sul befänden sich dort wohl.

Der Vortragende Dr. **Herrmann Meyer:** Zu den Ausführungen des Herrn Generalkonsuls Koser über Chile erkläre ich, dass meine Ausführungen mit den seinen übereingestimmt haben. Herrn von Fischer-Treuenfeld erwidere ich, dass er mich bezüglich des Klimas Paraguays missverstanden hat. Ich hob nur die tropische Lage der Kolonien hervor, an der nicht zu zweifeln sei. Gerade die Kolonie Nueva Germania ist durchaus tropisch, denn das Paraguaytal und die Unterläufe der Nebenflüsse gelten als die heissesten Gegenden Südamerikas. Die Bevölkerungsabnahme in dieser Kolonie schreibe ich nicht etwa Krankheiten, sondern dem mangelhaften Zuzug neuer Einwanderer und dem Auszug vieler Kolonisten aus dieser Kolonie zu.

Carlos G. Rheingantz, Rio Grande do Sul: 1889 erklärte die provisorische Regierung, dass jeder ansässige Fremde das brasilianische Bürgerrecht haben solle, wenn er nicht dagegen Einspruch erhebe. Es sollte ein Entgegenkommen sein, weil früher die Naturalisation so sehr erschwert wurde.

Im übrigen wird kein Fremder in Brasilien gezwungen, die dortige Nationalität zu acceptieren und die seinige aufzugeben.

Dr. **von Weickhmann,** Berlin, schliesst sich den Ausführungen des Herrn Generalkonsuls Koser und des Herrn Dr. Meyer an und meint, Paraguay sei klimatisch wohl nicht einheitlich zu beurteilen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Überhaupt komme es in den Tropen und ihnen nahen Ländern meist auf die Höhenlage an. Im allgemeinen sei das Klima Paraguays, wenn auch heiss, so doch erträglich und das im Innern vorkommende Fieber an sich nicht lebensgefährlich. Ob indessen wirklich für die Akklimatisationsfähigkeit der Deutschen dort alle Bedingungen gegeben seien, höre man zuweilen bezweifeln; ein abschliessendes Urteil lasse sich noch nicht aussprechen, da die Einwanderung zu neu und gering sei. Immerhin könne man den Umstand, dass versprengte Teile deutschen Volkstums, insbesondere Sachsen, sich dort zu behaupten suchten, billigerweise wohl dafür sprechen lassen, aus nationalen Gründen das Interesse an diesem kolonialgeschichtlich so merkwürdigen Lande nicht ganz zu verlieren. Auch sei nicht zu verkennen, dass die ausserordentliche Wohlfeilheit aller Bedürfnisse und die Einfachheit der Lebensverhältnisse eine starke Anziehung für anspruchslose Charaktere bilden könnten. Im übrigen aber seien die Niederungen des Paraguay zu dauernder Besiedelung für Deutsche auch auf brasilischem Gebiet, trotz neuerer Agitation, wohl nicht besonders geeignet; günstiger vielleicht, wenn auch noch recht wenig bekannt, seien die — wegen ihres Tonbodens zum Teil auch für Pflanzenkultur brauchbaren — Steppengebiete der Wasserscheide zwischen Paraguay und Paraná im südlichen Hochland von Zentralbrasilien, das zu seiner wirtschaftlichen Erschliessung einer direkten Strassenverbindung mit den Küstenstaaten dringend bedürfe. Zu den in Südbrasilien für deutsche Ansiedelungen geeigneten Gebieten könne man wohl auch die Gebirgsfluren im Hinterland des Staates Paraná rechnen, in dessen Hauptstadt Curityba das deutsche Element jedes andere zu überwiegen scheine.

Die deutsche Auswanderung nach Australien.

Von **Moritz Schanz,** Chemnitz.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Als der grosse Seefahrer Cook im Jahre 1770 endlich die von ihm Neusüdwales benannte Ostküste des so auffallend lange in sagenhaftes Dunkel gehüllt gebliebenen Australkontinents auffand und im Namen seines Souveräns für England in Besitz nahm, hatte er für die praktische Ausnutzung seiner Entdeckung sofort eine englische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonisation ins Auge gefasst. Aber erst nach Beendigung des Krieges in Nordamerika trat man in England dieser Frage näher, da sich als eine der Folgen dieses Krieges ergab, dass man die englischen Sträflinge, die man seit über 100 Jahren nach den englischen Kolonien in Nordamerika verschickt hatte, nun nicht mehr dahin abschieben konnte. So beschloss man denn, das von Cook entdeckte neue und menschenleere Land als Verbrecherstation zu benutzen, und schickte im Jahre 1787 die erste, aus 1015 Köpfen bestehende Expedition dahin, welche sich an der Stelle des heutigen Sydney ansiedelte. Weitere Sendungen von Sträflingen folgten. Jahre der Dürre und Schwierigkeiten aller Art liessen diese, lange auf den Küstensaum beschränkte „Kolonisation" aber nur sehr langsam vorwärtskommen, und erst, nachdem man im Jahre 1813 die hinter den Blauen Bergen gelegenen Ackerbau- und Weidedistrikte aufgefunden hatte, setzte allmählich die längst ersehnte freie Einwanderung ein. Die Deportation nach Australien, welche auch in Tasmanien und Victoria, in Westaustralien und in Queensland den ersten Anlauf englischer Kolonisation gebildet hatte, wurde freilich erst nach und nach eingestellt und erlosch gänzlich erst im Jahre 1868. Nur die Kolonie Südaustralien war von Anfang an völlig von dem Deportationssystem unberührt geblieben und durch Vermittelung einer englischen Kolonisationsgesellschaft durch freie Ansiedler bewirtschaftet worden.

Hatten anfangs fast ausschliesslich Viehzucht und Ackerbau den Reichtum des Landes gebildet, so gab die 1851 erfolgte Entdeckung reicher Goldlager einen neuen Anstoss zu nennenswerter europäischer Auswanderung nach Australien und zu einem ausserordentlichen Aufschwung der dortigen wirtschaftlichen Verhältnisse, wobei das aufstrebende junge britische Gemeinwesen die zu seiner Entwickelung nötigen Summen im Anleiheweg von englischen Kapitalisten zu verhältnismässig billigen Zinsen vorgeschossen bekam.

Freilich zeitigte diese Periode wirtschaftlichen Aufschwungs und übertriebener Kreditwirtschaft allmählich eine unsinnige Spekulation, welche 1893 zu einer heute noch nicht überwundenen Finanzkrisis führte. Die anspruchsvolle Arbeiterschaft Australiens gestaltete das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern immer unerquicklicher, und eine seit etwa fünf Jahren anhaltende Trockenzeit, eine der periodisch wiederkehrenden Geisseln Australiens, beeinträchtigte gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Ergebnisse des Ackerbaus und reduzierte den Viehstand des Landes um ein Drittel. Rechnet man dazu die politische Unzufriedenheit, die in einzelnen Kolonien vielfach mit der eben erst erfolgten Zusammenschweissung derselben zur Common Wealth herrscht und die Wiederauflösung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieses Bundes anstrebt, so sind die Zeiten für Australien momentan gewiss keine glänzenden, und der wirtschaftliche Stillstand bezw. Niedergang spricht sich am deutlichsten darin aus, dass in verschiedenen der Kolonien zur Zeit die Auswanderung die Einwanderung übertrifft.

Wenden wir uns nun der Rolle zu, welche Deutsche in dem entfernten Weltteil gespielt haben, so finden wir zunächst, dass deutsche Forscher und Gelehrte schon seit Cooks Zeiten an der Erforschung und Entwickelung des Australgebietes hervorragend beteiligt gewesen sind. Die deutschen Naturforscher Forster, Vater und Sohn, begleiteten den grossen Entdecker Cook 1772 auf seiner zweiten Südseereise. Im Dienste der russischen Regierung finden wir dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts als Entdecker in Ozeanien die Deutschen Krusenstern (1803/4), Otto von Kotzebue, der 1815/16 in Begleitung des Naturforschers und Dichters Adalbert von Chamisso fuhr, Bellinghausen (1819) und Graf Lütke (1828), während der 1847 verschollene Dr. Ludwig Leichardt aus Brandenburg epochemachend durch seine Entdeckungszüge im unbekannten Innern des Australkontinents wirkte und noch heute als Märtyrer der Erforschung Zentralaustraliens verehrt wird. Dieffenbach, Hochstetter und Haast haben zuerst das schwer zugängliche Innere Neuseelands der Wissenschaft erschlossen, Lendenfeld und Semon haben klassische Schilderungen von Oberflächengestalt und Fauna geliefert.

Der schon 1836 nach Südaustralien gekommene deutsche Geologe Johannes Menge ist ob seiner Verdienste von den Engländern als der „Vater der südaustralischen Mineralogie“ bezeichnet worden; unser hochverdienter Direktor der Hamburger Seewarte, Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. von Neumayer, war auch der gerühmte Organisator der Sternwarte von Melbourne; Baron Ferdinand von Müller und Dr. Richard Schomburgh begründeten die wertvollen botanischen Gärten zu Melbourne und zu Adelaide.

Kann somit die deutsche Wissenschaft mit Stolz auf einzelne bedeutsame Arbeiten ihrer Vertreter in Australien blicken, so haben sich Deutsche frühzeitig auch in grösserer Zahl zu dauernder Ansiedelung in Australien niedergelassen; bildete dieser Kontinent neben Amerika und Südafrika eine Zeitlang doch das nächstwichtige Ziel deutscher Auswanderung überhaupt. Gingen dorthin zunächst in ihrem Glauben Bedrängte und sodann politisch Unzufriedene, so folgten später solche, welche ihre wirtschaftlichen Erwerbsverhältnisse zu verbessern strebten, und so wurden nacheinander Landleute, Handwerker, Gelehrte, Bergleute, Goldgräber und Kaufleute angelockt. Seit dem Jahre 1883 aber hat die deutsche Einwanderung in Australien ständig abgenommen und sie beträgt heutigen Tages nur noch wenig über 100 Köpfe im Jahre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im ganzen mögen zur Zeit etwa 106 000 Deutsche in Australien ansässig und davon die Hälfte in Deutschland geboren sein. Geschlossene deutsche Ansiedelungen findet man besonders in Queensland, Südaustralien und Victoria, in kleinerem Masse auch in Neusüdwales, Neuseeland und Tasmanien, und zwar verteilt sich das Deutschtum auf:

Queensland mit 38 000 Seelen, davon etwa 15 000 in Deutschland Geborene,
Südaustralien mit 30 000 Seelen, davon etwa 9000 in Deutschland Geborene,
Victoria mit 15 000 Seelen, davon etwa 9000 in Deutschland Geborene,
Neusüdwales mit 10 000 Seelen, davon etwa 8000 in Deutschland Geborene,
Tasmanien mit 1000 Seelen, davon etwa 900 in Deutschland Geborene,
Westaustralien mit 500 Seelen, davon etwa 500 in Deutschland Geborene,
Neuseeland mit 12 000 Seelen, davon etwa 5000 in Deutschland Geborene.

Genaue Zahlen über das Deutschtum in Australien sind deshalb nicht anzugeben, weil unsere Landsleute dort sich selbst in den Grossstädten, auch wenn sie keine neue Staatsangehörigkeit erwerben, ganz überwiegend nicht in die Konsularregister eintragen lassen, und die Deutschen auf dem Lande, sehr begreiflicherweise, fast ausnahmslos die Naturalisation nachsuchen, um dadurch Sitz und Stimme in der Lokalverwaltung zu bekommen.

Dem Berufe nach geordnet ist der deutsche Gelehrtenstand neben den Pastoren durch eine kleine Zahl von Rechtsgelehrten, Ärzten, Bergingenieuren und Lehrern vertreten.

Ein deutscher Grosskaufmannsstand dagegen ist in Australien so gut wie nicht vorhanden. Es existieren dort zwar einige durch Minen- und andere Spekulationen reich gewordene Deutsche, aber der Grosshandel ist fast ausschliesslich in englischen Händen, die vom Mutterlande aus mit billigem Gelde reichlich unterstützt werden, während unsere deutschen Kaufhäuser drüben fast ausschliesslich mittleren oder kleinen Ranges, ja vielfach nur Agenturen sind, die über mangelnde deutsche Kapitalunterstützung klagen. Eine deutsche Bank in Australien existiert bislang auch noch nicht, obgleich im Jahre 1900 die Einfuhr aus Deutschland 48, die Ausfuhr dahin 122 Millionen Mark wertete, während die Franzosen, trotzdem ihr dortiger Handel gegen den deutschen zurücksteht, gut rentierende Filialen ihres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

comptoir national d'escompte in Sydney und Melbourne eingerichtet haben.

Erfreulicher steht es mit der deutschen Schiffahrt, welche durch die regelmässigen Linien des Norddeutschen Lloyd und der Deutsch-Australischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft gut und lohnend repräsentiert ist.

Ganz ungeeignet ist das Feld für stellungsuchende junge deutsche Kaufleute; der Durchschnittsgehalt eines Kommis in Sydney oder Melbourne beträgt nur 30—40 Schilling die Woche, d. h. weniger als der Lohn eines gewöhnlichen Arbeiters.

Deutsche Handwerker gibt es fast in jeder nennenswerten Stadt Australiens, und wenn dieselben auch, dem australischen Gesamtgeist entsprechend, vielfach mehr oder weniger sozialdemokratisch angehaucht erscheinen, so sind sie doch fachmännisch meist gut vorgebildet und haben sich dadurch im allgemeinen eine auskömmliche, in nicht wenigen Fällen eine recht behäbige Existenz geschaffen. Die Optiker und Uhrmacher sind fast ausschliesslich, die Bäcker, Fleischer und Schuhmacher vielfach Deutsche. Sind einerseits die Löhne in Australien zwar hoch, so muss andererseits doch sehr mit der unsicheren Arbeitsgelegenheit und häufigem Arbeitsmangel gerechnet werden.

Die Mehrzahl unserer Landsleute endlich sind als Farmer und Viehzüchter tätig. Die meisten dieser Leute sind bettelarm herübergekommen, hatten anfänglich vielfach mit grossen Strapazen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und die Engländer sahen mit Verachtung auf die „German fools" herab, die sich daranmachten, den undurchdringlichen Scrub Queenslands zu lichten. Heute sind gerade dort, dank deutscher Arbeitskraft und Unverdrossenheit, die blühendsten Ansiedelungen zu finden, und die Umwandlung des Urwalds in lachende Gefilde hat auch den englischen Mitkolonisten Achtung abgenötigt. Als Pionieransiedler und Kleinfarmer sind die meist aus niederen Ständen und aus bescheidenen Verhältnissen stammenden, von ihren braven Frauen ausgiebig unterstützten Deutschen, wie in Brasilien und in Südafrika, so auch in Australien unerreicht; kann man ihnen einen Vorwurf machen, so ist es der, dass ihnen etwas von dem den Engländern eigenen Unternehmungsgeist im grösseren Stile gewöhnlich fehlt. Unter den Squattern, die sich von Hause aus vorwiegend aus vermögenden Klassen rekrutieren, finden sich so gut wie keine Deutschen; zwar besitzen einige unserer Landsleute in Queensland Herden von 4—5000 Schafen, und diese letzteren liefern die beste Wolle der Kolonie überhaupt, aber wie weit stehen die Deutschen hinter den Engländern zurück, welche in einer Hand Herden bis zu 3 Millionen Stück und „Runs" von 30—40 Quadratmeilen haben!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die Stellung unserer Landsleute im öffentlichen Leben Australiens anbetrifft, so sind einzelne unter ihnen hin und wieder zwar Parlamentsmitglieder, in Südaustralien selbst Justiz- und Unterrichtsminister geworden, im grossen Ganzen aber haben sie eine hervorragende politische Stellung nie eingenommen. Nur in einigen Distrikten Südaustraliens und Queenslands sind ihre Stimmen ausschlaggebend, leider aber halten sie selbst da oft nicht zielbewusst zusammen.

Um die Erhaltung des Deutschtums in Australien ist es, da frische Einwanderung aus der Heimat und damit eine stetige Auffrischung deutschen Wesens fast ganz nachgelassen hat, schlecht bestellt. In den Städten bequemt sich schon der in Deutschland geborene Einwanderer englischem Wesen an, und seine in englischer Umgebung aufwachsenden Kinder sind in der Regel englische Australier, die sich leider, ähnlich wie in Nordamerika, nicht selten geradezu des Deutschtums ihrer Eltern schämen. Diese Verengländerung wird umsomehr erleichtert, als durch das rasche Zunehmen billigen, oft unentgeltlichen Unterrichts in den Staatsschulen, in denen nur englisch gelehrt wird, die früher ziemlich zahlreichen deutschen Schulen grossenteils eingegangen sind; auch tut die Verheiratung vieler Deutschen mit englischen Frauen der Erhaltung des Deutschtums Abbruch. Aber selbst im „rein deutschen" eigenen Hause sprechen die Eltern aus geschäftlichen und gesellschaftlichen Rücksichten vielfach nur englisch.

Jetzt bilden etwa 240, leider in verschiedene Synoden gespaltene evangelisch-lutherische Kirchen mit 90 deutschen Pastoren die Hauptstütze des Deutschtums, da sich wenigstens in den Landgemeinden ein ziemlich reges kirchliches Leben erhalten hat. Die deutschen Katholiken in Australien sind weit weniger zahlreich und bilden keine besonderen Gemeinden, sondern verschmelzen sich mit dem irischen Element und gehen dem Deutschtum verloren. Die Israeliten deutscher Abstammung, welche teilweise eine nicht unbedeutende Rolle spielen, sind fast ausnahmslos verengländert.

Vier deutsche Zeitungen erscheinen als Wochenblätter in Adelaide, Sydney und Brisbane, und in den grösseren Städten existieren deutsche Klubs. Wie in kirchlicher, so herrscht allerdings auch in geselliger Beziehung und in den Klubs viel Spaltung unter den Deutschen Australiens, deren besser situierte Elemente sich mannigfach auch im gesellschaftlichen Verkehr mehr den Engländern anschliessen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Verteilung des Deutschtums in den einzelnen australischen Kolonien und beginnen mit Südaustralien. Die Kolonisation hier ging, wie bereits erwähnt, nicht aus einer Verbrecherstation hervor, sondern aus der, seitens einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

englischen, mit ausgedehnten Landrechten ausgestatteten Kolonisationsgesellschaft eingeleiteten Masseneinwanderung besserer Elemente. Dieselbe setzte 1836 ein und wies bald auch eine stattliche Anzahl Deutscher auf, die von Anfang an wesentlich mit zur Entwickelung der Kolonie beigetragen haben.

Seit 1838 zogen zunächst Brandenburger und Schlesier hinaus, Alt-Lutheraner, welche die Agenda Friedrich Wilhelms III. nicht annehmen wollten, sondern lieber auswanderten und als erfahrene Schafzüchter und Kenner in der Wollzubereitung hier ebenso verdienstlich und grundlegend wirkten wie später deutsche Einwanderer in der Einführung des Weinbaues. Ein grösserer Nachschub unter der umsichtigen Leitung der Brüder Schomburgh, der 1848/49 herauskam, bestand überwiegend aus einer höheren Klasse und umfasste gebildete und studierte Leute, welche mit den damaligen politischen Verhältnissen in Deutschland unzufrieden waren. Die Entdeckung der Kupfer- und Goldminen brachte dann einen neuen Zuwachs deutscher Einwanderung, und darunter besonders zahlreiche Bergleute aus dem Harz.

So erstanden denn in den Bergdistrikten des Mount Lofty und der südlichen Flinders-Kette zahlreiche Ansiedelungen mit meist deutschen Namen, unter denen Tanunda und Hahndorf die bedeutendsten sind, und das gute, küstennahe Land, welches noch unter dem wohltätigen Einfluss des Seeklimas steht, war bald besetzt. Gerade Südaustralien hielt man für das grosse Weizenland der Zukunft und missachtete die Warnungen hervorragender Beamten der Kolonie, die Regenlinie von 22° südlicher Breite zu überschreiten, südlich von welcher der Cerealienbau allein möglich sei. Verleitet durch einige gute Jahre ging der Farmer immer weiter über diese von ihm nicht beachtete Linie hinaus; aber die Zeit lehrte ihn sein Unrecht. Jetzt sind dort weite Striche, leider meist solche von braven, hart arbeitenden Deutschen besetzte, nach jahrelangen kärglichen Erträgen von so schweren Missernten heimgesucht worden, dass kaum das Saatkorn zurückgewonnen werden konnte und Sammlungen für die bittere Not Leidenden in der ganzen Kolonie veranstaltet werden mussten. Die Queensland-Regierung, welche deutsche Arbeit zu schätzen weiss, hat sich bereit erklärt, diejenigen, welche sich aus Südaustralien nach Queensland wenden wollen, zu unterstützen und ihnen gutes Land in ihrer Kolonie anzuweisen. Für weitere Einwanderung von Landwirten kommt Südaustralien also nicht mehr in Betracht.

Ähnlich liegen die Dinge in Victoria, Neusüdwales und Tasmanien, wo die Ländereien mit gutem Boden meist bereits in festen Händen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Victoria finden wir, abgesehen von den Städten Melbourne, Bendigo und Ballarat, das Deutschtum in grösserer Zahl und in geschlossenen Ansiedelungen hauptsächlich im Wimmera-Distrikt vertreten. Unsere dortigen Landsleute besitzen meist Bodenflächen von 320 Acres, treiben überwiegend Weizenbau und Viehzucht und sind geachtete und sparsame Leute, von denen manche, besonders die Württemberger, überhaupt noch kein Englisch gelernt haben, so dass in den Läden dieses Bezirks die Verkäufer Deutsch verstehen müssen. Grund und Boden sind wegen der verhältnismässigen Dichtigkeit der Bevölkerung in Victoria aber teuerer als sonstwo in Australien und in letzter Zeit sind von hier mehr Leute fort- als zugezogen.

In Neusüdwales wanderten schon im Jahre 1837 deutsche Winzer aus Hattenheim ein, denen später auch hier Goldsucher und seit Anfang der sechziger Jahre Landwirte folgten, welche durch die Firma Kirchner & Co., Verwalter des hanseatischen Konsulats in Sydney, eingeführt wurden. Später gesellte sich dazu auch noch ein Teil des Familienzuwachses deutscher Ansiedler in Südaustralien, nachdem gutes Land dort selten und teuer geworden war. Beachtenswerte deutsche Ansiedlungen befinden sich im Süden am Murray — besonders bei Albury — und im Illawara-Distrikt, im Norden am Clarence-Fluss.

Auch in Tasmanien bieten eine Anzahl Obst- und besonders Apfelplantagen ein erfreuliches Bild deutschen Fleisses und deutscher Sorgfalt.

Westaustralien ist bislang ganz überwiegend nur durch seinen Goldreichtum wichtig, und auch die wenigen hier lebenden Deutschen sind meist in den Goldbezirken des wüsten Innern tätig.

Ganz anders liegen die Dinge in Queensland.

Nachdem hier schon im Jahre 1838 Gossnersche Missionare erschienen waren, richtete sich ein grösserer Strom deutscher Auswanderer nach Queensland, als Anfang der sechziger Jahre der Kaufmann Heussler in Brisbane, der spätere deutsche Konsul daselbst, im Auftrag der Kolonialregierung als Einwanderungsagent nach Deutschland reiste und dieser Herr, in Verbindung mit dem Hamburger Hause Godeffroy, eine Massenauswanderung organisierte, welche mit Unterbrechungen von 1862 bis 1872 anhielt und 11 000 Personen nach Queensland brachte, die grösstenteils aus der Uckermark, den Provinzen Preussen, Pommern und Schlesien, aus Kurhessen und Württemberg stammten. Ein jeder dieser Einwanderer erhielt von der Regierung eine Landanweisung im Werte von 12 Pfd. Sterl., und die Mehrzahl derselben widmete sich dem Landbau in den Distrikten zwischen Brisbane und den Abhängen der Darling Downs. Nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten leben die meisten heute in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behaglichen Verhältnissen, haben ein freundliches Haus, Wagen und Pferde, bauen Weizen, Mais, Kartoffeln, Gemüse und Obst und treiben Meiereiwirtschaft und Schweinezucht, treulich unterstützt von ihren braven Frauen, welche im Gegensatz zu der modernen, putz- und vergnügungssüchtigen Australierin nicht die „Lady" spielen, sondern im Stall und im Hühnerhof, auf der Wiese und im Felde wacker mit zugreifen. Bemerkenswert erscheint, dass Deutsche neben Dänen sich, besonders im Distrikt Bundaberg, erfolgreich auch auf die Anpflanzung von Zuckerrohr gelegt haben, das sie zur rationellen Ausnutzung an die, mit Regierungsunterstützung angelegten Zentral-Zuckerfabriken verkaufen.

Im Jahre 1897 sandte die Kolonialregierung Herrn Heussler zum zweiten Male nach Mitteleuropa, um die Auswanderung von dort nach Queensland zu lenken, ohne dass diese Mission aber nennenswerte Resultate zeitigte. Das nach zwölfjähriger Unterbrechung im Jahre 1899 wieder aufgenommene System passagefreier Einwanderung zu Gunsten von Ackerbauern und von weiblichen Dienstboten musste infolge der anhaltenden Dürre, welche grossen Arbeitsmangel im Gefolge hatte, schon 1901 wieder eingestellt werden.

So hat denn zur Zeit selbst die Kolonialregierung von Queensland, die einzige, die sich — allerdings im Gegensatz zur Arbeiterpartei ihres Landes — noch um eine gewisse Einwanderung bemüht, ihre Unterstützung darauf beschränkt, dass sie den, von bereits in der Kolonie Ansässigen und als geeignet erscheinenden Berufenen einen Passagezuschuss gewährt, ein System, das sich bewährt hat und auch für Deutsch-Südwestafrika zu empfehlen sein dürfte. Buschland wird von der Queensland-Regierung in Blocks von 160 bis 640 Acres zu $2^1/_2$ Schilling der Acre (gleich $6^1/_4$ Mark für den Hektar) abgegeben und die Zahlung des Verkaufspreises auf 10 Jahre zu je 3 Pence für den Acre verteilt. Am liebsten sieht man auch hier englische Ansiedler, doch würde die Verwaltung in noch nicht aufgeschlossenen Gebieten auch die Bildung weiterer geschlossener deutscher Gemeindeansiedelungen begünstigen; nur sollen diese Deutschen keine „paupers" sein, sondern bei ihrer Landung in der Kolonie mindestens 100 Pfd. Sterl. Barmittel besitzen.

Freilich fehlt es auch in Queensland vielfach an genügender Bewässerung, die Anlage von artesischen Brunnen ist ziemlich kostspielig, und so werden denn die Verluste, welche der Viehstand im Hinterland der Bourke — Queensland-Linie — während der Trockenperiode 1896 bis 1900 erlitten hat, auf die enorme Summe von 800 Millionen Mark geschätzt, und in diesem Jahre sind durch ausgebliebenen Regen auch die Ackerbau-Distrikte schwer geschädigt worden. Als „eine Zeit von nie dagewesener Trübsal" bezeichnete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deshalb der Gouverneur von Queensland bei Eröffnung des Parlaments um Mitte 1902 den Zustand der Kolonien infolge der entsetzlichen Dürre. Die Minenindustrie feiert zum Teil ganz; von den Zuckermühlen steht die Hälfte still, das Rohr wird als Viehfutter verbraucht; die „Weiden" sind Wüsten geworden; das Verbot der Einfuhr farbiger Arbeiter trifft besonders die Zuckerpflanzer in den nördlichen Küstengebieten, und man ist jetzt von sehr beachtenswerter Seite damit beschäftigt, eine deutsch-australische Gesellschaft zu bilden, um diese Elemente nach den deutschen Gebieten in der Südsee überzusiedeln, wodurch man dort ein ganz besonders geeignetes Einwanderer-Material und eine aussichtsreiche Industrie gewinnen würde.

Wie sind nun zur Zeit im allgemeinen die persönlichen Beziehungen zwischen den Deutschen und Engländern in Australien und wie die Aussichten betreffs eventueller weiterer deutscher Einwanderung? Erfreuliche? Im grossen Ganzen leider durchaus nicht.

Obgleich Australien mit seinen nur $4^1/_3$ Millionen Einwohnern der am dünnsten besiedelte aller Kontinente ist und zu seiner Entwickelung die Zuführung weiterer Arbeitskräfte unbedingt notwendig wäre, so steht man dort heutigen Tages doch jeder weiteren Einwanderung — nicht nur der farbigen — unsympathisch gegenüber. Die Zeiten, wo man zur Entwickelung des menschenleeren grossen Kontinents vor allem Menschenkräfte heranzog und für deren Einführung Opfer brachte, sind vorüber. Hält man in vielen Kreisen Australiens, obgleich dasselbe erst einen Einwohner auf je zwei Quadratkilometern zählt, das Land doch bereits für saturiert, und die drüben fast in allen Kolonien den Ausschlag gebende Arbeiterpartei steht deshalb jeder neuen Einwanderung feindselig gegenüber und betrachtet dieselbe nur als Zuwachs von „Lohndrückern".

Nachdem man schon seit 1890, mit Ausnahme von Queensland und Westaustralien, jedwede Unterstützung weiterer Einwanderung durch Staatsbeihilfe eingestellt und die Devise: „Australien für die Australier", wobei man in erster Linie an Leute englischer Zunge denkt, sich inzwischen immer lauter geltend gemacht hatte, schränkte die Commonwealth im Jahre 1901 die Einwanderung direkt durch eine Gesetzgebung ein, welche u. a. von dem Neuankommenden den Nachweis verlangt, dass er ein Diktat von 50 Worten in einer europäischen — ursprünglich verlangt „englischen" — Sprache niederzuschreiben verstehe.

Am wenigsten beliebt von allen weissen Einwanderern ist aber in Australien heutigen Tages der Deutsche. Ist er als Individuum auch von den Engländern geachtet, weil sie ihn, wenn auch ungern,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Gegensatz zu manchen anderen, zu ihnen kommenden Europäern als gleichwertig mit sich anerkennen müssen, so machen doch gerade diejenigen Eigenschaften, welche unsere Landsleute anderwärts geschätzt machen: ihre Anspruchslosigkeit, ihr Fleiss, ihre Sorgfalt — sie dem anspruchsvollen Australier verhasst.

Nur daraus erklärt es sich, dass schon der hervorragende Premierminister von Neusüdwales, Sir Harry Parkes, „Australien am liebsten von Irländern und Deutschen freihalten wollte", dass der letzthin soviel besprochene Premier Neuseelands, Seddon, ein Ex-Schankwirt von zweifelhafter Vergangenheit, der sich heutigen Tages als der Cecil Rhodes von Australien aufspielt, öffentlich erklärte: „Er wünsche auf die deutsche Einwanderung ebenso eine Kopfsteuer legen zu können wie auf die chinesische", und dass Glassey, der Führer der Arbeiterpartei in Queensland, sich bei einer Ansprache an seine Wähler in Bundanba zu dem Ausspruch hinreissen liess: „Die Deutschen sind noch schlimmer als die Chinesen und Kanaken und sollten deshalb aus dem Lande ferngehalten werden."

Von den sieben englisch-australischen Kolonien mit Selbstverwaltung wünscht heute einzig und allein noch Queensland eine beschränkte Einwanderung und, wie mir dessen Premier Dixon erklärte, auch noch weitere geschlossene deutsche Gemeindeansiedelungen; am meisten allerdings wünschte dieser Herr eine Masseneinwanderung deutscher Dienstmädchen, und da musste ich ihm freilich andeuten, dass dieser Artikel auch bei uns recht rar geworden sei.

Von Queensland abgesehen, ist ein neuer Zuzug von Fremden und speziell von Deutschen aber gründlich unerwünscht, und nicht nur „Paupers", sondern auch fremde Handarbeiter, Handwerker, Kommis und Kaufleute werden meist mit scheelen Augen betrachtet und von Arbeiter-Unions und dem Publikum vielfach geschnitten. Der deutsche Kapitän eines Parramatta-Flussdampfers in Sydney erzählte mir, er würde nicht zwei Tage im Dienste der Kompagnie behalten werden, wenn man wüsste, dass er Deutscher sei.

Entsprangen diese wenig freundlichen Gefühle den Deutschen gegenüber anfangs nur wirtschaftlicher Eifersucht, so ist seit den Tagen des Kaisertelegramms an Krüger, das uns bei den Engländern der ganzen Welt so viel geschadet hat, auch in Australien eine tiefgehende politische Verstimmung hinzugetreten, deren Äusserungen in der Letztzeit an verschiedenen Stellen die rohesten Formen angenommen haben.

Einen Hauptteil der Schuld daran trägt die englisch-australische Presse, welche seit Jahr und Tag politische Brunnenvergiftung treibt und über deutsche Verhältnisse meist mit einer Gehässigkeit berichtet, die dem Durchschnittsaustralier, der seine Kenntnis über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschland nur aus diesen trüben Quellen schöpft, notwendigerweise ein höchst unsympathisches Bild vom deutschen Volke und seiner Regierung liefern muss. Besonders anlässlich der letzten samoanischen Wirren nahm die australische Presse — allen voran auch hier wieder Neuseeland — Deutschland gegenüber einen lächerlich arroganten Ton an.

Deutsche Auswanderung nach Australien ist daselbst heute weder erwünscht, noch nach Lage der Dinge anzuraten. Damit schwindet freilich auch die mancherseits noch gehegte schwache Hoffnung, das Deutschtum in Australien dauernd erhalten zu sehen; es wird auch hier eben nur die Rolle des Kulturdüngers gespielt haben, wie in allen englisch sprechenden Ländern. An und für sich gewiss auch eine verdienstvolle Tätigkeit, nur dass sie leider nicht uns, sondern unseren Konkurrenten zu gute kommt.

(Die nun folgenden Bemerkungen des Herrn Generalkonsul von Fischer-Treuenfeld beziehen sich dem Sinne nach mehr auf die Vorträge Meyer-Alemann. Sie wurden aber nach dem Vortrag des Herrn Moritz Schanz und den Ausführungen in der Diskussion des Herrn Kueppers-Loosen, Köln, die leider nicht gebracht werden können, da keinerlei Aufzeichnungen dafür vorliegen, gemacht und zwar auf einen Ausspruch des oder der Redner, dass Südbrasilien das einzigste für deutsche Einwanderung geeignete Gebiet sei.)

von Fischer-Treuenfeld, Generalkonsul von Paraguay für das Königreich Sachsen, Dresden: In meiner Stellung als Generalkonsul von Paraguay kann ich die Bemerkung des Herrn Vorredners, dass Südbrasilien das „einzige" für deutsche Einwanderung geeignete Land sei, nicht unwiderlegt vorübergehen lassen. Ich mache aus eigener Erfahrung dieselben Ansprüche zu Gunsten Paraguays.

Wenn wir die deutsche Auswanderung konzentrieren wollen, was ja absolut erforderlich ist, so müsste ein so mächtiges Reich, wie Deutschland, die Aufgabe von einem weitersehenden und weitergehenden Gesichtspunkte aus auffassen.

Die nationale Erhaltung des Deutschtums im Auslande ist nur dort zu erzielen, wo die Auswanderer in kompakten Massen ihren kulturellen Aufgaben nachgehen können, und wo sie weder von englischen, nordamerikanischen und romanischen Massen absorbiert oder zerdrückt werden. Dieses „einzige" Land liegt zwischen der atlantischen Küste des brasilianischen Staates Sa. Catharina und Rio Grande, über das herrliche Land der Missionen der einstmaligen theokratisch-patriarchalischen Jesuiten-Reduktionen hinweg, über den Alto-Parana bis nach Asuncion und den Ufern des Paraguayflusses. Diese weite Strecke reicher Gefilde, gesunden Klimas, überaus reichlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewässert, von tiefreichendem Humusboden und fruchtbarer roter Sanderde, wird stets den wald- und wasserarmen argentinischen Pampas mit geringer Alluvialschicht als anmutiger und fruchtbringender vorzuziehen sein. Dieser Länderkomplex von San Francisco bis Asuncion, auf welchem die deutsche Einwanderung ausser der leicht zugänglichen und arbeitsamen Guarani-Bevölkerung nur wenig nationale Widersacher fände, und auf welchem bereits eine Reihe deutscher Kolonie-Etappen errichtet sind, dürfte als das geeignetste Ziel unserer Auswanderungsbewegung zu betrachten und vom deutsch-nationalen Gesichtspunkte denen von Nordamerika und Australien vorzuziehen sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Obmann: Dr. **Soetber,** Generalsekretär des Deutschen Handelstages, Berlin (zugleich auch Vorsitzender).
Vorsitzender: **E. Rabe,** Präsident der Handelskammer in Lübeck.
„ **Aug. Werner,** Präsident der Handelskammer in Hannover.
Schriftführer: Dr. Graf v. **Brockdorff,** Berlin.
„ Dr. **Lehmann,** Aachen.
„ **Schulze,** Syndikus der Handelskammer in Dresden.
„ Dr. **E. Schwencke,** Vertreter der Handelskammer in Hamburg.

Kriegsflotte, Finanzlasten und Weltwirtschaft.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. **Adolf Wagner,** Berlin.

(Plenarsitzung am 10. Oktober, Vormittag.)

Das Thema, über das ich mir erlauben werde, hier vor Ihnen zu sprechen, ist nicht von mir selbst vorgeschlagen worden, ich habe es aber übernommen und habe geglaubt, wenn über ein solches Thema in dieser Versammlung gesprochen werden soll, so muss der Punkt vornehmlich in den Vordergrund geschoben werden, der in der Angelegenheit der Bildung und Entwickelung unserer Kriegsflotte der schwierigste ist und am meisten Gegnerschaft gefunden hat,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

der Punkt der Belastung, welche eine solche Flotte unvermeidlich für die deutsche Volkswirtschaft und für die deutschen Finanzen bildet. Damit aber freilich ist dann auch gegeben, dass, wie man ein solches Thema auch behandele, man unvermeidlich die politische Seite des Gegenstandes streifen muss. Politisch Lied ein garstig Lied, aber ein unvermeidliches Lied in Angelegenheiten wie denen, über die ich hier zu sprechen habe. Verehrte Versammlung! Wer wie ich der älteren Generation angehört, der kann sich zurückerinnern — es ist nunmehr über ein halbes Jahrhundert, als die erste grosse Bewegung der deutschen Flottenbildung entstand im Jahre 1848 und der Folgezeit — wie alles schwärmte für die Aufgabe, eine deutsche Flotte zu bilden, wie in den Schulen gesammelt wurde, wie die Frauen unserer Nation ihr Scherflein beizutragen suchten, und die Notwendigkeit trat uns ja auch in der damaligen Zeit deutlich genug entgegen: ein hochehrenwertes, aber doch nur kleines und schwaches Volk, das dänische, konnte uns entgegentreten und unsere Küste blockieren, und wir waren nicht in der Lage, erhebliches dagegen zu machen. Wer das damals erlebt hat, der hat begriffen, welche Aufgabe in politischer und wirtschaftlicher Beziehung für unsere Nation vorliege, es musste die Ergänzung zum Heere eintreten, zur Ergänzung die Rüstung auf dem Wasser. Die Bildung der Flotte kam zu stande, schwach freilich, aber doch ein fröhlicher Anfang; da aber kamen Stimmen von unseren viel gerühmten Vettern jenseits des Kanals, die wohl sagten, eine deutsche Flagge kennen wir nicht, die können wir eventuell nur als Piratenflagge ansehen. Das musste sich das deutsche Volk damals bieten lassen. Dennoch, die Flotte ward gebildet. Ich erinnere mich selbst noch als Knabe in Bremerhafen ein deutsches Kriegsschiff damals besucht zu haben und von deutschen Matrosen an Bord gerudert worden zu sein. Bald darauf kam der Rückschlag. Niemand fand sich, der die Flotte weiter bildete. Versteigert wurde sie, und der Name Hannibal Fischers ist leider ein denkwürdiger geblieben.

Freilich, wir sahen auch dort, die Bewegung von 1848 hat einen falschen Ausgang genommen. Es war das unsterbliche Verdienst des preussischen Staates, des Hohenzollernhauses, nachdem die Hoffnungen von 1848 zu Grabe getragen waren, von neuem an die Aufgabe heranzutreten, deutsches Volk, soweit es ging und soweit es notwendig war, politisch zu einigen und dafür die Voraussetzung zu treffen in der Bildung des grossen preussischen Heeres. Die unsterbliche Tat Wilhelms I., die Reform der Armee, war die Voraussetzung für alles das, was in den gewaltigen Jahren von 1864 und 1866 und 1870/71 dann erreicht wurde, dank Gottes Güte, der dem deutschen Volke nach langer Zersplitterung wieder eine Einigung ermöglichte. Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaum war hier nun die Einigung der Nation wieder gelungen, so wurde die bereits ja in neuer Bildung begriffen gewesene preussische Flotte zur deutschen Flotte und der von Preussen gegründete Kriegshafen auf Oldenburger Gebiet der deutsche Kriegshafen Wilhelmshaven und die herrliche Bucht von Kiel der zweite deutsche Kriegshafen.

Die deutsche Flotte hat auch in den Jahren 1870/71 schon manches Lorbeerblatt sich erringen können, aber freilich war sie nur ein Anfang. Gewiss, die Lasten waren gross; auch nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 konnten wir nicht abrüsten; wir mussten des Wortes von Moltke gedenken, dass wohl ein Menschenalter und mehr vergehen müsse, bevor sich Frankreich und die Welt daran gewöhnte, dass Deutschland nicht mehr bloss ein geographischer Begriff, sondern ein politischer und Machtbegriff sei. Aber immer geschah auch neben dem Heere bereits nach Möglichkeit weiteres für die Entwickelung der Kriegsflotte.

Da war es die Regierungszeit unseres jetzigen Kaisers und Königs, wo zu der alten Aufgabe auf militärischem Gebiete, auf dem Gebiete der Landarmee, mit vollem Bewusstsein die neue Aufgabe der weiteren Entwickelung der Kriegsflotte ins Auge gefasst wurde. Aber wir alle wissen, unter welchen Schwierigkeiten diese Aufgabe ihrer Lösung entgegengeführt werden musste, wie immer von neuem Bedenken kamen und es hiess: Nein, das ist zu viel, wir können nicht neben der grossen Last des Landheeres auch noch die neue Last einer immer grösser werdenden Flotte tragen; und bei jeder neuen Bestrebung unserer Reichsregierung und unserer verbündeten Regierungen fanden in weiten Kreisen des deutschen Volkes diese Bestrebungen die heftigste Gegnerschaft.

Und doch kaum begreiflich. Denn wer nur ein wenig in die deutsche Geschichte zurückblickte, wer ein wenig die neuere Entwickelung des politischen und wirtschaftlichen Lebens übersah, der musste sich sagen, so notwendig und in erster Linie stehend die starke Landmacht Deutschlands war und ist und bleiben wird, so unvermeidlich muss sie am Ende des 19. Jahrhunderts und im 20. vollends ergänzt werden durch eine ebenbürtige Macht zur See. Das ist das grosse Verdienst unseres jetzigen Kaiserlichen Herrn, dass er hier seinen Vorfahren gleich, seinem hehren Grossvater gleich der Nation das neue Ziel gestellt hat, auch zur See mächtig und stark zu werden.

Aus politischen Gründen ist das in erster Linie geboten. Wollen wir die Machtstellung, die uns durch die grossen Ereignisse von 1866 und 1870/71 gegeben ist, uns erhalten, so müssen wir auch zur See stark sein. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder neuen politischen deutschen Verwickelung hat sich es gezeigt und wird sich weiter zeigen, wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würden in der Tat auch bei unserer starken Landrüstung, wie man wohl das Bild gebraucht hat, einem Manne gleichen, der nur einen Arm zur Verfügung hat. Wir brauchen die beiden Arme, um uns im heutigen politischen Leben die Stellung zu erhalten und sie weiter zu entwickeln, die der deutschen Nation, der stärksten Nation Europas gebührt.

Aber auch im Interesse unserer wirtschaftlichen Verhältnisse können wir eine derartige Entwickelung unserer Kriegsflotte nicht entbehren. Wir stehen seit langem im grossen Weltverkehr; auch schon vor 1866 und 1870/71 haben die deutschen Hanseaten der Neuzeit, die Hamburger und Bremer dem deutschen Wirtschaftsleben einen grossen Anteil am Weltverkehr errungen, aber früher versagte Deutschland, und die Deutschen konnten nicht umhin, mehr als einmal die Hilfe der Fremden, der Engländer u. s. w. in Anspruch zu nehmen. Das war ein unwürdiges Verhältnis. Seit dem letzten Menschenalter aber sind wir ja unvermeidlich immer mehr in den Weltverkehr hineingezogen, und auf dieser Bahn wird es kein Halten geben. Ich kann auch hier meine wirtschaftspolitische Gesinnung nicht verleugnen, ich halte es nicht für möglich und erwünscht, dass wir Englands Bahnen darin nachgehen, den ganzen Schwerpunkt unseres Wirtschaftslebens immer mehr in den Weltverkehr zu legen, unsere geographische Lage schon wird das schwerlich gestatten und schwerlich als wünschenswert erscheinen lassen. Ich stehe auf dem Boden: wir dürfen nicht unsere Landwirtschaft verkommen lassen, wie es England getan hat. Ich leugne nicht, unsere Landwirtschaft braucht erheblichen Schutz auch durch die vielbekrittelten Kornzölle und höhere, als wir sie jetzt haben. Aber auf der andern Seite ist es gar nicht zu verkennen, auch wenn wir unsere Landwirtschaft — gebe es Gott! — leistungsfähig, und leistungsfähiger als die englische, entwickelungsfähig erhalten — und die Landwirtschaft lässt es nicht an sich fehlen, zu zeigen, was sie kann — eine starke Beteiligung am Weltverkehr wird uns ebenso notwendig sein. Äusserungen, wie sie gelegentlich gefallen sind über die „grässliche Flotte", sind durch und durch verkehrt. Ergänzung muss unser internationales wirtschaftliches Leben unvermeidlich haben durch den Weltverkehr. In steigender Einfuhr, in steigender Ausfuhr werden wir uns am Weltverkehr beteiligen müssen zum Segen unseres Volkes, zum Segen unserer Volkswirtschaft.

Politische und wirtschaftliche Gründe sind es daher, die für eine Flotte sprechen. Wir müssen die Voraussetzung schaffen, die Stütze uns bilden, um einen Anteil an der steigenden Entwickelung des Weltverkehrs uns zu sichern, und dazu bedürfen wir wiederum einer grossen, mächtigen, weiter sich ausdehnenden, überall die deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flagge zeigenden Flotte. Schon in den letzten Jahren hat sich das bei jeder Gelegenheit offenbart. Es war doch eine grosse und schöne Zeit, als zum erstenmal in der Geschichte deutsche Soldaten unter deutschen Bannern im fernen Asien fochten für Kaiser und Reich und die Ehre der Nation vertraten, — nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, die leider von deutschen Fürsten verkauften Söldner, die deutschen Truppen im englischen Dienst in Amerika. Es war eine schöne Zeit und ist es jetzt wieder, wo wir sehen, wo der Deutsche verletzt wird, steht deutsche Macht hinter ihm, dass wir z. B. eine solche lumpige Nation, wie die Neger in Haiti wenigstens, auch bald davon unterrichten, was es heisst, deutsches Gut anzugreifen.

Es muss in dieser Entwickelung weiter gehen. Aber freilich heisst es nun: Kann das weiter gehen? Können wir Lasten, die durch unser Heereswesen unvermeidlich schon so gross sind, auch nun noch weiter steigern, indem wir eine grosse und mächtige und teure Flotte bilden? Eine teure Flotte! Ja, gewiss! Es handelt sich nicht mehr um die kleinen Schiffe von 1848 bis 1850, die an der Wesermündung lagen! Es handelt sich um Schiffe, von denen jedes einzelne ja ein riesiges Kapital repräsentiert. Und gewiss, jeder Besonnene wird zugestehen, wirtschaftlich und finanziell hat die grosse bedeutsame Frage der Erweiterung einer leistungsfähigen deutschen Kriegsflotte ihre Schwierigkeiten, ihre Bedenken.

Aber hat sie diese Schwierigkeiten und Bedenken für unsere deutsche Nation in stärkerem Masse als für andere, uns ebenbürtige Völker? Das eben möchte ich bestreiten. Ich glaube, wir dürfen es behaupten und können es durch Tatsachen belegen: wenn einmal aus allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gründen, wie ich sie vorhin nur andeuten konnte, aber wie ich glaube, dass sie zugegeben werden müssen, eine starke und immer stärkere deutsche Kriegsflotte notwendig ist, wenn das bewiesen ist, dann sind wir wirtschaftlich kräftig genug und finanziell leistungsfähig genug, um diese Last auch noch zu den übrigen auf uns zu nehmen. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, gerade in dem Punkte, der schliesslich der entscheidende ist, im finanziellen, dürfen wir, ohne zu prahlen und zu übertreiben, behaupten: Kein Land, kein Volk, kein Staat der Welt ist finanziell so gut in der Lage, die notwendigen weiteren wirtschaftlichen und finanziellen Opfer für eine starke Kriegsflotte zu tragen, als das deutsche Volk, wie es im heutigen Deutschen Reiche geeint ist, selbst verglichen mit den reichsten und stärksten Völkern und Staaten, auch den wirtschaftlich entwickeltsten, finanziell kräftigsten — ich nenne nur drei: Grossbritannien, Frankreich und Nordamerika — selbst mit ihnen verglichen: unsere Finanzen sind leistungsfähiger als die eines jeden dieser Völker und Staaten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das nun nach allen Seiten zu beweisen, würde bei der mir kurz zugemessenen Zeit unmöglich sein; ich muss mich begnügen, beispielsweise ein paar Tatsachen hervorzuheben. Nur ein Wort, was den allgemeinen wirtschaftlichen Reichtum anlangt. Ich glaube, man darf sagen, mit Ausnahme Englands ist das heutige Deutsche Reich von den grossen Staatengebieten Europas so ziemlich auch das reichste, selbst mit Frankreich verglichen, wenn wir nur zugleich die günstige Verteilung des Vermögens und Einkommens der Nation berücksichtigen. Was nun aber speziell unsere Finanzen anlangt, so sind diese in einer Lage, dass wir alles, was an sie an Anforderungen für eine weitere Stärkung der Flotte herantreten kann und wird, recht wohl tragen können. Das klingt vielleicht seltsam, wenn man jetzt in den Zeitungen hört, wir stehen gegenüber einem Reichsdefizit von 150 Millionen Mark; auch die preussischen Finanzen sind gegen die letzten Jahre in eine bedrängtere Lage gekommen, die Mittelstaaten klagen, die kleinen Staaten seufzen, und dennoch bleibt meine Behauptung wahr. Wodurch lässt sich das alles in Kürze belegen? Einfach durch folgende Tatsachen, die ich allerdings nur auszugsweise mit wenigen Zahlen selbst illustriere. Mehr Zahlen freilich dürften erst den eigentlichen Beweis liefern für das, was ich behaupte. Wir sind in Deutschland deswegen in so viel günstigerer finanzieller Lage als alle konkurrierenden Länder und Völker und Staaten um uns herum in der alten und neuen Welt — weil wir dank unserer in diesem Punkte günstigeren politischen Entwickelung und unserer guten Finanzverwaltung seit langem beinahe gar keine Staatsschulden haben, welche unproduktiv und unrentabel angelegt sind; selbst wenn man die Reichsschulden, die ja grösstenteils für die Erweiterung von Heer, Festungen und Flotte aufgenommen sind, hinzurechnet mit gegenwärtig bald drei Milliarden Mark, bleibt das wahr. Denn auch diese Reichsschulden lasten in ganz geringem Masse auf der Steuer, nach gegenwärtigen Verhältnissen ungefähr mit nur einem Zehntel. Neun Zehntel der Kosten für die Reichsschulden, gegenwärtig einige 80 Millionen Mark jährlich, werden gedeckt durch Einnahmen des Reichs, die nicht aus Steuern fliessen, die aus Eisenbahnen, Bankwesen, Post und Telegraphie und ähnlichen Anlagen herrühren. Im Auslande dagegen ist die Sache eine vollständig andere, da bestehen beinahe nur Schulden aus Krieg, Revolution und gewaltigen politischen Kalamitäten, bei uns so gut wie gar nicht. Aber selbst wenn unsere Reichsschuld etwas ungünstiger anzusehen wäre, unsere Staatsschulden, die weitaus bedeutendsten von beiden, sind so gut wie nur Eisenbahn- und ähnliche Schulden, die sich im allgemeinen genügend und in manchen Fällen, so in Preussen, sogar ausgezeichnet verzinsen. Das fehlt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Ausland beinahe ganz. Infolge solcher Umstände, sowie dank des alten Besitzes an Domänen, Forsten, Bergwerken u. s. w., dank des neuen Besitzes des Staates und der Staatseisenbahnen haben wir Überschüsse aus solchem Besitz und seinem Betrieb selbst über die Deckung unserer Schuldenlasten hinaus, mittelst deren wir einen bedeutenden Teil unserer Heeresausgaben decken können. Ich könnte genaue Zahlen vorführen, das würde indessen hier zu weit führen, die Zeit reicht nicht dafür aus; ich will daher nur die eine Bemerkung machen: Nachdem wir alle unsere Schulden jährlich verzinst und zum Teil auch nach gesetzlicher Vorschrift getilgt haben, bleiben uns noch über 300 Millionen übrig, in Reich und Staaten zusammengerechnet, d. h. nicht viel weniger als die Hälfte dessen, was der Heeresaufwand jährlich beansprucht. Nur die andere, ein wenig grössere Hälfte des Heeresaufwandes liegt auf der Steuer. Im Ausland dagegen liegt die ganze Last von Heer und Flotte und Schuld und Zivilverwaltung auf der Steuer. Bei uns verhält sich das vollständig anders.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, dass wir in Deutschland, obgleich auch bei uns im letzten Menschenalter die Steuern erheblich gestiegen sind, eine viel geringere Gesamtlast an Steuern haben als irgendwo im Auslande, das uns vergleichbar ist. Wir verdanken einer Publikation, die in diesem Sommer im reichsstatistischen Amt erschienen ist, zum erstenmal eine auf amtlicher Berechnung beruhende Zusammenfassung unserer deutschen Reichs- und deutschen Einzelstaatenfinanzen. Daraus ergibt sich, um hier einmal mit einer Zahl zu kommen, dass wir im ganzen Gebiete von Reich und Staaten 1633 Millionen Mark Steuern haben. Das ist auf den Kopf der Bevölkerung des Reichs in runden Ziffern ungefähr 29 Mk. Aber wie ganz anders stellt sich diese Steuersumme im Ausland! In Frankreich, das nur zwei Drittel der Bevölkerung des Deutschen Reiches umfasst, haben wir 2391 Millionen Mark, also rund ungefähr an 750 Millionen Mark mehr als im Deutschen Reich und den Einzelstaaten, daher auch für den Kopf der Bevölkerung in Frankreich mehr als das Doppelte, 61 bis 62 Mk.! Nicht ganz so ungünstig, aber ähnlich verhält es sich in England; relativ, wenn die Zahlen auch kleiner sind, weil der Wohlstand viel geringer ist, in Italien, in Österreich-Ungarn, in Russland, und auch, wenn wir Nordamerika mit hereinziehen, ergibt sich da kein günstigeres Bild. Unter solchen Umständen dürfen wir mit Recht behaupten: Wenn es notwendig ist, sind wir finanziell und wirtschaftlich leistungsfähig genug, diejenigen Lasten auf uns zu nehmen, die wir einmal tragen müssen — auch für die Vermehrung der Flotte.

Auch wenn man im einzelnen es verfolgt, ergibt sich, dass Deutschland überall in günstigerer finanzieller Lage ist. Man hört hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

häufig: „Ja, bei uns kommt es nicht nur auf die Staatssteuern und Reichssteuern an, schwerer sind mannigfach die Steuern der Gemeinden u. s. w.“ Das ist zum Teil wahr, namentlich, was die direkten Steuern anlangt. Aber ganz ähnlich ist es im Auslande, zum Teil noch ungünstiger. England hat einen grösseren, bedeutend grösseren Aufwand der Selbstverwaltungskörper und der Steuerlast dafür als wir. Bei Frankreich ist es ähnlich. Das wird hier viel zu sehr übersehen. Es wird ferner häufig gesagt, bei uns sind die direkten Steuern zu schwer. Ja, das ist wiederum nicht richtig. Unsere direkten Steuern sind auch besser ausgebildet als im Auslande; wir verteilen die Last gleichmässiger. Das ist von grosser Bedeutung für uns. Aber auch die Gesamtlast unserer direkten Steuern ist wiederum viel kleiner als im Ausland. Nach den angegebenen Daten der Reichsstatistik stellt sich jetzt auf den Kopf der Bevölkerung an direkten Steuern die Last für den deutschen Reichs- und Staatsbürger auf ungefähr $7^1/_3$ Mk., in Preussen in seiner an und für sich noch günstigeren Finanzlage auf wenig über 6 Mk. Was ist das gegen Österreich mit beinahe 10 Mk. und geringerem Wohlstand und bei dem viel ärmeren Italien mit 14 Mk.? — mehr als doppelt so viel als bei uns! —, gegen 16 bis 17 Mk. in Frankreich und 17 bis 18 Mk. in England an direkten und ihnen gleichstehenden Steuern?!

Auch das ist also nicht wahr, dass wir in dieser Beziehung besonders ungünstig daran seien. Nein, wir müssen eines zugestehen: wir sind eben seit langen Jahrhunderten nicht gewöhnt an eine wirklich grosse Steuerlast, wie sie ein grosses Staatswesen unvermeidlich einmal mit sich bringt. Allen Respekt in dieser Hinsicht vor den Franzosen: sie haben die Politik, die sie so töricht nach aussen hin getrieben haben, teuer zu zahlen gehabt, aber das, was sie einmal für notwendig halten, namentlich für ihre Wehrkraft zu Land und zu Wasser, das bringen sie an Opfern, ohne so zu klagen und zu stöhnen, wie es bei uns leider in weiten Kreisen so vielfach geschieht.

Es ist mir nicht möglich, noch weiter in die Einzelheiten der Frage einzugehen, ich könnte Ihnen überall zeigen, dass wir eigentlich sagen dürfen: Beinahe in jeder wichtigeren Steuer stehen wir in Deutschland viel günstiger da als das ganze Ausland; wir haben Steuern, mit denen das Ausland mehrfach den Hauptteil der Einnahmen aufbringt, bei uns vielfach ganz schwach entwickelt; unsere norddeutsche Biersteuer ist z. B. nach dem geringen Ertrage ein Spott auf eine Steuer auf ein Getränk, das so masslos bei uns genossen wird wie das Bier.

Wenn man dann bedenkt, dass die Biersteuer in Norddeutschland nur soviel aufbringt wie in dem kleinen Bayernland mit seinem aller-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dings berühmten Bierdurst, es sind in beiden Fällen ca. 36 Millionen Mark, dann sieht man, dass man von einer hohen Steuerlast bei uns wahrhaftig nicht sprechen kann. Bei Branntwein ist die Entwickelung etwas günstiger für die Finanzen, aber klein gegenüber Russland, England, Frankreich. Bei Tabak ist es ähnlich wie bei Bier: Die am meisten rauchende Nation, die deutsche, hat die schwächste Besteuerung, auf wenig mehr als eine Mark pro Kopf kommt die Einnahme aus Tabak gegenüber Ländern wie Österreich mit 5,6, Frankreich mit 7,8, England mit einem ähnlichen Betrage von Mark auf den Kopf. Wenn man nur diese paar Steuern ins Auge fasst, so sieht man, es liegen hier noch grosse Reserven für uns. Aber freilich, und damit lassen sie mich schliessen, es sind das samt und sonders Steuern, die den meisten Widerstand finden, und in einer Hinsicht nicht ganz unberechtigt, weil man von ihnen geltend macht, sie belasten mehr nach unten. Das ist nicht ganz unwahr, wenn das auch vielfach übertrieben und von gehässigen Agitatoren masslos ausgebeutet wird. Wir müssen eben, wenn solche Steuern weiter entwickelt werden sollen, über kurz oder lang, wie es schwerlich ausbleiben kann, auch umsomehr die Steuern entwickeln, welche die eigentlich wohlhabenden und leistungsfähigen Klassen wesentlich treffen. Das sind die Einkommen-, Vermögens-, Erbschaftssteuern. Namentlich letztere ist bei uns noch so gut wie gar nicht entwickelt. Wir ziehen in ganz Deutschland 22 Millionen aus der Erbschaftssteuer, während Frankreich 200 Millionen Frank und Grossbritannien 300 Millionen Mark daraus einnehmen. Mag der Vergleich mit Grossbritannien auch hinken, der höhere Wohlstand dort etwas mit einwirken, so ist es bei uns doch vor allem die mangelhafte Ausbildung der Steuer, die uns soweit zurücktreten lässt, und wenn man bei uns über die Einkommensteuer klagt, so will ich hervorheben, um den Engländern auch einmal etwas Rühmliches nachzusagen, sie haben jetzt während des schlimmen Burenkrieges ihre 5 pCt. Einkommensteuer auch in den mittleren und unteren Klassen, soweit diese überhaupt in England mit dieser Steuer belastet sind, ruhig mitgetragen, während diese Steuer bei uns 4 pCt. für den Staat in Preussen bekanntlich erst bei Einkommen von 100 000 Mk. erreicht. Da müssen die wohlhabenderen Klassen mehr belastet werden, und ich glaube, gerade hier in dieser Versammlung, wo es sich doch auch mit um grosse Spezialinteressen von Handel, Industrie, Geldgeschäften handelt, muss betont werden, wenn wir an die Nation immer grössere finanzielle Anforderungen stellen, so muss unvermeidlich zwar die Masse des Volkes mit belastet werden, aber stärker als diese müssen die wohlhabenden und reichen Klassen herangezogen werden, und an deren Opferwilligkeit muss daher hier appelliert werden, — an deren Opferwilligkeit auch noch in anderer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hinsicht, was ich nicht näher hier verfolgen kann, aber mit zwei Worten noch anzudeuten mich verpflichtet fühle. Die ganze industrielle, merkantile und weltwirtschaftliche Entwickelung hat bei uns doch einen Reichtum in einzelnen Kreisen und bei einzelnen Personen erreichen lassen, wie er früher unbekannt war. Das zeigt, wo bei dieser Entwickelung doch ein Hauptvorteil verbleibt. Gewiss, auch die Löhne sind gestiegen, und bessere Arbeiterbeschäftigung ist eingetreten, aber der Hauptvorteil ist doch bei den leitenden und führenden Klassen des Wirtschaftslebens geblieben. Umsomehr müssen wir hier verlangen Opferwilligkeit auch gegenüber der Masse der arbeitenden Klasse, der Masse des deutschen Volkes, Opferwilligkeit im Entgegenkommen gegen die höhere und steigende Entwickelung des ganzen Volkes. Auch da dürfen wir aber sagen: wie wir im Gebiete der direkten Besteuerung im Grunde genommen in den Einrichtungen allen Völkern der Welt jetzt voraus sind, auch auf dem Gebiete der Arbeiterinteressen haben wir den Arbeiterschutz Englands jetzt wohl annähernd erreicht. In der Arbeiterversicherung, dem zweiten grossen, welthistorischen Werke neben dem gewaltigen politischen unseres alten Kaiser Wilhelm I. haben wir die ganze übrige Welt übertroffen, stehen wir als Vorbild da. In der Freigebung der Arbeiterorganisation sind wir leider noch zurückgeblieben, da dürfen wir noch manches von den englischen Unternehmern lernen. Nach allen diesen Seiten gilt es, Opferwilligkeit zu zeigen. Ich glaube, dann lässt sich auch der Widerstand gegen höhere finanzielle Lasten des Volkes für die Flotte überwinden, und mit Rücksicht darauf darf ich daher auch wohl schliessen: Lieb Vaterland kannst ruhig sein, an Mitteln und an Kräften fehlts dir und deinem Volke nicht, wenn nur dein Wille, der Wille des deutschen Volkes, in richtige Bahnen geleitet wird! Und da dürfen wir mit Freude gerade hier in dieser Versammlung wohl ganz besonders sagen: es ist eine wunderbare Erscheinung, dass nunmehr nach dem Grossen Kurfürsten im 17. Jahrhundert, dem Grossen Friedrich im 18., dem Grossen Wilhelm I. im 19. Jahrhundert abermals ein Hohenzollernspross es ist, welcher der Nation vorzeichnet, wo ihre neuen Aufgaben liegen, vorzeichnet die neuen Aufgaben auf dem Wasser und die Notwendigkeit, die Macht auf dem Wasser zu entwickeln.

Lassen sie mich das, was ich Ihnen vortrug, in ähnlicher Weise, wie ich hervorhebe, wie ich es vor einigen Jahren schon einmal in öffentlicher Versammlung getan habe, in ein paar gebundene Worte zum Schluss zusammenfassen:

Starke Flott' und starkes Heer,
Schwere Last! Doch nicht zu schwer,
Wo es gilt die deutsche Ehr',

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wo es gilt, dem deutschen Leben
Neuen Aufschwung fest zu geben!
Schwerer einst die Väter trugen,
Die sich mit den Wälschen schlugen
Um ihr armes Vaterland.
Wir, die Enkel, sollten klagen,
Könnten nöt'ge Last nicht tragen
In dem reich geword'nen Land?
Im neuen deutschen Vaterland
Von Alpenhöh'n zum Meeresstrand
Sei der Gedanke weit verbannt!

Präsident Herzog **Johann Albrecht** zu Mecklenburg: Es liegt sehr nahe, dass in einer Versammlung wie der heutigen, wo die Wogen der Begeisterung manchmal hochschlagen, einem leicht ein Wort entfährt, dessen Tragweite man sich nicht gleich klar macht. Ich möchte aber doch die Herren Redner bitten, bei ihren Ausführungen eine gewisse Vorsicht gegenüber fremden Staaten obwalten zu lassen und Kränkungen zu vermeiden. Wir haben hier nur die Aufgabe, die deutschen Interessen zu fördern.

Der deutsche Überseehandel.

Von **Max Schinckel,** Geschäftsinhaber der Norddeutschen Bank in Hamburg.

(Plenarsitzung am 10. Oktober, Vormittag.)

Vom deutschen Überseehandel soll ich Ihnen sprechen! In der Tat ein sympathisches Thema und nicht zum mindesten um deswillen, weil es fern von dem jetzt so vielfach ertönenden Parteihader erörtert werden kann. Ich brauche wohl nicht eine Resolution einzubringen, dahin lautend, dass ein möglichst ausgedehnter Überseehandel für Deutschland wichtig und unentbehrlich sei; denn es gibt wohl weder eine wirtschaftliche noch eine politische Richtung, welche das leugnen könnte, mit Ausnahme vielleicht vereinzelter ganz extremer Schutzzöllner oder ganz extremer Sozialdemokraten, die aus prinzipiellen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gründen auch den Überseehandel für verderblich oder überflüssig erklären möchten. In der Praxis aber werden auch die ersteren nicht auf eine Tasse Kaffee, Tee oder Kakao und noch weniger auf eine gute Havanna verzichten wollen, und würde man einen Vollblut-Sozialdemokraten von unserer Wasserkante fragen, ob er ohne Überseehandel existieren könne, so würde er glauben, dass man sich über ihn lustig machen wolle.

Erwarten Sie nun nicht, dass ich Ihnen über dieses für Deutschland so eminent wichtig gewordene Thema in den mir gegebenen 20 Minuten einen umfassenden Vortrag halten könnte; ich muss mich auf einige Betrachtungen beschränken, wie sie sich einem Praktiker aufdrängen, der seit 30 Jahren in mancherlei Berührung mit dem Überseehandel gekommen ist. Namentlich werde ich Sie nicht mit statistischen Zahlen überschütten. Handelsstatistik ist gewiss auch ein wichtiger und unentbehrlicher Zweig unseres Wissens geworden; aber ich stehe diesen Zahlen, die beweisen sollen, wie wir mehr und mehr den englischen Überseehandel zu überflügeln im Begriffe stehen, oder die beweisen sollen, wie sehr wir das Aufblühen von Antwerpen und Rotterdam zu fürchten haben, ausserordentlich skeptisch gegenüber. Ich will nur ein Beispiel der Irreleitung anführen. Viele Hamburger Dampfer laufen jetzt sowohl ausgehend wie einkommend Antwerpen oder Rotterdam an, um daselbst ihre Ladung zu komplettieren oder einen kleinen Teil derselben zu löschen. In der Hafenstatistik wird ein solcher Dampfer aber an allen drei Plätzen mit seinem vollen Tonnengehalt gezählt. Misst ein Dampfer 5000 *t* und löscht er davon in Antwerpen und Rotterdam 500 *t*, die in den meisten Fällen auch noch für den Rhein bestimmt sind, so wird er in diesen Häfen ebenso mit 5000 *t* gezählt, wie in Hamburg, wo er 4500 *t* löscht.

Ebenso bin ich im Gegensatz zu gewissen extremen Richtungen in unserem Vaterlande der Ansicht, dass wir trotz der statistischen Einbussen, die England von Jahr zu Jahr erleidet, noch mancherlei von dem englischen Überseehandel lernen können und dass, wenn auch eine „amerikanische Gefahr" für uns nicht besteht, wir doch alle Ursache haben, die Eroberungen, die Amerika auf diesem Gebiete macht, scharf im Auge zu behalten.

Extreme Anschauungen sind heutzutage überhaupt nicht mehr angebracht, weder optimistische noch pessimistische, am allerwenigsten auf wirtschaftlichem Gebiet. Wir leben in einer Zeit, in der grosse Unterschiede sich nicht mehr aufrechterhalten lassen, sondern mit elementarer Gewalt einem Ausgleich zutreiben. Wir leben in einer Zeit, ich möchte nicht gerade sagen, der Kompromisse, weil dieses Wort einen bitteren Beigeschmack hat, zum mindesten aber doch in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Zeit des Zusammenschlusses aller gleichartigen Interessen, und ein solcher Zusammenschluss pflegt auch nicht zu stande zu kommen, ohne dass beide Teile etwas nachgeben. Die Bildung grosser Interessengemeinschaften wird, so störend sie in einzelnen Fällen sein mag, durch den wirtschaftlichen Kampf aller gegen alle bedingt, und selbst die hohe Politik der Völker kann sich diesem nivellierenden Einfluss nicht entziehen, sie wird nicht mehr von persönlichen Neigungen oder Abneigungen diktiert, sondern sie ist in hohem Grade eine wirtschaftliche Politik geworden, ohne dass dabei das nationale Empfinden irgendwie zu kurz zu kommen braucht.

Was ist z. B. die jüngste Aktion der Mächte in China anders gewesen als ein gewaltiger Trust aller Grossmächte. Ihre gleichartigen wirtschaftlichen Interessen im Osten haben jenen engen Zusammenschluss herbeigeführt, der einerseits China zwang, sich zu fügen, ohne dass es zu einem ernstlichen Waffengang gelangen konnte, und der andererseits China vor einer Zerstückelung bewahrte, weil jede der Mächte den Hauptwert auf die wirtschaftliche Eroberung legte.

Es darf hiernach nicht Wunder nehmen, dass auch der deutsche Überseehandel in den letzten 50 Jahren grosse Wandlungen durchgemacht hat. Der Überseehandel ist längst herausgetreten aus seiner ursprünglichen Phase des Tauschhandels und der mehr individuellen Tätigkeit des einzelnen überseeischen Kaufmanns, der von einem Schutz seiner Interessen gar nichts wissen wollte, sondern froh war, wenn er fern vom Getriebe der zivilisierten Welt, möglichst von anderen unbemerkt einen im Verhältnis zu seinen Umsätzen reichlichen Gewinn erzielen konnte. Geschäftsgeheimnisse gibt es aber heute kaum noch, seitdem Kabelgramme von Stunde zu Stunde aller Welt verkünden, was an jedem Ort der bald zu klein werdenden Erde vorgeht. Immer weniger lassen sich intime geschäftliche Beziehungen an althergebrachte Formen und an persönliche Bekanntschaften knüpfen. Die Konkurrenz ist auch im Überseehandel so gewaltig gewachsen, dass sie derjenigen im einheimischen Handel kaum noch nachsteht. Nichts aber gleicht die Unterschiede zwischen Einkauf und Verkauf und damit den zu erzielenden Gewinn schneller und nachhaltiger aus, als eine auf den Flügeln der modernen Verkehrseinrichtungen von allen Seiten heranjagende Konkurrenz. Einen Ausgleich sucht die sinkende Gewinnquote zunächst in vergrösserten Umsätzen, und in der Tat drängt ja jetzt auch alles auf diese hin. Es darf nur nicht übersehen werden, dass noch ein dritter sehr wesentlicher Faktor den Handel beeinflusst, nämlich das mit den Umsätzen verknüpfte Risiko. Wachsen die Gefahren mit der Höhe der Umsätze und wird gleichzeitig die Gewinnquote immer mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herabgedrückt, so kann der Handel keine Fortschritte mehr machen, sondern muss zurückgehen und schliesslich ganz aufhören.

Hiermit gelange ich an einen sehr wichtigen Punkt, welcher der näheren Erörterung wert ist.

Wir sind in Deutschland nur zu sehr geneigt, die Gefahren, die jeder Überseehandel mit sich bringt, zu unterschätzen und alles Überseeische an dem Massstab der heimischen Verhältnisse zu messen. Hier in Deutschland verfügt der Handelsstand über ein vorzügliches Material zuverlässiger Menschen — Ausnahmen bestätigen nur die Regel —; unsere heimischen Geschäftstransaktionen basieren mehr auf Treue und Glauben, als in irgend einem anderen Lande; zudem haben wir den besten Gerichtsstand der Welt, neuerdings auch das beste Geld. Eine Kreditgewährung ist daher in Deutschland mit verhältnismässig geringem Risiko verknüpft. Ganz anders in den meisten überseeischen Ländern!

Es ist eine seltsame und eigentlich traurige Erfahrung, dass, je mehr der Handel in überseeischen Ländern durch die Konkurrenz in moderne Bahnen gelenkt wird, desto grösser auch die Unzuverlässigkeit der überseeischen Gläubiger wird. Die Fülle des Kredits, die namentlich von deutscher Seite — die Engländer sind darin viel zurückhaltender und nüchterner denkend — den unzivilisierten Ländern entgegengebracht wird, demoralisiert die überseeischen Völker und ihre Regierungen. Sind aber drüben erst Treue und Glauben verloren gegangen, so ist häufig alles verloren; denn die Gesetzgebung und die Gerichte pflegen gänzlich zu versagen. Kann man schon in manchen europäischen Ländern den Verlauf eines Rechtsstreits schwer ermessen, so braucht man in den meisten überseeischen Republiken romanischer Provenienz einen Prozess gar nicht erst anzustrengen, so sicher ist es, dass er mehr Geld kostet als einbringt.

Eine weitere Gefahr bietet die schwankende Valuta der meisten überseeischen Länder, welche auch den ehrlichsten Gläubiger an den Bettelstab bringen kann, weil es an legalen Mitteln fehlt, sich gegen diese Schwankungen zu schützen. Brasilien z. B. sah seine Valuta innerhalb zehn Jahren von 24 *d* auf 6 *d* fallen und innerhalb der letzten drei Jahre wieder auf 12 *d* steigen. Und endlich kommt noch für Deutschland mehr als für die konkurrierenden Länder die grosse Schwankung in den Preisen der überseeischen Produkte in Betracht. England, Frankreich, Belgien suchen Deckung gegen dieses Risiko in der Pflege des Terminhandels, unsere Gesetzgebung sucht denselben zu erschweren und zu verpönen.

Wie sollen wir nun aber allen diesen Gefahren begegnen? Dadurch, dass wir selbst hinausgehen, unsere Geschäfte drüben über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wachen und nach dem Rechten sehen, sowie dadurch, dass wir mit gleichberechtigten Nachbarn Hand in Hand gehen!

Wir sind daheim, so lange wir brauchbare Handelsverträge behalten, mit allen Vorbedingungen für einen blühenden Überseehandel ausgerüstet. Wir haben eine aufstrebende Industrie, die bereit ist, den Überschuss ihrer Produktion zum Weltmarktspreise zu exportieren; wir haben eine stark zunehmende inländische Bevölkerung, welche auf die Einfuhr aus dem Auslande angewiesen ist; wir haben dank dem freien Wettbewerb und der Tatkraft unserer Reederei beinahe einen Überfluss an Schiffahrtswegen, denen der Handel nur zu folgen braucht, und wir haben eine Regierung, die alles daran setzt, um den Handel überall mit der Flagge ihrer Kriegsschiffe zu schützen. Hiess es früher, dass zum Führen eines Krieges vor allem drei Dinge nötig seien, nämlich erstens Geld, und noch einmal Geld und zum drittenmal Geld, und mochte dasselbe Wort noch vor 50 Jahren auch für den deutschen Wettbewerb im Überseehandel gelten, so ist heute auch dieses Erfordernis erfüllt; denn es steht, seitdem Deutschland eine gesicherte Währung hat und damit allerersten Kredit geniesst, auch dem Überseehandel — und nur von diesem ist hier die Rede — eher zu viel als zu wenig Geld und Kredit zur Verfügung.

Dahingegen kann man getrost behaupten, dass es uns, um den Wettbewerb im Überseehandel noch siegreicher zu bestehen, auch heute noch an drei Dingen fehlt, nämlich erstens an Menschen und noch einmal an Menschen und zum drittenmal an Menschen.

Wir brauchen mehr Menschen, die aus eigenem Antrieb und mit Lust und Liebe über See gehen. Es wäre zu wünschen, dass unsere jüngere Generation sich mehr als bisher von dem Gedanken losmachen möchte, dass eine untergeordnete Stellung in Berlin auch der besten überseeischen Laufbahn vorzuziehen sei.

Wir brauchen intelligente Menschen und solche, die am meisten gelernt haben, für überseeische Stellungen. Es muss der Irrtum bekämpft werden, dass gerade die Minderbegabten gut genug seien, um über See zu gehen. Da der Überseehandel, wie wir gesehen haben, grössere Gefahren in sich birgt, als der einheimische, so müssen wir auch an die kaufmännische Ausbildung und Tüchtigkeit unserer überseeischen Vertreter grössere Ansprüche stellen.

Wir können daher drittens auch erst recht nicht im überseeischen Handelsstand alle diejenigen Elemente brauchen, welche aus den verschiedensten Ständen hervorgegangen, in Europa Schiffbruch erlitten haben, und nun glauben, drüben für jede Stellung tauglich zu sein. Wir dürfen nicht vergessen, dass unsere überseeischen Vertreter, gleichviel ob sie die Regierung, ob sie den Handel, die Reederei oder die Industrie zu vertreten haben, zugleich die Träger

deutscher Gesittung und deutscher Kultur sein sollen, und dass auch die Gefahr, sich gehen zu lassen, zu versumpfen oder zu versimpeln drüben eine viel grössere ist, als hier, wo doch so mancherlei fester Halt geboten wird.

Und nun komme ich zum Schluss mit wenigen Worten zu den besonderen Bestrebungen dieses Kolonialkongresses.

Sie alle, meine Herren, haben gewiss das richtige Gefühl gehabt, als Sie sich aus den verschiedenartigsten Gründen für Kolonialpolitik erwärmten. Ihre Bestrebungen sind in ihrem Endziel dieselben, wie diejenigen des deutschen Überseehandels; denn wir alle wollen „ein grösseres Deutschland" schaffen. Wir alle suchen nach überseeischen Plätzen an der Sonne, weil wir wissen, dass, wenn wir von dem Handel und Verkehr mit der Aussenwelt abgeschlossen würden, wir daheim zu einem Teil im eigenen Fett und an unserem besseren Wissen ersticken, zum grösseren Teil aber verhungern müssten und uns daher wahrscheinlich gegenseitig auffressen würden. Sie haben, so lange die Erde noch nicht ganz verteilt war, dahin gewirkt, dass Deutschland noch einige Kolonien erhalten hat. Sorgen Sie jetzt dafür, dass wir in bezug auf diese Kolonien nicht dieselben Fehler machen, die England früher in seinen Kolonien begangen hat. Unsere Kolonien müssen dadurch fest mit dem Mutterlande vereinigt werden, dass sie dieselben Rechte und Pflichten, dasselbe Geld und dieselbe Gerichtsbarkeit erhalten; es muss auch unserem besten Menschenmaterial Anreiz geboten werden, in unsere Kolonien zu gehen. Dann wird wenigstens dieser Teil unseres Überseehandels ein gesunder und gesicherter bleiben, und die Kolonien werden Stützpunkte werden für den deutschen Handel mit weiteren Interessengebieten.

Hier eröffnet sich Ihnen ein neues und weites Feld der Tätigkeit. Es werden ja schwerlich noch neue Kolonien oder ausschliesslich deutsche Interessengebiete auf friedlichem Wege zu erwerben sein. Aber gerade jetzt, nachdem Amerika durch Eroberung der Philippinen seine Monroe Doctrin selbst durchbrochen und einen kleinen Vorgeschmack von den Bitterkeiten eines Krieges zwischen Grossmächten erhalten hat, wird es mehr als bisher geneigt sein, in die Wege Deutschlands und Englands einzulenken, die ja dahin zielen, überall im Überseehandel die Meistbegünstigten zu sein und sich neue wirtschaftliche Interessengebiete zu erschliessen, ohne dieserhalb einen Krieg zwischen den Grossmächten zu entfesseln.

Zu einem Zusammenschluss zu Interessengemeinschaften werden sich demnächst noch häufig Gelegenheiten bieten. Wenn Deutschland, England und Amerika sich dann einig sind, so werden sie im stande sein, auch das korrumpierteste überseeische Land zur Ord-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung und zu internationaler Gesittung anzuhalten und wieder mehr Sicherheit in den gesamten überseeischen Handel zu bringen. Treten auch Sie, natürlich unter voller Wahrung der nationalen Selbständigkeit, aber auch unter Hintenansetzung persönlicher Antipathien für ein gutes und ehrliches Einvernehmen mit unseren beiden stammverwandten Konkurrenten auf wirtschaftlichem Gebiete ein! Dann werden Sie dem deutschen Überseehandel zu neuer Blüte und zu einer wirklich gesunden Entwickelung verhelfen!

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Erwerbungen in China.

Von Baurat **A. Gaedertz**, Direktor der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

In etwas mehr als Monatsfrist, am 14. November, werden fünf Jahre verflossen sein, seit die Mannschaften des deutschen Kreuzergeschwaders unter dem Befehl des Admirals von Diederichs Tsingtau besetzten und der erste Schritt zur Erwerbung einer deutschen Kolonie in Ostasien getan wurde. Am 6. März 1898 wurde der chinesisch-deutsche Staatsvertrag unterzeichnet und im gleichen Jahre die Grenzen des Schutzgebietes von Kiautschou festgelegt. Die Verwaltung wurde in die Hände des Reichs-Marineamts gelegt. Am 2. September 1898 wurde nach Ordnung der Landfrage seitens des Kaiserlichen Gouvernements und der Einleitung eines geregelten Zollverkehrs mit dem Hinterland das Schutzgebiet auf kaiserlichen Befehl als Freihafen dem Handel aller Völker geöffnet. Am 17. April 1899 wurde in Peking ein Abkommen über die Errichtung eines chinesischen Seezollamts in Tsingtau getroffen, welchem am 1. Juli 1899 die Vereinbarung über die vorläufigen zollamtlichen Bestimmungen für das deutsche Schutzgebiet folgte.

Durch diese Abmachungen sind dem Freihafen von Tsingtau auch die Vorteile eines chinesischen Vertragshafens erworben.

Mag in der Praxis das chinesische Seezollamt von Tsingtau noch Anlass zu vielerlei Klagen geben, welche durch ein grösseres Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegenkommen gegenüber den Kaufleuten und der Beförderung von Waren in das Innere Schantungs wohl ohne Schwierigkeit zu beseitigen wären, so muss doch die Errichtung des Seezollamts gerade in Tsingtau als diejenige Lösung bezeichnet werden, welche für den Handel von Nutzen sein muss und wird und welche zunächst dem Schutzgebiet zugute kommt, was bei jeder anderen Lösung voraussichtlich nicht in gleicher Weise der Fall gewesen wäre, da die Wahl eines anderen Platzes mit zwingender Notwendigkeit auch die Auswanderung des Handels nach demselben mit sich gezogen hätte.

In den fünf Jahren ist selbst nach dem Zeugnis wenig freundlich gesinnter Reisender, welche Tsingtau besucht haben, unter Aufwendung von Mitteln, die ohne Übertreibung als geringfügig gegenüber den z. B. von England und Russland bei Gründung neuer Hafenplätze aufgewendeten bezeichnet werden können, wirklich grosses geleistet worden.

Eine neue gesunde Stadt ist geschaffen worden; fahrbare Strassen sind schon in weiterer Umgebung der Stadt Tsingtau angelegt. Ein kleiner Dschunkenhafen ist vorläufig so weit fertiggestellt, dass er das sichere Löschen der in Leichter verladenen Güter gestattet; wenn er auch mit Bezug auf Tiefe für kleinere Dampfer noch zu wünschen übrig lässt, so wird diesem Fehler durch Vertiefung der Sohle auf einem grösseren Teil seiner Fläche demnächst abgeholfen werden, was mit Rücksicht auf die Benutzung desselben durch Küstendampfer und die stetig sich steigernde Dschunkenzahl, welche wiederum Tsingtau anlaufen, auf das Freudigste begrüsst werden muss. Der Ausbau des grossen Hafens, welcher eine Fläche von 293 *ha* einnimmt, ist durch den geschlossenen Steindamm derart gefördert, dass mit der Ausbaggerung und dem Bau der Molen in diesem Jahre begonnen werden konnte; die anfänglichen Schwierigkeiten in der Fundierung der Kaimauern haben den Fortschritt dieser wichtigsten Teile des Hafens etwas verzögert, doch steht zu hoffen, dass ein erster Teil der Südmole im Jahre 1903 so weit vollendet sein wird, dass an ihm auch grössere Dampfer anlegen können.

Vielseitige Angriffe hat der Gedanke, den Hafen an den gewählten Platz zu legen, hinterher zur Folge gehabt. Das Reichs-Marineamt hat sich in richtiger Erkenntnis der Wahl des Platzes nicht beirren lassen und den gefassten Plan energisch gefördert. Auch die Stimmen, welche in der Kritik der Massnahmen zu einem sehr absprechenden Urteil gelangen, werden nach dem Ausbau des Hafens und der Verbindung desselben mit der Bahn verstummen, soweit sie nicht überhaupt als Kolonialgegner alle Bestrebungen zur Hebung des heimischen Handels in fernen Ländern von vorne herein verdammen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ohne grosse Ausgaben ist nirgends ein entsprechender Gewinn zu erzielen; die dort angelegten Kapitalien werden aber mit dem reichen Hinterlande und dank der Eisenbahn voraussichtlich in kürzerer Frist, als dies an anderen überseeischen Plätzen der Fall war, eine sich stetig steigernde Frucht tragen, welche natürlich nicht sofort erwartet werden kann.

Bis zum Tage der kaiserlichen Verfügung, die Tsingtau zum Freihafen machte, besass die Provinz Schantung nur einen Vertragshafen, nämlich Tschifu, welcher im äussersten Norden der Provinz gelegen, allein von denjenigen Produkten des Landes erreicht werden konnte, deren Wert ein hoher war.

Einige Betrachtungen über die Werte des Handels der Häfen Tschifu und Tsingtau zeigen die Steigerung des Handels von Schantung in den letzten Jahren; an Stelle der normalen Steigerung ist im kritischen Jahre 1900 für Tschifu nur ein geringer Abfall des Handelsumsatzes eingetreten. Die Einfuhr beider Häfen betrug im Jahre 1899: 58 710 000 Mk., in 1900: 61 650 000 Mk., in 1901: 95 910 000 Mk., wovon auf Tsingtau in 1899: 6,9 pCt., in 1900: 14,6 pCt. und in 1901: 18,8 pCt. entfallen.

Von der Ausfuhr beider Häfen mit 34 200 000 Mk. für 1899, 36 390 000 Mk. für 1900 und 44 190 000 Mk. für 1901 kommen auf Tsingtau für 1899 7,9 pCt., für 1900 9,6 pCt. und für 1901 18,9 pCt.

Der Gesamtumsatz bezifferte sich in 1899 auf 92 910 000 Mk., in 1900 auf 98 040 000 Mk. und in 1901 auf 140 100 000 Mk., von welchen der Anteil Tsingtaus in 1899 7,3 pCt., in 1900 12,75 pCt. und in 1901 18,8 pCt. betrug.

Aus diesen Ziffern ist ersichtlich, dass Tsingtau sich schon in der kurzen Zeit eine zu beachtende Stellung Tschifu gegenüber errungen hat, obgleich in diesen Zahlen ein Einfluss der Bahn nicht angenommen werden darf, da der Güterverkehr auf der Bahn erst im letzten Quartal 1901 begann.

Die Provinz Schantung besitzt ausser dem Reichtum, den sein fruchtbarer Boden in zwei Ernten pro Jahr liefert, noch einen Schatz an Mineralien und Kohlen, welcher zum geringsten Teile erst erkundet sein dürfte. Bis jetzt haben alle diese Werte geschlummert. Eine grössere Ausbeutung verbot sich von selbst, da infolge der bedeutenden Entfernungen nach der See zu und der schlechten Wege allein Waren wie Seide und Strohgeflechte und an Bodenerzeugnissen der in China geschätzte Schantungkohl, das Obst sowie die Derivate von Bohnen und Sesam und schliesslich Erdnüsse ausfuhrfähig waren. Diesen schlossen sich gesalzenes Schweinefleisch sowie gesalzene Fische an.

Man darf mit Sicherheit erwarten, dass jeder weitere Schritt der Eisenbahn in das Hinterland westlich von Weihsien eine neue Gegend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Verkehre und dem Handel erschliesst; so wird noch voraussichtlich vor Ende des Jahres 1902 der Seidenhandelsplatz Tsingtschoufu und gegen Mitte 1903 der Hauptseidenmarkt Tschoutsun an die Eisenbahn angeschlossen sein. Das ganze Land westlich von Weihsien, welches die Schantung-Eisenbahn durchfährt, gehört zu den reicheren Teilen der Provinz Schantung, in welchem Weizen, Gerste, Goldhirse, Kauliang (Sorghum), Mais, Baumwolle, Hanf, Tabak und alle Gartenfrüchte in hervorragender Weise gedeihen, ausserdem liegt südlich von Tschoutsun die Industriestadt Poschan am südlichen Ende des gleichnamigen Kohlengebietes, wo neben der Eisengiesserei die Töpferei, Glasbläserei und Farbenindustrie in einer durch die Beförderungsschwierigkeiten beschränkten Blüte steht.

Das der Küste am nächsten gelegene Kohlenfeld südlich von Weihsien wird von der Eisenbahn durchfahren; in dem Förderschacht von Fangtse, welcher 170 *km* von Tsingtau entfernt liegt, ist bei 175 *m* Teufe ein 4 *m* mächtiges Flötz in ungestörter Lagerung festgestellt worden; ausserdem ist bei 140 *m* Teufe ein anderes Flötz von voraussichtlich ebenfalls beträchtlicher Mächtigkeit durchfahren worden, über dessen Bedeutung ein abschliessendes Urteil wegen vorliegender Störungen noch nicht hat gewonnen werden können. Die angefahrene Kohle ist in der Hauptsache gasreich und für Kesselheizung gut brauchbar; stellenweise ist infolge des Durchbrechens von Eruptivgestein die Kohle anthracitisch verändert.

Die auf eine Förderung von 200 000 bis 250 000 *ts* berechnete Anlage wird noch im Laufe dieses Jahres in Betrieb genommen und damit mit dem Monopol der japanischen Kohle, welche bisher in Tsingtau wie anderen Hafenplätzen der chinesischen Küste den Markt beherrschte, der Kampf aufgenommen werden.

Durch maschinelle Verladungseinrichtungen, welche auf den Molen des grossen Hafens von Tsingtau geplant sind, soll die Verschiffung der Schantungkohle so leicht und billig als möglich bewerkstelligt werden.

Die Bohrungen im Hsiaufuhotale zwischen Tschoutsun und Poschan gehen emsig voran; die in den chinesischen Schächten nur im Ausgehenden der Flötze abgebaute Kohle hat bei den Heizversuchen so günstige Ergebnisse erzielt, dass auf dieselbe trotz der nicht unbedeutenden, etwa 320 *km* betragenden Entfernung von der Küste grosse Hoffnungen gesetzt werden dürfen. Die Förderung dieser Kohle wird aller Voraussicht nach im Jahre 1904 begonnen werden können.

Neben diesen Kohlengruben darf das Vorkommen eines hochprozentigen Magneteisensteines im nördlichen Schantung und in nächster Nähe der Eisenbahn nicht ausser acht gelassen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den fernerliegenden Kohlen- und Erz- etc. Vorkommen im südlichen Schantung verbietet mir die knapp zugemessene Zeit hier zu sprechen.

Die wichtigsten Einfuhrartikel sind zunächst Baumwollwaren, unter denen das japanische Garn und amerikanische Gewebe den Hauptplatz einnehmen, sodann amerikanisches Mehl und Petroleum, ferner Zucker und Opium als fremdländische Einfuhr an erster Stelle stehen; aus den südlichen chinesischen Häfen kommt die Einfuhr von Baumwollwaren und roher Baumwolle trotz der eigenen Erzeugung Schantungs, ferner die Einfuhr von Papier, Seidenwaren, Reis und Zucker vor zahlreichen anderen Produkten.

So wenig wie Schantung je ein Land werden wird, nach welchem eine deutsche Auswanderung erfolgen kann, so sehr wird der deutsche Kaufmann durch die Erschliessung des Landes gewinnen können, wenngleich es schwer halten wird, die für verschiedene Gegenstände schon festgesetzte Konkurrenz anderer Völker zu bekämpfen. Dank dem weitausschauenden Blick des Reichs-Marineamts wird der Entwickelung der Industrie im Schutzgebiete Kiautschou die wärmste Förderung zu Teil und ihr nach Möglichkeit eine freie Entwickelung gewährt. Die beste Gewähr für das weitere Gedeihen der Kolonie ist die Stetigkeit in der Anlage und dem Ausbau derselben; dank den herrschenden Anschauungen finden die industriellen Unternehmungen dort jederzeit einen Rückhalt für berechtigte Wünsche; dabei haben in den letzten Jahren die Kaiserlich chinesischen Generalgouverneure durch die getroffenen Massregeln bewiesen, dass sie zum Besten der Bewohner ihrer Provinz den Wert neuer Kulturmittel erkannt haben und deren Gedeihen zu fördern bestrebt sind.

Die Eisenbahn und der durch sie erleichterte Einzug neuer industrieller Unternehmungen muss in einem Lande, welches eine rastlos fleissige Bevölkerung besitzt, eine wirtschaftliche Hebung sowohl in ackerbaulicher wie industrieller Hinsicht nach sich ziehen, namentlich, wenn man es zu erreichen versucht, dass im Ackerbau eine grössere Sorgfalt auf die Auswahl nur bester Sämereien verwendet wird.

Mit dem damit anwachsenden Verkehre wächst die Möglichkeit eines grösseren Verdienstes der arbeitenden Bevölkerung und gleichzeitig der Wohlstand des einzelnen Bewohners. Die Kauflust wird eine grössere und mit ihr nimmt die Einfuhr zu; an unseren Kaufleuten, welche in vielen schwierigen Verhältnissen es verstanden haben, durch gute Waren und ihr Verständnis den Bedürfnissen und Wünschen der jeweiligen Landesbewohner sich anzupassen und in friedlichem Wettkampf seit Jahrzehnten eingesessene Mitbewerber zu überwinden, wird es liegen, frühzeitig vorzusorgen, damit ihnen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anteil an der Entwickelung des Handels nicht entgeht. Man darf überzeugt sein, dass die deutschen Kaufleute auch diesmal den geeigneten Augenblick nicht verpassen werden.

Die Eröffnung der Eisenbahn zieht aber weiterhin mit Sicherheit ein gesteigertes Bestreben nach sich, den Boden des Landes zu ergiebigeren Erträgnissen zu bringen, d. h. anstatt der Feldfrüchte höher bewertete Erzeugnisse zu erzielen. Für die schliessliche Erreichung dieses Zweckes bürgt der jedem Chinesen innewohnende Erwerbssinn, welcher bei der Sorge der Leiter der Eisenbahn für die möglichste Anpassung der Tarife an die Bedürfnisse zu einer grösseren Ausfuhr führen wird.

Der Befehl unseres erhabenen Kaisers hat uns zunächst Fuss in Ostasien fassen lassen und alsdann die Schritte geebnet, um dort einen festen Stützpunkt zu schaffen. Die bedeutendsten Institute des Heimatlandes haben mit der heimischen Industrie gemeinsam das Werk der Erschliessung Schantungs begonnen und zu einem ansehnlichen Teile durchgeführt. Manche, die zu einer neuen Tätigkeit hinausgezogen sind, sind draussen in der Erfüllung ihrer Pflicht gestorben. Andere haben das ihnen zugewiesene Arbeitsfeld verlassen. Wieder andere haben geglaubt, dort rasch sich einen Weg zum Reichtum zu machen; diese haben sich dann enttäuscht und verbittert zurückgezogen und meinen, durch eine fast immer einseitige Kritik des draussen in mühevoller Arbeit Geschaffenen dem Gedeihen der Kolonie einen Dienst zu leisten.

Die Offiziere, Beamten und Kaufleute, die draussen hingestellt sind, haben ein hohes Ziel zu erfüllen. Derjenige, der seinen Posten, auf den er gestellt ist, ganz ausfüllt, und möge er auch noch so klein sein, ist in seiner Art gross und verdient volle Anerkennung und uneingeschränkte Achtung.

Die Bedeutung der Baumwolle in der Weltwirtschaft.

Von **Emil Stark,** Direktor der Chemnitzer Aktienspinnerei, Chemnitz.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Es ist mir die ehrenvolle Aufgabe gestellt worden, vor dieser hochansehnlichen Vereinigung von Freunden unserer Kolonialbestrebungen über die Bedeutung der Baumwolle in der Weltwirtschaft einen kurzen Vortrag zu halten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn von den geehrten Herren Veranstaltern des Kolonialkongresses bei der der Sektion 7 übertragenen Beratung volkswirtschaftlicher, mit den Kolonialbestrebungen zusammenhängender Fragen besonders die Baumwolle zum Gegenstand einer der Vortragsaufgaben gewählt wurde, so glaube ich annehmen zu können, dass der Grund dieser Wahl erstens auf der hervorragenden Rolle, welche die Baumwolle in der Weltwirtschaft spielt, und zweitens auf der Tatsache beruht, dass bei keinem anderen Produkte der Kolonien eine so innige Verbindung zwischen kolonialen Interessen, Industrie, Handel, Schiffahrt und Staatswirtschaft stattfindet, weil ferner unseren kolonialen Bestrebungen vielleicht auch kein höheres Ziel winkt, als die Versorgung unserer heimischen Industrie mit wenigstens einem Teile dieses wichtigsten Rohstoffes.

Erwarten Sie von mir keine umfassenden Darlegungen über die so interessante Aufgabe. Es würde dies eine dankbare Arbeit für einen zünftigen Nationalökonomen sein, welche Bände umfassen würde. Ich muss mich darauf beschränken, die volkswirtschaftliche und industrielle Bedeutung der Baumwolle hervorzuheben und der so wichtigen Frage der Baumwollversorgung etwas näher zu treten.

Gestatten Sie mir zuerst einen kurzen geschichtlichen Rückblick. Die Baumwolle ist nun schon seit mehr als zwei Tausend Jahren bekannt und wurde schon lange vor unserer Zeitrechnung in Indien und Syrien zu Bekleidungsstoffen verwendet; dagegen ist ihre Verwendung im grossen im Gegensatz zur Seide und Schafwolle, zu Flachs und Hanf verhältnismässig neueren Ursprunges. Selbst in China, nach Indien dem grössten Baumwollkonsumlande, ging die Masse der Bevölkerung erst vor ca. 600 Jahren zur Baumwollbekleidung über. Nach Europa kam die Baumwolle von Kleinasien schon zu den Zeiten der römischen Kaiser; eine grössere Ausdehnung des Konsums wurde jedoch erst durch die Araber und die Kreuzzüge in Italien und Spanien angebahnt. Im 16. Jahrhundert nahm Deutschland in der Verarbeitung der Baumwolle die erste Stelle ein, Konstanz, Ulm, Augsburg, Nürnberg, Chemnitz, Plauen spannen und verwebten grosse Mengen Baumwolle und trieben einen schwunghaften Handel damit.

Leider ging dieser erfreuliche Vorsprung des deutschen Baumwollgewerbes bald an Holland verloren, dem England dann folgte und bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seinen Vorrang behauptete. Jetzt stehen im Bezug auf die Höhe des verarbeiteten Quantums die Vereinigten Staaten von Nordamerika an der Spitze, dann folgt der europäische Kontinent und erst an dritter Stelle folgt England. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, dass ein gewisser Zusammenhang zwischen der politischen und kulturellen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutung der Völker und ihrer Beherrschung des wichtigsten Bekleidungsstoffes bestünde.

Dieser Zusammenhang zwischen politischer Machtstellung und Beherrschung der Baumwollversorgung erscheint in der neueren Geschichte vielfach erwiesen. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die Kontinentalsperre, durch welche Napoleon, ein ebenso tief blickender Sozialpolitiker als genialer Feldherr, England an seiner verwundbarsten Stelle, dem Monopol für die Versorgung des Kontinents mit Baumwollwaren, treffen wollte und auch tatsächlich getroffen hat. Die Entwicklung der festländischen Baumwollindustrie ist eigentlich sein Werk. Ich erwähne ferner, als mit Baumwolle mehr oder minder in Zusammenhang stehend, den Krimkrieg, welcher Russland die Zufuhr englischer Baumwollfabrikate verschloss und es zwang, Versuche mit der Baumwollkultur in seinen zentralasiatischen Gebieten zu machen, ferner die Meuterei in Indien, hervorgerufen durch das Elend der indischen Bevölkerung infolge der Vernichtung der einst blühenden Baumwollindustrie, — den furchtbaren Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten mit der darauf folgenden Cotton Famine in England, — die Besetzung Ägyptens durch die Engländer, — die Erwerbung Turkestans und Bokharas durch die Russen.

Kein anderer Welthandelsartikel hat gewiss in so tief einschneidender Weise die Politik direkt oder indirekt beeinflusst. Es darf uns dies auch nicht Wunder nehmen, wenn wir folgende Zahlen berücksichtigen.

Die Baumwollernten der Welt betragen jetzt rund 16 – 17 Millionen Ballen à ca. 200 *kg* netto. Das Kilo mit einer Mark angenommen ergibt einen Wert für die Jahresproduktion von Baumwolle von ca. 3 400 Millionen Mark, zuzüglich der Nebenprodukte als: Baumwollsaat und Baumwollsaatöl, Linters usw., von ca. 3 600 Millionen Mark.

Davon liefern:

	im Werte von ca.
durchschnittlich ca. 11 Mill. Ball. (500 lbs.) die Vereinigten Staaten von Nordamerika . .	2 200 000 000 Mk.
durchschnittlich ca. $3^1/_2$ Mill. (400 lbs.) Ballen Indien	500 000 000 „
durchschnittlich ca. 1 Mill. Ball. China und Korea	200 000 000 „
durchschnittlich ca. 1 Mill. (700 lbs.) Ball. Ägypten	300 000 000 „
Zu übertragen . . .	3 200 000 000 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übertrag	3 200 000 000 Mk.
durchschnittlich ca. $^1/_2$ Mill. Ball. Centralasien	100 000 000 „
durchschnittlich $^1/_2$ Mill. bis 600 000 Ball. Brasilien, die Levante, Mexiko, Peru, Persien, Afrika ausser Ägypten, Fidji	100 000 000 „
Zusammen ca. 17 Mill. Ball.	3 400 000 000 Mk.
dazu Wert der Baumwollsaat à 8 Mill. Tonnen à 8 Doll.	250 000 000 „

Man ersieht hieraus, in welcher Höhe der Baumwollanbau den Wohlstand der produzierenden Länder fördert.

Das Gewicht der jährlichen Baumwollernten von ca. 17 Millionen Ballen beträgt ungefähr 64 Millionen Centner.

Ungefähr zwei Drittel der gesamten Baumwollernten müssen, bevor sie versponnen werden, Frachten per Achse, auf Flüssen und Bahnen, auf dem Ozean und wieder auf dem Lande tragen. Für die amerikanische Baumwolle beträgt die Fracht zum Beispiel von der Plantage bis zur Spinnerei in Europa durchschnittlich 6 Mk. pro Centner. Angenommen nun, dass 6 Millionen Ballen Baumwolle in der Nähe ihrer Pflanzungen, $10^1/_2$ Millionen aber über See verarbeitet werden, so würde die Bewegung dieser Baumwollmassen eine jährliche Auszahlung von Frachten in Höhe von 300 Millionen Mark veranlassen. Die $10^1/_2$ Millionen Ballen zur See verladene Baumwolle würden, eine Schiffsladung zu 5000 Ballen angenommen, 2000 Dampfer bei einmaliger Fahrt zu ihrem Transport beanspruchen.

Die Gesamternten von 17 Millionen Ballen würden, wenn ein Hektar durchschnittlich einen halben Ballen hervorbringt (von $^1/_6$ in Indien bis zu einem ganzen Ballen in Texas und Ägypten) eine Gesamtanbaufläche von 320 000 *qkm* ergeben, was ungefähr der Gesamtfläche des Königreichs Preussens entspricht. Ungefähr 15 Millionen Menschen sind mit dem Anbau der Baumwolle durchschnittlich beschäftigt. Die Verarbeitung der Baumwolle dürfte jetzt durch 120 Millionen Spindeln und 3 Millionen Webstühle mit $2^1/_2$ Millionen Arbeitern, ausser der gewaltigen Hausindustrie in China, Japan, Indien u. s. w., erfolgen.

Nehmen wir die mittleren Anlagekosten (inkl. Gebäude, Motoren usw.) einer Spindel von 50 Mk. (von 25 Mk. in England bis 100 Mk. in Russland), die eines mechanischen Webstuhles mit 1000 Mk. an, so würde in der Baumwollindustrie der Welt ein Kapital von

in der Spinnerei . .	6 Milliarden,
in der Weberei . . .	3 „
im Nebenbetriebe . .	1 „
	10 Milliarden

investiert sein, ausser den so bedeutenden Betriebskapitalien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angenommen, dass in der Hausindustrie an Spinnrädern, Handstühlen u.s.w. $1^1/_2$ Millionen Arbeiter beschäftigt werden, was allein für China zu wenig sein dürfte, und 500 Mk. als durchschnittlichen Jahreslohn geschätzt, so ergibt sich eine Gesamt-Jahreslohnsumme von 2000 Millionen Mark an Baumwoll-Industriearbeiter.

Zu den mit dem Anbau und der Verarbeitung der Baumwolle beschäftigten Menschen treten noch die im Handel und der Verfrachtung von Baumwolle und Baumwollfabrikaten tätigen Personen, so dass wir nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, dass der 60. Teil der Gesamtbevölkerung der Erde sich durch die Baumwolle den Lebensunterhalt erwirbt. Gegenüber den anderen Textilstoffen hielt Baumwolle in der Verarbeitung einen wahren Siegeszug. Der Bedarf pro Kopf der Bevölkerung in Deutschland stieg zum Beispiel von $^1/_3$ *kg* in 1840 auf 5 *kg* 1895 und 6 *kg* 1900. Der Konsum der Schafwolle, der Anfang des Jahrhunderts den an Baumwolle um das Doppelte überstieg, ist jetzt auf nur ca. 2 *kg* pro Kopf, also $^1/_3$ des Baumwollkonsums herabgegangen, d. h. richtiger nur in diesem Verhältnis geringer gestiegen.

Von dem im Jahre 1897 ausgewiesenen Wert der deutschen Textilfabrikation von (Halb- und Ganzfabrikaten) ca. 2 750 Millionen dürfte der Menge nach die Baumwollindustrie die Hälfte, dem Werte nach ein Dritteil repräsentieren.

Ich glaube die Bedeutung der Baumwolle für die Weltwirtschaft vorstehend genügend skizziert zu haben. Jedoch auch in sozialer und technischer Beziehung war die Baumwolle von hoher Einwirkung. Nur durch die Baumwolle ist es möglich geworden, ein genügendes Bekleidungsmaterial für ca. 1200 Millionen Menschen, welche ausschliesslich oder teilweise die Baumwolle zur Bekleidung verwenden, zu schaffen.

Wolle, Seide und Leinen wären für diesen Massenkonsum nicht ausreichend, oder zu teuer geworden. Die Baumwolle ist daher eine der wohltätigsten Gaben, welche die Erde ihren Bewohnern geschenkt hat, und es bleibt ein unvergängliches Verdienst der grossen amerikanischen Republik, dass sie durch Fleiss und Intelligenz ihrer Pflanzer und Farmer dem gesegneten Boden Amerikas Ernten in so gewaltiger Höhe hervorgelockt hat, um beinahe 2 Drittteile der Menschheit mit Stoffen aus Baumwolle zu bekleiden und sie dadurch zu einer höheren Kulturstufe emporzuführen.

Die Verarbeitung der Baumwolle zu Gespinsten und Geweben bezeichnete aber auch einen grossen technischen Fortschritt. Die Spinnereien und Webereien für Baumwolle waren die Anfänge der jetzigen auf dem Gebrauch der Maschinen und der Kraftanlagen aufgebauten Grossindustrie. Es sind jetzt 100 Jahre her, seit in Deutschland und zwar zuerst in Sachsen, die ersten mechanischen Baumwollspinnereien entstanden, und es geziemt sich wohl an dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stelle die Namen der Pioniere der deutschen Baumwollfabrikation — Bernhardt, Wöhler, Evans in Chemnitz und Geyer — zu nennen. Sie waren die Ersten in unserer Entfaltung der Grossindustrie, unserer Maschinenindustrie. Gestatten Sie mir nun, zu den einzelnen Produktionsgebieten überzugehen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika

produzierten im vergangenen Jahre auf einer Fläche von ca. 27 500 000 Acres eine Ernte, welche, je nachdem das eigentliche Wachstum oder die in den Handel gekommenen Quantitäten berücksichtigt werden, auf 10 380 000 oder 10 680 000 Ballen geschätzt wird. Das grösste je in den Vereinigten Staaten erzeugte Quantum kam im Baumwolljahre 1898/99 auf einer Fläche von ca. 25 Millionen Acres auf 11 256 000 Ballen. Die bisherige grösste Erntemöglichkeit wäre daher bei dem jetzt um ca. 10 pCt. grösseren Areal ca. 12½ Millionen Ballen. Natürlich ist dieses Quantum von der Witterung, von dem Stande der Pflanze abhängig, der dieses Jahr mit 58,53 pCt. gegen 75,4 pCt. 1898, also 17 pCt. niedriger angegeben ist, so dass also wieder eine Ernte von ca. 10½ Millionen Ballen zu erwarten wäre.

Der Konsum der amerikanischen Baumwolle war im Vorjahre wie folgt: Ernte angenommen mit 10 700 000 Ballen:

Ver. Staaten Norden		2 264 406	Ball.
Ver. Staaten Süden		1 942 881	„
	Insgesamt	4 207 287	Ball.
Canada		114 561	„
ca. 40 pCt.	amerikanischer Konsum	4 321 848	Ball.
„ 25 „	Grossbritannien	2 600 000	„
„ 33 „	Kontinent (davon 33½ pCt. Deutschland 1 200 000)	3 578 000	„
„ 2 „	Japan, China, Mexiko usw.	200 000	„
ca. 100 pCt.		10 700 000	Ball.

Den amerikanischen Konsum mit 40 pCt. der amerikanischen Ernte angenommen gegen 30 pCt. 1890 und 20 pCt. 1860 würde andeuten, dass in 50—60 Jahren die amerikanische Spinnerei und Weberei bei gleichem Fortschritt die amerikanische Ernte selbst aufbrauchen würden. Schon beträgt in den Baumwollstaaten

	Ernte 1899/1900	Verbrauch 1900
Virginia	10 000 Ballen	38 118 Ballen
Nordcarolina	400 000 „	404 148 „
Südcarolina	874 000 „	485 000 „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Verbrauch ist in Nordcarolina grösser als die Ernte, in Südcarolina bald 55 pCt. derselben.

In Indien betrug die Baumwollernte im Vorjahre ca. 3 430 000 Ballen. Davon exportierte Indien

1 pCt.	nach England	ca.	30 000 Ballen
21 „	„ dem Kontinent	„	730 000 „
25 „	„ Japan und China . . .	„	860 000 „
41 „	heimischer Konsum in indischen Spinnereien	„	1 400 000 „
12 „	häuslicher Konsum in Indien .	„	410 000 „
100 pCt.		ca.	3 430 000 Ballen

Der Bedarf im Osten (Indien, China und Japan etc.) beträgt daher jetzt 78 pCt. gegen ca. 40 pCt. im Jahre 1885.

Auch in dem zweitwichtigsten Baumwollgebiete der Welt liegt daher die unaufhaltsame Tendenz vor, die Baumwolle selbst oder in der Nähe zu verarbeiten und der prozentuale Anteil, welcher für Europa übrig bleibt, wird relativ immer kleiner.

Ägypten.

Die ägyptische Ernte beträgt durchschnittlich ca. 6 000 000 Cantars oder 1 200 000 Ballen à 500 lbs. oder 850 000 à 700 lbs. auf einer Ackerfläche von 1 500 000 Acres. Es werden daher ca. $^3/_4$ amerikanische Ballen pro Acker gegen $^2/_5$ in Amerika erzeugt.

Davon gehen

ca. 47 pCt. nach Grossbritannien,
„ 42 „ „ dem Kontinent,
„ 8 „ „ den Vereinigten Staaten, Japan, Indien.

Neuerdings sind auch 3 Spinnereien in Ägypten entstanden oder geplant, trotz des Widerstrebens der Engländer.

China.

China verbraucht seine ganz bedeutende Baumwollproduktion (ca. 1 300 000 Ballen) zum grössten Teil in seiner vielseitigen Hausindustrie, zum kleinsten Teil in den neu errichteten ca. 500 000 Spindeln umfassenden Spinnereien. Nur 10 pCt. der Ernte wird exportiert, hauptsächlich nach Japan.

Centralasien, Transkaukasien liefert seine jetzt ca. 6—700 000 Ballen betragende Produktion, welche erst dank der Fürsorge der russischen Regierung unter dem Schutze von Einfuhrzöllen für fremde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baumwolle etc. entstanden ist, fast ausschliesslich an die russischen Spinnereien.

Brasilien, Peru, Haiti, Guyana, Persien, die Levante liefern pro Jahr ca. 300 000 Ballen

zu $^2/_3$ nach dem Kontinent,
„ $^1/_3$ „ Grossbritannien.

Neuerdings sind in Brasilien mehrere grosse Spinnwebereien entstanden, die schon einen beträchtlichen Teil der Ernte selbst konsumieren.

Gehen wir von den Baumwollproduktionsgebieten kurz zu den Konsumländern über, so stellen sich uns folgende Gruppen dar:

Nordamerika (Vereinigte Staaten und Canada).

Konsum ca. 4 300 000 Ballen pro Jahr
gegen 2 000 000 „ 1882

vollständig (bis auf wenige 50 000—70 000 Ballen ägyptische oder 1—2 pCt.) durch eigene Erzeugung gedeckt. Bei jetzigen Preisen verdient Amerika jedes Jahr ca. 1 Milliarde Mark an Baumwolle, die Anbaukosten bereits abgerechnet. Es hat so zu sagen das Weltmonopol für Baumwolle in der Hand.

England ist ihm jedes Jahr mit ca. 600 Millionen Mark
Deutschland „ „ „ „ 260 „ „
tributpflichtiger Abnehmer.

Ist die Ernte nur mittelgross, sind die Geschäfts- und Geldverhältnisse in den Vereinigten Staaten gute, so diktiert es einfach die Preise, gleichgültig, ob die Geschäftslage in England, Deutschland etc. gut oder schlecht sei, ob die Lage der Bevölkerung die Anlegung höherer Preise für Kleidung etc. gestattet oder nicht. Gerade diese Verhältnisse dürften mit eine Erklärung für die beispiellos schlechte Lage der kontinentalen, teilweise auch der englischen, Spinnerei in den abgelaufenen drei Jahren bilden.

Hochwichtig erscheint bei der Entwickelung des amerikanischen Konsums die Tatsache, dass bei weitem die stärkste Zunahme des Konsums in den baumwollpflanzenden Südstaaten, also gerade innerhalb der Baumwollfelder, stattgefunden hat, und dass sich die gesponnene Durchschnittsnummer immer mehr verfeinert.

Es betrugen:

	im Süden			
	Spindeln	Stühle	No.	Kons.
1901/1902 . .	6 408 974	142 000	19	1 942 000
1879/1880 . .	561 300	12 329	13	188 748

	im Norden			
	Spindeln	Stühle	No.	Kons.
1901/1902 .	15 150 000	—	—	2 264 000
1879/1880 .	10 950 000	—	—	1 375 000

Der Konsum hat sich daher im Süden mehr als verzehnfacht, im Norden knapp verdoppelt. Im Süden stellt sich die Baumwolle $^1/_2$—1 Cent billiger als im Norden. Gerade jetzt wird in Kansas die grösste bestehende Spinnweberei mit 12 000 Stühlen und 500 000 Spindeln errichtet, mit einem Jahreskonsum von 170 000 Ballen Baumwolle, also bald so viel als wie der ganze Süden vor 22 Jahren verbrauchte, für Waren zum Export nach China und Japan.

Grossbritannien.

Konsum	1900/1901 . .	3 269 000 B	46 100 000	Spindeln
„	1890/1891 . .	3 200 000 „	45 350 000	„

Englands Konsum und Spindelzahl hat demnach in 10 Jahren sehr wenig zugenommen.

Die Versorgung Englands erfolgt mit:

75 pCt. von den Vereinigten Staaten,
22 „ „ Ägypten,
3 „ „ Brasilien, Indien etc.

Da England jedoch Besitzer Indiens und de facto auch Ägyptens ist und ihm im Sudan, neuesten Nachrichten zufolge, 15 Millionen Acres fruchtbarstes Baumwolleland zur Verfügung stehen, ist seine Lage bei einem Versagen der amerikanischen Zufuhr nicht so verzweifelt wie die der andern Länder. Wenn es im Kriegsfalle die See beherrscht, könnten die von Indien pro Jahr exportierten 1 500 000 Ballen, die ägyptischen 1 200 000 Ballen seine Spinnereien zur Not vor völligem Stillstand bewahren. Immerhin ist für England auch die Frage der Baumwollversorgung eine höchst brennende, und dass dies anerkannt wird, werde ich weiterhin ausführen.

Das russische Weltreich

hat jetzt ca. 7 Millionen Spindeln. Sein Baumwollkonsum dürfte ca. 1 300 000 Ballen betragen, wovon

50 pCt. Nordamerika,
10 „ Ägypten und Indien,
40 „ aber Zentralasien, Transkaukasien und etwas Persien

liefern dürfte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Jahre 1890 war das Verhältnis noch

62 pCt. Nordamerika,
10 „ Indien und Ägypten,
28 „ Mittelasien,

während vor ca. 30 Jahren 50 000 *dz* von letzteren Gebieten geliefert wurden. Russland hat daher durch seine zielbewussten Massnahmen innerhalb ca. 25 Jahren sich beinahe für die Hälfte seiner Baumwollversorgung vom Auslande unabhängig gemacht.

Indien.

Spindelzahl 4 945 000, deckt seinen Bedarf ausschliesslich mit selbst erbauter Baumwolle, ist dadurch jedoch zur Grobspinnerei gezwungen des kurzen Stapels der indischen Baumwolle wegen. Neuerdings sind erfolgreiche Versuche mit Verspinnen amerikanischer und ägyptischer Baumwolle gemacht worden. (Künstliche Luftbefeuchtung.) Die indische Ernte könnte leicht quantitativ und qualitativ verbessert werden.

Japan

hat 1 273 000 Spindeln und verbrauchte 350 000 indische, 70 000 chinesische, 300 000 amerikanische, 10 000 Ballen ägyptische Baumwolle.

China

produziert ca. 1 300 000 Ballen Baumwolle selbst, wovon 130 000 exportiert, vielleicht 150 000 in den 8 chinesischen Spinnereien mit ca. 500 000 Spindeln und 1 000 000 im Innern verarbeitet werden.

Es verbleibt uns nur noch der grosse europäische Kontinent ohne Russland mit ca. 26 000 000 Spindeln und einem Baumwollkonsum von 3 100 000 Ballen, für dessen Deckung er völlig auf

Amerika	mit vielleicht	65	pCt.
Ägypten	„ „	10	„
Indien	„ „	20	„
Diverse	„ „	5	„

angewiesen ist.

Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien, alle diese Staaten befinden sich in derselben Lage völliger Abhängigkeit ihrer Baumwollversorgung von Amerika, Ägypten und Indien, also England. Es bricht die Erkenntnis dieser gefährlichen Lage auch überall hervor und werden allenthalben Anstrengungen gemacht, durch Anbauversuche in den beherrschten Kolonialgebieten eine allmähliche Emanzipation vorzubereiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frankreich unternimmt nach fehlgeschlagenen Versuchen auf den Antillen und Algier solche mit besserem Erfolge im französischen Sudan und Hinterindien.

Italien hat jetzt bereits grössere Baumwollsendungen aus Erythrea empfangen.

Um auf **Deutschland** selbst einzugehen, nehme ich seine Spindelzahl mit der Vigognespinnerei zu 8 300 000, seinen Baumwollkonsum mit ca. 1 400 000 Ballen an.

Es wurden im Jahre 1900 insgesamt 313 155 Tonnen (was obigem Quantum entspricht) im Werte von 318 000 000 Mk. eingeführt, davon

256 235 Tonnen	aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika	81 pCt.
25 212 Tonnen	aus Ägypten	7 „
25 838 „	„ Britisch Indien . . .	8 „
Rest Diverse	. . . . .	4 „

Stellen wir uns nun folgende Vorgänge vor: Eine Missernte in den Vereinigten Staaten, welche z. B. statt einer Ernte von 11 Millionen Ballen nur 9—10 Millionen Ballen ergeben würde, wovon die Staaten selbst die Hälfte sich sichern würden.

Es blieben dann für England und die anderen Länder ca. 5 Millionen gegen einen Verbrauch von ca. 6—6½ Millionen Ballen übrig. Grössere Reservevorräte sind nirgends vorhanden. Die europäische Spinnerei ist völlig ausgeleert von Vorräten, wie die noch nicht dagewesenen grossen Exporte von Amerika jetzt beweisen. Die sichtbaren Weltvorräte an amerikanischer Baumwolle betrugen am 30. August d. J., dem Ende des Baumwolljahres, nur 779 000 Ballen, wovon ein grosser Teil als Deckung für die Termingeschäfte, welche die effektiven Ernten in ihren Umsätzen oft um das Zehnfache übersteigen, nicht angegriffen werden können. Es blieben für die Spinnerei der Welt daher ca. 500 000 Ballen übrig, also gerade eine Versorgung für zwei Wochen. Die Situation wäre daher schon bei einer Missernte in Amerika entschieden unheimlich. Nehmen wir weiter folgende Fälle an: Einen Krieg Amerikas mit einer ersten Seemacht, welche eine Blockade der amerikanischen Häfen durchsetzen könnte, oder ein noch stärkeres Anwachsen, als von mir selbst vorgesehen, der amerikanischen Spinnerei und Weberei. Nach vorhergehenden Ausführungen würde Amerika bei gleichem Fortschritt erst in 60 Jahren seine Baumwollproduktion selbst konsumieren, bei Erbauung von Spinnereien zu 500 000 Spindeln wie jetzt in Kansas, dürfte die Sache schneller vorwärts gehen; ferner: Die Bildung eines grossen Syndikats in Amerika zur Kontrollierung der Baumwollernten und des Baum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wollanbaues (schon jetzt kontrollieren zwei Gesellschaften 1½ bis 2 Millionen Ballen), endlich die Einführung von Exportprämien für amerikanische Garne und Gewebe bei Beibehaltung beinahe prohibitiver Eingangszölle. Anregungen hierzu sind gegeben. Schon diese Massregeln und Verhältnisse, welche keineswegs unwahrscheinlich sind, dürften die europäische Industrie in eine höchst prekäre Lage versetzen. Man braucht keineswegs an einen Ausfuhrzoll auf Baumwolle zu denken, der immerhin etwas zweischneidig wäre. Was ein Versagen der Baumwollzufuhr für Europa bedeutet, zeugt die Cotton Famine während des amerikanischen Bürgerkrieges, im kleineren Masse die Not an ägyptischer Baumwolle während der Beschiessung Alexandriens und die Baumwollcorners in den Terminmärkten bei kleineren Ernten. Über die Wirkungen der Baumwollhungersnot durch den amerikanischen Sezessionskrieg auf Englands Industrie will ich nur anführen, dass während im März 1860 noch ein Posten Surate mit 1½ d pro Pfund verkauft wurde, der Preis für middling amerikanische 1861/63 auf durchschnittlich 22½ d stieg und dass der höchst erreichte Preis im Jahre 1864 31¾ d war.

Von 1678 Baumwollfabriken Lancashires und Chessires blieben nur 497 in vollem Betrieb, 278 feierten gänzlich. 400 000 Menschen mussten unterstützt werden. Die baren Geldverluste der 3 Jahre betrugen ca. 1400 Millionen Mark.

Solche Ziffern geben sehr zu denken und zeigen den Wert der Unabhängigkeit der Versorgung vom Ausland. Erfreulicherweise dringt diese Erkenntnis immer mehr durch, und zwar nicht allein bei den Spinnern, sondern auch bei den Garnverbrauchern Deutschlands, was ich als ganz besonders wichtig und die Solidarität der Interessen bekundend hervorheben möchte. Zwei wichtige Schritte auf dem Wege der Emanzipierung sind bereits erfolgt; die Schaffung der Bremer Baumwollbörse und ihre enge Fühlung mit den deutschen Spinnern und die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees.

Die Bremer Baumwollbörse hat dem deutschen Spinner das so gefährliche Importrisiko abgenommen und gestattet ihm, seine Garnkontrakte rasch und ohne jede Gefahr auf heimischem Markt durch Baumwolleinkäufe zu decken. Dank ihrer ausgezeichneten Institutionen, der völligen Unparteilichkeit ihrer Schiedsgerichte, der fortdauernden Fühlung mit Industrie und Handel hat die Bremer Baumwollbörse auf dem gesamten Kontinent, bei weitem nicht in Deutschland allein, die erste führende Rolle erlangt. Der deutsche Spinner ist unabhängig vom englischen Bankier, vom englischen oder amerikanischen Kommissionshause geworden und braucht seine Baumwolle nicht wie früher schon lange tatsächlich zu bezahlen, bevor er sie erhält. Zur Stärkung deutschen Ansehens im Auslande, zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stärkung deutschen Handels und deutscher Industrie im Konkurrenzkampfe, zur Belebung unserer Schiffahrt hat sie in nicht hoch genug anzuerkennender Weise beigetragen. Gerade in dieser Zeit bezog sie ein eigenes, herrliches Heim. Ohne Feier soll der Neubau dem Verkehr übergeben werden, entsprechend der herrschenden schlichten Art und der Notlage der mit als Teil des ganzen Baumwollhandels betrachteten Baumwollspinnerei, der jetzt in ihrem Existenzkampf um einigermassen sie schützende Zölle gegen die übermächtige englische Konkurrenz und das amerikanische Baumwollmonopol die Lust zu Festen vergeht. Es war daher gewiss nicht unpassend, wenn ich dieses Ereignisses hier kurz gedenke.

Den zweiten Faktor zur Vorbereitung einer gewissen Unabhängigkeit der deutschen Baumwollindustrie bildet die segensreiche Tätigkeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, des Wirtschaftlichen Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft. Gestatten Sie mir kurz aufzuführen, welche grossartigen Leistungen das Komitee behufs Studium der Baumwollanbaufrage und praktischen Versuchen von Anpflanzungen trotz seiner bescheidenen Mittel geleistet hat:

Einführung der Baumwollkultur als Volkskultur in Togo durch die Baumwollexpedition nach Togo;

Studienreisen nach den Südstaaten Nordamerikas zur Vorbereitung der Volkskultur in Deutschostafrika; ferner Studienreisen in Kleinasien, gründliche Untersuchung der Baumwollkultur in Russisch-Zentralasien; Vorbereitung von Anbauversuchen in Deutsch-Ostafrika — u. a. mehr.

Die Tätigkeit des Komitees hat sich dabei nicht auf Baumwolle allein erstreckt. Ein Studium der Berichte zeigt erst, wie vielseitig der Aktionskreis des Komitees zur Aufschliessung der Naturschätze unserer Kolonien gewesen ist. Dabei ist seine Tätigkeit keineswegs eine auf nur theoretischen Anschauungen aufgebaute, sondern eine eminent praktische. Die Grundzüge über die Entwickelung des Baumwollanbaues in Togo u. s. w. als Eingeborenenkultur zeigen, dass man nicht in den alten Fehler, z. B. den der Franzosen auf den Antillen, eine künstliche Kultur schaffen zu wollen, verfällt.

Wie Mehemed Ali in Ägypten, Russland in Zentralasien die grossen Erfolge im Baumwollanbau nur erzielen konnten, weil Klima, Boden, Bevölkerung und Lage der Gebiete den Anbau begünstigen, kann auch in unseren Kolonien der Baumwollanbau im grossen nur dort erfolgen, wo alle diese Bedingungen günstig liegen, und durch planmässige Erziehung der Bevölkerung, unterstützt durch weise Massnahmen der Staatsverwaltung und richtige Beteiligung der Interessenten.

Solche Gebiete haben wir glücklicherweise in Togo, wahrscheinlich auch in Teilen Ostafrikas und vielleicht auch in indirekt unserem Einflusse zugänglichen Ländern vor uns. Jeder künstliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kulturversuch ohne die geschilderten Unterlagen wäre im vorhinein gegenüber der Konkurrenz Amerikas zum Fehlschlagen verdammt. Bedenken Sie, dass in den Vereinigten Staaten, dem zum Baumwollanbau bestgeschaffenen Lande, noch mehrfach so grosse Länderstrecken, als jetzt schon dem Anbau erschlossen, demselben noch gewonnen werden können, und dass mit dieser Konkurrenz zu rechnen ist. Unsere Erfolge mit dem Baumwollanbau in Togo sind bisher von höchster Bedeutung. Sie werden auch von England anerkannt, und ich war in der Lage, dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee ein an mich gerichtetes Schreiben des Vorsitzenden der englischen Baumwollanbaugesellschaft zu übersenden, das um Mitteilung über unsere Resultate in Togo ersuchte.

Wie man in England über die Wichtigkeit der Frage der Baumwollversorgung, trotz seiner von mir geschilderten glücklicheren Position, denkt, erhellt am besten aus dem Schlusssatz seines Briefes an mich: „This question is of vital importance to European spinners". Diese Worte eines der hervorragendsten Industriellen Englands sollten uns in unserem Vorgehen bestärken und uns bewegen, besonders dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee in seinen Bestrebungen die grösste Förderung angedeihen zu lassen. Getragen dann durch die schon bisher stets bewiesene Förderung unserer Kolonialbehörden und durch die tatkräftige Unterstützung der Deutschen Kolonialgesellschaft und ihres hohen Vorsitzenden wird auch die Frage der Baumwollversorgung Deutschlands in vielleicht nicht zu ferner Zeit ein anderes Bild gewinnen. Um an dieser Stelle zu zeigen, dass auch unter den deutschen Industriellen Interesse für die Bedeutung der Angelegenheit besteht, um dem Komitee, wenn auch aus nicht berufenem Munde, den Dank für seine Tätigkeit darzubringen, habe ich den Vortrag übernommen, wegen dessen kunstloser Form ich um Entschuldigung bitte.

Dr. **Otto Ehlers** (volkswirtschaftlicher Syndikus der Berliner Handelskammer) weist auf die Entwickelungsfähigkeit der russischen Baumwollkultur hin, die voraussichtlich für die Versorgung der deutschen Baumwollindustrie in Betracht kommen werde. Notwendig sei allerdings, dass Deutschland mit Russland in wirtschaftlich freundlichem Verhältnis bliebe.

Freiherr **von Herman,** Stuttgart, überreicht einen Bericht über die Prüfung einiger Proben von Togo-Baumwolle und bemerkt dazu noch, dass das Resultat dieser Prüfung ein neuer Ansporn für uns sein müsse, die Baumwollkultur in unserer Kolonie Togo ebenso wie in Deutsch-Ostafrika mit allen Mitteln zu fördern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bericht über Togo-Baumwolle und deren Verarbeitung.

Wir empfingen durch das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee in Berlin via Bremen 3 Ballen Togo-Baumwolle aus einheimischem Samen, über deren Beschaffenheit und Verarbeitung wir hiermit nachstehenden genauen Bericht geben.

Die 3 Ballen hatten ein Bruttogewicht von 206, 230 und 229 *kg*, was ungefähr dem Gewicht eines Ballens amerikanischer Baumwolle entspricht, nahmen jedoch den doppelten Kubikinhalt der letzteren ein. Dieser Umstand würde es nicht ermöglichen, dass, wie bei amerikanischer, ägyptischer und ostindischer Baumwolle, 10 000 *kg* in einem Waggon verladen werden könnten, was bedeutend höhere Frachtkosten im Gefolge hätte. Ein weiterer Nachteil der bis jetzt nicht gepressten Ballen liegt darin, dass die Baumwolle bei heisser Witterung vollständig austrocknet, und wenn die Baumwolle in diesem Zustande, wie es hier der Fall war, in die Spinnerei kommt, so wird die Verarbeitung dadurch erschwert. Die Tara beträgt ca. 4 pCt. gegenüber 5 pCt. bei amerikanischer, 3 pCt. bei ägyptischer und 2,5 pCt. bei ostindischer Baumwolle.

Die Togo-Baumwolle hat eine gelbliche, der Mako-Baumwolle ähnliche Farbe, entspricht in der Klasse einer schönen good middling American und zeigt einen ca. 25—30 *mm* langen, zwar etwas rauhen und ungleichmässigen, aber kräftigen Stapel.

Der etwas rauhe Charakter der Faser erinnert an chinesische Baumwolle, während die Togo-Baumwolle hinsichtlich Länge und Kraft des Stapels gewöhnlicher amerikanischer Baumwolle gleichkommt. Bei der Verarbeitung haben wir an den Schlagmaschinen ein Abgangsverhältnis von 4,8 pCt. festgestellt, das ist noch etwas günstiger als z. B. fully good middling American ergibt. Das Abgangsergebnis bei dem Karden mit 5,2 pCt. dürfte dem von fully middling American gleichkommen.

Der Spinnprozess ging anstandslos vor sich, und wir haben aus diesem Material Trosselcops Nr. 20 und Nr. 16, sowie Warpcops Nr. 24 hergestellt.

Die gefertigten Garne zeigen in Bezug auf Gleichmässigkeit und Kraft des Fadens (94 Epfd. bei Nr. 20 und 126 Epfd. bei Nr. 16 Tragfähigkeit bei 80 Fäden) in diesen Nummern ein dem Gespinnst aus amerikanischer Baumwolle vollständig gleichwertiges Produkt, während wir Nr. 24 als höchste Nummerngrenze bezeichnen möchten, wobei sich gegenüber dem Garn aus amerikanischer Baumwolle eine etwas geringere Tragfähigkeit (73 Epfd. zu 77 Epfd.) ergeben hat.

Nach unserer Ansicht lässt sich demnach die Togo-Baumwolle für Garne in den Nummern 12—24 gut verarbeiten, nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfte sie sich ihrer Farbe wegen mehr für Garne eignen, die nachher gefärbt und also in der Hauptsache von der Buntweberei benötigt werden.

Unterhausen, 7. Oktober 1902.

Baumwollspinnerei Unterhausen.
gez. Geigle. E. Krämer.

Generalleutnant **von Keller,** München, macht darauf aufmerksam, dass die Verwendung amerikanischer Pressen, trotz deren unzweifelhaft grösserer Leistung, der hohen Anschaffungskosten wegen nur da mit wirtschaftlichem Nutzen geschehen kann, wo sehr grosse Mengen zu verarbeiten seien, — also gerade das, was in Togo erst durch Produktionsverbilligung herbeigeführt werden könne, zur Voraussetzung habe. Bei dem grossen Einfluss, welchen nach verschiedenen Richtungen das Pressverfahren auf die Gestehungskosten ausübe, befinde man sich in dieser Frage in einem Zirkel, aus welchem man mit Vorteil nur gelange, wenn dem Togo-Baumwollunternehmen amerikanische Pressen zur Verfügung gestellt werden, ohne dass ihre Beschaffung dem Unternehmen zur Last fiele.

Chinas Geld- und Währungsverhältnisse.

Von **Otto Messing,** stellvertretender Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank, Berlin.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Ich hatte im Frühjahr dieses Jahres die Ehre, vor dem Kolonialverein, Abteilung Berlin-Charlottenburg, einen Vortrag zu halten über „Finanz- und Steuerwesen Chinas an Hand der Geschichte"; ich möchte jene Abhandlung den „ersten Teil" nennen, dem als „zweiten Teil" meine heutigen Darlegungen über „Chinas Geld- und Währungsverhältnisse" anschliessen, und so durch beides eine kurze zusammenhängende Betrachtung über die finanzwirtschaftliche Lage dieses Landes liefern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Finanz- und Steuerwesen und Geld- und Währungsverhältnisse Chinas gehen in ihrer Entwickelung keineswegs parallel; hatten wir bei ersterem bis in das graue Altertum zurückzugehen, um den Faden der Geschichte aufzunehmen, finden wir bei unserem heutigen Thema erst in einer viel späteren Zeit Material, welches uns als Basis dienen kann, und zwar erst zu einer Zeit, als China schon mehrere seiner ruhmreichsten Dynastien hinter sich hatte.

Ta Chung-kuo, das grosse Reich der Mitte, blickt auf eine nachweisbar ununterbrochene Geschichtsperiode von 4000 Jahren zurück, ihre Anfänge umschleiert Mythologie und Sage, ihr Verlauf ist ein Denkmal der Kulturentwickelung des Landes, wie es einheitlicher kein anderes Volk aufzuweisen hat.

Geben uns nun die Aufzeichnungen der Geschichte dieses Volkes Aufschlüsse über die Entwickelung und Lösung von Fragen politischer und sozialer Natur, welche in Theorie und Praxis sich in der Geschichte späterer Völker wiederholen, und die erst nach tausenden von Jahren Länder westlicher Kultur in Bewegung gesetzt haben, so muss es Wunder nehmen, dass China, was seine Geld- und Währungsverhältnisse anlangt, nur auf einem sehr primitiven Standpunkt und auch auf diesem verhältnismässig spät angelangt und bis heutigen Tages geblieben ist.

Es muss dies umsomehr auffallen, als wir in den Chinesen ein handeltreibendes Volk par exellence vor uns haben, welches als solches schon zu einer sehr frühen Zeit mit den Völkern des Westens in Berührung kam, die Erzeugnisse des eigenen Landes mit den Produkten der fremden Länder austauschend, und wir in den Historien der einzelnen Dynastien Abhandlungen hervorragender Bedeutung über Staatseinkünfte, Steuern, statistische Angaben über Zirkulationsmittel u. s. w. finden.

Wir erinnern hier nur an Namen wie Szematsien, den Abel Rémusat den Herodot Chinas genannt hat, Matuan lin, dessen Werke den bedeutenden Arbeiten von E. Biot und Vissering zu grunde gelegen haben.

In diesen Schriften bestätigt sich überall ein klarer Gedanke über die fundamentalen Sätze der Theorie des Geldes; unter dem Namen „courante Ware“ haben sie schon in frühen Zeiten den Begriff des Geldes zusammengefasst, und man war sich schon damals bewusst, dass das Geld als Preismassstab einen inneren Wert (intrinsic value) haben muss, und dieser das Verhältnis zu seiner Bestimmung als Tauschgut, als Werkzeug des wirtschaftlichen Verkehrs repräsentiert.

Man kann nicht sagen, dass die Regierung sich der wichtigen Pflicht, Normalgewichte und -Masse aufzustellen, nicht bewusst gewesen wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon aus der Zeit 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung sind Berichte überliefert, wonach Shun, der berühmte Hero des chinesischen Altertums, dieser Pflicht zu genügen sich anschickte, und nachfolgende Dynastien haben erneut, namentlich zu Anfang ihrer jeweiligen Existenz, Edikte erlassen, um diese wichtigen Punkte für ein geordnetes Staatswesen in die richtigen Wege zu leiten.

Aber lag es einerseits in der Regierungsform, in der Anschauung des Volkes über das Wesen des Herrschers, als „Sohn des Himmels", von dem die Edikte, somit auch die Bestimmungen über diesen Zweig der internen Staatsverwaltung, das Geldwesen, ausgingen, lag es ferner in der Dezentralisation der Verwaltung, als das Reich anfing, ein einheitliches Ganzes zu werden, dass seit Beginn der Geschichte Chinas bis auf den heutigen Tag nie ein geordnetes Münzwesen aufgekommen ist, so waren andererseits auch die überaus traurigen Erfahrungen, die furchtbaren Krisen, welche immer von neuem wieder über das Volk einbrachen, verursacht durch die Unehrlichkeit der Regierungen, die nicht imstande waren, für die Dauer der Zeit gleichartige Stücke herzustellen, die Veranlassung, dass ein geordnetes System überhaupt nicht aufkommen konnte.

Die miserablen Zustände der Geldverhältnisse sind es gewesen, die Dynastien gestürzt, über das Volk unsägliches Elend gebracht haben, diese Zustände waren stets und sind heute noch eines der grössten Übel, unter denen China zu leiden hat. Unmöglich konnte dabei eine auf Frieden und gedeihlicher Entwickelung des Landes basierende Einrichtung eines geordneten, einheitlichen Geldwesens gezeitigt werden.

China ist in diesem Zweig seiner Staatsangelegenheiten aus der autochtonen Periode nie herausgekommen, und hat in dieser Hinsicht aus dem Verkehr mit den fremden Kulturländern, welcher z. B. der Kunst eine deutlich wahrnehmbare und historisch nachweisbare Richtung gegeben, keinen Nutzen gezogen.

Eine genaue, auf sämtliche Einzelheiten eingehende Beschreibung des chinesischen Geldwesens lässt sich nicht in der knappen Form eines an Zeit gebundenen Vortrages erledigen, man könnte Bücher darüber schreiben, und angesichts des vielseitigen, hochinteressanten Materials ist es schwer, auszuscheiden, und das, was man sagen möchte, zu trennen von dem, was man infolge der Kürze der Zeit nur sagen kann.

Der Umstand, dass für die grossen, ausschlaggebenden Handelsbeziehungen Chinas mit dem Auslande nur Silberzahlungen in Betracht kommen, haben zu der Annahme geführt, dass China das Land einer reinen Silberwährung sei. Fassen wir den Begriff „Währung" dahin auf, dass „der Staat durch die Feststellung dessen, was Geld sein soll, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Währung fixiert" und „Währung das gesetzlich anerkannte Recht eines Gegenstandes ist, in unbeschränkter Menge als Zahlungsmittel, also als Geld im Rechtssinne zu dienen" (Philippovich, Grundrisse der politischen Ökonomie), so stossen wir bei Anwendung dieser Lehrbegriffe auf chinesische Verhältnisse insofern auf Schwierigkeiten, als hierbei, was Silber anlangt, das „was Geld sein soll", nicht durch den Staat festgestellt ist, sondern ein System repräsentiert, wie es sich in den verschiedenen Provinzen, den einzelnen Distrikten, im Verkehr mit den verschiedenen Behörden, Zolleinnahmestellen u. s. w. frei herausgebildet hat.

Unser wissenschaftlicher Begriff der „Währung" ist vielmehr nur auf die für den inneren Verkehr des Landes in Betracht kommende, auf die einzige durch kaiserliches Gesetz vorgeschriebene Münze, dem sogenannten „Cash", anwendbar, und da dieser zum wesentlichsten aus Kupfer hergestellt ist, müssten wir von einer Kupferwährung reden. Da wir aber in China gleichzeitige Verwendung von Silber und Kupfer als Zahlungsmittel, „ohne gesetzlich oder sonstwie festgestelltes Wertverhältnis der Geldsorten" (Philippovich w. o.) haben, so repräsentiert sich das System Chinas als Parallelwährung.

Wir haben daher bei unserer Besprechung zunächst nur unsere Betrachtungen auf die Kupfermünzen dieses Reiches, die sogenannten Cash, und dann auf das Münzsystem des Taels als Repräsentanten der Silberwährung zu richten, da diese beiden Geldsorten für den heutigen Handelsverkehr und für das heutige Finanzwesen Chinas allein in Betracht kommen.

Gold und Staatspapiergeld finden heutzutage nicht mehr als Zirkulationsmittel Verwendung. Der Goldmünzen wird in der Geschichte Chinas überhaupt nur vereinzelt in älteren Zeiten Erwähnung getan, sie waren ca. $1^1/_4$ Pfund schwer; das Staatspapiergeld hat aber in früheren Dynastien, der Sung-, Yuän- und Ming-Dynastie eine ganz bedeutende Rolle gespielt, so dass wir nicht umhin können, auch dieser Währung in einem historischen Überblick Raum zu geben.

Der Handel der Chinesen war in alten Zeiten, wie überall bei Ländern zu Anfang ihrer Kulturepoche, Tauschhandel, und Geld wurde, wenn überhaupt, nur in sehr geringen Quantitäten hergestellt; chinesische Historiker berichten vom Kaiser Shinnung, 2700 v. u. Z., dass er „einen Marktplatz in seinem Reiche errichtete, als Stapelplatz für Waren und Seide. Tagsüber wurde Markt abgehalten, um die Gegenstände, die der eine hatte und der andere bedurfte, einzutauschen." Von Geld ist nicht die Rede.

Steuern wurden in alten Zeiten in Erzeugnissen des Ackerbaues und der Seidenzucht gezahlt. Der Landmann lieferte Getreide, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seidenzüchter Seide, der Gärtner Früchte. Diese Methode war einfach und bequem, sie verpflichtete nicht den einzelnen, die Produkte seines Bodens oder seiner Industrie mühsam gegen eine gleichwertige Summe Geldes umzuwechseln, und davon wieder einen Teil zum kaiserlichen Schatz zu tragen. Geld wurde nur hergestellt in schlechten Zeiten, um dem Elend des Volkes zu steuern, und diente als Gewicht, von dem man nur zur Zeit der Not, um das Gewicht der Waren zu messen, hinreichend haben musste. Unter „Reichtum" verstand man Kleider und Nahrungsmittel, die Produkte der Landwirtschaft und der Kultivation des Maulbeerbaumes, und „es ist noch nicht vorgekommen", sagt ein alter Chronikenschreiber, „dass man einige Millionen Schnüre Cash in den Vorratskammern aufgehäuft hätte."

Bei dem Mangel geeigneter Kommunikationsmittel zu Lande, bei der Höhe der Transportkosten, die zu dem geringwertigen Material, welches man zur Herstellung der Zahlungsmittel verwendete, in gar keinem Verhältnis stand, war und ist heute noch Angebot und Nachfrage ganz limitiert. Geld zirkuliert ausserhalb der grossen Handelszentren, im Innern des Landes sehr wenig, und selbst Geldwechsler und Grosskaufleute haben nur ein geringes Betriebskapital.

Obwohl das Land reich an mineralischen Schätzen, war die Produktion an Edelmetallen nicht hinreichend, um eine Geldzirkulation in grossem Umfang zur Entwickelung zu bringen, und in den Historien der Tang-Dynastie wird eines Ediktes des Kaisers Hsien-Tsung, 808 u. Z., Erwähnung getan, in dem es heisst, dass „in allen Silberminen des Reiches Kupfer mit dem Silbererz gemischt, gefunden wird. Das Kupfer soll zur Herstellung von Kupfer-Cash Verwendung finden, aber da Silber keinen praktischen Wert für das Volk hat, soll der Bergbau nach Silber in gewissen Distrikten verboten sein."

Im grauen Altertum scheint wohl eine Art Muschel, die Cowriemuschel, als Geld zirkuliert zu haben. Es bieten sich hierfür einige Anhaltspunkte in der Geschichte, indem Wangmang, der Usurpator im Jahre 14 unserer Zeitrechnung, wieder zu den alten Zeiten zurückkehren wollte und zu dem Zweck fünf verschiedene Arten von Muscheln mit einem willkürlich angenommenen Werte als Zirkulationsmittel bestimmte, ausserdem sind es Stellen in den chinesischen kanonischen Büchern, dem Shuking, das chinesische „Buch der Chronika", und dem Shih-king, das chinesische „Buch der Lieder."

Nebenbei hat auch der Gedankenflug und die Kombinationsgabe einiger Sinologen, z. B. Klaproth, Abel Rémusat, diese Hypothese aus der Gleichartigkeit des chinesischen Schriftzeichens der Muschel mit dem Radikal des Geldes und den mit dem Besitz von Geld in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zusammenhang stehenden Begriffen, wie kaufen, verkaufen, Eigentum, Preis, billig, teuer, zu verteidigen gesucht.

Später waren Leinen, Seidenzeug und Messer die ersten Handelsartikel, welche an Stelle des Geldes gebraucht wurden, und die ersten Münzen repräsentieren in ihrer Gestalt den Artikel, für welchen sie als Geld zu dienen hatten. Die sogenannten pu-Münzen repräsentierten eine gewisse Länge Leinenzeug, pi-Münzen ein Stück Seide, tao-Münzen in ihrer Gestalt einem Messer oder Schwert ähnlich, diese Gegenstände.

Diese Stücke Leinen und Seide waren mit dem Stempel der Fabrikanten versehen und sind in dieser Form als die Vorläufer des Papiergeldes zu betrachten.

Die mit dem Wiegen des Geldes verbundene Unbequemlichkeit und die Erkennung des dem Gelde innewohnenden Zweckes zu rollen, in figürlicher Wiedergabe zum Ausdruck gelangen zu lassen, brachten den Geist und die Erfindungsgabe der Chinesen auf den Gedanken, runde Münzen herzustellen, und bereits unter der Choudynastie 1022 vor unserer Zeitrechnung den Stücken die Gestalt zu geben, welche so eng mit der ganzen Geschichte Chinas verknüpft, bis zum heutigen Tag mit wenig Ausnahmen seine typische Gestalt bewahrt hat, und von China aus auf die benachbarten Länder, an die Japaner, Koreaner, die Bewohnern der Mongolei, Mandschurei, und die Indo-Chinas, Cochinchinas übergegangen ist, den Cash.

Mit der Herstellung dieses Geldstückes hatte der Geist der Chinesen die höchste Stufe seiner Erfindungsgabe erreicht, und Generation nach Generation ist denselben Pfad weiter geschritten, den das Volk vor 3000 Jahren betreten hat. Der Name „Cash“ soll maurischen Ursprunges von dem Wort Caixa abzuleiten sein, einer von den Portugiesen 1511 in Malakka vorgefundenen Zinnmünze.

Der chinesische Name für die Münze ist Chïen; charakteristisch mit dem viereckigen Loch zum Aufreihen, auf der Frontseite mit dem Titel der Regierung, dem Nienhäo, und dem Zeichen tungpao oder yuänpao, soviel wie „Kurantgeld“. Die Rückseite war in früheren Prägungen glatt, oft mit charakteristischen Abzeichen, einem Halbmond, einem Punkt oder dem Zeichen der Münze, in welcher das Stück hergestellt wurde, versehen. Seit der jetzigen Dynastie tragen die Münzen den Namen der Regierungsperiode des betreffenden Kaisers und auf der Rückseite in mandschurischer Sprache das Wort „pao“, kurant, und den Namen der Provinz. Mit seinem wirklichen Familiennamen darf ein Kaiser von China nie genannt werden, auch widerstrebt es dem Anstandsgefühl der Chinesen, ein Geldstück, welches bestimmt ist, die Hände zu passieren, etwa mit dem Bildnis des Herrschers zu versehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Münzen zur Herstellung dieser Geldstücke, welche bis heutigen Tages noch gegossen werden, befinden sich in jeder Provinzial-Hauptstadt, in Shanghai im Kiangnan-Arsenal, unter oberster Leitung des Hŭ pu, dem Finanzministerium. Die Legierung der Münze besteht im wesentlichen aus Kupfer und Zink. In diesem Geldstück wird die Grundsteuer erhoben, in ihr werden die alltäglichen Geldoperationen des Volkes untereinander abgewickelt, aber auch viele Geschäfte von Bedeutung abgeschlossen. Im Grossverkehr werden die Münzen an einer Schnur aufgereiht, nominell zu 1000 Stück, hinter jedem 100 wird ein Knoten gemacht, um das Zählen zu erleichtern. In dieser Form spricht man von einem tiao. Die Herstellung ist in unlimitierten Quantitäten erlaubt.

Das Geldsystem beruht in China, wie bereits erwähnt, seit Alters auf dem Grundsatz des Gewichtes. „Die Chinesen", sagt Williams in seinem Werk „The Middle Kingdom", „kaufen alles nach dem Gewicht, mit Ausnahme von Eiern und Kindern." Es haben daher die Teilungen des Geldes dieselben Namen, wie die des Gewichtes. Diese Münze, chinesisch Chien genannt, ist der zehnte Teil eines Liang, der chinesischen Unze, des Tael, und wog in früheren Zeiten ebensoviel, d. h. ein Chien Gewicht, der zehnte Teil eines Liang. Wir werden über diese ziemlich komplizierte Angelegenheit unter „Silber" eingehend zurückzukommen haben.

In dem Buch Shi-chi-lu von Ku Yen-wu, vor zirka 200 Jahren geschrieben, heisst es, dass vor den Tang und Sung-Dynastien (618—907, bezw. 960—1260) das einzige Zahlungsmittel zwischen Regierung und dem Volk Kupfer-Cash waren, und vor dieser Zeit Silber keine Verwendung als Zahlungsmittel in China fand; und die „Geschichte der Cerealien und des Geldes" (ein Teil der Geschichte der Hăn-Dynastie, 206 vor bis 221 nach unserer Zeitr.) berichtet von den damaligen Zahlungsmitteln im allgemeinen noch von Edelsteinen, Schildpatt und Muscheln. Silber und Zinn waren als Schmuckgegenstände und Werkzeuge, nicht aber als Geld in Gebrauch.

Zu Anfang der späteren Liang-Dynastie (907 unserer Zeitr.) waren nur in Nanking, der damaligen Hauptstadt des Reiches, in Soochow, in den Provinzen Hupeh, Hunan und Szechuan Kupfer-Cash im Gebrauch, während in den übrigen Provinzen der Handel mit Tauschartikeln, Seide und Cerealien, geführt wurde, und nur in den südlichen Provinzen Kuangtung und Kuanghsi kannte man Gold und Silber als Zirkulationsmittel.

Wie die statistischen Angaben zu Anfang unserer Zeitrechnung besagen, war ein Cash hinreichend zur Anschaffung des täglichen Unterhaltes für einen Menschen aus der niederen Klasse. Daraus ergibt sich, dass eine hochwertige Münze zu jenen Zeiten vollkommen überflüssig war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hatte die Regierung grosse Ausgaben zu bestreiten, einem hohen Beamten eine grosse Belohnung zu gewähren und dergl., wurde, wie uns chinesische Schriftsteller berichten, das gelbe Metall dazu verwendet, welches zu Anfang der Hän-Dynastie noch in Zirkulation war, später aber, vom Jahre 48 vor unserer Zeitr., mehr und mehr verschwand. Nach der Regierung der Östlichen Hän-Dynastie (25—221 unserer Zeitr.) wurde Gold selten und fand nur Verwendung die Bilder des Buddha und des Laotse (Taoismus), deren Lehren inzwischen in China Eingang bezw. Verbreitung gefunden hatten, zu schmücken, und zur Herstellung von Gefässen, als Kleiderschmuck etc. zu dienen. Noch heutzutage findet das Gold, welches aus Canton über Hongkong als sogenanntes Blattgold (gold leaf) in grossen Mengen nach Indien exportiert wird, Verwendung zur Vergoldung der indischen Heiligenbilder, Buddhastatuen und Tempeldächer.

Im Jahre 500 unserer Zeitr. lassen sich für China drei Währungszonen festsetzen, die unter einander ziemlich scharf abgegrenzt waren. Der Norden war bis zur Zeit des Anfanges der jetzigen Dynastie die Zone der Papierwährung, Mittel-China das Land der Kupfer- und vorübergehend eisernen Cash, im Süden fand zuerst Silber als Zirkulationsmittel Eingang.

Die Gewichte und die Grösse der alten Münzen genau anzugeben ist unmöglich, da sie häufigem Wechsel unterworfen waren, während die Namen die gleichen blieben.

Die Hän Dynastie brachte die sogenannten Blattmünzen auf, nebenbei zirkulierten noch die runden Stücke. Der Kaiser Wênti, der als Muster eines Fürsten gilt und der in menschlichst gesinnter Weise in all seinen Unternehmungen auf das Wohl seiner Untertanen bedacht war, liess neue Münzen, ganz aus Kupfer, und mit einem viereckigen Loch versehen, „damit man das Geld leichter aneinander reihen und tragen könne", herstellen, und gab sogar das Giessen der Münzen, um Fälschungen entgegen zu treten, dem Volke frei, was spätere Kaiser der Tang- und späteren Chin-Dynastie ebenfalls durchzuführen versuchten. Sein Minister Kia-yi widersetzte sich dieser Anordnung in einer uns erhaltenen höchst interessanten, sprachfertig abgefassten Eingabe. Wênti zog einen anderen Minister der Krone, Kia-shan zu Rate, und das System der freien Prägung wurde abgeschafft. Unter einem späteren Kaiser — Wuti — gelangte das Reich zu grosser Blüte. Die Pracht seines Hofes und die damit verbundenen Ausgaben verschlangen eine ungeheure Menge Geld, wozu die kleinen wertlosen Cash nicht hinreichten. Das Ende war verhängnisvoll, die schier unerschöpflich scheinende Quelle versiegte bald, und als der Glanz vorüber, sah sich der Staat am Rande des Verderbens. Geld gab es in Fülle, aber gefälschtes, die Preise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stiegen ungeheuer, in entfernten Gegenden des Landes griff man wieder dazu, Stücke Zeug als Umlaufsmittel in Verwendung zu ziehen.

Geldstücke im Nominalwert von $^1/_2$ Unze = 12 Chu hatten einen Kurswert von nur 4 Chu; man machte nun wieder Stücke zu 5 Chu, liess den Rand erhaben, um Abfeilen zu verhüten.

Nach verschiedenen vorübergehenden Änderungen wurde eine Staatsmünze eröffnet, wo Münzen zum vollen Nennwert hergestellt und dadurch den Provinzen und Distrikten ihr eigenes Geld zu machen entzogen wurde. Es war dann reichlich Geld vorhanden, aber alle Waren und Naturalien knapp und teuer, und um dem Übel abzuhelfen, führte die Regierung eine neue Sorte Geldes ein, und zwar in grossen Mengen. „Aber", bemerkt ein Historiker, „der Wert der Waren hängt nicht von der Menge des zirkulierenden Geldes ab, sondern von anderen Umständen, die hohen Preise der Naturalien gehen daher nicht zurück durch plötzliches Anwachsen der Menge des Geldes", mit anderen Worten: Die zum Ankauf von Waren erforderliche Menge Geldes und der Preis der Waren sind nicht von der Menge des zirkulierenden Geldes abhängig. Es geht daraus hervor, dass der chinesische Schriftsteller damals schon die Wahrheit des Satzes zu beweisen suchte, den wir heute mit den Worten zusammenfassen können: „Die Menge des zirkulierenden Geldes vergrössern, heisst nicht den Reichtum des Volkes vermehren."

Unter dem bereits genannten Usurpator Wang-mang finden wir wieder die frühere Gestalt von Münzen, Messercash im Nominalwert von 50 und 500 Cash, später mehrere neue Sorten Kurant-Geld von Gold, Silber, Schildpatt und Muscheln, ferner Kupfermünzen, (pŭ) in Gestalt von Kleidungsstücken, und „er nannte sie Edelware und kleines Geld." Im ganzen waren es 28 Sorten Kurant-Geld aus 5 verschiedenen Substanzen und 6 Nennungen. Das Volk litt unter diesem exzentrischen Münzwesen sehr. Wang-mang bestrafte die Falschmünzer mit dem Tode, doch gab es deren so viele, dass er sich beängstigt fühlte. Er selbst wurde im Jahre 23 unserer Zeitr. ermordet und die nachfolgende Regierung ging wieder zu der Münze, die zu Anfang der Hän-Dynastie eingeführt war, die 5 Chu (wuchu) zurück, und „das ganze Volk erfreute sich des Segens." Der letzte Kaiser der Dynastie änderte jedoch wieder das Münzsystem, liess kleine Stücke giessen, und um zu der erforderlichen Menge Kupfers zu gelangen, die Tempel plündern, kupferne Statuen und aus Kupfer hergestellte Opfergeräte einschmelzen, und damit schloss eine Dynastie, welche zu Anfang so vielversprechend war und in der Geschichte „die grosse Hän-Dynastie" benannt ist.

Die Geschichte des Geldwesens unter den nachfolgenden Dynastien war wie die des Landes im allgemeinen und wie die so vieler

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anderen Staaten, in denen Gesetzlosigkeit und Roheit die Überhand haben. Änderungen und Umwälzungen folgten eine der anderen.

Zu Beginn der Liang-Dynastie war Geld so knapp, dass es nur in der Hauptstadt und deren nächsten Umgebung zur Verwendung kam.

Die Kaufleute, welche einen sehr ausgedehnten Verkehr mit fremden Ländern unterhielten, brauchten ausschliesslich Gold- und Silberbarren als Zahlungsmittel.

Man kam im Jahre 520 darauf, eisernes Geld zu machen, um den Spekulationen verschlagener Händler, die aus dem Umwechseln der an sich ziemlich gleichwertigen Geldsorten Nutzen zogen, vorzubeugen; doch hatte man nach 10jährigem Gebrauch Berge von Cash vor sich, und die Falschmünzerei zog grossen Vorteil daraus. Die Preise der Lebensmittel stiegen enorm, man wechselte Geld nach Karrenladungen, ohne auf Tausende von Cash zu achten.

Eine neue Periode des Glanzes kam über das Reich durch die Thronbesteigung der Täng-Dynastie 618–907, deren erste Kaiser energisch und voll des Geistes waren, der die Fürsten der alten Zeit als hervorragend kennzeichnete. Viele politische und soziale Verbesserungen wurden unter ihrem Scepter eingeführt, unter denen vor allem ein Wechsel im Geldwesen zu nennen ist. Die alten 5 Chu-Stücke wurden abgeschafft und eine neue Münze eingeführt mit der Devise: „Käi yuän tung pao", „das Kurantgeld des neuen Anfanges."

Es wogen von dieser Münze 10 eine chinesische Unze. 1000 Stück 6 chines. Pfund 4 Unzen = 100 Unzen. Die Berichte lauten, dass, als Kaiser Kaotsu den Thron bestieg, eine Sorte Geldes von der Dicke eines Seidenfadens zirkulierte. 80—90 000 füllten kaum eine halbe Metze, es war daher die Absicht der Regierung, ein vollwichtiges Geldstück herzustellen, nach jeder Hinsicht zu loben. Wo das Geld gut war, war auch sofort grosser Bedarf dafür da, aber die Falschmünzer fanden eine neue gute Gelegenheit, diesen Bedarf mit doppeltem Eifer zu ersetzen. Die Annalen dieser und aller übrigen Dynastien geben dasselbe monotone Bild des Geldwesens wieder, entwertete Ausgaben von Münzen, abwechselnd mit gelegentlichen verdienstvollen, aber oft fehlschlagenden Bemühungen, den Standardwert wiederherzustellen.

Unter dem Kaiser Taitsung betrugen die Staatseinkünfte 30898000 T. Am Schluss der Dynastie sehen wir das Reich auf die Provinzen Honan und Shantung beschränkt, in einer vollkommenen Auflösung begriffen. Die Preise der Nahrungsmittel waren unerschwinglich, 7 000 Kupfer-Cash zahlte man für eine Metze Reis, an den Strassen lagen die Menschen und starben den Hungertod. Angaben aus jenen Zeiten sagen, dass der Staat 99 Münzgiessereien errichtete, von denen jede

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3300 Schnüre Cash zu 1000 Stück das Jahr herstellte. Eine Schnur kostete 750 Cash Herstellung aus Kupferminen, deren Betrieb Staatsmonopol war, so dass der Staat 33⅓ pCt. verdiente. Von 1000 guten Kupfer-Cash wurden aber von Falschmünzern und Kupferschmieden 6 Pfund Kupfer ausgezogen; dieses eingeschmolzen und zu Gegenständen verarbeitet, ergab einen Wert von 600 Cash das Pfund, so dass man für 1000 Cash 3600 Cash Wert, also 260 pCt. Nutzen erzielte. Es wurden Vorsichtsmassregeln der verschiedensten Art vorgeschlagen, u. a. Limitierung des Verkaufspreises aus Kupfer hergestellter Waren, Beschränkung des Besitzes von Kupfer-Cash pro Kopf der Bevölkerung; man liess, um dem Mangel an Kupfer abzuhelfen, wieder die Tempel plündern, Buddhastatuen und Tempelzubehör einschmelzen, und beeinträchtigte somit selbst den religiösen Kultus.

Nach dem Sturze der Tangs brach eine womöglich noch schlimmere Zeit über das arme Land herein, bis Chao-kuang-yin den Thron als Gründer der Sung-Dynastie bestieg. Auch hier begann man mit einer Reorganisation des Geldwesens; neues Geld wurde hergestellt mit der Devise:

„Sung yuan tung pao", „Kurantgeld der Sung-Dynastie."

In diese Periode fallen zwei wichtige Momente der Geschichte des Geldwesens:

1. Einführung einer Doppelwährung, nämlich einer Eisernen — neben der Kupferwährung,
2. Einführung des Papiergeldes.

Das gesetzliche Verhältnis der eisernen zu den kupfernen Cash sollte 10 : 1 sein, erscheint aber, nach der Legierung zu urteilen, 3,5 : 1 gewesen zu sein.

Das Papiergeld jener Zeit war Staatspapiergeld, und im Volksmunde unter dem Namen „bequemes Geld", „pien chien", bekannt. Wie es scheint, waren die Noten zu 3 Siebentel der Emission durch Metallbestand gedeckt. Den Metallbestand nannte man pên chien-Kapital. Der Gebrauch des Siegels an Stelle einer Namensunterschrift (wie es noch heute der Fall ist), führte zeitig dazu, vor allem Seidenstoffe als Tauschobjekte zum Ersatz kursierenden Geldes mit Stempel zu versehen.

Die ersten glaubwürdigen Mitteilungen über Papiergeld sind uns aus der Tangperiode überliefert, wo es „fei chien", „fliegendes Geld", genannt wird.

Es heisst in den Chroniken, dass, um das Geld in Umlauf zu bringen, die Kaufleute seitens der Regierung beauftragt wurden, aus allen Gegenden des Landes nach der Kapitale zu kommen, dieses Geld, chao genannt, in Empfang zu nehmen, und dessen Gegenwert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Kupfer-Cash der Staatskasse einzuzahlen. So hätten sie die Erleichterung, ohne grosse Lasten nach Hause zurückzukehren, andererseits könnten sie jederzeit durch Weitergabe der Noten den Betrag wieder erlangen. Aber so plötzlich dieses Projekt auftaucht, so plötzlich verschwindet es wieder, und das Volk war sein Geld los.

Als der Gebrauch unter den Sungs wieder aufkam, scheint der Bedarf an diesem Geld ein sehr starker gewesen zu sein, aber was zu Beginn eine Wohltat, wurde dem Land bald bitteres Weh! Die Verwirrung, welche infolge dieser Papierwährung, der Eisen- und Kupfer-Cash, über das Land einbrach, war ungeheuer, man glaubte sie schliesslich damit zu überwinden, dass man die Zirkulation der eisernen und kupfernen Cash je auf gewisse Teile des Landes beschränkte, und das Papiergeld, welches eine Zeit lang ein Ersatz des mangelnden vollwertigen metallenen Zirkulationsmittels gewesen, verlor seinen Kredit. Es war nicht die erste, — und nicht die letzte Krisis, welche über das Land einbrach.

Zu all' den Kalamitäten stellte sich noch ein ganz bedeutender Abfluss von Geld nach dem Norden ein, wo die tartarischen Stämme, durch die kriegerische Berührung mit den Chinesen, den Wert des Geldes schätzen gelernt hatten, und, unfähig, dasselbe selbst herzustellen, sich als Abnehmer grosser Posten zeigten. Wo das Herstellen des Geldes bei den Chinesen selbst in der sehr primitiven Weise des Giessens vor sich ging, die Bearbeitung der das Material liefernden Kupferminen nicht minder primitiv war, musste der Abfluss des Geldes dem Lande verhängnisvoll werden. Eine Eingabe des Premierministers Wang ngan shi, den Export des Geldes zu verbieten (der einzig mögliche Ausweg aus dieser Kalamität, und ein in jeder Hinsicht zu lobender Entschluss) wurde verworfen, der Krieg verschlang riesige Summen, der Abfluss des Geldes nahm ungestört seinen Fortgang, die Falschmünzer waren in regster Tätigkeit, der Markt mit minderwertigem Material überschwemmt. Es bewahrheitete sich auch damals das Gesetz: Sobald die Qualität des Geldes minderwertig wird, muss eine vermehrte Quantität den Ausgleich bilden, um dem notwendigen Bedarf zu begegnen.

So sehen wir zu Ende der Sung-Dynastie dasselbe Schauspiel wie bei den Tängs, zu Anfang ein vielversprechender Aufschwung, zu Ende ein allgemeiner Ruin. Edikte erschienen, welche einen grösseren Besitz an barem Geld verboten, Klöster und Tempel wurden wieder ihrer Schätze beraubt, der Kaiser opferte selbst eine grosse Anzahl kupferner Gegenstände aus seinem Haushalt auf dem Altar des Vaterlandes, und so gelang es, dem Lande zwei Millionen Pfund Kupfer zuzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die zur Zeit des Kaisers Ningtsung (1210 u. Z.) gegossenen Stücke hatten einen Metallwert von 3 bei einem Nominalwert von 5 Cash. Über die Fabrikation von Cash während dieser Periode liegen Notizen vor, wonach unter

Kaiser	Taïtsung,	Titel der Regierung			chih tao	995, u. Z.	800 000
„	Chêntsung,	„	„	„	chingtê	1004, „	1 830 000
„	„	„	„	„	hsianghu	1008, „	210 000
„	„	„	„	„	tĭen hsi	1017, „	1 500 000

Schnüre à 1000 Cash hergestellt wurden.

Die Mongolen, die unter Dschingiskaan schon einen grösseren Teil Asiens erobert hatten, stürzten unter Kublai-Kaan das schwache, hinfällige Staatsgebäude der Sungs, und bestiegen als die Yuăn-Dynastie den Drachenthron „des Reiches unter dem Himmel."

Unter der Mongolenherrschaft florierte hauptsächlich das Papiergeld, worüber uns Marco Polo sehr ausführliche interessante Beschreibungen gegeben hat, die aber von einer recht naiven Anschauung sind.

„Man konnte wirklich glauben", sagt Marco Polo, „der grosse Kaan hätte das Geheimnis der Alchemie in höchster Vollkommenheit erfunden", und fährt dann in der Erzählung weiter fort, wie der oberste Beamte das Siegel mit Zinnober beschmiert, auf ein aus dem Baste des Maulbeerbaumes hergestelltes Stück Papier abdrückt, und das Geld so authentisch macht, dessen Nachahmung mit dem Tode bestraft wurde. „Der Kaan liess", sagt er weiter, „jedes Jahr eine solche Menge herstellen, die ihm nichts kostete, und die an Wert dem Inhalt aller Schatzkammern der Erde gleichkommen musste."

Im Jahre 1311 u. Z. war der Gebrauch der Kupfer-Cash verboten. Aber Yang-tê-fang sagt darüber: „dass es gerecht sei, Kupfer-Cash und Papiergeld in richtigem Verhältnis zu einander zirkulieren zu lassen und es sollte dies nicht nur um der Ansicht einiger Gesetzgeber willen aufgegeben werden." Anderswo wird gesagt, „dass es nie in der Absicht lag, das Papiergeld als Basis und das Kupfergeld als subsidiarisch anzusehen. Papiergeld und Kupfer-Cash müssten als eins betrachtet werden, insofern, als es dem Kaufmann gestattet sein müsse, das „leere" mit dem „wirklichen" zu tauschen. Bei der Entwertung des zur Ausgabe gelangten Papiergeldes war es Tatsache, dass das Volk das „Wirkliche" thesaurierte, und das „Leere" abzustossen suchte. Papiergeld war schliesslich das einzige kursierende Zahlungsmittel, und als auch diese Dynastie einer neu aufsteigenden weichen musste, mit ihr aber auch die Noten verschwanden, hatte das Volk für all das geopferte Hab und Gut nichts als Papier in der Hand.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter der nachfolgenden Ming-Dynastie kamen Kupfer-Cash insofern wieder mehr zur Geltung, als Zahlungen an die Regierung in solchen geleistet werden mussten, während die Regierung selbst für Zahlungen ihrerseits sich wieder der Noten bediente. Der Notenumlauf reduzierte sich aber, da Silber anfing, in grösseren Mengen als Zirkulationsmittel Verwendung zu finden, wie wir gleich sehen werden.

Es ist naheliegend, dass die zunehmenden Handelsbeziehungen zum Auslande die Ausgabe des Papiergeldes im Lande selbst sehr förderten. Die Kaufleute wollten nur widerwillig die schweren Lasten in Gestalt der Cash mit sich führen, bedienten sich dafür lieber des leichten Papiergeldes, bei welchem die Bevölkerung, so lange die Herrscher im Vollbesitz ihrer Kraft, und in ihren Unternehmungen erfolgreich waren, auch niemals auf Schwierigkeiten gestossen ist. Als aber auch die Ming-Dynastie ihrem Ende zuging, und das Papiergeldsystem nicht mehr in gehöriger Weise durchgeführt werden konnte, obwohl gerade zu dieser Zeit dem Kaiser ein sehr befähigter Staatsmann in der Person des Ni-yuän-lu zur Seite stand, wollte man sich nicht von der Bequemlichkeit, grössere Wertsummen in kleinerem Gewicht mit sich zu führen, trennen, und dieser Umstand führte zum Gebrauch des Silbers als Zirkulationsmittel.

Wir wollen nun zunächst die Betrachtung über die Kupfer-Cash beiseite lassen, und uns mit dem für die heutigen Handelsverhältnisse Chinas noch bedeutend wichtigeren Münzwesen des Tael, als Rechnungseinheit sowohl als auch als Repräsentanten der auf Silber lautenden Währung zuwenden.

Bei dem Gebrauch des Silbers als Zirkulationsmittel kommt neben dem Gewicht noch der Feingehalt hinzu. Des Silbers wird erst vom 12. Jahrhundert u. Z. an in der Geschichte in grösseren Beträgen Erwähnung getan, es kam, wie bereits oben gesagt, über Canton ins Land. Von diesem Platz aus wurden schon seit 1000 Jahren mit den Arabern lebhafte Handelsbeziehungen unterhalten, und Silber erscheint in der Liste der Handelsstatistik jener Zeiten als ein wichtiger Faktor. Aber erst viel später, und zwar erst seit Entdeckung Amerikas, als Silber aus Mexiko importiert werden konnte, finden wir es allgemein als Zirkulationsmittel in China auftreten. Nachdem Vasco da Gama 1498 den Seeweg nach Indien entdeckt hatte, wurde China, d. h. Canton, von zahlreichen portugiesischen Händlern besucht, die amerikanisches Silber in reichen Mengen in das Land brachten. Dies führte zu einer vollständigen Neuerung des chinesischen Finanzwesens, insofern als Schiffe und eingeführte Waren mit Abgaben, Tonnengeldern und Zöllen, belegt wurden. Es sind dies wesentliche Punkte in der Geschichte der Ming-Dynastie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Unze Silber war damals an Wert 6 Catties 4 Unzen Kupfer, das Verhältnis also, da 16 Unzen gleich 1 catty, 100 Taels Kupfer 1 Tael Silber.

Als die Mongolen 1260 China eroberten, war 1 Tael Silber gleich 1000 cash. 1 cash also dem tausendsten Teil einer Unze 1 li gleich.

10 li sind = 1 fên
10 fên = 1 chien
10 chien = 1 Liang, (Tael oder chines. Unze).

Wir haben eingangs gesagt, dass der chinesische Name für cash chien ist, da er an Gewicht $^1/_{10}$ Unze (Liang), an Wert als Kupfermünze aber, in seiner Relation zum Silber kommt er also, so lange dieses Verhältnis 1: 100 bestand, und das hielt sich für Jahrhunderte aufrecht, 1 li gleich.

Um eine vollständige Reihe der Namen des chinesischen Gewichtssystems zu geben, müssten wir nach 1, mit der fünfzehnten Null anfangen, also bei dem Begriff des tausendbillionstel einer Einheit. Ich habe beim Lesen einer ziemlich umfangreichen Literatur keine Erklärung finden können, weshalb der chinesische Geist so weit ins Unendliche gegangen ist, es sei denn philosophische Pedanterie! Für unsere Betrachtung kommt nur die Unze, d. h. der Liang à 10 chien à 10 fên, à 10 li in Betracht. Wir haben also ein reines Dezimalsystem. An Stelle der chinesischen Benennung gebraucht man aber allgemein im Verkehr die Ausdrücke Tael, mace, candareen, cash. Die drei ersten Benennungen sollen aus Indien stammen.

Tael aus dem Hinduwort tola, malaisch tahil,
mace, aus masha, — mas,
candareen aus dem malaischen Kondrin,
cash haben wir oben bereits definiert.

Die Namen der Gewichtsskala aufwärts sind:

16 liang = 1 chin
100 chin = 1 tan.

Chin und tan nennt man ebenfalls mit den aus dem Malaischen stammenden Worten catty und picul. 1 chinesischen picul rechnet man im Osten allgemein zu $133^1/_3$ Pfund englisch, gleich ca. $60^1/_2$ *kg*.

Chien heisst im Chinesischen allgemein Kleingeld; einem ansprechenden Bettler antwortet man „meijo chien“, ich habe kein Geld. Für grössere Summen gebraucht man das Wort yintsze: „Silber“, wie wir ja auch früher unter „Silber“: Geld, und unter „Geld“: Silber verstanden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir müssen bei der Betrachtung des Taelsystems daran festhalten, dass der Tael mit seinen Teilungen, mace, candareen, cash, sowohl ein Gewicht als auch Wertzeichen, eine Rechnungseinheit ist. Wie nun die Gewichtseinheit in einer unbestimmten Menge und verschiedenen Grössen in China existieren, und selbst an einem Platze verschiedene Gewichte für verschiedene Gegenstände Verwendung finden (Fische, Stroh, Holz), so variieren auch unter einander die Taels als Rechnungseinheit, und zwar kann man als Limite annehmen 33,7 bis 37,8 *g* bei 898 bis $^{1000}/_{1000}$ als Feingehalt.

Genaue Angaben lassen sich nicht machen, da 1. die chinesischen Wagen und Gewichte nicht mit der Präzision wie in einem modernen Staat gemacht werden, 2. offizielle Gewichte wohl vorhanden, aber nicht zur Anwendung gelangen, und 3. der Feingehalt am Platze nicht gut festgestellt werden kann.

Die Chinesen pflegen auch, was letzteren anlangt, keine Angaben zu machen, sondern nur das Verhältnis des einen Taels zum anderen anzugeben. Man betrachtet das Geld also auch in diesem Sinne wie die Ware, die man nicht nach der Güte, sondern nach dem „Chop", dem Warenzeichen, kauft, wie die anwesenden Herren aus dem Kaufmannsstande zur Genüge wissen werden. So könnte man wohl an hunderte verschiedener Taels aufzählen, die nicht allein für Zahlungen der Zölle, im Handel, sondern auch für Zahlungen an Beamte, Soldaten, Studenten, bei festlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Beerdigungen bis zum Leichenbitter im internen Verkehr Verwendung finden, und die bei Zahlungen an Behörden selbstverständlich im Gewicht und Feingehalt grösser, d. h. schwerer, im internen Verkehr kleiner, nach chinesischer Ausdrucksweise leichter sind.

Bei Reisen in das Innere versieht man sich, um grösseren Verlusten beim Umwechseln vorzubeugen, mit kleineren Stücken Silbers, bei Abschluss grösserer Transaktionen, wie z. B. Anleihen, werden gleiche Gewichte hergestellt, die im Besitz der kontrahierenden Parteien verbleiben und massgebend sind.

Um einige Beispiele aus der Praxis vorzuführen, bemerke ich, dass im Handelsverkehr zwei Gewichtstael besonders wichtig sind, nämlich der Canton-Tael und der Chouping-Tael. Nach Canton-Tael wird im Süden Chinas Silber und Gold, in Shanghai das aus dem Ausland in Barren importierte Silber gewogen. Der Verkauf des Barrensilbers versteht sich zu so und so viel Shanghai-Courant-Tael, Kueiping genannt, für 100 Canton-Gewichtstael, 1 Canton-Gewichtstael ist gleich 37,57 *g*, 100 Canton-Taels sind gleich $102^1/_2$ Shanghai-Tael.

Nach Chouping-Tael wird in Shanghai-Silber im allgemeinen gewogen. Der Chouping-Tael ist 36,65 *g* schwer. Der Shanghai-Courant-Tael, Kuei-ping, ist eine bestimmte Gewichtseinheit Silbers (Sycee

genannt) von einer Feinheit, die einen gewissen Spielraum lässt, aber mit $^{932}/_{1000}$ angenommen werden kann.

Dieses Sycee wird aus Barrensilber in genannter Feinheit in Schuhformen von ungefähr 50 Taels Gewicht gegossen, in dieser Form, auch Schuh genannt, als Zahlungsmittel verwendet. Sycee wird abgeleitet von Saisze, soviel wie feines Silber. Die Chinesen nennen es Wan-yin, „reines Silber" oder pai-pao, „weisses Courantgeld" wenn es ganz fein $^{1000}/_{1000}$ ist. Für Schuh sagt man yuän-pao, Courantgeld. Beim Giessen schlägt der Schmelzer seinen „Chop", den Stempel seiner Firma ein. Von ihm geht es in die Hände des Kungkoo, eines von der Gilde der chinesischen Banken bestellten Münzwardein über, welcher den Schuh wiegt, und Gewicht und Feingehalt auf dem Stück durch Schriftzeichen vermerkt, d. h., er bemerkt auf dem Stück das mehr oder weniger, welches von dem konventionellen Feingehalt zu oder abzuziehen ist. Diese Methode erscheint nach unseren Begriffen ziemlich primitiv, und die Wertschätzung im grossen und ganzen nur als eine Bestätigung des Schmelzers; es muss aber zugegeben werden, dass die Leute sehr exakt arbeiten, dass angestellte Proben zu Gunsten der Zuverlässigkeit der Arbeiter sprechen, und dass das grosse Vertrauen, welches die Chinesen den Angestellten dieser Einrichtung entgegenbringen, gerechtfertigt erscheint. Nachdem der Schuh (Shoe) auf diese Weise geaicht ist, geht er in den Gebrauch und seine Bestimmung als Zirkulationsmittel über. Haben wir nun z. B. einen solchen Shoe an Gewicht 49,56 Taels (Chouping-Taels), plus Prämie, sagen wir: 2,56 d. h. mehr über den konventionellen Feingehalt, so ist er wert 52,12. Von diesem Wert werden aber noch 2 pCt. für Umschmelzungsgebühren abgezogen, (d. h. nach chinesischem Gebrauch, der Betrag wird durch 98 dividiert) und so kursiert er als 53,275 Shanghaicourant, Kuei-ping.

Die Umrechnung des einen Tael in einen anderen geschieht durch wiederholtes Wiegen und Bestimmung des Feingehaltes; beziehe ich z. B. in Hankou Silber von Shanghai im Betrag von Shanghai-Taels 22019,78 so ist dies in Hankou-Taels-Gewicht

	20 858,55	(Hankou Kungkoo-Tael genannt)
Prämie	126,05	
H-Taels	20 984,60 : 98 =	H-Taels 21 412,95

Nur pai-pao, ganz reines Silber, bewahren die Banken meist als solches in ihren Tresors für den Verkehr mit den chinesichen Behörden. Der Transport des Silbers geschieht in Kisten bis zu 60 Stück Schuhe, jeder Kiste ist ein Verzeichnis der Anzahl der Schuhe, deren Gewicht und Agio bezw. Disagio beigegeben. Eine Kiste kann also ca. 3000 Taels Silber enthalten, repräsentiert dann eine Last von ca. 2 Zentnern und ist somit ein sehr „schwerfälliges" Zirkulationsmittel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wollen nicht unerwähnt lassen, dass zwei Arten Taels existieren, welche über ganz China zu einem festen Verhältnis zu dem lokalen Courant-Tael stehen, das ist in den geöffneten Häfen der Haikuan-Tael, welcher vom Seezollamt zur Zahlung der Zölle in Anwendung kommt, er verhält sich z. B.

in Shanghai 100 : 111,40 Shanghai-Tael
„ Hankou 100 : 108,88 Hankou-Tael
„ Tientsin 100 : 105,— Tientsin-Tael

und der Kuping-Tael, der Tael der chinesischen Behörden, der Reichsschatzamttael (Ku), den man z. B.

in Shanghai 100 : 109,60 Shanghai-Tael,
„ Hankou 100 : 102,40 Hankou-Kungkoo-Tael

berechnet, der aber je nach der Behörde, um die es sich handelt, verschieden sein kann.

Dieses System der Couranttaels dient nun auch in sämtlichen geöffneten Häfen Chinas als Basis für die Kursnotierungen der Banken, d. h. für die Wertbemessung des Tael in seinem Verhältnis zu den ausländischen Valuten, d. i. zum Gold. Diese Wechselkurse hängen in der Hauptsache von dem Preise des Silbers (der Standard Unze) in London ab, ausserdem sind für ihre Gestaltung die Verhältnisse des Warenmarktes von Einfluss, d. h. entweder eine grössere oder geringere Nachfrage nach Wechseln oder ein Angebot von Wechseln auf Europa. Hieraus ergeben sich die starken Schwankungen der chinesischen Wechselkurse, und infolge des starken Preisrückganges des Silbers die ganz bedeutende Preissteigerung der aus den Ländern mit Goldvaluta eingeführten Waren, der Gebrauchs- und Lebensmittel für die Bewohner des Ostens.

Wir wollen hier nun gleich eines Zahlungsmittels Erwähnung tun, welches neueren Datums ist, aber mehr und mehr ein grösseres Umlaufsgebiet sich erobert. Das ist der Silberdollar, und zwar als mexikanischer Dollar alten Gepräges und als Silberdollar einheimischer Prägung.

Der Mangel einer höherwertigen Münze in China hat die Einbürgerung des Silberdollars begünstigt, man konnte mit Hilfe dieser Münze Zahlungen leisten, die Höhe des Umlaufsquantums konnte durch Importation beliebig vermehrt werden, und in seiner Eigenschaft als Silberdollar verhielt er sich seinem Gewicht und Feingehalt nach in ziemlich stabilem Verhältnis zum Tael und in seinem Goldwert demselben fast parallel. Wir sagen „fast“, denn Angebot und Nachfrage beeinflussen natürlich auch die Quotierung zu Zeiten ganz wesentlich, die allgemein aber mit 100 Dollars gleich 74 Shanghai-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Taels angenommen werden kann. Kursquotierungen finden in den chinesischen Häfen, wie Shanghai, Tientsin, den Yangtse Häfen etc., in Dollars nicht statt; wird eine solche verlangt, so bildet sie für die betreffende Bank eine besondere Transaktion der Umrechnung der Quotierung für Taels in Dollars Kauf bezw. Verkauf.

Man hat versucht, in China selbst Dollars zu prägen, in Canton, Nanking, Nganking (Provinz Anhué), Wuchang, Hangchou, Tientsin, Kirin, sind Münzen etabliert, welche Dollarstücke mit der Aufschrift des Verhältnisses von 7 mace, 2 candareen des lokalen Kupingtaels per Stück herstellen.

Die Einführung dieses einheimischen Dollars ist niemals geglückt, die Stücke haben nirgends einen grösseren Zirkulationskreis als die Provinz erlangt und werden an anderen Plätzen mit einem mehr oder weniger grossem Disagio gehandelt, während der mexikanische Dollar überall zum vollen Nennwert Aufnahme findet. Im Innern des Landes zirkulieren noch an einzelnen Plätzen alte Carolusdollars, s. g. Säulenpiaster spanischer Prägung.

Wir wollen hier noch im Anschluss an frühere Mitteilungen erwähnen, dass Staatspapiergeld unter der jetzigen Dynastie in China nicht mehr zirkuliert. Ein vorübergehender Versuch unter Kaiser Taokuang zur Zeit der Taiping-Rebellion zeigte, dass der Staatskredit, auf dem eine Notenausgabe basiert, geschwunden war. Die Noten, die heute noch an einzelnen Plätzen im Umlauf sind, sind Banknoten, und deren Einfluss ohne Bedeutung.

Die in neuester Zeit auf dem Gebiet der Münzgesetzgebung und des Edelmetallwesens vor sich gegangenen wichtigen Ereignisse, die im Jahre 1893 erfolgte Einstellung der freien Silberprägung in Indien, die Aufhebung der sogenannten Sherman Akte in Amerika, der seit den letzten Decennien erfolgte Übergang Indiens und Japans zur Goldwährung haben, gegenüber einer vergrösserten Produktionsfähigkeit des weissen Metalles, dessen Absatzgebiete von Jahr zu Jahr verringert.

China gewährt mit nur noch wenig Ländern dem Silber als Zahlungsmittel unbeschränkte Aufnahme. Jeder Bank ist es gestattet, so viel sie mag Silber einzuführen und als Sycee in Umlauf zu bringen. Sie wird es natürlich tun, wenn

1. Bedarf dafür vorhanden,

2. wenn ihr die Anschaffung und Unkosten der Verschiffung von Silberbarren von London nach China eine genügende Chance bietet, um einen Nutzen aus der Transaktion zu ziehen.

China selbst produziert nicht genügend Silber, um den Bedarf zu decken, der stetig gestiegen ist. Durch die ungleiche Handelsbilanz, eines vergrösserten Angebotes infolge der in Gold kontrahierten Staatsschulden, deren Zinsen und Amortisationsquoten von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Chinesen in Silber bezahlt werden, bei geringerer Nachfrage, d. h. verhältnismässig geringem Export, sieht sich China auf dem unangenehmen Standpunkt angelangt, sich in das eigene Fleisch zu schneiden und selbst zu einem immer mehr sich erniedrigenden Kurs des Silberpreises beizutragen. Es befindet sich in einer Abhängigkeit den fremden Regierungen gegenüber, welche, nach dem Ausspruch Ludwig XV., in solchen Lagen den Staat halten „wie der Strick den Gehängten", und es ist vom chinesischen Standpunkte aus nur zu erklärlich, dass man sich in Peking von der drückenden Last der Goldschuld nach Möglichkeit frei zu machen und die kontrahierte Kriegskostenentschädigung z. B., in Silber abzulösen sucht. Von welch ungeheuer einschneidender Wirkung der Preisrückgang des Silbers auf den Osten gewesen ist, mögen Sie den Quotierungen entnehmen, wonach 1 Tael Silber im Jahre 1889: 4,50 Mk., 1890 wieder 5,20 Mk.

	Januar	Juni	Dezember
1893 . . .	3,80	3,56	3,31
1895 . . .	2,77	3,01	3,09
1898 . . .	2,66	2,59	2,77
1900 . . .	2,76	2,76	2,94
1902 . . .	2,56	2,34	heute: 2,33

während des Druckes dieses Vortrages im Februar 1903 war die Quotierung auf 2,20 Mk. gefallen.

Aber nicht allein im Hinblick auf die Handelsbilanz mit dem Ausland ist der Rückgang des Silberpreises für China so nachteilig geworden, auch im Hinblick auf seine inneren Verhältnisse, auf die eigentliche Währung seines Landes, den Kupfer-Cash.

Während einiger Decennien ist nämlich in auffallender Weise ein stetiger Rückgang der für einen Tael Silber bezw. einem Silberdollar gleichwertigen Anzahl Kupfer-Cash zu bemerken. Der Cash ist stetig teurer geworden, Silber im Lande selbst unter seinen Goldwert gefallen.

Es mag dies dem Umstand zuzuschreiben sein, dass

1. der Dollar mit seiner Stückelung 20, 10 und 5 Cents-Stücken, an Stelle des Kupfer-Cash getreten, was bis zu einem gewissen Grad der Fall sein dürfte; ein Hauptgrund liegt aber wohl darin,

2. dass Cash nicht in genügender, hinreichender Anzahl gegossen werden,

3. dass durch den Rückgang des Silbers der Preis des Kupfers ungleich erhöht ist.

Dabei ist die Kaufkraft des Cash eine geringere geworden, denn die Marktpreise der Nahrungsmittel und aller Lebensbedürfnisse sind ganz bedeutend gestiegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Gewicht von 100 Cash war zu Anfang der jetzigen Dynastie der Ta Ts'ing 1644 noch 10 chinesische Unzen; in den Regierungsepochen von

K'ang Hsi 1662—1723,
Yung chêng 1723—1736 und
Chien Lung 1736—1796

hielt es sich auf 12,2, aber schon während der Epochen von

Chia Ching 1796—1821 und
Taokuang 1821—1851

geht das Gewicht von 100 Cash auf 10,73—10,80, fällt unter

Hsien fêng 1851—1862

auf 9, und neuerdings unter

Kuanghsü

sogar auf 6,80 und noch weniger chinesische Unzen.

Untersuchungen haben festgestellt, dass die 1899 in Tientsin hergestellten Cash

55,69 pCt. Teile Kupfer,
41,56 „ „ Zink,

der Rest Eisen und anderes Metall enthalten, und

100 Cash = 6,5014 chinesische Unzen

wiegen. Sie enthalten sonach

$6{,}5014 \times 0{,}5569 = 3{,}6207$ chinesische Unzen Kupfer und
$6{,}5014 \times 0{,}4156 = 2{,}702$ „ „ Zink.

Man berechnete zur Zeit dieser Untersuchung

1 Tonne Kupfer zu 82 Pfd. Sterl. 15 Schill. — Pence,
1 „ Zink „ 26 „ 7 „ 6 „

und da 1 $t = 26\,880$ chinesische Unzen sind, so ergibt sich ein Metallwert von

100 cash an Kupfer 0,22293 Shilling
„ Zink 0,05303 „
zusammen 0,27596 zuzüglich Kosten der Fracht, Versicherung 3 pCt. 0,28423 Schilling.

Am 8. Juli 1899 war der Kurs für ein Tientsin-Tael für tel. transfer London 2./10. $^1/_{16} = 2{,}83854$ Shilling, die Anzahl von Cashstücken, welche ihrem Metallwert nach einen Tientsin-Tael repräsentieren wäre demnach

$2{,}83854 : 0{,}0028423 = 1000$ cash
gegen 1105 cash

Notierung desselben Tages für 1 Tientsin-Tael. Die Regierung konnte also bei den damaligen hohen Kupferpreisen, sofern sie nicht noch billiger eingekaufte Vorräte verwenden konnte, nur mit Verlust neue Cash von dem oben erwähnten Gehalt und Gewicht herstellen lassen, sie musste natürlich in beiden heruntergehen. Daher der Mangel an Cash, die Zunahme minderwertiger und gefälschter Stücke, von denen man jetzt bis 15, ja an manchen Plätzen bis 30 und mehr Prozent bei Zahlungen zu rechnen hat.

Unterm 26. Mai d. J. notierte

Kupfer in London	Lstr. 55,—/—	die Tonne.
Zink	„ 18,10/—	

Auf Basis des obengenannten Legierungsverhältnisses kommen wir zu einem annähernd gleichen Resultat, und jedenfalls zu dem Schluss, dass der Cashkurs annähernd den wirklichen Metallwert neuer Stücke repräsentiert, was einer freien Kupferprägung gleichkommt.

Infolge der Erlaubnis, Cashmünzen in unlimitierten Mengen herzustellen, reguliert sich deren Unabhängigkeit, in einem festen Verhältnis zum Silber zu stehen, und bewahrt sich der Cash davor, als Scheidemünze des Silber-Taels zu dienen. Die Herstellung ist lediglich von dem Verhältnis des Preises der Rohmaterialien zu dem Marktwert des Cash abhängig.

In Shanghai erhielt man für 1 Dollar 1892: 1050, 1897: 900, jetzt ca. 850 cash. Gleiche Rückgänge hat man in den verschiedensten Teilen des Landes konstatiert. Überall ist der Cash stetig zum Schaden des Volkes fühlbar knapper geworden; die teuren Kupferpreise, die China mit dem im Preise zurückgegangenen Silber zahlen muss, machen das Herstellen von Stücken unlohnend.

Gute Cash werden, in Bewahrheitung des Greshamgesetzes, wonach eine gute Währung von einer minderwertigen verdrängt wird, eingeschmolzen und finden als Rohmaterial bessere Verwendung; dafür kursieren minderwertige, gefälschte.

Der Wert des Silbers im Verhältnis zum Cash ist stetig gefallen, die ungeheure Menge minderwertiger und falscher Cash haben die Preise der Lebensmittel gesteigert, viele Distrikte sind während der letzten Jahre von Missernten heimgesucht worden. Durch Anbau des Mohnes hat man beigetragen, eine Teuerung der Lebensmittel herbeizuführen, Löhne, Steuern sind gestiegen, der früher schwunghafte Tee- und Holzhandel hat nachgelassen, kurz, das Land ist ohne Frage gegen früher ärmer geworden. Eine gründliche Reform seiner Währungsverhältnisse ist es, die dem Land not tut, die dem allgemeinen Wohlstand, dem Handel, dem ganzen Volk zum Vorteil gereichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde, aber eine radikale Reform, nicht ein neuer Flicken auf altem Kleid.

Leider gibt es aber in China deren zu viele, welche an dem mangelhaften Zustand seiner Geldverhältnisse ein Interesse haben. Beamte jeder Rangklasse und Leute jeden Standes, welche dadurch reich werden, davon leben, und aus der schlechten Beschaffenheit des Cash, der Ungleichheit des Silbergewichtes ihren Vorteil ziehen.

Confucius antwortete auf eine an ihn gestellte Frage, was für die an Zahl stark gewordene Bevölkerung getan werden kann: „Lasse sie reich werden". Dieser nüchternen, auf das Realistische gerichteten Tendenz, so ganz unseren heutigen Anschauungen entsprechend, hängt jeder Chinese, vom obersten Beamten bis zum niedrigsten Kuli, an, jeder nach seinen Kräften, jeder nach seiner Façon! Geld beherrscht in China mehr als anderswo die Interessen des Volkes. Aber aus der Geschichte lässt sich nachweisen, dass es gewisse wichtige Lehrsätze in der Wissenschaft der National-Ökonomie gibt, welche in ihren Folgerungen unbestritten bleiben und mit matematischer Gewissheit eintreten, und dass weder Lebensbedingungen, Bodenbeschaffenheit oder menschliches Handeln imstande sind, die Konsequenzen dieser Grundregeln zu ändern, weder anderswo noch in China.

Referenzwerke.

Prof. Dr. F. Hirth. China and the Roman Orient.
S. Wells Williams. L. L. D. The Middle Kingdom.
Colonel Henry Yule. C. B. The Book of Ser Marco Polo, the Venetian.
Prof. J. Edkins. Chinese Currency.
W. Vissering. On Chinese Currency, Coin and Paper money.
Ed. Biot. Mémoire sur le Système monétaire des Chinois.
J. Klaproth. Sur l'origine du papier monnaie.

E. Brass, Berlin, weist in der Diskussion noch auf weitere Schwierigkeiten hin, welche dem fremden Kaufmann in China aus den Währungsverhältnissen in China erwachsen. So sind die Gewichte und damit auch die Silbergewichte in den einzelnen Provinzen verschieden. Ein Hankou-Tael ist 3,5 pCt., der Tientsin-Tael ca. 5 pCt. und der Haikuantael, in welchem die Zölle gezahlt werden, 11,2 pCt. mehr wert als der Shanghai-Tael.

Ebenso wechselt auch noch das Verhältnis des Kupfercash zum Silber fortwährend, aber durchaus nicht willkürlich, sondern die Gilden, namentlich die Geldwechslergilden, setzen täglich den Kurs fest. Ebenso bestimmen diese, wieviel cash der tiao oder sogenannte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

strang von 1000 cash enthalten soll. Derselbe enthält nämlich niemals 1000 cash, augenblicklich etwa 600 gute und ca. 200 geringe, kleine und falsche cash.

Auch das Verhältnis des mexikanischen Dollar zum Tael, welches nominell ca. 75 Taelcents für einen Dollar beträgt, schwankt zwischen 72 und 80 Taelcents, und werden tägliche Kursnotierungen gegeben.

Der Wettbewerb weisser, gelber und schwarzer Arbeit in der industriellen Produktion.

Von Dr. **Alexander Tille,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Zweimal in neuerer Zeit ist die Industrie des Abendlandes durch den Schreckruf gestört worden, dass ihr in der Ferne ein überlegener Mitbewerb drohe, der zu ihrem Untergange und damit zur Verelendung der abendländischen Arbeiterbevölkerung führen müsse. Er kam beide Male aus den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von 1851 bis 1860 waren nach den Vereinigten Staaten 41 397 Chinesen eingewandert und 1861 bis 1870 68 059, in den zwei Jahrzehnten von 1851 bis 1870 also über 109 000. Als man diese Tatsache in der Union gewahr wurde, entstand eine ungeheure Unruhe darüber. Man glaubte das Gespenst einer Mongolengefahr vor der Tür und sah die Angehörigen der gelben Rasse schon in Hunderten von Millionen über den Ozean nach den Vereinigten Staaten ziehen. Es war jedoch nur ein Gespenst. Ein Gesetz gegen diese Einwanderung genügte, um sie zum Stillstand zu bringen. 1890 hatten die Vereinigten Staaten nur noch 107 000 Chinesen. Auch in ihrer Nachbarschaft war darum der Zuzug nicht gewachsen: Kanada hatte damals 9000, Australien 41 000 Gelbhäute. Eine genauere Bekanntschaft mit den Bevölkerungsverhältnissen Chinas hat gezeigt, dass selbst die Wahrscheinlichkeit einer stärkeren Chinesenausfuhr keineswegs nahe liegt.

Zunächst ist Chinas Bevölkerungsdichte an sich gar nicht sehr gross: Die Bevölkerung von China wird oft bis auf 460 Millionen angegeben. Bemerkenswert ist jedoch, dass Sachkenner, wie der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

frühere deutsche Gesandte in Peking, Max von Brandt, sie anderseits nur auf 300 Millionen berechnen. Die letzte genauere Einschätzung stammt aus dem Jahre 1892 und berechnete in ganz China eine Bevölkerung von 362 Millionen bei 11 Millionen Quadratkilometer Bodenfläche. Nach dem Berichte des Ostasiatischen Lloyd vom 18. Juli 1902 betrug das Ergebnis der Volkszählung Chinas (der achtzehn Provinzen) im Jahre 1902 408 Millionen Menschen. Die amtlichen Zahlen liegen noch nicht vor. Auf das übrige China kämen danach etwa noch 40 Millionen. Auf den Quadratkilometer kämen also 40 Einwohner. Deutschland hat einen Flächenraum von 54 000 *qkm* und 57 Millionen Einwohner, also 106 Einwohner, d. h. fast die dreifache Anzahl auf dem Quadratkilometer. Nimmt man nur das eigentliche China oder das Land der 18 Provinzen, das bei einem Umfange von 4 Millionen Quadratkilometern 408 Millionen Einwohner hat, so kommen selbst dort nur 102 Einwohner auf den Quadratkilometer, also 4 weniger als im Deutschen Reiche. Da im Königreich England 205 Personen auf dem Quadratkilometer und in London 21 000 Personen auf dem Quadratkilometer wohnen, ohne dass sogenannte Übervölkerung herrschte, was man sich nun unter diesem wunderlichen Begriffe denken mag, so kann im chinesischen Reiche sicher nicht wegen allzugrosser Bevölkerungsdichte davon die Rede sein, sondern diese Vorstellung gehört ins Reich der Fabel.

Wichtiger als die augenblickliche Höhe der chinesischen Bevölkerung ist jedoch die Frage: Befindet sich dieselbe im Zunehmen, und wie stark ist der jährliche Zuwachs? Im Deutschen Reiche beläuft er sich bekanntlich zur Zeit auf fast 800 000 Menschen. Erst 1899 sind wir in den Stand gesetzt worden, uns über die fliessenden Bevölkerungsverhältnisse Chinas ein Urteil zu bilden. Im Märzheft 1899 der Zeitschrift der Royal Statistical Society hat uns nämlich ein Brite die chinesische Bevölkerungsstatistik von 1651 bis 1860 zugänglich gemacht, die sich aus den 70 Bänden des Tung-hwa Luh, den Steuerbüchern Chinas während zweier Jahrhunderte, gewinnen lässt. 1770 haben wir 213 Millionen, 1800: 295 Millionen, 1810: 345 Millionen, 1821: 355 Millionen, 1830: 394 Millionen, 1840: 412 Millionen, 1850: 414 Millionen und 1851: 432 Millionen. 1860 dagegen nur 260 Millionen. Die letzte Zahl ist offenbar falsch und erklärt sich aus den ungenauen Erhebungen der Kriegszeit. Bei Zugrundelegung der Zahl von 408 Millionen von 1902 haben wir es in China seit 1851 mit einer zurückgehenden und gar nicht mit einer wachsenden Bevölkerung zu tun. Steht aber die Bevölkerung Chinas zur Zeit still, oder geht sie, was noch wahrscheinlicher ist, sogar etwas zurück, so steigt die Zahl der Mittelländer von Jahr zu Jahr um mehrere Millionen, so dass nicht nur von einer Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flügelung des Westens durch Mongolenmassen nicht die Rede sein kann, sondern wir sogar auf dem besten Wege sind, die Mongolen auch an Zahl zu überflügeln, wie wir es in anderer Hinsicht bereits getan haben.

Ganz ähnlich lag der zweite Fall. In den Südstaaten der Union hatte man eine sehr starke Negerzunahme beobachtet, und übereifrige Statistiker hatten bereits die Berechnung angestellt, wann bei gleicher fortgesetzter Zunahme die Union zu einem überwiegend schwarzen Lande geworden sein würde. Noch heute spukt hie und da in Europa dies Gespenst, obgleich es über dem Atlantischen Meere längst aufs bündigste gebannt worden ist. Die starke Zunahme der Negerbevölkerung im Süden der Vereinigten Staaten war nicht zu bestreiten, aber die nähere Betrachtung zeigte, dass sie nicht etwa einer ungeheuren Zunahme der Negerbevölkerung überhaupt, sondern nur einer Abwanderung der Neger vom Norden her entsprang, wo die negerfeindliche weisse Bevölkerung ihnen bei jeder Gelegenheit schroff in den Weg trat. Die Volkszählung von 1890 wies 7470 Tausend Neger, Mulatten, Quadronen u. s. w. nach, von denen neun Zehntel in den Südstaaten wohnten, wo sie ein Drittel der Bevölkerung bildeten. Südkarolina, Georgia, Mississippi und Louisianna erhielten damals den Namen des black belt, des schwarzen Gürtels, der sich noch heute quer durch den Süden der Union zieht.

Heute wohnen auf der Erde rund 1600 Millionen Menschen, von denen 600 Millionen Mittelländer, 700 Millionen Mongolen und 300 Millionen Wollhaare sind. Von diesen halten sich die Mongolen nicht ganz auf ihren Beständen, die Wollhaare aber gehen ziemlich stark zurück. Beruhen nun die beiden Gefahren der Übervermehrung der Mongolen und Wollhaare offenkundig auf Einbildung, so ist doch nicht zu leugnen, dass heute Weisse, Gelbe und Schwarze tatsächlich nicht mehr bloss im Landbau arbeiten, sondern alle drei auch Dinge herstellen, welche wir mit dem Ausdruck Industrieprodukte bezeichnen, und dass dadurch der Wettbewerb dieser drei Menschenarten in der industriellen Produktion zu einer Art Zeitproblem geworden ist. In neuster Zeit ist ja die Bedeutung der Arbeit der Völker für den Daseinskampf dadurch sehr gesteigert worden, dass sie in der Maschine die mechanische Kraft in ihren Dienst nahm, durch Grossbetrieb mit Arbeitsteilung und Arbeitsgliederung die nationale Gütererzeugung vervielfachte und so die Unterschiede in der Leistungsfähigkeit verschiedener Völker fast ins Ungemessene steigerte. Es ist ja an sich klar, dass man auch beim Holzhacken Geschick und Ungeschick beweisen kann, dass aber Unterschiede in der Flinkheit schon bei der Arbeit an der Handspindel viel stärker hervortreten müssen. Auch im Wettlauf ist die Schnelligkeit der Menschen ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schieden. Setzt man aber Menschen mit verschiedener Fussgeschwindigkeit auf Fahrräder, so vervielfachen sich die Unterschiede in den zurückgelegten Strecken sehr bald. Sobald man bei der Arbeit mechanische Kraft in den Dienst nimmt, ist das noch in viel höherem Grade der Fall. An der modernen Spinnmaschine kann ein fähiger Arbeiter leicht das Zwanzigfache von dem leisten, was ein Unfähiger leistet. Dazu ist das Übergewicht der billigeren Arbeitsleistung nicht mehr örtlich gebunden wie ehedem, sondern hat im Zeitalter des modernen Weltverkehrs eine Fernwirkung bekommen, die ihr nie vorher eignete. Dadurch ist an Stelle der alten nationalen Form der Produktion ein internationaler Wettbewerb um die Arbeitsgelegenheit auf dem Weltmarkte getreten, kraft deren die billigste Arbeitskraft auf die Dauer alle Aufträge an sich ziehen muss und dadurch in die Lage kommen kann, andere brotlos zu machen. Es wäre also auf dem Industriefelde, auch ganz abgesehen von der Vermehrungsfrage, wohl eine Art Gefahr für die Mittelländer möglich. Wie, wenn Mongolen und Wollhaare durch ihre Bedürfnislosigkeit in den Stand gesetzt wären, jede andere Arbeitskraft zu unterbieten, und so schliesslich auf dem Wege des friedlichen Wettbewerbs die mittelländische Rasse zu besiegen und zum Daseinstore hinauszudrängen? Unter den Eindrücken, die sie von dieser Befürchtung empfangen haben, sind zahlreiche Reisende nach China gegangen und haben dort Material zur Stützung dieser Behauptung gesammelt. Ja, auch viele Gesandte, Gesandtschaftsbeamte und Konsuln europäischer Staaten wie Nordamerikas haben es sich angelegen sein lassen, in ihren Berichten der westlichen Welt vor dieser Gefahr gruseln zu machen. Bei Gelegenheit der Erwerbung von Kiautschou sind diese Dinge dann ergiebig ausgebeutet worden, und selbst überlegte Männer haben damals gemeint, die Gefahr, dass von China aus Industrieprodukte nach Deutschland eingeführt werden könnten, sei nicht zu unterschätzen. So sind diese Aufstellungen nachgerade zu einem Dogma geworden, dem zu widersprechen einem den Vorwurf der Ketzerei einträgt. Trotzdem möchte ich widersprechen.

An Bodenbeschaffenheit ist China eines der gesegnetsten Länder der Erde. In seinem Boden ruht Eisen und Kohle in reicher Menge. Grosse Teile haben ein gemässigtes Klima. Im Süden gedeiht Reis, Tee und Baumwolle und das Futter der Seidenraupe. Damit ist eine Voraussetzung für den Wohlstand gegeben, wie sie in vielen heute reichen Ländern fehlt. Aber die Natur allein bietet den Menschen wenig. Der Haupterzeuger von Gütern bleibt unter allen Umständen die menschliche Arbeit. Wenn in China trotzdem vielfach wirtschaftliche Zustände herrschen, welche die deutsche Sprache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem Worte Elend beschreibt, so liegt das an der Leistungsunfähigkeit der Bevölkerung. Mit fast elementarer Regelmässigkeit kommen Hungerepidemien über das Land. Wo ein Aufstand, eine anhaltende Dürre, eine Überschwemmung die Ernte kürzt oder vernichtet, da ist die Hungersnot sofort zur Stelle, weil die unteren Massen trotz ihrer geringen Bedürfnisse nur soviel erzeugen, als sie unmittelbar zu verbrauchen pflegen, und dadurch keinerlei Ansammlung eines Rückhaltes möglich ist. Scharen von Bettlern beider Geschlechter und jeden Alters ziehen dann Almosen heischend durchs Land. Meist verschwinden sie schliesslich lautlos, weil einer nach dem anderen vor Erschöpfung zusammenbricht und im freien Felde endet, wo sich niemand um seine Leiche kümmert. Gewiss kommen auch die Lust am Glücksspiel, die Vielweiberei, die Lust an Geschlechtsausschweifungen, die Lust an der Berauschung aller Art, vor allem die Opiumsucht, dazu, um die Masse im Elend festzubannen. Aber im Grunde ist doch der Verbrauch von Mitteln hierbei gering. Was einer im Glücksspiel verliert, muss ein anderer gewinnen. Die Berauschungsmittel sind billig, und die Geschlechtsausschweifungen verbrauchen wohl Menschen, aber kaum Geldmittel. Dasselbe gilt von dem frühen Heiraten. Wo ein zwölfjähriger Bräutigam nicht selten eine neunjährige Braut freit, da haben Eltern und Kinder nicht eben sonderliche Aussichten auf Übermenschentum. Aber die Hauptursache der Armut bleibt die Unfähigkeit des Chinesenstammes. Selbst in mehrtausendjähriger Kultur haben die Chinesen noch nicht gelernt, die Überschwemmungen zu regulieren und zu bemeistern, welche fast alljährlich weite Strecken um den Ertrag ihrer Jahresarbeit bringen, und deren Folge die Bettlerheere sind, die von dem Überschwemmungsgebiete aus nach allen Richtungen das Land durchkreuzen. Ebensowenig versteht man sich darauf, den häufigen Dürren durch Kanalisation vorzubeugen. Ja, was gegen sie in früheren Jahrhunderten getan worden ist, das ist seit dem Verfalle des Chinesentums mit in Verfall geraten. In China, wo die Verwertung der Steinkohle zu Brennzwecken über ein Jahrtausend alt ist, ist man selbst in dieser Zeit nicht bis zu einem Abbau gelangt, der, an europäischem Masse gemessen, mehr als Spielerei wäre. China besitzt unbestritten die gewaltigsten Kohlenlager der Erde, und doch sind diese in den 900 Jahren, seit denen sie benutzt werden, noch kaum ernstlich berührt worden. Mit einer einzigen Ausnahme (dem Bergwerk Kaiping nördlich von Peking) steht der Kohlenbergbau Chinas auf der allerniedrigsten Stufe, sodass bisher nur die ungeheuersten Kohlenflöze, welche dicht unter der Erdoberfläche liegen, den Abbau lohnen. Hätte China leistungsfähige Arbeiter, was hätte bereits aus diesen Kohlenwerken werden können! Seit einem halben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahrtausend hätte China mit seinen Steinkohlen die östliche Welt versorgen müssen, während sie noch heute das Kamel in Säcken nur nach den allernächsten Orten trägt. Aber selbst in Kaiping, wo der Kohlenbau nach dem fortgeschrittensten europäischen Muster betrieben wird, und von wo aus eine eigene Kohlenbahn nach Peking läuft, bringt man es nur auf einen Jahresertrag von 8—900000 Tonnen. Aber die Kaiping-Kohlengruben sind doch immer noch das einzige Unternehmen in chinesischen Händen, das bis jetzt ein erträgliches Ergebnis geliefert hat. Ähnlich ist es auf anderen Gebieten. China, das Seide erzeugt wie kein anderes Land der Erde, führt trotzdem aus Frankreich erhebliche Mengen seidener Stoffe, Bänder und Posamenten ein.

Trotz dieser wirtschaftlichen Tatsachen stehen sich über chinesische Arbeit zwei gänzlich widersprechende Anschauungen gegenüber, die beide in ihrer Weise merkwürdig sind.

Da ist zuerst die eine, die nicht genug Rühmens von chinesischem Fleisse und chinesischer Ausdauer machen kann.

Der frühere deutsche Gesandte, M. von Brandt, sagt geradezu: „An Fleiss, Geduld, heiterem Sinne bei harter Arbeit und schmaler Kost ist der Chinese jedem anderen überlegen; der Chinese ist arbeitsam, sparsam, genügsam, friedlich, höflich“, wenn er dem auch hinzufügt, wie der Alttürke sei der Chinese langsamer und schwerfälliger in Begriff und Handlung als der aufgewecktere und geistig regere Araber und Japaner.

Hermann Schumacher ist der Meinung, die dichte Bevölkerung Chinas habe den Kampf ums Dasein in China besonders scharfe Formen annehmen lassen, das Volk zum Erwerbe, zur Arbeit erzogen, Arbeitstrieb und Erwerbssinn einerseits, Genügsamkeit und Sparsinn andererseits zu einer Höhe entwickelt, wie sie vereint sonst nirgends ausserhalb des Kreises der Kulturvölker zu erreichen sei, und er sagt geradezu: „Nirgends geht ein Volk so völlig im Erwerbsleben auf.“ (Deutschlands Interessen in China, Stuttgart, 1900, S. 4.) Ja, er erwartet von der Zukunft noch grösseres: „Welche Perspektiven eröffnen sich, wenn das chinesische Volk einst aus dem Kreise dieses kleinlichen, alle Kräfte absorbierenden Kampfes ums Dasein sich erhebt, wenn es mit den Mitteln moderner Technik und wirksamerer Organisation ihm gelingt, seine Arbeitskraft erfolgreicher als bisher auszunutzen?“ „Kein anderes Volk der Erde, darf man wohl sagen, zeigt in gleichem Masse wie das chinesische, die Fähigkeit, jeglichem Klima mit gleicher Leichtigkeit sich anpassen zu können und überall, in grösster Hitze oder schärfster Kälte, bei richtigem Ansporn die gleiche Arbeitsfähigkeit, ja Arbeitsfreudigkeit zu zeigen.“

Ganz ähnlich sprechen sich andere europäische Staatsmänner, europäische Konsuln und Berufsreisende aus. Danach sind die Chi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nesen von unerhörtem Fleiss und kennen trotzdem keine eigentliche Überarbeitung. Danach ist es dem Chinesen ganz gleich, wie lange er in einer und derselben Stellung verharren muss. Er schreibt den ganzen Tag ununterbrochen wie ein Automat; ist er Handwerker, so verharrt er vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht auf einem und demselben Fleck, um entweder zu weben oder zu tun, was sonst seine Arbeit ist; er setzt dies Tag für Tag gleichförmig fort mit anscheinender Gefühllosigkeit gegen die Eintönigkeit. Er hat eben keine Nerven, sagen diese Berichterstatter, und meinen damit, dass ihm die europäische Nervosität fehle.

Merkwürdigerweise fehlt in diesen Berichten ausnahmslos ein Wort über die ungeheure Produktenmenge, die der Chinese bei solchem Fleisse schafft. Und ebenso seltsamerweise stehen daneben die grausigsten Berichte über die grenzenlose Armut und das Elend der niedrigsten Volksschichten. Wir wissen, dass die menschliche Arbeit die Hauptquelle der Gütererzeugung ist, und wir sehen an dem modernen England, dass ein einziges Jahrhundert Volksfleiss genügt, selbst bei Verdoppelung der Volkszahl ungeheure Reichtümer aufzuhäufen. Und hier soll in einem gesegneten Lande fast ohne Gleichen plötzlich mit dem grössten Volksfleiss die bitterste Armut Hand in Hand gehen? Wo sind denn in China die Reichtümer, die dadurch entstanden sind, dass die Arbeit der Lebenden in jeder Generation einen erheblichen Überschuss über ihren Verbrauch hinterlassen hat? Ja, wie kommt es denn, dass bei solchem Fleisse Tausende von Familien ihre Kinder aussetzen müssen, weil sie sich ausser Stande fühlen, sie zu ernähren? Natürlich kommt bei der geringen Produktivität chinesischer Arbeit auch die Rückständigkeit der Produktionsmethoden in Betracht, der Mangel an Arbeitsteilung, geeigneten Geräten und Instrumenten und der damit zusammenhängende verschwindend geringe Verbrauch von Eisen. Aber bei einem wirklich arbeitsamen Volke, lässt sich ohne weiteres sagen, würden die Produktionsmethoden eben nicht derartig rückständig sein.

Wenn Reisende den Chinesen als sehr arbeitsam bezeichnen, so braucht man sich doch meist nur den Zusammenhang anzusehen, um zu erkennen, dass sie eigentlich nicht arbeitsam, sondern geschäftig meinen. Wenn andere den chinesischen Soldaten als tapfer bezeichnen, so sind die beigebrachten Züge meist Zeichen von Grausamkeit in Fällen, wo sich die betreffende Schar in gewaltiger Übermacht befand. Die Belagerung der europäischen Gesandtschaften in Peking im Sommer 1900, bei der sich ein paar Hunderte Europäer viele Wochen lang gegen eine Streitmacht hielten, die bis zu 50 000 Mann angegeben wird, beweist nicht gerade den Mut des Chinesen, der nun einmal der Tatkraft nah verwandt ist. Eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der am öftesten angeführten Beispiele für den Mut chinesischer Krieger ist ihr Sieg bei Langson über die Franzosen am 28. April 1885, wo 50 000 Chinesen 1900 Franzosen gegenüber standen und es doch nicht hindern konnten, dass diese sich in vollkommener Ordnung zurück zogen. Erst in der Verzweiflung kämpft der Chinese, dann aber auch wie ein Besessener. Der von den Mahdisten in Khartum erschlagene General Gordon war der Meinung, in mancher Hinsicht sei der Chinese allerdings kein Feigling. Im allgemeinen liess er das alte Urteil aber trotzdem gelten.

So kann es denn kaum Wunder nehmen, wenn diejenigen Europäer, welche einmal in China ein Geschäft betrieben, Fabriken besessen, oder Bauten unternommen haben, oder als sachverständige Industrielle Land und Leute besucht haben, ein ganz anderes Lied singen. Von ihnen hören wir, dass der Chinese nur zu der niedrigsten Art mechanischer Arbeit zu gebrauchen sei, und dass er so langsam sei, dass seiner Verwendung zu europäischer Art Arbeit die engsten Grenzen gezogen seien. Der einstige Inhaber der grössten Mühlenbaufirma der Welt, Heinrich Simon in Manchester, der Erfinder des automatischen Mahlsystems der modernen Walzmühle, machte bei seinen Mühlenbauten in China die Erfahrung, dass es billiger war, fremde Arbeitskräfte weither zu holen als chinesische Arbeiter zu verwenden. Ganz genau dieselbe Erfahrung machten die Russen bei ihrem grossen sibirischen Bahnbau. Da die Chinesen nur ein Viertel des russischen Tagelohnes verlangten, waren sie zuerst der Regierung hochwillkommene Gäste. Die Voranschläge für die Holzbauten, Stein- und Erdarbeiten wurden herunter gesetzt und der Bahnbau mit chinesischen Kulis weiter betrieben. Aber man hatte die Rechnung ohne die Unfähigkeit der chinesischen Kulis gemacht. Infolge der Verwendung dieser minderwertigen Arbeitskräfte kam diese Bahnstrecke teurer zu stehen als jede andere Strecke. Die mandschurische Strecke war ursprünglich auf 206 Millionen Mark veranschlagt gewesen; man musste nicht nur zu dem ursprünglichen Anschlag zurückkehren, sondern bis 1900 erwuchsen darüber hinaus noch 82 Millionen Mark Mehrkosten. Dieses Ergebnis befremdete dermassen, dass eine eigene Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit eingesetzt wurde, die aber nur feststellen konnte, dass die Kosten sich wirklich so hoch belaufen hätten.

Herr Th. M. Vogelsang aus der Firma Vogelsang & Co. in Kanton wandte sich unterm 7. März 1900 in einem Briefe an die „Deutsche Kolonialzeitung“ gegen die dort aufgestellte Behauptung von dem chinesischen Kulifleisse. Er schrieb wörtlich: „Stellt man den Chinesen auf Tagelohn an, so kann man sich darauf verlassen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sowie der Herr den Rücken wendet, tut er nichts, ja selbst während er ihn beaufsichtigt, verrichtet er seine Arbeit mit solcher Langsamkeit und Umständlichkeit, dass es einem ordentlich in der Hand zuckt. Der Chinese denkt, meinen Arbeitslohn kriege ich doch, ob ich mich nun anstrenge oder nicht, ergo strengen wir uns nicht an." Im Anschluss daran sprach er dann die Hoffnung aus, dass es mit der Einführung von Akkordarbeit besser werden werde. Derselbe Herr spricht den Satz aus: „Der Chinese ist der Hauptträger der Korruption, wohin er auch kommt; er steht sittlich auf einer ausserordentlich niedrigen Stufe und hat die ekelhaftesten Laster."

Natürlich sind auch nicht alle Chinesen gleich unfähig. In der Umgegend von Kanton hat die beharrliche soziale Auslese von Begabten aus dem Hinterlande und ihre Festhaltung an der neu gewonnenen Scholle eine tatsächlich über das sonstige Chinesenmass hinausragende Bevölkerung geschaffen. Eine geringe Vermischung mit mittelländischem Blute mag dazu gekommen sein. Aussehen, Mundart, Kultur, Begabung und Gemütsart weichen hier so stark von dem sonstigen Chinesentum ab, dass von Richthofen meinte, man habe es hier mit den Nachkommen von frühen maritimen Kolonisten einer begabteren Rasse zu tun. Es herrscht hier eine gewisse Beweglichkeit und Vielseitigkeit der Bevölkerung; ein rührigerer Unternehmungsgeist, ein klügerer Handelssinn, eine grössere gewerbliche Geschicklichkeit und ein gewisses Mass von künstlerischem Talente. „Hier," sagt Hermann Schumacher (Die chinesischen Vertragshäfen, Jena 1899, S. 42) „ist der Sitz der chinesischen Kunstindustrie, deren formen- und farbenreiche, mit hingebender Sorgfalt gearbeiteten Erzeugnisse seit Jahrhunderten Gegenstände der Bewunderung, trotz ihres bizarren Geschmacks, in Europa sind. Hier haben sich auch andere Gewerbe zu grosser Höhe entwickelt. Allen voran steht die Seidenindustrie; im ganzen Delta blüht die Seidenzucht; die Seidenspinnerei beschäftigt Tausende von Händen; die Seidenweberei und Seidenstickerei hat bewundernswerte Höhe erlangt. . . . . Zugleich hat die Baumwollindustrie eine grosse Ausdehnung gewonnen; sie versorgt weite Teile des südlichen China mit ihren Erzeugnissen. Eine Menge anderer Gewerbe, teils, wie die Fabrikation von Papier und Porzellan, ausschliesslich für einheimischen Gebrauch, teils auch, wie die Herstellung von Matten und Feuerwerkskörpern, für die Ausfuhr, gibt Tausenden Beschäftigung."

Sehr schlechte Erfahrungen haben alle europäischen Bauunternehmungen in China gemacht, welche mit Voranschlägen auf europäischer Grundlage rechneten. Selbst bei den Bahnbauten, wo es sich doch zum grossen Teil um einfache Erdarbeiten handelt, kommt der Kilometer fast immer höher als unter gleichen Verhältnissen bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem europäischen Bahnbau. Der chinesische Zolldirektor in Kanton, der Brite R. E. Bredon, hat in seiner Denkschrift über chinesische Bahnen seinen Voranschlägen gleich eine um einen erheblichen Satz teurere Arbeit selbst als in Indien zugrunde gelegt und ausdrücklich als seine Erfahrung ausgesprochen, dass chinesische Arbeit erheblich teurer komme als indische. Eines der Mitglieder der deutschen Kommission gewerblicher Sachverständiger in Ostasien bemerkt ausdrücklich bei den Spinnereibauten in Shanghai, dass die Kostenanschläge wegen Steigerung der Materialkosten und der Löhne überschritten wurden. Die englische Spekulation, die sich in den achtziger Jahren auf chinesische Industrieunternehmungen zu werfen begann, wich infolgedessen denn auch bald genug mit trüben Erfahrungen zurück.

Hermann Schumacher sagt ganz im allgemeinen, dass kaum einem Europäer in China ärgerliche Erfahrungen mit seinen chinesischen Angestellten erspart bleiben (Deutschlands Interessen in China, Stuttgart 1900, S. 41), und fügt hinzu, hinsichtlich der gelben Gefahr der ostasiatischen Konkurrenz herrschten vielfach noch sehr übertriebene Ansichten (S. 45). Mit rein chinesischen Unternehmungen steht es noch schlimmer. Allerdings stellen die Chinesen heute in sieben Arsenalen moderne Geschütze nebst Pulver und Munition her. Aber diese Unternehmungen verschlingen eingestandenermassen Unsummen, und die Einfuhr dieser Dinge aus dem Auslande kommt nur halb so hoch zu stehen. Über die Brauchbarkeit dieser Waffen ist natürlich nicht so leicht ein massgebendes Urteil zu fällen. Selbst der optimistischste Beurteiler Chinas, unser früherer chinesischer Gesandter Max von Brandt, sagt darüber 1895: „Die von den Behörden angelegten Arsenale und Fabriken können bis jetzt kaum als der fremden Industrie ernsthafte Konkurrenz machend angesehen werden. Die Arsenale leiden an Mangel an Betriebsmitteln und tüchtigen Beamten, die Fabriken sind ohne Rücksicht auf ihre etwaige Ertragsfähigkeit angelegt worden; so Nähnadelfabriken und Schienengiessereien. Ob Eisen und Kohlen in brauchbarer Qualität und überhaupt in erreichbarer Nähe vorhanden sind, ist Nebensache; die Suche danach beginnt erst, nachdem alle Maschinen bestellt und womöglich aufgestellt sind.“ Seit etwa 1880 hatten die chinesischen Provinzialbehörden die Gründung solcher Unternehmungen in die Hand genommen. Aber der Erfolg hatte auch sie kopfscheu gemacht. Schon Mitte der neunziger Jahre war eine Reihe solcher Anlagen wieder geschlossen. So die Bergwerksanlagen bei Jehol und in Schantung, wo man auf Gold und Silber grub, nach sehr grossen Aufwendungen wegen beharrlicher Ertragslosigkeit. Die Eisenwerke und Fabriken in Wutschang fristeten 1897 nur noch ein kümmerliches Schein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dasein. Die Vizekönige betrachten derlei Unternehmungen auch gar nicht vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus. Dass eine Anlage vor allem etwas abwerfen muss, wenn sie eine geschäftliche Anlage sein soll, scheinen sie zu übersehen. Dass der Ertrag bei Geschützgiessereien und Munitionsfabriken, die man unter allen Umständen im Lande haben muss, tatsächlich nicht immer ins Gewicht zu fallen braucht, ist sicher. Aber, dass Geschütze und Geschosse, die in solchen nicht rentierenden Unternehmungen hergestellt sind, minderwertig sein werden, ist ebenfalls wahrscheinlich. Bei anderen Eisenwaren ist es sogar schlagend erwiesen.

Die von den Hanyangwerken für die Shanghai-Wusangbahn gelieferten Schienen erwiesen sich als überhaupt unbrauchbar und sollen auch für die Nordbahn abgewiesen worden sein. In einem von grosser Sachkenntnis zeugenden Artikel über diese Verhältnisse (Kölnische Zeitung vom 8. August 1898) heisst es: „Wenn eine ganze Reihe von Versuchen, nach europäischer Art Eisenbahnen, Bergwerke und Hüttenwerke in China ins Leben zu rufen, von einzelnen strebsamen Chinesen gemacht worden sind, so ist es leider die Regel, dass derartige Unternehmungen, die doch sonst überall in der ganzen Welt als etwas Nutzbringendes und Wohltätiges für das Volk gelten, in China trotz Aufwendung der riesigsten Geldmittel und der günstigsten Arbeiter- und Materialverhältnisse nur zu einem Ruin für die Regierungskassen und zu lächerlichen Karikaturen werden. Dem fremden Besucher fällt auf den ersten Blick auf, in welch jammervollem Zustande sich die Werke befinden; die Erklärung liegt darin, dass die chinesischen Verwalter nicht auf den Rat der zur Leitung der Werke berufenen fremden Ingenieure hören wollen, und dass ihr Squeezesystem auch das bestgehende Werk zugrunde richtet.“ Ob das wirklich der einzige Grund ist? Einsichtige Chinesen schreiben selbst den Arbeiterverhältnissen wenigstens eben so grossen Einfluss auf den Misserfolg zu und weisen auf die Unfähigkeit der chinesischen Arbeiter hin, an europäischen Maschinen in raschem Tempo zu arbeiten. Nach einem „Nüchternen Briefe aus China“, der im Sommer 1900 in der Londoner Finanzchronik erschien, äusserte sich der Telegraphen- und Eisenbahndirektor Scheng über die Eignung des Chinesen zum Industriearbeiter folgendermassen: „Millionen von Chinesen im Innern und auch in den Küstenprovinzen hätten seit Jahrtausenden von Generation zu Generation ein bestimmtes Hausgewerbe geübt; Textilstoffe, Schuhe, Papierwaren oder dergleichen wären ja fast ausschliesslich im Hause hergestellt worden. Könne man erwarten, dass die Einführung moderner Maschinen diesen Leuten jemals willkommen sein würde? Es wäre auch sozial gar kein Segen davon zu erwarten. Der europäische Arbeiter sei ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wöhnt, durchschnittlich höchstens 10 Stunden zu arbeiten, ein Kuli sei 16 bis 18 Stunden beschäftigt. Er würde kaum wissen, was er mit seiner freien Zeit anfangen solle. Spielen, Opiumrauchen und andere Laster würden durch jene ökonomische Änderung nur geweckt und befördert werden. Man dürfte auch nicht etwa glauben, dass höherer Lohn den Kuli zur Sparsamkeit bringen würde. Einmal sei das erhöhte Einkommen in der Industrie doch regelmässig kompensiert durch die in gleichem Verhältnis heraufgeschraubten Preise für alle Nahrungsmittel und alle äusseren Bedürfnisse des Lebens, und den Kuli zur Sparsamkeit erziehen, wäre so ungefähr das Unmöglichste, was in dieser Welt versucht werden könnte. Überdies übersehe man in Europa, dass die solidarische Gewalt, wie man sie im Abendlande als Ring oder Trade-Union oder Gilde oder Zunft oder Trust bezeichne, in China seit je wirksamer gewesen sei, ohne dass man so viel gelehrte Untersuchungen darüber anstelle und so komplizierte Namen gebrauche. Das habe sich bisher ja noch bei jeder industriellen Unternehmung gezeigt. Die Baumwollspinnereien, die etwa 250000 Spindeln umfassten, seien als Kapitalanlage ein volles Fiasko gewesen, obschon von einer Überkapitalisierung oder unreinlichen Verwaltung nicht gesprochen werden könne."

Im Jahre 1891 gab es nur 2 Dampfzwirnereien in Shanghai, 1896 20, und zwar meist im Besitze von Chinesen. Damit war aber nur bewiesen, dass die Dampfzwirnerei auch in China billiger arbeitet als die Handzwirnerei, was übrigens wohl niemand je bezweifelt hat. Aber die chinesischen Besitzer vermochten sich nicht zu halten. Seit 1898 ging eine Spinnerei und Weberei nach der anderen in europäische Hände über. Die erste Arbeit der Aktiengesellschaften, welche die Werke aus chinesischen Händen übernahmen, war immer, das gesamte Spindelmaterial durch neues zu ersetzen, die Webstühle zu reinigen und durch Ersatzteile für alles Verwahrloste wieder auf ordentlichen Stand zu bringen. Aber auch unter europäischer Leitung vermochten chinesische Spinner bisher nur die allergröbsten Garnnummern herzustellen. In Indien spinnt wohl keine Baumwollspindel eine feinere Baumwollgarnnummer als Nr. 20. In China wurde bis vor kurzem nur bis Nr. 18 gesponnen. Jetzt soll von einigen Fabriken auch Nr. 20 geliefert werden. Ein deutscher gewerblicher Sachverständiger gibt folgenden Bericht über eine Baumwollspinnerei: „Ein Hinblick auf die Löhne zeigt, dass 30 Cents (etwa 60 Pf.) Durchschnittslohn recht minimal ist. Es ist aber mit Rücksicht auf die wirkliche Arbeitsleistung hinzuzusetzen, dass diese ebenfalls recht minimal ist, wie aus der Arbeiterzahl 2500 für 40000 Spindeln deutlich hervorgeht. Die kleinen und verkrüppelten Füsse hindern die Frauen und Mädchen an einer guten Fortbewegung, welches

häufiges Ausruhen und grössere Abfälle zur Folge hat. Die zuerst von den Chinesen errichtete Baumwollspinnerei Hua Sheng Mill wurde von englischen Monteuren montiert und von englischen Meistern geleitet (die Weberei und Schlichterei von Amerikanern). Die Chinesen fassten die Handhabung der Maschinen sehr schnell auf, und weil die Löhne der fremden Meister sehr hoch waren, so wurde einer nach dem anderen abgeschoben. Heute ist nur ein Direktor geblieben. Der Eindruck aber, welchen man bei einem Durchgang in dieser Spinnerei gewinnt, ist ein recht trauriger. Die Maschinen waren vernachlässigt, der Abfall lag auf dem Boden herum, das verwandte Spulmaterial war schlecht (ein Teil desselben war von Japan bezogen, der Rest ist englischen und amerikanischen Ursprungs). Fast bei keiner Maschine waren alle Spindeln in Betrieb, und an den Spinnmaschinen waren weft- und twist-Spulen durcheinander aufgesetzt. . . . . Die Kratzen (Feat cards) waren sowohl schlecht gesetzt wie auch mangelhaft geschliffen. Bei den Strecken war der dritte Gang ausser Betrieb, und es ist zu verwundern, dass trotzdem noch die bemusterte Qualität Garn produziert wurde; ein Umstand, der nur dem verwandten chinesischem Rohmaterial (ebenfalls bemustert) zuzuschreiben ist. . . . . Wie solche Spinnereien rentieren können, ist schwer verständlich."

Moritz Schanz sagt einmal über die in China bestehenden Baumwollspinnereien: „Eine Spinnerei mit 40 000 Spindeln sollte bei rationellem Betrieb und Tag- und Nacht-Schicht 1 Pfd. Garn pro Tag und Spindel, also 40 000 Pfd. = 100 Ballen pro Tag liefern; chinesische Fabriken erzielen in dieser Proportion bis zu 86 Ballen pro Tag; dieser Aufstellung aber sollen selbst nur 80 Ballen pro Tag zu Grunde gelegt und 320 Arbeitstage pro Jahr angenommen werden. Die chinesischen Spinnereien arbeiten auch Sonntags, während die fremden Spinnereien die Sonntags-Tagesschicht — von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends — ausfallen lassen, um während dieser Zeit gründliche Reinigung und Reparaturen vornehmen lassen zu können. Die Chinesen sind in dieser Beziehung ziemlich nachlässig, arbeiten ihr Maschinenmaterial deshalb schneller ab, sorgen nicht rechtzeitig für nötigen Ersatz, erzielen teilweise auch nur sehr geringe Produktion, denn man hat mir gesagt, dass auf Grund obiger Voraussetzungen eine chinesische Spinnerei während längerer Zeit nicht über 35 Ballen pro Tag gekommen ist." Auch die fremden Spinnereien rechnen nur mit 80 Ballen Erzeugung für den Tag. Über die Rentabilität sagt Schanz: „Was die Rentabilität der Spinnereien in China anbelangt, so sind zuverlässige Daten darüber bislang noch nicht zu geben, weil die Fremden eben erst zu arbeiten begonnen haben und über die chinesischen Fabriken nur wenig zu erfahren ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sicher scheint, dass die Wutschang-Spinnerei prosperiert, die grosse Pionierfabrik in Shanghai dagegen soll im vorigen Jahr (1896) 800 000 Taels, die hiesige (Shanghai) Alma-Farm 30 000 Taels verloren haben, allerdings dadurch, dass man grosse Generalabschlüsse gemacht hat, ohne sich das entsprechende Rohmaterial einzulegen, und letzteres fortwährend im Preise stieg. Dass die Hua Sin Chong, die Ta Chen Chong und die Chinese New Cotton Spinning-Co. zu einer nach der Zahl der Spindeln bemessenen Vergütung an chinesische Händler verpachtet wurden, welche mit dem Geschäft aber auch nicht zufrieden sein sollen, spricht nicht für günstige Erfahrungen mit den chinesischen Spinnereien in Shanghai. Die Fremden erklären dies mit der unfähigen und wohl zuweilen auch unehrlichen chinesischen Leitung und mit der falschen Ökonomie derselben, an europäischen Ingenieuren sparen zu wollen, eine Unterschätzung westlichen Wissens, die sich bei den Asiaten ja oft durch den kleineren Nutzen straft, den sie daraus zu ziehen verstehen. — Aber auch für die fremden Spinnereien hier hat sich die Sachlage seit Ausgabe ihrer Prospekte schon wesentlich geändert, und zwar nicht zum Besseren: Der Arbeitslohn in den Spinnereien ist fast um die Hälfte gestiegen, die Rohbaumwolle um 25 pCt., Garnpreise in gleicher Zeit um 32 pCt., Baumaterialien sind infolge der zahlreichen gleichzeitig in Angriff genommenen grossen Bauten wesentlich teurer geworden, die Kurse auf Indien zum Bezug von Bombay-Garnen dagegen günstiger." Sein Gesamturteil fasst Schanz in die Worte: „Da die Spinnereien sozusagen innerhalb der Baumwollfelder selbst liegen, sind gewisse Vorbedingungen ja bequem genug gegeben, immerhin ist man hier mannigfach der Meinung, dass die für China neue Industrie gleichzeitig in zu vielen Fabriken in Angriff genommen worden, dass ein erklecklicher Nutzen dabei noch recht fraglich ist und dass die Japaner mit ihrem Motto: ‚Zunächst einmal die Resultate der bisher bestehenden Spinnereien abzuwarten' für die Nächstzeit das Richtige getroffen haben dürften."

Am 29. November 1897 berichtete derselbe hervorragende Industriekenner aus Hongkong über die fremden Spinnereien in Shanghai: Statt des veranschlagten Spinnverlustes von 10 vom Hundert arbeite man dort mit einem solchen von 16 bis 20 vom Hundert, von dem jedoch für Zehnergarn ein Teil wieder benutzt werden könne, und statt der veranschlagten Arbeitslöhne von 19 cents Tagelohn für Mädchen mit solchen von 25—30 cents. Dabei seien die Schwierigkeiten mit den Arbeitern ziemlich grosse, so dass eine Spinnerei sich gezwungen gesehen habe, zum Akkordsystem überzugehen und dem chinesischen Comprador einen festen Satz für jedes Pfund gelieferten Garnes zu bezahlen, so dass sie gar nicht mehr die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

direkte Unternehmerin sei. Man habe zur Zeit die doppelte Anzahl von Arbeitern nötig wie in einer entsprechenden Spinnerei in England. Besonders schwierig sei eine Rentabilitätsberechnung, wenn Mandarine beteiligt seien. Dann würden die Gehälter von Direktoren und anderen Beamten häufig von anderen Departements bezahlt, ein befreundetes Institut leihe die Kapitalien zinsfrei, Reparaturen und andere Kosten würden auf einem anderen als dem Spinnereikonto gebucht, Abschreibungen meist überhaupt nicht gemacht.

Ein anderer solcher Bericht von 1897 besagt: Etwa 1890 seien gleichzeitig in Hongkong und Macao Versuche zur mechanischen Herstellung von Pongees gemacht worden. In beiden Fällen seien die Versuche misslungen und die Folge sei die Schliessung der Fabriken gewesen. So habe sich 1897 in Hongkong am Westpoint nur noch eine dem Verfalle nahe Weberei der ehemaligen englischen Firma E. Hewett & Co. befunden, die jedoch längst still gestanden habe. Nach viermonatlichen Arbeiten sei der Betrieb eingestellt worden, weil man nichts verdient habe.

Die 1891 gegründete Papierfabrik in Hongkong arbeitete stets mit Verlust und wurde schliesslich zu sehr niedrigem Preise an eine chinesische Gesellschaft verkauft; die dortige deutsche Glasfabrik, die mit 30 japanischen Glasbläsern arbeitet, hat es noch zu keinem Erfolge bringen können, und die Hongkong Cotton Spinning and Weaving-Co. von 1897 soll ihre dauernde Ertragsfähigkeit ebenfalls erst noch erweisen. Bei den Rentabilitätsberechnungen chinesischer Werke muss man übrigens nicht in Betracht zu ziehen vergessen, dass da der Zinsfuss Chinas 17 bis 18 vom Hundert beträgt, eine 10 vom Hundert abwerfende Spinnerei mithin noch ein schlecht sich lohnendes Unternehmen ist.

Ein anderer gewerblicher Sachverständiger in China schrieb 1897 über die chinesischen Arbeiter der dortigen europäischen Docks: „Sie sollen bei manchen Arbeiten nur ein Drittel der Leistung eines europäischen Arbeiters fertig bringen; sie sind vergesslich und arbeiten meist nur mechanisch, ohne Verständnis.“ Von einer Uhrgehäusefabrik in Hongkong, wo monatlich 10 bis 12 Dollars Lohn gezahlt wurde, sagt derselbe: „Die Einführung der Akkordarbeit hatte einen achttägigen Ausstand zur Folge. Es ist dies der einzige Betrieb, den ich hier draussen kennen gelernt habe, in welchem auf Akkord gearbeitet wird. Früher, bei Tagelohn, wurde dreimal so viel gezahlt für die Arbeit als jetzt. Immerhin soll ein Arbeiter in Furtwangen jetzt dreimal so viel leisten als ein chinesischer Arbeiter in Hongkong.“ Vor Einführung des Akkordlohnes war die Leistung des Chinesen also nur ein Neuntel einer Europäerleistung. Über die chinesische Leitung heisst es dann weiter: „Man ist hier der Meinung, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinesen grosse Anlagen nicht leiten können, sobald sie so gross sind, dass ein Mann nicht alles übersehen kann. Es wird dann so viel veruntreut, dass das Unternehmen nicht prosperieren kann. In solchem Fall muss der Betrieb Fremden übertragen werden."

Auch auf anderen Gebieten, wo dem äusseren Anschein nach ein wirklicher Wettbewerb von Chinesen mit Mittelländern besteht, entpuppt sich derselbe bei näherem Zusehen nur als scheinbar. Die kleinen chinesischen Dampfschaluppen in Kanton stehen allerdings in Wettbewerb mit den englischen, aber dieser Wettbewerb ist ein teurer, denn die einzelne Schaluppe hat in chinesischen Händen nur ein sehr kurzes Leben, da sie niemals ausgebessert wird, sondern läuft, bis sie durch eine Explosion zerstört wird oder wegen Verfalls des Materials untergeht.

* * *

Ganz ähnliche Widersprüche bestehen in den europäischen Urteilen über Japan. Ich brauche auf die blinden Verhimmelungen japanischer Leistungen in der europäischen Presse, welche meist aus japanischer Quelle stammen, nicht näher einzugehen. Ein europäisches Zeugnis möchte ich aber doch anführen:

Der englische Konsulatsbericht über den Auslandshandel Japans von 1893 behauptet, nur an Körperkraft könne der japanische Arbeiter und die japanische Arbeiterin als dem englischen nachstehend angesehen werden, in der Leichtigkeit der Arbeitsbewegung und der Fingerfertigkeit sei er ihm weit überlegen; er sei fügsamer; Ausstände und gegen die Brotherren gerichtete Verbindungen seien bis dahin dort unbekannt, und Sachverständige, die Gelegenheit gehabt hätten, die Spinnerinnen der japanischen Spinnereien bei der Arbeit zu sehen, hätten keinen Unterschied zwischen ihrer Brauchbarkeit und derjenigen der Spinnerinnen von Lancashire entdecken können. Dieses Zeugnis hat seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Es sei hier aber nur daran erinnert, dass sein Verfasser derselbe Longford ist, der aus dem Auftreten von Baumwollsamen, aus dem bekanntlich Öl gepresst wird, in der japanischen Einfuhrstatistik schloss, dass Japan neuerdings selbst zum Anbau von Baumwolle übergehe.

Auch in anderen Fällen handelt es sich vielfach um reine Schreckschüsse. Im Jahre 1899 zeigte man in London japanische seidene Handstickereien von grosser Schönheit. Legte man diese auf die Schale einer Wage, und auf die andere so viel Rohseide, um ihnen das Gegengewicht zu halten, so kostete jene Rohseide in Europa mehr als die japanische Stickerei. Das gleiche war auch in Japan der Fall. Daraus folgerte man, dass über kurz oder lang eine europäische Seidenstickerei überhaupt unmöglich werden würde, da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Japan alle derartigen Aufträge an sich ziehen müsste. An die Widersinnigkeit des Beispiels dachte niemand. War die fertige Stickerei wirklich billiger als die dazu nötige Rohseide, so folgte daraus zunächst doch wohl, dass die Stickerin für ihre Arbeit nicht nur keinen Lohn bekommen hat, sondern noch etwas herausgezahlt hat, um die Erlaubnis zu erhalten, die Stickerei vorzunehmen. In Wirklichkeit handelt es sich freilich gar nicht um eine Lohnfrage, sondern um eine Färbefrage. Die dunklen Stickereiseiden werden in der Färberei um 200 bis 300 v. H. ihres Gewichtes beschwert, so dass die Seide nach der Farbe das Dreifache ja Vierfache ihres Gewichtes in ungefärbtem Zustande wiegt. Es ist also zu der Stickerei durchschnittlich nur etwa ein Drittel der Seidenmenge nötig, die erforderlich ist, um als Rohseide ihrem Gewichte die Wage zu halten. Die Kosten der Rohseide, die nötig sein würde, um das Gewicht der ungefärbten zur Stickerei verwandten Rohseide bis zum Gewichte der bunten Stickerei zu erhöhen, stellen den Lohn dar, der für das Sticken bezahlt worden ist. Und dieser ist gar nicht so unbedeutend.

Zahlreiche Weltreisende und fremde Berufskonsuln in Japan sprechen sich sehr lobend über japanische Industrieleistungen aus. Eine Ausnahme macht jedoch z. B. der deutsche Konsul in Yokohama, Coates, ein hervorragend tüchtiger Kenner östlicher und westlicher Industrieproduktion. Vor allem aber fällt hier ins Gewicht, dass die drei industriellen Kommissionen, welche von England, den Vereinigten Staaten und Deutschland nach dem Osten entsandt worden sind, um dort die mongolische Gefahr zu studieren, übereinstimmend zu dem Schlusse gelangt sind, dass eine solche nicht vorhanden sei, oder wo sie etwa im Augenblicke anscheinend bestehe, doch über kurz oder lang verschwinden müsse. In England liegt darüber der Bericht des Konsuls Brenan vom Dezember 1897 vor, in den Vereinigten Staaten der Bericht von Robert P. Porter von 1896 und in Deutschland ein nicht der Öffentlichkeit übergebener Bericht des Zentralverbandes deutscher Industrieller. Brenan macht folgende Angaben: (Einen ausführlichen Auszug aus Brenans Bericht enthält die Kölnische Zeitung vom 22. und 23. Januar 1898). In der japanischen Industrie tritt einerseits das starke, bis zur Überhebung entwickelte Selbstbewusstsein, andererseits eine grosse Unzuverlässigkeit des einzelnen zum Nachteil des Ganzen stark hervor. Japan hat sich nie um fremde Patente gekümmert und fremde Marken stets mit Eifer nachgeahmt. Es gibt kaum etwas, was der Japaner nicht, und äusserlich wenigstens dem Vorbilde durchaus ähnlich, nachgemacht hätte, vom Zweirad bis zur Lokomotive; aber der Beweis des Könnens scheint ihm in vielen Fällen zu genügen, vielleicht weil er einen entsprechenden Gewinn nicht erwarten zu können glaubt. Wo sich aber aus solchen An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fängen die grössere Fabrikation eines Artikels entwickelt, dem seine Überlegenheit oder seine Billigkeit ein weites Absatzgebiet eröffnen, macht sich sofort die japanische Unzuverlässigkeit in dem Versuch geltend, eine minderwertige Ware auf den Markt zu bringen. Bei Seidenwaren, Matten, Streichhölzern, Teppichen und selbst bei Rohseide und Thee hat sich diese Unzuverlässigkeit zum Schaden Japans um so bemerkbarer gemacht, als der Chinese in dieser Beziehung das vollkommene Gegenteil des Japaners ist. Von Kanton werden in jedem Jahre viele Tausend Rollen von Matten ausgeführt, die der fremde Käufer und Verschiffer nie ansieht oder anzusehen braucht, während in Japan jede einzelne Matte Yard für Yard geprüft wird und geprüft werden muss. Diese Mängel legen zugleich lautes Zeugnis ab für die Schlechtigkeit der Produktion. Ein Beispiel, wohin diese Unzuverlässigkeit führt, ist der fast vollständige Untergang des japanischen Fischereigewerbes, dem die Regierung neuerdings durch Gelduntersützungen wieder aufzuhelfen sucht. Zur Zeit der Taikune unterlag jeder Ballen dieser Meeresprodukte (Fische und essbarer Seetang) in Nagasaki einer sorgfältigen amtlichen Besichtigung; mit der neuen Ära ist dieselbe in Wegfall gekommen, und schlechte Behandlung und Verpackung der Ware hat den Ruf derselben in China, dem Hauptabsatzgebiet, vollständig zerstört. Die industrielle Entwickelung Japans während der letzten Jahre ist sehr erheblich überschätzt worden. Grosse Fortschritte sind in der Tat gemacht worden, aber der Übergang vom Ackerbau zur Industrie kann nicht in 10 oder 20 Jahren stattfinden, es braucht dazu mehrerer Menschenalter, und es kann daher nicht wundernehmen, wenn es in Japan heute noch sehr an geschulter Arbeit fehlt. Die Löhne sind schnell gestiegen, der Lebensunterhalt ist teurer geworden, die Bedürfnisse grösser, und der Preis der Kohle ist doppelt so hoch wie früher, so dass es nicht unmöglich erscheint, dass Japan sich noch einmal auf chinesische Kohle angewiesen findet. Eine erhebliche Anzahl der gegründeten Handels- und Industriegesellschaften entbehrt jeder gesunden, oft jeder tatsächlichen Grundlage überhaupt, und die Reaktion hatte auch bereits 1896 eingesetzt. Die Japaner sind heute noch dieselben, die sie vor diesem anscheinenden, die fremden Fabrikanten erschreckenden Aufschwunge gewesen sind. Nach wie vor hat der durchschnittliche Japaner grosse Vorliebe dafür, sich seinen Geldverpflichtungen zu entziehen. Daher ist auch heute noch aufs nachdrücklichste vor Lieferungen anders als gegen bar zu warnen. Wie auch andere Quellen bestätigen, füllen alle bei der Baumwollspinnerei Beschäftigten, vom Eigentümer und den Vormännern bis zum niedrigsten Arbeiter, ihre Stellungen nur sehr ungenügend aus, und die Arbeit selbst ist unsorgfältig und unordentlich, so dass feinere Sorten Garn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt nicht in Japan hergestellt werden können. Ausserdem werden in Japan fast dreimal mehr Arbeiter für dieselbe Arbeit gebraucht als in England, und die Abnutzung von Material ist ungefähr 25 v. H. grösser als dort.

Im wesentlichen lässt sich als Ergebnis der Entwickelung der japanischen Spinnereien für das Ausland feststellen, dass das japanische Fabrikat das gleich grobe indische aus Bombay fast ersetzt hat. Die Einfuhr des letzteren betrug 1896 nur noch 1 200 000 Pfund, während Japan bei einer Produktion von 180 Mill. Pfund selbst 17 Mill. Pfund hauptsächlich nach China ausführte. Dagegen ist die Einfuhr der feineren englischen Garne nicht allein nicht zurückgegangen, sondern recht erheblich, auf beinahe $25^1/_2$ Mill. Pfund, gestiegen. Hat Indien so nach der einen Richtung hin bedeutend verloren, so hat sich die Ausfuhr roher Baumwolle aus Bombay nach Japan desto stärker entwickelt: 62 v. H. der gesamten Einfuhr kommen aus Indien, 26 v. H. aus China und 11 v. H. aus den Vereinigten Staaten. Auch die Einfuhr englischer Baumwollwaren nach Japan ist sehr erheblich gestiegen; während sie sich 1885 auf 52 Mill. Yards belief, von denen über 29 Mill. graue Shirtinge waren, betrug sie 1896 110 Mill., davon 55 Mill. graue Shirtinge. Wesentlichen Schaden hat auch die Ausfuhr japanischer Baumwollenstoffe nach China, deren Wert sich auf eine Million beziffert, der englischen Ausfuhr dorthin, die 23 Mill. beträgt, nicht zugefügt; Japan steht vielmehr ausschliesslich mit dem groben, schmalen, chinesischen Handgespinst in Wettbewerb, das Lancashire nie so billig hergestellt hat, um es zu einem Einfuhrartikel nach dem Osten zu machen.

Brenan ist der Ansicht, dass die Gefahr, die europäischen Fabrikanten durch die Japaner drohe, ungeheuer überschätzt worden sei und sich bei näherer Betrachtung als sehr viel geringer erweise, als vielfach angenommen werde. Der Wert der japanischen Ausfuhr sei allerdings in den Jahren vor 1896 sehr erheblich gestiegen, aber ein grosser Teil davon entfalle nicht auf neue Fabrikate, sondern auf alte Stapelartikel, die in immer erhöhten Mengen ausgeführt würden. So habe sich, während innerhalb der letzten neun Jahre vor 1896 der Gesamtausfuhrhandel um 79 v. H. gestiegen sei, die Ausfuhr einzelner Stapelartikel in folgender Weise gehoben: Reis um 500 v. H., Sake um 474, Fischöl um 433, Rohseide um 89, Seidenwaren um 257, Kohlen um 85, Fächer um 135, Holu um 151 v. H. Und Reis, Seide und Kohlen allein kämen für die Vermehrung der Ausfuhr mit 36 Mill. Dollar in Betracht. Von neuen Artikeln sind es besonders Baumwollengarn, baumwollene Stoffe, Streichhölzer, Glas und Schirme, für die es allerdings meistens die Gestelle einführt, in denen Japan vorteilhaft mit den Ländern des Westens konkurriert,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber für eine ganze Anzahl anderer Artikel, die jetzt in Japan angefertigt werden, zeigt die Einfuhr trotzdem noch steigende Werte, so selbst für Baumwollengarn, von dem 1890 für 9,9 Mill., 1896 für 11,3 Mill. eingeführt wurde. Von Fabrikaten, deren Wert über eine Million Yen beträgt, führt Japan aus in Millionen: Droguen einschliesslich Kampher 2, Matten 3, Porzellan 2, Galanteriewaren 2,9, Strohgeflecht 2,2, Bronze- und Kupferwaren 2,7, Streichhölzer 5, Teppiche 1,1, Baumwollengarn 4, Baumwollenstoffe 2,2, Seidenwaren 12,6.

Wenn bis etwa 1898 die japanischen Spinnereien zum Teil recht ansehnliche Dividenden abgeworfen haben, so ist das nicht zu verwundern, wenn man sich die Dinge näher ansieht. Zunächst muss sich in Betrieben, in denen volle 24 Stunden täglich in 2 Schichten gearbeitet wird, das Anlage- und Betriebskapital an sich in der Hälfte der Zeit verzinsen wie bei einer Schicht täglich, selbst wenn, wie das in Japan der Fall ist, die Nachtschicht 30 pCt. weniger Arbeit liefert und eine Mahlzeit mehr kostet. Sodann fällt diese anscheinend ertragsreiche Zeit noch in die Tage der Silberwährung und in die Übergangszeit, während welcher sich die Lebensmittelpreise und sonstigen Warenpreise der Goldwährung erst anglichen. Seit 1899 zeigen dieselben Betriebe in ihren Erträgen ein ganz anderes Bild. Sie sind 1900 zum grössten Teil an den Rand des Abgrundes geraten und haben so laut wie nur möglich nach Staatshilfe geschrieen. Der durchschlagende Grund aber liegt in der kaufmännischen Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit des Japaners. 1897 schrieb Moritz Schanz über die japanischen Kaufleute: „Die meisten japanischen Händler haben von kaufmännischer Ehre und Ehrlichkeit überhaupt keinen Begriff, sondern sehen es vielmehr als eine selbstverständliche Handlung an, einen vertrauensseligen Europäer hineinzulegen.“ Hermann Schumacher spricht von dem „kindlichen Leichtsinn“ der Japaner (Städtisches Verkehrswesen in Ostasien, Zeitschrift für Kleinbahnen, Heft 4 und 5), von der „grossen Sorg- und Achtlosigkeit des durchschnittlichen Japaners.“ In den japanischen Dividendenberechnungen dieser ganzen Zeit fehlt ein Posten, der in den Westländern alljährlich schwer ins Gewicht fällt: Die Abschreibungen. Solange die Maschinen und Gebäude neu waren, dachte man nicht an eine solche Rücklage, und als sie alt wurden, da war mit den hohen Dividenden zugleich der grösste Teil des Aktienkapitals verschwunden. Moritz Schanz stellte 1897 fest, dass von der Feinspinnerei in Osaka so gut wie kein Nutzen blieb, und dass es in der grössten Spinnerei Hiogos keinen Reservefond und auch keine Abschreibungen gab.

Aber auch die anderen Vorteile der japanischen Produktion sind zum Teil arg gefährdet. Schon beginnt die Arbeiterbevölkerung die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

natürliche Nachtruhe der Fabrikarbeit vorzuziehen, und für die Nachtarbeit wird vermutlich bald ein so erheblicher Aufschlag gezahlt werden müssen, dass er ihren Ertrag wett macht. Robert P. Porter war schon 1896 der Meinung, dass sich die Verhältnisse, welche die japanische Produktion in den betreffenden Industrien 1896 noch begünstigten, sehr bald ändern müssten, und dass das die billigen Herstellungskosten von 1896 für die Industrieerzeugnisse Japans stark hinauftreiben müsste, und der Präsident der National Association of Manufacturers, Theodore C. Search, hob unter den Ergebnissen der Porterschen Expedition besonders den Punkt hervor, dass sich die Konkurrenz der japanischen Industriellen zur Zeit nur auf wenige Industrien erstrecke, und dass die Gefahr dieses Mitbewerbes nach und nach und bis zu einem gewissen Grade durch die zu erwartende Veränderung der japanischen industriellen und sozialen Verhältnisse gemildert werden müsste.

Für das rasche Emporwachsen der japanischen Ausfuhr lassen sich die Gründe heute genau angeben. Dass dieselbe im wesentlichen nur indische und chinesische Erzeugnisse und nicht mittelländische Produkte verdrängt hat, wurde bereits bemerkt.

Die Zahl der Baumwollspindeln im Osten betrug

	1897	1898	1899	1900
Ostindien . .	4 070 000	4 260 000	4 400 000	4 400 000
Japan . . .	970 000	1 147 000	1 400 000	1 500 000
China . . .	440 000	565 000	600 000	600 000

Im Jahre 1896 hatte Japan 830 000 Maschinenspindeln in der Baumwollspinnerei in Gebrauch, welche zusammen 950 000 *dz* Garn erzeugten.

Im Innern sollten damals ausserdem noch 500 000 Spinnräder durch Menschenkraft betrieben werden. Eine Maschinenspindel erzeugte jährlich 235 catties (à 604,7 *g*). Bereits im Jahre 1896 arbeiteten 246 822 Spindeln mehr, als der japanische Bedarf erforderte. Die Ausfuhr von Baumwollwaren, welche die westliche Welt erschreckte, entsprang also vielmehr der blindeifrigen Anlage immer neuer Werke als einem dauernd sicheren Absatze. Das war ein weiterer Grund für den Krach. 1900 ging es mit der Baumwollindustrie immer reissender bergab. Hunderttausende von Spindeln wurden ganz still gestellt, andernorts wurde wenigstens die Arbeitszeit bedeutend eingeschränkt. Die Spinnereigesellschaft in Osaka machte sogar den Vorschlag staatlichen Eingreifens, das die sechzig bestehenden Spinnereigesellschaften unter Aufsicht stellen sollte. Der Uhrenfabrikation ging es nicht viel anders. Im Frühjahr 1901 stellten infolgedessen einige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwanzig Banken in Osaka und den südlichen und mittleren Provinzen ihre Zahlungen ein.

Es besteht kaum die Aussicht, dass sich die japanische Industrieproduktion rasch auf eine höhere Stufe emporschwingen wird. Fast in allen europäischen Hauptstädten und Studienplätzen trifft man heute eine Anzahl Japaner, welche sich für eine westliche Tätigkeit ausbilden. Dieser Umstand allein hat ihnen schon den Ruf erheblicher Begabung eingetragen, und natürlich gibt es auch unter ihnen einzelne, welche einen Durchschnittseuropäer an Fähigkeit der Auffassung überragen. Im allgemeinen aber wird man mit seinen Erwartungen Mass halten müssen.

Vor zehn Jahren kamen zehn junge Japaner nach München-Gladbach, um sich dort in der europäischen Baumwollweberei ausbilden zu lassen. Sie galten als durchaus anstellige, begabte Leute und lernten rasch, was zu erlernen war. Nach ihrer Heimat zurückgekehrt, sandten sie sehr bald japanische Gewebe, genau der gleichen Muster, die sie während ihrer Ausbildungszeit gelernt hatten, nach Gladbach. Darüber entstand unter den dortigen Baumwollwebereien eine gewisse Beunruhigung, denn man sagte sich, dass man sich unbedachterweise in Ostasien einen neuen Mitbewerb grossgezogen habe. Im folgenden Jahre erschienen die Gladbacher Webereien wie sonst alljährlich mit neuen Mustern auf dem Markte, von denen auch erhebliche Mengen nach Japan gingen. Es hat niemals etwas davon verlautet, dass diese Muster dort nachgemacht worden wären. Wohl aber ist bekannt geworden, dass die betreffenden japanischen Webereien noch für Jahre die in Deutschland erlernten Muster webten, bis sie dafür keinen Absatz mehr finden konnten. Die japanischen Webereijünger konnten daheim wohl nachmachen, was sie in der Fremde mechanisch gelernt hatten, aber sie konnten nicht die theoretischen Webekenntnisse des Abendlandes auf die Lösung neuer Webereiaufgaben anwenden. Ganz ähnliche Erfahrungen haben amerikanische Fabriken gemacht.

In Japan bestanden 1897 neben den Regierungswerften vier Privatwerften, auf denen Dampfer bis zu einem gewissen, meistens $6 - 700\,t$ nicht übersteigenden Gehalt gebaut werden können. Brenan sagt über eine dieser Werften, über die er genaue Erkundigungen eingezogen hatte, sie befände sich in einem Zustande, der in England schnell zum Konkurse führen würde. Unfähige Leitung, nachlässige und gleichgültige Werkführer, Handwerker ohne Interesse an ihrer Arbeit, vollständiger Mangel an Disziplin, keine systematische Arbeitseinteilung, kein Versuch, die Zeit inne zu halten, Massen von Arbeitern, die langsam und schlecht eine Arbeit täten, die in England von dem Viertel der Zahl getan werden würde, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unerfahrene junge Menschen aus den Regierungsschulen, die durch ihr Dreinreden die Arbeit hinderten, das sei das Bild, das diese Werft böte.

Wenn man solchen Bedenken gegenüber auf den Aufschwung hinweist, den Japan zweifellos seit seiner Annahme europäischer Produktionsmethoden und namentlich seit der Einführung europäischer Maschinen genommen hat, so ist das keine Antwort zur Sache. Es ist selbstverständlich, dass ein solcher Übergang zu einer lohnenderen Form der Warenherstellung das Jahreserzeugnis der nationalen Arbeit mehren muss und dass damit einem Volke reichere Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen. Die Frage, die hier zu beantworten ist, ist vielmehr, ob die Japaner heute diese Massenerzeugnisse bei gleicher Güte ebenso billig erzeugen wie die Westvölker. Auch der Hinweis auf die japanischen Kriegsschiffe, welche sich teilweise gut bewährt haben sollen, ist keine Antwort zur Sache, denn diese sind einmal unter europäischer Leitung nach erprobten europäischen Zeichnungen gebaut worden und sodann genau wie die Erzeugnisse der chinesischen Geschütz- und Munitionsfabriken ohne Rücksicht auf die Herstellungskosten unter Regierungsunterstützung. „Wenn kürzlich gemeldet wurde", so schreibt ein vertrauenswürdiger Berichterstatter, „dass die Regierung der Vereinigten Staaten bei der Uzaga-Werft fünf kleine Kanonenboote für den Philippinendienst, und dass die chinesische Zollbehörde in Shanghai ein Kontrollschiff von 700 *t* bei der Kawasaki-Werft bestellt hat, so sind das politische Höflichkeitsbezeugungen, die keineswegs als Beweis für die Leistungsfähigkeit Japans im modernen Schiffsbau aufgefasst werden dürfen."

Die zur Lösung stehende Frage ist überhaupt nur auf zweierlei Weise zu beantworten: Einmal nämlich durch den Nachweis, dass die japanischen Produktionskosten niedriger sind als die unseren, und zweitens durch den Nachweis, dass die japanischen Erzeugnisse auf neutralen gleichweit von Japan und von Europa entfernten Märkten dauernd im Preise mit europäischen Erzeugnissen gleicher Güte den Wettbewerb auszuhalten vermögen. Für beides ist bisher auch nicht der Schatten eines Beweises erbracht worden.

Im Jahre 1896 gründete die japanische Regierung im Nordwesten der Insel Kiuschiu gegenüber dem Orte Wakamatsu, unfern der grossen Kohlengegenden, das kaiserliche Stahlwerk Yawatomura. Der auf europäische Erfahrungen gegründete Voranschlag wurde jedoch um Unsummen überschritten. Im Februar 1901 begann man mit der Herstellung von Roheisen, einige Monate später von Siemensstahl, von mittleren und kleinen Schienen und von Stahlplatten. Zur Zeit der Eröffnung des Ganzen im Frühjahr 1902 bestand das Werk aus Hochöfen, Walzwerken, mechanischen Werkstätten und Stahlwerken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Bessemeranlage war im Bau begriffen. Aber schon gab es Schwierigkeiten mit dem japanischen Koks. Ausserdem besteht noch ein Stahlwerk in Osaka, das 1901 in die Hände eines Japaners überging. Für ein Werk zur Herstellung von Stahl- und Panzerplatten bei Hiroschima hat das Parlament 1902 13 Millionen Mark bewilligt. Von den Kosten dieser Stahlerzeugnisse schweigen die Japaner einstweilen noch. Ebenso wäre es ihnen vielleicht erwünscht, wenn wir von der Güte der japanischen Erzeugnisse schwiegen. 1896 schrieb der Berichterstatter der Londoner Finanzchronik in seinem ersten Aufsatze „Der europäische Handel und Ostasien“: „Wenn die Waren der Japaner nicht bald denselben Rang in dem Markt wie die unsrigen erreichen, können sie bald aufhören, Fabriken zu bauen, denn ihr Konsum steht jetzt auf derselben Höhe wie die Lieferungsfähigkeit. Dieses Moment erklärt die Tatsache, dass der in den Baumwollenfabriken Bombays erreichte Fortschritt und die Ausbeutung des chinesischen Marktes nicht mit unserer Ausfuhr, weder in Indien oder in China, noch in den Straits Settlement oder auf den Philippinen in Kollision geriet.“

Auch Porter spricht ausdrücklich von der Minderwertigkeit der japanischen Industrieerzeugnisse, besonders der nach dem Auslande ausgeführten Massen. Nach ihm liegt der Schwerpunkt der japanischen Industrie in den Handindustrien, welche Geschick und künstlerischen Sinn erfordern, während die Massenprodukte, welcher weniger „skill“ und Geschmack voraussetzen, wohl in grossen Massen erzeugt werden, aber mit ähnlichen Produkten des Auslandes den Wettbewerb nicht aushalten können. Ein Brief vom 19. Februar 1901 aus Tokio im Exporteur (XV. III. 8) bemerkte: „Den japanischen Arbeitern fehlt die ererbte Geschicklichkeit und Erfahrung, welche für jede bessere und feinere Arbeit so wichtig ist, und so kommt es auch, dass japanische Arbeit mit Bezug auf Quantität sowohl wie auf Qualität, trotz der vorläufig noch verhältnismässig sehr grossen Anspruchslosigkeit der Arbeiter, meistens viel teurer ist als die gleichwertigen europäischen Leistungen.“ Nach einer Studie von André Siegfried in der Chronique du Musée social von 1901, welche auf sozialistischem Boden steht, heisst es: „Der japanische Arbeiter hat sich noch nicht dieser soldatischen Disziplin gebeugt wie sein europäischer Bruder. Er arbeitet nur, wenn es ihm passt. Eine Fabrik von etwa 1000 Arbeitern kann im Durchschnitt nur immer auf etwa 800 ihrer Arbeiter rechnen; jeder Arbeiter nimmt seinen Feiertag, wenn es ihm gefällt, kommt an und geht, wenn es ihm beliebt; wenn man ihn deswegen ausschimpft, geht er seiner Wege.“ Während 1893 in den Vereinigten Staaten 448 Tonnen Kohle Jahresförderung auf den Kohlenarbeiter kommen, so in Japan nur 110, und in Spanien nur 115.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1894 kamen in Belgien 175, in Österreich 178, in Frankreich 205, in Deutschland 256 und in Grossbritannien 283 Tonnen auf den Mann. Wenn man dazu in Rechnung zieht, dass die Japaner mit Ausnahme der Amerikaner obendrein noch in der geringsten Tiefe arbeiten, so erscheint ihre Jahresförderung auf den Kopf überaus gering.

Hermann Schumacher, der uns von industriellen Dingen nur einiges ganz Verstreute erzählt, sagt über die japanische Fahrraderzeugung folgendes (Zeitschrift für Kleinbahnen 1899 Heft 4 und 5): „Die hohen Preise der regelmässig aus Amerika und England bezogenen Räder ziehen dem Sport enge Grenzen. Sie haben auch zu den Versuchen geführt, in Japan selbst Räder herzustellen. Von diesen Versuchen kann man merkwürdigerweise in europäischen Zeitungen viel mehr lesen als im Lande selbst erfahren. In Wirklichkeit handelt es sich nicht, wie oft behauptet wird, um eine grossindustrielle Fabrikation, um ein Konkurrenzprodukt für fremde Räder; sondern es beschränkt sich das ganze Gerede auf drei wenig eindrucksvolle Werkstätten, die ganz minderwertige Fabrikate liefern, die als Fahrräder zu bezeichnen schon ein gewisses Wohlwollen voraussetzt. Besonders in Magoya kann man einheimischen Rädern häufiger begegnen; sie machen dort den Eindruck, unter Benutzung eines alten Wagenrades hergestellt worden zu sein, kündigen durch ein unheimliches Geklapper ihr aufregendes Herannahen an und zeigen eine anscheinend unüberwindliche Abneigung, sich in gerader Linie weiter zu bewegen. Vereinzelt wird allerdings auch eine Maschine hergestellt, die dem europäischen oder amerikanischen Vorbild, wenigstens äusserlich, etwas näher kommt. Immerhin bleibt es durchaus verfehlt, die japanische Fahrradindustrie als ein Zeichen für die Gefährlichkeit der ostasiatischen Konkurrenz auszugeben, wie es seit Jahren in Zeitungen und Zeitschriften mit einer bewundernswerten Beharrlichkeit immer von neuem geschieht."

Ein Sachkenner schildert die japanische Industrie von 1902 folgendermassen. Nachdem er hervorgehoben hat, dass die staatlichen Unternehmungen (welche ohne Rücksicht auf die Produktionskosten arbeiten) meist gut gedeihen können, und auch einige wenige Grossunternehmungen der Privatindustrie wie die Kawasakiwerft und die Huntersche Werft gut eingerichtet sind, sagt er: „Diesen wenigen Fabrikanten gegenüber steht die Masse der übrigen grossen und kleinen Unternehmer. Sie fangen fast immer mit ungenügendem Kapital und mangelhaften Ingenieuren und Beamten an. Weil es an Fachkenntnis und Geschäftserfahrung fehlt, verstehen sie auch nicht zu kalkulieren. Sie sehen in den europäischen oder amerikanischen Katalog hinein und bieten dann ihre Waren billiger an als diese.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonders kleine Unternehmer verkaufen — ohne Zeichnung, einfach nach Augenmass — nachgemachte Maschinen zur Hälfte des bisherigen Einfuhrpreises, wobei selbst das schlechteste Fabrikat nur soviel Verdienst abwirft, dass der Fabrikant eben das Leben fristet, bis er nach Befriedigung des Marktes vor einer leeren Zukunft steht. Bei den Aktiengesellschaften kommt noch die Verteilung hoher Dividenden auf Kosten der Rücklage hinzu, wodurch bei jeder Geschäftsstockung Krisen entstehen, die häufig das Eingehen des Unternehmens zur Folge haben. Im ganzen kann man von der Privatindustrie sagen: Sie ist verbummelt."

Der Erfolg hat diesem Urteil recht gegeben.

Ein anderer Beobachter sagt im Jahre 1902: „Soviel Geschick der Japaner auch für leichte Handarbeiten hat, für Blumenfabrikation, Hut-, Matten- und Korbflechten, Holz- und Knochenschnitzerei, eingelegte Arbeiten, Stickereien — lauter Hausindustrien, die nahezu allgemein verbreitet waren — so sehr verkennt er doch die Notwendigkeit der „gelernten" Arbeiten, und so wenig ist er ferner zur Gewissenhaftigkeit bei schwierigen Arbeiten geneigt. Man möchte fast behaupten, der Japaner werde niemals lernen, eine feine Uhr oder eine feine Wage zu verfertigen. Selbst Dampfkessel, die doch keine hohe Kunst erfordern, dürften zur Zeit kaum in guter Beschaffenheit hergestellt werden, weil sie mit grosser Sorgfalt gearbeitet werden müssen." Und weiter: „Erfinderisch wird der Japaner nach seiner ganzen rezeptiven Vergangenheit schwerlich jemals werden; vergessen wir nicht, dass Japan mit verschiedenen Kulturen seit nicht weniger als dreizehn Jahrhunderten getränkt ist."

1896 wurde die Taschenuhrfabrikation in Japan begonnen, und zwar mit in Japan gebauten Maschinen. Aber schon 1897 wurden fast keine Taschenuhren mehr hergestellt, weil sich die Fabrikation zu teuer stellte und Geld zugesetzt wurde. Auch während der Fabrikationszeit wurden Federn, Steine und Zifferblätter eingeführt. Über die Lieferung japanischer Uhren nach China berichtete 1897 ein deutscher Sachverständiger: „Das Geschäft musste aufgegeben werden, da die Japaner zu unregelmässig und zu schlecht lieferten. Bald fehlte ein Zeiger, bald fehlte der Pendel, bald der Anhänger; jedenfalls sind die Japaner infolge dieser Nachlässigkeiten fast ganz vom hiesigen Markte verschwunden und machen momentan nur noch ein sehr unbedeutendes Geschäft." In den letzten Jahren hat Japan einen grossen Teil seines Marktes für Zündhölzer verloren, der von Indien bis Singapore zurückgedrängt ist. Das leichtbrechende Holz und das häufige Versagen des Zündstoffes an den japanischen Zündhölzern hat die Kunden schliesslich wieder kopfscheu gemacht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um den Widerspruch zu lösen, welcher zwischen den beiden Arten von Urteilen sowohl über chinesische wie über japanische Arbeiter und Betriebe besteht, geht man am besten von der gemeinsamen Grundlage aus, welche beiden Arten von Berichten, den lobenden und den tadelnden, eignet. Beide Arten sind sich einig in der verhältnismässigen Bedürfnislosigkeit des Chinesen und Japaners, der von einem Stück stinkigem Fisch, ein paar Händen Reis und Rübchen einen Tag soll leben können, und in den niedrigen Löhnen, welche chinesische und japanische Arbeiter fordern. Diese Löhne muss man nun doch erst etwas näher ins Auge fassen. Am eingehendsten sind wir über die japanischen Löhne unterrichtet, die aber nach den Aussagen von Sachkennern mit den chinesischen der Hafenorte, die zur Zeit für die Industrieproduktion allein in Betracht kommen, ungefähr zusammenfallen. Über die Löhne zu Anfang der neunziger Jahre haben wir Angaben in dem erwähnten englischen Konsulatsbericht über den ausländischen Handel Japans vom Jahre 1893. Danach bekam ein japanischer Spinner 40 Pf. und eine japanische Spinnerin 20 Pf. Tagelohn. Das klingt erschrecklich und ist gewiss sehr wenig. Aber es ist auch nur mit einer sehr erheblichen Einschränkung zu verstehen. Diese dortigen Löhne sind nämlich von Konsul Longford in Gold umgerechnet worden, obwohl im Jahre 1893 Japans Geldverhältnisse von dem seit 1873 eingetretenen Preissturz des Silbers noch gar nicht berührt waren. Diese Umrechnung bedeutet daher eine Entstellung des gesamten Sachverhalts. Wäre die Umrechnung dieser selben Löhne im Jahre 1872 erfolgt, also ehe jener Preisrückgang des Silbers einsetzte, so hätten wir erfahren, der japanische Spinner erhalte 1 Mk. Tagelohn und die Spinnerin 50 Pf. Das wäre aber etwas ganz anderes gewesen. In England hatte sich eine Zeitlang die bimetallistische Agitation der ganzen Frage bemächtigt, und alle Äusserungen, die mit dieser in Verbindung stehen, sind naturgemäss immer mit der grössten Vorsicht aufzunehmen. Am 12. Februar 1895 sprach in dem Royal Colonial Institute ein Mitglied des gesetzgebenden Rates in Hongkong, namens Whitehead, über die Frage. Er sagte wörtlich: „Für die Möglichkeit, billige Arbeit in den orientalischen Ländern zu erhalten, gibt es keine Grenzen. Millionen von Männern und Frauen drängen sich zur Arbeit zu einem Lohn, der in Gold 40—50 Pf. entspricht.“ Und er fuhr fort: „Darum muss die englische Industrie aus England verschwinden und durch solche in den Ländern mit Silberwährung ersetzt werden.“ Ganz ähnlich äusserte sich der englische Generalkonsul in Shanghai auf dem Diner der China-Association in London am 26. Februar 1895. In kurzer Zeit, meinte er, würde Shanghai ein grosser industrieller Mittelpunkt sein und mit seinen Spinnereien ernstlich die Industrie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Lancashire schädigen, und zwar, weil die Chinesen, dank der Entwertung des Silbers, billiger als Lancashire produzieren könnten. Seit dieser Prophezeiung ist über ein halbes Jahrzehnt verflossen, aber genau das Gegenteil ist eingetreten.

Obgleich Silber seit 1873 um 60 v. H. seines Wertes gefallen ist, und der Silberdollar, der früher gegen 5 Mk. galt, heute nur etwa 2 Mk. gilt, bezahlte doch Silber bis 1895 im Orient noch ungefähr dieselbe Arbeitsleistung wie früher, und dasselbe galt von den rein binnenländischen Erzeugnissen Chinas. Nach den Aufstellungen des Hongkonger Stadtrates Whitehead im Royal Colonial Institute vom 12. Februar 1895 waren von 1873 bis 1894 zwanzig der wichtigsten heimischen Produkte Chinas im Binnenverkehr im Preise nicht gestiegen, obwohl in diese Zeit jene riesige Entwertung des Silbers im Westen gefallen war.

Unmittelbar darauf ist jedoch der Bruch mit dieser Stetigkeit der Preise eingetreten, wie die Lyoner Handelsexpedition von 1897 festgestellt hat. Danach war 1897 z. B. der Reispreis gegenüber 1887 um 50 v. H. gestiegen, der Preis von Schweinefleisch sogar um 100 bis 200 v. H. Das Geschrei über die Winzigkeit der Ostlöhne ist demnach in weitem Masse auf Rechnung von willkürlichen und ungerechtfertigten Umrechnungen zu setzen, welche gerade in einer Zeit gemacht wurden, in der im Westen die Entwertung des weissen Metalls eingetreten war, sie den Osten aber noch nicht berührt hatte. Dass dieses Verhältnis kein dauerndes sein könne, sahen Einsichtige schon damals voraus. War doch klar, dass bei einer Ware wie Silber ein Preisunterschied von 60 v. H. an zwei verschiedenen Stellen der Erde sich nicht dauernd behaupten konnte! Die weitere Entwickelung dieser Dinge über 1895 hinaus hat dem recht gegeben.

Bis Mitte der neunziger Jahre hatte der Osten, der wirtschaftlich stets nachhinkt, jenen gewaltigen Preissturz des Silbers noch nicht mitgemacht. Seit 1895 aber hat er angefangen, sich sehr stark daran zu beteiligen, und seit 1897 Russland und Japan zur Goldwährung übergingen und seit die indische Münze die freie Silberprägung einstellen musste, strebt der Silberpreis des Ostens dem Gleichgewichte mit dem westlichen Silberpreise zu.

Moritz Schanz stellte 1897 ausdrücklich fest, dass damals die am 1. Oktober 1897 eingeführte Goldwährung die Ausfuhr Japans nach Silberländern um etwa 10 bis 12 v. H. erschwerte. Bis dahin war dieselbe den Goldländern des Westens also um 10 bis 12 v. H. vorausgewesen. Schanz sagt des näheren: „Als im August 1897 in Shanghai infolge der nahenden Einführung der Goldwährung in Japan der japanische Dollar von 72 Tael-Cents auf 85 und 86 Tael-Cents stieg, wurden die japanischen Baumwollspinner in ihren Export-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chancen schwer getroffen, denn 80 v. H. des japanischen Gesamtexportes gehen nach China. Dieser Export war überhaupt erst durch den Fall des Silberpreises vor wenigen Jahren in grösserem Massstabe — in Konkurrenz mit Indien und England — möglich geworden." Infolge dieser plötzlichen Silberentwertung sind sämtliche östliche Warenpreise, auch der Preis für menschliche Arbeit, gestiegen, und nicht etwa nur in Kleinigkeiten. Während des Aufenthalts der Lyoner Handelsexpedition in Shanghai 1897 stiegen die Löhne der dortigen Seidenwebereien allein in wenigen Monaten um 50 v. H. Trotzdem hinkte die Lohnhöhe des Ostens bis vor kurzem hinter der Entwickelung der Warenpreise her. Nach dem Berichte von Robert P. Porter ergeben die japanischen Statistiken, dass von 1873 bis 1894 die Preise der Lebensbedürfnisse in Japan um etwa 62 v. H. gestiegen sind, während die Löhne sich während derselben Zeit nur um 32 v. H. erhöht hatten.

Der Zentralverband amerikanischer Industrieller, die National Association of Manufacturers, hatte Robert P. Porter im März 1896 nach Japan gesandt, um die dortigen industriellen Verhältnisse zu studieren. Sein Bericht ist von Ende 1896. Er macht sehr eingehende Angaben über Löhne wie über andere Produktionsverhältnisse.

Laut amtlicher japanischen Statistiken verdienten damals dort durchschnittlich Zimmerleute 13,5, Schmiede 12,5, Seidenspinner 6,7, Weber 6 und landwirtschaftliche Arbeiter 3 Cents den Tag.

An anderen Löhnen gibt er an:

Beruf	Arbeitsstunden	Lohn Cents
Landwirtschaftliche Arbeiter	12	8,0
Wagenschieber	11	18,0
Zündhölzermacher	10	8,0
Zündhölzerverpacker	10	3,5
Waggonschieber	10	18,0
Sandreiniger	10	2,5
Grubenfeger	10	4,5
Bettler	8	3,0
Tabakpfeifenarbeiter	11	4,0
Strassensänger	10	5,0
Im Durchschnitt	11	7,0

Die Zeitschrift American Trade, Organ der National Association of Manufacturers, vom 15. Dezember 1897, gibt eine eingehende Statistik über das Steigen der Löhne in Japan im Jahre 1896/97.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tägliche Löhne in Silbersens (Cents) = 2 Pfg.

	1896	1897	Steigerung in Prozenten
Maurer	50	80	60
Dachdecker	40	65	60
Zimmerleute	40	63	50
Ziegeldecker	50	70	40
Tischler	50	70	40
Eisengiesser	65	90	38
Stuckateure	60	80	33
Schmiede	45	60	30
Kulis	30	40	30
Ziegelarbeiter	40	50	25
Holzhacker	60	60	16

Der Eisengiesser mit 1,80 Mk. Tagelohn, der Maurer und Stuckateur mit 1,60 Mk., der Ziegeldecker und Tischler mit 1,40 Mk. stehen den Arbeitslöhnen des deutschen Osten keineswegs sehr fern, wo sie nur etwa 1 Mk. höher sind.

Ein Aufsatz von Dr. P. Brunn in der Monatsschrift „Ostasien" vom Januar 1901 spricht ebenfalls von einem erheblichen Steigen der japanischen Arbeitslöhne seit 1895. 1894 erhielten danach landwirtschaftliche Tagelöhner und Arbeiterinnen in den Webereien 28 Pf., 1897 dagegen 40 Pf. Tagelohn. Baumwollenweber erhielten 1894 42 Pf. und 1897 55 Pf. Die Schneider europäischer Kleidungsstücke erhielten 1894 63 Pf. und 1897 75 Pf. Aber auch diese Werte sind noch in Goldwährung umgerechnet, während der Silberpreis des Ostens und Westens seine absolute Ausgleichung immer noch nicht völlig gefunden hat und 1897 erst zum kleinen Teil gefunden hatte. Nach japanischen Aufstellungen sind bei Vergleichung der Lebenskosten die Reallöhne in Deutschland $2^1/_2$ bis 3 mal so hoch wie in Japan. Auch über das Jahr 1897 hinaus haben wir noch einzelne Nachweise des Steigens der japanischen Löhne. Im Jahre 1897 erhielt der Durchschnittsarbeiter einer mit europäischen Maschinen eingerichteten Baumwollspinnerei in Gold 46 Pf. Tagelohn, 1898: 51 Pf. Arbeiterinnen erhielten ebenda 1897: 28 Pf. und 1898: 31 Pf.

Eine Korrespondenz vom 19. Februar 1901 aus Tokio in Nummer XVIII, 8 des Exporteur bemerkt: „Es dürfte die Furcht, welche man in Europa vor einer baldigen erdrückenden Konkurrenz japanischer Produkte zu haben scheint, durchaus unbegründet sein. Es darf eben nicht vergessen werden, dass die Arbeitslöhne in Japan ebensogut eine steigende Tendenz haben wie in Europa; denn das japanische Proletariat ist heute bereits in ganz ernsthafter Weise gewillt, seine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bisher sehr grosse Bedürfnislosigkeit in mancher Hinsicht zu verbessern. Deshalb ist auch das Genossenschaftswesen im Reiche des Mikado unter den Arbeitern schon derartig ausgebildet, dass diese den Unternehmern gegenüber wohl gewaffnet sind und dies auch zur Genüge wissen".

Ein deutscher gewerblicher Sachverständiger schrieb 1897: „Die Arbeitslöhne sind seit dem chinesisch-japanischen Kriege um 25 bis 30 v. H. gestiegen, eine Steigerung, die durch das Teurerwerden aller Bedürfnisartikel zur Notwendigkeit wurde und in allen Industrien Japans eintrat". 1897 war der Durchschnittslohn für erwachsene Arbeiter 35—40 Sen, für Arbeiterinnen 15—20 Sen. Nach einem Bericht ist der Preis für gewöhnliche Lebensbedürnisse in Japan von 1887 bis 1897 um 60 v. H. gestiegen, 1897 allein um 14 v. H.

Schanz sagt von Japan: „Es sind für die viel zu schnell gewachsene Industrie bei weitem nicht genügend geschulte Arbeitskräfte vorhanden, die Arbeiter haben infolgedessen leichtes Spiel gehabt, die Löhne innerhalb dreier Jahre um 50 v. H. zu steigern, und Streiks dürften immer häufiger werden. Dabei ist die Arbeitsleistung keineswegs gestiegen, sondern man macht es sich bei den höheren Löhnen bequemer als früher, sodass die Fabrikproduktion Japans sich mehr oder weniger ungünstig den Leistungen Europas gegenüber vergleicht."

Bei Berechnung der Löhne muss man überdies auch die gelieferten Realien mit in Betracht ziehen. So liefert die Kanegafutschispinnerei nicht nur ihren männlichen Arbeitern die Wohnungen zu sehr billigen Mieten und verkauft ihnen das Hauptnahrungsmittel 10 bis 15 v. H. billiger als die Händler, sondern sie setzt noch monatlich etwa 2000 Dollar zu, indem sie für etwa 1000 Arbeiterinnen Wohnung und Kost zu einem Preise von 6 cent den Tag liefert. Dadurch erhöht sich die den Mädchen zuteil gewordene Vergütung tatsächlich um $^1/_2$ Dollar für den Monat.

Hatte 1893 unter der (falschen) Voraussetzung, dass die Entwertung des weissen Metalles im Westen den Osten niemals erreichen werde, die Besorgnis wegen der chinesischen und japanischen Hungerlöhne wenigstens noch Sinn, so hat sie seit dem Nachweise, dass die Ebbe des Silberpreises auch den Osten erreicht hat, jede Bedeutung verloren. Die chinesisch-japanischen Löhne des Konsuls Longford von 1893 gehören längst (so in allen Hafenorten Chinas) der Geschichte an, und wer sie heute noch in einer wirtschaftlichen Beweisführung benutzt, um die Billigkeit der Arbeit im Osten zu belegen, der hinkt mit seinem Wissen ein Jahrzehnt hinter der Zeit her.

Sind die chinesisch-japanischen Löhne auch nicht so niedrig, wie die bimetallistischen Agitatoren uns einst gern glauben machen wollten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so sind sie doch immerhin erheblich geringer als die westeuropäischen und nordamerikanischen Löhne, und daraus müsste sich also doch eine Überlegenheit der Chinesen und Japaner im Wettbewerb um die Arbeitsgelegenheit auf dem Weltmarkt ergeben, wenn nämlich niedriger Lohn wirklich notwendigerweise billige Produktionskosten bedeutete. Das ist aber nun nach der neueren wirtschaftlichen Erfahrung durchaus nicht der Fall. Es kommt überhaupt nicht auf die absolute Höhe des Lohnes an, sondern auf einen Bruch, auf Leistung dividiert durch Lohn, oder auf das Verhältnis, in dem Arbeitsleistung und Lohn zu einander stehen. Und sobald man dieses Verhältnis in Betracht zieht, da sieht es im Osten mit den verfügbaren Arbeitskräften traurig aus. Das gilt, wie schon an Beispielen aus der Wirklichkeit gezeigt wurde, bereits bei Bauten, bei Eisenbahnunternehmungen, Bergwerken und ähnlichem. In ganz anderm Grade aber noch auf dem Gebiete der eigentlichen Industrie. Es wurde schon erwähnt, dass die europäischen Reallöhne $2^1/_2$ bis 3mal so hoch sind, wie die japanischen, und dass nach dem Zeugnis Brenans ein mittelländischer Arbeiter drei japanische ersetzt.

Sehen wir uns einmal eine chinesische Seidenweberei an. Da haben wir zunächst nur hölzerne Maschinen. Alle Stühle, alle Räder und Zähne sind von Holz, ungenau wie alle Holzmaschinerie und mit dem unvermeidlichen Knacken und Krachen aller trockenen Holzgeräte. Ein Mongolenjunge tritt jede Sekunde einmal auf das Pedal nieder, das das Rad in Schwung setzt. Die Fabrik hat zehn Arbeitsstunden; sein armer Fuss macht also täglich 36 000 Trittbewegungen, oder wenn man die häufigen Unterbrechungen berücksichtigt, doch etwa 25 000. In den zehn Stunden werden nicht ganz 5 *m* Stoff fertig; die Stunde also ein halbes Meter. Bei den häufig nötigen Reparaturen steht der Webstuhl obendrein tagelang still, und der Knabe geht müssig.

Gegen den Vergleich dieses hölzernen Handwebstuhles mit einem modernen Maschinenstuhl kann man noch einwenden, dass hier nicht Menschenkraft mit Menschenkraft, sondern die Maschine mit der Menschenkraft konkurriere. Nun ist zwar keineswegs ausgemacht, dass da unter allen Umständen sofort die Menschenkraft unterliegen müsse, sondern wo Bodenrente, Anlagekosten und Material billig sind und niedrige Arbeitskräfte mit noch niedrigeren Lohnanforderungen zu Gebote stehen, da kann, wie bei den indischen Handspinnern und Handwebern, sehr wohl eine Zeitlang eine Konkurrenz mit der Spinnmaschine und dem Maschinenstuhle stattfinden. Aber muss die Unterlegenheit des Inders, Chinesen und Japaners nicht sofort aufhören, sobald sie selbst an die europäische Maschine treten? Nun, der Versuch ist gemacht worden, und von dem Erfolge ist oben eine aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führliche Darstellung gegeben, welche die verschiedensten Gegenden berücksichtigt. Hier daher nur ein Wort über die allgemeinen Verhältnisse.

Von den chinesischen Spinnereibesitzern werden immer die indischen Spinnereien als Muster und nachahmenswerte Vorbilder hingestellt. Wie es in den modernen indischen Spinnereien aussieht, davon geben uns englische Blaubücher anschauliche Bilder. Es handelt sich da um Betriebe, die mit allen Mitteln neuzeitlicher Technik vollkommen ausgestattet sind und es in Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation mit jeder europäischen Fabrik aufnehmen. Aber trotz aller Strenge ist es nicht zu verhindern, dass die Arbeiter in ihrer Arbeit innehalten, unregelmässig dazwischen essen und sich ausruhen. Man ist dadurch gezwungen, eine so grosse Anzahl Arbeiter zu halten, dass die tätigen für die untätigen eintreten können. Man erlaubt unter dieser Voraussetzung, dass die Männer während der Arbeitszeit hinausgehen und rauchen, die Frauen ihre Kinder säugen und Arbeiter oft auf Wochen fortbleiben, um in ihrer Heimat das Feld zu bestellen. Dafür gibt es keine längeren Arbeitspausen, während deren die Maschine stillstände, keine freien Sonntage oder doch nur einen solchen im Monat zur Reinigung der Maschinen, und die tägliche Arbeitszeit beträgt 12 bis 14 Stunden. Dadurch wird die Produktion so verteuert, dass indische Baumwollwaren teurer zu stehen kommen als englische, obgleich für die englischen Fabriken die amerikanische Baumwolle erst übers Meer geschafft werden muss, während bei den indischen Spinnereien und Webereien das Baumwollenfeld vor der einen Tür liegt und der Absatzmarkt China vor der andern. Wenigstens gilt das für den Baumwollenmarkt Englands. Durch den Transport der fertigen Waren von England nach China wurden bis Mitte der neunziger Jahre eine Zeitlang grobe Waren allerdings auf dem chinesischen Markte unerheblich teurer als die indischen. Aber das ändert an der Tatsache nichts, dass die Produktionskosten dieser Waren in Indien selbst auch damals höher waren als in England, und zwar hier mit Einschluss der Baumwollenzufuhr dorthin.

Dieses Urteil gilt über den indischen Arbeiter im allgemeinen. „Im grossen und ganzen", sagt Dorel, „vermeidet der indische Arbeiter es mit der grössten Gewissenhaftigkeit, auch nur einen Strich mehr zu tun, als wozu er verpflichtet ist, bezw. wofür er bezahlt wird. Die Möglichkeit, durch mehr oder systematische Arbeit seinen Erwerb zu steigern, hat für ihn nicht den genügenden Reiz; eher ist sein Bestreben, für denselben Lohn weniger Arbeit zu verrichten. Von dem im übrigen unbefriedigt wirkenden Kastensystem begünstigt, hat der indische Handwerker im Laufe der Jahrhunderte eine staunens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werte Geschicklichkeit erlangt, ist allerdings infolgedessen auch neuen Methoden und ihm fremder Arbeitsweise bis zur offenen Feindseligkeit abgeneigt." (Londoner Finanzchronik vom 30. März 1901.)

In China liegen die Verhältnisse für die Erzeugung von Baumwollenwaren in natürlicher Hinsicht recht günstig. Ein sehr grosser Teil Chinas eignet sich nach Boden und Klima zum Anbau von Baumwolle. Nur ist die dort erzeugte Baumwolle sehr schlecht. Der Stapel, d. h. die Faserlänge, ist nämlich nur etwa 2 *cm*, also nur halb so lang wie die brasilische. Zur Zeit wird gerade wie in Indien ein grosser Teil der erzeugten Baumwolle roh ausgeführt, 1892 von Shanghai aus allein 760 000 Zentner im Werte von 13 Millionen Mark, von denen 583 000 Zentner nach dem Auslande, meist nach Japan gingen. Seit etwa 1890 haben sich aber in und bei Shanghai eine Reihe Fabriken entwickelt, von denen bereits 1894 mehrere in vollem Betriebe waren; darunter eine mit etwa 200 000 Spindeln. Es sind dies sowohl Egrenierfabriken, d. h. Anstalten zum Auskörnen der Baumwolle, wie Baumwollspinnereien und Webereien. Keine von ihnen lieferte aber 1900 irgendwelchen Gewinn. Max v. Brandt sagte von ihnen schon 1895 vorsichtig, dass ihre finanziellen Resultate bis dahin den berechtigten Erwartungen nicht ganz entsprochen zu haben schienen. Wie die indische Baumwolle schlechter ist als die amerikanische, und wie infolgedessen die Baumwollspindeln in Indien erheblich langsamer laufen müssen als in Amerika, so ist die chinesische Baumwolle noch kürzer im Stapel als die indische, und infolgedessen müssen die chinesischen Spindeln noch langsamer gehen als die indischen. Mit der 1897er Baumwollernte war die Zahl der Umdrehungen der Spindel in der Minute für zwanziger Garne in den Bombay Mills 8500, mit chinesischer Baumwolle in den Shanghai Mills 6000, während die besten westlichen Spinnereien bis 14000 Umdrehungen in der Minute laufen. Die Anzahl der Umdrehungen variiert eben mit der Güte der jedesmaligen Baumwollernten. Dadurch allein ist schon ein gewaltiger Abstand in der Produktenmasse gegeben. Derselbe ist aber nicht die Schuld der Arbeiter, obwohl er dauernd an die Produktion von Baumwollwaren im Osten geknüpft erscheint. Denn mit der Einfuhr amerikanischer oder ägyptischer Baumwolle würden die Produktionskosten wieder gewaltig steigen, und mit der Wiederausfuhr der Waren nach dem Westen würden die Warenpreise noch stärker emporschnellen. Der Hauptunterschied zwischen der Produktion im Westen und Osten liegt aber in der Leistungsfähigkeit der Arbeiter, die sich wieder in zwei verschiedenen Dingen zeigt. Erstlich nämlich in der Anzahl der Spindeln, die der einzelne bedient, und zweitens in dem Prozentsatz von Zeit, der beim Wiederanknüpfen abgerissener Fäden verloren geht. Der englische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spinner bedient mit einem Gehilfen entweder zwei Rahmen zu je 800 Spindeln oder selbst einen Selfaktor von 3000 Spindeln. Der chinesische und japanische Spinner aber bedient nur 200—300 Spindeln. Der englische Spinner verliert mit dem Wiederanknüpfen abgerissener Fäden nur 5—8 v. H. der gesamten Spinnzeit, der chinesische und japanische Spinner aber etwa 25 v. H. Selbst die Spindelgeschwindigkeit ist aber in gewissem Grade von der Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte abhängig. Bei jeder Steigerung der Geschwindigkeit mehren sich die abreissenden Fäden, und wird also auch ein grösseres Mass Zeit zum Anknüpfen derselben erforderlich, während dessen die Maschine still stehen muss. Von der Schnelligkeit, mit der das Wiederanknüpfen erfolgt, ist es abhängig, eine wie grosse Spindelgeschwindigkeit sich lohnt. Bei minderwertigen Arbeitern müssen die Maschinen langsamer laufen, weil sonst durch das Wiederanknüpfen der Reissfäden ein noch grösserer Garnverlust entstände als durch das Langsamerlaufen gegenüber dem Schnelllaufen.

Nach allgemeinem Urteil, z. B. auch nach demjenigen von Max von Brandt, stehen die japanischen Arbeiter etwas höher als die chinesischen. Wie die Verhältnisse der Arbeiterzahl zur Spindelzahl aber in Japan liegen, darüber gibt uns wieder der englische Konsulatsbericht von 1893 über den Auslandshandel Japans interessante Aufschlüsse. Die Baumwollspinnerei von Kanegafutschi in Japan hatte danach damals 35 000 Spindeln. Sie arbeitete Tag und Nacht mit etwas über 2100 Männern und 3700 Frauen bei einer Arbeitszeit von 22 Stunden, natürlich in zwei Schichten zu je 11 Stunden. Eine Schicht wurde also von 1050 Männern und 1850 Frauen, zusammen 2900 Personen, gebildet. Darunter waren keine Egrenierarbeiter, da die chinesische Baumwolle bereits in den Ausfuhrhäfen entkörnt wird. 2900 Personen bedienten 35 000 Spindeln, eine Person also 12 Spindeln, oder nach Abzug der nicht an der Spinnmaschine beschäftigten Vorbereitungsarbeiter etwa 50. Nach dem Berichte eines deutschen gewerblichen Sachverständigen bediente 1897 in der Spinnerei Kanegafutschi eine Spinnerin mit 15 Cents Tagelohn (mit einer Gehilfin?) etwa 150 Spindeln, eine Spinnerin mit 20 Cents Tagelohn etwa 200 Spindeln. In der Kiotospinnerei bedienten 1897 2 bis 4 Mädchen mit 17 Cents Tagelohn und 2 Gehilfinnen einen Spinnrahmen von 384 Spindeln, auf das Mädchen kamen also 75 Spindeln. In der Osaka-Spinnerei, wo eine zwölfstündige Arbeitsschicht mit einer Stunde Ruhepause bestand, gingen 1897 fast drei Stunden mit Ruhen verloren, wurde also wenig über 9 Stunden gearbeitet. Die Spindel lieferte in 24 nominellen Arbeitsstunden 1 Pfund Sechzehnergarn. Schanz sagt: „Würde man gegen die Bummelei und die Rauchpausen energisch vorgehen, so würde die an und für sich schon schwierige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte noch schwieriger werden. Der Japaner ist an und für sich der Fabrikarbeit abgeneigt, zieht seine Unabhängigkeit selbst bei geringerem Lohne vor, und es ist deshalb sehr schwer, einen Stamm von eingearbeiteten und längere Zeit in einer Fabrik tätigen Arbeitern zu bilden und zu halten. Auf 100 Angeworbene kommen 30 bis 40, welche die Stellung schon innerhalb des ersten Jahres enttäuscht und unbefriedigt wieder verlassen, und so findet ein stetiges starkes Wechseln statt, welches der Einarbeitung und Ausnutzung der Arbeitskräfte natürlich sehr schädlich ist. Kommt der Sommer ins Land und verlangt Hände für die Feldarbeiten, so fehlen in der Osaka-Spinnerei doch zuweilen 20 bis 30 vom Hundert der Arbeiter."

In England bedienen zwei Spinner 3000 Spindeln. Erscheint bei solcher Leistung der Tagelohn für den Mann von 1 Mk. und für die Frau von 50 Pf. (oder selbst, unberechtigter Weise in unserer Goldwährung ausgedrückt, von 40 Pf. für den Mann und 20 Pf. für die Frau) nicht noch als viel zu hoch? Von Brandt ist allerdings der Meinung, dass man mit 22 Arbeitsstunden am Tage in zwei Ablösungen schneller arbeiten könne als an einem achtstündigen Arbeitstage ohne Ablösung. Dabei hat er nur vergessen, dass die englischen Spindeln wegen der haltbareren Baumwolle, die sie spinnen, und der leistungsfähigeren Arbeiter, von denen sie bedient werden, genau doppelt so schnell gehen wie die japanischen, und dass obendrein ein Unterschied von 18 bis 20 v. H. an Gangzeitverlust dabei ins Spiel kommt, der ausschliesslich auf Rechnung der minderwertigen Arbeiter des Ostens zu setzen ist.

Es klingt wie unbewusste Ironie, wenn derselbe englische Konsulatsbericht von 1893, der die obigen Zahlenangaben mitteilt, an einer anderen Stelle die oben angeführte Bemerkung macht, nach sachverständigem Urteile bestände zwischen japanischen und Lancashire-Spinnern kein Unterschied ausser in der Körperkraft. Er hätte sich aus den angegebenen Zahlen den Unterschied in den Produktenmassen und also in der Leistung unschwer berechnen können. Gegenüber diesen Tatsachen erscheinen die Leistungen der indischen Spinner, die sich nach Berechnungen von 1899 zu denen englischer Grobspinner etwa wie 2 : 1 verhalten, noch als ganz hervorragend.

Genau so ist es auf dem Gebiete der Weberei. In Massachusets bedient ein Mädchen sechs Webstühle, in Lancashire vier. Der Hindu und Chinese bedient nur einen, und dazu braucht er noch einen Gehilfen und zwei bis drei Webejungen. Wegen der kurzen Arme des Chinesen ist der Handwebstuhl und also auch der gewebte Stoff ausserordentlich schmal, und ob dieser Umstand nicht auch auf die Breite der Maschinengewebe mit der Länge der Zeit von Einfluss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein wird, ist noch abzuwarten. In der Kaiserlichen Seidenmanufaktur zu Hangtschou sind zur Bedienung von 7000 Webstühlen 28 000 Menschen nötig; auf einen Webstuhl kommen also vier Arbeiter. (Hermann Schumacher, Die chinesischen Vertragshäfen, Jena 1899, S. 96). Nach einem Berichte von Moritz Schanz bringt ein chinesischer Arbeiter in der Gerberei bei zehnstündiger Tagesarbeit nur das Falzen von zwei Häuten fertig, wobei allerdings seine primitiven Werkzeuge und Einrichtungen ebenfalls ins Gewicht fallen. Zum Räuchern von 4 bis 5 Häuten ist ebenfalls die Tagesarbeit eines Chinesen erforderlich. Um in einem Monate 300 Häute fertigzustellen, braucht ein Gerber 20 Arbeiter. Die Tagesarbeit eines Chinesen ergibt also täglich die Gerbung einer halben Haut, sie wird mit 4 bis 6 Dollar den Monat, also mit 55 bis 80 Pfennig den Tag Barlohn bezahlt, wozu noch Wohnung und Essen kommen, was aber nur 1 Dollar wert ist, so dass ein wirklicher Tagelohn von 60 bis 95 Pf. entsteht.

Der Grund dafür, dass für den Chinesen in der modernen konzentrierten Industrie keine Stätte ist und nie eine Stätte sein kann, liegt in den Tatsachen, die wir in dem Lohnleistungsgesetz zusammenfassen. In der Hausindustrie entlegener Gegenden, die keinerlei Aufsicht bedarf, mag niedere Arbeitsleistung noch eine Weile mit der Fabrikarbeit konkurrieren. Nicht aber auf eigentlich städtischem Kulturboden, wo die Bodenrente hoch ist, Anlagekosten, Maschinenkosten hoch sind, und für Krafterzeugung, Maschineninstandhaltung, Beleuchtung und Gebäudeabnutzung grosse Summen ausgegeben werden müssen. Da sind vielmehr der Verwendung minderwertiger Arbeitskräfte die engsten Grenzen gezogen. Wenn ich in einem solchen Betriebe 200 Arbeiter beschäftige und ihnen 4 Mk. Tagelohn zahle, so könnte ich dafür nicht etwa, ohne selbst die schwersten Verluste zu erleiden, 400 Arbeiter von halber Leistungsfähigkeit wie meine früheren nehmen und ihnen 2 Mk. Tagelohn zahlen; sondern diese könnten vielleicht nur 1 Mk. bekommen. Denn um sie bei der Arbeit unterzubringen, brauchte ich fast doppelt so viel Bodenrente, fast doppelt so grosse Fabrikgebäude, viel mehr Maschinerie, Beleuchtung, Aufsicht. Die Verzinsung und Amortisierung aller dieser Anlagekosten und die gesamten Betriebs- und Verwaltungsmehrkosten würde ich ihnen vom Jahreslohn abziehen müssen, wenn ich selbst keinen Verlust erleiden wollte. Und daher nähert sich unter den Verhältnissen der modernen konzentrierten Industrie der Tagelohn minderwertiger Arbeitskräfte immer sehr rasch dem Existenzminimum und sinkt mit weiter fallender Leistungsfähigkeit der Beschäftigten selbst sehr bald unter dieses herunter. Und da heute schon bei 50 bis 60 Pfg. Tagelohn selbst Chinesen und Japaner nicht mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in einer Fabrik arbeiten, so ist ihr Eintritt in diese in grossem Massstabe ganz ausgeschlossen. Natürlich finden sich in einem Volke von 400 Millionen immerhin auch ein paar Millionen fähigere Menschen, wie ja auch der Nordchinese wesentlich kräftiger ist als der kleine schmächtige Südchinese, und der Japaner wieder kräftiger als der Chinese und wie ja auch einzelne Chinesen als Kaufleute, selbst als Grosskaufleute, ganz Tüchtiges leisten; aber ein paar Schwalben machen auch hier keinen Sommer. Gerade der Übergang zur modernen westländischen Produktionsweise muss die Unterlegenheit der Chinesen und Japaner als Arbeitskräfte erst mit recht verhängnisvoller Deutlichkeit zeigen.

Der Chinese ist nur für eine mechanische, sich in engem Gesichtskreise vollziehende Arbeit zu brauchen, bei der weder geistige Anstrengung noch komplizierte Körperbewegung in Frage kommen. Das Mechanische ist seine Freude. So ist er z. B. zum Exerzieren ganz gut zu haben. Das Mechanische daran befriedigt ihn, das Rhythmische daran tut ihm wohl. Aber auch in militärischer Hinsicht hatte man seine Erwartungen wohl einigermassen zu hoch gespannt. Ein Aufsatz in der Army und Navy Gazette von Major Bower im Jahre 1899 rühmt dem Chinesenregiment Englands in Weiheiwai Körperkraft, Begabung und Gehorsam nach. Aber er selbst erzählt auch, dass die angeworbenen Soldaten aus den in Unzahl sich meldenden Landessöhnen sorgsam ausgewählt worden seien. Auch bei der deutschen Chinesenkompagnie in Kiautschou wurde im Anfang die Körpergewandtheit und der Lerneifer gelobt. Ein Aufsatz des Militärwochenblattes von 1900 bemerkt über den chinesischen Soldaten: „Der Südchinese ist zwar klein und schwächlich, aber gewandt und zähe; am Yangtse und in Nordchina dagegen sieht man viele grosse und gut gewachsene Leute. An Anstrengungen und schmale Kost gewöhnt, erträgt der Chinese Hunger, Durst und Schmerzen mit stoischem Gleichmut; Nerven kennt er nicht. Er hat ein vorzügliches Auge und eine sichere Hand und steht auch in geistiger Beziehung nicht weit hinter den Rekruten anderer Länder zurück; er macht mechanische Übungen mit erstaunlicher Leichtigkeit, versagt aber, sobald er auf eigene Urteilskraft angewiesen ist.“ Dieses Urteil war, trotz des harten Nachsatzes, noch zu rosig gefärbt. Während der chinesischen Unruhen versagte die Chinesenkompagnie in Kiautschou gänzlich und war auch nachher nicht wieder in Ordnung zu bringen, so dass sie 1902 als eigene Formation aufgelöst werden musste.

Ganz ebenso, wie er eine Zeit lang leidlich exerziert, dreht der bessere Chinese mit hohem Genuss in seinem Tempo eine Handmühle. Aber schon in der Beobachtung eines Spindelrahmens auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abreissende Fäden schlägt ihn der Inder trotz seiner Langsamkeit und Träumerei. Der Chinese wie der Japaner hasst die intensive Hingabe an seine Arbeit, wie nur jemals etwas gehasst worden ist. Ohne solche Hingabe ist aber höhere Arbeit überhaupt nicht möglich. Ein rascheres Tempo im nicht mechanischen Zugreifen scheint dem Mongolen nicht beizubringen zu sein. Ob er eine Stunde oder vierzehn Stunden beim Handspinnen sitzt, ist ihm gleich. Er ist kaum je eigentlich müde und abgespannt, aber auch nie voll Arbeitsfrische, von Lust und Liebe zur Arbeit ganz zu schweigen. Verringert man seine Arbeitstunden, so sinkt auch die Produktion um den gleichen Bruchteil, verlängert man jene, so steigt auch diese. Steigert man ihm den Lohn, so verringert sich sofort die Anzahl der Tage, an denen er arbeitet. Ohne die Nötigung des Hungers und der Obdachlosigkeit zu arbeiten, erscheint ihm als Unding, als Unsinn. Hat er für drei Tage, was er braucht, so dünkt es ihm ein Frevel, weiter zu schaffen.

Beim Japaner ist's nicht viel anders. Hermann Schumacher sagt (Deutschlands Interessen in China, Stuttgart 1900, S. 45): „Wer Gelegenheit gehabt hat, moderne Fabriken des fernen Inselreichs genau kennen zu lernen, der wird zur Überzeugung gelangt sein, dass das vielgerühmte Beispiel nicht stichhält, der wird erkannt haben, ... wie hohes Lehrgeld Japan für seine plötzlichen industriellen Errungenschaften gezahlt hat und fortdauernd noch zahlen muss, wie es mit seiner jungen Industrie gar schwere Krisen durchzumachen hatte und heute bereits an einem Höhepunkt der Entwickelung angelangt zu sein scheint, ohne dass das Errungene den Erwartungen allgemein entspricht, weil die plötzliche grossindustrielle Entwickelung darin hauptsächlich Grenzen findet, dass sie die Löhne — vor allem durch die Loslösung des Arbeiters und der Arbeiterin aus der Familienwirtschaft — stark und beständig in die Höhe treibt, gleichzeitig Kraft und Gesundheit des bisher ausschliesslich im Freien lebenden Arbeiterpersonals durch das anhaltende Zusammenarbeiten im geschlossenen Fabrikraum aufs bedenklichste untergräbt und dadurch das Verhältnis von Leistung und Lohn immer ungünstiger gestaltet. . . . . Wo, wie in weitaus den meisten Zweigen moderner Grossindustrie, ein feinsinniges Ineinandergreifen vieler Teile erforderlich ist, wo die Maschinen leicht reparaturbedürftig werden, wo das Mitkommen im internationalen Wettlauf nicht nur das einmalige Erlernen bestimmter Handgriffe, sondern die verständnisvolle Fortbildung und beständige Vervollkommnung des technischen Apparates und Könnens erfordert, da schmilzt die Gefahr einer wirkungsvollen Massenkonkurrenz auf die verhältnismässig wenigen Fälle zusammen, wo es Ausländern gelingt, unter ihrem massgebenden Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fluss mit der billigen Arbeitskraft der Einheimischen einzelne Unternehmungen ins Leben zu rufen."

Dass auf den chinesischen und japanischen Arbeiter moralisch kein Verlass ist, ist hundertmal betont worden. Namentlich der Chinese lügt, stiehlt und hintergeht seinen Vorgesetzten, wo er kann, ja er zerstört mit Vorliebe selbst heimlich wieder, was er geschaffen hat. Hunger und Durst, Hitze und Schmerzen machen dem Chinesen dagegen nicht viel aus. Gegen Kälte und Nässe ist er allerdings etwas empfindlicher. Infolge des frühen Alterns, ja Vergreisens der niederen Volksschichten ist eine Ausnutzung der männlichen Arbeitskraft kaum während eines Jahrzwanzigts möglich. Dabei hat der Chinese an sich eine tiefgewurzelte Abneigung gegen die Benutzung komplizierter Instrumente oder gar Maschinen, deren Bewegung sein Fassungsvermögen übersteigt. Daher der geringe Bedarf von Eisen in dem ungeheuren Lande. Von 1887 bis 1891 betrug die Einfuhr fremden Eisens durchschnittlich 78 000 *t*. Nach von Brandts Schätzung betrug der jährliche Verbrauch von Eisen in China 1895 $^1/_2$ *kg* auf den Kopf, in Deutschland 1892 über 74 *kg*. Auf einen kleinen Gegenstand vermag der chinesische wie der japanische Handwerker ein grosses Mass überflüssigen Fleisses und übel angewandter Handgeschicklichkeit zu verwenden. Aber einer geordneten, lohnenden Grossproduktion ist er nicht fähig. Nicht einmal unter europäischer Leitung. A Chinaman can't make a Chinaman work. Das ist eine alte Wahrheit. Sie gilt in demselben Umfange, wie sie vom Nigger gilt. Europäer vermögen allerdings Chinesen öfter bei langsamer, mechanischer Arbeit festzuhalten, aber ihre Leistung auf eine höhere Stufe zu heben, vermögen sie auch nicht. Auch sie können den Mongolen nicht dazu bringen, sich zu einer intensiven Leistung aufzuraffen, etwa aufgespeicherte Nervenkraft in die Arbeit weniger Stunden oder Tage zusammenzudrängen, mit Hochdruck zu arbeiten und seine ganze Persönlichkeit in seine Arbeit zu werfen. Er vermag einfach nicht das geringe Mass von Arbeit, dessen er zwischen zwei Schlafenszeiten fähig ist, in weniger als sechzehn Stunden aus sich herauszunehmen. Was auf die einzelne Stunde kommt, ist infolgedessen ein ganz winziges Leistungsbröckchen. Und darum kann er wohl als Hausmädchen, Waschfrau oder Strassenkehrer Verwendung finden, niemals aber in der modernen, konzentrierten Industrie mit ihrer fein durchgebildeten Arbeitsteilung und ihren hohen Anforderungen an die Leistungfähgkeit des einzelnen Arbeiters.

Erfahrungsgemäss ist das Mass von Arbeit, das der einzelne leistet, verschieden, je nachdem er daheim oder in der Fremde arbeitet, und zwar ist das in der Fremde geleistete Mass immer das höhere. Woher kommt das? Die verschiedensten Gründe sind dafür

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angegeben worden. Brentano sieht den Grund in der Loslösung aus den Fesseln des Herkommens. In Wirklichkeit liegt er darin, dass doch nur diejenigen in die Fremde ziehen, die sich zutrauen, dort mehr durch Arbeit zu verdienen als daheim, also nicht die am wenigsten Unternehmenden, nicht die Leistungsunfähigsten. Nimmt man in der Fremde den Durchschnitt aus den Leistungen der Ausgewanderten, so ist derselbe natürlich höher als der daheim berechnete, denn dort sind ja auch die Faulsten und Unfähigsten mit zur Berechnung herangezogen. So ist unter allen Umständen anzunehmen, dass die in die Fremde Ziehenden durchschnittlich mehr leisten als die daheim Bleibenden. Mit der wirtschaftlichen Not, die um die letzte Jahrhundertmitte über China hereinbrach, begann auch die chinesische Auswanderung. Es wurde schon erwähnt, dass damals etwas über 100 000 Chinesen nach den Vereinigten Staaten auswanderten und dort sich heute noch ihren Unterhalt verdienen.

Diese Zahl beweist aber ebensowenig wie das Vorhandensein von fast acht Millionen Negern in den Vereinigten Staaten, die Eignung dieser Arbeiter für diejenige Art der Arbeit, welche unsere Zeit kennzeichnet. Auf einem weiten Gebiete findet sich immer eine Fülle von Arbeitsgelegenheiten, bei denen sich auch die geringe Leistung lohnt, wenn nur noch geringere Lohnansprüche gestellt werden. In den Vereinigten Staaten dient der Chinese vielfach als Waschfrau oder Bote. Das Stiefelwichsen ist ihm bereits zu anstrengend. Einzelne Tüchtigere schwingen sich vom Wäscher zum Inhaber einer kleinen Waschanstalt auf und sind dann bisweilen deswegen besonders geschätzt, weil sie eine Abneigung gegen alle westlichen Chemikalien haben, die ja nicht immer der Wäsche besonders zuträglich sind. Sie kommen hie und da zu kleinbürgerlicher Wohlhabenheit. Als Industriearbeiter hat sich der Chinese aber in den Vereinigten Staaten als eben so unbrauchbar erwiesen wie der Neger. Von Haus aus waren die ältesten Auswanderer Kulis ohne jeden Besitz. Sie gehörten also der untersten und geistig zurückgebliebensten Volksschicht an, stellten aber aus dieser wieder die tüchtigeren Elemente dar. Seit 1850 war es besonders die Entdeckung von Goldlagern in Nordamerika und Australien, was sie in Massen anzog. Später sind meistens kleinbürgerliche Elemente nachgewandert.

Heiter wirken die Schilderungen, wie die chinesischen Kulis auf Java bei Erdarbeiten trippelnd in kleinen Körbchen das Erdreich fortschaffen und unter keinen Umständen dazu zu bringen sind, eine schwere Karre zu benutzen, auch wenn für dieselbe in Gestalt von Holzbrettern ein Schienenweg gelegt ist. Niederländisch Indien, Kaiser Wilhelmsland und Hawai nehmen immer noch chinesische Kulis auf. Aber auch dort können sie sich kaum mehr halten. Es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat nur des Erscheinens von ein paar tausend Japanern bedurft, um den chinesischen Zuzug gewaltig einzuschränken. 1890 hatte Hawai nur noch 15 000 Chinesen und schon 12 000 Japaner. Wegen ihrer doch etwas grösseren Leistungsfähigkeit werden letztere meist bevorzugt, wo sie mit den Chinesen in Wettbewerb treten, und während die Anzahl der dort arbeitenden Japaner ständig steigt, geht die der Chinesen zurück. Über die Leistungen der chinesischen Kulis in Kaiser Wilhelmsland äusserte sich M. Krieger 1900 in der „Deutschen Kolonialzeitung": „Das Material, welches von diesen letzteren bisher aus Singapore beschafft werden musste, ist ein derart minderwertiges, dass nach der Annahme des Arztes, welcher die Kulis in der Regel sofort nach ihrer Ankunft im Schutzgebiet zu untersuchen hat, sehr oft ca. 60 pCt. durch Opiumgenuss geschwächt und deshalb für die Aufnahme von Krankheitskeimen sehr empfänglich ist. Ausserdem ist das Material, das von gewissenlosen Agenten auf der Strasse aufgelesen ist und zu der schlimmsten Sorte gehört." Er schiebt also dem Opium und der Gewissenlosigkeit der Agenten die Schuld an der Unfähigkeit der chinesischen Arbeiter zu, während die Leute, die sich für auswärts zur Arbeit anwerben lassen, nirgends auf der Erde der Bodensatz der Bevölkerung sind, sondern immer diejenigen, die noch den Wunsch haben, sich empor zu arbeiten.

* * *

Wenn Hermann Schumacher von den scharfen Formen spricht, welche die Konkurrenz der Chinesenarbeit in Amerika, in Australien und anderswo auf einzelnen Gebieten angenommen habe (Deutschlands Interessen in China, Stuttgart 1900 S. 46), so handelt es sich um eine Uebertreibung. Denn was dort zur Abwehr dieser Kulis geführt hat, ist nicht ihre bedrohliche Mitbewerbschaft, sondern die Rassenabneigung und die Furcht vor einer Artenmischung.

Seit dem Beginn des Baues der ostsibirischen Bahn hat sich ein grosser Teil der chinesischen Auswanderung nach Sibirien gewendet. Händler, Handwerker und Tagelöhner haben dort ihren Einzug gehalten neben den unvermeidlichen chinesischen Goldsuchern und Goldaufkäufern, die sich allenthalben einstellen, wo das edle Metall schimmert.

Ist schon die gelbe Menschenart keine Industrieart, so die schwarze noch viel weniger. Das Wollhaar ist in noch geringerem Masse der Konzentration seiner Aufmerksamkeit auf ein bewegtes Hilfswerkzeug fähig, wie es die neuzeitliche Maschine darstellt. Seit einem halben Jahrhundert sind die Neger der Vereinigten Staaten keine Sklaven mehr und haben bei gutem Willen die Möglichkeit gehabt, sich selbst ihre Beschäftigung zu suchen. Sie sind ihrer überwältigenden Mehrzahl nach aber nicht von ihrem trägen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dasein losgekommen. Auf primitiver Stufe ist die Arbeit dem Menschen nun einmal eine Qual. Der Wilde kennt eigentliche Arbeit nur zur Befriedigung eigenster Bedürfnisse wie zu seiner Ausstattung mit glänzendem Schmucke, kunstvollen Waffen. Wo Arbeit nicht einem solchen Bedürfnis dient, da ist er auch für sie nicht zu haben. Die Masse der Neger Nordamerikas sind in dieser Hinsicht durchaus Wilde.

Ein neuerer Reisender spricht sich im Jahre 1898 über die Neger der Südstaaten folgendermassen aus (Frankfurter Zeitung 15. Dezember 1808. „Die Rassenkämpfe und das Negerproblem."):

„Wer im Süden der Vereinigten Staaten durch die sogenannten „Black Belts", die Landstriche, in welchen fast nur Neger wohnen, reist, trifft auf Zustände, die an Haiti und San Domingo, ja an die afrikanische Urheimat der Bewohner erinnern. Eine rohgezimmerte Hütte mit einem einzigen Raume, daneben ein kleines Maisfeld, ein halb Dutzend fast nackter „Pickaninies" (Negerkinder), die in dem Hütte und Feld umgebenden Gehölz spielen, eine alte Negerin mit der Tonpfeife im Munde vor der Tür sitzend, und unter einem Baume ein Schwarzer, Tabak kauend und seine faulen Gliedmassen streckend — überall trifft man dieses Bild. Das Maisfeld liefert die Hauptnahrung, daneben stellt der Hausvater, wenn er sich auf eine Stunde aus seinem süssen Nichtstun aufraffen kann, mittels Fallen und Schlingen dem noch sehr zahlreichen Wild nach, vielleicht arbeitet er auch einmal bei einem weissen Farmer einen Tag, und so lebt man von Tag zu Tag dahin, jeder grösseren, anhaltenden Anstrengung sorgfältig aus dem Wege gehend. In den Städten ist es nicht besser. Der Neger arbeitet genau so lange, bis er die Miete für seine erbärmliche Wohnung und eine Kleinigkeit für die notwendigsten Lebensbedürfnisse sowie für Schnaps und Tabak verdient hat, dann hört er auf und fängt erst wieder an, wenn ihn die bittere Not treibt. Die Fabrikbesitzer und andere Geschäftsleute im Süden haben es schon längst aufgegeben, Wandel zu schaffen. Der Neger lebt von der Hand in den Mund. Wird er alt, so bettelt er oder geht ins Armenhaus. Die Strafanstalten, Hospitäler und Armenhäuser im Süden existieren fast nur für Neger. Bei der schwarzen Rasse gibt es kein Vorwärtsstreben, keinen Versuch, sich auch nur materiell auf eine höhere Stufe zu heben. Ich spreche natürlich hier nur von der Regel; dass es Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich. Man kann aber kühn die Behauptung aufstellen, dass der Prozentsatz, der bei der kaukasischen Rasse hierzulande die Tagediebe und Tunichtgute umfasst, bei der schwarzen für den der vorwärtsstrebenden und gesitteten Elemente gelten kann."

Des Negers Motto ist: „W'en de prophet sayed dat nothin' could be got widout hard work" says Uncle Mose, „he was plumb right,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

but dat don't of necessity mean dat you has to do de hard work yourself if you is smart enough to make some odder feller do it."

Selbst im Baumwollenbau geht die Negerarbeit zurück. Zur Zeit des Sezessionskrieges waren ausschliesslich Neger in ihm beschäftigt. Im Jahre 1880 hingegen wurden nach Frederick Hoffmanns Mitteilungen in den Veröffentlichungen der „American Economic Association" 40 v. H. der Baumwollernte von Feldern getragen, welche Weisse bearbeitet hatten. In ganzen Negergegenden Virginias ist der Tabakbau seit dem Sezessionskriege in Verfall geraten. Diese Züge scheinen jedoch mehr als auf die Unfähigkeit der Neger zur Plantagenarbeit auf ihre Vorliebe für das ereignisreichere und unterhaltendere Stadtleben und die daraus entsprungene, seit 1890 ganz auffällig hervorgetretene Abwanderung nach den Grossstädten, selbst des Nordens, zurückzugehen. Aber auch dort tritt der Neger fast nie in eine regelmässige, dauernde Beschäftigung ein, wie sie die Fabrikarbeit darstellt, sondern gehört, soweit er überhaupt etwas tut, zu der Gruppe der casual workers; zu denen, die einen job suchen. In zahlreichen Fällen wird dieser Zug nach der Stadt des Negers Verhängnis. Denn die Farbigen fallen unter den Einflüssen und Reizen des Stadtlebens in ganz ausserordentlich grosser Zahl der Lungenschwindsucht anheim. Während der Sklavenzeit war diese unter den Negern so selten, dass man die Schwarzen geradezu für gefeit dagegen hielt. Innerhalb weniger Generationen ist sie jedoch in den Südstaaten so vorherrschend geworden, dass an ihr mehr Neger sterben als an irgend einer anderen Krankheit. Ein selbst von Negern abstammender Arzt, Dr. R. H. Johnson, hat darüber umfassende Studien gemacht. Derselbe kommt zu dem Ergebnis, die Neger der Südstaaten seien infolgedessen in schnellem Aussterben begriffen. Der Vomhundertsatz der Sterbefälle sei unter ihnen doppelt so gross wie in der weissen Bevölkerung. Ihr leichtfertiger Lebenswandel und ihre Trunksucht trage zur Vernichtung der Rasse in den Südstaaten bei. Allerdings übersteigt im Süden die Geburtenziffer der Schwarzen die der Weissen bedeutend, aber da dem eine noch grössere Sterblichkeit gegenübersteht, so vermehren sich selbst da die Schwarzen erheblich langsamer als die Weissen. Zu ganz dem gleichen Ergebnis kommt Frederick Hoffmann in den Veröffentlichungen der „American Economic Association" von 1897. Er stellt ausserdem eine ausserordentliche Abnahme der Eheschliessungen unter den Negern fest. Auch dieser Zug deutet auf das Fehlen der Grundlage für einen Familienhaushalt, auf das Fehlen eines regelmässigen Einkommens hin.

Ganz besonders aber fehlt dem Neger die Fähigkeit der Konzentrierung seiner Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Sache, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie die moderne Fabrikarbeit unter allen Umständen voraussetzt. Er gilt in den Vereinigten Staaten als gar nicht für Fabrikarbeit in Betracht kommend. Neuerdings haben sogar eine Reihe Gouverneure verboten, bei Ausständen Neger als Ersatzarbeiter heranzuziehen, da allgemein die Erfahrung gemacht worden ist, dass sie nach kurzem Arbeitsversuch der Armenverwaltung zur Last fielen. Zuerst der Gouverneur Tanner in Illinois im Jahre 1897, als Neger aus Alabama die Plätze der ausständigen weissen Bergleute in Virden einnehmen sollten. In den Baumwollspinnereien des Südens, welche ausschliesslich grobe Nummern spinnen, gibt es so gut wie keine Negerarbeiter. Als im Jahre 1897 eine Baumwollspinnerei zu Atlanta farbige Frauen einstellen wollte, legten sämtliche weisse Arbeiterinnen die Arbeit nieder. Als etwas so Ungeheuerliches erschien ihnen dieser Gedanke. Im Jahre 1898 ist die Entscheidung in der öffentlichen Meinung von Nordkarolina gefallen, ob es überhaupt möglich sei, Neger zu Fabrikarbeitern heranzubilden. Ursprünglich war man der Meinung gewesen, dass das Vorhandensein der „billigen Arbeitskräfte" der starken schwarzen Bevölkerung des Südens ein grosser Vorteil für die Entstehung einer Grobspinnerei sein müsste. Aber sehr bald zeigte es sich, dass die Versuche, Neger zur Fabrikarbeit heranzuziehen, vergeblich waren. Wo man sie auch machte, immer liefen die Schwarzen bald wieder davon oder fehlten so häufig, dass unleidliche Betriebsstörungen entstanden, welche die ganzen Unternehmungen in Frage stellten. Trotz aller Bemühungen, die schwarze Arbeit in grösserem Umfange für die Spinnerei zu gewinnen, blieb es immer nur bei Versuchen im Kleinen, weil eine grössere Anzahl Neger niemals für den Versuch zu bekommen war. Die wenigen Schwarzen, welche eintraten, wurden obendrein von den Weissen bald wieder hinaus geärgert. Schliesslich kam man auf den Gedanken, eine Baumwollenwarenfabrik ausschliesslich mit Negern als Leitern, Aktionären und Arbeitern zu gründen. Man setzte als Aktienkapital 50 000 Dollar an. Aber es war unmöglich, selbst diese kleine Summe unter Farbigen aufzubringen, obwohl es in Nordkarolina immerhin eine Anzahl vermögender Farbiger gibt. Diese wiesen den Plan sämtlich ab, weil sie einen Erfolg des Unternehmens für ausgeschlossen hielten. Schliesslich gaben Weisse das Geld zu der Baumwollenwarenfabrik, die in Concord in Nordkarolina angelegt wurde. Auch die Leitung wurde in weisse Hände gelegt, und am Ende wurden auch Weisse als Arbeiter in Aussicht genommen. Im ganzen Nordkarolina gab es 1898 in der Textilindustrie keinen schwarzen Fabrikarbeiter mehr.

Als Gelegenheitsarbeiter namentlich da, wo der Lohn der Leistung auf dem Fusse folgt und nur Kraftarbeit ohne Überlegung oder be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständige Anspannung der Aufmerksamkeit zu tun ist, stellt der Neger der amerikanischen Nordstaaten bisweilen seinen Mann. Als Wagentreiber, Kofferträger und Verlader ist der Neger der Nordstädte selbst geschätzt. Auch als Haarschneider und Kellner tritt eine bessere Klasse Neger gelegentlich auf, aber der intensiven Industriearbeit ist der Schwarze nicht fähig. Wenigstens hat er zur Zeit den Beweis dafür erst noch zu bringen.

Das demokratische Gefühl zahlreicher Zeitgenossen von uns wehrt sich noch immer gegen die Anerkennung der Tatsache, dass die Menschen als Leister von Arbeit nicht gleich sind. Und wenn man dieses ihnen noch so schlagend nachweist, so verkriechen sie sich wenigstens noch hinter die Möglichkeit, dass die Menschen sich in Zukunft einmal als Leister von Arbeit gleich werden könnten. So ist wohl betreffs der Mongolen wie betreffs der Wollhaare die Behauptung aufgestellt worden, dass es nur der Erziehung zur Arbeit bedürfe, um sie zu geeigneten Industriearbeitern zu machen. Innerhalb weniger Generationen werde dann die Vererbung das ihre tun, und die Kinder der heute Lebenden würden schon eine grössere Eignung zur Industriearbeit aufweisen.

Es ist ohne Zweifel richtig, dass sich die Leistungsfähigkeit des mongolischen Fabrikarbeiters in den nächsten Jahrzehnten noch etwas steigern wird. Nur ist es sehr fraglich, ob damit das Verhältnis der östlichen Produktionskosten zu den westlichen sich zu Gunsten der östlichen verschieben wird. Heute arbeitet nämlich nur die unterste Schicht der japanischen Bevölkerung in den Fabriken. Sowie aber das Steigen der Industrielöhne, das, wie gezeigt wurde, dort unaufhaltsam fortschreitet, eine gewisse Stufe überschritten haben wird, wird es auch für die nächst höhere soziale Schicht lohnend werden, als Arbeiter in die Industrie einzutreten. Damit werden der Industrie — freilich auch gegen erheblich höhere Löhne — leistungsfähigere Kräfte zugeführt werden; und das mag selbst eine gewisse Minderung der Produktionskosten bedeuten. Aber der an die Menschenart gebundene Leistungsunterschied wird dadurch nicht ausgeglichen werden. Vielmehr wird es auch dann noch der Vorteil des Abendlandes sein, dass es noch höhere Arbeitskräfte beschäftigt.

Der Anschauung aber, dass durch die Industriearbeit der Lebenden die Kinder geborene Industriearbeiter werden, kann nicht schroff genug widersprochen werden. Lamarck hatte ja allerdings seine Entwicklungslehre auf die Übertragung erworbener Eigenschaften gegründet, und auch in Darwins „Entwicklung der Arten“ spielt diese Übertragung noch eine gewisse Rolle. Aber die ganze Entwicklung der Biologie nach Darwin hat in einer immer grösseren Einschrän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kung des Arbeitsfeldes dieser angeblichen Übertragung bestanden, und heute kann sie als praktisch für die Entwicklungslehre ausgemerzt gelten. Weismanns negative Anschauungen haben sich trotz Spencers Widerspruch die Biologie erobert. Den Keim aller Veränderung sieht man heute ausschliesslich darin, dass bei keiner Paarung je das gleiche Paar zusammenwirkt, sondern selbst dasselbe Paar immer nur in verschiedenen Altersstufen. Damit wäre die Grundlage für ein noch ganz anderes Mass von Variation gegeben, als in Wirklichkeit in die Erscheinung tritt. Es kommt also alles darauf an, welche Menschen als Eltern an der kommenden Generation mitschaffen. Bliebe diese Arbeit auf die überdurchschnittlich Tüchtigen beschränkt, so müsste die nächste Generation eine wesentlich grössere Arbeitstüchtigkeit aufweisen. Aber dass ein solcher Fall unter Mongolen und Wollhaaren eintreten wird, das wird auch der rosenroteste Optimist nicht behaupten wollen. Und solange dort eine solche Massregel nicht eingeführt wird, solange wird sich auch der Wesenskern dieser Arten nicht wesentlich ändern.

Es besteht noch weit eher die Aussicht, dass in den Ländern der abendländischen Zivilisation, unter den mittelländischen Völkern, auf dem Wege der sozialen Ausscheidung der unfähigsten Volksgenossen eine weitere Steigerung der Arbeitsfähigkeit der Überdauernden eintreten könnte. Ja, in gewissem Umfange ist dieselbe bereits in der lebenden Generation zu beobachten gewesen, weil es unter unseren Gesittungsverhältnissen für die Unfähigsten immer schwerer wird, es zu Heim und Ehe und damit zu den Vorbedingungen für das Heranziehen eigener Kinder zu bringen. Zu den heiligsten Gütern, welche die Völker Europas zu wahren haben, gehört an erster Stelle ihre höhere Leistungsfähigkeit, und solange sie sich diese erhalten, solange besteht auch keine Gefahr, dass sie auf dem Industriefelde oder auf irgend einem anderen Felde von den heute minderwertigen Menschenarten überflügelt werden.

Dr. **W. Borgius**, Berlin: Der Herr Referent habe die ostasiatische Konkurrenz für ungefährlich erklärt, weil der Chinese trotz grosser Geschäftigkeit nichts vor sich bringe, und habe zum Unterschiede von dem „elenden" China auf das bei seinem Volksfleiss so „reich" gewordene England verwiesen. Was den Reichtum der modernen Kulturstaaten geschaffen habe, sei aber doch wohl weniger „Volksfleiss" und „Arbeitskraft" gewesen als das Unternehmertum, die konkurrenzwirtschaftliche Organisation. Ob der Chinese als Unternehmer dem Engländer Konkurrenz machen werde, müsse dahingestellt bleiben. Immerhin sei zu bedenken, dass seine Ungefährlichkeit auch hierin noch nicht erwiesen sei; denn China lebe heute noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Weltmarkt abgeschlossen in patriarchalischen Verhältnissen, ohne den Zwang der internationalen Konkurrenz zu fühlen. Auch in Europa und Deutschland sei ja der „kapitalistische Geist" erst langsam geschaffen worden. Wenn die Arbeit des Ostasiaten heute langsam, geringwertig und schwerfällig sei, so sei daran zu erinnern, dass man dieselben Einwände früher mit gleicher Schlussfolgerung von englischer Seite gegen deutsche Arbeiter erhoben habe. Ausserdem gebe es so manche Industriezweige geringwertiger Massenartikel, für welche eigentliche Qualitätsarbeit nicht erforderlich sei, sondern geringwertige Kuliarbeit ausreiche. Man denke z. B. an die Konkurrenz, welche uns heute schon die ebenfalls geringwertige Arbeit der Polen und Italiener mache. Ebenso sei der Vorwurf schlechter und unzuverlässiger Produktion früher bekanntlich gegen die deutsche Produktion erhoben worden.

Überdies frage es sich: Was ist dabei der Rasse und was der Kultur zu verdanken? Manches, was man für Rasseneigenschaft gehalten habe, habe sich schon als von den wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig gezeigt. Man denke, wie die niedrigen Löhne Japans in wenigen Jahren in die Höhe gegangen seien und die willigen und billigen Arbeitskräfte desselben Landes heute bereits von einer starken Arbeiterbewegung ergriffen seien. Man müsse auch fragen, worin die ethnologischen Unterschiede der wirtschaftlichen Regsamkeit zwischen Japan und China selbst liegen sollten, die doch der Rasse nach wesentlich gleichartige Völker wären.

Der Herr Referent habe als die zu vergleichenden Momente die Produktionskosten und die faktische Konkurrenz auf gleich weit entfernten Märkten bezeichnet. Von ersteren habe er selbst zugegeben, dass sie nicht nur in den Ländern selbst sehr schwer festzustellen seien, sondern es den bisherigen Berichterstattern auch an der erforderlichen Einsicht gefehlt habe. Die Konkurrenz aber sei bereits recht fühlbar vorhanden, z. B. in Trikotwaren, wenn auch nicht gerade auf „gleich entfernten Märkten." Es schädige uns aber schon genügend, wenn uns nur der noch entwickelungsfähige asiatische Markt selbst fortgenommen werde. Es sei ja richtig, dass bei steigender wirtschaftlicher Entwickelung die Löhne weit über das Existenzminimum stiegen, aber das Existenzminimum liege doch aus klimatischen wie ethnologischen Gründen in Ostasien anders als bei uns. Das Bestehen einer Gefahr könne also wohl nicht ganz abgeleugnet werden.

Referent habe selbst gesagt, ein Agrarstaat werde nicht zum Industriestaat in 1—2 Jahrzehnten, sondern in Generationen. Die ganze ostasiatische Entwickelung sei aber so neuen Datums, dass es ihre nur heissen könne: Abwarten und die Augen offen halten. Zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonderem Pessimismus sei allerdings wohl kaum Grund vorhanden, aber ebensowenig zu allzu leichtherzigem Optimismus. In der wirtschaftlichen Entwickelung komme es häufig ganz anders, als man erwartet habe.

Prof. **Rathgen,** Heidelberg, stimmt dem Referenten im wesentlichen zu. Diejenigen, welche den Schrecken von der japanischen Konkurrenz verbreitet haben, sind in ihrer Mehrzahl nicht sachverständig (was Redner mit einigen Beispielen belegt), zum Teil interessiert. Dass gerade der Referent von seinem wirtschaftlich-politischen Standpunkt aus die Furcht vor der gelben Gefahr für den Ausfluss von Übertreibungen erklärt, begrüsst der Redner mit Freuden. Neben den vom Referenten angeführten ausländischen Stimmen sind auch die ausgezeichneten Berichte des deutschen Generalkonsuls Coates zu beachten, der zu dem gleichen Ergebnis kommt. Die japanische Industrie ist bis auf weiteres nur konkurrenzfähig in ganz billigen Massenfabrikaten. In der Ausfuhr dieser kann aber die Zukunft des deutschen Aussenhandels nicht liegen, sondern in der Ausfuhr verfeinerter Waren. Zu beachten ist, gegenüber dem üblichen Hinweis auf die Niedrigkeit der japanischen Löhne, erstens die geringe Leistungsfähigkeit des japanischen Arbeiters, zweitens die enorme Steigerung der Preise aller Lebensbedürfnisse im letzten Jahrzehnt. Diese Preissteigerung hat auch das Lohnniveau jetzt schon stark erhöht und wird es weiter erhöhen. Auch steigen die Ansprüche des japanischen Arbeiters an die Lebenshaltung. Diejenigen, welche vor der wirtschaftlichen Entwickelung der ostasiatischen Völker warnen, vergessen auch ganz, dass diese die Voraussetzung dafür ist, dass die Kaufkraft und damit die Aufnahmefähigkeit des ostasiatischen Marktes für europäische Waren steigt. Von Ostasien droht bis auf weiteres keine Gefahr für unsere Industrie und die Lebensstellung unseres Volkes. Es ist erfreulich, wenn gerade der Referent bekennt, dass hochgelöhnte Arbeiter mit mässiger Arbeitszeit, die sich nicht auf das Existenzminimum herabdrücken lassen, die Voraussetzung für die Leistungsfähigkeit der Industrie sind.

Dr. **Alexander Tille,** Berlin: Herr Dr. Borgius vertritt die noch immer leider bei uns in Laienkreisen herrschende Auffassung der in Rede stehenden Frage, die als falsch zu erweisen ich mich mit einer Fülle authentischen Materials bemüht habe. Sie wurzelt in dem demokratischen Dogma, dass die Menschen einander gleich seien. Sie mögen sich wohl ähneln in ihren moralistischen Träumen; als Leister von Arbeit aber sind sie nicht gleich und werden es bei der Fülle von Ursachen, welche auf immer neue Verschiedenheiten hinwirken,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch niemals werden. Dass die Engländer sich geirrt haben, als sie die Deutschen für unfähig erklärten, ist noch kein Beweis dafür, dass wir uns irren müssen, wenn wir die Ostasiaten nicht für gefährlich halten. Ohne eine fähige Arbeiterbevölkerung ist aller „kapitalistischer Geist" des Herrn Borgius ausser stande, ein Land reich zu machen. Polen und Italiener sind bekanntlich in der eigentlichen deutschen Industrie gar nicht tätig, sondern Italiener fast ausschliesslich als Erdarbeiter und Handlanger, und Polen sind in der Zeit des grösseren Arbeitermangels allerdings auch in einem Zweige des Bergbaues gewesen, aber auch da keineswegs gegen den gleichen Tagelohn wie die Deutschen. Die Unterschiede des korea-japanischen und des chinesischen Stammes erklären sich ohne Schwierigkeit aus der verschiedenen Auslese, der das Insel- und Küstenvolk einerseits und das Binnenvolk anderseits seit wenigstens einem Jahrtausend unterworfen gewesen ist. Nicht zwei Menschen sind gleich, auch nicht zwei Zwillingsbrüder — wie kann man sich da wundern, wenn verwandte Stämme ungleich sind? Braucht Herr Dr. Borgius auch zur Erklärung der Unterschiede zwischen zwei Zwillingsbrüdern die Kulturentwickelung? Den grossen Teil der Unterschiede, die Rousseau auf Rechnung der Kultur setzte, hat die Biologie gerade als ein Produkt besonderer Auslesevorgänge entlarvt. Zur Zeit kann es sich nicht um einen leichtherzigen Optimismus handeln, am allerwenigsten im Augenblicke, wo das deutsche Wirtschaftsleben unter schwerem Drucke steht. Aber dass wir einmal Gespenster bannen wie die gelbe Gefahr, welche noch immer durch die öffentliche Meinung spuken, ist wohl an der Zeit. Diesem Zwecke sollte der Vortrag dienen. Ich freue mich aufrichtig, dass ein so hervorragender Kenner überseeischen Wirtschaftslebens wie Herr Prof. Rathgen mir so unverhohlen zustimmt, und dass um so mehr, als wir beide offenbar auf grund wesentlich verschiedenen Materials zu der gleichen Anschauung gekommen sind. Mir lag von meinem zehnjährigen Aufenthalte im Auslande her das englische und amerikanische Material besonders nahe. Ich habe es wesentlich nur durch die Berichte der gewerblichen Sachverständigen ergänzt, welche der Centralverband deutscher Industrieller vor wenigen Jahren nach Ostasien gesandt hat. Eine ganz besondere Freude ist es mir, dass auch Herr Professor Rathgen auf die Höhe der Leistung der Arbeiter ein solches Gewicht legt und die gewaltigen Unterschiede anerkennt, welche hier bestehen. Denn hier liegen die Wurzeln der Fähigkeit unserer Industrie. Den Kausalzusammenhang fasse ich freilich umgekehrt auf wie Brentano und Rathgen. Ich meine: Gelegenheit zu hoher Leistung und hoher Lohn locken die leistungsfähigsten Arbeiter eines Volkes an, und insofern gehen hohe Leistung und hoher Lohn Hand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Hand Dass aber hoher Lohn und kurze Arbeitszeit auf die Dauer fähigere Arbeiter schaffen sollen, das halte ich für einen lamarckistischen Traum, der sich vierzig Jahre nach Darvins Entdeckung nicht mehr halten lässt. In dem Streben, die Leistung der deutschen Industriebevölkerung auf eine immer höhere Stufe zu heben, weiss ich mich mit Herrn Prof. Rathgen eins, und ebenso bin ich überzeugt, dass nur, wenn das geschieht, ein dauerndes Steigen der Löhne möglich sein wird.

Die Bedeutung der Bagdadbahn.

Von Dr. **Paul Rohrbach,** Berlin.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

Nicht ohne Absicht habe ich die Fassung des Themas so wie sie lautet gewählt: Die Bedeutung der Bagdadbahn. Dass die Bagdadbahn selbst gebaut werden wird, dass sie der im Laufe der letzten Jahre festgelegten Trace folgen und dass in jedem Falle der deutschen Tatkraft, der deutschen Intelligenz und dem deutschen Kapital eine erhebliche Rolle bei ihrer Erbauung zufallen wird, — darüber ist es zur Zeit bereits müssig, sich noch des breiteren unterhalten zu wollen. Fraglich ist, wann sie gebaut wird, ob im nächsten oder übernächsten Jahre, ob vielleicht erst in einem Jahrzehnt. Ich will die Bedeutung dieses „wann" nicht unterschätzen, aber so sehr viel kommt am Ende doch nicht darauf an, ob bis dahin nun noch etwas mehr oder weniger Wasser den Tigris und Euphrat hinabfliesst.

Dasjenige Thema, worüber ich heute zu Ihnen sprechen möchte, beschäftigt sich also nicht nur mit der Bahn selber als solcher, sondern ebensosehr mit der anderen, wichtigeren und oft zu leicht behandelten Frage: Was wird diese Bahn, wenn sie fertig ist, für uns, für unsere deutschen Interessen bedeuten? Nichts wäre irrtümlicher, als zu glauben, die Erbauung der Bagdadbahn, selbst mit einem noch so grossen Prozentsatz deutschen Kapitals, ja meinetwegen ausschliesslich mit deutschen Mitteln, leiste uns bereits an sich eine Gewähr dafür, dass diese neue Verkehrslinie nun auch in besonderem Masse unseren Interessen entsprechend funktionieren müsste!

In welchem Stadium befindet sich gegenwärtig das Bahnprojekt? Bekanntlich ist zu Anfang dieses Jahres das Iradé des Sultans er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schienen, durch das die Konzession zum Bau in aller Form und endgültig der bestehenden Société du chemin de fer Ottoman d'Anatolie, einer deutschen Aktiengesellschaft, übertragen wurde. Ob die anatolische Eisenbahngesellschaft tatsächlich selber den Bau zur Ausführung bringen oder ob sich zu dem Zweck eine besondere formell von ihr getrennte Gesellschaft noch konstituieren wird, ist eine andere Frage. Vorläufig gehen allem Anschein nach die Absichten der beteiligten Kreise eher in die letztere Richtung. Was hindert nun, dass morgen mit dem Bau begonnen wird? Die Lage der türkischen Staatsfinanzen! Die Türkei hat zwar die formelle Verpflichtung übernommen, für das veranschlagte Baukapital, 600 Millionen Franken oder beinahe 500 Millionen Mark, den erforderlichen Betrag an Betriebs-, Verzinsungs- und Tilgungskosten zu garantieren, aber angesichts der prekären finanziellen Situation des osmanischen Staatswesens bedarf diese Garantieverpflichtung ihrerseits erst wiederum einer Garantie durch tatsächlich sicher gestellte materielle Unterpfänder. Das Garantiesystem ist ja in der Türkei nicht neu. Der türkische Staatsschuldendienst beruht wesentlich darauf, dass bestimmte Kategorien öffentlicher Einkünfte von vornherein mit ihrem Ertrag für ihn ausgesondert und sicher gestellt sind. Man mag aber die Blicke schweifen lassen wie weit und wohin man will: Es finden sich kaum mehr irgend welche Einnahmen, die noch zur Sicherung der Garantie herangezogen werden könnten. Allerdings gibt es einige Gruppen von Staatseinkünften, die durch eine geeignete Reform der bestehenden Zustände in ihren Erträgen wesentlich vermehrt werden könnten. Ich nenne nur zwei: Den Tabak und die Zölle. Es ist nicht ausgeschlossen, dass, falls die gegenwärtig noch schwebende Reform des türkischen Staatsschuldenwesens, des sogenannten Rouvier-Projekts, gelingt, die Erträge vom Tabak sich erheblich steigern, aber wenn das auch eintreten sollte, so würde es doch weder sofort, noch in besonders schneller Vorwärtsbewegung geschehen. Die Zölle vollends, die gegenwärtig in der Türkei im Verhältnis zu den meisten anderen Staaten als niedrige bezeichnet werden können, sind noch ausserordentlich entwicklungsfähig, und eine Reorganisation des Zollwesens würde voraussichtlich ohne besonders spürbare Belastung des Ausfuhr- und Einfuhrhandels der Türkei die für die Bagdadbahngarantie erforderlichen Summen liefern — wenn nicht die Zölle durch internationale Verträge, welche die Türkei einseitig zu kündigen nicht in der Lage ist, gebunden wären. Wie die Dinge liegen, würde aber eine Reihe anderer in der Türkei interessierter Staaten teils gar nicht, teils nur gegen hohe Kompensationen ihr Einverständnis zur Zollerhöhung geben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dieser Seite hin heisst also die Losung vorläufig: Abwarten! Wie gesagt, mit der Bagdadbahn brennt es nicht, und es liegt auf der Hand, dass wir mit unseren besonderen Interessen um so besser zum Ziel gelangen werden, je weniger die anderen den Eindruck haben, als ob von unserer Seite mit besonderer Ungeduld vorwärts gedrängt werde.

Man hat von sehr erheblicher Seite des öfteren darauf hingewiesen, dass es mit der finanziellen Ertragsfähigkeit der Bagdadbahn eine sehr prekäre Sache sei und dass möglicher, ja wahrscheinlicher Weise ausserordentlich lange Zeiträume vergehen würden, bis die eignen Einnahmen der Linie die Kosten sowohl des Betriebes als auch der Verzinsung und Kapitalstilgung deckten. Wäre dem in der Tat so, dann müsste allerdings bei der nicht über alle Zweifel erhabenen Stabilität der politischen Verhältnisse im Orient ein gewisses Bedenken obwalten, auch trotz der gegebenen und ihrerseits wiederum garantierten Garantie grosse deutsche Kapitalien in das Unternehmen zu stecken. Lassen Sie mich aber demgegenüber auf eine einzige Tatsache hinweisen! Die sogenannte Stammlinie der anatolischen Bahn besteht jetzt seit einem Jahrzehnt. Wer vor zehn Jahren vorausgesagt hätte, dass auf der ca. 570 *km* langen Strecke zwischen Angora und Konstantinopel der Frachtentransport derartige Dimensionen annehmen würde, dass bereits die einseitige Beladung der Waggons aus dem Inneren zur Küste, ohne Rücksicht auf die von dort her zur Abfertigung gelangende Rückfracht, genügen würde, um Betriebs- und Verzinsungskosten annähernd zu decken, den hätte man doch wohl für einen argen Utopisten gehalten. Nun ist es aber doch so gekommen! Während der beiden letzten Jahre — und es scheint, dass sich das laufende Jahr als drittes anreihen wird — sind die eignen Einnahmen der Stammlinie der anatolischen Bahn, deren Wagen tatsächlich von der Küste nach dem Inneren aus Mangel an Importfrachten fast leer hinaufgehen, also die Einnahme vom Transport des im Inneren geernteten Getreides, derart gestiegen, dass es nur noch eines verhältnismässig geringen Zuschusses der türkischen Regierung zu der gewährten Garantiesumme bedurft hat. Dieser Zuschuss wird auf der anderen Seite sogar durch die starke Steigerung des Steuerertrages aus den von der Bahn durchzogenen Provinzen grossenteils wett gemacht. Man wird nun vielleicht einwenden, dass es sich hier um ein von vornherein relativ gut bevölkertes Gebiet in der Nähe der Hauptstadt handelte, während weiter im Inneren ungünstigere Bedingungen, namentlich mit Rücksicht auf die Bevölkerungsdichtigkeit, herrschten. Das ist zuzugeben; es bedeutet aber noch lange nicht, dass sich nicht auch diese Verhältnisse unter dem Einfluss der Bahn sehr bald zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besseren wenden könnten. Auf der sogenannten Konia-Linie der anatolischen Bahn, die durch ein weit dünner bevölkertes, in jeder Beziehung weniger entwickeltes Gebiet führt, als die Angoralinie, ist während der verflossenen Betriebsjahre gleichfalls eine im wesentlichen konstante Steigerung der Einnahmen vom Getreidetransport zu beobachten gewesen. Diese Steigerung geht zurück auf die Vergrösserung der agraren Anbaufläche infolge der erhöhten Absatzmöglichkeit. Einerseits ist nämlich bei der extensiven Wirtschaftsmethode im türkischen Orient eine verhältnismässig geringe Menschenzahl zur Bebauung grosser Landflächen ausreichend, andererseits zieht das blosse Vorhandensein der Bahn, d. h. die Möglichkeit der lohnenderen Verwertung von Kapital- und Arbeitskraft, die Menschen kontinuierlich aus den minder begünstigten Gegenden in das Bahngebiet hinein.

Weiter gegen Süden, jenseits des Taurus, wo die Bagdadbahn die ausgedehnten und fruchtbaren Ebenen des oberen Mesopotamiens und des alten Babyloniens durchschneidet, hat man gesagt, würde zu dem Mangel an Menschen auch noch die bestehende Unsicherheit für Leben und Eigentum zu gefährlicher Bedeutung gelangen. Ich glaube, diese Meinung beruht auf einer Verkennung der Verhältnisse.

Im Gebiet des Euphrat und Tigris herrscht zur Zeit ohne Zweifel ein bedauerlicher Mangel an persönlicher Sicherheit für die eingeborene ackerbautreibende Bevölkerung seitens der nomadischen Wander- und Raubstämme: Der Kurden im Norden, der Araber im Süden. Diese Unsicherheit erklärt sich aber in erster Linie eben daher, dass es gegenwärtig in jenen Gegenden nur geringe Wertobjekte zu schützen gibt und überdies noch dadurch, dass die Verbindungen, die Kommunikationsmöglichkeit für die militärischen und administrativen Organe, sehr notdürftige sind. Ein Objekt wie die Bahn verwandelt aber ohne weiteres nicht nur den Wert der von ihr durchzogenen Gebiete durch sich selbst in eine höhere Grösse, sondern gewährt ebenso durch sich selbst die Möglichkeit, jede erforderliche Massregel, sei sie militärischer, sei sie verwaltungstechnischer Natur, durch die Leichtigkeit der Verbindung, insbesondere des Truppentransports, zu verwirklichen. Wo die Bahn hinkommt, da zieht an sich die bisher fehlende Sicherheit für die Person und für den Erwerb ein, und damit ist die oberste und vornehmste Bedingung für das Eintreten einer natürlichen raschen Volksvermehrung erfüllt. Dass Mesopotamien und Babylonien heute schwach bevölkert sind, liegt an gar nichts anderem als daran, dass die Zone der Sicherheit für den ackerbauenden Fellachen eine sehr beschränkte ist. Sie wird sich mit dem Bahnbau um ein vielfaches erweitern, und die Folge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird sein, dass die Bauern ihren Wunsch, mehr Land zu besitzen und zu bebauen, ungehindert erfüllen und eine der natürlichen Norm näherkommende Kinderzahl werden aufziehen können. Nach dieser Richtung hin wird die Volksvermehrung aller Wahrscheinlichkeit nach eine ebenso plötzlich einsetzende wie rapide sein, und weniger als ein Menschenalter wird hinreichen, um die Menschenzahl allein auf diesem Wege zu verdoppeln — ganz abgesehen von der Zuwanderung, die aus den Nachbargebieten, namentlich aus Persien und (ein sehr zu beachtender Faktor) aus dem russischen Kaukasien zu erwarten steht.

Ich will nicht ausführlich wiederholen, was ich bereits mehrfach an anderen Stellen ausgeführt habe, und was nachgerade ja auch zu den bekannten Dingen gehört: Dass Mesopotamien und Babylonien, namentlich aber das letztere, das Alluvium am unteren Laufe des Euphrat und Tigris, von den frühesten Zeiten historischer Kunde bis zum Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrtausends vermöge ihrer Menschenzahl und Steuerkraft den Schwerpunkt der Grossreiche des vorderen Asiens gebildet haben. Ich will auch nur in Kürze erwähnen, dass zum mindesten im ganzen Norden von Syrien und Mesopotamien, auf einem Areal, das nicht kleiner ist, als das der gesamten preussisch-norddeutschen Küstenländer östlich der Elbe, der Regenfall ohne künstliche Bewässerung für gewöhnlich hinreicht, um ausgiebige Ernteerträge erzielen zu lassen. Es bedarf also dort buchstäblich nur der Hindurchlegung der Eisenbahnlinie mit den daraus sich ergebenden Folgen für die Verkehrsmöglichkeit und persönliche Sicherheit, um den Anbau von Weizen, Gerste und namentlich auch von Baumwolle in voraussichtlich rasch steigendem Masse beginnen zu lassen. Die syrisch-nordmesopotamischen Gebiete sind im Altertum und bis tief ins Mittelalter hinein neben den Kulturlandschaften im heutigen russischen Turkestan die Hauptbaumwolllieferanten der damaligen Welt gewesen. Man stelle sich vor, von welch günstigen Folgen für die Konstitution unseres Wirtschaftslebens allein schon die Tatsache begleitet sein würde, dass wir in absehbarer Zeit in die Lage kommen könnten, mit unserem Bedarf an Rohbaumwolle nicht mehr von Amerika abhängig zu sein, sondern ihn im Bagdadbahngebiet selbst erzeugen zu lassen. Was Babylonien anbetrifft, so wird es allerdings nötig sein, dort die alten Bewässerungs- und Entwässerungskanäle, deren Verlauf übrigens an den erhaltenen Dammresten noch erkennbar ist, wieder herzustellen, bevor dort an eine Hebung der Ackerverträge im grossen gedacht werden kann. Diese Arbeit wird aber im Vergleich zu den Kosten des Bahnbaues selbst nur einen Bruchteil des dafür aufzuwendenden Betrages ausmachen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach allen diesen Seiten hin liegt die Bedeutung der Bagdadbahn für Deutschland so klar zu Tage, dass ich es mir schenken kann, bei der Vorgerücktheit der Zeit hierüber noch weitere Ausführungen anzustellen. Vielleicht aber ist es nicht überflüssig, auch darauf hinzuweisen, dass die oberste Voraussetzung, unter der allein alle jene Aussichten in einem für unsere Interessen günstigen Sinn in Betracht kommen können, gleichfalls erst durch die Bagdadbahn geschaffen wird. Ich meine die politische und militärische Kräftigung der Türkei. Nur unter der Bedingung, dass die Türkei ein starkes und unabhängiges Staatswesen bleibt, das imstande ist, in seinem Gebiet die Türen für den wirtschaftlichen Wettbewerb aller Nationen gleichmässig offen zu halten, hat es für uns einen Sinn, uns mit verhältnismässig doch so bedeutenden Mitteln, wie unser voraussichtlicher Anteil an der Finanzierung der Bagdadbahn ausmachen würde, an der wirtschaftlichen Erschliessung des Orients zu beteiligen. Weiteres nach dieser Richtung hin auszuführen, erübrigt sich von selbst.

Ich komme nun zum Schluss noch an denjenigen Punkt meines Vortrages, auf den ich von vornherein das allergrösste, ja das entscheidende Gewicht gelegt sehen möchte: Darauf nämlich, was wir schon jetzt vor der Erbauung, ja selbst vor dem Beginn der Arbeiten an der Bagdadbahn zu tun haben, um nach Beendigung des Werkes auch wirklich mit der Zeit in den Genuss der erhofften Vorteile zu treten. Wenn uns jemand heute, so wie wir gehen und stehen, die Bagdadbahn fertig schenken wollte, so wäre das meiner Überzeugung nach ungefähr so das schlimmste, was uns in dieser Sache passieren könnte. Weshalb? Weil wir noch in keiner Weise darauf vorbereitet sind, uns des neuen Instruments auch richtig zu bedienen — andere aber, unsere wirtschaftlichen Rivalen im Orient, sind es, und zwar in ausgezeichneter Weise. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, dass in erster Linie die Franzosen, ebenso aber auch die Italiener und andere europäische Nationen, im Orient über ein ausgedehntes System von Schulen, Erziehungsanstalten, Hospitälern und ähnlichen Instituten verfügen. Diese Anstalten repräsentieren nach unseren deutschen pädagogischen und medizinischen Begriffen vielfach keine besonders hohen absoluten Werte — aber ihre Bedeutung für den Orient, wo es aus einheimischen Iniativen ausserhalb der Hauptstadt Konstantinopel so gut wie garnichts dergleichen gibt, ist eine geradezu ungeheure. Der ganze französische Levantehandel beruht zum grossen Teil auf der Tatsache, dass Französisch unter allen europäischen Sprachen die bei weitem grösste Verbreitung im Orient geniesst. Die Konkurrenzbedingungen, unter denen die französische Industrie imstande ist für den türkischen Markt zu liefern, sind im ganzen schlechter, als die unsrigen. Trotzdem ist die französische Einfuhr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Levante der deutschen sehr überlegen, und ich könnte Ihnen eine lange Reihe von Fällen vorführen, in denen französische Produkte bezogen worden sind, obwohl sie nicht nur teurer, sondern auch augenscheinlich schlechter waren als deutsche — allein aus dem Grunde, weil wegen der Sprache dem türkischen Besteller auch das Land dieser Sprache als der natürliche Bezugsort erschien. Wie richtig von französischer Seite diese Dinge gewertet werden, geht z. B. daraus hervor, dass die Franzosen der türkischen Regierung das Anerbieten gemacht haben, das grosse aber ziemlich verwahrloste Hospital von Damaskus auf ihre Kosten mit Ärzten und allem sonst Notwendigen zu versehen, wenn sie die Leitung des Instituts erhielten. Die Leute wissen eben sehr gut, dass sich ein solcher Aufwand in kurzer Zeit mit Sicherheit in eine weitere Verstärkung der ökonomischen Beziehungen jener Gebiete nach Frankreich hin umsetzt. In analoger Erkenntnis hat kürzlich der russische Finanzminister von Witte, bekanntlich ein Mann, dem seine grössten Feinde alles andere eher nachsagen werden als Mangel an Intelligenz, die Gründung russischer Schulen in Persien angeordnet. Diese beiden Dinge, die Schule, d. h. die Zugänglichmachung der deutschen Sprache samt einer gewissen Bekanntschaft mit der deutschen Kultur, und die ärztliche Versorgung sind es, von denen die stärksten befruchtenden Wirkungen auch für die Kräftigung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem gebenden und dem empfangenden Teil ausgehen. Darauf kommt es also an, dass man bei uns an den beteiligten Stellen begreift: Jeder Groschen, der für solche Dinge von heute ab in der Türkei angewandt wird, setzt sich in so und so viel Importwert um, so bald hinreichend Zeit darüber verflossen ist.

Sie können sich mit völliger Sicherheit darauf verlassen — was ich sage, stammt von einer Konstantinopeler Persönlichkeit, die ungefähr die massgebendste Erfahrung auf diesem Gebiet besitzt —: sobald die Bagdadbahn gebaut ist, ja während sie noch gebaut wird, werden von französischer Seite Schulen über Schulen an allen irgend erheblichen Plätzen im Wirkungsbereich der Linie ins Leben gerufen werden, und es wird im Innern bald genug so sein, wie es heute in Konstantinopel und den grossen Küstenplätzen ist: Wer auch immer französisch lernen, in einem französischen Hospital verpflegt werden will, der kann das umsonst haben, ja man trägt es ihm womöglich noch mit allem Eifer von selber an! Es gibt ein Volk, das die Vorteile einer solchen Praxis auch neben den Franzosen noch begriffen hat: Die Italiener. Italienische Schulen existieren in der Levante gleichfalls nicht wenige, und sie vermehren sich jetzt von Jahr zu Jahr. Wer Augen hat zu sehen der merkt auch, dass die Folgen nicht ausbleiben, und dass die rasche Steigerung, die der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

italienische Import in der Türkei in den letzten Jahren verlebt hat, nicht ausser Zusammenhang hiermit steht.

Hier also liegen diejenigen Aufgaben, an die wir uns heranmachen müssen, bevor die Bagdadbahn da ist, je eher desto besser, und heute lieber als morgen! Es ist geradezu eine Probe auf die vorschauende Intelligenz unserer wirtschaftlich in der Türkei interessierten Kreise, nicht minder aber auch aller anderen Stände, die etwas nach dieser Richtung zu tun in der Lage sind, dass jetzt ungesäumt an die Vermehrung der deutschen Schulen im Orient gegangen wird und dass es deutschen Ärzten ermöglicht wird, sich in der Türkei niederzulassen, um dort sowohl eine unmittelbar humanitäre als auch medizinisch-pädagogische Wirksamkeit auszuüben. In der Stellungnahme zu solchen Problemen offenbart sich erst die wirkliche Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Übernahme eines wirtschaftlichen Schwergewichts in Ländern wie es die halbzivilisierten Gebiete des Orients sind. Auch von der Bagdadbahn werden die erhofften Früchte leicht nicht uns, sondern anderen zufallen, wenn wir nicht — von unseren Mitbewerbern zu lernen verstehen!

Professor Dr. **H. Zimmerer,** Ludwigshafen, spricht seine Zustimmung zu den Ausführungen des Redners aus mit dem Hinweis, dass erst ein Aufschwung für den deutschen Handel und den Import auf den anatolischen Eisenbahnen zu erhoffen ist, wenn der schwere Druck des Passzwanges und der jetzt leider verbotenen Freizügigkeit von den Rajahnationen der Armenier, Griechen, Juden und Levantiner genommen sein wird, die das beste Vermittlerelement für den europäisch-asiatischen Handel bilden. Die Gefahr der französischen Sprache darf nicht überschätzt werden; denn alle Nationen, die deutsche eingeschlossen, bedienen sich in der Levante schon jetzt vorzugsweise derselben, ohne dass dadurch die französische Ware bevorzugt wird. Die Projekte der Errichtung deutscher Hilfsstationen werden in der hohen Pforte mit grossem Misstrauen betrachtet und von unseren Gegnern ausgebeutet. Hier ist grosse Vorsicht und Aufrichtigkeit geboten. Die amerikanischen Missionen haben mit politischen oder kommerziellen Dingen nichts zu tun, ihre Aufgabe liegt auf religiösem Gebiete und bezweckt die geistige Befreiung des Armeniertums.

Oberlehrer Dr. **Hertzberg,** Halle, befürwortet den Anbau der Baumwolle in den Gebieten Mesopotamiens, die von der Bagdadbahn berührt werden, umsomehr als wir damit uns von Nord-Amerika als hauptsächlichsten Baumwollelieferanten allmählich emanzipieren könnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Major Morgen, Stettin: Bisher wurden in der Türkei die Eisenbahnkonzessionen derart erteilt, dass die Konzessionsgesellschaft eine kilometrische Bruttogarantie aus den durchschnittenen Provinzen erzielt. Bei der 2400 *km* langen Bagdadbahn reicht dieses Mittel nicht aus. Die Garantie kann nur aufgebracht werden durch Konversion der Anleihen oder den Abschluss von Handelsverträgen.

Die Bahn muss gleich ganz durchgeführt werden, ein nesterweiser Ausbau hiesse auf die Haupteinnahmequelle, auf den indischen Verkehr verzichten. Die Einnahme aus dem Getreideverkehr kommt erst in zweiter Linie. Welche Vorteile wird nun die Bagdadbahn haben? Für die Türkei die grössten dadurch, dass die innere Macht des Sultans gehoben wird. Die entfernten Gebiete von Mesopotamien werden der Zentrale näher gerückt, die Truppen der durchschnittenen Gebiete können schneller konzentriert werden, die dortige Unsicherheit wird aufhören. Von diesem Machtzuwachs des Grossherrn profitieren auch wir; denn wir haben ein grosses Interesse an der Erhaltung der Integrität der Türkei, welche ein steigendes Absatzgebiet für uns ist.

Direkt sind es aber die Vermehrung deutschen Einflusses in Kleinasien und der nähere Weg nach Ostasien, welche uns vom patriotischen Standpunkte aus den Bau der Bagdadbahn befürworten lassen müssen.

Der Vortragende, Dr. **Rohrbach,** beschränkt sich gegenüber den erhobenen Einwendungen im wesentlichen darauf, auszuführen, dass die Schwierigkeiten, mit denen die Gründung ärztlicher Hilfsstationen und ähnlicher Gelegenheiten zu moralischen Eroberungen für das Deutschtum im türkischen Orient doch wohl kaum mit grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, als dass die diplomatische Vertretung des Reiches ihrer Herr werden könne. Andere Nationen trügen nach ähnlicher Richtung hin nicht die geringsten Bedenken, und das schade ihren Interessen dortselbst praktisch in keiner Weise. Zum Schluss macht der Referent die Mitteilung, dass von seiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees eine Expedition nach dem Bagdadgebiet und Mesopotamien in Vorbereitung sei, mit dem Zweck, in erster Linie die wasserwirtschaftlichen Verhältnisse des Landes zu erforschen und über das Areal des nutzbaren Bodens vorläufig Klarheit zu schaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wirtschaftliche Entwickelung Argentiniens.

Von **Joh. G. Tjarks**, Verleger der Deutschen La Plata-Zeitung, Buenos Aires.

(Sektionssitzung am 11. Oktober, Vormittag.)

(Im Programm stand noch hinter dem Worte Argentiniens beim Vortragstitel — seit 1890 — dies beruhte auf einen Irrtum und fällt auf Wunsch des Vortragenden hier fort.)

Nach der im Jahre 1810 erfolgten Befreiung vom spanischen Joche bekundeten die Gründer der Argentinischen Republik sofort die Absicht, europäische Einwanderer heranzuziehen, welche sie mit Recht als das beste Element der ökonomischen Entwickelung ihres neuen Staatswesens ansahen. Schon in dem Verfassungsdokument wird die Bundesregierung verpflichtet, die europäische Einwanderung zu fördern und in keiner Weise den Eintritt von Fremden in das Argentinische Gebiet einzuschränken oder mit einer Abgabe zu belasten. Die Fremden geniessen dieselben bürgerlichen Rechte wie der Bürger, sie können Handel und Gewerbe treiben oder ihren Beruf ausüben und sind nicht verpflichtet, das Bürgerrecht zu erwerben noch ausserordentliche Steuern zu bezahlen, können sich aber naturalisieren lassen, sobald sie zwei Jahre im Lande sind.

Bereits unter der Präsidentschaft des Dr. Bernardino Rivadavia in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden Gesetze erlassen, welche bezweckten, die Einwanderung zu heben, und wurden Ländereien bestimmt, um die Fremden anzusiedeln.

Während der darauf folgenden Periode der inneren Wirren und der zwanzigjährigen Diktatur des Tyrannen Rosas war die Einwanderung minimal und bestand der geringe Exporthandel nur in Produkten der Viehzucht. Erst während der Präsidentschaft des Generals Urquiza legte man wieder Wert auf die Immigration, und im Jahre 1856 wurde dann von Aron Castellanos in der Provinz Santa Fé die erste Kolonie gegründet und mit Deutschen und Schweizern besiedelt. Sie erhielt den Namen Esperanza (Hoffnung) und ist heute als Stadt die Kapitale des Koloniedepartements. Dies war der Ausgangspunkt der Kolonisation, denn schon in den nächsten Jahren wurden San Carlos, San Gerónimo und andere Kolonien gegründet.

Nach diesen ersten Anfängen nahmen Kolonisation und Einwanderung einen immer grösseren Umfang an, riesige Länderstrecken wurden unter den Pflug genommen und wo man früher Mehl zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herstellung von Brot importieren musste, trat mit den Jahren der Getreideexport in grossem Massstabe ein. Die Viehzucht hatte sich inzwischen durch Einführung von feinem Rassevieh ebenfalls stets weiter entwickelt und der Export an Wolle sowohl wie an lebendem Vieh, gefrorenem und konserviertem Fleisch nahm immer grössere Dimensionen an. Der Import hielt natürlich mit diesen Verhältnissen gleichen Schritt.

Europäisches Kapital war unter solchen Umständen leicht zu haben und erzeugte in Landwirtschaft und Viehzucht, in Handel, Industrie und Verkehrswesen einen ungeahnten Umschwung. Eine immense Summe an Arbeit wurde in dem Lande, besonders seit Anfang der siebziger Jahre, geleistet. Ein alle Provinzen umspannendes Eisenbahnnetz wurde geschaffen, die Häfen von Buenos Aires, Rosario, La Plata und Bahia Blanca wurden gebaut, das Post- und Telegraphennetz ausgedehnt, die Fluss- und Küstenschiffahrt gefördert, die Bundeshauptstadt wurde zu einer glänzenden modernen Metropole und einem Handels-Emporium ersten Ranges umgestaltet, Volks-, Marine- und Militärschulen errichtet, eine bedeutende Flotte gebildet, die Stadt La Plata und zahllose andere Ortschaften gegründet und die ganze Pampa von Indianern gesäubert, wodurch allein 15 000 Meilen Landes der Kultur erobert wurden.

Inzwischen hatte die Kolonisation in den Provinzen Santa Fé, Cordoba, Entre Rios und Buenos Aires erstaunliche Fortschritte gemacht, in Tucuman schossen die Zuckerfabriken wie Pilze empor, in Mendoza und San Juan wurden riesige Weinanpflanzungen angelegt und in den Städten entstanden Industrien aller Art.

Wie überall nach einem solchen raschen Aufschwunge trat auch hier die Reaktion ein und seit der grossen Volkserhebung des Jahres 1890 und dem folgenden Bankkrach befindet sich das Land in einer latenten wirtschaftlichen Krise, welche seit ca. einem Jahre einen akuten Charakter annahm und schwer auf dem Gewerbsleben und dem Handel lastet.

Nach den offiziellen statistischen Daten erzielte Argentinien in den letzten fünf Jahren folgende Handelsresultate in Goldpesos (à 4 Mk.) und zwar:

Import		Export	
1897 . . .	98 288 948	1897 . . .	101 169 299
1898 . . .	107 228 000	1898 . . .	133 829 458
1899 . . .	116 850 671	1899 . . .	184 917 532
1900 . . .	113 485 069	1900 . . .	154 300 412
1901 . . .	113 959 749	1901 . . .	167 716 102

Man wird sagen, dass das doch eine sehr günstige Handelsbilanz sei. Woher da die Verschärfung der Krise? Die Ursachen sind folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die ausserordentlich gesegnete Weizenernte des Jahres 1899 und die damals um fast 60 pCt. über den normalen Wert gestiegenen Wollpreise wirkten mit ihren Erträgnissen auf Handel und Wandel so überaus günstig ein, dass zahlreiche neue Firmen entstanden, welche nur mit dem Kredit, den sie leicht von den Banken und Importhäusern erhielten, arbeiten konnten, andere vergrösserten sich über das Mass hinaus und übernahmen schwere Verpflichtungen in dem guten Glauben eines anhaltenden grossen Umsatzes.

Dann trat im Jahre 1900 in Europa der erhebliche Rückgang der Wollpreise ein und entstanden den Viehzüchtern schwere Verluste durch die in den Viehherden aufgetretene Maul- und Klauenseuche, in deren Folge die Ausfuhr von lebendem Vieh bis heute vollständig aufhörte. Es schlossen sich zwei Missernten an und weiter trug zur Verschlimmerung der Lage die Überproduktion der Wein- und Zuckerindustrie in den Provinzen Mendoza und Tucuman bei, welche gleichzeitig mit einer Stockung des Absatzes sich geltend machte, so dass die Produzenten und Zwischenhändler in eine schwere Lage gerieten.

Bei einem ansehnlichen Teil des Handels hatte sich infolge grosser Warenanhäufungen ein starkes Missverhältnis zwischen Geschäftsumfang und Geschäftskapital herausgebildet; so war die unausbleibliche Folge Überanspannung des Kredits einerseits und Gewährung von langen Zielen an die Kundschaft andererseits. An Stelle der bisherigen Liberalität der Kreditinstitute trat dann aber die grösste Zurückhaltung, und während in den Banken Millionen aufgehäuft wurden, litt der Platz und die Provinzen Mangel. Durch diese Missstände bedingt, nahmen die Zahlungseinstellungen einen grösseren Umfang an, da die Krediteinschränkungen, welche den Zusammenbruch bekannter Firmen hervorriefen, den Sturz schwach fundierter Häuser natürlich nach sich zogen.

Um das Mass voll zu machen, stand seit Oktober vergangenen Jahres die leidige Grenzaffaire mit Chile auf des Messers Schneide. Es handelte sich dabei um Wegebauten Chiles in dem strittigen Gebiete Südpatagoniens, dessen Grenzfestsetzung der Entscheidung der zum Schiedsrichter ernannten englischen Regierung unterliegt. Die Verwickelungen nahmen einen drohenden Charakter an und erweckten ernste Besorgnis. Von Seiten Argentiniens, welches im Rechte war, wurden grosse Opfer für Heer und Marine gebracht, der Handel stockte, und die noch jungen Industrien des Landes litten in bedenklicher Weise.

Diese missliche Lage dauerte Monate lang und der Rückzug der Kapitalien, der allgemeine Zustand der Unsicherheit und des Abwartens lastete wie ein Alpdruck auf Handel und Gewerbe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die hervorragenden geistigen Führer beider Länder neigten aber dem Frieden zu, und es gelang den Diplomaten, im Mai dieses Jahres einen Vertrag abzuschliessen, der das Nationalgefühl beider Völker befriedigte und wodurch den Rüstungen ebenfalls ein Ziel gesetzt wurde. Die Protokolle wurden von den Parlamenten Chiles und Argentiniens mit grosser Majorität angenommen und die diesbezüglichen Dokumente am 18. September, dem Nationalfesttage Chiles, von einer glänzenden Abordnung hoher argentinischer Würdenträger in der chilenischen Hauptstadt feierlichst überreicht, bei welcher Gelegenheit enthusiastische Kundgebungen für den Frieden und die Verbrüderung dargebracht wurden.

Nach dieser Seite hin hat sich die Situation somit geklärt, das Vertrauen kehrt zurück, die Goldfluktuationen haben aufgehört, den neuesten Nachrichten nach zu urteilen, steht in Argentinien eine vorzügliche Ernte in Aussicht, und so hat sich die allgemeine Geschäftslage bereits in den letzten Monaten bedeutend gebessert.

Die Handelsstatistik des letzten Halbjahres zeigt folgendes Bild:

Import in Pesos Gold	51 243 230	gegen 1901 Pesos Gold	56 619 775
Export „ „ „	105 203 781	„ „ „ „	97 776 764

Deutschlands Handelsbeziehungen zu Argentinien beruhen auf einer guten Grundlage. An der Einfuhr ist Deutschland seit Jahren an zweiter und an der Ausfuhr an dritter Stelle beteiligt.

Dem bedeutenden deutschen Handelsverkehr mit Argentinien entspricht der intensive Dampfer- und Segelschiffverkehr zwischen Deutschland und dem La Plata. Von den 20 Dampferlinien, die in den Silberstrom hineinfahren und nach Buenos Aires oder nach dem weiter stromaufwärts liegenden Rosario gehen, befinden sich vier in deutschen Händen, es sind dies der „Norddeutsche Lloyd“, die „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“, die „Hamburg-Amerika-Linie“ und die „Hansa“. Die „Hamburg-Amerika-Linie“ hat vor einigen Jahren die 14 Dampfer der Firma de Freitas & Co. angekauft und damit die La Plata-Linie derselben übernommen, ausserdem gelang es ihr, mit der Firma Gellatly Hankey & Co. einen Vertrag abzuschliessen, nach welchem auch die von dieser Reederei betriebene Linie Antwerpen - La Plata auf sie überging, während sie gleichzeitig mit der „Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft“ eine Vereinbarung traf, nach welcher nun die von den beiden Gesellschaften betriebenen La Plata-Linien auf Grund eines einheitlichen Planes ihre Fahrten machen und so die gegenseitige Konkurrenz ausschliessen. Die „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ und die mit ihr verbundene „Hamburg-Amerika-Linie“ lassen jeden Monat eine beträchtliche Anzahl Dampfer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach dem La Plata fahren, der „Norddeutsche Lloyd“ sendet alle zehn Tage einen, während die „Hansa“ alle vierzehn Tage einen Dampfer abschickt. In der Haupt-Exportsaison stellen diese Linien stets mehrere Extradampfer in die La Plata-Fahrt ein. Ausserdem besteht zwischen den grossen deutschen Häfen und Buenos Aires, bezw. Rosario, ein äusserst reger Segelschiffverkehr.

Die „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ hat seit einem Jahre eine argentinische Küstenlinie eingerichtet, deren Dampfer regelmässig alle Häfen Patagoniens und des Feuerlandes anlaufen. Die genannte Gesellschaft erwarb sich mit der Gründung dieser Zweiglinie ein grosses Verdienst, denn sie trug dadurch in hervorragender Weise zur Erschliessung dieser zukunftsreichen Gegenden Argentiniens bei.

Das deutsche Element hat sich trotz seiner relativ numerischen Schwäche in Argentinien sehr gut entwickelt und ist in einflussreicher Stellung am wirtschaftlichen Leben des Landes beteiligt. Die deutschen Häuser allein in Buenos Aires arbeiten mit einem Kapital von 150 Millionen Mark, und deutscher Grundbesitz wird sicher eine noch grössere Summe repräsentieren.

Diese Angaben mögen genügen, um ein wenn auch nur schwaches Bild der wirtschaftlichen Entwickelung Argentiniens und der Handelsbeziehungen Deutschlands zu diesem hervorragendsten der drei La Plata-Staaten zu geben, und so schliesse ich denn mein kurzes Referat, die Hoffnung aussprechend, dass sich deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist immer mehr in diesem jungen Lande in Handel und Gewerbe, besonders aber in der Kolonisation, in Landwirtschaft und Viehzucht, geltend machen, denn Argentinien, mit seinen vielseitigen Hilfsquellen und seinem unermesslichen Reichtum an produktionsfähiger Bodenfläche, ist und bleibt ein Land von grosser Zukunft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Resolutionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Einleitung zu den Resolutionen.

Einen selten fehlenden und entschieden wichtigen Punkt der Verhandlungen der grossen Kongresse und Versammlungen bildet die Beratung und Annahme von Resolutionen. Sie stellen die Wünsche und Forderungen zunächst meistens einer Sektion oder Gruppe, oft aber auch nur einer einzelnen Person, dann aber, nach ihrer Annahme durch die Vollversammlung, des ganzen Kongresses dar; sie sind häufig gewissermassen die Quintessenz grosser Vorträge und bilden meistens den Gegenstand der eifrigsten Debatte in den Sitzungen. Wie der gedruckte Bericht eines Kongresses dauernd für die Nachwelt die Reden der Vortragenden aufbewahrt und das Werk dadurch zu einer Studienquelle für die Fachleute wird, so drücken die Resolutionen die Wünsche der beteiligten Interessenten in einer bestimmten Richtung aus und fordern entweder eine Neueinrichtung, Änderung, Verbesserung irgend einer Angelegenheit, oder sie bringen die derzeitige Ansicht der Mitglieder des Kongresses resp. der Gruppen und Richtungen, welche diese vertreten, über irgend eine wichtige Frage in der Wissenschaft, Gesetzgebung, sowie einer privaten oder öffentlichen Angelegenheit zum Ausdruck und legen diese Anschauung in einem gewissen Punkte fest. Deshalb ist ein solcher Beschluss eine in vielen Fällen wichtige und in seiner Tragweite nicht zu unterschätzende Sache, da er je nach dem Inhalt desselben ein für die übrige Fachwelt bestimmtes Votum schafft oder für die Zukunft Änderungen erstreben soll.

Eine Resolution muss daher sorgfältig in ihrem Wortlaut erwogen sein, damit sie klar und in ihren Folgerungen verständlich ist. Bei Fachkongressen, namentlich wissenschaftlichen, bewegen sich die Resolutionen meistens in dem Rahmen eines bestimmten Gebietes; bei einer Versammlung aber, wie sie der Deutsche Kolonialkongress von 1902 darstellte, war der Spielraum ein viel weiterer und dadurch die Sachlage schwieriger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohl einte alle Mitglieder ein grosses gemeinsames Band: Das Interesse für die Kolonien und überseeischen Interessengebiete, und diese Einigkeit darf gewiss nicht als der geringste Erfolg des Kongresses angesehen werden, aber es waren doch die verschiedensten Interessen und Stände vertreten, und die Themata der Vorträge behandelten die mannigfaltigsten Gegenstände der öffentlichen und wissenschaftlichen Welt, so dass Anlass zu einer Unmasse von Resolutionen gegeben war, die sich, wie es in der Natur des Kongresses lag, weniger auf internem fachwissenschaftlichen Gebiete bewegten, sondern meistens öffentliche, d. h. kolonialpolitische Gegenstände betrafen und Forderungen an den Reichsetat, die Kolonialverwaltung, ja sogar an die Gesetzgebung stellten. Deshalb musste sowohl bei der Abfassung, wie auch bereits schon bei der Zulassung von Resolutionen mit ganz besonderer Vorsicht verfahren werden. Dazu kam noch, dass erstens der Kongress in dieser Zusammenstellung von so zahlreichen veranstaltenden Vereinen etwas Neues war und man deshalb im voraus noch nicht wissen konnte, inwieweit das Zusammenarbeiten harmonisch verlaufen würde, zweitens dem Kongresse bei zahlreichen Vorträgen doch nur zwei Tage für seine Verhandlungen zur Verfügung standen und aus diesem Grunde, sollte das Programm erledigt werden, doch nur eine gewisse Zeit für die Beratung der Resolutionen übrig bleiben konnte.

Dann sei auch noch drittens der jedem Kongressbesucher hinreichend bekannte Punkt erwähnt, dass von den vielen von Vereinen, Körperschaften oder Versammlungen gefassten Beschlüssen, Forderungen, Resolutionen oder wie es sonst heissen mag, doch erfahrungsgemäss nur ein sehr kleiner Teil von den höheren Instanzen, an welche sie gerichtet werden, Berücksichtigung erfahren kann und im zustimmenden Sinne erledigt zu werden vermag.

Das kann nun zwar niemand abhalten, berechtigte Wünsche in der geeigneten Form zu äussern, aber ein junger Kongress darf nicht die zuständige Stelle geradezu mit Resolutionen überschwemmen; das würde die Wirkung vieler Eingaben schmälern und unter Umständen sogar dem Ansehen des ersteren schaden.

Der Kongress hat aber auch eine gewisse Verantwortung nach aussen, deshalb muss er genau auf die Form und den Inhalt jedes seiner Beschlüsse, die er der Aussenwelt oder gar Reichs- und Staatsbehörden übermittelt, achten.

Nun ist es bekanntlich auch sehr geschickten Rednern häufig nicht immer möglich, in kurzer Zeit im Eifer der Debatte eine Resolution herzustellen, wo jedes Wort überlegt sein muss, und die genau das trifft, was gewollt ist, es wird also durch eine Redaktion derselben während der Sitzung entweder viel kostbare Zeit vergeudet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder es kommt schliesslich doch etwas heraus, was die Allgemeinheit, oft aber der Betreffende selbst, in der gebrachten Form nicht beabsichtigt. Auch muss sich eine Versammlung vor Überrumpelungen schützen, die leicht in einem verschiedenartig zusammengesetzten Kreise kommen können. In Erwägung aller dieser Gründe hatte das Kongresskomitee des Deutschen Kolonialkongresses von 1902, oder wie es damals noch hiess: Nationalen Kolonialkongresses von 1902, in der konstituierenden Sitzung vom 25. Februar 1902 beschlossen, dass die Resolutionen sich an die Vorträge anschliessen sollten und die einzubringenden Resolutionen der Zustimmung des Kongresskomitees bedürften.

Der Arbeitsausschuss des Kongresses, dem dann die ganze Handhabung der Geschäfte und die Vorbereitung zum Kongress übergeben war, hat streng an dem Punkte festgehalten, dass eine Resolution nur in Anknüpfung an einen auf dem Kongress gehaltenen Vortrag vom Redner eingebracht werden dürfe. Die Gründe, welche den Redner zur Aufstellung seines Beschlusses führten, resp. die Beweise für die Richtigkeit und Notwendigkeit desselben lieferten, mussten also in erster Linie den Zuhörern der Sektion im Vortrag dargestellt werden. Da nun das Kongresskomitee nur einmal noch kurz vor dem Kongresse zusammenzutreten vermochte und die veranstaltenden Vereine schon vorher ein Programm zu erhalten hatten, so lag dem Arbeitsausschuss ob, ein schon möglichst geprüftes und gesichtetes Material der vorerwähnten Körperschaft vorzulegen.

Der Gang der Geschäfte in diesem Punkte war nun folgender:

Ein jeder Redner hatte bekanntlich das Recht, eine Resolution einzubringen, wenn auch glücklicherweise ein nicht allzugrosser Prozentsatz der Herren Vortragenden von diesem Rechte Gebrauch machte. Die vorbereitenden Ausschüsse der Sektionen bestanden aus einer Anzahl meistens in Berlin wohnender Herren mit einem Obmann an der Spitze, welche die Anmeldung und Vorbereitung für die Vorträge in der Hand hatten. Die Resolution gelangte nun zunächst an den betreffenden Obmann und durch diesen an die Sektion, die sie in erster Linie auf ihren Inhalt und ihre Geeignetheit zur Annahme prüfen konnte.

Dieser Weg konnte in beinahe allen oder doch den meisten Fällen innegehalten werden. Nachdem also die Vertrauensmänner der Sektion sich geäussert hatten, gingen die Resolutionen an den Vortragsausschuss, der aus den Obmännern der Sektionen zusammengesetzt war. Dort fand ebenfalls eine Beratung und Besprechung darüber statt und dann wurden sie dem Arbeitsausschuss zur nochmaligen Begutachtung übermittelt, der auch etwaige Differenzen in den Ansichten u. s. w. durch Erörterung und Abstimmung zu ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheiden hatte. Schliesslich legte der Arbeitsausschuss nach dem eingangs erwähnten Beschluss das so gesichtete und vorbereitete Material dem Kongresskomitee in der Sitzung am 2. Oktober 1902 zur Genehmigung vor.

Es ist vorhin erwähnt worden, dass es in einer Versammlung oft schwierig sei, schnell eine gute Fassung für einen wichtigen Gegenstand zu finden. Dies mag nun noch dahin erweitert werden, dass selbst in der Ruhe der heimatlichen vier Wände der Herr Vortragende und Autor nicht immer das zusammenstellt, was man „Resolution", also kurz und klar gefasste Beschlüsse oder Forderungen, nennt. Von recht bedeutenden Fachgelehrten, die sonst sehr gut mit der Feder umzugehen verstehen und auch der Rede mächtig sind, wurden mitunter Schriftstücke als Resolutionen eingesandt, die wohl häufig die Privatansicht des Autors und allgemeinere und speziellere Auslassungen über ein Thema, oft noch dazu in Wiederholungen und Unklarheiten enthielten, aber nicht geeignet waren, als ein „Kongressbeschluss" in die Welt zu gehen. Es soll damit nicht irgend einem der oft mit Arbeit überhäuften Vortragenden ein Vorwurf gemacht werden, im Gegenteil, der Kongress musste jedem Redner, der der Sache diente, dankbar sein; es ist daraus auch nicht zu folgern, dass der Betreffende es nicht auch ebenso gut hätte selbst machen können, wenn er sich die Zeit zu einer präzisen Fassung genommen haben würde, aber es zeigte doch, wie notwendig eine Kontrolle der Eingänge war. Auch ist eine Prüfung durch Unbeteiligte meistens von Vorteil, da der Autor oft seine persönliche Ansicht für die der Allgemeinheit hält und manchen auch ihm selbst wichtigen Punkt leichter übersieht als ein Dritter.

Als kurz vor der Kongresseröffnung noch verschiedene Resolutionen einliefen und die Zeit drängte, beauftragte der Arbeitsausschuss den Vorsitzenden des Vortragsausschusses Dr. Alexander Tille, in Verbindung mit dem Vorsitzenden des Redaktionsausschusses P. Staudinger, etwaige nicht vorlegungsreife Resolutionen in eine fertige Form im Einverständnis mit dem Herrn Vortragenden zu bringen. Mit grossem Eifer war Herr Dr. Tille noch in den letzten Wochen vor dem Kongress auf diesem Gebiete tätig, und es mag erwähnt werden, dass beinahe immer eine Einigung mit den Autoren erzielt wurde. Nur wenige Resolutionen konnten nicht angenommen werden. In einem Falle verlor der Kongress zu seinem grossen Bedauern sogar den Vortrag eines sehr geschätzten Redners, da dieser bei seiner Resolution der Umänderung von zwei oder drei Worten, die aber von eminenter, politischer Bedeutung waren und den Interessen unserer Mitbürger im Auslande nach allen bisherigen Erfahrungen entgegenliefen, nicht zustimmen wollte und deshalb seinen Vortrag zurückzog.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine vorherige Durchsicht von Resolutionen war schon um dessentwillen notwendig, weil verschiedene Redner getrennter Sektionen oft dieselben Punkte in ihrer Resolution forderten und ein Kongress doch unmöglich zwei- oder gar dreimal dasselbe beschliessen und fordern kann.

Diese etwas ausführlichere Beschreibung der Behandlung der Resolutionen machte sich notwendig, weil im Laufe der Verhandlungen des Kongresses gewissermassen Beschwerden darüber laut wurden, dass nicht noch während des Kongresses im Anschluss an die Vorträge die Einbringung neuer Resolutionen gestattet worden war und dass ferner über die Resolutionen in den Sektionen selbst vielfach nicht beraten, namentlich aber nicht abgestimmt werden konnte. Was diesen letzteren Punkt anbelangt, so schien die Meinung der Kongressmitglieder dahin zu gehen, dass diesem Wunsche vielleicht bei einem künftigen Kongress Rechnung getragen werden möchte. Eine Abstimmung über eine Resolution ist in der Sektion gewiss am Platze; eine Beratung darüber hat aber nur dann wirklichen Wert, wenn auch das Recht der Zustimmung oder auch Umänderung vorhanden ist. Es wird also einem künftigen Kongresskomitee ev. auf Vorschlag des ständigen Ausschusses vorbehalten sein, eine Bestimmung darüber zu treffen, ob die Sektion als solche das Recht der Beratung und Abstimmung, also auch der Ablehnung von eingebrachten Resolutionen haben soll, und ob diese Ablehnung dann eine endgültige ist oder der Antragsteller dieselbe nochmals im Plenum einbringen kann. Voraussichtlich wird sich nicht allzuschwer eine Form finden lassen, diesen Wünschen Rechnung zu tragen; denn das Interesse einer Sektion wächst, wenn sie zu der Resolution Stellung zu nehmen vermag und Zusätze, Abänderungen u. s. w. bringen darf.

Ob die Neueinbringung von Resolutionen während der Kongressverhandlungen aber ohne eine gewisse Gefahr, namentlich einen grossen Zeitverlust, gestattet werden kann, das erscheint nach den Erfahrungen der Praxis als sehr fraglich und wäre wohl nur in den äussersten Fällen zulässig. In der Sektion wäre es unter Umständen noch möglich, aber in der Plenarsitzung kaum.

In der Hauptsache wird man mit Ausnahme der soeben erwähnten vielleicht angängigen Änderung wahrscheinlich bei dem bisherigen Geschäftsverfahren bleiben können. Es sichert, um es nochmals in Kürze zu wiederholen:

1. Die Einbringung eines materiell und redaktionell klaren, nach seiner Tragweite nach aussen reiflich geprüften Beschlusses.

2. Es vermeidet Wiederholungen, denn es würden sonst vielleicht manchmal in den verschiedenen Sektionen Resolutionen mit gleichem Inhalt beschlossen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Es verhindert ferner, was noch viel wichtiger ist, die Fassung gegensätzlicher Resolutionen. Wie leicht konnten nicht beispielsweise in Sektion 4 und 5 Resolutionen gefasst werden, die grundsätzlich verschieden waren. Nun hat allerdings die Plenarversammlung das Recht der ausschlaggebenden Stimme, aber ganz abgesehen von dem unnützen grossen Zeitverlust, der durch solche Erinnerungen entsteht, und der Gefahr, dass durch eine scharfe Debatte das freundschaftliche, einheitliche Verhältnis gestört wird, ist es gar nicht ausgeschlossen, dass aus Versehen oder durch ein Übersehen zwei entgegengesetzte Beschlüsse, namentlich wenn sie getrennt eingebracht sind, angenommen werden, und das wäre doch ein Unding. Es ist schon bei kleineren Versammlungen geschehen, dass im Zeitraum von einigen Stunden ganz verschiedene Beschlüsse gefasst wurden, und die Möglichkeitbei grösseren Kongressen liegt noch viel eher vor. Wie zeitraubend und misslich ist ein genaues Abstimmen, und wie oft ist es nicht ungenau, wenn es durch Händeerheben oder gar Aufstehen geschieht!

4. sichert aber eine vorherige Annahme einer Resolution durch das Komitee der sehr verschiedenartigen Vereine viel mehr die Annahme einer Resolution in der Plenarsitzung, als wenn sie nur in einer Sektion gefasst ist, und ein Grund zur Missstimmung fällt fort.

Auch auf dem verflossenen Kongress hatte ja die Plenarversammlung das Recht, Resolutionen abzulehnen. Jeder einzelne konnte Zusätze oder Änderungen beantragen und dadurch im Interesse seiner Gruppe wirken.

Etwaige Missverständnisse werden durch diese Ausführungen behoben sein und es soll zur Kenntnis der Mitglieder der endgültige Beschluss des Kongresskomitees vom 2. Oktober 1902, wie er in dem betreffenden Protokoll vorliegt, auch in den Verhandlungen abgedruckt werden.

Bezüglich der Behandlung der Resolutionen erklärt sich das Kongresskomitee mit den nachstehenden von Seiner Hoheit dem Herrn Präsidenten vorgetragenen Gesichtspunkten einverstanden:

a) Das Kongresskomitee hat in seiner konstituierenden Sitzung beschlossen, nur solche Resolutionen zur Abstimmung zuzulassen, welche vorher die Genehmigung des Kongresskomitees gefunden haben.

Da die gegenwärtige Sitzung des Kongresskomitees die letzte vor dem Kongress ist, so wird hiermit festgestellt, dass das Präsidium nicht in der Lage ist, Resolutionen zur Abstimmung auf dem Kongress zuzulassen, die in der heutigen Sitzung nicht verhandelt und genehmigt sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hiermit ist also ausgeschlossen, dass nach Schluss der gegenwärtigen Sitzung von den Rednern oder später von den Sektionen eingebrachte Resolutionen oder solche, die während der Tagung im Plenum noch eingebracht werden, seitens des Präsidiums zur Abstimmung zugelassen werden können.

An sich ist freilich der Kongress souverän und würde auch hiervon noch Abweichungen beschliessen können. Im Interesse der Einheitlichkeit der Verhandlungen liegt es aber, dass das Präsidium seitens des Kongresskomitees ermächtigt wird, derartigen Anträgen aus der Mitte der Versammlung namens des Komitees nachdrücklich entgegenzutreten.

Amendements zu den vom Kongresskomitee vorgeschlagenen Resolutionen müssen natürlich zugelassen werden.

b) Der Arbeitsausschuss schlägt dem Kongresskomitee vor, heute nur grundsätzlich solche Resolutionen zuzulassen, die sich an einen der in Aussicht genommenen Vorträge ungezwungen anschliessen. Bezüglich der vom Arbeitsausschuss vorgelegten Resolutionen ist dieser Grundsatz durchweg festgehalten worden.

c) Hinsichtlich der weiteren geschäftlichen Behandlung der Resolutionen hat der Arbeitsausschuss beschlossen, dem Kongresskomitee vorzuschlagen, dass dieselben in den einzelnen Sektionen nur zur Mitteilung und Erörterung gelangen, Abstimmungen dagegen nur in der letzten Plenarsitzung stattfinden und zwar in der Absicht, zu vermeiden, dass etwa Sektion und Plenum in einer und derselben Frage zu verschiedenen Beschlüssen gelangen, was der Öffentlichkeit gegenüber nicht erwünscht sein kann. Da die Resolutionen im Plenum diskutiert werden, so steht es jedem Teilnehmer an den Sektionsverhandlungen frei, im Plenum seine etwa abweichende Meinung zur Geltung zu bringen.

d) Die vorliegenden Resolutionen sind entstanden auf Grund der von den einzelnen Vortragenden eingereichten Entwürfe. Der Arbeitsausschuss hat dieselben alsdann sachlich und nach der formellen Seite hin durchberaten und hat sich dabei von folgenden Grundsätzen leiten lassen:

I. Die Resolutionen möglichst knapp zu fassen und alle Details dem begründenden Vortrag zu überlassen;

II. sie in der Form möglichst gleichartig zu gestalten;

III. sie inhaltlich so zu redigieren, dass Wiederholungen möglichst vermieden werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner wird an dieser Stelle der Vollständigkeit halber noch eine Anfrage wiedergegeben, die in der ersten Plenarsitzung am 10. Oktober 1902 an Seine Hoheit den Herrn Präsidenten gerichtet wurde und die das soeben Ausgeführte bestätigten.

Zur Geschäftsordnung verlangte das Wort Geheimrat Prof. Dr. **Hermann Wagner,** Göttingen: Ich möchte an das hohe Präsidium die Frage richten, wie es mit den Resolutionen gehalten werden soll. Es ist hier angegeben, dass 13 Resolutionen vom Kongresskomitee vorgeschlagen sind, und nach der Tagesordnung sollen diese Resolutionen am Schlusse der morgigen Sitzung beraten und in der gleichen Sitzung noch 4 Vorträge gehalten werden. Die Resolutionen sind ziemlich umfangreich und 13 an der Zahl. Ich möchte doch fragen, ob es wohl angängig wäre, dass diese Resolutionen in den einzelnen Sektionen, soweit sie dorthin gehören, beraten werden, um in anderer Form eventuell hier zur Geltung zu kommen, weil ich fürchte, dass sonst die Diskussion morgen leicht ausserordentlich umfangreich werden könnte.

Präsident Herzog Johann Albrecht: Das Kongresskomitee hat sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt; dieselbe ist nach beiden Richtungen behandelt worden, ob über die Resolutionen vorher in den einzelnen Sektionen schon debattiert und sie dort festgestellt werden sollten und nachher wieder im Plenum oder nicht. Schliesslich hat das Kongresskomitee nach den Erfahrungen anderer ähnlich grosser Kongresse festgesetzt, dass es praktischer ist, am Schlusse der Vorträge die Resolutionen hier zur Annahme vorzuschlagen. Es würde sonst doppelte Debatten geben und man hoffte hierdurch Zeit zu sparen. Wenn sie in den Sektionen debattiert und angenommen werden, würden sie doch noch einmal im Plenum hier zur Debatte kommen und wir würden nur doppelte Verhandlungen haben. Alle diejenigen, die nicht mit den Resolutionen zufrieden sind, haben ja das Recht, in der Plenarsitzung sich zu melden. So hat mich das Kongresskomitee beauftragt, darauf zu halten, dass die Debatte über die Resolutionen nur am Schlusse stattfinden wird.

Noch am Schluss der Plenarsitzung, nachdem die Resolutionen durchberaten und angenommen waren, erbat sich Seine Durchlaucht Prinz Arenberg das Wort zu einer geschäftlichen Mitteilung, die auf die Handhabung der Resolutionen Bezug hatte, und an die sich eine längere Debatte knüpfte, deren Gegenstand ebenfalls das vorstehend behandelte Thema war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es muss hierbei noch erklärend bemerkt werden, dass der Arbeitsausschuss den Vorsitzenden des Vortragsausschusses Herrn Dr. A. Tille als Berichterstatter für die Resolutionen ernannt hatte. Überall, wo also in der nun folgenden Diskussion das Wort: „der Herr Referent" steht, ist Herr Dr. Tille gemeint.

Seine Durchlaucht **Prinz v. Arenberg,** Berlin: Ich möchte mir noch einige Anregungen geschäftlicher Art erlauben. In einzelnen Sektionen — alle habe ich nicht befragen können — ist es als ein Missstand empfunden worden, dass diesmal die Sektionen nicht das Recht hatten, Beschlüsse zu fassen. Es ist ja erklärlich, dass man nicht zugeben kann, dass die Sektionen endlose Resolutionen fassen. Auf der andern Seite ist es aber für die Herren, die stundenlang debattieren sollen, hart, wenn sie ihrer Ansicht in einem Beschluss nicht Ausdruck geben können. Ich möchte deshalb für den nächsten Kongress — und ich möchte gern darüber Ihre Ansicht hören — den Wunsch aussprechen, dass die Sektionen mit der Befugnis ausgestattet werden, Beschlüsse zu fassen, Amendements oder Abänderungen der ihnen vorliegenden Resolutionen anzunehmen. Es ist, wie gesagt, sonst ein bischen hart, stundenlang damit zuzubringen, bloss Vorträge zu hören und nachher meritorisch zu diskutieren, ohne auch nur die Ansicht der Majorität, in vielen Fällen sogar die einstimmige Ansicht in einen Beschluss, in eine Resolution formulieren zu dürfen.

Ich wollte mir diese Anregung erlauben, weil vielleicht der ständige Ausschuss Nutzen daraus zu ziehen in der Lage sein wird.

Präsident: Wünscht einer der Herren von dem Kongresskomitee hierzu das Wort zu nehmen? — Der Herr Referent!

Dr. **Tille,** Berichterstatter: Wenn ich meinen verehrten Herrn Vorredner richtig verstanden habe, so hat er gemeint, dass auf dem nächsten Deutschen Kolonialkongress die Sektionen ebenfalls Resolutionen sollen fassen dürfen. Was soll denn dann das Plenum tun? [Zwischenruf: „Beschlüsse fassen!"] Also Beschlüsse fassen, nicht Resolutionen. Ja dann möchte ich mir erlauben, im Namen des Kongresskomitees darauf aufmerksam zu machen, dass das etwas ausserordentlich Bedenkliches hat. Dieses Jahr war der Kongress aufgelöst in 7 Sektionen. In jeder der Sektionen kann naturgemäss eine Frage nur von dem engeren Gesichtskreise eines bestimmten Faches aus zur Geltung kommen, und da ist es sehr leicht möglich, dass in einer Sektion ein Beschluss gefasst wird, welcher dem Beschlusse einer anderen Sektion zuwider-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

läuft, ebenso, dass in einer Sektion ein Beschluss gefasst wird, der dem Beschluss des Plenums zuwiderläuft. Jeder solcher Widerspruch kann nur dazu dienen, das Ansehen des Deutschen Kolonialkongresses herabzusetzen, und deshalb hat es ein prinzipielles Bedenken, über sachliche Fragen zweimal abzustimmen. Das Richtige ist natürlich, dass in den Sektionen eine Diskussion stattfindet und dass die Anschauungen in der Sektion so weit geklärt werden, dass, wie das heute ja im allgemeinen der Fall war, im Plenum höchstens noch kurz für und wider gesprochen wird. Auf diesem Wege kommt man bei der Klärung der Anschauungen und auch bei der endgültigen Fassung von Resolutionen am weitesten.

Ich möchte aus den angeführten Gründen empfehlen, dass auch bei künftigen Kolonialtagen nach demselben System verfahren werde. Aber natürlich sind wir meiner Ansicht nach kaum in der Lage, darüber heute einen Beschluss zu fassen, wie künftige Kolonialtage verfahren sollen. Andererseits aber sollte doch auch kein Beschluss gefasst werden, dass sie anders verfahren möchten, als dies heute der Fall war.

Kontreadmiral **Strauch,** Berlin: Ich kann Herrn Dr. Tille keineswegs beistimmen. Wie soll sich denn eine Sektion darüber klar werden, wie sie über die verhandelte Sache denkt, wenn nicht eine Abstimmung erfolgt? Wie soll das einzelne Mitglied einer Sektion wissen, wie es hier zu stimmen hat? Es kann ja gar nicht beurteilen, wie die Mehrheit der Sektion denkt, wenn keine Abstimmung stattfindet. Sollte es entgegengesetzter Ansicht sein, so lässt es sich vielleicht bewegen, mit der Mehrheit mitzustimmen. Es tritt vielleicht der Fall ein, dass eine grosse Anzahl Mitglieder so denkt und dass die Sektion geschlossen für eine Resolution stimmt.

Wenn Herr Dr. Tille angeführt hat, dass eine Abstimmung ihre schädlichen Seiten hat, so glaube ich, dass in den meisten Sektionen tatsächlich eine Abstimmung stattgefunden hat, wenn auch vielleicht nicht die Form beobachtet worden ist. Ich habe es schliesslich so gemacht, dass ich die Herren, welche heute geneigt wären, hier für die Resolution zu stimmen, gebeten habe, ihre Hand in die Höhe zu heben. Dadurch ist konstatiert worden, wer hier im Plenum für eine Resolution stimmen wird. Ja, wenn das aber keine Abstimmung ist, dann weiss ich nicht, was eine Abstimmung ist.

Prinz von Arenberg: Ich habe mir gar nicht erlaubt, zu beantragen, dass heute ein formeller Beschluss gefasst werde. Das können wir nicht tun, weil das nach 3 Jahren eventuell keinen Effekt hätte. Ich habe bloss eine Anregung geben wollen und darin kann ich den Worten des geehrten Herrn Vorredners Admiral Strauch bei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stimmen, es muss ein Weg gefunden werden, auf der einen Seite die Rechte der Sektionen zu beschränken, damit von diesen keine neuen Themata angeschnitten werden, die von dem Vorbereitungskomitee gar nicht vorgearbeitet sind, und anderseits in den Ausschusssitzungen die Möglichkeit gegeben wird, in Beschlüssen die Ansichten festzulegen; ob Sie das Resolution oder sonstwie nennen, ist gleichgültig. Ich wünsche nur, dass in Zukunft die Sektionen die Möglichkeit haben, ihre Ansichten zu formulieren und die Majorität innerhalb der Sektionen zu konstatieren. Diesen Wunsch spreche ich deswegen aus, weil ich heute an zwei Sektionen teilzunehmen die Freude hatte, die den Übelstand des jetzigen Systems haben erfahren müssen. Ich möchte deshalb bei meinem bescheidenen Wunsche bleiben, der gar keinen Antrag zur Abstimmung für heute involviert, sondern nur eine Anregung ist, um die spätere Arbeit der Abstimmung im Plenum zu erleichtern.

Justizrat **Bojunga,** Hannover: Ich möchte dringend bitten, der Anregung Folge zu geben. Wir haben in der dritten Sektion den Übelstand auch empfunden. Wir haben nach längerer Beratung eine Resolution beschlossen, die bereits Herr Professor Dr. Zorn hervorgehoben hat, über die Schaffung einer Revisionsinstanz in kolonialen Prozessen, Strafsachen u. s. w. im deutschen Mutterlande, eine sehr wichtige Sache, aber es war nach der jetzigen Geschäftsordnung nicht möglich, diese Sache zur Besprechung zu bringen, und das muss in irgend einer Weise ermöglicht werden, wie, ist ganz gleichgültig. Die Herren der dritten Sektion werden mir beistimmen, dass das dringende Bedürfnis empfunden wurde, die Sache auf dem nächsten Kongress nicht so zu behandeln, wie heute. Es soll das kein Vorwurf sein.

Damit war die Diskussion über diesen Punkt geschlossen und Seine Hoheit der Herr Präsident erklärte, wie schon auf Seite 65 erwähnt ist, dass der ständige Ausschuss des Kongresses sich mit den angeregten Fragen beschäftigen würde. Dieselben werden durch das Komitee des nächsten Kongresses 1905 hoffentlich eine zur allseitigen Befriedigung ausfallende Lösung finden.

Nachstehend werden nun die vor die Vollversammlung zur Abstimmung gebrachten Resolutionen mitgeteilt und zwar in derselben Reihenfolge wie sie im endgültigen Programm des Kongresses verzeichnet gewesen waren. Die Diskussion über einzelne Resolutionen ist in derselben Form wie bei den Vorträgen in den Sektionen durch Anführung des Namens des Redners und Wiedergabe seiner Ausführungen gebracht worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen.

Die geschäftliche Erledigung ging, wie schon kurz erwähnt wurde, folgendermassen vor sich:

Es erfolgte zuerst nach Aufruf des Herrn Präsidenten durch den Herrn Berichterstatter die Verlesung der Resolution in der Fassung, wie sie vom Kongresskomitee in der Sitzung vom 2. Oktober 1902 genehmigt worden war.

Nach der Verlesung der Resolution wurde sie vom Herrn Präsidenten zur Abstimmung gestellt und entweder durch stillschweigende Zustimmung von der Versammlung angenommen oder es erhob sich eine Debatte darüber, nach deren Schluss entweder die Resolution doch in der ursprünglichen Form oder mit kleinen Abänderungen resp. Amendements durch die Vollversammlung zum Beschluss des Kongresses erhoben wurde.

Die Bemerkungen in kleiner Schrift unter dem Wortlaut der Resolution sind redaktioneller Natur und geben den Titel des Vortrages sowie den Namen des Vortragenden (sowie auch die Sektion) an, mit denen die Resolution im Zusammenhange gestanden hatte.

Resolution I.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 erklärt, dass bei der für das wirtschaftliche und staatliche Leben unseres Volkes überaus grossen und an Bedeutung noch steigenden Wichtigkeit unserer überseeischen und kolonialen Interessen aller Art deren stärkere Berücksichtigung im Lehrgange unserer Schulen, besonders der höheren, dringend geboten erscheint. Diese kann hauptsächlich im geographischen Unterrichte und dort nur dann erfolgen, wenn er auf genügend breiter Grundlage und von fachmännisch vorgebildeten Männern gegeben wird. Die massgebenden Stellen seien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hierdurch auf die Mangelhaftigkeit unserer Schulen in diesem Punkte aufmerksam gemacht und gebeten, der vom XIII. Deutschen Geographentage ins Leben gerufenen „Ständigen Kommission für erdkundlichen Schulunterricht" Beachtung zu schenken, welche eine Reform des geographischen Unterrichts im gleichen Sinne erstrebt.

Die deutschen Kolonien und ihre Würdigung in der Schule, von Oberlehrer Heinrich Fischer, Berlin. Sektion I. S. 129.

Die Resolution wurde in der verlesenen Fassung angenommen.

Resolution II.

Die Resolution II lautete in der ursprünglichen Fassung:

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 empfiehlt in Anerkennung der namhaften Opfer, welche die in unseren Kolonien tätigen Missionsgesellschaften bringen, um deren Bewohner geistig, sittlich und kulturell zu heben, und unter Hinweis auf die damit bereits erzielten Erfolge der Reichsregierung, den Missionen das bisher erwiesene Wohlwollen zu erhalten und ihre selbstlose Arbeit so viel als möglich zu fördern, namentlich dadurch, dass sie

1. in der Verwaltung ihrer überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt;

2. den Missionsgesellschaften unbeschadet aller gesetzlichen Ordnungen volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb lässt;

3. ihnen bei gemeinnützigen Arbeiten, z. B. guten Leistungen in den allgemeinen Unterrichtsfächern der Schulen, sowie im gewerblichen Unterricht oder bei Drucklegung wertvoller Spracharbeiten, Geldunterstützungen gewährt.

Die Leistungen der Mission für die Kolonien und ihre Gegenforderungen an die Kolonialpolitik, von Pastor Paul, Lorenzkirch. Sektion II. S. 441.

Über die Resolution II hatte in der Sektion schon eine Erörterung stattgefunden. Dieselbe ist nicht im Anschluss an den Vortrag gebracht worden, da in der Sektion nicht darüber abgestimmt werden konnte und die kurzen Äusserungen darüber vom Schriftführer der Sektion vom übrigen Diskussionsmaterial des Vortrages zurückgestellt worden waren. Sie sollen aber hier zur näheren Erklärung vor der Diskussion in der Plenarsitzung nach den vorhandenen Aufzeichnungen der Vollständigkeit halber kurz gebracht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prinz von Arenberg, Berlin, schlägt eine redaktionelle Änderung vor zu „insbesondere auf dem Schulgebiet, sowie im gewerblichen Unterricht, aber auch bei Drucklegung wertvoller Sprach- oder auf die koloniale Wissenschaft bezüglicher Arbeiten finanzielle Unterstützung gewährt."

Direktor **Fabarius,** Witzenhausen, empfiehlt den Antrag des Prinzen von Arenberg zur Annahme.

Pfarrer L. **Diestelkamp,** Berlin, empfiehlt die Art und Weise der holländischen Regierung und plädiert für das „ora" vor dem „labora."

Nachdem Regierungsrat **Fuchs,** Berlin, auf das geschäftsordnungsmässig Unzulässige einer Abstimmung über die Resolution aufmerksam gemacht hatte, wurde nach einer kurzen Debatte, an der sich **Prinz von Arenberg** und Kontreadmiral **Strauch** beteiligten, der Beschluss gefasst, dass in der Plenarsitzung der Antrag des **Prinzen von Arenberg** als Wunsch der Sektion zur Annahme durch die Vollversammlung vorgeschlagen werde.

Es folgt nun die Debatte in der Plenarversammlung.

Professor Dr. **Linck,** Jena: Ich muss gegen diese Resolution Bedenken erheben. Ich stimme zwar dem Absatz 3 vollkommen bei, aber ich bin der Überzeugung, dass hier etwas vergraben liegt, was eigentlich nicht gewollt ist. Wenn ich nämlich den Punkt 1 so auffasse, dass die Regierung nur, soweit es auf ihre Verordnungen und die Art zu regieren ankommt, die christliche Moral und Ethik zur Geltung bringen soll, so bin ich vollkommen einverstanden damit; sollte es aber heissen, dass die Regierung veranlasst werden soll, keine anderen Beamten anzustellen als christliche, so würde ich Widerspruch dagegen erheben und zwar einfach deswegen, weil dann unter Umständen die besten, zur Verwaltung der Kolonien geeignetsten Elemente davon ausgeschlossen würden, und die können nicht ausgeschlossen werden; es muss eben auch ein Araber genommen werden, ohne Rücksicht darauf, ob er Christ oder Mohammedaner ist, wenn er für die Verwaltung geeignet ist. Punkt 2 passt auch nicht ganz. Denn man hat die Erfahrung gemacht, dass die Nation, von der wir in Bezug auf die Kolonien am meisten lernen können, die Engländer, die Missionen unter Umständen vollständig verbieten. Dies ist geschehen im Sudan. Nachdem der Aufstand des Mahdi niedergeschlagen und die neue Regierung eingesetzt war, ist einfach jede christliche Propaganda im Lande verboten worden aus allgemein politischen Gründen; nur wo reine Heiden waren, wurde die Mission gestattet. Es haben verdiente Leute, wie z. B. Pater Ohrwalder, den ich über alle Massen hochschätze, das Land, in dem sie 15 Jahre und noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

länger gewirkt hatten, verlassen müssen, und zwar nur aus allgemeinpolitischen Gründen. Ich könnte zugestehen, zu sagen, „den Missionsgesellschaften, soweit die politischen Verhältnisse es gestatten, vollkommene Freiheit zu lassen". Denn es ist darauf hinzuweisen, dass wir reale, keine ideale Politik zu machen haben; wir müssen bedenken, dass es unter Umständen nötig ist, die Missionen gänzlich zu verbieten, wenn nämlich grosse Nachteile dadurch vermieden werden können. Es wird gewiss niemand leugnen, dass wir manchmal Kämpfe haben bestehen müssen, viel Geld haben opfern müssen infolge der Missionen, ich will nicht sagen direkt, aber indirekt dadurch, dass Missionäre irgendwo niedergeschlagen worden sind. Dann kostet es dem Staate grosse Summen und viel Blut, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und dem müssen wir ausweichen. Deswegen möchte ich empfehlen, die Resolution nicht so, wie sie vorgeschlagen ist, anzunehmen, sondern mit einer entsprechenden Veränderung.

Präsident: Ich möchte den Herrn Redner fragen, ob er beabsichtigt, ein Amendement zu stellen. Ich bitte dann, dieses schriftlich hier abzugeben.

Es ist ein zweites Amendement hier eingelaufen und ich bitte den Herrn Referenten, es zu verlesen.

Dr. **Tille,** Berichterstatter: Das eingegangene Amendement bezieht sich auf Absatz Nr. 3 der Resolution II. Derselbe soll dahin gefasst werden:

> 3. ihnen bei ihrer gemeinnützigen Arbeit, besonders auf dem Schulgebiete, bei der ärztlichen Tätigkeit sowie im gewerblichen Unterricht, aber auch bei Drucklegung wertvoller Sprach- oder auf die koloniale Wissenschaft bezüglicher Arbeiten finanzielle Unterstützung gewährt.

Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch bei Strehla: Bei den Verhandlungen von Sektion IV ist die Aufmerksamkeit insbesondere auf zwei Spezialarbeiten der Mission gelenkt worden, welche von grosser kultureller Bedeutung sind: Die Schul- und die ärztliche Tätigkeit bezw. die Krankenpflege. Um diese beiden Zweige ihrer Tätigkeit der Reichsregierung besonders zu empfehlen, eventuell zur Unterstützung, hat die Sektion IV dem Schlussabsatz der Resolution II den eben vorgelesenen Wortlaut gegeben und empfiehlt dem Kongress die Annahme in dieser Form.

Missionsdirektor Dr. theol. **von Schwartz,** Leipzig: Herr Professor Linck hat daran erinnert, dass von seiten der englischen Regierung im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sudan die Missionstätigkeit jetzt noch verhindert ist. Es ist das ein singulärer Fall. Es ist dort vor nicht langer Zeit ein blutiger Krieg geführt worden und der Fanatismus der dortigen Mohammedaner ist dort ein ausserordentlich grosser. Aber ich möchte doch sagen, dass auch jetzt schon in England eine ausserordentlich starke Strömung sich dahin geltend macht, die Regierung zu veranlassen, dass sie dieses Verbot, das doch jedenfalls nur ein zeitweiliges ist, zurückzieht, und ich glaube, es wird nicht sehr lange dauern, bis das Verbot zurückgezogen wird.

Ich möchte übrigens daran erinnern, dass jahrelang, jahrzehntelang die englische Regierung auch in Britisch-Indien die Missionstätigkeit verboten hatte — es war damals nicht die englische Regierung selbst, sondern die Ostindische Kompagnie —, weil sie das für schädlich hielt. Aber nachdem der Aufstand von 1857 hier gezeigt hatte, dass dieses Mittel der Schonung der religiösen Anschauung der Einwohner durchaus nicht versöhnend gewirkt hatte, hat sie der Mission volle Freiheit gegeben. Es haben englische Vizekönige ausdrücklich anerkannt, dass nichts mehr dazu beigetragen hat, die indische Bevölkerung mit der englischen Herrschaft zu versöhnen, als eben die Mission.

Ich möchte dann in Bezug auf Punkt 3 der Resolution II noch eins zur Sprache bringen, nämlich die Unterstützung der Schultätigkeit. Die Schulhoheit des Reiches wird ja von keiner Seite beanstandet und bestritten. Ich möchte aber den ernstlichen Wunsch aussprechen, dass von dieser Schulhoheit doch ein recht gemässigter Gebrauch gemacht würde, und dass der Mission möglichst nach allen Seiten die Freiheit in der Einrichtung ihres Schulwesens bewahrt werden möchte, namentlich auch in Bezug auf den Unterricht in der deutschen Sprache. Ich verstehe es durchaus, wenn die deutschen Beamten den Wunsch hegen, dass sie möglichst bald Leute zur Verfügung haben, welche als Dolmetscher oder als Unterbeamte dienen können und welche zu diesem Zweck der deutschen Sprache mächtig sind. Namentlich in den Hafenstädten, wo die englische Sprache als Sprache der schiffahrenden Nationen im allgemeinen sich eindrängt, verstehe ich es auch, wenn die Regierung darauf Wert legt, in solchen Hafenstädten den Unterricht in der deutschen Sprache nach allen Seiten hin zu fördern.

Aber ich möchte bitten, dass darin Mass gehalten werde, und dass man nicht von den Missionen etwas verlange, was eine Verletzung der pädagogischen Grundsätze, welche wir Deutschen doch nun einmal haben, involviert. Ich werde zu diesem Wunsche besonders veranlasst durch einen sehr wohlgemeinten Erlass des deutsch-ostafrikanischen Gouvernements vom 31. Mai 1902. Es wird darin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesagt, dass Mittel zur Verfügung gestellt seien, welche zur Verbreitung und Förderung der deutschen Sprache im Schutzgebiete dienen sollen, und es heisst dann weiter:

> Dem Beispiel anderer Kolonien folgend, beabsichtige ich aus diesem Fonds unter anderem den von Missionen eingerichteten Schulen für gute Leistungen ihrer Zöglinge in der deutschen Sprache Prämien zu gewähren.

Es werden zuletzt die Leiter dieser Anstalten gebeten, sich deshalb beim Bezirksamt unmittelbar zu melden.

Ich glaube, wenn jemand hier in Deutschland auf den Gedanken käme, in den märkischen oder mecklenburgischen Dorfschulen zur Hebung der geistigen Bildung die Kinder in einer fremden Sprache zu unterrichten, so würde man ihn alsbald auf seinen geistigen Gesundheitszustand untersuchen lassen, und wir werden doch am Ende nicht leugnen, dass wir Kaukasier in der Fähigkeit zur Vollziehung der Denkoperationen den Bantunegern noch etwas über sind. Man wird nicht fordern wollen, dass allgemein in den Elementarschulen der afrikanischen Kolonien der Unterricht im Deutschen zur Regel gemacht wird. Wir würden damit Bildungs-Karikaturen machen, wie sie in englischen und französischen Kolonien vielfach gemacht werden, die den Witzblättern ausgiebigen Stoff zu ihren Witzen bieten. Wir werden in dieser Beziehung recht vorsichtig vorgehen müssen. Der Ausschuss der deutschen evangelischen Missionen hat schon 1897 an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes eine Denkschrift gerichtet, welche über diese Frage sich ausspricht, und mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich die Sätze verlesen, um die es sich dabei zweifellos handelt. Ich glaube, die katholischen Missionen werden mit diesen Grundsätzen durchaus einverstanden sein, es sind allgemein pädagogische Grundsätze:

„Den Unterricht in einer fremden Sprache, speziell in der Sprache des herrschenden Volkes, schliessen wir nicht von der Schule aus, betrachten ihn aber, wo nicht besondere Verhältnisse dazu nötigen, nicht als einen allgemeinen Unterrichtsgegenstand und können seine Erteilung erst dann für zweckmässig halten, wenn zuvor eine Elementarbildung in der Volkssprache gegeben ist. Die Versuche, den Eingeborenen durch die Schule eine fremde Sprache auf Kosten der eigenen aufzudrängen und sie so zu entnationalisieren, halten wir für ein Unrecht und den Versuch, ihnen möglichst rasch ohne gründliche Elementarbildung in der eigenen Sprache eine fremde Sprache beizubringen, für pädagogischen Unverstand, wodurch statt wirklicher geistiger Bildung, äusserliche Abrichtung und eine anspruchsvolle und dünkelhafte Scheinbildung, die ebenso abstossend wie sittlich verderblich ist, erzielt wird.“ Allerdings macht es die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprachzersplitterung hie und da unmöglich, jedem kleineren Stamm eine Schulbildung in seiner Sprache zu geben. Dann aber hat nicht eine europäische Sprache, sondern eine verwandte Landessprache an die Stelle der Stammessprache zu treten.

Das Petitum, welches an die Kolonialabteilung infolgedessen gerichtet wird, geht dahin, „dieselbe wolle etwaige pekuniäre Unterstützungen, die sie der Missionsschule in Anbetracht des Dienstes, den sie der Entwickelung der Kolonien tut, zuzuwenden geneigt wäre, nur davon abhängig machen, dass die Schulen gewisse von den Organen der Regierung zu kontrollierende Leistungen erfüllen, unter diesen Leistungen aber ausdrücklich die in der Landessprache voranstellen und jedenfalls nicht nur die in der deutschen Sprache belohnen."

Bei aller Anerkennung der wohlwollenden Absicht des deutschen Gouvernements in Ostafrika werden Sie sehen, dass der Erlass diesem Petitum gerade entgegengesetzt ist. Vermutlich hat der Herr Gouverneur keine Kenntnis davon gehabt. Ich möchte bitten, dass die massgebenden Organe diesen Wünschen etwas Rechnung trügen.

In anderen Dingen können wir gewiss in Bezug auf Kolonialpolitik von den Engländern manches lernen. Aber in der Pädagogik sind wir Deutschen ihnen sehr überlegen und sollten uns nicht verleiten lassen, gesunde pädagogische Grundsätze so, wie es in englischen Kolonien vielfach geschieht, zu verleugnen zu Gunsten einer oberflächlichen Englisierung bezw. Germanisierung.

Präsident: Es hat sich niemand mehr zum Worte gemeldet, ich darf die Diskussion schliessen und den Vorschlag machen, getrennt über die einzelnen Teile abzustimmen.

Zum Kopf und Punkt 1 liegen keinerlei Abänderungsvorschläge vor, zu Punkt 2 und 3 liegt je ein Amendement vor.

Ich würde also jetzt erst über den Kopf und Punkt 1 abstimmen lassen. Wenn sich kein Widerspruch erhebt, darf ich annehmen, dass die Versammlung sie angenommen hat. Dies ist der Fall.

Zu Punkt 2 bitte ich erst den Herrn Referenten, das vorgeschlagene Amendement zu verlesen.

Dr. **Tille,** Berichterstatter: Das Amendement geht dahin: Absatz 2 ist zu ersetzen durch die Worte:

> 2. den Missionsgesellschaften, soweit es die politischen Verhältnisse gestatten, volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb lässt.

Präsident: Ich würde den Vorschlag machen, zuerst über das Amendement abzustimmen. Sollte es angenommen werden, so wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es an Stelle des bisherigen Absatz 2 eingefügt. Sollte es abgelehnt werden, so werden wir über die gedruckt vorliegende Formulierung abstimmen.

Ich bitte also diejenigen Herren, welche für das Amendement sind, die Hand erheben zu wollen. Das ist die überwiegende Mehrzahl. Das Amendement zu Punkt 2 ist angenommen.

Ich bitte nun das Amendement zu Punkt 3 zu verlesen.

Dr. **Tille,** Berichterstatter:

3. ihnen bei ihrer gemeinnützigen Arbeit, besonders auf dem Schulgebiete, bei der ärztlichen Tätigkeit sowie im gewerblichen Unterricht, aber auch bei Drucklegung wertvoller Sprach- oder auf die koloniale Wissenschaft bezüglicher Arbeiten finanzielle Unterstützung gewährt.

Die darauf vorgenommene Abstimmung ergab die Annahme des Amendements zu 3 und der Resolution II in der neuen Fassung folgendermassen:

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 empfiehlt in Anerkennung der namhaften Opfer, welche die in unsern Kolonien tätigen Missionsgesellschaften bringen, um deren Bewohner geistig, sittlich und kulturell zu heben, und unter Hinweis auf die damit bereits erzielten Erfolge der Reichsregierung, den Missionen das bisher erwiesene Wohlwollen zu erhalten und ihre selbstlose Arbeit so viel als möglich zu fördern, namentlich dadurch, dass sie

1. in der Verwaltung ihrer überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt;

2. den Missionsgesellschaften, soweit es die politischen Verhältnisse gestatten, volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb lässt;

3. ihnen bei gemeinnützigen Arbeiten, besonders auf dem Schulgebiete, bei der ärztlichen Tätigkeit, sowie im gewerblichen Unterricht, aber auch bei Drucklegung wertvoller Sprach- oder auf die koloniale Wissenschaft bezüglicher Arbeiten finanzielle Unterstützung gewährt.

Resolution III.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält die Beseitigung der Sklaverei für eine der wichtigsten Kulturaufgaben, welche Deutschlands in seinen Kolonialgebieten harren, und er ist der Meinung, dass die Schaffung eines umfassenden Netzes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Verkehrswegen durch die Anlage von Eisenbahnen, Strassen und Brücken, sowie durch Hebung der Schiffahrt auf den Flüssen und Seen eines der geeignetsten Mittel ist, um die Sklaverei einzuschränken und schliesslich ganz aus der Welt zu schaffen.

Über einige Mittel zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei, von Pater Acker, Knechtsteden. Sektion IV S. 452.

Auch hier liegt derselbe Fall vor, wie bei der Resolution II. Deshalb wird ebenfalls an dieser Stelle die Debatte kurz gebracht. Der eine der Herren Redner streift allerdings noch einen Punkt in dem Vortrag des Herrn Pater Acker, der nicht unmittelbar mit der Resolution zu tun hat. Er betrifft die Forderung der Vermeidung der Anstellung von Mohammedanern in dem ostafrikanischen Kolonialdienst als Regierungsbeamte. Sie konnte aber aus der Aufzeichnung nicht fortgelassen werden.

Pater **Enschoff,** St. Ottilien bei Geltendorf: Der Plenarversammlung den Wunsch der Sektion auszusprechen, dass der Resolution hinzugefügt werde: Die Regierung möge den Mohammedanismus möglichst zurückdrängen, wie auch der Vortragende empfohlen habe.

Kontreadmiral **Strauch,** Berlin, Vorsitzender, findet, dass dem Wunsch des Vorredners schon in Absatz 1 von Resolution II durch die Worte „christlichen Charakter des Mutterlandes" u. s. w. Rechnung getragen ist.

Pfarrer L. **Diestelkamp,** Berlin, hält es für bedenklich, nach dieser Seite hin auf die Regierung einzuwirken, er wünscht dies den kolonialen Kreisen überlassen zu sehen. Aus den Missionsschulen würden mit der Zeit die nötigen Unterbeamten (die jetzt meist mohammedanisch sind) genommen werden können.

Wirklicher Legationsrat **Rose,** Berlin, erklärt im Anschluss an die Besprechung der Resolution des Pater Acker über Abschaffung der Sklaverei, dass die Kolonialverwaltung im vollen Einverständnis mit dem Herrn Gouverneur Grafen von Götzen die Besetzung der Unterbeamtenstellen mit Christen für dringend wünschenswert halte. Wenn bisher für diese Posten in der Mehrzahl Mohammedaner verwandt seien, habe das einfach seinen Grund darin, dass geeignete christliche Bewerber, die gegenüber mohammedanischen Anwärtern vom Gouvernement unbedingt vorgezogen werden würden, nicht zur Verfügung gestanden hätten. Um diesem Übelstand abzuhelfen, sei durch Vereinbarung zwischen Gouvernement und Missionen festgelegt worden, dass letztere nach einem ihnen von ersterem zugegangenen Lehrplan Zöglinge ausbildeten, die die zur Verwendung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Unterbeamtenstellen unerlässlichen Kenntnisse sich aneignen sollten. Eine den vom Pater Acker hervorgehobenen Gesichtspunkten entsprechende Entwickelung sei mithin angebahnt. Da sich also die Angelegenheit in einem Stadium befinde, von dem man sagen könne *πάντα ῥεῖ*, erscheine eine Resolution, welche bezwecke, die Regierung zu besonderen Massnahmen zu drängen, nicht angezeigt.

Eine Debatte in der Plenarsitzung fand über diese Resolution nicht statt; sie wurde unverändert angenommen.

Resolution IV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält im Interesse der weiteren geologischen und bergbaulichen Erschliessung der deutschen Schutzgebiete folgende Massnahmen für erforderlich:

1. Die Ausrüstung eines jeden wichtigeren Gouvernements mit einem Geologen und einem Bergbeamten, die berufen sind, einerseits diejenigen geologischen Formationen, welche die beste Aussicht auf Erschliessung von Bodenschätzen bieten, zu erforschen und andererseits die Prüfung der Lagerstätten auf die Möglichkeit wirtschaftlicher Ausbeutung vorzunehmen und dem Gouvernement in bergtechnischen und bergrechtlichen Fragen als Beirat zu dienen.

2. Eine möglichst entgegenkommende Handhabung der bergrechtlichen, bergpolizeilichen und sonstigen Vorschriften gegenüber den Schürfenden, und zwar neben den Schürfgesellschaften auch gegenüber den Einzelschürfern (Prospektoren), da bis jetzt in fast allen Bergbauländern gerade durch die kleinen Schürfer wichtige mineralische Funde gemacht worden sind und erfahrungsgemäss Schürfer sehr leicht durch allzuscharfe Beschränkungen von ihrer nützlichen und schwierigen Tätigkeit abgeschreckt werden.

3. Die Einschränkung der Verfügung des Herrn Reichskanzlers vom 25. März 1902, betreffend die Schaffung eines Vorbehaltes für den Landesfiskus von Deutsch-Ostafrika zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien in den Flussbetten des Schutzgebietes in dem Sinne, dass sie sich nur auf Wasserläufe, soweit sie schiffbar sind, bezieht. Da die Untersuchungen der Schürfer in der Regel von den oberen Fluss- und Bachbetten ausgehen, so würde die Aufrechterhaltung der Verordnung geradezu einem Ausschluss der Schürfer von der Kolonie gleichkommen. Ausserdem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wäre der Begriff der Schiffbarkeit genau zu bestimmen, da tropische, in der Regenzeit schiffbare Flüsse oft in der Trockenheit kein oder fast kein Wasser führen.

4. Die Verbesserung des Beförderungswesens, die Ermässigung der Frachttarife und den Bau von Eisenbahnlinien, welche der Erschliessung der Bodenschätze der Kolonialgebiete dienen.

Die nutzbaren Bodenschätze der Schutzgebiete, von Geh. Bergrat Direktor Schmeisser, Berlin. Sektion I, S. 83.

Die Annahme der Resolution erfolgte in der vorstehenden Fassung.

Resolution V.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält es im Interesse der Aufrechterhaltung des Zusammenhanges der deutschen Auswanderer mit dem Mutterlande für notwendig, dass der in § 21 des Gesetzes über Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 zur Geltung gelangte Grundsatz, dass durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande ohne Eintragung in die Konsulatsmatrikel die Reichs- und Staatsangehörigkeit verloren geht, beseitigt und die Verjährung als Verlustgrund der Reichs- und Staatsangehörigkeit nur in Bezug auf die Nachkommen ausgewanderter Deutscher unter gewissen Voraussetzungen und Beschränkungen zugelassen werde.

Die Frage der Reichsangehörigkeit der Auswanderer, von Dr. Hermann Hesse, Berlin. Sektion VI, S. 616.

Die Annahme erfolgte in der vorliegenden Fassung.

Resolution VI.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 ist der Ansicht, dass sowohl das ideelle Kulturinteresse und das Interesse der deutschen Auswanderung, als das Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie die Ableitung der deutschen Auswanderung nach den mit gemässigtem Klima ausgestatteten Ländern von Südamerika, insbesondere nach Südbrasilien, und die Sammlung derselben in diesen Gegenden als notwendig erscheinen lässt. Daher ist die Ansiedlung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Deutschen daselbst durch deutschen Unternehmungsgeist, deutsches Kapital und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu fördern.

Die praktischen Aufgaben der deutschen Auswanderungspolitik, von Dr. R. Jannasch, Berlin. Sektion VI. S. 586.

Hierzu lag ein Amendement des Herrn Alemann vor, nach dem Worte „Südbrasilien" einzusetzen: „und den La Plata-Ländern.

Alemann, Buenos Aires: Ich habe dieses Amendement gestellt im Interesse der Gleichberechtigung, da die sanitären, landwirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in beiden Zonen ungefähr dieselben sind. Ohne die Vorteile von Südbrasilien anzugreifen, muss ich sagen, dass doch die La Plata-Staaten wieder Vorteile anderer Art bieten, wie z. B. Eisenbahnverkehr, welche sie berechtigen, ebenfalls Anspruch darauf zu erheben, als günstig für die deutsche Auswanderung betrachtet zu werden.

Dr. **Jannasch,** Berlin: Ich bitte die geehrte Versammlung, dieses Amendement des Herrn Alemann abzulehnen. Es ist in der gedruckten Resolution ausdrücklich hervorgehoben, dass die Auswanderung nach den „mit gemässigtem Klima ausgestatteten Ländern von Südamerika" geleitet werden soll, und da sind bestimmte Teile von Argentinien inbegriffen. Wenn aber Herr Alemann „Argentinien" schlechthin sagt, so könnte man an Chubut oder ähnliche Gegenden denken. Das wäre ein sehr schwerer Fehler, und deshalb bitte ich, das Amendement abzulehnen.

Nach Ablehnung des Amendements Alemann mit überwiegender Stimmenmehrheit wurde die Resolution in der zuerst vorliegenden Form angenommen.

Resolution VII.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 ist der Ansicht, dass die Verhältnisse im internationalen Kongobecken, wie sie sich mit Bezug auf die Landpolitik, die Handelsfreiheit und den Schutz der Eingeborenenrechte seither entwickelt haben, in wichtigen Punkten mit den Bestimmungen der Kongoakte nicht mehr in Einklang zu bringen sind. Er hält daher eine Revision der Kongoakte im Interesse der beteiligten Mächte für unerlässlich.

Die internationale Kongoakte und die durch sie gewährleistete Schiffahrts- und Handelsfreiheit, von Konsul Vohsen, Berlin. Sektion III, S. 421.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konsul a. D. **Vohsen**, Berlin: Ich habe das Wort erbeten, um ein Amendement hier einzubringen. In dieser Resolution VII, wie sie uns hier vorliegt, ist nur die Rede von den Verhältnissen im internationalen Kongobecken und ist nicht die Rede von der Nigerschiffahrt, deren Freiheit durch die Kongoakte garantiert ist und an der wir durch die letzthin in dieses Gebiet entsandten Expeditionen ein besonderes Interesse gewonnen haben. Nur unter der Bedingung der absoluten Freiheit der Schiffahrt auf dem Niger können wir daran denken, das deutsche Tschadseedreieck zu erschliessen. Die Nachrichten, die wir aus dem Gebiete bekommen haben, gehen dahin, dass das Gebiet fruchtbar ist, dass die Baumwollkultur in grossem Masse dort getrieben wird und im Verein mit Kautschuk und Elfenbein die Unterlage bildet für einen aussichtsreichen Handelsbetrieb. Ich möchte deswegen Ihnen vorschlagen, die Resolution wie folgt zu fassen:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 ist der Ansicht, dass die Verhältnisse, wie sie sich im Nigergebiet mit Bezug auf die Freiheit der Schiffahrt und den Transitverkehr, und im internationalen Kongobecken mit Bezug auf die Landpolitik, die Handelsfreiheit und den Schutz der Eingeborenenrechte seither entwickelt haben, in wichtigen Punkten mit den Bestimmungen der Kongoakte nicht in Einklang zu bringen sind. Er hält daher die Einleitung von Verhandlungen zwischen den Vertragsmächten zur Durchführung der durch die Kongoakte gewährleisteten Bestimmungen für dringend geboten.

Der Berichterstatter Dr. **Tille**, Berlin: Dem Kongresskomitee hat diese Fassung nicht vorgelegen, aber ich glaube, namens des Kongresskomitees sagen zu dürfen, dass von seiner Seite Bedenken gegen diese Fassung nicht vorliegen. Sie enthält nur genau dasjenige, was auch im Kongresskomitee zum Ausdruck gelangt war, und ich glaube, dass sie der ursprünglichen Fassung vorzuziehen ist. Ich möchte Ihnen daher die Annahme der Resolution mit dem Abänderungsantrag des Herrn Vohsen empfehlen.

Die Resolution wurde in der neuen Fassung angenommen.

Resolution VIII.

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 ist der Meinung, dass es im Interesse der heimischen Volkswirtschaft liege, vom Auslande hinsichtlich des Bezuges von kolonialen Roh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stoffen möglichst unabhängig zu werden und möglichst sichere Märkte für den Absatz deutscher Industrieerzeugnisse zu gewinnen. Beide Aufgaben können die heutigen deutschen Kolonien in Zukunft wohl erfüllen, wenn die Eingeborenen durch Besteuerung bezw. durch Heranziehung zu öffentlichen und Kulturarbeiten, zur Arbeit erzogen werden, und wenn die Kolonien eine genügende Aufschliessung erfahren. Zu diesem Zwecke ist es jedoch nötig, grössere Mittel von Reichswegen für ihre Entwickelung bereit zu stellen, und zwar insonderheit

1. für wirtschaftliche Vorarbeiten nach Art der Bemühungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zur Ermittlung ertragsfähiger wirtschaftlicher Kolonialunternehmungen;
2. für die Förderung des Studiums landwirtschaftlicher Unternehmungen fremder Kolonien durch Gewährung von Stipendien und Reiseunterstützungen an geeignete und entsprechend vorgebildete, junge Männer;
3. für Errichtung von Kulturämtern in allen Kolonien zur Förderung der wirtschaftlichen Entwickelung;
4. für Transportmittel, den Bau von Eisenbahnen, die Schiffbarmachung der wichtigeren Flüsse, den Bau von Strassen und die Anlage von Telegraphen- und Telephonlinien.

Die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien, von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann, Bonn. Sektion V, S. 494.
(Vgl. auch Vorträge über Arbeiterfrage, Vietor-Thormählen, S. 518—546.)

Der Berichterstatter Dr. **Tille:** Dazu liegt der Antrag vor, in den Worten „öffentlichen und Kulturarbeiten“ das „und“ zu streichen, so dass die Fassung heissen würde „durch Heranziehung zu öffentlichen Kulturarbeiten“, was also eine Einschränkung der Resolution bedeuten würde.

Direktor Dr. **Hindorf,** Charlottenburg: Ich muss mich ganz entschieden gegen die Streichung dieses Wortes „und“ aussprechen, weil ja sonst, wenn das Wort gestrichen wird, die Heranziehung nur zu öffentlichen Kulturarbeiten stattfinden könnte. Es muss auch möglich sein, Arbeiter heranzuziehen zu Kulturarbeiten auf den Plantagen, überhaupt zum Plantagenbetrieb, nicht bloss zu öffentlichen Kulturarbeiten; wenn aber das „und“ gestrichen wird, ist die Heranziehung von Arbeitern zu diesem Zwecke ausgeschlossen, und ich glaube nicht, dass das die Absicht des Kolonialkongresses ist; ich glaube, die Fassung hier entspricht dem, was eigentlich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grosse Mehrheit des Kolonialkongresses im grossen und ganzen gewollt hat, und ich möchte daher dringend bitten, es bei der hier vorliegenden Fassung zu belassen.

Vietor, Bremen: Wir haben in der Sektion den Vorschlag eingebracht, der angenommen worden ist, gerade weil wir verhindern wollten, dass durch irgend einen Zwang Arbeiter veranlasst werden könnten, für Privatplantagen zu arbeiten. Wir haben wohl das Recht, Leute zur Arbeit im öffentlichen Interesse heranzuziehen, Privatinteressen aber einen Vorzug vor anderen zu geben, das Recht haben wir nicht. Ich bitte Sie, dieses „und" zu streichen.

Missions-Superintendent D. **Merensky,** Berlin: Ich wollte mir nur erlauben zu bitten, den Vorschlag, dieses „und" zu streichen, anzunehmen. „Heranziehung zu öffentlichen und Kulturarbeiten" kann missverstanden werden, man kann darunter eben einen Gewaltakt verstehen und wir sind gegen Gewaltanwendung zu Privatzwecken, auch Privatkulturzwecken. Denn so sehr wir allen Erwerbsgesellschaften und allen einzelnen Deutschen gönnen, dass sie es zum Wohlstand bringen durch Arbeit in den Kolonien, so sehr sind wir dagegen, dass dies auf Kosten der Eingeborenen geschieht. Es liegt nicht im Interesse des Reichs, dass einzelne auf Kosten der Eingeborenen sich bereichern, sondern es ist im Interesse des Reichs, dass die gesamte Bevölkerung einer Kolonie, Schwarze und Weisse, sittlich und kulturell gehoben wird und vorwärts kommt.

Generalleutnant **von Keller,** München: Ich möchte kurz darauf aufmerksam machen, dass auch jene, welche zwar mit dem Wörtchen „und" nicht ganz einverstanden sind, doch darin eine allzu grosse Einschränkung der Resolution finden würden, wenn die Eingeborenen nur zu öffentlichen Kulturarbeiten herangezogen werden dürften. Dann schliessen Sie alle öffentlichen Arbeiten, die keine Kulturarbeiten sind, aus und das wäre doch zu weitgehend. Ich möchte deshalb empfehlen, einfach zu sagen: zu öffentlichen Arbeiten.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Ich kann mich dem Antrag des Herrn Vietor nur anschliessen. Es sind Fälle vorgekommen, wo die Eingeborenen in der Weise zu „Kulturarbeiten" herangezogen, d. h. gezwungen worden sind, dass Handelshäusern Eingeborene zur Verfügung gestellt wurden, um Lasten zu tragen. Diese Leistung ist den Eingeborenen in den einzelnen Dörfern bezahlt und gutgeschrieben worden, so dass sie nicht beim Wegebau herangeholt wurden. Derartige Dinge bringen aber die Regierung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Misskredit auch bei den Firmen, die nicht zu solchen „meistbegünstigten" gehören. Das Wörtlein „und" ist zu streichen. Ich glaube, es liegt im Sinne des Herrn Vietor, dass nicht gesagt werde „öffentliche Kulturarbeiten", sondern „öffentliche Arbeiten", wie es seitens des Herrn Generals von Keller ausgesprochen wurde.

Senator **Achelis,** Bremen: Ich wollte nur berichtigen als Vorsitzender der Sektion, dass die Sektion dieses Amendement des Herrn Vietor nicht angenommen hat. Das konnte sie gar nicht, weil keine Abstimmung erfolgt ist. Am ersten Tage, wo auch die kulturelle Aufgabe besprochen wurde, hat sich die ganze Sektion mit der Resolution, wie sie vom Kongresskomitee vorgelegt worden ist, einverstanden erklärt. Heute Morgen, am zweiten Tage, wo auch von kulturellen Aufgaben der Kolonien die Rede war, hat Herr Vietor dieses Amendement eingebracht. Gegen diese Einbringung ist kein Widerspruch erfolgt, aber von Annahme des Amendements ist keine Rede.

Missionsinspektor **Oehler,** Basel: Das Wörtlein „und" kann gestrichen und muss gestrichen werden. Es kann gestrichen werden deshalb, weil infolge der Streichung eine loyale Heranziehung von eingeborenen Arbeitskräften, d. h. eine Heranziehung ohne Zwang, dann immer noch freisteht. Aber es muss gestrichen werden, weil sich eben daran die schlimmsten Missstände knüpfen, wenn es möglich ist, dass die Eingeborenen wider ihren Willen gezwungen werden sollen, ihre Freiheit den Privatinteressen zu opfern.

Der Präsident, Se. Hoheit **Herzog Johann Albrecht:** Es liegt der schriftliche Antrag von Herrn General von Keller vor, in Zeile 5 statt „zu öffentlichen und Kulturarbeiten" die Worte zu setzen: „zu öffentlichen Arbeiten".

Direktor Dr. **Hindorf**, Charlottenburg: Ich sehe nicht ein, warum wir das Wort „Heranziehung" so auslegen müssen, als wenn dabei nur gedacht wäre an das Kommandieren der Arbeiter von seiten des Gouvernements. Es ist dabei doch auch gedacht an das Werben der Arbeiter durch die Pflanzungen. Weshalb sollen wir für unser gutes Geld, für den Lohn, den wir den Eingeborenen bezahlen, nicht das Recht haben, dadurch die Eingeborenen zur Arbeit auf den Pflanzungen oder beim Wegebau oder sonst wo zu gewinnen und durch diese Tätigkeit sie auch zur Kultur zu erziehen! Weshalb müssen wir das Wort so auslegen, wie es hier von den meisten der Herren Vorredner geschehen ist? Wir haben diese selbe Frage schon einmal im Kon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gresskomitee besprochen. Da ist auch von anderer Seite die Streichung des Wörtchens „und" gewünscht worden. Ich habe dieselben Bedenken, die ich jetzt hier ausspreche, bereits damals dagegen geltend gemacht, und im Kongresskomitee ist das als richtig anerkannt worden. Wir sind im Kongresskomitee der Meinung gewesen, das Wörtchen „und" könne ganz gut stehen bleiben, weil wir nicht daran gedacht haben und, ich bin überzeugt, auch der Herr Antragsteller der Resolution nicht daran gedacht hat, dass diese Stelle sich nur auf das Kommandieren der Eingeborenen zur Arbeit beziehen solle, sondern, wie ich schon ausführte, auch auf die freie Werbung derselben gegen Lohn, und in diesem Sinne, glaube ich, kann das Wörtchen „und" ganz ruhig stehen bleiben.

Nach einem Antrag auf Schluss der Debatte, welcher angenommen wurde, erhielt der Herr Referent das Schlusswort.

Dr. **Tille,** Berichterstatter: Ich möchte Sie im Namen des Kongresskomitees bitten, doch der im Druck vorliegenden Fassung zuzustimmen und das Wort „und" nicht zu streichen. Ich sehe keinen Grund ein, und das Kongresskomitee sah auch keinen Grund ein, warum es im Interesse der Kolonien liegen soll, dass die Eingeborenen möglichst wenig arbeiten. Zur Hebung der Kultur ist es vielmehr notwendig, dass man die Eingeborenen in der einen oder anderen Weise mit der Arbeit bekannt macht. Das geschieht am gedeihlichsten und förderlichsten, wenn man sie zur öffentlichen und Kulturarbeit heranzieht, und ich meine, wir sollten jedes Mittel mit Freude begrüssen, das dazu beiträgt, dass von den Eingeborenen ein grösseres Mass an Arbeit geleistet wird, als von ihnen bis jetzt geleistet worden ist. Aus diesem Grunde möchte ich Sie bitten, einer sentimentalen Neigung in übertriebenem Masse nicht nachzugeben und nicht das Interesse der Eingeborenen an dem Recht auf Faulheit wahrzunehmen, sondern durch Erhaltung des „und" auszusprechen, dass Sie den lebhaften Wunsch haben, dass die Eingeborenen unserer Kolonien möglichst stark arbeiten lernen.

Den Ausführungen des Referenten wurde aus der Versammlung vielfach durch Zurufe während seiner Rede widersprochen.

Es wurde dann zur Abstimmung geschritten und die Resolution mit einer sehr geringen Majorität in der zuerst eingebrachten Form unverändert angenommen.

Resolution IX.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält die planmässige deutsche Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine unserer wichtigsten und dringlichsten Kolonialaufgaben. Er ist der Ansicht, dass die Kräfte und Mittel der Siedelungsgesellschaften und die sonstige private Siedlungstätigkeit für die Lösung dieser Aufgabe unzureichend sind, und er hält es für dringend notwendig, dass das Reich für die Förderung der Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika erheblich grössere Mittel aufwende als bisher. Soweit das Land zur Zeit für die Besiedelung geeignet ist, ist dieselbe, namentlich zum Zwecke der Grossviehzucht, durch Gewährung etwa notwendiger, ausreichender Vorschüsse zu beschleunigen. Um es weiterhin für die Aufnahme einer grösseren Zahl von neuen Ansiedlern genügend vorzubereiten, ist die Schaffung zahlreicher Brunnen und kleinerer Staudämme und an geeigneten Punkten die Anlage grösserer Stauwerke sofort in die Wege zu leiten.

Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika, von Dr. Hindorf, Charlottenburg. Sektion VI, S. 627.

Direktor Dr. **Hindorf,** Charlottenburg: Ich möchte zu meiner eigenen Resolution hier ein Amendement einbringen, und zwar möchte ich vorschlagen,

in der dritten Zeile von unten anstatt der Worte „notwendiger, ausreichender Vorschüsse“ zu sagen „durch Gewährung von Begünstigungen, welche die Unternehmungen zu fördern geeignet sind, zu beschleunigen“,

und zwar schlage ich das deswegen vor, damit man nicht an Vorschüsse allein gebunden ist, sondern auch andere Begünstigungen, z. B. Stundung des für das Land zu zahlenden Betrags, Stundung der Kosten für Brunnenanlagen und anderes den Ansiedlern gewähren kann. Ich glaube, dass dem nichts entgegenstehen wird.

Dann möchte ich vorschlagen, noch einen Satz dieser Resolution hinzuzufügen und zwar folgenden:

Die Regierung möge, damit die einmal im Gange befindliche Besiedelung nicht an einer Steigerung der Bodenpreise ins Stocken komme, Bedacht nehmen, bei Gelegenheit das Verfügungsrecht über kulturfähiges, von den Landgesellschaften nicht in Kultur genommenes Land sich zu verschaffen.

Dass ich hier diese beiden Amendements einbringe, verdanke ich der Verhandlung in der Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft am vorgestrigen Tage. Da hat nämlich eine Resolution

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ähnlichen Inhalts vorgelegen, die sich in verschiedenen Punkten, besonders mit dem Hauptpunkte meiner Resolution, deckte. Diese Resolution enthält aber auch noch einige andere Punkte, und man ist dann in der Vorstandssitzung dazu gekommen, beide Resolutionen, die damals vorliegende und meine, in eine einzige zu verschmelzen, und aus diesen beiden Resolutionen diese zu machen, die ich Ihnen vorgelesen habe. Da nun der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft diese Resolution fast einstimmig angenommen hat, und da es wünschenswert erscheint, dass nicht zwei Resolutionen über dasselbe Thema in verschiedener Fassung angenommen werden, so möchte ich vorschlagen, dass die Resolution, die vorgestern vom Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft angenommen ist, auch heute hier angenommen wird. Daher habe ich die beiden Amendements eingebracht.

Professor **Rehbock,** Karlsruhe: Ich möchte Sie bitten, die Resolution IX einschliesslich der beiden Amendements vollinhaltlich und ohne jede Einschränkung anzunehmen. Ich möchte das aus dem Grunde betonen, weil der Herr Referent über die Frage der Einwanderung in Deutsch-Südwestafrika in der Sektionssitzung selbst gegen einen wichtigen Punkt seiner Resolution gesprochen hat, insofern er erklärte, dass die Millionen, die für die grossen Stauanlagen erforderlich wären, zweckmässiger für zahlreiche kleine Dämme aufgewendet würden. Um so mehr möchte ich mich gegen diese Äusserung wenden, weil der Herr Referent hinzugefügt hat, dass diese zahlreichen kleinen Dämme benutzt werden sollen zur Viehtränke im Schutzgebiete. Ich glaube, dieser Vorschlag darf von unserem Kongresse nicht in die Kolonie in dieser Form hinausgehen. Für die Viehzucht sind kleine Dammanlagen meiner Meinung nach ungeeignet, weil sie erstens teuer, zweitens unzuverlässig, drittens gefährlich und viertens gesundheitsschädlich sind. Teuer, weil die kleinen Dammbauten im Verhältnis zu ihrer geringen Leistungsfähigkeit ganz wesentliche Kosten verursachen; unzuverlässig, weil sich gezeigt hat, dass in dem Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika die kleinen Flüsse, in denen diese Dämme gebaut werden müssen, nicht regelmässig in jeder Regenzeit Wasser führen, so dass eine zuverlässige Tränkung aus den durch sie gebildeten Staubecken nicht erfolgen kann; gefährlich, weil diese kleinen aus Erde hergestellten Dammbauten nur bei sehr sorgfältiger Unterhaltung absolut sicher sind, weil sie vielfach der Zerstörung anheimfallen, wobei nicht nur die Wasserstellen verloren gehen, sondern auch eine grosse Gefahr für die anschliessenden Niederungen entsteht; gesundheitsschädlich endlich, weil von den Weideländern mit dem Oberflächenwasser die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abgänge der Tiere in die Staubecken gelangen, und weil dieselben dadurch einen Herd für Seuchen bilden.

Aus diesem Grunde hat die Regierung der Kapkolonie einen Aufruf an ihre Farmer erlassen, welcher sich gegen die Benutzung von Dämmen für die Viehzucht wendet. Und nun soll hier aus unserem Kongress ohne Widerspruch ein Referat hinausgehen, das empfiehlt, unsere Viehzucht auf solche kleine Dämme zu basieren? Ich glaube, es ist notwendig, an dieser Stelle dagegen zu sprechen. Eine gesunde Viehzucht muss das Wasser aus Brunnen entnehmen. Brunnen sind billig, geben zuverlässig Wasser, bilden keine Gefahr für die Gesundheit und sind förderlich für das Gedeihen der Tiere. Kleine Dammanlagen können nur ausnahmsweise mit Erfolg Anwendung finden. Im Gegensatze zur Wasserbeschaffung für die Viehzucht aus Brunnen werden die für den Landbau erforderlichen bedeutenden Wassermengen am besten durch grosse Stauanlagen gewonnen, weil sich durch grosse Stauwerke Wasser zum billigsten Einheitspreise beschaffen lässt und weil das aufgestaute Wasser den Pflanzen zuträglicher ist, als Brunnenwasser.

Wir müssen in Deutsch-Südwestafrika grosse Stauwerke anlegen, weil Kernpunkte für die Besiedelung nötig sind, an denen sich Kirche, Schule, Arzt, Handwerker und Kaufleute niederlassen können. Solche Mittelpunkte können nur entstehen, wenn an einzelnen Stellen grosse Mengen Wasser konzentriert gewonnen werden. Es wird gesagt, es sei noch kein Bedürfnis für diese Stauanlagen vorhanden, da die Ansiedler fehlen. Das Umgekehrte ist richtig, die Ansiedler können erst kommen, wenn die Anlagen zur Wasserbeschaffung hergestellt sind, ebenso wie die Eisenbahn den Verkehr schafft und nicht erst gebaut werden soll, wenn der Verkehr da ist. Für die Entwickelung unseres Schutzgebietes ist die Wasserfrage ausschlaggebend. Für die Viehzucht sind zahlreiche Brunnen, für die Gewinnung der Landesprodukte, Getreide u. s. w. sind grosse Stauanlagen, die unter geeigneter technischer Leitung stehen, erforderlich. Werden diese beiden Forderungen erfüllt, so glaube ich, wird die Besiedelung der Schutzgebiete schnell eintreten und dann wird auch Deutsch-Südwestafrika dem Mutterlande zum Nutzen gereichen.

Justizrat **Bojunga,** Hannover: Ich möchte die geehrten Herren bitten, das Amendement Hindorf anzunehmen, und zwar aus den Gründen, welche Herr Dr. Hindorf bereits hervorgehoben hat. Es erscheint sehr zweckmässig, dass die hohe Versammlung heute einmütig mit uns dasselbe, was vorgestern die Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft beschlossen hat, beschliesst, was sie nach meiner Meinung auch ruhig kann; während hier von Vorschüssen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rede ist, ermöglicht das Amendement auch andere Begünstigungen, z. B. die Bildung von Rentengütern u. s. w. Es erscheint zweckmässig, der Regierung und Verwaltung die Möglichkeit zu geben, die Sache gerade so zur Ausführung zu bringen, wie die einzelnen Fälle es erheischen. Deshalb ist das zweite Amendement sehr erwünscht. Ich möchte dringend bitten, das Amendement anzunehmen.

Referent Dr. **Tille,** Berlin: Diese Resolution, die eben von Herrn Dr. Hindorf eingebracht ist, hat zwar dem Kongresskomitee nicht vorgelegen, sie ist aber absolut im Sinne der Verhandlungen, die im Kongresskomitee gepflogen worden sind, und ich glaube nicht, dass irgend welche Bedenken dagegen auf seiten des Kongresskomitees bestehen. Ich möchte daher auch die Resolution in der Fassung Hindorf zur Annahme empfehlen.

Direktor Dr. **Hindorf,** Charlottenburg: Nur noch ein ganz kurzes Wort! Ich möchte mich nach dem Vortrage von gestern nicht gegen die Ausführungen des Herrn Rehbock wenden, um das Gesagte nicht noch einmal zu wiederholen. Ich möchte nur kurz erwähnen, wenn Herr Rehbock mehr für Brunnen eintritt und ich in der Hauptsache für Staudämme, so möchte ich zu bedenken geben, dass wir, wenn wir Brunnen anlegen, dann nur das lange im Grund und Boden vorhandene Wasser uns nutzbar machen, dass wir aber durch Staudämme das Wasser sammeln, was im Regen niederfällt. Ich glaube, wir wirtschaften sparsamer, wenn wir die Regenmengen aufsammeln und für spätere Zeiten reservieren, wir vermehren damit jedenfalls den Wasservorrat im Lande. Das habe ich gestern nicht erwähnt, und deshalb wollte ich diesen Punkt ganz kurz zur Sprache bringen.

In der Abstimmung wurde darauf die Resolution mit den Amendements wie folgt angenommen:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1902 hält die planmässige deutsche Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika für eine unserer wichtigsten und dringlichsten Kolonialaufgaben.
>
> Er ist der Ansicht, dass die Kräfte und Mittel der Siedelungsgesellschaften und die sonstige private Siedelungstätigkeit für die Lösung dieser Aufgabe unzureichend sind, und er hält es für dringend notwendig, dass das Reich für die Beförderung der Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika erheblich grössere Mittel aufwende als bisher.
>
> Soweit das Land zur Zeit für die Besiedelung geeignet ist, ist dieselbe, namentlich zum Zwecke der Grossviehzucht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch Gewährung von Begünstigungen, welche die Unternehmungen zu fördern geeignet sind, zu beschleunigen.

Um es weiterhin für die Aufnahme einer grösseren Zahl von neuen Ansiedlern genügend vorzubereiten, ist die Schaffung zahlreicher Brunnen und kleinerer Staudämme und an geeigneten Punkten die Anlage grösserer Stauwerke sofort in die Wege zu leiten.

Die Regierung möge, damit die einmal im Gange befindliche Besiedelung nicht an einer Steigerung der Bodenpreise zum Stocken komme, Bedacht nehmen, bei Gelegenheit das Verfügungsrecht über kulturfähiges, von den Landgesellschaften nicht in Kultur genommenes Land sich zu verschaffen.

Resolution X.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 sieht in der Erhaltung der deutschen Sprache in den deutschen Siedelungen über See nicht nur eine Förderung der Kulturstellung des Deutschen Reiches, sondern auch ein Lebensinteresse für seinen Handel und in Sonderheit seine Ausfuhr. Als das wirksamste Mittel zur Erhaltung der deutschen Sprache in den überseeischen Ländern betrachtet er eine ausreichende finanzielle Beihilfe zur Gründung und Erhaltung deutscher Schulen in diesen Gebieten. Er ist von der Unzulänglichkeit der bisher vom Deutschen Reiche für diesen Zweck ausgeworfenen Jahressumme von 300 000 Mk. überzeugt und empfiehlt der Reichsregierung, diesen Posten schon im nächsten Etat auf 500 000 Mk. zu erhöhen.

Die Bedeutung der deutschen Sprache über See für Deutschlands Machtstellung, von Professor Dr. Aloys Brandl, Sektion IV, S. 434.

Die Resolution wurde in der vorliegenden Form angenommen.

Resolution XI.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 erkennt die schwere wirtschaftliche Gefahr, welche die Wanderheuschrecken für unsere afrikanischen Kolonien bilden. Zu ihrer Unschädlichmachung gehört die genaue Kenntnis ihrer Lebensweise, die sich nur durch ständige Beobachtung ermitteln lässt. Zu diesem Zwecke sind Kommissionen nötig, welchen zugleich die Aufgabe zufällt, Abwehrmassregeln zu erproben. Am nachdrücklichsten dürfte sich die Bekämpfung der Wanderheuschrecken ins Werk setzen lassen, wenn mit den von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichen Plage betroffenen Nachbarstaaten gemeinsam vorgegangen würde.

Beiträge zur Bekämpfung der Wanderheuschrecken, von Marinestabsarzt a. D. Dr. L. Sander, Berlin, Sektion V, S. 564.

Die Resolution wurde unverändert angenommen.

Resolution XII.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 begrüsst die rasche und kräftige Entwickelung des deutschen Kiautschougebietes in China sowie die Berücksichtigung der Interessen der deutschen Industrie in demselben und in seinem Hinterland auf das freudigste und spricht dem Herrn Reichskanzler für die Förderung derselben seinen wärmsten Dank aus.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Erwerbungen in China, von Baurat A. Gaedertz, Sektion VII, S. 707.

Berichterstatter Dr. **Tille:** Dazu liegt ein Amendement vor, das von der Sektion III gestellt worden ist. Es wünscht hinter „Kiautschougebietes in China" die Worte einzuschieben: „insbesondere die glückliche Lösung der Landfrage".

Regierungsrat **Jacobi,** Berlin: Ich bin von der Sektion III beauftragt, dieses Amendement einzubringen. Die Sektion III hat sich heute Vormittag einstimmig dafür ausgesprochen, das Amendement, das der Herr Referent verlas, hinter dem Worte „China" einzufügen: „insbesondere die glückliche Lösung der Landfrage", hier zu beantragen. Die Sektion war der Ansicht, dass dieser Punkt unter den Verwaltungsmassnahmen in Kiautschou eine grosse Rolle spiele, und wünschte, dass dies in der Resolution besonders hervorgehoben werden sollte.

Berichterstatter Dr. **Tille:** Auch dieser Antrag hat dem Kongresskomitee nicht ausdrücklich vorgelegen; aber bei der Erörterung der fraglichen Entwickelung von Kiautschou ist auch diese Frage mit gestreift worden. Da die vorgeschlagene Änderung innerhalb des Rahmens fällt, der durch Resolution XII aufgestellt ist, so glaube ich, dass kein Bedenken vorliegt, diesen Antrag anzunehmen.

Die Resolution wurde darauf in der nachstehenden Fassung mit der kleinen Abänderung angenommen:

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 begrüsst die rasche und kräftige Entwickelung des deutschen Kiautschougebietes in China, insbesondere die glückliche Lösung der Landfrage, sowie die Berücksichtigung der Interessen der deutschen In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dustrie in demselben und in seinem Hinterland auf das freudigste und spricht dem Herrn Reichskanzler für die Förderung derselben seinen wärmsten Dank aus.

Resolution XIII.

Der Deutsche Kolonialkongress 1902 erkennt zwar die bisherige Tätigkeit der Landkommissionen an, hält aber die Feststellung der Besitzverhältnisse an Grund und Boden in den Kolonien für so wichtig, dass er eine ausserordentliche Beschleunigung dieser Arbeiten für dringend notwendig erachtet.

Das Grundeigentum in den Kolonien, von Chr. von Bornhaupt, Berlin, Sektion III, S. 390.

Auch diese letzte Resolution wurde von der Versammlung angenommen. Damit war die Tagesordnung der letzten Sitzung erledigt.

Schluss.

Die vorstehend angeführten 13 Resolutionen, welche der Deutsche Kolonialkongress angenommen hatte, wurden von dem Herrn Präsidenten, Sr. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, bereits am 16. Oktober 1902 im Namen des ständigen Ausschusses Sr. Excellenz dem Herrn Reichskanzler, Grafen von Bülow, mit einem vorläufigen Verhandlungsbericht übermittelt. Es wurde in dem Anschreiben darauf hingewiesen, dass in den Verhandlungen eine genaue Wiedergabe der Vorträge, aus denen die Beschlüsse hervorgegangen seien, gebracht werden würde, und um eine hochgeneigte Prüfung und tunlichste Verwirklichung der eingesandten Resolutionen gebeten.

Es ging darauf folgendes Schreiben vom 30. Oktober 1902 an Se. Hoheit ein.

Durchlauchtigster Herzog!

Eurer Hoheit sage ich meinen ehrerbietigsten Dank für die Mitteilung der von dem Deutschen Kolonialkongress 1902 gefassten Resolutionen. Die in denselben enthaltenen Anregungen werden seitens der Kaiserlichen Regierung einer ernsten und wohlwollenden Prüfung unterzogen werden.

Ich benutze die Gelegenheit, um Euerer Hoheit meine grosse Genugtuung sowohl über die wertvolle sachliche Arbeit als auch über den glänzenden Verlauf des Kongresses auszusprechen, und gebe mich gern der Hoffnung hin, dass auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die für die Zukunft geplanten Wiederholungen dieser der Initiative Euerer Hoheit zu verdankenden Veranstaltung sich als eine erfolgreiche Zusammenfassung aller den überseeischen Interessen unseres Vaterlandes dienenden Kräfte und damit als ein starker Rückhalt für die Politik der Kaiserlichen Regierung erweisen werden.

In grösster Ehrerbietung verharre ich

Euerer Hoheit gehorsamster

Graf von Bülow.

Der Inhalt dieses Briefes lässt erhoffen, dass die Resolutionen, soweit es jetzt schon die Verhältnisse zulassen, eine günstige Erledigung finden werden, namentlich da mit der Herausgabe dieses Werkes, wie bereits in dem Anschreiben Sr. Hoheit erwähnt wurde, durch die Veröffentlichung der Vorträge zugleich eine nähere Begründung der Beschlüsse gegeben wird. Eine solche konnte damals wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht erfolgen.

Bereits von einem kleinen Erfolg, den der Deutsche Kolonialkongress gewiss nicht für sich allein in Anspruch nehmen darf, woran aber seine Resolution X doch wohl jedenfalls mitgeholfen hat, berichtet, während das Werk sich im Druck befindet, mit freundlicher Erwähnung des Deutschen Kolonialkongresses das Organ des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, „Das Deutschtum im Auslande“, in Nr. 2 des Jahrganges 1903. Unter dem Titel: „Erhöhung des Reichsfonds für deutsche Auslandsschulen“ bringt die Zeitung die Nachricht, dass in dem neuesten Entwurf des Reichshaushaltetats der Fonds zur Unterstützung deutscher Schulen im Auslande von 300 000 auf 400 000 Mk. erhöht worden ist. Schon vor zwei Jahren hatte der Schulverein durch eine Eingabe an den Reichstag auf die Notwendigkeit einer Erhöhung der Unterstützungssumme für den obengenannten Zweck erneut hingewiesen und nun auf dem verflossenen Kolonialkongress durch seinen Vorsitzenden, Herrn Professor Aloys Brandl, begründet durch dessen Vortrag, einen Antrag gestellt, der in Form der eingebrachten Resolution X von dem Kongress angenommen wurde. Dass diesem Wunsche trotz der ungünstigen Finanzlage des Reiches teilweise schon jetzt entsprochen ist, möge als ein günstiges Zeichen für die Erledigung manches anderen Wunsches des Kongresses angesehen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namen-Verzeichnis.

In diesem Register sind die Namen der Redner, sowie der Personen, welche mit der Organisation des Kongresses in Zusammenhang standen, aufgeführt, ebenso diejenigen Vertreter von Körperschaften, welche zwar aus dem Mitgliederverzeichnis als solche zu ersehen, aber nicht in der alphabetischen Reihenfolge unter dem eigenen Namen aufgeführt sind. Die ordentlichen Mitglieder sind auf S. 19—54 angegeben.

Achelis 494, 584, 585, 843.
Acker 452.
Alemann 625, 663, 675, 839.
Andreae 7.
von Arenberg, Prinz, Durchlaucht, 13, 65, 465, 825, 826, 830.
Arendt X, 13, 43, 208.
Arnhold 11.
von Arnim 12.

von Ballestrem, Graf 5, 7, 54, 63.
Ballin 7.
Bard 328.
Barkhausen 7.
Baschin 161.
Bastian 7.
von Beck 12, 14.
Becker 282.
von Bethmann-Hollweg 5, 7.
von Bezold 7, 179.
Blenck 172.
von Bockelmann 71, 163.
Bojunga 369, 827, 847.
Borgius 796.
von Bornhaupt 12, 13, 318, 390.
Brandl 13, 434, 441.
von Braunschweig 11, 12.
von Brockdorff, Graf 691.
von Buchka 7.
Budde 5.
von Bülow, Graf 5, 7, 851.
Büsing 5, 7.

Cahensly 12, 14.
Classen 466.
Cleve 159, 173, 478.
Conrad 7.
von Cramm-Burgdorf 7.
Custodis 424.

Damaschke 407.
Davidsohn 278, 280.
Dibelius 19, 440, 492.
Diestelkamp 478, 830, 836.
Diffené 7.
Dönitz 13, 216.
Dove 13, 124.
von Drenkmann 7.
Dunker 14.

Ebermaier 370.
Eggel 289, 292.
Ehlers 725.
Eichholtz 404.
Eiselen 626.
Elsner 216.
Engler 11, 12.
Enshoff 836.
Etienne 14.
Eysell 222, 223.

Fabarius 14, 609, 830.
Fesca 585.
Finsch 7.
Fischer 129.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

von Fischer-Treuenfeld 626, 676, 689.
von François 7.
Frentzel 7.
Friedländer 11.
Friese 516.
Frosch 223.
Frucht 586.
Fuchs 830.
Fülleborn 13, 293, 307.
Funke 479, 493, 673.

Gaedertz 707.
Gareis 424.
Goering 7.
von der Goltz, Freiherr 7.
Gosio 237.
von Gossler 5.
Groth 440.
Grundemann 465, 544.
Gürke 12.
Gutschow 7.

Haeckel 7.
von Hahnke 5.
von Hake 370.
Hammacher 7.
von Hammerstein, Freiherr 5.
von Hansemann 7, 11.
Hartmann 13, 14.
Haupt 612, 625, 636.
Heereman von Zuydwyk, Freiherr 7.
Heinn 539.
Helfferich 414.
Hellgrewe 12.
Hennicke 18.
von Herman, Freiherr 207, 507, 725.
Hertzberg 807.
Herwig 24.
Herz 8.
Hespers 8, 13.
Hesse 616, 627.
Hindorf 206, 627, 841, 843, 845, 848.
Hirth 8.
Hoeniger 439.
Hohenlohe-Langenburg, Fürst zu, Durchlaucht 5, 6.
von Hohenthal und Bergen, Graf 8.
Hupfeld 494.

von Jacobi 8.
Jacobi X, 12, 13, 318, 850.
von Jagemann 8.
Jannasch 8, 14, 586, 839.
Jencke 8.
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit V, 5, 57, 62, 64, 65, 67, 318, 701, 824, 825, 831, 834, 843.
Jung 11.

Kälble 13.
Kammerer 8.
Kandt 180.
Kausch 13, 14.
Kekulé von Stradonitz 8.
von Keller 626, 727, 842.
Kind 13, 14, 459.
Kirchhoff 8, 13, 66, 71, 82, 159, 162, 207.
Kirschner 5, 8.
Klügmann 8.
Knack 54.
Knörnschild 19.
Koch, Geh. Medizinalrat 8, 208, 248.
Koch, Reichsbankpräsident 5, 8.
Köbner 13, 43, 331, 373, 411, 418.
Köhler 6, 8.
Koenig 8.
von Königsmarck, Graf 12.
von Koenneritz, Graf 8.
von Koester 8.
Kolle 13, 294.
Kollm X,
Kopp 8.
Koser 14, 625, 677.
Kossel 13.
Krämer 304.
Kraetke 6, 8, 18.
von Kröcher 6, 8.
Kuhn 250, 265, 268, 281, 315, 317.
Kundt 663.

Lange 11, 14.
von Laurens 12.
Lehmann 30, 691.
von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, Graf 8.
von Leuthold 9.
Lieboldt 441, 492.
Linck 830.
von Linden, Graf Carl 9, 71, 162.
von Löbbecke 609.
Lucas 564.
Lueg 9.
von Luschan 13, 158, 163, 173.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Maercker 71, 158, 163.
von Maffei 9.
Marks 43.
Martini 13, 214, 251, 279, 291, 307.
Matschie X, 136.
Maurer 174, 180.
von Mayr 9.
Mehnert 9.
Mense 261, 307.
Merensky 12, 13, 424, 562, 842.
Mertens 14.
Messing 727.
Meyer, Felix 13, 318, 377.
Meyer, Hans X, 11, 12, 13, 14, 15, 64, 72.
Meyer, Herrmann 14, 492, 639, 677.
Michels 9.
Möbius 9.
Möller 6, 9.
Moisel 12, 15.
Molinari 9.
Morgen 538, 808.
Mueller-Leipzig 586.
Müller-Bremen 9.
Müller-Hamburg 611.

von Neidhardt 9.
Neumann 146.
von Neumayer 9.
Nieberding 6.
Nitze 12.
Nocht 13, 208, 260, 264, 278.

Oberhummer 161, 163.
Oehler 477, 518, 542, 843.
von Oertzen 9.
Oppenheim 11.
Orth 276.
Osterrieth 13.
Ostertag 208.
Otto X, 13, 14, 267, 315, 316.

Pagenstecher 582.
Passarge 544, 569, 585.
Paul 441, 466, 831.
Paulssen 9.
von Pfeil, Graf 562, 570, 637.
Pflug 540.
Plate 9.
Plehn 247, 250, 263, 265.
Plüddemann 14.
von Podbielski 6.
Ponfick 290.
von Posadowsky-Wehner, Graf 6, 9.
von Poser und Gross-Nädlitz 542.
Preuss, Max 329, 366.
Preuss, Paul 570, 585.
Prieger 24.

Rabe 9, 30, 691.
Rathgen 798.
Rauert 12.
Rehbock 846.
von Rheinbaben, Freiherr 6, 9.
Rheingantz 677.
Richter 465.
von Richthofen, Freiherr, Professor 9.
von Richthofen, Freiherr, Staatssekr. 6, 9, 59.
Rickmann 280, 293.
Rocke 518.
Römer 13, 14, 318.
Rohrbach 800, 808.
Rollmann 43.
Rose 836.
Rudorff 369.
Ruge 250, 261.

Sachau 9.
Sachse 6, 9.
Sander 283, 291, 293, 316, 564, 569, 570.
Sannemann 13.
Schanz 494, 678.
Scharlach 409, 533.
Schellmann 308, 316, 317.
Schiemann 440.
Schilling 264, 281.
Schinckel 701.
von Schleinitz, Freiherr 9.
von Schlumberger 11.
Schmeisser 10, 13, 83.
Schmidt, Hauptmann d. L. a. D. 19.
Schmidt, Kontre-Admiral 42.
Schmidt, Professor 148, 161, 467.
Schmoller 515.
Schoeller 11.
Schönstedt 6.
Schreiber-Barmen 385.
Schreiber-Bremen 478, 539, 842.
Schulte im Hofe X, 206, 494, 537, 568.
Schulze 30, 584, 691.
von Schwartz 478, 831.
Schwartzkopff 612, 626.
Schweinfurth 10.
Schwencke 691.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seidel, Direktor 14.
Seidel, Rektor 135, 174.
Sellin 586, 610, 662.
Selve 11.
von Senden-Bibran, Freiherr 10.
Servaes 10.
Siegmund 612, 670.
Simon 12.
Simons 12.
von Soden, Freiherr 10.
Soetbeer 12, 14, 691.
von Spitz 10.
Sprigade 12, 16.
Stange 545.
Stark 712.
Staudinger X, 11, 12, 13, 14, 71, 160, 162, 163, 181, 820.
Steudel 12, 13, 208, 250, 266, 292, 307, 316.
Stolberg-Wernigerode, Graf Udo zu 6, 10.
Strandes 14.
Strauch 11, 12, 13, 14, 424, 478, 826, 830, 836.
Ströse 13.
Studt 6, 10.
Stuebel 6, 10, 61.
Supan 10.
Supf 11, 12, 14, 15, 18, 494.

Therese von Bayern, Prinzessin, Königliche Hoheit 6.
von Thielen 6.
von Thielmann, Freiherr 6, 10.
Thormählen 526.
Tjarks 809.
Tille X, 11, 12, 14, 586, 597, 613, 750, 798, 820, 825, 831, 834, 835, 840, 841, 844, 848, 850.
von Tirpitz 6, 10.
Troost 636.
Uhl 562.
von Usedom 43.

Vagedes 242, 251.
Valois 5, 11.
Varnbüler von und zu Hemmingen, Freiherr 10.
Vietor 518, 546, 585, 842.
Vitzthum von Eckstaedt, Graf 424.
Vohsen 11, 12, 421, 535, 840.
Volkens 182.
Vopelius 10.
Vosberg-Rekow, 12, 13, 14, 318, 409.

Wagner, Adolf 691.
Wagner, Hermann 824.
Waldeyer 10.
Warburg 12, 14, 193.
von Weickhmann 677.
von Weidert 10.
Wendlandt 12.
Werner 11, 691.
Wever 439, 625.
Widenmann 10.
Wied, Fürst zu, Durchlaucht 6.
von Windheim 6, 10.
Winiger 441.
Wirth, Albrecht 586, 612, 626.
Wirth, Hermann 10.
von Wissmann 10.
Wittenbrinck 636.
Wittmack 207.
Woermann 10.
Wohltmann 494, 583,
Wutzdorff 6, 13.

Zache 547, 564.
Zilling 596.
Zimmerer 807.
Zorn 318, 329, 370.
Zweiniger 10.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

29. DEZ. 1980

5. JAN. 1981

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

repariert
2013

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen
d. dt.
Kolonialkongresses
1
1902

Y
2779
- 1 -

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~VIII. 681~~ 1
Y 2779 - 1905

Deutscher Kolonialkongress 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Verhandlungen

des

Deutschen Kolonialkongresses

1905

zu Berlin am 5., 6. und 7. Oktober 1905

Herausgegeben vom Redaktionsausschuss

BERLIN 1906
VERLAG VON DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

KÖNIGL.
UNIV.-BIBLIOTHEK
KIEL

Druck von Otto Elsner, Berlin S 42.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Vorwort.

Gelegentlich der Tagung des letzten Deutschen Kolonialkongresses im Jahre 1902 wurde beschlossen, in periodischer Wiederkehr Deutsche Kolonialtage einzurichten und den nächsten im Jahre 1905 stattfinden zu lassen. Der damalige Arbeitsausschuss wurde als ständiger Ausschuss für die Zeit bis zu dem nächsten Kongresse eingesetzt.

Von ihm wurden zum 10. Dezember 1904 die früheren Veranstalter zu einer vorbereitenden Sitzung für den Kolonialkongress 1905 einberufen. Nachdem die Veranstalter sich zum Kongress-Komitee konstituiert, wurde in dieser Sitzung seitens des ständigen Ausschusses Bericht über seine bisherige Tätigkeit ertattet, Abrechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Deutschen Kolonialkongresses 1902 gegeben und dem Ausschuss Entlastung erteilt. Zum Präsidenten des Deutschen Kolonialkongresses 1905 wurde einstimmig der Präsident des Kongresses 1902, Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg gewählt, zum Vize-Präsidenten Se. Exzellenz der Wirkliche Geheimrat Dr. von Holleben. In einer späteren Sitzung des Komitees wurde einstimmig Seine Durchlaucht Otto II. Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar zum Präsidenten im Ehrenamte gewählt.

Die Bildung der Ausschüsse und Sektionen wurde den Mitgliedern der entsprechenden Unterausschüsse des Deutschen Kolonialkongresses 1902 mit dem Rechte der Zuwahl übertragen, und zwar:

für den Finanzausschuss: Herrn Konteradmiral z. D. Strauch;
für den Werbeausschuss: Herrn Fabrikbesitzer Supf;
für den Pressausschuss: Herrn Generalsekretär Dr. Soetbeer;
für den Redaktionsausschuss: Herrn Konsul a. D. Vohsen;
für den Ausstellungsausschuss: Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Engler;
für den Festausschuss: Herrn Gesandten z. D. von Braunschweig;
für den Vortragsausschuss: Herrn Paul Staudinger;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Für die Bildung der Sektionen, die in gleicher Weise wie bei dem früheren Kongress eingeteilt wurden, erfolgte die Übertragung an die nachfolgenden Herren als Obmänner:

I. Sektion für Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Paul Staudinger.

II. Sektion für Tropenmedizin und Tropenhygiene: Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Wutzdorff.

III. Sektion für die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Chr. von Bornhaupt.

IV. Sektion für die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Konteradmiral z. D. Strauch.

V. Sektion für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Fabrikbesitzer Supf.

VI. Sektion für die Übersiedelung in deutsche Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder: Herrn Regierungsrat a. D. Dr. Leidig.

VII. Sektion für die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten: Herrn Generalsekretär Dr. Soetbeer.

Diese Herren bildeten den Vortragsausschuss und übernahmen die Bildung der Sonderausschüsse und die Ausarbeitung des Vortragsprogramms, sowie die Verteilung der angemeldeten Vorträge auf die einzelnen Sektionen. Es wurde bestimmt, dass die Herren, welche Vorträge zu halten beabsichtigten, den Gegenstand bis zum 10. Mai 1905 dem Vorsitzenden des Vortragsausschusses oder den Obmännern der Sektionen oder auch dem Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Weitergabe an den zuständigen Vorsitzenden oder die Obmänner mitzuteilen hätten.

Die Dauer der Vorträge bei den Plenarsitzungen wurde auf 20 Minuten, die Sprechzeit für die Diskussionsredner auf 5 Minuten begrenzt. Bezüglich der Vorträge in den Sektionen wurde die Bestimmung über die Dauer der Vorträge den Vorsitzenden überlassen. Den Vortragenden wurde freigestellt, im Anschluss an ihre Vorträge Resolutionen einzubringen, wie auch den Sektionen das Recht zugestanden wurde, Vorschläge an den Kongress zur Beschlussfassung durch das Plenum einzubringen oder auch selbständig Beschlüsse zu fassen.

Für die Dauer des Kongresses wurden drei Sitzungstage in Aussicht genommen. Sein Zeitpunkt wurde auf den 5., 6. und 7. Oktober 1905

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

festgesetzt und als Ort der Tagung das Reichstagsgebäude in Berlin bestimmt, das durch das Entgegenkommen des Präsidiums des Reichstages zur Abhaltung des Kongresses bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde.

Gegenüber dem Kongresse 1902 mit 1346 Mitgliedern beteiligten sich an dem gegenwärtigen Kongress 2015 Mitglieder. Die Zahl der Ehrenförderer hatte sich von 10 im Jahre 1902 auf 11 erhöht, desgleichen die Zahl der veranstaltenden Vereine von 70 auf 86, die Zahl der Vorträge von 57 auf 78.

Für die Würdigung des von dem Kongress zur Förderung unserer kolonialen Arbeit Geleisteten wird der vorliegende Band erst die Unterlage zur Beurteilung abgeben können. Um den Nutzen des Kongresswerkes für die koloniale Arbeit zu erhöhen, war es das Bestreben des Redaktionsausschusses, das Werk so schnell wie möglich zum Abschluss zu bringen und herauszugeben. Dies ist ihm dank der Mitwirkung sämtlicher Beteiligten, insbesondere auch der Redner selbst, trotz des grossen Umfanges, in vollem Masse gelungen. Kaum drei Monate nach der Tagung kann das Werk den Mitgliedern des Kongresses wie der Allgemeinheit übergeben werden.

Was die Wiedergabe der Vorträge anbelangt, so erfolgte sie nach den von den Rednern eingereichten Manuskripten. Die sich an die Vorträge anschliessenden Diskussionen wurden, soweit sie den in den Plenarsitzungen gehaltenen Vorträgen folgten, nach Stenogrammen, für die Sektionsvorträge nach den eigenen, während der Diskussion durch die Schriftführer gesammelten, das Gesagte kurz zusammenfassenden Niederschriften der einzelnen Redner wiedergegeben. Vorträge wie Diskussionsreden lagen vor der Drucklegung den Rednern zur Revision vor.

Berlin, im Januar 1906.

Der Redaktionsausschuss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Inhaltsverzeichnis VIII

Die Organisation des Kongresses.

Die Veranstalter XVII
Das Präsidium XIX
Das Ehrenkomitee XX
Die Ehrenförderer XXIV
Das Kongresskomitee XXIV
Der Arbeitsausschuss XXIV
Die Unterausschüsse XXV
Die Sektionen und die vorbereitenden Ausschüsse für Vorträge usw. . . . XXVI
Die Geschäftsstelle XXVIII
Die Pressorgane XXVIII
Die Darbietungen des Kongresses XXVIII
Die Ausstellungen:
Die tropenmedizinische Ausstellung XXIX
Die kartographische und photographische Ausstellung XXXI
Die Ausstellung kolonialer Produkte im Botanischen Garten und Museum zu Dahlem XXXII
Die Veranstaltungen XXXVII
Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses XXXIX

Der Gang der Verhandlungen.

Eröffnungsrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg LXXXIX
Ansprache des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern, Grafen von Posadowsky-Wehner XC
Ansprache des Direktors der Kolonial-Abteilung, Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Stuebel XCI
Dankrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCIII
Huldigungstelegramm an Se. Majestät den Kaiser XCIV
Gedächtnisrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCV
Antworttelegramm Sr. Majestät des Kaisers XCV
Antrag des Herrn Grafen von Dürkheim XCVI
Diskussion: Arendt, Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht, Graf von Dürkheim XCVII
Schlussrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCVIII
Rede des Oberbürgermeisters Fürbringer XCIX

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Seite

Fortschritte der geographischen Erforschung der Deutschen Schutzgebiete während der letzten drei Jahre. Von A. Kirchhoff, Leipzig-Mockau 4

Der Stand der ethnographischen Forschung in unsern Kolonien. Von K. Weule, Leipzig 17

Diskussion: Hans Meyer 25. — Staudinger, Ad. Schulze 26. — Vohsen, Enshoff 27. — Staudinger 28. — Herm. Singer, Dingler, Hans Meyer 29. — Kirchhoff 30.

Ueber Aufgaben des Pflanzenschutzes in den Kolonien. Von Walter Busse, Berlin 30

Diskussion: Winkler, Staudinger 43. — Busse, Hertzberg 44.

Uebersicht über die wichtigsten Kautschuksorten des Handels und die sie erzeugenden Pflanzen. Von G. Volkens, Berlin 44

Diskussion: Schulte im Hofe 56. — Dingler, Hoff 57. — Volkens, von Beck, Tenge 58. — Hoff, Weber 59.

Ueber zweiflügelige Insektenarten als Schmarotzer bei Menschen und Säugetieren. Von K. Grünberg, Berlin 60

Diskussion: Tenge, Grünberg, Staudinger 67.

Die angewandte Chemie in der tropischen Landwirtschaft. Von A. Schulte im Hofe, Berlin 68

Diskussion: Fesca 77. — Kurt Hoffmann 78. — Schulte im Hofe, Kurt Hoffmann 79.

Die Errichtung einer Höhen-Sternwarte im Aequatorialgebiet unserer Kolonien. Von F. S. Archenhold, Treptow 80

Die deutsche Forschungsarbeit auf den Karolinen, Palauinseln und Marianen. Von H. Seidel, Berlin 83

Diskussion: Schneider, Weule 105. — Krämer, Seidel 106. — Klautzsch 107.

Zur geographischen Nomenklatur unserer Südseeinseln. Von Strauch, Friedenau 107

Diskussion: Weule 112. — Strauch, Krämer, Staudinger 113. — Dempwolff 114.

Ueber den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung. Von Meinhof, Gr.-Lichterfelde 114

Diskussion: Wirth, Meinhof 127. — Wirth 128.

Sprache und Sitten der Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai. Von Missionar Hoffmann, Duisburg 128

Diskussion: Schneider, Dempwolff, Hoffmann 139.

Ueber geologische Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaus in den Deutschen Schutzgebieten. Von Schmeisser, Berlin 140

Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt. Von O. Franke, Berlin 161

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Unter welchen Verhältnissen, besonders in den Kolonien, ist die Schutzimpfung gegen Typhus, Cholera und Pest heranzuziehen? Von W. Kolle, Berlin 170

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die wissenschaftlichen Grundlagen der Typhus-Schutzimpfung. Von Hetsch, Charlottenburg 175
Ueber Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera. Von L. Brieger, Berlin . 182
Ueber die spezifischen Blutveränderungen bei Typhus-Rekonvaleszenten, im besonderen bei Angehörigen der Schutztruppe. Von Kutscher, Berlin . . 186
Ueber die Entstehung und Verbreitung des Typhus in Südwestafrika, sowie über die bisher erzielten Erfolge der Schutzimpfung. (Mit einer Tafel.) Von Steudel, Berlin 191
Die Bekämpfung des Typhus im Hererofeldzug in Südwestafrika im Jahre 1904. Von Schian, Rendsburg 199
Diskussion über die vorhergehenden sechs Vorträge: Schian 210. — Hillebrecht, Mayer, Friedberger 211. — Kolle 212. — Steudel, Brieger 213.
Ueber Chinintherapie bei Malaria. Von B. Nocht, Hamburg 214
Ueber Schwarzwasserfieber. (Mit einer Tafel.) Von B. Nocht, Hamburg . . 218
Diskussion: Dempwolff 225. — Kuhn, Ruge, Plehn 226. — Kleine, Ipscher 228. — Mense, Schüffner 229. — Nocht 230.
Ueber das Wesen des Gelbfiebers und seine Bekämpfung. Von R. O. Neumann, Heidelberg 230
Diskussion: Kolle 246. — Neumann 247.
Ueber Hirnstörungen in den heissen Ländern und ihre Beurteilung. Von Albert Plehn, Berlin 247
Diskussion: Nocht 257.
Ueber Rattenvernichtung in den Tropen als Mittel zur Abwehr der Pest, unter Demonstration eines tragbaren Rattenvertilgungsapparates. Von G. Giemsa, Hamburg 257
Ueber Trinkwasserdestillation in den Tropen, unter Demonstration eines tragbaren Trinkwassersterilisators. Von G. Giemsa, Hamburg 262
Untersuchungen über Pfeilgifte aus unsern afrikanischen Kolonien. Von Max Krause, Berlin 264
Ueber die wichtigsten Viehkrankheiten in den Tropen. Von Schilling, Berlin 268
Diskussion: Hupfeld 274. — Witte, Sander 275.
Die Zecken unserer Haustiere als Krankheitsüberträger. Von W. Dönitz, Berlin 275
Diskussion: Fritsch 284.
Ueber pharmako-therapeutische Bekämpfung der Trypanosomen-Krankheiten. Von Wendelstadt, Bonn 285
Diskussion: Mense, Kolle 291. — Mayer 292. — Sander 293.
Fortschritte in der Rinderpest- und Texasfieber-Bekämpfung. Von Rassau, Windhuk 293
Diskussion: Kolle 299. — Rassau, Kleine 300.
Aussichten für die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika. Von H. Skerlo, Berlin 300
Ueber Tropenkrankheiten im Seeverkehr. Von Nocht, Hamburg 305
Diskussion: Treutlein 316.

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Verpflichtung zur Auslieferung aus den Kolonien seitens der Kolonialstaaten untereinander. Von Delius, Berlin 317

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Korreferat von Fleischmann, Halle a. S. 329
Diskussion: Köbner 342.

Die Bedeutung des Studiums der Eingeborenensprachen für die Kolonialverwaltung. Von Meinhof, Berlin 343
Diskussion: Behme, Buchner 359. — Krug, Schreiber 360. — Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Richter 362. — Meinhof, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Fischer 363.

Das Verordnungsrecht in den Kolonien. Von Paul Fischer, Berlin 365
Diskussion: Berner 377. — Jacobi, Erzberger 378. — Fleischmann 379. — Behme, Irle 380.

Die Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten. Von Max Preuss, Coepenick 381

Korreferat von Felix Meyer, Berlin 401
Diskussion: Schreiber, Stoerk 408. — Fleischmann 409.

Die völkerrechtliche Staatengesellschaft und das koloniale Problem. Von Felix Stoerk, Greifswald. 410

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit. Von C. Buchner, Berthelsdorf 427
Diskussion: Diestelkamp 434. — Enshoff 436. — Pohlmann 437. — Merensky 438. — von Schwartz 440. — Nagel 441.

Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland. Von H. Heines, Hiltrup. 442
Diskussion: Strauch, Merensky 452. — Nagel, Gensichen 453. — von Morgen 454. — Haussleiter 455. — Enshoff 456. — Heines, Strauch, Bopp 457. — Küppers-Loosen, Oehler, von Münchhausen 458. — von Morgen, Lattmannn, Strauch 459. — von Schwartz, Prinz von Arenberg, Strauch, Heines 460.

Bestand und Arbeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien. (Mit einer Karte.) Von Paul, Lorenzkirch 461
Diskussion: Kurze, Haussleiter 475. — Linckens, Paul 476.

Die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien. Von D. Oehler, Basel 476
Diskussion: Immler, Oehler, von Schwartz 485. — Schreiber, Handmann 486. — Oehler 487. — von Schwartz, Schreiber, Paul, Berner, Gründler 488. — Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Oehler, Graf Vitzthum von Eckstädt 489. — von Schwartz, Oehler, Haussleiter 490.

Die Mission als Mitarbeiterin an der vergleichenden Religionswissenschaft. Von P. Froberger, Trier 490
Diskusssion: Strauch, Grundemann, Kurze 494. — Fischer 495.

Die religiösen Vorstellungen der Eweer. Von Spieth, Tübingen. 495
Diskussion: Meinhof 508. — Froberger, Schreiber 509.

Der Islam eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien. Von Julius Richter, Schwanebeck 510

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Welches ist der Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung? (Korreferat). Von Jos. Froberger, Trier 527

Diskussion: von Morgen, Meinhof 531. — Hupfeld 532. — Acker 533. — Kurze, Grundemann, Passarge 534. — von Schwartz 535. — Spieth, Froberger 536. — Oehler, Richter 537.

Die äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Südafrikas. Von Merensky, Charlottenburg 538

Diskussion: Enshoff, Samassa, Bechler 549. — Gensichen 550. — Grundemann, Schreiber 551. — Ad. Schulze, Merensky 552.

Die Mission als Förderin der Kultur und Wissenschaft. Von A. Nachtwey, Deutsch-Südwestafrika 553

Diskussion: Watterott, Fischer 560. — Enshoff, Kapler, Froberger 562. — Wevers, Hardeland 563.

Was soll der Missionar dem Heidentum, was dem Vaterlande sein? Von A. Goette, Paderborn 564

Diskussion: Stosch 569. — Goette, Graf Vitzthum von Eckstädt 570.

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft. Von Helfferich, Berlin 571

Diskussion: Föhr, Lattmann 585. — Oehler 586.

Die Landwirtschaft in den deutschen Kolonien. Von O. Warburg, Berlin . . 587

Diskussion: Schanz 600. — Schulte im Hofe, Stark 601. — Schreiber, Fesca 602. — Vietor, Hupfeld 603. — Warburg 604.

Die Kautschuk- und Guttaperchafrage in den deutschen Kolonien. Von Louis Hoff, Harburg 604

Diskussion: Warburg 612. — Pogge, Tenge, Schulte im Hofe, von Beck 613. — von Bennigsen, Schulte im Hofe 614. — Hoff, Ule, Pelizaeus, Hartert 615. — Warburg, Schulte im Hofe, Scharlach 616.

Die Transportverhältnisse in den deutschen Kolonien. Von Gaedertz, Berlin 617

Diskussion: Paulus, Rehbock 623. — Bormann 624. — Oldemeyer 625. — Scharlach, Rehbock 626. — Schwabe, Rehbock 628.

Der Handel der deutschen Kolonien. Von J. K. Vietor, Bremen 629

Diskussion: Schanz, von Bennigsen 637. — Kliemke, Vietor, Lattmann 639. — von Bennigsen 640. — Pohlmann 641.

Wirtschaftliche Studien in Deutsch-Ostafrika 1905. Von Graf Pfeil, Friedersdorf i. Schl. 641

Diskussion: Schanz, Wilckens 650.

Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas. Von G. Hartmann, Berlin 651

Diskussion: Scharlach 682. — Bail 684. — Vietor, Haussleiter 685. Judt 688. — Damaschke 689. — Katz, Vohsen 690. — Ballod, Rehbock 692. — Samassa, Graf Deym, Vohsen 694. — Samassa, Damaschke, Rehbock 695. — Hartmann 696.

Die Baumwollfrage in den Kolonien. Von Moritz Schanz, Chemnitz 698

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in den deutschen Kolonien.

Seite

Wirtschaftliche Regsamkeit in den deutschen Kolonien Süd-Brasiliens. Von Hermann Meyer, Leipzig 711

Patagonien, ein deutsches Kolonisationsgebiet. Von Arent, Charlottenburg . 723

Diskussion: von Fischer, Treuenfels 735. — Bolle, Wolff 736. — Sellin, Wirth, Winiger 737. — Jannasch, von Strantz 738. — Wirth, Ramelow, Wolff, Ballod 739.

Die Deutsch-Russen in Südamerika. Von Bodems, St. Wendel 740

Diskussion: Ramelow, Sellin, Meyer 752. — Lacmann, Bodems 753.

Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet. Von R. Jannasch, Berlin 753

Diskussion: Brackebusch 764. — Cahensly, Wirth 766. — Wolff 767. — Wilda 768.

Die deutsche Kolonisation und der Orient. Von Hugo Grothe, München. . 773

Diskussion: Graf Pfeil 791. — von Hake, Wirth, Kessler, Zahn 792.

Kolonisation in Kleinasien. Von H. Zimmerer, Ludwigshafen a. Rh. . . . 793

Diskussion: Wirth, Graf von Schweinitz 804. — Hertzberg, Schulze, Arning, Beta, Warburg 805. — Schlagintweit, Grothe 806. — Zimmerer 807.

Die Besiedelungsfähigkeit der deutschen Kolonien. Von Arning, Hannover. . 807

Diskussion: Hindorf 822. — Freiherr von Hermann-Schorn, Arning 823.

Der Einfluss der Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes. Von Ramelow, Berlin 824

Diskussion: Vosberg-Rekow 841. — Cahensly, Rathgen, Ramelow 842.

Die deutsche Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte Nordamerikas. Von M. Sering, Berlin 844

Die deutsche Auswanderung in die Städte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dunker, Berlin 856

Die Fürsorge für die Auswanderung. Von Karl Thiess, Danzig 873

Diskussion über die Vorträge Sering, Dunker, Thiess: Cahensly 888. — von Strantz, Vosberg-Rekow 889. — Winiger, Ramelow 891.

Antrag Scheler 892

Diskussion: Vorsitzender, von Hake, Winiger 893.

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Verbreitung der Deutschen im Auslande. (Mit 1 Taf.) Von Friedrich Zahn, Berlin 894

Diskussion: von Mayr 909.

Marokko. Von Graf Pfeil, Friedersdorf 910

Diskussion: von Hake 916. — Graf Pfeil 918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die Auswanderung als weltwirtschaftliches Problem. Von Rathgen, Heidelberg 918

Die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht. Von von Liebert, Berlin 928

Diskussion: Graf von Dürkheim-Montmartin 934. — Enshoff 936. von Morgen 937. — Vohsen 938.

Die Kabelverbindungen mit unsern Kolonien. Von Lenschau, Berlin . . . 939

Entwicklungstendenzen im Aussenhandel Chinas und Japans. Von Rathgen, Heidelberg 947

Die Entwicklung der Schiffahrt zwischen Deutschland und Südamerika. Von Chr. Eckert, Cöln a. Rh. 962

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens. (Mit 1 Taf.) Von Said Ruete, Berlin 975

Diskussion: Grothe 987. — Hertzberg, Warburg 988. — Freiherr von Münchhausen 989.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Yangtse-Gebietes. Von Georg Wegener, Berlin 989

Diskussion: Brass 1006.

Das Deutschtum und die deutschen wirtschaftlichen Interessen in Argentinien. Von Julius Wolff, Buenos Aires 1006

Diskussion: Jannasch 1017. — Wirth 1018. — Wolff 1019.

Die Resolutionen.

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen . . 1023

Debatte zu Resolution III: Truppel 1025. — Vosberg-Rekow 1026. — Graf Vay von Vaya 1029. — Fischer 1030.

Debatte zu Resolution V: Preuss 1032. — Fleischmann 1034. — Preuss 1036.

Debatte zu Resolution VI: Strauch 1036. — Herzog Joh. Albr. zu Mecklenburg, von Liebert 1037. — Richter 1038.

Debatte zu Resolution IX: Vohsen 1040.

Debatte zu Resolution X: Schreiber 1040.

Debatte zu Resolution XI: Hupfeld 1041.

Debatte zu Resolution XII: Staudinger 1042.

Debatte zu Resolution XIII: Strauch, Jannasch 1044.

Debatte zu Resolution XIV: von Hake 1045. — Staudinger 1047. — Wirth 1048. — von Liebert 1049. — Grothe, Staudinger, von Hake 1050. — Strauch 1051.

Debatte zu Resolution XV: Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Graf von Dürkheim-Montmartin 1051.

Schluss 1051

Antwortschreiben Sr. Exzellenz des Herrn Reichskanzlers Fürsten von Bülow . 1052

Rednerliste 1053

Karten und Tafeln.

Zum Vortrag: »Ueber Typhus in Deutsch-Südwestafrika«. Von Steudel . . . 191

» » »Ueber Schwarzwasserfieber«. Von Nocht 218

» » »Bestand und Arbeit der evangelischen Missionen in unsern Kolonien«. Von Paul 461

» » »Verbreitung der Deutschen im Ausland«. Von Zahn 894

» » »Die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens«. Von Said Ruete 975

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Organisation.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Die Veranstalter.

Afrika-Verein deutscher Katholiken, Cöln a. Rhein.
Allgemeiner deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin.
Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein, Berlin.
Anthropologische Gesellschaft, Göttingen.
Ausschuss der Deutschen evangelischen Missionen, Berlin.
Bund der Industriellen, Berlin.
Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.
Centralverband deutscher Industrieller, Berlin.
Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.
Deutsch-Asiatische Gesellschaft, Berlin.
Deutsch-Brasilianischer Verein, Berlin.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin.
Deutsche Kolonialschule „Wilhelmshof", Witzenhausen.
Deutscher Flottenverein, Berlin.
Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, Berlin.
Deutscher Handelstag, Berlin.
Deutscher Seefischerei-Verein, Hannover.
Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika, Barmen.
Evangelische Missionsgesellschaft, Basel.
Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Berlin.
Evangelischer Afrika-Verein, Berlin.
Evangelischer Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer, Witzenhausen.
Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, Leipzig.
Fabrikanten-Verein für Hannover, Linden und die benachbarten Kreise, Hannover.
Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Frankfurt a. M.
Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu, Hiltrup bei Münster.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genossenschaft der Oblaten der Heiligen und Unbefleckten Jungfrau Maria, Hünfeld bei Fulda.
Genossenschaft der Oblaten des Heiligen Franz von Sales, Wien.
Geographische Gesellschaft, Greifswald.
Geographische Gesellschaft, Hamburg.
Geographische Gesellschaft, Hannover.
Geographische Gesellschaft, Königsberg i. Pr.
Geographische Gesellschaft, Lübeck.
Geographische Gesellschaft, Münster.
Geographische Gesellschaft für Thüringen, Jena.
Gesellschaft für Erdkunde, Cöln.
Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen, Strassburg i. E.
Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde, Giessen.
Gesellschaft Mariens, Meppen.
Gesellschaft für Mission im Sinne der Lutherischen Kirche, Neuendettelsau.
Gesellschaft für Völker- und Erdkunde, Stettin.
Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden, Berlin.
Gossnersche Mission, Friedenau b. Berlin.
Hamburgische Botanische Staatsinstitute, Hamburg.
Handelskammer, Saarbrücken.
Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Auslande, Berlin.
Jerusalems-Verein, Berlin.
Kgl. Botanisches Museum, Berlin.
Kgl. Geologische Landesanstalt und Bergakademie, Berlin.
Kgl. Museum für Naturkunde, Berlin.
Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
Kgl. Pharmazeutisches Institut der Universität, Berlin, Dahlem.
Kgl. Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin.
Kgl. Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung, Berlin.
Kolonialwirtschaftliches Komitee, Wirtschaftlicher Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Knechtsteden b. Cöln.
Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität, Berthelsdorf bei Herrnhut.
Missions-Gesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz b. Berlin.
Missionsgesellschaft der Weissen Väter, Trier.
Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes, Steyl.
Münchener Orientalische Gesellschaft, München.
Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Museum für Völkerkunde, Lübeck.
Nachtigall-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung, Berlin.
Norddeutsche Missionsgesellschaft, Bremen.
Ostasiatischer Verein, Hamburg.
Pallotiner Kongregation, Limburg (Lahn).
Rheinische Missionsgesellschaft, Barmen.
Rheinisch-Westfälische Ordensprovinz der Kapuziner, Königshofen-Strassburg i. E.
St. Benediktus-Missionsgenossenschaft, St. Ottilien, Post Geltendorf (Oberbayern).
St. Raphaels-Verein zum Schutz katholischer deutscher Auswanderer, Limburg (Lahn).
Südwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisenbahn- und Stahl-Industrieller, St. Johann a. Saar.
Thüringisch-Sächsischer Verein für Erdkunde, Halle.
Trappisten-Mission in Deutsch-Ostafrika, Marianhall (Natal).
Verband deutscher Schokolade-Fabrikanten, Dresden.
Verein der Industriellen in den Kreisen Rothenburg O.-L. und Hoyerswerda, Niesky, O.-L.
Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt, Hannover.
Verein für Erdkunde, Dresden.
Verein für Erdkunde, Leipzig.
Verein für Erdkunde, Metz.
Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften, Darmstadt.
Verein für evangelische Mission in Kamerun, Stuttgart.
Verein für Geographie und Statistik, Frankfurt a. M.
Verein Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg.
Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Saarindustrie, St. Johann a. Saar.
Württembergischer Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland, Stuttgart.

Das Präsidium.

Präsident: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.
Vizepräsident: Seine Exzellenz Kaiserlicher Botschafter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Holleben.
Präsident im Ehrenamte: Seine Durchlaucht Otto II. Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Ehrenkomitee.

Therese, Prinzessin von Bayern, Königliche Hoheit, München.
Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, Hoheit, Wiligrad.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Strassburg i. Els.
Fürst zu Innhausen und Knyphausen, Durchlaucht, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Preussischen Herrenhauses, Berlin.
Fürst von Bülow, Dr., Durchlaucht, Reichskanzler, Berlin.
Andreae, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M.
Graf von Ballestrem, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Deutschen Reichstages, Berlin.
Ballin, Generaldirektor, Hamburg.
Graf von Berckheim, Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzoglich Badischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Berner, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin.
Graf Bernstorff, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Berlin.
von Bethmann-Hollweg, Dr., Staatsminister, Kgl. Preussischer Minister des Innern, Berlin.
von Bezold, Dr., Professor, Geheimer Oberregierungsrat, Direktor des Königl. Meteorologischen Instituts, Berlin.
von Borries, Dr., Königlicher Polizeipräsident von Berlin, Berlin.
von Broizem, General der Kavallerie, kommandierender General des XII. (I. K. S.) Armeekorps, 2. Vorsitzender des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresden.
Büchsel, Admiral, Chef des Admiralstabes der Marine, Charlottenburg.
Freiherr von Cramm-Burgdorf, Wirklicher Geheimer Rat, Herzoglich Braunschweigischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Collenbusch, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Dresden, Dresden.
Dryander, D., Oberhofprediger, Wirklicher Geheimer Rat, Berlin.
Finsch, Dr. O., Braunschweig.
Fischer, D., Kardinal, Erzbischof von Cöln, Cöln a. Rhein.
Flamm, Professor, Geheimer Regierungsrat, Rektor der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, Charlottenburg.
von François, Curt, Major a. D., Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Goering, Dr., H. E., Ministerresident z. D., Burg Veldenstein bei Neuhaus a. d. Pegnitz.

Goldberger, Ludwig Max, Geheimer Kommerzienrat, 1. Vizepräsident der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.

Freiherr von der Goltz, General der Infanterie, kommandierender General des I. Armeekorps, Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Königsberg i. Pr.

Haeckel, Dr., Professor, Jena.

Heineken, Philipp, Präses der Handelskammer zu Bremen, Bremen.

Hertwig, Dr. med. et phil., Geheimer Medizinalrat, Professor, Rektor der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Grunewald.

Herz, Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Berlin, Berlin.

Hespers, Dr., Professor, Domkapitular, Cöln a. Rhein.

Hirth, Dr. Friedrich, Professor, New York.

Graf von Hohenthal und Bergen, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Königlich Sächsischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Jannasch, Dr., Professor, Vorsitzender des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.

Kaempf, Johannes, 1. Stellvertreter des Präsidenten des Deutschen Handelstages und Vorsitzender der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin, Berlin.

Kirchhoff, Dr. A., Professor, Geheimer Regierungsrat, Mockau (Parthe).

Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin, Berlin.

Klügmann, Dr., Hanseatischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Koch, Dr., Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums, Berlin.

Koch, Dr. Rob., Geheimer Medizinalrat, Professor, Mitglied des Staatsrates, Berlin.

Köhler, Dr., Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Berlin.

von Koerner, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Direktor der Handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Kopp, D., Kardinal, Fürstbischof von Breslau, Breslau.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamts, Berlin.

Lenel, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Mannheim, Mannheim.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, Staatsrat im ausserordentlichen Dienst, Königlich Bayerischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

von Leuthold, Dr., Professor, Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Leibarzt Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Berlin.

von Liebert, Generalleutnant z. D., Berlin.

von Loebell, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Chef der Reichskanzlei, Berlin.

von Lucanus, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Chef des Zivilkabinetts, Berlin.

von Mayr, Dr., Königlich Bayerischer Professor, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., München.

Michahelles, Alfred, Präses der Handelskammer zu Hamburg, Hamburg.

Michels, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Cöln, Cöln a. Rhein.

Möbius, Dr., Professor, Geheimer Regierungsrat, Direktor des Zoologischen Museums und Verwaltungsdirektor des Museums für Naturkunde, Berlin.

Möller, Staatsminister, Königlich Preussischer Minister für Handel und Gewerbe, Berlin.

Mönckeberg, Dr., Bürgermeister, Hamburg.

Moriz-Eichborn, Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Breslau, Breslau.

Nachtwey, P., apostol. Präfekt in Deutsch-Südwestafrika, z. Zt. Deutsches Missionshaus (St. Bonifatius), Hünfeld bei Fulda.

von Neidhardt, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzoglich Hessischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Neureuther, Karl, Generalmajor z. D., München.

von Neumayer, Dr., Professor, Wirklicher Geheimer Rat, Neustadt-Haardt.

von Oertzen, Geheimer Rat, Grossherzoglich Mecklenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

O'Swald, Wm., Senator, Hamburg.

Paasche, Dr., Geheimer Regierungsrat, Professor, II. Vizepräsident des Deutschen Reichstages, Berlin.

Partsch, Dr., J., Geheimer Regierungsrat, Professor, Leipzig.

Paulssen, Dr., Grossherzoglich Sächsischer Geheimer Legationsrat, Berlin.

Plate, Geo, Präsident der Bremer Baumwollbörse, Bremen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Porsch, Dr., Justizrat und Fürstbischöflicher Konsistorialrat, I. Vizepräsident des Preussischen Abgeordnetenhauses, Breslau.

Graf von Posadowsky-Wehner, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin.

Rabe, Eduard, Präses der Handelskammer zu Lübeck, Lübeck.

Freiherr von Rheinbaben, Staatsminister, Königlich Preussischer Minister der Finanzen, Berlin.

Freiherr von Richthofen, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Röhrig, F. W., Fabrikant, Präses der Rheinischen Missionsgesellschaft, Barmen.

Sachau, Dr., Professor, Geheimer Regierungsrat, Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin.

Salzmann, Dr. H., Apothekenbesitzer, Vorsitzender des Deutschen Apothekervereins, Berlin.

Schmeisser, Geheimer Bergrat, Erster Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, Berlin.

Schmidt, Dr., Generalstabsarzt der Marine, Berlin.

Schweinfurth, Dr., Professor, Berlin.

Servaes, Geheimer Kommerzienrat, Düsseldorf.

Freiherr von Soden, Staatsminister, Königlich Württembergischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Stuttgart.

von Spitz, General der Infanterie z. D., Berlin.

Graf zu Stolberg-Wernigerode, Udo, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, I. Vizepräsident des Deutschen Reichstags, Dönhofstaedt (Ostpreussen).

Studt, Dr., Staatsminister, Königlich Preussischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin.

Stuebel, Dr., Wirklicher Geheimer Legationsrat, Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Supan, Dr., Professor, Gotha.

von Tirpitz, Admiral, Staatsminister und Staatssekretär des Reichsmarineamts, Berlin.

von Trott zu Solz, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Kammerherr Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Potsdam.

Valois, Vizeadmiral z. D., Berlin.

Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Geheimer Legationsrat, Königlich Württembergischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Graf Vitzthum von Eckstädt, D., Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Voigts, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Vorsitzender der Evangelischen Jerusalem-Stiftung, Berlin.
Vopelius, Mitglied des Herrenhauses, Vorsitzender des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, Sulzbach bei Saarbrücken.
von Weidert, Vorsitzender der Handels- und Gewerbekammer zu München, München.
Widenmann, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Stuttgart, Stuttgart.
Wiegand, Dr., Generaldirektor, Bremen.
Wirth, Hermann, Geheimer Kommerzienrat, I. Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin.
Woermann, Adolph, Hamburg.
Zweiniger, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Leipzig, Leipzig.

Die Ehrenförderer.

Ehrenförderer des Kongresses wurden Herren und Damen durch Zahlung eines einmaligen Beitrages von mindestens 500 Mark.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Strassburg i. E.
Arnhold, Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Deutsche Bank, Berlin.
Friedländer, Fr., Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Kayser, Frau Dr., verw. Wirkl. Geh. Legationsrat, Berlin.
Meyer, Dr. Hans, Professor, Leipzig.
Oppenheim, Hugo, Geh. Kommerzienrat, Berlin.
von Nostitz-Drzewiecki, Hans Gottfried, Oberregierungsrat, Dresden.
von Schlumberger, Dr. G., Wirklicher Geheimer Rat, Gebweiler.
Schoeller, Dr. M., Rittergutsbesitzer, Berlin.
Werner, Aug., Kommerzienrat, Handelskammerpräsident, Hannover.

Das Kongresskomitee.

Das Kongresskomitee bestand aus Präsidium und Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft sowie den Vertretern der übrigen Veranstalter des Kongresses.

Der Arbeitsausschuss

bestand aus:
Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Hoheit, Wiligrad (Vorsitzender).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Holleben, Exzellenz, Kaiserlicher Botschafter a. D., Wirklicher Geheimer Rat Dr., Berlin (stellvertretender Vorsitzender).
von Braunschweig, Kaiserl. Gesandter z. D., Berlin.
Engler, Geheimer Regierungsrat, Professor Dr., Dahlem bei Berlin.
Soetbeer, Dr., Generalsekretär des Deutschen Handelstages, Berlin.
Staudinger, Paul, Berlin.
Strauch, Konteradmiral z. D., Friedenau.
Supf, Fabrikbesitzer, Berlin.
Vohsen, Konsul a. D., Berlin.

Die Unterausschüsse.

1. Finanzausschuss:

Konteradmiral z. D. Strauch (Vorsitzender). Direktor C. J. Lange. Konsul a. D. Vohsen.

2. Werbeausschuss:

Fabrikbesitzer Carl Supf (Vorsitzender). Direktor von Beck. Kommerzienrat Cahensly. Regierungsrat Fuchs. Hauptmann a. D. Leue. Missionsinspektor D. Merensky. Dr. med. Rauert. Dr. A. Schulte im Hofe. Major z. D. Simons. Pastor G. Thiessen. Generalsekretär Dr. Wendlandt.

3. Pressausschuss:

Dr. Soetbeer (Vorsitzender). Regierungspräsident a. D. Dr. von Arnim. Universitäts-Professor Dr. Brandl. Redakteur Henoch. Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. Leidig. Dr. Alexander Tille. Konsul a. D. Vohsen. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

4. Redaktionsausschuss:

Konsul a. D. Vohsen (Vorsitzender). Paul Staudinger.

5. Ausstellungsausschuss:

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Engler (Vorsitzender). Professor Dr. Gürke (Stellvertretender Vorsitzender). Professor Dr. Georg Volkens (Schriftführer). Bauinspektor Fischer. Professor Dr. Hans Meyer. Karthograph Moisel. Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft Dr. Sander. Bauinspektor Schlüpmann. Karthograph Sprigade. Professor Dr. Thoms. Geheimer Oberbaurat Wiskow.

6. Festausschuss:

Kaiserlicher Gesandter z. D. von Braunschweig (Vorsitzender). Major z. D. Simons (Stellvertretender Vorsitzender). Direktor von Beck. Kunstmaler Hellgrewe. Regierungsbaumeister a. D. Nitze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. Vortragsausschuss:

Paul Staudinger (Vorsitzender). Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. Leidig. Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer. Dr. Soetbeer. Konteradmiral z. D. Strauch. Fabrikbesitzer Karl Supf. Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt Geheimer Regierungsrat Dr. Wutzdorff.

Die Sektionen und die vorbereitenden Ausschüsse für Vorträge usw.

Sektion I. Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Paul Staudinger (Obmann). Professor Dr. Dove. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Kirchhoff. Professor Dr. Lissauer, Vorsitzender der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Professor Dr. von Luschan, Abteilungsdirektor am Museum für Völkerkunde. Professor Dr. Hans Meyer. Professor Dr. Reichenow, Kustos am Museum für Naturkunde. Geheimer Bergrat Schmeisser, Erster Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie. Konteradmiral z. D. Strauch. Professor Dr. Volkens, Kustos am Königlichen Botanischen Museum.

Sektion II. Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt Geheimer Regierungsrat Dr. Wutzdorff (Obmann). Regierungsrat Dr. Breger, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Dönitz, Vorsteher der Krankenabteilung des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten. Professor Dr. Kolle, Vorsteher der Abteilung für besonders gefährliche Krankheiten des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten. Marineoberstabsarzt Professor Dr. Martini. Marineoberstabsarzt im Reichs-Marineamt Dr. Metzke. Physikus unnd Hafenarzt Dr. Nocht, Direktor des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten. Professor an der Tierärztlichen Hochschule Dr. Ostertag. Privatdozent Dr. A. Plehn. Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft, Regierungsrat Dr. Sannemann, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Regierungsrat Dr. Schaudinn, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Dr. Schilling, Leiter der Abteilung für Tropenkrankheiten und Tropenhygiene am Königlichen Institut für Infektionskrankheiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberstabsarzt beim Oberkommando der Schutztruppen Dr. Steudel. Regierungsrat Dr. Ströse, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts.

Sektion III. Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer (Obmann). Professor Dr. Bornhak. Christian von Bornhaupt. Geheimer Regierungsrat Dr. Ebermaier. Rechtsanwalt Dr. Paul Fischer. Professor Dr. Kohler. Kaiserlicher Gesandter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Krauel. Admiralitätsrat Professor Dr. Köbner. Geh. Justizrat Professor Dr. von Liszt. Missionsinspektor D. Merensky. Dr. Albert Osterrieth. Missionsinspektor Römer. Graf von Schweinitz. Professor Dr. Freiherr von Stengel. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

Sektion IV. Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Konteradmiral z. D. Strauch (Obmann). Prinz von Arenberg. Intendantursekretär Bopp. Universitätsprofessor Dr. Brandl. Prälat und Domkapitular Professor Dr. Hespers. Prediger D. Dr. Kind. Professor Meinhof, Lehrer am Orientalischen Seminar. Missionsinspektor D. Merensky. Pastor Otto. Missionsinspektor Römer. Paul Staudinger.

Sektion V. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Fabrikbesitzer Karl Supf (Obmann). Direktor von Beck. Gouverneur a. D. von Bennigsen. Christian v. Bornhaupt. Professor Dr. Dove. Freiherr von Eberstein, Direktor der Breslauer Diskonto-Gesellschaft. Graf Eckbrecht von Dürkheim. F. F. Eiffe. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Engler. Dr. Georg Hartmann. Wirklicher Legationsrat Professor Dr. Helfferich. Freiherr von Herman. Konsul F. Hernsheim. Direktor Dr. Hindorf. Direktor Fr. Hupfeld. Assessor Dr. Ernst Kliemke. Direktor C. J. Lange, Direktor Meyer-Delius. Ludolf Müller. F. Oloff. Pastor Otto. Professor Dr. Preuss. Handelskammerpräsident Ed. Rabe. Professor Rehbock. Moritz Schanz. Dr. Schulte im Hofe. Paul Staudinger. Justus Strandes. Konteradmiral z. D. Strauch. Professor Dr. Thoms. Johs. Thormälen. J. K. Victor. Professor Dr. Warburg. J. J. Warnholtz. E. Woermann. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI. Die Übersiedelung in deutsche Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder.

Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. Leidig (Obmann). Pfarrer Beckmann. Kommerzienrat Cahensly, Präsident des St. Raphael-Vereins zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer, Mitglied des Abgeordnetenhauses. Landesgewerberat Dr. C. Dunker. Direktor Dr. Ecker. Direktor Fabarius. Dr. F. Groscurth. Freiherr von Herman-Schorn, Hofkammerdirektor und Kammerherr. Professor Dr. Jannasch. Professor Langhans. Konsul z. D. Lehmann, Leiter der Zentralauskunftsstelle für Auswanderer. Dr. Herrmann Meyer. Konteradmiral z. D. Plüddemann. Assessor Ramelow. Moritz Schanz. A. W. Sellin. Paul Staudinger. Professor Dr. Thiess. Dr. Alexander Tille. Direktor Dr. Vosberg-Rekow. Professor Dr. O. Warburg. Eduard Woermann.

Sektion VII. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Dr. Soetbeer (Obmann). Direktor von Beck. Baurat Gaedertz. Wirklicher Legationsrat Professor Dr. Helfferich. Direktor C. J. Lange. Professor Dr. Rathgen. Professor Dr. Schmoller. Konteradmiral z. D. Strauch. Fabrikbesitzer Supf. Dr. Alexander Tille. Direktor Dr. Vosberg-Rekow. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Adolf Wagner. Regierungsrat Professor Dr. Zahn.

Die Geschäftsstelle.

Die Geschäftsstelle des Kongresses befand sich im Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Empfangs- und Verteilungsstelle im Reichstagsgebäude.

Die Pressorgane.

Die periodischen Mitteilungen über die Vorbereitungen des Kongresses erfolgten durch die „Deutsche Kolonialzeitung", die „Mitteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft" und die Organe der übrigen an der Veranstaltung des Kongresses beteiligten Vereine und Institute.

Die Darbietungen des Kongresses.

Als Darbietungen wurde den Mitgliedern des Kongresses überreicht:

1. Der Kleine Deutsche Kolonialatlas mit Jahrbuch.
2. Die Karte „Deutsche Arbeit in Afrika 1884—1905" von Professor Langhans.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Ein Sonderabdruck aus der Deutschen Kolonialzeitung, enthaltend zwei Aufsätze des Hydrotekten König über die Wasserverhältnisse in Deutsch-Südwestafrika.

4. Ein Führer durch die tropenmedizinische Ausstellung.

5. Ein Lageplan der Verhandlungsräume.

6. Ein vom Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande dargebrachter Abreisskalender.

Die Ausstellungen.

Im Kuppelsaale des Reichstagsgebäudes befanden sich:

1. Die Tropenmedizinische Ausstellung des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg und des Deutschen Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Kolonien.

Dieselbe bezweckte, eine gedrängte Übersicht über den heutigen Stand der Tropenmedizin zu geben.

Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg, dem die Ausbildung der deutschen Kolonial- und Schiffsärzte obliegt, hatte zu diesem Zwecke einen Teil seiner reichhaltigen Lehrmittelsammlung, wie sie in Deutschland wohl keine andere Anstalt in dieser Vollständigkeit besitzt, zur Verfügung gestellt. Der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien beteiligte sich an der Ausstellung, indem er in Photographien und graphischen Darstellungen ein Gesamtbild seiner segensreichen Tätigkeit brachte; ausserdem hatte der Verein eine Anzahl bekannter Koloniallieferanten zur Teilnahme an der Ausstellung herangezogen.

Die Kongressleitung hatte den Unterzeichneten zur Abfassung eines kurzen, für Laien berechneten „Führers durch die tropenmedizinische Ausstellung" und zu täglich während der Verhandlungspausen stattfindenden, die Besucher orientierenden Rundgängen durch die Sammlung veranlasst.

An dieser Stelle sei nur in aller Kürze auf einige der wichtigsten Ausstellungsgegenstände hingewiesen.

Eine Reihe farbiger, im Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten hergestellter Wandtafeln veranschaulichte die Erreger und Übertrager von tropischen Infektionskrankheiten. Die in Betracht kommenden Parasiten waren ausserdem in etwa 200 mikrophotographischen Fensterbildern, unter denen sich ausser den Originalen des Instituts auch einige besonders wertvolle Aufnahmen, die Herr Regierungsrat Dr. Schaudinn zur Verfügung gestellt hatte, befanden — zur Ausstellung gelangt, und wurden ferner unter einer Reihe von Mikroskopen in lebendem Zustande oder in gefärbten Präparaten gezeigt. Auch die jene Mikro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

organismen übertragenden Mücken, Fliegen und Zecken waren nicht nur als konservierte Präparate, sondern zum Teil auch in lebenden Exemplaren vertreten: So waren Vivarien mit gewöhnlichen Mücken, mit Malaria- und mit Gelbfiebermücken nebst ihrer im Wasser lebenden Brut aufgestellt, und ferner ausser montierten Exemplaren der Mensch- und Tierkrankheiten übertragenden Zecken auch lebende Vertreter dieser für die Tropenmedizin so bedeutungsvollen Gruppe. Um die auch für Laien wichtige Kenntnis der krankheitübertragenden Insekten in weiteren Kreisen zu verbreiten, liess das Institut während der Kongresstage Postkarten mit durch Merkverse erläuterten Abbildungen von Malariamücken und Tsetsefliegen verteilen.

Die zu den Klassen der Eingeweidewürmer und Insekten gehörigen Schmarotzer der Tropen waren gleichfalls auf der Ausstellung vertreten; ebenso tropische Gifttiere neben den fälschlich für solche gehaltenen Tieren.

An diesen Abschnitt der Ausstellung schloss sich eine schöne Kollektion tropischer Pfeilgifte, die von dem Laboratorium des Herrn Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Brieger freundlich zur Verfügung gestellt war.

Durch tropische Erkrankungen veränderte menschliche Organe waren in zahlreichen Präparaten ausgestellt und ausserdem veranschaulicht durch eine Reihe von Abbildungen, unter denen von Dr. Neumann gelegentlich der Otto-Neumannschen Gelbfieberexpedition des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Brasilien gefertigte Aquarelle und die schönen photographischen Aufnahmen, die Herr Regierungsarzt Dr. Ziemann der Ausstellung überlassen hatte, hervorzuheben sind; ausserdem hatte auch Fräulein Margarete Ziemann die Ausstellung mit einem ganz vorzüglich gelungenen, von ihr gemalten grossen Ölbilde eines leprakranken Kamerunnegers bedacht.

An den den Tropenkrankheiten gewidmeten Abschnitt der Ausstellung schloss sich die Schiffs- und Tropenhygiene an. Von besonderem Interesse waren hier die Nocht-Giemsaschen Apparate zur Vertilgung pestverdächtiger Schiffsratten mittels giftiger Gase, die durch Verbrennung von Koks gewonnen und in die noch beladenen Schiffe eingeleitet werden. Ausserdem sei ein neuer, für Schiffs- und Expeditionsgebrauch bestimmter und im Hamburger Institut erprobter Wassersterilisator mit Petroleumheizung der Firma K a d e erwähnt, ferner wissenschaftliche Ausrüstungen für Schiffs- und Tropenärzte, Modelle von richtig und falsch am Bette angebrachten Moskitonetzen, und vor allem auch die von Dr. Paul Schmidt ersonnenen und durch die Praxis bereits trefflich bewährten Apparate zur Bestimmung der Luft- und Wärmedurchlässigkeit von Stoffen (Tropenkleidung).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausstellung des Deutschen Frauenvereins brachte, wie bereits oben bemerkt, eine graphische Übersicht über dessen Gesamttätigkeit. Bildliche Darstellungen zeigten die hohe Protektorin des Vereins, Ihre Majestät die Kaiserin, ferner die Ehrenvorsitzende, Ihre Hoheit die Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, und die früheren und jetzigen Vorstehenden des Vereins; schöne Photographien der Pflegestätten und der opfermutigen Helferinnen bei ihrer Tätigkeit an den Krankenbetten und in den medizinischen Laboratorien der Kolonien schlossen sich an.

Die Firma Dr. Kades med.-pharmazeutisches Exportgeschäft, Berlin SO., war besonders durch ihre trefflichen Tropenapotheken vertreten und brachte ausser ihren altbewährten Modellen auch neue, z. B. die für die südwestafrikanischen Feldlazarette gelieferten Ausrüstungen; die vorzügliche Löslichkeit der von ihr fabrizierten komprimierten Tabletten demonstrierte ein zu diesem Zweck aufgestellter Apparat.

Die Firma v. Tippelskirch & Co., Berlin, hatte ihrer Ausstellungsabteilung durch Expeditionszelte und Kostümfiguren ein ganz afrikanisch anheimelndes Gepräge verliehen; ihre durch hundertfachen Gebrauch in den deutschen Kolonien bewährten Ausrüstungsgegenstände bedürfen keines besonderen Lobes; als neues Modell sei ein Zelt erwähnt, dessen Eingänge durch ein leicht anzubringendes Netzgewebe gegen Moskitos geschützt werden.

J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin, hatte Scheringsche Formalindesinfektionsapparate, die Filterfabrik Reinhold Sucro, Borgsdorf bei Birkenwerder, einige Filter geliefert; die Firma Heinrich Jordan, Berlin, hatte ein tropisches Krankenzimmer mit Kostümfiguren und C. F. W. Lademann Söhne, Berlin, eine vollständig eingerichtete Tropenküche aufgebaut. Die Firma Dr. Graff & Co. endlich war mit pharmazeutischen Präparaten und mit aus Paraguaytee hergestellten Temperenzgetränken vertreten.

Stabsarzt Dr. Fülleborn,
extern. med. Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

2. Die kartographische und photographische Ausstellung.

Wie mit dem ersten Deutschen Kolonialkongress 1902 war auch mit dem zweiten, 1905, eine karthographische Ausstellung verbunden. Sie war wieder veranstaltet von Paul Sprigade und Max Moisel, den Leitern des kolonial-kartographischen Instituts der Firma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), dem im Auftrage der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts die Bear-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beitung und Herausgabe der in den Kolonien ausgeführten topographischen Aufnahmen obliegt. Während aber die erste Ausstellung den Zweck verfolgte, die historische Entwickelung der kolonialen Aufnahmetätigkeit und Kartographie von ihren ersten Anfängen an vor Augen zu führen, und dadurch zu bedeutendem Umfange anwuchs, beschränkte sich die letzte darauf, eine Übersicht über das Kartenmaterial zu geben, das als das neueste und wichtigste in den Händen sowohl derjenigen sein muss, die in den Kolonien selbst tätig sind, als auch derer, die sich in der Heimat mit kolonialen Fragen beschäftigen. Zugleich bot sie einen Überblick über die Fortschritte im Erscheinen der grossen vielblätterigen Spezialkarten von Deutsch-Ostafrika 1 : 300 000 und von Togo 1 : 200 000, die sich ihrem Abschlusse nähern, sowie des Grossen Deutschen Kolonialatlasses, von dem nunmehr 15 Blatt vorliegen. Die Nautische Abteilung des Reichs-Marineamts beteiligte sich mit einer grossen Zahl der neuesten, die Kolonialgebiete betreffenden Seekarten.

Mit der kartographischen Ausstellung verbunden war eine Ausstellung von Photographien, für welche — da die wirtschaftliche Erschliessung unserer Kolonien gegenwärtig im Vordergrund des Interesses steht — in erster Linie Ansichten von Verkehrseinrichtungen, sodann auch solche von öffentlichen Gebäuden und industriellen Betrieben ausgewählt worden waren.

Die Anordnung war so getroffen, dass die Photographien eines Schutzgebiets neben den Karten dieses Schutzgebiets aushingen. Der Beschauer fand so in bequemer Weise eine bildliche Erläuterung zu der kartographischen Ausstellung.

3. Die Ausstellung kolonialer Produkte im Botanischen Garten und Museum zu Dahlem.

Die Ausstellung, welche im Königlichen Botanischen Garten und Museum zu Dahlem hergerichtet war, sollte den Teilnehmern des Kolonialkongresses hauptsächlich diejenigen Einrichtungen vorführen, welche in den genannten Instituten zur wissenschaftlichen Erforschung der Pflanzenwelt, sowie zur Förderung der landwirtschaftlichen Verhältnisse unserer Kolonien getroffen worden sind. Ausser dem Berliner Botanischen Garten und Museum hatten sich noch die Hamburger botanischen Staatsinstitute, welche die gleichen Ziele verfolgen, sowie mehrere Privatpersonen in sehr dankenswerter Weise an der Ausstellung beteiligt.

Die Aufgaben, welche dem Berliner Botanischen Museum aus den Beziehungen zu unsern Kolonien erwachsen sind, wurden bereits in der Festschrift zu dem Kolonialkongress 1902 ausführlicher besprochen und mögen hier nur kurz angedeutet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als wichtigste Grundlage werden von den wissenschaftlichen Beamten des Gartens und Museums die aus den Kolonien zahlreich eingehenden pflanzlichen Objekte, also getrocknete oder in Alkohol aufbewahrte Pflanzen und Pflanzenteile, ferner lebende Pflanzen und keimfähige Früchte und Sämereien wissenschaftlich untersucht und beschrieben. In den Sammlungen des Museums sind diese Produkte übersichtlich aufgestellt, so dass die nach unsern Schutzgebieten gehenden Beamten, Offiziere, Pflanzer, Gärtner und Kaufleute Gelegenheit haben, sich über die Pflanzenwelt der Kolonien zu unterrichten. Seit dem Jahre 1891 besteht ferner durch das Entgegenkommen der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes die „Botanische Zentralstelle für die Kolonien am Königlichen Botanischen Garten und Museum zu Berlin", welche zur Förderung der Agrikultur in den Schutzgebieten dadurch beitragen soll, dass sie den Stationen europäische Kulturgewächse und tropische Nutzpflanzen in Samen oder als junge, im botanischen Garten herangezogene Pflanzen zuführt, auf die praktische Verwertung der Produkte hinweist, auf Anfragen den Behörden, Stationen usw. Auskunft erteilt und für den Dienst in den Kolonien Gärtner praktisch vorbereitet.

Zu der im Programm des Kongresses für Sonntag, den 8. Oktober, festgesetzten Besichtigung der Ausstellung hatte sich trotz des sehr ungünstigen Wetters eine recht beträchtliche Anzahl von Teilnehmern eingefunden, an ihrer Spitze der Herr Präsident des Kongresses, Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Zunächst wurden diejenigen Gewächshäuser besichtigt, in denen die kolonialen Nutzpflanzen, geordnet nach der Art ihrer Verwendung, aufgestellt sind. Darauf führte Professor Dr. Volkens die Teilnehmer in verschiedene Kulturhäuser, die zur Anzucht und Vermehrung ökonomischer Gewächse dienen. Kaffee, Tee, Kakao, Chinabäume und andere Medizinalpflanzen, ferner Öl-, Kautschuk-, Guttapercha-, Gespinst- und Gerbstoffpflanzen konnten hier in allen ihren Entwickelungsstadien, vom Samen bzw. Steckling an bis zur versandfähigen Pflanze, verfolgt werden. Allgemeines Interesse erregten einige Neueinführungen, wie Ficus Schlechteri, Alstonia Dürckheimiana, Stryphnodendron Barbatimao, ebenso die Methoden, um Pflanzen, wie Kakao, die bisher noch nicht durch Stecklinge vermehrt werden konnten, zur Wurzelbildung an abgetrennten Zweigen zu veranlassen. Eine Erläuterung, in welcher Weise die Überführung von Nutzpflanzen als Samen oder als lebende Pflanzen in sogenannten Wardschen Kästen nach den Kolonien bewerkstelligt wird, schloss den Umgang durch die Kulturhäuser der Zentralstelle.

Darauf wurden die Teilnehmer von dem Unterzeichneten durch die übrigen Schauhäuser des Botanischen Gartens geführt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche jetzt — mit Ausnahme des grossen Palmenhauses — zum grössten Teil fertiggestellt und mit Pflanzen besetzt sind. Eine Besichtigung der pflanzengeographischen Anlagen des Gartens, welche sicherlich bei vielen Besuchern Interesse erregt hätte, musste infolge des unfreundlichen Wetters unterbleiben.

Die Ausstellung der Produkte war in einem Saale des Neubaues des Botanischen Museums hergerichtet. Da auf dem Kongress 1902 das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee eine Ausstellung der für den Handel besonders wichtigen Produkte veranstaltet hatte, konnte diesmal von einer Vorführung dieser Erzeugnisse in grösseren Mengen und in verschiedenen Handelssorten Abstand genommen werden; es war vielmehr Wert darauf gelegt worden, die weniger bekannten, aber trotzdem das Interesse der Besucher erweckenden pflanzlichen Produkte unserer Kolonien vorzuführen.

Eine Aufzählung der ausgestellten Objekte zu geben, würde den hier zu Gebote stehenden Raum weit überschreiten, und es sollen daher nur einige wichtigere Objekte hervorgehoben werden.

Aus Togo war eine grössere Anzahl verschiedener, von den Eingeborenen kultivierter Durra-Sorten (Andropogon Sorghum) vorhanden, Kolanüsse, ferner sogenannte bittere Kolanüsse (Garcinia cola), von Nutzhölzern Odumholz (Chlorophora excelsa), Ebenholz (Dalbergia Melanoxylon), afrikanisches Mahagoni (Khaya senegalensis), Fasern von verschiedenen Arten, besonders auch Sisalhanf, Kautschuksorten, Fett vom Sheabutterbaum (Butyrospermum Parkii), die von den Eingeborenen zu Gottesurteilen benutzte Rinde von Erythrophloeum guineense, mehrere Arten von Strophanthus, deren Samen zur Herstellung des Strophanthin dienen.

Aus Kamerun sind besonders hervorzuheben: Verschiedene essbare Früchte und Samen, so von Treculia africana, einem Baum mit riesigen kürbisartigen Früchten, von Coula edulis, ferner verschiedene Cola-Arten, Schädlinge an Kakaofrüchten und -blättern, Kopal in mehreren Sorten, Kautschuk von Landolphia-Arten und von Kickxia (Funtumia) elastica, Taschen, Mützen und andere aus den Blättern der Raphiapalme von den Eingeborenen hergestellte Flechtwerke, Rindenzeuge von Ficus-Arten, rohe und gereinigte Ramie, Früchte und Samen der Ölpalme, besonders der sehr ergiebigen Lisombe-Varietät, Früchte und Samen von Strophanthus-Arten; ferner Photographien von der Station Ossidinge (vom Auswärtigen Amt zur Verfügung gestellt).

Aus Südwestafrika waren u. a. ausgestellt: Hülsen der Acacia Giraffae nebst dem daraus gewonnenen Mehl, Früchte und Samen der Naraspflanze (Acanthosicyos horrida), Gummi von Acacia horrida, die als Gerbmittel verwendete Rinde des Omutatibaums (Copaifera Mo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pane), und die zu demselben Zweck benutzten Wurzeln von Elephanthorrhiza Burchellii; von Nutzhölzern Ebenholz (Euclea pseudebenus), Anabaum (Acacia albida), und Combretum primigenium; ausserdem auch als besonders interessante Charakterpflanze des Gebiets Tumboa Bainesii (Welwitschia mirabilis).

Aus Ostafrika seien genannt die verschiedenen Hülsenfrüchte des Gebiets: Vigna sinensis, Dolichos Lablab, Phaseolus Mungo und P. lunatus und Voandzeia subterranea, Längs- und Querschnitte von verschiedenen Nutzhölzern, Gummi von mehreren Acacia-Arten, Fasern von Sansevieria cylindrica und S. Ehrenbergii, Sisalhanf und verschiedene einheimische Fasern, sowie Mattengeflechte von Palmen, Gerbstoffrinden der Mangrovebäume, Kopal von Trachylobium Hornemannianum, Kautschuk, Früchte und Samen der Telfairia pedata und von Allanblackia Stuhlmannii, nebst dem daraus gewonnenen Fett; Früchte und Samen von Strophanthus grandiflorus und S. Eminii.

Aus Neu-Guinea und vom Bismarck-Archipel mögen genannt sein Hölzer, besonders Carapa moluccensis, Massoia aromatica, Mehl und Bast von Tacca pinnatifida, Fasern verschiedener Malvaceen und anderer Gewächse.

Von den Marshall-Inseln erweckte besonderes Interesse eine Sammlung von Fächern, Matten, Körben, Tanzkränzen usw., die von Frau Brandeis dem Botanischen Museum überwiesen worden war.

Von den Karolinen waren u. a. ausgestellt die zur Knopffabrikation dienenden sogenannten Wassernüsse von Coelococcus carolinensis.

An die Ausstellung des Berliner Botanischen Museums schloss sich nun in demselben Raum diejenige der unter der Direktion des Herrn Prof. Dr. Zacharias stehenden Botanischen Staatsinstitute von Hamburg an. Es waren hier von Herrn Prof. Dr. Voigt mehrere Gruppen von Nutzpflanzen aufgestellt worden, nämlich die essbaren Früchte und die Öl und Fett liefernden Pflanzen. Von den ersteren waren nicht nur die wichtigsten in schönen Alkohol-Präparaten vorhanden, sondern die Aussteller hatten sich auch bemüht, soweit es möglich war, eine Anzahl frischer Früchte zu beschaffen, um so den Besuchern Gelegenheit zu geben, diese in ihren natürlichen Farben kennen zu lernen, die ja bekanntlich bei der Aufbewahrung in Alkohol fast immer verschwinden. Die Öl und Fett liefernden Pflanzen waren ebenfalls reichlich in trockenen Früchten und Samen, sowie auch in Alkoholmaterial vertreten, und in beiden Gruppen waren ausserdem instruktive farbige Bilder vorhanden, welche die ausgestellten Objekte ergänzten und den äusseren Habitus der Pflanzen zur Anschauung brachten.

Von aktuellem Interesse war eine kleine Sammlung von Produkten, welche Herr Dr. Otto Arendt von der kurz vorher ausgeführten

parlamentarischen Studienreise aus Togo und Kamerun mitgebracht hatte, und welche die wichtigsten Erzeugnisse der beiden Kolonien umfasste.

Aus Ostafrika hatte ferner Herr Forstassessor Dr. Holtz eine sehr lehrreiche Kollektion derjenigen Hölzer zur Ausstellung gebracht, welche nicht nur von den Eingeborenen zur Herstellung verschiedener Hausgeräte verwendet werden, sondern sich auch durch ihre vortrefflichen Eigenschaften, wie Härte, Polierfähigkeit, Festigkeit usw., für europäische Bedürfnisse als nutzbar erweisen. Die ausgestellten Proben in Längs- und Querdurchschnitten und zahlreiche aus diesen Hölzern hergestellte Gegenstände liessen erkennen, dass besonders unter den Leguminosen Ostafrikas eine ganze Anzahl von Hölzern vorhanden ist, die in Europa wohl Verwendung finden könnten.

Ausser den vom Berliner botanischen Museum zahlreich ausgestellten Photographien hatte Herr Prof. Dr. Hans Meyer eine Serie von landschaftlichen und Vegetations-Ansichten aus Deutsch-Ostafrika und hauptsächlich vom Kilimandscharo ausgestellt. Es ist selbstverständlich, dass diese in bezug auf Vollständigkeit wohl einzig dastehende Sammlung von Photographien aus dem Gebiete, welches der Aussteller mit so grossem Erfolge durchforscht hat, bei den Besuchern hervorragendes Interesse erweckte.

Besonders wirkungsvoll zeigte sich auch die Sammlung von Photographien, welche Herr Photograph Carl Vincenti in Daressalam zur Ausstellung gebracht hatte. Diese sehr schönen Bilder von stattlichem Format stellen Vegetations-Ansichten, landschaftliche Szenerien und Volkstypen aus unserer ostafrikanischen Kolonie, besonders aus der Umgebung von Daressalam und aus Usambara dar; auch waren dieselben Bilder noch einmal in der Form von Ansichtspostkarten vorhanden.

Durch die Verwaltung des Naturhistorischen Schulmuseums der Stadtgemeinde Rixdorf waren die für Schulzwecke bestimmten, unter dem Titel „Deutschlands Kolonien“ von der Verlagsbuchhandlung Wachsmuth zu Leipzig herausgegebenen farbigen Künstler-Steinzeichnungen ausgestellt worden.

Zum Schluss möge noch erwähnt werden, dass die ursprünglich geplante Ausstellung tropenlandwirtschaftlicher Maschinen, und die Vorführung derselben im Betriebe aus Mangel an Anmeldungen unterbleiben musste. Es ist zu hoffen, dass bei Gelegenheit des nächsten Kolonialkongresses solche Vorführungen in geeigneter Weise stattfinden können.

Prof. Dr. M. Gürke, Dahlem bei Steglitz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Veranstaltungen.

Am 4. Oktober fand ein Empfangsabend in den Sälen des Reichstages statt. Gelegentlich desselben hielt der Vizepräsident des Kongresses, Herr Wirklicher Geheimrat Dr. **von Holleben**, die folgende Ansprache:

„Drei Jahre sind ins Land gegangen, seit zum ersten Male an dieser Stätte auf Anregung unseres erlauchten Präsidenten, Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, sich die kolonialen Kreise zusammenfanden, um in gemeinsamer Beratung ihre Erfahrungen auf dem Gebiete des Kolonialwesens auszutauschen und neue Anregungen für ihr weiteres Vorgehen daraus zu schöpfen. Damals, beim ersten Kolonialkongress, standen wir vor einem gewagten Versuch, von dem niemand mit Sicherheit voraussagen konnte, ob er glücken werde. Denn neu war der Gedanke, die verschiedenen Kreise mit oft weit voneinander abweichenden Meinungen zu gemeinsamer Ratung und Tatung zusammenzuführen. Wohl erwartete mancher eher ein Aufeinanderplatzen der Geister, als die erhoffte Einigung. Aber dank der sorgsamen Vorbereitung und des allseits sich kundgebenden guten Willens wurde die Hoffnung derer erfüllt, die in einem solchen Kolonialkongress ein Mittel erblickten, die auseinanderstrebenden Ansichten über das, was unsern Kolonien not tut, gegeneinander abzuwägen und zusammen zu schliessen. Alle Teilnehmer schieden mit der Überzeugung, dass der Kongress eine Gelegenheit gewesen sei, eigene Meinungen zu klären und des überzeugungsvollen Gegners Gründe verstehen zu lernen. So war nur e i n e Stimme, dass der Kongress wiederholt, ja, zu einer ständigen Einrichtung werden müsse. Es wurde beschlossen, nach drei Jahren ihn wiederkehren zu lassen.

Wohl erhoben sich im Laufe des letzten Sommers, als von Süd, Ost und West Hiobsposten aus Afrika eintrafen, schwere Bedenken, ob Zeitläufe, in denen so viel Gut und Blut geopfert werden musste, in denen so manche Mutter ihrem hingemordeten Sohne, so manche Braut ihrem gefallenen Geliebten nachweinte, geeignet seien, wiederum zusammenzutreten, um Redegefechte über die kolonialen Dinge abzuhalten und begangene Fehler mit Worten bessern zu wollen, wo doch Taten so gebieterisch gefordert werden. Schliesslich aber gewann die Erwägung die Oberhand, dass g e r a d e die t r ü b e n Ereignisse in unsern afrikanischen Kolonien nur ein Grund mehr seien, zusammenzustehen in gemeinsamer Arbeit, mit freier Stirn und offenem Wort dem tobenden Kampf gegenüber zu treten, um, wo Not ist, helfend einzugreifen und den Gründen nachzufor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen, welche die beklagenswerten Rückschläge herbeigeführt haben, und nach Mitteln zu suchen, wie in Zukunft derartigen Störungen vorgebeugt werden könne.

Ein sicheres Zeichen, dass alle kolonialgesinnten Kreise trotz allem und allem die Zeit für den neuen Kongress für geeignet hielten, ist wohl auch darin zu sehen, dass viele und an Mitgliedern zahlreiche Vereine, die beim ersten Kongress abseits gestanden, nunmehr ihre Hand boten, um mitzuarbeiten an dem gemeinsamen Werk. Ich nenne in erster Linie einen der bedeutendsten, den Deutschen Flotten-Verein.

Und wie die Zahl der Veranstalter sich mehrte, so auch die der Teilnehmer. Während 1902 nur 1346 Personen sich eingeschrieben hatten, weist unsere Liste schon am heutigen Abend eine stattliche Zahl von Anmeldungen auf, darunter eine grosse Zahl von Mitgliedern unserer erlauchten Fürstenhäuser, viele Spitzen unserer Reichs- und Bundesstaatsbehörden, zahlreiche klangvolle Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis.

So dürfen wir mit Bestimmtheit hoffen, dass dieser zweite Kongress seinen Vorgänger wie an Zahl der Teilnehmer, so auch an Bedeutung und Erfolg übertreffen wird. Und wir dürfen voraussetzen, dass er dazu beitragen wird, das deutsche Volk in seiner grossen Gesamtheit wachzurufen, dass es den nationalen und wirtschaftlichen Wert erkennt, welchen die Kolonien besitzen, und ihm die Überzeugung beizubringen, dass wir trotz allen gegenwärtigen Ungemachs und augenblicklicher Schwierigkeiten festhalten müssen an dem kolonialen Besitz, den wir im Laufe der letzten zwanzig Jahre erworben haben. Die Kaiserliche Regierung wird es uns danken, wenn wir ihre wohlgemeinten Bestrebungen unterstützen und zu fördern suchen.

Es ist mir deshalb eine angenehme Pflicht, Sie im Namen unseres verehrten hohen Herrn Präsidenten und der 86 Veranstalter hier willkommen zu heissen und Ihnen den Wunsch darzubringen, dass Sie finden mögen, weshalb Sie hier aus allen Teilen Deutschlands und seiner Kolonien zusammengekommen sind: Ihre Gedanken über unsere Kolonien und deren Wohl miteinander auszutauschen und neuer Impulse voll mit verdoppelter Lust an die Arbeit heranzugehen, die Wohlfahrt unserer Kolonien zu fördern und damit die unseres gesamten teuren Volkes und Vaterlandes."

Am 6. Oktober, abends 8 Uhr, fand in der Urania ein Vortrag des Herrn C. G. Schillings über das „Tierleben in der ostafrikanischen

Steppe mit besonderer Berücksichtigung des Aussterbens einiger Arten" unter Vorführung neuer Lichtbilder statt.

Am 7. Oktober, abends 8 Uhr, vereinigte ein gemeinsames Essen die Kongressmitglieder im Zoologischen Garten.

Am 8. Oktober wurden die Gewächshäuser des Botanischen Gartens in Dahlem, sowie die im Botanischen Museum in Dahlem veranstaltete Ausstellung kolonialer Erzeugnisse von den Teilnehmern des Kongresses besichtigt.

Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses.

Die mit * bezeichneten Mitglieder haben höhere Beiträge gezahlt.

Therese, Prinzessin von Bayern, Königliche Hoheit, München, Königliche Residenz.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Wiligrad.

Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, Hoheit, Wiligrad.

Heinrich Prinz Reuss XXXII., Hochfürstliche Durchlaucht, Kiel, S. M. S. „München".

*Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Strassburg i. E.

Fürst zu Innhausen und Knyphausen, Durchlaucht, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Preussischen Herrenhauses, Berlin.

Fürst Otto zu Salm-Horstmar, Dr., Durchlaucht, Rheingraf, Präsident des Deutschen Flottenvereins, Schloss Valar b. Coesfeld.

Fürst von Bülow, Dr., Durchlaucht, Reichskanzler, Berlin.

Fürst Karl Max von Lichnowsky, Durchlaucht, Geh. Leg.-Rat, Rittmeister à la suite der Armee, Kuchelna.

Fürst von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee, Durchlaucht, Wolfegg.

Prinz Franz von Arenberg, Durchlaucht, Mitglied des Reichs- u. Preussischen Landtags, Berlin W. 40, Hindersinstr. 6.

Prinz Philipp von Arenberg, Durchlaucht, Domkapitular, Eichstätt i. Bayern.

Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Durchlaucht, Bezirkspräsident, Kolmar im Elsass.

Graf von und zu Schönburg-Glauchau, Erlaucht, Glauchau.

Abel, Rudolf, Geheimer Kommerzienrat, Stettin VI, Moltkestr. 4.

Abteilung Chemnitz der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung Ludwigshafen a. Rh. der Deutschen Kolonialgesellschaft. Vertreten durch Ingen. Leo Schilling, Ludwigshafen a. Rh.-Mundenheim.

Abteilung Neustadt a. Haardt der Deutschen Kolonialgesellschaft.

*Abteilung Plauen i. V. der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung Rastatt der Deutsch. Kolonialgesellschaft, Vertreter Hauptmann Engelhardt, Rastatt.

Abteilung Riesa der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung St. Avold der Deutschen Kolonialgesellschaft. Vertreten durch Herrn Baumeist. Knoernschild.

Abteilung Zwickau i. S. der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Achelis, Senator, Bremen, Heerdentorwallstr. 24.

Achelis, Fr., Bremen, Vertreter der Handelskammer in Bremen.

Achenbach, Oberleutnant in der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, Kamerun.

P. Acker, Provinzial der Väter vom heiligen Geist, Knechtsteden b. Dormagen.

Adae, Bezirkshauptmann, Victoria (Kamerun).

Adam, Dr. med., prakt. Arzt, Nied.-Hermsdorf b. Waldenburg.

Adamla, J., Kaufmann, Dresden, Kaulbachstr. 22.

Aeltesten der Kaufmannschaft, Berlin.

von Ahlefeldt, Vizeadmiral, Berlin, Victoria-Luisenplatz 6, III.

Ahrens, August, Kaufmann, Stettin, Politzerstr. 8.

Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, Frankfurt a. M.

Albers, Gust. L., Hamburg, Alsterdamm 102.

Albers, Hermann, i. Fa. Berliner Lithographisches Institut Julius Moser, Berlin W., Potsdamerstr. 110.

Alemann, Moritz, Chefredakteur des Argentinischen Tag- u. Wochenblattes, Buenos-Aires (Argentinien).

Alemann, Theodor, Direktor des Argentinischen Tag- und Wochenblattes, Buenos-Aires (Argentinien).

Alesch, Pfarrer, Berlin N. 37, Fehrbelliner Strasse 99.

von Alten, Generalleutnant z. D., Berlin W., Matthäikirchstr. 24.

Althof, H., Kaufmann, Bremen, Langenstr. 10/11.

von Alvensleben, C., Hauptmann a. D., Berlin NW., Lessingstrasse 36, I.

von Amann, General d. Inf. z. D., Berlin, Motzstr. 61.

Amsinck, Arnold, i. Fa. C. Woermann, Hamburg.

Anders, Friedrich, Fabrik., Plauen i. V.

Andersen, P. O. A., Departementschef im dänischen Finanzministerium und Staatsschuldendirektor, Kopenhagen V. (Dänemark), Madrigs Allee 1, II.

von Anderten, Major, Wesel.

Andreae, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Frankfurt a. M.

Angelroth, Archidiakonus, Meiningen.

Angerer, Regierungsrat, Münster in Westfalen, Geronstr. 18.

Angerner, Otto Gust., Bremen.

Angerner, Frau, Bremen.

Angerstein, Oberleutnant, Perleberg, Gartenstr. 3.

Ankermann, Dr., Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin C., Lustgarten.

Antelmann, Bruno, Deutsches Kolonialhaus, Berlin W., Lützowstrasse 89/90.

Antoine-Feill, Rechtsanwalt, Hamburg, Börsenhaus.

Anton, G. K., Professor Dr., Jena, Humboldtstr. 3.

Apstein, Rudolph, Naumburg a. S., Weingarten 29.

Archenhold, F. J., Direktor der Treptower Sternwarte, Treptow bei Berlin.

Arendt, Dr. Otto, Mitglied des Reichstages, Berlin W., Nürnberger Strasse 7.

Arens, Carl, Freiburg i. Br., Scheffelstr. 48.

Arent, General à la suite der argentinischen Armee, Bellevue bei Genf.

Arlt, Geh. Bergrat, Berlin W., Kleiststrasse 22.

Arndt, Adolf, Dr., Hamburg, Grosse Fontenay 2.

Arndt, Arthur, Prokurist der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Arnhold, Geh. Kommerzienrat, Berlin.
Graf von Arnim-Muskau, Muskau.
von Arnim, Regierungspräsident a. D., Dr., Berlin W. 15, Ludwigskirchstr. 10a.
Arning, Dr., Stabsarzt, Hannover, Hohenzollernstr. 43.
Arning, Frau Dr., Stabsarzt, Hannover, Hohenzollernstr. 43.
Arnold, Otto, Kommerzienrat, Stadtrat und Fabrikbesitzer, Magdeburg-Buckau, Schönebeckerstr. 11.
Aschenborn, Vizeadmiral z. D., Kiel, Niemannsweg 20.
Aschrott, Kommerzienrat, Berlin W., Bellevuestr. 12.
Astheimer, Wm., Kaufmann, Hamburg, Rolandsbrücke 2.
Auer, Otto, Fabrikant, Iserlohn.
Auning, Robert, Pastor, Sesswegen.
Axt, Berginspektor, Wattenscheid.

Bachmann, J. H., Bremen, Schlachte 15/16.
Baedeker, Diedr., Verlagsbuchhändler, Essen (Ruhr).
Bahlsen, Fr., Kommerzienrat, Arnstadt.
Bahr & Gerkens, Fa., Goldleistenfabrik, Ottensen.
Bail, Dr. Max, prakt. Arzt, Windhuk.
Baller, Dr. jur., Geheimer Kammerrat, Schwerin in Meckl., Rostokkerstrasse 92.
Graf von Ballestrem, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Deutschen Reichstages, Plawniowitz.
*Ballin, A., Generaldirektor, Hamburg, Alsterdamm 25.
Ballod, Carl, Dr. Professor, Halensee, Kronprinzendamm 1.
Bancken, Friedr. P., Limburg a. L. Vertr. d. Pallottiner Kongreg.
Banszuc, Oberleutnant i. d. Schutztruppe für Südwestafrika, Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.
Barandon, Kontre-Admiral a. D., Kiel.
Bard, Dr. theol., Geh. Oberkirchenrat, Schwerin i. M.
Bartels, Generalmajor z. D., Berlin W. 10, Friedrich-Wilhelmstr. 8.
Bartels, Dr. Ed., Amtsrichter, Hamburg, Uhlandstr. 39.
Bartels & Lüth, Kaufleute, Bremen, Börsennebengebäude 40/42.
von Bartenwerffer, General d. Inf. z. D., Marburg (Bezirk Cassel).
von Bary, Generalkonsul, Antwerpen.
Baschin, Otto, Kustos, Berlin NW. 7, Georgenstr. 34/36.
Basler, R., Direktor, Offenburg i. B.
Bassewitz, Gräfin, Staatsdame, Wiligrad.
Bauch, Bernhard, Kommerzienrat, Schwerin i. Meckl., Alexandrinenstrasse 31.
Bauck, Oberleutnant, Spandau, Lindenufer 22.
Bauer, Paul, Kommerzienrat, Stuttgart, Etzelstr. 27.
Baumann, Robert, Berlin W., Karlsbad 22.
Bauriedel, P., Kunstmühlenbes., Nürnberg, Fischergasse 3.
Baus, J., Syndikus der Handelskammer, Trier.
Bechler, Th., Prediger, Herrnhut.
Beck, J. G., Reichenbach i. V.
von Beck, C., Direktor, Berlin. Vertreter der Neu-Guinea-Comp.
Becker, Dr., Oberstabsarzt a. D., Friedenau, Menzelstr. 34.
Becker, Dr., Max, Berlin SW. 11, Schönebergerstr. 16, I. 2. Portal.
Becker, Max, Direktor, Freiburg (Schlesien).
Beckmann, Pfarrer, Barmen, Vertr. der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika.
Behme, Dr., Amtsrichter, Achim b. Bremen.
Behrens, Bergrat, Herne.
Behrens, Fritz, Gutsbesitzer, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beindorff, Fritz, i. Fa. Günther Wagner, Hannover, Warmbücherstrasse 5.
Bemmann, Pastor, Niederbobritzsch.
Bendix, Fabrikbesitzer, Berlin C., Klosterstrasse 83.
Beneke, Gustav, Fabrikbes., Loebau i. S.
von Bennigsen, R., Gouverneur a. D., Charlottenburg, Bleibtreustrasse 8/9.
Benz, Dr., Pfarrer, Weida, Post Riesa.
Graf von Berckheim, Grossherzoglich Badischer Gesandter, Berlin W. 9., Lennéstr. 9.
Berg, V., Vize-Gouverneuer, Ponape.
Berg, Königl. Landrat, Burg Katz bei St. Goarshausen a. Rh.
Berger, P., Kaufmann, Berlin O. 34, Wilhelm-Stolzestr. 1.
Bergmann, Alfred, Rentier, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 17.
Bergmann, Frau, Rentier, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 17.
von Bergmann, Exzellenz, Professor Dr., Wirkl. Geh. Rat, Berlin NW., Alexanderufer 1.
von Beringe, Hauptmann, Berlin, Köthenerstr. 11.
Bernegau, L., Korps-Stabsapotheker a. D., Hannover, Christuskirche 23.
Berner, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin.
Berner, Hans, stud. jur., Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 29.
Bernhard, Georg, Herausgeber des „Plutus", Charlottenburg 2, Goethestrasse 69.
Bernhardt, Geh. Oberpostrat, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 156.
Bernhardt, Präpositus, Lübz i. M., Vertreter d. Mecklenb. Missionsvereins.
Bernoully, F., Schöneberg b. Berlin, Eisenacherstr. 52.
Graf Bernstorff, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Berlin W. 10, Rauchstr. 5.
von Besser, Bernhard, Hauptmann a. D., Berlin W., Köthenerstr. 22.
Beta, Ottomar, Schriftsteller, Steglitz, Breitestr. 16.
Bethe, Hauptmann, Berlin W. 15, Ludwigskirchplatz 10.
Bethe, Frau, Berlin W. 15, Ludwigskirchplatz 10.
von Bethmann-Hollweg, Dr., Staatsminister, Kgl. Preussischer Minister des Innern, Berlin.
Bettelhäuser, L., Fräulein, Mainz, Carmelitenplatz 3.
Bettgenhaeuser, Dr., Syndikus der Handelskammer, Solingen.
Beyreiss, Pastor, Charlottenburg, Kantstr. 150.
von Bezold, Dr., Professor, Geh. Ober-Reg.-Rat, Direktor des Königl. Meteorologischen Instituts, Berlin.
Bierbrauereigesellschaft vorm. Gebrüder Lederer, Nürnberg.
Biereye, Professor, Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstr. 9.
Biermann, Rentier, Potsdam, Moltkestrasse 36.
Bilharz, Oberbergrat a. D., Berlin W. 62, Lutherstr. 7/8.
Bindernagel, H., Kaufm., Alexandrien, z. Zt. Frankfurt a. M., Bleichstrasse 56.
Bindernagel, Ludwig, Alexandrien.
Birkner, Rudolf, Konsul, Nürnberg, Faberstrasse 7.
von Bitter, R., Dr. jur., Wirkl. Geh. Rat und Oberpräsident a. D., Berlin NW., Klopstockstr. 21.
Blank, Rektor, Tanga (Deutsch-Ostafrika), z. Zt. Rixdorf, Kopfstr. 5/9.
Blankenhorn, M., Dr., stellvertretender Vors. der Deutsch-Mittelmeer-Gesellschaft, Berlin-Halensee, Joachim-Friedrichstr. 57.
Blech, Hermann, Verlag des Generalanzeigers, Mülheim/Ruhr, Altenmarkt 2.
v. Bloedau, Landrat, Arnstadt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Blohm & Voss, Kommanditgesellschaft auf Aktien, Hamburg.
Blüher, Gewerbereferendar, Charlottenburg, Kantstr. 27.
Blume, Bergwerksdirektor, Saarbrücken, Pestelstr. 1.
Blumer jun., Louis, Fabrikant, Zwikkau i. Sa.
Blunck, Kommerzienrat, Neumünster.
von Bockelmann, Prof., Danzig, Langgasse 56.
Bodems, P. Joh., Rektor des kathol. Missionshauses St. Wendel, Rhld.
Freiherr von Bodmann, Ministerialdirektor, Geh. Rat, Berlin W. 10, Bendlerstrasse 18.
Böcking & Penserot, Kirn (Nahe).
Böckmann, Emmy, Frau, Berlin W., Bendlerstrasse 26.
Bödecker, C., Hamburg.
Bödecker, Frau Marie, Hamburg.
Boeder, Max, Tanga (Deutsch-Ostafrika).
Bödiker, Carl, Hamburg 8, Asiahaus.
Böhler, Landmesser in der Kol.-Abt. des Ausw. Amts, Steglitz, Berlinickestrasse 2, III.
Boehm, Gustav, Offenbach (Main), Spendlingerstr. 26.
Böhm, Dr. Joh., Pankow bei Berlin, Wollankstrasse 11.
Böhm, Dr., Augenarzt, Heilbronn (Neckar).
Böhme, H. D., Hamburg, Rödingsmarkt 9.
Böhme, Dr. med., Arzt, Wolfenbüttel.
Böhme, Regierungsreferendar, Berlin, Passauerstr. 30.
Böhmer, Oberleutnant, Berlin W., Schaperstr. 19.
Boehmer, Carl, Bandjermasin (Süd-Ost-Borneo).
von Boehn, Oberstleutnant und Direktor der Militär-Eisenbahn, Schöneberg bei Berlin, Hauptstr. 17.
Boenicke, Otto, Kaufmann, Berlin W. 8, Französischestr. 21, I.
Böse, Marinestabsarzt, Berlin, Friedrichstr. 135.
Boettcher, Oekonomieinspektor, Skarschewo bei Laskowitz.
Boetticher, Moritz, Kaufmann, Berlin W., Unter den Linden 24.
Bohnstedt, Oberregierungsrat, Berlin W. 50, Eislebenerstr. 13.
du Bois, Kapitän z. S. z. D., Gross-Lichterfelde O., Schillerstr. 21.
Bolle, C., Königlicher Kommerzienrat, Berlin NW. 52, Alt-Moabit 98-103.
Bolle, Carl, Schriftsteller, Berlin W. 57, Steinmetzstr. 27.
Bombach, F., Redakteur der „Afrika-Post", Hamburg 6, Schröderstiftstr. 17.
von Bonin, Margot, Fräulein, Bottschow (Märk.-Pos. Bahn).
Bonin, F., Togo.
Bopp, Max, Intendantursekretär, Potsdam, Babelsbergerstr. 1.
Borchmann, Hubert, Kaufm., Berlin, Gr. Frankfurterstr. 74, IV. l.
Borgius, Dr., Vertr. d. Handelsvertragsvereins, Berlin W. 9, Köthenerstrasse 28/29.
Bormann, Geheimer Oberregierungsrat, Charlottenburg, Bleibtreustrasse 12.
Born, Dr. Walter, Kaiserl. Regierungsarzt, Jap. Westkarolinen.
Bornhak, Conrad, Professor Dr., Berlin SW. 61, Blücherplatz 2.
von Bornhaupt, Chr., Berlin W. 15, Meinekestr. 24.
von Borries, Polizei-Präsident, Berlin C. 25, Alexanderstr. 6.
Bortfeldt, Ludwig, Fabrikant, Bremen, Arbergerstrasse.
Botanische Staatsinstitute, Hamburg, Lübeckertor.
Bott, Lehrer, Brandenburg a. H., Schulstr. 3.
Bourjau, Carl, Direktor d. Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Boysen, Kaufmann, Wandsbek.
Boysen, Frau, Wandsbek.
Bracke, Dr., Rechtsanwalt, Braunschweig, Damm 21.
Brackebusch, Wilh., Rentier, Hannover, Georgstr. 18.
Brackebusch, Dr. Ludwig, Professor der Geologie, Hannover, Kestnerstr. 2.
Brackebusch, Frau Professor, Hannover, Kestnerstr. 2.
Brackebusch, Ires, Fräulein, Hannover, Kestnerstr. 2.
Brackebusch, Wilhelm, Marine-Aspirant, Hannover.
Brandes, Bauinspektor, Berlin W., Lutherstr. 15 I.
von Brandenstein, Baron, Berlin, Leipziger Platz 16 (Automobil-Klub).
Brandeis, Frau Landeshauptmann, Berlin W., Ansbacherstr. 7, II.
Brandin, Superintendent a. D., Berlin SW. 13, Alte Jakobstr. 129.
Brandis, Professor Dr., Bonn a. Rh., Kaiserstrasse 21.
Brandl, A., Professor, Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastr. 73.
Brandt, Major, Wittenberg (Halle), Tauenzienstr. 35.
Brass, E., Konsul a. D., Berlin W. 30, Goltzstr. 21.
von Brauchitsch, Regierungsrat, Duala-Kamerun.
Brauer, Dr., Berlin W. 66, Wilhelmstr. 49.
Brauerei C. Franz, G. m. b. H., Rastatt.
von Braumüller, Generalleutnant z. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 53.
Braumüller, F., Kaufmann, Hamburg, Alsterdamm 4-5.
Braun, Joh., Konservenfabrik, Pfeddersheim.
von Braunschweig, Kais. Gesandter z. D., Berlin W. 50, Passauerstr. 38, I.
Braunwart, Regierungsrat, Landshut.
Breer, W., Schiffsvermesser, Hamburg, Fruchtallee 38.
Breger, Dr., Regierungsrat, Berlin NW. 23, Klopstockstr. 18.
Breitenstein, Heinrich, Dr., Karlsbad, Haus Rubin.
Bremer Baumwollbörse, Bremen.
Brennecke, Generalmajor z. D., Berlin W., Kurfürstendamm 228.
Bresgen, Dr M., Kgl. Sanitätsrat, Wiesbaden, Augustastr. 21.
von Breska, A., Dr., Gr.-Lichterfelde O., Chausseestr. 25.
Bresser, Karl, Kaufmann, Wilmersdorf b. Berlin, Pfalzburgerstr. 4.
Breuninger, E., Stuttgart, „Zum Grossfürsten".
Brieger, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, Berlin NW. 23, Brückenallee 34.
Brinkmann, Major a. D., Berlin W. 50, Marburgerstrasse.
Brix, Dr. W., Regierungsrat, Steglitz, Hohenzollernstr. 1.
Graf von Brockdorff, Dr., Syndikus der Handelskammer, Oppeln.
Brodnitz, Privatdozent, Halle a. S.
Brodrück, Oberst u. Kommandeur d. Reg. 146, Sensburg, Ostpr.
von Broizem, General der Kavallerie, kommandierender General des XII. (I. K. S.) Armeekorps, zweit. Vorsitzender des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresden.
Brose, Hauptmann a. D., Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft, Fürstenwalde (Spree).
Brucker, J., kath. Priester, Vertreter der Zeitschrift „Etudes" und der Zeitung „La Croix", Paris, 1, Place Saint Sulpice.
Brückner, Assessor, Berlin, Luitpoldstrasse 10.
Brühl, Dr. L., Berlin, Lutherstr. 47.
von Brunn, Gertrud, Fräulein, Rostock i. M.
Buchholtz, F. W., Kaufmann, Bremen, Hollerallee 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Büchner, Pastor, Posen. Vertr. d. Missionskonferenz für die Provinz Posen.

Buchner, Dr., Missionsinspektor, Berthelsdorf b. Herrnhut.

Budde, J. Cost., Direktor d. Deutschen Colonial-Gesellschaft für Südwestafrika, Berlin SW., Wilhelmstrasse 45.

Budde, Geheimer Staatsrat a. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 202.

Budding, Dr., Regierungsrat, Bromberg.

Büchsel, Vizeadmiral, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 52.

von Bülow, Major, Potsdam, Allee nach Sanssouci 8.

Bünger, Herm., Bankvorsteher, Potsdam, Wilhelmsplatz 9.

Bundesleitung des Deutschen Böhmerwaldbundes, Budweis.

*Bunnemann, Fr., Bremen, Richard-Wagenerstr. 10.

Burchard, Dr., Bürgermeister, Hamburg, Klopstockstr. 26.

Burchard, Hermann, Berlin W. 50, Spichernstr. 22, IV.

Burmeister, Ed., Hamburg, Baderstr. 40.

Burth, Hr., Inh. A. Kaphahn, Hoflieferant, Schwerin i. M.

Busch, Fr., Professor, Berlin W. 15, Lietzenburgerstr. 5.

Busse, Dr., Geheimer Bergrat, Berlin W. 50, Nürnbergerstr. 33.

Busse, Dr., Regierungsrat, Wilmersdorf, Wilhelmsaue 16.

Busse, Oberpostinspektor, Berlin W., Passauerstr. 11.

Butzon, H. J., Victoria (Kamerun), Kriegsschiffhafen.

*Cahensly, Kommerzienrat, Präsident des St. Raphael-Vereins, Limburg (Lahn).

de la Camp, H., Hamburg, Vertreter d. Ostasiat. Vereins.

von Carben, L., Direktor, Berlin W. 10, Bendlerstr. 37.

von Carlowitz, Carl, Königl. Kammerherr, Schloss Kukukstein, Post Liebstadt i. Sa.

Caro, Georg, Dr. jur., Kommerzienrat, Berlin W. 64, Unter den Linden 3a.

Caspar, E., Fabrikbesitzer, Rostock (Meckl.).

Castner, Ernst, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 45.

von Chamier-Glisczinski, Leutnant, z. Zt. Wildpark bei Potsdam.

Chefkabinett der Diskonto-Gesellschaft, Berlin W. 64, Unter denn Linden 35.

Chemnitzer Aktien-Spinnerei, Chemnitz.

Christians, Gebrüder, Solingen.

*Christoph, F. Ch., Konsul, Niesky, O.-L.

Clemens, Julius, Amtsrichter, Cöln, Bismarckstr. 51.

Clemm, Carl Max, Hauptmann der Res., Gernsbach, Haus 84.

Clouth, Franz, Kaufmann, Cöln-Nippes, Riehlarstr. 100.

Coates, G., Kaiserl. deutscher Ministerresident, Bangkok, Siam.

Collenbusch, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Dresden, Dresden.

Continental-Caoutchouc- u. Guttapercha-Kompagnie, Hannover.

Conze, Geheimer Kommerzienrat, Langenberg (Rhld.).

Coppius, Dr., Magdeburg, Johannisbergerstr. 5, I.

Corona, Fahrradwerke und Metallindustrie A.-G., Brandenburg (Havel).

Freiherr von Cramer-Klett, Reichsrat, Guts- und Fabrikbesitzer, München, Ottostr. 9.

Freiherr von Cramm-Burgdorf, Wirkl. Geh. Rat und Herzogl. Braunschweig. Gesandter, Berlin W. 62, Kleiststr. 21.

Credner, Rudolf, Professor Dr., Geh. Regierungsrat, Vorsitzender d.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geographischen Gesellschaft zu Greifswald, Greifswald, Karlsplatz 1.

Cremer, Kommerzienrat, Dortmund, Martinstr. 12.

Cremer, Dr. jur., Rechtsanwalt, Hagen i. Westfalen.

Crusius, Pastor, Sekretär des Hannoverschen Missionsvereins, Hannover-Linden, Badenstedterstr. 29.

Cumme, H., Regierungsrat, Berlin SW. 68, Oranienstr. 91.

Cunze, Dr., Fabrikbesitzer, Frankfurt a. M.-Sachsenhausen, Schaumannkai 37.

Curtius, Paul, Dr. jur., Major a. D., Berlin W. 30, Goltzstr. 33.

Custodis, Justizrat, Cöln, Römerturm 8.

von Czettritz, Oberst a. D., Liegnitz, Dänemarkstr. 32.

Baron von Czettritz-Neuhaus, Rittergutsbesitzer, Seitendorf b. Nieder-Salzbrunn.

Dacque, Kaufmann, Südkamerun.

Dade, Dr., Professor, Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats, Berlin SW. 11, Königgrätzerstrasse 43.

Dahmann, Jos., Referendar, Charlottenburg 4, Leibnizstr. 33.

Damara- und Namaqua-Gesellschaft m. b. H., Hamburg.

Damaschke, Adolf, Herausgeber der „Deutschen Volksstimme", Berlin NW. 23, Lessingstr. 11.

Dammer, Dr., Königl. Geologe, Berlin, Invalidenstr. 44.

Dammmüller, Major, Dresden-Neustadt, Weintraubenstr. 8.

Danelsberg, F. W., Bremen, Schleifmühle 40.

Darmstaedter, Dr. Ludwig, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 18a.

David, Louis, Bankier, Bonn, Bahnhofstr. 3.

Davidsohn, Dr. Karl, Assistent am Pathologischen Institut der Universität, Berlin, Neustädtische Kirchstrasse 15.

Deckert, Dr. phil., Dahlem bei Steglitz.

Deeken, R., Direktor der Deutschen Samoa-Gesellschaft, Berlin, W., Potsdamerstr. 112.

Deetjen, Martin, Kaufmann, Bremen, Grunenweg 18.

Delbrück, Hans, Professor Dr., Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Delius, Dr., Kammergerichtsrat, Berlin W. 50, Schaperstr. 32.

Delius, Erich, Fabrikbesitzer, Bielefeld, Wertherstr. 1c.

Dempwolff, Dr., Stabsarzt, Berlin,

Denkert, Pastor em., Hannover, Gretchenstr. 44.

von Denster, Theodor, Kitzingen.

Detmers, W., Hamburg, Blumenau 5.

Deumer, Fräulein, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstr. 53.

Deutsch-Chinesische Seiden-Industrie-Gesellschaft, Berlin W., Friedrichstrasse 62.

Deutsch-Ostafrikanische Bank, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.

Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätsgesellschaft, Berlin W. 8, Französischestr. 63/65.

Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft, Hamburg, Hermannstr. 27.

*Deutsche Bank, Berlin.

Deutsche Colonialgesellschaft für Südwestafrika, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 45, I.

Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, Hamburg.

Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauerstr. 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Ueberseeische Bank, Berlin W. 8, Französischestrasse 63/65.

*Deutscher Nautischer Verein, Vertreter Konsul Ed. Rabe, Präses d. Handelskammer in Lübeck.

Deutscher Schriftsteller-Verband, Berlin NO., Friedenstrasse 59.

Deutscher Seefischerei-Verein, Vertreter: Kapitän z. S. a. D. Dittmer, Hannover.

Graf von Deym, Verwaltungsgerichtsdirektor, Sigmaringen.

Diederichsen, i. Fa. Diederichsen, Jebsen & Co., Kiel.

Diel, R., Kaufmann, Cöln, Kaiser-Wilhelmring 40.

Diels, L., Dr., Privatdozent, Berlin W., Kleiststrasse 21.

Diercke, C., Geh. Regierungs- und Schulrat, Schleswig, Friedrichstrasse.

Diercks, G., Dr., Privat-Gelehrter, Steglitz, Humboldtstr. 5.

Diers, Postinspektor, Wesel.

Diesing, Stabsarzt, Berlin, Bochumerstr. 5.

Diestelkamp, L., Pastor em., Berlin N. 58, Schönhauser Allee 141.

Dietrich, Dr., Königl. Geh. Ober-Medizinalrat, Steglitz Lindenstr. 34.

Diez, Dr., Herm., Chefredakteur des „Hamburger Correspondenten", Hamburg, Alterwall 76.

Dill, Theodor, Hamburg, Bergstrasse 4, I.

Dingler, H., Dr. Professor, Aschaffenburg.

Dinkelacker, Assessor, Buea-Kamerun.

Dirks, Aug., Direktor des Kolonialmuseums, Berlin NW. 40.

Dittmer, Kapitän z. S. a. D., Hannover, Vertreter des Deutschen Seefischerei-Vereins.

Dittrich, Hauptmann, Cottbus, Bahnhofstr. 65.

Docke, B. W., Kaufmann, Bremen, Dobben 94.

von Doemming, Generalmajor a. D., Berlin W. 15, Fasanenstr. 52.

Dominik, R., Hauptm. d. Schutztruppe, Duala-Kamerun.

Doms, Hch., Geh. Kommerzienrat, Ratibor.

Dönitz, W., Dr., Prof., Geh. Medizinalrat, Steglitz, Lindenstrasse 27.

Döring, Ernst, Kartograph, Lith. b. d. Königl. Landesaufnahme, Berlin W. 30, Goltzstr. 16.

Dortmunder Bankverein, Zweiganstalt des Barmer Bankvereins, Hinsberg, Fischer & Co., Dortmund.

Dove, Dr. Karl, Professor, Jena.

Dove, Amtsrichter, Geestemünde, Borriesstr. 24.

Dralle, Georg, Fabrikant, Altona, Präsident-Krahnstrasse 16.

Dresel, Max, Geh. Kommerzienrat, Haus Dalbke in Lippe.

Dreydorff, Dr. phil. Rudolf, Schöneberg b. Berlin, Fritz-Reuterstrasse 5.

Dreyer, Claus, Bremen.

Dröge, Karl, jun., Fabrikbesitzer, Unna (Westfalen), Bockenweg.

Dryander, D., Wirkl. Geh. Rat, Oberhofprediger, Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 76a.

von Drygalski, Dr., E., Prof., Charlottenburg, Herderstr. 1, III.

Dubusc, Amtsrichter, Andernach.

Duderstadt, Carl, Fabrikant, Esslingen (Neckar).

Dücker & Co., G. m. b. H., Düsseldorf.

Dulheuer, Direktor, Berlin, Friedrich-Wilhelmstr. 6a.

von Dulitz, Generalleutnant, Kommandeur der 5. Division, Frankfurt am Main.

Dümling, Fr., Direktor, Osterholz-Scharnbeck.

Graf von Dürkheim-Montmartin, Eckbrecht, Königl. Kammerherr, Hannover, Hohenzollernstrasse 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Dürkop, Dr., E., Braunschweig, Altewiekring 69, pt.
Duvigneau, Joh. A., Generaldirektor, Magdeburg, Fürstenwallstrasse 18.
Dyckerhoff, C., Kaufmann, Bonn, Baumschul-Allee 47.
Dziuk, A., Dipl.-Bergingenieur, Hannover, Rumannstr. 29.

Ebbecke, cand. med., Berlin, Wittenbergplatz 3 a.
Ebeling, Dr., Oberbürgermeister, Dessau.
Eben, Oberst, Berlin, Vertreter des Kriegsministeriums.
Eberhardt, J. C., Hoflieferant, Speyer.
Ebermaier, C., Geheimer Regierungsrat, Berlin W., Motzstr. 90, I.
Freiherr von Eberstein, Regierungsrat, Breslau - Kleinburg, Scharnhorststr. 10.
Freiherr von Eberstein, Generalmajor a. D., Berlin W. 62, Lutherstr. 29, I.
Eckardt, Frau, Dr., Berlin NW., Alt-Moabit 7.
Eckel, Fritz, Kommerzienrat, Deidesheim.
Eckelmann, Otto, Vertr. d. Ges. z. Förderung d. evang. Mission unter den Heiden, Berlin.
von Eckenbrecher, Kunstmaler, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 229.
Ecker, Direktor, Dr., Hamburg, Hamburg-Amerika-Linie.
Eckert, Dr., Prof., Studiendirektor, Vertreter der Handelshochschule, Cöln.
Eckhardt, E., Ingenieur, Berlin, Oberwasserstrasse 10.
Edler, Otto, i. Fa. Edler & Krische, Hannover, Heinrichstr. 36.
Eggemann, I., Osnabrück, Wittkopstrasse.
Ehrenberg, Richard, Profess. Dr., Rostock, Mecklenburg, Patriotr. Weg 116.
Ehrenreich, Dr. Paul, Privatdoz., Berlin W., Nettelbeckstr. 9.
Eichholtz, Th., Kgl. Landmesser, Lippstadt.
Eickenscheidt, Fritz, Kray.
Eiffe, F. F., Hamburg, Alsterdamm 4.
Eisengräber, Karl, Kolonialhaus, Halle a. S.
Elsasser, F., Pfarrer, Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22.
Emmel, Ferdinand, Kaufmann, Hamburg 24, Eilenau 26.
Engelbrecht, Th. H., Hofbesitzer, Mitgl. d. Abgeordnetenhauses, Obendeich bei Glückstadt.
von Engelbrechten, Leutnant, Berlin.
Engelhardt, Ph., Hauptmann u. Kompagniechef, Ingolstadt, Harderstrasse 22.
Engler, A., Geh. Regierungsrat, Professor Dr., Dahlem b. Steglitz.
Enshoff, P., Ben.-Missionar, St. Ottilien.
Epstein, Dr. M., Berlin W., Meineckestr. 8.
Erbslöh, Walter, Barmen-Wupperfeld.
Erbslöh, Julius, Kommerzienrat, Barmen.
von Ernst, Ad., Professor, Dr. ing., Oberbaurat, Stuttgart, Mörikstr. 5.
Ernst, F., Dr., Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 29.
Ernst & von Spreckelsen, Samenhandlung, Hamburg, Gr. Reichenstr. 3.
Erzberger, M., Redakteur, Mitgl. des Reichstags, Berlin W. 15, Pariserstrasse 10.
Esch & Co., Mannheim.
Eschenburg, J. H., Senator, Lübeck, Jerusalemberg 4.
Esser, Dr. jur., Max, Berlin W. 64, Unter den Linden 3 a.
Esser, Frau, Geheimrat, Cöln-Riehl, Riehlerstr. 176.
Evangelisch-Lutherische Mission, Leipzig, Carolinenstr. 19.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ewen, Joseph, P., Togo.

Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule, Witzenhausen, Wilhelmshof.

Fabarius, Frau, Witzenhausen.

Fabarius, E., Bremen, Baumwollbörse.

Fabri, C., Hamburg, Uhlenhorsterweg 44.

Fahrenholtz, Landgerichtsrat, Stettin, Königsplatz 17.

Fahrig, Bernhard, Inhaber des geographischen Verlags Carl Chun, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 11.

Falck, Rudolf, Kaufmann, Hamburg, Amerikahaus, Ferdinandstr. 25/27.

Feilke, Administrator der Prinz Albrecht-Plantagen, Berlin NW. 7, Neustädtische Kirchstrasse 13.

Fein, Landrichter, Hamburg, Hochallee 50.

Feldmann, Hugo, Kaufmann, Mülheim/Ruhr, Kettenbrückstr. 5/7.

Fesca, Prof. Dr., Witzenhausen.

Feudler, Dr., Steglitz, Südendstr. 2.

Ficker, Dr., Professor, Berlin NW., Paulstrasse 24.

v. Fiebig-Angelstein, Kgl. Rittmeister a. D., Görlitz, Mühlweg 15a.

Filchner, Berlin W. 62, Kleiststrasse 3.

Finck, Dr. F. N., Gross-Lichterfelde, Kommandantenstrasse 92.

*Finckh, Hermann, Fabrikant, Reutlingen.

Finsch, Dr. O., Braunschweig.

Fischer, Paul, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin SW. 11, Dessauerstrasse 23.

Fischer, Frau Rechtsanwalt, Berlin, Dessauerstrasse 23.

Fischer, Major, Gr.-Lichterfelde, Bismarckstr. 19.

Fischer, P., Kardinal, Erzbischof v. Cöln, Eminenz, Cöln.

Fischer, Bauinspektor in der Kolonialabteilung des Ausw. Amtes, Halensee, Friedrichsruherstr. 1.

Fischer, Wirkl. Geh. Rat, Berlin W., Bayreutherstr. 41, I.

Fischer, Heinr., Oberlehrer, Berlin, Hasenhaide 72.

Fischer, H., P., Missionspriester, Heiligkreuz bei Neisse.

v. Fischer-Treuenfels, R., Generalkonsul von Paraguay, Vertreter des Vereins für Erdkunde, Dresden-A., Reissigstr. 11.

v. Fischer-Treuenfels, Frida, Fräulein, Dresden-A., Reissigstr. 11.

Fitzner, Prof., Rostock i. M., Neue Wallstrasse.

Flach, Heinr., Schriftsteller, Schöneberg, Kolonnenstr. 18.

Flamm, Prof., Geh. Reg.-Rat, Rektor der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, Charlottenburg.

Flassig, Dr., Kanonikus, Breslau IX, Domplatz 5.

Flaus, E. M. P., Provinzial d. Maristen-Mission, Meppen.

Fleischer, G., Major a. D., Berlin SW. 47, Grossbeerenstr. 64, I.

Fleischmann, Dr., Amtsrichter u. Privatdozent, Halle a. S.

Fleitmann, Hüttendirektor, Iserlohn.

Fliegenschmidt, Kaufmann, Magdeburg, Königstr. 27.

Florack, Dr., Referendar, Düsseldorf, Grafenberger-Allee 135.

Förster, Dr. med. W., Liegnitz, Sophienstrasse 1, II.

Foerster, August, Schriftsteller, Charlottenburg, Leibnizstr. 65, III.

Forst, Kaiserlicher Oberpraktikant, Lome (Togo).

Fraedrich, Superintendent, Berlin NW. 6, Philippstr. 10.

Franck, J., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 18/19.

Franck, Robert, Fabrikant, Ludwigsburg.

v. François, Generalmajor, Kommandant von Thorn, Thorn.

von François, Frau, Blankenburg.

von François, Curt, Major a. D., Berlin.
Franke, O., Dr., Legationssekretär, Halensee, Joachim-Friedrichstr. 43.
Franke, Luise, Frau, Halensee, Joachim-Friedrichstr. 43.
Franke, Dr., prakt. Arzt, Gera R. j. L., Adelheidstr. 16.
Franke, Hauptmann in der Schutztruppe für Südwestafrika, Berlin W.8, Mauerstr. 45/46.
Frank, Erzpriester, Reichstagsabgeordneter, Berlin N., Pallisadenstr. 73.
Fränkel, Albert, Kommerzienrat, Neustadt (Schlesien).
Franken, Regierungsbaumstr., Berlin NW., Dorotheenstr. 45.
Frantz, Königl. Prof., Hasserode (Harz).
Franz Julius, Leutnant a. D., Falelauniu (Samoa).
Freitag, Carl, Charlottenburg, Englischestrasse 19.
de Freitas & Co., A.-G., Hamburg.
Frese, Claus, Bremen.
Frese, Frau, Bremen.
Freytag, H., Königl. Hoflieferant, Stuttgart, Seestr. 4.
Freytag, Oberstleutnant z. D., Berlin W., Eislebenerstr. 4.
Friedberger, Dr., Privatdozent, Königsberg i. Pr.
Friederichs, Ernst, Kaufmann, Chemnitz, Weststr. 18.
Friederichsen, L., Dr., Generalsekretär d. Geogr. Gesellschaft, Hamburg, Neuerwall 61, I.
*Friedländer, Fr., Geh. Kommerzienrat, Berlin.
Friedmann, Dr. Richard, Berlin, Tiergartenstr. 8.
Friedrich, Fr., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.
Friedrich, Dr. E., Privatdozent, Leipzig-Connewitz, Pegauerstr. 13, II.
Friedrichs, Geheimrat, Remscheid.
Friedrichs, J., Direktor, Berlin W. 9, Eichhornstr. 1.
Friedrichsen, Dr. M., Privatdozent, Göttingen, Hauholzweg 24.
Friese, Eugen, Hauptmann a. D., Pillnitz a. E.
Fritsch, Dr. Gustav, Prof., Gr.-Lichterfelde, Berlinerstr. 30.
Frau Baronin v. Fritsch, E. A., Dresden-Strehlen.
Fritz, P., Konsul, Berlin W. 9, Linkstrasse 33.
Froberger, Dr. Jos., Provinzial der Weissen Väter, Trier, Dietrichstr. 30.
Froescheis, Friedr., Fabrikbesitz., Nürnberg, Grossweidenmühlstr. 1.
Fröhlke, Heinr., Kaufmann, Bremen, Martinistr. 40.
Fromm, Hauptmann, Berlin.
Froriep, A., Dr., Universitätsprofessor, Tübingen.
Froriep, Bertha, Fräulein, Weimar i. Th., Bürgerschulstr. 3 c.
Frowein, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin W., Kurfürstendamm 20.
Frowein, A., Kaufmann, Beigeordneter, Elberfeld, Berlinerstr. 63.
Fuchs, M., Dr., Vorsteher des Archivs der Deutschen Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 9/13.
Fuchs, P., Sekretär des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Berlin NW. 7, Unter den Linden 40.
Fuchs, Regierungsrat, Steglitz, Albrechtstrasse 18.
Fuglsang, Konrad, Brauereibesitz., Mülheim a. Ruhr, Friedrichstr. 42.
Fülleborn, Dr., Stabsarzt, extern. med. Assistent am Institut f. Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Fürbringer, Oberbürgermeister, Emden.

Gaedertz, Königl. Baurat, Direktor d. Schantung-Eisenbahngesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 14/16.
Gaertner, Oberstabsarzt a. D., Schlachtensee, Adalbertstr. 52.
Gärtner, Robert, Burgstädt.
*Gaffky, Geheimer Medizinalrat Professor Dr., Direktor des Kgl. Insti-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tuts für Infektionskrankheiten, Berlin NW. 23, Klopstockstrasse 51.

Gagel, Curt, Dr., Königl. Landesgeologe, Berlin N. 4, Invalidenstrasse 44.

Gallus, Oberstleutnant, Lahr (Bad.).

Gallus, Frau Oberstleutnant, Lahr (Baden).

Gause, Paul, Kaufmann, Grunewald bei Berlin, Kunzbuntschuhstr. 1.

Freiherr v. Gayl, G., Generalleutnant, Berlin W. 30, Motzstr. 91.

Gehestiftung, Vertreter Professor Dr. Th. Petermann, Dresden.

Geisler, Gerichtsvollzieher, Gnesen, Domstrasse 11.

van Gelder, Oberstleutnant a. D., Wilmersdorf-Berlin, Wilhelmsaue 7, I.

Gellert, R., Direktor a. D., Friedenau, Maybachplatz 16, I.

Gelpcke, Dr., Regierungsrat, Berlin W. 9, Schellingstr. 13.

Gemsky, Rechnungsrat, Berlin, Reichsmarineamt.

Gensichen, Dr., Missionsinsp., Berlin, Vertr. d. Ges. zur Förderung der evang. Mission unter den Heiden.

Genth, Georg, Farmer, Bad Kösen.

Geographische Gesellschaft, Hannover, Osterstr. 85.

Gerike, Paul Otto, Kaufmann und Stadtverordnet., Magdeburg, Kaiserstrasse 48.

von Gerlach, Hauptmann, Berlin, Lüneburgerstrasse 25.

von Gerlach, Pastor, Zoar bei Rothenburg (Ober-Lausitz).

Gerold, Karl, Oberleutnant d. R., Berlin W. 64, Unter den Linden 24.

Gerwen, Richard, Direktor, Homburg (Pfalz).

Gesellschaft des göttlichen Heilandes (Generalsuperior P. Jordan), Rom, Borgo vecchio 165.

Gesellschaft für Völker- und Erdkunde, Stettin.

Gesellschaft Nordwest-Kamerun, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 31, ptr. (Zwei Mitgliedskarten.)

Giani, Bergwerksdirektor, Friedrichsthal bei Saarbrücken.

Gibeon Schürf- und Handels-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.

Gibsone, Rat, Hamburg I, Rathaus.

Gibsone, Frau, Hamburg I, Rathaus.

Giemsa, G., Dr., chemisch-pharm. Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

Gieseke, Direktor im Reichs-Postamt, Berlin NW. 23, Klopstockstrasse 40.

v. Gilardi, Major, Landau (Pfalz).

Gineiger, Peter, Missionar der Oblaten des heiligen Franz von Sales, Missionshaus zu Schmieding, Post Krengelbach, Ober-Oesterreich.

Gleisner, Moritz, Hamburg, Mattenwiete 1/3.

Glöditzsch, O., Otjimbingwe, Deutsch-Südwestafrika.

Freiherr von Godin, Oberstleutnant a. D., Weilheim, Oberbayern.

Goedelt, G., Generalkonsul, Hamburg, Gr. Johannisstrasse 2/4.

Goedelt, G., Frau Generalkonsul, Hamburg, Gr. Johannisstrasse 2/4.

Goering, H. E., Dr., Ministerresident z. D., Burg Veldenstein bei Neuhaus a. Pegnitz.

Goertz, Dr. jur., Fabrikant, Bonn, Koblenzerstrasse 98 b.

Goette, A., Pater, Paderborn, Franziskanerkloster.

Götting, A. F., Direktor, Hamburg, Sandtorquai 1.

Goldberger, L. M., Geheimer Kommerzienrat, Berlin W. 49, Markgrafenstrasse 53/54.

Goldmann, Dr., Oberkonsistorialpräsident, Wirkl. Geheimer Rat, Darmstadt, Annastrasse 30.

Golinelli, Dr., Wirkl. Geh. Legationsrat, Berlin, Lessingstrasse 55.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freiherr von der Goltz, General der Infanterie, kommandierender General des I. Armeekorps, Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Königsberg i. Pr.

Götz, Dr. G., Ober-Medizinalrat, Neustrelitz.

von Graberg, Generalleutnant, Charlottenburg, Louisenplatz 2.

Graeber, Fritz, Kaufm., Friedenau, Schmargendorferstr. 17.

Graube, Ober-Regierungsrat, Dresden-A., Johann-Georgen-Allee 37.

Greig, Dr., Berlin NW., Flensburgerstrasse 12.

Grempler, Geheimer Sanitätsrat, Professor, Dr. med. und phil., Breslau, Museumsplatz 6.

Griesemann, Frau Pastor, Berlin S. 53, Bärwaldstrasse 4, II.

Grigoleit, Max, Zivilingenieur, Berlin, Planufer 33.

Grillo, Julius, Düsseldorf, Inselstrasse 3.

Grimm, Dr., Professor, Wiesbaden, Mainzerstrasse 15.

Groenland, René, Bankbeamter, Berlin W. 30, Maassenstrasse 12.

Groh, Hermann, Kaufmann, Berlin O. 27, Blumenstrasse 70.

Groll, Dr. M., Berlin NW. 7, Georgenstrasse 34.

von Grolman, Generalmajor z. D., Darmstadt.

Groscurth, Dr. F., Hamburg 23, Wandsbeker Chaussee 57.

Grosse, Dr Rudolf, Chefredakteur, Berlin W., Schaperstrasse 12.

Grosse Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W., Unter den Linden 35, II.

Groth, Dr., Professor, Nikolassee (Wannseebahn), An der Rehwiese 1.

Grothe, Dr. H., Vertreter der Münchener Orientalischen Gesellschaft, München, Mandlstr. 1 c.

Grundemann, D. R., Pastor, Mörz bei Dahnsdorf, Kreis Belzig.

Grünberg, Dr., Assistent am Zool. Museum, Berlin.

Gründler, Pastor, theolog. Lehrer am Missionsseminar, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 69.

Grüning, Dr., Oberstabsarzt, Cottbus, Bahnhofstrasse 55.

Gruner, Präsident, Charlottenburg, Grolmannstrasse 42/43.

Grunert, Julius, Fabrikbesitzer, Leubnitz-Werdau.

Grützner, Superintendent, Berlin, Vertr. d. Ges. zur Beförderung der evang. Mission unter den Heiden.

Gülland, Landmesser, Berlin.

van Gülpen, A., Emmerich.

Gültzow, A., Kaufmann, Hamburg, Abteistr. 49.

Gunsenheimer, Postdirektor, Frankfurt a. M.

von Günther, Carl, Kgl. Rumän. Generalkonsul, Kommerzienrat, München, Kaiser Ludwigplatz 1.

Gundert jun., F., Barmen, Lichtenplatzerstr. 72.

Günther, J., Lehrer, Cassel, Hohenzollernstrasse 71.

Günther, Karl, Mittelschullehrer, Posen W. 8, Goethestr. 16.

Gürke, Max, Professor Dr., Steglitz, Rothenburgstr. 30.

Gurr, Pfarrer, Mühlenbeck b. Berlin.

Gutjahr, Louis, Direktor der Rheinschiffahrtsgesellschaft, Antwerpen.

Gutsche, Carl, Hilfsarbeiter im Ministerium der geistl. pp. Angelegenheiten, Schöneberg bei Berlin, Gothaerstr. 15.

Guttmann, Hofzahnarzt, Potsdam, Kaiser-Wilhelmstr. 5.

Gutzmann, Dr. med., Privatdozent an der Universität, Berlin W. 9, Schöneberger Ufer 11.

Guyot, F., Potsdam, Waldemarstrasse 15 a.

*Gwinner, Direktor d. Deutschen Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 9/13.

Gwinner, A., Frau, Berlin W. 64, Behrenstr. 9/13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haarmann, Dr. W., Fabrikbes., Höxter.
Haase, Dr. W., Generalarzt a. D., Berlin NW., Turmstr. 37.
Habenicht, Kommerzienrat, Leipzig-Plagwitz, Schreberstr. 6.
Habermeyer, Marta, Fräulein, Naumburg (Saale).
Hackenberg, Carl, Fabrikdirekt., Barmen-Wichlinghausen, Freudenbergstrasse 2.
Hackmann, Hermann, Rentier, Berlin W. 30, Pallasstr. 8/9.
Hackradt, Fernando, Hamburg, Ness 1.
Haeckel, Dr., Professor, Jena.
Haesener, Oskar, Agent d. Norddeutschen Lloyd, Neu-Guinea, Südsee.
Hagemann, Dr., Archivrat a. D., Wiesbaden.
Hagen, Oberpräsid. a. D., Rostock (Meckl.), Georgstr. 79.
von Hagen, Otto, Steglitz b. Berlin, Fichtestrasse 18.
von der Hagen, Wirkl. Geheim. Oberregierungsrat, Ministerialdirekt. im Ministerium für Handel und Gewerbe, Berlin, Leipzigerstr. 2.
Hagena, Pastor, Stolpe a. O., Vertr. der Ges. zur Beförd. der evang. Miss. unter den Heiden.
Hagenah, Herm., Kommerzienrat, Bremervörde.
Hagius, Th., Fräulein, Engelholm (Schweden).
Hahn, Dr. F., Universitätsprofess., Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 51.
Hahn, Professor, Stettin, König Wilhelm-Gymnasium.
von Hahnke, Generalfeldmarschall, Berlin NW. 40, Bismarckstr. 4.
von Hake, Regierungsrat, Mittelhufen.
von Halem, Otto, Verlagsbuchhändler, Bremen, Rembertistr. 92.
Hamm, Dr., Berlin, Vertr. der Missionsvereinigung deutscher kathol. Frauen.
Handelskammer zu Berlin, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 7/8.
Handelskammer zu Bremen, Vertreter: J. K. Vietor, Bremen.
*Handelskammer zu Frankfurt am Main.
Handelskammer zu Hannover.
Handelskammer zu Lübeck.
Handelskammer zu M.-Gladbach.
Handmann, Missionssenior, Leipzig, Kronprinzstr. 54, III.
Hane, A., Direktor der Hanseatischen Feuerversicherungsgesellschaft, Hamburg, Gr. Johannisstr. 23/25.
von Haniel, Dr., Landrat, Landonvillers, Kr. Metz (Lothr.).
Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Hansahaus.
von Hansemann, Professor, Grunewald bei Berlin, Winklerstr. 27.
von Hansemann, Frau Profess., Grunewald b. Berlin, Winklerstr. 27.
Hansemann, Bertha, Fräulein, Charlottenburg, Hardenbergstr. 16.
Hansen, Regierungsrat, Berlin W., Kurfürstendamm 1, II.
Hansen, Frau Regierungsrat, Berlin W., Kurfürstendamm 1, II.
Hansing & Co., Hamburg, Alsterdamm 14/15.
Hanssen, Friedrich, Grosskaufmann, Neumünster.
Hanssen, Heinrich, Fabrikant, Neumünster.
Hardeland, Pastor, Redakteur der Blätter für Mission, Delegierter des Sächs. Hauptmissionsvereins, Zittau i. Sa.
Hardy, Dr. jur., Berlin, Sommerstrasse 6.
Hartert, Hch., Marburg (Bez. Cassel).
Hartmann, Dr. Georg, Hauptmann d. R., Berlin W. 19, Potsdamerstrasse 10/11.
Hartmann, Heinrich, Fabrikbes., Berlin N. 65, Reinickendorferstr. 65.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hartmann, Anna, Frau, geb. Woermannn, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.
Hartmeyer, Dr., Herausgeber d. „Hamburger Nachrichten", Hamburg.
Hass, Dr., Schöneberg bei Berlin, Vertreter des Allgemein. Deutschen Schulvereins im Auslande.
von Hassell, Ulrich, Oberstleutnant, Zehlendorf-Wannseebahn, Alsenstrasse 26.
Haukohl, Heinrich, Berlin C., Alte Schützenstr. 3.
Hauptverband d. Deutschen Flottenvereine im Auslande, Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 130.
Hausmann, Justizrat, Arendsee i. Meckl.
Haussleiter, Missionsinspektor, Vertr. d. Rhein. Missionsgesellsch., Barmen.
Heck, Dr., Direktor des Zoologisch. Gartens, Berlin.
Heck, Ph., Professor der Rechte, Tübingen.
Heese, Dr. jur. Richard, Gerichtsassessor a. D., Berlin W. 50, Rankestrasse 33.
Hegeler & Söhne, Bremen, Martinistrasse 21.
Heidenblut, Rechnungsrat, Berlin W. 30, Gleditschstr. 32.
Heidemann, Geh. Kommerzienrat, Cöln, Blaubach 45.
Heidmann, J. H., Altona a. E., Flottbecker Chaussee 101.
Heim, Dr., Landrichter, Prenzlau.
Heine, Dr., Professor, Realschuldirektor, Culm-Westpreussen.
Heines, Heinrich, P., Hiltrup (Kr. Münster i. Westf.).
Heinke, Dr. jur., Berlin W., Wilhelmstrasse 62.
Heineken, Philipp, Präses d. Handelskammer zu Bremen, Bremen.
Heintze, W., Bankdirektor, Hamburg, Wartenau 20.
Heinze, Geheimrat, Leipzig.
Helbeck, Paul, Elberfeld, Augustastrasse 30.
Helfferich, Dr., Wirklicher Legationsrat Professor, Berlin W. 30, Bambergerstr. 11.
von Helldorf, Königlicher Staatsminister a. D., Drakendorf, Kreis Roda.
Hellgrewe, Rudolf, Kunstmaler, Friedenau, Sponholzstr. 11.
Hellwig, F., Apotheker, Berlin W. 50, Nürnberger Platz 1.
Hellwig, F. E., i. Fa. H. Block, Hamburg 8, b. d. Mühren 74/75.
Helmolt, Hans F., Dr. phil., Leipzig-Stötteritz, Wasserturmstr. 55.
Hempell, B., Konsul, Hamburg.
Henckert, Rehoboth, Deutsch-Südwestafrika.
Hengstenberg, Carl, Amtsgerichtsrat, Essen.
Hengstenberg, Ernst, Konsul a. D., Berlin W. 30, Motzstr. 58.
Henoch, Hubert, Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung, Berlin W. 9, Schellingstr. 4.
Henschel, S., Frau, Cassel.
Hentig, Wirkl. Geh. Rat, Staatsminister z. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 63.
Herfurth, A., Ingenieur, Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Hering, A. W., Bremen, Westerstrasse 1 b.
Hernsheim, Eduard, Konsul, Direktor der Jaluitgesellschaft, Hamburg, Ferdinandstr. 30.
Hernsheim, F., Hamburg, Johnsallee 11.
Herold, Hauptmann, Berlin NW. 52, Paulstrasse 9, II.
Herrmann, Prof. Dr., Marburg. (Bez. Cassel).
Herrmann, Karl, Liegnitz, Carthausstrasse 1, I.
von Hermann-Schorn, Kgl. Württemberg. Kammerherr, Schloss Schorn, Post Pöttmes (Ober-Bayern).
Herrmann, Wilhelm, Ingenieur, Weissensee bei Berlin, Pistoriusstr. 7.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hertwig, Dr. Oskar, Professor, Geh. Medizinalrat, Rektor der Universität Berlin, Grunewald b. Berlin, Wangenheimstr. 28.

Hertzberg, Dr. H., Oberlehrer, Halle a. S., Kurfürstenstr. 8.

*Herz, Wilhelm, Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 1.

Herzberg, B., Apotheker, Spandau, Neuendorferstr. 92.

Herzer, Dr., Generalarzt a. D., Metz, Vertr. d. Vereins für Erdkunde.

Herzog, H., Ober-Postinspektor, Charlottenburg, Leibnizstr. 78.

Hespers, Dr., Professor, Domkapitular, Cöln a. Rhein.

Hesse, Dr. jur., Kammergerichtsreferendar, Berlin NW. 5, Wilsnackerstrasse 40.

Hetsch, Stabsarzt, Charlottenburg, Kantstr. 71, Port. 2.

Hettner, Dr. A. H., Professor, Heidelberg, Ziegenheimer Landstr. 19.

von der Heyde, F., Bremen, Domshof 22/25.

von Heydebreck, Hauptmann, Windhuk (Deutsch-Südwestafrika).

*Heydenhaus, Hofzahnarzt, Berlin W., Vossstr. 15.

Heydrich, L. M., Pfarrer, Krögis (Bez. Dresden), Vertr. der Missionskonferenz im Königreich Sachsen.

Freiherr von der Heydt, Geh. Regierungsrat, Wannsee.

von der Heydt, Bankier, Berlin, v. d. Heydtstr. 18.

Heyer, Herm., Bergwerksdirektor, Solingen i. Westf.

Heymann, Hermann, Rentner, Berlin W. 9, Bellevuestr. 8, I.

Heymuth, Oberlehrer, Marienburg W.-P.

von Heynitz, Rittmeister a. D., Windhuk.

Hildebrandt, A., Pflanzer, Wunavutung b. Herbertshöhe (Deutsch-Neu-Guinea).

Hillebrecht, Dr., Stabsarzt, Berlin NW., Schiffbauerdamm 6.

Hillger, Herm., Verlagsbuchhändl., Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 7.

Hindorf, Dr., Direktor, Charlottenburg, Sophienstr. 17.

Hintz, Eugen, Ingenieur, Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 76.

Hirth, Dr. Friedrich, Professor, New York.

Frhr. von Hodenberg, M. d. R., Berlin W., Königgrätzerstr. 94.

Hoefs, A., Redakteur, Cassel, Jägerstrasse 11.

Hölck, Heinrich, Düsseldorf, Humboldtstrasse 63.

Graf und Marquis von und zu Hoensbroech, Erbmarschall im Herzogtum Geldern, Schloss Haag bei Geldern.

Hoeppener, Geh. Regierungsrat, Vortr. Rat bei der Oberrechnungskammer, Potsdam, Moltkestr. 30.

Hoernecke, Regierungs-Baumstr., Meissen.

Hoesemann, Stabsarzt, Karlsbad.

Hoff, L., Direktor, Harburg an der Elbe.

Hoffa, Geh. Medizinalrat, Profess. Dr., Berlin W. 50, Kurfürstendamm 185.

von Hoffbauer, General der Artillerie z. D., Berlin W. 69, Burggrafenstrasse 17, II.

Hoffmann, A., Missionar, Duisburg, Prinzenstr. 36.

Hoffmann, Kurt, Königl. Regierungsbaumeister a. D., Berlin W., Neue Winterfeldtstrasse 28.

Hoffmann, Frieda, Frau Regierungsbaumeister, Berlin W., Neue Winterfeldtstr. 28.

Dr. Edler von Hoffmann, Privatdozent, Göttingen, Prinz Albrechtstrasse 18.

Hoffmann, J., Pfarrer, Niederebersbach.

Jos. Hoffmann & Söhne, Baugeschäft, Ludwigshafen a. Rh.

Hoffmann, Karl, Verlagsbuchh., Berlin W. 8, Mohrenstr. 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffmann, Dr., Superintendent, Zielenzig.
Hofft, Dr., Röbel i. M.
Hofmann, Leutnant und Bezirksadjut., Germersheim, Schillerstr. 371.
Hofstaedter, C., Kaufmann, Dresden, Bautzenerstr. 77.
Graf von Hohenthal und Bergen, Königl. Sächsisch. Gesandter, Berlin W. 9, Vossstr. 19.
Holle, Arthur, Exporteur, München, Steindorfstr. 1.
von Holleben, Dr., Exc., Wirkl. Geh. Rat, Kais. Botschafter a. D., Berlin W. 9, Schellingstr. 4.
von Holleben, Hauptmann und Bez.-Off., Schwerin i. Mecklenburg, Rostockerstr. 31.
von Holleben, Fregattenkapitän, Berlin W., Leipziger Platz 13.
Hollmann, Wilhelm, stellvertr. Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.
Hölscher, D., Pfarrer, stellvertret. Vorsitzender der evang.-luth. Missionsgesellschaft, Leipzig.
Holtz, Arnold, z. Zt. Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 95/96.
Holtz, J. F., Dr. med., Charlottenburg, Sophienstr. 9.
von Holwede, A., Direktor, Hamburg 6, Schanzenstr. 20.
Holzmann, F. R., Daressalam (Deutsch-Ostafrika).
Hommel, H., G. m. b. H., Mainz.
Hoppenstedt, Generalleutnant z. D., Kiel, Holtenauerstr. 98.
Hoppenstedt, Werner, cand. jur., Berlin, Hinter d. kathol. Kirche 2.
Horn, Fürstbischöflicher Stiftsrat u. Reichstagsabgeordneter, Neisse.
Horn, Franz, Schiffsreeder, Lübeck.
Horn, H., Konsul u. Schiffsreeder, Schleswig.
Howaldt, A. F., Ingenieur, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Hrdina, Carl, Direktor der Deutsch-Westafrikanischen Bank, Berlin W. 64, Behrenstrasse 38/39.
Hübler, Dr., Hofrat, Dresden, Christianstr. 4.
Hübner, Direktor, Kiel.
Hübner, Oberstleutnant, Riesa, Bahnhofstr. 9.
Hülsmann, Eugen, Altenbach bei Wurzen.
Hummel, Dr., Sanitätsrat, M.-Gladbach.
Huonder, H. Anton, Luxemburg (Stadt).
Hupfeld, Fr., Bergassessor a. D., Direktor der Deutschen Togogesellschaft, Berlin W., Taubenstr. 46.
Huss, D., Fabrikbesitzer, Chef der Firma Perzina, Hof-Pianofortefabrik, Schwerin i. Meckl.
Hussong, W., Redakteur, Berlin, Vertr. d. Allgem. Deutschen Schulvereins im Auslande.
Graf von Hutten-Czapski, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 2.

Jackson, John, B., Amerikanisch. Gesandter, Athen, Griechenland.
Jacob, Leutnant (Schutztruppe für Kamerun), z. Zt. Dahme (Mark).
Jacob, Richard, Bürgerschullehrer, Schneeberg i. S.
Jacobi, Dr., Regierungsrat, Königsberg i. Pr.
Jacobs, Bergassessor, St. Johann a. Saar, Guttenbergstr. 26.
Jaeger, Fritz Dr., Offenbach a. M., Frankfurterstr. 126.
Jaenicke, Major z. D., Gera (Reuss).
Jaenisch, H., Brauereibes., Kaiserslautern.
Jaffé, Dr., Berlin W., Bendlerstrasse 20.
Jänecke, Dr. Max, Mitgl. d. Abgeordnetenhauses, Hannover.
Janke, A., Oberst z. D., Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 3.
Janke, Direktor, Berlin, Schleiermacherstrasse 21.
Jannasch, Dr., Professor, Vorsitz. des Zentralvereins für Handelsgeo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

graphie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.

Jansen, Franz, Berlin SW. 61, Waterlooufer 17.

Jäschke, Dr. Prof., Potsdam, Alter Markt 3.

Jensen, P. Eligius, Ord. Kap.-Missionssekretär, Königshofen i. Elsass, Kapuzinerkloster.

Jentzsch, Dr. Alfred, Prof., Kgl. Landesgeologe, Berlin W. 50, Eislebenerstrasse 14.

Ihlder, Karl, Stadtrat u. Ingenieur, Bremerhaven, Deich 24.

Ihmann, Kaplan, Berlin, Gneisenaustrasse 100.

Illing, Th., Kaufmann, Kiel, Friedrichstrasse 45.

Imberg, Franz, Rechtsanwalt, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 136.

Immler, P., Pfarrer, Lauchröden.

Joester, Carl, Assistent am meteorologischen Institut, Berlin NW., Flemmingstrasse 1.

Jordan, Fritz, Kaufmann, Berlin SW. 12, Markgrafenstrasse 107.

Jordan, Julius, Kaufmann, Hamburg, Agnesstrasse 53.

Ipscher, Dr., Oberstabsarzt, F. A. R. 74, Torgau.

Irle, Missionar, Rheydt, Bez. Düsseldorf.

Judt, Missionar, Deutsch-Südwestafrika.

Jumpertz, Dr., Oberlehrer, Gross-Lichterfelde, Holbeinstrasse 38 a.

Jung, R., Oberlehrer, Friedenau, Fregestrasse 54.

Jung & Simons, Elberfeld.

Jungbecker, Oberbaurat, Bonn a. Rhein.

Junghann, O., Bergrat, Berlin W., Drakestrasse 1.

Jürgens, D., Gemeindevorsteher, Horsthausen-Herne i. W.

Kade, L., Major a. D., Coburg.

Kaempf, Johannes, Stadtrat, 1. Stellvertreter des Präsidenten des Deutschen Handelstages und Vorsitzender der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, Berlin W. 10, Hohenzollernstrasse 8.

Kaiser, Alfred, Charlottenburg, Rönnestrasse 7.

Kalliefe, F., Dr., prakt. Arzt, Bunzlau.

Kalinke, Wilhelm, Banksekretär, Berlin, Friedrichstrasse 126.

Kamerun Land- und Plantagen-Gesellschaft, Hamburg, Gr. Reichenstrasse 25/33.

Kammerer, Oberlehrer, Stuttgart, Vertreter des Vereins für ärztliche Mission.

Kannegiesser, Major a. D., Potsdam, Bismarckstrasse 6.

Kanzow, Pfarrer, Berlin NW. 21, Thomasiusstrasse 24.

Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft, Berlin W. 66, Wilhelmstrasse 45, I.

Kapler, Ober-Konsistorialrat, Steglitz, Vertreter des Evangelischen Oberkirchenrats.

Karlsberg, M., Kaufmann, Hamburg, Ferdinandstrasse 15.

Kasten, Rudolf, Kaufmann, Stettin, Kaiser-Wilhelmstrasse 11.

Kattner, Kreistierarzt, Oberrossarzt a. D., Neustadt i. O.-S.

Katz, Dr., prakt. Arzt, Berlin NO. 55, Greifswalderstrasse 1.

Katzer, M., Landwirt und Leutnant d. Res. d. Feldart.-Reg. 28, z. Zt. Halle a. S., Georgstr. 14, pt.

Kauffmann, G., Dr., Kommerzienrat, Wüstegiersdorf.

Kaufmännischer Verein, E.V., Mülheim a. Ruhr, Notweg 6.

Kawerau, Oberlehrer, Rogasen in Posen.

*Kayser, Frau Dr., verw. Wirkl. Geh. Legationsrat, Berlin, Hitzigstrasse 9.

Kayser, Eduard, Generaldirektor, Wetzlar.

Keibel, H., Generalkonsul, Berlin W. 8, Taubenstrasse 44/45.

Keiler, Major, Hagen i. W.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keller, A., Fabrikant, Siegburg.
von Keller, Generalleutnant, München.
Kerksiek, Wilhelm, Essen (Ruhr).
Kern, Major, Jüterbog, Oberhag.
Kessler, W., Kgl. Forstmeister, Eberswalde, Breitestrasse 58.
Kessler, Hauptmann, Berlin W. 8, Mauerstrasse 45/46.
v. Kettler, Generalleutnant z. D., Berlin W. 62, Burggrafenstrasse 9.
Freiherr v. Kettler, Hauptmann, Wolfenbüttel, Neuer Weg 65.
Kilian, F., Stromberg (Hunsrück).
Kind, Aug., Dr., Prediger, Berlin W., Kronenstrasse 70.
„Kios" Zigarettenfabrik (E. Rob. Böhme), Dresden.
Kirchhoff, A., Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprofessor, Mockau (Parthe), Hauptstr. 65.
Kirsch, Berlin, Am Circus 12, I.
Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin, Berlin.
Kirschstein, Egon Fr., Assistent am Geologisch-paläontologischen Institut der Universität, Berlin N. 4, Invalidenstrasse 43.
Kirsten, Franz C., Hamburg, Schlüterstrasse 18.
Klautzsch, Dr. A., Kgl. Bezirksgeologe, z. Zt. Lauken b. Mehlauken.
Klein-Chevalier, Professor, Berlin, Kurfürstendamm 238.
Kleine, Stabsarzt, Dr., Berlin N. 39, Nordufer (Institut für Infektionskrankheiten).
Kleineidam, C., Fürstbischöflicher Delegat und Probst bei St. Hedwig, Berlin SW. 56.
Kleintitschen, August P., Hiltrup (Kreis Münster i. Westfalen).
Kleinwächter, F., Zolldirektor a. D., Berlin W. 50, Nürnbergerstrasse 65.
von Kleist, Oberst z. D., Gebersdorf, Dahme i. M.
Klett, Marine-Intendatur-Assessor, Berlin.
Kliemke, Dr., Gerichtsassessor a. D., Berlin W. 64, Deutsche Bank.
Klinder, Franz, Berliner mechanische Netzfabrik und Baumwollzwirnerei, Neubabelsberg.
Klipstein, Franz, Buchholz in Sachsen.
v. Klitzing, M., Geh. Ober-Finanzrat, Direktor der Darmstädter Bank, Gr.-Lichterfelde, Steglitzerstr. 39, pt.
Kloss & Foerster, Freiburg a. Unstrut.
Klotz, Hauptmann, Perleberg.
Kluck, Generalleutnant, Allenstein.
Klügmann, Dr., Hanseatischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Klünder, R., i. Fa. Schmidt & Küstermann, Hamburg, Holzdamm 59.
Klüpfel, Sanitätsrat, Dr., Urach.
Klüpfel, Finanzrat a. D., Essen a. d. Ruhr, Hohenzollernstr. 17.
Kmiotek, Dr. Bruno, Gr.-Lichterfelde, Bismarckstrasse 28.
Knake, Regierungsrat, Berlin W., Kronenstrasse 6, I.
Knöfler, Dr. O., Fabrikbesitzer, Charlottenburg, Fasanenstrasse 7/8.
Knorr, Carl, Kommerzienrat, Lerchenburg bei Heilbronn a. N.
Knottenbelt, H. J., Konsul der Republik Chile, Rotterdam, 287 Mathenesserlaan.
Kobert, Rudolf, Dr., Staatsrat, Professor, Rostock (Mecklenburg), Georgstrasse 72.
von Koblinski, Hauptmann und Kompagniechef (Pom. Füs.-Reg. 34), Bromberg, Danzigerstrasse 52.
von Koblintzki, Oberstleutnant, Berlin, Schillstrasse 8.
Koch, Dr., Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums, Berlin.
Koch, Dr., H., Berlin C., Niederwallstrasse 8/9.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Koch, Dr. Rob., Geh. Medizinalrat, Professor, Mitglied des Staatsrates, Berlin.

Koch-Izn, J. K., Neue Winterfeldtstrasse 40, I.

Köberle, Hermann, Pfarrer, Vorsitzender der bayerischen Missions-Konferenz, Selb, Oberfranken.

Köbner, Dr., Prof., Admiralitätsrat, Berlin, Vertr. des Reichsmarineamts.

von Koerner, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Ministerial-Direktor d. Handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Köhler, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Berlin.

*Köhler, Dr., Profess., Generaloberarzt, Berlin SW. 29, Gneisenaustr. 35.

Köhler, Br., Geheimer Postrat, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 30.

Köhler, Dr. Fritz, Berlin, Vossstrasse 34.

Köhler, Plantagenleiter, Deutsch-Ostafrika.

Köhler, Rich., Gärtnereibesitzer, Steglitz bei Berlin, Kleiststr. 38.

Köhler, Oberst a. D., Schwerin (Mecklb.), Gr. Paulstr. 26.

Kohlhoff, Generalleutnant z. D., Berlin W. 15, Hohenzollernplatz 8.

Kohlschütter, Dr. phil., Wilmersdorf, Wilhelmsaue 16.

Kohnke, L., Kommerzienrat, Grunewald-Berlin, Wallotstr. 8.

Kohrs, W., Bankier, Lübeck, Vertr. d. Geogr. Gesellsch.

Kolbe, P., Pflanzer, Ralum (Bismarck-Archip.).

Kolle, Professor, Dr., Berlin W., Pariserstrasse 45.

Koller, Oberpfarrer, Nowawes (Neuendorf).

von König, Frau, Geh. Legationsrat, Berlin W. 62, Lutherstr. 47, II.

von König, B., Geh. Legationsrat, Berlin W. 62, Lutherstr. 47, II.

Königliche Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung, Berlin SW., Kochstr. 73.

Königliches Institut für Meereskunde an der Universität Berlin, Berlin NW., Georgenstr. 34/36.

Königliches Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin W.

Königsberger, Dr. Paul, Gerichtsassessor, Bernau bei Berlin.

Köster, Bankier, Berlin, Schöneberger Ufer 29.

Köstlin, Reinhard, Königl. Württemberg. Amtmann, Berlin NW. 6.

Kollm, Hauptmann a. D., Berlin SW., Wilhelmstr. 23.

Kopp, D., Kardinal, Fürstbischof von Breslau, Breslau.

Koppel, Arthur, A.-G., Fabrik von Feld- und Industriebahnen, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 45.

Koppel, Arthur, Kaufmann, Berlin, Lützow-Ufer 5.

Korff, H., Bankier, Sonderburg, Hafenstr. 119.

von Korff-Krokisius, Major a. D., Strassburg (Elsass), Ruprechtsauerallee 32.

Kotowski, Gymnasialdirektor, Lyk.

Dr. Kracker von Schwartzenfeldt, Kaiserl. Legationssekretär, Berlin W., Kurfürstendamm 35.

Kraemer, Professor Dr., Berlin W., Kurfürstenstr. 134.

Krämer, Augustin, Dr., Marineoberstabsarzt, Professor, Kiel, Moltkestrasse 70.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamts, Berlin W. 66, Leipzigerstrasse 15.

Krahmann, M., Bergingenieur, Privatdozent für Bergwirtschaftslehre an der Kgl. Bergakademie, Berlin NW. 23, Händelstr. 6.

Krauel, R., Dr., Wirkl. Geh. Rat, Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 86.

Kraus, Dr. Alois, Privatdozent an der Akademie für Sozial- und Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

delswissenschaften, Frankfurt a. M., Courbièrestr. 8.

Krause, Eduard, Königl. Konservator, Berlin SW., Prinz Albrechtstrasse 6a.

Krause, Fritz, Bergwerksdirektor, Gross-Lichterfelde, Karlstr. 105.

Krause, P. G., Dr., Bezirksgeologe, Berlin, Invalidenstr. 44.

Krause, M., Dr., Berlin NW. 6, Luisenstrasse 3.

Krauss, Leutnant, Borna b. Leipzig.

Krauthammer, Carl, Fabrikbes., Berlin C. 54, Rosenthalerstr. 55.

Krawehl, Georg, Kaufmann, Essen (Ruhr), Kettwigchaussee 46.

Krebs, Frau Dr. Else, geb. Sachse, Berlin, Alt-Moabit 106.

Kremser, Th., Kommerzienrat, Kempten.

Kretzschmar, Heino, Fabrikbes., Landtagsabgeordnet., Dresden, Serrestrasse 5.

Kretzschmar, Paul, Berlin W. 30, Landshuterstr. 4.

von Kries, Generalleutnant z. D., Berlin NW., Alt-Moabit 90.

Krücke, Assessor, Marburg a. Lahn, Haspelstr. 15, I.

Krug, Buchhändler, Berlin, Vertret. d. Ges. z. Beförderung der evang. Mission unter den Heiden.

Krug, Dr., Rechtsanwalt, Marburg, Hessen.

Krusch, Dr., Königl. Landesgeologe, Berlin, Invalidenstr. 44.

Küchen, Gerh., Gewerke u. Rheder, Mülheim a. Ruhr, Froschenteich 45.

Kühn, Rechnungsrat und Plankammerinspektor, Berlin SW. 60, Lindenstrasse 28.

Kühne, Vizeadmiral a. D., Lübeck.

Kühnl, E., Duala (Kamerun).

Küppers-Loosen, G., Cöln, Sachsenring 41.

Kuhn, Dr., Stabsarzt, Gr.-Lichterfelde (Ost), Mittelstr. 15.

Kundt, Finanzdirektor, Buea (Kamerun).

Kurnatowski, Oberst a. D., Glittehnen bei Korschen, Ostpr.

Kurtz, Kapitänleutnant, Berlin W. 15, Preussischestr. 2a.

Kurtz, Ernst, Kaufmann, Berlin, Alte Jakobstr. 172.

Kurze, G., Dr. theol., Kirchenrat, Bornshain b. Gössnitz (Sachs.-Altenburg).

Kutscher, Stabsarzt Dr., Berlin W., Culmbacherstr. 11.

Lachmann, Hermann, Fabrikbes., Bromberg, Wilhelmstr. 60.

Lacmann, Dr., Referendar, Kolmar i. Els.

Lahusen, Carl, Delmenhorst.

Lahusen, Heinr., Aschenburg bei Bremen, Hinter der Mauer 1a.

Lammert, C., Godesberg, Bonnerstrasse 65.

Baron von Landau, Dr. phil., Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5a.

Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz, Bonn.

Lang, Hermann, mechan. Weberei, Plauen i. V.

Lang, O., Dr. phil., Hannover.

Lange, C. J., Direktor, Berlin W., Blumeshof 15.

Lange, Friedrich, Apotheker, Plauen i. Vogtl.

Langen, Gustav, sen., Fabrikant, Cöln, Josefstr. 29a.

Langenheim, Ingenieur, Berlin, Kantstr. 14.

Langer, Rich., Kuratus, Berlin, Pappelallee 36/37.

Langfeld, Dr., Staatsrat, Schwerin i. Meckl., Elisabethstr. 15.

Langhans, Profess., Gotha, Kaiserstrasse 47.

Langheld, Fritz, Hauptmann d. L.-I., I. Vorstand der Debundscha-Pflanzung, Berlin W. 64, Unter den Linden 3a.

Langheld, Hauptmann beim Stabe der Schutztruppe für Kamerun, Berlin W. 15, Nachodstr. 17, I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lappenberg, Dr., Senator, Hamburg.

*Lassar, Dr. O., Professor, Berlin NW., Karlstr. 19.

Lassar, Frau Professor Dr., Berlin NW., Karlstr. 19.

Lasswitz, Rudolf, Dr., Gotha, Seebachstrasse 1 b.

Lattmann, Amtsrichter, Mitglied d. Reichstages, Schmalkalden.

Laue, Rudolf, Diplom-Ingenieur, Berlin NW. 23, Altonaerstr. 7.

Laupenmühlen, Kaufm., Bochum.

Lauterbach, Oberst z. D., Hosterwitz bei Dresden.

Lebahn, Kapitänleutnant, Kommandant S. M. S. „Planet", durch Vermittelung des Marine-Postamtes, Berlin.

Lebeau, J. P., Provinzial d. Oblaten des heiligen Franz von Sales, Wien I, Annagasse 3 b.

Leeder, Dr., Professor, Grünberg i. Schl.

Lehmann, Professor, Rostock i. M., Paulstr. 52.

Lehmann, Konsul z. D., Berlin W. 9, Schellingstr. 4.

Lehmann, H., Hauptmann z. D., Berlin NW. 52, Calvinstr. 29, III.

Lehmann, Oberstleutn., Göttingen.

Lehmann, Missionar, Berlin, Georgenkirchstrasse 69.

Lehmann-Nitsche, Robert, Dr. phil. et med., Sektionschef für Anthropologie am Museum, La Plata (Argentinien).

Lehr, Frau Dr., Berlin W. 15, Fasanenstrasse 59.

von Leib, Geh. Oberregierungsr., Potsdam, Vertr. d. Rechnungshofes d. Deutschen Reiches.

Leidig, Eugen, Dr. jur., Reg.-Rat a. D., stellvertr. Geschäftsführer des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Berlin W. 35, Karlsbad 4 a.

Leidig, Fräulein M., Wilmersdorf b. Berlin, Uhlandstr. 64.

Leisewitz, Lambert, Bremen, Deichstr. 31/34.

von Lekow, Plantagenbes., Deutsch-Ostafrika, für Abt. Tanga der D. K. G.

von Lekow-Gluski, Frau, Berlin W. 10, Bendlerstr. 26.

Lemcke, Heinrich, Spezialkommissar a. D. der Mexikanischen Regierung, Mexiko.

Lempp, Hauptmann, Berlin W. 50, Nürnbergerstrasse 49.

Lender, Fabrikbesitzer und Kapitän a. D., i. Fa. Dr. Graf & Co., Schöneberg-Berlin, Hauptstr. 25.

Lenel, Kommerzienrat, Vorsitz. der Handelskammer, Mannheim.

Lenschau, Dr., Berlin W. 15, Fasanenstrasse 60.

Lenz, Fr., Geh. Kommerzienrat, Berlin NW., Brückenallee 4.

Lenz, Fr., Frau Geh. Kommerzienrat, Berlin NW., Brückenallee 4.

Freiherr von Leonhardi, Gutsbesitzer, Grosskarben (Hessen).

Lerbs, J. D., Bremen, Parkallee 41.

Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schöneberg, Staatsrat im ausserordentlichen Dienst, Königlich Bayerischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

von Lessing, Generalmajor z. D., Berlin W., Keithstr. 1.

von Leube, Geheimer Rat, Professor Dr., Würzburg.

Leue, Hauptmann a. D., Friedenau, Rheinstr. 9.

Leunis & Chapmann, Rob., Hannover, Andertensche Wiese 19/20.

Leuschner, Dr. jur., Dittersbach, P. Dürr-Röhrsdorf i. S.

von Leuthold, Dr., Professor, Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Leibarzt Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Berlin.

Leybold, Ernst, Direktor, Cöln, Salierring.

Leyendecker, Rechtsanwalt und Justizrat, Cöln a. Rhein, Kaiser Wilhelmring 13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lichtenberg, Landesdirektor, Hannover, Schiffsgraben 6.

Liebermann, Dr. C., Geh. Regierungsrat, Professor, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 29.

von Liebert, Generalleutnant z. D., Berlin W. 50, Augsburgerstr. 53.

Lieboldt, G., Pastor emer., Hamburg, Neue Rabenstr. 5.

Limbourg, Dr., Königl. Landrat, Krefeld.

Linckens, P., Provinzial, Hiltrup, Vertr. d. Genossensch. d. Missionare vom Heiligen Herzen Jesu.

von der Linde, Major, Potsdam, Jäger-Allee 16, I.

Linde, C., Professor, München 44.

Lindemann, Superintendent, Güstrow i. M.

Lindenberg, Wirtschaftsinspekt., Lübeck, Jakobikirchhof 5.

Lindener Zündhütchen- und Tonwarenfabrik, Linden bei Hannover.

v. Lindequist, Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, Windhuk.

Lindhorst, Dr., prakt. Arzt, Alt-Glienicke, Bz. Berlin.

Lindi- Handels- und Pflanzungsgesellschaft m. b. H., Koblenz.

Lindner, Herm., Rentier, Dresden-Blasewitz, Forsthausstr. 5.

Lindow, Postrat, Liegnitz.

von Lingen, G. A., Referendar a. D., Berlin W. 50, Regensburgerstrasse 17.

Linnemann, B., Landesökonomie-Oberinspektor, Oldenburg, Kaiserstrasse 16.

Lippert, Ludwig, J., Dr. jur., Hamburg, Rathausstr. 22.

Lippmann & Block, Breslau V., Höfchenstr. 19.

Lippold, Fräulein, Dresden, Blasewitzerstrasse 45.

Lissauer, Professor Dr., Berlin W. 9, Lützow-Ufer 20.

Llambi Campbell, P., Geschäftsträger von Argentinien, Berlin W., Augsburgerstr. 57.

Loag, J., Niederbergheim, Kr. Arnsberg.

von Loebell, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat, Chef der Reichskanzlei, Berlin W. 8, Wilhelmstr. 77.

von Loën, Frl., Weimar.

von Loesch, Berlin, Friesenstr. 13.

Loeser & Wolff, Berlin C., Alexanderstr. 1, I.

Lötsch, Paul, i. Fa. B. P. Lötsch jr., Annaberg i. Erzgebirge.

Loevenich, Landmesser, Berlin, Kolonial-Abteilung.

Löw, Instituts-Direktor, Oberlahnstein.

Lohaus, Dr., prakt. Arzt, Perleberg, Krämerstr. 5.

Lohse, Walter, Berlin SW. 47, Möckernstr. 96.

Lorenz, Dr. R., prakt. Arzt, Berlin W. 15, Preussischestr. 2 a.

Lovenfoue, Geh. Reg.-Rat, Potsdam, Vertr. des Rechnungshofes des Deutschen Reiches.

Lubcke, August W., Hamburg 19, Eimsbüttel, Marktplatz 2.

Lubcke, A. & L., Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 34.

von Lucanus, Dr. jur. et med., Wirkl. Geh. Rat, Chef des Zivilkabinets Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Berlin W. 8, Wilhelmstrasse 64, I.

Lucas, Kommerzienrat Berlin W. 10, Drakestrasse 1.

Freiherr von Lucius-Ballhausen, Dr., Königlicher Staatsminister, Straussfurt (Unstrut).

Lucko, Landesbauinspektor, Wittenberg (Bez. Halle).

Lübcke, Ch. W., Rentner, Bützow.

von Lücken, Rittmeister, Gross-Lichterfelde-West, Holleinstr. 44.

von Lücken, Frau, Gross-Lichterfelde-West, Holleinstr. 44.

Lüddecke, Professor, Crossen an der Oder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lüddeckens, O., Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 22.

von Luschan, Dr. Professor, Friedenau, Begasstr. 9.

Lutze, Pastor, Weissensee b. Berlin.

Lutze, Werner, Dr. Kades Oranien-Apotheke, Inhaber: Dr. Lutze, Hofl. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer.

Lutze, Dr. Fr., Apothekenbes., Berlin SO., Elisabeth-Ufer 34.

Maass, Alfred, Privatgelehrter, Berlin, W. 10, Sigismundstr. 5, pt. l.

Macco, Albrecht, Bergassessor, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.

Maenss, J., Professor, Magdeburg, Königstrasse 65.

Maercker, Major im Generalstab der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.

Mager, Oswald, stud. jur., Berlin W., Uhlandstrasse 31, III.

Freiherr von Malzan, Penzlin.

H. Mandl & Co., Hamburg, Steinstrasse 110, Posthof.

Mann & Federlein, Solingen.

Mannowsky, Reichsbankdirektor, Breslau, Wallstr. 11.

Mansfeld, Stabsarzt, Duala, Kamerun.

Mappes, H., Generalkonsul, Frankfurt a. M., Kaiserstr. 9.

Marcus, Senator, Dr., Bremen, Contrescarpe 133.

Marggraf, Stadtrat, Berlin, Vertr. d. Deutschen Gesellsch. für öffentliche Gesundheitspflege.

Marquardt, Herm., Hotelier, Stuttgart.

Marquordt, Fred, Direkt., Luisenfelde, Deutsch-Ostafrika.

Marschall von Bieberstein, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 49, Friedrich Wilhelmstr. 14.

von Marschall, Major u. Bataill.-Kommandeur im 9. Lothring. Infant.-Regt. 173, St. Avold, Wagnerstr. 7, I.

Martini, Marineoberstabsarzt, Professor, Berlin W. 15, Pfalzburgerstrasse 34.

Martini, Frau Prof., Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 84.

Mascher, Inspektor der Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz, Schützenstr. 53.

Freiherr von Massenbach, Major a. D., Eggersberg, Post Riedenburg, Ober-Pfalz.

von Massow, Wilhelm, Hauptmann a. D., Vertreter der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Gross-Lichterfelde, Moltkestr. 42 a.

Mathias, Fritz A., Ingenieur, Berlin, Barbarossastr. 25.

Matthias, Dr., Professor, Schlawe (Pommern).

Graf von Matuschka, Dr. phil., Berlin W. 64, Wilhelmstr. 71.

Maurer, Dr. H., Wilmersdorf b. Berlin, Kaiserplatz 6.

May, Heinrich, Fabrikant, Weinheim (Bergstrasse).

Mayer, Dr. Martin, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

von Mayr, Georg, Dr., Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., Kgl. bayerischer Universitätsprofess., München.

Meck, Bernhard, Konsul, Nürnberg, Holzschuherstrasse 9.

Mehnert, Dr., Geh. Hofrat, Dresden, Pragerstrasse 43.

Meiner, Arthur, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Rossplatz 17.

Meinhof, Carl, Professor, Lehrer am Orientalischen Seminar, Gr.-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 54.

Meinhof, Frau Anna, Professor, Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 54.

Meister, Arno, i. Fa. Meister A.-G., Baumwollspinnerei, Erdmannsdorf i. Sachsen.

Meister, Rittergutsbesitzer, Biebrich, Villa Saengerau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meitzen, Dr., August, Professor, Geh. Regierungsrat a. D., Berlin W., Kleiststrasse 23.

Mende, Dr., Rechtsanwalt und Kgl. Sächs. Notar, Riesa.

Menges, Generalmajor z. D., Berlin NW., Siegmundshof 7.

Mennicke, C., Ingenieur, Berlin SW. 72, Wilhelmstrasse 128.

Mense, Dr. med., Cassel, Philosophenweg 28.

Mensing, A., Kapitän z. S. a. D., Berlin W., Kurfürstenstrasse 99.

Menzel, Dr. Fedor, Kaiserl. Postdirektor, Hauptmann a. D., Hamburg, Schlüterstrasse 74, pt.

Merck, E., Kaufmann, Hamburg 20, Erikastrasse 85.

Merensky, D. A., Missionsinspektor, Charlottenburg, Carmerstrasse 6.

Mertens, Wilhelm, Direktor der Samoa-Kautschuk-Compagnie A.-G., Berlin W. 9, Königin-Augustastr. 14.

Mesthaler, J., Kommerzienrat, Nürnberg, Jahnstrasse 6.

Metzke, Dr., Marineoberstabsarzt im Reichsmarineamt, Berlin W. 62, Wichmannstrasse 17, II.

Metzner, Dr., Marine-Generalarzt, Halle a. Saale, Hedwigstrasse 9.

*Meyer, H. C. Eduard, Konsul, Hamburg, Glockengiesserwall 1, II.

Meyer, Dr. Felix, Kammergerichtsrat, Berlin W. 15, Meierottostrasse 5.

Meyer, Ed. Lorenz, Hamburg, Glockengiesserwall, Scholvienhaus.

Meyer, Gottfried, Diplom-Ingenieur, Berlin, Potsdamerstrasse 121 b.

Meyer, Gustav, Rentier, Minden i. Westf., Hahlerstrasse 18.

Meyer, Dr. phil., Hermann, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Bismarckstr. 9.

*Meyer, Dr., Hans, Professor, Leipzig.

Meyer, Ulrich, Verlagsbuchhändler, Berlin W., Mansteinstrasse 6.

Meyer, Regierungsrat, Berlin, Flottwellstrasse 3, pt.

Meyer-Delius, H., Direktor der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, Hamburg, Alsterdamm 3.

Michael, Dr., Landesgeologe, Berlin.

von Michael, Dr. jur., Rittergutsbesitzer, Gross-Plasten b. Klein-Plasten (Meckl.).

Michael, Pastor, Frauenhain (Bez. Dresden).

Michael, Pfarrer, Chemnitz, Stollbergerstrasse 7.

Michaelis, Professor Dr., Rostock (Meckl.), Bismarckstr. 22.

Michaelis, Frau, Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 55.

Michaelis, Missionsinspektor, Gr.-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 55.

*Michahelles, A., Kaufmann, Präses der Handelskammer, Hamburg, Sandthorquai 9.

Michels, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer Cöln, Cöln a. Rh., Rechtschule 14/18.

Middendorf, Gregorius, Pater, Ord. Cap. Provinzial der Rheinisch-Westfälischen Ordensprovinz der Kapuziner, Königshofen im Elsass.

Minde, Paul, Kaufmann, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 26.

Minden, Dr. G., Direktor des Berliner Pfandbriefamts, Berlin W. 62, Kleiststr. 1.

Mismahl, F., Plantagenbesitzer, z. Zt. Grünau b. Berlin, Königstr. 7.

Missionskonferenz für die Provinz Posen, Vertreter: Past. Büchner, Posen W. 3, Kaiser Wilhelmstrasse 3.

Mittag, Heinrich, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 23.

Mittelstaedt, P., Oberingenieur, Charlottenburg, Knesebeckstr. 78.

Mittelstaedt, P., Frau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 78.

Mock, W., Oberst a. D., Halensee bei Berlin, Karlsruherstr. 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Möbius, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rat, Verwaltungsdirekt. d. Museums für Naturkunde, Berlin.
Modler, Justizrat, Berlin, Friedrichstrasse 173.
Mohr, Dr., Charlottenburg, Krummestrasse 50.
Moll, H., Justizrat Dr., Berlin W., Am Karlsbad 26.
Möllenhoff, Oberverwaltungsgerichtsrat, Dahlem bei Steglitz, Parkstrasse 18.
von Möller, P., Gutsbes., Engelholm (Schweden).
Möller, Staatsminister und Minister für Handel und Gewerbe, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 2.
Möller, Gerh., Fabrikant, Kupferhammer bei Brackwede.
Möllmann, C., Fabrikbes., Hemer.
Möllmann, Paul, Fabrikbes., Iserlohn.
Möllmann, Stephan, Iserlohn.
Moisel, M., Kartograph, Berlin W. 30, Zietenstr. 19.
Molenaar, Dr. jur., Bankier, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 55.
Moliwe Pflanzungs-Gesellschaft, Hamburg, Afrikahaus.
Monke, Dr., Berlin, Invalidenstr. 44.
du Mont Schauberg, M., Verleger der Cölnischen Zeitung, Cöln.
Mönckeberg, Dr., Bürgermeister, Hamburg.
Graf von Montgelas, Maximilian, Oberstleutnant und Chef des Generalstabes des III. Armeekorps, Nürnberg, Laufertorgraben 43.
*von Morgen, Oberstleutnant (Stab d. Füs.-Reg. 39.), Düsseldorf.
von Morgen, Frau Oberstleutnant, Düsseldorf.
Moriz-Eichborn, Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Breslau, Breslau.
Mosino, Ph., Rentier, Berlin W. 10, Rauchstr. 2.
Mottau, Oberstleutnant, Brandenburg (Hav.).
Mühlberg, Herm., Königl. Hoflieferant, Dresden, Wallstrasse.
Mühlenfels, Eisenbahndirektionspräsident a. D., Berlin, Vertr. des allgemeinen Deutschen Schulvereins, Friedenau.
Mühlens, Dr., Marinestabsarzt, Berlin NW., Lewetzowstr. 23, II e.
Mueller-Baudiss, Regierungsassessor, Charlottenburg, Schlossstrasse 45, II.
Mueller, Oberst und Kommandeur der Schutztruppe für Kamerun Buea (Kamerun).
Mueller, Franziska, Frau, geb. von Hocke, Leipzig, Funkenburgstr. 8, I.
Mueller, Oscar, Kaufmann, Berlin, Brücken-Allee 15.
Müller, A., Bankdirektor, Essen (Ruhr).
Müller, Carl, Kaufmann, Altenburg S./A., Wilhelmstr. 3.
Müller, Clemens, Kaufmann, Hamburg, Brandstwiete 58.
Müller, Georg, Bankier, Augsburg.
Müller, Gust., Kartograph bei der Kgl. Landesaufnahme, Wilmersdorf bei Berlin, Weimarschestr. 3.
Müller, Gustav, Pastor, Groppendorf bei Hakenstedt.
Mueller, Herbert, stud. jur. et cam., Berlin W. 50, Achenbachstr. 1, pt.
Müller, Joh. Fr., Dr., prakt. Arzt, Schönaich bei Röblingen (Württ.).
Müller, Ludolph, Bremen, Parkstrasse 81.
Müller, Dr. Max, Altdamm bei Stettin.
Müller, P., Pastor, Hamburg 7, Hühnerposten 26, I.
Müller, Peter, Kaufmann, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Mueller, V. H., Direktor, Leipzig, Thomasring 15.
Müller, W., Rittergutspächter, Borgstedt bei Gimmen.
Müller von Werra, Direktor, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 14/15.
Muller-Beeck, F. G., Kaiserlich Deutscher Konsul, Nagasaki (Japan).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Müller-Brüderlin, Fabrikbes., Vorsitzender der Abteilung Crefeld, der D. K. G., Crefeld, Nordwall 26.

München. Orientalische Gesellschaft, München.

von Münchhausen, Baron, Vertreter des Jerusalems-Vereins, Gr.-Lichterfelde, Calandrellistrasse.

Münchmeyer, H., Kaufmann, Hamburg, Gr. Bleichen 56.

Munckel, Kaiserlicher Bankdirektor, Mülheim (Ruhr), Kaiserstr. 6.

Mund, H., Verlagsbuchhändl., Spandau, Breitestr. 25.

Musehold, Dr., Oberstabsarzt, Berlin W., Regensburgerstr. 15.

Museum für Völkerkunde, Lübeck.

Museum für Völkerkunde, Vertreter: Prof. Dr. Weule, Leipzig, Königsplatz 10/11.

Nachtwey, Pater, apostol. Präfekt in Deutsch-Südwestafrika, z. Zt. Deutsches Missionshaus (St. Bonifacius), Hünfeld bei Fulda.

Nagel, Arn., Oberleutnant a. D. und Redakteur der Täglichen Rundschau, Tempelhof, Dorfstr. 18.

Nagel, P., Eust., Kapuziner, Eichstätt.

Naht, A. W., Kaufmann, Hamburg, Hüxter 14.

Neidert, Oskar, Privatier, Würzburg, Maxstr. 1.

Dr. von Neidhardt, Grossherz.-Hess. Gesandter, Berlin W. 35, Magdeburgerstrasse 81.

Neubauer, Dr. Paul, Charlottenburg, Knesebeckstr. 72/73.

Neubecker, Dr. jur., Berlin, Alt-Moabit 113, II.

Neubürger, A., Kaufmann, Perleberg.

Neue Baumwollenspinnerei, Bayreuth.

Neufeld, Dr. Fred, Professor, Charlottenburg, Schlüterstr. 67.

Neumann, R. O., Dr. med. und phil., Privatdozent der Hygiene an der Universität Heidelberg, Werderstrasse 13.

Neumann, Oskar, Forschungsreis., Berlin N., Invalidenstr. 40.

Neumann, Dr., Professor, Weissenfels.

Neumann, Frau Professor, Weissenfels.

Neumann, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 2.

von Neumayer, Dr. Professor, Wirkl. Geh. Rat, Neustadt a. d. H.

Neureuther, Generalmajor, München, Gabelsbergerstr. 17.

Neu Guinea-Compagnie, Vertreter: Direktor C. von Beck, Berlin NW. 52, Alt-Moabit 129.

Neuendettelsauer Missions-Gesellschaft, Neuendettelsau.

Nicolai, Major, Berlin, Vertr. d. Kriegsministeriums.

Niedieck, Carl, jr., Lobberich.

Nielsen, Senator, Bremen, Contrescarpe 100 a.

Nieper, E., Duala (Kamerun).

Niethammer, A., Geheimer Kommerzienrat, Kriebstein b. Waldheim.

Nikisch, Emil, Ober-Postsekretär im Kursbureau des Reichs-Postamts, Berlin NW. 6, Hannoverschestr. 3.

Nister, E., Fabrikbesitzer und Kommerzienrat, Nürnberg, Sulzbacherstrasse 11.

Nitsche, Pfarrer, Neukirchen (Wyhra).

Nitze, Bauinspektor, Berlin W. 30, Motzstr. 35.

Nocht, Dr., Hafenarzt, Physikus, Leiter des Seemannskrankenhauses und Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

Noggerath, Gebr., Kaufleute, Hannover.

Nolle, Ernst, Kaufmann, Berlin, Potsdamerstr. 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Nolte, Leutnant bei der Schutztruppe für Südwestafrika, z. Z. Deutsch-Südwestafrika.

Nordenholz, F. W., Konsul a. D., Berlin W. 62, Bayreutherstr. 39.

von Nostitz-Drzewiecki, Hans Gottfried, Oberregierungsrat, Dresden.

von Nostiz-Wallwitz, Rittmeister a. D., Leipzig, Lessingstr. 10.

von Oechelhaeuser, W., Dr. ing., Generaldirektor, Dessau.

Oehler, D., Missionsinspektor, St. Ludwig (Elsass), Vertreter d. Vereins für ärztliche Mission.

Oehme, Hauptmann, Berlin, Lüneburgerstrasse 6, II.

von Oertzen, Geh. Rat, Grossh. Mecklenburgischer ausserordentlich. Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

von Oesterreich, Generalleutnant z. D., Charlottenburg, Berlinerstrasse 39.

Ohly, Hofprediger, Berlin, Hindersinstrasse 7, pt.

Ohnesorg, Oberst, Berlin W. 30, Elsholzstr. 13, pt.

Oldekop, F., Vizeadmiral z. D., Hannover, Lüerstr. 5.

Oldemeyer, E. A., Bremen, Contrescarpestrasse 51.

Ollendorff, L., Berlin NW., Dorotheenstrasse 45.

Oloff, F., Kaufmann, Bremen, Langenstrasse 10/11.

Oloff, Alida, Frau, Bremen, Langenstrasse 10/11.

Olpp, Pastor und Missionssekretär, Barmen, Königstr. 102.

Olshausen, Geh. Medizinalrat, Professor, Berlin N. 24, Artilleriestr. 19.

Opitz, Arthur, Bergwerksdirektor, Berlin NW. 87, Hansa-Ufer 8.

Opitz, Dr. jur. Max, Friedenau, Ringstrasse 4.

Freiherr von Oppenheim, Dr., Legationsrat, Cöln.

*Oppenheim, Hugo, Geh. Kommerzienrat, Berlin W. 10, Matthäikirchstrasse 3 b.

Oppermann, Hans, cand. jur., Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 99 a.

Oppert, Arzt, Friedenau, Ringstrasse 57.

Orth, Dr. Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin, Vertr. d. Landwirtschaftlich. Hochschule.

von der Osten, Graf, Gross-Jannewitz (Pommern).

von der Osten, Hofmarschall, Berlin SW. 12, Wilhelmstr. 102.

Oster, Fabrikbesitzer, Tsingtau,

von Osterroth-Schönberg, Rittergutsbesitzer, Schloss Schönberg (Oberwesel).

Ostertag, Professor Dr., Berlin NW. 6, Tierärztliche Hochschule.

O'Swald, Senator, Hamburg, Alsterglacis 14.

O'Swald, Albrecht, Hamburg, Hochallee 88.

Otavi-Minen- u. Eisenbahngesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 14/16.

Otte, Hauptzollamtsvorsteher, Sagan, Ludwigsplatz 11.

Ottens, F., Kaufmann, Hamburg, Paulstr. 29.

Otto, Erich, Pastor, Berlin NW. 5, Perlebergerstr. 46.

Otto, K., Berlin N. 58, Kuglerstrasse 11, I.

Paalzow, Fr., Dr. med., General-Oberarzt, Berlin, Vertret. des Kriegsministeriums.

Paasche, Dr., Geh. Reg.-Rat, Professor, II. Vizepräsident des Deutschen Reichstages, Berlin.

Pabst & Lambrecht, Nürnberg, St. Johannisstr. 29.

Paech, Fritz, Dr. jur., Berlin W., Steinmetzstr. 3.

Paech, Fregattenkapitän, Berlin W., Passauerstr. 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Paetel, Hermann, Dr., Geheimer Kommerzienrat, Berlin W., Karlsbad 16.
Paetel, Alfred, Verlagsbuchhändler, Charlottenburg, Kurfürstendamm 36.
Paetel, Frau, Charlottenburg, Kurfürstendamm 36.
Paetow, Oberstleutnant, Danzig.
Pagenstecher, L., Konsul a. D., Hamburg, Graskeller 1, III.
Pahde, Adolf, Dr., Professor, Crefeld.
Palmer, H., Pastor, Veltheim a. d. Ohe, Vertret. d. Ev.-Luth. Missionsvereins im Hrzgt. Braunschweig.
Palmié, Kommerzienrat, Konsul, Dresden-A., Hohestr. 12.
Pannek, Dr., prakt. Arzt, Potsdam, Charlottenstr. 38.
Parisius, Missionar, Berlin, Vertr. d. Ges. z. Förder. d. evang. Mission unter den Heiden.
Partisch, Gymnasial-Oberlehrer, Frankenstein, Oberschlesien.
Partsch, Josef, Professor Dr., Geheimer Regierungsrat, Leipzig, Parkstrasse 11.
Pasch, Max, Königlicher Hofbuchhändler, Berlin SW. 68, Ritterstr. 50.
Paschen, H., Charlottenburg, Schlüterstr. 45.
Passarge, S., Dr., Professor, Breslau, Kurfürstenstr. 31.
Passow, Richard, Dr. jur. et phil., Berlin SW. 11, Schönebergerstr. 23.
Patschke, Rudolf, Kaufmann, Danzig, Holzmarkt 2.
Pauen, Dr., Kgl. Gerichtsassessor, Cöln a. Rhein, Werderstr. 27.
Paul, Pfarrer, Lorenzkirch b. Strehla (Elbe).
Paul, M., Kaufmann, Bremen, Schüsselkorb 15/16.
Dr. Paulssen, Grossherzogl. Sächs. Geheimer Legationsrat, Berlin W. 50, Rankestr. 22.
Paulus, Ernst, Fabrikant und Stadtrat, Markneukirchen.
Paulus, Hauptmann, Nürnberg, Bücherstr. 17.
Payne, Hauptmann a. D., Strassburg i. E., Odilienstr. 1.
Peerenboom, Dr., Marineoberstabsarzt, Werftarzt und Mitglied der Schiffs-Prüfungs-Kommission, Kiel.
Peine, Arthur, Hamburg, Tesdorpfstrasse 12.
Pelizaeus, G., Bremen, Caprivistrasse 9.
Perthes, Justus, Geographische Anstalt, Vertreter: Herr Professor Dr. Supan, Gotha.
Petermann, Th., Dr., Professor, Vertr. d. Gehestiftung, Dresden, Kl. Brüdergasse 21.
D. Peters & Co., G. m. b. H., Neviges.
Petersen, A., i. Fa. W. Bechtel & Co., Hamburg, Alterwall 58.
Petersilie, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor, Friedenau, Wielandstrasse 10.
von Petery, Walter, Vorsteher der Samenabteilung im Argent. Landwirtschaftsministerium, Buenos Aires, Oficina de Agronomia, Calle Florida 753.
Petrick, E., Zimmermeister, Waldenburg (Schlesien).
Petsch, Robert, Rentner, Berlin SW. 61, Waterlooufer 3.
Petsch, Frau Louise, Rentiere, Berlin SW. 61, Waterlooufer 3.
Petzoldt & Schliephacke, Dresden N.
Pfannenstiel, Dr., Geh. Medizinalrat, Profess., Giessen, Klinikstr. 28.
von Pfeil, Graf, Dr. Joachim, Kammerherr, Friedersdorf (Kr. Lauban).
von Pflaum, Alex, Geh. Kommerzienrat, Stuttgart, Militärstr. 24.
Pflüger, W. H., stud., London W., 22a Queens Road, Hyde Park.
Philippi & Co., Wm., Hamburg, Paulstr. 29.
Philippson, Kaufmann, Berlin W., Kurfürstenstr. 42, II.
Philippona, Apotheker, Gr.-Lichterfelde W., Mommsenstr. 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Picht, Kaufmann, Berlin, Dorotheenstrasse 59.
Pickert, Dr., Direktor, Kiel-Gaarden.
Piehl, A., Konsul, Berlin.
Pieler, Bergrat, Ruda in Oberschl.
Pietschker, Dr., Ev. Pfarrer, Potsdam, Marienstrasse.
*von Pilis, Friedrich, Direktionsmitglied des Nordd. Lloyds, Bremen.
Pinkert, F., Rentier, Berlin W., Jägerstr. 32.
Pintsch, Julius, Geheimer Kommerzienrat, Berlin W. 9, Tiergartenstrasse 4 a.
Piper, E., Ruhrort, Dammstrasse.
Plähn, Dr., Direktor, Waldkirch (Breisgau).
Plassmann, Otto, Bürgermeister, Paderborn.
Plate, Geh. Rechn.-Rat, Bureaudirektor des Abgeordnetenhauses, Berlin W., Leipzigerstr. 4.
Plate, Geo, Präsident der Bremer Baumwollbörse, Bremen, Am Markt 14, I.
Plehn, A., Dr., Privatdozent, Berlin SW. 29, Bellealliancestr. 17.
Plüddemann, M., Konteradmiral z. D., Wilmersdorf b. Berlin, Kaiserallee 180.
Pöch, Dr. med., Wien IX 2, Pelikangasse 14.
Pogge, W., Rittergutsbesitzer, Roggow bei Lalendorf i. M.
Pohlmann, A., Hohenaspe.
Popitz, David, Kaufmann, Leipzig, Moschelesstrasse 9.
Popitz, Frau Marg., Leipzig, Moschelesstr. 9.
Porsch, Dr., Justizrat, Fürstbischöfl. Konsistorialrat, 1. Vizepräsident des preussischen Abgeordnetenhauses, Breslau 1, Ohlauerstrasse 14.
Graf von Posadowsky-Wehner, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin.
von Poser und Gr.-Nädlitz, Generalmajor z. D., Friedenau, Stierstrasse 22.
von Poser, Dr., Regierungs-Referendar, Breslau, Moritzstr. 1.
Prächtel, C., Fabrik für Tropenmöbel, Berlin SW. 19, Krausenstrasse 31/32.
Prager, Erich, Assistent der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W. 9, Schellingstr. 4.
Preil, Oberleutnant, Lome (Togo), Westafrika.
Preiss, C., Hamburg, Gr. Reichenstrasse 23.
Pressel, Direktor im Reichspostamt, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 14/18.
Preuss, Justizrat, Köpenick.
Prietze, Walther, Pfarrer und Geograph, Könige rode (Harz).
Prinzhorn, A., Fabrikdirekt., Hannover, Lindenerstr. 46.
Pufahl, Dr., Professor, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.
von Puttkammer, Leutnant der Kaiserl. Schutztruppe für Kamerun, Buea.

Quaas, Dr. A., Kgl. Geologe, Berlin NW. 52, Spenerstr. 26, II.
Quante, Dr., Berlin NW., Marienstrasse 16.

Raab, Carl Friedrich Gustav, Fabrikant, Weissenburg (Bayern).
Rabe, Eduard, Präses der Handelskammer, Lübeck.
Raffloer, Fräulein M., Rentiere, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 199.
Rahmann, H., Kaufmann, Bremen, Kaiserstr. 25/27.
Raky, Generaldirektor, Erkelenz.
Ramelow, Assessor, Berlin, Keithstrasse 17.
Ramelow, Frau Assessor, Berlin W. 10, Keithstr. 17.
Ramelow, Frau, Berlin N. 4, Kesselstrasse 11, I.
Ramsay, Hauptmann a. D., Halensee, Westfälischestr. 42.
Ramsay, Frau Hauptmann, Halensee.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. Rantzau, Kammerherr, Schwerin (Meckl.), Jägerweg 4.
Raschdau, Kaiserlicher Gesandter z. D., Berlin NW. 7, Sommerstr. 6.
Rassau, Oberveterinär, Windhuk.
vom Rath, Legationsrat, Berlin, Unter den Linden 4 a.
Rathgen, Professor Dr., Heidelberg, Ziegelhäuser Landstrasse 52.
Rathgen, Frau Professor Dr., Heidelberg.
Rathscheck, Pankratius, P., Essen (Ruhr), Franziskaner-Kloster.
von Rauch, Generalmajor, Kommandeur d. 17. Kav.-Brig., Schwerin i. Meckl., Orleansstrasse 18.
Rauert, Dr. Ernst, Arzt, Berlin N., Chausseestrasse 56.
von Raumer, Hauptmann im Generalstabe, Charlottenburg, Carmerstrasse 17.
Rausch, E., Leutnant, Duala (Kamerun).
Raussendorff, Hugo, Rentier, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 206/07.
Graf von Redern, Kaiserl. und Königl. ausserordentl. Gesandter und bevollmächtigter Minister, Major a. D., Görlsdorf bei Angermünde.
Redlich, Vertreter der Magdeburgischen Zeitung, Friedenau.
Reh, Th., Regierungsbaumeister a. D., Charlottenburg, Bleibtreustrasse 14.
Reh, Th., Frau, Charlottenburg, Bleibtreustrasse 14.
Rehberg, Dr., Medizinalrat, Schwerin i. Meckl., Kl. Paulstrasse 22.
Rehbock, Th., Regierungsbaumeister, Professor, Karlsruhe (Baden), Südl. Hildapromenade.
Rehders, E., Berlin, Behrenstrasse 14/16 (Deutsch-Asiatische Bank).
Reich, Dr. Max, Professor, Marineoberstabsarzt a. D., Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 19.
Reichensperger, Carl, Landgerichtspräsident, Koblenz.
Reichelt, Heinr., Kaufmann, i. Fa. v. Tippelskirch & Co., Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 127.
Reimann, Juwelier, Berlin W. 8, Friedrichstrasse 189.
Reimann, Frau, Berlin W. 8, Friedrichstrasse 189.
Reinhard, Dr. med., Cöln, Kaiser-Wilhelm-Ring 50.
Reinhard, Sanitätsrat Dr., Homberg (Bez. Cassel).
Reinhard, Pastor, Oberlehrer an der Fürstenschule, Grimma i. Sa.
Reiniger, Missionar, Eberswalde, Vertr. d. Ges. zur Beförderung der evang. Mission unter den Heiden.
Reintgen, Dr., Halensee, Joachim-Friedrichstrasse 56.
Reiss, Carl, Geh. Kommerzienrat, Generalkonsul, Mannheim.
Freiherr von Reitzenstein, Wirkl. Geh. Rat, Weimar.
Remmer, Wilhelm, Bierbrauerei, Bremen, Buntentorsteg 564.
Renck, C., Kommerzienrat, Harburg (Elbe).
René, Konsul, Berlin.
Renisch, Dr., Schulrat, Königl. Seminardirektor, Köpenick.
Rennert, Dr., Redakteur, Zimmerstrasse 95/96.
Rentner, E., Lehrerin, Rixdorf, Thüringerstrasse 39.
Retzlaff, Max, Hamburg, Brandsende 29.
J. L. Rex, G. m. b. H., Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 22.
von Rex, Victor, Graf, Hofmarschall, Dresden, Wienerstrasse 60.
Freiherr von Rheinbaben, Königl. Staats- und Finanzminister, Berlin C. 2, Finanzministerium.
Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft, A.-G., Aachen.
Richelot, Dr., Marine-Oberstabsarzt, z. Zt. Friedenau, Wielandstr. 7.
Richter, Assessor, Wannsee, Villa Richter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Richter, W., Kaufmann, Berlin, Potsdamerstrasse 10/11.
Richter, Frau, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.
Richter, Alfred, stud. phil., Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, M., Frau, Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, C., Holzhandlung, Neustaedtel bei Schneeberg.
Richter, Fritz, Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, Dr., Hans, Berlin W. 7, Unter den Linden 78.
Richter, Julius, Pfarrer, Schwanebeck bei Belzig.
Richter, P., Oberrichter, Berlin W., Köthenerstrasse 41, III.
Richter, R., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, Th., Apotheker, Wittenberg (Halle).
von Richthofen, Freiherr, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin W. 9, Königgrätzerstrasse 136.
von Richthofen, Freiherr, Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität, Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 117.
von Richthofen, Freiherr, Legationssekretär, Berlin W. 9, Königgrätzerstrasse 136.
von Richthofen, Freiherr, Oberleutnant, Berlin, Alsenstr. 10, II.
Riegel, Stabsarzt, Berlin, Essenerstrasse 26.
Rieppel, Dr. A., Kgl. Baurat, Nürnberg 24, Aelt. Kramer-Klattstr. 12.
Rigler, Dr., Bezirkschef in Kamerun.
Rippler, H., Chefredakteur d. Täglichen Rundschau, Berlin SW. 12, Zimmerstrasse 7.
Ritter, C., Hotelbesitzer, Homburg v. d. H., Ritters Park Hotel.
von Ritter, Freiherr, Hauptmann, Karlsruhe i. B., Westendstr. 60.
Robinow, Dr., Hamburg, Harvestehuderweg 40.
Rodewald, Major z. D., Breslau, Königsplatz 6.
Roeder, Eugen, Budenheim bei Mainz.
Röhl, Eduard, Rentier, Südende, Anhalterstrasse 6.
Röhrecke, Bruno, Fabrikant, Berlin NW. 7, Brückenallee 31.
Röhrig, F. W., Fabrikant, Präses der Rheinischen Missionsgesellsch., Barmen, Alleestr. 191.
Römer, Missionsinspektor, Vertreter der Gossnerschen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Röper, Hauptmann und Generalsekretär des Hauptausschusses für Berlin und die Mark Brandenburg d. Deutschen Flottenvereins, Berlin, Bernburgerstr. 35.
Roer, G., Paul, Schiffsreeder, Emden.
Röseler, Wilh., Kommerzienrat, Berlin C. 19, Niederwallstr. 14.
Roessler, A., Frau, verw. Hptm., Berlin W., Wittenbergplatz 3 a, II.
Roessler, Frau Kommerzienrat, Chemnitz.
Röttcher, C., Hoftraiteur, Ludwigslust.
Rohde, Georg, i. Fa. Matthias Rohde & Co., Hamburg, Gr. Reichenstrasse 25/33.
Roloff, Privatdozent, Berlin W., Bayreutherstr. 11.
Romen, Dr. jur., Geh. Kriegsrat, Vortragender Rat im Kriegsminister., Berlin W. 30, Viktoria-Luiseplatz 3.
Rose, F., Geh. Legationsrat, Gross-Lichterfelde-Ost, Auguststrasse 9.
Rose, Joh. Adolf, Dr. med., Lübeck, Pleskowstr. 4.
Rose, Dr., Geh. Medizinalrat, ord. Hon.-Profess., Berlin W. 50, Tauenzienstrasse 8.
Rose, E., Kais. Deutscher Konsul, Surabaia (Niederländ. Indien).
Rosenberg, Herm., Bankdirektor, Berlin W., Behrenstr. 32.
Rost, Heinrich, Kaufmann, Leipzig, Brühl 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Rotenhan, Freiherr, Generalmajor, Nürnberg, Maxtorgraben 27.
Rothe, General d. Artill. z. D., Berlin W. 56, Tauenzienstr. 6, I.
Röttig, Dr. Pastor, Berlin, Ges. z. Beförder. d. evangel. Mission unter den Heiden.
Rottner, Postinspektor, Görlitz.
Rubitschung, Carl, Kaufmann, Gross-Lichterfelde, Berlinerstr. 160.
Rudorff, Oberlandesgerichtsrat, Hamburg, Hofweg 26.
Ruediger, Berlin W., Regensburgerstrasse 17.
Rüger, Kommerzienrat, Dresden-A., Lukasstr. 6.
Ruete, Said, Berlin W. 35, Magdeburgerplatz 2.
Ruete, Frau Said, Berlin.
von Ruffer, H., Rudzinitz (Kreis Gleiwitz).
Ruge, Dr., Marine-Oberstabsarzt, Kiel.
Ruhm, H., Stadtrat und Hüttendirektor, Waldenburg (Schlesien).
Russ-Suchard, C., Kommerzienrat, Neuchatel (Schweiz).
Rust, Ernst, Fabrikbesitzer, Berlin W. 15, Uhlandstr. 173/174.
Rust, Hans, Referendar u. Majoratsherr auf Kleutsch, Post Gnadenfrei i. Schles.

Sabersky, Referendar, Berlin, Keithstrasse 4.
Sachau, Dr. Professor, Geh. Reg.-Rat, Direktor des Seminars f. Orientalische Sprachen, Berlin.
Sachs, Hauptmann a. D., Hohenfels b. Algermissen.
Sachse, Frau Wirkl. Geh. Rat, Berlin W. 62, Kleiststrasse 35.
Sachse, Clara, Fräulein, Berlin W. 62, Kleiststr. 35.
Sachse, Gertrud, Fräulein, Berlin W. 62, Kleiststr. 35.
Saeftel, Fritz, Carlsruhe (Oberschl.).
Säuberlich, Amtsrat, Gröbzig.
*Sager, Hermann, Fabrikant, Neumünster.
von Salmuth, Hauptmann a. D., Braunschweig, Steintorwall 6.
Salmuth, L., Salmuthshof bei Güsten.
Salomon, Dr. Max, Hermsdorf i. M.
Salzmann, Dr. H., Apothekenbes., Vorsitzender d. Deutschen Apothekervereins, Berlin W., Achenbachstrasse 3.
Samassa, Professor Dr., Grunewald bei Berlin.
Sander, Dr., Marinestabsarzt a. D., Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft, Friedenau, Ringstr. 50, II.
Sander, Frau Dr., Marinestabsarzt, Friedenau, Ringstr. 50, II.
von Sandersleben, Rittergutsbesitzer, Alt-Hörnitz b. Zittau i. Sa.
Sandleben, W., i. Fa. Sandleben & Förster, Hamburg, Glockengiesserwall 25/26.
von Sandrart, Major, Potsdam, Persiusstr. 1.
von St. Paul-Illaire, Kaiserlicher Bezirksamtmann a. D., Generalbevollmächtigter der Rheinischen Handel-Plantagengesellschaft, Cöln, Habsburgerring 1.
Sanne, L., Kaufmann, Hamburg, Oderfelderstr. 6.
Sannemann, Dr., Regierungsrat, Berlin NW., Klopstockstr. 18.
Sarnow, Frau Dr., Friedenau, Niedstrasse 25.
Sarnow, Louise, Frl., Friedenau, Niedstr. 25.
„Sarotti", Chokoladen- u. Cacao-Industrie, Akt.-Ges., Berlin SW. 61, Belle-Alliancestr. 81.
von Sarwey, Generalleutnant z. D., Charlottenburg, Kantstr. 137.
Schacht, Hjalmar, Dr., Friedenau, Lauterstr. 38.
Schad, Arnold, Kaufmann, Swakopmund, D. S. W. A.
Schade, Gerichtsassessor, Schwerin i. M., Steinstr 28.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaefer, H., Dr., Ohrenarzt, Neustadt a. Haardt, Poststr. 16.
Schäfer, H., Kaiserlicher Postdirektor, Bückeburg.
Schaefer, Ernst, Kaufmann, Limburg a. Lahn, Obere Schiedstr. 10.
Schäfer, Oswald, Danzig.
Schaefer, P., Rentner, Liegnitz, Hedwigstr. 23.
Schaeffer, Oberkriegsgerichtsrat, Breslau, Kaiser Wilhelmstr. 25 a.
Schaeffer, Frau Oberkriegsgerichtsrat, Breslau.
Schaeffer, P. C., Exaten b. Baaksem (Holland).
Schaller & Söhne, J. G., Schmöllner Holzschuh- u. Pantoffelfabrik, Schmölln, S.-A.
Schaller, C., Fabrikbesitzer, Berlin NW. 30, Klopstockstr. 20.
Schantung-Bergbau-Gesellschaft, Berlin W., Behrenstr. 14.
Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W. 49, Behrenstrasse 14, I.
Schanz, Moritz, Chemnitz, Weststrasse 54.
Schappach & Co., Alb., Berlin W., Markgrafenstr. 48.
Scharlach, Dr. jur., Rechtsanwalt, Hamburg.
Scharpenseel, Ludwig, Bochum.
Schauinsland, Dr., Prof., Direktor des Städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde, Bremen.
Scheel, Wilhelm, Geheim. Kommerzienrat, Rostock i. M.
von Scheffer, Generalleutnant, Berlin W. 50, Rankestr. 21, II.
Scheidemantel, Carl, Berlin W., Tauenzienstr. 12.
Scheidt, Erh. Aug., Fabrikant, Kettwig.
Scheidt, Erh. Aug., Frau, Kettwig.
Scheidtweiler, Br., Kaplan, Reinickendorf/O., Benkestrasse.
Scheler, C. F., Charlottenburg 5, Holtzendorffstr. 1, Portal 1, I.
Schenck, A., Dr., Professor, Halle a. Saale, Schillerstr. 7.
Scheppe, Oberst, Boppard.
Scherner, Hauptmann a. D., Schlehdorf, O.-B.
Scherner, Frau Hauptmann a. D., Schlehdorf, O.-B.
Schian, Dr., Generaloberarzt i. d. Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Rendsburg.
Schiemann, Dr., Professor, Berlin W. 15, Uhlandstr. 180.
Schiffswerfte u. Maschinenfabrik (vorm. Janssen & Schmilinsky), A.-G., Hamburg.
Schiller, Oberleutnant a. D., Berlin W. 15, Fasanenstr. 45.
Schilling, Dr., Regierungsarzt, Westend, Ahornallee 12.
Schilling, Frau Dr., Regierungsarzt, Westend, Ahornallee 12.
Schillings, C. G., Weyerhof-Gürzenich.
Schimmelpfeng, W., Berlin W. 8, Charlottenstr. 23.
Schimmelpfeng, Frau, Berlin W. 8, Charlottenstr. 23.
Schimmelfennig, Major, Berlin W. 50, Bambergerstr. 43.
Schimmelpfennig, Frau Dr., Guben.
Schinckel, Max, Bankier u. Direktor, Hamburg, Adolphsbrücke.
Schinke, Bruno, Missionar, Oeventrop.
von Schkopp, Eberhard, Berlin W. 15, Uhlandstr. 44.
Schlagintweit, Max, Major a. D., München, Arcisstr. 9.
Schleber, Georg, Kommerzienrat, Greiz.
Schleicher, W., Regierungsbaumeister, Düsseldorf.
Schlemm, Julie, Fräulein, Berlin W. 10, Viktoriastr. 4 a.
Schlesinger, Philipp, Bankier, Berlin NW., Händelstr. 3.
Schlinck, Julius, Dr., Mannheim.
H. Schlinck & Co., Mannheim.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlosser, Oberleutnant d. Schutztruppe in Kamerun, Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Schlüter, Ferd. E., Kaufmann, Hamburg, Magdalenenstrasse 60.
*von Schlumberger, Dr., G., Wirkl. Geh. Rat, Gebweiler.
Schlumberger, P., Gutsbesitzer u. Fabrikant, Mülhausen im Elsass, Lazarethstrasse.
Schlunk, Pfarrer, Bottchow.
Schlunk, Karl, Pfarrer, Neuendorf bei Nowawes-Neuendorf.
Schmalz, R., Professor, Dr. med., Berlin NW., Luisenstrasse 56.
Schmeisser, Geh. Bergrat, erster Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, Berlin.
Schmeisser, Frau, Geh. Bergrat, Berlin N., Invalidenstrasse 44, II.
Schmidt, Dr., Generalstabsarzt der Marine, Berlin W. 50, Neue Ansbacherstrasse 19.
Schmidt, Dr., Landrat, Montabaur.
Schmidt, Intendantur-Rat, Berlin W. 15, Joachimsthalerstrasse 27, I.
Schmidt, Georg, Königl. Sächs. Hofrat, Hauptmann d. L. a. D., Plauen i. V.
Schmidt, Kaufmann, Berlin, Potsdamerstrasse 127/128.
Schmidt, Hans, Hamburg 11, Rödingsmarkt 24.
Schmidt, Dr., J., Kuratus, Britz b. Berlin, Rudowerstr. 90, I.
Schmidt, K., Tsingtau (Kiautschou).
Schmidt, Max, Divisionspfarrer d. Schutztruppe für Südwestafrika.
Schmidt, O., Kaufmann, Blankenburg (Harz), Rohdenbergstrasse 12.
Schmidt, Dr., Paul, Rechtsanwalt, Dresden 14, Franklinstrasse 11.
Schmidt, Dr., Richard, Universitäts-Professor, Hofrat, Freiburg im Breisgau.
Schmidt, Richard, Fabrikant, Plauen i. V., Strassbergerstr. 53.
Schmidt, Rochus, Major d. 3. Gendarmerie-Brigade, Berlin W. 50, Würzburgerstrasse 14.
I. M. Schmidt & Co., Dresden-A., Frauenstrasse 14.
von Schmiterlöw, B., Oberstleutnant a. D., Charlottenburg 2, Carmerstrasse 15, pt.
Schmitt, Georg, Kunstmaler, Berlin W. 50, Nachodstrasse 41.
Schmitt, Andreas, P. Lector, Berlin NW. 21, Turmstrasse 44.
Schmitt, Leutnant, Regensburg.
Schmöle, Aug., Kommerzienrat, Iserlohn.
Schmöle, Aug. Theodor, Landrat, Kosten in Posen.
Schmöle, Kaufmann, Bremen, Domshof 10.
*Schmoller, G., Professor Dr., Berlin W. 62, Wormserstrasse 13.
Schmoller, Frau Professor, Berlin, Wormserstrasse 13.
Schnee, Dr. med., Arzt, Gross-Lichterfelde, Bahnstrasse 26.
Schneider, Georg, Berlin SO. 16, Köpenickerstrasse 74.
Schneider, Dr., Reg.- und Schulrat, Frankfurt a. O.
Schnell, Dr., P., Professor, Mühlhausen i. Th.
Schniewind, H., sen., Kommerzienrat, Elberfeld, Steuerdeich 76.
Schniewind, Frau Ww. Jul., Elberfeld.
Schnitzler-Erckens, Julie, Fräulein, Düsseldorf, Bleichstrasse 1.
Schoede, H., Architekt, Berlin W. 57, Bülowstrasse 40a, I.
F. von Schoeler, Rentier, Berlin W. 30, Martin Lutherstrasse 7.
*Schoeller, Dr., M., Rittergutsbesitzer, Berlin.
Schoeller, Geh. Seehandlungsrat a. D., Berlin W., Unter den Linden 35.
Schoen, Dr., Kaiserl. Regierungsrat, Grunewald bei Berlin, Kunzbuntschuhstrasse 2a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schoenner, Kommerzienrat und Fabrikbesitzer, Nürnberg, Frauentorgraben 43.

Graf von Schönborn, Dr., Erwin, München, Briennerstrasse 16.

Schöne, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Generaldirektor der Königl. Museen, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 27 a.

Schönfelder, Kapitän z. S., Vertr. des Reichsmarineamts, Berlin.

Scholz, Ludwig, Lüderitzbucht.

Schonlau, Rechtsanwalt, Mülheim a. Ruhr, Notweg 41.

Freiherr von Schorlemer, Dr., Oberpräsident der Rheinprovinz, Coblenz.

Schotte, Max, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 41 a.

Schotte, Frau Augusta, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 41 a.

Schotte, Rudolf, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 41 a.

Schrader, Bergrat, Eisleben.

Schrameier, Dr., Kaiserlicher Admiralitätsrat, Tsingtau, Kiautschou.

Schramm, E. W., Leutnant a. D., Bandjermasin, Süd-Ost-Borneo.

Schramm, Ernst W., Rentier, Hamburg, Rotherbaum-Chaussee 227.

Schreiber, Oberregierungsrat a. D., Stettin, Derfflingerstrasse 3.

*Schreiber, A. W., Missionsinspektor, Bremen, Vertreter der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Schröder, Ernst Max, Kaufmann, Meissen, Neudörfchen.

Schröder, Gerh., Windhuk, Hotel Leuffgen.

Schröder, Kapitän z. See, Berlin, Vertr. des Reichs-Marine-Amts.

Schroeder, Max, Kaufmann, Berlin SW., Belle-Alliancestrasse 26, I.

*Schroeder-Poggelow, Dr., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 10, Rauchstrasse 13.

Schubert, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, Neisse, Gartenstrasse 2/3, I.

von Schubka, Generalmajor z. D., Potsdam, Sophienstrasse 8.

Schuchardt, Frl., Burg Kahlenberg.

Schüffner, Wilhelm, Dr. med., Sumatra (Deli).

R. Schürenberg & Co., München-Gladbach.

Schütt, Heinrich, Hamburg.

Schütte-Felsche, Wilhelm, Fabrikant, Leipzig-Gohlis, Menckestrasse 33/37.

Schütz, Regierungsbaumeister, Berlin W., Alvenslebenstrasse 10, I.

Schulte im Hofe, Dr., Berlin SW. 11, Dessauerstrasse 11.

Schultz, Dr. A., Bergedorf, Reinbeckerweg 29.

Schultz, A., Rentier, Berlin NO. 18, Lichtenbergerstrasse 5, I.

Schultz, J., Baumeister, Berlin C. 19, Wallstrasse 25.

Schultz-Engelhard, Alfred, Bankier, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 7 a.

Schultze, W., Direktor d. Aktien-Gesellschaft Schaeffer & Walcker, Berlin SW. 68, Lindenstrasse 18/19.

Schultze, Frau Direktor, Berlin SW. 68, Lindenstrasse 18/19.

Schulz, Pastor, Toitenwinkel, P. Gehlsdorf i. Meckl.

Schulz, Hans, Dr. jur., Rittergutsbesitzer, Liebenfelde bei Soldin.

Schulz, Dr Hans, Steglitz, Vertreter des Allgemeinen Deutschen Schulvereins im Auslande.

Schulze, Syndikus, Vertreter der Handelskammer, Dresden.

Schulze, Ad., Diakonus, Niesky (O.-Lausitz).

Schuster, Rudolf, Blankensee.

Schwabach, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 10, Hohenzollernstrasse 8.

Schwabe, Hauptmann, Gross-Lichterfelde, Vertreter des Kriegsministeriums.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwabe, Willmar, Dr., Königl. Kommerzienrat, Stadtrat, Leipzig, Querstrasse 5.
Schwabe, Adolph, Konsul a. D., Berlin SW. 97, Wilhelmstrasse 29.
Schwarz, W. E., Geh. päpstlicher Kammerherr, Kuratus an St. Mathias, Berlin W., Potsdamerstr. 37, I.
Schweinfurth, G., Professor Dr., Berlin W., Potsdamerstrasse 75 a.
von Schweinitz, Frau Gräfin, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 31.
von Schweinitz, Graf, Hermann, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 31.
Schwencke, Dr. E., Hamburg, Vertreter d. Ostasiatischen Vereins.
Graf von Schwerin-Göhren, Göhren bei Woldegk in Meckl.
Graf von Schwerin-Löwitz, Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, Mitglied des Reichstags und Abgeordnetenhauses, Berlin SW. 11, Königgrätzerstrasse 43.
Schwesinger, Dr. J., Kaiserl. Regierungsarzt, Samoa.
Schwindt, I. Bürgermeister a. D., Charlottenburg, Knobeldorffstr. 8, II.
Scipio, Wilh., Reg.-Assessor, Berlin, Hotel Bellevue.
von Seherr-Thoss, Freiherr, Königl. Hauptmann a. D., Warmbrunn (Schlesien).
Seidel, J. H., Rektor, Berlin, Zehdenickerstrasse 18.
Seidel, Pfarrer, Naundorf bei Oschatz i. Sa.
Seidenspinner, Dr. jur., Wirkl. Geh. Kriegsrat, Berlin W. 10, Bendlerstrasse 37.
Seiler, Gottfried, Pfarrer, Feucht bei Nürnberg.
Seitz, Dr., Wirkl. Legationsrat, Charlottenburg, Joachimsthalerstrasse 43.
Selberg, Emil, Berlin NW., Alsenstrasse 10.
Seler, Eduard, Dr., Universitäts-Professor, Steglitz, Kaiser-Wilhelmstrasse 3.
Seler, Cäcilie, Frau, Steglitz, Kaiser-Wilhelmstrasse 3.
Selke, Landmesser, Berlin, Kolonial-Abteilung.
Sellin, A. W., Direktor der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Afrikahaus.
Sembritzki, Gouvernementslehrer a. D., Charlottenburg, Krummestrasse 37.
Sering, M., Professor Dr., Wilmersdorf b. Berlin, Uhlandstr. 79/80.
Servaes, A., Geh. Kommerzienrat, Düsseldorf, Arnoldstrasse 17.
Seuffert, Rechtsanwalt, München, Kaufingerstrasse 23.
Seydel, Pfarrer em., Naunhof, Moltkestrasse.
Seydel, E., Sekretär, Keetmannshoop.
Seydel, Friedr. Christoph, Lichtenstein-Callnberg, Kirchgasse 6.
Seyssel d'Aix, Graf, Gutsbesitzer, Neuegling, Post Murnau, Ober-Bayern.
Sieber, Franz, Vizekonsul von El Salvador, Friedenau, Wielandstrasse 8, II.
Siedel, Dr. Lic., Missionsinspektor, Leipzig, Seeburgstrasse 49.
Siegelmann, R., Kaufmann, Rostock, Hermannstrasse 18.
Siemers, Edmund, I. A., Hamburg, Dornbusch 12.
Siemon-Wenzel, Kaufmann, Perleberg, Grünstrasse.
Siemssen, C., Konsul, Berlin.
Sieverts, Rudolf, Hamburg 26, Schwarzestrasse 26.
Sieverts, Frau Marie, Hamburg 26, Schwarzestrasse 26.
Simon, Geheimer Regierungsrat a. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 20/21.
Simons, Major z. D., Berlin W. 62, Brücken-Allee 30.
Simons-Apotheke, Berlin C. 2, Spandauerstrasse 33.
Singer, Herm., Schöneberg bei Berlin, Hauptstrasse 58, II.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sinner, Christian, Privatier, Schwäb. Hall.

Skerlo, H., Kaiserl. Regierungstierarzt, Berlin, Philippstrasse 2.

Smidt & Duensing, Bremen, Woltmershausener Allee 244 a.

Freiherr von Soden, Staatsminister, Königlich Württembergischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Stuttgart.

Freiherr von Soden, Dr. theol., Professor, Pfarrer, Berlin SW. 12, Friedrichstrasse 213.

Soetbeer, Dr., H., Generalsekretär des deutschen Handelstages, Berlin C. 2, Neue Friedrichstrasse 53/54.

Soltmann, Alb., Fabrikbesitzer, Charlottenburg, Hardenbergstr. 12.

Sonntag, L., Apotheker, Regensburg.

South African Territories Limited, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.

South West-Africa Company, Limited, Berlin W., Unter den Linden 35.

von Spalding, Regierungsrat, Berlin W., Wilhelmstrasse 62, pt.

Spemann, W., Geh. Kommerzienrat, Stuttgart, Reinsburgerstr. 27 a.

Spiecker, F. A., Direktor, Grunewald bei Berlin, Hagenstrasse 11.

von Spies, Königl. Bayr. Kammerherr und Oberstleutnant a. D., Riedhof, Post Wolfratshausen (Oberbayern).

Spieth, Kaiserlicher Bezirksamtmann, Eisenach, Marienhöhe.

Spieth, Frau, Kaiserl. Bezirksamtmann, Eisenach.

Spieth, J., Missionar, Tübingen, Eugenstrasse 29.

von Spitz, General d. Inf. z. D., Berlin W. 30, Zietenstrasse 26, I.

Sponholz, Max, Berlin N. 20, Exerzierstrasse 6.

Sprigade, Paul, Kartograph, Schöneberg bei Berlin, Stubenrauchstrasse 12 b.

Staats, O., Postsekretär, Charlottenburg, Goethepark 11.

Stackmann, Regierungsrat a. D., Grunewald bei Berlin, Wallotstr. 10.

Stadtrat, Plauen i. V.

Städtisches höheres technisches Institut, Coethen (Anhalt).

Stahl, Joh. Ch., Grosshändler, Nürnberg, Theresienplatz.

Stalmann, A., Rentier, Goslar, Mauerstrasse 24.

von Starck, Wirkl. Geh. Rat, Staatsminister a. D., Laar (Post Zierenberg).

Stapff, Bergreferendar, Weimar, Bockstrasse 5.

Staudinger, Paul, Berlin W. 30, Nollendorfstrasse 33.

*Stechow, Dr., Generalarzt, Hannover, Hohenzollernstrasse 44.

Steckner, Alb., Bankier, Halle a. Saale, Bernburgerstrasse 8.

Steffen, Kgl. Landmesser, Ramsberg bei Fritzow (Bez. Stettin).

Steffens, A., Hamburg, Dovenfleth 44.

Steig, Dr. Reinhold, Professor, Friedenau, Fregestr. 72.

Stein, Gouvernementssekr., Buea (Kamerun).

Steiner, Ludwig W., Bankdirektor, Schwerin i. Meckl., Alexandrinenstr.

Steinike, Direktor, Kiel.

Steinmann, Dr. jur. cam., Fürstbischöfl. Delegatur-Sekretär, Berlin W. 56, Hinter der kath. Kirche 4.

von Steinmeister, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat beim Staatsministerium, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 11.

Freiherr von Stengel, Dr., Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 25.

Stentzel, Arthur, Major a. D., Breslau XIII, Moritzstr. 3.

Stephan, Dr., Marine-Stabsarzt, im Reichsmarineamt Berlin W. 30, Elssholzstrasse 6, I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Stephan, Frau Staatssekretär, Berlin W. 50, Passauerstr. 6/7.
von Stephan, Fräulein, Berlin W. 50, Passauerstr. 6.
Stern, Generalmajor z. D., Lübeck, St. Jürgenring 16/18.
Steub, Königl. belgischer Generalkonsul, München, Arcisstr. 11.
Steudel, Dr., Oberstabsarzt, Berlin W. 15, Uhlandstr. 149.
Steudel, Franz Hermann, Kaufm., Leipzig, Weststr. 65.
Steudel, Frau Clara Helene, Leipzig, Weststr. 65.
Stiebler, Otto, Kaufmann, Breslau I, Schweidnitzerstr. 44.
Stieler von Heydekampf, Generalleutnant z. D., Bad Kösen.
Stillfried, Graf, Hauptmann der Schutztruppe f. S.-W.-A., Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.
Stillfried, Gräfin, Frau, Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.
Stobbe, Heinr., Fabrikbes., Tiegenhof (Westpr.).
Stockmann, W., Dr., Regierungspräsident, Gumbinnen.
Stoerk, Professor Dr. jur., Greifswald.
Stoetzer, Dr., Professor, Bützow in Mecklenburg.
Graf zu Stolberg-Wernigerode, Udo, Dr., Wirkl. Geh. Rat, I. Vizepräsident d. Deutschen Reichstages, Dönhofstadt (Ostpreussen).
von Stoll, Dr., Generalarzt a. D., Stuttgart, Olgastr. 112.
Stoller, Dr. J., Kgl. Geologe, Berlin, Geolog. Landesanstalt.
Stollwerck, Gebrüder, A.-G., Schokoladenfabrik, Berlin N. 4, Chausseestrasse 81.
Stoltz, Hans, Kaufmann, Rio de Janeiro.
Stoltz, Herm., Kommerzienrat, Hamburg, Mattenwiete 1/3.
Stosch, Lic., Pfarrer, Berlin W. 35, Lützowstr. 24.
Strandes, Justus, Kaufm., Hamburg-Eilbeck, Blumenau 4.
von Strantz, Kurt, Gr. S. Bezirkskommissar a. D., mit dem Range eines Regierungsrates, Berlin W. 35, Flottwellstr. 1.
von Strantz, Major a. D., Berlin, Hedemannstr. 16.
Stratz, Geh. Postrat, Berlin W. 30, Gossowstr. 5, III.
Strauch, Konteradmiral z. D., Friedenau, Niedstr. 39.
Strauch, Elisabeth, Fräulein, Friedenau, Niedstr. 39.
Streit, H., Oberlehrer, Wittenberge, Bez. Potsdam.
Stromer, Th., Kgl. spanischer Botschafter, Berlin, Vertreter der Spanischen Botschaft.
Ströse, Dr., Regierungsrat, Westend bei Berlin, Eichenallee 35.
Ströse, K., Professor, Oberlehrer, Dessau, Roonstr. 20, I.
Stroscher, Dr., Stabsarzt, Chemnitz, Kasbergstr. 28.
Strube, Frau Dr., Bremen, Auf der Lenke 5.
Strümpell, Oberleutnant, Duala (Kamerun).
Strümpfler, Gymnasialprofessor, Guben.
Strunk, Franziscus, Abt von Oelenberg bei Lutterbach i. Elsass.
von Strzemieczny, Oberstleutn. a. D., Crefeld.
Studt, Dr., Staatsminister, Königlich Preussischer Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin.
Stuebel, Dr., Wirkl. Geh. Leg.-Rat, Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.
Stuebel, Fräulein, Berlin.
Stückrath, A. E., Buchdruckereibesitzer, Spandau, Wröhmännerstr. 8.
Stulik, E., Direktor der Berliner Wasserwerke, Lichtenberg bei Berlin, Landsberger Chaussee 64, I.
von Stülpnagel, Oberleutnant der Schutztruppe f. S.-W.-A., Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sturtz, Geh. Rechnungsrat, Friedenau, Begasstr. 3.
Sudhaus, Heinrich, Fabrikant, Wermingsen (Post Iserlohn).
Süsserott, Wilhelm, Verlagsbuchhändler, Berlin W., Goltzstr. 24.
Supan, Dr., Professor, Gotha.
Supf, Karl, Fabrikbesitzer, Berlin NW. 7, Unter den Linden 40.
von Sydow, Fräulein H., Charlottenburg, Berlinerstr. 58.
von Sydow, Bärfelde (Neumark), Bez. Frankfurt a. O.
Syring, Justizrat, Leipzig, Elsterstrasse 8.

Taczanowski, Rittergutsbesitzer, Choryn in Posen.
v. Teichman-Logischen, Legationssekretär, Stockholm.
Tenge, W., Referendar a. D., Detmold.
Tenge, Rittergutsbesitzer, Niederbarkhausen, Post Detmold.
Tesenwitz, Kgl. Landbauinspektor, Steglitz, Fichtestr. 45 b.
Tettenborn, Dr., Oberbürgermeister, Altona a. d. Elbe.
Tetzlaff, Dr., Professor, Stralsund.
Thiel, Ingenieur, Berlin, Zietenstrasse 19.
Thiel, Max, Kaufmann, Hamburg, Ferdinandstr. 30.
Thielenius, G., Dr. Professor, Direktor, Hamburg 17, Abteistr. 16.
Thiess, Professor, Danzig.
Thilo, Oberpostinspektor, Friedenau bei Berlin, Menzelstr. 1.
Thofehrn, Albert, Hannover.
Thomä, Herm., Direktor, Stuttgart, Sonnenbergstr. 13.
Thomaschky, Dr., Oberlehrer, Berlin NW. 21, Wiclefstr. 1.
Thomé, Eisenbahn-Direktions-Präsident, Frankfurt a. M., Hedderichstrasse 63.
Thoms, H., Professor Dr., Steglitz, Hohenzollernstr. 3.
Thomschke, M., Kaufmann, Bremen, Langenstr. 10/11.
Thormählen, Johs., Hamburg, Gr. Reichenstr. 25/33.
Thurnwald, Dr. R., Steglitz, Fichtestrasse 47.
Tille, Dr. Alexander, Generalsekr., St. Johann (Saar), Königin Luisenstrasse 33.
Tillmanns, H., Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, Generalarzt à la suite des Sanitätskorps, Leipzig, Wächterstr. 30.
Timmermann, Dr. phil., Walter, Berlin N. 24, Ziegelstr. 13, II.
von Tippelskirch, H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 126/27.
von Tirpitz, Staatsminister und Admiral, Staatssekretär d. Reichsmarineamtes, Berlin.
Tischer, Ludwig, Pastor, Dresden-N., Querallee 12, II.
Todsen, Wasserbauinspektor, Husum.
Tomaschek, H. A., Friedenau, Rembrandtstr. 13, II.
Tornau, Dr., Kgl. Geologe, Berlin, Invalidenstr. 44.
Toussaint, Direktor, Kiel.
Traeger, Dr., P., Zehlendorf (Wannseebahn).
Traun, Stürken & Co., Hamburg.
Treutlein, Dr., Assistenzarzt, Würzburg.
Trippe, Direktor, Erkelenz.
Trittelvitz, Missionsinspektor, Pastor Lic., Gr. Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 55.
Troost, Oberleutnant à la suite der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Hamburg.
von Trotha, Oberleutnant, Berlin, Johannisstr. 4.
von Trott zu Sulz, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Potsdam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Truppel, Konteradmiral, Gouverneur von Kiautschou, Berlin W. 62, Kurfürstendamm 264.
Truppel, Frau, Berlin W., Kurfürstendamm 264.
Tschoetschel, Paul, Kaufmann, Frankenstein (Schlesien).
Freiherr v. Tucher, Christoph, Kgl. Kämmerer und Reg.-Rat a. D., Nürnberg.
Turck, E. Wilh., Kommerzienrat, Lüdenscheid, Liebigstr. 9.

Uhl, Dr. F., Grunewald-Berlin, Parkstrasse 4.
Uhle, Joh., Kommerzienrat, Ostorf-Schwerin, Jägerweg 2.
Uhlenhoff, W., Bremerhaven.
Uhles, Geh. Justizrat, Berlin W. 10, Tiergartenstr. 3 a.
Uhlmann, Paul, Hauptmann d. L., Schneeberg in Sachsen.
Ule, Botan. Forschungsreisender des Amazonenstromes, Berlin, Grunewaldstrasse 6/7.
Ullmann, E., Direktor der Deutschen Samoagesellschaft, Berlin, Potsdamerstr. 112.
The United Limmer & Vorwohle, Rock Asphalt Company (Ltd), Linden-Hannover.
Urban, J., Prof. Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Friedenau, Sponholzstrasse 37.
Urpia, Horacio, Junior, Commendador, Präsident u. Direktor der Banco Mercantil da Bahia, Bahia (Brasilien).
Uthemann, Marine-Oberstabsarzt, Berlin, Vertret. des Reichs-Marine-Amtes.

Vallentin, Dr. W., Kapitän, Preussisch-Friedland.
Valois, Vizeadmiral z. D., Berlin.
Valois, Marie, Frau Vizeadmiral, Arnau (Pregel).
Vanselow, Oberst z. D., Wiesbaden, Stiftstr. 13 a.
Vanselow, Joh., Fregatten-Kapitän z. D., Nikolassee (Wannseebahn).
Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Geh. Legationsrat, Königlich Württembergischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Graf Vay von Vaya und Luskod.
Veit, Frau, Wannsee b. Potsdam, Kaiserstr. 2.
Velten, Dr., Prof., Berlin NW., Brückenallee 35.
Verband Deutscher Baumwollgarn-Konsumenten. Dresden, Marschallstr. 48.
Verband Rheinisch-Westfälischer Baumwollspinner, M.-Gladbach. (Drei Mitgliedskarten.)
Verein deutscher Werkzeugmaschinenfabriken, Cöln am Rhein.
Verein Deutscher Wollkämmer u. Kammgarnspinner, Dresden, Marschallstr. 48.
Verein f. d. bergbaulichen Interessen Niederschlesiens, Waldenburg (Schlesien).
Verein für Erdkunde zu Leipzig, Leipzig, Markt 16, II.
*Verein d. Industriellen des Regierungsbezirkes Cöln.
Verein rheinischer Tafelglashütten Saar und Pfalz, G. m. b. H., Sulzbach bei Saarbrücken.
*Vereinigung sächsischer Spinnereibesitzer j. P., Chemnitz.
Vering, C., Hamburg, Brodschrangen 26.
Vetterlein, G., Duala, Kamerun.
Vick, Wilhelm, Rostock (Mecklbg.), Breitestr. 26/27.
Vieter, P., Bischof und Hp. Vikar, Duala-Kamerun.
von Vietinghoff, Oberhofmarschall, Schwerin i. Mecklbg.
Vietor Söhne, Friedr. M., Bremen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vietor, J. K., Bremen, Geeren 38.
Vietz, Ferdinand, Hamburg, Gröningerstrasse 33.
Violet, Dr., Vertr. d. Vereins Berliner Kaufl. u. Industrieller, Berlin W. 8, Jägerstr. 22.
Graf Vitzthum von Eckstädt, D. Otto, Dresden, Victoriastr. 26.
Voges, Dr., Otto, Redakteur der „Vossischen Zeitung", Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 130.
Vohsen, Ernst, Konsul a. D., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.
Vohsen, Frau Konsul a. D., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.
Voigt, Alfred, Dr. Professor, Hamburg, Botanische Staatsinstitute.
Voigts, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Vorsitzender der Evangelischen Jerusalem-Stiftung, Berlin.
Voigts, Gust., Kaufmann, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Volborth, F., Dr., Geh. Sanitätsrat, Berlin W. 9, Königin-Augustastrasse 13.
Volkens, Dr., Professor, Schöneberg-Berlin, Grunewaldstr. 6/7.
Volkens, P., Kaufmann, Kiel, Lerchenstrasse 10.
Vollborn, Bankdirektor, Eisenach, Vertr. d. Vereins für äussere und innere Mission.
Vollmar, Heinrich, kath. Feldprobst der Armee, Titularbischof von Pergamon, Berlin S. 53, Kaiser Friedrichstrasse 2.
Vopelius, R., Mitglied des Herrenhauses, Vorsitzender des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Sulzbach b. Saarbrücken.
Vorberg, Hauptmann, Offenburg.
Vormeng, Dr., Sanitätsrat, Berlin W., Köthenerstr. 31.
*Die Vorsteher d. Kaufmannschaft zu Stettin, Stettin.
Vorster, Fritz, Fabrikant, Cöln-Marienburg, Ulmenallee 148.
Vorwerg, Hauptmann a. D., Herischdorf b. Warmbrunn.
Vosberg, Kaiserl. Regierungsrat, Gr.-Lichterfelde, Kommandantenstrasse 18.
Vosberg, Frau Regierungsrat, Gr.-Lichterfelde, Kommandantenstr. 18.
Vosberg-Rekow, Dr., Direktor der Zentralstelle für Vorbereitung v. Handelsverträgen, Berlin W. 9, Linkstrasse 19.
Vosberg-Rekow, Frau Dr., Berlin W. 9, Linkstr. 19.
Voss, Hellmuth, Hamburg, Hopfensack 8.
Voss, Leutnant, Schleswig, Husaren-Regt. 16.

Wachendorff, H., Fabrikbesitzer, Wiesbaden, Gustav Freitagstr. 5.
Wachholtz, Geh. Ober-Postrat, Berlin W., Ansbacherstr. 3.
Freiherr von Waechter, Eberhard, K. W., Oberleutnant a. D. und Assessor, Kammerjunker, Berlin SW., Halleschestr. 17, III.
Wagner, Dr. H., Professor, Geh. Regierungsrat, Göttingen.
Wagner, Rudolf, Schriftsteller, Berlin SW., Halleschestr. 18.
Wahlen, Rud., p. Adr.: Westphal, Stavenow & Co., Hamburg.
Wahnschaffe, Dr., Geh. Bergrat, Professor, Charlottenburg 2, Herderstrasse 11, III.
Waldeyer, W., Dr., Geh. Medizinalrat, Professor, Berlin W. 62, Lutherstrasse 35.
Wallmüller, Hauptmann im 72. Inf.-Regt., Bernburg.
Waldorf, Oberstleutnant, St. Avold.
Walter, Leutnant, Mühlheim.
Walther, Wilhelm, Regierungsbaumeister, Grunewald b. Berlin, Wissmannstrasse 22.
Walz, Fritz, Zeitungsverleg., Zürich (Schweiz).
Wandres, F., Swatau (China).
Wangemann, Marinepfarrer a. D., Gautzsch-Leipzig.
Wanner sen., Otto, Kaufm., Stuttgart, Königstr. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wanner, Theodor G., Kaufmann, Schatzmeister d. Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und Förderung der deutschen Interessen im Auslande, Stuttgart, Wahlstr. 2.

Warburg, Moritz, Bankier, Hamburg-Harvestehude, Mittelweg 17.

Warburg, Dr. O., Professor, Berlin W., Uhlandstr. 175.

Wardesky, E., Swakopmund.

Warnholtz, J. J., Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.

Warschauer, Professor Dr., Berlin W. 50, Augsburgerstr. 62.

Watterott, P., Hünfeld b. Fulda, Vertr. d. Genossensch. d. Oblaten d. heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria.

Weber, Pflanzer, Tanga (Deutsch-Ostafrika).

Weber, Albert, i. Fa. Weber & Schaer, Hamburg, Adolfstr. 71, Vertreter d. Vereins westafrikan. Kaufleute.

Weber, Artur P., Wien, Vertret. d. Institute Germanico, Penango (Schweiz).

Weber, A., Frau, Hamburg, Schöne Aussicht 29.

Weber, Horst, Leipzig, Illustrierte Zeitung.

Weber, Julius, Kommerzienrat, Duisburg.

Weber, J. J., Verlag der Leipziger Illustr. Zeitung, Leipzig.

Weberstedt, Adalbert, Geheimer Postrat, Grunewald b. Berlin, Dachsberg 13, I.

Webner, Hermann, Freiburg im Brsg., Goethestr. 64.

von Wedel, Minister des Königl. Hauses, Berlin W. 64, Wilhelmstr. 73.

Wegener, Dr. Georg, Berlin W., Eisenacherstr. 22.

Weichbrodt, Franz, Oberstleutnant a. D., Berlin W., Tauenzienstrasse 23.

Weicher, Wilhelm, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Windmühlenweg.

Weicker, Dr., Oberlehrer, Aschersleben, Neuestr. 10.

Weidenmüller, Marburg (Bez. Cassel), Renthof 4.

Weidler, Paul, Asphalt-Geschäft, Berlin N., Schönhauser Allee 161 a.

von Weidert, Vorsitzender der Handels- und Gewerbekammer zu München, München.

Weiland, Dr., Direktor, Löbau (Sachsen).

Weinholtz, Referendar, Berlin SW. 29, Gneisenaustr. 5, I.

Weinsziehr, Gustav, Berlin S. 14, Märkischer Platz 1.

Weise, R. E., i. Fa. Weise & Honski, Halle (Saale).

Weise, Otto, Michailowski, Gouvernement Kowno, Russland, Haus Nr. 25.

Weissbach & Prager, Auerbach in Sachsen.

Weitze, W., Färbereibesitzer, Greiz.

Freiherr von Welck, Regierungsrat, Dresden, Stichlenerplatz 2.

Wendeburg, Pastor, Kl. Mahner, Redakteur der Hannoverschen Missionsblätter.

Wendelstadt, Geheim. Oberregierungsrat, Grunewald bei Berlin, Herthastrasse 13.

Wendelstadt, Dr. med., Professor, Bonn, Koblenzerstr. 52.

Wendland, Dr. med., Kaiserl. Regierungsarzt, Herbertshöhe (D. N. G.).

Wendland, Insp., Berlin, Vertr. d. Ges. z. Beförderung d. evang. Miss. unter den Heiden.

Wendlandt, Dr., Generalsekretär, Friedenau, Kirchstrasse 11.

Wendt, Hauptmann, Wurzen, Lüplitzer Weg 24.

Wendt, F. A., Hongkong (China).

Wendt, Dr., Kaiserlicher Marine-Generalarzt a. D., Kiel, Holtenauerstrasse 124.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wentzel, S., Missionar, Berlin, Vertreter d. Gesellsch. z. Beförderung d. evangelischen Mission unter den Heiden.

*Werner, Aug., Kommerzienrat, Handelskammerpräsident, Hannover.

Werner, Kurt, Hannover, Schiffgraben 25.

Wernicke, Dr., Generalsekretär, Berlin SW., Enckeplatz 3.

Freiherr von Werthern, Oberstleutnant, Gross-Lichterfelde, Potsdamerstrasse 21.

Wesenfeld, Dr., Rechtsanwalt, Barmen, Ottostrasse 31.

Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Bibundi", Hamburg, Grosse Reichenstrasse 25/33.

Westdeutsche Steinzeug-, Chamotte- und Dinas-Werke, G. m. b. H., Euskirchen (Cöln).

Westermann, Diedrich, Missionar, Lehrer am Orientalischen Seminar, Gr.-Lichterfelde, Dürerstr. 25 a.

Westphal, Otto E., Senator, Hamburg, Neuer Wandrahm 5.

Wetzel, Arthur, stud. math., Grossbotten.

Weule, Prof. Dr., Leipzig, Vertr. d. Museums für Völkerkunde.

Wevers, Oberkonsistorialrat, Berlin, Vertr. des Evang. Oberkirchenrats.

Wex & Söhne, Chemnitz.

Weyersberg, Frau, Rentnerin, Bonn, Poppelsdorfer Allee 25.

Wicke, Wilhelm, Kaufmann, Berlin, Schleswiger Ufer 5 a.

Widenmann, Heinrich, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender d. Handelskammer, Stuttgart, Reinsburgstrasse 30.

Widmeyer, Eugen, Kaufmann, Buenos Aires.

Wiechers, H., Hamburg, Alsterdamm 7.

Wiedemann, Grosskaufmann, Oporto Alegre.

Wiegand, Dr., Generaldirektor, Bremen.

Wieghorst & Sohn, Fabrikanten, Hamburg, Pinnesbergstrasse 43.

Wieler, G., Kaufmann, Vertreter d. Ostasiatischen Vereins.

Wilckens, Fred., Gestütsdirektor, Waldfried b. Frankfurt a. M.

Wilckens, Theodor, Kolonial-Maschinenbau- und Transportmittel, Hamburg, Afrikahaus, und Berlin NW. 7, Dorotheenstrasse 22.

Wilda, Johannes, Marineschriftsteller, Lübeck, St. Jürgenring 1 a.

Wilde, P. M., Missionsinspektor, Gr.-Lichterfelde-West, Zehlendorferstrasse 36.

Wilke, Friedrich, Geh. Kommerzienrat, Guben.

Willisch, Gebr., Schneeberg-Neustädtel.

Winiger, Josef, Journalist, Charlottenburg, Guerikestrasse 41.

Winkhans, Rud., Fabrikant, Münster i. W.

Winkler, Dr. H., Vorsteher der Botanischen Abteilung der Versuchsanstalt für Landeskultur, Victoria (Kamerun).

Wirth, Hermann, Geh. Kommerzienrat, 1. Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin W. 10, Stülerstrasse 7.

Wirth, Dr. A., München-Thalkirchen.

Wirth, Frau Dr., München-Thalkirchen.

Wiskow, Geh. Oberbaurat, Berlin W., Lutherstr. 45.

Witte, Anton P., Labbeck bei Xanten.

Witthoefft, F. H., Kaufmann, Hamburg, Neue Gröningerstr. 18, II.

Wittich, F., Kommerzienrat, Darmstadt, Waldstrasse 51.

Wittig, Pfarrer, Pausitz bei Riesa in Sachsen.

Wittmack, Dr. phil., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin NW. 40, Neues Tor 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wöhler, Friedr., Hofkellermeister, Schwerin i. Meckl., Fischerstr. 2.
Woermann, Adolf, Hamburg, Gr. Reichenstrasse 33.
Woermann, A., Frau, Hamburg, Gr. Reichenstrasse 33.
Woermann, Eduard, Konsul, Hamburg, Gr. Reichenstr. 25—33.
Wohltmann, F., Dr., Geh. Regierungsrat, Professor, Halle (Saale), Gr. Steinstrasse 19.
Wohnhas, Hermann, Ebingen, Württemberg.
Wolde, Georg, Kaufmann, Bremen, Stintbrücke 1.
Wolf, Eugen, Forschungsreisender, München, Kaulbachstrasse 35.
Wolf, Wilhelm, Fabrikant, Gütersloh i. Westf.
Wolff, I. B., Kommerzienrat, Zweibrücken.
Wolff, Julius, Dr., Buenos Aires.
von Wolff, Major, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 72, III.
Wolff, Geheimrat, Erfurt.
Woelfer, Ingenieur, Berlin S., Urbanstrasse 187.
Wöldike, Assessor, Mühlhausen i. Thür., Augustastrasse 16.
Wrede, H., Rittergutsbesitzer auf Söderhof bei Ringelheim.
Wriedt, E. A., Altona, Palmaille 39.
Württ. Transport-Versicherungs-Gesellschaft, Heilbronn a. Neckar.
Wurth, Pfarrer, Liedelsheim (Amt Karlsruhe).
Wutzdorff, Kaiserl. Geh. Regierungsrat, Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin W. 15, Meinekestrasse 5.

Zacharias, Professor Dr., Hamburg, Sophienterrasse 15 a.
Zacharias, Frau Professor, Hamburg, Sophienterrasse 15 a.
Zacher, Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin W., Potsdamerstrasse 134 a.
Zaffery, Dr., Karl, Pelango (Ital.), Deutsches Dom-Bosco Institut, Vertreter der Selesianer-Kongregation Turin (Ital.), Via Cottolengo 32.
Zahn, Professor Dr., Kaiserlicher Regierungsrat, Berlin, Landshuterstrasse 34.
Graf von Zech, Julius, Gouverneur von Togo, Lome (Togo).
Zechlin, Konrad, Apotheker, Salzwedel.
Zeidler, Dr. Justizrat, Berlin C., Münzstrasse 1.
Zeise, Dr. O., Preuss. Landesgeologe a. D., Südende.
Zeitzschel, Bankier, Berlin W., Schaperstrasse 30.
von Zepelin, C., General, Eberswalde.
Graf von Zeppelin, Hauptmann a. D., Stuttgart, Reinsburgstrasse 36.
Zerener, Hugo, Dr. phil., Zivilingenieur, Pankow bei Berlin.
Zerener, H. E., Polizeileutnant a. D., Fabrikbesitzer, Berlin SO., Cuvrystrasse 1.
Ziems, Otto, Lissabon.
Zierdt, Georg, Baumeister, Mülhausen i. Els., Dornayerstr. 9.
Graf von Zieten-Schwerin, Wustrau, Kreis Ruppin.
Ziethen, Major a. D., Berlin W. 15, Meineckestrasse 14.
Zilling, Paul, Kommerzienrat, Direktor d. Exportmusterlagers, Stuttgart, Kriegsbergstrasse 13.
Zimmer, E., prakt. Arzt, Dr., Berlin S. 14, Neue Rossstrasse 2.
Zimmer, Robert, Bergwerksbes., Wilhelmshöhe bei Cassel, Parkstrasse 147, 3/4.
Zimmerer, Prof. Dr., Ludwigshafen a. Rh., Vertreter des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande.
von Zimmermann, M., Rittergutsbesitzer, Kgl. Amtsrat, Benkendorf bei Delitz a. Berge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Zimmermann, Superintendent, Rochlitz-Sachsen.
Zimmermann, Dr, Oberstabsarzt a. D., Berlin W. 62, Bayreutherstrasse 39.
Zimmermann, A., Berliner Vertreter der „Hamburger Nachrichten", Gross-Lichterfelde, Steinekerstrasse 4.
Zimmermann, Th., Fabrikbes., Gnadenfrei.
Zoologisches Museum, Kgl., Berlin N., Invalidenstr. 35.
van Zuyten-Tromp, N., Frau, Präsidentin der Vereinigung „Ost en West", Haag, Holland.
Zweiniger, H. G., Geh. Kommerzienrat und Vorsitzender der Handelskammer Leipzig, Leipzig, Rathausweg 7.

Ungenannt, Frankfurt a. M.
Ungenannt, Rostock.
Ungenannt, Hamburg.
Ungenannt, Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Gang der Verhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Am Donnerstag, den 5. Oktober, vormittags 9½ Uhr, eröffnete der Präsident

Se. Hoheit der Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg**

im grossen Sitzungssaale des Reichstags den Kongress mit folgender Ansprache:

„Zum zweitenmal habe ich heute die Ehre, von dieser Stelle aus einen deutschen Kolonialkongress eröffnen und eine Versammlung, noch zahlreicher und glänzender als die im Jahre 1902 es war, begrüssen zu dürfen. Freudiger und zuversichtlicheren Mutes geschieht es, als damals. Denn heute verfügen wir über die Erfahrung, dass wir auf dem eingeschlagenen Wege unser Ziel, alle auf kolonialem Gebiete neben und leider so oft gegeneinander gerichteten Bestrebungen in gemeinsamer Arbeit zu einigen und damit dem Wohle des Ganzen: der kolonialen Entwickelung und hierdurch unserm Vaterlande zu nützen, erreichen werden.

Haben wir ja doch den Beweis, dass der 1902 betretene Weg der richtige war, allein schon darin, dass sich diesmal eine erhebliche Anzahl bedeutender Vereine, die damals zögernd abseits standen, unserer Veranstaltung angeschlossen haben, so dass heut 86 Vereinigungen gegenüber den damaligen 70 sich zu gemeinsamem Wirken zusammengetan haben. Es gereicht mir deshab zur ganz besonderen Freude, Seine Durchlaucht den Fürsten und Rheingrafen zu Salm-Horstmar als den Präsidenten einer der bedeutendsten unter ihnen hier neben mir im Präsidium begrüssen zu dürfen. Es ist mir ferner eine angenehme Pflicht, die Vertreter aller der veranstaltenden Vereinigungen willkommen zu heissen und ihnen für die hohe Auszeichnung zu danken, die sie mir durch die Wahl zu ihrem Präsidenten erwiesen haben.

Der Zeitpunkt des heutigen Kongresses ist bestimmt worden durch Beschluss des vorigen im Jahre 1902. Wir haben deshalb auch daran festgehalten, trotz der Wirren und Nöte, von denen gerade jetzt drei unserer grössten afrikanischen Schutzgebiete betroffen sind, und durch die so unsäglich viel Leid über zahlreiche Familien gebracht und so viel Gut und hoffnungsvolle Arbeit vernichtet worden ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Je stürmischer unsere Gegner jetzt, angesichts der schweren Opfer an Gut und Blut, die unser Volk bringen muss, ihre Stimmen erheben, dass der Besitz von Kolonien überflüssig oder gar schädlich, dass der von Deutschland eingeschlagene Weg ihrer Nutzbarmachung und Verwaltung ein verkehrter sei, desto ernster und gewissenhafter müssen gerade wir in solcher Zeit die verschiedenen Ansichten unbefangen prüfen und die Wege suchen, um begangene Fehler zu bessern und gerechten Forderungen zum Siege zu verhelfen.

Sie werden mir wohl alle zustimmen: nur durch mündlichen Austausch der Ansichten ist ein schneller Überblick über eine strittige Sache zu gewinnen, nur auf diese Weise können schnell die führenden Gesichtspunkte gewonnen, nur so die Grundzüge der weiteren eingehenden Untersuchungen festgestellt werden.

Dass dies die allgemeine Auffassung aller kolonial denkenden Kreise ist, das beweist wohl der überraschend zahlreiche Besuch unserer jetzigen Tagung. Nicht bloss aus Deutschland, nicht bloss aus unsern Kolonien, nein, überall her, wo deutsche Tatkraft und deutscher Geist waltet und tätig ist, sind die Teilnehmer unseres Kongresses herzugeströmt.

Und so ist es wohl berechtigt, wenn wir hoffen, auch diesmal unserm hohen Ziele näher zu kommen und in ernster, sachlicher Beratung den Weg zu finden, der uns dazu führt, unsere Kolonien der Blüte entgegenzuführen und sie zu einem strahlenden Juwel in der kaiserlichen Krone Deutschlands werden zu lassen." (Lebhafter Beifall!)

In Vertretung des Reichskanzlers nahm darauf der Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Graf **von Posadowsky-Wehner,** das Wort:

„Es ist ein wichtiger und ernster Zeitpunkt in der verhältnismässig noch jungen Geschichte unserer Kolonien, in welchem Ihr Kongress zusammengetreten ist. In zwei grossen deutschen Kolonialgebieten Afrikas hat sich ein bewaffneter Aufstand erhoben; schmerzliche Opfer an kostbarem deutschen Blute sind gefordert und viele hoffnungsvolle Stätten deutscher Kulturarbeit vernichtet, schwere finanzielle Aufwendungen sind nötig geworden.

Wie es scheint, haben diese Ereignisse eine Rückwirkung auf die koloniale Stimmung mancher Volkskreise geübt. Wir haben seit Gründung des Deutschen Reichs einen Kolonialbesitz erworben, von annähernd dem fünffachen Flächeninhalt des deutschen Mutterlandes. Wir hatten bis dahin weder koloniale Erfahrungen noch einen Stab geschulter Kolonialbeamter, noch eine mit den tropischen Verhältnissen vertraute Macht. Wir haben Kolonien erworben, in denen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch alles zu schaffen war, was eine zivilisierte Verwaltung erfordert. Gegenüber diesen unsäglichen Schwierigkeiten hat man sich offenbar in manchen kolonialfreundlichen Kreisen die zu bewältigende Aufgabe zu leicht gedacht und die Opfer unterschätzt, welche für die Beherrschung, Verwaltung und Erschliessung eines solch gewaltigen tropischen Kolonialgebiets zu bringen sind. Bei nüchterner Beurteilung der Verhältnisse und nach den Erfahrungen anderer Kolonialmächte konnte sich indes niemand darüber unklar sein, dass die Verfolgung eines solchen Zieles mit herben Erfahrungen und vielfachen Rückschlägen verbunden sein musste. Ein Volk aber, welches sich sein Ansehen im Rate der Völker erhalten will, muss es vor allem verstehen, auch in schweren Zeiten still und zähe durchzuhalten. (Lebhafter Beifall!) Dann erst, wenn wieder geordnete Verhältnisse hergestellt sind, wird eine sichere Grundlage für ein gerechtes Urteil und für weitere Entschiessungen über die Verwaltung jener bedrohten Gebiete gegeben sein.

Einen Lichtpunkt in diesen trüben Ereignissen bietet die Haltung unserer Truppen (Bravo!), die unter der Schwere des tropischen Klimas, in dem unabsehbaren, wegelosen Gelände mit bewunderswerter Ausdauer ihre Pflicht bis zum Tode erfüllen (Bravo!) und so den alten Ruhm deutscher Soldatenehre von neuem bewährt haben; sie haben sich sicher den Anspruch auf die Dankbarkeit des deutschen Volkes für diesen Dienst am Vaterlande ebenso erworben, als ob sie zur Verteidigung unserer heimischen Grenzen ausgezogen wären. (Bravo!)

Indem ich die Ehre habe, die Versammlung namens des Reichskanzlers zu begrüssen, darf ich der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geben, dass Ihre Beratung eine wertvolle Grundlage für die Erwägungen und Entschliessungen der verbündeten Regierungen bilden werden." (Lebhaftes Bravo.)

Ihm folgte der Direktor der Kolonialabteilung, Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. **Stuebel,** mit nachstehenden Ausführungen:

Ich habe die Ehre, den Kolonialkongress 1905 im Namen der Kolonialverwaltung zu begrüssen. Der Kongress 1902 ist ein schöner Erfolg gewesen! Er hat den Nachweis erbracht, welche Summe ideeller Volkskräfte hinter der Kolonialbewegung steht, und wie sie getragen ist von einer starken geistigen Macht in unserm Volke; wie alle Berufe, wie Kirche, Schule und Mission, wie Wissenschaft, Handel und Industrie gleichmässig warm dafür eintreten. Es ist richtig, dass gerade die Zeit, die inzwischen verflossen ist, eine Zeit schwerer Prüfung für unsere Kolonialentwickelung gewesen ist. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beklagenswerte Aufstand in Südwestafrika hat schweres Unglück über unser Schutzgebiet gebracht. Was deutscher Fleiss in jahrzehntelanger Arbeit hier geleistet hat, ist zum grossen Teil mit einem Schlage vernichtet worden. Was unsere brave Schutztruppe an Opferfreudigkeit und Heldenmut in Niederwerfung des Aufstandes geleistet hat, erfüllt uns mit gerechtem Stolze und Gefühlen grösster Dankbarkeit und wärmster Anerkennung. Die schwierige Arbeit des Wiederaufbaues des Zerstörten liegt aber noch vor uns. Hinzu kommt, dass in diesen Tagen gerade ein Aufstand in Ostafrika ausgebrochen ist, der eine Zeitlang eine grössere Ausdehnung anzunehmen schien, der aber, wie wir jetzt hoffen dürfen, sich noch im Keime ersticken lassen wird. Es darf uns unter diesen Umständen nicht wundernehmen, dass die Gegner der Kolonialbewegung jetzt ihr Haupt höher als je erheben und die Zeit gekommen erachten, mit einer vernichtenden Kritik einen entscheidenden Schlag gegen unsere Kolonialpolitik zu führen. Es kann nicht meine Sache sein, dieser Kritik gegenüber heute hier im einzelnen Stellung zu nehmen; nachzuweisen, wie unbegründet und unberechtigt sie ist, wie sie mit den Tatsachen in Widerspruch steht. Ich bin weit entfernt davon, die absolute Bedeutung der bereits erzielten Erfolge zu überschätzen. Das, was erreicht worden ist, muss an dem Mass der kurzen Zeit unserer kolonialwirtschaftlichen Arbeit, an dem Mass der auf kolonialwirtschaftliche Zwecke seither verwandten Mittel und schliesslich an dem Mass der unbestreitbar vorhandenen grossen, zu überwindenden Schwierigkeiten bemessen werden. In diesem Lichte aber sind die im Laufe des letzten Jahrzehnts erzielten Fortschritte unverkennbar. Die Ausfuhr unserer afrikanischen Schutzgebiete hat sich in den letzten fünf bis sechs Jahren verdoppelt, und die Einnahmen sind in weit stärkerem Verhältnis gewachsen als die laufenden Ausgaben. Mit dem Eisenbahnbau ist ein erfreulicher Anfang gemacht worden. Nach meiner fünfjährigen Tätigkeit an der Spitze der deutschen Kolonialverwaltung glaube ich das Recht zu haben, als meine auf genauer Vertrautheit mit den Verhältnissen beruhende Überzeugung aussprechen zu dürfen, dass trotz der Rückschläge, die unsere Kolonialentwickelung in den letzten Jahren erfahren hat, eine zielbewusste Arbeit unsere Kolonien zu einer glücklichen Zukunft führen und sie zu wertvollen Gliedern unseres deutschen Gemeinwesens machen wird. (Bravo!) Bei dieser Arbeit ist jede berechtigte und begründete Kritik ein Segen und eine Notwendigkeit. Die Kolonialbewegung und die Kolonialpolitik kann und will ihrer nicht entbehren. Nur die unbegründete und unberechtigte Kritik, die leichtfertige Kritik, die sich nicht die Mühe nimmt, den Dingen auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Grund zu gehen, die voreingenommene und übelwollende Kritik ist ein wirklicher Übelstand, ein wirklicher Feind, gegen den alle Freunde der Kolonialbewegung den gemeinsamen Kampf aufnehmen sollten. (Bravo!)

Welche wirksamere Organisation könnte es zu diesem Zwecke geben als den Kongress, der heute eröffnet wird. Seine Arbeiten — das bin ich sicher — werden, indem sie auf dem grossen weiten Gebiete der Kolonialpolitik allenthalben der Wahrheit die Ehre geben, am glücklichsten dazu beitragen, der gerechten Kritik Geltung zu verschaffen und die unberechtigte Kritik zu widerlegen und unschädlich zu machen.

In dieser Zuversicht heisse ich den Kongress herzlich willkommen." (Lebhaftes Bravo.)

Der **Präsident** entgegnete darauf folgendes:

„Ich darf wohl im Namen aller Mitglieder des Kongresses den beiden Herren Vertretern der Regierung unsern wärmsten Dank für die Worte der Begrüssung aussprechen. Besonders danken wir dafür aufs neue, wie der Herr Reichskanzler und seine Vertreter warmherzig und mit offenem Auge unsern Bestrebungen folgen, sie verstehen und sie zu fördern suchen. Dem Herrn Kolonialdirektor werden wir wohl alle seine schwere Arbeit in jetziger Zeit nachfühlen und ihm wünschen, dass er die Erfolge seiner unausgesetzten Arbeitstätigkeit und -freudigkeit der letzten Jahre selbst auch noch in den Kolonien erschauen möge. Beiden Herren sind wir dankbar, wie sie Verständnis gezeigt haben für die Gründe, die uns zusammengeführt, für die Beweggründe unserer Arbeiten, und besonders danken wir für die warmen, aus dem Herzen und aus der Sachkenntnis kommenden Worte, die sie unsern Brüdern draussen gewidmet haben, die für Deutschland und für den Besitz unserer Kolonien ihr Blut und ihr Leben hingegeben haben." (Bravo!)

Sodann wurde in die Verhandlungen eingetreten und es hielten die nachfolgenden Herren die zwecks besserer Übersicht nach den Sektionsmaterien unter die Abhandlung „Vorträge und Diskussionen" eingeordneten Vorträge.

Als erster sprach:

Herr Wirklicher Legationsrat Professor Dr. **Helfferich,** Berlin, über „Die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft" (siehe Seite 571).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als er geendet, wandte sich der **Präsident** mit folgenden Worten an die Versammlung: „Es ist der Vorschlag gemacht worden, ein Telegramm zur Begrüssung an Seine Majestät den Kaiser zu senden (Bravo!), und es wird folgender Wortlaut vorgeschlagen:

„Euerer Majestät, dem erlauchten und machtvollen Schutzherrn der deutschen Kolonien, entbietet der heute eröffnete, von 86 gemeinnützigen Vereinen und Instituten veranstaltete Deutsche Kolonialkongress 1905 den Ausdruck ehrerbietigster Huldigung und das Gelübde treuer Arbeit unter Eurer Majestät Führung an dem Ausbau des grösseren Deutschlands."

Wenn die Versammlung damit einverstanden ist, würde ich dieses Telegramm in Ihren Namen absenden. — Das ist der Fall."

Hierauf wurde Herrn Missionsdirektor D. **Buchner** das Wort erteilt für seinen Vortrag über „Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit" (siehe Seite 427) und an Herrn **Moritz Schanz**-Chemnitz für seinen Vortrag über „Die Baumwollfrage in den deutschen Kolonien" (siehe Seite 698).

Es folgt dann noch die Mitteilung des Präsidenten, dass am Freitag, abends 8 Uhr, in der Urania die Lichtbilder des bekannten Reisenden Herrn Schilling von ihm mit einem Vortrage erklärt werden würden. Die Urania habe dem Kongress 400 Plätze zur Verfügung gestellt. Der Kongress könne der Urania ausserordentlich dankbar sein für dieses Entgegenkommen, weiteren Kreisen, die sie bis jetzt noch nicht gesehen haben, diese ausserordentlich interessanten Bilder bekannt zu machen.

Am Nachmittag tagten sämtliche Sektionen. Für die in den Sektionen gehaltenen Vorträge und Diskussionen siehe die Abteilung: „Die Vorträge und Diskussionen".

Am Freitag, den 6. Oktober, vorm. 9 Uhr 30 Min.

eröffnete der Präsident, Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** die Sitzung mit dem Hinweis, dass nach der Plenarsitzung eine Erklärung der tropen-hygienischen Ausstellung durch Herrn Stabsarzt Dr. Fülleborn stattfinden werde.

Es erhielten darauf das Wort Herr Prof. Dr. **Rathgen,** Heidelberg, zu seinem Vortrag über „Die Auswanderung als weltwirtschaftliches Problem" (siehe Seite 918), Herr Generalleutnant z. D. **von Liebert** zu seinem Vortrag über „Die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht" (siehe Seite 929), Herr Professor Dr. **Jannasch** über „Argentinien als Wirtschafts- und Auswande-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungsgebiet" (siehe Seite 753) und Herr Professor Dr. **Stoerk,** über „Die völkerrechtliche Staatengesellschaft und das koloniale Problem" (siehe Seite 410).

Am Nachmittag desselben Tages und auch am Sonnabendvormittag fanden wiederum die Sektionssitzungen statt (siehe die Abteilung: „Die Vorträge und Diskussionen").

Am Sonnabend, den 7. Oktober, nachmittags 2 Uhr

eröffnete der Präsident, Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** die Versammlung mit folgender Ansprache:

„Eben, wo wir mitten in einer regen Tätigkeit und Arbeit uns in den letzten Tagen beschäftigt haben, wo die Fragen der Geographie in unsern Kolonien eifrigst bearbeitet wurden, trifft die erschütternde Trauerkunde ein, dass gestern Abend Professor Freiherr von Richthofen aus diesem Leben geschieden ist. Sie wissen alle, welche hervorragenden Verdienste dieser bahnbrechende Geograph besonders für uns, für die kolonialen Kreise gehabt hat; denn auf seine Forschungen, die weit zurück liegen, baute sich schliesslich der Erwerb von Kiautschou auf. Nur mit tiefer Trauer werden wir den Abschluss dieses tätigen aufopferungsvollen Lebens betrachten, und wir hoffen, dass sein Beispiel auch in den jüngeren Forschern kräftig weiter leben möge, wie der Name Freiherr von Richthofen unauslöschlich in die goldenen Daten der deutschen Wissenschaft eingefügt ist. Ich fordere Sie auf, sich zur Erinnerung an diesen grossen Geographen zu erheben.

(Die Versammlung erhebt sich.)

Ich werde diese Ehrung der Witwe des Verstorbenen mitteilen.

Ferner kann ich Ihnen mitteilen, dass gestern Abend aus dem Geheimen Privatsekretariat Seiner Majestät des Kaisers eine Antwort auf unsere Begrüssung eingelaufen ist, die der Herr geschäftsführende Vorsitzende, Exzellenz von Holleben, Ihnen vortragen wird."

Dr. **von Holleben,** Vizepräsident, Kaiserlicher Botschafter a. D.: Aus dem Geheimen Zivilkabinett Seiner Majestät des Kaisers ist nachstehendes Telegramm eingegangen:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben den freundlichen Gruss des unter Euerer Hoheit Präsidium tagenden Deutschen Kolonialkongresses 1905 mit besonderer Freude entgegengenommen und lassen Euere Hoheit ersuchen, allen Kongressteilnehmern für diese Kundgebung wie für ihre in jetziger Zeit besonders wertvolle Mitarbeit an den grossen und schwierigen Aufgaben des Vaterlandes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf kolonialem Gebiete Allerhöchstseinen wärmsten Dank gütigst zu übermitteln. Seine Majestät begleiten die Beratungen des Kongresses mit lebhaftem Interesse und wünschen ihnen einen glücklichen Verlauf und guten Erfolg." (Bravo!)

Es wurde sodann das Wort erteilt: Herrn Geheimen Bergrat **Schmeisser** über „Geologische Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaues in den Schutzgebieten" (siehe Seite 140), Herrn Legationssekretär Dr. **Franke,** über „Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt" (siehe Seite 161) und Herrn Hafenarzt Physikus Dr. **Nocht** über „Tropenkrankheiten im Seeverkehr" (siehe Seite 305).

Als letzter Punkt der Tagesordnung wurde sodann in die Beratung und Beschlussfassung über die von den Sektionen eingebrachten Resolutionen eingetreten, die in einem besonderen Abschnitte des Werkes (siehe Seite 1021 ff.) behandelt sind.

Hierauf erhielt Graf **von Dürkheim** das Wort:

Graf **von Dürkheim,** Hannover: Ich möchte Ihnen einen praktischen Vorschlag unterbreiten. Ich erinnere an die Coincidenz der statutarischen Bestimmung unseres Kolonialkongresses, uns in diesem Jahre zu versammeln, und der Depression, die der koloniale Gedanke innerhalb weiter Kreise des deutschen Volkes durch die Vorgänge in Südwest-Afrika und Ostafrika erfahren hat. Wenn der Kongress nicht für dieses Jahr angesetzt gewesen wäre, würden wir nicht Gelegenheit erhalten haben, den kolonialen Gedanken gerade jetzt mit neuer Begeisterung überzeugungsvoll zum Ausdruck zu bringen, und eine so hochbedeutsame Rede, wie die des Herrn Staatssekretärs Grafen von Posadowsky-Wehner, und ein für die allgemeine Urteilsbildung so bestimmender, wertvoller Vortrag, wie der des Herrn Wirkl. Legationsrats Dr. Helfferich über die Bedeutung unserer Kolonien für die Volkswirtschaft, würden ausgeblieben sein. (Sehr richtig!) Es gibt Momente, die es bedingen, den kolonialen Gedanken — innerhalb eines Volkes zu stärken, neu zu beleben — ja, ich möchte fast sagen, zu retten! Wenn der Kongress in diesem Jahre nicht statutarisch hätte stattfinden müssen, so wäre es von der höchsten Wichtigkeit gewesen, dass er ausserordentlich einberufen worden wäre. Wenn aber solche Vollmacht nicht erteilt ist, das bestehende Präsidium nicht bis zur Wahl eines neuen durch den nächstfolgenden Kongress im Amte bleibt, so wäre eben keine Stelle vorhanden, die sich dafür entscheiden könnte, dass der Kongress einberufen werden solle. Deshalb ist dieser Antrag nur ein absolut praktischer und er lautet:

„Der Deutsche Kolonialkongress des Jahres 1905 ernennt zu seinem ständigen Ausschusse seinen jetzigen Präsidenten und Vizeprä-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sidenten, den Präsidenten im Ehrenamte, sowie die übrigen Mitglieder des Arbeitsausschusses mit dem Rechte der Ergänzungswahl. Er gibt diesem ständigen Ausschusse eine Vollmacht, den nächsten Kolonialkongress innerhalb der nächsten fünf Jahre je nach seinem Ermessen einzuberufen.

Treten dann ausserordentliche Ereignisse ein, die bedingen, einen Kolonialkongress früher einzuberufen, oder eventuell später, so ist unser ständiger Ausschuss in der Lage, den Umständen gemäss zu handeln."

Ich bitte, den Antrag anzunehmen. (Bravo!)

Dr. **Arendt,** M. d. R., Berlin: Ich bin mit dem Antrage durchaus einverstanden, aber nicht ganz mit der Begründung. Ich glaube, der verehrte Herr Graf sieht die Lage der Dinge in bezug auf unsere Kolonialpolitik doch etwas zu pessimistisch an. Ich meine, es handelt sich nicht um eine Rettung der Kolonialpolitik; so erfreulich auch die Ergebnisse dieses Kongresses sein mögen, so bin ich doch überzeugt, dass die kolonialen Ideen so tief in unserm Volke Wurzel geschlagen haben, dass sie auch ohne diesen Kongress lebensfähig bleiben würden. So schwer die Opfer sind, die wir an Gut und Blut in Deutsch-Südwestafrika zu bringen haben, so habe ich wenigstens die Überzeugung, dass sie nicht, wie der Herr Vorredner meint, der kolonialen Idee geschadet haben, sondern dass umgekehrt durch diese schweren Opfer die Aufmerksamkeit weiter Volkskreise erst auf unsere Kolonien gelenkt ist (sehr richtig!) und dass die Kolonialbewegung in Deutschland niemals so stark und kräftig gewesen ist, als gerade gegenwärtig.

Ich möchte dem Antrage zustimmen, möchte aber nicht, dass unwidersprochen in das Land hinausgeht, dass wir Ursache haben, in der kolonialen Bewegung durch die Ereignisse im fernen Weltteile irgendwie uns einschränken zu lassen, sondern ich bin der Ansicht, dass wir umgekehrt stärker und mächtiger als je an der Ausbreitung des Deutschtums über See in deutschen Kolonien zu arbeiten haben. (Bravo!)

Vorsitzender: Meldungen zum Wort liegen weiter nicht mehr vor; ich schliesse die Diskussion. Ich frage den Herrn Antragsteller, ob er noch einmal das Wort wünscht.

Graf **von Dürkheim,** Hannover, Antragsteller: Ich möchte mich nur verwahren, Hoheit, gegen diese Auslegung. Es ist mir persönlich aus den Kreisen der Nichtwissenden, die bis jetzt für die koloniale Idee noch nicht gewonnen sind, so häufig zugetragen worden, dass sie wegen dieser Ereignisse an der kolonialen Idee zu zweifeln beginnen. Ich gebe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Herrn Vorredner vollkommen recht, uns übrigen, die wir voll erfüllt sind vom kolonialen Gedanken, ist die Tatsache, dass unser kolonialer Besitz in Gefahr geraten ist, nur ein Stärkungsmittel geworden. Aber wir müssen zwischen Wissenden unterscheiden und zwischen denjenigen, die sich dem kolonialen Gedanken an sich bis jetzt noch nicht angeschlossen haben. (Sehr richtig!)

Der Antrag wurde angenommen.

Darauf ergriff das Wort

Der Präsident, Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** „Hiermit sind wir am Schlusse dieses Kongresses angelangt, und ehe wir diese Räume, die uns gastlich beherbergt haben, verlassen, gebührt es uns, den wärmsten Dank dem Präsidenten des Reichstages, Herrn Grafen von Ballestrem, auszusprechen dafür, dass er uns wiederum, wie voriges Mal, in so liebenswürdiger und bereiter Weise diese Räume zur Verfügung gestellt hat, die es uns erleichterten, in bequemer Weise unsern Verhandlungen obzuliegen.

Sodann ist es mir ein Bedürfnis, namens der Kolonialgesellschaft allen den Vereinen — es sind jetzt 86 —, die sich uns angeschlossen haben zu dieser Tagung, aufs wärmste zu danken, dass sie auf unsern Gedanken eines solchen Zusammenschlusses eingegangen sind, um dem ganzen deutschen Volke zu zeigen, welche Macht im kolonialen Gedanken bereits verkörpert ist. Es ist in einer uns entgegenstehenden Zeitung gesagt worden, dieses Wachstum von 70 auf 86 Vereine zeigte ja deutlich, wie wenig dieser Gedanke im deutschen Volke bereits Fuss gefasst hätte — eine Logik, mit der man, glaube ich, doch nur einen kleinen Teil unserer Bevölkerung fangen kann. Sie zeigt vielmehr, dass auch diejenigen, die bis dahin noch abseits standen und zweifelhaft waren, durch die gewaltigen, mächtigen Ereignisse an uns herangezogen werden. Sie erkennen, dass in gemeinsamer Arbeit etwas zu schaffen ist. In der Tat hat denn auch diese Versammlung, wenn auch in Einzelfragen der Kampf tobte und manchmal die Gemüter etwas scharf aufeinander platzten, gezeigt, dass der Grundgedanke ein und derselbe ist: wir alle suchen den Weg, unsere Kolonien zum Segen des Vaterlandes zu entwickeln. Und so scheint es mir, dass auch aus prinzipiellen Feinden ab und an wohl innere Freunde geworden sind durch diese Vereinigung. Gar manche Hände haben sich ineinander gelegt, deren Fäuste früher geballt aufeinander gerichtet waren. Auch dieser Umstand muss uns mit Freude erfüllen. (Bravo!)

Ferner möchte ich den Herren Rednern unsern allerwärmsten Dank sagen. Welche Summe von Arbeit und Mühe in diesen hier gehaltenen Vorträgen liegt, wird wohl nur ein kleiner Teil ermessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können. Ihnen allen, die sich dieser Mühe unterzogen haben, den herzlichsten Dank! (Bravo!)

Denselben Dank spreche ich sodann aus dem Arbeitsausschusse, an der Spitze Sr. Exzellenz, unserm Herrn Vizepräsidenten, sowie dem Herrn Admiral Strauch und den Herren Obmännern und Mitgliedern aller einzelnen Ausschüsse und Sektionen. Gerade in der stillen Arbeit, die nicht herauskam, liegt eine unendliche Mühe, und dass alles so glatt gegangen ist, danken wir eben allen diesen Herren. In den Sektionen ist die Hauptarbeit dieser Tagung geschehen. Dort sind die Hauptdebatten, Kämpfe und Friedensschlüsse erfolgt, und darum gilt dieser Dank namentlich auch den Vorsitzenden der Sektionen, die in liebenswürdiger, entgegenkommender, ruhiger Weise die Verhandlungen geführt haben zu diesem Ergebnisse einer so stolzen Anzahl von Anträgen, die die grosse Stimmenmehrheit der Hauptversammlung gefunden haben.

Schliesslich ist es das Bureau des Kongresses, dessen Mitglieder ganz still gearbeitet und keine Reden gehalten haben, die nicht weiter hervorgetreten sind, die aber Tage und Nächte gesessen haben und gearbeitet und sich bemüht haben, damit alles gut geht. Auch ihnen, wenn auch an letzter, doch nicht an schlechtester Stelle, unser aller wärmsten Dank! (Lebhafter Beifall.)

Nun geht es mit dieser Tagung zu Ende. Es ist manches Samenkorn ausgestreut worden wiederum in den deutschen Boden auch durch diesen Kongress. Möchten, wie Herr Dr. A r e n d t gesagt hat, die Wurzeln sich weiter, tiefer und tiefer in die deutschen Herzen und den deutschen Verstand hineinarbeiten und möchte daraus ein stolzer Baum aufsteigen, den kein Sturm im Innern und im Äussern je zu fällen imstande ist. Dann werden in späteren Zeiten die Deutschen dankbar auf diejenigen schauen, die diese Wurzeln gepflanzt und begossen haben, und werden dankbar die Früchte geniessen, die einst an seinem Laube reif werden. Ob wir es erleben, wer weiss es! Die nächste Generation wird sicherlich schon mit Stolz auf die deutschen Kolonien sehen, die wir gerade so verteidigen werden, wie einst unsere Grenzen nach Ost und West.

So schliesse ich die Verhandlungen mit dem Wunsche, dass der nächste Kongress noch zahlreicher als dieser hier, noch mehr als 2000 Mitglieder stark, wie wir diesmal hatten, zusammentreten möge, und dass die Einigkeit, die sich hier zeigt, zu allen Zeiten in den kolonialen Kreisen bleiben möge." (Stürmischer Beifall.)

Das Schlusswort erhielt Herr Oberbürgermeister **Fürbringer:** „Ein Dank ist noch nicht ausgesprochen worden, der unser aller Herz er-

füllt: der Dank für unsern hochverehrten Vorsitzenden, den Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft (Bravo!), dem wir die Berufung des Kongresses, die vorzügliche Organisation, die ausgezeichnete, ebenso umsichtige und sachkundige wie liebenswürdige und geistreiche Leitung dieses Kongresses verdanken.

Ich fordere Sie auf, meine hochverehrten Damen und Herren, unsern Dank zum Ausdruck zu bringen durch ein begeistertes dreifaches Hoch auf unsern Präsidenten: Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, er lebe hoch! hoch! hoch!"

Se. Hoheit der Herr **Präsident** schloss darauf den Kongress mit folgenden Worten: „Ich danke Ihnen sehr, meine Herrschaften, für den liebenswürdigen Schluss.

Ich schliesse hiermit die Sitzung des Kolonialkongresses 1905."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Paul Staudinger,** Berlin.

Vorsitzender: Sanitätsrat Professor Dr. **Lissauer,** Vorsitzender der anthropologischen Gesellschaft, Berlin.
Professor Dr. **Hans Meyer,** Leipzig.
Geh. Bergrat Professor Dr. **Wahnschaffe,** von der geologischen Landesanstalt, Berlin.
Professor Dr. **A. Voigt,** vom botanischen Staatsinstitut, Hamburg.

Schriftführer: Dr. **Brühl,** Assistent am Museum für Meereskunde, Berlin.
Dr. **Hertzberg,** Oberlehrer, Halle.
Alfred Maass, Privatgelehrter, Berlin, Bibliothekar der anthropologischen Gesellschaft.
H. Seidel, Rektor, Berlin.

Der Obmann **Paul Staudinger,** Berlin, ruft den Erfolg des Kolonialkongresses 1902 der Sektion in das Gedächtnis zurück. Habe derselbe gezeigt, wie wichtig und zeitgemäss ein solcher Kongress gewesen sei, so habe er aber auch die Bedeutung und die Existenzberechtigung der Sektion I, der wissenschaftlichen, bewiesen. Es ist unbestritten, wie eng verbunden und unzertrennlich die wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen für das wirtschaftliche und staatliche Gedeihen unserer Kolonien sind.

So eröffne auch diesmal wieder die Sektion I die Reihe der Sektionen im Kongresse. Zwar kann bei der Mannigfaltigkeit der verschiedenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Disziplinen jedem einzelnem Fach nur sehr kurze Zeit gewidmet werden, aber es sei zu hoffen, dass auch die wenigen Vorträge der Wissenschaft und Praxis von Nutzen sein werden.

Fortschritte der geographischen Erforschung der Deutschen Schutzgebiete während der letzten drei Jahre.

Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **A. Kirchhoff** in Leipzig-Mockau.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Dieser Bericht kann nur ein fragmentarischer sein. Denn einerseits stehen die über so weite Räume zerstreuten Einzelerfolge unter sich meistens in keinem näheren Zusammenhang, anderseits sind die Mitteilungen über dieselben so arg zerstreut, dass dem Berichterstatter wohl gar manche entgangen sein werden, abgesehen davon, dass von einigen der neuesten überhaupt noch keine genaueren Nachrichten vorliegen.

In Deutsch-Ostafrika schreitet unter der verständnisvollen Oberleitung des Gouverneurs Grafen von Goetzen die Erforschung ständig vorwärts. Die nach den umfassenden Untersuchungen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz entworfene geologische Übersichtskarte Deutsch-Ostafrikas*) zeigt bereits nur noch vereinzelte binnenländische Flächen in leerem Weiss als geologisch noch unbekannt; sie bestätigt augenfällig das Vorherrschen des Gneises in der Zusammensetzung der Oberfläche und gibt nebenbei einen wichtigen Fingerzeig betreffs des Verlaufs der für dieses Schutzgebiet so bezeichnenden Versenkungsgräben: nämlich dicht neben dem vulkanischen Ausbruchsgebiet, das unfern vom Nordwestzipfel des Njassasees im Rungwemassiv mit mehr denn 3000 m gipfelt, gabelt sich die grosse

*) Karte 2 zu Bd. 16 der Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten, herausgegeben von Dr. Freiherrn v. Danckelman, Berlin 1903). Es bedarf kaum der Erwähnung, dass diese vorzügliche Quelle der Danckelmanschen Mitteilungen nebst dem amtlichen Deutschen Kolonialblatt auch für alles Folgende die Hauptgrundlage gegeben hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grabenfurche, in die der Njassa sich bettet, in den Rukwagraben gen NW. und den Ruahagraben gen NO. Letzterer schwenkt dann in noch nicht lückenlos im einzelnen festgestellter Weise nordwärts um zum Ostafrikanischen Graben, während ersterer sich spitzwinklig dem gewaltigen Zentralafrikanischen Graben annähert, in dem der Tanganjika- mit dem Kiwusee nebst den westlichen Nilseen liegen. Diese Annäherungsstelle muss in der Gegend von Karema sich befinden, denn ganz nahe nordwestlich von Karema mündet die kleine Mkamba in den Tanganjikasee, und deren freilich noch ungenügend erkundete Quelle führt uns in den äussersten Nordwesten des Rukwagrabens. Es wäre sehr zu wünschen, dass die ausführlichen Tagebücher des Hauptmann v. Prittwitz recht bald veröffentlicht würden, der als Leiter des Bezirks Bismarckburg um die Durchforschung der Landschaft zwischen dem südlichen Tanganjika- und dem Rukwasee sich namhafte Verdienste erworben hat. Einstweilen erfahren wir auch nur aus dem kurzen Begleitwort Paul Sprigades zu seiner wesentlich auf Prittwitz' Aufnahmen beruhenden schönen Karte dieses Südwestens unseres Schutzgebietes die überraschende Tatsache, dass der Rukwasee keineswegs, wie man bisher meinte, zu den versiegenden Seen zählt. Seine ehemalige Ausdehnung hat er zwar bei weitem nicht wieder erlangt, er misst kaum ein Drittel der Länge, die er 1882 einnahm, als einer unserer besten Afrikaforscher, Dr. Kaiser, an seinem nun längst trockenliegenden Nordwestufer das Grab fand, aber in seiner Südostnische ist er seit 1903 zu 1904 wieder stattlich mit Wasser gefüllt, ja Hauptmann v. Prittwitz fand seinen Seespiegel an demselben Jahrestag, an dem er ihn zwei Jahre früher gemessen hatte, um 2—3 m gestiegen. Er liegt jetzt mindestens 800 m hoch, d. h. 20 m über dem des Tanganjikasees.

Eine vortreffliche wirtschaftsgeographische Karte des ganzen Schutzgebiets verdanken wir dem derzeitigen Leiter des Wetterdienstes dortselbst, Prof. Carl Uhlig in Daressalam. Sie enthüllt in farbenfrischer Deutlichkeit die durch Küsten- und Binnenlage, Boden und Klima verursachte grosse Mannigfaltigkeit im Anbau wie in der Viehhaltung der Eingeborenen, in der Verteilung unserer Pflanzungen. Musterhaft überwacht Prof. Uhlig die Leistung der meteorologischen Stationen, deren Zahl nun auf 70 angewachsen ist, seitdem er im Frühling 1904 auch am deutschen Südufer des Viktoriasees eine solche begründet hat mit gleichzeitiger Einrichtung von Pegeln am Gestade des Sees, die für das Studium der starken periodischen wie nicht periodischen Schwankungen des Seeniveaus von grundlegender Bedeutung zu werden versprechen. Den vom Gouverneur ihm erteilten Auftrag, auf seinen meteorologischen Inspektionsreisen durch das Schutzgebiet auch der sonstigen landeskundlichen Forschung zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dienen, hat Prof. Uhlig namentlich durch die Weiterführung der Hans Meyerschen Gletscherforschungen am Kilimandscharo und wichtige geomorphologische Untersuchungen in dessen weiterer Umgebung bis in die nördlichen Teile des Ostafrikanischen Grabens ausgeführt. Seiner zweimaligen Besteigung des Merukegels, dieses erhabenen Südwestnachbars des Kilimandscharo, verdanken wir den genauen Einblick in den Bau und die Gesteinszusammensetzung dieses Vulkans, der dem Montblanc an Höhe nur um 180 m nachsteht und noch immer Dämpfe aus seinem Krater entwickelt.

Hauptmann v. Schleinitz bestätigte auf seinem Marsch durch die Massaisteppe im März 1904 von neuem die gleichfalls noch fortgesetzte vulkanische Tätigkeit des Dönjo Ngai im weiteren Westen vom Nordfuss des Kilimandscharo. Er sah diesen schroff aus der ebenen Hochsteppe gegen 1400 m ansteigenden Spitzkegel bis zur Hälfte seines Nordabhangs mit einer frischen grauweissen Aschenschicht bedeckt, die wie ein Gletscher in der Sonne glitzerte.

Um die kartliche Aufnahme der prächtigen acht Vulkane, die sich wie eine Riesenwacht an der Nordwestecke unseres Schutzgebiets im Norden des Kiwu erheben, hat sich Hauptmann Herrmann wohlverdient gemacht. Den Ssabjino,*) der der Ostgruppe dieser Kirungavulkane angehört, bestieg im Oktober 1902 Hauptmann v. Beringe bis dicht unter den höchsten, nicht zu erkletternden seiner Zackengipfel, schaute von dort über den ganzen Albert Eduard-See hinüber und entdeckte an den Kraterzinnen oberhalb seines Lagers eine Herde grosser, schwarzhaariger Anthropoiden; bestätigt sich die Behauptung, das seien Gorillas gewesen, so wäre damit zum erstenmal ein Gorillavorkommen in Deutsch-Ostafrika nachgewiesen.**)

Vom Kiwusee samt seiner herrlichen Umrahmung sowie vom ostwärts davon belegenen Hochland Ruanda empfingen wir durch Dr. Richard Kandt anschauliche Schilderungen in seinem so stimmungsvoll verfassten Reisewerk „Caput Nili". Seine beabsichtigte Monographie Ruandas steht noch aus. Man darf sie mit Spannung erwarten, weil Ruanda bei seiner gesunden Höhenlage, seiner Bodenfruchtbarkeit und Menschenfülle wirtschaftlich für uns günstige Aussichten eröffnet, und weil Dr. Kandt, obschon nicht Geograph von Fach, sich als ein viel-

*) So schreibt Herrmann den Namen, v. Beringe dagegen Sabingo und Sabinyo (Sabinjo).

**) Nach dem Deutschen Kolonialblatt von 1903 (S. 298) hat die Direktion des Zoologischen Museums in Berlin nach der Photographie des einen Affen, der aus der Horde erlegt und auch erbeutet worden war, festgestellt, dass das Tier tatsächlich ein Gorilla gewesen sei. Die Bestätigung dieser Diagnose durch die Prüfung des Skeletts (das von dem Tier gewonnen wurde) steht aber wohl noch aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seitiger und scharfer Beobachter bewährt hat. Sein Nachweis kleiner Quallen im Kiwusee gewährt uns zusammen mit dem schon bekannten Dasein von Quallen im Tanganjika- und Viktoriasee Einblick in die sehr merkwürdige Verbreitung dieser sonst nur im Ozean lebenden Wassertiere durch sämtliche Grenzseen an der West- und Nordseite Deutsch-Ostafrikas.

Auch der schon erwähnte Hauptmann v. Beringe, der im Herbst 1902 mit kleiner Truppe Ruanda besuchte, um dem König Msinga in diesem entlegenen, von uns militärisch noch nicht besetzten Nordwesten seine Abhängigkeitsbeziehungen zum Deutschen Reich freundschaftlich in Erinnerung zu bringen, ist wie Kandt und vor diesem Graf v. Goetzen, der eigentliche Entdecker Ruandas, voll des Lobes von diesem stromdurchrauschten Hochland, wo so nahe dem Äquator ganz nordisch Hagelstürme tosen, bald aber wieder die Tropensonne über prangenden Bananenfluren erglänzt, die Gewässer zwischen dichten Horsten von Papyrusschilf dahinziehen, auf saftigen Bergwiesen treffliches Vieh sich nährt, auf weiten Feldern Bohnen, Erbsen, Bataten und zum Brauen des geliebten Pombebieres Mtamahirse in Unmenge wächst. Die Landschaft Bugoie am deutschen Nordostgestade des Kiwusees nennt er „eine einzige Schamba", wo sich üppig fruchtbringend Feld an Feld, in den ewig grünenden Fluren Hütte an Hütte reiht.

Wo sich östlich von Bugoie der von Norden kommende Mkungu dem von Süden entgegenfliessenden Njawarongo gerade an dessen nördlichstem Vorsprung stürmisch in die Arme wirft, taucht noch ein nebensächliches hydrographisches Problem auf. Dr. Kandt hält den Mkungu oder, wie er ihn nennt, den Mkunga nur für einen Nebenfluss des Njawarongo, Hauptmann v. Beringe dagegen schätzt ihn diesem mindestens gleichwertig, da er ihm an Breite nahezu gleichkomme, ihn aber an Gefälle, daher an Laufgeschwindigkeit überflügele, auch aus grösseren Seebecken in seinem Oberlauf Wasser in allen Jahreszeiten zur Genüge erhalte. Indessen wurde es verabsäumt, die Tiefe des Mkungu zu messen. So bleibt also die Frage doch noch offen, und man wird einstweilen noch den Kagera, diesen grössten Zufluss des Viktoriasees, aus der Vereinigung des Akanjaru mit dem Njawarongo herleiten dürfen, der an Länge den Mkungu bei weitem übertrifft. Die Nilquellenfrage geht uns ja hier nur insofern etwas an, als man behaupten könnte, der Nil entspringe im deutschen Schutzgebiet, falls er sein Wasser zumeist aus dem Viktoriasee entnähme. So lange es aber noch nicht durch exakte Messung widerlegt ist, dass der Nil aus dem Albert Eduard- und Abert-See ebenso stark gespeist wird wie aus dem soviel grösseren Viktoriasee, hat der Nil überhaupt nicht e i n e Quelle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine von unserm rührigen Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee veranlasste Expedition des vorigen Jahres führt uns noch einmal zurück in den Süden Deutsch-Ostafrikas. Sie wurde durchgeführt von zwei landwirtschaftlichen Sachverständigen, Paul Fuchs und John Booth, welcher letztere, als Farmer im Songea-Bezirk am Njassasee schon lange tätig, über reiche Erfahrungen aus seiner Praxis in tropisch-ostafrikanischer Landwirtschaft, auch der im Gebirge, verfügt. Es galt, die wirtschaftlichen Zustände jenes Südstreifens zu ermitteln, den die geplante, höchst erwünschte Eisenbahn vom Hafenort Kilwa Kisiwani an der ozeanischen Küste nach Wiedhafen am Njassasee durchschneiden soll. Aus dem eingehenden Bericht über den Befund der Expedition fesselt uns vor allem die reiflich erwogene Begutachtung der Ansiedelungsmöglichkeit für deutsche Bauern in den Hochlanden der näheren und ferneren Umgebung des deutschen Njassagestades, also in Ungoni, auch in Uhehe, auf dessen Befähigung zur Aufnahme deutscher Kolonisten bereits der frühere Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, Generalleutnant v. Liebert, nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Unsere beiden Sachverständigen fanden die Höhenlagen zwischen 1400 und 2300 m durchaus gesund und erklären dortige Höhen, die etwa unserm Riesengebirgskamm gleichkommen, bei ihrem milden, trocken-warmen Klima für wohlgeeignet zum Anbau deutscher Getreidearten, deutscher Gemüse und Kartoffeln, sowie zum Viehzuchtbetrieb, besonders wenn das milcharme heimische Zeburind durch Kreuzung mit besserem europäischen Rinderschlag gehoben wird. Fleissig wurden daraufhin die Herrenhuter Missionare im Hochland besucht, und überall erfreute sichtliches Gedeihen von Familie, Feld wie Garten. Bei der Beschränktheit der in Betracht kommenden Hochlagen kann natürlich von einer Massenauswanderung dorthin aus Deutschland keine Rede sein, und mit Recht wird betont, dass nur bei harter Arbeit und viel Entsagung ein unbemittelter Landmann hier sein Brot verdienen könne, weil der Boden gedüngt und gepflügt sein will; oft ist er ja nur dadurch zu einer scheinbaren Hochlandsteppe geworden, dass die Neger ihn mit rohem Hackbau und alljährlichem Niederbrennen des Nachwuchses ausgesaugt und schliesslich verödet haben. Noch zeigen hie und da an Steilhängen, die der Hackarbeit nicht zusagten, duftige Zedernbestände (von Juniperus procera) Reste des einstigen Waldkleides, ein Sporn für uns zu erfolgverheissender Aufforstung. Aber die heilsame Lehre schöpfen wir doch aus derartigen Beobachtungen, dass man zwar nicht mit Carl Peters unbesehen alles deutsch-ostafrikanische Land oberhalb 1200 m für deutschen Siedelungsboden ansprechen soll, aber anderseits es auch nicht nötig hat in den ungeographischen Pessimismus Rudolf Virchows zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fallen, der ein gesundes Anwurzeln von Deutschen innerhalb der Wendekreise grundsätzlich für unmöglich hielt.

Wenden wir uns nun der Westseite Afrikas zu, so tritt uns zunächst Togo als schon fertig aufgenommenes Schutzland entgegen. Seine Zehnblattkarte im Massstab 1 : 200 000 steht dicht vor dem Abschluss. Blätter von sogar doppelt so grossem Massstab waren teilweise erforderlich, um die Fülle des Aufnahmestoffes genügend zu verarbeiten. So lehrt uns das Blatt Misahöhe neben dem schon lückenlosen Geländebild die von Dr. Gruner rastlos geförderten Wegebauten kennen, die bereits ein ganzes Netz zusammenfügen und nun so vorteilhaft sich anschliessen an die von der Landeshauptstadt Lome ins Innere führende Eisenbahn. Togo war von jeher unser friedlichstes Schutzgebiet in Afrika. Seine dichte, an fleissige Landbestellung seit alters gewöhnte Negerbevölkerung lohnt unsere Fürsorge insbesondere durch ausgedehnteren Baumwollbau. Der Erschluss des Binnenlandes zur Küste durch bessere Wege für den Warenvertrieb war ein um so dringenderes Bedürfnis, als die Hauptstromader, der Wolta, Togo nur an seiner Westgrenze säumt und auf englischem Kolonialboden mündet, während die übrigen Flüsse für den Transport wenig leisten. Der Lakä,*) der Nordwest-Togo mit dem Wolta verknüpft, ist nur in seinem Unterlauf, etwa vom 9. Parallelkreis ab, für kleinere Boote zu befahren, ähnlich der in die Küstenlagune ausmündende Haho nur für die letzten 13 km seiner Lauflänge, wie die Erprobung durch Oberleutnant Freiherrn v. Seefried im März des vorigen Jahres ergeben hat.

Kamerun hat sich uns von vornherein weit verschlossener gehalten; auch seine Flüsse sind entweder nur von kurzem Lauf oder hemmen die Befahrung stromaufwärts schon bald hinter der Küste durch Stromschnellen; dazu der Gürtel schwer durchdringbaren Urwaldes und die Fieberluft in den sumpfigen Strandniederungen wie gerade an der Haupteingangspforte des Landes von der See her, der Kamerun-Bai. Aber, so sehr das alles auch der Forschung hinderlich gewesen, es beginnt sich doch der Schleier zu lüften, der uns vor kurzem das Landesinnere verhüllte. Hinter der küstennahen Wälderzone, oft menschenleer oder von zurückgebliebenem Volk bewohnt, enthüllen

*) Wie Regierungsrat Graf Zech in den Danckelmanschen Heften (Bd. 17, S. 108) versichert, ist dies die richtige Wortform des Flussnamens, hingegen der bisher auf unsern Karten gebrauchte Name Daka für den nämlichen Fluss nur von durchziehenden Asantehändlern aus Lakä entstellt, da die Asantesprache kein l besitzt und es in Fremdnamen mit d zu vertauschen pflegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich uns auf höheren Binnenlagen Grasländereien mit gesünderem Klima, mit höher gesitteten Volksstämmen.

Die bis vor kurzem fast leere Südostecke unserer Kamerunkarte fängt an sich mit sicher erkundeten Flusslinien zu füllen. Aussichtsreich dünkt hier namentlich der Dscha, der als Zufluss der Ssanga, dieser mächtigen Nebenader des Kongo, unser Schutzgebiet mit diesem gewaltigsten Strom Westafrikas verklammert. Die Schiffbarkeit des Kameruner Oberlaufs des Dscha ist auf eine Länge von 150 km festgestellt; und da sich der Dscha in weitgeschwungenem Bogen westwärts dem Njong (oder Long) bis etwa auf 50 km nähert, so wird ein Verbindungsweg nach diesem unmittelbar der Westküste zueilenden Kamerunfluss, der wiederum bis zu den Tappenbeckfällen die Schifffahrt gestattet, unschwer herzustellen sein. Oberleutnant Freiherr von Stein wies nach, dass die Dumequelle des Ssangasystems, somit die nordwestlichste Quelle des ganzen Kongosystems, unfern von Bertua den äussersten Südosten des Zentralkameruner Sanagagebiets ohne sichtliche Wasserscheide berührt. Er fand den Kickxiabaum, dessen Saft so ausgezeichneten Kautschuk liefert, weit verbreitet in den dortigen Wäldern und nahm sich mit Erfolg der Unterweisung der Eingeborenen im rationellen Gewinnen des Saftes durch Einschnitte in den unteren Stamm an, während jene schon dabei waren, die kostbaren Baumbestände durch Umhauen der Stämme zu vernichten. Er entdeckte dabei einen bereits bis Bertua reichenden Handelsverkehr der sudanischen Haussaneger, die eben jetzt, wo die Elefanten auch in Kameruns Waldungen seltener werden und die aufgehäuften Elfenbeinvorräte sich erschöpfen, gern die leichter transportabeln Kautschukmassen statt des Elfenbeins gegen englische Webstoffe eintauschen, um sie auf monatlangen Wanderzügen durch das Kameruner Hinterland nach Britisch-Nigeria zu befördern.

Hauptmann Engelhardt ergänzt den v. Steinschen Bericht durch seine 1903 auf der Reise von Bertua nach Jaunde gemachten Beobachtungen. Die ganze Landschaft ist eine wellige Hochebene von 600 bis 700 m Höhe, rot von Laterit, der auf Gneis lagert, stellenweise auch von Gneiskuppen überragt und von einer Menge von Flusstälern durchschnitten wird. Den Njong trennt gleichfalls kein wasserscheidender Höhenzug vom Kongogebiet. Bei der Ebenheit des Bodens ziehen die Gewässer langsam dahin im sumpfigen Tal, umsäumt von Raphiapalmen, Farnen und Schilf. Nach Osten geht die offene Grasflur durch Parklandschaft mit vereinzelten Oelpalmen über in dichten Wald, der da, wo das Wasser zum Kongo rinnt, das Land ganz bedeckt. Die Bewohner, echte Bantuneger, haben zum Teil noch nie einen Weissen gesehen, gehen fast nackt, die Gokum und Maka verzehren noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kriegsgefangene oder verstorbene Frauen, sind aber im übrigen keineswegs kulturlos, wohnen in gut gebauten Dörfern, halten Schafe, Ziegen und Hühner, ziehen Bananen, Mais, Zuckerrohr, tropische Knollengewächse und Tabak, oft auch Ananas und Zitronen, ja mitunter in geordneten Reihen die Oelpalme. Erpicht auf Tauschhandel mit ihrem Kautschuk und Elfenbein, fangen sie an, sich in Haussahemden zu kleiden, mit Perlenketten aus Haussahand sich zu schmücken, ihre Speere samt Bogen und Pfeil abzulegen und dafür lieber Haumesser und Vorderlader von der Batangaküste her über Jaunde zu beziehen. Hauptmann Engelhardt empfiehlt aber dringend, beim Vorrücken unserer Verwaltung in diesen Südosten vor allem die durch Raubbau für den Handelszweck von Ausrottung bedrohten Kautschukgewächse, die Kickxia wie die Landolphiaranke, zu schützen, womöglich nach dem Vorgang des Kongostaats die Eingeborenen in deren Anbau zu unterrichten.

In Südwest-Kamerun fing bis vor kurzem die terra incognita fast schon an der Küste an, gleich nordwärts vom weitausschauenden Kamerunberg, der Krone des ganzen Landes. Jetzt liegt uns die inhaltreiche Karte Max Moisels vor über den Raum zwischen Rio del Rey und Bali, die alle verlässlichen Aufnahmen verwertet hat, auch die schon mehrere Jahre zurückreichenden, wie die von Hauptmann Ramsay und Hauptmann Glauning. Wie unsicher unsere bisherigen Kenntnisse dort gewesen, geht am deutlichsten daraus hervor, dass die Ortslage von Bali zufolge von Ramsays Vermessung gegenüber der von Zintgraff um mehr als einen halben Breitengrad südwärts gerückt werden musste. Leider ist das Begleitwort zur Karte abermals sehr lakonisch. Indessen erfahren wir doch, dass der Cross-River in der Regenzeit für Dampfer bis Mamfe sich schiffbar erwiesen hat, weil dann die Stromschnellen bei Nssakpé kein Hindernis bieten. Dies erscheint wichtig für den schwungvoll sich entfaltenden Handel mit Palmöl, Palmkernen und Ebenholz, der sich ohne billige Wasserstrassen nicht lohnen würde.

Die östlichsten Quellen des Cross führen uns zum hohen Manengubagebirge, mit dem, $4^1/_2$ Tagemärsche nordöstlich von Kameruns Hauptstadt Duala, jenseits der Waldniederung das westafrikanische Hochland mit gesunden offenen Grasfluren anhebt. Oberstabsarzt Dr. Ziemann lenkte in den Schlussmonaten des Jahres 1903 eine Studienreise dorthin und gibt das sachkundige Gutachten ab, dass die weiten grünen Ebenen hinter den Manengubabergen, von denen die Gewässer im Osten zum Sanaga, im Südosten zum Wuri ziehen, wo keine Oel- und Kokospalme mehr wächst, dafür die Dracäne auftritt und üppige Maisfelder wogen, „ein zukunftsreiches Land" darstellen, „wo

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Europäer, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, leben kann".

Am erfreulichsten ist der Einblick, den uns die Expeditionen zur deutschen Besitzergreifung des äussersten Nordens von Kamerun in denjenigen Teil unseres Schutzgebiets eröffnet haben, wo es sich etwa von der Breite von Ngaundere ab zwischen englischem Kolonialboden im Westen, französischem im Osten zur Gestalt eines Vogelhalses und -kopfes verschmälert. Dort ist nun an der Halseinschnürung Deutsch-Adamaua am oberen Benue eingerichtet, mit der Hauptstadt Garua an diesem von unserm Hamburger Heinrich Barth entdeckten grossen Strom, im Kopfteil aber Deutsch-Sudan mit Dikoa als Hauptort, bis zum Tschadsee reichend und bis an den Schari.

Hier tut sich uns eine ganz neue, ethnisch über Südafrika hinausweisende Welt auf, in der unter dem Einfluss von Arabern und Fullas auf einheimische Negervölker der Islam Wurzel geschlagen und morgenländische Bräuche eingebürgert hat, zahllose Hüttendörfer und volkreiche ummauerte Städte fleissig bestellte Feldflur durchwirken, rohe Volksstämme heidnischer Neger hingegen meistens nur noch in minder zugänglichen Gebirgen hausen, so in den waldigen Mandarabergen, die Deutsch-Adamaua von Deutsch-Sudan scheiden. Auch vegetativ umgibt uns eine andere Landschaft, gekennzeichnet durch die Delebpalme mit dem Fächerblattschopf. Die Hitze ist ärger als irgendwo sonst in unsern Schutzlanden; in der sudanischen Niederung am Tschadsee steigt die Hitze in den heissesten Tagesstunden gar nicht selten über 40° C., jedoch es weht trockenheisse Luft, die uns viel besser bekommt als die schwüle, obschon bei weitem nicht so heisse Treibhausluft an der Küste, und es fehlt zum Glück nicht an nächtlicher Abkühlung. Die ungeheuern Niederschläge, die die Regenzeit über das Land schüttet, und die es zusammen mit der tropischen Hitze zu einem berufenen Baumwoll-Land stempeln, befruchten die Fluren und lassen zumal den Schari und seinen linken Nebenfluss, den Logone, die Ufer weithin seeartig überschwemmen. Man vermutete darum öfters, es fände sogar eine ständige Vergabelung zwischen Schari-Logone und Benue durch die gebirgsfreie Zwischenebene statt. Es hat sich jedoch herausgestellt, dass zur Trockenzeit immer wieder der verknüpfende Wasserfaden schrumpft und reisst. Bloss zur Regenzeit könnte ein Nachen durch das riesige Wassernetz vom Herzen Afrikas, vom deutschen Tschadseeufer bis in den Niger und ins Atlantische Weltmeer fahren. Welch günstige geographische Mitgift dieses Landes für dereinstige Kanalverbindungen der Stromsysteme!

Mit der tatsächlichen Besitzergreifung dieses Nordens im Jahre 1902 ist mithin der Wert unserer Kamerunkolonie beträchtlich erhöht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden. Dabei kommt uns die Regierung der neuen Erwerbung billig zu stehen, weil die Verwaltung möglichst in den Händen einheimischer Fürsten verbleibt. Die reisigen 64 Fulla-Fürsten Deutsch-Adamauas haben unserm Gouverneur v. Puttkamer, da er als Vertreter des Reichs unter ihnen in Garua erschien, begeistert gehuldigt, und sind froh, der schweren Abgaben an den Emir von Yola ledig zu sein, zwischen dem und ihnen jetzt die Nigeriagrenze quer über den Benue zieht, und ebenso aufrichtig hiess ihn Sanda willkommen, der durch die deutsche Regierung in Dikoa eingesetzte Sultan der deutschen Tschadseeländer. Hier residierte ja bis zu seiner Niederwerfung durch die französische Heeresmacht im April 1900 der grausame Tyrann, Rabeh genannt, der arabische Abenteurer, der vom Osten her das sudanische Staatensystem aus den Angeln gehoben und in den Trümmern Kukas seinen blutbefleckten Thron nicht aufschlagen mochte, wo er 30 000 Menschen hatte niedermetzeln lassen. Zum Ausheilen der Wunden, die das Regiment des Wüterichs dem Land geschlagen, ist die nur auf auf allseitige Befriedung und wirtschaftliche Hebung des Landes bedachte deutsche Schutzmacht ein wahrer Segen. Das erkennen die mohammedanischen Kanuris wie Araber, deren Islam unbehelligt bleibt, ebenso dankbar an wie die Heidenstämme im Gebirge, auf die fortan kein Moslim Sklavenjagden richten darf. Einem unserer besten Afrika-Offiziere, dem Hauptmann Langheld, sind kürzlich die beiden Residenturen, die in Deutsch-Adamaua wie die der deutschen Tschadseeländer, mit dem Sitz in Garua übertragen worden. Gestützt auf eine blosse Polizeieskorte hier, eine Schutztruppenkompanie in Dikoa, wird es ihm in gewohnter Pflichttreue wohl gelingen, als Schirmherr und Berater der heimischen Suzeräne die Wohlfahrt unserer Schutzbefohlenen in vordem noch nie gekostetem vollen Gesetzesfrieden zu fördern. Das kann seine Rückwirkung auch auf den deutschen Unternehmungsgeist nicht verfehlen. Handelt es sich doch um ein Gebiet von Hunderttausenden tätiger Menschen, die nach Massgabe des Schutzes ihrer Arbeit immer bessere Abnehmer unserer Fabrikate zu werden versprechen, um ein Gebiet reichen Anbaues, das nach dem Tschadsee hin fast ein einziges Baumwoll- und Getreidefeld bildet, das bei seinem massenhaften Viehzuchtbetrieb für Lieferung von Pferden wie frischem Schlachtvieh nach der Kamerunküste und über diese hinaus von hoher Bedeutung werden kann, in dessen Gebirgen Eisenschätze und, wie man sagt, Goldadern der Ausbeutung harren, auf dessen äusserst lebhaften städtischen Märkten schon jetzt tripolitanische Händler die Kunsterzeugnisse fremder Erdteile feilbieten, nach leichter Vervollkommnung der Land- und Wasserstrassen aber die Waren sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treffen werden mit Verladungsstempeln vom Syrtengolf und vom Guineabusen, von Europa oder Amerika.

In Deutsch-Südwestafrika hemmen die Rebellen zeitweilig die Wissenschaft. Doch ist gerade noch vor Torschluss nach fünfjähriger mühevoller Arbeit die Feststellung der Ostgrenze des deutschen Gebiets gegen Englisch-Betschuanaland vom Oranjefluss bis zum 18. Parallelkreis vollendet worden. Nicht weniger als 400 000 Mk. hat es gekostet, um die gusseisernen Grenztafeln auf eben solchen Stangen in den dürren Sand- und Felsboden an rechter Stelle einzurammen; indessen, England trug ja die Hälfte der Kosten, und für die so sehr nötige gründliche Kartierung unseres Schutzgebiets in hoffentlich nicht ferner Zukunft ziehen wir aus dem denkwürdigen Unternehmen den Vorteil vollgesicherter Anlehnung an die stattliche Zahl der 146 Punkte, wie sie uns die deutsch-englische Grenzkommission als astronomisch, beziehungsweise trigonometrisch aufs genaueste festgelegt beschert hat. Bei Wiederaufnahme der Forschung auf diesem Boden aber wird uns Siegfried Passarges monumentales Werk „Die Kalahari" ein glänzender Leitstern sein, denn in dem physisch begründeten weiteren Begriff, in welchem der scharfsinnige Forscher die Kalahari auffasst, umschliesst sie eigentlich unser ganzes Schutzgebiet mit, und wir erhalten daher auch für dieses in jenem Werk grundlegend neue Aufschlüsse über die höchst eigentümlichen Einwirkungen grossartiger Klimaschwankungen, die von der paläozoischen Eiszeit bis zur modernen Periode einer gegenwärtig immer noch fortschreitenden Eintrocknung die Oberfläche umgestaltet haben, und über die wunderbaren Erscheinungen, wie gerade in diesem Raum, wo alles Leben um das Wasser ringt, die ewige Wechselbeziehung sich äussert, die besteht zwischen der Erde, den Pflanzen, den Tieren und den Menschen.

Gar nichts ist bedauerlicherweise zu berichten aus Kaiser Wilhelmsland, wo die Forschung seit Jahren ganz ins Stocken geriet, fast nichts desgleichen vom Bismarck-Archipel. Landmesser haben dort gelegentlich kleinere Strecken in Neu-Hannover, dem mittleren Neu-Mecklenburg und im Westteil der Gazelle-Halbinsel kartiert. An der Korallenkalkküste des mittleren Neu-Mecklenburg wurden Karsterscheinungen beobachtet; unfern der Landspitze Ramugur bricht aus der Tarmatantahöhle ein reissender Strom von 15 m Breite hervor, der die Mündung des im benachbarten Gebirge plötzlich versinkenden Flusses Longerem sein soll. An der Westseite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Gazelle-Halbinsel wurde das Sinewit-Gebirge bestiegen, eine kurze und schmale, gen Ostnordost streichende, ausgezackte Kette, die an ihrem binnenländischen Ende mit Gipfeln bis über 1000 m schliesst; das Gebirge ist über und über bewaldet, und an jedem seiner beiden Steilgehänge entspringt ein Quellarm des in der Streichrichtung des Gebirges der Westküste zufliessenden Toriu, den man nutzlos in „Holmes-Fluss" umgetauft hat. Im nachbarlichen Baininggebirge derselben Halbinsel beabsichtigt jetzt unser Gouverneur Dr. Hahl deutsche Farmer aus Queensland, wo ja viele Tausende der Unsrigen schon Generationen hindurch unter Tropensonne leben, gruppenweise anzusiedeln in einer malariafreien Höhenlage mit fruchtbarem Boden, zu der von der Lusulbucht, 40 km von Herbertshöhe, eine Strasse führt. Um den Versuch einladender zu gestalten, soll den Ansiedlern verständigerweise Land, Saat, Pflanzungsgerät und Vieh unentgeltlich überwiesen werden; für den Anbau des ersten Jahres stellt das Gouvernement sogar Hilfskräfte zur Verfügung.

Da fast sämtliche Inselgruppen Deutsch-Mikronesiens den Gegenstand eines besonderen Vortrags auf diesem Kongress bilden werden, so bleibt mir fast nichts mehr zu berichten übrig.

Der Kaiserliche Landeshauptmann der Marshall-Inseln sandte jüngst eine Schilderung ein über die schreckliche Katastrophe, die am vorigen 30. Juni diesen Atollarchipel verheert hat. Hierbei fesselt die Bemerkung, dass die dem furchtbaren Wirbelsturm vorangegangene Flutwelle die Inseln wenigstens des Jaluit-Atolls gänzlich unter Wasser setzte und „mit Geröll bedeckte". Das scheint verwertbar für Lösung der Frage, woher die Südseeinsulaner einst die guten harten Steine für Waffen und Hausgerät herbekamen, die der Boden ihrer Heimat nicht barg, von fern her antreibende Bäume aber, wie schon Darwins Späherauge sah, dann und wann am Strand in ihrem Wurzelwerk abluden.

Aus Samoa traf kürzlich die Nachricht ein, dass als Abschluss einer Periode erhöhter Erdbebentätigkeit auf der Nordseite der Insel Sawaii hinter der Landschaft Matautu ein neuer Vulkan entstanden ist. Zu wissenschaftlichen Untersuchungen hat dieses unerwartete Neuerwachen des Vulkanismus auf Samoa indessen nicht gelockt. Für die Wirtschaftskunde Samoas brachte uns von seiner im Auftrag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees nach den Inseln unternommenen Reise Professor Wohltmann erwünschte Aufklärung betreffs des Kakaobaus auf Upolu. In erlösendem Gegensatz zu den optimistischen Reklamen gewisser Erwerbsgesellschaften stellte er fest, dass Upolu durchaus nicht von einem Ende bis zum andern in Kakaopflanzungen hohen Ertrages zu verwandeln ist. Der an ein gleichmässig warmes und gleich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässig feuchtes Klima angepasste Kakaobaum findet auf Samoa wohl jene, aber nicht diese Forderung in solchem Masse erfüllt wie in den wunderschön gedeihenden Pflanzungen am Fuss unseres Kamerunberges. Bringen die sechs Monate der Trockenzeit Samoas gar zu spärliche Niederschläge, so missrät die Kakaoernte, und Wohltmann schätzt mindestens jedes 6. Jahr als eins mit solcher Fehlernte. Ausserdem bedarf aber der Kakaobaum eines so kalireichen Bodens, dass nach Ausweis der Bodenanalysen nur vereinzelte Gegenden Upolus erstklassigen Kakaoboden liefern. Immerhin ist der Anbau des Kakaobaums in Deutsch-Samoa in erfreulichem Aufschwung begriffen, und Kakao nimmt immer kräftiger im samoanischen Ausfuhrhandel die nächste Stelle neben Kopra ein. Samoas Kakaoausfuhr stieg von 1552 Kilogramm im Jahre 1900 auf 19 518 kg im Jahre 1904.

Unsere flüchtige Ueberschau hat mancherlei Erweiterungen unserer Kenntnis auf dem Feld deutscher Kolonialgeographie auch für das letztvergangene Triennium dargelegt, vieler Männer Namen zu erwähnen gehabt, denen wir tiefen Dank schulden für die opferwillige Förderung dieser grossen vaterländischen Sache. Zwei schwere Missstände jedoch stimmen unsere stolze Freude an den wiederum erzielten Fortschritten herab: der geographischen Erforschung der deutschen Schutzgebiete fehlt die systematische Zentralleitung, und die Veröffentlichung über ihre Erfolge hat mitten inne zwischen ruhmwürdig genauen amtlichen Stoffsammlungen auf der einen Seite, einer ins Endlose wachsenden, oft nur allzu seichten, populär beschreibenden Literatur auf der andern noch nicht die rechte Bahn gefunden, zugleich gründlich und geschmackvoll über die von Jahr zu Jahr sich aufhellenden Wesenszüge unserer Schutzlande die deutsche Nation, wie diese das verlangen kann, fortgesetzt und einheitlich zu belehren nach dem Grundsatz „non multa, sed multum". Es wäre eine nationale Grosstat, wenn es der kürzlich im Kreise unseres Kolonialrats niedergesetzten Kommission zur landeskundlichen Erforschung der deutschen Schutzgebiete gelänge, in diesen beiden Beziehungen Wandel zu schaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Stand der ethnographischen Forschung in unsern Kolonien.

Von Professor **Dr. K. Weule**, Leipzig.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Der Kolonialkongress 1905 gleicht seinem Vorgänger von 1902 im grossen und ganzen in Bezug auf die Wünsche der ethnographischen Wissenschaft, aber er ist grundverschieden von ihm in den Aussichten zu ihrer Verwirklichung. Lässt sich die Tagung von 1902 vom Standpunkt der Völkerkunde und der ihr nahestehenden Wissenschaften der Geographie und Sprachforschung aus charakterisieren als eine Gelegenheit, langgehegte Wünsche endlich einmal öffentlich zu Gehör bringen zu können und die Wege zu den gesteckten Zielen ganz im allgemeinen anzugeben, so sind wir demgegenüber heute, nach der so überaus kurzen Spanne von drei Jahren, bereits in der glücklichen Lage, das Arbeitsprogramm für alle drei Disziplinen fast schon in Einzelzügen zu entwerfen. Auf alle Fälle sind wir für alles das, was unter den Begriff der Landeskunde unserer Kolonien fällt, aus dem Stadium der ewigen Erörterungen heraus — es liegt an uns, Taten zu sehen.

Wie dieser Umschwung sich in so kurzer Zeit hat vollziehen können, das ist ein Faktum, welches vorbildlich für unsere gesamte Kolonisationsarbeit werden sollte. Nicht eine Behörde hat ihn veranlasst, auch kein Hochschulprofessor und kein Museumsmann, soweit die Völkerkunde in Frage kommt; die graue Theorie ist in diesem Falle, wenn auch nicht ganz, so doch beinahe ausgeschaltet gewesen; zu danken haben wir den raschen Fortschritt in Wirklichkeit vielmehr in allererster Linie einer Persönlichkeit, die ihr kraftvolles Gepräge, allen gelehrten Titeln zum Trotz, unverkennbar doch von einer rein praktischen Betätigung erhält: Herrn Prof. Dr. Hans Meyer aus Leipzig. Wer dem Kolonialkongress 1902 beigewohnt und den die Tagung einleitenden Vortrag meines geschätzten Leipziger Mitbürgers über die geographischen Grundlagen und Aufgaben in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete gehört hat, wird sich noch entsinnen, mit welch vollkommener Klarheit der Weg für eine systematische, einheitlich organisierte, dem Vaterland und der Wissenschaft gleich nützliche Durchforschung unserer Kolonien dort vorgezeichnet wurde. Dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Redner sekundierte damals in seiner bekannten humorvollen, darum aber nur um so wirksameren Weise unser trefflicher Alfred Kirchhoff, vor allem in der Richtung der Deckungsmittel. Unstreitig ist jener Vormittag des 10. Oktobers 1902 mit beider Männer Reden die Geburtsstunde für das grosse Unternehmen geworden, das zu fördern wir jetzt zum zweiten Male uns hier versammelt haben. Insoweit hat also der Kolonialkongress 1902 den auf ihn gesetzten Erwartungen vollauf entsprochen.

Auch den weitern Ausbau des damals gezeigten Weges verdanken wir Hans Meyer. Er gipfelt äusserlich in dem „Landeskundlichen Ausschuss", den der Kolonialrat am 29. Juni d. J. aus seiner Mitte gewählt hat mit der Bestimmung, „einen alle Zweige umfassenden Plan zur landeskundlichen Erforschung unserer Schutzgebiete auszuarbeiten"; für uns heute und an dieser Stelle näherliegend und wichtiger sind dagegen die eigentlichen Vorschläge Prof. Meyers zur Durchführung dieser Forschung selbst, die er dem Kolonialrat in seinem Kommissionsbericht vom 24. Juni gleichzeitig mit unterbreitet hat.

Sich mit diesen Vorschlägen zu befassen, haben die hier Versammelten das Recht, ja die Pflicht, aus folgenden Gründen: Zwei wesentliche Bestimmungen des Kolonialratsbeschlusses besagen, dass der Landeskundliche Ausschuss der Kolonialabteilung bei allen die Erforschung unserer Schutzgebiete betreffenden Angelegenheiten zur Seite stehen, von ihr zu Rate gezogen werden soll; dann, dass der Ausschuss sich seinerseits bei Sachkundigen, auch wenn sie dem Kolonialrat nicht angehören, selbst Rats erholen darf. Mit dem ersten Punkt hat die Kolonialabteilung sich, wie ich mit Freude gehört habe, einverstanden erklärt; für den zweiten wird die Ratserholung bei der Durchführung der Einzelaufgaben in Zukunft wohl kaum anders als durch sorgfältige, genaue Ausarbeitung am Schreibtisch gehen; zu der Aufzählung ihrer Hauptwünsche haben die in Frage kommenden landeskundlichen Zweigwissenschaften hingegen gerade heute schon umsomehr Veranlassung, als sich die Gelegenheit, durch gegenseitige Aussprache zu prinzipieller Übereinstimmung zu gelangen, späterhin kaum wieder in so trefflicher Weise darbieten wird, wie gerade auf einem allseitig besuchten Kolonialkongress.

Die von Prof. H. Meyer vorgeschlagene neue Forschungsmethode ist folgende: Es werden von der Kolonialverwaltung Fachmänner in unsere Schutzgebiete hinausgesandt, die innerhalb eines bestimmten Bezirkes bestimmte landeskundliche Forschungsaufgaben zu lösen haben. Sie unternehmen entweder besondere Expeditionen oder schliessen sich militärischen oder Grenzkommissionen an, oder aber sie treten in den Schutz einer geeigneten, günstig gelegenen Militär-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder Verwaltungsstation, die als Operationsbasis dient. Je nach der Lage und den Eigentümlichkeiten des betreffenden Stationsbereichs ist ein Botaniker, ein Geolog, ein Geograph, ein Ethnograph zu entsenden, doch soll der betreffende Fachmann nie so einseitig sein, dass er über seiner wissenschaftlichen Spezialität die übrigen Zweige der geographischen Forschung ganz vernachlässigt.

Von diesen drei Wegen ist, wie Professor H. Meyer in seinem Bericht mit Recht hervorhebt, die erste Methode die kostspieligste; sie garantiert allerdings auch für die Geographie am sichersten einen guten Erfolg. Für die Völkerkunde kommt sie einstweilen nur für das Innere von Neu-Guinea und die unbekannten Teile Neu-Irlands und Neu-Britanniens in Betracht; in allen übrigen Teilen unserer Schutzgebiete ist es für unsere Disziplin, der es stets weniger auf rasche, äussere, blendende Regionalerfolge, als auf eine systematische Aufnahme des gesamten Kulturbildes mit all seinen tausend Einzelzügen ankommt, entschieden richtiger, die Forscher auf bereits vorhandene Stationen zu setzen; höchstens, dass bei besonders günstigen Gelegenheiten der Anschluss an eine Grenz- oder Militärexpedition erfolgt.

Ich glaube den Intentionen des Landkundlichen Ausschusses, wie auch den Bedürfnissen der Völkerkunde am besten zu entsprechen, wenn ich heute in aller Knappheit und Kürze auf diejenigen völkerkundlichen Aufgaben in unsern Schutzgebieten hinweise, die nach meiner Ansicht einer Lösung in der von Hans Meyer angeregten Weise zuerst zugeführt werden müssen. Es handelt sich dabei, wie ich nochmals bemerke, lediglich um einen Generalwunschzettel; für die Ausführung wird jede Aufgabe peinlich genau ausgearbeitet werden müssen.

Bevor ich jedoch die Gebiete im einzelnen abschreite, halte ich es für meine Pflicht, mit ein paar Worten auf die Bedeutung der deutschen Kolonien für die Wissenschaft vom Menschen im allgemeinen hinzuweisen. Der wirtschaftliche Wert dieser Flächen ist im Verlauf der letzten 20 Jahre von so vielen Leuten so oft angezweifelt worden, dass man es bald selbst glauben möchte, hätte einem nicht eine langjährige Beschäftigung mit ihnen eine gegenteilige Ueberzeugung beigebracht. Aber selbst wenn dem auch so wäre, für die Völkerkunde im weitesten Sinne bilden sie die reichsten Fundgruben, die man sich denken kann; ja, fast möchte es scheinen, als ob die andern, älteren Kolonialmächte uns diesen Rest eigens übrig gelassen hätten, blos damit die deutsche Wissenschaft ein neues Reis auf ihrem Ruhmesbaume spriessen lassen könne, so gross und massenhaft quellen uns gerade in unseren Gebieten die Rätsel und Fragen anthropologischer, ethnographischer, linguistischer Art entgegen. Es liegt an uns, uns dieses Vertrauens würdig zu erweisen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Erhärtung des Gesagten ist es nützlich, sich über eine Karte, auf der alle unsere Schuzgebiete aufgezeichnet sind, viele andere Karten gleichen Massstabes geschichtet zu denken, deren jede eine oder mehrere völkerkundliche Einzelerscheinungen wiedergibt: die eine Rassengruppen und Rassengrenzen, die andere Völkerverschiebungen und Völkerschichtungen, die dritte die Sprachverteilung, andere soziale Gliederungen, noch andere die Verbreitung bestimmter Waffen und Geräte, oder bestimmter Sitten und Gebräuche, kurz, des gesamten materiellen und geistigen Kulturbesitzes. Denkt man sich dies alles auf die Unterlage projiziert und vergleicht dann die einzelnen Erdstellen miteinander, so wird tatsächlich offenbar, dass meine obige Behauptung nicht übertrieben ist; fast alle unsere Kolonien stellen Dichtigkeitsmaxima dar. Was wäre alles in Deutsch-Südwestafrika zu untersuchen gewesen, hätte nicht der unselige Aufstand die dortigen Volksverbände wohl für immer zerstört! Freilich, die Rassenstellung von Buschmann und Hottentotten zu klären, bleibt uns auch fernerhin noch Gelegenheit, aber damit allein ist's für die Völkerkunde nicht getan; sie will heute mehr: ein Eindringen in die Volksseele und ein Verstehen derselben in allen ihren Regungen und ihrer ganzen Entwicklung. Ich glaube, gerade bei den Herero haben wir in dieser Richtung sehr viel verpasst.

Eine um so glänzendere Arbeitsgelegenheit bieten dafür unsere drei andern afrikanischen Besitzungen dar. Generalproblem ist für Kamerun das Verhältnis von Bantu und Sudannegern, für Deutsch-Ostafrika das von Bantu und Hamiten; beide Gebiete liegen gerade für die Behandlung dieser beiden grossen Fragen glücklicher als irgend ein anderes Stück des dunkeln Weltteils. Togo endlich, das kleine, hat ebenfalls seine grosszügige Aufgabe: mit der in jener Gegend leichter als anderswo zu führenden Untersuchung über etwaige altägyptische Einwirkungen auf die Negerkultur kann es für die Klärung unserer Ansichten über alte Völkerbeziehungen ungemein viel beitragen.

Am bedeutsamsten aber sind unsere Aufgaben im Osten, in der Südsee. Einen leisen Vorgeschmack dessen, was dort noch zu erforschen, aber auch zu erreichen ist, geben die Arbeitsresultate von Prof. Schmidt in Mödling über die Rasseneinheit von Malaien und Hinterindiern und die scharfe Abgrenzung einer papuanischen Sonderrasse inmitten des grossen dunkeln Gemenges im Grenzgebiet des Indischen und des Stillen Ozeans. Darüber lagert dann das andere Problem des Negrito und des Melanesiers, dem wir mit dem neuerdings gepredigten Schlagworte der Konvergenz durchaus nicht näher kommen angesichts der Tatsache, dass in gleichgearteten Teilen Amerikas weder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neger, noch Melanesier, noch Pygmäen sich herausgebildet haben, und angesichts des andern Umstandes, dass auch skeptische Leute sich heute mehr und mehr bequemen, den Menschen und damit auch seine Wanderungen und Rassenzusammenhänge in sehr weit entlegene Zeiten zurückzuversetzen.

Das also sind die Arbeitspensa von weiter, von universaler Bedeutung; sie werden sich endgültig erst erledigen lassen, nachdem in den Einzelgebieten eine Summe von Kleinarbeit geleistet sein wird, von der sich unsere Generation nur schwer einen Begriff zu machen versteht. Nur frisch und fröhlich beginnen können wir sie.

Den Weg dazu weist uns eben der Hans Meyersche Arbeitsplan, den ich nunmehr im einzelnen ergänzen will.

I. In Kamerun sind es vor allem folgende Distrikte und Forschungsgegenstände, die weniger einer schnellen als einer möglichst gründlichen Erledigung harren.

1. Ein wahres Dorado für den Ethnographen muss das nördliche Zentrum, das Gebiet des Cross, die Bezirke Bamenda und Bali, vor allem aber Bamum sein. Die Gegend ist, von Bali abgesehen, erst in der jüngsten Zeit erschlossen worden; trotzdem ist sie in unsern Museen bereits ausserordentlich reich vertreten, das beste Zeichen eben, dass dort viel zu finden ist. Wie in ganz Kamerun, so muss auch dort die soziale Gliederung mit ihren Geheimbünden und Klubs von besonderem Interesse sein, ausserdem aber auch die religiösen Anschauungen mit ihrem Fetischismus und Animismus, ihrem Tierkult und vielleicht ihrem Totemismus. Eine der Stationen Ossidinge, Banjo, Bamenda oder Bali ist, glaube ich, der geeignete Zentralpunkt für die Durchforschung dieses Gebiets.

2. Für den Norden Kameruns hat man die Wahl zwischen Garua und Dikoa. Freilich, wir haben über das Tschad-Becken und Adamaua gute Bücher von Heinrich Barth an bis auf Passarge, aber sollen und können sie dem dicht und von so vielen und vielerlei Völkern besiedelten Gebiet gegenüber genügen? Liegt nicht gerade in jenem Distrikt der Schlüssel zum Verständnis der Bevölkerungsverhältnisse des gesamten zentralen Sudans?

Die übrigen Aufgaben will ich nur mit Schlagworten skizzieren.

3. Geographisch und ethnographisch gleich wichtig ist die Erforschung des Gebiets der Mbum von Ngila hinauf bis Ngaumdere. Die vereinzelten Vorstösse und Kriegszüge in dieses grosse Gebiet haben uns keinerlei zuverlässiges Wissen vermittelt.

4. Eine Aufgabe grossen Stils ist die Erforschung der Fan-Völker im Süden unserer Kolonie. Sie füllen ihn heute in Gestalt der Bakoko, Buli, Jaunde, Njem, Maka, Jengone usw. Als kräftig küstenwärts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drängendes, kriegerisches Element beanspruchen sie auch kolonialpolitisch unser Interesse. Lolodorf ist wohl die geeignete Forschungsstation, um so mehr, als sie ausserdem günstig für die Lösung des Pygmäenproblems liegt, dessen wir ebenfalls nicht vergessen dürfen.

II. In Togo kommt zunächst die Region zwischen dem 9° und 10° nördl. Br. für eine umfassende Erforschung in Betracht: das Gebiet der Kabre, Loso, Tamberma, Lama, Barba usw. Nach allem, was wir dorther in den Museen und der Literatur besitzen, müssen Land und Völker ausserordentlich interessant sein. Station ist wohl Bassari.

Im übrigen ist ganz Togo noch Forschungsfeld; die vielen Monographien, die wir seit den Zeiten Wolfs, Klings, v. François' usw. bis zur Gegenwart besitzen, überheben uns nicht der Pflicht, in allen Teilen des Landes systematisch weiter zu forschen; selbst die küstennächsten Gebiete sind ethnographisch noch wahre Fundgruben.

III. In Deutsch-Ostafrika erheischen vor allem vier Gebiete eine gründliche, umfassende Aufnahme:

1. Das abflusslose Gebiet im Südosten des Victoria Njansa mit seinem wahren Knäuel der heterogensten Völker und Völkchen. Baumanns Bericht von 1892 hat uns lediglich wissbegierig gemacht; seitdem aber ist dort im Grunde genommen nichts mehr geschehen.

2. Wichtig für das Verständnis der gesamten äquatorial-ostafrikanischen Völkerkunde ist eine universale Aufnahme des Seengebiets. Vorarbeiten sind in den Schriften von Hermann, Stuhlmann, Graf Goetzen, Kandt genug da; ein Abschluss fehlt indessen noch. Standort: Bukoba oder irgendeine andere Station jenes Gebiets.

3. Verhältnismässig wenig wissen wir trotz der trefflichen Arbeiten von Prince, Arning u. a. von den Sulu- und suluähnlichen Stämmen im Njassa-Gebiet. Sie, ihre Geschichte und die ihres Landes zu studieren, wird eine dankbare Aufgabe sein, doch ist natürlich erst das Ende der Unruhen abzuwarten. Standort: Ssongea.

4. Ungefähr nichts wissen wir endlich von dem Gebiet zwischen dem Rukwa-See und Unjanjembe. Hier ist tatsächlich noch Gelegenheit zu geographischen und ethnographischen Entdeckungen.

IV. Über unsere Aufgaben in der Südsee kann ich mich noch kürzer fassen. Nach einer Erschliessung des Innern von Neu-Guinea drängt seit Jahren alles; es wird nun endlich Zeit für uns, sie einmal in Angriff zu nehmen. Wo man beginnt, ist bei der fast allgemeinen Unbekanntschaft mit diesem Innern ziemlich gleichgültig, doch wird man sich schon aus reisetechnischen Gründen auf möglichst gangbare und kurze Verbindungslinien mit den Küstenzentren stützen müssen. Demgemäss wird man entweder den Kaiserin-Augustafluss oder den Ramu möglichst weit hinaufgehen oder aber die küstennahen Gebirge über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schreiten müssen, bis man zu Stellen gelangt, von denen aus sich die Erforschung von Land und Leuten für längere Zeit am bequemsten und sichersten durchführen lässt.

V. Auch im Bismarck-Archipel liegt trotz seiner langen Erforschungsgeschichte noch ein dankbares Arbeitsfeld vor uns. Was kennen wir, von der Gazelle-Halbinsel und etlichen Teilen Neu-Mecklenburgs abgesehen, geographisch von diesen beiden grossen Inseln, und was wissen wir trotz der glänzenden Sammlungen in unsern Museen im Grunde genommen von ihren Bewohnern! Ganz bezeichnend für dieses unser Wissen ist die Tatsache, dass selbst die Männer, die sich am intensivsten und häufigsten mit der Völkerkunde dieses Gebiets befasst haben, die Herren vom Dresdener Museum, etwas Erschöpfendes und Befriedigendes auch nicht haben schaffen können. Dazu fehlen doch eben alle Vorarbeiten in dem Sinne, wie wir ihn anstreben, nämlich ein Studium von Land und Leuten durch längere Dauer von einem Punkt aus. Für Neu-Pommern wird das auf absehbare Zeit wohl noch Herbertshöhe bleiben müssen, trotz seiner für unsere Zwecke exzentrischen Lage; für Neu-Mecklenburg dagegen haben wir in Namatanai einen Posten, der mit dem mittleren Teil der Insel selbst zugleich auch die Eilande Gerrit Denys, Fischer, Gardner usw. aufnehmen kann, in Kapsu oder Nusa solche, denen neben Neu-Hannover und St. Matthias auch eventuell die Admiralitätsinseln nebst Nachbarschaft überwiesen werden können, sofern man nicht vorziehen sollte, diese so oft umgetaufte interessante Inselgruppe einmal gesondert zu studieren. Verdient hat sie es.

Damit, denke ich, haben wir fürs erste Arbeit genug. Die Salomonen sind einstweilen noch unzugänglich; für die Marshall-Inseln und Samoa liegen bereits gute Arbeiten vor; auf den Marianen und Karolinen endlich haben wir in den Herren Fritz, Senfft, Dr. Born und Berg Männer, die es auch neben ihren Amtsgeschäften verstehen, treffliche Beobachtungen in grösserem Massstabe zu machen. Hier muss man abwarten, ob sich die Entsendung besonderer Fachleute späterhin noch als nötig erweisen wird.

Mit der Nennung von Namen bereits draussen befindlicher Verwaltungsbeamten und Ärzte komme ich zu der für unsere Zwecke so ausserordentlich wichtigen Personenfrage. In Fällen, wo unsere Beamten Musse und vor allen Dingen eine genügende Vorbildung, Neigung und Geschick zum Beobachten und Sammeln haben, soll man sie in ihren löblichen Bestrebungen in jeder Weise fördern und unterstützen, sei es durch dienstliche Entlastung, sei es durch Geldmittel; es kommt, wie die zum Teil umfangreichen Monographien von Krämer über Samoa, von Kollmann und Merker über Teile Ostafrikas, von Hutter und Dominik über Kamerun, von Klose über Togo, dann zahlreiche andere kleinere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeiten in unsern wissenschaftlichen Zeitschriften zeigen, recht Annehmbares dabei heraus. Zur Regel soll dieses Verfahren jedoch nicht werden; es soll im Gegenteil nur eine willkommene Ergänzung sein zu dem von Professor H. Meyer vorgeschlagenen Verfahren, das allein unsere landeskundliche Forschung auf eine Stufe heben kann, die zu erklimmen wir sowohl uns selbst wie auch den andern Kulturnationen gegenüber verpflichtet sind.

Die Rekrutierung und Heranbildung dieses wissenschaftlichen Forscherstabes wird naturgemäss Sache unserer höchsten Lehranstalten, für die Ethnographie speziell auch der Museen sein. Erfahrungen über den Zudrang zu der neuartigen Laufbahn müssen natürlich erst gesammelt werden, doch lässt sich mit Hans Meyer schon heute sagen, dass ein Mangel kaum zu befürchten sein wird, sofern man einen Weg findet, den kolonialen Forschern eine Einbusse an der Sicherung ihrer späteren Lebensstellung zu ersparen. Ein solcher Weg wird sich aber zweifelsohne sehr wohl finden lassen.

Über die G e l d f r a g e kann ich ebenfalls kurz hinweggehen. Seitdem die Kolonialabteilung, in Erfüllung vielfacher Wünsche, zugesagt hat, den Afrikafonds seiner ursprünglichen Bestimmung wiederum zuzuführen, ist sie in der Hauptsache befriedigend beantwortet. Das schliesst jedoch keineswegs aus, dass alle andern an unsern Kolonien wissenschaftlich interessierten Organe, gelehrte Gesellschaften, wissenschaftliche Institute und Privatpersonen ihre Mittel nunmehr andern Zwecken und Gebieten zufliessen lassen; im Gegenteil, es kann unserm nationalen Ansehen nur förderlich sein, wenn in dem bisher innegehaltenen Ausmass noch eine recht kräftige Steigerung eintritt.

Zum Schluss noch ein Hinweis auf die Art der Verwertung der Forschungsergebnisse. Soweit sie in Publikationen bestehen, ist lediglich das von H. Meyer und A. Kirchhoff vorgeschlagene Verfahren einzuschlagen, nach dem die längst und allseitig als unzulänglich erkannten „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" zu einem würdig ausgestatteten Archiv ausgestaltet werden, in dem die einzelnen Ergebnisse der verschiedenen Gelehrten oder Expeditionen zum Abdruck kommen, sobald sie druckfertig sind. Mit einem derart ausgestalteten, von der deutschen Gelehrtenwelt seit langem förmlich herbeigesehnten Organ wird man nicht nur dieser eine Freude bereiten, sondern das Reich hat dann endlich auch einmal Gelegenheit, durch Abgabe des Werkes an die interessierten Stellen anderer Länder sich jenen Ruhm der Munifizenz zu erwerben, der vielen von ihnen, vor allen den Amerikanern schon eigen ist.

Über die Verwendung der zweiten Art von Forschungsergebnissen, der naturkundlichen und ethnographischen Sammlungen, möchte ich mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keine Vorschläge erlauben; als Beamter eines Völkermuseums bin ich zu sehr Partei. Dass jedoch die alten Bundesratsbeschlüsse auch unter den neuen Verhältnissen Geltung behalten sollten, halte ich aus rechtlichen und wissenschaftlichen Gründen für ausgeschlossen. Es wird für den Landeskundlichen Ausschuss eine schöne, hoffentlich auch nicht zu schwere Aufgabe bilden, im Verein mit den deutschen Museumsdirektoren den massgebenden Behörden neue Vorschläge zu unterbreiten.

Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig: In den Vorträgen der beiden Herren Vorredner ist wiederholt der landeskundlichen Kommission des Kolonialrats Erwähnung getan worden. Da muss ich vor allem einen Irrtum berichtigen. Die Kommission ist nicht die Schöpfung eines einzelnen, sondern sie ist das Werk des Kolonialrats, der die Notwendigkeit einer systematischen landeskundlichen Erforschung unserer Schutzgebiete erkannt hat. Besonderer Dank für das Zustandekommen der Kommission ist dem Herrn Direktor der Kolonialabteilung zu zollen. Der Kommission ist vom Kolonialrat die Aufgabe gestellt worden, einen Plan zur einheitlichen landeskundlichen Erforschung der Schutzgebiete auszuarbeiten, und sie soll bei allen, die Ausführung dieses Planes betreffenden Angelegenheiten von der Kolonialverwaltung zu Rate gezogen werden. In dankenswerter Weise ist die Kolonialverwaltung bisher den Zielen und Absichten der Kommission entgegengekommen, und der Skeptizismus, der von mehreren Seiten in der Presse und in Fachzeitschriften darüber geäussert wurde, ist durchaus grundlos. Den Plan zur einheitlichen Erforschung der Schutzgebiete hat die Kommission bereits entworfen; sie wird ihn kurz nach dem Kongress, der für den Plan wohl noch manche neue Gesichtspunkte ergeben wird, der Regierung zur Annahme und zur Disponierung der für die Ausführung erforderlichen Mittel vorlegen. Der Plan und die Tätigkeit der Kommission wird sich auf alle Zweige der wissenschaftlichen Landeskunde erstrecken, also im Sinne der modernen Geographie alle Zweige der Naturwissenschaften umfassen, in ihrer Beziehung auf einen bestimmten Erdraum und auf die pflanzlichen, tierischen, menschlichen Bewohner dieses Erdraums. Da die Kommission die Befugnis hat, zu ihren Verhandlungen auch andere, dem Kolonialrat nicht angehörende Sachverständige hinzuzuziehen, so ist dafür gesorgt, dass die besten Kenner der einzelnen Schutzgebiete und die hervorragendsten Vertreter der wissenschaftlichen Landeskunde mit Rat und Tat an den Arbeiten der Kommission teilnehmen können. Wie die beiden Herren Vorredner in so lichtvoller Weise gezeigt haben, sind die Lücken der landeskundlichen Erforschung am grössten in unsern Südsee-Kolonien: dort wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Forschungsarbeit vor allem einzusetzen haben. In Deutsch-Afrika ist noch am meisten in Kamerun zu tun, am wenigsten in Togo, aber auch dort noch viel; im ganzen ist in unsern afrikanischen Kolonien mehr Detailarbeit, in Kaiser-Wilhelmsland mehr extensive Arbeit zu leisten. Vor allem sind es drei Wege, die zum Ziele führen können: 1. Besetzung vorhandener Militär- und Verwaltungsstationen mit einem Fachmann der Landeskunde; 2. Zuteilung landeskundlicher Fachmänner zu Grenzregulierungsexpeditionen; 3. Aussendung eigener Expeditionen zur Erforschung besonderer Gebietsteile. Näheres hierüber habe ich an anderer Stelle ausgeführt. Der Plan und das Arbeitsfeld ist gross, der Weg weit. Um so mehr ist es notwendig, dass die Kommission ihre Aufgaben und ihre Kräfte nicht zersplittert. Ich hoffe, dass beim nächsten Kongress die Kommission, wenn sie bei der Kolonialverwaltung auch weiterhin die erwünschte Unterstützung findet, schon in einigen Punkten sich der freundlichen Anerkennung würdig zeigen kann, die ihr heute von den Herren Vorrednern unverdientermassen auf Vorschuss zuteil geworden ist.

Paul Staudinger, Berlin: Es ist von Herrn Prof. Weule die Freigebigkeit der amerikanischen Institute im Verteilen ihrer Werke erwähnt worden. Was wir brauchen, ist die Freigebigkeit von Privatleuten für wissenschaftliche Forschungen. In England und Amerika haben wir glänzende Beispiele, wie einzelne reiche Privatleute die Kosten für grosse Expeditionen und Publikationen übernehmen. Auch wir haben dringend solche Spenden notwendig, denn der Afrikafonds genügt nicht für die vielseitigen Forschungsbedürfnisse, hoffentlich finden wir auch bei uns bald in Privatkreisen solche Unterstützer der Wissenschaft. Die Staatsmittel genügen nicht für die vielseitigen Ansprüche, welche die rege deutsche Wissenschaft an sie stellt.

Diakonus **Ad. Schulze,** Niesky, O.-L.: Wie in der Geographie, so besonders auch in der Ethnographie ist ein Zusammenarbeiten der wissenschaftlichen Forscher mit den Missionaren sehr zu empfehlen, da die Missionare viele Bedingungen erfüllen, die für ein fruchtbares ethnographisches Studium unerlässlich sind, und die von Reisenden gar nicht, von Beamten nur selten ausreichend, von wissenschaftlichen Forschern nur in besonders günstigen Fällen ganz erfüllt werden können. Denn um das letzte Ziel der Ethnographie bzw. Ethnologie (Kenntnis der Volks-Seele, -Religion, -Sitten und -Denkweise usw.) zu erreichen, muss der Forscher alle Mittel sich zunutze zu machen suchen. Vielleicht einer der gangbarsten Wege ist nun eine ausgiebigere Berücksichtigung der Arbeiten der Missionare, die über das reichste Ma-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terial verfügen; denn 1., sie bleiben länger, zum grossen Teil Jahrzehnte, in demselben Volke, 2., sie leben mehr als irgendein anderer weisser Mann mit den Eingeborenen täglich zusammen, was ihnen gründlichste Kenntnis ihrer Sitten, Gebräuche und Lebensweise ermöglicht, und 3., was das Wichtigste ist, sie lernen von Berufswegen die Sprache des betreffenden Volkes so gründlich wie möglich. Ohne diese sprachlichen Kenntnisse ist ein tieferes Verständnis für die Denk- und Handelsweise, für viele Sitten, kurz für die Volksseele und ihre Äusserungen, mehr oder weniger ausgeschlossen. Somit dürfte die ethnographische Forschung einen nicht geringen Gewinn haben, wenn es ihr gelingt, das reiche Material, welches viele Missionare ununterbrochen zusammentragen, in geeigneter Weise zu sammeln und zu verwerten. Auch dürfte es sich empfehlen, dass die Forscher womöglich längere Zeit mit älteren, erfahrenen, wissenschaftlich genügend gebildeten Missionaren zusammen arbeiten und sich von ihnen an Ort und Stelle in das rechte Verständnis des Volkstums einführen lassen. Die Beweise dafür, wie wertvolle Beiträge die Mission der Ethnologie zu liefern vermag, sind sehr zahlreich, man braucht nur an Namen von Missionaren wie Livingstone (Afrika), Heckewälder und Zeisberger (Indianer), David Cranz (Grönland), Hugo Hahn (Herero), Faber (China) u. a. zu erinnern.

Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin: Ich möchte darauf hinweisen, wie wichtig es ist, bei der Ausdehnung der für die wissenschaftliche Erforschung der Schutzgebiete gestellten Aufgaben sich auf das Hauptsächlichste zu beschränken. Die zur Verfügung stehenden Mittel sind im Verhältnis zu den gestellten Aufgaben so gering, dass an eine umfassende Forschung, so, wie sie in dem Plane liegt, nicht gedacht werden kann. Die Aufgaben werden mehr generell als speziell sein und bei aller ihrer Wissenschaftlichkeit doch in erster Linie da gesucht werden müssen, wo sie der Praxis dienen können. Auch das zu schaffende Archiv in Erweiterung der bestehenden „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" bietet nicht den genügenden Raum zur Veröffentlichung der vollständigen Forschungsberichte, vielmehr werden in ihm nur die Generalberichte der von der landeskundlichen Kommission zu entsendenden Reisenden veröffentlicht werden können.

P. **Enshoff,** Benediktiner aus St. Ottilien: Ich freue mich, gerade in diese Sektion gekommen zu sein, wo eben über praktische Mitarbeit an der ethnographischen Forschung gesprochen wird. Die Missionspublikationen, sowohl katholische wie protestantische, enthalten viel Material, Gratisexemplare werden wohl alle Deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missions-Gesellschaften den wissenschaftlichen Instituten überweisen. Wir sind auch für Unterweisung über ethnographische Wünsche recht dankbar, und da möchte es nur nützlich sein, kleinere Fragebogen anzufertigen, etwa vier Seiten stark, über je einzelne Fragen, die dann sich sukzessive folgen; auf solche kleine Fragen kann man in der Praxis leichter eingehen, als auf bogenlange Fragebogen.

Paul Staudinger, Berlin: Der Herr Vorredner hat sehr recht, dass die Fragebogen für die meisten Leute in den Tropen zu umfangreich sind, sie können noch ergänzt werden für Spezialforscher, sie verwirren aber durch die Fülle der Fragen die meisten oder schrecken viele davon ab, sie zu beantworten.

Man vergesse nicht, dass im allgemeinen die Leute in den Tropen nicht so arbeitskräftig und -freudig sind, wie in gemässigten Klimaten, namentlich nicht, was das Schreiben anbelangt. Schon bei der Neubearbeitung der Fragebogen des internationalen Vereins für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaften, die mir zur Begutachtung und eventuellen Erweiterung vorgelegt waren, habe ich auf die zu grosse Ausführlichkeit derselben für die meisten Befragten hingewiesen, denn bei der grossen Menge der gestellten Fragen, werden manche sich nicht einmal die Mühe machen, den Fragebogen genau durchzulesen, und noch mehr sich fürchten, sich in eine anscheinend so arbeitsreiche Sache zu versenken. Es soll nun nicht die Notwendigkeit ganz genauer Fragebogen für verschiedene Zwecke verneint werden, aber praktisch dürfte sich der Gegenstand vielleicht so ordnen lassen, dass ein kurzer Fragebogen mit einer Anzahl von Hauptfragen aufgestellt wird und dann für eingehendere Forschungen, gleichsam als Ergänzung, noch ein ganz genauer Fragebogen beigegeben wird. Redner ist gern bereit, bei der Zusammenstellung solcher Fragebogen mitzuwirken, auch wird sich vielleicht die Kommission des Kolonialrats zur planmässigen Erforschung der Schutzgebiete mit der Sache beschäftigen.

Was nun den andern Punkt, die Herausgabe des ruhenden druckfertigen Materials über Arbeiten ethnographischer, naturwissenschaftlicher oder linguistischer Art aus unsern Schutzgebieten anbetrifft, so ist dem Redner die Fülle desselben bekannt, und er weiss, was für wertvollen Stoff beispielsweise die Missionare beider Konfessionen zusammengetragen haben. Leider fehlt es aber an Mitteln dazu, die Sachen zu veröffentlichen. Hier wäre z. B. ein Feld, wo die private Hilfstätigkeit einsetzen könnte. In Erwägung wäre aber noch zu ziehen, ob sich nicht eine Sammelstelle für solche Manuskripte zwecks Aufbewahrung, Sichtung und späterer Veröffentlichung schaffen liesse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herm. Singer, Schöneberg: Ich möchte nur mit zwei Worten diejenigen in Schutz nehmen, die daran gezweifelt haben, dass bei der Aktion des Kolonialrats so bald etwas herauskommen würde. Bis vor kurzem erschien die Skepsis nicht ungerechtfertigt. So ist mir versichert worden, dass die Kolonialverwaltung den Beschlüssen der Kommission nur mit Widerstreben begegnet ist. Ferner sind jetzt zwei Grenzexpeditionen nach Kamerun hinausgesandt worden: die Seefriedsche nach dem Süden, die Förstersche nach dem Osten. Hier wäre Gelegenheit gewesen, den Wünschen der Kommission zu folgen; man hat aber keine Gelehrte den Expeditionen beigegeben.

Wenn nun von Herrn Prof. Meyer versichert wird, dass jetzt die Kolonialverwaltung, speziell Herr Kolonialdirektor Stuebel, das grösste Entgegenkommen zeigt, so können wir ja zufrieden sein.

Prof. Dr. **Dingler,** Aschaffenburg, möchte anregen, einen Appell an die deutschen Geldmagnaten zu richten, dass dieselben durch freiwillige Schenkungen nach dem Muster reicher Amerikaner einen Fonds zusammenbringen, um ein Institut in der Art des amerikanischen Smithsonian Institution zu gründen.

Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig: Herrn Singer möchte ich erwidern, dass sich die Kolonialverwaltung bisher in keiner Weise den Zielen der Kommission entgegengestellt hat; mir wenigstens ist davon absolut nichts bekannt. Wenn der südkameruner Grenzexpedition kein landeskundlicher Fachmann zugeteilt worden ist, so liegt es daran, dass die Grenzkommission ernannt und ausgesandt war, bevor die landeskundliche Kommission ins Leben getreten ist; aber was noch nicht ist, kann ja noch werden.

Meinem verehrten Kollegen Vohsen muss ich ebenfalls widersprechen. Herr Vohsen warnt mit Recht vor Zersplitterung, das habe ich vorhin auch schon getan. Aber Herr Vohsen bringt zugleich einen Gesichtspunkt in den Forschungsplan der Kommission, der gerade die Gefahr und die Wahrscheinlichkeit der Zersplitterung in sich birgt. Er will, dass vor allem wissenschaftliche Untersuchungen ins Werk gesetzt werden, die der wirtschaftlichen Kolonisation nützen. Das, meine Herren, dürfen wir nicht. Die Aufgaben der Kommission sind lediglich solche der wissenschaftlichen Landeskunde. Die Praxis wird von selbst aus den wissenschaftlichen Resultaten unserer Arbeiten Nutzen ziehen. Auch ist der Afrikafonds, der für die landeskundliche Forschung wesentlich in Betracht kommt, lediglich zur „Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen" bestimmt. Daran müssen wir unter allen Umständen festhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Kirchhoff,** Mockau Parthe: Ich möchte doch davor warnen, die so wünschenswerte Reform der Veröffentlichung über die Ergebnisse der fortschreitenden Erforschung unserer Schutzgebiete aufzufassen als ein für die Verwaltungsbeamten oder für gelehrte Spezialisten berechnetes „Archiv". Derartige Archive besitzen wir ja bereits. Was uns fehlt und was wir dem landeskundlichen Ausschuss unseres Kolonialrats dringend ans Herz legen möchten, das ist ein literarisches Organ für die fortgesetzte Belehrung unserer ganzen Nation über die landes- und volkskundlichen Fortschritte in der Aufhellung unserer Schutzlande. Ein solches Organ kann naturgemäss nur ein geographisches sein, weil die bunte Fülle von topographischen, natur-, wie volkskundlichen Ergebnissen eben nicht anders zu einem Ganzen in der Darstellung einheitlich zu verbinden ist, als durch das Entwerfen des Bildes des sie alle umfassenden Landes. Also ja keine neue archivalische Aufspeicherung von Rohstoff, sondern von Meisterhänden ausgeführte landeskundliche Darstellungen auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber jeden Gebildeten packend!

Ueber Aufgaben des Pflanzenschutzes in den Kolonien.

Von Regierungsrat Dr. **Walter Busse,**
Mitglied der Kaiserl. Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft,
Dozent an der Universität Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

In den tropischen Ländern hat sich, wie fast allgemein auf der Erde, gezeigt, dass mit der fortgesetzten Züchtung in grösseren Beständen die Widerstandsfähigkeit der Kulturpflanzen gegen schädliche Einflüsse aller Art im Schwinden begriffen ist.

Es macht sich hier dieselbe Erscheinung geltend, die auch beim Kulturmenschen und den Haustieren schon seit langer Zeit hervorgetreten ist, und die in hygienischen Massnahmen aller Art ihren beredten Ausdruck findet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie Milzbrand, Rotz und Schweinerotlauf, so hat auch die Vernichtung oder Schmälerung der Ernten durch Pflanzenkrankheiten bisweilen ungeheure Verluste an Privat- und Nationalvermögen zur Folge gehabt, und das Bedürfnis nach wirksamen Abwehr- und Verhütungsmassregeln trat immer stärker hervor. Wissenschaft und Praxis haben nun im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts neue Bahnen gefunden, auf denen zunächst einmal für die Kulturpflanzen der gemässigten Zone der Kampf gegen die Krankheiten und Schädlinge eröffnet werden konnte. Zwar ist es noch längst nicht gelungen, alle auf diesem Arbeitsfelde erstrebten Ziele zu erreichen, noch sind wir weit davon entfernt, eine „Pflanzenhygiene" in vollendeter Form zu besitzen, aber in fast allen Kulturländern wird mit zunehmendem Eifer und auch mit wachsenden Erfolgen daran gearbeitet, die vielseitigen, den land- und forstwirtschaftlichen Betrieben drohenden Gefahren planmässig zu bekämpfen.

Für die Länder mit Kolonialbesitz trat in neuerer Zeit mannigfache Veranlassung zutage, jene Bestrebungen auch auf ihre Kolonien auszudehnen. Wie bei uns Getreiderost und -brand, Rübennematoden, Kartoffelkrankheiten, die Reblaus usw. in Feldern und Weinbergen wüteten und einen durch gesetzliche Massnahmen wirkungsvoll unterstützten Kampf herausforderten, so zwangen die Vernichtung des Kaffeebaus auf Ceylon durch den Blattpilz Hemileia vastatrix, die Gefährdung der Zuckerrohrkultur auf Java durch die Serehkrankheit u. a. m. energisch zum Einschreiten. Vor allem waren es die Holländer, die, wie in allen Zweigen der tropischen Landwirtschaft, auch hierin mit gutem Beispiel vorangingen. Gründung von Spezial-Versuchsstationen für die wichtigsten Kulturen, angestrengte Forscherarbeit und systematische Prüfung aller modernen Methoden in der Praxis — ohne Ansehung der Kosten — haben auf Java zu teilweise glänzenden Erfolgen geführt. Und wenn auch dort, wie überall auf diesem Gebiet, noch viel zu tun bleibt — ich erinnere nur an die zunehmende Bedrohung der Chinarindenbäume durch Krankheiten und Schädlinge — so kann uns doch das Vorgehen der Holländer für unsere Kolonien vorbildlich sein.

Fast unmittelbar nach Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges begann auch Nordamerika mit grossem Eifer, in seinen neuen tropischen Besitzungen das land- und forstwirtschaftliche Versuchswesen auszugestalten. Das U. S. Departement of Agriculture richtete an allen wichtigen Plätzen Zweigstationen ein und sandte alsbald besondere Sachverständige hinaus, die sich mit den Krankheiten der tropischen Kulturpflanzen zu beschäftigen hatten. Namentlich auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Philippinen ist seither eine rege Tätigkeit in dieser Richtung entfaltet worden.

Auch in Britisch-Indien lässt sich eine beachtenswerte Zunahme der Förderung und Ausdehnung des Pflanzenschutzes konstatieren. Ebenso wie auf Java kommt auch hier diese Arbeit sowohl den Europäer-Plantagen, wie den Kulturen der Eingeborenen zugute.

Weniger erfreuliche Bilder weisen andere tropische und subtropische Gebiete auf. Ich erinnere nur an die weitgehende Zerstörung der ehemals so blühenden Orangenkultur auf den Azoren durch eine, wie es scheint, heute noch unerforschte Pilzkrankheit und an die Verheerungen in den Kaffeepflanzungen Zentral-Amerikas durch den berüchtigten „Ojo de Gallo", den Pilz Stilbella flavida.

Hierbei ist auch mit in erster Reihe der Kakaokrankheiten in Kamerun zu gedenken. Ehe ich jedoch spezieller darauf eingehe, sei ein kurzer Überblick über den derzeitigen Stand der Pflanzenkrankheiten und auch des Versuchswesens in den deutschen Kolonien überhaupt gestattet.

Die Ausdehnung der Plantagenkulturen in den Schutzgebieten hat es mit sich gebracht, dass fast in sämtlichen belangreichen Kulturen tierische und pflanzliche Schädlinge in höherem oder geringerem Masse aufgetreten sind. Besonders sind die jungen Unternehmungen in Afrika schwer von derartigen Plagen bedacht worden; verschiedene dort einheimische Insekten, die vorher auf den Pflanzen des Urwaldes oder der Steppe ihr Dasein fristeten, haben sich gierig auf gewisse, ihnen mehr zusagende, eingeführte Nutzpflanzen gestürzt, und sich mit den ihnen durch die Vergrösserung der Plantagen gebotenen günstigeren Existenzbedingungen in beänstigender Weise vermehrt. Die Zahl der als schädlich bekannt werdenden Arten nimmt beständig zu. Auch an Pilzkrankheiten herrscht kein Mangel.

In einigen Betrieben haben die fraglichen Schädigungen bereits einen derartigen Umfang angenommen, dass das Fortbestehen wertvoller Kulturen geradezu in Frage gestellt wird. Dabei ist nicht nur das an den europäischen Pflanzungsunternehmungen beteiligte Kapital in Mitleidenschaft gezogen, sondern auch die Eingeborenen sind stellenweise durch Vernichtung ihrer Kulturen an den Rand der Hungersnot gebracht worden.

Die Pflanzer stehen den in ihren Anlagen auftretenden Krankheiten meist machtlos gegenüber, da es ihnen vielfach an der Kenntnis der Ursachen und der Bekämpfungsmethoden mangelt, und ihnen keine Möglichkeit gegeben ist, sich nach beiden Richtungen hin zu informieren. Durch verfehlte Versuche, der Krankheiten Herr zu werden, wird oft der Schaden noch vergrössert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betrachten wir die Verhältnisse in den einzelnen Kolonien etwas näher, so müssen wir ohne weiteres sagen, dass Kamerun zurzeit am stärksten bedroht ist.

Die durch Pilze verursachte Braunfäule der Kakaofrüchte, die im Vorjahre auf einigen Plantagen bis 75 Prozent aller Früchte befallen hatte und auch heuer wieder in besorgniserregendem Masse aufgetreten ist, und ein als „Rindenwanze" bekanntes Insekt, das stellenweise ganze Bestände verwüstet hat, fügen den Kakaoplantagen unberechenbaren Schaden zu. Dazu kommen noch der sogenannte Wurzelpilz und andere Plagen. Von 30 000 Bäumchen arabischen Kaffees am Kamerunberge hat ein Rüsselkäfer nur noch vereinzelte kümmerliche Stümpfe übriggelassen; die Versuche, den amerikanischen Kautschukbaum Castilloa elastica, zu Grosskulturen einzuführen, hat eine Bockkäferlarve fast durchweg zum Scheitern gebracht, und auch die junge und aussichtsreiche Kultur der einheimischen Kautschukpflanze Kickxia elastica wird auf einigen Pflanzungen durch einen schädlichen Käfer bedroht. Damit ist die Liste keineswegs erschöpft, sondern sie beschränkt sich nur auf die gefährlichsten Feinde.

Aus Mangel an Sachverständigen konnte nur auf einigen wenigen Plantagen, deren Leiter bereits von Deutschland her Erfahrungen in der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten besassen, gegen die Schädiger der Kulturen vorgegangen werden. In richtiger Erkenntnis der grossen Gefahren, die dem Plantagenbetrieb in Kamerun erwachsen waren, hatte schon im Jahre 1902 das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin, dessen vielseitige und gemeinnützige Tätigkeit zum besten der Kolonien nicht oft genug gerühmt werden kann, den Plan gefasst, einen Fachmann nach Kamerun zu entsenden, der die Krankheiten der Kulturpflanzen an Ort und Stelle studieren und Mittel zur Bekämpfung ausfindig machen sollte. Die Ausführung dieser „Pflanzenpathologischen Expedition" musste aus äusseren Gründen bis zum vorigen Jahre hinausgeschoben werden und wurde dann mir übertragen.

Meine Untersuchungen über die Natur der fraglichen Krankheiten, über die Lebensbedingungen der pflanzlichen und tierischen Schädlinge, und die noch im Gange befindlichen Versuche zu deren Bekämpfung können aber nur als Einleitung, als Beginn der Arbeit angesehen werden. Noch für Jahre hinaus werden systematisch betriebene Beobachtungen und Versuche notwendig sein, um die Feinde zu bezwingen, denen man bisher mehr oder weniger machtlos gegenüberstand.

Es ist dringend zu hoffen, dass die seit dem Ausscheiden von Prof. Preuss verwaiste Stellung des Leiters an der Versuchsanstalt für Landeskultur in Victoria baldmöglichst mit einem Fachmann besetzt werde, der — mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet — sich jenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brennenden Fragen eingehend widmet. Ob man diesem auch einen Zoologen wird beigeben müssen, wird der Verlauf der Dinge zeigen.

Fast gleichzeitig mit dem Anwachsen der Schädigungen des Kakaos in Kamerun wurde bekannt, dass die junge, vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee ins Leben gerufene Baumwoll-Volkskultur in Togo von Krankheiten und Schädlingen aller Art bedroht würde. Daraufhin wurde auch diese Frage mit den Aufgaben der „Phytopathologischen Expedition" verknüpft, und ich hatte während eines dreimonatlichen Aufenthalts in den Baumwollgebieten des südlichen Togo Gelegenheit zu einer eingehenden Untersuchung.

Aber nicht nur die Baumwolle, sondern auch andere wichtige Kulturgewächse, so die Kokospalmen der Küstenzone und die in Misahöhe eben heranwachsenden Kolabäumchen haben ihre Feinde, und mit der Ausgestaltung der Kulturen werden derer noch weitere auftreten.

Togo verfügt leider noch nicht über eine Kulturstation, jedoch ist bereits für das nächste Jahr die Einstellung eines land- und forstwirtschaftlichen Referenten beim Kaiserlichen Gouvernement in Aussicht genommen, und die Gründung einer landwirtschaftlichen Schule für Eingeborene vorgesehen.

Zurzeit lässt sich noch nicht übersehen, ob Togo auf die Dauer ohne einen speziell phytopathologisch vorgebildeten Sachverständigen auskommen wird. Die Baumwollkulturen werden voraussichtlich von Zeit zu Zeit der Revison durch einen Spezialisten bedürfen; für die übrigen Kulturen wird die Regelung der Frage davon abhängen, wie weit sich der technische Referent und der Leiter der geplanten landwirtschaftlichen Schule in die Aufgaben des Pflanzenschutzes einarbeiten werden.

Für Ostafrika war seit Jahren eine weitgehende Organisation des Pflanzenschutzes zur Frage von grösster Wichtigkeit geworden. Die Heuschreckenplage, die Krankheiten des Getreides, die immer verderblicher auftretenden Schädlinge der Kaffeeplantagen, und mit der Einführung der Baumwollgrosskultur auch deren mannigfache Feinde, setzten allmählich so grosse Werte auf das Spiel, dass mit kleinen Mitteln dagegen nichts zu tun war. Auch dort hat sich das Kolonialwirtschaftliche Komitee besondere Verdienste erworben, indem es mit Energie auf die Errichtung einer Versuchsanstalt hinarbeitete — eine Forderung, der sich die Regierung von Anfang an durchaus geneigt erwies.

Durch die Gründung des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts Amani ist nun die Kolonie ausgezeichnet versorgt. In Amani wirken ausser dem Direktor, Geh. Rat Stuhlmann, der mit der Landwirtschaft der Eingeborenen und den allgemeinen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnissen und Bedürfnissen des Landes durch langjährige Tätigkeit, wie kein zweiter, vertraut ist, als Botaniker Professor Zimmermann, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete des tropischen Pflanzenschutzes, mit einem phytopathologisch geschulten Assistenten, als Entomologe Professor Vosseler und ein Chemiker. In kurzer Zeit haben die genannten Gelehrten in gemeinsamer Arbeit das junge Institut zu einer namhaften Zentrale gemacht, indem sie ihre Aufgaben mit praktischem Blick erfassten und angriffen.

Bei einem Vergleich mit den Verhältnissen in Kamerun kann man nicht umhin, einzugestehen, dass diese von der Natur so reich bedachte Kolonie in Fragen des Kulturwesens bisher etwas zu kurz gekommen ist.

Samoa befindet sich zurzeit in ähnlicher Lage, wie Togo. Dem Gouverneur steht kein Sachverständiger zur Seite, obwohl — wie Geh. Rat Wohltmann unlängst überzeugend dargelegt hat — die wirtschaftlichen Verhältnisse der Inseln eines solchen dringend bedürfen. In den dortigen Plantagen-Unternehmungen, vornehmlich in der Kakaokultur, sind ganz erhebliche Kapitalien niedergelegt. Und da gerade der Kakaobaum von Schädlingen aller Art in besonders hohem Masse heimgesucht wird, lässt sich voraussehen, dass die Forderung nach einem auf dem Gebiet des Pflanzenschutzes erfahrenen Fachmann und einem ständigen Überwachungsdienst immer dringlicher hervortreten wird. Bei der grossen Entfernung Samoas von dem Mutterlande würde die gelegentliche Entsendung eines Spezialisten aus Deutschland, die doch in gewissen Zeitabständen immer wiederholt werden müsste, die gleichen Kosten verursachen, wie die Einstellung eines ständigen Beamten, ohne dabei annähernd den gleichen Nutzen zu gewähren.

In geringerem Grade scheint sich dieses Bedürfnis bisher in Neu-Guinea geltend gemacht zu haben, wenngleich auch dort nach einem Versuchsgarten verlangt wird.

Ohne die Gründung derartiger Institute wird auf die Dauer in keiner tropischen Kolonie, deren Existenz ganz oder teilweise auf landwirtschaftlicher Produktion basiert, sachgemäss und erfolgreich gearbeitet werden können. Die Holländer, Engländer und Amerikaner sind uns darin mit gutem Beispiel vorangegangen.

Um nun beurteilen zu können, in welcher Weise eine botanische oder landwirtschaftliche Anstalt in den Kolonien den an sie herantretenden Aufgaben des Pflanzenschutzes gerecht werden kann, müssen wir uns kurz mit dem Wesen und den Grenzen dieser Aufgaben befassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter „Pflanzenschutz" im engeren Sinne verstehen wir einen Zweig der Phytopathologie, der Lehre von den Pflanzenkrankheiten, und zwar denjenigen, der die Ergebnisse dieser Wissenschaft in die Praxis umsetzt. Mit dieser Definition ist zugleich ausgedrückt, dass es sich bei den Aufgaben des Pflanzenschutzes in letzter Instanz um rein praktische Aufgaben handelt.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass der Ausübung des Pflanzenschutzes die Erforschung der Pflanzenkrankheiten vorauszugehen hat, dass die wissenschaftliche Forschung auch hier der Praxis die Grundlage liefert. Mit der Erkennung der Ursache, z. B. der wissenschaftlichen Bestimmung des Schädlings allein, ist es dabei nicht getan, wenigstens soweit es sich nicht um schon bekannte Krankheiten handelt. Das Studium des inneren und äusseren Krankheitsbildes, des Verlaufs der Krankheit und ihres Einflusses auf die physiologischen Verhältnisse der Pflanze, des Entwickelungsganges der Krankheitserreger und ihrer Beziehungen zu den Witterungs- und Bodenverhältnissen, spielt die Hauptrolle. Ebenso sind vielfach Infektionsversuche unerlässlich. Da auch Krankheiten nichtparasitären Ursprungs in Betracht kommen, allein durch widrige Einflüsse des Bodens oder der Witterung hervorgerufen, liegt es auf der Hand, dass zur Ausführung der eben skizzierten Arbeit in erster Linie derjenige berufen ist, der über einige Erfahrung in den Tropen und insbesondere über Kenntnis der tropischen Landwirtschaft und ihrer Grundlagen verfügt. Derart vorgebildeten Sachverständigen wird es auch leichter gelingen, Einblick in den Krankheitsverlauf und die Beziehungen des Schädlings zur Nährpflanze zu gewinnen. Botaniker und Zoologe werden sich vielfach in die Arbeit teilen müssen. Dem letzteren würde u. a. auch die wichtige Aufgabe zufallen, die natürlichen Feinde der tierischen Schädlinge zu erkunden und zu beobachten, mit deren Hilfe sich oft wirksamer arbeiten lässt, als mit künstlichen Bekämpfungsverfahren. So sind z. B. auf Java durch die sinnlose Vertilgung der Vögel seitens der Eingeborenen dem Menschen wertvolle Bundesgenossen im Kampfe gegen schädliche Insekten entzogen worden. Auch erinnere ich an die Vertilgung der Schildläuse durch Coccinelliden.

Wie bereits erwähnt wurde, bedeutet die Erforschung der Pflanzenkrankheiten allein noch keinen Pflanzenschutz. Dieser setzt erst ein, wenn die erwähnten Vorarbeiten im wesentlichen abgeschlossen sind. Als die wichtigsten Aufgaben des Pflanzenschutzes sind zu nennen: die Bekämpfung der Krankheiten, die Verhütung der Verbreitung vorhandener Schädlinge innerhalb des betroffenen Landes oder Bezirks und die Massregeln zur Verhinderung

der Einschleppung tierischer oder pflanzlicher Schädlinge aus fremden Ländern.

Die Bekämpfung der Krankheiten oder Schädlinge kann eine direkte oder eine indirekte sein. Je nach der Natur der Schädigung oder ihres Erregers, nach der Art des Betriebes, den örtlichen Verhältnissen und dem Werte des geschädigten Objekts, wird man entweder die eine oder die andere Methode zu wählen haben.

Ein geradezu klassisches Beispiel für die Schwierigkeiten, die sich mitunter der Bekämpfung von Krankheiten entgegenstellen, und gleichzeitig für die glänzende Lösung einer so überaus schwierigen Frage, haben uns die Holländer in ihrem Kampfe gegen die Serehkrankheit des Zuckerrohrs geliefert.

Nachdem diese berüchtigte Seuche, deren eigentliche Ursachen übrigens heute noch nicht vollständig erkannt sind, der javanischen Zuckerrohrkultur jährlich Millionen von Gulden an Schaden verursacht hatte, ohne dass es gelungen wäre, ihr mit direkten Bekämpfungsmitteln beizukommen, begann man mit der Züchtung widerstandsfähiger Zuckerrohr-Varietäten. Hierbei musste aber gleichzeitig auf den Zuckergehalt des Rohrs Rücksicht genommen werden. Für diese Versuche wurden etwa 500, aus allen Weltteilen bezogene Kulturformen des Zuckerrohrs verwendet, von denen schliesslich nur etwa ein Dutzend in grösserem Massstabe kultiviert wurde, da die meisten von der Krankheit ergriffen wurden, die übrigen aber zu geringe Zuckermengen lieferten. Doch brachten auch die gegen die Krankheit immunen Varietäten keine befriedigenden Ernten, die Zuckerproduktion blieb beträchtlich hinter den Erträgen des früher auf Java fast ausschliesslich gebauten Cheribon-Rohrs zurück.

Diese und andere Übelstände veranlassten den Direktor der Zuckerrohr-Versuchsstation für Ost-Java, Dr. Kobus, zu untersuchen, ob nicht durch eine ungeschlechtliche chemische Selektion des Rohres die zuckerarmen widerstandsfähigen Varietäten auf einen höheren Ertrag zu bringen wären. Seine, vier Jahre hindurch geradezu mustergültig fortgesetzten Untersuchungen, die allein zirka 30—40 000 Einzelanalysen erforderten, waren vom besten Erfolge gekrönt. Das überraschendste Ergebnis der Versuche war der Nachweis eines Zusammenhanges zwischen Zuckergehalt des Rohres und Immunität gegen die Serehkrankheit, dergestalt, dass die aus Stecklingen zuckerreichen Rohres gezogenen Nachkommen widerstandsfähiger gegen Sereh sind, als die Nachkommen zuckerarmer Pflanzen.

Abgesehen von der Methodik zeigt dieser Fall, wie wertvoll auch die Mitarbeit des Chemikers im Kampfe gegen die Pflanzenkrankheiten ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Züchtung widerstandsfähiger Pflanzen-Formen und -Rassen hat in neuerer Zeit eine immer steigende Bedeutung gewonnen. Dieser Weg lässt sich allerdings längst nicht in allen Fällen beschreiben, bisweilen aber ist er der einzige, der nach Lage der Verhältnisse Aussicht auf Erfolg verheisst.

So bin ich auch beim Studium der Baumwollkrankheiten in Togo zu der Überzeugung gelangt, dass man nur durch die Züchtung und den Anbau widerstandsfähiger Varietäten und Bastarde zu einem durchgreifenden Erfolge gelangen wird. Die Anfänge zu dieser Arbeit, die natürlich bei gleichzeitiger Berücksichtigung der verschiedenen Schädlinge, der Bodenverhältnisse und namentlich auch der Erträge der gezüchteten Baumwollformen ausserordentlich spezialisiert werden muss, sind bereits in der vom Kolonial-wirtschaftlichen Komitee in Nuatschä unterhaltenen Baumwollschule getan. Würde man den Eingeborenen zumuten, schwierig auszuführende direkte Bekämpfungsverfahren zu erlernen und auf ihren Farmen anzuwenden, so wäre das das sicherste Mittel, sie vom weiteren Anbau der Baumwolle abzuschrecken und die gross angelegte Unternehmung des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees im Keime zu ersticken.

In ganz anderer Richtung haben sich die Massnahmen zur Verhütung der Dürreschäden zu bewegen, die von jeher in periodisch auftretenden Trockenjahren die afrikanischen Steppenländer bedroht und zum letzten Male zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Getreidebau Ostafrikas ausserordentlich mitgespielt haben.

In einigen Gebieten Deutsch-Ostafrikas trat, wie erwähnt, in jenen Jahren wiederholt Hungersnot auf, da die Eingeborenen nicht über den eigenen Bedarf hinaus anzubauen pflegen und der Anbau in vielen Gegenden ein durchaus einseitiger ist.

Um die Wiederholung derartiger, sowohl in das Leben der Bevölkerung, wie in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie tief eingreifender Episoden zu verhüten, ist es erforderlich, Vorbeugungsmassregeln gegen die Folgen von Dürreperioden zu treffen. Der ostafrikanische Neger müsste dazu erzogen werden, seine Existenz für ein volles Jahr nicht auf den Anbau eines einzigen Getreides allein, der gegen Witterungsabnormitäten so empfindlichen Sorghum-Hirse, zu setzen und ferner den Anbau von Feldfrüchten überhaupt über den voraussichtlich eigenen Bedarf hinaus zu vergrössern. Ich habe Gegenden kennen gelernt, in denen die Hungersnot furchtbar wütete: z. B. das obere und mittlere Rowuma-Tal im Winter 1900/1901, Gegenden, deren natürliche Bedingungen das Eintreten einer Hungersnot ganz undenkbar erscheinen lassen und die für immer davor bewahrt werden können, wenn es gelingt, die Eingeborenen zur Einführung eines ratio-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nellen, mehrgliedrigen Anbaus und zu einer über den eigenen Jahresbedarf hinausgehenden Vergrösserung ihrer Kulturen zu bewegen. Dieses Beispiel möge zugleich zeigen, wie weit sich die Aufgaben des Pflanzenschutzes in anscheinend ihm völlig fernliegende Gebiete der Volkswirtschaft hinein erstrecken können.

Ein letztes Beispiel möge die Bekämpfung der Braunfäule des Kakaos in Kamerun liefern. Die Art der Krankheit bringt es mit sich, dass diese gleichzeitig auf zwei Wegen zu bekämpfen ist: einmal durch Bespritzung der Kakaobäume mit Kupferkalkbrühe, und anderseits durch Beseitigung aller Abfallstoffe, die den Krankheitserreger in sich tragen können, namentlich der grossen Mengen von Schalen erkrankter Kakaofrüchte. In den Europäer-Plantagen können und müssen beide Methoden angewendet werden, in den Kakaopflanzungen der Eingeborenen dagegen lässt sich die Bespritzung nicht durchführen, weil die Anfertigung der Brühe und ihre Anwendung ein so grosses Mass von Sorgfalt verlangt, wie es die Kamerunneger vorläufig nicht besitzen. Die Vernichtung der kranken Kakaoschalen dagegen muss sogar unbedingt von den Eingeborenen gefordert werden.

In manchen Fällen ist mit der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten an den Stellen ihres Auftretens die Arbeit erst halb getan. Es muss vielmehr noch Sorge getragen werden, dass keine Neuinfektion von andern Plätzen desselben Gebiets her stattfinde oder, dass die Verseuchung von einem gewissen Herde aus nicht weiter um sich greife.

Ein mir besonders naheliegendes Beispiel liefern wiederum die Kakaokrankheiten in Kamerun. Die sogenannte „Rindenwanze", der gefährlichste tierische Schädling der dortigen Kakaokulturen, ist sonderbarerweise in einigen Plantagen bisher nicht aufgetreten. Für die bisher freigebliebenen Pflanzungen ergibt sich nun die Notwendigkeit, alles zu vermeiden, was die Einschleppung des gefährlichen Insekts ermöglichen könnte, insbesondere beim Bezug von Kakaopflänzlingen aus verseuchten Plätzen die grösste Vorsicht walten zu lassen. Eine Kalamität eigener Art bilden die Kakaoplantagen der Eingeborenen, von denen die Mehrzahl sich zur Zeit meiner Anwesenheit in einem Stadium ungeheurer Verwahrlosung befand. Da häufig genug diese Pflanzungen unmittelbar an die Europäer-Plantagen grenzen, können sie letzteren dann gefährlich werden, wenn sie nicht ebenfalls den Kampf gegen die Schädlinge aufnehmen. Denn in den Grenzparzellen würden alle Erfolge in dieser Richtung illusorisch bleiben, wenn fort und fort eine Einwanderung und Übertragung von schädlichen Insekten und Krankheitserregern stattfindet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie ich in einem dem Kaiserl. Gouvernement erstatteten Gutachten ausführlicher dargelegt habe, wird es notwendig sein, die Eingeborenen über die ihrem eigenen Besitztum drohenden Gefahren genügend zu belehren, sie in gewissen Bekämpfungsmethoden praktisch zu unterweisen, und endlich, Verordnungen auszuarbeiten, welche die Ausführung von Bekämpfungsarbeiten zur Pflicht macht und für den Fall der Nichtbeachtung der betreffenden Vorschriften angemessene Bestrafung vorsieht.

Die Wahl der Bekämpfungsmethoden muss sich immer nach der Kulturstufe der Eingeborenen richten.

In Indien z. B. haben die Bauern gelernt, den überaus schädlichen Brand der Sorghum-Hirse durch Beizung des Saatguts mit Kupfervitriol zu bekämpfen — ein Verfahren, das ich trotz seiner Einfachheit dem ostafrikanischen Neger noch nicht anvertrauen möchte, und mit dem er sich vorderhand auch nicht befassen würde. So bleibt in Ostafrika nur das Mittel des Verbrennens der brandigen Rispen übrig, dessen allgemeine Durchführung zwar kaum zu erreichen sein wird, das aber die intelligenteren Stämme bei entsprechender Belehrung veilleicht annehmen werden.

Was die Engländer mit den indischen Kleinbauern und die Holländer mit Malayen und Javanen, also mit einer hochentwickelten und altem Kulturboden entsprossenen Bevölkerung ausrichten können, wird für uns bei der Indolenz und dem Fatalismus des Negers, der nicht gewohnt ist, für den nächsten Tag zu sorgen, ungleich schwerer zu erreichen sein. Das darf uns aber nicht abhalten, beizeiten vorzuarbeiten, und mit Belehrung und Unterweisung der Eingeborenen zu beginnen, zumal nicht selten grosse wirtschaftliche Werte auf dem Spiele stehen.

Und wo die Belehrung allein nicht fruchtet, wird man mit kleinen Prämien für die besten Leistungen, schlimmstenfalls auch mit Zwangsmassregeln, wirksam nachhelfen können.

Eine ganz andere Bedeutung besitzen noch die Information der europäischen Pflanzer über das Wesen der bei ihnen auftretenden Krankheiten, die Anregung zu weiteren Beobachtungen und die Unterweisung in Bekämpfungsmassnahmen auf mündlichem Wege und durch Herausgabe gemeinverständlicher Flugblätter und Veröffentlichungen. Mit seltenen Ausnahmen findet der Sachverständige bei den Pflanzern ein geneigtes Ohr für alle den Pflanzenschutz betreffende Fragen, deren weitere Verfolgung ja in ihrem eigensten Interesse liegt.

Aber — wie Professor Vosseler in Amani vor kurzem sehr richtig ausführte — werden die Kenntnis der Bekämpfungsmethoden und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gute Wille der Pflanzer und der Eingeborenen voraussichtlich nicht immer hinreichen, um ein auf das Wohl der Gesamtheit berechnetes Ziel zu erreichen. Es wird immer einige Stellen geben, an denen nichts geschieht — wofür nicht mangelnder Wille, sondern Mangel an Personal, drängende andere Arbeiten usw. die Schuld tragen können — an andern Stellen wird durch halb oder falsch ausgeführte Massregeln das erwartete Ergebnis ausbleiben und neben Zeit- und Geldverlust vielleicht gar Misstrauen gegen den Wert der Vorschläge entstehen.

So werden bisweilen dort, wo ein einheitliches Vorgehen aller Beteiligten unerlässlich ist, behördliche Massnahmen kaum zu umgehen sein. Pflicht der Sachverständigen ist es dann, die Behörden rechtzeitig auf drohende Gefahren hinzuweisen und ihnen praktische Vorschläge zu unterbreiten.

Jedenfalls aber wird das Eingreifen der Behörden dann immer geboten sein, wenn es sich darum handelt, die Einschleppung von Schädlingen aus fremden Gebieten zu verhindern. Ich erinnere hier nur an das Verbot der Einfuhr von Kakaosaat und Kakaopflanzen aus Niederländisch-Indien und Ceylon nach Samoa und das im vorigen Jahre erlassene Einfuhrverbot für amerikanische Baumwollsaat nach Deutsch-Ostafrika. Letzteres war im Hinblick auf die Möglichkeit einer Einschleppung des berüchtigten Baumwollkäfers Anthonomus grandis („Mexican Boll Weevil") erfolgt, der in den Südstaaten der Union unberechenbare Verluste herbeigeführt hat.

Auch die Regierung der Cap-Kolonie hat vor zwei Jahren ein Gesetz gegen die Einschleppung schädlicher Insekten erlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die den Pflanzensendungen beigefügten „Gesundheitsatteste" wertlos sind.

Einfuhrverbote dürfen keinesfalls so rigoros ausfallen, dass sie eine unnötige Erschwerung des Handels und Verkehrs im Gefolge haben, und ferner muss die absolute Verhinderung der Einfuhr neuen Anzuchtmaterials zur Auffrischung geschwächter Kulturen möglichst vermieden werden. Steht der Behörde ein erfahrener Sachverständiger zur Seite, so lassen sich derartige Klippen leicht umgehen. Dass die gesetzlichen Massnahmen nur dann wirklich ihren eigentlichen Zweck erreichen, wenn auch ihre Ausführung von Sachverständigen kontrolliert wird, bedarf kaum weiterer Erörterung.

Die hier skizzierten Aufgaben des Pflanzenschutzes in den Kolonien würden natürlich am idealsten und erfolgreichsten gelöst werden können, wenn in jeder Kolonie — wie es in Ostafrika bereits geschehen ist — mindestens ein Sachverständiger angestellt wird, der Behörden und Privatleuten beratend zur Seite steht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es lässt sich nicht leugnen, dass aus einer derartigen Vermehrung des Beamtenpersonals namentlich für kleinere Kolonien eine erhebliche Belastung des Ausgaben-Budgets resultiert. Und man wird sich bei dieser Gelegenheit die Frage vorlegen müssen, ob nicht auch, wie es z. B. in den holländischen Kolonien der Fall ist, bei uns gelegentlich die privaten Unternehmer zur Beisteuer heranzuziehen wären. In dem weltberühmten botanischen Garten in Buitenzorg ist eine vorbildliche Kombination von staatlicher und privater Betätigung erreicht worden, indem die verschiedenen Pflanzervereinigungen, z. B. die Kaffeepflanzer von Java und die Tabakpflanzer von Deli je einen Fachmann auf ihre Kosten und für ihre speziellen Zwecke arbeiten lassen, dem die Regierung die Arbeitsräume und die zahlreichen wissenschaftlichen Hilfsmittel des grossen Buitenzorger Instituts zur Verfügung stellt.

Ich spreche nicht vom einseitigen Standpunkte eines von Etatsrücksichten beeinflussten Beamten aus, sondern in gerechter Abwägung der für beide Teile auf dem Spiele stehenden Werte, wenn ich die Forderung nach Mithilfe seitens grosser Pflanzungsgesellschaften in solchen Fällen für billig erachte, in denen die Vermehrung des wissenschaftlichen Personals lediglich im Interesse jener Gesellschaften erfolgt. Dass die Regierung ihrerseits auch ein Interesse daran hat, das Blühen und Gedeihen grosser Unternehmungen in den Kolonien zu fördern, hat sie wohl überall in unsern Besitzungen bewiesen.

Ich denke durch die Wahl der Beispiele hinlänglich gezeigt zu haben, dass die Hauptarbeit auf dem Gebiete des Pflanzenschutzes in den Kolonien a n O r t u n d S t e l l e erledigt werden muss.

Nichtsdestoweniger glaube ich darauf hinweisen zu müssen, dass der Sache wesentlich gedient wird, wenn eines der in Deutschland für den heimischen Pflanzenschutz wirkenden Institute, das über verschiedenartig geschulte Arbeitskräfte und reiche wissenschaftliche Hilfsmittel verfügt, sich an der Arbeit beteiligt.

Es ist dabei n i c h t etwa an eine über den Versuchsstationen der einzelnen Kolonien schwebende höhere Instanz gedacht, sondern nur an eine Ergänzung der in den Tropen zu entwickelnden Tätigkeit. Man kann dem Staatssäckel nicht zumuten, jedes kleinere Institut mit einer völlig ausreichenden Bibliothek und mit so umfangreichen Sammlungen zu versehen, wie es die Orientierung über neu auftretende, bisher unbekannte Schädlinge verlangt. Eine in der Heimat bestehende und entsprechend ausgestattete Anstalt dagegen kann in solchen Fällen vielfach ergänzend und aushelfend eintreten. Aber sie soll nicht nur wissenschaftliche Bestimmungen von Schädlingen vermitteln und Auskünfte erteilen, sondern sich auch mit der Vorbildung von Sachverständigen beschäftigen. Eine solche Anstalt steht in ständiger Füh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lung mit der heimischen Praxis, ihr werden sämtliche neue Methoden und Verfahren des Pflanzenschutzes bekannt und sie ist gezwungen, diese Verfahren eingehend zu prüfen. Sie kann daher den tropischen Instituten manche für die Praxis wertvolle Anregung geben und kann der Kolonialverwaltung in allen einschlägigen Fragen zur Seite stehen. Sie muss in ständiger Fühlung mit den draussen bestehenden Versuchsanstalten, mit der Kolonialverwaltung und dem Kolonial-wirtschaftlichen Komitee bleiben, um ihrer Aufgabe gerecht werden zu können. Vor allem aber muss sie über einen Fachmann verfügen, dem die Verhältnisse der tropischen Landwirtschaft aus eigener Anschauung genügend vertraut sind und dessen Ratschläge und Anweisungen jenen Verhältnissen vollkommene Rechnung tragen. Mit einer blossen Uebertragung der für unsere Zonen gültigen Praxis und der Theorie der Gelehrtenstube wäre den Kolonien schlecht gedient. —

Die tropische Landwirtschaft steht im Begriff, die rein empirischen mit wissenschaftlichen Methoden zu vertauschen und in allen ihren Zweigen rationelle Wirtschaft einzuführen, sie geht zu einer individualisierenden Behandlung der angebauten Gewächse über, zu einer sorgfältigen Berücksichtigung aller Ansprüche der Pflanzen und ihrer Abhängigkeit von äusseren Faktoren.

Den Pflanzenschutz zweckmässig regeln, bedeutet nicht nur jenen modernen Bestrebungen Rechnung tragen, sondern auch die Produktion fördern zum Wohle unserer Kolonien.

Dr. **Winkler,** Victoria (Kamerun): In Kamerun nehmen die Krankheiten der Kulturpflanzen an Ausdehnung und Heftigkeit immer mehr zu. Die Zeit und Arbeitskraft eines Menschen würden durch pflanzenpathologische Arbeiten in Kamerun völlig ausgefüllt werden. Nur durch langjährige Studien und Bekämpfungsversuche wird man den Schädlingen wirksam begegnen können. Ein Pflanzenpathologe, auch wenn ihn die Pflanzungen auf eigene Kosten halten würden, könnte die Materialien des Botanischen Gartens zu entwickelungsgeschichtlichen Untersuchungen benutzen, während ihm die benachbarten Pflanzungen zu Bekämpfungsversuchen gern ihre Bestände zur Verfügung stellen würden.

Paul Staudinger, Berlin, hebt die grosse Wichtigkeit der Sache für die Praxis hervor. Jede Kolonie müsste mindestens einen Biologen, Zoologen und Pflanzenpathologen haben, besser zwei bis drei. Das sei eine Ausgabe, die sich bezahlt mache. Aber es müssen wirklich erfahrene Leute sein. Jetzt habe man viele moderne Mittel zur Bekämpfung von Schädlingen. Diese seien anzuwenden, ebenso wie die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon genannte Bekämpfung der Schädlinge von Feinden in der Natur. Wir besitzen in Deutschland ausserhalb des Staatsdienstes stehende erfahrene Gelehrte, die gern ihre Kräfte der Arbeit in den Kolonien widmen würden.

Reg.-Rat Dr. **Busse,** Dt.-Wilmersdorf: Die Engerlinge treten in Kamerun, wie in Deutschland, jahreweis stärker auf, jahreweis in sehr geringem Masse. Man hat die entsprechenden Vorkehrungen bereits getroffen.

Oberlehrer Dr. **Hertzberg,** Halle, erinnert an eine Mitteilung des Prof. Mez in Halle, wonach bei Anlage von Pflanzungen nicht einseitig auf den Anbau einer Pflanze Wert zu legen sei, sondern zur Vermeidung von Verlusten es sich empfehle, mehrere Kulturgewächse zu bauen, die den Angriffen von Schädlingen gegenüber verschieden sich verhielten.

Uebersicht über die wichtigsten Kautschuksorten des Handels und die sie erzeugenden Pflanzen.

Von Prof. Dr. **G. Volkens,** Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober Nachmittag.)

Die gewaltige Entwicklung der elektrischen Industrie, der ungeahnte Aufschwung, den die Fabrikation von Fahrrädern und insbesondere von Automobilen genommen hat, rückte während des Verlaufes der letzten zehn Jahre ein Tropenprodukt in den Vordergrund des Interesses, welches bis dahin nur neben vielen anderen in den Statistiken des Weltkonsums eine Rolle spielte. Kautschuk, das Erzeugnis einer Reihe Milchsaft enthaltender Bäume, Sträucher und Kräuter heisser Erdstriche, ist für alle Nationen, die Tropenkolonien besitzen oder Tropenprodukte technisch verarbeiten, zu einem Wertobjekt von höchster Bedeutung geworden. Es besteht für sie geradezu eine Kautschukfrage. Man hat nicht unrecht, wenn man auf den immer steigenden Verbrauch hinweist und gleichzeitig warnend betont, dass die Ausfuhrlisten der Kautschuk gewinnenden Länder trotz des wachsenden Bedarfs und der anziehenden Preise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den letzten vier Jahren mit wenigen Ausnahmen entweder keine Steigerung oder meist sogar ein unverkennbares Fallen der exportierten Mengen beweisen. Den Weltverbrauch schätzt man zurzeit auf über 60 000 Tonnen, allein in Nordamerika ist der Konsum von 24 760 Tonnen im Jahre 1903 auf 27 623 im Jahre 1904 emporgestiegen. Brasilien, das ungefähr die Hälfte des gesamten zur Verarbeitung gelangenden Kautschuks liefert, verschiffte

1901	1902	1903	1904	
29 373	27 474	29 319	28 792	Tonnen

Man kann also sagen, dass die Produktion hier stationär geblieben ist, und man kann bei dem Anreiz, den steigende Preise und wachsender Bedarf doch sicher ausüben, die Befürchtung nicht ungerechtfertigt finden, dass Brasilien an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen ist. Viel schlimmer aber sieht es anderwärts aus.

Burmah exportierte:

1892/1893	1896	1903/1904	
502	365	91	Tonnen

Bolivien:

1900	1903	
3962	1308	Tonnen

Süd-Nigeria:

1901	1903	
783	530	Tonnen

Brit. Zentral-Afrika:

1901/02	1904	
6,5	2	Tonnen

Ein bedeutendes, ins Gewicht fallendes Wachstum zeigt demgegenüber eigentlich nur der Congostaat und benachbarte Gebiete.

Bei dieser Sachlage sah man ein, dass mit der bisherigen Methode der Kautschukgewinnung, der Ausbeutung allein der wilden Bestände tropischer Urwälder und Parklandschaften, gebrochen werden müsste. Die tropische Land- und Plantagenwirtschaft sah sich vor die Aufgabe gestellt, dem bis dahin getriebenen Raubbau eine rationelle Kultur der Kautschuk liefernden Gewächse an die Seite zu setzen. Die Aufgabe war nicht leicht, ihre Lösung erschien im höchsten Grade ungewiss, im Widerspruch stehend mit der Erfahrung vergangener Zeiten. Von der ganz überwiegenden Menge unserer angebauten Nutzpflanzen wissen wir, dass sie ein Produkt Jahrhunderte und Jahrtausende währender Züchtung sind, kennen wir doch von vielen die ursprünglichen Stammeltern überhaupt nicht mehr. Kann es gelingen, musste man sich fragen, einen Baum des von Menschenhand noch unberührten Urwaldes ohne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiteres im Laufe einer oder weniger Generationen in ein Kulturgewächs umzuwandeln? Wird er, schön in Reih und Glied gepflanzt, die Eigenschaften behalten, um derentwillen uns seine wilden Anverwandten so wertvoll geworden sind? Die tropische Landwirtschaft hat sich durch solche Bedenken nicht abschrecken lassen. Gelockt durch den in Aussicht stehenden Gewinn, hat sie die neue Aufgabe mit aller Energie in Angriff genommen. Engländer, Amerikaner und Holländer gingen voran, schüchterner folgten Franzosen und Deutsche ihnen nach. Einige Angaben mögen beweisen, welchen gewaltigen Umfang die plantagenmässig betriebene Kultur von Kautschukbäumen zurzeit bereits gewonnen hat. In Ceylon, finde ich die Notiz, waren im Anfang dieses Jahres 4000 Hektare ausschliesslich mit solchen bepflanzt und weitere 10 600 Hektare in Gemeinschaft mit andern Nutzgewächsen, wie Kakao und Tee. Man schätzt die Zahl der vorhandenen Bäume auf 3 350 000. In den malayischen, England gehörigen Staaten wird die Anzahl auf doppelt so hoch angegeben, also allein in diesem Teil Süd-Asiens zusammen mehr als 10 Millionen Bäume. Am meisten dürfte interessieren, zu wissen, wie es in dieser Beziehung mit unsern deutschen Kolonien bestellt ist. Die Kultur setzte hier viel später ein, aber immerhin darf man hoffen, dass nun, nachdem die ersten zögernden Schritte gemacht sind, ihre Ausdehnung mit der Zahl der sich jährlich neu bildenden Kautschuk-Gesellschaften ständig wächst. In Ostafrika belief sich im Mai dieses Jahres die Zahl der ausgepflanzten Bäume auf 350 000, etwa ebensoviel waren in Kamerun vorhanden. Am fortgeschrittensten ist Neu-Guinea, denn hier stehen bereits mehr als eine halbe Million Bäume in den Plantagen. Togo hält sich noch sehr zurück, und es dürfte auch für die Zukunft kaum grosse Ausbeuten liefern, dagegen hat Samoa ganz in neuester Zeit vielversprechende Anfänge gemacht. Bestimmte Zahlen für diese Kolonie anzugeben, hat noch keinen Zweck, da die Pflanzen hier sich wohl meist noch in den Saatbeeten befinden. Alles in allem genommen, können wir uns sagen, dass die auf deutschem Grunde emporgeblühte tropische Landwirtschaft in bezug auf Kautschukkultur wohl hinter der anderer Kolonialmächte etwas zurückgeblieben ist, aber keineswegs die Hoffnung aufzugeben braucht, den Vorsprung, den die Engländer in Ceylon und Malakka, die Amerikaner auf dem Isthmus von Tehuantepec, die Holländer auf Java und Sumatra gewonnen haben, bei rühriger Tätigkeit wieder einzuholen.

Ich wende mich nach dem den Kautschuksorten zu. An der Spitze aller, sowohl in Rücksicht auf Güte als zur Verwendung gelangender Menge, steht der Para-Kautschuk, so genannt nach dem brasilianischen Hafen, von dem aus er fast ausschliesslich in die Welt geht. Gewonnen wird er aus der Milch eines Wolfsmilchgewächses, eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baumes aus der Gattung Hevea, insbesondere der Hevea brasiliensis. Ihre Verbreitung ist im Vergleich zu andern Bäumen tropischer Wälder eine ganz ungeheure; sie erstreckt sich von der Mündung des Amazonenstroms bis zu dessen Quellgebieten und umfasst dazu das ganze gewaltige Becken, welches dessen west-südliche Zuflüsse durchströmen. Hier findet sie die ihr zusagende mittlere Jahrestemperatur von 27 bis 28° C., eine dauernd hohe Luftfeuchtigkeit und reichliche Niederschläge, die sich auf eine regenhohe Periode vom Oktober bis März und auf eine regenärmere vom April bis September verteilen. Früher nahm man an, dass der Baum, der keineswegs geschlossene Wälder bildet, sondern nur ganz vereinzelt zwischen zahllosen andern Arten vorkommt, ausschliesslich dem Überschwemmungsgebiet des Amazonenstroms und seiner Zuflüsse angehöre, neuere Feststellungen haben aber auch sein Gedeihen auf der terra firme, den höher und weit im Innern gelegenen Landstrecken, sichergelegt. Für die Kultur, die hauptsächlich in Ceylon und Malakka betrieben wird, war dies insofern wichtig, als dadurch nachträglich die Anlegung der Plantagen auf verhältnismässig trockenem Boden gerechtfertigt wurde.

Vom Para-Kautschuk brasilianischer Herkunft unterscheidet man drei Hauptsorten: Para fina, Entre fina und Sernamby oder Negerköpfe. Die erstere, die hochwertigste, von der nach einem Hamburger Marktbericht vom 25. August d. J. das Kilo mit 12 Mk. 40 Pf. bezahlt wurde, stammt ausschliesslich von der Milch der Hevea brasiliensis und wird durch ein Räucherverfahren gewonnen, welches auf die Herstellung dünner, später zu einem grossen schwarzen Brote zusammengepresster Platten hinausläuft. Entre fina ist ein weniger sorgfältig zubereitetes Produkt, es resultiert auch aus der Mischung der Milchsäfte verschiedener anderer Heveaarten mit der von Hevea brasiliensis. Die Negerköpfe endlich kommen als grosse Klumpen in den Handel, sie sind nicht durch Räucherung gewonnen, sondern zumeist am Baum selbst erstarrte Mengen, die mit Abfällen der besseren Sorten zusammengeknetet werden.

Neben Para spielt als Verschiffungsplatz die Stadt Manaos, bis wohin grosse Seeschiffe direkt gelangen können, eine Hauptrolle. Ausgeführt wurden aus dem Gesamtgebiet des Amazonenstroms im Jahre 1904

nach Nordamerika	nach Europa	zusammen
16 309 468	14 334 668	30 644 136 kg.

Ausser in Brasilien und Peru sind Kautschuk liefernde Heveaarten besonders noch in Bolivien verbreitet und man kann annehmen, dass hier, obwohl in den letzten Jahren eine bedeutende Verminderung der Produktion eingetreten ist, doch noch umfangreiche Waldbestände der Ausbeutung harren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erwähnte bereits, dass die Hevea brasiliensis hauptsächlich in Ceylon und Malakka zur Anpflanzung gekommen ist, und ich füge hinzu, dass man für dieses Jahr bereits einen Ertrag von 500 Tonnen marktfähiger, besser noch als brasilianischer Parakautschuk bezahlter Ware erwartet. Alle die Millionen von Bäumen, die wir dort bereits in den Plantagen stehen sehen, rühren von dem Samen weniger alter Exemplare her, welche in den botanischen Gärten von Penang und Singapore herangezogen wurden. Lange blieben diese unbeachtet, dann erst, im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, machte sich die Mühe bezahlt, die ihre Überführung und Aufzucht verursacht haben, und wie bezahlt. Ich gebe dafür ein Beispiel, dessen Richtigkeit durch den Direktor des botanischen Gartens in Singapore bezeugt wird. Ein Pflanzer in Malakka hat zurzeit — meine Nachrichten datieren vom Juni dieses Jahres — eine Plantage von nur 5 engl. acres, die mit Hevea brasiliensis bestanden ist. Die Samen, aus dem Botanischen Garten in Tanglin stammend, wurden im Frühjahr 1898 gelegt und die Keimlinge in einer solchen Entfernung voneinander ausgepflanzt, dass auf den acre 300 Bäume, auf die ganze Plantage also 1500 Bäume kamen. Vom Juli 1904 ab wurden diese regelmässig angezapft, immer 150 Bäume in jedem Monat. Die Ernte ergibt dem Pflanzer seitdem in jedem Monat nach Abzug aller Unkosten einen baren Überschuss von 200 Mk., und er erwartet mit voller Begründung, dass derselbe sich binnen kurzem bei gleichbleibenden Preisen auf das Doppelte, auf 400 Mk. steigern wird. Das ist ein Resultat, wie es auch nur annähernd von keinem Plantagenprodukt je erzielt worden ist.

In deutschen Kolonien ist Hevea brasiliensis in nennenswerter Menge bisher nur von der Neu-Guinea-Compagnie zur Kultur gelangt. Sie besitzt rund 16 000 Bäume davon. Etwa 1000 mögen in Kamerun zerstreut in den Pflanzungen stehen. An und für sich ist damit noch nicht viel erreicht, aber wenn man bedenkt, dass wenigstens eine kleine Zahl hier demnächst in das tragfähige, Samen erzeugende Alter tritt, oder schon getreten ist, so kann man einer weiteren Ausdehnung der Kulturen unbesorgt entgegensehen. Wir wollen hoffen, dass sie gleiche Erfolge zeitigen werden, wie sie den englischen Unternehmungen offenbar beschieden sind.

Brasilien ist in der glücklichen Lage ausser Hevea noch zwei andere Kautschukbäume verwerten zu können, die nicht seinen Waldgebieten, sondern der Steppe sich nähernden trockneren Landstrichen, den sogenannten Sertãos und Catingas angehören. Der eine, Manihot Glaziovii, wie Hevea eine Euphorbiacee, liefert den Ceara- oder Manicoba-, der andere Hancornia speciosa, zur Familie der Apocynaceae gehörig, den Pernambuco- oder Manga-

beira-Kautschuk. Für den Welthandel kommen beide nicht allzusehr in Betracht, denn man schätzte die Gesamtausfuhr ihrer Erzeugnisse im Jahre 1901 auf nur 850 Tonnen. Manihot Glaziovii, ein Baum, der selten mehr als 12—15 m Höhe erreicht, ist besonders im Hinterlande von Ceara verbreitet, in einem Gelände, das oft geradezu wüstenartigen Charakter trägt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt dort 28° C., steigt an einigen Plätzen sogar auf 32° C., und dabei fällt so wenig Regen, dass die Kraut-Vegetation auf Monate völlig abstirbt. Was dem Baum eine Bedeutung gibt, ist seine ganz aussergewöhnliche Anpassungsfähigkeit an fremde Klimate. Er steigt in seinem Vaterlande nicht nur in die Gebirge hinauf, sondern er kommt auch künstlich angepflanzt in fast allen heissen Teilen der Erde ohne besondere Pflege und scheinbar ohne Beeinträchtigung seines freudigen Wachstums fort. Bereits vor 30 Jahren wurde er nach Singapore überführt und gelangte von dort nach Indien, Ceylon und Ostafrika. Als ich vor 12 Jahren in Tanga weilte, sah ich in der Umgebung dieser Stadt bereits allenthalben starke, reichlich Frucht tragende Stämme, aber sie hatten trotz ihres vorzüglichen Gedeihens einen Fehler von allerdings schwerwiegender Art, sie gaben beim Anschneiden keine Milch und damit keinen Kautschuk. Die gleichen Erfahrungen hatte man vorher in Ceylon gemacht und machte sie später in Togo und Kamerun. Man gab die Kulturen auf. Neuerdings ist wieder ein Umschwung eingetreten, wofür ich als Beweis anziehe, dass die Ostafrikanische Gesellschaft augenblicklich eine Pflanzung von 250 000 Bäumen unterhält und dass sich mehrere andere Gesellschaften gleichfalls auf die Manihot-Kultur geworfen haben. Zwei Umstände haben diese Änderung der Anschauungen bewirkt, einmal ein planmässiges Studium der Methoden, wie und wo und wann man einen Baum anzuschneiden hat, um die Milch fliessen zu machen, und dann die Erwägung, dass kaum ein anderer Baum in Steppengebieten so mühe- und kostenlos zu vermehren und aufzuziehen ist wie dieser. Rechnet man für ihn auch nur 100—250 g pro Baum und Jahr an Ertrag — soviel sind nach den Erfahrungen der letzten Jahre gewonnen worden — dann kommt man immerhin, gleichbleibende Preise des Kautschuks und billigste Unterhaltung der Pflanzungen vorausgesetzt, auf eine Rente, die hinter der einer Hevea-Plantage weit zurücksteht, aber doch noch durchaus lohnend erscheint. Das Kilo guten Ceara-Kautschuks wird jetzt etwa 7 Mk. wert sein, und danach ist anzunehmen, dass ein sparsam wirtschaftender Pflanzer, der seine Bäume, was wichtig ist, schon im vierten Jahre anzuzapfen vermag, pro Hektar einen Bruttoertrag von 700 Mk. herausschlägt. Für Ostafrika, das uns in bezug auf Kaffeebau so sehr enttäuscht hat, ist darum eine weitere Vermehrung der Manihot-Bestände nur zu empfehlen. Flächen zum Anbau sind noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in überreicher Weise vorhanden, und die Eingeborenn sind intelligent genug, um eventuell selbst die Kultur in die Hand nehmen zu können. Die Verhältnisse liegen in Ostafrika um so günstiger, als dort das in Amani bestehende Biologisch-Landwirtschaftliche Institut in der Lage und willens ist, den Pflanzern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Was es bereits, dank der umfassenden praktischen und theoretischen Kenntnisse seines vortrefflichen Leiters, Prof. Dr. Zimmermann, geleistet, lässt die Erwartung berechtigt erscheinen, es werde für die Manihot-Kultur in unserer Kolonie dieselbe hohe Bedeutung erlangen, wie sie dem Botanischen Garten in Singapore für die Heveakultur von allen Kennern neidlos zugesprochen wird.

Von allen Kautschukarten, welcher sich der Handel bemächtigte, ist die älteste weder die von Hevea noch die von Manihot, sondern eine Sorte, die in Mittel-Amerika ihre Heimat hat und die spez. als Caucho oder zentralamerikanischer Kautschuk bezeichnet wird. Sie stammt in ihrer Hauptmasse von einem Baum, den der Botaniker Castilloa elastica nennt und zur Familie der Moraceae oder Maulbeergewächse zählt. Seine Verbreitung ist gleichfalls eine gewaltige, denn sie erstreckt sich von der Nordgrenze des mittleren Mexiko bis nach Bolivien und Peru. Im letzteren Lande vergesellschaftet er sich mit einer zweiten Art, Castilloa Ulei, die auch nach Brasilien übertritt. Castilloa elastica ist von allen Kautschukbäumen einer der stattlichsten, hören wir doch von Stämmen, die 40—50 m Höhe und 2 m Dicke erreichen. Ein solches Wachstum ist natürlich nur im dichten Schatten eines echt tropischen Urwaldes zu erwarten, im offenen, freien Lande werden die Stämme selten mehr als 20 m hoch. Der Baum ist in bezug auf die Temperatur nicht sehr anspruchsvoll, denn wenn ihm auch ein Jahresmittel von 25 bis 28° C. am meisten zusagt, erträgt er doch gelegentliche Erniedrigungen bis auf 16° ohne Schaden. Langandauernde Trockenzeiten schliessen seine Existenz ebenso aus wie sumpfiger Boden. Die Ausbeutung der wilden Bestände ist durchgehends eine sehr rohe. Entweder wird der Stamm gefällt und ihm die gesamte Milch, die nicht selten 15—30 kg, in Ausnahmefällen bis zu einem Zentner Kautschuk liefert, auf einmal entzogen, oder aber er wird mit einem Buschmesser so verwundet, dass er auch dadurch meist dem Tode anheimfällt. Das Gerinnen der Milch wird in einem Falle durch Kochen, im andern durch Zusatz saurer Pflanzensäfte bewirkt. Das Produkt wird vom Sammler in Gestalt dicker Fladen, planchas genannt, dem Händler übergeben; dieser zerschneidet sie der Kontrolle wegen in schmale Streifen, und so als „strips" kommen sie auf den Markt. — Bei der geschilderten Art der Gewinnung, die einen Raubbau in seiner ausgesprochensten Form darstellt, kann es nicht wunder nehmen, dass die Produktion in fast allen Staaten fortdauernd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurückgeht. Sie betrug im Jahre 1900 etwa 4700 Tonnen, wobei indessen noch Mengen mitgerechnet sind, die Bäumen aus der Euphorbiaceengattung Sapium entstammen. Die verminderten Einnahmen drängten auf einen Ersatz, und so kam es, dass man bereits im Anfang der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Mittelamerika selbst mit der Anlegung von Castilloa-Plantagen vorging. In Costa rica, Nicaragua, besonders aber im südlichen Mexiko, auf dem Isthmus von Tehuantepec, sind besonders von Amerikanern und Engländern riesige Summen in Caucho-Unternehmungen gesteckt worden, aber es ist noch immer nicht über jeden Zweifel erhaben, dass sie die grossen Hoffnungen, die man hegt, auch erfüllen werden. Bedenken erregt, dass beispielsweise neuerdings die Castilloa-Plantage La Esmeralda im Staate Oaxaca, die allgemein als mustergültig angesehen wurde, ihren Betrieb als unrentabel eingestellt hat. In Java, wo ich mich vor drei Jahren aufhielt, wollten die Pflanzer auch von der Castilloa-Kultur nichts gutes wissen, und zwar darum, weil die Zapfwunden zu schwer heilten und ein grosser Teil der Bäume nach mehrmaligem Zapfen einging. Ebenso sind die Erfahrungen, die man in unsern Kolonien gemacht hat, nicht gerade ermutigend. In Kamerun rottete ein Schädling, ein Käfer, die schon vorhandenen, nicht unbedeutenden Bestände fast vollständig aus. Besser lauten die Berichte aus Neu-Guinea, wiewohl die geernteten Mengen auch nicht den Erwartungen entsprachen. Aber man erzielte 7,50 Mk. für das Kilo und konnte schon 1902 für 500 Mk. ausführen. Jetzt sind etwa 270 000 Bäume dort gepflanzt.

Ich verlasse die Kautschuksorten amerikanischer Herkunft und wende mich denen ostasiatischen Ursprungs zu. Kaum fünf Prozent des Weltkonsums werden von ihnen gedeckt, und davon liefern die Hälfte Feigenbäume, besonders der bei uns auch im Zimmer gehaltene Gummibaum Ficus elastica, die andere Hälfte geben Lianen sehr verschiedener Art. — Ficus elastica ist die Stammpflanze des Assam-Kautschuks. Der Baum, der gewaltige Dimensionen erreicht, durch anwachsende Luftwurzeln bis 10 m im Umfang dick wird, hat sein hauptsächliches Verbreitungsareal vom östlichsten Himalaya über Assam und Burma bis zur Südspitze von Malakka. Auch auf den Sundainseln kommt er vor, namentlich in Java und Sumatra. An manchen Örtlichkeiten steigt er in die Berge bis 1500 m hinauf, an andern bevorzugt er die heisse, von Luftfeuchtigkeit geschwängerte Ebene. Temperaturerniedrigung in der Nacht erträgt er bis zu 8° C., dagegen meidet er alle Gebiete, wo ihm nicht hohe Niederschläge zuteil werden. Was er an Kautschuk in den Handel einschiesst, ist schwer zu sagen, da die Ausfuhrziffern fast überall sein Produkt mit dem andern Ursprungs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemischt angeben. Noch rühren die grössten Mengen, die er dem Markt bietet, von wilden Bäumen her, aber binnen kurz oder lang werden sie von solchen aus Anpflanzungen übertroffen werden. Ficus elastica ist von allen Kautschukgewächsen zuerst in Kultur genommen worden, denn schon im Jahre 1861 begannen die Holländer ihn auf Java nach forstwirtschaftlichen Methoden anzubauen. Einen ganzen Wald davon, der auf ein Alter von 25 Jahren zurückblickt, finden wir beispielsweise im Distrikt Soebang. Von unsern deutschen Kolonien empfiehlt sich für seine Kultur Samoa, Neu-Guinea und Kamerun. In Neu-Guinea stehen bereits mehr als 150 000 Bäume, die zum Teil schon gezapft werden, in Kamerun hat leider ein Bockkäfer in den Plantagen grossen Schaden angerichtet, indessen scheint man seiner in letzter Zeit Herr geworden zu sein.

In Ostafrika und Togo wird ein anderer Feigenbaum vielleicht Aussicht auf Erfolg haben, Ficus Schlechteri, der in Neu-Caledonien seine Heimat hat. Der bekannte Reisende des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Dr. Schlechter, brachte von dort vor drei Jahren einige Feigen mit, ihre Samen wurden durch die Botanische Zentralstelle für die Kolonien im Botanischen Garten in Dahlem ausgesät, sie keimten und lieferten eine Anzahl Pflänzlinge, die durch Stecklinge weiter vermehrt und in sogenannten Wardschen Kästen in unsere Kolonien überführt wurden. Jetzt ist Ficus Schlechteri bereits in Tausenden von Exemplaren in Ostafrika, Togo, Kamerun und Neu-Guinea zu finden, und von überall her wird berichtet, dass er wie Unkraut in die Höhe schiesse und sich aufs leichteste vermehren lasse. Einige Jahre freilich wird es wohl noch dauern, bis wir wissen, ob sein Kautschuk die guten Eigenschaften des neu-caledonischen behalten hat. Ist es der Fall, so ist damit ein Erfolg errungen, der allein für sich die Kosten der vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee ausgesandten Schlechterschen Kautschuk-Expedition in hundertfältiger Verzinsung wieder einbringen kann.

Auf die übrigen Kautschukpflanzen Asiens, die, wie ich sagte, alle Lianen sind und den Gattungen Willughbeia, Urceola, Chonemorpha und Parameria angehören, gehe ich nicht näher ein. Nur soviel möchte ich anführen, dass die Gesamtkautschukausfuhr Asiens und der australischen Inselwelt im Jahre 1900 auf 2340 Tonnen geschätzt wurde, die in erster Linie aus Malakka, Borneo, Java, Assam und Burma zusammenflossen.

Als letztes Herkunftsgebiet des Artikels, der uns hier interessiert, haben wir Afrika ins Auge zu fassen. Es birgt eine Fülle kautschukliefernder Gewächse, an 50 oder 60 Arten mögen schon in der Literatur erwähnt sein, aber die meisten davon sind auf ein verhältnismässig kleines Verbreitungsareal beschränkt. Diese Tatsache ist bemerkens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wert. In Amerika wenige Arten, die jede für sich in Gebieten von grösster Ausdehnung vorkommen, in Afrika sehr viele, von denen jede nur einen kleinen Ausschnitt des Erdteils belegt hat. Dabei geht die Zone, innerhalb der überhaupt Kautschuk gewonnen wird, quer durch den ganzen Kontinent Afrikas hindurch und erstreckt sich nördlich von der Mündung des Senegal bis südlich zur Delagoabai.

Afrika trat am spätesten in die Kautschukproduktion ein, aber diese entwickelte sich dann um so schneller. Die Ausfuhr betrug 1880 2000, 1890 6000, 1900 bereits 16 000 Tonnen. Seitdem ist sie wieder nicht unerheblich gesunken, was sicher mit der völligen Vernichtung der Bestände einzelner Länder zusammenhängt. Während in Asien die Lianen nur einen Zuschuss zur Marktware geben, spielen sie in Afrika die Hauptrolle, und unter ihnen wieder ganz in erster Reihe Angehörige der Apocynaceen-Gattung Landolphia. Es sind das in der Mehrheit Schlinggewächse, die von frühester Jugend an oder erst später, nachdem sie eine gewisse Erstarkung erreicht haben, in Wäldern und Steppengehölzen mit Hilfe ihrer windenden Achsen oder besonderer Kletterorgane an Bäumen und Sträuchern in die Höhe gehen, um zu möglichst uneingeschränktem Lichtgenuss zu gelangen. Nicht weniger als 14 Arten sind bereits bekannt, von denen es sicher ist, dass ihre Milch einen brauchbaren Kautschuk gibt, so von Landolphia Heudelotii in Senegambien und dem westlichen Sudan, von L. owariensis in der Region von Französ.-Guinea bis zum nördlichen Angola, von L. Klainii im Congogebiet der Franzosen und Belgier, von L. Kirkii und dondeensis in Ostafrika, von L. madagascariensis und Perrieri in Madagascar. Der Gattung Landolphia steht verwandtschaftlich sehr nahe die Gattung Clitandra, und auch von dieser wissen wir, dass sie in den Arten Clitandra Arnoldiana und C. Nzunde im Congostaat zwei Vertreter hat, die wahrscheinlich die Hauptmasse des von dort her stammenden Kautschuks liefern. Die Art der Gewinnung des Produkts all dieser ist eine sehr verschiedene. Bald geschieht sie durch einfaches Gerinnenlassen der Milch am Stamm selbst oder auf der mit ihr bestrichenen Körperhaut des sammelnden Negers, bald durch Kochen der Milch, bald durch Hinzufügen saurer Pflanzensäfte oder von Salzwasser. Welchen Anteil der Landolphia- und Clitandra-Kautschuk an der Ausfuhr hat, lässt sich darum nicht bestimmen, weil in den Häfen die in Afrika vielfach durcheinander wachsenden Stammpflanzen nach ihren speziellen Erzeugnissen natürlich nicht getrennt werden, und weil es überdies an manchen Plätzen üblich ist, die Milch verschiedener Arten vor dem Coagulieren zu mischen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neben den Lianen hat in neuerer Zeit auch ein Baum des schwarzen Kontinents sich als Kautschukspender hervorragend bemerklich gemacht, die gleichfalls zu den Apocynaceen gezählte Kickxia oder Funtumia elastica. In kleinen Quantiäten brachten Eingeborene ihr Produkt zuerst im Jahre 1894 an die Küste von Lagos. Als Silk-rubber fand es schlanken Absatz, die Nachfrage wuchs und mit ihr in kürzester Frist das Angebot ganz unerwarteter Mengen. Im Oktober 1895 wurde schon für über eine Million Mark davon exportiert, 1896 für fast 5 Millionen, aber dann war es vorbei, so dass jetzt die Marke kaum noch erwähnt wird. Trotzdem knüpfen sich an den Kautschuk von Kickxia die grössten Hoffnungen, und dies darum, weil man in ihm für Afrika ein Plantagenprodukt der Zukunft sieht. Dank den Bemühungen des verdienstvollen, gar nicht zu ersetzenden, ehemaligen Leiters des Botanischen Gartens in Victoria, Prof. Dr. Preuss, wurde Kickxia elastica auch als ein Bürger der Flora von Kamerun festgestellt und zur künstlichen Anpflanzung gebracht. Seinem Beispiel folgten eine Anzahl von Gesellschaften mit solcher Energie, dass augenblicklich schon Hunderttausende von jungen Bäumen dem ertragsfähigen Alter von sieben Jahren entgegenreifen. Eine Probezapfung, welche Anfang Juni d. J. an $5^1/_2$jährigen Bäumen vorgenommen wurde, ergab ein günstiges Resultat.

Eine letzte Sorte afrikanischen Kautschuks, zu der ich schliesslich übergehe, stellt der sogenannte Wurzel- oder Kräuterkautschuk dar. Er wurde zuerst aus Angola bekannt und stammt, wie man jetzt weiss, in der Hauptsache von einem kaum 40 cm hohem Strauch, der als die Apocynaceen-Art Carpodinus chylorrhiza bestimmt wurde. Später entdeckte man Wurzelkautschuk auch im Congostaat, hier aber liefert ihn eine etwa doppelthandhohe Pflanze aus der Gattung Landolphia, die L. Thollonii. Beide haben gemein, dass bei ihnen die kautschukhaltige Milch nicht wie sonst in den oberirdischen Teilen, sondern ausschliesslich in den unterirdischen, sehr lang hinkriechenden Wurzelstöcken enthalten ist. Diese werden ausgegraben, bündelweise vereinigt, entrindet und dann das Produkt, das andern Sorten gegenüber freilich minderwertig ist, durch Klopfen gleichsam herausgepresst. Etwa 1500 Tonnen derartigen Wurzelkautschuks kommen zurzeit in den Handel.

Was die Ausfuhr Afrikas im allgemeinen angeht, so interessieren uns am meisten die eigenen Kolonien. Von Lome in Togo aus wurden verschifft im Jahre 1903 $95^1/_2$ Tonnen im Werte von 639 995 Mk., von Kamerun 626 Tonnen im Werte von 2 006 496 Mk., von Deutsch-Ostafrika 340 Tonnen im Werte von 1 994 459 Mk. In der gleichen Zeit lieferte Französisch-Senegambien 817, Französisch-Guinea 1468,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Goldküste 1016, Französisch-Congo 842, der Congostaat 5918, Angola 2678, Portugiesisch-Ostafrika 300 Tonnen usw.

Neuerdings hat man im Congostaat angefangen, den Wurzelkautschuk auch durch ein chemisches Lösungsverfahren zu gewinnen, und das bringt mich auf eine Sorte, mit der ich die Reihe der zu besprechenden Arten beschliessen möchte, auf den Guayule-Kautschuk. — Seit kaum zwei Jahren kommt dieser von Mexiko aus auf den Markt. Er bot den Botanikern eine Ueberraschung, denn seine Stammpflanze, Parthenium argentatum, ein strauchartiges, 1 m hohes Steppen- oder Wüstengewächs, gehört keiner der bisher als allein kautschukgebend bekannten Familien an, weder den Moraceen, noch den Euphorbiaceen, noch den Apocynaceen, sondern den Kompositen, den Körbchenblütlern. Diese Pflanze milcht auch gar nicht, vielmehr scheint ihr Kautschuk im Safte besonderer Zellen der Rinde wie des Holzes gelöst zu sein. Er wird aus diesen, nachdem die trockenen Pflanzen gründlich zerkleinert und zermahlen worden sind, durch verschiedene, natürlich patentierte Extraktionsmethoden gewonnen. Damit und in Verbindung mit der Tatsache, dass wir hier zum ersten Male ein Kautschuk lieferndes Gewächs kennen lernen, das keine Milch enthält, werden ganz neue Perspektiven eröffnet. Es taucht die Frage auf, ob es nicht dem Chemiker, der bisher bei der Roh-Produktion gar nicht mitsprach, schliesslich gelingen sollte, Kautschuk aus noch vielen andern Gewächsen herzustellen. Zunächst wird man dabei ja an Milchsaftpflanzen denken. Wir kennen Hunderte und Tausende davon, es wird kaum ein Land der Erde geben, in dem sie nicht verbreitet wären. Ich brauche nur auf unsere Wolfsmilcharten zu verweisen und hinzuzufügen, dass in heissen und zugleich trockenen Gebieten unseres Globus die milchsafthaltigen Pflanzen sogar eine ganz hervorragende Rolle spielen. Nur ganz wenige davon werden zurzeit verwendet, und dies nicht darum, weil die übrigen keinen Kautschuk enthielten, sondern weil derselbe in diesen an Harze und Eiweissstoffe gebunden ist, von denen er bisher schwer oder überhaupt nicht zu trennen war. Gelingt letzteres einmal, so tritt die Kautschukfrage in ein ganz neues Stadium. Dann würden wir einjährige Milchsaftgewächse, unter Umständen auch bei uns, auf dem Felde ziehen, ernten und das trockene Material auf die begehrte Ware hin chemisch verarbeiten können.

Noch in anderer Weise aber ist der Chemiker berufen, in der Kautschuk-Industrie eine Umwälzung zu schaffen. Jeder aus Kautschuk geschaffene Gegenstand — man braucht nur an Fahrrad- und Automobil-Radreifen zu denken — wird mit der Zeit unbrauchbar. Oxydationsvorgänge, wie man annimmt, rauben ihm seine Elastizität.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sollte es nun dem Chemiker nicht möglich sein, diesen Vorgang rückgängig zu machen, sollte er, der uns das Vulkanisationsverfahren gelehrt hat, nicht dazu gelangen, wieder entvulkanisieren zu können? Das ist eine Frage, meine Herren, die der Zukunft angehört, aber sie muss gestellt werden, denn von ihrer Lösung hängt eine andere ab, die nach der dauernden Rentabilität unserer Kautschukpflanzungen. Von ihr wissen wir noch nichts, alles ist noch im Fluss. Die Erfahrungen, die namentlich in Ceylon und Malakka gemacht sind, lehren zwar, dass eine Hevea-Plantage unter jetzigen Verhältnissen hohe Erträge abwirft. Aber ob es so bleibt, ob die Bäume, die doch gleichsam zwangsweise zum Kulturgewächs gestempelt wurden, sich auf Jahre, auf ein Menschenalter hinaus werden anzapfen lassen, das ist noch in Dunkel gehüllt. Von Castilloa erwähnte ich schon, dass eine der ältesten Plantagen Mexikos die Kultur nach einigen Jahren, die gute Ausbeute brachten, als fürderhin unrentabel aufgegeben hat.

Wir sehen, es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es gilt, sie zu studieren, es gilt, unablässig neue Erfahrungen zu sammeln und aus jedem Misserfolg neue Einsichten zu gewinnen. Wissenschaft und Praxis müssen zusammenarbeiten, und diese alte Weisheit ermutigt mich zum Schluss, auf eine Mahnung zurückzukommen, die ich schon bei Gelegenheit des ersten Kolonial-Kongresses vorbrachte. Unsere wissenschaftlich geleiteten, der tropischen Landwirtschaft in den Kolonien dienenden Institute genügen nicht. Wir haben deren nur zwei, den botanischen Garten in Kamerun und das biologisch-landwirtschaftliche Institut zu Amani in Ostafrika. Letzteres erfüllt alle Anforderungen, die man zu stellen berechtigt ist, aber ersterer ist infolge unzureichender Dotation und unzureichenden Personals von der Höhe, auf die ihn sein früherer Leiter, Prof. Dr. Preuss, gebracht, immer mehr herabgesunken. Hier muss Abhilfe geschaffen werden, und nicht nur hier, sondern in allen unsern Kolonien müssen Versuchsgärten begründet werden, die sich die Förderung aller Zweige des Landbaues zur Aufgabe machen. Wieviel auf diesem Gebiet noch zu leisten ist, das, hoffe ich, werden meine Ausführungen über den einen Zweig, über die Kautschukkultur, Ihnen zur Genüge klargestellt haben.

Dr. **Schulte im Hofe,** Berlin: Nach den Ausführungen des Herrn Vortragenden soll der Botanische Garten in Victoria unter dem Nachfolger von Dr. Preuss sehr zurückgegangen sein, und scheint man dies auf die jetzige Leitung des Gartens zurückführen zu wollen.

Der Garten ist, solange er Dr. Preuss unterstellt war, über die Massen gelobt worden, und kann ich mir wohl denken, dass, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jemand unter dem Eindrucke dieses Lobes nach Kamerun kommt, er den Garten nicht so findet, wie er es vorausgesetzt. Dass der Garten unter Dr. Preuss noch viel zu wünschen übrig liess, davon habe ich mich selbst überzeugt, als ich mich 1900 einige Monate in dem Garten aufhielt. Gleich damals war der Garten wiederholt ohne Oberaufsicht und musste hierunter der Garten natürlich leiden. Es ist möglich, dass der Zustand des Gartens zu wünschen übrig lässt, ich muss aber entschieden widersprechen, wenn man hierfür den jetzigen Leiter des Gartens verantwortlich machen will. Der Vortragende erwähnte die vergleichenden Resultate, die man beim Anzapfen von Manihot Glaziovii in Ostafrika und andern Ländern erhalten hat. Es dürfte hier von Interesse sein, zu hören, dass man jetzt auf Lewa in Ostafrika ein neues Anzapfverfahren mit Erfolg eingeführt hat. Es wird mittels einer besonderen Vorrichtung die Rinde angestochen, nachdem dieselbe vorher mit einer Säure bestrichen wurde. Die ausfliessende Milch gerinnt beim Fliessen über die mit Säure bestrichene Rinde. Die Milch muss demnach verhältnismässig wenig Wasser enthalten. — Ganz anders verhielt sich ein etwa 80 cm im Umfang fassender Manihotbaum, den ich Ende Mai d. J. in Kamerun anzapfte. Ich machte einen etwa $1^1/_4$ mm langen Grätenschnitt und erhielt hierbei in etwa einer Stunde 350 g Milch, die den fünften Teil Gummi ergab, also etwa 80 Prozent Wasser enthielt. Zwei Jahre früher hatte ich sowohl in Kamerun als auch in S. Thomé bedeutend ungünstigere Resultate erhalten. Es kommt bei Manihot allerdings vor, dass sogar zwei Nachbarbäume sich ganz verschieden verhalten.

Prof. Dr. **H. Dingler,** Aschaffenburg, fragt an, ob die Beobachtung des Herrn Vorredners über massenhaften Ausfluss wasserreicher Milch nicht auf individueller Verschiedenheit des betreffenden Baumes beruhe.

Direktor **L. Hoff,** Harburg a. d. Elbe: Redner spricht auf Grund seiner Erfahrungen in der Gummifabrikation. Die Kautschukproduktion ist nicht ausreichend, sie könnte vervierfacht werden, und dann wird man auch nicht von einer Überproduktion sprechen können, denn der Verbrauch wird ein allgemeiner. Für manche Massenartikel ist der Preis schon jetzt unerschwinglich. Gummibälle, Gummischuhe werden im Weltmarkt jetzt schon unter Verlust erzeugt.

Bei grosser Produktion und Verbilligung der Preise werden aus Kautschuk noch viele Massenartikel verfertigt werden, die jetzt nicht fabriziert werden. Redner begrüsst die Anlage von neuen Kautschuk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanzungen. Er ist der Ansicht, dass die Rentabilität nach etwa zehn bis zwölf Jahren sich einstellen wird.

Redner regt noch die Schaffung einer Lehrstätte für die Gummiindustrie bei den Technischen Hochschulen im Hinblick auf die Bedeutung, die diese Industrie in der Volkswirtschaft einnimmt, an.

Prof. Dr. **Volkens,** Schöneberg, verwahrt sich gegen den Vorwurf, dem jetzigen Leiter an dem Niedergang des Botanischen Gartens in Victoria Schuld gegeben zu haben.

Direktor der Neu-Guinea-Compagnie, **K. von Beck,** Berlin, hält die deutschen Kolonien gleichfalls für sehr geeignet für die Kautschukkultur, doch seien Schwierigkeiten in solchen, die keine einheimische Art besitzen, insbesonders bezüglich der Ausbreitung in schnellerem Tempo vorhanden, er nenne nur z. B. eine, nämlich die Beschaffung guten Saatguts. Redner verbreitet sich speziell über die Schwierigkeiten, die in Neu-Guinea in der Aufzucht der drei Arten: Hevea brasiliensis, Ficus und Castilloa elastica gerade durch das Nichtvorhandensein von Samen spendenden Bäumen zu überwinden waren. Mit Neid müsse man auf die englischen und holländischen Einrichtungen blicken. Aus den sachverständlich und wissenschaftlich geleiteten Regierungs-Versuchsgärten von Penang, Singapore und Buitenzorg seien sämtliche Kautschukunternehmungen Ceylons, den Straits und Niederländisch-Indien erstanden. Hätten die deutschen Kolonien nur annähernd ähnliches besessen, so würde diese hochwichtige Kultur schon viel weiter voran sein. Er könne daher voll in den Mahnruf, der von Herrn Prof. Volkens ausgestossen worden sei, einstimmen, nämlich, dass die Leitungen der Versuchsgärten in den Kolonien nicht allein angewiesen, sondern auch in den Stand gesetzt würden, der hochwichtigen Kautschukkultur ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, er bitte, in diesem Sinne eine Resolution zu fassen. Redner gibt alsdann eine Übersicht über die etwa 500 000 Kautschukbäume betragende, gut vorangehende Kautschukkultur der Neu-Guinea-Compagnie in Deutsch-Neu-Guinea und bringt die Meinung zum Ausdruck, dass im Verein mit der Kokospalmenkultur gerade die Kautschukkultur geeignet sei, die Entwickelung des Landes zu fördern, wie keine andere.

Rittergutsbesitzer **Tenge,** Niederbarkhausen: Bei meiner letzten Anwesenheit während dieses Frühjahrs in Deutsch-Ostafrika habe ich festgestellt, dass die Manihot Glaziovii dort ganz hervorragend gut gedeiht, natürlich auf dem dazu geeigneten, speziell humusreichen Boden, und demnach auch dazu berufen zu sein scheint, den der Industrie dro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

henden Mangel an Kautschuk zu verhindern, natürlich, wenn auch die am meisten in dieser Beziehung dafür Interessierten sich nicht bloss auf Klagen über den Mangel beschränken, sondern auch zur Tat übergehen und zum Beispiel in den Ebenen des Pangani und seiner Nebenflüsse in Deutsch-Ostafrika möglichst ausgedehnte Plantagen anlegen, die, nach den seither auf Lewa und Muhesa-Osmani usw. durch Herrn Köhler, Prof. Lehmann usw. gemachten Erfahrungen und Versuchen, sehr hohe Rente bringen müssen, wenn alle Bedingungen einer sachgemässen, praktischen und zuverlässigen Verwaltung erfüllt werden. Die Manihot Glaziovii liefert sehr viel Samen und Sämlinge, weshalb sie den von anderer Seite beklagten Mangel daran befriedigend ersetzen kann.

Direktor **L. Hoff,** Harburg a. d. Elbe: Herr Hoff erwähnt das verschiedene Verhalten der Gummiarten. Dies ist schon beim Koagulieren zu beachten. Während der Milchsaft von Manihot Glaziovii sehr leicht ohne jedwede Behandlung koaguliert, ist der von Kickxia erst nach längerem Erwärmen, auch wenn man Säure zusetzt, zum Koagulieren zu bringen.

Albert Weber, Hamburg: Es erscheint mir selbstverständlich, dass in der Anlage von Kautschukplantagen vielfach auf die Verwendung von Stecklingen nicht verzichtet werden kann, denn während viele Sorten, wie Hevea und Manihot Glaziovii, viel Samen ergeben, so dass deren Samen stets leicht zu haben ist, können andere Sorten, wie Ficus, besser durch Stecklinge verpflanzt werden, genau wie in Europa Rosen durch Stecklinge vermehrt werden, andere Pflanzen aber durch Samen.

Auf die betreffende Bemerkung des Herrn Vortragenden möchte ich erwidern, dass es mir unverständlich ist, wie das Entvulkanisierungs-Verfahren als ein Problem der Zukunft dargestellt werden konnte, ohne des Regenerierens von galvanisiertem Kautschuk zu erwähnen. Fast alle grösseren Fabriken besitzen ihre eigenen Entvulkanisierungs- resp. Regenerierungs-Einrichtungen, und entvulkanisierter Kautschuk wird schon jetzt in Tausenden von Tons hergestellt; er ist der schlimmste Konkurrent des Roh-Kautschuks.

Im übrigen bin ich der Ansicht des Herrn Direktor Hoff, dass eine Zunahme der Kautschukproduktion keinen so erheblichen Preisrückgang zur Folge haben wird, dass dadurch die Rentabilität von Pflanzungsunternehmungen gefährdet würde, ich möchte vielmehr auch meinerseits für die Anlage von Kautschukpflanzungen in unsern Kolonien eintreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber zweiflügelige Insektenarten als Schmarotzer bei Menschen und Säugetieren.

Von Dr. **K. Grünberg,** Assistent am Zoologischen Museum, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober Nachmittag.)

Die Zweiflügler oder Dipteren sind eine hochentwickelte, einheitliche Insektengruppe, gekennzeichnet durch den Besitz zweier Flügel, während die übrigen geflügelten Insekten deren vier haben, und saugender oder stechender Mundwerkzeuge. Wie alle höheren Insekten haben sie eine vollkommene Verwandlung, ein Larven- und ein Puppenstadium. Für den Entomologen sind sie interessant durch die Vielgestaltigkeit ihrer Formen und nicht minder durch die mannigfachen Lebensverhältnisse, unter denen man sie findet. Sehr viele Zweiflügler haben sich als Larven oder in ausgebildetem Zustande einer schmarotzenden Lebensweise angepasst, d. h. sie leben auf Kosten anderer Lebewesen, Pflanzen oder Tiere. Viele dieser Formen sind mehr oder weniger lästige Schmarotzer von Menschen oder Säugetieren und spielen zum Teil als Ueberträger verderblicher Krankheiten eine wesentliche Rolle in der modernen Tropenhygiene.

Die Zweiflügler lassen sich in zwei grössere Gruppen sondern, die allerdings durch Uebergänge verbunden sind, die Nematoceren, primitivere Formen mit langen, vielgliederigen Fühlern, häufig langgestrecktem Körper und stark verlängerten Beinen, und die Brachyceren, höher entwickelte Formen mit kurzen, wenigliederigen Fühlern und meist gedrungenem Körper. In beiden Gruppen gibt es schmarotzende Formen, welche hier in Betracht kommen.

Soweit die Zweiflügler in ausgebildetem Zustande, als fertige Insekten schmarotzen, sind sie sämtlich Blutsauger. Unter diesen ist vor allem die Familie der Culiciden oder Moskitos zu nennen, deren Studium in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, seit man sie als Ueberträger der Malaria und anderer Krankheiten kennt. Während man noch vor wenigen Jahren nur einige Gattungen mit einer beschränkten Anzahl Arten kannte, unterscheidet man heute 65 Gattungen mit mehr als 650 Arten. Den grössten Artenreichtum weisen die Tropen auf, wo viele Arten oft ungeheuer zahlreich sind und zu einer unerträglichen Plage werden, ganz abgesehen von den schädlichen Folgen, die ihre Stiche haben können. Als echte Nematoceren haben die Culiciden lange, geisselförmige Fühler, die bei den Männchen büschel- oder pinselartig behaart sind, woran sich diese

leicht von den Weibchen unterscheiden lassen. Alle Culiciden haben einen schlanken Leib und stark verlängerte, dünne Beine. Im allgemeinen sind sie kleine, zarte Formen mit einem feinen, oft prächtig gefärbten Schuppenkleid. Soweit die Culiciden Blutsauger sind, kann man sie leicht an ihrem langen Stechrüssel erkennen. Die Männchen saugen kein Blut und ihre Mundteile sind hierzu nicht eingerichtet. Einige Gattungen haben einen ganz kurzen Rüssel und saugen ebenfalls kein Blut. Die beiden hauptsächlichsten Gruppen der blutsaugenden Culiciden, die Anophelinen und Culicinen sind leicht voneinander zu unterscheiden. Bei den Anophelinen sind in beiden Geschlechtern die Taster so lang wie der Rüssel, bei den Männchen sind sie ausserdem an der Spitze keulenförmig verdickt. Die Weibchen von Culex und verwandten Formen haben dagegen kurze Taster, während sie bei den Männchen länger als der Rüssel, aber nicht verdickt und oft dicht und lang behaart sind. Nicht alle blutsaugenden Culiciden sind Krankheitsüberträger. Die Malaria wird bekanntlich von manchen Arten der Gattung Anopheles übertragen, die man neuerdings in zwölf Gattungen auflöst. Als Ueberträger des Gelbfiebers gilt Stegomyia fasciata, als Ueberträger der Filariasis unter andern Culex fatigans. Manche Arten haben ein sehr grosses Verbreitungsgebiet; so bewohnen z. B. Stegomyia fasciata und Culex fatigans die ganze heisse Zone. Auch in der Gattung Anopheles gibt es weit verbreitete Formen, wie z. B. An. costalis, der in Mittel- und Südafrika sowie auf Mauritius vorkommt. In ihren Lebensgewohnheiten verhalten sich die Culiciden sehr verschieden. Die Anopheles-Arten z. B. sind nächtliche Tiere, die sich bei Tage in Schlupfwinkel verkriechen, während die Culex-Arten sowohl bei Nacht wie bei Tage stechen. Die Larven und Puppen der Culiciden, welche bekanntlich in Tümpeln leben, sind ebenfalls oft an ganz bestimmte Lebensverhältnisse gebunden. Manche Arten suchen schlammige Tümpel auf, andere klare Tümpel mit oder ohne Pflanzenwuchs, oder Brackwassertümpel. Wenn man die Lebensgewohnheiten der Larven kennt, kann man daher manchmal schon aus dem Charakter einer Gegend auf die Anwesenheit ganz bestimmter Culicidenarten schliessen. Im Notfalle benutzen die Culiciden jedoch jede kleine Wasseransammlung als Brutplatz. In den Urwäldern Brasiliens z. B. brüten sie in den ständigen Wasseransammlungen epiphytischer Pflanzen (Bromeliaceen).

Aus unsern Kolonien sind noch sehr wenig Culiciden bekannt geworden. Nur aus Kamerun und Togo kennen wir eine grössere Zahl von insgesamt 21 Arten, womit aber die Culicidenfauna dieser Gebiete sicher bei weitem nicht erschöpft ist. Die häufigsten Arten sind dort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst Stegomyia fasciata und Culex fatigans, ferner Anopheles (Pyretophorus) costalis und An. (Myzomyia) funesta, beide Ueberträger der Malaria. Die erstere Art scheint in Kamerun, die letztere in Togo häufiger zu sein. Für Deutsch-Ost-Afrika können dieselben weitverbreiteten Arten angeführt werden, vielleicht mit Ausnahme von Myzomyia funesta. Aus Deutsch-Südwest-Afrika sind noch gar keine Culiciden bekannt geworden. Wir dürfen hoffen, dass uns die Zukunft noch einen grösseren Formenreichtum, auch aus unsern ausserafrikanischen Kolonien, aufdecken wird.

Eine kleine Familie, die ebenfalls zu den Nematoceren gehört und fast ausschliesslich Blutsauger enthält, bilden die Simuliiden oder Kriebelmücken, in den Tropen auch als Sandfliegen bezeichnet. Die Simuliiden sind kleine unscheinbare Tiere, aber sehr lästige Blutsauger, die mitunter sogar gefährlich werden können. Sie bewohnen feuchte sumpfige Gegenden und treten meist in grösserer Zahl, nicht selten in grossen Mengen auf. Sie verfolgen Menschen und Tiere mit ihren Stichen, besonders Pferde und Rinder, bei denen sie sich mit Vorliebe in Nase und Ohren setzen. Wenn sie in grosser Menge über ein Tier herfallen, können sie heftige Krankheitserscheinungen hervorrufen. Der ausserordentlich starke Reiz verursacht Entzündungsfieber und Krämpfe, und unter Umständen kann sogar der Tod eintreten. Zu den Simuliiden gehört die berüchtigte „columbaczer Mücke", die im Frühjahr in den unteren Donauländern, besonders in Serbien, in ungeheuren Schwärmen auftritt und der schon oft bedeutende Mengen von Weidevieh zum Opfer gefallen sind. Die Larven der Simuliiden leben im Wasser, zum Teil, wie die columbaczer Mücke, in schnellfliessenden Gebirgsbächen. Aus unsern Kolonien sind bisher noch keine Simuliiden bekannt geworden.

Eine weitere Familie von Blutsaugern bilden die Tabaniden oder Bremsen, die bereits zur zweiten Gruppe der Zweiflügler, den Brachyceren, mit kurzen Fühlern, gehören. Die Tabaniden sind im allgemeinen grössere, oft sehr ansehnliche, robuste Formen, und manche gehören zu den grössten Vertretern der Zweiflügler überhaupt. Die Männchen saugen, wie bei den Culiciden, kein Blut, sondern leben auf Blüten. Die Weibchen haben einen kurzen, kräftigen Stech-Rüssel; nur bei der Gattung Pangonia ist er stark verlängert und erreicht mitunter die mehrfache Länge des Tieres. Die Tabaniden belästigen Menschen und Tiere, besonders Weidevieh, und können in grösseren Mengen sehr unangenehm werden. Ihr Stich ist recht schmerzhaft und erzeugt eine starke Geschwulst sowie tagelanges heftiges Jucken. Die Tabaniden sind eine sehr artenreiche Familie, und auch aus unsern afrikanischen Kolonien ist eine Anzahl Formen bekannt geworden. In

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ost-Afrika ist Tabanus latipes und Tab. biguttatus häufig. Tabanus longitudinalis ist über ganz Mittelafrika verbreitet. In Kamerun ist Chrysops dimidiatus ausserordentlich häufig.

Einige weitere blutsaugende Formen gehören zu einer grossen und äusserst vielgestaltigen Zweiflüglerfamilie, deren Vertreter in ausgebildetem Zustande im allgemeinen keine Schmarotzer sind und zu der auch unsere Stubenfliege gehört, zur Familie der Musciden. Auf Viehweiden, in der Nähe von Viehställen und auch in Wohnungen bemerkt man im Sommer häufig eine kleine schwarz-graue Fliege, die man zunächst für eine Stubenfliege halten möchte, die sich aber von dieser durch ihren vorgestreckten Stechrüssel leicht unterscheiden lässt. Es ist dies der Wadenstecher, Stomoxys calcitrans, der über die ganze Erde verbreitet ist und auch in Afrika, Togo, Kamerun, besonders in Ost-Afrika, häufig vorkommt. Er sticht sehr empfindlich und verfolgt wie die Bremsen ohne Unterschied Menschen und Tiere. Die Larven entwickeln sich im Dünger von Rindern, und die Fliegen sind daher in der Nähe von Ställen stets zu finden. Von Stomoxys hat man bereits vor längerer Zeit einige nahe verwandte Formen als besondere Gattungen, Haematobia und Lyperosia, abgetrennt. Mit Stomoxys verwandt ist auch die in letzter Zeit viel genannte, berüchtigte Tsetsefliege (Glossina), leicht zu erkennen an dem langen dünnen Stechrüssel und den ebenso langen starken Tastern. Sie kommt nur in Afrika vor und überträgt bekanntlich die Nagana der Haustiere und die Schlafkrankheit der Neger. Von den acht bekannten Arten sind in unsern westafrikanischen Kolonien bisher sechs beobachtet worden. Die weitverbreitete Glossina palpalis, die Ueberträgerin der Schlafkrankheit, ist sowohl in Kamerun wie in Togo häufig; auch die sehr nahe verwandte Gl. pallicera kommt daselbst vor. Die ebenfalls sehr nahe miteinander verwandten Ueberträger der Tsetsekrankheit der Haustiere, Gl. morsitans und Gl. longipalpis, sind in Togo vertreten, scheinen dagegen in Kamerun ganz zu fehlen, obwohl im Hinterlande von Kamerun Nagana vorkommt. Indessen wurde neuerdings am Benue und am Tsad-See die kleine Gl. tachinoides beobachtet, wodurch sich dieser Widerspruch vielleicht aufklärt. Es ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, dass auch Gl. morsitans und longipalpis im Hinterland von Kamerun noch gefunden werden. Für Kamerun und Togo ist schliesslich noch die grosse Gl. fusca anzuführen. In Deutsch-Ost-Afrika sind bisher Gl. morsitans, longipalpis, palpalis und fusca beobachtet worden. Aus Deutsch-Südwestafrika kennen wir noch keine Tsetsefliegen. Schon seit langer Zeit ist die Tsetsefliege als gefährlicher Feind der afrikanischen Viehzucht bekannt, und ebenso sind ihre eigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

artigen Lebensgewohnheiten schon früh den Reisenden aufgefallen. Die Tsetsefliege ist nicht über weite zusammenhängende Strecken verbreitet, sondern an bestimmte, oft eng begrenzte Standorte gebunden, so dass man von sogenannten „Fliegengegenden" spricht. Sie liebt bewachsenes, buschreiches Gelände. Livingstone berichtet, dass an einem nicht eben breiten Flusse, dem Tschobe, das eine Ufer dicht mit Tsetsefliegen bevölkert war, während sie am andern Ufer gänzlich fehlten, obwohl über den Fluss ein ziemlich reger Verkehr stattfand. Die Tsetsefliege sticht besonders während der heissen Tagesstunden; sie ist dann ausserordentlich behend und schwer zu fangen. Nachts dagegen und in den kühlen Morgenstunden verhält sie sich ruhig. Sie soll jedoch auch in mondhellen Nächten schwärmen. Bei diesen Gewohnheiten der Tsetsefliege ist es möglich, Fliegengegenden nachts und in den frühen Morgenstunden mit Viehherden ungefährdet zu durchziehen. Die Fortpflanzung der Tsetsefliege war lange Zeit in Dunkel gehüllt. Man hat immer geglaubt, dass die Larven wie die der nächst verwandten Formen sich in tierischem Dünger entwickelten, zumal die Tsetsefliege sich immer in der Nähe von Viehherden aufhielt. Neuerdings ist jedoch festgestellt worden, dass die Tsetsefliege bereits ziemlich grosse Larven hervorbringt, also lebendiggebärend ist.

Diese letzte Eigenschaft der Tsetsefliege führt uns auf eine letzte kleine Gruppe blutsaugender Zweiflügler, die Lausfliegen oder Pupiparen. Sie heissen Pupiparen, weil sie erwachsene Larven hervorbringen, die sich unmittelbar nach der Geburt verpuppen. Als Lausfliegen bezeichnet man sie, weil sie als echte Schmarotzer ihr ganzes Leben oder wenigstens einen grossen Teil desselben auf einem Wirtstiere verbringen. Sie gehören ebenfalls zur Familie der Musciden und sind bewaffnet mit einem kurzen Stechrüssel und starken Krallen zum Festklammern. Viele haben die Flügel teilweise oder ganz eingebüsst und ihre Körperform so verändert, dass sie ohne weiteres überhaupt nicht als Zweiflügler zu erkennen sind. So haben z. B. manche Formen eine täuschende Aehnlichkeit mit Spinnen. Die Lausfliegen leben auf Säugetieren und Vögeln. In Mittel- und Südafrika ist die häufigste Form Hippobosca rufipes, auf Pferden und Rindern. In Nord-Afrika leben H. camelina und H. dromedaria auf Kamelen.

Im Gegensatz zu der beträchtlichen Menge von Zweiflüglern, welche als Blutsauger in ausgebildetem Zustande schmarotzen, gibt es nur verhältnismässig wenige, die es als Larven tun. Zunächst ist hier wieder eine Anzahl Musciden zu nennen. Beim Menschen wird das Behaftetsein mit Fliegenlarven als Myiasis bezeichnet. Es ist aber zu unterscheiden zwischen Formen, die nur ausnahmsweise ihre Eier auf lebende Menschen oder Säugetiere ablegen, angelockt durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schmutz oder offene Wunden, und andern, deren Larven echte Schmarotzer sind. Die hier in Betracht kommenden Formen sind, soweit ihre Fortpflanzungsart bekannt ist, lebendiggebärend. Die Larven von Sarcophila leben in Nase, Ohren sowie in Hautgeschwüren von Menschen und Hunden. Sie kommen besonders da vor, wo ihnen durch Unsauberkeit Vorschub geleistet wird. So ist z. B. Sarcophila magnifica in Russland und Polen sehr häufig. Auch in Afrika kommen Sarcophila-Arten vor, z. B. S. nuba in Nordost-Afrika. Zwei weitere afrikanische Formen, nahe Verwandte der Schmeissfliege (Calliphora erythrocephala), haben ebenfalls schmarotzende Larven. Die Larven der einen Art, Cordylobia anthropophaga, die in Ost- und West-Afrika vorkommt, leben in Hautbeulen von Menschen und Säugetieren (Affen, Hunden, Katzen, Antilopen). Die Fliegen setzen wahrscheinlich die jungen Larven auf die Haut ab, in welche diese sich sofort einbohren. Die Larven verursachen durch ihre Anwesenheit keine besonderen Beschwerden. Wenn sie nicht vorher entfernt werden, verlassen sie in erwachsenem Zustande die Wunde von selbst, um sich in der Erde zu verpuppen. Bei der zweiten Art, der in ganz Westafrika häufigen Auchmeromyia luteola, zeigen die Larven ein ganz eigentümliches Verhalten. Sie leben am Kongo in den Hütten der Eingeborenen, tagsüber im Lehm der Fussböden vergraben, und kommen nachts hervor, um bei den schlafenden Menschen Blut zu saugen, worauf sie sich wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehen. Sie verhalten sich also ganz wie etwa eine Bettwanze, ein bei Zweiflüglerlarven bisher einzig dastehendes Beispiel von Schmarotzertum. Während die bisher genannten Arten, vielleicht mit Ausnahme der letzteren, die möglicherweise Krankheitsüberträgerin ist, ziemlich harmlos waren, lässt sich das von einer im tropischen Amerika lebenden Art nicht sagen. Die Larve dieser Fliege, Compsomyia macellaria, lebt bei Menschen und Säugetieren. Sie dringt durch Nase oder Ohren in das Innere der Schädelkapsel ein, wo sie sehr bösartige Entzündungen verursachen kann, die oft den Tod der Befallenen zur Folge haben.

Neben diesen Formen, deren Larven durch ihre Lebensweise unter ihren nächsten Verwandten eine Ausnahmestellung einnehmen, gibt es noch eine ganze Familie, deren Larven ausschliesslich Schmarotzer sind. Es sind dies die Dasselfliegen oder Östriden, die ebenfalls den Musciden nahestehen. Ihre Larven, die meist bei Huftieren schmarotzen, lassen sich nach ihrer Lebensweise in drei Gruppen teilen. Die Gastricolen leben als Larven im Magen von Unpaarhufern (Pferden und verwandten Formen, Rhinozeros, Elefant) und sind hauptsächlich durch die Gattung Gastrophilus vertreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Eier werden an den Körper der Wirtstiere (z. B. an die Mähne der Pferde) gelegt und von diesen abgeleckt. Die Larven wachsen im Magen heran, wo sie sich mit ihren Mundhaken an der Schleimhaut festklammern, und gehen in erwachsenem Zustande mit dem Kot ab, oder verlassen selbständig den Darm, um sich in der Erde zu verpuppen. Man findet im Magen eines Tieres oft grosse Mengen von Larven. In der Stirn- und Rachenhöhle von Paarhufern und einigen Unpaarhufern leben die Cavicolen, welche die zweite Gruppe bilden. Die Larven von Östrus leben in der Stirnhöhle von Schafen, Ziegen und Antilopen, die Larven von Cephenomyia im Kehlkopf von Hirschen und Rehen. Die Infektion erfolgt ähnlich, wie bei den Gastricolen, doch werden hier die Eier von der Fliege direkt in die Nasenlöcher des Wirtstieres eingespritzt. Die erwachsenen Larven verlassen ihren Wirt durch die Nase oder durch den Mund. Die Larven der dritten Gruppe, der Cuticolen, leben in Hautbeulen. Bei Rindern, Hirschen und Rehen findet man sehr häufig die Larven von Hypoderma. Sehr interessant ist die Art des Eindringens dieser Larven in das Wirtstier. Sie bohren sich nicht, wie man zunächst vermuten sollte, einfach durch die Haut hindurch, wie es jedenfalls die Larven von Cordylobia tun, sondern sie machen erst einen weiten Umweg. Wie die Larven der Gastricolen, werden sie durch den Mund aufgenommen und gelangen durch den Rückenmarkskanal und die Blutbahnen unter die Haut, wo sie sich entwickeln. An der Stelle, an der eine Larve sitzt, bildet sich in der Haut eine kleine Öffnung, unter welcher die Atemöffnungen der Larve sichtbar werden. Die erwachsenen Larven verlassen das Wirtstier durch die von ihnen verursachte Hautöffnung. Rinder sind oft mit sehr zahlreichen Larven von Hypoderma bovis und H. lineatum behaftet, so dass das Fell durch die vielen Durchbohrungen zur Verarbeitung untauglich wird. Zu den Cuticolen gehört auch Dermatobia cyaniventris, der viel genannte und viel umstrittene „Östrus hominis". Diese Art, welche nur in Süd-Amerika vorkommt, lebt als Larve in Hautbeulen bei Menschen und ist, soweit bekannt, die einzige Östride, die beim Menschen schmarotzt.

Aus unsern afrikanischen Kolonien sind Östriden bisher nur als Larven bekannt geworden. Ausgebildete Tiere, die sehr schwer zu erlangen sind, wurden noch nicht gefunden, obwohl man einige afrikanische Östriden auch als ausgebildete Tiere kennt. Der weit verbreitete Östrus ovis kommt in Ost-Afrika häufig in der Stirnhöhle von Schafen, Ziegen und Antilopen vor. Im Magen von Pferden, Eseln, Maultieren und Zebras findet man Gastrophilus, oft in grossen Mengen. Eine nordafrikanische Form ist Cephalomyia macu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I a t a, deren Larve in der Stirnhöhle des Kamels lebt, und von welcher auch das ausgebildete Tier bekannt ist.

Fassen wir das Resultat unserer Betrachtungen kurz zusammen, so sehen wir, dass es eine grosse Menge von Zweiflüglern gibt, die als Schmarotzer mehr oder weniger in das Leben des Menschen und seine Interessen eingreifen können und deren Studium nicht nur für den Zoologen von Wichtigkeit ist. Wir sehen, dass viele Zweiflügler als Krankheitsüberträger in der modernen Tropenhygiene eine bedeutende Rolle spielen, eine Rolle, die vielleicht in kurzer Zeit noch bedeutender werden kann. Wir befinden uns hier auf einem Grenzgebiet, auf dem Zoologie und Medizin sich nahe berühren, auf dem sie Hand in Hand wirken müssen, zur Förderung der Wissenschaft und zum Besten der Menschheit.

Rittergutsbesitzer **Tenge,** Niederbarkhausen, interpelliert wegen Entstehens des Texasfiebers beim Vieh, weil dasselbe, insbesondere in den Usambarabergen, das dort importierte Vieh sehr schädigt und bittet deshalb um Mitteilung darüber, wie diesem Übel am besten zu begegnen ist. Angeblich sei der Stich eines sogenannten Holzbocks oder der Zecke die Ursache der Infektionskrankheit.

Dr. **Grünberg,** Berlin: Die Zecken, welche Überträger des Texasfiebers sind, gehören zur Klasse der Spinnentiere, welche von dem Vortrage ausgeschlossen bleiben mussten. Ebenso mussten die blutsaugenden Rhynchoten, Wanzen und Läuse unberücksichtigt bleiben, die man vielleicht auch noch als Krankheitsüberträger erkennen wird.

Paul Staudinger, Berlin: Es ist ein hochwichtiges Thema, das uns der Herr Vortragende hier in klarer Weise vorgebracht. Von eminenter Wichtigkeit ist gerade die Kenntnis der den Menschen und Tieren schädlichen Insekten, speziell der Zweiflügler. Ich erinnere daran, dass die Schlafkrankheit, die schon vor 20 Jahren in Angola ganze Landschaften entvölkerte, die noch am Kongo herrscht, und die auch in unsern Kolonien auftritt, durch Trypanosomen verursacht wurde. Diese Trypanosomen entstehen aber durch den Stich einer Tsetsefliege, d. i. Glossinaart. Es ist nun von höchster Wichtigkeit, nicht nur die Arten, sondern auch das Leben der schädlichen Insekten kennen zu lernen, teils, um sie wirksam zu bekämpfen, teils, um ihnen leichter zu entgehen. Die notwendigen Forschungen dazu kann aber nur ein tüchtiger Zoologe, respektive Biologe, vornehmen, und es wird eine Forderung eines künftigen Kongresses sein, dass für jede Kolonie mindestens ein Zoologe zum Studium der schädlichen Insekten angestellt wird. Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

delt es sich doch hier nicht nur um Schutz von Kulturpflanzen und Haustieren, sondern um das Wichtigste, die Erhaltung des Menschen. Deshalb ist die Anstellung gut vorgebildeter Zoologen in den Kolonien geradezu eine Bedingung. Zu danken ist dem Herrn Vortragenden dafür, dass er trotz der kurzen Frist, d. h. acht Tage, die er zur Ausarbeitung seines Vortrages hatte, doch noch ein so gutes, wichtiges Referat lieferte.

Die angewandte Chemie in der tropischen Landwirtschaft.

Von Dr. **A. Schulte im Hofe**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober Nachmittag.)

Bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts bezogen fast alle europäischen Länder ihre Kolonial-Produkte über Venedig. Nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien strebten aber die Schiffahrt treibenden Nationen danach, diese wertvollen Waren aus den Produktionsländern selbst zu holen und den Handel mit denselben womöglich zu monopolisieren. Später genügte ihnen auch der Handel nicht mehr. Um den in Europa stetig steigenden Bedarf besser decken zu können, begann man die Produkte in den Tropenländern anzubauen. So finden wir schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf der Insel St. Thomé an der Westküste Afrikas und später in Zentral- und Süd-Amerika grössere Zuckerrohr-Pflanzungen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ging man dann auch in Indien, wo man bis dahin den Schwerpunkt auf den Küstenhandel gelegt hatte, zum Plantagenbau über. So sehen wir in den verschiedenen Tropenländern Kaffee-, Tee- und Kakaopflanzungen entstehen. Die Baumwolle wurde bald neben dem heimischen Flachs und der Wolle ein unentbehrlicher Gebrauchsartikel und machten Manila-Hanf, Jute und Agave-Fasern dem europäischen Hanf Konkurrenz. Der indische Indigo eroberte den Weltmarkt. Aus Birma holen wir in grossen Mengen Reis, den uns früher nur die Süd-Staaten Europas lieferten. Grosse Mengen tropischer Oelsamen werden eingeführt, um den Bedarf an vegetabilischem Fett und an Kraftfutter für den steigenden Vieh-Bestand zu decken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die europäische Landwirtschaft konnte die steigende Einfuhr dieser Tropenprodukte nicht ohne Einfluss bleiben, zumal bei der Beschickung des Marktes mit mehr oder weniger gleichartigen Produkten. Bei dem hierdurch entstehenden Konkurrenzkampf nahm Deutschland infolge der grossen Fortschritte, die hier die chemische Wissenschaft gemacht hatte, die führende Stelle ein.

Nachdem die Frage praktisch gelöst war, aus Rüben ein dem Rohrzucker nahezu gleichwertiges Produkt zu gewinnen, sehen wir im Laufe der Jahrzehnte in den Ländern der gemässigten Zone die Zuckerrüben-Kultur einen mächtigen Aufschwung nehmen. Die Zuckerproduktion, die im Jahre 1836/37 in Deutschland 1000 Tonnen betrug, ist in diesem Lande allein mehr als um das Zweitausendfache gestiegen. Eine Folge davon war der Rückgang des Rohrzucker-Imports und damit der Rückgang der Rohrzuckerkultur in tropischen Ländern. Doch auch hier setzte die chemische Forschung ein. Versuchsstationen wurden errichtet, und wird durch rationellere Kultur und Fabrikation der Rübenzuckerindustrie der Konkurrenzkampf erschwert werden.

Bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts wurde zum Blaufärben so gut wie ausschliesslich Waid verwandt; dann trat an Stelle desselben der Indigo. Obwohl die Landesfürsten, die vielfach am Waidbau interessiert waren, den Indigo auf das Energischste bekämpften, musste der Waid demselben doch schliesslich weichen. Die Engländer in Indien und die Holländer in Java nahmen den plantagenmässigen Anbau von Indigo auf, und wurde die Kultur desselben, sowie der Handel mit demselben die Quelle grosser Reichtümer, wie einst bei uns der Waidbau für die Waidherren, wie sich stolz die Inhaber der Waidpflanzungen nannten.

Als ich im Jahre 1891 nach Britisch-Indien kam, um die Kultur und Fabrikation des Indigo zu studieren, war auf dem Gebiete der chemischen Forschung so gut wie noch nichts geschehen. Ich stellte als erster den Gehalt der auf verschiedenem Boden gewachsenen Indigo-Pflanzen analytisch fest und fand hierbei, dass die Düngung und Fruchtfolge von wesentlichem Einfluss auf den Gehalt an Indigo bildender Substanz ist. Ich konstatierte, dass die Fermentation bei der Extraktion der Pflanzen mit Wasser, sowie bei dem späteren Ausscheiden des Indigo mit der Indigo-Bildung an sich nichts zu tun hat, dass hier vielmehr eine Oxydation vorliegt, die vielleicht durch die Wirkung von Entcymen beeinflusst wird.

Es würde mich zu weit führen, hier auf diese Studien, denen ich während zweier Sommer auf den Indigo-Pflanzungen Bengalens nachging, näher einzugehen. Ich habe dieselben im „Tropenpflanzer", so-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie in den Berichten der Deutsch-Pharmazeutischen Gesellschaft veröffentlicht.

Im Herbst 1892 aus dem Indigo-Distrikt Begalens nach Kalkutta zurückgekehrt, wurde ich veranlasst, der Regierung Vorschläge zu machen, in welcher Weise auf Grund meiner Studien die Indigo-Industrie gefördert werden könne. Mein Vorschlag ging dahin, eine agrikultur-chemische Versuchsstation zu errichten, der an erster Stelle die Förderung der Indigo-Kultur und -Fabrikation zur Aufgabe gemacht werden müsse. Die Regierung wollte auf meinen Vorschlag gern eingehen, fand aber bei den Pflanzern nicht die genügende Gegenliebe. Man gab sich zufrieden mit dem hohen Gewinn, den die Pflanzungen abwarfen.

In Deutschland war man inzwischen andauernd bemüht, aus dem Naphthalin den Indigo so billig herzustellen, dass er mit dem Pflanzenindigo konkurrieren könne. Dies gelang zuerst der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik. Im Jahre 1895 brachte sie einen Indigo auf den Markt, der allen Anforderungen genügte. Im selben Jahre sanken die Preise für den Pflanzen-Indigo bedeutend, ohne sich im Laufe der Jahre wieder zu erholen.

Der Sieg des künstlichen Indigo würde nicht so leicht gewesen sein, wenn man frühzeitig genug die Chemie in den Dienst der Indigo-Pflanzungen gestellt hätte. Zu spät erkannte man diesen Fehler. Jetzt ersuchten die Pflanzer die Regierung um Hilfe. Ein landwirtschaftliches Institut wurde eingerichtet, in dem unter Leitung des erfahrenen Indigo-Pflanzers Coventry Chemiker und Botaniker arbeiten.

In Java hatte man Dank der agrikultur-chemischen Stationen des Botanischen Gartens in Boitenzorg sich schon früher mit der Indigo-Kultur befasst. Aber auch hier fühlt man die Wirkung des künstlichen Indigos.

Deutschland ist inzwischen in die Reihe der Indigo exportierenden Länder getreten. Wie einst der indische Indigo den Waid verdrängte, so entwertet jetzt der deutsche Indigo, zu dessen Herstellung die üppigen Urwälder einer früheren Zeit dem Chemiker das Ausgangsmaterial liefern, die Indigo-Pflanzungen Indiens und Javas.

Die Teekultur wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus China in Indien eingeführt. Unter Aufwendung von vielen Millionen Mark mussten aber erst Erfahrungen gesammelt werden, bevor die neue Industrie festen Fuss fassen konnte. Heute hat die Verarbeitung der Teeblätter zu Tee ein verhältnismässig hohe Vollkommenheit erlangt und deckt Indien und Ceylon mehr wie die Hälfte des Weltbedarfs. Für die wissenschaftliche Forschung war aber, als ich mich 1893 dem Studium der Tee-Kultur und -Fabrikation

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuwandte, nur sehr wenig geschehen, obwohl der Exportwert Indiens und Ceylons schon damals etwa 130 000 000 Mk. betrug.*) Dr. Watt hatte allerdings im Laufe verschiedener Jahre bei Gelegenheit von Expeditionen die Teeschädlinge studiert und Kelwey-Bamber hatte verschiedene Boden-Analysen ausgeführt. Auch hatte man einige Düngungsversuche gemacht, die aber nach kurzer Zeit wieder unterbrochen wurden, so dass von eigentlichen Resultaten nicht die Rede sein kann.

Ich befasste mich während eines längeren Aufenthalts auf den Teepflanzungen Indiens und Ceylons in den Jahren 1893 und 94 unter andern Studien damit, das Wesen des Prozesses, durch den die grünen Blätter in Tee umgewandelt werden, zu erforschen. Die Ergebnisse dieser meiner Studien und Versuche habe ich in den Beiheften zum Tropenpflanzer und in den Berichten der Deutsch. Pharmaz. Gesellsch. niedergelegt.

Mehr als wie in Indien hatte man sich in Japan mit dem Studium der Tee-Kultur und -Fabrikation befasst, und zwar in den chemischen Laboratorien des Agricultural College in Komada, dessen damaliger wissenschaftlicher Leiter der deutsche Gelehrte Dr. Kellner war. Die Ergebnisse dieser Studien finden wir in dem neuesten Werke von Professor Fesca: „Der Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen".

Mehr Studien, als wie auf dem Gebiete der Teeindustrie, sind bezüglich der Kultur und Verarbeitung des Kaffees gemacht. Der Grund hierfür ist vielleicht darin zu suchen, dass die Kaffeekultur in den europäischen Kolonien schon älter und verbreiteter ist, und durch die grosse Ausdehnung der Kaffeekultur schon früher die Rentabilität ungünstig beeinflusst wurde. Bodenanalysen wurden in grösserer Zahl ausgeführt und Düngungsversuche gemacht, und sind in der Verarbeitung des Kaffees grössere Fortschritte zu verzeichnen. Während man früher die Kirschen zunächst fermentierte und dann das Fruchtfleisch durch Stampfen oder dergleichen von den Bohnen entfernte oder aber die fermentierten Kirschen mit dem Fruchtfleisch trocknete und letzteres sogleich mit der Pergamenthaut separierte, wird jetzt von den frisch geernteten Bohnen mittels maschineller Vorrichtung das Fruchtfleisch entfernt, die Bohnen zur Beseitigung des noch anhaftenden Fleischrestes fermentiert, gewaschen und getrocknet. Ich habe bei meinen Versuchen auf St. Thomé festgestellt, dass sowohl nach dem alten als nach dem neuen Verfahren ein guter Kaffee gewonnen werden kann und hierbei gefunden, dass die chemischen Umwandlungen, die bei der Verarbeitung des Kaffees vor sich gehen, unter andern Bedingungen stattfinden, als wie beim Tee und Kakao.

*) 1904 betrug der Exportwert nahezu 200 Millionen Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kakaokultur ist erst in neuerer Zeit mehr in den Vordergrund getreten. Wenn auch der Kakao bescheidenere Ansprüche an den Boden zu stellen scheint, als wie der Kaffee, so dürfte doch der Boden auf die Qualität des Kakaos von grösserem Einfluss sein, als wie man vielfach annimmt.

Es war natürlich für die Entwickelung der Kakaokultur in unsern Kolonien wesentlich, die besten Qualitäten anderer Länder einzuführen, voreilig scheint mir aber die Behauptung zu sein, dass hierdurch die Qualitätsfrage des Kakaos gelöst sei. Hier müssen erst die Ernteresultate abgewartet werden. Wesentlich ist aber, dass schon heute die Analysen der Kakaoböden verschiedener Länder ausgeführt werden, um so zu erfahren, welchen Einfluss neben dem Klima die Beschaffenheit des Bodens auf die Qualität des Kakaos ausübt. Bei einem Versuche, den ich auf St. Thomé mit drei seit Jahren auf demselben Boden wachsenden Kakao-Varietäten ausführte, habe ich gefunden, dass alle drei einen Kakao von gleichem Wert und gleichem Charakter ergaben. Es ist aber wahrscheinlich, dass Kakao-Varietäten mit Bohnen von milderem Charakter, das sind solche mit hellfarbigem Nibs, auch auf dem vulkanischen Boden Kameruns einen Kakao von milderem Charakter geben, als die bis dahin an der Westküste kultivierten.

Von wesentlichem Einfluss auf die Qualität des Kakaos sind die chemischen Umwandlungen, die bei Verarbeitung der frisch geernteten Bohnen, der sogenannten Fermentation, vorsichgehen. Dies haben mir meine eingehenden Versuche bewiesen, die ich auf der portugiesischen Insel St. Thomé machte. Es gelang mir, einen Kakao von milderem Charakter und besserer Qualität herzustellen, als nach dem üblichen Verfahren. Über diese Studien, sowie über die Fermentation des Kaffees habe ich bis heute noch nichts veröffentlicht. Es würde mich aber zu weit führen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen.

Auch bei der Bereitung der Vanille aus den grünen Schoten findet eine chemische Umwandlung statt, die wahrscheinlich auf eine Oxydation unter Einwirkung von Entcymen zurückzuführen sein wird.

Ein weiteres Tropenprodukt, das aber auch in der gemässigten Zone angebaut wird, und bei dem die chemischen Umwandlungen bei der Verarbeitung der Ernte eine wichtige Rolle spielen, ist der Tabak. Da in den Tropen zum plantagenmässigen Anbau desselben fast ausschliesslich jungfräulicher Boden gewählt wird, so kommen neben den klimatischen Beobachtungen die vergleichenden Bodenanalysen verschiedener Länder in Betracht, wenn man sich über die Möglichkeit des Tabakanbaus orientieren will.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Fermentation des Tabaks beruht im wesentlichen auf den empirischen Erfahrungen, die man im Laufe der Jahre gesammelt, und hat, gleich wie beim Tee, diese Fermentationsmethode eine verhältnismässig grosse Vollkommenheit erreicht. Die wissenschaftlichen Studien, die gemacht wurden, gingen vorwiegend davon aus, durch Verwendung von Reinkulturen den Fermentationsprozess zu beeinflussen. Auf Grund meiner Versuche, die ich ebenfalls noch nicht veröffentlichte, bin ich jedoch zu der Ansicht gekommen, dass, gleich wie beim Indigo, beim Tee und Kakao die Fermentationserscheinungen nur von sekundärer Bedeutung sind, dass dahingegen die Oxydation, sei es mit oder ohne Einwirkung von Entcymen, die wesentliche Umänderung in dem grünen Tabakblatt bewirkt, und dass es sich demnach bei der Aufarbeitung der Tabakblätter darum handelt, festzustellen, unter welchen Bedingungen die Oxydation am günstigsten verläuft. Es gelang mir, bei einem derartigen Versuch bei Verarbeitung von nur einigen Bündeln getrockneter Tabakblätter, die mir in liebenswürdiger Weise der Direktor der Kaiserl. Tabakmanufaktur zu Strassburg, Herr Hammerschlag, zur Verfügung stellte, im Laufe von etwa zwei Wochen einen guten, haltbaren Tabak herzustellen. Wenn nun auch Versuche im kleinen nicht ohne weiteres auf den Grossbetrieb übertragen werden können, so ist man doch bei der Möglichkeit, solch kleine Mengen verarbeiten zu können, besser in der Lage, das Wesen der Tabak-Fermentation zu studieren. Ferner kann man hierdurch auch bei kleineren Anbauversuchen feststellen, ob die Blätter einen guten Tabak liefern, was besonders für unsere Kolonien von Wichtigkeit ist.

Der Kautschuk wurde bis vor einigen Jahren so gut wie ausschliesslich von den im Urwald wild wachsenden Kautschuk liefernden Bäumen und Lianen gewonnen. In neuerer Zeit geht man, und zwar in fast allen Tropenländern, zu dem plantagenmässigen Anbau über, oder man macht wenigstens Anbauversuche. Gleich wie beim Kakao, scheint man hierbei vielfach von der Ansicht auszugehen, dass eine Baumart, die in einem Lande reichlich und guten Kautschuk liefert, dieses auch in einem andern Lande tun wird, wenn nur die gleichen klimatischen Bedingungen vorhanden. Allem Anscheine nach ist diese Schlussforderung eine irrtümliche. Hierfür sprechen die Erfahrungen, die man mit Manihot Glaziovii gemacht hat, und scheinen auch andere Bäume sich gleich diesen zu verhalten. Als ich zu Anfang dieses Jahres in Kamerun einen etwa sechsjährigen Heveabaum und einen etwa ebenso alten Ficus elastica-Baum anzapfte, fand ich, dass ersterer nur eine verschwindend kleine Menge eines guten Kautschuks lieferte, letzterer aber eine minderwertige, unbrauchbare Ware. Die Kickxiabäume auf dem vulkanischen Boden bei Viktoria und auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Lateritboden des Südens scheinen sich ebenfalls verschieden zu verhalten. Falls diese Beobachtungen sich weiter bestätigen, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass die Bodenbeschaffenheit von grossem Einfluss auf den Ertrag der Bäume, sowie auch auf die Qualität des Gummis ist. Es ist darum sehr erwünscht, dass neben den klimatischen Beobachtungen von den verschiedenen Bodenarten, auf denen die Gummi liefernden Bäume und Lianen wild wachsen oder angepflanzt sind, vergleichende Analysen ausgeführt werden, um so den Einflus des Bodens auf den Ertrag an Gummi und auf die Qualität desselben beurteilen zu können. Auf jeden Fall müssen wir heute noch sehr vorsichtig damit sein, den plantagenmässigen Anbau von Kautschukbäumen in Ländern einzuführen, in denen die in Frage kommende Baumart noch nicht genügend erprobt wurde.

Eine rationelle Verarbeitung des Milchsaftes der verschiedenen Kautschukbäume dürfte ebenfalls dem Chemiker vorbehalten sein.

Um mit den tropischen Produkten abzuschliessen, bei deren Aufarbeitung chemische Umwandlungen von Einfluss sind, darf ich nicht die Pflanzenfasern übergehen, deren Seperation durch Fermentation bewirkt wird.

Gleich wie bei Flachs und Hanf, wird in den Tropen die Faser der Jute und ähnlicher Pflanzen durch den sogenannten Röstprozess aus der Rinde isoliert. Versuche, die ich unter anderm mit Jute und Hibiscus anstellte, und über die ich seinerzeit im Tropenpflanzer berichtet habe, zeigen, dass die Art der Fermentation von ganz wesentlichem Einfluss auf die Güte der Faser ist, und ferner, dass der Röstprozess auch in der Weise ausgeführt werden kann, dass man die Stengel aufeinanderschichtet und durch zeitweiliges Aufgiessen von Wasser die Fermentation reguliert. Die nach letzterem Verfahren erhaltene Faser war besser, als die durch den üblichen Röstprozess isolierte.

Auch aus den fleischigen Blättern der Agave gelang es mir, durch Fermentation die Faser zu isolieren, und halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass eine geeignete Kombination der Fermentation und der maschinellen Seperarierung vorzügliche Resultate geben wird. Hier ist sowohl für die Gärungs-, als auch für die technische Chemie ein Feid der Tätigkeit.

Der Vollständigkeit halber will ich noch die Kokosnuss- und Cinchonapflanzungen, sowie Gerbstoff liefernden Bäume erwähnen, obgleich bei der Aufarbeitung der Ernte die Chemie nicht die Rolle spielt, wie bei den vorher aufgeführten Kulturen. Bei der Kokosnuss handelt es sich im wesentlichen nur um das Trocknen des Kokosnussfleisches, das als Kopra in den Handel gebracht wird. Auf das Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deihen der Kokosnussbäume scheint ausser Boden und Klima auch noch die Seeluft von besonderem Einfluss zu sein.

Die Cinchona-Pflanzungen verdanken es den pflanzenphysiologischen Studien, dass es gelungen ist, durch Auswahl der Arten und Feststellung des richtigen Zeitpunkts der Ernten chininreichere Rinden auf den Markt zu bringen.

Die Mangrovebestände der Tropenkolonien könnten den europäischen Markt mit grossen Mengen Gerbstoff versorgen, wenn nicht die Rinde, gleich vielen andern gerbstoffhaltigen Rinden tropischer Bäume und Sträucher, einen Farbstoff enthielte, der die Rinde für Gerbereizwecke minderwertig macht. Gelingt es der chemischen Forschung, diesen Farbstoff auf einfache Weise für die Gerberei unschädlich zu machen, so bedeutet dies für die Tropenkolonien einen grossen wirtschaftlichen Erfolg. Dies hat den Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, seine Hoheit Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg veranlasst, für ein Verfahren zur Herstellung eines Mangroverinden-Extraktes, der dem Leder die gewünschte helle Farbe gibt, einen Preis von 3000 Mark auszusetzen.*)

Bei fast allen bis jetzt genannten Tropenkulturen müssen die Ernten noch einem besonderen Verfahren unterworfen werden, bevor dieselben marktfähig sind. Aber auch für andere Zweige der tropischen Landwirtschaft ist die angewandte Chemie von Bedeutung.

Bei der Baumwollkultur in Amerika hat man nicht allein durch bessere Auswahl des Saatgutes die qualitativ und quantitativ guten Resultate erzielt, sondern auch dadurch, dass man der Bewirtschaftung des Bodens die erforderliche Aufmerksamkeit schenkte. Nicht dadurch allein ist die Baumwolle Indiens minderwertiger und der Ertrag ein geringerer, weil die Baumwolle degeneriert, sondern auch darum, weil in Indien die agrikultur-chemischen Forschungen vollständig vernachlässigt wurden.

Die Zeit erlaubt es mir nicht, auf all die einjährigen Kulturen, bei denen bei Verarbeitung des Bodens die Kenntnisse der Agrikulturchemie von wesentlicher Bedeutung sind, näher einzugehen. Hier zeigen uns die Fortschritte der heimischen Landwirtschaft die Wege, auf denen wir auch in den Kolonien voranschreiten müssen.

Was würde aus der heimischen Landwirtschaft geworden sein, wenn nicht ein Liebig die Basis für die moderne Agrikulturchemie geschaffen, wenn nicht seine Schüler auf dieser Basis weitergearbeitet hätten, wenn nicht auf landwirtschaftlichen Hochschulen und zahlreichen Versuchsstationen im Interesse der Landwirtschaft gearbeitet

*) Der Betrag von 3000 Mk. wurde von Herrn E. A. Oldemeyer in Bremen zur Verfügung gestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde. Dank der Forschung in landwirtschaftlichen Spezialinstituten ist unter anderm die Gärungsindustrie in Deutschland höher entwickelt, als in andern Ländern. Wollen wir in den Kolonien mit den fremden Nationen erfolgreich konkurrieren, so müssen wir auch hier auf dem Gebiete der Agrikulturchemie die führende Stellung einnehmen. Die botanischen Gärten müssen an erster Stelle Kulturstationen sein. Dort, wo in Plantagenkolonien zur Aufarbeitung der Ernte bestimmte Verfahren erforderlich, müssen neben den allgemeinen agronomischen Studien die einschlägigen Spezialstudien betrieben werden. Hierfür finden wir ein Beispiel bei den Holländern auf Java, wo derartige Versuchsstationen dem botanischen Garten in Buitenzorg angegliedert sind oder doch in naher Beziehung stehen. Erfreulicherweise haben wir in unsern Kolonien schon begonnen, diesen Forderungen Rechnung zu tragen. In Amani, in Ostafrika, ist das biologisch landwirtschaftliche Institut errichtet, das durch sein Organ: „Der Pflanzer, Ratgeber für tropische Landwirtschaft", mit den Interessenten in der Kolonie direkte Fühlung unterhalten.

In Kamerun waren bis vor einigen Jahren die Arbeiten mehr oder weniger rein botanischer Natur. Die Leitung des botanischen Gartens stand sogar dem Antrage eines Chemikers, der auf Grund eingehender Vorstudien ein verbessertes Kakao-Fermentationsverfahren im Garten erproben wollte, ablehnend gegenüber. Seit Anfang diese Jahre hat der Garten den offiziellen Namen: „Versuchsstation für Landeskultur", und sagt uns schon der Name, dass auch hier jetzt den agrikultur-chemischen Studien ein grösseres Arbeitsfeld eingeräumt wird. Leider fehlt es noch an einem eigenen Organ, durch das die Versuchsanstalt, gleich wie in Ostafrika, mit den Interessenten direkt verkehren kann. Die Veröffentlichungen können nur in hiesigen Organen stattfinden, und ist es hierbei nicht ausgeschlossen, dass die Kameruner Interessenten bisweilen recht spät mit den Arbeiten des Instituts bekannt werden.

Es ist zu wünschen, dass recht bald auch in den übrigen deutschen Kolonien landwirtschaftliche Versuchsstationen errichtet werden.

Selbstverständlich darf bei diesen Studien die Botanik nicht vernachlässigt werden. Da aber die botanischen Studien mehr rein wissenschaftlicher Natur sind, so wird es im allgemeinen zu empfehlen sein, die Leitung der Versuchsstationen in die Hände der Beamten zu legen, denen die Bearbeitung der wirtschaftlichen Fragen obliegt.

Zur Förderung der botanischen Forschungen, die naturgemäss bei Erschliessung von Kolonien den agrikultur-chemischen vorangehen müssen, wurde es notwendig, im Mutterlande eine botanische Zentralstelle zu errichten. Wir wissen, was diese Zentralstelle für die Kolo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nien schon geleistet hat und noch leistet, wie die Überführung von Nutzpflanzen vielfach nur dadurch ermöglicht wurde, dass die botanische Zentralstelle das Bindeglied zwischen den einzelnen örtlich weit entfernten Kolonien war.

Auch auf agrikultur-chemischem Gebiet ist eine Zentralstelle erforderlich, wenn die Arbeiten der einzelnen Kolonialinstitute allen Kolonien zugute kommen sollen. In Gemeinschaft mit den Instituten der einzelnen Kolonien hat unter anderm die Zentralstelle sich mit den Studien zu befassen, die weder in einem Institute der Kolonie allein, noch hier allein gelöst werden können, sondern gemeinsame Arbeit hier und in den Tropen erforderlich machen. Da die Aufarbeitung der Ernten in den Tropen vielfach eine kompliziertere ist, als wie bei uns, so kommen derartige Fälle vielfach vor.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit eines solchen Instituts veranlasste mich schon im Jahre 1901, der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes eine Denkschrift zu überreichen, in der ich auf die Notwendigkeit eines solchen Instituts hinwies. Erst zwei Jahre später erfuhr ich aus den Berichten der Budgetkommission des Reichstages, dass man sich mit dieser Frage befasst hatte, dass man aber die geforderten Gelder hierfür nicht bewilligen zu können glaubte. Wie aus den Verhandlungen zu schliessen war, scheint wenig Klarheit über den Zweck eines solchen Instituts geherrscht zu haben. Man scheint der Ansicht gewesen zu sein, dass es sich allein um die Ausführung von Analysen handelte und berücksichtigte hierbei nicht, dass die Hauptsache die Beurteilung und Verwertung der Analysen ist. Dieses kann aber nur durch einen Fachmann geschehen, der, mit der tropischen Landwirtschaft betraut, sowohl mit den Produzenten in den Kolonien, als mit den Konsumenten daheim Fühlung unterhält. Denn wie die Versuchsstationen in den Kolonien, so soll auch die Zentralstation zunächst wirtschaftlichen Zwecken dienen.

Da es zu grosse Mittel erfordern würde, hierfür ein eigenes Institut zu errichten und zu unterhalten, so empfiehlt es sich, eine solche Zentralstelle einem schon bestehenden Universitätsinstitut, anzuschliessen.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass schon bald eine Zentralstelle für tropische Landwirtschaft den bewährten Instituten der heimischen Landwirtschaft angegliedert werden möge, zum Besten der deutschen Kolonien und des Mutterlandes.

Prof. Dr. **Fesca,** Witzenhausen: Die Tätigkeit des Landwirts lässt sich wohl zutreffend als eine Stoffmetamorphose bezeichnen; es handelt sich dabei um die Umwandlung von ihrer Form nach wertlosen Stoffen — Stoffe in der Luft und im Boden, Abfallstoffe, wie Stroh, Dünger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

usw. — in wertvolle Produkte. Dementsprechend ist wohl die Chemie die wichtigste grundlegende Naturwissenschaft für die Landwirtschaft, der dieselbe grossenteils ihre hohe Entwickelung verdankt. Bei der tropischen Landwirtschaft fällt der Chemie die Aufgabe, Grundlagen für die zweckmässige Aufbereitung der Ernten zu liefern, in noch höherem Masse zu, als in unserer einheimischen Landwirtschaft.

Wenngleich in dieser letzterwähnten Richtung (Tabakfermentation usw.) die Chemie schon etwas mehr geleistet hat, als es nach den Äusserungen des Herrn Vortragenden der Fall zu sein scheint, so bleibt doch noch viel der chemischen Forschung vorbehalten.

Die Anregungen des Herrn Vortragenden können daher nur befürwortet werden. Es erscheint zweckmässig, die chemischen Versuchsstationen nicht botanischer Oberleitung zu unterstellen. Chemische und botanische Institute dürften als selbständige Forschungsanstalten, die sich allerdings gegenseitig in die Hände arbeiten müssen, die besten Erfolge für die Fortschritte der Landwirtschaft in unsern Kolonien versprechen.

Es ist hier nicht der Ort, spezielle chemische Fragen zu erörtern. Aus diesem Grunde verzichte ich darauf, hier den vom Herrn Vortragenden geäusserten Ansichten über die Theorie der Tabakfermentation, mit denen ich durchaus nicht einverstanden bin, entgegenzutreten.

Kgl. Regierungsbaumeister a. D. **Kurt Hoffmann,** Berlin: Beide Herren Vorredner haben betont, dass Botanik und Chemie Hand in Hand gehen müssen. Ich habe mich darüber gefreut, habe aber eins vermisst, das ist die Erwähnung der Einwirkung der Pilze bezw. der Bakterien auf die Fermentation und ihr Anteil an der chemischen Veränderung der Rohmaterialien bei der stattfindenden Gärung. Ebenso wie beim Wein, beim Bier, beim Brote die Gärung und damit das Aroma hervorgerufen wird durch das Wachstum von Pilzen, und die Veränderung des Geschmacks durch die Stadien dieses Wachstums, so geht etwas Ähnliches vor bei der Fermentation des Kaffees, des Kakaos, des Tabaks. Beim Tabak kann jeder Raucher die Wirksamkeit solcher Pilze feststellen, wenn er die Wahrnehmung macht, dass die Zigarren in einer Kiste sich verändert haben, dass die wohlschmeckenden plötzlich nicht mehr gut schmecken, und umgekehrt. In dem ersteren Falle kann man dann die Kiste nur einige Zeit sich selbst überlassen, und wird häufig finden, dass die Zigarren alsdann wieder wohlschmeckend geworden sind. Es begegnete mir einmal, dass ich sehr schlecht schmeckende Ambonizigarren in meiner Wohnung hatte. Wir gingen dann nach Afrika und kamen erst nach vier Jahren wieder. Da hatten sich diese Ambonizigarren, die fünf Jahre sich selbst über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen waren, total verändert, sie waren gute, wohlschmeckende „echte" Zigarren geworden. Es geht daraus hervor, nicht nur, dass durch die Wirksamkeit der Pilze der Tabak sich verändert, sondern man kommt auch auf den Gedanken, durch die Übertragung der Pilze den Tabak zu verbessern. Solche Versuche sind in der Tat schon gemacht. Man hat Pilze von gutem Tabak auf minderwertigen übertragen und zwar mit gutem Erfolge, wenn auch noch nicht mit pekuniärem Erfolge. Es würde alsdann ermöglicht werden, die Fermentation günstig zu beeinflussen und zum Beispiel die Pilze von Havannazigarren auf Tabak in unsern Kolonien zu übertragen. Ähnlich könnte man auch beim Kaffee, Kakao usw. die Fermentation günstig beeinflussen. Ich möchte hiermit die Anregung geben, dem Studium dieser Pilze mehr als bisher nahezutreten und auf unsern Versuchsstationen die Versuche auch nach dieser Richtung hin vorzunehmen.

Dr. **Schulte im Hofe,***) Berlin: Ich habe nicht gesagt, es seien nur wenig Studien auf dem Gebiete der Tabaksfermentation gemacht, sondern, dass die Art der üblichen Fermentation im wesentlichen auf empierischen Erfahrung beruht, und dass die wissenschaftlichen Studien vorwiegend davon ausgegangen seien, durch Verwendung von Reinkulturen den Fermentationsprozess zu beeinflussen. Auch habe ich an den Versuchsstationen dem Chemiker nicht eine untergeordnete Stellung anweisen wollen, sondern ich sagte, dass die botanischen Arbeiten mehr rein wissenschaftlicher Natur seien, beim Chemiker aber neben den wissenschaftlichen die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund treten.

Bei der Aufarbeitung von Tabak, Tee, Kakao usw. ist nach meiner Ansicht die Fermentation von sekundärer Bedeutung. Es liegt in den meisten Fällen eine Oxydation vor, die aber unter dem Einfluss von Excymen stattfinden kann.

Kgl. Regierungsbaumeister a. D. **Kurt Hoffmann,** Berlin: Ich habe auch nicht geleugnet, dass eine Oxydation oder ein anderer chemischer Prozess stattgefunden hat, ich bin nur der Meinung, dass in vielen Fällen diese chemischen Vorgänge durch das Wachstum von Pilzen oder andere Mikroorganismen veranlasst bzw. unterstützt werden.

---

*) Die im Anschluss an den Vortrag des Herrn Dr. Schulte im Hofe von ihm und Herrn Professor Volkens eingebrachte Resolution über die botanischen Versuchsgärten und botanische und agrikulturchemische Zentralstellen für die Kolonien, die in der Sektion einstimmig angenommen wurde, ist am Schlusse des Werkes unter der Abteilung „Die Resolutionen" unter Sektion I, Resolution 2 abgedruckt. Die Redaktion.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Errichtung einer Höhen-Sternwarte im Aequatorialgebiet unserer Kolonien.

Von **F. S. Archenhold,** Direktor der Sternwarte zu Treptow, Berlin.

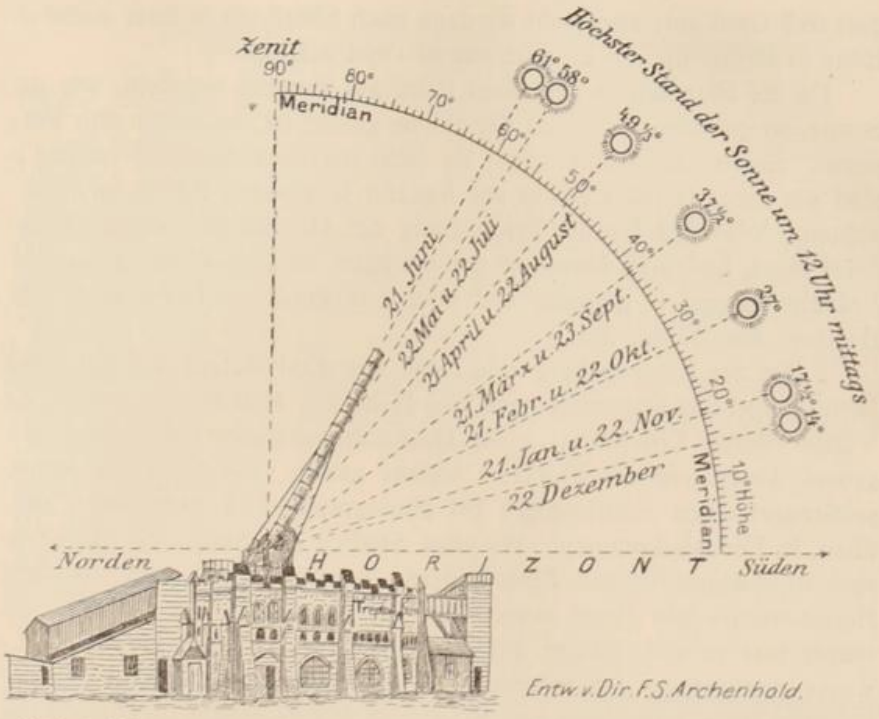
(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Astronomie und ihre Tochterwissenschaft, die Meteorologie, haben in den letzten Jahrzehnten sich bemüht, ihre Warten nicht nur in der Ebene, sondern in möglichst grossen Höhen auf geeigneten Bergesspitzen zu errichten. Insbesondere sind Frankreich und Amerika in dieser Beziehung bahnbrechend vorgegangen. Wir erinnern an das Janssensche und das Vallotsche Observatorium auf dem Mont Blanc, an die Lick-Sternwarte auf dem Mount Hamilton, an das Arequipa-Observatorium in Peru und das Flaggstaff-Observatorium von Lowell in Arizona. In Österreich wird die Errchtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg angestrebt. Italien besitzt eine Sternwarte auf dem Ätna. Deutschland ist bisher ohne jede Höhensternwarte geblieben.

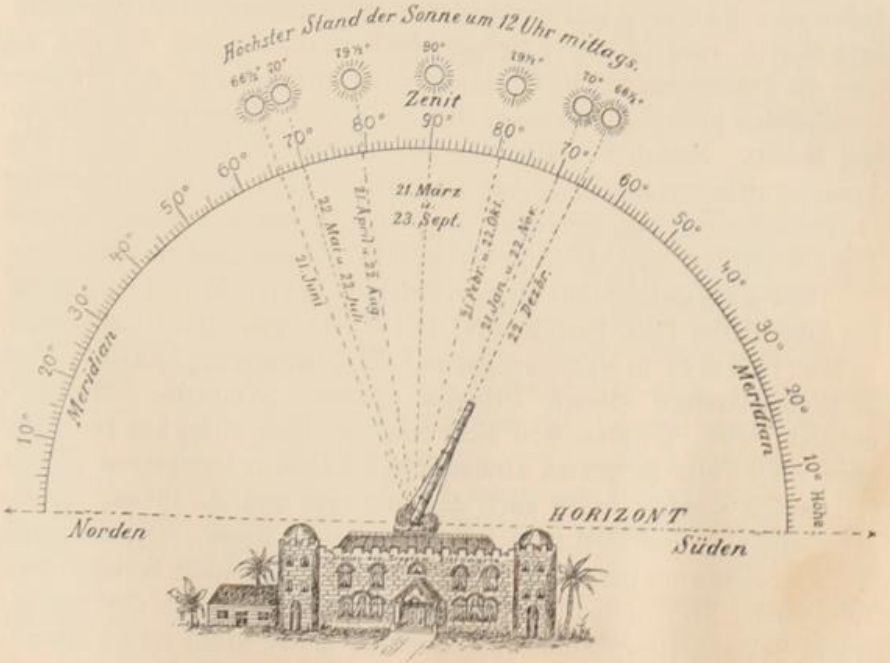
Es trifft sich nun glücklich, dass wir in unsern Kolonien zwei Gebiete besitzen, die, in der Nähe des Äquators liegend, Berge aufweisen, die trotz ihrer grossen Höhe noch unterhalb der Schneegrenze liegen. Es ist dies das Kamerungebirge in Westafrika und der Sattel des Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika. (Der Rote Mittel-Hügel, Höhe 4520 m, zwischen dem Kibo und Mawensi, erscheint hier am geeignetsten, 3° 7′ südlich.) Zwei wichtige Gesichtspunkte sind es, welche mich veranlassen, die Errichtung von Sternwarten in unsern Kolonien in Vorschlag zu bringen:

1. Die Beobachtung der Sonne und der Planeten erleidet bei uns monatelange Unterbrechung dadurch, dass die Ekliptik in den Wintermonaten in unsern Gegenden nur eine sehr geringe Höhe über dem Horizont erreicht. Während der Wintermonate ist es bei uns fast unmöglich, die Oberfläche der Sonne eingehend zu studieren, da sie oft wochen-, ja sogar monatelang wegen der am Horizont lagernden Wolken unsichtbar bleibt. Wir geben anbei ein Bild, wie die grösste Höhe der Sonne um die Mittagszeit sich für Berlin abspielt. So erreicht in der Zeit vom 22. Oktober bis zum 21. Februar die Sonne nicht einmal die Mittagshöhe von 27,5°. In den Vor- und Nachmittagsstunden ist wegen der noch geringeren Höhe der Sonne natürlich die Möglichkeit, gute Beobachtungen zu erhalten, noch wesentlich geringer. Um einen Vergleich der Mittagshöhe der Sonne am Äquator mit der Mittagshöhe der Sonne in Berlin ziehen zu können, habe ich noch folgendes Bild entworfen, das die Mittagshöhe für den Äquator wiedergibt. Hiernach weist die geringste Mittagshöhe der Sonne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Höchster Mittagsstand des Fernrohrs auf der Treptower Sternwarte (52° 30′ Polhöhe)



Niedrigster Mittagsstand des Fernrohrs am Aequator

dort 66,5 Grad auf; also steht sie dann noch höher, als in ihrer grössten Höhe in Berlin, die am 21. Juni nur 61 Grad beträgt.

Da die Planeten in derselben Bahn am Himmel wandeln, wie die Sonne, so gilt alles, was von der Sonne gesagt ist, auch von den Planeten. Soweit die Sonne selbst sie nicht mit ihren Strahlen verdeckt, sind sie daher in jeder Nacht am Äquator in grossen Höhen zu beobachten. Was das für die Erforschung der Oberfläche, beispielsweise beim Mars, bedeutet, kann nur der erwägen, der den Mars in gleicher Erdnähe, einmal in geringer und einmal in grösserer Höhe über dem Horizont beobachtet hat.

2. Da der Kamerunberg eine Höhe von 4000 Metern und der Rote Mittel-Hügel des Kilimandscharo eine Höhe von 4520 Metern besitzt, so würde durch Errichtung einer Beobachtungsstation dortselbst die grosse Absorbtion des Lichtes, welche gerade die untersten Atmosphärenschichten insbesondere bei photographischen Aufnahmen ausüben, in Fortfall kommen. Wichtige Studien der Sonnenoberfläche in spektro-heliographischen Einzelbildern würden auf einer solchen Höhen-Sternwarte ganz wesentlich unsere Kenntnisse fördern. Es würde hier zu weit führen, auf die vielen Vorteile einer Höhen-Sternwarte einzugehen. Ich möchte nur noch erwähnen, dass mit der Errichtung einer astronomischen Station auch gleichzeitig die Errichtung einer meteorologischen Station bzw. eines kleinen Versuchsgartens für botanische Zwecke leicht verbunden werden könnte. Der Kamerunberg liegt 4° nördlich, der Kilimandscharo 3° südlich vom Äquator, so dass die Zeichnung, welche für den Äquator entworfen ist, mit den entsprechenden kleinen Änderungen für die beiden Stationen ihre Gültigkeit behält. Natürlich wären für die Ausrüstung dieser Sternwarte Apparate zu konstruieren, die des Transports wegen aus kleinen Stücken zusammengesetzt sein müssten. Bei dem heutigen Stande unserer Technik dürften hieraus keine besonderen Schwierigkeiten erwachsen.

Eine Rücksprache mit Herrn Professor Hans Meyer, Leipzig, mit dem Herrn Geh. Reg.-Rat Stuhlmann und Herrn Gouverneur v. Puttkamer in Kamerun hat mir die Überzeugung gegeben, dass in Kolonialkreisen diesem Projekte grosse Sympathie entgegengebracht wird. Es lässt sich nicht leugnen, dass, wenn auf einer solchen Sternwarte in unsern afrikanischen Kolonien interessante Resultate erzielt werden, damit auch das Interesse und die Freude an unserm afrikanischen Besitz auch fernerstehende Kreise ergreifen wird.

Ich behalte mir vor, in der illustrierten Zeitschrift „Das Weltall" noch eingehender über diese Pläne zu berichten und danke dem Obmann der ersten Sektion, Herrn Staudinger, auch an dieser Stelle für die Freundlichkeit, mit der er mir zu dieser kurzen Mitteilung das Wort erteilt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorsitzender: Geh. Bergrat Prof. Dr. **Wahnschaffe.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der Vorsitzende widmet vor Beginn der Sitzung zunächst dem verstorbenen Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Freiherrn von Richthofen einen warmen Nachruf. Er gedenkt der hohen Verdienste des Verstorbenen um die Geographie, seiner Förderung des Kolonialwesens in Ostasien und Afrika, und seiner vornehmen, edeln Persönlichkeit. Zum ehrenden Andenken des Dahingeschiedenen erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Die deutsche Forschungsarbeit auf den Karolinen, Palauinseln und Marianen.

Von **H. Seidel,** Rektor, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Während dieses Kongresses jähren sich wiederum die Tage, an denen die Vertreter unserer Regierung die letzten Trümmer des spanischen Kolonialreiches der Südsee, soweit wir jene Inseln käuflich erwarben, in deutsche Verwaltung nahmen. Am 27. September 1899 brach Gouverneur von Bennigsen mit den designierten Bezirksleitern an Bord der „Kudat" von Herbertshöhe nach den Karolinen auf. Zur selben Zeit ging auch der Kreuzer „Jaguar" unter Korvettenkapitän Kinderling in See, um bei dem Besitzwechsel die deutsche Streitmacht zu vertreten und der feierlichen Übergabe den militärischen Glanz zu verleihen. Am 8. Oktober wurde der östlichste Vorposten des neuen Gebiets, die Basaltinsel Kusaie, unter deutschen Schutz gestellt. Am 11. Oktober steuerten unsere Schiffe in den Nordhafen von Ponape ein, hissten hier zwei Tage später die deutsche Flagge, liefen am 23. und 24. die Trukgruppe an, weilten am Ende des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Monats vor Palau und erreichten am 2. November das freundliche Jap. Bald darauf ankerten sie bei den Marianen, die mit Ausnahme des von den Amerikanern besetzten Guam ebenfalls unter unsere Herrschaft traten.

Sechs Jahre sind jetzt seit jenen denkwürdigen Tagen verflossen. Sechs Jahre hat Deutschland auf diesen weitverstreuten Inseln gewirkt und gewaltet, und zwar ohne den Schutz stets gegenwärtiger Kriegsschiffe oder starker Truppenmassen. Personal und Mittel waren vielmehr von vornherein auf das niedrigste Mass beschränkt, so dass alles von dem Takt und Geschick der wenigen Beamten abhing, die in der ihnen gänzlich fremden Welt eine durchgreifende Wandlung der Dinge herbeiführen sollten. Wir wissen, dass sie diesem Ziel nach Kräften zustreben, und dass sie mit regem Eifer an der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erschliessung ihrer Bezirke arbeiten. Die Resultate ihres Fleisses liegen uns d a h e i m in zahlreichen Berichten, Karten, Sammlungen und Tabellen, dort d r a u s s e n in Kulturversuchen, Einführung neuer Tierarten und sonstigen Massnahmen vor, so dass es wohl an der Zeit ist, eine Umschau über das Erreichte zu halten und dessen Bedeutung in kurzen Zügen festzulegen. Durch Vergleiche mit der Vergangenheit werden die Fortschritte um so schärfer hervortreten, nicht minder aber auch die Lücken, deren wir beim Hinblick auf die wissenschaftlichen und praktischen Forderungen der Gegenwart noch manche entdecken werden.

Die Karolinen mit der Palaugruppe und die in jeder Weise selbständig gearteten Marianen lagen um die Jahrhundertwende, vereinsamt und wirtschaftlich unentwickelt, völlig ausserhalb des Weltverkehrs. Nicht eine der wichtigen pazifischen Verkehrslinien durchschnitt das öde Meer, und wer unsere Inseln besuchen wollte, fand sich, abgesehen von den spanischen Regierungsdampfern, an die Willfährigkeit der Kopra- und Trepanghändler verwiesen, die je nach Bedürfnis oder Geschäftsinteresse die einzelnen Glieder berührten. Niemand dachte daran, diese Fernen mit unterseeischen Kabeln zu durchziehen oder in den Hauptplätzen öffentliche Postanstalten einzurichten.*) Jetzt besteht auf Guam eine Station des transpazifischen Kabels, die hoffentlich bald mit unserm Bezirksamt auf Saipan verbunden wird. Mit Jap ist Guam durch einen Zweig des niederländisch-deutschen Kabels verknüpft, das von Menado zu den Westkarolinen führt und diese seit dem 27. April 1905 dem Welttelegraphennetz angliedert. Seit 1902 besitzt Deutsch-Mikronesien — nach früherem

*) Dies bezieht sich lediglich auf den deutschen Inselanteil, nicht etwa auf den ehemaligen spanischen Verwaltungssitz Guam mit seinen zahlreichen Beamten und Militärs und den 8 000—10 000 Bewohnern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fehlschlage — durch einen subventionierten Reichspostdampfer geregelten Fracht- und Personendienst mit Anschluss an Sydney wie an Hongkong. Ausserdem existiert eine von japanischen Firmen besorgte Seglerverbindung zwischen den Marianen und Yokohama, die kontraktmässig ausser der Briefpost den Bezirksamtmann bei etwaigen Pflichtreisen befördern muss. In den Karolinen stehen für solche Zwecke besondere Fahrzeuge zu Gebote, von denen die auf Ponape stationierten leider durch den Aprilorkan schwersten Schaden erlitten.

So haben wenige Jahre genügt, um die Karolinen und noch mehr die ehedem ganz unbeachteten Marianen aus dem Dunkel in das Licht des modernen Lebens zu rücken. Damit ist die Möglichkeit einer gründlichen Erkundung dieses Besitztums trotz aller räumlichen Hemmnisse ungemein erleichtert. Auf neue Entdeckungen mit überraschenden Funden haben wir allerdings nicht zu hoffen. Was darin zu leisten war, gehört vergangenen Tagen an. Unser Ziel lässt sich von vornherein als geographische Spezialforschung charakterisieren. Es gilt, die vielfach noch schwankenden Positionen jener Inseln und Riffe mit der heute geforderten Schärfe festzulegen und ihre Gestalt so vollständig und sicher wiederzugeben, dass die Karte dem Seefahrer jederzeit ein treuer Wegweiser ist. Vor allem müssen die Fragezeichen, die apokryphen Eilande und Bänke verschwinden, denen wir namentlich in den Ostkarolinen so häufig begegnen. Durch den Anschluss Japs an das ostasiatische Kabelnetz sind wir in den Stand gesetzt, zunächst die Ortslagen richtig zu fixieren. Was das für den Aufbau der Karte besagt, hat gleich die erste mittels telegraphischer Zeitübertragung erzielte Längenbestimmung auf Jap schlagend bestätigt. Sie lehrte uns, dass die Insel um $4^3/_4$ Seemeilen oder 8,811 Kilometer östlicher liegt, als bisher angenommen wurde. Dadurch wird natürlich die Lage vieler anderer Punkte verschoben und zum Vorteil der Navigation berichtigt. Dasselbe lässt sich auf den Marianen erwarten, nun die Position von Guam zuverlässig bekannt ist.

Für die seit einigen Jahren vom Reichsmarineamt publizierten Seekarten Deutsch-Mikronesiens konnten diese Fortschritte noch nicht Verwertung finden. Die Ausgaben beruhen vielmehr nur zum kleinsten Teil auf exakter Basis und bedürfen langer, entsagungsvoller Arbeit, draussen wie daheim, ehe sie allen Anforderungen entsprechen werden. Eine Betrachtung der Blätter, wie ich solche bereits im 85. Bande des „Globus" versucht habe, beginnt am besten mit den beiden Übersichtskarten der West- und der Ostkarolinen. Sie sind in 1 : 2 000 000 entworfen und so angelegt, dass der ganze Archipel von Palau bis Kusaie auf einheitlichem Bilde zur Darstellung kommt. Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegen sind die Einzelkarten von Palau, Jap, Truk, Ponape und Kusaie fast alle in verschiedenem Massstabe gezeichnet, der zwischen 1 : 45 000 bis 1 : 300 000 schwankt. Es ist schade, dass man kein übereinstimmendes Mass bevorzugt hat, etwa 1 : 200 000 oder 1 : 100 000 für die umfangreicheren Glieder und 1 : 50 000 für Jap und Kusaie, wodurch ein direkter Grössenvergleich ermöglicht wäre, der nicht bloss dem Geographen, sondern auch dem Seemann willkommen sein dürfte. Das jeder Karte beigedruckte Quellenverzeichnis kann nicht gerade reichhaltig genannt werden. Wir finden die landläufigen englischen Seekarten aufgeführt, daneben auch spanische und niederländische Karten, sowie die Aufnahmen unserer deutschen Krigsschiffe, z. B. der „Hertha" aus 1876, des „Albatross" aus 1885 und der kleinen Stationskreuzer seit 1899. Nicht erwähnt, aber noch immer erkennbar sind die Arbeiten der russischen „Senjawin"-Expedition unter Kapitän Friedrich Lütke aus den Jahren 1827 und 1828, die lange Zeit die unentbehrliche Grundlage für jede Schilderung der Karolinen bildeten und stets von neuem als das gegebene Vorbild jüngerer Karten angesehen wurden. Daher sind ihre Angaben dort, wo uns eigene Vermessungen fehlen, mit den gelegentlichen „Additions and Corrections" aus den englischen Seekarten in die deutschen übergegangen. Gleichwohl ist ein Unterschied nicht zu leugnen, und dieser tritt nirgend auffälliger hervor, als bei der Darstellung Ponapes und seiner Nachbaratolle Ant und Pakin, die bei Lütke stark verzeichnet sind. Durch Korvettenkapitän Schack vom „Seeadler" und Vizegouverneur Dr. Hahl ist ein genauerer Aufriss veröffentlicht worden, wonach die Konturen der grossen Insel, ihre westlichen Häfen und Buchten und der begleitende Riffkranz mit seinen Eilanden und dem Binnenwasser ganz anders gestaltet sind, als man es selbst nach der britischen Admiralitätskarte 981 annehmen sollte. Wesentliche Abweichungen begegnen uns ferner bei Palau, namentlich betreffs der Hauptinsel Baobelthaob, die gegen die Knorrsche Skizze von 1876 bedeutend verkürzt und verdickt erscheint. Ob diese, wie die sonstigen Änderungen, durchweg Verbesserungen sind, muss dahingestellt bleiben, solange das Blatt die Warnung enthält: „Nur mit grösster Vorsicht zu gebrauchen." Recht erfreuliche Fortschritte sind neuerdings auf Truk erzielt worden. Es bleibt indes bei dem eigentümlichen Bau und dem erheblichen Umfang dieses Pseudoatolls noch manches zu tun, bis der basaltische Binnenarchipel, die Lagune und das Riff vollkommen sicher kartiert sind. Für Jap muss zunächst, wie ich schon sagte, die Positionsberichtigung eintreten, die selbstverständlich für alle andern Inseln ebenso sehr in Betracht kommt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhebliche Mühe wird nicht zuletzt die exakte Aufnahme der Korallenringe erfordern, die bis jetzt fast sämtlich nur stückweise untersucht und vermessen sind. Aus den Skizzen oder, wenn man will „Spezialkarten" der einzelnen Atolle, die den freien Raum der beiden Übersichtsblätter „Ostkarolinen" und „Westkarolinen" füllen, lässt sich der Umfang und die Notwendigkeit dieser Arbeit unschwer erkennen. Teils in Kartons, teils auf besonderen Blättern sehen wir ferner ein Reihe von Hafenplänen, die für die Kenntnis des jeweiligen Bezirks nicht zu unterschätzen sind. Ich erwähne z. B. den Korrorhafen mit den von Professor Volkens beschriebenen „Heuschoberinseln", den Tomilhafen von Jap, den erläuternde Ansichten begleiten, und endlich die Häfen und Ankerplätze von Ponape, Truk und Kusaie. Trotz der Fülle von Einzelheiten, die uns hier entgegentreten, lassen sich Zweifel an der Genauigkeit nirgend unterdrücken. Die Grundlagen sind eben noch ungleich; das richtige Bild wird uns erst die Zukunft bescheren.

Ausser diesen hauptsächlich für nautische Zwecke bestimmten Karten liegen zurzeit auch Landaufnahmen vor, die durch Bezirksamtmann Fritz auf Saipan und durch Vizegouverneur Berg auf Ponape besorgt wurden. Veröffentlicht ist daraus nur ein kleines Stück, die Südostseite von Ponape betreffend. Auf Saipan hat Fritz mit grossem Fleiss eine trigonometrische Vermessung begonnen, die er auf das benachbarte Tinian, später vielleicht auch auf die übrigen Inseln auszudehnen gedenkt. Leider existiert von seiner Karte noch keine allgemein zugängliche Kopie, da der Autor sein Werk erst ganz zu Ende bringen will. Immerhin lässt sich schon jetzt durch Vergleiche der Fortschritt gegen die bisherige Zeichnung Saipans feststellen; denn das Bild hat sich in den Umrissen, wie im Terrain derartig verändert, dass man zwei völlig verschiedene Inseln zu erblicken meint.

Was uns für Deutsch-Mikronesien des weiteren recht fühlbar mangelt, ist eine gute Tiefenkarte des dortigen Meeres. Seine Bodengestalt ist nur in allgemeinen Zügen entschleiert, so dass eine systematische Durchlotung sehr zu wünschen wäre. Nur so lässt sich's erreichen, dass die der Schiffahrt gefährlichen Untiefen, Riffe und Bänke zuverlässig erkannt und kartographisch festgelegt werden. Leider ist über die Vorarbeiten zur Kabellegung von Menado nach Jap und von dort nach Guam bezw. Shanghai, die mancherlei Auskunft versprechen, noch gar nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Dabei musste das Kabel gerade auf diesen Linien über Strecken fortziehen, deren Bodenkenntnis aus praktischen und wissenschaftlichen Gründen gleiche Wichtigkeit hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht minder von nöten ist eine planmässige geologische Erforschung unserer Inseln, deren Aufbau noch seine Rätsel birgt. Um so dankbarer ist es daher zu begrüssen, dass auch hierin wenigstens ein Anfang gemacht ist, und zwar durch unsern auf weiten Reisen erprobten Botaniker Professor Dr. Volkens. Da dieser Gelehrte schon bei der Uebernahme als „kommissarischer" Reichsbeamter zugegen war, so fand er Gelegenheit, nicht bloss seinen Spezialstudien nachzugehen, sondern auch auf Jap, wo er sieben Monate festgehalten ward, eine reichhaltige Gesteinssammlung anzulegen. Diese erfuhr in Berlin auf der „Geologischen Landesanstalt" ihre fachgemässe Bearbeitung. Das Ergebnis lautet kurz, dass Jap nebst den abgetrennten Nebeninseln Map und Rumong in der Hauptsache aus alten Gesteinen gebildet ist, nämlich aus Amphiboliten und Strahlsteinschiefern bezw. aus deren zu Breccien verwandelten Umbildungen. Dr. Kaiser spricht es in seinen „Beiträgen zur Petrographie und Geologie der deutschen Südseeinseln" ziemlich unumwunden aus, dass bei sorgfältigerem Sammeln auch auf den übrigen Hochinseln „Belegstücke von denselben oder andern alten Gesteinen" zu entdecken sein werden. Auf Palau, das bereits ältere Autoren zu den kontinentalen Restinseln zählen, haben sich entsprechende Funde schon früher nachweisen lassen. Die von Dr. M. Friedrichsen vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg entwickelte Theorie, dass die Karolinen die letzten Zeugen versunkener Landmassen seien, wird also durch die Natur hinlänglich bestätigt. Dafür sprechen ferner die Tiefenverhältnisse des umgebenden Meeres, dessen abyssische Aussenrinnen, wie die Guam- und die Tongasenke, zwingend auf die Nachbarschaft eines alten Kontinentalrandes hindeuten.

Ueber die in vielen Beziehungen merkwürdige Konstruktion der Palaugruppe sind wir zuerst durch Semper, dann durch verschiedene Berichte im „Journal des Museums Godeffroy", neuerdings auch durch die von Dienstreisen unserer Beamten eingelieferten Gesteinsproben näher aufgeklärt worden. Ein angeblicher Kohlenfund erwies sich dagegen als ziemlich belanglos. Erheblich dürftiger ist unser Wissen von Ponape bestellt, wo die Binnendistrikte nach wie vor der Tätigkeit des Geologen harren. Nicht anders steht es mit Kusaie, obschon dessen Bewohner, Flora und Fauna — in den 101 Jahren seit der Entdeckung — durch Lütke und seine Gefährten, durch den Franzosen Lesson, durch die amerikanischen Missionare Gulick und Snow und endlich durch Dr. Finsch mit grosser Sorgfalt untersucht wurden. Allein über den inneren Aufbau der Inseln besitzen wir nur wenig verlässliche Angaben. Noch keiner hat die schroffen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Basalthörner erstiegen, ihre Flanken und Schründe durchspäht und Handstücke ihres Gesteins für unsere Museen erbeutet.

Wie hier auf Kusaie so fehlt die geologische Arbeit fast noch mehr auf den meridional gerichteten Marianen. Nach ihrer äusseren Erscheinung, die der inneren Zusammensetzung entspricht, werden sie in zwei Gruppen geschieden. Als erste erwähne ich die nördlich gelegene Kette kleiner vulkanischer Hochinseln, deren mehrere tätige Feuerspeier besitzen. Die Stärke der seismischen Aktion nimmt indes nach Süden stetig ab, und mit dem 16. Parallel beginnt die zweite, durchweg aus gehobenen Kalkschollen bestehende Gruppe, die von Medinilla bis nach Guam hinabreicht. Der Eruptivkern, der unter dem Kalkpanzer vermutet wird, ist bisher nicht überall einwandfrei aufgedeckt worden. Bezirkshauptmann Fritz glaubte ihn auf Rota erkannt zu haben, de Freycinets Expedition sogar auf Guam. Dagegen behauptet der französische Reisende und Sammler Alfred Marche, dass er in Saipan selbst auf dem Gipfel des Tapochao oder Tapochau, der von jeher als erloschener Vulkan bezeichnet wird, lediglich Kalkfelsen entdeckt habe. Auch Professor Dr. Volkens hat hier in den Bachbetten und den mittelländischen Grasfluren nur Korallenkalk gefunden, „auf dem man", wie er mir schrieb, „massenhaft fossile und halbfossile Muscheln auflesen" konnte. Nun haben wir inzwischen, und zwar wieder durch Fritz, aus Marpi am Nordende Saipans eine Stufe erhalten, die nach Dr. Kaisers Untersuchung aus Andesitobsidian besteht. Ihr von Fritz etwas missdeutig angegebener Herkunftsort verweist vielleicht auf den in seiner handschriftlichen Karte als „Vulkanrest" angeführten Spitzkegel des Atchugau, der sich etliche Kilometer südlich von Marpi erhebt. Von Saipan stammen, wie Dr. Kaiser weiterhin mitteilt, dünngeschichtete, feinkörnige Tuffe, womit auf dieser Insel das Vorhandensein vulkanischer Gesteine hinlänglich bezeugt ist. Zu erforschen bleibt aber noch deren zonale Ausdehnung, da wir nicht wissen, ob sie auch im Zentralgebirge und in den scharf abgeschnittenen Uferhöhen des Morgengestades auftreten, welch letzteren einzelne Beobachter „horizontal geschichtete Kalkfelsen" zusprechen.

Die als Nephelinbasalt erkannten Proben von Ponape, den Augitandesit der Vogelinsel oder Farallon de Pajaros auf den Marianen übergehe ich, weil sie in bezug auf den geologischen Bau der beiden Inseln nichts Unerwartetes sagen. Aus den übrigen Ausführungen dürfte indes hervorgehen, dass dem Fachgeologen in Deutsch-Mikronesien noch ein grosses Arbeitsfeld offenliegt, wo reiche Ernte zu halten ist. Solche winkt nicht zum mindesten dem Korallenforscher, der in den Riffen von Palau, wo auf engem Plane sämtliche Darwinschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Typen vereinigt sind, in dem Pseudoatoll Ruk, in der gehobenen Laguneninsel Fais und endlich in den vielen, räumlich so verschieden angeordneten Zoophytenkränzen die anziehendsten Gegenstände einlässlichen Studiums erblicken muss. Was unsere Landsleute seit 1899 zu deren Kenntnis geleistet haben, erstreckt sich fast allein auf die Berichtigung des äusseren Bildes, auf Zahl und Namen der einzelnen Sandflecke und bedeutet somit nur eine Mehrung des überkommenen Erbes. Doch hat an anderer Stelle, im benachbarten Marshall-Archipel, der deutsche Regierungsarzt Dr. Schnee betreffs der Zinnenanschüttung auf den Atollen eine Wahrnehmung gemacht, die wohl dazu angetan ist, die häufigen Abweichungen des nach Beechey oder Kittlitz benannten Gesetzes hinreichend zu erklären.

Seit 1899 wissen wir ferner, das selbst auf den Karolinen des öfteren ein Erdbeben verspürt wird. Für die Marianen ist solche Bodenunruhe bei dem vulkanischen Charakter der Nordreihe nicht weiter auffällig. Um so mehr überraschte dagegen der Nachweis, dass auch Jap und Ponape, ja sogar einzelne Korallenringe nicht davon verschont bleiben. In den Jahren 1900 bis 1903 wurden auf Jap 6, 4, 1 und 1 Erdbeben verzeichnet; auf den Marianen hiessen die Zahlen 5, 6 und 11, d. h. für die Jahre 1901 bis 1903. Das heftige Beben vom 22. September 1902 ward am selben Tage über die Flachinsel Lamutrik bis nach Ponape empfunden. Unter diesen Umständen ist uns das gehobene Atoll Fais, das aufsteigende Riff in der Landschaft Nimigil auf Jap, ebenso wie die nordöstlich von letzterem angeblich versunkene Insel Sepin nicht mehr so rätselhaft. Es sind Erscheinungen, wie sie im Bereich alter Kontinentalränder nicht selten wahrgenommen werden. Die Erdbebennachrichten aus Deutsch-Mikronesien sind bis jetzt den meteorologischen Tabellen beigefügt worden. Besondere Seismographen hat man den Inseln noch nicht beschert; es kommen also nur sinnfällige Beobachtungen zur Aufnahme, während die feineren Störungen in den Registern ausfallen. Das ist jedoch ein Mangel, der um so nachteiliger wirkt, seit durch die Untersuchungen von Belar in Laibach und dem gelehrten Jesuitenpater Algué in Manila festgestellt ist, dass die mikroseismischen Schwingungen häufig ein Vorzeichen herannahender Orkane sind. Ein von Bertelli konstruiertes Tromometer, das in den ostasiatischen und westindischen Häfen zur Registrierung dieser Vibrationen aufgestellt werden soll, dürfte auch auf Saipan, Palau, Jap, Ponape und Kusaie einen Platz verdienen. Zunächst ist die vollständige Ausrüstung mindestens einer Station zur Beobachtung der seismischen, magnetischen (und meteorologischen) Erscheinungen anzustreben, selbst wenn dies, wie auf Samoa, eine fachmännische Leitung erfordern würde. Ich erlaube

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mir, die Angelegenheit der wohlwollenden Unterstützung des Kolonialrates, beziehungsweise seiner „Kommission für die Landeskunde der deutschen Schutzgebiete" dringend zu empfehlen.

Da wir die Karolinen und die Marianen auf Grund sehr realer, praktisch-politischer Erwägungen angekauft haben, so erwuchs uns damit die Pflicht, neben den andern Aufgaben auch eine gesteigerte Nutzbarmachung des Bodens in die Wege zu leiten. Durch den von der Natur gegebenen Unterschied zwischen den wenigen, aber umfangreicheren Hochinseln und den vielen gleichförmig gebildeten, kleinen Flachinseln ist uns ein wirtschaftliches Programm in gewissem Grade schon vorgeschrieben. Während es sich bei den Flachinseln lediglich um Ausbreitung der Kokoszucht zum Zweck einer vermehrten Kopraausbeute handeln kann, wird man bei den Hochinseln, einschliesslich eines Teils der Marianen, auch an edlere Kulturen zu denken haben. Auf Ponape ist deshalb recht bald durch den ersten Vizegouverneur Dr. Hahl mit agronomischen Untersuchungen begonnen worden, die uns in der amtlichen Denkschrift 437, Teil I, vom 29. Januar 1902 bekannt gemacht werden. Wir erfahren daselbst das Nötigste über die Zusammensetzung der Ackerkrume, über die Stärke und Verteilung der Niederschläge und die daraus resultierende Anbaufähigkeit. Aehnliche, wenn auch kürzere Notizen, hatte bereits die voraufgehende Denkschrift 152 über Jap und Saipan erbracht und damit den Nutzwert dieser Erwerbungen in ein richtigeres Licht gerückt. Noch ausführlicher wird die Denkschrift 814 vom 23. Januar 1903, welche die Ergebnisse der vom Kaiserlichen Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann besorgten Bodenanalysen mitteilt. Danach ist das Kulturland auf Ponape ganz vorzüglich im Stickstoffgehalt, gut in Phosphorsäure, mässig in Kalk und Magnesia und sehr knapp in Kali. Nicht anders scheinen die Verhältnisse auf Kusaie und Truk zu liegen und, etwas modifiziert, auch auf Palau und Jap. Auf letzterer Insel tritt besonders die durch Entwaldung erzeugte Kahlheit der oberen Berghänge erschwerend hinzu, indem sie eine weitgehende Abschwemmung und nutzlose Verspülung der Humusdecke zur Folge hat. Diesem Nachteil sucht man durch planmässige Aufforstung allmählich zu begegnen, und zwar nicht bloss in Jap, sondern auch auf den Marianen. Was die Atolle anlangt, so hat die Verwaltung ihr Augenmerk sofort auf die Frage gerichtet, ob und inwieweit eine Vergrösserung der Kokosbestände möglich sei. Wir besitzen heute über zahlreiche Koralleninseln solche Nachweise, denen namentlich auf den Ostkarolinen, sofern sie zum Wirtschaftsregime der Jaluitgesellschaft gehören, eine wohltätige Wirkung nicht abzusprechen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soll die Kulturarbeit in Deutsch-Mikronesien eine gesicherte Grundlage und damit die Gewähr des Erfolges erhalten, so sind indes noch andere bedingende Faktoren zu studieren, deren Kenntnis vom wissenschaftlichen, wie praktischen Standpunkte gleich bedeutsam ist. Ich meine jetzt die klimatischen Verhältnisse, also Temperatur, Luftbewegung und Niederschläge. In Professor Dr. A. Kirchhoffs „Umrissen zu einer Landeskunde der Karolinen" wird schon 1899 die Hoffnung ausgedrückt, dass es die deutsche Regierung an der Einrichtung meteorologischer Stationen gewiss nicht fehlen lassen werde. Diese Hoffnung ist erfüllt; denn man hat zuerst in Jap und Ponape, dann auf Saipan und später auch in Palau, Kusaie, Truk und Lamutrik die erforderlichen Thermometer und Regenmesser in Dienst gestellt. Vorgearbeitet war auf den grösseren Karolinen, namentlich auf Kusaie und Ponape, durch amerikanische Missionare, dann durch verschiedene Kriegs- und Handelsschiffe, aus deren Journalen manche wertvolle Notiz in die Fachorgane überging. Dadurch waren wir über das Maximum und Minimum der Luftwärme, sowie über deren Jahresmittel im allgemeinen hinlänglich unterrichtet. Auch Regenzeiten und Windwechsel konnten als bekannt gelten. Dagegen wusste man über Höhe und Verteilung der Niederschläge sehr wenig, und die häufig nur auf Schätzungen basierenden Angaben der jeweiligen Besucher wichen erstaunlich von einander ab. Kirchhoff gedenkt einer Regenmessung auf Ponape für das Jahr 1890, die eine Niederschlagsmenge von 915 mm ergeben haben soll, also nicht ganz 1 m pro anno. In Wirklichkeit schwankt der Regenfall auf Ponape, und zwar in derselben Inselgegend, zwischen $4^1/_2$ bis 6 m jährlich. Umgekehrt verhält es sich mit einer Messung aus Kusaie, wo die Missionare für 1899 nicht weniger als 256 englische Zoll oder 6500 mm beobachtet haben wollten, eine Zahl, welche die Wahrheit gerade um das Doppelte übertrifft.

Etwas besser, d. h. in gewissem Betracht, war es um die Marianen bestellt. Ausser de Freycinet sprachen noch andere Quellen, ältere wie jüngere, zu unserm Thema, und endlich fand 1876 S. M. S. „Hertha" unter Kapitän zur See Knorr, jetzt Admiral von Knorr, auf Guam einen hochgestellten Geistlichen, der 25 Jahre hindurch die Temperatur und den Luftdruck in der Hauptstadt Agaña pünktlich gemessen hatte. Auf Grund dieser, von Knorr im Auszuge wiedergegebenen Daten war es mir möglich, unter Beihilfe aller sonstigen Nachrichten eine ziemlich ausführliche Skizze von „Klima und Wetter auf den Marianen" zu entwerfen, die im April 1903 in den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" erschienen ist. Seit im Herbst desselben Jahres die vom Kaiserl. Bezirksamtmann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fritz auf Saipan bewirkten Messungen in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", zunächst für 1901 und 1902, veröffentlicht wurden, war meine Arbeit antiquiert, und nur der Taifunkatalog, der die Zeit von 1668 bis 1900 umfasst, dürfte einige Gültigkeit behalten.

Der systematische Beobachtungsdienst in Deutsch-Mikronesien begann — von den Marshallinseln abgesehen — am ehesten auf Jap, und zwar durch Professor Dr. Volkens. So lange er auf der Insel weilte, hat er die Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit, Windstärke und Windrichtung, sowie die Menge und Häufigkeit der Niederschläge mit grösster Verlässlichkeit notiert. Etwas abweichend und zum Teil weniger eingehend sind die amtlichen Tabellen gehalten, welche seit Herbst 1901 regelmässig um dieselbe Zeit in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" publiziert werden. Wir finden darin die Regenbeträge für das ganze Jahr, wie für die einzelnen Monate, und selbst ein Nachweis über die in je 24 Stunden erreichten Maximalniederschläge fehlt nicht. Dann sind Gewitter, Wetterleuchten und etwaige Erdbeben verzeichnet, heftige Stürme nach Auftreten und Richtung kurz charakterisiert, also das Möglichste getan, um später durch jahresweise Kombination der Einzelregister ein immer genaueres Bild der klimatischen Verhältnisse zu gewinnen. Die auf den Hauptstationen Ponape und Jap ständig kontrollierten Thermometer belehren uns über den Gang der Tages- und Jahreswärme, lassen die jeweiligen Schwankungen erkennen und geben Anlass zu Vergleichen über die allerdings nur leisen Differenzen, welche sich von Jahr zu Jahr beim Maximum, wie beim Minimum herausstellen. Grosse Bedeutung wird fortgesetzt dem Zuge der Winde beigelegt, die — soweit wir bis jetzt informiert sind — in Stärke, Einsetzen und Wechsel merklichen Abweichungen zu unterliegen scheinen, die noch des eindringenderen Studiums bedürfen, ehe die Gesetzmässigkeit erkannt sein wird. Schon jetzt glaubt man, eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Niederschlägen und Winden herausgefunden zu haben, und zwar zunächst für Jap, indem hier in windreicheren Jahren weniger, in windstilleren Jahren mehr Regenfälle bemerkt wurden. Die Tabellen werden ferner den Ausweis liefern, in welchen Abständen auf Jap eine der empfindlichen Dürreperioden zu erwarten ist, wie Professor Dr. Volkens eine solche im Jahre 1900 miterlebt hat. Auch über die Periodizität der Stürme, vor allem der Taifune, werden sich allmählich die Regeln ermitteln lassen. Betreffs der Marianen dürften solche bereits feststehen; wir werden hier mit 60 Taifunen pro saeculo zu rechnen haben, darunter 4—5 sehr schwere. Auf den Westkarolinen, die erheblich weniger von dieser Geissel betroffen werden, scheint eine fünf- bezw. vierjährige Periode vorzuwalten, doch dürfen dabei die zuweilen recht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bösen Monsunstürme nicht mitaddiert werden. Wie es auf den Zentral- und den Ostkarolinen um die Orkanfrequenz aussieht, muss erst die Folgezeit lehren. Jedenfalls scheint das Unglück von Ponape (am 30. April 1905) als vereinzelte Erscheinung dazustehen; denn nach den Erfahrungen des deutschen Kapitäns Prager soll sich in der heutigen Bevölkerung nur ein schwaches Erinnern an eine ähnliche Katastrophe erhalten haben.

Was nun die Forschungen auf dem Gebiet der Flora und Fauna betrifft, so muss ich zunächst an verschiedene Vorarbeiten erinnern. Auf den Marianen, speziell auf Guam, haben die Begleiter de Freycinets eine reichhaltige Sammlung der dortigen Pflanzen angelegt und in dem Expeditionswerke ein Verzeichnis darüber veröffentlicht, das bei neueren Arbeiten unbedingt zu Rate zu ziehen ist. Dann hat Lütke durch die Bemühungen eines Dr. Mertens und von Kittlitz unsere Kenntnis der mikronesischen Vegetation erheblich gefördert. Was sie noch zurückliessen, wurde durch die Sendlinge des Museums Godeffroy klargestellt, namentlich durch Johann Kubary, der in seinen Abhandlungen häufig Gelegenheit nimmt, auf die Pflanzenwelt der von ihm besuchten Inseln einzugehen. Auch Dr. Otto Finsch hat neben seinen zoologischen und ethnologischen Studien noch Zeit gefunden, der Flora sein Augenmerk zuzuwenden. Dessenungeachtet blieb dem Fachbotaniker gar manches zu erledigen, was seine Vorgänger nicht bewältigen konnten. Diese Lücke hat nun, wie schon angedeutet, Professor Dr. Volkens auszufüllen verstanden, und zwar hauptsächlich für Jap, dessen Vegetation er systematisch durchforschte. Dabei hat er die dem Eingeborenen wichtigsten Pflanzen, sofern sie als Nahrungs- oder Heilmittel dienen, mit den ortsüblichen Namen versehen. Ebenso ist er, wie einst Kubary auf Palau, dem einheimischen Ackerbau nachgegangen, um daraus Fingerzeige für die wirtschaftliche Nutzbarmachung des Landes herzuleiten. Wie vordem Dr. Finsch in seiner Schrift über die „Naturprodukte der westlichen Südsee", hat auch Volkens die technisch verwertbaren Pflanzen und Pflanzenstoffe des näheren geprüft und den von Händlern, Tagalen und eingewanderten Chamorros eingerichteten Kulturen von Reis, Mais, Gemüse, Kaffee und Kakao seine Beachtung geschenkt. Schliesslich untersuchte er die Vegetation von Jap hinsichtlich ihrer Herkunft und kam dabei zu dem anziehenden Ergebnis, dass die Bergflora und die Küstenflora der Insel verschiedenen Alters und verschiedenen Ursprungs sind. Die erstere ist unbedingt älter als die des niederen Landes; denn diese stammt aus indisch-malayischen Gebieten, also aus dem Westen, wohingegen jene eine Zuwanderung aus Osten und Südosten nicht verleugnen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daran knüpft Volkens den hochbedeutsamen Satz, dass sich die Flora Japs demnach aus denselben Heimatländern herleite, wie sie für die Bevölkerung der Insel und Mikronesiens überhaupt angenommen werden. Nur müssen wir aus dem Schlusssatz: „Malayische und papuanische Typen haben sich gemischt", nach dem heutigen Stande dieser Frage die Papuas ausscheiden, um — wie es Kubary schon früher ausgesprochen — die Melanesier an ihre Stelle zu setzen.

Wenn Volkens dergestalt den Löwenanteil in der wissenschaftlichen Pflanzenforschung davonträgt, so ist doch nicht zu vergessen, dass nach ihm durch andere Berichterstatter, die ich hier nicht einzeln aufzählen kann, mancher Beitrag zur Kenntnis der Inselflora mitgeteilt wurde. Dagegen war die Tätigkeit der Verwaltung mehr auf praktische Ziele gerichtet. In Ponape, Jap und Saipan werden kleine, billige Versuchsgärten angelegt, die das Kolonialwirtschaftliche Komitee und die Botanische Zentralstelle in Berlin mit Sämereien versehen. Die Waldbestände in Ponape erfahren eine forstwirtschaftliche Prüfung, der sich ein Versuch zur geschäftlichen Ausbeutung anschliesst, worüber ein endgültiges Urteil noch aussteht. Auf Jap geht das Bezirksamt energisch mit der Bepflanzung des kahlen, bergigen Innern vor, damit der Abspülung des Terrains gewehrt werde. In Hibiscus tiliaceus, dessen Bast ein vortreffliches Seilermaterial liefert, und in dem hochwertigen Calophyllum, das hier selbst auf sonnigem, sterilem Grunde gut fortkommt, bieten sich geeignete Spezies für diese Zwecke dar. Aus Ponape gelangt Samen von Ficus elastica nach Kusaie, welches, wie die daselbst vorhandenen Ficus-Anlagen dartun, geeigneteren Boden zu haben scheint. Gleichwohl dauern auf Ponape die Versuche mit erstklassigen Kautschukträgern fort; es werden ausser Ficus noch Castilloa und Manihot gezogen, daneben Südfrüchte, Futtergräser, Gemüse, Kaffee und Kakao. Mit letzterem ist auf Map, einer Nebeninsel von Jap, ein vielverheissender Anfang gemacht worden. Eine Bastbanane, Musa tikap, die ein dem Manilahanf ähnliches Produkt abgibt, wird in Berlin von Professor Dr. Warburg studiert und beschrieben, worauf Versuche mit der nahe verwandten philippinischen Musa textilis eingeleitet werden. Auf den Ostkarolinen beteiligen sich auch Private an diesen Experimenten, z. B. Oskar Lössner und Dominikus Etscheit in Ponape, Melander in Kusaie.

Das Bezirksamt der Marianen bleibt in diesem Wetteifer keineswegs zurück. Hier gilt es hauptsächlich, die infolge der Entvölkerung zur Savanne verwilderten einstigen Fruchtgefilde wieder unter den Spaten zu bringen. Da die Arbeitskräfte dazu noch fehlen, lässt die Verwaltung zunächst Kokosnüsse in grösserer Menge aussetzen. Dasselbe geschieht auf mehreren der einsamen Vulkaninseln der Nordkette, wo

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Befestigung des lockeren Bodens erst eine Grasnarbe erzeugt werden muss. Um die Marianen von den fremden Zufuhren an Lebensmitteln unabhängig zu machen, sucht das Bezirksamt die Kultur von Reis, Mais, Gemüsen und Knollengewächsen mit Nachdruck zu fördern. Auch der Zucht des aus Manila eingebürgerten Tabaks, der bei uns zwar keine sonderliche Zensur erhielt, sich aber auf den deutschen Inseln, wie in dem benachbarten Guam gut verkaufen lässt, wurde die nötige Beachtung gewidmet. Zu Vergleichszwecken und weitergehenden Versuchen wäre das Buch von W. Safford zu befragen: „The useful plants of the island of Guam", zumal die Amerikaner dem Feld- und Gartenbau erhebliche Aufmerksamkeit widmen und für diesen Verwaltungszweig einen besondern Leiter angestellt haben, nämlich einen Deutschen, der vorher auf Saipan ansässig war.

Fast ganz auf praktische Ziele ist bis jetzt die Beschäftigung mit der Tierwelt unserer Archipele gerichtet gewesen. Das könnte man vom wissenschaftlichen Standpunkte bedauern; denn bei grösster Achtung vor den zoologischen Forschungen der verschiedenen Expeditionen des vorigen Jahrhunderts und den Arbeiten einzeln reisender Gelehrter darf nicht übersehen werden, dass in der Tierkunde Mikronesiens noch manches Problem der Lösung harrt. Auf den meisten Atollen ist längst nicht hinreichend gesammelt und beobachtet worden. Letzteres mangelt namentlich in betreff der Zugvögel, über deren Wanderungen und Lebensweise wir gegenwärtig erst wenig zu sagen wissen. Mit Vorliebe scheinen sich die Entenarten an diesen Flügen zu beteiligen, wie aus ihrem periodischen Erscheinen auf Inseln hervorgeht, denen sie sonst fehlen. Aber auch andere Spezies von Sumpf- und Wasservögeln bevorzugen den Ortswechsel, ohne dass wir die Gründe dafür kennen. Dabei sind gerade die Vögel, zunächst die der hohen Karolinen, verhältnismässig am besten durchforscht, und zwar — nach den Sammlungen von Tetens, Heinsohn, Peters und Kubary — durch unsern verdienstvollen Dr. Finsch, dem wir zugleich die Lösung der Herkunftsfrage verdanken. Nach ihm weisen die Vögel Mikronesiens einen engen Zusammenhang mit der indomalayischen Ornis auf. Für die Marianen haben, von älteren Vorgängern abgesehen, der Franzose Oustalet und unser Landsmann Hartert die wichtigsten Beiträge zur Kenntnis der Avifauna beigesteuert. Immerhin dürfte eine Nachlese am Platze sein, besonders auf den isolierten Vulkandomen des Nordens, die Wolken von Vögeln als Nist- und Brutplatz dienen. Ueber Saipan hat jüngst (im „Globus") unser gewesener Ansiedler H. Costenoble etliche Nachrichten mitgeteilt, die sich näher mit den Vögeln beschäftigen und nach Finschs berufenem Urteil „im allgemeinen richtig und für einen Laien recht be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

friedigend" sind. Auch der übrigen Tierwelt sucht Costenoble gerecht zu werden; nur schade, dass ihm dabei eine Jagdgeschichte unterläuft, die stark an Münchhausen erinnert. Er erzählt nämlich, dass eines Tages nicht weniger als 80 Pottwale am Gestade Saipans von Kanus (!) umstellt und in regelrechtem Treiben bei Garapan auf den Strand gehetzt wurden. Zoologische Angaben liest man ferner bei Fritz in den Bemerkungen über Viehzucht, Jagd und Fischfang, die seiner „Geschichte und Ethnographie der Chamorro" eingeflochten sind. Von den Ostkarolinen erwähne ich noch, dass Vizegouverneur Berg die anscheinend unbewohnte Doppelinsel Fagau-Pissila oder Ost-Faju, wo er unzählige Nester von Seevögeln entdeckte, zum Reservat dieser gefiederten Kolonisten bestimmt hat.

Ueber die Dürftigkeit der mikronesischen Säugetierfauna ist schon so vieles geschrieben worden, dass ich füglich dazu schweigen darf, womit ich indes nicht den Schein erwecken will, als sei hier schon alles im Klaren. Das sporadische Auftreten des fliegenden Hundes auf Truk und auf einzelnen Atollen bedarf noch der näheren Erforschung, ebenso die Herkunft der mit Schiffen eingeschleppten Nager, welche keineswegs sichergestellt ist und verschiedene Heimatländer voraussetzen lässt. Daran schliesst sich sogleich die äusserst praktische Frage, wie den Ratten, die jeglichen Pflanzungsbetrieb gefährden, am wirksamsten beizukommen sei, damit dieser Plage endlich gesteuert werde. Grosse Arbeit winkt ferner im Reiche der Meerestiere, deren nützliche Vertreter, wie Pott- oder Spermwal, Dugong, Perlmuscheln, Trepang usw., schon früher studiert wurden, desgleichen die Fische, deren niederes Heer jedoch nur zu kleinen Teilen wissenschaftlich untersucht ist.

Haustiere in unserm Sinne kannte man weder auf den Marianen, noch auf den Karolinen. Sie wurden, einschliesslich des Nutzgeflügels, durch die Weissen hereingebracht und verbreiten sich noch jetzt an Art wie an Zahl von Insel zu Insel. Aus den amtlichen Jahresberichten lernen wir z. B. die Versuche kennen, welche auf Ponape mit asiatischen und australischen Schafen eingeleitet sind. Während die ersteren gut einschlagen, wollen die letzteren mangels zusagenden Futters und trockener Wärme nicht recht gedeihen. Auf Jap hat sich der Tierbestand durch chinesische Ponys, indische Wasserbüffel oder Karabaus und durch Tauben von der Palaugruppe vermehrt. Für diese zur Bereicherung des Wildstandes importierten Fremdlinge sind sogar geeignete Fruchtbäume ausgepflanzt worden, damit es nicht an Nahrung fehle. Selbst auswärtige Insekten kommen ins Land; das sind die Coccinellen oder Marienkäfer, deren Larven sich als die eifrigsten Vertilger der für die Kokospalme so gefährlichen Schildlaus, Aspidiotus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

destructor, bewährt haben. Im übrigen gehört die Erforschung der Schädlinge zu den Aufgaben der Zukunft. Als löbliche und nutzbringende Einrichtung hat sich die mehrfach angeordnete Schonzeit erwiesen, z. B. für abgefischte Trepanggründe, für die Hirsche und die verwilderten Rinder auf den Marianen, wo zur Verminderung der häufig selbständig birschenden Hunde ausser einer Steuer noch eine kleine Abschussprämie für diese vierbeinigen Wilddiebe, welche sich hauptsächlich auf Tinian breitmachen, verfügt werden musste.

Nun erst komme ich zum letzten und jedenfalls nicht unwichtigsten Teile meiner Aufgabe, zu dem Bericht über die seit 1899 gezeitigten Arbeiten zur Völkerkunde Deutsch-Mikronesiens. Trotz zahlreicher und höchst bedeutsamer Leistungen aus der Vorperiode waren wir gerade über eine Hauptfrage, nämlich über die genauere Bevölkerungszahl unserer Erwerbungen, fast ausschliesslich auf Schätzungen angewiesen, Kubarys mühsame Aufnahmen einzelner Atolle abgerechnet. Selbst ein so tiefer Kenner, wie der amerikanische Missionar Gulick glaubte 1860 die Gesamtsumme aller Karolinier mit nicht mehr als 21 650 Seelen ansetzen zu sollen, das ist beinahe um die Hälfte zu wenig. Von K. Meinicke, dem deutschen Geographen des Stillen Ozeans, werden für 1875 rund 25 000 Einwohner angenommen, ebenfalls ein irriges Resultat. Bei Finsch lesen wir 1893 bereits von 30 000 Seelen, und nun geschieht das Merkwürdige, dass trotz aller Klagen über Rassentod und schnelle Verminderung die Zahlen bei jedem neuen Autor immer grösser werden. Im Ankaufsjahre 1899 geht A. Kirchhoff schon auf 35 000 Köpfe hinauf. Zur selben Zeit will der Engländer Christian den Karolinen, noch dazu ohne Palau, sogar 50 000 Menschen zuschreiben; das sind über 10 000 zu viel.

Wenn ich heute mit besseren Ergebnissen hervortreten kann, so verdanken wir das allein der eifrigen Tätigkeit unserer Beamten, die bald nach der Besitznahme mit wirklichen Zählungen begannen. Der Anfang wurde zum Teil schon 1900 gemacht, zunächst auf Jap und den Marianen; dann kamen Palau und die Ostkarolinen an die Reihe und allmählich Insel um Insel, so dass schon 1903 der Rostocker Geograph Prof. Fitzner die der Wahrheit erheblich genäherte Zahl von 37 600 Köpfen ermitteln konnte. Zuzüglich der Marianen kam er auf rund 40 000 Seelen. Seitdem ist das Zählgeschäft rüstig fortgesetzt worden. Manche Inseln, wie Ponape, Jap und zuletzt auch Palau, wurden zum zweiten bezw. dritten Male gezählt, wodurch sich nicht nur die Genauigkeit steigerte, sondern auch ein Urteil über die etwaige Zu- oder Abnahme der Eingeborenen ermöglicht ward. Da es nicht angeht, hier die gesamte Südseestatistik aufzurollen, so muss ich mich dahin be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schränken, nur die wichtigsten Endsummen zu nennen. Im übrigen darf ich auf meinen Aufsatz in „Petermanns Mitteilungen" vom Februar dieses Jahres (1905) verweisen. Wir haben jetzt im Verwaltungsbezirk der Ostkarolinen rund 25 200 Eingeborene, davon 13 115 auf Truk und 3226 auf Ponape, im Verwaltungsbezirk der Westkarolinen 16 200 Eingeborene, davon 7156 auf Jap und 3750 auf Palau, zusammen für die Karolinen also 41 400 Eingeborene. Dazu kommen 2600 Bewohner der Marianen, nämlich 1700 Chamorros und 900 Karolinier, so dass wir für Deutsch-Mikronesien in toto 44 000 einheimische Bewohner zählen. Auf die Fremdfarbigen, also Japaner, Malaien, Chinesen, Filipinos, nebst Mischlingen und Weissen, entfallen noch an 630 Köpfe, eher mehr als weniger, womit die Schlusssumme auf 44 600—44 700 Köpfe steigt. Völlig einwandfrei ist dies Ergebnis natürlich nicht. Jedes Jahr wird Berichtigungen bringen, obschon diese an der erfreulichen Tatsache nichts ändern werden, dass die Volksmenge unserer Archipele die pessimistischen Ausstreuungen der Kolonialgegner recht bedeutend übersteigt.

Was nun den oft erwähnten und für etliche Inseln keineswegs zu leugnenden Rückgang der Bevölkerung anlangt, so müssen wir a priori zugestehen, dass dieser im hohen Masse durch die Schuld der Weissen herbeigeführt ist. Durch Alkohol, Blattern, Syphilis, Pulver und Blei, die Danaergaben der Zivilisation, hat der Rassentod lange Jahre bedauernswerte Fortschritte gemacht. Das gleichzeitige Erlöschen der eigenen Tat- und Arbeitskraft, wie auf Palau, hat dem Übel wirksamen Vorschub geleistet. Durch die ererbten geschlechtlichen Ausschweifungen und die grosse Kindersterblichkeit, um nicht zu sagen Kindervernichtung, nahm dieser Missstand in einzelnen Fällen geradezu erschreckende Dimensionen an, und zwar vorzugsweise auf Jap. Dort dauert er, wie die Zählungen beweisen, leider noch fort. Das Erlöschen des gutartigen, geschickten und verhältnismässig arbeitswilligen Volkes wird kaum aufzuhalten sein; es sei denn, dass Ärzte und Beamte und die Mission so viel Einfluss gewinnen, um selbst die geheimen Gründe der Verminderung einzudämmen und die Eingeborenen allmählich auf ein anderes sittliches Niveau zu heben. Leise Anzeichen beginnenden Wandels sind da. Der Japmann, der anfangs seine Frauen voll Scheu dem Arzte fernhielt, lernt dessen Kunst und Hilfe verstehen, und schon erfahren wir, dass weibliche Patienten selbst in diskretesten Angelegenheiten der rettenden Hand zugänglich wurden. Allein diese kleine Besserung darf uns nicht gleich mit rosigen Hoffnungen erfüllen. Das lehrt uns Kusaie, welches seit 50 Jahren unter dem Einfluss der Missionare steht, christliche Gesittung und monogame Ehe kennt, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dessen Bewohner trotzdem Dezennien hindurch einen andauernden Rückgang verrieten. Die Missionare zählten 1855 noch 1100 Eingeborene; 1860 waren es deren 750 und 1880 kaum 200, die sämtlich auf der kleinen Vorinsel Lälä unter den Cyklopenmauern einer grossen Vergangenheit sassen. Heute leben dort, verstärkt durch auswärtigen Zuzug, gegen 450 Personen, allerdings völlig andern Wesens als die, welche die Lütkesche Expedition beobachten konnte. Wo der Rassentod sich aufhalten lässt, wird immer die ethnologische Eigenart zerstört, und ein neuer Typus tritt in die Erscheinung.

Trübe Nachrichten sind ferner über Ponape und Palau verbreitet worden. Auf Ponape wohnten um die Mitte der vierziger Jahre zwischen 7000—8000 Eingeborene, welche 1854 durch die von der englischen Bark „Delta" in abscheulicher Weise eingeschleppten Blattern fast zur Hälfte dahingerafft wurden. Eine amerikanische Missionsnachricht um 1865 spricht von 5000 Bewohnern. Später haben Masern, Influenza und Keuchhusten weitere Verluste erzeugt, ganz zu geschweigen von den Opfern, welche die blutigen Aufstände gegen die Spanier erheischten. Gleichwohl haben die Ponapesen diese Lücken ziemlich gefüllt. Auch die beiden bis jetzt vorgenommenen Zählungen lassen ein neues, wennschon nur langsames Steigen der Volksmenge erkennen, und dies wird hoffentlich ein schnelleres Tempo annehmen, sobald erst die nach dem letzten Aprilorkan glücklich eingeleitete Entwaffnung ihre Früchte trägt. Ausserdem zeigt der Orkan, dass Not nicht nur beten, sondern auch arbeiten lehrt, und das betätigen jetzt zu ihrem Heile unsere sonst recht trägen, eingebildeten und anmassenden Ponapesen.

Um Truk mit seinem kräftigen, somatisch durch melanesisches Blut reichlich beeinflussten Menschenschlag brauchen wir uns kaum zu sorgen, am wenigsten jetzt nach Abgabe der Gewehre und der Munition. Bedenklicher ist es dagegen um die wichtige Palau-Gruppe bestellt. Mag auch Sempers Ansatz, der den Inseln für die Zeit ihrer Entdeckung (1783) zwischen 40 000—50 000 Bewohner zusprach, viel zu hoch gegriffen sein, so liegen doch für die letzten 40 Jahre ziemlich brauchbare Zahlen vor, die eine Abnahme der Eingeborenen nicht bezweifeln lassen. Als Semper unter dem Volke weilte, mochte es höchstens 10 000 Köpfe stark sein. Kubary konnte 1874 nur noch 5000 und 10 Jahre darauf nicht mehr als 4000 Seelen feststellen. Nach dem deutschen Zensus scheint die rückläufige Bewegung mehr zum Stillstande gekommen zu sein; denn wir haben zurzeit rund 3750 Eingeborene. Leider fehlt noch immer die ärztliche Ueberwachung, ohne welche wir ein richtiges Bild vom Stande der Volksgesundheit nicht zu gewinnen vermögen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhaltung der Palauer voraussehe, sofern wir diese nur vor Alkohol, Feuerwaffen und Lues schützen und ihre sexuellen Gelüste in vernünftige Bahnen zu lenken wissen.

Besser liegen im allgemeinen die Verhältnisse auf den korallinen Flachinseln. Dort haust ein durch den beständigen Kampf ums Dasein abgehärteterer Menschenschlag, der uns nicht selten durch körperliche Kraft und Menge der Individuen überrascht. Auf manchen Eilanden hat die Bewohnerzahl dermassen zugenommen, dass der Boden sie nicht mehr ernähren kann. Dieser Missstand wird teils durch freiwillige Abwanderung gemildert, teils sucht ihn die Behörde durch Verpflanzung ganzer Familien nach andern Inseln zweckentsprechend auszugleichen. Doch gibt es auch unter den Koralleninseln etliche mit erlöschender Bevölkerung. Schon die ununterbrochene Inzucht trägt das Ihrige dazu bei. Ausserdem pflegen gerade auf den Atollen durch Hungersnot, Stürme und Flutwellen von Zeit zu Zeit betrübende Verluste an Gut wie an Leben einzutreten.

Das Resultat dieser Betrachtung möchte ich daher in folgende Sätze fassen. Die Eingeborenen der Karolinen zeigen auf einigen Inseln leider noch fortdauernde Abnahme, auf andern scheint der Bestand gegenwärtig etwa gleich zu bleiben, wohingegen er auf allen übrigen ein mehr oder minder deutliches Anwachsen verrät.

Eine Sonderstellung nehmen die deutschen Marianen ein, die erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Neubesiedelung erfuhren, die teils durch Chamorro-Mischlinge, teils durch eingewanderte Karolinier bewirkt wurde. Beide haben sich durch hohen Geburtenüberschuss, die sogenannten Chamorros auch durch Zuzug aus Guam, besonders im letzten Lustrum, erheblich vermehrt. Die jeweiligen Zahlen sind in den amtlichen Jahresstatistiken gegeben. Ich erwähne dies ausdrücklich, um die Behauptung Costenobles zu rektifizieren, der dem deutschen Besitze „so gut wie gar keine selbständige Chamorrobevölkerung" zuerkennt, diese vielmehr „zum grössten Teile nur als Angehörige der in Guam ansässigen Familien" gelten lassen will, die durchaus nicht daran dächten, dauernd auf den „so viel ärmeren deutschen Inseln zu bleiben". Dass etwas Wahres an diesem Vorwurf ist, soll nicht bestritten werden, und ich empfehle die Sache deshalb der behördlichen Aufmerksamkeit, ehe wir Schaden leiden. Im übrigen muss ich Costenoble auch hierin der Uebertreibung zeihen, die aus seiner Unkenntnis der Geschichte Saipans seit 1815 entspringt.

Wenn ich zum Schluss noch mit einigen Worten auf die Arbeiten und Sammlungen zur Ethnologie und Ethnographie Deutsch-Mikronesiens eingehe, so kann dies nicht in der Absicht geschehen, alles Geleistete im einzelnen zu besprechen. Das würde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Rahmen dieses Vortrages um ein Vielfaches überschreiten. Für Kusaie, Ponape, Truk und Mortlock hat bereits Dr. Finsch 1893 das Wesentlichste im dritten Teile seiner „Ethnologischen Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" gegeben. Wir werden dies reichhaltige und mit guten Abbildungen gezierte Werk in allen Fragen, das äussere Leben der Eingeborenen anlangend, niemals entbehren können, und zwar schon deshalb nicht, weil es uns über vieles informiert, was heute der Vergangenheit angehört. Für Jap und Palau, für Nukuoro und die äussersten Westinseln kommen aus der Vorperiode die leider recht schwierigen und nicht immer klaren Schriften des verewigten Johann Kubary notwendig in Betracht. Beide, Finsch und Kubary, sollten daher in den Bibliotheken der Bezirksämter unbedingt vorhanden sein und fleissig studiert werden. In der Hand jedes Weissen, vor allem jedes Deutschen, wünschte ich aber die durch Professor von Luschan bearbeitete „Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in der Südsee" zu sehen. Denn gerade in Mikronesien tut grösste Eile not, um noch in letzter Stunde die verschwindenden Zeugen des alten Kulturstandes zu retten, ehe es auf immer zu spät ist.

Was ein fleissiger Beobachter und geschickter Sammler noch jetzt herbeizuschaffen vermag, dürften die Zahlen der an das Museum für Völkerkunde gelangten Eingänge dartun. Durch Bezirksamtmann Fritz wurden bis 1903 allein 560 Objekte geschenkt, die heute eine der Zierden des Museums bilden und im Verein mit der von Professor Volkens gestifteten Ausbeute der Saipaner Höhlen die einzige annähernd vollständige Kollektion darstellen, die über die Chamorros sonst und jetzt zu erlangen war. Zur Belebung des toten Materials hat Fritz die schon zitierte „Geschichte und Ethnographie der Marianen" geschrieben, die unter Beigabe von Zeichnungen im dritten Bande des „Ethnologischen Notizblattes" erschienen ist. Vielleicht wird es Fritz noch möglich, bei längerer Tätigkeit das Alte und für uns Bedeutsamste (unter Beihilfe der schon von Chamisso und de Freycinet benutzen Berichte und Briefe der ersten Jesuitenmissionare) gesondert zu beschreiben und abzubilden, womit eine der schmerzlichst empfundenen Lücken in der Ethnographie Mikronesiens wenigstens teilweise geschlossen würde. Auch dort, wo Finsch und Kubary und ausser letzterem die andern Sendlinge des Museums Godeffroy gesammelt haben, ist noch manches erworben und gerettet worden. Das sehen wir aus den Sendungen durch Bezirksamtmann Senfft, Gouverneur Dr. Hahl, Kapitän v. Burski und sonstiger „freiwilliger Mitarbeiter".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über die heutige Bevölkerung Japs hat Senfft in „Petermanns Mitteilungen" 1903 eine grössere Studie veröffentlicht, die in Dr. Hahls Untersuchung über „Sitten und rechtliche Verhältnisse auf Ponape" in historischer Hinsicht eine sehr belangreiche Ergänzung erfährt. Hier wird uns nämlich gezeigt, dass der politische Einfluss Japs in alten Zeiten sich bis nach Ponape erstreckte, also noch weiter, als wir aus allen Quellen bis zu dem Briefe des Paters Walter, der 1731 mit dem ersten Karolinenmissionar Cantova auf Ululssi weilte, annehmen konnten. Dr. Hahl spricht mit Bestimmtheit von einer Zuwanderung fremder Stämme, worüber Tradition und Götterlehre andeutende Kunde geben. Wir kommen damit auf ein Thema, das — allerdings von einem wesentlich andern Standpunkte aus — durch Professor W. Volz in seinen „Beiträgen zur Anthropologie der Südsee" näher erörtert wurde. Nach Volz ist die ursprüngliche Bevölkerung Ponapes, wie auch der Mortlock- und Gilbertinseln dem melanesischen „Bismarck-Archipel-Typus" zuzurechnen. Darauf folgten in der Zeit unseres Mittelalters von Westen nach Osten die Wellen polynesischer Invasion, zu denen (als Späterscheinung) vielleicht der Einbruch und die Niederlassung der Japleute auf Ponape gehören dürften.

Wie hier durch Hahl, so sind, wenn auch nicht stets gleichwertig und bis in die Tiefe dringend, noch vielerlei völkerkundliche Fragen durch unsere Landsleute zur Behandlung gekommen. Sie haben, ohne dass ich Autoren und Schriften nominieren will, über Musik und Tänze, über das einheimische Geld, über Dichtung und Sage, Flutmythen, Tod und Bestattung, Hütten- und Kanubau, Feldarbeit, Seefahrten, Weberei, Tätowierung und sonstige Dinge geschrieben. Sie haben damit „ernst und ehrlich" die von A. Bastian dringend geforderten „Quadern und Mauersteine auf dem Bauplatz zusammengetragen, wo der Tempel der Zukunft", in unserm Falle die vergleichende Ethnologie Deutsch-Mikronesiens, sich einstens erheben soll.

Das ist das Ziel. Allein die Bahn ist lang und schwierig, und wer weiss, ob wir den Kranz je erlangen werden. Glücklicherweise haben sich auch Aerzte und Sprachkundige in die Schranken gestellt, dort auf Jap der Regierungsarzt Dr. Born, dem wir eine vortreffliche Abhandlung über die „Eingeborenen-Medizin" verdanken, hier Bezirksamtmann Fritz auf Saipan, der eine Grammatik und ein Wörterbuch der Chamorrosprache verfasst hat. Mag auch, wie Professor v. Luschan bedauernd hervorhebt, das „Verhältnis zwischen Sprachen und Rassen in Ozeanien noch durchaus rätselhaft" sein, so ist durch die Prüfung der einzelnen Idiome bereits so viel gewonnen, dass in ihnen das Vorherrschen des melanesischen Einflusses sicher erkannt ist. Dieser Einfluss tritt so übermächtig auf, dass diese Idiome, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns Pater Professor Schmidt auf dem ersten Kolonialkongress gezeigt hat, wahrscheinlich ganz der melanesischen Sprachenfamilie anzureihen sind. Auch die Frage nach dem Umfang der verschiedenen Sprachgebiete ist in diesem Jahre von neuem erwogen, und zwar durch Bezirksamtmann Senfft, der eine diesbezügliche Karte herausgab. Wie ich in längerer Untersuchung zu zeigen bemüht war, ist indes mit Senffts Darstellung diese Aufgabe kaum als gelöst zu betrachten. Wir sind über die Grösse einiger Sprachzonen, ich nenne besonders die Zentral- und die Westkarolinen, noch keineswegs endgültig aufgeklärt und müssen die Arbeit der Fachlinguisten abwarten, ehe ein abschliessendes Urteil erlaubt ist.

Wenn ich noch mehreres wünschen darf, so wären es neue, umfassende Erhebungen über die Weberei, wie sie kürzlich durch die vom Leipziger Museum für Völkerkunde publizierte Arbeit Dr. H. Ephraims angeregt sind. Dieser Ethnologe bringt den wagerechten Halbwebstuhl der Mikronesier mit nahe verwandten Geräten von beiden Ufern des mittleren Pazifik in Verbindung, hier mit asiatischen, dort mit amerikanischen Formen, und lässt die Frage einer selbständigen Entwickelung des Apparats gegen frühere Annahmen merklich zurücktreten. Mag man diesem Standpunkt vorläufig noch fern bleiben, so wird man anderseits eine tiefere Durchdringung des Gegenstandes auf Grund genauester Lokalstudien keineswegs von der Hand weisen. Ähnlich steht es mit den Erhebungen zur physischen Anthropologie, in der uns durch W. Volz und seine auf ein zahlreiches Schädelmaterial von mehr als 1400 Exemplaren gegründete Rasseneinteilung der Südseevölker ein neuer und weiterer Ausblick eröffnet ist. Von höchstem Belang sind ferner die längst geforderten Studien zum Volksrecht, das infolge seiner vielfachen Zusammenhänge mit andern Gebieten dem Fremden in der Regel nur langsam verständlich wird, ohne welches wir aber, sollen unsere farbigen Untertanen richtig behandelt werden, nirgends auskommen können. Als Steinmetz vor zwei Jahren das Sammelwerk über die „Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien" herausgab, stand ihm aus den Karolinen und Marianen kein einziger systematisch aufgestellter Beitrag zur Verfügung. Kubarys ältere Arbeit über „Verbrechen und Strafverfahren auf den Palau-Inseln" erschöpft nur einen Teil des Stoffes und lässt uns bei den wichtigsten Fragen im Stich. Heute ist in dieser Beziehung schon einiger Wandel geschaffen; allein wir stehen noch immer in den Anfängen und haben das Schwerste vor uns. Auch zur Erhellung der prähistorischen Zeit ist bisher recht wenig geschehen. Die Pläne und Photographien der sogenannten Ruinen von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nantauatsch und der Zyklopenbauten auf Lälä lösen die Rätsel nicht, die sich um diese Zeugen einer erloschenen Kultur gelagert haben.

Wohl ist in den sechs Jahren, seit wir die Karolinen und Marianen zu eigen besitzen, eine grosse Arbeit geleistet worden, das meiste sogar in freiwilliger, aufopfernder Tätigkeit. Dafür sind wir allen Mitwirkenden den lebhaftesten Dank schuldig. Allein zum Ruhen ist noch keine Zeit. Arbeit muss auch in Zukunft unser Wahlspruch sein, Arbeit auf jeglichem Gebiete, damit die ferne Inselwelt nach dem Masse ihrer Gaben ein lebendig-tätiges Organ im Körper unseres Kolonialreiches werde. Die Eingeborenen wollen wir nicht bloss erhalten, nicht bloss wie ewige Kinder sie betrachten, denen stets gegeben und geschenkt wird; sondern zur Sitte und Arbeit wollen wir sie erziehen, mit ruhigem Ernst und all' der Hilfe, die wir ihnen schulden, bis dass aus unserer Arbeit ihre Arbeit spriesst.

Reg.-Rat Dr. **Schneider,** Frankfurt a. O.: Die Annahme, dass die Karolinen die Reste eines alten Kontinents seien, wird durch die Beobachtungen am oberen Augustastrom bestätigt. Es ist das eine geologisch hoch interessante Gegend, wo senkende und aufschüttende Kräfte gegeneinander kämpfen. Dort, wo man an die Gebirge herankommt, treffen wir alte Eruptivgesteine, Diabase, Gabbro und Diorite und alte Schiefer, wenn ich in der Bestimmung nicht irre. Diese Berge ragen aus dem sumpfigen Aufschüttungslande, wie aus einem Nebel auftauchende Berge unserer Mittelgebirge am frühen Morgen. Weiter abwärts sind endlose Sümpfe, von Reiherscharen bevölkert. Weiter aufwärts werden sie eingeengt. Sagohaine umranden die Bergzungen, und weite Strecken bedecken sich mit einer Grasdecke, die freilich nur stellenweise überschritten werden kann und unter dem Beschreiter wie eine Matte schwankt und so den sumpfigen Untergrund verrät. Aus alledem geht hervor, dass dort ein uralter Bruchrand liegt, während die heutige vulkanische Tätigkeit weiter der Küste zu und auf den Inseln zu suchen ist.

Prof. Dr. **Weule,** Leipzig: In Ergänzung der anerkennenden Äusserungen des Herrn Seidel über die wissenschaftlichen Verdienste unserer gegenwärtig in Mikronesien wirkenden Verwaltungsbeamten, halte ich es für meine angenehme Pflicht, auf die ganz hervorragenden Leistungen und Arbeiten eines jungen Gelehrten hinzuweisen, der augenblicklich unter uns weilt und schon aus diesem Grunde ein Anrecht hat, namentlich genannt und nach Verdienst gewürdigt zu werden: es ist der Kaiserlicher Regierungsarzt der Westkarolinen, Herr Dr. med. Born.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine bisherigen Arbeiten gehören zu den besten, was in neuerer Zeit über die Völkerkunde jenes Gebiets geschrieben worden ist. Da Herr Dr. Born wieder hinausgeht, glaube ich, im Sinne aller Anwesenden zu sprechen, wenn ich ihm für seine fernere wissenschaftliche Tätigkeit die besten Wünsche mit auf den Weg gebe.

Zu dem von Herrn Seidel kurz berührten Kapitel der archäologischen Erforschung der Ostkarolinen habe ich die erfreuliche Mitteilung zu machen, dass eine Wiederaufnahme und Weiterführung der von Kubary vor mehr als 30 Jahren begonnenen, leider aber nur auf Nanmatal beschränkten Aufnahme der alten gewaltigen Steinbauten jener Region vom Leipziger Museum für Völkerkunde seit einiger Zeit eingeleitet worden ist. Herr Vizegouverneur Berg hat sich auf meine Anfrage bereit erklärt, die Aufnahme im Auftrage des von mir vertretenen Museums durchzuführen. Die Kosten trägt einstweilen das Leipziger Museum, doch ist das Berliner Schwesterinstitut zu einer Teilnahme an ihnen bereit. Über die Wichtigkeit und die Bedeutung dieser Untersuchung für die Aufhellung der Geschichte und Vorgeschichte Mikronesiens brauche ich wohl kein Wort zu verlieren; sie ist einfach unsere Pflicht.

Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Krämer,** Kiel: Die Bildung der Koralleninseln ist besser erforscht, als aus dem Vortrage hervorging, wie z. B. die Inseln an der Leeseite der Atolle durch Stürme entstanden sind und nicht durch einfache Anwachsung. Auch ist die Bevölkerungsabnahme doch überall da vorhanden, wo weisse Kultur in grösserem Umfange eingedrungen ist. Meist ist die Ausbreitung von Krankheiten durch die Weissen, vornehmlich der Geschlechtskrankheiten, schuld daran. Reichliche Aussendung von Ärzten scheint deshalb besonders geboten.

Rektor **Seidel,** Berlin, bedauert, dass er den Namen und die Verdienste des Regierungsarztes Herrn Dr. Born zu erwähnen vergessen habe. In seinem Vortragsmanuskript sei das geschehen. Er hofft, mit Herrn Dr. Born noch persönlich in Beziehung zu treten, da er manche Fragen, z. B. eine Weibertätowierung auf Oleäi, mit ihm von Mund zu Mund erörtern möchte. Er betont dann die grosse Bedeutung der Bornschen Arbeit über die „Eingeborenen-Medizin", die zu dem besten gehöre, was nach dieser Richtung geleistet sei. Herrn Marinestabsarzt Dr. Krämer stimmt Redner zu, dass durch Schuld der Weissen grosse Verheerungen unter den Eingeborenen angerichtet seien, wofür sich viele Beispiele anführen lassen. Er bittet, dass die ärztliche Mission

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Deutsch-Mikronesien noch bedeutend erweitert werden möge, um Volksgesundheit und Volkskrankheiten aufs gründlichste zu studieren. Was die von Herrn Dr. Krämer erwähnten Inselbildungen — (nach Stürmen) — auf den Korallenriffen anlange, so seien ihm dergleichen ephemere Erscheinungen wohl bekannt. Es handle sich für Dr. Schnee aber nicht um solcherart Eilande, sondern um bleibende Zinnenbekrönungen, die nach Richtung des Riffes weder durch die anschüttende Tätigkeit der Passat- noch der Monsun-Wellen auskömmlich zu erklären seien, sondern, wie Dr. Schnee gefunden, ihr Nährgebiet in der Lagune selber haben müssten.

Dr. **A. Klautzsch,** Lauken: Erfreulicherweise häufen sich in der mir unterstellten Kolonialsammlung der Kgl. Geologischen Landesanstalt zu Berlin die Materialien, die uns den geologischen Bau der Südseeinseln erkennen lassen. Ergänzend zu dem Vortrage des Herrn Seidel bemerke ich, dass alteruptive Gesteine und kristalline Schiefer mir auch von den Salomonsinseln, von Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern vorliegen. Man darf also wohl annehmen, dass wir in dieser Inselreihe einerseits, wie anderseits in Neu-Guinea, die Ränder eines alten Grabeneinbruchs vor uns haben.

Zur geographischen Nomenklatur unserer Südseeinseln.

Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Friedenau.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Als ich seinerzeit von der Anmeldung des eben gehaltenen Vortrags Kenntnis erhielt, hatte ich mir gleich vorgenommen, im Anschluss an diesen Vortrag hier eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die von Wesenheit ist für unsere Gebiete in der Südsee. Ich beabsichtige, bei Behandlung dieser Frage nicht in viele Einzelheiten einzugehen, sondern ich will die Frage nur grundsätzlich behandeln. Wir hören oft genug betonen, dass zur gründlichen Kenntnis von Landgebieten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine genaue Vermessung notwendig ist, und wir streben nach Möglichkeit gerade eine Vermessung unserer Kolonien an. Von diesen sind bisher am genauesten nicht unbedeutende Teile in der Südsee vermessen; dass das geschehen konnte, rührt einfach daher, dass man es mit Inseln nicht allzu grossen Flächeninhalts zu tun hat.

Was nutzt uns aber die genaue, zunächst lineare Festlegung unserer Südseeinseln, wenn sie durch einen Übelstand in gewissem Sinne illusorisch gemacht wird, einen Übelstand, mit dem man sich schon öfter beschätigt hat, ohne ihn indes bisher haben beseitigen zu können. Wer hat es nicht schon bei uns im Deutschen Reich oftmals unangenehm empfunden, dass wir eine Anzahl gleichnamiger Orte haben? Aber wir haben eine sogenannte postalische Bezeichnung dieser Orte, und ein Nachteil wird vermieden, wenn man diese postalische Bezeichnung anwendet. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Will man z. B. nach einem Orte in den Vereinigten Staaten von Amerika eine Sendung machen, so ist bekanntlich unbedingt die Angabe des Staates erforderlich, in dem der Ort liegt, wenn man sicher sein will, dass die Sendung prompt erledigt wird. Schwierig fingen die Verhältnisse sich hier zu gestalten an, als es sich um Erschliessung immer neuer Territorien und um Bezeichnung der in diesen neu gegründeten unzähligen Ortschaften handelte. Die praktischen Amerikaner fanden aber bald den einzig richtigen Weg: man errichtete eine eigene Behörde, die das Erforderliche besorgte. Merkwürdigerweise folgte diesem Beispiel nicht das sonst nicht so unpraktische England, und gerade England hätte bei seinem ungeheueren kolonialen Besitz doch gewiss Ursache gehabt, rechtzeitig eine Regelung der Namengebung eintreten zu lassen. Findet man im Verzeichnis zu Andrees Handatlas doch allein 64 mal den Namen Victoria aufgeführt, und damit ist est noch lange nicht abgetan. Das nur ein Beispiel.

Uns Deutschen nun war es vorbehalten, die Frage der Namengebung allgemeiner in Fluss zu bringen, soweit koloniale Besitzungen in Betracht kamen. Aber nicht die Geographen gaben den Anstoss dazu, dies geschah vielmehr von einem Ethnologen. Professor v. Luschan war es, der die Frage im Juli 1898 anschnitt. Patriotischer Enthusiasmus hatte uns verführt, in der Südsee mit einer Umtaufung zu beginnen, die, wenn sie so weiter ging, geeignet war, eine gründliche Verwirrung herbeizuführen. Dass die Frage von einem Ethnologen angeschnitten wurde, kann nicht wundernehmen, waren doch unsere Südsee-Inseln zu einer geradezu unerschöpflichen Fundgrube für die Ethnologie geworden. Diese wollte es aber nicht mitansehen, dass die grundlegenden Bücher und Karten bald nur noch aus Hieroglyphen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestehen, bald nur noch zu lesen sein sollten mit Hilfe eines Schlüssels, der dazu auch noch immer beständigem Wechsel unterworfen gewesen wäre.

Im Jahre 1899 griff das anthropologische Institut von Grossbritannien und Irland Luschans Vorschläge auf, es beschränkte sich in einer im Februar 1899 beschlossenen Resolution aber nicht auf die Wissenschaft. In dieser Resolution ist ganz besonders auch hervorgehoben, dass eine Regelung der Namengebung in Kolonien und unzivilisierten Ländern auch von bedeutendem praktischen Wert für den Handel sei.

Nunmehr befasste sich auch die Geographie ernstlicher mit der Angelegenheit, und im September 1899 beschloss der siebente, in Berlin abgehaltene internationale Geographen-Kongress nachstehende Resolution:

1. Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo dies als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee beizubehalten und deshalb mit der grössten Sorgfalt festzustellen.
2. Wo einheimische Namen nicht existieren oder noch nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen.
3. Die willkürliche Änderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muss als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.
4. Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen.

Der Referent äusserte sich seinerzeit in der Plenarsitzung des Kongresses, dass hier ein Punkt vorliege, wo der Internationale Geographen-Kongress sich damit begnügen müsse, seine Sympathie mit dem Inhalt der Resolution auszudrücken. Der Kongress könne nicht etwa eine Kommission einsetzen, die nach gleichen Grundsätzen in den verschiedenen territorialen Gebieten die Namen gäbe, denn die Namengebung gehöre zur territorialen Hoheit.

Es ist klar, dass für uns diese Anschauung nur zum Teil massgebend sein kann, der Geographen-Kongress zu Berlin war ein internationaler, unser Kongress ist ein deutscher; wir haben daher bei dieser Frage nicht nötig, uns mit einer Sympathiekundgebung zu begnügen, wir sind in der Lage, fordern zu können, und zwar auf Grund des unanfechtbaren Satzes, dass die Namengebung, um die es sich hier handelt, zur territorialen Hoheit gehört.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dabei wirft sich die Frage auf, ob in der Südsee betreffs der Namengebung die territoriale Hoheit ausgeübt wird. Diese Frage muss verneint werden. Unter den Begriff der Namengebung fällt selbstredend auch die Umänderung bestehender Namen.

Ich habe vorher betont, dass ich nicht beabsichtige, auf Einzelheiten einzugehen; um die Frage aber, besonders mit Rücksicht auf die vom internationalen Geographen-Kongress gefasste Resolution, auf die ich gleich eingehen werde, zu klären, führe ich kurz folgendes an: Es gibt in unserm Südseegebiet eine Unzahl historischer Einzelnamen, diese sind Gemeingut aller Nationen geworden; es gibt aber auch Inseln, die zwei, drei, ja vier Namen haben, unter diesen befinden sich vielfach ein historischer oder längst vorhandener Name, oder deren zwei neben etwa einem einheimisch sein sollenden, oder solchem, der vielleicht wirklich einheimisch ist.

Unter den historischen Namen kommen englische, französische, spanische und holländische vor. Wieder andere Inseln führen einen Namen, der weder historisch, noch einheimisch, aber schon längst vorhanden gewesen ist, usw. Dieses Chaos ist und wird nun noch immer vermehrt durch willkürlich neu gegebene Namen. Derartig neu gegebene, vielfach einheimische Namen, mögen nun die dortigen weissen Bewohner nicht irritieren, diese gewöhnen sich an die neuen Namen, sie werden ihnen geläufig, und die früheren Namen verschwinden — für sie, aber nicht für andere.. Solche neue Namen verbreiten sich aber allmählich, und so bekommt eine Insel, die schon zwei, drei Namen hatte, noch einen weiteren; die Verwirrung wird immer grösser, und, um zu vergewissern, macht sich eine Erklärung notwendig. Unter einem Namen versteht man aber doch etwas Bestimmtes und nicht eine Erläuterung oder eine Beschreibung.

Im besonderen will ich über einige Namenänderungen nicht rechten, wenn z. B. Neu-Irland und Neu-Britannien jetzt Neu-Mecklenburg beziehungsweise Neu-Pommern heissen, so muss man sich damit schon abfinden. Wenn aber zum Beispiel die nach der englischen Fregatte „Blanche" benannte Blanche-Bay auf Karten in Weisse Bay umzutaufen versucht wird, so ist das widersinnig, denn dann hätte die Bay den Namen Bay blanche führen müssen. Wenn die grösste Insel der Gruppe der Admiralitäts-Inseln jetzt Taui genannt werden soll, so kann ich meinem Freunde Luschan darin nicht folgen, denn, soweit bis jetzt hat festgestellt werden können, gibt es keinen eiheimischen Namen für die ganze Insel; Taui ist, ebenso wie das früher für Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern gebrauchte Tombara und Birara, nur ein kleiner Bezirk der bezüglichen Insel. Es wird sich daher die grösste Insel dieser Gruppe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohl noch weiter ohne Namen behelfen müssen, gewiss eine eigentümliche Erscheinung. So liesse sich dies ins Unendliche fortspinnen.

Ich komme nun zu der Resolution des internationalen Geographen-Kongresses. Punkt 1 lautet:

> Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo dies als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee beizubehalten und deshalb mit der grössten Sorgfalt festzustellen.

Hierüber kann kein Zweifel obwalten, man soll den vorhandenen gebräuchlichen Namen nicht ändern, man soll sich aber darüber vergewissern.

Punkt 4 lautet: Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen. — Auch dieser Punkt ist klar —: Neu gebildete Namen, unrichtige oder willkürliche, die sich noch nicht in der Literatur oder im Verkehr festgesetzt haben, sollen beseitigt und zutreffende dafür gesucht werden.

Punkt 3 lautet: Die willkürliche Änderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muss als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.

Darüber kann gar kein Zweifel bestehen.

Punkt 2 lautet: Wo einheimische Namen nicht existieren oder noch nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen.

Nun, ich stehe nicht an, diesen Punkt 2 als eine Schwäche der Resolution zu bezeichnen. Nach diesem Punkt würde, sobald zum Beispiel für eine Insel, die jahrhundertelang einen historischen Namen geführt hat, ein einheimischer Name gefunden wird, dann diesen zu führen haben, während Punkt 3 für die Beibehaltung des historischen Namens unter allen Umständen eintritt. Unter Anwendung des im Punkte 2 Enthaltenen ohne Voransetzung des im Punkte 3 Geforderten wäre der Wiedertauferei aber Tür und Tor geöffnet. Der Wiedertauferei in unserm Südseegebiete muss aber endlich ein Ende gemacht werden; heisst es doch vor einigen Tagen in den Tageszeitungen zum Beispiel von der Insel mit dem uralten Namen Gerrit Denys: Lihua, und in Klammern daneben (das Gerrit Denys der Karten). In einer Korrespondenz drüben heisst die Insel jetzt also schon Lihua, um diesen bisher ganz unbekannten Namen aber schmackhaft zu machen, wird auf die Karte hingewiesen „Lihua — das Gerrit Denys der Karten". Lange wird es nicht dauern, so wird überhaupt nur noch Lihua gesprochen und geschrieben, und bald wird Lihua auch auf den Karten erscheinen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Klammern daneben einige Zeit noch Gerrit Denys, bis auch die Klammer fortfällt, und dann? Dann werden wir einen Schlüssel anlegen, unter L Lihua (Gerrit Denys) eintragen und damit in Zukunft operieren. Möglich, vielleicht wahrscheinlich, dass die Insel aber gar nicht den einheimischen Namen Lihua hat.

Das wird Ihnen, ich möchte sagen — abenteuerlich erscheinen; wer sich aber eingehend mit der Südsee beschäftigt, wird mir zugeben müssen, dass eigentlich schon heute ein Schlüssel notwendig ist.

Und da meine ich, sollte es doch an der Zeit sein, hier endlich Wandel zu schaffen, und zwar dadurch, dass, abgesehen von der Unklarheit, die Punkt *2* der Ihnen vorliegenden Resolution schafft, im übrigen nach 1., 3. und 4. der Resolution verfahren wird. Um diesem Ausdruck zu geben, möchte ich Ihnen folgende Resolution zur Annahme empfehlen:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält die unausgesetzte willkürliche Änderung in der geographischen Nomenklatur unserer Südseeinsel für eine schwere Beeinträchtigung der Geographie, der Ethnologie und anderer Wissenschaften, sowie der Verkehrs- und Handelsverhältnisse.

Die Namengebung gehört aber zur territorialen Hoheit und sollte daher auch nur von dieser ausgeübt werden.

Als Anhalt hierfür werden empfohlen die Punkte 1, 3 und 4 der von dem 7. Internationalen Geographenkongress in seiner Gruppe IIb — Ozeanologie — angenommenen Resolution, mit der Massgabe, dass dort, wo zwei oder mehrere Namen vorhanden sind, diese bis auf einen verschwinden."

Prof. Dr. **Weule,** Leipzig: Zu dem von Herrn Admiral Strauch berührten Punkte der Notwendigkeit eines Nomenklatur-Katalogs der pazifischen Inselwelt erlaube ich mir zu bemerken, dass ein solcher bereits existiert, herausgegeben von Bernice Pauahi, Bishop-Museum in Honolulu. Der stattliche Band dokumentiert am besten die Notwendigkeit einer endgültigen Regelung des Namenwesens in jenem für Wissenschaft und Wirtschaft gleich wichtigen Gebiet. Für den Wirrwarr, wie er heute besteht und leider täglich neu geschaffen wird, bezeichnend sind die Schicksale der Grossen Admiralitätsinsel, um den Strauchschen Namen hier gleich beizubehalten. Admiralitätsinsel hiess sie, bis am Ende des vorigen Jahrhunderts die angeblich einheimische Benennung Taui aufkam. Diese blieb dann einige Jahre; dann machte sie dem Namen Manus Platz; jetzt endlich, vor wenigen Monaten, behauptet Parkinson im „Globus", nicht Manus, sondern Moanus sei der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtige Name. Was nun? Soll man diesen ewigen Wechsel immerfort weiterführen? Wir im Leipziger Museum haben längst unsere Schlussfolgerungen gezogen: wir nennen diese Gruppe, wie auch die andern, einfach mit ihrem ersten Namen.

Zu Punkt 1 der Resolution bemerke ich, dass es nicht immer, und besonders bei grösseren, sprachlich zersplitterten Gebieten nicht möglich sein wird, stets einen einheimischen Gesamtnamen zu entdecken. Ich erinnere nur an den Kongo, an Birara, Tombara und wie die geographischen Begriffe alle heissen, für die wir uns notgedrungen eine konventionelle Benennung konstruieren oder auswählen mussten. Diese Methode wird dann auch in allen derartig gestalteten Fällen fernerhin festzuhalten sein.

Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Friedenau, bemerkt, dass das von Herrn Profesor Weule angezogene Werk für die Gegenwart sehr nützlich sein möge, wie lange werde das aber dauern? Der Versuch, für grössere Inseln einen einheimischen Namen zu finden, werde meist vergeblich sein. Man solle daher für solche Inseln moderne Namen annehmen. Hierfür dürfte selbstredend der Name des ersten Entdeckers, falls festzustellen, in erster Linie in Frage kommen.

Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Krämer,** Kiel: Die Förderung der linguistischen Studien durch Fachleute, zwecks Namenfeststellung in den Kolonien, muss dringend gefordert werden. Dies zeigt deutlich S a m o a im neuesten Kolonialatlas, wo immer noch falsche Namen zum Beispiel auf Sawaii auftreten. Auch die Veranglisierung von Namen, wie zum Beispiel J a l u i t statt D j a l u t, ist zu vermeiden.

Paul Staudinger, Berlin, bittet, trotz aller Anerkennung der hohen Wichtigkeit der Sprachforschung für die Feststellung der geographischen Ortsnamen, doch diesen Zusatz nicht bei der Resolution anzubringen, da der Inhalt derselben eine reine Verordnungssache darstellt, in dem Zusatz aber eine Angelegenheit angeregt werde, die nur durch eine Geldbewilligung auszuführen sei, daher eine Etatsangelegenheit bilde. Es bestehe nun schon eine Kommission für Rechtschreibung der geographischen Ortsnamen, der er selbst angehöre, und die von seiten des Reichsmarineamts und der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts gebildet werde, allerdings sei diese vorläufig nur für Südwestafrika eingerichtet und noch nicht beratend zusammengetreten. Es werden aber wohl die andern Schutzgebiete in das Bereich der Tätigkeit der Kommission einbezogen werden, eventuell sei eine solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Südsee anzuregen. Es würde sich nun empfehlen, den besprochenen Punkt bei dieser Kommission zu beantragen.

Dr. **Dempwolff,** Berlin: Die Eingeborenen von der Insel Gerit Denys, deren ich einige Hundert gekannt habe, nennen sich selbst „boy belong Lir", oder „boy belong Lihir". Demnach scheint die Bezeichnung „Lihua" ein Schreib- oder Druckfehler zu sein. Hierdurch würde in diesem Beispiel die Verwirrung in der Namengebung noch grösser sein. —

Ueber den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung.

Von Professor **Meinhof,** Gr.-Lichterfelde.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich in einem kurzen Vortrag einen Überblick geben soll über die Fortschritte der afrikanischen Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung unserer Kolonien, so kann ich bei der Fülle des Stoffes gar nicht daran denken, etwas Erschöpfendes zu bringen. Ich erkläre aber auch von vornherein, dass dies gar nicht meine Absicht ist, weil ich nicht darauf ausgehe, meine verehrten Zuhörer durch die Aufzählung von allerlei Büchertiteln, Namen und Daten zu ermüden. Abgesehen von der Langenweile, die sich über eine solche Aufzählung auszubreiten pflegt, scheint mir das ziemlich zwecklos. Wer in diesen Dingen arbeiten will, der muss sich aus der einschlägigen Literatur doch besser unterrichten, als ich das in einer halben Stunde tun kann, und für den, der nur einen Einblick in diesen Teil der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart tun möchte, ist es wichtiger, die wesentlichen Gesichtspunkte zu erfahren, nach denen gearbeitet wird, von gewissen, besonders wichtigen Entdeckungen zu hören und schliesslich auf die vorliegenden Probleme aufmerksam zu werden, als dass er mit einer Fülle von einzelnen Daten überschüttet wird.

Wenn ich also das eine oder andere n i c h t erwähne, was meine verehrten Zuhörer kennen und für erwähnenswert ansehen, so bitte ich für diese Unterlassung um mildernde Umstände. Unsere Kenntnis wächst in extensiver Beziehung von Jahr zu Jahr. Eine grosse Anzahl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuer Grammatiken, Vokabularien, Textbücher sind erschienen in Sprachen, von denen man bisher nur den Namen und einige dürftige Notizen wusste. Auch in den schon gut bekannten Sprachen, wie Suaheli, Ewe, Duala, erscheinen immer neue Lehrbücher und Hilfsmittel. Ausserdem wächst die Zahl der in den staatlichen und Missionsschulen gebrauchten Lehrbücher, wie Fibeln, Lesebücher, Liederbücher. Ferner wird das Werk der Bibelübersetzung auf immer weitere Sprachgebiete ausgedehnt, und in jedem Jahre erscheinen Teile der Bibel in bisher nicht bearbeiteten afrikanischen Sprachen.

Der wissenschaftliche Wert dieser Literatur ist natürlich sehr verschieden. Zunächst ist es ja ein wissenschaftlicher Fortschritt, wenn wir von einer Sprache, von der wir bisher nichts oder nur den Namen wussten, endlich ein Wörterverzeichnis haben, mag es noch so mangelhaft sein. Ein weiterer erheblicher Fortschritt ist es, wenn wir einen Text in die Hand bekommen, aus dem wir den grammatischen Bau der Sprache erkennen können. Der nächste Fortschritt ist der Versuch einer Grammatik, bis man dann schliesslich nach vielen Irrtümern und Fehlgriffen Wörterbuch, Grammatik und Texte erhält, in einer Form, die einigermassen den Anforderungen moderner sprach-wissenschaftlicher Forschung entspricht.

Die Mitarbeit der Forschungsreisenden an dieser Arbeit ist gering, ihre Aufzeichnungen haben in der Regel nur den Wert des ersten Versuchs und werden bald überholt. Die deutschen Beamten haben in Ostafrika und Togo einige schätzenswerte Beiträge gegeben, in Kamerun sind die Beiträge von dieser Seite dürftig, in Südwestafrika fehlen sie ganz. Der weitaus grösste Teil der einschlägigen Literatur ist von der Mission geschaffen.

Es ist mir hier eine liebe Pflicht, der Arbeit des Missionars Spieth Erwähnung zu tun, der mehr als 20 Jahre in der Kolonie Togo gewirkt und diese Zeit benutzt hat, um eine Sammlung von Mitteilungen über Sitte, Recht, Religion und Geschichte des Ewevolkes anzulegen, die an Umfang und innerem Wert in der Afrikaliteratur nicht ihresgleichen hat. Da diese Sammlung zum grossen Teil in Ewesprache angelegt ist, bietet sie dem Forscher ein ganz unschätzbares Material. Die Drucklegung hat dank der Beihilfe des Kolonialamtes bereits begonnen.

Neben diesem extensiven Fortschritt, der selbstverständlich auch von der Sprachwissenschaft mit Aufmerksamkeit verfolgt wird, geht der andere, den ich als den eigentlich wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnen möchte: die intensive Durcharbeitung des gesammelten Stoffes. Dieser Teil der Arbeit muss fast ganz in der Heimat getan werden. So, wie der Zoologe und Botaniker in Afrika sich mit der Sammlung seiner Objekte begnügt und ihre Bearbeitung und Eingliede-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung in der Heimat vornimmt oder vornehmen lässt, so ist es auch im Gebiet der Sprache. Die Ungunst des Klimas, die Last anderweiter Arbeiten, die Schwierigkeit, Literatur zu erhalten, hindern die wissenschaftliche Forschung in den Tropen ungemein. Sie wird deshalb besser und vollständiger in der Heimat geleistet.

Wie aber der zoologische und botanische Sammler neue Gesichtspunkte für seine Sammlungen aus den Resultaten der europäischen Wissenschaft erhält, so wird auch der praktische Sammler in der Linguistik die Resultate der heimischen Wissenschaft aufmerksam verfolgen, um nicht immer wieder denselben Fehler zu machen und vor denselben Problemen stehen zu bleiben.

Als einen eminenten Fortschritt in diesem Sinne betrachte ich die Völkerpsychologie von Wundt, deren Lektüre ich jedem Forscher in exotischen Sprachen dringend empfehle.

Wenn die Sprache wirklich der vollkommenste Ausdruck des Gedankens ist, den es gibt, und wer wollte daran zweifeln, dann wird aus der Sprache die geistige Art eines Menschen am besten erkannt. Ich werde dann also die Sprache auch nicht trennen können von der ganzen Vorstellungswelt, in der ein Volk lebt. Um sie zu verstehen, werde ich nicht die Kategorien lateinischer, griechischer oder deutscher Grammatik anwenden, sondern mich bemühen, die in dieser Sprache selbst liegenden Gesetze zu finden. Wundt hat gänzlich von den für uns herkömmlichen grammatischen Formen abgesehen und die allgemeinen Gesetze menschlicher Rede aufgestellt.

Es ist nun nicht zweifelhaft, dass die heutigen Kultursprachen Europas sich aus andern Sprachformen entwickelt haben. Die sprachvergleichenden Heroen des vorigen Jahrhunderts haben die Bedeutung des Sanskrit für die europäische Sprachwissenschaft erkannt. Wundt macht nun darauf aufmerksam,*) dass ja auch das Sanskrit nicht der Anfang der Dinge ist, sondern das Resultat einer wahrscheinlich langen Entwickelung. Wenn wir also die menschliche Sprache besser als bisher verstehen wollen, so dürfen wir nicht beim Sanskrit stehen bleiben, sondern müssen Sprachformen untersuchen, die noch ursprünglicher sind. Die akademische Sprachwissenschaft hat bisher gegenüber den Sprachen von Völkern niederer Kultur ein gewisses Misstrauen kaum überwinden können, besonders die literaturlosen Sprachen standen eigentlich ausserhalb der wissenschaftlichen Beachtung. Das ist jetzt anders geworden. Ein Teil der Forscher hat sich davon überzeugt, dass jede Literatursprache ja ein Kunstprodukt ist, und dass für

*) Vergl. Wilh. Wundt, „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie". Leipzig 1901.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Erkenntnis der wirklichen Sprache die mündliche Rede, und zwar der Volksdialekt, das wichtigste Forschungsobjekt ist. Sprache kommt eben von Sprechen her und nicht von Schreiben.

Man hat sich ferner überzeugt, dass die Sprachen literaturloser Völker nicht regelloser, sondern zumeist regelmässiger sind, als die Literatursprachen, dass also gerade hier die wissenschaftliche Untersuchung Aussicht auf sichere Resultate hat.

Damit hat unsere unscheinbare afrikanische Sprachwissenschaft, die bisher eigentlich nur praktischen Zielen diente, eine neue Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung im allgemeinen bekommen.

Übrigens war jenes Misstrauen der älteren Philologie gegen die grammatischen Arbeiten in literaturlosen Sprachen doch nicht so ganz unbegründet, wie es hiernach scheinen könnte. Während nämlich die Orthographie der Literatursprachen von Leuten erfunden waren, die diese Sprache als ihre Muttersprache gebrauchten, wurde die Schreibung literaturloser Idiome von Leuten bewirkt, die hier auf fremdem Gebiet arbeiteten. Mag man von der aufgewandten Sorgfalt noch so hoch denken, die Erfahrung lehrt uns, dass niemand imstande ist, in fremder Zunge all die feinen Unterschiede zu hören, die der Eingeborene mühelos hört. Jede Orthographie, die von Fremden erfunden ist, bringt also das Lautsystem einer Sprache mangelhaft zum Ausdruck und gibt n i c h t ein einwandfreies Bild von ihrer Art.

Es liegt auf der Hand, dass wissenschaftliche Untersuchungen, die mit so wenig zuverlässigem Material geführt werden, nur sehr geringe Aussicht auf gute Resultate haben. Aber auch das hierauf begründete Misstrauen der Philologen hat doch in neuerer Zeit erheblich an Berechtigung verloren.

Es war zuerst der berühmte Ägyptologe Lepsius, der auf die Notwendigkeit besserer Lautbeobachtungen aufmerksam machte und in seinem Standard-Alphabeth ein Hilfsmittel hierzu den praktischen Forschern in die Hand gab; v. d. Gabelentz und Steinthal wirkten in demselben Sinne. In Afrika wurden diese Vorschläge nicht allgemein befolgt, und wo man sie befolgen wollte, nicht immer verstanden.

Drei Männer waren es aber, die jene Gedanken praktisch weiterführten: ein Philologe, Dr. Bleek, und zwei Missionare Christaller und der noch lebende Endemann. Ausserdem hat Leo Reinisch in einer von den Genannten etwas abweichenden Form, aber mit ausserordentlichem Fleiss und Sachkenntnis die exakte Lautbeobachtung afrikanischer Sprachen gefördert. Auf Grund dieser und anderer Vorarbeiten ist es mir möglich gewesen, das System von Lepsius weiter auszubilden und für den Bedarf der afrikanischen Linguistik brauchbar zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dabei kamen mir die Fortschritte der Lautphysiologie, wie sie uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, natürlich wesentlich zu statten. Da ein nicht geringer Teil der Forscher in afrikanischen Sprachen sich meinem System angeschlossen hat, steht zu hoffen, dass die Lautbeobachtung immer präziser wird, und dass das uns mitgeteilte Sprachgut, für dessen Sammlung wir jetzt auch oft die Mitarbeit von geschulten Eingeborenen zur Verfügung haben, immer mehr an Zuverlässigkeit gewinnt. Ich kann aber allen, die sich mit der Aufnahme neuer Sprachen und dem Studium der bereits bekannten befassen, nicht dringend genug abraten, das nur mit empirischen Mitteln zu tun. Die afrikanischen Sprachen haben derartige phonetische Besonderheiten, dass auch ein tüchtiger Sachkenner oft erst nach längerer Mühe den Sachverhalt herausbringt. Da ist mit dem Können eines ungeschulten Ohres nicht viel ausgerichtet.

Bei der grossen Fülle des Stoffes — wir kennen etwa 600 Sprachen in Afrika, ist der Wunsch nach Gruppierung des Zusammengehörigen berechtigt. Alle wissenschaftliche Forschung strebt ja von der Einzelbeobachtung zum Ganzen, zum System.

Man kann ein solches System nach zwei verschiedenen Methoden aufstellen — synthetisch und analytisch. Bei der synthetischen Methode stelle ich gewissermassen erst die Rubriken her, in die die Einzelbeobachtungen einzutragen sind — bei der analytischen verknüpfe ich die Einzelbeobachtung mit Aehnlichem zu kleinen, später zu grösseren Gruppen und finde so schliesslich die grossen Kategorien, in die sich das Ganze teilt. Selbstverständlich treten in Wirklichkeit beide Methoden nie ganz rein auf. Auch der rabiateste Synthetiker hat ja doch irgendwelche Kenntnis seines Objekts, ehe er sein System aufstellt, und anderseits wird auch der vorsichtige Analytiker in seinen Aufstellungen Lücken behalten, die er schliesslich durch Hilfslinien ausfüllt, deren Berechtigung sich nur synthetisch verstehen lässt.

Der Ägyptologe Lepsius versuchte eine Systematisierung der afrikanischen Sprachen, die im wesentlichen synthetisch ist. Er unterschied zwei Sprachgruppen — die nordafrikanische, die Hamiten, und die südafrikanische, die Bantu.

Alle übrigen afrikanischen Sprachen, besonders die Sudansprachen, sind nach ihm nur aus der Mischung dieser beiden Sprachgruppen entstanden, selbstverständlich mit Ausschluss der semitischen Sprachen, die als ursprünglich asiatisch angesehen werden.

Diese Anschauung hat längere Zeit die praktischen Arbeiter beherrscht — soviel ich sehe, nicht zu ihrem Vorteil:

Bleek hat den Versuch gemacht in einer Grammatik Bantusprachen und Hottentottendialekte zu behandeln — das Buch liest sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so ähnlich, wie wenn jemand Türkisch und Deutsch in derselben Grammatik behandeln wollte — man wird den Eindruck nicht los: Hier ist zusammengeworfen, was absolut nicht zusammengehört.

Christaller hat mit Bienenfleiss in den Sudansprachen gearbeitet und ein ausgezeichnet sorgfältig bearbeitetes Material für mehrere Sprachen hinterlassen. Aber seine systematischen Versuche standen unter der Vorstellung, dass Bantu und Sudansprachen verwandt wären — und so ist er über einige Einzelbemerkungen nicht hinausgekommen.

Anders als Lepsius hat Friedrich Müller die Sache angegriffen. Er scheute sich nicht, eine grosse Anzahl von einzelnen Gruppen anzunehmen, die er einstweilen nebeneinander stellte, wobei er es der ferneren Zukunft überliess, hier weitere Verbindungen zu suchen. Das ist vorsichtiger, und ein erheblicher Teil seiner Aufstellungen hat sich für Afrika als richtig erwiesen. Allerdings liegt bei ihm ein Prinzip vor, dem wir nicht beipflichten können, er gewinnt die Haupt-Sprachgruppen, indem er anthropologische Gesichtspunkte herbeizieht, also solche, die streng genommen ausserhalb der Sache liegen.

Ich bin davon überzeugt, dass die Linguistik von der Anthropologie und Ethnographie manche Anregung erhalten kann, und umgekehrt — aber es ist kein Zweifel, dass ein methodischer Fehler vorliegt, wenn bei linguistischen Untersuchungen anthropologische Gesichtspunkte verfrüht herbeigezogen werden.

Nach Friedrich Müller gruppieren sich nun die Sprachen Afrikas wie folgt:

1. Semitische Sprachen. Zu ihnen gehörte seinerzeit das Punische, das in Karthago gesprochen wurde, ferner das Äthiopische, das als Kirchensprache in Abessynien unsern Philologen und Theologen wohl bekannt ist. Dahin gehören ferner die heutigen semitischen Dialekte von Abessynien, in erster Linie Amharisch und Tigré. Dahin gehört ferner das Arabische, das ganz Nordafrika überflutet und einen Teil seiner Sprachen verdrängt hat und auf viele Sprachen von Nord-, Zentral- und Ostafrika einen nachhaltigen Einfluss gehabt hat. Sogar im Nama in Südwestafrika lassen sich noch arabische Spuren sicher nachweisen.

2. Hamitische Sprachen. Zu ihnen rechnet F. Müller die ausgestorbenen Sprachen, das Ägyptische und das davon abstammende Koptische, ferner die flektierenden Sprachen der Nordafrikaner, die nicht Semiten sind.

3. Neger-Sprachen. Hier sind alle im Sudan gesprochenen nichthamitischen Sprachen zusammengefasst, deren Verwandtschaft untereinander aber zum Teil noch zweifelhaft bezw. unwahrscheinlich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Die Nuba-Fula-Sprachen. Bei einem Teil der Sudansprachen fanden sich Eigentümlichkeiten, die im Nuba wiederzukehren schienen. Allerlei anthropologische Unterschiede der betreffenden Stämme von den Negern und den Hamiten bestimmten den Forscher, hier eine besondere Gruppe anzunehmen, zu der, wie der Name sagt, besonders die Nuba und die Stämme der Fulbe gehören.

5. Die Bantu. Ihre Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe, die den grössten Teil von Zentral- und Südafrika umfasst, ist unbestritten.

6. Die Hottentotten-Buschmanngruppe. Hier werden die Hottentotten, die Buschleute, die Pygmäen- und Helotenstämme Afrikas zusammengefasst; die Frage nach ihrer Verwandtschaft untereinander bleibt dabei mehr oder weniger offen.

Soviel ich sehe, liegt die Sache einfacher, als F. Müller annahm. Durch die unermüdlichen Arbeiten von Leo Reinisch sind die östlichen Hamitensprachen eine nach der andern uns zugänglich geworden. Das beste und ausführlichste bringt der gelehrte Forscher in seiner Bearbeitung des Somali, die von der Kaiserlichen Akademie in Wien herausgegeben ist. Das Werk bildet die Basis der weiteren Forschung. Es war seinerzeit das Verdienst des so früh dahingeschiedenen Afrikaforschers Dr. A. W. Schleicher, den Zusammenhang des Somali mit den Nuba-Fulasprachen nachgewiesen zu haben. Der Zusammenhang des Somali mit den Hamitensprachen ist aber von Reinisch völlig unwiderleglich erwiesen. Daraus folgt mit Sicherheit, dass die Hamitensprachen eben mit jenen Nuba-Fula zusammenhängen, und dass die Berechtigung, eine besondere Sprachgruppe aufzustellen, recht zweifelhaft wird. Wie nun der Anthropologe sich beim Studium der Hamitenvölker der Vorstellung schwerlich wird entziehen können, dass die hellfarbigen Hamiten des Nordens durch allerlei Uebergänge der Hautfarbe, der Haarbildung und des übrigen Körperbaus zu den Negern des Sudan gewissermassen hinleiten — so geht es eben auch dem Linguisten.

Mag es sich nun um Entwickelungsstufen oder, was ich für wahrscheinlicher halte, um Mischungen ursprünglich verschiedener Sprachgruppen oder um beides zugleich handeln — jedenfalls haben wir mit einer grossen Anzahl von Uebergangsformen zu rechnen. Damit würde dann die Nuba-Fula-Rasse und -Sprachgruppe verschwinden, und wir hätten an ihre Stelle zu setzen: Mischung von Hamiten- und Sudansprachen.

Damit wird erklärt, warum sonst verwandte Sprachen in ganz wichtigen Merkmalen voneinander abweichen, wie z. B., dass die eine das grammatische Geschlecht kennt, die andere nicht. Damit ist auch z. B. für das Verständnis des Masai und der ihm verwandten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprachen, die uns in Deutsch-Ostafrika interessieren, eine sichere Unterlage gewonnen.

Die vielen Übereinstimmungen des Masai mit den Hamitensprachen sind dann erklärt, und ebenso ist klar, dass Teile der Masaisprache wieder erheblich von den Hamitensprachen abweichen. Das schöne Werk von Hollis über die Masai gibt uns die Möglichkeit, die Sache in Musse zu studieren.

Soll aber die Berührung der Hamitensprachen mit den Sudansprachen klargestellt werden, dann bedarf es nicht nur einer gründlichen Erforschung des ersteren, sondern auch des zweitgenannten Gebietes.

In dieser Beziehung sind wir einen erheblichen Schritt weiter gekommen.

Soviel ich sehe, war es zuerst Reinisch, der die Eigentümlichkeit einer Sudansprache, des Teda, sah, dass sich die Sprache in einsilbige Wurzeln zerlegen lässt. Steinthal hat bei Betrachtung der Mande-Neger-Sprachen ähnliche Gedanken ausgesprochen, aber er weist diese Betrachtung ab, indem er sie für einen abschüssigen Weg hält. Neuerdings hat nun Westermann am Ewe in unserer deutschen Kolonie Togo den Nachweis geführt, dass hier tatsächlich die ganze Sprache in einsilbige Wurzeln zerfällt. Damit haben wir einen ganz neuen Gesichtspunkt für die Beurteilung der Sudansprachen gefunden. Sie wollen im wesentlichen als isolierende Sprachen aufgefasst sein. Jede afrikanische Sprache also, die wir als isolierend erkennen, wird schon um deswillen als den Sudansprachen nahestehend angesehen werden müssen, mag sie auch sonst in ihrem Bestand an Wurzeln keine nähere Verwandtschaft mit dieser Sprachgruppe zeigen.

Damit zerfallen für uns die afrikanischen Sprachen, abgesehen von den semitischen Dialekten, nun in drei grosse Gruppen:

1. Die hamitischen Sprachen. Dieselben haben das grammatische Geschlecht, ähnlich den semitischen Sprachen. Dass hier das männliche Geschlecht vielfach das Grosse, Starke, auch das Hohe, das weibliche das Kleine, Breite bezeichnet, und dass man z. B. die Nase, den Stein, den Baum je nachdem mit männlichem oder weiblichem Artikel versehen kann, wird von vielen Sprachforschern als eine niedere Art der Genusbezeichnung angesehen. Ich kann dem nicht beipflichten. Hier ist die Genusbezeichnung noch verstanden, und der Redende weiss, warum er sie anwendet, in europäischen Sprachen ist sie vielfach unverstandenes Rudiment. Nach meiner Meinung liegt auf der Hand, dass wir hier den Vorgang beobachten können, wie die Menschheit auf das grammatische Geschlecht zuerst gekommen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausserdem haben die Hamiten-Sprachen meist sehr komplizierte Pluralbildungen, die an den pluralis fractus der Araber erinnern.

Die 2. Gruppe sind die obengenannten Sudanneger-Sprachen, die wir im wesentlichen als isolierend ansehen. Hier fehlen alle Formen der Flexion, man fügt nur Wurzeln aneinander, die zum Teil nominal, zum Teil verbal, zum Teil beides sind. Nicht einmal die Pronomina scheinen sich hier fest ausgebildet zu haben, denn die Sprachen gehen auch hierin stark auseinander.

Die 3. Gruppe sind die Bantusprachen, die durch eine ganz eigentümliche grammatische Konstruktion klar und scharf von den beiden andern Gruppen geschieden sind.

Ausserdem gibt es eine Anzahl Mischsprachen.

Hamitische Spuren sind in manchen Bantusprachen sicher nachzuweisen; von der Mischung der hamitischen und Sudansprachen war schon die Rede, die Bantusprachen nordwestlich vom Kongo, einschliesslich des Duala in Kamerun, sind offenbar stark von Sudansprachen beeinflusst. In den Sudansprachen von Oberguinea lassen sich umgekehrt Bantureste sicher feststellen.

Wie steht es mit den Sprachen der Pygmäen, Buschleute und Helotenstämme? Was wir von Pygmäensprachen bisher erhalten haben, unterscheidet sich nicht wesentlich von den Sprachen der benachbarten Sudanneger. Die Sache kann so zusammenhängen, dass diese Proben eben gar kein Pygmäensprachgut sind — und dass die Forscher absichtlich von den Pygmäen getäuscht wurden. Das ist natürlich nicht absolut ausgeschlossen, aber ich glaube, es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine Sprachverwandtschaft mit den Sudansprachen tatsächlich besteht. Ist doch gar kein Zweifel, dass die Buschmannsprachen isolierend sind, wie schon Wundt gesehen hat. Damit würden diese ganzen Buschmann-Pygmäen-Sprachen in einem, wenn vielleicht auch entfernteren Verwandtschaftsverhältnis zu den Sudansprachen stehen. Für eine exakte Vergleichung fehlt es uns an Material.

So bleibt uns schliesslich noch die Frage nach der Sprache der Hottentotten. Dieselbe enthält zweifellos eine isolierende Sprachschicht, die schon deshalb stark an die Buschmannsprachen erinnert, weil sie die Schnalze mit ihnen gemeinsam hat. Aber über diese isolierende Sprachschicht ist eine ganz andere gewoben, die so handgreiflich an die Hamitensprachen Nordafrikas erinnert, dass ich nicht den Mut habe, diesen Zusammenhang zu leugnen — andere vertreten eine andere Meinung — wie kürzlich erst mein verehrter Mitarbeiter Planert. — Ich glaube um so mehr, dass die Hottentottensprache eine Mischung von Hamiten- und Buschmannsprache ist, als auch die Anthropologen und Ethnographen über die Hottentotten eine ähnliche Meinung haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem wir so uns in den Fragen der Systematik orientiert haben, möchte ich noch einiges Bemerkenswerte aus den einzelnen Sprachgebieten hervorheben.

Das semitische Sprachgebiet hat seit längerer Zeit die sachkundigste Bearbeitung durch die deutschen Gelehrten gefunden. Bemerkenswert scheint mir dabei, dass die vergleichende Sprach-Wissenschaft grade aus dem afrikanischen Zweig der semitischen Sprachen Licht über die Entstehung der Verbalformen erhalten hat. Neuerdings hat Professor Grimme*) in Freiburg versucht, für die Lautlehre der semitischen Sprachen neue Gesichtspunkte aus dem Äthiopischen zu gewinnen. Mag an seinen Ausführungen im einzelnen manches anfechtbar sein, so glaube ich doch, dass beachtenswerte Gedankengänge hierin vorliegen; hat das Äthiopische in grammatischer Hinsicht manche altertümliche Bildung bewahrt, die anderswo verloren gegangen ist, dann ist es jedenfalls nicht unwahrscheinlich, dass es auch in phonetischer Hinsicht ursprünglicher ist als andere semitische Sprachen. Diese afrikanischen Semiten sind uns neuerdings durch die abessynische Expedition näher gerückt, und es ist sehr erfreulich, dass auch ein deutscher Semitist diese Expedition begleitet hat. Wir dürfen auch davon eine Förderung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis erhoffen.

Die Verdienste von Reinisch um die Hamitensprachen habe ich schon wiederholt erwähnt. Dass auch ein Gelehrter, wie Praetorius, begonnen hat, sich mit diesem Sprachgebiet zu beschäftigen, ist hochbedeutsam.

Da ich oben das Ägyptische mit unter die Hamitensprachen gerechnet habe, kann ich dieses Sprachgebiet, in dem die deutsche Wissenschaft so hervorragendes geleistet hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich kann mich hier aber natürlich nicht auf Details einlassen.

Nur auf eins möchte ich aufmerksam machen. Soviel ich sehe, geht aus den Arbeiten von Reinisch mit Sicherheit hervor, dass das Ägyptische mit den andern Hamitensprachen verwandt ist und mit ihnen vieles gemeinsam hat, was diese Sprachengruppe klar von den Semitensprachen trennt. Wenn das richtig ist, so eröffnet sich hier für den Sprachforscher ein Arbeitsfeld von ungeahnter Bedeutung. Keine Sprache lässt sich ja geschichtlich so weit zurück verfolgen wie das Ägyptische, und wenn nun tatsächlich, wie ich nicht bezweifle, über Nordafrika bis in den Sudan hinein, ja bis Deutsch-Ost-Afrika, Kamerun und Togo Sprachen verbreitet sind, die aus gleichem Stamme ent-

*) Hubert Grimme, Theorie der ursemitischen, labialisierten Gutturale. Z. D. M. G. 1901, p. 407 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprossen sind, bezüglich einmal unter ägyptischem Einfluss gestanden haben, dann wird bei der Durchforschung dieses ungeheuer grossen Materials für das Verständnis des Ägyptischen, wie für das Verständnis der modernen Hamitensprachen viel zu gewinnen sein.

Indessen hervorragende Forscher denken anders über die Sache. Im Jahrgang 1893 der Z. D. M. G.*) hat Professor A. Ermann den Beweis zu führen gesucht, dass das Ägyptische im wesentlichen nichts anderes ist, als eine abgeschliffene Semitensprache. Ich kann mich seinen Ausführungen nicht anschliessen, da nach meiner Meinung nach derselben Methode jede andere Hamitensprache als semitisch angesehen werden kann.

Es ist ja nicht zu leugnen, dass sämtliche Hamitensprachen, auch abgesehen von dem Lehngut, starke Ähnlichkeiten mit den Semitensprachen haben, aber es bleiben dabei doch starke Unterschiede — vor allem, dass die Hamitensprachen biliteral und die Semitensprachen triliteral sind. — Gewiss, man kann die biliteralen Stämme als entstanden durch Abschleifung aus triliteralen ansehen; aber logisch möglich und im allgemeinen wahrscheinlicher ist doch auch das Gegenteil, dass die triliteralen Stämme Erweiterungen der biliteralen sind. Dann wären die Hamitensprachen nicht abgeschliffene Semitensprachen, sondern sie stellten einen Zustand dar, aus dem sich die Semitensprachen erst entwickelt haben.

Mag die Sache sein, wie sie will, für die moderne afrikanische Linguistik ist jedenfalls zu raten, dass man erst einmal die Hamitensprachen einschliesslich des Ägyptischen unter sich vergleicht, ehe man die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Semiten und Hamiten erörtert.

Für die mit Negersprachgut vermischten Hamitensprachen hat neuerdings ausser dem schon genannten Hollis Johnston sehr tüchtiges Material gesammelt, das auch für Deutsch-Ostafrika Bedeutung hat. Das Haussa hat neuerdings durch Mischlich und Prietze Bearbeitung gefunden, im Fulbe ist noch viel zu tun übrig, nicht minder in den andern Sprachen im Hinterland von Kamerun, die wie das Wute vielleicht mit dem Fulbe zusammenhängen.

Im Gebiet der Sudansprachen waren bis vor kurzem die Werke von Christaller das beste, was wir hatten. Durch Westermanns Wörterbuch der Ewesprache ist nun auch die Hauptsprache der deutschen Kolonie Togo würdig dargestellt.

Auch hier musste durch exakte Lautbeobachtung und besonders durch die Fixierung der musikalischen Töne erst eine sichere wissen-

*) Vgl. auch Sitzungsberichte der k. preuss. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1900. „Die Flexion des ägyptischen Verbums."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftliche Grundlage gelegt werden. Wir dürfen hoffen, dass wir darauf weiter bauen können und nachweisen, dass eine Reihe von Sprachgebieten hier zusammengehören, deren Einheit man bisher nicht sah.

Im Bantugebiet ist durch meine Lautlehre das von Bleek und Endemann begonnene Werk weitergeführt. Nachdem ich die wichtigsten Lautgesetze gefunden hatte, besonders im Vokalsystem, konnte nun der Forscher nach klaren Gesichtspunkten seine Aufgabe angreifen. Das hat zu einer ganzen Anzahl von Bearbeitungen von Bantusprachen geführt, die in unsern Kolonien gesprochen werden, von denen mehrere schon im Druck erschienen sind, andere erst im Manuskript vorliegen. Ich nenne die Arbeiten von Schumann, Fokken, Brutzer, Roehl, Dahl, Wolff, Schuler, Dorsch im Konde, Dschaga, Kamba, Shambala, Namwezi, Kinga, Duala, Nkosi.

Hierbei hat mein Bantu-Stammwörterverzeichnis, obwohl es natürlich noch unvollständig ist, sich als brauchbar erwiesen.

Zu den von Bleek gefundenen Nominalklassen sind auf Grund der Arbeiten von Bentley, Schwellnus und Wolff noch drei weitere hinzugekommen. Die Verbalstämme und die Pronomina sind in einer gewissen Vollständigkeit erkannt. Im übrigen bleibt aber sowohl im Verbum wie im Pronomen noch ausreichend Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher Untersuchung.

Eine Reihe von Forschern, wie z. B. Mohl und der um das Kirundi sehr verdiente v. d. Burgt hat sich der Auffassung angeschlossen, die P. Torrend in seiner vergleichenden Grammatik der südafrikanischen Sprachen gegeben hat. Auch mein sehr verehrter Freund, der Privatdozent Herr Dr. Fink, der an der Berliner Universität im Sommer 1904 ein Kolleg über vergleichende Grammatik der Bantusprachen gelesen hat, ist, soviel mir bekannt, im wesentlichen Torrend gefolgt. Obwohl ich den Wert dieser Studien als Materialsammlung nicht verkenne, habe ich mich mit dieser nicht auf exakter Phonetik begründeten Methode sprachvergleichender Arbeit nie befreunden können, und ich bin davon überzeugt, dass viele ihrer Hypothesen fallen werden, z. B. die sehr überraschende, die Herr Dr. Fink selbstverständlich nicht anders beurteilt, als ich selbst, dass die Präfixe der Bantusprachen aus den ersten 4 Kapiteln der Genesis zu erklären sind. Wir finden den näheren Nachweis hierüber in Bd. VII der Mitt. des Sem. f. or. Sprachen. Eben erhalte ich die Anzeige, dass der bekannte Verfasser eines Suaheli-Wörterbuchs, Sacleux, einen Versuch einer Lautlehre für afrikanische Sprachen herausgegeben hat.*) Ich habe

*) Sacleux, C. Essai de phonétique, av. son application à l'étude des idiomes africains. Paris. Welter 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Buch noch nicht gesehen und kann darum darüber nichts Näheres mitteilen.

Wieder andere verzichten auf jede sprachvergleichende Arbeit, und kommen also nur als Sammler, nicht als Männer der Wissenschaft in Betracht.

Kein geringerer als Wundt*) machte darauf aufmerksam, welche Bedeutung es für die allgemeine Sprachwissenschaft hat, dass im Bantugebiet die Gesetze der Lautverschiebung beobachtet werden. Die Kenntnis dieser Lautverschiebung hat übrigens neben dem wissenschaftlichen noch den praktischen Wert, dass sie die Erlernung der Sprachen wesentlich erleichtert für den, der die Gesetze beherrscht.

Das Hottentottische hat in einer jetzt im Druck erschienenen Grammatik von Planert eine neue, recht brauchbare Bearbeitung gefunden. Im übrigen ist das Werk von Krönlein bisher unerreicht.

Das Buschmannsprachgebiet besitzt heute noch in Miss Lloyd, der gelehrten Schwägerin von Dr. Bleek, eine Kennerin ohnegleichen. Ich hoffe noch immer, dass es ihr möglich sein wird, aus ihren Sammlungen uns etwas mitzuteilen. Ist doch in Südafrika das Volk und die Sprache der Buschleute so sehr im Schwinden, dass es ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft wäre, wenn diese wertvollen Aufzeichnungen nicht gedruckt würden.

* * *

Welche Aufgaben stellt uns nun die afrikanische Linguistik für die Folgezeit?

1. Die erste Frage lautet kurz: Woher stammen die Bantu? Es ist eigentlich ein Problem ohnegleichen in der Linguistik. Da ist mitten unter den ganz anders gearteten afrikanischen Sprachgruppen diese eine mit ihrer streng logisch geordneten Grammatik, die man auf den ersten Blick erkennt — kann man doch in 10, höchstens 15 Minuten feststellen, ob ein Mensch eine Bantusprache spricht oder nicht. Wie Pallas Athene gewappnet und gerüstet aus dem Haupt des Zeus sprang, so steht sie da, ohne Zusammenhang mit den andern Sprachen. Ist sie in Afrika genuin entstanden? Ist sie eingewandert und woher? Das sind die Fragen, auf die wir Antwort suchen.

2. Wir haben oben schon davon gesprochen, welche Fragen sich ergeben über den Zusammenhang von Semiten und Hamiten. Wenn man bedenkt, wie stark die beiderseitigen Kulturen sich seit Menschengedenken beeinflusst haben, wird man verstehen, wie stark auch der Einfluss der Sprachen aufeinander sein musste. Dadurch wird aber

*) A. a. O. p. 30, 58.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Auffindung des vermuteten Urzusammenhanges erheblich erschwert.

3. Wir brauchen ein Stammwörterverzeichnis der Hamitensprachen — eine Aufgabe, die des Schweisses der Edeln wert ist.

4. Wir brauchen ein Stammwörterverzeichnis für die Sudansprachen. Mit den Vorarbeiten hierzu ist bereits begonnen.

5. Wir möchten über die Pygmäensprachen sichere Auskunft haben und untersuchen können, inwieweit die Buschmannsprachen mit ihnen zusammenhängen.

6. Die fremdsprachlichen Elemente in den verschiedenen Gruppen und im Zusammenhang damit die Mischsprachen verdienen besondere Berücksichtigung und Beurteilung — ich erinnere noch einmal an das Fulbe.

Wenn diese grossen wissenschaftlichen Aufgaben, vor denen wir stehen, wirklich gelöst werden sollen, so halte ich dazu folgendes für notwendig, und würde mich freuen, wenn ich die Zustimmung der verehrten Anwesenden fände.

1. Wir brauchen eine Zeitschrift für afrikanische Sprachen. Dass die bisher in dieser Richtung gemachten Anläufe nicht von Dauer gewesen sind, darf uns nicht mutlos machen. Unsere vorhandenen Zeitschriften reichen für diesen Zweck nicht aus, und an Stoff fehlt es nicht.

2. Wir müssen der Ansicht zum Siege verhelfen, dass alle praktische Arbeit in afrikanischen Sprachen, wie sie die koloniale Tätigkeit mit sich bringt, auf den toten Punkt kommt, wenn sie nicht fortgesetzt durch die wissenschaftliche Arbeit belebt wird. Selbstverständlich ist umgekehrt nicht zu leugnen, dass die wissenschaftliche Arbeit ihr Material von der Praxis erhält.

Helfen Sie also mit dazu, dass die Bedeutung der Wissenschaft für die Kolonien immer klarer erkannt wird. Je besser wir den Afrikaner kennen, desto besser werden wir verstehen ihn zu bilden zu seinem eigenen Wohl und zum Nutzen des deutschen Vaterlandes.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Ausser innerafrikanischen Zusammenhängen müssen auch ausserafrikanische erwogen werden, namentlich solche mit asiatischen Sprachen. Die kuschitischen und die Berber-Sprachen mögen mit kaukasischen (Georgisch usw.), die Bantu mit Persisch und Malaiisch, Hottentottisch mit Tai verwandt sein.

Prof. **Meinhof,** Gr.-Lichterfelde: Ein persischer Einfluss im Nama ist mir nicht bekannt. In das Tsivenda, Nordtransvaal, ist das persische Wort „bangi" für „Hanf" eingedrungen. Häb, häs, „Pferd", im Nama leitet man allgemein vom englischen horse ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die Forschungen von Trombetti und andern, die auf den Zusammenhang von ausserafrikanischen mit afrikanischen Sprachen hinweisen, bin ich absichtlich nicht eingegangen, weil diese Aufstellungen mir noch zu stark hypothetisch erscheinen. Mir ist bekannt, dass man das Hottentottische mit ostasiatischen Sprachen in Zusammenhang bringt, besonders wegen der Intonation. Diese findet sich aber durchaus nicht nur bei den Hottentotten, sondern auch bei den isolierenden Sprachen Zentralafrikas.

Im übrigen freut es mich, Herrn Dr. Wirth kennen zu lernen, dessen Forschungen ich hätte erwähnen sollen, da ich ihnen viele wertvolle Anregung verdanke, und da ich mir einzelnes daraus für meine Arbeit zu eigen gemacht habe.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Für die Zusammenhänge mit Asien, also auch das Phänomen der Isolierung, gibt es historische Grundlagen. So wurde Madagaskar von Australasien aus besiedelt.

Sprache und Sitten der Papua-Stämme an der Astrolabe Bai.

Von Missionar **Hoffmann**, Präses der Barmer Mission in Neu-Guinea, Duisburg.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wohl in keinem Lande der Erde werden auf verhältnismässig kleinem Raum soviel Sprachen und Dialekte gesprochen, wie an der Astrolabe-Bai in Deutsch-Neu-Guinea. Beinahe jedes vierte Dörfchen spricht seine eigene Sprache oder seinen besonderen Dialekt, und es fällt dem Fremden, der sich im Gebiet der Astrolabe-Bai niederlässt, anfangs ausserordentlich schwer, sich in dem Sprachen-Gewirr zurecht zu finden. Die Rheinische Mission, welche im Jahre 1887 ihre Arbeit in Neu-Guinea begann, hat mit grossen Schwierigkeiten bei der Aufnahme dieser Sprachen zu kämpfen gehabt. Die Astrolabe-Ebene, welche die Astrolabe-Bai umschliesst, gehört zu den malaria-gefährlichen Gebieten von Kaiser-Wilhelmsland. Der grösste Teil der Rheinischen Missionare ist in ein frühes Grab gesunken, oder musste nach kurzer Wirksamkeit mit gebrochener Gesundheit das Land wieder ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen. Der beständige Wechsel des Personals auf den verschiedenen Stationen der Rheinischen Mission in Neu-Guinea war natürlicherweise für die Arbeit der Sprachforschung sehr hinderlich. Doch haben die Missionare mit der Zeit Klarheit, Ordnung und Übersicht in der Sprachforschung herstellen können. Wir unterscheiden heute unter den vielen Dialekten, die an der Astrolabe-Bai gesprochen werden, zwei grössere Sprach-Gruppen, die man am besten nach den Stämmen, welche in jeder Gruppe das meiste Ansehen geniessen, die Siar-Bilibil- und die Bogadjim-Bongu-Sprachen benennt. Die Siar-Bilibil-Stämme, welche auf den Inseln im Prinz Heinrich-Hafen und auf den Inseln Jomba und Bilibil wohnen, und die auch noch zwei erheblich von einander abweichende Dialekte sprechen, üben eine Art Hegmonie über einen grossen Teil der Küste aus, und beide Stämme scheinen bestimmend auf die Entwickelung der Sprachen der Dörfer, mit welchen sie im Handelsverkehr stehen, eingewirkt zu haben, so dass die Dialekte der Dörfer, die in der Verkehrszone der Siar-Leute wohnen, sich an die Siar-Sprache, hingegen die Dialekte der Dörfer, über welche sich der Einfluss des Bilibil-Stammes erstreckt, an die Bilibil-Sprache anlehnen. Im Mittelpunkt der Astrolabe-Bai haben die Bogadjim-Bongu-Stämme die Vorherrschaft über die übrigen Dörfer erlangt. Auch die Sprachen dieser beiden Stämme sind sehr verschieden voneinander, zeigen aber im Bau und Wesen dieselbe Abstammung. Die übrigen Dialekte, welche in der Umgegend von Bogadjim und Bongu gesprochen werden, nähern sich bald der Bogadjim-, bald der Bongu-Sprache. Vielleicht hat auch die Bogadjim-Sprache einigen Einfluss auf die Bilibil-Sprache ausgeübt. In den meisten Sprachen der Siar-Bilibil-Gruppe überwiegt der s-Laut, an dessen Stelle bei gemeinsamen Wörtern im Bilibil-Dialekt r tritt. (Siar: bos, das Schwein; Bilibil: bor; Siar: dasem, Männerhaus; Bilibil: darem.)

Zu dem Gebiet der Siar-Bilibil-Sprachen kann man rechnen die Gegenden nördlich von Kap Gorima bis Kap Croisilles, einschliesslch der Dampier-Insel (etwa 60 km in der Luftlinie) und südlich vom Kap Rigny bis ungefähr Kap Teliata, also die ganze Rai- oder Maclay-Küste (etwa 160 km in der Luftlinie). Anklänge an die Siar-Bilibil-Sprachen finden sich aber noch bis nach den Tami-Inseln und in die Jabim-Gegend von Finschhafen. Die Bogadjim-Bongu-Sprachen haben an der Küste entlang nur eine mässige Ausdehnung gefunden. Dieselben werden in dem kleinen Gebiet zwischen Kap Gorima und Kap Rigny gesprochen, in einem Gebiet, dessen rechtwinklich gebrochene Küstenlinie ohne Berücksichtigung der kleinen Buchten etwa 50 km. beträgt.

Herr Missionar Hanke in Bongu hat neuerdings in einem an das orientalische Seminar in Berlin zur Veröffentlichung gesandten Vortrag

nachgewiesen, dass die Siar-Bilibil-Sprachen den melanesischen Sprachen zuzuzählen sind. In dieser Sprach-Gruppe findet sich eine reiche Verwendung der Prä- und Suffixe; charakteristisch sind vor allem die Possessiv-Suffixe, die auch dem Nomen proprium angehängt werden. Dagegen kennt diese Gruppe keine Flexion des Verbums. Im Gegensatz dazu können wir die Bogadjim-Bongu-Sprachen zu den papuanischen rechnen. Wohl hat auch diese Sprach-Gruppe manche Wörter aufzuweisen, die melanesischen Ursprungs sind. Die Bildung zweier Pluralformen neben dem Singular und Dual findet sich in den Bogadjim-Bongu-Sprachen, und es wird auch hier innerhalb der ersten Person die inklusive Form, wo der Angeredete mit eingeschlossen ist, von der exklusiven, wo der Angeredete ausgeschlossen ist, sorgfältig unterschieden. Dagegen besitzen diese Sprachen keinen Artikel. Beim Nomen ist ein Unterschied zwischen Singular und Plural nicht vorhanden. Gewöhnlich werden die Wörtchen zwei (ajil), mehrere (a-ajil) und viel (garuge) zur Bezeichnung des Plurals gebraucht. Bei Feldfrüchten und Kokosnüssen wird häufig das Wörtchen „gross" (koba) angewendet, um die Menge zu bezeichnen (vielleicht im Sinne von „ein ganzer Haufen"), mangi koba, viele Kokosnüsse. Dagegen ist für viele Menschen der Ausdruck gebräuchlich ein grosses Haus, d. h. ein ganzes Haus voll (tal koba). Das Geschlecht wird durch die Wörter Mann oder Lendentuch, Weib oder Schürze bezeichnet. Bei Tieren finden sich öfter die Wörter gubo für das männliche, djali für das weibliche Geschlecht.

Eine Deklination kennen die Bogadjim-Bongu-Sprachen nicht. Dagegen hat die Bogadjim-Sprache die Eigentümlichkeit, dass bei Verwandtschaftsbezeichnungen in der ersten und dritten Person Singularis verschiedene Wörter gebraucht werden (mein Vater djo abu, sein Vater ara zi, mein Sohn djo angro, sein Sohn ara niri.) Der Genetiv wird durch die Stellung der beiden Glieder ausgedrückt, welche das Genetiv-Verhältnis begründen. Doch wird hier, im Gegensatz zu den melanesischen Sprachen, das zu bestimmende Glied dem bestimmenden nachgesetzt (bom anjam = die Sprache der Bom-Leute). Gewöhnlich aber tritt das Relativ-Pronomen dazwischen: Bilibil nango rubung, das Boot der Bilibil-Leute. Was das Zahlwort anbetrifft, so haben alle Sprachen nur für die Zahlen von 1 bis 4 bestimmte Wörter. In den Siar-Bilibil-Sprachen sind diese Zahlwörter (1 taimon, 2 asu, 3 tol, 4 pal) fast gleichlautend den nämlichen Zahlwörtern in den melanesischen Sprachen. Abweichend lauten diese Wörter in den Bogadjim-Bongu-Sprachen: 1 kudjai, 2 ajil, 3 ralub, 4 rolere.*)

*) Alle Eingeborenen-Wörter, welche die Bogadjim-Bongu-Sprache betreffen, sind dem Bogadjim-Dialekt entnommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr Professor Dr. Fr. Müller bezeichnet in seinem Grundriss der Sprachwissenschaft (II. Band, 2, Seite 70) als wesentliches Kriterium zur Beurteilung einer melanesischen Sprache und vorläufigen Ermittelung ihrer Stellung die Possesiv-Suffixe. In den Bogadjim-Bongu-Sprachen sind die Possesiv-Suffixe unbekannt. Um den Unterschied zwischen der Siar-Bilibil- und der Bogadjim-Bongu-Sprachgruppe zu zeigen, führe ich das Wörtchen Hand an:

Siar:		Bogadjim:
nainak lemak	meine Hand	djo bang
oina lema	deine Hand	no bang
i inan leman	seine Hand	ara bang

Am auffälligsten aber unterscheiden sich die Bogadjim-Bongu-Sprachen durch das Verbum von den melanesischen. Das Verbum hat nicht nur die nähere Zeitbestimmung (und ist nicht, wie jene, auf den Gebrauch der Adverbien angewiesen), es wird flektiert, und ist der einzige Teil der Sprache, welcher grössere Mannigfaltigkeit aufweist.

Während die Siar-Bilibil-Sprachen sehr vokalreich und wohllautend sind und nur einen für Europäer schwer auszusprechenden Laut haben (einen dentalen s-Laut), hören sich die Bogadjim-Bongu-Sprachen hart an; ja, durch die häufige Anwendung eines gutturalen Lautes, der zwischen r und g liegt, werden sie rauh (gidirirtero, festgebunden, vier Gutturallaute in einem Wort).

Die Frage, wie es wohl kommt, dass sich im Herzen der Astrolabe-Bai, an der Küste eine Sprachgruppe papuanischen Charakters ziemlich rein erhalten hat, während nördlich und südlich davon die melanesische Sprache ihren Einfluss geltend machte, hat uns oft beschäftigt. Vielleicht geben uns die Sagen der Eingeborenen, vor allem die der Bogadjim-Leute Aufschluss darüber. In den Sagen aller Papua-Stämme spielen zwei Personen eine Hauptrolle: Kelibob und Mandumba. Beide werden in den Siar-Bilibil-Sprachen mit dem Namen tiwud, in den Bogadjim-Bongu-Sprachen mit dem Namen rotej bezeichnet. Tiwud und rotej können Geist und Halbgott, aber auch der Fremde heissen. In Bogadjim gilt eine Sache, die fremd und aussergewöhnlich ist, für rotej. Die Europäer werden im Siar-Gebiet als tiwud, in Bogadjim als rotej bezeichnet. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir die beiden Namen Kelibob und Mandumba auf melanesischen Ursprung zurückführen. Auf den Fidschi-Inseln heissen die Halbgötter Kalouwu, und Kelibob ist wohl identisch mit diesem Namen. Ein kleines Dörfchen an einem geschützten Hafen an der Ostküste der Insel Dampier, also an der den melanesischen Inseln zugekehrten Seite, trägt den Namen Kulobob. Hier sollen Kelibob und Mandumba zuerst ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landet sein. In den Siar-Bilibil-Sagen wird noch ein dritter grosser tiwud erwähnt namens anut, den die Überlieferung in Bogadjim nicht kennt. Auf den Inseln Siar und Bilibil werden Kelibob und Mandumba als Weltenschöpfer bezeichnet. Die Erschaffung der Inseln schreiben die Bogadjim-Bewohner ebenfalls den beiden grossen Fremden zu. Mit Pfeilschüssen soll Kelibob (ähnlich wie die Eingeborenen Fische schiessen), auf seiner Meerfahrt die nördlich gelegenen Inseln und Mandumba die südlichen gefangen haben. Dagegen war das Festland von Neu-Guinea vorhanden als Kelibob und Mandumba sich in Bogadjim niederliessen. Im Dorfe Bogadjim heiratete Kelibob eine Frau vom Festlande Neu-Guinea, und diese Frau (ihr Name Silua wird aufbewahrt) machte ihren Mann erst mit den Früchten bekannt, welche auf Neu-Guinea wachsen. Hinwiederum erzählt die Sage nur von Dingen, welche die Seefahrt betreffen, und von Haustieren, welche die Papuas Kelibob und Mandumba verdanken. Wir haben es hier also immerhin mit der Möglichkeit zu tun, dass jene sagenhaften rotej die Führer der melanesischen Invasion in Neu-Guinea gewesen sind. Im Dorfe Bogadjim nun sollen sich, wie die Sage berichtet, die beiden Fremden wegen der Frau des Kelibob entzweit haben, und beide sind darauf mit ihrem Anhang, der eine nach Osten, der andere nach Süden gezogen, ohne wiederzukehren. Nach der Bogadjim-Sage sollen die Inselbewohner von Kelibob und Mandumba abstammen, sie selbst aber suchen ihren Ursprung in den Bergen des Örtzen-Gebirges. Wenn die Sage recht hat, so haben also auch im Herzen der Astrolabe-Bai vorübergehend Melanesier gesessen, aber nicht lange genug, um Einfluss auf die Sprachen dieser Stämme zu gewinnen. Das Verhältnis der Fremden zu den Einheimischen scheint gut gewesen zu sein, denn heute noch warten die Bogadjim-Bongu-Leute auf die Rückkehr ihres rotej. Als Miclucho Maclay in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als erster Europäer die Astrolabe-Bai besuchte, sind ihm die Eingeborenen von Bogadjim und Bongu weit entgegengefahren, weil sie glaubten, der grosse rotej komme zurück. Entsetzt aber haben die Leutchen Kehrt gemacht, als die russische Korvette, welche Maclay an Land bringen wollte, einen Schuss abfeuerte. Aus dem rotej war ein buka, der Böse, geworden.

Ähnlich wie die Siar-Bilibil-Sprachen, so haben auch die Bogadjim-Bongu-Sprachen eine ganze Anzahl verwandter Dialekte, welche in den Dörfern an den Abhängen des Finisterre- und Örtzen-Gebirges gesprochen werden. Die Bongu-Sprache selbst wird heute nur noch im Dorfe Bongu gesprochen, die Bogadjim-Sprache ausserdem noch in zwei kleinen Gebirgsdörfchen am Minjeng und Jorja; alles in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allem von zirka 500 Seelen. Doch hat die Bogadjim-Sprache schon in den Nebendörfchen bemerkenswerte Abweichungen erfahren. Die Bewohner der Dörfchen Jauar und Bauar sprechen undeutlicher, verschlucken die Endsilben und gebrauchen eine Anzahl Wörter, welche in Bogadjim nicht gebräuchlich sind. Im Dorfe Bogadjim selbst kann man kleine Abweichungen in der Aussprache feststellen. Das Dorf besteht aus vier Dorfteilen, und die Bewohner der nördlichen Teildörfer hänseln die übrigen wegen ihrer fehlerhaften Aussprache. Die Erklärung hierfür ist nicht schwer zu finden. Die Bewohner der südlichen Teildörfer stehen in Handelsbeziehungen zu den Stämmen an den Abhängen des Finisterre-Gebirges und heiraten Frauen von dort. Auch stehen diese Stämme in einem Hörigkeitsverhältnis zu Bogadjim und geben sogenannte begs, d. h. junge Leute, zu Arbeitern dorthin ab. Die nördlichen Teildörfer haben dasselbe Verhältnis zu den kleinen Stämmen im Örtzen-Gebirge. Durch den Zuzug der fremden Elemente, die aus Gegenden mit andern Dialekten kommen, werden neue Wörter in die Dörfer eingeschleppt. Im Anfang meines Aufenthalts in Bogadjim war nur das Wörtchen sai für nein gebräuchlich, in den letzten Jahren ist noch ein zweites Wort (eo) für nein hinzugekommen. Der Papua hat eine Vorliebe für fremde Sprachen, und auch das greuliche Pidgeon-Englisch hat ihm schon Wörter geliefert. Abscheulich klingt es, wenn man auf die Frage: „Wo bist Du gewesen?" halb Pidgeon, halb Papua, die Antwort bekommt: e seleepemtjete, ich hatte geschlafen.

Dass sich auch heute noch neue Dialekte bilden, halte ich für sehr wohl möglich, und zwar durch Vermischung mehrerer Sprachen, wenn dazu Gelegenheit geboten wird. Die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai sind in den ersten Anfängen des Gemeinde- und Staatslebens stecken geblieben. Die Bewohner eines Dorfes bilden keineswegs eine geschlossene Einheit mit einem Häuptling an der Spitze. In jedem Dorfe bestehen mehrere Sippen. Die Sippe aber hat ihren Anhang über eine ganze Anzahl Dörfer verstreut wohnen, denn das Kind tritt, weil das Mutterrecht herrscht, in die Sippe der Mutter ein. Kommt es zu einer Fehde zwischen zwei Sippen in einem Dorfe, so zieht gewöhnlich die schwächere aus, welche unterlegen ist, und nimmt entweder in einem andern Dorfe bei Gliedern derselben Sippe Wohnung, oder gründet ein neues Dörfchen. Wenn ein Dorf für ungesund gilt, wenn Epidemien entstehen und die Leute in grösserer Anzahl sterben, so wird es verlassen, und der Rest der Bewohner verteilt sich zu seinen Sippen. Zweimal hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass sich eine ganze Sippe, welche über mehrere Dörfer mit verschiedenen Dialekten verstreut war, zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tun und eine neue Niederlassung gründen wollte. Beidemal scheiterte das Vorhaben der Leute deshalb, weil sich der Teil, welcher im Dorfe Bogadjim wohnte, nicht entschliessen konnte, die Vorteile aufzugeben, welche das Wohnen in der Nähe der Pflanzung Stefansort und der Missionsstation mit sich brachte. Als ich einen Eingeborenen fragte, welcher geneigt war, überzusiedeln: „Welche Sprache wird denn in euerm neuen Dorfe gesprochen werden?", antwortete mir derselbe: „Wir Alten werden unsere Sprachen beibehalten, unsere Kinder aber mögen sich eine neue Sprache suchen." Dass auf diese Weise an der Astrolabe-Bai neue Sprachen entstanden sind und noch entstehen können, halte ich für möglich, nach dem, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die Sprachen aller Papua-Stämme sind ausserordentlich plastisch und bilderreich. Glauben heisst in der Bogadjim-Sprache are ralje, d. h. mit dem Herzen wissen, innerlich überzeugt sein; weissagen, prophezeien: uteru potimo, den Horizont öffnen; Gerüchte hören: buka ulemu anjam, das Raunen der Geister; jemand beschämen, blossstellen: mel balontimo, das Lendentuch öffnen; fleissig sein: wan ani, dem Felde eine Mutter sein. Interessant ist die Art und Weise des Zählens. Es ist ein Irrtum, wenn manche gemeint haben, der Papua könne nicht über vier hinaus zählen, weil die Zahlwörter nur bis vier gehen. Der Papua zählt nicht etwa so, wie wir, indem er, auf den zu zählenden Gegenstand weisend, spricht: kudjai (eins), sondern er zählt auf folgende Weise: Die zu zählenden Gegenstände werden mit dem Finger berührt und dabei wird gesagt: be agende, be agende, be agende, be agende, be agende — bang kudjai, eine Hand. Die Finger werden dabei der Reihe nach geschlossen. Oder wenn die zu zählenden Gegenstände nicht in sichtbarer Nähe sind, zählt er so, dass der Gegenstand genannt wird und dabei immer der ausgestreckte Finger (beim kleinen Finger der linken Hand in der Regel beginnend) zur Handfläche niedergebogen wird. Soviel Finger geschlossen sind, soviel Gegenstände.

Erst in den letzten Jahren meines Aufenthalts in Neu-Guinea erfuhr ich, dass an der Astrolabe-Bai auch noch eine Geheimsprache, eine Art Gaunersprache, neben den Verkehrssprachen existiert, welche aber ängstlich gehütet wird. Dieselbe besteht meist in figürlichen Redensarten, z. B.: Einem Vorübergehenden ruft ein Eingeborener zu: „Nimm den Rauch wahr auf Deinem Wege!", d. h.: „Sieh zu, dass Du unterwegs Tabak stehlen kannst." Antwortet der Angeredete: „Mein Haarkamm wackelt!", so heisst das: „Die Luft ist nicht rein, ich fürchte erwischt zu werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Siar-Bilibil-Stämme, welche auf der See fahren, haben eine besondere Seesprache, die nur auf See gesprochen wird und in der es an kräftigen Ausdrücken nicht fehlen soll.

In ihren Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai nicht wesentlich voneinander. Die Siar-Bilibil-Leute bauen ihre Wohnungen erhöht von der Erde auf Pfähle, während die Bogadjim-Bongu-Stämme die Häuser direkt auf den Boden setzen. Am saubersten sehen die Dörfer Bogadjim und Bongu aus, auch wird hier am meisten Sorgfalt auf den Bau der Häuser gelegt. Ein Mann, der zwei Frauen hat, baut für jede Frau eine eigene Wohnung und gewöhnlich für sich selber noch ein Männer- oder Logierhaus. Armselig und dürftig sind die Häuser in den Bergdörfern. Auf ordentliche Kleidung, soweit man davon reden kann, wird bei Männern sowohl wie bei Frauen viel Gewicht gelegt. Namentlich sind die Frauen von Bogadjim, welche oft fünf bis sechs Schürzen übereinander tragen, darin sehr peinlich. Auf den Haarputz verwenden alle Stämme sehr viel Fleiss und Zeit. In Siar und Bilibil bauen die Männer mächtige Perücken nach Struwelpeterart, in Bogadjim und Bongu dagegen ist die niedrige Frisur üblich. Das Haar wird gefärbt, am meisten sieht man feuerrote Perücken, seltener dagegen, dass ein oder zwei schwarze Streifen von der Stirne bis zum Nacken gezogen werden. Wenn Trauer eintritt, wird schwarze Farbe aufgetragen. Das jüngere Geschlecht sucht sorgfältig jedes keimende Härchen im Gesicht, selbst die Augenbrauen auszurupfen, wahrscheinlich, damit die Bemalung des Gesichts mit roter Farbe effektvoller wirkt. Ältere Leute dagegen lassen den Bart stehen. Zuweilen sieht man ehrwürdige Greise mit schönem weissem Bart. Das Tätowieren war an der Astrolabe-Bai früher nicht üblich. Vielfach aber bemerkt man bei den Männern, ähnlich wie bei den Fidschi-Insulanern, Narben von der Grösse einer Bohne, in gleichmässigen Abständen, reihenweise auf dem Rücken und an den Armen. Sie sind künstlich hervorgerufen, und durch Abkratzen des sich bildenden Schorfes werden sie zu einer ziemlichen Höhe gebracht. Narben gelten für ehrenvoll und als Zeichen grosser Bravour.

Der Ackerbau ist bei den meisten Stämmen, mit Ausnahme der Bilibil-Leute, die Hauptbeschäftigung. Die Felder werden jedes Jahr neu und mit viel Sorgfalt angelegt. Als Werkzeuge zum Aufreissen des Bodens werden auch heute noch vielfach hölzerne Spaten und gespitzte Pfähle benutzt. Die hauptsächlichsten Kulturpflanzen sind Taro und Jams. Daneben aber ziehen die Eingeborenen Bananen, Zuckerrohr, Maniok, Bohnen, Kawa und Tabak. In neuerer Zeit sind, durch Maclay und Kubary eingeführt, Gurken, Mais, Melonen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kürbisse und Bataten hinzugekommen. Der Tabak war von altersher bekannt, und Männer, Frauen und Kinder rauchen. Das Kawatrinken geschieht nur bei festlichen und traurigen Anlässen und nach Tagen schwerer Arbeit. Das auch bei den Papuas an der Astrolabe-Bai sehr beliebte Getränk wird nicht, wie in Samoa, von jungen Mädchen, sondern von den Männern selbst bereitet. Das Betelkauen ist allgemein üblich, gilt aber als Vorrecht der Männer. Die Betelnuss spielt im öffentlichen Leben der Papuas eine wichtige Rolle. Kauf-, Ehe- und Freundschafts-Verträge werden durch gemeinsames Kauen einer Betelnuss abgeschlossen. Im Verkehr mit den Europäern zeigen sich die Eingeborenen als geriebene Handelsleute, während gegenseitiges Übervorteilen für unehrenhaft gilt. Auf den Märkten der Siar-Bilibil-Leute geht es sehr lebhaft zu, während den Bogadjim-Leuten alles Feilschen unsympathisch ist. Alle Eingeborenen sind leicht erregbaren Charakters. Ich habe wiederholt beobachtet, dass Leute, welche lachend und scherzend beieinander sassen, durch eine geringfügige Sache plötzlich in die wildeste Erregung versetzt wurden. Alle Stämme aber müssen sich, ehe sie an eine schwere Arbeit oder in einen Kampf gehen, vorher durch lautes Schreien in eine künstliche Aufregung hineinarbeiten. Dass der am 26. Juli 1904 auf die Europäer-Stationen in Friedrich Wilhelms-Hafen geplante Überfall nicht doch glückte, trotz des Verrats eines Eingeborenen, war wohl dem Umstand zu danken, dass sich die Eingeborenen dabei still verhalten mussten und deshalb keinen Mut zum Anfangen fanden.

Faulheit kann man den Papua-Stämmen an der Astrolabe-Bai eigentlich nicht nachsagen, obwohl viele Tage in einem Papua-Kalender rot angestrichen werden müssten. Die Sitte bedingt, dass nach vier bis fünf Arbeitstagen ein Ruhetag eingelegt wird. Die Sitte fordert ferner, dass jedesmal, wenn jemand stirbt, die Arbeit so lange ruht, als der Geist des Verstorbenen noch im Dorfe weilt, gewöhnlich drei bis fünf Tage, zuweilen auch mehrere Wochen. Jedem grösseren Feste geht ein mehrtägiges Fasten voraus, in welcher Zeit die Arbeit ruhen muss; auch dürfen die ersten Tage nach einem Feste nicht zum Arbeiten benutzt werden, weil man sich nicht für drei oder vier Tage allein geschmückt haben will. Der Glaube an Geister und Gespenster ist die Veranlassung, dass jemand, welcher nachts einen schweren Traum hat, den nächsten Tag feiert. Manche scheinen allerdings ausgiebig Gebrauch davon zu machen und sehr viel zu träumen. Die meiste Arbeit verrichten die Frauen, aber sie betrachten dies als ihr gutes Recht. Als ich einmal im Felde die Männer ermahnte, ihren Frauen beim Tragen der schweren Lasten behilflich zu sein, wurden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die letzteren so erbost darüber, dass sie beinahe tätlich gegen mich vorgegangen wären.

Die Feste der Papua haben alle mehr oder weniger religiösen Charakter. Die meisten derselben stehen in Verbindung mit dem an der ganzen Astrolabe-Bai verbreiteten Geheimkult, in Siar Mesiab, in Bogadjim Asa, in Bongu Ai genannt. In Siar wurde fast jedes grössere Essen mit einer Mesiab-Feier verbunden. In Bogadjim-Bongu waren die Feste seltener, dafür hielten sie aber um so länger an. Einmal, gelegentlich der Beschneidung, dauerten die Asa-Feste über vier Monate. Dies wurde selbst einem Papua-Magen endlich zu viel, und alle sehnten sich nach dem Ende. Auf den Inseln im Prinz Heinrich-Hafen wird das Erscheinen des neuen Mondes festlich begangen. Sobald gewisse Sternbilder sichtbar werden, müssen die jungen Leute eine Wasserfeier veranstalten, um nicht in der körperlichen Entwickelung zurückzubleiben.

Die Beschneidung wird nicht bei allen Stämmen ausgeübt, nur die Bongu-Bogadjim- und Bilibil-Dörfer haben dies Privilegium. Wollen die Bewohner der umliegenden Ortschaften ihre Söhne beschneiden lassen, so müssen sie dieselben nach den genannten drei Dörfern bringen und gehörig dafür zahlen.

In bezug auf die Sittlichkeit standen die Bilibil-Leute am tiefsten, und die Bewohner von Bogadjim am höchsten. In allen Dörfern muss für die Frau ein Kaufpreis gezahlt werden. Dieser Kaufpreis wurde im Dorfe Bogadjim hinfällig oder musste zurückgezahlt werden, wenn es sich herausstellte, dass die Braut nicht mehr Jungfrau war. Aus diesem Grunde kamen Vergehungen zwischen jungen Leuten sehr selten vor. Denn die Mutter, welche die Verantwortung für ihre Tochter trug, wachte ängstlich über derselben. Dagegen passierte es häufig, dass Frauen in der Ehe mit andern Männern durchbrannten, weil ihnen der Ehemann nicht gefiel. Die Polygamie ist an der ganzen Küste bekannt, doch wird sie nicht gerade der Einehe vorgezogen. Oft ist Kinderlosigkeit der ersten Frau der Grund, dass ein Mann noch eine zweite Frau heiratet. Das Familienleben gestaltet sich in vielen Fällen recht gut. Leider aber kommen Kindermord und Abtreiben der Frucht sehr häufig vor.

An der ganzen Astrolabe-Bai besteht eine Art ungeschriebenes Patent- und Musterschutzgesetz. Jedes Dorf, jede Sippe, unter Umständen jede Familie, besitzt das Recht auf Fabrikation dieses oder jenes Gegenstandes, oder hat gewisse Privilegien. Die Bewohner des Prinz Heinrich-Hafens bauen die grossen seetüchtigen Kanus mit Aufbauten und zwei Segeln; auch dürfen dieselben, sowie die Bewohner der Inseln Jomba und Bilibili allein grössere Handelsfahrten unterneh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men. Der ganze Handelsverkehr mit den Dörfern nördlich von Friedrich Wilhelms-Hafen und südlich nach der Rai-Küste ist Monopol der Siar-Bilibil-Dörfer. Auf der Insel Dampier werden die vielbegehrten kleinen und grossen Muscheln geschliffen. Auf den Inseln Jomba und Bilibil sind grosse Töpfereien, und obwohl Ton sich überall findet und fast jedes Dorf das Geheimnis der Topffabrikation kennt, wagt kein anderer Stamm Gebrauch davon zu machen, denn jene Inselbewohner wachen eifersüchtig über ihren Rechten. Die Bewohner von Bilibil verkauften in alten Zeiten auch das Feuer an die umwohnenden Stämme, obgleich die Gewinnung desselben allen Eingeborenen bekannt war. Regen und Sonnenschein wird von den Bilibil-Leuten verpachtet, und will ein Dorf ein Fest mit Tänzen feiern, so bestellt es vorher auf jener Insel für einige Nächte hellen Mondschein. Jede Einmischung der einen Sippe in die Rechte der andern wird sofort gerächt. In den kleinen Dörfchen Wuong am Konstantin-Berge schmückten die Einwohner von altersher bei Festen den Eingang zum Dorfe mit Guirlanden. Nach dem Feste wurden an Stelle der Blumen die Schalen der aufgegessenen Kokos- und Bettelnüsse an die Guirlanden gebunden. Ein Nachbardorf wollte dies nachahmen; darüber kam es zum Kampfe, bei welchem es eine ganze Anzahl Toter und Verwundeter gab. Auch die Gesänge und Tänze der Papuas unterstehen obenerwähntem Gesetz. Wer einen neuen Tanz dichtet und komponiert, verkauft denselben teuer an eine Sippe, welcher das alleinige Recht der Aufführung zusteht. Selten sind die Worte der Gesänge, die man hört, der Sprache entnommen, welche die Sänger sprechen, denn der Gesang ist von einem andern Stamme gekauft worden. Jede Sippe hat auch ihre eigenen Sagen, Fabeln und Märchen, welche nur von ihren Mitgliedern erzählt werden dürfen. Diese Sagen (in Bogadjim sa genannt) werden an den Feuerstellen in mondhellen Nächten erzählt, und gute Erzähler ernten hohes Lob. Doch ist der Papua ein höflicher Mann, und auch minder begabten Rednern wird pflichtschuldigst Beifall gerufen.

Leider scheinen die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai im Aussterben begriffen zu sein. Bei den Küstenbewohnern tritt die Abnahme der Bevölkerung weniger zutage, dagegen bei den Bergbewohnern in betrübender Weise. Mir sind eine ganze Anzahl Dörfer bekannt, in welchen fast keine Kinder mehr zu sehen sind. Kindermord, Verwandtschaftsheiraten und vor allem die Malaria sind die Ursachen des Rückganges der Bevölkerung. Die Papua-Kinder sind der Malaria in den malariagefährlichen Gegenden bis zum zehnten oder zwölften Jahre unterworfen, und in den ersten Lebensjahren sterben viele Kinder an der tückischen Krankheit. Herr Oberstabsarzt Dr. Dempwolf hat im Dorfe Bogadjim, unterstützt von den Missionaren, den Versuch ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht, durch regelmässige Chininbehandlung die Malaria unter den Eingeborenenkindern zu bekämpfen. Der Erfolg konnte als recht gut bezeichnet werden. Wir werden, sobald wir unsere Station genügend besetzt haben, die Chinin-Behandlung der malariakranken Kinder wieder aufnehmen und hoffen auf gütige Unterstützung seitens der Regierung.

Die alten Sitten und Gebräuche der Papuas werden mit dem Vorwärtsschreiten der Kultur schwinden. Zäh haben bis dahin die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai am Alten festgehalten; trotzdem aber sind schon durch die fremden Elemente, durch Chinesen, Malaien und Miokesen, manche neue Untugenden unter denselben verbreitet worden. Die Mission betrachtet es als ihre Aufgabe, das Gute in den alten Sitten der Papuas zu erhalten, dem Bösen aber durch Belehrung zu steuern und feste Zucht im Geiste des Christentums in den Dörfern einzuführen. Vor allem sucht die Mission das heranwachsende Geschlecht durch die Arbeit in den Schulen zu beeinflussen. Noch ist der Einfluss der alten Leute recht stark, wie sich bei dem Aufstande am 26. Juli 1904 herausstellte. Aber erfreulich war es doch, dass die jungen Leute, welche die Missionsschulen besucht, und in Diensten bei Europäern gestanden hatten, sich lange weigerten, mitzutun und nur nachgaben, weil sie den Hohn und Spott der Alten nicht ertragen konnten. Wir hegen die Hoffnung, dass auch die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai an der Kultivierung unserer schönen Südsee-Kolonie mithelfen werden.

Reg.- und Schulrat Dr. **Schneider,** Frankfurt a. O. Anfrage: Ob, wie eigene Beobachtungen es zu zeigen scheinen, Frauenraub herrscht oder vorkommt?

Stabsarzt Dr. **Dempwolff,** Berlin. Die Astrolabebay ist ein Gebiet von hohem ethnologischen Interesse. Die dort gefundenen Sitten lassen sich mit anderwärts erkannten ethnologischen Grundlinien in Übereinstimmung bringen und als Totemismus, Ahnenkult usw., ebenso wie als Mutterrecht usw. deuten. Der Mission ist zu danken, dass sie dort die heidnischen Vorstellungen bei der Einführung des Christentums nicht nur bekämpft, sondern auch der Wissenschaft zugänglich macht.

Missionar **Hoffmann,** Duisburg. Der Frauenraub kommt vor in Deutsch-Neu-Guinea, ist aber nicht die Regel, um Frauen zu erwerben. Gewöhnlich wird die Frau gekauft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber geologische Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaus in den Deutschen Schutzgebieten.

Von Geheimer Bergrat **Schmeisser.**

(Plenarsitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich es heute unternehme, hier vor Ihnen über den gegenwärtigen Stand der geologischen Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaus in den deutschen Schutzgebieten zu sprechen, muss ich, um mich nicht zu sehr ins Weite zu verlieren, im allgemeinen das, was ich hierüber bei Gelegenheit des ersten Kolonial-Kongresses vor drei Jahren sagte, als bekannt voraussetzen. Heute will ich entwickeln, welche Fortschritte seit jenem ersten Kongresse zu verzeichnen sind.

Von Kritikern ist mehrfach der Vorwurf erhoben worden, dass nicht genug zur Erschliessung der Lagerstätten nutzbarer Bodenschätze in den Schutzgebieten geschähe, namentlich, dass die Erschliessung nicht planmässig genug erfolge.

Massnahmen in dieser Richtung entziehen sich zuweilen der Kenntnis weiterer Kreise. Ich glaube, im Gegenteil, Ihnen heute den Beweis liefern zu können, dass der Vorwurf des Mangels ausreichender Bemühung und planmässigen Vorgehens nicht erhoben werden darf, besonders auch nicht, soweit es die behördliche Förderung dieser Bestrebungen betrifft. Schwere, Ihnen bekannte Ereignisse haben aber eine befriedigende Entwickelung gehemmt.

Denjenigen Herren, welche dem Kolonialrate angehören, ist bekannt, dass seit Jahren an die Kolonialverwaltung die Forderung gerichtet wurde, behufs planmässiger Erforschung in jedes Schutzgebiet einen Geologen und einen Bergmann zu entsenden. Derselbe Wunsch war Gegenstand einer Resolution des 1. Deutschen Kolonial-Kongresses im Jahre 1902.

Der Geologe sollte die allgemeinen geologischen Verhältnisse erforschen, behufs Ermittelung derjenigen geologischen Formationen, welche die beste Aussicht auf Erschliessung der je in Frage kommenden nutzbaren Bodenschätze bieten, und zur Anregung unternehmungslustiger Schürfer und Bergbautreibender; er sollte auch nutzbar gemacht werden für die geologisch-agronomische Untersuchung der für Bodenkultur erwünschten Geländeflächen, zu Wasserversorgungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angelegenheiten, überhaupt in allen Fragen allgemein praktischer Geologie.

Der Bergbeamte aber sollte betraut werden mit der Prüfung der bergmännischer Gewinnung zu unterwerfenden Lagerstätten und zur Beratung des Gouvernements und der Privatunternehmung in bergtechnischen und bergrechtlichen Fragen.

Weiterhin wünschte jene Resolution tunlichste Begünstigung der Schürffreiheit; doch sollte man auch in dieser Richtung nicht einseitig vorgehen, sondern Gebiete besonders schwieriger bergbaulicher Bedingungen unter Beschränkung der Schürffreiheit kapitalkräftigen, unternehmungslustigen Gesellschaften zuweisen.

Unsere Kolonialverwaltung bedurfte indes einer solchen Anregung nicht, den richtigen Weg planmässiger Erschliessung zu finden; sie beschritt denselben stets ohne Zaudern, wo es den örtlichen Verhältnissen entsprach, soweit es ihr durch die zur Verfügung stehenden Mittel möglich war.

Ich beginne mit

Deutsch-Ostafrika.

Seit Anfang 1902 ist ein Geologe der Königlichen Geologischen Landesanstalt zu Berlin, und zwar zuerst Bezirksgeologe Dr. Kört, dann Geologe Dr. Tornau, in das Schutzgebiet beurlaubt worden, um im Dienste des dortigen Gouvernements beschäftigt zu werden.

Seine Haupttätigkeit bestand seither in der Wassererschliessung an den Hauptkarawanenstrassen und für grössere Ortschaften, insbesondere für Daressalam und Tanga und für das Hinterland von Kilwa. Mehrere Reisen führten ihn zudem nach den Fundorten wichtigerer mineralischer Bodenschätze.

Sind in der Lösung der Sonderaufgabe hierbei zwar nützliche allgemeine geologische Beobachtungen wohl gemacht worden, so konnten sich diese bei der Grösse des Landes doch nicht zu eingehenderer Aufklärung der allgemeinen geologischen Verhältnisse verdichten, weil sie sich immer nur auf die gerade beschrittenen Reisewege bezogen.

Umfangreiche private Schürftätigkeit fand statt; sie wandte sich vorwiegend naturgemäss dem gesuchtesten Edelmetalle der Erde, dem Golde, und zwar in den Bezirken Muansa und Tabora, zu.

Schürffelder gemeiner Mineralien wurden in den Bezirken Ssongea und Morogoro abgesteckt.

Gold.

Es war schon früher bekannt, dass viele ostafrikanische Flüsse Gold führen, und dass einzelne Strecken sowohl der nach dem Indi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Ozean, wie auch nach dem Victoria-See abfliessenden Gewässer über das normale Mass der Goldführung hinausgehen.

Eine Herrn v. Mandelsloh zu Durban gegen Ende des Jahres 1902 erteilte Konzession zur Untersuchung der östlich und südlich in den Victoria-Njanza einmündenden Flussläufe stellte fest, dass Moame und Mara kein Gold bergen.

Der Simiju hat zwar Gold, aber anscheinend nicht abbaulohnend. Dies beruht auf der geologischen Natur des Landes, denn Granit ist das vorherrschende Gestein in der Umgebung des Sees; erst weiter landeinwärts bei Ikoma treten Schiefer-Partien mit Goldadern auf.

Die Flüsse haben nur kurzen Lauf, sind während der grössten Zeit des Jahres wasserlos, daher zur Bildung beträchtlicher Alluvionen — abgesehen vom Moame — nicht geeignet.

Auch der Landstrich am Seeufer bietet keine besonderen Aussichten.

Dem Kaufmann P. Wilken aus Durban wurde im Februar 1903 eine Goldbagger-Konzession für einige in den Indischen Ozean mündende Flussläufe erteilt; doch erlosch dieselbe kürzlich, ohne dass Arbeiten vorgenommen worden wären.

Auch aus dem Gebiete des Usinja-Syndikats sind Nachrichten über weitere Untersuchungsarbeiten nicht gekommen.

Die Arbeiten des Irangi-Syndikats wurden weitergeführt und schliesslich eingestellt.

Auf dem Iramba-Plateau, welches zum Teil aus Granit, zum Teil aus kristallinen Schiefern besteht, treten mehrere Goldquarzgänge geringer und sehr wechselnder Mächtigkeit, oft im Streichen und Fallen unterbrochen, auf, welche typische Beispiele sekundärer Goldanreicherung in der Zementationszone über dem Grundwasserspiegel darstellen. Oft befremdlich reich an und in der Nähe der Oberfläche, verarmen solche Gänge rasch in der Tiefe. Während die nur aus Quarz und Freigold bestehenden Proben aus 10—20 m Tiefe bis über 4000 g Gold pro t enthalten, weisen die sulfidischen Erze aus 30—40 m Tiefe nur noch wenige Gramm Gold auf.

Aehnlich scheinen die Verhältnisse im Ikoma-Goldfelde, etwa 100 Kilometer südöstlich des Speke-Golfs des Victoria-Njanza, zu liegen. Dort ragen aus dem Gneisgebirge zwei Inseln kristalliner Schiefer, vorwiegend grünliche Hornblendeschiefer, heraus, deren östliche von fünf parallelen Goldquarzgängen, die westliche von einem derartigen Gange durchzogen werden.

Der westliche Gang soll von beträchtlicher Mächtigkeit und Erstreckung sein, so dass man bei ihm auch eine grössere Nachhaltigkeit in der Tiefe erwarten könnte, während die östlichen Gänge 0,60 bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1 m mächtig und von kürzerer Länge sind und im ganzen räumlichen Verhalten sich mehr dem Iramba-Typus nähern.

Auch das innere Verhalten dieser Gänge scheint demjenigen der Iramba-Gänge zu gleichen, obgleich mangels umfangreicherer Schürfgräben und Schächtchen zurzeit allerdings nur das Ausgehende näher untersucht worden ist. Soll zwar nicht in Abrede gestellt werden, dass in grösserer Tiefe auch reichere Lagerstättenpartien gefunden werden könnten, so dürften doch auch hier — gleich wie auf dem Iramba-Plateau, gleich wie auf den meisten Goldquarzgängen Rhodesiens, Transvaals usw. — die Verhältnisse wohl so liegen, dass das Gangausgehende zum Teil recht reiche Erzpartien liefert, die Zone der sulfidischen Erze aber beträchtlich verarmt.

Bei dem Dorfe Sargidi, drei Wegstunden nördlich Ikoma, fand der Prospektor Friedrichsen im Jahre 1904 einige Goldquarzgänge, die durchaus mit den Ikoma- und Iramba-Gängen übereinstimmen. Unweit Nassa, im Südosten des Victoria-Sees, fand Prospektor Götze ähnliche Gänge.

Hoch erfreulich ist es, dass die Zentralafrikanische Bergwerks-Aktiengesellschaft sich bildete, um neben andern Goldvorkommen, auf die ich gleich zurückkommen werde, im Kleinbetriebe die Ikoma-Funde abzubauen und die Erträge zum Teil zur weiteren Erschliessung und Untersuchung der Lagerstätten zu verwerten.

Ein eigenartiges Vorkommen hat dieselbe Gesellschaft in Untersuchung genommen, welches in der Landschaft Ussongo, $1^3/_4$ Stunden nordwestlich Nguru liegt.

Auf der Kuppe einer zwischen Mriabelele und Ussongo sich erhebenden Bodenwelle bilden Gerölle in 2 Schürfen eine bis 2 m mächtige Schicht. Sie setzt sich aus quarzitischem Sandstein und eisenquarzitschiefer-ähnlichen Gesteinen zusammen; untergeordnet finden sich Quarz-, Schiefer- und Sandstein-Gerölle, unter letzterem ein löcherig-poröses, eisenschüssiges Trümmergestein, eine Breccie.

Diese Breccie enthält Gold in einer nicht unansehnlichen Menge, so dass der Gehalt schätzungsweise auf etwa 30 g pro Tonne angegeben wird. Ihre Herkunftsstelle ausfindig zu machen, ist wichtig, um diese näher untersuchen zu können.

Geringe Goldmengen führt auch der mehr oder weniger eisenschüssige, quarzitische Sandstein, der dort westlich der Karawanenstrasse ansteht. Untersuchungs- und Schürfarbeiten sind allerdings daselbst noch nicht gemacht worden.

Weiterhin hat Prospektor Götze in der eine gute Tagereise nördlich von Ussongo gelegenen Gemarkung Ssamuje einen etwas Gold führenden Quarzgang gefunden, der in Itabiriten und Glimmerschiefern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auftritt. An dem betreffenden Fundpunkte sind mehrere Schürffelder abgesteckt worden.

Geologe Dr. Tornau gibt in einer Arbeit: „Die Goldvorkommen Deutsch-Ostafrikas, insbesondere Beschreibung der neu entdeckten Goldgänge in der Umgebung von Ikoma", erschienen in den Berichten über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika, Band II, Heft 5, 1905, schätzenswerte Fingerzeige für weitere Schürfarbeiten.

Granaten.

Dem Verlagsbuchhändler Konsul a. D. Vohsen zu Berlin war am 13. Juli 1903 auf die Dauer von 10 Jahren eine Konzession zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Edelsteinen und Halbedelsteinen in einem an den mittleren und unteren Lauf des Rowuma anstossenden Gebiete eingeräumt worden.

Es handelte sich um die in meinem früheren Vortrage erwähnten Granatfunde zwischen dem die Gemarkung Namaputa berührenden Wege und dem ihm nördlich eine Strecke lang parallel laufenden Namaputa-Bache, wo ein erdig verwitterter Hornblendegneis bis faustgrosse Einschlüsse magnesiareichen Almandins oder Eisenton-Granats führt. Die Gegend ist uns unter dem Namen Lutsenfelde besser bekannt.

Granaten werden daselbst in grösseren Mengen und schönen Qualitäten gefunden. Dieselben haben sich auf dem Markte eingeführt, und werden bessere Rohsteine mit 200 Mk. das Kilogramm verkauft.

Einzelne Felder sind abgebaut, andere dagegen sollen demnächst in Angriff genommen werden.

Am 16. Januar 1904 wurde dem Rittergutsbesitzer v. Osterroth-Schönberg zu Koblenz auf die Dauer von 5 Jahren eine Konzession zur Aufsuchung und Gewinnung von Edelsteinen, Halbedelsteinen und Graphit in einem an die Vohsensche Konzession anstossenden Gebiete erteilt.

Zur Bearbeitung dieses Gebietes bildete sich die Lindi-Schürf-Gesellschaft, welche eine Expedition von Ingenieuren und Geologen zwar entsandte, insbesondere um die Bauwürdigkeit des Graphits von Likongo und Nambirambi eingehend zu prüfen, befriedigende Ergebnisse aber nicht erzielte.

Glimmer.

Ueber die Beschaffenheit des in Deutsch-Ostafrika gefundenen Glimmers sind in der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin von Professor Dr. Scheibe eingehende Untersuchungen angestellt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An der Hand eines reichen Vergleichsmaterials und zahlreicher Mitteilungen aus Interessenten-Kreisen wurde auch eine Beurteilung des Marktwertes einzelner Glimmerproben vorgenommen.

Bei den bisher aus Deutsch-Ostafrika bekannt gewordenen Proben handelte es sich um Muskowitglimmer.

Das Vorkommen am Ssuwi-Bache in den Pongwe-Bergen ist räumlich sehr beschränkt und seiner Natur nach noch nicht geklärt. Übrigens tritt der hier gefundene Glimmer auch nur in stark verbogenen Stücken auf, so dass nur Platten von 5 cm Seitenlänge und auch diese nur bei sehr dünnen Lamellen in befriedigender Reinheit gewonnen werden können.

Minderwertiger Glimmer ist auch von Mkondami in den Nguru-Bergen, sowie von Tangiro im Mahenge-Bezirk bekannt. So lange nicht Proben von diesen Lagerstätten vorgelegt werden können, darf auf deren Abbauwürdigkeit nicht gerechnet werden.

Im Uluguru-Gebirge treten Pegmatit-Gänge von 2—10 m Mächtigkeit auf. In einem derselben ist auf 25—30 m streichende Länge ein bis zu $2^1/_2$ m anschwellendes Trum entwickelt, in welchem sich grossplattiger Glimmer in einer bis zu $1^1/_2$ m breiten Zone findet.

In den übrigen Gängen im Talkessel des oberen Mkabana beschränkt sich das Vorkommen von grösseren Glimmertafeln nicht auf ein einzelnes Gangtrum, sondern es ist nesterweise über den mächtigeren Teil der ganzen Gangfläche ausgedehnt.

Waren zwar einige der dortigen Lagerstätten rasch erschöpft, so liegt doch kein Grund vor, an der Nachhaltigkeit anderer Lagerstätten zu zweifeln.

Die Ansatzpunkte für den Abbau des Glimmers sind fast überall sehr günstig, da das Ausgehende der Gänge meist entweder auf dem Gipfel der Berge oder aber an deren sehr steilen Hängen liegt. Dadurch bietet sich den Gewinnungsarbeiten eine grössere Angriffsfläche.

Die Transportkosten sind in Anbetracht des Wertes der Ware schon jetzt erträglich; sie werden noch mehr nach Fertigstellung der Eisenbahn Daressalam-Morogoro sinken.

Glimmer in Tafeln findet vornehmlich Verwendung zur Anfertigung von Glimmerwaren, als Lampenzylinder und dergleichen Gegenstände, welche eine möglichst gute Durchlässigkeit des Lichts erlauben sollen. Hierher zählen auch Einsatzscheiben in Ofentüren. Daneben werden Glimmerplatten in weitgehendem Masse verbraucht von der Elektrizitäts-Industrie; für diese ist besonders die Isolationsfähigkeit des Materials wesentlich.

Erwägen wir nun, inwieweit der hierher gelangte ostafrikanische Glimmer zu diesen Zwecken sich eignet, so lässt sich allgemein sagen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass er zwar keine erstklassige Ware ist, wie der indische Ruby, aber doch eine solche, der sich gleich dem nordamerikanischen Glimmer gute Absatz-Möglichkeiten bieten.

Vom indischen Glimmer unterscheidet sich der ostafrikanische ganz wesentlich durch die Farbe. Während guter indischer Glimmer ganz lichtrötlich gefärbt ist, hat der ostafrikanische einen grünlich-braunen Farbenton. Nur ganz ausnahmsweise wird eine Färbung beobachtet, die an indischen Glimmer erinnert.

Jene dunkle Tönung lässt auch ganz dünne Platten durchweg nicht so hell erscheinen, dass sie für Lampenzylinder und dergleichen bestbezahlte Glimmerwaren Verwendung finden könnten. Zu Einsatzscheiben für Ofentüren ist der ostafrikanische Glimmer aber besser zu gebrauchen, denn ein gutes Teil der hier untersuchten Proben bestand immerhin aus einer ziemlich schönen, klaren Ware.

Für Glimmerwaren, bei denen es auf Durchsichtigkeit des Minerals ankommt, müssen die Platten insbesondere auch frei von Eisen-einschlüssen sein. Soweit die Platten nicht in genügendem Masse frei hiervon sind, um für lichtdurchlässige Waren Verwendung zu finden, geben sie aber immerhin ein Material ab, das ein gutes Absatzgebiet in der Elektrotechnik hat, denn die Eiseneinschlüsse liegen so zwischen den einzelnen Glimmer-Lamellen, dass sie diese in der Regel nicht durchdringen.

Die Isolationsfähigkeit des Uluguru-Glimmers hat sich bei Versuchen, welche die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin angestellt hat, als durchweg befriedigend erwiesen. Die bei diesen Versuchen festgestellte Durchschlags-Spannung war höher als diejenige des amerikanischen Glimmers, wenngleich sie der von bestem indischen Ruby immerhin noch nachstand.

In Form von Mikanit tun kleine Glimmerstückchen, durch Schellack verkittet und gepresst, in der Elektrotechnik gute Dienste. Derartiger Glimmerabfall wird aus Ostafrika ausgeführt und nützlich verwendet.

Trotz des Zurückstehens deutsch-ostafrikanischen Glimmers hinter bestem indischen Rubyglimmer muss jener somit doch als eine durchweg absatzfähige Ware bezeichnet werden. Zudem kann bei der Fortentwickelung der Elektrotechnik wohl auch auf eine Zunahme des Verbrauchs gerechnet werden. Die mächtig aufblühende Elektrizitäts-Industrie Nordamerikas z. B. ist bei weitem nicht imstande, ihren Bedarf an Glimmer selbst zu decken, und ist auf den Bezug ausländischen Glimmers angewiesen.

Die Firma Henrich A. Brand G. m. b. H. zu Hamburg hat im Jahre 1. April 1903 bis 31. März 1904: 21 500 kg zum Versand gebracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neueste Glimmerfunde sind gemacht worden in der Nähe der englischen Missions-Station Mamboja unweit Kilossa, und zwar am Kisetui- und am Kissitwi-Berge. Nach den Angaben des Finders, des Missionars Wood, tritt der Glimmer dort in ebenso grossen Platten auf wie im Uluguru-Gebirge. Auch Ruby-Glimmer findet sich da.

Ausser diesen beiden Fundorten sollen den Eingeborenen jener Gegend noch andere Glimmer-Vorkommen bekannt sein.

Uranpecherz.

Herr Naaf fand im Jahre 1904 am Westabhange des Lukwangule-Berges in Südwest-Uluguru, in einer Höhe von etwa 2000 m, Blöcke von Uranpecherz. Die im biologisch-landwirtschaftlichen Institute zu Amani in Usambara gefertigten Analysen zeigten, dass das Erz radioaktiv ist. In Anbetracht des Wertes des Uranpecherzes ist dieser Fund bemerkenswert. Ob er jedoch abbauwürdig ist und ob seitens des Finders inzwischen Schritte behufs Ausbeutung der Lagerstätte unternommen worden sind, ist mir nicht bekannt.

Kochsalz.

Die Zentralafrikanische Seengesellschaft hat eine Saline Gottorp Malagarasi in der Landschaft Uwinga errichtet und stellt daselbst Kochsalz dar.

Soda.

Endlich hat sich auch dem in dem Bezirk Moschi innerhalb des ostafrikanischen Grabens, nahe der Landesgrenze gelegenen Natronsee, an dessen Ufern sich zur Zeit der Trockenheit Sodakrusten ausscheiden, die Unternehmung zugewendet.

Doch besteht die Befürchtung, dass die natürliche Soda wegen ihrer Entfernung vom Weltmarkte den Wettbewerb mit der künstlichen Soda nicht aufzunehmen vermag.

Deutsch-Südwestafrika.

Ich wende mich nun zu unserm kolonialen Schmerzenskinde, Deutsch-Südwestafrika, welches wir als unser hoffnungsvollstes Schutzgebiet in geologisch-bergbaulicher Beziehung anzusehen gewöhnt sind.

Die Privattätigkeit hatte hier besonders lebhaft eingesetzt.

Kupfererze.

Die eingehenden Mitteilungen, welche ich Ihnen vor drei Jahren über die Kupfererzlagerstätten bei Otawi machen durfte, sind Ihnen noch bekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf Grund der Untersuchungen von Christopher James will die Otawi-Minen- und Eisenbahngesellschaft nicht nur die bergmännische Ausbeutung der Lagerstätten in Angriff nehmen, sondern sie unternahm auch, eine Eisenbahnlinie von Swakopmund bis zu den Bergwerken zu bauen und zu betreiben.

Vielversprechend ist die bei Otjisongati im Quellgebiet des Swakop gefundene Kupfererzlagerstätte, welche als eine Verbindung erzführender Quarzgänge mit fahlbandartigen Imprägnationszonen anzusehen ist. Die Lagerstätte ist mächtig und reichhaltig, hat aber wegen der Unsicherheit des Landes noch nicht in weitere Tiefe hinab eingehend untersucht werden können.

Bis zu 100 t nach Deutschland versandten und in verschiedenen Kupferhütten verschmolzenen Erzes ergaben bis zu 28,5 pCt. Kupfer.

Hier dürfte nach Eintritt des Friedens ein ansehnlicher Bergbau sich entwickeln.

Die Kupfererzlagerstätte zu Gorap erscheint als fahlbandartige Kupfererz-Imprägnation von Glimmerschiefer, und zwar durchgängig im Hangenden langgestreckter Quarzitlinsen, die ihrerseits seltener Kupfer führen.

Eine Swakopmunder Gesellschaft hat sich behufs Abbaus dieser Lagerstätte gebildet.

Marmor.

Von den vor drei Jahren schon beschriebenen umfangreichen Marmor-Ablagerungen bei Etusis sind Blöcke nach Deutschland gebracht und auf ihre Verwendbarkeit untersucht worden.

Der Bildhauer Casal zu Friedenau fertigte eine Büste, welche sehr gut ausfiel. Der Marmor wirkt trefflich; die Tremolit-Einlagerungen sind hinsichtlich der äusseren Erscheinung nicht störend. Casal sagt aber, dass der Marmor entlang der Tremolit-Einlagerungen eine zu scharfe Lagerschicht habe und bei starken Schlägen auseinanderfalle. Der Marmor sei an sich sonst Ideal-Material; rein, ohne Flecken, schön kristallisiert, von lebhafter Farbe, durchscheinend und von feinem Korn.

Man hofft, dass der Marmor aus den Tiefen des Lagers kompakter, weniger tremolithaltig und gefestigter sei.

Recht wichtig wäre es auch, über Verbreitung und Verhalten des pavonazzaähnlichen Marmors, welcher für Architekturzwecke sehr geeignet sein dürfte, näheren Aufschluss zu erhalten.

Diamanten.

Behufs Untersuchung der im Gibeon-Distrikt erschürften Blaugrundvorkommen auf Diamanten, bildete sich schon vor zwei Jahren eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schürf- und Handelsgesellschaft m. b. H.; sie konnte indes infolge der Unruhen die örtlichen Arbeiten noch nicht aufnehmen.

Die Privattätigkeit im Schutzgebiete ist seit langen Jahren schon durch Kolonialbeamte unterstützt worden.

Schon seit dem Jahre 1888 — nur durch kurze Zwischenräume unterbrochen — befindet sich ein Bergbeamter im Schutzgebiete, der aber wegen Mangels an Beamtenkräften lange Zeit vorwiegend durch allgemeine Verwaltungs-Funktionen behindert war, sich geologisch-bergbaulichen Studien hinzugeben.

Ihm wurde im Jahre 1900 ein Bergingenieur beigegeben, welcher aber im Jahre 1903 die technische Leitung der Otawi-Minen übernahm.

Nunmehr entschloss sich die Kolonialverwaltung, einen Geologen, Dr. Lotz, und einen Bergbeamten, Berginspektor Semper, hinauszusenden, um von jenem auf Grundlage der früheren Forschungen Schencks, Gürichs und Anderer die planmässige Untersuchung des Landes vornehmen, von Semper aber die Lagerstätten selbst untersuchen und die in Vorbereitung befindliche Bergordnung einführen zu lassen.

Beide Beamte wurden als hervorragende Kräfte für diesen Dienst besonders ausgesucht. Sie würden nach Kenntnissen und Charakterveranlagung sich gegenseitig glücklich ergänzt und sicher zum grossen Nutzen des Schutzgebietes gewirkt haben, wenn die Verhältnisse ihnen die Durchführung der übernommenen Aufgabe ermöglicht hätten.

Der Arbeitsplan des Dr. Lotz ging dahin, zunächst die geologischen Verhältnisse des Landes genauer zu studieren und alsdann zu erwägen, wo und welche Lagerstätten nutzbarer Mineralien, Gesteine oder sonstiger wirtschaftlich nutzbarer Bodenarten in den einzelnen Formationen nach Massgabe der Erfahrungen in andern, besonders in den benachbarten Ländern vorauszusetzen und aufzusuchen wären.

Aus diesen Aufgaben hoben sich zwei für das Schutzgebiet besonders wichtige Sonderfragen heraus, denen in erster Linie die Aufmerksamkeit zu schenken war:

die Wasserversorgungsfrage und

die Frage des Vorhandenseins von Steinkohle.

Die grosse Wichtigkeit der Wasserversorgung Deutsch-Südwestafrikas ist zu bekannt, als dass hierauf noch besonders eingegangen zu werden brauchte. Es ist aber sehr wesentlich, zunächst überhaupt erst einmal die geologischen Grundlagen des Auftretens von Quellen, des Grundwassers, der anderweiten Wasseransammlungen usw. in diesem Schutzgebiete näher zu untersuchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist die Hydrographie schon unter den geologisch weit besser bekannten Verhältnissen Deutschlands eine ziemlich schwierige Wissenschaft, so viel mehr unter den völlig andern klimatischen Bedingungen Deutsch-Südwestafrikas. Auch schon in Deutschland wird verständigerweise keine Wasserversorgung und keine Stau-Anlage geplant oder ausgeführt, deren geologische Grundlagen nicht vorher eingehend geprüft sind.

Die Steinkohlenfrage ist ebenso von besonderer Wichtigkeit und fordert sehr umfassende Untersuchungen.

Nach früheren Forschern sollen im Namalande nur Kap- und Namaschichten vorhanden sein. Nun sind aber Steinkohlen sowohl im Kaplande wie auch im Transvaal nur in den jüngeren Karoo-Schichten bekannt. Kämen Glieder der Karoo-Formation in Deutsch-Südwestafrika nicht vor, so wäre es äusserst unwahrscheinlich, dass daselbst Steinkohlenablagerungen auftreten. Indessen ist keineswegs ausgeschlossen, dass derartige Gebilde im Südosten des Gebietes noch gefunden werden könnten.

Mit bester Vorbereitung ging Dr. Lotz hinaus. Als er jedoch im Schutzgebiete anlangte, war der Herero-Aufstand eben ausgebrochen, so dass er lange Zeit in Windhuk vollständig festgelegt wurde.

Im Verlaufe des Herero-Aufstandes und des ihm folgenden Witboi-Aufstandes konnte Lotz zwar eine recht nützliche Tätigkeit in der Wasserbeschaffung für die Truppen entfalten. Da aber seine Reisen sehr rasch und teils wegen seiner Sicherheit, teils wegen der Hitze des Tages bei Nachtzeit sich vollzogen, war zu eingehenderen geologischen Studien nur wenig Möglichkeit geboten.

Vor völliger Beruhigung des Landes ist die Aufnahme einer planmässigen geologischen Forschung nicht möglich; Dr. Lotz wird daher in einigen Monaten nach Deutschland zurückkehren, ohne in dieser Richtung unsere anfänglich gehegten Hoffnungen erfüllen zu können.

Berginspektor Semper kam heraus, als der Herero-Aufstand sich seinem Ende zuneigte. Er unternahm alsbald nach Ankunft eine Bereisung des Gibeon-Bezirkes, stellte fest, dass eine frühere Meldung, es sei dort ein Steinkohlenflötz gefunden, auf Irrtum beruhe, und lieferte treffliches Material für die Durchberatung des dem Kolonialrate vorliegenden Bergordnungs-Entwurfs.

Durch den ausbrechenden Witboi-Aufstand seinem eigentlichen Berufsfelde entzogen, meldete er sich als Artillerie-Leutnant d. R. wiederholt zum Eintritte in die Schutztruppe und fiel, nach der dritten Meldung zur Truppe eingezogen, im heldenhaften Kampfe der Abteilung Meister bei Gr.-Nabas am 3. Januar d. Js., tief betrauert von seinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freunden und Fachgenossen, welche in ihm einen Bergbeamten von ganz ungewöhnlicher Begabung kannten.

Hoffen wir, dass nach Wiederherstellung des Friedens im Schutzgebiete erneut gleich tüchtige Leute gewonnen und hinausgesandt werden, um die grossen dort harrenden Aufgaben der Lösung entgegenzuführen.

Die neue Bergordnung wird vermöge der durch sie gewonnenen grösseren Rechtssicherheit zweifellos ebenfalls vorteilhaft auf die Entwickelung des Bergbaus einwirken.

Kamerun.

„Nach Monke bezeichnet der meist scharf ausgeprägte Steilrand der alten kristallinen Gesteine, der von Kribi über die Neven du Mont-Fälle nach den Sanaga-Fällen bei Edea, von hier über die Dibombe-Fälle nach Jabassi sich erstreckt und über Nyanga und die Mungo-Schnellen in westlicher Richtung fortsetzt, einen Gebirgsbruchrand, an welchem das ganze bis zum Meere reichende Gebiet vermutlich gegen Ende der Kreidezeit in mehreren Staffeln abgesunken ist. Das eingebrochene und infolgedessen bis zum Bruchrande vom Meere bedeckte Gebiet ist dann in den folgenden geologischen Zeiten mit den Sedimenten überschüttet worden, welche die Flüsse vom Hochlande ins Meer führten, und gleichzeitig mit dieser Auffüllung fand, wie direkte Anzeichen beweisen, eine langsame Hebung des Festlandes statt — Vorgänge, welche heute noch nicht zum Abschlusse gekommen sind und in den breiten Küstensäumen der Mangrove-Niederungen zum Ausdrucke kommen."

„Nur in den Taleinschnitten des Mungo und des Dibombe treten in der Nähe des Bruchrandes Sandsteine, Tonschiefer und Kalksteine auf, welche nach den aufgefundenen Versteinerungen der oberen Kreideformation angehören. Näher nach dem Meere zu sind an einigen Stellen versteinerungsführende Tonschiefer und tonige Sandsteine beobachtet worden, welche dem untersten Tertiär zugerechnet werden; in der Nähe der Küste selbst aber sind die jungen Meeres-Sedimente so mächtig, dass sie in einer 800 m tiefen Bohrung nicht durchsunken wurden."

„Nach Westen wird das Einbruchsfeld begrenzt durch den mächtigen, in nordnordöstlicher Richtung sich über 40 km erstreckenden Gebirgsstock des Kamerunberges, welcher sich aus den Laven und Tuffen jungvulkanischer Eruptionen aufbaut, die allem Anscheine nach bis in die historische Zeit hineinreichen. In der nördlichen Fortsetzung dieser Nordnordostlinie des Kamerunberges, welche einer vorherrschenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tektonischen Richtung entspricht, reihen sich weitere Eruptivmassen jungvulkanischer Natur an, während in der südlichen Fortsetzung der gleichfalls eruptive Clarence Peak auf Fernando-Pó liegt."

Die Nachricht von Petroleumfunden unweit der Küste setzte gegen Ende des vorigen Jahres die kolonialen Kreise in Staunen und Erregung.

Erdöl tritt an mehreren Stellen in der Umgebung des Dorfes Logobaba, etwa 8 km östlich von Duala, auf Wassertümpeln in kleinen Mengen frei zu Tage, ferner bei M'Bomano M'Benge, 15 km nordwestlich von Duala, in der Nähe des Bomono-Creek.

Mehrere der Geologischen Landesanstalt zu Berlin eingelieferte Flaschen Petroleum, welche einer Quelle bei Logobaba entstammten, wurden chemischer Analyse unterworfen und lieferten recht befriedigende Ergebnisse.

Um nun die Oellager selbst und deren Ergiebigkeit festzustellen, sandte die rasch gebildete Kamerun-Bergbau-Gesellschaft eine Bohrkolonne hinaus und gewann auch einen Beamten der Preussischen Geologischen Landesanstalt, Bezirksgeologen Dr. Monke, um die Bohrergebnisse zu prüfen.

Die bei Logobaba angesetzte Bohrung hat aber, wie vorher erwähnt, trotz der schon erreichten Tiefe von 800 m die Aufschüttungsmassen noch nicht durchsunken, so dass die eigentlichen Oelschichten noch nicht erreicht wurden, und deshalb heute noch nicht entschieden ist, ob in Kamerun reiche oder auch nur abbaulohnende Oellager vorhanden sind.

Die erste Bohrung musste in jener Tiefe eingestellt werden, weil unüberwindliche Betriebsstörungen eintraten. Doch besteht die Hoffnung, dass die kapitalkräftige Gesellschaft an anderer Stelle erneut Versuchsbohrungen vornehmen und eine definitive Entscheidung über die Haltigkeit der in Untersuchung stehenden Landschaft an Erdöl herbeiführen wird.

Zugleich mit dem Erdöle, aber auch an zahlreichen andern Stellen innerhalb des Einbruchsfeldes, zumal in der Nähe des Kamerunberges, treten starke Mengen von Kohlensäure zu Tage, und ebenso hatten die Erdöl-Bohrungen in fast allen einigermassen durchlässigen Schichten beträchtliche Mengen von Kohlensäure erschlossen.

Zahlreiche Schürfscheine sind auf **Zinnerze** nachgesucht worden, nachdem ein anscheinend reiches Vorkommen dieses Minerals im Bezirk Banjo festgestellt worden war.

Kupfererz soll 6 Tagereisen südöstlich Lau am Benue anstehen.

Was die Aufsuchung anderweiter Bodenschätze anbelangt, so kommt das Gebiet des grossen Einbruchsbeckens nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allenfalls noch für Kohle in Frage. Wegen etwaiger anderer Mineral-Vorkommen würde vorerst das Gebiet der kristallinen Schiefer, und zwar der Osten und Nordosten des Schutzgebietes zu untersuchen sein. Die betreffenden Untersuchungen würden sich auf die Stationen Jabassi, Edea und Kribi stützen müssen.

Behufs Erzielung grösserer Rechts-Sicherheit für die vorzunehmenden Schürfarbeiten besteht die Absicht, unter Aufhebung der zurzeit in Geltung befindlichen Schürfordnung die für Deutsch-Südwestafrika bearbeitete Bergordnung auch in Kamerun einzuführen.

Ein Geologe ist für das Gouvernement gewonnen worden und wird im November hinausreisen.

Togo.

Zur Erörterung der Frage, wie die Eisenbahn Lome-Palime zweckmässig mit Wasser zu versorgen sei, wurde der Bezirksgeologe Dr. Koert von der Königl. Geologischen Landesanstalt zu Berlin gewonnen. Seine Ausreise erfolgte im Dezember 1904.

Nachdem seine Aufgabe gelöst war, wurde ihm auf Ansuchen des Gouvernements Urlaub bis Ende des Jahres erteilt, um weitere geologische Untersuchungen des Schutzgebietes vornehmen zu können. Seinen gefälligen Mitteilungen verdanke ich folgende Ausführungen:

„Auf den alluvialen, aus lagunen Dünenbildungen bestehenden Küstenstrich folgt landeinwärts eine aus Lehmen und Sanden fluviatiler Entstehung gebildete Zone, der wohl ein quartäres Alter zukommt. Unter solchen Lehmen wird im Monu-Bett bei Adabion südlich Topli ein eozäner Kalk sichtbar, der sich wegen seiner Reinheit vorzüglich zur Herstellung von Mörtel-Material eignet.

„Die Ausbeutung des Kalklagers ist in die Wege geleitet; man verspricht sich davon im Schutzgebiete eine nicht unerhebliche Ersparnis, da die Tonne gebrannten Kalks dort ungefähr 80 Mk. kostet.

„Auf die Quartärzone folgt stark gefalteter Gneis bezw. Gneisgranit, das Grundgebirge von Togo, welches im ganzen südlichen Teile der Kolonie zu Tage tritt und auch nach dem Monu zu eine breite Ausdehnung gewinnt. In die Gneiszone fallen auch die vorwiegend aus granatführendem Hornblendegneis aufgebauten Gebirgsinseln des Adaklu und des Agu.

„Am Agu sind in dem Gneis Pegmatitgänge mit Muskowitglimmer bekannt geworden; die an die Geologische Landesanstalt zu Berlin eingesandten Proben dieses Glimmers liessen aber keine Bauwürdigkeit feststellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Gneiszone wird von erheblichen Störungen betroffen, an denen z. B. Partien der hangenden kristallinen Schiefer eingesunken sind.

„Von einer ähnlichen Störung dürfte auch bei Towega ein von Quarz und Chalcedon-Trümmern durchzogener quarzitischer Sandstein begrenzt sein, der nach Feststellung der Königl. Preuss. Geologischen Landesanstalt einen geringen **Gold**gehalt von 17 mg auf 1 t führt.

„Nach Nordwest zu erhebt sich auf dem Gneis-Sockel das aus kristallinen Schiefern aufgebaute Agome Akposso-Gebirge (Togo-Gebirge). Seine Schichten — Quarzite, Tonschiefer, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer — sind sämtlich stark gefaltet und von Verwerfungen durchsetzt.

„Jünger als die kristallinen Schiefer des Togo-Gebirges ist eine Folge von Sandsteinen, Konglomeraten, Kieselschiefern und Tonschiefern, welche hauptsächlich zwischen dem Togo-Gebirge und dem Volta verbreitet ist. Auch diese Schichten, deren Alter noch nicht feststeht, sind zum Teil gefaltet.

„Am Volta wird diese Schichtengruppe an mehreren Orten von jungen Eruptivgesteinen (Andesiten und Propyliten?) durchbrochen, in denen bei Kpandu ein **gold**führender, aus Quarz, Chalcedon und Kalkspat bestehender Gang festgestellt wurde."

Das sehr rührige Gouvernement plant die Errichtung eines Landesmuseums, an welches auch eine Mineralien-Sammlung angegliedert werden soll.

Neu-Guinea.

Bekanntlich wird in den englischen Gebietsteilen Neu-Guineas im Mambare-Flusse schon seit dem Jahre 1894 **Gold** gewonnen, und zwar wurden in den Jahren 1899 und 1900 über 15 000 Unzen Gold pro Jahr gewaschen.

Zwei von der Neu-Guinea-Companie ausgesandte Expeditionen untersuchten in den Jahren 1901 bis 1903 die Gebiete der Ramu- und Hüongolf-Konzessionen.

Die an das englische Gebiet anstossenden Flüsse wiesen Gold auf im Waria sowie in seinem grössten linken Nebenflusse, dem Wiwo, im Morope, im Pajawo und im Majama, also in allen Flüssen von der Ostgrenze an bis zum Kap Longuerne hin.

Der Waria ist, nach dem im Unterlaufe abgesetzten Feingolde zu urteilen, im Oberlaufe recht reich; doch liegt dieser reichere Teil auf englischem Gebiete.

Der Wiwo wurde näher untersucht. Dort ergab sich die allgemeine Beobachtung, dass die untersten und tiefsten Schichten der Fluss-An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwemmungen wenig Gold enthalten, das meiste Gold vielmehr in den obersten 3—6 Fuss der Anschwemmungen sich befindet. Die Sohle der Alluvionen, der sogenannte Bedrock, führt kein Gold.

Wiwo-Gold erscheint in Blättchenform bis zu $^1/_4$ qcm Grösse, grob, stark rot und oft mit einem Ueberzug von Eisenoxyd.

Klüften im oberen Diorit entstammendes Gold findet sich in alluvialer Form über die ganzen Berghänge verstreut, in geringen Mengen in dem Verwitterungsprodukte des Diorits, in kleinen Röschen bis hinauf zur Spitze der mehr oder weniger isoliert auftretenden Kuppen und wird bei Regengüssen ins Tal geschwemmt.

Der Expeditionsleiter Schlenzig hält den Lauf des Wiwo für abbaulohnend. Der berechnete Durchschnittsgoldgehalt ist hoch — im Verhältnis zu australischen Seifen, die bei 0,06 g Gold pro Kubikmeter Haufwerk sich noch als abbauwürdig erweisen. Natürlich muss man aber mit den schwierigen klimatischen Verhältnissen Neu-Guineas rechnen.

Schwemmgold von Seifen des Wiwo, welches ich gesehen habe, lässt nach seiner ganzen Erscheinungsweise erkennen, dass es keinen weiten Weg zurückgelegt hat, so dass also die primäre Lagerstätte weiter aufwärts im Gebirge noch angetroffen werden kann. Allerdings ist zu beachten, dass mehrere Kilometer des obersten Flusslaufes auf englisches Gebiet fallen.

Ueber Gold im Sande des Ramu konnte ich schon 1902 Mitteilung machen. Auf Grund dieser am oberen Ramu gemachten Beobachtungen goldführender Alluvionen erscheint Schlenzig auch das Vorkommen goldhaltiger Quarze am oberen Markham sehr gut möglich.

Somit ist die Untersuchung Neu-Guineas nach sekundären und primären bauwürdigen Goldlagerstätten dringend erwünscht.

Der Abbau der Fluss-Seifen würde am zweckmässigsten durch das hydraulische Spritzverfahren erfolgen.

Weiterhin verdient das Vorkommen von Gediegen-**Kupfer** in einem Basalt-Rollstücke des Kabenau sorgfältigste Beachtung.

Dieses Kupfer ist von besonderer Reinheit und kommt — nach den mir gewordenen Mitteilungen — in Basalt, gediegen, Spalten und Hohlräume ausfüllend, vor, würde somit eine besonders leichte hüttenmännische Verarbeitung gestatten.

Im Laboratorium der Kgl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin wurde **Kohle** untersucht, welche von Herrn Klink beim Wegebau nach dem Ramu im Tale des Nusa gefunden worden war.

Sie entspricht in ihrer Zusammensetzung und demnach auch in ihrem Heiz- und Verdampfungswerte einer langflammigen Bochumer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gas- oder Backkohle, deren Wert jedoch durch hohen Aschengehalt heruntergedrückt wird; auch ist ihr Wassergehalt verhältnismässig hoch. Die Asche besteht aus sandig-toniger Substanz, ähnlich dem noch teils mit Kohle durchsetzten Geröllsteine, aus dem die Kohle stammt.

Es ist anzunehmen, dass die in tieferen Schichten anstehende Kohle reiner ist, somit weniger Aschengehalt und höheren Heizwert besitzt. Bei der Verkokung gab die Kohle 57,5 Prozent pulverförmigen Koks.

Natürlich kann eine kleine Handprobe nicht massgebend sein für das ganze Vorkommen. Immerhin aber ist es von grosser Wichtigkeit und Bedeutung, dass in Neu-Guinea überhaupt Kohle gefunden wird, welche zur Dampferzeugung dienen kann.

Hält man hierneben noch, dass auch **Platin** — gemäss Feststellung der Königl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie — in einem Rollstücke dichten, festen, grauschwarzen Basalts aus dem Kabenau-Flusse in einer Menge von 42 g auf 1 t und in einer Waschprobe desselben Fundortes zu recht hohem Prozentgehalte ermittelt wurde, dass ferner **Roteisenstein** im gleichen Flusse, wenn auch wegen zu hohen Kieselsäure-Gehalts für die Verhüttung ungeeignet, gefunden wurde, so ist der Wunsch berechtigt, dass recht bald unternehmungslustige Interessenten zur weiteren Untersuchung dieses Schutzgebietes sich bereit finden möchten.

Von einer kleinen Insel in den nördlichen Gewässern Neu-Guineas wurde eine Probe eingeliefert, die sich wegen ihres Phosphorsäure- und Calcium-Carbonatgehalts zu **Düngemitteln** vorzüglich eignen würde.

Bismarck-Archipel, Palau-, Karolinen-, Marianen-, Marshalls- und Samoa-Inseln.

Der frühere Bezirksgeologe der Königl. Geologischen Landes-Anstalt zu Berlin, jetzige Professor Dr. Kaiser zu Giessen, untersuchte Gesteine, welche Professor Volkens, Kustos am Botanischen Museum der Universität Berlin, von einer Studienreise aus der Südsee mitgebracht hatte. Sie erweiterten wesentlich unsere Kenntnis von der geologischen Natur der Inseln Jap und Map.

Die Gesteine von Jap waren Amphibolit- und Strahlsteinschiefer, denen Chlorit- und Talkschiefer eingelagert sind.

Von der Insel Map lag Strahlsteinschiefer vor, Verwitterungs-Grus von Amphibolit und Breccien, die aus mancherlei alten Gesteinen sich zusammensetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus allem folgt, dass auf Jap und Map nicht so jugendliche Bildungen vorliegen, wie man nach den Berichten früherer Reisenden annahm, sondern dass die Ansicht M. Friedrichsens, die Karolinen gehörten zu den Resten eines alten Festlandes, eine wichtige Stütze findet.

Von Neu-Mecklenburg wurde Kohle an das Laboratorium der Königlichen Bergakademie zu Berlin eingesandt und untersucht, welche sich als aschenreiche **Braunkohle** erwies. Ebenso ging in den letzten Tagen die Nachricht durch die Zeitungen, dass auf Neupommern Kohle gefunden worden sei, welche in Sydney analysiert und als Braunkohle erkannt wurde. Bei Ablagerung in abbauwürdiger Mächtigkeit dürfte sie örtlich und auch auf benachbarten Inseln nützliche Verwendung finden.

Behufs Ausbeutung der auf dem Kolonial-Kongress 1902 schon erwähnten, auf der Insel Nauru liegenden hochwertigen **Phosphate** ist eine Gesellschaft gebildet worden, welche die infolge der Brandung schwierige Verladung mit Hilfe einer Bleichertschen Schwebebrücke löst.

Kiautschou.

Auf der zum Pachtgebiete gehörigen Insel Schui-ling-schan (Tolo-san) wurden zwischen einer Wechselfolge von Sedimenten und lagerförmigen Ergussgesteinen Schmitzen anthrazitischer Kohle aufgefunden. Infolgedessen wurde durch Verordnung des Herrn Reichskanzlers vom 16. Mai 1903 im Schutzgebiete von Kiautschou das Recht, die im § 1 des Preussischen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 bezeichneten Mineralien aufzusuchen und zu gewinnen, dem Verfügungsrechte des Grundeigentümers entzogen und dem Fiskus des Schutzgebietes vorbehalten.

Nach den mir bekannten Untersuchungs-Ergebnissen hege ich aber grosse Zweifel, ob auf Schui-ling-schan Bergbau auf Steinkohle möglich sein wird.

Mehr als irgendwo in unsern Schutzgebieten selbst hat deutsche Tatkraft Erfolge aufzuweisen im Hinterlande Schantung des Pachtfeldes von Kiautschou.

Die im Kohlenfelde von Weihsien bei Fangtse betriebenen Aufschlussarbeiten der Schantung-Bergbau-Gesellschaft ergaben gegen die frühere Annahme von zwei Kohlenflötzen das Vorhandensein von drei Steinkohlenflötzen, und zwar in 136, 175 und 210 Meter Tiefe des Hauptschachtes.

Das obere Flötz scheint normal 3 m mächtig zu sein.

Das mittlere Flötz ist 4 m mächtig und führt Gaskohle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das untere Flötz wechselt in seiner Mächtigkeit zwischen 1 und 5 m, doch ist das Verhalten des oberen und unteren Flötzes in weiterer Ausdehnung noch nicht näher untersucht.

Mächtigkeit und Qualität des mittleren Flötzes werden stellenweise durch Porphyrit-Durchbrüche ungünstig beeinflusst; andere umfangreiche, reine Flötzpartien gewähren aber die Gewinnung einer guten, stückreichen Kohle, so dass die Tagesförderung 440 t beträgt und sich zeitweilig sogar auf 500 t hebt.

Während die Förderung im Jahre 1904: 84 887 t betrug, stieg sie in der ersten Hälfte des Jahres 1905 schon auf 69 815 t.

Eine modern eingerichtete Separations-Anlage gestattet, für den Eisenbahnbetrieb und für die Kessel verschiedener Industrie-Anlagen zu Tsingtau geeignete Stück- und Nusskohle zu erzielen. Die verbleibende Feinkohle und der Grus finden bei den Chinesen willige Abnahme; doch sollen sie durch Wäsche und Brikett-Fabrik, von denen erstere im Frühjahr, letztere im Sommer 1906 in Betrieb kommen, ebenfalls bessere Verwendung erlangen.

Am 6. Juli 1904 wurde das Abteufen eines zweiten Förderschachtes, welcher Ende Juni d. Js. schon bis zu 153 m Tiefe gelangt war, und später das Abteufen eines dritten Schachtes, welcher der Wetterführung dienen soll, in Angriff genommen.

Die Flötzmächtigkeiten im Heischan-Becken sind geringer als die im Weihsien-Felde. Nur wenige dieser Flötze sind über 1 m stark. Die grösste Mächtigkeit beträgt 1,80 m.

Zwei Flötzgruppen sind deutlich unterscheidbar, die obere im kalkfreien Nebengestein und die untere in der kalkführenden Zone des Steinkohlengebirges. Jede dieser Gruppen umfasst 2—3 bauwürdige Fettkohlenflötze.

Bohrungen im Poschan-Tschitschwan-Revier weisen im Norden Magerkohle, im Südosten gute, für Schiffskessel geeignete Fettkohle nach.

Der erste Förderschacht zur Eröffnung eines weiteren Bergwerks vollkommen europäischen Musters wurde daher zur Gewinnung der Schiffsfeuerkohle etwa $2^1/_2$ km ostsüdöstlich Tsetschuan-hsien angesetzt, wo man die obersten Flötze in 100—120 m Tiefe erwartet.

Eruptivgesteine fehlen im produktiven Steinkohlengebirge des Poschan-Puki-Putsun-Tales.

An verschiedenen Örtlichkeiten sind **Eisenerze** nachgewiesen worden, so Magnet- und Roteisenstein im Gebirge nördlich und südlich Poschan, kieseliger Magneteisenstein bei Itschoufu, bei Ihsien im Tsantschwang-Becken und bei Hantschwang am Kaiserkanal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von diesen ist das bedeutendste ein Kontaktlager von 65prozentigem Magnet- und Roteisenstein, zwischen Kalkstein und Quarzaugitdiorit, welches in 15—20 m Mächtigkeit nördlich des Poschantales bei Tschi-ling-tschönn an den Hängen des Tieschan ansteht und auf 2 km zu verfolgen ist. Es wird zurzeit durch Stollen und Bohrungen genauer untersucht.

Nun sind noch die in Schantung umgehenden Arbeiten der Deutschen Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande zu erwähnen.

Im Itschoufu-Gebirge werden Schotter-Ablagerungen auf **Diamanten** verwaschen; doch führten die Arbeiten noch nicht zu abschliessenden günstigen Erfolgen.

Der Betrieb auf den **Glimmer**-Vorkommen der Pegmatitgänge von Tschou-tschöng hat ergeben, dass die Ablagerungen wahrscheinlich nach der Tiefe aushalten; die Qualität wird besser; die Glimmer-Platten sind weniger gestört und verbogen.

Die **Bleierz**gänge bei Bei-schy-ling erwiesen sich in Erzführung und besonders im Silbergehalt als arm, und die **Steinkohlen**bohrungen bei Tsin-kia-tschuang wurden aufgegeben, weil die Bohr-Apparate an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren; doch besteht die Absicht, die Arbeiten demnächst wieder aufzunehmen und fortzuführen.

Im Mauschan-Gebirge geht Bergbau auf einem im Granit auftretenden **Gold**quarz-Gangzuge um, welcher sich aus einem Hauptgange und einigen kleinen Nebengängen zusammensetzt. Der Hauptgang führt bei 5 km Länge und 4,75 m mittlerer Mächtigkeit im Durchschnitte 12 g Gold pro Tonne. Das Gold tritt in Erzfällen auf, derart, dass etwa $^1/_3$ der Gesamtlänge auf solche Erzfälle entfallen.

Auf dieser Lagerstätte ist in früherer Zeit, soweit die damaligen Betriebsmittel es gestatteten, schon umfangreicher Bergbau betrieben worden. In der jetzt ärmeren sulfidischen Zone verspricht der Bergbau zwar keine glänzenden, doch aber — mit Rücksicht auf die grosse Mächtigkeit — recht befriedigende Ergebnisse.

Die fertiggestellte Schantung-Eisenbahn verbindet durch ihre Hauptlinie die Kohlenbecken von Weihsien und Putsun, sowie das Eisenerzlager von Tsching-ling-tschen, durch ihre Nebenlinie die Kohlen des Poschan-Tales mit Tsingtau, so dass eine schwunghafte industrielle Entwickelung dort gewährleistet ist.

Dieses letzte Beispiel von Schantung zeigt uns gerade, woran es uns in den Schutzgebieten noch fehlt: an guter Eisenbahnverbindung des Innern mit der Küste, wodurch die Lande er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlossen, das Zuströmen der Pioniere, des Ingenieurs, des Prospektors, des Landwirts, des Händlers gefördert, Bedürfnisse geweckt, neue Handelsgebiete eröffnet und der wirtschaftliche Absatz der Produkte nach der Küste ermöglicht werden.

In der Erschliessung der Kolonien ist schon viel geschehen, wenn aber die Aufstände niedergeschlagen sein werden und dadurch die Blüte der industriellen und Handels-Verhältnisse, welche durch die Beendigung des ostasiatischen Völkerkrieges eingeleitet worden ist, ihre Rückwirkung auch auf unsere Schutzgebiete äussern, — wenn das Vertrauen auf die Erhaltung des Weltfriedens in die beunruhigten Gemüter zurückgekehrt sein wird, dann werden auch den Schutzgebieten die Kapitalien zu beschleunigter Erschliessung in erhöhtem Masse zufliessen und bei den beteiligten Körperschaften hoffentlich auch die Einsicht für eine gesunde koloniale Verkehrspolitik Platz greifen.

Zur Förderung des Aufschlusses unserer kolonialen Bodenschätze sind aber noch besondere Massregeln auch im Mutterlande selbst erforderlich; wenn diesbezüglich noch nicht alles, was geschehen müsste, getan worden ist, so hat man doch schon mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen.

Die verschiedensten Interessenten müssen mit der allgemeinen und besonders mit der Lagerstätten-Geologie der Schutzgebiete vertraut gemacht werden; Bergingenieure müssen für den Abbau der den Schutzgebieten eigentümlichen, in Deutschland nicht auftretenden Bodenschätze zweckentsprechend ausgebildet werden.

Dem ersteren Zwecke zu genügen, sind Vorlesungen an den Universitäten zu Göttingen, München, Halle, Breslau, an den Technischen Hochschulen zu Aachen und Danzig und an der mit der heute schon mehrfach erwähnten Geologischen Landesanstalt verbundenen Bergakademie zu Berlin eingerichtet worden. Die bergtechnischen Hochschulen wenden auch der Ausbildung von Bergingenieuren für den Auslands- und Kolonialdienst ganz besondere Aufmerksamkeit zu.

Darüber hinausgehend hat die Vereinigte Preussische Geologische Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin die Einrichtung getroffen, dass das durch zahlreich aus den Schutzgebieten zufliessendes Material sich immer umfangreicher gestaltende Kolonial-Museum, die Lagerstätten- und sonstigen geologischen und technischen Sammlungen, die Laboratorien und die Bibliothek Männern jedes Berufs, welche im Interesse der kolonialen Sache auszureisen und sich für ihre Aufgabe vorzubereiten beabsichtigen, mit dem sachverständigen Rate ihrer wissenschaftlichen Beamten zur Verfügung stehen. Die zahlreichen Beam-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, welche Auslands- und Kolonialerfahrung besitzen, machen diese Behörde hierfür ganz vorzugsweise geeignet.

Zahlreiche Beamte, Offiziere, Ingenieure und Kaufleute sind dieserart schon zweckentsprechend bei uns ausgebildet worden. Bezüglich einiger Bergingenieure hat sich sogar das Verhältnis herausgebildet, dass sie nach Erledigung von Aufträgen immer wieder zur Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zurückkehren, um neue Aufträge dort abzuwarten.

Hinsichtlich der Ausbildung geeigneter Bergingenieure besteht allerdings noch eine gewisse Schwierigkeit darin, dass sie in Deutschland selbst keine praktischen Fertigkeiten im Goldbergbau erwerben können. Die Bergakademie zu Berlin vermittelt daher den Bergingenieuren in weitgehendem Masse die Erlangung von Stellen im Auslande, und hat auch zur Förderung dieses Zweckes eine Auskunftsstelle für Auslandsreisen eingerichtet, in welcher die Berg- und Hütteningenieure über die in allen Ländern des Auslands zugänglichen berg- und hüttentechnischen Anlagen, über deren Leiter und über die zum Besuche nötigen Empfehlungen sich unterrichten können.

Die grossen deutschen Bankfirmen, welche ausländische Unternehmungen betreiben, würden diese Bestrebungen nutzbringend unterstützen können, wenn sie nach dem Vorbilde vieler englischer Firmen, junge, tüchtige, in der Entwickelung begriffene deutsche Berg-Ingenieure in ihre Dienste nähmen und ihnen so die Möglichkeit eröffneten, in gesicherter Lebensstellung im Auslande sich die technischen Kentnisse anzueignen, zu denen ihnen das Vaterland nach der Eigenart seiner Bodenschätze keine Möglichkeit bietet.

Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt.

Von Dr. **O. Franke**, Legationssekretär der Kais. Chinesischen Gesandtschaft, Halensee bei Berlin.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, Nachmittag.)

Die Bezeichnung „ostasiatische Kulturwelt" setzt trotz ihrer scheinbaren Allgemeinheit eine gewisse Einheitlichkeit des Begriffes voraus. Und diese Einheitlichkeit ist auch bei aller Differenzierung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse unschwer zu erkennen. Ostasien, von den Gestaden des Ochotskischen Meeres bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Südspitze von Malakka, von der Inselkette im westlichen Stillen Ozean bis zu den Abhängen des Himmelsgebirges, umschliesst nicht bloss verschiedene natürliche Zonen, sondern seine Bewohner gehören auch völlig getrennten Rassen an, weisen einen durchaus verschiedenen Charakter auf, haben die mannigfaltigsten Religionsformen angenommen und voneinander unabhängige Staatswesen entwickelt —, und doch sehen wir die gleichen Grundzüge in dem Geistesleben aller Völker dort durchschimmern, Geist von einem Geist, Millionen Strahlen von einer Sonne. Es ist die chinesische Kulturwelt, in der wir wandeln; ihre vier Jahrtausende umfassende Geschichte kündet uns den Siegeslauf ihres Geistes, und die Gegenwart zeigt trotz aller politischen Veränderungen ihre uralte Weisheit im fast ungeschmälerten Besitz ihrer Herrschaft. Wer ihre Gedanken zuerst gedacht, ob die ackerbauenden Scharen, die einst in die Ebenen des Gelben Flusses eindrangen, und aus denen das Volk der Chinesen hervorging, sie schon aus ihrer unbekannten Heimat mitbrachten, oder sie erst später aus sich heraus entwickelten, davon meldet uns keine Kunde, wohl aber wissen wir, dass jene Weisheit eine gewaltige, staatsbildende Kraft in sich trug, dass ihre Gesetze später in Gefahr gerieten, verloren zu gehen, und dass ein weiser Mann, den wir mit dem Namen Confucius bezeichnen, sie sammelte und in festen Formen der Nachwelt überlieferte. Zwar das eigentliche confucianische System im technischen Sinne, d. h. jene in verwickelte und subtile dogmatische Formen gebundene Afterweisheit, wie sie später, besonders von den Philosophen der Tang- und Sung-Dynastie, geschaffen wurde, ist im wesentlichen auf China beschränkt geblieben, aber die grossen ethisch-politischen Grundlehren des alten confucianischen Kanons sind auch für die Entwicklung der übrigen ostasiatischen Völker bestimmende Faktoren geworden. Den Grund für diese ausserordentliche Verbreitung der confucianischen Gedanken hat man gewöhnlich in der Tatsache gesehen, dass die Chinesen von kulturlosen Barbaren-Völkern umgeben waren, für die, ausser in China, eben eine andere Quelle der Bildung und Gesittung nicht vorhanden war. Dieser Grund ist zweifellos richtig, aber er genügt allein nicht, um jene Verbreitung zu erklären. Das beweist schon die andere Tatsache, dass die Völker, die später mit andern Kulturkreisen in Berührung kamen — ich brauche nur an die Siamesen und Birmanen, vor allen aber an die modernen Japaner und an die Chinesen selbst zu erinnern —, hierbei keineswegs die confucianischen Lehren preisgaben, sondern sie vielmehr als sittliche Grundlagen ihres Staatswesens mit Bewusstsein beibehielten. Die verschiedenen fremden Religions-Systeme, die auf die ostasiatische Kulturwelt eingewirkt haben und heute noch einwirken, sind denn auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bisher nicht imstande gewesen, die Macht der confucianischen Ideen gerade über die aufgeklärtesten Geister zu brechen, im Gegenteil, je näher Chinesen und Japaner mit dem Geiste der okzidentalen Kultur bekannt werden, um so fester scheint ihre Überzeugung von der Überlegenheit ihrer eigenen Weltanschauung zu werden. Es ist bezeichnend für die Macht jener Ideen, dass selbst die ersten christlichen Missionare, die im 16. und 17. Jahrhundert in China lebten, sich ihrem Einflusse nicht entziehen konnten. Die gelehrten Jesuiten, die in dem im Jahre 1687 gedruckten Werke: „Confucius Sinarum philosophus" den alten confucianischen Staat in begeisterten Worten priesen, waren so überwältigt von der Weisheit des chinesischen Altertums, dass sie zu dem Schlusse kamen: „(probatur) Sinas diluvio fuisse proximos, adeoque notitia cultuque veri Numinis in ipso ortu imbutos" — und: „argumentis aliis atque aliis confirmatur veri Dei apud Sinas notitiam extitsse". Die ostasiatische, d. h. die chinesische, Kultur muss also eine Quelle der absoluten Stärke auch in sich tragen, und diese Quelle ist die dem Confucianismus innewohnende staats- und gesellschaftsbildende Kraft, seine grossartige politische Idee. Welches ist diese Idee? Worin besteht ihre Grösse?

Ähnlich wie für Aristoteles, ist auch für Confucius die staatliche Gemeinschaft nicht bloss eine beabsichtigte Verbindung von Einzelwesen oder von Familien zu bestimmten Zwecken, sondern sie ist das Resultat eines Naturgesetzes, ihre Lebensquellen liegen in den Herzen der Menschen, in dem angeborenen Hange zum Zusammenschluss und zur Einordnung, in dem instinktiven Gefühle, dass nur so eine wirkliche Glückseligkeit erlangt werden kann. Diese Glückseligkeit erscheint denn auch als der letzte und eigentliche Staatszweck. Sie besteht in der harmonischen Ausgleichung der menschlichen Verhältnisse und beruht auf der sittlichen Gesellschaftsordnung im Staate. Für die Erreichung dieses Staatszwecks ist die erste Vorbedingung eine sittenreine Regierung, denn die Tugend oben wirkt durch Beispiel nach unten auf die Massen: „für die Tugend", heisst es in den confucianischen Analekten, „sind die Höheren der Wind, die Niederen das Gras: das Gras muss sich so biegen, wie der Wind darüber hinstreicht." Da der Staat nun in letzter Linie auf einem dem Menschen ins Herz gegebenen Hange beruht, so muss er eine von Gott gewollte und nach göttlichem Willen geleitete Einrichtung sein. Da ferner, so schliesst die confucianische Exegese weiter, kein Mensch ausserhalb der staatlichen Gemeinschaft stehen kann und darf, so umfasst der Staat die gesamte Menschheit. Der Gemeinschaft des irdischen Menschenvolkes gegenüber aber steht Gott, oder, wie es in den chinesischen Texten heisst, der Himmel. „Der Himmel seinerseits", so lehrt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine der grössten Autoritäten des chinesischen Staatsrechts unter der Han-Dynastie, „hat keine (menschliche) Sprache, darum bedient er sich gewisser Menschen, die seine Gedanken verkünden." Der aber, der diesen Auftrag des Himmels erhalten hat, ist ein Auserkorener, ein Heiliger, der die Menschen dem Willen des Himmels gemäss führen soll. Darum ist der Heilige auch der Herrscher über die Menschheit, d. h. der Fürst des Staates, und wegen seiner Eigenschaft als Vermittler zwischen Himmel und Erde führt er auch die Bezeichnung „Sohn des Himmels". Nach dieser Auffassung stellt sich also der chinesische Staat dar als eine vollkommene Caesaropapie, d. h. als eine Gemeinschaft, die in gleicher Weise Staat und Kirche ist, in der der Herrscher zugleich als der Hohepriester und Stellvertreter Gottes gilt. Und zwar ist diese Caesaropapie eine nationallose oder universalistische, ihr Staatsgebiet im weiteren Sinne ist die Erde, ihr Volk die Menschheit, ihr Herrscher der Himmelssohn. An die göttliche Stellung des Fürsten aber hat die confucianische Lehre — und darin zeigt sie ihren hohen sittlichen Ernst — grosse, verantwortungsreiche Pflichten geknüpft. Der göttliche Auftrag gilt nur so lange und insoweit, als sein Inhaber ihn loyal ausführt; und zwar besteht er lediglich in der Beschützung, Förderung und Beglückung des Volkes. „Der Himmel bringt nicht das Volk hervor, um des Fürsten willen", so sagt die Exegese des Tschuntsiu, „sondern er setzt den Fürsten ein um des Volkes willen. Darum, wenn des Fürsten Tugend imstande ist, das Volk in Frieden und Zufriedenheit zu halten, so erkennt ihn der Himmel als seinen Sohn an; sind aber seine Laster dazu angetan, das Volk zu schädigen und leiden zu lassen, so verwirft ihn der Himmel." Es ist ein hartes Gesetz der Verantwortlichkeit, das die ostasiatische Staatslehre aus dieser Auffassung hergeleitet hat: wie man das Gedeihen der Volkswohlfahrt dankbar den Tugenden des Herrschers zuschreibt, so sucht man bei Unglück und Niedergang zunächst den Grund in der Schlechtigkeit des Fürsten und seiner Regierung. Die chinesische Geschichte bietet Beispiele genug dafür, wie diese Anschauung für eine Dynastie verhängnisvoll werden kann.

Streng logisch genommen, würde eine solche Auffassung von der Stellung des Fürsten eine Erbfolge am Thron, wenn nicht ausschliessen, so doch jedenfalls keineswegs bedingen, da eben der Würdigste zum Herrscher berufen ist. Indessen tritt hier noch ein anderes wichtiges Moment der confucianischen Ethik mitbestimmend hinzu, nämlich die Pietät gegenüber den Ahnen. Der Vorfahr bedarf des Nachkömmlings als des natürlichen und unmittelbaren Fortsetzers der Tradition, darum beruft er ihn zum Thron; die Ahnen ihrerseits bilden die Bindeglieder der Kette, die den Himmelssohn mit seinem ersten und vornehmsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stammvater, dem Himmel, verknüpft. Ihre Tugenden und Verdienste kommen auch dem Enkel zugute, schützend und leitend umgeben sie ihn, so lange er der mahnenden Stimme der Tradition Gehör schenkt. Nicht für den Herrscher allein aber besteht dieses Gesetz der Pietät. Wie er an die Spitze des Volkes gestellt ist, dessen Wohl und Wehe in seinen Händen trägt, und Gott wie seinen Ahnen verantwortlich bleibt, so tritt das Oberhaupt der Familie für die Seinen ein. Die Familie bildet das Abbild des Staates im kleinen, den Mikrokosmos, der in unendlicher Wiederholung den Makrokosmos darstellt. Beide aber werden in sich und unter sich zusammengehalten und geleitet durch das grosse Sittengesetz der Verantwortlichkeit dem Höheren gegenüber.

Dieser ethisch-politische Universalismus Ostasiens wird dem nationalistischen zwanzigsten Jahrhundert als eine Absurdität erscheinen; aber wer die Weltgeschichte überblickt, wird milder urteilen. Die Idee des Welt-Imperialismus ist keineswegs nur eine Eigentümlichkeit des Chinesentums; wir finden sie bei den Juden und bei den Griechen, namentlich bei Alexander dem Grossen, im römischen Caesarismus und im früheren deutschen Kaisertum; der Weltkirchenstaat, der unter Constantin, Gratian und Theodosius erfolglos angestrebt wurde, war nichts anderes, als das Reich des Himmelssohnes. An Einfachheit, an Folgerichtigkeit und an sittlicher Grösse aber wird der chinesische Universalismus von keinem ähnlichen System übertroffen, während er an Erfolg alles überragt, denn weder seiner räumlichen Verbreitung, noch seiner zeitlichen Dauer hat die Geschichte etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Es ist erstaunlich zu sehen, wie verhältnismässig leicht und willig sich zwei Jahrtausende hindurch die verschiedensten Völker in das confucianische Weltreich einfügen, die Überlegenheit seiner Kultur anerkennen und trotz aller politischen Selbständigkeit sich dem grossen Staatsgedanken unterordnen.

Von einer denkwürdigen Ausnahme berichten uns allerdings die chinesischen Geschichtsschreiber. Im Jahre 1381 richtete ein japanischer Fürst, dessen Gesandtschaften wiederholt vom chinesischen Hofe wegen Verletzung der Formen zurückgewiesen waren, ein Schreiben an den Kaiser von China, in dem sich, nach dem Chronisten der Ming-Dynastie, folgende Stelle fand: „China hat seinen Herrscher, warum sollen die fremden Staaten nicht auch ihre unabhängigen Fürsten haben? Unermesslich ist das Weltall, und nicht einem einzelnen Herrscher allein steht seine Leitung zu; ohne Grenzen ist das Erdenrund, und die verschiedenen Staaten nehmen es ein, jeder an seinem Teile. Den Erdenbewohnern gehört das Erdenreich, nicht aber einem einzelnen Menschen.“ Ein klarer politischer Instinkt hat diesem japanischen Fürsten die schwache Stelle in der weiteren Entwicklung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des chinesischen Universalismus gezeigt, eine Schwäche, die erst fünf Jahrhunderte später auch von den Chinesen erkannt werden sollte, nachdem ihnen durch die nähere Berührung mit der Kultur des Abendlandes die Augen geöffnet waren. Das Weltbild, wie es einst den Weisen des Altertums vorgeschwebt hatte, war vielleicht richtiger gewesen, als das spätere, wie es sich in den Köpfen der bildungsstolzen Epigonen malte. Jedenfalls rechneten diese mit völlig falschen Dimensionen, d. h. die Welt war erheblich grösser, als sie glaubten, und ausser bei Confucius und dem Himmelssohn gab es noch andere Quellen, aus denen die Erkenntnis der Wahrheit und der sittlichen Normen schöpfte. Einem Staate wie Japan, dessen Entwicklung schon infolge seiner insularen Lage eine selbständigere gewesen war, musste diese Erkenntnis naturgemäss früher kommen, als dem im Dogma erstarrten China. Indessen sorgte auch hier vom Ende des vorigen Jahrhunderts ab ein rasch erstarkender Reform- oder Neu-Confucianismus, d. h. modern gesinnte, aber streng chinesisch geschulte Denker, unermüdlich für Aufklärung über den Wandel in der politischen Weltlage. Treffend heisst es bei einem dieser Neuerer: „In der Vergangenheit haben wir geträumt: wir kannten nicht die Grösse der Erde, wir meinten, China sei die Welt, es sei der einzige Staat und ausser ihm kein zweiter. Jetzt haben wir plötzlich die Augen geöffnet und sind wach: wir sehen, dass es ausser China noch sehr viele andere Staaten gibt, lassen wir nun von unserm törichten Hochmut ab." Es war eine heftige Krisis, die für den Geist des Chinesentums anbrach, und die heute noch keineswegs beendet ist. Hatten in der Tat Confucius und die weisen Herrscher der Vorzeit sich von eitlen Trugbildern leiten lassen? War alles nur ein phantastischer Traum gewesen, was man bisher als die göttliche Weltordnung verehrt hatte? Die neue Schule gab die Antwort hierauf. Unverzagt warf sie die gesamte dogmatische Weisheit der letzten zwei Jahrtausende beiseite, ging zurück zu den Exegeten der älteren Han-Dynastie, d. h. des zweiten Jahrhunderts vor Christus, und fand hier, dass nicht Confucius und seine Vorgänger geirrt hatten, sondern ihre Erklärer. Nicht eine menschliche Herrschaft über die Welt hatte Confucius gelehrt, sondern eine göttliche, nicht einen politischen Universalismus, sondern den ethischen: einheitlich war die Menschheit nach ihrem inneren Wesen, nicht nach ihren politischen Formen, einheitlich waren ihre sittlichen Ideale, und einheitlich war der höchste Wille, der sie ihr gegeben, mochten die einzelnen Völker sich Religionsformen zurechtgemacht haben, welche sie wollten. Confucius hätte gelehrt, dass der Mensch von Natur gut sei, und dass er nur auf die leise Stimme in seinem Innern zu hören brauche, um den rechten Weg zu finden; jeder Mensch trug also dieselbe göttliche Offenbarung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Herzen, und aus diesem Grunde, so sagten die ältesten Kommentatoren, ist jeder Mensch „ein Sohn des Himmels".*)

Nachdem man so die confucianischen Lehren von ihrer politischen Auslegung befreit hatte, begann man, durch das Abendland belehrt, das Wesen des modernen Staates näher zu erfassen, d. h. man tat in China das, was Japan schon lange Zeit vorher getan, man fing an, den nationalen Individualstaat zu schaffen, der ein mit andern gleichberechtigter Teil der Menschheitsfamilie ist. Innerhalb dieses Staates, das lernte man von Japan, konnte man seine Eigenart besser entwickeln und zur Geltung bringen, als in dem uferlosen Universalismus. Denn darüber darf uns kein Zweifel bleiben: wenn auch die politische Idee der ostasiatischen Kulturwelt und ihre äusseren Formen sich gewandelt haben, die übrigen Elemente dieser Welt sind nahezu unberührt von fremdem Einfluss und werden es vermutlich auch für absehbare Zeit noch bleiben. Der Geist des Abendlandes hat Ostasien so wenig wie die Welt des Islam bisher von seiner unbedingten Superiorität überzeugen können. Auch heute noch glaubt man dort, dass das Gesetz der Pietät und Tradition dem einzelnen einen festeren sittlichen Halt in der Familie und somit dem Staate ein dauernderes Gefüge verleihe, als die verfeinerten Rechtsysteme des Abendlandes; nach wie vor ist man überzeugt, dass die Stellung des Fürsten, die sich bei seinem Charakter als des vornehmsten Trägers der göttlichen Weltordnung nicht bloss auf Erwägungen des Verstandes, sondern auch auf religiöse Bedürfnisse gründet, das sittliche Fundament der staatlichen Gesellschaft besser sichere, als alle kirchlichen Dogmen. Mancher abendländische Beobachter der Entwicklung in Ostasien sieht sogar mit Besorgnis der Möglichkeit entgegen, dass diese Sicherung sich einmal lockern könnte. Wer freilich während des eben beendeten Krieges die Siegesberichte des Admirals Togo gelesen hat, der seine Erfolge den Tugenden des Tennō, d. h. des „Himmelskaisers", zuschreibt, und dann die Antworten des letzteren, der wieder den Verdiensten seiner Ahnen dafür dankt, der wird inne werden, wie unverändert zurzeit noch jene alten Auffassungen auch in dem modernen japanischen Staate weiterleben. Und Togo soll ein Christ sein! In China aber hat gerade der nationale und modern gesinnte Neu-Confucianismus es für eine seiner wichtigsten Aufgaben erklärt, die heimische Kultur vor dem Geiste des christlichen Abendlandes zu schützen. Und wie sehr diese Bestrebungen in Japan geteilt werden, das zeigt die ausgedehnte Propaganda eines neu gestalteten confu-

*) Für eine nähere Darlegung und eine Kritik dieser Argumentation ist hier nicht der Ort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

cianisch gefärbten Buddhismus, die in Tokyo eine grosse confucianisch-buddhistische Akademie gründen und zum Mittelpunkte des geistigen Lebens von Ostasien machen will.

So hat sich also aus dem Nebel des ethisch-politischen Universalismus in Ostasien der geschlossene Individual-Staat konsolidiert. Japan hat diesen Prozess beendet, China steht noch darin. Aber auch hier scheint, nach dem, was während der letzten Monate zu beobachten war, die Entwicklung schneller fortzuschreiten, als noch vor Jahresfrist anzunehmen war. Wir brauchen in diesem weltgeschichtlichen, an sich nicht überraschenden Vorgange durchaus nicht von vornherein eine Gefahr zu sehen, nichts zwingt uns, unser künftiges Verhältnis zu Ostasien ausschliesslich als einen Kampf im schlimmen Sinne aufzufassen. Wir haben vorhin gesehen, wie die confucianische Weltanschauung nach grossen Perspektiven misst, und darin, in der einheitlichen Würdigung des gesamten menschlichen Geisteslebens, dürfen wir uns von ihr nicht beschämen lassen. Zu einer solchen Würdigung aber gehört als Rüstzeug auch ein gründliches Verstehen der ostasiatischen Kulturwelt, und zwar nicht eine mechanische Kenntnis ihrer äusseren, oft von uns gar nicht verstandenen Erscheinungsformen, sondern ein Durchdringen ihres geistigen Gehalts und ihrer historischen Entwicklung. Vorbedingung für ein solches Durchdringen ist die genaue Kenntnis des Altertums und der confucianischen Exegese, Kenntnisse, die nur die wissenschaftliche Sinologie geben kann. An der Förderung dieser Studien hat man es im Abendlande bisher vielfach, und zwar leider in Deutschland ganz besonders, fehlen lassen; die deutsche Wissenschaft ist auf diesem Gebiete in einem Masse rückständig, wie es ihrer sonstigen Stellung nicht würdig ist. Mehr und mehr wird es zur unabweislichen Pflicht der deutschen Universitäten, der Sinologie ihre bisher verschlossenen Pforten zu öffnen, denn unter den neuen Aufgaben, die uns die neue Zeit gebracht, steht als eine der vornehmsten die Durchforschung des grossen ostasiatischen Kulturkreises, die Erkenntnis seiner treibenden Kräfte und die Würdigung ihres Wertes für die Weiterentwickelung im geistigen Leben der Menschheit. — Unter diesem Gesichtspunkte bitte ich um Wohlwollen für die folgende Resolution: *)

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erachtet es im Hinblick auf die grosse und ständig wachsende Bedeutung, die die politische und soziale Entwicklung der Kulturstaaten Ostasiens für das gesamte wirtschaftliche und politische Leben der Gegenwart hat, für dringend notwendig, dass auch in Deutschland ein tieferes Eindringen in die ost-

*) Für die Diskussion zu dieser Resolution siehe die Schlussabteilung „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

asiatische Kulturwelt und ein gründlicheres Verständnis ihres Wesens angestrebt wird. Der sicherste Weg, dies zu ermöglichen, ist die Durchforschung der umfangreichen und vielseitigen Literatur Ostasiens, insbesondere Chinas, denn erst dadurch kann der Europäer in das Geistesleben der ostasiatischen Völker wirklich eindringen und sich die für den politischen und sozialen Verkehr so wichtige Kenntnis ihrer religiösen und sittlichen Auffassungen erwerben.

Die reiche alte chinesische Literatur birgt auch andere grosse Schätze wissenschaftlicher Art, die für die Erforschung der Geschichte und Kultur anderer Teile Asiens von früher nicht geahnter Bedeutung sind.

Zum Studium und wirklichen Erfassen der alten Literatur bedarf es aber einer sorgsamen Schulung durch hervorragende Fachleute. Die Wichtigkeit der Sache erkennend, haben andere Staaten, zum Beispiel Frankreich, England, Holland und neuerdings auch die Vereinigten Staaten von Amerika, den sinologischen Studien eine erhöhte Förderung zuteil werden lassen. In Deutschland ist in dieser Beziehung bisher nichts geschehen.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es daher in Rücksicht auf die erwähnten Gesichtspunkte für eine dringende Notwendigkeit, dass die Errichtung von ordentlichen Professuren für wissenschaftliche Sinologie an deutschen Universitäten seitens der zuständigen Ministerien der Bundesstaaten baldigst in die Wege geleitet wird."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Obmann: Geh. Regierungsrat **Dr. Wutzdorff,** Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin.

Vorsitzender: Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Gaffky,** Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, Berlin.
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Fritsch,** Gr.-Lichterfelde.

Schriftführer: Marinestabsarzt Dr. **Mühlens,** Berlin.
Dr. **Giemsa,** am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Dr. **Martin Mayer,** Hamburg.

Unter welchen Verhältnissen, besonders in den Kolonien, ist die Schutzimpfung gegen Typhus, Cholera und Pest heranzuziehen?

Von Professor Dr. **W. Kolle,** Berlin.
Abteilungsvorsteher am Königl. Institute für Infektionskrankheiten.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Gegen die Anwendung der in neuerer Zeit vorgeschlagenen Schutzimpfungsverfahren gegen Cholera, Typhus und Pest bestehen in den Aerztekreisen viel mehr Antipathien, als man anzunehmen geneigt ist. Es drängt sich die Frage auf, ob die Skepsis, mit der viele Laien und Fachleute der Schutzimpfungsfrage gegenüberstehen, berechtigt ist.

Die Menschheit ist von einer der grössten Geisseln, den Pocken, durch ein Schutzimpfungsverfahren befreit worden, welches uns Jenners grosse Entdeckung der Vaccination geliefert hat. So gross die Tragweite dieser Entdeckung Jenners war, so muss man doch, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

man sie in Parallele stellt zur Anwendung der heutigen Schutzimpfungsverfahren, nicht vergessen, dass sie rein empirisch gefunden und beim Menschen angewandt wurde, ohne dass man sich über die wissenschaftliche Grundlagen der Immunität überhaupt klar war. Heutzutage werden Schutzimpfungsverfahren der eingehendsten wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen, gründliche Tierversuche werden angestellt, ehe man den Menschen den Impfstoff injiziert. Wir sind in der Lage, mit den Reinkulturen der genannten Krankheiten zu experimentieren, wir besitzen wissenschaftliche Kriterien, ob Immunität eingetreten ist oder nicht, namentlich durch den experimentellen Nachweis von Stoffen, die im Blute der Geimpften auftreten.

Nur da, wo auf Grund der Tierversuche der Nachweis erbracht werden kann, dass überhaupt eine Immunität eintritt, und nur bei den Krankheiten, bei welchen spezifische Stoffe nach dem Überstehen der Infektion auftreten, wird die Schutzimpfung des Menschen ins Auge gefasst.

Ich möchte im folgenden nur die Schutzimpfung mit den abgetöteten Erregern der Cholera, des Typhus und der Pest in den Kreis der Betrachtung ziehen. Sie werden das nähere über die wissenschaftliche Grundlage der Schutzimpfung mit abgetöteten Bakterien, die von R. Pfeiffer, mir und meinen Mitarbeitern seit Jahren genauer studiert ist, am Beispiel der künstlichen Typhus-Immunisierung von Herrn Stabsarzt Hetsch näher auseinandergesetzt bekommen und werden von Herrn Stabsarzt Kutscher über die spezifischen Blutveränderungen bei Typhusrekonvaleszenten, namentlich auch bei den Angehörigen der südafrikanischen Schutztruppe hören.

Cholera, Typhus und Pest gehören, trotzdem die Krankheiten klinisch und epidemiologisch so different sind, vom Standpunkt des Immunisators zusammen, namentlich Cholera und Typhus. Es ist nämlich möglich: 1. Tiere aktiv mit abgetöteten Kulturen gegen die Infektion mit lebenden Mikroorganismen zu immunisieren; 2. beim Menschen durch geeignete Verfahren dieselbe Blutveränderung zu erzielen, wie sie nach dem natürlichen Überstehen der Krankheit vorhanden ist; 3. Nach den Erfahrungen, die beim Menschen, namentlich von Wright beim Typhus und jetzt von uns in Südwestafrika erzielt sind, ferner auf Grund der von Murata in Japan mit meiner Cholera-Immunisierungsmethode erzielten Erfolge, sowie auf Grund der Haffkineschen mit der Pest-Immunisierung erhaltenen Statistik ist nicht daran zu zweifeln, dass man auch beim Menschen eine Immunität gegen die natürliche Ansteckung mittelst der Schutzimpfung erzielen kann; 4. Der künstlich mit Hilfe der Schutzimpfung erreichte Impfschutz ist a) kein absoluter und b) ein zeitlich begrenzter. Wenn wir die Tat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sachen, welche in diesen vier Thesen enthalten sind, betrachten, so lässt sich wohl sagen, dass die grosse Skepsis, die nicht nur von seiten der Laien, sondern auch von seiten mancher Ärzte der Schutz-Impfung entgegengebracht wird, nicht berechtigt ist, um so weniger, als die Schutzimpfung mit abgetöteten Kulturen absolut ungefährlich ist. Man kann behaupten, dass bei dem jetzigen Stand der Angelegenheit die Frage der Schutzimpfung aus dem Stadium der Anfangsversuche heraus ist. Es gilt jetzt das Interesse der Tropenärzte zu erwecken, um der Schutzimpfung weitere Verbreitung und Anhänger in den Kreisen, welchen sie hauptsächlich zugute kommen soll, zu verschaffen.

Wenn ich nun auf die Bedingungen eingehe, unter denen die Schutzimpfung in Frage kommt, so möchte ich die europäischen Verhältnisse getrennt von den kolonialen behandeln.

Für Europa kommt in Friedenszeiten — darüber herrscht wohl ziemliche Einigkeit — eine Durchimpfung grösserer Menschenmassen, z. B. bestimmter Distrikte, die besonders von der Cholera bedroht sind, nicht in Frage. Es genügen vielmehr in Friedenszeiten die Massnahmen, mit denen wir auf Grund des Seuchengesetzes und der Kochschen Seuchenprophylaxe gegen die ansteckenden Krankheiten vorgehen. In Friedenszeiten wird es sich in Deutschland vor allem darum handeln, besonders exponierte Personen, namentlich Aerzte, Krankenpfleger, Schwestern, Desinfektoren, die Bakteriologen, welche viel mit Typhus arbeiten, und ihre Laboratoriumsdiener gegen Cholera und Typhus zu immunisieren. Für die eben aufgezählten Fälle ist denn auch tatsächlich in den Ausführungsbestimmungen des Reichsseuchen-Gesetzes und den Preussischen Ausführungsbestimmungen zum Reichsseuchengesetz bei Cholera, Typhus und Pest die Schutzimpfung empfohlen worden.

Dagegen kann in Kriegszeiten für Armeen, welche von der Seuche bedroht sind, die Schutzimpfung im grossen Umfange sicher mit Nutzen herangezogen werden. Cholera und Typhus sind stets mindestens ebenso Kriegs- wie Volksseuchen gewesen.

In Kriegszeiten hört die Möglichkeit allgemeiner hygienischer Prophylaxe und persönlicher Vorbeugung fast völlig auf, es werden die sonst so bewährten Bekämpfungssysteme teilweise versagen, teilweise undurchführbar sein. In belagerten Festungen, deren Besatzungen nach den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte durch den Typhus häufig dezimiert sind, ebenso wie bei der mobilen Armee, die in typhusverseuchte Landgebiete ziehen muss, kann die obligatorische Schutzimpfung grosse Dienste leisten. Die Verluste an Kranken sind in allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feldzügen grösser als diejenigen an Toten und Verwundeten gewesen, ein grosser Teil der Krankheitsverluste entfällt aber auf den Typhus.

Wenn wir jetzt die kolonialen Verhältnisse betrachten, so müssen wir stets im Auge behalten, dass eine Bekämpfung der genannten Seuchen mit hygienischen Massnahmen, wie sie sich in Europa wirksam erweisen, hier schon in Friedenszeiten häufig im Stich lässt. Der Kolonist ist gezwungen, in Distrikten zu leben, in denen Eingeborene zum Teil als recht fluktuierende Bevölkerung wohnen. Wir sind über die Verbreitung der Volksseuchen unter den Eingeborenen, namentlich in Afrika, meist recht wenig unterrichtet. Noch grösser sind die Gefahren, denen die Truppen in Kriegszeiten in unsern Kolonien infolge der Verbreitung von Cholera, Typhus und Pest ausgesetzt sein können. Eine möglichst obligatorische Durchimpfung der im Felde stehenden Truppen und der Teilnehmer an Expeditionen, welche in verseuchte Gebiete gehen, ist deshalb unter allen Umständen zu empfehlen.

Die Schutzimpfung kann aber auch noch in anderer Form zum Schutze der Europäer herangezogen werden. Ich habe im Auge nicht die Immunisierung der Europäer, sondern die Durchimpfung der Eingeborenen, um so eine immune Bevölkerung zu schaffen, welche den Infektionsstoff nicht durch fortwährende Neuinfektionen und Übertragungen von Person zu Person weiterverbreiten kann. Die Schutzimpfung soll bei den genannten Krankheiten dasselbe bezüglich der Ausrottung des Infektionsstoffes leisten, was das Chinin bei der Koch'schen Malaria-Prophylaxis tut. Diese obligatorische Durchimpfung der eingeborenen Bevölkerung ist in Südwestafrika z. B. an einigen Stellen mit recht gutem Erfolge durchgeführt worden. Merkwürdigerweise sind die Schwierigkeiten, auf welche man bei den Eingeborenen Afrikas bei Durchführung der Impfung stösst, ziemlich gering. Die Neger sind dank den mit der Schutzimpfung bei den Tierseuchen erzielten Erfolgen recht zugänglich für die künstliche Impfung.

Es ist nun die Frage zu erörtern, wann die Impfung geschehen soll und wie sie durchzuführen ist. Für die erstere Frage ist von wesentlicher Bedeutung die sogenannte negative Phase. Man versteht unter derselben die ungefähr 2—3 Wochen umfassende Zeit, welche der Schutzimpfung folgt. Während dieser Periode können unter Umständen die im Blute kreisenden Schutzstoffe infolge Bindung an die eingespritzten abgetöteten Bakterien verringert sein. Ferner müssen wir rechnen mit der zeitlichen Dauer des Impfschutzes, die im allgemeinen wohl auf nicht länger als ein Jahr zu bemessen ist. Es ergibt sich hieraus die praktische Nutzanwendung, dass die Schutzimpfung dann zu erfolgen hat, wenn eine Infektionsgelegenheit während der Durchführung der Immunisierung und der darauf folgenden 2—3 Wochen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht möglich ist. Ein Jahr nach der Immunisierung ist dieselbe zu wiederholen.

Bezüglich der zweiten Frage, wie die Impfung ausgeführt werden soll, müssen wir den Standpunkt auf Grund unserer zahlreichen Untersuchungen vertreten, dass nur abgetötete Kulturen, und zwar Agarkulturen verwandt werden, die an einer Zentrale in geeigneter Weise keimfrei und als haltbarer Impfstoff hergestellt werden. Der Impfstoff ist mit Phenol versetzt und wird subcutan einverleibt. Die Dosen dürfen nicht zu gering sein, und es muss eine mehrmalige Injektion unbedingt verlangt werden, um einen länger dauernden Impfschutz zu erzielen. Den Injektionen müssen kräftige Reaktionen folgen, damit eine energische Umstimmung des Körpers in dem Sinne erzielt wird, dass bei Eintreten der Infektionsgelegenheit die Infektionserreger sofort im Körper abgetötet werden. Während jeder Reaktion, die 2—3 Tage dauern kann, müssen sich die Geimpften ruhig verhalten. Es wird dadurch nicht nur die Intensität der Reaktion vermindert, sondern auch die Bildung der Schutzstoffe begünstigt. Ich möchte hierbei eine Arbeit von Friedberger, die im Pfeifferschen Laboratorium ausgeführt ist, erwähnen, wonach die von uns am Menschen, bei vergleichenden Untersuchungen über den Wert verschiedener Schutz-Impfungsverfahren angewandten Dosen, sich auch im Tierversuch an Kaninchen als optimale herausgestellt haben.

Als beste Methode, den Impfstoff abzutöten, so dass eine intensive Antikörperbildung und damit Immunität erzielt wird, empfiehlt Friedberger in Uebereinstimmung mit uns die einstündige Erwärmung der lebenden Typhusbakterien auf 60° C.

Ich stelle folgende Thesen auf:

1. Die Schutzimpfung mit abgetöteten Kulturen bei Cholera, Typhus und Pest hat eine ausgesprochene Wirksamkeit gegenüber der Morbidität und Mortalität. Von den in geeigneter Weise Schutzgeimpften erkranken unter den gleichen Verhältnissen weniger als von den nicht geimpften Individuen, und von denjenigen, welche trotzdem erkranken, sterben weniger als von den nicht geimpften.

2. Die Schutzimpfung mit abgetöteten Kulturen ist ein ungefährliches Verfahren selbst bei Anwendung der grossen Dosen, wie wir sie in Vorschlag gebracht haben. Es soll damit nicht gesagt sein, dass durch Verbesserung des Verfahrens, namentlich durch Gewinnung eines Vaccins (lebende abgeschwächte Infektionserreger) nicht noch bessere Resultate bei gleicher Ungefährlichkeit erzielt werden können. Vor der Hand besitzen wir aber solche ungefährlichen Vaccins bei Cholera und Typhus noch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Man ist daher nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, die Schutzimpfung in den oben näher erörterten Fällen und unter den dort skizzierten Bedingungen heranzuziehen. Sie ist ein Hilfsmittel, um die hygienischen Massnahmen, die nie zu vernachlässigen sind, zu unterstützen.

4. Es kann in Frage kommen a) die Durchimpfung grösserer Menschenmassen, unter Umständen die obligatorische Massenimpfung (Krieg, Eingeborene in Ländern mit endemischer Ausbreitung) und b) die Impfung besonders gefährdeter Personen.

5. Nur durch Analysierung der Lage kann von Fall zu Fall entschieden werden, wie weit die Schutzimpfung zur Unterstützung der Seuchenbekämpfung herangezogen werden kann.

Ich kann diese Ausführungen nicht schliessen, ohne einem Gefühle des lebhaftesten Dankes Ausdruck zu geben für verschiedene Herren, welche den wissenschaftlichen, von mir und meinen Mitarbeitern ausgeführten Untersuchungen grosses Interesse und der Übertragung der Resultate in die Praxis die lebhafteste Unterstützung gewährt haben. Es ist dies vor allem Herr Geheimrat Koch, der vor seiner Abreise nach Afrika persönlich für die Einführung der Schutzimpfung bei unsern in Südwestafrika kämpfenden Truppen mit seiner Autorität eingetreten ist. Des ferneren gebührt mein Dank dem Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, Herrn Geheimrat Gaffky, sowie dem vortragenden Rat im Kultusministerium, Herrn Geheimrat Kirchner, dem Referenten in der Medizinal-Abteilung des Kriegsministeriums, Herrn Oberstabsarzt Dr. Musehold, und dem Chefarzt beim Oberkommando der Schutztruppen, Herrn Oberstabsarzt Dr. Steudel.

Die wissenschaftlichen Grundlagen der Typhus-Schutzimpfung.

Von Stabsarzt Dr. **Hetsch,** Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Die auf Erfahrung gestützte Erkenntnis, dass einmaliges Ueberstehen des Typhus dem Menschen in der Regel einen oft für das ganze Leben bestehenden grösseren oder geringeren Schutz gegen die nochmalige Erkrankung an Typhus verleiht, entspricht den bei Tierversuchen gemachten Beobachtungen, dass man Tiere durch Einverleibung nicht tödlicher Mengen von Typhusbazillen gegen die nachfol-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gende Infektion mit der mehrfach tödlichen Menge derselben Krankheitserreger künstlich schützen (immunisieren) kann. Diese Immunität beruht auf dem Vorhandensein spezifischer, im Blutserum nachweisbarer Schutzstoffe (Antikörper), unter denen nach den jetzt herrschenden Anschauungen die Bakteriolysine die grösste Bedeutung haben. Die Bakteriolysine haben die Eigenschaft, die spezifischen Bakterien (Typhusbazillen), wenn sie mit denselben in die Bauchhöhle eines Meerschweinchens eingespritzt werden, aufzulösen und so das Tier vor der tödlichen Infektion zu schützen, während die zweite Gruppe der im Blutserum typhusimmuner Menschen und Tiere nachweisbaren Antikörper, die Agglutinine, auf Typhusbazillen im Reagensglase zusammenklumpend wirken. Beide Arten von Antikörpern finden sich sowohl im Blutserum von Typhusrekonvaleszenten, als auch von Menschen und Tieren, die künstlich gegen Typhus immunisiert wurden, es ist hiermit also der Zusammenhang zwischen natürlicher und künstlicher Immunität gegeben. Man kann bei genauer Auswertung des Blutserums von künstlich immunisierten Menschen sich demnach Anhaltspunkte für die Beurteilung der Höhe der Immunität schaffen, muss aber bei derartigen Prüfungen die Höhe des bakteriolytischen Titers als ein massgebenderes Kriterium betrachten, als diejenige des Agglutinationstiters.

Als bei unserer südwestafrikanischen Schutztruppe im Herbst 1904 die Erkrankungen an Typhus trotz der umfassendsten allgemeinhygienischen Massnahmen nicht nachliessen, wurde der Möglichkeit einer wirksamen Typhusschutzimpfung der Truppen näher getreten. Das Institut für Infektionskrankheiten wurde beauftragt, die bisher bekannten Verfahren, soweit ihre absolute Unschädlichkeit garantiert werden konnte, auf ihre Brauchbarkeit vergleichend experimentell zu prüfen.

Es kamen folgende fünf Verfahren in Betracht, bei denen eine Abtötung der zur Herstellung des Impfstoffes nötigen Typhusbazillen durch Erhitzung vorgenommen wird: 1. das Verfahren nach Pfeiffer & Kolle, 2. das Verfahren von Bassenge & Rimpau, 3. das Verfahren nach Wright, 4. dasjenige nach Neisser & Shiga und 5. dasjenige nach Wassermann. Die Prüfung der Wirksamkeit dieser einzelnen Immunisierungsmethoden wurde an einer grösseren Reihe von Versuchspersonen vorgenommen und deren Blutserum, sowohl vor der Immunisierung, als auch etwa sieben bis zehn Tage nach den einzelnen Injektionen bezüglich des Gehalts an spezifischen Bakteriolysinen und Agglutininen genau ausgewertet. Die Prüfung auf Agglutinine geschah nach der auf makroskopischer Beurteilung beruhenden Methode, diejenige auf Bakteriolysine nach der von Pfeiffer angegebenen Versuchsanordnung im Tierversuch unter genauer Feststellung der Titergrenzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Impfstoffe wurden genau nach Angabe der einzelnen Autoren hergestellt unter Benutzung eines frisch aus der Leiche gezüchteten Typhusstammes, der unter einer grösseren Anzahl nach dem Gesichtspunkte ausgewählt war, dass er bei einer guten Virulenz ein besonders grosses Bindungsvermögen aufwies. Wassermann legt bekanntlich bei der Auswahl von Bakterienstämmen, die zu Immunisierungen benutzt werden sollen, auf diese Eigenschaft besonderes Gewicht. Zur Prüfung der Blutwerte wurde ausser dem zur Impfstoffgewinnung benutzten Stamm noch ein zweiter Typhusstamm herangezogen, der sich durch ein besonders konstantes Verhalten im Tierversuch vor andern auszeichnete.

In bezug auf die einzelnen Verfahren, die bei ihrer Anwendung beobachteten allgemeinen und lokalen Reaktionen und die durch sie erzielten Blutwerte ist Folgendes zu berichten:

1. Das Verfahren von Pfeiffer & Kolle beruht auf der Verwendung grosser Dosen von Typhusagarkulturmasse. Der Impfstoff wird derart hergestellt, dass die 10 Normalösen = 20 mg betragende Kulturmasse eines schräg erstarrten, 24 Stunden bei 37° C. bebrüteten Agarröhrchens nach Prüfung auf ihre Reinheit mit 4,5 ccm 0,85proz. steriler Kochsalzlösung abgeschwemmt und zwecks Zurückhaltung etwaiger Agarstückchen durch ein steriles Gazefilter filtriert wird. Alsdann werden die in der Flüssigkeit enthaltenen Typhusbazillen durch anderthalb- bis zweistündiges Erhitzen im 60°-Schrank abgetötet und durch Aussaat geringer Mengen in Bouillon und auf Agar geprüft, ob die Flüssigkeit nunmehr steril ist. Nach Feststellung der Sterilität wird sie noch mit Phenollösung derart versetzt, dass der gesamte Impfstoff 0,3 Prozent Phenol enthält. Zur ersten Impfung wird $^1/_2$ ccm (= 2 mg Kultur) subkutan eingespritzt, zur zweiten 1 ccm (= 4 mg Kultur), zur dritten $1^1/_2$ ccm (= 6 mg Kultur). Bezüglich der nach dieser Schutzimpfungsmethode auftretenden lokalen und allgemeinen Reaktionen konnten an 97 Geimpften genaue Beobachtungen durch Oberarzt Dr. Flemming gesammelt werden. Lokal stellte sich durchschnittlich nach vier bis sechs Stunden in der Mehrzahl der Fälle eine etwa handtellergrosse, intensive, scharf begrenzte Rötung und Schwellung der Haut in der Umgebung der Injektionsstelle ein, die anfangs ziemlich schmerzhaft war und vom zweiten Tage an allmählich zurückging. Seltener wurden diffuse Schwellungen beobachtet. Die eigentliche stärkere Reizung war meist nach 24 bis 36 Stunden verschwunden. Die Allgemeinreaktion nach der ersten Impfung bestand meist in Temperatursteigerung, die durchschnittlich 1—3 Stunden nach der Injektion begann und nach 24—48 Stunden beendet war. Bei 20, 99 Prozent der Fälle wurden Höchsttemperaturen zwischen 37,5° und 38,0° beobachtet, bei 33 Prozent zwischen 38,1° und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

38,5°, bei 16,55 Prozent zwischen 38,6° und 39,0°, bei 14,33 Prozent zwischen 39,1° und 39,5°, bei 6,66 Prozent zwischen 39,6° und 40,0°, bei 0,91 Prozent bis 40,5°. Bei 7,37 Prozent der Fälle ging die Temperatur über 37,4° C. nicht hinaus. Das Fieber war in etwa der Hälfte der Fälle auf wenige Stunden zusammengedrängt, worauf die Temperatur andauernd normal blieb. Bei andern Fällen trat am zweiten Tage ein geringer Wiederanstieg und lytischer Abfall auf; bei wieder andern kam ein mässig kontinuierliches Fieber während 36 Stunden mit steilem Anstieg und steilem Abfall zur Beobachtung; bei einer andern Gruppe schliesslich ein kontinuierlich oder remittierend bis zum zweiten Tage ansteigendes und dann ziemlich steil abfallendes Fieber. Im übrigen bestanden die allgemeinen Folgeerscheinungen in Kopfschmerz, Abgeschlagenheit, Erbrechen (bei 19,4 Prozent der Fälle), Herpes labialils (19,4 Prozent der Fälle). In zwei Fällen wurde eine 36 Stunden dauernde Albuminurie mit hyalinen Zylindern beobachtet. — Die nach der zweiten und dritten Injektion auftretenden lokalen und allgemeinen Reaktionen waren im allgemeinen geringer, als die nach der ersten Einspritzung. Als Injektionsstelle bewährte sich am besten die Haut der Brust zwischen Brustwarze und Schlüsselbein. In den wenigen Fällen, in denen die Injektionen unter die Haut des Vorderarms gemacht wurden, waren die örtlichen Erscheinungen wesentlich erheblichere.

Die durch die Injektionen bewirkten Blutveränderungen wurden bei acht Fällen fortlaufend geprüft. Nach der zweiten Injektion (die Blutwerte nach der dritten Injektion konnten aus äusseren Gründen nicht festgestellt werden) wiesen drei von ihnen einen baktericiden Titer von 1 : 1000, drei einen solchen von 1 : 500 und zwei einen solchen von 1 : 200 auf. Ähnliche Resultate ergab die Untersuchung des Serums von acht andern Geimpften nach der ersten Injektion (Stichproben). Hier wurde einmal ein Wert von 1 : 1000, einmal 1 : 500 und sechsmal 1 : 200 gefunden, Werte, die durch die zweite Injektion sicherlich noch gesteigert wurden. — Bei drei Fällen konnte das Bestehen einer „negativen Phase" nach der zweiten injektion bewiesen werden. Es ergaben sich hier, als sieben Tage nach der zweiten Einspritzung Blut entnommen wurde, geringere baktericide Werte, als sie schon durch die erste Injektion erreicht waren. Bei einer späteren Entnahme (14 Tage nach der zweiten Injektion) wurden dann aber gesteigerte Werte nachgewiesen. Die negative Phase ist dadurch zu erklären, dass der immunisierte Körper zu jener Zeit die infolge der Bakterieneinverleibung auftretenden Antikörper noch nicht fertig gebildet hat und die bisher vorhandenen Antikörper noch gebunden sind.

2. Die Immunisierungen nach Bassenge & Rimpau ergaben wesentlich schlechtere Resultate. Der Impfstoff ist derselbe, wie derjenige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach Pfeiffer & Kolle, nur werden wesentlich geringere Mengen Kulturmasse nach entsprechender Kochsalzverdünnung eingespritzt: als erste Injektion $^1/_{30}$ Öse (= 0,06 mg) Agarkultur, als zweite Injektion $^1/_{15}$ Öse (= 0,13 mg) und als dritte Injektion $^1/_5$ Öse (= 0,4 mg). Die auf die Impfung folgenden lokalen Erscheinungen waren nicht geringer, als die nach den grossen Dosen des Agarimpfstoffes beschriebenen, dagegen traten allgemeine Reaktionen in nennenswerter Weise nicht auf. Vier der sechs mit kleinen Dosen Behandelten hatten weder Temperatursteigerung noch sonstige allgemeine Beschwerden, die beiden andern klagten über geringes Abgeschlagenheitsgefühl und wiesen Höchsttemperaturen von 37,8° auf. Die baktericiden Werte der Serumproben erreichten hier selbst nach der dritten Impfung nur in drei Fällen einen Titer von 1 : 50, während in den übrigen Fällen nur Werte gefunden wurden, die auch normale Menschensera aufweisen können.

3. Der Bouillon-Impfstoff, der bekanntlich von Wright bereits im grossen zur Typhusimmunisierung bei den englischen Kolonialtruppen seit 1898 verwendet wurde, besteht aus zwei Stunden bei 60° C. abgetöteten Typhus-Bouillonkulturen, die vierzehn Tage bei 37° gewachsen sind. Nach Wrights Vorgang wurde als erste Impfdosis die für 100 g Meerschweinchengewicht tödliche Menge des fertigen Impfstoffes, 1,5 ccm, benutzt, zur zweiten Einspritzung 3,0 ccm. Die örtlichen Erscheinungen, die nach der Injektion dieses Impfstoffes auftraten, entsprachen im allgemeinen den beim Pfeiffer-Kolleschen Verfahren beschriebenen. Die Schwellungen der Injektionsgegend waren hier stärker ausgesprochen, als beim Agar-Impfstoff, dafür aber in den meisten Fällen nur wenig schmerzhaft. Die Allgemeinreaktionen begannen nach 3—$3^1/_2$ Stunden. Die Temperatursteigerungen (bis 39,2°) zogen sich meist über zwei Tage hin und wurden auch hier von Kopfschmerzen, Abgeschlagenheit, mehrfach auch von Erbrechen begleitet. Von den zwölf nach dieser Methode Geimpften konnte aus äusseren Gründen nur bei fünf die durch die erste Injektion erreichte Titersteigerung festgestellt werden, sie ergab dreimal Werte von 1 : 100 und zweimal solche von 1 : 50.

4. Der Impfstoff nach Neisser & Shiga wird derart hergestellt, dass die Kulturmasse eines schräg erstarrten, 24 Stunden gut bewachsenen Agarröhrchens mit 5 ccm steriler physiologischer Kochsalzlösung abgeschwemmt, 1 Stunde bei 60° abgetötet und dann 48 Stunden bei 37° C. der Autolyse überlassen wird. Nach Beendigung der Autolyse wird die Aufschwemmung durch sterile keimdichte Reichelfilter filtriert, auf Sterilität geprüft und schliesslich noch mit 0,5 Prozent Phenol versetzt. — Da bei diesem Verfahren nach Angabe von Neisser & Shiga örtliche Reaktionen völlig fehlen sollten, wurden die Injektionen bei den drei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach dieser Methode Behandelten am Unterarm vorgenommen. Es stellten sich aber bei allen sehr starke örtliche Entzündungserscheinungen ein, die direkt einen erysipelähnlichen Eindruck machten und von schmerzhafter Schwellung der Achseldrüsen begleitet waren. Die Allgemeinerscheinungen waren in einem dieser Fälle erhebliche (Temp. 39,5°, schweres Krankheitsgefühl, mehrmaliges Erbrechen, leichte Benommenheit, angeblich zeitweilige Amaurose), bei den beiden andern Fällen gering (Mattigkeit, Kopfschmerz, geringe Temperatursteigerung). Wegen der starken lokalen Erscheinungen wurde hier von einer zweiten Impfung abgesehen. Die Prüfung der bakteriolytischen Werte der Serumproben ergab je einmal einen Titer von 1 : 100, 1 : 50 und 1 : 20.

5. Die Immunisierung mit dem von Wassermann empfohlenen Impfpulver ergab wieder bessere Resultate. Das Impfpulver wird folgendermassen hergestellt: Die Kulturmasse von 6 gut bewachsenen, 24stündigen, schräg erstarrten Agarröhrchen wird mit je 30 ccm sterilen destillierten Wassers abgeschwemmt und in Kölbchen 24 Stunden bei 60° C. abgetötet. Nach Feststellung der Sterilität wird die Flüssigkeit 5 Tage bei 37° der Antolyse überlassen und dann durch Reichelkerzen filtriert. Das Autolysat wird bei 35° C. zum festen Rückstand eingedickt. Injiziert wurde 0,0017 g des Pulvers nach Lösung in physiologischer, mit 0,4 Prozent Phenol versetzter Kochsalzlösung; diese Menge entspricht dem Rückstand von 6 Normalösen (= 12 mg) Agarkulturmasse. Eine zweite Injektion des Impfpulvers konnte nicht vorgenommen werden, weil die sterile Herstellung des Impfstoffes, die schwierig ist, mehrmals misslang und die Behandelten später nicht mehr zur Verfügung standen. Die örtlichen Reaktionen verliefen bei den 6 mit dem Impfpulver Behandelten sehr milde und bestanden nur in geringer Rötung, Schwellung und Schmerzhaftigkeit. Als Allgemeinreaktion trat nur in einem Fall Temperatursteigerung (bis 37,6°) ein, die übrigen Fälle boten überhaupt keine krankhaften Allgemeinerscheinungen. Trotzdem waren nach der einmaligen Injektion deutliche Steigerungen des baktericiden Titers bei den Geimpften nachweisbar: zweimal wurden Werte von 1 : 50, dreimal solche von 1 : 100, einmal von 1 : 200 erreicht.

Die Agglutinationsverhältnisse der Sera der Geimpften wurden ebenfalls den beiden anfangs erwähnten Typhusstämmen gegenüber fortlaufend geprüft. Sie gingen zwar den bakteriolytischen Werten durchaus nicht immer parallel, gaben jedoch im allgemeinen dasselbe Bild: auch hier wurden erhebliche Titersteigerungen mit einer gewissen Regelmässigkeit nur bei den mit grossen Dosen des Agarimpfstoffes Behandelten gefunden.

Wertvoll für die Beurteilung der Wirksamkeit des Impfstoffes war der Umstand, dass bei einem aus Südwestafrika zurückgekehrten Ty-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

phus-Rekonvaleszenten ein Typhusstamm aus Blut und faeces gezüchtet werden konnte. Dieser südwestafrikanische Stamm wurde von dem Serum mehrerer Immunisierter ebenso hoch beeinflusst, wie die zur Herstellung des Impfstoffes verwendete Kultur, und zwar sowohl in Bezug auf Bakteriolyse wie in Bezug auf Agglutination.

Als Schlussfolgerungen aus diesen umfangreichen vergleichenden Untersuchungen, die von Kolle, Kutscher und dem Vortragenden ausgeführt wurden, lassen sich folgende Sätze aufstellen:

1. Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft bietet die Einverleibung möglichst grosser Mengen des abgetöteten Agar-Impfstoffes die meiste Aussicht auf Erzielung eines Impfschutzes dar. Dafür sprechen aktive Immunisierungsversuche an Tieren und die Ergebnisse der Beobachtungen am Menschen.

2. Da eine dreimalige Injektion steigender Dosen dieses Impfstoffes höhere und länger dauernde Immunitätsgrade verspricht, als ein- oder zweimalige, so ist sie, wo irgend durchführbar, anzuwenden. Für die Praxis wird die zweimalige Immunisierung mit 8—10tägigem Zwischenraume allerdings wohl deshalb meist genügen müssen, weil die Zeit für eine dreimalige Vorbehandlung nicht ausreicht. Die Dose der 1. Impfung soll 2 mg = 1 Oese, die der 2. Injektion 4 mg = 2 Oesen der abgetöteten Agarkulturmasse betragen. Sollte ausnahmsweise auf die Einspritzung der letzten Dosis gar keine allgemeine Reaktion erfolgt sein, so ist eine dritte Einspritzung von 6 mg = 3 Oesen zu empfehlen. Trotz erhöhter Dosis sind die zweiten und dritten Reaktionen lokal und allgemein nicht höher als die ersten.

3. Zur Erreichung einer länger dauernden Immunität scheint es notwendig zu sein, gute allgemeine und lokale Reaktionen des Organismus zu erzielen.

Von der Benutzung kleiner Dosen des Agarimpfstoffes (weniger als 1 Oese) ist abzuraten, weil durch sie genügend hohe Steigerungen der spezifischen Schutzstoffe im Blute der Geimpften nicht erreicht werden.

4. Die Verwendung von Bouillonkulturen ist unter anderm aus technischen Gründen (Kontrolle der Reinheit des Impfstoffes) nicht empfehlenswert. Auch bezüglich des Wassermannschen Impfpulvers müsste die Herstellungstechnik wesentlich vereinfacht werden, ehe es zu Immunisierungen in der Praxis empfohlen werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera.

Von Prof. Dr. **L. Brieger,** Geh. Medizinalrat, Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Nachdem der Herr Voredner die wissenschaftlichen Grundlagen der Typhusschutzimpfung erörtert hat, will ich hier nur jene Untersuchungen skizzieren, welche von mir und meinen Mitarbeitern auf diesem Gebiete und dem demselben so nahestehenden der Choleraschutzimpfung ausgeführt worden sind.

Auf der Naturforscher-Versammlung zu Heidelberg im Jahre 1889 habe ich bereits auseinandergesetzt, dass in erster Linie der Chemismus der Bakterien es ist, und zwar die Bildung spezifischer Giftstoffe, von mir Toxine genannt, welche die für den menschlichen und tierischen Organismus so verderbliche Tätigkeit bedingt.

Im Verein mit Wassermann und Kitasato wies ich dann unter anderem nach, dass Cholera- und Typhusbazillen, welche durch Erhitzung abgetötet sind, Meerschweinchen injiziert, diesen Tieren einen monatelang dauernden, beträchtlichen Impfschutz zu gewähren imstande sind. Die im Jahre 1890 von Carl Fraenkel und mir erzielten günstigen Ergebnisse einer Schutzimpfung gegen Diphtherie, nach mechanischer Bearbeitung des Erregers dieser Krankheit, liessen es wünschenswert erscheinen, auch die dort erprobten Verfahren auf die Typhusbazillen zu übertragen. So dampften wir Typhusbazillenkulturen bei 40° C., 50° C. usw. ein und fällten dann mit Alkohol. Auf diese Weise erhielten wir auch ein für praktische Zwecke handliches Impfpulver. Im Gegensatz zu den Toxalbuminen des Wundstarrkrampfes und der Diphtherie erwies sich das Toxalbumin des Typhus als äusserst schwer zerstörbar. Übrigens übte das Blutserum derartig künstlich geschützter Tiere ausser Schutz- auch noch Heilwirkung aus.

Meine anderweitigen Bestrebungen, die spezifisch wirksamen Substanzen der Bakterien zu isolieren, führten mich dazu, meine für längere Zeit unterbrochenen Studien über die Typhus- und Cholerabazillen wieder aufzunehmen.

Ich fühlte mich um so eher dazu veranlasst, als gerade unsere afrikanischen Kolonien in letzter Zeit von Typhus heimgesucht wurden, und bei der Unmöglichkeit einer exakten Durchführung hygienischer Massnahmen infolge des gegenwärtig daselbst herrschenden Aufstandes, der Besitz eines möglichst schonenden Immunisierungsverfahrens als Schutz für das Einzelindividuum gegen jene Geissel der Menschheit durchaus erforderlich erscheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst entzog ich, im Verein mit Schütze, mittels eines chemischen Verfahrens, den Leibern lebender Typhusbazillen eine Substanz, welche in dem Blute der Versuchstiere spezifische Agglutinine und Präcipitine erzeugt, welche aber ausser stande ist, schützende Eigenschaften zu entfalten. Damit war unwiderleglich festgestellt, was verschiedene Forscher auf andern Wegen als höchst wahrscheinlich angenommen hatten, dass bei Typhus Agglutination mit Impfschutz nichts zu tun hat.

In ähnlicher Weise und, um vergleichende Werte zu haben, nach andern schon bekannten Methoden, verarbeitete nun Mayer auf meine Veranlassung lebende Cholerabazillen und erhielt hierbei ziemlich hohe baktericide, aber geringe, agglutinierende Werte des Blutserums der damit behandelten Tiere (Kaninchen).

Frühere Beobachtungen beim Studium der Bakterienprodukte hatten mich belehrt, dass dieselben äusserst zerbrechlich und hinfällig sind. Daher nahm ich auch an, dass die bisherigen Methoden, aus abgetöteten oder sonstwie stark geschädigten Bakterien Schutzkörper herzustellen, keine ursprünglichen, aktiven Prinzipien zeitigen könnte.

Ich veranlasste deshalb Mayer, auch weiterhin mit lebenden Bakterien Versuche anzustellen, und schlug dazu die Ausschüttelung derselben mit destilliertem Wasser bei Zimmertemperatur vor, in der Erwartung, dass hier nur die wenig eingreifende Osmose eine Auslaugung der im Bakterienleibe aufgestapelten Stoffwechselprodukte zuwege bringen würde, ohne damit aber die Bakterien und ihre ursprünglichen Produkte selbst zu schädigen. Mayer schüttelte nun bei gewöhnlicher Zimmertemperatur Cholerabazillen mit destilliertem Wasser sechs bis achtundvierzig Stunden lang und filtrierte diese Flüssigkeit durch Pukallfilter. Durch Impfung von Kaninchen mit diesem keimfreien Filtrat erhielt er einen baktericiden Titer von mehr als 1 : 1000 und Agglutinationswert von 1 : 100 respektive 1 : 200.

Ich und Mayer haben nun auch lebende Typhusbazillen mit dieser Schüttelmethode behandelt und zum Vergleich das Verfahren der Autolyse bei Brut- und Zimmertemperatur herangezogen. Der Schutzwert war nach allen diesen Methoden ziemlich gleich; das Produkt der Autolysate aber im Gegensatz zu dem nach unserer Schüttelungsmethode gewonnenen Schutzmaterial stark giftig. Der Vorteil unserer Schüttelungsmethode besteht also darin, dass damit nur die für die Immunisierung wichtigen Substanzen aus lebenden Bakterien losgelöst werden, während die für eine spezifische Immunisierung unbrauchbaren, ja direkt schädlichen Substanzen, welche der Zellmembran und Nährbodenresten entstammen, hierbei nicht in Lösung gehen. Daher ist auch die Autolyse von Bakterien, wie sie zuerst von Conradi

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behufs Darstellung von Schutzflüssigkeiten empfohlen wurde, und wie z. B. Wassermann sie nach Zusatz von destilliertem Wasser zu Typhusbazillen im Brutschrank bei 37° C. fünf Tage hindurch sich vollziehen liess, nicht in Parallele zu stellen mit unserer Schüttelungsmethode.

Vor einiger Zeit stellte die Medizinalverwaltung des Kgl. preuss. Kriegsministeriums als Anforderung an ein brauchbares Impfverfahren bei Typhus folgende Punkte auf:

1. Einfachheit und Geringfügigkeit des Eingriffs bei Ausführung der Impfung.

2. Möglichst geringfügige, keinesfalls länger andauernde Gesundheitsstörungen im Gefolge der Impfung.

3. Eine Steigerung der Schutzstoffansammlung im Körper des Geimpften von solcher Grösse und Ausdauer, dass zum mindesten eine Herabsetzung der Erkrankung und Sterbegefahr unzweifelhaft werde.

Infolgedessen veranlasste ich meine beiden Mitarbeiter, Herrn Oberstabsarzt Dr. Bassenge und Herrn Dr. Martin Mayer, das nach unserer Schüttelungsmethode aus Typhusbazillen erhältliche Filtrat zur aktiven Immunisierung von Menschen heranzuziehen, in dem Glauben, dass man dadurch den obigen Ansprüchen möglichst nahe komme.

Zunächst spritzten sich diese beiden Herren, sowie Herr Stabsarzt Dr. L. Bassenge unsere Schutzflüssigkeit selbst ein. Nachdem so die Unschädlichkeit derselben erwiesen war, erboten sich andere Ärzte und einige Angestellte meiner Anstalt freiwillig zu diesen Versuchen. Die Herren Bassenge und Mayer fassen nun die Ergebnisse ihrer Untersuchungen dahin zusammen, dass der nach unserer Schüttelungsmethode mit destilliertem Wasser aus lebenden Typhusbazillen dargestellte und dann durch Pukallfilter filtrierte Impfstoff keimfrei, frei von Suspensionen, haltbar, dosierbar, gelblich und wasserklar ist, so dass selbst Laien dessen Reinheit beurteilen können, und ferner, dass durch die einmalige Injektion dieses Impfstoffes, welcher lokale und Allgemein-Reaktion nur in beschränkter Weise hervorruft, sich bakteriologische Stoffe in hohem Masse bilden, welche noch nach längerer Zeit nachgewiesen werden konnten.

Herr Stabsarzt Dr. Bischoff hat nun im amtlichen Auftrage diese Untersuchungen weiter fortgesetzt und wird über die Einzelheiten später selbst noch berichten. Herr Stabsarzt Dr. Bischoff hat mich nun autorisiert, vorläufig mitzuteilen, dass er, in Übereinstimmung mit den Herren Bassenge und Mayer, gefunden hat, dass die örtliche und allgemeine Reaktion nach unserer Immunisierungsmethode sehr gering ist; ja, dass zuweilen überhaupt kaum eine Störung des Allgemeinbefindens bei den Geimpften zur Wahrnehmung kam. Trotzdem wurden bei einigen ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

impften Personen Bakteriolysine von hohem, bei andern von geringerm Werte produziert. Der Grad des bakteriolytischen Titers ging nicht mit der Reaktion parallel. Der Agglutinationstiter war zuweilen infolge der Impfung erheblich gesteigert (bis 2000), ohne dass der bakteriolytische Titer nennenswert erhöht wird, um aber nach wenigen Tagen zu verschwinden. Irgend eine Regelmässigkeit in diesem Verhalten war jedoch nicht zu beobachten. Der Impfstoff war bei wiederholten Prüfungen, selbst recht grosser Quantitäten desselben, stets steril, verträgt aber nicht stärkere Eingriffe physikalischer und chemischer Natur. Dieser Impfstoff ist äusserst aktiv, selbst wenn die örtliche Reaktion ganz geringfügig ausfiel, denn nach der Einverleibung desselben wird das Körpergewicht beeinträchtigt, der Appetit liegt nicht selten darnieder, zuweilen ist auch eine abführende Wirkung beobachtet worden. Diese Erscheinungen gehen aber bald wieder vorüber.

Schliesslich habe ich selbst 40 ccm unseres Typhusschutzstoffes, aus acht vollgiftigen Typhuskulturen dargestellt, innerhalb anderthalb Monaten, und dann noch Herr Dr. Laqueur 15 ccm innerhalb zehn Tagen innerlich genommen. Doch weder nach Abstumpfung der sauern Magenreaktion durch gleichzeitigen Alkalizusatz, noch nach grösseren Gaben auf einmal — ich habe 15 ccm dieses Schutzstoffes, entsprechend drei vollgiftigen Typhuskulturen, in einer Portion verschluckt — wurde die bakteriolytische oder agglutinierende Kraft des Blutes erhöht.

Die Annahme, dass aus der Höhe des baktericiden Titers allein ein Rückschluss auf die Verleihung eines wirksamen, allgemeinen Schutzes gestattet sei, erscheint nach den Arbeiten von Stern, Jürgens u. a. nicht mehr zulässig, seitdem diese Autoren Patienten ihrer Beobachtung, trotz des hohen baktericiden Schutzwertes des Blutes derselben gegen Typhus, von neuem am Typhus erkranken sahen.

Einen absolut zuverlässigen, exakten wissenschaftlichen Massstab zur experimentellen Beurteilung, ob eine Schutzimpfung gegen Typhus und wohl auch gegen Cholera in der Tat eine Ansteckung damit praktisch ausschliesst, besitzen wir also vorläufig nicht.

Wir werden daher nur auf Grund statistisch festgelegter praktischer Ergebnisse ein endgültiges Urteil abgeben können über präventive Schutzimpfungen gegen Typhus, Cholera, Pest usw., sowie gegen Tierkrankheiten, wie z. B. Schweinepest u. a., bei welchen wir auch in meinem Laboratorium der Anstalt für Wasserheilverfahren Versuche nach unserer Schutzimpfungsmethode vorgenommen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die spezifischen Blutveränderungen bei Typhus-Rekonvaleszenten, im besonderen bei Angehörigen der Schutztruppe.

Von Stabsarzt Dr. **Kutscher**, Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Ehe ich auf das eigentliche Thema meines Vortrages eingehe, möchte ich zum besseren allgemeinen Verständnis in aller Kürze einige Punkte berühren, welche wir heute als die Grundlagen der allgemeinen Lehre von der Immunität ansehen müssen. Sie wissen, dass es eine den Ärzten und, wie ich wohl annehmen darf, grösstenteils auch den Nichtärzten bekannte Tatsache ist, dass in der Regel gewisse Infektionskrankheiten, von denen ich hier nur zum Beispiel den Typhus, die Cholera oder die Pest nennen will, den Menschen nur einmal befallen. Wenn wir uns nun fragen, wie dies zu erklären ist, so werden wir logischerweise immer wieder darauf zurückgeführt werden, dass während der Krankheit selbst, während die Infektion als solche auf natürliche Weise abläuft, in dem infizierten Organismus Vorgänge, vielleicht kompliziertester Art, stattfinden, welche dem wieder gesundeten Körper einen mehr oder weniger ausgesprochenen Schutz gegen die nochmalige spätere Infektion mit derselben Bakterienart zu verleihen imstande sind. Den Endeffekt dieser Lebensvorgänge während des Infektionsverlaufs bezeichnen wir im allgemeinen als Immunität. Es hat natürlich hier, wie überall, nicht an Theorien gefehlt, welche sich bemüht haben, das Zustandekommen der Immunität in mehr oder weniger glücklicher Weise zu erklären. Wir sind jedoch über diese Vorgänge lange Zeit vollständig im unklaren gewesen, bis durch die für die Immunitätslehre bahnbrechende Entdeckung R. Pfeiffers im Jahre 1896 uns ein Einblick in das Wesen der sich beim Zustandekommen der Immunität abspielenden Vorgänge verschafft wurde. Pfeiffer fand bekanntlich im Rekonvaleszentenserum zuerst einen ganz bestimmten spezifischen Schutzkörper, welcher, zusammen mit einer gewissen Menge der die bestimmte Infektionskrankheit auslösenden Bakterien in die Bauchhöhle gesunder Meerschweinchen gebracht, noch in einer ziemlich beträchtlichen Verdünnung des Serums die betreffenden Bakterien im Meerschweinchenkörper vollständig zur Auflösung brachte und das infizierte Tier vor dem sonst sicheren Tode schützte. Diese Schutzkörper nannte Pfeiffer Bakteriolysine. Die bakteriolytische Eigenschaft der Rekonvaleszenten war, wie schon erwähnt, eine streng spezifische, d. h. ein Typhus-Rekonvaleszentenserum brachte

nur Typhusbakterien, ein Choleraserum nur Choleravibrionen usw. zur Auflösung. Es handelte sich hier nicht, wie ich noch besonders betonen möchte, etwa um antitoxische Körper, welche die im Tierkörper etwa wirksam werdenden Typhustoxine zu paralysieren imstande waren, sondern um Körper, welche, direkt an die Bakterienzelle als solche verankert, diese zur Auflösung brachten. Zu diesem zuerst bekannt gewordenen Schutz- oder Antikörper sehen wir dann die Forschung in verhältnismässig schneller Reihenfolge als weitere die von Gruber und Durham entdeckten Agglutinine und schliesslich die Präcipitine hinzufügen. Alle diese sogenannten Antikörper sind voneinander durch verschiedene, seither eingehendst studierte Eigenschaften, wie Thermolabilität, Zeitpunkt des Auftretens im Serum, ihre Beziehungen zu der spezifischen Bakterienart usw. streng zu trennen und wohl charakterisiert.

Wenden wir uns nun dem Vorkommen und Auftreten dieser spezifischen Substanzen im Blutserum Typhuskranker und -Rekonvaleszenten zu, so sehen wir zunächst, dass die Agglutinine in der Regel hier schon im Verlauf der zweiten Krankheitswoche zuerst nachgewiesen werden können. Ganz anders verhalten sich zeitlich in ihrem Auftreten die spezifischen Typhusbakteriolysine. Diese können wir während der Krankheit selbst in der Regel nicht nachweisen, sondern erst in der Rekonvaleszenz, und oft erst in einem ziemlich späten Stadium der letzteren. Wenn ich vom Nachweise der Bakteriolysine spreche, so habe ich hier speziell den Nachweis durch den Tierversuch, den sogenannten Pfeifferschen Versuch im Auge. Ich werde mir gestatten, auf diesen Punkt nachher noch kurz zurückzukommen. Wenn wir uns nun die Werte der Agglutinine und Bakteriolysine — von den Präcipitinen will ich hier absehen — in Gestalt einer Kurve während des ganzen Krankheitsverlaufs und der Rekonvaleszenz des Typhus aufgezeichnet denken, dann sehen wir, dass die Kurve der Agglutinine mit derjenigen der Bakteriolysine nicht zusammenfällt. Die Agglutinin-Kurve erreicht ihre Acme in der Regel bereits ganz im Beginn der Krankheit, während der Gipfel der Bakteriolysin-Kurve fast ausnahmslos erst in das Stadium der oft weit vorgeschrittenen Rekonvaleszenz fällt. Da die Agglutinine ihren Höhepunkt also in der Regel schon in den ersten Stadien des Typhus abdomnialis voll erreicht haben, wo von dem Zustandekommen der durch den Ablauf der Infektion bedingten Immunität natürlich noch keine Rede sein kann, so geht hieraus schon, ebenso wie aus andern Erwägungen hervor, dass die Agglutinine nicht in unmittelbarer Beziehung zur Immunität stehen können.

Die im Tierversuch nachweisbaren Bakteriolysine nun entstehen, wie schon betont, im Gegensatz hierzu, erst im Verlauf der Rekon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

valeszenz. Ihre Kurve steigt ziemlich steil an, um dann allmählich nach vorübergehendem kurzen, steilen Abfall ganz langsam, im Verlauf oft vieler Monate, wieder abzufallen. Bei der Betrachtung dieses Verlaufs der Bakteriolysin-Kurve wird sich einem nun unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob denn nun nicht mit dem Verschwinden dieser Schutzkörper auch die natürlich erworbene Immunität wieder verschwindet. Dem ist wohl nicht so. Wir sehen ja häufig genug, dass diese natürliche Immunität infolge einmal überstandener Infektion viele Jahre, oft für das ganze Leben anhält. Die Erklärung für diese Erscheinung ist wohl darin zu suchen, dass der infizierte Organismus infolge der spezifischen Veränderungen seiner Organzellen während des Infektionsvorganges es gelernt hat, auch später noch, wenn für uns die Antikörper mit unsern heutigen Methoden nicht mehr nachweisbar sind, selbst auf den minimalsten spezifischen Reiz hin mit der maximalen Bildung von Antikörpern zu reagieren. Durch den Tierversuch, der in diesem Falle wohl auch einigermassen berechtigte Schlüsse auf die Vorgänge im menschlichen Organismus erlaubt, ist dieses wenigstens nachgewiesen. Wassermann fand bekanntlich, dass ursprünglich hoch gegen Typhus immunisierte Kaninchen, welche lange Zeit, wenn ich nicht irre, nahezu ein Jahr lang, nicht weiter behandelt waren und ihren ursprünglichen hohen Serumtiter vollständig eingebüsst hatten, auf intravenöse Injektionen geringster Mengen von Typhusbakterien, $^1/_{100}$ Normalöse und weniger, in der Weise reagierten, dass ihr Serum schon nach einmaliger Injektion wieder die früheren spezifischen Antikörper aufwies. Die Vorgänge im menschlichen Organismus, wie sie sich bei der nach natürlichen Infektionen vorkommenden Immunität abspielen, haben wir uns vielleicht in ähnlicher Weise zu erklären.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch mit ein paar kurzen Worten auf den Nachweis der Bakteriolysine selbst eingehen. Ich sprach bisher immer von dem Nachweis der Bakteriolysine mittels des Tierversuchs. Nun ist es Ihnen bekannt, dass seit einiger Zeit von einigen Forschern der Nachweis der Bakteriolysine im Typhuskranken- und Rekonvaleszenten-Serum erstrebt wird unter Umgehung des Tierkörpers durch den sogenannten baktericiden Reagensglasversuch. Hierzu sei bemerkt, dass die Zuverlässigkeit dieser Methode, deren genauere Beschreibung sich wohl erübrigt, und die ja an und für sich, zum Beispiel allein infolge ihrer Billigkeit, vor dem Tierversuch unbestreitbare Vorzüge, haben würde, durch neuere, von den Herren Dr. Töpfer und Dr. Jaffé auf der Abteilung von Herrn Prof. Kolle im Institut für Infektionskrankheiten ausgeführte, bisher noch nicht veröffentlichte Untersuchungen, doch wesentlich in Frage gestellt zu sein scheint. Die genannten Autoren fanden zunächst, dass sich die mittels des Pfeifferschen

Versuchs und des Reagensglasversuchs gefundenen baktericiden Werte eines Typhus-Rekonvaleszenten- bezw. -Kranken-Serums in der Regel durchaus nicht deckten. Der Pfeiffersche Versuch liess während der eigentlichen Krankheit Bakteriolysine immer beinahe ganz vermissen, während im Reagensglasversuch zu dieser Zeit fast ausnahmslos schon hohe baktericide Titer in dem betreffenden Serum nachweisbar waren. Genau das Umgekehrte sehen wir im Stadium der Rekonvaleszenz. Hier gibt der Tierversuch höhere Werte, der Reagensglasversuch geringe. Bei Paratyphussera zeigte im Rekonvaleszenzstadium, ebenso wie im Krankheitsstadium der Reagensglasversuch niemals irgendwelche, auch nicht die geringste Beeinflussung der spezifischen Bakterien, während diese letztere im Tierversuch beim Rekonvaleszentenserum immer deutlich zutage trat. Analog war der Ausfall der Proben mit Seris künstlich hoch gegen Typhus und Paratyphus immunisierter Kaninchen. Aus diesen Untersuchungen von Töpfer und Jaffé, welche an einem umfangreichen Material vorgenommen sind, scheint doch mit einiger Deutlichkeit hervorzugehen, dass wir vorläufig noch zum Nachweis der spezifischen Bakteriolysine immer nur eine absolut zuverlässige Methode besitzen, nämlich den Tierversuch. Wir müssen daran festhalten, dass der Tierkörper uns das feinste Reagens für die spezifische Einwirkung der Bakterien darstellt.

Wir haben deshalb zum Studium der Blutveränderungen einer Anzahl von Typhus-Rekonvaleszenten, welche aus Südwestafrika zurückgekehrt waren, aus diesen Gründen uns stets des Pfeifferschen Versuchs bedient. Die genannten Untersuchungen, welche wir mit Genehmigung des Kgl. Preuss. Kriegsministeriums und des Oberkommandos der Schutztruppe an 30 Typhus-Rekonvaleszenten, Angehörigen der Schutztruppe, im Dezember vorigen und Januar dieses Jahres im Institut für Infektionskrankheiten vornehmen konnten, waren für uns deshalb um so wertvoller, weil sie uns einen sehr interessanten Vergleich boten zwischen den Schutzwerten, wie sie nach der natürlichen Typhusinfektion auftreten, und solchen, wie wir sie bei gegen Typhus schutzgeimpften Leuten beobachtet hatten. Die Untersuchungen ergaben nun folgendes: Je länger die Typhusinfektion zurücklag, desto geringer waren im allgemeinen die noch nachweisbaren Schutzstoffe. So fanden sich bei einem Serum, das anderthalb Monate nach dem Ablauf der Erkrankung untersucht werden konnte, noch baktericide Titer von 1 : 800 bis 1 : 1000. Nach sechs bis sieben Monaten waren in der Regel die baktericiden Titer der Rekonvaleszentensera soweit gesunken, dass sie in der Mehrzahl der Fälle kaum den Titerstand normaler menschlicher Sera überragten. Diese Werte schwankten natürlich in mehr oder weniger weiten Grenzen. So fand sich einmal nach

vier Monaten Rekonvaleszenz noch ein Titer von 1 : 500, ein andermal nach fünf Monaten noch ein solcher von 1 : 100. Schwere und länger dauernde Typhusinfekte zeitigten im allgemeinen auch höhere baktericide Schutzwerte im Serum der Befallenen gegen den Eberth-Gaffkyschen Bazillus als leicht und schnell verlaufende Infektionen. Es fanden sich natürlich auch Ausnahmen von dieser wohl nur in allgemeinen Grenzen zu beobachtenden Regel. Gewöhnlich waren die baktericiden Werte im Serum künstlich Immunisierter, Schutzgeimpfter, etwas höher, als diejenigen der Rekonvaleszenten. Hierbei ist jedoch nicht zu vergessen, dass bei den Schutzgeimpften die Untersuchung meist nur kurze Zeit nach der Impfung stattfand. In den Fällen, wo Gelegenheit vorhanden war, Schutzgeimpfte längere Zeit nach der Impfung zu untersuchen, entsprachen die Titer zeitlich ungefähr denjenigen der Rekonvaleszentensera. Hieraus ergeben sich naturgemäss wiederum wichtige Fingerzeige für den Termin der etwaigen Nachimpfung, um die Antikörper nicht ganz aus dem Blut verschwinden zu lassen, sowie für die ungefähre voraussichtliche Dauer des Impfschutzes. Wir dürfen bei der Beurteilung dieser Befunde indessen nicht vergessen, dass auch bei der natürlichen Infektion, ebenso wie bei der künstlichen aktiven Immunisierung, es unter einer grösseren Reihe von untersuchten Individuen immer eine gewisse Anzahl geben wird, die nicht imstande sind, in ihrem Orgnismus selbsttätig, aktiv, die nötigen Schutzstoffe zu produzieren. Es wird daher nicht wundernehmen dürfen, dass gerade, wie nach dem natürlich überstandenen Typhus Wiederinfektionen zuweilen vorkommen, so auch Erkrankungen an Typhus trotz künstlicher Immunisierung auftreten können. Es ist aus diesem Grunde ebenfalls stets betont worden, dass die Typhus-Schutzimpfung keinen absoluten, sondern nur einen relativen Schutz gegen die Typhusinfektion gewähren kann. Das Vorkommen der spezifischen Bakteriolysine im Blute von Typhus-Rekonvaleszenten und das Auftreten derselben Stoffe im Serum künstlich Immunisierter vermittelt unzweifelhaft den unmittelbaren Zusammenhang zwischen natürlicher und künstlicher Immunität. Es lassen sich jedenfalls aus der absoluten Höhe der Bakteriolysine nicht in allen Fällen bindende Schlüsse über die Höhe der absolut erreichten Immunität ziehen. Das Auftreten der Bakteriolysine gibt aber in allen Fällen den Indikator dafür ab, dass in dem betreffenden Organismus die Hilfskräfte gegen das Eindringen der spezifischen Krankheitserreger bereitgestellt sind.

Von grösstem Werte war es daher für uns, dass es gelegentlich der genannten Untersuchungen möglich wurde, aus den Faeces zweier Rekonvaleszenten, sogenannter Bazillenträger, zwei Typhusstämme zu isolieren, die von dem Serum der von uns Schutzgeimpften in demselben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Masse baktericid beeinflusst wurden wie von demjenigen der Rekonvaleszenten selbst. Umgekehrt zeigten sämtliche Typhus-Rekonvaleszenten-Sera der Schutztruppenangehörigen eine deutliche Einwirkung auf verschiedene Typhusstämme, welche im Institut für Infektionskrankheiten fortgezüchtet wurden, insbesondere denjenigen Stamm, welcher zur Herstellung des Typhusimpfstoffes gedient hatte. Hierdurch waren bis zu einem gewissen Grade die Aussichten auf den Erfolg der Schutzimpfungen unter günstige Auspizien gestellt.

An diese Untersuchungen schloss sich eine Reihe von Untersuchungen eines Teiles derselben Rekonvaleszenten-Sera auf Paratyphus-Schutzkörper an. Wir konnten in keinem der untersuchten Fälle diese letzteren feststellen. Wenn auch hiermit nicht etwa der Beweis geliefert werden konnte, dass Paratyphus im Schutzgebiet nicht vorkommt, so wird diese letztere Annahme, abgesehen davon, dass meines Wissens niemals der bakteriologische Nachweis der Paratyphusbakterien im südwestafrikanischen Schutzgebiet erbracht worden ist, durch die genannten Untersuchungen nicht gerade unwahrscheinlich.

Hiermit wäre ich am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Wenn diese auch vielleicht weniger von speziell tropen-medizinischem Interesse waren, so hoffe ich doch, mit ihnen zu einem Teile eine Ergänzung zu den speziellen Ausführungen meiner Herren Vorredner über die Typhus-Schutzimpfungsfrage gegeben zu haben.

Ueber die Entstehung und Verbreitung des Typhus in Südwestafrika, sowie über die bisher erzielten Erfolge der Schutzimpfung.

Von Oberstabsarzt Dr. **Steudel**, Berlin.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Es dürfte vielleicht von Interesse sein, das erste Auftreten des Typhus in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet etwas näher zu betrachten. Vor 1897 war diese Krankheit in dem dünn bevölkerten Lande unbekannt. In diesem Jahre brachten Arbeiter, welche zum Bau der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk angeworben waren, den in Südafrika endemisch herrschenden Typhus aus der Kapkolonie nach Swakopmund; es entstand Ende des Jahres 1897 und anfangs 1898 die

erste kleine Typhus-Epidemie in Swakopmund. In den folgenden Jahren kamen nur vereinzelte Fälle vor. Zu weiteren Epidemien kam es aber in Swakopmund im Frühjahr 1901 und im Frühjahr 1902.

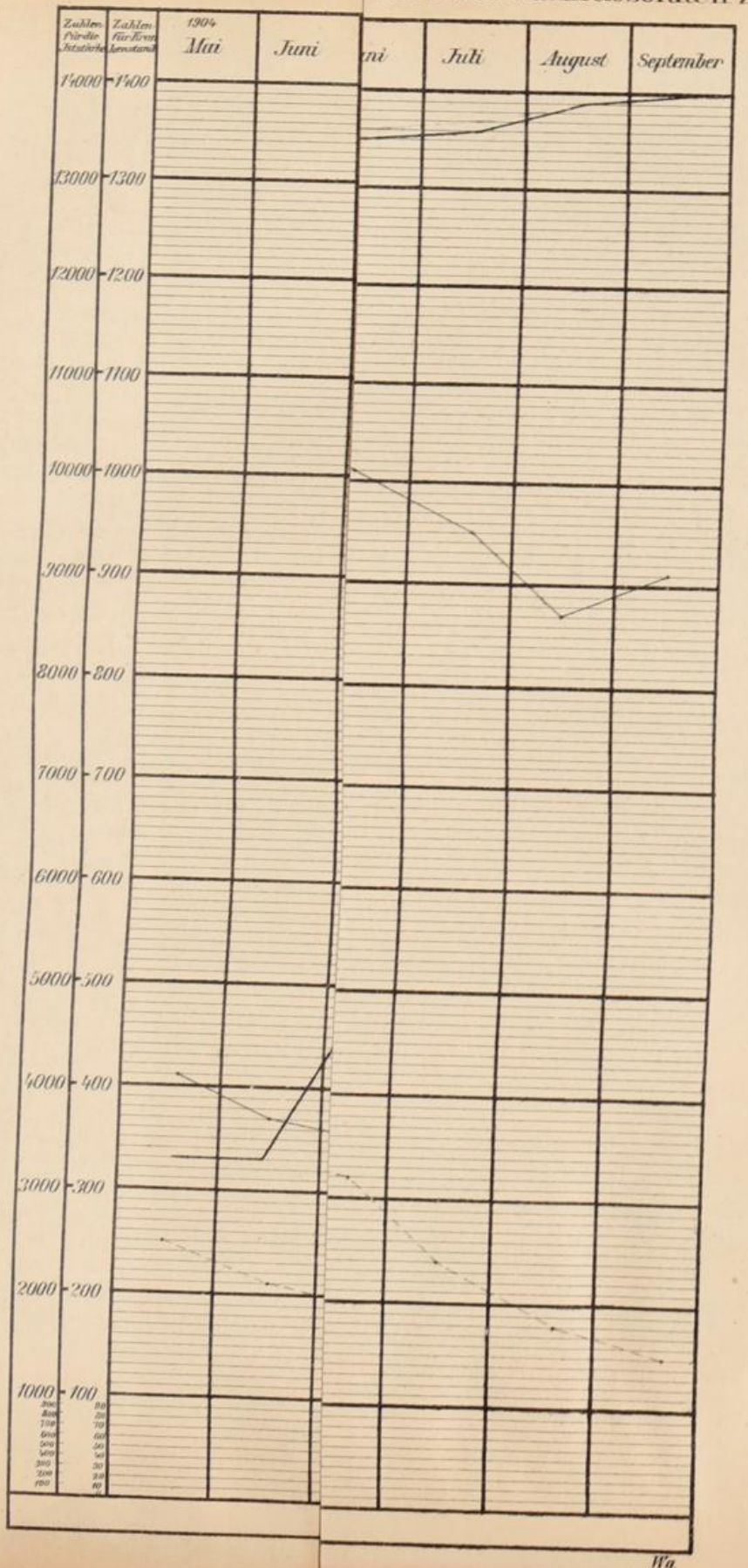
Der Typhus wurde bei seinem ersten Auftreten in Swakopmund zunächst nicht als solcher mit Sicherheit erkannt; es mögen dafür wohl zwei Gründe mitgespielt haben: Erstens war Swakopmund schon früher als ein wegen seines feuchtkalten Klimas zu fieberhaften Darmkatarrhen prädisponierender Ort bekannt, so dass man den fieberhaften Darmkatarrhen dort geradezu den Namen Swakopmunder Krankheit beilegte, und zweitens war die Diagnose des Typhus dadurch erschwert, das es sich in vielen Fällen nicht um reinen Typhus, sondern, wie das auch in andern tropischen und subtropischen Ländern häufig ist, um eine Kombination von Typhus und Malaria, das schon oft umstrittene Malariatyphoid, gehandelt hat. Auch jetzt ist von mehreren Truppenärzten das häufige gemeinsame Vorkommen von Typhus und Malaria in demselben Kranken wieder betont worden.

Die Zahl der Krankheitsfälle in den einzelnen Epidemien Swakopmunds war keine sehr grosse. In der schwersten Epidemie, welche vom Dezember 1901 bis Juli 1902 dauerte, betrug die Gesamtzahl der ärztlich beobachteten Fälle nach einem Berichte des damaligen Regierungsarztes, Stabsarzt d. L. Dr. Richter, 64 Krankheitsfälle, darunter 45 unter Europäern, 19 unter den Eingeborenen. Da die weisse Bevölkerung des Bezirks von Swakopmund damals etwa 700 Köpfe stark war, betrug die Typhus-Morbidität dieser Epidemie bei den Europäern 6,4 Prozent. Ungewöhnlich gross war in der fraglichen Epidemie die Zahl der Komplikationen: in 22 Fällen, und zwar elfmal bei Europäern und eben so oft bei Eingeborenen, ist Lungenentzündung als Begleiterscheinung des Typhus genannt, von andern Komplikationen sind katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes, der Luftröhre und Lungen, Perforations- und Milzabszess aufgeführt, und besonders hervorzuheben ist, dass auch skorbutartige Blutungen und Zahnfleisch-Schwellungen damals in Swakopmund während des Typhus aufgetreten sind. Man kann also die Kombination von Skorbut mit Typhus, welche auch unter den südwestafrikanischen Truppen in letzter Zeit sehr häufig war, nicht ausschliesslich durch eine der Erkrankung vorhergegangene einförmige Ernährung im Felde erklären, da von solcher in Swakopmund zur Zeit der Typhusepidemie vom Jahre 1902 kaum die Rede sein kann.

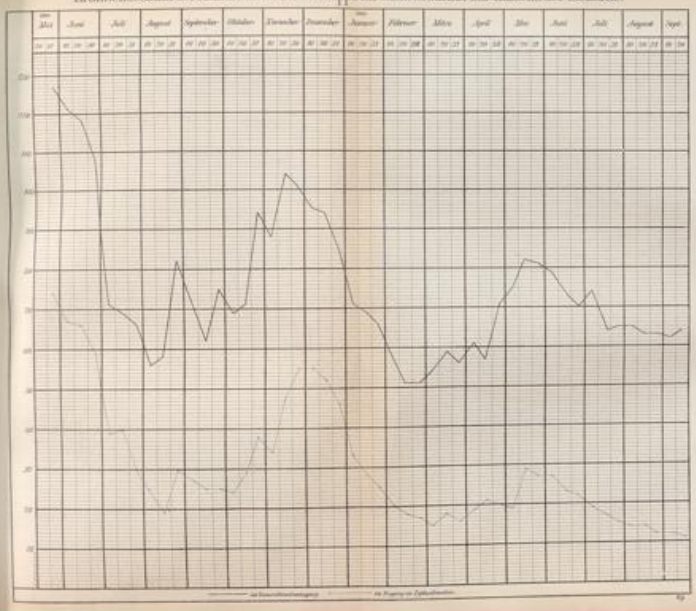
Entsprechend den vielen und schweren Komplikationen war auch die Mortalität der Typhusepidemie vom Jahre 1902 eine sehr hohe, sie betrug bei den erkrankten Europäern 24,4 Prozent, bei den Eingeborenen sogar 47,4 Prozent. Diese letztere Zahl dürfte allerdings kein zutreffendes Bild von der Schwere der unter den Eingeborenen herrschenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

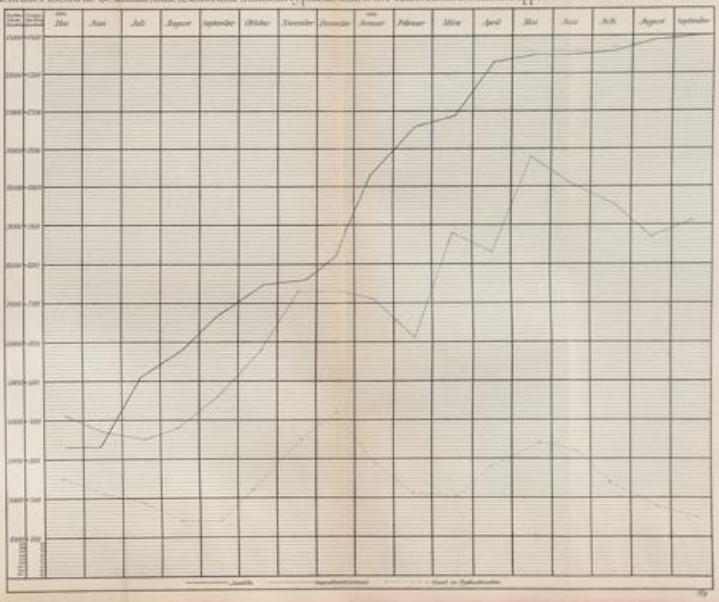
…bersicht über Iststärke Gesa…südwestafrika in absoluten Zahlen.



Krankenbestand der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika auf Tausend der Iststärke.



Übersicht über Iststärke, Gesamtkrankenstand und Stand an Typhuskranken der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika in absoluten Zahlen.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Epidemie geben, weil sehr wahrscheinlich die leichteren Typhuserkrankungen der Eingeborenen nicht in Lazarettbehandlung und wohl überhaupt nicht zur Kenntnis des Regierungsarztes gekommen sind, während die schweren Fälle oft erst im letzten hoffnungslosen Stadium der Krankheit zum Arzt gebracht wurden. Die relativ geringe Zahl der behandelten Eingeborenen im Vergleich zu derjenigen der erkrankten Europäer lässt in dieser Richtung schon Schlüsse ziehen. Aber auch die bei den Europäern berechnete Mortalität von 24,4 Prozent ist eine sehr hohe, wie sie jetzt im südafrikanischen Feldzuge selbst in den am weitesten vorgeschobenen Feldlazaretten im allgemeinen nicht ganz erreicht wurde. Diese vorgeschobenen Feldlazarette haben deshalb die grösste Mortalität aufzuweisen, weil ihnen die Kranken der Feldtruppen oft erst nach langwierigen Fahrten auf Ochsenwagen oder Eselkarren in elendem Zustande zugehen. Die weiter rückwärts gelegenen Etappen-Lazarette hatten wesentlich geringere Mortalität, nämlich 3 bis 9 Prozent.

Alle Typhusepidemien in Swakopmund zeigten ein allmähliches Anschwellen und ebenso allmählichen Abfall und erstreckten sich über eine Reihe von Monaten. Nie war ein explosionsartiger Ausbruch einer Epidemie zu bemerken. In der genannten schwersten Epidemie 1901/02 verteilten sich die Zugänge der 64 Typhusfälle folgendermassen auf die einzelnen Monate:

Im	Monat	Dezember	1901	1	Europäer,	1	Eingeborener,	zus.	2
„	„	Januar	1902	6	„	3	„	„	9
„	„	Februar	„	11	„	13	„	„	24
„	„	März	„	7	„	0	„	„	7
„	„	April	„	6	„	0	„	„	6
„	„	Mai	„	9	„	2	„	„	11
„	„	Juni	„	5	„	0	„	„	5

Der erste Typhuskranke kam am 21. Dezember, der letzte am 13. Juni in Zugang.

Dieser Verlauf der Typhusepidemien in Swakopmund macht es wenig wahrscheinlich, dass das Trinkwasser als Quelle der Infektion zu beschuldigen ist. Swakopmund hat eine Wasserleitung, deren Wasser aus dem Bett des Swakop entnommen wird. Dieser Fluss hat einen unterirdischen Lauf und kommt nur selten im Laufe mehrerer Jahre einmal an die Oberfläche. In seinem Bette sind Brunnen gegraben, aus welchen die Wasserleitung für Swakopmund durch Motorbetrieb gespeist wird. Das Leitungswasser wurde während der Typhusepidemien in Swakopmund mehrfach bakteriologisch untersucht und immer einwandsfrei gefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In welcher Weise die Infektion in Swakopmund erfolgte, dafür geben uns die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse nähere Anhaltspunkte. Immer fiel der Höhepunkt der Epidemien in Swakopmund auf die ersten Monate des Jahres, ihr Anfang auf November, Dezember oder Januar. Die Zeit vom November bis Mai entspricht aber in Südwestafrika der heissen und zugleich feuchten Jahreszeit. In Swakopmund herrschen in dieser Zeit Nebel und feine Niederschläge, so dass die Luft und der Boden stets feucht sind. Es fiel also in Swakopmund, entgegen der Pettenkoferschen Theorie, das Anschwellen der Typhusepidemien stets zusammen mit der Regenzeit und mit dem Steigen des Grundwassers, während in der trockenen Jahreszeit keine oder nur vereinzelte Typhuserkrankungen vorkamen.

Weiteren Aufschluss gewinnen wir bei Betrachtung der lokalen Verhältnisse. Swakopmund ist seit 1897 aus einer ganz kleinen Gemeinde hauptsächlich durch zwei grosse Unternehmungen, den Bau der Bahn nach Windhuk und durch den Molenbau, rasch zu einer ansehnlichen Arbeiter- und Handelsstadt herangewachsen. Die Arbeiter bestanden zum grossen Teile aus Negern, die in äusserst primitiven Verhältnissen lebten, und dies macht es begreiflich, dass bei den ausgedehnten Bodenarbeiten und bei dem raschen Wachsen der Stadt nicht die grösste Reinlichkeit herrschte. In dem während der feuchtwarmen Jahreszeit nie austrocknenden Strassenschmutz, welcher nicht selten mit Kot und Urin der eingeborenen Arbeiter vermengt war, konnten Typhusbakterien sich lange Zeit am Leben halten. An den Schuhen wurde dieser infektiöse Strassenkot in die Häuser getragen und gab so zu immer neuen Kontakt-Infektionen Veranlassung. In der trockenen Jahreszeit von Juni bis November mussten dagegen die Typhuskeime auf den ausgetrockneten Strassen der Stadt rasch zu Grunde gehen. So erklärt sich die Abhängigkeit der Typhusmorbidität in Swakopmund von den Jahreszeiten. Die Art der Ansteckung bestand in reiner Kontakt-Infektion.

Nachdem die Ursachen für die Einnistung des Typhus in Swakopmund und für sein nahezu alljährliches epidemisches Auftreten richtig erkannt waren, wurden entsprechende Massnahmen getroffen, um dem Uebel von Grund aus zu steuern. Es wurden für Eingeborene zahlreiche Aborte gebaut, an deren ausschliessliche Benutzung sie gewöhnt wurden; besonders in der Nacht musste durch eine strenge polizeiliche Überwachung dafür Sorge getragen werden, dass die Eingeborenen die Strassen nicht beschmutzten. Die Reinigung der Strassen und das Abfuhrwesen wurden geregelt, wobei die Abfuhr der Fäkalien besonderen Schwierigkeiten begegnete und nicht ohne namhafte Zuschüsse der Schutzgebietsverwaltung durchgeführt werden konnte. Die Reinhaltung aller Aborte und die Einhaltung der sonstigen hygienischen Vorschriften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde durch besondere Gesundheitskolonnen stetig überwacht. Schliesslich wurde ein für Südwestafrika bestimmter Schutztruppenarzt vor seiner Ausreise dahin längere Zeit in das Institut für Infektionskrankheiten kommandiert, mit der ausschliesslichen Bestimmung, die neue Kochsche Methode der Typhusbekämpfung praktisch kennen zu lernen und in Swakopmund zur Ausführung zu bringen. Der Zweck dieser Methode ist, alle Bazillenträger ausfindig zu machen und so lange unter Aufsicht zu halten, bis ihre Ausleerungen nicht mehr infektiös sind. Dieser Arzt war vom März 1903 bis in die neueste Zeit in Swakopmund tätig, die Kochsche Methode konnte er aber kaum mehr zur Anwendung bringen, weil die obengenannten hygienischen Massnahmen bereits den Erfolg gezeitigt hatten, dass die im Frühjahr 1903 wieder erwartete Typhusepidemie ausblieb. Es sind seit dieser Zeit in Swakopmund nur noch ganz wenige vereinzelte Typhusfälle beobachtet worden. Auch bei den abnormen Verhältnissen, welche der Aufstand in Südwestafrika für den Anfangs einzigen Landungsort gebracht hat, ist Swakopmund trotz der starken Anhäufung von Menschen, Tieren und Waren aller Art bis jetzt von einer neuen Epidemie verschont geblieben. Es ist das um so mehr bemerkenswert, als gerade in Swakopmund seit der Verbreitung des Typhus unter den Truppen viel infektiöses Typhusmaterial sich angehäuft hat, denn es sind nicht nur eine Anzahl von Typhuserkrankungen, deren Infektion im Innern des Landes erfolgt war, in Swakopmund zum Ausbruch gekommen, sondern es wurden auch sehr viele Typhusrekonvaleszenten in Swakopmund angesammelt, um, sobald sie frei von Typhuskeimen waren, in die Heimat befördert zu werden. Unter diesen Rekonvaleszenten wurde eine nicht geringe Anzahl von Bazillenträgern gefunden, welche für die Stadt deshalb, weil sie nicht mehr ans Bett gefesselt waren, eine besondere Infektionsgefahr bildeten.

Im Innern des Schutzgebietes war vor Beginn des Aufstandes nirgends eine Typhusepidemie aufgetreten. Wohl waren einige Typhusfälle von Swakopmund der Bahn entlang nach Karibib und Windhuk verschleppt worden, aber sie waren vereinzelt geblieben. In Karibib waren auch unter Eingeborenen einige Typhuserkrankungen zur Beobachtung gekommen, die ebenfalls, soweit bekannt, keine epidemische Ausbreitung gewonnen haben.

Sie werden wohl fragen, wo haben sich unsere Truppen mit Typhus infiziert, wenn bei Beginn des Aufstandes in ganz Südwestafrika kein Typhus war? Swakopmund kann wohl kaum als direkte Infektionsquelle in Frage kommen, denn das Marineexpeditionskorps, unter dem die ersten Typhusfälle vorkamen, ist am 9. Februar in Swakopmund gelandet, es hat dann zusammen mit einer Schutztruppen-Kompagnie den anstrengenden Marsch nach der Ostgrenze gemacht, ist auf dem Rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wege mit den Hereros in Berührung gekommen und erst dann Ende April traten unter der damals wohl noch etwa 300 Mann starken Ostabteilung ganz plötzlich 87 Typhusfälle auf. Dieser explosionsartige Beginn der Seuche spricht sehr dafür, dass Trinkwasser die Quelle der Infektion war, und in der Tat fanden sich später noch weitere Stützen dafür, dass die Wasserlöcher in der Gegend von Onjatu, an welchen die Ostabteilung kurz vor Ausbruch der Epidemie gelagert hatte, typhusverseucht waren. Die gleichen Wasserstellen hatten aber vor der Ostabteilung die Hereros benutzt, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass durch sie das Wasser infiziert worden ist. Schon bald nach Beginn des Aufstandes waren Gerüchte darüber laut geworden, dass die Hereros viel unter Krankheiten zu leiden hätten. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, dass Hereros, welche während der Zeit der Typhusepidemien in Swakopmund an der Mole mitgearbeitet haben, diese Krankheit im Innern des Landes unter ihren Stammesgenossen verbreitet haben. Es haben auf diese Gefahr der Typhusverschleppung schon lange vor Ausbruch des Aufstandes einzelne Schutztruppenärzte aufmerksam gemacht. Während des Aufstandes wird dann der Typhus zunächst im Hererolager rasch um sich gegriffen haben, und auf die geschilderte Weise ist er auch auf die deutschen Truppen übergegangen.

Auf die weitere Verbreitung des Typhus unter den Truppen will ich nicht näher eingehen. Ich möchte nur noch hervorheben, dass die klimatischen Verhältnisse im Innern von Südwestafrika wesentlich verschieden von denen an der Küste sind. An Stelle des steten Nebels und der feinen Niederschläge an der Küste treten während der Regenzeit im Innern einzelne starke Regengüsse. Im übrigen ist anzunehmen, dass die grosse Lufttrockenheit im Innern des Landes und die auch während der Regenzeit vorherrschende starke Sonnenbestrahlung die Entstehung von Typhusepidemien nicht begünstigen. Wenn es gelungen ist, den Typhus unter den ungünstigeren Bedingungen in Swakopmund durch hygienische Massnahmen zum Verschwinden zu bringen, so dürfte dies auch auf den Innenstationen unter geordneten friedlichen Verhältnissen nicht allzu schwierig sein. Ganz anders liegen allerdings die Dinge in einem Kriege, welcher die Durchführung selbst der einfachsten hygienischen Massnahmen nahezu unmöglich macht. Sie werden aus den Worten des nachfolgenden Herrn Redners entnehmen, welch ungeheuren Schwierigkeiten er begegnete, als er bei Uebernahme der Leitung des Sanitätswesens in Südwestafrika seine hauptsächlichste Aufgabe darin erblicken musste, den Typhus unter den deutschen Truppen zu bekämpfen.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber den zweiten Teil meines Vortragsthemas, die bisherigen Erfolge der Typhusschutzimpfungen, kann ich leider keine zahlenmässigen Beweise beibringen, wie ich gehofft hatte, als ich mich im Frühjahr dieses Jahres zu diesem Vortrag bereit erklärte. Die Mannschaften, welche hier in Deutschland gegen Typhus geimpft wurden, sind oft sogleich nach ihrer Ankunft in Afrika auf die einzelnen Truppenteile, welche über eine Länderstrecke grösser als Deutschland zerstreut sind, verteilt worden, und so ist es leicht erklärlich, wie schwer, ja beinahe unmöglich es ist, das Schicksal jedes einzelnen der 4000 in Deutschland Geimpften zu verfolgen; dazu kommen dann vielleicht noch ebenso viel in Südwestafrika Geimpfte. Eine umfassende Statistik wird sich, wenn überhaupt, erst nach Abschluss der kriegerischen Unruhen ermöglichen lassen. Es sind, um eine solche Statistik zu erleichtern, Zählkarten für Typhuskranke ausgestellt worden. Bis jetzt sind nur wenige davon ausgefüllt zurückgekommen, die natürlich noch keinerlei weitere Schlüsse zulassen.

Auch die monatlichen Sanitätsberichte aus Südwestafrika geben noch kein abschliessendes Urteil, immerhin möchte ich hier einige auf die Typhusimpfung sich beziehende Stellen anführen. In dem Sanitätsbericht für den März 1905 heisst es: „Wie in den Vormonaten hat sich auch während des Monats März gezeigt, dass Typhuserkrankungen in besonderem Mass bei den Kolonnen vorkamen. Der Unterschied, der sich innerhalb der Kolonnenabteilungen hinsichtlich der vorgekommenen Typhuserkrankungen, verglichen mit den vorgenommenen Impfungen ergibt, ist ein auffallender. Bei einzelnen Kolonnen, die sich der Impfung unterzogen hatten, traten Erkrankungen nicht oder nur in verschwindender Zahl auf, während bei andern die Erkrankungsziffer auffallend hoch war. Inwieweit die Immunisierung bis jetzt einen Einfluss auf die Gesamtzahl der Typhuserkrankungen ausgeübt hat, lässt sich noch nicht übersehen. Typhuserkrankungen von Personen, die vorher immunisiert waren, sind verschiedentlich vorgekommen, auch waren unter den Erkrankten solche vorhanden, welche sich einer dreimaligen Impfung unterzogen hatten und bei denen die Impfung erst vor zwei Monaten stattgefunden hatte; Todesfälle waren dabei noch nicht zu verzeichnen. Es sprechen sich die Berichte aller, die Gelegenheit hatten, den Typhusverlauf bei zahlreichen vorher Geimpften zu beobachten, übereinstimmend über die Milde, mit der die Erkrankung einhergeht, aus und betonen die augenscheinlich grosse Widerstandsfähigkeit der Geimpften gegenüber der Infektion. Bis jetzt ist die Zahl der trotz der Impfung von Typhus Befallenen im allgemeinen durchaus nicht höher wie die der späteren Erkrankungen nach früher vorangegangenem richtigem Typhus überhaupt."

Im Sanitätsbericht für den Monat April 1905 ist bemerkt: „Bezüglich der Schutzimpfung gegen Typhus sei aus dem Bericht des Lazaretts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lüderitzbucht erwähnt, dass sich unter 55 dort behandelten Typhusfällen 12 befinden, die gegen Typhus geimpft waren, von denen 4 sich kurz zuvor in Lüderitzbucht, 3 zweimal in Lüderitzbucht im Februar, 4 zweimal in Munster und auf dem Transportdampfer und einer dreimal in Munster und auf dem Transportdampfer hat impfen lassen. In allen Fällen war der Verlauf ein mittelschwerer mit dauernd hohem Fieber. Ein Todesfall eines nach vorhergegangener Impfung an Typhus Erkrankten ist nicht vorgekommen. Der Durchführung der Immunisierung wurde fortgesetzt besondere Beachtung geschenkt, in sämtlichen Lazaretten des Etappenbereichs ist die Durchimpfung des Sanitätspersonals fast durchweg erzielt worden."

Im Sanitätsbericht für den Juni heisst es: „Die beobachteten starken Reaktionen, welche die Typhusschutzimpfung im allgemeinen im Gefolge hat, dürften es des Erwägens wert erscheinen lassen, ob es als zweckmässig erachtet werden kann, diese Impfungen hier im Schutzgebiet noch weiterhin vorzunehmen. Zu bedenken ist hierbei, dass die Geimpften noch drei Wochen nach erfolgter erster Einspritzung in erhöhtem Masse für die Ansteckung mit dem Typhuserreger empfänglich sein sollen, es anderseits aber nicht möglich ist, diese Geimpften in typhusfreie Gegenden zu schicken. In dieser Beziehung haben die Beobachtungen der letzten Monate ergeben, dass alsbald, d. h. 1—2 Wochen nach ausgeführter erster Impfung, mehrere Personen an sehr heftigem Unterleibstyphus erkrankten. Ein Militärkrankenwärter erholte sich von dieser heftigen Erkrankung ganz allmählich wieder, während eine Schwester derselben erlag. Ferner erkrankte ein Assistenzarzt, der sich einer dreimaligen Schutzimpfung in Deutschland und auf der Seereise unterworfen hatte, etwa 14 Tage nach seiner Landung im Schutzgebiet an sehr heftigem Unterleibstyphus, von dem er sich nur sehr langsam erholte, so dass er heimgesandt werden musste. Aus Lüderitzbucht ist vor kurzem die Meldung hierher gelangt, dass unter den letzten Typhustodesfällen sich ein einmal und ein zweimal Geimpfter befand."

Ich habe auch versucht, mich durch Befragen der zurückgekehrten Sanitätsoffiziere über die Wirksamkeit der Typhusschutzimpfungen zu unterrichten und dabei sehr widersprechende Urteile gehört; ich habe den Eindruck gewonnen, dass die meisten sich aus einer sehr geringen Anzahl von Einzelbeobachtungen ein allgemeines Urteil bilden. Im Ganzen hat es den Anschein, dass der im Anfang im Schutzgebiet vorhandene Enthusiasmus für die Typhusschutzimpfung sehr abgenommen hat und vielleicht sogar in das Gegenteil umzuschlagen droht, es ist dies auch aus den Äusserungen der Sanitätsberichte, die ich hier verlesen habe, zu ersehen.

Dass die Typhusimpfungen keinen absoluten, sondern nur einen relativen Schutz verleihen, wussten wir schon, ehe wir damit begannen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es darf uns also auch nicht verblüffen, wenn unter vielen Tausend Geimpften eine Anzahl erkranken und einzelne an Typhus sterben.

Die nebenstehenden Kurven*), welche Stabsarzt Dr. Kuhn entworfen hat, zeigen deutlich die Abnahme der Typhusmorbidität in Südwestafrika; dabei kann man nicht etwa sagen, dass der Typhus etwa deshalb abgenommen habe, weil allmählich eine vollständige Verseuchung eingetreten sei, denn bis in die neuere Zeit hat die Schutztruppe noch stetig neue Mannschaften zugeführt erhalten, welche, wenn nicht die Typhusschutzimpfung in gegenteiligem Sinne gewirkt hätte, zur Unterhaltung der Seuche als frisches Material gedient hätten. Auch dass die Typhusmortalität offenbar noch mehr abgenommen hat als die Morbidität, kann im Sinne einer Wirksamkeit der Typhusschutzimpfung ausgelegt werden. Die grösste Zahl der an Typhus Verstorbenen weist der Monat November letzten Jahres mit 62, gegenüber einem mittleren Krankenstand von 341 Typhuskranken auf. Im Dezember war der höchste Bestand an Typhuskranken mit 419 erreicht gegenüber 48 Todesfällen. Dagegen sind in den beiden letztvergangenen Monaten August und September dieses Jahres bei 185 und 159 Typhuskranken des mittleren Monatsbestandes nur 6 und 8 Todesfälle an Typhus zu beklagen. Ich weiss sehr wohl, dass die eben angeführten Zahlen und Berechnungen keinen unzweideutigen Beweis für die Wirksamkeit der Typhusschutzimpfung darstellen; wer daran zweifeln will, kann mancherlei andere Vermutungen über die Ursache der Abnahme des Typhus aufstellen. Bei objektiver Betrachtung haben wir aber vorläufig keinen Grund daran zu zweifeln, dass die Typhusschutzimpfung bei der Bekämpfung des Typhus in Südwestafrika als wesentlicher Faktor mitgewirkt hat. Den eigentlichen Beweis für ihren Erfolg kann erst eine spätere Statistik erbringen.

Die Bekämpfung des Typhus im Hererofeldzug in Südwestafrika im Jahre 1904.

Von Dr. **Schian**, Generaloberarzt in der Schutztruppe für Südwestafrika, Rendsburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Wenn ich Sie bitte, mir zu Mitteilungen über die Bekämpfung des Typhus während des Herero-Aufstandes in Südwestafrika im Jahre 1904 Gehör schenken zu wollen, so tue ich dies nicht, weil ich in der Lage bin, Ihnen von der Entdeckung neuer, wirksamer Abwehrmittel

*) Siehe die beigeheftete Tafel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder von einer eigenartigen Verwendung derselben zu berichten, sondern weil die Bekämpfung des Typhus in jenem fernen Lande mit Schwierigkeiten verknüpft war, die in Europa unbekannt sind und hier fast unglaublich klingen, und weil sie in dem uns unerwartet gekommenen Kriege und bei der uns vielfach neuen Art der Kriegführung die Unausführbarkeit so manchen Abwehrmittels dartat, dessen erfolgreiche Anwendung dem Kritiker in Europa so selbstverständlich schien. Ich möchte der Ansicht begegnen, als ob v e r m e i d b a r e Verstösse gegen Gebote der Hygiene in Südwestafrika den Typhus bei der Schutztruppe hätten aufkommen und sich verbreiten lassen.

Leider erlaubt die mir zur Verfügung gestellte Zeit nicht, Sie erst mit der Eigenart des Herero-Landes und des Herero-Krieges bekannt zu machen, obschon dies fast unerlässlich ist, wenn man die Schwierigkeiten einer wirksamen Hygiene daselbst verstehen will. Ich schicke darum nur dies voraus: Das Land selbst bietet nichts, womit man einer Kriegsseuche wirksam Einhalt tun kann, und mit dem europäischen und mit dem Friedens-Massstab darf unser Tun da draussen nicht gemessen werden. Alles ist da draussen anders, als daheim, und auch bei gleicher Benennung decken sich die Begriffe nur selten.

Da aber der Kriegstyphus in Südwestafrika völlig identisch mit dem uns in Europa geläufigen Abdominaltyphus ist, da er — wie dieser — durch den Menschen bezw. durch den von letzterem gelieferten Typhusbazillus erzeugt wird, und da die Verschleppung der Typhusbazillen den Typhus zur Kriegsseuche auswachsen liess, so war es gerechtfertigt, dass wir der Seuche mit demselben Rüstzeug begegneten, das uns Wissenschaft, Dienstvorschriften und eigene Erfahrung in Europa gelehrt hatten: Rechtzeitige Erkennung jedes einzelnen — besonders des ersten — Falles, wirksame Absonderung der kranken und der verdächtigen Menschen, Vernichtung der Bazillen, Fernhaltung von allem, was Bazillenträger sein kann von der Berührung mit dem gesunden Menschen und speziell von dem, was mit seinem Magen-Darmkanal in Berührung kommen kann, und endlich — als idealstes Ziel — die Unempfindlichmachung unserer Soldaten gegen ihre unsichtbaren Feinde, die Typhusbazillen, durch Impfung.

Von grösster Wichtigkeit ist bei Beginn jedes Feldzuges der Ausbau der Etappenstrassen, jener Wege, die hinter den Feldtruppen liegen, auf denen die letzteren den Nachschub an Proviant, Sanitätsmaterial, Munition, Ausrüstung und ähnliches erhalten, und auf denen sie Kranke und Verwundete abschieben. Sache der Sanitätsbehörden ist es, zu verhüten, dass auf dieser Strasse sich Feinde der Gesundheit der Feldtruppen festsetzen und vordringen. Und so wurde in Südwestafrika von vornherein — und nach Ausbruch des Typhus im besonderen — das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptaugenmerk auf eine einwandfreie Beschaffenheit der Etappenstrassen gelegt, denn auf ihnen wogte der Verkehr von und nach den Feldtruppen hin. Die allen Feldtruppen im Herero-Feldzuge gemeinsame Hauptetappenstrasse war die Eisenbahnlinie von Swakopmund nach Windhuk, nebenbei gesagt: der einzige Schienenweg des Landes. Der Etappenanfangsort Swakopmund war während des Hererofeldzuges zugleich der einzige Ein- und Ausfuhrort für den Seeverkehr. Und wie wichtig der letztere für die Truppe war, erhellt daraus, dass der gesamte Bedarf der Truppen an Ersatz, Verpflegung, Sanitätsmaterial, Munition, Ausrüstung und ähnlichem auf dem Seewege ins Schutzgebiet gebracht werden musste. War mithin Swakopmund mit Typhus durchseucht, so brachte jeder Transport von Menschen und Gütern den Typhus ins Innere und zu den Feldtruppen hin. Es war deshalb von den Organen, welche im Anfang des Hererofeldzuges den Sanitätsdienst leiteten, weise gehandelt, dass sie ihr Hauptaugenmerk auf Swakopmund richteten. Die Lazarettanlagen daselbst, welche nur für die kleineren Friedensverhältnisse geschaffen waren, wurden durch Isolierbaracken vergrössert, für die Truppen wurden Unterkunftsräume geschaffen, Desinfektionsapparate wurden aufgestellt, eine bakteriologische Untersuchungsstation wurde in Betrieb gesetzt, ein besonderer Garnisonarzt wurde angestellt, die Abfuhr und Desinfektion wurde aufs sauberste geregelt, die Wasserversorgung einwandfrei gestaltet, und die ärztliche Kontrolle aller Zu- und Abreisenden aufs genaueste durchgeführt. Allgemein bekannt ist, wie fluktuierend und wie verschlungene Wege wandelnd in einer Hafenstadt der menschliche Verkehr ist; addieren Sie dazu noch die Kriegsverhältnisse und den unfertigen Zustand eines ganz jungen Orts, sowie das unkontrollierbare Element der schwarzen, einheimischen und ausländischen, vielsprachigen Bevölkerung, so ist es wohl kein geringer Erfolg, dass Swakopmund frei blieb von endemischem Typhus. Zu hindern war es natürlich nicht, dass von der See und vom Inlande her Typhusfälle eingeschleppt wurden, ja dass auch Fälle von Kontakt-Typhus vorkamen, aber zu einem Seuchenherd ist Swakopmund nie geworden. Und das alles, wo Swakopmund die Unsumme von Typhus-Rekonvaleszenten aufnehmen musste, die notgedrungen bis dorthin zurückgesandt und wegen des Fehlens eines Lazarettschiffes dort bleiben mussten, bis wiederholte Untersuchungen das Freisein ihrer Ausleerungen von Typhus-Bazillen erwiesen hatten. Aber Swakopmund war nur der Anfangsort der Hauptetappenlinie. Auf jede Eisenbahnstation wurde dieselbe Aufmerksamkeit verwendet. Fortwährend bereisten Militärärzte und Sanitätsmannschaften alle Bahnstationen und überwachten die einwandfreie Beschaffenheit der Wasserentnahmestellen, der Latrinenanlagen, die rechtzeitige Isolierung Typhuskranker

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und -verdächtiger, die Desinfektion, den Gesundheitszustand der weissen und schwarzen Bevölkerung und, soweit ausführbar, deren Zuzug. Hierbei wurden die sanitären Massregeln allerdings durch den Umstand erfreulicherweise unterstützt, dass die Verhältnisse längs der Bahnlinie den europäischen Verhältnissen noch am meisten ähnelten und schon im Frieden sich wirksamer hygienischer Fürsorge erfreut hatten. So gab es z. B. Orte an der Bahn mit zentraler Wasserleitung oder mit gemauerten, gut gedeckten Brunnen. Dazu kam, dass an der Bahn die Herbeischaffung der hygienischen Hilfsmittel, sowie die Bereitstellung von Sanitätspersonal unvergleichlich leichter war, als bei den Feldtruppen. Es ist gelungen, zu verhindern, dass auch in nur einem einzigen Orte an der Bahn der Typhus endemisch und zu einer Gefahr für die Feldtruppen oder die Zivilbevölkerung wurde. Und doch, wie schwierig war es auch hier zuweilen, den Forderungen der Hygiene zu genügen; so waren zum Beispiel auf meine Anregung hin für die Latrinen mehrere hundert Kübel aus verzinktem Eisenblech mit aufschraubbarem Deckel und mit Gummidichtung aus Europa beschafft worden, aber es mangelte nicht selten an der hinreichenden Zahl des zur Abfuhr unentbehrlichen zahlreichen Zugviehs. Auch musste dasselbe täglich viele Kilometer weit getrieben werden, um auch nur das dürftigste Weidefutter zu finden, und nur wenige Stunden blieben daher täglich für eine erfolgreiche Abfuhr. Dass hierin durch längere Zeit nicht Wandel geschaffen werden konnte, lag nicht an irgendeines Menschen Lässigkeit, sondern war eine Folge der Kriegsverhältnisse und der Eigenart des Landes.

Sehr viel schwieriger gestalteten sich die hygienischen Verhältnisse im Bereich der Feldtruppen abseits der Bahn, und sie wuchsen mit der Entfernung von der letzteren. Darf ich zunächst die Wasserverhältnisse schildern, als diejenigen, die sowohl für die Verbreitung, wie für die Bekämpfung des Typhus in vorderster Linie stehen. Ich möchte aber gleich hier vorausschicken, dass nach meinem Dafürhalten das Trinkwasser während des Hererofeldzuges — einige wenige Fälle ausgenommen — nicht der Hauptfaktor für die Verbreitung des Typhus war, sondern ich sah den noch zu schildernden Mangel an Wasser deshalb als die Verbreitung des Typhus begünstigend an, weil durch ihn die unerlässliche Reinlichkeit und Desinfektion erschwert und oft unmöglich gemacht wurde, und ich erblickte in der, ebenfalls noch zu schildernden, oft höchst mangelhaften Beschaffenheit des Trinkwassers ein Moment, durch welches prädisponierende Krankheiten erzeugt und die Widerstandskraft des Magendarmkanals gegen Typhus geschwächt wurde.

Flüsse, die offenes Wasser führen, besitzt das Hereroland nicht. Das Baden im Freien brauchte deshalb im Hererolande nicht untersagt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu werden; nur in Windhuk, wo in einem Bassin gebadet werden konnte, ist seinerzeit die Benutzung des letzteren untersagt, und dafür eine Brauseanstalt errichtet worden. Die Wasserversorgung geschieht durchweg aus offenen Wasserstellen; gemauerte und gedeckte Brunnen gibt es nicht, wenn man von ganz vereinzelten Orten (z. B. Grootfontein N.) absieht. Diese offenen Wasserstellen sind entweder sogenannte Vleys, d. h. flache Teiche, auf deren lehmigem Untergrund sich Regenwasser zur Sommerzeit sammelt und mehrere Monate aushält, oder es sind in den Sand oder in den weichen Kalkfelsen, meist auf den sogenannten Kalkpfannen (muldenartigen Vertiefungen des Geländes) von den Herero gegrabene Löcher von etwa 2 bis 8 Meter Tiefe. Die Vleys sind natürlich dem zahlreichen Vieh, sowohl unsern Zug- und Reittieren, wie dem noch viel zahlreicheren Vieh der Herero und dem Wild des Landes zugänglich und werden von demselben beliebig verunreinigt. Es benötigte daher besonderer Vorsicht beim Schöpfen auch unserseits nicht. Aus den Wasserlöchern muss das Wasser derart geschöpft werden, dass entweder mehrere Schwarze hineinsteigen, übereinander Aufstellung nehmen und den Wassereimer hinunter- und hinaufgehen lassen, oder dass mehrere Stricke bezw. Zügel zusammengeknüpft und, mit einem Tränkeimer versehen, hinuntergelassen werden. Jedenfalls kommt das Wasser in den Wasserstellen mit den Menschen und deren Geräten in Berührung und hat Gelegenheit, Krankheitskeime aufzunehmen. Und wenn wir dies vielleicht bei unsern Leuten verhindern konnten, so hatten sich ja doch unsere schwarzen Feinde vor uns desselben Wassers in primitivster Weise bedient. Zwar ist ein Anfang damit gemacht worden, die Wasserlöcher abzudecken und durch Schläuche und Pumpwerk das Wasser zu entnehmen, aber eine Verbesserung der Wasserstellen konnte immer erst den Truppen nachfolgen, und war vielleicht vollendet, wenn die Bewegungen des Feindes uns zwangen, die bisherigen Nachfuhrstrassen zu verlassen und neue, übelste Wasserstellen zu benutzen. Die Verhältnisse im Kriege waren eben zu wenig ständig, und die Eigenart des Landes liess jede Verbesserung nur sehr langsam geschehen. Und in wieviel Wasserlöchern lag stinkendes Aas, das der Durst oder nachdrängendes Vieh hineingetrieben hatten, in wievielen war das Wasser eine spärliche, dickschlammige Flüssigkeit, in wievielen enthielt es Schwefel oder abführende Salze, und wieviele Wasserlöcher waren leer! — „Dann geht man eben zu einem andern Wasserloch", lautet der Rat des Europäers; ja, aber meist repräsentiert ein einziges Wasserloch die ganze Ortschaft, die man sich hierzulande unter den zahlreichen Namen der Landkarte des Schutzgebietes denkt, oder sämtliche Wasserlöcher einer Wasserstelle sind von gleicher Beschaffenheit. — „So muss man eben weitermarschie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ren", wird uns freundlichst geraten; wie aber, wenn der Kriegszweck dies verbietet, oder wenn Menschen und Tiere am Ende ihrer Kräfte sind? — Da liegt es nun nahe, an abessynische Brunnen zu denken, und tatsächlich hatten wir auch aus Europa solche erbeten und erhalten. Aber ihre Vorführung zu den Feldtruppen und ihre Mitführung bei denselben belastete in erheblicher Weise die Fahrzeuge der Truppen; in felsigem Gelände waren sie nicht verwendbar, und wo kein Wasser in erreichbarer Tiefe unter der Erdoberfläche war, waren sie nutzlos. Aber die Truppe hat ja fahrbare Wassersterilisatoren und Filter verschiedener Art mitbekommen! Wohl ist in fürsorglicher Weise von den zuständigen Stellen in der Heimat für diese Geräte gesorgt worden, aber jeder Filter hat bei dem Grade der Verschlammung des Wassers versagt, den wir nur allzu häufig im Hererolande antrafen, und den zu glauben man hier kaum geneigt ist. Und reinigt ein Filter, durch welches das Wasser gewaltsam hindurchgepresst wird, das letztere von Krankheitskeimen? — Bei klarem Wasser waren mithin Filter entbehrlich, bei trübem meist nicht brauchbar. Zudem vermehrten sie das Ladegewicht der Fahrzeuge, ein Umstand, der im Hererofeldzuge, wo die Zugtiere ohnehin wegen Hitze, Marschleistungen und Mangel an Weide in Mengen verendeten, gar sehr ins Gewicht fiel. Auch konnten die Fahrzeuge ja stets erst später als die berittenen Truppen — und meist erheblich später — an den Wasserstellen eintreffen. Nun gibt es chemische Mittel, das Wasser zu klären, z. B. Alaun. Wohl haben wir reichlich davon Gebrauch gemacht, aber das setzt Zeit und Gefässe voraus, und beides fehlt oft im Krieg. Man kann auch Wasser durch seitliche Bodenfiltration klären, aber das geht wohl bei den offenen Vleys, nicht aber bei den mehrere Meter tiefen Wasserlöchern. Und wer will eine verdurstende Truppe warten lassen, bis genügend Wasser, zum Beispiel für 100 Mann, durch seitliche Bodenfiltration geklärt ist? — So mussten wir denn gar zu häufig auf klares Wasser verzichten. Indessen, wir konnten es ja wenigstens kochen, und fahrbare Wassersterilisatoren zum Abkochen des Wassers waren den Truppen mitgegeben. Nun, letztere Apparate arbeiteten, wenn sie klares Wasser zu kochen hatten und wenn sie unverletzt waren, tadellos. Aber die Beförderung dieser Apparate war sehr schwierig; naturgemäss langten auch sie erst nach der Truppe bei der Wasserstelle an, und sehr bald war oft ihr Zugvieh verendet, so dass sie zurückgelassen werden mussten. Ihr Material — soweit es aus Holz bestand — war für das afrikanische Klima nicht widerstandsfähig genug; ihre Glas- und Eisenteile hielten den unglaublichen Wegen im Hererolande nicht stand und waren abseits der Bahn, und vielfach auch an derselben, nicht zu ersetzen. Auch war es unmöglich, so viel Apparate den Feldtruppen mitzugeben, dass jede kleine

Truppenabteilung einen solchen hatte. So mussten wir diese Apparate zu stationärem Gebrauch den Feldlazaretten und Etappenorten zuweisen, die Feldtruppen aber ohne dieselben lassen. Dasselbe Schicksal hatten die sonst sehr guten, mit Petroleumheizung das Wasser sterilisierenden, kleinen Kade'schen Apparate. So blieb denn nichts übrig, als dass die Leute das Wasser selbst abkochten, und verboten war es, überhaupt ungekochtes Wasser zu geniessen. Nun, ich würde unwahr sein, wenn ich leugnen wollte, dass ich selbst gelegentlich ungekochtes Wasser getrunken und die Gefahr des Typhus in den Kauf genommen habe, nur um meinen Durst zu stillen. Und wer deshalb einen Stein auf mich werfen will, hat gewiss nicht einen Feldzug in Südwestafrika mitgemacht und mag erst hingehen, mitmarschieren, mitkämpfen und mitdursten und dann mir berichten, „wie schön" sein Durst in Afrika war. — Nein, es heisst Unmögliches von unsern Soldaten draussen verlangen, wenn sie unter allen Umständen nur abgekochtes Wasser trinken sollen. Wie vermochten es zum Beispiel die Leute, die tagelang auf Patrouille hinter dem Feinde her waren und kein Feuer anzünden durften? — Wohl waren unsere Leute vernünftig genug, nicht ungekochtes Wasser zu trinken, wenn es vermeidbar war, aber in ungezählten Fällen war es nicht zu vermeiden; dies zur Entschuldigung unserer draussen tapfer kämpfenden und tapfer durstenden Truppen. So ist das Trinkwasser vielleicht eine unvermeidbare Ursache des Typhus gewesen. Dass wir das Wasser der offenen Wasserstellen nicht auch bakteriologisch und mikroskopisch auf Typhuspilze untersuchten, brauche ich wohl nicht als eine Unterlassungssünde zu entschuldigen, denn dazu gehörten Laboratorien, deren Verwendung bei den Feldtruppen undenkbar war. Um den Schwierigkeiten zu begegnen, den Truppen stets gekochtes Trinkwasser zu liefern, wird es sich vielleicht empfehlen, den Truppen fahrbare, zweiräderige Wassertonnen mitzugeben, unter denen eine Heizvorrichtung sich befindet, durch die das Wasser schon unterwegs abgekocht wird.

Die geschilderte Qualität und Quantität des Wassers im Hererolande hatte aber noch weitere hygienische Nachteile. Die Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung, der Nahrung und aller Geräte — ein hervorragendes Postulat der Hygiene — konnte nur selten erfüllt werden; musste doch zuweilen das Waschen verboten werden, damit nicht Menschen und Vieh verdursteten. Und, dass Waschschüsseln und Seife im Hererolande nicht immer verfügbar waren, werden Sie erklärlich finden, jedoch will ich hierbei erwähnen, dass Seife durch den überall vorhandenen feinen Sand wirksam ersetzt wurde. Dass aber unter solchen Umständen der Typhus durch Kontakt Verbreitung fand, wo ungezählte Dinge Gemeingut waren, erscheint verständlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ebenso, wie die meist traurigen Wasserverhältnisse dem Typhus Vorschub leisteten, so auch die Unmöglichkeit, Kranke und Verdächtige überall wirksam absondern zu können. Wohl war es befohlen, dass schon von den gesunden Leuten immer nur möglichst wenige in einem Zelt gemeinsam schliefen, damit im Falle einer Erkrankung an Typhus möglichst wenige der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt wären, dass aus demselben Grunde die einzelnen Zelte möglichst weit voneinander aufgebaut würden, dass eine vollkommene Trennung der Kranken und Verdächtigen von den Gesunden erfolge, aber die Kriegsverhältnisse, der zeitweise Mangel an genügend Zelten und Decken und die Notwendigkeit, bei plötzlichem Vormarsch und bei Erkrankungen auf Patrouillen selbst Typhus-Kranke und -Verdächtige mitzunehmen, machten eine vollkommene Isolierung von Kranken, ihren Kleidungs- und Ausrüstungsstücken häufig unmöglich.

Ebenso, wie auf dem Marsche, in den Biwaks und Lagern eine absolute Absonderung der Kranken und Verdächtigen häufig unmöglich war, ebenso war es auf den Rücktransporten der Kranken der Fall. Auch wenn ein langer Zeitraum verfügbar gewesen wäre zur Vorbereitung dieses uns unvermutet aufgedrängten Krieges, so wäre es doch unmöglich gewesen, so viele Krankentransportfahrzeuge den Feldtruppen mitzugeben, dass für den Krankentransport auf die Mitbenutzung der für den Proviantransport bestimmten Fahrzeuge hätte verzichtet werden können; denn der Mangel an Wasser, die Grösse des Kriegsschauplatzes und die Beweglichkeit des Gegners machten eine so häufige Teilung, auch kleinerer Truppenverbände, und so sehr lange Etappenwege notwendig, dass eben jedes erreichbare Fahrzeug zum Krankentransport häufig mitbenutzt werden musste. Zwar war es verboten, dass unterwegs auf die Wagen von Typhuskranken sich gesunde Menschen setzten oder legten, oder ihre Kleidungsstücke und sonstige Habseligkeiten unterbrachten, sowie dass Kleidungsstücke, Ess-Waren und -Geräte u. ä. eines Typhuskranken von andern in Besitz genommen würden. Aber es war unmöglich, soviel Sanitätspersonal den Krankentransporten stets mitzugeben, dass eine wirksame Kontrolle einer bisweilen auf mehrere Kilometer auseinander gezogenen Wagenkolonne möglich gewesen wäre. Die Häufigkeit des Typhus gerade unter dem Personal der Proviant- und Kranken-Transportkolonnen bewies die Verbreitung der Krankheit durch direkte Berührung, und das Eintreffen eines besonderen Sanitäts-Fuhrparks aus Europa war hocherfreulich, zumal Kranke bisweilen viele Tage transportiert werden mussten. In europäischen Kriegen würde man es unterlassen, Typhuskranke weithin zu transportieren; im Hererolande, das für Kranke nichts bietet, als Dornen und Sand, wo die Truppe oft wochenlang in ununterbrochener Vorwärts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewegung war, wo die Entfernung der Feldlazarette von den Truppen und untereinander notgedrungen eine grosse war, wurde ein Transport der Typhuskranken durch das Land ganz unvermeidlich. Vergegenwärtigt man sich dazu noch das Bild stark diarrhoeischer, vielleicht bewusstloser Kranker, den Mangel an Wasser und die Unmöglichkeit, jedem Krankenwagen besonderes Sanitätspersonal mitzugeben, so wird man Kontaktinfektionen als unvermeidlich gelten lassen. Und selbst in den Feldlazaretten war eine absolute Absonderung der Typhuskranken nicht ausführbar; je zwei Krankenzelte bildeten die anfängliche Ausrüstung an Unterkunftsräumen für alle Kranke, und besondere Typhuslazarette im Bereich der Feldtruppen zu errichten, war ganz unmöglich.

Wenn wir mithin unsere Feldtruppen in der Gefahr fortwährender Berührung mit Typhuskeimen sahen, und wenn den letzteren mit Sicherheit nicht auszuweichen war, so musste auf die Abtötung der Typhuspilze — auf die Desinfektion — ein ganz besonderer Wert gelegt werden. Es wurden zu diesem Zwecke, da die Zuführung von fahrbaren Dampfdesinfektionsapparaten ins Gebiet der Feldtruppen unmöglich war, nicht nur allen Etappenstationen, Etappen- und Feldlazaretten, sowie Krankensammelstellen, sondern auch den Feldtruppen ununterbrochen Desinfektionsmittel, nämlich Sublimat, gelöschter Kalk und Kresolseifenlösung, zugesandt. Die Hauptfürsorge wurde naturgemäss der Desinfektion der Fäkalien gewidmet. Es wurde zunächst dafür gesorgt, dass die Fäces — wenigstens auf den Biwaks- und Lagerplätzen und in der Nähe der Wasserstellen — nicht verschleppt, sondern in Latrinen abgesetzt wurden. Die letzteren wurden in Form von etwa 30 cm breiten und 50 cm tiefen, in Abständen von etwa 1,5 m parallel laufenden Gräben angelegt; entlang diesen Gräben wurde wallartig die ausgeworfene Erde aufgeworfen. Über diesen Gräben mussten die Leute in der Längsrichtung hocken, damit auch der Urin in die Gräben entleert wurde und nicht das umgebende Erdreich beschmutzte und eine Verschleppung durch die Stiefel ermöglichte. Nach dem Absetzen des Kots musste der Soldat auf seine Fäkalien die ausgeworfene Erde mit dem Fusse scharren. Hierdurch wurde auch verhütet, dass sich Fliegen, die in Afrika eine Landplage sind, auf den Kot setzten und Typhuspilze verschleppten. Diese Gräben wurden nach Bedarf verlängert oder anderwärts neu angelegt. Sowohl die alten, zugeschütteten, wie die in Gebrauch befindlichen Latrinen wurden weithin sichtbar gemacht, auch wurden sie so angelegt, dass eine Verunreinigung der Wasserstellen durch dieselben ausgeschlossen war, und endlich wurden sie täglich mit Desinfektionsmitteln beschüttet. Eine derartige Anlage von Feldlatrinen möchte ich für unsere Manöverbiwaks sehr empfehlen. Weit grösseren Wert aber legte ich auf den Gebrauch von Klosettpapier und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf Reinigung und Desinfektion der Hände nach der Kotentleerung. Unmöglich war es doch im Kriege, jeden Bazillenträger zu ermitteln; es musste daher bei gewissenhaftem Vorgehen jeder als möglicher Bazillenträger angesehen werden. Mit seinen Händen nun überträgt in 99 von 100 Fällen der Bazillenträger direkt oder indirekt die Bazillen auf andere, denn seine Hände kommen mit den Bazillen bei den Prozeduren, die der Kotentleerung folgen, fast unvermeidlich in Berührung. Es musste daher — wenn irgend möglich — die Infektion der Hände vermieden werden, und deshalb wurde der Gebrauch von Klosettpapier obligatorisch gemacht, und letzteres wurde fortdauernd geliefert. Wie beim Nichtgebrauch dieses Artikels sich Bazillenbrutstätten in dem Aalstrich der Unterbeinkleider entwickeln, dessen Berührung mit den Händen nicht vermeidbar ist, sei hier nur gestreift. Zur wirksamen Desinfektion der Hände aber wurde bei jeder Latrine ein Gefäss mit desinfizierender Lösung aufgestellt, in dem die Leute unter Zuhilfenahme von Sand sich die Hände wuschen. Dass solche Massnahmen wirksam sind, ist nicht zu leugnen; dass ihre konsequente Durchführung bei den oft tagelang ununterbrochen in Bewegung befindlichen Truppen, beim Mangel an Wasser, bei den Kriegsverhältnissen überhaupt auf Schwierigkeiten stösst, wird man begreiflich finden. Dass aber nicht nur die Fäces und Hände der Gesunden und Kranken fortlaufend desinfiziert wurden, ist selbstverständlich. Die Transportfahrzeuge, die Kleidung, Decken, Zeltbahnen, Ausrüstungsstücke und Geräte nicht nur jedes Kranken und Verdächtigen, sondern auch seiner Zeitgenossen und Nachbarn und eventuell die festen Unterkunftsräume wurden desinfiziert, wenn irgend angängig, vernichtet, so namentlich Reste von Nahrungsmitteln; der Lagerplatz wurde abgebrannt, und grundsätzlich wurden die Lagerplätze auch beim Nichtvorkommen von Krankheiten häufig gewechselt. Aber immer und immer wieder machten die Kriegsverhältnisse und die Armut und Eigenart des Landes auch beim besten Willen eines jeden die Ausführung der Desinfektionen häufig zu einer unvollkommenen.

Dass wir uns bei den geschilderten Schwierigkeiten der Typhusbekämpfung danach sehnten, dass alle Ersatztruppen gegen Typhus geimpft, also immun, zu uns kämen, und dass wir in den Stand gesetzt würden, nachträglich in Afrika so ausgiebig wie möglich zu impfen, werden Sie begreifen. Leider war in Afrika die Impfung der Truppen sehr schwierig. Die in Südwestafrika gelandeten Truppen mussten meist sofort ins Innere befördert werden und verspritzten — sozusagen — nach allen Seiten. Wenn es auch zumeist noch gelang, die erste Impfung vorzunehmen, so war die zweite und eventuell die dritte schon sehr schwierig, und es gehörte wohl zur Ausnahme, dass von demselben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ärzte beide, beziehungsweise alle drei Impfungen an denselben Leuten vorgenommen wurden. Bei den vor dem Feinde stehenden Truppen war die Impfung wegen der Impfreaktion unausführbar, auch im Bereich der Etappen wogte der Verkehr unaufhörlich hin und her; und doch haben wir versucht, überall zu impfen, und in erster Linie natürlicherweise das Krankenpflegepersonal und das Personal der Krankentransport- und Proviant-Kolonnen. Leider konnte die Impfung nicht obligatorisch gemacht werden.

Dass mit dem Bestreben, in jedem Typhusfalle die Quelle der Erkrankung zu finden, eine wirksame Isolierung eintreten zu lassen und eine gründliche Desinfektion vorzunehmen, sowie möglichst einwandfreie Wasserverhältnisse zu schaffen, unsere Vorbeugungs- und Abwehrmassregeln gegen den Typhus nicht erschöpft waren, sei nur kurz erwähnt. Allgemeine Reinlichkeit wurde immer und immer wieder gefordert, aber wie konnte sie wirksam beobachtet werden, wenn das Wasser fehlte, wenn Ersatz und Wechsel von Wäsche und Kleidungsstücken zeitweise unendlich schwer war? — Selbstredend wurde auf Erhaltung der Widerstandskraft der Leute, auf Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes das grösste Gewicht gelegt, aber wie furchtbar schwer war oft die Versorgung der Truppen mit dem Nötigsten auch bei bestgeleitetem Nachschub! — Dass wir durch fortgesetzte Belehrungen der Mannschaften, durch persönliche Einwirkung auf alle in Betracht kommenden Verhältnisse zu helfen suchten, war ebenfalls selbstverständlich. Aber soviel Sanitätspersonal, wie für das Riesengebiet jenes Kriegsschauplatzes nach unsern europäischen Begriffen erforderlich war, konnte unmöglich hinausgesandt werden.

Unerwähnt darf auch nicht bleiben, dass bei den Feldtruppen die Diagnose „Typhus" ungleich längere Zeit erforderte, als in Lazaretten, die mit allem Untersuchungsmaterial ausgestattet sind; hervorgehoben sei auch, dass wir stets in für uns ganz fremde, unaufgeklärte und hinsichtlich ihrer gesundheitlichen Verhältnisse unaufklärbare Gebiete kamen, dass wir niemals über das Herrschen bestimmter Krankheiten bei unserm schwarzen Feinde etwas erfuhren, sondern ahnungslos blieben, ob das Gebiet, das wir betraten, durchseucht war oder nicht.

Und nun noch ein Faktor, der allen unsern Bestrebungen bei der Bekämpfung des Typhus ein Hemmschuh war, der sich nicht beseitigen, kaum bessern liess, das war die schwarze Bevölkerung innerhalb unserer Truppe. Ohne die eingeborenen Klippkaffern wäre die Kriegführung im Hererolande unmöglich gewesen; in ungezählten Exemplaren brauchten wir sie als Arbeiter an der Etappe, als Ochsentreiber und Viehhüter bei den Kolonnen, als Wegekundige bei den Feldtruppen. Und da die im Lande geborenen, friedlich gebliebenen Schwarzen, sowie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Gefangenen zur Arbeit nicht ausreichten, so mussten aus der Kapkolonie und von der Ostküste Afrikas schwarze Arbeitskräfte angeworben werden, und jedes Schiff, das in Swakopmund oder Lüderitzbucht löschen wollte, brachte aus der Liberia-Republik je 70 bis 90 Neger mit, die wochen- und monatelang in Swakopmund lagen. Es stellte aber dieses schwarze Gevölk eine fast gar nicht zu kontrollierende Masse und in gesundheitlicher Beziehung ein unvermeidliches Übel dar; dass ihr Sinn für Reinlichkeit gleich Null ist, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, und ihre Berührung mit der Truppe, namentlich auch mit unsern Lebensmitteln und mit jeglichem Zufuhrgut war eine tausendfache und unvermeidliche.

Und endlich war auch im Hererofeldzuge die Kriegshygiene nicht Selbstzweck, sie hatte nichts anderes zu tun, als die Erreichung des Kriegszwecks zu fördern, sie durfte nicht durch übertriebene Forderungen die Verwendbarkeit der Truppen beschränken, den Operationen nicht lähmend in den Arm fallen, sie musste sich den Kriegsverhältnissen anpassen, musste mit Erreichbarem sich begnügen.

Wenn es unter den eigenartigen, schwierigen und neuen Verhältnissen des Hererofeldzuges den deutschen Ärzten gelungen ist, der furchtbaren Kriegsseuche des Typhus doch noch Einhalt und Abbruch zu tun, so ist dies ja gewiss hervorragend dem Einfluss der Impfung zu danken, anderseits ist wohl auch die Annahme gerechtfertigt, dass viele Leute durch fortgesetzte Aufnahme kleiner Mengen von Typhusbazillen allmählich immun oder, wie man in Afrika sagt, gesalzen wurden. Aber die Abnahme des Typhus geschah schon zu einer Zeit, als die Impfung noch nicht mitsprach, und wenn die Zahl von 448 Typhuskranken im Dezember 1904 bei einer Truppeniststärke von 8195 Mann auf 174 Typhuskranke im März 1905 bei einer auf 11 874 Köpfe gesteigerten Iststärke der Truppen zurückging, so dürfte einer zielbewussten und konsequent durchgeführten Hygiene wohl nicht jeder Anteil an diesem Erfolge abzusprechen sein.

Diskussion über die vorhergehenden sechs Vorträge.

Generaloberarzt Dr. **Schian,** Rendsburg: Mit Bezug auf den Vortrag des Herrn Geh.-Rat Brieger bemerke ich: Die Typhusschutzimpfung kann meines Erachtens leider nur durch Gesetz obligatorisch gemacht werden, da uns die Analogie der Schutzpockenimpfung dazu zwingt. Vorläufig ist das statistische Material noch nicht hinreichend, um gesetzlich — wenn auch nur für Ausnahmezustände — die Zwangs-Impfung einzuführen. Auch steht dem der zeitlich begrenzte Schutz der

Typhusimpfung entgegen. Aus letzterem Grunde ist auch eine zwangsweise Schutzimpfung der Eingeborenen leider nicht von dauerndem Wert und kann nicht dauernd verhindern, dass letztere an Typhus erkranken und uns anstecken.

Was den Vortrag des Herrn Dr. Steudel anbelangt, bemerke ich: Bei der Ätiologie des Typhus auf die Pettenkofersche Theorie der Schwankungen des Grundwassers zu rekurrieren, dürfte bei dem jetzigen Stand unserer Typhusforschungen nicht mehr angängig sein. Auch hat der Redner ja selbst die Verbreitung des Typhus durch Trinkwasser und durch Kontakt im Hererofeldzuge als erwiesen angenommen.

Stabsarzt Dr. **Hillebrecht,** Berlin. Ich wollte einiges zum Vortrage des Herrn Geh.-Rat Brieger bemerken, das meiste ist aber schon von Herrn Generaloberarzt Dr. Schian vorweggenommen.

Um Impfungen obligatorisch zu machen, empfiehlt sich vielleicht bei überseeischen Expeditionen, die ja bisher stets aus Freiwilligen zusammengesetzt waren, die Zustimmung zur Impfung als Zulassungsbedingung aufzustellen.

Massenimpfungen von Eingeborenen werden, so lange die Methode noch schmerzhaft bleibt, am Widerstand der Impflinge scheitern.

Furcht vor Impfungen während des Seetransportes ist unbegründet.

Dr. **Martin Mayer,** Hamburg: Zum Vortrage des Herrn Geh. Rat Brieger möchte ich bemerken, dass die Gründe, die Herrn Geh. Rat Brieger veranlassten, neue Impfungs-Methoden zu versuchen, darin liegen, dass bei Impfung mit einer Emulsion von Bakterienleibern eine Reihe von giftigen Substanzen mit infiziert werden, die zweifellos nichts mit dem spezifischen Typhusgift zu tun haben. Das geht, meines Erachtens, auch aus dem Verhalten der Reaktion bei Zweitimpflingen hervor, die trotzdem schon nach der ersten Impfung bakteride Substanzen in höherem Masse nachwiesen, doch bei der zweiten Impfung viel stärker reagierten. (Berichte des Kriegsministeriums.) Da an einer gröseren Versuchsreihe bei Menschen sich zeigte, dass die Briegersche Methode bei geringerer Reaktion auch hohe bakteride Werte bildet, dürfte sich zu Vergleichszwecken auch eine versuchsweise Massenimpfung nach dieser Methode empfehlen.

Dr. **Friedberger,** Königsberg i. Pr.: Vortragender bestätigte mit Bezug auf den Vortrag Kolle nach Tierversuchen die Überlegenheit der Pfeiffer-Kolleschen Methode vor einer Reihe von andern; nur die Methode von Löffler liefert die gleichen Werte, aber die Gewinnung des Impfstoffes ist umständlicher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Mengen, wie sie von Kolle gegeben werden, dürften nach den Tierversuchen für den Menschen der optimalen Dosis des Impfstoffes entsprechen, während höhere Dosen nicht besser wirken, vielleicht sogar ungünstig.

Eine einmalige Injektion nach Brieger ist zugunsten der wiederholten Impfung (Pfeiffer-Kolle) zu verwerfen; durch diese wird unter Umständen keine stärkere Anhäufung von Antikörpern mehr erzielt, aber ein derartiges Serum wirkt gegenüber Typhusstämmen, die gegenüber einem durch einmalige Injektion gewonnenen Serum resistent sind.

Das Serum, gewonnen durch mehrmalige Injektion, ist in seiner Wirksamkeit breiter, aber nicht höher. (Bisher noch nicht veröffentlichte Versuche von Friedberger und Moreschi.)

Die von Brieger auf Grund der Versuche von Stern und Jürgens gegen die Bedeutung der R. Pfeifferschen Bakteriolysine erhobenen Einwände sind hinfällig. Im ersteren Falle handelt es sich um Reagensglasversuche, deren Resultate nicht ohne weiteres auf die Verhältnisse im Organismus zu übertragen sind, im letzteren vielleicht um eine Nachinfektion mit einem gegenüber Serum resistenten Stamm („serumfesten" Stamm)! Derartige Typhusstämme, die gegenüber einem für andere gleich virulente, hochwirksamen Serum unbeinflusst bleiben, sind vom Vortragenden und Moreschi beobachtet worden.

Das Tierexperiment gibt nach wie vor den unzweideutigen Beweis, dass die bakteriolytischen Immunkörper als vornehmste Ursache der Immunität anzusehen sind und einen direkten Massstab für die erzielte Immunität liefern.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Wenn ich alles das, was wir heute über die bisherigen Erfolge der Typhusschutzimpfung gehört haben, zusammenfasse, so kann ich wohl die Behauptung aufstellen, dass die Schutzimpfung nach dem von R. Pfeiffer und mir angegebenen Verfahren in Südwestafrika voll und ganz das geleistet hat, was wir von ihr erwarteten. Die Morbidität an Typhus bei unsern Truppen ist herabgesetzt, und noch mehr die Mortalität. Die Unterschiede sind so grosse, dass an der Wirksamkeit der Schutzimpfung nicht mehr zu zweifeln ist. Das beweisen auch die Ausführungen der Herren Schian und Steudel. Es wird Sie vielleicht interessieren, dass Herr Geheimrat Koch, der die Erfolge der Typhusschutzimpfung auch während seines Aufenthaltes in Afrika, auf Grund der amtlichen Berichte und meine brieflichen Mitteilungen mit verfolgt hat, sich in einem an mich gerichteten, aus Amani, vom 1. September d. J. datierten Briefe in ähnlicher Weise ausliess. Geheimrat Koch schreibt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich glaube, dass wir mit den Erfolgen, welche mit der Typhusschutzimpfung erzielt wurden, ganz zufrieden sein können. Der Schutz ist zwar kein absoluter, aber doch ein so weitgehender, dass Plagge in seinem Berichte vom 24. April die obligatorische Schutzimpfung für alle nach dem Schutzgebiet geschickten Soldaten verlangt."

Oberstabsarzt Dr. **Steudel,** Berlin: Es ist in der Diskussion mehrfach die Frage einer obligatorischen Typhusschutzimpfung berührt und eine solche empfohlen worden. Ich möchte auf die Schwierigkeiten, die sich einer obligatorischen Typhusschutzimpfung entgegenstellen, nicht näher eingehen, sondern nur betonen, dass der Vergleich mit der Schutzpockenimpfung allzu sehr hinkt. Auf der einen Seite nur wenige Beschwerden und zu garantierender Erfolg, auf der andern Seite nicht unbedeutende persönliche Beschwerden, keine Sicherheit, selbst nicht gegen die gefährliche und tödliche Typhuserkrankung. Auch der von St. A. Dr. Hillebrecht vorgeschlagene Weg, nur solche Menschen nach Südwestafrika zu schicken, welche sich vorher zur Impfung bereit erklären, ist nicht angängig, weil besonders in einzelnen Spezialisten-Fächern schon jetzt grosser Mangel an Meldungen herrscht.

Tatsächlich ist aber der Unterschied zwischen obligatorischer und fakultativer Impfung nicht so gross, wie es auf den ersten Anschein aussieht. Seit Anfang Januar wurden in Munster 3850 Menschen gegen Typhus geimpft, und nur 650 entzogen sich einer Impfung, also unterzogen sich 85 Prozent der Impfung. Die 15 Prozent nicht Geimpfter spielen tatsächlich aber kaum eine Rolle, das zeigt der Vergleich mit weit mehr ansteckenden Krankheiten, z. B. den Pocken. In einer Bevölkerung, in welcher sich nur 15 Prozent empfängliche Individuen befinden, pflegen Pocken keine Epidemie zu machen. Es ist deshalb zum mindesten überflüssig, dass wir uns durch einen Zwang bei der Impfung dem dadurch entstehenden grossen Odium aussetzen.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Brieger,** Berlin: Ich war ja selbst der erste, welcher mit abgetöteten Bakterien bei Typhus und Cholera operiert hat, wenn ich nun weiter danach strebte, wieder neue Methoden ausfindig zu machen, behufs praktischer Impfungsmethoden gegen Typhus, so ist dies eben darauf begründet, wie ich schon ausgeführt, dass die wirksamen Stoffe der Bakterien sehr hinfällig sind. Die bisherigen Methoden, insbesondere Abtöten der Bakterien etc., schädigen sicherlich die wirksamen Prinzipien, daher empfahl ich die Schüttelungsmethode. Der auf diese Weise erhaltene Impfstoff ruft weniger heftige Impf-Erscheinungen hervor als alle andern bisherigen Impfstoffe und darum verdient derselbe in gleicher Weise praktisch angewandt zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Dieselbe verursacht weniger Beschwerden, selbst wenn sie öfter hintereinander ausgeführt wird. Wenn ich und meine Mitarbeiter anfänglich nur eine einmalige Einspritzung empfahlen, so beruht dies allein darauf, dass danach schon oft ein hoher Schutzwert erreicht wurde. Der Umstand, dass schädliche und für die Impfung unnötige Substanzen in diesem Impfstoff nicht vorhanden sind, rechtfertigt dessen Anwendung in umfangreicherem Massstab als bisher. Schliesslich wird über den Wert der Methoden in letzter Linie die Erfahrung, wie schon gesagt, entscheiden.

I. Über Chinintherapie bei Malaria.

Von Physikus Dr. **B. Nocht,** Hafenarzt, Leiter des Seemannskrankenhauses und Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Das Schema der Chininbehandlung der Malaria, das in den letzten Jahren sich bei den deutschen Tropenärzten hauptsächlich nach den Empfehlungen von Robert Koch mehr und mehr eingebürgert hat, ist das folgende: Es werden tunlichst bei Erwachsenen nur volle Grammdosen auf einmal, aber auch im allgemeinen nicht mehr als 1 g auf den Tag gegeben. Man beginnt damit tunlichst in der fieberfreien Zeit, einige Stunden vor dem voraussichtlichen Eintritt des nächsten Fieberanfalles oder, wenn der nicht genau zu bestimmen ist, wie z. B. bei Tropicafieber, möglichst bald nach dem Abklingen des gerade beobachteten Fieberanfalles, eventuell schon, wie namentlich Plehn empfohlen hat, im Abfallstadium selber. Dann wird die Chininreichung (1 g auf den Tag) noch sechs bis sieben Tage fortgesetzt. Nach Ablauf dieser Periode lässt man in der Chinindarreichung Pausen eintreten; zuerst pausiert man drei Tage, dann vier Tage, fünf Tage und verlängert die Pausen immer um einen Tag, bis zu sieben oder acht Tagen. R. Koch legt Wert darauf, dass man nun zwischen diese Perioden nicht bloss immer nur je einen Chinintag interpoliert, sondern je zwei Chinintage. Ein Chinintag genügt nicht. Das Chinin bleibt nicht lange genug im Körper. Ich möchte vorweg bemerken, dass wir beobachtet haben, dass auch zwei Chinintage zwischen den Pausen den Wiederausbruch des Fiebers während der Medikation oder kurz nachher nicht immer verhüten, geschweige mit Sicherheit vor späteren Rezidiven schützen. Wir sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deshalb dazu übergegangen, die chininfreien Pausen durch je drei Chinintage zu unterbrechen: wir lassen also nach zunächst siebentägiger Darreichung von täglich 1 g Chinin drei chininfreie Tage eintreten, dann folgen drei Chinintage — täglich 1 g Chinin —, dann vier Tage Pause, dann drei Chinintage usw. Diese Art von Chininbehandlung der Malaria haben wir seit Jahren geübt und haben die allerbesten Erfolge damit erzielt. Aber wir hatten doch während dieser Zeit nicht selten Patienten, wo wir die vollen Grammdosen nur mit einiger Besorgnis vor schweren Nebenwirkungen und Intoxikationserscheinungen gaben und auch solche erlebten, und wir fühlen uns in einigen Fällen veranlasst, geringe Gaben von Chinin zu versuchen. Vor zirka vier Jahren hat bekanntlich Grassi sein Mittel Esanofele sehr empfohlen. Das ist eine Komposition von Chinin, Arsen und Eisen. Das Mittel wird in Form von Pillen verabreicht, und zwar so, dass die Kranken 0,6 g Chinin täglich in drei Einzeldosen erhalten. Grassis Erfolge damit waren nach seinen Mitteilungen ausgezeichnet. Celli wies aber nach, dass die Zusätze von Eisen und Arsen für die ätiologische Therapie, für die Abtötung der Malariaparasiten überflüssig seien, dass es allein auf das Chinin ankomme. Celli gibt Chinin in Dosen von 0,2 g, zwei- bis dreimal täglich, also nicht mehr als 0,4 bis 0,6 g täglich. Seine Erfolge sind nach seinen Mitteilungen auf dem Brüsseler Kongress im Herbst 1903 ausgezeichnet. Angesichts dieser Beobachtungen und in Anbetracht der doch oft recht störenden Nebenwirkungen von ganzen Grammdosen, fühlte ich mich verpflichtet, die Grassische wie die Cellische Methode in unserm Hamburger Institut nachzuprüfen, und ich muss sagen, dass wir anfänglich überrascht waren über die Wirksamkeit dieser Therapie. Allein im weiteren Verlaufe hatten wir doch gelegentlich, und zwar schliesslich nicht ganz selten Patienten, bei denen die Neigung zu Fieberanfällen während der Chininmedikation länger bestehen blieb, als bei der — kurz gesagt — Kochschen Methode, wo ferner die Parasiten langsamer aus dem zirkulierenden Blute verschwanden, und bald nach dem Aussetzen des Chinins wieder Rezidive auftraten. Wir gingen deshalb einen Schritt weiter und vereinigten, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Kochsche und die Cellische Methode, indem wir zwar die kleinen Einzeldosen beibehielten, aber sie so oft gaben, dass 1 g Chinin im ganzen täglich genommen wurde. Wir gingen hierzu auch aus dem Grunde über, weil Herr Giemsa bei seinen Untersuchungen über die Ausscheidungen des Chinins gefunden hatte, dass das Chinin, wenn es in wiederholten kleinen Dosen dem Körper zugeführt wird, langsamer ausgeschieden wird, und dass sich grössere Chininmengen in gegebener Zeit im Körper anhäufen, als wenn man grosse Dosen, also 1 g, einmal des Tages gibt. Wir versuchten es also zunächst mit Gaben von 0,2 g

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinin fünfmal täglich. Im übrigen befolgten wir das bewährte Schema — also zunächst sieben Tage Chinin, fünfmal 0,2 g, dann drei Tage Pause, dann drei Chinintage, dann 4 Tage Pause usw. Dabei stellte sich bald heraus, dass die Patienten diese Art der Chinindarreichung auch mitten im Fieberanfall sehr gut vertrugen, dass auch in den meisten Fällen Chinin dabei im Fieberanfall schon aufgenommen wurde, wie sich bei der Urinuntersuchung und durch den klinischen Verlauf zeigte. Deshalb begannen wir nach kurzer Zeit mit dieser Medikation in jedem Falle sofort, nachdem die Diagnose gestellt war, ohne Rücksicht auf das Fieber oder die Zeit, zu der der nächste Anfall erwartet wurde.

Die Ergebnisse sehen Sie hier:

Es wurden behandelt:

mit 1 g Chinin, täglich auf einmal gegeben:	mit 1 g Chinin, täglich in 5 Dosen à 0,2 g auf den Tag verteilt
173 Malariakranke (vom 1. Jan. 1903 bis Anfang Febr. 1904)	203 Malariakranke (von Anfang Febr. 1904 bis Ende September 1905)

Dann entfielen auf:

Tropicainfektion 153 Fälle	180 Fälle
Tertianainfektion 20 Fälle	21 Fälle
Quartanainfektion 0 Fälle	2 Fälle

Die Behandlungsdauer betrug:

im Maximum 48 Tage	42 Tage
im Minimum 9 Tage	8 Tage
im Durchschnitt 21 Tage	19 Tage

Mit Fieberanfällen wurden aufgenommen:

163 Fälle	180 Fälle

Das Fieber schwand nach eintägiger Chininbehandlung:

in 26,4 Proz. der Fälle	in 45 Proz. der Fälle

Das Fieber schwand erst nach zweitägiger Chininbehandlung:

in 31,9 Proz. der Fälle	in 40,5 Proz. der Fälle

Das Fieber war nach dreitägiger Chininbehandlung noch nicht geschwunden:

in 4,3 Proz. der Fälle (6 Fälle von Tropica, 1 Fall von Tertiana)	in 2,8 Proz. der Fälle (4 Tropica, 1 Tertiana)

Malariaparasiten wurden im peripheren Blute nicht mehr gefunden – Gametenformen nicht berücksichtigt – nach eintägiger Chininbehandlung:

in 28,6 Proz. der Fälle	in 35,8 Proz. der Fälle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach mehr als zweitägiger Chininbehandlung noch vorhanden:

in 25,8 Proz. der Fälle	in 16,4 Proz. der Fälle

Der Hämoglobingehalt von 85 Prozent wurde durchschnittlich wieder erreicht:

nach 22tägiger Behandlung	nach 17tägiger Behandlung

Rezidive wurden bekannt bei geheilt entlassenen Patienten:

in 16,7 Proz. der Fälle	in 17,7 Proz. der Fälle

Daraus geht hervor, dass diese Art der Chinindarreichung mindestens nicht schlechter ist, als die bisherige. Wenn sie auch etwas umständlicher ist, so hat sie verschiedene grosse Vorteile. Die Methode macht uns ganz unabhängig von der so oft ganz unsicheren Bestimmung der Zeit, zu der voraussichtlich der nächste Anfall eintreten wird. Sie vermindert in sehr erwünschter Weise die oft sehr schweren Neben-Erscheinungen, die ganze Grammdosen machen, und sie verhütet, dass man bei der Chinintherapie von schweren Schwarzwasserfieberanfällen überrascht wird. Man kann, sobald man sieht, dass nach den ersten 0,2 g Dosen Ikterus, Leber- und Milzschwellung, Eiweiss im Urin und andere Vorboten eines Schwarzwasserfieberanfalles auftreten, die weitere Darreichung sofort einstellen.

Weitere Herabsetzung der Einzeldosen des Chinins, z. B. bis auf 0,1 g, etwa zehnmal täglich gegeben, haben sich weder in bezug auf die Unterdrückung des Fiebers, noch auf das Verschwinden der Malariaparasiten aus dem peripheren Blute genügend wirksam erwiesen. Auch ist die zehnmalige Darreichung sehr viel umständlicher und belastet das Pflegepersonal mehr, als die fünfmalige.

Selbstverständliche Voraussetzung ist, dass man nur Chininpräparate anwendet, die sich im Magen gut auflösen und gut resorbiert werden. Es empfiehlt sich, namentlich für die Tropen, dass man seinen Chininvorrat von Zeit zu Zeit einer ausdrücklichen Prüfung daraufhin unterzieht und die Chininpräparate, die — vielleicht durch Aufnehmen von Feuchtigkeit oder zu langes Lagern — nicht nach wenigen Minuten schon bei der Prüfung im Wasserglase zerfallen, durch frische Präparate ersetzt.

Nach kürzlich uns aus Deutsch-Ostafrika gewordenen Nachrichten hat sich die Methode auch dort sehr gut bewährt.

Bezüglich der prophylaktischen Wirkung dieser Art von Chinindarreichung stehen mir Erfahrungen nicht zur Seite, weshalb es mir auch fern liegt, diese Methode etwa für die Chininprophylaxe der Malaria besonders zu empfehlen. Wer Versuche damit machen will, mag es tun. Im übrigen denken wir auch nicht daran, etwa für die Therapie diese Methode als die allein seligmachende zu proklamieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man muss bei der Malariatherapie, ebenso wie bei jeder andern Art von Therapie, individualisieren. Unsere Erfahrungen zeigen, dass man dort, wo grosse Dosen aus irgend einem Grunde nicht angezeigt erscheinen, auch mit kleinen, nicht angreifenden Chiningaben, nach unserer Methode angewendet, zum Ziele kommt.

II. Über Schwarzwasserfieber.

Von Physikus Dr. **B. Nocht,** Hafenarzt, Leiter des Seemannskrankenhauses und Institutes für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Seit dem Bestehen des Hamburger Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten (fünf Jahre) sind dort sechzig Fälle von Schwarzwasserfieber aufgenommen worden. Davon haben 42 Kranke noch im Institut selbst Anfälle von Schwarzwasserfieber erlitten, drei hatten ihren Anfall einen Tag vorher, bei den übrigen lag der letzte Anfall etwas weiter zurück, bis zu acht Wochen, sie kamen aber wegen der Folgen ins Krankenhaus. Der Herkunft nach stammte ein Drittel der Fälle aus Kamerun, ein Drittel aus dem übrigen Westafrika, zwölf Fälle aus Ostafrika, die übrigen hatten die Krankheit in andern Malariagegenden erworben. Unter den letzteren ist von besonderem Interesse der schon von Otto beschriebene Fall, der sich in Krakau mit Malaria infizierte. Das Malariafieber selbst brach aber erst in Hamburg aus, und erst in Hamburg entwickelte sich die Disposition zu Schwarzwasserfieber. Der Fall lehrt zweierlei, erstens nämlich, dass die Einwirkung eines wärmeren Klimas nicht notwendig zum Zustandekommen der Schwarzwasserfieber-Disposition gehört, und zweitens, dass ebensowenig ein längerer Chiningebrauch dazu erforderlich ist. Der Kranke bekam bei der zweiten Chiningabe seinen Anfall von Schwarzwasserfieber.

Bei allen unsern Kranken war Malaria vorausgegangen; die Dauer der Infektion vom ersten Fieberanfall bis zum ersten Ausbruch des Schwarzwasserfiebers schwankte von vier Jahren bis herab zu 24 Tagen. In dem Fall dieser ungewöhnlich kurzen Entwickelungsdauer der Dispositon zu Hämoglobinurie handelte es sich um einen jungen Seemann, der seine erste Reise nach Westafrika gemacht hatte und zum erstenmal in seinem Leben an Malaria erkrankt war. Im allgemeinen ist Schwarzwasserfieber bei Seeleuten gerade wegen der durchschnitt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich kurzen Dauer ihrer Malariainfektion ungeheuer selten. Wir haben sie bis jetzt beobachtet erstens bei zwei Schiffskapitänen, bei denen allerdings eine längere Dauer der Malariainfektion nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden konnte, dann aber bei vier andern jüngeren Seeleuten, bei denen die Dauer der Malariainfektion bis zum ersten Ausbruch des Schwarzwasserfiebers in einem Fall zwei Monate, in zwei Fällen vier Wochen und in dem vierten, schon oben erwähnten Falle, nur 24 Tage dauerte. Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, zu erwähnen, dass drei von diesen vier Seeleuten noch nicht zwanzig Jahre alt waren.

In der grösseren Hälfte aller Fälle wurden im peripheren Blute Malariaparasiten gefunden, und wenn ich die Fälle, die in unserm Krankenhause selber noch Anfälle von Schwarzwasserfieber hatten (42 Fälle cf. oben) allein berücksichtige, so fanden wir bei 75 Prozent dieser Fälle entweder zur Zeit des Anfalles oder kurz vorher oder nachher Malariaparasiten in den entnommenen Blutproben.

In sämtlichen Fällen wurde der einzelne Anfall von Schwarzwasserfieber durch eine bestimmte medikamentöse Einwirkung ausgelöst, und zwar in sämtlichen Fällen, mit Ausnahme von zweien, durch Chiningaben, in einem Falle durch Antipyrin und in einem andern durch Methylenblau. Dieser Fall wurde aufgenommen, nachdem er einen Tag vorher infolge des Einnnehmens von 1 g Chinin einen Anfall von Schwarzwasserfieber bekommen hatte. Beträchtliche Anämie und Herzschwäche. Da er einige Wochen nach Ablauf der Hämoglobinausscheidung wieder zu fiebern anfing und Malariaparasiten (Tropica) sich im Blute fanden, wurde vier Wochen nach dem Schwarzwasserfieber Methylenblau (zehnmal täglich 0,1 g) innerlich gegeben. Das Fieber verschwand aber nicht, es traten Ikterus, Leber- und Milzschwellung und Koliken auf. Der dunkelblaue Urin färbte sich beim Stehen bis auf eine 2 cm dicke, obere Schicht schwarzrot, und man konnte Eiweiss und Hämoglobin darin nachweisen.

Die Dauer des Chiningebrauchs bei einer zu Schwarzwasserfieber führenden Malariainfektion ist ja insofern von Bedeutung, als ein ungenügender Chiningebrauch das Chronischwerden einer Malariainfektion begünstigt. Darauf beruht auch die Beurteilung der günstigen oder ungünstigen Wirkung der verschiedenen Methoden von Chininprophylaxe in bezug auf das Zustandekommen der Schwarzwasserfieber-Disposition. Für diese Frage habe ich von unsern sechzig Fällen nur diejenigen berücksichtigt, die nicht etwa bloss regelmässige Chininprophylaxe lange Zeit getrieben hatten, sondern die zu ihrer grössten Überraschung mitten im prophylaktischen Chiningebrauch und anscheinend frei von Malariainfektion Schwarzwasserfieber bekamen, als sie an einem ihrer regelmässigen Chinintage die gewohnte Dosis Chi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nin nahmen. Es fanden sich 24 derartige Fälle, und zwar hatten sie Chinin in folgender Weise eingenommen:

1	Patient	alle	10	Tage	1 g	Chinin,
2	Patienten	jeden	9. und 10.	Tag	je 1 g	Chinin,
2	„	„	8.	Tag	1 g	Chinin,
1	Patient	„	7.	„	1 „	„
7	Patienten	„	5.	„	1 „	„
1	Patient	„	5.	„	1 „	„ 11 Monate lang, dann jeden 4. Tag 1 g
10	Patienten	„	5.	„	0,5 „	„ (Plehnsche Prophylaxe).

Ohne auf diese Frage der Prophylaxe im übrigen hier weiter einzugehen, will ich nur darauf hinweisen, dass keine der von unsern Prophylaktikern angewandten Methoden nach diesen Erfahrungen sicher vor Schwarzwasserfieber schützt und dass dies Urteil anscheinend in besonderem Masse auch von der Plehnschen Prophylaxe gilt. Wenn man sich vor Schwarzwasserfieber schützen will, muss man, einerlei, ob man Chininprophylaxe vorher getrieben hat oder nicht, und einerlei, welche Art von Chininprophylaxe man angewandt hat, jeden einzelnen Ausbruch von Malariafieber gründlichst mit genügend grossen und genügend lange fortgesetzten Chinindosen behandeln. Wer vorher Chininprophylaxe getrieben hat, muss sie dann für die Dauer der Chininkur unterbrechen, und darf sie erst wieder beginnen, wenn diese gründliche Chininkur beendet ist.

Ich habe mir natürlich alle erdenkliche Mühe gegeben, ein Mittel zu finden, das uns in den Stand setzen könnte, es den Malariakranken vorher anzusehen, ob sie auf Chinin oder ein anderes Medikament mit Schwarzwasserfieber reagieren würden oder nicht; indessen sind alle meine Bemühungen nach dieser Richtung bis jetzt erfolglos geblieben. Die meisten Schwarzwasserfieberkandidaten haben ja ein ausgesprochen gelbliches Kolorit und beträchtliche Milzschwellung. Auch die Leber ist in den meisten Fällen etwas geschwollen; indessen gibt es auf der andern Seite eine ganze Anzahl von Malariapatienten mit diesen Symptomen chronischer Kachexie, die grosse Dosen von Chinin vertragen, ohne dass sie Schwarzwasserfieber bekommen. Man hat ferner darauf aufmerksam gemacht, dass das Auftreten basophiler Körnung der roten Blutkörperchen vielleicht einen Anhalt für die Prognose einer Schwarzwasserfiebergefahr abgeben könnte. Wir haben in dieser Richtung gar nichts Charakteristisches gefunden. Aus einem oder dem andern Falle, in dem man zufällig bei Schwarzwasserfieberkandidaten Darmparasiten gefunden hatte (Tänien, Ankylostomum und drgl.) hat man voreilig geschlossen, dass dieser Parasitismus die Entstehung der hämolytischen Disposition bei Malariakranken begün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stige. Wir haben eine grosse Menge von Malariakranken mit Darmparasiten, aber ohne Schwarzwasserfieber beobachtet, und umgekehrt fanden wir bei der weitaus grössten Mehrzahl unserer Schwarzwasserfieberkranken keine Darmparasiten. Vor einigen Jahren haben englische Forscher ausgedehnte Untersuchungen über die Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberkandidaten gegenüber Kochsalzlösungen angestellt. Sie fanden aber lediglich die nicht weiter überraschende Tatsache, dass die nach einem Schwarzwasserfieberanfall übrig gebliebenen intakten roten Blutkörperchen eine verhältnismässig grosse Widerstandsfähigkeit gegenüber anisotonischen Kochsalzlösungen zeigen. Ich glaube, dass ich der erste gewesen bin, der (vor fünf Jahren) die Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberkandidaten gegenüber Chininlösungen direkt geprüft hat. Zu meiner Ueberraschung fand ich gleich beim ersten Fall, und ebenso bei allen folgenden geprüften Fällen, dass die hämolytische Chinindosis für Menschenblut fast genau dieselbe ist im Reagensglase für Schwarzwasserfieberkandidaten, für andere Malariakranke, für Kranke beliebiger anderer Art und für gesunde Menschen. Sie beträgt 2 Milligramm Chinin auf 5 ccm einer 10prozentigen Aufschwemmung von defibriniertem Menschenblut in 0,9prozentiger Kochsalzlösung. Fast genau so hoch ist der Titer für Schweineblut, während das Blut der Wiederkäuer, insbesondere der Rinder, Schafe und Ziegen, sehr viel widerstandsfähiger gegen Chinin ist. Auch wenn man die Chlornatriumlösung, in der die roten Blutkörperchen aufgeschwemmt sind, stärker oder schwächer macht und dann Chinin zusetzt, zeigt sich kein Unterschied in der Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberkandidaten im Verhältnis zu derjenigen der roten Blutkörperchen anderer gesunder oder kranker Menschen. Auch das Serum von Schwarzwasserfieberkandidaten wie von Schwarzwasserfieberkranken im Anfall oder nach demselben hat keine hämolytische Wirkung auf menschliche rote Blutkörperchen, weder auf die des Patienten noch auf die anderer Menschen. Mit Chinin zusammen zeigt dieses Serum keine Verstärkung der gewöhnlichen hämolytischen Wirkung des Chinins. Das Serum war häufig ikterisch und grünlich gefärbt; rötliches Serum fanden wir nur in einigen Fällen. Ich möchte auf solche Befunde nichts geben, da man gelegentlich auch bei gesunden Personen ein rötliches Serum wahrscheinlich infolge unbekannter Versuchsfehler erhält.

Bei den Versuchen über die hämolytische Wirkung des Chinins habe ich die interessante Tatsache beobachtet, dass nicht unbeträchtliche Mengen von Chinin von den roten Blutkörperchen aufgenommen werden, und das ist vielleicht ein Grund, dass gerade das Chinin ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spezifisches Malariamittel ist, während andere antiparasitäre Mittel, die nicht in die roten Blutkörperchen eindringen, gegen die Malaria versagen. Das Chinin dringt in verschiedenen Mengen in die roten Blutkörperchen ein, die davon aufquellen. Der Grad der Aufquellung steht nach meinen Beobachtungen im umgekehrten Verhältnis zum Hämoglobingehalt der roten Blutkörperchen. Es lag nun nahe, zu prüfen, ob nicht die roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberleuten besonders viel Chinin aufnehmen, resp. durch das Mittel zu einem besonders hohen Grade der Aufquellung gebracht werden. Indessen habe ich regelmässige Beziehungen in dieser Richtung nicht feststellen können.

Alle diese Versuche weisen darauf hin, dass die Chininhämolyse bei den Schwarzwasserfieberleuten nicht einfach im zirkulierenden Blute vor sich geht, und auch nicht, wie die Versuche mit Serum zeigen, unter der Mitwirkung eines etwa im Blute zirkulierenden Hämolysins, sondern dass die Chininhämolyse durch die Einwirkung innerer Organe, wie der Milz, der Leber und der Nieren zustande kommt. Auf die Beteiligung der Nieren könnte der Umstand deuten, dass man in dem Serum während eines Schwarzwasserfieberanfalles nur ausnahmsweise gelöstes Hämoglobin nachweisen kann. Umgekehrt aber weisen die Fälle, in denen kein Hämoglobin durch die Nieren ausgeschieden wird, wohl aber andere deutliche Hinweise auf eine im Gange befindliche Hämolyse vorhanden sind (Fieber, Leber- und Milzschwellung, Ikterus, Anämie), darauf hin, dass Milz und Leber in diesen Fällen einen höheren Anteil an der Mitwirkung bei der Chininhämolyse haben als die Nieren. Die Versuche von Stadelmann, Jovanovics und andern haben gezeigt, dass die Hämolyse durch Blutgifte wie Toluylendiamin und andere Anilinderivate unter der Mitwirkung der Milz zustande kommt, und dass Tiere, denen die Milz herausgenommen wurde, weniger unter der hämolytischen Wirkung dieser Gifte leiden, als normale Tiere. Aehnlich verhält es sich wahrscheinlich mit dem Chinin. Van den Bergh hat die Vermutung geäussert, dass die Leber dabei eine grosse Rolle spielen müsse, und dass die Disposition zu Schwarzwasserfieber dadurch zustande komme, dass sich zu der chronischen Malaria eine infektiöse Hepatitis hinzugeselle. Er hat dies daraus geschlossen, dass sein Schwarzwasserfieberpatient (der einzige, den er beobachtet hat!) nach Darreichung grosser Dosen von Zucker Meliturie bekam. Ich habe mehreren Schwarzwasserfieberpatienten vor und nach ihren Anfällen Zucker gegeben, ohne dass ich diese alimentäre Glykosurie beobachten konnte. Dagegen konnte ich bei Hunden zwar nicht in allen Fällen, aber doch in zweien, Chininhämoglobinurie bei intravenöser Einspritzung von Milzsaft von andern Hunden und späterer subkutaner Einspritzung von Chinin beobachten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den Engländern ist kürzlich die Vermutung geäussert worden, dass es sich bei dem Schwarzwasserfieber um eine Doppelinfektion handeln möge, bei der zu der chronischen Malaria noch eine Infektion mit Piroplasmen hinzugetreten sei. Abgesehen davon, dass es nicht gelingt, für diese Vermutung durch die mikroskopische Untersuchung des Blutes von Schwarzwasserfieberleuten irgendwelchen Anhalt beizubringen, kann ich berichten, dass es bei Hunden, die mit Piroplasmen infiziert sind, und die bald Hämoglobinurie haben, bald dieses Symptom nicht zeigen, nicht gelingt, diese Neigung zu Hämoglobinurie durch Chinin hervorzurufen oder zu befördern.

Was die klinische Seite der Chininhämoglobinurie anlangt, so haben uns unsere Beobachtungen immer mehr zu der Ueberzeugung gebracht, dass Gelegenheitsursachen, wie Erkältungen, Verlassen des Bettes, Spazierengehen, für den Ausbruch des Anfalls nach der Einnahme von Chinin nur eine ganz untergeordnete Bedeutung haben, und dass es das Chinin ganz allein ist, das den Anfall auslöst. Jeder Schwarzwasserfieberkandidat hat eine bestimmte Schwelle der Chinintoleranz. Die Ueberschreitung ruft mit Sicherheit Schwarzwasserfieber hervor. Diese Schwellendosis ist fast bei jedem Patienten eine andere und schwankt von einem Gramm bis zu einem Zentigramm, ja, Ziemann hat in einem Fall eine Schwellendosis von nur einem halben Zentigramm beobachtet. Im Laufe der Rekonvaleszenz steigt die Schwellendosis. Wir haben aber auch die umgekehrte Beobachtung gemacht, dass bei Vernachlässigung oder ungenügender Behandlung der chronischen Malariainfektion die Schwarzwasserfieber auslösende Schwellendosis von Chinin immer tiefer sank. Dabei haben wir einige Fälle beobachtet, in denen sich dieses Sinken der Schwellendosis auch bei Behandlung mit Methylenblau einstellte, während im übrigen die Fieberanfälle und die Malariaparasiten dabei verschwanden.

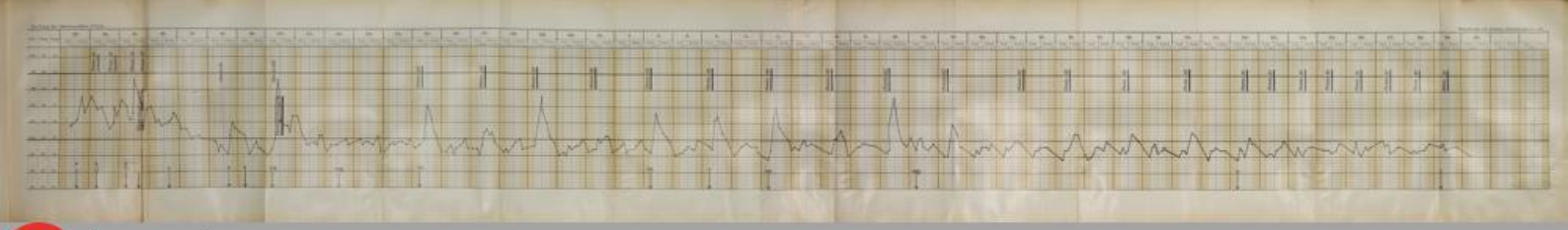
In einer kürzlich erschienenen Arbeit von Moor, in der Kaliumpermanganat als Gegengift gegen Morphiumvergiftungen empfohlen wird, behauptet dieser Autor, dass Kaliumpermanganat auch das Chinin im Körper sehr schnell oxydiere und unschädlich mache. Unsere Tierversuche haben uns keine Bestätigung dieser Behauptung gegeben, und ich kann deshalb die so naheliegende Anwendung von Kaliumpermanganat als Gegengift bei Chininhämoglobinurie nicht empfehlen. Zur Heilung der Schwarzwasserfieberdisposition ist es nötig, dass die Patienten allmählich durch vorsichtige Steigerung der Chinindosen wieder an dieses Mittel gewöhnt werden. Auch für diese Art der Immunisierung bietet das Verhalten der hämolytischen Anilinderivate, wie Toluylendiamin u. a., ein Analogon. A. Plehn hat in einer kürzlich erschienenen Arbeit bemängelt, dass für die meisten Fälle von angeblich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

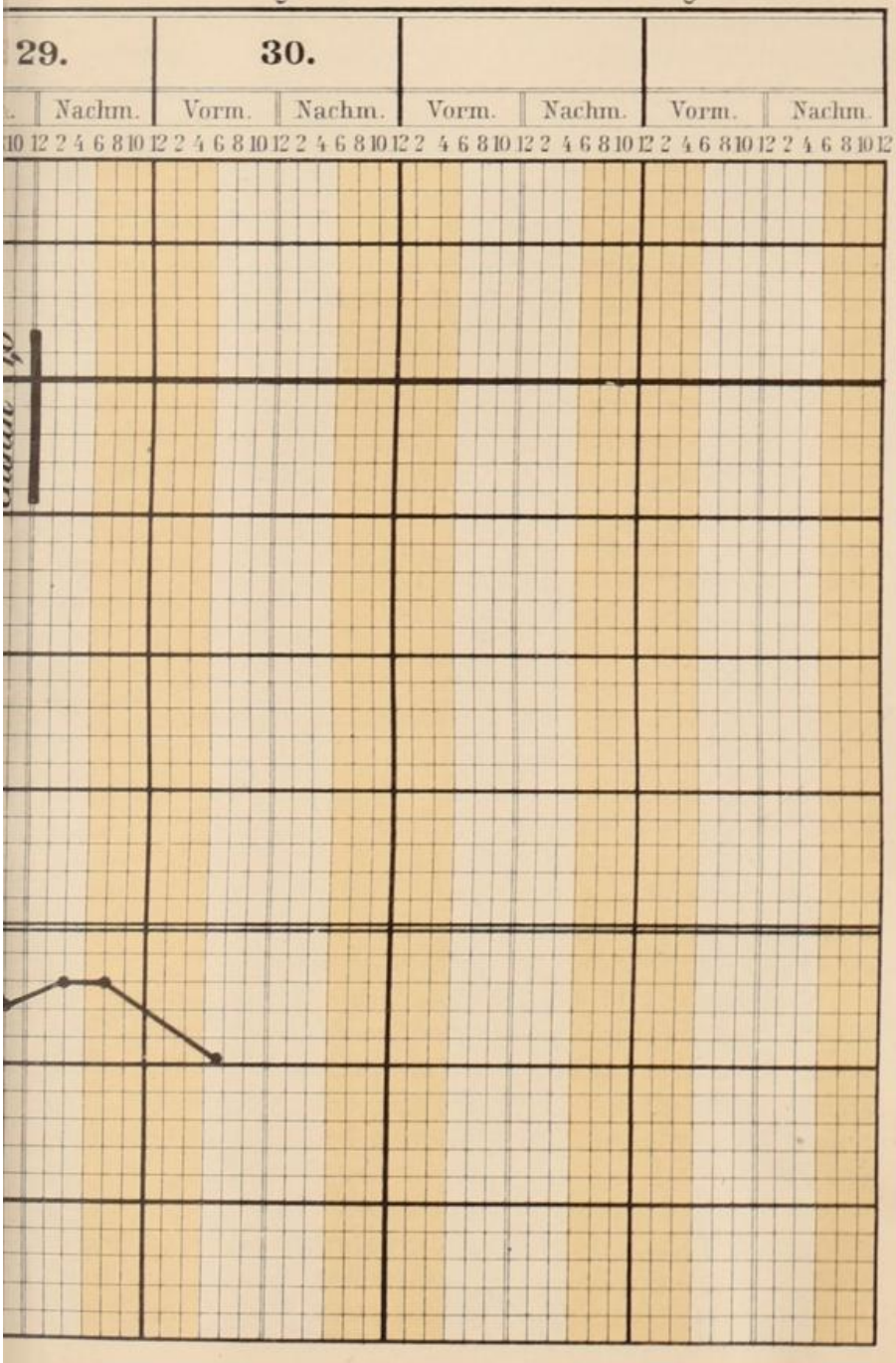
geglückter Gewöhnung von Schwarzwasserfieberkandidaten an steigende Chinindosen der Beweis nicht erbracht sei, dass diese Patienten nicht auch von Anfang an schon grössere Dosen von Chinin vertragen hätten; denn es seien ja genug Fälle bekannt, in denen unmittelbar nach einem durch Chinin ausgelösten Schwarzwasserfieberanfall die vorher toxische Chinindose ganz gut vertragen wurde. Ich kann Herrn Plehn mit einer Reihe von Fällen aufwarten, in denen dies positiv nicht der Fall war, sondern wo der klinische Beweis vorliegt, dass die Intoleranz gegen Chinin in derselben Höhe auch nach dem Anfall noch vorhanden war. Als beste Demonstration der Art, wie diese Chiningewöhnung zustande kommt, diene die beifolgende Kurve. Nachdem der Patient auf die Gabe von 1 g Chinin und 5 Tage später auf 0,75 g Chinin einen Anfall von Hämoglobinurie bekommen hatte, begannen wir — wiederum 5 Tage später — die Chiningewöhnung mit 0,2 Chinin. Auf diese Gabe reagierte der Patient zunächst mit Fieber, als wir sie wiederholten, blieb das Fieber aus, und so stellte sich bei jeder Steigerung wiederum Fieber ein, um erst bei Wiederholungen derselben Dosen wegzubleiben, schliesslich wurde die Toleranz für 1 g Chinin erreicht. Der Patient bekam 8 Tage lang hintereinander je 1 g Chinin und hat m. W. nachher weder Schwarzwasserfieber noch einen Malariarückfall gehabt. Der leider so früh verstorbene F. Plehn hat wohl als erster darauf aufmerksam gemacht, dass die seltenen Fälle von sogenanntem paradoxen Chininfieber wohl in ihrer Mehrzahl als Fälle von rudimentärem Schwarzwasserfieber aufzufassen seien. Auch unser eben demonstrierter Fall ist ein solcher Fall von paradoxem Chininfieber, und es besteht wohl kein Zweifel, dass es sich hier um eine rudimentäre Chininhämolyse, um eine Hämolyse sine Hämoglobinuria handelte. Derartige Fälle haben wir eine ganze Reihe erlebt, und ich möchte mich der Ansicht von F. Plehn vollständig anschliessen.

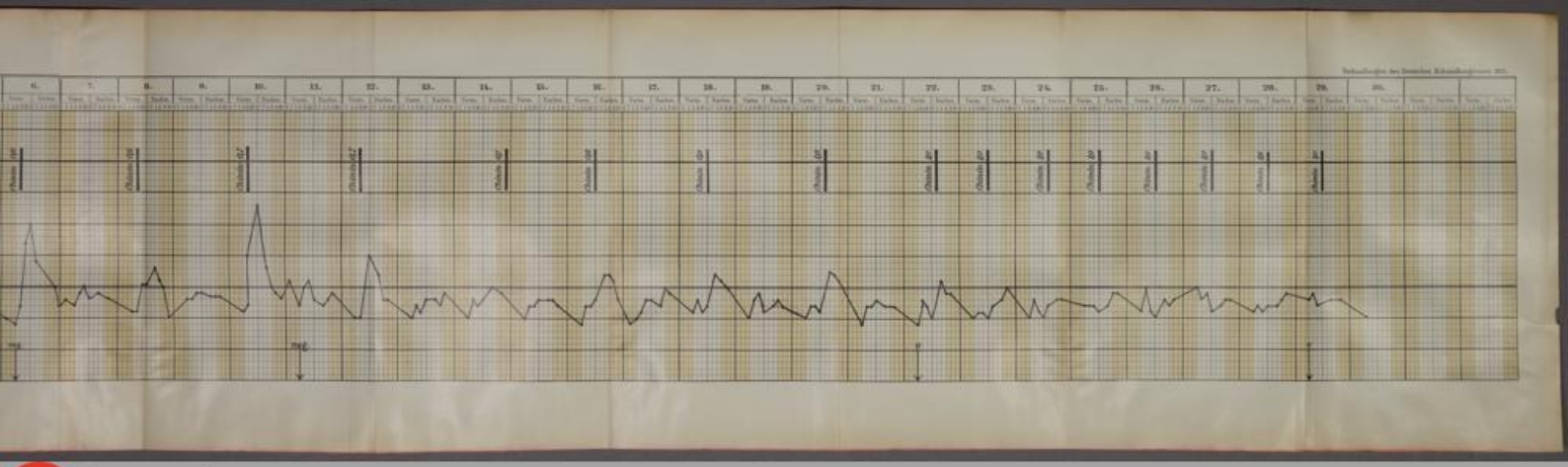
Nicht immer geht die Chiningewöhnung in der prompten Weise, wie ich Ihnen das eben demonstrieren konnte, von statten. Es gibt, wie schon oben erwähnt, nicht wenige Patienten, die schon nach 1—2 Zentigramm Chinin hämolytische Symptome zeigen, und bei denen eine weitere Steigerung um Dosen von einem Zentrigramm lebensgefährlich sein würde. Da haben wir es nun mit noch kleineren Dosen versucht. So haben wir bei Patienten, die 0,1 g Chinin nicht vertragen konnten, mit 0,01 g angefangen, und haben dann zentigrammweise oder in noch kleineren Dosen gesteigert. Auf diese Weise ist es uns dann gelungen, auch ganz hartnäckige Fälle allmählich hochzutreiben. Diese Art der Chininimmunisierung hat eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit der Tuberkulin- und Diphtherietoxinimmunisierung. Je kleiner die Einzeldose und je geringer die Steigerung, desto eher werden Fehlschläge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

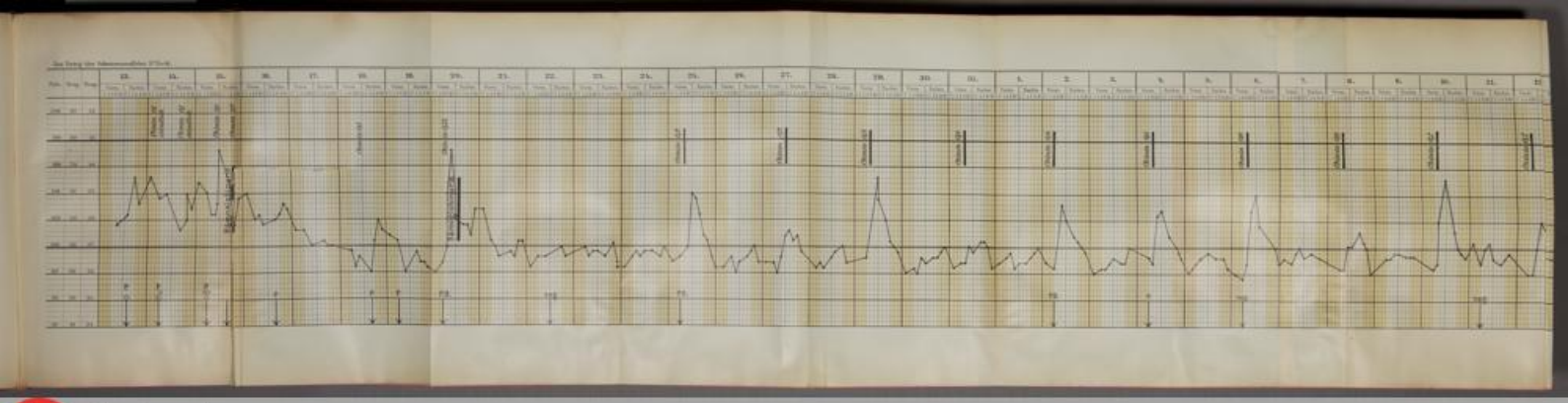


Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG


29.
30.
Vorm.
Nachm.
Vorm.
Nachm.
Vorm.
Nachm.
10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

vermieden. Die ganze Kur muss im Krankenhause unter genauester Beobachtung des Patienten, seines Aussehens, seiner Temperatur und seines Urins (die ersten Spuren der Hämoglobinurie verraten sich durch Albuminurie) vorgenommen werden. Wir haben auf diese Weise schon eine Reihe von Patienten, die früher bei uns und zum Teil auch anderswo gegenüber allen Versuchen, ihre Schwarzwasserfieberdisposition zu beseitigen, sich als refraktär erwiesen, vollständig in kurzer Zeit geheilt.

Damit möchte ich meine Bemerkungen über Schwarzwasserfieber schliessen. Wenn auch unsere Einsicht in das innere Wesen dieser Krankheit noch nicht vollständig ist, so bringt uns doch diese Methode der Chiningewöhnung mit kleinsten Dosen einen grossen Schritt vorwärts in der Therapie dieser schweren Komplikation der Malaria. Ich rate in jedem Falle baldigst nach einem Schwarzwasserfieberanfall mit dieser Therapie zu beginnen. Allerdings wird es sich empfehlen, dass man die Patienten, falls der Anfall sehr schwer gewesen ist, sich erst einige Tage davon erholen lässt, damit die bei der Chiningewöhnung trotz aller Vorsicht in der Steigerung doch vielleicht gelegentlich sich zeigende Neigung zum Blutzerfall die Patienten nicht zu sehr angreift, aber allzulange würde ich niemals mit dem Beginn der Chiningewöhnung warten. Wenn es auch Patienten gibt, die unmittelbar nach einem Schwarzwasserfieberanfall gleich 1 g Chinin wieder vertragen, so haben wir doch umgekehrt, wie ich schon oben erwähnte, eine Reihe von Fällen beobachtet, in denen die Intoleranz gegen Chinin sich schnell steigerte. Das muss vermieden werden.

Nachdem der Patient durch vorsichtige Chiningewöhnung wieder gegen Dosen von 1 g Chinin tolerant geworden ist, muss bei jedem Fall eine gründliche Chininkur der Chiningewöhnung angeschlossen werden, damit die der Schwarzwasserfieberdisposition zugrunde liegende Malaria endgültig beseitigt werde.

Stabsarzt Dr. **Dempwolff,** Berlin: Kleine Chiningaben zu verschiedenen Zeiten eines Tages, die zusammen 1 g betragen, sind von manchen Tropenärzten gegen Malaria schon früher verordnet worden, um einzelne Kranke individuell zu behandeln, z. B. nach Schwarzwasserfieber. Wenn diese Therapie jetzt von berufener Seite und an dieser Stelle im Deutschen Kolonial-Kongress als „Methode" aufgestellt wird, so kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, dass daraus in den Kolonien bei Laien, deren viele gern über Malaria mitreden, sich Ansichten bilden, welche den Ärzten Schwierigkeiten bereiten können, wenn diese abweichende Arten der Chinindarreichung für angezeigt halten, z. B. gegenüber Chineinspritzungen, die in einzelnen Fällen kaum durch die besprochene Methode zu ersetzen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine individualisierende Chinintherapie verschiedenster Dosierung aber halte ich nicht nur bei den einzelnen Menschen für berechtigt, sondern auch lokal für notwendig, insofern die Quantität der Malariainfektion (die Menge der Anopheles usw.) in den einzelnen Tropenländern verschieden ist.

Diese Bemerkungen sollen sich nur auf die Malariatherapie des Praktikers in den Kolonien, nicht aber auf Krankenhausbehandlung, Prophylaxe usw. beziehen.

Stabsarzt Dr. **Kuhn,** Gr.-Lichterfelde: Ich will vorausschicken, dass ich ein entschiedener Anhänger der regelmässig in bestimmten Stunden gegebenen kleinen Chinindosen bin. Ich habe diese Methode*) mehrfach empfohlen, meine Stimme ist jedoch stets verhallt. Seit dem Jahre 1898 habe ich im Norden unseres Schutzgebietes die Mannschaften der Schutztruppen mit mehrfach wiederholten Viertelgrammdosen behandelt. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, dass oft ein halbes Gramm als Gesamtmenge imstande ist, einen Malariaanfall zu heilen. Ich habe auch mit der Prophylaxe zu einem halben Gramm in kleinen Dosen, für gewöhnlich alle fünf Tage je zwei Viertelgramm, gute Erfolge gehabt, und kann diese Methode nur empfehlen. Ich freue mich, dass heute von so autoritativer Seite für die kleinen Chinindosen eingetreten wird. Früher sprach man von „verzettelten" Chinindosen, und schreckte damit manchen Arzt von den kleinen Dosen ab. Ich hoffe, dass der heutige Tag den kleinen Chinindosen zu ihrem Recht verhilft, und hoffe, dass man auch anfangen wird, in den Gesamtmengen herunterzugehen und oft nur ein halbes Gramm zu geben, wo man bisher 1 g oder gar 2 g gab.

Zu dem Vortrage über Schwarzwasserfieber möchte ich nur eine Bemerkung machen. Es ist oft möglich, den Menschen anzusehen, dass sie in Gefahr sind, Schwarzwasserfieber auf Chiningaben hin zu bekommen. Sie sehen dann eigentümlich gelb aus, während sie vorher frisch und gesund aussahen. Diese Beobachtung ist auch den Laien möglich. Ich möchte die Ärzte in den Kolonien auffordern, darauf zu achten.

Marine-Oberstabsarzt Dr. **Ruge,** Kiel, fragt an, wie die Resorptionsverhältnisse bei diesen kleinen Chinindosen sind, und wie die Ernährung der Patienten bei der Nochtschen Chininbehandlung gehandhabt wird.

Prof. Dr. **A. Plehn,** Berlin: Auf den inhaltsreichen Vortrag des Herrn Nocht hier in der Diskussion ausführlich einzugehen, verbietet leider

*) Vgl. z. B. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, November 1901, „Ueber eine Impfung gegen Malaria".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kürze der Zeit; ich hatte aber Gelegenheit, meine Anschauungen über die Schwarzwasserfrage in einem Generalreferat für den Internationalen Kongress zu Lissabon niederzulegen. Hier will ich nur ein paar praktische Punkte streifen. Zunächst begrüsse ich es, dass Herr Nocht mit seinen grossen Hamburger Erfahrungen sich allmählich auch einer milderen Form der Chinindarreichung zuwendet. Ich denke, er wird darin mit der Zeit noch weiter gehen, ganz besonders hoffe ich das bezüglich der Nachbehandlung, die er noch ebenso übt, wie es z. B. mein Nachfolger Ziemann in Kamerun in noch schärferer Form tut. Mir ist der Gedankengang da immer noch unverständlich. Die Parasiten sind doch spätestens am dritten Chinintage verschwunden. Die Wiederkehr von Recidiven wird auch durch noch viel grössere Gaben nicht mit Sicherheit verhütet, selbst wenn diese noch längere Zeit hindurch fortgebraucht werden, als Herr Nocht es tut. Einer meiner Patienten hatte seit Anfang der 90er Jahre alle paar Monate Recidiven, obgleich er dann tage- und wochenlang mehrere Gramm täglich nahm. Als Methode ist es sowohl für die Nachbehandlung, wie für die Prophylaxe allein richtig, dass die Intervalle zwischen den einzelnen Chiningaben nicht mehr als vier Tage betragen. Die von mir empfohlene und geübte Methode, jeden fünften oder jeden fünften und sechsten Tag Chinin zu nehmen, sollte deshalb im Gegensatz zur Kochschen als kurzfristige, nicht als Halbgramm prophylaxe bezeichnet werden. Wer ein ganzes Gramm jeden fünften Tag verträgt, der soll es ruhig nehmen, denn er wird damit noch sicherer gehen. Die meisten vertragen es aber in Gegenden mit schwerer Malaria nicht, und diese dürfen sich beruhigt mit einem halben Gramm begnügen und werden damit in den meisten Fällen auch auskommen. In Deutschland bin ich damit jetzt immer ausgekommen, ohne für den akuten Malariaanfall mehr wie zwei, höchstens drei Chiningaben von ein bis eineinhalb Gramm zu geben. Was nämlich die akuten Fieberanfälle anbelangt, so möchte ich mich den Ausführungen des Herrn Nocht unbedingt anschliessen, dass sie einer besonderen Behandlung bedürfen, für welche die fortlaufende Prophylaxe nur ausnahmsweise ausreicht; sie bedürfen Einzeldosen von mindestens 1 g bis $1^1/_2$ g pro die. Diese über den ganzen Tag zu verteilen, wird in manchen Tropengegenden vielleicht praktische Schwierigkeiten machen; theoretisch ist dagegen gewiss nichts einzuwenden. Also: Energische Behandlung der einzelnen akuten Anfälle —, milde, aber systematische Nachbehandlung resp. Prophylaxe!

Bezüglich des Schwarzwasserfiebers möchte ich nur ergänzend erwähnen, dass ich schon in meiner 1896 veröffentlichten Arbeit über einige Versuche berichtete, eine verminderte Widerstandskraft von

Schwarzwasserfieberblutkörperchen gegenüber anisotonischen Kochsalzlösungen nachzuweisen. In einigen Fällen war sie unzweifelhaft vorhanden, in den meisten fehlte sie.

Weiter möchte ich noch bemerken, dass sich in Westafrika meine Versuche, die Fieberbehandlung von Schwarzwasserkandidaten mit geringen Chiningaben zu beginnen, um eine Gewöhnung zu erzielen, nicht erfolgreich erwiesen. Das Schwarzwasserfieber brach meist, wenn auch in leichterer Form, aus, die Malariaparasiten vermehrten sich aber dabei weiter und zwangen nachträglich noch dazu, grössere Gaben zu geben, die den Zustand dann oft sehr schwer gestalteten.

Stabsarzt Dr. **Kleine,** Berlin: Ich bemerke zu dem zweiten Teil des Vortrages, dass die Nochtsche Modifikation der Behandlung des Schwarzwasserfiebers mir ein ausserordentlicher therapeutischer Fortschritt zu sein scheint. Ich behandelte vor einem Jahr einen jungen Herrn aus Ostafrika, der auf 0,1 g Chinin mit einem Schwarzwasserfieberanfall reagierte. In ungefähr sechs Monaten kam ich mit allmählich steigenden Dosen so weit, dass der Patient 0,3 g Chinin. bim. subkutan vertrug, ohne Hämoglobinurie zu bekommen. Da diese Fortschritte sehr gering waren, und da mir erfahrene Tropenärzte, wie Ollwig und Kudicke, die beide den Patienten wohl kannten, sagten, es würde mir wohl kaum gelingen, die Neigung zum Schwarzwasserfieber in diesem Falle zu besiegen, und der betreffende könnte in die Tropen nicht zurückkehren, so sandte ich den Patienten zu Herrn Physikus Nocht, von dessen Behandlungsmethode ich gehört hatte. Zu meinem Erstaunen gelang es Nocht, in vier Wochen auf die von ihm beschriebene Art den Patienten an Chinin so zu gewöhnen, dass er an zwei aufeinander folgenden Tagen je ein Gramm Chinin p. os vertrug. Er kehrte nach Ostafrika zurück und ist jetzt dort wohl und munter seit etwa sieben Monaten tätig.

Oberstabsarzt Dr. **Ipscher,** Torgau: Die beste Vorbeugungsmassregel gegen Schwarzwasserfieber ist eine ausreichende Chininprophylaxe.

Feststehend auf der Kochschen Malariaprophylaxe habe ich stets 1 g Chinin als diejenige Menge angesehen, die allein in der Lage ist, prophylaktisch zu wirken. Als zweites Prophylaktikum bezeichne ich einen wirksamen Moskitoschutz. Als richtiges Intervall erscheint mir das fünftägige, weil längere Intervalle, 7, 8, 9 Tage u. m., bei event. durch Verdauungsstörungen verursachter Behinderung der Chininassimilation zu lang sind und zwischen den wirksamen Dosen mehr wie zehn Tage vergehen, mithin eine Erkrankung an Malaria eintreten kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die fünftägige 1 Gramm-Prophylaxe hat folgenden Erfolg gehabt, gegenüber der 0,5 Gramm-Prophylaxe (nach Plehn): bei einer Iststärke von 19 Mann im Sommer 1900 betrug bei 0,5 g Chinin die Zahl der Kranken in Duala 49, im Sommer 1901 bei einer Iststärke von 20 Mann bei 1 g Chinin 8, von denen 4 Fälle aus dem Innern ohne Prophylaxe gekommen waren, also nicht dieser anzurechnen sind.

Dr. **Mense,** Kassel, teilt, um zu illustrieren, wie schwer die Chininempfindlichkeit der einzelnen Menschen abzugrenzen ist, eine Beobachtung vom Congo mit. Ein Deutscher, seit einem Jahre dort, hatte bei seinen nicht selten eintretenden Fieberanfällen sich stets aus der eigenen homöopathischen Reiseapotheke behandelt. Trotzdem bekam er schliesslich auf eine solche homöopathische Dosis einen schweren hämoglobinurischen Anfall, welcher unter Chininbehandlung oder, wie wir jetzt wissen, trotz derselben heilte. Auch später vertrug derselbe Chinin in Dosen von $^1/_2$—1 Gramm sehr gut.

In der Therapie von etwa 30 Schwarzwasserfieberanfällen hatte M. die besten Erfolge, keinen Todesfall, mit einer reichlichen Flüssigkeitszufuhr. Diese wurde dadurch erzielt, dass die Kranken grosse Mengen dünnen heissen Tees durch einen Schlauch trinken mussten. Hierbei tritt wenig oder gar kein Erbrechen ein und der Urin klärt sich bald.

Der Vortrag Nochts hat wieder aufs neue den trotz aller Schwierigkeiten unbestreitbaren Wert der Chininbehandlung gezeigt. Um so bedauerlicher ist es, dass selbst Blätter, wie das „Überall", sich zum Sprachrohr für Angriffe auf die Chininbehandlung- und Prophylaxe überhaupt machen. Wenn dann noch sogar empfohlen wird, nackend zu gehen, Luft- und Lichtbäder zu nehmen, dabei aber nicht auf die Gefahr der Mücken- und sonstigen Insektenstiche hingewiesen wird, so ist das geradezu frevelhaft und gemeingefährlich zu nennen, denn zu dem Leserkreis des „Überall" gehören auch Menschen genug, welche der Malariainfektion ausgesetzt sind.

Dr. med. **Schüffner,** Sumatra, hat seine Erfahrungen nicht in einem so verseuchten Lande, wie die afrikanischen Küsten, gemacht. Er fühlte sich daher um so mehr berechtigt, eine möglichste Verkleinerung der Chinin-Dosis zu erstreben. Seit Jahren komme er mit halben Grammen pro die aus, nur bei den schwersten Fällen gibt er diese Dosis am ersten Tage der Behandlung zweimal. Daher hat er auch nicht nennenswerte Recidive gesehen. Zur weiteren Ersparnis der Chininmenge berücksichtigt er auch in der Nachbehandlung die Art der Pa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rasiten und bestimmt den Zeitpunkt der Chinindarreichung, wenigstens die erste Woche, nach dem Turnus der Entwickelung der Parasitenart.

Physikus Dr. **Nocht,** Hamburg: Herr Dr. Nocht betont im Schlusswort, dass er selbst mit der geschilderten Dosierungs-Methode absolut kein Schema aufstellen wollte, sondern dass auch er mit der Dosierung stets ferner individualisieren werde, er wollte nur zeigen, dass die geschilderte Anwendungsart sich bei einer grossen Zahl von Kranken im Krankenhaus bestens bewährt habe. — Gegenüber Herrn Kuhn möchte N. nicht zu kleineren Tagesdosen als 1 g herabgehen; er beantwortet dann kurz die Anfrage des Herrn Ruge, betreffend die Nahrungsaufnahme bei der Behandlung. Gegenüber Herrn Plehn betont N., dass bei kürzer dauernder Chiningabe als 7—8 Tage, nach seinen Erfahrungen, leichter Recidive eintreten. Betreffend des Schwarzwasserfiebers habe er die Mitteilungen Fr. Plehns so aufgefasst, dass dieser die „Chininfieber" mit zu der Schwarzwasserfieber-Gruppe stelle; ferner habe Herr A. Plehn ihn wohl missverstanden; er gehe bei Schwarzwasserfieber nur anfangs zu kleinen Tagesdosen über, um den Kranken allmählich auf 1 g zu bringen und ihn dann mit 1 Gramm-Tagesdosen von seiner Malaria endgültig zu heilen. Auf die Bemerkungen betreffs Prophylaxe kann N. nicht eingehen, da er selbst nicht von dieser gesprochen habe.

Ueber das Wesen des Gelbfiebers und seine Bekämpfung.

Von Dr. med. et. phil. **R. O. Neumann,**
Privatdozent der Hygiene a. d. Universität Heidelberg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Frage nach dem jetzigen Stande des gelben Fiebers und seiner Bekämpfung ist nicht nur in den Ländern, in denen die Krankheit vorkommt, eine brennende, sondern sie greift auch in die heimatlichen Interessen insofern ein, als jahraus, jahrein Hunderte von Deutschen aus den Kreisen des Handels und der Schiffahrt, und viele Auswanderer mit den Gelbfieberländern in innige Berührung kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der Gefahr, welche jenen Leuten droht, ist eine Kenntnis dieser Infektionskrankheit und der Massnahmen, welche in den Gelbfieberländern zur Verhütung derselben getroffen werden, unbedingt erforderlich, und so war es auch unsere Hauptaufgabe bei unserer Expetion nach Brasilien, welche auf Veranlassung des Institutes für Schiffs- und Tropenhygiene ausgeführt wurde, die Einrichtungen im Staate selbst zu studieren, die zur Bekämpfung der Krankheit angewendet werden.

Als Reiseziel war in erster Linie Rio de Janeiro, dann Santos, Bahia und Pernambuco ins Auge gefasst.

Neben den rein praktischen Bestrebungen, die wir, Dr. Otto und ich, verfolgten, war uns auch reichlich Gelegenheit geboten, uns im Gelbfieberhospital São Sebastião in Rio de Janeiro dem Studium theoretischer Fragen zu widmen, und uns über den jetzigen Stand der Gelbfieberfrage zu informieren.

Historisches und Geographisches:

Das gelbe Fieber beschränkt sich im wesentlichen auf die warmen Zonen der drei Erdteile Amerika, Afrika und Europa, während Asien und Australien bisher völlig verschont geblieben sind.

Ueber den Ort, wo die Seuche entstanden ist, wissen wir nichts sicheres. Es ist nur bekannt, dass die ersten Nachrichten von den Antillen vom Pater du Tertre auf Guadeloupe aus dem Jahre 1635 stammen.

Die Vermutung, dass das Gelbfieber von Afrika durch Sklaventransporte erst nach Amerika verschleppt worden sei, darf mit Recht angezweifelt werden, weil die Berichte vom Auftreten jener Krankheit in Afrika (St. Luiz) erst 1778 nach Europa gelangten.

Von den Antillen aus verbreitete sich die Krankheit in Nordamerika, befiel fast alle Städte der Ostküste, wanderte im Tale des Mississippi und Missouri entlang hinauf und drang sogar bis an die Westküste vor. Die bedeutendsten Epidemien fielen in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, bei denen in 132 Städten allein 16000 Menschen hingerafft wurden. Am meisten hat aber Südamerika zu leiden gehabt. Bereits in den Jahren 1686—1696 war in Pernambuco und Bahia die Krankheit ausgebrochen und weiter an der Ost-Küste verschleppt worden; dann verschwand sie wieder, bis 1849, durch die amerikanische Brigg „Brasil" von New Orleans eingeführt, ein neuer Ausbruch in Brasilien erfolgte. Von dieser Zeit ab wütet das Gelbfieber ununterbrochen weiter und hat, besonders in den Jahren 1873, 76, 91, 92 und 94 ganz ungeheure Opfer gefordert. Noch jetzt sieht man im Hafen von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Santos eine Menge Wracks ausländischer Kauffahrteischiffe liegen, deren Besatzung von der Krankheit vollständig hingerafft wurde.

Auch an die Tore Europas klopfte das Gelbe Fieber mehrfach an, ohne jedoch für längere Dauer festen Fuss zu fassen. Ich erinnere dabei nur an das erste Auftreten 1700 in Cadiz, 1741 in Malaga, 1804 in Livorno, 1857 in Lissabon; während die in Nordeuropa eingeschleppten Fälle — nach Reincke 33 — nur 3 kleine Epidemien in Brest 1802, Saint Nazaire 1861 und Swansea 1858 nach sich zogen.

Nach Deutschland selbst ist noch kein wirklicher Gelbfieberfall eingeschleppt worden, was vielleicht seinen Grund einesteils in der weiten Entfernung von den Gelbfieberländern, andernteils aber besonders in dem kälteren Klima seinen Grund haben dürfte.

Wir sehen ja überhaupt, dass sich das Gelbfieber im grossen ganzen nur in den warmen Zonen ausbreitet, und über die Wendekreise selten hinausgegangen ist.

Aus unsern deutschen Kolonien sind bis jetzt noch keine einwandfreien Gelbfieberfälle gemeldet worden. Offenbar sind hier noch nicht alle Bedingungen erfüllt gewesen, die zum Zustandekommen einer Epidemie nötig sind.

Vorgreifend mag aber an dieser Stelle schon erwähnt sein, dass die Gebiete, in welchen Gelbfieber endemisch vorkommt, sich fast genau mit dem Vorkommen der Stegomyia fasciata decken.

Es liegt infolgedessen die Möglichkeit vor, dass auch in Asien und Australien, falls Gelbfieberfälle dort eingeschleppt werden sollten, die Krankheit durch die Stegomyien weitere Verbreitung finden kann. Ob durch die, durch Herstellung des Panamakanals verkürzte Reiseroute von Zentralamerika nach Asien die Gefahr der Ueberführung des Gelben Fiebers nach Asien vergrössert werden kann, ist vorläufig noch nicht diskutabel.

Ätiologie:

Die Frage nach der Entstehung und Uebertragung des Gelbfiebers hat in den letzten Jahren durch die Studien der verschiedenen Kommissionen eine vollständige Umwandlung erfahren. An Stelle der „bazillären Theorie" ist die sog. „Moskitotheorie" getreten.

Freilich sind die Anschauungen des Publikums in den Gelbfieberländern auch jetzt noch recht primitive und eigentümliche, und auch gebildete Aerzte gibt es noch, welche der Uebertragung durch Wasser, Luft, Nahrungsmittel, Exzesse das Wort reden.

Von all den vielen Mikroorganismen, welche nach Beginn der bakteriologischen Aera als Erreger des Gelbfiebers angesprochen wurden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

z. B. dem Cryptococcus xanthogenicus, der Peronospera lutea, dem Fungus febris flavae, den verschiedenen Bazillen von Richardson Gibier, Havelburg, Sternberg, ist es ganz still geworden. Nur vom Bacillus icteroides Sanarelli hat sich bis in die neueste Zeit hinein die Meinung von der Spezifität erhalten, und noch kürzlich sind von Bandi, einem Schüler Sanarellis, zwei Arbeiten veröffentlicht worden, um den Bacillus icteroides zu retten. Allerdings ohne Erfolg.

Sanarelli selbst machte seine Studien anfangs im Quarantänehospital der Ilha das Flores und später in Rio de Janeiro, wo auch das von ihm hergestellte Gelbfieberserum zuerst am Kranken probiert wurde.

Die ganze Sanarellische Lehre stützte sich im wesentlichen auf folgende Punkte:

1. Es konnten in 80 Fällen 17mal Bakterien aus Blut und Geweben isoliert werden, die im Aussehen und in der Kultur durchaus typisch auftraten und verschieden von den bisher bekannten Bakterien waren. — Allerdings mit der Einschränkung, dass der charakteristische Organismus unter Umständen abweichende polymorphe Eigenschaften zeige.

2. Für Mäuse, Kaninchen, Meerschweinchen war der Bazillus pathogen; ja, bei Hunden — am besten jungen Rassehunden — liess sich ein dem menschlichen Gelbfieber höchst ähnlicher Krankheitsprozess erzeugen.

3. Der Bacillus icteroides wurde vom Serum der Gelbfieberkranken agglutiniert und

4. es wurden angeblich gute Heilerfolge mit dem Gelbfieberheilserum erzielt.

Zunächst ist bemerkenswert, dass Sanarelli seinen Bazillus nur in 58 Prozent der Fälle fand, und auch Bandi konnte ihn nur in 21 Prozent beim Fieberabfall, in 30 Prozent in der Agonie isolieren, während auch in typischen Fällen im Anfangsstadium der Organismus von Bandi in keinem einzigen Fall festgestellt werden konnte.

Sanarelli bekundet selbst, „dass nur unter Aufwand grosser Geduld und unter Ueberwindung nicht weniger Schwierigkeiten die Bazillen hätten nachgewiesen werden können."

Diese Beobachtung ist aber an sich nicht wunderbar! Auch die amerikanische Kommission, Reed, Carroll Agramonte und Lazear, hatten Schwierigkeiten, ihn zu finden; sie konnten ihn bei achtzehn Kranken und elf Leichen überhaupt nicht ermitteln, und auch uns gelang es trotz der besten Hilfsmittel nicht, den „echten" Sanarelli zu finden, obwohl wir in 16 Fällen Kranke in allen Stadien und auch Leichenmaterial untersuchten. Ebenso waren die Resultate Havel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

burgs, der in vielen Fällen dem Bacillus icteroides nachging, stets negativ.

Die Erklärung hierfür liegt nicht fern:

Der Sanarellische Organismus ist ein Stäbchen aus der Coligruppe, zwar an sich ganz gut charakterisiert, aber doch in seinen morphologischen und biologischen Eigenschaften so variabel, dass er sich nur schwer von den weitverbreiteten und häufig vorhandenen Begleitbakterien unterscheiden lässt.

Das ausserordentlich schnelle Einwandern der Bakterien aus dem Darm in andere Organe, besonders bei der tropischen Hitze, bringt es mit sich, dass sich nicht nur bei eben Verstorbenen, sondern auch gelegentlich bei Lebzeiten des Kranken — besonders wenn bei dem schweren Krankheitsprozess jegliche vitalen Kräfte darniederliegen — einzelne Bakterien im Blut und im Gewebe vorfinden können. Und diese können gewiss einen spezifischen Erreger vortäuschen. Wir haben selbst bei der bakteriologischen Untersuchung von zehn Gelbfieberpatienten und fünf Leichen viermal Stäbchen gezüchtet, die dem „Sanarelli" äusserst ähnlich waren, aber keinesfalls mit ihm identifiziert werden konnten, auch nicht durch echtes Sanarelliserum, welches uns im Gelbfieberkrankenhause zur Verfügung stand.

Der zweite Beweis für die Spezifität des Sanarellischen Bazillus, die Pathogenität für Tiere, ist nicht stichhaltig.

Wohl kann man Tiere mit den Organismen krank machen, aber das gelingt mit andern Bakterien aus der Coligruppe ebenfalls. Die Infektion ist eine septische, hat aber nichts mit einer Erkrankung an Gelbfieber zu tun. Auch die pathologischen Befunde bei Tieren sind nur die einer reinen Septikämie.

Wir haben in Brasilien keinen Fall gesehen, bei welchem Tiere vom Gelbfieber befallen gewesen wären, und haben auch nie etwas davon gehört, und alle Tierversuche, wie sie auch von der französischen Kommission und von Havelburg und andern ausgeführt worden sind, führten zu dem gleichen negativen Resultat. Auch die Experimente, die Sanarelli an fünf Männern mit Bouillonkulturenextrat machte, fielen nicht nach Wunsch aus. Er erzielte wohl eine ausserordentlich intensive Erkrankung, aber keine Gelbfiebersymptome.

Die Agglutinationsreaktion, die Sanarelli für seinen Bazillus ins Feld führt, kann keine Beweiskraft beanspruchen. Es ist freilich richtig, dass das Blut von Individuen, die mit Sanarellibazillen behandelt sind, letztere agglutiniert, aber das Blutserum von Gelbfieberkranken bringt die Bazillen nicht zur Verklebung, höchstens in ganz niederen Verdünnungen; dies kann aber auch, wie Norg gezeigt hat, bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch normales Menschen- und Tierserum in Verdünnungen bis 1 : 20 bewirkt werden.

Endlich hat auch die Praxis gezeigt, dass sein letztes Argument, die spezifische Serumtherapie, nicht das leistete, was sie zu versprechen schien. Die Versuche, die allseitig gemacht wurden, ergaben, trotz der überzeugenden Berichte Sanarellis nur recht unbefriedigende Resultate, so dass alsbald von einer weiteren derartigen Therapie abgesehen wurde, und zurzeit unserer Anwesenheit in Rio de Janeiro das Serum auch von Ärzten, die sich mit der Moskitotheorie noch nicht befreunden konnten, nicht mehr verwandt wurde.

So lassen denn die Berichte der andern Untersuchungskommissionen, und unsere eigenen Untersuchungen keinen Zweifel darüber, dass die Annahme von der Uebertragung des Gelbfiebers durch einen bestimmten Bazillus unhaltbar ist, und dass die neue Lehre von der Uebertragung der Krankheit durch Moskitos immer mehr an Boden gewinnen musste.

Diese „Moskitotheorie" ist keineswegs neu. Bereits 1797, bei der verheerenden Gelbfieberepidemie in Philadelphia, hatte man unerträgliche Mengen von Moskitos beobachtet, und ebenso auch während der grossen Epidemien 1853 in Nattches und Clinton. Aber erst Finlay gebührt das Verdienst, die Moskitos als Überträger des Gelbfiebers erkannt zu haben.

Er stellte auch bereits selbst die ersten Uebertragungsversuche an, und solche, die auf eine Immunisierung gegen die Krankheit hinausliefen. Allein, man mass seinen Experimenten nicht die genügende Beweiskraft bei, weil sie an einem nicht gelbfieberfreien Ort gemacht worden waren.

So gerieten diese Tatsachen wieder in Vergessenheit, bis auf Betreiben von Sternberg von der amerikanischen Kommission, zu der Reed, Carrol Agramonte und Lazear gehörten, in Cuba erneute Versuche ausgeführt wurden.

Der Hauptzweck war, neben der Feststellung der Übertragungsmöglichkeit durch Moskitos, Klarheit zu erlangen, ob bei der Verbreitung des Gelben Fiebers eine Kontaktinfektion eine Rolle spielte.

Man baute bei Quemados, einem gelbfieberfreien Ort in Cuba, auf offenem Felde verschiedene Baracken, in denen die Versuchspersonen — freiwillig sich meldende Soldaten und spanische Emigranten — untergebracht wurden.

In die eine Baracke brachte man zunächst mit Gelbfieber infizierte Stegomyien und sechs Versuchspersonen, welche man stechen liess. Fünf Personen erkrankten im Lauf von 74—137 Stunden an Gelbfieber. An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derseits wurde in einer zweiten Abteilung derselben Baracke eine gleiche Anzahl nicht immuner Individuen durch Moskitonetze vor den Stichen der Mücken geschützt. Dieselben erkrankten nicht. Dadurch war einwandsfrei bewiesen, dass die Stegomyien die Überträger des Infektionsstoffes gewesen waren.

In einer andern Baracke, in welche Moskitos nicht eindringen konnten, mussten drei nicht immune Personen drei Wochen lang verbleiben. Jeden Abend wurden einige Kisten und Koffer, die mit beschmutzten Wäsche- und Kleidungsstücken von Gelbfieberkranken gefüllt waren, ausgepackt, ausgeschüttelt, auf den Betten ausgebreitet und wieder am Morgen verpackt. Vier andere Personen benutzten mit schwarzem Erbrechen beschmutzte Leib- und Bettwäsche ebenso lange Zeit. Alle sieben Personen blieben gesund, aber einige davon erkrankten später durch infizierte Moskitostiche. Somit hatte sich gezeigt, dass eine Kontaktinfektion durch Wäsche u. dgl. auszuschliessen war. Neben diesen Stechversuchen war auch experimentell erwiesen worden, dass eine Infektion nur eintrat, wenn die Mücken nach dem Saugen an Gelbfieberkranken mindestens 12 Tage sich überlassen blieben.

Weitere Menschenversuche bestätigten auch die angenommene Tatsache, dass der Gelbfiebererreger im Blut vorhanden sei. Man injizierte fünf Individuen $^1/_2$— 2 ccm Blut von Gelbfieberkranken. Drei Personen erkrankten.

Diese so wichtigen Ergebnisse der Amerikaner wurden bestätigt auch durch andere, von Guiteras, der in Habana bei 8 Personen sechsmal Gelbfieber erzeugte, wobei freilich drei Menschenleben verloren gingen. Ebenso haben Bareto, Rodrigues und Barros, Lutz und Ribas in S. Paulo, Parker, Beyer und Pothier in Vera Cruz, und vor allen Dingen die französische Kommission, Marchoux, Salimbeni und Simond in Petropolis bei Rio de Janeiro, wertvolle Beiträge an Menschen über die Uebertragbarkeit der Stechmücken geliefert.

Für die Nichtübertragbarkeit des Gelbfiebers durch Kontaktinfektion konnten wir auch wohl selbst als Beispiel dienen, da wir Monate lang täglich bei Gelbfieberkranken beschäftigt waren, und bei den eingehenden Untersuchungen mit ihren Ausscheidungen in innigste Berührung kamen, auch bei Sektionen gelegentlich Verletzungen erlitten, ohne irgendwie infiziert zu werden.

Erreger:

Während wir so über den Uebertragungsmodus gut unterrichtet sind, wissen wir über den Erreger des Gelbfiebers nur sehr wenig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sicher ist, dass er im Blut der Gelbfieberkranken vorhanden ist, dafür sprechen die vorhin erwähnten Versuche der Amerikaner, und auch die Versuche von Marchoux, Salimbeni und Simond, welche Serum von Gelbfieberkranken nicht immunen Personen mit Erfolg einspritzten, beweisen dies. Hiermit wurde gleichzeitig konstatiert, dass der Erreger eine enorme Kleinheit besitzen müsse, denn es waren zu den Injektionen Serummengen benutzt worden, die die feinstporigen Chamberlandfilter, welche alle Bakterien zurückhalten, passiert hatten.

Bisherige mikroskopische Präparate hatten auch nie einen verdächtigen Orgnanismus erkennen lassen, selbst die stärksten Vergrösserungen versagten.

Erhitzte man das Serum auf 55 Grad 5 Minuten lang, so blieb der krankmachende Effekt aus, ebenso, wenn man Blut vom Gelbfieberkranken, welches nach dem dritten Krankheitstag entnommen war, injizierte. Nach 48stündiger Aufbewahrung des Serums unter Luftzutritt verlor dasselbe seine Virulenz. Defibriniertes Blut blieb unter Luftabschluss bis zu fünf Tagen aktiv.

Das ist im grossen ganzen alles, was man von dem Erreger weiss. Die Natur, Form und Entwickelung ist dagegen noch in völliges Dunkel gehüllt.

Da alle Berichte der verschiedenen Untersucher gleichlautend angeben, dass mit unsern gewöhnlichen Mikroskopen der Erreger nicht sichtbar zu machen sei, so berechtigte die damalige Erfindung des Ultramikroskopes, von denen uns eins zur Verfügung stand, zu guten Hoffnungen.

Unsere Untersuchungen, welche wir im Gelbfieberkrankenhause in Rio de Janeiro ausführten, erstreckten sich zunächst auf Blut von Gelbfieberkranken.

Erwähnt mag hier sein, dass trotz der enormen Intensität des Tropensonnenlichtes dem elektrischen Licht der Vorzug zu geben ist, weil das letztere konstanter bleibt. Es ist ein ewiges Flimmern und Glitzern, welches das Arbeiten am Heliostat und Ultramikroskop ausserordentlich erschwert.

Die ungeheure Menge von leuchtenden und blendenden Körperchen, die neben den Blutkörperchen und Blutplättchen im Ultramikroskop sichtbar werden, liessen viele Details verloren gehen, und auch die von Blutkörperchen befreite Flüssigkeit, das Serum, zeigte nur wenig charakteristische Teilchen. Nur eine kleine Form von Körperchen konnte immer wieder in den vielen hundert Präparaten konstatiert werden, ohne dass wir seine genaue Gestalt hätten sicher erkennen können. Ganz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieselben Resultate ergaben sich im Serum, welches durch Berkefeld- und Chamberlandfilter filtriert war.

Um die Spezifität der Körperchen festzustellen, gingen wir zur Untersuchung des Serums von andern Kranken und Gesunden über, mussten aber auch hier die Beobachtung machen, dass die Körperchen sich in keiner Weise von den bei Gelbfieberkranken gesehenen unterschieden.

In der Annahme nun, dass uns in der Blutflüssigkeit irgendwelche Abkömmlinge von Eiweissbestandteilen oder Blutzellen getäuscht haben könnten, suchten wir nach einer „reineren" Körperflüssigkeit und fanden sie in der Cerebrospinalflüssigkeit, die unseres Wissens zum ersten Male ultramikroskopisch untersucht worden ist.

Hier zeigte sich ein ganz anderes Bild. Neben den vorher gesehenen kleinen Körperchen bewegte sich eine grosse Anzahl allerkleinster Gebilde lebhaft zitternd von Stelle zu Stelle, genau wie wir die Bewegungen beim Schmetterling gewohnt sind. Die Teilchen flatterten in 15 bis 45 Sekunden durch das Gesichtsfeld, schwammen gegen den Strom, blieben hier und da am Glase haften, um dann wieder davonzufliegen. Nach längerer Zeit kamen die Körperchen zum grossen Teil zur Ruhe, und in Präparaten, die wir so Tage lang aufgehoben hatten, war die Bewegung zu Ende.

Nach den oben angegebenen Beobachtungen, wonach der Gelbfiebererreger auch durch Tonzellen filtrierbar sei, mussten wir auch in der filtrierten Lumbalflüssigkeit die Teilchen — sollten sie etwas Spezifisches darstellen — wiederfinden. Und in der Tat, wir fanden sie! Wir fanden sie jetzt auch in dem Blutserum, wo sie uns vorher wahrscheinlich wegen dem Vorhandensein vieler anderer Körperchen entgangen waren.

Nach diesem Ergebnis glaubten wir dem Befund eine gewisse Bedeutung beimessen zu können, gingen aber der Kontrolle wegen dazu über, auch die Cerebrospinalflüssigkeit von Pockenkranken und von Gesunden zu untersuchen.

Zu unserer Ueberraschung waren ähnliche kleinste Teilchen auch hier vertreten.

Die Bedeutung dieser Dinge ist uns bisher unklar geblieben. Der anscheinend gleiche Befund bei Gelbfieberkranken, Pockenkranken und Gesunden könnte für etwas Nicht-Spezifisches sprechen. Allein wer vermag zu sagen, ob diese Teilchen nicht doch verschiedene Gebilde waren? Das Ultramikroskop vermochte dies leider nicht zu entscheiden.

Das Resultat unserer ultramikroskopischen Untersuchung müssen wir daher dahin zusammenfassen, dass wir beim Gelbfieber kleinste

bewegliche Organismen sahen, deren Bedeutung wir aber zurzeit noch unentschieden lassen.

Womit wir es eigentlich beim Erreger zu tun haben, ist also noch nicht sicher festgestellt.

Aus der Zeit, die eine Stegomyia braucht (etwa 12—15 Tage), um nach dem Saugen an einem Gelbfieberkranken wieder infektionstüchtig zu sein, muss man schliessen, dass der Erreger ein Parasit ist, der seine Entwickelung in der Mücke durchmacht.

Von Schaudinn ist auf die Möglichkeit einer durch Tonzellen passierbaren Spirochätenform hingewiesen worden; allein unsere Untersuchungen nach dieser Richtung hin haben uns bisher noch keine Anhaltspunkte gegeben.

Ueberträger:

Da Stegomyia fasciata bei uns bekanntlich nicht vorkommt, so blieben unsere Studien über die Biologie dieser Stechmücke zunächst auf Brasilien beschränkt. Es ist nun aber geglückt, aus Rio de Janeiro, Santos und Bahia lebendes Material mit nach Hamburg zu bringen und dort die Tiere weiter zu züchten, so dass wir innerhalb 6 Monaten bereits auf etwa 10 Generationen zurückblicken und uns über die Lebensweise genau orientieren konnten.

Die Stegomyien gehören zu der Familie der Culiciden, sind bedeutend kleiner als unsere Stechmücken, dunkelgrau bis schwärzlich, höchst zierlich in ihren Bewegungen und charakterisiert durch ihre weissen lyraähnlichen Streifen auf dem Brustschild. Im Sitzen haben sie stets das letzte Beinpaar in die Höhe gerichtet. Sie sind lichtscheu und äusserst zudringlich und zwar so lange, bis sie ihren Bluthunger gestillt haben.

Ihre Hauptstechzeit ist des Abends bei und nach Sonnenuntergang, doch suchen sie auch, wie wir uns oft genug im Laboratorium in Rio überzeugen mussten, ihre Opfer am Tage auf.

Nur das Weibchen sticht und saugt Blut. In der Gefangenschaft leben die Tiere von Zucker, Honig, Bananen. Bekommen aber die Weibchen kein Blut, dann gelingt die Weiterzucht nicht.

Unter normalen Verhältnissen, d. h. bei 25—27° C., legen sie etwa vier Tage nach dem Blutsaugen 30—40 Eier, aus denen sich nach etwa vier Tagen kleinste zarte Larven entwickeln. In 9—13 Tagen verpuppen sich diese und nach wiederum 4—5 Tagen schlüpfen die Imagines aus.

Je niedriger die Temperatur, desto langsamer ist die Entwickelung. Unsere Experimente haben gezeigt, dass bei Temperaturen, wie sie bei uns im Oktober, November usw. sind, die Weiterentwickelung vollstän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dig sistiert, unser Winter also für eine Ausbreitung der Stegomyien ungeeignet ist.

Allerdings wirkt Kälte konservierend auf die Imagines selbst. Es gelang uns, Mücken im Eisschrank bei 7—9° bis zu 82 Tagen am Leben zu erhalten.

Die Stegomyien sind echte Haustiere, ganz im Gegensatz zu den Anopheles. Sie scheuen zugige Plätze, leben am liebsten in dunkeln, ungelüfteten, dumpfigen Räumen und legen ihre Eier in jede noch so kleine Wasseransammlung. Reinheit des Wassers spielt gar keine Rolle. Mit Vorliebe ziehen sie sich in warme Orte zurück, und man konnte sie in Rio de Janeiro in Brauereien, Zuckersiedereien, Bäckereien, Lagerhäusern allenthalben auffinden.

Sehr bekannt als Orte, wo ein sehr grosser Prozentsatz Infektionen zustande kommt, sind auch die dumpfigen Hafenkneipen und Bordelle.

Klinisches:

Ueber das Wesen der Krankheit selbst liegen bereits so viele Berichte vor, dass ich mit wenigen Worten darüber hinweggehen kann.

Während der Inkubationszeit, die auf 12—14 Tage zu schätzen ist, treten subjektive Symptome nicht in den Vordergrund. Die Krankheit beginnt aus bestem Wohlsein heraus mit Schüttelfrost. Die Temperatur steigt rasch empor, um gleich nach 2—3 Tagen ihren höchsten Stand zu erreichen (40° und mehr). Die Kranken werden schwer mitgenommen. Aeusserst intensive Kopfschmerzen in der Stirngegend begleiten die ersten Erscheinungen, dazu gesellt sich heftiges epigastrisches Angstgefühl, es tritt eine gewisse Erregung auf, das Gesicht rötet sich wie bei einem Betrunkenen, im Harn tritt in schweren Fällen vom ersten Tage an Eiweiss auf und es entwickelt sich ein ganz eigentümlicher, süsslich-widerlicher Geruch, den die Franzosen mit „odeur de la boucherie" bezeichnen. Er ist für Gelbfieber sehr charakteristisch.

Dieser Zustand dauert etwa drei Tage. Entweder erfolgt nun sofort die Rekonvaleszenz, aber nur in einer kleinen Anzahl von Fällen, und man spricht dann von einem abortiven Anfall, oder die Krankheit tritt in die kritische Periode ein, die gewöhnlich zum Tode führt.

Griesinger konstruierte in seiner Beschreibung vom Gelben Fieber eine sogenannte zweite „Remissionsperiode", nach welcher nach der oben beschriebenen Periode der nun eintretende Fieberabfall als selbständige Phase aufzufassen wäre; doch können wir nach unsern Beobachtungen die Auffassung nicht teilen und schliessen uns genau darin Sodré und Couto an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste Periode geht bei Verschlimmerung des Falles vielmehr sofort in die zweite Endperiode über.

Der Tod kann bereits am vierten Tage eintreten, ohne dass Ikterus und die typischen Blutungen vorhanden gewesen wären. Gewöhnlich vergehen aber noch einige Tage bis zum Exitus.

Das Fieber steigt in der zweiten Periode wieder an, erreicht aber nicht die Höhe wie das erste Mal. Ikterus und Erbrechen beginnen. Anfänglich werden unter Anstrengung schleimige Massen, die später mit galligen Beimengungen gemischt sind, ausgeworfen. Endlich stellt sich der gefürchtete Vomito negro ein, das Erbrechen blutiger schwarzer Massen; Zunge, Zahnfleisch und Nase bluten. Blutige Stühle und blutiger Urin begleiten das Bild. Das epigastrische Angstgefühl nimmt immer mehr zu, Magen-, Leber- und Blasen-Gegend sind äusserst schmerzhaft. Teilnahmslos, zusammengekrümmt, oft laut stöhnend, liegt der Kranke auf seinem Lager und geht oft bei klarem Bewusstsein unter furchtbaren Schmerzen, an Herzschwäche durch Urämie zu Grunde.

Die letzte Zeit tritt vollständige Anurie ein, der Eiweissgehalt stieg in einem unserer beobachteten Fälle bis auf $6^1/_2$ Promille. Mehrere Stunden vor dem Tode treten auf dem chamoisgelben Körper violette Flecke auf, die die Kranken sichtlich erschrecken. Sie fragten oft, was sie zu bedeuten hätten.

Auftreten der Singultus verschlimmert stets das Krankheitsbild. Einzelne Patienten delirieren am Schluss des Prozesses.

Das gelegentliche Fehlen des Ikterus und das Auftreten von zahlreichen Hämorrhagien unter der Haut verwischt das Krankheitsbild; daher auch die vielen abweichenden Beschreibungen in der Literatur.

Milzschwellung fehlt vollkommen.

Die Prognose ist stets sehr ernst, gewöhnlich ist sie erst am Ende der ersten Periode zu stellen.

Rasches Absinken der Harnmenge und Zunahme der Eiweissmenge, frühzeitiger Ikterus, Hauthämorrhagien, Singultus sind sehr bedenkliche Zeichen.

Die Genesung anurischer Kranken gehört zu den grössten Seltenheiten. In solchen Fällen sinkt die Eiweissmenge schnell herab. Wir sahen sie in einem Falle von 5 auf 3 Promille in drei Stunden herabsinken. Am nächsten Tage war überhaupt kein Eiweiss mehr vorhanden.

Komplikationen treten selten auf, die Genesung dauert aber sehr lange, jeder Diätfehler kann zu einem letalen Rezidiv führen.

Als Nachkrankheiten treten schmerzhafte, jahrelange Sensationen in der Lebergegend auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alkoholiker und Nierenleidende sind fast ausnahmslos dem Tode verfallen.

Der pathologische Befund ist im Verhältnis zu dem schweren Krankheitsbild gering.

Die wichtigsten Veränderungen bestehen in der Vergrösserung und Gelbfärbung der Leber und der fettigen Degeneration derselben. Das Aussehen ist ähnlich dem einer Phosphorleber, die Galle ist eingedickt. Die Nieren sind gelb, trübe, geschwollen, während die Milz auffallenderweise unverändert bleibt. Darm und Magen zeigen hochgradige Hyperämie, geschwollene Schleimhaut mit zahlreichen Blutaustritten.

Die Sterblichkeit ist recht verschieden, aber im allgemeinen sehr gross. In der schweren Epidemie von New Orleans betrug die Sterblichkeit 85 Prozent. In Senegambien beobachtete Roux sogar 95 Prozent. In Rio de Janeiro beträgt sie im Durchschnitt 70 bis 80 Prozent. Eingeborene sterben aber nur 7—10 Prozent. Wir sahen unter 24 Fällen 16 Todesfälle.

Ein wirksames Mittel gegen das gelbe Fieber gibt es bis jetzt nicht. Alle Versuche, ein solches aufzufinden, sind bisher gescheitert. Man behandelt die Kranken nur symptomatisch mit Abführmitteln und Diaphoretica. Die Ernährung sistiert in der Periode des Erbrechens.

Chinin ist wirkungslos, Strychnin und Morphium sind ebenfalls versucht, letzteres wird aber schlecht vertragen. Bei unserer Anwesenheit in Rio wurde im Gelbfieber-Krankenhause ein aus Paris eingeführter Lebersaft subkutan verabfolgt. Die Patienten starben aber auch trotz dieses Mittels.

Die französische Kommission befasste sich mit der Herstellung eines Serums aus dem Blut von Gelbfieberkranken. Sie verwendeten 200 bis 250 ccm Blut von Kranken im 1. oder 2. Stadium, befreiten es von dem Erreger durch Erhitzen und verwendeten es zu Injektionen. Es zeigte in einigen Fällen heilende Wirkung; die Versuche sind jedoch noch nicht abgeschlossen.

Ueberstehen die Patienten die Krankheit, so werden sie immun. Der Subdirektor des Gelbfieberhospitals in Rio de Janeiro, Dr. Ferrari, beobachtete unter 1000 Fällen nur 4 Rezidive. Disponiert sind Männer mehr als Frauen.

Angeborene Immunität zeigt keine Rasse. Die scheinbare angeborene Immunität der eingeborenen Brasilianer und Neger dürfte darauf zurückzuführen sein, dass dieselben in ihrer Jugend einen abortiven Anfall durchgemacht haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekämpfung des gelben Fiebers:

Bei einer solchen furchtbaren Krankheit, welche so hohe Opfer fordert, den Handel und Schiffahrt, überhaupt die Entwickelung eines Landes zu vernichten imstande ist, ist es ganz naturgemäss, dass man sich auf jede mögliche Weise zu schützen suchte und sucht.

Man war aber Jahrhunderte hindurch einfach machtlos. Die einzelnen Länder errichteten See- und Landquarantänen, führten eine höchst lästige Überwachung des Schiffs- und Hafenverkehrs ein, ohne aber dadurch die Seuche abhalten zu können.

Auch in der späteren Zeit der bakteriologischen Forschung, wo alles, Schiffe, Waren, Reisegepäck, Wäsche, selbst die Menschen, desinfiziert wurden, traf man damit nicht das Richtige. Erst nachdem sich die Moskitotheorie als richtig zu erweisen scheint, ist ein totaler Umschwung in der Handhabung der Massregeln eingetreten.

Der ganze Kampf richtet sich nunmehr nur noch gegen die Stechmücken und den gelbfieberkranken Menschen.

Zum ersten Male wurde diese Massregel in Habana durchgeführt, nachdem die Amerikaner die Insel Cuba in Besitz genommen hatten. Dort konnte der Sieger seine Massnahmen diktieren.

Da die Versuche vielversprechend ausfielen und Habana seit einigen Jahren als gelbfieberfrei erklärt wird (es wurden allerdings im Dezember 1904 vom „New Yorker Herald" zwei Fälle von Gelbfieber aus Habana wieder gemeldet), so übernahm man auch in Rio de Janeiro diese Methode der Bekämpfung.

Hier, in dieser Millionenstadt, bei einer gemischtfarbigen, zum grossen Teil indolenten Bevölkerung, stiess das Unternehmen auf grosse Schwierigkeiten, und es ist nur der grossen Energie des jetzigen Generaldirektors des brasilianischen Gesundheitswesens, Dr. Oswaldo Cruz, zu danken, wenn seit Jahresfrist an diesem Werke mit Erfolg gearbeitet wird.

Man hat in Rio de Janeiro unter Aufwendung von grossen Geldmitteln eine „Garde" von 2000 Mann geschaffen, welcher es obliegt, Stadt und Umgebung von Mücken zu säubern und die Gelbfieberkranken für die Mitmenschen unschädlich zu machen. Alle Fäden dieser Organisation laufen in dem „Instituto da prophylaxia da febre amarella" zusammen, dem der Direktor und zehn Distriktsärzte vorstehen. Dort findet sich auch das Arsenal der zum Abfahren bereitstehenden Sanitäts- und Gerätewagen und sämtliche Artikel zur Vernichtung der Moskitos.

Wird ein Fall gemeldet, so fahren sofort zwei Wagen mit zehn „Saudemannschaften" nach dem Gelbfieberhaus ab. Der Kranke wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entweder, falls sich im Hause selbst eine wirksame Massregel nicht ausführen lässt, nach dem Gelbfieberhospital São Sebastião gebracht, oder in seiner Wohnung unter einem Netzkasten isoliert.

Die Räucherung des Krankenzimmers zur Abtötung vorhandener infizierter Mücken geschieht in Anwesenheit des Kranken mit Pyrethrum, während die andern Zimmer des Hauses mit schwefliger Säure ausgeräuchert werden. Keller, Treppen, Bodenräume, ja selbst alle Wohnungen im Umkreis von zwanzig Metern, wenn es notwendig ist, unterliegen dieser Massregel. Der Kranke wird darauf in ein geschwefeltes, mückenfreies Zimmer gebracht, dessen Fenster und Türen mit mückensicherer Drahtgaze verschlossen sind. Das Zimmer selbst kann nur durch einen mückensicheren „Tambour" betreten werden. Die Massregel bleibt sieben Tage in Kraft, währenddessen auch die andern Bewohner des Hauses beobachtet werden.

Die Kontrolle und die Aufspürung von Gelbfieberfällen geht soweit, dass man in den Apotheken Einsicht in die Rezepte nimmt, um aus den Verordnungen auf Gelbfieberkranke schliessen zu können.

Im Hospital S. Sebastião sind zwei Gebäude zur Unterbringung der Kranken. Ein älterer Bau mit zehn grossen Netzkästen, die je zwei Kranke aufnehmen können, und ein neueres Gebäude, dessen Türen und Fenster gegen das Eindringen der Mücken gesichert sind. Die Kranken liegen hier in einem gemeinsamen Raume.

Zur Vernichtung und Ausrottung der Mücken in der Stadt und Umgebung sind folgende Verfahren als wirksam eingeführt:

Das Kanalnetz der Stadt ist in zehn Bezirke eingeteilt, welche voneinander hermetisch abgeschlossen werden können. Viermal im Jahre wird jeder solcher Bezirk mittels Claytongases — Schwefel- und Kohlenoxyd — ausgeräuchert, wobei Millionen von Stegomyien, denen die lichtlosen Kanäle als Brutplätze dienen, abgetötet werden.

Anderseits durchstreifen während des ganzen Jahres Kolonnen der „Saudemannschaft" die einzelnen Stadtteile, um Brutstätten der Mücken, Larven und Puppen aufzuspüren und zu vernichten.

So säubert man die Dachrinnen, schafft zerbrochene Flaschen, Konservenbüchsen, Glasscherben, wo sich Wasserreste ansammeln könnten, beiseite, legt Tümpel trocken, versichert Wassertonnen mit Drahtnetzen, begiesst stehende Gewässer mit Petroleum zur Larvenabtötung usw. Mit einem solchen energischen Vorgehen gibt man gleichzeitig ein gutes Beispiel für geeignete, dem dortigen Volke ziemlich unbekannte Hygiene.

Für die enormen Leistungen mögen einige Zahlen sprechen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So wurden im Jahre 1903 innerhalb von sechs Monaten über 99 000 Häuser visitiert und 12 500 Moskitoherde zerstört, 14 400 Dachrinnen, 114 300 Fässer und 39 600 Wasserkästen gereinigt; aus 2692 Häusern wurden 3134 cbm Schmutz entfernt.

Man gebrauchte für Räucherungen 5500 kg Papier, 4395 kg Pyrethrum, 26 831 kg Schwefel und 1700 Liter Alkohol.

Die Kosten dieser Massnahmen beliefen sich während dieser Zeit auf 587 000 Milreis, cr. 620 000 Mk.

Bei solch energischer und bewundernswerter Tätigkeit ist es verständlich, wenn der Erfolg nicht ausbleibt. Es hat auch hier, wie in Habana, das Gelbfieber abgenommen; freilich gehört zu einer weiteren erfolgreichen Bekämpfung die Fortsetzung dieser Tätigkeit. Und dieser Punkt ist für Brasilien ein unbeschriebenes Blatt, da bei den stets veränderlichen politischen Verhältnissen sehr leicht eine Änderung in den leitenden Kreisen eintreten kann, die das mühsam aufgebaute Gebäude wieder zerstören würde.

Persönliche Prophylaxe:

Die persönliche Prophylaxe gestaltet sich verhältnismässig einfach. Die erste Regel wird immer die sein, sich vor dem Stich der Moskitos zu schützen, und deshalb meidet man in Rio de Janeiro nach Sonnenuntergang die Stadt. Alle ausländischen Kaufleute unterziehen sich auch aus diesem Grunde täglich der Unbequemlichkeit einer dreistündigen Reise nach dem 800 m hoch gelegenen Petropolis.

Während der Nachtruhe sind unter allen Umständen Moskitonetze zu verwenden.

Zum Schutz gegen Moskitostiche werden bekanntlich allerlei Mittel zum Einreiben empfohlen. Allein sie helfen leider so gut, wie nichts. Wir haben über 30 Mittel, Pulver, Extrakte, spirituöse Lösungen, ätherische Öle, Seifen und anderes, geprüft und gefunden, dass eigentlich nur Nelken-, Cuminum-, Zimt- und Origanumöl, rein oder in Verdünnung 1 : 10, die Mücken kurze Zeit abhalten. Ein intensiver Geruch hindert sie nicht am Stechen, sondern nur der Reiz, der durch das ätherische Öl auf die Tracheen ausgeübt wird, hält sie ab. Anisöl, Rosenöl, Patschouli und Moschustinktur sind geradezu Lockmittel für sie.

Ergebnisse für Handel und Schiffahrt:

Unsere eingehenden Studien hinsichtlich der Gefahr der Verschleppung des Gelbfiebers aus Brasilien nach andern Ländern, haben uns überzeugt, dass zurzeit unter der Leitung des jetzigen Generaldirektors des Gesundheitswesens, Dr. Oswaldo Cruz, auch für die Schiffahrtsverhält-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse nach den neuesten Gesichtspunkten verfahren wird. Alle Bestimmungen bauen sich auf die durch wissenschaftliche Forschungen festgestellten Tatsachen auf, wobei vor allen Dingen alle zeitraubenden Quarantänen und kostspieligen Desinfektionen in Wegfall kommen.

Als Vorbild für geeignete Seehospitäler, die geplant sind, dient jetzt schon die auf der Insel Ilha Grande erbaute grosse Anstalt, die mit den besten und modernsten Quarantäne-Einrichtungen versehen ist.

Zur Vernichtung der Moskitos auf Schiffen steht ein Spezialschiff mit Claytonapparat, Dampfdesinfektion, Formalindesinfektion und chemisch-mechanischer Reinigung zur allgemeinen Verwendung.

Um fremde Schiffe vor Infektion mit Mücken zu schützen, sind besondere Vorschriften über die Liegeplätze erlassen, und ebenso ist der Verkehr des Schiffspersonals mit dem Lande geregelt.

Freilich, eine absolute Sicherheit zur Fernhaltung von Moskitos auf Schiffen in tropischen Gegenden existiert nicht, und diese Gefahr bleibt auch für alle ausländischen Schiffe bestehen. Trotzdem kann eine Gefahr der Verschleppung des gelben Fiebers nach Deutschland glücklicherweise praktisch kaum als vorhanden angesehen werden, da die Bedingungen für die Ausbreitung der Stegomyien bei uns durchaus ungünstig sind, und weil es fast ausgeschlossen ist, dass Gelbfieberkranke in ihrem infektiösen (dem ersten bis dritten Krankheitstage) Stadium bei uns anlangen würden. Für unsere Kolonien in den warmen Zonen kann die Gefahr allerdings eine grössere sein, und es würden dann dieselben Massnahmen Platz zu greifen haben, wie in den Gelbfieberländern selbst.

Wir wollen aber wünschen, dass diese mörderische Krankheit dort nicht ihren Einzug halten möge.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Herr Neumann hat in seinem Vortrage an die mit dem Ultra-Mikroskop während seiner Reise gemachten Erfahrungen die Bemerkung geknüpft, er rate allen, die das Ultra-Mikroskop auf Forschungs-Expeditionen mitnehmen, um, wie bei der südamerikanischen Expedition, mittels derselben unbekannte Krankheitserreger zu suchen, statt des Tropen-Sonnenlichtes eine elektrische Lichtquelle zu benützen. Ich möchte meinerseits den weitgehenden Ratschlag geben, das Ultra-Mikroskop ruhig zu Hause zu lassen. Denn so wertvoll dasselbe sein mag, um bei der Erforschung von Lösungen chemischer Körper unsere Kenntnisse zu erweitern, so wenig bietet das Ultra-Mikroskop bei der Untersuchung auf Mikroorganismen. Es ist nicht ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fernt imstande, das zu leisten, was die Apochromatlinsen der Oelimmersionssysteme leisten. Unbekannte Krankheitserreger mit Hilfe des Ultra-Mikroskops zu suchen, halte ich für aussichtslos.

Ich möchte an den Herrn Vortragenden noch die Frage richten, ob er seine Aufmerksamkeit auf das Vorkommen etwaiger Entwickelungsstadien der noch unbekannten Krankheitserreger in der Stegomyia gerichtet hat?

Dr. **Neumann** stimmt Herrn Professor Kolle im allgemeinen bei, dass das Ultra-Mikroskop für rein bakteriologische Zwecke in manchen Fällen im Stich lasse, bei andern Untersuchungen aber auch recht gute Dienste leiste. Untersuchungen, die sich auf die Anwesenheit eines Entwickelungsstadiums des Erregers in der Stegomyia fasciata erstreckten, wurden von Otto und Neumann ebenfalls ausgeführt, jedoch ohne bisherigen Erfolg. Auch ist man bis jetzt seines Wissens auf keiner Seite in dieser Beziehung weiter gekommen.

Ueber Hirnstörungen in den heissen Ländern und ihre Beurteilung.

Von Dr. **Albert Plehn**, Privatdozent, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Man sollte erwarten, dass in den Tropen alle Störungen der geistigen Funktionen beobachtet werden, welche wir in gemässigten Klimaten kennen, sofern die Krankheitsursachen in den heissen Ländern vorhanden sind. Das trifft aber nur teilweise zu, wie zum Beispiel für die Fieberdelirien bei den meisten akuten Infektionskrankheiten, die durch Blutungen, Verletzungen, Entzündungen, Geschwülste im Gehirn gesetzten Defekte, die verschiedenen Vergiftungen. Bezüglich letzterer muss schon hervorgehoben werden, dass typisches Delirium tremens in den heissen Ländern, selbst unter den eingewanderten Europäern, weit seltener zu sein scheint, als in Europa. Der Alkoholismus äussert sich dort in andern Formen. Im Orient nimmt das Haschisch-Rauchen die Stelle des Alkoholmissbrauchs ein und führt vielfach auch zu ähnlichen psychischen Störungen, während dem Opiumrauchen, nach übereinstimmendem Urteil der erfahrensten Ärzte ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders stark schädigender Einfluss nicht zugeschrieben werden kann. Allgemein wird anerkannt, dass die Syphilis, so verbreitet sie unter den Eingeborenen der Tropen streckenweise ist, doch fast niemals das Nervensystem in Mitleidenschaft zieht. Progressive Paralyse auf syphilitischer Grundlage wird dort ebenfalls kaum beobachtet. —

Über die Geisteskrankheiten, für welche bestimmte anatomische Veränderungen noch nicht bekannt sind, wie die Paranoia, die melancholischen und manischen Zustände, die hypochondrischen und hysterischen Psychosen, wissen wir ungemein wenig; jedenfalls, was die Eingeborenen anlangt. Die leichteren hierher gehörigen Erscheinungen kommen auch bei den unzivilisierten Völkern vor; von den schwereren haben wir vielleicht deshalb nur geringe Kenntnis, weil die unglücklichen Opfer von ihren Stammesgenossen sehr gewöhnlich beiseite geschafft, oder doch aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen werden, so dass sie von selber zugrunde gehen.

Ob die als „Amoklaufen" bezeichneten Ausbrüche sinnloser Raserei bei den Malayen des Indischen Archipels als maniakalische Anfälle zu deuten sind, oder der Hysterie näherstehen, kann noch nicht als entschieden gelten. Zur Hysterie im weiteren Sinne ist jedenfalls jener als „Latah" in Ostindien bekannte, neuerdings durch van Brero ausführlicher beschriebene suggestive Zustand zu rechnen, welcher durch gewisse Sinneseindrücke spontan entsteht oder von andern Personen willkürlich hervorgerufen werden kann, und in welchem die Betroffenen willen- und kritiklos die albernsten und unpassendsten Handlungen ausführen und besonders nachahmen. Auch der Schamanismus in seinen verschiedenen Formen gehört hierher. Allen diesen Zuständen entsprechen jedoch ähnliche psychische Erscheinungen in nördlicheren Breiten, zum Beispiel bei gewissen sibirischen Völkern; sie dürfen daher ausserhalb des Bereichs unserer Betrachtungen bleiben.

Als tropisch im eigentlichen Sinne sind solche Hirnstörungen zu bezeichnen, welche im Verlauf spezifischer Tropenkrankheiten vorkommen. Eine solche ist bekanntlich die Schlafkrankheit der Neger. Es handelt sich um eine unter den Erscheinungen zunehmender Ermüdbarkeit, dann Schlafsucht und allmählicher Verblödung chronisch, meist in sechs bis zehn Monaten stets tödlich verlaufende Leptomeningitis. Als Erreger gilt das von Bruce und Castellani zuerst in der Cerebrospinalflüssigkeit, im Inhalt der Hirnventrikel und im Blut gefundene Trypanosoma; doch ist nicht ausgeschlossen, dass der von der portugiesischen Forschungsexpedition unter Bettencourt kurz vor dem Tode, respektive in der Leiche entdeckte Hypnococcus an den Endstadien aetiologisch mitbeteiligt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Auch Castellani fand einen solchen Coccus unter den gleichen Umständen. Bei Europäern wurden bisher erst 2 Fälle sicher beobachtet, welche beide aus Westafrika stammten. Die Beri-beri führt wohl ausnahmsweise zu Lähmungen und namentlich zu Krampfzuständen auch im Bereich der Hirnnerven; psychische Störungen sind dabei aber, im Gegensatz zu den eigenartigen, mit Halucinationen und Illusionen einhergehenden akuten Psychosen, welche Korsakoff zuerst bei den multiplen Neuritiden in gemässigten Breiten beschrieben hat, noch nicht beobachtet worden.

Die akuten Hirnstörungen bei Hitzschlag und infolge von Sonnenstich sind den Tropen, wie bekannt, nicht allein eigentümlich, wenn sie dort auch häufiger vorkommen, als in der gemässigten Zone; wenigstens beim Nordländer. Meist äussern sie sich in halluzinatorischen und manischen Zuständen bei rasenden Kopfschmerzen. In Malariagegenden schliessen sich akute Fieberausbrüche oft unmittelbar an die Insolation und nehmen unter dem Einfluss der Hirnstörungen beunruhigende Formen an. Solche Kranke haben grosse Neigung zu unmotivierter Gewalttätigkeit, Sachbeschädigung und Selbstverletzung. — Es scheint, dass bei fortgesetzter, oder oft wiederholter Einwirkung übermässiger Hitze und namentlich direkter Sonnenbestrahlung, wie ihr zum Beispiel Reisende ausgesetzt sind, welche in Boten oder Kanus oder als Pinassenführer berufsmässig die afrikanischen Flüsse befahren, derartige Zustände von Übererregbarkeit in etwas milderer und mehr verschleierter Form längere Zeit anhalten können. Sehr schwer lässt sich dabei häufig entscheiden, welchen Anteil der während solcher Wasserreisen meist reichlich genossene Alkohol, und welchen die nie fehlende Malariainfektion hier hat.

In der chronischen Malaria haben wir nämlich unzweifelhaft einen Hauptfaktor für das Zustandekommen jener angeblich den Tropen als solchen eigentümlichen eigenartigen Geistesverfassung zu erblicken, in welcher leider so oft die psychologisch unverständlichsten Handlungen — namentlich Begehungsdelikte — ausgeführt werden. — Selbstverständlich spielen auch andere Momente mit: Die Tag und Nacht brütende Hitze entlockt dem Körper Ströme von Schweiss. Dieser kann in dem feuchten Niederungsklima der Tropen nicht, oder doch nur unvollkommen verdunsten, durchnässt die Kleidung und marceriert die Haut. Dadurch wird das Entstehen von Hautleiden — des „roten Hundes“ (Dermatitis hidrotica) und der verschiedenen Pilzkrankheiten begünstigt; sie rauben mit ihrem lebhaften Jucken Nacht für Nacht den Schlaf, welchen der erschöpfte Körper trotz Schweiss und Schwüle, trotz des vielstimmigen Lärms der Tropennacht, trotz Regen und Gewitter, sonst vielleicht noch finden würde. Tagsüber

quält unstillbarer Durst, denn selbst das reichliche Trinken mildert ihn kaum für Minuten, weil die aufgenommene Flüssigkeit fast unmittelbar durch den Schweiss wieder ausgeschieden wird. Anderseits verdünnt die namentlich von Neulingen geübte häufige Flüssigkeitszufuhr andauernd den Magensaft und spült ihn in den Darm, was besonders kurz vor dem Essen sowohl den Verdauungsvorgang beeinträchtigt, als auch die keimtötende Wirksamkeit des Magensaftes herabsetzt. Gute Köche sind selten und teuer, und nicht jeder kann sie sich leisten. Hat der Europäer also selber kein Interesse und Verständnis für die Bereitung seiner Speisen, oder fehlt ihm die Zeit, sich darum zu bekümmern, so erhält er eine wenig schmackhafte, schlecht verdauliche Nahrung. Dann verliert sich auch der Appetit, und ausserdem gerät der Verdauungskanal in einen chronisch-katarrhalischen Zustand. Damit beginnt die Unterernährung, von den schlimmeren Gefahren der Infektion dieser katarrhalischen Verdauungswege ganz abgesehen.

In Kamerun gab es zu meiner Zeit nur wenige Europäer, welche nicht fast ständig an Magenkatarrhen litten. Eine „reine Zunge" sah man dort selten. Dass sich die Situation nicht verbessert, wenn der junge Kolonist sein Flüssigkeits- und Nahrungsbedürfnis mit alkoholischen Getränken deckt, liegt auf der Hand. Namentlich das importierte Bier ist gefährlich.

Ausserdem leiden viele Europäer infolge der reichlichen Wasserabgabe durch die Haut und der meist ungenügenden Körperbewegung an hartnäckiger Verstopfung, die zeitweilig unter dem Einfluss von Drastizis mit heftigen Durchfällen abwechselt.

Zu der Ueberhitzung, der Schlaflosigkeit, den chronischen Verdauungsstörungen kommen dann noch die gemütlichen Depressionen. Nicht jeder findet in den Tropen gleich anfangs alles das, was seine Phantasie sich ausmalte. Enttäuschungen der verschiedensten Art, Heimweh, Hader mit den Kameraden, Aerger über die Untergebenen, deren Sprache und Eigenart unvollkommen verstanden werden, Gereiztheit und Erbitterung gegen nervöse Vorgesetzte, tragen nicht wenig dazu bei, das Bild der Tropenneurasthenie zu schaffen.

Es handelt sich dabei, soweit die psychischen Funktionen in Mitleidenschaft gezogen werden, um einen Zustand erhöhter Anspruchsfähigkeit und beschleunigter Reizleitung im Zentralnervensystem, dessen besondere Eigenart noch darin liegt, dass die hemmenden Einflüsse der Grosshirnrinde, soweit sie aus Reflexion und Kritik hervorgehen, oft in bedenklichem Masse ausgeschaltet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausser im Alkoholrausch, tritt das ganz besonders zu Zeiten von Malariafiebern hervor, welche diesen Zustand erheblich verschlimmern.

Da schiesst jemand, — sonst der ruhigste Mensch — nach einem Fest aus seinem Revolver wiederholt in einen Menschenhaufen, und nur der Zufall lässt ihn keinen Schaden anrichten. Ein Maschinist feuert in einem Anfall sinnloser Erregung das ganze Magazin seiner Repetierbüchse gegen den Kessel der eigenen Barkasse ab. Ein Arzt mit den bestimmtesten Grundsätzen bezüglich der Eingeborenenbehandlung, teilt zu Zeiten häufiger Malariaanfälle in seiner Poliklinik Ohrfeigen aus, und weiss genau, dass er am Nachmittag Fieber hat, wenn ihm das morgens passiert ist. —

Aber nicht nur gefährliche Werkzeuge oder die Faust geraten in solchen Stimmungen in überstürzte Bewegung: auch mit teuren Sonnen- oder Regenschirmen wird zugeschlagen, ohne daran zu denken, dass diese sofort in Splitter gehen, ohne Schmerz zu bereiten. Es handelt sich hier eben nicht um beabsichtigte Brutalitäten, sondern um reflektorisch ausgelöste Handlungen, welche zustande kommen, bevor eine hemmende Überlegung möglich ist. Bezeichnend ist eine Verfügung des Kameruner Gouvernements, welche das Tragen der zierlichen gedrehten Flusspferdpeitschen den Europäern ganz allgemein verbietet. In Europa würde es genügen, eine missbräuchliche Benutzung dieser Instrumente unter Strafe zu stellen.

Auch über Ort und Zeit geht zuweilen jede Orientierung verloren. So gerieten einst zwei Beamte, die miteinander auf gespanntem Fusse standen, im Zimmer ihres höchsten Vorgesetzten in eine wilde Prügelei und konnten hinterher selber nicht genau angeben, wie es gekommen sei.

Was ich hier andeute, sind einige Beispiele von Selbsterlebtem aus unserm Kolonialhauptort Dualla; es ist klar, dass die Äusserungsformen dieser als „Tropenkoller" bezeichneten hochgradigen nervösen Ueberreiztheit sich auf gefährlichen kriegerischen Expeditionen in weniger unschuldiger Weise äussert. Sie werden hier keine Details erwarten.

Die Frage ist, wie weit geht da die Verantwortlichkeit?

Ich möchte hervorheben, dass ich nicht der Meinung bin, dem Verbrecher müsse allein auf Grund hereditärer Belastung, oder weil er vielleicht vor Jahren Nervosität und abnormes geistiges Verhalten zeigte — ohne weiteres beschränkte Verantwortlichkeit und Strafmilderung oder gar Straffreiheit zugebilligt werden. Die Strafe ist ein Erziehungsmittel, welches bei dem moralisch Wackeligen ganz ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wiss nicht entbehrt werden kann. Aber dennoch glaube ich, dass der unter dem nachweislichen, gegenwärtigen Einfluss der Ihnen soeben skizzierten Gesundheitsstörungen im Affekt begangene Delikt eine mildere Beurteilung finden muss, als man ihm, umgeben von dem Komfort der friedlichen Heimat, in Europa meist zuteil werden lässt. Ganz besonders gilt das von den Handlungen während akuter, wenn auch leichter Malariafieber und während der Zeit ihrer Entwickelung, also 24—48 Stunden vor dem Ausbruch.

Man stellt sich hier zu Hause vielleicht vor, das seien theoretische Erwägungen, denn der Malariakranke liege drüben bei guter Pflege im bequemen Bett mit der Eisblase auf dem hämmernden Schädel. Leider trifft das aber, wenigstens in Afrika, und zur Zeit von Feldzügen auch in andern Tropengegenden, nicht immer zu. Nur zu oft zwingen Pflichtgefühl und Selbsterhaltungstrieb, trotz der schweren Gesundheitsstörung, zu verantwortungsvollen geistigen und anstrengenden körperlichen Leistungen. Wie der Einzelne sich in solchen Situationen bewährt, hängt ab von der Selbstbeherrschung und Selbstzucht, welche er seit der Kinderstube sich zur Gewohnheit machte. Die Rückwirkungen akuter Fieber auf das Gehirn lassen aber auch eine sonst weitgehende Selbstbeherrschung zuweilen versagen. Es scheint, dass manche Menschen besonders zu Hirnstörungen (Delirien, Halucinationen, Illusionen usw.) neigen, denn sie wiederholen sich bei jedem Malariarecidiv, während sie bei andern Personen trotz schweren Allgemeinleidens kaum hervortreten. Sie schliessen die Zurechnungsfähigkeit für die Zeit ihrer Dauer unzweifelhaft aus. Man sollte es deshalb stets vermeiden, Neulingen, deren Fieberformen noch nicht bekannt sind, allein verantwortungsvolle Missionen oder isolierte ferne Posten in Malariagegenden zu übertragen, selbst wenn die Leute noch so tüchtig erscheinen. Stets sollten mindestens zwei Europäer in solchen Stellungen vereint werden, damit der eine den andern beobachten und eventuell vertreten oder ablösen kann, wenn seine Gesundheit versagt.

Aber nicht nur der akute Fieberanfall beschränkt die Zurechnungsfähigkeit. Es hat sich mir mit der wachsenden Erfahrung in Afrika immer mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, dass neben den durch die äusseren Lebensverhältnisse allein bedingten Schädigungen des Nervensystems, die latent im Körper fortwirkende Malaria, und ganz besonders gehäufte und mangelhaft behandelte Recidive dauerhaftere Störungen ernsterer Art in vielen Fällen hervorrufen. Es ist nicht richtig, dass die „Bestie im Menschen", welche so oft mit elementarer Gewalt in den Tropen hervorbricht, stets schon vorher in

ihm geschlummert haben muss, nur knapp gebändigt durch Konvention und Furcht vor dem Strafgesetz, wie van Brero meint. Der Mensch wird draussen anders. Das fühlen viele selber, wenn sie ihre Empfindungen, ihr Denken und Handeln draussen nach Jahren in der Heimat objektiv überdenken. Das merken andere an ihren Freunden, mit denen sie drüben und vorher oder nachher daheim in engem Verkehr lebten. Die Extreme solcher Veränderungen treten als schwere Geisteskrankheit meist unter einem klinischen Bilde hervor, welches sich von dem der Dementia paralytica nur dadurch unterscheidet, dass die Erscheinungen bei rechtzeitigem, gründlichen Eingreifen dauernd beseitigt werden können.

So wurde mir in Kamerun ein Unterbeamter, M., von einer andern Station ärztlicherseits mit der Diagnose: Dementia paralytica ins Regierungskrankenhaus übersandt, um mit dem nächsten Dampfer heimzukehren. Es bestand hochgradige Abmagerung, Sprachstörungen im Typus bulbärer Lähmungen, völlige Geistesverwirrtheit, Incontinentia urinae et alvi. Daneben ein subfebriler Zustand mit Milzvergrösserung und zahlreichen Malariaparasiten im Blut.

Zunächst wurde also die Malaria behandelt. Dabei verschwanden schon die schwersten cerebralen Symptome, und weiter besserte sich der Zustand unter systematischem Chiningebrauch und kräftiger Ernährung derart, dass der Kranke nach wenigen Wochen anstatt nach Hause zu gehen, völlig geheilt in seine alte Stellung zurückkehren konnte. Der Kollege hielt jedoch unter dem Eindruck der zuerst von ihm beobachteten typischen Erscheinungen der progressiven Paralyse an seiner Diagnose fest und nahm an, dass es sich nur um eine der im Verlauf der Paralyse ja ganz gewöhnlichen temporären Remissionen handele. M. befolgte die ihm gegebenen Vorschriften bezüglich Chiningebrauchs in keiner Weise und wurde mir nach einer Anzahl von Monaten wieder in einem ähnlichen Zustande übersandt, wie zuvor, mit der Bemerkung des Arztes, dass ich nun doch wohl von der Richtigkeit der Diagnose „Paralyse" überzeugt sein würde. Der Kranke wurde durch antimalarische Behandlung jedoch wiederum in kurzer Zeit hergestellt, dann aber, als für den Kolonialdienst ungeeignet, heimgesandt. Er ist in Deutschland, wie ich später erfuhr, dauernd gesund geblieben. Ich hatte noch zweimal Gelegenheit, in Afrika ganz ähnliche Zustände frisch zu behandeln und zu heilen; einmal hatten sie sich in kaum sechs Wochen entwickelt. Stets war die Malaria ursprünglich mangelhaft resp. gar nicht behandelt worden. Nicht immer ist der Ausgang dann ein so günstiger. Ein Ostafrikaner hatte nach wiederholten schweren Malaria- und Schwarzwasserfiebern eine Sprachstörung zurückbehalten, welche sich mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedem neuen Recidiv verschlimmerte, um dann wieder besser zu werden, aber nicht mehr ganz zu verschwinden. Er musste deshalb nach Deutschland zurückkehren und wurde, nachdem er hier noch ein länger dauerndes, sehr schweres Fieber durchgemacht hatte, schliesslich meiner Abteilung im Urbankrankenhaus überwiesen. Es bestand eine motorische Aphasie, welche auf subcorticale Leitungsstörungen zurückgeführt werden musste und sich nach Beseitigung der leichten Malariarecidive erheblich besserte. Der Kranke wurde dann mit strengen Vorschriften bezüglich des fortzusetzenden Chiningebrauchs zur Weiterbehandlung der Sprachstörung an Herrn Kollegen Gutzmann hier übergeben und konnte nach mehrwöchiger Behandlung als geheilt im „Verein für innere Medizin" vorgestellt werden. Einige Monate später kehrte er jedoch mit derselben Sprachstörung und mit neuen Malariarecidiven auf meine Abteilung zurück, indem er gestand, den vorgeschriebenen Chiningebrauch alsbald aufgegeben zu haben. Er blieb dann fast ein Jahr lang im Krankenhause; die geringen Temperaturerhebungen reagierten nur noch unregelmässig auf Chinin, und Parasiten fanden sich nur einmal spärlich in der Milz. Trotz bester Pflege verfiel der Kranke körperlich und geistig immer weiter, und es ist kaum mehr daran zu zweifeln, dass sich Paralyse bei ihm entwickelt. Ein anderer Herr, ebenfalls aus Ostafrika, zeigte im Krankenhaus ausser Veränderungen seiner Schrift, die namentlich im Auslassen von Worten bestanden, keine besonders verdächtigen Erscheinungen. Aus der Vorgeschichte ergab sich jedoch, dass solche drüben hervorgetreten waren. Da hatte er mit seinen Vorgesetzten unmotivierte Konflikte gehabt, hatte die unsinnigsten Bestellungen daheim gemacht — unter anderm auf viele Dutzend seidener Damenstrümpfe — und hatte auch sexuell gefehlt. Einige Zeit nach der Entlassung aus dem Krankenhause, wo er hauptsächlich wegen eines Leberleidens aufgenommen war, bat er den Reichskanzler telegraphisch, ihm eine Bank zu bezeichnen, wo er am besten einige Hunderttausend Mark einzahlen könne. Er ist dann kurze Zeit darauf in einer Nervenheilanstalt gestorben. Bei beiden Patienten bestand kein Alkoholismus, und Syphilis liess sich mit all der Sicherheit ausschliessen, mit welcher das überhaupt möglich ist.

In einem weiteren Falle aus Kamerun, den ich nicht persönlich behandelt habe, und der, wie ich höre, später in Deutschland heilte, scheinen die Störungen mehr paranoischen Charakter gehabt zu haben. Noch ein anderer Kameruner starb an schweren Hirnstörungen, deren Natur nicht sicher festgestellt worden ist, auf der Heimreise. Ein Dritter, allerdings neuropathisch belastet, der an zahlreichen Fiebern gelitten hatte, die er meist ungenügend behandelte, erschoss sich in einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klaren Moment auf der Heimreise, nachdem Verfolgungsideen und Hallucinationen bei ihm aufgetreten waren.

Wenn Sie die Präparate betrachten, welche ich vorn von der Hirnrinde Malarischer aufgestellt habe, so werden Sie es begreiflich finden, dass weniger ausgedehnte Parasitenembolien, als die, welche hier den Tod herbeiführten, verschiedenartige Störungen der Rindenfunktion schon bei Lebzeiten hervorrufen, welche vorübergehen, wenn energische Behandlung die Parasiten rechtzeitig beseitigt, welche aber auch fortbestehen und infolge sekundärer Entzündung sich vielleicht sogar weiterentwickeln können, wenn die Behandlung zu spät einsetzt. Dass es ganz besonders die Rinde ist, welche leidet, kann man schon während schwerer akuter Anfälle beobachten. Da sieht man ausser Hallucinationen und Delirien, die sich nicht allein mit der Fieberhöhe erklären lassen, Bewusstlosigkeit und Coma, halbseitige oder allgemeine klonische Krämpfe vom Charakter der eklamptischen, Hemianopsie, flüchtige zentrale Lähmungen der Hirnnerven usw.*) Ob es sich da um lokale Ernährungsstörungen durch Verlegung der Hirncapillaren oder um toxische Schädigung handelt, ist schwer zu entscheiden. Das klinische Bild ist bei subakutem Verlauf, wie gesagt, das einer rasch fortschreitenden Paralyse.

Wenn nun so schwere Störungen vorkommen, so kann es nach meiner Meinung nicht zweifelhaft sein, dass auch leichtere und leichteste Alterationen der Geistestätigkeit auf derselben Basis möglich sind. Man beobachtet da: Eine beträchtliche Wichtigkeitsüberschätzung der eigenen Person; unmotivierte Reizbarkeit; eine übertriebene persönliche Empfindlichkeit mit dem deprimierenden Gefühl, verkannt, unterschätzt, beeinträchtigt, chikaniert, verfolgt zu werden. Die krankhafte Besorgnis vor Giftmord durch Eingeborene spielt da eine spezielle Rolle.

Auf dieser Grundlage erfolgen dann die unüberlegtesten Berichte und Beschwerden, persönliche Konflikte oder Ausbrüche zügelloser Gewalttätigkeit — kurz, Erscheinungen treten hervor, die an manche Phasen der Rindenkrankheit von Paralytikern, an Beeinträchtigungs- und Grössenwahnvorstellungen, wenn auch in verschleierter Form, erinnern. Sie haben mit ihnen auch gemein, dass der eigentliche Intellekt anfangs durchaus nicht eingeschränkt ist. — Alles dieses geht mit unter der verächtlich spöttischen Bezeichnung „Tropenkoller", und man hat sogar behauptet, dass dieser eine traurige Eigentümlichkeit ausschliesslich der deutschen Kolonisten sei; speziell der Subalternen unter ihnen. Ich kann Sie aber aus eigenster Erfahrung versichern, dass Eng-

*) Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, dass auch bulbäre und spinale Lähmungen infolge von Parasitenembolie vorkommen; doch habe ich selbst nur Hippus und Pupillendifferenzen beobachtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

länder und Stabsoffiziere keineswegs immun sind. — Wenn in Innerafrika z. B. französische Offiziere den zu ihrer Ablösung erscheinenden Kameraden ein regelrechtes Gefecht liefern und sie niederschiessen, wie vor wenigen Jahren geschehen, so kann solch ein trauriges Ereignis meiner Meinung nach weder mit tropischer Neurasthenie, noch mit mangelhafter Kinderstube oder „subalterner Gesinnung" psychologisch befriedigend erklärt werden.

Wie sollen sich nun die Behörden und die Leitungen der grossen wirtschaftlichen Unternehmungen zu dieser Frage stellen?

Zunächst werden sie gut tun, sich noch etwas genauer, als es bisher üblich war, um die Vorgeschichte der Personen zu bekümmern, welche sie hinaussenden wollen. Alle irgendwie belasteten oder neurasthenisch veranlagten, alle unverträglichen oder gar moralisch etwas zweifelhaften Persönlichkeiten, alle, die mehr zu trinken pflegen, als sie vertragen können, und alle Syphilitischen, die jemals Störungen seitens des Nervensystems gehabt haben, sind von der Tätigkeit in tropischen Kolonien auf der Kulturstufe unserer deutschen Schutzgebiete grundsätzlich auszuschliessen. Der, dem moralisch etwas anhängt, wird sich dort draussen kaum jemals rehabilitieren; im Gegenteil, abgesehen von der grösseren Gefahr, welche er bei dem ungebundenen Leben drüben für seine Umgebung und für die Gesamtheit darstellt, wird er dort selber mit grösster Wahrscheinlichkeit in noch schwerere Konflikte mit der Gesellschaftsordnung kommen, als unter dem heimischen Zwange. — Da sich aber die moralische Qualifikation, wie die Widerstandskraft des Nervensystems bei aller Vorsicht nicht immer vorausbestimmen lässt, so sollte die Regierungsgewalt drüben im allgemeinen Interesse, wie im Interesse des Betreffenden selbst, rücksichtslos jeden Angestellten entlassen, und jeden Privatmann ausweisen, dessen Verhalten wiederholt die öffentliche Ordnung gefährdete. Es ist ja bekannt, dass nicht nur die „Nervosität der Regierungsorgane" auf exponierten Grenzstationen, sondern auch das prätentiöse Auftreten von Händlern und Farmern mehrfach Unheil schuf. Spätere Disziplinierung und Bestrafung können dann die folgenschweren Fehler nicht wieder gut machen und treffen ausserdem tatsächlich oft Personen, welche nur noch in beschränktem Masse für ihre Handlungen verantwortlich waren. Die Frage der Zurechnungsfähigkeit wird sich da meistens nur von Fall zu Fall beantworten lassen; am schwierigsten aber später in der Heimat, weil die Störungen oft nur vorübergehender Art sind.

Wenn ich meine eigenen Erfahrungen also nochmals zusammenfassen darf, so glaube ich, dass folgende Grundsätze gelten müssen: 1. Alle Handlungen überlegter, raffinierter Grausamkeit haben dieselbe schonungslose Beurteilung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erfahren, wie im Mittelpunkte der Zivilisation, und die Möglichkeit, hier vielleicht sadistische Veranlagung zur Erklärung mit heranzuziehen, darf draussen ebensowenig strafmildernd verwertet werden, wie es daheim geschehen würde.

2. Gewalttätigkeiten und selbst Roheiten, die nachweislich im Affekt verübt sind, dürfen milder beurteilt werden, etwa in demselben Umfang, wie auch der schwere Rausch als mildernder Umstand gilt. Sie müssen milder beurteilt werden, wenn der Übeltäter zur Zeit seines Deliktes an Fieber litt, oder wenn im Laufe der nächsten 24 bis 48 Stunden Fieber bei ihm festgestellt werden konnte.

3. Bei allen Straftaten aber, welche sich logisch und psychologisch schwer erklären lassen, wird man damit rechnen müssen, dass ihnen eine wirkliche geistige Erkrankung zu Grunde liegt, und zwar höchst wahrscheinlich infolge von Malaria; vielleicht auch infolge von anhaltender intensiver Besonnung. Wieweit trotzdem doch noch Verantwortlichkeit besteht, muss die sorgfältige Prüfung jedes einzelnen Falles ergeben.

Für alle Fälle übereinstimmend aber gilt, wie gesagt, als oberster Grundsatz, dass man die bedenklichen Elemente aus dem gefährlichen Milieu tropischer Kolonien entfernen soll, ehe sie Unheil anrichten.

Physikus Dr. **Nocht**, Hamburg: empfiehlt anzuregen, dass beim nächsten Kongress vielleicht im Plenum über die wichtige Frage verhandelt würde, damit auch die hierbei sehr interessierten Laien (Beamte, Missionare usw.) über Erfahrungen berichten könnten und Belehrung fänden.

Ueber Rattenvernichtung in den Tropen als Mittel zur Abwehr der Pest unter Demonstration eines tragbaren Rattenvertilgungsapparates.

Von Dr. **G. Giemsa**, Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Bekanntlich sind die Ratten die gefürchtetsten Verbreiter der Bubonenpest. An allen Orten, an denen diese Krankheit epidemisch unter den Menschen aufgetreten ist, hat man, und zwar meist schon vor Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruch der Seuche, ein starkes Rattensterben beobachtet, und Untersuchungen der Rattenkadaver haben ergeben, dass die Tiere derselben Seuche erlegen sind.

Ebenso bekannt ist es, dass eine unter den Menschen ausgebrochene Pestepidemie bereits wieder erloschen sein kann, während sie unter den Ratten derselben Gegend noch weiter fortbesteht. Diese Rattenpest bildet dann naturgemäss eine ständige Gefahr der Neuinfektionen bei Menschen und einen Hauptgrund für den endemischen Charakter, den diese Seuche in manchen Ländern angenommen hat.

Es liegt auf der Hand, dass, solange uns keine Mittel zu Gebote stehen, diese Tiere auszurotten oder wenigstens die Seuche unter ihnen aufzuhalten, die Isolierung der pesterkrankten Menschen nur einen relativen Wert besitzen kann.

In Erkenntnis dieser Sachlage hat man in letzer Zeit der Rattenvernichtung erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und Hygieniker und Techniker haben sich bemüht, geeignete Mittel hierfür zu ersinnen.

Um auch das Gros des Volkes hierfür zu interessieren, haben die Regierungen verschiedener von der Pest besonders bedrohter Länder zum Teil hohe Prämien für die Einlieferung von Rattenkadavern ausgesetzt, ohne jedoch einen durchschlagenden Erfolg damit zu erzielen.

Es drängt sich daher die Frage auf, ob die zur Zeit benutzten Rattenvernichtungsmittel ausreichende sind.

Zur Beurteilung dieser Frage liefern die Beobachtungen, die man bisher bezüglich der Rattenvertilgung auf Seeschiffen gemacht hat, wertvolle Anhaltepunkte. In den verschlossenen rattenbeherbergenden Laderäumen der Schiffe kann man nämlich die Wirksamkeit solcher Mittel genauer als irgend wo anders studieren, denn die Tiere haben hier weder Gelegenheit zu entweichen, noch kann es vorkommen, dass im Verlauf des Versuches neue Ratten in die Räume hineingelangen.

Hier hat es sich nun gezeigt, dass die verschiedensten landläufigen Rattenvertilgungsmittel, wie Fallen, Giftlegen, Katzen, Frettchen, Hunde, die ihnen oft nachgerühmte sichere Wirkung entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Masse ausübten.

Auch die bisher anderorts mit bakteriellen Mitteln angestellten Versuche berechtigten nicht zu der Hoffnung auf einen durchschlagenden Erfolg. Wo es daher, wie z. B. auf pestverseuchten Schiffen darauf ankommt, eine totale Vernichtung der an Bord befindlichen Ratten zu erzielen, bevor ihnen Gelegenheit geboten ist, an Land zu entschlüpfen und die dort befindlichen Tiere zu infizieren, musste man sich besserer Mittel bedienen.

Vor zwei Jahren konnten Herr Dr. Nocht und ich ein Verfahren angeben, welches uns für das Erreichen des gedachten Zweckes völlige

Garantie bot. In den „Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt" (Band XX) haben wir es näher beschrieben.

Es bestand in der Anwendung eines durch unvollkommene Verbrennung von Koks in einem Generator unter Druckluft erzeugten, kohlenoxydhaltigen Giftgases der Zusammensetzung: Kohlenoxyd 5, Kohlensäure 18, Stickstoff 77 Vol. Proz.

Dieses auf leichte Weise in grossen Mengen erzeugbare Gas wird mittels Schläuchen unter Druck in die beladenen Schiffsräume geleitet, um später nach Ausübung der Giftwirkung durch eingeblasene atmosphärische Luft wieder verdrängt zu werden. (Folgt Beschreibung des Apparates an der Hand von Zeichnungen.)

Wie aus genannter Arbeit zu ersehen ist, wurden von uns, bevor wir in der Lage waren, das Generatorgas anwenden zu können, auch verschiedene andere Gase zur Rattenvertilgung auf Schiffen herangezogen, denn gasförmige Körper schienen uns allein die Möglichkeit zu bieten, sich überall in genügender Weise zu verteilen und selbst in den entlegensten Winkeln der Schiffsräume ihre Giftwirkung zu entfalten. So benutzten wir flüssige Kohlensäure, schweflige Säure und Pictolin, ein Gemisch dieser beiden komprimierten Gase. Die Gründe, welche uns veranlassten, von ihrer Anwendung wieder abzukommen, sind in genannter Publikation eingehend besprochen. Sie waren teils in der unzulänglichen Giftigkeit, teils in der Kostspieligkeit zu suchen. Die schweflige Säure hatte ausserdem noch den Nachteil, auf Maschinenteile, Schiffswände und Handelswaren verschiedenster Art schädigend einzuwirken, und konnte daher, wenn überhaupt, so nur auf leeren Schiffen Verwendung finden.

Dieser Nachteil haftet auch dem in letzter Zeit mit grosser Reklame seitens des Erfinders empfohlenen Claytongase an, einem Gemisch aus schwefliger Säure und Stickstoff, welches durch Verbrennen von Schwefel in einem besonderen Ofen erzeugt wird.

Erst in dem Generatorgas fanden wir ein Mittel, welches sich neben hervorragender Giftwirkung und äusserst geringen Herstellungskosten durch die Eigenschaft auszeichnet, auf Ladegüter, selbst empfindlichster Art, nicht den geringsten schädigenden Einfluss auszuüben.

Nachdem sich nun unser erster Versuchsapparat, bei einer Leistung von 500 cbm Gas pro Stunde, in einer Reihe von Fällen, in welchen Schiffe mit Pestratten an Bord das hamburgische Hafengebiet bedrohten, auf das Glänzendste bewährt hatte, haben wir in letzter Zeit mit gleichem Erfolg auch umfangreiche Rattenvernichtungen bei verschiedenen, an den Kais liegenden Lagerspeichern vornehmen können, und vor kurzem hat der hamburgische Staat, um eine Beschleunigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Massnahmen zu ermöglichen, den Bau eines weit grösseren Apparates mit einer Leistung von 3000 cbm Gas pro Stunde beschlossen.

Bei den ausgezeichneten Resultaten, welche wir bei verschiedensten, oft selbst nur auf das Mangelhafteste abgedichteten Lagerspeichern zu verzeichnen hatten, schien es uns von grosser Bedeutung, das Generatorgas auch der Rattenvertilgung auf dem Binnenlande nutzbar zu machen.

Wir haben uns daher die Konstruktion eines solchen Apparates angelegen sein lassen, und ich bin heute in der Lage, eine nebenstehend skizzierte tragbare Form desselben demonstrieren zu können. (Folgt Beschreibung des Apparates an der Hand einer Zeichnung und eines Modells.) Bei den überaus günstigen Erfahrungen, die uns zu Gebote stehen, zweifle ich nicht daran, dass es ein leichtes sein wird, mit diesem Apparat eine erfolgreiche Rattenvernichtung in die Wege zu leiten, und zwar ebenso in den Pestzentren Indiens und anderer Länder, wie in unsern zur Zeit gleichfalls von dieser Seuche bedrohten Kolonien.

Neben Speichern, Viehställen, Brunnen mit schadhaften Schachtwänden sind es hier in erster Linie die Hütten der Eingeborenen, welche als dauernde Aufenthalts- und Brutstätten der Ratten in Betracht kommen. Einen beliebten Leckerbissen vieler afrikanischer Volksstämme vorstellend, werden die Ratten dort gleichsam als Haustiere gezüchtet und leben mit den Eingeborenen in einer Art Symbiose.

Wer diese Hütten, insbesondere gelegentlich der Abendmahlzeiten der Eingeborenen besucht, kann sich hiervon leicht überzeugen. Er braucht nur die Insassen von ihren Sitzen hinwegzurufen, um sehen zu können, wie sich die Ratten über die gemeinschaftliche Speiseschüssel oft schon im nächsten Augenblick hermachen.

Es dürfte hieraus erhellen, welch' grosse Bedeutung den Ratten als Pestüberträger, und zwar gerade in diesen Gebieten beizumessen ist.

In unserem ostafrikanischen Schutzgebiet wird sich die Rattenvernichtung um so aussichtsreicher gestalten, als das Land längere Regenperioden aufzuweisen hat, in denen die Tiere, vor den Unbilden der Witterung flüchtend, die geschützten Orte in erhöhtem Masse, ähnlich wie bei uns im Winter, aufsuchen.

Systematische, alljährlich, und zwar möglichst während der Regenzeit stattfindende Ausgasungen der Eingeborenenhütten, Lagerspeicher, Viehställe werden deshalb ohne Zweifel eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung der Pest bedeuten.

Die Technik der Rattenvertilgung dürfte sich sehr einfach gestalten. Die Quantität des mit dem Apparat erzeugten Gases (75 cbm pro Stunde) ist so bemessen, dass die Ausgasung selbst grösster Hütten selten mehr als $1^1/_2$ Stunden in Anspruch nehmen dürfte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der immensen Giftigkeit des Gases kommt es auch nicht so sehr auf eine peinliche Abdichtung der Hütten an. Grössere, zwischen Dach und Wänden bestehende Lücken lassen sich durch Säcke, die mit Holz- oder Baumwolle gefüllt sind, leicht in genügender Weise abdichten.

Die ausserordentliche Giftigkeit des Gases, desgleichen seine Eigenschaft, fast völlig geruchlos zu sein, in alle Winkel und Löcher in genügender Menge zu diffundieren und dort von den Ratten entweder gar nicht oder erst dann bemerkt zu werden, wenn ihre Gliedmassen gelähmt sind und ein Entrinnen unmöglich ist, macht es für gedachte Zwecke ganz besonders geeignet. Gerade hierdurch unterscheidet sich das Generatorgas vorteilhaft von der schwefligen und Kohlensäure, jenen Gasen, welche die Respirations- und Sehorgane lange vor Eintritt der eigentlichen Giftwirkung auf das Heftigste reizen und unzweifelhaft ein Entrinnen der Ratten zur Folge haben müssten.

Die Menge des einzuleitenden Gases richtet sich ganz nach der Grösse des betreffenden Raumes. Eine absolut sichere Tötung der Ratten erzielt man, wenn man in den betreffenden Raum eine Gasmenge einbläst, die der Hälfte seines Kubikinhalts entspricht und dann das Gas eine Stunde darin belässt.

Die Lüftung der Räume bietet keinerlei Schwierigkeit. Sie geschieht durch Oeffnen der Türen und Entfernung des Abdichtungsmaterials von aussen her. Die Insassen der Hütten sind natürlich aus diesen bis zur beendeten Lüftung wegen der Giftigkeit des Gases zu entfernen.

Die Kosten für die fertig montierte, leicht in einzelne Trägerlasten zerlegbare Anlage belaufen sich laut Anschlag der den Apparat bauenden Firma auf rund 1100 Mark. Auch für grössere fahrbare Anlagen desselben Systems liegen dort fertige Entwürfe aus.

Die Kosten für den zur Herstellung des Gases nötigen Koks sind minimale. Da ein Kilogramm Koks rund $7^1/_2$ cbm Gas genannter Zusammensetzung liefert, würde man pro Stunde bei einer Gasproduktion von 75 cbm 10 Kilogramm verbrennen. Diese 10 Kilogramm repräsentieren in Hamburg einen Wert von etwa 22 Pfg.

Erwähnen möchte ich noch kurz, dass das Gas eine desinfizierende Kraft nicht besitzt.

Will man ihm eine solche verleihen, so muss man es mit spezifischen Desinfektionsgasen vermischen.

Als am geeignetesten hierzu hat sich das von Gronwald vorgeschlagene Formaldehyd erwiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die diesbezüglichen Versuche, die ich in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Kister vom Hygienischen Institut in Hamburg angestellt habe, und die zur Zeit noch nicht abgeschlossen sind, beabsichtige ich anderorts zu berichten.

Dass das Generatorgas auch ein sehr bequemes Mittel zum Töten von andern schädlichen Warmblütern ist, möchte ich nur ganz nebensächlich erwähnen.

In der tropenmedizinischen Ausstellung der unteren Räume ist ein Modell des besprochenen Apparates aufgestellt, welches uns die Firma Jul. Pintsch freundlichst leihweise überlassen hat, und welches den ganzen Apparat noch besser veranschaulicht, als es die hier befindliche Zeichnung imstande ist.

Ueber Trinkwassersterilisation in den Tropen unter Demonstration eines tragbaren Trinkwassersterilisators.

Von Dr. **G. Giemsa**, Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Im Anschluss an das eben besprochene Thema möchte ich nicht verfehlen, auf einen anderen neuen Apparat hinzuweisen, der unserm Institut zur Prüfung überwiesen wurde und der einem in hygienischer Beziehung gleich wichtigen Zwecke dient, der Trinkwassersterilisation in den Tropen.

Von den zahlreichen Trinkwassersterilisierungsmethoden sind bislang für den Gebrauch auf tropischen Stationen und Expeditionen, wenn man von den gänzlich unzulänglichen Handfiltrierapparaten absehen will, nur zwei in Betracht gekommen, das Abkochen und das Schumburgsche Bromverfahren.

Von den bewährten Entkeimungsmitteln grösseren Stiles, wie Klär- und Filtrieranlagen, dem Ozonisierungsverfahren, musste man der Umständlichkeit und Kostspieligkeit wegen bisher leider absehen.

Nachdem nun neuere Untersuchungen des Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin ergeben haben, dass die Sterilisation durch Brom bei unfiltriertem Wasser keine genügende ist, hat man schliesslich wieder einzig und allein zu der altbewährten Methode des Abkochens seine Zuflucht nehmen müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekanntlich macht es aber oft unüberwindliche Schwierigkeiten, Wasser für eine grössere Anzahl von Menschen auf einmal abzukochen, und man hat deshalb besondere Apparate gebaut, welche dies ermöglichen. Ich erwähne insbesondere die transportablen Apparate von Siemens, Rietschel Henneberg, Nagel, welche auf diesem Gebiete Vollkommenes leisten.

So brauchbar jedoch diese Apparate in der Heimat sind, so werden sie für die Kolonien vorläufig wenig in Betracht kommen können, einmal, weil sie an ein besonderes, dort nicht zur Verfügung stehendes Feuerungsmaterial (Gas, Kohle) gebunden sind, zweitens, weil sie für tropische, insbesondere für afrikanische Verhältnisse zu unbeweglich sind.

Es ist deshalb mit Freuden zu begrüssen, dass es in neuerer Zeit gelungen ist, noch einfachere Kochapparate zu konstruieren, welche diese Nachteile nicht besitzen.

Einen solchen stellt der verbesserte Kadesche tragbare Trinkwassersterilisator vor.

Der handliche, leicht auseinandernehmbare, und nur vier Trägerlasten ausmachende Apparat, welcher nach dem Siemensschen Gegenstromprinzip arbeitet, liefert pro Stunde einen ununterbrochen fliessenden Strom von etwa 120 l sterilen Wassers, dessen Temperatur nur 2—3 Grad über der des zufliessenden Rohwassers steht.

Die Heizung geschieht durch Petroleum, das in den Kolonien zu einem wohlfeilen Preis zu haben ist und dessen Heizkraft in Form einer Bunsenflamme und durch eine sinnreiche Anordnung von Siederöhren auf das Vollkommenste ausgenutzt wird.

Ein gleichfalls sehr zweckmässig angelegter Schwimmer, der die Wasserzufuhr regelt, schliesst es gänzlich aus, dass ungekochtes Wasser in den Ablauf gelangt.

Ein fernerer Vorteil, den der Apparat mit dem Siemensschen teilt, ist der, dass er sich auf bequemste Art durch selbst erzeugten Dampf sterilisieren lässt, bevor man mit der eigentlichen Bereitung des Trinkwassers beginnt.

Den Kochgeschmack des Wassers beseitigt nach Möglichkeit ein poröser Tierkohlefilter, welchen das sterile Wasser passieren muss.

Der Petroleumverbrauch ist ein sehr geringer. Mit der einmal gefüllten, 5 kg Petroleum enthaltenden Lampe, welche 12 Stunden lang brennt, ist man imstande, 1440 l Wasser zu sterilisieren, so dass sich der Preis für 100 l Wasser — das Kilo Petroleum zu 22 Pfg. gerechnet — auf 7,6 Pfg. stellt.

Die Sterilisierung des Wassers selbst ist eine hygienisch vollkommene. Bei wiederholten, von Dr. Martin Mayer und mir im Institut für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg mit trübem, unfiltriertem Elbwasser gemachten Versuchen gelang es stets, gänzlich keimfreies Wasser zu erzielen.

Dabei sei erwähnt, dass das Rohwasser unmittelbar am Ausfluss der Hamburger Siele entnommen war und im Kubikzentimeter durchschnittlich die Zahl von $9^1/_2$ Millionen Keimen aufwies.

Ein fertiger Apparat befindet sich in der hiesigen Ausstellung.

Ich bin gern bereit, Herren, welche sich hierfür besonders interessieren, den Mechanismus des Apparates an Ort und Stelle noch eingehender zu erklären.

Untersuchungen über Pfeilgifte aus unsern afrikanischen Kolonien.

Von Dr. **Max Krause**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Erforschung der Pfeilgifte der wilden Völker Afrikas ist seit etwa drei Dezennien Gegenstand der Untersuchungen von Gelehrten verschiedener Nationalität, Botanikern, Chemikern und Pharmakologen gewesen. Das grosse Interesse, das die Erkenntnis der Pfeilgifte bietet, ist ein dreifaches. Erstens ein ethnologisches, zweitens ein chemisches und drittens ein pharmakologisches. Das chemische und pharmakologische Moment soll in meinem Vortrage hauptsächlich berücksichtigt werden. Es bedienen sich die verschiedenen wilden Völkerstämme in unsern Kolonien seit alters her vergifteter Pfeile zur Jagd auf wilde Tiere, zum Kampf gegen den Menschen. Die Geschichte unserer Kolonien weist denn auch manche Verluste verdienstvoller Pioniere unserer Kolonialpolitik auf, die, von einem Pfeil getroffen, den kolossalen Wirkungen des Pfeilgiftes erlegen sind. Ich nenne nur die Namen Hauptmann Thierry, Kamerun, Feldjägerleutnant Plehn, Kamerun, Leutnant Graf Fugger. In einem Gefechte französischer Kolonialtruppen im Sudan kamen auf 45 durch vergiftete Pfeile Verwundete, 15 Tote. Der Tod trat nach 10—20 Minuten ein. Es erscheint daher wünschenswert, nicht nur vom wissenschaftlichen, sondern auch vom praktischen Standpunkte, die Natur der Pfeilgifte genauer zu studieren. Denn erst durch die Kenntnis ihrer Herkunft, der chemisch-physiologischen Eigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften, der chemischen Konstitution, wird man imstande sein, ein wirksames Mittel gegen die Giftwirkung, gegen die bis jetzt die Medizin ja machtlos war, im Organismus des Menschen zu finden.

Herr Geheimrat Brieger hat seit einer Reihe von Jahren sich erfolgreich mit Erforschung der Pfeilgifte beschäftigt. Seit etwa drei Jahren bearbeiten wir gemeinschaftlich mit den Mitteln und im Auftrage der Kaiserlichen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts die Pfeil- und Pflanzengifte der Deutschen Kolonien. Ich möchte nun in kurzen Zügen, soweit die Zeit reicht, Ihnen den gegenwärtigen Stand dieser Forschungen auseinandersetzen. Ausser uns und vor uns haben Fraser und Tillie, Edinburg, Arnaud, Paris, und die Deutschen Böhm, Gilg, Lewin, Schultze und noch andere sich mehr oder minder eingehend mit den Pfeilgiften Afrikas beschäftigt. Vor allem stellte Fraser als erster fest, dass im westlichen Afrika das offizinelle Strophantin, aus Strophantusarten gewonnen, vielfach zur Pfeilgiftbereitung benutzt wird. Aus den Untersuchungen der genannten Forscher und den unsrigen geht nun hervor, dass fast alle Pfeilgifte Afrikas pflanzlichen Ursprungs sind, und zwar sind es Glykoside, die grösstenteils von Pflanzen der Familie der Apocyneen stammen. Die Glykoside sind alle starke Herzgifte, die auf der Blutbahn mit unheimlicher Schnelligkeit transportiert werden und einen systolischen Herztod hervorrufen. Die Glykoside sind Körper, die chemisch den Zuckerarten verwandt sind. Ihre Spaltungsprodukte sind auf der einen Seite Zuckerarten, auf der andern ungiftige Produkte. Sie stellen im Organismus der Pflanze ein Zwischenprodukt beim Aufbau der Stärke dar. Die Pfeilgiftglykoside Afrikas sind etwa 40mal so giftig, als das Gift der Kreuzotter. Nur in einigen wenigen Gebieten sind diese Pflanzengifte mit tierischen Giften vermischt. So benutzte man in Togo das Gift der Puffotter, in Südwestafrika verwenden die Bergdamaras ein Toxalbumin, das nach Böhm von einer Käferlarve, der Diamphidia locusta, herrühren soll. Wahrscheinlich aber resultiert dies Toxalbumin aus pathogenen Mikroorganismen, die in grosser Zahl auf dieser Larve vorkommen. Leider hatten wir nur sehr wenig Material zur Verfügung, um diese Frage definitiv entscheiden zu können. Brieger und Disselhorst isolierten aus dem Pfeilgift verschiedener Völkerstämme Ostafrikas, wie die der Wakamba, Wagogo, Wapogorro, die sich gegenwärtig im Aufstande befinden, schön kristallisierende Glykoside, die in ihrer Wirkung auf den Organismus, in ihrer Giftigkeit dem Strophantin ausserordentlich ähnlich sind, und von der Acocanthera, wahrscheinlich von der Acocanthera schimperi und deflersii abstammen. Brieger fand als erster, dass in den Acocantheraarten ein amorphes und ein kristallinisches Glykosid enthalten sind. Die Acocantheraarten sind über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz Afrika, besonders im Osten ausserordentlich verbreitet, nach dem Urteil des ausgezeichneten Kenners der Flora Afrikas, Herrn Professor Gilg, von der Somaliküste bis zur Nordgrenze Natals. Die Bestimmung der einzelnen Art ist ziemlich schwierig, zumal die Botaniker der verschiedenen Nationen sich selbst nicht darüber einig zu sein scheinen. Wir konnten jedenfalls feststellen, dass Acocanthera abessinica von verschiedenen Standorten kein kristallinisches Glykosid enthält, im Gegensatz zu deflersii und Schimperi. Die fast übereinstimmenden Analysenzahlen und sonstige Daten der Apocyneen-Glykoside hatten mich zu der Ansicht gebracht, dass hier in bezug auf die chemische Konstitution eine engere Verwandtschaft vorhanden ist. Dieselbe Beobachtung machte Böhm beim Digitalin und beim Echugin, einem südwestafrikanischen Pfeilgift-Glykosid aus Adenium Böhmianum. Ich stellte nun auf physikalisch-chemischem Wege, nämlich mit Hilfe des Brechungsexponenten und der Dispersion fest, dass alle die von uns untersuchten Glykoside der Apocyneen, nämlich Strophantin, Abessinin, Acocantherin, mit dem Digitalin dem wirksamen Glykoside der Digitalis purpurea bis zur Stereoisomerie identisch sind.

Vom allgemein menschlichen Standpunkte aus war es geboten, zu versuchen, ob man Gegenmittel gegen diese so furchtbaren Gifte ausfindig machen kann. Wir trachteten daher, bei unsern Untersuchungen nicht zuletzt danach, ein geeignetes Mittel zu finden, nach dem verschiedene andere Forscher, wie Lewin u. a., bisher vergeblich gesucht hatten, um die Giftwirkung im Organismus zu vernichten. Da man gegen Glykoside nicht wie gegen Toxine und Toxalbumine immunisieren kann, versuchten wir durch Fermente die Glykoside zu spalten. Merkwürdigerweise erwies sich die Diastase als relativ geeignet, während andere als Glykosidspaltend bekannte Fermente versagten. Wir konnten durch Einspritzen von Diastase gleich nach dem Einverleiben des Giftes den Tod immer verzögern, und bei einer Reihe von Versuchstieren, die bis zur fünffach tödlichen Dosis Gift erhalten hatten, die Tiere wiederholt gesunden sehen. Ich glaube nicht, dass man auf andere Weise als auf fermentativem Wege wird die Pfeilgiftwirkung vernichten können. Es wäre aber bei dem ungeheuren Pflanzenreichtum Afrikas nicht unmöglich, dass irgend eine Pflanze ein Ferment produziert, das in viel stärkerem Masse, als die Diastase, die hier in Betracht kommenden Pfeilgiftglykoside in

ihre unschädlichen Komponenten spaltet. Die uns aus den Kolonien häufiger gesandten Gegengifte und Mittel der Schwarzen erwiesen sich stets als vollkommen erfolglos. Die Untersuchungen werden unserseits fortgesetzt.

Bisher habe ich nur von der Giftwirkung und ihrer Vernichtung gesprochen, nicht von dem pharmakologischen Wert der Pfeilgifte. Es ist eine wunderbare Fügung der Schöpfung, dass diese Gifte, die zur Vernichtung des Menschen dienen, gleichzeitig wertvolle Heilmittel sind, die dem leidenden Mitmenschen Linderung spenden. Diese Eigenschaft der Pfeilgifte als wertvolle Herzmittel war denn auch für uns ein besonderer Ansporn, nach einem Mittel zu suchen, welches die den bisherigen Herzmitteln, Digitalin, Strophantin, anhaftenden Unzuträglichkeiten, Erhöhung des Blutdrucks, eventuell kumulative Wirkung, nicht besitzt. Es scheinen auch in dieser Hinsicht unsere Untersuchungen nicht ganz fruchtlos zu verlaufen. Es gelang mir, aus einer Pflanze, die in Südwestafrika zur Pfeilgiftbereitung benutzt wird, und die der leider gefallene Bezirksamtmann von Burgsdorf gesammelt hat, einen in Wasser leicht löslichen, gut kristallisierenden Körper zu isolieren, der die wertvolle Eigenschaft hat, den Herzschlag zu verlangsamen, die Systolen ergiebiger zu machen, und vor allen Dingen dabei den linken Ventrikel in seiner Arbeit zu beeinflussen. Aus Mangel an ausreichendem Material konnten bisher nur Tierversuche angestellt werden. Wieweit diese Substanz geeignet ist, die andern Herzmittel, besonders das Digitalis zu ersetzen, kann erst entschieden werden, wenn wir für klinische Zwecke grössere Mengen von reiner Substanz zur Verfügung haben werden. Unter diesen vielen Giftpflanzen, die uns zur Untersuchung übergeben wurden, scheinen sich noch manche Pflanzen zu befinden, die auch für andere Indikationen für die Pharmakologie wertvolle Produkte enthalten.

Zum Schluss möchte ich noch den Wunsch aussprechen, dass wir uns bei unsern diesbezüglichen Untersuchungen auch ferner der wertvollen Unterstützung der Kaiserlichen Kolonialabteilung zu erfreuen haben möchten. Ist doch die Flora unserer Kolonien reich an Giftpflanzen, und gehören doch heute noch, trotz des enormen Aufschwunges der synthetischen Chemie, reine Pflanzenprodukte, wie Chinin, Morphium u. a., zu den ersten Heilmitteln. Es ist daher die Hoffnung berechtigt, dass die in pharmakologischer Beziehung wenig untersuchte Pflanzenwelt unserer Kolonien noch einen reichen Schatz

an therapeutisch wirksamen und ökonomisch wertvollen Stoffen birgt, zu deren Hebung und Verwertung auch in Zukunft unsere Untersuchungen dienen sollen.

Ueber die wichtigsten Viehkrankheiten in den Tropen.

Von Dr. **Schilling**, Leiter der Abteilung für Tropenkrankheiten am Kgl. Institut für Infektionskrankheiten, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Aus dem Programm ersehe ich, dass nachträglich ein Vortrag über Rinderpest und Texasfieber angekündigt ist, ich werde mich deshalb auf die Besprechung der übrigen, für unsere Kolonien wichtigen Krankheiten der Haustiere beschränken können. Wir wollen mit einer Betrachtung über das ostafrikanische Küstenfieber beginnen.

Im November 1900 liess Cecil Rhodes etwa 1000 Stück Vieh aus Neu-Süd-Wales nach dem Eingangs-Hafen für Rhodesia, nach Beira, bringen, um sie als Zuchtvieh in Rhodesia zu verteilen. Diese Tiere konnten damals nicht sofort nach dem Innern gebracht werden, sondern mussten einige Tage in der Nähe von Beira auf die Weide getrieben werden. Plötzlich starb in dieser Herde eine Anzahl von Tieren, und auf Anordnung der Tierärzte wurden die übrigen so schnell als möglich per Eisenbahn nach Umtali gebracht. Diese Massregel erwies sich als ungeheuer folgenschwer: denn nicht nur die importierten Tiere gingen sämtlich zu Grunde, sondern von Umtali und Salisbury aus griff eine mörderische Seuche unter dem Vieh um sich. Die englischen Tierärzte hielten sie, was wirklich sehr verzeihlich ist, für einen aussergewöhnlich schweren Seuchengang des in Südafrika weit verbreiteten Texasfiebers oder Blutharnens der Rinder. In Anbetracht der grossen Gefahr für den Viehbestand von ganz Südafrika rief die Chartered Company Robert Koch zur Hilfe. Er konnte unterstützt von seinen Assistenten, Prof. Neufeld und Stabsarzt Dr. Kleine, schon nach wenigen Wochen berichten, dass es sich nicht um echtes Texasfieber, sondern um eine an der ganzen ostafrikanischen Küste, auch in unserm Küstenstreifen und in Zanzibar verbreitete Krankheit handele; er bezeichnete sie deshalb als Küstenfieber. Diese Krankheit ist verursacht durch ein sogen. „Piroplasma", einen Parasiten der roten Blutkörperchen. Sie können in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausstellung des Tropenhygienischen Instituts in Hamburg in der grossen Wandelhalle Photogramme dieses Parasiten sehen und ihn mit demjenigen des Texasfiebers vergleichen. Er unterscheidet sich von diesem durch die Stäbchen-, Komma- oder Ringform und durch seine Kleinheit. Das anatomische Bild der Erkrankung ist hauptsächlich charakterisiert durch Niereninfarkte und Schwellung und hämorrhagische Entzündung der Lymphdrüsen. Der Tod erfolgt gewöhnlich nach 8—13 Tagen, häufig an Lungenödem. Blutharnen kommt beim echten unkomplizierten Küstenfieber nicht vor. Ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Texasfieber besteht ferner darin, dass sich die Krankheit nicht einfach durch Einspritzung parasitenhaltigen Blutes künstlich bei Rindern wiedererzeugen lässt, was ja bei Texasfieber bekanntlich ohne Schwierigkeit gelingt. Koch kam deshalb auf den Gedanken, zum Zweck seiner Versuche genau die Verhältnisse, wie sie in der Natur vorkommen, nachzuahmen. Er hatte schon 1898 experimentell nachgewiesen, dass die Piroplasmose der Rinder der deutsch-ostafrikanischen Küste durch Zecken übertragen wird. Er sammelte also jetzt ebenso von fieberkranken Rindern reife weibliche Zecken, liess sie ihre Eier ablegen, und als aus diesen dann die kleinen, sechsbeinigen Larven auskrochen, setzte er diese auf einer Weidefläche aus. Als er nun gesunde Rinder auf diese Weide treiben liess, erkrankten sie und gingen an echtem Küstenfieber zugrunde. Eine der das Küstenfieber übertragenden Zeckenarten ist nach Lounsbury Rhipicephalus appendiculatus, von den Engländern einfach als braune Zecke bezeichnet. — Eine einmalige Impfung, auch mit beträchtlichen Mengen von Küstenfieberblut wird, wie erwähnt, ohne Reaktion vertragen. Eine zweite Impfung nach mehrtägiger Pause dagegen ruft einen ganz leichten Anfall mit Temperatursteigerung und positivem Parasitenbefund im Blute hervor. Einige von den so behandelten Rindern konnten darnach, ohne Schaden zu leiden, auf die infizierte Weide getrieben werden, waren also geschützt, andere hatten noch nicht genug Schutzstoffe entwickelt und erlagen der natürlichen Infektion. Koch setzte deshalb die Einspritzung von Küstenfieberblut bei den zu immunisierenden Rindern fort und empfahl schliesslich 6—7 Einspritzungen von je 5—10 ccm Blut in Abständen von je 14 Tagen. Diese Methode ist vollkommen gefahrlos, und es entwickelt sich danach eine haltbare Immunität. Allerdings tritt in den meisten Fällen diese Immunität erst nach mehreren Einspritzungen in hinreichender Stärke auf und erreicht ihre volle Höhe erst nach 4—5 Monaten.— Auch die Versuche mit Serum sind vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sehr interessant. Es gelang Koch, durch wiederholte Einspritzungen grosser Dosen von

Küstenfieberblut in dem Serum der so behandelten Rinder Stoffe zu erzeugen, welche auf die Parasiten unmittelbar lösend einwirkten und auch, innerhalb der Incubationsperiode angewendet, in einigen Fällen die Tiere rettete. Aber dieses Serum hatte unglücklicherweise eine intensiv Blutkörperchen-lösende (hämolytische) Eigenschaft und war deshalb für praktische Zwecke ungeeignet. — Rinder aus Daressalam und Beira erwiesen sich als gegen die Rhodesia-Seuche immun, es muss also hier wie dort dieselbe Krankheit herrschen.

Nach dem Plane Kochs wurden grosse Mengen von Tieren, teils in seuchefreien Distrikten, teils innerhalb des Seuchengebiets geimpft. Von 3115 Rindern sog. „reiner" Herden ging kein einziges an der Krankheit oder an den Folgen der Impfung zugrunde. In bereits infizierten Herden trat während der Impfungs-Periode eine Sterblichkeit von etwa 10 Prozent auf. Dies muss im Vergleich zu den 90 Prozent Mortalität in nicht behandelten infizierten Herden als ein vorzügliches Resultat bezeichnet werden. Neben der Impfung kam auch auf Empfehlung Kochs eine sorgfältige Abtrennung der infizierten Herden und Einzäunen der Weideplätze in Anwendung. Man hat jetzt auch gelernt, dass scheinbar gesunde Rinder, die ja immer noch Parasitenträger sein können, ferner Hunde, Ziegen, Schafe, Pferde, Esel, Schweine, Strausse, infizierte Zecken mit sich bringen können; die Kap-Kolonie hat die Einfuhr dieser Tiere im Mai 1904 verboten.

Die Krankheit ist, wie gesagt, an der ganzen Ostküste verbreitet, und wenn ich einen Bericht des Herrn Veterinär-Rat Rickmann aus Deutsch-Südwestafrika von 1903, in welchem er den Blutbefund bei Fällen von Texasfieber in Deutsch-Südwestafrika beschreibt, richtig deute, so hat er auch dort die kleinen, ringförmigen Parasiten des Küstenfiebers gesehen. Aehnliche Parasiten wurden auch in Kamerun, ferner in Ägypten und besonders in den Kaukasusländern gefunden. Zahlreiche Gründe aber sprechen dafür, dass mindestens die ostafrikanische und die kaukasische Seuche zwei verschiedene Krankheiten seien. — Für unsere Kolonien, speziell für Ostafrika, können wir aus diesen Versuchen lernen, dass das bereits dort einheimische Küstenfieber von untergeordneter Bedeutung für den dortigen Viehbestand ist, der ja immun sein muss, dass aber Rinder aus andern Gebieten, z. B. aus dem Innern, aus Europa oder Südamerika, in solche Gebiete nicht ohne Gefahr eingeführt werden können. Denn es ist eine Tatsache, welche auch für das Texasfieber gilt und geradezu zur Entdeckung dieser Krankheit geführt hat, dass Gebiete mit diesen Krankheiten verseucht sein können, ohne dass Erkrankungen den Viehbesitzern auffallen. Die Tiere machen nämlich schon in frühester Jugend, ja, vielleicht schon in der Gebärmutter der Kuh die Krankheit durch, wie dies für Rinderpest nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewiesen worden ist. Junge Tiere überstehen diese Krankheiten wesentlich leichter als erwachsene, und erwerben in früher Jugend eine aktive Immunität, welche durch wiederholte spontane Neuinfektionen durch Zecken wahrscheinlich auf Lebenszeit auf ihrer Höhe erhalten wird. Ein Charakteristikum dieser durch die sog. Piroplasmen hervorgerufenen Krankheiten aber ist es, dass die Krankheitserreger, wenn der akute Anfall überstanden ist, nicht im Organismus abgetötet und ausgeschieden werden, sondern sich anscheinend dauernd in dem Körper halten. Dass sie dabei nicht viel von ihrer Virulenz einbüssen, geht aus dem Umstand hervor, dass gelegentliche andere Erkrankungen, z. B. die Impfung gegen Rinderpest, in einem scheinbar ganz immunen Tier das Texasfieber wieder zum Aufflackern bringen. Solche Tiere bleiben also dauernd Parasitenträger, und Zecken oder andere stechende Insekten können jederzeit mit ihrem Blut auch den Erreger der Krankheit in sich aufnehmen, und zur Weiterentwickelung bringen. Werden nun in solche Herden, in welchen der Infektionstoff gewissermassen unter der Asche glimmt, frisch eingeführte Rinder hineingemischt, so erkranken diese Tiere an der Seuche, welche scheinbar an diesem Orte unter den einheimischen Rindern gar nicht vorkommt. Dies sind also die Gründe, weshalb für Einfuhr von fremdem Vieh in unsere Kolonien die Schutzimpfung gegen die dort latent herrschenden Krankheiten ein unbedingtes Erfordernis darstellen sollte.

Die Tatsache, dass Tiere, welche einen Anfall überstanden haben, nun dauernd Parasitenträger bleiben, scheint unter den durch Protozoen verursachten Krankheiten allgemeine Geltung zu haben. Wir wissen z. B. von der Malaria, dass sie nach langen Zeiträumen, längst nachdem der Patient die Tropen verlassen hat, plötzlich und unvermutet wieder aufflammen kann. Ähnliches gilt von der Tsetse-Krankheit oder Nagana. Wie wohl ziemlich allgemein bekannt sein dürfte, wird diese Krankheit verursacht durch ein geisseltragendes Protozoon, das Trypanosoma Brucei, das im Blute von Rindern und Pferden lebt, und namentlich die letztgenannten so gut wie ausnahmlos nach monatelangem Siechtum tötet. Auch hier begegnet uns an erster Stelle der Name Kochs. Aus dem bekannten Vortrag, den er hier in Berlin im November 1904 über die durch die sog. Trypanosomen, von denen Sie gleichfalls in der Ausstellung sogar lebende Exemplare sehen können, verursachten Krankheiten hielt, will ich nur die praktisch wichtigen Gesichtspunkte herausgreifen. Koch betont, dass die Tsetse-Fliege jederzeit an den scheinbar gesunden Rindern oder Pferden, welche aber trotzdem nach überstandenem Anfall Parasiten im Blut beherbergen können, neuen Infektionsstoff in sich aufnehmen könne. Aus diesem Grunde müssen nicht nur die Parasiten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

träger, zu denen allerdings auch die grossen Antilopenarten und Büffel gehören, unschädlich gemacht, am besten vernichtet werden, sondern auch Immunisierungsmethoden, bei welchen derselbe Zustand geschaffen wird, wie er sich nach dem Überstehen der natürlichen Erkrankung ergibt, werden von Koch verworfen. Während meines letzten Aufenthaltes in Togo habe ich mich wiederum mit der Immunisierung gegen Tsetse-Krankheit beschäftigt, und bin zu dem Resultat gekommen, dass es in der Tat gelingen kann, auf einem von Koch selbst angegebenen Wege zu einer Immunisierung wenigstens der Rinder zu gelangen, welche nicht neue Parasitenträger schafft, sondern bei welcher der Organismus des Rindes die Krankheitserreger so vollständig vernichtet, dass sie auch selbst durch Ueberimpfung grösserer Quantitäten von Blut eines so behandelten Rindes auf hoch empfindliche Tiere, z. B. auf Hunde, nicht mehr nachgewiesen werden können. Ich darf vielleicht aus meiner Veröffentlichung in dem deutschen Kolonialblatt einen allerdings vorläufig isoliert stehenden Versuch mitteilen. Ich hatte eine Anzahl von Rindern auf der Station Sokodé im Hinterland von Togo in der Weise vorbehandelt, dass ich von einem spontan erkrankten Pferde ausging, die Nagana-Parasiten mit seinem Blute auf Hunde übertrug, und sie dann in sog. Passagen von Hund zu Hund weiter impfte. Nach etwa 15 solcher Passagen wurden Rinder mit diesem Material dreimal innerhalb eines Monats injiziert. Bei den meisten von ihnen liessen sich kurz nach der Einspritzung vereinzelte Parasiten im Blut finden, die dann dauernd verschwanden, und nur mehr durch Ueberimpfung des Blutes auf empfängliche Tiere, z. B. Ratten oder Hunde, nachgewiesen werden konnten. Diese Rinder waren also noch Parasitenträger, blieben aber an ihrem Standort mit wenigen Ausnahmen dauernd gesund. Dadurch wurde aber eine gewisse Immunität erzielt, welche bei etwa 50 Prozent der Rinder genügte, um sie gegen die natürliche Infektion im Tsetse-Gebiet zu schützen. Diese Rinder liess ich mir nach der Küste kommen, dort nahm ich bei drei von ihnen eine zweite Impfung vor, mit Material, welches vom Pferde stammte, aber nur einmal durch den Hundekörper gegangen war. Nach einiger Zeit wurden diese Tiere in ein Tsetse-Gebiet geschickt, welches sich durch Vorversuche als höchst gefährlich erwiesen hatte. Nach ihrer Rückkehr nach meinem Aufenthaltsort Kpeme an der Küste, wurden sie wiederholt, zuletzt noch im März d. J., dadurch auf ihre Parasiten untersucht, dass ihnen etwa 40 ccm Blut entnommen und auf Hunde übertragen wurde. Bei zwei dieser Tiere war das Blut nicht mehr infektiös, bei einem Rind wurden durch diesen Versuch noch Parasiten nachgewiesen. Die Ueberimpfung einer solchen Quantität von Blut auf ein hoch empfängliches Tier ist nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen beweisend für die Frage, ob

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Blut liefernde Tier noch Tsetse-Parasiten enthält oder nicht. Aehnlich verlief ein Versuch, die in Sokodé vorbehandelten Rinder mit Blut von einem spontan infizierten Rinde zum zweiten Male zu impfen: auch hier trat vollständige Heilung ein. Die ganze Herde ist im vorzüglichen Zustande. Ein Versuch im grösseren Massstabe ist zur Zeit noch im Gange, genauere Angaben seitens des Gouvernements über die Resultate stehen noch aus. Es gelingt also, durch wiederholte Impfungen mit Material von steigender Virulenz Rinder nicht bloss gegen Tsetse-Krankheit zu immunisieren, sondern auch ihnen solche Widerstandskräfte zu verleihen, dass der Rinderorganismus imstande ist, den Erreger der Krankheit vollständig abzutöten. Eine für die Bekämpfung der Nagana und wahrscheinlich auch anderer Protozoenkrankheiten höchst wichtige Tatsache hat Koch festgestellt, dass es nämlich bei Nagana Stämme von sehr verschiedener Virulenz gibt. Vielleicht gelingt es noch, auf diesen Unterschied ein Immunisationsverfahren aufzubauen, das den Forderungen Kochs entspräche.

Über die hochinteressanten therapeutischen Versuche von Ehrlich und Wendelstadt wird Ihnen später Herr Professor Wendelstadt selbst Mitteilungen machen. Erwähnen möchte ich noch die Versuche von Meyer; ihm ist es gelungen, durch künstliche Verdauung von Trypanosomen spezifische Stoffe zu gewinnen, die dann im Hundeorganismus wieder spezifische Präcipitine erzeugten. Auch dies scheint mir ein Weg zu sein, um eine Immunisierung gegen die Trypanosomen zu ermöglichen. Er hat den Vorteil, dass er nicht mit den lebenden Krankheitserregern, sondern mit ihren gelösten Körpern arbeitet, also keine Parasitenträger schaffen kann.

Jedenfalls beweisen meine Versuche, dass eine Immunisierung gegen Tsetsekrankheit auf dem von Koch angegebenen Wege der Abschwächung durch Tierpassagen möglich ist, und dass die Aufgabe, diese Methode noch weiter auszubauen, sie zu vereinfachen und sichere Resultate zu gewinnen, eine lohnende ist. Ich hoffe sehr, dass die Arbeit meines Freundes Stabsarzt Panse nicht durch den in Ostafrika ausgebrochenen Aufstand zunichte gemacht worden ist.

Während seines letzten Aufenthalts in Südafrika hat Koch auch die Pferdesterbe, welche in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet so viele Opfer fordert, in Angriff genommen und hat den Plan zu einer Immunisierungmethode ausgearbeitet. Es gelang ihm, ein Serum zu gewinnen, welches gegen die Krankheit schützt. Das Serum wird entnommen von Tieren, welche die Krankheit überstanden haben. Koch glückte es, eine Klippe, welche bis dahin allen Experimentatoren verderblich gewesen war, zu vermeiden. Bisher hatten nämlich gesalzene,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

d. h. durch Überstehen der Krankheit immune Tiere, auf spätere Einspritzung von Pferdesterbeblut ein Serum geliefert, welches zwar eine gewisse Schutzkraft besass, aber bei den damit behandelten Pferden eine schwere und oft tödliche Auflösung des Blutes (Haemolyse) hervorrief. Koch trieb durch wiederholte grosse Injektionen von Pferdesterbeblut die Immunität und damit die Schutzkraft des Serums gesalzener Pferde in die Höhe. Dieses Serum entbehrte glücklicherweise jener blutauflösenden Eigenschaft. Nun impfte er gesunde Pferde gleichzeitig mit einer sehr kleinen Dosis von Pferdesterbe-Virus (0,01 ccm), vier Tage darauf, noch ehe die Krankheitssymptome ausbrachen, spritzte er einem solchen Tier 100 ccm Serum auf derselben Seite wie beim ersten Male unter die Haut ein. Häufig folgte auf diese Einspritzung eine leichte Attacke der Krankheit. Diese lässt man vorübergehen, und gewöhnlich nach 12 Tagen kann eine zweite Impfung, zuerst mit der fünffachen Menge des Virus (0,05 ccm) aber nach viertägigem Zwischenraum nur mit der Hälfte des Serums vorgenommen werden. Die nächste Einspritzung nach weiteren 12 Tagen beträgt jetzt 0,2 ccm Virus und nach vier Tagen wieder 50 ccm Serum. Bei der vierten Einspritzung nach 12 Tagen wird 0,5 ccm Virus allein eingespritzt. Der viertägige Zwischenraum zwischen Virus und Serum hat sich als der geeignetste erwiesen, um eben eine milde Reaktion des Körpers hervorzurufen, welche zur Erzeugung der Schutzstoffe im Blute notwendig ist. Nach der vierten Impfung können noch weitere von steigender Virusmenge in Anwendung kommen. Koch selbst spricht die Hoffnung aus, dass die eben geschilderte Methode sich durch fortgesetzte Versuche noch werde vereinfachen lassen, so weit, dass sie in einem Monat bis sechs Wochen vollendet werden kann.

Hupfeld, Direktor der Pflanzungsgesellschaft Kpeme in Togo, Berlin, bestätigt Schillings Angaben, betreffend Togo, und sieht in den bisherigen Erfolgen, soweit sie sich derzeit überblicken lassen, bereits einen erheblichen wirtschaftlichen Wert. Er hält es für besonders wichtig, dass bei Impfung von Rindvieh und Pferden eine etwa verbliebene Empfänglichkeit für die Surrahkrankheit sich bald zeigt, ehe man menschliche Arbeit zum Anlernen der Tiere aufgewendet hat. Falls z. B. die nach Ablauf von drei Monaten noch lebenden geimpften Tiere dann auch bestimmt immun bleiben, so ist ein anfänglicher Verlust von 25 bis 30 Prozent der Tiere sehr wohl erträglich. Der Kpemeversuch sei nur insofern noch nicht ganz massgebend, weil es fraglich sei, wie sich die dort stehenden seinerzeit geimpften Tiere jetzt in verseuchtem Gebiet halten würden. Dies müssten weitere Versuche in Togo z. B. auf Agupflanzung, lehren. Empfiehlt folgende Resolution:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Reichsregierung unter Hinweis auf die hohe wirtschaftliche Bedeutung der Frage zu ersuchen, die Bereitstellung erheblicher Mittel zur Bekämpfung von Viehseuchen veranlassen zu wollen."

Pater **Witte,** Labbeck bei Xanten: Nicht als Sachverständiger habe ich mich zum Wort gemeldet, sondern als Interessent für die Erfolge auf dem Gebiete der Bekämpfung der Surrahkrankheit durch Herrn Dr. Schilling. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Herrn Dr. Schilling in seiner Arbeit in Togo zu bewundern. Und ich will nicht unterlassen, im Namen der katholischen Mission, dem Herrn unsere Anerkennung auszusprechen!

Ich habe selbst vor fünf Jahren einen Versuch mit Viehzucht gemacht. Es war eine stattliche Herde, und wir knüpften daran die Hoffnung, die neue Mission auf eine etwas günstigere finanzielle Basis stellen zu können. Aber was geschah? Nach einem halben Jahre waren alle Tiere, bis auf drei, eingegangen. Sie werden verstehen, dass wir deshalb mit Interesse die Erfolge in Bekämpfung dieser Krankheit verfolgen, und den Herren zum Dank verpflichtet sind, die auf diesem Gebiete tätig sind. Ich kann deshalb auch der Resolution, die Herr Hupfeld in Vorschlag brachte, nur beipflichten.

Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander,** Berlin, empfiehlt dringend die Annahme der vorgeschlagenen Resolution, unter Hinweis auf den mehrmaligen Antrag des Gouverneurs, Graf Goetzen, an die Deutsche Kolonialgesellschaft, um Bereitstellung von 8000 Mark zur Fortführung der aussichtsreichen Arbeit Stabsarzt Panses in Sachen Nagana-Bekämpfung.

Die Zecken unserer Haustiere als Krankheitsüberträger.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **W. Dönitz**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Es sind noch nicht 20 Jahre verflossen, seitdem Th. Smith, Kilborne und Salmon durch ineinandergreifende Arbeiten festgestellt haben, dass das Texasfieber durch einen in den roten Blutkörperchen der Rinder schmarotzenden tierischen Parasiten erzeugt und durch Zecken übertragen wird. Trotzdem haben sich die Arbeiten auf diesem ganz neuen Forschungsgebiet schon so gehäuft, dass es schwierig ist, die Uebersicht nicht zu verlieren. Es erscheint deshalb zweck-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässig, die sicheren Beobachtungen einmal zusammenzustellen und zugleich die Lücken zu bezeichnen, welche unser Wissen noch aufweist, zumal die ganze Angelegenheit in weiteren und selbst in interessierten Kreisen noch wenig bekannt ist. Es dürfte manchen überraschen, wenn er hört, dass man schon gegen 180 verschiedene Zeckenarten kennt, von denen allein 27 auf dem Rinde gefunden wurden. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass die einzelne Art nicht auf einen bestimmten Wirt angewiesen ist, sondern auf den verschiedensten Wirbeltierarten schmarotzen kann, wo sie sich auf der Haut einbohrt und Blut saugt. Ist es doch bekannt, dass manche Argasiden, wie Ornithodorus- und Argasarten, die gewöhnlich an Geflügel leben, selbst den Menschen befallen, und dass gewisse Ixodiden, die gewöhnlich an Kaltblütern leben, schon an Rindern usw. gefunden wurden. Indessen bevorzugen doch manche Zeckenarten bestimmte Wirtstiere, so dass man z. B. Rhipicephalus sanguineus hauptsächlich auf dem Hunde findet, mit dem diese Art sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Eine der merkwürdigsten Tatsachen, welche von den genannten amerikanischen Forschern, sowie von R. Koch in Ostafrika durch beweiskräftige Experimente festgestellt wurde, war die, dass die Zecken das Texasfieber nicht direkt, sondern erst durch Vermittelung ihrer Nachkommenschaft übertragen, so dass also die krankmachenden Keime durch die Eier der Zecken hindurchgehen müssen.

Eine zweite wichtige Tatsache, welche von Curtice gleichfalls in den Vereinigten Staaten gefunden wurde, ist die, dass die amerikanische Texasfieberzecke, welche er Boophilus bovis nannte, ihre ganze Entwickelung, zwei Häutungen einbegriffen, vom Ei bis zum reifen Tiere auf demselben Wirtstiere durchmacht.

Allen Zecken gemeinsam ist, dass das reife Weib das Wirtstier verlässt und seine Eier haufenweise, oft zu mehreren Tausend, in einem dunkeln Versteck ablegt, sei es an der Erde, unter Steinen, oder in Mauerritzen, unter locker sitzender Borke, hinter lockerem Kalkbewurf der Viehställe usw. Die aus dem Ei ausschlüpfenden sechsbeinigen Larven können direkt ein Wirbeltier aufsuchen, um sich von seinem Blute zu ernähren, wie das von Argasiden bekannt ist, oder, wie es die Ixodidenlarven tun, sie erklettern mit überraschender Behendigkeit Gräser oder Strauchwerk und besetzen die äussersten Spitzen der Blätter und Zweige, indem sie sich mit den beiden hinteren Beinpaaren festhalten und die Vorderbeine so ausstrecken, dass sie beim Vorüberstreifen eines Wirbeltieres sofort sich an diesem anheften können.

Danach muss die junge Zecke sich noch mehrmals häuten, gewöhnlich wohl zweimal. Durch die erste Häutung verwandelt sich die sechs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beinige Larve in die achtbeinige Nymphe, welche noch geschlechtslos ist, und diese geht durch eine weitere Häutung in das geschlechtsreife Stadium über.

Nun war von unserm einheimischen Ixodes ricinus bekannt, dass seine Larven und Nymphen, wenn sie sich vollgesogen haben, sich zur Erde fallen lassen, ein dunkles Versteck aufsuchen, und nach der dort erfolgten Häutung wieder an Gesträuch in die Höhe klettern, um von einem vorüberlaufenden Tiere sich abstreifen zu lassen. Deshalb erschien die Curticesche Behauptung, dass sein Boophilus bovis die ganze Entwickelung auf demselben Wirt durchmacht, gewissen Zoologen so ungeheuerlich, dass sie die Richtigkeit der Beobachtung bezweifeln und dagegen anführen, dass die Mundwerkzeuge der Larven viel zu klein seien, um die dicke Haut eines grösseren Tieres zu durchdringen; sie wären deshalb ausnahmslos auf kleine Tiere, wie Mäuse, Maulwürfe, Vögel usw. angewiesen, und erst die erwachsenen Zecken gingen an Hunde, Rinder usw. Man hat dabei nicht bedacht, dass die Zecken ein Gift absondern, welches beim Einbohren die Haut erweicht und zum Absterben bringt, was ihnen das Eindringen bis auf die blutführende Hautschicht erleichtert. Allerdings bedarf es gewöhnlich der Arbeit mehrerer Tage, bis die Zecke den Blutquell erbohrt hat.

Übrigens ist es eine Tatsache, dass sämtliche Entwickelungsstadien von Boophilus auf dem Rinde gefunden werden, und dass alle Entwickelungsstadien von Rhipicephalus sanguineus am Hunde gefunden werden, wie das die von Herrn Geh. Rat R. Koch und Herrn Stabsarzt Kleine in Afrika gemachten Sammlungen beweisen. Ich möchte noch hinzufügen, dass ich an zeckenbesetzten Stücken Rinderhaut, die ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Professor Gotschlich verdanke, den Nachweis führen kann, dass die Häutung von Boophilus in der Weise erfolgt, dass das Tier, während es noch festsitzt, die alte Haut an den Seiten und hinten sprengt, aus ihr hervorkriecht und seinen Rüssel sofort an Ort und Stelle wieder einbohrt, wo die Haut schon entzündet und weich ist. Gewöhnlich bleibt die alte Haut, die Exuvie, vermittelst der Haken des Rüssels in der Haut des Rindes stecken, so dass die Zecken grösstenteils von einer trocknen Schuppe, die dem voraufgehenden Stadium entspricht, bedeckt sind.

Damit dürften die Widersprüche gegen Curtices Beobachtungen erledigt sein.

Mit den Untersuchungen über die Krankheitsüberträger, die Zecken, gingen Hand in Hand solche, welche die Erreger des Texasfiebers, die Pirosomen oder Piroplasmen, betrafen, und dabei machte R. Koch die überraschende Entdeckung, dass in Afrika

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beim Rinde noch ein zweites Pirosoma vorkommt, das verheerende Seuchen erzeugt und alles fremde, zur Aufbesserung der einheimischen Rassen eingeführte Vieh vernichtet. Da die Krankheit an der Ostküste Afrikas weit verbreitet ist und von dort aus erst in das Innere verschleppt wird, so nannte sie R. Koch das Küstenfieber. Das Pirosoma des Küstenfiebers erzeugt nicht, wie dasjenige des Texasfiebers, Blutharnen beim Rinde. Zudem ist es wesentlich kleiner als der Texasparasit und kann für eine Jugendform desselben genommen werden; eine Täuschung, der man um so leichter verfällt, wenn dasselbe Stück Vieh von beiden Parasitenarten infiziert ist und an Haemoglobinurie, dem Symptom des Texasfiebers, leidet, während man im Blute vielleicht nur die Parasiten des Küstenfiebers findet. Es ist das grosse Verdienst Kochs, hier Klarheit geschafft zu haben.

Nun blieb noch die Frage nach dem Überträger des Küstenfiebers zu lösen. Dass es eine Zecke sein würde, durfte man von vornherein annehmen; aber die Spezies war noch zu bestimmen. Zunächst musste an die Texasfieberzecke gedacht werden, wobei gleich erwähnt sein mag, dass es in Afrika deren zwei gibt, nämlich Boophilus australis (wahrscheinlich identisch mit Boophilus annulatus und Boophilus bovis) und Boophilus decoloratus. Im Innern Afrikas ist bisher nur decoloratus angetroffen worden, während an der Ostküste beide Arten zusammen vorkommen, mit Überwiegen des australis, der wohl mit fremdem Vieh eingeschleppt ist und im Begriff steht, die einheimische Art zu verdrängen. In Rhodesia, wo Koch arbeitete, gibt es nur B. decoloratus, und demgemäss wurden die ersten Versuche mit dieser Art angestellt, und hatten in fünf Fällen Erfolg, laut mündlicher Mitteilung. Unterdessen experimentierte Lounsbury, der Staatsentomologe der Kapkolonie, mit einer andern afrikanischen Zecke, dem Rhipicephalus appendiculatus, welche zu jenen Arten gehört, die vor der Häutung das Wirtstier verlassen. Die Versuche mussten in ähnlicher Weise, wie der bekannte Kochsche Texasfieberversuch, angestellt werden; deshalb sei dieser hier kurz erwähnt.

Ende November 1897 entnahm R. Koch in Daressalam von einem schwer erkrankten Rinde, welches Pirosomen im Blute hatte, eine Anzahl reifer Zecken von der Art Boophilus australis und liess sie ihre Eier ablegen, aus welchen während ihres Transports nach Kwei die Larven auskamen. Diese wurden auf zwei gesunde Rinder aus dem Innern gesetzt, welche niemals mit Texasfieber in Berührung gekommen waren. Nach 23 Tagen fanden sich zum ersten Male bei der Blutuntersuchung dieser Rinder die Parasiten des Texasfiebers. Zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontrollrinder, welchen man Larven angesetzt hatte, die von Zecken gesunder Rinder abstammten, blieben dauernd frei von solchen Parasiten.

Dadurch war einwandfrei bewiesen, dass das Texasfieber durch Zecken übertragen wird, und zwar nicht direkt, sondern durch ihre Nachkommenschaft, indem der Parasit durch das Ei hindurchgeht. Hieraus erklärt sich auch die in Nordamerika gemachte Beobachtung, dass Wege, auf denen mit Zecken behaftetes Vieh aus den Südstaaten getrieben wurde, unbeschadet vier bis sechs Wochen lang von gesundem Vieh benutzt werden können, weil so viel Zeit vergeht, bis die gefahrbringende Nachkommenschaft der Zecken vorhanden ist.

Analoge Versuche also hat Lounsbury 1903 für das Küstenfieber mit Rhipicephalus appendiculatus angestellt. Die Übertragung durch Larven, welche man aus den im Glase abgelegten Eiern gewonnen hatte, gelang hier nicht; dagegen glaubt Lounsbury die Krankheit erzeugt zu haben, wenn er Larven oder Nymphen von kranken Tieren nahm und sie nach der Häutung dem gesunden Vieh ansetzte. Es genügte dazu sogar nur eine einzige Zecke. Demnach ginge beim Küstenfieber der Keim nicht durch das Ei hindurch, was gegenüber dem Texasfieber sehr auffällig ist, um so mehr, als von einer Piroplasmose des Schafes bekannt ist, dass der Parasit, wie beim Texasfieber, auch durch das Ei hindurchgeht. Diese unter dem Namen Carceag in Rumänien bekannte, aber weit darüber hinaus verbreitete Schafkrankheit ist von Motas näher untersucht worden, wobei manches Neue zutage gefördert wurde.

Die in Frage kommende Zecke ist Rhipicephalus bursa, eine in Südeuropa vorkommende Art. Motas liess die von den kranken Schafen abgelesenen Zecken Eier ablegen und setzte die daraus gewonnenen Larven unter den nötigen Vorsichtsmassregeln gesunden Schafen an. Nach etwa acht Tagen häuteten sie sich, merkwürdigerweise, ohne ihren Wirt zu verlassen, ja, ohne auch nur den Rüssel, wie Motas angibt, aus der Haut herauszuziehen, indem sie einfach die alte Haut an Ort und Stelle abwarfen. Mir scheint aber dieser Vorgang nicht richtig beobachtet zu sein, denn bei der Häutung muss auch die Haut des Rüssels abgestreift werden. Der Rüssel ist wahrscheinlich aus seiner alten, steckengebliebenen Chitinhülle herausgezogen und unmittelbar daneben wieder eingebohrt worden, wie ich das vorher von Boophilus angegeben habe. Auch das ist schon auffallend genug, denn Rhipicephalus bursa gehört zu der Gruppe von Zecken, welche vor den Häutungen ihren Wirt verlassen. Tatsächlich fällt auch diese Art vor der zweiten Häutung ab, wie Motas selber beobachtet hat. Nahm man nun vollgesogene Nymphen ab, liess sie sich im Glase häuten und setzte sie gesunden Schafen an, so erkrankten diese an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Piroplasmosis, dem Carceag. Dagegen blieben diejenigen Schafe gesund, an welchen nur Larven und Nymphen vorher Blut gesogen hatten. Sie waren deshalb aber nicht immun, denn sie liessen sich infizieren, wie andere gesunde Tiere.

Diese Experimente scheinen zu lehren, dass der Parasit während der Entwickelung der Zecke auch selber gewisse Entwickelungen durchmacht, die vielleicht der Entwickelung der Malariaplasmodien im Körper der Anophelesmücken an die Seite zu stellen sind.

Auf Grund dieser Erfahrungen würden auch die Versuche mit der europäischen Haemoglobinurie der Rinder wieder aufzunehmen sein. Das Pirosoma unserer Rinder sieht dem des Texasfiebers zum Verwechseln ähnlich, wird aber durch andere Zecken übertragen, denn im mittleren Europa, bis nach Finnland hinauf, wo diese Piroplasmosis vorkommt, gibt es keinen Boophilus, und es kann, in den nördlichen Bezirken wenigstens, keine andere Zecke als der bekannte Holzbock, Ixodes ricinus, die Krankheit vermitteln. In Südeuropa dagegen ist Boophilus australis eine der häufigsten Arten, welche dort auch die Winter überdauert, während sie in den nördlichen Gebieten der Vereinigten Staaten im strengen Winter zugrunde geht. Deshalb würde man in Südeuropa sehr wohl mit echtem Texasfieber experimentieren und die Frage entscheiden können, ob es auch durch Ixodes ricinus oder andere nördlichere Arten übertragbar ist. Man sollte meinen — nein, denn in Nordamerika ist das Texasfieber scharf an die Verbreitungszone des Boophilus gebunden und hat sich nirgend einnisten können, wo diese Zecke den Winter nicht verträgt, während andere Arten gut gedeihen. Daraus würde sich die Artverschiedenheit der Parasiten des Texasfiebers und der mitteleuropäischen Haemoglobinurie ableiten lassen.

Dieselben Erwägungen würden Geltung haben für die Piroplasmose der Hunde, die zuerst in Italien von Piana und Galli Valerio richtig erkannt worden ist, aber auch in Frankreich und durch ganz Afrika hindurch bis zum Kap vorkommt und die Hunde ikterisch und anämisch macht. Am Kap wird von Robertson und von Lounsbury die weit verbreitete Zecke Haemophysalis Leachi, die hauptsächlich am Hunde vorkommt, als Krankheitsüberträger bezeichnet, während Nocard und Motas in Frankreich zu ihren Versuchen eine andere Art, Dermacentor reticulatus, mit Erfolg benutzt haben. Beide Arten gehören wohl zu der Gruppe, welche ihre Häutungen nicht auf dem Wirtstiere durchmachen. — (Auf andere Tiere liess sich die Krankheit durch intravenöse Injektion parasitenhaltigen Blutes nicht übertragen.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage also, ob dasselbe Pirosoma in verschiedenen Arten von Zecken gedeiht, ist noch nicht hinlänglich geklärt. Zwar wissen wir schon, dass das Texasfieber durch zwei Arten des Genus Boophilus vermittelt wird, aber diese beiden Arten stehen einander so nahe, dass der beste Kenner der Zecken, Prof. Neumann in Toulouse, sie nur für Varietäten derselben Art hält. Boophilus decoloratus hat nur sechs Längsreihen von Zähnen am Rüssel, Boophilus annulatus (australis) dagegen acht, und die Männchen unterscheiden sich noch durch geringfügige Verschiedenheiten in der Form gewisser chitinöser Hautverdickungen, der sogenannten Analplatten. Dagegen sind die andern Zeckenarten, die hier in Frage kommen, ganz auffallend verschieden; so beispielsweise Rhipicephalus simus, Evertsi und capensis, welche in grossen Mengen am Rinde gefunden und neben Rh. appendiculatus von den Forschern am Kap wegen des Texasfiebers verdächtigt werden. Mit Hyalomma aegyptium, der häufigsten Rinderzecke, sind die Übertragungsversuche nicht gelungen, indessen setzt die Lebensweise dieser Art dem Experimentieren gewisse Schwierigkeiten entgegen, da das Hyalomma erst geschlechtsreif an das Rind geht. Auf welche Tiere seine Jugendformen angewiesen sind, ist noch nicht bekannt. Vielleicht sind es Kaltblüter, denn die Art ist öfter an Schildkröten gefunden worden. Herr Geh.-Rat Koch teilt mir mit, dass er Nymphen von Hyalomma aegyptium an den Augenlidern eines Falken und anderer Vögel, welche im Grase lebten, gefunden habe.

Nun drängt sich von selbst die Frage auf, wie kann man sich gegen diese Piroplasmosen schützen? Die Verluste, welche sie bedingen, beziffern sich so hoch, dass man selbst vor sehr kostspieligen Methoden der Bekämpfung nicht zurückschrecken darf.

Die bei der Bekämpfung der Malaria des Menschen so bewährte Methode der Chininbehandlung lässt sich nicht nachahmen, weil wir noch kein Heilmittel der Piroplasmosen kennen. — Die Immunisation der Herden ganzer Distrikte, oder auch nur des einzuführenden Zuchtviehes, lässt sich zwar mit Vorteil durchführen, hat aber das Bedenken, dass die mit lebenden Parasiten immunisierten Rinder ihre Parasiten nicht wieder aus dem Blute verlieren und daher eine stete Quelle der Ansteckung für nicht vorbehandeltes Vieh bilden. So ist beispielsweise bekannt, dass das Blut eines Rindes, welches sieben Jahre vorher das Texasfieber überstanden hatte, noch ansteckungsfähig war. Wenn aber Theiler jetzt behauptet, dass der Küstenfieberparasit mit der Zeit aus dem Blute verschwindet, so darf man das Bedenken nicht unterdrücken, dass dieses Resultat dadurch vorgetäuscht sein könnte, dass die Prüfung der Immunität sowie der In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fektiösität des Blutes gerade beim Küstenfieber der besonderen Schwierigkeit begegnet, dass die Krankheit nicht durch einmalige direkte Einspritzung von krankem Blute übertragbar ist, und dass, wie es scheint, selbst wiederholte Einspritzungen nicht ganz sicher sind. Die Frage bedarf also noch der weiteren Prüfung, und für das Texasfieber würde auch nichts gewonnen sein, wenn, was gewiss wünschenswert wäre, Theiler im Rechte bliebe. Man muss sich also nach andern Hilfsmitteln umsehen.

In den Vereinigten Staaten hat man verstanden, die Nordstaaten zunächst gegen die alljährlich durch das eingeführte Schlachtvieh wiederkehrende Einschleppung des Texasfiebers zu schützen, indem man die nördliche Grenze des Verbreitungsgebiets des Boophilus von einem Ozean zum andern feststellte, den Übertritt kranken Viehes erschwerte und vor allen Dingen die Einfuhr zeckenbehafteter Rinder aus den Südstaaten verbot. Daraus entwickelte sich die Methode, das Vieh vor dem Transport über diese Grenze durch medikamentöse Bäder von den Zecken zu befreien, und man scheint jetzt zu dem Versuche übergegangen zu sein, grössere Gebiete in den Südstaaten durch Arsenikbäder überhaupt von Boophilus zu befreien. Auch vom Kap her werden diese Bäder empfohlen, selbst gegen die Zecken des Küstenfiebers. Man wiederholt die Bäder alle vierzehn Tage, bis man die Zecken vertilgt hat. Es werden zwar die in den äusseren Gehörgängen immer reichlich angesiedelten Zecken voraussichtlich der Wirkung der Bäder entgehen, doch ist bei diesem Vorgehen eine wesentliche Verminderung der Zecken sicher, und eine gänzliche Ausrottung bestimmter Arten auf beschränktem Gebiete wohl nicht ausgeschlossen, und damit würden auch die Piroplasmosen allmählich unterdrückt werden.

Nun gibt es noch eine andere Gruppe von Krankheiten, welche durch Zecken übertragen werden; es sind die Spirillosen, deren Parasiten, die Spirillen oder besser Spirochaeten, winzige, korkzieherartig gewundene Fädchen darstellen, die nicht in den Blutkörperchen, sondern ausserhalb derselben in der Blutflüssigkeit, dem Plasma des Blutes, leben. Eine derartige Krankheit kommt beim Menschen vor, nämlich das Rückfallfieber, die Febris recurrens. In Europa wird als der Überträger ein Insekt, die Bettwanze bezeichnet. In Afrika dagegen ist es eine Zecke, wie englische Forscher und R. Koch übereinstimmend bezeugen. Unter unsern Haustieren leiden besonders das Huhn und die Gans an Spirillosen. Die betreffenden Zecken gehören zu der besonderen Gruppe der Argasiden, von denen Argas persicus und andere Argas-Arten oder Varietäten als Krankheits-Ueberträger für das Geflügel, Ornithodorus Savignyi und moubata für den Menschen bekannt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind. Diese Tiere benehmen sich ihren Opfern gegenüber ungefähr so wie die Wanzen, und sind auch ihrer äusseren Erscheinung wegen öfter als Wanzen bezeichnet worden. So ist die persische Wanze oder die Wanze von Mianah nicht etwa ein Insekt sondern eine Arachnide, nämlich der genannte Argas persicus. Sie gehen nur des Nachts an ihr Opfer, um Blut zu saugen, und verstecken sich bei Tage. Sobald das Blut verdaut ist, gehen sie von neuem auf Nahrung aus, und da sie Jahre lang leben können, wie Lounsbury angibt, so werden sie für Vieh und Menschen eine schwere Plage, abgesehen davon, dass sie jene lebensgefährlichen Krankheiten übertragen. Die Eier werden nicht auf einmal, sondern schubweise abgelegt, und zwischendurch geht das Weibchen immer wieder auf die Suche nach Blut. *)

Die Lebensweise des südafrikanischen Argas persicus hat Lounsbury eingehender beschrieben, doch dürfte das hier Mitgeteilte genügen.

Um sich gegen die Spirillose der Hühner zu schützen, hat man in Australien und am Kap versucht, die Zecken des Nachts von den Hühnern dadurch fern zu halten, dass man die Sitzstangen isolierte oder an ihnen Hindernisse anbrachte, welche die Argas nicht zu überwinden vermochten. Das einzig durchgreifende Mittel ist aber: Vernichtung der Zecken. Vor allen Dingen muss ihnen die Möglichkeit genommen werden, sich zu verstecken, durch Verstreichen aller Fugen und Ritzen und durch Erneuerung des schadhaften Kalkbewurfes. Der Inhalt der Nester und der Brutkästen, worin sich die Zecken ganz besonders zu verstecken lieben, muss von Zeit zu Zeit verbrannt werden. Diese Fürsorge muss sich auch auf die Nachbarschaft der Stallungen erstrecken, vor allem auf Zäune und Bäume mit locker sitzender Rinde. Ausserdem aber muss man die Zecken direkt zu töten versuchen. In kleinen Betrieben ist man zum Ziele gekommen, indem man die Zecken den Hühnern des Nachts zu wiederholten Malen absuchte. Doch das ist sehr mühselig. Medikamentöse Bäder sind noch wenig versucht worden, weil man den Hühnern mehr zu schaden fürchtet als den Zecken. Oelige Substanzen, die man versprüht, wirken nur, wenn es gelingt, die beiden grossen Stigmen der Tracheen der Zecken zu verschmieren. Dazu muss man aber jede einzelne Zecke mit dem Spray treffen, was nicht immer gelingen wird. Am empfehlenswertesten dürften

*) Das Rückfallfieber kann, wie R. Koch schon früher gezeigt hat, direkt durch Blutinjektion auf Affen übertragen werden. Jetzt haben Dutton und R. Koch unabhängig voneinander gefunden, dass Affen auch durch Zecken, also auf dem natürlichen Wege, infiziert werden können. Weiter aber hat R. Koch die Spirochaeten im Ei der Zecke Ornithodorus moubata nachgewiesen, und zwar unter Umständen, dass eine Vermehrung dieser Parasiten im Ei anzunehmen ist. Die Nachkommenschaft der Zecken, die Rückfallfieberblut gesaugt hatten, erwies sich auch für Affen infektiös.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Räucherungen sein, die im Stalle vorgenommen werden, wenn die Hühner draussen sind. Auch die Stichflamme ist schon mit Erfolg gegen die Verstecke gerichtet worden. Wenn man die Ställe gut dichten kann, möchte ich empfehlen, Schwefelkohlenstoff verdunsten zu lassen, bemerke aber dazu, dass diese Dämpfe explosiv sind. Bei dem Hantieren mit diesem Stoff muss jede Art von Feuer, auch die glimmende Zigarre oder Tabakspfeife ferngehalten werden. Auch das Einpudern der Ritzen und der Hühner selber mit Insektenpulver ist zu empfehlen. Man kann leicht die Beobachtung machen, dass bei so behandelten Hühnern alles Ungeziefer unruhig wird und umherkriecht, und dann von den Hühnern aufgepickt wird.

Hiermit ist das, was wir über die Lebensweise derjenigen Zecken wissen, welche schwere Seuchen der Haustiere übertragen, erschöpft. Von einer analogen Krankheit beim Menschen, die man in einer gewissen Gegend des Felsengebirges entdeckt zu haben glaubt, will ich nicht weiter reden, weil man in den Vereinigten Staaten selber der Sache nicht traut und die Krankheit vielmehr für Malaria hält.

Unser Wissen hat aber in anderer Beziehung noch grosse Lücken. Ueber die Lebensgeschichte der betreffenden Parasiten sind wir noch recht mangelhaft unterrichtet, und über ihren Durchgang durch die Eier der Zecken wissen wir noch gar nichts. Hier eröffnet sich noch ein weites, lohnendes Arbeitsgebiet.

Prof. Dr. **Fritsch,** Gr.-Lichterfelde, macht darauf aufmerksam, dass bei den Angriffen des Argas persicus auch die lokalen Erscheinungen eine hervorragende Rolle spielen. Sie äussern sich als lebhafte Entzündungen, die je nach der Empfindlichkeit der Personen, sich mit Lymphangitis kombinieren und häufig langwierige Eiterungen mit Ausgang in hypertrophische Narben im Gefolge haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber pharmako-therapeutische Bekämpfung der Trypanosomen-Krankheiten.

Von Professor Dr. **Wendelstadt,** Assistent am Pharmakologischen Institut, Bonn.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Trypanosomen sind Flagellaten, welche im Blute verschiedener Tierarten leben. Wir unterscheiden mehrfache Formen, von welchen einige für ihre Wirte unschädlich sind, andere die Tiere, bei denen sie eingedrungen sind, in mehr oder weniger kurzer Zeit zu Grunde richten. Zu den letzteren gehören die Nagana-Trypanosomen, welche von der Tsetse-Fliege übertragen werden und die Erreger des Mal de Caderas. Beide veranlassen unter dem Viehbestande in einzelnen südlichen Ländern verheerende Seuchen. Da es wohl aussichtslos sein dürfte, den Versuch zu machen, die Insekten, welche als Überträger der Krankheit angesehen werden, zu vernichten, so müssen wir suchen, das Vieh selbst gegen die Infektion immun zu machen, und die Trypanosomen, wenn sie sich einmal entwickelt haben, im Tierkörper zu vernichten. Die Versuche einer Immunisierung sind schon zu schönen Erfolgen gelangt. Da neben andern Forschern auch R. Koch und seine Schüler sich mit dieser Frage intensiv beschäftigen, so dürfen wir auf einen weiteren Ausbau hoffen. Auf die angewandten Methoden und die Art der Erfolge kann ich heute hier nicht näher eingehen.

Die Lösung der zweiten Aufgabe, der Bekämpfung der Trypanosomen, nachdem sie sich im Tierkörper entwickelt haben, ist durch die Einführung von Arzneimitteln versucht worden.

Bei dem Mal de Caderas ist es P. Ehrlich gelungen, Heilungen von infizierten Mäusen herbeizuführen. Diese schönen Erfolge erzielte er mit einem Farbstoffe, den er zusammenstellte und dem er den Namen „Trypanrot" gab. Ehrlich und Shiga, welche die Arbeit zusammen veröffentlichten, sind die ersten, denen eine Heilung des Mal de Caderas durch Arzneimittel gelungen ist. Der Farbstoff, der in so hervorragender Weise das Mal de Caderas günstig beeinflusst, ist weniger wirkungsvoll gegenüber den Nagana-Trypanosomen. Gegen diese hat Laveran, neben menschlichem Serum, Arsenik und in letzter Zeit Arsenik mit Ehrlichschem Trypanrot versucht. Eine Verlängerung der Lebensdauer wird durch die Behandlungen herbeigeführt, aber keine Heilungen. Die Nagana-Trypanosomen treten immer wieder in Mengen auf, und schliesslich geht das Versuchstier zugrunde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Gemeinschaft mit Fräulein Fellmer habe ich eine Reihe von Substanzen erprobt, auf ihre Wirkung gegen einen Stamm von Nagana-Trypanosomen, der mir von dem Institut für Infektionskrankheiten freundlichst überlassen wurde. Geringe lebenverlängernde Wirkungen zeigten einige der untersuchten Mittel, beachtenswert erschienen aber zunächst nur die Erfolge mit Malachitgrün. Dies ist ein Farbstoff, dessen Wirkung gegen Bakterien längst bekannt ist. Er wirkt stark abtötend auf Nagana-Trypanosomen ein, so dass dieselben nach der Behandlung mit demselben auf einige Zeit aus dem Blute erkrankter Ratten verschwinden. Die Flagellaten treten aber immer wieder auf, und eine Heilung gelingt nicht. Bei weiteren Versuchen schien das Brillantgrün der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen dem Malachitgrün in der Sicherheit der Wirkung überlegen zu sein. Beide Substanzen sind Anilinfarben und gehören zur Gruppe der Triphenylmethan-Farbstoffe. Sie sind beide frei von Arsenik. Das von uns benutzte Brillantgrün ist nach Auskunft der Fabrik das „schwefelsaure Salz". Meine Versuche mit ihm sind noch nicht abgeschlossen. Ich glaube aber doch nach dem bisher Erreichten berechtigt zu sein, auf seine Wirkungen hinzuweisen. Jeder, auch der kleinste Beitrag, der uns in der wichtigen Frage der Bekämpfung der Trypanosomen fördern kann, dürfte willkommen sein.

Das Brillantgrün haben wir in einer wässerigen Lösung subkutan und intraperitoneal den Versuchstieren beigebracht. Zur subkutanen Injektion nahmen wir 1 ccm einer 0,5 prozentigen Lösung, zur intraperitonealen 1 ccm einer Lösung von 1 : 2000 bis 2500. Wir haben diese Dosierung als die beste herausgefunden. Das Brillantgrün hat ebenso wie das Malachitgrün die unangenehme Nebenwirkung, in der Haut lokale Nekrosen und im Peritoneum schlimme Reizungen zu machen. Die intraperitoneale Anwendung haben wir deshalb bald wieder verlassen. Ich bin damit beschäftigt, zu versuchen, ob sich diese Nebenwirkungen nicht ausschalten lassen.

Wenn einer Ratte, deren Blut ganz mit Nagana-Trypanosomen überschwemmt ist, und deren Tod in ein bis zwei Tagen sicher eintreten würde, eine Einspritzung von Brillantgrün gemacht wird, so sind nach 24—30 Stunden die Trypanosomen aus dem Blute meist ganz verschwunden. Es gelingt dann nicht mehr, in Blutausstrichen Trypanosomen nachzuweisen. Wir benutzten zur Untersuchung die Giemsa'sche Färbung. Dieser Erfolg ist ein fast absolut sicherer, wie sich in vielen hundert Versuchen gezeigt hat. Mit diesem Verschwinden der Flagellaten aus dem Blute ist aber eine Heilung nicht erreicht. Die Trypanosomen treten nach einigen Tagen wieder auf. Bekämpft man sie dann wiederum mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brillantgrün, so kann man durch fortgesetzte weitere Behandlung eine Verlängerung des Lebens einer Ratte bis zu 80 Tagen herbeiführen, während die unbehandelten Ratten regelmässig in sechs Tagen sterben.

Wird die Versuchsanordnung etwas geändert, und macht man die zweite und die weiteren Brillantgrüneinspritzungen, ehe die Trypanosomen wieder im Blute auftreten, so kann man das Wiedererscheinen so lange hinausschieben, wie die Ratte die Injektionen verträgt. Muss wegen der Nekrosen die Behandlung unterbrochen werden, so treten nach sechs bis sieben Tagen die Trypanosomen wieder auf.

Bei Infektion mit Nagana-Trypanosomen wird immer eine sehr starke Milzschwellung beobachtet. Durch unsere Behandlung wird die Milz immer auf ihre normale Grösse zurückgebracht.

Ob das Brillantgrün als solches die Wirkungen gegen die Trypanosomen herbeiführt, oder ob einem der Komponenten, aus denen sich das schwefelsaure Salz zusammensetzt, auch isoliert der Einfluss zukommt, das ist eine Frage, die ich noch durch weitere Versuche entscheiden muss.

Eine Kombination von Brillantgrün mit andern Stoffen, namentlich mit dem von Laveran angewandten Arsenik, lag nahe. Wir haben dadurch unsere Resultate verbessert. Eine oder zwei Einspritzungen machten wir mit dem Farbstoffe und gaben dann eine Zeit lang täglich je 1 mg Arsenik. Das Blut der Ratten blieb so lange frei von Trypanosomen, wie wir die Arsenik-Behandlung fortsetzten. Hörten wir damit auf, so traten bald wieder die Flagellaten auf und richteten die Ratte zu Grunde.

In der Zeit, während der das Blut einer infizierten Ratte nach Brillantgrün- — Arsenik- — Einspritzungen frei von Trypanosomen war, gelang es uns, Überimpfungen von Blutmengen bis zu 2 ccm von der behandelten Ratte auf eine normale zu machen, ohne dass diese erkrankte. Das Blut ist also zu gewissen Zeiten nach der Behandlung frei von fortpflanzungsfähigen Trypanosomen. Die Zeiten, an welchen diese unschädliche Ueberimpfung möglich ist, haben wir in Tabellen festgelegt, die demnächst in der Zeitschrift für Hygiene veröffentlicht werden.

Eine sehr interessante Beobachtung wurde bei diesen Uebertragungen des Blutes gemacht. Bei einigen Ratten, welchen das unschädliche Blut injiziert wurde, traten nach 2—3 Wochen in dem mikroskopischen Bilde des Blutausstriches Trypanosomen auf, die, ohne sich weiter zu entwickeln, wieder verschwanden. Es waren unzweifelhaft Trypanosomen, die sich entwickelt hatten, es fehlte ihnen aber die Fähigkeit sich zu vermehren. Mit dem Blute der behandelten Ratte, in welchem sich keine Trypanosomen nachweisen liessen, waren offenbar einzelne Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wickelungskeime mit übertragen worden, die zwar auswachsen, sich aber nicht mehr weiter vermehren konnten. Diese Flagellaten, welche wieder aus dem Blute ohne Behandlung verschwinden, färben sich weniger scharf als die normalen, und man kann sie nach ihrem ganzen Aussehen als Trypanosomen-Schatten bezeichnen.

Wenn wir mit den ersten Einspritzungen so lange warteten, bis das Blut einer Ratte mit Krankheitserregern überschwemmt war, was am vierten Tage nach der Infektion eintritt, so konnten wir keine Heilung erreichen. In der letzten Zeit ist es uns aber gelungen, eine Ratte zu heilen, bei der wir schon am zweiten Tage nach der Infektion mit der Behandlung einsetzten. Sie erhielt drei Brillantgrün- und danach dreizehn Tage lang täglich eine Arsenik-Injektion. Die Ratte wurde am 7. August injiziert, bis zum 27. August behandelt und lebt heute noch ganz gesund ohne Trypanosomen im Blute. Wir hatten uns überzeugt, dass die Infektion angegangen war. Die Kontrolltiere starben am sechsten Tage. Diese Versuche werde ich in der nächsten Zeit fortsetzen. An einem grösseren Materiale muss auch untersucht werden, ob nicht durch eine solche Heilung eine Immunität erreicht werden kann.

Mit Brillantgrün-Injektionen vor der Infektion konnte einmal Schutz erreicht werden. Nach zweimaliger Einspritzung des Grüns haben wir vier Ratten zwei Tage nach der zweiten Injektion mit Nagana-Trypanosomen infiziert. Sie blieben gesund. Warteten wir mit der Infektion länger nach der Brillantgrün-Behandlung, so ging sie an. Eine Immunität wurde bei den gesund gebliebenen Ratten nicht hervorgebracht, wenigstens zeigte sich keine bei einer zweiten Infektion nach sechs Wochen. Ob sie vielleicht in der Zwischenzeit vorübergehend vorhanden war, müssen weitere Versuchsreihen erst entscheiden. Für kurze Zeit scheinen prophylaktische Brillantgrün-Einspritzungen zu nutzen, aber keineswegs regelmässig.

Ausser den Ratten haben wir einen Rhesus-Affen mit Nagana infiziert und mit Brillantgrün und Arsenik behandelt. Am 14. Januar dieses Jahres impften wir ihm Trypanosomen ein, die rasch zu reichlicher Entwickelung kamen. Der Affe wurde jedesmal wieder behandelt, wenn sich zahlreiche Flagellaten in seinem Blute zeigten, und er einen schwer kranken Eindruck machte. Bis heute, über acht Monate lang, hat er die Infektion überlebt. Am 2. August wurde er zuletzt injiziert. Leider hustet der Affe in der letzten Zeit, so dass ich fürchte, dass er an einer Lungenerkrankung sterben wird. Mehrfach beobachteten wir bei ihm, dass Trypanosomen in geringer Zahl auftraten und nach 24 Stunden wieder verschwunden waren. Wir haben von ihm in der Zeit, wenn das Blut frei erschien, häufig Ueberimpfungen auf Ratten gemacht und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dabei einige Male keine Infektion herbeigeführt, auch wenn wir bis zu 1 ccm Blut übertrugen. Im Anfange entstanden nach den Injektionen von Brillantgrün bei dem Affen Abszesse, später zeichneten sich die Stellen durch Haarausfall ab. Die Haare sind in der letzten Zeit wieder gewachsen.

Die bisher mit Arzneimitteln bei der Bekämpfung der Nagana-Trypanosomen erreichten Resultate sind noch nicht sehr bedeutende, aber man darf nach ihnen doch die Hoffnung hegen, dass auf diesem Wege weitere Erfolge errungen werden können. Bei dem Mal de Caderas sind wir durch die Entdeckung von Ehrlich weiter vorgeschritten. Eine Immunnisierung würde immer das idealste Bekämpfungsmittel gegen Trypanosomen-Erkrankung sein.

Bei der Behandlung von infizierten Ratten mit Brillantgrün konnten wir einige Formen des Unterganges und der Neubildung von Trypanosomen im Versuchstiere beobachten. Durch eine Injektion des Farbstoffes werden, wie ich schon sagte, die Trypanosomen in 24—30 Stunden aus dem Blute vertrieben. Da der Zerfall der in grossen Mengen vorhandenen Flagellaten in wenig Stunden vor sich geht, so können wir bei einer ganzen Reihe von Einzelwesen gleichzeitig dasselbe Stadium des Unterganges beobachten. Bei Anlage von grossen Versuchsreihen gelang es uns, wenigstens einzelne Stadien festzulegen.

Zunächst tritt bei Brillantgrün-Behandlung eine Veränderung in dem Vorgange bei der Vermehrung ein. Normalerweise findet eine Längsteilung der Trypanosoma nach vorangegangener Teilung des Kernes und der Geisselwurzel statt. Nach der Behandlung werden die Teilungen der Geisselwurzel sehr viel seltener. Die Zahl der Längsteilungen des ganzen Individuums nimmt schnell ab, bis nach wenigen Stunden gar keine mehr zu sehen sind. Die Vermehrung durch Teilung hört also bald auf.

An dem Ende des Trypanosomas, an welchem die Geisselwurzel sitzt, nimmt der Leib eine stumpfere Form an, und es entwickelt sich dort ein Gebilde, das wir als eine Blase angesprochen haben, in der die Geisselwurzel randständig liegt. Diese Cyste ist deutlich durch ihre Lage und durch die in ihr liegende Geisselwurzel von den Vacuolen unterschieden, die Schilling bei dem Untergange von Trypanosomen in Kulturen im Reagensglase beschrieben hat. Diese Vacuolen finden sich auch bei Trypanosomen, die ausserhalb des Körpers länger mit Blut gestanden haben, und sie lassen sich auch im Blute des lebenden Versuchstieres nachweisen, wenn kurz vor dem Tode eine grosse Menge von Flagellaten vorhanden ist.

Im weiteren Verlaufe des Verfalles nach Brillantgrün-Behandlung nehmen die Trypanosomen vielfach amöboïde Formen an, die schon

mehrfach beschrieben worden sind. Hier findet sich die Cyste auch, und zwar oft in der Mitte gelagert, mit noch scharf rot gefärbter Geisselwurzel. Die Geissel selbst ist in dem ersten Stadium der Cystenbildung häufig schon abgeworfen worden. Der Leib der Trypanosomen zerfällt nun weiter. Freie Kerne und freie Geisseln finden sich in dem Präparate. Weisse Blutkörperchen nehmen nun Cysten in sich auf. Dies kann man besonders deutlich sehen, wenn man einer Ratte Nucleinsäure einspritzt, wodurch die Zahl der Leucocythen bekanntlich vermehrt wird.

Alle diese Gebilde sind nach kurzer Zeit aus dem Blute verschwunden.

Soweit konnten wir den Zerfall im Blute verfolgen. Da sich nun nach einiger Zeit wieder Trypanosomen bei einer behandelten Ratte zeigen, so lag es nahe, in den Organen nach Spuren zu suchen. Ausstriche aus der Milz schienen uns hier einige Aufklärung zu geben. Ich möchte hierbei erklären, dass unsere Befunde, so weit sie die Neubildung betreffen, noch lückenhaft sind. In den Milzausstrichen fanden sich Cysten wieder, in denen sich undeutlich Formen zeigten, die man als ein in der Entwickelung begriffenes Trypanosoma ansprechen konnte. Die Geisselwurzel und der Kern waren schon angedeutet. Das Gebilde lag ringförmig in der Cyste. Ausserdem fanden sich kleinere Blasen, in welchen anscheinend schon besser ausgebildete Flagellaten lagen. Wir hatten den Eindruck, dass die grösseren Cysten geplatzt seien und der flüssige Inhalt ausgetreten sei. Schliesslich fanden wir in dem Milzausstriche kleine Trypanosomen ohne Geisseln, aber mit deutlichem Kern und Geisselwurzel. Es waren unzweifelhaft Trypanosomen, deren Konturen noch nicht scharf ausgeprägt waren und die sehr viel kleiner waren, als die normalen. Wir glauben hier Entwickelungsstufen gesehen zu haben. Der Cyste glauben wir einstweilen eine Rolle bei der Erhaltung der Art und der Neuentwickelung der Trypanosomen zuschreiben zu dürfen. Sie scheinen uns Dauerformen darzustellen. Wir nehmen an, dass normaler Weise eine Vermehrung durch Längsteilung stattfindet, dass aber unter ungünstigen Verhältnissen, wie sie durch Brillantgrün-Behandlung im Blute geschaffen werden, sich eine Dauerform bildet, aus der sich die Art unter günstigeren Umständen wieder entwickelt. Wie weit diese Hypothese zu recht besteht, muss die Zukunft lehren.

Die Cysten stehen vielleicht den Leishmanschen Körperchen nahe, die mit ihnen nach der Beschreibung Ähnlichkeit haben, und welche ihr Entdecker auch mit Trypanosomen in Zusammenhang bringt.

In der Literatur finden sich Hinweise darauf, dass die Entwickelung von Trypanosomen durch die Anwesenheit von Bakterien im Blute der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkrankten Tiere gehindert würde. Wir hatten auch einmal im Anfange unserer Versuche, als plötzlich unsere Ratten mit Kokken überschwemmt waren, den Eindruck, als ob die Trypanosomen sich weniger schnell entwickelten. Wir konnten aber zu keinem deutlichen Resultate kommen und haben die Sache, der wir damals wenig Gewicht beilegten, nicht weiter verfolgt und auch die Kokken nicht näher bestimmt. Die Angaben in der Literatur veranlassen mich nur, bei dieser Gelegenheit unsere Beobachtung zu erwähnen.

Dr. med. **Mense,** Kassel: Französische Forscher haben auch beim Menschen bei verschiedenen Affektionen Versuche mit Trypanrot gemacht, welche noch nicht abgeschlossen sind. Sie beobachteten als Nebenwirkung eine dauernde Rotfärbung der Haut. Ich möchte den Vorredner um gefl. Auskunft bitten, ob diese Verfärbung bezw. eine Grünfärbung bei Brillantgrün-Behandlung eintritt. Diese Frage ist nicht ohne Bedeutung für die Behandlung der menschlichen Trypanose oder Schlafkrankheit.

Einen andern therapeutischen Vorschlag machte ich vor einiger Zeit, nämlich Versuche einer Behandlung mit Röntgenstrahlen bei den Trypanosen zu machen. Die menschliche Trypanose verläuft unter dem Bilde der mononukleären Leukämie. Leukämie ist aber in Europa wiederholt erfolgreich mit Röntgenstrahlen behandelt worden. Dass aber eine gewisse Tiefwirkung und Beeinflussung einzelliger Gebilde durch die Bestrahlung eintritt, beweisen die Beobachtungen, dass bei Bestrahlung der Testikel die Spermatozoen zerstört werden. Ich möchte die Herren, welche in der Lage sind, in Instituten solche Versuche zu machen, bitten, dieselben anzustellen.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Ich möchte an den Herrn Vortragenden die Frage richten, ob er nur mit einem Stamm der Tsetseparasiten experimentiert hat oder mit verschiedenen. Ehrlich unterscheidet bezüglich der Beeinflussbarkeit durch Trypanrot zwei Arten von Tsetseparasiten: Stamm nutir und frox. Die Entwickelung des ersten ist leicht, diejenige des zweiten nur sehr wenig durch Trypanrot im Tierkörper zu beeinflussen.

Des ferneren würde ich gern erfahren, ob bei der von der Trypanosomeninfektion mittels Brillantgrüninjektion geheilten Ratte die Parasiten bereits zahlreich im zirkulierenden Blute vorhanden waren, als die Behandlung des Tieres mit Brillantgrün einsetzte.

Was die Entwickelungsformen der Trypanosomen betrifft, die Herr Wendelstadt uns hier demonstriert hat, so habe ich durch sein Entgegenkommen Gelegenheit gehabt, seine schönen Präparate zu sehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namentlich habe ich mich auch von dem Vorhandensein der vakuolenartigen Gebilde mit Chromatinkern überzeugt, wie sie in den weissen Blutkörperchen zu sehen sind.

Dr. **M. Mayer,** Hamburg: Redner möchte zu den interessanten Mitteilungen des Herrn Professors Wendelstadt auf Grund eigener Untersuchungen im Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten einiges bemerken. Zunächst möchte er darauf hinweisen, dass zu solchen Versuchen am besten grössere Tiere (Hunde) und virulente Stämme verwandt werden, da auch er bei therapeutischen Versuchen — teils gemeinsam mit Herrn Giemsa — bei Ratten und Mäusen oft solche Scheinheilungen sah, die bei grösseren Tieren nicht eintraten. Wir würden so vor falschen Hoffnungen bewahrt. Bezüglich der Bemerkungen des Herrn Mense weist er darauf hin, dass die Erfolge des Trypanrots bei Trypanosomenfieber des Menschen vorsichtig aufzunehmen seien, da bei diesem, wie er selbst im Hamburger Institut beobachten konnte, oft Remissionen von mehreren Monaten vorkommen. Auch neuere Versuche von Brumpt und Wurtz bei Affen bestätigen dies. Eine Verfärbung der Haut durch das Mittel würde bei wirklichem Erfolge sicher auch von erkrankten Europäern gern mit in Kauf genommen.

Betreffs der geschilderten Zerfallsformen im peripheren Blut möchte Redner bemerken, dass solche auch bei Spontanheilungen bereits beobachtet sind. Besonders beim chronischen Verlauf nach Infektion mit Trypanosomen gambiense sind von uns und andern oft diese Vacuolen am Hinterende gesehen. Castellani beschrieb sie in der Cerebrospinalflüssigkeit Schlafkranker und hielt sie für ein Charakteristikum des Trypanosoma gambiense. Die Vacuolenformen mit Chromatin in weissen Blutkörperchen lassen sich bei jeder Trypanosomeninfektion nachweisen, es handelt sich sicher nicht um Dauerformen, sondern um Stadien der Phagozytose. (Prowazek gibt in seiner bekannten grossen Arbeit schon instruktive Abbildungen hiervon.) Bei Trypanosoma gambiense fanden wir oft 3—4 solche Vacuolen mit Chromatin in einem einzigen Blutelement. — Die geschilderten runden Formen in der Milz sind zuerst von Plimmer und Bradford beschrieben. Man erklärte sie dann für Degenerationsprodukte, bis die Befunde von Leishman, Donovan und Wright bei Kala-Azar und Delibeule ähnliche Formen zeigten. Doch liegen letztere meist zu mehreren Exemplaren in grossen Zellen, während die ähnlichen Gebilde bei Trypanosomeninfektion stets frei und einzeln liegen; alles spricht für Degeneration der Trypanosomen in der Milz; auch die von Professor Wendelstadt demonstrierten, schmalen, kleinen Trypanosomen in der Milz sind nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa junge Formen, ihre Gestalt ist vielmehr der mangelhaften färberischen Darstellbarkeit im Milzausstriche zuzuschreiben. Den Ort der Vermehrung glaube ich aber übereinstimmend mit andern Forschern hauptsächlich ins Knochenmark verlegen zu müssen. Hier sind stets zahlreiche Trypanosomen zu finden; so fand neuerdings Bentmann im Hamburgischen Institut im Knochenmark von Kaninchen bei Infektion mit Tryp. gambiense grosse Mengen von Trypanosomen, während das Blut fast stets frei war.

Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander,** Berlin, weist darauf hin, dass er schon auf dem Kongress 1902 ähnliche Gebilde, wie auf Tafel IV und V aus dem peripheren Blut genuiner Fälle bei Ziegen, Schafen, Rindern und Maskateseln als Zeichnungen vorgelegt hat.

Fortschritte in der Rinderpest- und Texasfieber-Bekämpfung.

Von Oberveterinär **Rassau,** Windhuk.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Rinderpest, die für die europäischen Kulturstaaten nur noch ein historisch-wissenschaftliches Interesse besitzt, brach im Jahre 1896, vom Norden kommend, über die viehreichen südafrikanischen Staaten herein. Während man anfänglich den ursprünglichen Seuchenherd im zentralafrikanischen Seengebiete suchte, ist man jetzt davon überzeugt, dass die Pest von Asien eingeschleppt ist, und zwar durch Schlachtochsen, die für die Verproviantierung der italienischen Truppen im abessynischen Feldzuge in Massauah gelandet worden waren. Ratlos stand man zunächst dieser mörderischen Seuche, die sich mit rapider Schnelligkeit verbreitete und 80—90 Prozent der gesamten Rinderbestände hinwegraffte, gegenüber, und beschränkte sich darauf, durch Keulung und Sperrmassnahmen, soweit solche sich bei der Eigenart der Verhältnisse durchführen liessen, der Weiterverbreitung der Seuche entgegenzuwirken; dennoch scheiterten alle diese Bemühungen. Da war es das unvergängliche Verdienst des zur Erforschung der Seuche nach Südafrika entsandten Geheimrats Koch, durch Entdeckung eines Impfverfahrens den Weg zu einer rationellen Bekämpfung der Pest gewiesen zu haben. Es war ihm gelungen, durch subkutane Verimpfung von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

10 ccm Galle, welche auf der Höhe der Krankheit getöteten Tieren entnommen war, Rinder gegen eine nachträgliche Infektion mit dem Rinderpestvirus zu schützen. Die sofort in grossem Massstabe aufgenommenen Impfungen führten zu ausserordentlich verschiedenen Resultaten; es ergab sich, dass überall da, wo gesunde Herden geimpft worden waren, der Erfolg hinter den Erwartungen nicht zurückblieb, die Impfung bereits infizierter Bestände aber, selbst wenn offensichtliche Krankheitserscheinungen noch nicht zu Tage getreten waren, meist schwere Verluste im Gefolge hatte. Des weiteren lehrte die Erfahrung, dass häufig, etwa am zehnten Tage nach der Impfung, obwohl Koch das Vorkommen des Infektionsstoffes in der Galle bestreitet, Rinder unter typischen Pestsymptomen erkrankten, wodurch ein neuer Seuchenherd geschaffen war, der die Nachbarbestände gefährdete. Da ferner Pestgalle erst vom zehnten Tage nach der Verimpfung Immunität verleiht, während dieser Zeit aber häufig Gelegenheit zur Infektion gegeben ist, strebte das praktische Bedürfnis dahin, ein Verfahren zu besitzen, dem diese eben gerügten Mängel nicht anhaften.

Koch war es gelegentlich seiner umfassenden Versuche ferner gelungen, durch Injektion von 100—200 ccm defibrinierten Blutes, das von der Seuche genesenen Tieren entnommen war, Rinder für kurze Zeit zu immunisieren. In der Folge wandten Kolle und Turner der Lösung der Immunisierungsfrage auf dieser Basis ihre ganze Aufmerksamkeit zu, indem sie sich bemühten, ein Serum herzustellen, das neben immunisierenden Eigenschaften auch schon in kleinen Dosen Heileffekte entfalte. Durch Verimpfung allmählich steigender Dosen hochvirulenten Pestbluts an natürlich oder künstlich durchseuchte Rinder war es ihnen gelungen, diese Tiere derart hochzutreiben, dass bereits 20 ccm solchen Serums genügten, um Rinder auf 14 Tage bis 3 Wochen gegen eine Infektion zu schützen, grosse Dosen aber deutlich nachweisbare Heilwirkungen erkennen liessen.

Natürlich konnte die dieser Art erzielte Immunität nur passiver Natur sein, und da ein solch kurzer Impfschutz den praktischen Bedürfnissen nicht genügte, gingen sie in ihren Versuchen weiter und konnten schon im September 1897 mit einem neuen Impfverfahren, der Simultanmethode, an die Öffentlichkeit treten. Sie empfahlen die gleichzeitige Verimpfung von 0,5—1 ccm Rinderpestblut auf der einen, und von 10—30 ccm Serum auf der andern Körperseite. Die mit dem Serum dem Tierkörper zugeführten Schutzstoffe sollten das mit dem Pestblute ihm einverleibte Virus derart in Schach halten, dass die Krankheit nur in leichtester Form verlaufe, die Tiere aber dennoch eine aktive, dauernde Immunität davontrügen. Dies Verfahren gelangte zu rascher Aufnahme und verdrängte die bis dahin angewandte Gallen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

impfung aus weiten Gebieten Südafrikas. Inzwischen hatte die Pest auch in unser südwestafrikanisches Schutzgebiet ihren verheerenden Einzug gehalten. Hier gelangte ausschliesslich die Kochsche Impfung zur Anwendung, nur erfuhr sie insofern eine Modifikation, als auf Veranlassung Kohlstocks, der im Stabe von Koch an den grundlegenden Immunisierungsarbeiten in Kimberley teilgenommen hatte, der Gallenimpfung nach 10—12 Tagen eine Nachimpfung mit virulentem Pestblute folgte. Es war nämlich beobachtet worden, dass Rinder, die nach der Gallenimpfung keine erhebliche Reaktion gezeigt hatten, oft schon nach Verlauf von etwa 6 Wochen sich von neuem für die Krankheit empfänglich erwiesen; die nachfolgende Blutimpfung sollte den Immunitätsgrad erhöhen und ihnen dauernden Schutz gegen Ansteckung gewähren.

1900 erfolgte ein neuer Seuchenausbruch. Diesmal wurde im Hinblick auf die aus Britisch-Südafrika und den Burenstaaten gemeldeten günstigen Erfolge ein ausgedehnter Gebrauch von der Simultanmethode gemacht. Auch bei uns wurden zunächst gute Resultate erzielt, bald aber musste zur Einstellung der Impfungen geschritten werden, da sich vielfach nach der Blutimpfung Texasfieber einstellte und dieser Komplikation viele Impflinge zum Opfer fielen. Man war zu der Annahme genötigt, dass weite Länderstrecken epizootisches Texasfiebergebiet seien und dass die fieberhafte Temperatursteigerung, die sich als Reaktion auf die Blutimpfung am fünften Tage einzustellen beginnt, die in den in der Jugend natürlich durchseuchten Tieren in latentem Zustande zurückgebliebenen Piroplasmen zu erneuter Vermehrung und Entfaltung ihrer schädigenden Eigenschaften anrege. Weitere Epidemien erfolgten bis zum Jahre 1904 jährlich, doch zeigte die Pest bei weitem nicht mehr eine solche Tendenz zur schnellen Ausbreitung wie bei ihrem ersten Erscheinen. Alle natürlich durchseuchten oder der Doppelimpfung mit Galle und Blut unterzogenen Rinder erwiesen sich noch als refraktär, ein Teil der 1900 simultan geimpften Tiere jedoch sowie die lediglich galleimmunisierten hatten, so weit sie infolge der Impfung nicht offensichtlich erkrankt gewesen waren, ihre Immunität inzwischen eingebüsst. Hiermit war der Vorzug der Gallenblutimpfung dargetan und künftigen Impfungen der Weg gewiesen. In gesunden Beständen beliefen sich die Impfverluste während der letzten Seuchengänge bei einer Gesamtzahl von 6912 Rindern auf 6 Prozent. Das Impfgeschäft vollzog sich derart, dass am Seuchenherde eine sogenannte Gallenstation eingerichtet wurde. Hierhin sandten diejenigen Viehbesitzer, die sich mit der Impfung einverstanden erklärt hatten, fünf Prozent einundeinhalb- bis zweijähriger Rinder, welche sofort durch subkutane Injektion von Pestblut infiziert wurden, das kranken Tieren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter aseptischen Kautelen aus der Jugularis entnommen und durch Schütteln defibriniert war. Nach etwa zehn Tagen standen diese Tiere auf der Höhe der Krankheit; sie wurden geschlachtet, wenn die Eigenwärme 41—42° erreicht hatte und profuse Diarrhöen aufgetreten waren. Erfolgte die Tötung in diesem Stadium, konnte man mit Sicherheit auf wenigstens 300 ccm Galle rechnen, zögerte man jedoch noch mit der Tötung, war sehr viel seltener brauchbare Galle in genügender Menge vorhanden. Die Gallen wurden einzeln in mehrmals ausgekochten Flaschen gesammelt und nachdem sie eine Nacht hindurch kühl aufbewahrt waren, mit einander vermengt. Je mehr Gallen zur Verfügung standen, ein um so gleichmässigeres Impfmaterial ward erzielt und eine um so geringere Anzahl von Kontrolltieren war später notwendig, die Erfahrung hatte nämlich gelehrt, dass einigen Gallen ein sehr hoher, andern dagegen ein erheblich geringerer Immunisierungswert zukommt. Zehn Tage später wurden 5—6 Kontrolltiere aus den mit ein und derselben Gallenmischung geeimpften Herden mit 1—2 ccm Pestblut geimpft. Antworteten diese Tiere innerhalb 10 Tagen mit einer Temperaturerhöhung bezw. leichten Erkrankung, so folgte unmittelbar nachher die Impfung der Gesamtherde mit der gleichen Blutmenge, zeigten die Kontrolltiere jedoch schwere Krankheitserscheinungen, so war eine Nachimpfung mit der halben Gallendosis vorzunehmen. Statt der einmaligen Gallenimpfung wurden einer aus dem Freistaat gekommenen Anregung zufolge im Jahre 1903 1286 Rinder einer Doppelimpfung mit 5—10 ccm Galle in einem Zwischenraum von zehn Tagen unterzogen.

Die Methode sollte angeblich die Kontrollimpfung unnötig machen und die Tiere instand setzen, die nachfolgende Verimpfung der fünf- bis zehnfachen Blutmenge zu überstehen. Sie gelangte auf ausdrücklichen Wunsch einzelner Farmer zur Anwendung und führte zu Ergebnissen, die im allgemeinen von den günstigen Resultaten des vorhin beschriebenen Verfahrens nicht abwichen, dagegen manche Nachteile aufdeckten. Abgesehen von dem Umstande, dass die Impflinge einmal mehr zwecks Vornahme der zweiten Gallenimpfung niedergelegt werden müssen, verteuert sich die Impfung infolge vermehrten Gallenverbrauchs pro Tier um etwa 40 Pfg. Ein weiterer Nachteil offenbarte sich, als infolge Ausgehens des virulenten Blutstammes die Blutinokulation erst sechs Wochen nach der zweiten Gallenimpfung erfolgen konnte; es zeigte sich, dass die Immunität in dieser Zeit eine so erhebliche Abschwächung erfahren hatte, dass von 164 Rindern ein Drittel der Impfung erlag, während in einem andern, ungefähr gleich grossen Bestande, in dem die einmalige Gallenimpfung mit ganzer Dosis (10 bis 20 ccm) ausgeführt war, sich volle Immunität erhalten hatte und kein einziges Tier einging, obwohl die Impfungen unter zeitlich gleichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnissen und mit dem Blute ein und desselben Tieres ausgeführt worden waren. Nach dieser Erfahrung kamen die wenigen Anhänger dieser Methode auf das bisher geübte, vielfach erprobte Verfahren der Gallen-, Kontroll- und Blutimpfung zurück. Besonders günstig waren die Resultate stets im engeren Windhuker Bezirk; hier handelte es sich ständig um reine Rinderpest, sollte jedoch in den nördlich oder östlich gelegenen Gebieten die Impfung aufgenommen werden, komplizierte sich bei den zwecks Gallengewinnung mit Pestblut infizierten Rindern die künstlich hervorgerufene Rinderpest zumeist mit Texasfieber, die Impfung musste deshalb unterbleiben. Auf Veranlassung des um die Bekämpfung der Viehseuchen unseres Schutzgebietes sehr verdienten Veterinärrats Rickmann untersuchte ich daraufhin in einer seit 1900 als Texasfiebergebiet bekannten Gegend, die für die Rinderpestbekämpfung auf Grund der bisherigen Erfahrungen in Betracht kommenden Impfmethoden auf ihre Verwendbarkeit in texasfieberdurchseuchten Gegenden.

Als erstes galt es über die wissenschaftlich ebenso interessante wie praktisch hochbedeutsame Frage Gewissheit zu erhalten, ob tatsächlich die Verimpfung reinen Rinderpestbluts bei aus enzootischem Texasfiebergebiet stammenden Rindern Piroplasmosis auszulösen imstande sei. Zu diesem Zweck wurden 10 Rindern, die den verschiedensten Gegenden des Hererolandes entstammten, 5 ccm Pestblut unter die Haut gespritzt — ein Verfahren, wie es bisher bei Infizierung der Rinder zwecks Gewinnung der Pestgalle üblich gewesen war. Da bei früheren Beobachtungen, wo nach Verimpfung von Pestblut Texasfieber akut geworden war, die Möglichkeit vorgelegen hatte, dass pirosomenhaltiges Pestblut injiziert war, obwohl in den vorher angefertigten Ausstrichpräparaten Parasiten nicht hatten nachgewiesen werden können, wurde zu diesem Zwecke Blut eines pestkranken Rindes aus der Windhuker Gegend benutzt. Hier war gelegentlich mehrjähriger Impfungen und trotz vielhundertfacher Untersuchungen nie wieder akutes, noch chronisches oder latentes Texasfieber beobachtet; auch bei erwähntem Tiere wurden im zirkulierenden Blute sowohl wie in den inneren Organen irgendwelche Pirosomenformen nicht gefunden. Dennoch erkrankten am siebenten und achten Tage nach der Injektion vier Impflinge unter den typischen Erscheinungen schwerer Hämoglobinurie. Die Krankheitsdauer erstreckte sich auf zwei bis vier Tage. Das Vorkommen der Parasiten im peripheren Teile der Blutbahn unterlag in der Zeit zwischen dem Ausbruch und dem letalen Ende der Krankheit bedeutenden Schwankungen. Die zuerst sehr zahlreich vorhandenen Piroplasmen wiesen vorwiegend die charakteristischen grossen Zwillingsbirnformen auf, mit dem Fortschreiten der Krankheit schwankte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Zahl der nachweisbaren Parasiten sehr erheblich und in den letzten Lebensstadien sowohl wie in Präparaten, die aus Nieren, Milz und Herz angefertigt waren, überwogen stärker granulierte Ring- und Ovalformen. Zwei weitere in der Agonie getötete Rinder zeigten den Symptomenkomplex einer Mischinfektion von Rinderpest und Texasfieber. Die übrigen vier Impflinge wiesen ausschliesslich Pesterscheinungen auf; ihr Blut enthielt zu keiner Zeit Texasfieberparasiten. Zwei derselben genasen, die beiden verendeten zeigten bei der Sektion lediglich die pathologischen Veränderungen der Rinderpest.

Im zweiten Versuche wurden drei Rinder aus endemischem Texasfiebergebiet durch Einstellen in einen stark verseuchten Kraal der Ansteckung ausgesetzt bezw. durch Nasensekret und Exkremente per os infiziert. Am fünften Tage begann die Temperatursteigerung einzusetzen und am neunten traten die typischen Rinderpestsymptome in die Erscheinung. Zu keiner Zeit liessen sich Piroplasmen im Blute nachweisen, und auch die Sektion bestätigte das Bild reiner Rinderpest. Dieses Versuchsergebnis deckt sich vollkommen mit den in praxi gemachten Beobachtungen, denn bei keinem einzigen Seuchenausbruche konnte eine spontane Mischinfektion von Pest- und Texasfieber festgestellt werden. Während also die subkutane Injektion reinen Pestbluts bei Tieren aus enzootischem Texasfiebergebiet die in latentem Zustande in ihnen spärlich vorhandenen Parasiten zur Vermehrung anregt und akute Krankheitserscheinungen auslöst, ist dies bei natürlicher oder per os erfolgender Infektion nicht der Fall, obwohl die Temperatursteigerung sich in beiden Fällen in denselben Grenzen bewegt und bei subkutaner Verimpfung des Blutes nicht stürmischer einsetzt wie bei gelegentlicher Ansteckung. Die Annahme, wodurch lediglich eine fieberhafte Temperatursteigerung als ätiologisches Moment für die Auslösung akuten Texasfiebers bei aus endemischem Texasfiebergebiet herrührenden Rindern anzusprechen sei, lässt sich demnach nicht aufrecht erhalten.

Der dritte Versuch bezweckte die Klärung der Fragen:

1. Ob die Verimpfung von Rinderpestgalle Piroplasmosis erzeuge?
2. welchen Einfluss die nachträgliche Injektion von Pestblut bei diesen galleimmunisierten Tieren ausübe?

Es ergab sich, dass weder die einmalige Gallenimpfung mit 10 bis 20 ccm, noch die Doppelimpfung mit je halber Dosis Texasfieber auslöste. Nach der Blutimpfung erschienen allerdings Piroplasmen, ohne aber irgend wie schädigende und zu offensichtlichen Krankheitserscheinungen führende Eigenschaften zu entfalten. Von drei mit Galle immunisierten Rindern beherbergte das Blut bei zweien vom siebenten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

respektive achten Tage an nach der Blutimpfung Texasfieberparasiten; bei dem einen Tiere waren sie nach fünf, beim andern nach zwei Tagen aus der peripheren Blutbahn verschwunden, ohne dass die Tiere in dieser Zeit auch nur die leisesten äusseren Krankheitssymptome gezeigt hätten.

Die Nutzanwendung der aus diesen Versuchen gewonnenen Erfahrungen führte mich zu folgenden Modifikationen des bisher geübten Impfverfahrens:

1. Die zur Gallengewinnung bestimmten Rinder werden nicht mehr durch subkutane Injektion von Pestblut, sondern per os mit dem Maul- und Nasensekret oder den Exkrementen kranker Tiere infiziert.

2. Das zur Kontroll- und Nachimpfung der galleimmunisierten Rinder benutzte Blut wird spontan erkrankten oder solchen Tieren entnommen, die auf dem Wege des Verdauungstraktus oder im Anschluss an die Gallenimpfung Rinderpest akquiriert haben. Hierdurch wird der Möglichkeit, mit dem zur Verimpfung gelangenden Blute grössere Mengen von Piroplasmen zu übertragen, vorgebeugt.

Wenige Wochen nach Abschluss dieser Versuche bot sich mir infolge Ausbruchs der Rinderpest inmitten einer als Texasfiebergebiet bekannten Gegend Gelegenheit, die Impfungen in dieser Weise auszuführen. Die Ergebnisse waren in hohem Grade zufriedenstellend, denn es gelang annähernd 1100 Rinder mit einem Durchschnittsverlust von 6 Prozent zu immunisieren.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Der Herr Vortragende hat durch Mitteilung seiner an sich ja ganz interessanten Beobachtungen eher zur Verwirrung, als zur Klärung des Bildes beigetragen, welches wir nur auf Grund der tausendfachen Erfahrungen über den Wert der verschiedenen Schutzimpfungsverfahren gegen Rinderpest gemacht haben. Die Blutimpfung mit der Gallenimpfung zu kombinieren, halte ich unter allen Umständen für unrichtig. Da, wo die Gallenimpfung in Frage kommt, ist sie nach der Kochschen Vorschrift auszuführen. Gegen die Kombination von Blut- und Gallenimpfung hat sich auch die Konferenz ausgesprochen, die im Dezember 1903 in Bloemfontein tagte. An dieser Konferenz nahmen, ausser Herrn Geheimrat Koch, u. a. die mit den südafrikanischen Verhältnissen vertrauten Chef-Tierärzte Hutscheon (Kapkolonie), Rickmann (Deutsch-Südwestafrika), Theiler (Transvaal) teil. Was nun das Vorkommen von akutem Texasfieber bei den nach der Simultan-Methode geimpften Tieren betrifft, so kommt das tatsächlich vor. In solchen Distrikten mit enzootischem Texasfieber wird man daher, anstatt der Simultan-Methode Serum in grösseren Dosen allein anwenden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberveterinär **Rassau,** Berlin: Zu den Erklärungen des Herrn Professor Kolle bemerke ich, dass ich mit seinen Ausführungen, soweit sie den Wert des Serums bei der Not- und Heilimpfung berühren, vollkommen übereinstimme; ich habe nicht dies Impfverfahren für die Zukunft empfehlen, sondern nur die Tatsache, dass sich bei der Impfung die Verquickung des Texasfiebers vermeiden lässt, mitteilen wollen, denn die Frage der Rinderpestimpfung ist geklärt worden durch die Bestimmungen des Bloemfonteiner Kongresses, wonach lediglich die Impfung der verseuchten Herde mit grossen Dosen hochwertigen Serums in Betracht kommt, die Gallen- und Blutimpfung aber zu unterbleiben hat, damit durch dieselbe keine neuen Infektionsherde geschaffen werden. Diesem Kongressbeschluss ist auch Deutsch-Südwestafrika beigetreten, dementsprechend ist seitdem gehandelt worden und wird auch künftig gehandelt werden.

Stabsarzt Dr. **Kleine,** Berlin: Ich möchte bemerken, dass die Ausführungen des Herrn Prof. Kolle in der Hauptsache durchaus mit den Beschlüssen übereinstimmen, welche man auf der letzten Rinderpestkonferenz in Südafrika fasste. Dieser Konferenz wohnte ausser Herrn Geheimrat R. Koch von deutscher Seite auch Herr Veterinärarzt Rickmann aus Südwestafrika bei. Für Gegenden, wo die Gefahr besteht, mit Blutinjektionen endemische Krankheiten zu übertragen, empfiehlt sich in erster Linie ausgiebige Schutzimpfung mit hochwertigem Serum. Ist solches nicht sogleich zu beschaffen, so wird man bis zum Eintreffen des Serums Galleninjektionen anwenden, ohne mit Blut nachzuimpfen.

Aussichten für die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika.

Von **H. Skerlo,** Kaiserl. Regierungstierarzt, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der langwierige Krieg gegen die aufständigen Eingeborenen unserer Kolonie Deutsch-Südwestafrika hat die dortigen Viehbestände hart mitgenommen, so dass eine Neubesetzung mit eingeführten Tieren die erste und grösste Sorge der Regierung sein wird. Ueber die bereits gemachten Erfahrungen und daraus folgernden Aussichten erlaube ich mir daher einiges mitzuteilen.

Die Pferdezucht wurde bisher rationell lediglich in dem Gestüt Nauchas getrieben. Hier wurden in der Hauptsache nur ausgewählte afrikanische Stuten mit englischem Vollblut gekreuzt. Die Nachzucht bildete dann den Stamm von Landbeschälern, der an Farmer und Pferde-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

züchter abgegeben wurde. Die Erfolge waren nach dem kurzen Bestehen gute zu nennen, denn die Nachfrage von seiten der Interessenten war sehr gross. Die Eigenschaften, die dem afrikanischen Pferd seinen Wert verleihen, sind neben seinem kräftigen Körperbau, festen Gelenken und Hufen, seine Bedürfnislosigkeit, Ausdauer und Klugheit, die schon manchem Reiter das Leben gerettet haben.

Die zu Kriegszwecken eingeführten Pferde, namentlich die von Deutschland kamen, sind meist edler gezüchtete Tiere. Obwohl sie sich in Anbetracht der ausserordentlichen Anstrengungen unter fremden klimatischen Verhältnissen gut bewährt haben, so kommt als Gebrauchspferd aus mancherlei Gründen doch nur das im Lande aufgewachsene in Betracht.

Die Auswahl der Plätze, an denen die Fohlen aufwachsen, bildet daher für den Züchter eine Hauptsorge. In dieser Beziehung kann das Terrain, auf dem sich zur Zeit das Gestüt Nauchas befindet, als vorbildlich gelten. Auf steinigem, sehr koupiertem Gelände findet das junge Tier eben hinreichend Futter für seinen Bedarf. Die permanente leichte Anstrengung, die mit dem Weiden verknüpft ist, arbeitet die Muskulatur heraus, und der harte, schwierige Untergrund lässt Hufe und Gelenke fest und stark werden.

Wie ich bereits erwähnte, sind die eingeführten Pferde, unter denen sich zum Glück eine grosse Menge Stuten findet, meist edler gezogen. Um nun der Gefahr zu hohen Adels vorzubeugen, dürfen diese Tiere nicht mit reinem Vollblut, sondern höchstens mit den oben beschriebenen Landbeschälern gekreuzt werden. Zu viel Blut taugt insofern nichts, als die Erfahrung gelehrt hat, dass solche Tiere bei Anstrengungen bis zum Aeussersten ihre Kräfte verausgaben, und dann gar nicht mehr oder nur unvollkommen sich wieder erholen können. Dabei muss nun bemerkt werden, dass ein grosser Teil unserer Reiter leider nicht imstande ist, das Mass von Anstrengung für ihre Pferde zu beurteilen. Ferner sind kaltblütigere Pferde weniger empfindlich gegen unverständige Behandlung, und weiden auch ruhiger und intensiver.

Eine wichtige Massnahme für die Pferdezucht ist noch die Einführung einer Art Körordnung, wie sie den Verhältnissen angepasst ist. Vor dem Kriege waren die herumstreichenden Klepper, die trotz ihrer oft ganz minderwertigen Beschaffenheit Hengsteigenschaften behalten hatten, die gefährlichsten Feinde der Züchter. Dies sah selbst Hendrik Witboi ein, und er war auf meine Veranlassung hin bereit, die Hengste seines Stammes vorführen zu lassen, und mit mir zu entscheiden, welche Tiere zur Zucht verwendet werden sollten. Er knüpfte die Bedingung daran, dass für die ausfallenden Tiere hinreichender Ersatz von Nauchas beschafft werde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu dem grossen Hindernis für die ausgiebige Pferdezucht, das drüben bereits besteht, und bisher erfolglos bekämpft worden ist, nämlich die Pferdesterbe, hat sich durch den Krieg ein weiterer gefährlicher Feind in der Rotzkrankheit eingefunden. Da uns durch die Agglutination ein so vorzügliches Diagnostikum an die Hand gegeben ist, kann man bei Durchführung energischer Massregeln hoffen, dass wir bald mit ihm fertig werden, zumal die freie Haltung der Pferde der Rotzverbreitung nicht günstig ist.

Die Rinderzucht, meine Herren, und mit ihr die richtige Einfuhr neuer Tiere ist für das so schwer geprüfte Land eine Lebensfrage. Die Milch ist dem Farmer wie dem Eingeborenen die Hauptnahrung, der Ochse, zur Zeit das einzige Transportmittel und Verkaufsobjekt. — Bei den einheimischen Tieren kann man zwei verschiedene Rassen unterscheiden, die auch räumlich getrennt sind. Um Windhuk und nördlich davon bildete das Damararind bisher den Reichtum der Hereros, und südlich davon ist das sogenannte Afrikaner- oder Namarind vorherrschend.

Ersteres ein leichtes, langbeiniges, sehr wildes Tier, ist aber sehr widerstandsfähig gegen Anstrengungen und Entbehrungen. Dabei ist es fruchtbar, indem man im Durchschnitt bei ihm auf 12 Monate mindestens ein Kalb rechnen kann. Das andere, das Namarind, ist aus dem Süden Afrikas mit den Bastards ins Land gekommen und durch englisches und Holländer Blut auf eine bedeutend höhere Stufe gebracht. Beide Rassen können jedoch, was Fleischgewicht und Milchergiebigkeit anbetrifft, unsern Ansprüchen bei weitem nicht genügen. Durch die jahrzehntelang geringe Milchergiebigkeit ist langsames Wachstum der Kälber schon zur Rasseeigentümlichkeit geworden. Infolge dieser Umstände machte sich bei den ersten Ansiedlern bald der Wunsch nach besserem Vieh bemerkbar. Die Meinungen über die einzuführende Rasse waren sehr verschiedene, und anfangs wurden bunt durcheinander direkte Gegensätze eingeführt, wie Pinzgauer, Oldenburger, Simmenthaler, Friesen, Shorthorn, Vogelsberger und andere. Die Erfahrung zeigte jedoch bald auf die harten Gebirgsrassen, und speziell auf die Simmenthaler hin. Diese Tiere haben sich gut akklimatisiert, und eine Umfrage des Gouvernements durch die Zeitung ergab fast einstimmig günstige Urteile. Darunter waren auch solche von Farmern, die sich schon seit zehn Jahren mit dieser Zucht beschäftigten. Bei den Einzelheiten der verschiedenen Antworten will ich mich nicht aufhalten. Das Resultat aller Erfahrungen ist etwa folgendes: Die zu importierenden Vollbluttiere müssen möglichst jung und tunlichst zur Grünfutterzeit ins Land gebracht werden. Anfangs muss kräftiges Beifutter gegeben werden, das später sich in der Menge verringern kann. Die vorhandene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beste Weide ist möglichst weich und nahe zu wählen. Sobald die Tiere schwerer werden, empfiehlt es sich dringend, sie an allen Füssen zu beschlagen. Von der Nachzucht der Kreuzung sind die Färsen schon mit $1^1/_2$ Jahren reif und können mit $2^1/_4$—$2^1/_2$ Jahren das erste Kalb bringen. Bei gutem Futterzustand kann man hier durchschnittlich auf 14 Monate ein Kalb rechnen. Die Milchergiebigkeit ist etwa doppelt so gross wie bei den Afrikanern, etwa 12 l in der ersten Laktationsperiode. Weidewege von etwa 10 km täglich haben die Tiere gut ertragen, was sehr wichtig ist, wenn man bedenkt, dass oft Farmen von 10—20 000 ha nur 1—2 Wasserstellen haben.

Die Ochsen haben sich sehr gut bewährt. Einmal haben sie die kaum glaublichen Anstrengungen und Entbehrungen des Transportfahrens ebenso wie die Afrikaner überwunden, und sind dabei zahmer und williger als jene beim Anspannen. Bezüglich ihres Schlachtgewichts haben viele Tiere schon ein Jahr früher dasselbe Gewicht erreicht wie die Afrikaner. Farmer Rusch schlachtete z. B. einen $2^3/_4$-jährigen Ochsen mit fast 300 kg Schlachtgewicht. Ohne Mast ein stattliches Resultat.

Die schlechten Erfahrungen, welche die Regierung mit den von ihr eingeführten Bullen gemacht hat, schiebe ich auf das damals bestehende Leihsystem. Trotz aller Vorschriften und Kontrollen war die Pflege von seiten der Farmer nicht gut. Die Tiere waren eben nicht das Eigentum der betreffenden. Ferner war der fortwährende Wechsel in der Weide und dem Personal, der Transport von Farm zu Farm für die Tiere verhängnisvoll. Auch hier zeigte es sich, dass die einmal im Futterzustand heruntergekommenen Tiere sich ausserordentlich schwer wieder erholten. Der jetzige Weg, durch den dem einzelnen Züchter die Einfuhr erleichtert wird, ist weit besser.

Sollte die Regierung jedoch noch einige Bullen einführen, etwa für Anfänger oder Bedürftige, so ist die Haltung der Tiere auf Stationen zu empfehlen. Die reflektierenden Farmer senden dann einige Kühe dorthin zum Bespringen und können sich so ihre Halbblut-Bullen selber züchten. Empfehlenswert ist es, die weiblichen Tiere gegen Ende der Trächtigkeit zu senden und hier abkalben zu lassen, da auf diese Weise erfahrungsgemäss eine Konzeption schneller und sicherer erfolgt.

Zum Schluss komme ich zur Kleinviehzucht, bestehend aus afrikanischen Ziegen und Schafen einerseits und aus Angoras und Merinos anderseits. Erstere dienen lediglich zur Fleischgewinnung, namentlich für Farmen oder Stationen mit geringem täglichen Konsum — grössere Fleischmengen würden verderben —, die andern sollen daneben durch ihre Wollproduktion den Grundstock für zukünftigen Wohlstand bilden. Ihrer Einführung wird leider von vielen Seiten, namentlich von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedem Fortschritt abholden Buren, noch ein passiver Widerstand entgegengesetzt. Dabei sprechen die Ausfuhrzahlen der Kapkolonie eine deutliche Sprache: 25 Millionen Mark Wolle und 5 Millionen Mark Mohair. Solange die Fleischpreise so hoch bleiben, werden nur wenige Ansiedler sich entschliessen, mit der Zucht von Wolltieren zu beginnen.

Ein Grund dafür ist darin zu suchen, dass das afrikanische Kleinvieh bedeutend weniger Pflege und Aufsicht bedarf, als die edleren Rassen. Diese weiden sehr langsam und brauchen so einen besonderen Wächter, auch sind sie viel empfindlicher in Bezug auf Reinlichkeit, Güte des Wassers und der Weide. Ausserdem vermehren jene durch ihre Fruchtbarkeit das Vermögen des Züchters binnen kurzem ums doppelte. Einheimische Schafe und Ziegen verzeichnen zu 50 bezw. 75 Prozent Zwillingsgeburten gegen zirka 10 Prozent bei Angoras und Merinos. Die bei letzteren vorkommende grosse Anzahl von Krankheiten schreibe ich der noch herrschenden Unkenntnis und mangelnden Reinlichkeit in der Haltung zu. Die Arbeit, die durch die Schur entsteht, und die ungünstigen Transportverhältnisse schrecken auch einen grossen Teil von der Zucht ab. Der Süden des Schutzgebiets ist durch seine mannigfaltigen Arten von Salzbüschen in erster Linie zur Kleinviehzucht geeignet. Hier, und zwar speziell in Gibeon, hatte die Zucht trotz aller Widrigkeiten sich auch schon gut verbreitet. Es bestanden drei Zentren, um die sich peripherisch die beginnenden Züchter gruppierten. Im Westen war es der leider ermordete Farmer Herrmann, im Osten die Schäfereigesellschaft mit dem gleichfalls gefallenen Direktor Kläutgen und in der Mitte Gibeon. Hier beabsichtigte der unermüdliche Bezirkshauptmann von Burgsdorff eine Wollpresse aufzustellen, die den Transportpreis auf ein Drittel reduzierte. Diese Stützpunkte waren nicht allein Lehrstätten, sondern auch Depots, von denen durch gemeinsamen Transport die Kosten dafür verringert wurden. — Der Zuchtplan war in grossen Zügen folgender: In dem Veterinär-Institut Kranzplatz bei Gibeon wurden Vollblut-Angoras und -Merinos gezüchtet. Das in regelmässigen Abständen notwendige frische Blut führte zurzeit noch die Regierung ein, später jedoch sollte dies zu gründenden Zuchtvereinen überlassen bleiben. Die resultierenden Böcke wurden den Farmern leihweise oder durch Verkauf überlassen. Die weiblichen Tiere konnten eingeführt werden, was bei Angoras das empfehlenswertere war, oder durch Aufkreuzen aus den einheimischen gewonnen werden. So gezüchtete Merinoschafe liefern etwa in der vierten Generation ein schurfähiges Produkt, Angoraziegen dagegen erst in der siebenten oder achten. Bei letzteren kommt es nicht so viel auf die Menge, als vielmehr auf Länge und Feinheit des Mohairs an. Gerade hierfür ist das trockene Klima des Südens unserer Kolonie ausserordentlich günstig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die unter so schwierigen Umständen gewonnenen guten Resultate haben den Beweis erbracht, dass wir auf dem richtigen Wege sind. Für die Weiterentwickelung der Zuchten ist dabei von Bedeutung, dass die noch brachliegenden schönen Weideflächen durch tiefe Wasserbohrungen erschlossen werden. Ferner würde die Einführung des Luzernebaues, die ja schon so oft genannt ist, den günstigsten Einfluss haben. Mit Hilfe von Luzerne ist es möglich, die grossen Verluste in den ganz trocknen Jahren und während der Lammzeit zu beschränken. Bahnbauten sind für den Farmer insofern von grösster Wichtigkeit, als sie seinen und seiner Leute Lebensunterhalt wesentlich verbilligen würden; die jetzigen enormen Preise zwingen ihn zu grösster Bedürfnislosigkeit. Auch die Verwertung seiner Produkte wäre eine bessere.

Wenn weiter der so grosse und hemmende Einfluss der Buren auf unsere Viehzucht gebrochen wird, habe ich die feste Zuversicht, dass wir in verhältnismässig wenigen Jahren mit unsern englischen Nachbarn in Afrika nicht nur konkurrieren, sondern sie, wenigstens in bezug auf gutes Mohair übertreffen werden.

Ueber Tropenkrankheiten im Seeverkehr.

Von Physikus Dr. **Nocht**, Hafenarzt, Leiter des Seemannskrankenhauses und Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, Nachmittag.)

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, an der Hand der medizinischen Literatur und der Statistik der letzten fünfzig Jahre, seitdem der Weltverkehr seinen Riesenaufschwung genommen hat, ein Bild zu entwerfen von den Veränderungen, die sich im Laufe dieser Zeit in der Verbreitung der Krankheiten, namentlich der exotischen, eingestellt haben, den Zusammenhang dieser Veränderungen mit dem Verkehr, namentlich dem Seeverkehr, zu studieren, und den Wirkungen nachzugehen, die diese Verhältnisse auf die wirtschaftlichen Zustände in den verschiedenen Verkehrsgebieten ausgeübt haben. Es ist aber unmöglich, ein solches Bild, und wenn auch nur skizzenhaft, in dem knappen Rahmen der mir hier zugemessenen Zeit zu entwickeln, und ich will mich deshalb hier darauf beschränken, Ihre Aufmerksamkeit auf eine rein praktische Frage, die mit dem Seeverkehr und den Beziehungen der exotischen Krankheiten dazu im engen Zusammenhange steht, zu lenken. Allerdings hat mich dabei anfangs der Zweifel geplagt, ob diese spezielle Frage auch ein allgemeines Interesse in dem Masse hat, dass sie sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Erörterung an dieser Stelle eignet. Indessen hoffe ich, dass Sie finden werden, dass die Frage einige Aufmerksamkeit verdient.

Wenn es auch schwer ist, eine wissenschaftliche Definition des Begriffes Tropenkrankheiten zu geben, so sind wir doch im allgemeinen darüber einig, welche Krankheiten hauptsächlich in Betracht kommen, wenn wir von Tropenkrankheiten sprechen. Wir denken dabei an Malaria, Schwarzwasserfieber, Dysenterie, Leberleiden, namentlich Leberabszess, an Beriberi, gelbes Fieber, Lepra und ähnliche Krankheiten. Ich möchte Ihnen nun einige Zahlen geben, die die Häufigkeit dieser Krankheiten auf unsern Handelsschiffen veranschaulichen. Dabei sind allerdings nur Schiffe berücksichtigt, die im Hamburger Hafen verkehren; indessen steht ja Hamburg mit der ganzen Welt, insbesondere mit den Tropengegenden, in lebhaftester Schiffsverbindung, und so dürften die Krankheitsverhältnisse auf den Schiffen, die unsern Hafen besuchen, wohl einen Massstab für die Häufigkeit der Tropenkrankheiten im allgemeinen Seeverkehr abgeben.

In den letzten zehn Jahren sind unter den Besatzungen der in Hamburg angekommenen Schiffe auf der Reise vorgekommen jährlich durchschnittlich 12 Fälle von gelbem Fieber, 24 Fälle von Beriberi, 22 Erkrankungen an tropischer Dysenterie, 21 Skorbutfälle und beinahe 700 Malariafälle.

Was die Reisenden auf diesen Schiffen anlangt, so stehen mir allerdings Zahlen über einen zehnjährigen Zeitraum nicht zu Gebote, wohl aber von den letzten zweieinhalb Jahren. Danach hätten wir zu rechnen bei den Reisenden auf jährlich 250 Malariafälle, 10 Fälle von Schwarzwasserfieber, 17 Fälle von Dysenterie, 7 Fälle von Beriberi. Dazu gesellen sich gelegentlich einige Cholerafälle, auch einige Fälle von Pest sind schon vorgekommen; ferner fanden sich auch Leprakranke unter den Reisenden und auch einige Fälle seltenerer Tropenkrankheiten. Im ganzen kamen auf ungefähr 1200 von Passagierdampfern ausgeführten Reisen mit einer durchschnittlichen Dauer von 80 Tagen 54 000 innere Erkrankungen von Reisenden und Mannschaften vor, somit entfielen auf jede Reise durchschnittlich 45 innere Krankheitsfälle, darunter durchschnittlich zehn schwerere Erkrankungen. Sie werden aus diesen Zahlen wohl den Eindruck gewinnen, dass unsere Schiffsärzte an Bord nicht immer bloss „Badegäste" sind, sondern im allgemeinen genügend zu tun haben. Natürlich gibt es auch Reisen, auf denen die Gesundheitsverhältnisse während der ganzen Dauer der Reise glänzend bleiben, und der Arzt den ganzen Tag spazierengehen kann, dafür häufen sich auf andern Reisen dann die Erkrankungen um so mehr.

Genügen nun die Einrichtungen auf unsern Schiffen den Anforderungen, die an die Pflege und Behandlung von Kranken gestellt werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen, genügen sie insbesondere für die krank aus den Tropen zurückkehrenden Reisenden, für die ja vielfach, natürlich aber nur unter der Voraussetzung geeigneter Pflege und Behandlung an Bord, die Rückkehr in die Heimat noch die einzige Hoffnung auf Genesung bildet?

Bei der Beantwortung dieser Frage dürfen wir nur die Schiffe berücksichtigen, die den Anspruch erheben, als Passagierdampfer zu gelten. Man kann wohl von einem nicht für die regelmässige Passagierbeförderung eingerichteten Schiffe unmöglich verlangen, dass es sich mit dem ganzen Apparat ausrüstet, der nach unsern heutigen Anforderungen zur Behandlung Schwerkranker an Bord gehört. Zunächst einige Worte über die gesetzlichen Anforderungen für die Krankenpflege an Bord unserer Passagierschiffe. Sie beruhen auf Reichsgesetzen und zwar auf dem Gesetz über das Auswandererwesen und auf der Seemannsordnung und den in Ausführung dieser Gesetze vom Bundesrat erlassenen Bestimmungen. Merkwürdigerweise ist es nur wenig bekannt, dass diese Verhältnisse durch die Reichsgesetzgebung geordnet sind, und das wird häufig auch von denen nicht genügend beachtet, die darüber Kritiken oder Beschwerden veröffentlichen.

Wir können drei Arten von Passagierschiffen unterscheiden: erstens die Auswandererschiffe, zweitens die übrigen vorzugsweise der Beförderung von Zivilpersonen dienenden Passagierschiffe, drittens die von den Militär- und Marinebehörden für Truppen- und Krankentransporte gecharterten Handelsdampfer. Diese dritte Kategorie werde ich nicht in den Bereich meiner Erörterungen ziehen. Die Einrichtungen für die Krankenfürsorge an Bord werden für diese Schiffe, ebenso wie ihre übrige Ausrüstung, von den Reichsbehörden bis ins einzelne vorgeschrieben, auch das Krankenpflegepersonal besteht aus Sanitäts-Offizieren und -Mannschaften der Marine oder der Armee.

Als Auswandererschiffe gelten nach dem Reichsgesetz über das Auswanderungswesen alle nach aussereuropäischen Häfen bestimmten Schiffe, mit denen, abgesehen von den Kajütenpassagieren, mehr als 25 Reisende befördert werden sollen. Für diese Schiffe hat der Bundesrat eingehende Vorschriften erlassen, auch hinsichtlich der Krankenräume an Bord, der Ausrüstung mit Arzneien, Instrumenten und sonstigen Hilfsmitteln zur Krankenpflege, hinsichtlich der Mitnahme von Ärzten und Krankenpflegern. Es fehlt mir nun die Zeit, um hier in eine in Einzelheiten gehende Erörterung über diese Verhältnisse einzutreten, ich will nur wenige allgemeine Punkte hervorheben.

Die Vorschriften über die Grösse und Einrichtung des Krankenraumes entsprechen im allgemeinen billigen Anforderungen, am häufigsten lässt die Lage und die Ventilation des Schiffslazaretts zu wünschen übrig. Es ist z. B. nicht zweckmässig, wenn, wie das nicht selten der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fall ist, das Hospital im hintersten Teil des Schiffes, gerade über der Schraube liegt, da dadurch die Kranken in ihren Kojen bei stürmischem Wetter unerträglichen Erschütterungen ausgesetzt werden. Die Vorschrift lautet, dass die Hospitäler „möglichst günstig" gelegen sein sollen. Das ist zu unbestimmt gehalten und deshalb für die Praxis nicht brauchbar.

Die Vorschriften über die Ausrüstung der Auswandererschiffe mit Arzneien, Instrumenten und andern Hilfsmitteln zur Krankenpflege sind in den letzten Jahren wesentlich verbessert worden. Im allgemeinen beschränkt sich die Ausrüstung aber wesentlich auf die zur Krankenbehandlung notwendigen Dinge, während sie besondere Hilfsmittel zur Krankenuntersuchung und zur Stellung der Diagnose nicht enthält. Hierauf komme ich gleich ausführlicher zu sprechen. Auch über die Ausrüstung zur Krankenbehandlung werden vielfach Beschwerden und Wünsche laut, namentlich von den Schiffsärzten selber. Aber allen kann man es darin nicht recht machen. Die Vorschriften stellen einen Kompromiss dar zwischen den verschiedenen Rücksichten, die da zu nehmen sind, und den Erfahrungen, die im Laufe der Zeit z. B. über die Haltbarkeit der Arzneien in den verschiedenen Klimaten gewonnen sind. Im ganzen kann man wohl sagen, dass die Ausrüstung unserer Auswandererschiffe billigen Anforderungen entspricht, soweit sie Arzneien, Instrumente und andere Hilfsmittel zur Krankenpflege betrifft.

Die ärztliche Praxis ist an Bord unserer deutschen Auswandererschiffe nicht freigegeben. Der Schiffsarzt muss in Deutschland als Arzt approbiert sein und muss sich ausserdem über seine Tauglichkeit als Schiffsarzt der Auswandererbehörde gegenüber ausweisen. In der Entscheidung darüber, welche Ärzte sie als Schiffsärzte zulassen wollen und welche sie zurückweisen wollen, haben die von den Landesregierungen der in Betracht kommenden Bundesstaaten eingesetzten Auswandererbehörden ganz freie Verfügung. Indessen kommt es nur sehr selten vor, dass Ärzte zurückgewiesen werden. Hauptsächlich sind es Bedenken wegen der Gesundheit, in seltenen Fällen auch Bedenken wegen des Rufes und Charakters der Bewerber, die die Behörden veranlassen, die Zulassung als Schiffsarzt zu verweigern. Was die fachmännische, wissenschaftliche Qualifikation anlangt, so gilt die allgemeine Approbation als Arzt als ausreichend. Eine besondere Vorbildung oder Erfahrung wird nicht verlangt.

Nun die andern Passagierschiffe. Es gibt eine ganze Anzahl von Passagierdampfern, die nicht 25 Zwischendeckpassagiere von dem deutschen Ausgangshafen aus befördern und deshalb nicht unter das Auswanderergesetz fallen. Hierher gehören zum Beispiel sehr viele von den Schiffen im Verkehr mit Westafrika, ferner die meisten der nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westindien bestimmten Dampfer und auch ein Teil der Ostasienfahrer. Die gesetzlichen Vorschriften über die Krankenfürsorge auf diesen Schiffen und die Mitnahme von Schiffsärzten sind vom Bundesrat auf Grund der Seemannsordnung erlassen. Im allgemeinen entsprechen die Vorschriften über die Ausrüstung mit Arzneien, Instrumenten und andern Hilfsmitteln zur Krankenpflege denen, die für Auswandererschiffe gelten. Auch die Auswahl der Schiffsärzte geschieht von der örtlichen Medizinalbehörde des deutschen Ausgangshafens nach denselben Grundsätzen, wie bei den Auswandererschiffen. Die Vorschriften über Grösse, Lage, Einrichtung und Ausstattung der Schiffshospitäler sind jedoch viel allgemeiner und dürftiger, als die für Auswandererschiffe geltenden. Es ist da nur vorgeschrieben, dass der Krankenraum ruhig belegen, luftig und hell und mit mindestens zwei Kojen ausgerüstet sein soll, die in Grösse, Lage und Ausstattung den Kojen für die Mannschaften entsprechen sollen. Entsprechend diesen dürftigen Vorschriften werden von den Schiffsärzten über die Ausstattung der Hospitäler auf diesen Schiffen weit öfter Klagen geäussert, als bei den Auswandererschiffen. Nach Lage der Gesetzgebung lässt sich da aber nur selten Remedur schaffen. Im allgemeinen erhält jedoch jedes neue Schiff auch bei dieser Kategorie von Passagierdampfern auch bessere und grössere Hospitäler, und man kann nicht behaupten, dass unsere Schiffe in dieser Hinsicht den andern Nationen nachstehen.

Nach dieser kurzen Übersicht komme ich zu der Angelegenheit, die mir bei den Worten, die ich von dieser Stelle aus an Sie richten darf, am meisten am Herzen liegt. Sie haben gehört, welche Anzahl von Kranken aus den Tropen auf unsern Schiffen in die Heimat befördert wird. Wir müssen uns fragen: Kennen unsere Schiffsärzte die Tropenkrankheiten genügend, und entspricht ihre Ausrüstung dem, was zur Erkennung und Behandlung dieser Krankheiten jetzt für unbedingt erforderlich gehalten werden muss? Beginnen wir mit der Beantwortung der letzten Frage und wählen wir als Beispiel zu ihrer Beurteilung die wichtigste Tropenkrankheit, die Malaria. Früher wurden vielfach von den Tropenärzten alle fieberhaften Erkrankungen, für die nicht ganz handgreiflich eine andere Ursache vorlag, als Malaria angesprochen. Dann wurden — das sind jetzt gerade 25 Jahre her — die Malariaparasiten entdeckt, und wir wurden dadurch in den Stand gesetzt, die Malaria mit Sicherheit von andern fieberhaften Krankheiten zu unterscheiden. Es hat aber noch sehr lange gedauert, bis die Überzeugung, dass eine mikroskopische Untersuchung des Blutes zur Diagnose der Malaria und zu ihrer sicheren Unterscheidung von andern Affektionen bei allen fieberhaften Erkrankungen in den Tropen unbedingt erforderlich ist, von allen Tropenärzten allgemein anerkannt wurde. Dementsprechend sind bis in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzten Jahre viele Krankheiten, die mit Malaria gar nichts zu tun haben, in den Tropen als Malaria angesprochen und behandelt worden, und erst in letzter Zeit sind einige Krankheiten von der Malariagruppe abgetrennt worden, die mit Malaria gar nichts zu tun haben. Ich nenne Ihnen als Beispiel für diese Krankheiten das Trypanosomenfieber, das Spirillenfieber, das sogenannte Malta- oder Mittelmeerfieber und das auf der Anwesenheit eines ganz eigenartigen Parasiten beruhende, mit kolossalen Milzschwellungen verbundene Indische Fieber, das dort Kala-Azar genannt wird. Diese Krankheiten gehören allerdings an Bord unserer Dampfer zu den Seltenheiten, aber wir haben doch von allen schon Fälle in Deutschland gehabt, und es ist natürlich von der grössten Wichtigkeit für die Patienten, wenn der Schiffsarzt schon an Bord die richtige Diagnose stellt. Sehr viel häufiger kommt die sichere Unterscheidung von Malaria und Typhus in Frage. Früher hielt man das Vorkommen von Typhus in den Tropen für eine grosse Seltenheit, man rechnete die fieberhaften Erkrankungen, die typhusähnlich verliefen, der Malaria zu und nannte sie typhöses Malariafieber oder belegte sie mit ähnlichen Namen. Seit die mikroskopische Untersuchung des Blutes in allen Fällen von fieberhaften Erkrankungen in den Tropen mehr und mehr Gemeingut der Tropenärzte geworden ist, verschwinden diese Fälle von typhösem Malariafieber, von Typho-Malaria, wie man auch gesagt hat, mehr und mehr, und man findet immer wieder, dass es sich in solchen Fällen um weiter nichts als richtigen Abdominaltyphus handelt, und dass diese Krankheit in manchen Tropengegenden ausserordentlich verbreitet ist. Das ist natürlich von grösster Wichtigkeit auch für die Schiffe, die mit den Tropen verkehren, und zwar nicht bloss insofern, als es für die Kranken an Bord nötig ist, dass die richtige Diagnose gestellt wird, sondern es macht natürlich auch für die Verhütung der Weiterverbreitung der Krankheit einen grossen Unterschied aus, ob man einen Fall von Typhus an Bord bald als solchen erkennt oder ihn wochenlang etwa als Malaria behandelt. Die sichere Unterscheidung ist aber unter Umständen nur möglich, wenn mikroskopische Blutuntersuchungen angestellt werden, und da die Mittel und Einrichtungen dazu an Bord vorläufig fehlen, so wird man sich nicht wundern können, wenn so viele Verwechselungen zwischen Typhus und Malaria gerade an Bord vorkommen. Ich kenne viele Fälle, in denen Malariapatienten, denen mit ein paar Gramm Chinin hätte geholfen werden können, an Bord wochenlang als Typhuskranke behandelt wurden, und umgekehrte Fälle, in denen Typhuskranke ganz unnützerweise lange Zeit mit den grössten Chinindosen an Bord behandelt wurden. Von viel grösserer Wichtigkeit noch, wenn auch glücklicherweise von grösserer Seltenheit, ist die sichere Unterscheidung der Malaria von der Pest. Wir haben anfangs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ungläubig den Kopf geschüttelt und es dem in vielen fremden Häfen leider üblichen Vertuschungssystem zugeschrieben, wenn von dort anfangs die Nachricht kam, es sei eine bösartige Malaria ausgebrochen, und wenn sich dann später herausstellte, dass es Pest war. Nunmehr sind aber wirklich von hervorragenden Pestkennern in Indien und Südamerika Fälle beschrieben worden, die eine solche folgenschwere Verwechselung zwischen Malaria und Pest in den ersten Tagen der Krankheit entschuldbar erscheinen lassen, unter der Voraussetzung, dass die Mittel für genauere mikroskopische Untersuchung des Blutes fehlen und man nur den klinischen Verlauf, das Fieber und die übrigen Krankheitssymptome als Anhaltspunkte benutzen kann.

Auch das gelbe Fieber und die Malaria haben oft eine sehr grosse Ähnlichkeit miteinander, und die Differenzialdiagnose kann in den ersten Tagen der Erkrankung sehr häufig nur durch mikroskopische Blutuntersuchung gestellt werden.

Wir können uns jetzt einen Tropenarzt gar nicht mehr denken, der nicht mit den Methoden zur mikroskopischen Blutuntersuchung und zur Erkennung der kleinen tierischen Lebewesen, der Protozoen, die für die Tropenkrankheiten charakteristisch sind, ausgerüstet und auf sie eingeübt wäre. Tatsächlich wird in unsere Schutzgebiete und Kolonien von der Kolonialabteilung und dem Oberkommando der Schutztruppen kein Arzt mehr entsandt, der nicht in dieser Richtung genügend vorgebildet und ausgerüstet wäre. Diese Vorbildung erhalten die Herren in der Regel in dem mir unterstellten Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, das unten eine Ausstellung seiner Lehrmittel und Präparate veranstaltet hat.

An Bord unserer Passagierdampfer gibt es noch nirgends für die Ärzte eine Ausrüstung zur mikroskopischen Blutuntersuchung, und die Schiffsärzte sind mit recht geringen Ausnahmen weder mit den Tropenkrankheiten noch mit den zu ihrer Erkennung erforderlichen Untersuchungsmethoden vertraut. Dasselbe gilt übrigens auch für die Kenntnis der Schiffsverhältnisse seitens der Ärzte. Ein moderner Dampfer ist ein sehr komplizierter Organismus. Es dauert für den Passagier in der Regel mehrere Tage, bis er auch nur in die Teile des Schiffes hingelangt ist, die für die Benutzung der Passagiere bestimmt sind, und sich mit allen Einrichtungen darin vertraut gemacht hat. Viel mehr aber als der Passagier, muss natürlich der Schiffsarzt von den Räumen, dem Schiffsbetrieb und der hygienischen Bedeutung dieser Verhältnisse kennen. Es genügt nicht, dass er in seinem Hospital und seiner Apotheke Bescheid weiss und die allgemeinen Krankheiten der Passagiere und Besatzung behandeln kann, sondern er muss auch mit den Betriebskrankheiten der Seeleute, insbesondere der Feuerleute Bescheid wissen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn er aber vorher noch nie die Heizräume eines modernen Dampfers gesehen hat, und von den eigenartigen Hitzschlagformen und Erschöpfungszuständen unter dem Feuerpersonal vorher noch nie etwas gehört hat, so ist er natürlich auch in der Behandlung solcher Fälle sehr unsicher. Oder denken Sie sich den Arzt, der von Schiffsverhältnissen vorher noch nie etwas gesehen oder gehört hat, wenn kurz nach dem Auslaufen aus dem Hafen eine Epidemie an Bord ausbricht, bei der Isolierungen, Desinfektionen und andere Vorbeugungsmassregeln sofort in möglichster Vollständigkeit getroffen werden müssen.

Aus allem geht hervor, dass eine besondere Vorbildung der Schiffsärzte für ihre Tätigkeit an Bord, eine Anleitung zur hygienischen Beurteilung der Bordverhältnisse und eine gewisse praktische Kenntnis der Methoden, die in jüngster Zeit für die Erkennung, Behandlung und Verhütung der Tropenkrankheiten ausgebildet sind, unbedingt erforderlich ist. In dem von mir geleiteten Hamburger Institut sind solche Vorbildungskurse jetzt eingerichtet. Im allgemeinen genügen drei Wochen praktischer Vorbereitung hierzu. Ebenso nötig ist es, dass man die Schiffsärzte so ausrüstet, dass sie die modernen diagnostischen Untersuchungsmethoden für die Tropenkrankheiten an Bord auch anwenden und von dem, was ihnen im Vorbereitungskursus geboten ist, später an Bord auch praktisch Gebrauch machen können. Man hat mir nun eingewendet, dass das alles recht schön gedacht sei, aber an der Schwierigkeit scheitern werde, dass die meisten Ärzte nur immer eine oder zwei Reisen machen, und dass man deshalb eine besondere, wenn auch nur dreiwöchentliche Vorbildung für die kurze Reisezeit von niemandem verlangen könne. Würde man eine besondere Vorbereitung obligatorisch machen, so würde die Folge davon sein, dass die Reedereien grosse Schwierigkeiten haben würden, überhaupt Ärzte zu erlangen, und dass sie deshalb viele ihrer Schiffe, die jetzt mit Ärzten besetzt werden, künftig ohne Ärzte fahren lassen würden, und dass sei noch weniger wünschenswert, als der jetzige Zustand. Ich bin der Ansicht, dass diese Schwierigkeit überwunden werden muss und glaube auch, dass es einen gangbaren Weg dazu gibt, einen Weg, der zugleich die allgemeine, nicht gerade bloss auf die Seeleute und die Reisenden, die zur See fahren, beschränkte Bedeutung dieser Angelegenheit in ein helles Licht stellt. Bekanntlich sind zur Abwehr der Einschleppung fremder gefährlicher Volksseuchen durch den Seeverkehr überall besondere Einrichtungen und Verkehrsbeschränkungen für Seeschiffe eingeführt. In manchen Ländern sind diese Massregeln sehr streng, oft einer Absperrung gegen Herkünfte aus verseuchten Ländern gleichzusetzen. In andern Häfen müssen die ankommenden Schiffe sich einer Quarantäne, d. h. einer mehrtägigen, oft sogar wochenlangen Beobachtung unter Verkehrs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abschluss unterziehen. Erst nach Ablauf dieser Beobachtungszeit darf der Verkehr mit dem Lande eröffnet werden. In noch andern Häfen, und zwar jetzt glücklicherweise in der Mehrzahl der Seeplätze, kommt nur ein Arzt an Bord, der die Mannschaften und Passagiere untersucht, aber nach der Untersuchung, für den Fall, dass er nichts Verdächtiges an Bord findet, den Verkehr freigibt. Die meisten europäischen Staaten, leider noch nicht alle, haben jetzt internationale Abmachungen getroffen, in denen sie sich gegenseitig verpflichtet haben, diese Untersuchungen und die daran sich knüpfenden Massnahmen, z. B. Desinfektionen, möglichst gleichmässig auszuführen und dabei eine gewisse Grenze von Verkehrsbeschränkungen nicht zu überschreiten. Trotzdem wird diese Untersuchung der ankommenden Schiffe, namentlich der Postdampfer, oft nicht ohne Unrecht von den Reedern, Kapitänen und auch von den Passagieren als eine recht lästige Massregel empfunden. Sie wird aber nicht zu umgehen sein für Schiffe, die ohne Arzt fahren. Anders aber bei den Schiffen, die einen Schiffsarzt an Bord haben. Wenn der untersuchende Arzt an Bord eines solchen Schiffes kommt, so wird er sich vernünftigerweise zunächst mit dem Schiffsarzt in Verbindung setzen, sich das Krankenbuch und das ärztliche Tagebuch zeigen lassen und dann mit dem Schiffsarzt zusammen die an Bord befindlichen Kranken untersuchen. Könnte man da nun nicht noch einen Schritt weitergehen, und es dem Schiffsarzt allein überlassen, darüber zu entscheiden, ob das Schiff gleich in den freien Verkehr treten darf, oder ob die Gesundheitsbehörden an Land zu benachrichtigen sind, weil verdächtige Kranke sich an Bord befinden? Natürlich müssten die Schiffsärzte daraufhin vereidigt werden, dass sie den Gesundheitszustand ihres Schiffes gewissenhaft beurteilen und die absichtliche oder fahrlässige Verheimlichung eines Falles von ansteckender Krankheit müsste mit Strafe bedroht werden. Das ist übrigens auch jetzt schon der Fall. Ferner gehört ausser dem Vertrauen auf den zuverlässigen Charakter des Schiffsarztes zur Einführung solcher Verkehrserleichterungen für die Passagierdampfer die Gewissheit, das die Ärzte an Bord auch mit den in Frage kommenden, in Deutschland seltenen und darum den deutschen Medizinern während des Universitätsstudiums meist unbekannt bleibenden Krankheiten einigermassen Bescheid wissen und mit den Hilfsmitteln zur Diagnose soweit ausgerüstet sind, dass sie in den meisten Fällen wenigstens darüber sicher sein können, dass die von ihnen an Bord beobachteten Krankheiten nicht gemeingefährlicher Art, sondern von harmloserer Natur, wenigstens in bezug auf die Infektionsgefahr, sind, z. B., dass sie sagen können, dass es sich im vorliegenden Fall sicher um Malaria, nicht aber etwa um Gelbfieber oder Pest handele. Hier begegnen sich also die Bestrebungen zur Erlangung einer besseren Vorbil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung und besonderen Ausrüstung der Schiffsärzte für die Erkennung und Behandlung der Tropenkrankheiten mit denen, die auf Verkehrserleichterung für die grossen Postdampfer abzielen. Man wird dem Arzt, der mit den Tropenkrankheiten Bescheid weiss und auch so ausgerüstet ist, dass er seine Kenntnisse verwerten kann, eher die Beurteilung seines Schiffes in bezug auf seine Seuchengefahr überlassen können, als einem andern Schiffsarzt. Wenn man aber den besonders zuverlässigen, weil besonders vorgebildeten und ausgerüsteten Schiffsärzten das Recht einräumt, dass sie selbständig die Erklärung abgeben dürfen, ob ihr Schiff seuchenrein ist oder nicht, so bedeutet das für die Reeder eine solche Summe von Zeit- und Geldersparnis, dass sie die Kosten für die besondere Ausrüstung des Arztes, die dazu nötig ist, mit Vergnügen bezahlen und den Arzt, dem solche Befugnisse zugesprochen sind, auch weit höher honorieren werden, als einen gewöhnlichen Schiffsarzt. In den Ausstellungsräumen ist eine Ausrüstung ausgestellt, wie wir sie für diesen Zweck nötig halten. Sie kostet höchstens 500 Mk., und das fällt gegenüber den Kosten, die den Reedern unter Umständen auch nur ein durch Quarantäne verlorener Tag bringt, gar nicht ins Gewicht. Dasselbe gilt von dem Betrag, um den die besonders ausgebildeten und mit besonderer Befugnis betrauten Ärzte eventuell höher honoriert werden müssten. Ein verlorener Tag bringt dem Reeder unter Umständen Geldverluste, die damit gar nicht vergleichbar sind. Wenn die Schiffsärzte erst besser honoriert werden, werden sie auch gern einen dreiwöchigen Vorbereitungskursus für ihre schiffsärztliche Tätigkeit durchmachen, und man wird so viel Ärzte, wie man wünscht, immer zur Verfügung haben.

Man hat gegen meinen Vorschlag eingewandt, dass dann zu fürchten sei, dass die Schiffsärzte unter dem Druck der Autorität des Kapitäns, oder durch Bestechungen seitens der Passagiere verleitet, Krankheitsfälle verheimlichen könnten. Das kann ebensogut jetzt schon geschehen; die Ärzte stehen jetzt viel mehr unter dem Druck des Kapitäns, als wenn sie in bezug auf die Seuchengefahr mit autoritativer Befugnis dem Kapitän selbständig gegenüberstehen. Und was die Bestechungsgefahr anlangt, so müssen so viel Umstände zusammentreffen, dass diese Gefahr als eine ausserorentlich fernliegende bezeichnet werden muss. Es muss nicht bloss jemand da sein, der sich bestechen lässt, sondern auch jemand, der besticht, und zwar mit hohen Summen besticht, und die Strafen, die auf solche Vergehen gesetzt sind, nicht achtet. Geheim bleiben ja solche Fälle kaum. Im übrigen ist auch der untersuchende Arzt nicht unfehlbar, auch seine Untersuchung gewährt keinen absoluten Schutz, und wird um so unsicherer, je mehr er dabei die Unterstützung des Schiffsarztes entbehren muss. Es gibt Seuchengefahren, die bei der ersten Untersuchung durch den beamteten Arzt gar nicht erkannt werden können, wenn ihn nicht der Schiffsarzt auf die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtige Spur führt. Wie kann das aber der Schiffsarzt, wenn ihm selber die Mittel dazu fehlen, diese Spur zu finden. Andere Gefahren lassen sich überhaupt erst beurteilen, wenn das Schiff im Hafen ist, z. B. ob pestinfizierte Ratten im Schiff sind oder nicht. Das ist unter Umständen viel schlimmer, als wenn pestkranke Menschen an Bord sind. Es lässt sich aber erst darüber urteilen, wenn das Schiff im Hafen liegt und mit dem Löschen seiner Waren begonnen hat.

Ferner hat man den Einwurf erhoben, dass, wenn wir erst unsere eigenen Schiffe, sofern sie qualifizierte Schiffsärzte an Bord haben, in unsern Häfen nicht mehr regelmässig einer vorgängigen Untersuchung unterwerfen, dass dann auch fremde Schiffe dasselbe Recht verlangen würden. Ich finde, dass uns nichts begegnen könnte, was willkommener wäre. Dann würden nämlich unsere deutschen Passagierschiffe auch in vielen fremden Häfen ohne weiteres freien Zutritt erhalten. Dieser unser eigener Verkehr in auswärtigen Häfen ist aber viel grösser, als der von Passagierschiffen mit ausländischen Ärzten in unsern Häfen. Nach Hamburg kommen z. B. im Jahre kaum ein halbes Dutzend fremder Passagierschiffe mit ausländischen Schiffsärzten.

Wir sind im Laufe der letzten Jahre mit dem Fortschreiten unserer Kenntnisse über die Art der Übertragung der Volksseuchen immer mehr zu der Überzeugung gekommen, dass eine ständige gesundheitliche Überwachung des Verkehrs ohne wesentliche Beschränkung besser ist als Grenzsperren, Quarantänen, Gesundheitspässe und ärztliche Visiten. Von der jetzt schon eingerichteten Überwachung der Schiffe in den deutschen Häfen bis zur Verschiebung dieser Überwachung der Schiffe auf die Zeit während der Reise ist nur ein kleiner Schritt. Je mehr wir tüchtige Ärzte mit entsprechender Ausrüstung an Bord haben, desto geringer wird für uns die Gefahr der Einschleppung von Seuchen durch den Seeverkehr werden, und desto mehr Freiheit von Verkehrsbeschränkungen können wir den Schiffen gewähren. Die bessere Ausrüstung und Fürsorge für die ärztliche Kranken- und Gesundheitspflege an Bord ist also nicht bloss eine ideelle Forderung, die wir im Interesse der Passagiere und Mannschaften erheben, sondern sie hat auch ihre bedeutenden materiellen Vorteile, indem sie den Passagierschiffen grössere Freiheit in der Bewegung in Aussicht stellt. Aber einerlei, ob man so weit gehen will, wie ich wenigstens auf Grund meiner langjährigen Hamburger Erfahrungen zu gehen mich trauen würde, nämlich die Quarantänevisite über Bord werfen und es den — besonders vorgebildeten und ausgerüsteten — Schiffsärzten allein überlassen will, zu beurteilen, ob ihr Schiff ohne weiteres den Verkehr im Hafen eröffnen darf oder nicht: den Beweis hoffe ich, Ihnen geliefert zu haben, dass die Frage der besonderen Ausrüstung unserer Passagierschiffe mit Mitteln zur raschen Stellung der Diagnose der wichtigsten, exotischen Krank-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heiten und die Notwendigkeit einer besonderen Vorbildung der Schiffsärzte nach dieser Richtung nicht bloss eine beschränkte Bedeutung hat für unsere Seeleute und die Seereisenden, sondern dass sie eine weit allgemeinere Wichtigkeit hat für die Sicherung unseres Seeverkehrs und unserer Häfen gegenüber der Gefahr der Einschleppung und dem Umsichgreifen fremder Volksseuchen.*)

Dr. **Treutlein**, Würzburg: Als Illustration zu den trefflichen Ausführungen des Herrn Physikus Dr. Nocht möchte ich mir gestatten, einige Erfahrungen mitzuteilen, welche ich im Laufe des letzten Jahres machen konnte. Ich kehre soeben von einer medizinischen Studienreise um die Welt zurück, und hatte im Laufe des letzten Jahres Gelegenheit, auf ungefähr zehn Schiffen die ärztlichen Verhältnisse zu studieren, und zwar waren diese Schiffe deutscher, englischer, amerikanischer und holländischer Herkunft. Soweit die deutschen Schiffe in Betracht kommen, kann ich das, was Herr Dr. Nocht hier ausführte, voll und ganz bestätigen, dass unsere deutschen Schiffsärzte bei aller vorzüglichen allgemeinen medizinischen Ausbildung trotzdem in Tropenkrankheiten nicht das erforderliche Mass von Ausbildung zeigen. Nun ist das aber nicht nur auf unsern deutschen Schiffen der Fall, sondern ich hatte vor vier Wochen in San Francisco Gelegenheit, einen Vortrag Sir Patric Mansons zu hören, worin er den amerikanischen Reedern dringend ans Herz legte, in San Francisco eine Schule für tropische Erkrankungen zu gründen, da nach Eröffnung des Panamakanals die tropischen Erkrankungen für die Westküste Amerikas eine noch grössere Bedeutung bekommen würden, als sie schon hätten.

Nun sind wir Deutsche in der glücklichen Lage, eine derartige Tropenschule für Ärzte nicht erst gründen zu müssen, sondern sie bereits im Besitz zu haben, in Gestalt des trefflichen Hamburger tropenhygienischen Instituts. Es wäre zu wünschen, dass, ebenso wie die Kriegsmarine und die Schutztruppe eingesehen haben, wie nötig eine spezielle Ausbildung ihrer Ärzte in tropischen Erkrankungen ist, ebenso die grossen deutschen Dampferlinien dies erkennen möchten, damit sie, wie sie in nautischer und wohl gastronomischer Beziehung an der Spitze aller Dampferlinien der Welt marschieren, ebenso auch in medizinischer Hinsicht sich den ersten Platz erobern möchten, indem sie auf alle ihre Passagierschiffe tüchtige, in Tropenkrankheiten ausgebildete Ärzte stellen. (Beifall.)

*) Im Anschluss an seinen Vortrag brachte Herr Physikus Dr. Nocht eine Resolution ein, die von der Versammlung angenommen wurde und in dem Schlussabschnitt dieses Werkes, „Resolutionen", als Resolution IV wiedergegeben ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.
Stellvertreter: Geh. Regierungsrat Dr. **Ebermaier,** Berlin.
Vorsitzender: Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.
Wirkl. Geh. Rat Exzellenz Dr. **Krauel,** Berlin.
Schriftführer: Gerichtsassesor Dr. **Königsberger.**
Referendar **Sabersky,** Berlin.
Dr. jur. **Hardy,** Strassburg i. E.

Die Verpflichtung zur Auslieferung aus den Kolonien seitens der Kolonialstaaten untereinander.

Von Kammergerichtsrat Dr. jur. **Delius** in Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

1. Hat jemand eine strafbare Handlung begangen, so ist es Pflicht des Staates, die Tat zu sühnen und den Übeltäter mit Strafe zu belegen. Das Rechtsbewusstsein des Volkes wird verletzt, wenn es sieht, wie ein geflohener Verbrecher die Früchte seiner Tat (geraubtes oder unterschlagenes Geld) im Auslande ungestört und ruhig geniesst. Das Unterbleiben der Bestrafung wirkt auch anreizend und verlockt zur Nachahmung. Es ist daher von jeher das Bestreben der Staaten gewesen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich durch Verträge zur Auslieferung flüchtiger Verbrecher gegenseitig zu verpflichten. Der Gedanke, die Flucht ins Ausland nützt dir nichts, auch dort wirst du vom Arm der Gerechtigkeit erfasst und der verdienten Strafe im Inlande entgegengeführt, wirkt prophylaktisch und abschreckend. Diese staatsrechtliche Erwägung greift um so mehr Platz in Kolonien, Schutzgebieten und Interessensphären, wo die Staatsgewalt noch nicht so festgefügt ist, wie im Mutterlande, und wo man besonders darauf bedacht sein muss, dass die Staatsautorität durch keinerlei Unterlassung geschwächt wird, endlich die Eingeborenen auf niedriger Kulturstufe stehen. Überdies ist es in den noch weniger entwickelten Kolonien ausserordentlich leicht, über die kaum bewachte Grenze zu kommen. Dass also die Auslieferung auch für die Kolonien ein Bedürfnis ist, bedarf wohl keines Beweises. Es würde kriminalpolitisch höchst verkehrt sein, wenn man bei der Flucht eines verbrecherischen Eingeborenen sich auf den Standpunkt stellen wollte: „Gottlob, ein unnützer Farbiger weniger, lasst ihn ruhig laufen."

2. Um ausliefern zu können, muss der ausliefernde Staat des Verbrechers zunächst habhaft werden. Gerade die Kolonien mit ihren weiten, unbevölkerten Distrikten, bieten dem Verbrecher, welcher glücklich über die Grenze gekommen ist, manchen guten Schlupfwinkel, wo er von den Behörden des fremden Staates auch beim besten Willen nicht aufgefunden werden kann. Da empfiehlt es sich nun, ein Rechtsinstitut, welches bis jetzt nur innerhalb des Deutschen Reiches und im Verkehr desselben mit Österreich praktisch geübt wird, international auszugestalten, ich meine die sogenannte N a c h e i l e, die Verfolgung über die Landesgrenze. Man denke sich, deutsche Kolonialbeamte verfolgen flüchtige Mörder oder Brandstifter, sie sind ihnen unmittelbar auf den Fersen, noch einige Kilometer, und die Flüchtigen sind eingeholt. Plötzlich tauchen die schwarz-weiss-roten Grenzpfähle auf, englisches Gebiet erscheint. Während die Beamten über die Grenze nicht hinaus dürfen, flüchten die Verbrecher weiter und verschwinden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. In solchen Fällen müssen deutsche und umgekehrt englische Beamte berechtigt sein, über die Grenze hinaus zu verfolgen, bis sie des Verbrechers habhaft werden. Natürlich darf die Verfolgung nicht bis in infinitum ausgedehnt werden, da es zu Unannehmlichkeiten führen könnte, wenn mitten im Lande fremde Polizeibeamte auftauchen. Aber bis zu 50 Kilometer ins fremde Land hinein muss die Verfolgung zulässig sein. Wird der Verbrecher innerhalb dieses Grenzgürtels ergriffen, so darf er nicht mit ins eigene Land zurückgenommen werden, sondern ist der nächsten zuständigen fremden Behörde vorzuführen, welche ihn in Gewahrsam nimmt. Demnächst ist das Auslieferungsverfahren einzuleiten. Die Nacheile ersetzt also nicht die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auslieferung, sondern hat nur den Zweck, die demnächstige Auslieferung zu sichern und vorzubereiten. Die Hoheitsrechte des fremden Staates werden überall respektiert, trotz der Ergreifung durch deutsche Beamte wird es zulässig sein, die Auslieferung zu verweigern, weil sich herausstellt, dass der Flüchtling als politischer Verbrecher anzusehen ist. Es empfiehlt sich daher, folgende Bestimmung in die Auslieferungsverträge aufzunehmen:

„In dringenden Fällen, wo Gefahr im Verzuge obwaltet, sind die Polizei- und Sicherheitsbeamten ermächtigt, flüchtige Verbrecher über die Landesgrenze des andern Staates zu verfolgen und innerhalb des Grenzgebietes bis zu 50 Kilometer festzunehmen. Die Festgenommenen sind an die nächste Polizeibehörde des fremden Staates abzuliefern."

Die Nacheile darf nicht mit dem völkerrechtlichen droit de poursuite verwechselt werden. Auf Grund des letzteren kann der Uferstaat fremde Schiffe, die auf dem unter seiner Gebietshoheit stehenden Gebiet sich einer Straftat schuldig gemacht haben, in die hohe See verfolgen. Dies Recht erlischt aber, sobald das verfolgte Schiff in andere Küstengewässer gelangt ist. Der wesentliche Unterschied dieses seerechtlichen Rechtsinstituts von der Nacheile auf dem Lande besteht also darin, dass in letzterem Falle die Verfolgung in den Hoheitsbereich eines fremden Staates zulässig ist. Ich glaube, dass die internationale Einführung der Nacheile in den Kolonien auf keine Schwierigkeiten stossen wird, da die Ermöglichung der Bestrafung flüchtiger Verbrecher doch im wohlverstandenen Interesse aller Kulturvölker liegt.

3. Unsere Kolonialauslieferungsverträge sind wenig zahlreich. Das Deutsche Reich hat mit dem Kongostaate den Vertrag vom 25. Juli 1890 abgeschlossen. Dieser regelt aber nur die Auslieferung zwischen unsern afrikanischen Schutzgebieten und dem Kongostaat. Ferner haben wir den Vertrag mit England vom 5. Mai 1894 und denjenigen mit den Niederlanden vom 21. September 1897. Beide erstrecken sich auf die Auslieferung zwischen den englischen bezw. niederländischen Kolonien einerseits und den deutschen Schutzgebieten, Besitzungen und Interessensphären in Afrika, Neu-Guinea und im westlichen Stillen Ozean anderseits. Das auf dem asiatischen Festlande belegene Kiautschou fällt nicht darunter; auch bleibt es zweifelhaft, ob die Verträge sich auch auf die Karolineninseln beziehen, welche wir erst später erworben haben. Nun haben wir zwar Reichsauslieferungsverträge mit Spanien und Italien, auch haben die meisten deutschen Bundesstaaten mit Frankreich und Nordamerika Verträge geschlossen. Allein es fehlt eine ausdrückliche Bestimmung, ob sich diese Verträge mit den Mutterländern ohne weiteres auch auf die Kolonien beziehen. In Frankreich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und den Niederlanden neigt man zur Verneinung dieser Frage. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine besondere Abmachung, welche seit September dieses Jahres in Kraft ist, für erforderlich erachtet, um ihre Auslieferungsverträge mit Deutschland auch auf die Philippinen zu erstrecken. Wollte man aber auch die Verträge des Mutterlandes auf die Kolonien für anwendbar erachten, so bliebe im Verkehr mit Frankreich noch zweifelhaft, ob die Auslieferung aus unsern Reichsschutzgebieten auf Grund des preussischen oder des bayrischen usw. Vertrages erfolgen soll. Das richtigste wäre dann wohl, den preussischen für massgebend zu erklären. Der Vertrag mit Spanien vom Jahre 1878 erwähnt zwar die Kolonien, aber nur die spanischen. Bei dem Formalismus, der im Auslieferungsrecht herrscht, ist es denkbar, dass Spanien die Ausdehnung des Vertrages auf unsere Kolonien verneint, weil wir dieselben erst später erworben haben. Mit Portugal, welches uns wegen der afrikanischen Besitzungen interessiert, haben wir überhaupt keinen Vertrag, weder mit dem Mutterlande, noch bezüglich der Kolonien. Mit unsern Verträgen ist es also nicht sonderlich bestellt. Nun besteht zwar völkerrechtlich die Pflicht, auch ohne Vertrag schwere Verbrecher, sofern sie nicht Landeskinder sind und kein politisches Delikt vorliegt, auszuliefern. Allein diese völkerrechtliche Usance ist zu unbestimmt, um einen regelrechten Auslieferungsverkehr zu gewährleisten, auch müssen die Verhandlungen über die Auslieferung dann stets zwischen den Zentralregierungen in den Mutterlanden geführt werden. Es erscheint daher notwendig, besondere Auslieferungsverträge für die Kolonien abzuschliessen, in welchen den Verhältnissen derselben genügend Rechnung getragen wird. Die Verträge haben sich auch auf die in Zukunft zu erwerbenden Kolonien zu erstrecken und ferner den Verkehr nicht bloss der Kolonien untereinander, sondern auch den der Mutterländer mit den fremden Kolonien zu regeln. So wird eine sichere und zweifelsfreie Unterlage geschaffen.

Derartige Auslieferungsverträge haben natürlich die Mutterländer für die Kolonien abzuschliessen, da letztere, selbst die so selbständig gestellten englischen, völkerrechtliche Vertragsfähigkeit nicht besitzen.

4. Die Entscheidung über ein Auslieferungsgesuch kann jedoch dem Reichskanzler oder dem Bundesrat nicht übertragen werden, da dies Verfahren zu zeitraubend und auch wegen des telegraphischen Verkehrs zu kostspielig wäre. Man denke sich, ein Mörder flieht von Deutsch-Samoa nach der benachbarten amerikanischen Insel. Soll nun zwischen Berlin und Washington über die Auslieferung dieses Verbrechers verhandelt werden? Die Entscheidung ist deshalb der obersten Behörde in jeder Kolonie zu übertragen, wie dies schon in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verträgen mit England, Holland und dem Kongostaat geschehen ist. Schwierigkeiten wird wohl nur Frankreich machen, welches stets von Paris aus entscheiden will. Ich glaube sogar, dass noch eine weitere Dezentralisation angängig ist. Der Gouverneur ist von manchen Stationen aus schwer erreichbar, der Bezirksamtmann steht den Verhältnissen näher. Ihm dürfte die Entscheidung über die Auslieferung Farbiger übertragen werden können. Auch über Weisse wird er Entscheidung treffen dürfen, wenn diese gegen die Auslieferung nicht protestieren. Die Uebertragung dieser Befugnis ist natürlich jederzeit widerrufbar.

Eine Mitwirkung der Gerichte beim Auslieferungsverfahren findet in Deutschland nicht statt. Es entscheiden ausschliesslich die Verwaltungsbehörden, in Preussen der Justizminister und der Minister des Innern. Eine Änderung dieses Rechtszustandes ist für die Kolonien nicht anzustreben. Die auslieferndn Behörden prüfen nicht, ob der Flüchtling des ihm zur Last gelegten Verbrechens auch wirklich schuldig ist, sondern nehmen ohne weiteres die in dem Auslieferungsgesuche behauptete Tatsache als richtig hin und überlassen die Prüfung der Schuldfrage dem erkennenden Gericht. Nur im Verkehr mit England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird die Schuldfrage geprüft, so dass eine Mitwirkung des Gerichtes notwendig wird. Es steht nicht zu erwarten, dass England dies zeitraubende und umständliche Verfahren für den Kolonialkverkehr fallen lassen wird. Die Prüfung der Schuldfrage wird zweckmässig den Gerichten II. Instanz in jedem Schutzgebiet übertragen.

Wenn nun auch die Entscheidung über das Auslieferungsgesuch dem Gouverneur zusteht, so braucht doch nicht der ganze Schriftenwechsel durch seine Hände zu gehen. In den Mutterländern muss der sogenannte diplomatische Weg im Auslieferungsverkehr innegehalten werden. Das Auslieferungsgesuch muss gewöhnlich 5—6 verschiedene Amtsstellen durchlaufen, und auf der Rücktour ebensoviele. Es ist klar, dass bei diesem Verfahren, selbst bei ausgiebigster Benutzung des kostspieligen Telegraphen, viel kostbare Zeit verloren geht, während welcher der Verbrecher Gelegenheit findet, sich unsichtbar zu machen und die Spuren der Tat zu verwischen. Hier gilt es nun, mit mutigem Griff einen alten Zopf abzuschneiden. Es muss unmittelbarer Schriftwechsel und Depeschenverkehr zwischen den beiderseitigen Kolonialbehörden, auch der nachgeordneten, eingeführt werden. Auf Ansuchen eines Bezirksamtmanns muss die Polizeibehörde einer fremden Kolonie den flüchtigen Verbrecher vorläufig festnehmen. Das förmliche Auslieferungsgesuch muss natürlich vom Gouverneur ausgehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Welche Personen sollen ausgeliefert werden? Unser Strafgesetzbuch bestimmt, dass ein Deutscher an einen ausländischen Staat nicht ausgeliefert werden darf. Dieser Grundsatz ist in den Verträgen mit England, Holland und dem Kongostaat auch auf die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete und Interessensphären ausgedehnt. Hieran wird festzuhalten sein. England und Nordamerika liefern auch ihre eigenen Landeskinder aus. In manchen Fällen mag die Aburteilung am Ort der Tat wünschenswert sein, das gibt aber noch keinen Anlass, auf den so überaus wichtigen Grundsatz der Nichtauslieferung Landesangehöriger zu verzichten. Ueberdies kann durch die modernen technischen Hilfsmittel, z. B. die Photographie, auch dem 1000 Meilen vom Tatort entfernten Richter ein ausreichendes Bild von der Örtlichkeit gegeben werden.

6. Es fragt sich, wegen welcher Delikte soll Auslieferung stattfinden? Man kann hier wohl ohne weiteres die in den Verträgen des Deutschen Reiches aufgezählten Straftaten akzeptieren. Erfordern die Verhältnisse einer Kolonie eine Ausdehnung auf andere Delikte, z. B. den Waffenschmuggel — hierüber wird man Berichte einfordern müssen —, so ist die Zahl der Auslieferungsdelikte entsprechend zu vergrössern. Die Tat, derentwegen Auslieferung verlangt wird, muss nach dem Strafrecht beider Staaten überhaupt strafbar sein, Prinzip der identischen Norm. Kein Staat kann verpflichtet sein, jemanden wegen einer Tat auszuliefern, welche er selbst für straflos hält. Ich erwähne dies nur, weil selbst die Strafgesetzbücher der europäischen Staaten grosse Verschiedenheiten zeigen. Nach belgischem Recht ist der Versuch des Betruges nicht strafbar, auch muss beim vollendeten Betrug der Betrüger listige Kunstgriffe angewendet haben, ein Erfordernis, welches das deutsche Strafrecht nicht kennt. Natürlich darf das Prinzip der identischen Norm nicht überspannt werden. Ein Binnenstaat, wie die Schweiz, muss natürlich wegen Seeraubs ausliefern, obwohl sein Strafgesetzbuch dieses Delikt nicht aufzählt.

7. Ich komme jetzt zu dem schwierigsten Problem des Auslieferungsrechts, zu der Auslieferung wegen politischer Delikte.

Die herrschende Lehre unterscheidet absolut- und relativ-politische Delikte. Die absolut-politischen sind solche, durch welche keine andern als politische Rechte der Staatsgewalt oder der Staatsbürger angegriffen werden. Unter den relativ-politischen versteht man diejenigen, welche eine Änderung der politischen Verhältnisse durch Handlungen anstreben, die auch, abgesehen von ihrem Zweck, ihrer sonstigen Beschaffenheit nach strafbar sind, welche also neben den Merkmalen eines politischen Delikts, auch die eines gemeinen Delikts, z. B. Mord, Brandstiftung u. dergl., an sich tragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ein festgewurzelter Grundsatz des Völkerrechts, dass wegen politischer Straftaten, z. B. wegen Hoch- und Landesverrats, Majestätsbeleidigung, nicht ausgeliefert wird. Um die Mitte des vorigen Jahrhundert war der politische Flüchtling eine Figur, die sich gewisser Sympathien erfreute. Diese Auffassung änderte sich, als die Sache nicht mehr beim Halten aufrührerischer Reden blieb, sondern man zur Tat schritt und Staatsoberhäupter ermordete oder wenigstens zu ermorden versuchte. Die wiederholten Attentate führten zu einer Einschränkung des Asyls politischer Verbrecher und zur Einführung der sogenannten belgischen Attentatsklausel. Sie lautet: „Der Angriff gegen das Oberhaupt einer fremden Regierung oder Mitglieder seiner Familie soll weder als politisches Verbrechen oder Vergehen, noch als mit einer solchen im Zusammenhange stehend angesehen werden, wenn dieser Angriff den Tatbestand des Mordes oder des Totschlags bildet."

Diese Klausel gilt jetzt fast in allen Kulturstaaten, nur England, Italien und die Schweiz haben sie nicht adoptiert. Die Klausel ist indes nicht ausreichend, sie schützt zwar die Staatsoberhäupter und deren Familien, aber nicht die Untertanen, welche bei Ausführung eines politischen Delikts Leben oder bei Brandstiftung ihr Eigentum einbüssten. Das Institut für internationales Recht hat deshalb folgende Klausel vorgeschlagen: 1. Handlungen, welche alle Eigenschaften unrechtlicher Verbrechen an sich tragen (Mord, Brandstiftung und Raub), begründen wegen der blossen politischen Absicht ihrer Urheber keine Ausnahme von der Auslieferung. 2. Für die Prüfung der Handlungen, welche während einer politischen Rebellion, eines Aufstandes oder eines Bürgerkrieges begangen sind, kommt es darauf an, ob dieselben durch die Gebräuche des Krieges entschuldigt werden oder nicht.

Ob die Klausel des Instituts die zutreffende ist, kann hier nicht näher untersucht werden. Mir scheint es, als ob das schweizerische Auslieferungsgesetz eine richtigere Unterscheidung trifft. Nach derselben wird die Auslieferung bewilligt, obschon der Täter einen politischen Beweggrund oder Zweck vorschützt, wenn die Handlung vorwiegend den Charakter eines gemeinen Verbrechens oder Vergehens hat. Einen für alle Fälle passenden Lehrsatz wird man nicht aufstellen können, es muss jeder Fall einzeln geprüft und entschieden werden. Die Frage, ob das politische Moment überwiegt, ist ausserordentlich schwer zu entscheiden. In der Schweiz hat man die Entscheidung, ob ein politisches Delikt vorliegt, in die Hände eines unabhängigen, politischen Strömungen unzugänglichen Gerichtshofes, des Bundesgerichts in Lausanne, gelegt, welcher nach freiem Ermessen urteilt. Auch für uns, insbesondere für die Kolonien, empfiehlt sich das gleiche Verfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am geeignetsten erscheint das Gericht II. Instanz in jedem Schutzgebiet.

Mit Rücksicht auf die Bestialitäten in Südwestafrika ist der Gedanke laut geworden, den Eingeborenen (Farbigen) das Asylrecht wegen eines politischen Verbrechens überhaupt zu nehmen. Dagegen möchte ich mich entschieden aussprechen. Keine Gesetzgebung ab irato. Auch ein Farbiger ist ein Mensch, und es widerspricht der modernen Auffassung, ihn völkerrechtlich anders zu stellen, als den Weissen. Wo will man auch die Grenze ziehen? Sollen auch Mischlinge zwischen Farbigen und Weissen des Asylrechts beraubt sein? Jedenfalls wird England, der grösste Kolonialstaat, sich weigerlich verhalten und daran schon der Vorschlag scheitern.

Einer besonderen Erörterung bedürfen die während eines Aufstandes, Bürgerkrieges usw. begangenen Delikte.

Es ist unbedenklich zu behaupten, dass jeder Aufstand ein hoch- bezw. landesverräterisches Unternehmen ist. Es soll die bestehende Staatsverfassung beseitigt und eine andere an deren Stelle gesetzt werden. In unsern Kolonien bezwecken die Aufstände die Beseitigung der deutschen Herrschaft.

Wenn wir einen aufständischen Hottentotten oder Herero in die Gewalt bekommen, so bestrafen wir ihn nach der Strenge unserer Gesetze als Hochverräter. Ist er aber auf fremdes Terrain, auf englisches Gebiet geflüchtet, dann hindert der Umstand, dass ein politisches Delikt vorliegt, seine Auslieferung. Die Frage, ob England die Aufständischen als kriegführende Partei anerkennt oder nicht, hängt mit der Auslieferungspflicht nicht zusammen. Man könnte höchstens sagen, dass Angehörige einer anerkannten kriegführenden Partei erst nach Beendigung des Aufstandes ausgeliefert werden, um diese Partei nicht numerisch zu schwächen, während andernfalls eine Auslieferung noch während der Unruhen statthaft ist.

Die Frage, ob kriegführende Partei oder nicht, ist wichtig für den Umfang der Pflichten Englands als neutralen Staates. Gesetzt den Fall, die Engländer erkennen die Hottentotten als kriegführende Partei an, so sind sie nach unbestritten klarem Völkerrecht verpflichtet, dieselben beim Übertritt auf englisches Gebiet zu entwaffnen und zu internieren, damit verhindert wird, dass sie von neuem in deutsches Gebiet wieder einbrechen. Aber auch wenn England die Aufständischen nicht als kriegführende Partei anerkennt, hat es die Pflicht, die übergetretenen Aufständischen auf englischem Gebiete festzuhalten. Es widerspricht allen Grundsätzen des Völkerrechts, wenn ein neutraler Staat Aufständischen des Nachbarstaates Unterschlupf gewährt und es zulässt, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieselben durch die Ruhe neu gestärkt, neu verproviantiert, mit neuen Waffen versehen, in den Nachbarstaat wieder einfallen.

Wenn tatsächlich aufständische Häuptlinge mit ihrem Anhang, nachdem sie auf englisches Gebiet übergetreten waren, wieder in unser Schutzgebiet zurückgekehrt sind, so möchte ich das nicht ohne weiteres auf die Schuld der englischen Behörden zurückführen. Man bedenke, dass die deutsch-englische Grenze in Afrika nicht wie die russische überall durch Grenzsoldaten abgesperrt ist. Es ist daher wohl möglich, dass die englischen Behörden von dem Eintritt sowohl wie von dem Rückmarsch der Aufständischen nichts gemerkt haben. Vielleicht haben sie auch nicht die Möglichkeit gehabt, mit ihrer schwachen Polizeimacht sie festzuhalten. Wie gesagt, man braucht nicht gleich an schlechte Absichten bei den Engländern zu denken. Die neuesten Zeitungsberichte lassen allerdings das Verhalten der englischen Behörden in etwas eigentümlichem Lichte erscheinen.

Nach dieser kleinen völkerrechtlichen Abschweifung kehre ich zu unserm eigentlichen Thema zurück. Aufständische sind, obwohl ihrem Beginnen ein politisches Delikt zu Grunde liegt, gleichwohl nicht gegen die Auslieferung unbedingt gesichert. Wenn in einem regulären Kriege ein Soldat seinen Gegner tötet oder die Artillerie ein Dorf in Brand schiesst, wird es keinem Vernünftigen einfallen, von einem Morde oder einer Brandstiftung zu reden. Bei einem Aufstande, also bei einer Empörung gegen die gesetzliche Obrigkeit, war man früher geneigt, in dem gleichen Tun ein Delikt zu erblicken. Man hat sich jedoch veranlasst gesehen, diejenigen Handlungen von der Auslieferungspflicht auszunehmen, welche die Aufständischen ausführen mussten, wenn überhaupt ihr Unternehmen gelingen sollte. Dazu gehört in erster Linie der Gebrauch der Waffe gegen die Regierungstruppen. Man hat nun gefordert, dass diejenigen Handlungen für entschuldbar, und deshalb für nicht auslieferungspflichtig erklärt werden sollten, welche durch die bei Bürgerkriegen, Aufständen usw. herrschenden Gebräuche entschuldigt wurden, da man an Aufständischen, besonders beim Beginn der Erhebung doch unmöglich so strenge Anforderungen stellen könne, wie an reguläre Truppen, z. B. bezüglich der Uniformen, ordnungsmässiger Waffen usw.; dies Verlangen ist unerfüllbar. Es mag sein, dass sich in Frankreich infolge seiner zahlreichen Revolutionen Usancen hinsichtlich des im Bürgerkriege Statthaften gebildet haben, wir in Deutschland kennen derartiges glücklicherweise noch nicht. Es bleibt daher nur übrig, wie auch das Institut für internationales Recht vorschlägt, diejenigen Handlungen von der Auslieferungspflicht auszunehmen, welche durch die Usancen des Krieges, welche jetzt in der Haager Konvention festgelegt sind, entschuldigt werden. Es erscheint auch ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegig, die Taten Aufständischer besonders wohlwollend zu behandeln. Nun ist es richtig, dass die Eingeborenen unserer Schutzgebiete unzivilisierte Völker sind, von denen man eine Kenntnis der Bestimmungen der Haager Konvention über die Kriegsgebräuche nicht erwarten darf. Allein es gibt Handlungen, welche jeder Mensch, auch der auf der niedrigsten Kulturstufe stehende, als unerlaubt erkennen muss. Ich meine das Hinmorden friedlicher Ansiedler und ihrer Familienangehörigen. Ob das Niederbrennen der Farmen durch die Gebräuche des Krieges entschuldigt wird, weil die Gebäude den Regierungstruppen als Stützpunkte dienen könnten, darüber lässt sich streiten. Dasselbe würde gelten, wenn die Aufständischen die männlichen Ansiedler nur gefangen genommen hätten, weil dieselben, als Angehörige des Beurlaubtenstandes, später einen Bestandteil der Regierungstruppen gebildet hätten. Hier würde vielleicht von einer Brandstiftung oder Freiheitsberaubung keine Rede sein können. Allein der Mord ist nicht zu entschuldigen. Diese Tat hat, um den Ausdruck des schweizerischen Auslieferungsgesetzes zu gebrauchen, überwiegend den Charakter eines gemeinen, nicht eines politischen Delikts. Wegen dieser Morde müsste England nach meiner Ansicht, die Auslieferung bewilligen. Die Stellung Englands zu dieser Auslieferungsfrage bleibt zweifelhaft. Als im Jahre 1871 Frankreich wegen Auslieferung der Mitglieder der Pariser Kommune offiziös in London anfragte, erhielt es eine ablehnende Antwort, so dass ein offizielles Auslieferungsgesuch gar nicht gestellt wurde. Als die Auslieferung von Castioni, welcher in Bellinzona bei einem Aufstande den Staatsrat Rossi erschossen hatte, im Jahre 1890 von England gefordert wurde, lehnte das Gericht (die Queens Bench) dieselbe ab, weil ein politisches Delikt in weiterem Sinne vorliege, wenn es einen Teil oder Zwischenfall einer politischen Bewegung, oder eines Aufstandes bilde. Man sieht also, England ist für ein weitgehendes politisches Asyl. Ob die deutsche Regierung die Auslieferung von Hereros oder Hottentotten verlangt hat, ist mir nicht bekannt. Es wird ungeheuer schwer sein, die Mörder einzeln zu bezeichnen. Sollte dies jedoch möglich sein, so erscheint es mir angezeigt, die Auslieferung zu beantragen, damit England in dieser hochwichtigen, alle Kolonialstaaten gleichmässig interessierenden Frage Farbe bekennen muss. Die Erledigung des Antrags liegt zwar in den Händen der Kapregierung, diese wird jedoch ohne Rückfrage in London wohl nicht entscheiden.

8. Eine ähnliche Stellung, wie die politischen Delikte, nehmen die militärischen ein. Abgesehen von unsern Deserteurkartellen mit Dänemark und Österreich, ist es Grundsatz, dass wegen Fahnenflucht (Desertion) nicht ausgeliefert wird. Hat der Deserteur ausserdem sogenannte gemeine Delikte begangen, so wird er zwar dieser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halb ausgeliefert, jedoch zur Bedingung gemacht, dass er wegen Desertion nicht bestraft, auch dieselbe nicht etwa strafschärfend berücksichtigt wird. Hat der Flüchtige ein gemischt gemein-militärisches Delikt begangen, z. B. einen Diebstahl gegenüber seinen Vorgesetzten, so wird nur wegen einfachen, nach dem bürgerlichen Strafgesetzbuch zu bestrafenden Diebstahls ausgeliefert. Das Qualifikationsmoment, dass der Diebstahl gegenüber dem Vorgesetzten begangen ist, darf auch bei der Strafabmessung nicht berücksichtigt werden.

Eine besondere Stellung nehmen die Deserteure der Handels- und Kriegsmarine ein. Dieselben werden auf Ansuchen des Kapitäns seitens der Behörden des fremden Staates ohne weitere Förmlichkeiten ausgeliefert, da wegen der Interessen der Schiffahrt ein Entweichen der Mannschaft verhindert werden muss. Hat der Deserteur sich eines gemeinen Delikts, z. B. des Diebstahls usw., schuldig gemacht, so wird ein förmliches Auslieferungsverfahren eingeleitet werden müssen.

Haben die Deserteure jedoch ein politisches Delikt begangen, so unterbleibt ihre Auslieferung. Mit Recht hat deshalb Rumänien die Auslieferung der Mannschaft des russischen Rebellenschiffes „Knäs Potemkin" geweigert.

9. Ist nun jemand ausgeliefert, so fragt sich, wegen welcher Straftaten darf derselbe von den inländischen Gerichten bestraft werden. Nach dem sogenannten Spezialitätsprinzip darf nur Verurteilung gerade wegen derjenigen Handlungen erfolgen, wegen deren die Auslieferung erfolgte. Stellt sich also — und das kommt gar nicht selten vor — nach der Auslieferung heraus, dass der Verbrecher noch andere Straftaten verübt hat, so muss von neuem die umständliche Auslieferungsprozedur wiederholt werden, damit der Flüchtling auch wegen dieser Straftaten verurteilt werden kann. Das ist zwar unangenehm, aber schliesslich noch erträglich. Anders verhält es sich, wenn die neu entdeckte Tat gar kein Auslieferungsdelikt ist. In diesem Falle hilft auch die nachträgliche Zustimmung des ausliefernden Staates nichts. In den Verträgen des Deutschen Reichs mit ausländischen Staaten findet sich nämlich die merkwürdige Bestimmung, dass wegen eines in dem Vertrage nicht aufgeführten Delikts eine Strafverfolgung oder Strafvollstreckung nicht stattfinden darf. Damit haben sich die Regierungen die Hände gebunden. Wenn der ausliefernde Staat auch wollte, er darf nicht einmal seine Zustimmung geben. In Deutschland gelten die Auslieferungsverträge als Reichsgesetz, eine Abänderung derselben kann also nur durch Reichsgesetz, also durch übereinstimmenden Beschluss des Bundesrats und des Reichstags, nicht durch die Regierung allein, erfolgen. Es kann also vorkommen, dass ein Ausgelieferter,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn er wegen des Delikts, das zu seiner Auslieferung Anlass gab, freigesprochen wird, einfach freigelassen werden muss, obwohl er noch einer Reihe anderer Straftaten beschuldigt und überführt ist, welche nur die böse Eigenschaft haben, keine Auslieferungsdelikte zu sein. Ganz unerträglich wird aber die Sache, wenn sich in der Hauptverhandlung herausstellt, dass auch das zur Auslieferung Anlass gebende Delikt in Wirklichkeit nicht zu den Straftaten gehört, wegen welcher die Auslieferung bewilligt werden darf. Nach dem deutsch-italienischen Vertrage ist Diebstahl, Unterschlagung oder Betrug nur dann Auslieferungsdelikt, wenn der Wert 1000 Francs beträgt. Ergibt nun die Hauptverhandlung, dass der Schaden nur 999 Francs beträgt, dann müssen die deutschen Gerichte ihre Tätigkeit einstellen. Dass ein solcher Zustand abgeschafft werden muss, ist wohl ohne weiteres klar. Handelt es sich um die Erwirkung einer Auslieferung überhaupt, so ist es, nicht bloss vom Standpunkte eines Finanzministers, verständlich, dass man nur wegen der erheblicheren Delikte die bedeutenden Kosten einer Auslieferung anwendet. Ich erwähne, dass die Auslieferung eines Verbrechers seitens Nordamerikas an Frankreich einmal 200 000 Francs gekostet hat. Ist aber der Verbrecher einmal ausgeliefert, dann muss er auch wegen aller strafbaren Handlungen bestraft werden, welche er begangen hat. Eine Ausnahme wäre nur wegen der überwiegend politischen Delikte zu machen, auch müsste verlangt werden, dass die Tat nach dem Rechte des Zufluchtsstaats überhaupt strafbar, beziehungsweise noch strafbar, also noch nicht verjährt ist. Weitere Beschränkungen sind vom Übel.

Überraschen muss auch die Tatsache, dass, wenn auch der Ausgelieferte die Aburteilung wegen der Nichtauslieferungsdelikte selbst wünscht, weil er reine Bahn machen will, dies wegen der oben erwähnten Klausel nicht möglich ist. Ich meine nun zwar, dass, wenn der Angeklagte selbst auf das Asyl und das Spezialitätsprinzip verzichtet, der ausliefernde Staat keine Veranlassung hat, ihm diese Wohltat noch aufzudrängen. In der Rechtsprechung ist jedoch das Gegenteil angenommen, und es empfiehlt sich daher die Aufnahme einer ausdrücklichen Bestimmung in die Kolonialverträge.

Auch die sogenannte extradition volontaire, d. h. der Verzicht auf ein förmliches Auslieferungsverfahren, muss für zulässig erklärt werden. Diesfalls wird der Flüchtige sofort an die Grenze gebracht und kann dann wegen aller Delikte bestraft werden, wie wenn er freiwillig zurückgekehrt wäre. Die sogenannte freiwillige Auslieferung ist besonders in Frankreich und Belgien praktisch. Das Auslieferungsverfahren ist oft recht umständlich, die Untersuchungshaft dauert lange. Da will man nun dem Flüchtling, welcher sich schuldig fühlt und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strafe abbüssen will, Gelegenheit geben, auch möglichst bald abgeurteilt zu werden.

Wenn nun der Ausgelieferte infolge des sogenannten Spezialitätsprinzips nicht bestraft werden darf, wie lange darf er sich dann in dem Staate, an den er ausgeliefert ist, aufhalten? Viele Verträge setzen ihm eine Frist von drei Monaten, bis zu welcher er das Land verlassen muss. Da andere Verträge die Fristbestimmung nicht kennen, so hat man angenommen, dass der Ausgelieferte sich ruhig in dem Lande aufhalten dürfe. Das ist natürlich irrig. Die Frist von drei Monaten erscheint viel zu lang. Man denke sich, wie der Ausgelieferte während dieser Zeit die inländischen Behörden, welche ihm nichts anhaben können, ausreichend verhöhnen kann. Es ist daher nötig, zu bestimmen, dass der Ausgelieferte dann wegen der Nichtauslieferungsdelikte bestraft werden kann, wenn er genügend Zeit gehabt hat, um sich aus dem Lande zu entfernen. Es wird ihm vom Gerichte gleich eine bestimmte Frist gesetzt. Wie lang die Frist zu bemessen ist, hängt von den Umständen ab. Ein Franzose, welcher nach Memel ausgeliefert ist, braucht längere Zeit, um nach seiner Heimat zu kommen, als im gleichen Falle ein Russe. Grundsätzlich muss verlangt werden, dass der Ausgelieferte, nachdem er freigesprochen oder seine Strafe abgemacht hat, sich unverzüglich daran macht, Deutschland zu verlassen. Auch dieser Punkt bedarf ausdrücklicher vertraglicher Festlegung.

Wir sehen, dass auf dem Gebiete des kolonialen Auslieferungsrechts noch eine Reihe von Punkten zu verbessern ist, welche zum Teil auch das Recht der Mutterländer berühren. Möge die anzubahnende Reform auf dem Gebiete des Auslieferungsrechts überhaupt, auch den Kolonien die ersehnte Besserung bringen.

Die Verpflichtung zur Auslieferung aus den Kolonien seitens der Kolonialstaaten untereinander.

Gutachten des Amtsrichters und Privatdozenten
Dr. **Max Fleischmann**, Halle a. S.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Das Leben war wieder einmal klüger als alle Bücher. Der Aufstand in Südwestafrika, das Übertreten aufständischer Eingeborenen auf fremdes Staatsgebiet, wo ihnen Rettung vor den deutschen Straf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerichten winkt, hat uns mit einem Schlage zu einer Entschliessung in der Auslieferungsfrage gedrängt, an der die Literatur unseres Kolonial- und Völkerrechtes bisher mit wenigen allgemeinen Wendungen vorübergegangen ist. Aus der Not geboren ist also das Thema für den Kolonialkongress, mit Fug ist ihm die erste Stelle eingeräumt.

Eine Lösung der kolonialen Auslieferungsfrage ist nur möglich, wenn man sie, unbeirrt durch ihren brennenden Charakter, von einem weiteren, allgemeinen Standpunkte aus betrachtet, wenn man sie in Zusammenhang setzt oder sie in ihrem natürlichen Zusammenhange belässt mit den Grundlagen des Auslieferungsrechts überhaupt. Das ist der Ausgangspunkt des Herrn Referenten, der aus dem weitschichtigen Materiale die massgebenden Momente herausgeschält und in dieses Bild des allgemeinen Auslieferungsrechtes die Striche für die kolonialen Eigentümlichkeiten eingetragen hat. Die Aufgabe des Korreferenten ist es, eine Nachlese am Tatsächlichen zu halten, die Ausführungen und Schlussfolgerungen zu würdigen. Doch mit solch halb nur negativem (und ermüdendem) Vorbringen halte ich in so wichtiger Frage meine Aufgabe nicht für erschöpft. Das Korreferat soll ein zweites Gutachten sein, selbständig gewonnen aus selbständiger Betrachtung. Darum gestatten Sie mir, es auch so, wie es sich bei eigener, von dem Referenten unabhängiger Aufstellung gestaltet hat, einigermassen abgerundet, Ihnen vorzuführen. Stellenweise werde ich natürlich mit dem Herrn Referenten zusammengehen müssen, in andern Punkten werden sich unsere Wege scheiden. Vor allem ist mein Ausgangspunkt ein anderer.

Der Herr Referent hat das Schwergewicht seiner Ausführungen mehr und mehr auf das allgemeine Auslieferungsrecht gelegt und legen müssen. Nicht alle Eigentümlichkeiten der kolonialen Auslieferungsfrage konnten in seinem Rahmen den gebührenden Platz finden. Dieses koloniale Auslieferungsrecht möchte ich nun in die Mitte rücken, Einzelheiten und Eigenheiten schärfer betonen; denn nur, wenn man beide Seiten gleichmässig überblickt, das allgemeine Auslieferungsrecht und den gegenwärtigen Stand des kolonialen Sonderrechts, ist die Gefahr vermieden, Forderungen zu erheben, die teils zurzeit nicht erfüllbar, teils aber überflüssig, weil schon erfüllt sind. Die feinen Züge, mit denen der Herr Referent das koloniale Auslieferungsrecht eingezeichnet hat, werden sich bei dieser Betrachtungsweise allerdings vergröbern, das koloniale Recht aber wird dafür in schärfere Beleuchtung treten, und dank den Ausführungen des Herrn Referenten brauche ich nicht zu befürchten, dass sich dadurch die Masse für die Würdigung des kolonialen Auslieferungsrechts als Abart des allgemeinen Auslie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungsrechts etwa zum Schaden unserer Aussprache verschieben könnten. —

Nur die für den deutschen Kolonialbesitz wichtigeren Kolonialstaaten will ich ins Auge fassen. Ich verstehe unter „Kolonialstaaten" hier auch nur diejenigen Staaten, die überseeischen Kolonialbesitz haben oder Staatenschöpfungen kolonialen Charakters, die auf kolonialem Boden entstanden sind. Dänemark und Russland scheide ich also aus und begrenze meine Aufgabe auf England, Frankreich, die Niederlande, Spanien, Portugal, Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika und den Kongostaat. Bei der Schwierigkeit, das Material zu erlangen, muss ich mich auch darauf beschränken, auf die Beziehungen zwischen diesen Staaten und dem Deutschen Reiche einzugehen, und werde nur gelegentlich auch die Beziehungen dieser Staaten untereinander berühren können.

Die Auslieferung.

Die Hauptfrage ist: Inwieweit besteht zurzeit hinsichtlich der deutschen Kolonien eine Auslieferungspflicht? Auf welche Gebiete erstreckt sie sich, und welchen sachlichen Inhait hat sie? Beim Durchblättern des Bestandes der Rechtsnormen können die Lücken nicht verborgen bleiben.

Die Pflicht zur Auslieferung zwingt gleichberechtigte Staaten; sie beruht also auf dem Völkerrecht und kann nur aus einer der Quellen des Völkerrechts hergeleitet werden: Gewohnheit oder Staatsvertrag. Eine Rechtspflicht kraft Gewohnheit kann ich, wie es der Herr Referent tut, nach dem gegenwärtigen Stande des Völkerrechts nicht anerkennen. Auf den Punkt näher einzugehen, darf ich mir aber versagen, zumal auch der Herr Referent ihm eine besondere Bedeutung nicht beigemessen zu haben scheint. Um so mehr ist es dann jedoch geboten, dem Vertragsrechte, auf dem die Auslieferungspflicht nach meiner Ansicht allein beruht, einmal die volle Aufmerksamkeit zu schenken, ohne Scheu vor der Erörterung auch von Einzelheiten.

I.

Die Zahl der von dem Deutschen Reiche abgeschlossenen Auslieferungsverträge ist verhältnismässig gering. Trotzdem zeigen sie, wenn man sie auf ihre Bedeutung für die Kolonien betrachtet, ein unverhältnismässig buntes Bild, und mancher Zweifel drängt sich bei prüfender Betrachtung auf. Wenigstens drei grosse Gruppen lassen sich in den Auslieferungsbeziehungen für die Kolonien unterscheiden:

1.

Voran stehen diejenigen Verträge, die ausdrücklich eine Bestimmung über die Kolonien treffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da ragt noch aus unserer kolonienlosen Zeit ein Auslieferungsvertrag mit Spanien herein (1878). Er ist aber nur einseitig verpflichtend, betrifft nur die Kolonien Spaniens. Seine Tragweite ist deshalb mit dem Verluste der spanischen Kolonien mehr und mehr zurückgegangen, da die unter eine andere Staatsgewalt getretenen oder selbständig gewordenen Kolonien (Cuba, Guam) durch den spanischen Auslieferungsvertrag nicht gebunden geblieben sind. Immerhin ist der Vertrag insbesondere für Kamerun nicht ohne Bedeutung.

Eine Ära wechselseitiger Auslieferungspflichten beginnt erst mit der Brüsseler Antisklavereiakte (1890), als dem erkennbaren Ausdrucke eines gesteigerten Gemeinschaftsgefühls der kolonial interessierten Staaten auch an kolonialer Justiz. Die Akte steigert Raum und Tatkraft ihrer Abmachungen durch die Vereinbarung einer — sogar besonders weitgehenden — Auslieferungspflicht bei einem Delikte, dem Sklavenhandel. Es ist auffallend, dass dieser Satz der Akte in der kolonialen Auslieferungsliteratur gar nicht beachtet wird. Fast muss man befürchten, dass auch die Praxis an ihm vorübergegangen ist.

Unmittelbar an die Brüsseler Akte — noch im selben Monat — schloss sich der Auslieferungsvertrag mit dem Kongostaat, dem 1904 ein Auslieferungsvertrag mit England, 1897 einer mit den Niederlanden gefolgt ist. Das sind die drei wechselseitigen Verträge, die das Reich bisher mit einzelnen Kolonialstaaten geschlossen hat und die ich, wenn ich von kolonialen Auslieferungsverträgen fortan spreche, allein im Auge haben werde. Sie zeigen übereinstimmend ein Merkmal: während der andere Teil mit seinem gesamten Kolonialbesitz eintritt, hat das Deutsche Reich nur vorsichtig die Auslieferungspflicht für einzelne, bestimmte Kolonien übernommen: dem Kongostaat gegenüber nur für die afrikanischen, England und den Niederlanden gegenüber auch für die ozeanischen Kolonien. Eine sonderbare Unebenheit fällt dabei aber auf. Der englische Vertrag erstreckt seine Geltung auch auf diejenigen Gebiete, die später als deutsche Besitzungen vorbehalten würden, also auch, wie ich im Gegensatze zu dem Herren Referenten betonen möchte, auf die Karolinen; der spätere niederländische Vertrag (vom Jahre 1897) gedenkt dagegen der Möglichkeit solcher Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes nicht! Dafür finde ich keine Erklärung. Eine Folge ist natürlich, dass z. B. eine Auslieferungspflicht zwischen Deutsch-Samoa und Britisch-Neu-Guinea besteht — nicht aber auch zwischen Deutsch-Samoa und Niederländisch-Neu-Guinea!

Kiautschou wird durch keinen dieser kolonialen Auslieferungsverträge erfasst. Ich möchte jedoch meinen — geäussert hat sich

meines Wissens hierüber noch niemand — dass es durch Art. 32 des deutschen Freundschaftsvertrages mit China vom 2. September 1861 (31. März 1880) betroffen wird, allerdings mehr zugunsten der Chinesen, denen chinesische Verbrecher, die sich in die Häuser oder auf die Schiffe deutscher Untertanen flüchten, danach ausgeliefert werden sollen, während uns die Chinesen nur die Auslieferung von Deserteuren zugesagt haben.

2.

Bei diesem wenig ausgebildeten spezifisch kolonialen Auslieferungsrechte könnte man wohl, der Not gehorchend, auf den Gedanken kommen, die für das deutsche Mutterland geltenden Auslieferungsverträge ohne weiteres auf die Kolonien, diese weitere Heimat, zu übernehmen. Es kämen hier Verträge mit Frankreich, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten von Amerika in Betracht; der Kreis der wichtigsten Kolonialstaaten wäre bei dieser Auffassung also beinahe geschlossen. Indessen, das halte ich mit dem Herrn Referenten für unstatthaft. Rechtsgrundsätze, die allgemeine Geltung beanspruchen könnten, haben sich freilich über die Frage noch nicht gebildet. Man muss mit Analogie und Staatspraxis operieren. Die Analogie aber, etwa mit dem Verhältnisse eines nach Abschluss eines Auslieferungsvertrages dem Mutterlande angegliederten Gebietsteiles, auf den sich der Auslieferungsvertrag ohne weiteres erstreckt, versagt; denn die Kolonien sind verfassungsrechtlich ein Nebenland des Reiches, und vor allem erfordert die Erfüllung der Auslieferungspflicht aus überseeischem Besitze unvergleichbar höhere Aufwendungen als aus einem angegliederten Gebietsteile. Und deshalb steht auch die Staatenpraxis, dieses wichtige Mittel völkerrechtlicher Erkenntnis, der Annahme entgegen. Zwar haben uns die Vereinigten Staaten von Amerika vor wenigen Tagen durch die Mitteilung überrascht, dass sie die alten preussischen Auslieferungsverträge aus den Jahren 1852, 1853 und 1857 auch auf die Philippinen für anwendbar erachteten. Das ist aber vereinzelt. Die grossen Kolonialstaaten, England, die Niederlande, auch Frankreich, haben, wo sie die Auslieferung auch für ihre Kolonien neben dem Mutterlande zugestehen wollen, dies ausdrücklich bestimmt, eine solche Bestimmung also für erforderlich gehalten. In denselben Gleisen hat sich auch das Reich bewegt, indem es besondere Verträge mit England und den Niederlanden für die Kolonien abzuschliessen für notwendig fand.

3.

Hier klafft eine mehr latente Lücke — offen ist sie dort, wo selbst das Mutterland in keinem Auslieferungsverhältnisse steht; das ist mit Portugal. Jeder Erläuterung, gerade zu diesem Punkte, kann ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mich vor dieser Versammlung enthalten. Nur mit einem Fragezeichen füge ich noch hinzu: Sudan, Abessinien, Liberia?

Das Netz unserer kolonialen Auslieferungsverträge zeigt also noch gar weite Maschen und oft unnötig verschlungene Fäden.

Ich stimme deshalb mit dem Herrn Referenten darin überein, dass ich den Zeitpunkt für gekommen erachte, das koloniale Auslieferungsrecht durch Nachprüfung der vorhandenen, durch Abschluss neuer, durch Ausdehnung bestehender Auslieferungsverträge sowohl räumlich wie staatlich um- und auszubauen.

Und sachlich?

II.

Das ist der zweite Teil unserer Hauptaufgabe. Er umspannt den Kern der ganzen Erörterungen. Genügt es, unser koloniales Auslieferungsrecht bloss staatlich und räumlich auszudehnen, oder sind etwa auch Änderungen an dem Inhalte mit Rücksicht auf die Eigenart der Kolonien als wünschenswert zu bezeichnen?

In dieser Hinsicht hat schon der Herr Referent manche Anregung gegeben. Ich erinnere besonders an seine Ausführungen über die Grundsätze der identischen Norm und der Spezialität und die Gefahren ihrer Überspannung, an die Ausführungen über den Formalismus im Auslieferungsverfahren. Indessen, das alles betrifft grundsätzlich das allgemeine Auslieferungsrecht, so dass ich darauf nicht weiter eingehe.

Auch an andern — spezifisch kolonialen — Einzelheiten in unsern Auslieferungsverträgen muss ich, bei der kurz bemessenen Zeit, vorübereilen.

Da ist, wie schon der Herr Referent hervorgehoben hat, mit Recht der Grundsatz der Nichtauslieferung der Nationalen auf die Eingeborenen der Schutzgebiete ausgedehnt. Ich füge hinzu, dass dadurch in Ostafrika auch diejenigen geschützt sind, denen die ostafrikanische Landesangehörigkeit verliehen ist.

Einen Fortschritt, auch in nationaler Beziehung, bedeutet der in allen kolonialen Auslieferungsverträgen festgehaltene Grundsatz: Ablieferung geht vor Auslieferung d. h. wenn die deutsche Heimat die Ablieferung der Flüchtigen verlangt, so fällt die Pflicht zur Auslieferung an das Ausland fort.

Ich stimme dem Herrn Referenten bei in dem Lobe, das er der Vereinfachung des Auslieferungsverfahrens zollt, der Zuweisung der Entscheidung an die Zentralbehörde in den Kolonien selbst. Hier folgt das Deutsche Reich übrigens nur dem Vorbilde der andern grossen Kolonialstaaten. Bedenken habe ich jedoch gegen den Vorschlag einer noch weiteren Dezentralisation. Die würde aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Rahmen des geltenden Auslieferungsrechts gar zu sehr herausfallen und hat, soviel ich sehe, kein Vorbild in dem Auslieferungsrechte irgendeines Kolonialstaates (eine Auslieferungsakte für Indien vom Jahre 1895 enthält nur scheinbar eine derartige Vereinfachung). Aber auch davon abgesehen, möchte ich aus der Vorbildung der in Betracht kommenden Kolonialbeamten herzuleitende Bedenken nicht unterdrücken.

Immerhin liegen in all diesen Punkten beachtenswerte und erfreuliche Ansätze zu einer sinngemässen Umgestaltung oder selbständigen Ausgestaltung, die auf die besonderen Verhältnisse in den Kolonien Rücksicht nimmt. Nicht in gleicher Weise fortschreitend zeigt sich aber das Auslieferungsrecht in zwei andern wichtigen, ich möchte sagen, den wichtigsten Punkten — in den Fragen: W e s h a l b i s t a u s z u l i e f e r n und w e r t r ä g t d i e K o s t e n der Auslieferung?

1.

Lassen Sie mich die K o s t e n f r a g e vorwegnehmen. Hier ist nach meiner Überzeugung auch derjenige Punkt zu finden, der der Ausdehnung des kolonialen Auslieferungsrechts durch Abschluss neuer Verträge den stärksten Widerstand entgegensetzt. Unsere kolonialen Auslieferungsverträge übernehmen sämtlich den Grundsatz, dass die Kosten der Festnahme, des Unterhaltes und des Transportes von demjenigen Staate zu tragen sind, in dessen Grenzen der Flüchtige festgenommen wird. Dieser Grundsatz hat sich auf kontinentalem Boden Geltung verschafft, wo mit gleichartiger Entfernung und Zugänglichkeit, mit gleichartiger Volkszahl und deliktischer Neigung zu rechnen ist, wo also der Staat damit rechnen kann, für die aufgewandten Kosten in kurzem durch gleichartige Leistungen des andern Staates Deckung zu finden. Dieser Grundsatz ist hingegen dort nicht billig, wo diese Voraussetzungen fehlen. Daraus erklärt es sich, dass bis jetzt noch die Vereinigten Staaten von Amerika an dem Standpunkte festhalten, dass immer der die Auslieferung nachsuchende Staat auch die Kosten der Auslieferung tragen müsse. Das trifft in höherem Masse noch für koloniale Gebiete zu. Ich möchte darauf hinweisen, dass solche Erwägungen wohl auch schon für afrikanische Kolonien ihren massgebenden Niederschlag gefunden haben, insofern, als in dem Auslieferungsvertrage zwischen dem Kongostaate und Liberia die Kostenlast dem die Auslieferung verlangenden Teile aufgebürdet ist. Das scheint mir ein nachahmenswerter Vorgang. —

2.

W e s h a l b i s t a u s z u l i e f e r n?

Wer in die zahlreichen Auslieferungsverträge des Reiches oder anderer Staaten hineinblickt, begegnet fast ausnahmslos in dem ersten

Artikel einer numerierten Aufzählung derjenigen Delikte, für die allein die Auslieferung zugesagt wird. Der Katalog wächst in den neueren Verträgen. Er wächst quantitativ: das ist ein Anzeichen dafür, dass die Kulturstaaten in immer weiterem Umfange eine Gemeinsamkeit der Interessen bei der Niederhaltung der schweren Straftaten anerkennen. Er wächst qualitativ: neue soziale Erscheinungen treten in die Reihe der Delikte. In dieser Beziehung, so sollte man meinen, müssten aber die Kolonien mit Kulturverhältnissen, die von denen des Mutterlandes vielfältig abweichen, ein fruchtbares Feld für eine Fortbildung des Auslieferungsrechtes darbieten, es müssten besondere Straftaten zu Auslieferungsdelikten aufrücken, ich denke z. B. an den Sklavenhandel oder an ein Delikt, dessen Gefährlichkeit heutigen Tages vor allen andern hervorgetreten ist, an den Waffenhandel.

Wie haben sich unsere kolonialen Auslieferungsverträge hierzu verhalten?

Abgesehen von der Brüsseler Antisklavereiakte, die — aber nur für Afrika — den Sklavenhandel, und abgesehen von dem niederländischen Vertrage, der — aber nur zwischen Niederländisch-Indien und unsern Südseebesitzungen — den Seeraub zum Auslieferungsdelikte macht, werden die Auslieferungsverträge den spezifisch kolonialen Delikten nicht gerecht.

Schon die Art ihres Zustandekommens weckt wenig Erwartungen nach dieser Richtung; denn die Verträge mit England und den Niederlanden sind im wesentlichen eine Atrappe, in die durch einige Federstriche der Auslieferungsvertrag mit dem Heimatstaate einverleibt ist, der Vertrag mit dem Kongostaate ist äusserlich zwar auf sich gestellt, im Inhalte aber aus dem belgischen entlehnt.

Hier scheint mir ein sachlicher Ausbau des kolonialen Auslieferungsrechts unerlässlich. Welche Delikte im einzelnen ein Bedürfnis nach der Zulassung der Auslieferung hervorgerufen haben, das muss der Mann der kolonialen Praxis (und nicht bloss der Jurist) sorgsam abwägen, der Theoretiker wird sich auf einen Beitrag aus dem Allgemeinen, auf eine Kritik an dem Besonderen beschränken müssen. Doch auch nach einer andern Richtung noch sind unsere kolonialen Auslieferungsverträge unfertig. Die Schwierigkeit der Aufstellung des „Kataloges" beruht gerade darauf, das Auslieferungsdelikt so zu bezeichnen, dass es nach dem Strafrechte beider beteiligten Staaten den beiderseitigen Deliktsbegriffen entspricht.

Die Schwierigkeit muss sich naturgemäss steigern, wenn nicht bloss zwei, sondern drei oder mehr Strafrechte in Frage stehen. Und so ist es in unsern Kolonien: der Weisse hat das Strafrecht aus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat mitgebracht, der Farbige lebt auch strafrechtlich nach den Gewohnheiten, von denen wir leider noch nicht allzuviel wissen. Gibt es ein bezeichnenderes Beispiel für die Bedeutung des Unterschiedes, als dass das Reichsgesetz von 1895 über Sklavenraub und Sklavenhandel nur für den Weissen gilt!

Auf diese Eigentümlichkeit, die bei dem Ziffernverhältnis zwischen Weissen und Farbigen wahrlich nicht ohne Belang ist, ist in unsern Auslieferungsverträgen nirgends Bedacht genommen, nicht einmal durch einen allgemeinen Vorbehalt. Übertragen ist lediglich der europäische Kodex mit samt den feineren Deliktsunterscheidungen, die nur für das Strafrecht der Weissen zutreffen. Das künftige koloniale Auslieferungsrecht wird bei der Aufstellung der Deliktsbestände das Strafrecht der Eingeborenen beachten müssen. Nur bei dem Vertrage mit dem Kongostaate, der ja äusserlich nicht so in die Fesseln des Heimatsrechtes geschlagen ist, wie die beiden andern Verträge, hat vielleicht eine Erwägung solcher Art eingewirkt. Wenigstens sind die Tatbestände der Delikte — verglichen mit dem belgischen Auslieferungsvertrage — nicht so ängstlich abgegrenzt, sondern lapidarer gehalten und damit mehr dem Kulturstande der Eingeborenen und ihrem Strafrechte angepasst.

Meine Herren, diese blosse Rücksichtnahme auf die Grundsätze des Auslieferungsrechtes für Staaten moderner Kultur, hat auch ein ausserordentlich bedenkliches Ergebnis gezeitigt, das uns die Tragweite der hier aufgeworfenen Fragen mit einem Schlage erhellt. Ihr ist es zuzuschreiben, wenn mit der Summe der andern Sätze auch der Grundsatz der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte in die Verträge mit England und den Niederlanden aufgenommen worden ist — ein Grundsatz, der uns jetzt die Hände bindet. Der Herr Referent hat ja der Erläuterung dieser Klausel längere Ausführungen gewidmet, so dass ich nicht darauf zurückkommen will. Leider muss ich auch den Schluss unterschreiben, dass nach der herrschenden (durchaus nicht unzweifelhaften) Auffassung im Völkerrechte das Unternehmen der Aufständischen als solches als ein politisches Delikt betrachtet werden muss und eine Auslieferungspflicht für die Engländer nicht besteht. Auf das Palliativmittel, diesen oder jenen Schwarzen zu fassen, der eine besondere „Bestialität" gezeigt, der ohne „Konnexität" mit dem politischen Delikte des Aufstandes gebrannt und gemordet hat, lege ich kein Gewicht. Es ist praktisch kaum von Bedeutung und lenkt nur von der grundsätzlichen Stellungnahme ab.

Aber wenn ich und weil ich nach dem geltenden Vertragsrechte diesen Schluss auch billigen muss, so halte ich ihn doch für so bekla-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genswert, dass man ihn nicht, wie es der Herr Referent tut, als unabwendbar und unabänderlich hinnehmen darf.

Im Gegenteil, ich wage es auszusprechen: Wir müssen die Axt an die Wurzel des Übels legen, den Grundsatz für unser koloniales Auslieferungsrecht — so weit er die unkultivierten Farbigen betrifft — beseitigen, seinem Eindringen in neue Auslieferungsverträge beizeiten wehren. Mein Vorschlag ist nicht so umstürzlerisch, wie er für den ersten Blick erscheinen könnte. Unser Blick ist eben voreingenommen, da wir bisher das ganze Auslieferungsrecht als etwas Einheitliches, ohne Rücksicht auf die Kolonien, zu behandeln gewohnt sind. Gewiss, der Grundsatz der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte ist seit zwei Menschenaltern in den europäischen und amerikanischen Auslieferungsverträgen typisch geworden. Er ist seit zwei Jahrzehnten auch schon in Japan aufgenommen. Aber, meine Herren, eben erst seit zwei Menschenaltern und keineswegs ausnahmslos: es ist also gar kein dem Auslieferungsrecht eingeborener, für sein Wesen unerlässlicher Satz.

Halten wir dies fest, so ist ein Ausgangspunkt gewonnen, ist der Hauptvorwurf abgewehrt, als verstiesse mein Vorschlag gegen die Grundfesten des Auslieferungsrechtes. Die Einfügung der Ausnahmeklausel hängt dann jeweils von der Durchschlagskraft besonderer Gründe ab, die für die Aufnahme ins Gewicht fallen. Was das für Gründe sind, lehrt die Geschichte. Hier gestatten Sie mir eine kurze geschichtliche Einschaltung: Der Satz verdankt dem Ideenkreis der politischen Aufklärung seit der Julirevolution seinen Ursprung, er birgt ein hohes Mass von Achtung vor den aus politischer Ueberzeugung entsprungenen Handlungen des Gegners in sich, war von Anfang an auch gar nicht bestimmt, roher Gewalttat zum Schutze zu dienen.

Das sind Gründe, deren Entwickelung eine beträchtliche Höhe des Kulturstandes voraussetzt, und da der Kulturstand in den europäischen und amerikanischen Staaten gleichwertig ist oder für gleichwertig gehalten wird, so war der Antrieb für die Einschaltung des Privilegs eben auch bei den Verträgen all dieser Staaten gleichmässig gegeben und sie ist zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander propagiert worden. So erklärt sich die Verbreitung der Klausel.

Würdigt man dies aber einmal, so ist meines Erachtens nur die eine Folgerung möglich: Da in unsern Kolonien — recht vorsichtig ausgedrückt — der Kulturstand der Eingeborenen auch nicht entfernt die Höhe erreicht hat, aus der das weitherzige Privileg der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte geboren ist, so ist es willkürlich, wohl nur aus kurzsichtiger Gewöhnung entsprungen, die Geltung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Privilegs, seine Notwendigkeit auch für die Kolonien, für die unzivilisierten Eingeborenen in den Kolonien schlechthin zu behaupten.

Diesen Standpunkt hat ja auch das Deutsche Reich schon mit Erfolg vertreten, indem es in den Vertrag mit dem Kongostaate die Klausel der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte nicht eingefügt hat. Ich möchte dies als bahnbrechend für das koloniale Auslieferungsrecht bezeichnen. Nur halte ich die Ausschaltung des Privilegs, insofern sie unterschiedslos auch die weisse Bevölkerung betrifft, für unnötig weitgehend und unbegründet verallgemeinernd. Nach all dem glaube ich der Erwägung empfehlen zu können:

Den Ausbau des Auslieferungsrechts durch Verträge nicht bloss in räumlicher und staatlicher Ausdehnung zu fördern, sondern vor allem auch inhaltlich, mit Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse der Kolonien, auf die verschiedene Kulturstufe ihrer Bewohner, auf das verschiedene Strafrecht der Weissen und der Farbigen. In der Frage der Auslieferung auch wegen politischer Delikte empfiehlt es sich, auf der Bahn fortzuschreiten, die durch den Vertrag mit dem Kongostaat betreten ist, Weisse aber nicht ungünstiger zu stellen, als es der Brauch nach dem allgemeinen Auslieferungsrechte ist. Es empfiehlt sich auch eine Prüfung, ob nicht in der Regelung des Kostensatzes die Grundsätze des allgemeinen Auslieferungsrechtes bei den Kolonien zweckmässig eine Änderung erfahren dürften, die auch eine grössere Geneigtheit bisher noch fernstehender Staaten zum Abschlusse oder zur Änderung von kolonialen Auslieferungsverträgen zur Folge haben könnten.

Den leitenden Stellen brauchen diese Vorschläge nicht als Vorwürfe zu klingen, denn Verträge schliesst man nicht um theoretischer Vollständigkeit willen, sondern, wenn sich ein Bedürfnis herausstellt. Ob dies schon früher der Fall gewesen ist, könnte nur eine Statistik ergeben (an der es fehlt) — dass es aber jetzt der Fall ist, dass es notwendig geworden ist, dem straffreien Entweichen verbrecherischer Banden einen Riegel vorzuschieben und auch durch dieses Mittel die Autorität der Staatsgewalt auf ihrem gefährdetsten Posten zu festigen, darüber kann ich mich wohl vor dieser Versammlung jeder weiteren Ausführung enthalten.

Hiermit bin ich an das Ende der Auslieferungsfrage gelangt. Ich kann mich von dem Thema jedoch nicht wenden, ohne wenigstens noch einen Blick auf einen Punkt zu werfen, der im Leben — und besonders nach den flammenden und blutigen Beispielen, die uns der Aufstand in Südwestafrika bietet — mit der Auslieferung aufs engste zusammenhängt. Die Auslieferung erfordert ein langwieriges Verfahren, der Erfolg des Auslieferungsersuchens ist, zumal bei der Weite und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweren Zugänglichkeit der Kolonien, ungewiss, die Wirkung auch im günstigsten Falle noch abgeschwächt, da die Strafe dem Vergehen nicht unmittelbar auf dem Fusse folgen kann.

Die Nacheile.

Da drängt sich die Frage auf: Können wir die Aufständischen auch über die Grenzen unserer Kolonien hinaus verfolgen? Eine Frage, auf die mit Nachdruck hingewiesen zu haben, das Verdienst des Generalleutnants von Keller ist, und die die Deutsche Kolonialgesellschaft schon vor Jahresfrist durch eine (auch an mich gerichtete) Umfrage aufgenommen hat.

Auszugehen ist davon, dass jeder Staat ausschliesslich Herr in seinem Hause ist, dass ihm die „Gebietshoheit" zukommt. In dieser Beziehung nehmen die Kolonien keine abweichende Stellung ein, wie man gelegentlich auszuführen versucht hat. Wir selbst wollen die Gebietshoheit in unsern Grenzen dort gewiss nicht missen und müssen sie schon deshalb auch den Kolonien fremder Staaten im vollen Umfange zugestehen. Der Nachbar, der ohne Erlaubnis über die Schwelle drängt, verletzt diese völkerrechtliche Schranke und setzt sich der Abwehr mit allen Mitteln des Völkerrechts aus, Retorsion, Repressalien, äussersten Falles dem Krieg.

Ohne Erlaubnis! Es ist aber nicht richtig, dass diese Erlaubnis bloss durch besondere Verträge gewährt würde. Das Völkerrecht würde den Namen eines „Rechts" nicht verdienen, das seine Aufgabe darin sieht, eine vernünftige Friedensordnung aufzurichten, wenn es nicht, auch abgesehen von einem Vertrage, unter gewissen Voraussetzungen ein Überschreiten der Grenze zuliesse.

Das Leben der Staaten und ihr Verhältnis zueinander ähnelt dem Leben des Einzelmenschen, das Recht der Völker zeigt deshalb auch Parallelen zum Rechte des einzelnen. Nun schützt das Privatrecht wohl das Eigentum eines jeden gegen Angriffe des andern. Aber es gibt Fälle, in denen jemand auch das fremde Eigentum antasten darf. Das sind die Fälle der Not. Ein Notstand rechtfertigt also auch das Eingreifen eines Staates in die Gebietshoheit eines andern. Es ist nicht uninteressant, dass gerade englische Völkerrechtsschriftsteller das Recht der „Selfpreservation" ausführlich erörtern. Aber, will man nicht dem in den letzten Jahrzehnten erkennbar schärfer ausgeprägten Begriffe der Gebietshoheit den Inhalt wieder rauben, so wird man den Ausnahmesatz des Notstandes in seinen Voraussetzungen eng umgrenzen müssen, etwa wie die Notwehr des Zivil- oder Strafrechts. Dann muss ein gegenwärtiger rechtswidriger Angriff vorliegen, den der Verfolger auf andere Weise nicht abwenden kann. Auch ein unmittelbar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drohender Angriff wird in einen Notstand versetzen. Vorausgesetzt ist aber weiter, dass es die ultima ratio ist, dass der Zufluchtsstaat seiner völkerrechtlichen Pflicht, solch bedrohende Banden im Schach zu halten, nicht genügt, oder, was in den Kolonien begreiflich ist, nicht genügen kann — vorausgesetzt ferner, dass der Verfolger nicht weiter und nicht zu andern Zwecken nachdrängt, als zur Beseitigung der Gefahr geboten ist.

Meine Herren, das sind so enge Schranken, dass die Verfolgung übertretender Banden sich nur in seltenen Fällen mit unbestrittenem Grunde wird auf den Notstand stützen lassen, und vor allem dann nicht — das mag hervorgehoben sein — wenn von dem Flüchtigen ein Widerstand nicht mehr zu besorgen ist.

Und doch liegt es auf der Hand, dass auch in solchem Falle die unmittelbare Verfolgung über die Grenze im Interesse der Gesamtheit oft zweckmässig sein wird, um den Feuerbrand im Keime zu ersticken, der auf kolonialem Boden aus dem Niedergange der Autorität des einen Weissen für alle Weissen entflammen kann. Ein Recht zu der Verfolgung müsste aber dann durch Vertrag besonders begründet sein. Ob die Staaten zu dieser wechselseitigen Einschränkung ihrer Gebietshoheit sich verstehen werden?

Ich fürchte, dass der Appell an die Staatenwelt, wenn er sich nur auf die Überzeugungskraft innerer Gründe stützt, nicht von genügender Durchschlagskraft sein würde. Weit grössere Anziehung hat in der Staatenwelt das Beispiel. Hat es schon Verträge der Art gegeben, die die Verfolgung flüchtiger Verbrecher in das jenseitige Staatsgebiet zuliessen? Gewiss, bis in die 60er Jahre hinein zwischen deutschen Staaten und ihren Nachbarn, nicht bloss, wie der Herr Referent meint, mit Österreich, um eines Feld- und Forstfrevlers habhaft zu werden, auch wohl bei andern Delikten. Aber die Geschichte ist über all diese Abmachungen hinweggegangen, und wer sich etwa auf das noch bestehende Zollkartell mit Österreich beruft (1891), beweist nur, dass er es nicht genau gelesen hat. Der europäische Boden ist der Entwickelung sicher nicht günstig. Aber wir denken ja auch an überseeischen Boden, und deshalb kann uns die Erinnerung an frühere Zustände in Europa höchstens insofern weisen, als sie uns lehrt, dass bei weniger gefesteten Staatsverhältnissen derartige Abmachungen doch nicht ungewöhnlich sind.

Ich freue mich, auf Präzedenzfälle hinweisen zu können, die für uns eine Bedeutung um deswillen beanspruchen dürfen, da sie auf quasi-kolonialem Boden bis in die neueste Zeit hinein spielen. Ich entnehme sie aus den Rotbüchern der Vereinigten Staaten von Amerika. Es handelt sich um eine ganze Reihe von Verträgen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko. Räuberische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Indianerbanden trieben jahrzehntelang in den Grenzgebieten der Vereinigten Staaten zu Canada und zu Mexiko ihr Unwesen. Canada gegenüber war der Waffenhandel ein Gegenstand häufiger Beschwerdenoten. Anfang der 60er Jahre regten die Vereinigten Staaten den Abschluss eines Vertrages an, der den Truppen beider Staaten gestatten sollte, die flüchtigen Indianer über die Grenze zu verfolgen. Canada lehnte jedoch ab. Seit den 60er Jahren erbaten die Vereinigten Staaten auch wiederholt von Mexiko die Erlaubnis, die Banden über die mexikanische Grenze zu verfolgen. Bald wurde sie einmal erteilt, bald verweigert. Schliesslich liessen sich die Mexikaner nur auf einen gegenseitigen Vertrag hierüber ein. Der erste derartige Vertrag stammt vom 29. Juli 1882, der letzte vom 4. Juni 1896. Der letzte sollte bis zur Vernichtung einer bestimmten Indianerbande gelten, alle übrigen sind nur auf ein Jahr abgeschlossen, aber wiederholt verlängert worden. Die Verträge geben den beiderseitigen regulären Truppen das Recht, auf der Verfolgung feindseliger Indianer die Grenze zu überschreiten, jedoch nur in unbewohnter Gegend, d. h. in der Entfernung von wenigstens 10 km von einer Niederlassung. Der Truppenführer hat, wenn möglich, schon vor dem Überschreiten der Grenze dem nächsten Militärposten oder der nächsten Zivilbehörde Anzeige hiervon zu machen. Der Aufenthalt der Truppe im fremden Lande darf nicht länger dauern, als es die Verfolgung der Bande erfordert, als bis die Bande bekämpft oder, wie es in dem letzten Vertrage heisst, „gezüchtigt" ist, oder bis ihre Spur verloren gegangen ist.

Ob sich die Verträge bewährt haben, darüber habe ich positive Äusserungen nicht finden können. Dagegen spricht es natürlich nicht, wenn im Jahre 1883 ein amerikanischer General einmal berichtet, dass ihn die Bestimmungen des Vertrages hinderten. Man wird aber sagen können: Hätten sie sich nicht bewährt, so wären sie nicht fortgesetzt verlängert worden, und die beste Bewährung liegt, wie ich meine, darin, dass sie seit 1896 überflüssig geworden sind, ihren Zweck also wohl erreicht haben werden.

Meine Aufgabe halte ich zunächst damit für beendet, dass ich diese Verträge hiermit einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe. Die Nutzanwendung für unsere Kolonien kann ich mir ersparen.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner,** Berlin, teilt mit, dass das Institut Colonial International gelegentlich seiner Tagung in Rom im April 1905 auf Anregung des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg beschlossen hat, die Frage der Rechtshilfe zwischen den Kolonien der verschiedenen Nationen zwecks Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung auf die Tagesordnung seiner nächsten Tagung (in Brüssel, 1906) zu setzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung des Studiums der Eingeborenensprachen für die Kolonialverwaltung.

Von **Carl Meinhof**, Professor am Seminar für orient. Sprachen, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Frage nach der Sprache ist nicht nur eine philologische Schulfrage. Jeder, der sich mit der Geschichte der Menschen beschäftigt hat, weiss auch, dass die beiden Formen der Beherrschung der Welt, die wir kennen — politische und religiöse Macht — auf das engste zusammengehören mit der Sprache. Lassen Sie mich, statt vieler, nur zwei Beispiele anführen — die Ausbreitung der lateinischen Sprache und der von ihr abstammenden romanischen Sprachen unter den Adlern des römischen Kaiserreichs, und zweitens die Ausbreitung der arabischen Sprache als Trägerin der religiösen Idee des Islam. Kenner der Gegenwart wissen, welche Rolle in politischen und religiösen Kämpfen bis heute die Sprachenfrage spielt. So wird es nicht wundernehmen, wenn auch unsere Kolonialpolitik mit der Sprachenfrage sich befassen muss, und wenn wir heute dieses Thema besprechen.

Für einen Teil der Kolonialpolitiker existiert die Sprachenfrage allerdings nicht. Sie empfehlen uns einfach dasselbe Rezept, das seinerzeit bei der Kolonisierung von Pommern und Preussen mit Erfolg angewandt ist, die Sprachen der Eingeborenen auf jede Weise zu ignorieren und zu unterdrücken, und die deutsche Sprache an ihre Stelle zu setzen. Ebenso wie nun aus den Pommern und Preussen im Laufe der Jahrhunderte gute Deutsche geworden sind, hofft man, dass auch unsere überseeischen Landsleute auf diesem Wege zu guten Untertanen des Deutschen Kaisers werden.

Man vergisst bei dieser Gleichstellung eins — den Unterschied der Rasse. Es ist zuzugeben, dass seinerzeit auch slavische und germanische Rasse sich erheblich unterschieden, und dass es schwer gehalten hat, diese Unterschiede zu vergessen. Allein, trotz aller Unterschiede sind doch die Ähnlichkeiten beider Rassen ausserordentlich gross, und wer nicht gerade sich mit anthropologischen oder ethnographischen Studien beschäftigt, ahnt heute nichts mehr von der slavischen Abstammung von ungezählten deutsch-sprechenden Reichsangehörigen. Ausserdem gehören germanische und slavische Sprachen demselben gemeinsamen Sprachstamm an, die Grundzüge der flektierenden indogermanischen Sprachform sind beiden gemein. Und schliesslich sind Germanen und Westslaven doch nicht nur verbunden

durch Regierungsmassregeln, sondern ein jahrtausendlanges Zusammenwohnen hat sie einander näher gebracht in Sitte und Lebensanschauung. Das Aufgeben der Muttersprache und das Annehmen der deutschen Sprache wird durch alle diese Vorgänge erleichtert, und diese deutsch-sprechende slavische Bevölkerung geht schliesslich ganz in dem alten Stamm des deutschen Volkes auf.

Daran nun, dass ähnliches jemals auch mit unsern farbigen Landsleuten in den Kolonien geschehen könnte, ist ja gar nicht zu denken. Ihre Sitte und Art ist von der unsern ganz verschieden und kann nicht durch die Berührung mit den wenigen Europäern, die das Leben in den Tropen aushalten, assimiliert werden. Ihre Sprachen gehören zu einem ganz andern Sprachstamm, dessen Grundformen von den unsern toto coelo verschieden sind. Ohne sorgfältiges Studium, nur instinktmässig, kann sich niemand, der aus dem einen Sprachgebiet kommt, im andern orientieren. Die Lebenshaltung des Tropenmenschen und des Deutschen werden immer verschieden sein — und wenn das alles nicht wäre, so bleibt der Unterschied der Farbe, durch den das Aufgehen des fremden Volkstums in dem deutschen von vornherein ausgeschlossen ist.

Wir haben nicht nötig, kostspielige und langwierige Versuche nach dieser Richtung hin anzustellen, da dieselben längst gemacht sind, und das Resultat völlig entmutigend ist — ich meine die Neger in Amerika.

Die Bedingungen für den Versuch, fremde Rassen mit Hilfe europäischer Sprachen zu europäisieren, lagen dort so günstig, wie möglich. Jene entlassenen Sklaven entstammten verschiedenen Völkern, sie konnten sich untereinander nicht verständigen. Ihre Sitte und Rechtsanschauung war verschieden, die Verbindung mit dem Mutterlande war abgeschnitten, so dass die Art und Sitte der Europäer ganz ungehindert auf sie einwirken konnte. Man hat erreicht, dass diese Millionen von Farbigen englisch sprechen, also den Zustand hervorgerufen, den man mutatis mutandis vielfach für unsere Kolonien als wünschenswert ansieht — aber man hat nicht erreicht, und wird es nicht erreichen, dass diese Farbigen sich der Masse des amerikanischen Volkes assimilieren — die Rassenfeindschaft der Weissen und der Schwarzen ist da eine unübersteigliche Scheidewand — und damit hat man in dieser englisch sprechenden farbigen Bevölkerung einen Staat im Staate, ein Element voll tödlichen Hasses gegen den Weissen, dessen Gefährlichkeit bei der grossen Zunahme dieser Bevölkerung im Wachsen ist.

Diese Erfahrungen sollten uns bedenklich machen.

Es ist nicht zu leugnen, dass es für die Kolonialregierung zunächst eine Erleichterung ist, wenn sie deutsch mit den Eingeborenen verhan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deln kann, und wenn sie deutsch sprechende Unterbeamte und Angestellte aus den Eingeborenen zur Verfügung hat. Auch wird eine Anzahl von zuverlässigen, deutsch sprechenden Eingeborenen stets von Nutzen sein. Im übrigen ist die Verbreitung europäischer Sprachen in den Kolonien ein Erfolg von sehr zweifelhafter Wirkung. Wir haben zum Beispiel in Ostafrika heute noch den Zustand, dass ein Gespräch zwischen Deutschen für die farbige Dienerschaft unverständlich ist, dass eine deutsche Zeitung mit allerlei Nachrichten, die der Eingeborene besser nicht weiss, für den Eingeborenen nicht vorhanden ist. Die ansässigen Deutschen sind, so viel ich gehört habe, mit diesem Zustand sehr zufrieden. In andern Kolonien denkt man darüber allerdings anders.

Man hat ja wunderlicherweise in der Heimat von dem Afrikaner häufig die Vorstellung, als wenn er seiner fünf Sinne nicht recht mächtig wäre und nicht imstande, deutsch zu lernen. Die Erfahrung lehrt uns das Gegenteil. Es fehlt dem Afrikaner im allgemeinen — einzelne liebenswürdige Ausnahmen abgerechnet — keineswegs an Intelligenz, und ich habe manchen gekannt, der recht gut deutsch schrieb und sprach. Es ist ja auch nicht einzusehen, warum er es nicht lernen sollte — er ist ja doch kein Idiot. Man mache sich aber die Konsequenzen klar.

Sobald der Eingeborene deutsch lesen und schreiben kann, sind ihm deutsche Gespräche und deutsche Blätter teilweise zugänglich. Das hat nun auf ihn natürlich nicht die Wirkung, dass er sich für einen Deutschen hält — diese Meinung würde ihm auch bald genommen werden, sondern er wird, so viel er kann, die so gewonnene Erkenntnis benutzen, um sein Volk über die Absichten der Deutschen und die politischen und sittlichen Zustände Deutschlands zu unterrichten. Das wird um so gefährlicher sein, je beschränkter sein Gesichtskreis ist. Er ist ja in der Regel doch nicht imstande, das Gelesene und Gehörte richtig zu werten.

Seit Jahren machen die Missionare aufmerksam auf eine gefährliche revolutionäre Bewegung unter den Farbigen Südafrikas, die von Amerika stammt und mit Hilfe der englischen Sprache eine weite Verbreitung gefunden hat — man nennt sie die äthiopische Bewegung. Da die Warnungen der Missionare in der Regel, soweit mir bekannt, nicht beachtet werden, ist es mir von grösster Wichtigkeit gewesen, dass kürzlich auch Dr. Karl Peters nachdrücklich auf die Gefahr dieser Bewegung aufmerksam gemacht hat. Freilich kann ich mir seine Schlussfolgerungen nicht aneignen. Gewaltmassregeln allein würden den Ausbruch der Revolution nur beschleunigen und sind bei der ungeheuren numerischen Überlegenheit der schwarzen Rasse ein recht un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicheres Mittel. Durch Gewalt von beiden Seiten kann nur namenloses Unheil über beide Rassen gebracht werden. Ausserdem muss ich um der Gerechtigkeit willen erwähnen, dass ein Teil der äthiopischen Kirche durchaus loyal ist und eine Lösung der Rassenfrage auf friedlichem Wege verspricht.

Wie konnte aber diese Bewegung so anwachsen?

Während in früheren Zeiten nur einzelne Stämme der Südafrikaner gegen die Europäer gekämpft haben, eine Erhebung mehrerer Stämme aber wegen der Sprachgrenzen und Stammesverschiedenheiten sich nicht vorbereiten liess, ist das heute anders. Die Verbreitung der englischen Sprache unter den Farbigen Südafrikas hat die revolutionäre Propaganda der äthiopischen Kirche auf das beste vorbereitet. Nun können die Zeitungen mit den neuen Ideen, die auf eine Beseitigung des weissen Mannes hinauslaufen, ungehindert zu fremden Stämmen gelangen, und die Agenten können sich bei jedem Volk verständlich machen. Soviel ich weiss, dehnt sich der Einfluss der Äthiopier heute schon nördlich bis zum Zambezi aus, und der Aufstand von Hendrik Witboi ist mit veranlasst durch die aufreizenden Reden eines ihrer Abgesandten. In eben dem Masse, in dem wir nun europäische Sprache im Volk verbreiten, schaffen wir die Möglichkeit für eine derartige Agitation. Dass das nicht nur müssige Träumereien, sondern recht reale Nöte sind, wird Ihnen jeder bestätigen, der die Verhältnisse und die Stimmung der Eingeborenen in Südafrika kennt.

Wir haben bisher mit der Möglichkeit eines grösseren Aufstandes in Kamerun und Ostafrika nicht zu rechnen gehabt, weil die Zerrissenheit der Stämme zu gross ist, als dass sie es zu einer einheitlichen Aktion brächten. Durch Einführung einer europäischen Sprache schaffen wir dem Volk nicht nur ein Einigungsmittel — das wird sich kaum vermeiden lassen —, sondern wir geben ihm ausserdem das beste Werkzeug in die Hand für revolutionäre Propaganda. Ausserdem ist die Position, in die wir uns selbst bringen, erheblich ungünstiger, als die der Weissen in Amerika.

In Amerika kann der Weisse einer Erhebung der schwarzen Rasse sofort mit grösseren Machtmitteln gegenübertreten — wir dagegen sind durch Länder und Meere von den Kolonien getrennt und wissen schon aus schmerzlichen Erfahrungen, wie kostspielig solche Aufstände sind. Ausserdem hat aber der Neger in Amerika wenigstens kein anderes Verständigungsmittel als das Englische. In Afrika ist das anders. Man kann ja doch den Gebrauch ihrer Muttersprache den Leuten nicht verbieten — und wenn jemand den Befehl hierzu erliesse — seine Befolgung ist ja nicht zu erzwingen. So stehen die Sachen denn so, dass der Neger schliesslich versteht, was der Deutsche spricht und schreibt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass er aber daneben seine Muttersprache besitzt als eine Art Geheimsprache, die dem Deutschen verborgen ist, um auf diese Weise sich jederzeit mündlich und schriftlich bequem mit seinen Genossen zu verständigen. Ich kann einen solchen Zustand der Dinge nur für recht gefährlich halten und sehe keinen andern Weg, ihn zu vermeiden, als den, den man in Ostafrika längst beschritten hat — leider nur hier — nämlich, dass der Deutsche die Sprache der Eingeborenen lernt.

Man hält mir entgegen, das sei zu schwer. Nun, wir sind im allgemeinen doch der Ansicht, dass der Deutsche intelligenter ist, als der Afrikaner. Wenn man glaubt, dem Afrikaner das Erlernen des Deutschen zumuten zu können, und zwar nicht nur einer Elite von besonders vorbereiteten Leuten, dann wird doch der viel intelligentere, sprachlich geschulte Europäer imstande sein, umgekehrt auch die Sprache der Eingeborenen zu lernen. Man spricht vielfach mit Geringschätzung von den geistigen Fähigkeiten des Afrikaners — nun ist zweifellos die Sprache der Niederschlag dieser Fähigkeiten. Sollte es nicht leichter sein, dass der Deutsche sich hineinfindet in die einfacheren Formen afrikanischen Denkens, als dass der Afrikaner die komplizierten Denkformen eines europäischen Kulturvolkes sich aneignet? — Unmöglich ist es nicht, den Beweis dafür hat man in Ostafrika erbracht, und es ist nicht zweifelhaft, dass man bei der nötigen Energie auch anderswo ähnliche Resultate haben würde.

Es handelt sich ja gar nicht um die Sprache, lediglich als Verständigungsmittel, sondern um die Sprache als Ausdruck der ganzen geistigen Anlage eines Volkes in ihrem unauflöslichen Zusammenhang mit der Volksart überhaupt, mit Sitte und Recht, mit moralischen, religiösen und politischen Anschauungen.

Wie jemand, der nicht unsere Sprache kann, unmöglich deutsche Zustände richtig beurteilen und über Deutsche Recht sprechen kann, so steht die Sache in den Kolonien ja doch auch.

Derselbe Eingeborene, der in seinem gebrochenen Deutsch oder seinem fürchterlichen Englisch einen recht stupiden Eindruck macht, wird uns intelligent erscheinen, wenn wir ihn in seiner Muttersprache verstehen. Machen wir uns nur die Tatsache klar, dass wir selbst auch nicht zum gescheitesten reden, wenn wir in einer Sprache uns ausdrücken müssen, die wir nicht ordentlich können.

Soll nun aber der Eingeborene sich gar auf deutsch oder englisch aussprechen über Dinge, die es in dieser Weise in europäischen Sprachen gar nicht gibt, über seine Rechtsanschauungen, seine Religion, seine Sitte — ja, dann wird er beim besten Willen nichts Brauchbares zustande bringen. Ist doch die Übersetzung von dergleichen Dingen auch für den gelehrten Europäer in der Regel so schwierig, dass er sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht anders zu helfen weiss, als die Kunstausdrücke unübersetzt zu lassen und durch ausführliche Erklärungen zu verdeutlichen. Übrigens bin ich bei vielen eingeborenen Dolmetschern von ihrer Gutwilligkeit keineswegs überzeugt.

Gewiss, wir haben hier auch mit einer Richtung unserer Kolonialpolitiker zu rechnen, die Sitte, Recht, Religion der Eingeborenen am liebsten ganz ignorieren möchten und einfach befehlen, wie das sollte gehalten werden. Die Erfahrung lehrt uns aber, wie schon gesagt, dass dergleichen Zwangsmassregeln mit Sicherheit zu Explosionen führen, die besser vermieden werden.

Die nächste Vorbedingung hierzu ist, die Denkweise der Eingeborenen besser und gründlicher kennen zu lernen, als bisher — und der Weg hierzu geht in erster Linie durch die Sprache.

Dieser Zustand, dass die überwiegende Mehrzahl der Beamten von der Landessprache keine Kenntnis hat, wie er in Südwestafrika, Kamerun und Togo heute vorliegt, muss als gefährlich erkannt und tunlich schleunigst abgestellt werden.

Man wird mir das Beispiel Englands entgegenhalten. Man sagt: Aber der Engländer gilt doch nun einmal für einen guten Kolonialpolitiker, und gerade er kümmert sich nicht im mindesten um die Eingeborenensprache, sondern er benutzt überall das Englische und hat es so zu einer Art Weltsprache erhoben.

Es ist keine Frage, dass der Engländer absichtlich und unabsichtlich unendlich viel für die Verbreitung seiner Muttersprache in den Kolonien getan hat. Aber die Sache ist doch nicht so, dass er sich um die Eingeborenensprachen nicht gekümmert hätte, und überdies liegen eine Anzahl von Äusserungen vor, besonders aus neuerer Zeit, die erkennen lassen, dass auch der Engländer noch mehr, als bisher dem Studium der Eingeborenensprachen, gerade vom Standpunkt des Kolonialpolitikers, sich zuwendet.

Wenn wir uns die Erfahrungen, die zu diesem Resultat geführt haben, zunutze machen, so wird das voraussichtlich vorteilhafter sein, als wenn wir diese Erfahrungen erst selbst machen.

Welches Interesse an Eingeborenensprachen hat also der Engländer bewiesen?

Nehmen Sie aus unserer sprachwissenschaftlichen Afrika-Literatur alles hinweg, was in englischer Sprache geschrieben ist, so ist der Rest überaus dürftig. Es ist richtig, dass auch Deutsche und Franzosen an dieser Literatur in englischer Sprache mitgearbeitet haben, wie Bleek, Döhne, Krapf, Kropf, Chatelain, Schoen, Mabille, Christaller, Koelle, Kolbe, Torrend — aber, dass sie ihre Werke englisch schrieben, ist ja eben ein Beweis, dass sie bei ihren Landsleuten nicht Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständnis und Opferwilligkeit genug fanden, um eine Herausgabe in ihrer Muttersprache zu ermöglichen. Auch jene Ansicht, dass es den englischen Werken über afrikanische Sprachen durchweg an Gründlichkeit fehlt, ist durchaus nicht zutreffend. Gewiss, es gibt Erstlingsarbeiten von Engländern, die sehr mangelhaft sind — aber die Erstlingsarbeiten der Deutschen sind ja auch nicht besser und können nicht besser sein. Handelt es sich ja doch zuerst gar nicht um exakte Arbeit, sondern darum, dass irgendwie erst einmal ein Weg in die Sprache gebahnt wird. Im übrigen dürfen wir mit Stolz konstatieren, dass die exakte wissenschaftliche Forschung der Deutschen auch in grammatischer Beziehung obenan steht, wo sie von berufenen Fachmännern, wie Endemann, Bleek, Reinisch, Schoen, getrieben worden ist. Aber Englands Verdienste um die Sprachen Afrikas sind wahrlich nicht gering.

Es war ein Engländer, R. N. Cust, kein Missionar, sondern ein Kolonialbeamter, der uns in einem zweibändigen Werk einen schönen Überblick über die Sprachen Afrikas gab, und der eine ganze Reihe von Publikationen ermöglicht hat. Speziell im Suaheli sind die wissenschaftlich brauchbaren, gründlichen Werke von zwei Engländern verfasst — Steere und Taylor. Nur sie ermöglichen die exakte Kenntnis der Sprache — alles andere kann sich damit an Gründlichkeit nicht messen.

Im kafferschen Sprachgebiet arbeiten deutsche Missionare seit einem halben Jahrhundert — aber niemand hat eine grössere kaffersche Grammatik verfasst, ausser mehreren Engländern.

Sie entsinnen sich des Aufsehens, das das Buch von Hauptmann Merker über die Masai machte. Leider ist das Buch ohne ordentliche Kenntnis der Masaisprache geschrieben, und praktisch und theoretisch wird es unsere Erkenntnis nicht so fördern, wie man gewünscht hätte. In derselben Zeit gab ein englischer Beamter, C. Hollis, ein Buch über die Masai heraus, das ein Muster tüchtiger wissenschaftlicher Arbeit ist. Der Verfasser kann gründlich Masai und hat die ganzen Aufzeichungen in Originaltexten mit englischer Übersetzung gegeben. Daraus lernt man den Masai wirklich kennen, und das ist besser, als alle Reflexionen und Spekulationen. Die Worte, mit denen Sir Eliot dieses Buch einleitet, kann ich mir nicht versagen in extenso mitzuteilen. Sie lauten:

„Das Buch von Herrn Hollis wendet sich hauptsächlich an die wissenschaftliche Welt und ist vielleicht, abgesehen von den Werken eines Harry Johnston und eines Krapf, der wertvollste Beitrag für die Anthropologie und Philologie der britischen Besitzungen in Ostafrika, den wir haben. Aber das Buch dürfte auch, wenn es richtig gebraucht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, einen sehr grossen praktischen Wert haben. Die Erfahrung, die ich in vielen Teilen der Erde erworben habe, hat mir die handgreifliche, aber oft vernachlässigte Wahrheit eingeprägt: Will jemand in freundlichen Beziehungen zu andern Rassen stehen und Missverständnisse vermeiden, so ist das die erste Hauptsache, dass man ihre Sprache spricht. Es kann kein Zweifel sein, dass es in Ostafrika ebenso wie anderswo den Eingeborenen Vergnügen macht, mit Europäern sich zu unterhalten, und ebenso ist es kaum zu bezweifeln, dass verhängnisvolle und kostspielige Missverständnisse vorgekommen sind, weil niemand dazu imstande war, Erklärungen zu geben oder entgegenzunehmen, wenn Unheil drohte. Trotzdem verstehen wenige von unsern Beamten von irgendeiner Sprache etwas, ausser ein wenig Suaheli, und das Fehlen bezw. die Unbrauchbarkeit der Lehrbücher hat ihnen das Erlernen all der andern Sprachen praktisch unmöglich gemacht, abgesehen von einigen unerschrockenen Gemütern. Neuerdings sind die Sprachen von Kikuju und Ukamba zugänglicher geworden, und dasselbe kann man jetzt vom Masai sagen, während Nandi, Luk und Turkana noch auf einen Interpreten warten. Es ist in jedem Fall sehr zu wünschen, dass die Regierung die fortschreitende Kenntnis dieser Sprachen ermutigt und einigermassen generös honoriert. Es liegt ja praktisch die Schwierigkeit vor, wenn jemand sich mit der Kenntnis irgendeiner andern Sprache ausser dem Suaheli ernstlich befasst, dass die andern meist in verhältnismässig kleinen Bezirken gesprochen werden, und dass es unmöglich ist, die Beschäftigung eines Beamten auf ein Sprachgebiet zu beschränken, oder von ihm zu verlangen, dass er Masai lernen soll, wenn er eines schönen Tages in einen Bezirk versetzt wird, wo man Somali spricht. Aber es könnte viel geschehen, dadurch, dass die Dienste der Männer, die bereit sind, sich die Mühe zu machen, wenig bekannte Sprachen zu lernen, eine bessere pekuniäre und sonstige Anerkennung fänden. Wenige hundert Pfund, die man als Preise hierfür ausgibt, machen sich bezahlt. Es können Fälle eintreten, wo die Fähigkeit, eine Unterhandlung in Nandisprache zu führen, eine Strafexpedition überflüssig macht, die zehntausende von Pfund kostet.

Ich stimme mit der Ansicht überein, die Herr Hollis in dem letzten Paragraphen seiner Vorrede ausspricht, dass die einzige Hoffnung für die Masai ist, dass sie unter intelligenter Führung sich allmählich ansiedeln und ein gewisses Mass von Zivilisation annehmen. Der Gedanke, sie sich selbst zu überlassen, unter Beibehaltung ihrer unveränderten militärischen und sozialen Organisation, scheint mir verknüpft mit schwerer Gefahr für das Gedeihen des Stammes ebensogut, als für die Ruhe und Sicherheit des Ganzen. Aber was auch ihre Zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunft sein mag, ich bin sicher, dass der Autor dieses Buches, welches ich jetzt der Aufmerksamkeit der Beamten und ebensowohl der wissenschaftlichen Welt empfehle, viel getan hat, um die Erledigung aller Erörterungen, die sich zwischen den Masai und unserer Verwaltung noch ergeben mögen, zu erleichtern, dadurch, dass er die Kenntnis ihrer Sprache und ihrer Gewohnheiten für jedermann möglich gemacht hat." Ich stimme Eliots Ansicht unbedingt zu und werde hernach noch darauf zurückkommen.

Im vergangenen Jahre fand in Johannesburg eine Konferenz von sämtlichen in Südafrika vertretenen Missionsgesellschaften statt, in der u. a. auch über die Pflege der Eingeborenensprache verhandelt wurde. Der Vortragende war ein französischer Schweizer, Junod, der durch eine Reihe ausgezeichneter ethnologischer Arbeiten bekannt geworden ist. Der Vortrag, den er in englischer Sprache hielt vor einer Versammlung, die nicht nur zu einem grossen Teil aus Engländern bestand, sondern auch aus Männern, die fast ausschliesslich unter englischer Regierung arbeiten, stellt die Sache in ganz vortrefflicher Weise dar.

Wenn auch selbstverständlich das, was den Zwecken der Mission dient, nicht ohne weiteres für die Zwecke der Regierung brauchbar ist, so laufen doch die Dinge in vielen Fällen praktisch auf eins heraus, und ich kann seinen Vortrag, der die Zustimmung der Versammlung fand, und der auch im Druck erschienen ist, nur dringend der Beachtung der Kolonialfreunde empfehlen. Ich teile einiges daraus mit:

Junod stellt der alten, bisher meistens befolgten Methode, die lediglich englisch unterrichtet, die neue Methode entgegen, die die Landessprache zu Grunde legt, und warnt dringend vor der Halbbildung, die durch die alte Methode erzeugt wird.

Beachtenswert ist dabei noch, dass in Südafrika, wo Weisse als Ansiedler neben Farbigen leben, die Verhältnisse für die Verbreitung europäischer Sprachen wesentlich günstiger liegen, als in unsern Kolonien, mit Ausnahme von Südwestafrika.

Auf jener Konferenz wurde beschlossen: „Nach Ansicht der Konferenz ist die Erhaltung und Förderung der Eingeborenen-Sprachen in den Schulen und Kirchen der Eingeborenen sehr wichtig. Indem anerkannt wird, dass der Unterricht in der amtlichen europäischen Sprache des betreffenden Landes notwendig ist, fordert die Konferenz auf das ernstlichste, dass die Eingeborenensprache einen hervorragenden Platz wenigstens in den untern Klassen der Elementarschulen behält.

Die Konferenz empfiehlt ferner die Förderung der Eingeborenen-Literatur durch die Herausgabe von Lehrbüchern und andern Büchern in den wichtigsten Mundarten, die in Südafrika gesprochen werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übrigens habe ich mich auf den englischen Missionsstationen in Ostafrika persönlich davon überzeugt, dass meist in der Landessprache und nicht englisch unterrichtet wird, dass man nicht sämtliche Schulkinder, sondern nur die besonders Vorgeschrittenen in englischer Sprache unterrichtet, und dass man eine sehr ausgedehnte Suaheli-Literatur, auch eine Monatsschrift in Suahelisprache für die Bedürfnisse der Eingeborenen geschaffen hat. Hier ist ganz zweifellos für die Pflege der Landessprache von englischer Seite erheblich mehr geschehen als von deutscher Seite — ich gebe zu, dass die Verhältnisse anderswo anders liegen.

Aber selbst in Indien ist man aufmerksam auf die Pflege der Sprache der Eingeborenen, wie das folgende zeigt.

Ich zitiere aus einer Eingabe des Ausschusses der deutschen evangelischen Missionen vom 1. Dezember 1904:

„In einer Kundgebung der Regierung von Indien vom 11. März 1904 wird mit Zustimmung ein Wort von Lord Lawrence aus dem Jahre 1868 wiederholt:

‚Unter allen Quellen von Schwierigkeiten in unserer Verwaltung und von möglicher Gefahr für die Dauer unserer Regierung sind wenig so ernster Natur, als die Unbekanntschaft mit dem Volk.' Und in Anerkennung dieses Rates dringt diese Kundgebung auf Wiedergutmachung des Fehlers, dass man das Volk zu ausschliesslich durch das Mittel des Englischen, statt durch die Volkssprache habe bilden wollen."

Wollte jemand auf eine Vergleichung mit englischer Art verzichten und die uns stammesähnlichen Holländer zum Vorbild nehmen, so würde meine Ansicht nur noch eine stärkere Stütze erfahren. Noch mehr als der deutsche Kolonist in Ostafrika ist der Holländer in Ostindien dagegen, dass der Eingeborene europäische Sprachen lernt. Die Verkehrssprache ist hier meines Wissens nicht das Holländische, sondern das Malaiische. Ausserdem unterstützt die holländische Regierung die sprachlichen Arbeiten der Missionen, und gerade hier schätzt man den geistigen Einfluss, wie er durch Kenntnis der Landessprache möglich ist, besonders hoch ein.

Genug — ich komme immer aufs neue zu dem Schluss: Die Verbreitung europäischer Sprachen in den Kolonien birgt erhebliche Gefahren in sich — dagegen die Kenntnis der Landessprachen erleichtert den Verkehr der Europäer mit den Eingeborenen in jeder Beziehung und schafft Störungen am einfachsten und gefahrlosesten aus dem Wege.

Lassen sie mich aber noch ein Gebiet betreten, das von immer steigender Bedeutung für die Kolonien sein wird, nämlich die Schule.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir Afrika nicht mehr ansehen als ein Gebiet für Löwenjagden und andere Abenteuer, sondern als ein Gebiet ernster Arbeit, dann wird von vornherein klar sein, dass die Hebung eines Landes unmöglich ist, wenn nicht die Intelligenz seiner Bewohner gehoben wird. Wie die preussischen Könige in Pommern und Preussen vor allem dadurch bessere Zustände herbeiführten, dass sie zum Verdruss von allerlei rückständigen Elementen Landschulen errichteten und die Bildung des Landvolkes hoben, so kann auch in Afrika ein wirklicher Fortschritt lediglich Hand in Hand mit der geistigen Hebung der Eingeborenen stattfinden.

Dass man bei solcher Kulturarbeit auch unangenehme, sehr unangenehme Erfahrungen machen kann und wird, liegt auf der Hand, aber dadurch wird sich ein einsichtiger und strebsamer Mann ja niemals abhalten lassen — im Gegenteil, die Schwierigkeiten machen die Sache ja erst interessant.

Wir werden aber bei der Bildung des afrikanischen Volkes darauf Bedacht nehmen müssen, dass dieselbe auf solide Basis gestellt wird.

Nun ist kein Zweifel, dass die intelligenteren Afrikaner darauf brennen, so bald wie möglich eine europäische Sprache zu lernen. Dann kommen sie sich als halbe Europäer vor, und bei der Neigung des Afrikaners zur Eitelkeit, fangen sie dann leicht an, unerträglich zu werden. Sie mögen nicht mehr Handarbeit tun, sondern wollen irgendeinen Posten bei der Verwaltung haben. Alle ungründliche, oberflächliche Lernerei pflegt eben den Menschen aufzublasen, ohne ihn wirklich zu bilden, und die nachteiligen Folgen pflegen sich dann bald genug einzustellen.

Anders liegt die Sache, wenn der Unterricht der Eingeborenen in methodischer Weise geschieht. Jede verständige Methode schreitet vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren fort. So wird man denn in afrikanischen Schulen damit beginnen, dass der einzelne zuerst in afrikanischer Sprache lesen und schreiben lernt, dass er den grammatischen Bau seiner Sprache übersieht und Aufsätze in ihr verfasst und mit ihrer Hilfe aus der vorhandenen Literatur anfängt, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Zeigt er dabei Geschick und Fleiss, sowie — und das halte ich für sehr wichtig — die nötige sittliche Qualifikation, so wird man ihn weiter führen. Man wird ihn zunächst etwa eine in der Kolonie besonders wichtige Landessprache lernen lassen, und wenn er auch das kann, wird man ihm etwa das Erlernen des Deutschen ermöglichen. Dann hat man einen soliden Unterbau, und er kann dann das Deutsche nicht nur radebrechen lernen, sondern kann lernen, sich mündlich und schriftlich korrekt und fliessend auszudrücken. Auf diese Weise wird er für die Zwecke der Regierung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Geschäftsleute und der Mission in gleicher Weise brauchbar, und ist doch seinem Volk nicht entfremdet, sondern mit ihm im Zusammenhang geblieben.

Selbstverständlich werden es nur wenige sein, die dieses Ziel erreichen — etwas weiteres halte ich nach dem oben Gesagten aber auch nicht für erstrebenswert.

In Kamerun und Togo und auch in der Südsee kommt zu den angeführten Gedanken noch der, dass man das als Verständigungsmittel eingeführte Pidginenglisch verdrängen möchte. Dieses Pidginenglisch ist entstanden, indem englische Vokabeln an Stelle der exotischen gesetzt wurden, aber unter Beibehaltung der exotischen Syntax. Diese Mischsprache durch das Deutsche zu ersetzen, ist nicht möglich, so lange sich nicht ein ähnliches Pidgindeutsch gebildet hat — und ich glaube kaum, dass dies zu wünschen wäre.

Mir scheint der einfachste Weg zur Zurückdrängung des Pidginenglisch die Pflege der Landessprache. Wir hätten also damit zwei Vorteile auf einmal in der Hand: 1. Die Beseitigung des Einflusses der englischen Sprache; 2. die bessere Kenntnis der Eingeborenen.

Wir haben bisher nur von dem Gegensatz zwischen europäischer und Landessprache geredet, ohne die Frage zu erörtern, welche Sprache nun als Landessprache gelten soll. Fast in jeder unserer Kolonien gibt es aber eine ganze Anzahl von Sprachen und Dialekten. Ich habe vor mehr als 10 Jahren einmal einen Überblick über die sprachlichen Verhältnisse in Kamerun gegeben — dabei habe ich einige 30 Sprachen aufgezählt — und war mir darüber klar, dass noch sehr viele fehlen. Bei meinen linguistischen Studien in Ostafrika habe ich in einigen 40 Sprachen Aufnahmen gemacht — aber auch das ist nur ein Teil der dort vorhandenen Fülle.

Da ergibt sich nun die Frage: Welche Sprache bezw. welcher Dialekt soll denn nun in der oben beschriebenen Weise gepflegt werden?

Der wissenschaftliche Forscher wird antworten: Jeder.

Wie jede Schmetterlingsart, jede Orchidee, jede Gesteinformation Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung hat, so und noch viel mehr hat jede Form der menschlichen Rede Anspruch auf unsere Beachtung — ist sie doch ein Denkmal ohnegleichen aus uralter Zeit, das für unsere Forschung von ganz unersetzlichem Wert ist. Wenn also der Erhaltung des Rhinoceros oder des Colobus guereza die Kolonialregierung ihre Aufmerksamkeit zuwendet, so würde die Erhaltung einer eigentümlichen Varietät des Homo sapiens ungleich höhere Bedeutung haben. Ausserdem hat der oben zitierte Eliot ja zweifellos recht! Die Kennt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nis auch der entlegenen Eingeborenensprachen kann gelegentlich praktisch von eminentem Nutzen sein.

Abgesehen von dem Vertrauen, das jeder Kenner der Landessprache bei dem Eingeborenen geniesst, und dessen Besitz von unschätzbarem Wert ist, ergeben sich in der Praxis allerlei Fragen, die man nur mit Hilfe solcher Spezialkenntnis beantworten kann. Die geographischen Namen werden regelmässig falsch notiert, wenn der Schreiber die betreffende Sprache nicht kann, das hat mancher Landmesser und Kartenzeichner schon zu seinem Verdruss erfahren. Die Namen der einheimischen Hölzer, medizinischen Pflanzen, Tiere usw. werden ebenfalls von Unkundigen in der Regel völlig falsch wiedergegeben, und das betreffende Objekt ist hernach schwer oder gar nicht zu identifizieren.

Die Verhandlungen durch Dolmetscher führen häufig zu höchst lächerlichen oder in ihren Folgen trübseligen Resultaten. Kurz, man sollte auf jede Weise zu erreichen suchen, dass die Beamten der Kolonialregierung sich mit der Sprache ihres Bezirks soviel als möglich vertraut machen.

Es fehlt ja meist nicht an Zeit dazu, aber oft an Neigung und an der richtigen Anleitung. Wo aber Neigung und Geschick zu solchen Arbeiten vorhanden ist, begegnet ihre Verwertung in der Heimat erheblichen Schwierigkeiten. Kleinere Aufsätze, und besonders feuilletonistisch geschriebene, lassen sich allenfalls unterbringen. Zur Drucklegung wissenschaftlich gründlicher Arbeiten von grösserem Umfang, die allein uns informieren können, sind die Mittel überaus schwer zu beschaffen. Die Verfasser, die ohnehin für die Gewinnung ihres Materials nicht unerhebliche Auslagen gehabt haben, sind zumeist nicht in der Lage, auch noch die Kosten des Druckes zu übernehmen. Wenn irgendwo, wäre hier die Stelle, um Gelder aus privaten und öffentlichen Mitteln, die zum Wohle der Kolonien bestimmt sind, wirklich nützlich anzulegen.

Wenn nun jede Sprache, jeder Dialekt, die Aufmerksamkeit der Kolonialregierung verdient, so ergibt sich daneben eine andere Frage, die dem Interesse des öffentlichen Verkehrs entstammt, nämlich die Frage: Welche Sprache, welcher Dialekt soll nun im einzelnen Falle als Organ der Regierung gelten?

Diese Frage wiederholt sich im Laufe der Geschichte immer aufs neue. Auch bei uns in Deutschland hat es nicht ursprünglich eine einheitliche Schriftsprache gegeben, sondern unser Neuhochdeutsch, das wir sprechen, ist ursprünglich ein mitteldeutscher Dialekt, der aber aus andern Dialekten bereichert ist. Seitdem Luthers Bibelübersetzung in dieser Sprache verfasst ist, wurde sie fortschreitend die Sprache der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebildeten auch im plattdeutschen Sprachgebiet und verdrängte in der Schrift ganz die andern deutschen Mundarten. Der Prozess war also nicht so, dass zuerst das allgemeine, richtige Deutsch da war, und dass die Volksdialekte nur eine Korrumpierung dieses richtigen Deutsch wären, sondern die Dialekte sind eher gewesen, als das Hochdeutsche, und sie waren seinerzeit Volkssprachen, die stark voneinander abwichen. Noch heute kann sich ein schwäbischer Bauer mit einem pommerschen Standesgenossen nicht verständigen, wenn beide ihren Heimatsdialekt sprechen.

Diesen Vorgang der Entstehung einer Gemeinsprache können wir auch sonst beobachten, und man braucht kein Prophet zu sein, um zu wissen, dass er sich auch in Afrika wiederholen wird.

So z. B. ist in Ostafrika der grösste Teil der Sprachen, die in unserer deutschen Kolonie gesprochen werden, der Küstensprache, dem Suaheli nahe verwandt. Die Sache steht nicht so, dass die Angehörigen der verschiedenen Stämme sich mit den Suaheli ohne weiteres verständigen können — aber der Bau der Sprachen ist derselbe, der Vokabelschatz stimmt zum grossen Teil überein — und jeder Eingeborene, der die eine dieser Sprachen kann, wird sich mit Leichtigkeit in die andere finden. Da nun der Suaheli dem Inländer an Intelligenz und Weltkenntnis überlegen ist, wird seine Sprache überall als die Sprache des Gebildeten gegenüber den Barbarensprachen des Inlands gelten, und man kann mit Sicherheit voraussagen, dass das Suaheli immer mehr zur herrschenden Sprache der Gebildeten werden wird, und dass die übrigen Inlandsprachen, so weit sie dem Suaheli verwandt sind, zu Volksdialekten herabsinken werden.

Man kann diesen Vorgang bedauern, man kann ihn vielleicht ein wenig hindern — aber wenn man fortfährt, wie wir hoffen, Strassen und Eisenbahnen ins Innere zu bauen und Handelswege zu eröffnen, wird man ihn nicht aufhalten. Das ist meine feste Überzeugung. Alle Versuche, den Gebrauch des Suaheli als Umgangssprache durch das Deutsche zu ersetzen, wie diese durch den Beschluss des Kolonialrats vom 20. Juni d. Js. noch neuerdings empfohlen sind, halte ich für aussichtslos. Man wird und kann nie mehr erreichen, als dass eine beschränkte Zahl von Leuten mehr oder weniger Deutsch kann. Der Araber hat in vielen Jahrhunderten nicht erreicht, dass das Volk arabisch kann, sondern er hat Suaheli gelernt. Da wird unter viel ungünstigeren Bedingungen die Verbreitung des Deutschen als Verkehrssprache nie ausführbar sein. Was hat den Kolonialrat zu diesem Beschluss geführt?

Kolonialpolitiker und Missionsfreunde befürchten von dem Vordringen des Suaheli eine Begünstigung des Islam, und man glaubt mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Recht, dass wir mit dem Islam einmal noch ernstere Kämpfe werden zu bestehen haben, als mit den Herero in Südwestafrika. Aber das Umsichgreifen islamitischer Sitte vollzieht sich ohnehin, und es wird sich durch Zwangsmassregeln nicht hindern lassen. Wenn wir es nicht als unsere Aufgabe ansehen und es uns nicht gelingt, das Geistesleben des Afrikaners in christlichem Sinne zu beeinflussen, so wird er ohne jede Frage unter den geistigen Einfluss des Islam kommen, gleichgültig, ob wir deutsch unterrichten oder nicht.

Ich glaube deshalb, dass es besser wäre, das Suaheli als Organ unserer Bestrebungen zu benutzen. Das ist zum Teil bereits geschehen. Indem die deutsche Regierung den Gebrauch der arabischen Schrift in den Regierungsverfügungen abgestellt hat, hat sie begonnen, mit den islamitischen Beziehungen des Suaheli zu brechen. Tatsächlich lässt es sich mit lateinischer Schrift besser und unmissverständlicher schreiben, als mit arabischer. Denselben Weg haben die Missionare, besonders die Universitäten Mission beschritten, indem sie eine nichtislamitische Literatur in Suahelisprache geschaffen haben und für Unterricht, Unterhaltung und Belehrung der Eingeborenen — nicht nur der Suaheli, sondern auch anderer Bantustämme — verwerten.

Von einer Ähnlichkeit des Suaheli mit dem Arabischen ist nämlich gar keine Rede. Ich würde mich — wenn Sie mir den Scherz gestatten wollten — anheischig machen, eher eine Verwandtschaft des Deutschen mit dem Suaheli nachzuweisen, als des Arabischen. Es sind nur eine grosse Anzahl arabische Fremdworte ins Suaheli eingedrungen, von denen ein Teil ganz entbehrlich ist, weil gute Suaheli-Ausdrücke daneben existieren. Will man etwas tun, um dem islamitischen Einfluss des Suaheli zu begegnen, so suche man hier, ohne dabei pedantisch zu sein, überflüssige Arabismen tunlichst zu vermeiden. Man hat dabei noch den Gewinn, dass die Sprache dadurch für den Inländer leichter erlernbar ist, da jene Arabismen ihm fremd sind.

Ob das Suaheli so viel werbende Kraft haben wird, dass es auch die mehr oder weniger hamitischen Sprachen Ostafrikas zu Volks-Dialekten herabdrückt, vermag heute ja noch niemand zu sagen. Einstweilen dürfte es sich empfehlen, dass wir dem Vorbilde der Engländer folgen und der Masaisprache unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Bei dem grossen Ansehen, das die Masai unter den umwohnenden Stämmen geniessen, würde ihre Sprache voraussichtlich zur Herrensprache geeignet sein.

In Südwestafrika kommen zwei Sprachen in Betracht, das Herero, eine Bantusprache, und das Nama, ein Hottentottendialekt. So lange aber in der Kolonie nicht wieder friedliche Zustände herrschen, haben linguistische Betrachtungen hier keinerlei praktische Bedeutung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Kamerun wird das Duala von den am meisten geistig vorgeschrittenen Eingeborenen gesprochen. Die Sprache ist sämtlichen Küstendialekten nahe verwandt und wird als Handelssprache weit über das eigentliche Dualagebiet hinaus verstanden. Damit ist sie das gegebene Organ für Regierung und Mission. Alle übrigen Erwägungen kommen meines Erachtens demgegenüber nicht in Betracht.

Weiter im Innern berühren sich die Bantudialekte des Küstengebiets mit Sprachen, die Sudancharakter tragen und so mit Küstensprachen von Togo verwandt zu sein scheinen. Die Erfahrung muss uns erst lehren, welche von diesen Inlandsprachen die meiste Expansionskraft haben wird. Auch fehlt es uns noch an Erfahrung darüber, ob auf dem Grenzgebiet die Bantusprache oder die Sudansprache den Sieg behält. Im allgemeinen wird man annehmen können, dass die Sprache des Küstenvolks, als des kultivierteren, dominieren wird. Doch liegt die Sache selbstverständlich umgekehrt, wenn der Inländer Mohammedaner, der Küstenländer aber Heide ist. Jene Sudanvölker sind aber Heiden.

Ausser diesen beiden Sprachgruppen finden sich im Hinterland auch Sprachen, deren hamitischer Charakter zum Teil sicher, zum Teil wahrscheinlich ist. Ich meine Haussa und Fulbe. Beide Völker zeigen die hamitische Herrenart gegenüber den Negern, obwohl sie selbst ja viel Negerblut und ihre Sprachen auch mancherlei Fremdes aufgenommen haben.

Beide sind Mohammedaner. Welche der beiden Sprachen in Zukunft herrschen wird, lässt sich heute noch nicht übersehen. Dass ihr Vordringen dem Islam günstig ist, ist nicht zu leugnen, um so mehr, als diese Völker nicht von der Küste kommen, wie der gehasste Fremdling, der Europäer, sondern aus dem Innern des Landes. Wenn diese Sprachen einmal im Innern von Kamerun Regierungssprachen werden, so dürfte es sich auch hier, wie im Suaheli, empfehlen, das arabische Alphabet zu verlassen und lateinisch zu schreiben. Ich kann aber dabei nicht verschweigen, dass beide Völker der arabischen Art zweifellos viel näher stehen, als die Suaheli, und dass hier der Zusammenhang mit dem Islam, so viel ich sehe, viel inniger ist, als in Ostafrika.

In Togo ist das Ewe für das Küstengebiet und das daran grenzende Hinterland als Verkehrssprache sehr brauchbar. Auch die kleineren anderssprachigen Stämme verstehen Ewe oder finden sich bald hinein, da ihre Sprachen ähnlichen Bau haben.

Im entfernteren Hinterland begegnen wir wieder dem Haussa und andern Sprachen, die ich einstweilen für hamitisch halte. Vermutlich wird also auch hier das Haussa eine Zukunft haben. Über die lin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

guistischen Verhältnisse der Südsee bin ich nicht genügend informiert und will deshalb darauf nicht eingehen.

Meine Vorschläge und Wünsche fasse ich in einige kurze Sätze zusammen:

1. Die Verbreitung der deutschen Sprache als Umgangssprache in unsern Kolonien ist im allgemeinen nicht ratsam.

2. Nur besonders intelligente und als zuverlässig erprobte Eingeborene sind für das Erlernen des Deutschen heranzuziehen.

3. Das Studium der Eingeborenensprachen ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren, und für die Drucklegung sprachlicher Arbeiten sind mehr Mittel als bisher bereit zu stellen.

4. Als Verkehrs- und Regierungssprache ist diejenige zu wählen, die bereits die weiteste Verbreitung hat, und die im Anschluss an Handels- und Verkehrswege die Tendenz zu weiterer Ausbreitung zeigt.

5. Der Gebrauch der lateinischen Schriftzeichen statt der arabischen ist überall einzuführen.

Ich schliesse mit dem Wunsch, dass die gute sprachliche Ausrüstung, die jeder gebildete Deutsche besitzt, und die grammatisch-philologische Begabung, die unserm Volk vor andern eigen ist, und die zu dem Weltruf der deutschen Gelehrsamkeit beigetragen hat, noch mehr als bisher in ihrer Bedeutung für unsere Kolonien erkannt wird, und dass die hierauf verwandte Arbeit Segen bringen möge für unser deutsches Volk und für unsere farbigen Schutzgenossen in den Kolonien.

Amtsrichter Dr. **Behme**, Achim bei Bremen: Die Sprachverhältnisse im Schutzgebiete Kiautschou liegen wesentlich anders, als in den übrigen Kolonien. Die Chinesen dürfen als „Farbige" nicht etwa mit den Schwarzen auf eine Stufe gestellt werden. Ferner ist die chinesische Sprache, im Gegensatz zu der Schrift, leicht zu erlernen, auch von vielen Deutschen dort drüben in zirka sechs Monaten gut erlernt worden. Es gibt praktische und billige Hilfsmittel, die zum grossen Teil in Tsingtau erschienen sind; das Gouvernement in Tsingtau befördert seit Jahren durch Gehaltszulagen an Beamte die Erlernung der chinesischen Sprache. Im Handelsinteresse und zur Stärkung des deutschen Einflusses gegenüber dem anderer Nationen erscheint es erwünscht, dass die Chinesen die deutsche Sprache erlernen. Ausserdem sorgt schon die chinesische Regierung im Innern der Provinz Schantung für Unterricht in der deutschen Sprache.

Missionsdirektor D. **Buchner**, Berthelsdorf bei Herrnhut: Der Beschluss des Kolonialrats, betreffend Einführung der deutschen Sprache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Deutsch-Ostafrika, bezweckt nicht, den Beamten die Erlernung der Eingeborenensprachen zu ersparen, auch nicht die Sprache der Eingeborenen zu unterdrücken, sondern ist hervorgegangen aus dem Bestreben, dem immer mehr vordringenden Islam einen Damm entgegenzusetzen. Das Kisuaheli ist stets und überall der Bahnbrecher für den Islam, der Islam ist aber der gefährlichste politische Feind der deutschen Macht. Wie die Engländer in ihren Kolonien auf der einen Seite die Eingeborenensprachen nicht nur lernen, sondern auch in allerlei Weise stützen und studieren, und auf der andern Seite dabei die Kenntnis der englischen Sprache nach Kräften ausbreiten, so sollten auch wir Deutschen über dem Studium und der Pflege der Eingeborenensprachen die Ausbreituung der deutschen Sprache nicht vernachlässigen.

Rechtsanwalt Dr. **Krug**, Marburg: Gestatten Sie mir zu dem soeben gehörten Vortrag in dem Punkt, inwieweit unsere Muttersprache die Umgangssprache in den Kolonien sein kann und soll, eine kurze Bemerkung. Ich habe speziell Südwestafrika im Auge, das ich zwar nicht aus persönlicher Anschauung kenne, über dessen Verhältnisse ich mir aber insofern ein Urteil bilden kann, als ich über ein Jahr in den benachbarten Gebieten Südafrikas mich aufgehalten habe, in denen die ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ganz ähnliche sind.

Im Norden von Südwestafrika leben noch geschlossene Eingeborenenstämme. Hinsichtlich dieses Gebiets wird es für den kolonialen Beamten gewiss noch die Aufgabe sein, die Eingeborenensprache zu berücksichtigen und ihrer nach Möglichkeit mächtig zu werden. Im Süden des Schutzgebiets liegt das anders. Die zerstreuten Reste der Herero und Hottentotten, die künftig dort leben werden, haben kaum mehr die Bedeutung, dass man ihre Sprache berücksichtigen muss. Wohl aber ist meines Wissens im Süden des Schutzgebiets die vorherrschende Umgangssprache zwischen Weissen auf der einen und Eingeborenen auf der andern Seite noch das Platt-Holländisch, das auch im übrigen Südafrika das Verständigungsmittel mit den Eingeborenen bildet. Bei dem geringen sprachlichen Wert, den dieses Holländisch besitzt, wird es nicht allzu schwer sein, dasselbe durch unsere Muttersprache zu ersetzen. Und dies scheint mir im nationalen Interesse geboten. Soll Südwestafrika der Punkt sein, in dem unser Volk auf dem zukunftsreichen Gebiet des ganzen Südafrika festen Fuss fasst, von dem aus wir Einfluss auf die Entwickelung der dortigen Verhältnisse gewinnen, so muss es d e u t s c h sein, auch der Sprache nach.

Oberregierungsrat a. D. **Schreiber**, Stettin: Im Vortrage des Herrn Prof. Meinhof hat mich vor allem die Wärme angenehm berührt, mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der er seine Forderung, dass die in die deutschen Kolonien geschickten Beamten die Sprache der Eingeborenen lernen sollten, gestellt und begründet hat, und ich glaube, dass gerade die Forderung, die er in dem dritten der von ihm am Schlusse seiner Rede aufgestellten Leitsätze kurz formuliert hat, bei Ihnen allen vollen Beifall finden wird. Mit Rücksicht darauf, dass die Sektion IV im Anschlusse an einen Vortrag über die Schultätigkeit der Mission in den Kolonien, dem ich beigewohnt habe, beschlossen hat, eine Resolution an das Plenum zu richten, dass es notwendig sei, dass die in die Kolonien gehenden Deutschen die Eingeborenensprachen sich aneignen — so ungefähr ist der Sinn der gefassten Resolution —, möchte ich nun hier die Anregung dazu geben, dass auch die Sektion III beschliesst, diesen Leitsatz des Herrn Referenten als ihre Resolution an das Plenum zu bringen, weil es nur nützlich sein kann, wenn von zwei Sektionen zwei auf das gleiche Ziel gerichtete Resolutionen gefasst und eingebracht werden.

Über die Notwendigkeit und Nützlichkeit, dass die Beamten, die berufen sind in den Kolonien mit den Eingeborenen zu verkehren, die Eingeborenensprache möglichst so beherrschen, dass sie mit den Eingeborenen sich ohne Dolmetscher verständigen oder wenigstens den Dolmetscher kontrollieren können, will ich mich hier nicht länger auslassen. Es weiss jedermann, der in der Lage gewesen ist, mit einem Dolmetscher eine Unterhaltung zu führen, wie leicht da oft recht verhängnisvolle Missverständnisse vorkommen, von Böswilligkeit der Dolmetscher ganz zu schweigen. Und es weiss jeder Beamter auch bei uns im Lande, wie wichtig es ist, wenn er z. B. bei Verhandlungen mit plattdeutsch redenden Leuten imstande ist, selbst plattdeutsch mit ihnen zu reden. Ich glaube, es bedarf keiner näheren Ausführungen, um die Resolution, die ich hiermit einbringe:

„Das Studium der Eingeborenensprache ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren."

zu begründen. Ihre Durchführung schliesst in keiner Weise aus, der deutschen Sprache möglichst weite Verbreitung in den Kolonien zu verschaffen. Die Anzahl der in den einzelnen Kolonien gesprochenen Sprachen ist, wie wir gehört haben, eine ungemein zahlreiche, und es liegt ein dringendes Bedürfnis vor, zur Vermittelung des Verkehrs der einzelnen Völkerschaften miteinander und der Händler und Beamten, soweit sie die Eingeborenensprachen nicht beherrschen, eine lingua franca zu haben. Als solche dient neben dem Pidgin-Englisch und dem verdorbenen Holländisch das Suaheli. Auf die Gefahren, die mit der weiteren Verbreitung des Suaheli verbunden sind, will ich nicht eingehen, da ich mir kein Urteil darüber erlaube, ob diese Verbreitung dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Islam Vorschub leisten wird. Sollte das der Fall sein, dann müsste dieser Verbreitung der entschiedenste Widerstand entgegengesetzt werden. Aber ganz abgesehen davon, empfiehlt es sich unbedingt, wenn denn mal eine den Eingeborenen fremde Sprache zur Vermittelung des Verkehrs, sei es der verschiedenen Völker einer Kolonie miteinander, sei es mit den Europäern, gebraucht werden soll, dass dann die deutsche Sprache dazu gewählt und mit allen Mitteln dahin gestrebt wird, sie den Eingeborenen bekannt zu machen und sie einzuführen und dem Gebrauch der nichtdeutschen Sprachen entgegen zu arbeiten. Ebenso, wie die Eingeborenen z. B. englische Worte gelernt haben und mit ihnen sich im Pidginenglisch, das lediglich in einer konstruktionslosen Zusammenstellung dieser Worte besteht und den Namen einer Sprache nicht verdient, sich verständlich machen, werden sie auch bald deutsche Worte lernen und mit ihnen gegebene Befehle verstehen können.

Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** Willigrad: Für Missionare und Beamte jeder Art ist das Studium der Sprache der Eingeborenen erforderlich, um der Volksseele nahe zu treten. Anderseits muss mit allen Mitteln dahin gestrebt werden, dass die Eingeborenen Deutsch als Haupt- und Umgangssprache lernen, denn diese ist das deutlichste Zeichen der Herrschaft. Nur so werden wir auf die Dauer Herren in unsern Kolonien bleiben.

Pfarrer **Julius Richter,** Schwanebeck bei Belzig: Es ist eine weltgeschichtliche Tatsache, dass gerade die Ausbreitung des Islam mit der Verbreitung solcher Sprachen Hand in Hand geht, welche seine Träger sind; so in Indien das Hindostani, in Holländisch-Indonesien das Malaiische, im westlichen Sudan das Haussa. Äusserst lehrreich ist der Vergleich zweier grosser Kolonialreiche mit nach dieser Richtung hin entgegengesetzter Entwickelung. In Holländisch-Indonesien wurde das Malaiische zur lingua franca erhoben und damit dort der verhängnisvollste Träger der Islamisierung und der Todfeind der Holländer grossgezogen. Im englischen Indien wurde seit 1830, im Gegensatz gegen die Hindostani-Kultur des Mogul-Reiches, das Englische zur lingua franca erhoben; und der Erfolg ist schon jetzt nach drei Vierteljahrhunderten, dass in der englisch-christlichen Kultur ein Gegengewicht gegen das überaus starke mohammedanische Element geschaffen ist. Um die Gefahr, die in der Islamisierung droht, zu überschauen, muss man sich ausserdem vergegenwärtigen, dass die Islamisierung stets staffelweise vor sich geht; die erste Stufe ist überall das Eindringen der Sprache, welche Träger des Islam ist, die zweite die maulwurf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

artige Tätigkeit der Derwischorden, die dritte ist die Arabisierung des Volkes und damit ihre Erfüllung mit dem intransigenten Geiste des fanatischen Islam. Wir stehen jetzt in unsern afrikanischen Kolonien am Anfange dieser Entwickelung und sehen überall ihre Fäden sich anknüpfen; da ist die Gefahr, die in der Begünstigung des Suaheli und des Haussa liegt, scharf ins Auge zu fassen. Wir könnten sonst auch, wie die Holländer in Indonesien, durch eine augenblicklich allerdings bequeme und opportune Begünstigungspolitik, uns in Ost- und Westafrika den Todfeind unserer Kolonisation grossziehen.

Professor **Meinhof,** Berlin: Auch ich bin der Überzeugung, dass der Islam eine Gefahr für unsere Kolonien ist, und ich kann mir die patriotischen Gesichtspunkte, welche die Herren Vorredner ausgesprochen haben, in vollem Umfange aneignen. Ich glaube aber, dass die Ausführung des in Rede stehenden Beschlusses des Kolonialrats auf erhebliche Schwierigkeiten stossen wird, und ich muss deshalb eine Einführung des Deutschen in den Kolonien in einem weiteren Umfange, als ich vorgeschlagen habe, für nicht möglich und nicht ratsam ansehen. Ich halte aber die Diskussion für sehr nützlich, damit der betreffende Beschluss bei der praktischen Ausführung in den Kolonien nicht anders verstanden wird, als er gemeint ist.

Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** Willigrad: Die Einführung des Deutschen ist nicht von heute auf morgen gedacht, sondern durch planmässige Erlernung der deutschen Sprache in mehrklassigen Schulen, um deutsch sprechende Beamte zu erziehen. Für den Handel ist daneben die baldige Einführung deutschen Masses und Gewichts von grösster Bedeutung.

Rechtsanwalt am Kammergericht **Paul Fischer,** Berlin: Der Herr Vortragende sieht die Gefahr der Einführung der deutschen Sprache darin, dass die Eingeborenen ein Mittel zur Verständigung erhalten. Er hat aber dann weiter ausgeführt, dass dies doch nicht zu vermeiden wäre, weil die entwickeltere Eingeborenensprache auf alle Fälle zur alleinherrschenden werden würde; die Sprache des höherstehenden Volkes verdränge allmählich die des unentwickelteren. Dann kann man aber auch versuchen, das Deutsche zu der Sprache zu erheben, die die andern verdrängt. Gerade das vom Vortragenden angeführte Beispiel des Pidginenglisch zeigt dies. Hier ist eine europäische Sprache, wenn auch in unvollkommener Form, zur allgemeinen Umgangssprache geworden. Weshalb sollte also nicht in unsern Kolonien das Deutsche an Stelle des Englischen treten können? Es ist sogar anzunehmen, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Fall fast von selbst eintreten wird, sofern wir nur nach Möglichkeit alle Einflüsse beseitigen, die eine fremde Sprache zur Verkehrssprache erheben könnten. Es ist z. B. das in ganz Südafrika verstandene Kap-Holländisch ebenfalls kein wirkliches Holländisch mehr, sondern ein Mischmasch von Holländisch, Englisch und sogar von einigen entsprechenden Eingeborenenausdrücken. Diese Sprache ist schon jetzt in Südwestafrika vielfach mit deutsch durchsetzt. Es dürfte meiner Ansicht nach diese Durchsetzung progressiv stärker werden, je mehr auf die Einführung des Deutschen als Verkehrs- und Regierungssprache auch amtlich gewirkt wird.

* * *

Nachdem der Herr stellvertretende Vorsitzende dem Herrn Referenten den Dank der Versammlung abgestattet hat, wird folgende, von Herrn Oberregierungsrat Schreiber für das Plenum eingebrachte Resolution mit einem von S. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg angeregten Zusatz zur Abstimmung gebracht:

„Das Studium der Eingeborenensprache ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren.

Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde."

Die Resolution wird fast einstimmig angenommen.

Das Verordnungsrecht in den Kolonien.

Von **Paul Fischer,** Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

I. Die gesamte Rechtsordnung in den Kolonien beruht auf dem Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete vom 25. Juli 1900. Das Gesetz hat bekanntlich selbständig nur einen Teil der geltenden Rechtsordnung ausdrücklich festgelegt, nämlich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hauptsächlichsten Materien des bürgerlichen Rechts und des Strafrechts. Der grösste Teil der für einen Rechtsstaat erforderlichen Grundlage ist ungeregelt gelassen, und es sind lediglich die Quellen bestimmt worden, denen die erforderlichen Anordnungen entspringen sollen.

Grundsätzlich und in erster Linie ist es hiernach der Kaiser, der alle rechtlichen Bestimmungen zu erlassen hat. § 1 des Schutzgebietsgesetzes bestimmt: „Die Schutzgewalt übt der Kaiser im Namen des Reiches aus." Dieser Gewalt des Kaisers sind keinerlei beschränkende Faktoren gegenüberstellt. Der Kaiser ist also befugt, bindende Vorschriften aller Art, materiell- wie formellrechtlichen Inhalts zu erlassen, sowohl grundsätzlich zu bestimmen, was in den Kolonien Rechtens sein soll, als auch anzuordnen, wie die grundsätzlichen rechtlichen Bestimmungen gehandhabt werden sollen und was zu ihrer Ausführung zu geschehen hat.

Neben dieser gesetzgebenden Gewalt des Kaisers ist nun in § 15 des Gesetzes ein zweiter Recht begründender Faktor geschaffen, der zwar das Recht des Kaisers in keiner Weise einschränkt, aber doch auf dem ihm zugewiesenen begrenzten Gebiet gleichwertig neben den Kaiser tritt.

§ 15 Absatz 2 bestimmt nämlich:

„Der Reichskanzler ist befugt, für die Schutzgebiete oder einzelne Teile derselben polizeiliche oder sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften zu erlassen."

Diese Bestimmung des § 15 erscheint ziemlich überflüssig, ja könnte unter Umständen zu Unzuträglichkeiten führen. Letzteres insofern, als bei einem etwaigen Widerspruch zwischen den kaiserlichen Verordnungen und denen des Reichskanzlers beide Verordnungen gültig sein dürften, da das Verordnungsrecht des Reichskanzlers diesem ebenso wie dem Kaiser direkt und selbständig durch das Schutzgebietsgesetz verliehen worden ist. Diese Konsequenz des § 15 ist aber ein unhaltbarer Zustand und dürfte bei Erlass des Gesetzes schwerlich wünschenswert erschienen sein. Überflüssig ist anderseits die Bestimmung des § 15, weil sie jederzeit durch eine kaiserliche Verordnung von wenigen Worten ersetzt werden könnte. Der Kaiser kann die ihm auf Grund der Schutzgewalt zustehende Befugnis Verordnungen mit rechtsverbindlicher Kraft zu erlassen, unzweifelhaft beliebig auf untergeordnete Organe delegieren. Es bedurfte also nur einer ganz kurzen kaiserlichen Verordnung mit dem Inhalt des § 15 Abs. 2, um diese gesetzliche Bestimmung vollkommen entbehrlich zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohl hat dem Gesetzgeber bei der Abfassung des § 15 Abs. 2 ein zweckmässiger Gedanke vorgeschwebt. Es sollte offenbar der Kaiser nicht damit behelligt werden, ausser der Schaffung der materiellen Gesetzgebung auch noch für die Ausführung der Gesetze sorgen zu müssen, und es wurde deshalb in der Person des Reichskanzlers ein selbständiges Vollziehungsorgan gleich im Gesetze selbst aufgestellt.

Tatsächlich ist aber statt eines Nutzens gerade das Gegenteil, nämlich eine ziemlich erhebliche Unsicherheit in bezug auf die Grundlagen der in den Schutzgebieten zu schaffenden Rechtsordnung und bezüglich der den einzelnen Verwaltungsorganen zustehenden Befugnisse, entstanden. Das Gesetz ist während seiner ganzen Dauer bei den verschiedensten Gelegenheiten so gehandhabt worden, als ob, abgesehen von der Beschränkung des Reichskanzlers in bezug auf das Mass der Strafandrohung, zwischen dem Gesetzgebungsrecht des Kaisers und demjenigen des Reichskanzlers überhaupt kein grundsätzlicher und materieller Unterschied bestände.

In Wahrheit ist aber der Unterschied zwischen der Recht schaffenden Gewalt des Kaisers und der Verordnungsbefugnis des Reichskanzlers ein grundsätzlicher. Dem Kaiser stehen auf Grund des § 1 des Gesetzes Staatshoheitsrechte, also sowohl die gesetzgebende als die vollziehende Gewalt zu, während dem Reichskanzler nur die letztere, die Vollziehungsgewalt nach der in § 15 gegebenen Massgabe übertragen ist.

Diesen Unterschied zeigen deutlich, sowohl die ganze Anordnung und Fassung des Schutzgebietsgesetzes, als auch der Wortlaut des § 15 selbst:

In § 1 des Gesetzes ist der Kaiser als alleiniger Träger der Staatsgewalt konstituiert; es ist ihm damit also das Gesetzgebungsrecht übertragen.

In den folgenden §§ 2 und 3 sind dann die Beschränkungen enthalten, denen das kaiserliche Gesetzgebungsrecht unterliegt; es ist bestimmt, dass das bürgerliche Recht und Strafrecht im wesentlichen den reichsgesetzlichen Vorschriften konform sein sollen.

Jetzt lässt aber das Gesetz in den an § 3 anschliessenden Paragraphen nicht etwa weitere Vorschriften, die sich auf die Gesetzgebung beziehen, folgen, sondern es geht auf das Gebiet der staatlichen Verwaltung über und regelt einzelne bestimmte verwaltungsrechtliche Fragen, deren Behandlung wohl zur Zeit dringend erschien.

In dieser Disposition des Textes schon drückt sich deutlich aus, dass mit dem § 3 die Vorschriften über die Gesetzgebung abgeschlossen sein und nunmehr andere rechtliche Materien zur Behandlung kommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen. Wenn sich also hierauf als Schlusspassus der § 15 anreiht und darin dem Reichskanzler eine Verordnungs- und Polizeigewalt übertragen wird, so besagt schon die Stellung der Bestimmung im Gesetz, dass der Reichskanzler lediglich als Staatsverwaltungsorgan ins Auge gefasst wird.

Die Richtigkeit dieser Auffassung zeigt auch der Umstand, dass schon vorher gelegentlich der Regelung der einzelnen verwaltungsrechtlichen Punkte die Mitwirkung des Reichskanzlers als die des massgebenden Verwaltungsbeamten, mithin eines Trägers der vollziehenden Staatsgewalt festgelegt wird, und zwar erstreckt sich diese Stipulierung der Befugnisse des Reichskanzlers mit klaren Worten bis in den § 15 selbst hinein. Dort heisst es nämlich im ersten Absatz, dass der Reichskanzler die zur Ausführung des Schutzgebietsgesetzes erforderlichen Anordnungen treffen soll. Wenn also im Absatz 2 dieses Paragraphen dem Reichskanzler die Befugnis verliehen wird, Polizei- und Verwaltungs-Verordnungen zu erlassen, so erscheint es ausser Zweifel, dass hier ebenfalls auf den Reichskanzler als Ausführungsorgan, also als Verwaltungsbeamten, Bezug genommen ist. Es muss als ausgeschlossen gelten, dass hier plötzlich der Reichskanzler, ganz losgelöst von der grundsätzlichen Regelung der gesetzgebenden Gewalt, mitten unter der Regelung von Verwaltungsfragen und gelegentlich der Übertragung von Ausführungsbefugnissen, durch den Abs. 1 des § 15 in dem folgenden Absatz dieses Paragraphen als zweites selbständiges gesetzgeberisches Organ neben den Kaiser hätte gestellt werden sollen. Die Übertragung einer wirklichen gesetzgebenden Gewalt auf den Reichskanzler auf verwaltungsrechtlichem Gebiet — also tatsächlich fast die gesamte Gesetzgebung der Schutzgebiete, soweit sie nicht reichsgesetzlich festgelegt ist — hätte unbedingt im Anschluss an § 1 und 2 des Gesetzes erfolgen müssen. Die Befugnis zur Schaffung von Gesetzen ist hier grundsätzlich geregelt und dem Kaiser die Gesetzgebung übertragen. Sollte also dem Reichskanzler fast dasselbe Hoheitsrecht verliehen werden und dem Kaiser gewissermassen ein zweiter Nebenregent an die Seite gesetzt werden — eine schon an sich ganz unwahrscheinliche Annahme — dann müsste dies auch, wenn man überhaupt noch mit einigermassen logischer Anordnung rechnen will, unmittelbar an derselben Stelle geschehen, und kann nicht versteckt unter Verwaltungs- und Vollziehungsbestimmungen im Anschluss an diese, mitten in einem sonst ganz etwas anderes aussprechenden Gesetzesparagraphen gesucht werden. Es ist vielmehr klar, dass der Reichskanzler im Abschnitt 2 des § 15 wie in den vorhergehenden Gesetzesbestimmungen und wie im ersten Abschnitt des § 15 selbst, als der eigentliche und oberste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vollzugsbeamte der Schutzgebiete hingestellt ist und ihm zu diesem Zweck das Verwaltungsverordnungsrecht und insbesondere die Polizeigewalt als eins der wichtigsten Mittel zur Ausübung der Staatsverwaltung verliehen ist.

Dieser Inhalt des § 15 Abs. 2 wird auch durch den besonderen Wortlaut des § 15 klar bestätigt. Dieser Wortlaut besagt, dass der Reichskanzler befugt sein soll „polizeiliche und sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften" zu erlassen und gegen die Nichtbefolgung Strafen bis zu einer gewissen Höhe anzudrohen.

Die Kompetenz des Reichskanzlers geht mithin über das Gebiet der Polizei- oder Verwaltungsverordnung nicht hinaus, und es ist der Begriff der Polizei- oder Verwaltungsverordnung zu definieren, wenn man die Tragweite der in § 15 Abs. 2 ausgesprochenen Verordnungsbefugnis feststellen will.

Wir haben nun für die Schutzgebiete keine gesetzliche Definition der Polizeigewalt. Es bleibt also nichts übrig, als die Theorie heranzuziehen, wenn wir den Begriff der „polizeilichen Verordnung" feststellen wollen.

Im wesentlichen dürfte wohl allseitig die Steinsche Lehre als richtig anerkannt sein, wonach die Polizei, soweit sie selbständige und aus eigenem Recht handelnde Trägerin von Hoheitsrechten ist, die Aufgabe hat, den einzelnen vor den in den umgebenden Kräften liegenden Gefahren zu schützen — insofern sie diese schädigenden Kräfte unterdrückt oder doch auf ihr normales Mass herabmindert.

Nicht unter die Zuständigkeit der Polizei entfallen mithin diejenigen Massregeln, die sich nicht bloss gegen Störungen der Sicherheit und Ordnung oder diesen drohende Gefahren wenden, sondern deren eigentlicher Zweck ist, das Wohl der einzelnen oder der Allgemeinheit zu fördern. Das Wesentliche ist, wie Bonhak sich ausdrückt: „die Erhaltung des polizeimässigen Zustandes". Die Polizei wirkt ausgleichend und korrigierend bei einer unverhältnismässigen Betätigung des oder der einzelnen zum Schaden der übrigen, und hält die bestehende Rechtsordnung aufrecht, indem sie es den Staatsangehörigen ermöglicht, ungestört durch Eingriffe anderer, die ihnen zustehenden Güter zu geniessen. Die polizeiliche Tätigkeit ist also im wesentlichen prohibitiver Natur und wird ausgeübt im Interesse der einzelnen Staatsangehörigen gegen Störungen, die diesen von aussen her entstanden sind oder drohen.

Auf den Standpunkt der Theorie hat sich auch allgemein die Praxis gestellt. Das Preussische Oberverwaltungsgericht und Kammergericht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben dies in einer ganzen Reihe von Entscheidungen ausgesprochen. Das grundlegende Erkenntnis ist das des Oberverwaltungsgerichts vom 14. Juni 1882. Darin wird auch, was hier wichtig ist, dargelegt, dass die Beschränkung des Wirkungskreises der Polizei nicht etwa nur auf den § 10 II 17 A. L.-R. sich stütze, sondern auf Grund allgemeiner rechtlicher Erwägungen auch da Anwendung zu finden habe, wo das preussische Landrecht keine Gültigkeit hat. Der polizeilichen Wirksamkeit sind demnach entzogen:

Einerseits Anordnungen, deren wesentlicher Zweck ist, die Lebenslage und Güter der einzelnen Staatsangehörigen zu verbessern; anderseits Anordnungen, die nicht den einzelnen resp. mehreren einzelnen zugute kommen, sondern den Zwecken des Staates als solchen dienen wollen. Einrichtungen z. B., die die allgemeine Bildung oder die Nationalwohlfahrt oder das Nationalvermögen heben, oder etwa für fiskalische Zwecke bestimmt sind, unterliegen nicht der Regelung durch die Polizeigewalt.

Gewiss, die Polizei kann auch in der Weise tätig sein, dass sie im fiskalischen Interesse wirkt, z. B. Steuern eintreibt, oder dass sie für die Förderung der allgemeinen Bildung oder Wohlhabenheit sorgt, z. B. den Schulzwang ausübt. Aber bei diesen Gelegenheiten ist die Polizei nicht selbständige Trägerin von Staatshoheitsrechten, sondern lediglich die Gehilfin anderer Verwaltungsorgane. Sie ist also an die für jene geltenden rechtlichen Vorschriften gebunden. Nur soweit die betreffenden Verwaltungsorgane gesetzlich zu Zwangsmassregeln resp. zum Erlass von Verordnungen befugt sind, ist es auch die Polizei. Der Begriff der Polizeiverordnung deckt sich also hier mit dem der Verwaltungsverordnung, mithin mit der in § 15 Abs. 2 des weiteren dem Reichskanzler übertragenen Befugnis, die Verwaltung betreffende Vorschriften zu erlassen.

Der allgemeine Begriff der Verwaltungsverordnung ist demnach zu ermitteln, um die hier statuierte weitere Verordnungs-Befugnis des Reichskanzlers festzustellen.

Es soll nun davon ganz abgesehen werden, dass von manchen Staatsrechtslehrern, z. B. von Laband, der Begriff der Verwaltungsverordnung ganz ausserordentlich eng gefasst wird. Die Verwaltungsverordnung möge vielmehr begrifflich so weit gefasst werden, als dies irgend geschehen kann und geschehen ist. Soviel steht jedenfalls fest, dass die Verwaltungsverordnung nichts anderes als ein Akt der vollziehenden Staatsgewalt ist. Die vollziehende Gewalt unterscheidet sich aber gerade dadurch von der gesetzgebenden Gewalt, dass sie nicht grundsätzlich und selbständig materielles Recht schafft, sondern ihre eigentliche Aufgabe besteht vielmehr darin, dass sie die von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gesetzgebenden Gewalt geschaffene Rechtsordnung zur Ausführung bringt. In diesem beschränkten Rahmen mag sie auch materielles Recht schaffen, aber immerhin beruhen die von ihr geschaffenen Rechtsgebilde auf der durch die Gesetze bereits begründeten materiellen Rechtsordnung.

Der Gesetzestext des § 15 fasst auch dementsprechend „polizeiliche oder sonstige die Verwaltung betreffende Verordnungen" zusammen. Beides sind Akte der vollziehenden Staatsgewalt. Wohl schaffen die Polizei- wie die Verwaltungsverordnung unter Umständen neues materielles Recht, aber beide nur zur Aufrechterhaltung und Durchführung der bestehenden Rechtsordnung, die nicht sie, sondern die Träger der gesetzgebenden Gewalt geschaffen haben.

Eine Verwaltungsverordnung kann alo nur erlassen werden, wo eine materielle Rechtsordnung, die ausgeführt werden soll, bereits existiert, Verwaltungsverordnungen schaffen nicht originäres Verwaltungsrecht, sondern lehnen sich an solches an.

II. Die Gesamtfassung des Schutzgebietsgesetzes und der Wortlaut des § 15 zeigen demnach deutlich, dass die Befugnis des Reichskanzlers zum Erlass von Polizei- und Verwaltungsverordnungen lediglich die Aufgabe in sich schliesst, die vom Träger der gesetzgebenden Gewalt, dem Kaiser, geschaffene resp. zu schaffende Rechtsordnung zur Anwendung zu bringen.

Der Grundgedanke des Gesetzes ist dabei ein durchaus zu billigender. Die Teilung der Gewalten in eine gesetzgebende und vollziehende ist nützlich, denn es würde eine übermässige Belastung des Kaisers darstellen, wenn dieser ausser der Gesetzgebung auch selbständig die gesamte vollziehende Gewalt ausüben sollte.

Dass allerdings die ausdrückliche Regelung im Gesetz überflüssig, ja vielleicht bedenklich war, habe ich bereits erwähnt. Die Zweiteilung der Gewalten im Gesetz hat nicht zu einem Ausspinnen des an sich guten Grundgedankens geführt, sondern gerade das Gegenteil des Beabsichtigten erzeugt, indem es eine Verschiebung der Kompetenzen, entgegen dem Gesetz, zur Folge gehabt hat. Der eigentliche Gesetzgeber in dem Schutzgebiet ist nicht der Kaiser, sondern der Reichskanzler durch die ihm unterstellten Beamten der einzelnen Schutzgebiete geworden.

Eine ausführlichere Darlegung an der Hand von Beispielen gestattet der Raum des Vortrags nicht. Die Belege müssen sich daher auf verschiedene grundsätzliche Verstösse gegen den Inhalt des Gesetzes beschränken.

Durch eine Verordnung vom 7. August 1894 bestimmt der Bezirkshauptmann von Windhoek auf Grund des § 15, dass in einem bestimm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten Gebiet niemand Bäume fällen dürfe, und zwar zu dem Zwecke, das regellose Holzschlagen zu verhindern und eine regelmässige Durchforstung einzuführen.

Eine kaiserliche Verordnung, die den Forstschutz anordnet, existiert nicht. Die Verordnung kann also nicht als Verwaltungsverordnung gelten. Will sie aber als Polizeiverordnung angesehen werden, so geht sie über den Rahmen polizeilicher Befugnisse hinaus. Denn will sie die einzelnen Grundbesitzer am leichtsinnigen Verschleudern ihres Holzbestandes hindern, so verstösst sie gegen den Grundsatz, dass nur die Abwehr der dem einzelnen von aussen kommenden Gefahren Gegenstand der polizeimässigen Fürsorge ist. Will die Verordnung aber den Nationalwohlstand des Schutzgebietes heben, dann ist sie eine Verwaltungsverordnung, die eines grundlegenden Verwaltungsgesetzes bedarf.

Die Verordnung ist mangels eines zu Grunde liegenden materiellen Gesetzes ebensowenig eine gültige Polizei- oder Verwaltungsverordnung im Schutzgebiet, wie sie dies etwa in Preussen wäre. Ebensowenig, wie allein auf Grund der Polizeigewalt ein preussischer Landrat den Grundbesitzern verbieten dürfte, Bäume zu fällen, um den Waldbestand des Bezirks zu fördern, darf dies ein afrikanischer Bezirkshauptmann. Denn der Begriff der Polizeigewalt deckt sich grundsätzlich mit dem in Preussen geltenden.

Es hat ferner z. B. der Gouverneur von Kamerun durch Verordnung vom 20. Juni 1885, nur gestützt durch § 15, eine Steuer auf den Handel mit Spirituosen gelegt, und eine Verordnung des Gouverneurs von Südwestafrika vom 30. Dezember 1895 führt eine Wagensteuer auf Grund des § 15 ein. Sogar die ganze Zollverordnung und der Zolltarif von Togo vom 29. Juni 1904 sind auf Grund des § 15 vom Gouverneur eingeführt.

Ja, die gesamte Zoll- und Steuergesetzgebung von Ostafrika hat keine andere Grundlage, als den § 15, denn eine Allerhöchste Verordnung, die den Gouverneur zu den einschlägigen Anordnungen ermächtigt hätte, existiert nicht.

Das Recht zur Erhebung von Zöllen und Steuern ist nun in sämtlichen Rechtsstaaten eines der wichtigsten Hoheitsrechte der Staatsgewalt, das nur auf Grund von wirklichen Steuer- und Zollgesetzen geltend gemacht werden kann. Es erscheint ausgeschlossen, dass dieses Recht etwa Gegenstand der Polizeiverwaltung sein könnte oder durch ein Verwaltungsorgan ohne ausdrückliche gesetzliche Ermächtigung durch einfache Verwaltungverordnung ausgeübt werden dürfte. Die Kolonien können in dieser Hinsicht nicht anders behandelt werden, als das Mutterland. Ebensowenig wie daher in Deutschland Steuern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch blosse Polizei- und Verwaltungsakte dekretiert werden können, ist dies in den Kolonien möglich.

Mag man den Begriff der Polizei- und Verwaltungsverordnung in denkbar weitestem Sinne fassen, eine Geltendmachung des Staatshoheitsrechts auf Zölle und Steuern durch einen Polizei- oder Verwaltungsakt ist undenkbar. Der Träger des Hoheitsrechts auf öffentliche Abgaben ist in den Kolonien lediglich der Kaiser. Sollen daher solche Abgaben auferlegt werden, so hätte zunächst eine grundlegende kaiserliche Verordnung zu ergehen, die die Erhebung beschliesst. Die Einzelheiten bis auf die Steuersätze mögen in dieser Verordnung im beliebigen Masse dem Ermessen der Verwaltungsbehörde übertragen werden, aber die Grundlage des Vorgehens dieser Behörden hätte doch stets die kaiserliche Verordnung zu bilden.

Die verordnenden Beamten hätten es zudem in einigen der vorgenannten Fälle gar nicht einmal nötig gehabt, sich auf § 15 zu stützen. Es existiert nämlich eine kaiserliche Verordnung vom 19. Juli 1886, worin den Gouverneuren der drei westafrikanischen Schutzgebiete ganz allgemein die Befugnis beigelegt wird, Verordnungen auf dem Gebiete des Zoll- und Steuerwesens und der allgemeinen Verwaltung zu erlassen. Wenn auch die Allerhöchste Verordnung etwas unbestimmt gehalten ist — es ist in keiner Weise des näheren gesagt, welcher Art Verordnungen der Kompetenz der Gouverneure übertragen sind, ob es sich um ausführende Verordnungen, oder um den Erlass einer materiellen Steuer- resp. Verwaltungsgesetzgebung handelt — jedenfalls kann die Verordnung doch, ohne ihr geradezu Gewalt anzutun, dahin ausgelegt werden, dass die Gouverneure auch zu Verordnungen befugt sein sollen, die grundsätzlich neues materielles Recht schaffen. Es ist daher geradezu auffallend, dass sie nur in verhältnismässig wenigen Fällen als Grundlage der gouvernementalen Verordnungen benutzt worden ist. Man scheint bei Erlass der einschlägigen Anordnungen geradezu das Gefühl gehabt zu haben, dass der § 15 eine universelle gesetzgeberische Gewalt gäbe und daher jede Gefahr einer Kompetenzüberschreitung durch die Anlehnung an diesen Paragraphen vermieden würde.

Wie weit dabei die Rechtsunsicherheit in bezug auf die Grundlagen des Verordnungsrechtes geht, zeigt folgendes:

Der Gouverneur von Kamerun hat durch Verordnung vom 8. November 1887 Einfuhrzölle eingeführt, und zwar korrekterweise auf Grund der ihm durch Allerhöchste Verordnung erteilten Ermächtigung. Nach einigen Jahren, am 26. Mai 1891, hat dann der Gouverneur die Zollverordnung von 1887 nebst dem dazu gehörigen Zolltarif abgeändert, aber nicht etwa auf Grund der Allerhöchsten Ermächtigung vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahre 1886, auf den gestützt die Zollverordnung eingeführt worden ist, sondern diesmal überraschenderweise gemäss der ihm vom Reichskanzler delegierten Befugnis des § 15. Hier liegt sogar der eingangs erwähnte Fall vor, dass eine Verordnung des Kaisers, nämlich die auf Grund Allerhöchster Ermächtigung eingeführte ursprüngliche Zollverordnung, und eine Verordnung des Reichskanzlers, nämlich die Abänderung jener Zollverordnung auf Grund des § 15 sich widersprechen. Die Frage ist, was gilt hier? Soll der Reichskanzler die Befugnis haben, Vorschriften, die auf Grund einer kaiserlichen Verordnung Rechtens geworden sind, ausser Kraft zu setzen?

Denselben Zwiespalt zeigt eine Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika vom 21. Oktober 1901. Es heisst hierselbst:

„Auf Grund des § 15 des Schutzgebietsgesetzes in der Fassung vom 19. September 1900 und der Verfügung, betreffend die Ausübung konsularischer Befugnisse vom 25. September 1900, wird folgendes verordnet:

Der § 5 der Ausführungsbestimmungen vom 1. Januar 1897 zu der Allerhöchsten Verordnung vom 5. Oktober 1898, betreffend die Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen in Deutsch-Südwestafrika, wird durch folgende Bestimmung ersetzt . . ."

Die Verordnung des Gouverneurs betrifft nun die Ausführung einer kaiserlichen Verordnung von 1898, und in dieser Verordnung selbst ist ausdrücklich im § 58 den Gouverneuren die nähere Ausführung übertragen. Demgemäss sind auch die ersten Ausführungsbestimmungen vom 1. Januar 1898, die hier aufgehoben werden, korrekterweise auf Grund der Allerhöchsten Verordnung von 1898 erlassen. Nunmehr werden aber diese Ausführungsbestimmungen auf Grund § 15 durch andere ersetzt. Es wird also derselbe Fehler, wie in dem vorhin angeführten Kameruner Beispiel begangen.

Eine solche Rechtsunsicherheit, wie die im vorgehenden gezeigte, ist, ganz abgesehen davon, dass die gesetzlichen Vorschriften über die Tragweite des § 15 eben eingehalten werden müssen, auch materiell schädlich und kann nur zu Verwirrungen in der Gesetzgebung führen.

Gerade weil in den Schutzgebieten fast die gesamte Gesetzgebung auf dem einfachen Wege der Verordnung eingeführt werden kann, ist es doppelt notwendig, dass jede Verordnung auf ihre rechtlichen Voraussetzungen und auf ihre rechtliche Tragweite hin genau geprüft wird. Eine konstitutionelle Vertretung für die Schutzgebiete ist nicht vorhanden. Der Kaiser ist laut § 1 des Schutzgebietsgesetzes mit der unumschränkten gesetzgebenden Gewalt im Schutzgebiet betraut. Dies ist auch nur zu billigen. Eine ständige Mitwirkung des Reichstages würde für die Kolonien noch keine Volksvertretung bedeuten, da die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien ja keine Abgeordnete entsenden. Vor allem aber ist es bei dem vielen Neuen und Überraschenden, das in den Kolonien häufig der Regierung entgegentritt, durchaus notwendig, dass ein einheitlicher Wille vorhanden ist, der schnell und ohne an zeitraubende Verhandlungen gebunden zu sein, aus sich selbst heraus die nötigen Anordnungen treffen kann. Aber diese Einrichtung hört auf, segensreich zu sein, wenn die Einheitlichkeit des gesetzgeberischen Willens aufhört und er in viele untergeordnete Willen zerfällt, von denen jeder, unabhängig vom andern, die ihm erforderlich erscheinenden Gesetze erlässt.

Letzterer Fall ist leider in den Kolonien eingetreten.

Der Kaiser, der nach dem Willen des Schutzgebietsgesetzes der Gesetzgeber sein soll, ist wie gezeigt in vielen wesentlichen Punkten ausgeschaltet worden, und an dessen Stelle sind der Reichskanzler und des weiteren auf Grund der allgemeinen Delegation der Rechte des § 15 an die Beamten der einzelnen Schutzgebiete, diese lokalen Beamten getreten. Nicht nur der Gouverneur des einzelnen Schutzgebietes, sogar der Verwaltungsbeamte eines örtlichen Bezirks hat bei der irrigen Anschauung über die Tragweite des § 15 die Möglichkeit zur unumschränkten Gesetzgebung auf verwaltungsrechtlichem Gebiet, und dieser Möglichkeit ist leider in vielen Fällen die Tat gefolgt. Unter diesen Umständen ist aber das gesamte umfassende und so überaus wichtige Gebiet der Verwaltungsgesetzgebung, die noch in den Schutzgebieten ihrer Neuschöpfung harrt und zum grössten Teil noch auszugestalten ist, einer einheitlichen Leitung fast ganz entzogen. Die Verwaltungsgesetzgebung wird von lokalen und momentanen Impulsen beeinflusst, und es ist Gefahr vorhanden, dass jeder innere Zusammenhang der Rechtsentwickelung, sowohl derjenigen der verschiedenen Schutzgebiete untereinander, als auch der der einzelnen Schutzgebiete in sich, verloren geht. Die Entwickelung droht dahin zu gehen, dass wir keine irgendwie einheitliche, von bestimmten Gesichtspunkten beherrschte Gesetzgebung erhalten, sondern lauter einzelne, sowohl bezüglich ihrer Grundlagen, wie bezüglich ihrer Zwecke für sich existierende Gesetze. Eine Gesetzgebung aber, bei der keinerlei Einheitlichkeit besteht, sondern die ohne tiefere Grundlage und ohne einheitliche Ziele nur der Gelegenheit des Einzelfalles angepasst ist, wird niemals eine wirklich gute sein.

Gewiss, die Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Schutzgebieten ist eine gewaltige. Aber so gross diese Abweichung auch ist, es gibt nicht zwei Länder, die so verschieden wären, dass sie nicht bis zu einem gewissen Grade übereinstimmende Gesichtspunkte für eine zu schaffende Rechtsordnung böten. Wie sollte dies also bei den deutschen Kolonien der Fall sein, die doch sämtlich von deutscher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kultur, deutscher Sitte und deutschem Wesen so viel als möglich durchdrungen werden sollen und zum Teil schon durchdrungen sind, und deren weitere möglichst innige Verbindung und Angliederung an das Mutterland zu einem gemeinsamen Ganzen erstrebt werden soll.

Die Zentralbehörde würde sich einer ebenso notwendigen wie fruchtbringenden Aufgabe unterziehen, wenn sie dafür sorgen würde, dass die Gesetzgebung der Schutzgebiete sich in Zukunft so viel als möglich von einheitlichen Gesichtspunkten aus entwickelt und tunlichst die Gesetzesverordnungen den rein örtlichen und momentanen Charakter vermeiden. Dies würde aber sofort eintreten, sobald der Anwendung des § 15 des Schutzgebietsgesetzes die gesetzlichen Schranken gezogen werden. Hierdurch wird zweierlei erreicht: Die Zentralverwaltung erhält sich die dauernde vorherige Kontrolle über die Grundzüge der Gesetzgebung und die Beamten in den Schutzgebieten, anderseits werden beim Erlass von Verordnungen zu einer genauen Prüfung ihrer Kompetenz angehalten, und die naturgemässe Folge hiervon ist ein gründlicheres Hineindenken in das Wesen und die Tragweite der zu treffenden Anordnungen.

Die Zentralverwaltung ist ja auch — abgesehen davon, dass ein einheitliches System bei der Schaffung einer Gesetzgebung nur möglich ist, wenn die Gesetze wenigstens ihrem letzten Grunde nach auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen sind — nicht selten besser in der Lage die Zweckmässigkeit einer Verordnung prüfen zu können, als die örtlichen Beamten. Bei der Zentralverwaltung laufen alle Fäden der einzelnen Schutzgebietsverwaltungen zusammen, sie ist also in der günstigen Lage, ganz anders Vergleiche über die Zweckmässigkeit von Verordnungen anstellen zu können, als dies im einzelnen Schutzgebiet möglich ist. Hat sich eine Verordnung bereits einmal oder gar mehrmals als unzweckmässig erwiesen, weil sie bestimmte schädliche Folgen hervorrief, so wird man präsumptiv annehmen können, dass diese Folgen auch fernerhin eintreten werden. Auf der andern Seite wird bei einer Vergleichung der Verordnungen in den verschiedenen Schutzgebieten häufig allgemein nützliches gefunden werden und eine neu zu erlassende Verordnung hiernach redigiert werden können.

Natürlich ist es ein unumgängliches Erfordernis, und dieser Standpunkt sei hier ausdrücklich betont, dass die Beamten in den Schutzgebieten, soweit dies nur irgend angeht, zur Mitarbeit bei der Gesetzgebung heranzuziehen sind. Sie kennen am besten die Besonderheiten ihres Bezirks und können also auch am besten angeben, was dem Schutzgebiet oder seinen Teilen im besonderen not tut. Sie werden daher vor dem Erlass von allgemeingültigen Verordnungen tun-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichst vorher gutachtlich zu hören sein, und vor allem wäre ihnen bei der Ausführung der grundsätzlichen Verordnungen, z. B. bei dem Erlass von Ausführungsbestimmungen, grösstmögliche Bewegungsfreiheit zu gewähren. Nicht etwa die Einschränkung der Kompetenz der örtlichen Beamten ist das Wesen des erstrebenswerten Zieles, sondern die Zurückführung dieser Kompetenz auf die gesetzliche einheitliche Grundlage der kaiserlichen Verordnung. Dadurch würde ein gleichmässiges Zusammenwirken der Zentralverwaltung und der Verwaltung der einzelnen Schutzgebiete eintreten und es wären in gleichmässiger Weise die systematische Durchführung der Gesetzgebung und die Interessen der Allgemeinheit auf der einen Seite und die örtlichen Bedürfnisse der Schutzgebiete anderseits gewahrt.

Es liegen ja auch jetzt schon unter der absoluten Herrschaft des § 15 besonders wichtige, in den Schutzgebieten zu erlassende Verordnungen der zentralen Behörde zur vorherigen Prüfung vor. Aber viele, sehr einschneidende Verordnungen sind auch unmittelbar in den Schutzgebieten entstanden. Eine nachherige Einreichung in Berlin ersetzt dann die vorherige Prüfung keineswegs. Bis bei den weiten Entfernungen, den schwierigen Verbindungen und dem nicht ganz einfachen Instanzenweg Remedur geschaffen werden könnte, sind viele Monate, ja vielleicht ein Jahr, vergangen. Unterdessen hat aber die Verordnung rechtskräftig bestanden und einschneidende, möglicherweise recht schädliche Wirkungen hervorgebracht. Zudem ist es immer misslich, eine einmal erlassene Verordnung wieder aufzuheben. Wenn dies häufiger geschieht, ist es nicht gerade günstig für die Autorität der Regierung. Man wird unter solchen Umständen geneigt sein, eine Verordnung, der man wohl bei vorheriger Prüfung nicht zugestimmt hätte, nachträglich lieber bestehen zu lassen.

Noch ein anderer Grund kommt hinzu, der es wichtig erscheinen lässt, der gesetzlichen Grundlage der Verordnungen möglichste Aufmerksamkeit zu schenken. Es fehlt nämlich in den Schutzgebieten an jeder Verwaltungsgerichtsbarkeit. Nur ein Beschwerdeweg steht offen, und die Beschwerdeinstanz ist dann häufig dasselbe Organ, das selbst die Verordnung, deren Ungesetzlichkeit gegebenenfalls behauptet würde, erlassen hat. Hier dürfte also eine unbefangene Prüfung kaum zu erwarten sein.

Allerdings kann der Richter des Schutzgebietes in die Lage kommen, über die Gesetzmässigkeit eines Strafbescheides zu entscheiden. Aber der örtliche Richter wird meist nicht so frei von den ihn umgebenden Anschauungen sein, um hinlänglich klaren Blick zu wahren, und vor allem wird auch er in die schiefe Lage geraten können, die Giltigkeit seiner eigenen Verordnungen prüfen zu sollen, da ja auch den rich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terlichen Beamten erster Instanz in den Kolonien ein Verordnungrecht zusteht.

Es würde sich empfehlen, wenigstens den Ansatz zu einer Verwaltungsgerichtsbarkeit zu machen. Am empfehlenswertesten erscheint mir zunächst die Schaffung eines verwaltungsrechtlichen Organs, dessen Entscheidung — ähnlich wie die des preussischen Oberverwaltungsgerichts — nach vergeblichem Durchlaufen der Beschwerdeinstanzen, wenigstens bei wichtigeren Streitigkeiten angerufen werden könnte.

Ob und inwieweit es zweckmässig wäre, die Einrichtung einer Verwaltungsgerichtsbarkeit reichsgesetzlich zu fixieren, und namentlich auch, ob die gesetzliche Tragweite des § 15 durch entsprechende Textänderung klarzustellen sei, will ich nicht entscheiden. Darüber herrscht ja wohl Einigkeit, dass das Schutzgebietsgesetz, so, wie es jetzt ist, nur ein Provisorium ist. Eine Abänderung wird unbedingt einmal erfolgen müssen. Aber eine andere Frage ist, ob jetzt schon der geeignete Zeitpunkt dazu gekommen ist. Ich möchte dies fast bezweifeln. Der ungeklärten Fragen auf dem Gebiet des Kolonialrechts sind noch so viele, und zwar gerade oft auf grundlegendem Gebiet, dass durch eine reichsgesetzliche Regelung vielleicht eine gesunde Entwickelung verhindert werden würde. Ausserdem würde auch, da eben doch nur einzelne Fragen entschieden werden könnten — zurzeit wissen wir noch gar nicht, was alles noch zu regeln ist, geschweige denn, wie dies am besten geschehen soll —, nach wenigen Jahren dieselbe dringende Notwendigkeit, ein neues Gesetz zu schaffen, entstehen, man würde also einer dauernden Neuregelung der Gesetzgebung entgegensehen.

Gerade aber, weil die Neuschaffung eines Schutzgebietsgesetzes eine so dringende Notwendigkeit ist, und weil dabei die Schwierigkeiten so ungewöhnliche sind, erscheint es durchaus nötig, dass schon jetzt mit den Vorarbeiten begonnen wird, und zwar in gründlicher, systematischer Weise. Es wäre dabei namentlich die von der Rechtswissenschaft auf dem Gebiete des Kolonialrechts bisher geleistete Arbeit zu benutzen und, etwa durch eine Kommisson, die periodisch zusammentritt, auf die gesetzgeberische Verwendung hin zu prüfen. Ohne eine solche planmässige Vorarbeit würde ein neues Schutzgebietsgesetz, das nicht etwa ein einzelnes, staatliches Bedürfnis oder auch nur ein bestimmtes Rechtsgebiet zu regeln hat, sondern geradezu die gesamte Rechtsordnung einer Staatengruppe darstellt, doch nur ein lückenhaftes Gelegenheitsgesetz ohne dauernden Bestand werden.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner,** Berlin: Referent sei wohl richtig zu verstehen, dass das Schutzgebietsgesetz keinen Anlass biete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Widerspruch zwischen der gesetzgebenden Gewalt des Kaisers und des Reichskanzlers zu konstruieren. § 15 des Schutzgebietsgesetzes beschränke den Reichskanzler ausdrücklich auf Anordnungen der Polizeigewalt und der Verwaltung. Die Polizeigewalt in den Schutzgebieten könne aber, was ja für den heimischen wohlgeordneten Staat zutreffen möge, keinesfalls in dem engen, vom Oberverwaltungsgericht stets angenommenen Sinn verstanden werden. Vielmehr müsste in den noch von Wilden bewohnten Schutzgebieten auch das Wohlfahrtsinteresse wahrgenommen werden. — Eine Verordnungsgewalt der Gouverneure und Bezirksamtmänner könne nicht entbehrt werden, aber die der letzteren müsste von der Zustimmung des Gouverneurs, die des Gouverneurs in gewissen Punkten von der des Reichskanzlers abhängig sein. — Eine Revision des Schutzgebietsgesetzes jetzt sei nicht wünschenswert, aber eine dauernde Beachtung, inwieweit die Verordnungsgewalt der einzelnen Behörden näher präzisiert werden könnte, sei zu empfehlen.

Regierungsrat Dr. **Jacobi,** Königsberg: Es ist wünschenswert, die Rechtsmittel gegen die polizeilichen Verfügungen der Behörden weiter auszubauen. Soche müssen dann von einem Organ in den Kolonien zunächst nachgeprüft werden, am besten von den dort schon bestehenden richterlichen Instanzen, und schliesslich von einem höchsten Gerichtshof oder einem reichs-kolonialen Senat des preussischen Oberverwaltungsgerichts, der an dieses in gleicher Weise wie der Rechnungshof des Reichs an die preussische Oberrechnungskammer anzuschliessen ist. Durch solche Rechtsmittel kann zuerst vielleicht hier und da die Verwaltungstätigkeit gehindert werden, die Beamten werden sich aber daran gewöhnen, und die Einwohner der Kolonien, deren Interessen doch zuerst zu berücksichtigen sind, werden das Gefühl grösserer Rechtssicherheit und grösserer Wirkungsfreudigkeit erhalten.

Erzberger, M. d. R., Stuttgart: Ich stimme dem Referenten in der Auslegung der §§ 1 und 15 des Schutzgebietsgesetzes zu und verweise namentlich auf die Vorkommnisse bei Schaffung des ersten Schutzgebietsgesetzes 1886, wo vom Zentrum beantragt worden ist, dass der Kaiser „unter der der Reichsverfassung entsprechenden Mitwirkung des Bundesrats" die Schutzgewalt auszuüben habe. Ferner ist zu beklagen, dass nichts bestimmt ist über die Publikation der Rechtsverordnungen. Manche Fragen über rechtliche Stellung der Eingeborenen, Landfrage, Landesangehörigkeit usw. könnten gut im Wege der ordentlichen Gesetzgebung geregelt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Amtsrichter und Privatdozent Dr. **Fleischmann**, Halle a. S.: Es ist von dem Herrn Vortragenden und in der Erörterung ein reicher Wunschzettel aufgestellt worden, aus dem ich nur zwei Punkte herausgreifen möchte.

In dem § 15 des Schutzgebietsgesetzes finde ich die Schwierigkeiten nicht, die in der Debatte nach verschiedenen Richtungen hin angemerkt wurden. Der § 15 ist nicht aus seinem Zusammenhange mit § 1 gerissen. Er gehört an den Schluss, ganz wie in der preussischen Gesetzgebung vielfach dem Minister das Recht zu Ausführungsbestimmungen am Ende eines Gesetzes übertragen wird. Auch den Inhalt des § 15 finde ich bei der Masse des Stoffes, der in den Kolonien noch der rechtlichen Festlegung harrt, und der selbst noch nicht über alle Schwankungen gefestigt ist, einwandfrei. Nur kann ich dem Herrn Oberverwaltungsgerichtsrat Berner in der Auslegung nicht beitreten, dass unter den polizeilichen Vorschriften auch Massnahmen der Wohlfahrtspflege zu verstehen sind. Die mögen in den Kolonien zweckmässig der Polizeibehörde besonders — auch durch Verordnung — übertragen werden. Aber gemeint hat der deutsche Gesetzgeber die Polizei nur in dem hier zu Lande üblichen Sinne als Sicherheitspolizei. So äussert sich übrigens auch, soweit mir bekannt, ein Erlass des Gouverneurs von Ostafrika. Eine grössere Zentralisierung der Verordnungsgewalt und eine Einschränkung der Verwaltungsbefugnis unterer Organe durch Gesetz, wie sie der Herr Referent befürwortet, scheint mir in den Verhältnissen noch nicht begründet. Dass sie, wie ich nebenher bemerke, in einem Erlasse des Kolonialamts einmal empfohlen wird, um einem Übermass von Verordnungen vorzubeugen, mochte seinen guten Grund haben. Auch der Bezirksamtmann muss die Macht haben, wo er es für notwendig hält, polizeiliche Verordnungen zu erlassen und kann nicht auf Direktiven warten, die überdies in der deutschen Zentrale gar nicht immer mit genügender Sachkunde und mit dem gehörigen Verantwortlichkeitsgefühl erteilt werden können. Dass der Bezirksamtmann sich in den Anordnungen einmal versieht, auch oft schon versehen hat, spricht nicht dagegen. Das geschieht auch nicht selten in der Heimat.

Die zweite Anregung betrifft die Schaffung einer amtlichen Zentralstelle für die Veröffentlichung der Erlasse. Wer sich je mit kolonial-rechtlichen Verhältnissen befasst hat, wird den Mangel gespürt haben. Die offiziöse Veröffentlichung „Deutsche Kolonialgesetzgebung" ist zwar anerkennenswert, aber nicht vollständig. Jedoch man soll wohl von der Kolonialverwaltung nicht mehr verlangen, als für die heimischen Verhältnisse. Und da ist ja noch ein wunder Punkt die Frage der Veröffentlichung unserer Reichsverordnungen und Staatsverträge, die an zu vielen Stellen zu finden oder nicht zu finden sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ad vocem „Veröffentlichung" scheint mir übrigens gerade das heutige Referat eines früheren Kolonialbeamten den dringenden Wunsch zu enthalten, dass, ehe irgendeine amtliche Kommission mit der Sichtung und Verwertung des Materials über das Verordnungsrecht betraut wird, die Männer der Rechtspraxis in den Kolonien ihr Interesse an der Fortbildung des Kolonialrechts durch Bekanntgabe ihrer Erfahrungen bei der Handhabung dieses Rechts betätigen. Daran fehlt es leider zum Schaden der Sache vollkommen.

Amtsrichter Dr. **Behme,** Achim bei Bremen, steht auf dem Standpunkt, dass eine zentrale Verwaltungsgesetzgebung und ein einheitliches amtliches Publikationsorgan für sämtliche Kolonien wünschenswert sei. Es frage sich aber, ob die Regelung dieser Angelegenheit nicht so lange zu verschieben sei, bis beschlossen ist, ob alle Schutzgebiete einer einheitlichen Verwaltungsbehörde unterstellt werden sollen. An einem Beispiele zeigte er dann, wie verschieden eine Verwaltungsverordnung vom theoretisch-juristischen und vom praktisch-kolonialen Standpunkte aufgefasst werden kann.

Missionar **Irle**, Rheydt: Unsere nach einer langen Kulturentwickelung auf deutschem Boden gewachsenen Rechtsanschauungen können nicht ohne weiteres auf so tiefstehende Eingeborene, wie die Herero, angewandt und übertragen werden. Sorgen Sie dafür, dass unsere Gesetze den Landesverhältnissen angepasst werden und den Weissen wie Eingeborenen zum Segen gereichen. Man kann den Eingeborenen nicht auf gleiche Stufe stellen mit den zivilisierten Weissen dort, sondern muss ihn nach seiner Eigenart behandeln. Gesetze und Verordnungen für die Eingeborenen sollten deshalb in erster Linie die Rechtsanschauungen, Rechtsgewohnheiten, das Rechtsempfinden, sowie die Landesverhältnisse dort berücksichtigen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass ihre Rechtsanschauungen von Schuld und Nichtschuld die richtigeren seien. Nein, sie sind meist mit unsern Begriffen von Recht und Unrecht entgegengesetzter Art. Recht verstanden, können unsere deutschen Gesetze nicht unvermittelt, plötzlich, sondern auf dem Wege der Entwickelung, unter weiser Berücksichtigung des Rechtsempfindens der Eingeborenen, mit ihren Rechtsanschauungen in Übereinstimmung gebracht werden. Erst dann, wenn wir für die Rechtsanschauungen der Eingeborenen ein passendes Rechtsempfinden haben, werden wir ihnen Gesetze geben können, die sie verstehen und auch lieb gewinnen lernen. Solche Verordnungen und Gesetze sollten den Eingeborenen auch in ihrer Sprache zugänglich gemacht werden. Die besten Gesetze in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hand des Richters werden jedoch oft versagen, wenn derselbe nicht auch mit den Sitten, Anschauungen und der Denkweise der Eingeborenen genau vertraut ist und ihre Sprache nicht kennt und versteht.

Die Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten.

Von Justizrat **Max Preuss,** Rechtsanwalt und Notar, Coepenick.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Nach dem geltenden Schutzgebietsgesetz vom 19. Juli 1900 sind unter gemischten Angelegenheiten die Angelegenheiten zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen und den diesen Gruppen gleichgestellten Kategorien zu verstehen. Während die früheren Gesetze vom 17. April 1886 und 9. März 1888, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, durch die vollständige Aufnahme des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes die Anwendung desselben auf die in den Kolonien lebenden Deutschen und Schutzgenossen beschränkt und der Verordnung die Ausdehnung dieser Personen-Revision überliessen, hat das jetzige Schutzgebietsgesetz dem allerdings durch die ausdehnenden Verordnungen tatsächlich geübten Grundsatz der territorialen Souveränität auch äusserlich dadurch Ausdruck gegeben, dass sich unter den weggelassenen ersten vier Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes auch der von den Personen handelnde § 2 befindet.

Sonach finden die Bestimmungen des Gesetzes auf alle in den Kolonien lebenden Personen und befindlichen Sachen Anwendung, soweit nicht das Gesetz selbst Ausnahmen bestimmt. Es ist also auch der Gerichtsstand der Niederlassung (§ 21 LPO.) wie des Erfüllungsortes (§ 29 CPO.) gegeben.

Eine vom Gesetz bestimmte Ausnahme bilden die Eingeborenen, deren Rechtstellung dem Ermessen kaiserlicher Verordnung anheimgegeben ist. Ausserdem (§ 4 des Gesetzes) können den Eingeborenen durch kaiserliche Verordnung bestimmte andere Teile der — farbigen — Bevölkerung gleichgestellt werden. Die auf

Anmerkung: Citiert ist allgemein die von Riebow begründete Sammlung „Die deutsche Kolonial-Gesetzgebung“ und zwar meistens in der Weise, dass die römische Ziffer den Band, die arabische Ziffer die Seite bedeutet. Die Bände der Sammlung standen während der Verhandlung zur Verfügung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund des Gesetzes erlassene kaiserliche Verordnung, betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, vom 9. November 1900, bestimmt § 2, dass die Angehörigen farbiger Stämme in Ansehung der Rechtspflege den Eingeborenen gleichgestellt werden, soweit nicht der Gouverneur (Landeshauptmann) mit Genehmigung des Reichskanzlers Ausnahmen bestimmt.

Japaner gelten nicht als Angehörige farbiger Stämme. Diese bezüglich der Japaner bestimmte Ausnahme erscheint mir unnötig und irreführend, denn sofern die Angehörigen farbiger Stämme einer völkerrechtlich anerkannten Staatsgemeinschaft als vollberechtigte Mitglieder angehören, sind dieselben nicht als solche, sondern als Ausländer zu betrachten und daher, so lange ihr Aufenthalt in den Kolonien zugelassen ist, den für die Deutschen, für die Nichteingeborenen, bestimmten Gesetzen, insbesondere der Rechtspflege derselben unterstehend. Ob der Japaner, ob der im Besitze des amerikanischen Bürgerrechtes befindliche Neger in Dar es Salam oder in Berlin leben, ist für ihre Rechtstellung meines Erachtens gleichgültig. In dem einen wie in dem andern Falle sind sie Ausländer und als solche zu behandeln.

Eine Ausnahme ist auf Grund der Verordnung hinsichtlich der Parsen und Goanesen bestimmt; durch die Verordnung vom 1. (3.) Oktober 1904 (Kol. Ges. Band VIII, S. 234) werden die Parsen und Goanesen hinsichtlich der Rechtspflege den Nichteingeborenen gleichgestellt.

Ferner bestimmt im Falle der Verleihung der ostafrikanischen Landesangehörigkeit der Gouverneur in jedem einzelnen Falle, ob der Beliehene in Ansehung der Rechtspflege als Eingeborener oder Nicht-Eingeborener anzusehen ist. (Allerhöchste Verordnung vom 24. Oktober 1903, betreffend die Verleihung der deutsch-ostafrikanischen Landesangehörigkeit. (Kol. Ges. Band VII, S. 227.)

Dieser Gruppenbestand kann eine weitere rechtliche Veränderung erfahren:

1. Durch Naturalisation,
2. durch Verehelichung.

Die Naturalisation, dem ersten Schutzgebietsgesetze fremd, wurde durch das Gesetz von 1888 eingeführt. Dieselbe kann an Ausländer — für unsern Zweck nicht in Betracht kommend — und an Eingeborene unmittelbar vom Reichskanzler verliehen werden. Also ohne dass, wie nach dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870, betreffend die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit erforderlich, vorher die Staatsangehörigkeit eines Bundesstaates, Preussens, Bayerns usw. erworben zu sein braucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Naturalisierten geniessen alle Rechte der Deutschen, ihre Rechtspflege, ihr Indignat, ja sie sind sogar, und dies ist, um einen vielleicht möglichen Zweifel auszuschliessen, bei der dritten Beratung (Antrag Struckmann, No. 190 der Drucksachen) zum besonderen Ausdruck gekommen, indem § 4 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 für entsprechend anwendbar erklärt worden ist, passiv wahlberechtigt. Aktiv wahlberechtigt sind sie ebensowenig wie die Deutschen, da das aktive Wahlrecht nur in einem Bundesstaate ausgeübt werden kann, die Kolonien aber Bundesstaaten nicht sind. Jedenfalls ist keine deutsche Wählerschaft gehindert, einen zur Belohnung für seine Treue naturalisierten Häuptling in dieses Haus einziehen zu lassen. Allzu häufig wird dies wohl nicht vorkommen. Ist auch das Gesetz vom 1. Juni 1870 über den Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit nicht ausdrücklich in den Kolonien eingeführt, so wird man doch eine entsprechende Anwendung des Gesetzes wohl annehmen können.

So wie zweifellos die in den Kolonien geborenen Kinder eines Deutschen Deutsche sind, wie ferner, nach der eigentlich selbstverständlichen, aber noch ausdrücklich im Schutzgebietsgesetz getroffenen Bestimmung, dass im Sinne des § 21 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 die Kolonien als Inland zu betrachten sind, so dass auch durch den längsten Aufenthalt in denselben ohne Eintragung in die Matrikel eines Konsuls die Eigenschaft eines Deutschen nicht verloren geht, so wird man auch in entsprechender Anwendung des § 25 annehmen müssen, dass, wenn ein Deutscher eine Farbige heiratet, die letztere durch die Verehelichung Deutsche wird. Im umgekehrten Falle liegt die Sache aber nicht so.

Nach § 13 No. 5 des Gesetzes verliert eine Deutsche durch Verheiratung mit einem Angehörigen eines andern Bundesstaates oder mit einem Ausländer die Staatsangehörigkeit. Diese Bestimmung kann aber, wenn eine Deutsche einen Farbigen heiratet, auch nicht entsprechend in Anwendung kommen, denn der Farbige ist weder Angehöriger eines Bundesstaats, noch Ausländer, er ist ebenso Untertan des Deutschen Reichs, wie die Deutsche, die ihn heiratet, nur in anderer Rechtsstellung.

Hier ist eine Lücke, welche vielleicht in der Weise ausgefüllt werden könnte, dass entweder der farbige Ehemann durch die Verehelichung die deutsche Reichsangehörigkeit erwirbt, oder dass ihm auf seinen Antrag die Naturalisation zu gewähren ist.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während, wie erwähnt, die Rechtspflege Eingeborener Kaiserlicher Verordnung überlassen ist, ist dieselbe für die Nichteingeborenen gesetzlich, also feststehend bis zur Abänderung durch ein anderes Gesetz, geregelt. Es ist dies im Gesetz hauptsächlich durch Aufzählung einzelner Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes geschehen. So bezüglich der Gerichtsverfassung §§ 5, 7 bis 15, des materiellen Rechts und Verfahrens, §§ 20 bis 22, 23, Abs. 1, 3 und 5, 26, 29 bis 31, 33 bis 35, 37 bis 45, 47, 48, 52 bis 75 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes. Dass durch eine derartige Aufzählung einzelner Paragraphen eines anderen Gesetzes die Verständlichkeit des anzuwendenden Gesetzes recht erschwert wird, bedarf keiner Ausführung. Allerdings kann nicht unerwähnt bleiben, dass das Schutzgebietsgesetz mit dieser Art der Gesetzestechnik nicht allein dasteht. Dieselbe findet sich auch in andern Gesetzen, beispielsweise werden in dem Gesetz über Kaufmannsgerichte die Bestimmungen über das Verfahren durch Aufzählung einzelner Paragraphen des Gewerbegerichtsgesetzes getroffen. Ist nun schon beispielsweise in unserm vortrefflichen Bürgerlichen Gesetzbuche die Zitatenjagd recht unbequem und schwierig, so handelt es sich dabei doch immer nur um dasselbe Gesetz, dessen Paragraphen zu vergleichen sind, handelt es sich aber wie in unsern Fällen gar um die Paragraphen anderer Gesetze, so steigen in der Tat die Schwierigkeiten ins Ausserordentliche. Der erste Kommentator, der auf den Plan zu treten hat, würde Kommentator Schere sein.

Das Reichsmarineamt hat, offenbar von der Erkenntnis der Notwendigkeit durchdrungen, eine handliche Zusammenstellung des Schutzgebietsgesetzes und der Ergänzungsgesetze anfertigen lassen (Das Schutzgebietsgesetz nebst seinem Ergänzungsgesetz usw., zum Handgebrauch zusammengestellt im Reichsmarineamt, Berlin 1901). Diese Zusammenstellung, so dankenswert sie ist, konnte natürlich als eine rein äusserliche den zu erstrebenden Zweck nicht erfüllen. Auch der Hinweis auf die Möglichkeit des Erlasses Kaiserlicher Verordnungen in gewissen Fällen, die dann erfolgten Verordnungen des Kaisers und der Behörden machen diese ganze Materie zu einer äusserst verwickelten und nur schwer zu entwirrenden.

Nach zwanzigjähriger kolonialer Tätigkeit, an der die Rechtswissenschaft wirklich nicht achtlos vorübergegangen ist, ist doch wohl der Wunsch nicht unberechtigt, ein Gesetz zu haben, das aus sich heraus verständlich, Zitierungen anderer Gesetze möglichst vermeidend, und mit Rücksicht auf die inzwischen ergangenen Verordnungen, den Rechtsstoff, soweit angängig, erschöpfend regelt. Auch der Ausdruck Schutzgebiet, als den Anfängen der kolonialen Entwickelung ange-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hörend, könnte wohl endlich wegbleiben. Nicht Schutzherrschaft, sondern staatliche Souveränität wird ausgeübt. Die Eigenart wird durch das Wort Kolonien, dessen Sinn allgemein verstanden wird, klar gekennzeichnet. Es muss doch erwogen werden, dass das gegenwärtige Schutzgebietsgesetz von Männern anzuwenden ist, die als Beamte oft nicht juristisch vorgebildet sind und als Laien nur schwer zum Verständnis durchdringen können, und dass anderseits gerade dieses Gesetz den zu seiner Ausübung berufenen Männern eine ausserordentlich grosse Machtvollkommenheit in die Hand gibt. Darum ist ein neues Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse in unsern Kolonien meines Erachtens ganz dringend notwendig.

Für diesen Vortrag werde ich mich bemühen, Ihnen die einzelnen Paragraphen möglichst in ihrem inhaltlich aufgelösten Zustande darzustellen.

Bei den Nichteingeborenen werde ich wohl meistens die Deutschen erwähnen, nicht bloss deshalb, weil unsere Landsleute uns allein nahestehen, sondern weil, wie noch ausgeführt werden soll, gerade dieser Weg der Gesetzgebung durch die wohlbegründete Rücksicht auf unsere Deutschen veranlasst worden ist.

A. Gerichts-Verfassung und -Verfahren.

Die Gerichtsbarkeit erster Instanz wird von Bezirksgerichten, zweiter Instanz vom Obergericht, für Kiautschou in zweiter Instanz vom Generalkonsulat in Shanghai ausgeübt. Die Richter brauchen nicht in Gemässheit des Gerichtsverfassungsgesetzes richterlich qualifiziert zu sein. Sie rangieren mit den andern Beamten in den Kolonien. Als solche unterstehen sie der Allerhöchsten Verordnung, betreffend die Rangverhältnisse der Landesbeamten in den Schutzgebieten, vom 9. August 1896 (II, S. 265) und nach Art. 1 hauptsächlich dem Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873. Der Oberrichter für Deutsch-Ostafrika erhält kaiserliche Bestallung, die andern Richter werden im Namen des Kaisers von dem Reichskanzler angestellt. Sie sind nicht unversetzbar, ja, sie können sogar nach Artikel 11 jederzeit mit Gewährung des gesetzlichen Wartegeldes in den einstweiligen Ruhestand versetzt werden, und zwar der Oberrichter für Deutsch-Ostafrika durch Kaiserliche Verfügung, die andern Richter durch Verfügung des Reichskanzlers (Art. 4, 11). Die einzige Ausnahmestellung, die sie haben, besteht darin, dass nach Artikel 8 No. 3 Ordnungsstrafen gegen richterliche Beamte nur vom Reichskanzler verhängt werden können. Ist kein besonderer Oberrichter ernannt, so fungiert der Gouverneur (Landeshauptmann) als solcher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Zivilsachen.

Der Bezirksrichter fungiert in amtsgerichtlichen Sachen als Einzelrichter, seine Entscheidung ist, sofern der Wert des Streitgegenstands 300 Mk. nicht übersteigt, durch Berufung nicht anfechtbar. § 43 Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes. Die Motive zu § 43 Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes führen für diese Berufungssumme an, dass andere Staaten noch höhere Berufungssummen haben. Es mag auch das für das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz erforderlich sein, da nach demselben als zweite Instanz das Reichsgericht fungiert. Nachdem aber für die Kolonien auf Grund der kraft Gesetzes erlassenen Verordnungen, zuletzt zusammenfassend durch § 8 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900, überall das Reichsgericht ausgeschaltet und an dessen Stelle für Kiautschou das Konsulargericht in Shanghai, für die andern Kolonien Obergerichte eingerichtet sind, dürfte der Wegfall einer Berufungssumme wohl zu erwägen sein. In Ostafrika selbst scheint dieser Mangel der Berufung als Missstand empfunden zu werden, wenigstens ist dieses in einer Zuschrift eines dortigen Rechtsanwalts, über welche ich im vorigen Kolonialkongress zu berichten hatte (Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902, S. 366 ff.), zu lebhaftem Ausdruck gekommen. Es wird besonders geklagt, dass die durch die verschiedenen Sprachidiome in den Informationen und im Verfahren entstehenden Missverständnisse durch Berufung nicht mehr richtiggestellt werden können.

In den landgerichtlichen Sachen fungiert das aus dem Bezirksrichter und zwei Beisitzern bestehende Bezirksgericht. Ist die Zuziehung von zwei Beisitzern nicht ausführbar, was im Protokoll mit Gründen zu vermerken ist, so entscheidet der Bezirksrichter allein. Gegen die Entscheidung des Bezirksrichters findet, soweit es zulässig, Berufung an das Obergericht statt. Das Obergericht entscheidet über die Berufung gegen die Entscheidung des Bezirksgerichts.

Das Obergericht entscheidet in der Besetzung mit einem Oberrichter, dem zur Ausübung der Gerichtsbarkeit zweiter Instanz ermächtigten Beamten, und zwar vier Beisitzern, und es müssen immer vier Beisitzer sein, da § 9 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, welcher Abweichungen gestattet, ausdrücklich ausgeschlossen ist. Anwaltszwang findet nicht statt.

II. Strafsachen.

In den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen (§ 27 Gerichtsverfassungsgesetzes) und den §§ 74, 75 Gerichtsverfassungsgesetzes bezeichneten Vergehen, hervorzuheben: Körperverletzung, einfacher Diebstahl, Unterschlagung, Widerstand gegen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staatsgewalt, Sachbeschädigung, Betrug, Hausfriedensbruch, entscheidet der Bezirksrichter allein, ohne Hinzuziehung von Beisitzern. Es findet also in den Kolonien ein Schöffengerichtsverfahren nicht statt. Die einzige Ausnahme macht Kiautschou; da ist die Zuziehung von zwei Beisitzern vorgeschrieben (§ 6 No. 3 Schutzgebietsgesetz, § 6 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900). In Übertretungen mehr polizeilichen Charakters, § 361 1 bis 8 RStGB., z. B. Betteln, Landstreichen, Arbeitsscheu, oder wenn nur auf Geldstrafe oder auf Geldstrafe und Einziehung erkannt ist, findet keine Berufung statt. Die Entscheidung ist endgültig.

In allen andern Strafsachen entscheidet in erster Instanz das aus dem Bezirksrichter und vier Beisitzern bestehende Bezirksgericht. Diesem Gericht sind auch durch § 7 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900 die Schwurgerichtssachen überwiesen. Jedoch genügt, falls die vorgeschriebene Zuziehung von vier Beisitzern nicht ausführbar ist, die Zuziehung von zwei Beisitzern. Die Gründe müssen im Sitzungsprotokolle angegeben werden. Gegen die Entscheidung des Bezirksgerichts, also auch in Schwurgerichtssachen, findet die Berufung an das Obergericht statt. Dasselbe entscheidet in der Besetzung von Oberrichter und vier Beisitzern, da § 9 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, wie bereits angeführt, für die Berufungsinstanz ausgeschlossen ist, so ist eine geringere Zahl von Beisitzern unzulässig, es müssen immer vier Beisitzer sein.

Die durch das Reichsgesetz, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, vom 5. Juni 1905 (Reichsgesetzblatt Seite 533 ff.) bestimmten Änderungen (Erweiterungen der §§ 27, 75 Gerichtsverfassungsgsetzes), welche in dem Gesetze eine neue entsprechende Fassung erhalten haben, als neu hinzukommend sind zu nennen: Bedrohung mit einem Verbrechen, einzelne Fälle des strafbaren Eigennutzes (§ 27, 3 c, 3 d), ferner Nötigung, Bestechung, Vergehen jugendlicher Personen, die zur Zeit der Begehung der Tat das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten (§ 75, 5 a, 12a, 14 a) kommen hier nicht zur Anwendung, da natürlich § 6 Schutzgebietsgesetzes, § 6 No. 3 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900, die §§ 27, 75 Gerichtsverfassungsgesetzes nur in ihrer damaligen Fassung angezogen hatten. Sollte also nach der angegebenen Richtung eine Erweiterung der Zuständigkeit des Bezirksrichters als Einzelrichter bezw. in Kiautschou des mit dem Richter und zwei Beisitzern besetzten Kaiserl. Gerichts wünschenswert erscheinen, so müsste eine entsprechende Novelle zu § 6 No. 5 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900 erlassen werden.*)

*) Von der Erweiterung der Zuständigkeit des Schöffengerichts kommen für unsern Zweck die No. 3 a und b, Körperverletzung und schwerer Hausfriedensbruch, ferner die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch Verordnung vom 14. Juli d. J. ist den vom Reichskanzler ermächtigten Beamten die Befugnis zum Erlass von polizeilichen Strafverfügungen in Gemässheit §§ 453 ff. StPO. gegeben. Der Betroffene hat dagegen nach seiner Wahl entweder Beschwerde an den Gouverneur oder, falls dieser die Verfügung erlassen hat, an den Reichskanzler, oder Antrag auf gerichtliche Entscheidung. Die Frist beträgt in beiden Fällen zwei Wochen.

B. Materielles Recht.

Es kommen die Reichsgesetze, besonders BGB., Strafgesetzbuch, das Handelsgesetzbuch zur Anwendung, jedoch kommt in Handelssachen (§ 1 Abs. 2 HGB., z. B. Kauf und Verkauf von Waren und Wertsachen, Gesellschaftsverhältnis, Verhältnis der Prokuristen und Handlungsbevollmächtigten zum Prinzipal) nach § 40 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes in erster Reihe vor dem Handelsgesetzbuch das Handelsgewohnheitsrecht zur Anwendung.

Das Liegenschaftsrecht, ursprünglich ausgenommen, ist durch die Verordnung vom 21. November 1902 mit gewissen aus derselben sich ergebenden Abweichungen und beschränkt auf die im Grundbuche oder Landesregister eingetragenen Grundstücke für anwendbar erklärt. Das Bergrecht ist durch die Verordnung vom 8. August 1905 geregelt. In Samoa sind durch die Verordnung vom 20. April 1905 die Reichsgesetze über Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung eingeführt.

* * *

Nach dieser skizzenhaften Darstellung kann wohl gesagt werden, dass der Deutsche in den Kolonien, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen möglich ist, das heimatliche Recht und heimischen Rechtsschutz findet. Fehlt auch das Schwurgericht, über dessen Wert die Meinungen nicht einstimmig sind, so ist anderseits auch in diesen schwersten Sachen die Berufung zulässig. In Berufungssachen kann er sich vertreten lassen, sein Ausbleiben im Termine zieht nicht, wie hier zu Lande, § 370 Strafprozessordnung, falls nicht, wo dies zulässig, ein Vertreter erscheint, oder das Ausbleiben genügend entschuldigt ist, die harte Folge nach sich, dass die Berufung verworfen wird. Dagegen muss allerdings das Fehlen einer dritten Instanz als erheblicher Mangel angesehen werden.

---

unter Nummer 4, 5, 6, 7 bei Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Sachbeschädigung bestimmte Wertsteigerung von 25 Mk. auf 150 Mk. deshalb nicht in Betracht, weil alle diese Delikte bereits in § 75 Gerichtsverfassungsgesetzes alter Fassung bezeichnet sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Zivilsachen können sehr hohe Werte in Betracht kommen, besonders da, wie erwähnt, der Gerichtsstand des Erfüllungsorts und vor allem der Niederlassung gegeben ist. Gerade in solchen Fällen, ganz besonders aber auch wegen der Einheitlichkeit der Rechtsprechung, ist eine dritte Instanz geradezu notwendig. Es könnte dabei eine sehr hohe Revisionssumme angenommen werden; eine entsprechende Resolution ist bereits im vorigen Kolonialkongress in der Sektion angenommen worden.

Aber nicht allein in Zivilsachen, auch in Strafsachen, in diesen mindestens bei Schwurgerichtssachen, erscheint die Rechtskontrolle durch eine dritte Instanz dringend geboten, da die Entscheidungen in den früheren Instanzen lediglich von einem Richter, der nicht richterlich qualifiziert zu sein braucht, und von Laien gefällt werden.

Ganz anders ist die Stellung der Eingeborenen: dies muss auch sein. Insbesondere sind Praxis und Theorie darüber einig, dass bei ihnen eine Trennung von Justiz und Verwaltung nicht angebracht sein und durchaus keinem Verständnis begegnen würde.

Für Ostafrika, Kamerun und Togo ist durch Verordnung vom 22. April 1896 (II, S. 215 ff.) bestimmt worden, dass das Strafverfahren im Küstengebiet vom Gouverneur, im Innern von den Bezirksamtmännern mit Delegationsbefugnis an ihre Distriktschefs ausgeübt wird.

Als Strafarten sind körperliche Züchtigung, Geldstrafen, Gefängnis mit Zwangsarbeit, Kettenhaft, Todesstrafen vorgesehen.

Gegen Araber und Inder, gegen Frauenspersonen ist Prügelstrafe ausgeschlossen; die endgültige Verhängung der Todesstrafe steht einzig und allein dem Gouverneur zu. Im Strafverfahren soll der Dorfälteste, bei schweren Verbrechen mehrere angesehene Eingeborene zugezogen werden, ohne dass durch diese Zuziehung die ausschliessliche Verantwortlichkeit des Bezirksamtmanns aufgehoben wird. Nach der Verfügung des Reichskanzlers vom 25. Februar 1896 (II, S. 213) sind zur Herbeiführung von Geständnissen und Aussagen andere als die in den deutschen Prozessordnungen zugelassenen Massnahmen untersagt. Ebenso ist die Verhängung von ausserordentlichen Strafen, insbesondere von Verdachtstrafen untersagt.

In Zivilsachen ist das Verfahren ähnlich geordnet, es ist ein Ermessensverfahren vor dem Bezirksamtmann oder dessen Delegierten.

In der für Südwestafrika erlassenen Verordnung vom 23. Februar 1899 (Kol. Ges. Band IV, S. 42) ist ausgesprochen, dass die heimatliche Zivilprozessordnung, sowie das materielle bürgerliche Recht nur sinngemäss Anwendung finden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Ostafrika ist erst bei Objekten über 1000 Rupien Berufung, und zwar an den Gouverneur zulässig, also lediglich von einem nach Ermessen handelnden, an einen ebenfalls durch keine positiven Vorschriften gebundenen Beamten. In der erwähnten Zuschrift des dortigen Anwalts wird besonders über die Höhe dieser Berufungssumme — 1000 Rupien gleich 1400 Mk. — bei der Armut der Bevölkerung Klage geführt.

In Kamerun sind Eingeborenenschiedsgerichte durch verschiedene für die einzelnen Landschaften und Gegenden erlassenen Verordnungen, welche im wesentlichen den gleichen Inhalt haben, eingerichtet worden. Die Häuptlinge entscheiden die Streitigkeiten unter Eingeborenen, wenn in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten der Wert des Streitgegenstandes 100 Mk. nicht überschreitet, und in Strafsachen der Gegenstand der Urteilsfindung eine Tat bildet, deren Ahndung keine höhere Strafe als 300 Mk. oder sechs Monate Gefängnis erfordert. Gegen diese Entscheidung der Häuptlinge entscheidet als Berufungsgericht das Eingeborenen-Schiedsgericht. Streitigkeiten mit Angehörigen des Duallastammes sind der Rechtsprechung der Häuptlinge entzogen; für diese ist in allen Sachen das Eingeborenen-Schiedsgericht zuständig, dem ein Angehöriger des Duallastammes als Mitglied angehören soll. Im übrigen fungiert das Schiedsgericht für alle sonstigen bürgerlichen und Strafsachen als erstinstanzliches Gericht. Jedoch sind Mord oder Totschlag seiner Zuständigkeit entzogen, auch ist dasselbe nicht befugt, auf Todesstrafe, sowie auf Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren zu erkennen. In diesen dem Eingeborenen-Schiedsgericht entzogenen Fällen ist der Gouverneur ausschliesslich zuständig; für die andern Sachen ist er Berufungsinstanz (Verordnungen vom 11. 2. 1893, 9. 12. 1893, 26. 9. 1894, zwei Verodnungen vom 12. 9. 1895, 30. September 1895, 25. 4. 1896. Zwei Verordnungen vom 21. 5. 1896, 3. Juli 1896, 27. Juli 1896, 20. November 1897. (II, 63, 130, 177, 178, 182, 218, 229, 230, 247, 262, 369.)

In Südwestafrika sind seinerzeit mit den Häuptlingen Verträge geschlossen worden, in denen denselben die Gerichtsbarkeit über ihre Stammesgenossen zugesichert war. Diese Verträge, die als ausgesprochene Grundlage die Treue zum Kaiser hatten, sind, wie mit Recht allgemein angenommen wird, wegen des durch den Aufstand bekundeten Treubruchs aufgehoben und nicht weiter zu beachten. Sollten später Häuptlige noch mit der Gerichtsbarkeit über Stammesgenossen betraut werden, so würden dieselben lediglich als Beamte der Regierung zu fungieren haben.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Kiautschou ist die Verordnung vom 15. April 1899 ergangen. (Kol. Ges. Band IV, S. 195.) In Angelegenheiten unter Chinesen und gegen Chinesen allein ist der Richter und der Bezirksamtmann zuständig. In Strafsachen geht die Befugnis des Bezirksamtmanns auf Verurteilung bis zu drei Monaten, Prügelstrafe oder Geldstrafe allein oder in Verbindung miteinander. Bei höheren Strafen als sechs Wochen Gefängnis oder 250 Dollar Geldstrafe ist die Berufung an den Richter binnen drei Tagen zulässig. In allen andern Strafsachen entscheidet der Richter, Todesurteile bedürfen der Bestätigung durch den Gouverneur. In Zivilsachen geht die Zuständigkeit des Bezirksamtmanns bis zum Streitwerte von 250 Dollar. Die Entscheidung ist endgültig, wenn der Streitwert 150 Dollar nicht übersteigt, sonst geht die Berufung an den Richter mit einer Frist von drei Tagen. In andern Sachen entscheidet der Richter. Hat sich durch die Beweisaufnahme herausgestellt, dass der Kläger unwahre Behauptungen aufgestellt hat, so wird er nicht allein mit der Klage abgewiesen, sondern kann ausserdem in eine den Wert des Streitgegenstandes nicht übersteigende Geldstrafe genommen werden, an deren Stelle im Unvermögensfalle Freiheitstrafe, die mit Zwangsarbeit verbunden werden kann, tritt. In der Tat, eine auch für unsere Verhältnisse mit gewissen Abänderungen der Erwägung nicht unwerte Massregel!

B. Materielles Recht.

In den meisten Fällen sind die Gebräuche der Eingeborenen unangetastet gelassen, jedoch sind einige Verordnungen hervorzuheben.

1. Die für Ostafrika erlassene Verordnung vom 23. September 1893, betreffend die Errichtung von Rechtsgeschäften Farbiger. (Kol. Ges., II, S. 39.) Diese Rechtsgeschäfte müssen durch die zuständige Behörde beurkundet werden, widrigenfalls, wenn von keiner Seite erfüllt, ihnen die Klagbarkeit versagt wird. Ist bereits von einer Seite mit der Erfüllung begonnen, so werden sie allerdings klagbar, die Kontrahenten werden aber mit der Strafe des Doppelten der Beurkundungsgebühr als Strafe belegt.

2. Für Deutsch-Ostafrika ist ferner die Verordnung vom 13. Februar 1899 (Kol. Ges., Band 4, S. 38) ergangen. Um der unter Eingeborenen vielfach verbreiteten Unsitte entgegenzutreten, bei Pfandverträgen zu vereinbaren, dass bei Nichteinlösung des Pfandes zur bestimmten Zeit das Pfand, ohne Rücksicht auf seinen Wert, dem Pfandnehmer zum Eigentum verfallen sein soll, Geschäfte, die als unmoralisch und als in den meisten Fällen zur Verschleierung strafbaren Wuchers dienend bezeichnet werden, sollen diese Verträge in Zukunft nicht ferner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beurkundet werden, wodurch die in der Verordnung vom 23. September 1893 vorstehend zu 1. erwähnten Folgen herbeigeführt werden. Ausserdem soll bei Klagen sorgfältig geprüft werden, inwieweit der Wert des Pfandes dem Werte des vom Gläubiger dem Schuldner eingeräumten Kredits entspricht.

3. In das Familienrecht einschneidend ist die Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Neu-Guinea vom 15. Februar 1904 (Kol. Ges., Band VIII, S. 41). Dieselbe behandelt die Eheschliessung und Ehescheidung. Als Scheidungsgrund wird u. a. Doppelehe bestimmt, wenn der Kläger Christ ist, und ferner Ehebruch. Der Ehebruch wird bestraft, auch wenn die Ehe nicht geschieden ist. Die Kinder folgen der Frau oder ihrem Gewalthaber, sofern nicht die geschiedenen Ehegatten etwas anderes vereinbart haben.

4. Die für Kiautschou bereits erwähnte Verordnung vom 15. April 1899 bestimmt, es sollen zur Erforschung chinesischer Rechtsanschauung erforderlichenfalls die Dorfältesten oder andere angesehene Personen gehört werden. In Strafsachen kann für die Vergehen jugendlicher Personen deren Vater, älterer Bruder, Vormund oder diejenige ältere Person verurteilt werden, deren Obhut der jugendliche Verbrecher anvertraut ist.

In Zivilsachen soll das örtliche Gewohnheitsrecht zugrunde gelegt werden. Der Gouverneur bstimmt durch jedesmalige Verordnung, welche Reichsgesetze bei Zivilstreitigkeiten, wo nur Chinesen beteiligt sind, Anwendung finden.

* * *

In der gegebenen Darstellung ist wohl der grundtiefe Gegensatz zwischen Eingeborenenrecht und deutschem Recht und deutschem Verfahren klargelegt worden. Welche Bestimmungen sind vorhanden, wenn beide Gruppen zivilrechtlich oder strafrechtlich miteinander in Berührung kommen und welche Bestimmungen sind nach dieser Richtung zu erstreben?

A. Verfassung und Verfahren.

Am einfachsten ist auch hier die Frage für Kiautschou geordnet. Nach der erwähnten Verordnung vom 15. April 1899 ist in solchen Fällen — Streitigkeiten zwischen Chinesen und Nichtchinesen, Strafverfahren gegen Chinesen, welche als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler gemeinschaftlich beschuldigt sind — das Kaiserliche Gericht zuständig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Ostafrika unterwirft die Verordnung vom 1. Januar 1891 (§ 2 Kol. Ges., I., S. 364) die Eingeborenen der Kaiserlichen Gerichtsbarkeit, soweit sie durch die bisherige Übung der Gerichtsbarkeit des Reichskommissars unterstellt waren. Im übrigen soll nach autoritativen Mitteilungen die Übung dahin gehen, dass in Mischprozessen die Eingeborenen, mögen sie Kläger oder Beklagte sein, vor den deutschen Gerichten Recht zu nehmen haben. Diese Übung soll von der Reichsbehörde genehmigt sein. Eine derartige Genehmigung wird allerdings eine Verordnung nicht ersetzen können. Übrigens wird diese Übung in der erwähnten Zuschrift des Rechtsanwalts offenbar nicht vollständig anerkannt, denn derselbe beklagt sich, dass, wenn man für Nichteingeborene die Eingeborenen verklage, man häufig Gefahr läuft, das eine Mal vom Bezirksgericht, das andere Mal vom Bezirksamtmann abgewiesen zu werden.

In Samoa sind gleichfalls in Mischprozessen und bei Verbrechen der Eingeborenen gegen Fremde die deutschen Gerichte zuständig. Dies ist in der Verordnung vom 1. März 1900 (Kol. Ges., Band V, S. 33) in der Weise ausgesprochen, dass die Eingeborenen in allen Fällen, in denen sie nach der Samoaakte dem obersten Gericht unterstellt waren, der deutschen Gerichtsbarkeit unterworfen sein sollen.

Dies ist nach Artikel 3 Abschnitt 9 der Samoaakte bei Zivilprozessen der Eingeborenen und Fremden und bei Verbrechen und Vergehen von den Eingeborenen gegen Fremde der Fall. (Kol. Ges., B. I, S. 663, 664.)

In Südwestafrika ist die Verfügung des Reichskanzlers vom 23. Juli 1903 (Kol. Ges., Band VII, S. 163) erlassen. Dieselbe ist nach der Verordnung des Gouverneurs vom 3. Oktober 1903 (VII, S. 218, 219) am 1. November in Kraft getreten. In dieser Verfügung ist ausdrücklich bestimmt, dass, falls Eingeborene verklagt werden, der Bezirksamtmann bzw. der von ihm delegierte Distriktschef zuständig sein soll, und zwar bis zu 300 Mk. endgültig, sonst mit Berufung an den Gouverneur. In Sachen bis 300 Mk. kann der Gouverneur die Entscheidung von Amtswegen aufheben oder abändern. In allen Fällen kann er dem Bezirksamtmann bzw. dem Delegierten Anweisung für das Verfahren erteilen, und zwar nicht blos allgemein, sondern auch für den einzelnen Fall, also eigentlich Kabinettsjustiz.

In den bereits erwähnten Verträgen mit den südwest-afrikanischen Häuptlingen wird in diesen Mischprozessen bis zur endgültigen Regulierung entweder durch den von S. Majestät hierzu berufenen Vertreter im Verein mit einem Beisitzer des betreffenden Kapitäns, oder von dem Vertreter, aber ohne Eingeborenen-Beisitzer, oder durch das Kaiserliche Gericht mit Beisitz des Kapitäns, oder durch das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaiserliche Gericht, aber ohne Beisitzer (Kol. Ges., Band IV, S. 10) für zuständig erklärt. Diese Verträge, wie bereits hervorgehoben, existieren für uns nicht mehr. Dass etwa in Zukunft bei Mischprozessen ein Eingeborener zugezogen werden sollte, dürfte wohl völlig ausgeschlossen sein.

* * *

Nach diesseitigem Erachten ist es nicht bloss zweckmässig, sondern allein gesetzlich, dass in Mischprozessen in allen Fällen, mögen die Eingeborenen Kläger oder Verklagte sein, überall ausschliesslich das deutsche Gericht zuständig ist. Nach dem Schutzgebietsgesetz kann Kaiserliche Verordnung wohl den Eingeborenen der deutschen Gerichtsbarkeit, nicht aber den gesetzlich geschützten Deutschen der Eingeborenengerichtsbarkeit, der für die Eingeborenen bestimmten Gerichtsbarkeit, unterstellen. Gesetzesrecht geht vor Verordnungsrecht.

Der Regierungsentwurf zum ersten Schutzgebietsgesetz wollte alle Rechtsverhältnisse in den Kolonien lediglich durch Kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats geregelt wissen. Dagegen wurde gerade in der Kommission, welche das damalige Gesetz eigentlich geschaffen hat, besonders betont, dass der Deutsche in den Kolonien gesetzlich zu schützen sei. Im Reichstage wurde hervorgehoben, wie der Engländer in den Kolonien sein common law mit sich herumtrage, so solle der Deutsche in seinem heimischen Recht behütet sein. Der für den Fall, dass Eingeborene verklagt werden, für die Annahme, dass alsdann das für die Eingeborenen bestimmte Gericht zuständig sein soll, zur Unterstützung angeführte Grundsatz: actor sequitur forum rei, kann hier nicht massgebend sein; das ist ein prozessualer Grundsatz für die Zuständigkeit neben andern Bestimmungen über dieselbe und kann nur innerhalb eines Rechtsgebiets Anwendung finden. Dass der beklagte Türke, was ferner entgegengehalten wird, trotz Konsulargerichtsbarkeit, wenn verklagt, bei seinem Gericht aufgesucht werden muss, ist richtig. Dies entspricht auch dem Wesen der Konsulargerichtsbarkeit als einer allein auf die Landes- und Schutzgenossen gerichteten, zugelassenen Gerichtsbarkeit, welche nur insoweit die Souveränität des Staates einschränkt, im übrigen aber dieselbe unangetastet lässt. Dass der Bezirksrichter nicht richterlich qualifiziert zu sein braucht, ist gesetzlich zulässig, häufig wird er es sein, vor allem aber ist unzweifelhaft, dass das Verfahren vor dem deutschen Gericht dem Deutschen ganz andere Rechtsgarantien bietet, als das für die Eingeborenen bestimmte Verfahren. Ein Blick auf die Verordnung vom 23. Juli 1903 kann dies nur bestätigen. Also kurz, der Deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehört vor das deutsche Gericht, das ist sein gutes Recht, und dem Eingeborenen geschieht sicherlich kein Schaden, denn ihm wird nur Besseres geboten.

B. Materielles Recht.

Nur für Kiautschou ist eine allgemeine Regelung erfolgt. Die Verordnung vom 15. April 1899 bestimmt, dass in gemischten Angelegenheiten — bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zwischen Chinesen und Nichtchinesen, Strafverfahren gegen Chinesen und Nichtchinesen, welche als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler gemeinschaftlich beschuldigt sind, das für Nichtchinesen bestimmte Recht zur Anwendung kommt. Es finden also hier die für die Deutschen bestimmten bereits angeführten Reichsgesetze, besonders Bürgerliches Gesetzbuch, RStGB, das Handelsgesetzbuch dieses mit der Massgabe des § 40 Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes Anwendung. Das Liegenschaftsrecht enthält Besonderheiten, die weiterhin dargestellt werden sollen.

Für die andern Kolonien ist eine allgemeine Regelung nicht erfolgt, es sind nur einzelne Verordnungen erlassen, welche sich auf bestimmte Rechtsverhältnisse beziehen.

1. Der Arbeitsvertrag, durch welchen Eingeborene von Nichteingeborenen angenommen werden, war in Ostafrika durch Verordnung vom 21. Dezember 1896 (Kol. Ges., II, S. 315), an deren Stelle die Verordnung vom 31. Dezember 1897 (Kol. Ges., III, S. 8) trat, eingehend geregelt, insbesondere nach der Richtung der Fürsorge des Arbeitgebers für die Arbeitnehmer; ferner wurde schriftlicher Abschluss vor der zuständigen Behörde bei Strafe der Nichtigkeit bestimmt. Diese Verordnung ist durch die Verordnung vom 10. August 1899 (Kol. Ges., VI, S. 218), weil einerseits nicht durchführbar, anderseits Härten gegen die Arbeitgeber enthaltend, aufgehoben worden, jedoch sind die Bezirksämter angewiesen worden, ihre Fürsorge auch weiterhin der Arbeiterfrage zuzuwenden und Vorschläge zu machen. Geschehen ist aber, soweit ich habe feststellen können, nichts.

2. Eine grosse Gefahr für die Eingeborenen ist das leichtsinnige Kreditgeben und -nehmen. Es ist die Gefahr wirtschaftlichen Ruins vorhanden.

1. In Ostafrika hat man diese Gefahr anerkannt, wie der Runderlass des Gouverneurs vom 6. November 1900 (Kol. Ges., Band V, S. 157) erweist, ist aber anscheinend über die Einforderung von Gutachten nicht hinausgekommen.

2. Südwestafrika. Durch Verordnung vom 1. Januar 1899 ist verboten, den Eingeborenen Waren auf Kredit zu geben (Kol. Ges.,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Band 4, S. 24). Diese Verordnung ist aber bereits durch Verordnung vom 23. Februar 1899 (a. a. O. S. 42) aufghoben worden. Die Warenforderungen können also wieder eingeklagt werden, jedoch nur gegen den Schuldner selbst, nicht aber gegen den Kapitän oder den ganzen eingeborenen Stamm. Dies scheint in der Tat häufig und nicht ohne Erfolg versucht worden zu sein. Es lässt sich nicht verkennen, dass durch das Verbot dieses Rückhalts in der Tat eine Erschwerung des Kredits bewirkt wird. Obgleich nun in der erwähnten Verfügung des Reichskanzlers vom 23. Juli 1903 (VII, S. 163) die Verordnung vom 23. Februar 1899 als aufgehoben bezeichnet wird, ist doch wohl anzunehmen, dass die alleinige Haftung der Eingeborenen ohne Kapitän und Stamm nicht beseitigt werden sollte. Eine weitere Erschwerung des Kredits bewirkt die Verordnung vom 23. Juli 1903, dass für die Verbindlichkeiten Eingeborener aus Rechtsgeschäften mit Nichteingeborenen die kurze Verjährungsfrist von einem Jahre bestimmt ist.

3. In den Karolinen, Palau, Marianen und Deutsch-Guinea ist es verboten, den Eingeborenen Kredit zu geben, im übrigen ist in den Karolinen, Palau, Marianen zu Verträgen mit Eingeborenen, wenn der Gegenstand 500 Mk. übersteigt, schriftliche Form und gerichtliche Genehmigung (Verordnung vom 25. Oktober 1900, VI, S. 261), in dem Gebiet Deutsch-Guinea für jeden Vertrag über dauernde Kopralieferungen Schriftform und gerichtliche Genehmigung erforderlich (Kol. Ges., VII, S. 1387, Verordnung vom 18. 6. 1904).

Eine naturgemässe Quelle von Differenzen bildet in den Kolonien die Grundeigentumsfrage. Durch die Kaiserliche Verordnung vom 29. November 1902 (Kol. Ges., Band VI, S. 4) ist, abgesehen von der bereits erwähnten Einführung der deutschen Grundstücksgesetze, weiter bestimmt, dass der Reichskanzler und mit seiner Genehmigung der Gouverneur im öffentlichen Interesse befugt sind, bezüglich der den Eingeborenen und andern Farbigen gehörigen Grundstücke den Erwerb des Eigentums oder dingliche Rechte an solchen Grundstücken, sowie ihre Benutzung durch Dritte an eine obrigkeitliche Genehmigung zu knüpfen oder zu untersagen. Die bestehenden Vorschriften bleiben in Kraft, bis dieselben durch die bezeichneten Beamten aufgehoben werden. Durch Verträge, welche entgegen den bestehenden oder zu erlassenden Verfügungen geschlossen sind, findet ein Erwerb von Rechten nicht statt. Die Rechtsverhältnisse an Grundstücken sind hiernach in Kürze folgende:

Ostafrika.

Nach der noch geltenden Allerhöchsten Verordnung vom 26. November 1905, § 11 (Kol. Ges., Band II, S. 201) ist die Überlassung zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigentum und länger als 15jährigem Pachtbesitz bei ländlichen Grundstücken und bei den mehr als 1 ha Fläche habenden städtischen Grundstücken nur mit Genehmigung des Gouverneurs zulässig. Wird die Genehmigung nicht erteilt, so sind die Verträge rechtsunwirksam.

Kamerun.

Genau dieselben Bestimmungen wie für Ostafrika sind für Kamerun durch die Allerhöchste Verordnung vom 15. Juni 1896 gegeben. (Kol. Ges., Band VI, S. 233.)

Togo.

Nach der Verordnung vom 3. September 1904 können Grundstücke Eingeborener ohne Genehmigung des Gouverneurs nicht Gegenstand von Rechtsgeschäften mit Fremden oder zu deren Gunsten sein. Auch Zwangsvollstreckungen in diese Grundstücke sind unzulässig. (Kol. Ges., Band VIII, S. 217.)

Hier wird ein neuer Rechtsbegriff, nämlich der der Fremden eingeführt. Fremde sind nach der Verordnung alle die nicht zu der Landschaft, in der das den Gegenstand des Rechtsgeschäfts bildende Grundstück liegt, gehörigen Personen. Die frühere Verordnung vom 18. Januar 1888, wonach Landerwerbungen von Grundstücken Eingeborener zugelassen und nur bei Erwerbung über 10 ha die Genehmigung des Kaiserlichen Kommissars bedurften, ist aufgehoben.

Südwestafrika.

Durch Ausführungsbestimmung des Gouverneurs vom 23. Mai 1903 (Band VII, S. 114 ff.) ist zum Erwerb des Eigentums an Grundstücken Eingeborener oder Benutzung derselben seitens Nichteingeborener die Genehmigung des Gouverneurs erforderlich. Die früheren Verordnungen vom 1. Oktober 1888, 1. Mai 1892 sind aufgehoben. Dieselben bestimmen im wesentlichen dasselbe. Sie drohen bei Zuwiderhandlung eine Geldstrafe von 100 bis 2000 Mk. an. (Kol. Ges., Band I, S. 279.) Diese Strafandrohung ist weggefallen.

Karolinen, Palau und Marianen:

Grundstücksverträge mit den Eingeborenen dürfen nur von dem Landesfiskus abgeschlossen werden. (Verordnung vom 2. Juli 1901, VI, S. 158.)

Deutsch-Neu-Guinea.

Durch die Verordnung vom 20. Juli 1887 (I, S. 469) war der Abschluss von Verträgen über Grundstücke der Eingeborenen nur der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neu-Guinea-Companie erlaubt, andern Personen aber, falls der Vertrag nicht bereits vor dem 31. März 1887 geschlossen war, verboten. Diese Rechte sind nach der Verordnung vom 27. März 1899 (Kol. Ges., Band IV, S. 50) auf den Landesfiskus übergegangen. Dies ist auch in der Ausführungsbestimmung vom 21. Juli 1904 ausdrücklich wiederholt. (Kol. Ges., Band VIII, S. 158.)

Samoa.

In der Samoaakte, Artikel 4, Abs. 1 (Kol. Ges. Band I, S. 665), ist in der Absicht, den eingeborenen Samoanern ihre Ländereien zur Bearbeitung durch sie und ihre Kinder zu erhalten, bestimmt, dass jede zukünftige Veräusserung von Ländereien an einen Bürger oder Untertan eines fremden Landes, sei es durch Verkauf, Verpfändung oder auf andere Weise, verboten sein soll mit folgenden Ausnahmen:

a) städtische Grundstücke und Ländereien innerhalb des Munizipaldistrikts dürfen gegen angemessene Gegenleistung verkauft oder verpachtet werden, wenn der Oberrichter schriftlich die Genehmigung gibt;

b) ländliche Grundstücke auf den Inseln dürfen nicht verkauft, sondern nur auf höchstens 40 Jahre verpachtet werden. Der Vertrag muss schriftlich durch die Oberverwaltungsbehörde von Samoa und den Oberrichter genehmigt werden.

Diese Bestimmungen sind ausdrücklich durch die Verordnung vom 1. März 1900 (Kol. Ges., Band V, S. 33) mit der Massgabe aufrecht erhalten, dass an Stelle der Oberverwaltungsbehörde und des Oberrichters der Gouverneur tritt.

In der Verordnung vom 14. September 1901 (Kol. Ges., Band VI, S. 392) ist die frühere Bestimmung, dass Pachtverträge mit Eingeborenen registriert werden müssen, aufrecht erhalten. Für die Registrierung soll an Stelle des Clerk des Obergerichts das Kaiserliche Bezirksgericht zuständig sein und, falls dieses Bedenken gegen die Registrierung erhebt, an Stelle des früher dafür zuständigen Oberrichters die massgebende Entscheidung in die Hand des Gouverneur gelegt sein.

Kiautschou.

In der Verordnung vom 2. September 1898 (Kol. G., Band V, S. 198) hat sich der Gouverneur das Recht vorbehalten, ländliche Grundstücke von den chinesischen Eigentümern zu erwerben. Bis dieser Ankauf stattgefunden hat, können die chinesischen Eigentümer mit Genehmigung des Gouverneurs aber nur an Dorfbewohner oder Mitglieder derselben Familie verkaufen. Andere Personen dürfen Grund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stücke nur auf den vom Gouvernement angesetzten öffentlichen Verkäufen erstehen. Will der Käufer weiter verkaufen, so hat er der Regierung Anzeige zu machen, die das Vorkaufsrecht hat. Macht die Regierung von diesem Vorkaufsrecht keinen Gebrauch, so hat der Käufer von dem Reingewinn unter Abzug seiner Verbesserungen $33^1/_3$ Prozent zu zahlen.

Nach der Verordnung vom 31. März 1903 (Kol. Ges., Band VII, S. 299) darf die Auflassung erst vorgenommen werden, nachdem dem Grundbuchrichter durch Bescheinigung des Landamts nachgewiesen ist, dass der Fiskus das Vorkaufsrecht nicht ausüben will, die Verpflichtung zur Auskehrung der $33^1/_3$ Prozent ist öffentliche Last des Grundstücks, welches für dieselbe auch ohne Eintragung haftet. Schliesslich ist durch Verordnung vom 31. Dezember 1903 (Kol. Ges., Band VII, S. 312) festgesetzt, dass bei Abweichung oder unterlassener Ausführung des Benutzungsplans die Grundsteuer auf jährlich 9 Prozent und bei wiederholter Säumnis immer nach drei Jahren von 3 Prozent bis auf 24 Prozent erhöht wird.

Schliesslich soll das in einzelnen Kolonien angeordnete Verbot des Verkaufs von Opium oder alkoholhaltigen Getränken an Eingeborene, aus begründeten polizeilichen Rücksichten erlassen, nicht unerwähnt bleiben (für Samoa: Alkoholartige Getränke-Verordnung vom 2. 3. 1903, VII, S. 54, für Neu-Deutsch-Guinea: Verordnung vom 24. 6. 1900, Opium, VIII, S. 138, für Kiautschou: Verordnung vom 11. März 1900, VI, S. 606 ff., für Deutsch-Ostafrika: Verordnung vom 2. September 1891, I, S. 390).

Diese, nur wiederum sehr im Abriss gegebene Darstellung zeigt doch so recht, wie wenig in materiell-rechtlicher Beziehung auf dem Gebiete der Mischangelegenheiten geschehen ist, und das noch sehr viel, wenn nicht alles, zu tun übrig bleibt.

Anders wie beim Verfahren kann meines Erachtens nicht davon die Rede sein, unser materielles Recht ausnahmslos auf diese Fälle anzuwenden.

Kiautschou, wo dies durch die erwähnte Verordnung vom 15. April 1899 geschehen ist, bildet in der Tat eine Ausnahme. Wir haben es bei den Chinesen mit einer zivilisierten Bevölkerug zu tun. Ganz anders aber liegt die Sache meistens in den andern Kolonien. Zum Teil stehen die Eingeborenen unsern Rechtsbegriffen noch vollständig verständnislos gegenüber. So sehr ihre Eigentümlichkeiten im Familien- und Erbrecht geschont werden mögen, für das dingliche Recht, für das vor allem in Betracht kommende Obligationsrecht versagen sie fast stets. Es kann meines Erachtens kaum die Rede davon sein, unsere im Bürgerlichen Gesetzbuch grundsätzlich gegebene, auf Treu und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glauben beruhende Formfreiheit auf diese Verhältnisse zu übertragen, und ebensowenig wird dies in den meisten Fällen mit dem Wechselrecht der Fall sein können. Ist schon eine Kodifikation des Eingeborenenrechts sehr nötig, so ist eine klare Gesetzgebung, die das Verhältnis zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen regelt, geradezu als zwingende Notwendigkeit zu bezeichnen. In dieser Richtung nur annähernde Vorschläge zu machen, bin ich allerdings ausser stande, dies wird wohl ein berufenerer, mein hochverehrter Herr Korreferent, tun. Aber das möchte ich an dieser Stelle nicht ungesagt sein lassen, hier steht nicht allein ein juristischer Wunsch in Frage, sondern in Frage steht der ruhige Bestand unserer Kolonien. Ist dies schon in wohlorganisierten Staaten von ausschlaggebender Bedeutung, dass der einzelne, der Recht zu nehmen hat, vom Gericht als ein durch den klaren Ausspruch eines klaren Gesetzes Überzeugter hinweggeht, so ist es noch viel mehr bei den Naturvölkern der Fall.

Diese Menschen sind sich über die Grenzen ihres Rechtes und Könnens häufig unklar. Wird ihnen das Gesetz nicht bündig nachgewiesen, so werden sie misstrauisch und halten sich übervorteilt. Wieviel Unheil mag aus solchen Missverständnissen schon entstanden sein. Der Grundsatz: justitia fundamentum regnorum gilt so recht eigentlich für unsere Kolonien. In den grossen Länderkomplexen derselben, von denen Ostafrika zweimal so gross, Südwestafrika anderthalbmal so gross, Kamerun ebenso gross als Deutschland ist, stehen ungefähr 12 000 000 Eingeborenen nur 5000 Nichteingeborene gegenüber. Die Überlegenheit der weissen Rasse ist, abgesehen von positiver Machtentfaltung, nur durch eine gerechte Rechtspflege zu erhalten. Freilich wird, da es sich um die Erziehung der Eingeborenen zur höheren Rechtsanschauung handelt, die fernere segensreiche Tätigkeit der Missionen zur Erreichung dieses Zieles unerlässlich sein. Auf dem von diesen Gottesmännern wohl vorbereiteten Acker, da mag dann der Rechtsmann getrost den Pflug einsetzen, in geraden Linien führen und die Saat des Rechts sorgsam ausstreuen. Es wird gute Frucht gedeihen. Dann wird auch in unsern Kolonien das Wort strahlende Bestätigung finden, das Wort, mit welchem unser Kaiser den Grundstein zu dem Reichsgerichtsgebäude gelegt hat:

„Recht soll Recht bleiben!“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die „Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten".

Korreferat zu dem Referat des Justizrats Dr. Preuss.

Von Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Nachmittag.)

Nach den eingehenden Darlegungen des Herrn Referenten, in Sonderheit über das geltende Recht bezüglich der zur Erörterung stehenden Frage, kann ich mich um so mehr auf eine kurze Besprechung de lege referenda beschränken, als ich bereits in meiner Arbeit über Recht und Wirtschaft der Herero (Berlin 1905, bei Springer) meine Stellung zu der wichtigen Materie in einigen Punkten gekennzeichnet habe.

Mit Rücksicht auf die teils mindere Bedeutung, teils erheblich abweichenden Verhältnisse der andern Kolonien, habe auch ich, wie der Herr Referent, vorwiegend die afrikanischen Schutzgebiete bei meinen Vorschlägen im Auge. Nicht genug kann betont werden, dass die Grundlage wirtschaftlich erfolgreicher Erschliessung der Kolonien eine geordnete Rechtspflege bildet.

Bei der schon von dem Herrn Referenten hervorgehobenen wirtschaftlichen Bedeutung der Eingeborenen für unsere Kolonien, bei den mit wachsendem Verkehr sich mehrenden Rechtsbeziehungen zwischen Weissen und Farbigen muss auch die Rechtsprechung in sogenannten Mischstreitigkeiten auf eine gesicherte Basis gestellt werden. Dabei verstehe ich unter Mischsachen solche, bei denen, wenn es sich um bürgerliche Rechtsstreitigkeiten handelt, die Parteien teils Europäer, teils Eingeborene sind, wenn Strafsachen in Frage stehen, Eingeborene zusammen mit Europäern als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler in Betracht kommen.

Über das mehr an Qualität, als an Quantität mangelhafte Verordnungswesen auf Grund unseres besserungsbedürftigen Schutzgebietsgesetzes hinaus muss eine organische Gesetzgebung in die Wege geleitet werden, welche das Verfahren in Strafsachen und bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sowie das materielle Recht in erschöpfender Weise regelt.

Als oberstes Prinzip gilt die Trennung von Verwaltung und Justiz auch in den Kolonien.

Der vielfach gegen eine solche Umgestaltung angeführte Grund, dass dadurch die Autorität der Verwaltungsbehörden den Eingeborenen gegenüber leiden könne, erscheint schon bei reiner Eingeborenenjustiz unhaltbar. Die Farbigen sind intelligent genug, um sehr bald die Segnungen einer Trennung der Gewalten zu verstehen; haben sie doch gemeiniglich einen scharfen Blick für alles, was ihnen Nutzen bringt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich vermag auch nicht einzusehen, weshalb eine Einbusse am Ansehen der Justiz, die sicherlich bei einer derartigen Verbindung mit der Administration schliesslich nicht ausbleibt, weniger schwer wiegt, als eine Minderung der Autorität der Verwaltungsbehörden, die zudem — und nicht zum mindesten durch eine unabhängige Rechtsprechung — allezeit in der Lage sind, ihren gesetzlichen Anordnungen Geltung zu verschaffen. Auch in der reinen Eingeborenenjustiz kann die Verbindung der beiden Gewalten nur als ein durch die Not gebotenes Provisorium toleriert werden.

Völlig aber versagen die vorerwähnten Erwägungen in Mischprozessen, bei denen doch ohne Zweifel auf die Interessen der beteiligten Europäer das entscheidende Gewicht gelegt werden muss.

Nicht nur die sich teilweise nahezu zur Kabinettsjustiz steigernde Gerichtsbarkeit des Gouverneurs, wie wir sie aus der Verordnung für Südwestafrika vom 7. Juli 1903 kennen lernten, sondern auch die Rechtsprechung der Bezirksämter in 1. Instanz, mit Delegationsbefugnis, muss beseitigt werden. Nicht der Gouverneur, sondern der Richter hat zu entscheiden, ob ein Mischstreit vorliegt; er wird bei den schwierigen Bastardfällen nach seinem Ermessen auf Grund der persönlichen Verhältnisse und der Bildung der Person festzustellen haben, ob die betreffende Partei den Farbigen oder Weissen näher steht.

Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, dass in solchen Mischstreitigkeiten nur deutsche Richter dem Gerichtshof präsidieren dürfen, wie schon jetzt in Kiautschou; denn der internationalrechtliche Grundsatz actor sequitur forum rei, sollte auch ein Eingeborener Beklagter sein, und ein besonderes Eingeborenengericht bestehen, wie auf Grund der Verträge in Kamerun und Togo und wie bisher in Südwestafrika, kann insoweit keine Anwendung erleiden, da die Eingeborenen noch nicht den entsprechenden Kulturgrad erlangt haben, um bei einem Gericht über Europäer vorzusitzen. Dergleichen würde auch einer gesunden Rassenpolitik widerstreiten. Wenn man in Niederländisch-Indien diesem Prinzip insofern Rechnung trägt, als in Mischstreitigkeiten erster Instanz, bei denen ein Eingeborener Beklagter oder Inkulpat ist, der in reinen Eingeborenensachen als dritte Instanz urteilende Landesrat zuständig ist, so wird dies doch dadurch gemildert, dass das Präsidium in den Händen eines holländischen Beamten ruht, und die einheimischen Regenten nur beisitzen.

Notwendig erscheint mir aber für diese deutschen Gerichte die Zuziehung vornehmer Eingeborener, sowohl aus politischen, wie auch rechtlichen Gesichtspunkten. In erster Hinsicht, weil ein solches Gericht mehr von dem Vertrauen der Eingeborenen getragen, durch die Beteiligung der Eingeborenen ihr Interesse an der Institution geweckt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Möglichkeit gegeben wird, durch die zugezogenen einflussreichen Farbigen bildend auf die Rechtsanschauungen des Stammes weiter zu wirken. In zweiter Hinsicht, weil die Eingeborenen-Machthaber mit den dortigen Rechtsbräuchen, der Denkweise ihrer Landsleute, den einschlägigen Verhältnissen vertraut sind und schon vor Verhandlung der Sache eingehend über den Tatbestand unterrichtet zu werden pflegen.

Zweifelhaft erscheint mir nur die Form, in welcher diese Zuziehung zu geschehen hat, ob als beisitzender Richter oder nur als Sachverständiger.

Bei dem europäischen Gericht in Niederländisch-Indien zweiter Instanz, dem Justizrat, an welchen die Mischstreitigkeiten in zweiter und letzter Instanz devolvieren, wird in solchen Prozessen, bei denen ein Eingeborener Beklagter ist, ein eingeborener Häuptling, bei Mohammedanern der sogenannte Hauptpangulu, als Sachverständiger zugezogen. Er muss einen der religiösen Form entbehrenden Eid leisten, in dem er verspricht und schwört, das ihm aufgetragene Geschäft mit Eifer und Treue zu erfüllen und versichert, dass er nach keiner Richtung beeinflusst ist.

In dem Urteil muss ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass der Experte gehört worden ist. Ähnlich bestimmt die Verordnung vom 15. April 1899, betreffend Kiautschou, dass in gemischten Streitigkeiten zur Erforschung der chinesischen Rechtsanschauungen der Dorfälteste oder andere geeignete Personen zuzuziehen sind.

In dem Native Territories Penal Code für das englische Südafrika wird dem Richter die Zuziehung von Beisitzern, gleichviel ob Eingeborenen oder Europäern, freigestellt.

Während ich bei den Gerichten in reinen Eingeborenensachen die Zuziehung vornehmer Farbiger als Richter für erforderlich erachte, möchte ich mich bei gemischten Streitigkeiten dahin entscheiden, dass da, wo bisher ein deutscher Einzelrichter zu urteilen hat, die Verwendung von Eingeborenen als Sachverständigen genügt, dort aber, wo ein Kollegialgericht zuständig wird, also bei den Bezirks- und Obergerichten, neben den europäischen Beisitzern eine möglichst gleiche Anzahl Farbiger als Beisitzer jedenfalls dann in Funktion treten muss, wenn ein Eingeborener Beklagter oder Angeschuldigter ist. Nicht nur weil die Eingeborenen die Zurücksetzung hinter europäische Laienrichter besonders schwer empfinden würden, sondern weil auch nach meinem Dafürhalten gerade die Aussprache der europäischen Richter mit den Eingeborenen bei der Verhandlung und Beratung der Rechtssache der kulturellen Entwickelung der Eingeborenen, dem Verständnis der Euro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

päer von der Denk- und Lebensweise der Farbigen besonders förderlich sein, eine geistige Annäherungsbrücke bilden wird.

Ob es erforderlich ist, nach englischem Muster in gemischten Rechtssachen die Stelle eines Eingeborenenanwaltes zu schaffen, der die Eingeborenen schon vor dem Prozess, in allen streitigen und nichtstreitigen Rechtsangelegenheiten, also auch in Mischprozessen, beraten könnte, so eine Art Obervormund, wird von der Qualifikation des deutschen Richters, über die sich das koloniale Gerichtsverfassungsgesetz auszusprechen haben wird, abhängen.

Ich möchte meinen, dass ein mit den entsprechenden Kenntnissen ausgestatteter Richter, ein patriarchalischer Amtsrichter, wie ihn sich unsere Gerichtsverfassung denkt, und an den der Vorwurf der Parteilichkeit auch aus rassenpolitischen Rücksichten nicht heranreicht, einen solchen besonderen Eingeborenen-Anwalt überflüssig machen müsste; nur für die Übergangszeit liesse sich eine derartige Einrichtung rechtfertigen, und würden sich gewiss unter den Missionaren geeignete Persönlichkeiten finden lassen. Aber die unerlässliche Voraussetzung der Entbehrlichkeit eines solchen Eingeborenen-Advokaten ist eben die tüchtige Vorbildung des amtierenden deutschen Richters in bezug auf die Sprache und die Rechtsbräuche der Eingeborenen.

Auch in dieser Hinsicht können uns die Niederländer als ein Muster dienen. Sie verlangen nicht nur die juristische Qualifikation mit dem Doktor juris, sondern noch eine Prüfung nach zweijährigem Studium an der Universität Leyden, welches sich auf die malaiische und javanische Land- und Völkerkunde und vor allem den Adat, d. h. die Rechtsbräuche der Eingeborenen, zu erstrecken hat. Zugelassen werden auch diejenigen zu Richtern, welche das Grootambtenaar-Examen bestanden haben. In Batavia besteht solch' ein Institut zur Ausbildung für die Beamten.

In ähnlicher Weise sollen jetzt auch die Kolonialschulen in Frankreich eingerichtet werden. Ebensowenig, wie man einen Arzt hinaussendet, der sich nicht eine genügende Kenntnis der Tropenkrankheiten erworben hat, darf man Assessoren, die der Sprache und des Eingeborenenrechts unkundig sind, geschweige denn Personen ohne richterliche Qualifikation in solche verantwortlichen Stellen berufen. Man vergesse nicht: Ein guter Richter ist einer der wichtigsten Faktoren für unsere kolonialen Erfolge.

Was die Gesetzgebung über das Verfahren und das materielle Recht selbst in gemischten Rechtssachen anlangt, so darf man sich meines Erachtens nicht mehr, wie bisher, damit begnügen, die sinngemässe Anwendung des deutschen Rechtes zu empfehlen, die für das freie Ermessen einen Spielraum eröffnet, der notwendig zu einer Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicherheit des Rechtes, wenn nicht gar zur Beugung desselben führen muss. Auch für die Europäer passt unter den völlig veränderten Lebensverhältnissen in den tropischen und subtropischen Kolonien die in dem Mutterland geltende Gesetzgebung nicht ohne weiteres.

Die älteren Kolonialvölker sind daher dazu übergegangen, besondere Kodifikationen zu erlassen; ich erinnere an den schon erwähnten Native Territories Penal Code, die Indian Codes, und an die betreffenden Gesetzbücher für Niederländisch-Indien.

In bezug auf das Verfahren wird man sich zunächst damit begnügen können, die einzelnen Bestimmungen unserer Prozessordnung auf ihre Anwendbarkeit in den Kolonien zu prüfen, und demgemäss zu streichen, zu ändern oder zu ergänzen. Die Prozedur muss jedes unnötigen Formalismus entkleidet sein und eine rasche und gerechte Justiz ermöglichen.

Es müssen Garantien für die Erzielung wahrheitsgemässer Aussagen von Eingeborenen-Zeugen geschaffen werden, ohne aber die Freiheit der richterlichen Beweiswürdigung, wie etwa durch das Erfordernis einer bestimmten Anzahl Eingeborener-Zeugen zur Erbringung des Beweises gegen Europäer, zu beschränken.

Eine eidliche Versicherung ohne religiösen Charakter, deren Verletzung aber unter Strafe steht, möchte sich nach dem erwähnten holländischen Vorbild immerhin empfehlen. Die fortschreitende kulturelle Entwickelung der Eingeborenen wird hier mithelfen. Entsprechende Änderung müssen die Vorschriften über den schiedsrichterlichen Eid erleiden.

Die Zwangsvollstreckung gegen Eingeborene darf nur in die Hände zuverlässiger und an Zahl ausreichender Gerichtsbeamten gelegt, jede willkürliche Schätzung der in Beschlag genommenen Vermögensobjekte von Eingeborenen muss verhütet werden. Bei Feststellung der von der Pfändung ausgeschlossenen Gegenstände ist auf die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von der Unveräusserlichkeit gewisser res sacrae Rücksicht zu nehmen.

An Stelle des Offenbarungseides und der Schuldhaft wäre für renitente Eingeborene-Schuldner vielleicht die Einführung von Zwangsarbeit zu empfehlen. Doch ist gerade hier die äusserste Vorsicht geboten.

Die Errichtung einer dritten Instanz halte ich für Mischstreitigkeiten, die ohnehin meist geringere Wertobjekte betreffen und noch verhältnismässig selten sind, nicht für erforderlich. Eventuell müsste eine solche nur aus in den Kolonien tätig gewesenen bewährten Richtern, dem Milieu des Prozesses so nah als möglich, in Afrika selbst geschaffen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ebenso eingreifend wird man im materiellen Rechte zu Werke gehen müssen. Die Niederländer unterscheiden für die Anwendbarkeit des materiellen Rechtes in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gemäss dem Grundsatz: actor sequitur forum rei, ob der Eingeborene Kläger oder Beklagter ist. Im ersteren Falle findet das besondere Gesetzbuch für Niederländisch-Indien Anwendung, für den andern Fall schreibt § 12, Absatz 2 der allgemeinen Bestimmungen dieses Gesetzbuchs zwar auch die Anwendung des letzteren vor, jedoch mit der Massgabe, dass der Richter so viel wie möglich Rücksicht zu nehmen hat auf die religiösen Gebräuche, volkstümlichen Gewohnheiten und Institutionen der Eingeborenen. Dabei sei bemerkt, dass in reinen Eingeborenensachen n u r diese einheimischen Gebräuche Anwendung finden, soweit sie nicht den allgemein anerkannten Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit widersprechen.

Ich möchte mich diesem Vorbilde nicht vollkommen anschliessen. Die Vorschrift der Niederländer trägt nur transitorischen Charakter. Ihre Anwendbarkeit erheischt zudem eine genaue Kenntnis des Eingeborenenrechts, wie sie durch blosse Eingeborene-Sachverständige oder richterliche Beisitzer schwerlich zuverlässig genug beschafft werden kann.

In dieser Erkenntnis haben die Niederländer, ebenso wie teilweise die Franzosen und die Engländer eine authentische Sammlung der Eingeborenen-Rechtsbräuche in den Undang-Undang, in der partiellen Zusammenstellung des mohammedanischen Rechtes bewirkt; schreitet man aber einmal zu der Kodifikation eines besonderen, den kolonialen Verhältnissen angepassten Gesetzbuches für die Weissen und einer Sammlung der einheimischen Rechtsgebräuche, so sollte der Gesetzgeber noch einen Schritt weiter gehen und zugleich bestimmen, inwieweit diese Rechtsgewohnheiten in gemischten Angelegenheiten das europäische Gesetz zu modifizieren haben.

Hier werden sich gewisse, aber nicht sehr wesentliche Abweichungen für die einzelnen afrikanischen Kolonien ergeben. Den Hauptprozentsatz unserer eingeborenen Stämme in Afrika bilden doch die Bantuvölker, deren Rechtsanschauungen in ihren Grundzügen überall übereinstimmen und auch die Nachbarvölker beeinflusst haben.

Dabei wird man sich hier ebensosehr vor einer allzu grossen Latitude wie vor einer engherzigen Kasuistik hüten müssen.

In diesem Gesetzbuch wird man für die Eingeborenen besondere materielle Vorschriften zu treffen haben, welche sie vor Ausbeutung und eigenem Leichtsinn mehr oder minder wirksam zu schützen vermögen. Ich denke hierbei besonders an Regelung der Grundeigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tumsübertragung, Verhütung von Bewucherung, Verhinderung langfristiger Kredite, den eigenartigen Verhältnisssen angepasste Bestimmungen über Gewährleistung, Beschränkung der Stammeshaftung, Einführung der Verjährung und ähnliches.

Dieses Gesetzbuch wird allmählich bei der fortschreitenden kulturellen Entwickelung der Eingeborenen und ihrer sich nach und nach vollziehenden Assimilierung mit europäischen Anschauungen schliesslich auch in reinen Eingeborenensachen Anwendung finden können.

In Strafsachen schwebt mir als Muster der den indischen Gesetzbüchern folgende und auf gründlicher Erforschung des Eingeborenenrechts beruhende Native Territories Penal Code vor, der für alle Bewohner der Kolonie, Farbige und Weisse, gleichmässig Anwendung findet.

Naturgemäss enthält er eine ganze Menge von Bestimmungen, welche speziell Delikte der Eingeborenen betreffen und auf die Europäer schwerlich oder doch nur ausnahmsweise Anwendung finden werden, z. B. Zauberei und der in Afrika so beliebte Viehdiebstahl.

Man wende nicht ein, dass die Eingeborenen für das Verständnis solcher Kodifikationen noch nicht reif seien: es genügt, darauf hinzuweisen, dass sie selbst schon für ihre eigenen Rechtsbräuche Kodifikationen versucht haben, wie z. B. die Velandyr-Bastards und die Bondelzwarts; auch der alte Maharero, der grosse Häuptling der Ovaherero, mit dem seinerzeit der deutsche Schutzvertrag geschlossen worden ist, begann schon mit dem Erlass geschriebener Gesetze.

Man lese nur, was die hervorragendsten afrikanischen Sachverständigen in dieser Hinsicht geäussert haben, welche die Kommission zur Ausarbeitung eines Straf- und Zivilrechts für Eingeborene und Europäer in der Kapkolonie und Natal zu Rate gezogen hat.

Man denke ferner an die bedeutsamen kulturellen Funktionen, welche solche Gesetze auszuüben vermögen, und an die verhängnisvollen Folgen, welche Rechtsverletzungen bei der für das Gesetzmässige sehr feinfühligen Eingeborenenbevölkerung in unsern Kolonien schon gezeitigt haben. Die Schwierigkeit der Arbeit soll gerade ein Ansporn sein, mit den Vorarbeiten, insbesondere einer authentischen Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in unsern Kolonien, so bald als möglich zu beginnen.

In dem engen Rahmen meines Korreferates musste ich mich mit dem Hinweis auf allgemeine Prinzipien begnügen, hoffe aber, bald an anderer Stelle Ihnen den Versuch zu solchen Gesetzentwürfen unterbreiten zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier kam es mir nur darauf an, das Interesse an einem solchen Gesetzgebungswerk zu wecken, das nach Art einer geistigen Tropenhygiene die ideelle Sanierung unserer Kolonien bedeutet.

Missionsinspektor **Schreiber**, Bremen: Als Vertreter der Mission danke ich den Herren Referenten und Korreferenten für die von der Mission begehrte Hilfe. Die Mission hat an der hier behandelten Frage das grösste Interesse. Die rechtliche Entwickelung der Verhältnisse unter den unzivilisierten Völkern unserer Kolonien vollzieht sich in der Weise, dass der Heide mit seinem Übertritt zum Christentum vor seiner heidnischen Obrigkeit vielfach rechtlos wird. Der Missionar ist daher genötigt, auch über den Rahmen der Kirchenzucht hinaus Recht zu sprechen und nicht nur zwischen den Christen, sondern auch in gemischten Streitigkeiten zwischen Christen und Heiden. Mit der zunehmenden Befestigung der deutschen Herrschaft ist es möglich, den Leuten den Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Schwert zum Verständnis zu bringen. Dies kann nur langsam gehen, um das Vertrauen der Christen zu ihren Missionaren zu erhalten. Ich erachte es unter diesen Verhältnissen und in Anbetracht der Tatsache, dass für den Heiden der Häuptling König, Richter und Priester in einer Person ist, für richtig, dass keine Trennung zwischen Verwaltung und Justiz eintritt. Für die höheren Instanzen dagegen dürfte diese Trennung schon jetzt angezeigt sein. Bei diesen Gerichten kann die Justiz die Hilfe der Mission nicht entbehren. Trotz der grossen Bedenken, die in Deutschland dazu geführt haben, die Geistlichen nicht zu Schöffen zu machen, Bedenken, die draussen erst recht gelten, glaube ich, dass die Missionare als Beisitzer, Anwälte und Dolmetscher mitzuarbeiten die Pflicht haben. Die Hauptsache bleibt die Qualifikation der Richter. Ich unterstütze die Forderung des Korreferenten bezüglich der sprachlichen Ausbildung der Richter in der Sprache und Rechtsanschauung der Eingeborenen auf das lebhafteste, ebenso die Sammlung der geltenden Bestimmungen und die Kodifikation des Eingeborenenrechts, wozu in Togo durch Missionar Spieth der Anfang gemacht ist. Ich bitte ferner, darauf hinzuwirken, dass die Justizbeamten möglichst lange in Kolonien tätig bleiben, damit eine Stabilität der Rechtspflege angebahnt wird.

Prof. Dr. **Stoerk**, Greifswald: Es erscheint geboten, der bestehenden Reichsgesetzgebung in Ansehung der Schutzgebiete eine Frist der praktischen Erprobung zu gewähren, trotz der unzweifelhaft vorliegenden formellen Mängel der letzten redaktionellen Fassung des wichtigsten Gesetzes. Erst wenn die deutsche Rechtswissenschaft mit Hilfe schärferer Fassung der soziologischen Probleme in der Richtung der festzustellenden Eingeborenenrechte die unerlässlichen Grundlagen für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Reform des materiellen und formellen Kolonialrechts geboten haben wird, erst dann ist der Zeitpunkt für eine tiefgehende Reform des Schutzgebietsgesetzes und der Rechtsordnung der deutschen Kolonien gekommen.

Amtsrichter und Privatdozent Dr. **Fleischmann**, Halle a. S.: Ich bin allerdings der Ansicht des Herrn Referenten in der Beziehung, dass, wenn die Frage dem Plenum zur Abstimmung vorgelegt würde, das Plenum die Resolution annehmen würde. Aber ich glaube, dass nach den heutigen Verhandlungen dem Plenum nicht die nötigen Grundlagen geboten worden sind, um solchen Beschluss gehörig zu fassen. Das Schutzgebietsgesetz krankt durch die vielen und lästigen Verweisungen an einem Schönheitsfehler. Aber an einem solchen kranken leider auch andere, für die Heimat bestimmte Gesetze. Ich erinnere vor allen an den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der an diesem Übel allein nicht gescheitert wäre. Man trägt nur Unruhe in die Kreise der kolonialen Bevölkerung und auch in die Kreise der Reichsregierung, wenn nach so kurzer Zeit der Geltung des Schutzgebietsgesetzes der grosse Apparat der Reichsgesetzgebung nur für eine redaktionelle Änderung in Bewegung gesetzt würde. Wichtiger dagegen erscheint mir, das Recht der Eingeborenen endlich von Amts wegen zu sammeln. Eine von der Regierung früher einmal angeregte Sammlung scheint nicht zum Ziel geführt zu haben. Kenner meinen, dass es vielleicht schon die zwölfte Stunde hierfür sei.

* * *

Im Anschluss an die Vorträge Preuss und Meyer wird nach Ablehnung einer von Justizrat Preuss eingebrachten Resolution die nachfolgende Resolution des Herrn Kammergerichtsrats Meyer von der Sektion zur Einbringung in das Plenum mit grosser Majorität angenommen:

„Die dritte Sektion hält es für unbedingt erforderlich, so bald als möglich mit den Vorarbeiten für eine koloniale Gesetzgebung in gemischten Streitsachen zu beginnen und zu diesem Zwecke zunächst eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in die Wege zu leiten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die völkerrechtliche Staatengesellschaft und das koloniale Problem.

Von Dr. **Felix Stoerk,** Professor der Rechte in Greifswald.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Suchen wir die Aufgabe des Deutschen Kolonial-Kongresses in eine knappe Formel zu bringen, die unserer gemeinsamen Arbeit Inhalt und Richtung gibt, so gilt es, die erprobte Methode der „Enquête" auf das uns alle beschäftigende Problem anzuwenden, und so alle Richtungen des politischen Denkens auf den gesamten Umkreis der kolonialen Fragen einzustellen. Nur wenn Arbeitswillige aus sämtlichen Provinzen der deutschen Geistesarbeit sich der schärferen Erkenntnis der uns mächtig anziehenden Erscheinung widmen, kann es gelingen, diese aus der bisherigen einseitig ökonomischen Betrachtung zu lösen, sie unter ein anderes Richtmass zu stellen, als dasjenige der kaufmännischen Weltrelation zwischen „Aufwand" und „Ertrag". Eine Auflehnung gegen die Alleinherrschaft des volkswirtschaftlichen Massstabs wird dem weitverzweigten Stoffe zu neuen Façetten, den alten zu besserer Beleuchtung und Klärung verhelfen.

Wenn ich so aus meiner engeren Arbeitssphäre diese bescheidene „Kopfsteuer" abtragen soll, so drängt sich mir hier das Verlangen auf, das Verhältnis näher zu prüfen, das sich auf Grund des positiven Rechtsquellenstoffes zwischen der völkerrechtlichen Staatengesellschaft*) und dem Problem der Kolonisation nachweisen lässt.

Die Staaten und Völker treten uns als geschlossene genossenschaftliche Gebilde entgegen, in ihrem wechselseitigen Verhältnis bald in en-

*) Zu dem in der Lehre zwar oft zitierten, aber nur wenig eingehend behandelten Begriff der Staatengesellschaft vgl. E. L. Catellani, La dottrina platonica delle idee e il concetto di società internazionale; Alexandre Corsi, De l'existence d'une sanction positive dans le droit international; Michel S. Kebedgy, Contribution à l'étude de la sanction du droit international; Ernest Nys, La notion et le rôle de l Europe en droit international, besonders dessen Untersuchung über „Le concert européen et la notion du droit international" in den gehaltvollen Études de droit international II. Série; Strisower in „Kongresse" Oesterr. Staatswörterbuch, Bd. 2; Gustav Roszkowski, Ueber das Wesen und die Organisation der internationalen Staatengemeinschaft; Heinrich Triepel, Völkerrecht und Landesrecht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerer, bald in loser Verbindung gruppiert. Ein Überblick über das geschichtliche Leben der Staaten und Völker zeigt an dieser Stelle ein konstantes Schwanken. Gäbe es ein technisches Hilfsmittel gleich dem Seismograph für die Messung lokaler Ruhestörungen im Erdkörper — so würde sich auch ein gewisser Rhythmus der Staaten und Völker in ihren Perioden engern Zusammenschlusses oder getrennter Lebensführung in deutlichen Kurven registrieren lassen.

Immer bestimmt aber ihre soziale Energie, die jeweilig herrschende Vorstellung von der völkerrechtlichen Pflicht des Einzelstaates gegenüber der Gesamtheit, zugleich das andere Phänomen der Landnahme, der Kolonisation.

Wir haben dadurch beide Erscheinungen: Staatengesellschaft und Aufschliessung der unstaatlichen Erdoberfläche, eingestellt in den Fluss der geschichtlichen Entwickelung.

Tiefgreifende Wandlungen in der inneren Ordnung der Staaten, im äussern Aufbau ihres völkerrechtlichen Zusammenschlusses machen sich auch sofort am andern Ende des Hebels: im Umfang und in der Dauerkraft der jeweiligen Verwirklichung kolonialer Probleme deutlich erkennbar. Tief- oder Hochstand des Staates oder der Staatengesellschaft lässt sich immer auch am Pegelstande der kolonialen Entwickelung einer Zeit ablesen. Hier wirkt gleichsam ein politisches Gesetz der Niveaugleichheit in den Kommunkationsgefässen.

Wollen wir in gebotener Kürze den sich vor uns ausbreitenden Riesenstoff zu einer Übersicht verknüpfen, so wird sich uns eine Reihe von Beobachtungen darbieten, die aus dem geschichtlichen Leben vorwiegend der europäischen Völker und ihrer ausgreifenden kolonisatorischen Wirksamkeit sich ableiten lässt.

Eine dieser primären Erkenntnisse kann in den Satz gebracht werden:

> Kolonisation als Äusserung der Expansionskraft ist in der Natur jedes lebensfähigen Verbandes gelegen. Jede Form genossenschaftlichen Daseins, die für eine niedrige Stufe des politischen und wirtschaftlichen Lebens ausreicht, ist nicht imstande, die Bedürfnisse der höheren Stufe zu befriedigen.

Der kleine, räumlich eng beschränkte Ortsverband der primitiven staatlichen Entwickelung vermag naturgemäss keine ausgreifende Aktion zur Angliederung neuer Gebiets- und Volksteile mit dauerndem Effekt zu entfalten. Wohl aber führt auch schon zwischen kleinen Gemeinwesen das Bedürfnis der Verbindung, Anpassung und Ausgleichung zur übereinstimmenden Gestaltung materieller und idealer Güter, wie des lokalen Rechts, der örtlichen Produktionsweise, der Volksgliederung, der Verfassung in Stadt und Land.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch der kleine Stadtstaat reckt seine Glieder, sucht den nötigen Ellenbogenraum für die Erweiterung seiner Lebenssphäre, seiner genossenschaftlichen Geltung. Das gilt vom Kleinstaat der Antike, von der πόλις, wie von dem kaufmännischen Geistes erfüllten Splitterstaat des Mittelalters.

Die deutschen Städte bewidmen junge Siedelungen mit ihrem heimischen Rechte und schaffen so Städtefamilien mit gleicher innerer Rechtsstruktur, mit übereinstimmender Gerichtsbarkeit, mit international gleichgeordneten Rechtsinstituten, die innere Einheit schaffen bei Wahrung nationaler Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Die werbende Kraft des Kaufmannsgeistes hat so in früher Kulturarbeit Länderstrecken überbrückt und friedliche Kolonisationen geschaffen, von grösserer Dauerkraft als viele andere, die ihr Entstehen nur Krieg und Okkupation verdankten.

Dieser aus der bürgerlichen Initiative entsprungenen friedlichen Kolonisation der jungen politischen Gebilde verdanken — wie ich hier wohl nur in knappster Andeutung erwähnen darf — die wichtigsten Klammern der völkerrechtlichen Rechts- und Wirtschaftsordnung ihr Entstehen und ihre Blüte: das Kaufmanns- und Handwerkerrecht des Mittelalters, das Wechsel- und Handelsrecht, die Ansätze des grossen Güterumlaufs und dessen Sicherung durch Ausbildung eines internationalen Vermögensrechts, gleicher Grundsätze des Rechtsganges von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt.

Kleiner Handelsstaaten langgedehnte Kette, teils Mutterstaaten, teils Tochterniederlassungen in fremden Landen, bilden die Stützpunkte des mittelalterlichen Staatensystems und sind fest verankert durch jenes meist ungeschriebene internationale Recht, dessen Sätze, gering an Zahl, aber aus den Tiefen des Berufsbedürfnisses aufgestiegen, dem völkerrechtlichen Verkehr der Zeit sichere Grundlagen schufen.

Je zahlreicher die Schlüssel in unserer Hand werden, die uns den riesigen Quellenstoff des mittelalterlichen Völkerverkehrs eröffnen, um so schwächer wird die fable convenue, die das Geburtsdatum des Völkerrechts in die kriegsmüden Tage Hugo Groots verlegt.

In diesem Lichte besehen, ist die „unstaatliche" Kolonisation gleichbedeutend mit Aufschliessung von neuen Verkehrswegen zur Angliederung neuer Gebietsteile, zur Besiedelung oder zur Ausbeutung der neuerschlossenen Länder und Volksteile. Auf diesem Wege ist, wie Alfred Zimmermann*) zutreffend bemerkt, ganz Europa einst das Feld äusserer Kolonisation gewesen, aber nicht des geschlossenen Territorialstaats, sondern seiner Berufsschichten und derjenigen Bevöl-

*) Alfred Zimmermann, Kolonialpolitik, im Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, Leipzig 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kerungsklassen, deren wirtschaftliche Betätigung den räumlichen Anschluss anderer Lebensgebiete fordern musste. Für diese Periode der noch nicht „verstaatlichten" Kolonisation war daher die Aufschliessung neuer Verkehrswege innerhalb des europäischen Kontinents von derselben Bedeutung und wirtschaftlichen Tragweite, wie in späteren Perioden die Ermittelung der neuen Seewege über die Grenzen Europas weit hinaus. In seiner trefflichen Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs macht darum Aloys Schulte*) scharf die verkehrs- und staatengeschichtliche Bedeutung erkennbar, die der Entdeckung des Gotthardweges, der Pässe über den St. Bernhard, Simplon, Septimer und Julier für die Verbindung des alten Kulturlandes Italien mit Deutschland zukommt.

Dieser Teil der Geschichte des Kolonisationswerkes in Europa und der berufsgenossenschaftlichen Angliederung der kleinen Verbände wird sich erst allmählich aus dem Zusammenhange lokal begrenzter Wirtschaftsgeschichten nach den Methoden Lamprechts, Gotheins u. a. ermitteln und für die Geschichte der primitiven Staatengesellschaft in Europa verwerten lassen.

Ein zweiter Leitsatz, der sich aus dem allmählichen Aufbau der abendländischen Staats- und Wirtschaftsordnung ergibt, schliesst die Lehre ein, dass nur der räumlich ausgedehntere, innerlich fest geordnete Staat — oder ein in Haupt und Gliedern geordnetes Staatensystem koloniale Gebilde in ausgedehntem Umfange zu begründen und lebensvoll zu erhalten die Kraft besitzt. Ein grosses typisches Beispiel hierfür bietet uns im Rahmen der völkerrechtlichen Geschichte der europäischen Statengesellschaft das grosse genossenschaftliche Unternehmen der Kreuzzüge. **) Wir können sie an dieser Stelle der Betrachtung, losgelöst von ihren religiös-völkerpsychologischen Impulsen, ansprechen als einen in Plan und Ziel gewaltigen Zusammenschluss der die Zeit beherrschenden Kräfte, gerichtet auf eine Ausweitung des in Europa zur Geltung vorgedrungenen geistlichen und weltlichen Systems.

Das einigende feste Band der Papst- und Kaisergewalt, die eiserne Schlussklammer für die mittelalterliche Völker- und Staatengesellschaft,

*) Aloys Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig, Bd. 1., Leipzig 1900. Gehaltvoll: W. Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels, Stuttgart 1888.

**) Reichen Ertrag für die Geschichte des europäischen Staatensystems gewähren Röhrichts Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1874–1878. S. ferner Holtzendorffs Darstellung im I. Bd. des Handbuchs des Völkerrechts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war noch mächtig genug, das grosse völkergesellschaftliche Unternehmen in Gang zu bringen, dem sich im Verlaufe der Geschichte Europas kein zweites an die Seite stellen lässt. — Es lag aber nicht mehr in der Kraft des Zwei-Lichter- oder Zwei-Schwertersystems, den grossen kolonialpolitischen Vorstoss endgültig für Europa zu sichern, seine Ergebnisse siegreich zu erhalten.

Die Flaggen des Abendlandes werden an der Küste Kleinasiens zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder eingezogen, und Europas Staatensystem büsst auf Jahrhunderte hinaus den Zusammenbruch seines kolonialen Unternehmens mit dem Erlöschen seines alten Glanzes, seiner Autorität im Orient. Das grosse dualistische Ordnungsprinzip des mittelalterlichen Staatensystems, nach dessen von altersher gefestigten Regeln das europäische Völkerleben um zwei feste Punkte sich bewegte — „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt", war eben im Verlauf der Kreuzzüge — im Zeitraume von der begeisterten Kirchenversammlung zu Clermont 1095 bis zum Fall von Akka, 1291 — tief unter sein altes Machtniveau gesunken. Mit dem siegreichen Durchdringen des Nationalstaats im Westen Europas — in England, Frankreich, in den kleinen, aber kraftvoll ringenden Stadtstaaten Italiens im Vorabendlicht der Renaissance — versinkt die überlieferte alte internationale Rechtsordnung mit ihren beiden Richtpunkten: Kaiser und Papst.

Es geht ein Zittern durch die alte Welt; rückschauenden Geistern erscheint sie wie der einsame Wanderer im dunkeln Forst, dem Ziel und Richtung zu entschwinden drohen. Die Sorge um das völkerrechtliche Ordnungsprinzip der Welt lässt in dieser Zeit kosmopolitische Denker, wie Dante Alighieri, bittere Klagen erheben um das verlorene Weltenglück, um die versunkenen Leitsterne der alten Zeit.

Immerhin hat der zweihundertjährige Bestand enger Berührung zwischen Europa und dem Orient tiefgreifende Spuren und fruchtbarste Nachwirkungen in der Staatengesellschaft Europas hinterlassen. Es war die grosse Brücke geschlagen, der Radius der wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Beziehungen Europas hatte sich erheblich verlängert, der Güterumlauf hatte neue Richtungslinien, Schiffahrtsrecht und Konsularwesen, Fremdenrecht, Kriegsrecht und völkerrechtliches Vertragsrecht empfingen reiche Förderung und nachhaltigen Aufschwung aus den neuartigen Berührungsformen zweier Welten.

Die Besiedelung der kleinasiatischen Kolonien vollzog sich im übrigen keineswegs als Kollektivakt der europäischen Staaten. Franzosen und Venetianer, die Untertanen Cyperns und Genuas usw. waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

getrennt eingedrungen und dort — vereint geschlagen worden, sie betätigten jedoch, trotz unablässiger Rivalitäten, die Zusammengehörigkeit und Solidarität der europäischen Christenheit gegenüber dem Sultanat und seinen Organen. Innerlich geteilt, traten die europäischen Kolonisten als äusserlich ungeteilte Einheit auf zur Erlangung neuer und Sicherung erworbener Rechtstitel. Der Islam hat diese Geschlossenheit des europäischen Staatensystems für sein weites Ländergebiet auch konsequent anerkannt und seiner Fremdenpolitik mit anerkennenswerter Loyalität zugrunde gelegt. Mag auch der literarische Streit noch unentschieden sein, ob die frühen Beziehungen des Orients zu Karl dem Grossen, dem ruhmvollen Herrscher des Frankenreichs, oder die privilegierte Stellung der Franziskaner in Palästina, als Hauptvertreter der lateinischen Kirche, hierzu den Anlass gegeben: — der Name „franchi" gilt unstreitig seit der Eroberung des Heiligen Landes als Kollektivbezeichnung für die im Osmanischen Reiche angesiedelten Angehörigen der europäischen Staatengesellschaft. Ihre Geistlichen, Lateiner (römisch-katholische), wie Orthodoxe (griechisch-katholische), werden als „fränkische Geistliche" oder „fränkische Mönche" bezeichnet.*) Und schon lange vor dem bekannten System der Kapitulationen aus der Zeit Franz I. von Frankreich hat die Pforte dem ganzen „fränkischen" Europa den Genuss des gleichen Schutzes und der Gleichberechtigung, modern gesprochen: der „offenen Tür", zugesichert. Die Pforte ist sich von jeher der Ungenauigkeit des Ausdrucks bewusst und bleibt nur aus Gründen der geschichtlichen Tradition bei der alten Terminologie. So auch noch in der Kapitulation von 1740: „Les évêques dépendant de la France et les autres religieux qui professent la religion franque, de quelque nation ou espèce qu'ils soient, lorsqu'ils se tiendront dans les bornes de leur état, ne seront point troublés dans l'exercice de leurs fonctions . . . ."

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, wie in den modernen diplomatischen Beziehungen der europäischen Staaten zur Pforte mancherlei Schwierigkeiten und Spannungen daraus erwachsen, dass aus dem Gebrauch jener Kollektivbezeichnung „franchi" Frankreich das Recht führender Stellung und der ausschliesslichen Schutzgewalt über die Christen des Orients für sich ableitet. Aber wir verbleiben im Rah-

*) Vgl. hierzu die auf gründlichen Quellenstudien beruhenden Ausführungen bei Francis Rey, La protection diplomatique et consulaire dans les échelles du Levant et de Barbarie, Paris 1899, und Pierre Arminjon, Étrangers et protégés dans l'empire Ottoman, Paris 1903. In knapper Darstellung gut orientierend über einige der in Betracht kommenden Hauptfragen: F. v. Verdy du Vernois, Die Frage der heiligen Stätten Palästinas, in den Beiträgen zur Geschichte der völkerrechtlichen Beziehungen der Ottomanischen Pforte, Erstes Heft, Berlin 1901.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men der uns gestellten Aufgabe, wenn wir betonen, dass der durch das gemeinsame Unternehmen der Kreuzzüge betätigte Zusammenschluss des Abendlandes die Pforte auch nach dem Zusammenbruch des von Gottfried von Bouillon begründeten Königreichs in den Heiligen Landen zu Konzessionen und weitgehender Privilegierung aller Europäer bestimmt hat, die ihr tamquam unum corpus entgegengetreten waren.

Hier zeigt sich die grosse wirtschaftsgeschichtlich nachhaltige Wirkung jener, idealen Motiven entsprungenen Bewegung der Kreuzzüge, für die die materialistische Geschichtsauffassung wohl kaum eine planmässige Stelle in ihrem Lehrgebäude erübrigen kann.

An anderer Stelle dagegen hat die Pforte, die den Wert des Europäertums für das eigene Ländergebiet wohl erkannt hat, die Zerstückelung und Lockerung des Staatensystems in Europa zur Erweiterung der eigenen Machtsphäre und für ihre politische Propaganda auszunutzen wohl verstanden.

Alsbald, nachdem die alte Staatenordnung Europas zerfallen, der Papst — um im Bilde des Sachsenspiegels zu verbleiben — vom blanken Pferde geglitten, der deutsche Kaiser aus dem beherrschenden Mittelpunkt der Staatengemeinschaft ausgeschieden war, weil eine Reihe kraftvoller Nationalstaaten im Westen Europas sich entfaltet hatten, — ergreift Asien die Offensive gegen das alte Abendland. Im Innern zerklüftet, ohne weltliches, noch geistliches Haupt, wehrlos durch ein kraftlos gewordenes veraltetes Wehrsystem, wird Europa zum Kolonialgebiet für asiatische Völkerstämme. Die lose gewordene Gemeinschaft der abendländischen Staaten ist im 14. Jahrhundert weder gewillt, noch kräftig genug, den Osten und Südosten Europas gegen die Überflutung zu schützen. Die osmanischen Türken setzen sich auf der europäischen Seite des Hellespont fest. Sultan Murad verlegt 1356 seine Residenz nach Adrianopel und bedrängt das absterbende griechische Kaisertum immer härter. Serben und Bulgaren werden tributär, Bosnien, Albanien, Herzegowina, Walachei nach dem Völkermorden auf dem Amselfelde, 1389, unterjocht. Bald dringt der siegreiche Türke in Makedonien, Thessalien und endlich in Hellas ein. Seine drückende Herrschaft an der Donau war dauernd befestigt, und seit den Maikämpfen des Jahres 1453 blitzt der Halbmond über der Riesenkuppel der Hagia Sophia. Das kommende Jahrhundert der Renaissance und der religiösen Spaltung, der Entdeckung und Gewinnung Amerikas lässt das europäische Staatensystem nicht zur Erkenntnis seiner wirtschaftlichen und politischen Solidarität gelangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keine Monroe-Doktrin des Abendlandes hinderte die asiatische Macht, Europa zu ihrem Kolonialgebiet zu machen. Je mehr das Selbstgefühl der führerlos gewordenen Staatengesellschaft der sogenannten „Alten Welt" zusammenschrumpft, um so weiter umschreibt die Pforte den Kreis ihres Herrschaftsbereichs in Europa.

Nach der blutigen Schlacht bei Mohacs (1526) ist Ungarn — bis dahin die Schutzwehr Europas gegen die dauernde drohende Türkennot —, zusammengebrochen, und der Halbmond schiebt fortan unaufhaltsam seine Posten bis an die Grenzen Niederösterreichs und der Steiermark vor. Ofen, heute die malerische Königsburg eines sorgenreichen Königs aus deutschem Fürstengeschlecht — Ofen war fast 150 Jahre hindurch, von 1541 bis 1686, unter türkischer Herrschaft geblieben, bis es kaiserlichen Truppen unter Führung eines deutschen Feldherrn, Herzogs Karl von Lothringen, gelungen war, den Türken aus Ungarn endgültig zu verdrängen.

Während der Deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg, nicht nur von den deutschen Ständen, sondern auch vom übrigen Europa verlassen, dem Ansturm der asiatischen Macht allein begegnen musste, — dreimal hatte der Türke seine siegreichen Fahnen unter die Mauern Wiens gebracht —, während dieser schweren Bedrohung des Ostens, des Südostens und eines Teiles des mittleren Europa löste sich der Westen gänzlich von den Geschicken der Nachbarstaaten los und ging seine Sonderwege, teils in wechselvollen Kämpfen, teils im hundertjährigen Ringen um die koloniale Übermacht. In diese Zeit tiefster Zerklüftung der europäischen Staatengesellschaft fällt die erste Periode der grossen Kolonialgründungen Spaniens, Hollands, Portugals, die ersten kühnen Fahrten Sir H. Gilberts und Sir Walter Raleighs (1578—79). Für die ungeduldigen Kritiker der deutschen Kolonialarbeit der letzten dreissig Jahre sei hier in der Klammer bemerkt, dass Egerton*) die dreihundert Jahre englischer Kolonialpolitik in fünf Perioden teilt und die ersten hundert Jahre als die Zeit der Anfänge ansieht.

Während in diesem langen Zeitraum die Westmächte und das vom deutschen Mutterlande völlig losgelöste Holland in Amerika, in Ostindien und in der Inselwelt neue Gebiete aufschlossen, musste sich der Osten Europas fremder Eroberung fügen und musste sich, um ein modernes Bild zu gebrauchen: die Rolle der Mandschurei 150 Jahre hindurch gefallen lassen.

Die schweren Fehler der zerklüfteten Staatengesellschaft jener Tage hat erst die neuere Zeit wieder zu heilen vermocht. Erst der

*) Hugh Edward Egerton, The origin and growth of the English colonies and of their system of government.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

engere Kollektivverband der ihrer gemeinsamen Aufgaben bewusst gewordenen Staaten des 19. Jahrhunderts hat die verhängnisvollen Folgen der Zeiten der Zerrüttung und des isolierten Egoismus der Westmächte wieder gut zu machen gesucht. Erst der 1878 zu Berlin abgehaltene Staaten-Kongress hat dem stetig fortschreitenden Rückbildungsprozesse, der sich im türkischen Okkupationsgebiet auf europäischem Boden eingestellt hat, die genossenschaftliche Sanktion gegeben. Dem Berliner Kongress ist die völkerrechtliche Aufgabe zugefallen, europäischen Boden für das europäische Gemeinschaftsleben wieder zu erlangen. Die in der Entwickelung zurückgebliebenen kleineren Balkanstaaten, die nach langen und blutigen äusseren Kämpfen, nach inneren Mühen, sich allmählich von der Suzeränität der Pforte frei gemacht hatten, wurden durch die Berliner Akte vom 13. Juli 1878 in ihrer staatlichen Unabhängigkeit und Selbständigkeit anerkannt, um es ihnen zu ermöglichen, fortschreitend in Wirtschaft, Rechtspflege, Verkehr und Verwaltung, sich dem europäischen Staatensystem und abendländischer Gesittung anzugliedern.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich der weitere Erfahrungssatz geschichtlicher Beobachtung, dass mit dem Anwachsen der Machtstellung Frankreichs und Grossbritanniens im Zeitalter nach dem westfälischen Frieden die Mehrheit der kontinentalen Staaten die Notwendigkeit erkannt hat, ein wachsames Auge der kolonialen Ausdehnung jener beiden Vormächte zuzuwenden. Der zu Münster und Osnabrück nach Überwindung grosser zeremonial-rechtlicher Schwierigkeiten zusammentretende Staatenkongress hatte das Bewusstsein weitgehender Interessengemeinschaft der europäischen Staatenfamilie geweckt, sodass fortan auch dieser Teil der Tätigkeitssphäre des einzelnen Staates zur res communis omnium der Grossmächte wird. Das reiche Material der unter der Einwirkung der Merkantiltheorie, später des Colbertismus, sich häufenden Kommerztraktate, der Handels-, Zoll- und Freundschaftsverträge zieht bald ein dichtes Netz um das gesamte Wirtschaftsleben der Zeit. Sie ruhen teils auf dem Grunde des wirksam sich ausbreitenden Systems der Meistbegünstigung, teils auf dem differenzieller Behandlung. Beide Systeme rücken aber den Handel mit den Kolonien in die Interessensphäre aller am Weltverkehr beteiligten Staaten und Völker. Es entspricht daher in der Hauptsache der Aktenlage des völkerrechtlichen Quellenmaterials, wenn M. v. Brandt*) in

*) M. v. Brandt, Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung, aus: England in deutscher Beleuchtung, von Thomas Lenschau, Halle a. d. Saale 1906. Vgl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gut orientierenden Schrift: Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung, darauf hinweist, „dass, wo die kolonialen Interessen Englands sich mit denen seiner Gegner und Konkurrenten auf demselben Gebiet kreuzten, die Entscheidung niemals in den Kolonien selbst, sondern in den Kämpfen gefallen ist, die in Europa, zu Wasser wie zu Lande, zwischen England und seinen Bundesgenossen auf der einen und den Gegnern beider auf der andern Seite geführt worden sind. Die Folgen der anderswo erreichten Erfolge oder erlittenen Niederlagen haben erst in den in Europa abgeschlossenen Verträgen ihre Bestätigung, oft auch ihre Annullierung gefunden". Damit ist die Kolonisation in der zunehmenden Gemeinschaft der Wirtschaftsordnung der führenden Staaten herausgetreten aus der isolierten Aktion des Einzelstaates und unter die mehr oder weniger wirksame Kontrolle der übrigen Staatenwelt gelangt. Tritt hier auch die Machtstellung und vor allem die Seegeltung des kolonisierenden Staates entscheidend in den Vordergrund, heute, wie seit den Tagen der Cromwellschen Navigationsakte, — so bleibt die Tatsache des Wettbewerbs und der wachsamen Kontrolle rivalisierender Staaten nicht ohne Einfluss auf Charakter und Umfang der kolonialen Wirksamkeit.

In der Tat bilden die grossen Kollektivverträge von Ryswick, Utrecht, Aachen, Versailles usw. nicht nur gehaltvolle Abschnitte in der kolonialen Geschichte Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands, sondern sie sind auch zugleich wichtige Etappen für die genossenschaftliche Beteiligung und Kontrolle, die der europäischen Staatengesellschaft fortan am Problem der Kolonisation zukommt. Am deutlichsten hat sich diese ihre allseitig anerkannte Zuständigkeit zur Normensetzung im 19. Jahrhundert ausgestaltet und gelangt zu ihrem urkundlichen Ausdruck in der von sämtlichen seefahrenden Staaten beschickten Berliner Kongokonferenz und der am 26. Februar 1885 signierten Kongoakte, die eine umfassende Kodifikation wichtigster Fragen des Kolonialrechts einschliesst. Aber auch die schon fünf Jahre früher zu Madrid abgehaltene internationale Konferenz und die im Anschluss daran am 3. Juli 1880 abgeschlossene „Convention relative à l'exercice du droit de protection au Maroc" gibt deutlich der befestigten Rechtsüberzeugung Ausdruck, dass die für die gesamten Rechts-, Wirtschaftsordnungen und Verkehrsbeziehungen aller Kulturstaaten wesentlichen Kolonialgebiete nicht anders, als durch den Consensus aller beteiligten Glieder der Staatengesellschaft geregelt werden dürfen. Als daher durch das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904 in wich-

dazu auch die quellenmässige Darstellung bei Alfr. Zimmermann, Geschichte der preussisch-deutschen Handelspolitik, Oldenburg 1892; Konrad Haebler, Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter. Leipzig, 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigsten Punkten über die künftige Rechtslage Marokkos lediglich durch England und Frankreich allein die Entscheidung getroffen und damit für alle Zukunft ein Präjudiz geschaffen werden sollte, war der energische Einspruch des Deutschen Reichs gegen diese Loslösung des Fragenkreises aus der Zuständigkeit der Staatengesellschaft*) keineswegs bloss durch die Verletzung deutscher Interessen diktiert. Es galt zugleich die Wahrung eines internationalen Rechtsguts, den Schutz der Rechtssphäre aller derjenigen, wenn auch maritim minder mächtigen Staaten, die, wie Österreich-Ungarn, Belgien, Holland usw., an der Gestaltung dieses Teiles des aussereuropäischen Völkerlebens in hervorragendem Masse beteiligt sind.**) Das Bedürfnis nach Betonung der Rechtskontinuität war unzweifelhaft auch den Kontrahenten der am 8. April 1904 in London abgeschlossenen Abmachungen über Marokko, Ägypten, Neufundland, Siam, Madagaskar und die Neu-Hebriden unabweisbar. Sowohl der Leiter des englischen Foreign Office, Marquess of Lansdowne, wie der französiche Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, geben in ihren amtlichen Erklärungen zu den Verträgen, wie in den Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter im Auslande bezüglich aller Gebiete, die die Einigung umfasst, das ältere völkerrechtliche Quellenmaterial genau an. So wird, namentlich in Ansehung Neufundlands, der Utrechter Friede, Artikel XIII, der Artikel V des Pariser Friedens vom Jahre 1763 und der Versailler Friedensvertrag von 1783 genau aufgezählt. Nur in

*) Dieser völkerrechtliche Gesichtspunkt der pflichtmässigen Wahrung der Zuständigkeitssphäre der modernen Staatengesellschaft hat auch in der fachwissenschaftlichen Literatur noch nicht die angemessene, parteilose Anerkennung gefunden. Noch immer überwiegt die parteipolitische Ueberschätzung eines kurzen Tageserfolges, während der Gedanke der zunehmenden Energie der Staatengesellschaft dabei in den Hintergrund gedrängt wird, obgleich er allein unserm modernen Völkerrecht Realität, Inhalt und Richtung geben kann. Im Zusammenhange damit s. J. Novicow, La fédération de l' Europe, Paris 1901, und Eugen Schlief, Der Friede in Europa, Leipzig 1892.

**) Es ist überraschend und bezeichnend zugleich, dass diese Erwägung aus dem Gedanken der internationalen Rechtsordnung heraus bei den meisten französischen Völkerrechtsautoren, die zur Marokko-Affäre das Wort ergriffen haben, unberücksichtigt geblieben ist. Selbst der beste scharfsinnige Kenner der völkerrechtlichen Beziehungen Marokkos, E. Rouard de Card, ignoriert die Abmachungen der Madrider Konvention vom 3. Juli 1880 vollkommen und gelangt in seiner jüngsten Schrift „Le protectorat de la France sur le Maroc", Toulouse 1905, zu wesentlich andern Ergebnissen als nach seinen früheren gründlichen Forschungen zur Frage füglich erwartet werden konnte. S. dessen Studien: „Les traités entre la France et le Maroc", Paris 1898; „Les Relations de l'Espagne et du Maroc, pendant le XVIII et le XIX Siècles", Paris 1905, und die jetzt sehr aktuelle Schrift: „La frontière franco-marocaine et le Protocol du 20 Juillet 1901". — S. dazu die knappen versöhnlichen Ausführungen L. de Montluc, „Le Maroc et le rôle de la France", in der Revista de Derecho international y politica exterior, herausgg. von Marquis de Olivart und E. Garcia Herreros, Madrid 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bezug auf Marokko fehlt es sowohl im diplomatischen Vertragsstoff, wie in den amtlichen Noten an irgendeiner Anlehnung oder Berufung auf die von den Vertretern der Staatengesellschaft einmütig errichtete und in der Madrider Konvention vom 3. Juli 1880 allseitig anerkannte Rechtsordnung für Marokko.*) Die Reaktion gegen den Bruch des Systems der genossenschaftlichen Normensetzung lag im dringenden Bedürfnisse aller Teile, denen daran liegt, die Ansätze einer friedensrechtlichen Organisation der Staatenwelt für ihre gemeinsamen Bedürfnisse sicherzustellen.

Wenn die Madrider Konvention von einem Teile ohne weitere Zustimmung der Mitkontrahenten als „nulle et de nul effet" erklärt werden kann, dann ist es nicht abzusehen, warum sich die übrigen an die zahlreichen Zwangsnormen der andern internationalen Unionen und Abmachungen gebunden halten sollten, die im „commun accord" so weite Gebiete des modernen Wirtschaftslebens in Produktion und Konsumtion, wichtige Kulturgüter unserer Tage, vom Genfer Kreuz bis zur Brüsseler Zuckerkonvention und bis zur Erhaltung des Leuchtturms am Kap Spartel — gegen Verletzung zu sichern bestimmt sind.

Zum Abschlusse sei noch des Umstandes gedacht, dass die im vollen Lichte der Öffentlichkeit und unter der Kontrolle der gesamten Staatenwelt sich vollziehende Landnahme unserer Tage in andern Formen und Voraussetzungen sich abspielt, als in den Epochen der völlig konkurrenzlosen Aufschliessung der Erdoberfläche durch einen oder zwei unternehmungsfreudige Staaten Europas.

Seit der Ausbreitung des Systems der Handelsverträge ist die Monopolisierung des Handels mit den Kolonien, die Ausschliessung jedes andern Verkehrs als mit dem Mutterlande, unmöglich geworden. Damit ist aber auch die früher am reichlichsten fliessende Quelle der Rentabilität von Kolonien fast verstopft. Hier mochte das Geschlecht der Merkantillehren die treibende Kraft für Kolonialpolitik gewonnen haben — aber schon die Besitzergreifung Gibraltars im Jahre 1704, Maltas 1800, Adens 1838, hätte das übrige Europa davon überzeugen müssen, dass es ideale, politische Motive gibt, die ein tatkräftiges Land zur Sicherung und Ausweitung des eigenen Staates notwendig auf den Weg kolonialer Erwerbungen drängen.

Der Gedanke ist viel zu lange verkannt worden, dass auch in der tiefinnersten Eigenart des weltlichen Staates ein Trieb zur Pro-

*) Das in Betracht kommende Quellenmaterial findet sich in Martens-Hopf, Nouveau Recueil Général de Traités, 2. Série, Tome VI, p. 550, 624; Martens-Stoerk, a. a. O. Tome 32, p. 1—57. Vgl. dazu noch Nicolas Politis, La condition de l'Egypte und La condition des Nouvelles-Hébrides d'après l'accord franco-anglais de 1904 in Fauchilles „Revue Générale de Droit international public." 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

paganda steckt, zur Behauptung und Fortsetzung der nationalen Art — der nicht in Geldwert sich umsetzen lässt. Jeder lebenskräftige Nationalstaat hat seine Mission, den Glauben an sich selbst und seinen heilspendenden Beruf. Man mag das Problem in die ideale Formel bringen: „Gehet hin und lehret allen Völkern!" — oder man mag in der Formel Herbert Spencers: Leben ist Anpassung, Assimilierung — ein Gesetz erblicken, das auch das Dasein der Staaten mit eiserner Kraft erfasst: das Endergebnis bleibt sich gleich. In beiden Fällen wird man sich von der lockenden Vorstellung frei machen müssen, dass Kolonisieren immer ein lukratives Unternehmen sei, dessen Ertrag sich stets auf Mark und Heller berechnen lassen müsse. Kolonisation als Aufschliessung und Angliederung kulturfremder Ländergebiete und Völkerschaften ist nichts als Verstaatlichung, mit allen Lasten und wirtschaftlichen Pflichten einer solchen Ausbreitung des staatlichen Lebens.

Hier gilt es wenig, ob der Kulturstaat will; er muss es — auch ohne Hoffnung auf unmittelbaren klingenden Erfolg. Er ist sich dessen klar bewusst, dass der Glanz seines geschichtlichen Ruhmes, sein Geschick, sein Gedeihen, seine Zukunft mittelbar auch an die kulturelle Hebung fremder Länderstrecken gebunden sind. Seine eigene Güterproduktion, die Zufuhr von fremden Landesprodukten und der Marktpreis der eigenen, die Abwehr gefahrvoller Volkskrankheiten, Pest, Cholera, Lepra, Bubonen, ägyptischer Augenkrankheit, Viehsterben usw., all diese Erscheinungen bedrohen in absehbarer Stufenfolge seine nationale Existenz, seine Wohlfahrt, das wirtschaftliche Gedeihen seiner Angehörigen.

Die Zeiten sind vorbei, da es uns gleichgültig war, ob da hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, oder nicht. Richtiger: es war uns nie gleichgültig, und es ist nur ganz konsequent, wenn Goethe, der weitausschauende Geist, jenes Wort dem kleinstädtisch beschränkten Spiessbürger in den Mund legt.

Der völkerrechtliche Terminus der „Interessensphäre" ist der jüngsten Entwickelung des Kolonialrechts entnommen und spielt seither eine entscheidende Rolle in den völkerrechtlichen Beziehungen der die unstaatliche Welt okkupierenden Mächte. Aber das Wesen der „Interessensphäre" ist älter und erheblich weiter reichend, als die praktische Anwendung des Wortes für grenzbenachbarte Gebiete, auf deren Geschicke der Kolonialstaat Einwirkung zu nehmen sich regelmässig vorbehalten will.

Mit der nötigen räumlichen Einschränkung liegt die ganze Kolonialwelt in der „weitesten Interessensphäre" der Staatengesellschaft, als Träger der Kultur unserer Tage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von einer kurzen Periode abgesehen, die man als die Periode des Raubbaus und brutaler Entrechtung der Eingeborenen bezeichnen kann, da Spanier und Portugiesen bei Aufschliessung des neuen Kontinents überall nur die Frage nach Gold stellten, von jenen Ausnahmetagen abgesehen — ihre Methode hat sich in der Folge schwer und bitter gerächt —, waren die volkstümlichen Ideen über den Reichtum der Kolonien allerwärts ein Ergebnis romanhafter Vorstellungen.

Es gilt so ziemlich von allen Kolonialgebieten, was Macaulay in seiner Meisterstudie über Warren Hastings von den finanziellen Hoffnungen sagt, die die ostindische Kompagnie auf die Ausbeutung Indiens gesetzt hatte. Der grosse Geschichtsschreiber sagt an jener Stelle:*)

„Die Einkünfte Bengalens gewährten unter der von Clive eingeführten Verwaltung keinen so grossen Überschuss als die Kompagnie gedacht hatte; denn damals hegte man in England die abgeschmacktesten Vorstellungen in betreff des Reichstums von Indien. Paläste von Porphyr mit dem kostbarsten Brokat austapeziert, Haufen von Perlen und Diamanten, Gewölbe, aus denen die Goldmünzen scheffelweise herausgemessen wurden, füllten die Einbildung selbst von Geschäftsleuten. Niemand schien davon unterrichtet, und doch war es die unzweifelhafteste Wahrheit, dass Indien ein viel ärmeres Land sei, als Länder, die man in Europa für arm ansieht — als Irland z. B., als Portugal oder als Schweden. Die Kommissarien des Schatzmeisteramts und die Deputierten der City waren fest davon überzeugt, dass Bengalen nicht nur die Kosten seiner Verwaltung decken, sondern den Besitzern indischer Fonds eine vermehrte Dividende und den englischen Finanzen eine grosse Erleichterung gewähren würde. Diese unsinnigen Erwartungen erfüllten sich nicht."

Der jahrhundertelange Kampf um das Okkupations- und Entdeckungsrecht, die zahllosen völkerrechtlichen Theorien über den originären Gebietserwerb sind zum grossen Teile auf diesem traditionellen Irrglauben aufgebaut. Das 17. und 18. Jahrhundert steht ja noch mit beiden Füssen in der Märchenstimmung, die den „Naturzustand" idealisiert und in einer staatenlosen Welt das glückgesegnete Ausleben der Persönlichkeit zu erhoffen glaubte.

Auch die jüngste grosse Kolonialbewegung, deren Phasen, soweit sie die Geschicke des Deutschen Reichs berühren, wir alle als einen

*) Thomas Babington Macaulay, Historische Abhandlungen, Warren Hastings Uebrs. v. Seemann. Königsberg 1830. S. 18 fg. Warnungen in gleicher Richtung enthielt schon Bacons Essay „Of Plantations" s. The Works of Francis Bacon Vol. VI. London 1890. S. 457 fg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wichtigen Teil unseres Lebensinhalts in uns aufgenommen haben, und die darum klar vor unserer Erinnerung stehen, — auch die grosse Okkupationskampagne zu Ende der siebziger und in den achtziger Jahren ist von jenem schillernden Goldtraum nicht frei geblieben.

Weiten Schichten der deutschen Bevölkerung, und selbt manchem Politiker, muss das Wort auf die Seele gebunden werden: der Wappenspruch des kolonisierenden Kulturstaats lautet: „Ich dien!" — nicht: „Ich verdien!"

Wenn der Kulturstaat in der Fortsetzungslinie seiner Wirksamkeit Teile der Erdoberfläche dem Gemeinverkehr aufschliesst, die Kräfte der Muttererde der weiteren Menschheit dienstbar macht, dann kann der Pionierstaat auch im günstigsten Falle nach einer Rückschau auf Jahrhunderte von seiner Kolonie nur sagen, was nach dem schönen Psalmwort vom ganzen menschlichen Leben gilt: „. . . und wenn es köstlich gewesen ist — so ist es Mühe und Arbeit gewesen!"

Wo diese fehlt, da gebricht es an Segen für Schöpfer und Geschöpf. Die Geschichte der römischen, spanischen und portugiesischen Landnahme und auch die Etatsgeschichte Englands*) geben uns reiche Beweisstücke für die Wahrheit dieser These an die Hand. Wer sich trotzdem noch dem von amtlicher Stelle vor wenigen Jahren gefallenen Worte gefangen hingibt: „Deutschland müsse seinen Platz an der Sonne haben" — der schätzt die Beweiskraft offizieller, im parlamentarischen Kampfe nötiger Redeformen höher ein, als die deutlichen Ziffern unserer ostasiatischen Etatspositionen und das arbeitsvolle harte Ringen unserer deutschen Kulturpioniere in Kiautschou.

Die einzige, wirklich stärkere Hebelkraft nachhaltigen Wohlstandes und greifbaren Ertrags liegt in der mannhaften Bewältigung, in der Betätigung der Energie, mit der das Ansiedlervolk unter Schwierigkeiten und Rückschlägen das neue Land und seine Bewohner dem neuen Aufgabenkreise unterzwingt, und im Wagemut des findigen Kaufmanns, der die tote Gütermasse dem wertsteigernden Bedarf zuführt.

In allen Zweigen der Kolonialarbeit liegt eine Steigerung und Vermehrung aller in der Persönlichkeit wurzelnden Kräfte und Anlagen. Es ist oft genug und mit Recht betont worden, dass diese Eigenart der Lebensführung aus dem englischen Grundstock die abweichenden Typen des Amerikaners, des Afrikaners und Australiers geschaffen hat. Der deutsche Kolonisator hat vorerst noch die Probe seines Könnens

*) Vgl. hierzu J. R. Seeley, The expansion of England. Leipzig 1884. S. auch P. Leroy-Beaulieu, De la colonisation chez les peuples modernes, Paris 1882, und vor allen das verdienstvolle grundlegende Werk: W. Roscher und Robert Jannasch: Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Leipzig 1885.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erbringen. Allerdings steht er unter der Nachwirkung geschichtlicher Kräfte, die auf sein Verhältnis zur Staatsgewalt bestimmend geworden sind. Der Deutsche fordert unbedingt, dass ihm auch unter fernen Himmelsstrichen ein möglichst sorgfältig gegliederter, staatlicher Apparat in Krieg und Frieden zu Gebote stehe. Ein grosser Teil der englischen Kolonien ist durch Sklavenarbeit und durch angesiedelte Sträflinge über die schwere Zeit der ersten Spatenstiche hinweggebracht worden, auf deutschem Boden soll dies Werk nur durch die Hand freier Arbeiter erreicht werden. Das Zusammenwirken all dieser Umstände steigert naturgemäss das Mass der Lasten und Leistungen, die dem Deutschen Reiche und seinen Organen an den neuen Stätten ihres Wirkens erwachsen, zu beträchtlicher Höhe.

Dennoch ist der deutsche Staat nicht gewillt, in diesen Schwierigkeiten finanzieller Natur Gründe hemmender Kraft zu erblicken. Müssten doch die gleichen Motive auch Portugal und Belgien, Japan und Italien von der Bahn kolonialer Entwickelung zurückhalten. Gerade das Gegenteil zeigt uns ein Blick auf die zeitgenössischen Ereignisse. Bei allen lebenskräftigen Völkern zieht die Kolonisation Wechsel auf die Zukunft mit späten Fälligkeitsterminen.*)

Nicht mit der Hoffnung auf sofortigen Bargewinn geht der moderne Staat an jene Kulturaufgabe heran, er wird eben in seiner Wirksamkeit immer auch zugleich im Aufgabenkreise der gesamten übrigen Staatengesellschaft, der völkerrechtlichen Verkehrs-, Rechts- und Wirtschaftsordnung tätig. Hieraus würde die sachliche Forderung abzuleiten sein, dass die Kulturstaaten sich in der gemeinsamen Aufgabe wechselseitige Hilfe, zweckdienliche Ergänzung ihrer Verwaltungsapparate in den Kolonien gewähren sollten.

Unsere Zeit und ihre völkerrechtliche Praxis steht noch weit ab von diesem idealen Ziel und dem Losungsworte: in necessariis unitas! Den aus der Rivalität leicht entspringenden Streitigkeiten und friedensgefährdenden Konflikten hat die Berliner Kongoakte vom 26. Februar 1885 durch grundlegende Bestimmungen weise vorgebeugt, durch Normen über Besitzergreifung, Besitzbehauptung und Verstaatlichung kolonialer Länderstrecken. Notwendig auszubauen wären aber diese wenigen Sätze des internationalen Verfassungsrechts durch ergänzende Vorschriften über wechselseitige Verwaltungshilfe der am kolonialen Problem aktiv beteiligten Mächte. Nicht Missgunst noch Ländergier sollte der Erfüllung dieser sittlichen

*) Eine umfassende und lichtvolle Darstellung der Rolle des modernen „Etat civilisateur dans les pays neufs" gibt Baron E. Descamps in seinem grossen Werke: L'Afrique Nouvelle, Bruxelles 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und politischen Pflicht hemmend in den Weg treten. Denn nur die innerlich geschlossene, ihrer völkerrechtlichen und zivilisatorischen Aufgaben bewusste Staatengesellschaft kann mit verbundenen Kräften dem kolonialen Problem die notwendige Verwirklichung geben, das heisst: die schwächeren und noch tief unten stehenden Völkerschaften in edler Mission aufwärts führen zu den steilen Höhen menschlichen Fortschritts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau.
Vorsitzender: Missions-Inspektor **Oehler,** Basel.
Justizrat **Custodis,** Cöln a. Rh.
Graf **Vitzthum von Eckstädt,** Dresden.
Schriftführer: Pastor **Otto,** Berlin.
Intendantursekretär **Bopp,** Potsdam.
Pfarrer **Prietze,** Könige rode.
Subprior P. **Enshoff,** St. Ottilien.
Rektor **Bodems,** St. Wendel.
Pastor **Elsasser,** Berlin.

Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit.

Von Missionsdirektor **C. Buchner,** D., Berthelsdorf bei Herrnhut.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Aus der Erwerbung von Kolonien in überseeischen Ländern erwachsen dem Mutterlande in allen Fällen neue Aufgaben und neue Probleme. Das wichtigste dieser Probleme, das nach tatsächlich durchgeführter Besitzergreifung sich aufdrängt, ist unbedingt dasjenige der Erziehung der Eingebornen und insbesondere der Erziehung derselben zur Arbeit. Ob es uns gelingt, dieses Problem in der richtigen Weise zu lösen, oder nicht, ist darum von so weitgehender Bedeu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung, weil dies Gelingen oder Nichtgelingen über den Wert oder Unwert der Kolonien für unser Heimatland entscheidet. Ob wir nun unter dem Bewusstsein an die Frage herantreten, dass wir mit Erwerbung der Kolonien sittliche Pflichten den Eingebornen gegenüber auf uns genommen haben, oder ob wir, nur ausgehend von unserm kommerziellen und pekuniären Vorteil, diesen allein ins Auge fassen; ob wir vom idealen oder realen, vom altruistischen oder egoistischen Standpunkt aus urteilen, wir werden immer zu dem Schlusse gelangen, dass es ebenso im Interesse der Eingebornen als in dem unsrigen liegt, das oben genannte Problem energisch in Angriff zu nehmen und womöglich praktisch zu lösen. Die Eingeborenen sind nun einmal das Material, dessen wir bedürfen, sollen unsre Kolonien gedeihen; ein Material aber, das, wie es ist, wenig brauchbar, einer planmässigen Erziehung bedarf. Dass eine solche aber möglich ist — man hat es früher geleugnet — steht heutzutage jedem Kenner der Verhältnisse ausser Frage. Die Kolonialgeschichte zeigt es uns jedenfalls deutlich, dass da, wo man, an der Möglichkeit der Erziehung der Eingebornen verzweifelnd, andere Völkerschaften, Kulis, Inder usw., zur Aushilfe heranzieht, aus den Eingebornen ein trostloses und gefährliches Proletariat zum Schaden für alle Teile heranwächst. In dieser Aufgabe der Erziehung der Eingebornen, und nicht zuletzt zur Arbeit, begegnen sich von verschiedenem Standpunkt aus staatliche Kolonisation und kirchliche Mission. Beiden ist das eine Ziel gemeinsam.

Herrscht in bezug auf die Notwendigkeit und Möglichkeit der Erziehung der Eingebornen Übereinstimmung, so zeigen sich allerdings alsbald Gegensätze und sehr verschiedene Ansichten, sobald wir der Frage des „wie" nähertreten und die Diskussion über die Methode der Erziehung, namentlich zur Arbeit, eröffnen. Diese Gegensätze sind darin begründet, dass man unter dem Ausdruck „Erziehung zur Arbeit" sehr verschiedenes verstehen kann. Andere Wege wird man einschlagen, wenn man den Eingebornen zum freien Arbeiter auf eigenem Grund und Boden und zum freien Mitarbeiter, namentlich im landwirtschaftlichen Betriebe, heranziehen will; andere, wenn man unter Erziehung zur Arbeit nur eine Ausnutzung der Eingebornen zum Besten der Weissen, also eine Art gemässigter, moderner Sklaverei versteht. Von welcher Anschauung die Mission ausgeht, brauche ich hier nicht darzulegen. Sie weiss sich jedenfalls bei ihrer idealen Auffassung in Übereinstimmung mit allen Kolonialpolitikern, die humanitären Anschauungen zugänglich sind und nicht bloss auf die augenblicklichen Erfolge ihr Augenmerk richten.

Wer aber einigermassen mit diesem Problem theoretisch und praktisch sich beschäftigt hat, wird das eine wissen, dass sich hierbei un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemein viele und nur allmählich zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg stellen. Die Natur der Tropen, die fast überall ohne besondere Anstrengung das zum Leben Nötige darbietet, und damit verbunden die Abneigung der Eingeborenen gegen Anstrengungen, die nicht absolut notwendig sind, die Unsesshaftigkeit vieler eingeborener Stämme, die Bevorzugung der Viehzucht gegenüber der Landwirtschaft, die vielfach noch im geheimen bestehende Sklaverei, die Volkssitten, z. B. Polygamie, und die damit zusammenhängende Abschiebung der Arbeit auf die Frauen; auch manche religiöse Anschauungen u. a. m. sind Hindernisse, die nur nach und nach überwunden werden können und eine lange und schwere Arbeit erforderlich machen, ehe dauernde Erfolge zu sehen sind. Auch die Mission kann dies Ziel nicht in zauberhafter Schnelligkeit erreichen. Dass sie es aber fest im Auge hat und im Auge behält, liegt in ihrem eigensten Wesen begründet, denn Erziehung der Eingeborenen nach allen Seiten hin ist recht eigentlich ihre Aufgabe. Aber sie allein kann unmöglich bei ihren beschränkten Kräften dieses Problem lösen, sondern diese Aufgabe erfordert ein stetes Zusammenwirken aller in den Kolonien tätigen Faktoren. Es wäre ebenso unbillig seitens der Kolonialpolitiker, der Mission diese Aufgabe allein zuzuschieben, als anmassend seitens der Mission, wollte sie den Anspruch erheben, dass sie allein dieses Problem zu lösen imstande sei. Die erste und vornehmste Aufgabe der Mission wird und muss stets die religiöse bleiben. Sonst gibt sie sich selbst auf. Alle andern Aufgaben fallen nur insofern der Mission zu und können billigerweise nur insoweit ihr zugeschoben werden, als sie mit jener ersten und vornehmsten Aufgabe im Zusammenhange stehen und von ihr bedingt und gefordert werden. Es kann darum gerechterweise nur von einer Mithilfe der Mission auf diesem Gebiete die Rede sein. Dass sie diese Arbeit aber nicht nur theoretisch zu leisten willig ist, sondern tatsächlich diese soziale Arbeit als eingeschlossen in ihrer religiösen Aufgabe ansieht und ihr praktisch soviel als möglich gerecht wird, lassen Sie mich Ihnen etwas näher darlegen.

Die Mission stellt sich die Aufgabe, das Christentum zu verbreiten. Indem sie diese Aufgabe erfüllt, arbeitet sie sicherlich ohne weiteres an der Lösung obigen Problems. Schliesst das echte und rechte Christentum immer und überall schon in sich selbst Erziehung ein, so insbesondere Erziehung zur Arbeit, insofern es selbst ein energischer Protest gegen Faulheit und trägen Lebensgenuss ist. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", ist ein dem eigensten Wesen des Christentums entsprungenes Gesetz. Sofern ein Heide wirklich dem Christentum sich öffnet, wird er auch unbedingt in irgendwelcher Weise einen Eindruck von dem sittlichen Wert und der religiösen

Forderung der Arbeit erhalten müssen. Diese innerliche Wirkung echten Christentums wird nun auf das lebhafteste unterstützt durch die Arbeit, die der Missionar selbst zu tun genötigt ist. Dem Predigen geht seitens des Missionars stets ein energisches Arbeiten voraus. Bei dem rechten Missionar sind Beten und Arbeiten unlösbar miteinander verbunden. Man spricht sich gemeiniglich nicht deutlich genug aus, welch eine Fülle von Arbeit die Anlegung und fortgehende Instandhaltung einer Station erfordert. Die Urbarmachung des Bodens, der Häuserbau, die Bearbeitung des Holzes, die Bereitung der Ziegel, die Anlegung von Wegen, Brücken, Gärten, Plantagen, Wasserleitungen, das Säubern der Station von dem üppig aufschiessenden Unkraut u. dgl. bilden eine ununterbrochene Kette von fortgehender Arbeit, die der Missionar unmöglich ausführen kann ohne die stete Mithilfe der Eingebornen. So ist seine erste Tätigkeit die, dass er die Eingebornen zur Arbeit heranzieht. In welchem Umfange er dies tut und tun muss, davon ein Beispiel aus Deutsch-Ostafrika. Bei unsern dortigen Stationsbauten waren zeitweise mehrere hundert Arbeiter gleichmässig beschäftigt, während im gewöhnlichen Lauf der Dinge eine nicht kleine Zahl ununterbrochen Beschäftigung auf der Station findet. Diese Arbeit, bei welcher der Missionar mit gutem Beispiel vorangeht, ist keineswegs eine, die in ihrer Ausführung dem Belieben der Eingebornen freigestellt ist. Vielmehr herrscht hierbei Zucht und Ordnung, ja, wenn man so sagen will, in gewissem Sinn auch Zwang. Wer einmal sich hat anwerben lassen, verliert den bedungenen Lohn, sobald er vor der Zeit die Arbeit verlässt. Wer träge und widersetzlich sich zeigt, wird ohne weiteres entlassen. Welche Fülle von unterrichtlicher und erziehlicher Arbeit wird hier geleistet! Wieviel Anleitung zu geregelter Arbeit erteilt! Eine Anleitung, die nachgewiesenermassen nicht ohne Früchte ist.

Wir sagten: Zucht und Ordnung und, wenn man so sagen will, ein gewisser Zwang herrscht dabei. Im Anschluss daran glauben wir, hier einem Vorwurf begegnen zu müssen, den man häufig der Mission gemacht hat. Man sagt, sie behaupte, die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit könne sich ohne irgendwelchen Zwang bewirken lassen. Dieser Vorwurf entspringt dem Umstand, dass die Mission Vorschlägen zur zwangsweisen Anstellung der Eingebornen zur Arbeit nicht ohne weiteres hat zustimmen können. Damit hat sie aber keineswegs leugnen wollen, dass der Zwang innerhalb gewisser Grenzen sein Recht hat. Jeder Erzieher weiss, dass es eine Erziehung ohne einen gewissen Zwang nicht gibt, dass jede Erziehung bis zu einem gewissen Grade eine Nötigung in sich schliesst. Wo kämen wir zum Beispiel mit unsrer Volkserziehung hierzulande hin ohne Schulzwang?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage ist nur die, in welchem Umfange und in welcher Weise er geübt werden soll? Die beste Erziehung ist jedenfalls diejenige, in der der Zwang nicht das Haupterziehungsmittel ist, sondern nur ein Notbehelf, der jeden brutalen Charakters entbehrt. Die Regierung hat u. a. solchen Zwang geübt durch die Einführung der Hüttensteuer in Deutsch-Ostafrika, und wir Missionare haben diese Massregel als eine segensreiche mit Freuden begrüsst, denn sie hat entschieden die Eingebornen zu weiteren Anstrengungen auf dem Gebiet der Arbeit veranlasst, ohne ihnen etwas Unrechtes zuzumuten. Schade nur, dass die Entwickelung der zur Bezahlung der Hüttensteuer begonnenen Eingebornenkulturen dadurch ins Stocken gekommen ist, dass für die produzierten Artikel die Absatzwege fehlen. Will aber der Staat in dieser Art und Weise weitergehen, so wird ihm sicher die Mission dabei behilflich sein. Einem Zwange, der nicht dahin zielt, die Eingebornen in eine der Sklaverei ähnliche Abhängigkeit, sondern in eine ihrem wie unserm Interesse entsprechende Stellung zu bringen, wird die Mission keinen Widerspruch entgegensetzen können und wollen. Dass falscher und zu unrechter Zeit angewendeter Zwang von verhängnisvollen Folgen sein kann, dafür gibt die Kolonialgeschichte lehrreiche Beispiele.

Doch kehren wir zu der Arbeit auf den Missionsstationen zurück! Bei der hier regelmässig geübten Arbeit findet noch in anderer Weise eine auf die Erziehung zur Arbeit einflussreiche Einwirkung auf die Eingebornen statt. Bei näherer Berührung mit der Kultur, durch die Arbeit der Mission vermittelt, lernt der Eingeborne allerlei neue Bedürfnisse kennen, die ihm bisher fremd waren, und die zu befriedigen er nur dann imstande ist, wenn er sich mehr zu erwerben fähig ist als nur gerade den nötigsten Lebensunterhalt. Die Berührung mit der Kultur und dem Christentum stellt ganz neue Anforderungen in bezug auf die Kleidung, Wohnung und die ganze Lebenshaltung an den Eingeborenen als bisher, und nach und nach drängt sich ihm der Gedanke auf, dass die Arbeit n o t w e n d i g sei, will er diese neuen Bedürfnisse befriedigen. Setzt sich nun diese Erkenntnis allmählich in die Tat um, so haben davon sowohl der Ansiedler, bei welchem der Eingeborne sein Geld verdienen, als auch der Kaufmann, bei welchem er es verausgaben muss, den Vorteil.

So dürfen wir wohl ohne Überhebung sagen, dass jede in der rechten Weise in Angriff genommene Missionsstation ein Arbeitszentrum darstellt, dessen Wirkungen unverkennbar sind. Keinem Reisenden wird es entgehen, dass in der Nähe der Missionsstation sich die besten Eingebornenkulturen und -Anlagen finden. Schlechte und unbrauchbare Elemente gibt es selbstverständlich und leider auch unter den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflegebefohlnen des Missionars, mehr als uns lieb ist. Aber der Ansiedler wird je länger je mehr die Erfahrung machen, dass die besseren Elemente unter den Eingebornen, welche die Erziehung der Station genossen haben, zu den besten Arbeitern gehören. Das bezeugt z. B. auch der Umstand, dass in Deutsch-Südwestafrika, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, die Ansiedler den Wunsch ausgesprochen haben, ihre alten christlichen Arbeiter, die sie vor dem Aufstand gehabt haben, jetzt wieder zu erhalten.

Bei der Kürze der Zeit kann ich nicht näher eingehen auf die Schultätigkeit der Mission, die jedenfalls für die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, und muss mich mit folgenden Zahlen begnügen: Die evangelische Mission unterhält in unsern Kolonien 30 höhere Schulen und 1053 Volksschulen, mit insgesamt 43 390 Schülern; die katholische Mission 486 Schulen und 117 Erziehungshäuser mit insgesamt 26 654 Schülern. In Summa bestehen also in unsern Kolonien 1686 Missionsschulen mit 70 044 Schülern. Dass diese Schulen für die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit nicht ohne Bedeutung sein können, liegt auf der Hand.

Aber nicht nur in dieser mehr indirekten Weise hilft die Mission bei Erziehung zur Arbeit, sondern soweit es bei ihren schwachen Kräften und bei ihren beschränkten Mitteln möglich ist, sucht sie auch in direkter, zielbewusster Weise die einzelnen zur Arbeit auf den einzelnen Arbeitsgebieten zu erziehen und auszubilden. Wenn ich hierbei Ihnen einige Beispiele aus der evangelischen Missionstätigkeit vorführe, so soll damit keineswegs gesagt werden, dass nicht auch die katholische Mission auf diesem Gebiet Bedeutendes leistet. Ich kann in der Kürze der Zeit so wie so nur einige wenige Beispiele anführen und nehme dieselben einfach aus der evangelischen Mission, weil ich in derselben besser zu Hause bin. Sie wollen also in dem Folgenden keine erschöpfende Aufzählung, sondern einige wenige Beispiele sehen.

Unter den evangelischen Missionen hat wohl die Baseler in besonderer Weise die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit sich zur Aufgabe gemacht. Auf dem alten Missionsgebiet in Ost-Indien hat sie 3 Handlungen, eine mechanische Werkstatt, 7 Webereien, 6 Ziegeleien, in welchen in Summa gegenwärtig 3270 Eingeborne in den verschiedensten Handwerken und Erwerbszweigen ausgebildet werden. Ebenso ist sie in Westafrika vorgegangen mit Gründung von Handwerkerschulen und Handlungen, und die in ihnen ausgebildeten Handwerker geniessen namentlich in Kamerun einen guten Ruf. Bevorzugt werden hierbei Schlosserei, Schreinerei und Zimmerei. Die Rheinische Mission hat eine Handwerkerkolonie in Otjimbingue. In Holländisch-Ost-Indien hat sie 4 Handwerkerschulen, eine Schreinerei, Zimmerei, Schmiede,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drechslerei, Klempnerei, Buchdruckerei u. s. w. Dass diese Schulen seitens der Regierung als eine wesentliche Hilfe angesehen werden, geht aus der Gewährung bedeutender Subsidien hervor. Unsere Brüdergemeine hat in Deutsch-Ostafrika in Rungwe eine Tischlerei und Schneiderei, in Utengule eine Schuhmacherei, und in Holländisch-Guayana (Surinam) beschäftigt sie in den verschiedenen Gewerben gegen 200 Eingeborne, in Alaska unterrichtet sie die Eskimos in Tischlerei, Bootsbau, Fischerei u. dergl. Dies nur einige Beispiele. Sie mögen genügen, um Ihnen zu zeigen, dass die Mission auf diesem Gebiet nicht untätig ist; die Kürze der Zeit verbietet weitere Aufzählungen. Auch die andern nicht genannten Missionsgesellschaften, katholische wie evangelische, richten, soweit es ihnen möglich ist, ihr Augenmerk auf die Ausbildung der Eingebornen zu Handwerkern.

Nicht minder wichtig für das Gedeihen unsrer Kolonien ist die Erziehung der Eingebornen zum Feld- und Plantagenbau. Soweit irgend möglich, sucht auch dieser Aufgabe die Mission gerecht zu werden. Auf allen Stationen sind jedenfalls grössere Gärten angelegt. Überall wird durch den von den Missionaren betriebenen Feldbau den Eingebornen Belehrung und Anleitung erteilt. Fast auf allen Missionsgebieten finden Sie Plantagen, und ich habe vor nicht langer Zeit von einem Regierungsbeamten ein hohes Lob gehört über eine seitens unsrer Missionare in Deutsch-Ostafrika angelegte Plantage. Gerade auf diesem Gebiet leistet auch die katholische Mission bedeutendes.

Es ist selbstverständlich, dass alle diese Bemühungen der Mission über einen gewissen Kreis nicht hinausgehen können. Die Kräfte und Mittel der Mission sind beschränkt, und darum auch der Kreis, der ihrem Einfluss untersteht, und sie muss sich darum genügen lassen, zunächst in dem von ihr bearbeiteten kleinen Kreis die Aufgabe zu lösen, die die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit stellt. Innerhalb dieses Kreises aber wirkt sie im Interesse der Allgemeinheit segensreich und schafft die Vorbedingungen für die zielbewusste Arbeit der andern kolonisatorischen Faktoren. So bietet sie eine Mithilfe, die man nicht unterschätzen sollte.

Gestatten Sie mir, Ihnen am Schluss an einem Beispiel zu zeigen, dass die Mission auf diesem Gebiet der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit zum Besten der Weissen wirklich auf unleugbare Ergebnisse hinweisen kann. Von den Hottentotten in Südafrika bezw. dem Mischvolk, den Bastards, ging früher die Rede, dass sie zu nichts tauglich seien; nicht einmal als Sklaven seien sie zu verwenden; für jede Arbeit seien sie zu gering und schlecht; eine Erziehung sei bei ihnen nicht möglich. Der englische Staat siedelte sie auf sogenannten Grantplätzen (Reserven, besser: Lokationen) an, und legte ihre Erziehung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Hand der Missionare, vor allem der Rheinischen, der Berliner und der Brüdergemeine. Ich bedaure, dass die gemessene Zeit nicht gestattet, Ihnen im einzelnen zu zeigen, in welcher Art und Weise die Missionsgesellschaften innerhalb der so geschaffenen Kommunalverbände versucht haben, die ihnen gestellte Aufgabe zu erfüllen. Es wäre dies sonst sehr lehrreich. — Noch nicht anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, und heutzutage lautet das Urteil über jene Bastards ganz anders. Fragen Sie längs der südafrikanischen Bahnen nach, hören Sie den Bur in der Kapkolonie, der ohne ihre Arbeit gar nicht mehr bestehen könnte, gehen Sie in Kapstadt in die verschiedenen Geschäfte und in die Bureaus der Regierung. Überall werden Sie diesen einst verachteten Bastard als geschätzten Arbeiter finden, wenngleich selbstverständlich auch unter ihnen faule und untaugliche Exemplare nicht fehlen. Kurz vor meinem Besuch in der Kapkolonie hat der Vorsitzende einer Kommission, welche die Arbeiterverhältnisse der Kolonie untersuchte, es ausgesprochen, er wisse nicht, wie die Kapkolonie bestehen sollte, ohne diesen Stamm auf den Missionsstationen erzogener Arbeiter.

Paul Samassa, der Verfasser von „Das neue Südafrika", zeigt sich in diesem Buch als ein gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse, und sein Urteil darf wohl als massgebend gelten. Dieses geht aber, zunächst betreffend die Mission unsrer Brüdergemeine, dahin: „Sie gründeten eine Anzahl von Missionsstationen, auf denen in sehr nützlicher Weise nicht nur das Beten, sondern auch das Arbeiten betrieben und den Farbigen beigebracht ward. Die Station Gnadenthal — und wir fügen hinzu, auch die Stationen anderer Gesellschaften — werden ein dauerndes Zeugnis davon geben, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist."

Wir sind jedenfalls der Überzeugung, dass, wenn unsre Arbeit auch nur eine „Mithilfe" auf diesem Gebiet der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit darstellt, sie immerhin eine wesentliche und dankenswerte ist. Wir hegen lebhaft den Wunsch, dass alle in unsern Kolonien tätigen Faktoren in gegenseitiger Anerkennung mit aller Kraft dahin wirken möchten, das Ziel, das uns bei Erziehung der Eingebornen vorschwebt, baldmöglichst zu erreichen, zum Besten der Eingebornen, zu unserm eigenen Nutzen und zum Segen für unser geliebtes deutsches Vaterland.

Pfarrer em. **L. Diestelkamp,** Berlin: Es ist mir eine grosse Freude, dass schon bei der ersten Diskussion ein Ton angeschlagen wurde, der mein Herz tief bewegte. Es war davon die Rede, dass die jungen Leute, die hinausgingen, von der allerbesten Art sein müssten, und dass sie auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

draussen bewahrt werden sollten. Ich kann aus einer Unterredung mit einem unserer Missionare (ich gehöre Berlin III an), einem Manne, der jetzt in Delmenhorst bei Bremen als Seelsorger unter 4000 Fabrikarbeitern seine Arbeit hat, bezeugen, dass, je länger, desto mehr die Beamten und alle diejenigen, mit denen die Missionen zu tun haben, eine Stellung einnehmen, wie sie nur gewünscht werden kann. Das gilt besonders von Deutsch-Ostafrika.

Ich habe dann das Wort erbeten zu dem jetzt zur Verhandlung stehenden Thema. Ich hatte einmal die Ehre, eine unserer Gouverneure in Deutsch-Ostafrika, Exzellenz v. Liebert, und seinen Adjutanten bei mir zum Besuch zu haben, in der Tätigkeit, die ich noch heute in Berlin ausübe, als Vorsitzender des Vereins in der Berliner Arbeiterkolonie, Reinickendorferstrasse 36a.

Es war auf einem Kongress vor zwölf Jahren davon die Rede, erstens, das man von seiten der Missionen nicht beginnen dürfe mit dem Beten oder dem Verkünden des Wortes, sondern, dass man beginnen müsse mit dem Nötigen der Heiden zur Arbeit. Damals habe ich schon gesagt, es sei unmöglich, dass ein Missionar einen Heiden bewegen könne, wirklich zu arbeiten, so wie wir es von einem christlichen Arbeiter fordern, wenn er nicht eben zuvor Christ geworden sei. Dass aber die Arbeit auch zu fordern sei, das sei ja schon auf den ersten Seiten der heiligen Schrift zu lesen, wo es heisst: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Und ein christlicher Missionar kann nicht anders, er muss auch den Heiden sagen: „Ihr sollt euer Brot essen im Schweisse eures Angesichts."

Ich habe damals die Herren gebeten, sehen Sie sich unsere Arbeit an, wie wir Arbeitslose, aber Arbeitswillige zur Arbeit erziehen. Da hatten die beiden Herren die Freundlichkeit, unsere hiesige Erziehung zur Arbeit in der Arbeiterkolonie anzusehen. Merkwürdig; einer der ersten Arbeiter, die hier getroffen wurden, war aus Ostafrika herübergekommen, Herr v. B. Er war hier gestrandet, nachdem er dort in Deutsch-Ostafrika sein geringes Kapital von 6000 Mark verloren hatte. Jetzt war er in der Arbeiterkolonie. Als gefragt wurde: Was machen Sie mit dem Manne? da konnten wir antworten: Wir erziehen ihn hier zur Arbeit: das tägliche Brot verdient er schon heute, nächstens soll er eine Vertrauensstellung als Portier bekommen. Die Herren gestanden willig zu, dass dies so sei: wenn wir die Weissen, die gestrandet sind, zur Arbeit erziehen wollen und können, dann werden wir es mit den Heiden auch so machen. Und ich habe die Freude, sagen zu können, dass es in der Tat unsern lieben Missionaren gelungen ist, nach dieser Seite hin auch etwas zu leisten. Ich denke, sie haben es in Tanga nicht zum wenigsten bewiesen, dass sie etwas leisten in der Erziehung zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit, wenn wir auch noch nicht Musterleistungen gemacht haben. Aber ich meine, dass das auch weiter hinaus geschehe, dort, wo unsere Heidenchristen nicht nur ihren eigenen Grund und Boden bestellen, um ihre Lebensmittel zu gewinnen, sondern auch schon Baumwolle erzeugen und diese Baumwolle nicht nur zum eigenen Gebrauch benutzen. Unsere Stationen, die wir in Usambara haben, zeigen und beweisen, dass wirklich unsere Mission nach dieser Seite hin etwas leistet. Ich wünsche dass dies, je länger, desto mehr der Fall ist, und hoffe, dass die, welche Interesse dafür haben, was die Mission erreichen kann, unsere Nachrichten aus der deutsch-ostafrikanischen Mission lesen mögen; da werden sie mancherlei lesen, was in bezug auf diese Frage nützlich ist. Gottes Segen dem Kongresse, dass er nach dieser Seite hin es zeige. Wir wollen zusammen arbeiten, alle diejenigen, welche das Volk erbauen, und diejenigen, welche das Land erschliessen wollen für wirtschaftliche Zwecke! Lassen Sie uns aber auch zusammen arbeiten, in erster Linie, die Heiden zu bewegen, dass sie den Weg ins Auge fassen, den auch wir haben, in die obere Heimat, dass sie es lernen: „Wir haben hier keine bleibende Statt, suchen aber eine Heimat, die dort oben ist.'.

Subprior P. **Enshoff,** St. Ottilien: Wenn ich mir erlauben darf, als Mitglied des Benediktinerordens, welcher die Devise: „Ora et labora" vor mehr denn 1400 Jahren in die Praxis umgesetzt hat, zu der Frage der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit auch das Wort zu ergreifen, so möchte ich in voller Anerkennung dessen, was der Herr Referent gesprochen, einiges zur Ergänzung hinzusetzen.

Soviel ich aus der praktischen Tätigkeit und den Berichten unserer Mitglieder weiss, stehen u n s Zwangsmittel für die freien Eingeborenen wenig oder nicht zu Gebote. Höchstens, wenn zum Beispiel ein Bezirksamt freundlicherweise Bestätigung erteilt, dass die von der Mission im öffentlichen Interesse unternommenen Arbeiten an Strassen- oder Brunnenanlagen als Steuerarbeiten gerechnet werden können.

Einen Zwang suchen wir allerdings auszuüben in der internen Arbeit auf die Kinder und die heranwachsenden Eingeborenen, welche in unsere Institute aufgenommen sind und hier verpflegt werden. Da kann man allerdings bald zartere, bald strengere Mittel des Zwanges anwenden, wie sie auch hier in Deutschland in den Waisenhäusern und sonstigen ähnlichen Instituten angewendet werden. Doch muss man dabei behutsam vorgehen, damit sie nicht davonlaufen. Bezüglich der ersteren, der freien Eingeborenen, ist die Erziehung zur Arbeit, wenn ich so sagen darf, mehr ein Anlocken. Angenommen ich möchte mir einmal ein ordentliches Haus bauen mit Ziegelsteinen und Dachplatten, dann zeige ich den Häuptlingen an einem leeren Zigarrenkästchen oder was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man gerade zur Hand hat, wie man es anfängt, Ziegelsteine zu machen. Dann wird der Ehrgeiz des Häuptlings gekitzelt, und er wird bald sagen: Das kann ich nachmachen, und so versuchen schliesslich die Leute alle, solche viereckigen Steine zusammenzubringen. Wenn ich so das Interesse der Leute anzuregen gesucht habe, dann sage ich: Wer von euch jetzt diese Arbeit ausüben und dabei Geld verdienen will, der kann morgen anfangen. Er bekommt zum Beispiel für tausend Steine eine Rupie, und allmählich versucht man dann, einen vernünftigen, ortsüblichen Tagelohn in Akkordarbeit zu erreichen.

Ich möchte noch auf einen andern Punkt zu sprechen kommen. So wenig Zwang wird unserseits ausgeübt, dass selbst die jungen Leute, die als Kinder aus der Sklaverei losgekauft oder der Mission überwiesen sind, die in unsern Unternehmungen zu den verschiedenen, auch europäischen, Handwerkern und Gewerben herangebildet worden sind, wenn sie erwachsen sind und sich selbständig gemacht haben, für die Arbeit, die sie dann bei uns tun, bezahlt werden. Dafür, dass der Schwarze sich zur Arbeit erziehen lässt, dafür nur einige Belege: Zunächst die öffentliche Anerkennung bei Gelegenheit der Ausstellungen. Ich kann da nur erwähnen, dass unsere kleine Mission auf der Ausstellung in Daressalam *22* Preise erhalten hat für Arbeiten oder Erzeugnisse, die wesentlich durch die Schwarzen unter unserer Anleitung und Anlernung zutage gefördert worden sind. Sodann steht in Daressalam eine Kirche, die zu Ehren des heiligen Josef erbaut ist, die vielleicht auch ohne Schande in Berlin dürfte stehen können, und diese ist nach den Plänen eines Regierungsbaumeisters unter der Leitung e i n e s e i n z i g e n Europäers, eines unserer Laienbrüder, n u r v o n S c h w a r z e n aufgebaut worden. Sie sehen, die Leute lassen sich bei zielbewusster ruhiger Arbeit wirklich zur Arbeit erziehen. (Bravo!)

A. Pohlmann, Potsdam: Zu dem Kapitel der Erziehung zur Arbeit wollte ich besonders hervorheben, dass der beste Weg dahin der der Erziehung zum K o n s u m und zu B e d ü r f n i s s e n ist, und hier leisten unsere Missionsgesellschaften in der Tat auch etwas Hervorragendes, wie wir soeben auch aus dem Munde des Herrn Vorredners gehört haben. Es ist doch eigentlich eine psychologische Wahrheit, dass der Mensch seine Bedürfnisse mit der geringst möglichen Anstrengung zu befriedigen sucht. Sind also seine Bedürfnisse gering, so werden auch seine Anstrengungen gering sein. Heben wir aber die Bedürfnisse, so kommt ganz von selbst die freie Arbeit hinterher, wächst in demselben Verhältnisse mit den Bedürfnissen, und wir bekommen eine freie edle Kultur, wie wir sie wünschen müssen. Also Hebung des Konsums ist es,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hebung der Bedürfnisse und eine freiwillige Arbeit, um diese Bedürfnisse zu befriedigen. Wir alle sehen es an unsern Kindern: welche Arbeiten leisten Kinder, wenn sie freiwillig, aus eigenen Stücken etwas wollen, und wieviel Mühe und Tränen kostet es, wenn sie dieselben Arbeiten auf Gebot, durch Zwang ausführen sollen!

Ich habe aus meiner Erfahrung in Brasilien zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei ein Beispiel gehabt, welches schlagend beweist, wie die aufgestachelten Bedürfnisse in dieser Beziehung wirken. Es war ein englischer Ingenieur, der sich zur Zeit der Baumwollenhausse eine grössere Pflanzung anlegte und nicht damit gerechnet hatte, dass es vielleicht an Arbeitskräften mangeln würde. Er hatte mehr angepflanzt, als ihm später möglich war zu pflücken und konnte keine Frauen und Kinder bekommen, um die reife Baumwolle von den Bäumen herunterzubringen, selbst nicht unter Angebot von höherem Geldlohn.

Da kam er auf den Gedanken, allerhand Flittersachen, gelbseidene Schuhe, rotseidene Tücher, Hüte, Schirme und dergleichen, zu holen. Das hielt er den eingeborenen Frauen hin — und seine Baumwolle wurde abgepflückt; denn nun sahen sie, was sie durch die Arbeit zu erlangen vermochten, welche Herrlichkeiten sie sich dafür anschaffen konnten. Mit dem erhöhten Konsum wuchs die Arbeitslust. (Grosse Heiterkeit.)

So meine ich, wenn auch die Missionen schon recht viel wirken, dass es vielleicht noch mehr sein würde, wenn das System bestände, dass von den Missionen geeignete Personen aus dem Eingeborenenstande in höherem Masse nach Deutschland geschickt würden, um hier auf Missionsschulen zu gehen, darin unterrichtet zu werden und mit der Liebe zur Bildung auch die Liebe zu den Bedürfnissen einer höheren Kultur in die Heimat zurückzubringen. Dann leistet die Mission mehr, und ich glaube, das ist auch ein gangbarer Weg, um die Liebe zur Arbeit zu heben.

Missionsinspektor D. **A. Merensky**, Charlottenburg. Es ist mir eine herzliche Freude, zu sehen, dass hier bei Gelegenheit dieses Kolonialkongresses Mission und Kolonisation zusammenarbeiten (Bravo!), und es ist mir eine herzliche Freude, sagen zu können, dass auch draussen in manchen Kolonien solches Zusammenarbeiten von Mission und Kolonisation jetzt schon zum Segen der Entwickelung der betreffenden Gebiete sich wahrnehmen lässt. Vielleicht wissen viele, dass ich ein alter Südafrikaner bin. Nun, in Südafrika arbeitet Mission und Kolonisation zusammen und das ist ein Segen und Vorteil für beide Teile. Es ist die Mission in Südafrika zu viel bedeutenderen Erfolgen gekommen, als man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bisher geglaubt hat. Wir Fachmänner haben selbst noch bis vor kurzer Zeit die Zahl der eingeborenen Christen in Afrika auf ungefähr 600 000 angegeben. Jetzt liegt eine statistische Volksaufnahme aus der Kapkolonie vor, und diese zeigt, dass allein in der Kapkolonie 770 000 eingeborene Christen zu finden sind. Es gingen in der Kapkolonie 58 000 farbige Kinder in die Regierungsschulen und nur einige 30 000 weisse, das zeigt die Bedeutung, die die Mission in Südafrika gewonnen hat. Aber nicht nur in der Kapkolonie, sondern auch in den angrenzenden Gebieten hat die Mission eine solche Bedeutung. Wir zählen in Südafrika reichlich ebensoviel eingeborene Christen wie weisse Kolonisten, nämlich auf beiden Seiten etwa eine Million.

Mission und Kolonisation haben sich aber noch in einer andern Weise zueinander freundschaftlich und gegenseitig fördernd gestellt. Es ist vorhin durch den verehrten Herrn Direktor der Baseler Mission der Wunsch ausgesprochen worden, dass die neuen Kolonisten durch ihr sittliches Leben ein Muster sein möchten für die Eingeborenen. In Südafrika haben wir eine Kolonialbevölkerung, die im grossen und ganzen den Schwarzen ein gutes Vorbild gibt. Die Buren mit ihrem, man könnte fast sagen, manchmal vorbildlichen Familienleben, sind auch in der Beziehung gute Lehrmeister der Schwarzen, und dieses Vorbild hat auch auf Europäer, die sonst nach Südafrika gekommen sind, fördernd und festigend gewirkt, so dass im grossen und ganzen die südafrikanische Kolonialbevölkerung und die Missionsarbeiter Hand in Hand miteinander gehen, und das gereicht beiden Teilen zum Vorteil.

Es ist vielleicht auch bei Gelegenheit eines solchen Kolonialkongresses erlaubt, zu erwähnen, dass die Missionen für etwas so Wichtiges von den Kap-Kolonisten gehalten werden, dass wir grosse Burenmissionsgesellschaften haben, die äusserst fleissig beim Missionswerke tätig sind. 150 bis 160 Missionare in Südafrika stammen von den Buren und werden von den Burengemeinden unterhalten.

Als alter Anwalt der Afrikaner möchte ich noch ein Wort sagen: Wenn man sie zur Arbeit ermutigen will, und zwar zur Arbeit für sich selbst, auf eigenem Grund und Boden, dann lasse man den Leuten auch den Grund und Boden als Eigentum. Sehr viel Grund und Boden in Afrika ist gar nicht geeignet, von Weissen bewirtschaftet zu werden. In dem sonst doch so fruchtbaren Transvaal haben wir im Norden ein grosses Gebiet, wo fast nichts als Sorghum gedeiht, mit dem nur die Eingeborenen zufrieden sind. Grössere Mittel zur Berieselung fehlen. Würden die Eingeborenen mit ihrem Ackerbau aufhören, dann würde jenes ganze Gebiet eine Wüste sein. So lasse man besonders den ackerbautreibenden Stämmen ihr Land, um es zu bearbeiten und sich so wirtschaftlich selbständig zu erhalten. Besonders sollte man aber die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete, die sich für Ackerbau durch Weisse nicht eignen, von vornherein als Reservate für die Eingeborenen ansehen und als solche behandeln. Der eingeborene Afrikaner kennt freilich nicht das Privatrecht auf Grund und Boden, er kennt nur das Kollektivrecht. Das mag auch weiter bestehen bleiben, aber geben Sie fortgesetzt einzelnen Individuen das Recht, sich eine eigene Scholle zu erwerben, damit der Grund gelegt werde zu einem eingeborenen Bauernstand.

Haben wir in unsern Kolonien erst Eingeborene als sesshafte Bauern, so werden diese mit an der weiteren Erziehung ihres Volkes arbeiten können. (Beifall.)

Missionsdirektor D. **v. Schwartz,** Leipzig: Wenn irgendwo, so ist man in Deutschland der Überzeugung, dass ein faules Christentum nichts wert ist (Sehr richtig!), und die deutschen Missionsgesellschaften legen durchweg den grössten Nachdruck darauf, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen.

Dass das nicht umsonst geschehen, davon habe ich mich selbst, als ich im vorigen Jahre in Deutsch-Ostafrika war, in unserer Mission überzeugen können. Als im Jahre 1893 unsere Missionare an den Kilimandscharo kamen, da war es dort nicht möglich, irgend jemanden freiwillig zur Arbeit zu bekommen, sondern unsere Missionare konnten Träger nur bekommen, wenn die Militärstation auf die Häuptlinge einen Druck ausübte, die Träger zu stellen. Jetzt, nach zwölf Jahren, steht die Sache so, dass auf allen unsern Stationen sich mehr Leute zur Arbeit anbieten, als unsere Missionare in der Regel zu verwerten imstande sind, und seit einer Reihe von Jahren werden alle Häuser und Kapellen, welche wir bauen, steinerne Missionshäuser, am Kilimandscharo von unsern Missionshandwerkern, lediglich mit Hilfe von eingeborenen Dschaggaleuten, die sie angelernt haben, gebaut, und jene Leute haben so viel Geschmack an der Arbeit, will ich nicht sagen, aber wenigstens an den Resultaten der Arbeit gefunden (Heiterkeit), dass schon eine ganze Anzahl von unsern Christen angefangen hat, statt der elenden bienenkorbartigen Dschaggahütten sich kleine steinerne Häuser zu bauen, ohne dass die Mission selbstverständlich irgendeinen Pfennig Beihilfe gegeben hat. Die Regierung hat daran durch die heilsame Massregel der Einführung der Hüttensteuer ein grosses Verdienst mit, denn die Notwendigkeit, diese Steuer zu bezahlen, treibt natürlich die Leute auch zur Arbeit, und das wird von den Missionaren sehr begrüsst. Ein solcher indirekter Zwang wird von uns, wie gesagt, sehr willkommen geheissen.

Aber nach meiner Überzeugung ist auf Grund dessen, was ich gehört und gesehen habe, doch folgendes zu bemerken. Wenn Leute freiwillig bereit sind, um billigen Lohn zu arbeiten — der Lohn für un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelernte Arbeiter am Kilimandscharo beträgt 3 Rupies im Monat, für angelernte Maurer 4 Rupies, und man wird nicht sagen können, dass das zu hoch ist (Heiterkeit) —, dann sollte allerdings kein Zwang mehr geübt werden, und wenn es vorkommt, dass Ansiedler an einen Häuptling herantreten und ihm sagen: lass mir einen Viehstall bauen, ich gebe dir 20 Rupies, und der Häuptling tut das, weil er die Arbeiter selbst nur mit weniger Lohn bedenkt, während der Ansiedler, wenn er sie als freiwillige Arbeiter anwerben würde, vielleicht 60 Rupies bezahlen müsste, so ist das keine Methode, welche die Arbeitsfreudigkeit der Eingeborenen erhöht.

Auch sonst kommt manches vor. Ich habe erlebt, dass einer der Missionare gefragt wurde: Sie haben nichts mehr zu tun, kann ich Ihre Maurer bekommen? — „Jawohl, ich freue mich nur, wenn meine Christen zu arbeiten haben." — Aber sie kamen hervor mit der Forderung von 10 Rupies den Monat, und als der Missionar ihnen die Unbescheidenheit dieser Forderung vorhielt, sagten sie: Bei dir ist das etwas anderes, aber dort spielt der Kiboko eine grosse Rolle, und das müssen wir mit 6 Rupies den Monat berechnen! (Heiterkeit.) Also das hat seine Gründe, wenn manche Kolonisten darüber klagen, dass sie nicht so viel Arbeiter bekommen, wie sie haben möchten. (Bravo!)

P. **Eustachius Nagel,** Eichstätt (Bayern): Gestatten Sie, dass ich auch ein Wort spreche zur Erziehung der Heiden, aber fürchten Sie nicht, dass es eine Kapuzinade wird. (Heiterkeit.) Der Herr Referent hat in schöner Weise von der Tätigkeit der Missionäre, sowohl der katholischen wie der protestantischen, gesprochen. Aber oftmals sehen wir, dass, nachdem eine herrliche Saat entstanden ist, diese nicht zum Blühen gedeiht, und dass die Früchte nicht zur Ernte reifen. Wir errichten Schulen; in diesen werden Heidenknaben erzogen; aber wenn nun der getaufte Heide herangewachsen ist, fällt er, wenn man ihm keine Aufmerksamkeit mehr schenken kann, wieder in die Unkultur zurück. Woran liegt der Fehler? Ich meine, das hat der Herr Referent nicht betont: Wir brauchen auf den Missionen nicht bloss Missionäre, sondern auch Missionärinnen. Es genügt nicht, dass der Knabe zum Manne erzogen wird; es muss auch das Mädchen zur Frau erzogen werden. (Sehr richtig.)

Wenn wir in Deutschland grosse Männer haben, so müssen wir sagen, dass hinter jedem grossen Manne eine grosse Frau steht. (Heiterkeit.) Der Missionar kann das Mädchen nicht erziehen; dazu brauchen wir Frauen; und wenn solche Mädchen von Frauen gut erzogen sind, dann werden sie ihren ganzen Einfluss auf den Mann ausüben. Ich weiss ein Beispiel aus Südamerika, aus Chile: Da hat die Regierung einen In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dianer zum Lehrer ausbilden lassen; der ist ganz prächtig zivilisiert gewesen, er hat sogar einen Stehkragen gehabt (grosse Heiterkeit) und einen Zylinderhut bekommen, und er ist dann, nachdem er gut ausgebildet war, in die Urwälder zurückgesandt worden, um dort seine Leute zu kultivieren und zu zivilisieren. Aber der gute Mann hat in der Wildnis keine gebildete Frau gefunden, und so hat er eine Indianerin geheiratet. Nachdem nun einmal seine Hose einen Riss bekommen, konnte seine Frau denselben nicht wieder gut machen, und da hat er die Hose verloren, und auch der Zylinderhut ist zugrunde gegangen, und nach fünf Jahren war er wieder ein vollendeter Indianer (Heiterkeit). Die Regierung hat also damit durchaus keinen Erfolg erreicht. Dagegen, wenn die Frau auch zivilisiert und unterrichtet gewesen wäre, dann, meine Herren, wäre der Indianer noch heute im Besitz eines Zylinderhutes. Daher wollte ich nur diese Anregung geben, dass auch Missionärinnen in das Kolonisationsgebiet gesandt werden.

Zum Schluss möchte ich noch dem Herrn Referenten meinen Dank aussprechen, indem er die schöne Saite angeschlagen hat, dass er katholische und protestantische Missionen in Einklang brachte. Wir stehen alle auf dem Boden des Christentums, und möge auch dieser Kolonialkongress die Anregung bieten, dass wir alle immer näher zueinander treten, Katholiken und Protestanten (lebhafter Beifall). Möge der heutige Tag Veranlassung geben, dass wir uns nicht bloss gegenseitig freundlich betrachten und anschauen, sondern uns auch kräftig die Hand schütteln, das ist mein Wunsch. (Bravo!) Gottes Segen über den ganzen Kolonialkongress! (Lebhafter Beifall.)

Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland.

Von Pater **H. Heines**, aus dem Herz-Jesu-Missionshause, Hiltrup bei Münster i. W.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Seit etlichen Jahrzehnten ist Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und hat in Afrika sowohl, wie in Australien und Asien, gewisse Länderkomplexe erworben, über welche es entweder seine Schutzherrschaft ausübt, oder die es als ihm zustehendes Gebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

betrachtet. Aus der Übernahme solcher Kolonien, die bestimmt sind den Reichtum und die Wohlfahrt des besitzergreifenden Landes zu erhöhen, erwächst diesem die moralische Pflicht, den Einwohnern dieser Kolonien, falls dieselben sich auf einer niedrigeren Stufe der Kultur befinden, die Errungenschaften seiner eigenen, vorangeschrittenen Kultur, sowohl auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete, selbstredend in dem Masse der Empfänglichkeit dieser Einwohner, zuzuwenden. In andern Worten, es übernimmt die Pflicht, diese Einwohner zu erziehen.

Wie beim einzelnen Menschen, so unterscheiden wir auch bei ganzen Volksstämmen verschiedene Altersstufen: untenan die Kindheit mit der Befähigung zu körperlicher und geistiger Entwickelung. Aufgabe der Eltern ist es, die ihnen von Gott verliehene Teilnahme an seiner schöpferischen Macht ganz dem Kinde zuzuwenden und durch entsprechende Regelung und Veredelung die Entwickelung im Kinde zu fördern. Da nun die Einwohner unserer Kolonien zumeist noch in den Kinderjahren ihrer Entwickelung stehen, unser Land aber zum vollen Alter herangewachsen ist, entsteht zwischen diesem und ersteren ein Verhältnis analog dem zwischen Eltern und Kindern. Daher der Name Mutterland. Wie die Eltern die Kinder, so hat das Mutterland die Eingeborenen zu erziehen.

Jede gute Erziehung umfasst ein dreifaches Moment: das körperliche, das geistige und das religiöse, und damit wäre auch dem Mutterlande resp. dessen Repräsentanten, mögen sie dem Laien- oder dem geistlichen Stande angehören — denn wenn auch verschieden in der Art der Ausführung, so bleibt in se die Verpflichtung dieselbe —, der Plan in der Erziehung des Naturvolkes angewiesen.

In meinen Ausführungen fasse ich den Bismarck-Archipel, als die mir näher bekannte deutsche Kolonie, speziell ins Auge.

I. Die Hebung des materiellen Wohlstandes der Farbigen durch Mehrung und Hebung des Reichtums der Kolonien entspricht der körperlichen Erziehung beim Kinde. Dieser wenden wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zu, denn sie bildet die notwendige Vorstufe zur Erreichung der beiden andern.

Die Kolonien, wenigstens der bei weitem grösste Teil derselben, bergen einen enormen Reichtum an wertvollen Produkten, der in rationeller Weise gehoben werden soll und durch Urbarmachung der noch unkultivierten Strecken gleichsam ins Unendliche gesteigert werden kann. Anerkanntermassen eignet sich speziell Neu-Pommern durch seinen fruchtbaren Boden und seine günstigen klimatischen Verhältnisse in hohem Masse für jedwede Tropenkultur und verspricht, im Laufe der Jahre eine der blühendsten Kolonien zu werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An der Hebung des Reichtums und der Fruchtbarkeit der Kolonien müssen die beiden Faktoren, Weisse und Farbige, beteiligt sein; erstere mehr als Leiter und Unternehmer, letztere als Arbeiter.

Die weissen Ansiedler stellen ihre Kraft, ihre Zeit und ihr Kapital in den Dienst der Kolonien; dafür sind sie berechtigt, vom Mutterlande besonderen Schutz und besondere Vorzüge zu erwarten als Gegendienst und in ihren Unternehmungen die nötige Unterstützung und Erleichterung zu erhalten, indem zum Beispiel die Verkehrswege vermehrt, die Schiffahrtverbindungen erleichtert werden usw. Hier wäre auch zu erwägen, ob es nicht im Interesse der jüngeren Kolonien läge, wie Graf Pfeil es nahelegt, die Ansiedler von hemmenden Abgaben und Lasten, gemeint sind hier speziell die Zölle, auf längere Zeit zu befreien. Meint indessen die Regierung, ohne Zollabnahmen ihre Kosten nicht bestreiten zu können, so dürfte doch in der Belastung mit den Einfuhrzöllen ein Unterschied obwalten, ob nämlich die Firmen, welche Waren einführen, Handelsfirmen sind oder etwa Missionsanstalten. Erstere schlagen durch den Handel mit den Farbigen die verausgabten Zollgelder wieder heraus; letzteren, weil ohne Handel und doch der Waren für den eigenen Unterhalt oder im Interesse der Eingeborenen bedürfend, erwachsen dadurch schwere Unkosten. Indes, wenngleich der Bevorzugung der Weissen das Wort geredet werden muss, so möchte ich doch vor allzu grossen Konzessionen warnen, weil dadurch allzu leicht das Monopol organisiert wird, woraus dem Lande kein Vorteil erwächst. Ferner ist selbstredend bei Ein- und Ausfuhr von Waren das Mutterland zu bevorzugen.

Die Hauptfrage bei der Hebung des Wohlstandes liegt auf seiten der Farbigen, die zur Arbeit zu erziehen sind. Arbeiten ist nicht die starke Seite des Farbigen. Träge von Natur, ohne grosse Ansprüche für seine Person, weder in Nahrung noch in Kleidung, obliegt er der Arbeit nur, insofern dieselbe unumgänglich notwendig ist — also, um nicht zu verhungern. Die Arbeit, als eine jedem Menschen, wes Standes er sei, vom Schöpfer auferlegte Pflicht zu betrachten, ferner als eine Gesellschaftspflicht, wodurch jeder für seinen Teil an der Förderung des allgemeinen Wohles sich beteiligen muss, kommt dem Eingeborenen entfernt nicht in den Sinn. Gerade diese Trägheit aber ist einerseits eine der Hauptursachen seiner Verkommenheit, anderseits eines der Haupthindernisse, ihn geordneten Verhältnissen zuzuführen.

Weil nun das Mutterland es übernommen hat, Land und Leute seiner Kolonien zu kultivieren und die Arbeit der Farbigen ein Haupterfordernis dazu bildet, muss dasselbe Mittel haben, die physischen Kräfte letzterer in den Dienst der Kulturarbeit zu stellen. Zwei solcher Mittel bieten sich uns dar: die Anwerbung freiwilliger Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beiter und die systematische Einführung der Arbeitsverpflichtung.

Die Anwerbung freiwilliger Arbeiter ist auf Neu-Pommern in Übung, mit welchem Erfolge, darüber will ich mich hier nicht auslassen. Von den kompetentesten Seiten ist dies geschehen. Jüngst noch ist in einem längeren Artikel die sogenannte Arbeiterfrage mit ihren Vorzügen und Schattenseiten besprochen worden. Durch einen holländischen Ansiedler ins Holländische übersetzt, hat besagter Artikel in den holländischen Kolonien nicht geringes Aufsehen erregt. Ich beschränke mich darauf, einige das Wohl der Farbigen und somit der ganzen Kolonie betreffende Punkte zu berühren.

Die Regierung trägt schon Sorge, dass bezüglich der Art und Weise der Anwerbung die von ihr erlassenen Gesetze beachtet werden und frühere Missstände nicht mehr einreissen. Anders ist es hinsichtlich der Behandlung der farbigen Arbeiter. Als oberster Grundsatz muss da gelten: Keine schrankenlose Ausbeutung der Arbeiter. Es liegt im grössten Interesse der Kolonie, dass die Arbeiter nach abgelaufener Arbeitszeit nicht ruiniert und moralisch verdorben in ihre Heimat zurückkehren. Daher muss, mehr denn geschehen ist, der Gesundheitspflege der Arbeiter Rechnung getragen werden, damit dem massenhaften Hinsterben derselben — Beispiele brauchen nicht erwähnt zu werden — fürder vorgebeugt werde. Arbeiter sind ein viel zu kostbarer und unentbehrlicher Artikel, als dass damit leichtsinnig verfahren werden dürfte.

Ferner muss — und dies ist von der höchsten Wichtigkeit — die Sittlichkeit mehr ins Auge gefasst werden. Die Herren verstehen, wo ich hinaus will. Es werden nämlich neben den Männern auch Mädchen und Frauen, selbst verheiratete, für die Arbeit geworben und an die verschiedenen Arbeitsplätze gebracht. Gewiss, die Arbeiterzahl wird dadurch erhöht, und die Frauen leisten ja auch kleinere Arbeiten in den Pflanzungen. Aber, neben dem kleinen Nutzen, den die Frauenanwerbung bringt, welch ein unersetzlicher Schaden erwächst daraus nicht der Kolonie, wenn man bedenkt, dass infolge des ungebundenen, freien Verkehrs, den die Arbeiter mit den Frauen und Mädchen freiwillig oder erzwungen pflegen, letztere, wie die traurige Erfahrung es lehrt, zumeist ganz und gar unfruchtbar werden. Nicht zu reden von den entsetzlichen Geschlechtskrankheiten, die immer weitere Kreise anstecken. Ob Ribbe wohl im Unrecht ist, wenn er schreibt, dass die zurückkehrenden Arbeiter schon dafür sorgen, dass diese Krankheiten auf den verschiedenen Inseln nicht verschwinden? Unfruchtbarkeit der Frauen und Mangel an Mädchen einerseits und die Seuchen anderseits, das sind die beiden Krebsschäden, die, falls nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

energische Massnahmen seitens der Regierung getroffen werden — und als solche drängt sich mit elementarer Gewalt das Verbot der Anwerbung von Mädchen und Frauen auf —, in absehbarer Zeit ein gänzliches Verschwinden der Farbigen herbeiführen. Die Fruchtbarkeit eines Landes hat dann nur Wert, wenn ein gesunder, kräftiger Menschenschlag herangebildet wird, um dieselbe auszunützen.

Ich erwähnte an zweiter Stelle die Arbeitsverpflichtung mit dem ihr inneliegenden Zwang zur Arbeit. Mit Recht bemerkt Graf Pfeil zu diesem Punkte, es sei lediglich Humanitätsdusel zu behaupten, ein derartiger Zwang wäre vom sittlichen Standpunkte zu verwerfen. Nur durch Zwang und Bezwingung — natürlich in den angemessenen Grenzen — gelangt der Mensch zur Kultur. Gilt das von gesitteten Völkern, so noch mehr von den Eingeborenen, die durch Beispiel nicht leicht, aber durch den kategorischen Imperativ ganz sicher zur Arbeit sich bewegen lassen. Auf welche Art dies zu bewerkstelligen sei, muss dem weisen Ermessen der Regierung überlassen bleiben; vielleicht durch eine bestimmte Abgabe von Naturalien, eine Art Kopfsteuer, durch Verpflichtung, so und so viel Land zu bebauen, wodurch die Eingeborenen auch ansässig gemacht werden. Übrigens ist diese Arbeitsverflichtung eine mit Recht von den Farbigen geforderte Gegenleistung für das, was dieselben vom Mutterlande erhalten. Es scheint nicht vorteilhaft für das allgemeine Wohl der Kolonie, grosse Länderkomplexe einigen Kapitalisten vorzubehalten und nur kleine Reservate den Eingeborenen anzuweisen. Dem Eingeborenen muss eine angemessene Scholle überwiesen werden, die er lieb gewinnen lernt; alsdann steigert sich auch sein eigener Reichtum, gewiss nicht zum Unsegen der Kolonie. Wo mehr Arbeit, da mehr Bedürfnisse und somit regerer Handel und Warenaustausch.

Nur durch eine erspriessliche Lösung der Arbeitsfrage, an der alle, denen das Wohl der jungen Kolonie am Herzen liegt, sich beteiligen müssen, gelangt dieselbe zur Blüte. Dadurch wird dann auch die erste Aufgabe des Mutterlandes gegenüber den Kolonien und dem sie bewohnenden Naturvolke gelöst, als die Hebung des materiellen Wohlstandes.

II. Wenn wir von der geistigen Bildung der Eingeborenen reden, bezwecken wir selbstverständlich damit nicht, dieselben zu Gelehrten oder selbständigen Leitern von wirtschaftlichen oder Handelsunternehmungen heranzubilden. Jeder Versuch in dieser Hinsicht würde scheitern. Von den Einwohnern einer jungen Kolonie kann man solches nicht verlangen; ob und wann dies überhaupt erreicht werden kann, müssen die Jahre entscheiden. Zweck der geistigen Bildung wird sein, geordnete Verhältnisse in die Kolonien hineinzutragen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus den Eingeborenen brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Daher muss denselben an erster Stelle der Begriff von Autorität und Gehorsam beigebracht werden. Solche Begriffe sind den Farbigen absolut fremd, daher der völlige Anarchismus, der sich bei ihnen kund tut, sowohl im Verkehr unter sich, als auf dem Boden der Familie — wenn von solcher überhaupt die Rede sein kann. Fremd ist dem Eingeborenen der Respekt vor dem Eigentum und der Person anderer, fremd jedwede Gebundenheit an Gesetze. Der Name „Wilde" kennzeichnet in prägnantester Weise in dieser Hinsicht die Stellung des Eingeborenen zu jedwedem Gesetz.

Dieser Zustand aber, der nicht auf einmal in dieser Gestalt aufgetreten, sondern ein Produkt der Jahrhunderte ist, ist eine gänzliche Aberration vom Willen des Schöpfers über den Menschen. „Von Natur aus ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben. In der Vereinzelung fehlt dem Menschen die zum Leben notwendige Pflege und Fürsorge, nicht minder die Möglichkeit einer Ausbildung seines Geistes und Gemütes; und deshalb hat es die göttliche Vorsehung so geordnet, dass der Mensch in eine menschliche Gesellschaft hineingeboren wird, zunächst in die häusliche Gesellschaft, die Familie, und damit auch in die bürgerliche Gesellschaft, die ihm den vollen Lebensbedarf bietet.

Es kann aber keine menschliche Gesellschaft bestehen ohne Ordnung, ohne dass jemand an der Spitze steht, der befugt und verpflichtet ist, jedes Mitglied der Gesellschaft zu dem gemeinsamen, gesellschaftlichen Ziele durch einen wirksamen und gleichmässigen Impuls hinzubewegen. Es muss also naturnotwendig für jede bürgerliche Gesellschaft eine Gewalt bestehen, die sie leitet, eine Gewalt, die befugt ist, zu befehlen, und der die Mitglieder der Gesellschaft zu gehorchen haben." Diese Sätze, welche Reichs- und Landtagsabgeordneter Gröber auf dem Regensburger Katholikentage in so herrlicher Weise entwickelte, bilden auch das Programm in der Erziehung des Naturvolkes zum Gehorsam gegen die ihm gewordene neue Autorität und deren Gesetze, die als ein Aufluss der göttlichen Autorität nur das leibliche und geistige Wohl der ihr Untergebenen im Auge haben darf und dafür sorgen muss, dass den einer menschlichen Gesellschaft würdigen und sie beglückenden Gesetzen alle sich fügen.

Es erstrecken sich diese Gesetze zuerst auf den einzelnen Eingeborenen gegenüber dem Eigentum und der Person der Weissen sowohl, wie der Farbigen; und es ist keine Kleinigkeit, speziell den Südseeinsulanern, mit ihrer ausgeprägten Neigung, alles als ihr Eigentum zu betrachten, die richtigen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit bei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zubringen. Ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer, steht es mit dem Respekt vor der Person anderer. Mord und Totschlag, an den Weissen verübt, blutige Rache an den Farbigen und Vergewaltigung des schwachen Geschlechts sind laut redende Belege dafür.

Diese Gesetze erstrecken sich ferner auf den Farbigen in bezug auf die Familie, speziell auf die Frau. Mit Recht hat man gesagt, dass, um den moralischen Wert eines Volkes einzuschätzen, man nur e i n e r Sache auf den Grund zu kommen brauche, nämlich, wie es um die Familie und das Familienleben stehe; sie bildet den unfehlbaren Prüfstein. Wo Familie und Familienleben bergab gehen, da rettet kein Reichtum, keine Wissenschaft und kein äusserer Glanz vor dem gänzlichen Ruin. Den Herren ist sattsam bekannt, wie es mit der Vielweiberei, den lockeren Banden zwischen Mann und Frau, der völligen Willkür des ersteren über diese, dem Kindermorde usw. bei den Eingeborenen steht.

Die Missionare bieten ihren ganzen Einfluss auf, diesen Übeln zu steuern und sie allgemach gänzlich auszurotten; sie gehen belehrend vor und suchen durch Erklärung und Einprägung des christlichen Sittengesetzes dies zu erreichen. Doch, blieben dieselben sich selbst überlassen und sähen die Eingeborenen nicht die unliebsamen Folgen, die eine Nichtbeachtung bzw. gröbliche Verletzung dieser Rechtsnormen des christlichen Sittengesetzes für sie nachziehen kann, so bliebe der Erfolg immer nur ein teilweiser. Hier muss notwendigerweise die weltliche Behörde als Hüterin der Gesetze eintreten.

An die Repräsentanten der weltlichen Autorität müssen nun, damit sie in dem Sinne dessen handeln, den sie vertreten, nämlich der höchsten, weltlichen Autorität auf Erden, gewisse Anforderungen gestellt werden, die ich auf drei zurückführen möchte: 1. Sie müssen der Sprache der Eingeborenen mächtig sein und deren Gebräuche genau kennen. Die Kenntnis der Sprache ist für die Verwaltung ein Gebot der Notwendigkeit, besonders in den Fällen, wo sie Recht zu sprechen hat. Aus dieser Sprachkenntnis, und ihr allein, ergibt sich dann auch die der Anschauungsweise und der Gebräuche der Eingeborenen. Leider muss hier gesagt werden, dass bisher in dieser Hinsicht recht viel gesündigt worden ist und dies ein wunder Punkt in der Verwaltung bleibt, denn Hoffnung auf baldige Heilung ist wenig vorhanden, zumal, wenn man bedenkt, dass ein dringender Wunsch des Herrn Gouverneur Dr. Hahl, die Beamten möchten in der Eingeborenensprache Unterricht nehmen, eben frommer Wunsch geblieben ist. „Zu meinem Bedauern muss ich Ihnen mitteilen", so schrieb am 14. Juli 1903 der Gouvernements-Sekretär dem Missionar, der sich bereit erklärte, den Unterricht zu übernehmen, „dass sich nur drei von den Beamten bereit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erklärt haben, an dem Unterricht in der Eingeborenensprache teilzunehmen. Unter diesen Umständen ist es wohl das beste, wenn mit dem Unterricht nicht begonnen wird." Recht blutige Kapitel liessen sich schreiben über die Folgen, welche die Unkenntnis der Sprache und der Gebräuche der Eingeborenen nach sich gezogen haben. Die Folge ist eine grössere Erbitterung gegen die Autorität und eine Abnahme der Unterwürfigkeit.

2. Die zweite Anforderung besteht darin, dass, wenn die Gesetze eingeführt sind, und die Eingeborenen die Begriffe von Recht und Unrecht erfasst haben, das Eingeführte konsequent durchgeführt werde, damit das verletzte Recht wiederhergestellt werde und der Farbige sich durch die Folgen seiner Handlungen überzeugen könne, dass dieselben sich mit der Anschauung der Weissen nicht vertragen. Natürlich darf man nicht mit allen Polizeimassregeln und allen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches kommen. Anders will der zivilisierte Deutsche, anders das Naturkind der Kolonien behandelt werden. Aber wirkliche Vergehen und Überschreitungen der bestehenden Gesetze, wie Mord, Diebstahl, Vergewaltigung usw., müssen durch eine entsprechende Strafe gesühnt werden. Geschieht dies nicht, so untergräbt die Verwaltung sich selbst die Autorität, den Eingeborenen schwindet die Achtung vor der Majestät des Gesetzes, und die Kultur ist um so weiter hinausgerückt. Strenge und Gerechtigkeit müssen obwalten, durch welche jene vorzüglichen Erziehungsmittel: Furcht und Achtung erzeugt werden.

3. muss die Verwaltung von den Weissen verlangen, dass diese an erster Stelle jene Gesetze achten, welche sie als Vertreterin eines christlichen und gesitteten Kulturstaates den Farbigen auferlegen muss. Da gebe es nicht zweierlei Mass und Gewicht, allzu leicht würde der Farbige dies herausfühlen und seine Konsequenzen ziehen. Ob zum Segen der Kolonien?

Weil nun aber der Gehorsam eine Angewöhnung ist, muss die Zucht bereits in die Jugend gelegt werden: das Bäumchen biegt sich leicht, der Baum bricht. Sich selbst überlassen, geht die eingeborene Jugend denselben zügellosen Weg, wie die Alten:

Und aus dem wilden Knaben
Wird bald ein wilder Mann.

Daher auch das Bestreben der Missionare, die Jugend in den Schulen zu unterrichten. Es liegt im eigenen Interesse der Verwaltung, wie leicht ersichtlich, dass letztere den Missionsschulen nicht gleichgültig gegenüberstehe, sondern ihren Einfluss dahin geltend mache, dass die Eltern ihre Kinder in die Schulen schicken. Aus Erfahrung wissen wir, dass das interesselose Verhalten eines Beamten den Schulen gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über nicht ohne Wirkung auf die Farbigen bleibt. Und sollten die eingeborenen Kinder manche der erworbenen Kenntnisse in ihrem späteren Leben nicht verwerten können — denn die Zeiten sind noch ferne, wo die Eingeborenen das „Allerneueste" in kanakischen Zeitungen lesen werden — so haben sie doch eins gelernt, was der ganzen Kolonie zum Segen gereicht: Zucht, Ordnung und Gehorsam.

III. Und nun ein Wort über die religiöse Erziehung. „Die Beziehungen zwischen Weissen und Eingeborenen üben den allerweitgehendsten Einfluss auf die Entwickelung einer Kolonie aus. Kein Moment, welches in einer günstigen oder ungünstigen Weise die Farbigen beeinflusst, darf vom Kolonisator unberücksichtigt bleiben, der es entweder in den Dienst der Entwickelung der Kolonie zu stellen oder, wo nötig, von den Eingeborenen fernzuhalten hat. Eins der wirkungsvollsten Mittel, auf die Eingeborenen einzuwirken, ein inneres Band zwischen den Weissen und ihnen herzustellen und sie dadurch der Kultur näher zu bringen, ist die Mission." Diesen Satz des Grafen Pfeil werden alle rechtdenkenden Männer voll und ganz unterschreiben. Wir gehen noch weiter: die Mission, d. h. die Verkörperung der christlichen Religion, die Überbringerin der christlichen Religionswahrheiten, bildet das festeste Fundament und die notwendigste Vorbedingung wahrer Kultur, so zwar, dass es ohne Christentum wahre Zivilisation nicht gibt. Im Laufe der Jahrhunderte ist die christliche Religion es gewesen, welche unsere Länder zu jener Höhe emporgehoben, auf der wir sie sehen, und sie bildet die beste Gewähr für ihr fürderes Gedeihen. Die christliche Religion allein befriedigt des Menschen höchstes und idealstes Streben, nämlich die Erkenntnis des Schöpfers, und gibt, indem sie des Menschen Beziehungen zum Schöpfer erklärt, seinem Handel und Wandel die rechte Norm. Je höher und vollkommener sein Begriff von Gott, desto vorangeschrittener ist er in der wahren Bildung und Kultur; denn nach den Worten der ewigen Wahrheit besteht darin die wahre Vollkommenheit und Vollendung des Menschen, dass er den wahren Gott erkenne und den er gesandt hat, Jesum Christum. Diese Kenntnis den Eingeborenen zu bringen, ist Aufgabe der Mission. Ich sehe hier ab von der konfessionellen Richtung der Missionare, die in den Kolonien tätig sind, denn, wenn auch in verschiedener Art und Weise, verfolgen alle dasselbe Ziel. Diese christliche Religion gibt dem Leben wahren, sittlichen Halt; sie hat die rohen Sitten unserer Vorfahren verfeinert und die heidnischen Gebräuche aufgehoben. Ein Gleiches erstrebt sie bei den Eingeborenen der Kolonie, denen das Heidentum ja zur Quelle der entsetzlichsten Verkommenheit geworden, und sucht dies durch ihren Gottesdienst und ihre Lehren zu erreichen. Es ist das **ora,** dem das **labora** notwendigerweise zur Seite gehen

muss, denn beide sind unzertrennlich, sie ergänzen sich gegenseitig.

Es werden sich immer Männer und Frauen finden, die in selbstloser Hingabe diesem dritten und Hauptteile in der Erziehung des Naturvolkes sich widmen. Möchte ihr ideales Wirken nur stets und überall die verdiente Anerkennung finden!

Damit aber ihr Streben mit Erfolg gekrönt werde, müssen alle, die in den Kolonien auf die eine oder andere Weise an der Hebung der Kultur sich betätigen, Hand in Hand mit den Missionen gehen, speziell die Kolonialverwaltung, als Vertreterin eines christlichen Landes, das mit Eifersucht sein christliches Bekenntnis als kostbarstes Kleinod zu wahren sucht. Ich brauche hier nicht hervorzuheben, was die Missionen bis jetzt geleistet haben. Wenn in so manchen Distrikten unserer Kolonien geordnete Verhältnisse eingetreten sind, wenn dort dem Mord und Totschlag, der Menschenfresserei und andern Verbrechen gesteuert worden und die allergröbsten Ausschreitungen nicht mehr auf der Tagesordnung stehen, wenn dort die Sittlichkeit gehoben und die Hoffnung auf einen gesunden Menschenschlag gegeben ist, so möchte ich das nicht so sehr der äusseren Gewalt zuschreiben, die mit Strenge jedes Verbrechen straft, das sie erreichen kann, sondern eher der inneren Kraft der christlichen Religion, die, wenn auch langsam, doch sicher wie ein Sauerteig das ganze Leben der Farbigen durchzieht.

Wie darum von höchster Stelle für das Mutterland für die Wahrung des christlichen Glaubens in Wort und Beispiel gesorgt wird, so muss des Mutterlandes Sorge auch dahin gehen, den Kolonien diese seine höchste und dauerhafteste Errungenschaft, den christlichen Glauben, zuzuwenden. Man flösse den Farbigen kein Misstrauen gegen die christliche Religion oder deren Vertreter ein, lege letzteren in ihrem Wirken keine Hemmnisse in den Weg und bekämpfe sie nicht. Es hiesse nicht an der Kulturhebung der Kolonien mitwirken, wollte man dem Heidentum Vorschub leisten oder, wie es in manchen Kolonien anderer Staaten geschieht, verbieten, dass an den religiösen Gebräuchen oder der Moralauffassung der Heiden seitens der Missionen gerüttelt werde; wollte man solche Eingeborene als Repräsentanten der Gewalt und Autorität des Mutterlandes anstellen, die selbst noch Heiden sind und als solche allen degradierenden Gebräuchen der Heiden nachgehen; wollte man endlich heidnische Institutionen schützen, die nicht nur dem Christentum und den elementarsten Gesetzen der Moral schnurstracks entgegenlaufen, sondern auch politisch nicht ungefährlich sind.

Die Missionare werden, denn das ist ihr Beruf, all ihre Kräfte dieser Aufgabe widmen. Dafür dürfen und müssen sie vom Mutterlande er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

warten, dass es nur solchen Weissen den Aufenthalt in seinen Kolonien gestattet, besonders nur solche als seine Vertreter dort einsetzt, deren Beispiel nicht niederreisst, was die Missionare unter so vielen Opfern und Entbehrungen aufgebaut.

Mögen denn alle Kolonisatoren mit vereinten Kräften danach streben, das hehre Ziel zu erreichen, welches das Mutterland bei Übernahme der Kolonien sich gesteckt hat. Zwar gehört Deutschland zu den jüngsten der Kolonialmächte, und seine Kolonien bilden mit der teilweise recht wilden Bevölkerung eines der schwierigsten Gebiete für die Kultur. Doch wird es durch die dreifache Erziehung auf materiellem, geistigem und religiösem Gebiete, die es den Eingeborenen angedeihen lässt, zeigen, dass es seiner Aufgabe als christliche Kulturmacht voll und ganz gewachsen ist. Und wie bis in das späteste Alter hinein das gut erzogene Kind dankbaren Herzens seiner Eltern gedenkt und ihr Andenken segnet, so soll bis in die spätesten Generationen von allen Eingeborenen unserer Kolonien der Name ihres Mutterlandes, Deutschland, nur mit Liebe und Dankbarkeit genannt werden; und dieser Name soll sie stets an jene erinnern, die als Beglücker zu ihnen kamen und ihnen mit der christlichen Kultur das wahre Glück brachten.

Konteradmiral z. D. **Strauch**, Friedenau: Ich möchte an den Herrn Vortragenden die Frage richten, was er unter Anwerbung von Frauen versteht, oder besser, was unter Anwerbung von Frauen zu verstehen ist? Mein Aufenthalt in der Südsee liegt weiter zurück und es ist mir nur etwas von der Anwerbung von Männern bekannt, und auch nur von einem bestimmten Orte nach einem weiter entlegenen. Vielleicht versteht der Herr Vortragende unter Anwerbung nur, was wir unter Mieten verstehen.

Missionsinspektor D. **A. Merensky**, Charlottenburg: Wir haben heute vormittag mit Freuden vernommen, dass bei diesem Kongress Mission und Kolonisation Hand in Hand gehen. Möchte dies auch draussen der Fall sein. Wenn diese beiden Faktoren einander entgegenarbeiten, will mir das scheinen, als ob das auf die Eingeborenen, die wir erziehen sollen, den Einfluss haben müsste, wie die verschiedene Praxis eines Ehepaares bei der Erziehung der Kinder. Wenn Mann und Frau dabei nicht harmonieren, sondern der Mann nach andern Grundsätzen verfährt, als die Frau, so kann die Erziehung keinen segensreichen Erfolg haben. Wir sind dem Herrn Vortragenden dankbar für das Hervorheben alles Notwendigen. Ich möchte nur noch darauf aufmerksam machen, dass man immer davon redet, die Eingeborenen seien den Kindern gleich zu achten. Gewiss! Aber dann soll man dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch Rechnung tragen. Hier in der Heimat gilt es als ein Verbrechen, Kinder zu verführen und Kinder nicht vor Übel zu schützen, das sollte man im Hinblick auf die Eingeborenen mehr ins Auge fassen; man sollte sie als Kinder vor Verführung und Sittenlosigkeit schützen, sollte ihnen nicht erlauben, wie dies in Deutsch-Südwestafrika geschehen ist, bei Händlern Schulden zu machen, noch weniger sollte die Kolonialbehörde solche Schulden durch ihre Organe eintreiben, und endlich sollte man den Branntweinverkauf an Eingeborene noch mehr einschränken; wir sollten es nicht mehr dulden, dass Eingeborene durch Branntwein vergiftet und zugrunde gerichtet werden. Dass solches möglich ist, zeigen die strengen Gesetze in Natal, wo der Branntweinverkauf an Eingeborene mit hoher Geldstrafe gesühnt wird, und in Transvaal, wo für diesen Verkauf sechs Monate Gefängnis angesetzt sind, und Wiederholungen mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden. Möchte in dieser Richtung ein Anfang auch in den deutschen Kolonien gemacht werden. Kinder müssen geschützt werden, und was auf der einen Seite anerzogen ist, darf auf der andern nicht wieder zunichte gemacht werden!

P. **Eustachius Nagel,** Eichstätt (Bayern): Wir leben in einem Lande, welches schon längst die Segnungen der Kultur geniesst, und doch war es notwendig, dass Gesetze zum Schutze der Arbeiter erlassen wurden. Um so notwendiger ist es, dass solche Schutzgesetze auch für die Eingeborenen unserer Kolonien erlassen werden. Die Ausbeutung derselben von seiten der Weissen ist eine sehr grosse. Ein Kolonist hat mir einmal erzählt, wie er mit den Indianern in Chile, Südamerika, Handel treibt: er gibt denselben für einen Ochsen, der 100 Mark wert ist, zwei Pferde im Werte von je 30 Mark. Er betonte, dass der Eingeborene mit Freuden solchen Handel eingehe; denn er sagt: wenn ihm der eine Ochse gestohlen werde, so habe er nichts, wenn ihm aber von zwei Pferden das eine gestohlen werde, so habe er noch eins. Wenn ein Mann, der zivilisiert ist, es ohne Scheu aussprechen kann, wie er die Eingeborenen übervorteilt, so ist dies ein Zeichen, dass noch keine Schutzgesetze für die Eingeborenen in den Kolonien bestehen, aber notwendig sind.

Missionsdirektor D. **Gensichen,** Berlin: Es war eine sehr bezeichnende Frage, welche am 20. August 1901 am oberen Njassa ein Regierungsbeamter an mich richtete: Warum brauchen Ihre Missionare bei der Erziehung zur Arbeit und zum Gehorsam nie den Zambok (Peitsche)? Sie können sich denken, was ich antwortete: Unsere Missionare brauchen sittliche Mittel, sie beeinflussen die Eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch das Wort Gottes. In gleicher Weise können Regierungsbeamte das nicht tun. Aber sie sollen den Eingeborenen mit einem sittlichen Wandel vorleuchten; dann wird ihr gebietendes Wort Respekt erwecken und Gehorsam erzielen. Sehr bezeichnend war auch die Antwort der Heiden auf unserer jetzt gefährdeten Station Jakobi: Superintendent Schumann fragte sie: Wieviele Arten von Weissen kennt Ihr? Sie antworteten sehr einmütig: Wir kennen nur eine Art von Weissen; das seid Ihr, unsere Väter und Herren, denn Ihr habt uns die „Sache" gebracht. Was sie meinten, ist klar. Sie meinten, das vom Vortragenden genannte grosse Gut des Wortes Gottes, dessen Wert auch die Heiden erkennen, ein Beweis dafür, dass sie der sittlichen Erziehung zum Gehorsam und zur Arbeit willig entgegenkommen.

Ein Erlebnis in Natal will ich noch erwähnen. In Durban sass mir auf dem Schiffe „Kronprinz" ein deutscher Kaufmann gegenüber, der das scharfe Wort zu seinem Nachbar sprach: „Alle getauften Schwarzen, die ich seit 25 Jahren zur Arbeit anstellte, haben nichts getaugt. Jeder Groschen, für die Mission gegeben, ist weggeworfen." Ich bat ihn, das Wort sofort zurückzunehmen, weil er damit nicht sowohl mich beleidigt, als das Testament unseres Heilandes angegriffen habe. Ich wollte ihm das Zurücknehmen erleichtern, indem ich ihm bewies, dass er seine Beispiele nur von solchen getauften Eingeborenen nehme, welche durch den Einfluss der Grossstadt verdorben seien. Er werde einen ganz andern Eindruck empfangen, wenn er vier Wochen als Beobachter auf der nahen Missionsstation Christianenburg wohnen wolle. Er nahm daraufhin sein voreiliges Wort zurück.

Wenige Monate später las ich in einer Natalzeitung folgendes Wort eines Parlamentsmitgliedes: „In den ersten Rang stelle ich die Berliner Mission, denn ihre Missionare haben Wege geschaffen, ehe es die Regierung tat, und ihre Pflegebefohlenen sind bemerkenswert gehorsame, fleissige und willige Arbeiter."

Zuletzt erwähne ich, dass mich im November 1904 der Vorsitzende des höchsten Gerichtshofs von Natal besuchte, nur um mir auszusprechen, wie hoch er den Einfluss unserer Missionare auf die Erziehung der Eingeborenen schätze. Ich konnte dem liebenswürdigen Herrn nur von Herzen für dieses Urteil danken.

Oberstleutnant **von Morgen,** Düsseldorf: Nach den lichtvollen Ausführungen des Herrn P. Heines, die als Katechismus für den Hinausgehenden gelten könnten, ist eigentlich eine Diskussion unnötig. Was mich als alten Afrikaner freut, ist, dass der Herr Vortragende nicht nur als Geistlicher und Missionar, sondern auch als Kolonialkenner und Kenner der Eingeborenen gesprochen hat. Er hat mit Recht den Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen als faul bezeichnet, und ein faules Kind ist und bleibt er vorläufig, solange wir ihn nicht auf eine höhere Kulturstufe heben. Der Schwarze hat es nicht nötig zu arbeiten. Natur und Klima zwingen ihn nicht dazu. Ohne Frage muss die Arbeitspflicht den Eingeborenen auferlegt werden. Diese Arbeitspflicht denke ich mir in Form einer indirekten Steuer. Ich bin ein Gegner der Kopf- und direkten Steuer. Welche Steuer könnte besser sein als die Arbeit? Dem einen Häuptling müsste aufgetragen werden: Du hast von dem Dorf bis zu jenem Dorf den Weg, einem andern, du hast von da bis dort die Brücken zu bauen, und wir können sie wohl hierbei der Leitung unserer Beamten überlassen. Wir müssen aber auch den Neger den Plantagen übergeben, denn ohne Negerarbeit können diese nicht bestehen, können wir überhaupt unsere Kolonien nicht vorwärts bringen.

Einen zweiten Punkt möchte ich auch noch hervorheben. Es ist klar, dass wir mit unsern gesetzlichen Strafen den Neger nicht bessern können. Ein Beispiel hierfür: Als ich 1890 in Kamerun auf meiner Hinterlandexpedition von einem Stamm überfallen wurde, gelang es mir, den Häuptling zu fassen. Ich strafte ihn mit 20 Ziegen und 20 Schafen, liess ihn dann aber laufen. Darauf überfiel er uns am nächsten Tage wieder. Ich fing ihn abermals. Um nicht solches zum dritten Male zu erleben, liess ich ihn erschiessen. Das Jahr darauf kam ich in dieselbe Gegend. Derselbe Stamm kam mir entgegen und brachte Geschenke. Unter anderm fragten mich die Leute, warum hast du unsern Häuptling nicht schon das erste Mal erschiessen lassen? Der Afrikaner kennt nur Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nun wollen wir diese harten Gesetze nicht selber immer anwenden, aber äusserst verkehrt wäre es, wenn wir die Eingeborenen mit den Segnungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs beglücken wollten. Die Strafe muss sie vor Nachahmung abschrecken. Im allgemeinen muss für die Behandlung der Eingeborenen der Grundsatz herrschen: „Streng, aber gerecht!"

Missionsinspektor Pastor **Haussleiter,** Barmen: Zu den idealen vaterländischen Zwecken, welche der Kolonialkongress wirksam fördert, gehört auch, dass die Vertreter der Missionen beider christlichen Konfessionen sich auf dem Boden gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, sich achten und verstehen lernen und auch dasjenige Mass von persönlichem Vertrauen zueinander bekommen können, welches draussen zu einem friedfertigen Nebeneinanderwirken unbedingt nötig ist. Der unter Gottes Zulassung geschichtlich gewordene konfessionelle Unterschied erzeugt in der Heimat eine Spannung der Geister, in welcher die edelsten Kräfte entwickelt werden, und durch welche jeder Stagnation gewehrt wird. Unser Vaterland muss und kann diese anspannende, gei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stige Auseinandersetzung ertragen, denn der einzelne hat, wenn er nur ernstlich will, die Bedingungen zu einer freien Urteilsbildung und Stellungnahme. Anders liegt die Sache draussen. Die Eingeborenen, die wir auf ihrem Tiefpunkt aufsuchen müssen, sind nicht imstande, von vornherein klar zu entscheiden. Die gleichzeitige Darbietung des Evangeliums von verschiedenen Seiten dient nur dazu, die Gemüter zu verwirren und die Stämme unheilvoll zu spalten. Dabei geht der Segen stiller Arbeit verloren. Unser Kolonialgebiet ist fünfmal grösser als das Vaterland; es ist Raum genug, dass die Konfessionen sich draussen abgrenzen. Der vor Jahren gemachte Vorschlag, dass die staatliche Gewalt die Teilung vornehmen möge, wurde als zu mechanisch von beiden Konfessionen abgelehnt. Darum mögen die hier anwesenden Vertreter beider Konfessionen freundlich gebeten sein, über die Grundlinien einer gegenseitigen Abgrenzung ihrer Arbeit auf unsern Kolonialgebieten sich zu verständigen. Wenn jemand im Eifer für die Sache die Grenzen überschreitet, mögen die Verwaltungsorgane mildernd eingreifen. Aber von grossem Werte wäre es, wenn sich die Vertreter der Missionen über die Grundsätze verständigen könnten, nach welchen man sich im allgemeinen richten könnte. Es werden Überschreitungen auch dann nicht ausbleiben, aber man hätte doch eine Basis gewonnen, auf welcher die Arbeit segensreich vorangehen könnte. Nach den Äusserungen des Vortragenden, nach seiner Zielbestimmung der Missionsaufgabe, nach der Erkenntnis, welche durch Predigt und Wort in die Seelen der eingeborenen Heiden gepflanzt werden kann, ist doch die feste Basis so klar und deutlich ausgesprochen und vorhanden, dass wir uns ohne die Zwischenkunft dritter, welche nicht immer das rechte Verständnis für die Missionsaufgabe haben, auseinandersetzen können, und darüber bitte ich die Vertreter der katholischen Missionen nachzudenken und gegebenenfalls dafür einzutreten.

Subprior P. **Enshoff,** St. Ottilien: Auch auf unserer Seite besteht der Wunsch, dass etwaige Spannungen durch sachliche und durch genossenschaftliche Auseinandersetzungen gelöst würden; das Wort Spannung möchte ich lieber ersetzen durch Spaltung. Auf Grundlage von gegenseitiger Wertschätzung möge überall statt Spannung ein friedliches Nebeneinander eintreten. Auch in unserm Vaterlande meine ich, sollte man statt von konfessioneller Spannung von konfessioneller Spaltung, einer durch die geschichtlichen Vorgänge eingetretenen Spaltung in Glaubenssachen sprechen. Wenigstens ist und soll von katholischer Seite nichts geschehen, das friedliche Nebeneinander zu einem gespannten Verhältnisse zu machen oder zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich möchte daher ein solches, auf Hochachtung, Vertrauen und Wertschätzung begründetes, friedliches Nebeneinanderwirken auch unserseits als wünschenswert bezeichnen.

Schlusswort: P. **Heines,** Hiltrup: Dem Herrn Konteradmiral Strauch teile ich auf die Anfrage mit, dass die Anwerbung von eingeborenen Mädchen und Frauen dem Mietsvertrage entspricht. Dem Herrn Oberstleutnant von Morgen danke ich für die Anerkennung meiner Worte im Interesse der guten Sache, zum Segen unserer Kolonien. Es sollte mich freuen, wenn meine Ausführungen dazu beitrügen, das zu beschleunigen, was der Zweck des Kongresses ist, nämlich das Wohl und Gedeihen der Kolonien. Endlich möchte ich im Anschluss an meine Ausführungen folgende Resolution vorschlagen:

„Die Kolonialverwaltung wird gebeten, den Beamten in den Kolonien es zur Pflicht zu machen, die Eingeborenensprachen zu erlernen."

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Ich halte es für bedenklich, die Resolution so präzise zu fassen, dass den Beamten zur Pflicht gemacht werde, die Eingeborenensprache zu erlernen. Ich stehe dem zwar sympathisch gegenüber, aber ich möchte doch betonen, dass der Vorschlag so bestimmt, wie er gemacht wird, auf grosse Schwierigkeiten in der Praxis stossen wird. Was ist denn die Eingeborenensprache in der Südsee, wo in einem kleinen Bereich mehrere Sprachen vorhanden sind, die zwar nicht sehr verschieden sind, aber doch immerhin bestimmte Verschiedenheiten aufweisen. Welche davon soll der Kolonialbeamte sprechen lernen? Weniger schwierig wäre es vielleicht in Ostafrika; man müsste hinzusetzen: die „herrschende" Eingeborenensprache, aber auch da erhebt sich wieder die Frage, welches ist diese? Ich glaube also, dass man der Resolution in dieser Form nicht beistimmen kann.

Intendantur-Sekretär **Bopp,** Potsdam: Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen, dass der gleiche Gegenstand, Studium der Eingeborenensprachen durch die Kolonialbeamten, mit einer entsprechenden Resolution zurzeit in Sektion III bereits zur Behandlung kommt gelegentlich des Vortrags des Herrn Professor Meinhof. Die Resolution dürfte vielleicht für unsere Sektion nicht in Betracht kommen.

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Wir können nicht zusammen zu dem Vortrage Meinhof in der andern Sektion gehen. Ich sehe keinen Grund, warum wir uns hier nicht mit dieser Frage beschäftigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen. Es dürfte interessant sein, später festzustellen, welcher Ansicht diese und welcher Ansicht jene Sektion darüber ist. Ich möchte also befürworten, die Ansichten weiter auszutauschen.

G. Küppers-Loosen, Cöln a. Rh.: Ich möchte mich den Ausführungen des Herrn Admirals Strauch anschliessen. Ich habe in Neu-Guinea und auf dem Bismarck-Archipel wohl zwanzig Eingeborenensprachen gefunden. Es ist unmöglich, einem Gouvernementssekretär zur Pflicht zu machen, alle diese Sprachen zu erlernen. Dass der Gouverneur sich mit Beamten, welche die eine oder die andere Sprache verstehen, umgibt, können wir wohl erwarten; aber im Gebiete von Neu-Guinea ist gerade die Sprachenfrage sehr wichtig und dürfte doch in ganz anderer Weise zu lösen sein. Vielleicht dass in der Hauptstadt eine deutsche Schule für Eingeborene errichtet wird, in welcher Häuptlingssöhne insbesondere im Deutschen unterrichtet werden, damit man in jedem Gebiete einen oder mehrere Leute hat, die der deutschen Sprache mächtig sind. Vor allem ist aber nötig, dass die europäischen Missionare und Beamten der deutschen Sprache mächtig sind. Es ist traurig, dass es Missionare draussen gibt, die sich weigern, deutsch zu sprechen. Ich meine da insbesondere nicht die englischen Missionare, der Engländer nimmt schwer eine andere Sprache an, sondern die andern, Franzosen und Holländer. Wenn wir auch nicht von den Beamten, die oftmals nur zwei Jahre draussen sind, verlangen wollen, dass sie die Eingeborenensprachen lernen, so müssen wir unbedingt von den Missionaren verlangen, dass sie deutsch sprechen.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Aus dem Gesagten geht hervor, dass die Resolution wird eingeschränkt werden müssen; vielleicht besinnt sich der Herr Antragsteller auf eine andere Fassung.

Freiherr **von Münchhausen,** Vertreter des Jerusalem-Vereins, Gr.-Lichterfelde: Zu den Worten des Herrn Admiral Strauch möchte ich noch etwas hinzufügen. Die Kenntnis der Landessprache ist für den europäischen Beamten zweischneidig. Mit derselben verliert er an Respekt und Autorität bei den Eingeborenen. Beispiele dafür habe ich in meiner fünfjährigen Tätigkeit als Gesandtschaftsdolmetscher in Konstantinopel erlebt. Die englische Mission geht, soviel ich Gelegenheit zu beobachten gehabt habe, darauf aus, den Völkern von ihrer Sprache möglichst viel aufzudrängen. Nicht als herrschende Sprache, sondern als christliche Sprache. So haben z. B. die Engländer in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwierigen Mission unter den Juden sehr viel geleistet dadurch, dass sie die Juden christianisierten und zu einem hohen Kulturstande brachten.

Oberstleutnant **von Morgen,** Düsseldorf: Ich bin leider in der unangenehmen Lage, den drei Vorrednern widersprechen zu müssen. Da die meisten Eingeborenensprachen, wenigstens in Afrika, nur dialektisch verschieden sind, dürfte es nicht schwer halten, für einen bestimmten Bezirk sprachfest zu werden. Wer eine von den Sprachen lernt, der fasst schnell auch die andern. Jeder Beamte weiss ausserdem, wohin er geht und hat beispielsweise für Kamerun dementsprechend die Haussa- oder Dualasprache sich anzueignen. Ich halte es eigentlich für selbstverständlich, dass jeder Beamte die Sprache seines Bezirks erlernt. Die Kenntnis der Sprache ist doch einmal die conditio sine qua non für das Verstehen der Eigenart der Eingeborenen und weiterhin für ihre Behandlung. Vielleicht setzt der Herr Antragsteller seiner Resolution noch das Wort „möglichst" hinzu.

Reichstagsabgeordneter **Lattmann,** Schmalkalden: Ich wollte beantragen, in die Resolution die Worte „nach Möglichkeit" hineinzusetzen. Dadurch würden, wie der Herr Vorredner schon andeutete, die Schwierigkeiten einer unbedingt obligatorischen Erlernung der Eingeborenensprachen seitens der Beamten beseitigt sein. Es handelt sich ja nicht darum, dass wir in dieser Sektion etwa eine Verfügung an die Beamten ausarbeiten, sondern es kommt darauf an, ob wir dem Grundgedanken des Vortragenden, dass die Beamten mehr als bisher im Interesse der Erziehung der Eingeborenen die Eingeborenensprachen erlernen sollen, zustimmen. Das tue ich, und, es scheint, auch die Mehrheit. Der Ausdruck der Ansicht dieser Mehrheit würde genügend zu Geltung kommen mit dem Zusatze „nach Möglichkeit".

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Ich muss Herrn Oberstleutnant v. Morgen recht geben. Es ist gar nicht so schwer, Eingeborenensprachen zu erlernen, aber es ist schwer, Leute zu finden, die sich die Mühe dazu geben, und darum möchte ich die Sache vereinfacht wissen. Auch noch aus einem andern Grunde. Es gibt eine Reihe von Eingeborenensprachen, die im Aussterben begriffen sind, nun ist es zwar ethnologisch wünschenswert, sie festzuhalten, aber praktisch ist es, wenn die „kleinen" Sprachen verschwinden und wir uns bemühen, sie auszumerzen. Ich schlage daher folgende Resolution vor:

„Die Sektion IV muss es als notwendig bezeichnen, dass die Kolonialbeamten mehr als dies bisher der Fall ist, sich mit der Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lernung von Eingeborenensprachen befassen, denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde."

Ich bitte, diese Resolution anzunehmen, denn meines Erachtens muss die Regierung nicht bloss die Beamten anregen, sondern sie anweisen, sich mehr als bisher mit der Erlernung der Eingeborenensprachen zu beschäftigen.

Missionsdir. D. **von Schwartz**, Leipzig: Ich schlage vor, den zweiten Satz der Resolution Strauch zu streichen, weil mir allgemeine Direktiven nicht notwendig erscheinen.

Prinz **Franz von Arenberg**, Berlin: Ich bin mit der Resolution des Herrn Admiral Strauch auch einverstanden, wenn die beiden letzten Sätze gestrichen werden.

Von einem Beamten, der z. B. auf drei Jahre nach Kamerun geschickt wird, kann man nicht verlangen, dass er etwa die arabische Schriftsprache lernt, ebensowenig von einem Beamten, der zur Vertretung hingeschickt wird. Mir scheint also im ersten Satz das Nötige gegeben zu sein.

Konteradmiral z. D. **Strauch**, Friedenau: Ich habe den Nachsatz mit Vorbedacht aufgenommen, denn viele Leute halten die Kenntnis der Sprache nicht für nötig, und nicht für erforderlich, das Wesen der Eingeborenen zu verstehen.

P. **Heines**, Hiltrup: Infolge der Besprechung meiner Resolution erkläre ich mich bereit, dieselbe zugunsten der Resolution des Herrn Konteradmiral Strauch zurückzuziehen, da nur in der Ausdrucksform beider Resolutionen ein Unterschied obwaltet.

* * *

Die Resolution Strauch wurde sodann mit grosser Majorität zur Einbringung in das Plenum angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestand und Arbeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien.

Von Pfarrer **Paul**, Lorenzkirch (Sachsen).

(Mit einer Karte, die deutschen Schutzgebiete darstellend.)

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Die Christianisierung unserer überseeischen Gebiete hat zwar mit der deutschen Besitzergreifung nicht erst begonnen, sie ward aber durch diese in ein neues Stadium gerückt. Die Öffnung und Sicherung der Wege ins Innere, die Schaffung neuer Verkehrsmittel, die grössere Sicherheit für Leben und Eigentum, dies und manches andere, was die neue Zeit mit sich brachte, kam auch den Missionaren und ihrer Arbeit zustatten. Man braucht nur einmal unsere afrikanischen Kolonien mit ihren Nachbargebieten hinsichtlich der Besetzung mit Missionsstationen in Vergleich zu stellen; da springt der Vorteil, den unsere Kolonialära der Verbreitung des Christentums gebracht hat, sofort in die Augen. Es sind mancherlei Kräfte tätig, christliche Anschauungen und Einrichtungen in jene Tochterländer der Mutter Germania hinüberzutragen. Zwar dient bei weitem nicht alles, was von uns ausgeht und an die deutschen Negerstämme oder Südseeinsulaner herantritt, diesem hohen, edeln Ziele. Das Bild der modernen Kolonisation enthält bekanntlich auch tiefe Schatten, die uns zuweilen sehr beschämen, ja geradezu an die Greuel früherer Kolonisationsperioden erinnern. Man braucht nicht blind gegen diese Schäden zu sein und kann sich doch der Tatsache aufrichtig freuen, dass unsere deutsche Kolonial-Regierung und -Verwaltung auch ihrerseits einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Christianisierung unserer Gebiete liefert.*) Wo deutsches Wesen gepflanzt wird, kommen eben gleichzeitig auch verschiedene christliche Momente zur Geltung. Man kann darum wohl von einer unbewussten Christianisierung unserer Kolonien reden, so unvollkommen sie auch sein mag.

Die eigentliche, planmässige und zielbewusste Ausbreitung des Christentums geschieht aber durch die Missionsgesellschaften. Es sind deren achtzehn evangelische und zwölf katholische in unsern Gebieten tätig. Wenn wir ihre Arbeitsfelder überblicken, so können wir, abgesehen von den gerade jetzt schwer heimgesuchten Aufstands-

*) Diesen Gedanken hat der Verfasser weiter ausgeführt in den „Missionswissenschaftlichen Studien. Festschrift zum 70. Geburtstag des Herrn Dr. Warneck." Berlin 1904, M. Warneck, S. 103—128: „Zwanzig Jahre deutscher Kolonialpolitik in ihrer Bedeutung für die Christianisierung unserer überseeischen Gebiete."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebieten, fast überall eine ungehinderte Ausbreitungsmöglichkeit und fortschreitendes Wachstum feststellen. Von Stämmen, die die Missionare abweisen, wie früher zuweilen, ist jetzt kaum irgendwo die Rede; wohl aber kommen die Vertreter der Missionsgesellschaften häufig in eine ähnliche Lage, wie jener Baseler Missionar in Kamerun, der sich geradezu vor den Deputationen der im Sanagagebiet wohnenden Negerstämme fürchtete, weil sie so viele Lehrer begehrten und er nur so wenige zur Verfügung hatte. Die Vorsteher der Missionshäuser in der Heimat aber sprechen es auch oft genug aus: Wir könnten sofort mehr Missionare in Dienst stellen, wenn wir die Mittel dazu hätten. Nicht als ob es in Deutschland an Meldungen für den Missionsdienst und an Opferwilligkeit für unser wichtiges und grosses Werk fehlte. Seit Beginn unserer Kolonialära, d. i. seit 1883, ist die Zahl der deutschen evangelischen Missionare, mit Einschluss der unverheirateten Missionarinnen, von 526 auf 1150, und die der Missionsbeiträge von $2^3/_4$ auf 6 Millionen Mark getiegen. Beide Zahlen haben sich also in dem verhältnismässig kurzen Zeitraum mehr als verdoppelt. Aber die Anforderungen, die draussen an die Erweiterung der Betriebe gestellt werden, sind noch stärker gewachsen, und darum reichen die Kräfte kaum aus. Die Wirksamkeit der deutschen Missionare beschränkt sich ja nicht auf unsere Kolonialgebiete. Sie konnten von ihren anderswo gesammelten Erstlingsgemeinden nicht weglaufen, als es eines Tages hiess: „Nun könnt ihr auch in deutschen Gebieten arbeiten." Nur der Unverstand, der von der Mühe einer neuen Kirchengründung und der Liebe zwischen der heimischen Missionsgemeinde und den Tochtergemeinden drüben nichts weiss, kann ihnen das Verlassen der früher begonnenen Arbeit zumuten. Aber anderseits haben die deutschen Christen bewiesen, dass sie die mit unserer Kolonialära an sie herangetretenen neuen Missionspflichten nicht versäumen wollen. Was die Missionsgesellschaften in den letzten 20 Jahren an neuen Arbeiten unternahmen, entfällt fast ausschliesslich auf unsere eigenen Gebiete.

Wenn ich mich jetzt anschicke, die gegenwärtige Situation der evangelischen Mission in unsern Kolonien zu kennzeichnen, so muss ich vorerst mein Bedauern aussprechen, dass wir nicht auch ein entsprechendes Referat von katholischer Seite erhalten, weil erst dadurch das Gesamtbild der auf die Christianisierung unserer überseeischen Gebiete gerichteten Bestrebungen vollständig würde. Um dem Mangel wenigstens einigermassen abzuhelfen, sind auf den von D. Grundemann heute hier vorgelegten Karten neben den evangelischen auch die katholischen Stationen verzeichnet. Ich will auch bei den einzelnen Gebieten hinter die evangelische Statistik jedesmal die katholischen Zahlen setzen, wie sie Domkapitular Prof. Dr. Hespers Ende vorigen Jahres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

veröffentlicht hat; wo mir neuere Zahlen zu Gebote stehen, gebe ich diese. Ich hebe bei meiner Darstellung die Fortschritte der letzten drei Jahre hervor, weil ein solcher zwischen den Kolonialkongressen liegender Zeitraum gerade lang genug erscheint, das Wachstum des Werkes erkennen zu lassen.

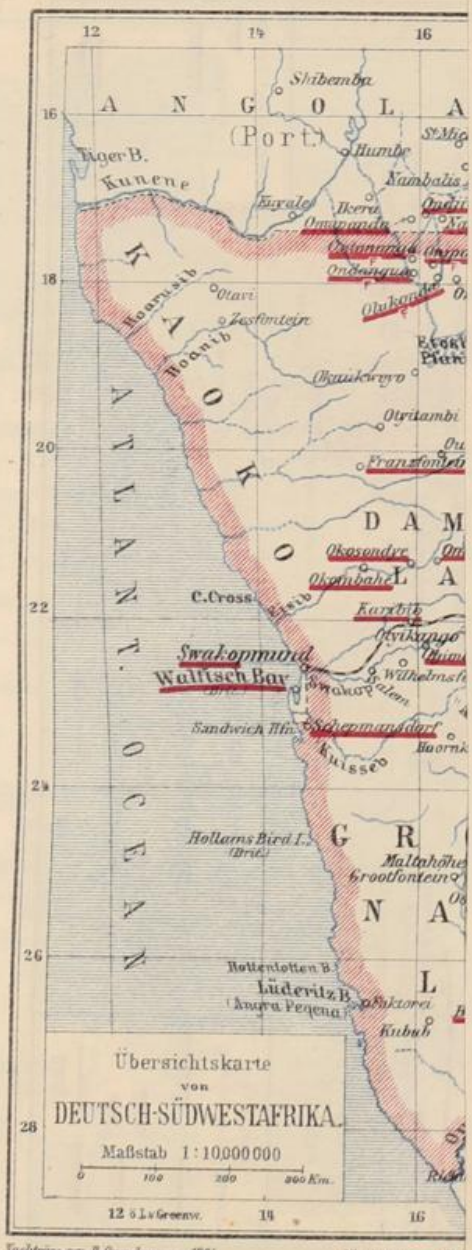
In Togo, wo die Norddeutsche Mission als Bannerträgerin des Christentums zu bezeichnen ist — erst später hat sich die kleine Methodistenmission zu ihr gesellt —, reicht die Missionsarbeit bis nach Boem und Akposso hinauf, d. i. etwa bis zum 7,5 Grad nördlicher Breite. Die über Bismarckburg hinaus liegenden Distrikte Sokode und Mangu-Jendi haben noch keinerlei ständige Berührung mit dem Christentum. Damit scheidet die ganze Nordhälfte des Togogebiets aus unserer Betrachtung aus. Die Mission hat es fast ausschliesslich mit dem im Küstengebiet wohnenden Ewevolke zu tun. Seine nördlichen Nachbarn, das in Boem wohnende Mischvolk, wurden bis vor kurzem von der englischen Goldküstenkolonie durch die Baseler Mission mit dem Christentum bekannt gemacht. Durch freundschaftliches Übereinkommen sind aber auch die von ihr dort gesammelten kleinen Gemeinden an die Norddeutsche Mission übergegangen. Das war nicht nur wegen der Einheitlichkeit der Arbeit sondern auch in sprachlicher Hinsicht von Wichtigkeit. Es werden in den hier in Betracht kommenden Landschaften Kpando, Nkonja und Boem etwa acht verschiedene Idiome gesprochen, von jetzt ab aber soll und kann im Kirchen- und Schulgebrauch das Ewe zur Durchführung kommen. Die Methodistenmission, die ihren Sitz in Anecho (bisher Klein-Popo) hat, breitete sich in den letzten Jahren nur wenig aus, dagegen entfaltet die Norddeutsche Mission von ihrer Kopfstation Lome aus grosse Rührigkeit. Zu den nahe bei der im Bau begriffenen Eisenbahnlinie liegenden, zum Teil sehr stattlichen Niederlassungen von Ho, Amedschowe und Agu kam kürzlich eine neue in Akpafu. Es war charakteristisch für die Selbständigkeit der mit der Mission verbundenen schwarzen Arbeitsleute, dass der den Bau beaufsichtigende Missionar Schosser in Amedschowe wohnen bleiben konnte. Die in der Mission ausgebildeten Handwerker arbeiteten so zuverlässig, dass er nur von Zeit zu Zeit kommen und den Fortgang des Baues inspizieren musste. Die Statistik der evangelischen Mission in Togo stellt sich folgendermassen: 6 Hauptstationen, 61 Nebenplätze, 10 ordinierte und 2 nichtordinierte Missionare, 5 unverheiratete Missionarinnen, 3 schwarze Pastoren, die die Ordination empfingen, und 94 andere eingeborene Gehilfen. In den Gemeinden werden 3177 farbige Christen gezählt; 1 höhere und 74 Volksschulen mit insgesamt 2476 Zöglingen. Die katholische Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes hat in Togo ebenfalls sechs Hauptstationen, auf denen 21 Priester,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

11 Brüder und 12 Schwestern tätig sind. Ihnen gehen 53 eingeborene Gehilfen zur Hand. In den Gemeinden zählt man 2697 Katholiken, 67 Schulen und 8 Erziehungshäuser mit insgesamt 2467 Zöglingen.

Kamerun ist Arbeitsfeld für 3 evangelische Missionsgesellschaften: die Baseler, die der Deutschen Baptisten und der Presbyterianer-Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Während letztere zwischen Batanga und der Südgrenze unserer Kolonie und darüber hinaus im spanischen Gebiete tätig ist, sind die Baseler und die Baptisten von dem zentral gelegenen Duala aus ins Innere vorgerückt. Am Regierungssitz Buea wohnt der Baseler Generalpräses, hier befindet sich auch das Seminar zur Ausbildung eingeborener Gehilfen; die meisten Boten dieser Gesellschaft aber ziehen in drei Kolonnen landeinwärts, die eine den Wurifluss hinauf, an dessen Mündung ins Aestuarium die beiden wichtigen Missionsplätze Bonaku und Bonaberi liegen; eine andere südlich davon den Sanaga stromaufwärts, die dritte in nördlicher Richtung ins Flussgebiet des Mongo. Bis vor einigen Jahren war das in der Nähe dieses Wasserlaufs liegende Njasoso der am weitesten vorgeschobene Punkt. Neuerdings kamen aber die Stationen Bali im Norden und Sakbajeme am Sanaga hinzu. Die Baptistenmission, die auf den Schultern Alfred Sakers, des ersten Kamerun-Missionars, steht, hat ihren Stützpunkt ebenfalls in Duala und am Kamerunberg, und dringt im Wurigebiet landeinwärts vor. Sie sendet gerade jetzt mehrere Brüder aus, die einen Vorstoss an den Mbam, einen von Norden kommenden Nebenfluss des Sanaga, unternehmen wollen. So ist also das Küstengebiet von Kamerun besonders stark besetzt. Auf die Dualaneger, die schon eine verhältnismässig grosse christliche Literatur in ihrer Sprache haben, wird ein reichliches Mass von Missionsarbeit verwandt, während von den zahlreichen Hinterlandstämmen erst wenige erreicht sind. Nur der chronikalischen Genauigkeit halber sei der vor einigen Jahren unternommene schwache Versuch einer Freimission in Garua am oberen Benue erwähnt. Es ist nichts daraus geworden, weil den beiden jungen Männern gar nicht die Erlaubnis gegeben ward, sich in diesem fernab gelegenen Gebiet niederzulassen, wo Heidentum und Islam sich mischen. Aufs Grosse und Ganze von Kamerun gesehen, ist zu konstatieren, dass nur der auf eine Entfernung bis 250 km von Duala landeinwärts gelegte Umkreis Missionstätigkeit aufzuweisen hat. Etwa zwei Drittel des eigentlichen Hinterlands und namentlich der ganze vom Islam stark beeinflusste, wenn nicht beherrschte sogenannte Entenkopf von Kamerun ist vom Christentum noch ganz unberührt. Hier haben die Missionspioniere eine grosse Aufgabe vor sich. Statistik der evangelischen Mission: 20 Hauptstationen, 242 Nebenplätze, 45 ordinierte und 26 nichtordinierte Missionare, 10 unverheiratete Missiona-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

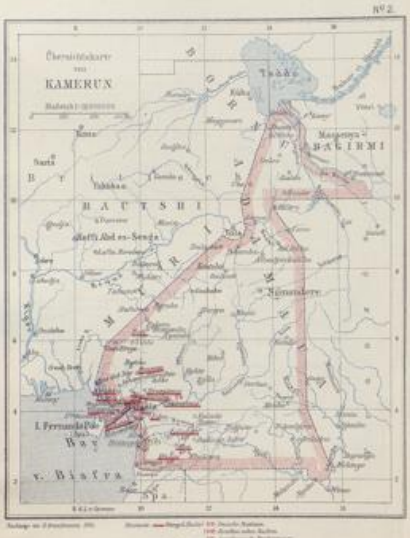

12
14
16
18
20
22
24
26
28
A N G O L A
(Port.)
Shibemba
Humbe
Nambalis
Kunene
Ekuale
Ikerre
Ombandja
Ondonga
Otavi
Otjikango
Otjitambi
Okasendre
Okombahe
Karibib
Otjikango
Swakopmund
Walfisch Bar
Wilhelmsfeste
Sandwich Hfn.
Scheepmansdorf
Baornia
Kuisseb
Hollams Bird I.
(Brit.)
Maltahöhe
Grootfontein
Rehoboth B.
Lüderitz B.
Angra Pequena
Aiktorei
Kubub
C. Cross
Tiger B.
Kuiseb
Koanusib
Zesfontein
Franzfontein
K A L A H A R I
D A M A R A L A N D
N A M A
ATLANT. OCEAN
Übersichtskarte
von
DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA.
Maßstab 1:10000000
0 100 200 300 Km.
12 ° L v Greenw. 14 16
Nachträge von R. Brandenstein 1905.
Missionen.


No 5
10°
140°
150°
160°
170°
Prins Frederik Hendrikl.
Torres Str.
Papua
Merauke
Humboldt B.
Bougainville
Neuguinea
Nachträge von R. Brandenstein 1905.
Verlag v. DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN) Berlin.

N°1.



N°2.



N°3.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

rinnen, 7 schwarze Pastoren und 250 andere eingeborene Gehilfen. Die Gemeinden bestehen aus 7083 eingeborenen Christen und haben 7 höhere Lehranstalten und 247 Volksschulen mit 8303 Schülern beiderlei Geschlechts. Die katholische Pallottiner-Mission zählt: 7 Hauptstationen, 14 Priester, 21 Brüder, 21 Schwestern, 27 eingeborene Gehilfen, 4000 Katholiken, 29 Schulen, 11 Erziehungshäuser und 1586 Zöglinge.

Während in Togo und Kamerun die Missionare ausschliesslich von der Küste ins Innere vorrücken, hat man in Deutsch-Ostafrika gleichzeitig von allen Seiten zu missionieren begonnen. Zu den beiden englischen Missionen (Kirchliche Missionsgesellschaft und Universitätenmission), die schon vor der deutschen Besitzergreifung hier tätig waren, gesellten sich später vier deutsche: die Berliner Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Usambara, Berlin I mit einer Stationenkette vom Nordende des Njassa-Sees bis nach Daressalam, die Brüdergemeine am Njassa und in Unjamwesi, endlich die Leipziger Mission am Kilimandscharo und in den umliegenden kleineren Bergländern. Zahlreich wie diese Missionsorgane sind auch die mit ihnen in Berührung gekommenen Völker. Es sind ihrer mindestens 15—20, wobei die kleinen ethnographischen Unterscheidungen noch gar nicht in Betracht gezogen sind. Die Missionsstationen sind allerdings nicht gleichmässig über das Land verteilt; sie bilden Gruppen oder Streifen. Ein solcher mit vielen Stationen besetzter Missionsstreifen zieht sich im Norden von Tanga und Magila über Usambara und Pare zum Kilimandscharo und Meru. Ein anderer von Daressalam durch Usaramo und Uhehe zum Kinga- und Kondeland am Njassa. Ein dritter von hier nordwärts nach Unjamwesi. Mehr vereinzelt liegen die Niederlassungen der Universitätenmission am Rowuma und die der Kirchlichen Missionsgesellschaft in Usagara und Ugogo. Letztere sind die stehengebliebenen Pfeiler einer einst viel besprochenen Missionsbrücke, die von der Küste bis zum Südufer des Viktoria-Njansa reichte, wo noch jetzt ein allerdings ganz vereinzelt liegender Posten in Nassa am Speke-Golf liegt. Weil es sich im ostafrikanischen Gebiet noch mehr als in Togo und Kamerun um Vorposten- und Wegbahner-Arbeit handelt, ist hier die Zahl der seit 1902 gegründeten Stationen besonders gross: Berlin III eröffnete die in Bungu und Mschihui und nahm die Arbeit unter den Digo in Angriff; Leipzig besetzte den Meru, wo der erste Missionsversuch um die Mitte der 90er Jahre misslungen war, und baute sich in Südpare und Aruscha erstmalig an; die Brüdergemeine eröffnete die drei Stationen Sikonge, Ipole und Kipembabwe, wodurch eine allerdings noch etwas weitläufige Verbindung zwischen ihren Niederlassungen in Urambo und im Kondelande erzielt ward; Berlin I gründete Milow in Uhehe und verlegte zwei alte Stationen an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

günstigere Plätze. Auch die Universitätenmission nahm jüngst einen neuen Anlauf und eröffnete eine Bergstation Kigongoi auf den östlichen Gebirgsausläufern von Usambara, und die Kirchliche Missionsgesellschaft stellte bei der durch Bischof Peel erfolgten Visitation ihre Arbeit in Usagara und Ugogo auf eine breitere Basis. Die statistischen Listen der einzelnen Gesellschaften ergeben folgende Schlusszahlen für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika: 58 Hauptstationen, 134 Nebenplätze, 78 ordinierte und 35 nichtordinierte Missionare, 19 Missionarinnen, 10 ordinierte schwarze Pastoren, 226 andere eingeborene Gehilfen, 6200 Getaufte, 6 höhere Lehranstalten, 254 Volksschulen und 13 862 Schüler. Bei der letzten Zahl ist als Kuriosität anzumerken, dass eine ostafrikanische Mission (die englische Kirchenmissionsgesellschaft) mehr Mädchen als Knaben in ihren Schulen hat, während bei allen andern das männliche Geschlecht stark überwiegt. Das hängt jedenfalls mit dem hohen Prozentsatz unverheirateter Missionarinnen zusammen, der dieser Gesellschaft eigentümlich ist. Die katholische Mission ist in Deutsch-Ostafrika durch die Väter vom heiligen Geist, Apostol. Vikariat Nordsansibar, die Benediktiner im Vikariat Südsansibar und die Weissen Väter in den Vikariaten Tanganjika, Unjaniembe und Süd-Njansa vertreten, wozu noch die Trappisten aus Mariannhill in Natal kommen. Alle zusammen verfügen über: 57 Hauptstationen, 126 Priester, 70 Brüder, 77 Schwestern, 461 eingeborene Gehilfen, 25 817 Katholiken, 295 Schulen, 76 Erziehungshäuser und Wohltätigkeitsanstalten und 18 106 Schüler.

Handelte es sich bisher um ruhig arbeitende und im gesunden Fortschreiten begriffene Missionen, so haben wir im Süden von Deutsch-Ostafrika einen schmerzlichen Rückschlag infolge des Aufstandes zu beklagen. Soweit bisher bekannt, ist davon die Missionsgesellschaft Berlin I, die Universitätenmission und die der Benediktiner ernstlich betroffen. Noch grösser aber ist die Verwüstung, die der Herero- und Nama-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika angerichtet hat. Bei dessen Ausbruch war das ganze Land mit einem Netz von Stationen der Rheinischen Mission überzogen. Soweit es reine Hererostationen waren, wurden sie bald nach Beginn des ersten Aufstandes von fast allen Eingeborenen verlassen; nur an den Orten, wo neben den Hererochristen auch Bergdamara und Bastards in der Pflege der Missionare standen, konnte das Werk fortgesetzt werden. Dass den deutschen Glaubensboten durch eine Proklamation des angesehensten Herero-Kapitäns volle Sicherheit des Lebens garantiert wurde, hat jeder Unbefangene als einen offenkundigen Erfolg der Missionsarbeit angesehen; als ein solcher war auch das Verhalten vieler eingeborener Christen zu betrachten, z. B. jener, die den meisten deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Frauen und Kindern das Leben retteten. Anderseits hat es freilich leider auch nicht an solchen Hererochristen gefehlt, die in den kritischen Tagen anscheinend ganz in die wilde heidnische Art zurücksanken und es ihren unbekehrten Landsleuten mit Plündern und Morden gleichtaten. Die Herero waren eben noch kein christliches Volk, sondern erst in der Christianisierung begriffen. Nur etwa der zehnte Teil war getauft. Wenn man zum Vergleich einmal die Geschichte der Kolonisierung und Christianisierung von Mitteldeutschland im frühen Mittelalter aufschlägt und die Einzelheiten der grossen Wendenaufstände im 11. und 12. Jahrhundert nachliest, stösst man auf ganz ähnliche Dinge. Und damals waren doch schon mehrere hundert Jahre lang christliche Glaubensboten in unserm Lande, während unter den Herero erst seit einigen Jahrzehnten das Evangelium gepredigt wird. Der Namaaufstand hat die Missionskreise fast noch schmerzlicher berührt als die Herero-Tragödie. Der Name des alten Hendrik Witboi weckt bei ihnen sehr wehmütige Erinnerungen, und der gewaltsame Tod des Missionstechnikers Holzapfel war ein besonders harter Schlag. Doch fehlt es auch hier nicht an einzelnen Lichtpunkten. Mehrere christliche Kapitäne haben sich nicht am Aufstand beteiligt, so sehr sie auch von ihren Landsleuten und dem Agitator der äthiopischen Bewegung bearbeitet wurden. Die Sehnsucht nach der Rückkehr friedlicher Verhältnisse ist jetzt gross. Man verspricht sich auch in den Missionskreisen nur gutes vom Amtsantritt des neuen Gouverneurs. Hoffentlich gelingt es, bei der Wiederherstellung der Dinge im Herero- und Namalande eine Lösung der Eingeborenenfrage zu finden, bei der der christliche Charakter des kolonisierenden Volkes erkennbar bleibt. Die Forderungen gewisser Kolonistenkreise haben ihn ernstlich in Frage gestellt. Mit grosser Genugtuung ist zu konstatieren, dass das von der Finnischen und Rheinischen Mission besetzte Owamboland im Norden völlig ruhig geblieben ist, so dass von einer kriegerischen Aktion gegen dasselbe abgesehen werden kann. Es wird allgemein anerkannt, dass man das loyale Verhalten dieses Volkes den wackeren Missionaren zu verdanken hat, die gerade dort in den Anfangsjahren viel Schweres durchzumachen hatten. Immerhin haben die Fortschritte dieser verhältnismässig jungen und kleinen Mission die Verluste mehrerer Herero- und Namastationen, die vielleicht nie wieder aus ihren Trümmern erstehen werden, nicht ausgleichen können, so dass unser Werk in Deutsch-Südwestafrika jetzt kleinere Zahlen aufzuweisen hat, als vor drei Jahren. Hier sind sie: 30 Hauptstationen, 54 Nebenplätze, 42 ordinierte und 2 nichtordinierte Missionare, 3 unverheiratete Missionarinnen, 79 eingeborene Gehilfen, 9912 Getaufte, 30 Schulen und 2205 Schüler. Katholischerseits wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Apostolische Präfektur im Norden des Schutzgebiets und ein Vikariat am Oranjeflusse unterschieden; beide zusammen haben sechs Hauptstationen, 16 Priester, 15 Brüder, 9 Schwestern, 4 eingeborene Gehilfen, 450 Katholiken, 3 Schulen und 225 Schüler.

Wir springen nun nach der Südsee hinüber. In Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea finden wir zwei evangelische Missionsgesellschaften am Werke, die von Neuendettelsau in Bayern bei Finschhafen und die Rheinische an der Astrolabebai. Ins Innere, wo die Eingeborenen noch sehr scheu und wild sind, konnte man sich noch nicht wagen, doch wird auch in dieser Hinsicht Jahr für Jahr mehr Boden gewonnen. Die Neuendettelsauer Mission hat reichlichere Erfolge zu verzeichnen, als die Rheinische, ihr stehen aber auch dreimal so viel Kräfte zur Verfügung. Sie hat seit 1902 drei neue Stationen gegründet: Wareo, Pola und Heldsbach. Im Bismarck-Archipel treibt die australische Methodistenmission ein solid angelegtes und erfolgreiches Werk. Als Mittelpunkt desselben ist die kleine Insel Neu-Lauenburg zu bezeichnen. Das dortige Missionsseminar von Ulu liefert einen Stamm tüchtiger eingeborener Lehrer. Es deckt aber bei weitem nicht den ganzen Bedarf der auf Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg gebrauchten Pastoren und Lehrer. Die meisten von ihnen kommen noch von den alten, in der Christianisierung schon weiter vorgeschrittenen Arbeitsfeldern dieser Gesellschaft, namentlich von den Fidschi-Inseln und Samoa. Das in unsern Kolonien einzigartig dastehende Experiment, ein heidnisches Gebiet unter europäischer Aufsicht durch christliche Eingeborene der Nachbargebiete missionieren zu lassen, hat schöne Erfolge aufzuweisen. Auf Neu-Mecklenburg, das durch die Wildheit seiner Bewohner berüchtigt ist, haben die Methodisten neuerdings auch im Norden zu Nusa und an der Ostküste in Kudukudu Fuss gefasst, nachdem sie sich an der Westküste schon länger niedergelassen hatten. Auf den Karolinen- und Marshall-Inseln missioniert der von Boston ausgehende American Board, genauer die Evangelische Gesellschaft von Hawaii. Kusaie mit dem Bingham-Institut für junge Männer und einer höheren Mädchenschule, sowie Ponape sind hier die Vororte der evangelischen Mission, die sich wieder erholt, nachdem sie in der spanischen Zeit sehr gelitten hatte. Von den Marshall-Inseln haben 20 je eine Kirche. Bei jeder findet man auch eine Schule, auf einigen Inseln sogar mehrere. Als besonders wertvolles Hilfsmittel für Verbreitung des Christentums ist der im Sommer vorigen Jahres in Dienst gestellte Missionsdampfer „Morgenstern" zu bezeichnen, das fünfte Schiff dieses Namens, dessen Kosten von amerikanischen Schulkindern aufgebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, dass auch die vorhin erwähnte australische Methodistenmission eine neue Segeljacht in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihren Inseldienst gestellt hat. Von den Karolinen hat nur die östliche Gruppe evangelische Missionsarbeit aufzuweisen, die Westkarolinen nicht. Letzteres gilt auch von den Marianen oder Ladronen, doch ist hier die unter amerikanischer Flagge stehende Insel Guam mit in den Arbeitsbetrieb des American Board einbezogen. In Samoa endlich stossen wir auf eine äusserlich ganz christianisierte Inselgruppe; es gibt hier keine eigentlichen Heiden mehr. Sämtliche Eingeborene, deren Zahl in den Weissbüchern auf rund 33 000 angegeben wird, gehören entweder zur Londoner Mission, die hier schon seit 70 Jahren wirkt und über 20 000 Anhänger hat, oder zu den Methodisten oder sind katholisch. Natürlich bleibt aber noch viel zu tun, die christliche Erkenntnis zu vertiefen und die Getauften im christlichen Leben zu befestigen. Eine zusammenfassende Statistik der auf unsern Südseeinseln wirkenden Missionsgesellschaften zu geben, ist schwierig, weil die englischen und amerikanischen Missionen unter einer Hauptstation etwas anderes verstehen, als die deutschen, auch ist bei ihnen die Verwendung farbiger Missionskräfte eine weitergehende. Dazu kommt, dass die Seelenzahl ihrer Gemeinden nicht so einfach zu berechnen ist; sie unterscheiden einen äusseren Zirkel, die Anhänger, und einen inneren, die vollen, d. h. kommunionberechtigten Gemeindeglieder. Der Gleichförmigkeit halber sei aber auch hier nach demselben Grundsatz gezählt, wie in den afrikanischen Gebieten, indem die „Anhänger" den eingeborenen Christen andrer Gesellschaften gleichgestellt werden. Die evangelische Mission in der deutschen Südsee hat 29 Hauptstationen, 387 Nebenplätze, 38 ordinierte und 7 nichtordinierte Missionare, 8 unverheiratete Missionarinnen, 172 farbige Pastoren, 913 andere eingeborene Gehilfen, 49 042 eingeborene Christen, 14 höhere Unterrichtsanstalten, 441 Volksschulen und 16 156 Schüler. Die katholische Kirche ist dort vertreten durch die Gesellschaft des göttlichen Wortes in Kaiser-Wilhelmsland, die Missionare vom heiligsten Herzen Jesu im Bismarck-Archipel und den Marshall-Inseln, die Maristen auf Samoa, die Kapuziner auf den Karolinen- und Palau-Inseln und die spanischen Augustiner-Rekollekten auf den Marianen. Sie haben zusammen: 70 Stationen, 83 Priester, 64 Brüder, 76 Schwestern, 37 (?) eingeborene Gehilfen. Über die Zahl der Katholiken, Schulen und Schüler geben die mir vorliegenden Quellen keine genaue Auskunft.

Das Pachtgebiet von Kiautschou endlich haben sich zwei evangelische Missionsgesellschaften als Arbeitsgebiet ersehen, die Berliner Mission und der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Sie stellen dort beide die Schultätigkeit in den Vordergrund und haben stattliche deutsch-chinesische Lehranstalten eröffnet. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein treibt ausserdem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Faber-Hospital ärztliche Mission, die Berliner Missionsgesellschaft aber lässt sich die Verkündigung des Evangeliums in Stadt und Land angelegen sein. Sie bezog im letzten Jahre zwei neue Stationen: Tsimo-Ost und Dschutscheng. Neben ihnen wirkt auch noch in beschränktem Masse die amerikanische Presbyterianer-Mission, dieselbe, der wir schon in Kamerun begegneten. Der Umfang dieser jungen evangelischen Missionsarbeit in Kiautschou wird durch folgende Zahlen bezeichnet: 5 Hauptstationen, *22* Nebenplätze, 10 ordinierte und 1 nichtordinierter Missionar, 3 Missionarinnen, 73 eingeborene Gehilfen, 401 eingeborene Christen, *2* höhere und 7 Volksschulen, 378 Schüler. Die katholische Mission ist durch die Gesellschaft des göttlichen Wortes vertreten. Sie hat im Pachtgebiet und der sogenannten deutschen Interessensphäre 5 Stationen, 8 Priester, *2* Brüder, 10 Schwestern, 1 chinesischen Priester, 38 eingeborene Gehilfen und 864 Katholiken.

Wenden wir uns nun der Arbeitsweise der Mission, speziell der evangelischen Mission zu, so hiesse es in dieser Versammlung Eulen nach Athen tragen, wollte ich Einzelheiten über die Erkundigungsreisen, Stationsgründungen, den äusseren und inneren Ausbau der christlichen Niederlassungen, die Sammlung und Erziehung der Gemeinden bringen. Wir können an diesem Orte auch von der spezifisch religiösen Arbeit absehen, die von den Missionsgesellschaften natürlich als ihre vornehmste Aufgabe angesehen wird. Die evangelische Mission verzichtet, wenn sie irgendwo grundlegende Arbeit zu tun hat, wie es in unsern Kolonien meist der Fall ist, auf schnelle und in die Augen fallende Erfolge. Sie macht auch nur mit grosser Zurückhaltung von dem Nachdruck und der Hilfe Gebrauch, die die Vertreter der vordringenden Kolonialgewalt ihr leisten können. Es kommt ihr nicht auf eine schnelle, oberflächliche Christianisierung der Völker in unsern Kolonien an, sondern auf deren wirkliche Bekehrung zum Christentum. Darum geht sie namentlich bei dem Sammeln ihrer Erstlingsgemeinden so vorsichtig zu Werke. Der fernstehende Beobachter begreift es kaum, dass die Missionare nicht mit beiden Händen zugreifen, wenn die ersten Taufbewerber kommen, sondern sie einem mehrjährigen Vorbereitungsunterricht unterwerfen und ihnen immer wieder vorhalten, wie gross das Vorhaben ihres Übertritts ist, auch auf die Gefahr hin, dass an einem Orte Jahrzehnte lang ohne einen in die Augen fallenden Erfolg gearbeitet werden muss, wie z. B. von der Rheinischen Mission auf Neu-Guinea. Wer solid arbeitet, muss langsam arbeiten. Grosser Zulauf und religiöse Massenbewegungen stellen sich später von selbst ein. Aber ich gehe, wie gesagt, hier auf die rein religiöse Seite der Missionstätigkeit nicht ein. Dagegen erachte ich es für meine Aufgabe, darauf hinzuweisen, inwieweit die Missions-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeit der Erschliessung unserer Kolonien, der Hebung der eingeborenen Völker, der Verbreitung von Humanität und Kultur dient, nicht zu vergessen der Förderung, die das Deutschtum durch sie erfährt. Ich werde auch hier wieder die Fortschritte der letzten drei Jahre besonders hervorheben.

Die ins Hinterland vordringenden Pioniermissionare, die sich bekanntlich am liebsten abseits von den vielbegangenen Strassen unter die „unverdorbenen" Neger setzen, tragen durch ihr blosses Erscheinen eine Menge neuer Fermente in die Naturvölker. Wir greifen z. B. den Hausbau heraus. Sie können um der Gesundheit willen nicht lange ohne solide Steinhäuser sein. Die bis dahin nur in armseligen, lichtarmen Hütten wohnenden Eingeborenen machen auf diese Weise die erste Bekanntschaft mit besseren Wohnverhältnissen, sie lernen sie aber auch zugleich herstellen. Der Kamerun-Missionar Leimbacher gab uns kürzlich eine anschauliche Beschreibung vom Bau der Stationsgebäude in Bali. Als Arbeiter standen ihm fast nur junge Burschen zur Verfügung, die von europäischer Bauweise keine Ahnung hatten. Als er ihnen aber das Formen der Backsteine, die Handhabung der Werkzeuge sowie die Kunstgriffe der Maurer und Zimmerleute vorgemacht hatte, wurden sie in verhältnismässig kurzer Zeit leistungsfähige Bauleute. So geht es aber überall auf vorgeschobenen Posten.

Auf den schon länger bestehenden Stationen wird die Zeit und Kraft der Missionare zum guten Teil durch Aufgaben der Erziehung in Anspruch genommen. Wir können uns einen Missionsplatz ohne Schule gar nicht denken. Ich will nicht weiter auf das Schulwesen eingehen, weil wir hernach einen besonderen Vortrag über die Missionsschulen hören werden. Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, dass auf 148 Hauptstationen in unsern Kolonien 1100 evangelische Schulen kommen, also jeder Platz, auf dem ein Missionar wohnt, ist mit einem Kranz von Dorfschulen umgeben, die durch eingeborene Leherer bedient werden, und viele heidnische Familien, die dem neuen Glauben noch fern stehen, haben durch ihren Sohn doch schon eine Verbindung mit den Glaubensboten, und die Schulwege werden zu Kanälen, durch die ein neues Denken und Leben bis in die fernen Hütten hinüberfliesst. Die sogenannten Kostschulen aber, die den Erziehungsanstalten der katholischen Mission entsprechen, verbürgen einen stetigeren und tiefergehenden Einfluss auf ihre Zöglinge. Bei dieser Gelegenheit sei auch der Sklavenfreistätte Lutindi in Deutsch-Ostafrika gedacht, wo der Evangelische Afrika-Verein aus sehr verwahrlosten, verkommenen Kindern tüchtige und gute Menschen zu machen sucht. Was die Erziehungsresultate der Schulen betrifft, so kann man es begreifen, dass die Missionare, die es auf der ersten Stufe vielfach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit einem unbändigen Rohmaterial zu tun haben, hernach mit einem gewissen Wohlgefallen auf die gesetzten Zöglinge ihrer mittleren Lehranstalten oder gar auf die Auslese in ihren Seminaren hinweisen. Noch mühsamer als die Erziehung der Knaben ist die der Mädchen, weil sie intellektuell und moralisch tiefer stehen. Unsere 48 Diakonissen und Missionslehrerinnen — sie sind in unsern Kolonien leider noch viel zu dünn gesät — treiben ein sehr verdienstvolles Werk. Es wäre aber unrecht, hier die von den Ehefrauen der Missionare geleistete Mitarbeit zu verschweigen. Sie werden von der evangelischen Missionsstatistik in Deutschland meist nicht mitgezählt. Ich habe aber festgestellt, dass ihre Zahl bei Beginn dieses Jahres mindestens 154 betrug. Wie viele von ihnen sind Pflegemütter verwaister Negerkinder und Erzieherinnen strebsamer Mädchen, die später einem eingeborenen Pastor oder Lehrer die Hand reichen. Wie wertvoll die Hilfe ist, die sie in ihrem Bereich, in der Stille des Missionshauses leisten, findet man naturgemäss in den Berichten nur selten ausgesprochen, da die ihnen erwachsenden und häufig wechselnden Aufgaben meist nicht genau formuliert werden können. Dem aufmerksamen Beobachter entgehen sie aber nicht. Auch der französische Abbé Pisani stellt in seiner Schrift über die protestantischen Missionen*) den evangelischen Missionsfrauen das Zeugnis aus, dass sie den Heiden, die die Bedeutung des Cölibats meist nicht verstünden, einen Anschauungsunterricht über die Pflichten der christlichen Frau geben, wenn er auch seine Bedenken gegen das Verheiratetsein der Missionare, namentlich in ungesunden und gefährlichen Gegenden, geltend macht.

Die Berührungen von Mission und Sprachforschung bilden ein interessantes Kapitel. Es scheint heute merkwürdiger Weise noch eine offene Frage zu sein, ob unsere Kolonialbeamten die Sprache des Volkes lernen sollen, unter dem sie als Verwaltungsorgane oder Richter tätig sind. Für unsere Missionare ist es eine ausgemachte Sache, dass sie, die dem Volke ans Herz kommen wollen, seine Muttersprache lernen. Sie dringen unverdrossen in den Urwald der noch nie schriftlich fixierten Sprache ein, suchen sie erst selbst zu bemeistern, erheben sie dann zur Schriftsprache und schaffen in ihr eine christliche Literatur. So hat die Norddeutsche Mission bereits ein langes Verzeichnis von Kirchen- und Schulbüchern in der Ewesprache. Die im Verlag der Baseler Mission erschienene Duala-Literatur für Kamerun ist schon erwähnt, aber auch die dortige Bakwirisprache ist von ihren Missionaren bemeistert; in den Idiomen von Bakoko, Malimba, Bakosi und Bali sind wenigstens Vorarbeiten vorhanden. Dasselbe gilt von den Sprach-

*) Les Missions Protestantes à la fin du XIXe siècle par l'abbé P. Pisani, Chanoine de Paris. Paris, Bloud & Cie., 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeiten der Baptisten in Bassa. Für die christlichen Gemeinden von Deutsch-Südwestafrika hat die Rheinische Mission, die linguistisch hervorragend begabte Männer in ihrem Dienst hatte, ein reiches Mass von Büchern in der Nama-, Herero- und Owambosprache geschaffen. Für die Literatur in der letzteren sind auch die finnischen Brüder tätig gewesen. Deutsch-Ostafrika hat, abgesehen vom Kisuaheli, noch keine grossen Bücherschätze, aber auch hier heisst die evangelische Mission nicht ohne Grund die „Buchreligion" und jeder Missionszögling ein „Leser". Die Sendboten von Berlin III schufen die ersten Kischamba-Bücher und sorgen für ihre Vermehrung; die der Leipziger Mission beherrschen die drei Dschagga-Dialekte am Kilimandscharo; sie schreiben und drucken auch darin. Die Kirchliche Mission bemeisterte die Sprache von Usagara und gab in ihr, wie auch in der der Wasukuma am Viktoria-Njansa, mehrere Bücher heraus; soeben meldet sie ferner die Vollendung einer grösseren Arbeit in Kigogo. Berlin I hat in Verbindung mit Brüdermissionaren die Sprache der Konde zur Schriftsprache erhoben, ihre Missionare sprechen aber auch Kinga, Bena, Hehe, Kinjakjasa und Pangwa. Was an christlicher Literatur im Kisaramo an der Küste vorhanden ist, übernahm sie mit den dortigen Gemeinden von Berlin III. Die Missionare der Brüdergemeine endlich beherrschen noch die Sprachen der Banjika und das Kinjamwesi. Auch hier sind schon Schriftproben da. Es versteht sich von selbst, dass die alten Südsee-Missionen, namentlich die in Samoa, bereits eine ausgedehnte Literatur haben; aber auch auf Neu-Guinea sind einzelne Stücke des Sprachurwalds gelichtet. Die Rheinische Mission hat das hinsichtlich der Sprachen bez. Dialekte von Siar-Ragetta, Bogadjim und Bongu getan, die von Neuendettelsau beim Jabim und Kai. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass es in den meisten der genannten Sprachen neben den Schriften religiösen Inhalts allerlei Lese- und andere Schulbücher, vielfach auch von Missionaren verfasste Grammatiken und Wörterbücher gibt, in den fortgeschritteneren Kolonialgebieten auch Zeitungen und Kalender. Es ist also ein ganz hervorragender Beitrag, den die evangelische Mission zur Sprachforschung und Literaturbeschaffung in unsern Kolonien liefert.

Sie fördert ferner humane und gemeinnützige Bestrebungen, wo sie nur kann. Der beim vorigen Kolonialkongress gegebene Anstoss zur Vermehrung der ärztlichen Mission, mit der wir Deutschen noch so weit hinter den Engländern und Amerikanern zurückstehen, ist nicht vergebens gewesen. In Deutsch-Ostafrika stellte der Evangelische Afrika-Verein in Verbindung mit Berlin III einen Arzt in Bungu an, die Leipziger Mission schickte einen solchen an den Kilimandscharo. Aussätzigen-Asyle wurden von der Brüdergemeine und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berlin I im Njassagebiet eröffnet, von Berlin III in Usambara. Die Kirchliche Missionsgesellschaft ist mit dem Bau eines Sanatoriums in Usagara beschäftigt. In Kamerun ist die Diakonissen-Krankenflege der Baptisten zu erwähnen. Hinsichtlich der gemeinnützigen Bestrebungen steht gerade jetzt die Rheinische Mission in Deutsch-Südwestafrika im Vordergrund. Es ist bekannt, welche Verdienste sich ihre alten Missionare um die Zurückführung der kampfesmüden Herero erworben haben, nicht minder aber ist ihre Übung der Barmherzigkeit an den gefangenen und in Massen hinsterbenden Eingeborenen in Swakopmund anzuerkennen. Die von ihr in Otjimbingue gegründete Erziehungs-Anstalt für halbweisse Kinder, die ein garstiges Proletariat unserer Kolonie zu werden drohen, gehört auch hierher.

Über die kulturellen Leistungen der Mission, wobei man ebensowohl an ihren Beitrag zur Urbarmachung und Bepflanzung des Bodens, wie an die Anleitung der Eingeborenen hierzu oder an deren Ausbildung zu Handwerkern und ähnlichen Berufsarten denken mag, ist auf diesem Kongress schon so viel geredet worden, dass ich diesen Punkt nur anzudeuten brauche. Ich möchte jedoch noch die Förderung der deutschen Sprache wie des Deutschtums überhaupt erwähnen. Die Lage der Dinge bringt es mit sich, dass unsere westafrikanischen Kolonien darin den Vorrang haben; in den meisten Missionsschulen steht dort auch der Unterricht im Deutschen auf dem Lehrplan. In Togo ist das bekanntlich durch eine Vereinbarung zwischen dem Gouvernement und den in seinem Bereich wirkenden Missionsgesellschaften seit Beginn dieses Jahres amtlich geregelt, in Kamerun aber hat die Baseler Mission ganz von sich aus neben den eigentlichen Missionsschulen auch einige deutsche Schulen eingerichtet, um den Bedürfnissen der neuen Zeit entgegenzukommen. In Ostafrika ist es wesentlich schwerer, Unterricht im Deutschen zu geben; die meisten Missionsgesellschaften tun es aber wenigstens in ihren mittleren Schulen und in den Anstalten zur Ausbildung ihrer eingeborenen Gehilfen, so dass auch hier allmählich von der Mission ein Stamm deutschsprechender Leute herangezogen wird. Das gilt auch für Neu-Guinea und ist von der Methodisten-Mission für den Bismarck-Archipel wenigstens in Aussicht genommen. Auf Samoa wird im Bereich der Londoner Mission viel deutsch gelernt. Die dortige Instituts-Vorsteherin, Frl. Val. Schultze, hat sogar eine deutsche Grammatik für Samoaner herausgegeben. Dass die beiden in Kiautschou wirkenden Missionsgesellschaften sich dort um die Verbreitung der deutschen Sprache besonders verdient machen, ist schon angedeutet. Die Pflege des Patriotismus wird auf den Missionsstationen ebenfalls nicht vernachlässigt. Die Schulräume sind vielfach mit dem Kaiserbild geschmückt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Singstunde, die die Neger ganz besonders lieben, werden deutsch-patriotische Lieder geübt, Jünglingsvereine, z. B. der von Amedschowe (Togo), haben das Bildnis des Kaisers auf ihrer Bundesfahne, und unsere patriotischen Festtage werden auch auf den weit im Innern liegenden Missionsstationen gefeiert.

Endlich sei noch erwähnt, dass die Missionare häufig als Friedensvermittler ein gutes Werk tun, sei es, dass es sich um Streitigkeiten unter den Eingeborenen handelt, wie neuerdings im Awatimelande (Togo) und Unjamwesi (Deutsch-Ostafrika), oder um eine Vermittelung zwischen unbotmässigen Eingeborenen und den Regierungsorganen, wofür Beispiele aus allen Gebieten vorliegen; auch haben sich einzelne erfahrene Missionare in Togo und Kamerun um die Lösung der Schwierigkeiten verdient gemacht, die sich aus der Erteilung zu grosser Landkonzessionen an Ausbeutungsgesellschaften ergeben hatten. Es ist in der Regel keine angenehme Aufgabe für den Missionar, bei solchen Gelegenheiten Vermittler zwischen seinen Landsleuten und den aufgebrachten Afrikanern zu sein, aber er sieht es als seine Pflicht an, und einsichtige Leute danken es ihm auch. Übrigens sucht die evangelische Mission grundsätzlich mit weltlichen Händeln unverworren zu bleiben, und sie empfindet es schwer, wenn sie wider ihren Willen hineingezogen wird. Die Friedenspalme ist und bleibt ihr Symbol. Mit diesem zieht sie durch unsere Kolonien. Eine stille Arbeiterin und Dienerin. Was ihre Stellung zur Kolonialpolitik betrifft, so bleibt sie sich zwar bewusst, dass sie ihren Auftrag nicht von der Kolonialregierung hat, aber sie sucht dem Vaterlande in unsern Kolonien zu dienen, so viel sie nur kann.

Kirchenrat D. **Kurze,** Bornshain: Wer sich mit missionsstatistischen Studien beschäftigt, weiss, welch mühselige, zeitraubende Arbeit dies ist, daher gebührt Herrn Pastor Paul für die Sorgfalt und Genauigkeit der grösste Dank. Ein weniges, wodurch das Gesamtresultat allerdings nicht berührt wird, hat derselbe indes weggelassen, was ich noch hinzufügen möchte. Es sind dies einige kleinere, evangelische Missionsstationen, nämlich für Deutsch-Ostafrika die Station Kasanga der Londoner Missionsgesellschaft in der Südostecke des Tanganjika, für Deutsch-Samoa die Mission der amerikanischen Adventisten; für die Karolinen eine amerikanische Independenten-Freimission in der Rukgruppe.

Missionsinspektor P. **Haussleiter,** Barmen: Zur Ergänzung und Berichtigung möchte ich folgendes noch nachtragen, das mir bei dem grossen Interesse, welches zurzeit die Öffentlichkeit der Rheinischen Mission

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Südwestafrika zuwendet, doch wichtig erscheint. Die überwiegende Zahl der Mädchen in den Schulen in Deutsch-Südwestafrika erklärt sich daraus, dass die Knaben zum Hüten des Viehs teilweise unentbehrlich waren. Nicht der zehnte, sondern nur etwa der fünfzehnte Teil des Hererovolkes bestand aus getauften Christen. Ferner: nicht alle Nama-Stationen wurden im Aufstande von den Eingeborenen verlassen. Bethanien, Keetmannshoop, ja, auch kleinere Kreise von Herero blieben treu. Endlich bemerke ich noch, die Erziehungsanstalt für die Kinder weisser Väter und farbiger Mütter befindet sich nicht in Otjimbingue, sondern in Okahandja (Augustineum). Dabei steigt mir noch ein Zweifel auf, in welcher Weise in den Statistiken auf katholischer Seite die getauften Christen gezählt werden, nämlich ob die während eines Jahres Verstorbenen in Abzug gebracht oder die Zahl der Getauften fortgeführt wird, ohne dass die Verstorbenen hinzugerechnet werden. Für eine Aufklärung wäre ich dankbar.

Provinzial P. **Linckens,** Hiltrup: Auf die Anfrage des Herrn Missionsinspektors Haussleiter bin ich in der Lage mitzuteilen, dass nur die Lebenden mitgezählt zu werden pflegen.

Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch: Für die gegebenen Ergänzungen und Berichtigungen meiner Ausführungen bin ich sehr dankbar. Herrn Missionsinspektor Haussleiter gegenüber möchte ich nur noch darauf aufmerksam machen, dass ich nur vom Verlassen der reinen Herero-Stationen während des Aufstands gesprochen habe.

Die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien.

Von D. **Oehler,** Missionsinspektor der Baseler Mission, Basel.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

1. Wenn der Satz wahr ist, dass die Entwickelung einer Kolonie, ihre Bedeutung und ihr Wert für das Mutterland am meisten von ihrer Bevölkerung abhängt, so ist die Schule einer der wichtigsten Faktoren in der Entwickelung der Kolonien, denn sie wirkt unmittelbar auf den Charakter der Bevölkerung ein. Und jener Satz ist wahr, unter welchem Gesichtspunkt man auch die Bedeutung und den Wert der Kolonien betrachten mag, vornehmlich auch, wenn man dies unter dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftlichen tut, also unter demjenigen, der den meisten Kolonialfreunden obenan steht. Durch ihre Bevölkerung erhalten unsere Kolonien ihren Wert als Absatzgebiete für unsere Industrieerzeugnisse und als Produktionsgebiete für unsern Handel. Aber für Kaufkraft und Produktionskraft kommt nicht nur die Menge der Bevölkerung, sondern vor allem auch ihre Beschaffenheit, ihr Charakter im weitesten Sinne des Wortes in Betracht. Sie hängt wesentlich ab von dem ganzen Stand ihrer materiellen und geistigen, insbesondere auch sittlichen Kultur und den darin begründeten Bedürfnissen, Ansprüchen, Fähigkeiten und Antrieben. Eine durch Branntwein degenerierte und demoralisierte, entnervte, abgestumpfte, arbeitsscheue und verarmte Bevölkerung ist weder konsumtions- noch produktionskräftig. Darum bedeutet die Überschwemmung unserer Kolonien mit Branntwein eine Schädigung ihrer wirtschaftlichen Kraft und ihres Wertes für die Zukunft. Sie gleicht dem Raubbau, der, um des augenblicklichen Gewinns willen, das Bauland für die Zukunft entwertet. Ebenso bedeutet es eine wirtschaftliche Schwächung der Kolonie, wenn man die Bevölkerung zu einem unfreien, besitzlosen, zum Frondienst verurteilten Proletariat macht und dadurch alle die Antriebe zum Kaufen und Produzieren, die aus der wirtschaftlichen Selbständigkeit erwachsen, niederhält. Aber eine nicht missbildete, sondern verständig erzogene, geistig und moralisch gehobene Bevölkerung wird durch ihre zunehmende Konsumtions- und Produktionskraft der Kolonie eine immer zunehmende wirtschaftliche Bedeutung geben. Hier aber greift die Schule als ein Faktor von entscheidender Wichtigkeit ein. Deswegen darf die Schultätigkeit unter der eingeborenen Bevölkerung unserer Kolonien auch das Interesse derer in Anspruch nehmen, für welche die Kolonien vornehmlich oder auch ausschliesslich als Absatz- oder Produktionsgebiete in Betracht kommen. Es sind ihre Angelegenheiten, auf welche die Beeinflussung der Bevölkerung durch die Schule einen immer wachsenden und, sobald sie einen grösseren Umfang angenommen hat, spürbaren Einfluss ausüben muss. Die Bedeutung der Schule für die Kolonialpolitik, auch soweit sie nicht Wirtschaftspolitik ist, für die Verwaltung der Kolonien und für die Erfüllung der Kulturaufgabe des herrschenden Volkes gegenüber der eingeborenen Bevölkerung, sowie ihre Bedeutung für die Mission, braucht nicht weiter nachgewiesen zu werden. Das Gesagte möge genügen zur Begründung des Satzes, dass die Schule in den Kolonien die Beachtung aller Kolonialfreunde und -interessenten verdient.

2. Meine Aufgabe hier ist, über die Schultätigkeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien zu reden. Was ich zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sagen habe, wird teilweise auch für die katholische Mission zutreffen. Auch sie betreibt eine ausgedehnte Schultätigkeit. Wenn man den Umfang nach der Zahl der Schüler bemisst, so steht, alle deutschen Kolonien zusammengenommen, die Schultätigkeit der katholischen Mission zwar hinter der der evangelischen zurück, ist aber doch auch ansehnlichen Umfangs. Die evangelische Mission zählt nämlich in 30 höheren Schulen und 1053 Volksschulen etwas über 43 000, die katholische in 486 Schulen und 117 Erziehungshäusern etwas über 26 000 Schüler. Diesen Zahlen gegenüber erscheint die Schultätigkeit der Regierung recht bescheiden. Eine solche scheint in der Südsee, sofern es sich um Schulen für Eingeborene handelt, ganz zu fehlen; sie erstreckt sich in Kamerun und Togo auf einige hundert, in Ostafrika auf ungefähr 2000 Schüler, doch hat die Regierung ihr Interesse für die Schule von Anfang an bezeugt, und schon wenige Jahre nach der Besitzergreifung Kameruns wurde dorthin der erste Regierungslehrer gesandt, dem bald ein zweiter folgte. Aber gerade um der Schultätigkeit der Mission willen konnte und durfte sich die Regierung um so leichter in ihrer Schultätigkeit beschränken und vornehmlich ein höheres Schulwesen zur Verbreitung der deutschen Sprache und Heranbildung von niederen Beamten aus den Eingeborenen pflegen. Einen Anfang zu einem Regierungsschulwesen auf breiterer Basis treffen wir, soviel ich sehe, nur in Ostafrika in den sogenannten Hinterlandschulen, Dorfschulen unter einem eingeborenen Lehrer, die bei bescheidener Leistungsfähigkeit doch immerhin Knaben für die unter europäischer Leitung stehende Hauptschule vorbereiten und es ermöglichen, für diese die hoffnungsvolleren Schüler auszuwählen. Aber die gegenüber der Regierungsschule weit überwiegende Bedeutung der Missionsschule springt in die Augen.

Schon der heutige Stand des Missionsschulwesens lässt erkennen, dass es ein mächtiger Faktor in den Kolonien ist. Verteilt man die Schüler beider Konfessionen zusammen auf die Gesamtzahl der eingeborenen Bevölkerung unserer Kolonien mit ihren etwa dreizehn Millionen, so kommt allerdings erst auf ungefähr 190 Menschen ein Schüler. Aber da erst ein verhältnismässig kleiner Teil der weiten Gebiete unserer Kolonien in den Bereich der Schultätigkeit gezogen ist, so verteilen sich die 70 000 Schüler auf wenige Millionen der Kolonialbevölkerung, so dass uns da eine zwar auf einen Bruchteil des Kolonialgebiets beschränkte, aber auf diesem Teil schon ziemlich intensive Schultätigkeit entgegentritt. Und dieselbe ist, wenigstens in einigen Kolonien, in starkem Wachstum begriffen. Dabei ist zu beachten, dass es sich hierbei gerade um die Teile der Kolonien handelt, in denen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lebhafteste Verkehr zwischen der weissen und schwarzen Bevölkerung besteht, dass sich die Schultätigkeit demnach gerade unter derjenigen Bevölkerung am meisten entfaltet hat, die bis jetzt am meisten für die Kolonialinteressenten in Betracht kommt. In solchen Gebietsteilen, wie z. B. in Duala in Kamerun, treffen wir schon einen recht ansehnlichen Teil der Bevölkerung unter dem Einfluss der Missionsschule.

3. Die Wirksamkeit der evangelischen Missionsschule ist vor allem bestimmt durch den ihr eigentümlichen Zweck. Dieser kann bei der Missionsschule nur der Missionszweck sein, die Verbreitung des evangelischen Christentums, die Erziehung der Jugend für das Christentum und im Christentum. Ich halte es für angebracht, diesen religiösen oder, wenn man will, religiös-sittlichen Zweck der evangelischen Missionsschule nachdrücklich und unzweideutig hervorzuheben, teils gegenüber einer etwa hervortretenden Neigung, sich den kolonialen Kreisen zu empfehlen durch alleinige Hervorhebung ihrer Bedeutung für irgendwelche nicht religiöse Kulturzwecke, teils gegenüber aus solchen Kreisen kommenden Ansprüchen, die die Missionsschule ihrem eigenen Zwecke entfremden und andern kolonialen Bestrebungen dienstbar machen wollen. Die Betonung ihres religiösen Zweckes ist ebensosehr Sache der Aufrichtigkeit, als der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung. Allerdings sind wir dabei der Überzeugung, dass die evangelische Missionsschule gerade dann, wenn sie sich selbst treu bleibt und ihren eigentümlichen Beruf fest im Auge behält, auch der ganzen Entwickelung der Kolonie und allen sittlich berechtigten Kolonialinteressen am besten dient, weil wir in dem evangelischen Christentum die Lebensmacht erkennen, die die einzelnen wie die Völker erneuert und zur Tüchtigkeit nicht nur für das den Menschen gesteckte religiöse Ziel, sondern auch für Erfüllung ihrer Aufgabe in der Welt und im weltlichen Beruf erzieht.

Aber indem die evangelische Misionsschule als Missionsschule den religiös-sittlichen Zweck der Mission verfolgt und sich in seinen Dienst stellt, bleibt sie sich als Missionsschule auch des allgemeinen Zweckes der Schule bewusst, die für die mannigfaltigen Aufgaben des praktischen Lebens vorbereiten und ausstatten soll. Sie passt deswegen ihre Wirksamkeit den realen Verhältnissen, den Voraussetzungen, die sie bieten, den Bedürfnissen und Anforderungen, die sich aus ihnen ergeben, an. Sie sucht ihren Zöglingen die Ausstattung zu geben, die sie für ihre künftige Lebensaufgabe brauchen.

Beide Bestimmungen ihres Zweckes ruhen auf der Voraussetzung, dass die Missionsschule in erster Linie um der Schüler willen da ist, für sie, zu ihrem Besten wirkt. Des-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegen muss die evangel. Missionschule den Anspruch ablehnen, ihre Schüler für Aufgaben heranzubilden, die nicht in ihrem eigenen, sondern nur in einem fremden Interesse liegen. Sie muss ihre Schüler als Selbstzweck behandeln und nicht als Mittel und Werkzeuge für ausser ihnen liegende Zwecke. Es wäre eine der evangelischen Mission und Missionsschule unwürdige Zumutung, die sie zurückweisen müsste, dass sie sich in den Dienst solcher kolonialen Interessen stelle, die nicht dem Wohl der eingeborenen Bevölkerung, sondern nur dem augenblicklichen Vorteil der Weissen dienen.

4. Das Streben der Mission, die Wohltat des Christentums möglichst vielen, womöglich den ganzen Völkern zu bringen, führt sie dazu, ihre Schultätigkeit möglichst umfassend anzulegen, dies, wie auch die ihr aus diesem Zweck erwachsende nächste Aufgabe, vor allem das zu bieten, was jedem Menschen nottut, damit er ein evangelischer Christ werden oder als solcher sich behaupten und seinen Beruf in der Welt erfüllen kann, führt die Mission zur Volksschule. Sie kann zwar um ihrer eigenen Zwecke willen höhere Schulen zur Heranbildung von eingeborenen Missionsarbeitern nicht entbehren, und muss unter Umständen mit der Einrichtung von Schulen, die höhere Ziele verfolgen, beginnen. Aber wenigstens die evangelische Mission darf auf die Volksschule nicht verzichten; denn sie muss den Grund legen und die Voraussetzungen darbieten für die christliche Selbständigkeit, die dem Wesen des evangelischen Christentums entspricht und wie eine gewisse Höhe der geistigen Entwickelung, so insbesondere die Fähigkeit der Selbsterbauung mittels der heiligen Schrift voraussetzt. Zum Zweck der christlichen Volksbildung und Volkserziehung bedarf die evangelische Mission der Volksschule. Aber sowohl die eigenen Bedürfnisse der Mission wie auch die Bedürfnisse des Volkes, unter dem sie arbeitet, führen sie auch dazu, ein über die Volksschule hinausführendes höheres Schulwesen einzuführen und zu pflegen. Demnach muss das Schulprogramm lauten:

Christliche Volkserziehung und Volksbildung durch eine christliche Volksschule, aber daneben Befriedigung höherer Bedürfnisse durch höhere Schulen.

5. Für unsere heimischen Begriffe von einer Volksschule schliesst dieselbe den Unterricht in einer fremden Sprache aus. Ihre Aufgabe ist elementare Bildung in der Volkssprache. Auch die evangelische Mission legt Gewicht darauf, dass in der Missionsvolksschule der Unterricht in der Landessprache gegeben werde. Wo aber die Verhältnisse des Landes die Einführung einer europäischen Sprache im Interesse der Schüler empfehlen — in unserm Falle handelt

es sich um das Deutsche — lehnt sie dies nicht ab. Denn die Verhältnisse unserer Kolonien machen in dieser Beziehung in der Tat andere Ansprüche, als die des Mutterlandes. Denn der Verkehr mit den Europäern in manchen Teilen der Kolonien macht die Kenntnis des Deutschen auch in breiteren Schichten des Volkes zum Bedürfnis.

Es ist hier der Ort, den Standpunkt der Mission darzulegen gegenüber den von anderer Seite an die Missionsschule gestellten Ansprüchen bezüglich des deutschen Unterrichts. Wenn die Mission Gewicht auf elementare Bildung in der Landessprache legt, so tut sie dies vor allem um des nächsten Missionszweckes willen. Die heidnischen Völker sollen das Evangelium in ihrer eigenen Sprache hören und mit der Zeit auch lesen, einfach deswegen, weil es ihnen nur so recht vertraut und innerlich angeeignet wird. Dasselbe gilt auch von den andern Bildungsstoffen der Volksschule. Sie wirken nur dann geistbildend, wenn sie recht assimiliert werden; und das werden sie, wenn in fremder Sprache dargeboten, vielfach nicht. Abrichten und dressieren kann man auch in der fremden Sprache, aber die elementarste geistige Bildung muss in der eigenen Sprache der Kinder geschehen. Sodann sollen diese Völker nicht entnationalisiert werden. Jedermann ärgert sich über die Kulturkarikaturen, die eine unvermittelte Verpflanzung europäischer Kultur zu den Naturvölkern erzeugt. Die Missionsschule soll in ihrem Teil dafür sorgen, dass die neue Kultur, sofern es sich um geistige Kultur handelt, dem geistigen Leben dieser Völker vermittelt und nicht bloss als äusserer Anstrich aufgetragen werde, dass ihr geistiges Leben entwickelt, bereichert und durch die neue Kultur befruchtet werde. Aber sie muss es vermeiden, ein in europäischer Halb- und Scheinkultur eitles und dünkelhaftes Geschlecht heranzuziehen, das sich dann im Bewusstsein, die Sprache des Europäers zu sprechen, mit seinem halbverstandenen Wissen und toten Gedächtniskram den Europäern gleich fühlen und europäisch gebärden zu sollen glaubt. Eine solche Erziehung wäre auch ein sittlicher Schaden. Das beste Mittel dazu aber wäre eine äusserlich beigebrachte Dressur in der deutschen Sprache. Damit ist schon darauf hingewiesen, dass ein wirklich wertvoller Unterricht in der deutschen Sprache eine wirkliche deutsche Bildung, eine elementare Bildung in der eigenen Sprache voraussetzt. Wie man die Sache auch betrachten mag, ob vom Standpunkt der Mission, oder der allgemeinen Ethik, oder der Pädagogik oder der Didaktik, immer muss es als unzulässig erscheinen, das Deutsche ohne die Voraussetzung der elementaren Bildung in der Landessprache lehren und etwa gar die Landessprache durch das Deutsche ersetzen und verdrängen zu wollen. Dieses zu tun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trotz der grossen Übelstände, die es mit sich bringt, ist nur dann gerechtfertigt, wenn es unvermeidlich ist. Und es kann vielleicht Verhältnisse geben, da dieser Fall eintritt, nämlich wenn in einer Kolonie eine sehr grosse Sprachenzersplitterung und demnach das Gebiet der einzelnen Landessprachen so klein ist, dass der Gewinn der Erhebung einer dieser Sprachen zur Schriftsprache in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Mühe stünde, wenn zugleich diese Sprachen sehr arm sind und der lebhafte Verkehr mit den Weissen ohnedies die Erlernung des Deutschen empfiehlt. Aber das sind besonders ungünstige Verhältnisse. In der Regel bietet sich in Ländern mit grosser Sprachenzersplitterung eine der einheimischen Sprachen dar, die, zur Schriftsprache erhoben, auch für benachbarte Stämme als Schulsprache dienen kann und deren Einführung weit nicht die Übelstände mit sich bringt, wie eine unvermittelte Einführung des Deutschen; denn eine solche Sprache ist den Schülern kongenial, was von der deutschen in keiner Weise gilt, mag sie auch von der Bevölkerung noch so sehr erstrebt und noch so gerne gelernt werden. Ist aber ein solider Grund elementarer Bildung in der Landessprache gelegt, dann mag man, wo die Verhältnisse dazu auffordern, auch in der Volksschule schon einen Anfang mit dem Deutschen machen. Man wird beim Unterricht bald merken, wie wertvoll die vorangehende Bildung in der Landessprache auch für den deutschen Unterricht ist.

6. Notwendig ist der Unterricht in einer fremden Sprache, in unserm Falle im Deutschen, in den höheren Schulen. Schon der Missionszweck nötigt dazu. Die künftigen Prediger und Lehrer bedürfen einer Ausbildung, die ihnen nicht allein mittelst der Landessprache beigebracht werden kann und muss. Soll einmal eine selbständige, d. h. von der Mission unabhängige Kirche entstehen, so muss sie durch die geistigen Schätze des Mutterlandes bereichert werden. Es ist wichtig, den künftigen geistlichen Leitern des Volkes auch die religiöse Literatur der Mutterkirche zugänglich zu machen, und das kann nur in sehr beschränkter Weise durch Übersetzungen geschehen. Schon um dieses eigenen Zweckes willen treibt daher die Mission das Deutsche in ihren höheren Bildungsanstalten; aber auch im Blick auf das Bedürfnis derjenigen ihrer Zöglinge, die dessen für ihre spätere Lebensstellung bedürfen, sei es im Dienst der Regierung oder zum Zweck des Handels oder eines Gewerbes; denn die Schule bildet für das Leben aus.

7. So wird die Mission durch ihren eigenen Zweck und durch die Erkenntnis der Bedürfnisse, denen die Schule zu dienen bestimmt ist, dazu geführt, sehr wesentlich zur Verbreitung der deutschen Sprache beizutragen. Sie kann es tun, ohne ihren Missionsberuf zu verleugnen. Sie schafft durch ihre Schulwirksamkeit das Material, aus dem ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborene Angestellte von höherer Bildung für den Dienst der Regierung oder der Privaten gewonnen werden können. Soweit es sich um den Unterricht in der deutschen Sprache und im Zusammenhang damit um eine elementare realistische Bildung handelt, ist in den afrikanischen Kolonien schon ein schöner Anfang gemacht worden. Die Beilagen zum neuesten Jahresbericht über die Entwickelung der Schutzgebiete führen für Ostafrika drei evangelische Missionsschulen auf, in denen deutscher Unterricht erteilt wird. (Die katholische Mission ist in Ostafrika im deutschen Unterricht der evangelischen voraus; denn sie zählt dort 15 Schulen mit deutschem Unterricht.) In Kamerun gibt die Baseler Mission Unterricht im Deutschen nicht nur in ihren Knabenanstalten, ihren Mittelschulen und dem Prediger- und Lehrerseminar, sondern sie erhält auch zwei deutsche Schulen in Duala, so dass die Zahl ihrer deutschen Schüler nach Hunderten zählt. Die deutsche baptistische Mission daselbst gibt jedenfalls auch deutschen Unterricht (doch ist mir über dessen Umfang nichts näheres bekannt. — Dasselbe gilt von der katholischen Mission daselbst). In Togo, wie auch in Deutsch-Ostafrika haben sich in der letzten Zeit die Missionen beider Konfessionen mit der Regierung über den deutschen Unterricht verständigt. Obwohl die Regierung nicht nur bei ihren eigenen Unternehmungen auf dem Gebiet der Schule, sondern auch bei ihren Bemühungen, die Missionsschulen in den Dienst ihrer Zwecke zu nehmen, andere Ziele verfolgt, als die Mission, so ist es doch nicht schwer, eine Grundlage für eine Verständigung zu finden, die es der Mission ermöglicht, durch ihre Schultätigkeit auch berechtigte Wünsche und Bedürfnisse der Regierung zu befriedigen, wie dies bei den Verhandlungen zwischen der Regierung und den Missionen in Ostafrika und Togo offenbar geworden ist. Die Voraussetzung dafür ist nur die, dass die von der Mission um ihrer nächsten Zwecke willen, aber auch aus allgemeinen pädagogischen und didaktischen Gründen aufgestellte Forderung einer grundlegenden elementaren Bildung in der einheimischen Sprache anerkannt, und dass in den Ansprüchen an das, was geleistet werden soll, billige Rücksicht auf die Verhältnisse der Mission, wie des Volkes, unter dem sie arbeitet, genommen werde. Zu weit gehende Zumutungen entspringen leicht aus Ungeduld, die nach raschen Erfolgen verlangt. Dagegen verdienen keine Berücksichtigung von anderer Seite aufgestellte Forderungen solcher, die den Eingeborenen die Sprache des herrschenden Volkes gewalttätig aufdrängen wollen, zumal wenn sie der Meinung entspringen, die Eingeborenen seien nur für die Zwecke der herrschenden Rasse da, und der damit verbundenen, oft recht unverständigen Unterschätzung ihrer nationalen Eigenart und des Rechtes derselben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Neben dem Unterricht im Deutschen ist es die Unterweisung in Handarbeit, in der Landwirtschaft oder im Handwerk, die von vielen Kolonialinteressenten geschätzt und von der Mission als ein Stück ihrer Schularbeit gefordert wird. Es darf gesagt werden, dass die Mission beider Konfessionen in Erkenntnis des Wertes solcher Erziehung zur Arbeit sie vielfach in die Hand genommen hat und sie in ihren Erziehungsanstalten betreibt, doch soll hier nicht näher darauf eingegangen werden.

9. Im Vergleich zu dem Interesse, das man seitens der Regierung und der verschiedenen kolonialen Kreise dem deutschen Unterricht und der Erziehung zur Arbeit zuwendet, scheint mir das Interesse für die Volksschulbildung in der Landessprache zurückzutreten. Das koloniale Interesse konzentriert sich bei vielen noch auf das, was unmittelbaren Nutzen und Vorteil für das Mutterland verspricht; es ist beherrscht von dem Gesichtspunkt, was das nächste Bedürfnis der Regierung oder der Privaten wünschenswert macht. Aber in demselben Masse, als man den Idealismus, den man dem deutschen Volke nachrühmt, der aber leider unter der Übermacht der wirtschaftlichen Interessen mehr und mehr schwindet, zu Worte kommen lässt und sich der Aufgaben und Pflichten erinnert, die das herrschende Volk vermöge seiner Kultur gegenüber den beherrschten Völkern der Kolonien hat, wird man auch das schätzen, was zur geistigen und moralischen Hebung der ganzen Völker durch die Volksschule unternommen wird. Aber auch wo der ideale Sinn fehlt, dem die geistige Hebung eines tiefstehenden Volkes als hohes Ziel vor Augen steht, wo aber wenigstens die Fähigkeit vorhanden ist, den Wert und die Kraft idealer Faktoren, in diesem Fall geistiger und moralischer Bildung, zu würdigen, wird man die auf Volkserziehung gerichteten Bestrebungen als bedeutungsvoll und wertvoll für die Entwickelung der Kolonie erkennen, weil sie das, was der Kolonie ihren grössten Wert gibt, ihre Bevölkerung, erst recht wertvoll machen.

Die Missionen, geleitet von dem höchsten Idealismus, der entspringt aus dem christlichen Glauben und der christlichen Liebe und aus dem hohen Begriff, den das Christentum vom Wert des Menschen gibt, haben die grosse Aufgabe der Volksbildung in unseru Kolonien in die Hand genommen. Sie haben es getan, und tun es um des Heils der Völker in unsern Kolonien willen, die uns durch die Verbindung mit dem Deutschen Reich näher gerückt und für ihre Hebung auf uns angewiesen sind. Sie haben es getan, und tun es in der Überzeugung, dass auch diese Völker zum Reiche Gottes berufen sind. Aber es ist kein Zweifel, dass die Missionen, indem sie die Völker der Kolonien bilden und erziehen, ein gutes Stück zur ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sunden Entwickelung der Kolonien beitragen und dadurch dem Deutschen Reich und dem deutschen Volk einen wertvollen Dienst leisten.

Pfarrer **Immler,** Lauchröden: Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, dass die Baseler Mission wegen ihres Standpunktes in der Sprachenfrage, speziell in Kamerun, angegriffen worden ist. Ich möchte daher Herrn Missionsinspektor Oehler bitten, auf diese Frage noch etwas näher einzugehen. Bekanntlich ist in Kamerun die Sprachzersplitterung besonders gross, und deswegen wurde von solchen, die nicht sachkundig genug, vorgeschlagen, es möchten alle Eingeborenensprachen dort beseitigt und das Deutsche an ihre Stelle gesetzt werden. Der Standpunkt der Baseler Mission ist ein anderer und gewiss richtigerer.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Den Standpunkt der Baseler Mission im allgemeinen habe ich in meinem Referat dargelegt. Die Schwierigkeiten haben sich in Kamerun daraus ergeben, dass wir bis jetzt ausschliesslich in der Sprache der Duala gearbeitet haben, aber doch nur im Küstenstrich. Der Einfluss des Volkes der Duala soll nicht gestärkt werden, und man befürchtet, dass solches durch weitere Verbreitung der Dualasprache geschehen würde. Wir haben es nicht als eine prinzipielle Forderung hingestellt, dass nur in der Dualasprache gearbeitet würde. Sobald wir ins Innere, nach Bali, eingedrungen waren, wurde dort mit der Balisprache angefangen, und der Gedanke, einige Duala, eingeborene Missionsarbeiter, nach Bali zu versetzen, wurde sowohl von den Missionaren in Bali, als auch von der Missionsleitung abgelehnt.

Ob wir im Küstengebiet bei dem Duala bleiben werden, ist noch eine offene Frage. Wir haben sie der Generalkonferenz der Missionare im letzten Frühjahr zur Beratung vorgelegt, aber die Entscheidung durch die Missionsleitung ist noch nicht getroffen. Nach einer mir heute zugegangenen Mitteilung werden wir uns ohne Schwierigkeit mit der Regierung über den deutschen Unterricht verständigen.

Missionsdir. D. **von Schwartz,** Leipzig: Eine Berichtigung in einem Punkte möchte ich noch anbringen. Eine Vereinbarung zwischen Regierung und den Missionen in Deutsch-Ostafrika hat nicht allgemein stattgefunden. Es wird sich dies nur auf die an der Küste arbeitenden Missionen beziehen. In bezug auf unsere Mission ist aber von Vereinbarungen und Verhandlungen nichts bekannt. Die Verhältnisse an der Küste, wo viel Verkehr mit Deutschen vorhanden, sind andere als im Innern. Ausser Missionaren und Beamten der Militärstationen gibt es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Kilimandscharogebiet nur etwa drei bis vier Deutsche. Ich möchte hier den Wunsch aussprechen, wie es mein Kollege D. Oehler auch bereits getan, dass die Regierung doch ja die Arbeit, welche die Mission durch gründliche Bildung in der Muttersprache leistet, recht schätzen möge. Im Kolonialetat sind Mittel zur Unterstützung von Missionsschulen bereitgestellt, jedoch unter dem Titel „Deutsche Sprache". Also die Schulen, die in dieser Beziehung etwas leisten, bekommen etwas, andere nichts. Ich bedauere dies um des moralischen Eindrucks willen, als wüsste die Regierung nur das erstere zu schätzen; das ist unseres Erachtens nicht richtig.

Es ist vorhin gesagt worden, dass ein Erlernen der Landessprache den Europäer nur in der Achtung des Eingeborenen herabsetze. Wir machen häufig auch die umgekehrte Erfahrung, dass die Eingeborenen, wenn sie deutsch verstehen, den Europäer nicht mehr in dem Masse respektieren als vorher, weil sie dahin neigen, sich ihm dann gleich gebildet und gleichgestellt zu halten.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Auf drei Punkte von prinzipieller Wichtigkeit möchte ich hinweisen:

1. Es ist dringend zu wünschen, dass die Missionsschulen wegen ihrer weitgehenden Bedeutung für die kulturelle Entwickelung der Kolonien von der Regierung unterstützt werden, auch wenn kein Unterricht in der deutschen Sprache erteilt wird.

2. Man hat in Togo begonnen, das Verhältnis der Regierung zu den Missionsschulen zu regeln. Die Frage nach der Stellung der Missionsschulen zu den Regierungsschulen wird mit der z. B. in Ostafrika angebahnten Bildung eines ganzen Regierungsschulsystems noch manche schwierige Fragen hervorrufen. Es wäre zu erwägen, ob es nicht angezeigt wäre, wenn die Regierung das ganze Bildungswesen den Missionen überliesse.

3. Es ist eine Überspannung des nationalen Standpunktes, wenn allgemein in den Kolonien von den lebenden Sprachen nur die des herrschenden Volkes gelehrt werden darf.

Missionssenior **Handmann,** Leipzig: Zu den Worten des Referenten über die Volksschule möchte ich mir auch eine Bemerkung erlauben. Aus meiner Erfahrung als indischer Missionar, die ich bei meinem Unterricht in Elementarschulen, wie auch in höheren Anstalten der Leipziger Mission und auch zuletzt als Tamulischer Examinator an der Universität in Madras in Ostindien gemacht habe, möchte ich die Ausführungen des Referenten in bezug auf die Wichtigkeit der Volksschule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der Landessprache als des in dieser anzuwendenden Bildungsmittels doppelt unterstreichen.

Ein Elementarunterricht, der nicht in der Volkssprache erteilt wird, kann nach meiner Erfahrung nur eine Verbildung erzeugen, die eine gesunde Entwickelung des geistigen Lebens und des Charakters hemmt oder ganz unmöglich macht, wie wir das namentlich an vielen in den englischen Schulen Ostindiens ausgebildeten Tamulen erlebt haben. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass selbst Studenten der Universität, die sich zum Teil sogar mit unsern deutschen Philosophen Kant, Fichte u. a. beschäftigten, es nicht zu klaren Begriffen bringen konnten, weil sie von vornherein immer nur englischen Unterricht genossen hatten. Sie waren auch nicht imstande, einfache englische Sätze in ihrer Muttersprache korrekt wiederzugeben. Wenn solche Vernachlässigung der Landessprache sich selbst unter einem so begabten Kulturvolke wie die Tamulen so rächt, wieviel mehr muss das unter einem Naturvolke der Fall sein. Dabei möchte ich noch eins bemerken, dass nämlich die anglo-indische Regierung seit einiger Zeit mit praktischem Blick die Bedeutung der Missionsschulen klar und deutlich erkannt hat und demgemäss allen Missionsschulen, wie überhaupt allen Privatschulen, die sich ihrer Inspektion unterstellen, auch den niedrigsten Volksschulen, die nur in der Landessprache unterrichten, reiche Unterstützungen bewilligt. Und diese Unterstützung hat das dortige Missionsschulwesen zu einer reichen Entfaltung gebracht. Es wäre wünschenswert, dass auch unsere deutsche Regierung den Missionsschulen in den Kolonien in ähnlicher Weise Unterstützung gewährte, und zwar auch denen, in welchen n u r in den Landessprachen unterrichtet wird. Ein guter Unterricht in der Muttersprache der Eingeborenen ist die beste Vorbildung, ja, die unerlässliche Vorbedingung für einen erspriesslichen Unterricht in einer europäischen Sprache.

Missionsinspektor D. **Oehler**, Basel: Gegen den Vorschlag, die Unterstützung der Regierung auch für den Unterricht in der Landessprache in Anspruch zu nehmen, habe ich das Bedenken, dass man damit der Regierung auch eine Kontrolle darüber einräumt. Sie müsste dafür Beamte haben, die der Landessprache mächtig wären. Auf der andern Seite hat allerdings die Unterstützung allein des deutschen Unterrichts auch üble Folgen. Sie dient dazu, das Interesse der Lehrer und Schüler auf das Deutsche zu konzentrieren, was leicht zur Geringschätzung und Vernachlässigung der andern Unterrichtsfächer führt. Wir stehen hier vor einer nicht ganz einfachen Missionsfrage, die wohl durchdacht werden muss, aber ich zweifle, ob der Kolonialkongress für ihre Entscheidung kompetent ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsdir. D. **von Schwartz,** Leipzig: Ich glaube mich mit dem Herrn Referenten darüber in Einklang zu finden, dass nur solche Missionsschulen auf Beihilfe von der Regierung rechnen können, die sich darum bewerben, und dass dann auch nur diese der Inspektion der Regierung unterstehen würden. Es kommt mir weniger darauf an, dass positiv eine Unterstützung der Missionsschulen beansprucht werde, als dass das Negative zum Ausdruck komme, dass nämlich w e n n eine Unterstützung gewährt werden soll, diese nicht nach falschen Prinzipien, nämlich einseitig nach Massgabe der Erfolge im Deutschen, gewährt werde.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Ich schlage folgende Resolution vor:

„Bei der grossen Bedeutung des Missionsschulwesens für die kulturelle Entwickelung der Kolonien ist es wünschenswert, dass bei Gewährung von Regierungsunterstützungen an die Missionsschulen, die im allgemeinen nach Massgabe der Verhältnisse zur Verbreitung der deutschen Sprache in den Kolonien bereit sind, die Verbreitung der deutschen Sprache nicht der allein massgebende Gesichtspunkt ist."

Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch: Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass die holländische Kolonialregierung eine wesentlich andere Stellung zum Missionsschulwesen einnimmt als die deutsche und englische, welche so viel Gewicht auf die Erlernung ihrer Sprachen in den Missionsschulen legen. Bis in die Mitte der neunziger Jahre wurden in den holländischen Kolonien keine Schulen unterstützt, in denen Religionsunterricht erteilt wurde. Seitdem verzichtete man aber auf eine weitere Ausdehnung der Regierungsschulen und stellte den Missionsschulen immer wachsende Beihilfen zur Verfügung, ohne von ihnen holländischen Unterricht zu verlangen.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner,** Berlin: Ich bitte, in der Resolution zu sagen: „selbstverständlich" bereit sind, damit nicht die Fassung den Anschein erwecke, als sei ein Handel der Mission und des Staates in Frage.

Pastor **Gründler,** Berlin: Ich schlage vor, die Resolution in drei Sätze zu fassen, des Inhalts, dass:

1. die Mission der Landessprache nicht entbehren kann,
2. sie selbstverständlich den Unterricht in der deutschen Sprache fördern will, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. es wünschenswert ist, dass die finanzielle Unterstützung der Missionsschulen seitens des Staates nicht nur nach dem Gesichtspunkt, inwieweit die Missionsschulen deutschen Unterricht erteilen, gewährt wird.

Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** Im Interesse der Freiheit der Missionen halte ich den Antrag für bedenklich.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Was die Bemerkung angeht, dass auch in Ostafrika eine Vereinbarung mit der Regierung bezüglich des deutschen Unterrichts zustande gekommen sei, so gründet sie sich auf Verhandlungen, die mir aus Anlass der Vereinbarung über Togo bekannt geworden waren; ich glaubte, sie seien zum Abschluss gekommen, was, den Äusserungen des Herrn Direktors von Schwartz zufolge, ein Irrtum zu sein scheint. Zum Schluss noch eins: Es ist wohl möglich, dass die verschiedenen Missionen bei der Einrichtung ihres Schulwesens auch hier und da Missgriffe machen und nach dieser oder jener Seite Anlass zu berechtigter Kritik geben. Wir sind gewiss immer gern bereit, von einer verständnisvollen Kritik zu lernen, aber im grossen ganzen glaube ich doch der Überzeugung Ausdruck geben zu dürfen, dass, wenn man die Mission möglichst nach ihren eigenen Prinzipien arbeiten lässt, weder die allgemeinen Interessen der Kolonie noch auch die der Regierung zu kurz kommen.

Vorsitzender Graf **Vitztum v. Eckstädt,** Dresden: Die Resolution Schreiber liegt jetzt in folgender Fassung vor:

„Der deutsche Kolonialkongress 1905 schliesst sich folgender Kundgebung der Sektion IV über die Schulen in den Kolonien an:

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, dass die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt."

Da eine Abstimmung noch nicht erfolgt ist, richte ich an die Versammlung die Frage, ob sie nach den von Sr. Hoheit geäusserten Bedenken noch in eine weitere Besprechung über die Resolution eintreten will.

Ein Widerspruch erhebt sich nicht, das Wort hat Herr Missionsdirektor von Schwartz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsdirektor D. **von Schwartz,** Leipzig: Ich möchte zu Punkt 3 der Resolution noch folgendes bemerken: Ich glaube nicht, dass die Mission von ihrem Standpunkt der Unabhängigkeit abgeht, wenn sie den Wunsch ausspricht, dass die Missionsschule, sofern sie durch Unterricht in weltlichen Fächern Kulturarbeit leistet, unterstützt werde, dass aber die Unterstützung nicht nach solchen Prinzipien geschehe, die geeignet sind, ihr ein falsches Ideal aufzunötigen. Sie würde sich nicht von der Regierung abhängig machen, um so weniger, als es ja von ihr abhängt, ob und welche Schulen sie zur Unterstützung bei der Regierung anmelden will.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Die Äusserungen Sr. Hoheit haben bei mir die Bedenken verstärkt, die ich am Anfang geäussert habe. Ich bitte daher, Punkt 3 der Resolution fallen zu lassen.

Missionsinspektor **Haussleiter,** Barmen: Die Erfahrungen der Rheinischen Mission in Niederländisch-Indien zerstreuen die Befürchtungen, dass durch Unterstützung jeder angemeldeten Missionsschule seitens der Kolonialregierung die Unabhängigkeit der Mission gefährdert werde. Die Schulen tragen so viel zur allgemeinen Bildung und Hebung der Eingeborenen bei, dass eine finanzielle Beihilfe zu ihrem Bestehen nur eine Erfüllung der zivilisatorischen Zwecke der Kolonialmacht ist. Die Art und Weise des Zusammenwirkens auf diesem gemischten Gebiete ist Sache besonderer Vereinbarung. Ich glaube, dass gerade der dritte Punkt eine ganz gesunde Entwickelung der klar ausgesprochenen Arbeit bringt.

Die Mission als Mitarbeiterin an der vergleichenden Religionswissenschaft.

Von **P. Froberger,** Provinzialoberer der weissen Väter, Trier.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Es gibt eine Wissenschaft, welcher in unserer Zeit stets höheres und umfassenderes Interesse entgegengebracht wird, die einerseits die wichtigsten Fragen der Religion und der Sittlichkeit, anderseits aber auch die Tätigkeit der Missionare aufs innigste berührt; es ist die sogenannte „vergleichende Religionswissenschaft". Noch jung in ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwickelung, beansprucht sie trotzdem immer höhere Bedeutung, und dies mit Recht. Wirft sie doch ein, wenn auch nicht immer klares, so doch interessantes Licht auf die Psychologie des religiösen und sittlichen Lebens, dessen Motive und Gestaltungen je nach Land, Tradition und Geschichte.

Wenn nun in früherer Zeit die Religionsgeschichte sich mehr mit den religiösen Anschauungen der Kulturvölker beschäftigte, so hat sie sich in den letzten Jahrzehnten, wohl besonders durch die treibende Kraft entwickelungsgeschichtlicher Probleme, den Naturvölkern zugewandt und der Literatur über die Religionen niedrigstehender Völkerstämme, namentlich der Eingeborenen Afrikas, Amerikas und Oceaniens.

Leider werden viele dieser Arbeiten allzu sehr von einer stark hervortretenden Tendenz beherrscht, welche weitere, namentlich positiv gläubige Kreise diesen Zweig der Wissenschaft mit Misstrauen betrachten lässt.

Diese Tendenz ist eben keine andere, als die Sucht, überall Entwickelung, Evolution zu erblicken und erblicken zu lassen, und die vergleichende Religionswissenschaft glaubt gar zu oft mit grösster Zuversicht Probleme wie die des Ursprungs der Religion und der Sittlichkeit lösen zu können. Sie tritt hierdurch aus dem Felde empirischer Forschung und sorgfältiger Vergleichung einzelner Tatsachen in das schwankende Gebiet kühnster Hypothesen und bildet sich dann geradezu ein, die Schöpfungsgeschichte des Geistes schreiben zu können, d. h. die Geschichte des allmählichen Entstehens religiöser Anschauungen und sittlicher Zustände aus primitiver Unkultur und Religionslosigkeit. Gerade die vermeintlich primitiven Religionssysteme der Naturvölker müssen dann die feste Grundlage abgeben, auf welcher sich das Gebäude dieser Geschichtshypothesen oder Hypothesengeschichte fest aufbauen soll.

Es ist nicht meine Absicht und Aufgabe, hier die Risslinien der christlichen Apologetik diesen Tendenzen gegenüber anzugeben; dies mag von anderer, berufener Seite aus besorgt werden; ich möchte hier nur auf einige wichtige Punkte aufmerksam machen, welche Missionare und Kolonialfreunde überhaupt interessieren können.

1. Vor allem möchte ich bemerken, dass bei der vergleichenden Religionswissenschaft das Tatsachenmaterial die Hauptsache ist, denn ohne eine reiche Sammlung von Tatsachen lässt sich sicher nichts in gründlicher Weise vergleichen. Nun ist aber das Tatsachenmaterial, mit welchem die Gelehrten arbeiten müssen, verhältnismässig recht dürftig, obwohl die Literatur oder besser die Büchermasse über diese Fragen recht gross ist. Man braucht bloss einzelnen Fragen auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund zu gehen, um bald zu bemerken, dass sich für wichtige, ethnologische Fragen, wie Fetischismus, Animismus, Totemismus, die gesamten wirklich tatsächlichen Angaben auf Notizen von Reisenden beschränken, die in ihrer hastenden Weise, ohne genügende Kenntnis von Sprache und Volk, gleichsam nur im Fluge und unvollständig, oft noch von den Eingeborenen betrogen, einen recht farblosen Schattenriss, wenn nicht Entstellung von ganzen religiösen Systemen geben. Für Afrika z. B. ist die Reiseliteratur nahezu die einzige Fundgrube für diese religionsgeschichtlichen Forschungen. Was vereinzelte Missionare geschrieben haben, ist gewöhnlich auch lückenhaft und nur gelegentlich notiert und führt dazu noch in Missionsschriften meistens ein recht verborgenes Dasein.

Es mag Kühnheit oder auch Anmassung mancher Gelehrten sein, wenn sie auf solch spärliches, unzuverlässiges Tatsachenmaterial ihre Hypothesen aufbauen, aber man darf ihnen auch nicht allzu scharfe Vorwürfe machen; sie arbeiten eben mit dem, was sie erhalten, und man kann nicht füglich verlangen, dass sie alles so genau kontrollieren. Das wäre ja unmöglich. Es ist daher meines Erachtens eine wichtige Aufgabe, ja eine Pflicht, insbesondere der Missionskreise und aller in Kolonien weilenden gebildeten Europäer, dass sie diese wichtigen Tatsachen eifriger sammeln. Wie Dr. Stuhlmann bemerkt, ist es jetzt die höchste Zeit, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, denn schon nach wenigen Jahrzehnten wird es schwer sein, die ursprünglichen religiösen Anschauungen der Naturvölker in unsern Kolonien kennen zu lernen. Andere Vorstellungen dringen mit Kultur und leider auch mit Unkultur in diese Länder ein, das Christentum verdrängt die alten Religionsformen, anderseits verlieren z. B. verkommene Küstenvölker alle religiösen Anschauungen, sodass es dann sehr schwer fallen wird, sich von ihren früheren Anschauungen einen Begriff zu machen.

Wir werden wohl niemand beleidigen, wenn wir offen behaupten, dass die Missionare eigentlich die berufenen Erforscher dieser Gebiete sind. Sie haben zu diesen Völkern die innigsten Beziehungen, leben mitten unter ihnen, beschäftigen sich vorwiegend mit religiösen Problemen, haben grössere Sprachkenntnis, auch das Vertrauen der Eingeborenen und sind somit in der Lage, das religiöse Empfinden dieser Völker leicht zu studieren.

Allerdings muss man sich freihalten von Voreingenommenheit, nicht gleich liebe Traditionen finden wollen, sonst wirft man uns blindes Festhalten an der Degradationshypothese vor.

Wir müssen daher:

a) Vor allem die Tatsachen sammeln und auch unserseits das Aufbauen von Hypothesen vermeiden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Bei Vergleichung der Tatsachen recht sorgfältig und objektiv vorgehen, denn die Systeme dieser Religionen sind recht kompliziert, und nicht alles passt immer gleich in eine Klasse.

2. Ein weiterer Punkt, der zu erwägen ist, wäre die praktische Bedeutung dieser Arbeit für Wissenschaft und Religion. Man darf zwar nicht alles vom apologetischen Standpunkt aus betrachten, sonst gibt es nur Tendenz, und schliesslich würde auch die vergleichende Religionswissenschaft zur Kriegswissenschaft.

Aber ich bin der festen Überzeugung, dass bei eingehender Kenntnis der so komplizierten Religionssysteme der Eingeborenen nicht mehr alles mit Schlagwörtern abgetan werden kann, und leider sind Schlagwörter, wie Animismus, Fetischismus usw., noch allzusehr Lieblinge der modernen Religionsgeschichte.

Wenn man manche afrikanische Völkerschaften des Innern studiert, so erscheinen neben Geisterglaube, neben Verehrung von Ahnen und Bildern, auch einzelne Gottheiten, ja selbst monotheistische Anklänge.

Man wird bald verschiedene Stufen religiöser Kultur entdecken, und dann zugleich auch bemerken, dass es in manchen Fällen schwer ist, zu bestimmen, ob die Entwickelung aufwärts oder abwärts ging. Viel eher wird man geschichtliche Wellenlinien feststellen, abwechselnde Rückschritte und Fortschritte, als eine sich gleichbleibende, geradlinige Entwickelung.

Die kurze Zeit erlaubt es nicht, Beispiele heranzuziehen; ich will auch keine Vorlesung halten, sondern ich möchte nur eine bescheidene Anregung geben und auch unsere gemeinsame Gesinnung zum Ausdruck bringen.

Wir würden gewiss durch eingehende Forschung die religiöse Denkweise der lange sich selbst überlassenen Eingeborenen besser kennen lernen und oft auch manchen Aufschluss erhalten über religiöse Grundstimmungen und über die Motive der verschiedenartigen Ausgestaltungen der Systeme der einzelnen Völker.

3. Nur müssen die Missionare einheitlich beobachten, sich nicht einfach etwas erzählen lassen und sogleich niederschreiben, sondern bei vielen, zuverlässigen, geistig besser stehenden Eingeborenen vergleichende Berichte einziehen, dieselben dann von mehreren Missionaren kontrollieren lassen, das Material geordnet zusammenstellen und es in geeigneten Zeitschriften oder in selbständigen Schriften veröffentlichen.

Zur Anleitung kann man Fragebogen, z. B. vom Museum für Völkerkunde, benutzen, oder ein besseres Lehrbuch der Religionsgeschichte studieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schlusse bemerke ich, dass vom 1. Januar 1906 an eine internationale Zeitschrift für Völkerkunde, unter dem Titel „Anthropos", erscheint. Dieselbe hat es sich zum Zweck gemacht, die Arbeiten der Missionare zu sammeln und zu veröffentlichen. Den Fragen der Religionswissenschaft wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sie wird vierteljährlich erscheinen, und die Redaktion ist bereit, Artikel der Missionare aller Länder und beider Konfessionen aufzunehmen.

P. Schmidt, St. Gabriel in Mödling bei Wien, ist Hauptleiter der Zeitschrift, und er wird bereitwilligst allen Aufschluss erteilen.

Ich spreche darum den lebhaften Wunsch aus, dass die Mission immer mehr Mitarbeiterin der vergleichenden Religionswissenschaft werde und dadurch nicht bloss der Religion, sondern auch der Wissenschaft immer grössere Dienste leiste.

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Man kann nur mit Freude die Ausführungen des Herrn Dr. Froberger begrüssen. Nirgends auch ist mehr der Mangel einer Zeitschrift beklagt worden, wie sie Dr. Froberger in Aussicht stellt, als in den Kreisen, die sich mit dem Studium halbzivilisierter oder ganz unzivilisierter Völker entweder aus persönlichem Interesse beschäftigen oder sich offiziell damit befassen müssen.

Etwas bedenklich erscheint mir aus praktischen Gründen die Absicht, die Zeitschrift in fünf Sprachen erscheinen zu lassen. Ich halte vier, deutsch, französisch, englisch und italienisch, für genügend. Für wünschenswert halte ich es ferner, dem Prospekt dieser Zeitschrift die weitgehendste Verbreitung zu geben.

Pastor **R. Grundemann,** Mörz (Kr. Belzig), dankt dem Vortragenden. Die in Aussicht gestellte Zeitschrift ist als hochbedeutungsvoll zu begrüssen. Zur gedeihlichen Entwickelung derselben wird aber eine Vorbildung der Missionare zu richtigen Beobachtungen nicht zu entbehren sein. Solche Vorbildung sollte möglichst in den Missionsseminaren gegeben werden.

Dr. **Kurze,** Bornshain, plädiert dafür, dass die geplante Zeitschrift „Anthropos" in fünf Sprachen erscheint, speziell, dass die spanische Sprache nicht ausgeschaltet wird, damit die ethnologisch sehr wertvollen Berichte der spanischen Missionare auf den Philippinen und in den südamerikanischen Indianergebieten in der Zeitschrift eine Stelle finden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. **Fischer**, Neisse: Bezüglich des Bedenkens, ob die Missionare schon hinreichend vorbereitet und geschult sind zu Sammlungen für die neue Zeitschrift, erlaube ich mir die Mitteilung, dass Herr P. Schmidt einen Fragebogen zusammengestellt hat, um die Missionare anzuleiten, worauf sie ihre diesbezüglichen Beobachtungen richten sollen und wie sie ihre Aufzeichnungen anzulegen haben. Herr Professor P. Schmidt ist gewiss gern bereit, jedem der Herren, die sich dafür interessieren, solche Bogen zur Orientierung zugehen zu lassen.

Die religiösen Vorstellungen der Eweer.*)

Von Missionar **Spieth**, Tübingen.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Im Blick auf die Religion der Afrikaner hat man schon öfter den Gedanken aussprechen hören, dass der Schwarze mehr träume als denke. Wende ich diesen Satz auf die Eweer auf der Sklavenküste in Westafrika an, so liegt darin die einfache Wahrheit, dass der Traum bei jenen Stämmen tatsächlich viel zur Bildung der religiösen Vorstellungen beiträgt. Wer z. B. über einen Verstorbenen träumt, hat denselben tatsächlich gesehen, und wer über einen Gott träumt, ist zu demselben in realer Beziehung gestanden und hat ihn gesehen. Wer aber tiefer schauen und in der Seele des schwarzen Mannes lesen darf, kann sich bald davon überzeugen, dass aus seiner Seele nicht nur Träume, sondern auch Fragen aufsteigen, mit deren Beantwortung bei uns sich die grössten Denker beschäftigen. Wohl werden die Denkergebnisse hier und dort verschiedene sein. Aber sei es so, Ergebnisse religiösen Denkens sind auch in Afrika und speziell im Ewelande vorhanden, und es lohnt sich der Mühe, denselben nachzugehen und sie zu verstehen zu suchen. Die Fragen z. B.: Wer ist Gott? Wie entstand unsere Erde? und Welches ist die Bedeutung der Gestirne für den Menschen, woher kommt der Mensch und welches ist sein Lebensziel? trifft der Forscher auch im Geistesleben der Eweer an.

*) Die in der Landessprache gegebenen Sätze und Namen konnten im Druck nicht mit den nötigen diakritischen Zeichen versehen werden. Ist dem Leser ihre richtige Aussprache Bedürfnis, so empfehle ich das Ewe-Wörterbuch von Missionar Westermann, erschienen bei D. Reimer (E. Vohsen), Berlin 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Die Götter.

A. Die Himmelsgötter „dzi Mawuwo".

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Gottesgedanken der Eweer und überzeugen uns vor allem von der Tatsache, dass ein ernstgemeinter Gottesglaube im heidnischen Ewelande vorhanden ist.

Auf einer meiner Reisen hatte ich einen heidnischen Lastenträger bei mir, der bisher zu Europäern in keiner Beziehung gestanden war. In der heissen Tropensonne marschierten wir durch eine breite, baumlose Ebene. Nach längerem Marsche kamen wir an einen Bach, an dessen schattigen Ufern es sich jeder so bequem als möglich machte. Als nach kurzem Warten auch mein Lastenträger schweisstriefend angekommen war, legte er sich in den kühlen Bach hinein und rief aus: „Mawu dawrama!" d. h. ‚O gütiger Gott!' Einst hatte ich in einem heidnischen Dorfe gepredigt, als der Dorfhäuptling sich von seinem Stuhle erhob und sagte: „Wer in meinem Dorfe nicht jeden Morgen, nachdem er von seiner Matte aufgestanden ist, Wasser auf die Erde giesst und zu Gott Sodza betet, der ist kein Mensch. Wenn wir auf den Acker gehen, um die Erde zu hacken, so sagen wir zuerst „Mawu", ‚Gott'. Im Sommer des Jahres 1900 sass ein heidnischer Gefangener, ein berühmter Zauberer aus Taviewe, in seiner Gefängniszelle zu Lome. Plötzlich traten zwei Europäer bei ihm ein, und aus der Handbewegung des einen glaubte er schliessen zu müssen, dass sein letztes Stündlein jetzt geschlagen habe. In dieser Todesangst rief er aus „Mawu, medekuku!" ‚Gott, ich bitte dich!'

Diese Erfahrungen beweisen, dass die Gedanken der Eweer, sowohl bei dem Genuss irdischer Güter, als auch bei der täglichen Arbeit und endlich in der Todesangst auf ein Wesen gerichtet sind, das sie Gott nennen.

1. Der grosse Gott „Mawu ga".

Wer ist aber für sie Gott? Auf diese Frage hat in einer grösseren Versammlung ein Heide in Matse geantwortet: „Ich habe immer zu dem sichtbaren Himmel als zu dem grossen Gott emporgesehen," und die andern alle bestätigten seine Aussage als ihre eigene Anschauung. Der alte Häuptling Kpeli aus Tove zeigte mit dem Finger gen Himmel und sagte: „Überall, wo der Himmel ist, da ist Gott, denn der Himmel ist Gott." Als ich den Priester der Erde von Ho einmal frug, warum sie den Himmel als Gott verehren, antwortete er mit der Gegenfrage: „Oder hast du je die Grenze des Himmels gesehen?" Darin liegt nicht nur die Bestätigung, sondern auch der Grund der Himmelsverehrung. In Ho muss der erste Priester vor schweren Gerichtsverhandlungen ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebet zu den Göttern sprechen. Er fängt dasselbe damit an, dass er den Gott, der über unserm Haupte ist, „mia tamea Mawu" anruft, um dann die Namen der übrigen Götter aufzuzählen. Mit dieser Anschauung stimmen auch Redensarten überein, nach welchen es gleichviel ist, ob man sagt: Gott ist gross, oder der Himmel ist gross.

Bestätigt wird diese Anschauung auch durch eine mythologische Erzählung, deren Kern die Frage ist, warum Gott so weit vom Menschen entfernt wohne. Nach ihr waren einstens der Himmel und die Erde so nahe beisammen gewesen, dass man den Himmel mit der Hand erreichen konnte. Damals durften die Menschen ungehindert mit Gott verkehren. Dann aber traten verschiedene, für die Zukunft verhängnisvolle Ereignisse ein. Einige Menschen zündeten ein Feuer an und trieben Gott den Rauch davon in die Augen, wieder andere stiessen ihn mit dem Fufustössel ins Gesicht, und die Kinder wischten nach dem Essen ihre schmutzigen Finger am Himmel ab. Das ärgerte Gott so sehr, dass er sich in unendliche Ferne vom Menschen zurückzog. In den mythologischen Gedankengängen der alten Eweer scheinen also Gott und Himmel gleichwertige Begriffe gewesen zu sein, und sie bestätigen die Anschauung, dass die alten Eweer Gott im Bilde des Himmels erfasst haben.

Die bisherigen Ausführungen lassen aber die Frage offen, ob Gott und Himmel tatsächlich ungeschieden gedacht werden. Lassen wir uns dieselbe von Eingeborenen beantworten. Adala, der Priester der Erde in Ho, sagte einmal: „Der sichtbare Himmel ist nicht selbst Gott, sondern nur der Ort, wo Gott seinen Sitz hat." Seine Aussage wird durch verschiedenartige Redensarten auch als Volksanschauung bestätigt. Während der Regenzeit ruft etwa morgens ein Freund dem andern mit nach dem Himmel gerichtetem Blick zu: „Mawu gadze adanu wo nu bubu, va kpoe da", Gott zeigt uns heute wieder eine andere Kunst, komm und siehe es. Oder „Mawu egafo nuziwo gakla egbe", Gott hat sich heute wieder mit allerlei kleinen Dingen geschmückt. Wenn die Wolken morgens mit einem lichten Rande umgeben und so voneinander getrennt sind, dass man den blauen Himmel dazwischendurch sehen kann, so nötigt diese Erscheinung dem frommen Heiden die Worte ab: „Mawu ta notanota", Gott hat ein buntes Kleid angezogen. Zuweilen ist der Himmel wie mit einem Lichtschimmer übergossen, der sich auf einen durchsichtigen Wolkenschleier legt. In diesem Lichte sieht das mythologische Denken des Eweers das Kleid Gottes. Er sagt: „Mawu ta klala, mele do deke wom egbe o, edzudzo edokui", Gott hat ein weisses Kleid angezogen, er arbeitet heute nicht, sondern ruht sich aus. Seine Ruhe aber besteht darin, dass er an diesem Tage liegt und schläft. Andere deuten den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lichtglanz des Himmel als das Öl Gottes, mit dem er seinen Leib salbt. Angewandt wird diese Anschauung auch auf Menschen, welche vor Gericht freigesprochen wurden. Als äusseres Zeichen ihrer Unschuld bestreicht der Sprecher ihren rechten Oberarm mit weisser Erde, der Farbe Gottes.

Von dem schönen Blau des Himmels lautet die mythologische Ausdrucksweise des Eweers: „Mawu edo hle nkume", Gott hat sein Angesicht mit Dunkel verhüllt. Eine andere Redensart lautet: „Mawu eta bisi", Gott hat ein dunkles Kleid angezogen. Diese Redensarten lassen kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen, dass der Lichtglanz der Sonne und das Blau des Firmaments in der Vorstellung des Eweers nur Kleid und Schleier Gottes sind, hinter dem er selbst für das menschliche Auge unsichtbar lebt.

Wie aber und wo lebt er? Der eingeborene Lehrer S. Anku kam zu dem Priester des grossen Gottes „Mawu ga", in Matse. Dieser sagte zu ihm: „Was Du uns predigst, stimmt nicht mit dem überein, was ich von meinem Gott weiss. Der Vater des Tsadze, dem ich diene, ist Mawu ga, der grosse Gott. Derselbe heisst auch Mawu Sodza und ist ganz von flammendem Feuer umgeben. Durch diese Flammen kann kein einziger Erdengott gehen, als allein unser Gott Tsadze. Er geht durch die Feuerflammen hindurch zu seinem Vater, dem grossen Gott, bekommt von ihm Gaben und überbringt sie den Menschen. Nach der Ansicht anderer Heiden wohnt Gott auf der Spitze des Weltenraumes, „alili we tame", in einem aus mächtigen Fächerpalmen gezimmerten Hause, das in einem grossen, mit Bananen und Yams bepflanzten Garten steht. Dort fächeln ihm seine Diener frischen Wind zu. Man stosse sich nicht an diesem plumpen Gedanken. Soviel bestätigt er, dass Gott und der Himmel getrennt gedacht werden, sowie das, dass Gott für den Eweer nichts Unpersönliches ist.

2. In engster Beziehung zu „Mawu ga", dem grossen Gott, steht das Götterpaar Mawu Sogble und Mawu Sodza. Die Erscheinungsformen beider sind Blitz und Donner. Sogble, der erste und älteste Sohn Gottes, Schmied und Wächter seines Hauses, hat allein Zutritt zu Gott. Er schmiedet die Donnerkeile, deren einer aus Stein und der andere aus Eisen besteht, und schleudert sie im Blitz gegen Bäume und Menschen. Wer vom Blitz getroffen wird, wurde von dem Gott Sogble im Auftrag Gottes zerspalten. Sogble wird deswegen auch „nugblela", Verderber, genannt. Wenn er mit seinen Füssen im Zorn auf den Boden stampft und mit seiner mächtigen Stimme brüllt, so ertönt der Himmel weithin, und die Blitze zucken auf die Erde hernieder. Beide, er und seine Frau Sodza, führen im Donner Zwiegespräche miteinander. Wenn Sogble gewaltig donnert und droht, die

Kinder, welche Gott gemacht, im Zorne zu zerschmettern, so ermahnt ihn seine Frau Sodza mit sanfter Stimme: „Le de eme, le de eme"! Halt ein, halt ein! Sie bittet ihn, er möge doch Geduld mit den Kindern Gottes haben und sie nicht verderben, obgleich es scheine, dass sie ihn geärgert haben. Diese bittende Stimme seiner Frau Sodza hört man in dem auf starke Donnerschläge folgenden sanfteren Donner. Die Beziehungen in dieser Götterehe sind jedoch nicht immer gleich gute. Wenn die Sonne längere Zeit nicht scheint und man statt ihrer nur düstere Nebel sieht, so sagten die Alten, Sogble streite sich mit seiner Frau. Regnet es dazwischen hinein, so sind das die Tränen Gottes, die er aus Betrübnis über seine streitenden Kinder weint. Ist der Friede zwischen beiden hergestellt, so scheint die Sonne wieder hell. Beide sehen sich nun freundlich an und reichen sich lachend die Hände.

Sogble errettet den Krieger aus den Gefahren und ist der Gott der jungen Mannschaft, besonders der Ackerleute, Schmiede und Händler. Seine Diener tragen ein blaues Lendenband. Vor der Yams-, Korn- oder Reissaat errichten die Sogble Verehrer an dem zu ihrem Acker führenden Feldweg einen Erdhügel, legen an drei Stellen je vier Körner Mais oder Reis hinein, waschen sich die Hände aus einem kleinen Topf und beten: „Mawu Sogble, die Hände, die ich wusch, dir habe ich sie gewaschen! Meine Saat, die ich säe, möge gedeihen, habe acht darauf, dass sie durch nichts zerstört wird! Gereinigt habe ich meine böse Hand, gib deswegen, dass ich mich unter meinen Altersgenossen in schönen Kleidern sehen lassen kann!" Ein anderes, an ihn gerichtetes Gebet lautet: „Sogble, du wildes Schwein, gib, dass mich der Branntwein nicht betrunken mache, der Donner, den ich höre, möge mich nicht zerspalten! du errettest die Menschen aus Wasser und Feuer und bewachst Haus und Feld."

Sodza ist der Gott, der Haus und Hof bewacht, dass nichts Böses seinen Weg zu demselben finden kann. Er vertreibt die bösen Hexen und die bösen Geister, ja selbst die bösen Erdengötter dürfen sich einem von ihm bewachten Hause nicht nahen. Unter seinem Schutze mehrt sich die Zahl der Kinder und bleiben die Hausgenossen gesund. Ihm befiehlt deswegen der zum Kampf ausziehende Krieger Weib und Kinder an. Ein an Mawu Sodza gerichtetes Gebet lautet: „O Gott Sodza, du Mutter der Menschen und Tiere, gibst du dem Menschen, so gibst du ihm; verweigerst du dem Menschen, so verweigerst du ihm. Durch deine Grösse bin i c h gross. Was du liebst, liebe auch ich. Du starker Regner, du Samstagsgeborener, du Schiff voller Yams und Schiff voller Wle (eine Kartoffelart) du Schiff voll der buntesten Fülle für die Händler und für die Ackerleute!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Zu diesem Götterpaar gesellt sich noch Sowlui, der Gott der Kaurimuscheln und Diener Gottes. Er verwandelt seinen Günstlingen im Laufe der Nacht Bohnen, Korn und Erdnüsse, welche sie in Töpfen aufbewahrt hatten, zu lauter Kaurimuscheln. Dem Günstling ist jedoch das strenge Gesetz gegeben, dass er sich nirgends als Günstling des Sowlui verraten darf. Übertretung dieses Verbots wird mit sicherem Tode bestraft.

B. Die Erdengötter „anyi Mawuwo".

Eine zweite, den Menschen viel näher stehende Götterklasse, sind die „anyi Mawuwo", Erdengötter, im Ewelande „trowo" und bei uns, wohl mit Unrecht, Fetische genannt. Sie haben ihre Wohnsitze auf Bergen, an steilen Felsabhängen, in Schluchten und Höhlen, in Bäumen, Quellen und Flüssen. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Vermittelung des Verkehrs zwischen den Menschen und dem fernen Himmelsgott. Vermöge ihrer unsichtbaren und mehr geistigen Natur, können sie die weiten Räume zwischen der Erde und dem Himmel in einem Augenblick durchmessen. Freilich missbrauchen sie auch ihre Rechte zuweilen, indem sie die bei Gott befindlichen Güter stehlen, um sie den Menschen zu überbringen. Bei diesem gefährlichen Unternehmen werden sie zuweilen von den Söhnen Gottes entdeckt, um dann mit einer Tracht Hiebe entlassen zu werden. Kein Wunder deswegen, dass sie sich ihre Botengänge teuer bezahlen lassen. Sie sind es auch, die die Menschen wegen ihrer Habgier und ihres Abfalls von den väterlichen Sitten vor Gott verklagen und die Schuldigen mit Trockenheit, Krankheit oder schnellem Tod bestrafen.

Eingeteilt werden sie in einheimische und ausländische Götter. Die Klasse der einheimischen setzt sich zusammen aus den ältesten, den sogenannten Erbgöttern, die sie bei ihrer Einwanderung aus ihrem Stammsitz Amedschowe vor 3—4 Jahrhunderten mitgebracht haben. Ihre Zahl vermehrte sich im Laufe der Zeit durch solche Götter, die an ihren jetzigen Wohnsitzen entstanden sind, sowie aus solchen, die sie von irgend einem einheimischen Nachbarstamm sich käuflich erworben haben. Die ausländischen haben ihre Heimat im Westen und Osten des Ewelandes, also auf der Goldküste, einschliesslich Asante und Akwamu, und in Dahome und Yoruba. Von der Goldküste z. B. stammen die Götter Fofie und Dente. Aus Dahome und Yoruba kamen Afa, Zeichendeuterei und Weissagerei, sowie der einen grossen Teil des Ewelandes beherrschende Geheimbund der Yewe Verehrer.

An der Spitze der ältesten Götter steht die Erde, die im ganzen nördlichen Teil des Ewelandes unter dem Namen „Mia no", ‚unsere Mutter', verehrt wird. Sie ist die Frau des Himmels und hat im Bunde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit ihm Menschen, Tiere und Pflanzen, ja, sogar die Erdengötter erzeugt. Sie ist die grosse Ernährerin aller Lebendigen, die geduldige Mutter, die nicht einbricht, auch wenn ihr Feind auf ihr geht.

Ein Beispiel dafür, wie Götter entstehen, mag folgende Geschichte geben. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die Hoer von dem den ganzen westlichen Teil des Ewelandes beherrschenden Akwamustamm geschlagen. Der Feind hatte die Hoer verjagt und die Königsstadt Wegbe eingenommen. Auf der Dorfstrasse stand ein grosser Schattenbaum, in dem sich ein Bienenschwarm niedergelassen hatte. Die Feinde machten den Versuch, den Baum umzuhauen, da stürzte sich der gestörte Bienenschwarm wütend auf seine Ruhestörer. Die Bienen stachen und verfolgten die Akwamuer so, dass sie die Stadt verlassen und sich in den Busch zurückziehen mussten. Das veranlasste die Wegbeer, die Biene zu ihrem Gott zu machen. Von jener Zeit an brachten sie ihr regelmässig Opfer.

C. Die persönlichen Schutzgötter.

Eine dritte Klasse von Göttern sind die persönlichen Schutzgötter, die über Glück und Unglück des Menschen verfügen. Sie haben zum Teil ihren Sitz in Amedschowe, zum Teil auch bei dem Menschen selber. Zu denjenigen, die in der Seelenheimat wohnen und von dorther den Menschen beeinflussen, gehören die Geistermutter, der Mann und die Frau des Jenseits, besonders aber der Gbetsi, von dem es einen guten und einen bösen gibt. Die Namen der beim Menschen selbst wohnenden Schutzgötter sind der Aklama, der allezeit hilfsbereite Segenspender, der Dzogbe, sowie der Kpegbonola, der kühne Verteidiger des Menschenlebens, dessen Aufgabe es ist, Steine aufeinander zu setzen, womit die Zahl der Lebensjahre seines Schützlings symbolisch angedeutet ist. Diese verteidigt er dem andringenden Tod gegenüber. (Die Kürze der mir vorgeschriebenen Zeit verbietet ein näheres Eingehen auf diese interessante Götterklasse.)

II. Die Welt.

Welche Gedanken macht sich nun der Eweer über die Welt der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen? Ob die Welt dem Göttlichen gegenübersteht, oder ob sie ein Teil desselben ist, ist dem Eweer durchaus unklar. Ausdrücke aber, wie „Heheme enye Mawu", die Welt ist Gott, legen den Gedanken nahe, dass sie ihren Gottesbegriff in den Himmel, die Luft und die Erde zerlegen. Die Stellung der Erde zum Himmel einerseits, sowie Beteuerungen wie: „Der Himmel sieht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meine Gedanken, der Luftraum sieht mein Herz, und die Erde sieht das, was unter meinen Füssen ist", würden diese Annahme bestätigen.

Über die Frage der Entstehung der Erde gibt es im Ewelande zwei voneinander abweichende Anschauungen, deren eine mit dem Ausdruck „dzo", geboren werden, entstehen, und die andere mit dem Ausdruck „wo", machen, ihren charakteristischen Ausdruck findet. Die einen sagen: „Die Erde war immer so gewesen, wie sie heute ist, jedoch mit dem Unterschied, dass sie einstens im Dunkeln oder Verborgenen existierte, dann aber plötzlich und unvermittelt an das Licht kam. Sie ist zusammen mit dem Himmel an einem Tage entstanden. Das Heraustreten aus ihrer früheren Dunkelheit ist „dzo", also ihre Geburt, ihre Entstehung. Im Gegensatz zu ihrem Zustande im Unsichtbaren wird die ans Licht gekommene Erde „Kodzogbe", das Sichtbare oder Irdische genannt. Diese Anschauung steht im Einklang mit der gesamten Weltanschauung des Eweers, wonach auch der Mensch, die Tiere und die Pflanzen aus dem Unsichtbaren heraus in das Reich des Sichtbaren „gesandt" worden sind. Alles war also einstens in einem präexistenten Zustande in der Seelenheimat vorhanden gewesen und wurde von dort in das Diesseits gesandt.

Neben dieser Vorstellung begegnet man auch dem Gedanken einer Schöpfung. Dieselbe hat sich aber so vollzogen, wie Menschen zu arbeiten pflegen. Der Hergang war folgender: Gott setzte mächtige Felsblöcke aufeinander und deckte sie mit Erde zu. Diese Felsblöcke sind in der Erde dasselbe, was die Knochen für den menschlichen Körper, oder was die Balken für das Haus sind. Seine Arbeit machte er stückweise, heute ein wenig und morgen ein wenig, und wenn er mit einem Stück fertig war, ruhte er sich unter dem trodzo-Baume, einer Euphorbienart mit milchweisem Safte, aus. Eine Giftpflanze war also der erste Baum, der zugleich mit der Erde entstanden ist, und sie ist der Markstein der Ruheplätze Gottes bei der Schöpfung.

Eine Vorstellung über die Beschaffenheit der Erde trat uns bei unserm Brunnenbau in Ho entgegen. Als wir den 20 Meter tiefen Schacht durch die Felsen sprengten, baten uns die Häuptlinge von Ho, wir möchten die Arbeit einstellen. Sie fürchteten, dass das Wasser im Erdinnern plötzlich herausbreche und sie alle wegschwemme. Für uns aber fürchteten sie, dass wir plötzlich in die Unterwelt hinunterbrechen würden. Viele sahen staunend in den Schacht hinunter und riefen: „Anyigba tri nuto!" die Erde ist sehr dick! Einer dieser Bewunderer meinte, er habe sich die Schale der Erde dünner vorgestellt. Also äusserlich eine dicke Erdkruste, im Zentrum der Erde Wasser und unter der Erde das „tsiewe", die Totenwelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mehr noch als über die Erde macht sich der Eweer Gedanken über die Himmelskörper, hauptsächlich über die Sonne, jenes grosse „Auge des Himmels". Warum die Sonne täglich leuchtet, und warum sie jeden Tag im Osten auf- und im Westen untergeht, auf welchem Wege sie wieder nach dem Osten zurückkehrt, waren Fragen, die die Alten viel beschäftigten. Es ist die Aufgabe der Söhne Gottes, das Gesicht der Sonne täglich rein zu erhalten. Sie müssen auch dieses grosse Gestirn ganz langsam, wie an einem Rad, vom Osten nach dem Westen treiben. Im Laufe der Nacht kehrt dann die Sonne wieder nach dem Osten zurück, ob am Himmel oder unter der Erde, sind ungelöste Rätsel. Diejenigen, die sie am Himmel zurückkehren lassen, erzählen, sie habe ihr Angesicht mit allerlei Unrat verdeckt. Wer das Unglück hat, sie um Mitternacht auf ihrem Rückwege zu sehen, der muss sterben. Deswegen sagten auch die Alten, man solle um Mitternacht die Hütte nicht verlassen; müsse es aber durchaus geschehen, so solle man nicht gen Himmel sehen, sondern so rasch wie möglich wieder in seine Hütte zurückkehren.

Dieses „Auge des Himmels" sieht alles, was auf der Erde vorgeht und ist der unparteiische Zeuge des Guten wie des Bösen. Auf ihrem Rückweg nach dem Osten geht sie zu Gott, um ihm Mitteilung über alles das zu machen, was sie im Laufe des Tages bei den Menschen gesehen hatte. Als im Jahre 1891 in Ho ein Priester aus der heidnischen Gemeinde ausgeschlossen wurde, da schossen mittags zwischen 12 und 1 Uhr vier Männer ihre Flinten gegen die Sonne ab, die damit beauftragt wurde, die Versündigung des Ausgeschlossenen dem höchsten Gotte mitzuteilen. Je und dann kommt es vor, dass ein betrübter Mensch der untergehenden Sonne sein Leid klagt und sie beauftragt, es im Laufe der Nacht Gott zu berichten. Die Sonne ist der Wohnsitz der Verstorbenen, und je nachdem man zu einer Klasse der Verstorbenen beten will, richtet der Beter sein Gesicht gegen Osten oder gegen Westen. Ist festgestellt, dass ein Verstorbener hinterbliebene Familienglieder belästigt, so wendet sich der Beter gegen die Morgensonne, streckt seine Hände gegen sie aus, nennt den Namen des Verstorbenen und sagt, er solle den zu Hause liegenden Kranken nicht länger mehr belästigen. Umgekehrt stellt sich auch mancher weltmüde Eweer vor die aufgehende Sonne, ruft die Namen seiner verstorbenen Eltern und bittet, sie mögen kommen und auch ihn zu sich holen.

Der Mond ist, wie die Sonne, ein Bote Gottes, der den Auftrag hat, Gott alles zu melden, was im Laufe der Nacht böses oder gutes geschehen ist. Beim Neumond hat er zwar sein Gesicht verdeckt, sieht aber und hört alles, was auf der Erde vorgeht. Im Laufe des Tages steht er vor Gott und erstattet ihm seinen Bericht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit der Sonne hat der Mond ein sehr unredliches Geschäft abgeschlossen. Eines Tages machte er ihr den Vorschlag, sie wollten gegenseitig ihre Kinder schlachten und essen. Die Sonne war damit einverstanden und gab ihre Kinder zuerst her. Als nun aber die Reihe an die Kinder des Mondes, die Sterne, gekommen war, da hatte er dieselben in einem grossen Wassertopf verborgen und liess sie am nächsten Abend alle wieder aus dem Topfe herausgehen. Daher kommt es, dass nur der Mond, nicht aber auch die Sonne Kinder um sich hat.

In dem Mond wohnt der Trommelschläger Gottes, der Vorsteher und Häuptling aller Trommler. Er lehrt sie die Trommel schlagen. Bevor an mondhellen Nächten die Spiele ihren Anfang nehmen, wird in der Trommelsprache zu ihm gebetet. Das Gebet lautet: „Entschuldigung, Entschuldigung, gib nicht zu, dass mir die Trommelschlegel aus der Hand fallen!" d. h. dass ich durch den Einfluss eines bösen Zauberers sterbe.

III. Der Mensch.

A. Woher er kommt.

Wie sich der Eweer Gedanken über Gott und die ihn umgebende Welt macht, so bewegt ihn auch die Frage über das Woher und Wohin seiner eigenen Person.

Sein Leib ist von Erde genommen und wurde von Gott „gebildet", dessen Hauptarbeit es heute noch ist, menschliche Körper zu formen. Zur Herstellung eines menschlichen Körpers aber braucht Gott die Kinnlade eines verstorbenen Vorfahren; zu seinen Muskeln dagegen, überhaupt zu allen Fleischteilen des Körpers, verwendet er Töpferton, den er knetet und formt. Es ist aber zu beachten, dass er nicht für jeden Menschen gleich guten Ton nimmt. Aus diesem Grunde sterben z. B. einzelne Menschen früher als andere. Ein alter Mann in Ho erklärte, er sei so alt geworden, weil Gott für die Herstellung seines Körpers guten Ton verwendet habe.

Mehr noch als die Entstehung seines Körpers, beschäftigt den Eweer die Frage nach der Herkunft der geistigen Seite seines Wesens, sagen wir kurzweg: seiner Seele. Die Seelenheimat Amedschowe, auch Bome und Bowe genannt, liegt im östlichen Himmel. In der Seelenheimat sieht es ähnlich aus wie im Diesseits. Dort gibt es Land, Busch und Wald, sowie alle Arten von Nahrungsmitteln. Dort wohnen die Menschen in Städten zusammen und werden von Königen regiert. Die Bewohner der Seelenheimat werden „nolimeviwo", Geisterkinder, genannt. Dieselben leben familienweise zusammen und stehen in grosser Abhängigkeit von der „nolimeno", der „Geistermutter", der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebärerin aller dort wohnenden „Geisterkinder". „Das Geisterkind" beschäftigt sich mit Ackerbau, Jagd und Weberei. Beabsichtigt jemand die Seelenheimat zu verlassen, um ins Diesseits zu gehen, so macht er zuerst der Geistermutter und der Geistertante davon Mitteilung. Sie ruft die Familienglieder zu einer Besprechung unter dem Vorsitze Gottes zusammen. Sind diese damit einverstanden, so streckt die Geistermutter ihre Hände aus, um den Scheidenden zu segnen. Dabei spuckt sie ihm dreimal so in seine ebenfalls ausgestreckten Hände, dass sich ihr Speichel wie ein feiner Regen über seine Hände ergiesst und sagt: „Geh und komm wieder!" Der Scheidende eignet sich den Segen dadurch an, dass er sich den Speichel an Stirne und Brust drückt. Daran schliessen sich dann noch Segenssprüche. Einige derselben lauten: „Wenn du in das Land des Sichtbaren kommst, so wohne dort; wenn du heiratest, so wird deine Frau für dich passen; wenn du auf den Acker gehst, werden deine Feldfrüchte gedeihen und auf der Jagd wirst du mit einem Schuss zwei Tiere auf einmal erlegen. Auf dem Handel wirst du es mit dummen Menschen zu tun haben, die für 1 hotu (früher gleich 1 Mark) von dir kaufen und für einen halben hotu (gleich 50 Pfg.) es wieder an dich verkaufen. Gib nie deine Ware her, bevor du die Bezahlung dafür bekommen hast; auf der Reise sollst du nicht auf Schlangen, sondern auf Regenwürmer treten, die dir nicht schaden. Es soll dir überhaupt kein Übel zustossen."

Der Scheidende bestimmt nun noch die Zeit seiner Rückkehr aus dem Sichtbaren und zuweilen seine Todesart. Er sagt etwa: „Ich bleibe im Lande des Sichtbaren bis zu meinem Kindes-, Jünglings- oder Greisenalter." Manche bestimmen auch ihre Todesart mit den Worten: „Ich werde durch einen Erdhaufen oder durch einen Baum erschlagen; der Strick wird mich erwürgen, oder ein wildes Tier wird mich zerreissen."

Der Eweer weiss aber auch von Menschen, welche ohne Verabschiedung aus dem Jenseits entflohen sind, weil sie ihrer Geistertante dort keine Dienste mehr leisten wollten. Dieselbe hatte vielleicht eine Wunde am Bein, die das Geisterkind täglich reinigen musste. Solch ein Flüchtling wird dann von der Geistertante im Diesseits gesucht und damit bestraft, dass sie auf ihn ihre eigenen Wunden überträgt. Wer im Diesseits von irgendeinem Leiden wiedergenest, beweist damit, dass er sich diese Krankheit im Jenseits nicht selbst gewählt hat. Stirbt er aber daran, so ist das ein Zeichen dafür, dass er sich diese Todesart in der Seelenheimat im voraus bestimmt und von dort mitgebracht hatte.

Wie Krankheiten und Todesarten, so bringt der Mensch auch einen fertigen Charakter aus der Seelenheimat mit ins Diesseits. Wer dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fleissig war, ist es auch hier. Wer dort gestohlen hat, setzt diese Untugend auch im Sichtbaren fort und wird weder durch Warnungen noch durch Strafen davon befreit. Ein diebisches Kind z. B. wird von seinem Vater oder Onkel ermahnt und, wenn nötig, geschlagen, aber ändern kann er die Gesinnung des Kindes nicht. Merkt es auf die väterliche Zucht, so beweist das, dass es keinen schlechten Charakter aus dem Jenseits mitgebracht hat.

Im Lichte dieser Anschauungen würde man wohl kaum ein tätiges Gewissen unter den Eweern erwarten; und doch ist dasselbe vorhanden, wie aus der Fabel der Tsentse und ihrem Kinde zu ersehen ist. „Eine Frau bekam in ihrem Alter noch ein Kind, das aber bald nach der Geburt starb. In ihrem Schmerz gelobte die Frau, dass sie von jetzt an nichts mehr essen werde. Von den Ihrigen und vielen andern Leuten wurde sie gebeten zu essen, jedoch umsonst. Allmählich aber wurde die Frau doch hungrig, und als sie eines Tages mit einem andern Kinde auf den Acker ging, sah sie am Feldweg reife Wassermelonen, die von den Vögeln gefressen wurden. Sie sagte dem Kinde, es solle etwas vorausgehen, weil sie abseits in den Busch gehen müsse; sie werde ihm aber bald folgen. Im Busch aber schlug die Frau die reifen Wassermelonen herunter und ass sie. Niemand hatte ihr zugesehen, als allein ein Vogel. Als die Frau nun ihren Weg fortsetzen wollte, da sang der Vogel hinter ihr und sagte:

„Das Kind der Tsentse ist gestorben!
Essen soll sie, sagte man;
Nicht essen will ich, sagte sie.
Gott selbst begrüsste sie
Und sagte,
Essen solle sie doch jetzt;
Doch Tsentse weigerte und sagte:
‚Essen werd' ich nie.'

Die Erde nun begrüsste sie
Und sagte, essen solle sie doch jetzt,
Doch Tsentse sagte: ‚Essen werd' ich nie.'
Als dieses Wort der Fufu hörte,
Da wurde er ihr böse.
Als dieses Wort der Mehlbrei hörte,
Da wurde er ihr böse.
Weil sie gesagt, nicht essen wolle sie,
Und doch im Acker stahl die reifen Früchte."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vogel verfolgte sie mit dem Gesang dieses Liedes, wo immer sie war. Endlich griff sie aus Furcht und Scham zu dem Strick und erhängte sich. Wir sehen hieraus den klarsten Beweis für die Tätigkeit des Gewissens in dem Eweer.

B. Das Lebensziel des Menschen.

Nach den bisherigen Ausführungen würde man erwarten, dass der Mensch nach seinem Tode einfach wieder in seine Seelenheimat zurückkehrte. Dem ist jedoch nicht so. Sein Lebensziel liegt nicht in den lichten Höhen von Amedschowe, sondern in dem „tsiewe", der Totenwelt, die unterhalb unserer Erde ist.

Der Tod, diese Grenze des irdischen Lebens, tritt dann ein, wenn die von dem Menschen selbst bestimmte Lebensdauer abgelaufen ist. Solange er noch schwer krank und in seinen Schmerzen stöhnend auf seiner Matte liegt, liegt seine Seele im Jenseits in Eisen, wo sie von den Einwohnern der Unterwelt verhört wird. Wird der Mensch dort freigesprochen, so darf er aus Eisen und Gericht wieder zu den Seinigen zurückkehren; wird er verurteilt, so muss er sterben.

Nach ihrer Loslösung vom Leibe kann sich die Seele nicht gleich von dem Leibe trennen. Sie umschwebt ihren Körper auch dann noch, wenn er schon begraben ist. In der Wohnung des Verstorbenen seufzt und stöhnt sie, klopft an die Türe und ruft die Namen der Hinterbliebenen. Auf der Dorfstrasse kann man sie zuweilen als eine grosse weisse Gestalt sehen. Solche Menschen, von welchen sie im Leben gehasst wurde, wirft sie mit Erde und Steinen, um dann wieder seufzend durch die Luft zu schwirren. Dann aber muss sie wandern, bis sie endlich an den Ufern eines grossen Flusses anlangt. In seinem Wasser bergen sich schreckliche Ungeheuer, und seine Ufer sind schaurig, kalt. Der Verstorbene wird dann gegen Entrichtung eines Fährgeldes von einem alten Manne, Kutsiamee genannt, über den grossen Strom gesetzt. Vom jenseitigen Ufer aus führt der Weg gerade in die grosse Totenstadt. Bevor sie jedoch dort eintreten darf, gibt es noch ein neues Verhör. Ausserhalb der Stadt steht eine Frau mit hässlichen Wunden an den Beinen, namens Liagbe. Diese fragt den Ankömmling, wohin er wolle. Er antwortet, er wolle in das Totenreich. Hierauf fragt sie ihn, was er in der Welt des Sichtbaren getan habe. Nachdem er ihr alles aufgezählt hat, muss er ihre Wunden aussaugen und bekommt dann Erlaubnis zum Eintritt in die Totenstadt. Dort versammeln sich seine Angehörigen und fragen ihn wieder, warum er die Welt des Sichtbaren verlassen, ob ihn jemand getötet habe, oder ob er selbst von dort weggegangen sei. Um solche Ankömmlinge, die in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrem Leben böse Zauberei getrieben, versammeln sich dort alle ihre Opfer und verhöhnen sie: „So, du bist nun auch zu uns gekommen? Andere hast du getötet und bist nun selbst gestorben!" Nachdem sie ihn beschimpft haben, treiben sie ihn gewaltsam aus ihrer Mitte hinaus. Interessant ist, wie ein Geiziger im Jenseits behandelt wird. An der Küste, so erzählt man sich, starb einmal ein reicher Mann und ward begraben. Als er im Jenseits angekommen war, da flohen alle seine Kaurimuscheln von ihm, weil er sie im Leben nicht benützt hatte. Und aus dem gleichen Grunde bekam er auch von den Seinigen keine Unterstützung. Schliesslich entlehnte er dort bei einem andern Reichen zwölf hotu Kaurimuscheln. Weil er dieselben aber nicht wieder zurückbezahlen konnte, kehrte er ins Diesseits zurück und belästigte seinen Bruder. Dieser ging zu einem Priester, um ihn nach dem Grund der Belästigung durch seinen verstorbenen Bruder zu fragen. Der Priester antwortete, er wisse genau, um was es sich handele, denn in der verflossenen Nacht habe er davon geträumt. Erst nachdem der Belästigte dem Priester zwölf hotu Kaurimuscheln gegeben hatte, glaubte er, vor seinem verstorbenen Bruder Ruhe zu haben.

Die Toten sehen alles, was im Diesseits vorgeht, und haben deswegen immer ein Verlangen, wieder in das Diesseits zurückzukehren, dies um so mehr, als dort alles, was sie geniessen, nur schattenhaft ist und sie nicht vollkommen sättigt. Einzelnen Bevorzugten wird es gestattet, das Totenreich zu verlassen, um in ihrer Familie im Diesseits wieder als Mensch geboren zu werden. Andere dagegen müssen dort oft lange Zeit ein schattenhaftes Dasein führen, um endlich als Antilope oder Wildschwein im Diesseits wieder ein elendes Dasein führen zu dürfen.

Wir haben nun die Anschauungen der Eweer über ihre Götter, über die Welt und über sich selbst an unserm Geistesauge vorüberziehen lassen und dabei vielleicht den Eindruck gewonnen, dass die Geisteswelt der Eweer, wenn auch voller Widersprüche, doch aber nicht so arm ist, wie wir uns das früher vorgestellt hatten. Es würde sich der Mühe lohnen, tiefer in dieslbe einzudringen, um sie durch gründliche Forschungen unserer Kenntnis zugänglich zu machen und sie so vor ihrem gänzlichen Verschwinden zu bewahren.

Professor **Meinhof**, Lichterfelde: Der Vortrag ist nur eine kleine Probe aus sehr umfassenden Sammlungen, die der Verfasser in seinem mehr als 20jährigen Aufenthalte in Togo aufgenommen hat.

Die Reichsregierung hat Mittel bereit gestellt, um die Herausgabe eines Teiles dieser Sammlungen zu beginnen, es sind aber noch weitere erhebliche Mittel notwendig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bitte deshalb, dass wir die Herausgabe dieser Sammlungen, die einstweilen durch das generöse Eintreten des Herrn Konsul Vohsen ermöglicht ist, durch Annahme einer Resolution unterstützen, welche die Bereitstellung weiterer Mittel hierfür empfiehlt. Da zum Verständnis dieses Werkes, das zum Teil Ewe und deutsch geschrieben ist, ein Wörterbuch notwendig wird, ist ein solches nach wissenschaftlichen Grundsätzen von Missionar Westermann verfasst. Dasselbe ist im Druck, aber auch hier sind die Mittel noch nicht bereit. Ich empfehle deshalb die Annahme folgender Resolution zur Beschlussfassung im Plenum:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 befürwortet die Bereitstellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo und des dazu gehörigen Wörterbuches von Westermann."

P. Dr. **Froberger,** Trier: Ich bemerke, dass die herrlichen, eingehenden Ausführungen des Herrn Spieth über die Religion der Ewe-Neger nur mit Freude begrüsst werden können. Ganz besonders freue ich mich, dass im Anschluss an meinen Vortrag über die Mission als Mitarbeiterin an der vergleichenden Religionswissenschaft gleich durch eine eingehende Schilderung der Religion des Ewe-Volkes gezeigt wurde, wie man es machen kann und machen muss, um in die Kenntnis einer solchen Religion einzudringen. Wir haben besonders wahrnehmen können, dass sich beim Ewevolke recht interessante Vorstellungen über Gottes Wesen vorfinden, die beweisen, dass mit Geisterglaube und Animismus die religiösen Anschauungen der afrikanischen Völker nicht abgetan sind.

Ich befürworte daher sehr gern die Resolution von Herrn Professor Meinhof.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Herrn Professor Meinhof danke ich für seinen Antrag, ebenso der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Auswärtigen Amte und Herrn Konsul Vohsen für die bereits gewährte Hilfe. Die in der Landessprache fixierten Sammlungen des Herrn Spieth umfassen nicht nur die religiösen Vorstellungen des Ewe-Volkes, sondern auch ihre Sagen, Rechtsanschauungen usw. Die Mission steht also im Begriff, einem bisher illiteraten Volke seinen gesamten geistigen Besitz gedruckt in die Hand zu legen. Die sachkundigen Männer der Wissenschaft befürworten den Druck auf das lebhafteste. Das Werk ist nicht nur ein wertvoller Beitrag für die Religionswissenschaft, namentlich für das Problem der Religionsentwickelung, sondern auch für die Geschichts-, Sprach- und Rechtswissenschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was in Süd-Togo geleistet ist, sollte auch in den übrigen Kolonien bald in die Wege geleitet werden, bevor bei der erfreulichen Erschliessung der Kolonien und der eindringenden Kultur geistige Schätze der Bewohner unwiederbringlich verloren gehen.

* * *

Die von Herrn Prof. Meinhof für das Plenum vorgeschlagene Resolution gelangt sodann einstimmig zur Annahme.

Der Islam eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien.

Von Pastor **Julius Richter,** Schwanebeck bei Belzig.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Unsere nachfolgenden Ausführungen beschränken sich auf Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika; nur diesen Kolonien droht die Gefahr der Islamisierung; in diesen drei Kolonien aber sehen wir Missionsfreunde in dem Islam einen gefährlichen Feind unserer Kolonialentwickelung, ja der Kultur Afrikas überhaupt, heraufziehen. Entsprechend der Veranlassung, welche uns in diesen Tagen zusammengeführt hat, und den Aufgaben, welche dieser Kongress verfolgt, ist es nicht meine Absicht, Sie auf die religiöse Seite des uns beschäftigenden Problems hinzuweisen. Welche Aufgaben den christlichen Missionen und Missionsgesellschaften aus dem Vordringen des Islam erwachsen, gebührt sich, in einem Kreise von Missionsarbeitern und Missionsleitern zu besprechen. Und wir wissen aus der Erfahrung eines Jahrhunderts Missionsarbeit, dass dieser Kampf gegen den Islam schwierig ist und ein besonderes Mass von Vorbereitung und umsichtiger Leitung erfordert. Aber damit haben wir es in dieser Stunde und an diesem Orte nicht zu tun. Es liegt uns vielmehr daran, in dieser Versammlung unter Hinweis auf die tatsächlichen Vorgänge die Überzeugung zu erwecken, dass in dem Islam der Kulturentwickelung unserer Kolonien eine Gefahr droht, und mit Ihnen zu überlegen, was gegen diese drohende Gefahr geschehen kann. Wollen wir aber diese Gefahr richtig einschätzen, so müssen wir uns — das ist der schwierigste Punkt unserer Verhandlungen — klar und einig darüber werden, ob und warum wir das Vordringen des Islam für eine Gefahr erklären müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Demnach gliedern sich unsere Ausführungen in drei Abschnitte: 1. Das Vordringen des Islam, 2. die darin drohende Gefahr, 3. die Mittel, ihr zu begegnen.

1. Wenn ich kurz das Vordringen des Islam in unsern Kolonien zu skizzieren suche, befinde ich mich in einer schwierigen Lage. Einmal kann ich dabei nichts Neues sagen; der Wert meiner Ausführungen besteht lediglich darin, dass sie das in den besten und neuesten Reisewerken über unsere Kolonien Dargelegte wiederholen und zusammenfassen. Da ich aber annehme, dass auch Sie in dieser Kolonialliteratur wohl bewandert sind, lässt es sich kaum vermeiden, dass ich Ihnen zum Teil Bekanntes vortrage; dass ich dies wage, kann ich nur damit motivieren, dass ich in der mir zu Gebote stehenden Literatur nirgends die für uns wichtigen Daten zusammengestellt und einheitlich gruppiert gefunden habe. Und doch werden sie vielfach erst dadurch lehrreich und bedeutungsvoll. Anderseits ist das Vordringen des Islam in unsern Kolonien nur ein kleiner Ausschnitt aus jenem grossen Kampfe zwischen Islam und Christentum um den Erdteil Afrika, der die ernsteste Aufmerksamkeit und das eingehende Studium aller aufrichtigen Freunde des dunkeln Erdteils verdient — in viel höherem Masse, als er es bisher gefunden hat. Es würde aber viel zu weit führen und über den knappen Rahmen dieses Vortrags hinausgehen, wollte ich Ihnen in diese weltgeschichtlichen Vorgänge einen Einblick gewähren. Ich muss diese wichtigsten Kapitel der Kulturentwickelung Nordafrikas und des Sudan als bekannt voraussetzen und mich nur auf die Beobachtung der Wellenschläge beschränken, welche diese panafrikanischen Bewegungen in unsere Kolonien hineingeworfen haben.

Ich beginne mit Deutsch-Ostafrika. Nur kurz berühre ich, dass bis zur Wende der Neuzeit, der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, die Araber nur eine Kette zum Teil blühender Niederlassungen an der Ostküste besassen, aber ihre Herrschaft nirgends landeinwärts ausgedehnt hatten. Die Portugiesen verdrängten sie und setzten sich in das von den Arabern bereitete Nest. Aber auch ihnen lag nur an dem Seeweg nach Ostindien, nicht an dem Besitze der unbekannten Länder Innerafrikas. Mit dem Zusammenbruch ihrer Weltherrschaft im Indischen Ozean traten die Araber zum zweiten Male, am Anfang des 17. Jahrhunderts, die Herrschaft der ostafrikanischen Küste an. Aber noch vergingen 2 Jahrhunderte, ehe sie sich über einen schmalen Küstenstreifen hinaus in das Innere vorwagten. Erst als der intelligente Sultan Sejjid Said von Maskat seine Residenz nach Sansibar verlegte, und als unter seinen Nachfolgern Sultan Madjid und Sultan Bargasch das Sansibarische Sultanat selbständig wurde, drangen die Araber in das Innere vor. Diese ganze Entwickelung vollzog sich fast unter den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augen Europas; erst um etwa 1820 wurde Tabora, der erste grosse Stützpunkt der arabischen Macht im Innern, gegründet. Als die evangelischen Missionare Dr. Krapf, Rebmann und Ehrhardt sich bei Mombas an der jetzt englischen Ostküste niederliessen (1844), waren eben die Araber an den grossen Seen im Innern angelangt, und war die Kunde, welche davon zur Küste gelangt war, noch so unbestimmt, dass sie die drei grossen Seen zu einem zentralafrikanischen Binnenmeer zusammenfliessen liess. Die Karte Innerafrikas, welche die schlichten Pioniere des Christentums, Rebmann und Ehrhardt, auf Grund der arabischen Informationen 1856 veröffentlichten, gab den Anstoss zu den epochemachenden Entdeckungen eines Burton und Speke, eines Livingstone und Stanley, eines Wissmann, und wie die Helden der neueren Afrikaforschung alle heissen. Sie alle drangen längs der grossen, von den Arabern erschlossenen Karawanenstrassen in das Innere vor, und die Hauptstützpunkte der Araber, Tabora, Udjidji, Njangwe usw. waren auch die Knotenpunkte ihrer Reisen. Überall aber fanden sie die Araber noch jung im Besitze, nirgends geordnete Verhältnisse, nirgends auch nur die Ansätze eines grossen Kolonialreiches.

Dabei müssen wir mit Reichard (Deutsch-Ostafrika S. 97) eins betonen: „Die Araber haben es ganz unterlassen, ihren Einfluss auf die schwarzen Eingeborenenstämme, die Bantustämme geltend zu machen . . . Fremd gehen Neger und Araber aneinander vorüber . . . Dicht hinter Bagamojo, Daressalam und andern Orten halten die eingeborenen Negerstämme noch heute an ihren uralten Sitten und ihrem Aberglauben fest. Vom Innern gar nicht zu reden; dort ist kein einziger Fall bekannt, dass ein eingeborener Häuptling zum Islam bekehrt wurde." — So schrieb Reichard 1892, allerdings etwas stark auftragend, aber in der Hauptsache richtig.

Es ist Ihnen bekannt, dass dieses ganze Vordringen der Araber ein unaussprechlicher Fluch für Ostafrika wurde, weil es durchaus verworren war mit den entsetzlichen Greueln der Sklavenjagden, der Sklavenkriege und der Sklavenmärsche, Greuel, deren wahrheitsgetreue Schilderungen von den 60er bis in die 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts den gesitteten Bewohnern Europas das Blut in den Adern erstarren machte. Diese Art der arabischen „Kultur" war ohne allen Zweifel und ohne jede Einschränkung ein namenloses Übel für Afrika. Ich kann mich kurz fassen, Sie haben den Kampf wider diese arabische Sklavenhändler-Invasion selbst mit erlebt, zum Teil dazu selbst mitgeholfen. Als wir 1885 das jetzige Deutsch-Ostafrika in Besitz nahmen, waren damit die Haupthandelsstrassen der Araber in das Innere und ihre wichtigsten Stützpunkte in die deutsche Interessensphäre gefallen, und es blieb den deutschen Kolonialfreunden, ob islamfreundlich oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

islamfeindlich, nur eine Alternative: entweder die deutsche Kolonialgründung blieb ein totgeborenes Kind, oder die Macht und Vorherrschaft der Araber musste erbarmungslos gebrochen werden. Es ist Ihnen bekannt, wie damals in Deutschland die Werbetrommel gerührt wurde, wie die Antisklaverei-Bewegung in ihrer glänzendsten Entwickelung stand, wie Flugblätter wider die Araber und ihre Sklavengreuel zu Zehntausenden verbreitet wurden. Damals stand das uns heute beschäftigende Thema im Vordergrunde der öffentlichen Diskussion, und die flammenden Schilderungen der Sklavengreuel gab ihm eine blutrote Folie und eine unwiderstehliche Überzeugungskraft. Damals stand die Mission mit den Kolonialkreisen eng zusammen, und alle halfen mit, die verhältnismässig grossen Taten vollbringen, welche in weniger als einem Jahrzehnt die „arabische Gefahr" in Deutsch-Ostafrika endgültig beseitigten. Die Niederwerfung des Buschiri-Aufstandes, die Antisklaverei-Expeditionen zum Njassa, Tanganjika und Victoria-Njansa waren die Etappen dieser siegreichen Entwickelung, mit der die Gesundung Deutsch-Ostafrikas begann. Vergessen wir es in diesem Zusammenhang nicht, die gesunde Kulturentwickelung Deutsch-Ostafrikas beginnt mit der Überwindung des Arabertums.

Seit einem Jahrzehnt treten die Araber zurück. Die Elfenbeinvorräte unseres Hinterlandes sind in der Hauptsache erschöpft, der Sklavenraub ist verboten; damit sind den Arabern die Existenzbedingungen abgeschnitten. Zum rechtmässigen, friedlichen Handel hat ihre Rasse niemals grosse Anlagen gezeigt; zur Plantagenwirtschaft brauchen sie Scharen von Sklaven, wie sie höchstens noch auf den Inseln Sansibar und Pemba und auf einem schmalen Küstenstreifen zu haben sind. Am 1. Januar 1902 zählte man in unserer ganzen Kolonie 2994 Araber und Beludschen, vorwiegend in den Küstengebieten.

Nun hat sich aber eine andere Entwickelung angebahnt, und auf diese neu auftauchende Gefahr Sie hinzuweisen, liegt uns am Herzen, die von den Suaheli drohende Gefahr. Die fast 2 Jahrtausende lange arabische Besiedelung der Ostküste hat es mit sich gebracht, dass dort ein Mischvolk entstanden ist, die Suaheli oder die „Küstenleute". Bekanntlich entstehen solche Mischrassen überall da, wo afrikanische Völker mit überlegenen Rassen anderer Erdteile in Berührung treten; überall nehmen sie mit dem angeborenen Nachahmungstalent der Afrikaner die Religion, die Kleidung und vieles von den Sitten der kulturüberlegenen Rasse an. So sind die Suaheli islamisiert, wenn auch ihr Islam ebenso wie ihre übrige arabische Kultur nur ein dünner Firnis ist, mit dem nicht nur der ungebrochene afrikanische Aberglaube, sondern eine besonders grosse Sittenlosigkeit zugedeckt werden. In scharfen Urteilen über diese „Halbaraber" begegnen sich Reisende, Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

politiker und Ethnologen. Aber sie wohnen an der Küste, überall den Wohnsitzen der Europäer nahe; durch die Araber ist seit einem halben Jahrhundert ihre Sprache, das Kisuaheli, bis in die Region der grossen Seen, ja darüber hinaus getragen und ist ein Verständigungsmittel mit den innerafrikanischen Stämmen und Völkern geworden; als „Araber-Affen" in arabischer Kleidung, mit den Religionsgebräuchen der Araber, und sich mit Vorliebe selbst als Araber aufspielend, geniessen sie bei den Waschensi, den „Wilden" des Innern, grosses Ansehen und treten ihnen als Kulturträger gegenüber. So liegt es allerdings für die Deutschen in der Kolonie, die Beamten, wie die Pflanzer und Kaufleute, nahe, sich des Suaheli zu bedienen und mit Hilfe dieses Mischdialektes die Kolonie zu beherrschen. Das Kisuaheli ist auf dem Wege, die lingua franca Deutsch-Ostafrikas zu werden. Die Regierung braucht ein zahlreiches Personal von Unterbeamten, von Akiden usw., die Suaheli drängen sich dazu. Bei den Jumben des näheren Inlandes, in Usambara, Usaramo und den auf gleicher Höhe liegenden Landschaften, aber auch weiter landeinwärts längs der alten grossen Karawanenstrassen, gehört es bei den Häuptlingen zum guten Ton, ein paar „gebildete" Suaheli an ihrem Hofe zu haben, in ihren Dörfern primitive Moscheen und noch einfachere Schulen einzurichten, überall setzten sich die Suaheli als Träger des Islam fest.

Unglücklicherweise tragen wir selbst durch die Erschliessung des Hinterlandes von der Ostküste aus wider Willen zu diesem Vordringen des Islam von der Küste ins Innere nicht unwesentlich bei; der Missionar Westgate in Mpuapua schreibt z. B. über den Eisenbahnbau Daressalam-Mrogoro: „Welche Wohltaten dieser Bahnbau schliesslich den Völkern dieser Gegend bringen wird, ist jetzt noch nicht zu sagen; seine unmittelbaren Wirkungen aber, davon sind wir überzeugt, sind ihrer geistigen Entwickelung nicht günstig. Schon hat die Hochflut des Mohammedanismus von der Ostküste nach den afrikanischen Hinterländern eingesetzt, und mit jeder weiteren Entwickelung des Landes werden Scharen der intoleranten Jünger Mekkas kommen mit dem so versengenden, dörrenden Sirokko ihres Glaubens."

Es sei gestattet, noch ein Votum des Missionars Dahl in Urambo, im Herzen Deutsch-Ostafrikas, anzuführen, um dem Umfang des Einflusses zu begrenzen, den das Suaheli bisher erlangt hat: „Es ist eine beliebte und recht bequeme Redewendung, das Kisuaheli sei die lingua franca von Deutsch-Ostafrika, die sich indessen mit der Wahrheit nicht deckt. Denn wer von den Bewohnern Innerafrikas nicht selbst längere Zeit an der Küste oder in engerem Verkehr mit Küstenleuten gewesen, kann jene lingua franca weder verstehen noch sprechen. Durch ferneres Kultivieren des Kisuaheli, dessen Sprach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schatz beinahe zur Hälfte (jedenfalls für alle Abstrakta) arabischen Ursprungs ist, werden sich die Deutschen über kurz oder lang empfindlich schaden." Das Suaheli hat in den letzten Jahren grosse Fortschritte gemacht, wir müssen sagen, leider! Aber ob es schon dahin gekommen ist, dass der Sieg dieser Sprache als der Sprache der Bildung und Kultur in Deutsch-Ostafrika entschieden sei, möchten wir doch stark bezweifeln. Dazu ist diese Entwickelung viel zu jung, zu pilzartig. Nur ist sie der ernstesten Beachtung wert.

Wenden wir uns nach Westafrika, nach Togo und Kamerun, so finden wir dort durchaus anders geartete Verhältnisse, welche in den beiden Kolonien wiederum ein verschiedenes Gepräge tragen. Die Kulturbewegung des westlichen und zentralen Sudan geht aus von der Einwanderung zweier wahrscheinlich ursprünglich hamitischer Völker, der Haussa und der Fulbe.

Die Haussa sind eigentlich kein Volk, das Wort Haussa bedeutet vielleicht nur „Sprache", so dass damit alle die bezeichnet wären, welche dieselbe wohllautende, biegsame, leicht zu erlernende Sprache reden. Jedenfalls waren die ursprünglichen Haussa ein Stamm, der aus den Oasen der mittleren Sahara, besonders der Oasengruppe Air oder Asben eingewandert ist und im zentralen Sudan 7 „echte" und 7 „unechte" Haussa-Staaten begründet hat. Das Eigentümliche an den Haussa ist, dass sie ein ungewöhnlich grosses Assimilationsvermögen haben; sie saugen einen Nigritier-Stamm nach dem andern in sich auf, teilen ihm ihre Sprache mit und pflanzen ihm ihren Handelsgeist ein. Deshalb kann man von grossen Haussa-Staaten reden und findet Haussa-Kolonien von Bornu und Bagirmi im Osten bis St. Louis und Sierra Leone im Westen, von Konstantinopel, Tripoli und Kairo im Norden bis zur Insel Fernando Po und dem Sanga, dem Nebenfluss des Kongo im Süden. Diese weite Verbreitung hat hauptsächlich ihre Ursache in dem Handelsgeiste, welcher dieser Völkergruppe eigentümlich ist. Ihre Staatenbildungen sind weder fest noch dauerhaft gewesen; obgleich sie meist Mohammedaner sind, ist ihr Religionseifer nicht gross; aber der Handel ist gleichsam ihr Lebensodem. Ihrem Handelsgeiste ist die Entstehung und das Aufblühen der grossartigen Handelsmetropolen im westlichen Sudan, Kano, Sokoto, Jakobo, Salaga usw. zuzuschreiben. In diesem Geiste besteht ihre Bedeutung für die Zukunft Westafrikas. Ein Volk ganz anderer Art sind die Fulbe, welche längs der Westküste Afrikas wahrscheinlich aus dem südlichen Marokko in den westlichen Sudan eingewandert sind. Sie sind von Haus aus nomadische Viehzüchter und Herdenbesitzer, wechseln dementsprechend ihre Wohnsitze. Im 18. Jahrhundert wohnten sie vom Senegal und Gambia bis zum Benue und Tsadsee unter den eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder den Haussafürsten. Dabei waren sie meist schon bei ihrer Einwanderung Mohammedaner und fanatische Anhänger ihres Glaubens. Ihr Glaubenseifer führte am Anfang des 19. Jahrhunderts jene merkwürdige Epoche der Glaubenskriege und Staatengründungen der Fulbe herbei, welche die Verhältnisse im westlichen und zentralen Sudan von Grund aus umgestaltet haben.

Auch im Hinterlande von Kamerun, in dem später sogenannten Adamaua, wohnten schon im 18. Jahrhundert friedliche Fulbe-Hirten. Auch hierhin flog um 1830 das unheimliche Feuer der Glaubenskriege, und führte auch hier dazu, dass mohammedanische Fulbe-Reiche aufgerichtet wurden. Adamaua galt bis vor wenigen Jahren als eine Provinz des grossen Sokoto-Reiches, Yola als Hauptstadt. Unter dieser unbestimmten, staatsrechtlich nicht definierten Oberherrschaft bildeten sich mehr oder weniger unabhängige Sultanate in Tibati, Banjo, Ngaumdere, Gaschka, Bubandjida und vorübergehend noch an einigen andern Orten. Das sind alles durchaus moderne, vielfach ephemere Staatengründungen, aber sie geben noch heute weitaus dem grössten Teile des Hinterlandes von Kamerun das Gepräge. Die Entwickelung, die sich dabei fast in jedem einzelnen Falle verfolgen lässt, ist diese: Der Fulbe-Sultan, Lamido lautet sein Titel, beginnt mit einem heidnischen Stamme, Hadna — die Bezeichnung ist auch in unsere Kolonialliteratur eingedrungen — unter irgendeinem nichtigen Vorwande Krieg. Da die Fulbe gute und ausdauernde Pferde, vortreffliche Flinten und viel Munition haben, sind sie den meist nur nach altafrikanischem Muster mit Speer, Bogen und Pfeilen bewaffneten Eingeborenen überlegen; im günstigsten Falle halten letztere Jahre lang stand und wandern in die Wald- und Berglandschaften im Westen, Süden und Osten aus, wenn der Druck zu stark wird. So finden wir bei den Balistämmen, den Bati, Tikar, den Mwele, den Maka Erinnerungen an lang fortgesetzte Kämpfe mit den Fulbe-Horden, an Wendungen und Völkerschiebungen, die infolge davon eingetreten sind. Häufiger zersprengen die Fulbe die kleineren und schwächeren Heidenstämme durch plötzliche Überfälle und führen Scharen der Besiegten in die Sklaverei ab. Sklavenhandel ist in dem ganzen Deutsch-Adamaua neben dem Elfenbeinhandel die Signatur gewesen, und alle Greuel des ostafrikanischen Sklavenraubes und der Sklavenmärsche haben sich hier wiederholt. Der einzige Unterschied zwischen der Fulbe-Invasion in Adamaua und der Araber-Invasion in Ostafrika war der, dass die Fulbe tatsächlich darauf ausgingen, das Land zu beherrschen und darin Sultanate zu begründen. Von legitimem Handel, von grösseren Kulturfortschritten über die nomadische Viehzucht hinaus kann man in den Fulbe-Reichen von Adamaua-Kamerun nicht spre-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chen. Eben deshalb kann im Blick auf sie das Urteil nicht anders ausfallen, als so: Die rücksichtslose Verdrängung der alteingesessenen Bantustämme und die erbarmungslose Vernichtung so vieler unter ihnen durch die fanatischen Fulbe-Horden ist ein Fluch für das unglückliche Land. Und der Handel der Haussa, welcher hier, wie überall im Sudan, neben der Fulbe-Eroberung hergeht, hat sich bisher in Adamaua auch fast nur als Sklaven- und Elfenbeinhandel entwickelt. Und dem Sklavenhandel muss in Kamerun so sicher ein Ende gemacht werden, wie in Deutsch-Ostafrika.

Die Notwendigkeit, der deutschen Herrschaft überhaupt erst einmal Anerkennung im Hinterlande von Kamerun zu verschaffen, brachte es mit sich, dass 1898—1902 eine Reihe von glücklichen Kriegszügen gegen die wichtigsten und mächtigsten dieser Fulbe-Sultanate unternommen wurde. Die glänzenden Kriegszüge des Herrn Oberstleutnants von Morgen sind Ihnen gewiss aus seinem anziehenden Werke bekannt. Von dem Kriegszuge des Hauptmanns von Kamptz gegen Tibati, 1898, hat Dominik in seinem schönen Buche „Kamerun" eine anziehende Schilderung entworfen. Die Unterwerfung dieses Sultanats machte auch in den nächsten beiden Jahren noch die grössten Schwierigkeiten, es galt als das mächtigste und kriegerischste der Fulbe-Reiche in Adamaua. Im Jahre 1901 eroberte der Hauptmann von Clausbruch Ngaumdere und besiegte den von den Engländern vertriebenen Emir Siberu von Yola in einer Reihe erfolgreicher Gefechte. Im Frühjahr 1902 wurde auch noch die Macht der beiden widerstrebenden Lamidos von Marrua und von Banjo gebrochen. Die übrigen kleineren Lamidos sahen nunmehr, dass mit der deutschen Herrschaft nicht zu spassen sei und unterwarfen sich ohne weiteren Widerstand. Diese Kriegszüge waren durchaus nötig; ihre erfolgreiche Durchführung ist eins der in Deutschland wenig beachteten, aber besonders ehrenvollen Blätter unserer Kolonialgeschichte.

Anders haben sich die Verhältnisse im Hinterlande von Togo entwickelt. Auch dorthin sind bis zu den Bassari die Fulbe als Viehhirten vorgedrungen; sie sind aber bisher harmlose Nomaden geblieben. Die Fulbe-Staaten und die mit ihrer Gründung zusammenhängenden kriegerischen Erschütterungen sind nicht bis in diese abgelegenen Gegenden gedrungen. Die verhältnismässig dünne Bevölkerung, ihr niedriger Kulturgrad und ihre damit zusammenhängende Bedürfnislosigkeit, der bergige Charakter des Landes und die dichten Urwälder, welche es weithin bedecken, hielten die Einflutung der gefährlichen Nachbarn ab. Dem Handel der friedlichen und betriebsamen Haussa-Händler bot sich hier ein schwieriges, aber vielversprechendes Gebiet. Von Worodugu im Westen bis Tschautscho in Deutsch-Togo im Osten ist das Haupt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

produktionsgebiet der Kolanuss, dieses beliebtesten Genussmittels des westlichen Sudan, und der Handel mit Kolanüssen hat grossartige Dimensionen angenommen. Dazu sind das Hinterland der Goldküste und die weiten Quellgebiete des Schwarzen und Roten Wolta seit alten Zeiten Fundorte des viel begehrten Goldstaubes, und im westlichen Dogomba findet sich das im Sudan so seltene, weithin verfrachtete Salz. Diese wertvollen Produkte brachten es mit sich, dass sich im Reiche Gondscha am mittleren Wolta einer der Mittelpunkte des Haussa-Handels entwickelte und Salaga zu seiner Metropole wurde. Dahin zogen von allen Zentren der Haussa-Staaten und des Haussa-Handels Karawanenstrassen, aus den Kola-Gebieten von Anno, Bonduku, Nkoransa und Ateobu, aus den Ländern Dagomba, Grussi, Mossi und Kong, aus Say, Kano und Sokoto, aus Nikki, Bida und Gando. Dieser in der trockenen Jahreszeit sehr lebhafte Karawanenverkehr brachte es mit sich, dass sich bis weit nach dem Süden des Togo-Gebietes, bis zu dem eben jenseits seiner Ostgrenze gelegenen Semere und bis nach Kete-Kratschi hinunter Haussa-Niederlassungen bildeten, die naturgemäss überall auch Sitze des Islam wurden. Bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts war der Haussa-Handel fast nur Binnenhandel; er orientierte sich an den grossen Märkten längs des Niger und in den Haussa-Staaten und hatte seine Wurzeln in den Berberstaaten und den Häfen längs der Küste des Mittelmeers. Die Sahara war das grosse Durchgangsgebiet des Export- und Importhandels. In demselben Masse aber, wie sich die europäischen Nationen an der Küste Westafrikas festsetzten, musste es den Haussa als gewiegten Kaufleuten klar werden, dass sie teils die europäischen Kulturerzeugnisse besser und billiger direkt von den europäischen Kaufleuten an der Küste einhandeln, teils die für den Export bestimmten Güter bequemer und preiswerter dort absetzen könnten. Die Haussa fingen also an, durch die bisher vernachlässigten Urwaldstriche Handelswege nach der Küste durchzustossen, nach Akkra, nach Freetown, nach Lagos, nach dem unteren Niger; diese Handelsverschiebung war besonders günstig im Wolta-Gebiete. Und als in den 90er Jahren die Städte Salaga und das Reich Gondscha durch Thronstreitigkeiten zerrissen und von raubgierigen Dagomba-Horden verwüstet wurden, gelang es den Deutschen, das Handelsemporium auf deutsches Gebiet nach Kete-Kratschi zu verlegen und von da über Kpando nach Lome einen neuen Haussa-Handelsweg zu schaffen. Damit ist auch in Togo der Islam bis an die Küste vorgedrungen und die Gefahr einer Islamisierung der Kolonie auf dem friedlichen Wege des Haussa-Handels nahegerückt.

Wir sehen, der Prozess der Islamisierung ist in allen drei Kolonien im tropischen Afrika neuen Datums, reicht nirgends — ausser an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küste Deutsch-Ostafrikas — über zwei Menschenalter zurück, ist aber überall eben jetzt in ein Stadium schnellen Wachstums eingetreten. Seine Träger sind in Ostafrika die Suaheli als Nachfolger der Araber, in Kamerun die Fulbe, in Togo die Haussa.

2. Die Gefahr der Islamisierung liegt also ohne Zweifel in hohem Masse vor. Es fragt sich nur, wollen und sollen wir wirklich eine Gefahr darin sehen, oder vielmehr einen normalen, willkommenen Prozess, von dem wir die Kultivierung unserer Kolonien erwarten. Nun werden Sie ja heute noch ein Referat über den Kulturwert des Islam hören, in welchem diese Frage erörtert wird. Ich kann mich deshalb auf einige prinzipielle und historische Erörterungen und auf eine Erwägung der in unsern Kolonien vorliegenden Sachlage beschränken.

Der Afrikareisende Paul Reichard hat in seinem Buche „Deutsch-Ostafrika", dem wir sonst vielfach nicht zustimmen können, durchaus recht, wenn er ausführt (S. 90): „Man vergegenwärtige sich die Lage der Araber; was die Sklaverei angeht, glauben sie sich in ihrem guten Recht . . . . Die Bekämpfung und Ausrottung der schwarzen Heiden, welche sich nicht unter die Fittiche des Propheten begeben, ist für sie ein seligmachendes Werk, so erscheint dem Araber die Sklavenjagd von diesem Standpunkt nicht als verwerflich. Zudem hängt ihre ganze Existenz von dem Besitz der Sklaven ab." Das gilt nicht nur von den Arabern, sondern von allen islamitischen Völkern Afrikas. Der Sklavenbesitz — aber eben damit natürlich auch der Sklavenhandel und was damit zusammenhängt — die Vielweiberei — damit auch alles, was zur Herbeischaffung der Frauen und Konkubinen erforderlich ist — und die Ausrottung der schwarzen Heiden, auch mit erbarmungslosem Blutvergiessen, sind dem Mohammedaner göttliche Gebote des Koran. Die Beweggründe der Europäer, welche ihm die Ausübung dieser von Allah ausdrücklich zugesicherten Rechte verbieten wollen, versteht er nicht; er kann darin nur einen unberechtigten Eingriff in seine religiösen Prärogative sehen, den er um so bitterer empfindet, als er von den verhassten ungläubigen Europäern kommt. Ein islamitisches Afrika ist deshalb eine beständige Gefahr; jeden Augenblick können die Greuel der Sklavereijagden und der Heidenkriege wieder aufleben, nur die starke Faust des Europäers kann die wilden Instinkte der niedergehaltenen Mohammedaner zügeln, und der Zündstoff der religiösen Erhebung, des Dschihad, kann jeden Augenblick zu lodernden Flammen des Glaubenskrieges angefacht werden. Wir müssen eine gänzliche und definitive Unterdrückung, ja Ausrottung des Sklavenhandels und aller seiner Greuel wünschen, weil nur im Frieden unsere kolonialen Interessen gedeihen können. Eben deshalb muss es unser dringendstes Anliegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein, die Mohammedaner nicht zu zahlreich, zu mächtig werden zu lassen.

Zweitens: Es ist bekanntlich eine neue, in der Hauptsache erst im 19. Jahrhundert geschaffene Situation für den Islam, dass seine Anhänger in der Lage unterworfener Völker unter dem Regimente christlicher Nationen leben. Man sagt ja wohl, dass die Geschichte dazu da ist, etwas aus ihr zu lernen. Nun, die Lektion, welche alle europäischen Völker in dem Regiment über Mohammedaner gelernt haben, ist übereinstimmend die, dass sie die am schwersten zu regierenden und gefährlichsten Untertanen sind, nicht sowohl, weil sie im alltäglichen Leben unnötige Schwierigkeiten machen, sondern sie können erstens nicht vergessen, dass bis vor kurzem sie die Herren in der Welt des Islam gewesen sind, und sie warten nur auf eine Gelegenheit, diese verlorene Herrschaft wieder an sich zu reissen; zweitens wissen und fühlen sie es mit ihrem Herzblut, dass dieser Zustand der Unterjochung in schreiendem Widerspruch mit dem Koran, mit den Zusicherungen Allahs durch den Propheten steht, und da ihnen nach ihrer Überzeugung Allah in der Abschüttelung dieses unnatürlichen Joches helfen muss, ist die Revolution gegen die christliche Obrigkeit in ihren Augen eine verdienstliche Handlung; 3. zudem fehlt es in den Ländern des Islam nie an fanatischen Heisssspornen, an Fakiren und Derwischen, welche, von der gegenwärtigen Weltlage abgekehrt, in der Gedankenwelt des Koran und der alten mohammedanischen Herrlichkeit leben, und welche deshalb den Zündstoff des Hasses, des im Finstern brütenden Grolles weiter tragen. Man studiere doch die Geschichte des Islam im holländischen Indonesien, zumal die Entwickelung des berüchtigten atschinesischen Krieges; man verfolge die wie ein Buschfeuer sich fortpflanzenden revolutionären Bewegungen nach dem Krimkriege (1853—1856), jene Aufruhrwelle, welche durch die ganze mohammedanische Welt hinrollte, und in der der Sepoy-Aufstand des Jahres 1857 in Indien und die blutige Empörung der Mohammedaner im südlichen Borneo 1859 nur die Höhepunkte waren. Mit solchen Strömungen und den daraus sich ergebenden Gefahren müssen die Mächte sich abfinden, welche bereits vollständig mohammedanisierte Gebiete übernommen haben. Aber so liegt es in unsern Kolonien nicht, sie stehen überall erst in den Anfängen der Islamisierung, und wir legen uns die Frage vor, wollen wir diesen Prozess ungehindert vor sich gehen lassen, wollen wir ihn womöglich befördern? Da sagen wir entschieden: So gewiss uns unsere Kolonien lieb sind und uns ihre Zukunft am Herzen liegt, stemmen wir uns dieser unheilvollen Entwickelung entgegen.

Drittens aber sagt man, die Mohammedaner in unsern Kolonien, die Suaheli, die Haussa, die Fulbe, sind ja so harmlose Leute, wer wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denn da gleich den Teufel an die Wand malen! Wo der treffliche Klose die fleissigen und sachverständigen Viehzüchter, die Fulbe, bei den Bassari in Nord-Togo schildert, fügt er den Wunsch bei (Klose, Togo, S. 493): „Vielleicht wäre es nicht unzweckmässig, diese harmlosen Hirten weiter südlich in Togo anzusiedeln, und so die Viehzucht auch in den Küstengegenden zu heben." Noch häufiger sind ähnliche Wünsche betreffs der betriebsamen Haussa ausgesprochen. Aber dabei vergisst man, was gerade die Geschichte des nordafrikanischen und sudanischen Islam mit geradezu erschütternder Deutlichkeit lehrt, dass die Islamisierung immer in fortschreitenden Evolutionen vor sich geht. Im ersten Stadium die harmlosen Fulbe-Hirten oder die fleissigen Haussa-Händler, die sich, wo sie auch hinziehen, von den Heiden abgesondert halten, pünktlich ihre Gebete verrichten, meist sich auch bald eine primitive Moschee erbauen. Im zweiten Stadium tauchen die Derwisch-Orden auf, die Ikhvan der Kadirija, der Tidschanija, der Rahmanya oder wohl gar der fanatische Senussija; als Malam, religiöse Berater oder Schullehrer, als Amulettverkäufer und Vorbeter machen sie sich an den ganz oder halb mohammedanischen Höfen unentbehrlich, sitzen an allen Handelszentren und begleiten die grösseren Karawanen. Ihre Aufgabe ist die gründliche und vollständige Islamisierung der zunächst nur erst in dem Firnis der äusseren Formen Mohammedanisierten. Sie erziehen Fürsten und Völker zur pünktlichen Erfüllung der Forderungen Mohammeds; sie reizen dazu an, selbst einmal die grosse Pilgerfahrt nach Mekka, den Hadsch, zu unternehmen, und alljährlich ziehen auf den zwei grossen Karawanenstrassen über Timbuktu-Tripoli und über Sokoto-Kano und den Tsadsee, nicht wenige Zentral- und Westsudanesen nach Mekka. Man sagt, dass kaum ein Fünftel von denen, die ausziehen, das Land ihrer Väter wiedersehen; aber die, welche als Hadschis heimkehren, sind fast in jedem Falle fanatische Vorkämpfer des intransigenten Islam. Es ist das Verdienst deutscher und französischer Forscher, eines Barth, Duveyrier, Rhinn usw. gewesen, auf das gefährliche Treiben dieser islamitischen Derwisch-Orden im zentralen und westlichen Sudan hingewiesen zu haben. Hier ist eins der gefährlichen Brutbetten des islamitischen Fanatismus. Und das dritte Stadium ist in Blut geschrieben. Es ist doch nicht zufällig, dass die Führer der Fulbe-Erhebungen im Anfange des 19. Jahrhunderts, ein Othman Dan Fodie, ein Hadsch Omar, ein Abd el Kader alle Glieder dieser Derwisch-Orden waren. Auch der nubische Mahdi Mohammed Ahmed war ein Derwisch eines der islamitischen Missionsorden und zog aus diesem seine ersten fanatischen Anhänger. Man sieht gerade an Nubien, dem Sitze des Mahdiaufstandes, mit welcher unheimlichen Schnelligkeit diese Fanatisierung der islamitischen Massen auf afrikanischem Boden vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich geht. Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren in Nubien nur erst wenige von Norden her eingewanderte „harmlose" Araber und etwa hier und da die Familien der Fürsten Mohammedaner; und 1881 konnte dieses Nubien der Schauplatz eines der blutigsten und fanatischsten Dschihads werden, welche das 19. Jahrhundert gesehen hat. Vestigia terrent. Gerade diese hamitischen Völker Nordafrikas, zu denen auch die Haussa und die Fulbe gehören, haben sich als die leichtest entzündlichen Träger auch eines bösartigen Islam gezeigt.

Die deutsche Kolonalliteratur gibt leider nicht sicheren Aufschluss darüber, in welchem Stadium die Islamisierung in Adamaua oder in Nord-Togo sich befindet; man muss ein an der Erfahrung geschärftes Auge haben, um die Derwische zu erkennen und die Wühlarbeit der Khuan und Marabut verfolgen zu können. Ich nehme an, dass der Islam sich überall in unsern Kolonien noch im ersten Stadium befindet; ich habe weder von Sawyas noch von arabischen Koranschulen gelesen. Aber das darf uns doch nicht blind machen, die fortschreitende Gefahr zu sehen. Man sagt, dass etwa 30 Derwisch-Orden im Sudan an der Arbeit sind; in die umfassenden Arbeiten mancher von ihnen haben wir einen ziemlich genauen Einblick.

Die Gefahr zieht wie eine Wetterwolke auch in unsere Kolonien hinein; nichts wäre ihr gegenüber törichter, als die Politik des laisser faire, laisser aller!

3. Damit kommen wir zu dem dritten Punkte, den Mitteln zur Abwendung der drohenden Gefahr. Der Islam als eine Religionsmacht ist eine geistige Macht und kann deshalb im Grunde auch nur mit geistigen Mitteln bekämpft werden. Wir wissen das als Freunde und Vertreter evangelischer wie katholischer Missionen recht wohl und wissen, dass der wichtigste Teil dieser Aufgabe, der Geisteskampf, uns obliegt. Wir wissen, dass wir dem Vaterlande in unsern Kolonien einen grossen Dienst zu leisten haben, indem wir durch lebensfähige, volkstümliche heidenchristliche Kirchen einen Damm gegen die Sturmflut des Islam aufrichten, und indem wir weiter die Fahne des heiligen Krieges auch mitten in die Länder des Islam hineintragen, um den Mohammedanern selbst das Evangelium zu predigen. Ich glaube, die schnelle Zunahme des Missionspersonals und der Misionsstationen beider Konfessionen in unsern tropischen Kolonien ist ein einleuchtender Beweis, dass beide Kirchen sich der grossen ihrer hier wartenden Aufgaben bewusst zu werden anfangen. Wir bedauern schmerzlich, dass die grosse Ungesundheit des Klimas und die damit zusammenhängenden sehr grossen Kosten gerade dieser Missionsunternehmungen uns hindern, so schnell vorwärts zu gehen, als wir es wünschten und es im Interesse der Sache notwendig wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir hoffen aber, dass das bisherige Ergebnis der selbstverleugnenden Missionsarbeit, der Kranz schnell wachsender, lebenskräftiger Missionskirchen von Sierra Leone bis Kamerun für Westafrika in absehbarer Zeit eine erhöhte Bedeutung gewinnen wird. Wir haben vorher gesehen, dass in Deutsch-Ostafrika die an Zahl schwachen, aber durch ihre Verbindung mit den Arabern einflussreichen Suaheli die Träger der Islamisierung im Innern sind. Nun, hier an der afrikanischen Westküste haben wir Christengemeinden, von denen nach einer mässigen Berechnung die allerdings weit überwiegenden Evangelischen allein gegen 178 000 Seelen zählen. Bisher waren diese Missionskirchen durch eine teils natürliche, teils künstliche Grenzsperre von den Binnenländern des Sudan abgeschlossen. Wenn diese Sperre fällt — und sie wird zweifellos im Laufe der nächsten beiden Jahrzehnte fallen —, dann wird, so hoffen und erwarten wir, dem Haussa-Strom, der sich aus dem Innern an die Küste ergiesst, ein Strom von Christen begegnen, der von der Küste aus christliche Einflüsse landeinwärts trägt. Die holländische Regierung in Indonesien ist lange blind gewesen gegen die Dienste, welche ihr die Missionen in dem mit bedauerlicher Schnelligkeit vom Islam überwucherten, reichen Kolonialbesitz leisteten. Aber als sich die Wirren des Atschinesischen Krieges von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in die Länge zogen und sich zu einem verderblichen Krebsgeschwür auswuchsen, da gingen ihr die Augen auf, von welcher Bedeutung, speziell für Sumatra, der breite Grenzwall der Missionskirche in den Bataklanden und auf der Insel Nias für ihre Herrschaft war; dieser Grenzwall hält die fanatischen Atschinesen von den ebenso unzuverlässigen Mohammedanern der Bovenlanden und der südlichen Residentien getrennt und verhindert, dass ganz Sumatra von dem Geiste des fanatischen Islam vergiftet wird. Seitdem ist die Strömung in den holländischen Kolonialkreisen, speziell gegen die Rheinische Missionsgesellschaft, gänzlich umgeschlagen; man achtet in ihr eine selbstlose, aber deshalb um so wertvollere Mitarbeiterin. Nichts anderes erwarten auch wir im Blick auf die Missionsarbeit beider Kirchen in unsern tropischen Kolonien. Wir bitten, dass man uns achten lerne als selbstlose, aber wertvolle Mitarbeiter an dem Wohle und der Zukunft unserer Kolonien! Wenn es den Missionen nicht gelingt, positive Arbeit dem Vordringen des Islam gegenüber zu tun, keine andere Instanz ist dazu imstande. Es verstumme deshalb doch endlich das törichte und kurzsichtige Geschrei der religionslosen, aber darum leider für religiöse Probleme auch verständnislosen Missionsgegner. Es tut bitter weh, als Feind des Vaterlandes verschrien zu werden, während man Gut und Blut daran setzt, um dem Vaterlande in aller Stille zu dienen, auf einem Gebiete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wo spätere Geschlechter den Kulturwert der geleisteten Arbeit werden zu schätzen wissen.

Vier Wünsche und Bitten haben wir in Rücksicht auf das uns beschäftigende Problem an die kolonialen Instanzen — nicht in unserm Interesse, als ob die Arbeit der Missionen dadurch irgend erheblich gefördert würde, sondern um der Zukunft unserer Kolonien willen. 1. Unter keinen Umständen und nirgends darf die Islamisierung befördert werden. Es war ein ja glücklicherweise bald wieder beseitigter Missgriff, dass vorübergehend in einigen Regierungsschulen Deutsch-Ostafrikas mohammedanischer Religionsunterricht erteilt wurde. Es ist bedenklich, dass ebenso in Deutsch-Ostafrika durch die Suaheli, wie in Togo durch die Haussa in die Schutztruppen die Anschauung getragen wurde, als gehöre es für die Askaris zum guten Ton, Mohammedaner zu sein. Wir können gerade diese Islamisierung unserer Polizei- und Schutztruppe nicht wünschen; letztere wird dadurch für uns zu einem unzuverlässigen Faktor, zu einem zweischneidigen Schwerte, dessen Schneide sich in der Stunde der Gefahr gegen uns kehren kann. Man erinnere sich an die Meutereien der sudanesischen Truppen in Uganda, im Jahre 1897 (Allg. M. Zschr. 1902, 377), durch welche die englische Herrschaft in die bedrohlichste Lage kam. Sie hatte eben mit dem Faktor nicht gerechnet, dass diese Truppen als Mohammedaner in dem Augenblick rebellisch wurden, wo einige Aussicht schien, ein mohammedanisches Uganda aufzurichten! Gewiss liegt in Togo, zum Teil auch in Kamerun, ein berechtigtes Interesse vor, den Haussahandel an die Küste zu ziehen; aber die Begünstigung der Haussa soll nie so weit gehen, dass man ihren islamitischen Bestrebungen Vorschub leistet, ihnen Moscheen baut und dergleichen.

2. Den Fulbe-Sultanaten im Hinterlande von Kamerun gegenüber muss eine ruhige, aber feste Politik eingeschlagen werden. Sie verdanken ihr Dasein der rücksichtslosen, unbarmherzigen Verdrängung der zahlreichen und entwickelungsfähigen Heidenvölker. Dem müssen wir auf das energischste entgegentreten. Wir dürfen nicht dulden, dass weiter Adamaua durch kleine raubgierige Horden zu einer menschenleeren Einöde gemacht und die Ureinwohnervölker in den Berg- und Waldgebieten zusammengedrängt werden. Der Handel der Fulbe-Staaten ist mit Ausnahme des auf die Neige gehenden Elfenbeins fast nur Handel in Sklaven, und das ruft immer neue Raubzüge hervor. Auch diesem Sklavenhandel, nebst den vorausgehenden Sklavenkriegen, müssen wir, sobald sich die Gelegenheit bietet, tatkräftig entgegentreten. Ihm muss auch in Ngaumdere, in Bubandjida und bis nach Garua und in die Mussguländer ein Ende gemacht werden — natürlich nicht mit einmal, aber planmässig und gründlich. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fulbe sind im zentralen und westlichen Sudan die Träger des fanatischen Islam; fast alle Reisenden charakterisieren sie als solche, und die Geschichte der Fulbe-Staatengründungen gibt diesem Urteil recht. Alle Reisenden sind aber auch darin einig, dass die Fulbe im übrigen nur in sehr beschränktem Masse Kulturfaktoren sind. Sie beteiligen sich im allgemeinen weder an der Industrie noch am Handel, sie treiben auch nur in beschränktem Masse Ackerbau, alles sehr im Unterschied von den Haussa. Sie haben deshalb auch nicht in gleichem Masse wie diese auf Schonung zu rechnen. Ihre Macht muss in Schranken gehalten werden.

Vor allem ist es notwendig, dass die von den Fulbe bedrängten und bedrohten Aboriginer geschützt werden. „Sicherung der Bantustämme durch einen Gürtel von Stationen, deren Aufgabe eine streng defensive sein muss. Innerhalb dieses Gürtels kann sich dann die Bevölkerung vermehren." Diese Forderung Passarges (Adamaua S. 525) möchten auch wir als Wunsch aussprechen. Das ist ja seit der vorher erwähnten Unterwerfung der Fulbe-Sultanate, auf die noch Passarge kaum zu hoffen wagte, nicht mehr so sehr erste Forderung, wie dieser Forscher es hinstellte, und es hat sich herausgestellt, dass diese Heidenstämme ein bedauerlich geringes Verständnis für die ihnen von unserer Kolonialverwaltung zugedachten Wohltaten haben; gerade ihre Pazifizierung macht unnötige Schwierigkeiten. Aber trotz ihrer Widerhaarigkeit und ihres Eigensinns müssen sie gegen die ihnen überall aus nächster Nähe drohenden Fulbescharen durchaus sichergestellt werden. Es scheint uns durchaus kurzsichtig, unsere Politik im Hinterlande von Kamerun auf das Wohlwollen und die vermeintliche deutsch-freundliche Gesinnung der mohammedanischen Fulbe-Sultane und ihrer Horden zu begründen. Mögen wir vorübergehend — hoffentlich recht lange — im Frieden mit ihnen leben; es besteht ein schwer zu überbrückender Interessengegensatz zwischen ihnen und der deutschen Herrschaft; und dass diese Fürsten und die Völker sich schliesslich und definitiv freiwillig unterwerfen werden, wagt im Ernst wohl kein Kenner der Verhältnisse zu hoffen.

3. Soweit die Handelsreisen und Niederlassungen der Haussa reichen, kommt es hauptsächlich darauf an, die unter ihnen vor sich gehende und von ihnen ausgehende Propaganda zu überwachen. Soweit als möglich, sollte die verhängnisvolle Wirksamkeit der Derwisch-Orden im deutschen Gebiete verhindert, die Einrichtung von Schulen zum Studium des Korans und der arabischen Wissenschaften und die Erbauung von Sawijas verboten, die Wallfahrt nach Mekka entmutigt und erschwert werden. Überall geht mit der Haussa- und Fulbekultur Hand in Hand das Bestreben, das Arabische als Sprache der höheren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kultur einzubürgern — muss doch selbst Klose seinen Brief an den König Adami von Jendi (Klose, Togo, S. 357) ins Arabische übersetzen lassen, und Dominik verkehrt am Hofe in Ngaumdere in arabischen Umgangsformen und arabischer Sprache (Dominik, Kamerun, S. 289 bis 292). Demgegenüber haben wir das grosse, einfach gebieterische Interesse, im Hinterlande von Togo und von Kamerun überall das Arabische zu verdrängen; dass auch die Schreibung des Suaheli in Ostafrika mit arabischen Lettern bereits beseitigt und dafür seine Schreibung mit lateinischen Lettern eingeführt ist, ist als ein Fortschritt zu begrüssen. Es ist für uns ein unerträglicher und unheilvoller Zustand, dass wir in unsern Kolonien sollen das Arabische — eine auch dem Haussa genau so fremd gegenüberstehende Sprache, wie das Deutsche — dulden und pflegen.

4. Da endlich in Deutsch-Ostafrika in der Hauptsache die Suaheli die Träger der islamischen Propaganda sind, heisst es hier, einen Strich durch die bisherige, vielmehr von der Bequemlichkeit, als von der Weisheit eingegebene Politik zu machen. Das Suahelitum muss beiseite geschoben werden und an seine Stelle eine planmässige und nachdrückliche Pflege des Deutschtums treten. Wir sind mit dieser letzten Forderung in der glücklichen Lage, uns eine Resolution des Kolonialrats in seiner Sitzung vom 30. Juni dieses Jahres aneignen zu dürfen: „Es möge die Regierung durch Einrichtung entsprechender Schulen die Einführung der deutschen Sprache mehr als bisher in den Vordergrund stellen und darauf hinwirken, dass allmählich das Deutsche als Umgangssprache an Stelle des Kisuaheli treten kann.“ Wir denken natürlich nicht daran, die Eingeborenensprachen durch das Deutsche verdrängen zu wollen; kein deutscher Missionsfreund würde so etwas empfehlen; der Elementarunterricht soll und muss überall in der Muttersprache erteilt werden. Aber, wo immer in Deutsch-Ostafrika eine fremde Sprachen von den Eingeborenen erlernt wird, sollen wir dahin wirken, dass diese Sprache Deutsch ist. Bisher ist Kisuaheli die Sprache, mit der der Reisende, der Beamte mit den inländischen Häuptlingen verkehrt, mit den Askaris und den Trägern umgeht, und es ist eine fast selbstverständliche Voraussetzung, dass die Askari und Karawanenträger diese Sprache sich aneignen, und dass im Rate jedes Häuptlings Männer sind, welche in dieser Sprache die Verhandlungen führen können. Wir müssen mit aller Energie dahin wirken, dass dem Kisuaheli diese angemasste, übrigens auch erst seit kaum 30 Jahren eroberte Stellung genommen werde und an seine Stelle das Deutsche trete. Es liegt kein stichhaltiger Grund vor, dass die Leute, welche jetzt das Kisuaheli mit leichter Mühe sich aneignen, weil sie es brauchen, nicht auch und schliesslich ebenso gern deutsch lernen wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den, wenn sie merken, dass ihnen diese Sprache nützlich ist. Also Deutsch die Regierungssprache in Deutsch-Ostafrika. Das entspricht allein dem Interesse der Zukunft dieser Kolonie. Und eine tatkräftige, planmässige dahingehende Politik ist ein wertvoller Dienst zur Eindämmung der wilden Fluten der drohenden Islamisierung.

Ich bin am Schluss. Nur eine Alternative sehe ich für unsere Kolonien. Entweder sie werden islamisiert und dann durch die Derwisch-Orden, die Mekkawallfahrten, die Koranhochschulen langsam, aber sicher, in eine feindselige, arabische Kulturwelt hineingezogen, aus deren Dunkel Mahdi-Aufstände und Fulbe-Dschihads, Sklavenjagden und Sklavenhandel wie Blitze grell aufzucken. Oder sie werden mit dem Geiste europäisch-christlicher Kultur erfüllt, dadurch innerlich dem Vaterlande angegliedert und mit uns durch die geheiligten Bande des gemeinsamen Glaubens verknüpft. Ich meine, in dieser Alternative gibt es nur eine Wahl: Für Christentum und Deutschtum!

Welches ist der Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung?

(Korreferat.)

Von Dr. **Jos. Froberger,** Provinzialoberer der weissen Väter, Trier.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Es ist in unsern Tagen nicht leicht, ein klares Urteil über den Islam zu gewinnen oder ein solches entschieden aussprechen zu können, da gar viele Ansichten in verwirrender Weise den Überblick trüben. Da sind erstens die Romantiker der Geschichte, die gleich in Begeisterung geraten, wenn sie an maurische Bogenhallen, märchenhafte Arabesken oder arabische Dichtung denken, dann die Reisenden, denen arabische Gastfreundschaft oder Ritterlichkeit es angetan hat, dann wieder Kolonialpolitiker, welche vom Geschick der Araber für Handel und Verkehr sich vieles versprechen, und endlich viele sonst gutmeinende Leute, die eine grosse, allzu grosse Achtung vor dem religiösen Sinn der Mohammedaner hegen.

Es gilt daher, in sachlicher, ruhiger Überlegung den Kulturwert des Islam zu untersuchen, ohne in pessimistische oder optimistische Übertreibungen zu verfallen, und da lässt man am besten die Tatsachen reden, und zwar die Tatsachen unserer Zeit. Wir sprechen lieber nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Islam vergangener Tage, derselbe hat ja keinen Einfluss mehr auf die Gestaltung jetziger Verhältnisse; nehmen wir vielmehr den Islam, wie er sich speziell in Afrika vorfindet.

Zu meiner grossen Freude hat ein anderer Redner mir einen Teil des Themas, das sonst zu weitläufig geworden wäre, abgenommen; er betrachtete die praktische Stellungnahme zum Islam in unsern deutschen Kolonien, und seine Ausführungen sind gleichsam die direkte Konsequenz meiner mehr theoretischen Betrachtungen, die nur Ergänzung oder weitere Begründung seines Vortrags sind.

Um den Kulturwert des Islam prüfen zu können, müssen wir fragen, welche religiöse, geistige Bedeutung er hat, welches sein sittlicher Wert ist, was er für Wissenschaft und Bildung leistet und leisten kann, welche wirtschaftliche Förderung er verspricht und welches sein politisches Moment ist.

Es ist mir natürlich bloss möglich, in kurzen Zügen dies alles mehr anzudeuten, als auszuführen, und ich muss auf erschöpfende Darstellung verzichten.

In geistiger und religiöser Beziehung wird der Islam allzusehr überschätzt. Sein Monotheismus, seine recht sinnfällige, theatralische religiöse Betätigung sind nur ein feierliches Gewand, ein schöner Vorhang; im Innern ist es aber recht hohl. Ich habe lange in mohammedanischen Ländern geweilt und hatte mit Mohammedanern der verschiedensten Gesellschaftsklassen vielfache Beziehungen, aber ich musste gar oft bestätigen, dass der Monotheismus der Mohammedaner in Wirklichkeit nur in Worten existiert; wohl heisst es immerfort: „Kein Gott ausser Gott", aber tagtäglich wenden sie sich an ganz andere Gottheiten wie Allah.

Ihre zahllose Geisterwelt, ihre Djin, haben für sie mehr Bedeutung als Allah, sie bringen denselben Opfer dar, suchen sich dieselben günstig zu stimmen, schreiben ihnen tiefgehenden Einfluss auf ihr Leben zu und so überwuchern abergläubische Gebräuche alles, und es fällt dem Beobachter recht schwer, den Monotheismus der Araber vom Animismus der Neger zu unterscheiden, da wir hier, wie dort, Geisterverehrung wahrnehmen.

Dieser mohammedanische Animismus ist leider sehr wenig bekannt, obwohl man bei den Arabern Literatur genug darüber vorfinden kann.

Ein weiteres Kulturhindernis bildet der mohammedanische Fatalismus, welcher alle freudige Tätigkeit lähmt; er ist so bekannt, dass ich denselben in sich und seinen Folgen nicht weiter zu beleuchten brauche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie steht es mit der Sittlichkeit des Islam? Um diese Frage zu beantworten, sprechen wir nicht von einzelnen Vertretern des Islam, wir reden auch nicht vom Islam, soweit er Koranreligion ist, dies ist eine theoretische Gelehrtenfrage, wir reden nur vom Islam, insofern er die allgemeine, sittliche Handlungsweise der Mohammedaner zusammenfasst.

Ich meine, wir können ohne Übertreibung behaupten, dass der Islam kein Träger sittlicher Kultur ist, sondern vielmehr dieselbe hindert, zerstört und in manchen Gegenden und manchen Fällen ein Prinzip sittlicher Fäulnis ist.

Ich weiss, es ist ein hartes Urteil, aber wir dürfen unsere Augen vor der Wirklichkeit, wenn es sich um so wichtige Fragen handelt, nicht verschliessen.

Zum Beweise will ich nur eine Reihe Tatsachen anführen, welche ohne lange Erörterung durch sich selbst sprechen sollen.

Den Mohammedanern fehlt erstens der sittlich veredelnde Einfluss der Familie; ich weiss nicht, ob man von Familienleben derselben überhaupt reden kann. Und warum? Die Gattin, die Mutter fehlt. Die niedrige Stellung des Weibes, welches bekanntlich beim Mohammedaner viel niedriger steht, als beim Neger, macht eben erzieherischen Einfluss desselben unmöglich. Dem Mohammedaner ist das Weib nicht Lebensgefährtin, sondern Werkzeug; jung, Werkzeug der Sinnlichkeit, alt, Werkzeug der Arbeit. Er hat keine Achtung vor demselben, und das arme Geschöpf ist ihm machtlos preisgegeben. — Wie steht sie so tief, die arme, arabische Frau! Mit seltenen Ausnahmen hat sie keine geistige Bildung, selbst in der Religion wird sie nicht unterrichtet, und so lebt sie in krassestem Aberglauben. Sie hat keine Empfänglichkeit für höhere Gedanken; sie ist wie festgebannt im engen Kreise festgewurzelter Vorurteile. Sobald die Kinder der Mutter nicht mehr bedürfen, treten sie derselben fremd, selbständig gegenüber. Erziehung ist daher kaum vorhanden, von Charakterbildung ist keine Rede. Noch trauriger sieht es aus, wenn wir die Sittlichkeit im engeren Sinne betrachten. Der Mohammedaner hat es nie gelernt, seine Leidenschaften zu bekämpfen, und abgesehen von dem oft in lächerlich kindischer Weise beobachteten Fastengebot, stellt der Islam seinen Anhängern keine Schranken auf.

Die Vielweiberei mit der grossen Leichtigkeit der Ehescheidung ist schon allein für sich eine Quelle des Verderbens, aber dazu kommt noch die Verbreitung aller geschlechtlichen Ausschweifungen, die durch Herkommen und Allgemeinheit eine gewisse Berechtigung zu haben scheinen. Ich mag dies dunkle Gebiet nicht näher schildern, ich bemerke bloss, dass in manchen arabischen Ländern 60 bis 80 Prozent

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Bevölkerung von der Syphilis befallen sind und die Prostitution überall einen entsetzlichen Umfang annimmt, so dass z. B. in kleineren Städten, wie selbst in den einsam liegenden Städten der Sahara, sich auf 8000—10 000 Einwohner 200—400 öffentliche Dirnen zählen lassen. Speziell in Ostafrika schreitet mit den mohammedanischen Soldaten der Schutztruppe die Syphilis immer tiefer ins Innere, wo sie früher fast ganz unbekannt war, so dass die traurigen Konsequenzen leicht abzusehen sind.

Was leisten die Mohammedaner in wissenschaftlicher Beziehung und für den Unterricht? Wir sehen zwar überall in den mohammedanischen Ländern Schulen, ja, selbst Gelehrte stellen sich manchmal vor, und es fehlt nicht an Literatur und Kunst.

Die arabische Literatur zählt ja manche Freunde, und ich verhehle nicht, dass ich derselben recht zugetan bin. Leider hat der Islam allem seinen Stempel aufgedrückt, und wo sich lebendiger Geist offenbart, sehen wir ihn vom Islam eingeengt, abgestumpft, wirkungslos gemacht.

Die arabischen Schulen haben keine Methode, ödes Auswendiglernen von Koranversen ist gewöhnlich das ganze Programm. Allem europäischen Einfluss bleiben sie verschlossen, und selbst dort, wo z. B. wie in Algerien seit 70 Jahren die Kultur Europas auf den Islam Einfluss auszuüben sucht, ist kein Fortschritt bemerkbar.

Der Koran ist eben der grosse Feind allen Fortschritts; jedem Araber ist mit dem heiligen Buch alles Wissen abgeschlossen, und wenn man ihm z. B. eine Sonnenfinsternis erklärt und er erfährt, dass dies nicht im Koran steht, dann ist es für ihn nur Lüge und Täuschung.

Wie der grosse Forscher der arabischen Literatur, Freitag, bemerkt, ist der Koran der Giftkeim, welcher die arabische Literatur allmählich zum Tode führte, und wenn sich auch noch nach dem Koran Literatur und Kunst entfaltete, so geschah es stets trotz des Islam. Die meisten grossen Vertreter der Literatur und Wissenschaft waren daher auch schlechte Mohammedaner, und wurden oft wie die Philosophen Ibn Sina und Ibn Er Roschd als Abtrünnige verfolgt.

Unter dem Einfluss des Islam wird daher Wissenschaft, Unterricht und Schulwesen nie recht gedeihen können.

Auch wirtschaftlicher Aufschwung ist vom Mohammedaner nicht zu erwarten. Die Araber sind zwar gross im Handel, in welchem sie semitische Gewandtheit an den Tag legen. Aber der Ackerbau liegt überall danieder. Europäische Methoden und Werkzeuge werden verachtet, das Feld wird nur kümmerlich bebaut, in Nordafrika liessen sie die alten Wasserleitungen verfallen und die frühere Getreidekammer verödete. Sie sind Feinde der Waldungen, und daher sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kahle Gebirge und öde Ebenen überall die Wahrzeichen mohammedanischer Bevölkerung.

Bedeutendes leisteten sie früher in manchen Kleingewerben, aber auch hier stehen sie europäischem Fortschritt teilnahmslos gegenüber.

Bloss im Handel zeichneten sie sich jederzeit aus, aber bei ihrer Gewissenlosigkeit wird ihr Handel bei wehrlosen Völkern leicht Raubhandel, und abgesehen von der Sklaverei, haben sie die Negerstämme schon schwer geschädigt und schädigen sie noch.

Politisch endlich werden die Mohammedaner stets gefährliche Elemente bleiben. Der Islam bildet eine grosse Kluft zwischen ihnen und den Europäern; man sieht es in Nordafrika, wo die Franzosen, trotz einer alle eigene Achtung wegwerfenden Liebenswürdigkeit, dem Araber noch ebenso verhasst sind, wie im Jahre 1830 bei der Eroberung. So ist es auch in andern Gegenden Afrikas, und manche Angestellte und Soldaten europäischer Regierungen teilen im stillen die Stimmung jenes Soldaten der deutschen Schutztruppe, der offen erklärte: im Falle eines Aufstandes würden er und seine Kameraden die deutschen Offiziere niederschiessen.

Darum können wir uns ruhig, ohne die Gefahr der Übertreibung zu fürchten, der Resolution von Herrn Pfarrer Richter anschliessen; der Islam ist kein Kulturfaktor, er ist überall eine Kulturgefahr.

Nicht Voreingenommenheit, nicht Kreuzfahrerbegeisterung sollen uns zum Kampfe gegen den Islam treiben, aber wohl die Erwägung, dass es sich im Kampfe zwischen Kreuz und Halbmond um ideale Güter handelt, um die echte Kultur, nicht bloss um die Frage, ob Afrika dem Christentum oder dem Islam, sondern ob es europäischer Gesittung oder der Sittenverwilderung verfallen soll.

Oberstleutnant **v. Morgen,** Düsseldorf: Ich will nur bestätigen, was die Herren Vorredner so ausführlich sagten. Es ist Tatsache, dass die Fulbe im Hinterlande von Kamerun kulturschädlich sind. Sie sind Sklavenjäger, die unsere Kolonie entvölkern. Zwischen meinen beiden Reisen sind sie um drei Tagereisen weiter vorgedrungen. Diese Zone war verwüstet. Wir müssen das von Regierungs wegen verhindern, denn wir brauchen gerade die Heiden als Plantagenarbeiter, und die Mohammedaner sind nur Krieger und Jäger. Also schützen wir die schwächeren heidnischen Stämme und halten wir im übrigen den Satz hoch: „Afrika den Afrikanern, die Afrikaner für uns."

Prof. **Meinhof,** Lichterfelde: Das Suaheli ist nicht im Begriff, lingua franca zu werden, sondern ist es schon. Die Bekämpfung des Suaheli

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist ziemlich aussichtslos, und es ist besser, es als Mittel zur Ausbreitung des Christentums zu benutzen, als es zu bekämpfen. Dabei sind die arabischen Ausdrücke des Suaheli tunlichst zu beseitigen.

Wenn mohammedanische Soldaten, mohammedanische Unterbeamte nicht mehr angestellt werden sollen, was ja sehr zu wünschen ist, so erhebt sich die praktische Frage, wie das zu machen wäre. Das Aufhören der Sklavenjagden hat zur Verbreitung des Islam geführt, indem der Araber nunmehr nicht mehr als Feind, sondern als Freund der Bevölkerung auftritt. Das ist nicht zu verhindern, aber jedenfalls ist vorauszusetzen, dass nicht bei der Errichtung oder Einweihung von Moscheen eine Unterstützung von seiten der Kolonialbeamten erfolgt. Das wichtigste bleibt die geistige Auseinandersetzung mit dem Islam in Form einer gründlich vorbereiteten, im Geist des Evangeliums geleiteten Mohammedaner-Mission. Eine moralische Unterstützung der Mission durch das deutsche christliche Volk ist dabei absolut notwendig. Während z. B. die Abstinenz der Mohammedaner auf die Heiden Eindruck macht, stört die Diskrepanz zwischen den Lehren der Missionare und dem Leben vieler Deutschen die Arbeit der Missionare. Den Sieg gegen den Islam gewinnen wir nicht durch Regierungsmassregeln, sondern durch den Glauben.

Direktor **Hupfeld,** Berlin: Die Herren in dieser Sektion betrachten die Kolonien meist vom ethisch-religiösen, wir, aus der 5. Sektion, mehr vom nationalen wirtschaftlichen Standpunkte. Beides sind aber keine Gegensätze, und besonders in der vorliegenden Frage sind wir uns beide einig, dass der Islam unser grösster, vielleicht unser einziger Feind in Westafrika ist. Er steht sicher niedriger, als unsere Kultur, auf der andern Seite aber muss man berücksichtigen, dass er für den Neger gegenüber dem Heidentum immerhin einen sehr erheblichen Fortschritt bedeutet. Jeder, der z. B. beim Marsch in das Innere, zunächst in Kete Kratschi mit dem Islam in Berührung kommt, empfindet diesen Unterschied und fühlt die weltumfassende Macht des Islam. Für die heidnischen Neger handelt es sich also nicht darum, ob sie Heiden bleiben wollen oder nicht, sondern nur um die Frage, ob sie Christen werden oder Mohammedaner.

Um nun dem Vordringen des Islam möglichst rasch entgegenzutreten, empfiehlt es sich, dass die Missionsgesellschaften sich nicht mit den heidnischen Küstenvölkern allzu sehr aufhalten, da diese ihnen doch nicht entgehen, auch sollten sie sich nicht mit den numerisch verhältnismässig wenigen Mohammedanern beschäftigen, sondern sollten ihre Arbeit zunächst auf diejenigen heidnischen Gebiete konzentrieren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche durch den Islam bedroht sind. Bei diesem Vorgehen werden die Missionen sicherlich die Sympathie und Unterstützung aller national denkenden Kolonialfreunde erhalten.

Wenn man aber auf diesem grossen Gebiete zusammen arbeiten kann und soll, so ist es zu wünschen, dass die Missionen nicht fortwährend die sämtlichen drüben im Regierungs- oder Privatdienste beschäftigten Weissen angreifen und in der Öffentlichkeit herunterzusetzen suchen.

Es ist ja kein Zweifel, dass wenigstens früher am Anfang unserer Kolonialpolitik notgedrungen auch viel ungeeignete Elemente nach drüben gesendet wurden, aber die Mission müsste auch anerkennen, dass es gerade in den letzten Jahren in dieser Beziehung ganz erheblich besser geworden ist, und die Missionsgesellschaften sollten statt der fortwährenden Herabsetzungen der andern Weissen lieber auch einmal fünf gerade sein lassen und anerkennen, dass es dauernd besser wird.

In der weitern Diskussion erläutert der Redner seine Ausführungen noch dahin, dass es aus drei Gründen besser werde: 1. weil man heute durch die Errichtung von Schulen zu geeigneter Vorbildung, wie z. B. durch die Kolonialschule in Witzenhausen, in den Stand gesetzt sei, seine Angestellten weit sorgsamer auszuwählen als früher; 2. weil man jetzt, nachdem die Kolonien sich mehr entwickeln, auch immer mehr in die Lage kommt, deutsche Frauen nach drüben zu senden; 3. weil auch drüben der Alkoholgenuss sich gegen früher sehr bedeutend verringert habe.

P. **Acker,** Knechtsteden: Herr Pastor Richter scheint in seinem Vortrage die Waungwana mit den Waswahili verwechselt zu haben. Die Waswahili sind ein Küstenstamm in Deutsch-Ostafrika, wie die Wanjamwesi und andere; und die Waungwana sind die mohammedanisierenden Mitglieder dieses Stammes. Es sind gewöhnlich befreite Sklaven, die lange mit Arabern gelebt haben.

Deshalb kann man nicht sagen, dass die Waswahili, als solche, mit ihrer Sprache die Träger des Islam sind.

Es wäre aber auch nutzlos, gegen diese Sprache aufzutreten, um dadurch den Islam zu bekämpfen. Es würde zu nichts führen. Man könnte überhaupt diese Sprache in Deutsch-Ostafrika durch keine andere ersetzen. Sie ist einmal die Landessprache, die dort herrschende lingua franca, und wird es auch bleiben. Ich bin deshalb vollständig mit den Äusserungen des Herrn Meinhof über diese Frage einverstanden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kirchenrat Dr. **Kurze,** Bornshain, bekräftigt die Ausführungen der beiden Referenten aus seiner eigenen Erfahrung auf zwei Studienreisen ins mohammedanische Afrika. Er warnt davor, die Fehler der französischen Kolonialbehörden in Algerien, die die islamitische Bevölkerung teils durch übermässige Begünstigung ihrer religiösen Interessen, teils durch direkte Bestechungen der Häupter der mohammedanischen Brüderschaften zu gewinnen suchten, in unsern Kolonien nachzuahmen. In Algerien söhnt sich die eingeborene Bevölkerung nur da mit der französischen Oberherrschaft aus, wo die evangelischen Missionare und die weissen Väter ihre segensreiche Arbeit treiben. Die Hauptgefahr liegt in der Ausbreitung des Snussi-Ordens, der die strengste Observanz des Islam darstellt und in seiner Missionstätigkeit am gewandtesten die verschiedenen Verhältnisse für seine Zwecke auszunützen versteht. So hat derselbe z. B. unter der Berber-Bevölkerung Afrikas Mädchenschulen zur Hebung der weiblichen Bevölkerung eingerichtet. In nächster Zukunft dürfte unser Adamaua-Gebiet ein Arbeitsfeld des Snussi-Ordens werden. Die einzig wirksame Waffe in der Bekämpfung des Islam als einer politischen Gefahr ist und bleibt die christliche Mission.

Pastor **Grundemann,** Mörz: Unterstützt zunächst den von einem Vorredner erfolgten Appell gegen die Schmach, dass in Jerusalem raufende Christen von mohammedanischen Soldaten in Ordnung gehalten werden müssen. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass evangelische Christen dabei nicht beteiligt sind. — Was die Frage wegen des Suaheli betrifft, so ist es selbstverständlich, dass diese Sprache aus der Bedeutung, die sie jetzt hat, nicht schnell verdrängt werden kann. Das Ziel sollte jedoch fest ins Auge gefasst werden, in unserm Ostafrika Zustände zu verhindern, wie sie in Holländisch-Indien durch die malayische Regierungssprache hervorgerufen worden sind, die der Ausbreitung des Islam den weitgehendsten Vorschub leistet.

Prof. Dr. **S. Passarge,** Breslau, ist der Ansicht, dass die sehr bedauerliche Ausbreitung des Islam nicht aufzuhalten sei, weil dem Neger seiner ganzen Natur nach eine so grobsinnliche Religion, wie es der Islam ist, viel verständlicher sei als das Christentum. Ferner ist die Vielweiberei ein wichtiger Grund für den Neger, sich lieber jener Religion anzuschliessen. Daher dürfte wohl Afrika einst mohammedanisch werden. Der christliche Neger aber sei kein geringerer Feind als der islamitische, denn die Antipathie der schwarzen Rasse gegen die weisse sei massgebend. Sehr erfreulich sei es, dass die Mission auf ein sittlicheres Leben der Weissen in den tropischen Kolonien hin arbeite, aber dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solle sie auch rücksichtslos den Lebenswandel der Weissen ohne Rangunterschied kontrollieren. Wäre das der Fall, so wäre es unmöglich, dass der erste Beamte einer Kolonie, nämlich Kamerun, sich so benehmen könnte, wie er es getan hat. Hätte die Mission, wie in andern, gar nicht so seltenen Fällen über andere Beamte, an massgebender Stelle auch über den Gouverneur jener Kolonie Beschwerde geführt, so wäre es unmöglich, dass dieser Beamte immer noch ungestraft im Amte sei.

D. **H. v. Schwartz,** Leipzig: Da ich einmal das Wort habe, halte ich mich für verpflichtet, auf das von Herrn Direktor Hupfeld und Herrn Passarge Gesagte ein kurzes Wort zu erwidern, es könnte sonst den Anschein gewinnen, als hätten die Vertreter der Mission die von einem Vertreter des Grosshandels freundlich dargebotene Hand zurückgewiesen. Wenn man die Worte des Herrn Prof. Meinhof recht versteht, kommt in ihnen doch der brennende Wunsch zu Tage, dass die Handels- und Plantagengesellschaften solche Vertreter hinaussenden möchten, mit denen die Vertreter der Missionen in persönlichen Verkehr treten können. Auch Herr Direktor Hupfeld wird bei ruhiger Erwägung anerkennen, dass die Missionare nicht freundschaftlich mit solchen Europäern verkehren können, die gewohnheitsmässig einen Wandel führen, der, wenn ein eingeborener Christ ihn anfinge, zu seinem Ausschluss aus der Gemeinde führen müsste. Wenn Herr Passarge sogar unter Namensnennung sich darüber wundert, dass die Mission in Kamerun bei einem höheren Beamten fünf gerade sein lasse, so weiss ich ja gar nichts von den Dingen, die er andeutet. Aber ich halte es für voreilig, daraus, dass die Vertreter der Mission nicht öffentlich gegen einen Beamten Stellung nehmen, den Schluss zu ziehen, dass überhaupt nichts geschehen sei. Öffentliche Blossstellung in der Zeitung könnte leicht zu Verstimmungen zwischen der Mission und der Kolonialverwaltung führen, und die wollen wir im Interesse unserer Kolonien gern vermeiden. — Wie die Diskussion gezeigt hat, ist man von allen Seiten darüber einig, dass dem Islam mit allen Kräften entgegengetreten werden muss, und in betreff der beiden westafrikanischen Gebiete herrschte auch Einigkeit in betreff der Mittel. Aber in betreff Ostafrikas haben die Herren Prof. Meinhof und P. Acker ihren Dissensus ausgesprochen gegen den Wunsch, dass das Suaheli durch das Deutsche verdrängt werden möge. Diesem Dissensus muss ich mich anschliessen. Herr Oberstleutnant v. Morgen hat gestern ausgeführt, wie leicht erlernbar das Suaheli für alle Bantu-Neger ist. Das Deutsche ist schon für Angehörige anderer indogermanischer Völker schwer zu erlernen, geschweige für Neger, deren Sprachwerkzeuge auf eine ganze andersartige Sprache eingestellt sind. Und wenn sie es wirklich erlernen, so wird es, wie ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestern schon angedeutet habe, nur den Erfolg haben, das Selbstgefühl der Neger zu steigern und ihnen den Respekt vor den Deutschen zu nehmen. Denn nicht selten würden Schimpfwörter und Flüche das erste sein, was sie verstehen würden. Dazu kommt, dass wir dann wohl noch auf ein Jahrhundert hinaus — denn so lange würde es doch mindestens dauern, bis das Volk wirklich deutsch kann — die Dolmetscherwirtschaft nicht los würden, die so leicht Veranlassung bietet zu Missverständnissen und wegen der Bestechlichkeit so vieler Dolmetscher zu ungerechten Urteilen und zu Unruhen. Wir halten es ja für unsere Pflicht, nicht wie die katholischen Missionare am Kilimandscharo in Suaheli, sondern in der Muttersprache zu unterrichten, aber wir werden uns vielleicht auch bald vor die Frage gestellt sehen, ob wir nicht für die literarische Produktion denselben Weg einschlagen müssen, den, wie Professor Meinhof anführte, die englische Mission eingeschlagen hat. Wenn die Bevölkerung mit der Zeit Suaheli lernt, und die Beamten, wie schon jetzt, dies auch tun, dann kann man in Zukunft die Dolmetscher entbehren, und das wird für den Frieden unserer Kolonien höchst dienlich sein.

Missionar **Spieth,** Tübingen: Herr Professor Meinhof sagte soeben, dass sowohl dem Leben der Mohammedaner, als auch demjenigen der Europäer eine Missionskraft inne wohne. Ich teile diese Auffassung ganz und füge hinzu, dass auch die Eingeborenen sie teilen. Eine heidnische Frau unterhielt sich mit einer andern und sagte im Blick auf das Leben mancher Europäer, dass sie Missionare des Teufels seien. Demgegenüber habe ich mich sehr darüber gefreut, dass Herr Assessor Hupfeld versichern konnte, dass sich das Leben der Europäer gebessert habe. Ich wäre ihm nun dankbar, wenn er die Güte hätte, uns mitzuteilen, nach welcher Richtung hin sich diese Besserung zeigt.

Provinzial Dr. **Froberger,** Trier: Zur Bemerkung von Herrn Professor Meinhof habe ich nur hinzuzufügen, dass ich ihm vollständig beipflichte, was die Notwendigkeit aggressiver Arbeit unter den Mohammedanern betrifft, durch direkte Missionsarbeit.

Zur Bemerkung von Herrn Hupfeld, gebe ich zu bedenken, dass der Islam wohl Kultur ist, aber nur Scheinkultur, die schlimmer ist, wie Mangel an Kultur. Neger können zu unserer Kultur emporgehoben werden, aber Mohammedaner nicht; sie bleiben erstarrt in ihrer Halbkultur.

Zur Bemerkung von Herr Passarge notiere ich bloss, dass wenn ein solcher Kenner afrikanischer Verhältnisse die Lage als „hoffnungslos" bezeichnet, das gerade für uns ein Grund mehr ist, recht eifrig an die Arbeit zu gehen; die Frage ist dann wirklich brennend. Übrigens ist die Lage doch nicht so hoffnungslos, die Erfahrung zeigt es ja.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsinspektor **Oehler,** Basel: Es ist mir lieb, dass mir die Kritik des Herrn Passarge an unsern Missionaren Anlass gibt, das Wort zu ergreifen, und dabei auf meine gestrigen Äusserungen im Plenum zurückzukommen. Es ist mir gesagt worden, dass sie verstimmt haben und dass ich in einer andern Sektion angegriffen worden sei. Das wundert mich nicht, aber das ist mir auffallend, dass es heisst, ich habe gesagt, alle Europäer führen ein unsittliches Leben. Ich habe gesagt, viele, und das mit Absicht. Herr Passarge ist noch weiter gegangen, als ich, er sagte vorhin: „sehr viele". Und ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. Wenn man mich angreift, so bin ich bereit, Material vorzulegen, und ich denke, meine Mitarbeiter von andern Missionen sind auch dazu bereit. Man hat gestern gesagt, dass man die Jugend für die Kolonien interessieren solle. Darum wies ich darauf hin, dass man sittlich tüchtige junge Leute nicht dazu ermuntern kann, so lange die sittlichen Zustände sind, wie sie sind. Es sind schon junge Leute zu den Missionaren gekommen und haben Zuflucht gesucht, weil es einfach nicht mehr auszuhalten war in der unsittlichen Umgebung. Es kommen Dinge vor, deren sich ein Neger schämen würde, und hier liegt der tiefste Schaden unserer Kolonien. Es handelt sich auch hier um Deutschlands Ehre, aber diese Dinge treiben einem Deutschen die Schamröte ins Gesicht. Es ist notwendig, dass die öffentliche Meinung Deutschlands aufgerufen werde, dass sie dieses Treiben verurteilt, auch in Deutschland selber, denn es steht auch in Deutschland traurig. Soll denn das deutsche Volk zu Grunde gehen, wie das römische Kaiserreich an seiner Unsittlichkeit zu Grunde gegangen ist?

Nun hat Herr Passarge gesagt, die Missionare sollen ihre Anklagen auch nach oben richten. Aber weiss er denn, was die Missionare in der Stille tun, und wie sie sich auch schon höheren Beamten gegenüber ausgesprochen haben, und was noch höheren Ortes deponiert ist? Aber mit Namennennung einen Mann öffentlich blossstellen, will ich nicht, das verbietet mir mein christliches Gewissen. Man soll das Böse anderer nicht an die Öffentlichkeit ziehen, wenn man nicht muss. Ich will auch nicht, dass es unsere Missionare tun. Aber mit welcher Freude hören wir von der ernsten Gesinnung von Beamten, haben wir von der Haltung des Grafen von Götzen gehört. Davon sagen wir dann auch gern in der Öffentlichkeit. Möge uns nur von recht vielen dazu Gelegenheit gegeben werden.

Pastor **Richter,** Schwanebeck: Es sind in der Diskussion so viele und so einschneidende Fragen, teils zustimmend, teils kritisierend, angeschnitten, dass es mir unmöglich ist, auf alle diese Fragen abschliessend einzugehen. Es ist die äusserst schwierige Suaheli-Frage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

berührt. Ich kann nur sagen, dass mir sowohl aus Deutsch-Ostafrika, wie aus den englischen Kolonien im Gegensatz zu den Ausführungen des Herrn Prof. Meinhof und des Herrn Paters Acker eine Reihe von Zeugnissen vorliegt, welche die Verquickung von Islam und Suahelitum als eine brennende Gefahr hinstellen. Hinweisen muss ich auf die Parallel-Entwickelung in Indonesien und im englischen Indien. In Indonesien hat Holland in bedauerlicher Kurzsichtigkeit darauf verzichtet, eine europäisch-christliche Kultur einzuführen. Die Folge ist, dass unter seinen Augen eine intransigente arabische Kultur herangewachsen ist — sein Todfeind. Dagegen die Engländer haben den Versuch gemacht, eine englisch-christliche Kultur einzuführen — und der Erfolg gibt ihnen Recht; es besteht heute schon eine grosse, schnell wachsende, englisch-christliche Kulturmacht in Indien. Das ist das Ziel, was wir auch in unsern Kolonien anstreben müssen, eine deutsch-christliche Kulturmacht, welche in späteren Generationen imstande ist, der überhandnehmenden islamischen Kultur das Gegengewicht zu halten.

* * *

Die von den Referenten für das Plenum eingebrachte Resolution:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 wünscht dringend, dass in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; dass demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde,"

gelangte sodann mit grosser Majorität zur Annahme.

Die äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Süd-Afrikas.

Von Missionsinspektor D. **Merensky**, Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Eingeborenenfrage ist in den meisten europäischen Kolonien eine Frage von besonderer Wichtigkeit, am wichtigsten scheint sie aber zu sein oder werden zu wollen in den afrikanischen Kolonien. Wir haben in diesen Kolonien nicht mit der Bevöl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kerung einer Insel oder eines abgegrenzten kleinen Festland-Gebietes zu tun, sondern mit der eingeborenen Bevölkerung eines Kontinents, und die Neger- und Bantu-Rasse, die dabei zunächst in Betracht kommt, hat sich viel lebenskräftiger erwiesen, als man ehedem geneigt war, anzunehmen. Von dieser Rasse leben 12 Millionen Eingeborener in unsern deutsch-afrikanischen Kolonien, wir sollten deshalb der Frage, wie diese Eingeborenen zu behandeln sind, unsere ernsteste Aufmerksamkeit zuwenden, und sollten bereit sein, aus der Geschichte der afrikanischen Kolonien anderer Völker und den dort sich abspielenden Vorgängen Lehren zu ziehen. Dazu bietet die südafrikanische Kolonisation reichlich Gelegenheit, da ihre Begründung bereits 250 Jahre zurückliegt.*) In Südafrika ist die Eingeborenenfrage so drohend wichtig geworden, dass man sagen darf, nicht das ist die südafrikanische Frage, ob dort die Buren oder die Engländer die Herrschaft haben sollen, sondern es handelt sich darum, ob die hier begründete europäische Kolonisation dem zu erwartenden Ansturm der sich auf ihre Kraft besinnenden, erstarkten eingeborenen Bevölkerung auf die Dauer wird Widerstand leisten können. Es ist bekannt, dass Dr. Karl Peters vor kurzem erklärt hat, der Tag sei nicht fern, an welchem der letzte Weisse Südafrikas die Tafelbai verlassen werde; man braucht diese pessimistische Anschauung nicht zu teilen, aber man wird jedenfalls zugeben müssen, dass die Frage, ob Schwarz oder Weiss hier herrschen soll, die wichtigste, ja die Lebensfrage für die südafrikanischen Kolonien ist.

Es leben in Südafrika vom Kap bis zur Breite des Sambesistroms nach den besten Ermittelungen $6^1/_3$ Millionen Menschen, von denen 1 135 000 zu den Kolonisten von europäischer Abkunft und 5 200 000 zu den Eingeborenen zu zählen sind. Über die dort bestehenden Verhältnisse bringt die deutsche Presse gelegentlich Berichte und Urteile, die aber meist von wenig Sachkenntnis zeugen. Die südafrikanischen Zustände sind schwer zu beurteilen, weil wir es hier mit einer Menge verschiedenartiger eingeborener Völker und Stämme zu tun haben, und weil in den südafrikanischen Kolonien, auch in denen, die gemeinsam unter englischer Flagge stehen, die verschiedensten Gesetze gelten.

Unter den eingeborenen Christen Südafrikas ist nun seit einigen Jahren eine Bewegung entstanden, welche man die äthiopische nennt. Äthiopien ist als Name Afrikas diesen Christen aus ihren Bibeln bekannt, in denen Äthiopien da steht, wo die

*) Im Jahre 1652 legten die Holländer das erste Fort an der Tafelbai an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lutherische Übersetzung „Mohrenland" sagt. Es heisst also äthiopisch in diesem Falle so viel wie afrikanisch. Das Wort Afrikaner, afrikanisch können Eingeborene Südafrikas nicht auf sich anwenden, weil die Buren dieses Wort als ehrenvolle Bezeichnung nur für sich und ihre Verhältnisse in Anspruch nehmen. Die äthiopische Bewegung ist also eine Bewegung unter den eingeborenen Christen Südafrikas; sie hat deshalb eine grosse Bedeutung, weil die Zahl dieser Christen bedeutend ist, viel bedeutender, als man bisher angenommen hat. Die Erfolge der christlichen Missionstätigkeit hatte man auch hier bis jetzt unterschätzt. Ein im Jahre 1903 aufgenommener neuer Zensus der Bevölkerung der Kapkolonie zeigt, dass es allein in dieser südafrikanischen Kolonie unter 1 830 000 Farbigen schon 778 000 Christen gibt, neben 580 000 weissen Christen, und dass hier 89 146 farbige Kinder Schulen besuchen, neben 58 700 weissen. In den übrigen Kolonien und Gebieten Südafrikas, in Natal, Transvaal usw. leben sicher auch noch 300 000 farbige Christen, so dass man die Zahl aller eingeborenen Christen Südafrikas auf mehr als eine Million veranschlagen muss.

Aus diesen Zahlen geht hervor, dass die politisch-soziale Stellung und Haltung der christlichen Eingeborenen dieses Landes für dessen zukünftige Entwickelung von der allergrössten Bedeutung ist. Die äthiopische Bewegung trug in ihren Anfängen einen kirchlichen Charakter, ist aber im Laufe der Zeit mehr und mehr zu einer politischen, sozialen Bewegung geworden und hat aus diesem Grunde Anspruch auf sorgfältige Beachtung.

Die Anfänge der äthiopischen Bewegung liegen etwa 20 Jahre zurück und zeigten sich zuerst unter den eingeborenen Helfern der Missionare, deren Stellung eine schwierige war. Ihrem Volk waren diese Leute durch bessere Bildung entwachsen, es fand sich aber unter ihren Landsleuten kein Stand von gebildeten Leuten, denen sie sich hätten anschliessen können, auch der nähere Umgang mit Weissen blieb ihnen wegen ihrer Farbe und Abstammung versagt. So fühlten sie sich vereinsamt und konnten leicht gegen die Weissen, für deren Schwächen und Sünden sie offene Augen hatten, misstrauisch und bitter werden. Dabei hatten sie mehr oder weniger dieselbe geistliche Arbeit wie die Missionare europäischer Abkunft, bezogen aber viel niedrigere Gehälter als diese, so dass sie sich in bezug auf äussere Lebenshaltung nicht viel über den Stand der übrigen Farbigen erheben konnten. Es kam hinzu, dass viele Gesellschaften oder Synoden von Missionaren unwillig oder allzu bedenklich waren, solchen Helfern die Ordination zu erteilen, und solche, die ordiniert waren, murrten, weil sie mit der Ordination keineswegs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle Rechte eines weissen ordinierten Missionars erhalten hatten. Dazu waren die Gehälter dieser Helfer im Vergleich zu denen der weissen Missionsarbeiter sehr niedrig bemessen, denn man erwartete, dass sie sich in bezug auf äussere Lebenshaltung nicht viel über den Stand der übrigen Farbigen erheben sollten. Bei solchen Verhältnissen waren Reibungen schwer zu vermeiden, Unzufriedenheit mit ihrer Stellung war unter diesen Leuten weit verbreitet, und somit fand die Anregung zur Bildung einer unabhängigen Kirche von Farbigen, in der Farbige allein die Leitung haben sollten, bei vielen von ihnen einen fruchtbaren Boden.

Im Jahre 1882 trennte sich im Tembulande der eingeborene Evangelist Tile von seiner wesleyanischen Mutterkirche und bildete mit seinem Anhange eine eigene Kirchengemeinschaft, die sich später der äthiopischen Kirche anschloss.

Ende der achtziger Jahre trennten sich dann in Transvaal einige Helfer der Berliner Mission, allerdings unter der Führung eines europäischen Missionars (Winter) von ihrer Gesellschaft und gründeten eine eigene Kirche, in welcher nur Eingeborene als Geistliche angestellt werden sollten. Dann folgte der Austritt des farbigen Geistlichen Kanyana in Pretoria aus der englischen Kirche, der sich berufen fühlte, sich selbst zum Bischof seiner Gemeinde zu machen, und bald machte sich dort auch der farbige wesleyanische Geistliche Mokone selbständig, da er es nicht länger ertragen wollte, dass er an den Konferenzen seiner europäischen Amtsbrüder nicht teilnehmen durfte. Bei dieser Abscheidung kam der Name äthiopische Kirche zuerst in Gebrauch. Bei der weiteren Ausbreitung der äthiopischen Kirche tritt dann ein anderer farbiger Geistlicher, namens James Dwane, besonders hervor. Dieser Mann hatte eine Reise nach England unternommen, wo er durch seine Farbe, mit Hilfe seiner Beredsamkeit, bei den Gliedern der wesleyanischen Kirchengemeinschaft eine grössere Rolle spielte, als ihm gut war. Nach seiner Rückkehr nach Südafrika schloss er sich den Äthiopiern an und trug die sozialpolitschen Ideen, die ihn erfüllten, in die äthiopische Gemeinschaft; hierbei wurde er unterstützt von jenem Mokone, der sich mit dem Gedanken trug, der neuen Schöpfung mehr Halt zu geben durch Anschluss an die unter den Negern Amerikas sehr ausgebreitete bischöflich methodistische Kirche. Man hoffte durch solchen Anschluss die Schwierigkeiten zu überwinden, welche südafrikanische Kolonialregierungen der unabhängigen äthiopischen Freikirche bereiteten.

Eine Konferenz in Pretoria beschloss zu diesem Zweck den Dwane hinüberzusenden nach Amerika. Dies geschah, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anschluss gelang; im Jahre 1897 wurde er vollzogen. Dem zum Enthusiasmus neigenden Charakter des Afrikaners sind die Formen methodistisch-kirchlichen Lebens sympathisch, während sein Bedürfnis, Autoritäten anzuerkennen, in der bischöflichen Verfassung der genannten Kirchengemeinschaft Befriedigung findet. Wenn die äthiopische Bewegung in Südafrika bis dahin eine kirchliche gewesen war, und als solche für weitere Kreise einen harmlosen Charakter trug, kam nun durch die Verbindung mit den amerikanischen Negern das sozialpolitische Element dabei mehr und mehr zur Geltung und zur Herrschaft. Die amerikanische Monroe-Doktrin wurde auf die afrikanischen Verhältnisse angewendet, und die Parole kam in Umlauf: „Afrika den Afrikanern." In Südafrika machte die Bewegung nun auch Fortschritte. Dwane konnte in Pretoria eine St. Peterkirche einweihen, wobei 1000 Eingeborene zugegen waren, die 600 Mark Kollekte opferten. Auf die Bitte anderer Führer kam auch neue Hilfe aus Amerika. Bischof Turner von dort langte am 22. März 1898 in Südafrika an. In Pretoria wurde er von Tausenden farbiger Leute empfangen, Hunderte von weissgekleideten schwarzen Kindern begrüssten ihn mit Gesang, und viele farbige Geistliche sah er zur Konferenz versammelt, in deren Gegenwart er Dwane zum Bischof der neuen Kirche ordinierte. Eine zweite Konferenz hielt Turner dann in Queenstown ab, kehrte aber schon am 27. April nach Amerika zurück. Während seines kurzen Aufenthalts in Südafrika sollen sich 6400 neue Mitglieder seiner äthiopischen Kirchengemeinschaft angeschlossen haben, so dass sie bei seiner Abreise 10800 erwachsene Glieder zählte. Für den Dienst an den Gemeinden und für Missionsdienste waren 65 Geistliche vorhanden. Es ist bemerkenswert, dass die neue Kirche ihren Zufluss fast nur aus den Kreisen christlicher Eingeborenen erhalten hatte, die mit englischen und schottischen Missionen gesammelt waren, aus Gemeinden deutscher Missionare hatten sie keinen nennenswerten Zugang, obwohl diese Gemeinden zum Teil recht bedeutend sind, in Transvaal z. B. zählen allein die Gemeinden der Berliner und Hermannsburger Missionare über 70000 Seelen. Sechs Monate nach Turners Abreise begab sich Dwane zum zweiten Male nach Amerika und brachte von dort ein Dokument mit, in welchem die Regierung von Pennsylvanien beglaubigte, dass die amerikanische bischöfliche Methodistenkirche eine staatlich anerkannte Kirchengemeinschaft sei. Aber die Verbindung mit den amerikanischen Negern war geeignet, bei den Gliedern der südafrikanischen Tochterkirche politisch-soziale Bestrebungen zu erwecken und gross zu ziehen. Turner hatte dazu das seine getan. Kurz nach seiner Ankunft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Kapstadt hatte er Reden gehalten, die auf seine farbigen Hörer zündend wirken mussten. „Wir haben mit den Weissen nichts zu tun", sagte er, „wir hassen sie, und sie sind hassenswert. Sie haben die Sklaverei aufgebracht, sie haben sich unsere Länder angeeignet, aus denen sie uns dann durch Verrat fortgeführt haben; dafür geben sie uns nichts als ein wenig Unterricht und hindern uns am Emporkommen. Wenn sie auch die Sklaverei verurteilt haben und uns heute Missionare senden, so können wir ihnen doch nicht vergeben. Man musste uns die Freiheit geben und hat das nicht getan." Sendboten der Äthiopier erreichten den Sambesi und störten dort ernstlich die gesegnete Arbeit des französischen Missionars Coillard unter den Barotse, und es ist bekannt, das Hendrik Witboi, der mit seinen aufständischen Hottentotten unsern braven Truppen in Südwestafrika so viel zu schaffen macht, durch den Einfluss, den der Äthiopier Schepherd Stürmann auf ihn gewann, zum Aufstand gegen uns ermutigt worden ist. Sein Befehl im Namen Gottes, die Midianiter, d. h. die Weissen zu vertreiben, und seine Verheissungen, den Kämpfern Witbois Unverwundbarkeit und gewissen Sieg zu verschaffen, fanden bei den leichtgläubigen Hottentotten einen nur zu fruchtbaren Boden.

Auch im englischen Südafrika macht sich eine gewisse Gärung unter den Eingeborenen bemerkbar, die teilweise auf den Anstoss, auf die Anregungen zurückzuführen ist, welche von den Äthiopiern und den mit ihnen verbündeten amerikanischen Negern ausgegangen sind. Es haben sich da Vereine von Eingeborenen zur Wahrung ihrer Interessen und Rechte gebildet, sogenannte Vigilance-Associations, deren stärkste die Transvaal-Abteilung dieser Vereine ist. Die Zeitung dieses Vereins hat den Namen „Lihlo la babasu", d. h. „Auge der Schwarzen", und trägt als Motto das Wort an der Stirn: „Schwarz bin ich geboren, schwarz werde ich leben und sterben, weder Bildung noch Besitz kann meine Farbe ändern, ich wünsche nicht, mich der Gesellschaft der Weissen aufzudrängen, aber ich fordere meine Rechte als ein britischer Untertan." Dieses Blatt ist unter dem Druck der Regierung und aus Mangel an Mitteln eingegangen, ein gutes Zeichen, ein Zeichen dafür, dass die 100 000 christlichen Eingeborenen Transvaals ungesunden Hetzereien kühl gegenüberstehen. Eine andere von Eingeborenen redigierte Zeitung in Transvaal, der „Koranta la Becoana", warnt sogar vor den Unheilstiftern, welche die Herrschaft in Südafrika den Weissen entreissen möchten. Dieses Blatt vertritt die Farbigen in gemässigter Weise, es tritt auf gegen Unrecht, das man ihnen erweist, aber es warnt seine Leser vor Trägheit und Unzuverlässigkeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie besonders auch vor dem Branntwein, und rät ihnen, durch ein gesittetes Leben zu beweisen, dass sie nicht mehr Barbaren seien.

Zu einer rückläufigen Bewegung, zu einem Einlenken der Äthiopier in gemässigte Bahnen trug dann nicht wenig der Umstand bei, dass Dwane, das Haupt der neuen Kirche, sich von seiner eigenen Schöpfung trennte; nach seiner zweiten Reise nach Amerika hatte er die Führung der Bewegung verloren. Er hatte in Amerika die Eingeborenen Südafrikas Kaffern genannt, das war ihm sehr verdacht worden, denn „Kaffer" gilt in Südafrika als verächtliche Bezeichnung. Gelder, welche man in Amerika der jungen südafrikanischen Tochterkirche versprochen hatte, waren ausgeblieben. Das Bischofsamt des Dwane war selbst in Amerika nicht von allen Autoritäten anerkannt worden, noch weniger war die Regierung der Kapkolonie geneigt, es anzuerkennen; die Amtshandlungen wurden von ihr nicht anerkannt, welche von Geistlichen verrichtet waren, die „Bischof" Dwane ordiniert hatte. So stellte denn Dwane am 6. Oktober 1899 auf einer Synode der Äthiopier in Queenstown den Antrag, die Verbindung mit der amerikanischen bischöflichen Methodisten-Kirche aufzugeben und sich der englisch-bischöflichen Kirche anzuschliessen. Von 34 Teilnehmern an der Konferenz gaben 30 ihre Stimmen ab für die empfohlene Vereinigung. Damit gaben die Leute es auf, ihr Ideal zu verwirklichen, nämlich eine Kirchengemeinschaft zu bilden, die von der Leitung und Beaufsichtigung durch Weisse sich völlig befreit hatte, und zugleich zerrissen sie damit das, was sie bisher aufgebaut hatten, denn von den Gliedern der äthiopischen Transvaal-Konferenz war niemand zugegen, als der selbstvernichtende Beschluss gefasst wurde. Dwane wurde nun zum „apostolischen Vikar des äthiopischen Ordens der Kirche von England" eingesetzt, der seither, gedeckt von der anglikanischen Kirche, den übrigen Missionskirchen Südafrikas durch rücksichtslosen Proselytenfang viel Ärger und Schaden bereitet hat; seiner neuen Stellung entsprechend, bemühte er sich aber den Aufreizungen zum Hass gegen die Weissen unter seinen Anhängern entgegenzutreten. In Amerika empfand man die Sezession des Dwane schmerzlich; ein farbiger Geistlicher aus Kafferland, namens Tantsi, wurde angewiesen, das Amt des Dwane als bischöflicher Vikar interimistisch zu verwalten, dann aber sandte man von Amerika einen Schwarzen, D. Levi Coppin, als eigenen Bischof für Südafrika, welcher hier bei den Farbigen eine begeisterte Aufnahme fand und sich als tüchtiger, umsichtiger Mann bewährte. Coppin, sowie seit dem vorigen Jahre sein Nachfolger, der auch schwarze Bischof Smith, haben alles getan, ihre äthiopische Kirche von dem politisch-sozialen Sauerteig zu reinigen. Von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Losung: „Afrika den Afrikanern", hörte man nichts mehr, ebenso wenig wurde verlangt, die europäischen Missionare sollten sich aus Afrika zurückziehen, und die Arbeit dort den farbigen Brüdern überlassen. Schon als die Königin Viktoria starb, und König Eduard in England den Thron bestieg, sandte die Kapsche Konferenz der äthiopischen Kirche eine Beileids- und Ergebenheitsadresse nach London, und als der König erkrankte, ordnete sie Fürbitten an in den ihr unterstellten Kirchen. An diesem Einlenken oder Umschwung in der politischen Stellung der Äthiopier hat der farbige Geistliche Henry Attaway in Kapstadt das grösste Verdienst. Dieser Mann ist vorsitzender Ältester der äthiopischen Kirche und Leiter ihres Seminars für eingeborene Lehrer und Prediger, sowie ihres gesamten Schulwesens. Mit dem Eintritt dieses Mannes in die südafrikanische Arbeit ist eine entschiedene Wendung zum besseren bei der äthiopischen Kirche eingetreten. Sein Programm lautet: Volksschulbildung für jedermann, gewerbliche Ausbildung für möglichst viele, wissenschaftliche Bildung nur für wenige hervorragend Begabte. Er folgt damit den Grundsätzen des grossen Neger-Pädagogen Booker Washington in Amerika, und richtet sein Bestreben darauf, dass ein Mittelstand von Bauern, Handwerkern und sonstigen Gewerbetreibenden unter seinem Volk erstehe. Um der Erfüllung dieser Aufgaben nachstreben und gerecht werden zu können, brauchen die Schwarzen Frieden, und Attaway tritt deshalb den Aufstandsgelüsten, die sich unter den Äthiopiern regten, entgegen. Möchten seine Volksgenossen die Mahnungen beherzigen, welche ihnen dieser bedeutende Mann in folgenden Worten zuruft: „Afrikas künftige Kriege müssen gewerbliche und wirtschaftliche sein; wir müssen unsere Rasse für den Wettbewerb schulen. Der Mann ist ein grosser Mann, welcher mit den wenigsten Händen in kürzester Zeit auf dem kleinsten Stück Land das meiste Getreide erzeugen kann. Wir müssen nicht nur Ärzte, Anwälte, Kaufleute, Prediger und Lehrer erziehen, sondern auch Handwerker, Farmer, Gärtner, Schneider und Köche. Wir müssen unser Volk so beeinflussen, dass es sich zu einem arbeitsamen Volk erziehen lässt, welches imstande ist, sich eine anständige Lebenshaltung zu erwerben. Für die nächsten hundert Jahre liegt unser ganzer Reichtum in unsern Muskeln. Wir kommen nicht aus Amerika nach Südafrika, um Gecken und Modedamen zu erziehen, wir wollen Männer und Frauen erziehen, und dazu erbitten wir die Unterstützung aller Gutgesinnten." Solche Kundgebungen zeigen, dass der äthiopischen Bewegung auch Gutes innewohnt, und es wird die Aufgabe der südafrikanischen Kolonialregierungen und der dort arbeitenden Missionen sein, diese guten Seiten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestrebungen der Bewegung zu stärken und zu unterstützen. Einen guten Anfang darin hat eine Generalkonferenz der in Südafrika arbeitenden evangelischen Missionare gemacht, welche im Juli vorigen Jahres in Johannesburg tagte. Sie sprach sich dahin aus, dass der Äthiopismus ein Erwachen der südafrikanischen Eingeborenen und in seinen Ausschreitungen ein falsch geleiteter Gebrauch der erwachten Energie der schwarzen Rasse sei. Die Konferenz beklagt die Verschärfung des Rassengegensatzes durch äthiopische Agitation, beklagt die rücksichtslose Proselytenmacherei der äthiopischen Gemeinden und die sich hierbei häufig offenbarende sittliche Laxheit. Anderseits betonte aber diese Missionskonferenz das Recht der Eingeborenen auf Bildung und Gesittung, und erkannte einstimmig als letztes mit allem Fleiss anzustrebendes Ziel aller Missionsarbeit die Bildung selbständiger Eingeborenenkirchen an. Leider zeigte sich bald, dass die gemässigte, versöhnliche Stimmung, welche die Bischöfe Coppin und Smith und Revd. Attaway in Kapstadt vertraten, in den äthiopischen Gemeinschaften noch keineswegs überall zur Herrschaft gelangt sei, denn eine Konferenz von Ältesten der äthiopischen Kirche in Transvaal und der Oranje-Kolonie griff die Johannesburger Beschlüsse aufs heftigste an und verglich die Teilnehmer an der Johannesburger Konferenz mit Herodes und Pilatus, die eins geworden seien, Jesum zu töten. Es ist aber bedeutsam, dass die Äthiopier auch bei dieser Gelegenheit betonen, dass ihre Gemeinschaft keine politischen Ziele verfolge und die Anzweiflung ihrer Loyalität eine ungerechte Verleumdung sei.

Trotz dieses Umschwungs in der Stimmung der Führer, und trotz der Loyalitätsversicherung der Äthiopier ist nicht zu verkennen, dass die äthiopische Bewegung grosse Gefahren in sich schliesst. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass die Zahl der eingeborenen Christen in Südafrika eine Million übersteigt. Die Rassen- und Stammesunterschiede und -Traditionen sind unter dieser Masse überwunden, sie bildet eine homogene Masse, geistige Bewegungen können hier die weiteste, die allgemeinste Ausdehnung finden. Da ist es von der allergrössten Bedeutung, wenn diese afrikanisch-christliche Bevölkerung von revolutionären Ideen erfüllt wird und dem Gedanken Raum gibt, die südafrikanischen Eingeborenen könnten und sollten sich von der Herrschaft der Weissen befreien. Bei früheren Aufständen standen die christlichen Eingeborenen stets auf seiten der Weissen, in Zukunft könnte das anders sein, und die Stimmung der eingeborenen Christen wird um so mehr ins Gewicht fallen, als ihnen die geistige Führung ihrer heidni-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Volksgenossen infolge ihrer höheren Bildung mehr und mehr zufällt. Die Eingeborenenfrage ist in Südafrika aufs neue in Fluss gekommen, und ihre Erörterung durch Fachmänner, die an Ort und Stelle leben und mit den Verhältnissen vollkommen vertraut sind, verdient unsere aufmerksamste Beachtung, durch die wir viel lernen können.

Bei diesen Erörterungen hat man auch die Frage nicht ausser acht gelassen, wo wohl Schuld und Fehler liegen, die man für das Aufleben und Umsichgreifen der äthiopischen Bewegung verantwortlich machen könne. Man hat dabei ohne Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse den hergebrachten Vorwurf wiederholt, dass England in seinen Kolonien die Eingeborenen verziehe und verderbe. Dabei hat man die wichtige Tatsache übersehen, dass von einer überall geltenden Behandlung der Eingeborenen in englischen Kolonien nicht die Rede sein kann. Auch in den englischen Kolonien Südafrikas ist diese Behandlung eine ganz verschiedene. In der Kapkolonie haben die Eingeborenen das Recht, Land zu erwerben, und besitzen das Stimmrecht bei Wahlen für die gesetzgebenden Körperschaften; das ist verständlich, weil hier an 400 000 Mischlinge leben, Nachkommen von Hottentotten, früheren Sklaven und Weissen, die nur eben den zweiten Stand der Kolonialbevölkerung bilden, die aber in Sprache und Sitte sich keine Eigentümlichkeiten bewahrt haben. In der englischen Natalkolonie aber stehen die Eingeborenen (Sulu) unter ganz andern für sie gemachten Gesetzen. Ihre Sprache und Sitte und Rechtsanschauungen sind dort in weitgehender Weise geschont worden, man hat dort das Sulu-Recht kodifiziert und nach Möglichkeit in Geltung bleiben lassen. Dort kann ein Eingeborener nur durch besondere Verfügung der Regierung von diesem für seine Volksgenossen geltenden Recht befreit werden.

In Transvaal war in der Burenzeit von einem Recht der Eingeborenen überhaupt kaum die Rede. Man erkannte dort nicht einmal ihr Recht auf Grund und Boden an, den sie von ihren Vätern ererbt hatten und fleissig bewirtschafteten; gab ihnen auch nicht das Recht, irgendwo im Lande eine Scholle Landes zu kaufen, und die Engländer haben in diesem Lande diese Gesetze bis heute nicht geändert. Der Geist äthiopischer Widersetzlichkeit ist aber gerade in diesem Lande, wie wir gesehen haben, am allerschärfsten zum Ausdruck gekommen, während er sich in der englischen Natalkolonie bisher wohl am wenigsten bemerkbar machte. Von andern Seiten hat man die Praxis der Missionare bekrittelt und für die Bewegung verantwortlich gemacht. Sie sollten Sprache und Sitte der Eingeborenen zu wenig gepflegt und die Leute zu schnell europäisiert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben. Wir geben zu, dass viele englische Missionare nach dieser Seite hin von Fehlern nicht freizusprechen sind, eine ganze Anzahl von ihnen bedienen als Geistliche europäische Kolonialgemeinden, betreiben die Missionstätigkeit als Nebenarbeit und können sich deshalb, und weil sie oft versetzt werden, in Sprache und Sitte des Volksstammes, dem sie als Missionare dienen sollen, nicht leicht einarbeiten; allein bei den deutschen, französischen und norwegischen Missionaren und den Missionaren von Buren-Abkunft, wir haben von letzteren etwa 150 in Südafrika, ist das anders.

Wo es irgend tunlich, herrscht im Kirchen- und Schuldienst die Sprache des Volksstammes, dem die Missionsarbeit gilt. Ich erwähne, weil es charakteristisch ist, dass bei der alten Berliner Missionsgesellschaft, Berlin I, welche in Afrika an 100 Missionare unterhält, ein junger Missionar nur dann ordiniert wird, wenn er in einem Examen bewiesen hat, dass er die Sprache des Volkes erlernt hat, unter dem er arbeiten soll. Sprache und Sitte der Völker werden durch das Kolonialleben, durch europäische Sprachen und Sitten verdrängt. Ein gründlicher Kenner der südafrikanischen Verhältnisse, Sir Hamilton Goold Adams, Gouverneur der Oranje-Kolonie, macht dem Kolonialleben noch andere Vorwürfe. In einer Rede, die er im Dezember vorigen Jahres bei Eröffnung einer Industrieschule in Blumfontein hielt, betonte er die Bedeutung der äthiopischen Bewegung und sprach sich über deren Ursachen folgendermassen aus: „An erster Stelle darf nicht vergessen werden, dass die Bewegung ihren Anfang und ihren Erfolg der unfreundlichen, selbstsüchtigen, um nicht zu sagen, ungerechten Haltung verdankt, welche die Mehrzahl der Weissen, besonders in den Kronkolonien gegen die Eingeborenen eingenommen hat." Er rät schliesslich den Eingeborenen, sich von den Amerikanern zu lösen und den weissen Missionaren zu folgen, und sagt dann: „Nur dadurch, dass wir selbst die Eingeborenen zu besseren Verhältnissen führen, können wir verhindern, dass sie unheilbringende Fremde ihrer eigenen Farbe sich zu Führern ersehen." Für die Stimmung, welche jetzt gegenüber der Mission in den regierenden Kreisen Südafrikas herrscht, zeugt die Tatsache, dass die Kommission, welche die Eingeborenenfrage dort jetzt von Regierungs wegen bearbeitet hat, einstimmig aussagt: „1. Die Kommission ist der Überzeugung, dass ein Hauptelement für Zivilisation der Eingeborenen im Christentum liegt", und dass „2. regelmässiger, moralischer und religiöser Unterricht in allen Eingeborenenschulen gegeben werden sollte." Die Missionen werden ihre Arbeit nach bewährter Weise treulich fortsetzen, die deutschen Missionen haben auch bereits mehr als früher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Drängen der Eingeborenen nach Selbständigmachung der Gemeinden nachgegeben, indem sie eine ganze Anzahl treuer Helfer zu Geistlichen ordiniert haben. Die Regierungen der einzelnen Kolonien aber werden der Behandlung der Eingeborenenfrage vermehrte Beachtung schenken. Sie können sich einen über die Prinzipien, die man dabei gelten lassen soll, die Anwendung dieser Prinzipien aber wird man der Regierung jeder einzelnen Kolonie überlassen müssen, weil dabei die Natur und der Kulturstandpunkt der Eingeborenen in Betracht kommen, die man beherrscht und die man erziehen will.

Die äthiopische Bewegung ist ein Erwachen afrikanischer Eingeborener zur Erfüllung der Aufgaben, die Gott den Menschen gestellt hat. Wir wünschen der Bewegung eine friedliche Entwickelung! Alle Freunde Afrikas, alle, die an der Leitung afrikanischer Angelegenheiten oder an der Regierung afrikanischer Kolonien beteiligt sind, haben Ursache, dieser Bewegung ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken und dabei zu lernen, wie man den schwarzen Bewohnern des dunkeln Erdteils helfen kann, aus dem Zustand der Barbarei sich zu Menschen zu entwickeln, die der Bestimmung gerecht werden, welche nach Gottes Willen und Ordnung alle Menschen haben.

P. **Enshoff,** St. Ottilien: Als Ergänzung zu der dankenswerten sachgemässen Darlegung der Anfänge der äthiopischen Bewegung, als Parallele zu der abergläubischen Verheissung Hendrik Witbois von Unverwundbarkeit den deutschen Truppen gegenüber, möchte ich erwähnen, dass aus Deutsch-Ostafrika ein ähnliches abergläubisches Vertrauen auf versprochene Unverwundbarkeit berichtet wird. Die Zauberer verteilen ein Zauberwasser, das den Träger unverwundbar mache, indem die deutschen Kugeln zu Wasser würden. Daher rühre zum Teil der mit Überraschung gesehene Mut im Angriffe gegen die deutschen Truppen.

Prof. Dr. **Samassa,** Grunewald bei Berlin, weist darauf hin, dass das Bestreben weisser Missionare, die Farbigen sozial den Weissen gleich zu stellen, gleichfalls eine Ursache der äthiopischen Bewegung sei; die englische Hochkirche habe den übeln Burschen Dwane, der notorisch Geld gestohlen habe, zum Provinzial ihres äthiopischen Ordens gemacht; solche Konnivenz müsse üble Wirkungen haben.

Prediger **Bechler,** Herrnhut: Der Vortrag gab in vortrefflicher Sachlichkeit die Entwickelung der äthiopischen Bewegung. Es muss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Ergänzung doch wohl aber auf das Verhalten der südafrikanischen Kolonial-Regierung aufmerksam gemacht werden, die trotz ihrer Geschicklichkeit in Behandlung Eingeborener doch vor dem und während des Burenkrieges den Eingeborenen Versprechungen gemacht haben soll, die sie später nicht hielt. Dieser Umstand, wie manche andere Wirkung des Krieges hat Erbitterung hervorgerufen. Es gilt für alle Kolonial-Regierungen die Augen offen zu halten, denn wir wissen nicht, was die Zukunft dieser Bewegung sein wird. Äusserungen in der Presse der Eingeborenen in Südafrika zeugen von einem grösseren Umfang der Bewegung, als man vielfach annimmt. In einem Eingeborenenblatte fanden sich im Vorjahr folgende Sätze: „Die farbige Bevölkerung ist hier ganz ebenso wie in Asien tapferer, mutiger, beherzter, als die Weissen. Was jetzt im fernen Osten geschieht, kann sich genau so in wenigen Jahren hier wiederholen." Sind das auch vielleicht nur Einzeläusserungen, so greifen doch tatsächlich die Einflüsse der Bewegung schon nach Südwestafrika und nach dem Njassagebiet hinüber, ja auch nach dem Norden Südamerikas, wie Missionare der Brüdergemeine bezeugen. Um die Bewegung in gesunde Bahnen zu leiten, befleissigt sich die Mission noch mehr wie früher, die Eingeborenen intellektuell und wirtschaftlich zu heben. Erfreulich ist, dass die Bewegung gegenwärtig in Südafrika einen gemässigteren Charakter angenommen zu haben scheint. Daher kann sich die Mission um so aufrichtiger über das Positive, das in der Bewegung unzweifelhaft auch liegt, freuen.

Missionsdir. D. **Gensichen,** Berlin: Ein besonderer Vorzug des Vortrages meines Freundes D. Merensky lag neben seiner Gründlichkeit in der Gerechtigkeit, die er der äthiopischen Bewegung in seiner Beurteilung zu Teil werden liess. Es wird nicht als Misston empfunden werden, wenn ich drei Züge hervorhebe, welche in der äthiopischen Bewegung als verderblich wirkende hervortreten: Überhebung, Lüge und Zuchtlosigkeit. Ich las in Bethel (Kafferland) einen Artikel aus äthiopischer Feder. Da hiess es: Alles, was in Südafrika für die Mission geschehen ist, haben die Schwarzen getan. Sie haben Kirchen gebaut, Schulen gegründet, während die weissen Missionare herrlich und in Freuden lebten und sich in Purpur und köstliche Leinwand kleideten. (Wörtlich.)

Diese innere Unwahrheit in der äthiopischen Bewegung macht sie aber minder gefährlich für unsere Gemeinden, welche, im ganzen in zuchtvoller Haltung stehend, einen abschreckenden Eindruck empfangen von einer Kirchengemeinschaft, welche zum grossen Teil die Unwahrheit pflegt und die Zucht niederreisst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

D. **Grundemann,** Mörz, wendet sich zunächst gegen den Vorwurf, den einer der Herren Vorredner der „Mission" wegen grober Fehler gemacht hat. Der ersterwähnte Fall betrifft die anglikanische Mission. Wir deutsche Missionsleute müssen es entschieden ablehnen, für die Fehler englischer Missionen verantwortlich gemacht zu werden. Wir haben eine andere Art und bedauern tief vieles, was von unsern Brüdern englischer und amerikanischer Nationalität verfehlt wird.

Den andern Punkt kann Redner nicht erledigen, ist aber der Überzeugung, dass auch von Rheinischen Missionaren den Eingeborenen niemals Versprechungen gemacht worden sind, die über die Absichten der Regierung hinausgegangen wären.

Weiter dankt der Redner dem Vortragenden, dass er die äthiopische Bewegung nicht schroff ablehnend beurteilt hat. Es ist nicht unmöglich, dass die weitere Entwickelung in Südafrika an diese Bewegung anknüpfe. Sie ist für uns Missionsleute eine ernste Mahnung, uns über die in der Zeit liegenden Ziele unserer Arbeit keine Illusionen zu machen. Vielleicht werden unsere bisherigen Erfoge einst als blosse Vorarbeit offenbar werden, die der grosse Baumeister anders gestaltet, als wir heute denken.

Oberregierungsrat **Schreiber,** Stettin: Der Herr D. Merensky hat in seinem überaus interessanten Vortrage auch gefragt, was sollen wir aus der äthiopischen Bewegung für unsere Kolonien lernen? Auf diese Frage möchte ich noch eine kleine Antwort geben. Der Anfang der äthiopischen Bewegung liegt, wie wir gehört haben, auf kirchlichem Gebiete, und sie ist hervorgerufen durch die ungenügende Organisation der Kirchengemeinden, die sich in den Kapkolonien aus Eingeborenen und Weissen gebildet haben. Das kann und soll uns darauf hinweisen, dass in unsern afrikanischen Gebieten die dort gebildeten evangelischen Kirchengemeinden noch jeder ihre öffentlich rechtliche Stellung ordnende Verfassung entbehren, und dass eine Kirchenordnung, die die Gemeinden unserer Kolonien umfasst, noch fehlt.

Auf dem Kolonialkongress von 1902 ist die Stellung der evangelischen Kirchengemeinden in der Schlusssitzung kurz gestreift worden, indem dort die von einer Seite gestellte Forderung, dass sich die von den Missionsgesellschaften gegründeten evangelischen Gemeinden an die Kirchenregimente der Einzelstaaten anschliessen sollten, lebhaften Widerspruch fand und vor der Einführung der leider in Deutschland bestehenden Zersplitterung der evangelischen Kirche gewarnt wurde. Weiter ist aber zur Organisation der Kirchengemeinden in den Kolonien noch nichts erreicht. Ich meine nun, die äthiopische Bewegung sollte die Missionsgesellschaften veranlassen, auf eine Organisation der Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meinden bedacht zu sein, die ihren Zusammenschluss zu einer Kolonialkirche ermöglicht.

Auf die Frage, wie diese Organisation zu gestalten und wie sie herbeizuführen sei, kann hier natürlich jetzt nicht eingegangen werden. Es sollte von mir nur auf deren Notwendigkeit und Nützlichkeit hingewiesen und danach die Anregung gegeben werden, diese wichtige Angelegenheit nicht aus dem Auge zu lassen.

Die katholischen Gemeinden entbehren solcher Ordnung nicht, sie sind von Anfang an fest eingegliedert in die die ganze Erde umspannende hierarchische Organisation.

Diakonus **Schulze**, Niesky: Man darf nicht, wie es von einem der Herren Vorredner geschehen ist, die Mission in besonderer Weise verantwortlich machen für ungerechtfertigte Freiheitsgelüste, wie sie in Verbindung mit der äthiopischen Bewegung zutage treten; denn die Mission hat nicht die Aufgabe, den Eingeborenen in den Kolonien soziale Gleichstellung mit den Weissen zu versprechen oder sie direkt anzustreben. Sie unterstützt und erstrebt die soziale Hebung und wirtschaftliche Verselbständigung der Eingeborenen zunächst, um sie zur Unterhaltung ihrer eigenen Schulen und Kirchen zu befähigen. Weiterhin aber sucht sie die soziale Stellung der Eingeborenen nur entsprechend den Intentionen der betreffenden Regierung zu beeinflussen und sie geistig und auch wirtschaftlich zu einer genügenden Selbständigkeit zu führen, damit sie dann, wenn ihnen von seiten der Regierung grössere Freiheiten gewährt werden, den rechten Gebrauch davon zu machen verstehen. Auch im Blick auf die äthiopische Bewegung hat die Mission, wie es z. B. einst die Mission der Brüdergemeine in Westindien vor der Sklavenemanzipation mit teilweise gutem Erfolge getan hat, anzustreben, dass die Eingeborenen in der rechten Weise auf die möglicherweise bald eintretende soziale und kirchliche Verselbständigung vorbereitet werden. Sie hat aber kein Interesse daran, dieselbe vorzeitig herbeizuführen.

Missionsinsp. D. **Merensky**, Charlottenburg, bemerkt zum Schluss, dass er in den ihm vorliegenden Quellen einen Beweis dafür nicht gefunden habe, dass Dwane seine Mission um Geld betrog. Er betont dann, dass deutsche Missionare den Farbigen soziale und politische Gleichstellung als Folge der Annahme des Christentums nicht in Aussicht stellen. Den Auslassungen einzelner äthiopischer Fanatiker in Zeitungen legt er keine Bedeutung bei, er weist darauf hin, dass er in seinem Vortrage hervorgehoben habe, es seien solche Ausschreitungen überwunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Anschluss von Missionsgemeinden oder Missionskirchen-Gemeinschaften an heimische Kirchen wird in späterer Zeit zu erwägen sein; vorläufig stehe die Mission in den deutschen Kolonien noch in den ersten Anfängen, so dass für diesen wichtigsten Zweig deutscher Missionstätigkeit diese Frage erst in späterer Zeit auf die Tagesordnung kommen wird.

Die Mission als Förderin der Kultur und Wissenschaft.

Von P. **A. Nachtwey,** apostolischer Präfekt in Deutsch-Südwestafrika.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der deutsche Kolonialkongress im Jahre 1902 bezeichnete als die Aufgabe der in unsern Kolonien tätigen Missionsgesellschaften die geistige, sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen. In der Tat werden durch diese drei Worte die Grund- und Umrisslinien gezogen, innerhalb welcher die kolonisatorische Tätigkeit der Mission sich bewegt; sie kennzeichneten kurz und bündig die Kulturaufgabe der Mission, nämlich: den Unterricht des Verstandes, die Bildung des Herzens und die Erziehung zur Arbeit; mit einem Worte: die ethisch-religiöse Kultur. Sie prägten dadurch zur Genüge den kolonialen Wert der Mission, gaben ihr in dieser glänzenden Versammlung nicht nur ein Heimats-, sondern auch ein Bürger- und Stimmrecht, und werteten sie ein als Kulturfaktor — als einen Kulturfaktor, den eine kluge und weitblickende Kolonialpolitik nicht entbehren kann und darf, sofern sie noch den Namen einer christlichen beanspruchen will.

Die Mission als eine Förderin der Kultur und Wissenschaft des näheren darzulegen, das sollte meine Aufgabe sein. Die Lösung dieser Aufgabe ist nun aber zum Teil bereits erfolgt. Zunächst durch die übrigen Vorträge unseres Sektions-Programmes selbst. Wir lesen da von der Mithilfe der Mission bei der Erziehung zur Arbeit, von ihrer Schultätigkeit in den Kolonien, von ihrer Mitwirkung in der vergleichenden Religionswissenschaft usw. — alles Themata, welche mir einen Einzelbeweis ersparen und mich zu einer allgemeinen Schlussfolgerung, zu dem Hauptsatz meines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrages berechtigen, denn das Summa Summarum dieser einzelnen Addenden kann nur lauten: Die Mission eine Förderin der Kultur! Sodann sind die Leistungen der Mission auf dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften so bekannt und anerkannt, dass auch hier ein Einzelbeweis überflüssig ist und ich Ihre volle Zustimmung finden werde, wenn ich sage: Die Mission ist ebenfalls eine Förderin der Wissenschaft. Ich formuliere deshalb mein Thema dahin: Die Mission bildet durch ihre Kulturarbeit einen der bedeutendsten Kulturfaktoren.

Gestatten Sie mir eine zweifache Bemerkung:

Die letzten Vorgänge, wie sie sich auf unserm kolonialen Arbeitsfelde abgespielt haben, bringen es uns zum Bewusstsein, dass wir in unserer Kolonialgeschichte an einem Wendepunkte angelangt sind.

Schatten, recht düstere, waren es, die über uns dahingeglitten sind. Ich glaube, wir alle, die ehrliches Streben und Werben hier zusammengeführt, hegen nur den einen Wunsch, dass die Neugestaltung der Dinge nicht in letzter Linie unserer heiligen Sache zugute kommen muss. Mit andern Worten, man gebe der Mission jenes Recht, jene Freiheit, die ihr durch Gesetzeskraft verbrieft und verbürgt sind. Nur dann wird sie zu leisten imstande sein, was ihres hohen Berufes ist.

Meine zweite Vorbemerkung ist die: Der Beruf der Mission ist das Heil der Menschenseele. So lautet der göttliche Missionsbefehl. Aber die Mission erfasst den Menschen nicht losgelöst von der Erdscholle, die ihn trägt; sie packt den Wildling da draussen, so wie sie ihn findet, als sinnlich-geistiges Wesen mit seiner Eigenart. Danach richtet sie sich in ihrer Arbeit. Erst wenn sie den Boden bereitet hat, streut sie den Glaubenssamen aus. Diesen Boden schafft sich aber die Mission durch ihre Kulturarbeit oder, im Rahmen meines Themas gesprochen, indem sie diesen schafft, leistet die Mission Kulturarbeit. Prinzipiell ist das erste der Mission das „ora"; methodisch genommen, kommt zuerst das „labora". Der Wilde muss zuerst zum Menschen und dann zum Christen werden oder, um ihn christlich zu machen, machen wir ihn zuerst menschlich. Christentum ist ja ein veredeltes Menschentum. Auf der geläuterten Natur wird leicht die Gnade ihr Werk aufbauen.

Und so sehen wir die Mission in der Reihe der Kulturfaktoren, und ich sage:

1. Die Mission ist eine der bedeutendsten Kulturfaktoren, weil sie jene Kulturgüter vermittelt, welche alle übrigen an innerer Würde überragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die innere Würde und Wertung der Kulturgüter entspricht den Bedürfnissen, welchen sie dienen, denn je höher der Herr, desto angesehener der Knecht! Bis hierhin werden mir alle zustimmen. Einen Kreuzweg aber bildet die Frage: Welches sind die höheren und niederen Bedürfnisse der menschlichen Natur, denen die Kulturgüter zu dienen haben? Es ist klar, dass hier die Weltanschauung nicht bloss zur Geltung kommt, sondern einfachhin den Ausschlag gibt. In der Tat, hier trennen sich die Wege der christlichen und nichtchristlichen Weltanschauung. Dem Materialisten wird die Lehre, dass die Seele mehr sei als der Leib, für Torheit gelten. Ein Wort, wie das des Herrn: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet", wird ihm geradezu unverständlich bleiben. Er wird eine wirtschaftliche Kultur mit ihrem Gewinnen und Geniessen für das höchste erklären.

Das ist aber nicht christliche Weltanschauung und kann keine christliche, mithin auch keine bleibende, echte, wahre Kultur zeitigen. Die christliche Weltanschauung erfasst den Menschen in seinem dreifachen Verhältnis zu den Geschöpfen, die unter ihm stehen; zu seinesgleichen, die neben ihm stehen, und zu seinem Schöpfer, der über ihm steht. Auf dieser dreifachen Grundlage erwächst eine dreifache Kulturaufgabe, nämlich: die wirtschaftliche, die sozial-juridische und die ethisch-religöse. Letzteres Kulturgebiet nun, das eigentliche und eigenste Arbeitsfeld der Mission, auf welchem sie Kulturgüter schafft und verbreitet, entspricht den edelsten Bedürfnissen der menschlichen Natur — die mit Vernunft begabt und mit Unsterblichkeit ausgestattet ist. — Darum müssen ihre Kulturgüter an innerer Würde und Wertung alle andern übertreffen.

Das ist aber nicht nur der Fall, wenn wir das Kulturobjekt, den Menschen, ins Auge fassen, sondern auch wenn wir auf das Ziel schauen, welche die Mission durch ihre Kulturarbeit anstrebt. Es ist die Vervollkommnung, Veredlung, die höchste Vollendung der menschlichen Natur, die ihr Endziel nach gottgläubiger Weltanschauung gefunden hat, dort im jenseitigen, in dem ewigen Gottesbesitz. Dahin muss alles menschliche Streben zielen. „Im ewigen Leben", sagt ein bewährter Mann, „wenn alle Weltzeit abgelaufen ist, bleibt von der sozialen Leistung, zu welcher die ethisch-religiöse Kultur mithalf, vom Kulturfortschritt, nicht mehr übrig, als von allem, was da kam und ging, während der Abschluss der religiös-ethischen Kultur notwendig und wesentlich in alle Ewigkeit Bestand hat."

Die Mission schafft also draussen eine Kulturarbeit und verbreitet dort Kulturgüter von ewigen, unvergänglichen Werten. Was sie aussät, trägt hundertfältige Frucht auf Erden und im Jenseits das ewige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben. Ist es nun unser aller Aufgabe, Kulturleben in jene überseeischen Gebiete zu tragen und in ihnen zu verbreiten, und soll dieses Kulturleben christliches, echtes, wahres sein, dann gedenke man des hohen Zieles, zu dem der Mensch, auch der Afrikaner und Insulaner, berufen ist; dann werde man gerecht den edelsten der Bedürfnisse, nach dessen Befriedigung der Mensch verlangt; dann gebe man die gebührende Stellung, die Freiheit und Unterstützung dem bedeutendsten der Kulturfaktoren, der Mission.

Doch wir wissen, dass dieser unser Massstab nicht von allen anerkannt wird, und dass diese unsere Forderung nicht nach jedermanns Sinn gesprochen ist, dass von seiten vieler endlich der Mission nur so viel Wertschätzung widerfährt, als sie in wirtschaftlicher Hinsicht leistet. Nun wohl, es bleibt dennoch wahr; wir betonen diesen gegenüber, dass die Mission vor allem geistige, ewige Güter vermittelt, und dass diese Güter die höchsten sind.

2. Die Mission ist einer der bedeutendsten Kulturfaktoren, weil sie ene Kulturgüter bringt, welche notwendiger sind, als alle übrigen.

Die notwendigste Kulturarbeit wird jene sein, ohne welche ein echtes Kulturleben überhaupt nicht möglich ist, oder ohne welche auf die Dauer ein solches nicht bestehen kann.

Ich sage zunächst, weil ohne sie ein wahres Kulturleben nicht möglich ist, und das wiederum in zweifacher Hinsicht. Die Mission befriedigt durch ihre Kulturgüter das edelste Bedürfnis der menschlichen Natur. Ist doch ihre Aufgabe vorzüglich die Pflege des Herzens und des Verstandes. Ohne sie bliebe eine Lücke in der Kulturanlage des Menschen, welche durch nichts ausgefüllt werden kann, und jedweder Kulturversuch müsste zu einem mangelhaften Resultate führen. Die europäische, wirtschaftliche Kultur überflutet sozusagen unsere Kolonialgebiete. Sie arbeitet ja mit Dampf! Bei ihrer Berührung aber und unter ihren Schritten wird der blinde Glaube der eingeborenen Völker an die Dämonen und Naturkräfte erschüttert. Hält nun die Kulturarbeit der Mission nicht wenigstens in etwas Schritt mit den wirtschaftlichen Fortschritten, so werden wir wohl eine Zivilisation erwachsen sehen, die aber nur Schein und Aussenwerk ist, da sie der einzig wahren Grundlage, der ethisch-religiösen, entbehrt. Früher oder später werden die Söhne dieser Zivilisation die grösste Gefahr für unsere Kolonien werden. Ja gewiss, die wahre und kulturelle Hebung des Individuums wie der Gesamtheit baut sich nur auf auf dem Kulturgute der Mission. Und dieses bedeutet ja kein anderes Fundament, als jenes, auf welchem der Bestand jedweder menschlichen Gesellschaft begründet ist: die Religion mit der Summe ihrer unveränderlichen Wahrheiten, Rechte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Pflichten. Das Prinzip der Autorität, dieser Lebensnerv jedes staatlichen Gemeinwesens, wurzelt mit seinen feinsten Fasern in der Überzeugung an einen Schöpfer des Himmels und der Erde; und zum Gehorsam kann nur die innere Stimme des Gewissens dauernd zwingen. Das ist eben eines der vorzüglichsten und notwendigsten Kulturgüter der Mission, dass sie religiös-sittliche Charaktere schafft. Streichen Sie die Mission als Kulturfaktor, dann sinken Gottesglaube und Sittlichkeit, Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit dahin, und an ihre Stelle werden Selbstsucht, brutale Gewalt, Genusssucht, Ausbeutung des Schwächeren erstehen, und soziale Katastrophen, koloniale Krisen werden die unausbleibliche Folge sein. Aber die Kulturgüter der Mission sind nicht nur notwendig zur kulturellen Hebung der einzelnen, sie sind auch unerlässlich zum weiteren Gedeihen und Fortblühen des Kulturzustandes. Die Mission ist nicht nur ein notwendiger Kulturfaktor durch die Kulturwerte, die sie direkt schafft, sondern sie erweist sich auch nützlich und notwendig auf allen übrigen Kulturgebieten. Nur kurz will ich einzelnes erwähnen.

Da ist zunächst das wirtschaftliche Kulturgebiet. Die wirtschaftliche Kultur wird von den wirtschaftlichen Bedürfnissen hervorgerufen. Was sie aber hält und fördert, das ist ernste, ausdauernde Arbeit. Und diese ist ein Kulturgut der erzieherischen Tätigkeit der Mission. Durch ihre Lehre und durch ihr Beispiel bringt sie die Arbeit, adelt sie die Arbeit und zwingt zur Arbeit. Sie verkündigt die Lehre, die der Welterlöser während dreier Jahre in Judäa verkündet, und befolgt das Beispiel und stellt es als Lebensideal auf, welches der Zimmermannssohn von Nazareth 30 Jahre lang in der Werkstatt gegeben. Womit begann die zivilisatorische Arbeit, welche die Völker in den Wäldern Galliens und Germaniens zivilisieren sollte? Damit müssen wir noch heute beginnen in Ost- und Westafrika und in Ozeanien: mit dem Unterricht und Beispiel der Arbeit in den Handwerks- und Arbeitsschulen für Eingeborene. Hier werden sie die Pflicht zur Arbeit und den Segen der ernsten Arbeit lernen. Nachdem die ersten Anfänge katholischer Missionstätigkeit in Südwestafrika zustande gekommen, ist es das Bestreben der dortigen Mission gewesen, Arbeitsschuien zu eröffnen für farbige und Bastardkinder in Gross- und Klein-Windhuk und Epukiro. Ganz dasselbe wird jede andere Mission tun oder hat es getan, wenn sie das wahre Wohl der Eingeborenen fördern will, ob sie nun katholisch oder protestantisch ist. Ich möchte ganz besonders ihre Aufmerksamkeit auf diesen für Südwestafrika so ungemein wichtigen Punkt lenken, wenn es sich handelt um die Zukunft der Herero- und Bastardkinder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entweder — und das bitte ich Sie, recht sehr in Erwägung zu ziehen — entweder erziehen wir uns aus ihnen eine schätzenswerte Arbeitskraft, oder ein der Kolonie gefahrdrohendes Proletariat. Darum muss unsere Losung bei der Neugestaltung der Dinge in Südwestafrika lauten: Die Eingeborenen und vor allem die Jugend in die Schule, in die Arbeit. — Jung gewohnt, alt getan!

Nicht minder fühlbar wird sich der Einfluss der Mission in dem gesamten sozial-juridischen Kulturaufbau gestalten. Keine Überzeugung hat für die Ausgestaltung des öffentlichen Rechtes grössere Tragweite als diese: Die Zentralgewalt ist von Gott in den Dienst des allgemeinen Wohles gestellt, der weissen, wie der schwarzen Rasse. Kein Grundsatz ist so grundlegend auf dem Gebiete privaten Rechtes als dieser: Jeder Mensch, ob weiss oder schwarz, ist naturnotwendiges Rechtssubjekt. Niemals darf er als Sache gewertet, als Sache ausgenutzt werden. Hier hat die Mission im Interesse der Eingeborenen oder vielmehr im Interesse des gesamten Kulturlebens aufklärend zu wirken, wie es anderseits ihre Aufgabe sein muss, den Eingeborenen das Gefühl der moralischen Verpflichtung, Achtung, Gehorsam und Ehrfurcht vor der Obrigkeit einzuimpfen, dieselben aufzuklären, welche Rechte, aber auch welche Pflichten aus den Schutzverträgen ihnen erwachsen usw. Wenn dieser belebende Segenshauch freiwilliger Gerechtigkeit und erbarmender Liebe in unserer Kolonialarbeit obwaltet, dann werden wir erfreuliche Früchte erhoffen dürfen.

Noch ein drittes Kulturgebiet will ich berühren: das der Wissenschaft. Der Missionar kann nicht blind im Lande und Volke, wo er arbeiten soll, leben. Er wird zunächst danach trachten, Wege und Stege ausfindig zu machen, um zu jenen Stämmen zu gelangen, wohin ihn der Missionsbefehl sendet. Die Früchte seines Studiums wird die geographische oder besser topographische Wissenschaft ernten. Und ist er an seinem Bestimmungsorte angelangt, dann wird er sich häuslich und dauernd niederlassen. Der Missionar ist nicht wie der Reisende, der, im Fluge sozusagen, die Länder durcheilt, und der oft genug mit feindseliger Gesinnung von den Eingeborenen betrachtet und gemieden wird. Der Missionar sieht sich gezwungen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, den Weg zum Herzen dieser Wilden einzuschlagen. Das kann er nur, wenn er ihre Sprache spricht, und nun beginnt jene mühevolle Arbeit, welche so reichliche Schätze den Sprachwissenschaften eingebracht hat. Kein anderer als der Missionar ist so in der Lage, das innere und häusliche Leben und Treiben der Naturvölker zu belauschen, und was er in dieser Beziehung zu Papier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebracht, das steht gebucht in den Annalen der Völkerkunde, der ethnographischen und linguistischen Wissenschaften.

Alles das berechtigt voll und ganz zu dem Schlusse: die Mission ist in unserer Kulturarbeit ein notwendiger Faktor, notwendig infolge ihrer direkten Kulturarbeit, notwendig auch, insofern sie als Förderin der übrigen Kulturgüter auftritt. Wer wollte da an der Bedeutung der Mission noch Zweifel hegen? Diese Bedeutung wird endlich noch durch einen dritten Grund erhärtet, den ich nur kurz berühren will.

3. Die Mission bildet einen der bedeutendsten Kulturfaktoren, weil sie jene Kulturgüter vermittelt, welche eine grössere, allgemeinere Verbreitung nicht nur zulassen, sondern verlangen.

Nicht alle Kulturgüter lassen allgemeine und gleichmässige Verbreitung zu. Reichtum und immer bessere Mittel, ihn zu erwerben und zu mehren, steigern zwar den Volkswohlstand, aber die Zahl derjenigen, die hiervon den vollen Vorteil haben, wird immer eine beschränkte bleiben. Die Golddecke ist eben für die Menschheit zu kurz! Von diesen Kulturgütern kann also nicht jedermann Befriedigung erhoffen; nicht jedermann kann an ihnen gleichen Anteil nehmen. Gleichen Anteil aber an allen ihren Kulturgütern gewährt die Mission. Hier herrscht für alle Gleichheit: Gleichheit des Endziels im Jenseits, Gleichheit der Verpflichtung und Verantwortung, Gleichheit der Überzeugung und Gebote, Gleichheit der Würde jedes einzelnen.

Dieser Kulturvorzug ist das Merkmal der christlichen Kultur, die wir verbreiten sollen. Durch ihn unterscheidet sich die christliche Kultur von den Kulturen vorchristlicher Völker, bei denen die Grundforderung einer allgemeinen Kultur unbekannt war. Ihnen ging diese Expansivkraft ab, die über die Grenzen des Landes und des Volkes hinausdrängt. Sie konnten, mit wenigen Ausnahmen, nur knechten, unterwerfen, ausbeuten und Profit machen, aber nicht belehren, erziehen, veredeln, zivilisieren, kultivieren. Erst mit dem Christentum trat ein Wort hervor, welches, wie Max Müller so treffend sagt, nimmer die Lippen des Sokrates, noch des Plato, noch des Aristoteles überschritten hat, die Menschheit. Diese ist allein das Kulturobjekt der christlichen Mission geworden. Und so allgemein und verbreitet diese Menschheit ist, so allgemein und verbreitet sind die Kulturgüter der Mission in ihrer Bestimmung, so allgemein und verbreitet ist die Kulturarbeit, die Kulturaufgabe der Mission, so allgemein und verbreitet ist das Arbeitsfeld, wo die Mission recht- und pflichtgemäss der berufene Arbeiter ist. Geistige, sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen, das ist — so haben es auch die Mitglieder des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonialkongresses vor drei Jahren gesagt — die Aufgabe der Mission in unsern Kolonien. Damit hat man treffend die Kulturgüter der Mission charakterisiert: Kulturgüter, die alle übrigen an innerer Würde und Wertung überragen, Kulturgüter, die notwendiger sind im Kulturaufbau, als alle übrigen, Kulturgüter endlich, die allgemeine Verbreitung gestatten und verlangen. Daraus folgt, dass die Besitzerin solcher Kulturgüter in den Reihen der Kulturfaktoren einer der mächtigsten, einer der bedeutendsten und bedeutsamsten ist, und zwar bedeutsam an und für sich, und bedeutsam als Beförderin der übrigen Kulturgebiete, wie Wirtschaft und Wissenschaft. Und die Besitzerin solcher Kulturgüter ist die Mission. Wohlan, gewähre man ihr in der Zukunft, von der wir das Beste erhoffen, jene Stellung, jene Freiheit, jene Rechte, die sie beanspruchen darf und muss. Dann wird sie segnend durch unsere überseeischen Gebiete ziehen, Licht, Wärme und Leben spendend, wie das glänzende Tagesgestirn über unsern Häuptern. Das walte Gott!

P. **Watterott,** Hünfeld bei Fulda: Das Thema „Erziehung des Eingeborenen zur Arbeit" hat in den Verhandlungen des Kolonialkongresses eine hervorragende Stellung eingenommen. In der Diskussion, die sich im Plenum an den Vortrag über dieses Thema anschloss, hat ein Herr hingewiesen auf die Steigerung des Konsums als auf ein Mittel, den Eingeborenen zur Arbeit zu veranlassen. Die Fassung, welche der Redner seinen Gedanken gegeben, schien mir nicht genügend abgegrenzt und bestimmt und deshalb geeignet, zu Missdeutungen Anlass zu geben. Ich möchte an die Stelle des Wortes Konsum das Wort Lebensgenuss stellen. Es gibt einen berechtigten Lebensgenuss, zu dem wir auch unserer deutschen Arbeiterwelt zu verhelfen suchen, so z. B. durch Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, Verbilligung der Lebensmittel usw. Wenn der Redner seinen Worten diese Bedeutung hat beilegen wollen, so kann ich ihm nur zustimmen. Leider klangen die Worte des Diskussionsredners, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu materialistisch. In seinem Sinne aufgefasst, fürchte ich, dass der „Konsum" beim Schwarzen in erster Linie seinen Ausdruck im Verbrauche von Branntwein und dergleichen schlimmen Dingen finden wird. So viel ich weiss, sind die Ausführungen des Redners bis jetzt ohne Berichtigung und Widerspruch geblieben. Ich möchte dieselben aber auf dem Kolonialkongress nicht unwidersprochen gelassen haben.

P. **Fischer,** Heiligkreuz: Aus dem Vortrag des Herrn Referenten apost. Präf. P. Nachtwey geht hervor, dass es für die Mis-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sion keiner Reklame bedarf; nur Verständnis ist notwendig, und sie wird überall Anerkennung finden. — Der Herr Referent hat aber den Zweifel ausgesprochen, ob er mit seinen Aufstellungen über den Kulturwert der Missionen auch in nichtchristlichen Kreisen Beifall finden werde. Ich glaube nun einen Kulturfaktor, den erfahrungsgemäss nur die christliche Mission bringt, hervorheben zu können, gleichzeitig den wichtigsten zum wahren Völkerglück, der auch die Vertreter nichtchristlicher Weltanschauung zwingt, der Mission als Kulturmacht die Palme zuzuerkennen; d. i. das Gut der persönlichen Freiheit. — Ich kann ein Volk nur dann wirklich kultiviert nennen, wenn es jedem Individuum die persönliche Freiheit leiblich und geistig sicher stellt. Aller schillernde Glanz von Technik, Kunst und Wissenschaft kann dieses Kuturgut nicht ersetzen.

Das Heidentum nun, in welcher Form und zu welcher Zeit wir es betrachten, trägt das Kainsmal der Sklaverei an der Stirne. Für die antike Heidenwelt, wie für die lebende ist dies bekannt. Der Islam ferner ist gestern als Sklavereimacht bereits gebrandmarkt worden. Aber auch das moderne Heidentum, welches wir um uns emporwuchern sehen, führt zur Knechtung eines grossen Teiles der Menschheit. Oder ist das Endziel unseres von den christlichen Grundsätzen losgelösten Manchestertums nicht die sklavische Abhängigkeit unserer Arbeiterkreise? Ist das Weib in den religionslosen Kreisen nicht auch bei uns vielfach von seiner Menschenwürde herabgedrückt worden? Zu einem entehrten Spielzeug einer geilen, neuheidnischen Männerwelt herabgesunken?

Wo das Christentum eben nichts gilt und auch dort, wo es wieder ausgeschaltet wird, gedeiht das Kulturgut der persönlichen Freiheit nicht. Nur dort, wo das Christentum seine Lehre hingetragen hat, dass jeder Mensch Gottesbild und Gotteskind ist, von Gott erlöst und für Gott bestimmt ist, nur dort wird jeder einzelne wertvoll; dort rückt der Bettler praktisch als Mensch an die Seite des Königs; nur wo das ergreifende Ereignis von Bethlehem verkündet wird und die Mutter von Bethlehem mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Arme den Völkern erscheint, dort wird das Weib aus seiner Niedrigkeit zur vollen Menschenwürde emporgeführt und zur Gleichberechtigung mit dem Manne und zur Freiheit gebracht. Dieses Kulturgut den Völkern zu bringen, hat sich seit 2000 Jahren das Christentum allein befähigt gezeigt. Wollen wir darum die heidnischen Völker unserer Kolonien wahrhaft beglücken, dann lasse man die christliche Missionsarbeit dort recht zur Geltung kommen, und fördere sie besonders auch, wie der Herr Referent es betont hat, durch Gewährung der notwendigen Bewegungsfreiheit.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Referent, als Vertreter der katholischen Mission, und Pastor Hardeland, Zittau (Sachsen), als Vertreter der evangelischen Mission, stellen den Antrag, folgende Resolution zu fassen:

„Die 4. Sektion des Deutschen Kolonialkongresses 1905 hat, in der Überzeugung, dass eine weitere gedeihliche Entwickelung unserer neuen Kolonien abhängt von der Erfüllung des alten Wortes: ‚Gerechtigkeit erhöht ein Volk', mit Freuden Kenntnis genommen von der Versicherung verschiedener Kenner der Kolonien, dass die sittlichen Verhältnisse in denselben sich in der letzten Zeit gebessert, hofft jedoch, dass künftig, noch mehr als bisher, jeder Deutsche in den Kolonien sich seiner Verpflichtung als Christ und Deutscher bewusst bleibt, und dass insbesondere jeder Beamte sich eines vorbildlichen Wandels befleissigt."

P. **Enshoff,** St. Ottilien, bringt folgenden Gegenantrag ein:

„Die 4. Sektion empfiehlt dem Plenum zur Annahme die folgende Resolution:

Unter Anerkennung des kulturellen Wertes der christlichen Missionen wird allen kolonialen Kreisen nahegelegt, denselben volle Bewegungsfreiheit und moralische Mitarbeit zu gewähren."

Oberkonsistorialrat Dr. **Kapler,** Berlin, möchte sich in der Wertschätzung der Missionen, insbesondere auch hinsichtlich ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Kultur und Wissenschaft von keinem Teilnehmer der Sektion übertreffen lassen, kann aber doch Bedenken gegen die Fassung der beiden vorgeschlagenen Resolutionen nicht unterdrücken. Die Resolution Hardeland-Nachtwey scheine ihm, namentlich in ihrem letzten Teil, nicht in dem erforderlichen Zusammenhange mit dem verhandelten Thema zu stehen. An der Resolution des P. Enshoff aber sei die Forderung „voller Bewegungsfreiheit" für die Missionen in dem Sinne missverständlich, als ob damit gesagt werden solle, dass der Rechtszustand in den Schutzgebieten zurzeit eine unbillige Beschränkung der Missionen enthalte, ein Urteil, das Redner sich nicht aneignen möchte. Er stelle anheim, eine Resolution — dem Thema des letzten Vortrages entsprechend — lediglich in dem Sinne zu fassen, dass der Mission als Förderin von Kultur und Wissenschaft warme Anerkennung gespendet werde.

P. **Enshoff,** St. Ottilien, zieht seinen Antrag zurück.

P. **Froberger,** Trier: Ich halte die Resolution Nachtwey-Hardeland in der vorgelegten Form für unpassend wegen der darin enthaltenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spitzen gegen verschiedene Kolonialkreise und auch wegen der Länge derselben. Ich schlage daher eine andere Resolution vor:

„Die 4. Sektion des Kolonialkongresses legt in Anerkenung der Verdienste der Missionen um Kultur und Wissenschaft allen kolonialen Kreisen nahe, den Missionen volle moralische Unterstützung zu gewähren und dadurch immer mehr kulturelle Arbeitseinheit zu erzielen."

Ich bitte, die Resolution in dieser Form anzunehmen, weil sie der Hauptsache nach alles enthält und unnötige Spitzen vermeidet, da man doch zur Genüge weiss, welche Absichten uns leiten.

Oberkonsistorialrat **Wevers,** Berlin, unterstützt die von Pater Froberger eingebrachte Resolution. Sie hat nicht allein den Vorzug der Kürze, sondern ergibt sich auch als ein unmittelbarer Ausfluss der Erörterungen des Themas, das uns soeben beschäftigt hat. Namentlich aber vermeidet sie jede Spitze gegen einen einzelnen Kreis, unter den in den Kolonien wirksamen deutschen Faktoren, und darauf ist um so mehr Gewicht zu legen, als Fehler und bedenkliche Einflüsse seitens anderer als der in der Resolution Nachtwey-Hardeland benannten Kreise nicht verborgen sind. Diese dürften auch nicht unberücksichtigt bleiben, wenn jene besonders gekennzeichnet werden sollten. Es wird überdies der Gefahr vorzubeugen sein, bei der am Schluss des Kongresses stattfindenden Diskussion der gefassten Resolutionen einen Misston gerade bei der Besprechung der heiligen Sache der Missionen zu veranlassen. Die von mir vertretene Resolution aber wird nach der gewünschten Richtung hin als „sapienti sat" gelten können und zum Schluss des Kongresses die gewichtige Wirkung eines eindringlichen Appells an unser Volk von seiten des Kolonialkongresses erhoffen lassen können. Ich erlaube mir daher, die Resolution Froberger warm zur Annahme zu empfehlen.

P. **Hardeland,** Zittau, zieht zugleich im Namen des Herrn Referenten den von ihnen gestellten Antrag zugunsten des zuletzt eingereichten Antrags Froberger zurück, unter Ausdruck der Freude darüber, dass das von ihnen Gewünschte durch denselben erreicht sei.

* * *

Die Resolution Froberger gelangt sodann einstimmig zur Annahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was soll der Missionar dem Heidentum, was dem Vaterlande sein?

Von P. A. Goette, Paderborn.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich nunmehr zu Ihnen über das Thema zu reden habe: Was soll der Missionar dem Heidentum, was dem Vaterlande sein? dann drängt es mich, unter „Vaterland" unser liebes deutsches Vaterland zu verstehen, und für Heidentum, heidnisches China zu setzen; denn, obwohl ich fast ein Vierteljahrhundert als katholischer Missionar im grossen Reiche der Mitte wirke und dieses Land mir zur zweiten Heimat geworden ist, fühle ich mich auch heute noch durch und durch als urdeutscher Westfale.

Der christliche Missionar betrachtet sich als Gesandten Christi; er beruft sich und muss sich berufen auf dessen Auftrag: „Geht hin in alle Welt, und lehret alle Völker." Darum muss Christi Lehre seine Lehre, Christi Ideal sein Ideal, Christi Wirken sein Wirken sein. Was der Evangelist vom Gottmenschen rühmt: transiit benefaciendo — segenspendend ging er umher —, das muss man auch vom christlichen Missionar in China rühmen können. Sein Auftrag kann es an erster Stelle nicht sein, ordnend und fügend einzugreifen in das zeitliche Leben der Heiden. Es ist an dieser Stelle gestern und vorgestern gesagt worden, die Mission in den deutschen Kolonien habe damit zu beginnen, dass der träge Eingeborene zur Arbeit angehalten werde. Für die chinesischen Missionen ist das weniger notwendig. Der Chinese arbeitet, von der Natur gezwungen, seit Jahrtausenden. Unter diesem Volke muss es des Missionars oberste Aufgabe sein, das Zeitliche hinzulenken zum Ewigen, das Vergängliche dem Unvergänglichen unterzuordnen, das Menschengeschlecht, das von Gott stammt, zu Gott zurückzuführen.

Christus, der menschgewordene Gottessohn, hat der Welt eine klare und bestimmte Antwort gebracht auf die grosse, jedem Denkenden sich aufdrängende Frage: Woher kommst Du und wohin gehst Du? Er hat uns belehrt über den liebenden Vater im Himmel, von dem wir kommen und zu dem wir gehen und der zu unserer Rettung seinen eingeborenen Sohn auf diese Welt gesandt hat. Und die Lehre des menschgewordenen Gottessohnes in ihrer ganzen Reinheit und in ihrem ganzen Umfange soll der Missionar dem armen Chinesen ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

künden, ihm dadurch den Frieden vermittelnd, welchen ihm kein Buddha, kein Konfutius, kein Laotse und kein Mohammed geben konnten.

Wahrlich, eine grosse Aufgabe für die christlichen Sendboten, einem Volke mit mehr als 400 Millionen Heiden die Lehre des Heils zu bringen!

Christus hat die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe wiederhergestellt, die misskannte Menschenwürde des schwachen Geschlechts zur Anerkennung gebracht, die unveräusserlichen Rechte des Kindes festgelegt und geschützt, das ganze Familienleben geheiligt, nicht zuletzt die Erziehung des Kindes. Hinter dem christlichen Ideal steht die chinesische Familie weit zurück, und gerade darum erwächst dem Missionar hier eine der grössten und schwierigsten Aufgaben.

Die Frau gilt in China nicht als die Genossin des Mannes, die von Gott die gleichen Rechte, wie er, empfangen hat. Der Gehorsam, den sie nicht nur ihrem Manne, sondern zugleich auch dessen Eltern schuldig ist, kennt keine Ausnahme. Nicht bloss Scheidung ist zulässig, sondern die Frau kann auch, ihre Zustimmung vorausgesetzt, einem andern Manne verkauft werden. So steht es freilich im Gesetze; hunderte Male jedoch kommt es vor, dass die Ehefrau trotz ihres Protestes dem Schosse ihrer Familie entrissen wird, und keine weltliche Obrigkeit kümmert sich darum.

Der Vater besitzt unumschränkte Gewalt, und das Kind hat ihm gegenüber kein gesetzlich geschütztes Recht aufs Leben. Die Tötung oder Aussetzung neugeborener Mädchen und kranker Knaben ist beinahe in ganz China in den unteren und mittleren Ständen durchaus nichts Seltenes; unsere vielen Waisenhäuser mit Tausenden von solchen auf den Strassen und in Begräbnisplätzen aufgelesenen unglücklichen Wesen, legen ein nur zu beredtes Zeugnis gegen unmenschliche Eltern ab.

Im heiratsfähigen Alter kann der Sohn, die Tochter nicht frei und nach eigener Neigung wählen. Die Eltern und Vormünder allein suchen für ihre Kinder oder Mündel die Lebensgefährten. Wohl lebt ein grosser Teil der Chinesen in Monogamie, allein das Leben mit mehreren Frauen ist besonders in den vornehmen und bemittelten Klassen nichts Seltenes, zumal wenn die Hauptfrau keinen Sohn geboren hat.

Welch' ein Arbeitsfeld für den Missionar, wenn er solchen Anschauungen und Lebensgewohnheiten die Lehre des Welterlösers entgegensetzt, und die christliche Ehe und christliche Familie zur Geltung bringt!

Christus war nichts weniger als ein Gegner wahrer Geistes- und Herzensbildung. Seine Kirche hat die Kunst- und Wissensschätze des klassischen Altertums für die heutige Welt gerettet. Die ersten Uni-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

versitäten wurden durch sie gegründet. Wenn nun wir Missionare in China auch vor der Hand etwas Wichtigeres zu tun haben, als an Gründung von Universitäten zu denken, so sind wir doch auf dem Gebiete der Erziehung durch die Schule keineswegs untätig gewesen. Die Zahl der errichteten höheren Lehranstalten und Missionsschulen beweist es. Wohl kennt auch das chinesische Gesetz einen Paragraphen, welcher die Errichtung von Schulen vorschreibt. Aber darum darf man chinesisches Schulwesen und chinesische Volksbildung nicht zu hoch einschätzen. Die Lehrer an diesen Schulen sind grösstenteils unstudierte Leute oder, wenn's gut geht, solche, die eine höhere Prüfung, welcher sich alle Beamtenaspiranten unterziehen müssen, nicht bestanden. Darum ist der in von solchen Lehrern geleiteten Schulen erzielte Erfolg meistens nur ein geringer. Es ist überhaupt entmutigend, wenn man erfährt, dass von der männlichen Bevölkerung Chinas nur einige 30 Prozent und von der weiblichen nur 2 Prozent lesen und schreiben können.

Es zeugt darum von einer richtigen Würdigung der Verhältnisse, wenn gegenwärtig die Missionare beider Konfessionen miteinander wetteifern in der Neuerrichtung von vielen Missionsschulen. Die sechste Auflage von Meyers grossem Konversationslexikon schätzt die Zahl der protestantischen Missionsschüler auf 20 000, die der katholischen auf 60 000. Mir war es möglich, in den letzten drei Jahren sieben neue Schulen zu gründen, welche von 335 Schülern besucht werden. Die Zahl der in meinem Distrikte in schöner Blüte stehenden Schulen beträgt 13 mit ungefähr 700 Schülern. Mädchenschulen konnte ich leider bei der dem Chinesen innewohnenden Apathie gegen weibliche Bildung nur zwei gründen; jedoch wird auch das mit der Zeit sich bessern.

Christus hat alle Menschen, ohne Ausnahme, als seine Brüder und als Erben des Gottesreiches bezeichnet; die Armen sollten seine bevorzugten Lieblinge sein. Damit hat er aber eine rechte, zielbewusste, rastlose Tätigkeit nicht verpönt; er selber hat die Pflicht der Arbeit auf sich genommen, und dadurch jede, auch die niedrigste Arbeit geehrt und geweiht. In dieser Tatsache ist eine unerschöpfliche Quelle des Trostes aufgetan, aus welcher der Missionar immer wieder schöpfen kann, um das arme Volk, um den geplagten Kuli, dessen Verdienst in der Woche kaum mehr als zwei Mark beträgt, aufzurichten und zu trösten. Doch auch hier müssen Taten mehr helfen, als Worte. Darum darf der Missionar auch in China die charitativen Anstalten nicht vergessen. Und dass beide Konfessionen dieses nicht getan haben, beweisen die im Reiche der Mitte durch die Missionare errichteten herrlichen Bauten, in denen selbst dem Ärmsten und Verlassensten unentgeltlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hilfe gespendet wird. Die katholische Mission zählt in China gegenwärtig 250 Waisenhäuser und zirka 400 Krankenhäuser, Asyle für alte Leute eingerechnet, die evangelische 70 Hospitäler und 50 Apotheken.

Das ganze vorbildliche Leben des Weltheilands stellt sich dar als ein Opferleben im Dienste glühendster Gottesliebe und barmherzigster, allzeit hilfsbereiter Menschenliebe, als eine einzige grosse Liebestat. Hierin muss der Missionar seinem Herrn ähnlich zu werden suchen, will er seinen Namen nicht zu Unrecht tragen und ohne Erfolg arbeiten. Denn nicht dadurch werden wir China für die Religion des Kreuzes gewinnen, dass wir villenartige Wohnhäuser bauen oder ein mit allem Komfort ausgestattetes Leben führen! Dadurch und durch ähnliche moderne Sachen würden wir dem Denken und Fühlen des chinesischen Volkes wohl ewig fremd bleiben. Unter vielen Dingen, welche bei der Christianisierung Chinas mitwirken müssen, ist sicher eins der ersten das, welches der Protestant Mr. Arnold Reid in seinem Werke „Von Peking nach Petersburg" in folgende Worte kleidet: „Der katholische Missionar lebt unter dem Volke und für das Volk; er isst dieselbe Nahrung und teilt mit ihm seine Entbehrungen." In Wahrheit, wenn, wie Christus es getan, auch sein Missionar sich herablassen muss, um den Ärmsten emporzuheben, dann ist es, so lange nicht die vielen Millionen der chinesischen Massen in günstigere Lebensverhältnisse eintreten, die elementarste Forderung an den Missionar, im heroischen Opfermut und Opferleben zu den Ärmsten herabzusteigen. So nur kann er in China allen alles werden.

Je mehr der christliche Missionar sich im heidnischen China dadurch als echter Sendbote Christi erweist, dass er opferstark und selbstlos die Segnungen des Christentums auszubreiten sucht, desto mehr wird er den eingefleischten Fremdenhass ausrotten, desto mehr wird er auch für das Mutterland eine segensreiche Tätigkeit üben. Man rühmt uns Deutschen nach, dass wir ruhig und ernst, innerlich, treu und ehrlich seien. Diese deutschen Tugenden — es sind das natürlich auch echt christliche Tugenden — muss der deutsche Chinamissionar im hohen Masse sein eigen nennen können: dann wird er den deutschen Namen in China dort geachtet machen, wo er es noch nicht ist, und ihm dort die Achtung erhalten und erhöhen, wo er dieselbe schon besitzt. Dann wird er dem deutschen Handel die Wege ebnen helfen, dann wird er seinen Teil dazu beitragen, das Ansehen der deutschen Nation zu fördern.

Aber auch mit deutscher Bildung sollte der deutsche Missionar in China ausgerüstet sein. Wir sind in dieser Mission auf einem Gebiete, wo mehr gefordert wird, als guter Wille. Wissen und Können muss hier den christlichen Kulturträger empfehlen, seine Überlegenheit muss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Volke, ganz besonders dem chinesischen Vornehmen und Gebildeten Achtung und Beachtung abzwingen. Darum darf kein Missionsgehilfe und keine Missionsgehilfin mit der so erhabenen und gerade in unserer Zeit tiefes Studium erfordernden göttlichen Mission betraut werden, dem nicht ein gediegenes Wissen zur Verfügung steht. Und ein solches Wissen kann man sich ohne langjähriges Studium nicht aneignen. Es ist darum verkehrt und schwer zu beklagen, wenn Personen anderer Berufe nur darum, weil sie sich melden, schon als Glaubensboten und Kulturträger in heidnische Länder, speziell nach China, geschickt werden. Es wäre ein Fehlgriff, der schwer gut gemacht und von den Eingeborenen zum Schaden der Ehre des Mutterlandes gedeutet würde. Es muss, um es noch einmal nach Gebühr zu betonen, für die Mission unbestrittener Grundsatz bleiben: nur Leute mit bestem Willen für die Mission. Aber nicht das allein! Dazu muss unerbittlich gefordert werden ein Wissen und Können, das der Mission und ihrem Heimatlande Ehre macht und die Eingeborenen gewinnt. Ein einziger Adam Schall, der neben der theologischen eine vollendete wissenschaftliche Bildung auch in den Dingen besass, für deren Verständnis und Wertschätzung die Chinesen besonders empfänglich sind, würde auch im heutigen China der Sache des Christentums besser dienen und zum Ruhm des deutschen Vaterlandes mehr beitragen, als hundert andere, die ohne Wissen und Können sich der Missionierung und Kulturarbeit widmen.

Der Missionar kann aber auch direkt die Interessen seines deutschen Vaterlandes fördern. Freilich ist es ihm nicht gegeben, hierin ebensoviel zu leisten in Ländern, welche dem Vaterlande nicht untertänig sind. Aber trotzdem bieten sich Gelegenheiten, in denen er seinen Patriotismus und sein deutsches Herz beweisen kann. Viel kann er ja nicht tun, aber auch das Vaterland muss zufrieden sein, wenn seine Söhne durch die Tat beweisen, dass die Vaterlandsliebe noch in ihnen wohnt. Bewiesen haben dieses zur Zeit der Boxerunruhen die Steyler Patres, bewiesen hat es ein deutscher Franziskanerpater, der zur Zeit, als der kaiserliche Hof in Sianfu weilte, die Vertreter der europäischen Mächte durch häufige Depeschen, welche er aus seiner eigenen Tasche bezahlte, über die Vorgänge am Hofe unterrichtete, bewiesen hat das P. Remigius Goette bei Anlegung der deutschen Konzession in Hankou. Abgesehen davon, dass er jahrelang den in Hankou liegenden katholischen Matrosen unserer deutschen Schiffe als Militärseelsorger unentgeltlich diente, hat er sich auch bei Anlage der oben erwähnten deutschen Konzession rühmlichst hervorgetan. Es galt, das nötige Material zum Auffüllen des sumpfigen Terrains zu beschaffen. Die Chinesen hielten zurück aus Furcht vor den Mandarinen. Aber dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. R. Goette gelang es dennoch, die Wege zu ebnen und die Herren Interessenten aus ihrer Notlage zu befreien. Selbstverständlich wurde dem Missionar eine Remuneration angeboten; es waren ja Hunderttausende gespart! Aber ebenso selbstverständlich wurde die Annahme derselben vom P. Goette abgelehnt. Der Gedanke, dem Vaterlande und seinen Interessen gedient zu haben, gewährte ihm höhere Befriedigung, als die grösste Remuneration.

Muss ich noch sagen, dass der deutsche Missionar nach Kräften dabei sein soll, wenn die Deutschen in China ein nationales Fest feiern? Aber das ist ja selbstverständlich! Der letzte 27. Januar und seine Kaisergeburtstagsfeier hat das bewiesen. Einer meiner Ordensbrüder, der Pater Wolfgang Wand, der in unserer deutschen Mission in Nordschantung, welche seit zwei Jahren von den Franziskanern der deutschen Ordensprovinz von Westfalen und Rheinland versehen wird, tätig ist, hat über den Verlauf der Feier einen begeisterten Bericht ins Mutterland geschickt.

Das wäre eine kurze Antwort auf die Frage: Was soll der deutsche Missionar dem heidnischen China, was seinem Vaterlande sein? Ich denke, ich spreche auch Ihre Überzeugung aus, wenn ich sage: der christliche Missionar, der, treu seinem Ideale, nach besten Kräften im tiefen Innern eines Heidenlandes, wie China, Christum predigt und den Vater aller im Himmel allen bekannt macht, der die Ehe und das Familienleben auf Christum als edelste und heiligste Grundlage stellt, der den Liebling Christi, das Kind, dies Kleinod eines Volkes, das in China auf die Strasse geworfen wird, aufhebt und hegt und erzieht, der die Schule des Mutterlandes auch dem Chinesen eröffnet, der den Armen ein Freund, den Kranken Arzt und Tröster, den Waisen ein Vater wird, der in echt deutscher Art als Mann der Treue und des Mutes, als Held des Opfers und der Liebe, als Träger deutscher Kultur und Bildung dasteht und seinem lieben Vaterlande die ersten Sympathien weckt und die geweckten hegt und pflegt und mit treuem Patriotismus jeden Landsmann in China umarmt als seinen deutschen Bruder, auch dieser Chinamissionar erfüllt eine segensreiche Aufgabe; er darf wohl hoffen, dass auch ihm die Herzen derer voll Wohlwollen entgegenschlagen, die auf allen Punkten unserer Erde zu sehen wünschen Heimstätten und Leuchttürme des Christentums und vaterländischer Kultur!

Pastor lic. **Stosch,** Berlin: Unter Anerkennung des vielen Sympathischen, das der Vortrag des Herrn Referenten enthielt, mag der Inhalt so zusammengefasst werden, dass der Missionar dem irdischen Vaterlande am besten dient, wenn er sich vom Geiste des Evangeliums Christi völlig und in jeder Hinsicht treiben und bestimmen lässt. Wer der Ewigkeit dient, dient auch der Zeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. **A. Goette,** Paderborn: Indem ich die Ideen des Christentums einem heidnischen Volke bringe und es von deren Wahrheit überzeuge, bin ich auch imstande, dem Vaterlande am besten zu dienen.

D. **Graf Vitzthum,** Dresden: Die 4. Sektion darf sich rühmen, fleissig gearbeitet zu haben und darf sich freuen, nur gute Vorträge gehört zu haben, für die den Herren Vortragenden nochmals zu danken ist.

Die Mission hat richtig gehandelt, auf dem Kongress zu erscheinen und darin auszusprechen, welche kulturelle Arbeit sie verrichtet.

So oft sie einen Heiden zum Christentum bekehrt, vollzieht sie gleichzeitig eine koloniale Arbeit.

Wenn der Herr Jesus Christus sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gott gehört", hat er Weltreich und Gottesreich geschieden, wie es bisher nicht bekannt war.

Wenn er sagt, „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes", wird die Mission auch in dem Sinne zu arbeiten haben.

Zu den Verhandlungen der Sektion IV, gelegentlich des Vortrages des Herrn P. Heines.

Im Anschluss an die Verhandlungen der Sektion IV, insbesondere des Vortrages des Herrn P. Heines, vereinigten sich am 7. Oktober vormittags 9 Uhr, die Missionsvertreter beider Konfessionen im Reichstagsgebäude zu einer von 46 Mitgliedern besuchten Besprechung. Man einigte sich auf die nachfolgend festgelegten Punkte, die am 8. Oktober von den Vertretern beider Konfessionen in der vorstehenden Fassung genehmigt wurden:

1. Bei der Vorbereitung für den nächsten Kolonialkongress soll rechtzeitig über die für Sektion IV vorzuschlagenden Vortragsthemata zwischen den Missionsvertretern verhandelt werden.

2. Der Wunsch nach einer separat gedruckten Jahresstatistik der Missionsarbeit in den deutschen Kolonien findet Billigung; eine derartige, möglichst nach den gleichen Rubriken geordnete Übersicht wird als ein wichtiges Hilfsmittel zur Aufklärung der weitesten Öffentlichkeit erkannt.

3. Die achtungs- und verständnisvollen Berührungen zwischen den Missionsvertretern beider Konfessionen, welche sich bei den Vorträgen im Plenum und in Sektion IV wiederholt ungesucht ergeben haben, erfüllen die Versammlung mit dem aufrichtigen Wunsch, dass auch fernerhin das gemeinsame letzte Missionsziel allenthalben im Auge behalten und durch Gottes Gnade erreicht werden möge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Karl Supf,** Fabrikbesitzer, Berlin.
Vorsitzender: **Achelis,** Senator, Bremen.
Moritz Schanz, Chemnitz.
Schriftführer: Direktor **Hupfeld,** Berg-Assessor, Berlin.
Dr. **Schulte im Hofe,** Berlin.
Rat **Gibsone,** Hamburg.
Pastor **Hagena,** Stolpe a. O.

Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft.

Von Professor Dr. **Helfferich,** Wirkl. Legationsrat, Berlin.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Als mir der Vorschlag gemacht wurde, ich möge vor dieser Versammlung über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft sprechen, da lag es mir im ersten Augenblick nahe, darum zu bitten, ein solches Referat um zehn oder zwanzig Jahre zu vertagen. Denn wir besitzen heute zwar ein ausgedehntes Kolonialreich, an Fläche fünfmal so gross wie unser deutsches Vaterland selbst, aber dieses grosse Reich steht — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — noch in den allerersten Anfängen seiner wirtschaftlichen Entwickelung. Was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

unsere Kolonien heute an Produkten hervorbringen, was sie im Austausch für diese an Erzeugnissen unserer heimischen Arbeit aufnehmen, wiegt federleicht gegenüber den gewaltigen Warenmengen, die das Deutsche Reich Jahr für Jahr im Weltverkehr umsetzt. Im letzten Jahre (1904) hat Deutschlands auswärtiger Handel in Ausfuhr und Einfuhr einen Wert von 11,6 Milliarden Mark, den Edelmetallhandel eingerechnet, einen Wert von 12,2 Milliarden Mark erreicht. Der Handel unserer Schutzgebiete dagegen — ausser Kiautschou, das in der Hauptsache nur einen Durchgangsverkehr hat — bezifferte sich im letzten Jahre, für das eine abgeschlossene Statistik vorliegt (1903), auf etwa 67 Millionen Mark; das ist wenig mehr als ein halbes Prozent unseres deutschen Aussenhandels. In seiner heutigen wirtschaftlichen Bedeutung gleicht unser deutscher Kolonialbesitz einem jungen Baume, der erst nach Jahren das tragfähige Alter erreichen wird. Aber unsere Zeit ist raschlebig und ungeduldig. Wer anstatt der reifen Früchte nur eine Anwartschaft auf die Zukunft zeigt, hat einen schlechten Stand, insbesondere dann, wenn er ehrlicherweise bekennen muss, dass der Baum noch viel Mühe und Pflege, noch viel Geduld und Geld verlangt, und dass er noch manchem Sturm und Hagelschlag ausgesetzt ist, bis dass man wird ernten können.

Wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft zu sprechen, so habe ich das getan nicht in der Absicht, die bisherigen bescheidenen Ergebnisse unserer kolonialwirtschaftlichen Arbeit mit einem falschen Schein von Wichtigkeit zu umweben; ich habe vielmehr das Referat übernommen, weil man die Sache auch anders anfassen kann. Statt den heutigen wirtschaftlichen Stand unserer Kolonien zur Grundlage zu nehmen, beabsichtige ich, die Bedürfnisse der deutschen Volkswirtschaft selbst zum Ausgangspunkte zu machen, um aus diesem heraus die Bedeutung, ja die absolute Notwendigkeit einer zielbewussten Kolonialpolitik für Deutschland darzutun. Wer nur das gegenwärtige Entwickelungsstadium unserer Kolonien betrachtet, mag der deutschen Kolonialpolitik jede Berechtigung absprechen; wer dagegen von den zwingenden Bedürfnissen unserer mutterländischen Volkswirtschaft ausgeht, muss zu dem Schlusse kommen: wir b r a u c h e n leistungsfähige Kolonien, und wenn unsere Kolonien heute noch nicht leistungsfähig sind, dann ist es Pflicht unserer nationalen Selbsterhaltung, sie leistungsfähig zu machen.

Deutschland ist im Laufe der letzten Jahrzehnte, wie kaum ein anderes Land, in die Weltwirtschaft mit ihren tausendfach verschlungenen Fäden hineingewachsen. Von allen Staaten hat das Deutsche Reich nach Grossbritannien heute den umfangreichsten Aussenhandel. Im Jahre 1904 betrugen die Warenumsätze im deutschen Aussenhandel —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie bereits erwähnt — 11,6 Milliarden Mark, während Grossbritannien mit einem Aussenhandel im Werte von 15,9 Milliarden Mark die erste Stelle einnahm und die Vereinigten Staaten mit 10 Milliarden Mark auf Deutschland folgten. In grösserem Abstande kam dann Frankreich mit 7,2 Milliarden Mark.

Was fast noch bemerkenswerter ist als der heutige Umfang unserer auswärtigen Handelsbeziehungen, aber im allgemeinen weniger beachtet wird, das ist die Tatsache, dass im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte der deutsche Aussenhandel in einem Tempo gewachsen ist, das sogar die Vereinigten Staaten nicht ganz erreicht haben. Im Jahre 1885 hat Deutschlands Aussenhandel 5,8 Milliarden Mark betragen, er hat sich also in den letzten 20 Jahren genau verdoppelt. Der Aussenhandel der Vereinigten Staaten hat in derselben Zeit von 5,5 auf 10 Milliarden Mark, also um etwa 80 Prozent zugenommen; derjenige Englands ist nur um 50 Prozent gestiegen (von 10,7 auf 15,9 Milliarden Mark), derjenige Frankreichs sogar nur um 24 Prozent (von 5,8 auf 7,2 Milliarden Mark).

Der Verkehr mit den fremden und namentlich den überseeischen Ländern, liefert uns Rohstoffe und Nahrungsmittel, die allerdings zum Teil unser eigener Boden an sich hervorbringen kann, die er aber in einem den Bedürfnissen unserer Industrie und unserer Bevölkerung genügenden Umfange entweder überhaupt nicht oder nur zu wesentlich erhöhten Kosten würde erzeugen können. Vor allem aber liefern unsere überseeischen Handelsbeziehungen uns diejenigen Erzeugnisse, die in unserm Klima und auf unserm Boden überhaupt nicht gewonnen werden können, die aber als Rohstoffe die Existenzgrundlage wichtiger nationaler Industrien bilden, wie z. B. die Baumwolle, und die als Nahrungs- und Genussmittel in dem täglichen Verbrauch auch der kleinsten Haushaltung unentbehrlich geworden sind, wie Kaffee, Gewürze usw. Die gewaltigen Mengen von Rohstoffen und Nahrungsmitteln, die uns der Aussenhandel zuführt, haben wir in der Hauptsache zu bezahlen mit den Erzeugnissen unserer industriellen Arbeit. Die Nettoeinfuhr Deutschlands an Nahrungs- und Genussmitteln hat im Jahre 1904 etwa 1430 Millionen Mark betragen, die Nettoeinfuhr von Rohstoffen für Industriezwecke 1930 Millionen Mark; dagegen stellte sich bei den Fabrikaten ein Überschuss der Ausfuhr in Höhe von 2225 Millionen Mark heraus.

Das mit diesen Ziffern gegebene Gesamtbild gewinnt an Anschaulichkeit, wenn wir die einzelnen Warengattungen betrachten, die in unserm Aussenhandel von besonderer Wichtigkeit sind.

Unter den Einfuhrwaren nimmt den ersten Platz die Baumwolle ein, deren Import im Jahre 1904 einen Wert von 471 Millionen Mark dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellt hat. Wir haben hier einen Handelsartikel, der besser als alle andern die Stellung der deutschen Volkswirtschaft im Weltverkehr beleuchtet. Die Baumwolle ist der wichtigste Rohstoff für die Bekleidung der grossen Masse unserer Bevölkerung. Dabei ist sie das Produkt eines fremden Klimas, unser ganzer Bedarf muss durch Zufuhren von aussen her gedeckt werden. Gleichzeitig ist sie das Rohmaterial einer unserer allerwichtigsten Industrien, die Hunderttausende von Händen beschäftigt, und die nicht nur für den inländischen Verbrauch, sondern in sehr erheblichem Umfange auch für den Export arbeitet. Ebenso wie die Rohbaumwolle unter den Einfuhrwaren, so stehen in der Liste unserer Ausfuhrartikel die Baumwollfabrikate mit einem Betrage von 337 Millionen Mark an erster Stelle. Man kann berechnen, dass von diesem Ausfuhrwert etwa 50—55 Millionen Mark auf den Rohstoff kommen, während der Betrag von 280 bis 285 Millionen Mark den Gegenwert für die in Deutschland bewirkte Verarbeitung darstellt. So geht die Baumwolle, die vom Auslande zu uns kommt, zu einem nicht unwesentlichen Teil in der Gestalt von Manufakturwaren als Träger deutscher Arbeit wieder nach dem Auslande zurück und hilft uns dort die Dinge bezahlen, die wir im eigenen Lande nicht herzustellen vermögen. Dieser eine wichtigste Handelsartikel zeigt also wie ein Schulbeispiel die Bedingtheit unseres heimischen Konsums und unserer industriellen Tätigkeit durch die Einfuhr- und Ausfuhrbeziehungen, die unsere Volkswirtschaft zu einem Teile des gröseren Ganzen der Weltwirtschaft gemacht haben.

An zweiter Stelle unter unsern Einfuhrwaren steht — mit 290 Millionen Mark — die Schafwolle, ein Produkt, das wir im eigenen Lande zwar produzieren können und tatsächlich produzieren, das aber nur ein extensiv bewirtschafteter Boden in den Mengen und zu den Preisen zu liefern vermag, wie es von unserm einheimischen Verbrauch und von unserer Industrie benötigt wird. Auch hier sind überseeische Gebiete, Argentinien, Australien und Britisch-Südafrika, die wichtigsten Bezugsländer, und auch hier steht dem Import des Rohmaterials ein sehr erheblicher Export an Fabrikaten — im Jahre 1904 etwa 250 Millionen Mark — gegenüber.

Es folgen in bunter Reihe Produkte der gemässigten und tropischen Zone: Getreide, Kaffee, Bau- und Nutzholz, Kautschuk und Guttapercha, Häute und Felle aller Art, Rohseide, Tabak, dazwischen Mineralien, wie Gold, Kupfer, Steinkohle, Chilesalpeter, Eisenerze.

Wenn wir uns ein Bild machen wollen, speziell von unserm Bedarf an Produkten, für die wir ganz oder wenigstens überwiegend auf den Bezug aus andern Zonen angewiesen sind, so erhalten wir eine lange Liste von Handelsartikeln mit recht erheblichen Einfuhrwerten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu der Baumwolle mit 471 Millionen Mark, die ich bereits genannt habe, kommen, um nur die nächstwichtigsten Waren zu nennen:

Kaffee	mit	163	Millionen Mk.
Kautschuk und Guttapercha	„	109	„ „
Tabakblätter	„	94	„ „
Palmkerne und Kopra	„	55	„ „
Reis	„	41	„ „
Jute	„	38	„ „
Kakao	„	33	„ „

Allein diese acht wichtigsten Kolonialprodukte repräsentieren nach den Ergebnissen des deutschen Aussenhandels im Jahre 1904 einen Einfuhrwert von mehr als 1 Milliarde Mark. Dazu kommen noch mehr als 100 Millionen Mark an anderen, minder wichtigen Produkten ähnlicher Art, so dass also Deutschlands Einfuhr an Handelsartikeln kolonialen Ursprungs sich auf 1100—1200 Millionen Mark pro Jahr beläuft.

Alle diese mehr und weniger wichtigen Dinge, die uns die Natur des eigenen Landes versagt, werden uns durch den internationalen Warenaustausch gegen die Erzeugnisse unserer industriellen und kommerziellen Arbeit zugeführt. Die fabelhafte Entwickelung der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande stellt uns diese unentbehrlich gewordenen Dinge mit einer früher ungeahnten Schnelligkeit, zu relativ geringen Kosten und in jeder beliebigen, irgendwo auf der Erde vorhandenen Menge zur Verfügung. Die Segnungen, die sich aus den technischen Verkehrserleichterungen und aus der gewaltigen Ausdehnung des Welthandels ergeben, haben das materielle und indirekt auch das kulturelle Niveau unserer Bevölkerung beträchtlich gehoben; sie haben die Möglichkeit geschaffen, dass auf dem begrenzten Boden unseres Vaterlandes eine dichte und in rascher Zunahme begriffene Bevölkerung ihre auskömmliche Existenz findet, in dem Masse, dass sogar die Auswanderung in den letzten Jahrzehnten trotz einer Zunahme des Geburtenüberschusses nicht unerheblich zurückgegangen ist. Fast könnte es scheinen, als habe die Entwickelung der Verkehrstechnik und des Aussenhandels die elementaren Beziehungen zwischen Bevölkerung und Bodenfläche gänzlich aufgehoben, als habe sie den Bevölkerungsspielraum unserer Industrieländer ins Ungemessene erweitert, und als habe sie die Urkraft der Bevölkerungszunahme von den gewaltsamen Völkerwanderungen und der friedlichen Auswanderung immer mehr in die rein kommerziellen Bahnen einer Ausdehnung der internationalen Handelsbeziehungen gewiesen.

Aber das Bild hat auch seine andere Seite, und diese zeigt, dass die elementaren Beziehungen zwischen Bevölkerung und Bodenfläche durch die moderne industrielle und kommerzielle Entwickelung zwar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelockert und komplizierter gestaltet, aber nicht aufgehoben worden sind.

Unsere weltwirtschaftlichen Beziehungen bilden heute neben unserer inländischen Produktion und unserm inländischen Absatzmarkt ein wesentliches Stück der Grundlagen unseres inneren Wirtschaftslebens, der ganzen Struktur unserer einheimischen Volkswirtschaft und der Lebenshaltung in allen Schichten des deutschen Volkes. Die Befriedigung der vielgestaltigen Bedürfnisse unserer zahlreichen Bevölkerung, von dem primitivsten der ausreichenden Ernährung an, die Versorgung unserer Industrie mit den nötigen Rohstoffen, die Beschäftigung der für den Export arbeitenden Kapitalien und Arbeitskräfte, das alles ist bedingt von der ungestörten Aufrechterhaltung und der weiteren Ausgestaltung unserer auswärtigen Handelsbeziehungen. Diese aber hängen ihrerseits keineswegs ausschliesslich von unserm Willen und unserer wirtschaftlichen Tüchtigkeit ab, sondern im grossen Umfang von der wirtschaftlichen Entwickelung und den freundlichen oder feindlichen, friedlichen oder gewaltsamen Massnahmen fremder Staatswesen, über die wir keine Macht haben.

Freilich werden die Gefahren dieser Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Verhältnissen und dem wirtschaftspolitischen Willen fremder Staatswesen von den Gegnern der sogenannten „industriestaatlichen" Entwickelung häufig stark übertrieben. Von diesen werden vielfach die gewichtigen Garantien übersehen, die in der Wechselseitigkeit des Abhängigkeitsverhältnisses der zur Weltwirtschaft verflochtenen staatlichen Gemeinwesen, sowie in den unveränderlichen Naturgrundlagen und in den nur allmählich veränderlichen ökonomischen und kulturellen Bedingungen der internationalen Arbeitsteilung gegeben sind.

Aber wenn wir gegenüber den auf der einen Seite unterlaufenden Übertreibungen der mit unserer Verflechtung in die Weltwirtschaft verbundenen Gefahren die nötigen Einschränkungen machen, wenn wir es ablehnen, uns wegen dieser Gefahren in unser bescheidenes kontinentales Schneckenhaus einkapseln zu lassen, so müssen wir uns doch hüten, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen und allein in der wirtschaftlichen Intelligenz und Initiative des deutschen Volkes eine hinreichende Sicherung für die weltwirtschaftlichen Grundlagen unserer nationalen Existenz zu erblicken. Die Freihandelslehre der alten Schule ist geneigt, diesen Fehler zu machen; sie ist geneigt, sowohl die natürlichen Verschiedenheiten in der wirtschaftlichen Machtstellung der auf dem Weltmarkte konkurrierenden Länder, als auch vor allem den enormen Einfluss zu übersehen, den Territorialbesitz und politische Machtmittel für die Gestaltung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse auch in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den heutigen Zeiten und künftighin vielleicht mehr denn je auszuüben vermögen.

Auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete ist der Wunsch oft der Vater des Gedankens und ein Ideal der Vater einer Theorie. Die praktische Wirtschaftspolitik jedoch hat nicht mit Idealen, sondern mit der Wirklichkeit zu rechnen. Wir leben nicht in einer Welt des freien, durch staatliche Massnahmen unberührten Wettbewerbs zwischen den einzelnen Nationen, in der die Bezugs- und Absatzmärkte ohne Rücksicht auf die politisch-territorialen Herrschaftsverhältnisse allen Völkern in gleicher Weise offen ständen. Wir sehen vielmehr, wie die einzelnen Staaten ihre Territorialhoheit sowohl über das Mutterland, als auch über ihre überseeischen Besitzungen ausnutzen, um im Wege der Gesetzgebung über Zölle, Schiffahrt und Handelsbetrieb die auswärtigen Wirtschaftsbeziehungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

Angesichts dieser Tatsache ist es eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben unserer auswärtigen Politik, uns die Absatzmärkte und Bezugsländer offen zu halten, deren wir heute ohne Krisen und Katastrophen nicht mehr entraten können.

Die Wege sind für eine solche Politik klar vorgezeichnet.

Es ist für uns ein vitales Interesse, dass wir die für unsere Wirtschaftsbeziehungen wichtigen Gebiete, soweit sie heute noch nicht der Staatsgewalt der mit uns auf dem Weltmarkte konkurrierenden Nationen unterworfen sind, als selbständige, dem Handel und dem Unternehmungsgeist aller Völker zu gleichen Bedingungen offen stehende Territorien zu erhalten suchen. Aber selbst einer solchen, im eminentesten Sinne freihändlerischen Politik lässt sich ohne ausreichende Machtmittel, ohne den Hintergrund von Kanonen und Panzerschiffen nicht mit irgendeiner Aussicht auf Erfolg Geltung verschaffen.

Wir haben das weitere, in diesem Zusammenhang absolut selbstverständliche Interesse, die unter unserer Herrschaft stehenden überseeischen Gebiete möglichst rasch zu einer möglichst hohen Stufe der Produktions- und Aufnahmefähigkeit zu entwickeln.

Wir haben schliesslich das vitale Interesse einer unsern Bedürfnissen entsprechenden Regelung unserer Wirtschaftsbeziehungen zu fremden Staaten im Wege von Vereinbarungen, die uns möglichst günstige und stabile Konkurrenzbedingungen sichern. Aber auch für diese letztere, ausserordentlich wichtige Aufgabe sind leistungsfähige Kolonien von ganz besonderer Bedeutung. Keine Frage, dass in dem immer noch friedlichen Ringen um die Regelung der internationalen Handelsbedingungen die Position derjenigen Staaten am günstigsten ist, die in ihren Herrschaftsgebieten die verschiedenartigsten Produktionsmöglichkeiten und die weitesten Absatzmärkte vereinigen. Solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staaten können wenigstens zur Not auf sich selbst stehen; sie vermögen bei einer vertragsmässigen Regelung der Handelsbeziehungen den andern Staaten die grössten Vorteile zu bieten und sie mit den grössten Nachteilen zu bedrohen, und deshalb können sie für sich selbst die grössten Zugeständnisse erreichen. Darin liegt die grosse Bedeutung eines leistungsfähigen Kolonialbesitzes für jede europäische Volkswirtschaft. Je mehr die Produktionsmöglichkeiten der europäischen Länder durch ihr Klima beschränkt sind, je mehr sie durch ihre dichte Bevölkerung auf den Export gewerblicher Erzeugnisse angewiesen sind, desto mehr bedürfen sie zur Stütze ihrer handelspolitischen Position der Ergänzung durch Territorialbesitz in andern Zonen.

Die territorialen Machtgrundlagen und — das muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden, obwohl es streng genommen nicht zu meinem Thema gehört — der Schutz unserer auswärtigen Handels-Beziehungen durch maritime Machtmittel werden gerade bei uns in Deutschland in ihrer Bedeutung heute noch von weiten Schichten des Volkes verkannt. Weil wir im letzten halben Jahrhundert wirtschaftlich vorwärts gekommen sind ohne eine starke Flotte und ohne einen entwickelten Kolonialbesitz, deswegen — sagt man — sei für alle Zukunft die Entbehrlichkeit von Kolonien und Seegeltung für unsere Weltstellung erwiesen. Niemals ist ein törichterer und gefährlicherer Gedanke ausgesprochen worden. Wer sich auf diesen Boden stellt, hat keinen Blick für die historische Bedingtheit unserer bisherigen wirtschaftlichen Entwickelung. Wir haben eine lange Periode hinter uns, in der die grösste Kolonial- und Flottenmacht der Welt im Vollbewusstsein ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit freiwillig darauf verzichtete, ihre territorialen und maritimen Machtmittel unmittelbar zur Stütze für ihre wirtschaftliche Weltstellung zu machen, wo Grossbritannien die Tür in allen seinen überseeischen Besitzungen weit öffnete und die fremden Nationen im Warenhandel und Schiffsverkehr zu den gleichen Bedingungen zuliess, wie das Mutterland selbst. Damals standen ferner noch weite Gebiete dem deutschen Unternehmungsgeiste offen, die inzwischen unter die wirtschaftlichen Weltmächte aufgeteilt und für Deutschland schwer zugänglich gemacht worden sind. Heute gibt es in England auch unter den strengsten Freihändlern keinen Cobden mehr, der die Kolonien als nutzlose Anhängsel der britischen Volks- und Staatswirtschaft ansah. Das Aufkommen eines unerwartet starken Wettbewerbes von andern Staaten hat vielmehr den britischen Imperialismus ausgelöst, der darauf hinausgeht, die territorialen und politischen Machtmittel des britischen Reiches zugunsten seiner bedrohten wirtschaftlichen Weltherrschaft in Bewegung zu setzen. Und nicht nur in England, auch anderwärts sehen wir den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Willen, die Vorteile eines die verschiedensten Produktions- und Absatzmöglichkeiten umfassenden Territorialbesitzes in den Dienst der nationalen Wirtschaftspolitik zu stellen, den Handel zwischen Kolonien und Mutterland durch allerlei Bevorzugungen zu begünstigen und den fremden Nationen den Zugang zu dem Kolonialbesitz nach Möglichkeit zu erschweren.

Deutschland hat angesichts dieser Entwickelung einen ganz besonders schweren Stand. Während England in seinem Kolonialreich und seiner Flotte einen mächtigen Rückhalt für seine wirtschaftliche Weltstellung besitzt, während die Vereinigten Staaten von Amerika ihre wirtschaftliche Expansion einerseits, die Verstärkung ihrer maritimen Machtmittel und die Erweiterung ihres auswärtigen Kolonialbesitzes anderseits in gleichem Tempo betreiben, während andere Nationen über einen Kolonialbesitz verfügen, dessen Bedeutung diejenige ihrer auswärtigen Wirtschaftsbeziehung weit übertrifft —, ist bei uns in Deutschland aus Gründen unserer historischen Entwickelung die koloniale und maritime Machtentfaltung weit hinter der gewaltigen Ausdehnung unserer weltwirtschaftlichen Interessen zurückgeblieben. An dem Umfange des überseeischen Verkehrs und der Handelsschiffahrt gemessen, ist Deutschland nach Grossbritannien das kolonialbedürftigste Land auf der ganzen Erde. Für die Sicherung unserer künftigen Weltstellung ist es geradezu eine Schicksalsfrage, ob es uns gelingen wird, das bisher Versäumte rechtzeitig nachzuholen, unsern weltwirtschaftlichen Interessen in dem Ausbau unserer maritimen Machtmittel den nötigen Schutz gegen fremde Vergewaltigung und der Entwickelung unseres Kolonialbesitzes die nötige territoriale Grundlage zu geben. Es gibt nichts, was die Gewalttat mehr herausfordert, als die Schwäche. Nur wenn wir unsere Kolonien so weit entwickelt haben, dass ihre Produktions- und Absatzmöglichkeiten unsere Abhängigkeit von dem guten Willen fremder Nationen mildern und dass ihre Offenhaltung auch andern Völkern begehrenswert erscheint, nur dann wird unsere Handelspolitik dauernd in der Lage sein, uns auch auf fremdem Boden erträgliche Bedingungen für einen friedlichen Wettbewerb zu sichern. Ich möchte dabei nicht falsch verstanden werden: Wir brauchen leistungsfähige Kolonien nicht, um sie für andere Nationen abzusperren und uns auf sie zurückzuziehen; sondern wir brauchen sie als wichtige Instrumente für die Erlangung und Sicherung günstiger Handelsbedingungen in der ganzen Welt. Selbst Grossbritannien findet heute in seinem alten, grossen und entwickelten Kolonialreiche für seine weltwirtschaftlichen Bedürfnisse kein Genüge; es deckt seinen Bedarf an Nahrungsmitteln, wie namentlich an Getreide, und an industriellen Rohstoffen, wie namentlich an Baumwolle, nur zum kleineren Teil aus seinen eigenen Besitzungen, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Gesamthandel nehmen heute noch die vier am nächsten gelegenen europäischen Staaten — Deutschland, Frankreich, Holland und Belgien — einen grösseren Raum ein, als sein gesamtes Kolonialreich einschliesslich Indiens. Selbst für England war in seinen besten Zeiten der enorme Kolonialbesitz nur ein gewichtiges Mittel zur Öffnung aller Türen in der ganzen Welt, und ich habe früher einmal den Gedanken ausgesprochen, dass es zweifelhaft erscheinen kann, ob nicht das „grössere Britannien" der modernen Imperialisten gegenüber der heutigen Weltstellung Englands schliesslich ein kleineres Britannien sein würde. Was für England gilt, das gilt für Deutschland in noch viel höherem Masse. Wir können für alle absehbare Zeit nicht daran denken, mit unsern Kolonien etwas wie einen geschlossenen Handelsstaat bilden zu wollen, sondern wir brauchen leistungsfähige Kolonien als Rückhalt für unsere weltumspannenden Wirtschaftsinteressen, als Pfeiler für das grössere Deutschland, das überall vorhanden ist, wo deutscher Unternehmungsgeist sich regt.

Skeptiker und Pessimisten mögen einwenden: es sei nun einmal unser Schicksal, dass uns die Grundlagen für eine grosse koloniale Entwickelung versagt geblieben seien, dass uns, als den zuletzt Erschienenen, nur das an Kolonialbesitz zugefallen sei, was die glücklicheren Nationen, als einer nutzbringenden Entwickelung nicht fähig, bei Seite geworfen hätten. Wie oft hört man gerade in den schweren Zeiten, die gegenwärtig unsere koloniale Entwickelung infolge des südwestafrikanischen Aufstandes zu bestehen hat, die kleinmütige Frage, ob unsere Kolonien aller dieser Opfer an Arbeit, Geld und Blut überhaupt wert seien, ob sie jemals dahin kommen würden, dass sie alle diese Opfer wieder einbringen.

Hätten diese Zweifler recht, dann allerdings müsste Deutschland sich resigniert in sein Schicksal ergeben und sich nach einem kurzen Aufflammen seiner nationalen Kräfte für die Zukunft mit der Rolle einer Kontinentalmacht, eines Staates zweiter Klasse, begnügen.

Aber die Skeptiker und Pessimisten haben n i c h t recht.

Es ist einem raschen und entschlossenen Zugreifen noch in der letzten Stunde gelungen, für Deutschlands koloniale Betätigung weite und aussichtsvolle Gebiete zu sichern, Gebiete, die nicht etwa die andern Nationen als wertlos verschmäht haben, sondern die in scharfem Wettbewerb mit diesen unter unsere Herrschaft gebracht wurden. Vielleicht werden künftige Geschlechter dieses Zugreifen in letzter Stunde als eine staatsmännische Grosstat des ersten Kanzlers anerkennen, die sich würdig dem Werke unserer nationalen Einigung zur Seite stellt; als eine Grosstat, die um so mehr Bewunderung verdient, als der erste Kanzler seiner Natur und seinem Lebenswerke nach durch und durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontinentalpolitiker war und alle Fragen, vor die er sich gestellt sah, in allererster Reihe aus dem Gesichtspunkte der europäischen Machtstellung Deutschlands betrachtete. Es ist ein staunenswertes Zeichen staatsmännischer Intuition, dass Fürst Bismarck, bei aller Zurückhaltung gegenüber den Fragen der überseeischen Politik, im entscheidenden Augenblick, wie unter dem Einflusse einer höheren Macht, durch die Besitzergreifung in Afrika und der Südsee dem künftigen, über seine eigene Zeit hinauswachsenden Deutschland die Bahnen offen gehalten hat.

Freilich sind nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen, die in jener ersten Zeit unserer kolonialen Initiative in den territorialen Ausbau und eine rasche wirtschaftliche Entwickelung unserer Schutzgebiete gesetzt wurden. Was uns an Territorien in überseeischen Gebieten gesichert wurde, das gehört — anders konnte es nach vier Jahrhunderten der modernen europäischen Kolonisation niemand erwarten — nicht gerade zu denjenigen Kolonialländern, in welchen die Reichtümer an der Oberfläche liegen. Die Teile Afrikas und der Südsee, in denen unsere Kolonien gelegen sind, wurden auch von den älteren Kolonialmächten erst verhältnismässig spät in Angriff genommen, weil ihrer Nutzbarmachung nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten in Klima, Bodenbeschaffenheit und Bevölkerungsverhältnissen entgegenstehen. Aber so wenig die älteren Kolonialmächte an der Überwindung dieser Schwierigkeiten verzweifeln, so wenig haben wir einen Grund, die Hände mutlos in den Schoss zu legen.

Wer in Anbetracht dieser Schwierigkeiten die Ergebnisse unserer bisherigen kolonialwirtschaftlichen Arbeit und danach die Entwickelungsfähigkeit unserer Kolonien gerecht und zutreffend beurteilen will, der muss sich vor allem gegenwärtig halten, welche kurze Spanne Zeit uns bisher für die wirtschaftliche Erschliessung unseres Kolonialbesitzes zur Verfügung stand und mit wie geringen Mitteln wir bisher gearbeitet haben. Man kann sagen, dass reichlich das erste Jahrzehnt unserer deutschen Kolonialpolitik der notdürftigen geographischen Erforschung und politischen Unterwerfung unserer Kolonien, sowie einigen schüchternen wirtschaftlichen Versuchen gewidmet war, und dass erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre eine planmässige wirtschaftliche Arbeit auf einer etwas breiteren Grundlage begonnen hat. Die Mittel, die das Reich bisher für die Kolonien zugeschossen hat, betrugen, wenn man von Kiautschou absieht, vor dem südwestafrikanischen Aufstande selten mehr als 17 Millionen Mark im Jahr; niemand wird bestreiten können, dass das ein geringfügiger Betrag ist für ein Kolonialreich von der fünffachen Fläche Deutschlands, in dem noch die ersten Grundlagen für eine wirtschaftliche Entwickelung zu schaffen waren. Dabei kam

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von diesem Reichszuschuss ein sehr erheblicher, wenn nicht der grösste Teil nicht auf wirtschaftliche, sondern auf militärische Zwecke.

Von der aufgewendeten Zeit und den aufgewendeten Mitteln können wir nicht mehr erwarten als bescheidene Proben der Entwickelungsmöglichkeit unserer Schutzgebiete. Diese Proben aber zeigen uns, dass in ihren eigentlichen Produktionsverhältnissen unsere Kolonien von der Natur nicht schlechter bedacht sind, als die Nachbarkolonien fremder Staaten. So steht unsere Togokolonie in ihren Produktionsbedingungen hinter der englischen Goldküste und Französich-Dahomey nicht zurück; Kamerun übertrifft in wichtigen Teilen an natürlicher Fruchtbarkeit das benachbarte englische Nigeria und das französische Kongogebiet. Deutsch-Ostafrika hält in seiner Produktionsfähigkeit durchaus einen Vergleich mit Britisch-Ostafrika aus. Selbst das vielgeschmähte Südwestafrika wird von guten Landeskennern dahin beurteilt, dass sein Boden und seine meteorologischen Verhältnisse im ganzen nicht ungünstiger sind, als diejenigen des benachbarten britischen Südafrika. Nicht anders steht es mit unsern Südseekolonien.

So geringfügig die heutige Produktion unserer Schutzgebiete noch ist, so zeigt sie doch, dass hier ein weites Feld für fast alle diejenigen Kulturen ist, welche wir zur Ergänzung der beschränkten Produktionsfähigkeiten des eigenen Vaterlandes brauchen. Die erst seit wenigen Jahren systematisch betriebenen Versuche mit der Einführung einer rationellen Baumwollkultur haben in Togo und Ostafrika bereits überraschend gute Resultate gehabt; in Ostafrika brachte die noch ganz neue Kultur der Sisalagaven bereits im verflossenen Jahre einen Ausfuhrwert von nahezu einer Million Mark an Hanf, der auf dem Weltmarkte ausgezeichnet bewertet wird. Togo und Kamerun verfügen über reiche Bestände an Ölpalmen; Ostafrika und die Südseekolonien bieten ein günstiges Feld für die Kopraproduktion. Die Kautschukausfuhr aus Kamerun und Ostafrika ist heute schon nicht unbedeutend und bei einer rationellen Gewinnungsmethode und einer Verbesserung der Verkehrsverhältnisse noch in erheblichem Masse steigerungsfähig. Über die Aussichten der Tabak- und Kaffeekulturen ist ein endgültiges Urteil noch nicht möglich. Dagegen hat zweifellos der Kakaobau in Kamerun und Samoa einen guten Boden. Der Anbau von Mais und Reis hat in Ostafrika während der letzten Jahre ansehnliche Fortschritte gemacht, die vorläufig allerdings mehr der Versorgung des innern Bedarfs als dem Exporte zugute kommen. Südwestafrika hat — abgesehen von den Aussichten des Bergbaus — für die Viehzucht und namentlich für die Produktion von Schafwolle eine Zukunft, die sich nach dem Beispiel des ähnlich beschaffenen britischen Südafrika beurteilen lässt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Punkt jedoch, in dem unsere Schutzgebiete gegenüber den mit ähnlichen Produktionsfähigkeiten ausgestatteten Nachbarkolonien fast durchweg im Nachteil sind, liegt in den natürlichen Vorbedingungen für den Verkehr. Es ist klar, dass eine Kolonisation in ohnedies schwierigen Gebieten zunächst dort beginnt, wo günstige Landungsverhältnisse zur Niederlassung einladen und wo schiffbare Ströme einen leichten und billigen Verkehr mit dem Hinterlande gestatten. Wir, als die zuletzt Gekommenen, fanden diese Orte eines leichten Zugangs bereits besetzt. Wir brauchen nur an Ostafrika mit seinem Mangel an schiffbaren Strömen zu denken; an Togo mit seinen ungünstigen Landungsverhältnissen, wo die Engländer mit der Mündung des Volta sich den natürlichen Zugang zum Hinterlande gesichert haben; an Kamerun, das mit seinen für die Schiffahrt unbrauchbaren Flüssen eine tote Zone zwischen den schiffbaren Stromgebieten des Niger und Kongo bildet; an Südwestafrika mit seiner nahezu unzugänglichen Küste, die zudem noch ein breiter Wüstengürtel vom Hinterlande trennt und deren einzigen zentral gelegenen Naturhafen, die Walfischbay, die Engländer schon vor unserer Besitzergreifung mit Beschlag belegt hatten.

Aber diese Ungunst der natürlichen Verkehrsverhältnisse, so sehr sie auch die Entwickelung unserer Kolonien erschwert, ist kein Nachteil, der nicht gutzumachen wäre. Die moderne Technik gestattet uns diesen Widerstand der Natur zu überwinden. Was unsern Schutzgebieten an natürlichen Verkehrserleichterungen versagt ist, das können und müssen wir ihnen durch leistungsfähige künstliche Verkehrsmittel, durch Landungsanlagen und Eisenbahnen, ersetzen.

Hier ist der Punkt, in dem vor allen andern die staatliche Initiative und Nachhilfe wirksam werden muss. Hier sind Aufgaben zu bewältigen, die durch die Grösse der erforderlichen Aufwendungen und die Ungewissheit einer baldigen unmittelbaren Rentabilität naturgemäss dem Staate zufallen, dem Staate, dem indirekt durch erhöhte Zoll- und Steuereinnahmen und die Entwickelung der gesamten kolonialen Wirtschaftsverhältnisse diejenigen Vorteile zufliessen, welche den Mangel einer sofortigen privat-wirtschaftlichen Rentabilität auszugleichen geeignet sind. Nur durch den Ausbau der Verkehrswege in unsern Kolonien, durch einen planmässigen Eisenbahn- und Wegebau, kann der Staat den Rahmen schaffen, innerhalb dessen der private Unternehmungsgeist sich erfolgreich zu betätigen und an der wirtschaftlichen Erschliessung und Nutzbarmachung der Kolonien zu beteiligen vermag. Nur auf diesem Wege schliesslich kann diejenige Garantie für die Aufrechterhaltung unserer Herrschaft und diejenige Sicherheit für Person und Eigentum gewährleistet werden, ohne welche eine gedeihliche wirtschaftliche Arbeit überhaupt nicht möglich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die schweren Ereignisse der letzten Zeit sind für uns gerade in dieser Beziehung eine harte Lehre: sie zeigen, dass der Besitz von Kolonien Pflichten mit sich bringt, die nicht ungestraft vernachlässigt werden dürfen, und dass alles, was unsern Kolonien an den elementaren Bedürfnissen ihrer Entwickelung vorenthalten wird, zehnfach an Geld und Blut gebüsst werden muss. Die bitteren Erfahrungen dürfen uns nicht entmutigen. Sie sollten uns lehren, begangene Fehler zu vermeiden und das Notwendige zur richtigen Zeit zu tun. Sie sollen uns helfen, die Formen und Methoden zu finden, die unsern kolonialen Aufgaben angepasst sind. Vor allem aber mögen sie uns zum Bewusstsein bringen, dass es in den kolonialen Fragen für uns kein Zurück und keinen Stillstand, sondern nur ein Vorwärts gibt. Die Ziele sind uns heute durch die Gestaltung der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Verhältnisse mit aller Deutlichkeit gewiesen. Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Befestigung der Grundlagen unserer Machtstellung im Kreise der Nationen und um die Sicherung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen unserer dichten und rasch zunehmenden Bevölkerung. Es wäre beschämend, wollte das deutsche Volk, dessen Ausbreitungsdrang von den Zeiten der Cimbern und Teutonen und der Völkerwanderung an nicht geruht hat, das in den besten Perioden seiner Vergangenheit in den Ostmarken, bis weit hinein nach Polen und Siebenbürgen, sich als kolonisierendes Volk ersten Ranges bewährt hat, das in den Zeiten seiner politischen Ohnmacht den glücklicheren Nationen für ihre Kolonisation ein unschätzbares Menschenmaterial geliefert hat — es wäre beschämend, wenn dieses Volk sich heute die Kraft und Fähigkeit zur Lösung seiner kolonialen Aufgaben absprechen wollte. Es wäre noch mehr beschämend, wenn bei der grossen Mehrung des Wohlstandes, die im letzten halben Jahrhundert für Deutschland aus der Ausdehnung der weltwirtschaftlichen Beziehungen erwachsen ist, das deutsche Volk sich ausser stande erklären wollte, die Opfer zu bringen, die zur Sicherung der Quellen dieses Wohlstandes gebracht werden müssen. Die grossen Aufgaben unserer Zeit dürfen kein kurzsichtiges und kleinmütiges Geschlecht finden. Aller Skeptizismus und Pessimismus muss verstummen, wo keine Wahl bleibt. In den Lebensfragen der Völker hilft nur die Entschlossenheit, die für das grosse Ziel einen grossen Einsatz wagt. Unsere nationale Einigung und unsere kontinentale Machtstellung verdanken wir nur der klaren und zu dem grössten Opfer bereiten Entschlossenheit, die im richtigen Augenblick über den Skeptizismus und Pessimismus, über die Hamletnatur des deutschen Volkes triumphiert hat. Auch heute bleibt uns keine Wahl. Denn das Deutschland der Zukunft wird eine Kolonialmacht sein oder es wird als wirtschaftliche und politische Weltmacht nicht existieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Dr. **Föhr,** Direktor des Städt. Friedrichs-Polytechnikums, Cöthen: Der geehrte Herr Vorredner hat uns klar und deutlich bewiesen, dass unsere deutsche Weltwirtschaft mit absoluter Notwendigkeit eine Kolonialpolitik erfordert. Leider liegt sie noch zum grossen Teil in der Zukunft; wir müssen daher alles tun, um diese Zukunft sobald wie möglich zur Gegenwart zu machen. Wer für die Zukunft am besten sorgt, der muss für unsere Jugend sorgen. In sie muss die Begeisterung für die koloniale Sache hineingetragen werden, in erster Linie in die studierende Jugend. Ist das geschehen, dann wird es möglich sein, viel rascher vorwärts zu gehen, als das heute noch möglich ist. Wir in Anhalt-Cöthen haben an unserm Polytechnikum dazu wenigstens einen bescheidenen Schritt getan. Wir haben in diesem Frühjahr Ferienkurse für Kolonialtechnik eröffnet, und haben diesen ersten kleinen Versuch mit vollem Erfolg abgeschlossen. Es war geradezu wunderbar, wie diese Vorträge von Kolonialpolitikern aus ganz Deutschland gewirkt haben. Unsere künftigen Ingenieure, die früher der deutschen Kolonialpolitik meist ganz apathisch gegenüberstanden, sie sind nun zum allergrössten Teil ihre begeisterten Anhänger geworden. Ich meine, auf diesem Wege müssten wir überall in Deutschland vorwärtsgehen. Der wichtigste Vorzug, den Deutschland unter allen Kulturländern besitzt, ist der Faktor der Güte der Erziehung seiner Jugend. So lange wir auf die Vorzüglichkeit unseres Unterrichtswesens und für die körperliche Erziehung auf die Güte unseres Heeres und unserer Marine rechnen können, dürfen wir getrost in die Zukunft blicken. Wenn unsere akademische Jugend für die Kolonien begeistert wird, dann ist auch die Kolonialpolitik gesichert. (Bravo!)

Amtsrichter **Lattmann,** M. d. R., Schmalkalden: Nicht gegen den Vortrag, sondern zum Vortrag möchte ich kurz folgendes bemerken.

Wenn der Herr Vortragende bedauert hat, dass der Vortrag nicht um etwa 20 Jahre hätte vertagt werden können, so darf ich vielleicht — ich bitte, mich allerdings dabei richtig zu verstehen — bedauern, dass dieser Vortrag nicht vor 20 Jahren gehalten worden ist (sehr richtig und Heiterkeit), und dass wir noch heute nötig haben, über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft Vorträge zu hören. Meiner Ansicht nach liegt gerade darin, dass solche Vorträge heute und für die Zukunft noch notwendig sind, ein grosser Vorwurf gegen unsere ganze Kolonialbewegung, ein Vorwurf gegen unser ganzes Volk. Leider ist namentlich auch in den Kreisen der Gebildeten, wie auch der Herr Vortragende schon angedeutet hat, das Bewusstsein von der Bedeutung der Kolonien ausserordentlich gering. Ich glaube aber, dass der warme Appell des Herrn Vorredners, die studierende Jugend namentlich in die ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonialgesinnten Kreise hineinzuziehen, etwas zu eng gefasst ist, dass wir vielmehr unsere ganze deutsche Jugend mehr mit dem Gedanken der Bedeutung unserer Kolonien für unsere Volkswirtschaft und auch für unser sittliches Volksleben erfüllen sollen. (Bravo!) Es ist ja gestern schon die Anregung gegeben worden zur Schaffung von Lesestoff, von Karten, von Anschauungsmitteln in höherem Grade als bisher, und diese Anschauungsmittel und diesen Lesestoff in unsern Volksschulen, in Fortbildungsschulen, in Schulen aller Art, höheren und niederen Ranges, aufzulegen und allen Vereinen, die sich mit nationalen Fragen beschäftigen, zugänglich zu machen. Das halte ich für eine der ersten Pflichten aller kolonialfreundlichen Männer und kolonialfreundlichen Vereine. Denn nur dann wird es möglich sein, dass wir nach 20 Jahren einen Vortrag über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft nicht mehr nötig haben. Wenn bis dahin unser ganzes Volk erfüllt ist von der Überzeugung der Bedeutung unserer Kolonien, dann wird sich der Herr Vortragende sicherlich freuen, wenn alsdann ein solcher grundlegender Vortrag nicht mehr nötig ist, wenn vielmehr die Auffassung im Volke von der grossen Bedeutung unserer Kolonien ein Gesamtgut der Mehrheit des Volkes, vor allem aber der gebildeten Kreise geworden ist. (Lebhafter Beifall.)

D. **Oehler,** Missionsinspektor, Basel: Es wurde betont, dass die Jugend für die Kolonien gewonnen werden soll. Was die Bestrebungen, die Jugend für den Dienst und die Arbeit in den Kolonien zu ermuntern, lähmt, sind die grossen sittlichen Gefahren, die das unsittliche Leben vieler Weisser für junge Leute bietet. Viele, die draussen sind, haben für ihr Verhalten keinen andern Grundsatz, als viel zu verdienen und ihrer Lust die Zügel schiessen zu lassen. Die sittlichen Zustände sind zum Teil entsetzlich. Es ist Gefahr, dass junge Leute, die mit sittlichen Grundsätzen herauskommen, die eben deswegen geeignet wären, für die Kolonien Tüchtiges zu leisten, durch den Einfluss der unsittlichen Umgebung sittlich ruiniert werden. Das hindert, die Jugend für Arbeit in den Kolonien zu ermuntern. Will man tüchtige Leute für die Kolonien, so müssen die sittlichen Zustände unter den Weissen besser werden. Dazu ist es notwendig, dass auch die öffentliche Meinung das unsittliche Treiben vieler Weissen in den Kolonien verurteile.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Landwirtschaft in den deutschen Kolonien.

Von Prof. Dr. **O. Warburg**, Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Immer mehr gelangt die Ansicht zur Geltung, dass unsere Schutzgebiete in erster Linie als Rohstoff-Lieferanten für unsere Industrie von Wert sind, und erst an zweiter Stelle als Abnehmer unserer Fabrikate in Betracht kommen, dass hingegen ihre Bedeutung als Ziel der deutschen Auswanderung eine recht geringe ist, man mag über die Eignung einzelner Kolonien und Distrikte für Siedelungen urteilen, wie man will.

Einige Ziffern mögen das Gesagte erläutern: In unsern tropischen Kolonien leben zurzeit erst etwa 3000 Weisse, darunter gegen 2000 Deutsche; auch ist die jährliche Zunahme derselben ausserordentlich gering, wobei freilich zu beachten ist, dass die Zahl der Deutschen daselbst schneller zunimmt, als die der sonstigen weissen Bevölkerung.

In unserm einzigen subtropischen Schutzgebiet, Südwestafrika, sind die Chancen für die Besiedelung durch Weisse zwar bedeutend besser, aber immerhin gab es doch vor dem Aufstand erst etwa 5000 Weisse daselbst, darunter noch kaum 3000 Deutsche, und dass die dortige weisse Bevölkerung die Zahl von 100 000 erreichen wird, gilt ernsten Kolonialtechnikern schon als kühne Hoffnung, während die Annahme der Besiedelung des Landes in absehbarer Zeit durch 1 Million Weisser schon fast als Utopie betrachtet wird.

Wenn man demgegenüber bedenkt, dass in wenigen Jahren die jährliche Bevölkerungszunahme Deutschlands die Zahl von 1 Million Seelen erreicht haben wird, so ist es klar, dass unsere Schutzgebiete je länger desto weniger in der Lage sein werden, als Auswanderungsgebiet für uns ernstlich in Betracht zu kommen.

Völlig anders liegen die Dinge, wenn man unsere Schutzgebiete von wirtschaftlichen Gesichtspunkten, d. h. als Produzenten und Konsumenten, betrachtet.

In den acht Jahren, 1896—1903, stieg die fast ausschliesslich aus Rohstoffen bestehende Ausfuhr unserer Kolonien von 10 auf 25 Millionen Mark, während in der gleichen Periode die im wesentlichen aus Fabrikaten bestehende Einfuhr von 19 auf 40 Millionen Mark stieg. Die Einfuhr vermehrte sich demnach um etwas über 100 Prozent, die Ausfuhr sogar um 150 Prozent.

Der Anteil Deutschlands an dem Import der Kolonien ist prozentual im Steigen, an dem Export dagegen im Fallen begriffen. Im Jahre 1896 gelangte allein nach Hamburg die Hälfte des gesamten kolonialen Exports (nämlich von der 10 Millionen Mark betragenden Gesamtausfuhr 5 Millionen Mark), im Jahre 1903 gingen nach dem gesamten deutschen Zollgebiet nur noch 40 Prozent (nämlich von der 25 Millionen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mark betragenden Gesamtausfuhr nur 10 Millionen Mark), während in der gleichen Zeit die Beteiligung Deutschlands an der Einfuhr der Kolonien von 25 Prozent auf 55 Prozent oder im Werte von $7^1/_2$ auf 22 Millionen Mark gestiegen ist.

Die Erklärung dieser auffallenden Tatsache ist leicht gegeben. Die kleinen Exporte der früheren Jahre gingen naturgemäss nach den Plätzen der besten Schiffsverbindungen, d. h. nach Hamburg und Bremen, während die steigenden Exporte der letzten Jahre schon mehr die Hauptmärkte der einzelnen Produkte aufzusuchen beginnen, d. h. vor allem London, Liverpool, Antwerpen, Marseille. Umgekehrt wird die steigende Einfuhr der Kolonien jetzt stark durch öffentliche Arbeiten, wie Bauten, Eisenbahnen, Landungsbrücken usw. beeinflusst, deren Material natürlich von Deutschland bezogen wird; anderseits freilich muss man anerkennen, dass die deutsche Industrie sich überraschend schnell den kolonialen Bedürfnissen anpasst, wie die Herstellung tropischer Ausrüstungsgegenstände, sowie die namentlich vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee angeregte Fabrikation kolonialer landwirtschaftlicher Maschinen beweist.

Wir dürfen getrost annehmen, dass sich diese Entwickelung auch weiterhin in gleicher Richtung bewegen wird; denn die Aufschliessung der Schutzgebiete wird dauernd grosse Ingenieurarbeiten erfordern, die unsere deutschen Industrien in Anspruch nehmen werden, und ebenso wird die zunehmende koloniale Landwirtschaft in steigendem Masse unsern Maschinenfabriken Beschäftigung geben, die Bedürfnisse der in den Kolonien lebenden Europäer werden auch fernerhin grösstenteils aus Deutschland gedeckt werden, und auch in den mit steigender Kultur schnell zunehmenden Gebrauchsartikeln der Eingeborenen wird Deutschland mit der Zeit immer besser die Konkurrenz anderer Industrieländer zu überwinden vermögen.

Anders liegt die Frage betreffs der kolonialen Rohprodukte. Hier muss es unsere Sorge sein, dem an sich naturgemässen Hinströmen derselben nach fremdländischen Märkten, soweit es möglich ist, Einhalt zu tun, im Interesse unserer Industrie und unserer Handelsemporien.

Freilich muss man bezüglich der einzelnen Produkte Unterschiede walten lassen. Wenn es sich z. B. um den — jetzt freilich durch den Aufstand auf Jahre hinaus lahmgelegten — Export lebender Tiere von Südafrika nach dem Kap und Transvaal handelt — ein Export, der sich im Jahre 1903 auf nicht weniger als 2 338 000 Mark belief, so könnte uns ein solcher Abfluss nach nicht deutschen Gebieten, soweit es sich um normale Verhältnisse handelt, nur erwünscht sein; ebenso ist der Nachteil für Deutschland nicht bedeutend, wenn ein von Jahr zu Jahr sich vermindernder Exportartikel, wie Elfenbein — Export aus den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Kolonien 1896 für $2^1/_2$ Millionen Mark, 1903 für $1^1/_4$ Millionen Mark —, hauptsächlich nach London und Antwerpen geht. Hingegen müssen wir es als einen empfindlichen Nachteil ansehen, wenn die Ölprodukte unserer Kolonien hauptsächlich nach Liverpool und Marseille gehen würden, wenn die deutsche koloniale Baumwolle Bremen meiden, und wenn der Kautschuk unserer Kolonien in Antwerpen oder England bessere Preise erzielen würde, als in Hamburg; brauchen wir doch in Deutschland für nicht weniger als 350 Millionen Mark Baumwolle, für 200 Millionen Mark überseeische Ölprodukte und für 70 Millionen Mark Kautschuk und Guttapercha, von denen unsere Kolonien jetzt für etwa 10 Millionen Mark Ölfrüchte, 5 Millionen Mark Kautschuk und $^1/_2$ Million Mark Baumwolle zu liefern imstande sind, also kaum $2^1/_2$ Prozent des deutschen Konsums der drei Rohstoffe.

Schon herrscht die Tendenz vor, für den Kamerun-Kakao, der in schnell steigendem Masse nach Hamburg exportiert wird — 1901 für $^1/_2$ Million Mark, 1904 schon für über $1^1/_2$ Millionen Mark, bei einem Kakaokonsum Deutschlands von 30 Millionen Mark —, einen andern Markt zu suchen, da die Preise in Hamburg in der letzten Zeit ständig im Sinken begriffen sind. Ob es gelingt, ist fraglich, jedenfalls ist es aber Sache der Nationalwirtschaft, sowie der Hamburger Kaufmannschaft, nach Möglichkeit das Abfliessen dieses Produktes nach andern Märkten zu verhindern; denn jeder Sachverständige wird zugeben, dass es ausserordentlich schwer ist, einen einmal verloren gegangenen Markt wieder zurückzuerobern. Wo es sich um Geldvorteile handelt, werden auch patriotische Appelle ungehört verhallen, genau so, wie es seinerzeit in Java bei den Cinchonapflanzen der Fall war, als England bessere Preise für die chininhaltige Rinde zahlte als Holland.

Handelt es sich auch vorläufig bei jedem einzelnen der genannten Rohstoffe um einen Ausfall von wenigen Millionen Mark, so ist es doch sicher, dass der Wert des Exportes dieser vier genannten Rohstoffe aus unsern Kolonien in absehbarer Zeit in die Hunderte von Millionen Mark steigen wird.

Es ist schon wiederholt angeregt worden, die Kolonien in wirtschaftlicher Beziehung durch Vorzugszölle enger an das Mutterland anzuschliessen. Diese Frage ist aber so komplizierter, allgemein wirtschaftspolitischer Natur, dass es unverständig sein würde, von hier aus einen besonderen Druck auf die Regierung auszuüben. Leichter würde sich wohl eine Förderung unserer kolonialen Landwirtschaft durch Verbilligung der Frachten erreichen lassen, und es würde Sache der Regierung sein, in Erwägung zu ziehen, ob sich nicht bei Erneuerung der Subventionsverträge mit den einzelnen Schiffahrtsgesellschaften Verbilligungen für die Frachten einiger der Hauptexportartikel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Kolonien würden erzielen lassen. Vor allem liesse sich hierdurch wohl einigen der notleidenden Produkte der Plantagenwirtschaft, wie z. B. Kaffee, etwas Erleichterung schaffen, auch würde man den Anbau anderer, wie Baumwolle, Kakao, Gewürze, Früchte, dadurch in erheblicher Weise fördern können.

Eng hiermit hängt die viel erörterte Frage zusammen, ob man überhaupt in unsern Kolonien den Plantagenbau, d. h. die Grosskultur, fördern soll, oder ob man unsere Schutzgebiete als Domäne der Kleinkulturen der Eingeborenen zu betrachten hat. Einig ist man jetzt wohl darin, dass der Schwerpunkt der kolonialen Landwirtschaft dauernd in der Kleinkultur der Eingeborenen liegen wird.

Momentan liegen die Verhältnisse in unsern Kolonien etwa folgendermassen: Von den 25 Millionen Mark Ausfuhrprodukten des Jahres 1903 sind etwa 7 Millionen Mark als Urprodukte zu bezeichnen, nämlich $4^1/_2$ Millionen Mark Kautschuk, $1^1/_2$ Millionen Mark Elfenbein, Hörner, Felle, sowie 1 Million Mark Guano, Wachs, Federn usw. Ferner ist der Export an Industrieprodukten auf etwa $^1/_2$ Million Mark zu veranschlagen. Es bleibt also ein Export von $17^1/_2$ Millionen Mark für landwirtschaftliche Produkte; hiervon kommen auf die Grosskulturen etwa $2^1/_2$ Millionen Mark (nämlich 1 Million Mark Kakao und je eine halbe Million Mark Kaffee, Faserstoffe und Ölfrüchte), es bleiben demnach 15 Millionen Mark für die landwirtschaftlichen Produkte der Eingeborenen. Der Export der Plantagen verhält sich also zum Export der Kleinkulturen wie 1 : 6.

Noch weit geringer ist die Bedeutung der Plantagen, vom Standpunkt der Kolonialwirtschaft aus betrachtet.

Die Plantagenprodukte werden fast sämtlich exportiert, die Produkte der Eingeborenenkulturen werden grösstenteils in der Kolonie selbst konsumiert. Braucht von den $12^1/_2$ Millionen Einwohnern unserer Kolonien jeder einzelne jährlich nur für 40 Mark Produkte zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, Schmuck, Vergnügen usw., so gibt das schon eine Summe von 500 Millionen Mark, danach würde der zum Export gelangende Teil der Produktion der Eingeborenenkultur noch keine 3 Prozent und die Produktion der Plantagenkultur noch nicht $^1/_2$ Prozent der gesamten landwirtschaftlichen Produktion der Kolonien darstellen.

Dieses ungünstige Verhältnis von Export zur Produktion wird sich aber sicherlich schon in wenigen Jahren, besonders infolge des verstärkten Eisenbahnbaues, bedeutend ändern, vor allem aber wird das Verhältnis des Exportes an Plantagenprodukten zu dem Gesamtexport schon binnen kurzem sehr viel günstiger werden. Während im Jahre 1900 für weniger als 1 Million Mark Plantagenprodukte aus unsern Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonien kamen, 1903 schon für $2^1/_2$ Millionen Mark, so werden wir in einigen Jahren schon einem Export von mindestens 10 Millionen Mark Plantagenprodukten entgegensehen können, und zwar selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, dass gar keine neuen Plantagen mehr gegründet werden, nur dadurch, dass die schon bestehenden sämtlich ertragfähig werden.

Der Export der Produkte der Eingeborenenkulturen wird hingegen wesentlich langsamer steigen. Infolge der geringen freiwilligen Arbeitsleistung der Eingeborenen erschöpft sich ihre freie landwirtschaftliche Tätigkeit im allgemeinen in der Gewinnung der für ihren Lebensunterhalt nötigen Nahrungsmittel; dazu pflanzt er noch etwas Genussmittel, wie Tabak, Kola, Betel, Haschisch, Kawa, aber nur selten wirkliche Exportartikel, wenn er nicht — z. B. durch die Hüttensteuer — dazu gezwungen wird. Wohl kann man also durch die Ausdehnung der Hüttensteuer und andere Zwangsmassregeln zu grösseren Exporten gelangen, aber dass man hierbei nur ganz vorsichtig und ohne Übereilung weiter gehen darf, zeigt uns leider am deutlichsten der Aufstand in Ostafrika, bei dem wahrscheinlich die Hüttensteuer und der Zwang zur Baumwollkultur sehr stark wirkende Motive gewesen sind. Aber auch die Hüttensteuer wird der Eingeborene im allgemeinen lieber in einem im Lande selbst verkäuflichen Produkt resp. in dem Entgelt dafür entrichten, da er mit einer solchen Ware im Lande selbst Handel treiben kann.

Man wird mir als Beweis, dass die Eingeborenen doch sehr tüchtiges in der Kultur von Exportprodukten leisten, die Kakaokultur der Eingeborenen der Goldküste, sowie die Erdnusskultur der Eingeborenen des Senegal entgegenhalten. In der Tat sind das die auffallendsten Leistungen, die wir von den Negern kennen, hat sich doch der Kakaoexport der Goldküste hierdurch von 71 Tonnen im Jahre 1897 auf 2437 Tonnen im Jahre 1902 erhoben, und hatte er doch im Jahre 1903 etwa einen Wert von 4 Millionen Mark. Ebenso erreichte die Erdnusskultur Senegals in wenigen Jahren die gewaltige Höhe von über 150 000 Tonnen, und der Wert dieses Exportes stieg von 8,3 Millionen Francs im Jahre 1897 auf 34,6 Millionen Francs im Jahre 1903. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass dies einerseits die intelligentesten Negerstämme sind, die wir kennen, und dass andererseits die Neger der Goldküste auf den Plantagen von San Thomé eine gute Schulung für die Kakaokultur durchgemacht haben, und die Neger vom Senegal schon seit langer Zeit die Erdnüsse als Volkskultur zu eigenem Konsum anbauten.

Dies ist auch der Grund, warum die Sesam- und Erdnusskultur sich gleichfalls in Deutsch-Ostafrika relativ leicht als Exportkultur für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hüttensteuer einführt, und warum auch der Togoneger sowie manche Gebiete in Ostafrika sich schnell an den Baumwollbau wieder gewöhnt haben. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass die Eingeborenen unserer Schutzgebiete nun aus sich selbst heraus grössere Strecken Landes unter Kultur bringen werden; dazu sind sie, mit wenigen Ausnahmen, vorläufig noch nicht weit genug in der Kultur fortgeschritten, oder besser gesagt, bisher noch zu bedürfnislos. Will man schnell steigende Exporte an Produkten der Volkskulturen, so gibt es nur zweierlei, entweder Zwang oder Beispiel, und zwar durch Belehrung in der landwirtschaftlichen Technik, sowie durch Beibringung von Bedürfnissen. Der erstere Weg ist schnell, aber gefährlich, auch ist der Erfolg nur auf die Zeit der Anwendung des Zwanges beschränkt. Der zweite Weg ist langsam, aber sicher und in seinen Erfolgen andauernd; in gewissem Masse lässt sich durch Schulen, Versuchsstationen usw. auf die Eingeborenen einwirken; viel intensiver wirkt aber die Schulung der Dienstleistung auf Plantagen, zumal dort auch die Beibringung von Bedürfnissen an besserer Kleidung, Wohnung, Schmuck usw. eine notwendige Begleiterscheinung ist.

Wir sind der Ansicht, dass noch für lange Zeit hinaus Plantagenkulturen unter Leitung von Weissen für unsere Kolonien notwendig sind, einerseits, um die Eingeborenen an geregelte Arbeit zu gewöhnen und ihnen die Technik der Exportkulturen, sowie die als Stimulans zur Arbeit nötigen Bedürfnisse beizubringen, andererseits freilich auch, um die Kolonien durch schnelle Vermehrung des Exportes wirtschaftlich zu heben, sowie um neue, den Kolonien bisher fremde Kulturen einzuführen und sie bis zur Rentabilität zu entwickeln, so dass später eventuell auch die Eingeborenen sie mit Erfolg zu betreiben imstande sind.

Zwar ist es nicht ausgeschlossen, dass dereinst eine Zeit kommen wird, wo der Plantagenbau als Grosskultur zu den überwundenen Wirtschaftsformen gehören wird, wie ähnliches ja auch dem Grossgrundbesitz in unserer Landwirtschaft prophezeit wird, wann aber dieser Zeitpunkt eintreten wird, lässt sich nicht im geringsten übersehen; sind doch auch rückläufige Entwickelungen wirtschaftlicher Formen schon wiederholt dagewesen.

Was wir aber verlangen können und müssen, ist, dass sich die Regierung in diesem Wettkampf zwischen Plantagen- und Volkskultur, zwischen Gross- und Kleinbetrieb der kolonialen Landwirtschaft streng neutral verhält; sie soll die Plantagen nicht auf Kosten der Ländereien der Eingeborenen künstlich vermehren, aber sie soll der Grosskultur, ebenso wie jeder andern gesunden Wirtschaftsform nach Möglichkeit die Wege ebenen und den Plantagenbau wie bisher, so auch in Zukunft, nach Kräften unterstützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohl ist es uns bewusst, dass es ernste und aufrichtige Gegner jeglicher Art von Plantagenkultur gibt, welche die Art der Anwerbung und die Behandlung der Arbeiter verurteilen, und das enge Zusammenleben derselben ohne ihre Familien als Ursache vieler Missstände ansehen. Das sind aber Fragen, die nicht auf dem volkswirtschaftlichen, sondern auf dem ethisch-sozialen Gebiet liegen. Wir glauben wohl, dass sich in der Behandlung und Ernährung der Plantagenarbeiter noch viele Fortschritte werden machen lassen, und dass die Regierung durchaus das Recht hat, nicht nur für die Innehaltung der Kontrakte zu sorgen, sondern auch die hygienischen und die Ernährung betreffenden Angelegenheiten zu kontrollieren, sowie weitere Schutzbestimmungen zu erlassen, falls die bisherigen nicht genügen sollten. Aber es hiesse das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man wegen der Möglichkeit der Missstände das ganze System der Grosskultur bekämpfen.

Ich denke hier nicht an grosse Landkonzessionen, die sich ja eigentlich nirgends in der Welt bewährt haben. Die Regierung ist sicher durchaus im Recht, wenn sie nach Kräften die ungesunde Landspekulation zu verhindern bestrebt ist. Es handelt sich hier nur um die Frage, soll die Regierung Privatpersonen oder Konsortien nur so viel Land zur Verfügung stellen, wie sie mit ihrem eigenen Kapital zu bewirtschaften imstande sind, oder auch darüber hinaus genügende Ländereien zur späteren eventuellen Vergrösserung ihrer Unternehmungen, resp. zur Gründung von Tochtergesellschaften oder zum Weiterverkauf.

Ich fürchte, man ist jetzt infolge der schlechten Erfahrungen mit den Konzessionsgesellschaften etwas zu engherzig in der Zumessung von Ländereien geworden und vergisst, dass nach den bisherigen Erfahrungen schon ein gewisser Wagemut dazu gehört, solche kolonialen Unternehmungen einzuleiten. Wenn man nicht ein wenig den spekulativen Stimmungen der Menge, sowie dem — ich möchte sagen — romantischen Zuge der Masse nach Landbesitz Rechnung trägt, so fürchte ich, dass die Neubildung von Pflanzungsunternehmungen leicht völlig ins Stocken geraten wird. Auch sind die neuerdings mit dem Landkauf verbundenen weitgehenden Bebauungsverpflichtungen geeignet, jeder Bemühung, ein neues Pflanzungsunternehmen auf Regierungsland zu errichten, im Keime zu ersticken. Wenn es nicht glücklicherweise noch für längere Zeit genügend Privatländereien in den in Betracht kommenden Gegenden gäbe, so wäre eine Vermehrung der Plantagen momentan ziemlich ausgeschlossen.

Oft hört man freilich jetzt die Ansicht aussprechen, nach den bisherigen Erfahrungen sei es als ein Glück anzusehen, wenn durch Erschwerung der Bildung neuer Pflanzungsunternehmen die Möglichkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufhöre, das nationale Kapital in unfruchtbaren kolonialen Unternehmungen zu vergeuden. Die Leute, die so sprechen, gehören aber nicht zu den Kennern der kolonialen Wirtschaftsverhältnisse.

Man mag über die bisherigen Erfolge denken, wie man will, zwei Kulturen gibt es momentan, die im Plantagenbau wirklich guten Erfolg versprechen; es sind das die Sisalhanfkultur, vorläufig nur in Deutsch-Ostafrika, vielleicht später auch in Togo, sowie die Kautschukkultur in unsern sämtlichen tropischen Kolonien, besonders in den regenreichen, wie Kamerun, Neu-Guinea, Samoa.

Was die Sisalkultur betrifft, so legt in Ostafrika eine Pflanzungsgesellschaft nach der andern, soweit sie in der küstennahen Ebene Terrains besitzt, mehr und mehr ihr Hauptgewicht auf dieselbe. Der Sisalhanf wird bald einer der grössten Exportartikel Deutsch-Ostafrikas werden, und so lange die Preise für dies Produkt nicht allzu sehr fallen, wird es eine ausserordentlich rentable Kultur darstellen.

Weit wichtiger für die Kolonien und den Weltmarkt sind jedoch die Ergebnisse der Kautschukkultur in unsern Kolonien, sind doch in denselben schon über eine Million Kautschukbäume gepflanzt, davon fast die Hälfte in Neu-Guinea, der Rest zu gleichen Teilen in Deutsch-Ostafrika und Kamerun. Auch Samoa mit der neu gegründeten Samoa-Kautschuk-Kompagnie und Togo werden bald in die Zahl der Kautschuk bauenden Kolonien eintreten.

Schon haben in Neu-Guinea die beiden Kautschukbäume Ficus elastica (Assamkautschuk) und Hevea brasiliensis (Parakautschuk) vorzügliche Resultate ergeben, brachten doch ältere Ficus elastica bis $2^1/_2$ Kilo (18,75 Mk.) Kautschuk pro Baum; aber auch der schnell und leicht wachsende, überaus anspruchslose Manihot Glaziovii (Cearakautschuk) gibt genügend Kautschuk, um zur weitern Kultur zu ermuntern, nämlich 100 g im Durchschnitt bei achtjährigen Bäumen, das sind 60—70 Pfg. pro Baum, ein Ertrag, der wahrscheinlich noch, wie in Brasilien, bis 350 g in späteren Jahren steigen wird, während schon vierjährige Bäume 60 g Kautschuk pro Baum ergeben, und auch von Kamerun sind soeben recht günstige Resultate der ersten Anzapfungen der dort heimischen Kickxiabäume eingetroffen, die von fünfjährigen Bäumen schon einen Ertrag von 50 g eines recht guten Kautschuks ergeben, während ältere Bäume $^1/_2$ bis $^3/_4$ Pfund Kautschuk pro Baum erwarten lassen.

Ein Kautschukfieber, wie ein solches in Ceylon und auf der malayischen Halbinsel ausgebrochen ist, wo sich enorme Kapitalien auf die Kautschukkultur werfen, ist freilich so leicht nicht für unsere Kolonien zu erwarten, aber es ist fast sicher, dass die Gesellschaften, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich rechtzeitig mit Energie und dem nötigen Geschick dieser Kultur zuwenden, eine Reihe glänzender Jahre erleben werden.

Die Kautschukkultur wird in den nächsten Jahren sicherlich grossen Umwandlungen unterliegen, geht doch die Tendenz dahin, die bisher allein übliche Methode der Anzapfung der Bäume durch rationelle chemisch-physikalische Extraktionsmethoden zu ersetzen. Ob man dies mit einem Schälverfahren erreicht, analog wie bei der Cinchonakultur, eventuell unter Umwandlung der Pflanzungen in niedrig gehaltene Schälwaldungen, wie bei der Zimtkultur und den Eichenschälwaldungen, oder ob man eine Art Feldkultur für Kautschuk ausbildet und die gesamten jungen Pflanzen maschinell verarbeitet, das lässt sich vorläufig noch nicht übersehen. Jedenfalls liegen aber Aufgaben vor, die von eminenter praktischer Bedeutung sind, und die unsern Chemikern, Ingenieuren und Landwirtschaftlern eine Fülle interessanter und lohnender Arbeit bieten werden.

Aber auch der Botaniker sieht noch immer neue Aufgaben vor sich, trotz der unglaublichen Menge neuer Kautschukpflanzen, die in den letzten Jahren entdeckt worden sind. Ich möchte Ihnen hier die erste Mitteilung machen von einer ganz neuen Entdeckung, die vielleicht auch praktisch von Bedeutung zu werden berufen ist. Es handelt sich um in Venezuela vorkommende Mistelarten (Loranthaceen), die in ihren Früchten an Stelle des Klebstoffes (Viscin), das unsere Mistel auszeichnet, fast reinen Kautschuk enthalten, und zwar in Mengen von 12 bis 20 Prozent des Trockengewichtes der Frucht. Der Kautschuk ist leicht zu sondern und ist ein für die Technik vorzüglich brauchbares Produkt.

Die Mistel wächst, wie behauptet wird, nicht nur auf hohen Waldbäumen, sondern auch auf Heckenpflanzen (z. B. Jatropha curcas), Schattenbäumen (z. B. Inga), Kaffee und andern gewöhnlichen und weit verbreiteten Pflanzen, wie Papaya, Maniok, Orangen. Angeblich soll die Pflanze schon in 1 bis 2 Jahren reichlich Früchte tragen, und wenn die uns zugekommenen Nachrichten sich bestätigen, müssen die Erträge ihrem Werte nach pro Baum weit bedeutender sein, als die von Kaffeebäumen erzielten.

Da die Kultur der Pflanze ebenso leicht sein wird wie die unserer Mistel, so glaube ich, dass es eventuell eine wichtige Hilfspflanze für unsere notleidenden Kaffeepflanzungen in Ostafrika werden kann. Ich veranlasste deshalb die Hinübersendung eines botanischen Sammlers zum Studium der Lebensverhältnisse dieser Kautschuk-Mistel, sowie zur Beschaffung von Saat für unsere Kolonien.

Hoffentlich ist diese Sendung von Erfolg gekrönt, so dass wir in nicht zu ferner Zeit wissen werden, ob und unter welchen Bedingungen sich diese Mistelkultur empfehlen lässt. Selbst wenn es sich nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lohnen würde, besondere Mistelplantagen anzulegen, so ist der Fall sehr gut denkbar, dass es sich doch rentieren würde, alte oder aus andern Gründen nicht gut tragende und der Abschreibung verfallene Bestände der Kaffeeplantagen hierdurch wieder nutzbringend zu machen.

Um die Frage, ob nicht bald eine Überproduktion an Kautschuk eintreten wird, zu beantworten, müssen wir ein wenig auf die momentane Kautschukproduktion der Welt eingehen.

Es sollen nach einer neuen englischen Berechnung gegenwärtig etwa 60 000 ha mit Kautschuk bepflanzt sein, davon 16 000 in Ceylon, 15 000 auf der malayischen Halbinsel und 4000 in Mexiko.

Rechnet man nur einen Ertrag von 1000 Mark Kautschuk pro Hektar — bei Pflanzungen von Parakautschuk rechnet man auf mehr als doppelt so hohe Erträge — so wird in wenigen Jahren für 60 Millionen Mark Plantagenkautschuk in den Handel kommen, das ist noch nicht einmal der gegenwärtige Konsum Deutschlands an Kautschuk.

Rechnet man den durchschnittlichen Jahresertrag pro Hektar Kautschukpflanzung auf 250 Kilo Kautschuk, so würden die momentan kultivierten 60 000 ha nach etwa 8—10 Jahren etwa 15 000 Tonnen ergeben, also ein Viertel der Weltproduktion. Andererseits ist zu bedenken, dass der Kautschukbedarf enorm steigt, z. B. von 1900 bis 1904 von 50 000 auf 62 000 Tonnen. Sobald aber die Preise durch vermehrten Anbau fallen, wird der Konsum in noch schnellerem Tempo steigen, besonders durch den zunehmenden Bedarf der dann billiger werdenden Automobile. Andererseits wird bei abnehmenden Preisen die schon jetzt kaum mehr zunehmende Produktion wilden Kautschuks schnell und rapide bergab gehen.

Aus diesen Erwägungen geht demnach hervor, dass man noch für geraume Zeit eine Überproduktion an Kautschuk nicht zu fürchten hat.

Weniger günstig würde die Sachlage für die Sisalkultur sein, falls es sich bewahrheiten sollte, dass die Amerikaner in Cuba mit grossen Kapitalien an die Sisalkultur herangehen. Es war nämlich bisher Yukatan fast das einzige Land, welches Sisal im grossen produzierte, bis schliesslich die dort zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte und Ländereien nicht mehr die steigende Nachfrage nach dem Produkte befriedigen konnten. Bekanntlich ist Sisalhanf das beste Ersatzmittel des Manilahanfes für Schiffstaue, und ausserdem ist es das wichtigste Bindematerial zu Getreidegarben bei den Mähmaschinen. In Cuba sollen grosse Strecken Landes für die Sisalkultur geeignet sein; freilich fragt es sich, ob die Amerikaner dort mit den über billigere Arbeitskräfte verfügenden deutschen Pflanzungsgesellschaften in Ostafrika werden konkurrieren können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Gegensatz zu diesen beiden aufstrebenden Kulturen technischer Pflanzen sind die Hoffnungen, die wir an die Gewinnung von Genussmitteln in unsern Kolonien geknüpft hatten, nur in geringem Masse in Erfüllung gegangen.

Der Tabak hat bisher in unsern Kolonien überall versagt, d. h. der Plantagentabak zur Ausfuhr nach Europa, da trotz der guten in Neu-Guinea und Kamerun erzielten Produkte die Pflanzungen mit Verlust arbeiteten.

Der Kaffee hält sich nur gerade eben noch in den Pflanzungen Usambaras, und zwar lediglich deshalb, weil man bisher keine passende Ersatzkultur für jene Berggegenden kennt. Auf Dividenden aus dem Kaffee rechnet momentan kaum eine der Pflanzungen, hingegen haben sich die meisten der Gesellschaften durch Anlage anderer Pflanzungen in tieferen Gegenden zu helfen gewusst. Hoffentlich werden wir aber in dem anscheinend auch in den höheren Lagen gut gedeihenden neukaledonischen Kautschukbaum Ficus Schlechteri, sowie in der erwähnten Kautschuk-Mistel auch für die Kaffeegegenden demnächst eine rentable Kultur erhalten.

Dem Kakao geht es weit besser, sowohl in Samoa, als besonders in Kamerun, wo jetzt nicht weniger als 4 Millionen Kakaobäume stehen, deren Ertrag rapide steigt und sicher in diesem Jahre über zwei Millionen Mark betragen wird, welche Summe freilich im Vergleich zu den 54 Millionen Mark Kakao, die im letzten Jahre nach Hamburg eingeführt wurden, erst 4 Prozent ausmacht. Die ursprünglich erwarteten, überaus glänzenden Resultate dieser Kultur sind freilich infolge von Schädlingen und dauerndem Sinken der Preise nicht eingetroffen, jedoch lassen die sparsamer wirtschaftenden Pflanzungen immerhin recht gute Dividenden erwarten. Mehr und mehr gehen die Pflanzungen zur Kautschukkultur über, bisher mehr versuchsweise, jetzt nach den festgestellten guten Resultaten bei Kickxia wird man zweifellos auf sämtlichen Kakaopflanzungen auch zur Kautschuk-Grosskultur übergehen.

Noch in den Anfängen steht die Kultur der Kolanuss, die besonders in Kamerun und in Togo erprobt wird; namentlich in Kamerun gedeihen die Kolabäume sehr gut und haben jetzt nach 5 Jahren ihre ersten Früchte angesetzt. Man darf grosse Hoffnungen auf diese Kultur setzen, bringt doch z. B. in Lagos ein einzelner Kolabaum mehr ein, als ein Dutzend Kaffee- und Kakaobäume, was man verstehen wird, wenn man hört, dass das Hundert frischer Kolanüsse in Lagos für 2,75 Mark, ausgelesene sogar für 3,75 Mark verkauft werden.

Die Kultur der Öl- und Fettpflanzen hat man bisher, mit Ausnahme der Kokosnuss, die den Südseepflanzungen schon sehr gute Erträge bringt, den Eingeborenen überlassen, vielleicht aber mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unrecht. Es eignet sich z. B. die Erdnuss als Zwischenkultur ausgezeichnet für junge Baumkulturen, und ist besonders den Parakautschuk-Pflanzungen zu empfehlen. Ferner sollte man erproben, ob sich nicht Sesam gut als Zwischenkultur für Ceara-Kautschuk in den ersten Jahren eignet. Auch auf die rationelle Kultur der Ölpalme haben wir schon wiederholt als wahrscheinlich recht lohnend hingewiesen, freilich sollten dazu nur die ölhaltigen und dünnschaligsten Sorten verwendet werden; interessant ist, dass speziell die Versuche in Neu-Guinea ausgezeichnet ölhaltige Produkte ergeben haben.

Seitdem wir durch das Preisausschreiben des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees zu zweckentsprechenden Schäl- und Entkernungs-Maschinen und -Pressen für die Ölpalme gelangt sind, hat diese Kultur wirklich gute Aussichten. Eine darauf begründete Monokultur soll man freilich noch nicht riskieren, jedoch sollte jede grössere Pflanzung in Kamerun und Togo sich einen ausgedehnten Ölpalmenhain anlegen.

Im Vordergrunde sowohl des kolonialen als des heimischen Interesses steht natürlich momentan die Baumwollkultur, und mit Recht betrachtet das Kolonial-wirtschaftliche Komitee es als seine Hauptaufgabe, die Baumwoll-Produktion unserer Kolonien zu vermehren. Unsere Bemühungen, die sich leider bisher nur auf relativ kleine Mittel stützen konnten, haben ja auch schon beachtenswerte Erfolge erzielt, besonders in Togo und Ostafrika. In der Südsee ist vorläufig bei den schlechten Arbeiterverhältnissen und dem für diese Kultur nicht günstigen Klima kaum ein grösserer Erfolg zu erwarten. Hingegen hoffen wir in Südwestafrika, im Owambolande, auf gute Resultate, im grösseren Massstabe freilich erst nach Vollendung der Otawibahn. Weit mehr aber erwarten wir von dem Hinterland von Kamerun, doch ist die Aufschliessung desselben durch eine Eisenbahn die unumgängliche Voraussetzung hierfür. England hat in Nigeria schon bedeutende Erfolge erzielt, und ganz ähnliches, gleichfalls stark bevölkertes Land besitzen auch wir dort in grosser Menge, auch bauen die Eingeborenen schon jetzt dort Baumwolle zu eigenem Gebrauch und zum lokalen Handel.

Dass unsere afrikanischen Kolonien bei einer energisch durchgeführten Verbesserung des Verkehrsnetzes sicher bald imstande sein werden, für viele Millionen Mark Baumwolle zu exportieren, kann einem Zweifel nicht mehr unterliegen. Freilich darf man sich nicht darüber täuschen, dass auch günstigen Falles dieser Export doch nur einen geringen Teil des etwa 350 Millionen Mark (gleich 1,6 Millionen Ballen) betragenden Bedarfes von Deutschland decken wird.

Zum Beweise hierfür möchte ich folgende Schätzung vorlegen. In Togo gelangte kürzlich eine Regierungskommission nach sorgfältiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Untersuchung zu dem auffallenden Resultat, dass von der durchweg landwirtschaftlichen und als relativ fleissig bekannten Bevölkerung der Landschaft Njambo pro Kopf nur 0,22 ha unter Kultur gebracht worden war, so dass man die durchschnittliche Leistung des afrikanischen Negers mit 0,2 ha pro Kopf eher zu hoch, als zu niedrig einschätzt.

Rechnen wir nun, dass von den 12 Millionen Eingeborenen unserer tropisch-afrikanischen Schutzgebiete ein Viertel in Gegenden lebt, wo Baumwolle aus klimatischen und verkehrstechnischen Gründen gebaut werden kann, also 3 Millionen, so würden sie 600 000 ha unter Kultur bringen; hiervon kann man aber, da sie doch vor allem für ihren Unterhalt das Land bebauen und Baumwolle nur als Nebenprodukt, meist in der Form von Zwischenkultur, kultivieren, nur ein Fünftel auf Baumwolle rechnen, das sind 120 000 ha, die im günstigen Falle etwa 100 000 Ballen ergeben dürften, also den 16. Teil des deutschen Konsums, die aber freilich einen Wert von immerhin 20—25 Millionen Mark repräsentieren.

Dehnen wir dieselbe Rechnung auf das ganze tropische Afrika aus, mit seinen 100—120 Millionen Eingeborenen, so ergibt sich die acht- bis zehnfache Produktion, d. h. etwa 1 Mill. Ballen im Werte von 200—250 Millionen Mark, welche Menge also erst zwei Drittel des Konsums Deutschlands decken würde.

Bedenkt man aber, dass die für Baumwollkultur in Betracht kommenden Gegenden Afrikas grösstenteils derart entfernt von der Küste oder schiffbaren Flüssen gelegen sind, dass sie noch für lange Zeit für den Export so viel Raum einnehmender Artikel, wie Baumwolle, nicht in Betracht kommen, so gelangt man zu der Einsicht, dass die europäischen Kolonialmächte schon zufrieden sein müssen, wenn das tropische Afrika nach einer Reihe von Jahren dem Weltkonsum 5—600 000 Ballen liefert, d. h. noch nicht den Mehrbedarf eines einzigen Jahres.

Ich bin mir bewusst, dass diese Auseinandersetzung manchen Widerspruch finden wird und vor allem viele Leute enttäuschen wird, welche bezüglich der Sicherung unserer europäischen Baumwoll-Industrie hoffnungsfreudig nach Afrika ausgeschaut haben. Ich glaube aber, es ist unsere Pflicht, den Tatsachen, selbst wenn sie uns schmerzlich sein sollten, nüchtern gegenüber zu treten und unsere Bemühungen nicht auf die Aufrechterhaltung eines Zustandes der Selbsttäuschung zu konzentrieren, sondern uns zu bestreben, nach Erforschung der ursächlichen Zusammenhänge, die Hindernisse der Ausdehnung der Baumwollkultur sukzessive, wenn auch nur in hartem Kampfe, zu bewältigen. Es kann und darf uns nicht genügen, dass der vierte Teil aller Neger pro Kopf $^1/_{25}$ ha mit Baumwolle bepflanzt. Wir müssen dahin gelangen, dass, wie es in der Baumwollregion Amerikas der Fall

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, jede Familie in den für den Baumwollbau geeigneten Teilen des tropischen Afrikas 5 ha, d. h. pro Kopf 1 ha mit Baumwolle bepflanzt; dann kämen wir für das tropische Afrika zu 25 Millionen Ballen pro Jahr, das ist die Hälfte mehr, als die gesamte Weltproduktion momentan beträgt.

Die Erreichung dieses glänzenden und unsere europäische Baumwollindustrie für lange Zeit sichernden Zieles ist zwar schwierig, aber nicht unmöglich.

So lange der Neger Hackkultur betreibt, werden wir von ihm nur schwer eine bedeutende Vermehrung seiner Leistungen erlangen können, und so lange er noch grösstenteils im Zustande der Naturalwirtschaft und des Tauschverkehrs lebt, wird man von ihm nicht erwarten können, dass er sich ausschliesslich auf Baumwollbau wirft, um für die Erträge desselben die Lebensmittel einzutauschen.

Die Verdrängung des Tauschverkehrs durch Geldverkehr hängt eng mit der allgemeinen Verkehrsfrage zusammen, und jede neue Eisenbahn wirkt in dieser Beziehung Wunder. Die Ersetzung der Hackwirtschaft durch Pflugkultur ist ein weit schwierigeres Problem, und hängt aufs innigste mit der wirksamen Bekämpfung der Viehseuchen, besonders der Tsetsekrankheit und des Texasfiebers, zusammen. Ausserdem ist langwierige Erziehung und Belehrung der Eingeborenen dazu nötig, wozu wiederum Lehrfarmen, landwirtschaftliche Versuchsstationen, sowie vor allem von Europäern geleitete Grosskulturen die geeignetsten Hilfsmittel sind.

Der Weg zur Sicherung unserer nationalen Baumwollindustrie führt also über Ausbau des kolonialen Eisenbahnnetzes, Bekämpfung der tropischen Viehseuchen, Anlage von landwirtschaftlichen Versuchsstationen und Lehrfarmen sowie Ausdehnung der Plantagenunternehmungen.

Es ist zwar ein weiter und mühevoller Weg, der viel Geduld, Arbeit und Geldmittel erfordert, es ist aber eine würdige und schöne Aufgabe für ein Kulturvolk, wie es das deutsche ist.

Moritz Schanz, Chemnitz: Ich danke Herrn Warburg im Namen der Versammlung für seinen höchst interessanten und lichtvollen Vortrag. Auch in meinem Vortrag im Plenum hatte ich vor Überschätzung der Baumwollernte Afrikas gewarnt, hoffe aber doch von schneller Zunahme der Bevölkerung bei Befriedung des Landes und zunehmender Arbeitswilligkeit und -fähigkeit der Eingeborenen, dass wir steigende und nennenswerte Erträge allmählich erwarten dürfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die Bemerkung des Herrn Referenten, dass der Zwang zur Baumwollkultur ein stark mitwirkendes Motiv des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika gewesen sei, möchte ich folgendes erwidern:

Mit den Eingeborenen in Ostafrika steht das Kolonialwirtschaftliche Komitee und seine Angestellten nur in zwei Punkten in Berührung:

1. In der Baumwollschule, wo unter einem Deutsch-Amerikaner etwa 100 Schüler und Arbeiter beschäftigt sind. Die Schüler sind von den verschiedenen Bezirksämtern ausgewählte junge Leute. Das Komitee zahlt den Schülern 32 Pf. Tagelohn, den Arbeitern 22 Pf. Während die Gebiete in nächster Nähe der Baumwollschule von dem Aufstand ergriffen wurden, sind auf der Baumwollschule irgendwelche Unruhen oder Misshelligkeiten nicht zu verzeichnen.
2. Bei der Garantie der Baumwollpreise, die in der Weise besteht, dass Baumwolle, die keinen Käufer findet, von dem Komitee zu den Preisen von 40 bezw. 30 Pfennigen, je nach Qualität, aufgekauft wird. Die Garantie ist sicher kein Grund zum Aufstand gewesen.

Bei dem weitverzweigten Baumwoll-Unternehmen in Deutsch-Ostafrika wirken etwa 30 Kommunen, Stationen, Missionen und Einzelunternehmer mit; von keiner dieser Stellen ist dem Komitee bis jetzt irgendwelcher Übergriff bei der Heranziehung der Eingeborenen zur Baumwollkultur bekannt geworden.

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Die Kickxia-Anzapfungsversuche auf der Molivepflanzung, über die im „Tropenpflanzer" berichtet wurde, bieten keinen genauen Anhalt. Im Kongogebiet habe ich bei Anzapfungsversuchen von 1899 ausgepflanzten Bäumen 75 g pro Baum erhalten. Ich frage nun an, worauf die Rentabilitätsberechnungen der auf Samoa beabsichtigten Kautschukpflanzungen beruhen, und ferner, wieviel Öl mit der Hakschen Palmkern-Schälmaschine pro Tag gewonnen wird. Ich bezweifle die Rentabilität dieser Maschine, da man nach dem bisher üblichen Verfahren bei Anwendung von Pressen das Öl billiger gewinnen kann, verspreche mir aber viel Erfolg von einer zweckmässigen Knackmaschine.

Kommerzienrat **C. R. Stark,** Chemnitz: Ich erachte die Ansicht des in seinen Urteilen von mir hochgeschätzten Professors Warburg etwas zu pessimistisch. Ich weise auf die Südstaaten der Union mit ihrer Negerbevölkerung hin (etwa 7—8 Millionen), die mit den weissen Farmern (hauptsächlich Texas) 14 Millionen Ballen erbauten. Die Hoffnung der afrikanischen Baumwollkultur beruht auf der Qua-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lität, die, wie selbst erprobt, vorzüglich ist. Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen, wenn grosse Ernten Amerikas die Preise zeitweilig drücken. Ich erinnere an die Opfer, die regierungsseitig in Russland und den Vereinigten Staaten für Baumwollbau gebracht werden. Die Wichtigkeit der Frage hat Herr Schanz überzeugend dargelegt. Redner bezifferte vor drei Jahren den amerikanischen Selbstkonsum der Ernte mit 37 Prozent, heute ist er auf 45—48 Prozent gestiegen. England stellt 5 Millionen neue Spindeln auf (60 Prozent der deutschen Zahl). Wo soll die Baumwolle dafür herkommen? Selbst wenn der Gesamtweltkonsum befriedigt würde, erscheint die deutsche Versorgung höchst gefährdet!

Missionsinspektor **Schreiber**, Bremen: Aus meiner Kenntnis der Verhältnisse in Togo, wo das Kolonial-wirtschaftliche Komitee und die Deutsche Togogesellschaft durch Anlage von Baumwollenplantagen und energische Förderung des Baus der Inlandbahn sich dauernde Verdienste erworben haben, bezweifle ich die Richtigkeit der aufgestellten Berechnung über den Umfang der Baumwollenproduktion der Neger. Es ist sehr gewagt, die augenblickliche Produktionsmenge zur Grundlage einer Berechnung zu machen. Jede Steigerung der Absatzmöglichkeit schafft von selbst eine Vermehrung der Produktion. Die Gründung der Missionsstation Amedschowe, auf der jetzt an 300 Schüler untergebracht sind, hat z. B. die 600 Bewohner des gleichnamigen Dorfes veranlasst, durch Ausdehnung ihrer Landwirtschaft die Nahrungsmittel für die Station zu produzieren. Eine rationelle Anleitung zum Baumwollenbau, wie sie bereits in Togo auf den Missions- und Regierungsstationen, sowie auf den Plantagen erfolgt, eine Förderung der Verkehrsmittel, namentlich der Bau von Eisenbahnen, eine Stärkung der Volkskulturen, die neben dem Plantagenbetrieb mit allen Mitteln zu stärken sind, dürfte mit Sicherheit auch eine grössere Steigerung der Baumwollenproduktion zur Folge haben, als jene Berechnung ergibt.

Prof. Dr. **Fesca**, Witzenhausen: Den Ausführungen des Herrn Vortragenden, den Schwerpunkt auf die Förderung der Eingeborenen-Kulturen zu legen, kann ich nur beistimmen. Jedenfalls sind die grossen Landkonzessionen zu verwerfen; anderseits ist aber ebenso wie in europäischen Ländern eine möglichst günstige Verteilung von Kleinbetrieb und Grossbetrieb anzustreben. Nur der Grossbetrieb — worunter in den Tropen die von Weissen geleiteten Pflanzungen zu verstehen sind — kann ein hinreichend kapitalintensiver sein, und nur im Grossbetriebe können die Resultate der wissenschaftlichen For-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schung sowie die Fortschritte der Technik der Landwirtschaft nutzbar gemacht werden. Erstklassige Exportprodukte lassen sich im Kleinbetriebe viel schwieriger erzielen, als im Grossbetriebe. Aus diesen Gründen sind Grossbetriebe in angemessener Ausdehnung für die gesunde Entwickelung unserer Kolonien unentbehrlich. Dieselben müssen von praktisch wie theoretisch gebildeten Landwirten geleitet werden. Junge Leute, welche eine der landwirtschaftlichen Hochschule entsprechende, besonders die tropischen und subtropischen Verhältnisse berücksichtigende Ausbildung auf der deutschen Kolonialschule erhalten haben, dürften, nachdem sie sich hinreichende praktische Erfahrungen als Hilfspflanzer erworben haben, wohl geeignet sein, den Anforderungen und Erwartungen, die an einen Leiter grösserer Pflanzungen auch im Interesse der Erziehung der Eingeborenen zu intelligenten Landarbeitern gestellt werden müssen, zu genügen. Auch die Einführung besserer Arbeitsgeräte und Kulturverfahren in die Kleinbetriebe ist nur durch die Schulung und das Beispiel der Grossbetriebe möglich. Ein richtiges Verhältnis beider Betriebe zueinander, das je nach örtlichen Verhältnissen ein sehr verschiedenes sein kann, ist demnach für die gesunde Entwickelung unserer kolonialen Landwirtschaft von hoher Bedeutung.

J. K. Vietor, Bremen: Herr Professor Warburg hat Zwang oder Erziehung genannt als Mittel, die Eingeborenen zu grösseren Arbeitsleistungen zu veranlassen. Ich rate direkt von Zwang ab, da ich in unsern deutschen Kolonien keine grösseren Fortschritte sehe, wie in den englischen und französischen, die keinen Zwang kennen. Wir wissen aber auch den Weg jetzt schon, denn die Baumwollschule in Notschae des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees ist die beste Einrichtung, die ich in sämtlichen besuchten Kolonien gesehen habe. Dort lernen die Leute nicht nur Baumwollbau, sondern auch Saatwahl, Fruchtfolge usw., so dass sie später zur Beschaffung ihrer Nahrungsmittel nur die halbe Zeit gebrauchen sollen. Gegen Grosskultur kann an sich natürlich niemand etwas haben, so lange sie sich in solchen Grenzen hält, dass genügende Arbeitskräfte freiwillig zu haben sind. Der von Herrn Professor Warburg ausgesprochene Satz, dass Plantagen- und Eingeborenenkultur gleichberechtigt sind, ist richtig. Doch soll Land zu Spekulationszwecken keinenfalls vergeben werden dürfen. Ein hoher Betriebszwang ist in jedem Fall von Landverkauf notwendig nach unsern bisherigen Erfahrungen.

Direktor Dr. **Hupfeld,** Berlin, weist darauf hin, dass die älteren Gesellschaften ein viel grösseres Risiko übernahmen, als die jetzt hinaus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehenden; deshalb sei es gerechtfertigt gewesen, betr. Landverleihung früher liberaler zu sein, als jetzt. Doch sei es bedenklich, in den Vorschriften zu scharf zu sein, da dann die Unternehmungslust abgeschreckt werde.

Prof. **Warburg**, Berlin, stellt im Schlusswort fest, dass im Prinzip volles Einverständnis über die schwierige Materie erzielt sei. Zuletzt beantwortet er die einzelnen Anfragen des Herrn Schulte im Hofe.

* * *

Die nachstehende Resolution gelangte hierauf zur Vorlage im Plenum einstimmig zur Annahme:

„Von der Nation in ihrer Gesamtheit wird die Notwendigkeit anerkannt:

Deutschland im Austausch mit heimischen Industrieerzeugnissen durch national-wichtige Rohstoffe und Produkte aus den deutschen Kolonien zu versorgen. Zu diesem Zweck fordert der Kongress, grössere Mittel von Reichs wegen zur Verfügung zu stellen:

1. Für wirtschaftliche Vorarbeiten zur Feststellung der Rentabilität bestimmter kolonialer Unternehmungen in den deutschen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

2. Für den Bau von Eisenbahnen, die Verbesserung der Landungsverhältnisse, die Schiffbarmachung von Flüssen, den Bau von Strassen, die Anlage von Telegraphen- und Telephonlinien und für die Bekämpfung von tropischen Pflanzenkrankheiten und Viehseuchen.

3. Für die Förderung von Volkskulturen unter Verwendung des Pflugs und Plantagenkulturen, insbesondere der Baumwollkultur und der Gewinnung und Kultur von Kautschuk und Guttapercha."

Die Kautschuk- und Guttaperchafrage in den deutschen Kolonien.

Von **Louis Hoff**, Harburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich mir gestatte, Ihnen einen Vortrag über die Kautschuk- und Guttaperchafrage in unsern Kolonien zu halten, so bitte ich, vorausschicken zu dürfen, dass ich nur auf Grund meiner praktischen Kenntnisse als Fabrikant und kaufmännischer Leiter eines grossen industriellen Unternehmens spreche, und dass meine Ausführungen aus dem Gesichtswinkel des deutschen Industriellen heraus er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folgen, geleitet von den Interessen unserer nationalen Industrie, die als Glied einer grossen Kette in ihrem Wohlergehen untrennbar ist von dem Wohle unseres grossen deutschen Vaterlandes.

Der Artikel „Kautschuk" ist wohl eines der jüngsten aller bekannten Kolonialprodukte, seine Kenntnis datiert noch nicht ein Jahrhundert zurück und seine praktische Verwendung kennen wir erst seit etwa 60 Jahren; denn erst die epochemachende Erfindung der Vulkanisation durch den Amerikaner Goodyear um das Jahr 1844 hat den Kautschuk für so viele Artikel Verwendung finden lassen.

In Deutschland ist die Kautschukwarenfabrikation ungefähr fünfzig Jahre alt, und zwar sind es die noch heute bestehenden Harburger Fabriken gewesen, welche im Jahre 1855 als mit die ersten deutschen Kautschukwarenfabriken errichtet wurden, und welche sich seit ihrer Gründung zu den grössten der Branche entwickelt haben. Man zählt heute allein in Deutschland über 90 Kautschukwarenfabriken, in denen ein Kapital von wenigstens 100 Millionen Mark investiert ist, und in denen wohl über 30 000 Arbeiter Beschäftigung finden.

Die Kautschuk- und Guttapercha-Industrie hat in verhältnismässig kurzer Zeit in den Hauptkulturstaaten der Erde einen Umfang und eine Bedeutung erlangt, wie sie wohl niemals erwartet worden ist. Kautschukwaren sind heute ein so wichtiger Artikel geworden, dass viele Industrien ohne Kautschuk kaum denkbar sind bezw. zumindest wohl niemals die Ausdehnung erfahren hätten, welche sie heute besitzen.

Ich erinnere hierbei nur an die gesamte Maschinenindustrie, an die Brau-Industrie, chemische Industrie und an die Zucker-Industrie.

Es gibt keine einzige Maschine, weder eine Dampfmaschine, noch sonstige Arbeitsmaschine, bei welcher nicht Kautschuk in irgendeiner Form, sei es als Dichtungsmaterial, sei es als Riemen oder Ventil, Verwendung findet.

Das gesamte Eisenbahnwesen hat erst durch die Westinghouse-, Carpenter- und Hardy-Bremse eine grössere Sicherheit erfahren, und nur durch Verwendung von Kautschuk ward es ermöglicht, diese Bremsen überhaupt zu konstruieren und die Unsicherheit auf ein Minimum herabzudrücken.

Im weiteren erinnere ich an die ausserordentlich hoch entwickelte elektrotechnische Industrie, welche in all ihren Phasen von dem Kautschuk und der Guttapercha abhängig ist, sei es in Gestalt von Isolierband, Isolierröhren, Kabeln, Hartkautschukplatten, Akkumulatorkästen usw.

Als besonders wichtig ist ferner die Fahrrad-Industrie zu erwähnen, welche eigentlich erst aus der Kautschukindustrie hervor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegangen ist. Die ersten Fahrräder, welche in den 60er Jahren auf den Markt kamen, hatten gewöhnliche Eisenräder, und das Fahren war natürlich kein besonderes Vergnügen. Als man nun aber zu Kautschukreifen (Vollreifen) und später zu den cushion tyres (eine Art Hohlreifen, die schon eine Annäherung an die bekannten Pneumatiks darstellten) überging, wurden die Fahrräder immer mehr eingeführt; den Pneumatiks, die ein ganz bedeutend ruhigeres, angenehmeres Fahren ermöglichen, blieb es jedoch vorbehalten, den gewaltigen Umschwung in der Fahrradindustrie herbeizuführen und diese Branche auf die jetzige Höhe und zu der jetzigen Bedeutung zu führen.

Als neuesten Industriezweig erwähne ich ferner die Automobilindustrie, die schon heute eine ausserordentlich hohe Bedeutung erlangt hat. Der kolossale Aufschwung, den die Automobilbranche genommen hat, ist in erster Linie der Verwendung von Kautschukreifen zu verdanken; denn nur durch die Neuerrungenschaften auf dem Gebiete der Motorreifenfabrikation konnten die bedeutenden Geschwindigkeiten, verbunden mit dem ruhigeren Lauf der Fahrzeuge erreicht werden.

Die Chirurgie, Krankenpflege und Säuglingsernährung sind ebenfalls Gebiete, wo Kautschuk geradezu unentbehrlich geworden ist.

Aus Vorgesagtem erhellt, welch enorme Bedeutung der Kautschuk in unserm wirtschaftlichen Leben erlangt hat, und man kann getrost behaupten, dass der Kautschuk in allen Industriezweigen — es gibt kaum eine Industrie, die nicht Kautschukwaren in irgendeiner Form gebraucht — überhaupt nicht mehr entbehrt werden kann.

Es ist notorisch, dass durch die mannigfaltige Verwendung von Kautschuk — ich erinnere auch noch an den Artikel Gummischuhe, Gummischläuche und Gummibälle — ein ständig steigender Bedarf und eine fortschreitende Entwickelung der Kautschukindustrie eingetreten ist, die Hand in Hand geht mit der Entwickelung und Ausdehnung anderer Industriezweige.

Die gewaltige Ausdehnung der Kautschuk-Industrie hat natürlich einen ganz erheblichen, ständig steigenden Bedarf an Rohkautschuk zur Folge, aber schon heute ist zu konstatieren, dass selbst die gegen früher ganz beträchtlich gesteigerte Produktion von Rohkautschuk nicht mit dem enormen Konsum Schritt zu halten vermag, und deshalb muss das Augenmerk aller Beteiligten darauf gerichtet sein, rechtzeitig Mittel und Wege zu finden, um die Produktion von Rohkautschuk weiter auszubauen und dementsprechend den steigenden Konsum zu erhöhen.

Das beste Beispiel, in welcher Weise die Produktion an Rohkautschuk, sowie der Konsum zugenommen hat, geben folgende Daten:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Jahre 1880 betrug die Gesamtausfuhr des Amazonasgebietes 8680 tons; in der Zeit vom 1. Juli 1904 bis 30. Juni 1905 ist dieselbe auf 33 100 tons angewachsen.

Die Ausfuhr des Kongostaates, welcher überhaupt erst seit dem Jahre 1886 zu den Kautschuk liefernden Ländern zu zählen ist, betrug 1886 im ganzen 18 tons; im Jahre 1903 dagegen hatte der Kongostaat eine Gesamtausfuhr von 5918 tons.

Im Jahre 1899/1900 blickten wir auf eine Gesamt-Weltproduktion von 53 348 tons und einen Konsum von 48 352 tons; 1904/05 ist die Produktion auf 68 879 tons und der Konsum auf 65 083 tons angewachsen.

Dabei sind die Weltvorräte zurückgegangen. Während wir beispielsweise im Jahre 1902 ult. Juni noch sichtbare Vorräte von 6816 tons hatten, betrugen dieselben 1904 nur 4388 tons, also etwa 64 Prozent des Jahres 1902.

Der Konsum hat also ganz rapide zugenommen, während die Vorräte geringer geworden sind, und hieraus erklärt sich denn auch die Hausse im Rohgummimarkte.

Die Art der Gewinnung in den Produktionsländern (es kommen hierfür speziell das Amazonasgebiet, der Kongostaat, die deutschen und fremdländischen Kolonien in Ost- und Westafrika in Betracht), lässt viel zu wünschen übrig, denn es wird in all diesen Gebieten mehr oder minder Raubbau betrieben, und wenn das so weiter geht, dann wird die Zeit kommen, wo die grossen erreichbaren Wälder bald erschöpft sind.

Das Bestreben aller Interessenten sollte deshalb darauf gerichtet sein, in erster Linie auf dem Wege der Gesetzgebung dem Raubbau zu steuern und ferner den plantagenmässigen Anbau von Kautschukbäumen zu fördern und finanziell zu unterstützen.

Über den Raubbau in unsern Kolonien, speziell in Süd-Kamerun, ist ja viel geschrieben worden, und die Kolonial-Zeitung und die Allgemeine Zeitung in München haben längere Artikel darüber gebracht, deren Inhalt ich bei Ihnen als bekannt voraussetze.

Es wurde in diesen Artikeln in scharfen Worten darauf hingewiesen, dass seitens der Batangafirmen grosse Kautschukgebiete durch den Raubbau vollständig vernichtet und entwertet seien.

Ich selbst vermag nicht persönlich zu beurteilen, inwieweit diese Berichte zutreffend sind, indem ich Südkamerun bezw. jene Gegenden nie bereist habe, wohl aber weiss ich durch meine Reisen in Brasilien, dass der Kautschuk in Südamerika (Brasilien, Bolivien, Peru) von grossen mächtigen Bäumen mittels Einschnitten gewonnen wird,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während es sich in Afrika vorzugsweise um Schlinggewächse (Lianen) handelt, bei denen das Anzapfen laut mir seitens meiner Hamburger Freunde gewordenen Mitteilungen auf Schwierigkeiten stösst, weshalb denn diese Lianen meistens abgehauen oder abgeschnitten werden, so dass sie ausbluten. Die hierbei ausfliessende Kautschukmilch wird dann aufgefangen.

Nun erwähnen aber die der Kolonial-Zeitung zugegangenen Berichte, dass durch solches Abhauen auch die kräftigen Kickxiabäume in jenen Gegenden fast ausgerottet seien, und wenn sich das bewahrheiten sollte, so wäre es im höchsten Grade bedauerlich, und es dürfte für unsere Regierung die höchste Zeit sein, durchgreifende Massnahmen zum Schutze der Kautschukpflanzen zu treffen. Das Wohl der Kolonie muss höher stehen, als Einzelinteressen, und wenn der Kautschuk-Export durch Einschränkung des Raubbaues in den ersten Jahren auch zurückgehen wird, so wird sich derselbe durch planmässigen vernünftigen Abbau gar bald wieder heben, und der anfängliche Ausfall wird später reichlich gedeckt werden.

Es müsste in allen unsern Kolonien, inklusive Neu-Guinea, ein Überwachungssystem, ähnlich wie bei uns das Forstwesen, eingeführt werden, durch welches jeder festgestellte Raubbau unter Strafe gestellt wird. Dass dies bei den grossen Länderstrecken, um welche es sich in unsern Kolonien handelt, mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und ausserdem bedeutende Kosten verursachen wird, ist verständlich. Wollen wir uns aber den Wert unserer Kolonien erhalten, so müssen entsprechende Massnahmen getroffen werden, und man darf die nötigen Ausgaben nicht scheuen.

Der Kongostaat hat ziemlich durchgreifende Massnahmen getroffen, um dem Raubbau entgegenzutreten. Die betreffende Verordnung des Königs bestimmt folgendes:

„Zur Verhinderung des Rückganges der Kautschukgewinnung wird beschlossen, dass jeder, der Kautschuk in den Dominialwäldern oder Distrikten erntet, verpflichtet ist, dortselbst jährlich mindestens 50 Stecklinge für je 100 kg ebendort gewonnenen frischen Kautschuks zu pflanzen. Die Staatsangestellten, und in jenen Gegenden, in welchen der Staat auf die Kautschukausbeute verzichtet hat, die Privatleute oder Konzessionäre und ihre Agenten sind verpflichtet, die vorgeschriebenen Pflanzungen zu veranlassen und zu unterhalten. Hierfür können die Distriktskommissäre, soweit sie es für nützlich halten, den in ihrem Bezirk sitzenden Privatleuten einen der unter ihrem Befehl stehenden Agronomen zur zeitweisen Verfügung stellen. Kautschuk darf von Bäumen und Lianen nur vermittelst Einschnitten gewonnen werden. Es ist verboten, Kautschukbäume und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lianen abzuschlagen, sie ihrer Rinde zu berauben, durch Schlagen und Reiben der Rinde den Kautschuksaft auszuziehen, noch auf irgendeine andere Methode zu gewinnen. Den Kontrolldienst über die Kautschukpflanzungen in den Staatsländereien üben aus: 1 Forstinspektor als Chef, 9 Forstkontrolleure, 12 Unter-Forstkontrolleure, deren Wirkungskreise durch den Generalgouverneur bestimmt werden. Diese überwachen in ihren Bezirken die Ausführung obiger Bestimmungen und ordnen nötigenfalls die erforderlichen Massregeln an, um die gute Unterhaltung und normale Entwickelung der eingerichteten Kulturen zu sichern. Diese Agenten des Kontrolldienstes sind Beamte der Gerichtspolizei. Sie forschen nach Übertretungen des vorliegenden Erlasses und stellen sie fest. Der Generalgouverneur bestimmt die Art ihres Vorgehens und die Ausdehnung ihrer Machtbefugnisse bezüglich Festnahme, Untersuchung und Requisition der Staatsgewalt. Die Übertretungen gegenwärtigen Erlasses werden mit einer Geldstrafe von 100 bis 5000 Franken und einer Freiheitsstrafe von 10 Tagen bis 6 Monaten, oder mit einer dieser Strafen allein bestraft. Auf Kosten der Zuwiderhandelnden wird für die Einrichtung und Unterhaltung der Pflanzungen, welche fehlerhaft angelegt sind, von Amtswegen gesorgt. Auch kann ihnen der Generalgouverneur die Ermächtigung zur Ausbeutung des Kautschuks vorübergehend entziehen."

In Deutsch-Ostafrika hat der Gouverneur bereits zum Schutz der Kautschukbaumwaldungen zwei Bekanntmachungen erlassen, nach denen das Anzapfen, Anbohren, Anschneiden, Durchschneiden, Fällen und Beschädigen von Kautschukgewächsen, sowie das Einsammeln von Kautschuk auf den dem Fiskus gehörigen und seinem Aneignungsrecht unterliegenden Ländereien des Bezirks Langenburg und der Landschaft Kipugu auf zwei Jahre verboten ist.

Als Kompensation für die unserer Regierung aus der Einführung eines Überwachungssystems erwachsenden erheblichen Kosten wäre seitens der betreffenden Kolonie ein bestimmter Ausgangszoll auf jedes zur Ausfuhr kommende Kilo Kautschuk zu erheben, wie dies auch in Brasilien und andern Kautschuk produzierenden Ländern geschieht, und meiner Überzeugung nach würde das Deutsche Reich hierdurch in der Folge beträchtliche Einnahmen haben, ganz abgesehen davon, dass die Kolonien, welche unsern Nationalreichtum vergrössern helfen, einen erheblich grösseren Wert bekommen würden.

Bedauerlich ist die Tatsache, dass die Kautschuk-Kultur in unsern Kolonien seither noch keine grössere Ausdehnung genommen hat. Unsere Kolonien stehen, obwohl schon die Leistungen einiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflanzungsunternehmen sehr beachtenswert sind, hinter denjenigen anderer Kolonialvölker stark zurück.

Man muss einmal Umschau halten, welche Anstrengungen die Amerikaner in Mexiko, die Belgier am Kongo, die Engländer in Assam, auf Trinidad und Westindien und die Holländer in Niederländisch-Indien machen.

Das alles aber wird noch übertroffen durch die Hevea-Pflanzungen der Engländer auf Ceylon und Malakka, die einen Kautschuk vorzüglichster Qualität liefern.

Um Ihnen ein Bild zu geben über verschiedene Qualitäten von Kautschuk, gestatte ich mir, Ihnen vorzulegen:

1. ein Stück fine Para, vom oberen Amazonenstrom, welches die am meisten geschätzte Marke darstellt, für die man heute etwa 12,50 Mk. pro Kilogramm anlegt;
2. ein Stück Haut Congo, eine sehr gute, afrikanische Sorte, welche durch sorgfältiges Anzapfen von Kautschukbäumen und Lianen gewonnen wird, und nur einen geringen Waschverlust von etwa 5 Prozent ergibt. Man bezahlt diese Ware heute mit etwa 9 Mk. pro Kilogramm;
3. ein Stück Djuma, ein Produkt, welches durch den Raubbau gewonnen wird und sehr viel Unreinigkeiten, Holz, Erde usw. enthält. Der Waschverlust dieser Ware beträgt etwa 30 Prozent, und der Preis ist natürlich ein bedeutend geringerer, nämlich etwa 5 Mk. pro Kilogramm;
4. ein Stück Ceylon-Gummi, welches veranschaulicht, was für ein schönes Produkt man durch sorgfältigen Plantagenbau zu gewinnen in der Lage ist. Diese Ware ist ausserordentlich rein und ergibt einen Waschverlust von etwa 2 Prozent. Dieselbe erzielt aber auch einen Preis von etwa 15 Mk. pro Kilogramm, und ist das teuerste was angeboten wird.

Allerdings gibt es zurzeit nur wenige Kautschukplantagen, welche nennenswerte Erträgnisse liefern, und wenn sich das Kapital seither von den Kautschukplantagen mehr oder weniger ferngehalten hat, so ist das auf den Umstand zurückzuführen, dass immer erst eine längere Reihe von Jahren vergeht, ehe die neu errichteten Plantagen ertragsfähig werden, und ferner darauf, dass man bedeutende Kapitalien in Pflanzungsunternehmen anderer Art in unsern Kolonien investiert hat, die bis jetzt zum grossen Teil nur unbefriedigende Resultate gezeitigt haben.

Angesichts des Umstandes aber, dass die Kautschukplantagen, wenn sie einmal ertragsfähig geworden sind, auch eine um so höhere Rente erwarten lassen und eine gute Verzinsung sichern, sind heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Befürchtungen irgendwelcher Art kaum noch berechtigt. Andere Nationen, wie namentlich die Engländer und Belgier, haben hierin einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und es bedarf der grössten Kraftanstrengung, wenn wir denselben einholen wollen. Jedes Zögern bedeutet einen schweren Verlust für unser Nationalvermögen in den Kolonien, und anderseits bedeutet jede Tonne Gummi, aus unsern eigenen Kolonien gewonnen, hohen Gewinn für unser Reich, welches dadurch von andern Ländern wirtschaftlich unabhängiger wird.

Die Bestrebungen des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees, welche schon seit länger als zehn Jahren darauf gerichtet waren, die Kautschukkultur in unsern Kolonien zu fördern und zu heben, sind deshalb mit grosser Freude zu begrüssen, und es bleibt nur zu wünschen übrig, dass dieselben von unsern hohen Reichsbehörden in tatkräftigster Weise unterstützt werden. Das Kolonialamt hat diese Unterstützung in sichere Aussicht gestellt, und wenn die gesetzgebenden Körperschaften sich der Bewilligung der geforderten Beihilfe für die geplante Kautschuk- und Guttapercha-Expedition nicht verschliessen, so steht zu erhoffen, dass die so wichtige Kautschukfrage um ein beträchtliches Stück ihrer Entwickelung entgegengeht.

Hand in Hand aber mit der Erschliessung unserer Kolonien als Kautschuk produzierende Gebiete wäre vor allem darauf Bedacht zu nehmen, dass gleichzeitig auch die erforderlichen Kommunikationsmittel: Wege und Strassen, sowie Eisenbahnen gebaut werden, da eine rationelle und intensive Bearbeitung unserer Kolonien eben erst dann möglich sein wird, wenn der Zugang, sowie der Transport von Waren überhaupt nicht mehr den jetzigen Schwierigkeiten begegnet. Bei der grossen Fürsorge, welche das Kolonialamt der Förderung unserer Kolonien zeigt, steht zu erwarten, dass auch dieser Punkt bald näher in Erwägung gezogen werde, und dass dann die Kolonien nicht sich allein, sondern auch dem Mutterlande zum hohen Segen gereichen werden.

Nimmt der Staat die Sache in der angedeuteten Weise in die Hand, dergestalt, dass er einerseits bei Erwerbung von Plantagen in aller Form die Besitztitel garantiert, zweitens den Pflanzungen und Plantagen nach jeder Richtung hin den behördlichen Schutz zuteil werden lässt und vor allen Dingen ein umfangreiches Wachtpersonal anstellt, welches einen strengen und scharfen Überwachungsdienst zur Verhinderung des Raubbaus organisiert, dann sind auch die Vorbedingungen einer kontinuierlichen Verzinsung des investierten Kapitals gegeben, und dann werden sich auch das Grosskapital, sowie die Grossbanken bereitfinden lassen, die Errichtung von Plantagen finan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziell in erforderlicher Weise zu unterstützen; denn sobald die Garantien einer Verzinsung gegeben sind, fällt es auch weiter nicht schwer, grössere Kapitalien aufzubringen.

Hätte man schon vor zwanzig Jahren daran gedacht, überhaupt Kautschukplantagen zu errichten und durch entsprechende Gesetzgebung dem Raubbau zu steuern, so ständen wir heute vor einer grösseren Weltproduktion, genügend gross, um auch den heutigen, gesteigerten Bedürfnissen zu entsprechen. So haben wir aber heute Verhältnisse, die als unhaltbar gelten müssen.

Bei einer Weltproduktion, die nicht mit dem Konsum Schritt zu halten vermag, sind die Rohgummipreise so ungeheuerlich gestiegen, dass die Fabriken, wenn sie sich einigermassen ihren angestammten Kundenkreis erhalten wollen, unmöglich die Verkaufspreise für fertige Fabrikate in gleichem Masse erhöhen können. Hieraus resultiert, dass die Gummifabriken nichts verdienen, viele sich nur mit Mühe über Wasser halten und andere, weniger gut fundierte Fabriken direkt mit Verlust arbeiten und ihrem Ruin entgegengehen.

So sind in Österreich vor Jahresfrist zwei grössere Fabriken falliert und auch in Deutschland hat ein grösseres Werk seinen Betrieb einstellen müssen.

Nicht allein nun, dass eine so ungünstig arbeitende Industrie keine schätzenswerte Steuerkraft sein kann, tritt noch die weit höhere Gefahr hinzu, dass Hunderte und Tausende von Arbeitern brotlos werden, die nur schwer in andern Branchen Aufnahme finden können.

Man ersehe hieraus, wie weittragend sich die Folgen einer solchen Unterlassung gestalten, und wie dringend es erforderlich erscheint, dass auf kolonialem Gebiete der Hebel der Besserung eingesetzt werde, wenn anders unsere nationale deutsche Gummiindustrie nicht eine starke Erschütterung erleiden soll, wovon der Staat als solcher den grössten Schaden haben würde, geradeso, wie der Körper, welcher ein wichtiges Glied einbüsst.

Prof. **Warburg,** Berlin, stimmt den Ausführungen des Vortragenden in bezug auf die Förderung der Kautschukkultur durchaus zu, warnt aber dringend gegen rigorose Verordnungen zwecks Verhinderung des Raubbaues der Eingeborenen bezüglich des Kautschuks der Waldungen; eventuell liesse sich ein Verbot des Abhauens der Kickxiabäume durchführen, ein Verbot des Abhauens der Kautschuklianen würde aber entweder auf dem Papier bleiben oder zu Missbräuchen, Denunziationen, Erpressungen usw. führen, wie im Kongostaat, wahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinlich auch zu Aufständen. Auch ein Ausfuhrzoll auf Kautschuk ist vorläufig nicht zu empfehlen, da die Kautschukkultur sich doch erst entwickeln soll und man zwar guten Erfolg erhofft und erwartet, aber doch noch nicht dessen sicher ist; treten die Erfolge ein, so wird die Regierung nicht lange zögern, von selbst Zölle aufzuerlegen, wir brauchen die Regierung nicht dazu zu veranlassen.

Gutsbesitzer **Pogge,** Roggow, legt Wert darauf, die Regierung in der Resolution aufzufordern, für Sicherheit des Lebens und Eigentums vor allem zu sorgen.

Rittergutsbesitzer **Tenge,** Niederbarkhausen, berichtet über das erfreuliche Interesse und die infolgedessen in Angriff genommenen Kautschukpflanzungen in Deutsch-Ostafrika, besonders mit Manihot Glaziovii. Wenn diese Bestrebungen von seiten der Regierung, anstatt zunächst durch Ausfuhrzölle beschränkt, durch Prämien gefördert würden, so dürfte es gelingen, die inländische Industrie alsbaldigst mit dem jetzt sehr knapp gewordenen Rohmaterial reichlicher zu alimentieren.

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Ich stimme mit dem Herrn Vortragenden darin überein, dass in unsern Kolonien mehr Kautschukpflanzungen angelegt werden müssen, möchte aber vor Übereilung warnen. Wir können von der Rentabilität einer Kautschukpflanzung in einem bestimmten Lande erst dann sprechen, wenn in diesem mit den anzupflanzenden Kautschukbäumen zufriedenstellende Resultate erzielt sind. Man kann z. B. nicht von Ostafrika auf Kamerun, von Ceylon auf Samoa schliessen. Für den seinerzeit von der Samoa-Kautschuk-Compagnie versandten Prospekt hat es nach meiner Ansicht an den Grundlagen für eine Rentabilitätsberechnung gefehlt, da die Versuche in Samoa noch nicht so weit gediehen sind, dass auf Grund derselben eine solche Berechnung gemacht werden kann. Ich halte es unter solchen Umständen für bedenklich, Prospekte, wie den der Samoa-Kautschuk-Compagnie, zu versenden.

Direktor **C. v. Beck,** Berlin: In der Erwägung, dass es von der höchsten Wichtigkeit ist, für Kautschukunternehmungen in den deutschen Kolonien Kapital zu gewinnen und für dieselben das nötigste Fundament, nämlich gutes Saatgut, zu erlangen, ist die Regierung zu ersuchen, sie möge die Leitungen der vorhandenen Regierungs-Versuchsgärten anweisen, der Aufzucht von samengebenden Kautschukbäumen die grösste Aufmerksamkeit derart zu schenken, dass neu anzulegende Kautschukunternehmungen gutes Saatgut im Lande vorfinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gouverneur a. D. **R. v. Bennigsen,** Charlottenburg: Ich möchte mich zunächst gegen eine Ausführung des Herrn Prof. Warburg wenden. Herr Professor Warburg hat uns gesagt, dass der Raubbau in Kamerun sich eigentlich nur im Küstengebiet findet. Das ist aber nach neueren Nachrichten nicht zutreffend. Im Innern Südkameruns sind infolge der Konkurrenz der Händler untereinander, die lediglich aus Eigennutz vorgehen, nicht allein Eingeborenen-Unruhen hervorgerufen worden, sondern die Eingeborenen sind, um schneller Kautschuk zu produzieren, zum Fällen der Kickxiabäume angeleitet. Das ist insbesondere auch durch den Stationsleiter Romberg, der im Auftrage der Regierung in dem dortigen Gebiete den Umfang der Kautschukproduktion und der mit dem Handel verbundenen Übelstände festgestellt hat, berichtet worden. Der Bericht Rombergs wird, so wie ich erfahren habe, von der Kolonialverwaltung zum Gegenstand einer Verhandlung mit den Interessenten gemacht werden.

Meine Herren, nun hat man hier die Mitteilung gemacht, dass in Deutsch-Ostafrika die Verwaltung die Produktion von Kautschuk im Bezirke Langenburg überhaupt für die nächste Zeit verboten hat. Wenn das die Regierung tut, so hat sie jedenfalls auch die Gewaltmittel, um diesem Verbote Nachdruck zu geben. Das führt mich dazu, für möglich zu halten, dass die Kolonialverwaltung Konzessionsgebiete für die Kautschukgewinnung schafft. Gebiete, in denen nur ein Mann oder eine Gesellschaft das Recht hat, Kautschuk zu produzieren und zu erhandeln. Ich will hier nicht für grosse Konzessionsgesellschaften eintreten, obwohl ich stets die Ansicht vertreten habe und vertreten werde, dass man niemand einmal verliehene Rechte wieder rauben darf. Nein, ich habe kleine Konzessionsgebiete im Auge. Auch Herr Graf Götzen hat in letzter Zeit bereits für das Seengebiet in Deutsch-Ostafrika kleinere Gebiete für die Kautschukgewinnung verpachtet. In diesen Pachtgebieten darf man natürlich nicht die Eingeborenen an der Kautschukgewinnung hindern, sondern man muss nur dem Pächter ausschliesslich den Kautschukhandel mit ihnen reservieren, ebenso wie er allein durch seine Angestellten in dem ihm zugewiesenen Gebiete neben den Eingeborenen Kautschuk gewinnen darf. In solchen Pachtgebieten sind alsdann Vorschriften über die Art der Gewinnung des Kautschuks und über die Anpflanzung von Kautschukpflanzen zu erlassen, um auf diese Weise den Raubbau zu verhindern. Mit dem Fortfallen der Händlerkonkurrenz wird auch die Beunruhigung der Eingeborenen aufhören.

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Ein Exportzoll auf den im Urwald gewonnenen Kautschuk ist schon aus dem Grunde angebracht, weil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kautschukbäume oder -lianen nicht von den Eingeborenen angepflanzt wurden, sondern Bestände des Kronlandes bilden. Wie in andern Ländern für die Gewinnung von Urwaldprodukten Abgaben erhoben werden, so kann dies auch beim Kautschuk in Form von Exportzoll geschehen.

Louis Hoff, Harburg, hält eine Beaufsichtigung der Kautschukproduktion nicht für so schwierig; erklärt sich für Ausfuhrzoll, damit diese Ausgaben gedeckt werden. In Kamerun seien grosse Bezirke verwüstet. Der Plantagenkautschuk dagegen müsse zollfrei bleiben und die Anlegung von Kulturen begünstigt werden. Eine Rentabilität dürfe aber erst nach 10—12 Jahren erhofft werden.

Forschungsreisender **E. Ule,** Berlin, macht darauf aufmerksam, dass in dem grössten Kautschukgebiet der Welt, am Amazonenstrom, die Wälder, in denen Kautschukbäume wachsen, an Besitzer verkauft sind, die dafür sorgen, und zwar in ihrem eigenen Interesse, dass kein Raubbau getrieben wird.

Es wäre wohl angebracht, wenn in ähnlicher Weise Distrikte mit Kautschukbäumen im Schutzgebiet an Besitzer verteilt würden.

Ferner hat in Südbrasilien die brasilianische Regierung eine hohe Prämie ausgesetzt für eine wohlangelegte Pflanzung von Hancornia speciosa. Es sind daher für den Anfang Kulturen eher anzuregen, als durch Steuern zu erschweren.

G. Pelizaeus, Bremen, nimmt die Batangafirmen gegen die vielfach erhobenen Vorwürfe in Schutz. Die Schwierigkeiten im südöstlichen Kamerun seien durch die widerstreitenden Rechte der Südkamerun-Gesellschaft einerseits und der Küstenfirmen anderseits hervorgerufen. Übrigens unterschätze man die Kautschukbestände im Hinterland von Kamerun. Der Übergang von der grossen Konzession zur kleinen nach von Bennigsens Vorschlag, sei sehr bedenklich.

Heinrich Hartert, Marburg, weist darauf hin, dass die geforderten Schutzmassregeln gegen das Vernichten bezw. Abschlagen der Kautschukpflanzen gänzlich wertlos seien, da der Händler auf den Faktoreien meistens gar keine Ahnung davon hat, wo denn eigentlich der Gummi gewonnen ist, den er kauft. — Eine Beaufsichtigung der Kautschuksammler lässt sich gar nicht durchführen, da bei der grossen Zahl der benötigten Leute die Kosten ganz enorm wären. — H. ist nicht gegen einen kleinen Ausfuhrzoll, wie ihn z. B. auch die Republik Liberia in Höhe von 4 Cents pro Pfund hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor **Warburg**, Berlin, tritt für die Samoa-Kautschuk-Compagnie ein, indem er feststellt, dass der Berechnung des zukünftigen Ertrages ein weit geringerer Kautschukpreis zu Grunde gelegt werde, als dem momentanen Marktwert entspricht, dass jetzt 400 000 Heveapflanzen in Wardschen Kisten von Singapore und Ceylon abgesandt worden sind, neben 600 000 Heveasamen, und dass neben Hevea auch Ficus elastica und Kakao daselbst angebaut werden soll. Die Samoa-Kautschuk-Compagnie sei jedenfalls diejenige deutsche Gesellschaft, die sich im grössten Massstabe und am zielbewusstesten der für die deutsche Industrie so wichtigen Kautschukkultur widmet.

Dr. **A. Schulte im Hofe**, Berlin: Es ist ja freudig zu begrüssen, dass die Samoa-Kautschuk-Compagnie so grosse Mengen junger Kautschukbäumchen nach Samoa bringt. Dies kann aber an meiner Ansicht nichts ändern, dass es sich bisher nur um Versuche gehandelt hat, die noch kein abschliessendes Urteil gestatten.

Dr. **Julius Scharlach**, Hamburg: Die persönlichen Verschiedenheiten zwischen den Kaufleuten und der Gesellschaft Südkamerun gehören eigentlich nicht in diese Diskussion, welche ausschliesslich sachlichen Charakter haben soll. Ich will deshalb darauf nicht eingehen, sondern mich nur zur Sache aussprechen. Die Regierung hat die Pflicht, das d a u e r n d e Wohl jeder ihrer Kolonien zum leitenden Gesichtspunkt, wie ihrer gesamten Kolonialpolitik, so besonders auch ihrer Wirtschaftspolitik für jede Kolonie zu machen. Wenn solche Naturschätze, natürliche Kulturen hat, so muss die Regierung dafür sorgen, dass diese erhalten und auf die verständigste Weise entwickelt werden. Sie darf sich dabei weder von augenblicklichen grossen Gewinnen einzelner, noch von eigenen grossen Einnahmen irre machen lassen. Der einzelne, der Kaufmann, hat das Recht, lediglich auf seinen zeitigen grossen Gewinn zu sehen, ihm obliegt die Pflicht der Schonung nicht; er beutet den natürlichen Bestand aus und wendet seine Schritte, die der berechtigte Wille, zu verdienen, lenkt, weiter. Der Staat aber, die Regierung, hat die Pflicht, einzuschreiten und zu veranlassen, dass über die augenblicklichen Erfolge des Handels, auch über zeitweilige grosse Zolleinnahmen hinaus die dauernde Blüte der Kolonie entscheide. Da ist es denn tatsächlich keine Frage, dass dafür die Erhaltung, beziehentlich die rationelle Ausnutzung und gleichzeitige Erneuerung der Kulturbestände oberster Leitpunkt sein muss. Deshalb verletzt die Regierung ihre Pflicht, wenn sie ein Verfahren gestattet, wie es hier mit Raubbau bezeichnet worden ist, während die Kaufleute, die solchen ausüben, keinen besonderen Tadel verdienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Immerhin möchte ich eine Äusserung eines der Vorredner erwähnen. Er sagte, dem Kaufmann ist es ganz gleichgültig, woher der Gummi stammt, den er erwirbt, er weiss nicht einmal, woher derselbe stammt, wenn der schwarze Händler ihn bringt. Das ist ja gerade, was ich sachlich beanstande, obwohl ich die Handlung des Kaufmanns nicht hindern kann. Davon ist die Folge, dass überall, wohin der freie Handel der Kaufleute, die unbegrenzte Konkurrenz dringt, weite Landschaften verwüstet zurückbleiben, wie das die weiten Strecken zwischen der Küste und der jetzigen Gegend des Handels mit Gummi zeigen und in kürzester Zeit weitere Verwüstungen des Waldbestandes zeigen werden. Ob die Verleihung grösserer oder kleinerer Konzessionen, die Einräumung fester Pachtgebiete oder was sonst das richtige Mittel gegen die Schädigung des dauernden Wohles einer Kolonie durch Verwüstung ihrer Kulturbestände ist, können wir hier nicht entscheiden, sondern werden es der Regierung überlassen müssen. Das aber können wir als von uns allen anerkannten Grundsatz zweifellos aussprechen, was ich folgendermassen formulieren möchte: Pflicht der Regierung ist es, das dauernde Wohl der Kolonien im Auge zu haben und infolge davon die natürlichen Kulturbestände jeder Kolonie zu erhalten und zu entwickeln. Sie muss die dafür geeigneten Massregeln treffen und durchführen, wenn man ihr nicht Vernachlässigung ihrer obersten Aufgaben soll vorwerfen können.

Die Transportverhältnisse in den deutschen Kolonien.

Von Baurat **Gaedertz**, Direktor der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Entsprechend dem späten Zeitpunkt, zu welchem Deutschland seine ersten Kolonien erwarb, und der späteren Besetzung der weiteren Schutzgebiete liegen alle in tropischen oder subtropischen Ländern.

Der umfassende Besitz im Stillen Ozean besteht in der Hauptsache aus einer grossen Anzahl kleiner Inseln mit den Merkmalen einer früheren, hochentwickelten Kultur, welche heute im tropischen Urwald verdeckt erscheint. Der Verkehr zwischen den Inseln der einzelnen Gruppen war nur zu Wasser möglich; die grossen Kanus der Bewohner der Marshall-Inseln und der Samoaner legen Zeugnis dafür ab, wie seetüchtig diese Insulaner waren; die Geschichte der Inseln und teilweise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die auf den Inseln erhaltenen Sagen reden von weiten Kriegszügen. Auf den kleinen Inseln mit ihrem dichten Walde waren Wege nirgends angelegt; auf schmalen Pfaden wurden die Erträgnisse nach der Küste gebracht, um dort verladen zu werden, wenn nach langen Zwischenräumen ein Schiff anlegte. Die grösseren Inseln, unter ihnen obenan Savaii und Upolu, haben durch die Fürsorge der Regierung bessere und teilweise fahrbare Wege erhalten. Trotzdem aber bleibt der Hauptverkehr auf die Beförderung durch Träger beschränkt. Das grosse deutsche Gebiet des Kaiser-Wilhelmlandes auf Neu-Guinea ist bislang auch nur auf geringe Entfernungen von der Küste aus aufgeschlossen. Die Urwälder, das mörderische Klima, namentlich auf den Südhängen der bis zu 4000 m sich erhebenden Berge, und die reissenden Ströme dieser Seite, haben bis jetzt dem Vordringen die grössten Schwierigkeiten bereitet; es sei nur an die Ehlerssche Expedition erinnert, die unter furchtbaren Leiden so tragisch verlief.

Der Betrieb auf den Plantagen der grösseren Inseln wird in einigen Fällen durch Feldbahnen bewirkt. Bei den bedeutenden Höhenunterschieden wird aber wohl immer der Verkehr mit dem Innern durch Träger vermittelt werden müssen.

Ein anderes Bild bietet sich uns, wenn wir die auf dem Festlande befindlichen Kolonien betrachten. Da sind zunächst in Afrika die Kolonien Togo, Kamerun, Südwest- und Ostafrika, welche unser Interesse besonders dadurch fesseln, dass seit Jahren schon mit allen Mitteln daraufhin gearbeitet wird, die einheimischen Transportmittel der Trägerkarawanen, Lasttiere und Ochsenkarren durch ausgiebigere und damit wirtschaftlichere Verkehrsarten zu ersetzen. Es ist zur Genüge bekannt, wie schwer es uns geworden ist, trotz des Beispiels fast sämtlicher an uns grenzenden fremden Kolonien auch nur den Anfang mit den naheliegenden Verkehrsmitteln zu machen, welche deren Erschliessung beschleunigt und in den meisten Fällen zu einem Erfolge geführt haben. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, statistische Nachweise zu geben; ich kann mir aber nicht versagen, anzuführen, wie in den französischen Kolonien, vom Senegal bis zur Goldküste hinunter, bis Ende 1904 fast 1400 km im Betriebe und weitere 850 km Bahnen von 1 m Spurweite im Projekte ausgearbeitet waren, wobei von den Riesenentwürfen der beiden transsaharischen Bahnen Carnotville—Timbuctu—Sahara und der Tunis—Tschadsee-Linie ganz abgesehen werden soll. In den englischen Kolonien an der gleichen Küste sind über 900 km im Betriebe und 400 km im Bau. Portugal hat die 513 km lange, von St. Paolo de Loanda ausgehende Bahn. Der Kongostaat besitzt 440 km Bahnen und hat vom Stanley Pool aus weiter zu bauen begonnen. Ganz im Süden der Westküste liegt dann noch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Port Nolloth aus nach der Ookiep-Mine führende Schmalspurbahn, welche aber hauptsächlich dem Erztransporte dient. Alle diese Linien haben zusammen eine Länge von rund 3350 km; im Bau sind 1250 km, so dass die Gesamtlänge sich auf 4600 km beläuft. Was haben wir nun für unsere Kolonien im Westen Afrikas aufzuweisen?

Für Togo ist im Jahre 1904 vom Reichstage die Verabschiedung der Vorlage, betreffend den Bau einer Linie von Lome nach Palime, erfolgt, wodurch die Bemühungen des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees um das Zustandekommen dieser Linie gekrönt wurden. Im Anschlusse an diese 122 km lange Bahn mit 75 cm Spurweite ist die schon vorher in Bau gelegte, 45 km lange Küstenbahn Lome—Klein-Popo umgebaut worden. Die grosse Landungsbrücke, ein Werk der Brückenbauanstalt Gustavsburg, ist vollendet; der Bau der Lome—Palime-Bahn schreitet rüstig vorwärts.

In Kamerun ist von einem Punkt gegenüber Duala eine Bahn nach den Manenguba-Bergen mit 180 km Länge und 75 cm Spur geplant. Die Beratung der für diese Bahn gemachten Vorlage war fast dem Abschluss nahe, als der Reichstag vertagt wurde; nun müssen von neuem die Vorteile, die diese Bahn, wie jeder Schienenstrang in ähnlichen Gebieten, uns bringen wird, verteidigt werden. Hoffen wir, dass die Ereignisse in unserer südwestafrikanischen Kolonie, sowie die örtlichen Erhebungen im Schutzgebiete von Kamerun einem raschen Entschlusse in dieser Frage förderlich sein werden.

Fast ausnahmslos haben alle Kreise Deutschlands während des nun schon 21 Monate dauernden Aufstandes in Südwestafrika sich nach Bahnen gesehnt, die gestattet hätten, die Zufuhren für die weit im Innern, Hunderte von Kilometern von der Küste fechtenden Truppen heranzubringen und eine raschere Bewegung derselben auf der Hauptlinie zu ermöglichen. Für alle Operationen stand aber bis vor kurzem nur die 382 km lange Bahn von Swakopmund nach Windhuk zur Verfügung, welche nicht sowohl durch ihre Spurweite von 60 cm, sondern vor allem durch den schwierigen Aufstieg im Khantal nur beschränkte Leistungen aufweisen konnte. Von Mitte 1905 ab war zwischen Swakopmund und Karibib ein zweiter Schienenweg fertiggestellt. Als erste Teilstrecke der ursprünglich als reine Erzbahn gedachten Linie Swakopmund—Omaruru—Tsumeb, leistete dieselbe für die Abfuhr des grossen, in Swakopmund lagernden Kriegsbedarfs der Truppe neben den Bautransporten fast ebensoviel, wie die Regierungsbahn. Einer völligen Ausnützung dieses günstigen Umstands stand aber im Wege, dass die obere Hälfte der Regierungsbahn die so auf zwei Linien angeführten Güter nicht zu bewältigen vermochte. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn gesagt wurde, dass eine Bahn mit grösserer Spur mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geleistet haben würde; dabei bedenkt man aber dann nicht, welchen Zwecken die Regierungsbahn zunächst zu dienen hatte und welch' begrenzte Mittel seinerzeit für deren Bau zur Verfügung standen. Grosse Transporte aus dem Innern gab es nicht; diese galt es erst zu schaffen. Die Otawi-Bahn ist vorhin schon als Erzbahn charakterisiert worden, um die Kupfer- und Bleierze von den 570 km von Swakopmund entfernten Gruben in Tsumeb und denjenigen in Otawi nach der Küste zu bringen. Den Bemühungen des verstorbenen Geheimrats von Hansemann ist es gelungen, diese Bahn, im Gegensatz zu der früher geplanten Linie, durchzusetzen, welche ihren Ausgangspunkt in der südlich Mossamedes liegenden Tiger-Bai haben sollte. Sein richtiger Blick hat es damals vermocht, die jetzt in strategischer, wie später in volkswirtschaftlicher Hinsicht wichtige Linie ganz in das Schutzgebiet zu verlegen, wodurch die hauptsächlichsten Teile des Nordens mit Windhuk und der Küste verbunden werden.

Die Vorteile, welche dem Schutzgebiet durch die Otawi-Bahn erwachsen, sind noch dadurch vermehrt worden, dass, entgegen der ursprünglichen Absicht, die Linie nach Osten ausgebogen und der Regierungsbahn so genähert worden ist, dass eine bequeme und kurze Verbindung zwischen beiden Linien ermöglicht wird.

Vom Gesichtspunkte des Wohles der Kolonie aus wäre es hoch erfreulich gewesen, wenn der Bau der Bahn von Windhuk nach Rehoboth, für welche die Vorarbeiten aufgestellt waren, schon im verflossenen Jahre begonnen worden wäre. Selbst die grössten Gegner von Kolonialbahnen werden zugeben, dass die genannte Linie, auch nur bis Rehoboth geführt, bedeutende Ersparnisse für die Nachschübe und mit Sicherheit auch eine Abkürzung der Operationen ermöglicht hätte. Auch jetzt ist es noch nicht zu spät, den begangenen Fehler wieder gutzumachen und nicht allein zur endgültigen Befriedigung, sondern auch zur Ansiedelung und Hebung der Bodenschätze diese Bahn als erste Teilstrecke einer Linie Windhuk—Keetmannshoop zu bauen.

Der Schrei aus dem Schutzgebiet nach einer Verbindung von Lüderitz-Bucht aus, ist wohl verständlich; bis jetzt sind diese Ideen alle an der Schwierigkeit der Überwindung des der Küste parallel gelagerten Dünengürtels gescheitert, so dass überhaupt ernstlich an die Aufstellung eines Planes nicht herangegangen worden ist. Bei Annahme stärkerer Steigungen und unter Benutzung des Umstandes, dass die Ochsenwagen in dem Dünengebiete grossenteils auf dem harten Untergrunde fahren, sowie unter Anwendung von Vorrichtungen ähnlich den gegen Schneewehen gebräuchlichen, dürfte es vielleicht möglich sein, hier die grossen entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mag nun diese Linie oder ein anderer Ausweg aus dem Innern nach der See gebaut werden, so darf füglich gesagt werden, dass, wenn auch nicht in unserer Generation, so doch in einem verhältnismässig kurzen Zeitraum das Land durch weitere Linien erschlossen werden wird, nachdem das Beispiel der ersten, der Privatinitiative entsprossenen Bahn den Nutzen für das Land vor Augen geführt hat.

Im östlichen Afrika wird unsere ostafrikanische Kolonie im Norden von englischem, im Süden von portugiesischem Gebiet, im Westen vom Kongo-Staat begrenzt. Im Norden hat England die 935 km lange Ugandabahn mit 1 m Spur unter grossen Schwierigkeiten rasch zu Ende geführt und vermittelt jetzt schon einen solchen Handel, dass in ihrem ersten Betriebsjahre die Betriebskosten voll gedeckt wurden. Im Süden ist von englischem Kapital die Shire—Zambesi-Bahn von Port Herald über Blantyre nach Fort Johnston mit 360 km Länge und 1 m Spurweite gebaut worden, desgleichen die Bahn Beira—Salisbury mit 670 km Länge und Kapspur. Geplant ist im portugiesischen Gebiet eine 800 km lange Linie von der Pemba-Bai nach dem Njassa-See. In unserer Kolonie müssen wir uns mit der 129 km langen Usambara-Bahn von Tanga nach Mombo und der in Bau gelegten 225 km langen Linie von Daressalam nach Mrogoro begnügen; beide sind, verglichen mit der Uganda-Bahn, nur kurze Stichbahnen, welche der Hebung der durchlaufenen Gebiete nützen werden, welche aber nicht weit genug ins Innere vordringen, um die reichen Gebiete anzuzapfen und deren Bewohner zu einem wirtschaftlichen Betriebe anzuspornen. Von grösster Wichtigkeit wäre es, wenn der vom Kolonial-wirtschaftlichen Komitee vertretene Entwurf der von Kilwa-Kisiwani durch das jetzige Aufstandsgebiet führenden Bahn nach dem Njassasee zur Wirklichkeit würde und im Reichstage Gnade fände. Fällt dieser Plan, so wird der Handel mehr und mehr seinen Weg an unsern Grenzen vorüber nehmen, und die Kolonie wird, anstatt zu gedeihen und sich stetig zu entwickeln, zu einem vegetierenden Zustand verurteilt sein.

Es verbleibt noch das der Flächenausdehnung nach kleinste unserer Schutzgebiete zu erwähnen; ihm steht allerdings ein dicht bevölkertes Hinterland zu Gebote, welches, als altes Kulturland, einen Vorteil darstellt, den unsere andern Kolonien nicht aufzuweisen haben. Eine rege Küstenschiffahrt, ein ausgedehntes, wenn auch schlechtes Wegenetz und in das Innere des Hinterlandes führende schiffbare Flüsse und Kanäle kennzeichnen die Verkehrsmöglichkeiten des Schutzgebiets Kiautschou. Hier ist, nach Abschluss des Vertrags vom 6. März 1898, schon im Jahre 1899 der Beginn eines grossen Hafens in Tsingtau in die Wege geleitet und gleichzeitig die 435 km lange Schantung-Bahn von den führenden deutschen Banken und der deutschen Industrie in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angriff genommen worden. Der Verkehr im Hafen ist schon ein reger; die grossen Ozeandampfer legen an den Molen an; die vollendete Bahn führt bedeutende Mengen Landesprodukte heran. Die Entwickelung ist eine erfreuliche und vielversprechende, die sich mit dem Wettbewerb aller Nationen um den Vortritt im Handel mit China heben muss, vorausgesetzt, dass Frieden bleibt.

Wenn es auch in Togo, Kamerun, Südwest- und Ostafrika länger währen wird, bis ähnliche Gütermengen, wie in Kiautschou, an die Küste herangeführt werden, so ist doch der Reichtum an ausfuhrfähigen vegetabilischen Produkten, welche zum Teil für unsere Industrie von hohem Werte sind, und bei Südwestafrika an Metallen ein so grosser, dass bei ihnen eine günstige Entwickelung gesichert ist, wenn die Möglichkeit der Ausfuhr geschaffen wird. Darin sind nun zum Glück Anfänge gemacht.

Nachdem die Eisenbahnen in unsern Kolonien besprochen worden sind, muss noch eines Verkehrsmittels Erwähnung getan werden, auf welches in den letzten Jahren viele geistige Arbeit verwendet wurde. Dies Verkehrsmittel, welches als Ersatz für die nicht zu erzielenden Eisenbahnen gedacht war und dessen Feld daher in den Dünen- und Hochländern Südwestafrikas und den weiten Gefilden Ostafrikas sich finden sollte, besteht im Kraftlastwagen mit etwaigen Anhängewagen. Es seien hier die vielfachen Versuche mit dem Troostschen Dampfwagen, sodann diejenigen der Firma Arthur Koppel erwähnt, welche beide für die Vermittelung des Verkehrs zwischen Binnenstationen von grossem Vorteile sein werden. Eisenbahnen sollen und können sie nicht ersetzen, sondern als Zubringer derselben dienen.

Wir müssen es der Einsicht der hohen Körperschaft, in deren Räumen wir hier zu Gast sind, überlassen, unsern Kolonien die Möglichkeit zur Entwickelung zu geben, und können nur wünschen, dass die traurigen Zeiten, welche wir gelegentlich der letzten Aufstände durchgemacht haben, und die noch nicht überwunden sind, im Herzen des Reichstags einen günstigen Boden für die unsern Kolonien so unumgänglich notwendigen Verkehrsmittel bereitet haben werden.

Es ist wahrlich kein Grund, an der Zukunft unserer Kolonien zu verzagen; diejenigen aber, welche, wie die meisten von uns, mit den Kolonien vertraut sind und lange Jahre ihres Lebens ferne von der Heimat gearbeitet haben, müssen gegenüber dem manchmal erwachenden Kleinmut fest zusammenstehen und durch Wort und Schrift den Mut der Zweifelnden an Hand der Erfolge der wenigen bis jetzt uns vergönnten neuen Transportmittel heben. Der endliche Erfolg wird dann bei dem inneren Werte der deutschen Besitzungen auch nicht ausbleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptmann a. D. **Paulus,** Nürnberg: Der Herr Vorredner hat uns zu unserer Freude manches Erfreuliche über die Entwickelung des Transportwesens in unsern Kolonien zu berichten gehabt. Verzeihen Sie mir, wenn ich an einem leider sehr dunkeln Punkte anknüpfe: die Transportverhältnisse in Südwestafrika. Sie alle wissen, wie lange schon dort unser Expeditionskorps in einer Stärke, wie noch keines, in unsern Kolonien gefochten, für die Ehre des deutschen Namens sein Blut verspritzt. Meine Herren, an sich halte ich es für ganz gut, dass wieder einmal deutsches Blut für Deutschlands Ehre fliesst, aber nutzlos darf es nicht fliessen, verschwendet darf es nicht werden. Das zu verhüten, ist Pflicht des deutschen Volkes und dessen Vertretung. General von Trotha hat mehrfach erklärt, dass ohne eine bessere Verbindung der operierenden Truppe mit der Küste die Pazifizierung in absehbarer Zeit nicht gesichert sei.

Also muss etwas geschehen, ob von Swakopmund oder Lüderitzbucht aus, wäre an sich vom militärischen Standpunkte aus gleichgültig, wenn nicht die Landungsverhältnisse in Swakopmund in ihrem jetzigen Zustande jede hieran anschliessende Bahnbesserung illusorisch machen würden. Also Lüderitzbucht. Aber dort bildet der Gürtel der Wander-Dünen ein für eine Niveau-Bahn unübersteigliches Hindernis. So wird wenigstens behauptet. Also muss nach einem andern Durchquerungsmittel gesucht werden. Ein solches möchte ich in den bekannten Bleichertschen Seilbahnen sehen. Die Höhe der Stützen kann ohne weiteres so gewählt werden, dass die Dünen-Kämme unter der Seilbahn liegen, also unschädlich sind. Die Leistungsfähigkeit einer solchen Bahn genügt für die Bedürfnisse der Operationsarmee. Eine solche Bahn hat den grossen Vorzug, billig zu sein und rasch hergestellt werden zu können.

Was dann am jenseitigen Dünen-Rande anschliesst, ob Ochsenwagen, Feldbahn, Automobil oder was immer, das können wir für den vorliegenden Zweck, die Niederwerfung des Aufstandes, zunächst ruhig dem Oberkommando überlassen. Diese Erwägung ist sekundärer Natur.

Je rascher geholfen wird, desto weniger unnütz vergossenes Blut muss an die Pazifizierung unseres Schmerzenskindes, Südwestafrika, gewendet werden.

Professor **Rehbock,** Karlsruhe: Herr Baurat Gaedertz hat in seinem Vortrag erwähnt, dass Vorarbeiten für eine Bahn von Lüderitzbucht landeinwärts noch nicht ausgeführt seien, und Herr Hauptmann Paulus hat den Vorschlag gemacht, die das Binnenland vom Meere trennende Dünenstrecke durch eine Drahtseilbahn zu durchqueren. Die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sen Mitteilungen möchte ich hinzufügen, dass doch bereits Vorarbeiten für eine Bahn aus jenen Gebieten vorliegen, und dass ihr Ergebnis ein unerwartet günstiges gewesen ist. Schon im Anfang der 90er Jahre sind einmal Vorarbeiten durch die South West African Territories Compagnie zur Ausführung gekommen. Im letzten Jahre aber sind durch einen sehr tüchtigen Ingenieur der Firma Lenz & Cie., Herrn Regierungsbaumeister Paul, von neuem Studien im Hinterland von Lüderitzbucht ausgeführt worden, die gezeigt haben, dass der Dünengürtel eine Einschnürung auf nur 3 km Breite besitzt. Es wird möglich sein, diese 3 km breite Stelle durch einen Tunnel im gewachsenen Felsboden, der dem Dünensand unterlagert ist, oder durch einen abgedeckten Einschnitt zu durchdringen. Abgesehen von dieser Dünenstrecke bietet der Bahnbau keine andere wesentliche technische Schwierigkeit, als die Überwindung des allerdings bedeutenden Höhenunterschiedes von über 1200 m bis Kubub, wo bereits die Wasserscheide erreicht wird. Nachdem der Nachweis erbracht ist, dass ein Schienenstrang von Lüderitzbucht aus landeinwärts ohne allzu grosse Schwierigkeiten erbaut werden kann, kommt der Notbehelf einer Drahtseilbahn nicht mehr in Frage. Der Bahnbau von Lüderitzbucht, dem einzigen wirklich brauchbaren natürlichen Hafen unseres Schutzgebietes, ist, wie allseitig anerkannt wird, für die Entwickelung des südlichen Teiles unseres Schutzgebietes dringend erforderlich; es kann daher wohl auch kaum daran gezweifelt werden, dass der Reichstag die dazu erforderlichen Mittel bewilligen wird. Geschieht dies aber, so wird die Firma Lenz & Co., die über so ausserordentlich reiche Erfahrungen im Bau aussereuropäischer Bahnen verfügt, den Bahnbau auch zu einem guten Ende führen, und das Namaland wird dann die Verbindung mit dem Meere erhalten, ohne welche eine wirtschaftliche Entwickelung unmöglich ist.

Geheimer Oberregierungsrat **Bormann**, Charlottenburg: Bezüglich der Bahnlinie von der Lüderitzbucht nach Kubub wünsche ich nur, nachdem gerade dieser Linie durch die Herren Vorredner besondere Aufmerksamkeit zugewandt worden ist, dass man den deutschen Technikern die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellt, dann wird zweifellos binnen kurzer Zeit diese Bahn baulich fertiggestellt und durch ihren Betrieb ungeahnten Nutzen bringen. — Die von den Wanderdünen zu erwartenden Schwierigkeiten werden sicherlich überwunden; ist es doch in Deutschland an vielen Stellen gelungen, solche bewegliche Dünen zur Ruhe zu bringen. Ganz ebenso wird dies in Südwestafrika erreicht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mir kam es nur darauf an, hier einige Auskunft über den Bau der ostafrikanischen Bahn Daressalam—Mrogoro zu geben, nachdem in dem Vortrage diese Linie Erwähnung gefunden hat. — Zunächst dürfte interessieren, dass die Einrichtungen im Hafen Daressalam wesentlich verbessert sind und bei den durch den Bahnbau erheblich vermehrten Ansprüchen befriedigend wirken. Auch schreitet der Bau selbst ganz nach Wunsch voran, kürzlich sind schon die Vorarbeiten bis Kilometer 120 fertiggestellt. Ein beträchtlicher Teil dieser Strecke ist im Unterbau vollendet und wird das Gleise wacker vorgestreckt. — Jedenfalls ist der Bau bis jetzt durch den Aufstand in keiner Weise aufgehalten.

E. A. Oldemeyer, Bremen: Wenn ich seit langer Zeit in Stadt und Kreis mit aller Energie für den Bahnbau in unsern Kolonien eingetreten bin, so gründet sich dieses auf eine 30—40jährige Erfahrung auf diesem Gebiete in den Tropen-Kolonien anderer Länder, hauptsächlich in Britisch-Indien. Vor 30—40 Jahren war das Bahnnetz in Indien noch sehr mangelhaft ausgestaltet. Man glaubte, dass Bahnbauten auf 1500 bis 1800 Kilometer Länge für minderwertige bezw. geringpreisige Artikel sich niemals bezahlen könnten, und galt z. B. diese Ansicht ganz besonders auch für Getreide, Saaten, Mais und andere Produkte, die im Norden und höchsten Norden in grossen Massen erzeugt werden. Nachdem man sich aber endlich zum Bahnbau nach diesen Distrikten entschlossen, stellte sich nicht allein heraus, dass die vorerwähnten Produkte eine Bahnfracht durchaus zu tragen vermochten, sondern in unerwartet grossen Quantitäten zur Küste gelangten, so dass sich die betreffenden Bahnstrecken sehr bald zu durchaus rentablen Unternehmungen gestalteten. Sogar ganz minderwertige Abfälle, wie Kuhhörner, Klauen, Häute gefallenen Viehes, wurden in enormen Quantitäten zur Küste gebracht, während sie früher einfach auf dem Felde verfaulten und nutzlos verrotteten. Die Erklärung für das Heranbringen dieser Artikel liegt natürlich in dem Umstande, dass die Eisenbahn dafür sehr niedrige Frachtraten berechnete und dieses ermöglichen konnte, weil es nur relativ geringe Mehrkosten erforderte, statt der ursprünglichen drei Züge pro Tag graduell 30 Züge täglich laufen zu lassen. Argument der Kolonialbahngegner, erst die Plantagen im Innern entstehen und Produkte hervorbringen zu lassen, ehe man Bahnen zu deren Beförderung baue, erübrigt sich einfach dadurch, dass man keinem Pflanzer zumuten kann, 300 oder 500 Kilometer im Inlande etwas zu erzeugen, was er entweder auf den Köpfen von Negern transportieren lassen müsste, was für ihn ruinös wäre, oder was er verfaulen lassen müsste, weil es ihm an lokalem Absatz dafür fehlt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Julius Scharlach**, Hamburg: Jeder von uns ist von der Notwendigkeit der Bahnen überzeugt, und bei der Schwierigkeit, die Geldbewilligungen für alle Projekte zu erhalten, müssen wir uns hüten, das Bessere nicht den Feind des Guten sein zu lassen, sondern uns begnügen, nach und nach die Entwickelung geschehen zu lassen. Aber eine Frage muss für Südwest-Afrika noch berührt werden. Die Bedeutung einer Bahn hängt in erster Linie auch von der Leistungsfähigkeit ihres Seehafens, ihres Zufuhrhafens ab. Lüderitzbucht wird für den Süden allenfalls genügen. Bei Swakopmund müssen wir zufrieden sein, wenn es dereinst den Verkehr mit dem mittleren Schutzgebiet bewältigen kann. Für den Norden, den grössten und fruchtbarsten Teil unseres Schutzgebietes, das Owamboland, werden wir immer auf einen der portugiesischen Häfen, auf Port Alexander, angewiesen sein. Da ist es nun ein Glück, dass dieser Hafen gerade im portugiesischen und nicht im englischen Gebiet liegt. Es wird die Aufgabe unserer Regierung sein, durch geeignete Verhandlungen mit der portugiesischen Regierung die Möglichkeit zu schaffen, dass durch eine Eisenbahn von Port Alexander über den Kunene in unser Gebiet hinein das Owamboland für uns erschlossen werde. In einer absehbaren Zeit werden wir an die Lösung der Owambofrage herantreten müssen, wie dies auch die portugiesische Regierung muss. Bei dieser Gleichartigkeit der Interessen wird es wohl möglich erscheinen, zu einem Einverständnis zu gelangen. Dann wird uns im Norden nicht begegnen können, was uns leider jetzt in unserem mittleren und südlichen Gebiete begegnet ist.

Professor **Rehbock**, Karlsruhe: Herr Dr. Scharlach hat sehr richtig darauf hingewiesen, wie die Frage der afrikanischen Bahnen auf das engste verknüpft ist mit der Schaffung leistungsfähiger Häfen, von denen diese Bahnen ausgehen. Auch darin stimme ich mit ihm überein, dass möglicherweise einmal der Schwerpunkt des südwestafrikanischen Schutzgebietes im Norden liegen wird. Namentlich dann wird das der Fall sein, wenn es sich als möglich erweisen sollte, das Wasser des Grenzflusses Kunene zur Bewässerung ausgedehnter Gebiete des deutschen Owambolandes zu benutzen. Es eröffnet sich dann diesem Gebiete eine glänzende Zukunft, auf die Herr F. Gessert verschiedentlich hingewiesen hat, deren Grundlagen aber erst durch technische Untersuchungen festgestellt werden müssten. Werden die Nordgebiete Südwestafrikas einmal einer intensiven Bewirtschaftung erschlossen, so gebrauchen sie aber vor allem eine leistungsfähige Verbindung zum Meere, und diese weist naturgemäss nach dem Nordwesten, nach Port Alexander hin. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn dieser Hafen, der auf dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächsten Wege vom Owambolande nach Deutschland liegt, deutsch werden könnte. Die Regierung wird daher jedenfalls alles aufbieten müssen, bei sich bietender Gelegenheit dieses Ziel zu erreichen. Aber auch dann, wenn Port Alexander ein deutscher Hafen wäre, gebrauchen wir noch einen Hafen für das mittlere Schutzgebiet, der, gestützt durch den bereits fertigen Bahnbau, für die ersten Jahre und jedenfalls auch dauernd eine wichtige Rolle für die mittleren Teile des Schutzgebietes spielen wird. Für diese Teile des Schutzgebietes liegt sowohl Port Alexander als auch Lüderitzbucht zu fern; der weite Landweg ist für den Transport der Waren zu teuer. Für das mittlere Schutzgebiet kommt nur Swakopmund, Walfischbay und Sandwichhafen in Frage. Über den letzten dieser Häfen liegen ganz neue, günstige Berichte der Marine vor, nachdem frühere Berichte von einer vollständigen Versandung des Hafens sprachen. Walfischbay ist englisch und kommt für uns nicht in Frage. Swakopmund, der Endpunkt der bestehenden Bahn, ist zur Zeit der fast ausschliesslich benutzte Hafen. Den Ansichten des Herrn Dr. Scharlach, dass Swakopmund niemals ein erstklassiger Hafen werden könne, vermag ich nicht beizupflichten. Unsere heutigen technischen Mittel gestatten uns die Erbauung auch erstklassiger Häfen an der offenen sandigen Küste. Der Hafen von Ymuiden, der die Zufahrt nach Amsterdam vermittelt, hat zuerst den Beweis dafür erbracht. Die Kosten werden allerdings gewaltige sein, und die Entwickelung des Schutzgebietes rechtfertigt heute noch nicht ihre Aufbringung. Auf Jahre hinaus wird noch für Swakopmund ein Leichterhafen genügen, der allerdings leistungsfähig sein muss und der Leichtern, Seeschleppern und Baggern einen sicheren Liegeplatz bieten muss. In zahlreichen bedeutenden Hafenplätzen mit viel beträchtlicherem Güterumsatz, als ihn Swakopmund voraussichtlich in Jahren besitzen wird, vollzieht sich der Verkehr vom Seeschiff zum Land und umgekehrt nur durch Vermittelung von Leichtern. Nimmt später einmal der Verkehr in Swakopmund so stark zu, dass sich die Anlage eines grossen Seehafens als nötig herausstellt, dann wird dessen Verwirklichung nur eine finanzielle Frage sein; die Technik ist imstande, durch Anlage von zwei Hafendämmen, zwischen deren Köpfen eine schmale Einfahrt für die Schiffe freibleibt, auch dort einen erstklassigen Hafen zu schaffen. Ein solcher Hafen wird meines Erachtens zweifellos durch verhältnismässig geringe Baggerarbeiten brauchbar erhalten werden können. Bis einmal ein solcher Hafen für die unmittelbare Aufnahme von Seeschiffen in Swakopmund hergestellt sein wird, bleibt Lüderitzbucht der einzige Seehafen des Schutzgebietes, der auch als Flottenstützpunkt benutzt werden kann. Lüderitzbucht ist der natürliche Hafen des Namalandes. Hier lassen sich mit verhältnismässig geringen Kosten allen Anforderungen ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechende Hafenanlagen schaffen. Auch die Verbindung mit dem Binnenlande bietet, wie ich vorhin schon ausführte, keine unüberwindliche Schwierigkeit.

Liegen nach dem Gesagten die Landungsverhältnisse an der südwestafrikanischen Küste auch nicht gerade günstig, so lassen sich doch die Hafenverhältnisse bei fortschreitender Entwickelung der Schutz-Gebiete allmählich so gestalten, dass sie dem Bedürfnisse genügen.

Hauptmann **Schwabe**, Berlin: Die Küste des südwestafrikanischen Schutzgebietes wird beherrscht von dem Benguella-Strom, der dauernd gewaltige Sandmassen von Süd nach Nord längs der Küste bewegt und eine Reihe von Häfen und Einbuchtungen, die zum Teil erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts aufgefunden wurden, verschwinden gemacht hat, so z. B. den Ogden-Hafen und die Sandwichbucht. Lüderitzbucht allein macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, durch die felsige Sturmtaucher-Halbinsel gegen jede Versandung geschützt.

Auf das schöne Zukunftsbild, das uns Herr Dr. Scharlach entrollt hat, eingehend, bin ich ebenfalls der Meinung, dass ohne das Vorhandensein eines nördlichen Hafens das Nordgebiet (Owamboland) in einer späteren Zukunft in der Luft hängen wird, weil bei einer kräftigen Weiterentwickelung des Schutzgebiets Swakopmund auf die Dauer nicht in der Lage sein dürfte, das gesamte Mittel- und Nordgebiet zu versorgen. In Berücksichtigung des oben gekennzeichneten Einflusses des Benguella-Stroms, der erst im portugiesischen Angola die Küsten verlässt, um nach Westen in den Atlantic abzubiegen, würde ein solcher Hafen allerdings wohl nur nördlich der Kunenemündung — in portugiesischem Gebiet — zu finden sein.

Professor **Rehbock**, Karlsruhe: Zu den Ausführungen des Herrn Hauptmann Schwabe möchte ich bemerken, dass ich nicht der Meinung bin, dass die Sandbewegung, die an der ganzen südwestafrikanischen Küste vorhanden ist, es unmöglich macht, aus Swakopmund einen leistungsfähigen Hafen zu machen. Die Hafenanlagen müssen so beschaffen sein, dass der Sand durch die Meeresströmung, möglichst ohne sich abzulagern, an der Hafeneinfahrt vorbeigeführt wird. Ganz ohne Baggerungen wird man allerdings auch bei der zweckmässigsten Form der Hafendämme nicht auskommen. Eiserne Landungsstege allein können dem Bedürfnisse nicht genügen. Neben solchen Landungsstegen muss unbedingt auch ein kleiner gesicherter Hafen vorhanden sein, der den Leichtern, Schleppern und Baggern eine gesicherte Liegestelle und die Möglichkeit zu Reparaturen bietet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Handel der deutschen Kolonien.

Von **I. K. Vietor,** Bremen.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Will man wissen, wie es mit einer Kolonie steht, so fragt man unwillkürlich zunächst: „Wie steht es mit ihrem Handel?" Und diese Frage ist berechtigt. Wir haben unsere Kolonien erworben, um Gewinn aus den reichen Ländern zu ziehen, und wir wünschen alle, dass unsere Schutzgebiete möglichst bald die Kosten ihrer Verwaltung aufbringen möchten. In unzivilisierten Ländern sind aber die auf die Importwaren gelegten Zölle die hauptsächlichste, zuweilen die einzige Einnahme der Regierung. Je mehr es uns also gelingt, unsern Handel zu heben, desto grösser werden die eigenen Einnahmen unserer Kolonien sein.

Ferner verlangt unsere mächtig aufstrebende, sehr leistungsfähige Industrie Absatz für ihre Waren, und in der Tat gewähren in dieser Beziehung unsere Kolonien ein sehr erfreuliches Bild. Dort ist der Handel jetzt ausschliesslich in deutschen Händen. Eine deutsche Dampferlinie, obgleich in Konkurrenz mit zwei englischen und zwei französischen, vermittelt fast den gesamten Verkehr von und nach der Heimat. Wir sind doch heute wohl in der Lage, sagen zu können, dass, mit Ausnahme der billigen, englischen Manufakturen, hauptsächlich deutsche Waren in unsern Kolonien verkauft werden, wo nicht die geographische Lage, wie bei der Südsee, die Zufuhr sehr erschwert. Dies ist um so mehr hervorzuheben, da unsere Regierung verständigerweise allen Nationen dieselbe Handelsfreiheit gestattet wie uns, und weil es in den andern Kolonien oft nicht so aussieht. Fremdlinge sind dort häufig die Träger des Handels, und einige Reiche versuchen durch eine verschiedenartige Zollgesetzgebung den Handel des Mutterlandes zu bevorzugen und zu unterstützen. Sollte es unserer Diplomatie beim Abschluss der neuen Handelsverträge gelingen, unter Hinweis auf unsere Handelsfreiheit, durchzusetzen, dass diese Schranken fallen, und dass die unserm Handel verschlossenen Gebiete, wie der Kongostaat, unserm Wettbewerb geöffnet werden, dann werden wohl bald genug der deutsche Kaufmann und die deutsche Industrie den afrikanischen Markt beherrschen.

Ferner lassen die Zahlen der Ausfuhr auf den Gewerbefleiss der Bewohner schliessen. Vermehren die Quantitäten der ausgeführten Waren sich rasch, so kann man auf einen grösseren Fleiss der Bewohner rechnen, der durch die Bemühungen der Regierung, durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sicherung und Beruhigung des Landes, durch Verbesserung der Verkehrsstrassen usw. unterstützt werden mag. Zeigt die Statistik viele neue Exportartikel, so ist das ein gutes Zeichen für die Intelligenz der Eingeborenen, dass sie in Versuchsgärten und Musterfarmen Gesehenes bald begriffen und nachgeahmt haben. Kurz, die Statistik des Handels lässt uns einen Rückschluss auf die Entwickelung des betreffenden Landes machen. —

Und wie steht es damit nun in unsern Kolonien? Ich glaube, es wird Sie nur ermüden, wenn ich Ihnen hier eine Menge statistischer Zahlen vortrage. Ich nenne deshalb nur die notwendigsten, werde aber, wenn dieser Vortrag gedruckt wird, das gesammelte Material dort ausführlich aufführen, das jeder dann nach Belieben lesen oder überschlagen kann.

Gemäss dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich von 1904 betrug die Ein- und Ausfuhr unserer Kolonien 1903:

	Einfuhr:	Ausfuhr:
Ostafrika	ℳ 11 188 000	ℳ 7 054 000
Kamerun	„ 9 426 000	„ 7 139 000
Togo	„ 6 105 000	„ 3 616 000
Südwestafrika	„ 7 931 000	„ 3 444 009
Neu-Guinea	„ 2 914 000	„ 1 207 000
Karolinen und Marianen	„ 853 000	„ 771 000
Marshall-Inseln	„ 498 000	„ 522 000
Samoa	„ 2 681 000	„ 1 335 090
	ℳ 41 596 000	ℳ 25 088 000

Gesamthandel also 66 674 000 Mk., nach der amtlichen Denkschrift sogar 68 954 000 Mk., mit Ausschluss des Handels von Kiautschou, der hier nicht berücksichtigt ist. Das klingt nicht viel, wenn Sie bedenken, dass unser Kolonialbesitz 2 657 364 qkm mit 13,5 Millionen Einwohnern beträgt, nämlich:

Ostafrika	995 000 qkm	6 847 000 Einwohner
Kamerun	495 000 „	3 500 000 „
Togo	87 200 „	2 500 000 „
Südwestafrika	835 000 „	200 000 „
Neu-Guinea, Bismark-Archipel, Salomons-Inseln	240 000 „	380 000 „
Karolinen und Marianen	2 076 „	36 000 „
Marshall-Inseln	400 „	15 000 „
Samoa	2 588 „	33 000 „
	2 657 000 qkm	13 511 000 Einwohner

also fünfmal so gross ist, als Deutschland mit seinen 540 000 qkm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch weiss ich, der ich gerade nach Togo kam, als die deutsche Flagge dort gehisst wurde, was für eine Unsumme von Mühe und Arbeit dazu gehört hat, dieses Resultat zu erreichen. Wir müssen nicht vergessen, dass bei der Erwerbung unserer Kolonien unsere Schutzgebiete fast ganz unbearbeitete, unerforschte und unbekannte Gebiete waren. Die Weissen wagten sich kaum über die Küstenstädte hinaus. Der Handel beschränkte sich auf die nächste Umgebung. Die Gesamteinfuhr ganz Westafrikas nach Hamburg betrug im Jahre 1871 z. B. nur 4 620 000 Mk., 1882, also kurz vor Besetzung unserer Kolonien, 8 588 000 Mk.

Wir können auch eigentlich nicht sagen, dass wir in dem ersten Jahrzehnt unserer Kolonialpolitik wirklich kolonisiert haben. Ich denke immer noch mit Vergnügen daran, wie unser erster Kommissar in Togo an Land stieg. Seine Machtmittel bestanden aus einem Polizeimeister, einer Reihe Gewehren und zwei mächtigen Hunden. Einen Monat später kam dann noch ein Sekretär an. Einige Polizisten wurden angeworben, aber so wenige, dass ich mich erinnere, dass einmal sämtliche Europäer mobil gemacht wurden, um eine, bei der damaligen schmalen Verpflegung mit grosser Sehnsucht erwartete Last Schinken und Wurst, die dem Träger unterwegs gestohlen war, den Räubern wieder abzujagen. So blieb es eine ganze Reihe von Jahren. Unser Volk, der Reichstag, ja selbst unsere hanseatischen Kaufleute, zeigten wenig Interesse und Verständnis für unsere Kolonien. Wer nicht schon vorher in jenen Gebieten ansässig gewesen war, dachte gar nicht daran, dort ein Geschäft zu eröffnen, weil die Länder nun deutsch geworden waren. Der Reichstag bewilligte nur mit Mühe die notwendigsten Gelder, um die minimale Verwaltung aufrecht zu erhalten, und einige Expeditionen ins Innere zu ermöglichen.

Aber seit einem Jahrzehnt hat sich dieses Bild erfreulicherweise sehr geändert. Über das Anfangsstadium sind wir nun hinaus. Und das äussert sich auch in der Statistik unseres Handels.

Der Gesamthandel betrug in Tausenden von Mark:

	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902
Afrika	31 775	32 474	40 830	46 937	50 908	49 526	55 366
Südsee	—	3 580	5 765	6 928	7 661	8 018	9 578
	31 775	36 054	46 595	53 865	58 569	57 544	64 944

Ganz besonderen Wert lege ich darauf, dass die Ausfuhr aus unsern Schutzgebieten in den Jahren 1898 bis 1903 von 14 000 000 Mk. sich auf 25 600 000 Mk. gehoben hat. Er hat sich also annähernd verdoppelt, während in derselben Zeit die Einfuhr sich nur von 32 600 000 Mark auf 43 720 000 Mk. gesteigert hat, sich also nur um zirka ein Drittel vergrösserte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was für eine Arbeitslast ist aber in diesen Zahlen enthalten! Mehr als 55 000 000 kg sind im Jahre 1902 allein aus unsern drei tropischen afrikanischen Kolonien exportiert. Wie wenig ist davon in dem Umkreis einer Tagereise des ausführenden Hafens gewachsen! Das meiste musste auf den Köpfen der Neger oder in gebrechlichen Kanus drei bis vier, wertvolle Waren oft 30 bis 60 Tagereisen weit an die Küste geschleppt werden. Ein Heer von mehr als $1^1/_2$ Millionen Negern war notwendig, um diese Quantitäten zu bewegen. Sie alle haben gewiss schon von den Trägerkolonnen Ostafrikas und Südkameruns gehört, und hieraus allein geht wohl schon zur Genüge hervor, dass wir die Verhältnisse unserer unzivilisierten afrikanischen Kolonien nicht mit den europäischen Verhältnissen vergleichen können.

Im Gegenteil, ich denke, wir haben eigentlich Grund, mit dem erlangten Resultat zufrieden zu sein, in Anbetracht der Unerfahrenheit, mit der wir an die Ausbeutung unserer Kolonien herangehen mussten. Und die Aussichten für die Zukunft sind gut! Vor allen Dingen gebrauchen wir Verkehrserleichterungen, um unsern Handel jetzt in unsern Kolonien weiter zu heben. Die Bahnfrage, in Verbindung mit den Verkehrswegen, ist jetzt wohl die brennendste in unserer Kolonialpolitik. Misstrauisch hat man bisher unsern Schutzgebieten gegenüber gestanden. Man wusste nicht, wie reich unsere Länder sind, und was für ein vorzügliches Material wir im allgemeinen an unsern Eingeborenen haben. Warum sollte man nicht, nach dem Vorbild Togos, von Reichs wegen unsern Kolonien Kapital für Eisenbahnbauten vorstrecken, um die reichen Länder zu erschliessen? Die Kolonien selbst könnten dann durch neue aufgelegte Zölle, die besonders die Spirituosen zu treffen hätten, die Zinsen der Anleihen aufbringen. Ein Anfang ist ja auch bereits gemacht. In Ostafrika und Togo wird eifrig an Bahnen gearbeitet, und wir haben auch noch die Hoffnung, dass unsere Reichsboten ebenfalls eine Bahn für Kamerun bewilligen werden. Ich hoffe aber gleichzeitig, dass unsere Reichstagsabgeordneten noch rechtzeitig zu der Überzeugung kommen, dass es gefährlich ist, ein Machtmittel, wie es der Besitz einer Bahn in unsern Kolonien ist, aus der Hand zu geben und einer Gesellschaft zu überlassen, zumal sie nicht einmal gewillt ist, das ganze Risiko zu übernehmen, sondern die Hauptverantwortung dem deutschen Steuerzahler überlässt.

Aber mit den Bahnbauten allein ist es auch nicht geschehen. Vor allen Dingen muss auch eine richtige Tarifpolitik getrieben werden, und auch in der Beziehung sind wir jetzt bei uns wohl auf dem richtigen Wege. Auf der Usambara-Bahn, der einzigen in Betrieb befindlichen deutschen Tropenbahn, hat am 1. April 1903 eine vollständige Tarifveränderung stattgefunden. Zuerst hatte man die Frachten sehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoch angesetzt, damit die Bahn sich möglichst bald bezahlen solle. Aber die Zunahme des Verkehrs ging nur sehr langsam vonstatten. Die Einnahmen betrugen:

1899 . .	ℳ 77 000	
1900 . .	„ 106 200	bei etwas über ℳ 200 000 Betriebskosten jährlich
1901 . .	„ 101 200	
1902 . .	„ 121 000	

So beschloss man dann, es einmal auf andere Weise zu versuchen. Man reduzierte die Frachten ganz beträchtlich. Ein Waggon Kaffee von Korogwe nach Tanga kostete früher 180 Rupie, nach dem neuen Satz nur 37. Auf jeden Zentner Kaffee, der mit der Bahn verladen war, wird jetzt also mehr als eine Rupie gespart. Wie vorauszusetzen war, scheint sich diese Frachtreduktion gut zu bewähren. Im Jahre 1903 betrug die Frachtzunahme bereits über 10 000 Mk., und im 1. Quartal 1904, der einzigen Zahl, die mir zur Verfügung stand, hatte sich der Verkehr gegen das Vorjahr wiederum um 62 Prozent gehoben, von 26 966 Mk. auf 42 951 Mk. Diese Zunahme, auf das ganze Jahr berechnet, würde eine Einnahme von 213 516 Mk. ergeben, also die Betriebskosten übersteigen.

Der beste Beweis dafür, wie eine gross angelegte und richtig verwaltete Bahn eine Kolonie heben kann und muss, ist die englische Uganda-Bahn in Ostafrika. Sie ist 970 km lang und unterhält einen regelmässigen Dampferverkehr auf dem Victoria-Njansa. Sie war ursprünglich nur für strategische und politische Zwecke erbaut, und wohl niemand hat daran gedacht, dass sie in absehbarer Zeit ihre Betriebskosten decken könnte. Und doch ist das Unerwartete eingetreten. 1900 betrugen die Einnahmen 62 000 Lstr., 1903/4 94 000 Lstr. und im Jahre 1904/5 waren nach Aussage der Direktion die Einnahmen wiederum so gestiegen, dass man hoffte, die Betriebskosten damit bezahlen zu können. Die Verwaltung arbeitet aber auch nach grossartigen Gesichtspunkten. Sie will Verkehr schaffen und Güter zu fahren haben und hat deshalb die Frachten so billig angesetzt, wie es sonst in Afrika nirgends Gebrauch ist. In ganz richtiger Erkenntnis der Verhältnisse hat sie ihr Hauptaugenmerk auf den Transport der Massenproduktion der Eingeborenen gerichtet, um diese doch oft recht billigen Waren dem Weltmarkte zuführen zu können. Ein Doppelzentner Baumwolle von den Seen bis Hamburg kostet etwa 6 Rupie. Eine Tonne Erdnüsse von Schirati am See bis Mombassa kostete bisher 36,9 Rupie, gleich etwa 51 Mk. Fracht. Vom 1. Januar 1905 an ist diese an sich doch schon so ausserordentlich billige Rate auf 30 Rupie, gleich etwa 41,70 Mk., herabgesetzt, wenn in einem Monat 150 tons Erdnüsse oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

100 tons Mais von den verschiedenen Plätzen am See verladen werden. Erdnüsse sind in Hamburg aber 200—250 Mk. wert. Rechnet man nun 100—120 Mk. Unkosten vom See bis Hamburg, so wird sich heute von dort aus schon ein gewinnbringendes Geschäft machen lassen, denn der Einkaufspreis am See wird billig genug sein.

So unangenehm die Uganda-Bahn aber auch für uns ist, weil sie einen Teil des Handels aus unserm deutschen Gebiet ablenkt, so hat sie doch unserem Gebiet durch vermehrte Zufuhr europäischer Importwaren in das Innere unserer afrikanischen Kolonien auch Vorteile gebracht. Interessant ist es, zu sehen, dass bei Eröffnung der Bahn im Jahre 1900 die Gesamtzolleinnahme unserer drei Zollstationen am Victoria-Njansa, Muansa, Bukoba und Schirati 50 735 Mark betrug. 1903 war sie bereits schon auf 58 470 Mark gestiegen, und die Einnahmen von 1904, die bis August zur Verfügung standen, werden, aufs Jahr berechnet, 256 391 Mk. betragen haben.

Die Ausfuhr aus Uganda stieg von 1902 auf 1903 z. B. von 9 tons Erdnüsse auf 291, von 171 tons Felle und Häute auf 1316, von 354 tons Kartoffeln auf 1216, von 620 tons diverse Feldfrüchte auf 1553. Die Vermehrung dieser wenigen Artikel betrug also in einem Jahre 3222 tons.

Ich habe mich bei dieser ausländischen Bahn so lange verweilt, um Ihnen einmal ein Bild zu entwerfen, welchen Nutzen eine solche gross angelegte Bahn einer Kolonie bringen kann. Was würden unsere Kolonien in kürzester Zeit darstellen, wenn unsere Abgeordneten sich nur entschliessen könnten, die nötigen Bahnbauten zu bewilligen. Was würden wir heute schon für Zölle dort einnehmen, wenn wir die Erzeugnisse unserer Industrie bis an die Inlandgrenzen unserer Kolonien in grösserem Massstabe absetzen könnten. Dann würde wohl bald genug von Reichszuschüssen keine Rede mehr sein. Und gerade in Ostafrika liegen unsere fruchtbarsten und mit fleissigen Menschen bevölkerten Gebiete in der Nähe der Seen. Der Reichtum der Leute verdirbt und verkommt, weil es keine Möglichkeit gibt, die Erzeugnisse ihrer Produktion, Getreide usw., dem Weltmarkt zuzuführen. Wie kann man es den Leuten verargen, wenn sie keine Lust haben, mehr als ihren notwendigen Bedarf herzustellen, wenn sie jeder Absatzmöglichkeit beraubt sind? Das Kolonial-wirtschaftliche Komitee hat diesen Mangel unserer Kolonialpolitik schon lange erkannt und eine Expedition zur Untersuchung der Bahntrace von Kilwa nach Wiedhafen entsandt, deren Ergebnis in dem Buche „Die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn von Paul Fuchs" niedergelegt ist, das ich allen, die sich für diese Frage interessieren, auf das beste empfehlen kann. Hoffentlich veranlassen diese Untersuchungen, wie seinerzeit in Togo, bald diesen so notwendigen Bahnbau. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An die Bahnbauten hat sich dann ein Wegenetz anzuschliessen, so dass die Eingeborenen bequem mit ihren Lasten die Bahnstationen erreichen können. In Togo sind wir in der Beziehung wohl am weitesten. Wir haben schon weit über 500 km mehr oder weniger guter Strassen, an deren Verbesserung fortwährend gearbeitet wird. Für Ostafrika liegt ebenfalls, wie in Togo, ein gross angelegter Wegeplan vor. In Kamerun scheint in der Beziehung nach den Berichten noch am wenigsten getan zu sein. Diese grossen Verkehrsadern fördern aber nicht nur den Handel, sondern sie dienen auch viel zur Sicherheit des Landes. Auf den grossen, viel begangenen Strassen werden Räubereien oder Überfälle selten oder fast nie vorkommen. Je besser aber die Verbindungen sind, desto weniger Soldaten brauchen wir. Das ist ein Glück in allen tropischen Kolonien, denn die schwarzen Soldaten sind im allgemeinen sehr schwer zu regieren, ohne weisse Führung sehr unzuverlässig und zuweilen eine wahre Landplage für die friedlichen Bewohner.

Sehr verschiedenartig sind die Produkte, die unsere Kolonien hervorbringen. Südwestafrika hatte vor dem Aufstande seinen stets wachsenden Viehstand. Ostafrika exportiert vor allen Dingen Elfenbein, Kautschuk, Ölsaaten, Kaffee, Melasse, Mais, Sisalagaven, Häute und Holz; Kamerun: Elfenbein, Kautschuk, Palmöl, Palmkerne, Kakao; Togo: dasselbe, nur statt des Kakao etwas Baumwolle; Neu-Guinea und die Südsee: Kopra. Unsere Schutzgebiete könnten aber alles hervorbringen, was die Tropen produzieren. Deshalb ist es gewiss wünschenswert, dass die Regierung mehr wie bisher Versuchsgärten unter verständiger Leitung von Fachmännern anlegt, um den Bewohnern vor Augen zu führen, was alles in ihrem Lande wächst, und auf welche Weise die besten Resultate erlangt werden können. Durch dieses so einfache Vorgehen hat England seinen gewaltigen Kakao-Export an der Goldküste ins Leben gerufen, und auf dieselbe Weise versucht unser Kolonial-wirtschaftliches Komitee den Baumwollbau in unsern Kolonien einzuführen. Seine Baumwollschule in Nolschae kann für alle solche Unternehmungen als vorbildlich angesehen werden. Ich nehme an, dass sich die Anschauungen soweit inzwischen geklärt haben, dass man nicht immer nur noch auf die faulen, gleichgültigen Schwarzen schimpft, sondern dass man allmählich begriffen hat, dass wir, abgesehen von einigen wilden Stämmen auf den Gebirgen und im Urwalde, die teilweise noch Menschenfresser sein sollen, es mit einer durchweg gutartigen Bevölkerung zu tun haben, die, ebenso wie wir, gern bereit ist, sich durch vermehrte Arbeitsleistung eine verbesserte Existenz zu schaffen. Der erzielte Lohn muss nur, seiner Anschauung nach, der vergrösserten Arbeit entsprechen. Lediglich an uns wird es liegen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen tüchtigen farbigen Bauernstand in unsern Kolonien zu erziehen. In der Beziehung finden wir die beste Unterstützung bei dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee, dessen vortreffliche Leistungen ich vor drei Jahren, auf dem Kolonialkongress 1902, bereits die Ehre hatte, hervorzuheben. Wir Kolonialpolitiker haben alle Veranlassung, desselben hier dankbar und rühmend wiederum zu gedenken. Viele Aufgaben, die zur Hebung unserer Kolonien so notwendig sind, ist die Regierung heute nicht in der Lage in die Wege zu leiten, da es auch heute noch oft schwierig bleibt, die genügenden Summen bewilligt zu erhalten. Da springt dann das Komitee ein. Seine Arbeiten erstrecken sich auf sämtliche Kolonien und auf die verschiedensten Unternehmungen. In seinem Auftrag haben verschiedene Herren Zentral- und Südamerika, Kleinasien, Ägypten, West- und Ostindien bereist, um die dort erworbenen Kenntnisse für unsere Schutzgebiete zu verwerten. Wünschenswert wäre es gewiss auch, wenn unsere Regierung diesem Beispiel folgen wollte und bewährten Beamten Studienreisen in die Kolonien anderer Nationen bewilligen könnte. Der Aufschwung der Baumwollkultur, die Entdeckung des Guttapercha, die Entsendung des Herrn Dr. Busse zur Untersuchung der Baumwoll- und Kakaoschädlinge, die Einführung verbesserter Maschinen für Palmöl-, Palmkern-, Sisalagavenbereitung, die Untersuchungen der Bahntracen in Togo und Südostafrika usw. sind ausschliesslich den Arbeiten dieses Komitees zu danken.

Zum Schluss möchte ich mir nun noch erlauben, auf einen Punkt hinzuweisen, der mir für die befriedigende Entwickelung unserer Kolonien von der allergrössten Wichtigkeit zu sein scheint. Ich ersehe aus den Reichstagsverhandlungen, dass immer wieder Klage darüber geführt wird, dass Kapital für grössere Unternehmungen in unsern Schutzgebieten fehle. Das ist, so allgemein gesagt, jedenfalls wohl nicht richtig. Ich habe vorher schon angedeutet, dass ich unbedingt dafür eintrete, dass unsere Bahnen in unsern Gebieten Staatsbahnen sein und werden sollen. Nur zur Gewinnung unserer offenbar sehr grossen Mineralschätze in unsern Kolonien gebrauchen wir grosser kapitalistischer Unternehmungen, da das Risiko des Abbaus für den einzelnen Privatmann allzu gross ist. Sonst wüsste ich nicht, wo es an Geld fehlen sollte. Wir brauchen vor allen Dingen eine ruhige, allmähliche, stetige Entwickelung. Durch Übereilung ist in unsern Kolonien schon viel verdorben. Es geht nicht so rasch, aus unzivilisierten Schwarzen tüchtige Bauern und geschickte Arbeiter zu erziehen, und unsere Kolonien sind viel zu dünn bevölkert, als dass wir ohne ernste Schwierigkeiten grössere Arbeitermassen für grössere Unternehmungen jetzt schon beschaffen könnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir Interessenten haben lediglich den Wunsch, dass die Regierung für Ruhe und Sicherheit sorgt. Zucht hält bei Weissen und Schwarzen und Verkehrsverbesserungen nach Möglichkeit gewährt. Die dadurch geschaffenen Vorteile werden sich die Kaufleute, Pflanzer und Missionare schon zunutze zu machen wissen, und ich hoffe, dass, wenn unsere Entwickelung weiter befriedigend fortschreitet, ein Referent später einmal den Vorzug haben wird, auf einem der nächsten Kolonial-Kongresse über unsern Handel statt in 10-Millionenzahlen zu reden, über Handel von 100-Millionenzahlen Ihnen berichten zu können.

Vorsitzender **Moritz Schanz,** Chemnitz: Ich danke Herrn Vietor, einem der bekanntesten Vertreter der bewährten hanseatischen Firmen, welche schon vor deutscher offizieller Kolonisation nach drüben gegangen sind und dort mit eisernem Fleiss, zäher Ausdauer und erfreulicherweise auch mit Erfolg als wirtschaftliche und Kultur-„Pioniere" tätig gewesen sind.

Besonders erfreut bin ich, Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Arendt begrüssen zu können, Mitglied der ersten parlamentarischen Studienreise in unsern Kolonien, die auf die hochsinnige und weitsichtige Anregung Seiner Hoheit des Herzogs Joh. Albrecht erfolgte und hoffentlich weitere Auflagen erlebt. Die dagegen gerichtete Kritik, die behauptet, in der kurzen Zeit sei so gut wie nichts zu sehen und zu lernen, ist nach eigener Ansicht und Erfahrung des Vorsitzenden in jahrzehntelangen Studienreisen in allen fünf Weltteilen falsch. Beste literarische Verbreitungen sind zuweilen nicht so viel wert, wie auch nur ein Tag eigener Inaugenscheinnahme. So sind auch die Resultate der parlamentarischen Studienreise mit freudigen Hoffnungen, betreffend regerer Anteilnahme des Reichstages an kolonialen Dingen für die Zukunft zu begrüssen.

Gouverneur a. D. **v. Bennigsen,** Charlottenburg: Meine Absicht geht dahin, mich zu einem Punkte zu äussern, in dem ich im Gegensatze stehe zu unserm verehrten Herrn Referenten Vietor. Ich meine die Frage, ob Eisenbahnen als Staatsbahnen oder mit Privatkapital in unsern Kolonien zu bauen sind. Ich bin jahrelang in den Kolonien tätig gewesen, und ich bin auch zuerst Anhänger der Staatsbahnen gewesen, aber ich habe mich zu einem besseren überzeugt. Eisenbahnen brauchen wir so rasch als möglich. Die Frage, wer sie bauen soll, dürfte eigentlich, so wie die Sache liegt, im Augenblicke gar nicht aufgeworfen werden, weil ein Eingehen auf dieselbe den Eisenbahnbau in den Kolonien zu verschieben geeignet ist. Meine verehrten Damen und Herren, Herr Dr. Arendt hat Ihnen gesprochen davon, wie die Bahn in Togo gebaut ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube aber hierauf noch weiter eingehen zu sollen. Die Reichsregierung und der Reichstag hat sich nur deshalb entschlossen, den Eisenbahnbau in Togo durch eine Staatsanleihe zu bewerkstelligen, weil Togo eine Kolonie ist, die sich nach ihrem Etat selbst erhält und voraussichtlich erhalten wird. In dieser Lage wird im Laufe der Jahre vielleicht auch Kamerun sein. Bei Südwestafrika ist ja nun leider hieran für lange Jahre hinaus nicht zu denken. Ostafrika wird wohl noch ein Jahrzehnt gebrauchen, bis es so weit ist. Für unsere Südseekolonien aber kommt die Erbauung von Eisenbahnen für absehbare Zeit, da genügend fruchtbares Land von der Küste zu erreichen ist, kaum in Betracht. Wollten wir uns hier im Prinzip für Staatsbahnen aussprechen, ich bitte Sie alle, dies nicht zu tun, so würde voraussichtlich der Eisenbahnbau in unsern Kolonien in Stockung geraten. Wir aber wollen doch schnell Eisenbahnen, wollen sie suchen, wo wir sie finden können, also sie erbauen mit dem am schnellsten flüssigen Gelde.

Die Zeiten sind vorüber, wo bei uns im Dunkeln Konzessionen erteilt wurden, ohne dass die Bedingungen oftmals und eingehend geprüft wurden. Jetzt werden derartige Angelegenheiten vor aller Welt im Reichstage verhandelt. Der Staat und der Kaufmann sehen sich vor, dass sie nach ihrer Berechnung beide dabei ein gutes Geschäft machen. Sollte aber wirklich einmal eine der späteren Eisenbahngesellschaften ein gutes Geschäft machen, so sollten wir das nicht bedauern. An sich rechnet das Grosskapital, das sich beim Eisenbahnbau in den Kolonien beteiligen will, nicht mit grossem Gewinne. Wir sollten es mit Freuden begrüssen, dass es sich in dieser Richtung hin beteiligen will, und dass ein so hervorragender Mann, wie Geheimrat Lenz, hinter dem tatkräftiges Grosskapital steht, sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt hat. Wir wollen doch hier nicht Gewicht legen auf die bedauerliche Idee, die sich bisher im grossen kolonialfreundlichen Kreise verbreitet hat, auf die Idee, dass die Betätigung des Grosskapitals in den Kolonien schädlich ist.

Die Erfahrungen, die wir mit dem Staatseisenbahnbau gemacht haben, sind keine günstigen gewesen. Sehen Sie sich die Eisenbahn Swakopmund—Windhuk an, eine Eisenbahn, mit unzulänglichen Mitteln schlecht gebaut, deren Betriebskosten ungeheuerliche sind, und die nach wenigen Jahren des Betriebs kaum noch brauchbar ist. Ich bedaure auch nicht, dass die Eisenbahn Lüderitzbucht—Kubub nicht schnell während des Aufstandes als Regierungsbahn ausgebaut ist, als minderwertige Kleinbahn. Die Anfangs-Linie Lüderitzbucht—Kubub, die einstmals in Kimberley endigen muss, ist ein Teil einer Weltlinie, die wir als gute Vollbahn mit Capspur ausbauen müssen. Der Gewinn, der dem Staate dadurch entgehen kann, dass er Eisenbahnen in den Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht selbst baut, ist sicherlich viel geringer, als die Summen, die er beim Betriebe und Bau von Eisenbahnen in den Kolonien erfahrungsgemäss unnütz ausgibt.

Eisenbahnen wollen wir bauen möglichst rasch, und das Geld dazu nehmen, wo wir es unter günstigen Bedingungen finden.

Gerichtsassessor Dr. **Kliemke,** Berlin: Die Kolonien können aus ihren Mitteln erst Bahnen bauen, wenn sie Überschüsse ergeben, das ist aber erst möglich, wenn sie weiter entwickelt sind, und zur Entwickelung brauchen sie Bahnen. Die Aufbringung von Mitteln durch Reichsgarantie ist nicht so belastend für die Steuerzahler, wie es nach der formellen Garantie scheint. Denn z. B. bei der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft lautet sie zwar auf 87 Jahre, aber wenn die Bahn, selbst erst in 10 Jahren, genügende Betriebsergebnisse erzielt, fallen die Reichszuschüsse weg, und da nach Ablauf der Konzession die ganze Bahn umsonst dem Reiche zufällt, so hat das Reich für etwa 7 Millionen Mark ein Unternehmen erworben, für das jetzt 21 Millionen aufgewendet werden und das zur Zeit der Übernahme natürlich noch beträchtlich mehr wert sein wird. Aber auch bei der Garantie des Reiches braucht man das Publikum zur Aufbringung der Mittel, und da genügt es nicht, bloss theoretisch Kolonialfreund zu sein. Dass ein so sicheres und gutes Kolonialpapier, wie die Anteile der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, nicht besser im Kurse steht, ist ein bedauerliches Zeichen für die geringe Nachfrage. Wenn die Kolonialfreunde sich auch praktisch an der Aufbringung der Mittel beteiligen, dann werden sich auch grössere Kolonialunternehmungen leichter finanzieren lassen, die Unternehmungslust wird zum Nutzen der Kolonien wachsen, und schliesslich wird auch der Reichstag bewilligungsfreudiger werden. Wie jedes bedeutendere Ereignis sich an der Börse bemerkbar macht, so möchte ich hoffen, dass bei dem nächsten Kolonialkongress von der Börse telegraphiert wird: Grosse Hausse in Kolonialwerten wegen des Kongresses.

J. K. Vietor, Bremen: Es ist ein wichtiges Prinzip, um das es sich hier handelt. Die Verhältnisse in Amerika verschlechterten sich beständig, weil die Bahnen in Privatbesitz sind. Eine der grössten Taten Bismarcks war die Verstaatlichung der Bahnen. Sollten, wie wir es wünschen, Staatsbahnen gebaut werden, dann wird man sie nicht wieder minderwertig bauen.

Lattmann, Mitgl. d. R., Schmalkalden: Von der Notwendigkeit des Bahnbaues in den Kolonien für eine gesunde Entwickelung unseres Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dels sind wir alle überzeugt. Der Streitpunkt, ob Staatsbahn, d. h. Kolonialbahn mit Anleihe der Kolonie und Haftung der Einnahmen der Kolonie und event. Reichsgarantie, oder ob Bau durch Privatgesellschaften. Wenn dies letztere nur Eisenbahngesellschaften wären, wären die Ansichten nicht so weit auseinandergehend. Dass aber diese Gesellschaften zugleich Konzessionsgesellschaften auf dem Gebiet des Handels und des Grundbesitzes sind, darin liegt die Gefahr. Die Behauptung, die Anhänger der Kolonialbahnen und Gegner der Konzessionen wollten das Grosskapital nicht in den Kolonien, ist unrichtig. Einen Kolonialfreund, der das will, habe ich noch nicht gefunden, aber das Grosskapital soll nicht Herrscher der Kolonie sein, der Herr im Land soll die Regierung sein. Das liegt namentlich im Interesse der Entwickelung des freien Handels, der durch die Monopolstellung der Gesellschaften gefesselt wird. Das ist doch keine graue Theorie, sondern eine Ansicht, die vertreten wird gerade von den sachverständigsten Männern, von der gesamten unabhängigen Kaufmannschaft der Kolonie. Wenn gesagt wurde, Kamerun sei Zuschusskolonie und deshalb könne keine Staatsbahn gebaut werden, so hat Herr Gouverneur v. Bennigsen ausgeführt, dass gerade Kamerun seiner Überzeugung nach in den nächsten Jahren, namentlich nach einem Bahnbau, aus dem Kreise der Zuschusskolonien kommen würde. Nun, das ist erst recht ein Grund, ähnlich wie in Togo zu handeln. Aber nicht nur die gesamte unabhängige Kaufmannschaft, sondern auch eine andere Gruppe von Männern, die die Verhältnisse der Kolonien genau kennen, stimmen dem zu. Die Missionare sollen und wollen sich nicht in politische Fragen mischen, aber auch sie glauben, dass die Schaffung von Handels- und Landmonopolen gegen das Interesse der Eingeborenenbevölkerung, gegen einen doch auch auf der Arbeitskraft der Schwarzen begründeten Handel ist. Da sollten wir hier diese Ansichten der zwei sachverständigen Gruppen, der Kaufleute und der Missionare, zum klaren Ausdruck bringen, und damit täten wir auch der Regierung einen grossen Gefallen, denn sie wird im Interesse der Gesamtentwickelung der Kolonien den Bahnbau ohne Gesellschaften lieber sehen.

Gouverneur a. D. **v. Bennigsen,** Charlottenburg: Wenn ich sagte, Kamerun wird sich in den nächsten Jahren vermutlich selbst erhalten können, so habe ich damit gerechnet, dass die Bahn dort in der nächsten Zeit gebaut werde. Als Staatsbahn aber wird sie, das halte ich nach den bisherigen Verhandlungen des Reichstages für zweifellos, nicht bewilligt werden. Deshalb sollten wir diese Frage auch gar nicht in die Debatte werfen. Bei allen Konzessionen sollte der Staat sich vorsehen, dass keine Bedingungen in den Vertrag gelangen, die später die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waltung einer Kolonie schädlich einengen. Eine gute Verwaltung muss in der Lage sein, die Bedingungen derart abzuschliessen.

A. Pohlmann, Hohenaspe: Es kommt vielmehr darauf an, dass gesunde Verhältnisse geschaffen werden, als dass man à tout prix schnell entwickelt, wie Herr v. Bennigsen verlangt. Der Wunsch auf schnelle Entwickelung hat seinerzeit auch zu den grossen Land-Konzessionen geführt, die wir in der Mehrzahl heute beklagen.

Eine Eisenbahn bildet ein Monopol, und es ist sehr schwer, seitens des Staates so sichere Kautelen zu schaffen, dass das Monopol nicht zu Missbräuchen führt. Was manche der Klauseln wert sind, sieht man bei den vorhandenen grossen Konzessionsgesellschaften, denen gegenüber der Staat nahezu machtlos ist. Es ist nicht einerlei, ob von vornherein die Verhältnisse auf ein richtiges Prinzip gestellt werden oder nicht.

Der Staat hat sich durchaus als fähig erwiesen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, und wenn ein grosses Volk, wie das deutsche, Kolonialpolitik treiben will, muss es selbst auch den Mut haben, die nötigen Schritte zu tun, um den Landbesitz zu erschliessen.

Wirtschaftliche Studien in Deutsch-Ostafrika, 1905.

Von Dr. Joachim, Graf von **Pfeil,** Kammerherr, Friedersdorf i. Schl.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Vor wenigen Tagen von Ostafrika heimgekehrt, empfinde ich lebhafte Genugtuung, alsbald vor dieser hervorragenden Versammlung Bericht über die Kolonie erstatten zu können. Wenn mir erlaubt sein soll, meine Eindrücke in chronologischer Reihenfolge wiederzugeben, wie ich sie empfangen habe, so werde ich mit der Schule beginnen. Ich landete an einem Tage schweren Regens in Tanga und wurde bei einem nur kurzen Umgange durch die Töne einer wirklich vorzüglichen Musik angelockt, bis zu einem Schuppen, unter dem etwa 40 Schwarze ein schwieriges Stück übten. Wenn diese Leistung zeigt, was aus unserm Negermaterial gemacht werden kann, so beweist sie doch auch die Geschicklichkeit der Hand, die hier am Werke sich befindet. Mein Interesse wurde indessen noch weiter in Anspruch genommen, als ich einen kleinen Knirps von etwa zehn Jahren an einer Schreibmaschine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sitzen sah, mittels der er ein neben ihm liegendes Manuskript fehlerfrei abschrieb. Eine nur von Negern bediente Buchdruckerei und Buchbinderei besichtigte ich, und in einer Schreinerei konnte ich Möbel aus einheimischem Holze sehen, die bei gefälligem Äusseren jedenfalls zweckentsprechend waren. Diese Tatsachen bedeuten Errungenschaften, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden können. Wir lösen in dieser Weise die Aufgabe, die Neger zur Arbeit zu erziehen, und machen aus ihnen nützliche Glieder menschlicher Gesellschaft. Schon jetzt ist es in unserer Schule in Tanga möglich, dort erzogene Knaben in allerhand Berufen unterzubringen, wo Lesen und Schreiben notwendige Erfordernisse sind. Auf der Post sieht man zwölf- bis vierzehnjährige Knaben mit dem Sortieren von Briefen beschäftigt, ein niedlicher kleiner Kerl steht mit kindlicher Würde am Telephon, in das er „hier Amt" hineinruft, während er mit der andern am Schaltbrett hantiert. Wir begegnen Negern im Jünglingsalter als Bahnbeamte, die uns das Billet abnehmen oder unser Gepäck registrieren; ja, wenn europäische, der Sprache nicht kundige Reisende nach Tanga kommen, kann ihnen von der Schule ein geweckter Knabe gegeben werden, der, Deutsch fast beherrschend, als Diener und Dolmetscher benutzt werden kann. Erwähne ich ausserdem, dass bei dieser Erziehung ihnen auch gelehrt worden ist, bescheiden zu bleiben, so ist das für den Kenner das höchste Lob, welches man der Tätigkeit der Leiter jener Schule, Herrn Rektor Blank und Lehrer Ramlow, spenden kann.

Einen sehr angenehmen Eindruck empfängt der Reisende von dem Äusseren der Hafenstädte unserer Küste. Wo früher wilder Pori das Land bedeckte, dehnen sich breitstrassige, durch weitausladende Schattenbäume gezierte Städte aus. Schon findet man im Durchschnitt nette, freundliche Häuser, vereinzelt sogar schon solche, die auf die Bezeichnung Villa mit Recht Anspruch erheben dürfen. In der Abendkühle sieht man eine elegante Welt sich umherbewegen, und als bezeichnenden Umstand für den gesellschaftlichen Verkehr möchte ich erwähnen, dass ich von den 16 Tagen, die ich in Daressalam verweilte, nur zweimal zu Hause speiste, vierzehnmal dagegen in Gesellschaften eingeladen war. An der Stelle, wo noch vor 20 Jahren mein Lagerfeuer im dichten Busch brannte, erhebt sich heute ein schönes Gotteshaus, und wo ich damals meine Dhau auf den Strand schob, liegen heute die Werkstätten der Flottille, die, wenn erforderlich, imstande wären, ein vollständiges Kriegsschiff zu bauen. Entlang der den Hafen umkreisenden Kaiserstrasse ragt eine Reihe stattlicher Gebäude, in ihnen vollzieht sich die Verwaltung des Schutzgebiets. Obwohl wir uns in den Tropen befinden, ist von tropischer Lässigkeit keine Spur zu finden, überall gewinnt man den Eindruck, dass anhaltend ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeitet wird. Das nimmt nicht wunder, wenn man den Gouverneur selbst um 6 Uhr morgens schon durch das Fenster seines Arbeitszimmers am Schreibtische beobachten kann. Und wo der höchste Beamte sich keine Musse gönnt, da darf auch der letzte Schreiber nicht seine Zeit vergeuden. Aber nicht nur unter den Augen des Herrn wird die Zeit ausgenutzt, auch auf den Stationen im Innern herrscht die gleiche Betriebsamkeit. Ich habe niemanden gesehen, der sich die Zeit vergönnte, Jagdausflüge zu unternehmen, und die meisten Gewehre stehen unbenutzt in der Ecke.

Diese Sachlage weist ein schönes und erfreuliches Bild der Verwaltung in unserer Kolonie auf, allein ich werde sogleich den Wurmstich in dem schönen Apfel zeigen. Die überall zu beobachtende Tätigkeit am Schreibtische hat etwas beängstigendes an sich. Man kann sich des Empfindens nicht erwehren, als sei sie fieberhaft, Selbstzweck, als fehle ihr jede produktive Eigenschaft, als bekomme der Arbeiter nie die Resultate seiner Anstrengungen zu sehen. Es kann unmöglich gut sein, dass in einem Lande, wo es bis jetzt noch viel weniger darauf ankommt, wie geschaffen wird, als dass überhaupt etwas geschieht, die leitenden Persönlichkeiten ihre Bezirke nur vom Fenster ihres Schreibzimmers aus zu sehen bekommen. Nicht mit der Feder sollte verwaltet werden, sondern mit dem Auge und dem Munde.

Wie kann ein Beamter seinen Bezirk und dessen Bedürfnisse kennen lernen, wenn er im Wege der Berichterstattung sich über kleinste Kleinigkeiten auslassen muss, wenn kaum die Möblierung eines Zimmers auf den Stationen geändert werden darf ohne die Zustimmung des Gouverneurs. Wo mit derartigem Kleinkram die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, die Gedanken erfüllt sind, da kann keine grosszügige Verwaltungspolitik Platz finden. Wir werden also auf ein Mittel zu sinnen haben, dieses Schreibwerk zu vermindern. Dieses wäre zu finden in einer grösseren Dezentralisation, als sie jetzt üblich ist. Anstatt von ihnen über Kleinigkeiten zahllose Berichte zu fordern, deren Lesung den Zentralbeamten auch nur Arbeit macht, ohne das Gesamtwerk wirklich zu fördern, sollte man innerhalb eines gewissen Rahmens und Umfanges den Bezirksamtleuten weit grössere Selbständigkeit geben. In vielen Dingen sollten sie nicht vermittelnde, sondern verfügende Behörden sein, denen die Richtung des Marsches zwar von oben her vorgeschrieben wird, die aber selbst die Wege aussuchen dürfen, auf denen sie am bequemsten und raschesten zum Ziele gelangen. Unter dieser Voraussetzung würden die Schreibereien sich vermindern, die Leistungsfähigkeit und Resultate sich verdoppeln, denn jeder wirkliche Mann schafft um so lieber und um so mehr, je selbständiger er sich fühlt. Als völlig gegenstandslos möchte ich das Bedenken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bezeichnen, dass bei grösserer Dezentralisation die Einheitlichkeit der Verwaltung leiden würde. Eine solche Einheitlichkeit ist bei der ungeheuren Ausdehnung unserer Kolonie und den unterschiedlichen physikalischen Verhältnissen verschiedener Teile darin an sich schon ebensowenig möglich, wie sie das im kleineren Deutschen Reiche ist. Dass Fehler gemacht werden würden, ist selbstverständlich, dazu sind Fehler da, und sie laufen unter dem gegenwärtigen System auch unter. Mit vollem Vertrauen aber können wir zwecks Dezentralisation die geforderte Selbständigkeit in die Hände unserer Beamten legen. Soweit ich den Vorzug gehabt habe, deren Bekanntschaft zu machen, habe ich überall das ernsthafte Bestreben wahrnehmen können, nach bestem Wissen und Gewissen den Bedürfnissen der Kolonie gerecht zu werden, ihr politisches und wirtschaftliches Wohl aufs eifrigste zu fördern. Man habe hier in Deutschland mehr Zutrauen zu dem Charakter unserer Beamten und weniger Bedenken gegen ihre Urteilskraft und Zuverlässigkeit, dann wird man der Kolonie wesentlich nützen.

Handel und Verkehr haben in den letzten Jahren eine stark aufsteigende Tendenz bewiesen. Man darf das zurückführen auf das Erscheinen von zwei neuen Handelsobjekten: Ziegenfellen und Wachs. Im Umkreise der Seen haben die Eingeborenen erkannt, dass das Fell der Ziege bis jetzt noch wertvoller ist, als ihr Fleisch, und mit dem sie auszeichnenden Mangel an Voraussicht alsbald begonnen, all ihren Ziegen das Fell abzuziehen. Wenngleich der Zeitpunkt kommen wird, wo diesem Raubbau Einhalt getan werden muss, so darf man auf der andern Seite nicht befürchten, dass der Bestand an Kleinvieh ausgerottet werden wird. Den Vorteil haben unsere Stationen gehabt, von denen ganz bedeutende Werte an Fellen ausgeführt werden. Bukoba allein erhob im Finanzjahre 1904/5 86 000 Rup. Zölle, gegen 5000 Rup. im Vorjahre, und zwar in der Hauptsache von ausgeführten Ziegenfellen. Der andere Artikel ist Wachs. Der Vorrat ist fast unerschöpflich, und in Tabora lagerten letzthin 9000 Lasten, der Beförderung zur Küste harrend. Es wird sich nur darum handeln, die Eingeborenen in den von Europäern unbewohnten Gegenden in stärkerem Masse zum Sammeln anzuhalten, um diesen Handelszweig zu hoher Blüte zu bringen. Die grösseren Einnahmen der Eingeborenen führen zu reichlicheren Einkäufen, durch die sich der Küstenhandel in merkbarer Form steigert. Zu bedauern ist, dass uns der Inder als Mittelsmann noch unentbehrlich ist und wir nicht verhindern können, dass er den grössten Teil seiner Waren aus Indien bezieht, seine Barbestände dahin abführt. Er ist ein Schädling unserer Industrie und unserer Eingeborenen.

Auch der Verkehr und die Verkehrsmittel weisen eine wesentliche Steigerung auf, wenngleich auf diesem Gebiete noch am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meisten zu wünschen bleibt. In den Distrikten Njassaland, Usambara und Kilimandjaro sind schon mehrere tausend Kilometer Wege ausgelegt. Namentlich das früher so unwegsame Usambara kann jetzt in allen Richtungen auf guten Reitwegen bereist werden. Von Mombo nach Moschi ist ein guter Weg gebaut worden, der dem Verkehr mit Ochsenwagen vollständig gewachsen ist, und der Reisende kann jetzt schon vielfach gewisse Strecken rasch und bequem zurücklegen, durch die er früher sich mühsam seinen Weg bahnen musste. Überall, wo Europäer weilen, vermag die Post ihnen zu folgen, S. H. der Herzog Friedrich von Mecklenburg vermochte aus der Steppe bei Schirati binnen zwei Tagen nach Schwerin zu telegraphieren und von dort Antwort zu erhalten. Der Marsch von dort bis an die Küste erfordert heute noch im günstigen Falle acht Wochen. Leider sind wir mit den Bahnen noch sehr im Rückstande. Ich muss bekennen, dass sich meine Anschauungen über Bahnen in Kolonien wesentlich geändert haben. Aus vielen, sehr wohl zu rechtfertigenden Gründen glaubte ich früher annehmen zu müssen, dass nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen koloniale Bahnen lebensfähig sein könnten. Ich glaubte deswegen, dass man besser tue, die für den Bahnbau nötigen Summen für andere, nach meiner Ansicht rentablere Unternehmungen zu verausgaben. Seither habe ich die Ugandabahn gesehen und wahrgenommen, dass sie Erscheinungen gezeitigt hat, die unter keinen Umständen vorauszusehen waren, die auch von den Befürwortern des Bahnbaus nicht vorausgesehen wurden, die aber in ihrer Gesamtheit dazu beitragen, Bahnen nicht nur lebensfähig zu erhalten, sondern sie zu einem wesentlichen Faktor im Entwickelungsgange einer Kolonie zu machen. Auf die Einzelheiten hier einzugehen, würde zu weit führen. Jedenfalls hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, dass wir die Ausgabe der zum Bahnbau nötigen Gelder nicht mehr zu fürchten brauchen. Wir können im Gegenteil unbesorgt den Ausbau unseres Bahnnetzes in die Hand nehmen, der Erfolg kann nicht ausbleiben, denn wir haben keinen Grund, anzunehmen, dass die Erscheinungen, die die Uganda-Bahn hervorrief, sich bei uns nicht wiederholen würden. Wir sollten daher unter diesen Umständen uns angelegen sein lassen, die Korogwe-Bahn über Moschi bis Aruscha zu verlängern, es unterliegt gar keinem Zweifel, dass binnen kurzem auch diese Bahn mindestens den Anlass zu einem bedeutenden Aufschwunge des Landes geben, ja, sich bei der zunehmenden Bevölkerung des Landes sogar selbst rentieren wird.

Auch die Besiedelung des Landes schreitet vorwärts. Die Distrikte, denen nach dem Grade ihrer Besiedelung zurzeit die grösste Bedeutung zukommt, sind Tanga, Usambara und Kilimandjaro-Meru. Rund um Tanga springen seit kurzem die Plantagen über Nacht empor,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und zwar nicht zum wenigsten, seit wir wie im Handel so auch im Plantagenbau uns zwei neuen Betriebsobjekten zugewandt haben, dem Sisalhanf und dem Gummibaum Manihot Glaziovii. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so darf man aus dem jetzigen Stande dieser Betriebe folgern, dass wir uns mit der Kultur dieser beiden Gewächse auf dem rechten Wege befinden, namentlich, wenn so ungemein energische Hände sie pflegen, wie einige der Pflanzer, die wir das Glück haben, in unsern Kolonien zu besitzen. Derartige Kräfte sollten auf das weitgehendste unterstützt werden, selbst auf die Gefahr hin, Ausnahmefälle konstruieren zu müssen. Kraftvolle Menschen sind nicht so dicht gesät, dass wir deren im Überfluss hätten. Sie sollten der Kolonie erhalten werden durch Gewährung ausgedehnter Möglichkeiten der Betätigung, nicht beengt werden durch Steuerlasten oder Anwendung kleinlicher Gesetzesparagraphen, die in einem Lande aller denkbaren Unregelmässigkeiten noch keine allgemeine und absolute Gültigkeit beanspruchen können noch dürfen. Man hat leider nur zu oft das Empfinden, dass bei den Behörden eine wahre Todesangst vorherrscht, irgend ein Kolonist könnte wirklich guten Verdienst haben, ohne dass die Regierung sofort wesentlich dabei beteiligt werde. Das ist falsch. Die Kolonisten sind nicht dazu da, dass die Regierung aus ihrer Tatkraft Nutzen ziehe, sondern die Regierung ist allein für das Interesse und den Nutzen der Ansiedler da. Die Tatkraft und den Erfolg der Kolonisten zu besteuern, ist eine falsche Politik, viel eher wäre es richtig, den Erfolg wenigstens in den Anfangsstadien kolonialer Entwickelung zu prämiieren. Zur Besteuerung eignet sich die Faulheit und freiwillige Tatenlosigkeit des Eingeborenen, der zunächst noch in steigendem Grade die Steuerlast des Landes zu tragen haben sollte, bis er zur Arbeit erzogen sein wird. Ich verkenne keinen Augenblick die Gefahr, die darin liegt, den Neger in dieser Form unserm Kulturwerk dienstbar zu machen. Allein wo Holz gehauen wird, fallen Spähne, und wenn wir den Neger zivilisieren wollen, wenn wir jene Länder unserer wirtschaftlichen Tätigkeit erschliessen wollen, so können wir der Mitarbeit des Negers nicht entraten und müssen ihn dazu heranziehen, selbst auf die Gefahr hin, dass er hin und wieder gegen den Stachel löckt.

Da die Fasergewächse hohe Rentabilität zu versprechen scheinen, wäre es eine dankenswerte Aufgabe für deutsche Ingenieure, eine Maschine herzustellen, mittels derer die grossen wildwachsenden Bestände von Sanseviera ausgenutzt werden könnten. Ihre Brauchbarkeit ist einwandsfrei erwiesen, nur haben die amerikanischen Maschinen vollständig versagt. Eine chemische Methode zur Aufbereitung der Faser ist gefunden, aber wohl noch nicht ganz betriebsbereit. Über ganz Usambara sind Kaffeeplantagen zerstreut. Auch auf ihnen fehlt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es nicht an eifriger Arbeit. Der Erfolg wird durch zwei Umstände beeinträchtigt. Usambara ist wohl immer ein wenig überschätzt worden. Es ist kein reiches, eher ein armes Land, dessen Boden nur an wenigen Stellen die für Kaffee erforderliche Tiefgründigkeit und hinreichende Fruchtbarkeit aufweist. Man darf daher nicht erwarten, dass alle die heute bestehenden Kaffeeplantagen von Dauer sein werden, und auch die besten werden den berühmten Kaffeegegenden der Welt niemals ernstlich Konkurrenz machen. Eine späte Zukunft dürfte Usambara als eines der Forstländer unserer Kolonie erblicken, in dessen einzelnen Teilen kleinere Farmer durch Ackerbau in europäischem Sinne die dünne obere Ackerkrume des Bodens ausnutzen. Dies geschieht heute schon in vorzüglicher Weise in Kwai. Der andere Nachteil, unter dem der Plantagenbauer in Usambara leidet, ist der Arbeitermangel. Dieses schwierige Thema kann hier nicht behandelt werden. Nur so viel sei angedeutet, dass es sich um den Mangel an Qualität, sowie Quantität der Arbeit handelt. Ferner stellt sich heraus, dass die Produktion von Nahrungsmitteln im Lande nicht hinreicht, die zusammengezogenen Arbeitermengen genügend und billig genug zu ernähren.

An diesem Punkte kann ich nicht umhin, Äusserungen entgegenzutreten, die heute früh von einer Stelle ausgegangen sind, wo sie nur zu leicht einen ungebührlich nachhaltigen Eindruck hinterlassen könnten. Man hat unsere Ansiedler als Leute von zweifelhafter Moral hinstellen wollen, deren Einfluss auf die Schwarzen verderblich wirke. Es werden selbstredend auch unsern Kolonisten die allgemeinen menschlichen Schwächen anhaften. Der Nachweis müsste indessen geführt werden, dass sie deren mehr aufweisen, als die Durchschnittsmenschen daheim oder mehr als ihre Ankläger, die vielleicht nur durch äussere Umstände besser davor geschützt sind, sie in die Erscheinung treten zu lassen. Dass aber ihr Einfluss auf die Schwarzen verderblich wäre, ist eine paradoxe Behauptung. Nichts schädlicher als der Einfluss derjenigen, die solche Paradoxien aussprechen. Es ist unvermeidlich, dass im Kontakt mit den Weissen die Neger deren Laster annehmen. Vor diesen kann keine Gewalt der Erde sie schützen, auch dann würden sie sie lernen, wenn alle Weisse nur Missionare wären, denn auch diese sind Menschen. Wenn aber der Neger nur ein so nützliches Mitglied menschlicher Gesellschaft wird, wie der Durchschnittseuropäer produktiven Standes, so wollen wir das als ausreichendes Resultat unserer Erziehung betrachten und uns nicht wundern, wenn wir mit unsern Vorzügen auch unsere Fehler verpflanzen. Unsere Ansiedler aber sind anständige Menschen, deren Leistungen uns Wertschätzung abringen muss, die man nicht schmälern sollte, indem man ihnen vorhält, dass auch ihnen allgemeine menschliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwächen anhaften. Weiter im Innern, an den Abhängen des Meruberges, gelangen wir zu unsern jüngsten Ansiedlern, den noch in Bewegung begriffenen Boeren. Wer zurzeit des Krieges für sie schwärmte, braucht nur hinzugehen, um sich zu überzeugen, dass sie von dem Ideal, zu dem man sie erhob, noch immer so weit entfernt sind wie früher. Für uns bedeutet aber jeder weisse Ansiedler ein Kapital von Geld, Arbeitskraft und sittlichem Wert, und da wir keine deutschen Ansiedler herbeiziehen können, dürfen wir die Ankunft der Boeren ohne Rückhalt mit Freuden begrüssen. Zwar darf man die von ihnen zu erwartende Arbeitsleistung nicht mit dem Massstabe messen, den man an die Tätigkeit deutscher Ansiedler legen würde, allein man muss anerkennen, dass wirkliche nutzbringende Arbeit geleistet worden ist. Es wird uns obliegen, diese in keiner Richtung erzogenen Menschen zu lehren, dass es ausserhalb des Kreises Boerischer Begriffsfähigkeit Dinge und Personen in der Welt gibt, denen Respekt gebührt, denen er bezeugt werden muss. Und wenn ich auch den Eindruck gewonnen habe, dass die Boeren durch den Krieg wenig oder nichts gelernt haben, so bin ich doch der Überzeugung, dass der deutsche Leutnant und Beamte auch als Lehrmeister sich bewähren und selbst aus arroganten, unwissenden Boeren brauchbare deutsche Ansiedler erziehen wird. Das den Boeren überwiesene Land ist wunderbar herrlich. Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass die Ländereien jener Gegend im Gegensatz zu Usambara unterschätzt wurden, dass sie mit der Zeit sich zum fruchtbaren Ackerbaulande entwickeln werden.

Wegen mangelnder Absatzmöglichkeit können aber jene Gegenden zunächst nur der Viehzucht dienen. Ziegen, Fettschwanzschafe, Esel, Maultiere, stellenweise Kamele, Pferde und Strausse gedeihen trefflich. Leider steht der Rindviehzucht die zur Verbreitung neigende Seuche des Küstenfiebers entgegen. Unsere Unkenntnis des Charakters dieser Krankheit hat uns eine Menge Fehler begehen lassen, die der Verbreitung der Krankheit Vorschub leisteten. Geheimrat Koch ist der Ansicht, dass dieser drohenden Gefahr Halt geboten werden könnte. Gestützt auf seine hohe Autorität möchte ich eine Reihe von Massnahmen in Vorschlag bringen, die zwar, ungemein rigorös, zeitweilig vielleicht sich sehr empfindlich fühlbar machen würden, die aber die Seuche, wenn nicht ganz auslöschen, so doch so weit eindämmen dürften, dass Viehzucht wieder in ausgedehntem Umfange betrieben werden könnte.

Angesichts der jüngsten Ereignisse im Süden unserer Kolonie, darf ich nicht unterlassen, die Aufstandsgefahr kurz zu streifen. Jedesmal wenn Völker verschiedener Kulturart und -grades im Wettbewerb um die Existenzmöglichkeit aufeinander stossen, müssen Differenzen sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ergeben, die nur im Wege der Kraftprobe ausgetragen werden können. Es ist selbstverständlich, dass das schwächere Volk endlich unterliegt, wobei jedoch nicht gesagt ist, dass deshalb seine Weiterexistenz gefährdet werden muss. Die Kraftproben werden höheren oder niederen Grades sein, je nach Massgabe des Wertes der den Kampfpreis bildenden Güter und der durch rassliche Gründe bedingten Kampfesbefähigung der Völker. Die höchste Kraftanspannung wird eintreten, wenn ein Volk erkennt, dass seine ganze weitere Existenz auf dem Spiele steht, die nächsthöchste, wenn ein Volk wahrnimmt, dass die Formen seines Daseins eine völlige Umwandlung erleiden sollen. Mit letzterer Erscheinung haben wir es in Südwestafrika zu tun, daher der heftige Widerstand. Keine von beiden Bedingungen trifft zu an irgendeiner Stelle in Ostafrika. Schon längst haben die Eingeborenen erkannt, dass ihr Fortbestand gesichert, ihr Lebensmodus keiner grundlegenden Veränderung unterworfen werden soll. Ein Grund zu äusserster Kraftanspannung liegt mithin nirgends vor. Wohl aber empfindet der Eingeborene es als unbequem, geführt von unserer Hand, seinen Pfad zum Ziele der Kultur wandern zu sollen, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn er seine Gewohnheit beibehält und, anstatt rasch und entschlossen geradeaus zu gehen, im Zickzack hin- und hertaumelt und uns dabei manchmal an der Hand zerrt, dass uns das Schultergelenk schmerzt. Für uns gilt es daher, gut aufzupassen, damit wir erkennen, wenn wieder ein Ruck kommen soll. Wir ersparen uns Schmerzen, wenn wir selbst gleich ordentlich zufassen, am besten so stark, dass der Bengel einige Male auf die Nase fällt, bis sie blutet. Dann wird er anständig gehen lernen. So steht es zurzeit draussen. Wir brauchen nicht nervös zu werden, wir würden damit nur Schwäche verraten, und der Zeitpunkt, wo wir uns werden mit dem Äthiopismus auseinanderzusetzen haben, liegt noch in weiter Ferne. Er kann erst dann kommen, wenn wir die Verbreitung unserer Rasse so weit ausgedehnt haben, dass sie die Existenzmöglichkeit des Negers beeinträchtigt, oder dieser vor die Aufgabe gestellt wird, sich bedingungslos unserm Kultursystem anzuschliessen.

Wer Afrika seit seinen ersten Anfängen nicht gesehen hat, für den sind die dort gemachten Erfahrungen höchst staunenswert, und ich bekenne, dass meine Erwartungen weit übertroffen sind. Auf keinen Fall hat die sich heute breit machende Unlust an kolonialen Dingen Berechtigung. Wir hier in der Heimat sollten über Einzelheiten in den Kolonien besser unterrichtet werden, in der Kolonie sollte Berlin etwas weniger merklich sein, und beide Teile würden besser stehen. Wie ich selbst aber zurückgekehrt bin voll Stolz und Freude an dem Wachstum der Kolonie, die ich ja auch als mein Kind bezeichnen kann, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde es mir eine besondere Genugtuung sein, wenn ich in Ihnen die Überzeugung hätte wachrufen können, dass Ostafrika mit kräftigen Schritten einer wirtschaftlich und politisch bedeutungsvollen Zukunft entgegengeht.

Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.

M. Schanz, Chemnitz: Vor Eintritt in die Tagesordnung des dritten Tages möchte ich ordnungshalber eine Erklärung betreffs einer vom Grafen Pfeil beabsichtigten Resolution ‚zu seinem gestrigen Vortrag: „Wirtschaftliche Studien in Deutsch-Ostafrika" geben. Diese Resolution sollte 1. die Fortsetzung der Tangabahn, 2. die Bewilligung von 25 000 Mark aus Reichsmitteln zur Bekämpfung von Viehseuchen fordern. Auf Veranlassung des Obmanns von Sektion V machte ich Herrn Grafen Pfeil darauf aufmerksam, dass beide Punkte bereits in der am Vortage in der Sektion angenommenen allgemeinen Resolution mit enthalten seien und dass es erfahrungsgemäss wohl zweckdienlicher erscheine, die vorzulegenden Leitsätze möglichst in grossen Zügen und ohne Eingehen auf Details abzufassen. Ich war unter dem Eindruck, dass Herr Graf Pfeil in Anerkennung dieser Auffassung auf Einbringung seiner besonderen Resolution verzichtet habe; tatsächlich wollte er aber nur den e r s t e n Teil seiner Resolution zurückziehen, betreffs des zweiten Teils jedoch bei der speziellen Forderung von 25 000 Mark verbleiben.

Ich bedaure, dass durch ein Missverständnis die Einbringung und Besprechung dieser Resolution gestern unterblieb und stelle anheim, auf den Punkt heute noch einmal zurückzukommen.

Wilckens, Hamburg: Im Anschluss an die Ausführungen des Herrn Schanz möchte ich doch darauf hinweisen, dass die von Herrn Grafen Pfeil beantragte Resolution schon in dem Punkt 2 der am ersten Verhandlungstage gefassten Resolution zum Ausdruck gelangt. In diesem Punkt ist die Forderung aufgestellt, grössere Mittel u. a. für die Bekämpfung von Viehseuchen bereitzustellen. Bei den im allgemeinen in grossen Zügen gehaltenen Resolutionen glaube ich, dass wir auch in diesem Falle von der Beschlussfassung einer Resolution, welche die Forderung einer doch immerhin verhältnismässig kleinen Summe für einen speziellen Zweck enthält, Abstand nehmen sollten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas.

Von Dr. **Georg Hartmann**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die mir gestellte Aufgabe ist so gross und umfassend, dass es unmöglich ist, im engen Rahmen eines Vortrags ein vollständiges Programm für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas zu entwerfen. Auch wäre es vermessen, Ihnen ein grosses theoretisches Gebäude hier aufzuführen, das sich in die Praxis gar nicht umsetzen lassen würde.

Dazu sind auch die elementaren Grundlagen, die unsere südwestafrikanische Steppenkolonie bilden, viel zu gross und zu gewaltig, und die dort herrschenden Naturkräfte, die Deutsch-Südwestafrika zu dem gemacht haben, was es ist, nämlich zu einem subtropischen Steppenlande, viel zu mächtig, als dass der einzelne kleine Menschenwille etwas daran ändern könnte. Wie es seit Jahrtausenden gewesen ist und heute noch ist, so wird es weitere Jahrtausende fortdauern. Die gewaltigen Luftmassen, die fast das ganze Jahr hindurch vom Ozean her gegen das Land bewegt werden und dessen Wüstenhaftigkeit an der ganzen Küste entlang hervorrufen, werden sich auch in der Zukunft durch Menschenhand nicht ablenken lassen; die Regenmassen, die jährlich in der kurzen Regenzeit, aus dem Kongobecken kommend, im Lande niederfallen und ihm seinen Steppencharakter verleihen, werden sich durch menschliche Beihilfe weder vergrössern noch vermindern lassen. Ebenso wird der gewaltige Benguelastrom, jene kalte Wassermasse, die unter dem Einfluss der über sie hinweg wehenden Südwestwinde dauernd nach Norden an der Küste Südwestafrikas sich entlangbewegt und ihr rauhes Klima verursacht, durch menschliche Kraft keine Veränderung erfahren.

Alles, was wir Menschen tun können, ist, uns an diese gegebenen Grundlagen a n z u p a s s e n, und die in diesem gewaltigen Naturobjekt liegenden Werte, die oberirdischen, wie die unterirdischen Schätze, uns wirtschaftlich nutzbar zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Aufgabe dieses Vortrages kann also nur sein, die Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, wie man diese Werte realisieren kann, wobei ich es mir versagen muss, diese Gesichtspunkte in dem engen Rahmen dieses Vortrages auch nur einigermassen ausführlich zu begründen.

Der jetzige grosse Aufstand kann auch als ein solcher elementarer Naturvorgang betrachtet werden, der alle unsere wirtschaftlichen Unternehmungen, die wir in dem für menschliche Begriffe schon langen Zeitraum von 20 Jahren daselbst errichtet haben, mit einem Schlage vernichtet und wie ein Orkan alles hinweggefegt hat. Hier hat sich der Einzelwille unserer nationalen Betätigung schwach und ohnmächtig erwiesen, und es hat sich für uns die grosse Erfahrung ergeben, dass wir diesen schwachen Einzelwillen nicht nur in sich stärken, sondern auch organisieren und zusammenfassen müssen zu einer mächtigen Kraftresultante, die wir in die Richtung der grossen Aufgabe des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Deutsch-Südwestafrikas stellen müssen. Das neue Gebäude, welches wir wirtschaftlich in Deutsch-Südwestafrika errichten wollen, muss in seinen Grundmauern so stark und so kräftig sein, dass es nicht wieder durch einen Sturm, wie den jetzigen Aufstand, erschüttert oder gar in Trümmer gelegt werden kann. Es ist dies der erste grosse Gesichtspunkt, den ich als Einleitung zu meinem Vortrag in den Vordergrund stellen möchte.

Nachdem der Aufstand nun schon jahrelang tobt und uns mehr als 300 Millionen Mark gekostet hat, liegt die Frage nahe, warum er noch immer nicht beendet ist und wie lange er denn noch dauern wird? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach und lässt sich in den wenigen Worten zusammenfassen, dass das Ziel sehr hoch ist, welches wir uns zur Niederwerfung dieses Aufstandes gesteckt haben, und die Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu unzulänglich sind.

Es liegt mir fern, mit diesen Worten eine Kritik an unserer Kriegführung draussen in Südwestafrika üben zu wollen, denn ich halte es überhaupt nicht für richtig, hier aus weiter Ferne, gewissermassen vom grünen Tisch aus, Massnahmen zu beurteilen, deren Beweggründe man nur an Ort und Stelle richtig verstehen und würdigen kann. Ich bin sogar überzeugt, dass an Stelle des Generals v. Trotha ein anderer Mann, der als Neuling ins Land gekommen wäre, es kaum besser, vielleicht aber viel schlechter gemacht haben würde. Und der beste Wille, der den General v. Trotha beseelt, die Schneidigkeit und Tapferkeit, die er überall bewiesen, das unentwegte Drauflosgehen auf das hohe Ziel, das er sich gesteckt hat, sind doch im höchsten Masse anzuerkennen. Dieses Gefühl hat er zu entfachen verstanden bei allen seinen Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebenen bis herab zum einzelnen Mann, obwohl sie alle, gleich ihm, neu und unerfahren in das Land gekommen waren. Aus diesem Gefühl heraus sind auch die grossartigen Leistungen zu erklären, die unsere Truppen trotz der grossen Schwierigkeiten und Hindernisse und all den Gefahren, die sich ihnen entgegenstellten, fertig gebracht haben. Es sind diese Leistungen ja schon aus hohem Munde, durch Seine Hoheit den Herrn Präsidenten, bei der Eröffnung des Kongresses in vollstem Masse gewürdigt worden, und auch Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär Graf Posadowsky, sowie Herr Ministerialdirektor Dr. Stuebel haben ihrer in ehrendster Weise gedacht. Ich glaube aber, dass man diese Leistungen an persönlicher Aufopferung gar nicht genug hervorheben und rühmen kann, gerade weil zum Teil der äusserliche Erfolg ausgeblieben und sie in den Schatten gestellt hat. Es sind nicht diese Leistungen allein, die wir so bewundern müssen, sondern die brave Gesinnung des einzelnen Mannes, diese hohe und heldenhafte Gesinnung, die hinter diesen Leistungen steckt und an der jeder Widerstand zerschellt.

Da hat kürzlich ein britischer Oberst in einer kritischen Zeitschrift eine Kritik über die letzten Kaisermanöver und die einzelnen deutschen Truppengattungen geschrieben. Zunächst spricht er dabei von der deutschen Kavallerie, die er zum Teil sehr günstig, zum Teil indes auch ungünstig beurteilt. Auch an der deutschen Artillerie hat er einiges auszusetzen. Dann spricht er von der deutschen Infanterie, von der er sagt, dass sie über jedes Lob erhaben sei. Ich glaube, dass dieser britische Oberst, wenn er die Leistungen unserer Truppe draussen in Südwestafrika gesehen hätte, ohne Unterschied der Waffengattungen ihnen dasselbe uneingeschränkte Lob ausgesprochen hätte, dass sie über jedes Lob erhaben seien. Mit Tränen in den Augen muss man daran denken, wie diese braven Leute mit ruhiger Freudigkeit und gelassener Festigkeit, als ob es selbstverständlich sei, die gewaltigen Strapazen an Hunger und Durst und die heimtückischen Gefahren, die ihnen täglich und stündlich allerorten entgegenlauerten, ertragen und bezwungen haben, und wie viele von ihnen schon ins Grab gesunken sind, ruhig und fest, wie es Helden tun, zur Wahrung der Ehre ihres Vaterlandes.

Dieser Aufstand in Deutsch-Südwestafrika hat den Beweis erbracht, dass die Eingeborenenfrage die Grundlage jedweder wirtschaftliche Entwickelung ist, und dass an eine wirtschaftliche Betätigung im grossen Stile erst gedacht werden kann, wenn die Eingeborenenfrage gründlich und ein für allemal beantwortet sein wird. Da ergibt sich von allein Frage, bis zu welchem Grade sie beantwortet werden muss. Ihre Antwort aber kann nur darin bestehen, dass kein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuer Aufstand wieder möglich sein darf. Es muss also ein Zustand geschaffen werden, der jeden neuen Aufstand ausschliesst.

Diesen Zustand kann man nur erreichen:

1. durch vollständige Entwaffnung der Eingeborenen und durch Massnahmen, welche eine Wiederbewaffnung und Versorgung der Eingeborenen mit Munition verhindern;

2. durch Schaffung einer weissen, und zwar deutschen, Bevölkerung als Gegengewicht gegen die Eingeborenen. Es ergibt sich hieraus eine Grenze — ich möchte sie die untere Grenze bezeichnen — in der Beantwortung der Eingeborenenfrage, bis zu welcher man unbedingt gehen muss. Ich würde es für verfrüht halten, uns heute schon des näheren darüber zu unterhalten, wie man im einzelnen die Massnahmen zur Beantwortung der Eingeborenenfrage treffen müsste. Der Aufstand muss erst beendet sein und die neue Lage vollständig klar vor Augen liegen, bevor man an solche Pläne bis ins einzelne denken kann. Auch müssen wir das Vertrauen zum neuen Gouverneur haben, dass er zur rechten Zeit das Richtige schon treffen wird. Indessen heisse ich es sehr willkommen, wenn gewisse Fragen, wie z. B. die Frage der Eingeborenen-Reservate, öffentlich besprochen werden, und ich empfehle an dieser Stelle zur Lektüre einen Artikel in der letzten Kolonialzeitung über „Reservat-Lokationspolitik in Deutsch-Südwestafrika", mit dem ich mich ganz einverstanden erklären möchte, zumal, da er sich auf zwei vorzügliche Kenner Südwestafrikas, Schwabe und Dove, beruft.

Dass die weisse Bevölkerung, die wir uns als Gegengewicht gegen die Eingeborenen schaffen müssen, möglichst deutsch sein muss, lehren die Erfahrungen der letzten Tage, die uns über ein Burenkomplott in Windhuk berichteten. Wir wollen hoffen, dass diese Gerüchte sich nicht bestätigen. Mögen sie aber wahr oder unwahr sein, so beweisen sie doch, dass man in der Frage der Ansiedelung von weissen Elementen, die nicht deutsch sind, grösste Vorsicht walten lassen muss. Es wird sich auch hier wieder die alte Erfahrung bestätigen, dass man sich schliesslich nur auf sein eigen Fleisch und Blut verlassen kann.

Solange wir aber in Deutsch-Südwestafrika ein deutsches Ansiedlerelement in hinreichender Stärke noch nicht besitzen, werden wir nach dem Aufstande zunächst noch eine starke Schutztruppe im Lande halten müssen. Wie stark diese Truppe sein muss, braucht heute ebenfalls noch nicht erörtert zu werden. Sie mag 2000 Mann stark oder auch noch stärker sein müssen. Wir können die Entscheidung auch dieser Frage vertrauensvoll dem neuen Gouverneur überlassen, der das richtige Mass zum Schutze unserer Kolonie schon finden wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube, genügend klar hervorgehoben zu haben, dass ich auf dem Standpunkte einer exemplarischen Bestrafung der aufständischen Eingeborenen stehe, und ich möchte nochmals betonen, dass sie wegen der entsetzlichen Greueltaten, der bestialischen Grausamkeit und der heimtückischen Kriegführung weder Nachsicht noch Schonung verdienen.

Das hindert mich aber nicht, die Eingeborenenfrage und ihre Beantwortung auch vom praktischen Standpunkte aus zu beleuchten und diejenige Grenze zu finden, die ich die obere Grenze nennen möchte, bis wie weit man in der Beantwortung dieser Frage gehen darf.

Fraglos stellen die im Lande lebenden Eingeborenen ein Wertobjekt, eine Kapitalgrösse dar, die man dem Lande aus Nützlichkeitsgründen als Arbeiter erhalten muss. Es wäre töricht und kurzsichtig, wenn wir in der Beantwortung der Eingeborenenfrage bis zur vollständigen Vernichtung der Eingeborenen gehen würden. Welche Folgen es hat, wenn ein Land über ungenügende eingeborene Arbeitskräfte verfügt, ersieht man in der Transvaal-Kolonie, wo man für die Goldminen von Johannisburg fremde Arbeiter, und zwar Chinesen, zu Tausenden hat einführen müssen. Ganz abgesehen von den ungeheuren Kosten, die ein solcher Menschentransport im grossen Stile mit sich bringt, sind es auch Verwickelungen und Schwierigkeiten aller Art, die sich durch ein solches neues und zugleich fremdes Bevölkerungselement ergeben, und es erheben sich heute schon gewichtige Stimmen in Britisch-Südafrika, die laut gegen die Chineseneinfuhr protestieren. Es besteht also kein Zweifel, dass wir in Deutsch-Südwestafrika danach trachten müssen, dem Lande seinen Reichtum an Eingeborenen zu erhalten. Wir dürfen hierbei — ohne unserer Waffenehre etwas zu vergeben — sogar so weit gehen, auch von den aufständischen Elementen alles das zu schonen, was dem Lande in Zukunft wirtschaftlich von Nutzen sein kann. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, dass nicht alle Aufständische die gleiche Schuld an dem Aufstand und ihren schrecklichen Begleiterscheinungen trifft, dass ein beträchtlicher Teil, von den Führern verleitet, nicht einmal aus unedeln Motiven, sondern aus dem Pflichtgefühl heraus, die eigene Rasse gegen die Invasion der Weissen verteidigen zu müssen, gehandelt hat, und dass eine ganze Anzahl Aufständischer sogar gezwungen, also unfreiwillig, sich ihren Stammesgenossen haben anschliessen müssen. Wenn man diese Momente gerecht und vorurteilslos prüft, wird man — eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen vorausgesetzt — zugeben müssen, dass man in dieser Bestrafung nicht zu weit gehen darf, um dem Lande seinen Reichtum an Eingeborenen nicht unnötig zu verringern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fassen wir die eben angestellten Erwägungen zusammen, so ergibt sich als zweiter grosser Gesichtspunkt, dass die Eingeborenenfrage und ihre endgültige Beantwortung die Grundlage jedweder wirtschaftlichen Entwickelung in Deutsch-Südwestafrika bildet.

Bei den ungeheuren Ausgaben, die uns der Aufstand bisher gekostet hat, liegt auch die Frage nahe, ob denn das Land diese Kosten rechtfertigt, ob sein wirtschaftlicher Wert wirklich so gross ist, dass man Ausgaben in solchem Umfange allein schon für die eine Frage der Niederwerfung des Aufstandes verantworten kann. Wird man hieraus nicht schliessen müssen, dass man das Land wirtschaftlich für wertvoll genug hält, noch weitere grosse Geldsummen in dasselbe hineinzustecken? Denn darüber muss man sich doch klar sein, dass es mit der Niederwerfung des Aufstandes allein nicht getan ist, und dass die eigentliche Kulturarbeit erst beginnt, nachdem der Aufstand niedergeworfen ist, ja, dass es gerade dann erst endlich einmal richtig losgehen soll, grössere Geldmittel für positive wirtschaftliche Zwecke in der Kolonie auszugeben. Wer A sagt, muss auch B sagen. Und nachdem wir uns einmal in die Beantwortung der Eingeborenenfrage eingelassen haben, bleibt uns gar nichts anderes mehr übrig, als auch die wirtschaftlichen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Es ist ungeheuer schwer, ein im rohen Naturzustande befindliches Steppenland wie Deutsch-Südwestafrika seinem wirtschaftlichem Werte nach zu taxieren und in einigermassen zuverlässigen Zahlen auszudrücken, wie sich seine wirtschaftliche Entwickelung gestalten wird. Hier kann man nur durch Vergleiche mit andern Steppengebieten der Erde, die unserer südwestafrikanischen Kolonie gleich oder ähnlich sind, und in denen bereits Kulturarbeit der weissen Rasse geleistet worden ist, einen Massstab für den Wert unserer eigenen Kolonie finden. Ich habe dies schon in meiner kleinen Broschüre „Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas" zu beweisen versucht, die ich unmittelbar vor Ausbruch des grossen Aufstandes im Dezember 1903 geschrieben hatte, und auf die ich mich heute mit vollem Recht berufen kann, weil noch heute alles das gilt, was ich vor Ausbruch des Aufstandes in dieser Broschüre gesagt habe.

Als Vergleichsobjekte kommen für uns in Betracht: in erster Linie das übrige Südafrika, dann Australien, die südamerikanischen Steppengebiete und der ganze subtropische Ring von Steppengebieten auf der Nordhemisphäre, der in Nordamerika mit Kalifornien und Mexiko beginnt, in Nordafrika das ganze Saharagebiet von Marokko bis Ägypten umfasst und als zentraler Streifen durch ganz Asien vom Mittelmeer bis zum Stillen Ozean reicht. Ich muss es mir versagen, auf die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleiche mit all diesen Steppengebieten hier einzugehen. Das wichtigste Vergleichsobjekt für uns bleibt das übrige Südafrika, denn Deutsch-Südwestafrika ist nur ein Teil von Südafrika, innig mit ihm verwachsen, nach allen Richtungen hin in dasselbe übergehend. Vergleicht man unsere südwestafrikanische Kolonie mit dem ganzen übrigen Südafrika, und zwar nicht nur mit seinen britischen, sondern auch mit seinen portugiesischen Teilen, mit Hinsicht auf die natürlichen Grundlagen und ihre wirtschaftlichen Entwickelungsmöglichkeiten, so wird man finden, dass Deutsch-Südwestafrika nicht besser, aber auch nicht schlechter ist, wie das übrige Südafrika, und dass man ihm eine gleiche oder ähnliche Perspektive wirtschaftlicher Entwickelung eröffnen kann, wie sie Südafrika hat.

Man wird wirtschaftlich zwei Hauptentwickelungsmöglichkeiten zu unterscheiden haben, eine bergbauliche und eine landwirtschaftliche.

Zwar besteht die Landwirtschaft in Südafrika schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, und doch ist sie von dem relativ jungen Bergbau, der eigentlich kaum älter als 40 Jahre ist, weit überflügelt worden.

Nach dem Handbook der South African Colonies betrug der Export im Jahre 1904 aus dem Bergbau 800 Millionen Mark, aus der Landwirtschaft 113 Millionen Mark.

Der Export bergbaulicher Produkte übertraf also denjenigen landwirtschaftlicher Produkte um mehr als das 7fache, und man muss aus diesem Grunde schon den Bergbau in den Vordergrund stellen.

Man wird dies aber um so mehr tun müssen, wenn man den grossen Einfluss erkennt, den der Bergbau auf die gesamte wirtschaftliche Entwickelung Südafrikas, insbesondere auf die Landwirtschaft ausgeübt hat.

In der vorhin genannten Zahl von 113 Millionen Mark für den Export landwirtschaftlicher Produkte ist allein für Wolle ein Anteil von 42 Millionen Mark enthalten. Man sieht also, dass die Wollproduktion bei weitem den Hauptanteil der landwirtschaftlichen Ausfuhrwerte stellt.

Blicken wir in der Wirtschaftsgeschichte Südafrikas zurück, wie sich die Wollproduktion entwickelt hat, so ergibt sich folgendes Bild:

1850	6	Millionen	Pfd.	engl.	im	Werte	von	6	Millionen	Mk.
1860	23	„	„	„	„	„	„	28	„	„
1870	37	„	„	„	„	„	„	33	„	„
1872	fast 50	„	„	„	„	„	„	über 60	„	„

Es betrug der Wollexport im Jahre 1830 nur 33 000 englische Pfund.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während in den Jahren von 1850 bis 1870 der Wollexport stetig und fast gleichmässig steigt, sehen wir innerhalb zweier Jahre, von 1871 bis 1872, ein plötzliches Emporschnellen dieser Entwickelungskurve, indem der Wollexport in diesem kurzen Zeitraum fast um das Doppelte im Werte gestiegen ist.

Es ist kein Zufall, dass zur selben Zeit die ersten Eisenbahnen in Südafrika eröffnet worden waren, die das Innere Südafrikas mit der Küste in Verbindung brachten. In der Tat dürfen auch die Eisenbahnen als eine der mächtigsten Ursachen für den Aufschwung der landwirtschaftlichen Entwickelung Südafrikas betrachtet werden, denn nun waren dem Lande die modernen Verkehrsmittel gegeben worden, um die landwirtschaftlichen Produkte billig zur Küste und preiswert auf den Weltmarkt zu bringen.

Und forschen wir weiter nach der Ursache, welche die Eisenbahnen ins Leben gerufen hat, so erkennen wir zugleich die Hauptursache für den allgemeinen grossen Aufschwung der gesamten wirtschaftlichen Lage Südafrikas, nämlich die Entdeckung des ersten Diamanten.

Über die gewaltige Bedeutung dieser Entdeckung lesen wir in dem 1893 erschienenen „Official Handbook of the Cape" p. 323 folgendes:

„Während der vier Jahrhunderte, die seit der Zeit der portugie-
„sischen Seefahrer verstrichen sind, die gen Süden steuerten, um einen
„Seeweg nach Indien zu finden, und das Kap der Guten Hoffnung ent-
„deckten, hat kein wichtigeres Ereignis in Südafrika stattgefunden, als
„die Entdeckung des ersten Diamanten durch Mr. John Reilly im März
„1867. Die wohltätigen Wirkungen dieser Entdeckung zeigen sich
„heute in jedem Winkel Südafrikas. Sie hat neues Leben und neue
„Energie durch alle Staaten-Kolonien entfacht, die vor 25 Jahren in
„einem Zustande des Hinsiechens und der Verarmung sich befanden,
„und hat die verachtetsten Besitzungen Grossbritanniens in Einnahme-
„quellen für das Mutterland und in Gebiete immer grösser werdender
„Unternehmungslust verwandelt."

Dem Diamantbergbau schuldet also Britisch-Südafrika seinen heutigen Wohlstand. Er hat die ersten Eisenbahnen hervorgerufen von den drei Küstenpunkten Capstadt, Port Elisabeth und Durban nach dem Zentrum des Diamantbergbaus in Kimberley, hat neue Märkte für die Landwirtschaft innerhalb Südafrikas geschaffen und hat es der Landwirtschaft ermöglicht, durch billigen Transport an die Küste auf dem Weltmarkt zu konkurrieren.

Es ist deshalb selbstverständlich, dass man in Britisch-Südafrika den Bergbau vor der Landwirtschaft in den Vordergrund stellt, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass man mit vollem Rechte auch analog für Deutsch-Südwestafrika annehmen darf, dass hier eine grosse wirtschaftliche Entwickelung erst dann eintreten wird, wenn abbauwerte Minen vorhanden sein werden.

Nun sind solche Minen in den Otawi-Minen bereits vorhanden. Es sind die bekannten wertvollen Kupferminen im Norden unseres Schutzgebiets, deren Abbauwürdigkeit keinem Zweifel mehr unterliegt. Im Mittelgebiet sind es die Otjosongati-Minen, unweit Okahandja, deren Abbauwert ebenfalls festgestellt sein soll. Und im Südgebiet berechtigen die dort entdeckten Blaugrundstellen mit dem Muttergestein des Diamanten zu den besten Hoffnungen. Von den zahlreichen andern Mineralfundstellen will ich ganz schweigen, da ihre Abbauwürdigkeit noch nicht erwiesen ist. Es handelt sich dabei aber nicht nur um Kupfer und andere unedle Mineralien, sondern auch um wertvolle Gold- und Silberfunde. Und wenn man bedenkt, dass in diesem ungeheuren Gebiet, welches das Deutsche Reich um ein Drittel seiner Grösse übertrifft, die Summe der bisher geleisteten Schürfarbeiten nur als ganz minimal bezeichnet werden kann, wird man zugeben müssen, dass man nicht voreilig in das Urteil vieler Pessimisten einstimmen darf, dass unsere südwestafrikanische Kolonie einen bergbaulichen Wert gar nicht besitze. Die Hauptsache ist, dass erst einmal ordentlich und planmässig im grössten Stile über das ganze Land hin geschürft werde. Nur in den seltensten Fällen verraten sich die unterirdischen Mineralplätze durch leise und feine Spuren, die sie als äusserste Ausläufer bis an die Erdoberfläche entsenden. Dem gewöhnlichen Auge ganz unauffällig, werden sie erst durch das kundige Auge des Schürfers und Fachmannes, der auch aus andern Anzeichen des Bodens aufmerksam wird, ans Tageslicht gebracht. Und welche grosse Rolle spielt auch hierbei der Zufall, der dem Suchenden zu Hilfe kommen muss. Vor allem muss aber fleissig gesucht und immerfort gesucht werden, und dann wird sich auch bei uns in Südwestafrika die alte Erfahrung bestätigen, dass, wie dem Tapferen das Glück, so dem fleissig Suchenden der Zufall hilft.

Aber auch jetzt schon werden wir in Deutsch-Südwestafrika bei den bereits vorhandenen Minen die Erfahrung machen, dass der Bergbau im Vordergrund, die Landwirtschaft erst in zweiter Linie stehen wird. Es ist dies der dritte grosse Gesichtspunkt, den wir festhalten müssen.

Es soll damit aber nicht gesagt werden, dass Deutsch-Südwestafrika nur einen geringen landwirtschaftlichen Wert habe, der nicht gross genug sei, um im Haushalte einer grossen Nation beachtet zu werden. Es muss deshalb auch an dieser Stelle hervorgehoben werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass unsere südwestafrikanische Kolonie einen ganz bestimmten landwirtschaftlichen Wert in sich als subtropische Steppe hat, der bei der ungeheuren Grösse dieses Gebiets entsprechend hoch bewertet werden muss. Der Wert dieser subtropischen Steppe besteht darin, dass sie sich für Viehzucht jeder Art im grössten Massstabe eignet. Die subtropischen Steppen sind die Viehzuchtländer unserer Erde, und so wird auch Deutsch-Südwestafrika seine Aufgabe als Viehzuchtland noch erfüllen.

Wie in den übrigen Steppenländern wird auch bei uns die Wollschafzucht in den Vordergrund treten, und wenn wir berücksichtigen, dass Deutschland fast seinen gesamten Bedarf an Wolle im jährlichen Werte von mehr als 500 Millionen Mark heute noch aus fremden Steppengebieten (Argentinien, Australien, Südafrika) bezieht, wird man unserer südwestafrikanischen Kolonie eine hoffnungsreiche Zukunft auch auf landwirtschaftlichem Gebiete prophezeien dürfen, wenn es ihr gelingen sollte, einen erheblichen Teil dieser Wolle dem Mutterlande zu liefern. Aber auch alle andern Viehzuchtarten werden bei uns möglich sein: Rindvieh-, Pferde-, Kleinvieh- und Straussenzucht.

Ferner wird auch Garten- und Ackerbau mit künstlicher Bewässerung oder bei vorhandenem Grundwasser in beschränktem Masse möglich sein, und der Farmer wird darauf rechnen können, alles, was er an Gemüse und Feldfrüchten für den Hausbedarf braucht, selbst ziehen zu können. Ob im Nordgebiet, und zwar schon im Otawigebiet, der Ackerbau in grösserem Umfange, allein abhängig von dem jährlichen Regen, möglich sein wird, wie es Dr. Rohrbach annimmt, bedarf noch der Bestätigung, und ich warne hier vor allzu sanguinischen Hoffnungen. Mögen die letzten Jahre gute Regenjahre gewesen sein, so liegt doch keine hinreichend lange Reihe jährlicher Regenbeobachtungen vor, um den Schluss zu rechtfertigen, dass man auf derselben Farm auch jedes Jahr auf hinreichende Regenmengen für einen Ackerbau im grösseren Massstabe wird rechnen können. Eine einzige Dürre kann aber hinreichen, um einen Farmer, der seine Landwirtschaft vorwiegend auf den Regenackerbau gründet, zu ruinieren.

Es ist selbstverständlich, dass man heute noch keine Angaben darüber machen kann, wie sich die einzelnen Zweige der Landwirtschaft auf das Land verteilen werden. Man kann hier nicht theoretisch und schablonenmässig verfahren. Die praktischen Verhältnisse werden diese Entwickelung in allen ihren Abarten selbst hervorrufen. Nur soviel wird man heute schon sagen können, dass sich in der Nähe der Minen und anderer Märkte im Schutzgebiete, wo Menschen zahlreich beisammen wohnen, Gross- und Kleinviehzucht zur Produktion von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlachtvieh, Milch, Käse, Butter, Eiern usw., sowie auch Gartenwirtschaft zur Produktion von Gemüsen, Obst und Feldfrüchten aller Art in lohnendster Weise entfalten wird.

Die Wollschafzucht wird mehr auf Gebiete angewiesen sein, die vom Dornbusch frei sind und nicht zu fern von der Eisenbahn liegen, während die Pferdezucht solche Gebiete bevorzugen wird, wo die sogenannte Pferdekrankheit wenig oder gar nicht auftritt. Und, wie überall im kaufmännischen Leben, wird — abgesehen von den natürlichen Bedingungen, die im Lande selbst liegen — das Gesetz des Angebots und der Nachfrage und die sich daraus ergebende Frage der Rentabilität entscheidend sein für die Entwickelung der verschiedenen landwirtschaftlichen Betriebe.

Fassen wir diese Resultate, die wir hinsichtlich des wirtschaftlichen Wertes Deutsch-Südwestafrikas als Bergbau- und Viehzuchtland gewonnen haben, zusammen, so ergibt sich als vierter grosser Gesichtspunkt, dass Deutsch-Südwestafrika in der Tat den hohen wirtschaftlichen Wert hat, den wir voraussetzen müssen, wenn wir die gewaltigen Geldausgaben verantworten wollen, die uns das Land bisher gekostet hat und in der Zukunft noch kosten wird.

In der kleinen Broschüre „Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas" habe ich auch die Bedeutung der Landwirtschaft für unsere südwestafrikanische Kolonie und ihr Mutterland ins helle Licht zu rücken versucht. Ich verweise ferner auf die Schriften unserer bedeutendsten Kenner Südwestafrikas, von denen ich nur Hindorf, Schinz, Rehbock, Dove, Gürich und Schenck hervorheben will.

Sie alle betonen fast ausnahmslos, ebenso wie ich es tue, dass man einer solchen Steppenlandwirtschaft wie in Deutsch-Südwestafrika alle Begünstigungen zuteil werden lassen muss, die man ihr erweisen kann: durch Einrichtung von Musterfarmen, wie es die Siedelungs- und Schäfereigesellschaften schon getan haben, zur Versorgung der Farmer und Klein-Ansiedler mit Muttervieh, durch Geldvorschüsse und Versorgung der Ansiedler mit landwirtschaftlichen Geräten, Ackerwerkzeugen, mit Sämereien, Stecklingen u. a. m.

Die Hauptbegünstigung wird aber immer in der Wasserbeschaffung und Wassererschliessung liegen. Deutsch-Südwestafrika ist nun einmal ein wasserarmes Steppenland; die Regen, die in einigen Gebieten in gleicher Menge wie hier in Deutschland fallen, sind im Laufe des Jahres zu ungleichmässig verteilt, drängen sich in einer kurzen Jahreszeit zu heftigen Niederschlägen zusammen, und ihr Wasserreichtum geht durch raschen Abfluss dem Meere zu, durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versickern in den Boden und durch Verdunsten zum Teil wieder verloren. Das verdunstete Wasser kann man natürlich nicht wieder fangen, wohl aber kann man das abfliessende und versickernde Wasser, welches zuletzt als Grundwasser sich weiterbewegt, bis zu einem gewissen Grade dem Lande wieder dienstbar machen. Hier werden Stauanlagen, artesische Brunnen und Wasserbohrungen aller Art am Platze sein. Es ist hier nicht der Ort, mich darüber auszusprechen, wo am besten die eine oder die andere Form der Wasserbeschaffung angewandt werden müsse. Auch hier lassen sich keine festen Prinzipien aufstellen. Abgesehen von den örtlichen Verhältnissen wird auch der Grad der wirtschaftlichen Entwickelung, die schliesslich in der Frage der Rentabilität ihren Ausdruck findet, massgebend sein. In den Terrassengebieten nach der Küste zu, wo die Rivierbildung ihren ausgesprochenen Charakter hat und dem Lande seinen Stempel aufprägt, wie z. B. im Kaokofelde, im ganzen Damaralande bis östlich Windhuk, und im Gross-Namalande, mit Einschluss des ganzen Fischflusssystems, wird wohl vorwiegend die Stauanlage verwendet werden, während auf dem flachen Hochplateau, wo so gut wie keine Rivierbildung vorhanden ist, z. B. dem Amboland, dem Otawigebiet und der ganzen Omaheke, vom Okawango angefangen, bis herab zum Oranjefluss, vorwiegend Brunnenanlagen und Wasserbohrungen zur Anwendung kommen werden.

Es ist aber verkehrt, sich von vornherein prinzipiell mehr für die eine oder die andere Form zu entscheiden. Die praktischen Verhältnisse selbst werden lehren, welche Form die geeignetste ist, und es wird viele Fälle geben, wo man beide Formen: Stauanlage und Brunnenbohrung nebeneinander verwenden kann.

Auch halte ich es nicht für richtig, sich heute schon im Prinzip darüber zu äussern, ob man grosse oder kleine Stauanlagen anwenden will. Im allgemeinen kosten grosse Stauanlagen sehr viel Geld und rechtfertigen mit Bezug auf Rentabilität nicht die grossen Hoffnungen, die man auf sie setzt. Man kann im Gegenteil eine ganze Reihe von Fällen anführen, wo sich die grossen Stauanlagen als direkt unrentabel erwiesen haben. Man wird auch hier mit grosser Vorsicht vorgehen und die Grösse der Einrichtung im richtigen Verhältnis zur Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung wählen müssen. In dem rohen Naturzustand, in welchem sich Deutsch-Südwestafrika zurzeit noch befindet, mit seinen Tausenden von Wasserstellen, an denen das Grundwasser nur an wenigen Orten stark, an einer ganzen Anzahl von Orten mittelstark, aber in sehr vielen Orten nur schwach zutage tritt, — in diesem Zustande scheint es mir das richtigste zu sein, dass man die Geldmittel zur Wasserbeschaffung und Wassererschliessung auf brei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tester Grundlage zunächst darauf verwendet, im ganzen Lande möglichst viel neue Wasserstellen zu erschliessen und möglichst viel schwache Wasserstellen in starke zu verwandeln. Deshalb scheint es mir auch, das man den kleinen Staudämmen, die man überall im Lande für billiges Geld anlegen kann, vor den grossen Staudämmen zunächst noch den Vorzug geben muss. Ich neige hier ganz der Ansicht Dr. Hindorfs zu, der sich ja auf dem letzten Kolonialkongress im Jahre 1902 in seinem vorzüglichen Vortrag: „Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika" in ähnlichem Sinne ausgesprochen hat.

Jedenfalls ergibt sich aber als fünfter grosser Gesichtspunkt für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas die dringende Notwendigkeit der Wasserbeschaffung und Wassererschliessung, wenn man seine oberirdischen und unterirdischen Werte im vollen Masse realisieren will.

Bei den ungeheuren Kosten, die die südwestafrikanische Kolonie ihrem Mutterlande bereits verursacht hat, liegt es nahe, auch die Frage zu prüfen, ob denn die Kosten nicht deshalb vielleicht vergeblich sein werden, weil uns die Kolonie eher oder später verloren gehen wird. Die Frage ist sehr berechtigt, denn die Gefahr des Verlustes dieser Kolonie ist gross. Liegt sie doch mehr als 10 000 Kilometer von ihrem Mutterlande entfernt, von dem sie allein Hilfe erwarten kann! Sie ist ferner ohne irgendwelchen natürlichen Schutz, mit offenen Grenzen auf drei Seiten, in einer Länge von fast 3000 Kilometern von fremdem Besitz umgeben, und auch in ihr wird die pan-südafrikanische Idee, die nach einem vereinigten Südafrika strebt, ihren Einzug halten. Es liegt also nahe, und es ist sogar Pflicht, zu erwägen, wie gross diese Gefahr eines möglichen Verlustes ist, ob es sich überhaupt lohnt, eine Kolonie mit gewaltigen Opfern festzuhalten, deren Schicksal es ist, ihrem Mutterlande verloren zu gehen, und welche Massnahmen man treffen kann, sie dem Mutterlande treu zu erhalten.

Eine Kolonie, für die man nur geringe oder gar keine Opfer gebracht hat, wird der Nation viel weniger ans Herz gewachsen sein, als eine solche, für die die Nation ihr Herzblut hergegeben hat, für die ihre Söhne ihr Leben gelassen und für die sie grosse Opfer an Geld und Gut gebracht hat. In diesem — ich möchte sagen — herzlichen Verhältnis befinden wir uns zu dem einfachen Steppenlande Deutsch-Südwestafrika.

Sven Hedin, der berühmte Erforscher der Wüste Gobi und der zentral-asiatischen Steppen, hat einmal gesagt: „ich liebe die Wüste."

Ich kann dasselbe mit Bezug auf Deutsch-Südwestafrika sagen. Ich habe es in einer fast zehnjährigen Tätigkeit kennen gelernt, ich habe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es durchquert nach allen Richtungen hin, habe in seinen unwirtlichsten und unbekanntesten Teilen mich monatelang aufgehalten, und habe jahrelang fast ausschliesslich mit seinen Eingeborenen zu tun gehabt. Und wenn ich heute an diese Zeiten zurückdenke, so bleibt trotz der gewaltigen Strapazen an Hunger und Durst und der vielen Gefahren, die man durchlebt hat, doch das eine Gefühl bestehen der Liebe und Sehnsucht nach diesem eigenartigen Lande. Zwei Eigenschaften sind es, die es charakterisieren: Grösse und Einfachheit. Gross und einfach sind alle seine Formen. Und diese Eigenschaften sind es, die in dem Menschen, der die endlosen Steppen dieses Landes einsam durchwandert, ein Gefühl andächtiger Bewunderung und unendlicher Freiheit erweckt. So steht das Bild von Deutsch-Südwestafrika noch heute vor meiner Seele.

Und alle Südwestafrikaner, die ich kenne, fühlen in gleicher Weise wie ich. Es ist selbstverständlich, dass man bei einer Kolonie, die man wie seine Heimat liebt, auch alle Kraft einsetzt, sie dem Mutterlande treu zu erhalten. Und so hat unsere ganze wirtschaftliche Betätigung in Deutsch-Südwestafrika lediglich unter dem Gesichtswinkel zu erfolgen, inwieweit sie den nationalen Interessen dienen wird. Wir haben hierbei nicht nur allgemeine Humanitätsbestrebungen zu verfolgen, sondern in erster Linie nationale Interessen wahrzunehmen. Das würde doch gerade noch fehlen, dass wir mit all den Opfern an Gut und Blut zur Niederwerfung des jetzigen grossen Aufstandes gerade gut genug gewesen sein würden, für Fremde den Boden zu bereiten, auf dem sie die Früchte unserer Arbeit ernten würden.

Es ergibt sich somit als neuer, und zwar als sechster grosser Gesichtspunkt die Forderung: dass die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonie nur unter voller Wahrung der nationalen Interessen geschehen darf.

Bedenken wir doch, dass es nicht allein die Opfer sind, die wir in den letzten zwei Jahren zur Niederwerfung des Aufstandes gebracht haben. Wir müssen auch der Opfer gedenken, die wir seit nunmehr zwanzig Jahren, seitdem wir die Kolonie in Besitz genommen haben, an Geld und Blut aufgewendet haben. Rechnen wir alle diese Opfer zusammen, so wird sich eine Zahl ergeben, die unsern jetzigen Opfern für den Aufstand kaum nachstehen dürfte. Wir müssen auch an die Opfer erinnern, die hier in der Heimat von patriotisch gesinnten Männern, einzeln und in Körperschaften, durch Arbeit und sonstige Beihilfen gebracht worden sind. Sie dürfen nicht zu gering veranschlagt werden und verdienen deshalb besondere Beachtung und Anerkennung, weil sie die Basis und die Brücke bilden als Anlehnung und Vermittelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen dem Mutterlande und der Kolonie. Ich denke hier an die grossartige Tätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft mit ihren zahlreichen Abteilungen unter ihrem erlauchten Präsidenten, an das kolonialwirtschaftliche Komitee, an den Alldeutschen Verband, an die Missionsgesellschaften, an die vielen kolonialen Erwerbsgesellschaften, die bisher nur Opfer gebracht und wenig geerntet haben, und an die selbstlose Tätigkeit einzelner bedeutender Kolonialpolitiker, sei es im Reichstag, in der Presse oder bei sonstigen Gelegenheiten, wie Prinz Arenberg, Graf Arnim, Moritz Schanz, Lattmann u. a. m.

Nur eines ist zu bedauern, dass in diesen Bestrebungen hier in der Heimat die gegenseitige Unterstützung zu gering, die gegenseitige Anfeindung zu gross ist. Es liegt nun einmal in unserm deutschen Charakter begründet, immer und überall Kritik zu üben und nicht das Vereinende, sondern das Trennende in der Kritik hervorzuheben. Es ist in hohem Masse zu bedauern, dass durch das gänzliche Ausseracht-lassen derjenigen Momente, die die eine Partei mit der Gegenpartei gemeinsam hat und die beide Parteien verbinden, und durch das scharfe Betonen der Unterschiede der Meinungen der Zwiespalt in den kolonialen Kreisen verschärft und die Kluft, die die verschiedenen Parteien trennt, immer grösser wird.

Es ist nun meine felsenfeste Überzeugung, dass jede Sache, welcher Art sie auch sei, nicht nur ihre schlechte, sondern auch ihre gute Seite hat. Und es kommt schliesslich nur darauf an, welchen Standpunkt ich zu ihr einnehme. Diese Erwägung allein aber sollte uns dazu führen, auch in der gegnerischen Ansicht zunächst erst einmal das Gute zu erkennen, und dann den Versuch zu machen, den gegnerischen Standpunkt zu verstehen. Wenn die Kritik auf kolonialem Gebiete in dieser wohlwollenden Weise geübt werden würde, würde sie auch den sachlichen Boden nicht verlassen und würde nicht in die hässliche persönliche Form ausarten, in die sie heute schon geraten ist, und die heute bereits so weit geht, dass sie sich gegenseitig der vaterlandslosen Gesinnung zeiht. Das ist doch das mindeste, was ich vom Gegner verlangen kann, dass er nicht an meiner Gesinnung zweifelt, solange er nicht bündige Beweise für meine vaterlandslose Gesinnung in den Händen hat. Es wird in dieser Beziehung ausserordentlich gesündigt, und blinder Fanatismus ist noch lange kein wahrer Patriotismus, wie umgekehrt freie liberale Ansichten noch weit von der Vaterlandslosigkeit entfernt sein können. Ich habe mir deshalb in dem heutigen Vortrag als Aufgabe gesetzt, keine negative, sondern einmal positve und wohlwollende Kritik zu üben und den Versuch zu wagen, eine gegenseitige Verständigung anzubahnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erinnere hier beispielsweise an die Tätigkeit der deutschen Direktoren der South West Africa Co., die als vaterlandslos und als international gesinnt verschrien worden sind, nur weil sie der South West Africa Co. angehören. Mag man es mit Recht als unrichtig bezeichnen, dass der South West Africa Co. jene grosse Damaraland-Konzession im Jahre 1891 verliehen worden ist — und ich bin überzeugt, dass sie eine solche Konzession heute nicht wieder erhalten würde —, so darf man doch anderseits nicht vergessen, dass britische Interessen bereits im Lande investiert waren, bevor wir daran dachten, unsere Flagge in diesem Lande zu hissen. Im Otawigebiet waren bereits britische Bergleute im Solde britischen Kapitals tätig gewesen, die das Gebiet von den dortigen Eingeborenen erworben hatten. Ich erinnere auch daran, dass vor 1884, ehe wir von dem Lande Besitz genommen haben, dasselbe bereits einmal britisches Schutzgebiet gewesen ist, und dass ein britischer Regierungskommissar, namens Palgrave, in Okahandja bereits einmal residiert hat. Auch im Süden des Schutzgebiets waren solche britische Interessen vorhanden. Man konnte über sie nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, sie annullieren und beiseite schieben. Erstens hindern uns internationale Verträge an einem solchen Vorgehen, und zweitens gebietet es die Klugheit und die Gerechtigkeit, sich in solchem Falle zu verständigen. Bedenken wir doch, dass die deutschen Interessen, die in britischen Kolonien angelegt sind, vielleicht das Tausendfache der geringfügigen Summe britischer Interessen betragen, die in unsern Kolonien vorhanden sind. Zu welchen Repressalien könnte es aber uns gegenüber führen, wenn wir die britischen Interessen in unsern Kolonien nicht mit dem gleichen Masse messen und auf der gleichen Basis behandeln würden, wie wir es für die deutschen Interessen in den britischen Kolonien verlangen. Jeder verständige Mensch wird das einsehen. Es erscheint so selbstverständlich, dass darüber eigentlich gar nicht diskutiert werden müsste. Es leuchtet deshalb auch ein, dass man auf der Basis der Verständigung die bereits vorhanden gewesenen britischen Interessen anerkennen musste. Nur musste man zugleich sorgen, deutsche Interessen mit diesen britischen Interessen zu verbinden, deutsches Blut in Form deutschen Kapitals in diesen britischen Organismus einzuführen. Wenn letzeres nicht gleich von Anfang an so gelungen ist, als es vom nationalen Standpunkte aus wünschenswert war, so lag dies zum allerwenigsten an den deutschen Einflüssen innerhalb der South West Africa Co., vielmehr einzig und allein an der Zaghaftigkeit und Zurückhaltung des deutschen Kapitals. Erst nach zehn Jahren war es den deutschen Einflüssen der South West Africa Co. gelungen, den verstorbenen Geh.-Rat v. Hansemann und die Diskontogesellschaft zur Beteili-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gung an dem Otawi-Unternehmen zu gewinnen. Und es ist als eine grosse patriotische Tat, als ein grosser kolonial-nationaler Fortschritt zu bezeichnen, dass aus der South West Africa Co. heraus als deutsche Tochtergesellschaft die Otawi-Minen- und Eisenbahngesellschaft hervorgegangen ist, deren Kapital bereits vorwiegend deutsch ist.

Wollen wir hoffen, dass die britische South West Africa Co. als Muttergesellschaft, angeregt durch ihre deutschen Väter, noch mehr solchen blühenden Töchtern, wie der Otawi-Gesellschaft, das Leben geben möge. Wollen wir aber auch eingedenk sein der schwierigen Aufgabe, die die deutschen Direktoren der South West Africa Co. zu erfüllen haben, wollen wir ihnen mehr Vertrauen entgegenbringen und ihnen ihre Aufgabe erleichtern, nicht aber durch gehässige Verdächtigungen und Verleumdungen verekeln.

In gleicher Weise möchte ich für die deutschen Direktoren der South African Territories Co., die im Süden des Schutzgebiets ihren Sitz hat, eine Lanze brechen. Auch hier waren britische Interessen vorhanden, noch ehe wir von dem Gebiete Besitz genommen hatten. Und das Resultat der Verständigung, die kein Geringerer, als der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Herbert Bismarck, herbeiführte, war die South African Territories. Es hat nicht an Bemühungen gefehlt, diese Geselischaft zu verdeutschen, und Dr. Scharlach war sogar einmal nahe daran gewesen, das Geld zum Erwerb der Aktien dieser Gesellschaft hier in Deutschland zu finden. Man hätte sie damals für ein Butterbrot haben können. Aber alle Bemühungen, so heiss sie auch waren, scheiterten immer wieder an der Zurückhaltung des deutschen Kapitals. Auch hier ist niemand anders als uns selbst der Vorwurf zu machen, wenn diese Gesellschaft heute noch vorwiegend britisch ist. Und wir müssen es geradezu mit Dank begrüssen, wenn sich überhaupt noch deutsche Männer finden, die trotz aller Anfeindungen und Schmähungen sich bereit finden lassen, die deutschen Interessen innerhalb einer solchen Gesellschaft zu vertreten und in der Hoffnung mutig auszuharren, dass es doch vielleicht noch einmal gelingen wird, aus dieser britischen Gesellschaft eine wirklich deutsche Gesellschaft zu machen oder, analog der Otawi-Gesellschaft, deutsche Tochtergesellschaften aus ihr erstehen zu lassen. Wollen wir doch froh sein, wenn wir überhaupt noch deutsche Interessen in einer solchen Gesellschaft besitzen, auch wenn sie bis zu einem äussersten Rest zusammengeschrumpft sein mögen, gerade dann müssen wir sie erst recht benutzen, gewissermassen als Brücke oder als Röhre, um über sie und durch sie neue deutsche Interessen einzuführen, und um das letzte glimmende Lebensfünkchen deutscher Interessen allmählich anzufachen zur hellen Flamme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika hat in letzter Zeit manche ungerechtfertigte Angriffe erfahren müssen. Es ist auch hier tief zu bedauern, dass der Kampf der verschiedenen Meinungen das sachliche Gebiet verlassen und auf das persönliche Gebiet übertragen worden ist. Zunächst ist doch der Patriotismus derjenigen, die sich zusammengefunden haben, um diese Gesellschaft ins Leben zu rufen, und die à fonds perdu ihr Geld dazu hergegeben haben, in hohem Masse anzuerkennen. Und dass die Leiter dieser Gesellschaft bestrebt sind und pflichtgemäss bestrebt sein müssen, von dem ihnen anvertrauten Gelde, welches sie in die Unternehmung hineingesteckt haben, wieder etwas herauszubekommen, ist doch ganz selbstverständlich. Als die Gesellschaft nichts verdiente, wurde sie gescholten, und als sie zuletzt Gewinne erzielte, war es wieder nicht recht. Und als sie gar die Absicht äusserte, ihre gesamten Aktiva an die Regierung zum Selbstkostenpreise abzutreten, wurde sie erst recht gescholten. Wie in aller Welt soll sie es rechtmachen? Es würde eine grosse patriotische Tat bedeuten, wenn es Herr Konsul Vohsen fertigbringen würde, den zuletzt genannten Plan der Gesellschaft auszuführen und ihr gesamtes Eigentum der Regierung zum Selbstkostenpreis zu überlassen, denn das Prognostikon kann man ihr heute schon stellen, dass sie — wenn erst einmal der Aufstand vorüber sein wird — einen grossen geschäftlichen Aufschwung nehmen und noch grösseren Gewinn als bisher erzielen wird.

Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist ebenfalls als ein Beispiel mancher ungerechtfertigter Angriffe anzuführen. Wir müssen aber in Betracht ziehen, dass doch sie es war, die in dem Augenblick der grossen Entscheidung, als das Lüderitzsche Unternehmen zugrunde ging und die Gefahr des sicheren Verlusts unserer ersten deutschen Kolonie vor aller Augen stand, mit klarer Entschiedenheit und festem Willen einsprang, diese Kolonie uns zu retten. Diese Tat allein reicht hin, der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und ihren Schöpfern ein Ruhmesblatt in der Geschichte Deutsch-Südwestafrikas zu sichern.

Auch der Mission ist hierbei zu gedenken. Waren es doch deutsche Missionare, die als Träger deutscher Kultur zuerst deutsche Interessen in Südwestafrika festgelegt haben. Es ist die Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen, die bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre Sendlinge nach Südwestafrika gesandt hat; und die von diesen deutschen Missionaren auch in nationalem Sinne geleistete Arbeit muss doch gerechterweise gewürdigt werden. Ist es doch ganz erheblich auch der Anwesenheit dieser deutschen Mission und ihrer deutschen Kulturarbeit in Deutsch-Südwestafrika zu verdanken, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir uns auf sie berufen konnten, als wir 1884 von dem Lande Besitz nahmen.

Ich bin überhaupt kein prinzipieller Gegner der Mission. Ich betrachte sie vom rein praktischen Standpunkte aus als eine sehr nützliche und notwendige Institution in dem allgemeinen Verwaltungsapparat einer Kolonie, nämlich als den gegebenen Anwalt der Eingeborenen. Wenn die Eingeborenenfrage endgültig beantwortet sein wird, werden die Eingeborenen trotz alledem noch nicht zum Sklaven des Weissen geworden sein; sie werden ihr bestimmtes Mass von Rechten und Pflichten zugewiesen erhalten und werden sich auf der Basis dieser Rechte und Pflichten als deutsche Untertanen fühlen dürfen. Nun besteht aber kein Zweifel, dass der dumme Eingeborene, des Lesens und Schreibens unkundig und überall im Abhängigkeitsverhältnis von seinem weissen Brotgeber, Gefahr läuft, in einzelnen Fällen vom Weissen ausgenutzt und ungerecht behandelt zu werden. Es ist deshalb geradezu Pflicht der Regierung, auch für die Eingeborenen zu sorgen, dass sie zu ihrem Rechte kommen, und dass sie — nach den Jahrhunderten schrankenloser Freiheit — allmählich lernen, unter dem Zwange europäischer Kultur und Arbeit sich wohlzufühlen. Man wird auch hier die Erfahrung machen, dass das Wohlbefinden der untersten Klasse zugleich das Wohlbefinden der übrigen Bevölkerungsschichten bis hinauf zur obersten Klasse bedingt und somit das Glück der Gesamtheit fördert, und dass in wirtschaftlicher Beziehung das Höchste schliesslich nur dadurch erreicht wird, dass man sich gegenseitig versteht und zusammen arbeitet, nicht aber sich bekämpft, ausnutzt und gegeneinander anarbeitet. Diese gegenseitige Erkenntnis zwischen Weissen und Eingeborenen zu fördern, erachte ich als eine der wichtigsten Aufgaben der Mission. Man macht mit Unrecht der Mission den Vorwurf, dass sie immer auf seiten der Eingeborenen stehe. Ich kann aus meiner eigenen Praxis aus einer Zeit, als die Eingeborenen noch die unumschränkten Herren des Landes waren, eine Reihe von Beispielen anführen, in denen der Missionar mit grossem Erfolge zugunsten des Weissen zwischen letzterem und dem Eingeborenen vermittelt hat.

Es ist bedauerlich, dass auf kolonialem Gebiete die Meinungen hier in Deutschland so sehr auseinandergehen und sogar bis zur persönlichen Bekämpfung ausarten. Wir haben in Deutschland wahrhaftig genug antikolonial gesinnte Elemente, so dass es schon den letzteren gegenüber dringend geboten erscheint, sich in der gegenseitigen Kritik die grösste Mässigung aufzuerlegen. Vor allem aber verlangt die Unglückslage in Deutsch-Südwestafrika und neuerdings auch in Deutsch-Ostafrika, den festen Zusammenschluss aller, die es mit unsern Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gut meinen und Hand anlegen wollen, um ihre unglückliche Lage zu bessern. Jetzt, wo der Wagen im Strassengraben liegt, heisst es, „alle Mann heran" und zufassen, um den Wagen wieder flott und bewegungsfähig zu machen. Erst hinterher wollen wir uns überlegen, wohin gefahren werden soll. Und so ergibt sich als siebenter grosser Gesichtspunkt die Forderung: dass wir angesichts der Notlage in Deutsch-Südwestafrika die gegenseitige Kritik einschränken und alle Kräfte zusammenfassen müssen, denn nur „Einigkeit macht stark!"

Wir haben gesehen, dass der bergbauliche Wert der Kolonie vor der Landwirtschaft in den Vordergrund gestellt werden muss, und ich habe schon zum Ausdruck gebracht, dass man im ganzen Lande ordentlich und planmässig schürfen solle, bevor man sich ein endgültiges Urteil über den Mineralwert des Landes erlauben darf. Das Hauptziel muss also sein: Förderung der Bergbau-Interessen und Entdeckung abbauwerter Minen.

Eine solche Wirtschaftspolitik fordert aber, dass der landwirtschaftliche Grundbesitzer nicht allzusehr auf Kosten des Bergbau-Interessenten begünstigt werde.

Fraglos muss auch der Grundbesitzer in Deutsch-Südwestafrika den Schutz der Regierung gegen Übergriffe aller Art, insbesondere auch gegen Übergriffe der Bergbau-Industrie, geniessen. Es fragt sich aber, bis wie weit man in dieser Beziehung gehen darf, und ob man beispielsweise unsere agrarische Auffassung hier in Deutschland ohne weiteres auf unsere südwestafrikanische Kolonie übertragen darf.

Erstens gibt es in Deutsch-Südwestafrika noch keine Agrartradition, wir haben dort keine alteingesessene Bevölkerung, die an der Scholle hängt, und für welche jeder Fuss breit Landes mit alten Erinnerungen getränkt ist. Es sind alles homines novi, denen es schliesslich ganz gleichgültig ist, welches Stück Land sie besitzen, wenn sie nur tüchtig vorwärts kommen und ordentlich Geld verdienen können. Zweitens ist der Grundbesitz durchschnittlich viel grösser, als hier in der Heimat. Was macht es denn aus, wenn bei einer Farm von 5000 bis 6000 Hektar einige Hektar — und wenn es einige hundert sein mögen — für bergbauliche Zwecke abgetreten werden?

Drittens ist der Grundbesitz in Deutsch-Südwestafrika auch kulturell noch gar nicht entwickelt. Er befindet sich noch in rohem Naturzustande, und die Zeit liegt noch fern, bis die wilden Dornbuschbestände durch nützlichere Anpflanzungen ersetzt oder die natürlichen Grasweiden durch künstliche Futteranpflanzungen verbessert worden sind. Eine Gefahr, dass wertvoller Kulturboden durch Bergbauarbeiten zerstört werden wird, ist also auch kaum zu befürchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viertens ist der Grundbesitz sehr billig. In vielen Fällen erhält der Farmer, nämlich, wenn er ehemals der Schutztruppe angehört hat, den Grund und Boden fast geschenkt und wird mit einem Schlage nach unsern heimatlichen Begriffen Grossgrundbesitzer. Ein solcher Farmer muss sich auch gewisse Bedingungen zugunsten der Förderung der Bergbau-Interessen gefallen lassen.

Fünftens — und das ist die Hauptsache — hat eine abbauwerte Mine, die auf einer Farm entdeckt wird, eine ganz andere Bedeutung für ihre Rentabilität, als es hier in Deutschland der Fall ist. Eine solche Mine kann geradezu ausschlaggebend sein für die Rentabilität nicht dieser Farm allein, sondern auch der Nachbarfarmen, ja, des ganzen Distrikts, und kann die Ursache werden für den Wohlstand einer ganzen Provinz. Derselbe Farmer, der infolge von Dürren, Heuschrecken oder Viehseuchen heute noch ein armer Mann ist, kann sich morgen schon sehr reich nennen, wenn plötzlich eine abbauwerte Mine auf seinem Grund und Boden entdeckt worden ist. Es gibt solcher Beispiele in Südafrika eine ganze Menge, und ich selbst kenne mehrere Buren, die ihre Farm ursprünglich für ein Spottgeld gekauft, die jahrelang ein entsagungsreiches Farmerleben geführt und plötzlich durch einen wertvollen Minenfund auf ihrer Farm schwer reiche Leute geworden sind. Aus diesen Erwägungen geht also hervor, dass wir den Bergbau mit allen Mitteln unterstützen müssen und den Grundbesitzer auf Kosten des Bergbaus nicht allzusehr begünstigen dürfen.

Indessen birgt die Bergbau-Industrie eine grosse nationale Gefahr in sich. Das ist die Kehrseite der Medaille.

Diese Gefahr liegt erstens in den Kapital-Interessen und zweitens in den Menschen-Interessen begründet, die mit dem Bergbau zusammenhängen.

Betrachten wir Deutsch-Südwestafrika im Zusammenhang mit dem übrigen Südafrika vom Standpunkt der Mineninteressen aus, so sehen wir, das es rings umgeben ist von britischem Kapitalbesitz: Im Süden die Kapkolonie, im Osten das British-Bechuanaland, im Nordosten das Barotse-Gebiet, welches heute ebenfalls in britischen Händen ist, und im Norden die Companhia de Mossamedes mit ihrer britischen Tochtergesellschaft, der South African Co. Überall ist es das britische Grosskapital, früher unter der Leitung ihres genialen Gründers und Führers Cecil Rhodes, und heute noch direkt oder indirekt unter dem Einfluss der De Beers Co. stehend.

Auch in unserer Kolonie sind starke britische Interessen vorhanden. Ich erwähnte schon die South West Africa Co. Ld. und die South Africa Territories, und es darf nicht vergessen werden, dass von der dem Namen nach deutschen Kaoko-Land- und -Minen-Gesellschaft mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als 90 Prozent ihrer Aktien der South West Africa Co. gehören, und dass bei der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft und der Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft die South West Africa Co. je zur Hälfte beteiligt ist. Überall unterliegen die Minenrechte in diesen Gebieten ganz oder teilweise der Kontrolle des britischen Kapitals.

In der richtigen Erkenntnis des ungeheuren Wertes der Bergbau-Industrie für die ganze wirtschaftliche Entwickelung einer an sich armen Steppenkolonie strebt der Brite überall nach dem Besitz oder zum wenigsten nach der Kontrolle der Minenrechte. Ich habe vorhin schon auseinandergesetzt, dass wir in Deutsch-Südwestafrika, als wir von diesem Lande Besitz nahmen, auf diese britischen Interessen schon stiessen, und dass sie nicht mehr zu umgehen waren. Daraus erklärt sich eben die Existenz dieser Interessen noch heute in Form der South West Africa Co. und aller ihrer Beteiligten. Fraglos sind grosse Fehler auf unserer Seite gemacht worden, die aber einzig und allein in der Zurückhaltung und Zaghaftigkeit des deutschen Grosskapitals ihre letzte Ursache haben. Ich verkenne die grosse Gefahr durchaus nicht, die in dem Vorhandensein gerade britischer Interessen in unserer südwestafrikanischen Kolonie liegen, und wir müssen alle Mittel anwenden, zu verhindern, dass diese britischen Kapitalinteressen weiter zunehmen und zuletzt die Oberhand gewinnen.

Gleich wichtig in nationaler Beziehung ist die Frage der Menschen-Interessen, die mit dem Bergbau zusammenhängen.

Ich habe diese Frage eingehend in meiner kleinen Broschüre besprochen, wo ich auf Seite 12 folgendes sage:

„Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass — wo immer abbauwerte Mineralschätze entdeckt worden sind — im Handumdrehen Menschen aus aller Herren Länder zusammengeströmt, dass über Nacht Städte entstanden sind und eine schnelle Entwickelung hervorgerufen worden ist. Es ist aber anderseits auch eine häufige Erscheinung, dass dieses plötzliche Aufflammen eines wirtschaftlichen Kulturlebens ebenso schnell in sich versank, sobald die grosse Anziehungskraft der vermeintlichen kostbaren Erdschätze aufhörte, weil sie nicht reich genug waren oder auf Täuschung beruhten.

In dem grossen Risiko des Gewinnes und Verlustes liegt es begründet, dass diese ihr Schicksal an das Vorhandensein von Mineralschätzen knüpfenden Menschen nach Art der Globetrotter frei und unabhängig werden, unsern ganzen Planeten als ihr Wirkungsfeld betrachten, heute in den Goldfeldern des polaren Alaska und morgen in den Tropengebieten der afrikanischen Goldküste ihr Glück suchen. Frei von allem Nationalgefühl und ähnlichen „Sentimentalitäten", stehen sie mehr oder minder ausserhalb des Kreises der zu Nationen zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefügten Menschen, was zur Folge hat, dass sich kein Land und insbesondere keine Kolonie auf sie verlassen und im Falle der Not — im Kriegsfalle —, wo die Existenz des betreffenden Landes auf dem Spiele steht, auf sie rechnen kann. Der Krieg in Südafrika hat dies schlagend bewiesen. Der Jameson raid sollte dadurch gelingen, dass er sich auf die Minenbevölkerung von Johannesburg und Kimberley stütze, welche der landeingesessenen Bevölkerung der beiden Buren-Republiken an Zahl kaum nachstand. Aber er gelang nicht und endete mit einem schmählichen Fiasko. Als dann der Krieg in Südafrika ausbrach, zerstob die Minenbevölkerung, auf die man seine Hoffnung gesetzt hatte, in alle Winde, und es hat ganzer Armeekorps bedurft, um die beiden Bauernstaaten von 400 000 Köpfen mit ihren 60 000 waffenfähigen Leuten endgültig niederzuwerfen. Dieser langwierige Krieg in Südafrika hat die alte Erfahrung bestätigt, dass nur die landeingesessene Bevölkerung, die Bauernbevölkerung, die an der Scholle hängt, weil sie jeden Fussbreit ihres Landes mit ihrem Schweiss und ihrer Arbeit gedüngt, die ihren Besitz von den Vätern ererbt erhalten hat und wieder an ihre Kinder ungeschmälert weiter vererben will, die in stetiger langsamer Arbeit im zähen Kampfe mit einer rauhen Steppennatur und ihren drei grossen Kulturfeinden: den Viehseuchen, den Heuschrecken und den Dürren, aus dem Unland ein Kulturland geschaffen hat, dass nur eine solche Bauernbevölkerung für eine Kolonie von dauerndem Werte ist."

Es ist also ganz klar, dass uns in Deutsch-Südwestafrika mit einer Minenbevölkerung allein nicht gedient ist, dass eine solche vielmehr die grosse Gefahr in sich birgt, vermöge ihrer kosmopolitischen Auffassungen eher zum Abfall, zur Absonderung der Kolonie beizutragen, als umgekehrt, zu ihrem festeren und innigeren Anschluss ans Mutterland. Schliesslich entscheidet auch in einer Kolonie, wie ich vorhin schon sagte, das eigene Fleisch und Blut, ob sie dem Mutterlande treu bleiben wird oder nicht.

Dass wir in Deutsch-Südwestafrika besonders vorsichtig sein müssen, erhellt schon aus der Tatsache, dass vor dem jetzigen Aufstande die Zahl der Ausländer fast die Hälfte der weissen Gesamtbevölkerung betrug, und dass sich im Süden des Schutzgebiets bereits jetzt schon Bewegungen zugunsten eines lebhaften Zuflusses fremder Bevölkerungselemente bemerkbar machen. Das neuerdings durch die fabelhaften Diamantfunde im Transvaalgebiete hervorgerufene Diamantfieber hat bis in unser Schutzgebiet übergegriffen und hat infolge der bei uns gemachten Blaugrundfunde — das Muttergestein des Diamanten — ein ähnliches Fieber unter der Bevölkerung, ich will es Blaugrundfieber nennen, entfacht. Es ist zu befürchten, dass ähnliche Zustände entstehen, wie vor sieben bis acht Jahren, als das Goldfieber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unser Schutzgebiet erfasst hatte, hervorgerufen durch wahre und falsche Goldfunde. Die Ursache dieser Bewegung waren südafrikanische und australische Digger, die das Land geradezu heimsuchten, die unerfahrenen deutschen Neulinge zu den unsinnigsten Spekulationen verleiteten und mit gefüllten Taschen das Land verliessen. Wer sich über das damalige gewissenlose und gemeingefährliche Treiben dieser fremden Digger überzeugen will, lese das Kapitel „Auf der Goldsuche" in dem ausgezeichneten Buche Dr. Georg Gürichs über „Deutsch-Südwestafrika" nach.

Nun werden wir unser Schutzgebiet, weder jetzt noch in der Zukunft gegen den Zufluss solcher Elemente abschliessen können. Indessen werden wir doch — wie ich gleich weiter auseinandersetzen werde — in der vollen Erkenntnis dieser Gefahr eine solche Bewegung kontrollieren und bis zu einem gewissen Grade auch einschränken können.

Ganz werden wir jedoch nicht auskommen können ohne diese fremden Elemente, denn wir werden zur weitgehendsten Förderung des Schürfens im ganzen Lande auf sie angewiesen sein und deshalb mit ihnen rechnen müssen.

Hier gibt es nur ein Radikalmittel, uns die nationale Vorherrschaft zu sichern, dass wir nämlich — genau so wie bei der Eingeborenenfrage — als Gegengewicht gegen das Ausländerelement eine deutsche Bauernbevölkerung schaffen müssen.

Wir haben aber noch ein zweites Hilfsmittel zur Verfügung, dieser Gefahr rechtzeitig zu begegnen, das ist die richtige Handhabung unserer neuen Bergwerksordnung für Deutsch-Südwestafrika.

Ich betrachte diese neue Verordnung im Vergleich zur bisherigen als einen grossen Fortschritt und begrüsse es mit Freude, dass auch die neue Verordnung die Schürfscheine beibehalten hat. Der Schürfschein, den jeder Schürfer lösen muss, ist das einzige Hilfsmittel, um das Schürfen gerade mit Bezug auf diejenigen, die es ausüben, zu kontrollieren. Ohne dieses Mittel kann sich die Regierung ja gar kein Bild davon machen, wo überhaupt im Lande geschürft wird, in welchen Teilen am meisten geschürft wird, ob unter den Schürfern das deutsche oder das Ausländer-Element überwiegt usw. Nur der Schürfschein ermöglicht es der Regierung, den Stand des Schürfens im ganzen Lande zu kontrollieren.

Auch noch andere Handhaben bietet die neue Bergverordnung, um das Schürfen zu beeinflussen, z. B. die Bestimmungen über Erhöhung oder Erniedrigung der Schürffeldgebühr und über Entziehung des Schürffeldes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor allem muss auch verhindert werden, dass Schürfer jahrelang auf ihren Schürfrechten sitzen können, wie es bisher möglich war, und, wie es vielfach vorgekommen ist, indem sie sich darauf beschränkten, jedes Jahr pro forma ein wenig die Erde aufzukratzen, um damit den Nachweis der Fortsetzung ihrer Schürfarbeiten zu liefern und sich das Recht auf Verlängerung ihres Schürfscheins zu sichern. Es ist im Interesse des Schutzgebiets dringend notwendig, dass mit dieser beliebten Manier, Schürfrechte jahrelang ohne ernstliche Schürfarbeit im Besitz zu halten, gründlich aufgeräumt wird, damit keine Stagnation im Schürfen eintritt, und damit nach dem gleichen Grundsatze, wie hier bei uns in Deutschland, verfahren wird: Bahn frei für neues Kapital und neue Unternehmer, wenn die alten Unternehmer abgewirtschaftet haben. Jeder Schürfer und jeder Kapitalist muss eben von vornherein klar darüber sein, dass mit allen Minenunternehmungen immer ein Risiko verbunden ist, und dass man nicht klagen darf, wenn man sein Geld dabei verliert.

Als achten grossen Gesichtspunkt wollen wir festhalten, dass man das Schürfen und den Bergbau in Deutsch-Südwestafrika zwar mit allen Mitteln fördern, dabei aber die nationalen Interessen auf das sorgsamste hüten kann.

Wir gelangen somit zu der wichtigsten Frage in dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas: der Besiedelungsfrage.

Der deutsche Kolonialkongress hat ja schon im Jahre 1902 zu dieser Frage einmütig Stellung genommen, und im Anschluss an den von mir schon vorhin erwähnten Vortrag des Herrn Dr. Hindorf: „Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika", eine Resolution angenommen, die heute noch ihre volle Geltung besitzt, und auf deren Boden wir uns deshalb heute noch stellen müssen.

Bei der Kürze der Zeit ist es mir natürlich nicht möglich, diese wichtige Frage heute eingehend zu besprechen. Sie ist ein ganzes Kapitel für sich und würde allein hinreichen, einen ganzen Vortrag auszufüllen.

Ich kann mich aber um so kürzer fassen, als ich gerade diese Frage schon vor Ausbruch des jetzigen grossen Aufstandes in meiner Broschüre, die ich heute schon mehrfach zitiert habe, eingehend behandelt habe, und auf die ich mich berufen möchte. Mein damaliger Standpunkt war, kurz gesagt, der folgende:

Als Ziel hatte ich gesetzt, in Deutsch-Südwestafrika innerhalb der nächsten zwanzig Jahre eine deutsche Bauernbevölkerung zu schaffen von mindestens 10 bis 15 000 Familien mit 50 bis 60 000 Köpfen und 15 bis 20 000 waffenfähigen Männern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über diese Zahlen kann man ja streiten. Es kommt hierbei auch gar nicht darauf an, zu untersuchen, welche Maximalziffern an weisser Bevölkerung unser Schutzgebiet fassen kann. Bei Ausnutzung aller Hilfsmittel der modernen Technik wird das Land vielleicht einmal mehrere hunderttausend Menschen weisser Bevölkerung tragen können. Heute kommt es doch lediglich darauf an, eine Mindestzahl zu finden, die wir als Gegengewicht gegen die uns drohenden nationalen Gefahren festhalten müssen. Auch über diese Mindestzahl wird man streiten können, je nachdem man die uns drohende Gefahr des Verlustes der Kolonie mehr oder weniger gross annimmt. Wichtig ist es aber, dass man zunächst das Prinzip einer Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas im grossen Stile anerkennt und sich auf ein bestimmtes Mass des jährlich anzusiedelnden weissen Elements einigt. Ich glaube, dass das von mir vorhin skizzierte Ziel einer deutschen Bauernbevölkerung von 10 bis 15 000 Familien mit 50 bis 60 000 Köpfen und 15 bis 20 000 waffenfähigen Leuten als das Mindeste betrachtet werden muss, was wir in zwanzig Jahren zu erreichen versuchen müssen.

Die grosse Frage ist natürlich die, ob und wie es am besten gelingen wird, eine solche Bevölkerung dort zu schaffen. Mit der natürlichen Auswanderung werden wir kaum rechnen können. Wir haben aber ein anderes Hilfsmittel, welches wir in den Dienst dieser grossen Aufgabe stellen können, ein Hilfsmittel, das z. B. der Brite nicht zur Verfügung hat, das ist die allgemeine Wehrpflicht. Es ist die grossartigste Institution, die unser Vaterland besitzt. Sie hat dem Deutschen Reiche seine Entstehung gegeben und muss auch unserer südwestafrikanischen Kolonie ihre Wiedergeburt verheissen. Es wäre töricht von uns, wenn wir diese herrliche und schöne Einrichtung nicht auch für die Besiedelung unserer in Not und Gefahr geratenen Kolonie ausnützen würden.

Wollen wir denn auf viele Jahre hinaus eine starke Schutztruppe im Lande unterhalten, die uns jährlich viele Millionen kosten wird? Ist es nicht Pflicht, zu erwägen, wie man diese Truppe allmählich durch die eigene Kraft einer im Lande angesessenen Bevölkerung ablösen und ihre jährlichen grossen Ausgaben vermindern kann?

Ist es nicht besser, wir geben einen Teil dieser Geldmittel für Besiedelungszwecke aus und lösen damit zugleich eine grosse wirtschaftliche Aufgabe?

Als ich vor Ausbruch des Aufstandes mit meiner Idee, die Schutztruppe zur Besiedelung im grossen Stile heranzuziehen, zum ersten Male in die Öffentlichkeit trat, erregte ich allgemeines Kopfschütteln, und starke Zweifel wurden laut, ob der Reichstag jemals die Mittel da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu hergeben würde, eine Schutztruppe von 2000 Mann, aus der das Besiedelungselement genommen werden sollte, dauernd für die Kolonie zu schaffen.

Heute hat das Schicksal die Antwort selbst gegeben durch den gewaltigen Aufstand, der über das Land dahin gebraust ist, einen Aufstand, wie ihn selten eine Kolonie erlebt hat. Heute haben wir dort 15 000 Mann deutscher Truppen, gegen 800 Mann vor Ausbruch des Aufstandes, und heute wird niemand mehr zweifeln, dass der Reichstag die Mittel für eine starke Schutztruppe auch nach der endgültigen Niederwerfung des Aufstandes bewilligen wird und bewilligen m u s s, und mag sie auch 3—4000 Mann stark sein müssen.

Es ist doch das natürlichste und selbstverständlichste, dass wir diese Truppen für Besiedelungszwecke ausnutzen, und es ist zugleich auch aus praktischen Gründen das klügste, j e t z t s c h o n anzufangen, die geeigneten Elemente davon herauszusuchen. Es wäre unklug, nach dem Aufstand die ganze Truppe erst wieder in die Heimat zurück zu transportieren, anstatt alle Elemente, die sich zur Ansiedelung eignen und auch gern im Lande bleiben wollen, in der Kolonie festzuhalten.

Über die Ausführung dieses Besiedelungsplanes mit Hilfe der Schutztruppe sage ich in meiner Broschüre folgendes:

„Ich halte es ferner für möglich, dass aus unserm deutschen Heer von 500 000 Mann sich jährlich 2 pro Mille bereitfinden lassen, ein bis zwei Jahre in der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika zu dienen — wo sie als Rekruten eingestellt und ausgebildet werden — und dann sich als Farmer oder Bauern ansiedeln zu lassen. Ihre ein- bis zweijährige Militärdienstzeit ist zugleich ihre afrikanische Lehrzeit. Der Regierung muss das Recht verbleiben, sich die geeigneten Elemente auszusuchen. Wer nicht angesiedelt wird, kann nach zweijähriger Dienstzeit nach Hause zurückkehren. Die Regierung kann auf diese Weise jährlich mindestens 500 Ansiedler gewinnen, die, über das ganze Schutzgebiet verteilt, den Grundstock der Bauernbevölkerung bilden müsste.

Auch zur Entstehung von Familien muss die Regierung die Hand bieten, was vor allem durch kostenlose Beförderung der Soldatenbräute geschehen muss. Endlich muss die Regierung durch einen Vorschuss dem angesiedelten Soldaten die Mittel zur Einrichtung eines Farmbetriebes gewähren, was billig und vorteilhaft für die Regierung und für den Farmer in natura, und zwar in Muttervieh aus grossen einzurichtenden Musterfarmen geschehen kann.

Als Mindestbetrag rechne ich 10 000 Mk. pro Ansiedler, wobei die Farm, die ich durchschnittlich auf 2000—3000 ha bemesse, und die er auf Abzahlung erhält, nicht mit eingerechnet ist. Es würde sich dem-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach eine jährliche Mindestausgabe von 5 Millionen Mark für Besiedelungszwecke ergeben, welche das Deutsche Reich als Schuld oder Darlehn der südafrikanischen Kolonie gewähren müsste."

So weit mein damaliger Plan, auf dessen Boden ich heute mehr denn je stehe. Ich frage mich sogar, ob heute, nach dem grossen Aufstand, angesichts der uns auch sonst noch drohenden Gefahren, das jährliche Mass von 500 Mann auch wirklich hinreichend sein wird, und ob man es nicht mindestens auf das doppelte Mass erhöhen müsste. Dann würde aber auch die jährliche Mindestausgabe des Reiches für Besiedelungszwecke sich von 5 Millionen auf das doppelte, auf 10 Millionen erhöhen.

Hier handelt es sich um die grosse Frage, ob wir uns die Kolonie erhalten wollen oder nicht. Es steht also die Existenzfrage auf dem Spiele, und ich bin fest überzeugt, dass wir bei den vielen feindlichen Kräften, die im antinationalen Sinne sich geltend machen und offen und heimlich weiterarbeiten, uns diese Kolonie kein Menschenalter lang treu erhalten werden, wenn wir nicht ihre Besiedelung mit einer deutschen Bevölkerung im grossen Stile vornehmen.

Ich weiss sehr wohl, dass es eine gewaltige Aufgabe ist, die es mit der Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas zu lösen gilt. Hierzu ist ein grosser einheitlicher Plan und ein Zusammenfassen aller Kräfte nötig, die in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden müssen. Vor allem aber gehört dazu ein Organisator ersten Ranges, mit klarem Kopf und festem Willen, der den Plan auch durchführen wird, nach dem englischen Sprichwort: where is a will there is a way.

Eng verknüpft mit der Besiedelungsfrage ist auch die Frage der Entschädigung der Ansiedler.

Es könnte überflüssig erscheinen, dass heute nochmals auf diese Frage eingegangen werden muss, nachdem die deutsche Kolonialgesellschaft durch einen einmütigen Beschluss bereits Stellung dazu genommen hat.

Indessen halte ich es für richtig, dass auch dieser Kolonialkongress seine Meinung hierzu kundgibt, denn es kann nicht laut und oft genug gesagt werden, dass den geschädigten Ansiedlern volle Entschädigung gewährt werden müsse.

Ich habe mich auch über diese Frage gleich nach Ausbruch des Aufstandes öffentlich geäussert und kann nur wiederholen, was ich damals gesagt habe:

„Die vom Reichstag gewährten Mittel halte ich — und viele Südwestafrikaner mit mir — nicht für hinreichend, um den Schaden auch nur einigermassen wieder gut zu machen, der in Südwestafrika durch den Aufstand entstanden ist. Wenn beispielsweise eine Firma, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wecke & Voigts, fast ihr gesamtes Eigentum im Werte von 500 000 Mk. verloren hat, so wird ihr der volle Schaden nicht einmal ersetzt, wenn ihr die 500 000 Mk. in bar zurückerstattet werden. Die ganze Summe der Handelsbeziehungen, der im Gange befindliche Betrieb, mit einem Worte, die ganze Maschinerie der Firma ist zerstört, und auch die Zurückerstattung des gesamten Wertes des vernichteten Eigentums wiegt diesen Verlust noch nicht auf. Die nach jahrelanger, mühevoller Arbeit gezüchteten ausgezeichneten Viehbestände lassen sich nicht im Handumdrehen wieder ersetzen, auch nicht durch Geld. Diese ganze jahrelange Arbeit ist unwiederbringlich verloren, und die Firma muss einfach wieder von vorn anfangen. In derselben oder ähnlichen Lage befinden sich — ich kann wohl sagen — ausnahmslos alle Geschädigten des Schutzgebiets. Diese grosse Summe an verlorener Arbeit und verlorener Energie, deren Wert vielleicht selbst viele Millionen betragen würde, wird nicht ersetzt, und es wird ja auch kein Anspruch erhoben, dass sie ersetzt werde. Die Geschädigten haben nur die bescheidene Bitte, dass ihnen wenigstens das verloren gegangene Eigentum, seinem vollen Werte nach, zurückvergütet werde. Ich bin überzeugt, dass die meisten von ihnen dann gern wieder mit ihrer Arbeit von vorn anfangen würden, auf eine bessere Zukunft hoffend. Glaubt man denn, dass demjenigen, der auf den Trümmern seines Hauses steht, angesichts seiner verwüsteten Farm, wo noch die Leichen seiner Diener oder seiner Angehörigen liegen und wo nicht ein Stück Vieh mehr vorhanden ist, mit einigen tausend Mark geholfen ist, die ihm als ‚Beihilfe' in die Hand gedrückt werden? All die überstandene Not, der Kummer, die Trauer, die Mutlosigkeit, die seelische Depression lässt sich nicht mit einer kleinen Barabfindung wieder gut machen. Um einen solchen Mann, den das Schicksal so schwer gebeugt hat, aufzurichten, gehört, dass man ihm ordentlich unter die Arme greift und ihm in generöser Weise reichlich und ausgiebig hilft. Darunter verstehe ich aber, dass man ihm wenigstens den vollen Wert des geschädigten Eigentums ersetzt."

Fassen wir die eben angestellten Erwägungen zusammen, so ergibt sich als 9. grosser Gesichtspunkt, dass wir angesichts der uns drohenden Gefahr eines möglichen Verlustes unserer südwestafrikanischen Kolonie eine planmässige deutsche Besiedelung im grossen Stile durchführen müssen, und dass es der Deutsche Kolonialkongress 1905 als eine Ehrenpflicht des Reiches erachtet, den durch den Aufstand geschädigten Ansiedlern vollen Schadenersatz zu leisten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was helfen aber schliesslich alle unsere Bemühungen und alle unsere Opfer an Arbeit und Geld für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas, was hilft es, abbauwerte Minen zu entdecken, den landwirtschaftlichen Wert durch eine Viehzucht im grossen Stile zu realisieren, das Land zu besiedeln und überall Wasser zu erschliessen, was hilft das alles, wenn nicht zugleich auch dem Lande das Mittel gegeben wird, die in Bewegung und Umlauf gesetzten Kräfte und Säfte in Gestalt von Menschen und Gütern auf bequemste, schnellste und billigste Weise kursieren zu lassen. Dieses modernste Verkehrsmittel, ohne das heutzutage auch eine Kolonie sich nicht mehr rentabel entwickeln kann, sind Eisenbahnen.

Nun sind uns zwei Eisenbahnen schon sicher, die im Bau begriffene Otawibahn fürs Nordgebiet und die schon im Betrieb befindliche Windhuk-Bahn fürs Mittelgebiet von Deutsch-Südwestafrika.

Dringend notwendig bleibt aber eine solche fürs Südgebiet von Lüderitzbucht nach Kubub. Ich verweise hierbei auf einen interessanten Artikel von Herrn Dr. Schultze, der kürzlich in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht worden ist und mir ganz aus der Seele gesprochen ist. Ich habe der darin ausgesprochenen Idee schon vor mehr als einem Jahre Ausdruck gegeben, dass man die jetzige Kriegslage ausnützen müsse, diese auch für militärische Zwecke dringend notwendige Bahn unverzüglich in Angriff zu nehmen. Es liegt doch auf der Hand, dass keine Lage günstiger ist und auch jemals wieder so günstig sein wird, dem Lande diese Eisenbahn zu verschaffen, als die jetzige Notlage, in der sich unsere Kriegführung im Süden des Schutzgebietes befindet. Auch muss doch unser ganzes Streben darauf gerichtet sein, von den ungeheuren Geldausgaben, die uns die Niederwerfung des Aufstandes kostet, einen Teil für bleibende wirtschaftliche Einrichtungen zu retten. Was macht es jetzt aus, statt den 300 Millionen, die uns der Aufstand schon kostet, noch 10 Millionen mehr für einen Eisenbahnbau zu opfern? Ist es nicht besser, dass nach dem Aufstand nicht nur ein Trümmerhaufen und eine Brandstätte übrig bleiben, sondern dass schon die Anfänge neuer wirtschaftlicher Unternehmungen aus diesen Ruinen hervorblühen?

So müsste die Gelegenheit jetzt ebenfalls benutzt werden, den Hafen von Swakopmund zu verbessern. Es besteht kein Zweifel mehr, dass die Mole dort ganz versandet ist, und es ist nur der genialen Leistung des Majors Bauer zu verdanken, dass durch die von ihm unglaublich schnell gebaute Holzbrücke der Landungsverkehr in Swakopmund nicht gänzlich ins Stocken geraten ist. Hier hat einmal die militärische Technik glänzend gezeigt, was sie leisten kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ja ein Rätsel, wie es hat kommen können, dass die Mole von Swakopmund so gänzlich versanden konnte, ohne dass man es voraussah und rechtzeitig verhinderte. Ich glaube, dass es zum Teil auch darauf zurückzuführen ist, dass die Kenntnis dieser Küste mit ihren Sandbewegungen und Küstenversetzungen zu mangelhaft gewesen ist, um als Grundlage für einen Molenbau dienen zu können. Es sind schliesslich geographische Probleme, auf die es hier ankommt, und die bei der Frage berücksichtigt werden müssen, wo und wie man die Mole baut. Ich stimme deshalb ganz Herrn Professor Hans Meyer zu, der uns bereits auf dem letzten Kolonialkongress 1902 in seinem grosszügigen Vortrag über „die geographischen Grundlagen und Aufgaben in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete" den Weg klar gewiesen hat, den wir durch die geographische Forschung hindurch zur wirtschaftlichen Betätigung gehen müssen.

Als letzten grossen Gesichtspunkt wollen wir aber hinstellen, dass als eine Hauptbedingung für eine gesunde und rentable Wirtschaftsentwickelung die Ausstattung der Kolonie mit den notwendigsten modernen Verkehrsmitteln, und zwar vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse in Swakopmund und der Eisenbahnbau Lüderitzbucht-Kubub, betrachtet werden muss.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Und nun, verehrte Anwesende, möchte ich nochmals an Sie alle und auch an alle andern kolonialgesinnten Leute den Appell richten, uns einmütig zusammen zu schliessen und Schulter an Schulter zu stehen, um unsere ins Unglück geratene Kolonie wieder aufzurichten. Möge der diesjährige Kolonial-Kongress unter dem Zeichen der Einigkeit stehen!

Im Anschluss an meinen Vortrag erlaube ich mir die folgende Resolution in Vorschlag zu bringen:

„Der Deutsche Kolonial-Kongress 1905 betrachtet für den wirtschaftlichen Aufbau Deutsch-Südwestafrikas die endgültige Beantwortung der Eingeborenenfrage als die Grundlage jedweder wirtschaftlichen Entwickelung.

Er erachtet die bergmännische und landwirtschaftliche Erschliessung der Kolonie als die beiden Hauptaufgaben ihrer wirtschaftlichen Entwickelung bei voller Wahrung der nationalen Interessen, die nur durch eine planmässige deutsche Besiedlung im grossen Stile möglich ist. Er steht deshalb noch ganz auf dem Boden der Resolution IX des Kongresses 1902, und betont von neuem die dringende Notwendigkeit einer Wasserbeschaffung und Wassererschliessung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er erachtet es ferner als eine Ehrenpflicht des Reiches, den durch den Aufstand geschädigten deutschen Ansiedlern vollen Schadenersatz zu leisten, und betrachtet als Hauptbedingung für eine gesunde und rentable Wirtschaftsentwickelung die Ausstattung der Kolonie mit den notwendigsten modernen Verkehrsmitteln, und zwar vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse und den Eisenbahnbau Lüderitzbucht—Kubub."

Dr. **Julius Scharlach,** Hamburg: Ich will die Mahnung des Herrn Vortragenden beherzigen und gegen die vielen Punkte, in denen ich mit ihm einverstanden bin, die wenigen, in denen ich von ihm abweiche, zurückstellen. Nur halte ich es für meine Pflicht, eine Frage zu erörtern, von der ich allerdings hoffe, dass wir durch das Entgegenkommen, welches ich am Schlusse von ihm erbitten werde, ebenfalls zu einer Einigung gelangen werden.

Es handelt sich dabei um die von dem Herrn Vortragenden empfohlene Besiedelung der Kolonie. Darüber kann selbstverständlich keine Meinungsverschiedenheit herrschen, dass die Besiedelung, und zwar in erster Reihe mit Deutschen, das wichtigste Erfordernis für die kulturelle Erschliessung des Landes und seine dauernden glücklichen Beziehungen zum Mutterlande ist. Aber die Schwierigkeiten, welche diese Besiedelung bietet, darf man gerade wegen ihrer Wichtigkeit nicht übersehen, noch unterschätzen.

Darin bin ich mit dem Herrn Vortragenden einverstanden, dass es ein besseres Material für Ansiedler nicht geben kann, als es ein grösserer Teil der Schutztruppler bis zum Offizier aufwärts sein dürfte, welche nach ihrer Entlassung im Lande bleiben wollen. Sie haben für das Land gekämpft und geblutet, auf ihren vielfachen Zügen die Natur des Landes in ihren Vorzügen und Nachteilen kennen gelernt, und so ein gewisses Verhältnis, ich möchte fast sagen, Heimatsgefühl, zum Lande gewonnen. Wenn sie nach dem Urteile ihrer Vorgesetzten geeignet sind, dass man ihnen Land und Unterstützung für die Bewirtschaftung gewähre, so dürfte hier tatsächlich ein Stamm vorzüglicher Ansiedler gewonnen werden können.

Wenn Misserfolge auch hier nicht ausbleiben können, so dürfte doch im grossen und ganzen auf einen Erfolg zu rechnen sein. Wenn aber der Herr Vortragende von einer Siedelung im grossen Stile spricht, welche vom Mutterlande aus nicht nur in die Wege geleitet, sondern tatsächlich von der Regierung selbst betrieben werden solle, so glaube ich, dagegen eine ablehnende Haltung unbedingt empfehlen zu müssen. Hierbei sind die Schwierigkeiten übersehen, welche sich jeder plan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässigen Ansiedelung, in gehäuftem Masse einer vom Staate geleiteten, in den Weg stellen. Von den verfassungsmässigen Bedenken, welche ohne weiteres sich für das Deutsche Reich, einen parlamentarisch regierten Staatenbund, ergeben, will ich schweigen, aber auf die für eine Regierung kaum zu tragende Verantwortung der staatlichen Besiedelung verweisen.

Die Regierung muss alle Reflektanten nach einer gewissen Schablone gleichmässig behandeln. Die Auswahl der geeignetsten Bewerber ist für sie formell und mehr noch materiell schwierig. Die zur Ansiedelung erforderlichen Geldmittel wird sie drüben den des Landes Unkundigen zum Teil kaum in Bar gewähren dürfen, sondern ihnen anfänglich Vieh, Saatgut, Ackergerät liefern. Die Siedler, bei denen ein Fehlschlag eintritt, werden immer die Schuld auf die Regierungsorgane, auf ungerechte Verteilung des Landes und der Hilfsmittel schieben. Unzufriedenheit gegen die Regierung wird in der Kolonie genährt werden. Sowohl aus rechtlichen, wie aus ethischen Gründen wird die Regierung Ansiedler, welche sie selbst eingesetzt hat, wenn sie gescheitert sind, des Landes nicht verweisen können. Nichts aber ist gefährlicher, als ein Proletariat in der Kolonie, welches die Schuld seines Missgeschicks mit einem scheinbaren Recht auf die Regierung des Mutterlandes werfen kann.

Dabei ist eines besonders zu beachten, was man kaum erwähnen hört. Wir besitzen nicht das Ansiedlermaterial mehr, welches unser Volk vor 100, ja sogar noch vor 50 Jahren darbot, ehe Deutschland überwiegenderweise ein Industriestaat wurde. Früher konnte man Tausende von Kleinbauern und landwirtschaftlichen Arbeitern finden, welche bereit waren, in harter Arbeit um eine kleine selbständige Existenz zu ringen, und dankbar waren für jede ihnen dabei gewährte Unterstützung. Heute — ich muss dies, wenn auch vorsichtig, erwähnen — geht durch die Kreise, aus welchen die Siedler entnommen werden müssen, ein sozialistischer Grundzug und gleichzeitig damit ein erheblich grösserer Anspruch auf Berücksichtigung der Einzelpersönlichkeit.

Sie müssen mir gestatten, aus meiner Erfahrung zu sprechen.

Ich stehe seit über acht Jahren als Präsident an der Leitung der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., welche in dieser Zeit über 3000 Personen im Staate Santa Catharina, Südbrasilien, angesiedelt hat. Diese Siedelung geschieht auf Grund der sorgsamen Vorschriften einer von der deutschen Regierung erteilten Auswanderer-Konzession; über 600 000 ha, zum grössten Teil fruchtbaren Urwaldlandes, stehen der Gesellschaft zur Verfügung. Dieses Land ist und wird noch jetzt ohne Anzahlung und für die ersten Jahre zinsfrei in Kolonien von 25—50 ha vergeben. Die Kosten der Reise, namentlich der Landreise in die Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonie, werden den Ansiedlern ausserordentlich billig gestellt. In den ersten Jahren wird ihnen ihr Unterhalt durch Gewährung von Arbeit an den öffentlichen Wegebauten erleichtert, die erforderlichen Nahrungsmittel in die entlegeneren Kolonien geschafft und zu mässigen Preisen abgegeben. Eine fleissige Familie kann bereits im zweiten oder dritten Jahre ihr gutes Auskommen finden, und alle gutwilligen Kolonisten können zwar keine Wohlhabenheit, aber auskömmliches Leben auf eigener Scholle erreichen. Von einer Unsicherheit des Lebens der Ansiedler, wie solche in unsern Kolonien noch besteht, kann nicht annähernd die Rede sein, und trotz alledem bietet die Leitung dieser Kolonie grosse Schwierigkeiten, weil die Kolonisten diese Leitung wie ein Fremdes ansehen und häufig nicht mit ihr, sondern gegen sie arbeiten. Trotz der sorgfältigsten Auswahl, welche die Gesellschaft unter denen, welche sich bei ihr melden, trifft, hat sich sehr schnell eine Art von sozialdemokratischer Partei auf der Kolonie gebildet, welche nur durch ernstes Entgegentreten in der notwendigen Ordnung gehalten werden kann.

Sie werden mir zugestehen, dass solches Beispiel bedenklich machen muss. Ich bin der Meinung, dass erfolgverheissend nur diejenige Besiedelung ist, welche gewissermassen aus dem gemeinschaftlichen Bedürfnis der Kolonie und der Ansiedler hervorwächst, und stimme deshalb darin mit dem Herrn Vortragenden vollkommen überein, dass, wenn sich erst der Bergbau in Südwestafrika entwickelt und mit den daran sich schliessenden Arbeiten Tausende von Händen erfordert, eine gesunde Besiedelung ganz von selbst entstehen wird.

Ich stimme auch, wie oben schon gesagt, vollkommen mit dem Herrn Vortragenden darin überein, dass unsere jetzigen Truppen in der Kolonie ein vielleicht nach Hunderten zählendes treffliches Material von Ansiedlern bilden werden. Aber ich warne dringend davor, weitergehend in der Resolution die Worte von der Ansiedelung „in grossem Stile" beizubehalten, und würde dem Herrn Vortragenden aufrichtig verbunden sein, wenn er sich durch meine Bedenken insoweit hätte überzeugen lassen, dass er in die Streichung dieser Worte willigt, womit, wie ich annehme, Sie alle, geehrte Anwesende, einverstanden sein würden.

Dr. **Bail,** Windhuk: Nicht zum wenigsten zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas wird es beitragen, wenn man den draussen in der Kolonie arbeitenden Ansiedlern ihre harte Pionierarbeit erleichtert. Nach nahezu fünfjähriger Tätigkeit als praktischer Arzt in Windhuk halte ich die Notlage unserer deutschen Frauen auf den Farmen und kleineren Plätzen für so schwer, dass ich die Einrichtung eines Frauenheims aus Wohltätigkeitsmitteln in der Kolonie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als ein segensreiches und viel Unglück verhütendes Werk der Kultur und als dringend nötig empfehle.

I. K. Vietor, Bremen, stimmt mit Dr. Hartmann meistens überein. Bergbau ist gut, wenn er ausgeübt wird. Eine zu scharfe Kritik ist nicht wünschenswert, aber Missstände müssen klar ausgesprochen werden. Die Gesellschaften sind nicht patriotische, sondern Privatunternehmungen. Man kann ihnen gönnen, wenn sie verdienen, so lange sie das Reich und die Kolonien nicht schädigen. Wenn sie aber nichts tun, dann schädigen sie das Allgemeininteresse. Durch die kolossalen Opfer, die das Deutsche Reich gebracht hat, müssen die Gesellschaften sich moralisch gebunden fühlen. Unsere Kolonie ist ausserordentlich wertvoll, aber es muss gearbeitet werden. Man soll tüchtigen deutschen Bauern nur unter Auferlegung eines Betriebszwanges kostenlos die Farmen auf 10, 15 bis 25 Jahre überlassen, unter der Bedingung, dass nach dieser Zeit eine den Verhältnissen entsprechende Rente aufgelegt wird. Allmählich, mit zunehmender Entwickelung, wird sich diese Rente etwas steigern lassen, ebenso wie die Abgaben auf den Bergbau, wenn er erst in gutem Gang ist. Dann wird unsere Kolonie aufblühen und gedeihen und auch die schweren Lasten aufbringen können, die wir heute dafür zu tragen haben.

Missions-Inspektor **Haussleiter**, Barmen: Mit grosser Freude begrüssen wir vom Missionsstandpunkt aus eine Reihe von Äusserungen des Herrn Vortragenden. Es ist eine gemeinsame Erkenntnis aller Kolonialfreunde geworden, dass das wertvollste Gut unserer Kolonien die eingeborene Bevölkerung ist. Diese Erkenntnis hat man jetzt vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gewonnen. Aber eine idealistisch-sittliche Betrachtungsweise, deren man sich heute in manchen Kreisen immer noch meint schämen zu müssen, hat schon längst darauf hingewiesen. Die Geschichte bestätigt es, dass oft in den entscheidendsten Fragen die spätkommende wirtschaftliche Einsicht von den Vertretern idealistischer Standpunkte schon längst vorausgeahnt wurde.

Will man nun wirklich die Eingeborenen als das wertvollste Gut der Kolonien erhalten, so ist dies gegenwärtig nur möglich auf dem Weg der G n a d e. Die Reste des Volkes können nicht dadurch einer besseren Zukunft entgegen geführt werden, dass man sie sozusagen aufzüchtet. Man muss die Gefangenen und Zugelaufenen als M e n s c h e n anerkennen, um sie zu gewinnen und wieder aufzurichten. Bei aller Bewunderung der beispiellosen Energie, welche in der Niederwerfung des Aufstandes entfaltet wurde, darf man doch nicht verschweigen, dass es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuweilen aussah, als habe man vergessen, dass jede kriegerische Operation im Dienste des künftigen Friedens stehen muss.

Wenn eine exemplarische Bestrafung der überführten Mörder und Anstifter des Aufstandes gefordert wird, so wird die Mission der Gerechtigkeit nicht hindernd in den Arm fallen; aber für die grosse Menge des Volkes können manche erklärende und mildernde Umstände angeführt werden. Viele Christen waren einfach genötigt, den Aufstand mitzumachen; sie hatten keine andere Wahl. In Otjihaenena sagten die Eingeborenen zum Missionar, der sie vom Anschluss an ihre heidnischen Landsleute zurückhalten wollte: „Kannst Du uns schützen, wenn die Deutschen kommen und uns niederschiessen? Sie werden Dir nicht glauben, dass wir friedlich sind."

Wenn es bei dem elementaren Ausbruch des Aufstandes eines erst zu acht Prozent seiner Glieder christianisierten Volkes zunächst aussieht, als ob die Mission ganz vergeblich gearbeitet habe, so ist dies nicht zu verwundern. Zwar haben unsere bis zum äussersten auf ihren Posten aushaltenden Missionare über eine ganze Reihe von Erfahrungen berichtet, die das Gegenteil beweisen. Aber nicht auf sie, sondern auf das Zeugnis der geretteten Frauen und Kinder, auf die Aussagen der Herren Bergrat Duft und Dr. Maass, vor allem auf das Telegramm des damaligen Gouverneurs Leutwein vom 9. Mai 1904, möchten wir uns hier berufen. Es lautet: „Gerechtigkeit gebietet, hinzuzufügen, dass Rettung weisser Frauen durchweg durch eingeborene Christen erfolgt ist."

Doch sehen wir von dem allem ab. Die gegenwärtige jammervolle Lage des verzweifelnden Volksstammes gebietet uns, für seine Zukunft zu sorgen. Sie haben im Kriege alles verloren: Menschen, Vieh, Land. Ihre frühere Freiheit ist dahin, ihr Stolz ist gebrochen. Die Überlebenden sind grösstenteils krank und kraftlos. Sie sind genug gestraft. Darum möge jetzt, in Befolgung des alten Rechtsgrundsatzes: ne bis in idem, der Gnade Raum gegeben werden!

Wenn eine so grosse und urteilsfähige Versammlung ihre Zustimmung zu dieser Auffassung erklärt, so wäre für die Zukunft viel erreicht. Darum möchte ich herzlich bitten: „Gehen Sie auf unsere Gedanken ein!"

In Swakopmund, unter den mehr als 1000 eingebrachten Herero, hat ein Missionar unter den Kindern 45 Prozent Doppelwaisen festgestellt, 40 Prozent waren einfache Waisen, und nur 15 Prozent haben beide Eltern noch. Wer soll hier die grosse Aufgabe der Fürsorge in die Hand nehmen ausser der Regierung und der Missionsgesellschaft, die seit 60 Jahren Sprache und Sitte der Eingeborenen kennt? Es ist unmög-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich, diese Kinder in Anstalten zu erziehen. Die Zahl wird zu gross. Die Trümmer der Hererofamilien müssen in die Lage gebracht werden, ihre verwandten Waisenkinder zu beherbergen, und in den Missionsschulen sollen sie dann erzogen und gespeist werden. Dazu gehört, dass die Unterworfenen in irgendwelcher Weise an ihren alten Plätzen zu Gartenbau und Viehzucht zurückkehren dürfen. Nur so werden die vielen Schwachen und Arbeitsunfähigen sich allmählich erholen und wieder selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen können, wodurch die jetzt vom Gouvernement geübte Versorgung mit Nahrungsmitteln nach und nach in Wegfall käme. Ich möchte mich dabei auf die mündliche Äusserung eines weitblickenden Kolonialmannes berufen. Als das Gespräch die Alternative berührte: Schonung oder Vernichtung? sagte er: „Wir stehen jetzt in Gefahr, das Nest zu zerstören, in dem die Eier der Zukunft liegen!"

Die Möglichkeit einer gesunden Fortpflanzung des Hererostammes ist durch die furchtbaren Enbehrungen der Frauen auf der Flucht und durch anderes sehr herabgesunken; das Familienleben der sich Unterwerfenden bedarf einer weisen Fürsorge. Man muss in ihnen wieder die H o f f n u n g beleben. Sie haben seit der Schlacht am Waterberg ohne Hoffnung gelebt. Nehmen Sie einem Menschen jede Hoffnung auf Umkehr und Besserung seiner Lage, so werfen Sie ihn in die Hölle und machen ihn zum Satan. Dann darf man sich hernach nicht wundern, wenn die Eingeborenen immer schwierig und verräterisch bleiben und allmählich degenerieren, so dass wir zuletzt vor der Notwendigkeit stehen werden, fremde Kuli als Arbeitskräfte einzuführen.

Betreffs der so energisch gewünschten Besiedelung der Kolonie durch Deutsche müssen wir erklären, dass die Mission trotz aller Kränkung, die sie von seiten unserer Landsleute erfahren hat, auf dem Standpunkt steht, das Kommen tüchtiger deutscher Handwerker, Kaufleute und Ansiedler zu begrüssen. Wir sind Männer der Hoffnung. Wir hoffen, dass die Zeit kommt, wo viele, die uns zuvor missverstanden haben, unsere Arbeit anerkennen werden. Die Verständigung mit den verschiedenen Berufskreisen in den Kolonien ist freilich zurzeit noch ziemlich erschwert. Aber wir wollen nichts nachtragen; wir stellen uns auf den Boden der Gegenwart. Wir bieten auch den Ansiedlern, aus deren Mitte erst vor einigen Monaten in Windhuk wieder ein unbegründeter Angriff auf die Mission geschah, abermals die Hand, die sie im vorigen Jahre durch den Sprecher ihrer Kommission in so schroffer Weise zurückgewiesen haben. Wir tun es im Blick auf das Gedeihen der ganzen Kolonie. Es ist nicht gut, wenn unter dem weissen Element eine Absonderung nach Ständen um sich greift und sich befestigt; dadurch gerade wird die demokratisch-sozialistische Strömung erzeugt, über die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorhin geklagt wurde. Alle unsere Landsleute sollten bei dem Betreten des afrikanischen Bodens von dem einen Gedanken sich erfüllen lassen: „Wir treten ein in die Klasse der berufenen Führer und Vorgänger unserer eingeborenen Stämme. Wir sind durch unser Tun und Lassen mit verantwortlich für die Kolonie vor Gott und Menschen." Dadurch entstände ein rechter Arbeitsadel, und dieser Adel müsste unter sich selbst Zucht üben gegen solche Glieder, die etwa nicht taugen. Dann würden wir zu gesunden sozialen Zuständen kommen. Dann würden die Eingeborenen in kurzer Zeit wieder Vertrauen zum deutschen Volke gewinnen. Und hierfür ist die Mission das unentbehrlichste Bindeglied; denn sie ist die einzige Klammer, die nicht zersprungen ist. Dann würde eine Mauer geschaffen, die den Ansturm der gefährlichen Elemente abwehren kann, die durch die Hebung der Minenindustrie unvermeidlich herbeifluten werden!

Man schätzt den Wert eines Landes nach den wertvollen Bodenschätzen, die man findet, und datiert von der Entdeckung des ersten Diamanten in Südafrika eine neue Epoche der Entwickelung. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ist das unanfechtbar. Wir gönnen auch unserer Kolonie jeden Fortschritt nach dieser Seite hin und wünschen ihr allerlei kostbare Diamanten. Der kostbarste Diamant aber, den es gibt, ist seit sechs Jahrzehnten von der Mission in die Kolonie hineingetragen worden. Es ist der Glaube, dass jeder einzelne Mensch darauf angelegt ist, einen ewigen und unendlichen persönlichen Wert und Inhalt zu erhalten durch das Evangelium.

Das ist die Arbeit der Mission. Stören Sie diese Arbeit nicht, sondern lassen Sie sich herzlich bitten, sie auch an Ihrem Teile zu verstehen und zu fördern.

Missionar **Judt**, Hoachanas, Deutsch-Südwestafrika: Der Vortragende hat ein Gemälde in grossen Strichen gezeichnet. Es gilt, das umzusetzen in klein gemalte Bilder dessen, was tatsächlich geleistet wird und geleistet werden kann. Ich kann aus 22jähriger Erfahrung auf meiner Station Hoachanas ein wenig mitsprechen. Ist doch diese Station häufig auch von Offizieren und Farmern besucht worden; bei der vielfachen Kurzsichtigkeit und den scharfen, verkehrten Urteilen in der Mission ferner stehenden Kreisen müssen sie durch Anschauung eines besseren belehrt werden; und sie haben sich häufig mit hoher Anerkennung darüber ausgesprochen. Unsere Mission hat bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Windhuk verschiedene erste Preise erhalten. Wohl wollen auch wir die Eingeborenen zur Arbeit erziehen, aber unsere erste Aufgabe bleibt, das Evangelium in einer ihnen verständ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Weise auszubreiten. Wir sind jetzt im Begriff, ein zweites Erziehungshaus für die Bastardkinder unserer Kolonie in Hoachanas zu errichten.

Damaschke, Herausgeber der „Deutschen Volksstimme", Berlin: Auch auf die Gefahr hin, die hier viel genannte Einheit der Anschauungen zu durchbrechen, muss ich auf einen Teil der Rede des Herrn Referenten mit einem Wort der Kritik antworten. Als Vertreter des Bundes deutscher Bodenreformer, der den Kampf gegen die grossen Konzessionsgesellschaften als eine nationale Pflicht auffasst und als solche führt, darf ich die Ausführungen nicht unwidersprochen lassen, die für diese Gesellschaften im allgemeinen Duldung und Anerkennung fordern.

Die mächtigste hier in Betracht kommende Gesellschaft ist die South West Africa Company. Was diese Gesellschaft mit ihrem angeblich 40 000 000 Mark betragenden Aktienkapital für die Besiedelung tut, zeigt am besten die Tatsache, dass sie 1902 in der Kolonie einen Stamm von Angestellten unterhielt von: 1 Weissen und 3 Farbigen! — Der Bremer Grosskaufmann Vietor hat im Oktoberheft des „Jahrbuchs der Bodenreform" (Jena, G. Fischers Verlag) meiner Meinung nach den schlüssigen Beweis geführt, dass die South West Africa Company, die als eng verbunden mit den De Beers-Minen gilt, nur ein Ziel hat: Die Edelsteingewinnung in unserm Schutzgebiet unmöglich zu machen, um eine gefährliche Konkurrenz zu töten. Auch die Otawi-Minengesellschaft, die empfehlend genannt wurde, musste ausdrücklich auf die Gewinnung von Edelsteinen verzichten. Besser als lange Ausführungen zeigt den unhaltbaren Zustand der Weg, auf dem die South West Africa Company das Edelsteinmonopol im Owambolande erreicht hat: 1897 war das Land unruhig; Rinderpest herrschte. Eine Eisenbahn Swakopmund—Windhuk war eine Notwendigkeit. Die South West Africa Company hatte das ausschliessliche Recht auf den Eisenbahnbau zu erlangen gewusst. Trotzdem das Reich nun bat und drängte, weigerte sie sich beharrlich: da baute das Reich die Schienen. Die South West Africa Company verbot den Eisenbahnbetrieb, und das stolze Deutsche Reich spannte Maultiere vor seine Züge! Endlich liess sich die South West Africa Company herbei, uns Lokomotiven zu erlauben — gegen das Edelsteinmonopol im Owambolande!

„Staat oder Gesellschaften in unsern Kolonien?" so hat der erste Landeshauptmann des Schutzgebiets, Major v. François, die Entscheidungsfrage über die Zukunft formuliert (Berlin, Verlag von J. Harrwitz Nach., 1900). Und die Pflicht aller derer, die es ehrlich meinen, ist, sich mit den Fragen der Landkonzessionen, der Bodenreform ernst und nachhaltig zu beschäftigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schluss will ich nur dem Bedauern darüber Ausdruck geben, dass der Herr Referent Landgesellschaften und Missionsgesellschaften in einem Atem genannt hat. Kein Bodenreformer denkt daran, diese Gegensätze zusammenzubinden!

Will man aber den wirtschaftlichen Aufbau Südwestafrikas wirklich planmässig in Angriff nehmen, so muss man zuerst verhängnisvolle Monopole beseitigen, und so freie Bahn schaffen für ehrliche deutsche Arbeit aller Art!

Dr. **Katz,** Arzt, Berlin: Ein Punkt hat in dem Vortrage des Herrn Referenten keine Erwähnung gefunden, der mir in Bezug auf den wirtschaftlichen Aufbau der Kolonie von Wichtigkeit zu sein scheint, nämlich die Berücksichtigung der für Lungenleidende so günstigen klimatischen Verhältnisse. Dass Vorzüge nach dieser Richtung von wirtschaftlicher Bedeutung für ein Land sein können, liegt bei der ungeheuren Verbreitung der Lungenkrankheit auf der Hand. Die vielen Millionen, die den Kurorten der Riviera, der Schweiz, Ägyptens und Madeiras durch Lungenleidende jährlich zufliessen, sprechen eine beredte Sprache, und wenn nur ein Teil der Tausende von Deutschen, die diese Kurorte bevölkern, sich nach der Kolonie wenden würden, so wäre das von zweifellos grossem wirtschaftlichem Wert. Dass aber Südwestafrika, wenigstens zum grossen Teil, für Lungenleidende ausserordentlich günstige klimatische Verhältnisse hat, darüber kann nach den Berichten der massgebenden Sachverständigen kein Zweifel sein. All die Faktoren, die für Tuberkulöse besonders wichtig sind, finden sich in der Kolonie, wie vielleicht in keinem andern Lande der Welt. Dass man in medizinischen Kreisen der Angelegenheit grosses Interesse entgegenbringt, erhellt eine Resolution, die auf der Naturforscherversammlung in Kassel gefasst worden ist und die lautet: „Die Unterzeichneten halten es nach den vorliegenden Berichten für im höchsten Grade wichtig, dass die Kolonie Deutsch-Südwestafrika auf ihre Bedeutung für die Therapie der Tuberkulose hin untersucht werde." Es ist daher meines Erachtens Sache der Kolonialkreise, dieses Interesse der Ärzte wachzuhalten, und daher empfehle ich folgende Zusatz-Resolution zur Annahme:

„Der Kongress richtet die Aufmerksamkeit der Regierung auf die für Lungenleidende günstigen klimatischen Verhältnisse Deutsch-Südwestafrikas. Er empfiehlt angelegentlichst, geeignete Massnahmen zu treffen zur Ausnützung dieses für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Kolonie wichtigen Faktors."

Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin: Die Schaffung von Verkehrsmitteln und Wasser ist grundlegend für die Entwickelung des Landes. Schon vor zehn Jahren ist die Siedelungsgesellschaft durch die Begrün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung des Syndikats für Bewässerungsanlagen dafür eingetreten, und es war ihr nachmaliger Vertreter, Herr Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander, der in seinen Vorschlägen zur Erschliessung von Südwestafrika die ganze Besiedelungsfrage abhängig machte von der Lösung des Bewässerungsproblems. Ohne die praktische Lösung dieses Problems ist an eine umfangreiche Besiedelung des Schutzgebiets nicht zu denken, und dahin gehen auch die Ausführungen Dr. Rohrbachs. Bei der wirtschaftlichen Erschliessung Deutsch-Südwestafrikas kann man keine Energie, die vorhanden ist im Lande, entbehren, auch die Gesellschaften nicht. Eine Staatssiedelung im grossen Stile ist vielleicht möglich in Ländern, wie Argentinien und Brasilien, wo der einzelne aus seiner Hände Kraft bestehen kann, nicht aber in einem Lande, in dem als Ansiedler nur solche Leute in Betracht kommen können, die über ein immerhin ziemlich erhebliches Kapital, nach Angabe des Reichsansiedelungskommissars, von 25 000 Mark, verfügen. Auch dann vermag der Ansiedler nur mit der Eingeborenen Hilfe seine Erfolge zu erzielen. So ist in Deutsch-Südwestafrika an die Ansässigmachung mittelloser Bauern ohne Bewässerungsanlagen in grossem Stil praktisch nicht zu denken.

Das Auswärtige Amt hat zum Studium der Ansiedelungsfrage Herrn Dr. Rohrbach nach Südwestafrika gesandt. Was bisher von seinen Vorschlägen bekannt geworden ist, bezieht sich immer wieder auf die Bewässerungsfrage, also auf einen eigentlich als praktisch gelöst zu betrachtenden Teil des Programms.

Den praktischen Arbeiten der Siedelungsgesellschaft, ihren Musterfarmen und ihren Zuchtviehherden, hat die Regierung bisher nichts Entsprechendes an die Seite zu stellen. Ein eigentliches Regierungssiedelungsprogramm, zu dessen Aufstellung Herr Rohrbach nach Deutsch-Südwestafrika entsandt worden, fehlt noch immer.

Es ist nun von den Herren Vorrednern auch von Militärsiedelung gesprochen worden. Da ist es nützlich, auf die Verhältnisse in Südafrika zu verweisen, wo trotz der Aufwendungen von 60 Millionen Mark durch den Gouverneur Milner seitens der dortigen Regierung, und trotz der bei ihr vorauszusetzenden grossen Erfahrung in Siedelungsangelegenheiten, bei der Ansiedelung von Soldaten und englischen Kolonisten ein Erfolg nicht erzielt worden ist. Ich verweise dabei auf das jüngst erschienene Werk des Herrn Professors Samassa: „Das neue Südafrika". Herr Professor Samassa sagt darin über die englischen Siedelungsversuche mit Soldaten, „dass von diesem Stadium des Kolonisationswerkes nur das heitere Lächeln auf den Gesichtern derer übrig geblieben sei, die einem davon erzählen". Von den andern An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

siedlern sagt er: „ein Teil der Ansiedler sei schon bankrott geworden, und man rechne damit, dass etwa 80 Prozent dieses Schicksal ereile, falls die Regierung die Pachtschillinge eintreibe. Die ganze Ansiedelungspolitik der Regierung sei ein grosser Fehlschlag. Den 60 Millionen Mark, die dafür ausgegeben worden seien, stehe kein nennenswerter Erfolg gegenüber!"

Und da spreche man von der Möglichkeit einer Staatskolonisation in Deutsch-Südwestafrika in grossem Stil!

Was die Eingeborenenfrage anbelangt, so kann auch die Arbeit der Eingeborenen nur mit Erfolg für unsere Interessen nutzbar gemacht werden, wenn man ihnen die Aussicht für eine bessere Zukunft nicht verschliesst. Der Eingeborene darf nicht zu einem reinen Ausnutzungsobjekt der Europäer werden.

Wenn von einem der Vorredner ein Beschluss des Verwaltungsrats der Siedelungsgesellschaft, der Regierung die Frucht ihrer zehnjährigen Tätigkeit durch Übergabe ihres ganzen Vermögens gegen Rückerstattung lediglich des bisher eingezahlten Kapitals abzutreten, als eine patriotische Tat bezeichnet wurde, so kann ich das so nicht gelten lassen. Ich erachte persönlich das Anerbieten des Verwaltungsrats — obgleich ich es mit empfohlen habe — im Bewusstsein dessen, dass die Siedelungsgesellschaft stets nur im Interesse des Schutzgebiets gearbeitet hat, und dass beinahe einzig und allein von ihr und aus ihrer Initiative heraus die wirtschaftliche Aufgabe durch Einrichtung von Musterfarmen, das Studium der Bewässerungsfrage, die Einführung von Zuchttieren usw. gefördert wurde, sowie im Hinblick auch auf die während zehn Jahren aufgewendete Energie und Arbeit als eine Art von Fahnenflucht, eine Konzession an eine irregeleitete öffentliche Meinung.

Nur unter Zusammenfassung aller vorhandenen Kräfte, des Staats, der Gesellschaften und aller derer, die im Lande sonst tätig sind, werden wir Fortschritte in diesem schwierigen Kolonisationsgebiet erzielen können.

Professor Dr. **Ballod,** Halensee: Um Kolonisation grossen Stils zu ermöglichen, sind grosse Auslagen à fonds perdu erforderlich. Militärische Siedelung ist sehr zu empfehlen! Sibirien wäre nicht ohne militärische Siedelung von den Russen erobert worden.

Professor Dr. **Rehbock,** Karlsruhe: Es ist als eine patriotische Tat der Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika bezeichnet worden, dass sie beschlossen habe, ihren Besitz gegen Rückerstattung der baren Auslagen dem Reiche zur Verfügung zu stel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

len, weil dadurch der Regierung freie Bahn für die Besiedelung des Schutzgebiets geschaffen werde.

Ich bin nicht der Meinung, dass die Besiedelung des Schutzgebiets durch die Siedelungsgesellschaft verzögert wurde oder wird, schon aus dem Grunde nicht, weil die Regierung noch über ziemlich ausgedehnte, für die Besiedelung geeignete Gebiete verfügt, das in den Händen der Siedelungsgesellschaft befindliche Land aber nur 8500 qkm oder rund nur 1 Prozent der Oberfläche des ganzen Schutzgebiets ausmacht.

Die Siedelungsgesellschaft ist in den letzten Jahren heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Es ist ihr sogar zum Vorwurf gemacht worden, dass sie gut gewirtschaftet und hohe Gewinne erzielt habe. Ich würde es für die Entwickelung Deutsch-Südwestafrikas nur für sehr förderlich halten und es daher geradezu als eine patriotische Tat betrachten, wenn die Leitung der Gesellschaft tatsächlich dazu imstande wäre, durch ihre Arbeit und durch Ausnutzung der ihr zustehenden Rechte ihren Teilhabern reichliche Dividenden auszuzahlen. Die Besitzer der Anteilscheine sind ausser der Deutschen Kolonialgesellschaft weit über hundert deutsche Männer, die in einer Zeit, als Geld für die Erschliessung Deutsch-Südwestafrikas schwer erhältlich war, zum grossen Teil aus patriotischen Rücksichten Opfer für das Schutzgebiet gebracht haben. Wenn diesen Männern, die jetzt schon mehr als zehn Jahre keine Dividende erhalten haben, in Zukunft, wie von gegnerischer Seite angegeben wurde, wirklich einmal ein Gewinn von zusammen einer Million Mark zufallen würde, so wäre das meines Erachtens nur erfreulich. Es ist an der Zeit, dass nach so zahlreichen wirtschaftlichen Misserfolgen auf kolonialem Gebiete einmal auf einen deutlich erkennbaren Erfolg hingewiesen werden kann. In England und Holland ist die ganze Nation stolz auf diejenigen kolonialen Unternehmungen, die wirklich glänzende Erfolge zu erzielen vermochten. Auch wir müssen so weit kommen, dass glänzende Gewinne nicht mit Neid, sondern im ganzen Vaterlande mit Stolz aufgenommen werden.

Koloniale Unternehmungen sind unsichere Unternehmungen, die mit einem erheblichen Risiko verknüpft sind. Diesem Risiko gegenüber muss die Aussicht auf einen ungewöhnlich hohen Gewinn stehen, wenn immer und immer wieder die bedeutenden Kapitalien aufgebracht werden sollen, welche die Voraussetzung für die Erschliessung ausgedehnter Kolonialgebiete sind. Gerade in der augenblicklichen kritischen Zeit, in der die deutschen Kolonien stehen, würde es die Aufbringung des für die Nutzbarmachung der Naturwerte unserer Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft erforderlichen Kapitals wesentlich erleichtern, wenn wenigstens in einzelnen Fällen schon erhebliche Gewinne aus den deutschen Kolonien gezogen worden wären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die unablässigen Angriffe gegen die rein deutsche Siedelungsgesellschaft, die nach der Ansicht der überwiegenden Mehrheit unserer kolonialen Kreise seither von allen Gesellschaften am erfolgreichsten für die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas gewirkt hat, sie schrecken nicht nur das deutsche Kapital von der kolonialen Betätigung ab, sondern werden auch die besten und energischsten Elemente, die seither für unsere Kolonien gewirkt haben und zum Dank für ihre uneigennützige Tätigkeit sich schweren Angriffen ausgesetzt sehen, in ihrer Arbeitsfreudigkeit erlahmen lassen. Auch wenn daher die Angriffe gegen die Siedelungsgesellschaft guten Motiven entspringen mögen, so wirken dieselben doch über den engeren Rahmen dieser Gesellschaft hinaus schädlich, indem sie Kapital und Arbeitskraft von der kolonialen Betätigung abhalten.

Professor **Samassa,** Berlin: Redner verwahrt sich dagegen, von Herrn Konsul Vohsen als Zeuge für die Unzweckmässigkeit der Staatssiedelung angerufen zu werden. Der Misserfolg der englischen Besiedelungsversuche in den früheren Burenrepubliken beruht zum Teil auf der übertriebenen Steigerung der Bodenpreise. Redner schliesst sich der Meinung des Gouverneurs Leutwein an, dass bei der Besiedelungsarbeit überhaupt nichts zu verdienen sei; darin sei er durch Beobachtung der Verhältnisse im englischen Südafrika bestärkt worden.

Graf **von Deym,** Sigmaringen, drückt sein Bedauern darüber aus, dass in der Diskussion keiner von den Kennern Deutsch-Südwestafrikas die Frage behandelt hat: Wie hat sich bisher der Schutztruppler als Ansiedler bewährt? Er bittet noch jetzt um Belehrung über diese hochwichtige Frage durch Kenner des Schutzgebiets.

Konsul a. D. **Vohsen,** Berlin: Gegenüber den Ausführungen des Herrn Prof. Samassa möchte ich doch noch darauf hinweisen, dass er am Schlusse seines Buches in dem Kapitel „Wirtschaftliche Zukunftsaussichten" darauf hinweist, dass der Versuch, Kleinbauern in Südafrika lebensfähig zu erhalten, wiederholt gemacht wurde, aber in den meisten Fällen gescheitert sei." Die Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika liegen mit Bezug auf Kleinsiedelungen, die ja zum Teil auch nur an ganz wenigen Stellen in Südafrika gelungen sind, noch viel ungünstiger. Sie sind höchstens in Klein-Windhuk, wo Quellen vorhanden, im Norden des Schutzgebiets an einzelnen Stellen und dann nur nach Schaffung grosser Stauanlagen möglich. Am Schlusse des Kapitels „Deutschtum und deutsche Arbeit" gibt Herr Professor Samassa selbst an, dass, wie er bereits geschildert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe, die Bedingungen für den Erfolg kleinwirtschaftlicher Siedelungen nur an wenigen Stellen in Südafrika gegeben sind, und dass die Aussicht, ordentlich vorwärts zu kommen, sich nur für Leute ergibt, die ein Vermögen von 60 000 bis 80 000 Mark haben. Allerdings würde man sagen, dass, wer sich im Besitz eines solchen Vermögens befände, nicht auswandern wird.

Wie kann man unter solchen Verhältnissen, die in Deutsch-Südwestafrika nicht anders liegen, von einer Staatssiedelung im grossen Stil sprechen! —

Dem Herrn Grafen von Deym erwidere ich, dass die Schutztruppler, die nach ihrer Dienstzeit in Deutsch-Südwestafrika verblieben sind, in erster Linie nicht durch die Farm-Wirtschaft ein Vorwärtskommen gefunden haben. Durch Frachtfahren und Handel haben sie sich ein kleines Vermögen erworben und sich dann im Lande niedergelassen. Mir sind nur wenige Fälle bekannt, in denen sich frühere Schutztruppler zu einer lukrativen Farm-Wirtschaft durchgearbeitet haben.

Professor **Samassa,** Berlin, weist nochmals falsche Schlüsse aus seinem Buche gegenüber Herrn Vohsen zurück; Deutsch-Südwestafrika sei heute in dem wirtschaftlichen Zustand, in dem sich Englisch-Südafrika vor 60 Jahren befunden habe; die gegenwärtigen Verhältnisse seien nur bedingt zu vergleichen.

Damaschke, Berlin: Ich will Herrn Konsul Vohsen und Herrn Professor Rehbock gegenüber nur konstatieren, dass ich ihre Gesellschaft nur beiläufig erwähnt und meine Angriffe lediglich gegen die South West Africa Company gerichtet habe. Ich würde es für glücklich halten, wenn eine feste und klare Scheidung zwischen dieser Gesellschaft und den grossen englischen Konzessionsgesellschaften auch von denen scharf betont würde, die zuerst dazu berufen sein sollten. Die Worte „unpatriotisch" und „Neid", die gefallen sind, berühren mich nicht. Ich bedaure sie aber, denn in einer ernsten Aussprache sind sie gewiss nicht nötig. Ob mein Wort „Spekulationsgesellschaften" berechtigt ist, zeigt Ihnen im einzelnen die schon erwähnte Arbeit Vietors: „Der deutsche Handel und die Monopole in unsern westafrikanischen Kolonien" im neuesten Heft unseres „Jahrbuchs der Bodenreform".

Professor Dr. **Rehbock,** Karlsruhe: Ich möchte mein Bedauern darüber aussprechen, dass Herr Damaschke mich so falsch verstanden hat. Ich habe auch nicht im entferntesten daran gedacht, bei Nennung des Wortes „Neid" auf ihn anzuspielen. Ich habe gar nicht zugunsten der grossen englischen Landgesellschaften gesprochen, gegen die Herr Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

maschke aufgetreten ist und denen gegenüber ich einen ähnlichen Standpunkt einnehme, wie er. Meine Äusserung war gegen eine allerdings weit verbreitete Ansicht gerichtet, dass es nicht patriotisch ist, aus den Kolonien grosse Gewinne zu ziehen. Das ist eine gefährliche und unrichtige Auffassung, der ich allerdings scharf entgegentreten möchte. Die Kolonien haben für das Mutterland sehr wesentlich auch den Zweck, dass seine Bewohner in ihnen Geld verdienen. Der Nutzen wird nicht nur dem einzelnen, sondern mittelbar auch der ganzen Nation zugute kommen.

Dr. **Georg Hartmann**, Berlin: Was die Anfrage des Herrn Grafen Deym anbelangt, wie sich ehemalige Angehörige der Schutztruppe als Ansiedler usw. bewährt hätten, so kann ich mich durchaus den Ausführungen des Herrn Konsul Vohsen anschliessen. Es ist heute sehr schwer, sich ein Urteil über die ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe zu bilden, da in dieser Beziehung statistisches Material nicht vorliegt. Solches Material würde auch nicht viel bedeuten, da die Grundlage zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwickelung in der Kolonie, nämlich die Beantwortung der Eingeborenenfrage, ja noch gar nicht vorhanden war. Es gibt sicher eine ganze Reihe ehemaliger Schutztruppler, die famos vorwärts gekommen sind und vor dem Aufstand als wohlhabende Leute gelten konnten, es gibt aber auch fraglos eine ganze Anzahl, die nicht gut vorwärts gekommen sind, indessen ist die Ursache hierzu, wie ich schon andeutete, weniger in der Qualität der Leute selbst, als vielmehr in den unnatürlichen wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen, in denen sich die Kolonie in den letzten 20 Jahren befunden hat. Unnatürlich müssen aber die Verhältnisse genannt werden, wenn 20 Jahre lang als Haupteinnahmequelle für die Weissen des Landes fast allein die Regierungsschüssel mit ihrem jährlichen Budget von 8—9 Millionen Mark in Frage kam, aus der alles mitessen wollte, nicht aber die aus dem Lande heraus erzeugten landwirtschaftlichen und bergbaulichen Exportartikel.

Was den Antrag des Herrn Doktor Scharlach anbetrifft, die Worte „im grossen Stile" hinter den Worten „eine planmässige deutsche Besiedelung" zu streichen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Die Hauptsache ist ja, dass der Erfolg verbürgt wird, wie ja überall im Leben der Erfolg entscheidet. Wenn die verehrten Anwesenden, die über die Resolution abzustimmen haben, glauben, dass der Erfolg auch ohne diese Worte eintreten wird, können sie aus der Resolution besser wegbleiben.

Ich möchte mich dann den Äusserungen der Herren Vietor und Damaschke zuwenden. Herr Vietor hat gesagt, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich die britischen Gesellschaften, und zwar die South West Africa Company als patriotisch bezeichnet habe, und Herr Damaschke hat sogar behauptet, ich habe die Anerkennung der South West Africa Company „gefordert". Meine verehrten Anwesenden, ich habe genau das Gegenteil gesagt. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, dass ich in den britischen Gesellschaften in unserm Schutzgebiet eine politische Gefahr sehe, und dass wir verhindern müssen, dass diese britischen Interessen noch mehr zunehmen. Das hindert mich aber nicht, gerecht zu sein und anzuerkennen, was diese Gesellschaften auch gutes geleistet haben. Ich habe nichts weiter als den bescheidenen Wunsch geäussert, dass endlich einmal auch die Tätigkeit der deutschen Direktoren der South Africa Company ein klein wenig Anerkennung erfahren möge, dass die Äusserung des Misstrauens gegen sie endlich einmal aufhören möge, und dass es unrecht sei, an ihrer Gesinnung zu zweifeln. Ich mache gar kein Hehl daraus, dass ich in gleicher Weise, wie Herr Damaschke, jenes Abkommen der South West Africa Company Ltd. mit der De Beers Co. hinsichtlich der Minenrechte auf Edelsteine bedaure und der Ansicht bin, dass es besser gewesen wäre, es wäre nicht geschehen.

Ich erachte es aber für unrichtig, das Kind mit dem Bade auszuschütten und von dem extremen Standpunkte aus, den Herr Damaschke einnimmt, alles zu verurteilen, was die South West Africa Co. getan hat oder noch tut, bloss weil sie britisch ist. Denken wir doch an die deutschen Interessen in den britischen Kolonien, die wir ausserordentlich gefährden, wenn wir die Briten zu Repressivmassregeln gegen uns reizen. Zu welchen Gegensätzen man gelangt, wenn man immer nur von seinem extremen Standpunkt aus urteilt, ersieht man auch aus der heutigen Diskussion wieder. Da ist es natürlich gar nicht möglich, zu einer gegenseitigen Verständigung und zu einem gemeinsamen Zusammenarbeiten zu gelangen und die grosse Aussenwelt, die weder den einen noch den andern extremen Standpunkt auf seinen Wert hin prüfen kann, zu einer grossen einmütigen kolonialen Begeisterung mit fortzureissen. Wohin die radikalen Ansichten führen können, haben wir auch vorher aus den mit entsprechendem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Herrn Professor Ballod entnehmen können. Wenn wir seine mit vollem Ernst vorgetragenen Pläne durchführen wollten, sämtliche Eingeborenen aus unserm Schutzgebiet hinauszuweisen, würden wir ganzer Armeekorps bedürfen. Es ist mir ganz schleierhaft, wie sich der geehrte Herr Vorredner die praktische Ausführung seines Planes denkt, wenn er berücksichtigt, dass wir den jetzigen Aufstand mit 15 000 Mann noch nicht einmal beendet haben und dabei an die äusserste Grenze der Leistungsfähigkeit mit Bezug auf Ernährung und Fortbewegung unserer Truppen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in diesem Lande gelangt sind. Nein, meine verehrten Anwesenden, mit solchen radikalen Ansichten kommen wir nicht vorwärts. Wir müssen uns erstens einmal gegenseitig verstehen lernen, wir müssen uns ferner an die bestehenden Verhältnisse anschliessen, und können schliesslich nichts weiter tun, als to make the best of it.

Vor allem können wir nicht verlangen, dass die Regierung sich auf einen solchen extremen Standpunkt stellt. Sie kann sich nicht von vornherein für die eine oder die andere extreme Seite entscheiden. In gewissem Sinne habe ich gar nichts einzuwenden, wenn sich Ansichten in radikaler Weise äussern. Nur ist es erklärlich, dass zur Herstellung des Gleichgewichts sich dann auch die entgegengesetzte Ansicht in gleich energischer Weise geltend macht. Es ist wie beim Tauziehen, wo die eine Seite zu stark zieht und die andere Seite entsprechende Kraft anwenden muss, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Diese Gegensätze dürfen nur nicht zu weit gehen, dürfen den sachlichen Boden nicht verlassen und zu persönlichen Anfeindungen ausarten. Die Regierung aber kann hier nichts weiter tun, als in der Mitte stehen und erst einmal nach beiden Seiten prüfen, was sie zum Wohle des Ganzen aus den verschiedenen Ansichten herausnehmen muss.

Ich möchte aber nochmals die dringende Bitte an Sie alle und auch an alle kolonialgesinnten Leute draussen im Lande richten, die gegenseitige Kritik einzuschränken und sich einmütig zusammenzuschliessen, denn wir wollen doch im Grunde alle dasselbe, nämlich das Wohl unserer Kolonie!

* * *

Die Resolution Hartmann wurde sodann von der Sektion mit grosser Majorität nach Streichung der Worte „im grossen Stile" und Zufügung der Zusatzresolution Dr. Katz, dem Plenum zur Annahme empfohlen. Siehe auch die Abteilung „Die Resolutionen" am Schlusse des Werkes.

Die Baumwollfrage in den Kolonien.

Von **Moritz Schanz**, Chemnitz.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Wenn bisher die deutsche Kolonialbewegung in unserm Volke nicht die Beachtung und Förderung gefunden hat, welche zu ihrem Gedeihen notwendig ist, so liegt ein Hauptgrund dafür wohl daran, dass wir bis vor kurzem nicht in der Lage waren, auf ein Ziel unserer kolonial-wirtschaftlichen Betätigung hinweisen zu können, welches für unsere gesamte Bevölkerung und für den ungestörten Betrieb einer unserer grössten Industrien von hervorragender Bedeutung ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erst die in den letzten Jahren eingetretene Baumwollnot und die dadurch erfolgte Bedrohung überaus wichtiger Interessen haben einem grossen Teile der deutschen Industrie und des deutschen Handels in einem besonders ernsten Einzelfall greifbar nahe gelegt, von welch grosser Wichtigkeit es unter Umständen ist, auf die natürlichen Hilfsmittel unserer Kolonien rechnen zu können.

Ist doch die Baumwoll-Industrie eine der wichtigsten und, soweit Europa in Frage kommt, leider eine derjenigen, welche völlig auf Einfuhr ausländischer Rohstoffe angewiesen ist, da Klima und andere Produktionsverhältnisse den grossen europäischen Industriestaaten die Erzeugung der Baumwolle im eigenen Lande versagen.

So steht in unserer deutschen Einfuhr Baumwolle dem Werte nach an erster Stelle, im Jahre 1904 z. B. für eigenen Gebrauch mit 420 Millionen Mark, und zwar dient sie nicht nur dem heimischen Konsum, dem sie eine billige und reichliche Kleidung sichert, sondern sie bietet auch als Rohmaterial für eine unserer wichtigsten Ausfuhr-Industrien einem grossen Teile unserer Bevölkerung Arbeitsgelegenheit und damit das tägliche Brot, da Baumwollwaren immer an erster oder zweiter Stelle unseres Exports stehen, im Jahre 1904 z. B. mit 367 Millionen Mark.

Deutschland gebraucht jährlich etwa 1 800 000 Ballen = 8 Millionen Zentner Rohbaumwolle, und der Konsum steigt mit jedem Jahre um reichlich 3 Prozent. Der Gesamtproduktionswert der Baumwollindustrie in Deutschland beläuft sich jährlich rund auf 1 Milliarde Mark, und die Zahl der in ihr und ihren Nebenbetrieben direkt und indirekt beschäftigten Arbeiter auf nahe an 1 Million.

Diese wenigen Zahlen schon zeigen deutlich, wie überaus wichtig es für unser Wirtschaftsleben ist, jederzeit Rohbaumwolle in genügender Menge und zu hinreichend billigen Preisen beziehen zu können.

Wie steht es nun mit unsern bisherigen Bezugsländern?

Nachdem Produktionsgebiete wie Westindien, Südamerika und die Levante relativ mehr und mehr in den Hintergrund getreten sind, konzentriert sich die Baumwollerzeugung, soweit sie für den Welthandel in Frage kommt, heute überwiegend auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Ostindien und Ägypten.

Ägyptens Baumwolle ist berühmt durch die Länge und Feinheit des Stapels und ihren seidenartigen Glanz, aber das dort zur Verfügung stehende Areal ist klein und nur geringer Ausdehnung fähig. In Ostindien ist die Produktion seit 1890 ins Stocken gekommen; auch ist die dort erzeugte Baumwolle meist kurzstapelig und dementsprechend nur für geringere Stoffe zu verwenden. Ausschlaggebend für Europa ist also Nordamerika, für dessen Baumwolle die euro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

päische Industrie überwiegend eingerichtet ist und die zirka 80 Prozent ihres Bedarfs dort deckt.

Aber auch in Nordamerika war seit 1899 ein Stillstand oder eine Stockung in der Baumwollproduktion eingetreten, verursacht durch Erschöpfung des Bodens, Verschlechterung der Saat, verheerende Pflanzenschädlinge und teilweise auch durch Arbeitermangel.

Dieser Stillstand, ja Rückgang in der Welternte wurde für Europa weiter verschärft durch eine starke Entwickelung der eigenen Baumwoll-Industrie in den beiden wichtigsten Baumwoll-Produktionsländern: Nordamerika und Ostindien, die damit einen stetig wachsenden Anteil ihrer Baumwollernte im eigenen Lande verarbeiten. Nordamerika braucht jetzt bereits über ein Drittel seiner heimischen Ernte selbst, und es besteht das Streben und die unaufhaltsame Tendenz, die Verarbeitung der Baumwolle zu Garnen und Geweben mehr und mehr in den Produktionsländern der Rohbaumwolle zu konzentrieren und das wertvolle Material in Zukunft, wenn überhaupt, nicht mehr als Rohprodukt, sondern in veredeltem Zustande, als Garne und Gewebe, zu exportieren.

Erzeugten die knappen Baumwollernten einerseits und der gesteigerte Weltbedarf anderseits einen natürlichen Mangel an Rohmaterial und gaben somit Anlass zu einer natürlichen Preissteigerung, so benutzte eine Gruppe von kapitalkräftigen und skrupellosen Spekulanten in Nordamerika diese Verhältnisse, um 1903/4 die Preise dieses so wichtigen Rohmaterials ins Ungemessene in die Höhe zu treiben und eine so wilde Preisbewegung herbeizuführen, wie sie die Welt seit den Zeiten des nordamerikanischen Bürgerkrieges niemals auch nur annähernd gesehen hat. Notierte man das Pfund amerikanische Baumwolle 1899 vorübergehend mit 28 Pfennigen, so war es im Februar 1904 auf 85 Pfennige, also auf das Dreifache gestiegen, und Fachleute bezeichneten das Ganze bereits als Vorspiel zu einem den Welthandelsartikel Baumwolle monopolisierenden Trust.

Unter dieser gewaltigen und unvorhergesehenen Steigerung der Preise litten alle europäischen Industriestaaten schwer, am meisten aber die beiden Länder, welche in der alten Welt die höchstenwickelte Baumwollindustrie besitzen: England und Deutschland; die Knappheit des Rohmaterials führte zu namhaften Betriebseinschränkungen und zu Arbeiterentlassungen in grossem Massstabe; die heftigen Preisschwankungen machten jede Kalkulation unsicher, und die Gesamtlage gab zu den ernstesten Bedenken für die Zukunft der Baumwollindustrie Veranlassung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sind nun die hohen Baumwollpreise der Letztzeit zum Teil auch auf die skrupellosen Machenschaften verwegener Spekulanten zurückzuführen, so wäre es doch durchaus unrichtig, zu behaupten, dass die Preistreiberei ausschliesslich auf der Einwirkung der Spekulation beruhe; das ist sicherlich nicht allein der Fall, sondern der Hauptgrund ist in der jetzt feststehenden Tatsache zu suchen, dass während der letzten Jahre die Baumwoll-Erzeugung nicht mit dem Verbrauche Schritt gehalten hat, und auch das Faktum, dass die letzte amerikanische Ernte von rund 13,5 Millionen Ballen nach einer fünfjährigen Periode von Unterproduktion eine überraschend grosse, eine Rekord-Ernte war, ändert daran kaum etwas. Die Baumwollpreise haben dadurch im vorigen Jahre einen jähen Sturz erlitten, und so aufs neue eine grosse Beunruhigung in die Industrie getragen, welche auf die für ihre gesunde Entwickelung nötige grössere Stetigkeit der Preise nicht rechnen kann, so lange Nordamerika infolge seines unbedingten Übergewichts in der Baumwollproduktion die Preise diktiert und seine wilde Spekulation jede Berechnung illusorisch macht.

Nichts kann uns aus dieser unerträglichen Position erretten, als eine wesentliche Erhöhung der Rohstofferzeugung, und die Ereignisse der Jüngstzeit haben deutlich erwiesen, wie erstrebenswert es ist, nicht nur auf fremde Bezugsländer angewiesen zu sein, wie es gerade Deutschland mit seiner Riesen-Baumwollindustrie ist.

Am ungünstigsten in bezug auf seine Baumwollbeschaffung ist nämlich bislang Deutschland gestellt. Unsere beiden grossen Konkurrenten in der Baumwollindustrie, England und Amerika, haben ihre eigene Baumwolle. Die Amerikaner im eigenen Lande, und die konkurrenzlosen Fabriken der Südstaaten häufig sogar eigene Plantagen direkt vor der Spinnerei; England besitzt seine grossen Baumwollkulturen in Indien und Ägypten; Russland vermag, dank seiner durch die Regierung seit 25 Jahren planmässig geförderten Baumwollkulturen in Zentralasien, heute bereits ein Drittel seines Baumwollbedarfs selbst zu decken; nur Deutschland mit seiner Riesenindustrie ist gänzlich auf fremde Rohbaumwolle angewiesen, und es ist deshalb natürlich, dass das Thema einer grösseren Sicherung der Baumwollzufuhr zunächst in Deutschland auf die Tagesordnung gesetzt wurde, und zwar nicht erst gelegentlich der jüngsten Krisen.

Schüchterne Versuche mit Baumwollanbau waren in verschiedenen unserer Kolonien bereits kurz nach ihrem Erwerb unternommen worden, und Fürst Bismarck, dem der Anbau von Baumwolle als eins der wichtigsten Mittel zur wirtschaftlichen Entwickelung überseeischer Gebiete erschien, suchte 1889 diese Bestrebungen praktisch und rationell auch von Amts wegen zu fördern, allerdings ohne Erfolg. Im Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1892 unternahm die Regierung einen erneuten Versuch, den Zentralverband deutscher Industrieller und den Verein Süddeutscher Baumwoll-Industrieller zur Mitwirkung an einem weiteren Vorgehen auf dem Gebiete des Baumwollanbaus in unsern Kolonien zu gewinnen; aber angesichts der damals reichlichen Versorgung durch Amerika rieten die Interessenten an, das geplante Vorgehen auf spätere Zeiten zu verschieben, und erst um die Wende des Jahrhunderts traten sächsische und Elsässer Baumwoll-Industrielle wieder mit Wünschen und Projekten in dieser Angelegenheit an die Regierung heran. Das Verdienst, die Bearbeitung des Problems praktisch und mit zäher Ausdauer in die Hand genommen und methodisch durchgeführt zu haben, gebührt jedoch dem wirtschaftlichen Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee, welches nach vorbereitenden Aufsätzen in seinem Organ in den Jahren 1898 und 1899 am 20. Januar 1900 die Entsendung einer Baumwoll-Expedition zwecks Einführung rationeller Baumwollkultur in unsern Kolonien endgültig in seinen Arbeitsplan aufnahm, und zwar zunächst für Togo, wo die Verhältnisse besonders günstig zu liegen schienen.

Als Grundbedingungen für einen lohnenden Baumwollbau sind nämlich hinzustellen: Geeignete klimatische und Bodenverhältnisse, genügendes Angebot eingeborener farbiger Arbeiter, und schliesslich leistungsfähige und billige Transportmittel. Ein üppiger Boden ist dabei weniger wichtig, als ein gesichertes Klima mit ausgesprochener Regen- und Trockenzeit; ohne billige eingeborene Arbeiter aber, wie sie in Nordamerika, Indien und Ägypten in reichem Masse vorhanden, bleibt jede Baumwollkultur im Grossen ein Ding der Unmöglichkeit; und ohne leistungsfähige und billige Transportmittel würde das erzeugte Produkt nicht auf dem Weltmarkt konkurrieren können, so dass also fast überall auch Eisenbahnbau nötig ist, um Baumwollpflanzungen möglich, praktisch und nutzbringend zu machen, und endlich eine grosszügige Tarifpolitik der Dampferlinien.

Die günstigsten Vorbedingungen bietet nun in weiten Teilen Afrika, das von manchen geradezu als das „Baumwollland der Zukunft" bezeichnet worden ist, und zwar haben Boden-, Klima- und Arbeiterverhältnisse zunächst auf Westafrika hingewiesen, welches neben einem ungeheuren, für Baumwollbau geeigneten Areal, das in Kauf oder Pacht wesentlich billiger als in den Vereinigten Staaten ist, den Vorteil billiger Arbeitskraft besitzt.

Schon seit alten Zeiten sind Baumwollbau und Webstuhl, wenn auch überall nur in Kleinbetrieben, wohlbekannte und weitverbreitete Kulturförderer Westafrikas gewesen, und man findet dort auch heute noch an vielen Stellen Baumwolle, überwiegend allerdings in einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr oder weniger verwilderten Zustande, darunter aber auch in Varietäten, die der amerikanischen „middling" gleich oder überlegen sind, und gerade solche sind für Deutschlands Massenkonsum erforderlich.

Für Togo aber sprach von Anfang an der günstige Umstand mit, dass sich besonders das Innere durch unbedingte Sicherheit des Eintretens der Regenzeit und der Trockenheit auszeichnet und die friedliche, fleissige und verhältnismässig dichte Bevölkerung in beiden Geschlechtern von Jugend auf an Feldarbeit gewöhnt ist.

Auf dieser Basis setzten die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees ein, welches, unterstützt durch die Erträgnisse der Wohlfahrtslotterie, durch Beiträge der deutschen Baumwollinteressenten und der Deutschen Kolonialgesellschaft, im November 1900 seine erste Baumwoll-Expedition nach Togo entsandte, um dort mit Hilfe von amerikanischen, theoretisch und praktisch in der Baumwollkultur ausgebildeten Negern eine Volkskultur in die Wege zu leiten und die Eingeborenen allmählich zu Baumwollpflanzern zu erziehen. In Paranthese sei hier eingeschaltet, dass auch in den Vereinigten Staaten die Durchschnittsgrösse der Baumwollfarmen laut letztem Zensus von 1899 nur 6,87 ha beträgt und die Baumwolle auch dort nicht von Plantagenbesitzern in Grossbetrieben gebaut wird. Vor allem galt es in Togo, den Eingeborenen klar zu machen, dass die Baumwollkultur auch in ihrem Interesse liegt und nicht nur, wie sie im allgemeinen glauben, wie alles, was der Europäer tue, nur für dessen alleinigen Nutzen und auf Kosten der Eingeborenen gehe. Zu diesem Zwecke, d. h. um sie zum Anbau zu stimulieren und vor den eventuell abschreckenden Schwankungen und Preisstürzen des Weltmarkts zu bewahren, wird ihnen von seiten des Komitees vorläufig ein bestimmter fester Preis für alle von ihnen gebaute Baumwolle garantiert, nämlich 30 Pfennige für je drei Pfund unentkernter Baumwolle frei Lome bezw. Küstenbahn.

Über den seit nunmehr fünf Jahren mit bewunderungswerter Methode durchgeführten Arbeitsplan des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees hier im einzelnen zu berichten, ist durch die beschränkte Zeit ausgeschlossen, es muss genügen, festzustellen, dass die Baumwollkultur als Volkskultur in Togo heute gesichert erscheint, dass im Agu-Bezirk schon im Herbste vorigen Jahres etwa 90 Prozent aller Eingeborenenfelder von Bohnen, Mais und Yams mit Baumwolle als Zwischenkultur bestellt waren, und dass auch die Verknüpfung von Baumwollkultur mit dem Anbau von Kokospalmen an der Togo-Küste nach Versuchen der Pflanzungsgesellschaft Kpeme als durchführbar und aussichtsreich erscheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei erheblicher Vergrösserung der Anbauflächen haben sich die Erntemengen bislang von Jahr zu Jahr verdoppelt, und diese progressive Zunahme berechtigt zu guten Hoffnungen für die Zukunft, so klein die Mengen vorläufig auch noch sind; schätzt man doch die in Togo vorhandenen, für Baumwollbau geeigneten Gebiete auf ungefähr denselben Umfang, wie die Baumwollanbaufläche Ägyptens. Was die Qualität der Togo-Baumwolle anbetrifft, so geben die bisher erzielten Resultate der Kreuzung zwischen einheimischer und amerikanischer Saat begründete Aussicht, hier mit der Zeit eine einheitliche hochwertige Marke amerikanischen Charakters zu erzielen.

Die Organisation des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in Togo weist heute eine Baumwoll-Inspektion mit Sitz in Lome auf, die unter einem deutsch-amerikanischen Baumwollfarmer steht und die Erzielung eines möglichst einheitlichen Vorgehens bezweckt; daneben wirkt ein Spezialkommissar im Gebiet der im Bau begriffenen Inlandbahn im Interesse der Einführung rationellen Baumwollbaus und einer sachgemässen Erntebereitung; und eine Baumwollschule in Nuatschä unterrichtet durch farbige Amerikaner intelligentere junge Leute aus den verschiedenen Bezirken des Schutzgebiets in ein- oder zweijährigem Kursus; die ausgebildeten Schüler finden dann in ihren Heimatsdistrikten als Lehrmeister Verwendung.

Aufkauf, Entkernung und Vertrieb der Togo-Baumwolle liegen jetzt noch zum grössten Teile in den Händen des Komitees, sollen aber allmählich auf die in der Kolonie ansässigen Erwerbsfirmen übergeführt werden, und die Deutsche Togogesellschaft und die Pflanzungsgesellschaft Kpeme haben als erste die dafür nötigen technischen Einrichtungen mit Kraftbetrieb bereits getroffen.

Was die so wichtige Transportfrage anbetrifft, so reicht das vorhandene und zu Trägerdiensten bereite Menschenmaterial schon jetzt kaum zur Bewältigung des Frachtverkehrs hin; Zugtiere aber sind bislang — solange noch kein wirksames Immunisierungsverfahren existiert — der Tsetsefliege wegen in weiten Strecken ausgeschlossen, und so gilt es denn, die modernen Transportmittel der Eisenbahn und des Fracht-Selbstfahrers auszunützen. Die 45 Kilometer lange Togo-Küstenbahn ist in diesem Jahre bereits in Betrieb genommen worden; die 120 Kilometer lange Hinterlandbahn Lome—Palime, welche mit der Einführung der Baumwollkultur in engstem Zusammenhange steht und deren wirtschaftliche und technische Tracierung vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee geleistet wurde, ist im Bau, und wegen Beschaffung eines leistungsfähigen Tropenautomobils hat dasselbe Komitee ein Preisausschreiben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erlassen; die bislang gesammelten Erfahrungen scheinen zugunsten von Last-Selbstfahrern mit Dampfantrieb und Holzfeuerung zu sprechen, wie sie für den Kongostaat ausprobiert wurden. Dem weiteren Ausbau des Wegenetzes und der Zufuhrstrassen aber wird nach Massgabe der vorhandenen Mittel und Arbeitskräfte von seiten des Gouvernements Rechnung getragen, wie der jetzige Gouverneur Graf Zech den wirtschaftlichen Aufgaben überhaupt ein ebenso eifriger, als verständnisvoller Förderer ist.

Was unsere beiden andern westafrikanischen Kolonien anbelangt, so wird im Hinterland von Kamerun die Baumwollkultur stellenweise bereits in recht nennenswertem Masse von den Eingeborenen betrieben, und das bislang nur dem einheimischen Bedarf dienende Produkt könnte vielleicht auf dem Wasserweg des Niger-Benuë ausgeführt werden. Neuerdings sind auch seitens der Regierungsstationen, der Missionen und der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" an verschiedenen Orten Versuche mit Baumwollanpflanzungen vorgenommen und vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee unterstützt worden, und letzteres nimmt jetzt auch Kulturversuche in Bamum vor; könnte der dort von den Eingeborenen in kleinem Massstabe betriebene Baumwollbau nennenswert ausgedehnt werden, so wäre dies für die Rentabilität einer Eisenbahnfortsetzung in dies Gebiet hinein von ausschlaggebender Bedeutung.

In Südwestafrika unternommene kleinere Versuche ergaben eine Baumwolle von erstaunlicher Länge und Feinheit des Stapels, der berühmten Sea Island gleich bewertet, und es lag auch bereits ein durch den Aufstand zurückgestellter Plan von Farmern vor, in einem geschlossenen, an der Otavi-Bahn liegenden Gebiet Baumwollbau zu treiben. Ob es aber gelingen wird, in dieser Kolonie eine der Grundbedingungen einer lohnenden grösseren Kultur, genügende Anzahl billiger Arbeiter, zu realisieren, erscheint mir doch fraglich.

Dagegen sind die Aussichten wieder recht gute in der grössten unserer Kolonien, in Deutsch-Ostafrika, auf welches 1902 die Baumwoll-Unternehmungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees ausgedehnt wurden, nachdem 1886/88 hier bereits von deutscher Seite in Kikogwe vorgenommene Anbauversuche keine befriedigenden Ergebnisse geliefert hatten, hauptsächlich wohl deshalb, weil es an einem systematischen Vorgehen und einer planmässigen Zusammenfassung und Sichtung der Resultate gemangelt hatte. Klimatische und Bodenverhältnisse eignen sich aber auch hier für Baumwollanbau, und zwar scheinen die klimatischen Bedingungen im allgemeinen günstiger im Süden unseres ostafrikanischen Schutzgebietes zu sein, als in dem betreffs seiner Niederschläge unsicheren Norden; nur galt es,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entsprechend den abweichenden lokalen Verhältnissen, die Organisation der Baumwoll-Unternehmungen wesentlich anders zu gestalten, als in Togo. Da der Stand der Bevölkerung in Ostafrika für die Nächstzeit von einem selbständigen Kleinbetrieb der Eingeborenen nicht allzuviel erwarten lässt, so suchte man hier hauptsächlich die plantagenmässig betriebenen Kulturversuche der Regierungs- und Militärstationen, der Kommunen, Pflanzungsgesellschaften und Missionen lebensfähig zu machen, und zwar wird es sich hier nicht um ein Produkt amerikanischen, sondern ägyptischen Charakters handeln.

Während nämlich in Ostindien und Amerika alle Versuche, dort die hochwertige ägyptische Baumwolle zu akklimatisieren, scheiterten, hat in Ostafrika bemerkenswerterweise die ägyptische Baumwolle ihre charakteristische und besonders wertvolle Eigenschaft des langen und seidenartigen Stapels behalten, und man führt deshalb dort von ausländischen Saaten seit 1904 überhaupt nur noch ägyptische in verschiedenen Sorten ein.

Die Versuche erstrecken sich in Deutsch-Ostafrika auf die verschiedensten Gegenden, und zwar zunächst auf sämtliche Küstendistrikte, aber auch am Kilimandscharo, am Victoria Njansa und am Njassa sind bereits grössere Versuche mit Eingeborenen- und Plantagenkulturen unternommen worden, und das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hat vorläufig auch hier die Garantie dafür übernommen, jedes im Schutzgebiet produzierte Quantum Baumwolle in Deutschland ohne Anrechnung einer Kommission bestmöglich zu verkaufen, oder aber jedes Quantum frei Küste Ostafrika zu einem bestimmten Preise abzunehmen, nämlich zu 40 bezw. 30 Pfennigen für das Pfund entkernter Baumwolle, je nachdem sie der ägyptischen gleichwertig ist oder nicht.

Auch verschiedene Erwerbsgesellschaften Deutsch-Ostafrikas befassen sich bereits mit dem Aufkauf von Baumwolle, und laut jüngsten Berichten haben sich auch die indischen Händler schon lebhaft für das Geschäft interessiert und bezahlen gute Preise für Baumwolle, wie für Baumwollsaat. Eine besondere Baumwollbau-Genossenschaft hat sich im Frühjahr 1905 für den Tanga-Bezirk gebildet, um eine Organisation der Interessenten für Anbau, Vertrieb, Finanzierung und billige Verfrachtung der Baumwolle anzustreben.

Die Oberleitung der Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in Ostafrika untersteht bislang dem in diesem Jahre erstmalig entsandten ständigen wirtschaftlichen Kommissar des Komitees in Dar es salam, und das weitere Personal setzt sich zusammen aus deutsch-amerikanischen Baumwoll-Inspek-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

toren, einem Experten für ägyptische Baumwolle und den Schülern und den Arbeitern der vom Komitee geschaffenen Baumwollschule Rufiyi, welche einheimische Schüler in Kultur und Erntebereitung ausbilden soll. Der Kommissar hat auch die spezielle Aufgabe, die Besiedelung der dünn bewohnten Küstengebiete aus dem volkreichen Innern zum Zwecke der Selbstproduktion der Angesiedelten anzustreben.

Was die Transportfrage anbetrifft, so hat bereits die kurze Usambara-Bahn (129 km) zur Ausbreitung der Kultur günstig gewirkt, und die jetzt in Angriff genommene Mrogoro-Bahn wird in ihrem Bereiche von 230 km dasselbe tun; die Errichtung von Aufkaufsmärkten und Entkernungsstationen längs der Strecke ist bereits vorgesehen. Am Victoria Njansa ist Vieh vorhanden und dann bequeme Dhau-Verbindung über den See hinüber nach Port Florence, von wo aus die Uganda-Bahn Anschluss an den Weltverkehr vermittelt. Im Rufiyi-Gebiet, wo nach Angabe von Sachverständigen 700 000 ha vorzüglichen Baumwoll-Landes zur Verfügung stehen, dient auf 150 km der schiffbare Strom selbst, und was schliesslich das Njassa-Gebiet anbelangt, so hat das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee 1904/05 eine Expedition entsandt, um den wirtschaftlichen Wert des Interessengebiets einer etwa 670 km langen Bahn zu erkunden, die den Verkehr von dem zentralafrikanischen Seengebiet an die deutsche Küste lenken und gleichzeitig der Förderung der Baumwollkultur im Süden unserer Kolonie dienen soll. Ein grosszügiger Plan betreffs allmählichen Ausbaus eines Wegenetzes ist bereits vor einiger Zeit von dem verdienten Gouverneur, Graf Goetzen, aufgestellt worden.

So steht denn, wie Togo, so auch Deutsch-Ostafrika, aber mit der Möglichkeit einer weit grösseren Flächenausnutzung, heute im Zeichen der Baumwolle, und das hier erzeugte Produkt hat auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 die goldene Medaille, die höchste für Baumwolle verliehene Auszeichnung, erhalten.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass durch Vermittelung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees sowohl, wie von anderer Seite, auch Baumwoll-Anbauversuche in Neu-Guinea und in verschiedenen andern Ländern gemacht wurden, die deutschem Einflusse indirekt zugänglich sind.

Mit der fabrikatorischen Prüfung der Togo- und Ostafrika-Baumwolle befassten sich in Deutschland etwa 50 der bedeutendsten Spinnereien und Webereien, und alle Urteile stimmen darin überein, dass die deutsche Kolonial-Baumwolle sich von Lieferung zu Lieferung verbessert hat und eine für die deutsche Industrie durchaus marktgängige Ware darstellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich kann man nicht auf den Tag voraussagen, wann unsere Kolonien in der Lage sein werden, nennenswerte Quantitäten zu liefern, und est ist gut, vor Überschätzung zu warnen; es sind noch gar viele Schwierigkeiten zu überwinden. Ist es in Europa schon schwer, Heim-Industrien zu verpflanzen, wie viel mehr in Afrika. Aber dass der dunkle Erdteil in etwa zehn Jahren unter den Baumwolle liefernden Ländern eine Rolle spielen wird — auch abgesehen von Ägypten — darf man wohl mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen.

Steht Deutschlands Vorgehen in Afrika doch keineswegs vereinzelt da, sondern dem deutschen Beispiel folgend, sind sämtliche europäische Kolonialmächte in den „Baumwoll-Kulturkampf" eingetreten, um in bisher vernachlässigten Gebieten, und zunächst natürlich in den eigenen Kolonien, die Baumwollkultur auf möglichst breiter Basis einzuführen. Mit Ausnahme von Russland, Spanien und Portugal, wo der Staat für Förderung der Baumwollkultur eintritt, ist diese Bewegung überall aus der Privatinitiative der unmittelbar beteiligten Kreise hervorgegangen und in grossen Vereinigungen organisiert, welche die Mittel überwiegend im Wege von freiwilligen Beiträgen aufbringen und von den amtlichen Stellen wohlwollend unterstützt werden.

In erster Linie steht natürlich, entsprechend seiner hervorragenden Baumwoll-Industrie und seinem Reichtum verschiedenartigster Kolonien, England, wo sich 1902 die British Cotton Growing Association bildete, die, von der opferwilligen englischen Textil-Industrie und bemerkenswerter Weise auch von den einsichtigen Gewerkschaften Lancashires unterstützt, 1904 ihr Kapital auf 10 Millionen Mark zu erhöhen beschloss und von der Regierung mit einem Königlichen Charter belehnt wurde. Neben Ostindien, einigen Teilen Australiens, Fidschi, Borneo, Cypern und Westindien konzentrieren sich auch die englischen Versuche im wesentlichen auf Afrika, und zwar einesteils den Sudan, Uganda, Britisch-Ost- und Zentralafrika und Rhodesia, insbesondere aber auf Westafrika, wo die Verwaltungen von Sierra-Leone, Lagos und Nigeria der Association für eine Reihe von Jahren grössere Beiträge zugesichert haben.

Auch in Frankreich gründete man Anfang 1903 eine Association Cotonnière Coloniale, welche ihre Tätigkeit, um sich nicht zu zersplittern, vorläufig gleichfalls auf Afrika konzentriert und dort mit Aussicht auf Erfolg angefangen hat zu arbeiten im sudanesischen Hinterland von Senegambien, in Dahomey, Madagaskar und Algerien, während die Regierung den Baumwollanbau seitens der Eingeborenen in Indochina auszudehnen sucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesellschaften zur Förderung der Baumwollkulturen wurden ferner gegründet in Belgien für den Kongostaat; in Holland für die niederländischen Kolonien; in Italien für Erythräa, während die Interessenten der Schweiz, Österreichs und Russisch-Polens die Bestrebungen des Deutschen Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees finanziell unterstützen, ebenso wie das sämtliche Bezirke der deutschen Baumwollindustrie tun. Selbst in Tokio hat sich vor kurzem eine Japanische Baumwollplantagen-Gesellschaft für Korea gebildet, welche von der Regierung unterstützt wird.

Das Deutsche Kolonial-Wirtschaftliche Komitee steht betreffs der erzielten Erfahrungen in regelmässigem freundschaftlichen Meinungsaustausch mit allen und besonders mit den englischen und französischen Schwestergesellschaften, mit denen die denkbar besten Beziehungen bestehen, da die Interessen der verschiedenen europäischen Nationen in zielbewusster Ausdehnung des Baumwollbaus zusammenfallen und man davon überzeugt ist, von der gleichen Gefahr bedroht zu sein und sich unterstützen zu müssen.

Die Vorgänge im Baumwollmarkt während der letzten Jahre haben es nötig erscheinen lassen, neben den Vereinigungen in den verschiedenen Baumwolle konsumierenden Ländern selbst auch einen internationalen Verband zur Vertretung gemeinsamer Interessen zu schaffen, und dieser 1904 erstmalig in Zürich, 1905 in Manchester zusammengetretene Internationale Baumwollkongress hat an alle Nationen Europas das dringende Ersuchen gerichtet, das äusserste zur Förderung des Baumwollbaus in ihren Kolonialbesitzungen zu tun.

Man kann diese internationalen Zusammenhänge nicht genügend stark betonen und kann sogar weiter gehen und behaupten, dass auch die nordamerikanischen Baumwoll-Industriellen ein Interesse an Erschliessung neuer Baumwoll-Gebiete ausserhalb der Vereinigten Staaten haben; denn wenn es wahr ist, dass für eine erhebliche Ausdehnung der Baumwoll-Produktion in den Südstaaten für die nächsten Jahre nur geringe Aussichten bestehen, so müssen die Amerikaner froh sein, wenn anderswo Baumwolle gepflanzt wird und ihnen ihre Bezugsquellen möglichst ungeschmälert erhalten bleiben. In der Tat haben sich 1905 erstmalig auch die Amerikaner an dem Internationalen Baumwollkongress beteiligt.

Der Dank der Nation aber gebührt den Männern, welche in Anbahnung und Ausübung dieser eminent praktischen Kolonialpolitik unserm Wirtschaftsleben dienen und dadurch weitere Kreise unseres Volkes, die den Kolonien bislang noch fremd und kühl gegenüberstehen, zum Interesse und zur Mitarbeit heranziehen. Sympathisieren doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst sonst kolonialfeindliche Gruppen, wie unsere Sozialdemokraten, mit Unternehmungen, deren Doppelziel es ist, eine Riesenindustrie, wie die deutsche Baumwoll-Spinnerei und Weberei, im Bezuge ihres Rohmaterials wenigstens einigermassen vom Auslande unabhängig zu machen und den Eingeborenen unserer Tropenkolonien eine neue und lohnende Export-Kultur zu schaffen.

Im Interesse der so wichtigen deutschen Baumwoll-Industrie sowohl, wie der wirtschaftlichen und finanziellen Entwickelung unserer Schutzgebiete ist zu wünschen, dass die im Gange befindlichen Versuche auch fernerhin von Erfolg gekrönt und stets mit den nötigen Mitteln und von dem Wohlwollen der Behörden unterstützt sein mögen. Und da wir uns gerade in den Räumen des Reichstags befinden, so möchte ich mit einem warmen Appell an dessen geehrte Herren Mitglieder schliessen: Auch mit Reichsmitteln nicht geizen zu wollen, wenn es sich um weitere Förderung dieser grossen Aufgabe handelt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in den deutschen Kolonien.

Obmann: Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. **Leidig,** Wilmersdorf-Berlin.

Vorsitzender: Regierungsrat a. D. Dr. **Leidig,** Wilmersdorf-Berlin.
v. Hermann-Schorn, Kammerherr, Schloss Schorn (Bayern).
Kommerzienrat **Cahensly,** M. d. R., Limburg.

Schriftführer: Assessor **Ramelow,** Berlin.
Referendar **Lacmann,** St. Johann i. E.

Wirtschaftliche Regsamkeit in den deutschen Kolonien Süd-Brasiliens.

Von Dr. **Herrmann Meyer,** Leipzig.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

In dem Wettbewerb der Länder, die für eine deutsche Auswanderung in Frage kommen, steht Südbrasilien mit an erster Stelle. Diese Erkenntnis, die auf gründlicher Beobachtung der Verhältnisse, auf praktischen Erfahrungen vieler Tausender von Landsleuten beruht, die dort eine sichere Existenz gefunden haben, hat schon vor drei Jahren den Kongress zur Resolution geführt, die Auswanderung nach Südbrasilien zu fördern und alle Unternehmungen durch deutsches Kapital,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Unternehmungsgeist und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu unterstützen. Südbrasilien ist aber kein Land, in dem den Kolonisten die Früchte in den Mund wachsen, es ist ein Land der Arbeit für jeden, der vorankommen will, und oft ein Land der Entbehrungen für die erste Zeit, bis der neue Kolonist das alte Gewand des an allerhand Bequemlichkeiten gewöhnten Europäers ausgezogen hat und mit Axt und Pflug, mit Holzhaus und Urwald vertraut wird. Freilich geht weder drüben, wie hier, das wirtschaftliche Leben immer den gleichen stetigen Gang aufwärts. Auch Brasilien hat seine Krisen, veranlasst namentlich durch Komplikationen von Wechselkursschwankungen, Zollmanövern einer noch nicht fest fundierten Finanzwirtschaft und von zeitweiligen Missernten. Aber das Land ist stark genug, um solche Schwierigkeiten immer wieder überwinden zu können, und der Kolonist, auch wenn er zeitweise für seine Produkte nur schlechte Preise erzielt und in seiner Kasse die Barmittel fehlen, hat doch nie Hunger zu leiden, denn sein fruchtbares Feld bietet ihm stets so viel reichliche Nahrung, dass er auch schwere Zeiten überwindet. Es ist für ihn kein Rückschritt, sondern nur ein Aufenthalt in der Entwickelung zu verspüren. Wohl gibt es Leute genug, die die Flinte ins Korn werfen, sobald nicht alles nach ihren Wünschen geht, und Gott und die Welt und das Land verfluchen. Besser wäre es, sie hielten Einkehr in sich selbst und suchten auch eigene Fehler zu entdecken, um aus ihnen eine Lehre zu ziehen und einen Halt zu gewinnen in unvermeidlichen Schwierigkeiten. Aus der Not heraus bildet sich der Verstand und der Mut, das haben die letzten zehn Jahre in Brasilien so recht erwiesen.

In keiner Periode haben sich so viel wirtschaftliche Regungen im Lande gezeigt, wie in dem für Handel und Landwirtschaft gleich schweren Anfang des Jahrhunderts. Auf die Gründe, die dem Lande trotz seiner Fruchtbarkeit und reichen Erträge einen wirtschaftlichen Aufschwung erschwerten, will ich hier nicht eingehen, sie liegen in der durch die Kaffeeüberproduktion der Mittelstaaten beeinflussten Finanzlage Brasiliens begründet, deren Aufbesserung nur mit gefährlichen Zoll- und Steueroperationen zu ermöglichen war, unter denen Handel und Landwirtschaft sehr litten. Diese beiden stehen aber in Südbrasilien enger als irgendwo in direktem Zusammenhange, denn der Importeur versorgt durch Reisende die zahlreichen Geschäftshäuser in den Kolonien mit Waren auf Kredit, der Geschäftsmann in der Kolonie gibt sie dem Kolonisten in der gleichen Weise oder erhält dafür Produkte. Tritt nun Überproduktion ein, was bei der durch die Kaffeepreisdepression in den Mittelstaaten eingetretenen Konkurrenz im Anbau der landläufigen Produkte, Bohnen, Mais u. a., sowie in der Herstellung von Butter usw., in den letzten Jahren geschah, so dass es dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Koloniekaufmann schwer fällt, die übernommenen Produkte zu einem angemessenen Preise in den Häfen loszuwerden, so fällt auch wenig Bargeld für den Kolonisten ab, und anderseits erhält der Importeur für seine Warenlieferung nur schwer Deckung. Die Kredite für die Koloniekaufleute sind darum sehr lange und gefährden das Importgeschäft, das an prompte Zahlungen an seine Lieferanten in Europa gebunden ist, sehr. Es galt darum, hier durch energische Eingriffe gründlich Wandel zu schaffen.

Von der Regierung war in dieser Richtung wenig Hilfe zu erwarten, da der Brasilianer in der Lösung wirtschaftlicher Probleme sehr wenig Geschick zeigt und alle Regungen in Parteipolitik und privaten Interessen untergehen. Das Ungeschick, das in Rio Grande do Sul die Regierung in der berüchtigten Landbereinigungsfrage gezeigt hat, die Einführung der Grundsteuer zur Entlastung der Importsteuer, die von der Bundesregierung dekretierte Wirtschaft der Klebesteuern und dergleichen, haben der Regierung bei den deutschen Kolonisten das Vertrauen verscherzt, und wenn man auch hofft, dass jetzt durch den Rücktritt des sehr wenig beliebten und dem Deutschtum nicht sehr freundlichen Staatssekretärs der öffentlichen Arbeiten ein Systemwechsel eintreten wird, so ist dies doch noch nicht erwiesen.

Die Initiative zur wirtschaftlichen Hebung musste jedenfalls von privater Seite kommen. Da ist es nun vor allem der Riograndenser Bauernverein, der nunmehr auf eine fünfjährige Tätigkeit zurückblickt und in der kurzen Zeit sehr viel Gutes bewirkt hat. Er setzt sich zusammen aus Kolonisten und landwirtschaftlichen Interessenten des ganzen Koloniegebiets und gliedert sich in eine grosse Zahl Sektionen, die eine gemeinschaftliche Vertretung in den alljährlichen Hauptversammlungen finden. Sein Bestreben ist in erster Linie, die Kolonisten zu einer intensiven und sachgemässen Kultivierung gewohnter Produkte und namentlich zur Einführung neuer oder bisher noch wenig geübter Produktionen zu bringen, die infolge ihres höheren Wertes auch die teueren Transportspesen zur Küste und zum Export vertragen, so dass sie sowohl in den Hafenstädten, wie weiter in den Plätzen Mittel- und Nordbrasiliens die Konkurrenz mit fremden Importprodukten aufnehmen können. Da für den Bezug geeigneten Saatgutes, guter Rassetiere, landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen zur Verarbeitung und Fertigstellung der Produkte dem einzelnen Kolonisten meist die Barmittel und gewöhnlich auch die Sachkenntnis und die Initiative fehlen, zielt der Bauernverein auf die Einführung ländlicher Genossenschaften hin, die die Besorgung und Verarbeitung auf gemeinsame Kosten übernehmen, aber auch — und dies ist ein sehr wichtiger Punkt — den Verkauf der genossenschaftlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verarbeiteten Produkte, z. B. fermentierten Tabak, raffiniertes Schmalz, Butter in Blechdosen u. a., direkt an den Fabrikanten bzw. Exporteur in den Hafenstädten besorgen und damit den Zwischenhandel des Vendisten, der die Waren nur verteuert und durch langes Lagern oft nicht verbessert, umgehen. Die genossenschaftlich mit guten Apparaten betriebene Verarbeitung muss naturgemäss ein viel besseres Produkt erzielen, als die Arbeit des einzelnen; die Arbeit ist ausserdem eine viel ökonomischere. Kein Wunder, wenn diese Produkte einen höheren Preis und besseren Ertrag erzielen, als das Einzelprodukt, zumal die Verfrachtung grösserer Partien ausserdem auf der Bahn einen erheblichen Rabatt geniesst. Es hält schwer, zuerst dieses den stets für sich weiterwurstelnden Bauern, die den tiefsten Grund alles Unheils immer nur im Boden, in der Kolonieverwaltung und namentlich im Vendisten sehen, in der richtigen Weise beizubringen. Der Bauer ist über alle Massen misstrauisch, glaubt stets, er werde übervorteilt und verhält sich, so lange ihm nicht in blanken Talern, bzw. in schmutzigen Banknoten, der Erfolg ad oculos demonstriert wird, meist zuerst ablehnend. Schuld daran tragen oft aber auch in hohem Masse die Vendisten, die durch Eingreifen der Genossenschaft ihren Verdienst an der Vermittelung zu verlieren fürchten und gegen die Einführung von Genossenschaften agitieren. Sie bedenken nicht, dass der Bauer durch den genossenschaftlichen Vertrieb namentlich besser bewerteter Produkte leichter zu Bargeld kommt und dann seine Bedürfnisse in der Vende bar bezahlt. Die Genossenschaften denken gar nicht daran, dem Vendisten das Wasser abzugraben. Es wird stets, wenn auch die Genossenschaft direkte Bezüge von einzelnen Waren, namentlich Geräten, vornimmt, noch sehr viel Gelegenheit, den Bedarf des Kolonisten zu decken, auch für den Vendisten übrig bleiben. Es gibt aber dann ein reinlicheres Geschäft gegen Barzahlung — auch an den Importeur —, die Waren werden durch Aufhebung der langen Kredite billiger, und jeder hat seinen Vorteil davon. Um die Produkte der Genossenschaften sofort kenntlich zu machen und ihre bessere Qualität zu dokumentieren, wird vom Bauernverein eine Vereinsschutzmarke eingeführt, die den Waren eine höhere Bewertung gegenüber nicht gezeichneten Waren zusichert.

Derartige Produktiv- und Bezugsgenossenschaften gibt es bereits mehrere, z. B. in S.-Cruz, Theewald und in meiner Kolonie eine Tabaksgenossenschaft, in Theewald eine gemeinsame Flachsproduktion, in Neu-Petropolis eine Malzgenossenschaft. Andere Genossenschaften zur Verarbeitung von Ölpflanzen (Erdnuss, Rizinus und Leinsamen), Seidenbau, der bereits in den italienischen Kolonien floriert, Molkerei, Schweinezucht und Schmalzsiederei, Reisbau und -schälerei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dergleichen werden nicht lange auf sich warten lassen. Wie nötig die Aufbesserung dieser Produktionen ist, möge daraus hervorgehen, dass z. B. Reis, und zwar eine auf dem Handelsmarkt schlechter bewertete Qualität aus Ostindien, jährlich noch in grossen Mengen eingeführt wird, während im Lande der Bedarf von ganz Brasilien und weit darüber gedeckt werden könnte. Noch eklatanter ist der Fall mit Butter, die, obwohl 6—7 Millionen Rinder die weiten Fluren Rio Grandes bevölkern, frisch in Porto Alegre doppelt so teuer ist als in Rio de Janeiro und nicht in Konkurrenz mit importierter dänischer und französischer Konservenbutter, das halbe Kilo zu 2,50 Mk., treten kann. Auch S.-Catharina verliert mit seiner primitiv hergestellten Butter in Rio de Janeiro immer mehr Terrain gegen die von Minenser Grossbetrieben gelieferte Ware. Doch ist die Minenser Produktion im Verhältnis zum Konsum noch sehr gering. Wenn man bedenkt, dass allein für 7 Millionen Mark Butter in Brasilien jährlich aus Europa eingeführt wird, kann man einer Entwickelung dieser Produktion bei rationellem Betriebe in den Südstaaten gewiss eine günstige Prognose stellen. Desgleichen wird ein gut raffiniertes Schmalz bald den nordamerikanischen Konkurrenten aus dem Felde schlagen. Auf der Weltausstellung in S. Louis wurde Rio Grandenser Schmalz von 14 Ausstellern mit goldenen Medaillen prämiiert, wie überhaupt Rio Grande als Produktionsland durch den Grand Prix ausgezeichnet wurde. Die Vorbedingung für Schmalzproduktion ist die Aufbesserung der Schweinezucht. Es haben sich darin bereits mehrere Privatunternehmen verdient gemacht, so vor allem der in meiner Kolonie tätige Herr v. Waldow auf seiner Fazenda Setta Branca, deren Yorkshirezucht im Lande bereits einen guten Namen hat. Diese wenigen Hinweise auf die Produktionen mögen genügen, um darzutun, dass die Bewegung des Bauernvereins nach dieser Richtung eine sichere Zukunft hat. Jeder Kolonist wird gut tun, diesem segensreichen Verbande beizutreten.

Aber auch nach einer andern Richtung ist der Bauernverein tätig — in der Gründung von Kreditgenossenschaften und der Errichtung von Sparkassen. Welchen Vorteil diese nach Raiffeisensystem einzurichtenden Verbände für die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit des einzelnen haben, ist ja hier aus langjähriger Praxis sattsam bekannt. Es bestehen z. B. bereits elf derartige Sparkassen, eine mit etwa 30 000 Mark Umsatz. Am 25. September sollten — nach dem Beschlusse der Generalversammlung vom März, alle Sparkassen als eigene Vereinigung innerhalb des Bauernvereins unter Oberaufsicht des Zentralvorstandes zu stellen — die gemeinschaftlichen Statuten geschaffen und Vorschläge über Geldaustausch zwischen den einzelnen

Kassen, über Gründung einer Zentralkasse und dergleichen, gemacht werden. Wie die letzten Zeitungen melden, beginnt nun auch die Regierung dem Genossenschaftswesen Interesse entgegenzubringen. Die offizielle „Féderação" berichtet, dass der Staatspräsident eine Versammlung von Interessenten des Genossenschaftswesens berufen wolle, um speziell den Raiffeisenschen Sparkassen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist diese Betätigung gewiss der Anregung des Centro Economico zu verdanken, des grossen wirtschaftlichen Verbandes, den Professor Jannasch im vorigen Jahre gelegentlich seines Besuches in Porto Alegre ins Leben gerufen hat, und der sich aus einer grossen Zahl für das Allgemeinwohl sich interessierender Männer, Deutsche und Brasilianer, unter diesen der Staatspräsident, zusammensetzt. Sein Ziel ist die allgemeine wirtschaftliche Hebung des Landes durch Zusammenwirken aller Kreise des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft und der Behörden mit Hintansetzung aller Parteiinteressen. Den Bestrebungen des Bauernvereins schenkt der Centro Economico grosse Aufmerksamkeit, und in der Märzversammlung desselben kam es zu einem engeren Anschlusse der beiden wichtigen Institutionen. Die erste praktische Betätigung des Centro Economico war die „Erste Landwirtschaftliche Ausstellung" in Porto Alegre in diesem Frühjahre.

Es war ein gewisses Wagnis, eine derartige Veranstaltung zu treffen, bei der Schwerfälligkeit der Kolonisten und den schlechten Verkehrsverhältnissen, die das Risiko der Transporte wertvoller Ausstellungsobjekte erhöhten. Von Einzelheiten abgesehen, kann man aber wohl sagen, dass der Versuch geglückt ist. Die Ausstellung war recht gut beschickt und gab teilweise ein sehr gutes Bild von der Leistungsfähigkeit des Landes. Wenn man das nächste Mal die Vorbereitungen etwas früher trifft und den diesmal zur Erscheinung gekommenen Schwierigkeiten zu begegnen suchen wird, würden sich die Kolonisten sehr bald des Vorteils dieser Ausstellungen bewusst werden. Die Ausstellungen müssen sich aber in bestimmten Abständen wiederholen, auch wäre es wünschenswert, bei der Prämiierung stets grössere Quantitäten einer Produktion zu bevorzugen, um die Kolonisten zu einer intensiveren Kultur anzuregen; sonst sind es häufig nur die Resultate vorübergehender kleiner Versuche, die eine Auszeichnung erhalten. Auch in Bagé und Pelotas haben kurz darauf kleine landwirtschaftliche Ausstellungen der Sociedade Agricola Pastorial stattgefunden, die, wenn sie auch im allgemeinen kein anderes Bild boten als die Porto Alegrenser, doch beweisen, dass das Interesse für derartige Veranstaltungen sich entwickelt. Ebenso fand in Desterro in S. Catha-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rina am 1. Mai eine landwirtschaftliche Ausstellung statt, die sehr instruktiv gewesen sein soll.

Sehr wertvoll ist aber die Anregung des Rio Grandenser Bauernvereins, auch ein dauerndes Musterlager von Kolonieprodukten in Porto Alegre zu unterhalten, um in freier Konkurrenz den Einkäufern stets einen Überblick über die erzielten Qualitäten zu ermöglichen. — Sollte es glücken, in Deutschland eine Dauerausstellung landwirtschaftlicher Produkte ins Leben zu rufen, wie es der Centro Economico im Sinne hat, so würde manches Vorurteil gegen dieses Land im Volke schwinden und der guten Sache sicherlich viel gedient werden.

In neuerer Zeit begint man, namentlich auch seitens des Bauernvereins, dem Schutz des Waldes mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Raubwirtschaft der Italiener im Nordosten des Staates hat ein warnendes Beispiel gegeben. Namentlich sollen die Bauern dazu angeregt werden, die Bestände an den Flussufern und den Berghalden zu schonen, um einerseits ein Austrocknen, anderseits ein Vermuren zu verhindern. Solange kein allgemeines Forstgesetz, das jetzt nur den Schutz der Herva-Matébestände berücksichtigt, besteht, wird es eine Hauptaufgabe der Wirtschaftspolitik des Landes sein, dem unrationellen Abholzen Einhalt zu tun.

In der rationellen Bodenkultur und Saatpflege berühren sich die Bestrebungen des Bauernvereins mit denen der landwirtschaftlichen Versuchsstationen, und ein Hand in Handgehen kann nur Segen bringen. Derartige Versuchsstationen gibt es mehrere in Rio Grande und auch in S. Catharina. Ich erwähne die Fazenda Progresso, die staatliche Agronomische Versuchsstation, die besonders in Futtergräsern arbeitet, die Companhia Horticola in S. Cruz, speziell mit Obstbäumen, und als neueste Anlage die von mir in meiner Kolonie Neu-Württemberg ins Leben gerufene Wirtschaftliche Versuchsstation die durch Pflanz- und Bearbeitungsversuche aller Art, sowohl in schon bestehenden, wie neuen Kulturen belehrend auf die Kolonisten des Landes wirken und ihnen den Bezug von erprobten, für das Land passenden Sämereien zu billigen Preisen ermöglichen soll. In zweiter Linie wird sie auch der Viehzucht und später der Molkerei ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die Anlage ist fertiggestellt und steht unter der Leitung eines in Sumatra erprobten Tabakpflanzers, dem ein deutscher Landwirt als Assistent beigegeben ist. Das Hauptaugenmerk ist zunächst auf die Tabakskultur gerichtet, weil ich in ihr den Hauptfaktor für die Hebung des Landes erblicke. Es sind Sämereien aus allen renommierten Tabaksgebieten der Welt bezogen worden, deren Entwickelung in dieser Pflanzperiode erprobt wird. Gleichzeitig wird im

Schuppen der Genossenschaft unter der Leitung des Stationsleiters die Fermentierung der Ernte, sowohl der Station wie der Genossenschaft vorgenommen werden. Daneben werden zunächst Versuche angestellt mit Reis verschiedener Herkunft, Weizen, Gerste, Pyrethrum, Rizinus, Erdnuss, Ramie, Hopfen, Baumwolle, Hanf, Seidenzucht u. a. Auch Versuche mit Düngung und in der Bewirtschaftung des Kampbodens, die viele Freunde und Feinde hat, werden gemacht werden. Die Resultate dieser Versuche werden, soweit sie nicht von den Kolonisten selbst in Augenschein genommen werden können, in Wort und Schrift im Lande Verbreitung finden, wobei der Bauernverein aus eigenem Interesse seine Unterstützung nicht versagen wird.

Aus dem Zusammenwirken des Bauernvereins, des Centro Economico, der Versuchsstationen und privaten Initiative, wie sie in mannigfaltiger landwirtschaftlicher Industrie und in Kolonisationsunternehmen zum Ausdruck kommt, und der nun hoffentlich regeren Betätigung der Regierung, wird sich die Lage der Landwirtschaft Südbrasiliens und damit des Handels sicherlich bald kräftigen und stetig bessern, so dass sie nicht von temporären Erschütterungen, wie sie schlechte Ernten, Kursstürze usw. bringen, in Mitleidenschaft gezogen werden kann.

Diesen erfreulichen landwirtschaftlichen Regungen kommt nun auch von anderer Seite Hilfe, durch die der Blutkreislauf des ganzen wirtschaftlichen Organismus des Landes in schnellere Bahnen geführt und dem bisher in natürliche Fesseln geschlagenen Körper freiere Bewegung verliehen wird. Es ist dies eine gründliche Besserung des Verkehrswesens.

Bei einem Lande wie Rio Grande, das durch unglückliche Naturbedingungen von dem grossen Weltverkehr bisher nur mittelbar berührt werden kann, da den grossen Seedampfern die Barre an der Mündung der Lagoa dos Patos und diese selbst den Zugang zu den Haupthandelsstädten nicht erlaubt, ist zur Erschliessung des Handels vor allem eine Besserung der Schiffahrtsverhältnisse von nöten. Die unselige Barre ist daher stets das Schmerzenskind der Rio Grandenser Wirtschaftspolitik gewesen, und viel Geld ist im Laufe der Jahre zur Vertiefung und Sicherung des Fahrkanals verausgabt worden, ohne dass ein nennenswerter dauernder Erfolg erzielt worden wäre. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüssen, dass die Bundesregierung sich nunmehr der Kalamität annehmen will und für die Schaffung einer auch tiefer gehenden Seeschiffen zugänglichen Fahrrinne die Summe von 24 Millionen in diesem Jahre ausgeworfen hat, die durch eine mit 4 Prozent zu verzinsende Anleihe gedeckt werden sollen, deren Aufbringung durch eine Erhöhung des Importzolles um zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prozent per Tonne und der Tonnengelder ermöglicht wird. Da die 1904 die Barre passierenden 844 Schiffe einen Gehalt von 377 000 Tons hatten, so ist die Anlage eine recht gute zu nennen, zumal zu bedenken ist, dass der Verkehr nach Eröffnung des neuen Weges noch ein viel regerer wird, da die erhöhten Importspesen und Tonnengelder auch nicht annähernd die durch das bisherige Umladen der Waren vom Überseedampfer auf flachgehende Schiffe entstehenden hohen Frachtspesen von 10 Mk. pro Tonne für die Strecke Rio Grande—Porto Alegre erreichen. Es scheint, als ob die Nordamerikaner sich hier eines der wichtigsten Geschäfte im Lande sichern wollten. Wenigstens hat der nordamerikanische Ingenieur Curthell der Bundesregierung das Angebot gemacht, binnen fünf Jahren Porto Alegre zu einem Seehafen zu machen. Seine Hintermänner, ein amerikanisches Konsortium, das im vorigen Jahre eine Expertenkommission auf eigener Jacht nach den Hauptwirtschaftsgebieten Brasiliens sandte, sind kapitalkräftig genug, um die Arrangements mit der Regierung zu treffen, aber auch um sich durch die Regelung der Schiffahrt eine recht erhebliche Einnahmequelle zu verschaffen. Für das Land wird diese tätige Hilfe ein grosser Segen sein; nur schade, dass diese Weisheit nicht von Deutschland kommt, das sich die besten Bissen wieder einmal wegschnappen lässt.

Hand in Hand mit der Hereinziehung Porto Alegres in den Weltverkehr müssen aber auch die Einrichtungen besserer Verbindungen mit den andern Häfen der brasilianischen Küste, sowie mit den Nachbarländern, Uruguay, Argentinien und natürlich auch Europa gehen. Bisher liefen alle grossen, von Europa über Rio de Janeiro nach Buenos Aires oder direkt gehenden Dampfer ohne Halt an Rio Grande vorüber, und nur die Hamburg-Südamerika-Linie lässt ungefähr alle zwei Wochen einen Dampfer von Hamburg mit vielen Zwischenstationen und langsamer Fahrt bis zur Stadt Rio Grande laufen, während an die schnellen direkten Linien nach Rio de Janeiro und Buenos Aires ein sehr unregelmässiger Küstendienst des Lloyd brasileiro und der Lageskompagnie anschloss, der in seiner Nachlässigkeit, Unzuverlässigkeit und Teuerkeit aller Beschreibung spottet. Es ist deshalb schon sehr mit Freuden zu begrüssen, dass dieser Gesellschaft in dem deutschen Unternehmen „Cruzeiro do Sul" von Th. Wille & Co. eine nachdrückliche Konkurenz erwächst, wenn seitens der Bundesregierung die dem Lloyd immer wieder — aber erfolglos — auf die Beine helfen will, dem neuen Unternehmen auch sehr viele missliche Klauseln in die Konzession eingepfropft worden sind. Die Sympathie der Rio Grandenser wendet sich sehr schnell dem Cruzeiro do Sul zu, der eine wöchentliche Verbindung mit Rio de Janeiro einerseits und Montevideo-Buenos Aires anderseits ermöglicht und auch nach Porto Alegre in

regelmässigem Anschluss rasche Verbindung schafft. Auch für den Reisenden ist auf diesen Dampfern endlich ein menschenwürdiger Aufenthalt geschaffen. — Von Süden her hat auch der Buenos Aireser grosse Reeder Mihanovich einen neuen regelmässigen Dienst mit Rio Grande in Aussicht genommen, so dass Rio Grande und Porto Alegre wenigstens mit den Haupthäfen des südwestlichen Atlantic gut verbunden werden. Dass nach Eröffnung der Barre für Tiefseedampfer auch mehrere der grossen direkten Überseelinien an diesem wichtigen Handelsplatze Südamerikas nicht vorbeifahren werden, ist selbstverständlich.

Kann somit der Entwickelung regerer und besserer Seehandelsbeziehungen ein günstiges Prognostikon gestellt werden, so ist nun auch die Möglichkeit, dem Produzenten im Inland den Absatz nach der Küste zu erleichtern, nähergerückt durch eine systematische und zielbewusste Eisenbahnpolitik. Die Rio Grandenser Eisenbahnen haben in ihren Besitzern so manche Wandlungen erfahren, und viel Geld ist verloren gegangen, z. B. in der wertvollen Bahnkonzession der Rio Grande-Nordwestbahngesellschaft, die aus Mangel an finanzieller Unterstützung in Deutschland vor zwei Jahren liquidieren musste. Das Bestreben der Bundesregierung, alle Bahnen Brasiliens in ihre Hand zu bekommen, ist auch in Rio Grande do Sul durch ein Dekret vom 6. Juni d. J. zum Ausdruck gebracht worden. Die Bundesregierung kauft alle Linien im Lande, soweit sie ihr noch nicht gehören, auf, teils von der Staatsregierung, teils von Privatkonsortien, und verpachtet den gesamten Betrieb den sehr regsamen, bereits im Lande tätigen belgischen Kompagnien Auxiliaire de Chemin de Fer und Secondaire de Chemins de Fer, die sich ad hoc zu einer neuen Gesellschaft vereinigt haben, mit der Verpflichtung, die noch ausstehenden Strecken des bestehenden Bahnneztes und spätere Erweiterungen auszuführen. Wenn man weiss, wie bisher z. B. an dem Ausbau der wichtigsten Bahn, die Porto Alegre mit dem Uruguay im Westen verbinden soll, getrödelt worden ist, so dass seit zehn Jahren ein grosses Stück noch mit der Diligence zurückgelegt wird, und wer diese Reise schon von Porto Alegre aus in einem elenden kleinen Dampfer bis zur Anfangsstation Margem do Taquary beginnen musste, wird den Segen einer direkten Bahnverbindung unmittelbar von Porto Alegre aus nach der Westgrenze und ins wirtschaftliche Zentrum des Landes verstehen. Der Schwerpunkt dieser Bahn liegt in der Führung der Strecke Margem bis Neu-Hamburg, wo sie die Bahn Porto Alegre—Taquara trifft. Es wird also nicht mehr nötig sein, in Margem wieder alle Waren mit erheblichen Umladespesen noch mehr zu belasten, und es ist auch zu erwarten, dass die Expedierung alsdann schneller erfolgt, so dass we-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niger Gefahr für leicht verderbliche Produkte entsteht. Durch diese Bahn gewinnt Porto Alegre auch wieder an Terrain in der wirtschaftlichen Konkurrenz mit der Hafenstadt Rio Grande, das bereits direkte Bahnverbindung in der Southern Brasil mit Bagé, S. Maria und Cruz Alta, drei Hauptzentren der landwirtschaftlichen Produktion, hat. Namentlich ist Bagé für die Prosperität dieser Bahn von grosser Bedeutung, weil dort die Produkte einer intensiven Viehwirtschaft, die höhere Frachten vertragen, zur Verladung nach der Küste kommen, von wo sie nach dem Norden und nach Europa verfrachtet werden. Die gewöhnlichen Ackerbauprodukte, Bohnen, Mais, Mandioka usw., halten auch hier die hohen Spesen auf weiteren Strecken nicht aus, ebensowenig das in den nördlichen Koloniebezirken so reichlich zur Verfügung stehende treffliche Bauholz, das im Süden und an der Küste fehlt und dort von Finnland importiert wird. Weitere Bahnstrecken, deren Ausbau nun in absehbarer Zeit erfolgen muss — denn die neue Gesellschaft hat die Verpflichtung, bis Ende 1908 diese Strecken fertigzustellen bei hohen Geldstrafen — sind die Führung einer Stichbahn von Neu-Hamburg durch das fruchtbare Cahytal in das Herz der italienischen Kolonie Caxias und die Fortführung der Bahn S. Maria—C.-Alta — Passo Fundo nach dem Uruguay im Nordosten, wo sie mit der von S. Paulo kommenden, im Bau befindlichen Itararébahn zusammentreffen wird. Professor Jannasch macht mit Recht darauf aufmerksam, dass diese grosse Durchgangsbahn, wenn sie fertig ist, für Porto Alegre den Nachteil bringen muss, dass sie ihm die Zufuhr der Produkte aus dem Herzen des Landes nach Norden, dem ackerbauarmen Hinterlande S. Catharinas, Paranas und S. Paulos entzieht und deshalb eine Abzweigung von Passo Fundo über Lagoa Vermelha nach Caxias, etwa so, wie sie für die alte Rio Grande-Nordwestbahn-Trace vorgesehen war, nötig wird. Dadurch wird auch Porto Alegre in direkte Bahnverbindung mit S. Catharina und dem Norden gebracht. — Als letzte, sehr wichtige Strecke ist die Verbindung von der Bagébahn nach S.-Anna do Livramento an der uruguayschen Grenze vorgesehen, zum Anschluss an die dort endende, von Montevideo kommende Linie, so dass dadurch Rio Grande auch mit Uruguay in direkte Verbindung kommt. Die von der Rio Grande-Nordwestbahn beabsichtigte Erschliessung des Uruguaybogens und die Verbindung von Pelotas mit Porto Alegre wird alsdann nur eine Frage der Zeit sein.

Auch S. Catharina bekommt nun endlich durch die von Blumenau über Hammonia durch das Gebiet der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft bis zum Rio-Negro führende Bahn, die jetzt hoffentlich in Angriff genommen wird, einen Zufuhr- und Abfuhrweg der Kolonialprodukte aus den namentlich zur Regenzeit sehr schwer zugänglichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Waldtälern der tieferen Hansakolonien. Für die Entwickelung der Hansa bildete diese Bahn eine Lebensfrage, zu deren Lösung man die Gesellschaft beglückwünschen muss.

Alle diese Bahnen können aber nur dann von Nutzen für das Land sein, wenn sie für die Produkte des Innern, speziell der Landwirtschaft, angemessene Frachten einführen. Denn bei den heutigen Frachtsätzen kann man es keinem Bauern zumuten, an einen Export nach der Küste zu denken, so lange er nicht Produkte erzielt, die einen höheren Preis haben, als sein Mais und seine Bohnen, und einige Milreis Fracht vertragen, ohne deshalb aus der Konkurrenz mit Importprodukten aus den Nachbarstaaten, Argentinien und andern Ländern, ausscheiden zu müssen. Die Bahnen wiederum sind auf ihre Frachten angewiesen, um bestehen zu können, haben doch alle bestehenden Linien ausser der Southern-Brasil im Jahre 1903 mit einem Defizit abgeschlossen. Es ist wohl zu erwarten, dass die neue belgische Gesellschaft dadurch, dass sie alle Bahnen in die Hand bekommt und bessere Verbindungen herstellt, den Betrieb verbilligen wird und damit auch die Frachten reduzieren kann. Der durch die Weiterführung der Linien erreichte Anschluss an den Durchgangsverkehr muss aber auch den Verkehr ganz bedeutend vergrössern, nicht unmittelbar, aber sicher, und die weitsehende Politik der Belgier ist daher sehr anzuerkennen, allerdings mit dem bitteren Beigeschmack, dass auch hier Deutschland wieder ins Hintertreffen kommt.

Die Regsamkeit der Belgier ist in Rio Grande do Sul überhaupt eine grosse, obwohl sie keinerlei ideelle Interessen, wie uns, an das Land fesseln, die uns zu einer regeren materiellen Betätigung anspornen sollten. So haben sie mehrere sehr rentable Kupferminen bei Caçapava in Betrieb, deren eine vor ungefähr 8 Jahren deutschen Industriellen wie sauer Bier angeboten wurde. Auch nach diesen Minen soll eine Bahn demnächst gebaut werden. Im Minenfach, namentlich Kupfer, konkurrieren auch noch andere Nationen, Engländer und Franzosen, letztere als Société anonyme de Cuivre du Seibol seit 1903. Noch ist eine sehr wichtige Kupferkonzession in Caçapava. Hoffentlich gelingt es, wenigstens für diese deutsches Kapital zu interessieren.

Bis 1904 war die Ausbeutung der Kohle eine sehr schwache, denn die in S. Jeronymo gebohrte Kohle zeigte geringe Qualität, so dass sie nur sehr beschränkte Verwendung fand. Auf Veranlassung des Verkehrsministers hat man dem Kohlenvorkommen in Süd-Brasilien aber nun erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und Mr. C. White, Chef des geologischen Dienstes in Washington, hat sowohl die Lager in Tubarão in S. Catharina, wie die von S. Jeronymo untersucht, und nach den von ihm in Deutschland an eingesandten Proben veranlassten Ana-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lysen die S. Jeronymokohle als geeignet für Briketts von der gleichen Qualität wie Cardiffbriketts und die Tularäokohle für noch gehaltreicher erklärt. Es ist zu erwarten, dass bei tieferen Bohrungen, die zum Teil von einem deutschen Konsortium jetzt ausgeführt werden, weit bessere Qualitäten erzielt werden. Auch Mr. White wird wohl nicht verfehlen, seine Landsleute auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Von England aus wird ein grosses industrielles Unternehmen ins Leben gerufen: die Installierung einer grossen Schlächterei mit Fleischgefrieranstalt, in der Nähe Porto Alegres; auch ein Geschäft, das ebenso wie ähnliche Anstalten in Argentinien und Uruguay gut prosperieren wird.

Wenn somit das deutsche Kapital sich, abgesehen von den beiden Hauptkolonisationen, der Hanseatischen und der meinigen, der S. Catharinabahn und einigen Regungen im Minenwesen, fast auf der ganzen Linie in Süd-Brasilien viel zu ablehnend verhält und andern Nationen das Feld für zielbewusste industrielle und verkehrstechnische Unternehmen überlässt, und nur sein Handel das Feld behauptet, so ist es für das deutsche Volk doch nunmehr an der Zeit, durch eine intensive Kolonisation das von deutschen Pionieren der Arbeit geebnete Terrain zu besetzen und durch Ableitung der Auswanderung von Nord-Amerika nach Süd-Brasilien den vor 3 Jahren hier einstimmig zum Ausdruck gebrachten Willen, Südbrasilien erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, auch durchzusetzen. Die Konjunkturen sind günstige. Süd-Brasilien wird dank der Regsamkeit auf land- und verkehrswirtschaftlichem Gebiet in wenigen Jahren einen grossen Aufschwung nehmen. Lassen wir nicht die Zeit verstreichen und in andern Nationen, wie z. B. den Italienern, auch in der Landwirtschaft scharfe Konkurrenz erwachsen, unsere Enkel würden uns mit Recht diese Indolenz nie verzeihen können.

Patagonien, ein deutsches Kolonisationsgebiet.

Von **Arent,** General à la suite der argentinischen Armee, Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Der Deutsche Kolonial-Kongress zu Berlin im Oktober 1902 hatte unter No. 6 folgenden Artikel zum Beschluss erhoben:

„Der deutsche Kolonial-Kongress ist der Ansicht, dass sowohl das ideelle Kulturinteresse und das Interesse der deutschen Auswanderung, als das Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie die Ableitung der deutschen Auswanderung nach den mit gemässigtem Klima ausgestatteten Ländern von Südamerika, insbesondere nach Süd-Brasilien, und die Sammlung derselben in diesen Gegenden als notwendig erscheinen lässt. Daher ist die Ansiedelung von Deutschen daselbst durch deutschen Unternehmungsgeist, deutsches Kapital und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu unterstützen."

Zunächst möchte ich vorausschicken, dass es absolut nicht meine Absicht ist, der Auswanderung als solcher überhaupt das Wort zu reden und unser Deutsches Reich dadurch entvölkern zu wollen.

Da unsere Bevölkerung aber beständig wächst und in Europa durch die bestehenden politischen Verhältnisse einer weiteren Ausdehnung des Deutschtums vorläufig Grenzen gezogen sind, so müssen wir unsern Volksüberschuss übers Meer ziehen lassen. Seit vielen Jahrzehnten ist derselbe hauptsächlich nach Nordamerika gezogen, wo er fast ausnahmslos schon in der zweiten Generation seine Muttersprache vergessen hat und ausserdem zu unserm wirtschaftlichen Gegner wird. Unsere eigenen Tropen-Kolonien werden hoffentlich unsern wirtschaftlichen Reichtum vermehren, jedermann aber weiss, dass ihr Klima ihre Kolonisierung durch europäische Ackerbauer unmöglich macht, und Südwestafrika ist ja leider vorläufig für die Hinleitung einer stärkeren Auswanderung nicht in Rechnung zu ziehen.

Aus welchen Gründen die Auswanderung stattfindet, gehört nicht hierher zu untersuchen, jedenfalls ist sicher, dass ein ständiger Auswanderungsstrom vorhanden ist, den ich auch nicht verstärkt wissen möchte, was dem Vaterlande nur noch mehr Arbeitskräfte rauben und seine Wehrkraft schwächen würde. Dass aber dieser Strom von seinem jetzigen hauptsächlichsten Ziel, Nordamerika, abgelenkt werden muss, liegt nur zu sehr in unserm nationalen Interesse, und dies hat den obengenannten Beschluss des ersten Kolonial-Kongresses veranlasst. Dieser Beschluss hat nur den Fehler, dass er rein platonisch ist und daher in drei Jahren keinerlei praktische Resultate gehabt hat. Hätte man diesem Beschluss vielleicht durch Ernennung einer Kommission zum Studium der einschlägigen Verhältnisse eine praktische Folge gegeben, so würde uns heut der Bericht dieser Kommission vorliegen und uns über die Aussichten einer deutschen Auswanderung nach den südamerikanischen Ländern aufklären.

Die in dem Artikel 6 getane Erwähnung von Süd-Brasilien als besonders für die deutsche Auswanderung geeignetes Land, hat seinen Grund darin (und das ist ja auch ganz gerechtfertigt), dass daselbst deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sche Kolonien seit längerer Zeit bereits existieren, denn zu den mit einem gemässigten Klima ausgestatteten Ländern gehört es nicht. Es ist im Gegenteil dort recht heiss (Jahres-Isotherme 22) und der Sommer in den Tälern, besonders für Norddeutsche, recht drückend, ebenso wie in den unter gleichem Breitengrade liegenden Provinzen des nördlichen Argentinien. Das beste über Südamerika erschienene geographische Werk von Latzina sagt darüber folgendes:

„Es ist sicher, dass in den zentralen und noch mehr in den nördlichen Provinzen Argentiniens das heisse Klima ein Hindernis für die Akklimatisierung der europäschen Rasse ist und infolgedessen auch für die Arbeitstätigkeit der Bewohner und die ökonomische Entwickelung des Landes."

Von dem Gesichtspunkt des Klimas aus, das doch einen wesentlichen Faktor für Wohlbefinden und Arbeitsmöglichkeit der Bewohner bildet, wäre daher weder Süd-Brasilien noch Nord-Argentinien als besonders geeignet für die deutsche Auswanderung zu empfehlen. Etwas anderes ist es mit den südlichen Teilen Argentiniens, d. h. Patagonien. Warum seitens des Kolonial-Kongresses nicht Patagonien als besonders für die Auswanderung geeignet genannt worden ist, soll hier nicht erörtert werden, es ist jedoch sicher, dass es zum Teil in der gänzlichen Unbekanntschaft mit diesem Lande liegt.

Man hält Patagonien in Deutschland fast allgemein für ein unwirtliches, nur von wilden Indianerstämmen von abnormer Körpergrösse bewohntes Land. In Wahrheit aber gibt es in Patagonien, einem Lande, das mit seinen 800 000 Quadratkilometern grösser ist als Deutschland, Dänemark, Holland und Belgien zusammengenommen, überhaupt fast gar keine Indianer mehr, mit Ausnahme von Feuerland, und diese letzteren, die Pescheräs, sind eher Zwerge als Riesen. In dem ganzen übrigen Patagonien trifft man jetzt nur noch wenige, kümmerlich ihr Dasein durch Jagd und Fischfang fristende, nomadisierende Familien, oder einzelne als „Peone" auf den spärlichen Estancias oder in den wenigen Marktflecken vermietete Individuen. Die letzte Expedition des Generals Roca im Jahre 1878/79 hat alle wehrfähigen Indianer bis weit südlich des Rio Negro ausgerottet, bis auf wenige Reste in der Pampa central, die sich freiwillig unterwarfen und deren Kaziken jetzt eine Pension von der Regierung beziehen. Die Männer wurden getötet, die Weiber und Kinder nach Buenos Aires geschleppt, wo sie von den argentinischen Damen als willkommenes und wohlfeiles Dienstbotenmaterial in Empfang genommen wurden.

Nach der Zählung von 1895 betrug die ganze zensierte Bevölkerung von Patagonien überhaupt nur 28 000 Seelen, wozu noch einige

tausend Indianer, hauptsächlich in Feuerland, kommen. Seitdem hat sich die Bevölkerung wohl höchstens um 5000 Seelen vermehrt.

Ebenso wie über die Bevölkerung, sind in Europa allgemein falsche Ansichten über das Klima Patagoniens verbreitet.

Am Rio Negro ist das Klima dasselbe wie in Oberitalien und Süd-Frankreich (Isotherme plus 15). Schnee ist selten, seltener als in Oberitalien. Nachtfröste im Frühjahr kommen gar nicht vor. Daher geben Obst und Wein immer ausserordentliche Erträge.

Im Chubut-Territorium ist das Klima wie in Mittel-Deutschland (Isotherme plus 10—12), also sehr günstig für alle Getreidesorten.

In Santa Cruz ist es wie in Pommern (plus 8), erst in Feuerland kommt das Klima dem von Bergen in Norwegen (plus 5) gleich.

In den Kordilleren im Westen ist das Klima, je nach der Höhenlage, natürlich kälter, in den für eine Kolonisierung aber allein in Betracht kommenden Tälern des Rio Negro-Gebietes sehr angenehm, zumal geschützt gegen den „Pampero" (kalten Südwind), der im Winter zeitweise die ganze patagonische Ebene durchfegt.

Hervorgehoben muss werden, dass das Klima in Patagonien im allgemeinen äusserst trocken und daher sehr gesund ist. Es herrscht, wie auch im allgemeinen in ganz Argentinien, infolge der geringen Vegetation Regenmangel und daher Trockenheit vor. Nur in den Kordilleren-Tälern finden vom Stillen Ozean her häufiger feuchte Niederschläge statt, die eine üppige Vegetation zur Folge haben. Der allzu grossen Trockenheit wird mit der späteren Kultivierung des Landes durch Anlage von Kanälen mit Hilfe der grossen Ströme Rio Negro und Rio Colorado, sowie durch Anschonung von Wäldern abgeholfen werden können.

Was die geologische und agrarische Beschaffenheit Patagoniens betrifft, so sind drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden:

1. Die Kordillerentäler. Der Boden an der Kordillere ist vulkanisch, gebröckelt, gemischt mit Sand, bis 40° s. B. sehr günstig für Weinbau. Die Täler auch zum Ackerbau geeignet, zum Teil ausserordentlich fruchtbar und bis zum 45.° s. B. überhaupt sehr kolonisationsfähig.

2. Das Plateau von Patagonien. Dies ist mit Ausnahme der Flussläufe und der an den grösseren Seen liegenden Strecken von etwa 38° südlicher Breite bis zur Südspitze ein steiniges, unfruchtbares, durch niedrige Tafelgebirge gebildetes Hochland, weder für Ackerbau, noch für Viehzucht geeignet, scheint überhaupt kulturunfähig, ist aber noch sehr wenig gründlich erforscht. Nur Guanacos und Strausse bevölkern diese grosse Wüste.

3. Die Flusstäler. Dieselben sind ausserordentlich fruchtbar, und wenn auch nur die drei grössten Ströme, der Rio Colorado, Rio Negro

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Rio Chubut, hierbei in Betracht kommen, so geben dieselben bei ihrer Ausdehnung doch ein grosses Kolonisationsfeld ab. Der Boden am Rio Negro und südlich desselben ist der beste Humus, zum Teil mit Sand gemischt, zum Teil auch die reinste Gartenerde.

Am Rio Negro und Rio Colorado finden zweimal jährlich grosse Überschwemmungen des niedrigen, angrenzenden Landes statt, im Mai nach dem ersten Schneefall im Gebirge, und im Dezember und Januar nach der Schneeschmelze. Daher würde für spätere, ausgedehntere wirtschaftliche Unternehmungen die Anlage eines regelmässigen Kanalsystems notwendig werden.

Der Boden in den Flusstälern eignet sich nicht nur zum Weizen-, Mais- und Alfalfa- (eine Art Luzerne) Bau, sondern am Rio Negro auch zum Wein- und Obst-Bau in ganz hervorragendem Masse. Das nördliche Ufer des Rio Negro ist erhöht, und die 50—100 Meter gegen das Flusstal abfallenden Kalkstein-Abhänge würden einen vortrefflichen Wein liefern. Auf der Insel Choële-Choël chica im Rio Negro habe ich bei einem seit 17 Jahren dort angesiedelten Italiener Weintrauben von einer Riesengrösse gefunden, die den allerbesten französischen und spanischen Trauben Konkurrenz machen. Alle Jahre ist infolge der Gunst des Klimas, weil die Nachtfröste im Frühjahr wegfallen, die Ernte dieselbe.

Die Weide ist eine ganz vorzügliche, die Gräser sind sehr nahrhaft, die am Rio Negro-Ufer weidenden Schafe waren die fettesten, die ich in ganz Argentinien gesehen habe. Während der Rio Colorado, dessen Ufer meist 1—2 m hohe, steil ins Wasser fallende Böschungen bilden, fast in seinem ganzen Laufe kahl und öde, ohne jeglichen Baumwuchs ist, abgesehen von einigen, selten genug anzutreffenden verkümmerten Trauerweiden, und daher den traurigen Eindruck starrer Wildheit gewährt, ist der Rio Negro in seinem ganzen Laufe von den herrlichsten schattenspendenden Bäumen, grösstenteils grossen Weiden, begleitet, die sich an vielen Stellen, besonders auf den Inseln, zu ganzen Wäldern erweitern und für eventuelle Ansiedelungen das beste Bau- und Brennholz liefern.

Der Rio Chubut, dessen Ufer im allgemeinen denselben traurigen vegetationslosen Charakter haben, wie die des Rio Colorado, ist der kleinste der drei grossen, auf den Kordilleren entspringenden, Patagonien durchquerenden Ströme. Er wird nicht viel über 100 m breit, während der Rio Negro nach dem Zusammenfluss des Rio Limay und des Neuquén, von wo ab er den Namen Rio Negro annimmt, 350 m breit ist, diese Breite bis Choële-Choël im allgemeinen beibehält, um dann im unteren Laufe noch bedeutend breiter zu werden. Er hat, wie auch der Rio Colorado, im allgemeinen eine recht starke Strömung, zeigt

aber eine Merkwürdigkeit, nämlich, dass er in seinem ganzen Laufe keinen einzigen Nebenfluss hat.

Was die Vegetation anlangt, so ist dieselbe, von der Kordillere abgesehen, in Patagonien ausserordentlich armselig. Mit Ausnahme der schon erwähnten Waldungen am Rio Negro existieren Wälder in unserm Sinne in Patagonien gar nicht. Der häufigste Baum ist nächst den Weiden am Rio Negro die sogenannte Algaroba, eine verkrüppelte, zum Teil buschartige Akazienart, mit welcher das Land südlich des Rio Negro viele Meilen weit bedeckt ist. Diese Algaroba gibt ein gutes Brennmaterial und bei stärkeren Stämmen auch ein gutes Bauholz. Sonst sind die flachen Plateaus der patagonischen Tafelgebirge, so auch besonders das Gelände zwischen den beiden Strömen Rio Negro und Colorado, mit dem über ganz Argentinien verbreiteten Dornbusch „Espinnillo" und dem sogenannten „Salzbusch" vielfach bedeckt. Diesem Mangel an wirklichem Baumwuchs ist die im ganzen Lande mit Ausnahme der Küstenstriche herrschende Trockenheit zuzuschreiben.

Von wilden Tieren existiert in Patagonien, wenn ich von Füchsen, Kondors, Geiern absehe, nur der den Schafherden sehr gefährliche, gegen Menschen aber völlig inoffensive Puma. Aus der Rio Negro-Gegend ist er aber seit den Indianer-Razzias des General Roca fast völlig verschwunden.

Das Guanaco findet sich ebenso wie der amerikanische Strauss in grossen Scharen in ganz Patagonien vom Atlantischen Ozean bis an die Kordilleren, am Rio Negro und Colorado sind dieselben aber, seitdem die Eisenbahn diese Ströme berührt, seltener geworden.

Sehr schöne starke Hirsche bevölkern die Kordilleren-Täler, den patagonischen Hasen oder Mara, der grösser und viel hochbeiniger ist wie unser Hase, trifft man schon am Rio Negro sehr häufig, ebenso wie Rebhühner und Martinetten, eine Art Fasan, im Überfluss. Grosse Scharen wilder Schwäne, Gänse, Enten, Reiher, Flamingos beleben die Flussufer, ganz abgesehen von den verschiedenen Gattungen von Schnepfen und Möwen, von denen die letzteren die besten Vertilger der Heuschrecken sind. Im übrigen tritt diese, im nördlichen Argentinien für den Ackerbau höchst gefährliche Plage in Patagonien wegen des kälteren Klimas nur äusserst selten auf. Aus demselben Grunde ist Patagonien auch von den vielen giftigen Schlangen, an denen im übrigen in Argentinien sonst kein Mangel ist, verschont.

Der Rio Negro ist ganz ausserordentlich fischreich, namentlich an Truchas, einer Art grosser Lachsforelle.

Politisch zerfällt Patagonien in fünf National-Territorien, und zwar: Neuquén, Rio Negro, Chubut, Santa Cruz und Feuerland, ein jedes unter einem vom Präsidenten ernannten (nicht wie bei den Provinzen er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wählten) Gouverneur, der meistens weniger das Wohl und Wehe des seiner Obhut anvertrauten Landstrichs, als seinen eigenen Vorteil im Auge hat und grösstenteils ganz willkürlich verfährt.

Kolonisation.

Aus dem bisher gesagten geht hervor, dass Patagonien infolge seiner ausserordentlich dünnen Bevölkerung ein noch fast ganz unkultiviertes, sozusagen jungfräuliches Land ist, das sich aber infolge seines zum Teil vorzüglichen Bodens und der geringen Schwierigkeiten seiner Urbarmachung, da keine Urwälder, keine Fieber erzeugenden Sümpfe, keine unüberwindlichen reissenden Ströme vorhanden sind, sehr zur Kolonisierung eignet, soweit das Klima für Ackerbau und Viehzucht günstig ist, d. h. in den drei nördlichen Territorien Neuquén, Rio Negro und dem Norden von Chubut. Das in diesen drei Territorien herrschende, gemässigte, Frankreich und Deutschland ähnliche Klima macht dieselben besonders geeignet für deutsche Ansiedler, und weit angenehmer, als das mit einem subtropischen Klima ausgestattete Süd-Brasilien.

Das Land am Rio Negro ist nun nach Ausrottung der Indianer durch General Roca im Jahre 1878 von der Regierung grösstenteils an Offiziere oder der Regierung befreundete Herren in Losen von 1 Quadratlegua (25 Quadratkilometer) verteilt oder verkauft worden. Einzelne Offiziere haben sich auch einfach Land angeeignet. Einiges Land am Flusse selbst ist auch heute noch „Regierungsland". In einer Entfernung von im allgemeinen mehr als 20 km südlich des Flusses ist das Land noch nicht verteilt und alles noch „Regierungsland". Der Preis, zu welchem die Ländereien anrechnete resp. sich bezahlen liess, betrug durchweg 400 Pesos oro (1600 Mk.) pro Quadratlegua oder 2500 ha. Nach den mir zugegangenen neuesten Nachrichten über die Preise der patagonischen Ländereien betrug im Juli d. Js. der Durchschnittspreis für eine Quadratlegua im Rio Negro-Territorium 8200 Pesos Papier, d. h. 6 Mk. pro Hektar. Im Territorium Neuquén war der Durchschnittspreis nur 2900 Pesos oder 2 Mark pro Hektar. Es waren dies Verkäufe von Staatsländereien, die von der Regierung früheren Konzessionären, die ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, wieder abgenommen worden waren. Die Verhältnisse für den Ankauf sind also noch nicht ganz ungünstige.

Was die Preise für Vieh und Pferde anlangt, so waren dieselben im Jahre 1902 am Rio Negro in Patagones, Viedma, Choële-Choël, im Durchschnitt folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kühe 30—40 Mk., Pferde 25—40 Mk., Schafe 5—8 Mk., für gut gefüttertes Vieh.

Die Verkaufspreise auf dem Markte von Buenos Aires waren im Januar 1898 für Prima-Ochsen 120—150 Mk., Kühe (gekreuzt) 70 bis 100 Mk., Kühe (eingeborene) 60—80 Mk., Hammel 10—16 Mk., Schafe 8—10 Mk.

Die Viehzucht ist dadurch sehr erleichtert, dass alle Tiere jahraus, jahrein, Sommer und Winter, im Freien bleiben, Ställe zu bauen also nicht nötig ist. Die jährliche Vermehrung stellt sich beim Rindvieh auf 25—30, bei den Schafen auf 50—60 Prozent. Der Wollertrag ist durchschnittlich — gering gerechnet — auf $1^1/_2$ Kilo pro Schaf und Jahr anzunehmen.

Die deutsche Kolonialzeitung vom Oktober 1904 bringt eine Übersicht über die Handelsbeziehungen Deutschlands zu den südamerikanischen Ländern. Aus derselben geht hervor, dass Argentinien mit 336 Millionen Mark Einfuhr, 102 Millionen Mark Ausfuhr, gegen Brasilien mit nur 156 und 56 Millionen, das wichtigste Land Südamerikas für den deutschen Handel ist. Das genannte Blatt knüpft daran eine Notiz, nach welcher die argentinische Republik als Ziel deutscher Auswanderung populärer geworden ist, als vordem. Doch es würden Stimmen laut, die der argentinischen Regierung zum Vorwurf machten, dass sie wirtschaftlich eben nicht wertvolle Territorien der Kolonisation erschliesse. Nach dem im Monat Mai dieses Jahres im Deputierten-Kongress zu Buenos Aires entwickelten Programm des Präsidenten Quintana ist diese Befürchtung allerdings insofern nicht ganz ungerechtfertigt, als die Regierung möglichst selbst die ihr passenden Territorien zur Kolonisierung auswählen will. Wenn ich nun auch durchaus nicht behaupten will, dass man mit Absicht ganz wertlose Ländereien neu eingewanderten Kolonisten anbieten wird, so dürfen wir uns doch durch solche Angebote nicht täuschen lassen, sondern müssen uns die für eine eventuelle deutsche Kolonisation günstigsten Territorien selbst aussuchen. Diese Gegenden sind das Flussgebiet des Rio Negro und die Kordillerentäler im nördlichen Patagonien aus den angeführten Gründen, und weil sie bereits durch eine grosse Eisenbahnlinie mit Bahia blanca und Buenos Aires verbunden sind, eine Verwertung der in ihnen gewonnenen Produkte also vom ersten Moment ermöglichen.

Herr Kapitän Dr. Vallentin hat kürzlich von der Regierung eine Konzession von 90 Quadratleguas (225 000 Hektar) im Chubut-Territorium „zur Kolonisierung mit germanischen Einwanderern" erhalten und damit hoffentlich den Anstoss zu einer deutschen Einwanderung nach Patagonien gegeben. Leider sind diese Ländereien vorläufig noch sehr entlegen — 600 km Luftlinie vom Rio Negro durch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wasserarme Wüste hindurch, und 400 km bis zur nächsten Bahnstation zur Verbindung mit dem Atlantischen Ozean — so dass trotz der Vorzüglichkeit des Bodens in diesem Kordillerental und seiner grossen Geneigtheit zur Kolonisierung auf eine rentierende Verwertung der Produkte der Kolonie so bald noch nicht zu rechnen ist. Diese Verhältnisse sind am Rio Negro günstiger, weil von dort aus eine grosse Bahnlinie direkt nach den Haupthandelsplätzen des Landes und ein schiffbarer Strom nach dem Atlantischen Ozean, an den der östlichste Teil der Kolonie überhaupt anstossen würde, führt.

Eine Auswanderung und Ansiedelung einzelner Familien auf eigene Rechnung und Gefahr, wie dies in Nordamerika meist geschieht, kann aber in Argentinien überhaupt nicht angeraten werden, nicht nur, weil die Ansiedler gewissenlosen Spekulanten in die Hände fallen würden (was übrigens in Nordamerika auch oft genug geschieht), sondern weil einzelne Kolonisten ohne einen höheren Schutz der Willkür der unteren Behörden und kleinen Beamten preisgegeben wären.

Einen wirksamen Schutz gegen solche Willkürlichkeiten und administrative Nörgeleien kann dem Einwanderer nur eine Gesellschaft gewähren, die das zu kolonisierende Land für sich erwirbt und die angesiedelten Kolonisten den argentinischen Behörden gegenüber vertreten kann.

Eine solche Gesellschaft könnte in Patagonien einen grösseren Landstrich zu einem verhältnismässig billigen Preis erwerben, an einzelne Kolonisten-Familien verpachten oder verkaufen, durch Anlage von Kanälen und Eisenbahnen in grösserem Masse nutzbar machen, und so nach einigen Jahren der Einrichtung des Betriebes selbst den grössten Nutzen aus der Unternehmung ziehen.

Zunächst würde also für ein solches Unternehmen das Flusstal des Rio Negro in Betracht kommen. Dasselbe ist im ganzen ungefähr 700 Kilometer lang, und wenn man von dieser Länge (sehr reichlich) ungefähr 100 km auf bereits angebaute Strecken und unbrauchbares Land abrechnet, so bleibt eine Strecke von 600 km am Fluss zur Besiedelung übrig. Nimmt man die Breite dieser Strecke im Durchschnitt zu 15 km an, so ergibt dies einen Flächenraum von 9000 Quadratkilometern, also mehr als die Hälfte des Königreichs Sachsen. Das ganze Rio-Negro-Territorium hatte nach der Zählung von 1895 nur 10 000 Einwohner, die zum grössten Teil in den am Rio Negro liegenden Ortschaften Roca, Choële-Choël, Viedma und Patagones wohnen. In den letzten Jahren sind viele Chilenen eingewandert, was die Regierung zu Befürchtungen einer späteren Annektierung des Landes durch Chile veranlasst und daher sehr geneigt macht, europäischen Einwanderern die günstigsten Konzessionen zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die für das Ansiedelungsgebiet zu empfehlende Produktion anlangt, so würde in erster Linie Vieh- und Schafzucht zu betreiben sein.

1. Viehzucht.

Die Weide ist, wie oben erwähnt, vorzüglich, die Gräser sind sehr nahrhaft, gefährliche wilde Tiere nicht vorhanden, denn der Puma ist, wie ich schon erwähnt habe, am Rio Negro fast gänzlich ausgerottet, und wenn später ein rationelles Kanalsystem angelegt wird, so gibt es kaum auf der Erde ein günstigeres Land für Viehzucht, wie das Rio Negro-Tal.

Ganz besonders eignet sich dasselbe zur Pferdezucht, weil Weide, Boden und Klima für das Nervensystem des Pferdes noch günstiger sind als in der Pampa. In dieser richtigen Erkenntnis hat die argentinische Regierung die Insel Choële-Choël im Rio Negro als Remonte-Depot für die Armee eingerichtet, wenn man von einem Depot in unserm Sinne reden kann; es weiden dort einfach jahraus, jahrein mehrere hundert Pferde, fast ohne jede Aufsicht, um nach Bedarf mit dem Lasso eingefangen und an die Regimenter verschickt zu werden.

2. Ackerbau.

Weizen, Mais und Alfalfa (Luzerne-Klee) in erster Linie. Der Boden braucht gar keine Düngung und ist so ertragsfähig, dass man zehn Jahre lang Weizen auf derselben Stelle bauen kann, ohne dass der Ertrag geschmälert wird.

Ebenso günstig ist derselbe für alle Gemüse; für Kartoffeln, weil zu fett, ist er weniger geeignet. In ganz Argentinien gedeiht überhaupt die Kartoffel nicht besonders.

3. Obstbau.

Nicht nur Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Pflaumen und Ananas, sondern auch Kirschen und Äpfel, die im nördlichen Argentinien schlecht fortkommen, gedeihen vorzüglich. Der Ertrag ist jedes Jahr fast der gleiche, weil im Frühjahr keine Nachtfröste die Blüten vernichten. Die Erzeugnisse der Obstplantage eines Oberst Bellisle bei Chimpay am nördlichen Ufer des Rio Negro kann man getrost den besten französischen Obstsorten zur Seite stellen. Und dieses alles ohne Düngung.

4. Weinbau.

Die Resultate der in dieser Richtung bereits gemachten Erfahrungen habe ich schon erwähnt. Auch hierbei muss ich betonen, dass dieselben ohne jede Düngung erreicht sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die einzige Plage für den Ackerbauer bilden eventuell die Heuschrecken, die aber hier, wie schon angedeutet, weit seltener wie in den nördlichen Provinzen sind und auch nie in so grossen Scharen erscheinen. Ebenso wie die Möwe, ist auch der rotbrüstige Star (Pecho colorado) ein ganz vorzüglicher Heuschreckenvertilger und daher von den Ansiedlern nach Kräften zu schützen.

Für das Gedeihen eines grösseren Kolonisations-Unternehmens am Rio Negro wäre der Bau einer Eisenbahn, die ungefähr von der Insel Choële-Choël in gerader Linie nach dem Hafen San Antonio am Golfo Mattias führt, von grösster Bedeutung. Da sich diesem Bahnbau gar keine Bodenschwierigkeiten bieten, und da das zu durchschneidende Land der Regierung gehört, so würden die Kosten dieser Bahn die denkbar geringsten sein. Es ist auch anzunehmen, dass die Regierung einer deutschen Bahngesellschaft dieselben Konzessionen erteilen würde wie der englischen Südbahn, d. h. 10 km Terrain längs der Bahnstrecke als Eigentum zuweisen. Diese Bahn, zunächst nur in einer Länge von 150 km, würde von der grössten Wichtigkeit für den Export der Wolle, Häute und des Getreides aus dem Kolonisations-Gebiet und den Import aller europäischen Gebrauchsartikel sein und in späteren Zeiten durch Verlängerung bis an die Kordillerentäler ausserordentlich rentabel werden. Dieselbe ist um so wichtiger, als die Schiffahrt auf dem Rio Negro vorläufig noch eine sehr unregelmässige ist und die Regierung an eine Regulierung dieses Flusslaufes wegen der damit verbundenen Kosten sobald nicht denken wird.

Der Hafen von San Antonio ist einer der besten an der patagonischen Küste, weit besser selbst als der von Bahia blanca. Da schon jetzt Hamburger Dampfer unter argentinischer Flagge die patagonischen Häfen Puerto Madryn, Santa Cruz und manchmal San Antonio anlaufen, so würde das letztere bald ein wichtiger deutscher Stapelplatz werden und der Export, sowohl der toten Erzeugnisse, als auch des lebenden Viehes der Rio Negro-Kolonie nach Europa sich viel billiger gestalten, als über Bahia blanca oder gar über Buenos Aires.

Im übrigen muss ich erwähnen, dass in richtiger Erkenntnis der zukünftigen grossen Bedeutung einer Eisenbahn von Puerto—San Antonio nach dem Rio Negro, wie ich bei meinem Aufenthalt in der dortigen Gegend in Erfahrung gebracht habe, das Gelände von englischen Ingenieuren in dieser Beziehung bereits rekognosziert worden ist.

Zum Schluss muss ich hier aber das Vorurteil bekämpfen, das in Deutschland im allgemeinen gegen die Auswanderung nach Argentinien herrscht. Dasselbe datiert von dem grossen, von einer blutigen Revolution gefolgten Finanzkrach des Jahres 1890, und gipfelt in einem grossen Misstrauen gegen die dortige Regierung. Der Finanzkrach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war hauptsächlich durch die Operationen gewissenloser europäischer Spekulanten herbeigeführt, wenn auch die Regierung des damaligen Präsidenten Juarez-Celman dabei eine grosse Schuld trägt. Seitdem werden aber systematisch bei uns Nachrichten verbreitet, die die allgemeinen politischen Zustände im Lande in den schwärzesten Farben schildern. Unglaubliche Geschichten werden über die argentinische Rechtspflege erzählt. Diebe, Mörder und Betrüger sollen dort völlig straffrei ausgehen, und die Bestechung der Richter und Beamten gehöre zu den alltäglichen Erscheinungen. Das ist denn doch nun ganz ausserordentlich übertrieben. Ich habe drei Jahre im Lande gelebt und grundsätzlich auch alle Gesetzwidrigkeiten, Beamten-Bestechungen und sonstige Unregelmässigkeiten beachtet. Danach kann ich nur sagen, dass es in Argentinien in dieser Beziehung keineswegs schlimmer zugeht, als in allen Ländern jüngerer Kultur, wie Brasilien, Chile, Peru oder Bolivien, jedenfalls nicht annähernd so schlimm, als in dem uns benachbarten Russland, ja auch kaum schlimmer, als in dem gepriesenen „hochkultivierten" Nordamerika. Es ist bekannt, welche Zustände in dieser Beziehung in den Vereinigten Staaten herrschen, dass dort Deputierte und Senatoren von den Grosskapitalisten „Geschenke" empfangen, um ein diesen Milliardären genehmes Gesetz durchzubringen, sowie dass die Wahlen vielfach durch Bestechung gemacht werden. In Argentinien geschieht letzteres wenigstens nur durch Einschüchterung, was doch immer noch vorzuziehen ist, da es von den Wählern abhängt, ob sie sich einschüchtern lassen. Auch auf die nordamerikanischen Rechtszustände möchte ich hinweisen, wo Lynchjustiz auch heute noch in einer oft Abscheu erregenden Weise ausgeübt wird. Trotz dieser allgemein bekannten Tatsachen ist Nordamerika das Ideal aller Europamüden, besonders der Deutschen, während ihnen Argentinien als ein Land erscheint, in dem niemand seines Lebens noch seines Vermögens sicher ist.

Demgegenüber kann ich aber für Argentinien durchaus konstatieren, dass die jetzige Regierung wenigstens den besten Willen hat, mit den Betrügereien und Bestechungen der Beamten aufzuräumen, und dass sie hierin von der Presse in Buenos Aires, und zwar nicht nur von der dortigen fremdsprachlichen — deutschen, französischen und englischen —, sondern auch von der eigenen spanischen, die alle bekannt werdenden Fälle zur öffentlichen Kenntnis bringt und aufs schärfste geisselt, lebhaft unterstützt wird. Die oben erwähnten, in Deutschland verbreiteten ungünstigen Nachrichten über die inneren politischen Zustände des Landes haben aber nur den Zweck, den deutschen Kaufleuten und Industriellen den Verkehr mit Argentinien zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ekeln, um das Land möglichst der englischen Exploitation offen zu halten. Dass in England selbst die argentinischen Verhältnisse durchaus nicht ungünstig beurteilt werden, davon ist der beste Beweis, dass englische Kapitalisten mit nicht weniger als 150 Millionen Pfund Sterling, oder 3 Milliarden Mark in Argentinien engagiert sind. Sämtliche Eisenbahnen, mit Ausnahme einer einzigen Linie, die französisch ist, sind in englischen Händen. Ebenso gehören riesige Land-Komplexe englischen Privaten oder Gesellschaften. Obwohl England in erster Linie der leidtragende Teil der finanziellen Katastrophe von 1890 war, hat es doch immer wieder, in richtiger Würdigung der grossen ungehobenen Schätze des Landes, neue Kapitalien in Argentinien angelegt. Und wenn auch die Zahl der im Lande befindlichen Engländer die der Deutschen nicht sehr übersteigt, so übertrifft das von ihnen vertretene Kapital das deutsche wohl um das hundertfache. Dass vorläufig noch keine stärkere Einwanderung von englischer Landbevölkerung nach Argentinien stattfindet, liegt einfach darin, dass England genügende Kolonien englischer Zunge hat und vor allem Kanada mit Einwohnern versehen werden muss. Von Kanada, dessen Klima nordeuropäischen Einwanderern günstiger ist als das brasilianische, werden neuerdings auch Einwanderern anderer als englischer Nationalität die vorteilhaftesten Bedingungen gemacht. Wollen wir aber unsern Bevölkerungs-Überschuss nach Kanada ziehen lassen, wo er, wie in Nordamerika, schon in der zweiten Generation seine Muttersprache vergisst und zu unserm wirtschaftlichen Feinde wird?

Da bietet uns Patagonien andere Aussichten für die Zukunft. Von einer politischen Annektierung und Gründung einer reichsdeutschen Kolonie Patagonien kann hier nicht die Rede sein. Aber der Beginn einer Einwanderung von anfänglich vielleicht nur 5000—10 000 Deutschen in dieses Land der Zukunft, würde, wenn es den Leuten dort gut geht, mit der Zeit grössere Massen Auswanderer, die sonst wahrscheinlich nach Nordamerika gegangen wären, nach sich ziehen, die mit der Bewahrung ihrer Sprache und Sympathien das Interesse an ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland nicht verlieren, und so ein vorzügliches Absatz- und Austauschgebiet für das Mutterland bilden würden.

Generalkonsul **R. v. Fischer-Treuenfels,** Dresden: In der Plenarversammlung wurde von Herrn Professor Dr. Helfferich die Ansicht aufgestellt, dass infolge höherer Wirtschaftsentwickelung die Auswanderung abgenommen habe. Das ist nicht ganz richtig, denn die Abnahme der grösseren Auswanderung hat zum sehr grossen Teil ihren Grund in der schärferen Überwachung der Auswanderung durch ein weise ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ordnetes Einwanderungsgesetz, und ferner darin, dass heute allen Auswanderungslustigen, die nicht bemittelt sind, die Auswanderung ernstlich abgeraten wird.

Bezugnehmend auf General Arents Bemerkung, dass Argentinien nördlich vom 28. Grade sich infolge klimatischer Verhältnisse nicht zur deutschen Einwanderung eigne, ist zu entgegnen, dass die Sterbeziffer selbst nördlich jenes Breitegrades, in Paraguay und im südlichen Brasilien eine viel günstigere als in Deutschland ist; sie ist in der Hauptstadt Paraguays 16,1 pro Mille, während sie im Deutschen Reiche 21,1, in Schlesien 25,4, in Chemnitz 35,0 und in Bochum sogar 46,4 war; das Klima ist also auch nördlich des 28. Breitengrades ein gesundes.

Schriftsteller **C. Bolle,** Berlin, wies darauf hin, dass das Klima in Südbrasilien mindestens ebensogut sei, wie in den besten Gegenden Deutschlands. Patagonien habe zwar ein ähnliches Klima wie Deutschland und gleiche Produkte, darin liege aber sein einziger, allerdings bedeutender Vorzug. Sobald sich der Deutsche an südbrasilianische Produkte gewöhnt habe, verschwinde der Unterschied. Redner erinnert an die deutsche Kolonien S. Lourenço, Santa Cruz, Santo Angelo, Blumenau, sämtlich mit sehr günstigem Klima. Sehr günstig seien ferner die Gesundheitsverhältnisse des Hochlandes von S. Paulo, Minas Geraes und Espirito Santo, wo ebenfalls viele Deutsche wohnten. In Brasilien werde viel zur Bekämpfung des gelben Fiebers getan, besonders in Rio de Janeiro, wo 1904 nur noch 250 Personen daran gestorben seien. Er führt aus, dass deutsche Auswanderer und Kolonisatoren in der neuen Welt r e i n w i r t s c h a f t l i c h e Ziele verfolgen.

Dr. **Jul. Wolff,** Buenos Aires, betonte, dass die Deutschen in Argentinien keineswegs die deutsche Auswanderung von Südbrasilien und Paraguay abgelenkt wissen wollten, sondern nichts anderes wünschten, als Argentinien nicht ungünstiger behandelt zu sehen, als diese Länder. Zu den Ausführungen des Vortragenden bemerkte Redner, dass die Kolonisation in Patagonien über kurz oder lang versagen müsse und die Beteiligung des deutschen Elements durchaus wünschenswert sei, dass aber am Rio Negro zunächst vielleicht nur die Viehzucht mit Vorteil betrieben werden könne, der Ackerbau aber einstweilen die Konkurrenz mit den argentinischen Weizenprovinzen wohl nicht aufnehmen könne. Die Mängel der Rechtspflege, die der argentinischen Regierung so oft zum Vorwurf gemacht würden, hätten zum Teil ihren Grund nicht im Fehlen des guten Willens der Nationalregierung, sondern vielfach an den Hemmnissen, die ihr die Föderativverfassung und die Unmöglichkeit, auf die Gerichte der Einzelstaaten einzuwirken, in den Weg legen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Direktor **A. W. Sellin,** Hamburg: Die Rivalität zwischen Südbrasilien und Argentinien als Auswanderungsziel für Deutsche sollte aufhören, namentlich die Verleitung bereits in Südbrasilien angesiedelter Deutscher zur Auswanderung nach Argentinien, wie sie auch in neuester Zeit vorgekommen.

Nach meiner Ansicht bilden alle gemässigten Länder Südamerikas ein für die Einwanderung von Deutschen geeignetes Gebiet, und ist es also nur die Frage, wo in diesen Ländern zeitweilig die besten Bedingungen für die Aufnahme der deutschen Auswanderung dargeboten werden.

Mit den Ausführungen des Herrn Dr. Meyer, dass die wirtschaftliche Krisis in Südbrasilien bald überwunden sein wird, erkläre ich mich auch betreffs des Staates St. Catharina im Einverständnis.

Vorbedingung dazu ist allerdings die Verbesserung der bisherigen, höchst mangelhaften Wirtschaftsmethoden, und namentlich die Einführung neuer Kulturen zwecks Erzeugung exportfähiger Produkte, sowie die Herstellung besserer Verbindungen zwischen den Kolonien und der Küste durch Eisenbahnen.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Südbrasilien ist gut für Ansiedler, aber auch Argentinien, insbesondere Patagonien. Indessen man kann das eine tun und braucht das andere nicht zu lassen. Es ist Raum genug für den deutschen Auswanderer. Diese Auswanderung muss in ihrer Eigenart erhalten und vom Reich aus unterstützt werden. Die Unterstützung darf zum Druck werden. S t a a t l i c h e r Druck schreckt gerade die südamerikanischen Republiken vor Gewalttätigkeiten gegen die deutschen Siedler. Es ist unklug, verhängnisvoll, unsere Abneigung vor I n t e r v e n t i o n stets zu betonen.

Journalist **Joseph Winiger,** Charlottenburg, steht auf dem Standpunkt von Direktor Sellin, dass Argentinien, Chile und Brasilien ein gesamtes grosses Gebiet bilden, das in vorzüglicher Weise durch sein Klima und seinen Reichtum sich für die germanische Kolonisation eignet. Gerade deshalb hat Argentinien das Recht, zu verlangen, dass die ihm auf dem vorigen Kolonialkongress zugefügte Zurücksetzung beseitigt und ihm dieselbe Rangstufe wie Brasilien eingeräumt wird. Dies um so mehr, da Argentinien noch eine Reihe von Vorzügen Südbrasilien gegenüber aufweist: 1. Während Südbrasilien einen schwer bearbeitbaren Urwaldboden hat, verfügt Argentinien über weite Flächen fruchtbaren Wiesenbodens, der sogleich umgepflügt und besät werden kann. 2. Argentinien hat eine Anzahl wertvoller Ausfuhrprodukte, Südbrasilien hingegen fast nur Kolonialprodukte, deren Absatz auf den einheimischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konsum beschränkt ist. 3. Argentinien besitzt ein grosses Netz bequemer Verkehrswege, Schiffahrtslinien nach aussen, Eisenbahnen im Innern, mit mässigen Tarifen, die Südbrasilien nur in geringem Umfange und nur mit fast unerschwinglichen Frachtsätzen hat. 4. Argentinien hat zwar auch einen Nativismus, der aber nur aus dem Kraftgefühl und dem Selbstbewusstsein des Argentiniers hervorgeht, während der brasilianische Jacobinismus eine Ausgeburt der Furcht und des Schwächegefühls ist und deshalb den Fremden befeindet, indessen Argentinien die Vorzüge des Fremden anerkennt und sich zunutze macht. Übrigens hat der brasilianische Nativismus seine tiefen Wurzeln in der brasilianischen Geschichte, die voll ist von Angriffen fremder Nationen auf das brasilianische Territorium. Wenn sich früher auch Deutschbrasilianer auf derartige Pläne verirrten, so kommen doch heutzutage solche deutsch-imperialistische Anwandlungen nur noch bei Leuten vor, die niemals selbst inmitten der südamerikanischen Verhältnisse gestanden, sondern sich stets weit vom Geschütz gehalten haben. Eine Antipathie der argentinischen Regierung gegen Deutsche hat niemals existiert. Auch zwischen den Deutschen in Chile, Argentinien und Brasilien und ihrer Presse herrscht die beste Harmonie; derartige Rivalitäten kennt man nur unter den „Südamerikanern" hier in Deutschland. Damit müssen wir endgültig aufräumen. Argentinien und Brasilien gebührt für die germanische Auswanderung die gleiche Stufe, und Südamerika der erste Rang unter den Kolonisationsländern.

Professor Dr. **Jannasch**, Berlin: Die politischen Äusserungen des Herrn Wirth dürfen nicht ohne Widerspruch in die Welt hinausgehen. Durch dieselben erschweren wir unnötig unsere Stellung im Auslande. Es wäre solches Verfolgen politischer Interessen geradezu illoyal. Das deutsche Kapital kann durch die Folgen, die derartige politische Erörterungen im Auslande hervorrufen müssen, von Unternehmungen im Auslande abgeschreckt werden.

v. Strantz, Berlin: Die politische Ängstlichkeit vor einer selbstbewussten deutschen Siedelungsförderung ist zu verwerfen, da die etwaigen Folgen politischer Verwickelungen und deren Lösung Sache unserer doch sicher vorsichtigen Reichsregierung ist. Die Gefahr einer volklichen Aufsaugung durch die spanisch-portugiesisch-indianische Mischbevölkerung mangelhafter Gesittung ist für die Deutschen nicht geringer als in Nordamerika, und tatsächlich die Zahl der abgefallenen deutschen Volksgenossen, besonders nach Verlust der Reichsangehörigkeit, beträchtlich. Das fehlende Selbstbewusstsein schadet der Erhaltung unserer Eigenart, die sogar schon von polnischen und italienischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siedelungskonkurrenten bedroht ist. Den Übergriffen der gelegentlich willkürlichen Regierungen und deren wechselnder Machthaber müssen die Siedler unter dem Schirm der Reichsregierung bei Betonung ihres Deutschtums ganz anders und tatkräftiger als bisher und als geschlossenes Volkstum entgegentreten. Die schwachen südamerikanischen Freistaaten sind keine ewigen Schöpfungen und lassen Raum auch für deutsche Staatswesen. Die nordamerikanische Union hat spanische Inseln des Erdteils vergewaltigt, ohne dass die südamerikanischen Stammesgenossen den Mut der Abwehr zugunsten des spanischen Mutterlandes gefunden haben.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Die Engländer versuchten, Argentinien zu erobern, das hindert nicht, dass britisches Kapital in Argentinien und Brasilien mächtig ist. Ebenso gehen die Vereinigten Staaten mit staatlichem Druck in Südamerika vor. Auch Deutschland muss Druck, wo nötig, gebrauchen.

Assessor **Ramelow,** Berlin: Den Ausführungen des Herrn Professor Jannasch wird jeder beitreten, der Südamerika kennt. An politische Eroberungen dortselbst zu denken, ist Widersinn. Abgesehen davon, dass es absolut unklug wäre, wäre die Realisierung derartiger Pläne auch tatsächlich unmöglich. Es ist ein Widersinn, den jungen Sprossen südamerikanischer Republiken unsere europäischen alten Institutionen und politischen Anschauungen, die das Resultat einer tausendjährigen Geschichte sind, aufzupfropfen. Das ist eben unser grösster deutscher Fehler auf kolonialem Gebiet, dass wir stets an politische Eroberungen, an militärische Machtentfaltung und ein Regieren denken, und dass wir deshalb unter dem Banne dieser „kontinentalen" Anschauungen Assessoren und Soldaten nach jungen Ländern zur Kolonisation schicken. Der richtige Pionier für das Deutschtum über See ist aber vielmehr der deutsche Kaufmann und der deutsche Auswanderer.

Dr. phil. **Julius Wolff,** Buenos Aires, führt aus, dass er aus den Äusserungen einiger Vorredner ersehe, wie wenig man in Deutschland von Argentinien und dem dortigen Deutschtum wisse, und legt an der Hand von Beispielen dar, wie tüchtig das Deutschtum in La Plata gedeihe und wie sehr Argentinien als Produktionsgebiet und als Markt der deutschen Industrie die aufmerksamste Beachtung verdiene.

Professor Dr. **Ballod,** Halensee: In Patagonien ist fruchtbares Terrain sehr beschränkt, und es ist fraglich, ob selbst das Rio Negrogebiet in sei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nem grossen Umfange noch fruchtbar ist. Fraglich auch, ob das fruchtbare Terrain billig genug zu erhalten ist. Südbrasilien ist klimatisch durchaus für nordische Einwanderer geeignet, auch im Norden, in Blumenau, trotz 22 Grad Jahreswärme.

Die Deutsch-Russen in Südamerika.

Von P. **Bodems**, Rektor in St. Wendel.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Durch Errichtung der VI. Sektion hat das vorbereitende Komitee des Kolonialkongresses das Programm derartig erweitert, dass auch nichtdeutsche Kolonisationsgebiete im Rahmen der Vorträge einen entsprechenden Platz finden. Deshalb dürfte es gerechtfertigt sein, unserer ehemaligen Landsleute, der Deutsch-Russen in Südamerika, zu gedenken.

Geschichte.

Im Jahre 1762 erliess die Kaiserin Katharina von Russland mehrere Manifeste, durch welche vorzüglich Deutsche eingeladen wurden, sich in den unbewohnten Gebieten im Süden und Südosten ihres Reiches niederzulassen. Bedeutende Vorrechte wurden den Ansiedlern in Aussicht gestellt. Freiheit vom Militärdienste und selbständige Verwaltung wurden gewährleistet; eine Tutelkanzlei zur Sicherstellung der Kolonisten wurde errichtet.

Gegen 500 000 Deutsche, vornehmlich aus den Südstaaten, aus Gebieten, die gegenwärtig Bayern, Württemberg und Baden zugehören, folgten dem Rufe Katharinas. In grossen Scharen trafen die Auswanderer in Regensburg ein, von wo aus sie gemeinschaftlich die Siedelreise ins Zarenreich antraten.

Unter unsagbaren Schwierigkeiten gründeten sie zahlreiche Kolonien am Schwarzen Meere, an der unteren Wolga und beim Kaukasus. Hier verlebten sie in konfessionell voneinander geschiedenen Dörfern zwar sorgenvolle, aber doch auch glückliche Tage bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals waren manche der ihnen zugestandenen Privilegien, wie z. B. die Befreiung vom Militärdienste, erloschen; auch hatten sich durch das starke Anwachsen der Bevölkerung, wie durch politische Konstellation die Verhältnisse in nicht we-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rigen Gegenden verschlechtert: Gründe genug, um manchen Kolonisten den Wanderstab ergreifen zu lassen, sich jenseits des Atlantischen Ozeans ein neues Heim zu suchen. In nicht unbeträchtlicher Anzahl wandten sie sich dem damaligen „Gelobten Lande", den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu. Die wenig günstigen Nachrichten, die von dort herüberkamen, veranlassten jedoch manche, gleich vielen deutschen Auswanderern, in Südamerika ihr Glück zu suchen. Ein Teil wandte sich nach Brasilien, ein anderer nach Argentinien.

Im Jahre 1878 landete im brasialianischen Hafen Paranagua eine bedeutende Anzahl russischer Auswanderer. Auf der Hochebene von Parana, in der Umgebung von Palmeira, Lapa und Ponta Grossa, wurde ihnen von der Staatsregierung Land angewiesen. Doch den meisten wollte es in Brasilien nicht behagen. Angelockt durch die glänzenden Berichte ihrer Landsleute in den Ländern des La Plata, die im Norden und Süden der argentinischen Republik, in den Provinzen Entre Rios und Buenos Aires hoffnungsvolle Kolonien gegründet hatten, zogen auch sie nach Argentinien. In dem von zahlreichen Bächen durchzogenen Hügellande Entre Rios, unfern der die Provinz durchquerenden Bahn Concepcion-Parana, wie in den endlosen Pampas der Provinz Buenos Aires, an der Bahnlinie nach Olavarria-Bahia Blanca, haben bis heute die von Russland eingewanderten Kolonisten sich erhalten.

Deutsch-Russen, russo alemanes, und russo allemoes, werden die in Rede stehenden Auswanderer genannt.

Deutsche sind sie ihrer Abstammung nach, Deutschland preisen sie heute noch als ihr Vaterland; die deutsche Sprache ist ihnen trotz des mehr als hundertjährigen Aufenthaltes im Auslande Muttersprache geblieben. Deutsche Gesittung und Denkungsart finden sich scharf bei ihnen ausgeprägt.

Den Namen „Russen" verdanken sie dem Lande ihrer unmittelbaren Herkunft.

Nach diesem geschichtlichen Überblick kehren wir zurück zu den russo allemoes in Brasilien.

Der Deutsch-Russe in Brasilien.

Eine nennenswerte Zahl von Deutsch-Russen finden wir nur im Staate Parana. Dort leben noch etwa 250 bis 300 Familien. Manche haben sich in den Städten Palmeira, Ponta Grossa und Lapa als Kleinhändler oder Handwerker ein Heim gesucht. Die Mehrheit verteilt sich auf die ehedem bedeutenden Kolonien Lago, Puggas, Guero-Guero, Papagaios Novos, Marienthal, Johannesdorf, Pullado. Mit Ausnahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einiger Handwerker, vornehmlich Wagenbauer, und weniger Geschäftsleute, sind sie alle Fuhrleute. Die Bestellung des wenig fruchtbaren Ackerlandes überlassen sie den Frauen, die auch das Vieh besorgen.

In Begleitung eines zehn- bis vierzehnjährigen Buben oder, in Ermangelung desselben, einer gleichaltrigen Tochter, führt der Vater die von 5—9 Ochsen oder Pferden bespannte Carossa in zwei- bis dreiwöchentlicher Fahrt nach Curytiba und zurück. Zwei gewaltige Räder, die unter schrillem Getön um ihre hölzerne Achse sich drehen, tragen das mit geteertem Segeltuche überspannte Fuhrwerk. Die unglaublich verwahrlosten Wege, wie die lebensgefährlichen Brücken machen die Tour zu einer wahren Bussfahrt. Vor dem Bau der Eisenbahn Curytiba—Ponta Grossa erzielte man ein ansehnliches Jahreseinkommen durch den Transport von Lebensmitteln zur Hauptstadt und der Herva mate zum Hafen Paranagua. Aber die Vollendung der Bahnstrecke schädigte den Transport per Achse in sehr empfindlicher Weise. Diese wenig erfreulichen Verhältnisse verschlechterten sich in den letzten Jahren noch bedeutend durch die gemeine Ausbeutung von seiten der habgierigen Grossgrundbesitzer. Von Jahr zu Jahr wurde ein steigender Pachtzins für die Viehweiden verlangt, die das einzig hinreichende Futter den zahlreichen Zugtieren liefern. Allem Anscheine nach gehen die Kolonien einer allmählichen Auflösung entgegen. Die Deutsch-Russen werden gezwungen sein, entweder fruchtbarere Gegenden aufzusuchen oder ihren Landsleuten nach Argentinien zu folgen.

Fragen wir nun nach den Gründen, auf die hin die meisten Deutsch-Russen den brasilianischen Boden verliessen, so werden sich folgende geltend machen:

An erster Stelle musste das geringe Entgegenkommen der Regierung schon entmutigend einwirken; dann aber gebrach es ihnen auch an jener Energie, die jeder Kolonist zur Überwindung der Anfangsschwierigkeiten bei einer Neugründung benötigt. Den Hauptgrund werden wir jedoch zu suchen haben in der grossen Verschiedenheit der Agrikulturverhältnisse Brasiliens und Russlands.

Das brasilianische Klima erwies sich wegen der zu grossen Niederschlagsmenge wenig geeignet für den Getreidebau. Gerade aber hiermit ist der Deutsch-Russe voll und ganz vertraut, während der Kolonist des südlichen Brasiliens sich hauptsächlich auf die Anpflanzung von Feijão (schwarze Bohne) — des Nationalgerichts der Brasialianer — sowie der Mandioka und des Milho verlegen muss.

Zudem war die Wahl des Bodens keine glückliche. Ihr Unverstand liess sie russische Verhältnisse auf Brasilien übertragen.*) So hiel-

*) Zwei in Puggas und Guero-Guero lebende, jetzt 70—80 jährige Greise, ehedem Mitglieder der Ansiedlungskommission (in Russland waren von den Auswanderern einige

ten sie die mit hohem Gras bestandene Hochebene von Parana für ausgezeichneten Weizenboden, bis der Ausfall der Ernte sie eines besseren belehrte.

Um guten Boden zu gewinnen, muss der Kolonist in Brasilien die Rodehacke zur Hand nehmen und dem Urwald das zu bebauende Terrain abgewinnen. Die im Erdreich zurückbleibenden Baumstöcke machen dann bis zu ihrer völligen Vermoderung oft noch lange Jahre die weitere Bearbeitung des Bodens mittels Hacke notwendig. Selbst nachher verbietet gar vielerorts das steile Gelände der Roça die Anwendung von Pflug und Egge und noch mehr den Gebrauch grösserer landwirtschaftlicher Maschinen.

An den Ufern der Wolga war es für unsern Deutsch-Russen keine geringe Freude, die weitausgedehnten und fruchtbaren Ebenen mit vielscharigem Pfluge zu bebauen, sie mit Weizen, Roggen, vielleicht auch mit Mais zu besäen. Mit grossen, von zahlreichen Pferden gezogenen Maschinen begab er sich an das Abmähen des Getreides, um es nachher auf der Dampfmaschine zu dreschen. Nach Deckung des eigenen Bedarfes brachte er das Korn auf den Weltmarkt. Diese Verhältnisse suchte er vergebens in Brasilien, fand sie aber vollständig kopiert in Argentinien, wohin wir ihm in unsern Ausführungen jetzt folgen wollen.

Der Deutsch-Russe in Argentinien.

Zwischen dem Parana und dem Uruguay, in dem fruchtbaren Entre Rios und in den Pampas der Provinz Buenos Aires finden wir über 20 000 Deutsch-Russen, grösstenteils in geschlossenen Kolonien.

Man muss es als eine Frucht der Zähigkeit und Ausdauer der Deutsch-Russen bezeichnen, das es ihnen gelungen ist, auf argentinischem Boden in so grosser Zahl geschlossene und von andern Nationalitäten fast völlig freie Kolonien gegründet zu haben. War es doch ein von der argentinischen Staatsregierung mit seltener Energie befolg-

Vertrauensmänner mit der Bereisung Nord- und Südamerikas behufs Ansiedlung beauftragt worden) machen kein Hehl daraus, dass sie sich durch den hohen Graswuchs haben betören lassen. In Russland schliesse man von der Höhe des Grases auf die Ergiebigkeit des Bodens. So hätten sie den Kamp dem von den Polen, Italienern und Brasilianern viel höher bewerteten Waldland vorgezogen. Gegen tausend Familien wurden damals auf verschiedenen von Privaten gekauften Kamp-Fazendas von $^1/_2-1$ Quadratmeile angesiedelt. Die Fazenda erhielten sie zu „unentgeltlicher" Nutzniessung, wahrscheinlich aber unter der stillschweigenden Bedingung einer gelegentlichen Bezahlung analog den Bedingungen anderer Kolonien. Die Einwanderer waren bald sehr enttäuscht (die Weiber weinten über die „steilen Berge" Palmeiras), und der grössere Teil siedelte nach kurzem Aufenthalte nach Argentinien über oder kehrte in die russische Heimat zurück.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tes Prinzip, Einwanderer derselben Nationalität möglichst weit voneinander zu trennen, und sie auf auseinanderliegenden Gehöften zu verteilen. Wenngleich die Regierung in Durchführung dieses Prinzips bei wohl sämtlichen Einwanderern auf gewisse Schwierigkeiten stiess, so ging sie doch stets als Siegerin aus diesem Kampfe hervor. Nur vor den Deutsch-Russen musste sie die Waffen strecken.

Blick auf ein Deutsch-Russendorf.

Die Russenkolonien lassen in ihrer Anlage einen gemeinsamen Grundplan erkennen. Mitten in den von einer Anzahl Familienväter angekauften Ländereien wird von Sachverständigen der Dorfplatz bestimmt. In demselben werden je zwei aufeinander senkrechte, meist nordsüdlich und ostwestlich orientierte Strassen festgelegt. Das von den Strassen eingeschlossene Quadrum dient als Bauplatz für die Kirche, Schule und Wohnung des Priesters. An den Strassen ringsum bauen die Kolonisten ihre Wohnungen.

Die Häuser sind meistens recht einfach. Bei den hohen Preisen des Holzes, das in Ermangelung der Waldungen aus weiter Ferne transportiert werden muss, werden die Wohnungen gebaut entweder aus lufttrockenen oder mit dürrem Gras und Stroh und trockenen Kuhfladen gebrannten Ziegelsteinen und mit Eisenwellblech gedeckt.

Nach diesem Plane ist vor einigen Jahren von dem um die argentinischen Deutsch-Russen so sehr verdienten P. Becher aus der Steyler Missionsgesellschaft eine Kolonie gegründet worden. Es gelang ihm, in etwa zwei Jahren gegen 1000 Kolonisten zu sammeln. — Zweck und Ziel des Gründers war Vereinigung der zerstreut lebenden und Unterstützung der durch die schlechten Ernten in Not geratenen Deutsch-Russen.

In Entre Rios, an der Bahnlinie von Gualeguaychu nach Concordia, südlich von der durch Baron von Hirsch angelegten Kolonie aus Russland vertriebener Juden, die, nebenbei bemerkt, zum grossen Teil die Ackerwirtschaft aufgeben und sich als Kleinhändler gerne in der Nähe von Deutsch-Russen niederlassen, liegt Santa Anita, die so üppig aufblühende Kolonie des Herrn P. Becher.

Unter Beibehaltung des oben skizzierten Grundplanes ist Sorge getragen, dass jeder Kolonist neben seiner Wohnung einen genügend grossen Garten hat zum Anbau der gewöhnlichen Küchengewächse. Die nächste Peripherie des Dorfes bildet ein ausgedehnter, allseitig mit Draht umzäunter Weideplatz, auf den jeder Kolonist gegen Vergütung sein Vieh treiben kann. Weiter draussen liegt das sehr fruchtbare Ackerland, von rechtwinkelig sich schneidenden Wegen durchkreuzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erstaunt ist wohl jeder Besucher eines Russendorfs über die grosse, wohltuende Reinlichkeit, der er in fast allen Häusern begegnet. Um so mehr verdient dieselbe unsere Bewunderung, da die wohl nirgends chaussierten Strassen durch den Aufenthalt und Verkehr einer Menge von Haustieren, zumal der Schweine, die vielfach ohne Stallung heranwachsen, der Gänse, des Rindviehs und der Pferde von Schmutz und Unrat strotzen. -- Der Fussboden in den Zimmern ist gewöhnlich mit schneeweissem, eigens zu diesem Zwecke gewaschenen Sande bestreut. Aufgabe der Töchter des Hauses ist es, den Streusand zu besorgen und den schon einmal verwendeten durch Auswaschen in gebrauchsfähigen Zustand zurückzuführen.

Ein gewaltig hohes Bett, nur vom Stuhle aus in kühnem Sprunge erreichbar, ist mit fein gehäkelter bunter Decke, einer Arbeit der Mutter oder Tochter, verhängt. An den Wänden erblicken wir, geschmackvoll geordnet, den kupfernen Schaumlöffel neben dem selbstverfertigten Schöpflöffel, die einfachen, blank geputzten Tassen und Teller wie Schüsseln und sonstige Küchen- und Tischgeräte. So reinlich und sauber ist es selbst beim ärmsten Kolonisten, dass auch der schon anspruchsvolle Europäer die ihm vom gastfreundlichen Hausherrn angebotenen Leberwürste mit Appetit verzehren würde.

Das religiöse Leben.

Wenden wir jetzt dem Bewohner des Russen-Dorfes unsere Aufmerksamkeit zu.

Was das Leben und Treiben des Deutsch-Russen beseelt, ist seine tiefe Religiosität. Sie allein trieb und treibt ihn an, nur in geschlossenen Kolonien sich niederzulassen, um in der Nähe der Kirche zu wohnen. Sie war es, die ihn fremdsprachige Kolonisten fernhalten liess, um sich einen Priester seines Idioms zu sichern. Sie auch war der tiefere Grund, weshalb in demselben Dorfe nur Kolonisten des gleichen Bekenntnisses wie in Russland so in Argentinien sich ansiedeln durften.

Sogar die draussen auf dem Kamp wohnenden Kolonisten, deren Felder weit von der Kirche abliegen, besitzen in der Nähe des Gotteshauses vielfach ein zweites Heim. Hier halten sie sich auf an Sonn- und Feiertagen und während jener Jahreszeit, die keine besondere Feldarbeit erheischt.

Hier nimmt nicht selten die Mutter mit den Kindern ihren ständigen Aufenthalt, um ihnen, wie auch sich selbst den täglichen Besuch der Kirche bezw. der Schule zu ermöglichen.

Die tiefe Religiösität der Deutsch-Russen spricht auch aus seiner Wohnung. Jede Familie hat wenigstens ein Zimmer mit der sogenann-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten „Herrgottsecke". In einer mit buntem Tuch und noch bunteren Bildern gezierten Ecke des besten Zimmers hängt ein mächtiges Kruzifix. Hier verrichtet der „Russe" mit den Seinen die Morgen- und Abendandacht; hier müssen der ungehorsame Sohn, wie die eigensinnige Tochter um ihre Besserung beten; hier endlich gibt der Vater seinen Ermahnungen an unfolgsame Kinder mit einer hinter dem Kreuze hierzu reservierten Rute den notwendigen Nachdruck.

Auch beim Gottesdienst wird der aufmerksame Beobachter das religiöse Fühlen des Deutsch-Russen wahrnehmen. Fast alle Gebete werden gemeinschaftlich gesprochen. Der Gesang, sogar der gregorianische Choral, wird vom ganzen Volke vorgetragen, zuweilen einstimmig, meist aber „zweistimmig". Bei diesem „zweistimmigen" Gesange singen einige „grob", andere „fein". Man muss einen Russenchor gehört haben, um die ganze Kraft, Einfachheit und Schönheit dieses Gesanges würdigen zu können. Schöner Kirchengesang ist des „Russen" Freude. Wie ist er so stolz, wenn er selbst, seine Frau und seine Kinder gut singen. Die ganze Gemeinde tut sich nicht wenig zugute auf ihren Schulmeister — so wird der Küster allgemein genannt — wenn er ein tüchtiger Sänger ist. Vor allem aber wünscht der Russe einen Pfarrer mit „harter" Stimme. Eine noch so vollendete Predigt, vorgetragen ohne überreiches Stimmmaterial, würde den Russen wenig befriedigen.

Die Seelsorge bei den katholischen „Deutsch-Russen" — etwa 15—17 000 an der Zahl — wurde bis 1892 in Argentinien von einigen deutschen Jesuiten ausgeübt, seit dieser Zeit von Mitgliedern der Steyler Missionsgesellschaft. Augenblicklich wirken dort zwölf Priester, von einigen Laienbrüdern unterstützt. Für die etwa 3—5000 evangelischen Deutsch-Russen sind ein deutscher und einige nordamerikanische Seelsorger tätig. Von Deutschland ihnen zur Verfügung gestellte Geistliche sollen sie zurückgewiesen haben.

Nationales Leben.

Auch das nationale Leben zeigt eine auffallende Frische. Nach mehr als anderhalbhundertjähriger Trennung vom Vaterlande, von einem Vaterlande, das weder in Russland, noch in Argentinien ihnen ein Zeichen fürsorglicher Liebe erwiesen, haben sie ihm doch kindliche Anhänglichkeit bewahrt. Sitte, Charakter, wie die Sprache ihrer Väter finden sich in der Ursprünglichkeit. — Gar vielerorts beklagt man es mit Recht, dass gerade der deutsche Kolonist so bald seiner Muttersprache, der früheren Heimat, sogar seines Vaterlandes vergisst, es sei denn, dass er etwa in ganz ausgedehnte deutsche Kolonisationsgebiete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelangt, wie solche in Rio Grande do Sul sich finden. Dass der Deutsch-Russe hiervon eine rühmliche Ausnahme macht, ist auch seiner tiefen religiösen Veranlagung zuzuschreiben. Das nationale Leben findet ja seine beste Stütze in der von den Vätern ererbten Religion. Zeitigt doch sie die schönsten und edelsten Früchte dort, wo Gott gewollte Vaterlandsliebe gepflegt wird. Ich sage: von Gott gewollte Vaterlandsliebe, denn der Patriotismus nimmt im christlichen Tugendkatalog eine ehrenwerte Stelle ein; sein Mangel würde das religiöse Leben eines Christen nicht wenig verunstalten.

Dieselbe Beobachtung machte ich bei den deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo, in den Kolonien Santa Izabel und Tirol.

Liebe zur Religion veranlasste dort die katholischen wie evangelischen Ansiedler, in konfessionell geschiedenen Niederlassungen sich zusammenzufinden. Dort begegnen wir rein deutschsprachigen Ansiedelungen, von protestantischen Preussen, Bayern und Schweizern bewohnt, wie auch deutschsprachige katholische Kolonien, gebildet von Westphalen, Rheinländern, Bayern und Tirolern. Treue haben auch sie bewahrt ihrer Religion, Liebe und Anhänglichkeit dem Vaterlande und der Muttersprache. Vir religiosus amat patriam.

Schule.

Neben der Religion ist die Schule zur Erhaltung des nationalen Bewusstseins kein zu unterschätzender Faktor. In Russland muss das Schulwesen freilich im argen gelegen haben. Die nicht unerhebliche Zahl der Analphabeten und der Bildungsgrad der „studierten" Deutsch-Russen beweist dies.

In Schätzung und Bewertung der Schule scheint den Deutsch-Russen sein im allgemeinen gesundes Urteil etwas im Stiche zu lassen. Ihren hohen Wert vermag er mit Händen nicht zu greifen, ihr Nutzen ist nicht so augenfällig, wie der Ertrag seiner Felder. Dazu fühlt er, dass der Unterhalt einer Privatschule ihm nicht unbedeutend höher zu stehen kommt, als die Erhaltung seiner „Gäul", des höchsten Gutes der Russen, die auf dem grossen Kamp ihre Nahrung suchen müssen. Dass das Studium der Besserung seiner Weizenfelder oder der Vermehrung seines Viehstandes Nutzen bringen könne, scheint seine Fassungskraft zu übersteigen. Endlich betrachtet er es als ein ganz verkehrtes Verhältnis, dass die jungen Leute mehr wissen oder lernen sollen, als die alten, und der Sohn noch gescheiter sei, als der Vater.

Trotz all dieser Schwierigkeiten ist es dem zielbewussten Arbeiten der deutschen Priester, allerdings nur unter grossen persönlichen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pekuniären Opfern gelungen, in den meisten Russendörfern deutsche Privatschulen einzurichten und zu erhalten.

Ich war erstaunt, bei Durchsicht des 1904 erschienenen Werkes: „Handbuch des Deutschtums im Auslande", herausgegeben vom allgemeinen deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, von all diesen Schulen auch nicht eine einzige erwähnt zu finden. Deshalb darf ich es mir wohl gestatten, eine auf meinen Reisen in Südamerika selbst gesammelte Statistik hier vorzuführen. Sie enthält die Schülerfrequenz der meisten Deutsch-Russenschulen, denen ich persönlich näher zu treten Gelegenheit hatte. Die Angaben stammen aus den Jahren 1902 und 1903.

	Name der Kolonie	Zahl der Lehrer	Schülerzahl		Seelenzahl
			Knaben	Mädchen	
Provinz Entre Rios	Crespo (Bergseiter)	2	60	55	600
	Auli	1	28	25	250
	St. Raphael	1	15	22	150
	San Juan II	1	25	23	400
	Santa Maria	1	35	30	500
	Valle Maria (Wiesenseiter)	3	100	120	
	Campo Maria (Spatzenkutter)	1	28	32	1 800 bis 2 000
	San José (Brasilier)	1	45	50	
	Santa Cruz	1	27	25	
	San Francisco (Pfeifer)	1	18	22	
	Santa Anita	2	45	50	700
Provinz Buenos Aires	Hinojo	2	40	60	600
	Sauce Corto I	1	17	15	1 400 bis 1 600
	Sauce Corto II	2	70	60	
	Sauce Corto III	2	45	42	
	Summa	22	598	631	6 400 bis 6 800

Betrachten wir diese Zahlen neben den andern deutschen Schulen in Buenos Aires, Rosario, Sta. Fé, San Geronimo, Humboldt usw. mit ihren 1400—1500 Schülern, dann dürfen wir der Hoffnung leben, dass in Argentinien das Deutschtum immer mehr zu berechtigtem Ansehen sich erschwinge.

Nachdem ich mir diese kleine Abschweifung erlaubt, möge mir aus demselben Grunde eine weitere gestattet sein, nämlich auf die von Deutschen geleiteten höheren Schulen in Südamerika. Sind doch sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es, die die Achtung vor dem deutschen Namen noch wesentlicher heben. Füllt der Lehrer seinen Posten voll und ganz aus, so sind die Schüler nicht nur für seine Person begeistert, sondern auch für alles, was in naher Beziehung zu ihm steht, und das ist an erster Stelle die Nationalität.

Wiederholt referierten mir gebildete Brasilianer mit Stolz, dass sie zu São Leopoldo in Rio Grande do Sul deutsche Jesuiten als Lehrer gehabt hätten. Mit Vorliebe suchten sie die noch nicht vergessenen deutschen Brocken an den Mann zu bringen.

Übertragen so die Schüler die Liebe und Hochachtung, die sie ihren deutschen Lehrern entgegenbringen, auf deren Landsleute, so ergibt sich daraus von selbst, dass auch dem deutschen Kaufmann der Weg des Handels sich öffnet und deutsche Ware leicht Eingang findet.*)

Wirtschaftliche Lage.

Es erübrigt mir nur noch, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Deutsch-Russen zu kennzeichnen.

Jeder, der mit der Sachlage vertraut ist, wird zugeben, dass Argentinien dem Deutsch-Russen das bietet, was er sucht: grosse, fruchtbare, für den Getreidebau geeignete Felder, wie geschaffen zur Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen. In der Tat wäre der Ansiedler bald ein gemachter Mann, wenn sich nur nicht einstellten die grossen Heuschreckenschwärme, abwechselnd mit nassen und dürren Jahren. Doch gar zu häufig wird durch eine dieser Plagen die ganze Hoffnung des Einwanderers schonungslos vernichtet.

Indes fällt es auch in schlechten Jahren in Argentinien sowohl wie in Brasilien dem fleissigen Kolonisten nicht allzu schwer, seine Familie zu ernähren. Wie oft hatte ich nicht Gelegenheit, aus dem Munde alter Ansiedler die Versicherung zu hören: „Wenn wir auch schon sechs schlechte Jahre hinter uns haben — und wir stehen schon wieder vor einer Missernte —, so ist es immer noch leicht möglich, auch einer kinderreichen Familie gutes Brot zu geben."

Doch schliesst dies nicht aus, dass schlechte Jahre für den Kolonisten eine schwere Heimsuchung bedeuten. Anderseits haben diese Missernten auch ihr Gutes. Sie haben sich als die erfolgreichsten Lehrmeister, wenn nicht als notwendige Übel erwiesen. In guten Zeiten gelang es manchem Ansiedler, der als Bettler den argentinischen Boden

*) Hier dürfte folgende Mitteilung zweckdienlich sein. Von Südamerikanern wurde mir gegenüber des öfteren der Wunsch ausgesprochen, es möchten die Deutschen doch jene Druckwaren (Zeitungen und Zeitschriften), die auch für die romanischen Länder bestimmt seien, mit lateinischen Lettern drucken. Die deutsche Lektüre würde ihnen dadurch bedeutend erleichtert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

betreten hatte, nach kurzem Aufenthalte einen Jahresgewinn von 5000, 10 000, ja 20 000 Pesos (1 Peso gleich 1,80 Mark) und noch mehr zu erzielen.

Solche Summen Geldes hatte der Deutsch-Russe noch nie gesehen, geschweige sein eigen genannt. Ihm wurde der Reichtum zum Verderben. Sein religiöser Eifer wie sein wirtschaftliches Streben erlahmten. Bisher schlummernde Leidenschaften wurden geweckt. Genusssucht und kindischer Hochmut stellten sich ein und rissen ihn zu unglaublichen Dummheiten fort.

Im Frühjahr bestellte unser Russe seine Äcker und überliess bis zur Ernte der Mutter Natur alles weitere. Gärten legte er nicht an. Sein sämtliches Gemüse, ja in vielen Fällen sogar das Fleisch, kaufte er um teures Geld auf der Bahnstation, wo strebsame Italiener sich als Gärtner niedergelassen hatten. Vergeblich bemühten sich die deutschen Priester, ihn zur Anlage eines Gartens zu vermögen. Mit dem materiellen Nutzen wollten sie ihren Pfarrkindern einen höheren Vorteil bieten, nämlich sie dem Müssiggang entziehen. Vergebliche Mühe. Immer wieder mussten sie die hundertmal ad absurdum geführte Antwort hören: „Herr Pater, das Gärtnern han wir in Russland auch nicht getan." Wie hier, so fanden auch in anderer Hinsicht die Ratschläge ihrer Seelsorger taube Ohren. Neben Weizen auch andere Feldfrüchte anzubauen, um beim Missraten desselben an andern Fruchtarten eine Entschädigung zu finden, fiel unsern Russen nicht ein.

Ebensowenig verstanden sie sich bei dem grossen Mangel und dem hohen Preise des Brennholzes zum Waldbau. Dass der Eukalyptus und Paraiso in wenigen Jahren nicht nur reichliches und brauchbares Brennholz liefern, sondern auch vor Heuschrecken ziemlich sicher gestellt seien, wurde in den Versuchsanlagen ihrer Priester ad oculos demonstriert.

Erst die Not zwang den Deutsch-Russen zum Gartenbau. Er liess sich, durch das Beispiel der Priester ermuntert, herbei, wenigstens einige Bäume anzupflanzen. Nach und nach merkte er denn auch, wie angenehm es sei, im eigenen Garten die nötigen Gemüse zu ziehen und im heissen Sommer erfrischende Melonen aus demselben holen zu können.

So hat der unbeugsame Lehrmeister, „die schlechten Jahre", wie das Wort und Beispiel ihrer Priester das wirtschaftliche Leben der Deutsch-Russen gefördert. Es wäre aber ein grosser Irrtum, anzunehmen, dass jetzt von den Deutsch-Russen rationell gewirtschaftet werde. Wohl haben sie gelernt, in etwa Wechselwirtschaft zu treiben, wenigstens ausser Weizen auch Lein und Mais, ja, hier und da sogar Gras und Alfalfa zu säen. Aber von einem wirklich rationellen Wirtschaftssystem kann immer noch keine Rede sein. Wie die übrigen Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonisten Argentiniens, so trieb und treibt auch der Deutsch-Russe einen unverzeihlichen Raubbau. Er nimmt dem Boden, was er ihm nur abgewinnen kann, und gibt ihm gar nichts zurück. Wohl lässt sich der ausserordentlich produktive Boden, zumal in Entre Rios, schon viel gefallen. Trotz jahrzehntelanger Misswirtschaft folgt dort bei günstiger Witterung eine ergiebige Ernte der andern. In der Provinz Buenos Aires dagegen zeigt vielerorts nach vier bis fünf Ernten der Boden eine solche Erschöpfung, dass der Kolonist gezwungen ist, sich nach neuem Ackerland umzusehen. Wenn auf diese Weise der Boden selbst unter einer solchen Verschlechterungsmethode seufzt, da er in seiner chemischen und physikalischen Güte tief geschädigt wird, so sollte man meinen, dass der Deutsch-Russe nach und nach zu Verstand käme. Wer daran gewöhnt ist, die sorgfältig gepflegten, bis zum letzten Quadratmeter von emsiger Hand besäten Felder in Deutschland zu sehen; wer weiss, mit welcher Mühe der Landmann seinen Acker pflügt, vor und nach dem Winter von Unkraut reinigt, die Ackerkrume mit Walze und Egge zerkleinert, den Dünger aufs Land bringt, hoch oben auf des Berges Spitze und ins tiefe Tal hinab, der kann sich nicht genug wundern, dass der Deutsch-Russe von all diesen Arbeiten sich fast vollständig dispensiert. Es wäre ja nicht möglich, die ausgedehnten Quadras in den argentinischen Kampos mit derselben Sorgfalt zu bearbeiten, wie der deutsche Landmann seine Felder pflegt, aber etwas mehr müsste der Deutsch-Russe in dieser Beziehung leisten.

In jüngster Zeit hat die argentinische Regierung durch Errichtung landwirtschaftlicher Versuchsstationen in Entre Rios das Wirtschaftssystem zu bessern gesucht. Möge es ihr gelingen, die Kolonisten zu vernünftiger und sorgfältiger Pflege des von Natur so gesegneten Landes zu bringen.

Ich eile zum Schlusse. Als Resümee meines Vortrages erlaube ich mir folgende Punkte hervorzuheben. In wirtschaftlicher Hinsicht sind die Deutsch-Russen dieselben Irrwege gegangen, welche fast alle Kolonisten einschlagen. Ermahnungen und Belehrungen allein waren nicht imstande, sie zu einem rationellen Wirtschaftssystem zu führen. Erst die zahlreichen Missernten vermochten einige Besserungen anzubahnen.

In religiöser und nationaler Beziehung jedoch verdienen die Deutsch-Russen unsere Bewunderung. Sie nehmen geradezu eine Ausnahmestellung ein unter vielen Tausenden deutscher Auswanderer. Dank der Bildung national und konfessionell einheitlicher Kolonien, haben sie stets fest und unentwegt gestanden zur Religion ihrer Väter. Deutsches Fühlen und Denken, Liebe zum deutschen Vaterlande und die Muttersprache haben sie stets treu bewahrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Assessor **Ramelow,** Berlin: Der Herr Vortragende hat die kulturellen Verhältnisse Südbrasiliens ausführlich berührt.

Ich möchte hierzu nur bestätigend meine Erfahrungen dortselbst hinzufügen.

Im allgemeinen, abgesehen von den Zentren der alten Kolonien, sind die Bildungs- und Kulturverhältnisse in den deutschen Kolonien dortselbst sehr schlecht; diejenigen Elemente, welche in der Rodung des Urwaldes nicht vorwärts kommen, werden zum Teil dort Lehrer und Geistliche; Sie können sich also vergegenwärtigen, aus welchem Material sich dort die Geistlichkeit rekrutieren muss. Von Deutschland erfolgt leider nur eine schwache Unterstützung, die einzige Hilfe gewährt die „Deutsche Evangelische Gesellschaft in Barmen" und der „Allgemeine deutsche Schulverein". Auch in dieser Hinsicht könnte und müsste für die Erhaltung des Deutschtums unendlich viel mehr getan werden; hierfür sollte jeder patriotisch denkende Deutsche ein offenes Herz haben! Auch die deutsche Industrie ist sehr lebhaft daran interessiert, dass das Deutschtum dort erhalten bleibt. Sehr erfolgreich arbeitet für das Deutschtum die katholische Kirche. Ich habe eine unbedingte Hochachtung vor der katholischen Geistlichkeit in Rio Grande do Sul gewonnen. Sie hat in S. Leopoldo, Porto Alegre und Santa Cruz Klöster und Erziehungsanstalten gebaut; dort werden bei den Schwestern vom Herzen Jesu die Töchter des Landes erzogen. Ich war in Santa Cruz in einem solchen Kloster. Es befanden sich dort 250 junge Mädchen, auch viele Brasilianerinnen; aber alles spricht dort deutsch; es wurde nur deutsch gesprochen. Desgleichen tragen die Franziskaner unter den Jünglingen des Landes viel zur Erhaltung des Deutschtums und Erhaltung der deutschen Sprache bei. Es wäre zu wünschen, dass wir in Deutschland in gleicher Weise für die Erhaltung des Deutschtums dort sorgen, und dass die Regierung ein gleiches Verständnis für die Wichtigkeit der Erhaltung der deutschen Sprache in Rio Grande do Sul hätte.

Direktor **A. W. Sellin,** Hamburg: Ich kann ebenfalls meiner Anerkennung für die Leistungen der katholischen Geistlichen um das Schulwesen in Südamerika Ausdruck leihen.

Die Russen habe ich als höchst rückständig in der Kultur bei ihrer Einwanderung in Brasilien kennen gelernt, und freue mich, zu hören, dass sie sich jetzt in Argentinien besser zu entwickeln begonnen haben.

Dr. **Meyer,** Leipzig: Auch in der Tätigkeit des Bauernvereins treten die katholischen Geistlichen rühmlich hervor, sie sind die eigentliche Seele dieser wirtschaftlichen Bewegung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Lacmann,** Kolmar i. E.: Auch ich bestätige die bedeutsame kulturelle Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit in Südbrasilien. Sie besteht nicht nur in dem Gebiet der deutschen Kolonien, sondern auch im wilden Kamplande. Das Franziskanerkolleg in Lages hat sich grosse Verdienste und die hohe Anerkennung der Regierung erworben.

P. **Joh. Bodems,** St. Wendel: Zu den Ausführungen des Herrn Sellin kann ich bestätigend hinzufügen, dass die geschilderten Sitten resp. Unsitten bei den Russen in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Argentinien noch mächtig zu florieren suchten, dass aber heute dieselben längst abgeschafft sind und die Russen zu viel höherer Kulturstufe sich erhoben haben.

Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet.

Von Prof. Dr. **R. Jannasch,** Berlin.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Es mag jetzt an die dreissig Jahre her sein, dass der deutsche Gelehrte, Professor Burmeister in Buenos Aires, welcher die Grundlage für die naturwissenschaftliche Erforschung Argentiniens gelegt hat, die mehr merkwürdigen als denkwürdigen Worte aussprach: „Argentinien ist kein Getreide erzeugendes Land." Es hätte daher auch kein Getreide exportieren können.

Ich will sogleich hinzufügen, dass diese Ansicht damals vielfach in Argentinien selbst geteilt wurde. Man glaubte die Zukunft des Landes nicht im Ackerbau, sondern vielmehr in der Weide- und Viehwirtschaft suchen zu sollen. Die Tatsachen haben das Irrtümliche dieser Anschauung dargetan und weit überholt. Wenn Mitte der 70er Jahre in Argentinien etwa 85 000 ha mit Weizen bebauten Landes vorhanden waren, so stieg die Weizenanbaufläche Mitte der 80er Jahre bereits auf etwa 700 000 ha, um jetzt nunmehr den Umfang von etwa 4 Millionen Hektar zu erreichen — allerdings eine kleine Fläche im Vergleich zu dem gesamten weizenfähigen Boden Argentiniens, dessen Umfang nach den vorliegenden Mindestschätzungen auf 50 Millionen ha anzunehmen ist. Vergleichsweise sei bemerkt, dass die grösste mit Wei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zen bestandene Fläche in Deutschland im Jahre 1900 vorhanden war und einen Raum von 2 049 160 ha bedeckte.

Der Weizenexport Argentiniens ist seither ausserordentlich gestiegen; er betrug vor 2 Jahren etwa 1 672 000 t (à 1000 kg), im Vorjahre etwa 3 341 886 t, und wenn klimatische Rückschläge nicht eintreten, so dürfte der Weizenexport nach der nächsten Ernte, also zu Ende dieses und Anfang des nächsten Jahres, ungefähr rund 3 000 000 t ausmachen.

Damit ist Argentinien in die Reihe der „Weizenländer par excellence" getreten. Es folgt unmittelbar auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine Konkurrenzkraft wird immer grösser werden. Bereits ist die Zeit gekommen, in welcher Chicago nicht mehr allein die Weizenpreise diktiert. Buenos Aires wird mehr und mehr der ausschlaggebende Faktor bei den Preisbestimmungen des Weltmarktes werden. Die Grenzen des weizenfähigen Bodens in Nordamerika werden immer schneller erreicht, und es erscheint keineswegs ausgeschlossen, dass, namentlich im Hinblick auf die starke Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, in etwa einem Jahrzehnt Weizen und Mehl aus Argentinien nach Boston und New York verfrachtet werden.

Wie die Exportziffern von Weizen und Mehl, so hat auch die Ausfuhr von Mais, Leinsaat, Häuten, Haaren, Talg, Wolle, Knochen usw. zugenommen. Bezüglich dieser Angaben sei auf die Tabelle am Schlusse des Vortrages verwiesen.

Aus den oben mitgeteilten Ziffern geht hervor, dass die Entwickelung der Vieh- und Weidewirtschaft von der Ackerbauwirtschaft überholt worden ist. Ich halte es für geboten, dies hier hervorzuheben, weil gerade diese Tatsache noch kürzlich in Deutschland angezweifelt worden ist. Die Verlegung des Schwerpunktes der wirtschaftlichen Entwickelung Argentiniens in der gedachten Weise ist aber nicht nur wirtschaftlich von weittragenden Folgen begleitet, sondern diese Folgen greifen auch tief in die Gestaltung der sozialen Verhältnisse ein.

Lassen Sie mich zunächst die Ursachen, welche diese Änderung der **wirtschaftlichen Verhältnisse** zur Folge gehabt haben, etwas eingehender erörtern.

Zunächst ist ein weitgehender Einfluss durch die Entwickelung des Eisenbahnbaues zu konstatieren. Wenn vor 30 Jahren die argentinische Republik etwa 2000 km Eisenbahnen aufwies, so zählt sie jetzt deren an die 20 000 km. Es ist ohne weiteres verständlich, dass mit Hilfe dieser modernen Verkehrsmittel die Ackerbauprodukte aus dem fernen Westen mit verhältnismässig geringen Kosten nach den grossen Märkten und Verschiffungsplätzen geschafft zu werden vermögen. Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war früher nicht der Fall, wogegen das Schlachtvieh Hunderte von Kilometern weit aus dem Innern nach den Märkten und Verschiffungsplätzen mit geringen Kosten getrieben werden konnte. Des Ferneren fehlte es früher an genügenden Arbeitskräften, die den Übergang zum Ackerbau hätten erleichtern können. Noch vor einigen Dezennien waren etwas über 2 Millionen Einwohner in Argentinien vorhanden, während deren jetzt etwa 5 300 000 gezählt werden. Das Angebot von Arbeitskräften in der Landwirtschaft ist also beträchtlich gestiegen.

Ferner darf nicht verkannt werden, dass die Papiergeldwirtschaft der Ausdehnung des Ackerbaues ausserordentlich förderlich gewesen ist. Vor Ende der 80er Jahre d.vor. Jahrh. herrschte die Goldvaluta,und die auf Grund dieser gezahlten Arbeitslöhne waren dementsprechend sehr hohe. Mit der Herrschaft der Papiervaluta sank der effektive Wert der Löhne in stärkerer Progression als ihr Nennwert, welcher längere Zeit für die Löhne stabil blieb. Diese verringerten Preise, welche für die inländische Arbeit und für inländische Produkte bezahlt wurden, waren sowohl eine Prämie für den Anbau von Getreide, wie für den Export ackerwirtschaftlicher Erzeugnisse nach dem Weltmarkte.

Die tiefgreifenden sozialen Folgen des Überwiegens der Ackerwirtschaft richten sich zunächst gegen die Latifundienwirtschaft. Es leuchtet ohne weiteres ein, dass die Grenzen derselben durch die Weide- und Viehwirtschaft weiter hinausgeschoben werden, während sie bei der Ackerwirtschaft, wegen der Höhe der Betriebskosten, und insbesondere wegen der grossen Zahl der zu beschäftigenden Arbeiter, eine baldigere Grenze erreichen. Es ist deshalb auch sehr wohl verständlich, dass gerade in den sogenannten Weizenprovinzen, d. h. in Buenos Aires, Esperenza de Santa Fé, Entre Rios, Cordoba, bereits ein bäuerlicher Mittelstand sich gebildet hat und etwa 22 000 bäuerliche Wirtschaftsbetriebe im Umfange von 50 bis 300 ha vorhanden sind.

Ferner haben sich in der Nähe der zahlreichen Eisenbahnstationen und Eisenbahnkreuzungspunkte zahlreiche Ortschaften gebildet, welche die Ansiedelung sowie die Entstehung eines bürgerlichen gewerblichen Mittelstandes begünstigt haben.

Wie durch den Transport der Ackerbauprodukte die Entwickelung des Eisenbahnverkehrs beschleunigt wurde, so auch der Wassertransport, insbesondere der Seeverkehr. Ohne den Transport der Ackerbauprodukte hätten diese schönen Städte und Plätze, wie Buenos Aires, Rosario, Bahia Blanca u. a. m., nicht in so grossartiger Weise sich entwickeln können, wie es geschehen. Insbesondere nicht Buenos Aires, dieses prachtvolle Emporium des Handels, diese Stadt der Paläste und schönen Anlagen, das sich mit seinem Luxus und Reichtum vollberech-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigt neben die schönsten europäischen Haupt- und Weltstädte zu stellen vermag. Während noch vor einigen Jahrzehnten die grösseren Schiffe mehrere Meilen vom Ufer entfernt ankern mussten, bewegen sich jetzt Ozeandampfer von 6000 tons mit 22 Fuss Tiefgang frei nach allen Seiten in den grossen Docks von Buenos Aires, um die Ladung aus den endlos sich dahinstreckenden Silos aufzunehmen. Die Seefrachten bestehen zumeist aus ackerwirtschaftlichen Produkten, neuerer Zeit auch aus den Produkten der Müllerei, die sich in ihrer Tätigkeit eng an die Weizenproduktion angeschlossen hat.

Wie war es möglich, dass in so kurzer Zeit diese rapide Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens Platz greifen konnte? Welches waren die inneren treibenden Ursachen?

Es scheinen mir, wenigstens nach meinen persönlichen an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, hauptsächlich zwei Faktoren hervorgehoben und gekennzeichnet werden zu müssen. Zunächst der eine: der Einfluss und die energische Arbeit des europäischen Unternehmungsgeistes! Es existiert kaum ein einziges Volk in Europa, welches in Argentinien nicht durch zahlreiche Angehörige vertreten wäre. Es existiert kein Beruf in der Welt, der nicht seine Angehörigen nach Argentinien gesandt hätte. Ingenieure, Techniker aller Art, Kaufleute, insbesondere auch Bankiers, ferner Handwerker, Landwirte, Arbeiter, die sogenannten gelehrten Berufe, alle, alle sind sie vertreten. Und da die betreffenden Personen des Erwerbes halber dahin gegangen sind, so stehen sie in engster Verbindung mit dem gesamten wirtschaftlichen Leben des Volkes. Sie sind die Pioniere, welche die Kultur immer weiter nach dem Westen bis hin nach der Cordillera getragen haben. Durch ihre energische Arbeit ist auch der Ackerbau gehoben worden und der Gaucho dem Pfluge gewichen. Die Ingenieure und Techniker vertreten die grossen europäischen und nordamerikanischen Werke. Die Kaufleute bieten den Warenkredit von aller Welt an, denn hier in Argentinien regiert das Angebot des Welthandels und Weltmarktes, — mangels einer einheimischen Industrie — und alle Völker der Erde können ihre Waren unter den gleichen Marktbedingungen anbieten. Die Vertreter der grossen und grössten Finanzgruppen gewähren dem Lande alle Vorteile der modernen Kreditwirtschaft. Die Handwerker sind die Lehrer der weniger geübten einheimischen Arbeiter und Tagelöhner. Sie sind die berufenen Leiter in den zahlreichen Reparaturwerkstätten, die europäischen Landarbeiter aber haben in hohem Grade den Übergang zur Ackerwirtschaft beschleunigen helfen und sind dabei zu Lehrmeistern der eingeborenen Bevölkerung geworden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allen andern voran in dieser Pionierarbeit — man wird es neidlos oder neidvoll anerkennen müssen — stehen die Engländer. Sie sind es im wesentlichen gewesen, welche das 20 000 km lange Eisenbahnnetz geschaffen haben und dasselbe auch jetzt noch nach dem schier unbegrenzten Südwesten des Landes weiter vorschieben. Ihnen gebührt auch die Initiative zur Herstellung des 50 000 km langen Telegraphennetzes. Und was für Eisenbahnen haben sie in Argentinien gebaut! Eisenbahnen, die sich getrost neben die besten europäischen Anlagen gleicher Art stellen können! Das sind keine Eisenbahnwaggons mehr, das sind fahrende Salons, ausgestattet mit den grössten Bequemlichkeiten, wie man sie auf keiner Bahn in Europa findet, bei einer Verpflegung, wie sie in gleicher Güte und Billigkeit nirgends in Europa vorhanden ist. Die Schlafräume sind von einer Bequemlichkeit, wie solche unseren deutschen Staatsbahnen nur als unerreichtes Ideal vorschweben, ganz abgesehen davon, dass die Schlafwagenpreise sehr erheblich billigere sind, als bei uns. Allerdings haben selbst die Schnellzüge nicht mehr als 42 km Geschwindigkeit die Stunde. Im übrigen ist der Betrieb gut geregelt, und nur selten kommen Unfälle vor.

Aber die Engländer haben sich nicht begnügt, die Bahnen zu bauen, sie sind auch klug genug gewesen, in der Nähe der Bahnen ausgedehnten Grundbesitz zu erwerben, um auf diese Weise von der gesteigerten Grundrente Vorteil zu erzielen. So sind sie auch als Grundbesitzer, als Ackerbauer wie als Viehzüchter, Pioniere und Reformatoren geworden. Das konnte man nicht besser und trefflicher gewahren, als auf der grossen land- und viehwirtschaftlichen Ausstellung, die im September 1904 in Buenos Aires abgehalten wurde. Ich habe die reichhaltigsten und besten Tierschauen in fast allen Ländern von Europa besucht, aber ich kann versichern, dass ich nirgends eine solche Fülle edler Tiere ausgestellt gesehen habe, wie im vorigen Jahre auf der gedachten Ausstellung in Buenos Aires. Die Pferde der alten Welt waren durch alle Rassen und Schläge vertreten. Kein Wunder, denn die edelsten Zuchttiere waren von den Engländern zu den höchsten Preisen für Argentinien gekauft worden. Und was von den Pferden gilt, das gilt auch von den Zuchtstieren, von den Fleisch- und Wollschafen. Und wenn man bei uns Dutzende und selbst Hunderte von hervorragend schönen Tieren ausgestellt sieht, so konnte man solche in Buenos Aires zu Tausenden finden. Es liegt mir hier ein Katalog der Ausstellung vor, in welchem man sich leicht über die reichhaltige Beschickung der Ausstellung zu orientieren vermag. Die englischen Viehzüchter und Aussteller überwiegen weitaus. Selbst die argentinischen Aussteller treten zurück, und deutsche Namen unter den Ausstellern findet man nur wenige.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als unparteiischer Berichterstatter will ich gleich hinzufügen, dass die Beteiligung der Deutschen am argentinischen Wirschaftsleben auf einzelnen Gebieten neuerer Zeit sehr viel stärker hervortritt. So u. a. auf den Gebieten der Elektrotechnik, bei Hafenbauten, auch deutsches Kapital ist bei dem Bau des Kriegshafens von Bahia Blanca, allerdings unter der Leitung des italienischen Ingenieurs Luiggi, beteiligt. Auch auf dem Gebiete des Bankwesens ist Deutschland jetzt nicht nur in Buenos Aires, sondern auch in Bahia Bianca, Rosario, Córdoba, gut und solid vertreten. Im Seeverkehr sind es namentlich die Hamburger Linien, welche prächtige und schöne Passagier- wie Frachtdampfer in regelmässiger Fahrt die argentinischen Häfen anlaufen lassen.

Grosses haben auch die Belgier geleistet, aber allen andern voran steht doch der englische Unternehmungsgeist, der hier in Argentinien, wie so vielfach in der Welt, Grossartiges geleistet hat. Freilich hat England gute Gründe dafür. Es strebt bei Zeiten dahin, den nordamerikanischen Provenienzen Konkurrenz und Ersatz zu schaffen, denn an dem Tage, an welchem die stark zunehmende Bevölkerung der Vereinigten Staaten den Export von nordamerikanischem Getreide unmöglich macht, werden notwendigerweise an Stelle des nordamerikanischen Weizens und Fleisches argentinische Erzeugnisse treten müssen.

England hat hier die Grundlage zu einer grossartigen Kultur-Entwickelung schaffen helfen. Und das ist es, was im allgemeinen Kulturinteresse den Engländern hohe Anerkennung sichert. Wer ausser ihnen wäre in der Lage, gleiches zu leisten, und wer hätte bisher gleiches mit ähnlicher Liberalität geleistet?! Vermöchte der Kulturgeist irgendeines andern Volkes diese englischen Kulturleistungen jetzt zu ersetzen?! Könnten wir wünschen, dass an Stelle des englischen Kulturgeistes etwa der exklusive industrielle und handelspolitische Geist der Nordamerikaner an den fernen Küsten und Inseln träte? Oder läge es in unserem Interesse, die Tätigkeit der Engländer auf den andern Kontinenten durch den französischen Geist ersetzt zu sehen? Haben speziell wir Deutsche nicht überall die Erfahrung gemacht, dass, wo die Franzosen die Herrschaft erlangt haben — gleichviel ob in Algier, Tunesien, Madagaskar oder Cochinchina — die deutsche Ware so gut wie ausgeschlossen ward?! Und nun gar die Kulturtätigkeit Russlands — wäre sie in der Lage, auch nur annähernd das zu schaffen, was die Engländer im Interesse der ganzen Kulturwelt geleistet haben, trotz aller Mängel und Fehler, die dabei mit untergelaufen sein mögen?! Und fragen wir uns, wären wir Deutsche in der Lage, jetzt ähnliches zu leisten? Abgesehen davon, dass wir nicht über die nötigen Mittel verfügen, so behindert uns auch die kontinentale Lage unseres Landes, hindern uns unsere kontinentalen politischen Interessen, den Schwer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

punkt unserer wirtschaftlichen wie politischen Tätigkeit nach ausserhalb von Europa zu verlegen! Und sind unsere kolonisatorischen Taten und Erfolge etwa so vielversprechender Art, dass wir zu behaupten vermöchten, es den Engländern gleichtun zu können?!

Ich bin der Ansicht, dass, insbesondere im Hinblick auf die Gegensätze, welche neuerer Zeit zwischen Deutschland und England hervorgetreten sind, es an der Zeit sei, gerade jetzt ein anerkennendes Wort für die Engländer in diesem Hause rückhaltlos auszusprechen. Mit Rücksicht auf das Gesagte haben die Engländer keinen Grund, unsere Tätigkeit über den Wassern mit Misstrauen zu beobachten. Die Konkurrenz unserer Ware werden die Engländer freilich hinnehmen müssen, so gut wie die der nordamerikanischen oder französischen Ware, ebenso gut wie sie, als auch wir, künftighin auf dem Weltmarkte die wachsende Konkurrenz der mächtig fortschreitenden italienischen Industrie werden gelten lassen müssen. Je bevölkerter und wohlhabender die Länder werden, um so mannigfaltiger und zahlreicher auch ihre Bedürfnisse, wie die Mittel der Produktion und damit die Kaufkraft der Völker! Die Konkurrenz lässt sich nicht vermeiden, aber schliesslich wird sie mit Hilfe der internationalen Arbeitsteilung gemildert werden.

Neben der Initiative des europäischen Unternehmungsgeistes sind es die natürlichen Vorzüge und Anlagen Argentiniens, welche die rapide Entwickelung des Landes veranlasst haben und weiter veranlassen werden, und welche dort die Grundlage zur Entwickelung eines grossen Kulturlebens für alle Zeiten geschaffen haben, eines Kulturlebens, welches an individueller Kraft und Selbständigkeit die Entwickelung aller andern südamerikanischen Staaten überragen wird.

Vergegenwärtige man sich die geographische Lage des Landes. Im Norden reicht dasselbe durch die Provinz Jujuhy weit in die Tropen hinein, im Süden grenzt es an die kalte Zone; von Osten erhebt es sich — mit geringen Unterbrechungen — in sanfter mählicher Steigung vom Atlantic bis nach dem Fusse der Cordillera, um alsdann in steilen Terrassen bis zu den höchsten Teilen dieses Planeten hinaufzusteigen. Alle Klimate sind in diesem Lande vertreten, und dessen mittlere Gebiete — in gemässigtem Klima gelegen — umfassen ein Areal von etwa 1 200 000 qkm, also mehr als doppelt so gross wie das Deutsche Reich. Und durch das Land strömt dieser wunderbare Strom, fälschlich Silberstrom genannt, der eigentlich Goldstrom, Rio de Oro, heissen sollte, weil er die Reichtümer eines halben Kontinentes nach seiner Mündung trägt. Er erschliesst für Buenos Aires ein Hinterland, welches diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stadt notwendigerweise zu einem der wichtigsten und hervorragendsten Handelsemporien der Erde für alle Zeit erheben muss.

Und nun der Boden des Landes. Die mittleren Provinzen waren früher zum grössten Teil submarin, sind dann gehoben worden, zum Teil bedeckt mit fruchtbarem Alluvialboden. Ich habe in diesen mittleren Teilen des Landes etwa 33 Brunnen genauer untersucht. Überall dieselben Erscheinungen! Je nach der Höhenlage 5 bis 8 und 10 m Lehmboden. Dann wasserführende Schicht, nach Durchstossen derselben 12 bis 20 m Lehmboden, darunter wasserführende Schichten beziehungsweise Grundwasser. Und in diesem Lehmboden war überall Kalkmergel (Tosca), teils in Nestern, teils zerstreut eingelagert. Infolge der ausserordentlichen Capillarität des Bodens steigt das Wasser in demselben in die Höhe, den Kalkmergel lösend, und so den oberen Schichten des Bodens unausgesetzt Nährbestandteile zuführend. Kein Wunder, dass dort diese ausgedehnten Luzernefelder (Alfalfares; Alfalfa-Luzerne) in prachtvoller Üppigkeit gedeihen. Die Wurzeln der Pflanze greifen fünf und mehr Meter tief und ruhen nicht eher, als bis sie die wasserführenden Schichten erreicht haben, selbst wenn diese 20 m tief liegen, so dass diese Pflanze kaum noch ausgerottet zu werden vermag. In Jahren genügender Niederschläge lässt die Pflanze fünf und mehr Schnitte zu, und wenn in den ausgedehnten Koppeln das Vieh seinen Weidegang beendet hat, so ist im Anfang des Weidegebietes die Luzerne wieder so kräftig emporgewachsen, dass das Vieh den Weidegang von neuem beginnen kann.

Infolge der bedeutenden Kalkvorräte des Bodens zeichnen sich auch die Futterpflanzen durch grossen Kalkgehalt aus. Dieselben enthalten bis an die 16 Prozent Kalk, und demnach ist es nicht erstaunlich, dass in der prähistorischen Zeit dieses Landes Riesentiere, wie Grypotherien, Riesengürteltiere usw., vorhanden waren, welche, wie die im Museum zu La Plata ausgestellten Knochengerüste erkennen lassen, die Grösse der heutigen Elefanten erreichten. Das zum Bau ihres Körpers nötige Material fanden sie in reichlichen Mengen im Boden vor und waren auch imstande, Riesenpanzer von etwa $^5/_4$ Zoll Stärke zu bilden, von welchem hier ein kleines Bruchstück ausgelegt ist. Die aus Europa eingeführten Tiere, wie Rinder und Pferde, profitieren begreiflich gleichfalls von diesen Vorteilen des Bodens. Sie entwickeln sich sehr kräftig und dürften mit der Zeit hervorragende Spezialitäten erzeugen.

Im Süden und Südwesten der Pampa überwiegt das kristallinische Gestein. Die hier ausgestellten Proben stammen aus artesischen Brunnenbohrungen, welche bis zur Tiefe von 220 m reichen. Diese kristallinischen Gebilde enthalten grosse Mengen von Feldspath, mithin das Material für einen vorzüglichen Boden. Auf diese kristallinischen

Bildungen ist sehr häufig Tosca in der Mächtigkeit von 1 bis 2 m gelagert — ein vorzügliches Material für Weizen- und Luzernebau. Auf der Fahrt von Bahia Blanca nach General Acha fuhr ich, bei einer Geschwindigkeit des Eisenbahnzuges von 38 km die Stunde, 70 Minuten durch eine Alfalfabreite, deren Grenzen weder rechts noch links von der Bahn zu erblicken waren.

Also die materiellen Bedingungen für eine grossartige wirtschaftliche Entwickelung des Landes sind, abgesehen von seinen unfruchtbaren Steppengebieten und dem Hochgebirge, gegeben, und zweifellos wird Argentinien eines der bevölkertsten, wenn nicht überhaupt das dichtest bevölkerte Land von Südamerika werden.

Die Bevölkerung nimmt stark zu und beziffert sich zurzeit auf rund 5 300 000 Seelen. In 10 bis 12 Jahren kann sie leicht das Doppelte, in 25 Jahren das Vierfache zählen. Was wollen aber diese Ziffern für ein Land bedeuten, welches auf Grund seiner klimatischen und tellurischen Vorzüge 100 Millionen von Menschen zu ernähren vermag. Ernährt doch Deutschland auf einem Flächenraum von 540 752 qkm an die 60 000 000 Menschen.

Wo in der ganzen Welt befindet sich jetzt noch ein so dünn bevölkertes Land wie Argentinien, welches unter den geschilderten Verhältnissen der europäischen Einwanderung und Siedelung gleich günstige Aussichten bietet?! In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die besten Ländereien bereits besetzt, und bei der starken Einwanderung und Zunahme der Bevölkerung werden die Ansiedelungsbedingungen erschwert werden, ganz abgesehen davon, dass jetzt bereits der Einwanderung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden. Will man die europäische Auswanderung nach Südafrika leiten, wo die Grenzen des Acker- und speziell des Körnerbaues sehr enge sind, oder nach Australien, wo die Grenzen des Weizenbaues infolge klimatischer Einflüsse bereits erreicht sind; oder will man gar die europäische Auswanderung nach Kanada in den 8 bis 9 Monate langen Winter dieses Landes hinüberlenken?! Ich kenne überhaupt nur noch ein grosses Siedelungsgebiet, welches künftig in der Lage sein würde, den ganzen gewaltigen Exodus in kulturförderlicher Weise aufzunehmen: Kleinasien und die Euphratländer, sowie Syrien! Aber dort sind doch noch viele Vorfragen und Bedingungen zu erledigen und zu erfüllen, um eine gedeihliche Kolonisation zu ermöglichen. Momentan gibt es keine für die Auswanderung geeigneteren Gebiete als die mit gemässigtem Klima ausgestatteten Länder von Südamerika, also hauptsächlich die südlich vom 28. Breitengrade gelegenen. Und das ist es, was nicht nur unsere Auswanderungspolitik zu berücksichtigen hat, sondern was wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch im Interesse unseres Kapitals, unseres Handels dauernd ins Auge zu fassen haben.

Die Bevölkerung von Argentinien ist gesund und kräftig, es ist eine schöne Rasse, die dort im Enstehen begriffen ist. Hellblaue Augen im dunkeln Gesicht, sowie auch blondhaarige Menschen mit tiefen schwarzen Augen. Diese Mischung zwischen den Südromanen und Germanen ist eine bevorzugte Menschenart. Kein Wunder, dass dort ein gesundes Volk emporwächst. Haben die Leute doch Licht und Sonne in Hülle und Fülle, sind doch die wichtigsten Nahrungsmittel billig und im Überfluss vorhanden, und die Arbeit dort in der Pampa, im Far West, ist eine gesunde und kräftigende.

Überall, wohin ich in Argentinien gelangte, waren die Leute von der Notwendigkeit einer starken Einwanderung überzeugt, insbesondere sehnten sie die Einwanderung von Personen germanischer Abstammung herbei. Kapital und Arme! Das wünschen alle aus Europa herbei, ausgenommen beschränkte Nativisten!

Ein reicher und vornehmer Argentinier sagte mir eines Tages folgendes: „Nous avons tous les vices de la race latine, et il nous faudrait une forte immigration de la race germanique qui nous donnerait des garanties réelles et durables pour une évolution saine sociale et politique."

Andere dachten materieller und blickten weniger weit! In zahlreichen Zusammenkünften, die ich mit Grossgrundbesitzern hatte, erklärten auch diese, dass ihnen die Einwanderung deutscher Arbeiter ausserordentlich angenehm und nützlich sein werde, worauf ich erwiderte: „Wenn Sie denken, dass wir in Deutschland ein Interesse daran haben, den Strom der Auswanderung, der sich jetzt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ergiesst, nach Argentinien abzulenken, um Ihnen billige Peone und Tagelöhner zu verschaffen, dann täuschen Sie sich. Wir verlangen im Interesse unserer deutschen Auswanderer, dass ihnen die Möglichkeit geschaffen werde, selbständige, unabhängige Menschen zu werden, und deshalb sind hier unantastbare Besitztitel und soziale Einrichtungen zu schaffen, welche die Begründung eines Kleinbesitzes und Mittelstandes ermöglichen. Das ist es, was wir im Interesse unserer Industrie verlangen müssen, denn unsere Auswanderer sollen kaufkräftige Konsumenten unserer Ware bleiben; das liegt auch im Interesse unserer Landwirtschaft. Diese kann nur dann sich gedeihlich entwickeln, wenn unsere Industrie eine gesunde Entwickelung zeigt, so dass ein zuverlässiger und kaufkräftiger Markt unmittelbar vor den Toren unserer Landwirtschaft gelegen ist!"

Die Bevölkerung Argentiniens hat durch ihre starke agrikole Produktivität naturgemäss eine zunehmende Konsumtivkraft und Kaufkraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewonnen. In den letzten 18 Jahren sind die Handelsbilanzen des Landes überwiegend günstig gewesen. Infolge derselben ist der ungeheure Betrag von etwa 2 Milliarden Mark aus Europa nach Argentinien geströmt. Einen besseren Beweis für die Kaufkraft dieses Landes kann es nicht geben. Und schon dies muss ein Grund sein, uns mit aller Energie auf diesem Markte zu betätigen. Nirgends existiert ein Land, dessen Landwirtschaft eine gleich grossartige Zukunft erkennen lässt, nirgends ein Land, dessen Kauffähigkeit entwickelungsfähiger ist und zugleich ein Gebiet, welches, gestützt auf seine klimatischen und tellurischen Vorteile, bestimmt ist, eins der wichtigsten Kulturländer in der künftigen Entwickelung unserer Erde zu werden. Grund genug, uns mit reger Tätigkeit an dieser Entwickelung zu beteiligen.

Was immer wir künftig an landwirtschaftlichen Produkten in Deutschland gebrauchen werden, können wir in Argentinien billiger kaufen als irgendwo. Wenn die Vereinigten Staaten fortfahren, uns in den beiderseitigen Handelsbeziehungen die Gegenseitigkeit zu versagen, so sind wir geradezu gezwungen, uns andere Absatzgebiete zu erschliessen. Wir werden gedrängt, in Südamerika, und speziell in Argentinien, Ersatz für das zu schaffen, was wir in Nordamerika einbüssen. Auf den südamerikanischen Märkten können wir, mit Ausnahme genügender Mengen von Baumwolle, a l l e s eintauschen, was wir nötig haben. Und wenn dies durch eine entsprechende, den südamerikanischen Staaten entgegenkommende Handelspolitik den Vereinigten Staaten von Nordamerika unserseits klar definiert wird, so erblicke ich in einer derartigen Politik ein wirksames Mittel, die Union handelspolitisch zu einem versöhnlichen Entgegenkommen zu veranlassen.

Wenn ich Ihnen bisher die Lichtseiten der Entwickelung Argentiniens schilderte und zeigte, welcher gedeihlichen Zukunft dieses Land entgegengeht, so ist es zugleich die Pflicht einer unparteiischen Berichterstattung, auch auf die Nachteile der bisherigen Entwickelung hinzuweisen:

W a h r ist es, dass die politischen Verhältnisse des Landes noch nicht genügend konsolidiert erscheinen, um die Wiederkehr von Militärrevolutionen und andern politischen Gewaltakten zu verhindern,

w a h r ist es ferner, dass die Finanzgebahrung der Verwaltungen nicht immer den Forderungen entspricht, die notwendigerweise ein moderner Staat an dieselben zu stellen berechtigt ist,

aber w a h r ist es auch zugleich, dass in demselben Masse, in welchem Kapital und Arbeit aus Europa in Argentinien einströmen, die allgemeine Wohlhabenheit wächst, die Bildung eines bäuerlichen und gewerblichen Mittelstandes fortschreitet und dadurch die Reste jener

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alten, verrotteten Caudillo- und Cazikenwirtschaft immer mehr an die Wand gedrückt werden. —

Mit Rücksicht auf das Gesamtergebnis meiner Ausführungen, glaube ich, Ihnen folgende Resolution *) zur Annahme vorschlagen zu sollen:

„Im Hinblick auf seine hervorragend günstigen Entwickelungsbedingungen erscheint Argentinien als ein Wirtschaftsgebiet, welches sowohl dem Unternehmungsgeiste des deutschen Kapitals, wie auch der deutschen Siedelung als in hohem Grade erfolgversprechend bezeichnet werden kann. Insbesondere empfiehlt sich die Bildung deutscher Siedelungsunternehmungen auf dem von der argentinischen Regierung unter noch günstigen Bedingungen erhältlichen Lande. Die Hinleitung und grössere Konzentration deutscher Interessen in Argentinien sichert zugleich den deutschen Waren daselbst einen zahlungsfähigen und stets wachsenden Markt, dessen dauernde Gewinnung und Erweiterung durch eine geschickte Handelspolitik zu fördern ist."

Ich bemerke hierzu, dass dieses Ergebnis im wesentlichen eine Ergänzung der Resolution ist, welche ich bereits auf dem vor drei Jahren stattgehabten Kongresse vorgeschlagen habe und welche besagte, dass das deutsche Kapital und die deutsche Auswanderung nach Südamerika, und zwar nach den Ländern südlich vom 28. Grad südlicher Breite, also hauptsächlich nach Südbrasilien, den La Plata-Ländern und Chile, zu leiten sei.

Seit jener Zeit habe ich Gelegenheit gehabt, diese Länder zum Teil aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und ich glaube in ehrlicher Überzeugung, Ihnen auch die heute von mir vorgeschlagene Resolution als wohlbegründet zur Annahme empfehlen zu können.

Professor Dr. **Brackebusch**, Hannover: Ich habe mir erlaubt, zu dem Vortrag des Herrn Vorredners einige kleine Nachbemerkungen zu machen, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Schattenseiten, die der Herr Vortragende am Schlusse erwähnte, sind in mancher Beziehung doch nicht ganz so einfacher Art. Namentlich die inneren Provinzen, welche von Europäern weniger bereist werden, sind zum grossen Teil von Steppen und Sandwüsten erfüllt, welche, wenn sie nicht bewässert werden, der Kultur immer verschlossen bleiben werden. Ferner gibt es dort grosse mächtige Gebirge, die nicht den geringsten Pflanzenwuchs aufweisen, es sind nur Felsen und Steine, so dass auch hier von

*) Die von dem Referenten Prof. Dr. Jannasch vorgeschlagene Resolution hat in der Sektion VI durch Herrn Dr. Grothe eine Erweiterung, sowie im Arbeitsausschuss des Kongresses eine Abänderung erfahren, wie solche am Schluss der Diskussion zum Abdruck gelangt. Massgebend hierbei ist der Wunsch gewesen, Südbrasilien wie die La Plata-Länder als gleichwertige Siedelungsgebiete zu bezeichnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Ackerwirtschaft, worauf ja auch der Herr Vortragende das Hauptgewicht legte, niemals wird die Rede sein können. Ich habe bei meiner fünfzehnjährigen Anwesenheit im Lande Gelegenheit gehabt, alle diese Verhältnisse kennen zu lernen. Ich hatte dazu noch eine besondere Veranlassung. Ich war seinerzeit durch den Professor Burmeister an die Universität Cordoba berufen, zunächst zum Studium der geologischen Verhältnisse, und habe mein Hauptaugenmerk auf die Bergwerke gerichtet, da dieselben in der Kultur des Landes eine sehr bedeutende Rolle zu versprechen schienen. Leider befinden sich diese Bergwerke in einem so traurigen Zustande, dass die Produktion am heutigen Tage so gut wie null ist. Es kommt das daher, dass die Bergwerke in den höchsten, ödesten Distrikten, welche unserer Kultur unzugänglich sind, liegen, und dass die grossen Ströme, welche von den Gebirgen herabkommen, durch ihre mächtigen zeitweiligen Anschwellungen nicht geeignet sind, um dort Stauungen herbeizuführen, welche Mühlen- oder Wasserwerke für Bergwerksverhältnisse usw. treiben könnten.

Da liegt jetzt ein Fall vor, der für Argentinien und seine Zukunft die Sachlage in vollständigstem Sinne verändert. Der arme Bergmann kommt dorthin — früher waren es hauptsächlich Engländer, die zuerst die Bergwerke einführten, wie auch die Landwirtschaft — später ist der Deutsche der Kulturträger der Bergwerke geworden. Aber leider hat er fast beständig unter den traurigsten Verhältnissen sein Dasein zu fristen. (Hört! Hört!) In der Einsamkeit musste er auf der Höhe, ohne Feuer und ohne Wasser zum Teil, seine schwere Tagesarbeit erfüllen. Wenn er nass aus der Grube herauskam, teilweise im ewigen Schnee — wir haben in einem gestrigen Vortrag gehört, welch ungeheure Einwirkung das Weib auf den Mann ausübt — fehlte ihm auch dort die weibliche Stütze. Die Gründung einer Familie ist dort unmöglich, und wenn er auch weiter drunten eine Familie gegründet hat, so vergehen Wochen, ja Monate, ehe er in die tieferen Gefilde zurückkehren kann, wo er Weib und Kind hat. Dort drüben ist er allein, ganz allein. In der Einsamkeit hat er nichts um sich als starres Gestein, keine Blume der Heimat leuchtet ihm entgegen, keine Tanne, keine Buche, keine Eiche, nur trostlos ödes Gestrüpp, Kakteen, dazwischen vielleicht exotische Pflanzen, die er in seinen Heimatsgärten gezogen hat. Traurig ist es um ihn her; er denkt zurück an seine Gefilde, wo er glücklicher Bergmann in der Heimat war, wo nach der Tagesarbeit ihm von dem Weibe die Kleider getrocknet wurden, wo er sich mit der Pfeife im Munde aus dem Fenster hinauslehnen konnte oder wo er abends in die Bergmannkneipe gehen konnte. Und wenn er anfing zu singen — und was sagt nicht das deutsche Lied! — so sang er: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoch da droben". (Heiterkeit.) Schliesslich aber ging er fort, er ging in die Ebene und erlangte als gelernter Maurer oder Zimmermann oder Ingenieur eine andere Stellung, teilweise auch eine Stellung als Musiker, wozu er geeignet ist, denn die Bergleute sind in der Musik sehr bewandert.

Auf diese Weise haben sich die argentinischen Bergleute in die Ebene zurückgezogen, wo sie einer neuen Zukunft warten, und diese beruht auf der Elektrotechnik. Sie wird die grossartige Wasserhilfe, die in den Kordilleren liegt und in dem Vorgebirge, nutzbar machen, und dann werden die vorhandenen Mängel, zu denen der vollständige Mangel an Steinkohle gehört, eine Kompensation erfahren. Deshalb liegt auf dem Gebiete der Technik in Argentinien eine grosse Zukunft.

Kommerzienrat **Cahensly**, Limburg: Ich habe nicht die Absicht, mich gegen die so interessante Rede des Herrn Dr. Jannasch zu wenden, Ich meine nur, es könnte aus seinen Ausführungen vielleicht der Schluss gezogen werden, als ob, was unsere Auswanderung betrifft, Argentinien Südbrasilien vorzuziehen wäre. Daselbst haben sich bisher schon mehr als 50 000 deutsche Auswanderer niedergelassen und, obschon sie mit ausserordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, haben sie es dort zu einer geachteten Stellung und vielfach zu einem hohen Wohlstand gebracht. Ich weise z. B. darauf hin, dass im Staate Rio Grande ein Bauernverein gegründet worden ist, der 20 000 Mitglieder zählt, der nach europäischem System ein Genossenschaftswesen eingeführt hat. Er verkauft seine Produkte ohne Zwischenhändler und hat durch Einführung von Maschinen die dortige Landwirtschaft ausserordentlich gehoben. Gestern hat Herr Dr. Meyer, Leipzig, in der 6. Sektion ausführlich darüber gesprochen, es wurde dabei auch die Kolonie Neu-Württemberg im Staate Rio Grande erwähnt. Ausserdem hat die Gesellschaft H a n s a in Hamburg im Staate S. Catharina Land erworben, worauf etwa 3000 Deutsche angesiedelt worden sind. Die kirchlichen und Schulverhältnisse sind geordnet. Falls also Deutsche auswandern wollen, dann mögen sie nicht nach den Vereinigten Staaten gehen, sondern nach Südbrasilien oder nach Argentinien, wo sie ihr Deutschtum bewahren können.

Dr. **A. Wirth**, München: Herr Dr. Jannasch hat den Wunsch ausgesprochen, dass die deutschen Interessen in Argentinien etwas besser geschützt werden möchten, als bisher. Ich erinnere mich, dass vor acht Jahren die deutsche Gesandtschaft in Buenos Aires zwei Tage lang förmlich belagert wurde, ohne dass dies eine entsprechende Sühne gefunden hätte. Ferner erinnere ich an die be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rühmte lé Aulas-Affäre, die immer noch nicht befriedigend geordnet ist. Sehen wir doch, wie die andern es machen; Brasilien versuchte vor drei Jahren sein Zollsystem zu ändern, es wollte höhere Ausfuhrzölle auf den Kaffee legen, was geschah. Der Gesandte der Vereinigten Staaten Amerikas erhob formellen Protest, verbot die Massregel und hatte Erfolg, die Zollerhöhung wurde zurückgezogen. Wenn das keine Einmischung in die Verhältnisse fremder Staaten ist, dann weiss ich nicht, was eine Einmischung sein soll. (Sehr richtig!)

Man hat nicht erlebt, dass der amerikanische Handel in Brasilien deshalb zurückgegangen wäre. Man legt uns häufig feindselige Absichten, insbesondere gegen Brasilien, unter. Diese Absichten bestehen im Auswärtigen Amte nicht. Deshalb aber haben wir noch keinen Grund, uns alles von Brasilien und manches von Argentinien gefallen zu lassen. Wir haben keine brasilianischen oder argentinischen Interessen zu vertreten, sondern lediglich deutsche. (Bravo und Heiterkeit.)

Dr. **Julius Wolff**, Buenos Aires: Das Bild, das Ihnen Herr Professor Jannasch von Argentinien entrollt hat, stimmt in jedem Zuge, kann man sagen, bis auf Kleinigkeiten mit der Wirklichkeit überein. Ich darf Ihnen das, was Herr Professor Jannasch auf einer leider nur kurzen Studienreise in Argentinien kennen gelernt und gesehen hat, aus einer fünfzehnjährigen Erfahrung in Argentinien heraus nur vollständig bestätigen. Wenn ich in Einzelheiten mit dem, was Herr Professor Jannasch ausgeführt hat, nicht immer übereinstimme und auch da, wo er nur Licht sieht, einige Schatten sehe, dagegen bei den tiefen Schatten, die er nachher zeigte, auch kleine Lichtpunkte bemerke, so kann ich hierauf bei der kurzen Rededauer nicht eingehen. Ich werde morgen in der Sektion darauf zurückkommen.

Dann werde ich mir erlauben, auf das, was Herr Dr. Wirth gesagt hat, in bezug auf einen Punkt, einzugehen. Ich bin vom Jahre 1889 bis 1904 ununterbrochen, mit Ausnahme kurzer Reisen, in Buenos Aires gewesen; von der berühmten „Belagerung der deutschen Gesandtschaft" ist aber weder mir noch irgend einem andern in der deutschen Kolonie auch nur das geringste bekannt. (Heiterkeit.) Das einzige, was vielleicht die Möglichkeit einer Verwechselung annehmen lässt, könnte sein, dass im Jahre 1900 eine kleine Anzahl deutscher Arbeitsloser auf der deutschen Gesandtschaft vorsprechen wollte, wie sie sich auch bei uns auf der „Deutschen La Plata-Zeitung" etwas tumultuarisch vorgestellt haben (Heiterkeit), dass aber die Polizei, die in Buenos Aires eine sehr gute ist, dies verhindert hat, um selbst der Möglichkeit einer Belästigung des deutschen Gesandten vorzubeugen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich möchte das hier erklären, um Irrtümern vorzubeugen. Derartige Sachen, wie Herr Dr. Wirth sie vorbrachte, kommen in Argentinien nicht vor.

Johannes Wilda, Lübeck: Einige Bedenken eines der Herren Vorredner gegen Argentinien mögen Berechtigung haben; aber im grossen und ganzen möchte ich jedem Worte, das Herr Professor Jannasch gesprochen hat, beistimmen. Ich bin auch kürzlich in Argentinien gewesen und habe Gelegenheit gehabt, dort Einblick in die Verhältnisse zu tun, und aus dieser persönlichen Anschauung heraus kann ich Sie versichern, dass es für uns in Deutschland kein wichtigeres Land in Südamerika gibt, als Argentinien, und dass wir alles tun sollten, unsere Regierung zu veranlassen, unsere Beziehungen zu Argentinien in jeder Weise möglichst auszugestalten. Deshalb, meine verehrten Anwesenden, möchte ich Sie bitten, die Resolution des Herrn Professor Jannasch einstimmig anzunehmen.

* * *

Die vom Redner beantragte, durch die von Dr. Grothe eingegangenen Vorschläge (s. S. 785/6, 792/3) erweiterte und von dem Arbeitsausschuss in die nachfolgende Form gebrachte, in der Plenarsitzung am 7. Oktober einstimmig angenommene Resolution lautet:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erklärt es für dringend wünschenswert, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach unseren deutschen Kolonien zu lenken, soweit dies aber nicht möglich ist, dahin zu wirken, dass die deutschen Auswanderer sich nicht, wie bisher, in ihrer grossen Mehrzahl denjenigen Ländern zuwenden, in denen sie dem deutschen Volkstum verloren gehen, vielmehr denjenigen Gebieten den Vorzug geben, wo sie bereits deutsche Pioniere, deutsche Sprache und Kultur und deutsche Schulen vorfinden.

Der Kolonialkongress hält es daher für richtig, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach Ländern wie Südbrasilien und den La Plata-Staaten zu leiten.

Es erscheint erwünscht, die Auswanderungsverhältnisse nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem derzeitigen Stande von einer Zentralstelle eingehend zu untersuchen und durch Monographien auch der weiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen. Zur Übernahme dieser Aufgabe soll die Auskunftsstelle für das Auswanderungswesen entsprechend ausgebaut werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ergänzende statistische Angaben zum Vortrage des Dr. R. Jannasch über „Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet".

Ueber die betreffenden Angaben vergleiche u. a.:
das vorzügliche Werk: La Argentina considerata en sus aspectos fisico, social y economico por Francisco Latzina, Buenos Aires. Anuario de la dirección general de Estadistica República Argentina. Buenos Aires 1904. — Der argentinische Weizen im Weltmarkt, von Max Becker, Jena 1903. — Hofkalender. Gotha, Justus Perthes. — Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Die Bevölkerung Argentiniens in ihrer Verteilung auf die Provinzen.

Provinzen	1860	1870	1880	1890	1900
Stadt Buenos Aires	119 303	196 052	312 421	511 786	807 680
Provinz Buenos Aires	219 615	322 148	505 092	764 166	1 042 217
„ Santa Fé	47 417	92 751	153 982	274 482	506 923
„ Entre Rios	90 474	138 299	185 863	249 775	322 412
„ Corrientes	94 737	132 120	167 365	212 159	259 411
„ Córdoba	152 423	214 929	264 577	325 803	378 367
„ San Luis	41 089	54 147	63 460	74 377	88 178
„ Santiago	88 780	133 895	144 282	155 462	167 647
„ Mendoza	51 427	66 852	83 101	103 301	129 811
„ San Juan	51 107	61 103	69 533	79 223	89 869
„ La Rioja	38 954	49 428	56 794	65 262	74 503
„ Catamarca	67 184	80 321	83 999	87 857	92 206
„ Tucumán	89 811	111 885	145 817	190 330	235 869
„ Salta	73 821	89 911	100 305	111 900	124 649
„ Jujuy	33 917	40 702	44 077	47 730	51 733
Territorios Nacionales	67 587	100 572	112 198	125 167	140 867
Zusammen	1 327 646	1 885 115	2 492 866	3 378 780	4 512 342

Die Fremdenbevölkerung von Argentinien 1895.

	Hauptstadt	Provinz Buenos Aires	Provinz Santa Fé	Provinz Entre Rios	Provinz Córdoba	übrige Provinzen	Insgesamt
Deutsche	5 297	3 154	4 475	1 794	1 061	1 362	17 143
Australier	3 057	2 458	2 896	2 189	993	1 210	12 803
Spanier	80 352	70 003	21 163	6 421	5 442	15 304	198 685
Franzosen	33 185	35 139	10 272	4 828	2 747	7 927	94 098
Engländer	6 838	8 764	2 944	660	465	2 117	21 788
Italiener	181 693	140 249	109 634	21 043	22 230	17 787	492 636
Schweizer	2 829	2 699	5 622	2 134	722	783	14 789
Sonstige Europäer	6 806	6 962	3 240	11 576	799	1 442	30 825
Amerikaner	23 611	14 665	5 692	13 187	858	60 119	118 132
Zusammen	343 668	284 093	165 938	63 832	35 317	108 051	1 000 899

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Aussenhandel Argentiniens.

Die wichtigsten Artikel in 1000 Pesos Gold (à 4 Mk.) (16 256 = 16 256 000).

Einfuhr	1902	1901	1900	1899	1897	1896	1895	1894
Baumwollengewebe	16 256	16 925	19 537	18 319	14 381	20 519	19 557	9 112
Eisen	9 459	11 798	?	?	?	?	?	?
Eisenwaren	8 457	7 480	19 054	18 077	16 986*	17 754*	9 801*	14 251*
Kohle	6 890	5 573	4 634	6 536	4 661	5 197	5 100	7 478
Holz	5 647	5 795	5 500	6 008	4 986	6 949	3 812	5 388
Wollstoffe	4 917	6 181	7 141	8 252	6 555	8 481	5 297	9 703
Wein	4 077	5 475	5 637	5 732	6 108	6 866	7 304	5 851
Pack- und Segeltuch	4 035	5 046	3 688	6 682	3 086	5 702	4 395	4 694
Yerba (Maté)	3 967	3 623	3 466	3 863	3 932	3 976	3 934	2 632
Chemikalien, Drogen	3 698	4 115	3 761	3 343	1 862	6 954	4 830	4 234
Metallwaren	2 734	2 047	?	?	?	?	?	?
Papier	2 557	2 083	1 924	1 919	2 643	2 952	2 237	3 195
Maschinen u. Ackergeräte	2 232	2 437	?	?	?	?	?	?
Seidenwaren	1 444	1 733	?	?	?	?	?	?
Holzwaren	1 209	1 604	?	?	?	?	?	?
Töpfer- und Glaswaren	1 018	1 754	?	?	?	?	?	?
Ausfuhr								
Wolle	45 811	44 666	27 991	71 284	37 450	33 516	31 930	28 949
Getreide	44 910	45 252	73 045	59 919	23 336	36 963	39 085	32 520
Häute	25 678	23 250	23 386	25 629	20 022	17 272	22 091	18 000
Leinsamen	17 841	?	?	?	?	?	?	?
Fleisch	16 055	13 161	9 391	5 904	5 436	6 288	6 253	6 966
Fett	6 209	3 903	2 805	2 206	2 656	3 184	3 808	2 809
Tiere	5 618	3 085	5 942	9 028	7 208	8 653	9 053	5 684
Zucker	3 336	?	?	?	?	?	?	?
Quebracho	2 457	?	?	?	?	?	?	?

*) Einschliesslich Maschinen und Instrumente.

Argentiniens Handel mit dem Deutschen Reiche

nach den Angaben der deutschen Reichsstatistik.

	Wert in Millionen Mark (336,5 = 336 500 000)							
	1904	1903	1902	1901	1900	1899	1898	1897
Einfuhr in Deutschland	336,5	270,6	201,3	200,8	234,6	194,5	145,9	109,3
Ausfuhr aus Deutschland	102,7	71,0	47,2	54,2	64,0	52 3	44,7	35,8
Gesamthandel	439,2	341,6	248,5	255,0	298,6	246,8	190,6	145,1

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Argentiniens Aussenhandel mit den wichtigsten Absatz- und Bezugsgebieten
nach argentinischen Quellen.

	Wert in 1000 Pesos Gold (à 4 Mk.) 44 827 = 44 827 000)			
	Einfuhr		Ausfuhr	
	1903	1902	1903	1902
England	44 827	36 995	35 601	35 084
Frankreich	12 708	9 243	34 295	29 587
Belgien	5 449	5 484	20 143	13 760
Deutschland	17 009	13 229	26 813	22 940
Italien	14 702	12 265	4 339	4 216
Spanien	3 575	3 167	2 036	2 025
U. S. A.	16 685	13 303	8 126	10 038
Brasilien	5 351	4 584	8 545	8 369
Uruguay	761	745	4 189	3 674
Chile	200	213	1 171	684
Paraguay	1 060	1 469	174	212
Bolivien	125	122	451	600
Sonstige Länder	8 755	2 220	75 102	48 298
Zusammen	131 207	103 039	220 985	179 487

Flächenraum und Verteilung der Bevölkerung Argentiniens.

	Bevölkerung 1895		
	Quadratkm.	absolute	pro Quadratkm.
Hauptstadt der Republik	181,41	663 854	3664
Provinz Buenos Aires	305 128,92	921 168	3
„ Santa Fé	130 879	397 188	3
„ Entre Rios	78 957	292 019	4
„ Corrientes	86 879	239 618	3
„ Córdoba	174 767	351 223	2
„ San Luis	75 467	81 450	1,7
„ Mendoza	160 813	116 136	0,7
„ San Juan	97 542	84 251	0,9
„ La Rioja	89 030	69 502	0,8
„ Catamarca	90 644	90 161	1
„ Santiago	102 353	161 502	1,5
„ Tucumán	24 229	215 742	9
„ Salta	128 266	118 015	0,9
„ Jujuy	45 300	49 713	1,1
Territorios nacionales	1 272 115	103 369	—
Gobernación de los Andes	90 000	1 149	—
Zusammen	2 952 551	3 956 060	1,3
Berechnete Einwohnerzahl 1905	2 952 551	5 300 000	1,8
Vergleichsweise Deutschland 1895	540 483,6	52 246 589	97

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wert des argentinischen Aussenhandels in den Jahren 1876 und 1903 in Mark.

	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamt-Aussenhandel	Mehr-Ausfuhr	In Prozenten
1903	524 826 400	883 938 096	1 408 764 496	359 111 696	69
pro Kopf der Bev. (Bevölk. 5 191 000)	101	170	271		
1876	144 280 088	192 362 848	336 642 936	48 082 760	33
pro Kopf der Bev. (Bevölk. 2 248 765)	64	85	149		
Zunahme von 1876/1903	380 546 312	691 575 248	1 072 121 560		
Zunahme in Proz.	264	360	319		

Jahre	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen	Ausfuhr +
	in 1000 Mark (524 826 = 524 826 000)			
1903	524 826	883 938	1 408 764	+ 359 112
1902	412 156	717 948	1 130 104	+ 305 742
1901	455 840	670 864	1 126 704	+ 215 024
1900	453 940	618 400	1 072 340	+ 164 460
1899	467 404	739 672	1 207 076	+ 272 268
1898	428 716	535 316	964 032	+ 106 600
1897	392 156	404 676	796 832	+ 12 520
1896	448 232	462 680	910 912	+ 14 448
1895	380 384	480 272	860 656	+ 99 888
1894	371 156	406 752	777 908	+ 35 596
1893	384 896	378 176	763 072	— 6 720
1892	364 852	450 772	815 624	+ 85 920
1891	268 828	412 876	681 704	+ 144 048
1890	568 964	403 276	972 240	— 165 688
1889	658 280	491 260	1 149 540	— 167 020
1888	513 648	400 448	914 096	— 113 200

Ausfuhr von 1888/1903: 1 815 626 000 Mark
Einfuhr von 1888/1903: 452 628 000 „
Mehrausfuhr: 1 362 998 000 Mark

Mitteilungen über das Klima von Argentinien.

Januar	März	Mai	Juli	September	November
Februar	April	Juni	August	Oktober	Dezember
Ushuaia.	T. E.* + 26°,8	y — 10°,5		Jahresmittel 6°,0	
11°,38	8°,10	2°,98	0°,90	4°,62	9°,12
10,17	5,18	1,10	1,02	6,99	9,65
Chubut.	T. E.* + 39°,07	y — 10°,2		Jahresmittel 13°,21	
21,26	17,36	8,31	6,09	10,13	17,65
20,12	11,47	5,32	6,85	14,39	19,52
Bahia Blanca.	T. E.* + 41°,07	y — 5°,0		Jahresmittel 15°,26	
23,07	19,34	11,24	7,97	12,00	18,53
22,12	14,88	8,11	9,48	14,96	21,37

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Buenos Aires.	T. E.* + 39°,5	y — 2°,0	Jahresmittel 17°,16		
24,07	21,36	13,43	10,16	13,84	20,24
23,23	16,93	11,16	12,05	16,86	22,63
Rosario.	T. E.* + 38°,7	y — 2°,8	Jahresmittel 17°,50		
23,85	21,63	13,89	11,71	14,35	20,33
23,64	17,49	10,86	12,56	17,47	22,23
Mendoza.	T. E.* + 41°,5	y — 7°,5	Jahresmittel 15°,99		
23,21	20,02	10,55	7,85	12,87	20,99
22,83	15,18	7,63	9,78	17,04	23,65
Córdoba.	T. E.* + 44°,0	y — 8°,9	Jahresmittel 16°,85		
23,01	20,32	12,85	10,00	15,03	20,23
22,37	15,86	9,91	12,68	17,62	22,27
La Rioja.	T. E.* + 42°,6	y — 0°,0	Jahresmittel 19°,95		
27,14	23,94	13,71	12,16	18,90	25,23
25,42	17,75	11,17	15,18	22,37	26,38
Santiago.	T. E.* + 44°,9	y — 2°,6	Jahresmittel 21°,49		
27,85	24,52	16,77	14,06	19,63	26,44
27,00	20,78	13,65	16,05	23,11	27,97
Corrientes.	T. E.* + 37°,1	y — 5°,0	Jahresmittel 21°,44		
26,56	25,21	18,01	15,71	19,12	24,02
26,17	21,20	15,80	17,79	21,52	26,19
Tucuman.	T. E.* + 40°,0	y — 1°,1	Jahresmittel 19°,5		
25,3	22,6	15,3	12,3	18,2	23,2
24,1	19,6	12,6	15,0	20,6	24,6
Salta.	T. E.* + 43°,0	y — 5°,8	Jahresmittel 17°,55		
22,13	19,84	14,12	11,41	16,73	21,57
21,48	16,90	10,58	14,21	19,19	22,47

* T. E. = Temperatura extremas.

Die deutsche Kolonisation und der Orient.

Von Dr. jur. et phil. **Hugo Grothe,** Generalsekretär der Orient-Gesellschaft. München.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Vom westlichen Eingang zum Mittelmeer, vom Sultanat Marokko entlang der nordafrikanischen Küste und von der Balkanhalbinsel quer durch Vorder- und Zentralasien zu den Gestaden des Stillen Ozeans dehnt sich die Welt des Morgenlandes, erstrecken sich die Gebiete orientalischer Völker. Weniger wissenschaftlich präzisierte Defi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nitionen vermögen das zu erfassen, was man den „Orient" zu nennen gewohnt ist, es umschliesst ihn vielmehr eine tiefe Einheitlichkeit, welche die Natur den Menschen ihrer Zone, ihrem Empfinden, Denken und ihren Handlungen aufprägte. Ähnliche Grundlagen der Lebensführung, des Familien- und Staatslebens, des Verkehrs und Handels, gewisse gleichartige Veranlagung des Geistes schlingen das Band der Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft.

Welche Gebiete nun eines nicht in feste geographische Grenzen zu bannenden, vielmehr nur „begrifflich" zu umschreibenden Orients kommen für eine Untersuchung in Betracht, die geschehene Betätigung und erzielte Erfolge, künftige Aussichten und Bedingungen einer deutschen Kolonisation einer Prüfung unterzieht. Fassen wir die Kolonisationsformen ins Auge, die als Ackerbau-, Pflanzungs-, Handels- oder Eroberungskolonien in Erscheinung treten, so schrumpft das deutscher Kolonisationsarbeit unterstehende Feld innerhalb unserer Grenzen beträchtlich zusammen. Den ferneren Orient, die Gebiete des weiteren Ostens, haben wir bei unserer Betrachtung zum grössten Teile auszuschalten. Die Verteilung von Kolonisationsländereien an andere Kulturvölker, bei denen der Expansionstrieb sich früher entwickeln konnte, an Engländer, Franzosen, Holländer, hat sich bereits abgespielt. Ferner: Klima und Dichtigkeit der Bevölkerung, so insbesondere in Indien und China, verbieten auch für jede Zukunft die wichtigste und folgereichste Art der Kolonisation, diejenige, die deutschen Volksangehörigen neue Wohnsitze schafft und sie den frisch gewonnenen Boden bei innigem Zusammenschluss und unter Rückhalt am heimatlichen Staat behaupten lässt.

An Besitzungen altersschwacher Kolonialmächte, deren Erben wir im fernen Osten werden könnten, ist kein Überfluss mehr vorhanden, nachdem Spanien, teils gezwungen, teils freiwillig, der Philippinen und Karolinen sich entäusserte. Da die vorderindischen Kolonialreste der Portugiesen, der einst ruhmreichen Herren des indischen Handels, durchaus innerhalb englischer Interessensphäre liegen, so bleibt nur die Ostseite von Timor im indischen Archipel, sowie Macao, von ihrem heutigen Bestand als derjenige, der eines Tages in andere Hände, als englische, möglicherweise übergeht. Es sind Stimmen, die auf Grund von Augenschein Macao infolge des dortigen Verwaltungsmarasmus für die Gegenwart die Bedeutung eines in die Wagschale fallenden südchinesischen Handelsemporiums absprechen. Die kürzlich gemeldete Konzessionierung einer 100 Kilometer langen Eisenbahn von Macao nach Canton an eine portugiesiche Gesellschaft wäre ein Schritt zur Hebung dieser durch ihre geographische Lage für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Verkehr mit Ostasien überaus günstig gelegenen kleinen Halbinselkolonie.

Zukunftsreich für unsere Kapitalien und unsere Kaufleute wären regere Verbindungen mit Borneo, Java, Sumatra. Engere Fühlung mit den Holländern, denen schon 1609 mein Namensvetter Hugo Grotius mit seiner Schrift: „Mare liberum sive de jure quod Batavis competit ad Indicana commercia", das freie Meer und die kolonisatorische Macht des überseeischen Handels erstritt, wäre imstande, uns mehr denn eine nützliche Lehre zu bescheren. Hervorragend war bei den Holländern in kolonialen Dingen stets der finanzielle Opfermut, die straffe Organisation in Überwachung der Produktion auf den Inseln, die freilich oft bis zum Brutalen sich verstieg. (Wurden doch Bestände von Nutzpflanzen an ihnen nicht vorteilhaft gelegenen Stellen niedergesengt, bei reichen Ernten zur Hochhaltung der Preise gewaltige Massen der Erträgnisse niedergebrannt.) Kommt für die Holländer der Augenblick, da sie ihren überseeischen Besitz durch Anlehnung an eine Grossmacht zu sichern genötigt sind, so kann kein Zweifel sein, dass der Staat, der Ober- und Mittellauf ihrer ersten Handelsader, des Rheins, beherrscht, die natürlichste und sicherste Stütze bietet.

Ein freies Staatsgebilde ohne bedeutende innere treibende und erhaltende Kräfte und mit geringer Aussicht auf langes Bestehen ist im weiteren Orient gegenwärtig nur noch Siam. Es frägt sich, ob Deutschland verpflichtet ist, in steter Gleichgültigkeit zu verharren, wenn England und Frankreich im Westen und Osten durch einen Vertrag nach dem andern neues Territorium in friedlicher Weise abnagen, bis ein siamesisches Reich von der Oberfläche verschwunden ist. Die Stellung, die deutsches Kapital und deutsche Beamte im neu gestalteten Verkehrswesen Siams, namentlich im Eisenbahnbau, sich erobert haben, die jüngst gewonnene Vorherrschaft der deutschen Schiffahrt in der Verbindung zwischen Singapore und Bangkok beanspruchen von seiten Deutschlands steigende Beachtung.

Wir sehen, koloniale Erweiterung ist in Süd- und Ostasien für Deutschland auf ein geringes Mass beschränkt. Zudem sind zwei neue, im Sinne ihrer Emsigkeit und bewusster Kraftanspannung „gefährliche" Wettbewerber auf dem Schauplatz erschienen: die Amerikaner und die Japaner. Ist auch die „gelbe Gefahr" eher Schemen als eine drohende Erscheinung von Fleisch und Blut, so werden doch die selbstverständlichen Folgen des von Japan erkämpften Prestiges nicht auf sich warten lassen. Das Selbstbewusstsein der Mongolen hat neue Nahrung erhalten. China holt sich seine Lehrmeister für Volksbildung und zur Eroberung der praktischen Vorteile europäischer Zivilisation künftig aus Japan. Dieselben Japaner, die ihre Kultur aus China empfingen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ihre Intelligenz, wie heute nach Europa, so damals nach China und Korea zu weiterer Ausbildung sandten, sind heute in der Rolle der Gebenden. Geographische Lage und Landesnatur und die aus solchen Bedingungen sich herleitende Bewegungsleichtigkeit und geistige Elastizität der Rasse hat Japan davor bewahrt, in Stillstand und so in Rückschritt zu verfallen, wie China, das Land der kontinentalen Ausdehnung, der grossen Entfernungen, des ungezählten starren Menschenmaterials und somit das Land des Beharrungsvermögens. Ein weltgeschichtliches Schauspiel wickelt sich ab, das für ein ostasiatisches Volk den hohen ethischen und politischen Wert expansiver Kultur und kolonisatorischen Wollens überzeugend vor Augen führt.

So haben sich unsere Betrachtungen hinsichtlich Wesen und Zukunft deutscher kolonisatorischer Tätigkeit mit verdoppelter Aufmerksamkeit nach dem näheren Osten zu richten, vorzugsweise nach den Ländern, um die das Mittelmeer ein einigendes Band legt. Hier haben seit den Zeiten, die mit der Entwickelung unserer kaukasisch-abendländischen Gesittung im Zusammenhange stehen, die Völker, die als Kulturträger auftreten, Phönikier, Griechen, Römer, bei ihrer Arbeit zu geistigem Fortschritt und zur Verwebung der Mittelmeerländer zu kultureller Einheit ihre höchsten Leistungen als Kolonisatoren gezeigt. Die räumliche Ausdehnung des Schauplatzes der Geschichte deckt sich durch das ganze Altertum mit der immer weiter um sich greifenden Wirkung der kolonisatorischen Kräfte.

Der nähere Orient, vor allem die Randländer des Mittelmeers, müssen darum reicheres Interesse fordern, weil hier auch die Angehörigen germanischer Rasse Fuss zu fassen vermögen, bei planmässig geleiteter Kolonisation heute in der Lage sind, eins zu werden mit dem Boden, den sie bebauen, ohne dass auf ihre physischen und geistigen Fähigkeiten das Klima seine zerstörende oder lähmende Macht übt, ohne dass bei der Stufe der Gesittung und Erziehung, die ihnen heute zu eigen ist, wie ehemals ein Untertauchen in fremde Völker zu befürchten wäre. Kein Wunder ist, dass in den Zeiten der grossen Wanderungen, die in dem breiten Becken des Mittelmeers auslaufen und da ihr Ende und ihre Ruhe finden, die Germanen, da weder im Besitz ausgebildeter Schriftsprache noch reicher Literatur, bei entstehender Völkermischung in den intellektuell höher stehenden Unterworfenen aufgingen. So sagt Helmolt in seiner nach ethnographischen Gesichtspunkten gruppierten Weltgeschichte (im vierten, die Randländer des Mittelmeers behandelnden Bande) bezeichnend von ihnen, dass sie nur als die Sturmböcke erscheinen, welche die alte Welt zertrümmern und durch die Wucht des Stosses, losgerissen vom grossen Stammbaum, abbröckelten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für die zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee sitzenden germanischen Stämme bot die Balkanhalbinsel den vor allen von den Goten beschrittenen Weg zum Vormarsch in die Gebiete des Mittelmeers. Als slavische und mongolische, wie tatarische Völkerschaften in diesen weiten Tiefebenen sich einnisten und die hier Ansässigen nach Westen schieben, wird diese bequeme Brücke nach dem Osten gesperrt.

Aber schon nach wenigen Jahrhunderten beginnt wieder ein Rückfluten der germanischen Stämme gegen Osten hin. Die Bayern eröffnen dasselbe, indem sie sowohl die Donau abwärts, wie im Alpenland, in den Tälern der Drau, Mur und Enns sich vorwärts schieben. Und die Bewegung steht nicht an den Reichsgrenzen still. Sie greift hinüber in die Gebiete slavischer und anderer fremder Fürsten. Von diesen selbst begünstigt und gerufen, entsteht im Osten die Arbeit friedlicher deutscher Kolonisation. Seit König Geisa II. von Ungarn in der Mitte des 12. Jahrhunderts dem Fleisse der Sachsen die fruchtbaren Gefilde von Hermannstadt, Mediasch und Schässburg überlässt, ergiessen sich durch die Jahrhunderte, sogar bis zum Beginn des verflossenen, bald grössere, bald kleinere Ströme deutscher Auswanderer nach dem Osten, so lange, bis die häufiger werdenden Schiffahrtsverbindungen nach Amerika und die um sich greifende Kunde dort leicht zu erwerbender Reichtümer nach der neuen Welt immer lebhafter locken, die Flut nach Osten dünner und dünner werden und endlich ganz versiegen lassen. So sitzen denn heute in Osteuropa in mehr oder minder scharf sich abtrennenden Siedelungszentren in Galizien, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Wolhynien, in Südrussland, an der Wolga $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ Millionen Abkömmlinge deutscher Einwanderer, eine Bevölkerung, die ein stattliches deutsches Kolonialreich füllen könnte, aber dem Untergang geweiht, sicher, doch langsam, wenn auch unter tapferer Gegenwehr, verbluten muss.

Die überschüssige deutsche Volkszahl aus Südrussland, Bewohner evangelischer, römisch-katholischer und mennonitischer Dörfer tasteten von dem Dnjepr und Djnestr wie von der Krim hinüber übers Asowsche Meer an die Ufer des Kubanflusses und von dort nach Ciskaukasien. Ihre Ortschaften gruppierten sich im Gouvernement Stawropol um die gleichnamige Stadt, im Wassergeäder des Kumá N. und NW. von Pjätigorsk, im Flussland des Terek N. und NW. von Wladikawkas. Wir stehen hier schon in den Vorbergen der Ketten des grossen Kaukasus, unweit des Elbrus und Kasbeckgipfels, im Gebiet von Wasserläufen, die bereits dem Kaspischen Meer zurinnen.

Wir sind im einzelnen noch wenig über die ciskaukasischen Kolonien unterrichtet. Während die Deutschen Südrusslands mit grossem

Eifer die Materialien zur Geschichte ihrer Volksinseln sammeln — erst kürzlich wieder erschien zur Feier des hundertjährigen Bestehens des ältesten deutschen Kolonistenbezirkes Grossliebental ein anziehendes Büchlein des Titels: „Die deutschen Kolonien in Südrussland" — haben die ciskaukasischen Dörfer, wie solche an der Wolga, wenig Sinn und Geschick für ähnliche Bestrebungen bewiesen.

Auch nach der asiatischen Zone hinüber drängt sich das deutche Volkstum. Selbst oberhalb Taschkent in Turkestan trifft man heute auf eine Niederlassung schwäbischer Bauern.

Bemerkenswert und lehrreich zur Beurteilung der kolonisatorischen Kräfte unseres Volkstums im Orient ist die Besiedelung, die jenseits der hohen Bergbarrieren in Transkaukasien sich abgespielt hat.*) Sie setzt früher ein, so dass wir über drei Jahrzehnte ihrer Entwickelung zurückblicken können, sie geschieht mittels eines grossen einheitlichen Stroms aus Württemberg selbst, und sie hat die ganze Stetigkeit deutscher Arbeit, die volle Reinheit deutscher Aneinanderkittung gewahrt. Inmitten der Sitze von Grusinern, Armeniern, Tataren leben dort gegenwärtig im Tal der Kura und ihrer Nebenflüsse wie in den Hochlandshalden der nordarmenischen Gebirgsausläufer in elf meist blühenden Dörfern reichlich 9000 Deutsche, die Nachkommen der einstigen schwäbischen Auswanderer in der dritten Generation.

Die Ansiedler dieser Ansiedlerkolonien behandelte ich bereits des näheren an verschiedenen Stellen unter Zugrundelegung meines im Sommer 1900 unternommenen Besuches.**) Zur Veranschaulichung der transkaukasischen Besiedelungsarbeit wende ich mich hier zu einer Skizzierung der geographischen Lage und der wirtschaftlichen Basis dieser Niederlassungen.

Wir haben drei Gruppen vor uns, Dörfer der Steppe, solche am Fusse oder innerhalb des Mittelgebirges, und drittens solche auf dem armenischen Hochplateau. Die Dörfer der erstgenannten Gruppe liegen in der östlich von Tiflis sich stark erweiternden Senke zwischen grossem und kleinem Kaukasus, die durch die Kura bewässert wird, die hier, ein echter Steppenfluss, mit niedrigen, lehmigen Ufern in zahllosen kleinen Schlingen durch kahle Hügel-

*) Vom Gesichtspunkte des Landwirts betrachtete kürzlich Paul Hoffmann die gegenwärtige Lage und Zukunft der Ansiedler („Die deutschen Kolonien in Transkaukasien", Berlin 1905), vgl. auch v. Déchys „Kaukasus, Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge", Bd. I und II, Berlin 1905.

**) Siehe: „Zur Geschichte der schwäbischen Ansiedlungen in Transkaukasien" (Beilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung" 1901, No. 152 und 160); „Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien und Palästina", München 1902; „Am deutschen Herd in Transkaukasien" (in meinem Buch „Auf türkischer Erde", 2. Aufl., Berlin 1903) und „Deutsche Besiedelungsarbeit in Transkaukasien" („Asien", 1902, II, 3).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landschaft sich bewegt. Am Südostende der Karajassteppe breiten sich Annenfeld, Georgsfeld und Helenendorf, in einer Höhenlage von 500, 550 und 750 Metern über dem Meere, während der Flussspiegel der Kura hier sich wenig unter 450 Metern befindet. In dieser Zone, mit ihren trockenen und heissen Sommern, gedeihen keine Kulturpflanzen ohne emsige Bewässerung. Das Vieh ist geringwertig, wird auch wenig gezogen. Hauptbeschäftigung ist der Weinbau, der, in den Tälern der Flüsse durch vielfache Rinnsale gespeist, mit grosser Sorgfalt und günstigem Erfolge betrieben wird.

Orte, dem Ufer der Steppenflüsse zu nahe und in einer Höhenlage, dass die Winde keine reinigende Wirkung zu üben vermögen, sind von Sumpffiebern heimgesucht. Die ursprünglich unglückliche Wahl der Ansiedelungsstätte hat bei mehreren Dorfschaften zu Fieberepidemien und schliesslich zu Platzwechsel geführt. Der Gesundheitszustand ist jetzt ein leidlicher. Fieber treten nur vereinzelt auf. Alle Dörfer haben das Gepräge der Wohlhabenheit. Grössere Schuldenlasten, durch Umsiedelung und neue Bewässerungsanlagen verursacht und, da das Geld aus den Händen von Armeniern entliehen war, infolge von Wucherzinsen schwer abtragbar, hat nur Annenfeld. Industrielle Betätigung ist in den Kolonien selten. Nur in Helenendorf finden sich einige Kolonisten, die sich der Kognakbrennerei und der Fabrikation von Fleischwaren zugewandt und bei diesem einträglichen Geschäft sich zu Millionären emporgeschwungen haben.

Am Nordwestende der Karajassteppe, da, wo die Berge des nördlichen Kachetiens sich gen Süden abdachen, an den Ufern der zur Kura eilenden Jora, breiten sich in ziemlicher Nachbarschaft zueinander drei Ortschaften aus Marienfeld, Petersdorf und Freudenthal. Erstere beiden befinden sich bereits in einer Höhenlage von 800—900 Metern. Das am niedrigsten gelegene Freudenthal weist allein, wohl infolge hohen Grundwasserstandes, schlechte hygienische Verhältnisse auf. Diese Ortschaften liegen, wie auch Alexandersdorf, unweit Tiflis, am Fusse des Mittelgebirges. Die Nähe der Gebirgsketten bringt reichere Niederschläge und grösseren Feuchtigkeitsgehalt der Luft mit sich, so dass Cerealien, Gemüse- und Futterpflanzen meist ohne künstliche Berieselung angebaut werden können. Doch nimmt ausser in Alexandersdorf der Weinbau immer noch die erste Stelle im Erwerbsleben ein. Dies ist auch in den eigentlichen Ortschaften des Mittelgebirges, in Elisabethtal und Katharinenfeld der Fall. Namentlich Katharinenfeld, das im breiten Tale des Muschawer sich erstreckt, hat eine ausgedehnte Rebenkultur, die schon bei Durchschnittsernten einen hohen Ertrag sichert. Gute Gewinnchancen und vorzügliche Gesundheitsverhältnisse haben somit diese beiden Kolonien zu den bevölkertsten werden lassen, denen nur Helenendorf gleichkommt. Die jährliche

Niederschlagsmenge erreicht hier bereits die Höhe von 500—600 mm, während sie in der Steppe nur 250—300, in den Dörfern am Südabhang des grossen Kaukasus mindestens die für Tiflis feststehende Höhe, also 450—500 mm aufweisen dürfte.

Die Kolonien der dritten Gruppe lagern auf der armenischen Hochebene. Es sind Petrowka und Alexanderhilf in Höhe von 1700 und 1800 Metern. Oberhalb der Grenze des Weinbaus befindlich, die in Kaukasien zwischen 1000 und 1200 Metern schwankt, bildet Cerealienbau und Viehzucht die erste Nährquelle. Vorzügliches Weideland besitzt insbesondere Alexandershilf. Genossenschaftlicher Zusammenschluss, eine Organisation, die von den Kolonisten bisher für Kreditwesen und Wirtschaftsleben sehr zu ihrem Schaden vernachlässigt wurde, hat den Alexandershilfern bei Verwertung der Molkereiprodukte ansehnlichen Gewinn gebracht. Die Nachbarschaft von Kars begünstigt auch für Petrowka den Absatz ihrer Erzeugnisse der Viehzucht. Die Niederschläge sind auf der Hochebene nicht unbeträchtlich. Auf dem Karsplateau beträgt die Jahresmenge etwa 550 mm. Doch fällt der meiste Regen im Gegensatz zum mittleren Kaukasien nicht in die Zeit vom April bis Juni, sondern in die vom Februar bis April, so dass Missernten in trockenen Jahren, über die das junge Petrowka schon zu klagen hatte, nur durch künstliche Wasserspeisung vermieden werden können.

Von Wert ist eine Übersicht über die Bevölkerungsbewegung in den Kolonien; die ermittelbaren Zahlen beleuchten äusserst deutlich, wie diese sich seit der Einwanderung gestaltete. Die 540 Familien, die sich 1818 in 9 Dörfern niederliessen, zählten 2617 Seelen. Die Jahre harten physischen und wirtschaftlichen Kampfes lichteten bis 1831 die Reihen der Ansiedler auf 2001. 1836, also wenige Jahre später, sind es wieder 2902. Der Tod hat Auslese gehalten, indem er die weniger Widerstandsfähigen hinwegraffte. Steigende Wohlhabenheit und Kenntnis der Gefahren des Klimas lässt von nun an eine ständige, wenn auch langsame Vermehrung zu. Moritz Wagner findet 1843 in den damals 8 bestehenden Dörfern 648 Familien, was einer Bewohnerschaft von 3200—3300 Seelen entsprechen würde. Pastor Schenk 1869 verzeichnet ausschliesslich der mit Tiflis inzwischen vereinten Kolonie von Neutiflis 3785 Seelen, so dass man mit dieser in diesem Jahre die Zahl der deutschen Kolonisten auf 4100 beziffern darf. In ganz anderm Massstab greift, ein Beweis der sich immer günstiger gestaltenden hygienischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die Vermehrung in den letzten Jahrzehnten um sich. Ein Zeichen der Erstarkung ist auch die Anlage von Tochterkolonien. Die Elisabeththaler gründen 1858 Alexandershilf, die Helenendorfer 1888 Georgsfeld. 1889 ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeichnet die russische Provinzialverwaltung 6282 Seelen und für das Jahr 1900 haben wir unter Berücksichtigung der Nachkommen der Kolonisten von Neutiflis und der aus den Heimatsdörfern Ausgewanderten, die namentlich in den Städten als Handwerker ihren Lebensunterhalt suchten, 9000—10000 Seelen an Stelle der 1818 Eingewanderten 2617 zu zählen. Wir sehen also, wie hier eine Bevölkerung ohne Spur von Degeneration wirkt und sich im Verlauf von ziemlich drei Menschenaltern zu prächtiger Lebenskraft durchgerungen hat.

Das erörterte starke Bevölkerungswachstum hat jedoch bereits eine ziemlich unangenehme Folgeerscheinung gezeitigt. Für die wirtschaftliche Beihilfe mehrerer Söhne ist oft nicht genügend Land vorhanden. Nur in den reichen Weinbaudörfern, wie Helenendorf, Katharinenfeld, fällt der Überschuss arbeitskräftiger Nachkommen weniger ins Gewicht, da sich hier infolge der aufgesparten Barmittel der Ankauf von benachbarten Privatländereien aus den Händen verarmter grusinischer Edelleute ermöglichen und somit die Bildung neuer Gutshöfe auf anderm denn auf Kronterritorium erzielen lässt.

Vereinzelt wohl lassen die für den landwirtschaftlichen Betrieb überzähligen Kräfte sich als Kaufleute oder Handwerker nieder. Jedoch nur wenigen lässt diese Tätigkeit im Heimatsorte Platz. So wenden sie sich nach den grösseren kaukasischen Städten, wie Batum, Kutais, Baku, vorzugsweise aber Tiflis.

Für die gemeinsame Ansiedelung in neu zu gründenden Dorfschaften, wie dies noch 1892 von seiten der Alexandershilfer mit Petrowka geschah, ist die Gelegenheit verwehrt, nachdem die russische Regierung sich von der Zähigkeit der Schwabensiedelungen überzeugt hat. Sie sichert ihnen nur dann die Überlassung von Staatsländereien zu, wenn sie sich entschliessen, zur Hälfte russische Bauern unter sich aufzunehmen. Regierungsagenten haben leider mit diesen Angeboten schon unter den Elisabeththalern Erfolg gehabt, als ich dort im Juli 1900 verweilte. Ist die Verbindung mit dem heimatlichen Herde erst gelöst, dann fallen zu bald nur auch das deutsche Stammestum, die deutsche Sitte und Sprache, die bis heute in jenen Schwabenkolonien selbst meisterlich gewahrt blieben.

Es wird im Laufe einiger Jahrzehnte die gleiche Erscheinung wie bei den südrussischen Kolonien und denen der Wolga sich einstellen, dass die jüngeren überzähligen Kräfte Amerika zur neuen Heimat wählen. Nach Gebieten mit geschlossener deutscher Siedelung gelenkt, so z. B. nach Südamerika, hätten diese unstreitig tüchtigen Elemente an der Seite der Angehörigen des alten Mutterlandes neuen Rückhalt und Spielraum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dem Gebiete des vorderasiatischen Faltengebirgsgürtels wenden wir uns in den Bereich der vorderasiatischen Wüstentafel. In Palästina bietet sich uns ein zweites Zeugnis deutscher Kolonisation. An Volkszahl wie an Flächenraum, den die palästinensischen Schwaben beherrschen, stehen sie ihren transkaukasischen Landsleuten erheblich nach. Sie fesseln uns jedoch darum lebhafter, weil sie bis auf den heutigen Tag deutsche Staatsbürger geblieben sind und bleiben konnten. Pietistischen Regungen verdanken auch die deutschen Volksherde Palästinas ihre Entstehung. Von den 2000 heutigen Insassen der Kolonien Haifa, Jaffa, Sarona und Rephraim-Jerusalem, die 1869, 1871 und 1873 entstanden, gehörten mindestens zwei Drittel der Tempelgemeinde an. Fleiss und Beharrlichkeit liessen auch diese palästinenser Schwaben harte und schwere Jahre überwinden. Ursprünglich waren die Ansiedelungen vorwiegend Ackerbaudörfer. Seit einem Jahrzehnt ist der Weinbau zu hoher Blüte gekommen, für den der Boden Palästinas sich als recht geeignet erweist. In ziemlich 30 Jahren der Rebenpflanzung hatte man keine einzige Missernte zu verzeichnen.

Die Markungen der palästinensischen Dörfer inmitten des braunen, von Verwitterungsschotter bedeckten Bodens muten an wie kleine glückliche Inseln. Prächtige Weinberge und Ackerfelder wechseln mit Hainen von Orangen-, Oliven- und Mandelbäumen. Wendet man der Araberstadt Haifa den Rücken und pilgert vom Berge Karmel zum Meere durch die lange breite Dorfstrasse mit ihren schattigen Obstbäumen und den sauberen, von zierlichen Gärten umzogenen zweistöckigen Häusern, so fühlt man sich wie mit einem Schlage in die deutsche Heimat versetzt.

Geistige Regsamkeit, durch stets aufrecht erhaltene Verbindung mit dem Mutterlande gestärkt und geführt, hat zahlreiche wirtschaftliche Grossbetriebe geschaffen und die Kolonisten nicht müde werden lassen, ständig nach neuen Absatzquellen Umschau zu halten. Wir finden denn in den Kolonien Keltereien und Kellereien, Brennereien und Küfereien, Schaumwein- und Likörfabriken, Bierbrauereien, Dampfmühlen, Seifen- und Zementwarenfabriken.

In schmaler, dem palästinensischen Tafelland vorgelagerter Ebene gelegen, sind Jaffa und Sarona recht hohen Temperaturen ausgesetzt. Das Julimittel zeigt hier 28,6 C., das des Oktober noch 26, das Januarmittel 12,2, Temperaturen, denen in den kaukasischen Städten Tiflis, Elisabethpol und Kars solche von 12 bis 13, 24 bis 25 und 0 Grad gegenüberstehen.

Mildernd wirkt für Jerusalem die Höhenlage. Doch die hier in den Wintermonaten eintretenden niedrigen Temperaturen haben bei weitem nicht für die Ansiedler die erfrischende Wirkung wie diejenige Trans-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaukasiens. Die absoluten Minima betragen für Tiflis 9 Grad C. unter Null, für Bjeli-Kljutsch, eine Beobachtungsstation unweit Elisabeththal —13, für Elisabethpol —16,5, für das auf offenem Hochplateau befindliche Kars gar —33,8.

Jaffa und Sarona sind die Punkte, die hygienisch keinen glänzenden Stand zeigen. Doch ist die Überwindung der klimatischen Schwierigkeiten, wie der ständige Geburtenüberschuss beweist, durch die dortigen Ansiedler bereits überstanden.

Genaue Daten über die Bevölkerungsbewegung liegen bisher nicht vor. Die Archive der Tempelgesellschaft und die Kirchenbücher vermöchten allein über Einzelheiten Auskunft zu geben, namentlich darüber, welchen Anteil an dem Wachstum der Kolonien eigene Vermehrung und neue Zuwanderung haben. Nach mir von einem Mitgliede der Templergesellschaft gemachten Mitteilungen zählten ihre Angehörigen 1869 in Jaffa und Haifa etwa 300 Seelen, 1875 in allen vier Kolonien 1000, 1880 bereits an 1400 Seelen. Unbestreitbar also ist eine starke Zunahme der Bevölkerung. Dieselbe Erscheinung wie in Transkaukasien zeigt sich: der junge Nachwuchs hat nicht genügend Land zur Verwertung seiner Kräfte. Haifa allein hat gegenwärtig sechzig unternehmungslustige, nach Betätigung drängende Burschen im Alter von 15 bis 25 Jahren.

Die Aufmerksamkeit, die sich gelegentlich des Palästinabesuchs Sr. Majestät den dortigen deutschen Niederlassungen zuwandte, hat ausser dem verstärkten politischen Schutz einen bedeutenden Vorteil nach sich gezogen. Deutsches Kapital, das bisher so selten und zaghaft im Gefolge deutscher Siedelungen aufgetreten ist, begann dem dortigen Ausdehnungsbedürfnis zu Hilfe zu kommen. Eine Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedelungen in Palästina wurde in Stuttgart begründet, die den Ansiedlern Kapitalien zum Ankauf von neuem Land und zu wünschenswerten wirtschaftlichen Unternehmungen gegen mässige Verzinsung und jährliche Amortisierung vorzustrecken beschloss und dieses Vorhaben, soweit die Mittel bisher ausreichten, schon auszuführen imstande war. Teils die Zentralleitung des Tempels, teils in den Kolonien besonders geschaffene Genossenschaften wurden die Darlehnsnehmer. So konnte in der Nähe der Bahnlinie Jaffa—Jerusalem zwischen den Stationen Lydda und Ramleh eine Kolonie des Namens Hamidie Wilhelma vor zwei Jahren gebildet werden, die heute 130 Bewohner aufweist. Dass sich diese Gesellschaft zum Nutzen weiterer deutscher kultureller Arbeit, die in Palästina über Kräfte verfügt, die nur der entsprechenden Barmittel harren, in allen deutschen Gauen kräftigen Boden erobern möge!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und noch aus einem dritten, der subtropisch-mediterranen Zone angehörigen Gebiete bieten sich die Merkmale deutscher Bauerntätigkeit, und zwar aus Algerien, wo nach dem Naturalisationsgesetz von 1889 in den Statistiken die Zahl der Deutschen fast vollkommen verschwunden ist, während diese an der Besiedelungsarbeit Algeriens keinen unerheblichen Anteil haben. Ein Franzose hat kürzlich im Bulletin de la Société de Géographie d'Alger et de l'Afrique du Nord (1902) auf Grund ihm zu Gebote stehenden historischen und statistischen Materials eine Studie über eine kleine Kommune der Provinz Oran geschrieben, die bis zum heutigen Tage deutschem Wesen treu geblieben ist. Da es sich um eine wenig bekannte Episode eines Einwandererzuges handelt, der nicht planmässig geschah, sondern seine Richtung nach einem Punkte der Mittelmeerküste lediglich dem Zufall verdankte, so verlohnt sich ein kurzes Eingehen auf denselben.

Im Jahre 1846 war eine grössere Schar in der Rheinprovinz bei Trier Beheimateter nach Dünkirchen gezogen, um nach Brasilien auszuwandern. Die Versprechungen der Agenten, billige Überfahrt zu verschaffen, waren trügerische gewesen. So hatten 63 ärmere Familien, im ganzen 339 Seelen, zurückbleiben müssen. Da sie von französischen Kolonisationsabsichten hörten, die in Algerien zur Verwirklichung kommen sollten, so wandten sie sich mit dem Gesuche an das Kriegsministerium, sie dort auf Staatskosten ansässig zu machen. Marschall Bugeaud, der von einer Kolonisation Algeriens durch gediente Mannschaften schwärmte, stellte sich diesem Vorhaben wenig sympathisch gegenüber. Die französischen Behörden hätten sicher französische Bauern in Algerien als wirtschaftliche Pioniere lieber gesehen als deutsche, waren aber auch der Überzeugung, dass Franzosen als Kolonisten sich nicht so schnell finden würden. So beschloss man die Überführung der in Dünkirchen Harrenden. Die Kunde von der kostenlosen Niederlassung in Algerien hatte sich in der Rheinprovinz rasch verbreitet und die Schar der Afrikalustigen vermehrt. 869 Seelen wurden denn auf fünf Schiffen nach Algerien geführt, und zwei Punkte in der Provinz Oran zwischen Mostaganem und Arzew für ihre Ansiedelung ausersehen. Der grössere Teil der Ankömmlinge, 58 Familien mit 467 Seelen, wurde nach La Stidia gebracht. Als Marschall Bugeaud die von Entbehrung und Strapazen Entkräfteten prüft, bringt er dem Gedeihen der Kolonie wenig Hoffnung entgegen. Soldaten werden abkommandiert, das Dorf abzustecken und beim Häuserbau behilflich zu sein.

Der Tod hält die ersten Jahre reiche Ernte. Zehn Jahre nach Begründung weist La Stidia statt der ehemaligen 468 nur 436 Seelen auf. Doch mit alter Zähigkeit gehen die Kolonisten daran, sich ihre Existenz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erringen. Ein offizielles Dokument aus jener Zeit sagt bereits: „Les Prussiens, établis à la Stidia, sont d'infatigables travailleurs. Sobres et possédant à un haut degré l'esprit de famille, ils devaient triompher de tous les obstacles."

Bei der Betrachtung der Entwickelung Stidias erachtet Demontès als wesentlichsten Punkt die Beantwortung der Frage: vermag sich auf afrikanischem Boden die germanische Rasse zu akklimatisieren, büsst sie ihre Widerstandsfähigkeit ein und — für den Franzosen ein besonders wichtiges Moment — wie gestaltet sich der Kinderzuwachs? Ist die Zahl der Kinder so stark wie in der Heimat, oder nimmt sie auf fremdem Boden, unter andern Lebensbedingungen ab?

Das Ergebnis, zu dem Demontès auf Grund der Zivilstandsregister gelangt, ist überraschend. Er findet, dass die Zahl der Geburten wächst, sogar bedeutender als in Deutschland sich darstellt, und dass, wenn auch zugleich die Sterblichkeit grösser wird, die Überschüsse doch recht erhebliche sind. (Für die Dezennien 1856—1865, 66—75, 76—85 berechnet, würde sich für je 1000 Bewohner im Jahre eine Zunahme von 17, 14,4 und 15 Seelen ergeben.) Demontès betont zugleich, dass die physische Erscheinung dieselbe geblieben ist, dass die Rekruten durchaus noch die „haute taille" der germanischen Rasse aufweisen. So lautet sein Urteil, wie es durch Beobachtung der Entwickelung von La Stidia gewonnen wird: „La population s'est fixée au sol, s'est habituée au climat, elle prospère et elle s'accroit. La race allemande en Afrique loin de dépérir, loin de dégénérer, elle fait souche de nombreux enfants vigoureux et forts, et malgré une forte mortalité infantile, elle compense ses décés par une natalité plus abondante encore."

Seine Schlussbetrachtungen sind betrübend für den Franzosen, aber ehrenvoll für unsere ehemaligen Landsleute. Er bekundet, dass die Naturalisation wenig an der Physiognomie der Kolonie geändert habe. Die jungen Leute lernen fleissig Französisch, leisten willig ihren Militärdienst, aber, heimgekehrt, verheiraten sie sich mit den Töchtern ihrer Dorfschaft und bleiben Deutsche. Blutsmischung durch Heirat sei selten. Wenn Franzosen, namentlich gediente Soldaten, deutsche Mädchen gefreit haben und im Orte sich festsetzten, so sind diese eher zu Deutschen geworden. La Stidia sei eine grosse deutsche Familie, die jeden Fremden, sogar französische Beamten, mit scheelen Augen ansehe. Ehre diesem beharrlichen Festhalten am heimatlichen Volkstum. Freilich, wenige Jahrzehnte mögen vergehen, dann wird dieses kleine Häuflein Deutscher, dieses allein stehende Inselchen, hinweggespült sein.

Es wäre verdienstlich, die Materialien zur Geschichte aller unserer grossen und kleinen Auswandererströme an einer Zentralstelle zu sam-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meln, eine Vorarbeit, für die schon durch die von Prof. Langhans herausgegebene „Deutsche Erde" wertvolle Bausteine gesammelt sind. Die einzelnen herauszugebenden Monographien würden eine klärende Übersicht geben über die Beweggründe der Auswanderung, über Bedingungen, Fehlschlagen und Gelingen, und möchten wertvolle Fingerweise für eine nationale Arbeit liefern, die sich der zielsicheren Leitung unserer Auswanderung widmet.

Dass eine solche Aufgabe, von Reichs wegen unternommen oder doch wenigstens gefördert, zu einem geradezu brennenden Bedürfnis geworden ist, eröffnet sich der Erkenntnis eines jeden, der die Tatsache prüft, dass wir noch heute jährlich, wenn auch keine Hunderttausende mehr, so doch immer noch Zehntausende von Seelen dem Auslande abgeben. Am 21. Februar 1856 beantragte bereits der bayrische Gesandte am Bundestag eine gemeinsame Organisation der deutschen Auswanderung, um dieselbe nach Gegenden zu lenken, wo die Auswanderer nicht der Spekulation und dem blossen Zufall preisgegeben würden, sondern Aussicht auf eine sichere Existenz gewännen, wo sie ferner ihre Nationalität bewahren und mit dem Vaterlande in Beziehung bleiben könnten. Die Zweckmässigkeit und Ausführbarkeit des Antrages erkannte der diesbezüglich gewählte Ausschuss wohl an, erklärte jedoch nach länger denn zweijährigen Beratungen, dass, „er zurzeit noch nicht imstande zu sein glaubt, irgend ein Land zu dem Zwecke in Vorschlag zu bringen und dass es demzufolge dermalen noch nicht an der Zeit ist, die Mittel näher ins Auge zu fassen, die zur Erreichung des gedachten Zieles anzuwenden sein dürften." Die Kolonialpolitik des nun ein Menschenalter bestehenden Deutschen Reiches hat sich bisher die Lösung solcher Aufgaben ebenso wenig angelegen sein lassen, wie der selige deutsche Bund!

Konnten meine Beobachtungen, die ich an Ort und Stelle in Transkaukasien, Palästina und Algerien zu verschiedenen Zeiten zu machen Gelegenheit hatte, auch nicht von umfassender Gründlichkeit sein, so geben sie doch der Anschauung begründeterweise Raum:

Die Vitalität des deutschen Volkstums im Bereich der subtropisch mediterranen Zone ist an verschiedenen Punkten eine derartige, um den Gedanken erweiterter künftiger Kolonisation aufkeimen zu lassen.

Die Frage drängt sich somit auf, in welchen Gebieten, die ähnliche physikalische Beschaffenheit wie die Transkaukasiens, Palästinas und Algeriens zeigen, in der Zukunft sich eine deutsche Bauernansiedlung entwickeln könnte.

Als dünnbevölkerte Länder unserer Zone lenken den Blick auf sich: Kleinasien, Mesopotamien, Cyrenaika, Marokko.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei theoretischer Betrachtung der Ansiedelungsmöglichkeit, soweit Lage, Natur, Klima, Chancen der Bodenbebauung in Frage kommen, bietet jede dieser Landgruppen verlockende Aussichten.

Über die verschiedensten Kolonisationsideen, die von deutscher Seite an Kleinasien sich knüpften, berichtet Ihnen Professor Zimmerer als Kenner und Beobachter aller deutschen, dem Orient sich zuwendenden Bestrebungen.

Die Inangriffnahme eines grösseren organisierten Besiedelungswerkes auf dieser Halbinsel verbieten jedoch Erwägungen, die unsere Politik dem Osmanischen Reich gegenüber zu treffen hat. Dieselben sehen gerade in Kleinasien das letzte und festeste Bollwerk ihres nationalen und politischen Daseins und sind für Massenansiedelungen fremden Volkstums bei aller Freundschaft für deutsches Wesen und deutsche Vorzüge schwerlich zu bestimmen.

Weniger Widerstand dürfte die Erstrebung kleinerer Landkonzessionen zu Dorfanlagen in Mesopotamien, in der Nähe der Städte, wie Aleppo, Urfa, Damaskus, ähnlich wie in Palästina, finden, wenn die Bahntracen erst in das innere Mesopotamien eingedrungen sind. Dichtere Besiedelung dieser Gebiete, in denen türkisches Volkstum nicht mehr vertreten ist, Schaffung neuen Kulturlandes läge nur im Vorteil der Türkei, indem es ihrer Herrschaft und Verwaltung festeren Halt schafft, neue Hilfsquellen in Fluss bringt. Die Hauptaufgabe der Diplomatie wäre es, den Türken den Gedanken deutscher territorialer Erwerbsabsichten zu benehmen.

Freilich, einem Besiedelungsplane, wie jeder lebhafteren Betätigung wirtschaftlicher Art in den Zweistromlanden fehlt bis heute die rechte Basis: eine genügende naturwissenschaftliche Kenntnis des Landes. Die bisher vorliegenden Beobachtungen über das Klima Mesoptomiens und Babyloniens (Temperaturen, Winde, Niederschläge) sind äusserst unzureichend. Und gerade auf den Ergebnissen solcher durch eine Reihe von Jahren fortgesetzter regelmässiger Beobachtungen müssen wirtschaftliche Massnahmen grösseren Stils (Anbau von Baumwolle, Cerealien, Errichtung von Plantagen) fussen. Dieselben sind auch von grösster Bedeutung zur Erforschung der Wasserbestände der Flüsse und der darauf begründeten Berieselungsanlagen.

So hat eine von mir angeregte und zu leitende Expedition nach Vorderasien die Errichtung von meteorologischen Stationen in Marasch, Mesereh am Euphrat, Bagdad, Buschehr, wie eine Vervollständigung der schon bestehenden, durch das Kgl. Preuss. Meteorologische Institut zu Berlin errichteten, von Urfa, Diarbekir und Kalat Schergat bei Mossul in Aussicht genommen, ein Plan, dessen sich die Deutsche Seewarte der Kaiserl. Marine zu Hamburg, weiterhin das Kolonialwirtschaftliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Komitee, der Verein für Erdkunde zu Leipzig und die Münchener Geographische Gesellschaft in entgegenkommender Weise annahmen.

Leider haben gerade diejenigen Stellen, die durch ihre kapitalistische Betätigung am Werke der Bagdadbahn in hervorragender Weise interessiert sind, wissenschaftlichen Arbeiten zur Aufhellung des türkischen Vorderasien bisher nur in geringem Masse Teilnahme entgegengebracht. Das internationale Kapital verlangt Rücksichten, nicht minder die türkische Regierung, der die Schreckgestalt einer drohenden Okkupation mit Waffengewalt von unsern Wettbewerbern in kräftigen Strichen an die Wand gemalt wird. So hat innerhalb der betreffenden Bankkreise eine übertriebene Ängstlichkeit und durch diese verursachte Zurückhaltung, die sich jedem Wollen hindernd in den Weg stellt, in den letzten Jahren immer stärker Platz gegriffen und eine Auffassung von den kolonisatorischen Aufgaben und Pflichten des deutschen Kapitals im Zweistromlande nicht aufkommen lassen. Die Entsendung von Spezialkommissionen, wie z. B. zur Erkundung der Aussichten auszubeutender Petroleumquellen, sind vom Standpunkte etwaiger Geschäftsspekulationen ohne Zweifel sehr nützlich, aber wenig grosszügig gedacht. Die Engländer haben uns auch wieder in unserm sogenannten Interessengebiet den Rang abgelaufen. Ohne Furcht vor ihren Rivalen und ohne Scheu vor türkischem Misstrauen haben sie das gewaltige Kolonisationsproblem der Alluvialebenen des Euphrat und Tigris in Fluss gebracht. Wilcocks, der bekannte Erbauer der Stauwerke des Nils, der erst in einer Schrift des Titels: „The restoration of the ancient irrigation works of the Tigris or the Recreation of Chaldea" sich mit dieser Idee befasste, machte jüngst, von englischen Kapitalien unterstützt, ergänzende Studien an Ort und Stelle, an deren Ausnutzung die englische Politik es nicht wird fehlen lassen. Die auf dem letzten Kolonialkongress von Dr. Rohrbach angekündigte Wasserwirtschaftliche Expedition nach Mesopotamien ist mangels tatkräftiger finanzieller Unterstützung interessierter Kreise ins Wasser gefallen!

Dieselben Bedenken einer deutschen Massenansiedelung, die gegen Kleinasien und Mesopotamien als türkisches Territorium sprechen, richten sich auch gegen die Cyrenaika, von dessen hoher, schon von Herodot geschilderter Fruchtbarkeit ich mit eigenen Augen staunend mich überzeugen konnte. Ein Schüler des Marburger Geographen Theobald Fischer ist unter dem Titel „Cyrenaika als Gebiet künftiger Besiedelung" dem wertvollen Problem mit einer verdienstvollen Studie näher getreten. Ein Hemmnis deutscher, nach der Cyrenaika zielender Bestrebungen wäre auch die Notwendigkeit, den italienischen Kolonialehrgeiz zu schonen, der hier seit längerem, allerdings ohne jeden Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folg, kolonisatorische, nach Nordafrika gerichtete Absichten einzuleiten versuchte.

So bleibt Marokko als aussichtsreichstes Feld, sofern es gelingt, Südmarokko, das von Rabat oder mindestens von Casablanca an südlich sich dehnende Land, einschliesslich Marrakesch und der Landschaft Sûs mit dem vorzüglichen Hafen von Agadir, einer deutschen Interessenzone einzubeziehen. Die Gliederung von politischen Interessensphären der einzelnen Mächte würde die Zuteilung dieser südlichen Striche an Deutschland durchaus ermöglichen. Die Kolonisationsmöglichkeit grosser Teile Marokkos durch ländliche Siedelung haben zu verschiedenen Malen berufene Kenner, vor allem Th. Fischer und Graf Pfeil, in überzeugender Weise vor Augen geführt. Graf Pfeil in seiner Flugschrift: „Warum brauchen wir Marokko?" glaubt, dass innerhalb einer deutschen Interessenphäre von 200 000 qkm, einem Drittel der Gesamtoberfläche Marokkos, unter Zugrundelegung der gegenwärtigen Bewohnerzahl (3 bis 4 auf den Quadratkilometer) und der Volksdichte Deutschlands, 20 Millionen Ansiedler Raum haben würden. Ist diese Zahl auch allem Anscheine nach mit voller Absicht zu hoch gegriffen, um das hier freistehende, räumlich so gewaltige Feld in seiner ganzen Bedeutung zu charakterisieren, so lässt sich doch ohne jede Übertreibung behaupten, dass ohne Schwierigkeiten ein bis zwei Millionen Menschen hier sesshaft zu machen wären. Sowohl im Küstengebiet, wie in den einzelnen Stufenlandschaften des Schwarzerdegürtels, wie auch im Bereich der subatlantischen Berieselungsoasen, vermöchten deutsche Bauern ohne Gefahren für ihre Gesundheit dem Ackerbau obzuliegen. Das Klima bietet kein Hindernis. Marokko eignet sich für europäische Ansiedler in höherem Grade als Algerien und Tunesien, da Fieber und Typhus nirgends häufig auftreten. Die westlich des hohen Atlas sich breitenden Landschaften von Abda, Dukkala, Schauija sind ziemlich malariafrei. Die Jahresmittel wie die Maxima sind namentlich an der Westküste bei weitem nicht so hohe, wie in Transkaukasien und Palästina. Das Jahresmittel für Mogador beträgt 19, das des August 21,5, die Temperaturextreme 11 und 30 Grad Celsius.

Erstaunliche Fruchtbarkeit bedingt, nach den Untersuchungen Th. Fischers, für die unterste Stufe des Atlasvorlandes die charakteristische Schwarzerde, für welche die Marokkaner ein besonderes Wort tirs geprägt haben. Der Boden an den Westabhängen des Atlas kann es nach den von Graf Pfeil veranlassten Analysen mit den besten Teilen des Wesermarschgebiets aufnehmen.

In der Küstenzone des Atlantischen Ozeans von Mogador an nordwärts sind die winterlichen Niederschläge durchaus hinreichend, um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Getreidebau ohne Berieselung zu ermöglichen. Sie betragen in Mogador zirka 400 mm; in Casablanca wird diese Niederschlagsmenge bereits überschritten. Saffi weist 450 bis 500 mm auf, Tanger hat bereits 800 mm. Wo an der Westküste weiter im Innern die Niederschläge geringer sich einstellen, da werden sie durch starken Taufall ersetzt, der, wie Mohr schildert, in den Morgenstunden geradezu den Charakter eines leichten Frühjahrsregens hat. Selbst die Steppe, mit einem Niederschlage unter 400 mm, schliesst bei Benutzung des Wassers der Flussläufe einen Anbau nach den Ansichten von Fischer keineswegs aus. Wie wir sahen, wird in der kaukasischen Steppe diese Niederschlagshöhe nicht einmal erreicht. Die subatlantischen Berieselungsoasen haben den gleichen Vorteil durch die Nähe des Hohen Atlas, den die kaukasischen Ketten bedingen, der in Palästina jedoch mangelt. Die Schneeschmelze sichert den Flussläufen bis in den Sommer hinein beträchtliche Wassermengen.

Die Erträgnisse der Nutzpflanzen sind durchaus befriedigende. Mais bringt nach Mohr in der Landschaft Abda das 60fache, Bohnen das 15- bis 20fache, Korn das 4- bis 5fache der Aussaat. In regenreichen Jahren wird dieses Mass überschritten. Bei verbesserten Arbeitsmethoden wären ohne Zweifel noch höhere Erträge zu erzielen. Eine Fülle von Erzeugnissen könnte Marokko hervorbringen, die das Mutterland zu verwerten vermöchte. Zu den neuen Nutzpflanzen, deren Anbau von deutschen Kaufleuten an der marokkanischen Westküste eingeführt wurde, so Flachs und Hanf, dürften unter besten Aussichten sich Baumwolle und Erdmandel zugesellen.

Angesichts solchen hohen kolonialpolitischen Wertes, den Marokko für Deutschland gewinnen kann, heisst es jede Zagheit bannen und ein Stück marokkanischer Erde für die Zukunft sichern, auf dem deutsche Arbeit, Kraft und Befähigung sich zu entwickeln vermag. Durchaus nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit wäre es, in Verbindung mit den deutschen Kaufleuten der Westküste, auf geeigneten Territorien landwirtschaftliche Versuchsstationen in Gestalt von Pflanzungen mit Hilfe deutscher Landwirte einzurichten und so Pioniere und Lehrmeister heranzubilden. Die volle Freiheit des Erwerbs von Grundeigentum, die nach der Madrider Konvention durch die marokkanische Regierung beschränkt ist, müsste Deutschland unbedingt auf der Konvention von Algeciras durchzusetzen wissen. Stellt die französisch-deutsche Vereinbarung auch ein Zurückweichen gegenüber dem kaiserlichen Programm von Tanger dar, so wäre Verzagen vom grösstem Übel. Je entschlossener wir unsere wirtschaftlichen Kräfte in Marokko noch zu betätigen wissen, desto sicherer ist es, dass wir eines Tages nicht mit leeren Händen vor verschlossenen Toren stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch ein Wort unserm Interessenfeld im Mittelmeer im allgemeinen. Nachdem durch die Auflösung des römischen Grossreiches und das Vorrücken tatenfrischer östlicher Völker die Mittelmeerwelt in zwei Hälften zerrissen war, wurde im Osten und Süden der Islam die Vormacht. Und unleugbar erwacht in diesen vom Islam beherrschten Gebieten uns Deutschen die Zukunft kultureller Einwirkungen. Im türkischen und arabischen Orient ist das deutsche Ansehen in überraschender Weise gestiegen, nicht zum mindesten infolge der mannigfachen Besuche mohammedanischen Bodens durch Seine Majestät. Jeder deutsche Kaufmann spürt im vorderen Orient die praktischen Resultate der Kaiserreisen. Eine französische Zeitschrift erkannte diese Situation, indem sie schrieb, der Deutsche Kaiser sei der erste und geschickteste Geschäftsreisende des grossen Hauses „Deutschland".

Nutzen wir nun diese Sympathie nicht nur in den Formen wirtschaftlicher Ausbeutung, sondern auch in humanitärem Sinne durch Verbreitung unseres Wissens und Könnens nach Muster der Franzosen und Italiener in der Levante, durch Errichtung von Schulen, Akademien, Wohltätigkeitsanstalten, Krankenhäusern, ärztlichen Missionen, üben wir werktätige Liebe, wie sie die Rede Seiner Majestät zu Bethlehem im Auge hatte, reger, planvoller, opferwilliger, denn bisher, so wird die moralische Eroberung jener Lande nicht ausbleiben. Und im Gefolge solcher Kulturmission werden sich manche koloniale Taten erfüllen, die heute wie müssige Träume anmuten.

Joachim Graf Pfeil, Friedersdorf: Die Besiedelungsfähigkeit Marokkos besteht nicht so sehr in seinen südlichen Gegenden als in denen, die nördlich des Um Er Rebbia-Flusses sich erstrecken. Sie sind nicht so heiss wie der Süden, und an der Küste parallel läuft der „Tirs" genannte Gürtel einer unglaublich fruchtbaren Schwarzerde; dieser würde in der Tat gestatten, auf kleinem Areal und nur mit Hilfe der ständigen Niederschläge genügend Getreide zum Unterhalt des Kleinsiedlers zu gewinnen. Diese Gegenden sind aber schon heute von zahlreichen maurischen Landbauern bewohnt, die eine ausgedehnte und sehr erfolgreiche Landwirtschaft betreiben. Ebensoviel Aussicht auf Erfolg und mehr Platz für den Ansiedler fände sich in der etwa die Grösse des Herzogtums Braunschweig umfassenden Sebu-Ebene. Sie ist weniger dicht bewohnt, und ihr reicher Alluvialboden lieferte die Proben zu den chemischen Analysen, die der Herr Vortragende erwähnte, in denen die Erde von Fachmännern als gleichwertig mit unsern besten Wesermarschböden bezeichnet wurde. Diese Ebene weist noch den eigentümlichen Vorzug auf, dass ihr Boden ausserordentlich tief liegt, durchschnittlich etwa 20 Fuss, wodurch sich die Möglichkeit ergibt, die etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgebaute Oberkrume unterzupflügen und aus beliebiger Tiefe gleichwertigen Boden heraufzubringen. Leider sind indessen alle unsere Erwägungen akademischer Natur, denn wir können nicht mit der Möglichkeit rechnen, Auswanderungen in absehbaren Zeiten nach Marokko zu bewirken. Internationale Missgunst und der Widerstand der Marokkaner macht die Sache unmöglich. Stellen wir die Frage indessen rein theoretisch, könnten Ansiedler in Marokko leben und gedeihen, so muss sie entschieden mit ja beantwortet werden.

Die höchste von mir erlebte Temperatur in Marokko betrug 52° C., sie fand sich in einem Tale am Um Er Rebbia, doch darf nicht der Schluss gezogen werden, dass ganz Marokko derartige Temperaturen aufweist.

Regierungsrat **v. Hake,** Mittelhufen, glaubt, dass die von dem Vorredner als so ausserordentlich aussichtsfähig bezeichnete europäische Ansiedelung marokkanischer Gebiete dadurch ermöglicht werden muss, dass von der demnächst zusammentretenden Konferenz der freie Erwerb von Grund und Boden durch Ausländer endlich sichergestellt wird; er führt weiter aus, dass der Haupthinderungsgrund der wirksamen Betätigung von Handel und Gewerbe in der Abneigung der marokkanischen Regierung gegenüber jeder Verkehrsbesserung liegen, und dass es Sache der marokkanischen Konferenz sein werde, Handhaben sicher zu legen, dass wirklich endlich an die Verbesserung der Hafen-Schiffahrt und Binnenverkehrs-Verhältnisse gegangen werde.

Dr. **A. Wirth,** München: Klimatisch ist Marokko, abgesehen von Malaria, gut. Der Südwesten ist insofern geeigneter, als dort die Bevölkerung europäerfreundlicher ist und viel neuer Boden durch künstliche Bewässerung gewonnen werden kann.

Forstmeister **Kessler,** Eberswalde: Ich rate dringend davon ab. deutsche Ackerbausiedelungen in Marokko zu machen. In Marokko kommt es nicht darauf an, neue Kolonisten einzuführen, sondern rechtliche und geordnete innerpolitische Verhältnisse zu schaffen. Hierzu müssen wir Deutsche helfen und als Organisatoren und Lehrer, als Gewerbetreibende und Kaufleute unsern Teil zu der Belebung und Gesundung des von der Natur so reich ausgestatteten Landes beitragen.

Regierungsrat Professor **Zahn,** Berlin: Herr Dr. Grothe machte die Anregung, die Auswanderungsverhältnisse in bezug auf die für Deutschland in Betracht kommenden Länder an einer Zentralstelle näher verfolgen zu lassen und durch Monographien auch für die weitere Öffent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichkeit klar zu stellen. Soweit ihm dabei eine vom Reich zu gründende Anstalt vorschwebt, habe ich Bedenken, da dieser Zentralstelle eine freiere, mit amtlichen Rücksichten nicht zu viel belastete Betätigung gewahrt werden muss, wenn anders ihre Arbeiten dem gewünschten Zweck entsprechen sollen. Besser lassen sich diese Ziele mit Hilfe der bereits vorhandenen Zentralstelle für Auswanderer erreichen, und insofern erscheint mir die Anregung ungemein sympathisch, man braucht nur die genannte vorhandene Zentralstelle weiter auszubauen, und das wird nicht schwer fallen und hoffentlich auch geschehen.

Der Vortragende, Dr. Grothe, beantragt hierauf eine Resolution,*) die in der Sektionssitzung des 7. Oktober Annahme findet und nach Beschluss der Sektion dem Antrage des Herrn Prof. Dr. Jannasch eingegliedert wird (siehe Seite 768).

Kolonisation in Kleinasien.

Von Professor Dr. **H. Zimmerer,** Ludwigshafen a. Rh.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Mein Vortrag hiesse richtiger „Keine Kolonisation in Kleinasien". Ursprünglich war der Titel als „Auswanderung nach dem Orient" vorgesehen gewesen. Wenn ich das Thema vorwiegend negativ behandle und einer Ansiedelung deutscher Kolonisten in der asiatischen Türkei nur ganz bedingungsweise das Wort reden kann, so stütze ich mich nicht nur auf meine eigenen Erfahrungen im Orient, sondern auf die Ausführungen der bedeutendsten Kenner der anatolischen Verhältnisse. Für mich kann schlechterdings nur eine erhöhte wirtschaftliche Ausnützung der gegenwärtigen und zukünftigen Verkehrslinien in der Levante für den Import und Export und damit natürlich auch ein weiteres Eindringen deutscher Bevölkerungselemente in Betracht kommen. Für eine Kolonisation, als einer festen Ansiedelung deutscher Bauern und Handwerker, fehlen zurzeit die politischen, wirtschaftlichen und klimatischen Grundlagen. Unsere guten Freunde am goldenen Horn sind unermüdlich bestrebt, die deutsche Reichsregierung und die Leitung der anatolischen Eisenbahnen in den Verdacht zu bringen, als ob wir in Asien eine Provinz erobern möchten. Es wäre politisch unklug, den Samen des Misstrauens auch nur im geringsten zur Reife kommen zu lassen. Es sind der wirtschaftlichen Schwierigkeiten genug, welche den Ausbau der Bagdadbahn immer wieder verzögert haben. Klimatisch kämen überhaupt nur die Küstenländer und einige Hochebenen des Innern der anatolischen Halbinsel in Betracht. Von den Wüstengegen-

*) Siehe auch Schlusskapitel „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den am mittleren Euphrat und Tigris müsste auch wegen der Unsicherheit derselben und vom subtropischen Gebiete des mesopotamischen Tieflandes schon aus klimatischen Gründen abgestanden werden, ganz abgesehen davon, dass unser deutscher Arbeiter ganz andere Löhne und Lebenshaltung verlangt, als der bedürfnislose mühselige Fellah am Euphrat und am Nil.

Seitdem Moltke in seinen „Briefen aus der Türkei" 1841 auf die unerschöpfliche Kraft des Landes hingewiesen hat, ist die Begeisterung der Deutschen für diese „Völkerbrücke" nicht mehr zur Ruhe gekommen. Darauf gestützt, stellte Ludwig Ross 1850 mit seinen „Reisebriefen und Aufsätzen über Kleinasien und Deutschland mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen" offen die patriotische Forderung einer Kolonisation durch die Deutschen auf. Und in welch eindringlicher Sprache!

Der Gedanke einer Kolonisation Kleinasiens durch Deutsche wurde aber erst wieder 1888 in der Zeit der orientalischen Eisenbahnen aufgegriffen, und zwar vom deutschen Handelsverein in Berlin. Nach den Kolonisationsprojekten des Ingenieurs Pressel befürwortete H. Löhnis in seinen Beiträgen zur Kenntnis der Levante den Wiederaufbau von Anatolien durch Belebung und Organisation der nationalen Arbeit, Hand in Hand mit dem Bau von Eisenbahnen aus dem Innern an die Küste, mit der Hebung des Rebenbaues und der Weinfabrikation. Pressel kam zu dem Schluss, dass ein Eisenbahnunternehmen für sich allein, ohne Verbindung mit einer Kolonisation, nicht bestehen kann. Er schlug deshalb die Errichtung einer Sektion für Kolonisation vor. Dieser Plan kam niemals zur Ausführung. Pressel trat aus der Direktion der Anatolischen Eisenbahngesellschaft aus und wurde später ihr heftigster Gegner. Seine Vorschläge nahm in anderer Form 1892 Karl Kärger auf, damals Privatdozent an der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, in seiner Schrift „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld". Der deutsche Kolonist würde sicher den Boden besser bearbeiten und sich dabei besserer Pflüge und der Egge bedienen. Das Sommergetreide wird nur zwei Wochen später reif, als das Wintergetreide; der Boden ist ungemein dankbar für eine gute Behandlung. Indem Kärger alle schwebenden Fragen bis ins einzelnste durchspricht, kommt er zu dem Schluss, sollen wir den deutschen Auswanderungslustigen raten, nach Kleinasien auszuwandern, so ist diese Frage energisch zu verneinen. Ganz anders aber müsste die Antwort lauten, wenn wir von vornherein nur an eine geregelte und geschützte, durch eine kapitalkräftige Gesellschaft geleitete Kolonisation denken. Denselben Gedanken hat ein Jahr später Regierungsrat Menz in seiner Reiseskizze und Wirtschaftsstudie „Deutsche Arbeit in Kleinasien" zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausdruck gebracht. Auch Friedrich Dernburg, „Auf deutscher Bahn in Kleinasien", warnt 1892 einstweilen vor einer Besiedelung durch einzelne Kolonisten. Sie scheint ihm einstweilen durch die politischen Verhältnisse ausgeschlossen, die Gegenwart ungenügend und die Zukunft unsicher. Aber zu einer ausgedehnten Plantagenwirtschaft hielt er die Gebiete am Pursak und nach Angora hinauf wie geschaffen. Dem Grossbetriebe gehöre hier die Zukunft. Denselben Standpunkt vertrat Josef Grunzel 1897 in Wien, in seiner Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens. General Colmar Freiherr v. d. Goltz, einer der gründlichsten Kenner der Türkei, spricht sich 1896 in seinen „Anatolischen Ausflügen" in dem Kapitel V für Kolonisten und Landwirte (deutsche Kulturarbeit in Anatolien) entschieden gegen eine Heranziehung fremder Kolonisten aus Europa aus. Es wäre unter allen Umständen ein schwieriges Ding gewesen, das viele Misshelligkeiten heraufbeschworen hätte und dessen Erfolg unsicher blieb. Zudem waren die Kolonisten ja auch vorhanden. Wer die langen Wagenzüge gesehen hat, die jahraus, jahrein von Skutari und Kadiköi auf der alten Bagdadstrasse nach Osten zogen, dessen Gedanke musste unwillkürlich auf die Bedeutung dieser mohammedanischen Einwanderer aus Bosnien und Bulgarien für die Wiederbevölkerung des Innern gelenkt werden. Schritt für Schritt, in langsamem Büffeltempo, ging der Marsch Hunderte von Kilometern weit, bis endlich der Platz erreicht war, den die Kommission für die Ansiedelung der „Muhadschirs" den einzelnen Gruppen oder Familien angewiesen hatte. Regierungsrat Richard Herrmann, Generalinspektor der Landwirtschaft im Ministerium für Landwirtschaft, Minen und Forsten und im Ministerium der Kaiserlichen Zivilliste in Konstantinopel, hat seine Erfahrungen anatolischer Landwirtschaft in einem Gutachten niedergelegt, das vor allem auf den Bemühungen fusste, die er selbst während 6 Jahren der Ansiedelung dieser „Muhadschir" an den Strecken der anatolischen Eisenbahnen zugewendet hatte. Er kommt zu dem Schlusse, Anatolien mit seiner spärlichen Bevölkerung, mit seinen umfangreichen, kultivierbaren Gebieten, müsse zwar als ein Kolonisationsgebiet erster Ordnung bezeichnet werden, würde er aber um seine Meinung befragt, ob es dem deutschen Auswanderer anzuraten sei, in Anatolien sich niederzulassen, so könnte er diese Frage nur ganz bedingungsweise bejahen. Nur in solchen Teilen des Landes wird der deutsche Auswanderer Aussicht auf Erfolg haben, wo es Wald und Wasser gibt, wo das Fieber seltener auftritt, und wo endlich durch Eisenbahnen, Meer oder schiffbare Flüsse ein Verkauf der Produkte begünstigt wird. Die deutsche Einwanderung in das entwaldete, trockene und zum Teil vom Fieber heimgesuchte Hochland (Vilajet Angora und Konia) zu leiten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hält er für unverantwortlich; denn wir sehen dort, mit welchen endlosen Schwierigkeiten selbst der muselmanische Kolonist (Muhadschir) dort zu kämpfen hat, der doch der Landessprache mächtig ist und mit beispielloser Enthaltsamkeit einen beharrlichen Fleiss verbindet. Aber gibt es in Anatolien noch Gebiete, die jene Bedingungen erfüllen, und die einer grösseren Zahl von Einwanderern ausreichend Platz bieten? Ja, allein es wird ihr Ankauf nicht unerhebliche Geldopfer fordern. In dem Bosporusgebiete zum Beispiel finden sich noch grosse unbebaute Flächen, die zum grössten Teil der Zivilliste des Sultans gehören. Bei der Sympathie, die dieser Monarch den Deutschen entgegenbringt, würde er bei dem Landankauf wohl zweifellos manche Erleichterung gewähren. Ferner bieten die Gegenden von Ismid, Brussa und Smyrna Gelegenheit zum Ansiedeln. Die zwei in Asien bestehenden Kolonien, die der Württemberger in Jaffa-Sarona in Syrien und die der Polen am Bosporus, liefern den Beweis, dass, wenn die Ansiedelungsbedingungen günstig sind, die Kolonisten auch gute Erfolge haben. Es ist wohl zu beachten, dass diese Erfolge nur durch eine grössere Zahl von Ansiedlern, die sich gegenseitig schützen konnten, erreicht wurden. Dem einzelnen ist unter allen Umständen abzuraten, hier sein Glück mit der Kolonisation zu versuchen. Die Zionisten in Palästina bilden eine Frage für sich.

Aber noch in einer andern Weise könnte nach Herrmanns Ansicht deutsches Kapital und deutsche Intelligenz gerade in dem anatolischen Hochlande, wo das Land sehr billig ist, reiche Zinsen tragen, und zwar in folgender Weise: Eine sich bildende Finanzgruppe müsste, je nach der Grösse des Kapitals, Ländereien in dem anatolischen Hochlande kaufen oder für einen längeren Zeitraum pachten. Solches Land ist dabei zu bevorzugen, das bewässert und aufgeforstet werden kann. Wenn auch Bewässerungen und Aufforstungen, in grossem Stil ausgeführt, Geld kosten, so wird dadurch der Gewinn nicht allein mindestens verdoppelt, sondern auch, was das wichtigste ist, die Ernten werden gesichert. Um nun den höchstmöglichen Gewinn zu erzielen, sollten die Ländereien in der extensivsten Weise bewirtschaftet werden. Entweder man sucht sich durch Verwendung der modernsten Maschinen von der Arbeit durch Menschenhand und Zugvieh nach Möglichkeit frei zu machen, oder wenn man grössere Kapitalien in die Anschaffung von Maschinen nicht stecken will, gibt man den vielen einwandernden Muhadschirs das Land in Halbpacht, d. h. sie erhalten das Saatgut, sie bebauen das Feld nach ihrer Weise und geben die Hälfte der Ernte an die Gesellschaft. Natürlich müsste diese den Einwanderern Häuser, wenn auch nur in primitivster Form, bauen. Ob das eine oder das andere einen höheren Gewinn verspricht, ist eine Sache der Kalkulation;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedenfalls aber sollte man zu der unentbehrlichen Handarbeit nur die Bewohner des Landes oder türkische Einwanderer nehmen. Denn welcher Deutsche oder überhaupt europäische Einwanderer, Bauer, Handwerker oder Fabrikarbeiter würde sich herablassen, um den billigen asiatischen Tageslohn die mühselige Arbeit des Bauern aufzunehmen? Sehen wir es doch täglich bei unserer Landflucht in unserm Vaterlande, wie Tausende in die Städte und Fabriken strömen, wo sie der höhere sichere Lohn, das freie Leben und die Genüsse der Grossstadt locken. Und wenn sie dann mit ihren neuen Verhältnissen noch so unzufrieden sind, das mühselige Leben des anatolischen Bauern würden sie um keinen Preis für ihre Fleischtöpfe eintauschen. In demselben Sinne haben sich ungefähr später auch Dr. Hugo Grothe, Major Max Schlagintweit und Dr. Paul Rohrbach, meine hochverehrten Freunde, ausgesprochen. Der verewigte Georg von Siemens ist seinerzeit in der Kolonialgesellschaft in Berlin solchen Ausführungen entgegengetreten, allein seine Warnungen entsprangen vornehmlich der Furcht, es möchte durch das Misstrauen der Pforte vor aller Art von Ansiedelungen der Ausbau der anatolischen Bahnen hintangehalten werden. Jetzt, wo die Verhandlungen mit der Bagdadbahn zum Abschluss gelangt sind, liegen vielleicht die Wechsel günstiger. Seitdem Karl Ritter, Tschichatscheff, Heinrich Barth, Kiepert, Kotschy, Mordtmann, Köler, Perrot, Curtius, Schliemann, Dörpfeld, Humann, Benndorf, Conze, Bohn, Virchow, Gelzer, Hirschfeld, Radde und Sievers archäologische, historische und naturwissenschaftliche Reisen in der Halbinsel unternommen haben, ist immer wieder die wirtschaftliche Saite mitangeschlagen worden. Wir haben es allmählich den Engländern und Russen abgelernt, die keine wissenschaftliche oder militärische Expedition aussandten ohne wirtschaftliche Ziele und Zwecke. Seitdem folgten — eine Ehrentafel deutscher Forschung — die Reisen von Niemann, Edmund Naumann, Steffen, Puchstein, v. Luschan, Domaszewski, Sester, Fabricius, Zimmerer, Roman und Eugen Oberhummer, Graf Götzen, v. Flottwell, Kannenberg, Märcker, v. Prittwitz und Gaffron, Belck und Lehmann, Friedrichsen, von Diest, Anton, Ruge, Weber, Bohn, Schuchardt, Wolters, Thrämer, Strecker, Buresch, Hauser, Petersen, Löwy, Lanckoronski, Bara, v. Hartel, Sockolowski und Malanski, Heberdey und Wilhelm, Judeich, Österreicher und deutsche Gelehrte, die alle, soweit sie überhaupt wirtschaftliche Probleme berührten, darin einig waren, dass man von einer Kolonisation Kleinasiens im Sinne einer Besiedelung durch Deutsche absehen müsse.

Eine glänzende Frucht dieser Reisen und ihrer geographischen und topographischen Ergebnisse waren die klassischen Kartenwerke Heinr. Kieperts, die jetzt von seinem Sohne Richard Kiepert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der monumentalen Karte Kleinasiens in 24 Blatt im Massstabe von 1 : 400 000 bei Dietrich Reimer in Berlin fortgesetzt und vollendet werden. Damit ist auch für die wirtschaftliche Bereisung und Besiedelung des Landes eine sichere Grundlage geschaffen. Die krönende Frucht all der wissenschaftlichen Bestrebungen, die den Orient dem Abendlande zinsbar machen sollten, waren und blieben die türkischen Eisenbahnen. Schon J. Seiff hatte in seiner Reise durch Nordsyrien 1872 die Notwendigkeit einer Bahn von Aleppo nach Bagdad betont. Die genauen Nivellierungen und topographischen Aufnahmen, wie sie von Ingenieur Cernik für die syrisch-mesopotamische Linie vorgenommen wurden, boten vorerst wenigstens ein schätzbares topographisches Material. Bald folgte der Ausbau der anatolischen und syrischen Eisenbahnen durch deutsche, französische und englische Gesellschaften, die Inangriffnahme der Bagdad- und der Hedschas-Mekkabahn. Es steht zu erwarten, dass wenn dieses weitverzweigte und zerstückelte Eisenbahnnetz, das vorerst naturgemäss immer der Küste und den Hafenplätzen zustrebt, erst einmal unter sich verbunden, und den Nachbarstaaten, d. h. den geplanten russischen, persischen und ägyptischen Bahnen, angeschlossen ist, dem Welthandel ganz neue ungeahnte Wege erschlossen werden.

Die Namen Pressel, Holzmann, Kapp, v. Kühlmann, Kaula, Siemens, Zander, Hugenin, Gwinner, Mackensen stehen wie Marksteine auf diesen Ehrenpfaden deutscher Technik und Industrie. Einer der ersten Vorkämpfer in Schrift und Wort für diese Mission des deutschen Volkes war Philipp Fallmereyer, ihm folgten mit flammenden Worten Paul Dehn, Karl v. Scherzer, Edmund Naumann, Friedrich Sarre, Alfred Körte, Fitzner und ein ganzer Stab von Gelehrten, Kaufleuten, Offizieren und Missionaren, die ihre Erfahrungen in den wirksamsten Zeitungen und Zeitschriften in praktischen Vorschlägen niederlegten. Ich nenne nur den „Christlichen Orient" von Johannes Lepsius, die Zeitschrift „Asien", das Organ der Deutschasiatischen Gesellschaft in Berlin von Dr. Vosberg-Rekow, das Organ der Münchener Orientalischen Gesellschaft von Mayer und Grothe, die Monatsschrift „Der Orient", das Organ des Orient-Handelsmuseums und des deutsch-österreichischen Orient-Klubs Berlin, die deutsche Monatsschrift für Kolonialpolitik und Kolonisation, Organ der marokkanischen Gesellschaft in Berlin, von Dr. P. Mohr, die „Kolonialzeitung", den „Tropenpflanzer" — (Prof. Dr. M. Fesca hat 1902 im „Tropenpflanzer" eine kurze Skizze über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Anatoliens mit den Worten gegeben: „Mag auch zurzeit die Ansiedelung deutscher Bauern in Anatolien nicht empfehlenswert erscheinen, so dürfte doch der Erwerb möglichst weitgehender Landkonzessionen durch kapitalkräftige deutsche Gesellschaf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten dringend geboten sein. Auch wenn dieselben das erworbene Land mit Asiaten und Muhadschirs besiedeln, würde dies zur Erweiterung und Festigung des deutschen Einflusses in Kleinasien wesentlich beitragen") — mit seinen ausgezeichneten Beiheften und Abhandlungen beispielsweise von Warburg, Wohltmann, Soskin, Endlich, Treidel, Rohrbach, v. Oppenheim, Fitzner, Sir William Willcoks, Hahn, Feska, in denen sie sich über Import und Export und über die Anbau- und Besiedelungsfrage Kleinasiens äusserten; aber alle stimmen darin überein, dass zwar die Grundbedingungen für die Ein- und Ausfuhr gehoben und verbessert werden können, dass dagegen der Kolonisation nur ganz bedingt zugestimmt werden könne.

Eine Hebung des Seiden- und Baumwollbaues verspricht einen erheblichen Gewinn für den europäischen Markt. Die anatolische Braugerste ist der europäischen und amerikanischen gleichzusetzen, eine Förderung des Flaschenbierhandels verspricht bei dem Verbote des Weins für den Islam bedeutenden Absatz trotz der Konkurrenz der Brauereien in Saloniki, Athen und Smyrna. Dank der Tätigkeit des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin, das unter der Leitung der Herren Supf, Graf Dürckheim und Professor Dove auf grosse Erfolge hinzuweisen hat, sind wir für die Schaffung von national-wichtigen Rohstoffen, Förderung des Absatzes deutscher Industrieerzeugnisse, Vorarbeiten für deutsche Siedelung und für öffentliche Transportmittel, auch hinsichtlich der Levante auf das beste unterrichtet; der Aufschwung der deutschen Reedereien und Dampfschiffahrt ist auch den Häfen des Mittel- und Schwarzen Meeres zugute gekommen; ein immer regerer Seeverkehr verbindet unsere heimischen Küstenplätze mit denen der Levante, die Hamburg-Amerikalinie, der Norddeutsche und Österreichische Lloyd, die deutsche Levantelinie und die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft entsendet immer mehr Schiffe und Frachten nach dem Orient; über kurz oder lang werden sie gleich den Engländern auch den Persischen Golf befahren. Wie wir gesehen haben, sind die Aussichten für die Ausdehnung des Baumwollbaues, speziell im Vilajet Aidin (Smyrna) günstig zu nennen. Es wäre daher wünschenswert, dass kapitalkräftige deutsche Gesellschaften bald die Hebung der kleinasiatischen Baumwollproduktion energisch in Angriff nähmen. Die Bedeutung dieser Massnahmen liegt einmal in den Vorteilen unserer Textilindustrie, zum andern aber in den praktischen Erfahrungen, die als eine wertvolle Grundlage für weitere grosse Unternehmungen zu betrachten sind. Das Endziel der deutschen Pionierarbeit muss dann die Erschliessung der grossen Baumwollgebiete Babyloniens und Mesopotamiens bilden. Ein grosses Arbeitsfeld erblüht auch dem deutschen Kaufmann in der weiteren Erschliessung und technischen Beeinflussung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der orientalischen Teppichindustrie. Gründliche Kenner der Teppichfabrikation, wie Karl Hopf in Stuttgart, haben überzeugend auf die Gefahren hingewiesen, die dieser uralten Hausindustrie des Morgenlandes durch das Eindringen europäischer Technik, Muster und Färbemittel drohen. Es fehlen mir leider Raum und Zeit, um diese wichtige Reformarbeit ausführlich zu begründen, aber es genüge einstweilen, auf den ausgezeichneten Beitrag des genannten Herrn aufmerksam zu machen, den ich meinem Reisewerke „Durch Syrien und Kleinasien" (Berlin 1898, Dietr. Reimer) über den orientalischen Teppich einverleibt habe.

Exkurs:

Stellt man die Frage auf, ob der orientalische Teppichhandel noch unserer heimischen Teppichindustrie gewachsen ist, so ergeben sich nach Hopf folgende Vergleiche und Aufgaben:

In Indien werden handgeknüpfte Teppiche gemacht, welche bezügl. ihrer Dauerhaftigkeit und Farbechtheit weit unter dem stehen, was ein guter mechanisch gewebter deutscher Teppich bietet. Die Handknüpfung lässt es aber zu, dass die Anordnung der Zeichnung und die Mannigfaltigkeit der Farbengabe reicher und bunter gegeben werden können, als bei mechanischer Herstellung. Hierin liegt die Ueberlegenheit auch des geringsten handgeknüpften Orientalen, allerdings nur dem auf mechanisch arbeitenden Webstuhl hergestellten Europäer gegenüber; denn am Handknüpfstock ist der inländische Fabrikant in dieser Hinsicht ebenso frei, wie der morgenländische. Soll also die Frage entschieden werden, ob einer jener allerbilligsten indischen Teppiche, welche en gros schon um 7 Mk. pro Quadratmeter in Deutschland zu haben sind, oder ein in ähnlicher Preislage stehender mechanisch gewebter, also ein sogenannter Brüssel oder dergl., vorzuziehen sei, so ist ohne weiteres dem letzteren der Vorrang einzuräumen, sobald die gewisse schematische Entwickelung der Zeichnung und Farbengabe, die er naturgemäss hat, mit in den Kauf genommen werden will. Handelt es sich aber um die Frage, ob ein im Orient von der Hand geknüpfter oder bei uns ebenfalls von der Hand hergestellter Teppich den Vorzug verdient, so liegt die Sache nicht mehr so einfach. Es ist wahr, dass bei uns im Inlande sehr schöne, sehr solide, auch in der Farbe den höchsten Anforderungen genügende Teppiche geknüpft werden, aber ihre Textur ist immer verhältnismässig weit, der einzelne Faden dementsprechend dick und in der Folge davon der Flur im Aussehen bei weitem weniger fein und samtartig, als beim Orientalen, der wegen der ungleich billigeren Arbeitslöhne im Osten eine viel engere Struktur haben kann und auch immer hat, wenigstens vergleichsweise mit dem Preis. Die Überlegenheit der billigen Hände wird der Orient noch auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unübersehbare Zeit haben, vielleicht für immer. Eine geübte Knüpferin in Kleinasien verdient pro Tag rund 15 bis 20 Pfg., und kann damit auskommen, ebenso gut wie unsere Arbeiterin der gleichen Branche mit dem zehnfachen Lohn. Die Orientalin beginnt mit Tagesanbruch und hört erst spät am Abend mit der Arbeit auf. Schon vom 5. bis 6. Jahr an beginnen die Mädchen mit der Kunst des Knüpfens, und wenn sie alte Frauen sind, so haben sie neben ihrer kleineren häuslichen Arbeit nichts anderes getan ihr ganzes Leben lang, als Teppiche geknüpft. Sie sind ebenso geschickt wie fleissig und genügsam. Belastungen durch Beschränkungen der Arbeitszeit oder Beiträge an Krankenkassen und dergleichen gibt es bei dieser ganz und gar auf den Hausfleiss gegründeten Industrie natürlich nicht. Die ganze Familie, soweit sie weiblich ist, hilft nach Kräften zusammen. Aber abgesehen von diesen Vorteilen, die unsere Industrie nicht mehr haben kann und nie mehr bekommen wird, wir dürfen vielleicht sagen „glücklicherweise", verfügt der Orient über ein Hauptmittel, das wir in dieser Vorzüglichkeit entbehren, das ist die schöne, starke und glänzende Wolle. Ich sehe hierbei von der indischen Wolle ab, welche spröde und trocken ist. Wenn die Orientalen nicht mehr imstande wären, die nötige Teppichwolle selbst zu produzieren, so käme dies einem schweren, ihre ganze Teppichindustrie gefährdenden Stosse gleich. Diese herrliche Wolle ist es, die den Farben die Leuchtkraft und dem ganzen Flur des Teppichs den Glanz gibt, kurz, das gewisse, jedem Auge leicht bemerkbare Etwas, das den Orientteppich so geschätzt macht. Aber es liegt nicht nur an der Wollfaser selbst, sondern auch an der schonenden Art ihrer Bearbeitung. Am Brunnen wird sie von den Männern oder Frauen gewaschen und an der Sonne getrocknet und gebleicht. Von der Hand kämmen und spinnen sie das gereinigte Material und geben es dem Färber, der sehr häufig ein Künstler seines Faches ist, noch häufiger aber leider das Alte vergessen und das Neue nicht recht erlernt hat.

Wenn ich ausgesprochen habe, dass die billige Arbeit und das schöne Material der orientalischen Teppichindustrie Vorteile von grosser Bedeutung liefern, so muss ich bezügl. der Färberei einräumen, dass viel gesündigt wurde und noch wird, und dass sie gerade den schwachen Punkt darstellt. Es ist selbstverständlich, dass die orientalischen Teppiche ihren Ruf verlieren werden, wenn es hier nicht besser kommt. Aber es wird und muss besser kommen. Die armen unschuldigen Leute, welchen unsere modernen Färbmittel in die Hände geliefert wurden, hatten ja keine Ahnung davon, dass sie etwas Schlechteres bekamen, als sie vorher hatten. Die bequeme Herstellung gewisser Nüancen und das höhere Feuer gewisser Farben der Anilin-Skala verführten die Unerfahrenen. Wo sie es noch nicht eingesehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, da werden sie es bald tun, dass ihre ganze Industrie ruiniert wird, wenn sie nicht entweder zurückkehren zu den alten Rezepten und Praktiken, oder es lernen, mit den modernen Farben echt zu färben. In einer gewissen Einschränkung kann man also wohl behaupten, dass die Orientalen schlechter färben als wir. An vielen Orten aber, wie z. B. in Kleinasien und in gewissen westlichen Gebieten Persiens, steht die Färberei mindestens auf der Höhe von uns, oder noch auf der alten ihrer Tradition, wie z. B. bei den Kaschkai und Karagösli in der Schiras-Gegend Persiens, und es werden Anstrengungen gemacht, die Färber wieder zu ihren früheren Mitteln und Verfahren zurückzuführen. Ob mit durchgreifendem Erfolg, ist zweifelhaft, aber für die feineren Qualitäten wird anders eine gute Zukunft nicht möglich sein. Den schlimmsten Feind aber für die ganze orientalische Teppichindustrie erkenne ich in der unseligen Praxis, die neuen Teppiche durch künstliche Mittel alt aussehend zu machen. In der Hauptsache wird dazu Chlorwasser genommen, das allerdings die Farben derart zerstört, dass der neue Teppich sein ganzes Leben verliert und nicht mehr bloss wie ein alter aussieht, sondern wie eine Leiche. Was vorher an den einzelnen Farben echt war, also lichtbeständig, das ist nun verdorben und ohne Widerstandskraft. Auch die Wolle selber hat gelitten, ihr Glanz ist dahin und häufig auch ihre Dauerhaftigkeit. Trotzdem werden tausend Orientteppiche dieser Art in den Handel gebracht und willig gekauft, williger als die unprägnierten, deren leuchtende, ungebrochene Farben in unsern verwaschenen, farbscheuen, modernen, auch für andere Gebiete des Kunstfleisses ruinösen Geschmack, nicht mehr passen. Hier muss ein Umschwung geschehen, sonst wird der ganze Handel mit Orientteppichen vernichtet. Wird aber von allen berufenen Seiten daran gearbeitet, dass die Produkte der vielen Tausende fleissiger Frauen des Ostens wieder ihre Vorzüge bekommen, durch die der Orientteppich seinen alten und ausgezeichneten Ruf bekam, so kann es gar nicht fehlen, dass diese alte Kunst des Webens weiterblüht. Carl Hopf arbeitet seit Jahren daran, die Leute im Innern Kleinasiens zu ihren alten Mustern und Farben und zu gediegener Arbeit zurückzuführen, und kann wohl sagen, mit Erfolg. Ganz werden wir die frühere Höhe nicht mehr erreichen. Die Traditionen sind abgerissen, vieles ist dadurch für immer verloren gegangen, und der abendländische Auftraggeber ist ein ganz anderer, als es seinerzeit der orientalische war, der die Einfachheit und Schönheit eines Teppichs zu schätzen wusste und gerne entsprechende Preise bezahlte. Zahlreiche Völkerhorden, besonders Turkestans, sind in ihren Lebensbedingungen dermassen gestört worden, dass aus der Arbeit des Zeltes oder Hauses für den eigenen Bedarf eine Hausindustrie werden musste, die ernähren muss, während es sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

früher nur darum handeln konnte, die beim Nomadenleben den Frauen so reichlich freibleibende Zeit auszufüllen. Was also früher ohne Rücksicht auf den Zeitaufwand mit ganzer Hingabe, z. B. mit der Liebe eines Mädchens für ihren zukünftigen Gatten, in allerfeinster Art hergestellt wurde, das muss nun um des täglichen Brotes willen erzeugt werden; denn die Leute wurden an feste Wohnsitze gebunden, und damit an die Notwendigkeit, ihren Unterhalt im Rahmen neuer Verhältnisse zu verdienen. Durch diese und andere Einwirkungen seitens unserer einseitigen Kultur wurde schon und wird eine ganze grosse herzerquickliche Welt der Erscheinungen vollends zerstört werden, die wir in den orientalischen Kleinteppichen, d. h. also in jenen auf alter Tradition hergestellten vielen Tausenden von Geweben, lieben und bewundern gelernt haben. Was an Stelle derselben treten soll, ist noch ein Rätsel. Aber wo seit Jahrhunderten schon und in zunehmender Ausdehnung bis auf diese Stunde eine wirkliche Hausindustrie floriert hat, da muss und soll sie weiter bestehen. Die billigen Hände sollen durch die Kunst des Teppichwebens ernährt werden, und zwar zunehmend besser; denn nur dadurch werden sie fähig sein, nach unsern abendländischen Erzeugnissen zu greifen. Schon jetzt finden wir fast in jedem türkischen, armenischen, griechischen, persischen Hause unsere Industrieprodukte, wie Uhren, Werkzeuge, Toilettegegenstände usw. Jedem Volke soll die Möglichkeit eingeräumt bleiben, mittels seiner natürlichen Kräfte und Mittel in den Wettkampf des grossen Erwerbslebens zu treten und seine Existenz zu sichern und zu einem lebendigen Faktor in den Wechselbeziehungen der Länder und ihrer Bewohner zu werden. In diesem Sinne müssen wir es wünschen, dass auch die orientalische Teppichindustrie wachse und blühe, wenngleich sie gegen unsere inländische eine Konkurrenz darstellt; diese aber ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht; denn die grosse Entfernung jener Länder im Osten hängt ihr wie Blei an und lähmt ihren Gang. Der Händler vermag den inländischen Teppich von mittlerer Grösse in sechs Wochen zu liefern, während er für den orientalischen sechs Monate braucht. Daher wird immer die grössere Zahl von Knüpfteppichen, die nach Extrawünschen geliefert werden müssen, im Inlande hergestellt werden. Bis hierher Carl Hopf.

Noch ein Moment muss meines Erachtens in die Wagschale geworfen werden, wenn es sich um die Frage handelt, ob wir etwa unsere Auswanderer als kulturell überlegenes Bevölkerungselement in den „lethargischen, indolenten und phlegmatischen Orient" entsenden wollten, weil ja unsere Leute ein höheres Mass von Intelligenz darstellen würden. Ganz abgesehen davon, dass der Orientale, soweit er für den Erwerb ungehindert von Steuerdruck und Paschawirtschaft in Betracht kommt, durchaus nicht indolent ist, lebt im ganzen Orient

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohnehin schon ein Volk, das die Vermittlerrolle zwischen Orient und Okzident mehr als wünschenswert spielt: das sind die Rajavölker der Griechen, Armenier und Juden. Diese intelligenten, rührigen und genügsamen Händler, Agenten und Kaufleute sind jetzt schon und seit langer Zeit unentbehrliche, der Landessprachen kundige Förderer des europäischen Marktes geworden. Diese durch unsere einheimischen Kräfte zu verdrängen oder gar auszuschalten, dürfte ungemein schwer fallen. Es ist aber ein Glück für uns Deutsche, dass gerade wir die Sympathien dieser drei Völkersplitter des Orients in hohem Grade besitzen.

Einstweilen genüge daher für uns der Schluss: K e i n e Kolonisation mit deutschem Blut in Kleinasien, aber Zivilisation des Orients, möglichst intensive und extensive Ausnützung und Ausdehnung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zur Türkei durch Stärkung ihrer strategischen und finanziellen Unternehmungen und der Spruch des Korans zweiter Sure: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen".

Dr. **A. Wirth,** München: In der Teppichfabrikation ist der schlechte Geschmack des Okzidentes auch am Niedergange schuld. Konkurrenz macht neuerdings die marokkanische Fabrikation.

Hermann Graf v. Schweinitz, Charlottenburg: Es ist behauptet worden, dass Malaria in diesen Gegenden vorkomme. Diese Behauptung kann sich nur auf kleine Teile der Vilajete Konia und Angora beziehen; die Hauptteile des anatolischen Hochlandes sind malariafrei und ausserordentlich gesund, wie ich mich in diesem Sommer während einer mehrmonatlichen Reise überzeugt habe. Bei Angora, Konia und Eregli liegen allerdings Fieberherde; in dem Gebiete aber zwischen Konia und Kaisseri sowie zwischen Kaisseri und Angora bin ich wochenlang mit meiner Frau gereist, ohne dass wir jemals unter Fieber zu leiden gehabt hätten, und ohne dass uns irgendwie erhebliche Klagen über Fieber seitens der Bevölkerung zu Ohren gekommen wären.

Sehr wertvoll für eine Siedelung wird in kurzem die Koniaebene werden, die durch ein gewaltiges Irrigationsunternehmen in ein fruchtbares Gebiet verwandelt werden wird. Das Bewässerungsunternehmen wird von der Anatolischen Bahn ausgeführt werden und handelt es sich dabei um die Ableitung der Gewässer des Beschehir- und des Sogla-Göls durch den Sogla und den Tschartschembefluss nach der Koniaebene.

Ich stehe auf dem Standpunkt, dass aus politischen Gründen von einer Siedelung in Kleinasien jetzt nicht die Rede sein kann; wenn aber das Land klimatisch und wirtschaftlich für eine Siedelung günstig ist — und dies ist der Fall — dann wird es die Aufgabe der Diplomatie sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Augenblick abzupassen, wo sich die politische Lage zugunsten einer Siedelung geändert hat.

Dr. **Hertzberg,** Halle a. S., empfiehlt den Baumwollenbau in Kilikien, der ein Produkt liefern könnte, ähnlich wie in Ägypten. Zugleich weist er hin auf die Ausbeutung der Taurus-Zedern und auf die Verwertung der Wasserkräfte des Taurus-Gebirges.

Landtagsabgeordneter **Schulze,** Dresden: Die vom Referenten gewünschte deutsche Förderung des anatolischen Baumwollbaues ist von der soeben begründeten Deutsch-levantinischen Handelsgesellschaft in Dresden geplant. Weitere Förderung des Handels mit dem Orient wird der Umstand bringen, dass die 1908 fertige Tauernbahn den Weg von Triest nach Mitteldeutschland um 200—300 km kürzt und dadurch namentlich die Frachten für asiatische oder ägyptische Baumwolle wesentlich verbilligen wird, so dass ihre Konkurrenzfähigkeit gegen amerikanische wachsen wird. Erwünscht wäre im Anschluss an jene grossartigste europäische Alpenbahn Linz—Triest eine Besserung der Dampferverbindungen zwischen dem Orient und Triest.

Stabsarzt Dr. **Arning,** Hannover: Ich habe 1900 in Akserai an der Grenze der Ebene von Konia, in Eskischehir, im Troglodytengebiet Malariafälle gefunden. Im Süden des Erdschias-Dagh waren ausserordentlich viel Malariakranke. Kilikien, in der Umgegend von Mersina, Tarsus und Adana, ist ein recht schlimmes Fieberland.

Ottomar Beta, Schriftsteller, Steglitz, verweist auf seine ausgelegte Schrift „Querfeldein" und bemerkt, dass eine Vorfrage zu jeder kolonialen Unternehmung in der Untersuchung der besonderen Umstände liege, wie die Kapital-Bildung in dem betreffenden Mutterlande vor sich gehe. Die günstigsten, und zwar juridischer Natur, habe England, und englisches Kapital treibt daher auch, weil es das billigste (nicht vorbelastete) ist, stets das Kapital anderer kolonisierenden Völker aus ihren Kolonien hinaus. Auch die deutschen Unternehmungen stünden derselben Gefahr gegenüber, und dies nötigt alle Freunde einer energischen Kolonialpolitik, zu untersuchen, warum das deutsche Kapital dem deutschen Unternehmer nicht in gleicher Weise zur Seite stehe, wie das englische denen Englands.

Professor **O. Warburg,** Berlin, stimmt durchaus mit den Ausführungen des Herrn Professor Zimmerer überein. Auf Grund seiner fünfjährigen Erfahrungen bezüglich praktischer landwirtschaftlicher Kolonisation im Hochland von Kleinasien, rät er von jeder Bauernkolonisation daselbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ab, sowohl wegen der tatsächlich daselbst stark herrschenden Malaria, als auch wegen der Schwierigkeiten, welche durch die türkische Regierung jeder Bauernkolonisation seitens Europäer entgegengesetzt wird. Hingegen ist die Ansiedelung einzelner Landwirte in der Nähe grosser Städte denkbar und, wie einzelne Fälle zeigen, auch rentabel. Weit wichtiger ist aber die kommerzielle und industrielle Kolonisation des vorderen Orients, die Inangriffnahme grosser Ingenieurarbeiten, die Errichtung von Fabriken usw., welche der deutschen Energie und dem deutschen Kapital grosse Aufgaben stellen.

Major a. D. **Max Schlagintweit,** München. Wenn ich mich kurz zum Worte melde, hat dies darin seinen Grund, dass ich mich selbst vielfach mit den deutschen Kolonisationsbestrebungen in Kleinasien auf Grund meiner Reisen daselbst beschäftigt habe. Ich habe immer darauf hingewiesen, dass eine Masseneinwanderung deutscher Ackerbauer in Anatolien nur dann durchführbar ist, wenn die türkische Regierung einem solchen Unternehmen aus freiem Antriebe die weitgehendsten Zugeständnisse machen würde, wie Bildung grosser selbständiger Gemeinden, eigene Gerichtsbarkeit, eigene Polizei, Steuerfreiheit für lange Jahre usw. Dazu ist aber wenig Aussicht vorhanden.

Wir müssen nur bedenken, dass Kleinasien den Kern des türkischen Staates bildet, dass es die Hochburg des Islam ist und dies immer mehr der Fall sein wird, je mehr der türkische Einfluss und Besitzstand auf europäischem Boden schwinden wird. Wir haben aber jetzt schon eine feste wirtschaftliche Stellung in Kleinasien durch die Anatolischen Bahnen, die mit der Verlängerung der Hauptlinie zu der im Bau begriffenen Bagdadbahn ein Kulturwerk ersten Ranges bildet. Durch diese Bahn sind unserer Industrie und unserm Handel neue Absatzgebiete erschlossen, und es handelt sich für uns jetzt darum, diese günstige Stellung gegen jeden Einfluss Dritter zu behaupten und immer mehr zu erweitern.

Unsere berufenen Kolonisatoren in Kleinasien sind nicht die deutschen Bauern, sondern die deutschen Ingenieure und Techniker, die deutschen Kaufleute und Ärzte und nicht zuletzt der deutsche Schulmeister!

Herr Dr. **Grothe,** München, betont in seinem Schlusswort, dass die klimatologischen Einzelheiten über Marokko einer Arbeit Theobald Fischers in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde entstammen, die derartige absolute Maxima, wie sie Graf Pfeil nennt, nicht kennt. Die genannten Versuchsstationen sollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach seiner Ansicht weniger der Untersuchung der Erfolge des Bodenbaues dienen, wie Graf Pfeil annimmt, als vielmehr zur Ausbildung von Landwirtschaftern, deren Kenntnisse von Land und Leuten bei künftiger Siedelung zu verwerten wären. Hinsichtlich der von der Kolonialgesellschaft zu verfolgenden Massnahmen im Interesse der deutschen Auswanderung beantragt Redner eine Resolution, die bei der Auswanderungszentralstelle die Sammlung von Materialien zur Geschichte und Entwickelung der deutschen Auswanderung, wie ihre Veröffentlichung, anregen möge. Hinsichtlich der Anatolischen Bahnen konstatiert der Vortragende, im Gegensatz zu ausgesprochenen Ansichten, dass die Deutsche Bank durchaus der deutschen Industrie reichen Spielraum gebe und gegeben habe, wie er erst jüngst wieder bei Besichtigung der neuen Hafenanlagen von Haidar-Pascha festgestellt hat. Dem Kolonialkongress wünscht Dr. Grothe mehr Optimismus, weniger Beschwichtigungsarbeit. Gerade die kolonialpolitische Freudigkeit einer solchen grossen Versammlung müsse dazu beitragen, der Kolonialpolitik der Reichsregierung mehr positive Kraft und nachhaltige Stütze zu geben.

Professor **Zimmerer,** Ludwigshafen, dankt nochmals den Herren Rednern zur Diskussion für die wirksamen Ergänzungen seines Vortrages und betont nicht seinen „vorsichtigen oder ängstlichen", sondern seinen realpolitischen Standpunkt, den er als ein Gebot der Klugheit betrachte.

Die Besiedelungsfähigkeit der deutschen Kolonien.

Von Stabsarzt Dr. **Arning,** Hannover.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Ich sehe mich veranlasst, Stellung zu nehmen zu einer Diskussionsäusserung, die nach dem Vortrage des Herrn Geh.-Rats Helfferich gestern von Herrn Dr. Oehler von der Baseler Mission gemacht worden ist.*) Ich habe die Worte nicht selber gehört, aber ich bin von zahlreichen Herren in für uns Afrikaner nicht gerade erfreulichem Sinne darauf angeredet worden. Die Äusserung bezog sich auf die Moralität der Deutschen, die länger in den Kolonien gewesen sind, und verdammte sie insgesamt. Stimmte das, was da gesagt worden ist, so

*) Siehe auch die Ausführungen des Herrn Missionsinspektors Oehler, S. 537 und 586.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfte keiner von uns sich hier sehen lassen, und keiner wäre wert, Ihnen hier einen Vortrag zu halten. Der von dem betreffenden Herrn selbst niedergeschriebene Wortlaut seiner Äusserung ist schon sehr belastend, denn er spricht mit Nachdruck von vielen, die nur nach den Kolonien gehen, um dort schnell viel Geld zu erwerben und um ausserdem ihren Lüsten zu fröhnen. Im stenographischen Bericht ist der Ausdruck noch viel allgemeiner gefasst, und trifft geradezu die Gesamtheit. Der Ton sei, das ist mir von vielen Leuten gesagt, ein solcher gewesen, dass davon die Gesamtheit getroffen worden ist. Viele Herren, die nicht ohne Entbehrung, ohne Mühe und Gefahr dort draussen gearbeitet haben, haben mir gegenüber ihren Unmut geäussert. Engel sind die Afrikaner gewiss nicht, aber es wird intra und extra Africam gesündigt und ich glaube, es wird prozentmässig sich die Wage halten, selbst wenn wir weniger lebhafte Städte als Berlin zum Vergleich heranziehen.

Vielleicht hat der betreffende Herr diesen Eindruck nicht hervorrufen wollen, diesen tatsächlichen Erfolg aber hat er gehabt. Die Lust an kolonialer Mitarbeit wird durch solche Mittel nicht gehoben, und man sollte sich ganz gewiss etwas in acht nehmen, mit so weitgehenden Äusserungen.

Der Titel des Vortrages, den ich hier halten soll, ist etwas weiter gefasst, als ich beabsichtigte, den Inhalt auszudehnen. Tatsächlich wollte ich mich, wie es in der an mich gerichteten ersten Aufforderung ausgedrückt war, nur mit der Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas eingehender befassen. Schon dieses eine Kapitel ist so umfangreich, dass man in einem kurzen Vortrage nur ein Gerüst geben, nur die Hauptmomente der Angelegenheit streifen kann. Die Beschäftigung allein mit Ostafrika dürfte auch wohl dem Zwecke der mir für diesen Kolonialkongress gestellten Aufgabe genügen, denn vor drei Jahren hat Herr Dr. Hindorf hier die südwestafrikanischen Verhältnisse eingehend erörtert, und dieses ist meines Erachtens das einzige Schutzgebiet, das ausser Ostafrika vorläufig für Besiedelung in Betracht kommt. Togo hat in seinem geringen Umfange, bei dichter Bevölkerung, keine nennenswerten Gebiete, die einer europäischen Besiedelung zugängig wären; Kamerun ist in dieser Beziehung noch nicht genügend durchforscht, um ein einigermassen sicheres Urteil zu gestatten; die Gebiete des Stillen Ozeans aber liegen zu weit entfernt; schon die Länge und Kostspieligkeit der Reise nach dorthin wird eine nennenswerte Einwanderung von Deutschland aus verhindern. Es bleibt heute also nur Deutsch-Ostafrika für eine Erörterung übrig.

Von vornherein will ich feststellen, dass ich weite Teile dieses Landes für besiedelungsfähig halte, und dass ich wünsche, es möge eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auswanderung nach dort stattfinden. Zugleich aber will ich ausdrücklich betonen, dass ich der Ausdehnung des Deutschtums in Südamerika nicht etwa entgegen zu arbeiten gedenke, denn ich bin der festen Überzeugung, dass ein starkes Deutschtum in jenen Gegenden für die politische und kommerzielle Entwickelung der nächsten Zukunft von ungeheurer Bedeutung sein wird. Wohl aber kann die Arbeit, welche dort geleistet worden ist, vorbildlich werden für das, was wir in Ostafrika schaffen wollen.

Es gibt tatsächlich und unzweifelhaft in dieser rein tropischen Kolonie Landstrecken, die sich in klimatischer Beziehung für eine Ansiedelung eignen. Als vor einem Jahrzehnt etwa diese Angelegenheit zuerst erörtert wurde, haben die Vertreter der Besiedelungsfähigkeit wenig Freude erlebt. Heute, nachdem wir die Kolonie genau kennen gelernt haben, ist es kaum noch nötig, in eine Beweisführung einzutreten, so allgemein ist die damals meist bestrittene Behauptung durch die Erfahrung bestätigt worden. Jeder Privatmann, Offizier, Beamte, Missionar, welcher in den Höhengebieten des Kilimandscharo oder der Njassagebirge, von Usambara, Uhehe oder Ruanda gelebt hat, ist der lebende und sprechende Beweis für die Tatsache, sprechend in des Wortes vollster Bedeutung, denn ich habe noch nie von einem solchen gehört, der in jenen Ländern gelebt hätte, ohne nachher den Ruhm ihrer klimatischen Verhältnisse zu verkünden. Am Kilimandscharo haben Offiziere drei Dienstperioden ununterbrochen gewirkt, ohne auf Urlaub zu gehen, weil sie sich dort oben ausserordentlich wohl fühlten und fürchten mochten, dass nach beendigtem Urlaub ihr Platz von einem andern dauernd besetzt sein könnte. In Usambara leben deutsche Familien, deren Kinder prächtig gedeihen. Es kommt dort vor, dass die Eltern aus irgendwelchen Ursachen nach der alten Heimat reisen, ihre Kinder aber unter sicherer Obhut in dem ewigen Frühling der Usambarahöhen zurücklassen, weil sie eine Veränderung der klimatischen Verhältnisse ganz und gar nicht für nötig halten und in einer Reise nach Deutschland eine Verbesserung nicht erblicken können.

Diese tatsächlichen Erfahrungen, deren Zahl beliebig vermehrt werden könnte, sind von grosser Wichtigkeit, aber trotzdem allein nicht völlig geeignet, jedes Bedenken gegen Siedelungsversuche in grösserem Massstabe zu entkräften. Dazu gehört ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Nachweis, welcher uns heute an die Hand gegeben wird durch die jetzt länger als ein Jahrzehnt fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen; diese versetzen uns in die Lage, unsere Hochlandsgebiete zu vergleichen mit andern tropischen und subtropischen Ländern, welche seit Generationen mit arbeitender deutscher Bevölkerung besetzt sind. Eine ganz vorzügliche Zusammenstellung in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesem Sinne findet sich in einer neuerdings erschienenen kleinen Schrift von H. Pohl „Zur Besiedelung unserer Schutzgebiete im tropischen Afrika". Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden, und ein Teil der folgenden Angaben ist ihr entnommen.

Ich will zwei Plätze Deutsch-Ostafrikas, Kwai in Usambara und Tossamaganga in Uhehe, in ihren Temperaturverhältnissen schildern, um sie alsdann in einen Vergleich mit solchen tropischen Gegenden zu stellen, in welchem der Beweis der Besiedelungsfähigkeit bereits erbracht ist. Ersteres liegt etwa 1600 Meter hoch in Küstennähe, das zweite findet sich etwa 300 Kilometer von der Küste des Indischen Ozeans entfernt in einer Höhe von etwa 1150 Metern. Ich greife wahllos die Jahre der Beobachtungen heraus und stelle unter anderm fest, dass die mittlere Jahrestemperatur in Kwai 16,4 Grad, in Tossamaganga 17,6 Grad ist bei verhältnismässig sehr grossen Schwankungen.

In Tovar in Venezuela, unter 16° 26 n. Br. 1802 Meter über dem nahen Meere, bearbeiten seit 1843 deutsche Kleinbauern mit eigener Hand das Feld. Sie leben bei einer Durchschnittstemperatur des Jahres von 14,4°; der wärmste Monat hat bei ihnen einen Durchschnitt von 15,3°, der kälteste einen solchen von 12,5°. Pozuzo in Mexiko, unter 10° 2' s. Br. bei 900 Metern Meereshöhe, beherbergt seit 1857 eine grössere Anzahl Familien deutscher Herkunft, die sich bei persönlicher Feldarbeit gut gehalten und weiter entwickelt haben unter einem jährlichen Temperaturmittel von 23° C. und höchsten Tagestemperaturen, die auf 37,5° steigen. Wir haben also hier Wärmegrade, mit denen Kwai und Tossamaganga sehr wohl wetteifern können.

Wesentlich günstiger noch stellen sich diese beiden ostafrikanischen Gegenden, wenn man ihnen die von Deutschen besiedelten Plätze des tropischen Queensland gegenüberstellt: Für Cairns und Charters Towers berechnet nämlich H. Pohl die Durchschnittstemperatur des Jahres auf rund 23°, und doch gedeiht und vermehrt sich hier die selbstarbeitende Landwirtsbevölkerung deutscher Herkunft.

Interessant aber ist es, gerade mit Rücksicht auf Uhehe, Matto Grosso in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Diese zentralbrasilianische Provinz liegt zwischen dem 10. und 15. Grade, Uhehe mit seinem Zubehör zwischen 7. und 10. Grade s. Br. Wissenschaftliche Beobachtungen aus jenem schwach bevölkerten Staate (etwa 100 000 Einwohner auf 300 000 Quadratkilometer) stehen mir leider nicht zur Verfügung, doch dürfte bei der fast gleichen Lage beider Gebiete ein grosser Unterschied in den Temperaturverhältnissen nicht vorhanden sein, um so weniger zu ungunsten Uhehes, als seine Meereshöhe ungleich bedeutender ist, als diejenige Matto Grossos. Nach anonym erschienenen Reisebeschreibungen eines mir persönlich bekannten deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Kolonialbeamten muss auch die äussere Gestaltung und Bewachsung der von ihm durchzogenen brasilianischen Provinz grosse Ähnlichkeit mit dem genannten deutsch-ostafrikanischen Gebiete haben. Wir haben also keine Ursache, an der Gleichartigkeit beider Länder zu zweifeln, und doch schildert der Reisende — offenbar ohne jede Nebenabsicht — seine Freude über den Anblick der frischen, blondhaarigen, jungen Landsleute, die heranreiten, um ihn in ihrer neuen Heimat zu empfangen — man sieht ihnen nicht an, dass sie schon die zweite im Lande geborene Generation darstellen.

Andere tropische Gebietsteile Brasiliens, wie Espirito Santo 17 bis 21°, Rio de Janeiro 21—23°, Minas Geraes 15—20° und Sao Paulo 23° s. Br. sind durchaus tropischer Natur, beherbergen aber doch seit einer Reihe von Jahrzehnten eine gut gedeihende, ackerbautreibende, deutsche Bevölkerung. Selbst Blumenau — ausserhalb der Wendekreise etwa unter dem 27. Grade s. Br. gelegen — wohl die blühendste deutsche Siedelung in Brasilien, hat ein Jahresmittel von 20,8°, einen kältesten Monat von 15,4°, einen wärmsten von 26,6°, und steht demnach in dieser Beziehung ungünstiger als Kwai und Tossamaganga mit ihren Jahresmitteln von 16,4° bzw. 17,6°.

Zur Erfrischung des Körpers und der Nerven sind ferner grosse Wärmeschwankungen erforderlich; auch diese finden sich in genügender Ausdehnung, denn Unterschiede von 14 und mehr Grad sind in Tossamaganga das gewöhnliche, und schon mancher hat die Nichtbeachtung dieser Tatsache mit unangenehmen Erkältungen zu büssen gehabt.

Die Sonnenbestrahlung des Schädeldaches ist in ihrer Wirkung in jenen Höhen ganz wesentlich geringer, als es in den tropischen Tiefebenen der Fall ist; ich habe in der heisseren Zeit bis 11 Uhr mittags ohne jede Unannehmlichkeit in einfacher Mütze gehen können. Lediglich die Mittagszeit, von 11 bis 2 Uhr etwa, wäre zu fürchten, doch das ist ja auch bei uns der Zeitraum, in dem man mehr oder weniger nicht zu arbeiten pflegt.

Malaria, welche, wenn endemisch, die Besiedelung unmöglich machen würde, kommt in keiner der hochgelegenen Gegenden vor; Mücken werden überaus selten angetroffen. Diejenigen Fälle von Tropenfieber, die beobachtet wurden, waren unzweifelhaft in den Tieflanden erworben und blieben, einmal durch eine energische Chininkur geheilt, später ohne Rückfall, und zwar nicht nur bei den unter täglicher Beobachtung stehenden Beamten und Militärs, sondern auch bei den Ansiedlern, die, sich selbst überlassen, unter weniger günstigen Bedingungen leben und schwer arbeiten müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diesen klimatischen Forderungen entsprechen, wie schon eingangs erwähnt, eine ganze Reihe von Gebieten; solche, die mehr oder minder in der Küstennähe liegen und solche, die wir im tiefen Innern, hauptsächlich in dem Winkel finden, der durch den Tanganjika-, Viktoria- und Kivusee gebildet wird. Diese letzteren sollen zunächst ausserhalb der Betrachtung bleiben, obgleich sie klimatisch hervorragend günstig sind und mit der Zeit noch eine grosse Bedeutung erlangen können. Nur mit denjenigen wollen wir uns beschäftigen, welche infolge ihrer Lage einer rascheren Entwickelung entgegen sehen können. Es sind dieses in der Hauptsache Ost- und West-Usambara, Pare, der Kilimandscharo, Uruguru, Mahenge und das Gebiet, welches das Kondeland, Ubena und Uhehe mit ihrem Zubehör umfasst.

Diese klimatisch durchaus brauchbaren Landstriche haben vor allem noch der grundlegenden Forderung zu entsprechen, dass ohne besondere kostspielige Veranstaltungen eine Ackerbau treibende Bevölkerung ihr Fortkommen finden kann; um eine einmalige reichliche Ernte zu erlangen, darf eine künstliche Bewässerung nicht vonnöten sein, und ferner muss Viehzucht in mehr oder minder grossem Masse durchgeführt werden können.

Diese Möglichkeiten sind in all den angeführten Gebieten gegeben. Überall ist von den Eingeborenen bereits von jeher Gross- und Kleinvieh gehalten worden. Es ist ferner durchaus festgestellt, dass jede europäische Fruchtart gut gedeiht. Es sind Erträge erzielt worden in Hafer, Weizen, Kartoffeln und andern Aussaaten, die diejenigen eines guten Bodens in der Heimat übertreffen, und zwar überall ohne künstliche Bewässerung lediglich unter Ausnützung der periodischen Regen. Ausserdem gedeihen in den mittleren gesunden Höhen auch noch tropische und subtropische Fruchtarten; insbesondere ist da der Kaffee zu nennen, der, was noch unbekannt, auch in Uhehe und Mahenge recht gute Erträge geliefert hat. Es war ein eigenartiges Bild, welches ich in Mahenge am Ende des vorigen Novembers sah: ein goldgelbes Haferfeld, im Hintergrunde überhöht von einem tiefgrünen Garten von Kaffeebäumen, die überreich mit Früchten behangen waren.

Die Regenmengen sind für tropische Verhältnisse nicht übermässig gross, genügen aber den notwendigen Ansprüchen; in Usambara, Kondeland, auch im östlichen Randteile Uhehes sind die Niederschläge bedeutender als in Deutschland, das flache, westlicher gelegene Hochland von Uhehe hat dagegen bestimmt nicht mehr Regen als Mitteleuropa. Trotzdem ist der Reichtum an fliessendem Wasser erstaunlich; selbst in der allertrockensten Zeit habe ich manchmal, besonders im Süden Uhehes, 40 bis 50 fliessende Bäche während eines mässigen Tagemarsches gekreuzt. An diesen Wasserläufen steht üppiges grünes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gras zu jeder Jahreszeit, indes die dichten Grasbestände der trockeneren Flächen als Heu auf dem Halme das Jahr überdauern.

Auf Einzelheiten, verschiedene Fruchtbarkeit der Böden, Viehkrankheiten und dergleichen will ich hier nicht eingehen, auch die vorhandenen landwirtschaftlichen Zustände nicht näher, als geschehen, beleuchten; es genügt festzustellen, dass die landwirtschaftlichen Grundbedingungen gegeben sind; alles andere ist für diese Beweisführung nebensächlich und muss der weiteren praktischen Erfahrung vorbehalten bleiben.

Weit weniger Übereinstimmung und Klarheit besteht über die soziale und kommerzielle Seite der Besiedelungsfrage.

Am meisten zu wünschen ist in Ostafrika wie überall eine vom Lande kommende Zuwanderung. Aber beschränkt kann sie darauf nicht bleiben, da die Kolonie nach Möglichkeit für jeden Teil unserer auswandernden Volksangehörigen eine Stätte der Unterkunft bieten soll. Wollen wir eine wirkliche Besiedelung, so müssen wir sorgen, dass gerade die am wenigsten vom Glück begünstigten, gewissermassen die Enterbten unseres Volkes, auf deutschem Boden bei ihrem Deutschtum erhalten werden können.

Unsere gesamte Kolonialbewegung ist heute noch viel zu wenig ein Gemeingut des Volkes geworden, obwohl selbst hier und da eine sozialdemokratische Stimme gewagt hat, im Interesse des imaginären Zukunftsstaates für den Kolonialbesitz einzutreten. Wir müssen dafür sorgen, dass nicht allein einige wenige Kaufleute und Pflanzer den direkten Vorteil des Kolonialbesitzes einsehen, sondern dass auch die weiten Schichten des Volkes an der Entwickelung einen greifbaren Nutzen haben. Nur dann werden wir vielleicht einmal einen Reichstag erhalten, der kolonialen Forderungen rechtzeitig und reichlich nachkommt, ohne das Amt des Kolonialdirektors zu den dornenvollsten im Reiche zu machen.

Es ist unter den jetzigen Umständen wohl zu verstehen, wenn das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika von jedem Einwanderer den Nachweis von 9000 Mark fordert, denn es sind keine Mittel vorhanden, um arme Leute so lange durch Darlehen zu unterstützen, bis sie selbständig sich erhalten können.

Wir können uns aber nicht in dieser Beziehung mit den Engländern vergleichen, die in Britisch-Ostafrika ähnliche und höhere Summen nicht gerade verlangen, aber wünschen. In England kann kein Mensch mit 500 Pfund sich eine landwirtschaftliche Existenz gründen. Wo aber sollen wir viele Leute herbekommen, die auswandern wollen mit einem Barbesitz von 9000 Mark und dann noch dazu in eine der von vielen Seiten so sehr geschmähten deutschen Kolonien gehen wollen? Solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auswanderer werden überhaupt sehr selten sein, denn der Besitz eines so grossen baren Kapitals gewährleistet auch in Deutschland für den kleinen Landwirt ein nicht unangenehmes Dasein.

Wir müssen also im Interesse unserer Heimat, wie der Kolonien dahin wirken, dass die Geldansprüche an etwaige Einwanderer herabgesetzt werden. Ich fürchte, dass privates Kapital, wie es in Südbrasilien geschehen ist, in Ostafrika nicht an die Gründung umfangreicher Siedlerkolonien herangehen wird. Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft mit ihrem Siedelungskomitee kann nur in sehr kleinem Massstabe wirken. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen, bis der Reichstag sich zu energischen Massnahmen entschliesst. England hat für Südafrika, Brasilien für seine südlichen Provinzen grosse Geldopfer gebracht, um deutsche Ansiedler in Mengen anzulocken, und ich denke, es muss die Zeit kommen, in der das Deutsche Reich für seine eigenen, gleich guten Kolonien ähnliche Aufwendungen machen wird. Die zu gewährenden Unterstützungen brauchen nicht hoch zu sein und sollten vor allen Dingen nicht als Geschenk, sondern nur als Darlehn gewährt werden, allerdings unter möglichst billigen und leichten Bedingungen, denn der Einwanderer muss wissen, dass er nicht zu seinem Vergnügen, sondern zu anstrengender Arbeit seinen neuen Wohnsitz aufsucht.

Es ist sehr bemerkenswert in dieser Hinsicht, was ich bei den deutschen Siedlern in Englisch-Südafrika, sowohl in Kaffraria, wie in den Cape Flats immer wieder zu hören bekam: Leute, die zu reichlich unterstützt wurden und ganz ohne Mühe in den Besitz ihres Landes kamen, versagten vollständig. Von den Angehörigen der deutschen Legion, die als englische Soldaten ohne jede Aufwendung von Kosten im Jahre 1856 Landbesitz in Kaffraria bekamen, haben nur wenige in der harten Arbeit ausgehalten. Die ersten Einwanderer in den Cape Flats im Jahre 1878 wurden nach freier Überfahrt in überreichlicher Weise mit allem versehen, aber sie verkamen in kürzester Zeit. In Kaffraria langten alsdann 1858, in den Cape Flats 1880 neue deutsche Emigranten an; auch sie waren angeworben worden, doch alle Unterstützungen wurden ihnen nur leihweise gewährt und die meisten Versprechungen noch nicht einmal gehalten; aber aus ihnen hat sich unter harter Arbeit ein wohlhabender Farmerstand entwickelt, der besonders in Kaffraria eine ganz hervorragende Stellung einnimmt.

Unter ihnen sind selbstverständlich auch einzelne verkommen; es wurde mir aber immer betont, dass gerade diejenigen es nicht weiter gebracht hatten, die, im Besitze von etwas Geld, geglaubt hatten, dass sie weniger arbeiten müssten, als die andern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darin besteht eben die grosse Gefahr, die in der Forderung eines Vermögens von 9000 Mark liegt; in den meisten Fällen wird ein Mann mit diesem Besitze mit andern Gedanken in die Kolonie kommen, als derjenige, welcher weiss, dass lediglich seiner Hände Arbeit ihm seine neue Heimat erwerben kann.

Kommt jemand mit so grossen Mitteln, so will er zumeist den Herren spielen und mit wenig Arbeit schnell viel Geld verdienen. Ein besserer und angenehmerer Ansiedler wird der sein, der zuvor weniger als nichts hatte, jetzt aber froh ist, auf eigener Scholle sitzen zu können, und der nicht klagt und jammert, wenn er zunächst nicht mehr erwirbt, als zu seinem Unterhalt nötig ist.

Auf einen reichen und schnellen Erwerb kann der Einwanderer in Deutsch-Ostafrika zunächst gewiss nicht rechnen; danach sind die Verhältnisse keineswegs angetan. Das ist aber auch in Südbrasilien und in Südafrika nicht der Fall, sondern auch dort führt nur langjährige angestrengte Arbeit allmählich zu einem mässigen Wohlstande, und so wird der Gang der Dinge auch in Deutsch-Ostafrika sein.

Nur wenige der nutzbaren Gebiete haben eine einigermassen bequeme Verbindung mit der Küste, eine Sachlage, die vielfach als vollständiger Hinderungsgrund für eine sofort beginnende kolonisatorische Entwickelung angesehen wird: Die Absatzmöglichkeit auf dem Weltmarkt wird als erste und notwendigste Bedingung gefordert.

Von grossem Werte ist es natürlich, wenn die Siedelungsgebiete so gelegen sind, dass sie Absatz haben können nach der Küste und darüber hinaus, auch für solche Erzeugnisse, deren Wert ein nicht besonders hoher ist.

Bislang ist aber lediglich Usambara mit Pare und der Kilimandscharo, erstere durch die Tangabahn, letztere durch die englische Ugandalinie mehr oder weniger gut mit der Küste verbunden. Uruguru wird in wenig Jahren von den Schienen erreicht sein, wenn auch leider an der für die Erschliessung ungünstigsten Seite. Das Kondeland hat zum wenigsten für sein Vieh einen nicht gerade allzu unbequemen Absatz nach Rhodesia. Mahenge aber und Uhehe sind in dieser Beziehung weniger günstig gestellt, denn auch die neue Südbahn, wie sie von Kilwa aus projektiert wird, kann diesen Gebieten eine sonderliche Erleichterung nicht gewähren. Wohl aber könnten beide einen ausserordentlichen Vorteil davon haben, wenn der Ulanga-Rufidschi-Fluss für die Flussschiffahrt hergerichtet würde, eine Arbeit, die ohne Aufwendung von gewaltigen Kosten ausführbar ist und eine Wasserstrasse von stattlicher Ausdehnung schaffen würde. Besser und wertvoller würde es selbstverständlich sein, wenn auch für diese Gebiete eine direkte Bahnverbindung vorhanden wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So, wie die Verhältnisse heute liegen, werden wir leider auf beides noch recht lange Zeit vergeblich warten müssen; diejenigen, welche die Gelder oder Zinsgarantien für Bahnbaugesellschaften bewilligen sollen, behaupten — und zwar nicht ganz mit Unrecht — es sei gänzlich zwecklos, eine Bahn in solche Gebiete zu führen, in denen nichts zu holen sei. Nach der Meinung der einen soll der Anfang der Besiedelung die Ausführung des Bahnbaues abwarten; anderseits wird nie eine Bahn gebaut werden, ehe nicht der praktische Nachweis der Siedelung erbracht ist.

Auf diese Weise laufen wir im Kreise und kommen nie zu etwas.

Nach dem, was ich ausgeführt habe, ist es durchaus nicht gewagt und unberechtigt, schon jetzt in ruhigem und schrittweisem Vorgehen die Ansiedelung in die Wege zu leiten, zumal die Einwanderer in der guten Jahreszeit die gesunden Hochlande erreichen können, ohne fieberkrank zu werden.

Eine Bahn aber haben sie zunächst für ihre Erzeugnisse ganz gewiss auch gar nicht nötig.

Die kleinen Ansiedler, von denen der Aufschluss und die spätere Blüte der Kolonie zu erwarten ist, werden im Verlauf der ersten Jahre ihrer Ansiedelung gar nicht in die Lage kommen, für ein grösseres Absatzgebiet zu arbeiten; sie werden genug damit zu tun haben, wenn sie ihren jungen Besitz in einen ordentlichen Zustand bringen und für ihren eigenen Unterhalt genügende Mengen erzeugen. Das wenige, was etwa mehr hervorgebracht wird, werden sie vorläufig ganz sicher noch verkaufen können, und zwar an die kaiserlichen Stationen und die Angehörigen der Truppe.

Sicher ist es, dass die Siedler in Uhehe trotz günstiger Ernten heute für diesen Zweck noch nicht genügend liefern können, denn bei meinem letzten Durchmarsch war es mir nicht möglich, Kartoffeln, Weizenmehl und dergleichen zu erwerben, obwohl ich das dringende Bedürfnis hatte, und auch die Station war auf den Bezug von auswärts angewiesen.

Bevor der Ansiedler sich aber in Zukunftsträume wiegen darf, muss er mit der rauhen Wirklichkeit rechnen, denn zunächst muss so viel bares Geld erworben werden, als notwendig ist, die unabweisbaren Bedürfnisse zu befriedigen. Die Erzeugnisse des Ackerbaues werden nur in sehr beschränktem Masse dazu dienen können; eher schon wird es möglich sein, den Überschuss der Herden auf einen grösseren Markt zu bringen — auch ohne Bahn —, da die Tsetsegefahr nur an einzelnen Stellen vorhanden ist, die in der guten Jahreszeit auf einen sehr geringen Umfang zusammenschrumpfen.

Mehr darf in den ersten Jahren der Ansiedelung vom Gouvernement erwartet werden. Soll eine Besiedelung wirklich durchgeführt werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so ist es mit einer späteren Bahn allein nicht getan, sondern es müssen Zufuhrwege für diese Linie geschaffen werden. In Afrika kann man ohne ein Wegenetz ebensowenig eine Bahn mit Frachtgütern versorgen, wie anderswo in der Welt. Die in der ersten Zeit nicht sehr zahlreichen Ansiedler können deshalb vollauf ihren Geldbedarf verdienen, wenn man sie beschäftigt bei dem Bau der Wege und Brücken, indem sie die Aufsicht über die schwarzen Arbeiter führen oder ihre etwaigen Handwerkskünste dabei betätigen. So wird in andern Ansiedelungskolonien verfahren, und auch unsere Behörden werden sicher in ausgedehntem Masse davon Gebrauch machen.

Vor allem aber muss im Interesse der Kolonie und der Besiedelung dahin gearbeitet werden, dass der Ansiedler fähig ist, durch Kleinhandel im Verkauf europäischer Erzeugnisse an die Eingeborenen Geschäfte zu machen. Das ist für diejenigen, die es durchführen können, wesentlich wertvoller, als die Arbeit am Wegenetze, weil sie weniger gezwungen sind, ihren Besitz auf längere Zeit zu verlassen.

In Südafrika ist fast jeder zweite der verstreut wohnenden Farmer zugleich ein derartiger Händler; von den Reservaten der Eingeborenen, die überall zwischen den Siedelungen der Weissen zerstreut liegen, kommen diese, ihren Bedarf bei jenen zu decken.

In Ostafrika ist vorläufig der gleich günstige Zustand leider nicht zu erwarten, aber er kann geschaffen werden, wenn dem indischen Kleinhandel ein Riegel vorgeschoben wird. Jeder hergelaufene Inder wird heute in der Kolonie zugelassen und beginnt sofort sein einziges Gewerbe, das der Aussaugung des Landes. Er ist so bedürfnislos, dass ein weisser Händler gar nicht mit ihm in Wettbewerb treten kann; denn seine Hautfarbe macht ihn dem Eingeborenen sympathisch; sein kriechendes Wesen sagt dem Schwarzen zu und lässt ihn vergessen, wie oft und schwer er von dieser Gesellschaft betrogen und geschädigt wurde.

Dieser Zustand muss und kann geändert werden, denn die Engländer selbst sind in Südafrika wesentlich vorsichtiger ihren indischen Untertanen gegenüber. Sie verlangen von jedem dieser Einwanderer peinlich genaue Pässe, den Nachweis und die Deponierung einer nicht geringen Geldsumme und die Kenntnis einer europäischen Sprache, sowie von jedem Händler die Führung von Geschäftsbüchern in dieser Sprache. In der Orange-Kolonie und dem Transvaal haben sie ohne weiteres die alten Buren-Gesetze übernommen, durch die eine derartige Einwanderung praktisch fast unmöglich gemacht wird. Australien aber wehrt grundsätzlich jeden derartigen Zuzug ab.

Wir sind also in der Lage, mit gleichen Waffen gegen die Inder vorgehen zu können. Die grossen Firmen werden allerdings dagegen ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenden, dass sie ohne Inder nicht auskommen können, und dass der Handel der Kolonie unendlich geschädigt werden würde. Ich glaube aber, dass die Vorliebe für diese saubere Gesellschaft mehr mit den grossen Krediten zusammenhängt, die man ihnen gewährt hat und nun zu verlieren fürchtet. Der Handel wird in andern afrikanischen Kolonien, in deutschen und fremden, ohne Inder betrieben, also wird es auch wohl in Deutsch-Ostafrika denkbar sein. Möglich, dass zunächst ein mässiger Rückgang sowohl für die Geschäftshäuser wie auch für die Statistik eintreten würde; das wird sich rasch ausgleichen, und die grössere Sicherheit, die ein deutscher Kreditnehmer den Firmen bietet, wird sie entschädigen.

Es ist also zu wünschen und durchaus notwendig, dass ein Vorgehen in dieser Richtung erfolgt, wenn man daran denkt, dem weissen Element jemals gesicherte Daseinsbedingungen in Deutsch-Ostafrika zu schaffen; ich bin auch dessen gewiss, dass ich mit dieser Forderung die weitaus grössere Mehrheit der heutigen weissen Bewohner Deutsch-Ostafrikas auf meiner Seite habe, obwohl unter diesen nur eine ganz verschwindend geringe Anzahl dem Ansiedlerstande angehört. Die Forderung ist demnach eine allgemeine und wird jedem Teile der Kolonisten Nutzen bringen, sie kann deshalb nicht zugunsten einiger weniger Geschäftsleute dauernd zurückgestellt werden.

Zusammengefasst möge noch einmal festgestellt werden, dass der Siedler auch bei heutigen Verhältnissen keine Not an barem Gelde haben wird, selbst wenn er nur eine geringe Menge seiner vorläufig überhaupt noch nicht umfangreichen Erzeugnisse in seiner nächsten Umgebung absetzen kann, denn die letztgenannten Erwerbsmöglichkeiten müssen ihm unbedingt eröffnet werden. Ausserdem aber wird der Bedarf im Lande gerade jetzt wesentlich steigen, denn die Unruhen in Ostafrika haben es auch wohl dem harmlosesten Gemüte klar gemacht, dass wir eine bedeutende Verstärkung der Schutztruppe dauernd nötig haben.

Bei wachsender Zahl der Ansiedler werden sich ferner Mittelpunkte mehr städtischer Natur bilden, die von dem sich vergrössernden Ergebnis des Ackerbaus einen grossen Teil aufnehmen können. Das ist überall der Gang der Dinge gewesen.

Als Beispiel führe ich die Entwickelung der deutschen Emigrantensiedelung in Kaffraria an, im Hinterlande von East-London. Als diese Deutschen 1858 auf fünf Schiffen dort landeten, fanden sie weder das heutige East-London noch Kingwilliamstown vor, beide Plätze wiesen einige wenige Häuser englischer Behörden auf, genau wie heute etwa Iringa in Uhehe. Die Männer gingen mehrere hundert englische Meilen weit, um Arbeit zu suchen, die ihnen mit ein paar Schafen oder einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kuh bezahlt wurde, glücklicher waren diejenigen, denen man die Tagesarbeit mit 9 d., also 75 Pfg., lohnte.

Die Frauen blieben an der überwiesenen Siedelungsstelle, um das Land zu bebauen, und die Kinder gingen mit einem Korb Eier 30 bis 50 Kilometer weit, um 50 Pfg. dafür einzunehmen. Schliesslich hatten die Männer so viel erworben, dass sie Vieh züchten und den Acker energischer in Angriff nehmen konnten. 200 und mehr englische Meilen weit sind sie dann mit einer kleinen Wagenladung gefahren, um ihre Erzeugnisse absetzen zu können gegen ganz kümmerliches Entgelt. Allmählich aber wuchs Kingwilliamstown heran; das blosse Vorhandensein der deutschen Ansiedler war der Grund der energischeren Stadtbildung; die zahlreicher werdenden Städter, die an der Landbevölkerung verdienen wollten, gaben dieser durch ihren Bedarf wiederum Verdienst. Die alten deutschen Farmer, die ich sprach, aber sagen noch heute mit Stolz: Kingwilliamstown ist unser Werk; ohne uns wäre es heute noch eine blosse Militär- und Beamtenstation. Noch ehe Bahnen gebaut waren, und ehe die Diamantfelder entdeckt wurden, hatten es diese mittellos angekommenen Menschen schon zur Wohlhabenheit gebracht; das betonen sie immer wieder, trotzdem sie als einziges Ausfuhrgut Schafwolle, und diese noch nicht einmal in grossen Mengen, auf den Markt brachten.

Seit Kimberley seine Diamanten gab und die Bahn von East-London aus das Land durchzieht, sind sie allerdings zu reichen Leuten geworden, die ihren Söhnen Farmen im Werte von 80 000 und 100 000 Mk. zu kaufen vermögen.

Auf eine ähnliche Entwickelung, wie sie die Emigranten in Kaffraria durchlebt haben, können und müssen wir auch in Deutsch-Ostafrika rechnen. Ob ein glücklicher Zufall, wie dort, dereinst auch bei uns nach Wohlhabenheit Reichtum bringen wird, das liegt in der Zeiten Schosse begraben. Versagt aber ist uns diese Hoffnung keineswegs, denn auch der bisher so spröde Boden Deutsch-Ostafrikas lässt sich schon hier und da kostbare Bodenschätze abgewinnen.

Im Laufe der Zeit werden die aufblühenden Siedelungsgegenden die Erschliessung durch Bahnbau infolge ihres blossen Vorhandenseins gewissermassen erzwingen, denn ich habe trotz allem das Zutrauen zur Volksvertretung, dass sie handgreiflichen Beweisen gegenüber sich nicht der nötigen Erkenntniss verschliessen wird; bislang sind sogar noch alle Bewilligungen erfolgt, ohne dass derartige Nachweise geliefert wurden.

Von Anfang seiner Tätigkeit an soll der Siedler den Eintritt dieses Zeitpunktes im Auge behalten. Er muss, soweit ihm die Zeit dafür bleibt, Anlagen schaffen, die ihm alsdann die Ausfuhr wertvoller Erzeug-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht die Arbeit mit der eigenen Hand auf dem Felde setzt das Ansehen der Weissen herab, wohl aber der dauernde intime Verkehr der beiden Rassen, der aus gemeinsamer Missionskirche und Schule sich ergeben würde.

Unbedingt aber muss die Regierung bei grösserer Zahl der Ansiedler für Kirche und Schule sorgen, damit das die Eintracht zersetzende Sektenwesen vermieden wird, dessen Vertreter überall da sich festsetzen, wo geordnete Einrichtungen dieser Art fehlen. Auch das lehrt uns ein Blick auf die Deutschen Südafrikas.

Damit ist selbstverständlich noch lange nicht alles gesagt, was zu einer dauernden und erspriesslichen Besiedelung unserer Kolonien beitragen kann.

Etwas eigenartig mag der Zeitpunkt vielleicht manchem erscheinen, gerade in dem Augenblick über die Ansiedlerfragen zu sprechen, in dem ein wilder Sturm über die beiden Siedelungskolonien hinbraust, der manchen schönen Trieb vernichtet hat. Trotzdem ist es der rechte Augenblick, denn mit vollem Recht kann man die Behauptung aufstellen: Nie wäre es zu solchen Aufständen gekommen, hätte man rechtzeitig für eine starke, selbstbewusste Besiedelung des Landes gesorgt. Die Hunderte von Millionen, die heute in Südwestafrika vor allem verschlungen werden, würden erspart worden sein, hätte man frühzeitig genug einige wenige davon für den zugleich nützlichen und edeln Zweck der Besiedelung ausgegeben.

Dr. **Hindorf**, Charlottenburg: Ich halte es für meine Pflicht, mich gegen die künstliche Beförderung der Siedelung auszusprechen. Für die Ansiedelung von Weissen im grösseren Stil in Deutsch-Ostafrika sind die gesundheitlichen Verhältnisse dorten noch nicht genügend bekannt; wir wissen z. B. noch gar nicht, ob sich die Weissen mehrere Generationen hindurch dort halten können, und ob also nicht nur die eingewanderten Nordländer, sondern auch deren Kinder und Kindeskinder dauernd in Deutsch-Ostafrika gedeihen können. Auch ist die wirtschaftliche Entwickelung des Landes noch längst nicht derartig, dass es weisse Ansiedler in etwas grösserer Zahl aufnehmen könnte; den Ansiedlern würde vor allem der notwendige Absatz für ihre Erzeugnisse fehlen. Ansiedler mit grösserem Kapital wird man nur wenig bekommen; ausserdem machen diese in der Regel zu grosse Ansprüche an das Leben und eignen sich aus diesem Grunde nicht für die Uranfänge der Siedelung. Siedelt man aber, wie der Vortragende es will, die „Enterbten" unseres Volkes in Ostafrika an, so kommen diese aus Mangel an Mitteln nicht vorwärts. Sie sinken sozial herab und werden nicht nur den Schwarzen nicht als erziehliches Beispiel dienen, sondern im

Gegenteil den Eingeborenen häufiger ein böses als ein gutes Beispiel sein und ausserdem ganz allgemein das Prestige der weissen Rasse schwer schädigen. Die künstliche Förderung der weissen Siedelung in Deutsch-Ostafrika ist daher verfrüht; man soll die weisse Siedelung dort sich selbst überlassen, und wenn und wo sie dann aus eigener Kraft festen Fuss fasst, dort ist sie dann um so gesunder und widerstandsfähiger, und kann als gute Grundlage für eine grössere weisse Siedelung dienen, die nach Schaffung der nötigen Vorbedingungen ja vielleicht in 50 oder 100 Jahren erfolgen mag.

Freiherr **v. Hermann-Schorn,** Schloss Schorn, Oberbayern, tritt den Ausführungen des Dr. Hindorf entgegen und bedauert, dass unsere Kolonie immer so schlecht gemacht wird. Der Beweis ist erbracht, dass Deutsche über zehn Jahre lang gesund, tatkräftig und lebensfroh in Deutsch-Ostafrika leben können. Auch ist es Tatsache, dass jährlich eine grosse Zahl junger, energischer Leute unseres Volkes sich eine neue Heimat suchen müssen, weil sie nicht alle bei Muttern bleiben können. Warum soll man nicht diese Leute anspornen, in unsere Kolonien zu gehen und ihr Glück zu versuchen. Wir brauchen nicht gleich für deren Kinder und Kindeskinder zu sorgen und können es den Ansiedlern selbst überlassen, dafür zu sorgen, ob sie heiraten und ihre Kinder in der Kolonie lassen wollen oder nicht. Es ist ganz begreiflich, dass weder die Regierung noch die Kolonialgesellschaft die Sache im grossen in die Hand nehmen kann, aber es genügt, wenn man nur Schritt für Schritt vorgeht und den freien Kräften freien Lauf lässt.

Warum bekommen unsere Bauern in den kleinen Provinzblättern immer nur zu lesen von amerikanischen Landanpreisungen und verlockenden neuen Heimstätten im Auslande, und nie von den freien, fruchtbaren, gesunden Landstrecken in unsern Kolonien?

Dr. **Arning,** Hannover: Wollte ich die Ausführungen des Herrn Dr. Hindorf widerlegen, so müsste ich meinen Vortrag noch einmal halten, und das würde für alle Beteiligten etwas langweilig werden. Einige Sachen möchte ich aber trotzdem im einzelnen beleuchten. Ich glaube nicht an eine Entwickelung Südwestafrikas in der Weise, dass dort Millionen Ansiedler werden sitzen können, dazu sind die Wasserverhältnisse nicht angetan. Wohl aber ist es sicher, dass nicht nur ein paar Hundert Familien in Deutsch-Ostafrika Unterkommen finden können, denn allein in Uhehe, Ubena und zugehörigen Gebieten gibt es Zehntausende von Quadratkilometern, die besiedelungsfähig sind. Wollen wir aber gar keine Verantwortung übernehmen, so werden wir auch nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse möglich machen, denn mit europäischer Körnerfrucht allein wird es nicht getan sein. Pferde-, Esel-, Maultierzucht können neben Frachtfahren zu einer guten Erwerbsquelle werden. Der Wollschafzucht, die in Englisch-Ostafrika gut gedeiht, hat er sein Augenmerk zuzuwenden, und vor allem muss der Kaffeebau betrieben werden. Ich glaube, dass sogar schon heute Kaffee von Uhehe aus mit Erfolg durch Träger ausgeführt werden könnte, trotzdem die Preise nicht sehr hoch sind. Die schlechten Erfahrungen in Usambara sind dabei nicht massgebend, denn hier stehen die Anlagen viel zu teuer zu Buche, um eine günstige Verzinsung bringen zu können. Anders ist es mit dem Ansiedler, der in seiner freien Zeit ohne grossen Kostenaufwand sich allmählich einige tausend Bäume pflanzt und mit wenigen Ernten das ganze Anlagekapital, das hauptsächlich in seiner Arbeitskraft bestand, amortisiert haben wird.

Alles dieses, was im Kleinbetrieb gewonnen wird, ist nicht leicht zu verwerten, weil die Erzeugnismenge des einzelnen zu gering ist, um sich dauernden Platz auf dem Markte zu erwerben. Dem aber kann abgeholfen werden durch genossenschaftliche Organisationen. Bleiben wir bei dem Kaffee, so müssen die Genossenschaften gemeinsam die Aufbereitungsmaschinen anschaffen und betreiben und gemeinsam ihre Ware auf den Markt bringen. Gelingt es dieser Gemeinschaft, Anschluss an eine der grossen Organisationen im Reiche zu erlangen, so wird dadurch ihr Vorgehen ausserordentlich erleichtert werden, sowohl im Einkauf des Notwendigen, wie im Verkauf des Erzeugten.

So lange nur ein halb Dutzend Siedler in einem Gebiete vorhanden sind, ist allerdings eine derartige Verbindung nicht auszuführen, und schon deshalb muss man einer Vergrösserung des Ansiedlerbestandes das Wort reden.

Mit dieser Frage bin ich auf einem Gebiete angelangt, welches einen weiteren Ausblick in die fernere Entwickelung der Gemeinschaft der Ansiedler erfordert. Zunächst kann man danach fragen, ob den schon vorhandenen eine Zuwanderung überhaupt erwünscht ist; bestände bei ihnen die zu Hause oft geäusserte Befürchtung, dass weiterer Zuzug einen unabsehbaren Überfluss an Erzeugnissen hervorrufen müsste, so würden sie selbst sich dagegen verwahren. Das ist aber nicht der Fall; im Gegenteil, eine Vermehrung wird dringend gewünscht. Jetzt sind sie ihrer eigenen Aussage nach darauf angewiesen, sich an eine Mission oder an eine kaiserliche Station anzuklammern, da es ihnen, und wie die letzten Ereignisse lehren, mit Recht, etwas unheimlich ist, ganz allein unter den Schwarzen zu wohnen. Vor allem aber wollen sie ihre Angehörigen nicht einsam zurücklassen, wenn sie des Erwerbes halber ihr Heim verlassen müssen. Sie würden, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachbarn vorhanden wären, gern an andern Orten sich niederlassen, denn nicht immer ist in der Nähe der Stationen das beste Land noch frei.

Damit geben diese einfachen Leute instinktiv an, was ihnen nottut. Ohne die Gemeinschaft mit ihresgleichen fühlen sie sich nicht wohl, sie wollen miteinander in ihrem Bildungsstande sich unterhalten, sie wollen Teilnehmer an ihren Freuden haben, sie wollen sich streiten und sich vertragen können.

Darum muss diese Kolonisation dort einsetzen, wo Ansiedler in grösserer Anzahl untergebracht werden können. Dann wird der Wunsch, der neuen Heimat bald wieder untreu zu werden, wie er jetzt sich noch manchmal äussert, ganz von selbst ersterben, denn gerade die heutige Vereinsamung macht den Leuten das Dasein unerträglich.

Nur bei einer zahlreichen Ansiedelung ist die Bildung eines Gemeinwesens möglich, das seinen Halt in sich selbst findet und nicht immer wieder nach Hilfe von aussen ruft. Dann werden sich in der landbebauenden Bevölkerung die städtischen Mittelpunkte bilden, die gegenseitig aufeinander anregend und befruchtend einwirken, die durch ihren Wechselverkehr den Bedarf nach Ausfuhr teilweise decken werden.

Wichtig aber ist es für das zufriedene Dasein dieser Gemeinwesen, dass man sie ohne Reglementieren und Verordnungen gewähren lässt, und zwar vor allem in der Entscheidung ihrer eigenen Angelegenheiten. Gerade dieses ist es, was den Deutschen in Südafrika ihre neue Heimat so ausserordentlich lieb und wert gemacht hat; die Abneigung unserer Auswanderer aber, in unsere eigenen Kolonien zu gehen, ist unzweifelhaft eine Folge von dem mehr oder minder berechtigten Glauben, dass sie das Polizeiregime der Heimat dort in verstärktem Masse wiederfinden.

Man soll den Ansiedlern daher gestatten, an der Verwaltung des betreffenden Bezirkes mitzuwirken, vor allem aber Kirchen- und Schulangelegenheiten, soweit nur möglich, ihrem besonderen Gemeindeparlamentarismus überlassen.

Ein Anschluss an die Missionen ist nicht gut, sondern sollte vermieden werden, weil dadurch die Ansiedler notwendigerweise auf die gleiche Stufe gestellt werden müssten, wie die bekehrten Eingeborenen. Nirgendwo in Südafrika würde ein Weisser zusammen mit einem Farbigen die gleiche Schule oder Kirche besuchen, und man kann sich darauf verlassen, dass diese englischen Praktiker wissen, warum sie so handeln. Es ist die Notwendigkeit, dass der Europäer, um sich halten zu können unter der Überzahl der Eingeborenen, auf einem höheren Standpunkt verharre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiter kommen. Wollen wir erst, wie Herr Dr. Hindorf will, in 100 Jahren mit der Siedelung beginnen, so hätten wir besser getan, auch die Erwerbung der Kolonien so lange hinauszuschieben. Dann noch einmal die Absatzfrage. Ich habe mich im Vortrage darüber ausgesprochen, dass diese Frage und wie sie sich in Ostafrika lösen wird. Aber auch in Deutschland ist es noch nicht gar so lange her, dass Absatz in manchen Dörfern kaum vorhanden war. Ich kenne grosse Bauernhöfe in der Lüneburger Heide, in denen vor 30 Jahren ein Taler bares Geld ein seltenes Ding war. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich das geändert. Es wird also auch in Ostafrika gehen.

Herrn Dr. v. Hermann danke ich für seine Ausführungen und bemerke, dass auch ich nur Schritt für Schritt und nicht in unbesonnener Eile vorgegangen wissen will.

Der Einfluss der Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes.

Von Gerichtsassessor **Ramelow**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

„Si nous ne colonisons pas, dans deux ou trois siècles nous tomberons au-dessous des Espagnoles eux-mêmes et des Portuguais!"

Diese ernste Mahnung richtet Leroy-Beaulieu an sein Vaterland; sie gilt in noch höherem Masse für Deutschland. Wir haben vor einem Menschenalter den Gipfel der kontinentalen politischen Machtstellung erklommen und uns in dieser Zeitspanne politisch und wirtschaftlich konsolidiert; heute ist Deutschland mit innerer Notwendigkeit dazu gedrängt, seine Blicke von dem europäischen Kontinent weg auf die Welt zu lenken, um dort unter den neu entstehenden und neu entstandenen Weltreichen seine wirtschaftliche Expansionskraft zu betätigen. Bei einer jährlichen Bevölkerungszunahme von über 900 000 Seelen ist Deutschland nicht annähernd imstande, die von seiner Industrie erzeugten Produkte selbst zu verbrauchen. Nur durch eine derartig intensive industrielle Betätigung auf allen Gebieten, wie sie die letzten Jahrzehnte Deutschland gebracht haben, ist es aber überhaupt möglich geworden, eine Bevölkerung von über 60 Millionen Seelen auf dem Areal Deutschlands zu ernähren. Daher ist Deutschland ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwungen, im Auslande seine Erzeugnisse abzusetzen und sich an der wirtschaftlichen Eroberung der Märkte der Welt zu beteiligen.

Aus diesen Gründen beruht das Bekennen Deutschlands zur Weltmachtspolitik nicht auf momentaner Zufälligkeit oder Laune, vielmehr ist es das Ergebnis der Erkenntnis der politischen Forderungen der Zukunft seitens einer weitschauenden Staatsleitung.

In Menschenaltern und Jahrzehnten ändern sich die Machtsphären und politischen Einheiten auf dem Erdglobus; fast allen erkenntlich, wenn die Verschiebung der Machtverhältnisse unter dem Donner der Geschütze geschieht, wie im spanisch-amerikanischen und russisch-japanischen Kriege; nur wenigen erkennbar, wenn in langsamem, stetem Kulturfortschritt sich aus dem unzivilisierten und halbkultivierten Völkergemisch anderer Weltteile allmählich wirtschaftlich starke Nationen entwickeln. Bei dem Ringen um die wirtschaftliche Beherrschung und Eroberung der Märkte der Welt ist es ein wohl zu berücksichtigender Faktor, dass die Kulturarbeit nur eines halben Jahrhunderts genügte, um in Südafrika, Australien und Kanada aus dem Nichts blühende Gemeinwesen entstehen zu lassen, welche wirtschaftlich ihrem Mutterlande die grössten Vorteile bieten, dass nur Jahrzehnte erforderlich waren, um auf den unkultivierten Pampas Argentiniens lachende Weizenfluren erstehen zu lassen, deren Erzeugnisse heute für die gesamte Weltwirtschaft von grösster Bedeutung sind.

Den grossen Überschuss der Bevölkerung Deutschlands aufzunehmen, hierfür dürften die noch nicht besiedelten Teile Afrikas wegen ihrer klimatischen Bedingungen und das dicht bevölkerte Asien wegen der eigenen Bevölkerungsmasse nur bedingt in Betracht kommen. Australien und das nördliche Amerika sind anglisiert und haben bereits einen ausgesprochen nationalen Charakter. Es bleibt daher nur noch der weite südamerikanische Kontinent, dessen wunderbare natürliche Hilfsquellen noch so gut wie gar nicht erschlossen sind, und welcher geradezu nach Kolonisation dürstet. Möge diesmal das germanische Element bei diesem einzigen aussereuropäischen Weltteil, welchem, abgesehen von dem asiatischen Länderkomplex, noch nicht das Gepräge der englischen Kolonisation und der englischen Kultur aufgedrückt ist, sich durch die wirtschaftliche Erschliessung Südamerikas ein Denkmal für die Ewigkeit schaffen!

Es scheint von der Vorsehung bestimmt zu sein, dass das romanische Element, welches seit Jahrhunderten bei der Aufschliessung Südamerikas sich betätigt, selbst in seinen besten Teilen unter den klimatischen Einflüssen jener Zonen erschlafft und degeneriert. In gleicher Weise ist es zu beobachten, wie in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten allmählich die germanische Rasse sich an die Stelle der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftlich erschlafften romanischen Rasse schiebt und stetig weiter nach Süden vordringt.

Die mit Neger- und Indianerblut vermischten portugiesischen und spanischen Völker Südamerikas haben wirtschaftlich ihren Bankrott erwiesen, eine wirtschaftliche Hebung und Aufschliessung jener weiten Gebiete kann und muss von der germanischen Rasse ausgehen.

Die Mittel hierzu bestehen für Deutschland in dem grossen Überschuss seiner Bevölkerung; der Weg ist die planmässig organisierte Auswanderung, die Kolonisation.

„Get population, and all else shall be added unto you!" Die ist das Programm des Kolonialpolitikers Chamberlain.

Nicht durch politische Eroberung und Beherrschung, sondern durch staatlich organisierte Auswanderung, durch Kolonisation werden in den kulturell noch unentwickelten Weltteilen in langsamer stetiger Arbeit freie selbständige Gemeinwesen erschaffen, welche kaufkräftige Abnehmer der Produktion ihres Mutterlandes sind. Die Entwickelung des wirtschaftlichen Zusammenhanges und die Pflege der ideellen Bande zwischen dem Mutterlande und dem jungen Gemeinwesen über See, dies müssen die Grundgedanken der Kolonialpolitik sein.

Welche Erfolge eine Politik, welche von diesen Prinzipien ausgehend, kolonisiert, aufzuweisen hat, das lehrt die grossartige Entwickelung des englischen Kolonialreiches.

Wir Deutschen sind leider bis jetzt noch etwas zu sehr in den kontinentalen Anschauungen befangen, um uns von dem Ideenkreise, welchen uns eine 1000jährige kontinentale Entwickelung und Politik anerzogen und aufgedrückt hat, soweit freizumachen, um die Grossartigkeit der englischen Kolonisationsgeschichte und die Grundprinzipien der englischen Kolonisationspolitik vollauf zu würdigen resp. uns anzueignen; daher haben wir auch das bittere Lehrgeld in unsern jungen Kolonien zahlen müssen. Nicht dort ist das „grössere Deutschland", wo die deutschen Grenzpfähle errichtet sind und die schwarzweiss-rote Flagge weht, sondern vielmehr überall da, wo in urdeutschem Wesen und deutscher Sitte ein kräftiger deutscher Bauernstamm sich seit Generationen erhalten hat, wo in stillen Nächten das deutsche Lied zum sternenhellen Himmel erschallt, und in strenger deutscher Zucht und Sitte die Jugend deutsch erzogen wird. Nicht politische Eroberungen muss Deutschland jenseits der Meere suchen, sondern wirtschaftliche Kulturarbeit leisten durch Erschaffung starker deutschsprachlicher Gemeinwesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dies sind die Grundgedanken der englischen Kolonialpolitik gewesen, und hierdurch hat sich das Wirtschaftsleben des Mutterlandes die bewunderungswürdigen ökonomischen Vorteile erschaffen, welche ihm eine Vorzugsstellung fast in der ganzen Welt vor den nichtenglischen wirtschaftlich konkurrierenden Nationen bieten. Das gesamte englische Kolonialreich ist ein Beweis dafür, welchen Einfluss die organisierte Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes hat. In den Kolonien liegen die Wurzeln der Kraft und des Reichtums des heutigen englischen Wirtschaftslebens.

„Kolonisation, nicht Emigration!" Dies war im Jahre 1830 das Schlagwort der „National Colonisation Society". Beeinflusst durch die Ideen Wakefields, begann in jenen Jahren die planmässige organisierte Auswanderungspolitik Englands, als deren Folge Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland als blühende Gemeinwesen entstanden sind, ein grossartiger Markt für die Fabrikate des englischen Gewerbefleisses.

Welche Bedeutung heute die Kolonien als Absatzgebiete für das englische Wirtschaftsleben haben, lehrt die Statistik des englischen Exports nach seinen Kolonien.

Während der Gesamtexport Englands nach der übrigen Welt sich auf fast 189 Millionen Pfund Sterl. beläuft, beträgt der englische Export allein nach seinen Kolonien etwa 12 Millionen Pfund Sterl. An dem gesamten über 6 Milliarden Mark an Wert betragenden englischen Export sind allein die Kolonien demnach mit fast zwei Fünftel beteiligt.

Die Grundgedanken der Wakefieldschen Schule, welche für die Kolonisationspolitik Englands in den nächsten Jahrzehnten massgebend werden sollten, gehen dahin: Im Mutterlande fehlt es an der zur freien Kräfteentfaltung des Individuums erforderlichen Ellbogenfreiheit; es ist nicht genügend Raum vorhanden für die gewinnbringende Verwertung der Kräfte. Daher besteht im Mittelstande die übermässige Konkurrenz in allen Erwerbszweigen und die allgemeine Klage wegen Überfüllung aller Berufe, in den unteren Klassen aber die furchtbare Konkurrenz um lohnende Arbeitsgelegenheit, die Unzufriedenheit, die im Sozialismus ihren Ausdruck findet. Anderseits liegen jenseits der Meere weite Strecken des fruchtbarsten Ackerbodens brach, Mineralien und andere überaus wertvolle Güter harren der Auferschliessung durch die kulturbringende Arbeit des Menschen. Was ist natürlicher als der Gedanke, die im Mutterlande überflüssigen und sich gegenseitig erstickenden und in der Entwickelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hemmenden Arbeitskräfte auf das Neuland zu überpflanzen, und so für das Mutterland jenseits der See neue Werte zu schaffen? Diese Aufgabe kann aber nur der Staat erfüllen, der deshalb eine kräftige planvolle Auswanderungspolitik verfolgen muss. Er hat daher durch Unterstützung die Auswanderung zu fördern; hierdurch schafft er dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes die grössten Vorteile.

Diese Wakefieldschen Ideen wurden jahrzehntelang massgebend für die englische Kolonisationspolitik: Die bedeutendsten englischen Kolonien sind sämtlich durch vom Staate geleitete und unterstützte Auswanderung geschaffen worden. Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden von der Regierung 20 und später 30 Pfund Sterl. an die Auswanderer vorschussweise als Unterstützung gezahlt, und in den Jahren 1831—1836 wurde der als Vorschuss gewährte Betrag den Auswandernden schenkungsweise erlassen. In der letzten Zeitspanne wurden 7849 Personen in der angegebenen Weise vom Staate unterstützt, von 1837—1842 war die Zahl der staatlich unterstützten Auswanderer auf 71674 angewachsen, und betrug in den folgenden Jahren 1843—1846 alsdann 8423. Naturgemäss will ich nicht so weit gehen, um in Deutschland eine staatliche Subvention der Auswanderung zu fordern; jedoch ein wie weiter Weg ist von jener Kolonisationspolitik Englands bis zu der Stellungnahme unserer Regierungen zu der Auswanderung.

Nicht will ich für eine Förderung der Auswanderung seitens der Regierung plädieren, aber für eine planmässige Organisation und eine Unterstützung derjenigen Auswanderer, welche für die Auswanderung entschlossen sind, nach den Gegenden, wo sich Angehörige des deutschen Stammes ihr Deutschtum seit Generationen erhalten haben.

Auch die landwirtschaftlichen Kreise Deutschlands können verständigerweise einer Förderung der deutschen Auswanderung seitens der Regierung in diesem Sinne nicht widerstreben, denn die landwirtschaftlichen Bezirke Nordost-Deutschlands werden dadurch nicht entvölkert werden, da dort bereits heute schon Polen und russische Saisonarbeiter fast ausschliesslich die Arbeit verrichten. Der Grund für die Auswanderung besteht aber bei dem Auswandernden darin, dass er nach wirtschaftlicher Selbständigkeit trachtet, selbst auf der kleinsten Scholle will er Eigentümer und freier Besitzer sein. Ob mit Recht oder Unrecht, steht hier nicht zur Erörterung; aber aus diesen Motiven zieht er die scheinbare wirtschaftliche Unabhängigkeit des Industriearbeiters in der Gross-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stadt der abhängigen wirtschaftlichen Stellung auf dem flachen Lande vor. Die Landarbeiter dieser Kategorie werden sich allemal von dem flachen Lande abwenden; es fragt sich nur, ob es im allgemeinen Interesse nicht förderlicher ist, diese Arbeitskräfte zur Arbeit für Deutschlands Kultur über See zu leiten, statt dass sie das grossstädtische Proletariat vermehren helfen und dort auf den schon überlasteten Arbeitsmarkt drücken. Man halte mir nicht entgegen, dass heute die deutsche Auswanderung nur etwa 30000 Seelen beträgt! Wenn von diesen 30000 nur 10 Prozent nach den Gegenden geleitet würden, die sich in Deutschlands Interesse für die Auswanderung eignen, so wäre das schon genügend. Aber im Jahre 1903 sind nur 190 Deutsche nach Rio Grande übergesiedelt. Ein wie verschwindender Bruchteil der gesamten Auswandererzahl! Ich fürchte, im Gegensatz zu dem von Herrn Professor Rathgen heute morgen geäusserten Standpunkt, dass auch für unser Vaterland wieder Zeiten kommen werden und müssen, wo die Industrie nicht mehr in der Weise, wie im letzten Jahrzehnt, den Überschuss unserer Bevölkerung an sich zieht. Denn bei der jährlichen Bevölkerungszunahme von etwa 900000 Seelen, wie wir sie jetzt in Deutschland haben, muss auch einmal der Punkt kommen, wo die industrielle Entwickelung zum mindesten nicht in dem bisherigen Tempo weiterschreiten kann, um den gesamten Bevölkerungsüberschuss mit lohnender Arbeit zu versorgen.

Ich glaube daher, dass die deutsche Kolonisationspolitik Veranlassung hat, die aus dem vorigen Jahrhundert übernommenen, die Auswanderung betreffenden Anschauungen einer Revision zu unterziehen. Dies dürfte meines Erachtens ein Studium der englischen Kolonisationsgeschichte nahe legen. Denn dass die englische Kolonisationspolitik der deutschen Auswanderungsgesetzgebung überlegen ist, dafür sprechen eine deutliche Sprache die angegebenen Zahlen der Handelsstatistik zwischen England und seinen Kolonien.

Diese Zahlen lehren uns aber noch die weitere Tatsache, dass der Auswanderer, wenn ihm die geistige Verbindung mit dem Mutterland erhalten bleibt, so dass er sich das Erbteil seines nationalen Charakters erhält, ohne dass er politisch hierbei sich notwendig seine Staatsangehörigkeit zu bewahren braucht, ein Abnehmer der Erzeugnisse in erster Linie des Mutterlandes bleibt. Durch die planmässig geleitete Auswanderung werden der Produktion des Mutterlandes neue, sichere, an Ausdehnungsmöglichkeit fast unbegrenzte Märkte geschaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind für den Handel des Mutterlandes die Vorteile, welche gleiche Abstammung und dadurch bedingte gleiche Sitte und gleicher Geschmack, gleiche Sprache und gleiche Religion, verwandtes politisches und Rechts-Empfinden des jungen Gemeinwesens bieten.

Wenn der Satz seine Bedeutung hat, dass der Handel der Flagge folgt, so lässt sich mit noch weit grösserer Richtigkeit der Grundsatz aufstellen: „Der Handel folgt dem Blute und der gleichen Abstammung!"

Diese Vorteile, welche für England sich aus der Blutsverwandtschaft mit den jungen überseeischen Gemeinwesen ergeben, hat der Handel der übrigen konkurrierenden Nationen empfindlich zu fühlen, und es bedarf der ganzen Energie und des Anpassungsvermögens des deutschen Exporteurs, um dieselben nur einigermassen auszugleichen. Trotz alledem sind die englischen Tochterstaaten in erster Linie Abnehmer der Erzeugnisse der englischen Industrie und werden es bleiben.

Die englische Kolonialpolitik des vorigen Jahrhunderts hat dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes durch seine weitschauende Organisation der Auswanderung die grossartigsten Erfolge gesichert.

Wie gross diese Vorteile für den englischen Exporteur den fremden Konkurrenten gegenüber in den Staaten sind, welche in erster Linie durch die englische Auswanderung geschaffen sind, erkennt man besonders, wenn man die Vereinigten Staaten und den südamerikanischen Kontinent als Absatzmärkte für die englische Industrie den englischen Kolonien gegenüberstellt. In den Vereinigten Staaten nimmt England nur bedingt eine Vorzugsstellung ein, soweit gleiche Sprache und ähnliche politische Konstitutionen eine solche zu schaffen in der Lage waren. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat sich neben dem bedeutenden Anteil der englischen Einwanderer aus den Zugewanderten anderer Nationen und Rassen zusammengesetzt.

Vor allem erkennt man die Vorzugsstellung, welche die Kolonien dem englischen Kaufmann geben, daran, wenn man diese Absatzgebiete mit den nicht „anglisierten" Absatzmärkten des Weltmarktes vergleicht. Abgesehen von den Märkten, welche die europäischen Staaten und das chinesische Reich bieten, kommen vor allem die zentral- und südamerikanischen Staaten in Betracht.

Diese Staaten verdanken ihre bisherige, wenn auch bisher nur sehr dürftige Kultur hauptsächlich der romanischen Rasse. In diesen lateinischen Staaten spielt der deutsche Kaufmann die erste Rolle. Durch Beherrschung der Sprache und Anpassung an das anders geartete Fühlen und Empfinden dieser romanischen Völker, hat er einen grossen Vorsprung vor dem englischen Kaufmann, welcher ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derartiges Sich-Anpassen an die Forderungen seiner Abnehmer bisher zu erlernen nicht nötig gehabt hat, und welcher auch nur in den seltensten Fällen die Landessprache beherrscht. Wenn trotzdem, obwohl dort der Engländer als Einzelkaufmann dem deutschen nachsteht, Englands Export nach jenen Gebieten sehr hohe Zahlen aufweist, so liegt dies, abgesehen davon, dass für einige Exportartikel, wie namentlich Steinkohlen und Textilwaren, Englands Export ganz besonders stark begünstigt ist, daran, dass Milliarden englischen Kapitals im Ausland arbeiten, und dass die Wucht dieser überall arbeitenden Kapitalien auch dem englischen Kaufmann, wo er als einzelner andern Nationen als Konkurrent gegenübertritt, den Rücken deckt, und ihn überall bestens einführt.

Besonders deutlich ist jedoch zu erkennen, wie der deutsche Auswanderer Abnehmer in erster Linie der Erzeugnisse des Mutterlandes bleibt, wenn wir den deutschen Export nach Rio Grande do Sul betrachten. In letzterem Staate ist der deutsche Import an der Gesamtsumme der eingeführten Güter mit nahezu 50 Prozent beteiligt, während England an demselben nur in Höhe von etwas über 15 Prozent partizipiert.

Wenn es sich bei diesem Beispiel auch nur um relativ kleine Ziffern handelt, — der gesamte Import nach Rio Grande do Sul belief sich im Jahre 1903 auf ungefähr 25 Conto de Reis, gleich etwa 30 Millionen Mark bei dem heutigen Kurs —, lässt die hohe Beteiligungsziffer Deutschlands an dem Export nach jenen Gebieten doch mit voller Bestimmtheit ersehen, welche grossen Vorteile es der Produktion des Mutterlandes schafft, falls die Auswanderung in Gegenden geleitet wird, in welchen sich der Auswanderer sein Deutschtum bewahrt, und falls durch organisierte Auswanderung dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes neue Märkte geschaffen werden.

Es sei mir gestattet, noch ein weiteres Beispiel dafür anzuführen, welche Bedeutung die organisierte Auswanderung für den Export des Mutterlandes hat: Wie überhaupt in Gesamtbrasilien, so hat auch speziell im Staate Rio Grande do Sul seit Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine starke italienische Einwanderung eingesetzt. Die Folge davon war, dass auch die Erzeugnisse der italienischen Industrie, vor allem die der Textilbranche, in welcher Italien besonders leistungsfähig ist, dort stark Eingang gefunden und den deutschen und englischen Export in dieser Branche ganz empfindlich zurückgedrängt haben. Recht handgreiflich ist zu erkennen, wie der italienische Auswanderer Abnehmer der Erzeugnisse der italienischen Industrie geblieben ist, und wie sein Geschmack dieselben vor den Fabrikaten anderer Nationen bevorzugt. Der beste Pionier für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den deutschen Kaufmann auf den fremden Märkten ist daher der deutsche Auswanderer, welcher seine Vorliebe für die Erzeugnisse des Mutterlandes mit über das Meer nimmt; Voraussetzung hierfür ist jedoch, dass die Auswanderung, wie ausgeführt, in bestimmte Gegenden geleitet wird.

Die deutsche Industrie und der deutsche Handel sind daher auf das allerlebhafteste daran interessiert, dass dem deutschen Auswanderer sein Deutschtum erhalten bleibt, daher wäre es sehr zu wünschen, wenn die wirtschaftlichen Vertretungen Deutschlands allen Bestrebungen, die auf dieses Ziel hinarbeiten, wie es z. B. der „Allgemeine deutsche Schulverein" tut, aufs allernachdrücklichste ihre Unterstützung zuteil werden liessen. Desgleichen ist eine Regierung, welche der deutschen Industrie die Auslandsmärkte sichern will, verpflichtet, allen Bestrebungen, welche durch Unterstützung der deutschen Schulen und Kirchen im Aulande dafür arbeiten, das Deutschtum über See zu erhalten, ihre Hilfe angedeihen zu lassen.

Auch hier möchte ich die italienische Regierung als Beispiel anführen, welche, veranlasst durch die überaus starke italienische Auswanderung aufs energischste die Auswanderung leitet und organisiert. Ich will hier nur die Tatsache erwähnen, dass die italienische Regierung nach Porto Alegre einen besonderen Kolonialsachverständigen entsandt hat — Dr. Salenci Pace —, welcher die heimische Regierung über alle die Kolonisation betreffenden Fragen in jenem südlichsten der brasilianischen Staaten auf dem laufenden hält. Wie eingehend auch sonst die italienische Regierung über alle für seine Auswanderung in Betracht kommenden Gebiete unterrichtet ist, das lehrt ein Blick in den „Bulletino dell Emigrazione". Dieses Blatt wird vom Auswärtigen Amt und speziell dem „Commissariato dell Emigrazione" publiziert; es beweist durch seine authentischen, die italienische Auswanderung betreffenden Abhandlungen das grosse Verständnis, welches das Auswärtige Amt dieser für die Volkswirtschaft so überaus wichtigen Frage entgegenbringt.

Als Ergebnis möchte ich mich daher dahin zusammenfassen, dass die deutsche Handelspolitik, welche in richtiger Würdigung der Aufgaben des deutschen Wirtschaftslebens, der heimischen Industrie und dem Handel neue Absatzgebiete zu schaffen sucht, dies nicht wirksamer tun kann, als durch eine Auswanderungspolitik, welche planmässig die deutsche Auswanderung in Gegenden leitet, in welcher die Auswanderer sich ihr Deutschtum erhalten. In diesem Falle bleibt der Auswanderer Abnehmer der Erzeugnisse der heimischen Produktion; dies ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Weg, durch welchen England sich grosse, weite Absatzgebiete durch eine auf die Zukunft gerichtete planmässige Auswanderungs- und Handelspolitik geschaffen hat.

Abgesehen von diesen Vorteilen, welche eine organisierte Auswanderung dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes in kommerzieller Hinsicht bietet, hat die Auswanderung ferner in sozialer Beziehung für das Heimatland tiefgehende Bedeutung.

Zum Inventar der älteren Schule von Nationalökonomen, welche sich mit den Fragen der Auswanderungspolitik beschäftigt haben, gehört das unglückliche Bild von Say, nach welchem 100000 Auswanderer, welche die Heimat verlassen, mit einem wohlausgerüsteten Heere verglichen werden, welches zum Feinde übergeht, nachdem das Mutterland die Erziehung und Ernährung der Auswanderer bis zum arbeitsfähigen Alter übernommen. Dieser Vergleich würde nur zum Teil zutreffen, wenn die Auswandernden dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes verloren gehen würden; dass dies eine weitschauende Kolonisationspolitik durch Organisation der Auswanderung verhindern kann und muss, glaube ich gezeigt zu haben.

Aber selbst für den Fall, dass organisierte Auswanderung nicht stattfindet, und dass der Auswandererstrom sich in Staaten ergiesst, welche wirtschaftliche Konkurrenten des Mutterlandes sind, dürften die Nachteile, welche sich für das Wirtschaftsleben des Mutterlandes aus der Auswanderung ergeben, nicht annähernd derartige sein, dass jenes Bild, welches die Auswanderung als den Übergang einer kampfbereiten Armee zum Feinde malt, zutrifft. Allerdings würde das Hauptkontingent der Auswanderer sich aus arbeitsfähigen Männern und Frauen im besten Alter zusammensetzen, und zwar im allgemeinen nicht aus den schwächsten und schlechtesten Kindern des Mutterlandes, da erfahrungsgemäss ein bedeutendes Teil von Energie und eigenem selbstbewussten Wollen dazu gehört, die unsichere Zukunft, die ferne Welten bieten, mit den bequemen, wenn auch vielleicht noch so drückenden heimischen Verhältnissen zu vertauschen. Dennoch ist es schablonenhaft, diesen Verlust der heimischen Volkswirtschaft zahlenmässig umrechnen zu wollen, und auszurechnen, dass jeder der Hundertausende im Durchschnitt etwa 500 Mark an Wert mit sich über die Grenze nehme, wozu dann mindestens noch die gleiche Summe für die Erziehungs- und Ernährungskosten komme, die das Mutterland bis zur Erreichung des kräftigen arbeitsfähigen Alters aufgewendet hat. Nach dieser falschen zahlenmässigen Umwertung der Auswanderung in pekuniären Verlust für die nationale Volkswirtschaft, würde das Mutterland bei der angegebenen Zahl der 100000 Auswanderer die kolossale Summe von 100 Millionen Mark verlieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dieser ziffernmässigen Berechnung sind jedoch die Erziehungskosten zu Unrecht in Ansatz gebracht worden, da die nationale Volkswirtschaft die betreffenden Kosten doch allemal aufgewendet hätte für die andern vielen Millionen, welche im Lande aufgezogen werden. Hierbei hätte es keine Ersparnisse gegeben, wenn einige Tausende weniger an den von der Allgemeinheit aufgewendeten Erziehungskosten teilgenommen hätten. Ferner ist zu berücksichtigen, dass, wenn man annimmt, dass jeder Auswanderer 500 Mark an Kleidung, Gerätschaft und barem Gelde mit über die Grenze nimmt, in sehr vielen Fällen eine Rückerstattung dieser Summe mit Zinsen stattfindet, durch die Gelder, welche die Ausgewanderten ihren in der Heimat gebliebenen Verwandten zusenden, vor allem aber auch dadurch, dass viele Ausgewanderte, nachdem sie sich auf der fremden Scholle ein oft beträchtliches Vermögen erworben haben, nicht selten dies im Alter in der einstigen Heimat verzehren. Daher führt eine derartig schablonenhafte ziffernmässige Berechnung zu einem durchaus falschen Bilde. Umgekehrt müsste alsdann in das Credit gesetzt werden, was das Mutterland an Altersversorgung und Armenunterstützung erspart, wenn ein Teil der überzähligen Arbeitskräfte die Heimat verlässt.

Aber sehen wir von einer zahlenmässigen Berechnung des angeblichen Schadens ab, den eine starke Auswanderung dem Mutterlande bringt; es mag sogar zugegeben werden, d a s s in besonderen Fällen eine starke Auswanderung das Wirtschaftsleben des Mutterlandes s c h ä d i g t: So hat z. B. in den 60iger Jahren des vorigen Jahrhunderts die in einzelnen Jahren überaus starke Auswanderung aus M e c k l e n b u r g geradezu zu einer Entvölkerung des flachen Landes und einem Mangel an Arbeitskräften dortselbst geführt. Es fragt sich nur, ob die sozialen und wirtschaftlichen Gründe, welche zu jenen Zeiten eine derartig starke Auswanderung veranlasst haben, nicht derartig zwingende waren, dass trotzdem unter allen Umständen die Auswanderung stattfinden musste.

Ein anderer besonders markanter Fall, in welchem die Auswanderung das Wirtschaftsleben des Mutterlandes auf das allerschwerste schädigte, ist die Auswanderung der H u g e n o t t e n aus Frankreich, am Ende des 17. Jahrhunderts. Jene französischen Auswanderer haben dem damals im Vergleich zu Frankreichs Kultur noch tiefstehenden Brandenburg eine auserlesene Schar der intelligentesten und fleissigsten Einwanderer gebracht, welche die Kultur und entwickelte Industrie ihres Heimatlandes dorthin verpflanzten. Dies erkannt zu haben, ist eins der Verdienste des Grossen Kurfürsten, welcher durch Begünstigung aller Art die vertriebenen Hugenotten in sein spärlich bevölkertes Brandenburg zu ziehen wusste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jedoch sind derartige Auswanderungen Fälle spezifischen Charakters; für die Frage des Einflusses der Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes sind sie nicht zu verallgemeinern. Den Nachteilen, welche die Auswanderung, solange sie nicht organisiert ist, der heimischen Volkswirtschaft bringt, stehen anderseits bedeutende Vorteile gegenüber, welche sowohl die organisierte wie die nicht organisierte Auswanderung für das Mutterland im Gefolge hat. Mit Recht hebt schon im Jahre 1606 Lord Bacon hervor, dass die Auswanderung segensreich für das Mutterland wirke, da sie ein Ventil und ein Präservativ gegen den Überschuss der Bevölkerung schaffe, ohne welches das Mutterland schweren Krisen und Erschütterungen ausgesetzt sei. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie neben der Schaffung neuer Märkte für die heimische Industrie gerade der Gedanke der Entlastung des Arbeitsmarktes des Mutterlandes zur Verhütung der sozialen Unzufriedenheit, einer der Grundgedanken der Wakefieldschen Schule in England war. „Staatliche Organisation der Auswanderung als Abhilfe gegen die wirtschaftliche Not", dies war eine der ersten Forderungen jener Schule. Und diese Tendenzen hat die englische Politik sich zu eigen gemacht. Einerseits hat die Regierung direkt sehr erhebliche pekuniäre Unterstützungen gewährt, so noch in den Jahren 1888 bis 1894, für die Beförderung von 809 Personen die Summe von 3879 Pfund, also fast 78 000 Mk., sodann hat sie auch sonst die Auswanderung auf jede Weise gefördert. So hat sie die Herausgabe des „Colonisation-Circular" veranlasst, welches für jeden Auswanderungslustigen zu dem überaus niedrigen Preise von 2 d — also ca. 16 Pfg. — käuflich war. In diesen Broschüren fanden diejenigen, welche auswandern wollten, alle möglichen einschlägigen Fragen auf denkbar authentische Weise beantwortet. Neben den Schilderungen der verschiedenen für die Auswanderung in Betracht kommenden Gebiete finden sich dort die einschlägigen Mitteilungen über die Kosten und die Dauer der Reise, über die Nachfrage nach Arbeit und die jeweiligen Lohnverhältnisse, über die Lebensmittelpreise und die Kosten der Kleidung, schliesslich über die Landverkäufe und die Preise der Ackerparzellen. Ferner wurden diese Broschüren unentgeltlich an die Armenbehörden der Unions verschickt und auch durch Herausgabe von Flugblättern seitens des Auswanderungsamtes und durch Plakate auf den Bahnhöfen und Postämtern die auswanderungslustige Menge über die Ziele der Auswanderung aufgeklärt.

Auch durch besonderen Gesetzesakt ist der Auswanderung in England noch insofern Unterstützung zuteil geworden, als die Gemein-

den ermächtigt wurden, Gelder in Höhe der halben Armensteuer zu erheben, um Arme bei der Auswanderung zu unterstützen. Die jährlich durchschnittlich pro Kopf gezahlte Armenunterstützung wurde kapitalisiert und zur Förderung der Auswanderung verwendet. Vor allem wandte sich diese Unterstützung der Auswanderung der Waisen und verlassenen Kinder zu, von dem verständnissvollen Grundgedanken geleitet, hierdurch dieselben ihrer bisherigen Umgebung zu entziehen und in eine gesunde Atmosphäre zu überpflanzen. Die Kinder wurden in kolonialen Bauernfamilien untergebracht, welche dieselben bei dem bekannten Mangel junger Kulturländer an Arbeitskräften gern bei sich aufnahmen. Durch diese planmässige Kolonisationspolitik wurde verständnisvoll in der Heimat die Quelle des Verbrechertums wenigstens zum Teil verstopft; die Kolonie wurde in ihrer wirtschaftlichen Entwickelung durch die Zuführung der jungen Arbeitskräfte gehoben.

Hand in Hand mit dieser Auswanderungspolitik der Regierung arbeiteten in England die sozialen selbständigen wirtschaftlichen Organisationen. So haben vor allem bis in die neueste Zeit die Unions häufig den Auswanderungslustigen bedeutende pekuniäre Unterstützungen gezahlt, um für bestimmte Zeit oder für bestimmte Gebiete den Arbeitsmarkt zu regulieren, ferner, um die Führer bei Streiks, welche sich in den Zeiten des Kampfes besonders hervorgetan hatten, nach Wiederaufnahme der Arbeit der Machtsphäre der Arbeitgeber zu entziehen.

Vor allem aber muss man den Einfluss kennen, welchen die Vereinstätigkeit der zahlreichen wohltätigen und sozialen Vereine auf das englische Wirtschaftsleben hat, um zu verstehen, wie diese auf das allernachdrücklichste die Auswanderung gefördert und unterstützt haben. Im Durchschnitt ist durch die wohltätigen Vereine alljährlich in England ca. 500 Personen mit einem Kostenaufwand von über 100 000 Mark die Auswanderung ermöglicht worden.

Auch die „Jewish Colonisation Society", welche auf Grund von Stiftungen über ein Kapital von 25 Millionen Lst. verfügt, und die Unterstützung israelitischer Auswanderer betreibt, hat nicht unerheblich die Auswanderung armer Israeliten aus England gefördert. In den Iahren 1885 bis 1894 wurden allein von dieser Gesellschaft 2292 jüdische Auswanderer mit einem Kostenaufwande von fast ½ Million Mark unterstützt. Gerade in allerletzter Zeit hat die erwähnte Gesellschaft in Argentinien und Rio Grande do Sul weite Landstrecken angekauft, um dort jüdische Ansiedelungen zu schaffen. Die gewährte Unterstützung ist derart weitgehend, dass den Auswanderern, ausser freier Reise und freiem Ackerland, auch die erste

Hütte und das erste Vieh und Saatkorn von der Gesellschaft kostenlos überlassen wird.

Auch die Heilsarmee, welche im sozialen Leben Englands bekanntlich eine nicht zu unterschätzende Stellung einnimmt, hat sich die Schaffung von Arbeiterkolonien durch Unterstützung der Auswanderung der Arbeitslosen Englands zur Aufgabe gemacht, von dem Grundgedanken ausgehend, dass durch eine Unterstützung der Auswanderung die Arbeitslosigkeit in England, die wiederholt zu schweren Katastrophen dort geführt hat, teilweise gelindert werden kann.

Aber auch in Deutschland hat es Zeiten gegeben, wo einzelne Regierungen die Auswanderung staatlich unterstützt und gefördert haben, um auf diese Weise dem Pauperismus entgegenzuarbeiten. So hat die Badische Regierung in den Jahren 1850 bis 55 insgesamt 62445 Auswanderern pekuniäre Unterstützung zuteil werden lassen, und es sind seitens des Staates und der Kommunen in jenen Jahren 1 601 783 fl. an die Auswanderer gezahlt worden. Diese Auswanderungen haben auf die wirtschaftliche Lage der besonders von ihr betroffenen Gemeinden, wie aus den offiziellen Berichten der einzelnen Bezirksämter unzweifelhaft hervorgeht, sehr günstig eingewirkt. Nach diesen amtlichen Mitteilungen hatte jene Unterstützung der Auswanderung „einen allgemeinen Rückgang der erforderlichen Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln, eine bedeutende Abnahme des Bettelns und der Zwangsversteigerungen, sowie eine erhebliche Verminderung der Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum zur Folge."

Allerdings war diese Kolonisationspolitik einer deutschen Bundesregierung, neben welcher ein gleiches wohlwollendes Verhalten der Auswanderung gegenüber seitens anderer süddeutscher Regierungen in jenen Jahren, so vor allem Württembergs und Hessens, zu erwähnen ist, nur vorübergehender Natur und durch wirtschaftlich besonders schwere Zeiten veranlasst. Jedoch lässt sich nicht leugnen, dass zum mindesten für den Südwesten Deutschlands auch heute noch die Auswanderung eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Jener Teil Deutschlands ist nicht mehr fähig, den Geburtenüberschuss seiner Bevölkerung aufzunehmen. Dort sind die anbaufähigen Flächen nicht gross genug, um einer vermehrten Bevölkerung Nahrung und Arbeitsgelegenheit zu geben. Dies liegt vor allem an den in jenen Gebieten gepflegten Kulturen, so ist z. B. das mit Wein zu bebauende Areal jener Gebiete nicht mehr ausdehnungsfähig, und der Weinbau spielt doch bekanntlich in Süddeutschland eine sehr bedeutende Rolle; in andern Teilen, wie im Odenwald und Schwarzwald, verbieten die klimati-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen und geologischen Verhältnisse eine gesteigerte intensivere Kultur. Anderseits ist die Möglichkeit einer gewerblichen Tätigkeit dort eine beschränkte, die Kohlengebiete Deutschlands sind zu fern und die natürlichen Transportverhältnisse nicht gegeben, industriell ausnutzbare Wasserkräfte nicht vorhanden, um dort eine Grossindustrie entstehen zu lassen, welche allein imstande wäre, den Bevölkerungsüberschuss zu ernähren. Hinzu kommt auch noch die Abgelegenheit von den Konsumtionszentren, wie dies z. B. bei den Tälern des Schwarzwaldes der Fall ist.

Die staatliche Förderung der Auswanderung aus diesen Teilen Deutschlands hat verhindert, dass sich auch dort Zustände herausbildeten, ähnlich den hausindustriellen Bezirken Thüringens, Schlesiens und des Erzgebirges. Eine weitere Zerstückelung der Zwergwirtschaften wäre unmöglich gewesen. Wer leugnet, dass die Förderung der Auswanderung der Massenverarmung und dem Pauperismus vorbeugt, und diese segensreiche Folge der Auswanderung bekämpft, muss es logischerweise auch für bedauerlich erklären, dass in jenen Teilen Süddeutschlands, in welchen, wie oben dargetan, die Auswanderung staatlich unterstützt worden ist, sich nicht auch derart traurige Zustände entwickelten, bei welchen die Armen jeden Winter ihre Kinder auf den Bettel aussenden und nach jeder Missernte die allgemeine Wohltätigkeit Deutschlands anrufen müssen.

Ferner ist aber auch zu erwägen, dass überall, wo durch die Auswanderung etwa mehr Brotstellen frei werden, dies sich sehr bald durch eine Erhöhung der Geburtsziffern bemerkbar machen wird. Gerade das Bewusstsein, dass ein Emporarbeiten auf der sozialen Stufenleiter nicht unmöglich ist, und dass es den eigenen Kindern nicht an dem Betätigungsfeld ihrer Kraft fehlen wird, führt zu dem naturgemässen Kinderreichtum. Gerade in diesem Vorwärtsarbeiten und erfolgreichen Streben für die Kinder ist aber für die unteren Schichten unserer Bevölkerung der Zweck des Lebens und der Arbeit gegeben. Sobald das heutige Proletariat Aussicht für sich und seine Kinder hat, sich auf der sozialen Stufenleiter emporzuarbeiten, so hört es auf, sozialdemokratisch zu fühlen; in demselben Augenblick rechnet es sich selbst den besitzenden Klassen zu.

Hierdurch vermag eine Förderung der Auswanderung in hervorragendem Masse zur friedlichen Beruhigung der sozialen Gegensätze und damit zum sozialen Frieden zu führen.

Und noch auf ein ferneres Moment möchte ich hinweisen, welches die organisierte Auswanderung zur Folge hat: Alle versprengten Kinder des einstigen gewaltigen Deutschen Reiches deutscher Nation: wie Finnen, Schweden und Norweger, Dänen und Holländer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siebenbürger und Schweizer, werden wieder Mitglieder des „grösseren Deutschland". Sie alle sprechen die deutsche Sprache, oder erlernen sie bald, sie denken und fühlen deutsch und sind stolz auf ihre Zugehörigkeit zum deutschen Stamm.

So heilt das jenseits des Meeres entstehende „grössere Deutschland" die schweren Wunden, die einst blutiger Bruderkrieg und die Zerrissenheit dem deutschen Mutterlande geschlagen haben.

Ferner ist eine überaus wichtige Begleiterscheinung, welche die Auswanderung zur Folge hat, und welche auch die Gegner der Auswanderung nicht leugnen können, die Tatsache, dass gerade die Länder, welche ihrer geographischen Lage nach in erster Linie für die Vermittelung des Transportes der Auswandernden über See in Betracht kommen, infolge dieses Auswandererstromes, welcher sich über ihre Häfen ergossen hat, einen grossartigen Aufschwung ihrer maritimen Entwickelung genommen haben. Die überaus starke Auswanderung, welche seit Mitte des vorigen Jahrhunderts Europa verlassen hat, und für welche die natürlichen kontinentalen Häfen in erster Linie Hamburg und Bremen waren, ist die Veranlassung zu dem epochemachenden Aufschwung unserer Handelsmarine geworden; dies Emporblühen unserer Handelsflotte hat anderseits die Grundlage für die Erschaffung unserer Kriegsmarine gegeben.

Die beginnende starke Auswanderung jener Zeit war die Veranlassung zur Gründung unserer beiden grossen nordatlantischen Linien, welche jetzt die grössten der Welt sind. Wenn heute der Frachtverkehr unserer grossen Linien dem Personenverkehr an Bedeutung überlegen ist, so ist doch dabei nicht unbeachtet zu lassen, dass der grosse Aufschwung des Warentransportgeschäftes mittelbar und unmittelbar erst durch das Auswanderungsgeschäft ermöglicht und veranlasst worden ist. Ich habe die Jahresberichte einer unserer grössten Schiffahrtslinien einer Durchsicht unterzogen: Stets wenn eine schmale Dividende verteilt wird, wird auf das schlechte Auswanderungstransportgeschäft hingewiesen und dieses als Veranlassung hingestellt. Man kann daraus ersehen, eine wie hervorragende Stellung der Auswanderungstransport in dem Haushalt unserer Schiffahrt spielt. Die Auswanderung allein über Hamburg betrug im Jahre 1904: 132 712 Personen; während sie in dem Dezennium vorher noch viel stärker war und im Jahre 1891 und 92 ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Wenn es für die grosse Bedeutung des Auswanderertransportgeschäftes für die Schiffahrt noch eines Beweises bedürfte, so mag man sich vergegenwärtigen, dass jener grosse Tarifkampf, den unsere beiden grossen Schiffahrtsgesellschaften in Gemeinschaft mit den übrigen dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Morgantrust angehörenden Linien gegen die Cunard-Linie führten und welcher viele Millionen gekostet hat, wegen keines andern Kampfpreises ausgefochten wurde, als wegen der Beteiligung an dem Transportgeschäft der starken ungarischen Auswanderung über Triest.

So sind es überaus wichtige und sehr mannigfache Momente, in welchen die Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes einwirkt; es ist daher durchaus verständlich, wenn immer und immer wieder an die Reichsregierung die Forderung gestellt wird, eine planmässige Organisation der Auswanderung in diejenigen Gebiete, in welchen sich seit mehreren Generationen der deutsche Auswanderer sein Deutschtum erhalten hat, herbeizuführen und von diesem Gesichtspunkte aus eine zielbewusste Kolonisationspolitik zu verfolgen.

Diesem Verlangen hat schon der erste deutsche Kolonialkongress einstimmig Ausdruck gegeben. Es erscheint angemessen, nunmehr an die Verwirklichung jenes Beschlusses heranzugehen, damit als Folge jener theoretischen Erklärung praktische Resultate gezeitigt werden.

Zu diesem Zwecke unterbreite ich der Versammlung die nachfolgende Resolution, welche seitens der Sektion in der Sitzung vom 4. Oktober einstimmig angenommen worden ist:

„Der II. deutsche Kolonialkongress erklärt es für dringend wünschenswert, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit in unsere deutschen Kolonien zu lenken, soweit dies aber nicht möglich ist, dahin zu wirken, dass die deutschen Auswanderer sich nicht wie bisher in ihrer grossen Mehrzahl denjenigen Ländern zuwenden, in denen sie dem deutschen Volkstum alsbald verloren gehen, vielmehr denjenigen Gebieten den Vorzug geben, wo sie schon deutsche Pioniere, deutsche Sprache und Kultur und deutsche Schulen vorfinden.

Der Kolonialkongress hält es daher für richtig, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach Ländern, wie Südbrasilien, Chile und den La Platastaaten, zu leiten. Um die Verwirklichung dieses Beschlusses herbeizuführen, beschliesst der Kolonialkongress, die Reichsregierung zu ersuchen, in diesen Gebieten den dort bestehenden Vertretungen des Reiches Sachverständige beizuordnen, nach Art der einigen Konsulaten beigeordneten Handelssachverständigen, damit diese durch authentische sachverständige Berichterstattung die für die Besiedelung jener Gegenden in Betracht kommenden Nachrichten offiziell der verantwortlichen Stelle in Deutschland zugängig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

machen. Der Kolonial-Kongress ersucht darum, diese Berichte zugleich mit den andern das Deutschtum über See betreffenden Berichten der auswärtigen Vertretungen des Reichs offiziell zu publizieren und damit, ohne zur Auswanderung aus Deutschland anzuregen, doch der Oeffentlichkeit die tatsächlichen Verhältnisse in den für die deutsche Auswanderung hauptsächlich in Betracht kommenden Gebieten in zuverlässiger Weise bekannt zu geben."

Dr. **Vosberg-Rekow,** Berlin, vermisst in den Darlegungen des Referats diejenigen grundlegenden Feststellungen, welche allein geeignet erscheinen, für die Beurteilung des Themas einen sicheren Ausgangspunkt zu geben. Wenn man versuchen will, die Rückwirkung der Auswanderung auf das Mutterland festzustellen, so muss man zunächst doch sicher diejenigen statistischen Angaben beibringen, welche die toten Zahlenangaben über die Menge der ausgewanderten Personen mit Leben erfüllen. Hierher gehört die Untersuchung der Gliederung der Auswanderung in sozialer und beruflicher Hinsicht, sodann der Versuch, ihre Ergebnisse im Zusammenhange mit den entsprechenden Produktionskreisen und -werten zu würdigen. Redner fehlt zu Ergänzungen in dieser Richtung jetzt, abends um 7 Uhr, leider die Zeit. Der Herr Referent habe behauptet, die grosse Ausdehnung der Auswanderung der 80er Jahre werde wiederkommen und hat das damit begründet, dass die Industrie allein den jährlichen Menschenzuwachs nicht aufnehmen könne. Redner kann ihm auch hierin nicht beistimmen. Er nimmt an, dass die Industrie, welche Massen von Arbeitern an sich zog, sich nicht weiter entwickeln werde. Voraussichtlich werde das Gegenteil der Fall sein. Wir haben grosse Gebiete im Lande, die für eine weitere Entwickelung Raum gewähren und deren entsprechende Erfüllung mit wirtschaftlichem Leben wir erwarten und erhoffen. Unsere Wohlhabenheit sei noch jung; Redner denkt sie noch zum Reichtum fortschreiten zu sehen; er hoffe des weiteren, dass unsere Volksgenossen noch lange Zeit Arbeit und Nahrung im emporblühenden Vaterlande finden würden. Der Herr Referent habe sodann den Satz ausgesprochen, der Handel folge nicht der Flagge, sondern dem Blute. Dieser Satz wäre an der Hand von zahllosen Beispielen aus der Welt-Wirtschaftsgeschichte leicht zu widerlegen. Soweit Redner den Referenten verstanden habe, wünscht er eine planmässige Leitung der Auswanderung. Wie eine solche durchgeführt werden soll, sei nicht recht abzusehen. Man könne freilich dieser Frage als einer grundsätzlichen in verschiedener Auffassung gegenüberstehen. Redner hält diese Frage indessen für eine eminent praktische. Die rein theoretischen Auseinandersetzungen über die Besiedelungsfähigkeit einzelner fremdländischer Gebiete, wie sie in den Verhandlungen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion einen erstaunlich breiten Raum eingenommen haben, hätten deshalb doch wohl nur einen sehr beschränkten Wert. Der Herr Referent habe mehrere Beispiele dafür angeführt, wie öffentliche Autoritäten mit Vorteil in Auswanderungsunternehmungen eingegriffen hätten. In allen diesen Fällen habe er konstatiert, dass für das auswandernde Individuum nicht unbedeutende Geldmittel hätten aufgewendet werden müssen. Es erscheine verständlich, dass Staat oder Kommunen als Patron der zu Emigrierenden und als Träger einer Verantwortlichkeit dieser auch durch materielle Garantien entsprächen. Trete nun ein solcher Fall in unserer deutschen Praxis ein, so sei es unzweifelhaft richtig, wie der Herr Referent vorgeschlagen, nicht Südamerika und andere Orte in Betracht zu ziehen, sondern die verfügbaren Mittel für die besiedelungsfähigen Gebiete unserer eigenen Kolonien aufzuwenden. Übrigens sei die gesamte, hier zur Diskussion gestellte Frage eine der verwickeltsten Fragen der wirtschaftlichen Theroie und Praxis, deren Lösung noch mannigfachen Schwierigkeiten begegnen werde. Um so mehr sei es anzuerkennen, dass es dem Referenten gelungen sei, in seinen Ausführungen eine grosse Reihe interessanter und wertvoller Anregungen zusammenzutragen.

Kommerzienrat **Cahensly**, Limburg: Der St. Raphael-Verein ist ja seinerzeit wegen Auskunftserteilung zu einer Geldstrafe verurteilt worden. Die preussische Regierung war der Ansicht, dass der St. Raphael-Verein die Auswanderung fördere; das war aber nicht der Fall, und Minister von Puttkamer äusserte schon, dass die preussische Regierung von dieser Ansicht zurückgekommen sei und den St. Raphael-Verein als etwas Gutes betrachte. Auch durch das neue Reichsauswanderungsgesetz vom Jahre 1897 wurde die Wirksamkeit des St. Raphael-Vereins nicht unterbunden. Die Reichsregierung ist auch der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft sympathisch gegenübergetreten.

Professor Dr. **Rathgen**, Heidelberg, schliesst sich im wesentlichen den Ausführungen Vosberg-Rekows an. Einspruch sei noch zu erheben gegen die Ausführungen des Referenten, dass die Landarbeiter lieber auswandern sollten, als das grossstädtische Proletariat zu vermehren. Dieses entstammt den Grossstädten selbst, nicht der ländlichen Zuwanderung, die für die Städte unendlich wertvoll ist. Wie sich Referent die Organisation der Auswanderung denkt, ist nicht klar geworden. Der Konklusion ist zuzustimmen, dass Hinleitung der deutschen Auswanderer nach dem südlichen Südamerika wünschenswert sei.

Assessor **Ramelow**, Berlin: Herrn Dr. Vosberg-Rekow muss es unbenommen bleiben, diejenigen Ergänzungen des Themas, welche ihm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwünscht erscheinen, beizubringen. Ich habe absichtlich von den statistischen Angaben über die Verteilung der Auswanderung auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung abgesehen, da diese Angaben das Thema eines Spezialvortrags auf dem vorigen Kongress bildeten — ich glaube, Herr Dr. Alexander Tille hat darüber referiert.

Wenn Herr Dr. Vosberg-Rekow behauptet, ich hätte ausgeführt, die grosse Auswanderung der achtziger Jahre werde wiederkommen, „weil die Industrie allein den Bevölkerungsüberschuss nicht aufnehmen könne", so irrt Herr Dr. Vosberg-Rekow. Vielmehr habe ich ausgeführt, dass bei einem alljährlichen Geburtenüberschuss von fast 900 000 Seelen einmal — ob in fünf, zehn oder zwanzig Jahren, lasse ich dahingestellt — der „tote Punkt" kommen muss, in welchem die Industrie nicht mehr imstande ist, den Bevölkerungsüberschuss, wie in den letzten Jahren, an sich zu ziehen. Die Entgegnung des Dr. Vosberg-Rekow wendet sich also gegen etwas, was ich nicht behauptet habe.

Ferner beanstandet Herr Dr. Vosberg-Rekow die Richtigkeit der Behauptung, dass der Auswanderer in erster Linie Abnehmer der Erzeugnisse des Mutterlandes bleibt, dass in diesem Sinne der Handel dem Blute und der gleichen Abstammung folgt, dass dem Exporteur die Blutsverwandtschaft mit dem Lande, nach welchem er exportieren will, eine bedeutende Erleichterung gewährt. Dem muss ich die Erfahrung der Praxis, wie ich sie im Auslande kennen gelernt habe, entgegenhalten. Speziell Rio Grande do Sul bietet für die Richtigkeit meiner Behauptung ein sehr treffendes Beispiel. Seitdem dort in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine starke italienische Einwanderung eingesetzt hat, haben sich auch die italienischen Fabrikate dort recht erheblich und für den deutschen Export sehr fühlbar eingebürgert. Namentlich in der Textilindustrie ist dies sehr empfunden worden. Der italienische Auswanderer bleibt eben Abnehmer der Erzeugnisse der italienischen Industrie. Dr. Vosberg-Rekow hat vollkommen recht, wenn er der mehr als selbstverständlichen Behauptung Ausdruck gibt, dass jeder dort kauft, wo er „am besten und billigsten die Ware erhält". Aber auch die Verkündung dieses freihändlerischen Dogmas wendet sich nicht gegen das von mir Ausgeführte. Denn gerade diejenige Ware wird dem Abnehmer als die beste erscheinen, welche seinem Geschmack und sonstigen Neigungen entspricht; den deutschen Geschmack wird im allgemeinen aber der Deutsche besser kennen und nachfühlen, als z. B. der Engländer.

Wenn Herr Dr. Vosberg-Rekow Ausführungen über die praktische Durchführung einer Organisation der Auswanderung in die deutschen Kolonien und in zweiter Linie in die Gebiete, in denen sie noch ihr Deutschtum bewahren, vermisst, liegt der Grund darin, dass die Sektion

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beschlossen hat, die jene Frage berührende Resolution, welche der praktischen Ausführung der angeregten Gedanken näher tritt, am Schlusse der gesamten Vorträge der Versammlung zu unterbreiten. Ich durfte wohl annehmen, dass Herr Dr. Vosberg-Rekow als Mitglied der Sektion hiervon unterrichtet war.

Zu den Ausführungen des Herrn Prof. Rathgen möchte ich nur kurz erwidern, dass, selbst zugegeben, dass die Auswanderung der Landarbeiter in die grossen Städte das Proletariat dortselbst nicht direkt vermehrt, doch zum mindesten indirekt, durch die Verstärkung der Konkurrenz und auch für die zweite Generation entschieden eine Stärkung des Proletariats durch die Landflucht anzunehmen ist.

Die deutsche Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte Nordamerikas.

Von Prof. Dr. **M. Sering**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Ich habe mit Herrn Regierungsrat Dunker die Vereinbarung getroffen, zuerst das Wort zu nehmen, weil es sich aus historischen und logischen Gründen gebührt, die Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte von Nord-Amerika vor der gewerblich-städtischen Einwanderung zu behandeln.

Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, dass die Vereinigten Staaten im Laufe des 19. Jahrhunderts der Schauplatz einer Kolonisationsbewegung gewesen sind, welche nach Ausdehnung und Glanz der geschaffenen Kultur ihresgleichen in keinem andern Erdteil zu irgendeiner Zeit gehabt hat. Während die Union noch im Jahre 1800 weniger Einwohner als das heutige Königreich Bayern hatte, nämlich 5,3 Millionen, und die Ansiedlungen in einem schmalen Streifen die atlantische und Golfküste säumten, überragt die nordamerikanische Republik gegenwärtig mit ihren 76 Millionen Einwohnern (1900) das Deutsche Reich um 20 Millionen Köpfe, und reichen ihre 45 Staaten und 3 Territorien (ohne Alaska) quer über den breitgelagerten Kontinent hinweg vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Ihr Gebiet, so gross wie ganz Europa, noch vor hundert Jahren nicht viel mehr als ein ungeheures Jagdrevier nomadisierender Indianerstämme, ist heute von 5,7 Millionen Farmen und tausenden geschäftiger Handelsplätze angefüllt und in fast allen Teilen durch ein Eisenbahnnetz erschlossen, welches das europäische bedeutend an Umfang übertrifft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Entwickelung hat sich hauptsächlich erst in den letzten 50 Jahren vollzogen — war doch die Volkszahl der Union noch 1850 erst 23 Millionen, ihr seitheriges Wachstum also 53 Millionen. Und es ist kein Zweifel, dass der Aufschwung ganz wesentlich der europäischen Einwanderung zu verdanken ist. Von 1820 — mit diesem Jahre setzt die Einwanderungsstatistik ein — bis 1850 sind 2,46, von 1850 bis 1900 16,66 Millionen Menschen eingewandert, zusammen 19,12 Millionen. Die physische Kraft und Vermehrungsfähigkeit des Zuzuges übertraf aber stets die des Stammes, weil das männliche Geschlecht und die kräftigsten Altersklassen unter den Einwanderern bekanntlich weit überwiegen.

Der Nationalität nach waren unter den Zuwanderern in der Zeit von 1820 bis 1894 — seitdem ist ein wesentlicher Wechsel eingetreten — 6,58 Millionen Abkömmlinge der britischen Inseln, davon die Mehrzahl (3,66 Millionen, 55,6 Prozent) Iren, 4,87 Millionen Deutsche, 1,25 Millionen Skandinavier — zusammen 12,70 Millionen von 17,29 Millionen Einwanderern. Der Rest zersplitterte sich. Während die Iren hauptsächlich ungelernte Arbeiter, namentlich auch für die Fabriken, die Engländer gelernte Industrie- und Bergarbeiter stellten, sind unter den Deutschen — wie unter den Skandinaviern — immer die Ackerbauer besonders stark vertreten gewesen, dann Handwerker und sonstige Angehörige der unteren Mittelklassen. Unter den im Auslande geborenen Farmern waren die deutschen nach Ausweis der letzten zehnjährigen Zählung stets die weitaus stärkste Gruppe (1880 und 1890: 38,3 Prozent).

Man findet deutsche Bauern überall ausserhalb der Baumwoll-Anbaugebiete in grosser Zahl, freilich, wie man nie vergessen darf, auf Einzelhöfen zerstreut und fast immer einer Übermacht von eingeborenen oder amerikanisierten Nachbarn gegenüber, welche die Schule, die Kirche, den Staat, das öffentliche und geschäftliche Leben beherrschen und über den neu hereinkommenden Ansiedler schon durch ihre bessere Kenntnis der Landessprache ein bedeutendes Übergewicht besitzen. Man schätzt den deutschen Farmer nicht nur als guten, ordnungsliebenden Bürger, sondern rühmt ihn auch als besonders erfolgreichen Landwirt. In der Tat sind die deutschen Farmer in der Kunst der Bodenbearbeitung den angloamerikanischen meist entschieden überlegen, wenn sie sich mit ihnen auch nicht an kaufmännischer Gewandtheit messen können. Es kommt ihnen weniger darauf an, durch Spekulationen rasch ein Vermögen zu erwerben, als in harter, ehrlicher Arbeit ein glückliches eigenes Heim zu gründen und für ihre Nachkommen zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So reizvoll es nun wäre, das Kolonisationssystem, dem Nordamerika seine grossen Erfolge wesentlich verdankt, genauer zu schildern, unterlasse ich es doch, weil es nicht die Aufgabe dieses Kongresses ist, Geschichte sondern Politik zu treiben. Eine deutsche Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte der Vereinigten Staaten aber existiert heute — wie man mit geringer Übertreibung sagen kann — nicht mehr; sie gehört der Geschichte an. Als ich im Jahre 1883 meine erste grössere Studienreise durch Nordamerika machte, flutete gerade die letzte grosse Einwanderungswelle über den Westen der nordamerikanischen Union — die Kolonisierungsarbeit war im vollen Zuge. Aber durch Umfragen auf den Landämtern und durch eigene Beobachtungen konnte ich feststellen, dass der Vorrat an öffentlichem Lande in allen besseren, für Nordeuropäer geeigneten Teilen der Union sehr stark auf die Neige ging — und daraus ergab sich der sichere Schluss, dass auch die landwirtschaftliche Masseneinwanderung in kurzer Zeit versiegen müsse.

Denn was gerade die Westwanderer bislang in so grossen Scharen herbeigelockt hatte, war die weite Domäne der Bundesregierung und die Grundsätze, nach denen sie vergeben wurde. Die nordamerikanische Union hat zuerst unter den modernen Kolonialmächten der Anschauung Folge gegeben, dass der noch unbesetzte Boden in begrenzten Stücken für den selbstarbeitenden mittleren und kleineren Farmer zu reservieren sei. Das wichtigste der hierher gehörigen Gesetze ist das Heimstättengesetz, welches längst erstrebt, aber immer wieder am Widerstande der mit Sklaven wirtschaftenden Plantagenbesitzer der Baumwollregion gescheitert, bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahre 1862 in Kraft trat. Es gab jedem amerikanischen Bürger oder angehenden Bürger das Recht, eine Fläche von 160 acres (64 ha) kostenlos gegen keine andere Verpflichtung zu erwerben, als das Land zu bewohnen und zu bearbeiten. Dadurch wurden die Vereinigten Staaten zum Zielpunkt für alle die kraftvollen Menschen, welche bereit waren, sobald sie einige Mittel erspart hatten, hinauszuziehen auf die baumlose Prärie oder in den Urwald, und ihre ganze Persönlichkeit einzusetzen, um sich und ihren Kindern die Unabhängigkeit, das Land der Kultur zu gewinnen. Wesentlich dem Heimstättengesetz verdanken die Präriegebiete des Mississippibeckens und die Waldungen um den Oberen See ihre Besiedelung innerhalb weniger Jahrzehnte.

Jetzt aber bezweifelt niemand mehr, dass die Vereinigten Staaten ihr öffentliches Land in allen einer Masseneinwanderung zugänglichen Gegenden so gut wie ganz vergeben haben. Im Bericht des General land office für 1897 heisst es: Gegenwärtig gibt es noch 579,4 Millionen acres (231,8 Millionen ha) öffentlichen Landes mit Ausschluss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Alaska; davon liegen 564,5 Millionen oder 94 Prozent in den sogenannten desert land states and territories, d. h. in dem Steppen- und Wüstengebiet, das sich vom 100° westlich bis zur Sierra Nevada und zum Cascadengebirge erstreckt und etwa zwei Fünftel der Union einnimmt. Dort ist der Bodenbau nur auf kleineren Strecken und meist nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich; weitaus der grösste Teil aber muss allezeit einer extensiven Weidewirtschaft vorbehalten bleiben. Die Besiedelungsmöglichkeiten dieses Gebietes sind im ganzen sehr gering. Man kann deshalb sagen, dass Nordamerika aufgehört hat, zu den Kolonialgebieten der Erde zu gehören. Es handelt sich nicht mehr um eine Kolonisationsarbeit grossen Stiles, sondern um die Auffüllung schon besiedelter Distrikte. Gewiss bleibt noch viel Raum zur Ausdehnung der Anbauflächen in den jünger besiedelten Ackerbaugebieten, aber der Boden ist dort überall in festen Händen, und der Erwerber muss dafür einen Preis bezahlen, der dem davon zu erzielenden Ertrage vollauf entspricht. Sehr viele Neuankömmlinge, denen die Mittel zum Ankauf fehlen, nehmen Land als Pächter auf. Die schlechte Rentabilität der westlichen Farmwirtschaft bewirkt aber, dass der Prozess der Auffüllung nur langsam vor sich geht.

Eine Umfrage, welche die Industrial Commission im Jahre 1901 in allen Staaten vorgenommen hat, zeigt deutlich, was heute noch für landwirtschaftliche Einwanderer in der Union zu hoffen ist. Es werden in den westlichen Prärie- und Waldgebieten hie und da noch grössere Strecken Landes zur Besiedelung ausgeboten: Reste der Landschenkungen, mit denen die Kolonialbahnen dereinst subventioniert worden sind, oder, wie im nördlichen Wisconsin, Waldstrecken, die Holzhändlern gehören und, nachdem die Nutzhölzer herausgenommen sind, nun verkauft werden sollen. Aber aus diesen im ganzen wertlosen Strecken das gute Land herauszusuchen — es macht im nördlichen Wisconsin etwa 20 Prozent der verfügbaren Fläche aus — setzt grosse praktische Erfahrung voraus. So treten als Käufer hauptsächlich nur Leute auf, welche schon seit längerer Zeit im Lande sind. In den unfruchtbaren Neuenglandstaaten, aber auch sonst überall in den altbesiedelten Gegenden mit Einschluss des Südens, gibt es ferner zahlreiche „abandoned farms", „worn out farms", Landgüter, die der Besitzer in Stich liess, nachdem er sie durch Raubbau ruiniert hat, oder weil es sich nicht mehr lohnt, unfruchtbaren Boden zu kultivieren. Man sucht Ausländer als Käufer oder Pächter, weil kein Einheimischer solches Land haben will.

In der Nähe der Städte ist oft gute Aussicht, durch Gartenbau Geld zu verdienen, und vielfach haben Italiener, Böhmen usw. davon Gebrauch gemacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Endlich werden überall, wie bei uns, Landarbeiter gesucht. Im Osten sind viele Polen und Schweden als solche eingestellt worden. Besonders dringlich ist die Nachfrage seitens der Rübenzuckerfabriken von Michigan, Nebraska, Colorado, Texas.

In einzelnen Südstaaten (Mississippi) hegt man den menschenfreundlichen Plan, die faulen Neger in den Baumwollplantagen durch schwedische und deutsche Arbeiter zu ersetzen.

So sieht es in der Union heut aus. Die Kolonisation ist abgeschlossen, und damit eine neue Periode der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschichte der Vereinigten Staaten angebrochen. Man sagt wohl: Nordamerika ist zum „Industriestaat" geworden. Das ist insofern richtig, als das Grosskapital sein hauptsächliches Tätigkeitsfeld nicht mehr in den Kolonialgebieten des Westens, insbesondere in Kolonialeisenbahnen findet, sondern sich mit aller Wucht der Industrie, der kommerziellen, schon aber auch der kolonisatorischen Expansion über die eigenen Grenzen hinaus zugewandt hat. Die Verschärfung des industriellen Zollschutzes, der spanische Krieg, der Ankauf eines beträchtlichen Teils der britischen Handelsflotte bezeichnen den Umschwung. Mit der veränderten Richtung der Kapitalsinvestierung ist aber auch ein Wechsel in der Struktur der grossen Völkerwanderung eingetreten, die nach wie vor mit zwar schwankenden, aber doch im ganzen zunehmenden Ziffern in die Union einflutet.

Die landwirtschaftliche Einwanderung hat fast ganz aufgehört. Unter den 813 000 Menschen, die im Jahre 1904 in die Union einwanderten, waren nur noch 4500, die sich als Farmer bezeichneten, mit Einschluss ihrer Angehörigen. Dazu kamen freilich 86 000 landwirtschaftliche Arbeiter, aber auch von ihnen dürften sich viele mit der Masse der übrigen Einwanderer den Fabriken und Werkstätten zugewandt haben. Die Statistik zeigt, dass sie der Mehrzahl nach in den Ost- und Mittelstaaten geblieben sind.

Wie der Beruf, so hat auch die Nationalität der Einwanderer gewechselt. Noch 1885 bis 1894 kamen 60,4 Prozent der Einwanderer aus England, Deutschland, Skandinavien, 1895 bis 1904 dagegen 62,8 Prozent aus Italien, Österreich-Ungarn und Russland. Die Einwanderung aus Deutschland hatte in den Jahren 1881 und 1882 ihren Höhepunkt mit annähernd je 250 000 Köpfen erreicht, seitdem sank sie bis 1898 und 1899 auf 17 000, im Finanzjahre 1904 betrug sie 46 000. Die deutsche Statistik gibt für den gleichen Zeitraum (1. Juli 1903 bis 1904) nur 32 000 Auswanderer im ganzen, d. h. nach allen Ländern, an. Die Differenz dürfte sich namentlich aus einer diesseits unkontrollierten, indirekten Auswanderung hauptsächlich über England und Britisch-Nordamerika erklären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Rasse nach verzeichnet die amerikanische Statistik für 1904 75 000 deutsche Einwanderer, darunter 41 000 aus dem Reich. Auch sie sind grösstenteils den Städten und Industriebezirken zugeströmt. Unter den deutschsprechenden Einwanderern befanden sich nur noch 1081 Farmer und 3486 Farmarbeiter.

Das Gesamtergebnis kann man so zusammenfassen: Bis vor zehn Jahren brauchte die Union für ihre Siedelungskolonien im Westen Einwanderer, die mit einigem Vermögen, vor allem aber mit jenem Unabhängigkeitssinn ausgerüstet waren, ohne den die Mühseligkeiten der kolonisatorischen Pionierarbeit nicht überwunden werden können. Solche Männer und Frauen fand man in Deutschland, Skandinavien, auf den britischen Inseln. Diese Länder schenkten der Union ihre besten Bürger und einen breiten Stamm von selbständigen Existenzen.

Jetzt ist das Zeitalter der Kolonisation vorüber und die gesellschaftlichen Mächte brauchen nun Arbeitskräfte, billige Arbeitskräfte — sie finden sie in dem Landproletariat Italiens und der slavischen Provinzen Österreichs, in den Juden Österreichs und Russlands.

Die deutsche Auswanderung nach der Union ist nur noch gering, weil uns solches Landproletariat fehlt und die Tüchtigkeit unserer Grossindustriellen und Kaufleute Deutschland instand gesetzt hat, seine rasch anwachsende Bevölkerung nicht nur zu beschäftigen, sondern auch so zu entlohnen, dass die Auswanderung in die amerikanischen Industriebezirke für sie keinen grossen Reiz besitzt. —

Das Bild, welches ich von der deutschen Einwanderung in die Landbezirke Nordamerikas zu entwerfen habe, wäre indessen unvollständig, wollte ich von demjenigen Gebiete schweigen, in welchem noch jetzt eine landwirtschaftliche Masseneinwanderung möglich und im Zuge ist, das ist die Prärieregion, welche sich nördlich von der Grenze der Vereinigten Staaten, also auf der kanadischen Seite, und zwar vom Winnipeg-See aus in nordwestlicher Richtung nach dem Felsengebirge zu hinzieht.

Über dieses neuerdings so viel besprochene Land einige Worte: Bis vor wenigen Jahrzehnten beschränkte sich der von Europäern besiedelte Teil der britischen Besitzungen in Nordamerika auf den verhältnismässig schmalen Landstrich nördlich des St. Lorenzstroms, des Erie- und Ontario-Sees. Diese Siedelungen hatten nur etwa 4 Millionen Einwohner, und sie nördlich nach der Hudsonbay zu auszudehnen, verbot die Beschaffenheit der „arktischen Fels- und Seenplatte", welche, mehr als eine Million englischer Quadratmeilen umfassend, jenes Meeresbecken umzieht und fast nirgendwo mit dem Pfluge bearbeitet werden kann. Die westlich anschliessende Prärie hielt man lange für besiedelungsunfähig. So schienen die britischen Besitzungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Nordamerika, trotz ihrer ungeheuren Ausdehnung — ihr Flächeninhalt ist gleich dem der Vereinigten Staaten oder Europa — wenig entwickelungsfähig und zu einer sicheren Beute des übermächtigen Nachbars im Süden bestimmt zu sein.

Erst das Vordringen der Ansiedelungen nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten liess die Hoffnung erwachen, dass auch jene Prärie einer auf Ackerbau gegründeten Kultur zugänglich sei und so das britische Besitztum in Nordamerika zu einem in sich lebensfähigen Staatswesen ausgestaltet werden könnte, welches den britischen Reichs-Interessen dienstbar und stark genug wäre, den Expansionsgelüsten der Union eine Schranke zu setzen. Es war Lord Beaconsfield, der eigentliche Schöpfer der britischen Reichsidee, auf dessen Betreiben im Jahre 1867 die nordamerikanischen Provinzen Grossbritanniens als ein einheitlicher politischer Körper organisiert und 1870 die erste der Prärieprovinzen, Manitoba, eingerichtet wurde.

Ende der 70er Jahre begann der Bau der Kanadischen Pacificbahn, die, durchaus unter strategischen Gesichtspunkten angelegt, den starken Kriegshafen von Halifax mit der neu befestigten Flottenstation am Stillen Ozean (Esquimault) verbindet und auf diese Weise nicht bloss um den neuen Bundesstaat einen eisernen Reifen schlug, sondern auch die Möglichkeit gab, in weniger als zwei Wochen Truppen von England nach der amerikanischen Westküste zu werfen.

Mit allen Mitteln suchte die britische und kanadische Regierung die Einwanderung in die neu erschlossenen Gebiete zu fördern. Was die Unions-Regierung immer verschmäht hatte: die kanadische Regierung unterhielt zahlreiche auf Provision gestellte Einwanderungsagenten im In- und Auslande.

Stellte das amerikanische Heimstättengesetz eine Heimstätte von 64 ha zur kostenlosen Verfügung, so das kanadische deren z w e i — statt einer zu niedrigem festen Preise hinzuzukaufenden „Preemption" von gleichem Umfange: zwei.

Der unbemittelte Mann konnte also 4 mal 64 gleich 256 ha umsonst oder zu sehr niedrigem Preise erwerben, mehr als er selbst jemals in Kultur zu nehmen vermochte. Heute ist die Fläche auf die Hälfte reduziert (128 ha), aber immer noch doppelt so gross wie in der Union — denn diese ist mit der Reduktion vorauf gegangen.

Gaben die Vereinigten Staaten grossartige Landschenkungen an die Kolonialbahnen in Form der Überweisung jeder zweiten der quadratisch vermessenen Sektionen in einem breiten Gürtel längs der Bahnlinie — so übertrumpfte sie die kanadische Bundesregierung, indem sie der kanadischen Überlandbahn ausser einer Zinsgarantie zehn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mill. Hektar Land „fairly fit for settlement", also mit dem Rechte, unbrauchbare Strecken zurückzuweisen, schenkungsweise überliess. Endlich wurden auch, was in den Vereinigten Staaten nie geschehen war, Kolonisationsgesellschaften mit grossen Landschenkungen ausgestattet, und zwar ohne andere Verpflichtung, als Ansiedler unter irgendwelcher Rechtsform darauf zu bringen. Der Effekt war, dass in der Tat viel englisches und amerikanisches Kapital für die Herbeischaffung von Einwanderern interessiert wurde. Es gibt kein Siedelungsgebiet, in dem es der Spekulation so leicht gemacht worden wäre, sich des Bodens zu bemächtigen, wie in Westkanada — und zu den Spekulanten gehört auch die Mehrzahl der Farmer, der Krämer, der Wirte. Alles spekuliert, alles ist gleichmässig daran interessiert, rosige Berichte über die natürlichen Reichtümer des Landes zu verbreiten.

Im vorigen Jahre wurde durch amerikanische und kanadische Landspekulanten in St. Paul, Minn. (also in den Vereinigten Staaten) eine Gesellschaft gegründet zu gar keinem andern Zweck, als für Westkanada durch Agenten und durch die Presse Reklame zu machen. Es wurden zunächst 222 000 Mark „für eine Campagne von 2 Jahren" zusammengebracht. Aber die Geschäftsreklame der Regierung bleibt hinter derjenigen der Privaten an Derbheit der Mittel nicht zurück.

Dennoch ist es erst in den letzten Jahren gelungen, eine für amerikanische Verhältnisse wirklich bedeutende Einwanderung heranzuziehen. Die Ziffer stieg für das ganze Dominion von 32 000 im Jahre 1898 auf 49 000 im Jahre 1901, und in den folgenden drei Jahren auf 67 000, 128 000, 130 000.

Unter den Einwanderern war lange die weitaus stärkste Gruppe (mehr als ein Drittel) die der Amerikaner, und man bemerkte diese Entwickelung in den Vereinigten Staaten mit unverhehltem Vergnügen. Im Jahre 1904 hat zum ersten Male die englische die amerikanische Einwanderung übertroffen (60 400 gegen 45 200).

Aber unter den Engländern befindet sich anscheinend viel armes Volk, das nicht in der Lage ist, eine Heimstätte aufzunehmen; von den Heimstättennehmern waren im Jahre 1904: Amerikaner 7659, Engländer, Schotten, Irländer 4918. Dagegen halten die kanadischen Westwanderer den Amerikanern etwa die Wage, so dass hier doch wohl eine der Majorität nach politisch zuverlässige Gesellschaft entsteht.

Alle andern Gruppen bleiben stark zurück — am stärksten sind noch die Ruthenen vertreten (7—10 000 Köpfe pro Jahr), die sich dem Druck der polnischen Regierung in ihrer galizischen Heimat entziehen — es sind meist Arbeiter, die indessen nach einigen Jahren aus ihren Ersparnissen auch Heimstätten erwerben und ausrüsten. Die Statistik führt jährlich etwa 2000 ruthenische Heimstättennehmer auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche und Skandinavier kommen nur in geringer Zahl nach Kanada; die Zuwanderung aus Deutschland umfasste in den Jahren 1902—1904 1048, 1857 und 2966 Köpfe, darunter 5—900 Heimstättennehmer. Nach der deutschen Statistik gingen in den letzten 3 Jahren nur 183, 480, 332 Personen nach Britisch-Nordamerika.

Es fragt sich, wie die geringe Beteiligung der Deutschen zu beurteilen ist. Meines Erachtens haben wir keinen Anlass, sie etwa planmässig von hier aus zu begünstigen, eher zum Gegenteil.

Zwar kann es uns ganz recht sein, wenn England aus der hilflosen Lage befreit wird, in der es sich heute gegenüber der Union gerade infolge der geringen Sicherung seiner wichtigsten, der nordamerikanischen Siedelungskolonie befindet. Erhält England hier durch eine zahlreiche und zuverlässige Bevölkerung eine festere Position, so wird es in die Lage kommen, gegen die Ausdehnung der politischen Hegemonie der Nordamerikaner in Mittel- und Südamerika mit mehr Energie als bisher aufzutreten. Und dort fallen die englischen und deutschen Interessen durchaus zusammen.

Aber es liegen zwei entscheidende Gründe gegen jede Förderung der deutschen Auswanderung nach Kanada vor:

1. Verlieren die Deutschen dort mit aller Sicherheit ihre Nationalität — nicht weniger als in den Vereinigten Staaten. Es sind im Anfange einige geschlossene Gemeinden von Deutsch-Russen angesetzt worden. Das System bewährte sich gut. Man hat es aus rein politischen Gründen verlassen. Man fürchtete mit Recht, dass sich in solchen geschlossenen Gemeinden das Aufgehen in die kanadische Nationalität verzögern würde. Heute zerstreut man die Siedelungsstätten wie in den Vereinigten Staaten über das Land, indem man den einzelnen quadratisch vermessene Landstücke zuweist und sie durch die Bestimmungen des Heimstättengesetzes zur hofweisen Siedelung nötigt. Dem von englisch sprechenden Nachbarn umgebenen Hofbesitzer bleibt keine andere Wahl, als das heimische Wesen so rasch wie möglich abzustreifen.

2. Wird dieser Verlust an inneren Gütern keineswegs durch die Gunst der wirtschaftlichen Bedingungen aufgewogen. Allerdings befindet sich ja das Land zurzeit in einer kräftigen Aufwärtsbewegung, und mit Recht setzt man in England darauf grosse Hoffnungen. Die Weizen-Anbaufläche von Manitoba ist von 1889 bis 1903 und 1904 von 623 000 auf 1 und 2,4 Mill. acres ausgedehnt worden, die Produktion an Vieh, Fleisch, Käse usw. hat — besonders in den alten Provinzen — nicht weniger zugenommen. Die landwirtschaftlichen Exporte schwankten in der ersten Hälfte der 90er Jahre noch um 50 Millionen Dollars, 1903 wurden für 112, 1904 für 98 Millionen exportiert. Beiläufig

ist es auch immer mehr gelungen, die Ausfuhr nach England zu dirigieren, heute gehen etwa fünf Sechstel aller landwirtschaftlichen Exporte ins Mutterland. Die kanadische Ausfuhr macht von dem englischen Einfuhrbedarf an Käse bereits etwa 80 Prozent aus, an Schafen 75 Prozent, Rindvieh 30 Prozent, Weizen 20 Prozent, Weizenmehl 11 Prozent. Eine weitere Zunahme dieses Verkehrs ist mit Bestimmtheit zu erwarten, und das sichert nicht nur auf der einen Seite Englands Versorgung, stärkt seine handels- und machtpolitische Stellung, sondern besagt auf der andern Seite auch, dass in Kanada recht viel fruchtbares Land vorhanden ist.

Aber daraus folgt noch nicht, dass dieses Land als ein für Deutsche wirtschaftlich geeignetes Siedelungsgebiet zu betrachten sei.

Man pflegt in den Vereinigten Staaten den kanadischen Westen mit einer gewissen Geringschätzung als das amerikanische Sibirien zu bezeichnen, und mit Recht. Wenige Länder besitzen eine so grosse Ähnlichkeit der klimatischen Verhältnisse wie die kanadische Prärieregion und das mittlere Westsibirien, die Gouvernements Tomsk und Tobolsk. Das Klima hat hier wie dort einen ausgeprägt kontinentalen, exzessiven Charakter: dem langen harten Winter folgt fast ohne mildernden Übergang ein kurzer, warmer Sommer; etwas weniger rasch ist der Wechsel von der warmen zur kalten Jahreszeit. Ebenso bestehen überaus schroffe Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur. Die Sommerwärme reicht zwar in Durchschnittsjahren hin, um alle unsere gewöhnlichen Getreidearten zur Reife zu bringen, zumal die an sich geringen Niederschläge zu mehr als 60 Prozent in der Vegetationszeit (April bis August) fallen, aber sehr häufig wird das Getreide durch Spätfröste, die bis in den Juni dauern, und Frühfröste, die oft schon im August und regelmässig in der ersten Hälfte des September auftreten, geschädigt. Wesentlich darauf, im Südwesten auch auf ungenügende Niederschläge, sind die überaus grossen Schwankungen der westkanadischen Ernten zurückzuführen. Man kann sich gegen den Frostschaden freilich durch Einlegung von Brache in jedem dritten Jahr einigermassen derart schützen, dass man das Land im Sommer pflügt und im nächsten Frühjahr dann die Saat in den Boden bringt, sobald der Frost einige Zoll tief gewichen ist.

Durch nichts aber lässt sich der Winter verkürzen. Macht auch das trockene Klima die ungeheure Kälte erträglich — in jedem Winter sinkt das Thermometer unter 40 Grad Cels., also unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers —, so ist doch ein Klima als ausgesprochen kulturfeindlich zu bezeichnen, das den Menschen zwingt, während mehr als 6 Monaten jede Feldarbeit einzustellen und sich untätig in seine Hütte zu verschliessen. Waldarbeit gibt es nicht auf der Prärie; der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittellose Mann, dessen Vorwärtskommen auf der intensiven Verwertung seiner Arbeitskraft beruht, gerät in solchem Lande leicht in Schulden und Elend.

Dazu kommt, dass die allzu liberale Landpolitik der Regierung den grösseren Teil des öffentlichen Landes innerhalb der besiedelungsfähigen Striche in die Hände von kapitalistischen Gesellschaften und Spekulanten gebracht hat. Von vornherein ist in den erschlossenen Gegenden die Hälfte des Bodens der kanadischen Pacificbahn und andern Linien, $^1/_{20}$ der früheren Herrin des Landes, der 1869 ausgekauften Hudsons-Bay-Kompagnie, ausserdem $^1/_{18}$ den Schulen überwiesen, so dass nur $^4/_{10}$ allen Landes der Besiedelung unter dem Heimstättengesetz offen stehen. Aber auch das Heimstättenland ist in allen der Bahn nahe gelegenen Distrikten rasch, in Manitoba längst vollkommen vergeben worden. Obwohl noch, absolut genommen, viel Regierungsland vorhanden ist, hat der Boden doch in den der Besiedelung eröffneten Gebieten auch von Westkanada bereits zum grösseren Teil einen Marktpreis gewonnen, der hinter dem Ertragswert nicht zurückbleibt. Der grosse Vorsprung, welchen die Ansiedler auf den amerikanischen Prärien dadurch gewannen, dass ihr Boden dem Wertsystem der Weltwirtschaft entrückt war, ist für die westkanadischen Gebiete nur in beschränktem Umfange vorhanden. Für unaufgebrochenes Land in der Nähe der Stationen musste man schon 1893 wenigstens 10 bis 12 Dollars für den acre zahlen. Die Eisenbahn verkauft in Manitoba gegenwärtig den acre für 4 bis 10 Dollars, weiter westlich gelegenes Land für $3^1/_2$ bis 7 Dollars. Bei einem Preise von 10 Dollars kostet eine Farm von 160 acres 1600 Dollars, dazu muss man mindestens 500 Dollars bar zur Verfügung haben. Ein Vermögen von 1200 bis 1500 Dollars gilt allgemein als ein sehr bescheidener Anfang.

Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die harten langen Winter und die gefährdeten Ernten gehören nach Westkanada entweder Leute von ziemlich beträchtlicher Kapitalskraft, 5—10 000 Mk., oder Leute, die gänzlich bedürfnislos sind und in schlechten Zeiten sich krumm legen können, wie die Ruthenen. Die Deutschen, die ich in Kanada sprach, klagten über ihre Vereinsamung unter lauter fremdsprachigen Menschen, manche sind deshalb nach den Vereinigten Staaten gezogen, wo eher Landsleute zu finden sind. Obwohl man in Kanada bei vernünftiger Wirtschaft und wenn man nicht zu teuer gekauft hat, sein einfaches Auskommen finden kann, ist das Land nach alledem den deutschen Auswanderern nicht zu empfehlen.

Schliesslich noch ein Wort über die Ausdehnung des besiedelungsfähigen Landes. Es sind darüber die abenteuerlichsten Vorstellungen verbreitet, und selbst deutsche Gelehrte haben sich die Übertreibungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der kanadischen Reklameschriften zu eigen gemacht. Es ist kein Zweifel, dass nur ein kleiner Teil des britischen Amerika als kulturfähig anzusehen ist. Nach den vorliegenden meteorologischen Beobachtungen und den eingehenden Berichten von Geologen, Botanikern, Eisenbahningenieuren ist anzunehmen, dass die Linie, bis zu welcher nördlich Weizen noch mit Vorteil im grossen gebaut werden kann, sich überall südlich vom 55. Grade, der Breite von Flensburg, hält.

Ein anderes, kleineres Gebiet, die Fortsetzung der Steppenregionen der Vereinigten Staaten, bleibt dem Ackerbau wegen ungenügenden Regenfalls verschlossen. Der fruchtbare Gürtel hat eine ungefähre Länge von 1000 englischen Meilen, eine Breite von 120 Meilen, er umfasst einen Flächeninhalt von etwa 120 000 sqm = 311 000 qkm, das ist sowiel wie drei Fünftel des Deutschen Reiches. Innerhalb des fruchtbaren Gürtels sind aber noch bedeutende Strecken von unfruchtbaren Sand- und Geröll-Lagern — Gebilden der Eiszeit — und von Sümpfen bedeckt. Nimmt man an, dass 50 Prozent bei extensiver Kultur zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzt werden können, so ist das schon hoch gegriffen. Werden nun volle 40 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche mit Weizen bestellt, so ergibt sich eine mögliche Gesamtausdehnung des Weizenareals von höchstens 15 Mill. acres, während die noch beträchtlich ausdehnungsfähigen Weizenflächen der Union heute bereits mehr als das Dreifache betragen, und dazu kommen dort die enormen Anbauflächen von Mais und Baumwolle, die in Kanada ganz fehlen.

So kann von einer Gleichwertigkeit des kanadischen und des amerikanischen Gebiets keine Rede sein, und es ist auch keine Hoffnung, dass, wie Lord Beaconsfield glaubte, Kanada die Vereinigten Staaten dereinst „vollständig und erfolgreich von den europäischen Märkten verdrängen werde".

Trotzdem ist Kanada ein wertvoller Besitz für England, und wir haben Anlass, seine Entwickelung mit freundlichem Interesse, wenn auch lediglich als Beobachter, zu verfolgen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche Auswanderung in die Städte der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Landesgewerberat Dr. **Dunker**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Gestatten Sie mir zunächst noch einige Worte zu der von meinem Herrn Vorredner mehrfach erwähnten Qualitätsveränderung, die die Einwanderung in die Vereinigten Staaten im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts erfahren hat.

Nach der amerikanischen Statistik wanderten in der Zeit von 1821 bis 1878 ein:

aus Grossbritannien und Irland	4½ Millionen
aus Deutschland	3 „
aus Skandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark)	½ „

In derselben Zeit lieferten Italien, Österreich und Russland ungefähr zu gleichen Teilen rund 175 000 Menschen, eine Zahl, die gegenüber den fast 8 Millionen stamm- oder kulturverwandten Einwanderern gar nicht ins Gewicht fällt.

Von 1879 bis 1903 kamen an aus:

	Grossbritannien und Irland	2¾ Millionen	
	Deutschland	2⅛ „	6¼ Millionen
	Skandinavien	1½ „	
aus	Italien	1½ „	
	Oesterreich	1½ „	4¼ Millionen
	Russland	1¼ „	

Das Jahr 1903 endlich, das mit 857 000 die bis dahin höchste Einwandererzahl aufwies, zeigt aus Grossbritannien, Deutschland und Skandinavien zusammen 187 000 und aus Italien, Österreich und Russland zusammen 573 000 Einwanderer.

Recht interessante Ergebnisse liefert auch eine auf Grund der Zahlen des Commissioner General of Immigration aufgestellte Gruppierung der 812 870 Einwanderer des amerikanischen Fiskaljahres 1903/04 (1. Juli bis 30. Juni) nach ihrer Rassenangehörigkeit:

Germanen (einschliesslich der kulturverwandten Irländer)	245 664
Italiener	196 028
Slaven (einschliesslich der kulturverwandten Magyaren und Rumänen)	189 887
Juden	106 236
Levantiner (einschliesslich der kulturverwandten Portugiesen)	25 843

Der Rest verteilt sich auf eine Menge kleinerer Posten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass die Haupterzeuger neuamerikanischen Menschenmaterials nicht mehr wie einst die germanischen Kulturvölker Nord- und Mitteleuropas sind, sondern dass diese immer mehr zurücktreten hinter den in diesem Zusammenhange als Unkulturländer zu bezeichnenden Staaten Süd- und Osteuropas.

Mit der Qualitätsveränderung geht auch eine Zielveränderung des Einwandererstromes vor sich. Allein New York und Pennsylvanien empfingen im Fiskaljahre 1903/04 32 Prozent und 18 Prozent, zusammen also 50 Prozent aller Einwanderer. Auf die ganze nordatlantische Staatengruppe kamen 67 Prozent, auf die nördlichen Mittelstaaten 22 Prozent, auf den Westen 6 Prozent, auf die südatlantischen Staaten 3 Prozent, auf die südzentralen 1 Prozent; das letzte Prozent endlich ging nach Porto Rico, Hawai und Alaska.

Erwägt man, dass in den Hauptaufnahmegebieten kein freies Land mehr vorhanden ist, zieht man ferner in Betracht, dass im Westen nur Staaten mit starkem Bergbau in Frage kommen, und dass endlich die Zahlen für die südatlantischen Staaten hauptsächlich von Baltimore und den Westvirginischen Minendistrikten, die der Südzentralstaaten von New Orleans und Texas abhängig sind, so ergibt sich, dass die Masse der Einwanderer in die volkreichen Grossstädte und Industriegebiete des Nordens fliesst. Das flache Land des Nordens und der ganze Süden wird so gut wie gar nicht von ihnen berührt.

Der Zufluss dieser grösstenteils stamm- und sprachfremden Proletariermassen in die Grossstädte liefert zwar billige Arbeitskräfte für grosse öffentliche Arbeiten. Wie der Bau der ersten Pacificbahn ohne Chinesen nicht möglich war, so wäre ohne Italiener der New Yorker Subway undenkbar. Ein Teil der Italiener besteht zwar aus Saisonarbeitern, die zurückwandern. Die grosse Menge dieses Zuflusses aber, der überdies zu einer Zeit begann, wo auch in den Vereinigten Staaten eine bedenkliche Landflucht in die Grossstädte einsetzte, bildet ohne Zweifel eine Gefahr für das entstehende amerikanische Kulturvolk. Wer einmal den Osten von Manhattan durchwandert hat, wo beispielsweise auf dem Raume einer englischen Quadratmeile 300 000 südosteuropäische Juden zusammengepfercht sitzen, und wo die ganze Unkultur, der ganze Schmutz Südosteuropas sich mit dem Sumpf der Grossstadt mischt, der kann den Amerikaner verstehen, der für seine werdende Kultur fürchtet. Hier sind giftige Quellen der Unsittlichkeit, des Verbrechens und der Krankheit entstanden, hier erwachsen den Städten finanzielle Nöte aus unheimlich steigenden Schul- und Armenlasten; ein für wenige Dollar zu dirigierendes Stimmvieh bedroht hier die Grundfesten der jungen Demokratie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dazu wirken diese Herden von hungrigen Menschen, die an ein dem amerikanischen Arbeiter gar nicht verständliches Existenzminimum gewöhnt sind, in gemeingefährlicher Weise lohndrückend. Auf ihre billige Arbeitskraft gründen Kapitalisten gewerbliche Unternehmungen und sweat-shops. Die starken Gewerkschaften, die die Aristokratie der Arbeiter darstellen, nehmen scharf Stellung gegen diese Einwanderer, versuchen aber gleichzeitig, um der schlimmsten Lohndrückerei abzuhelfen, sie zu organisieren. Die Stellung der Gewerkschaften wurde von den politischen Parteien, besonders der republikanischen, aufgenommen und fand ihren Ausdruck in den immer strenger werdenden Bestimmungen der Einwanderergesetze.

Wenn man früher im allgemeinen in jedem Einwanderer einen willkommenen Zuwachs nationaler Arbeitskraft und damit eine Bereicherung der Volkswirtschaft sah, ist in den letzten Jahren die Zahl derer stark gewachsen, die in jedem landenden Europäer einen unlauteren Wettbewerber im Kampfe um das tägliche Brot und eine Gefahr für die amerikanische Kultur sehen. Da namentlich in den höheren Gesellschaftsschichten viele Ehen kinderlos oder kinderarm bleiben, die Einwanderung aus Unkulturländern sich ständig zu steigern scheint und diese Proletarier sich stark vermehren, entstand und besteht in immer weiteren Kreisen eine Angst vor der „Deterioration of Race".

Diese Stimmungen finden bezeichnenden Ausdruck in dem Berichte des Einwanderungskommissars auf Ellis Island: „durch das Anfüllen unseres Landes mit Fremden, die in ihrer Heimat oft den untersten Schichten angehörten, und die durch Sprache und Sitte uns Amerikanern fremd sind, leidet unser Volkscharakter. Es ist die reine Torheit für ein Volk von 80 Millionen, mit Bewusstsein seine schon an sich grossen sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, seine Schul- und Armenlasten dadurch ins Ungemessene zu vergrössern, dass es derartige Einwanderer überhaupt zulässt. Fremde haben keinen Anspruch auf Zulassung in unser Land, und wir sollten nur die hinein lassen, die uns von Nutzen sind. Wir sollten alle Sentimentalität bei Seite schieben und energische Schritte tun, ehe weiteres Unheil geschieht."

Wenn es nun auch über jeden Zweifel erhaben ist, dass das deutsche Auswanderermaterial himmelhoch über den Südosteuropäern steht, so ist doch ebenso unzweifelhaft, dass auch die Art der Deutschen, die in Amerika eine neue Heimat suchen, nicht mehr dieselbe ist, wie im Laufe der ersten drei Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Nach dem Report des Commissioner General wurde im Fiskaljahre 1902/03 bei 71 782 Deutschen bei der Landung ein Gesamtbarvermögen von 2 480 634 Dollar, 1903/04 von 74 790 ein solches von 3 622 675 Dollar ermittelt. Das macht pro Kopf 35 und 48 Dollar. Diese Zahlen be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehen sich auf sämtliche Einwanderer deutschen Volkstums, einerlei aus welchen europäischen Staaten sie stammten.

Im Jahre 1903 wanderten 36 310 Reichsangehörige aus, davon 2568 über Rotterdam. Von diesen 2568 fehlen Berufs- und Geschlechts-Angaben. Von den übrigen 33 742 waren nach den Angaben der Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches (1904 S. 51) tätig gewesen:

13544 in der Land- und Forstwirtschaft,
10172 im Gewerbe- und Bauwesen,
3146 im Handel und in der Versicherung,
2750 als Dienstboten,
1669 im Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen,
896 im Gast- und Schankgewerbe und im Verkehrsgewerbe,
555 in freien Berufen,
327 in wechselnder Lohnarbeit,
683 waren ohne Beruf oder Berufsangabe.

Um klarer zu sehen, bringen wir von den 33 742 Personen zunächst in Abzug die 12 753 nicht erwerbstätigen oder -fähigen Angehörigen. Von den alsdann übrigbleibenden 20 989 Erwachsenen waren selbständig in ihrem Berufe:

in der Land- und Forstwirtschaft	450
im Gewerbe- und Bauwesen	370
im Handel und in der Versicherung	231
im Gastwirtsgewerbe usw.	55
dazu die freien Berufe	447
und die Berufslosen (einschl. 351 weibl.)	509
Summe:	2062

Unselbständig waren:

in der Land- und Forstwirtschaft als Knechte, Mägde und Tagelöhner	5999
als Gewerbegehilfen (einschl. 1090 weibl.)	6763
als Handlungsgehilfen	1964
als Dienstboten (einschl. 2483 weibl.)	2631
als Berg- usw. Arbeiter	761
als Gehilfen im Schank- usw. Gewerbe	588
als Ungelernte in wechselnder Arbeit	221
Summe	18 927

Von den erwerbstätigen deutschen Auswanderern, soweit sie von der deutschen Statistik erfasst werden konnten, waren also 90 Prozent

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lohnarbeiter. Da hierbei auch die naturgemäss kapitalkräftigeren und gebildeteren eingeschlossen sind, die nach Tropenpflanzungen und in fremde Handelsstationen gingen, ist der Prozentsatz der Lohnarbeiter unter den Auswanderern nach Amerika noch höher.

Zu diesem Ergebnis stimmt, dass grosse Industriebetriebe ihre Fabrikordnungen sehr oft auch in deutscher Sprache in den Betriebsräumen aushängen, dass beispielsweise die Colorado and Iron Co., deren Bergwerke sich in Colorado, Wyoming, Utah und New Mexico befinden, und die Plymouth Cordage Company in Massachusetts die für ihre Arbeiter bestimmten Zeitschriften auch in deutscher Sprache drucken.

Erinnert man sich dazu der von dem Herrn Vorredner eingehend dargelegten Lage des Landmarktes in den Vereinigten Staaten, und berücksichtigt man die persönlichen Eindrücke zahlreicher vertrauenswerter Beobachter, so kann man behaupten, dass die deutschen Auswanderer, die heute nach den Vereinigten Staaten ziehen, in der Hauptsache nicht Land dort suchen, sondern Arbeit; es sind Workseekers, keine Homeseekers.

Wie sind nun die Ansichten, die sich dem einwandernden Lohnarbeiter drüben bieten? Nicht ohne Grund hat man Nordamerika das Paradies des Arbeiters genannt. Die Arbeitszeiten der gelernten Arbeiter sind wesentlich kürzer, die Lohnsätze um das doppelte bis vierfache und noch höher, als auf dem europäischen Festlande. So betrug beispielsweise 1903, nach dem für die Ausstellung in St. Louis ausgearbeiteten Septemberhefte des Bureau of Labor, der Stundenlohn der Schmiede im Durchschnitt der grösseren Industrieplätze 29,51 Cents bei $56^1/_2$stündiger wöchentlicher Arbeitszeit, der der Maurer 54,72 Cents bei 47,8stündiger wöchentlicher Arbeitszeit. In New York sind im Baugewerbe Tagelöhne von 5—9 Dollar nicht ungewöhnlich, und im Maschinengewerbe scheinen die Begriffe des hochqualifizierten Arbeiters und des Ingenieurs vielfach ineinander überzugehen.

Eine Enquete des Bundesarbeitsamts, deren Ergebnisse in dem soeben erwähnten Septemberhefte enthalten sind, erstreckte sich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse von 25 440 Familien, die 1901 in den Hauptindustrieorten von 33 Staaten ansässig waren. Sie bezog sich auf Handwerker aller Art, Eisenbahnunterbeamte, ungelernte Arbeiter, Handlungsgehilfen mit einem Gehalt unter 1200 Dollar usw. Dabei ergab sich als Durchschnittseinnahme der Familie von 4—6 Köpfen die Summe von 750 Dollar, wovon 80 Prozent durch den Lohn des Mannes, der Rest durch Arbeit der Kinder und Frauen, durch das Halten von Kostgängern und sonstige Nebeneinnahmen aufgebracht wurden. Am höchsten wa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ren die Löhne im Westen mit 883 Dollar, dann folgten die nordatlantischen mit 755 Dollar, die nördlichen Mittelstaaten mit 752 Dollar, die südatlantischen mit 691 Dollar und endlich die südlichen Mittelstaaten mit 675 Dollar.

Demgegenüber wird manchmal von Leuten, die die Vereinigten Staaten bereist haben, geltend gemacht, dass der Geldwert dort wesentlich geringer sei, als bei uns. Das ist in der Allgemeinheit falsch. Alles, was Luxus ist oder auch nur daran grenzt, ist teuer, sehr teuer im Vergleich zu unsern Verhältnissen. Reisen mit allem, was dazu gehört, ist Luxus, wobei auch noch zu erwähnen ist, dass der Durchschnittsdeutsche sich beim Reisen in Amerika in ganz kurzer Zeit an Ansprüche gewöhnt, die er in seiner Heimat nie stellen und ganz gewiss nicht bezahlen würde.

Alles, was zum unmittelbaren Unterhalt gehört, wie Fleisch, Brot, fertige Kleider, fabrikmässig hergestelltes Hausgerät, ist in Amerika nicht teurer als bei uns, zum Teil sogar billiger. Sicher billiger sind grobe Lederwaren, besonders Schuhwerk. Kleine Wohnungen sind in New York, und gewiss auch in manchen andern Grossstädten, in den Tenementquartieren teuer und schlecht, aber vielerorts sind sie, nach meinen persönlichen Erkundungen, nicht teurer, als bei uns, dabei oft mit grösserem Komfort — Warmwasserversorgung, Zentralheizung, Bad — ausgestattet. Bei den oben erwähnten 25 440 Familien von 4—6 Köpfen kommen durchschnittlich 5 Räume auf die Familie, 1 Raum pro Kopf. Von diesen 25 440 Familien haben 2567 ganz genaue Einzelheiten über ihre Ausgaben berichtet. Sie verwandten durchschnittlich $14^1/_2$ Prozent ihrer Ausgaben auf die Wohnung.

Der durchschnittliche Jahresverbrauch dieser Familien für 1901 zeigt unter anderm folgende Posten: 348,7 kg Fleisch, 37,3 kg Fisch, 121,7 kg Zucker, 52,1 kg Butter, 38,1 kg Schmalz, 85 Dutzend Eier. Bessere unverheiratete Arbeiter geben in Logierhäusern wöchentlich 4—6 Dollar für Wohnung und Verpflegung aus. Das sind Sätze, wie sie unser städtischer Mittelstand in den kleinen Seebädern und Gebirgsorten als Wochenpension pro Kopf in der Sommerfrische zahlt. Überhaupt ergibt die Aufstellung, dass die Lebenshaltung des gelernten amerikanischen Arbeiters höher ist, als die unseres Kleinbürgers. Wir haben allen Grund die Vereinigten Staaten um diesen neuen Mittelstand, den hochgelohnten, gelernten Arbeiter zu beneiden, der allerdings zwei Haupttugenden unseres deutschen Kleinbürgertums, Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit, nicht besitzt, der aber für geistige Getränke viel weniger und für geistige Bedürfnisse wahrscheinlich bedeutend mehr ausgibt als der deutsche Kleinbürger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage ist nun aber: Kommt der deutsche Einwanderer in diese eben gekennzeichneten Arbeits- und Lebensverhältnisse hinein? In dieser Allgemeinheit ist die Frage weder zu bejahen, noch zu verneinen. Dass ein Teil der Einwanderer in diese Verhältnisse hineingelangt, ergibt die Enquete, die auf die Fremden besonders Rücksicht nimmt. Voraussetzung dabei ist einmal, dass der betreffende gelernter Arbeiter von hoher Leistungsfähigkeit ist. Dazu muss er anpassungsfähig sein; es ist beispielsweise durchaus zweifelhaft, ob sich ein tüchtiger deutscher Maurer in der Arbeit beim Bau der riesigen Wolkenkratzer, die so ganz anders aus ihrem stählernen Rahmengerüst heraus entstehen als unsere Bauten, gleich zurechtfinden wird. Desgleichen wird die Mehrzahl unserer Klempner nicht ohne weiteres als plumber tätig sein können.

Zu diesen, in den Arbeitsmethoden liegenden Schwierigkeiten, kommen Schwierigkeiten, die sich aus der sozialen Stellung des Arbeiters ergeben. In eine altfundierte Gewerkschaft hineinzukommen, wird ihm meist, schon wegen der hohen Eintritts- und Beitragsgelder, sowie wegen der Stellung dieser Gewerkschaften zu den einwandernden Lohndrückern schwer fallen. Wie stellt er sich überhaupt zu der Union, so lange er die ganze Lage des wirtschaftlichen Kampfes nicht übersieht, schon weil er die Sprache nicht beherrscht? Überhaupt so lange er nicht englisch verstehen, sprechen, lesen und womöglich schreiben kann, wird sein Schicksal meist sein, dass er zunächst, der Not gehorchend, Gelegenheitsarbeit tun muss, für die der weisse amerikanische Arbeiter sich zu gut dünkt. Wer das ganze Elend dieses deutschen Arbeiters ermessen will, der lese das Buch von Kolb.

Anders liegt natürlich die Sache, wenn jemand herüberkommt, für den bereits durch Verwandte oder Freunde drüben oder brieflich von Europa aus eine Stellung besorgt ist. Aber auch hier ist Vorsicht geboten. Gute Freunde unterhalten oft einen sweat-shop, in dem sie unerfahrene Landsleute ausnutzen; und dann sei daran erinnert, dass das Einwanderungsgesetz das Landen von engagierten Arbeitern verbietet. Nach der neuesten Redaktion des Gesetzes kann jemand noch innerhalb dreier Jahre wegen Verstosses gegen seine Gebote belangt und wieder ausgewiesen werden. Bei der Schärfe der Gegensätze und bei der rücksichtslosen Brutalität, mit der Lohnkämpfe drüben geführt werden, sind Denunziationen von dieser oder jener Seite nicht ausgeschlossen.

Ist die Lage also für den Eingewanderten nicht ohne Schwierigkeiten, so lange er jung und gesund ist, so wird sie schlimm bei älteren und kränklichen. Der amerikanische Arbeitgeber steht durchweg zu

seinen Arbeitern in einem rein sachlichen Geschäftsverhältnis, das sich u. a. darin äussert, dass der Arbeiter den Fabrikherrn auch an der Arbeitsstätte nicht grüsst. Man mag das bedauern oder für ein Glück halten, aber ein Zug der Unbarmherzigkeit wird dadurch in das Leben hineingetragen. Ich hörte von Arbeitgebern, die ihre Leute mit 40, ja sogar schon mit 35 Jahren ablegen. Die Handhabung der Haftpflichtgesetze ist meist so, dass der Arbeiter bei Krankheiten und Unglücksfällen, auch Betriebsunfällen, auf sich allein angewiesen ist. Auch die Gewerkschaft lässt ihn meistens im Stich, da die amerikanischen Unions weit weniger Wohlfahrtspflege treiben, als die englischen, sondern ganz folgerichtig den Gedanken zu verwirklichen streben, die Arbeit durch den Kampf mit dem Kapital so zu stellen, dass eine besondere Wohlfahrtspflege nicht mehr nötig ist.

Die ungelernten Arbeiter verdienen mit 1—1,60 Dollar bedeutend mehr als in Deutschland. Auch hat der Ungelernte bei der kürzeren Arbeitszeit mehr als bei uns die Gelegenheit, in den Abendstunden in trade schools, wirklichen Lehrwerkstätten, in verhältnismässig kurzer Zeit ein Handwerk und die fremde Sprache zu lernen. So kann er, wenn er intelligent, anstellig, gesund und willensstark ist, den Übergang finden aus der Menge der ungelernten in die Aristokratie der gelernten Arbeiter.

Am schlimmsten ergeht es meist jungen Kaufleuten, die in der Heimat weiter nichts gelernt haben, als höheren Schreiberdienst, und die harter körperlicher Arbeit nicht gewachsen sind. Sie schätzen sich glücklich, wenn sie in New York für einen Wochenlohn von 8 Dollar unterkommen, eine Summe, die ein Bauhandwerker oft an einem Tage verdient. In den meisten Fällen ist die Stellenlosigkeit mit all ihrem Elend und schlechteste Gelegenheitsarbeit ihr Los.

Glänzend sind die Aussichten der Dienstboten. Mädchenlöhne von monatlich 25—30 Dollar sind gewöhnlich, höhere, bei guten Leistungen, nicht selten; die Arbeitszeit ist durchweg kürzer und geregelter, die Behandlung sachlicher als bei uns. Junge Mädchen von 18—20 Jahren, die tüchtig, gesund und charakterfest sind, können in zehn Jahren drüben leicht so viel erwerben, dass sie dann als „gute Partie“ in die Heimat zurückkehren können.

Jeder, dem es schlecht geht, hat heute in den Vereinigten Staaten noch immer eine letzte Zuflucht, Tagelöhnerarbeit auf dem Lande. Dorten, wie bei uns, leidet die Landwirtschaft unter der Leutenot. Das Arbeitsnachweis-Bureau der deutschen Gesellschaft der Stadt New York vermittelte 1903 10 801 Stellen, 9124 für Männer, 1677 für Frauen. Diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden fast alle als Dienstmädchen vermietet, von jenen erhielten 4 Stellen als Handlungsgehilfen, 1252 als Handwerker, und 7868 als landwirtschaftliche Arbeiter oder sonstige Tagelöhner. „Die Zahl der vermittelten Stellen wäre auch in diesem Jahre wesentlich höher gewesen, wenn wir die täglichen Nachfragen nach deutschen Farm-Arbeitern auch nur annähernd hätten erledigen können." Über die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter bin ich nicht genau unterrichtet, die Löhne und die Lebenshaltung sind auch hier höher als bei uns, die Arbeit ist hart und das Klima angreifend. Deutsche in den Süden zu verschicken, wo sie mit Negern konkurrieren, ist grober Unfug.

Der früher so gewöhnliche Weg, dass der deutsche Arbeiter im Osten in einigen Jahren soviel erarbeitete, dass er in der Lage war, im Westen eine Heimstätte aufzunehmen, ist nicht mehr gangbar. Das Land, das jetzt noch frei ist, ist, wie Ihnen mein Herr Vorredner darlegte, mit wenigen Ausnahmen nicht derart, dass jemand ohne bedeutenderes Anlagekapital darauf vorwärts kommen kann. Die meisten deutschen Einwanderer, abgesehen natürlich von denen, die bei Angehörigen und Freunden sichere Plätze finden, werden in der neuen Welt das bleiben, was sie in der alten waren, Lohnarbeiter. Der Einzelne hat eine grössere Chance als in der Heimat, sich hinaufzuschwingen in wirtschaftlich höhere Schichten, er hat aber auch eine grössere Chance hinuntergedrückt zu werden in die untersten Schichten des Proletariats.

Endlich ist eins nicht zu vergessen, ein sehr grosser Teil der Deutschen, besonders aus unserem fröhlichen Westen und Südwesten, wird die harmlose Sinnlichkeit des Vaterlandes vermissen, die auch dem wenig Begüterten sein Quantum Lebensgenuss gönnt. Der Genuss tritt in Amerika zurück, da er teuer ist, und wo er erscheint, ist er oft, für die unteren Schichten fast immer brutal. Es fehlt der Gesang bei der Arbeit, die heitere Freude am menschlichen Dasein; an die Stelle der Musik tritt der Komfort; allerdings auch an die des Alkohols.

Das war bis jetzt eine Erörterung der Auswanderungsfrage vom privatwirtschaftlichen Standpunkt des Auswanderers aus. Die Sache hat aber noch ihre andere, die nationalpolitische Seite. Man spricht von Herrenvölkern und solchen Nationen, die es nicht sind. Zweifellos gehören zu jenen die Engländer und Amerikaner. Wir Deutsche haben noch nicht wieder die Höhe erreicht, die wir bis zum 16. Jahrhundert behaupteten. Der englische und der irische Einwanderer verschwindet in Amerika rasch unter den Eingeborenen, er bleibt nicht in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Einwandererschicht. Das amerikanische Volk im engeren Sinne, d. h. die weisse, englisch redende Mehrheit, ist zu seinem Glücke eine einheitlichere Masse als die europäischen Völker. Ausser dieser einheitlichen Masse aber sind zwei streng geschiedene Unterschichten vorhanden, das sprachfremde Einwanderungsproletariat und die Farbigen. Dass unsere Landsleute stark unter der einen Schicht vertreten sind, dass sie gerade als Kellner, Barbiere, Dienstboten in den Stellungen, die der jedem persönlichen Dienst abgeneigte und auf seine persönliche Freiheit so stolze Angelsachse verschmäht, mit dem Neger konkurrieren, trägt nicht zur Hebung des deutschen Ansehens bei der grossen Masse bei.

Das Wort deutsch, auf das wir stolz sind, ist in der Form „dutch" zum Schimpfwort geworden, und die Stellung der Deutschen in der Öffentlichkeit drüben ist nicht so, wie wir es nach ihrem Anteil an der Besiedelung und Kultivierung der Vereinigten Staaten erhoffen könnten und wünschen müssten.

Deutsche erscheinen, abgesehen von den Niederländern des 17ten Jahrhunderts im heutigen New York, seit dem 18. Jahrhundert im Gebiete der Vereinigten Staaten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts beträgt die Zahl der deutschen Einwanderer rund 5 Millionen gegenüber etwa 7 Millionen Englisch redender. Die deutsche Völkerwanderung ist in erster Linie abhängig von den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen im Vaterlande; sie setzt besonders kräftig ein seit 1848, erreicht ihren Höhepunkt (206 000) im Jahre 1881, sinkt um die Wende des Jahrhunderts auf unter 20 000, um dann wieder langsam anzusteigen (1903: 33 649 nach der deutschen Statistik).

Als die ersten grösseren Mengen erschienen, betraten sie kein herrenloses Land mehr, wo Staaten zu gründen waren. Das hatten vor ihnen Engländer besorgt. Die Deutschen fanden den politischen und sozialen Rahmen vor und halfen ihn füllen. Dieser Rahmen war rein englisch, und rein englisch war auch die Füllung im Norden und im Süden der atlantischen Küste. Mehr Völkermischung trat in den mittleren Kolonien ein. War schon die Zeit zur Staatengründung verpasst, so waren auch die Deutschen nicht aus dem Holze geschnitzt, aus dem die Weltgeschichte Staatengründer macht. Es fehlte ihnen das stolze, freie Volkstum, der Hintergrund eines starken nationalen Staates. Sie waren nicht erwachsen in der stärkenden Luft freier Selbstverwaltung, sondern in der Jämmerlichkeit kleiner Despotenwirtschaften. Man vergleiche nur die Salzburger Protestanten und die böhmischen Brüder Zinzendorfs mit den harten Pilgervätern Neu-Englands, die jenseits des stürmischen Meeres eine Stätte suchten, wo sie ihrem Gott in ihrer Weise dienen konnten, wo sie aber zugleich Engländer bleiben konnten. Beides, ihren Glauben und ihr stolzes Volksbewusstsein, nahmen sie mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über das Meer; ehe sie ans Land gingen, machten sie aus ihrem nationalpolitischen Instinkt heraus an Bord der Mayflower eine Verfassung und wählten ihren Governor. So nahm im Jahre 1620 ein Herrenvolk Besitz von einer neuen Welt.

Wie anders unsere Landsleute im 18. Jahrhundert. Viele Tausende, die unter heimischem Druck seufzten, wurden in die Fremde gelockt und hinübergeschafft von schändlichen Seelenverkäufern als weisse Sklaven, „indented servants", deren Lage besser als durch lange Worte durch die folgenden, nach Sartorius von Waltershausen zitierten Zeitungsannoncen aus Philadelphia bezeichnet wird:

„Das Schiff Polly, Kapitän Robert Foster, ist von Rotterdam angelangt mit 250 deutschen Leuten. Selbige sind alle frisch und gesund. Man melde sich usw."

„Es sind noch 50—60 deutsche Leute, welche neulich von Deutschland angekommen sind, vorhanden . . . . darunter zwei Schulmeister, Handwerksleute und Bauern, auch artige Kinder, sowohl Knaben als Mädchen. Sie möchten für ihre Fracht dienen."

Über die Lage des deutschen Menschenmarktes in Amerika gibt Sartorius von Waltershausen eine charakteristische Äusserung des zeitgenössischen Geschichtsschreibers des Freistaats von Nord-Amerika, D. von Bülow:

„Rüstige Ackerknechte und Handwerker lassen sich gar leicht verkaufen, zuweilen aber schleicht sich ein unverkäuflicher Artikel mit ein. Dergleichen schlechte Artikel sind Offiziere und Gelehrte. Der Kapitän, welcher dergleichen Ware importiert, kennt den Markt nicht."

Die deutschen Einwanderer des 19. Jahrhunderts waren ländliche Tagelöhner, jüngere Bauernsöhne, gelernte und ungelernte Handarbeiter. Dazu kamen in beschränkter Zahl Kaufleute und Akademiker, diese besonders in den traurigen Reaktionsperioden der 20er und 50er Jahre and in der Zeit der Überproduktion von Intelligenzen in den 80er und 90er Jahren. Dann ist schliesslich noch hinzuweisen auf die verlorenen Kinder des alten Vaterlandes, gestrandete Offiziere, verbummelte Studenten, bankrotte Kaufleute und Landwirte und ähnliche Existenzen, die oft durch den scharfen Luftzug des amerikanischen Lebens geläutert wurden, oft in seinem Strudel untergingen. Die grosse Menge war ein arbeitsfroher Menschenschlag, der bei der Erschliessung des Westens, im Hinterwalde und besonders in den Präriestaaten eine ganz hervorragende Rolle als Pionier des Ackerbaus gespielt hat. Namentlich auch die deutsche Frau, die im Gegensatze zur Angelsächsin nicht nur als tüchtige, sparsame Hausfrau, sondern auch mit Hacke und Spaten in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feld und Garten dem Manne zur Seite stand, leistete ihren Anteil an dieser Kulturarbeit. Als Farmer zerstreut unter Englisch redenden, als kleinbürgerliche Minderheiten in den angelsächsischen Städten sind diese Leute vielfach zu behäbigem Leben, manchmal auch zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangt. Sie haben gewiss manchen Zug deutschen Frohsinns, deutscher Herzlichkeit und Gemütlichkeit hineingetragen in das kältere fremde Volk, aber man kann nicht sagen, dass sie Apostel deutscher Kultur im höheren Sinne des Wortes gewesen sind. Eine deutsch-amerikanische Kultur gibt es nicht in den Vereinigten Staaten.

Daraus den deutschen Einwanderern einen Vorwurf zu machen, ist ungerecht. Sie kamen arm und ohne deutsche Kultur, oft Stiefkinder unseres Vaterlandes. Sie sahen sich bei ihrer Ankunft einer überlegenen geistigen und vor allem einer überlegenen materiellen Kultur gegenüber, deren Sprache sie nicht verstanden, deren Formen ihnen imponierten und in die hinein zu gelangen ihr Ziel sein musste, wenn sie nicht untergehen wollten. Diejenigen, die emporstiegen, wuchsen mit Naturnotwendigkeit in diese Kultur hinein und genossen ihre Güter. Ist diese Kultur noch oft an sich parvenühaft, so trat das Parvenühafte doppelt stark hervor bei dem Emporkömmling aus fremden, kleinen Verhältnissen. Mancher blickte von der vermeintlichen Höhe der neuen Kultur herab auf die deutsche, die er nicht kannte, auch in der alten Heimat nie gekannt hatte.

So konnte die deutsche Kultur die Söhne des Vaterlandes nicht bei ihrem Volkstum halten. Am festesten hält ihn noch die Kirche, besonders das strenge Luthertum, doch auch in diese konventikelartigen Kreise dringt das Englische ein. Selbst wenn der Deutsche persönlich mit Liebe und Treue an seiner Sprache und seinem Volkstum hängt, auf die Dauer sind die Verhältnisse stärker als die Menschen. Es ist zuzugeben, dass die Entwickelung unseres Landes seit 1870 und die glänzenden Erfolge deutscher Wissenschaft, deutschen Gewerbes und deutscher Organisation in St. Louis die Position der Deutsch-Amerikaner drüben gestärkt haben. Aber täuschen wir uns nicht über die wahre Sachlage: alle ihre Veranstaltungen haben den Blick nach rückwärts gerichtet, auf Kommersen, Krieger- und Sängerfesten, auf deutschen Tagen, in deutsch-amerikanischen Liedern klingt immer die Sentimentalität durch, das wehmutsvolle Gedenken an Zeiten, die vergangen sind, unwiderruflich vergangen sind. Die Zukunft sieht amerikanisch aus. Bestenfalls spricht die zweite Generation noch ein mässiges Deutsch, die dritte ist amerikanisiert. Sitte und Schule tun mit tödlicher Sicherheit ihre einebnende Arbeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Insbesondere weise ich auf den mächtigen Einfluss der amerikanischen Schulen hin. Sie gelten als nationales Heiligtum; ihr Erziehungsideal ist „der amerikanische Bürger"; auf dem ersten Blatte der Fibeln leuchten die Sterne und Streifen, und die Sterne und Streifen wehen von allen öffentlichen Schulgebäuden des weiten Landes. In den Grossstädten, wo die Einwanderer zusammenströmen, gilt die „Americanisation" der fremden Kinder offen als ein Hauptzweck der Elementarschulen. Diese Americanisation ist nicht zu vergleichen mit der Germanisierung, die wir in unsern Grenzgebieten zu betreiben haben. Wir haben es mit widerstrebenden Fremden zu tun, die hartnäckig an ihrem Volkstum hängen und uns bewusst feindselig gegenübertreten. Anders in Amerika. Die Erwachsenen müssen die neue Sprache annehmen, wenn sie wirtschaftlich nicht untergehen wollen. Sie wollen Kinder des neuen Volkes werden, dem sie sich freudebrausend an das Herz werfen. Und dieses neue Volk, die freien grossen Verhältnisse, üben einen starken Zauber aus. Einen solchen Zauber übt auf das heranwachsende Geschlecht die amerikanische Erziehung, die das Kind nicht regiert, wie unsere Schule, sondern die schmeichelnd das Kind umwirbt. Geht durch unsere Schule oft ein Zug der herben Strenge, so gibt das heitere Spiel der amerikanischen Schule ihr Gepräge. Und diesem Geiste, in dem der Amerikanismus ihm sich naht, widersteht das Kind nicht, wie die Geschichte lehrt, wie auch Eltern bezeugen, die vorübergehend in Amerika wohnen.

Für Erwachsene gibt es trade schools, wo in einigen Monaten die Elemente eines Handwerks und zugleich die englische Sprache erlernt werden können. Fortbildungsschulen, deren ausgesprochener Hauptzweck die Americanisation ist, sind in allen Grossstädten. Ich sah in einer Fortbildungsschule im wildesten Chicago, wo unter den Schülern 28 verschiedene Nationalitäten vertreten waren, ein junges Mädchen von vielleicht 25 Jahren mit Takt und Liebenswürdigkeit und augenscheinlichem Erfolge an dieser Assimilierungsarbeit. Einzelne Staaten, wie Massachusetts, erzwingen durch Gesetz den Besuch solcher Fortbildungsschulen von allen jugendlichen Arbeitern unter 21 Jahren, die des Englischen nicht hinreichend mächtig sind.

Überall, in Schule und Leben, tritt dem fremden Besucher das stolze Selbstbewusstsein des Amerikaners entgegen, um den wir Grund haben, ihn zu beneiden, das sich aber oft zu blinder Überhebung steigert. Es beruht auf der Erinnerung an eine grosse Geschichte, auf dem Erleben einer grossen Gegenwart und auf dem Glauben an eine noch grössere Zukunft. Es wurde gesteigert, oft nervös gesteigert, durch den leichten Sieg über das altersschwache Spanien, und den infolge des labilen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zustandes des europäischen Gleichgewichts immer mehr steigenden politischen Einfluss der jungen Weltmacht. Das Bewusstsein des „civis americanus sum" wird täglich bei den breitesten Massen neu genährt, nicht durch das Gefühl des Hasses gegen andere Völker, sondern durch das des Mitleids und der Überlegenheit gegenüber den armseligen Proletariermassen Europas, die Brot und Freiheit suchend an die Schwelle der neuen Welt treten. Eine gewissenlose Presse tut das Ihrige, um Europa, speziell Deutschland, als Land der Tyrannei, der Soldatenschinderei und der Hungerlöhne in den Augen der kritiklosen Menge herabzusetzen.

Politischen Einfluss haben die Millionen Deutscher drüben, wenn man von wenigen Ausnahmen, die sich meist auf die 48er, die Sklavenfrage und die Temperenzgegnerschaft beziehen, absieht, nicht ausgeübt. So wenig es eine deutsch-amerikanische Kultur gibt, gibt es eine deutsch-amerikanische Politik.

Unsere Landsleute waren meist politisch ungeschult, ihr Sinn stand auf die Wirtschaft. Und wenn sie es zu etwas bringen, so ist ihnen meist das Geld ein Mittel zum Genuss und nicht ein Machtmittel, wie dem Kapitalisten amerikanischer Herkunft. Man hat wohl gesagt, dass Hoboken eine Vorstadt von Hamburg sei, wo ausser Deutschen nur ein Irländer wohnte; und diesen einen Irländer wählten die Deutschen regelmässig zum Mayor. Das ist natürlich ein Scherz, aber in diesem Scherze liegt eine tiefe bittere Wahrheit.

Einen grossen aktiven politischen Einfluss der Deutsch-Amerikaner zu erhoffen, ist eine Vorstellung, die nur zu schmerzlichen Enttäuschungen führen wird; wohl aber kann man erwarten, dass der deutsche Bevölkerungsteil einer direkt deutschfeindlichen Politik, auf welche die von Engländern und nativistischen Schreiern bediente Presse, auch wohl Polen und andere Elemente hindrängen, hemmend entgegenwirke. Dazu bedarf es aber keines Nachschubes von deutschen Proletariern. Das kann und tut, wie mir scheint, eine kleine Auswahl gebildeter Deutsch-Amerikaner, die meist der ersten Generation angehören. Bei einer andern kleinen Gruppe macht sich eine Reaktion der Nationalität auf dem Umwege über den Familiensinn geltend. Auf einer gewissen Kulturhöhe regt sich der Sinn für die Vergangenheit; es stellt sich ein Ahnen-Bedürfnis ein, und der erwachende Sinn für Geschichte und Familie führt zur Mutterkultur zurück. Diese wird dann als etwas Neues studiert: man verfolgt den deutschen Einfluss bei der Erschliessung des Landes, man tritt der Überhebung des Nativismus entgegen. Die Masse der Anglo-Amerikaner lohnt dieser klei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen Auslese ihre Arbeit schlecht. So wurde der Professor Göbel für sein schönes tapferes Büchlein über das Deutschtum in Amerika vielfach beschimpft und zeitweise sogar von seinem akademischen Lehramte vertrieben.

Nach dem, was ich bis jetzt mir die Freiheit nahm, Ihnen vorzutragen, meine Herren könnten Sie vielleicht entnehmen, ich sei der Ansicht, dass kein deutscher Einfluss in den Vereinigten Staaten wirke. Das würde falsch sein. Deutsche Wissenschaft, deutsche Erziehungsgedanken und deutsche Musik sind wesentliche Kulturfaktoren in Amerika geworden. Aber sie gründen sich nicht auf eine deutsch-amerikanische Kultur, sondern auf den unmittelbaren Einfluss Alt-Deutschlands, der zum kleinen Teile durch auswandernde Deutsche erster Generation, zumeist aber durch Amerikaner vermittelt wird, die in Deutschland studieren.

Ich habe geglaubt, etwas ausführlich das Thema des Deutsch-Amerikaners behandeln und meine Anschauung darüber scharf hervorheben zu sollen, weil auf diesem Gebiete gut gemeinter, ehrlicher, deutscher Patriotismus manchmal durch eine rosa Brille sieht.

In der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, dem anzugehören ich mir als Ehre rechne, steht in diesem Jahre zu lesen: „An 13 Millionen Deutsche sind seit zwei Jahrhunderten in die Vereinigten Staaten eingewandert, an 10 Millionen sprechen heute deutsch, und Deutsch wird jetzt anstelle des Französischen, als zweite Sprache in den Schulen gelehrt." „Der ‚Typus Amerikaner' aber ist nur ein Begriff, keine Wirklichkeit; es gibt drüben keine völkische Einheit, und es wird vermutlich eine solche nie geben. Und warum soll die Union nicht ein Staatenbund oder ein Bundesstaat nach Art der Schweiz werden? . . . Gemeinsam allen Amerikanern ist zurzeit nur das Recht und die englische Amtssprache; eine amerikanische ‚Rasse' aber gibt es so wenig, wie etwa eine schweizerische oder eine österreichische oder auch romanische Rasse."

Das sind gemeingefährliche, unrichtige Sätze, die auf vollständiger Unkenntnis Amerikas beruhen und denen man, um bösen Enttäuschungen vorzubeugen, nicht zeitig und nicht deutlich genug entgegentreten kann. Nicht 13 Millionen Deutsche, sondern höchstens die Hälfte davon sind in die Vereinigten Staaten eingewandert. Woher weiss der Verfasser, dass an 10 Millionen deutsch sprechen? Die Deutschen, die drüben leben, sprechen nicht schlechthin deutsch, sondern sie sprechen nach kurzer Anwesenheit im Lande englisch, und nur ein kleiner Teil von ihnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kultiviert in der ersten Generation sein Deutsch im Schosse der Familie und des Freundeskreises als einen kleinen hortus deliciarum.

Deutsch wird nicht anstelle des Französischen in „den Schulen" gelehrt, sondern gerade in den letzten Jahren ist das Deutsche von folgerichtig amerikanisch denkenden Schulmännern aus den öffentlichen Elementarschulen entfernt worden. Es wird in den öffentlichen Mittelschulen neben dem Lateinischen, Griechischen, Französischen und Spanischen, meist als Wahlfach, betrieben, und zwar gewöhnlich recht schlecht betrieben, wie ich aus eigener Beobachtung weiss, etwa wie das Französische auf manchen deutschen Gymnasien. Die deutschen Schulen, die noch vorhanden sind, sind meist Kirchenschulen und einige wenige Privatschulen. Beide gehen zurück, während die amerikanische Nationalschule mit Riesenschritten vorwärts schreitet und, wie oben gezeigt ist, erfolgreich im Dienste der Americanisation steht.

Der Typus Amerikaner endlich hat sich in wunderbarer Einheitlichkeit entwickelt. Er ist einheitlicher als der Typus des Deutschen in der alten Heimat. Unterschiede, wie zwischen dem Friesen und Obersachsen, zwischen dem Ostpreussen und dem Rheinländer gibt es unter den englisch redenden Amerikanern nicht, trotz all den Unterschieden, die naturgemäss zwischen der Kultur Neu-Englands und westlicher Barbarei bestehen. Wie mit Naturnotwendigkeit Schritt auf Schritt die Einwanderer hineinsteigen in das Amerikanertum, habe ich mich bemüht vorher zu zeigen. Der starke Zufluss guten deutschen und skandinavischen wie des minderwertigen südost-europäischen Blutes mag auf die Gestaltung des Typus „Amerikaner" einwirken. Aber vorhanden ist der Typus, und er wird nicht nur einheitlich bleiben, sondern immer einheitlicher werden; seine Sprache wird das Englische sein, und zwar seine einzige Sprache. Doppelsprachige Generationen und doppelsprachige Grenzstriche kann es geben und gibt es, aber doppelsprachige Völker kennt die Weltgeschichte nicht.

Sie gestatten mir wohl, Ihnen einige kurze Sätze aus amerikanischer Feder zu diesem Kapitel vorzulesen: „Wir heissen den Deutschen oder Irländer willkommen, wenn er Amerikaner wird. Wir können ihn nicht gebrauchen, wenn er Deutscher oder Irländer bleibt. Wir haben keinen Raum für Deutsch-Amerikaner oder Iro-Amerikaner, wir brauchen nur Amerikaner schlechthin. Der Name Amerikaner ist der höchste Ehrentitel, und wer das nicht glaubt, hat kein Recht auf ihn, und je eher ein solcher Mensch nach Europa zurückgeht, desto besser. Übrigens bleibt doch der Einwanderer, der kein Amerikaner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, auch kein Europäer, er wird gar nichts. Wenn er versucht, seine alte Sprache zu bewahren, wird sie im Verlaufe einiger Generationen ein barbarischer Jargon, wenn er versucht, seine alten Sitten und Lebensgewohnheiten zu bewahren, wird er nach einigen Generationen ein ungeschliffener Sonderling."

„Er muss nur unserer Flagge huldigen; sie muss nicht nur zuerst kommen, sondern keine andere Flagge darf auch nur an zweiter Stelle stehen. Er muss lernen, Washingtons Geburtstag an Stelle des Geburtstages der Queen oder des Kaisers, den 4. Juli an Stelle des St. Patricks-Tages zu feiern."

„Es ist dringend notwendig, unsere Einwanderung durch eingreifendere Gesetze einzuschränken und zu regulieren, und zwar, um lohndrückende Arbeiter, Rassen, die sich uns nicht willig angleichen, und unwürdige Einzelwesen aller Rassen (Verbrecher, Geisteskranke und — schwache, hoffnungslos Verarmte und Anarchisten) fernzuhalten."

Das sagte nicht irgendein Mr. Jones oder Mr. Smith, sondern es sind Worte, die Theodore Roosevelt in seinen „American Ideals" schrieb. Sie kennzeichnen die Stimmung weiter und massgebender Kreise drüben. Die im letzten Absatze geforderten Einwanderungseinschränkungen sind erfolgt. Und ich glaube, wenn sie auch nicht in erster Linie auf uns gemünzt sind, so werden sie doch auch einschränkend auf die deutsche Einwanderung wirken — nicht zum Schaden für uns. Ich bin aber auch der festen Überzeugung, dass man diese Gesetze, wenn wirklich Gefahr im Verzuge ist, immer schärfer machen, ja selbst, wenn es nötig wäre, zum Einwanderungsverbot steigern wird. Man kann dem Yankee manches nachsagen, aber schüchtern ist er nicht. Durch europäische Zuwanderung droht dem weissen Amerikaner keine ernstliche Gefahr in seiner Existenz, er hält die Hand am Ventil. Die grosse Existenzfrage für die Vereinigten Staaten liegt anderswo, das ist das Negerproblem, von dem wir hier nicht handeln können.

Ich komme zum Schlusse und fasse mich dahin zusammen: der deutsche Auswanderer, der in die Vereinigten Staaten geht, ist dem deutschen Volkstume verloren. Die Geschichte zeigt, dass deutsche Individuen, die in vorhandene angelsächsische Gesellschaften eindringen, dem mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes wirkenden Anglisierungsprozess unterliegen. Der deutsche Auswanderer geht nicht nur uns und unserer Volkswirtschaft verloren, sondern er stärkt unsern gefährlichsten Konkurrenten.

Es ist unsere Pflicht im nationalen Interesse, sowie auch im privaten Interesse der Mehrzahl der

Auswandernden, eine Warnungstafel an dem Wege nach Nordamerika aufzurichten. Freier Sitz auf eigenem Boden ist dort für die Meisten nicht mehr zu haben. Es ist unsere Pflicht, in die breite Masse derer, die auswandern wollen, Aufklärung über andere Gebiete zu tragen, wo noch Raum für den Colonus ist. Und diese Gebiete liegen einmal bei uns im deutschen Osten und dann auf der Südhälfte der neuen Welt. Dort in Südbrasilien findet der deutsche Auswanderer Land und sichere Aussicht, zur Selbständigkeit und gutem Auskommen zu gelangen; dort sitzt der deutsche Bauer auf freier Scholle im Urwalde, ein deutsches Herrengeschlecht, das nicht nur deutsch bleibt, sondern auch andere Elemente sich angleicht.

Wenn ein Neu-Deutschland, das heisst, nicht ein politisch von uns abhängiges Gebilde, sondern ein eigenes grosses Gebiet deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschen Landbaus und deutschen Unternehmungsgeistes möglich ist, so ist es dort im gemässigten Brasilien. Und dass ein solches Neu-Deutschland jenseits der See, ich wiederhole es nochmals, nicht eine Kolonie im landläufigen politischen Sinne, für uns eine nationale Notwendigkeit ist, das kann nur der leugnen, dessen Gesichtskreis durch einen Bretterzaun begrenzt ist. Dass unsere Tagung dazu beitragen möge, diesen Bretterzaun des deutschen Philisters niederzubrechen, das ist mein herzlicher Wunsch!

Die Fürsorge für die Auswanderung.

Von Dr. **Karl Thiess,** Professor an der Technischen Hochschule, Danzig.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Auswandererfürsorge ist in Deutschland entfernt nicht so alt wie die überseeische Auswanderung selbst. Sie beginnt erst im 19. Jahrhundert. Die einschlägigen ausländischen Verhältnisse müssen nach Plan und Umfang dieses Referats hier ausser Rücksicht bleiben.

Die deutschen Staaten, die selbst keine Kolonien hatten, bemühten sich früher nur, die Auswanderung zu verhindern und zu unterbinden. Sie wollten Leute ins Land ziehen, keine abgeben. Sie sahen in den überseeischen Auswanderern ganz und gar keine besonderen Schutzes würdige Subjekte. Und auch die öffentliche Meinung, wenn sie vom Schiffbruch der schlecht gebauten „schwimmenden Särge", von ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heerenden Seuchen auf den überfüllten kleinen Seglern, von raffinierter Verleitung und Ausbeutung der Auswanderer durch holländische und englische „Seelenverkäufer" oder von brutaler Vergewaltigung und Versklavung der Einwanderer über See hörte, sagte nur mit philiströser Tugendhaftigkeit: So muss es allen schlechten Menschen gehen! Bleibe im Lande und nähre dich redlich! In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden humanitäre Bestrebungen und die Bemühungen deutscher Patrioten, deutschsprachige Kolonien in Amerika zu schaffen, noch nicht mächtig genug, um vielen Einfluss auf diese Grundstimmung üben zu können.

Es war ein weltgeschichtliches Verdienst Bremens, dass es die Auswanderung schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts früh als eine unaufhaltsame Massenerscheinung erkannte, die man nicht mit Polizeimitteln unterdrücken, die man höchstens regeln und von offenkundigen Missständen reinigen, dadurch dem eigenen Hafen zulenken könnte. Bremen schuf den ersten Auswandererschutz, die Kontrolle der Auswandererbeförderung und der Unterbringung in der Stadt und auf den Schiffen, gewann damit das Vertrauen der Auswandernden und ihren Zuspruch, gewann so bis zum heutigen Tag die feste Grundlage seiner mächtigen Seestellung. Hamburg folgte erst später mit Entschiedenheit, so spät, dass es in der Passageschiffahrt bis heute an die zweite Stelle gedrängt wurde, aber noch früh genug, um an der gerade damals rapide steigenden Massenauswanderung Anteil zu gewinnen und den Anforderungen der Auswanderung entsprechend seine Flotte modern und mächtig auszubauen. Die Auswanderung hat unserm Lande die Schaffung der beiden grössten europäischen Reedereien ermöglicht und ist die Grundlage für unsere ganze Überseeschifffahrt und mittelbar für ein gutes Stück unserer Weltstellung geworden. Die gute Fürsorge für die Auswanderer in den deutschen Häfen hat wesentlich dazu mitgewirkt, den Strom deutscher Reisenden und Waren von Havre, Antwerpen, Rotterdam und England weg- und hauptsächlich den eigenen Häfen zuzulenken.

Das Deutsche Reich konnte es zunächst bei diesen Massnahmen seiner Haupthäfen bewenden lassen. So lange die deutsche Auswandererziffer in die Hunderttausende ging, hatten weite Inlandkreise wenig Lust, den Auswanderern ihr Vorhaben noch bequemer zu machen. Erst als Deutschland immer mehr Waren, immer weniger Menschen exportierte, wurde der Wunsch mächtig, auch die Auswanderer unserer friedlichen Weltpolitik und dem Warenexport nutzbar zu machen, sie dem Wirtschaftsleben und der Kultur des Heimatlandes planmässig zu erhalten. Ein Auswandererschutz und eine Auswandererfürsorge wurden für das ganze Reich auf breiterer Grundlage aufgebaut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Auswandererschutz brachte das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen vom 9. Juni 1897, das sich grossenteils an die früheren Hamburger Bestimmungen eng anlehnte. Das Gesetz sorgt dafür, dass die einmal zur Auswanderung entschlossenen Deutschen in gute Hände kommen. Die Auswanderungsunternehmungen, die gewerbsmässige Beförderung von Auswanderern wurde von behördlicher Erlaubnis abhängig gemacht. Ebenso brauchen die Auswanderungsagenten der Unternehmer eine behördliche Konzession, die von Bedürfnis, Reichszugehörigkeit, Kaution und moralischer Eignung abhängt. Das gewerbsmässige Verleiten zur Auswanderung und das Anwerben von Auswanderern ist verboten. Nur zur Auswanderung Entschlossene sollen beraten und befördert werden. Diese Bestimmung wird durch die sorgfältige Auswahl bei der Konzessionierung der Auswanderungsorgane geschützt. Soll niemand zur Auswanderung verleitet werden, so wird anderseits aber auch kein Deutscher mehr an der Auswanderung verhindert und auch keiner in der freien Wahl seines Auswanderungszieles beschränkt. Nur Wehrpflichtige und gerichtlich Verfolgte werden von den noch erhaltenen Beschränkungen der Auswanderung getroffen.

Für die Klarheit, Korrektheit und Billigkeit der den Auswanderern gestellten Bedingungen und ihrer Behandlung sorgen Normativbestimmungen des Reichs. Diese fordern, dass die ganze Fahrt vorauszuzahlen ist, dass alle Nebenspesen und unübersichtlichen Nebenbestimmungen zu beseitigen sind, dass die Reiseroute und die Bestimmungshäfen genau bezeichnet und innegehalten werden, dass in formell abzuschliessenden Beförderungsverträgen namentlich jede Nachzahlungs- und Arbeitspflicht am Bestimmungsorte streng vermieden wird, dass auch niemand befördert wird, dem fremde Regierungen oder Unternehmer gegen Zahlung der Überfahrt solche Bestimmungen auferlegt haben. Gerade aus solchen Verpflichtungen hatten sich früher schlimme Hörigkeitsverhältnisse, eine „weisse Sklaverei", entwickelt, jahrelange Arbeitsverpflichtungen, für Kinder regelmässig bis zur Mündigkeit. In Philadelphia wurden im 18. Jahrhundert ganz regelmässig in der Zeitung unter Verkaufsanzeigen „deutsche Leute" annonciert, mit Angabe über Zahl, Alter, besondere Leistungsfähigkeit und Angabe der Jahre, die sie noch abzuarbeiten hätten. Noch später, im 19. Jahrhundert, kamen derartige bedenkliche Verhältnisse in Brasilien vor und veranlassten die preussische Regierung zu dem Verbot der Auswanderung nach Brasilien, dessen langdauernde Wirkung wir heut unter anderm Gesichtspunkte, im Interesse der südbrasilianischen deutschen Kolonien, beklagen. Alle Auswandererschiffe werden von Reichskommissaren in Hamburg und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bremen überwacht, jedes Schiff, das Auswanderer führt, vor der Abreise daraufhin besichtigt, ob das vorgeschriebene Mindestmass von Sicherheit, Wohnraum für jeden einzelnen und Proviant vorhanden und die Unterbringung ordnungsmässig erfolgt ist. Über die ausreichende und sorgfältige Ausrüstung der Schiffe wacht das Reich. Das ganze Auswanderungswesen ist dem Reichskanzler unterstellt worden, dem ein Sachverständigenbeirat zur Seite steht. Ergänzend überwacht und regelt die hansestädtische Polizei die Unterbringung der Auswanderer in den Hafenstädten und ihren konzessionierten Auswanderer-Herbergen.

Auswanderungsunternehmer wurden nur in ganz geringer Zahl konzessioniert und immer nur für ganz bestimmte Routen: für die nordamerikanische Fahrt die grossen Reedereien in Hamburg, Bremen, Antwerpen, Havre, Southampton und Liverpool. Den englischen Linien sind ganz bestimmte Linien für die Zufahrt der Leute nach England und Einrichtungen, wie deutsch-sprechende Bedienung, ordnungsmässige Ausrüstung und dergleichen vorgeschrieben. Ein deutscher Angestellter ist als verantwortlicher Träger ihrer Konzession zu benennen. Weiter geht nur die Konzession der Hamburg—Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd und einiger ihrer Agenten. Diese Linien dürfen Auswanderer ausser von ihren Heimathäfen von den grossen nordwest-europäischen und italienischen Häfen befördern, und ihre Konzession umschliesst alle Einwanderungsländer, die dem Reich überhaupt für eine Einwanderung unbedenklich erscheinen. Nur nach Westindien, dem tropischen Mittel- und Südamerika, nach Afrika, mit Ausnahme des Nord- und Südrandes, den australischen Inseln und mehreren Teilen Asiens hat das Reich überhaupt keine Konzession zur gewerbsmässigen Auswandererbeförderung erteilt. Die Abwanderung in deutsche Kolonien fällt dagegen rechtlich nicht unter Auswanderung, und ihre Vermittelung ist in diesem Sinne nicht konzessionspflichtig.

Die beiden grossen deutschen Gesellschaften befördern ausser mit eigenen zum Teil auch mit Schiffen der mittleren deutschen Reedereien und einiger englischer und holländischer Gesellschaften Auswanderer auf Grund ihrer Konzession und unter ihrer Aufsicht und Verantwortung. Die Passagechefs beider Reedereien stehen dem Reiche für die Erfüllung aller Pflichten persönlich ein. Ausser den Reedereien hat nur noch die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft in Hamburg eine besondere Konzession für Südbrasilien. Sie benutzt aber für ihre Beförderung ausschliesslich unsere grossen Reedereien.

Wie den Auswandererschutz von den Hansestädten, so hat das Reich die positive Fürsorge von gemeinnützigen Unternehmungen gelernt. Vereine und Auskunftsstellen für Auswandererschutz

in Hannover und Dresden, der Deutsch-brasilische Verein, der Zentralverein für Handelsgeographie und namentlich zwei von religiösen Gesichtspunkten ausgehende Vereine gingen voran: der Evangelische Hauptverein für deutsche Auswanderer in Witzenhausen und der katholische St. Raphaels-Verein in Limburg. Beide Vereine haben zunächst die religiöse Versorgung der Auswanderer ins Auge gefasst und sind von da aus zu einer allgemeinen Hilfstätigkeit gelangt. Der evangelische Verein will nach einer Zeit verhältnismässiger Stille diese Seite seiner Tätigkeit wieder mehr betonen. Der katholische Verein nimmt unter den Wohlfahrtseinrichtungen der katholischen Kirche eine sehr geachtete Stellung ein und entfaltet unter dem Präsidium des Abgeordneten Cahensly eine grosse Tätigkeit, um in den Abfahrtshäfen den Auswanderern Gottesdienst und Hilfe und Rat zugänglich zu machen und sie auch in Amerika ihrer kirchlichen Gemeinschaft und dem Deutschtum zu erhalten. Schon v o r der Wanderung warnen und raten seine Vertrauensmänner. Seit seinem Bestehen hat der Verein $1^1/_4$ Millionen katholischer Auswanderer Dienste leisten können. Er hat innerhalb der katholischen Kirche den Kampf gegen anglisierende Bestrebungen der amerikanischen Geistlichkeit siegreich ausgefochten und damit einen wirksamen Schutz deutscher Sprache und Wesenheit geschaffen. Der Raphaels-Verein und ebenso der evangelische Hauptverein haben, wie in den Einschiffungshäfen, so auch in den hauptsächlichen überseeischen Ankunftshäfen Vertrauensmänner, die die Einwanderer bei ihrer Ankunft stützen und beraten und zum Teil in eigenen „Heimen" beherbergen können.

Bei Schaffung des Reichsauswanderungsgesetzes regte sich sofort der Wunsch, eine p o s i t i v e F ü r s o r g e anzuschliessen, um die Auswanderungslustigen hinsichtlich ihrer Wanderungsziele und -pläne zu beraten und zu lenken. Aus politischen Gründen, um Konflikte und Argwohn in den Einwanderungsländern zu vermeiden, aus dem weiteren Grunde, um nicht durch die Autorität b e h ö r d l i c h e r Ratschläge eine schwere Verantwortung zu übernehmen, lehnte das Reich die Einrichtung einer e i g e n e n Fürsorgestelle ab. Es unterstützt jetzt mit jährlich 30 000 Mark die Auskunftsstelle, die seit April 1902 die Deutsche Kolonialgesellschaft eingerichtet hat. Eine Reichsstelle hätte sicherlich auch unter der Scheu der Auswanderer, sich einer Behörde anzuvertrauen, gelitten. Die Auskunftsstelle soll deshalb im Gegenteil alles möglichst vermeiden, was den Eindruck einer Behörde und einer behördlichen Geschäftsstelle wachruft.

Diese Z e n t r a l a u s k u n f t s s t e l l e f ü r A u s w a n d e r e r in Berlin, an deren Verwaltung auch die schon genannten gemeinnützigen Auswanderungsvereine durch ihre Vertreter beteiligt sind, besteht in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berlin, Schellingstrasse 4, unter Leitung des Kaiserlichen Konsuls z. D. Lehmann. Sie ist eine Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft. Diese Stelle hat die mündliche und schriftliche Beratung der deutschen Auswanderungslustigen zur Aufgabe. Sie hat die schwierige Aufgabe zu lösen, alle die lehrreichen Mitteilungen, wie sie zahlreich auf dem Kolonialkongress, in Schriften und Zeitungen und Versammlungen über die Vorzüge einzelner Auswanderungsziele vorgebracht werden, an die richtige Stelle gelangen zu lassen, an die Auswandernden selbst, und sie wirksam zu machen. Derartige Vorschläge disponieren oftmals über die Massenauswanderung sehr geschickt und energisch und wollen sie bestimmten grossen Plänen dienstbar machen. Aber die Urheber der Vorschläge haben die Auswanderermassen nicht in der Hand. Diese sind überhaupt jeder planmässigen Einwirkung gegenüber sehr scheu und schwer zu fassen und sehr schwer von dem traditionellen Ziel Amerika — „nach Amerika gehen" nennen sie ja kurz das Auswandern — abzulenken. Da war die Zentralauskunftsstelle als Vermittlerin von Theorie und Praxis, von Wünschen und Können in der Auswanderungspolitik eine zwingende Notwendigkeit. Sie prüft, ob die Fragesteller nach ihren persönlichen Qualitäten, ihrer Bildung und beruflichen Ausbildung, ihrem Kapital usw. bei der Auswanderung und speziell bei den von ihnen ins Auge gefassten Zielen Aussichten haben, gibt Auskunft über die verschiedenen Länder und Landesteile, über deren Einwandererbedarf und Chancen für die einzelnen Berufe und Fähigkeiten. Im letzten Jahre wurden 515 mündliche und 2344 schriftliche Auskünfte erteilt. Das ist namentlich hinsichtlich der wirksamsten, der mündlichen Auskünfte, bei denen alle Verhältnisse eingehend diskutiert werden können, ersichtlich noch recht wenig. Es wird wesentlich sein, dass alle Freunde unserer Weltpolitik zum Bekanntwerden dieser segensreichen Einrichtung noch weiterhin immerfort beitragen.

Die Auskunftsstelle arbeitet für die hauptsächlichsten Gebiete, nach denen eine deutsche Einwanderung besteht oder nach denen eine solche aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen besonders empfehlenswert erscheint, Auskunftshefte aus, die über die politischen, wirtschaftlichen und Einwanderungsverhältnisse Mitteilungen und praktische Winke enthalten. Solche Hefte bestehen für alle deutschen Kolonien und sind für diese von unserer Kolonialverwaltung bearbeitet worden, ferner für eine Anzahl südamerikanischer, nordamerikanischer und anderer Länder und Landesteile. Diese Hefte sind gegenwärtig grossenteils in Neubearbeitung. Die Hefte und ein „Leitfaden" für die Auskunftserteilung an Auswanderungslustige ermöglichen es den Abteilungen der Kolonialgesellschaft und den einschlägigen gemeinnützigen Fachvereinen, auf Grund des gleichen Materials ihrerseits sich an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auskunftserteilung zu beteiligen und so die meist erwünschte Form der mündlichen Auskunftsverhandlung auszudehnen. Die Veröffentlichungen der Zentralstelle sollen demnächst noch weiter ausgebaut und vermehrt werden, was durchaus erfreulich erscheint.

Die Auskunftsstelle warnt die ihr ungeeignet erscheinenden Auswanderungslustigen vor der Auswanderung, je nachdem überhaupt oder vor bestimmten Zielen, und gibt Auskunft über die Gebiete, nach denen gefragt wird. Insbesondere laufen bei ihr über die deutschen Kolonien Fragen ein. Sie empfiehlt anscheinend auch in geeigneten Fällen in vorsichtiger Form andere zweckmässigere Ziele, wo sich die Fragesteller in der Wahl ihrer Auswanderungsziele offensichtlich vergriffen haben, und empfiehlt da insbesondere Südbrasilien. Die Auskunftsstelle steht mit deutschen Behörden, Vereinen, Geschäftsleuten und andern geeigneten Auskunftspersonen im Auslande in Fühlung, verfolgt den Wechsel der wirtschaftlichen Verhältnisse, kann auf günstige Gelegenheiten zu Landkäufen und Niederlassungen hinweisen, bei Krisen rechtzeitig Warnungen ergehen lassen und dergleichen. Die Stelle überwacht auch die Tätigkeit der Agenten, die im Lande Unerfahrene zur leichtsinnigen Auswanderung nach ungeeigneten Zielen verlocken. Deren Wirken wird ihr bei ihrem Auskunftsdienste kund, und sie wirkt bei der Unterdrückung dieser gesetzwidrigen Handlungen mit.

Für den grössten Teil der deutschen Auswanderer, nämlich für alle nach den Vereinigten Staaten Auswandernden — und das sind auch in der letzten Periode noch rund neun Zehntel aller deutschen Auswanderer, das Gesetz der Trägheit und die hunderttausendfachen Beziehungen, die durch frühere Auswanderung dahin bestehen, wirken übermächtig nach — tritt der Tätigkeit der Berliner Auskunftsstelle eine ähnliche der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York zur Seite. Auch diese entfaltet eine ausgedehnte Hilfs- und Auskunftstätigkeit. Ihr umfangreicher „Leitfaden für deutsche Einwanderer nach den Vereinigten Staaten" wird zwar in seinem historischen Teil als stark parteipolitisch gefärbt bezeichnet, ist aber in den praktischen Abschnitten durchaus von Nutzen. In kleinerem Umfange üben auch andere deutsche Vereine im Ausland eine analoge, segensreiche Tätigkeit aus. — Die Fürsorge für die Ausgewanderten durch den Schulverein und alle in Einzelvorträgen des Kolonialkongresses berührten Bestrebungen: Gesellschaften, Genossenschaften, Missionen usw., fallen schon aus meinem Thema heraus.

Alle diese Fürsorgetätigkeit erfüllt einen doppelten Zweck: einen Wohlfahrtszweck und einen nationalen. Den gut beratenen und mit Auskunft unterstützten Auswanderern wird die Chance für Gedeihen und Fortkommen und Wohlergehen nach der Übersiedelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wesentlich erhöht, den ungeeigneten werden schwere Enttäuschungen erspart. Zugleich aber wird die Auswanderung dem nationalen Leben der Deutschen nach Möglichkeit nutzbar gemacht.

Die Zeiten sind längst vorbei, wo eine Massenauswanderung bestand und eine fühlbare Schwächung des deutschen Wirtschafts- und Geisteslebens bedeutete. Einer jährlichen Volkszunahme von 900 000 Köpfen in Deutschland gegenüber fällt eine Auswanderung von durchschnittlich 30 000 nicht ins Gewicht. Der natürliche Zuwachs und die Einwanderung über unsere Grenzen, die neuerdings unsere Auswandererziffer überholt hat, deckt den ganzen wachsenden Bedarf an Arbeitskräften im Lande. Ja, es kann sogar einmal für unser Wirtschaftsleben wieder eine Zeit kommen, wo das Ventil der Auswanderung für den heimischen Arbeitsmarkt angenehm empfunden wird, wo diese Erscheinung, die vorübergehender Ausdehnung und schneller Wiedereinschränkung fähig ist, einem Notstand der heimischen Arbeiter vorbeugen kann. Dabei denke ich nur an eine mässige Ausdehnung in naher Zukunft. Was in ganz ferner Zeit einmal sein wird, ob dann Deutschland wieder einmal Hunderttausende ständig über See entsenden muss, davon habe ich kein ganz klares Bild.

Dagegen können die 20 oder 40 000 Deutschen, die jährlich ins Ausland gehen, wenn sie dort fortfahren, sich als Deutsche zu fühlen, wenn sie wirtschaftlich und kulturell vorankommen, drüben sehr wertvolle Glieder unseres Volkstums und Stützen unserer überseeischen Beziehungen sein. Daher trägt die Förderung der Auswanderer durch Schutz- und Fürsorgeeinrichtungen, die diesen wirtschaftlich hilft, auch für das Deutschtum ihre Belohnung in sich. Aus solchen Erwägungen muss es tatsächlich für unsere Hilfs- und Auskunftsstellen erwünscht erscheinen, — und das erschien bei allen einschlägigen Erörterungen auf dem Kolonialkongress und in seiner Sektion für Fragen der Auswanderung schliesslich ohne weitere Prüfung als Hauptsache, — die Auswanderung dahin zu lenken, wo die Erhaltung des Deutschtums, die Stütze vorhandener deutscher Positionen und ein wirtschaftliches Wirken Hand in Hand mit vaterländischen Interessen angängig und wahrscheinlich erscheint, immer vorausgesetzt natürlich, dass solche Ablenkung der Auswanderung vor allen Dingen auch dem wirtschaftlichen Fortkommen günstige Chancen bietet. Denn nur unter dieser Voraussetzung werden und bleiben die Auswanderer national-wirtschaftlich wertvolle Elemente. National muss natürlich in erster Linie die Besiedelung unserer Kolonien erwünscht erscheinen. Aber auch dabei müssen zunächst die wirtschaftlichen Vorbedingungen der Ansiedelung in den Kolonien berücksichtigt werden und werden berücksichtigt. Grössere wirtschaftliche Schwierigkeiten müssen von einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Empfehlung zurückhalten. Demnächst kommen geschlossene deutsche Siedelungen in gemässigten Klimaten, in Südbrasilien, in einigen Teilen Argentiniens und Chiles, aber auch Kanadas und der Vereinigten Staaten in Betracht, deren Bedingungen in wirtschaftlicher und nationaler Beziehung besonders genau geprüft und berücksichtigt werden. So eng, wie manche Befürworter etwa südbrasilianischer Siedelungen es möchten, kann ein praktischer Auskunftsdienst den Kreis der empfohlenen Bezirke nicht ziehen. Denn dieser Dienst hat mit den Fällen zu rechnen, wo die Auswandernden über das Land ihrer Sehnsucht schon völlig mit sich im Reinen und nur noch hinsichtlich der Provinz oder Stadt einem Rate zugänglich sind. Zwar für deutsche Kaufleute und Techniker, für Handel und Schiffahrt unter deutscher Flagge kommt darüber hinaus die ganze Welt als Arbeitsfeld in Frage. Aber für dauernde Ansiedelungen von Landwirten und Handwerkern sind die Grenzen enger zu ziehen. Die national erwünschten Auswanderungsziele können insbesondere allen d e n Auswanderungslustigen empfohlen werden, denen sie auch wirtschaftlich gleich günstige Aussichten bieten als andere Ziele und die hinsichtlich der Wahl noch im Zweifel sind. Das sind freilich jetzt nicht übermässig viele, darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Die meisten sind dieser Beeinflussung zurzeit gar nicht zugängig, ganz gleich, wie autoritativ sie geübt wird und wie gute Gründe sie angibt. In dieser Hinsicht können wir nur auf eine allmählich fortschreitende Besserung hinarbeiten.

Nun waren erst im September 1905 in der angesehenen Versammlung des Vereins für Sozialpolitik über Wohlfahrtseinrichtungen, mit denen ihre Urheber ausserdem noch eigene Nebenzwecke verfolgen, sehr harte, ablehnende Urteile zu hören. Es fragt sich, ob solche Urteile auch hier in Frage kommen können, ob es gerechtfertigt werden könnte, zu sagen: die Auskunftsstellen wollen nur für das Deutschtum Propaganda machen. Der einzelne Fragesteller ist ihnen ganz gleichgültig. Der Auswanderer soll ihnen deshalb nur mit äusserstem Misstrauen nahen. Indessen dagegen können und müssen wir rund sagen: n e i n, diese nationalen Nebenzwecke s c h ä d i g e n den Fürsorgezweck durchaus n i c h t, sondern f ö r d e r n ihn. In w i r t s c h a f t l i c h e r Hinsicht werden die Auskünfte unparteiischer, gemeinnütziger Stellen um so sorgfältiger ausfallen und um so besser die Interessen des Fragenden wahren, wenn diesem nicht nur ein letzter deutscher Liebesdienst erwiesen wird, ehe er aus der Volksgemeinschaft ausscheidet, sondern wenn diese Hilfe ein neues festes Band der Dankbarkeit und nationalen Zusammengehörigkeit knüpfen soll, wenn man die Auswandernden zu potenten Mitgliedern der Deutschen im Auslande machen und sie schon deshalb möglichst günstig hinstellen will.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausserdem aber sind wir alle der Überzeugung, dass wir dem nach Übersee Abwandernden gerade dadurch die grösste Wohltat erweisen, dass wir ihn im Zusammenhang erhalten mit dem reichen Volkstum und Geistesleben der Deutschen, dass er und seine Nachkommen dies auch selbst mit steigendem Wohlstand und wachsender Kultur immer stärker und dankbarer empfinden werden. Schon dass sie für ihre Nachkommen Kirchen und gute Schulen in ihrer Muttersprache vorfinden, sichert nicht nur die Zufriedenheit der Ansiedler, sondern auch die Erziehung der Nachkommenschaft und damit die wirtschaftliche Zukunft der eingewanderten Familien. Wir können das also getrost als Fürsorge auch für die Auswanderer bezeichnen.

Wie die nationalen Bestrebungen der gemeinnützigen Gesellschaften mit dem Fürsorgeinteresse der Auswanderer zusammengehen, so tun das auch die weitblickend behandelten geschäftlichen Interessen der Auswanderungsunternehmer, unserer grössten Reedereien. Längst ist die Zeit vorbei, wo die Reeder ihren Vorteil suchten in billigen Schiffen, schlechter Ernährung, unzureichender Unterbringung der Auswanderer, wo manches Mal die Hälfte der Passagiere unterwegs starb und grosse Verluste die Regel waren. Als 1847 unsere erste grosse Reedereigesellschaft begründet wurde, die Hamburg—Amerika-Linie, da gewann man die Hamburger Kaufmannschaft für die Beteiligung mit dem Appell, es sei für Hamburg patriotische Pflicht, den üblen Ruf der Hamburger Auswandererschiffe durch musterhafte Beförderung in Vergessenheit zu bringen. Dies Bestreben hat unsere Schiffahrt hinfort stets begleitet und hat sie gross gemacht, hat ihr nicht nur die deutschen Auswanderer zugeführt, sondern hat auch die ganze ost- und südeuropäische Auswanderung mit Vorliebe die deutschen Schiffe aufsuchen lassen. Weit über das Mass der staatlichen Vorschriften hinaus geht in manchen Punkten die Fürsorge der Reedereien für die Auswanderung, und die Reichskommissare haben im Gegensatz zu manchen anderen Aufsichtsbehörden die angenehme Pflicht, jährlich zu konstatieren, dass sie wenig Anstände fänden, dass diese stets bereitwillig abgestellt würden. Eine lange Liste von Verbesserungen in Schiffbau und Schiffseinrichtung, die die Sicherheit und den Komfort der Auswanderer vergrössern, bildet gewöhnlich einen Hauptteil ihrer Berichte.

Dass nunmehr seit den neunziger Jahren der Schwerpunkt unserer Grossschiffahrt mehr in der Fracht als in der Auswanderung liegt, hat die Auswanderung nicht mehr benachteiligen können; im Gegenteil haben die gewaltigen Frachtmengen die Schiffe immer grösser, damit sicherer und bequemer werden lassen, haben sie die Auswanderer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

immer mehr aus den tiefsten Schiffsräumen in höhere, leichter zu ventilierende Decks und Aufbauten gedrängt.

Der Andrang der osteuropäischen Auswanderung hat gleichzeitig dazu geführt, durch Differenzierung in der Unterbringung die besser gewöhnten Deutschen anders zu behandeln. Durch eine Preisdifferenz von rund 10 Mark werden die Russen und Österreicher hauptsächlich auf den grossen regulären Dampfern zurückgehalten und auf ihnen zu Tausenden befördert, während die Deutschen es oft vorziehen, etwas teurer, aber dafür schneller und unter sich und in kleinerer Anzahl die Schnelldampfer zu benutzen. — In den Hamburger Auswandererhallen ist gleicherweise eine erste Klasse (ein Nord- und ein Südhotel) geschaffen worden, wo gegen einen geringen Aufschlag Wohnung und Verpflegung ganz hotelmässig gehandhabt werden. Den besser gewöhnten Auswanderern ist damit eine so freundliche Unterkunft geschaffen worden, dass sie schon manchen Besucher zu dem Wunsche verlockt hat, hier möchte er einmal seine Sommerfrische verbringen. Insbesondere pflegen Angehörige der deutschen Kulturgemeinschaft aus Osteuropa diese Einrichtung zu benutzen.

Einen wichtigen Schritt weiter in dieser Richtung bedeutet die Schaffung einer dritten Kajüte, die mit wenig erhöhten Zwischendeckspreisen eine kajütsmässige Unterbringung und Verpflegung auf dem Schiffe verbindet. Auf den Reichspostdampfern nach Ostasien und Afrika hat sich diese Klasse in kleinerem Umfange zunächst bewährt, namentlich für Frauen. Einer grossen Personenzahl wird sie jetzt auf den neuen Riesendampfern der Hamburg—Amerika-Linie „America" und „Kaiserin Auguste Victoria" zugute kommen. Schon auf einigen der neueren Postdampfer waren vom Zwischendeck kleinere Familienräume abgeteilt und hauptsächlich dem deutschen Publikum zur Verfügung gestellt worden. Jetzt ist am Heck des Schiffs — die zweite Klasse von ihrem herkömmlichen Platz weg mehr nach vorn drängend — eine reguläre dritte Kajüte eingerichtet worden, mit Speisesaal, Kajütsverpflegung und Kammern zu zwei bis acht Betten. Der Preis ist vorderhand auf 180 Mark festgesetzt worden, gegenüber einem Zwischendeckspreise von 160 Mark.

Ich bin geneigt, solchen Fürsorgemassnahmen gerade vom nationalen Gesichtspunkte aus erheblichen Wert beizulegen. Es ist sehr wichtig, durch solche Unterscheidungen dem deutschen Auswanderer der arbeitenden Klassen das Bewusstsein zu geben, dass er, ebenso wie der Angelsachse, einer herrschenden, aristokratischen Volksgemeinschaft, einer wertvollen Kultur angehört, dass ihn seine Volksgenossen nicht einem gleichgültigen, unterschiedslosen inter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nationalen Proletariat zurechnen, sondern als einen der Ihren respektieren und behandeln. Die Volksschule und die Heereserziehung machen ihn dafür empfänglich. Dann wird auch in ihm das Bewusstsein rege, dass er auf seine nationale Eigenart halten müsse und sich nicht mit andern Massen vermischen dürfe, namentlich nicht mit den slavischen und romanischen, mit denen ihn der Strom der neuesten transatlantischen Millionenwanderungen zunächst am engsten zusammenbringt. Das Bewusstsein des eigenen Wertes wird ein wesentlicher Sporn des Vorankommens gerade in fremden, schwierigen Verhältnissen. Das ist das Bewusstsein, das mit so grossem Erfolg Römer und Briten auch dem geringsten ihrer Landsleute ins Ausland mitgegeben haben. Wenn die fünf Millionen deutscher Auswanderer aus dem neunzehnten Jahrhundert stets dies Gefühl mit sich genommen hätten, speziell auch in die Vereinigten Staaten, dann könnte unser Volkstum heut noch anders in der Welt dastehen. Dabei sind die Deutschen nach dem Stand ihres Geisteslebens und ihrer Volksbildung, ihrer wirtschaftlichen Erfolge und ihre Weltstellung gewiss so gut wie irgend ein anderes Volk berechtigt, dies Gefühl zu pflegen. Gewiss ist es richtig, dass in Nordamerika das deutsche Volkstum keine Aussicht hat, dem amerikanischen Volkstum gegenüber sich als abgesonderte, stammfremde Eigenart zu behaupten. Der Deutsche, der dauernd drüben heimisch wird, muss, um voranzukommen, Amerikaner werden mit Sinnesart und Tätigkeit und an dem ganzen neuen Geistesleben dieser Nation vollen Anteil gewinnen. Darüber darf der Deutsche seinen ausgewanderten Landsleuten keinen Zweifel lassen. Aber trotzdem wird es möglich sein, bei dem Erwerb der neuen nationalen Kultur die mitgebrachte alte zu behaupten, deutsches Wesen, deutsche Sprache, deutsche Vorzüge sich zu erhalten, der freundwillige Vermittler zwischen zwei grossen, zukunftsstarken Kulturen und Völkern und Staaten zu sein. So kann der deutsche Einwanderer sich herausheben aus der Masse der slavischen und italienischen Scharen, die in der neuen Gemeinschaft restlos untergehen, weil sie ihr keine Bereicherung des Geisteslebens zuzubringen haben. Die hier umrissene Kulturaufgabe des amerikanischen Deutschen rechtfertigt es voll, dass wir sein Geschick mit warmem und freundlichem Interesse allzeit begleiten, dass wir auch die deutsche Massenauswanderung, die dorthin geströmt ist, nicht für verloren ansehen.

Die wohlbegründete Differenzierung und Heraushebung der kultivierten deutschen Auswandererschichten wirkt denn auch schon im Hafen und auf dem Schiff dahin, dass diese Schichten eine assimilierende nationale Kraft bewähren, dass die Bauern und Bürger deutschen Stammes aus Russland, Ungarn und Österreich sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alsbald von ihren Heimatgenossen absondern und als Mitglieder der deutschen Volksgemeinschaft zu verhalten beginnen. Diese assimilierende Kraft als Mitglied einer der gewaltigsten Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaften soll dem deutschen Auswanderer noch viel mehr zum Bewusstsein kommen und sich insbesondere bei den kulturempfänglichen Elementen aus Skandinavien und dem Osten bewähren. Das geschieht ja zum Teil erfreulicherweise schon jetzt in den Vereinigten Staaten und Kanada. Herr Assessor Ramelow hat in seinem voraufgehenden Vortrag mit Recht auf den Anschluss der kleinen germanischen Volkssplitter an die amerikanischen Deutschen hingewiesen. Und das geht noch weiter. Woran wir in unserer Ostmark mitunter beinahe verzweifeln, an der Möglichkeit, slavische Elemente zum Deutschtum heranzuziehen, das gelingt bisweilen den halb verlorenen Söhnen unseres Volkes auf angelsächsischem Siedelungsland. Die Grundlage dazu, der Respekt vor sich selbst und das Gefühl des Noblesse oblige auf Grund des eigenen stolzen Volkstums, so wie es unsere ältesten geschlossenen Auswanderungssitze im europäischen Osten unter Letten und Russen, Ungarn und Polen immer hochgehalten haben, das scheint mir zu dem besten zu gehören, was wir im deutschen Auswanderer pflegen und schützen können. Dazu können, meine ich, mit unsern Reedern und Vereinen die deutschen Behörden im Auslande noch mehr Hand in Hand gehen.

Solche eindringliche Fürsorge empfiehlt sich um so mehr, als heut in der deutschen Auswanderung durchaus nicht mehr wie in manchen früheren Perioden das Gefühl lebendig ist, dass man durch die Abwanderung endgültig mit der alten Heimat breche. Im Gegenteil belebt einen grossen Teil der heut Auswandernden der Wunsch, über See rasch etwas vor sich zu bringen und dann in die Heimat zurückzukehren. Und dieser Wunsch geht oft in Erfüllung. Dass für besonders tüchtige Leute Amerika auch heute noch gute Erwerbsaussichten bietet, ist schon in andern Referaten dieser Tagung hervorgehoben worden. Ich habe mich gefreut, dass die Rückwanderung im Laufe dieser Tagung schon einigemal erwähnt wurde. Wir haben noch in den allerletzten Jahren Zeiten gehabt, wo unsere Auswandererschiffe heimkehrend mehr gefüllt waren, als ausgehend, wo die Scharen der Heimpassage Suchenden kaum untergebracht werden konnten. Im Jahre 1894 war in Hamburg die Rückwanderung ungefähr eben so gross, wie die Auswanderung. Im Jahre 1904 sind 98 300 Personen von Übersee in Hamburg und Bremen durch sechs deutsche Dampfergesellschaften gelandet worden, hauptsächlich Rückwanderer. Leider ist deren genaue Zahl und die Zahl der darunter befindlichen Deutschen noch nicht bekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsere modernen Verkehrsmittel machen die Welt klein, ermöglichen eine Art von Sachsengängerei rüstiger Arbeitskräfte über den Ozean. Und wie viele kehren nach erfolgreicher Anstrengung wohlhabender, aber auch an Erfahrung, Kenntnissen und Fähigkeiten als Landwirte, Handwerker, Techniker und Kaufleute reicher zur Heimat zurück und bringen uns das wertvolle Kapital ihrer Erfahrungen zu! In Ungarn sollen heut schon ganze Siedelungen stehen, die sich vor allen umliegenden durch Wohlhabenheit und intelligenten Betrieb auszeichnen und die von Rückwanderern aus Amerika bewohnt werden. Gerade auch der Kolonialpolitik kann dieser Einschlag welterfahrener Elemente in den arbeitenden Volksklassen nur erfreulich erscheinen. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich anheimgeben, doch auch die nordamerikanische Auswanderung wieder etwas freundlicher anzusehen, als das in den letzten Jahren herkömmlich war und als es nach manchen andern Vorträgen dieser Tagung angebracht erscheinen könnte.

Längst täuscht unsere Auswanderungsstatistik, die unsere Wanderer nur zum Lande hinaus-, aber nicht wieder hereinzählt, und ein Studium dieser Rückwandererverhältnisse, ihre genaue statistische Erfassung durch die Behörde und Einzelforschungen über die Verhältnisse und Erfahrungen dieser Leute würden, meine ich, sehr lehrreiche Fingerzeige geben für Aussichten deutscher Auswanderer und für Ratschläge, die man ihnen aus solcher Praxis erteilen könnte.

Wenn unsere Reichsstatistik sich in möglichst genauer Detaillierung mit den Rückwanderern beschäftigen möchte, wozu sie im letzten Jahre einen erfreulichen ersten Anfang gemacht hat, und wenn, vielleicht mit Unterstützung der Zentralauskunftsstelle, der gemeinnützigen Vereine und der Reedereien, einzelne sozialpolitische Forscher den Erfahrungen dieser Leute persönlich nahe zu kommen suchten, unter ihnen zu reisen und mit ihnen zu leben suchten, wie andere Forscher als Arbeiter in die Fabriken getreten sind und wichtige Aufschlüsse von dort mitgebracht haben, so würde ich mir davon eine wesentliche Förderung für eine praktische Fürsorgetätigkeit zugunsten der Auswanderer versprechen.

Weitere Punkte einer allgemeinen Auswandererfürsorge, die auch den deutschen Auswanderern von Nutzen werden, können hier nur eben angedeutet werden.

Die weitgehende sanitäre Kontrolle für die russischen und sonstigen ausländischen Auswanderer in Deutschland, mit Untersuchungs- und Desinfektionsstationen an allen Grenzübergängen und in Ruhleben und mit den Hamburger Auswandererhallen hat zugleich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die deutschen Auswanderer gegen Verseuchung und Ansteckung wirksam sichergestellt und es bewirkt, dass in den letzten Jahren kein Fall von Seuchen mehr auf den deutschen Auswandererschiffen konstatiert werden konnte. In dieser Hinsicht ist es auch bemerkenswert, dass im letzten Sommer sofort bei Eintritt des ersten nach Hamburg eingeschleppten Cholerafalles die Hamburg—Amerika-Linie allen ihren Agenten untersagte, russische Auswanderer zu engagieren, Vorauszahlungen auf Fahrkarten seien zu erstatten, niemand an der russischen Grenze anzunehmen. Ausländische Auswanderer anderer Nationen wurden von der Gesellschaft gleichzeitig in Quarantäne gelegt. Dadurch wurde die Möglichkeit einer Einschleppung der Cholera und einer Ansteckung der deutschen Reisenden radikal beseitigt.

Die Auswandererhallen, die Überwachung der Auswandererherbergen und die besonderen Schutzmassnahmen für allein reisende Mädchen erweisen sich zugleich als eine wirksame Massnahme gegen den Mädchenhandel und somit als eine nützliche Ergänzung der deutschen Auswandererfürsorge nach dieser Richtung hin. Die Bekämpfung des Mädchenhandels ist nun aber ein Kapitel dieser Fürsorge für sich, hat wesentlich andere Gesichtspunkte und eine getrennte Organisation, deren Beschreibung mich zu weit führen würde.

Nur eine Massnahme der Reederei, die für die indirekte Dirigierung der Auswanderung nach bestimmter Richtung beachtlich ist, will ich noch erwähnen: ich meine die Fahrpreisermässigung nach besonders erwünschten Gebieten. Die Hamburger und Bremer Reedereien, die Fahrten nach Südbrasilien unternehmen, haben den Auswanderern, die in das Gebiet der deutschen Kolonie Hansa übersiedeln wollen, den ermässigten Preis von 125 Mark zugestanden, früher sogar von 100 Mark, so dass diese lange Reise und die Verköstigung für rund einen Monat billiger ist, als die kurze Überfahrt nach New York, deren Preis um 160 Mark schwankt. Auch Kanada ist für gewöhnlich im Frühjahr, wo die landwirtschaftlichen Einwanderer zu reisen pflegen, billiger zu erreichen als das Gebiet der Vereinigten Staaten. Die Ausdehnung dieser Praxis auf andere, national günstig erscheinende Gebiete, eventuell auch auf die deutschen Kolonien, für Auswanderergruppen, die dort besonders erwünscht sind, würde ernsthaft zu erwägen sein. Die Reedereien würden sich dort ebenso wie bei Südbrasilien sagen müssen, dass die rasche Entwickelung eines leistungsfähigen deutschen Wirtschaftsgebiets schliesslich auch ihrem eigenen Geschäft wieder von Nutzen sein wird.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dass es sich darum handle, zumal für uns Deutsche, die Angehörigen der übrigen Nationen vor dieser Umwandlung zu bewahren. Herr von Strantz ist so weit gegangen, zu behaupten, einen Amerikanismus gebe es nicht, die Vereinigten Staaten wären kein festes politisches Gebilde und würden nach gewisser Zeit in einzelne Teile zerfallen; man solle in Deutschland darauf hinarbeiten, dass die zahlreichen Millionen Deutscher, welche in Nordamerika wohnten, ihre Nationalität erhielten und ihre „Gleichberechtigung gegenüber den englischen Elementen" behaupteten. Alle diese Sätze hält Redner für unrichtig. Man verwechsele nicht eine englisch sprechende mit einer englisch empfindenden Bevölkerung; die englische Sprache sei unendlich mehr geeignet zur raschen Erlernung und für den trockenen Ton der in Amerika alles überragenden Geschäftswelt, als die deutsche. Aus diesem Grunde breite sie sich auf Kosten aller andern Sprachen aus, und zwar nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt; man zähle gegenwärtig die englisch sprechenden Menschen, welche zur Zeit der Königin Elisabeth auf 5 Millionen zu veranschlagen waren, nach Hunderten von Millionen; es sei durchaus abzuweisen, dass die englisch sprechenden Amerikaner sämtlich auch englische oder auch nur angelsächsische Sympathien hätten. Ein sehr stark hervortretendes Element auch in den führenden Kreisen der englisch sprechenden Amerikaner seien beispielsweise die Irländer, welche gemeinhin von englischen Sympathien weit entfernt wären; unmöglich könne von Deutschland aus — wenn auch nur durch moralische Einwirkung — die Erhaltung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten versucht werden. Die Deutschen in Amerika selbst würden solchen Versuchen wenig freundlich begegnen; auch sie seien von einem lebhaften Vaterlandsgefühl erfüllt, ein Vaterlandsgefühl, dessen Gegenstand aber nicht Deutschland, sondern Amerika sei. Es sei ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, dass eine amerikanische Nationalitätsidee nicht existiere; aus der Ferne freilich könne man die feineren Zusammenhänge auf dem geistigen und ethnographischen Gebiete nicht übersehen; man brauche aber nur die zeitgenössische amerikanische Literatur einer aufmerksamen Durchsicht zu unterziehen, um daraus zu ersehen, dass es in der Tat einen sehr charakteristischen Amerikanismus gebe. Redner empfiehlt zum Studium über diese Frage das zwar in vieler Richtung zu kritischen Ausstellungen Veranlassung gebende, aber geistvoll und anregend geschriebene Buch des Professors Münsterberg von der Havard-Universität. Die moderne Nationalität entstehe aus der Gemeinsamkeit des Schicksals der Individuen einerseits und aus der Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Grundlagen anderseits. Beides läge für die Bewohner der Vereinigten Staaten vor. Die 300 Jahre alte Geschichte der Amerikaner erscheine allerdings im Vergleich zu der na-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tionalen Entwickelung Europas sehr kurz, aber diese Geschichte sei inhaltsreich. Selten ist eine Volksbewegung so einheitlich auf dieselben Ziele gerichtet gewesen, wie der grosse Wanderungszug der amerikanischen Kolonisten vom Atlantischen zum Grossen Ozean während der ersten 150 Jahre der amerikanischen Entwickelung; selten haben die Bewohner eines Landes unter so ähnlichen und so harten Lebensbedingungen kämpfen müssen; selten hat eine grosse Gemeinschaft einzelner Individuen Veranlassung gefunden, sich so innig zusammenzuschliessen. Man möge davon ablassen, sich durch Sympathie und Sentimentalität zu Eingriffen — wenn auch nur theoretischen — in die ethnographische Entwickelung der Vereinigten Staaten hinreissen zu lassen. Man soll und muss damit rechnen, dass die Deutschen, welche ihr Vaterland dauernd verlassen und in Amerika eine neue Heimat gefunden haben, auch in nationaler Auffassung Glieder einer fremden, d. h. der amerikanischen Nation geworden sind, einer Nation, deren Gemeinsamkeitsgefühl an Intensität und Leidenschaftlichkeit demjenigen der europäischen Staaten in nichts nachsteht.

Winiger, Charlottenburg: Die Erwähnung der südamerikanischen Länder Südbrasilien und der La Plata-Staaten in der Resolution ist vollständig berechtigt, einerseits, weil Deutschland nicht so sehr ein politisches, wohl aber ein grosses wirtschaftliches und kulturelles Interesse hat, die Auswanderung nach solchen Ländern zu lenken; zweitens ist die Vorzüglichkeit dieser Länder in den Debatten eingehend nachgewiesen worden mit Gründen, die durch einen plötzlichen Überfall-Antrag nicht totgeschlagen werden können, und drittens deckt sich dieser Antrag mit dem Beschlusse des Kolonialkongresses 1902 höchstens mit dem Unterschiede, dass diesmal Argentinien mit Südbrasilien auf gleiche Linie gestellt ist.

Assessor **Ramelow,** Berlin: Es ist behauptet worden, der vorige Kongress habe sich an dem Ausdruck eines platonischen Wunsches genügen lassen und deshalb keine praktischen Resultate gezeitigt. Fast alle Redner und Vortragenden haben praktische Vorschläge gefordert, durch welche wir einer planmässigen Leitung unserer Auswanderung uns nähern. Diesem Verlangen kommt die von der Sektion am 4. Oktober angenommene Resolution, welche jetzt zur Diskussion steht und welche die Entsendung von Kolonialsachverständigen nach Südbrasilien und Argentinien fordert, nach. Ich bedauere, den Ausführungen Seiner Exzellenz General Arent widersprechen zu müssen. Meines Erachtens würden die für Kolonialsachverstän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe Ihnen von einer ganzen Anzahl von Einzelmassnahmen sprechen müssen. „Lauter Kleinigkeiten!" könnte mancher sagen, und ich gebe das zu. Aber ich weiss kein „grosses Mittel", das unsere Auswanderung mit einem Ruck so gestaltet, wie wir sie am liebsten sähen. (Eine planmässige Besiedelungspolitik des Reichs für unsere Kolonien würde nach meiner Überzeugung mehr mit der vaterländischen Betätigung als mit der jetzigen Auswanderung in Konkurrenz treten, würde andere Elemente erfassen und unter andere Gesichtspunkte fallen.) Ich glaube auch nicht, dass irgend eine politische Radikalkur die elementare Massenerscheinung der Auswanderung irgendwie ganz nach Wunsch lenken und gestalten kann. Der gute Wille und die Einsicht in das national Erwünschte allein tut es nicht. Unser Einfluss darauf wird immer nur beschränkt sein und nur durch eine lange Reihe einzelner, möglichst bescheidener und unscheinbarer Handlungen sich betätigen können. Menschenmassen des 20. Jahrhunderts kann man in Lebensfragen keine bessere Einsicht durch Kraftmittel aufzwingen, man kann sie ihnen nur durch tausend Kanäle unmerkbar suggerieren. Das ist das Geschäftsgeheimnis aller erfolgreichen Propaganda. Deshalb habe ich Ihnen auch keine Resolution vorzuschlagen. Nach meinem Urteil ist unsere Auswandererpolitik jetzt auf dem rechten Wege. Es gilt nur darin fortzufahren: noch weiter und genauer alle Einwanderungsaussichten zu erforschen, noch intimer und häufiger mit den Auswandernden Fühlung zu bekommen und Einfluss auf sie zu üben, schützend und bewahrend, ratend und fördernd die Hand über allen zu halten, die sich für solche Hilfe empfänglich erweisen, so brauchbare neue Zweige am Baum des deutschen Volkslebens zu ziehen. In die Organisation der einzelnen beteiligten Behörden und Institute, Vereine und Unternehmungen, namentlich in ihren neuesten Stand, bin ich nicht so genau eingeweiht, um im einzelnen anzugeben, was bei ihnen nach dieser Richtung noch vervollkommnet werden sollte. Guter Wille dafür ist ja allseitig vorauszusetzen. Vor allen Dingen scheint es mir nötig, auch ausserhalb dieser Kreise und in weitester Öffentlichkeit immer wieder bekannt und populär zu machen, was schon jetzt geschieht, welche Einrichtungen bestehen und wie sie sich ein jeder nutzbar machen kann. Das aber geschieht nicht durch Beschlüsse, sondern durch aktive Mitwirkung aller, die national interessiert sind und die von solchen Dingen wissen und hören. Solche Kenntnis zu verbreiten, dazu möchte ich wünschen mit meinem Referat und dessen Verbreitung durch Druck und Inhaltswiedergabe bescheidentlich jetzt ein Scherflein beigetragen zu haben.

Kommerzienrat **Cahensly**, Limburg: Herrn Dr. Sering gegenüber erkläre ich, dass die deutschen Benediktiner im Staate

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Manitoba eine grosse Fläche Land angekauft haben, und nur deutsche Katholiken auf ihrer „St. Peters Colony" ansiedeln. Gegenüber den Ausführungen des Herrn Dr. Dunker bemerke ich, dass das Deutschtum in den Vereinigten Staaten sich länger erhält, als er annimmt. Der Deutsch-römisch-katholische Zentralverein hat vor einigen Wochen in Cincinnati sein 50jähriges Jubiläum gefeiert und wurde auf dieser Versammlung fast nur deutsch gesprochen, und auch in den vorhandenen, etwa 2000 katholischen Pfarrschulen wird der Unterricht in deutscher Sprache neben der englischen erteilt. Ich habe selbst viel durch die amerikanischen Nativisten zu leiden gehabt, da infolge der im Jahre 1891 dem Pabste von mir überreichten Bittschrift, welche die Erhaltung der Muttersprache bei den eingewanderten Völkern bezweckte, ich scharfe Angriffe zu erdulden hatte.

Der Herr Professor Thies urteilt bez. der Reise im Zwischendeck mehr nach Theorie als nach der Praxis, da die Einrichtung im Zwischendeck der deutschen Schiffe meist hinter der der holländischen und englischen Dampfer, welche Kammersystem haben, zurücksteht. Schliesslich bittet Redner, der Auswanderungsfrage eine grössere Beachtung, wie bisher, zu schenken, da in den drei letzten Jahren 2 671 387 Personen in die Vereinigten Staaten Nordamerikas eingewandert sind.

v. Strantz, Berlin: 30 Millionen Deutsche sind rassenhaft in Nordamerika vorhanden, obwohl nur 6, höchstens 10 Millionen noch dauernd deutsch sprechen. Der sogenannte Yankee, tatsächlich ein republikanischer Engländer, und der keltische Ire, suchen bei des ersteren Unfruchtbarkeit noch rasch die ganze Einwanderung zu anglisieren. Die minderwertige slavische, italienische und jüdische jüngste Einwanderung lässt freilich jetzt die Yankees notgedrungen die Ebenbürtigkeit der deutschen Bevölkerung anerkennen, so dass das Deutschtum seinerseits die Gleichberechtigung der Sprache erringen muss und kann. Die Schwäche des Volksgefühls und der mangelnde staatsbildende politische Sinn der Deutsch-Amerikaner haben bisher deren Anglisierung durch das Trugbild einer einheitlichen amerikanischen Nation, die nie vorhanden gewesen ist, gefördert. Die deutsche Kirche und Schule sind die Träger der deutschen Zukunft. Ein nationaler Zerfall der Union ist beim Erwachen des Deutschbewusstseins nicht ausgeschlossen.

Dr. **Vosberg-Rekow,** Berlin, tritt den Ausführungen des Herrn von Strantz entschieden entgegen. Es sei ein verhängnisvoller Irrtum, dem man in Deutschland leider immer wieder begegne, dass die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in ihrem Guss aus einer Masse bestehe, welche die übrigen Bevölkerungsteile „anglisiere",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dige in Paris und London im Etat in Ansatz gebrachten 35 000 Mark hundertfach besser verwendet, wenn man für dieses Geld Sachverständige dorthin schickte, wo deutscher Fleiss seit Generationen in den Urwäldern Südamerikas des Studiums wohl würdige Kolonisation geschaffen hat. Dann würde das deutsche Volk endlich einmal authentisch erfahren, dass dort viele Hunderttausende deutschen Blutes leben, welche die innige geistige Gemeinschaft mit dem einstigen Mutterlande erstreben, und wir würden endlich einmal auch von offizieller Seite erfahren, ob und wie weit jene südamerikanischen Gebiete sich für die deutschen Auswanderungen eignen.

Der Amendementantrag Grothe trifft ganz etwas anderes, wie die Resolution. Derselbe läuft, ebenso wie der Beschluss des vorigen Kongresses, auf eine platonische Liebeserklärung Südamerika gegenüber heraus. Nicht eine p r i v a t e Berichterstattung durch Monographien über Südamerika kann den dortigen deutschen Kolonisationsverhältnissen Besserung schaffen, denn an Doktorarbeiten fehlt es, wie in Deutschland überhaupt, so auch über Südamerika nicht; vielmehr wird gefordert, dass endlich die offiziellen verantwortlichen Kreise in Deutschland so weit Interesse für die Auswanderungs- und Kolonisationsverhältnisse in Südamerika zeigen, dass sie endlich einmal wenigstens die tatsächlichen dortigen Verhältnisse studieren lassen, um sie vor der Allgemeinheit und vor der sachverständigen Kritik zu publizieren.

Antrag des Herrn Zivilingenieurs Karl Friedrich Scheler, Charlottenburg.

Zum Vortrage des Herrn Assessor R a m e l o w, Berlin, über „Einfluss der Auswanderung auf das wirtschaftliche Leben des Mutterlandes", beabsichtigte das Mitglied, Zivil-Ingenieur K a r l F r i e d r i c h S c h e l e r, Charlottenburg, zu beantragen, dass, da aus den Verhandlungen der Sektion VI klar hervorgegangen sei, dass die deutsche Einwanderung in fremde Länder auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes einen grossen wohltätigen Einfluss ausübt, diese Sektion es als dringend notwendig erachten möge, die Aufhebung des von der Heydtschen Reskripts vom Jahre 1859, welches die unterstützte Auswanderung nach Brasilien verbot, den kompetenten gesetzgebenden Kreisen anzuempfehlen, und zwar besonders mit Bezug auf den fortgeschrittensten Staat Südbrasiliens, São Paulo; denn betreffs der übrigen Südstaaten, Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, sei be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reits seit einer Reihe von Jahren das Verbot zum grossen Vorteile deutschen Handels und deutscher Industrie ausser Kraft gesetzt worden.

Der **Vorsitzende** äusserte seine Bedenken, ob der Antragsteller, der zwar Deutscher, aber Kommissar der Brasilianischen Regierung sei, als solcher das Recht habe, auf dem Kongress Resolutionen einzubringen.

In der sich entspinnenden kurzen Debatte erhielt das Wort:

v. Hake, Mittelhufen. Wenn Herr Ingenieur Scheler die deutsche Staats-Angehörigkeit besitzt, hat er das Recht, Anträge zu stellen; es kann nicht in Betracht kommen, dass Herr Scheler a u s s e r d e m Vertreter eines auswärtigen Staates ist.

Journalist **Winiger,** Charlottenburg: Die Nichtzulassung der Resolution Scheler aus dem Grunde, weil der Antragsteller Paulistaner Auswanderungsagent ist, wäre unberechtigt, einerseits weil es nicht zwei Klassen, sondern nur eine Klasse von Kongressmitgliedern mit gleichen Pflichten und gleichen Rechten gibt, anderseits, weil auch am ersten Kolonialkongresse verschiedene Anträge, welche von nichtreichsdeutschen Kongressmitgliedern gestellt waren, ohne irgendwelche Einwendung behandelt und angenommen wurden, und schliesslich, weil in der Plenarsitzung dieses zweiten Kongresses selber das Mitglied einer fremden Gesandtschaft mit Vortrag und Resolution auftritt (vgl. Sekt. I, Vortrag 12). Ausserdem ist eine solche Zurückweisung der Resolution Scheler um so weniger angebracht, da sich in allerkürzester Debatte ergeben wird, dass diese Resolution aus gewichtigen Opportunitätsgründen abgelehnt werden muss.

Nachdem so beide Meinungen zum Ausdruck gekommen waren, zog Herr Scheler seinen Antrag zurück.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Obmann: Generalsekretär Dr. **Soetbeer,** Berlin.
Vorsitzende: Kommerzienrat **Werner,** Vorsitzender der Handelskammer, Hannover.
Unterstaatssekretär a. D. Prof. Dr. **Georg von Mayr.** München.
Generalsekretär Dr. **Soetbeer,** Berlin.
Schriftführer: Generalsekretär Dr. **Wendlandt,** Friedenau.
Direktor Dr. **Vosberg-Rekow,** Berlin.

Verbreitung der Deutschen im Auslande.

Von Dr. **Friedrich Zahn,** Regierungsrat im Kaiserl. Statistischen Amt und Professor an der Universität, Berlin.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

„Deutschland, die grosse Kinderstube der Welt". L'Allemagne est une pépinière d'hommes. Ein oft gehörtes und auch in der internationalen Literatur viel gebrauchtes Wort. Man will damit die hohe Fruchtbarkeit, in der sich die natürliche Entwickelung des deutschen Volkes äussert, charakterisieren, eine Fruchtbarkeit, die schon den alten Sebastian Franck im 16. Jahrhundert zu dem Ausspruch veranlasste: „Es ist nichts denn Kind über Kind in Deutschland, sonderlich in Schwaben; Schwäbinnen kommen zweimal im Jahre nieder." Aber auch in der Gegenwart kann sich das deutsche Volk einer starken Fortpflanzungskraft rühmen, sie erscheint bevölkerungspolitisch um so befriedigender, als unserer verhältnismässig grossen Geburtenhäufigkeit eine nur mitt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lere und noch dazu im Rückgang befindliche Sterbehäufigkeit gegenübersteht und die Bevölkerungsbewegung daher den Vorzug eines regelmässigen und doch raschen Fortschreitens hat.*)

Aber noch ein Zweites meint man mit dem vorhin erwähnten Wort „Deutschland, die grosse Kinderstube der Welt", nämlich die Tatsache, dass infolge der starken Vermehrung der deutschen Bevölkerung alljährlich massenhaft Menschen Deutschland verlassen, um anderwärts sich ein Heim und auskömmliche Nahrung zu suchen. Man klagt über den Verlust, den durch diese Abwanderung die deutsche Volkswirtschaft erfährt, unter Hinweis auf die sechs bis sieben Millionen deutscher Auswanderer im 19. Jahrhundert, die uns an unvergoltenen Erziehungskosten, an mitgenommenem Kapital sechs bis acht Milliarden Mark gekostet.**) Ihr Verlust ist für das Mutterland doppelt empfindlich, weil die Ausgewanderten vielfach in der zweiten Generation aufhören, Deutsche und Konsumenten deutscher Ware zu sein, und statt dessen Kulturdünger für andere mit uns im Wettbewerb befindliche Völker werden und zur Erschwerung unserer Stellung auf dem Weltmarkte beitragen.

Anderseits ringt sich freilich auch die Erkenntnis mehr und mehr durch, dass diese Elemente, wenn auch staatsrechtlich ausgeschieden,

*) Zahlenmässig erhellt dies aus der internationalen Bevölkerungsstatistik. Auf 1000 Einwohner treffen:

Land	Jahr	Geborene ohne Totgeborene	Gestorbene ohne Totgeborene	Mehr Geborene als Gestorbene
Deutsches Reich . .	1903	33,9	20,0	13,9
Oesterreich	1902	37,6	37,6	13,5
Ungarn	1903	37,7	37,7	10,9
Rumänien	1903	40,4	25,0	15,4
Schweiz	1903	27,7	17,6	10,1
Italien	1903	32,1	22,7	9.4
Frankreich	1903	21,2	19,3	1,9
Luxemburg	1902	31,1	18,7	12,4
Belgien	1903	28,7	17,7	11,0
Niederlande . . .	1903	31,6	15,6	16,0
Dänemark	1903	29,4	15,0	14,4
Schweden	1903	25,5	15,0	10,5
Norwegen	1903	28,6	14,8	13,9
Grossbritannien . .	1903	28,5	15,6	12,9
Irland	1903	23,1	17,5	5,5
Russland	1899	49,0	31,0	18,0
Finnland	1902	32,5	20,6	11,9

**) G. Schmoller, Handels- und Machtpolitik, Stuttgart 1900, S. 18.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doch den Weg ebnen für lohnende Arbeit des deutschen Kapitals in ausländischer Landwirtschaft und Industrie und sie namentlich nicht zu unterschätzende Pioniere für unsern Handel darstellen.

Diese Menschenkolonien unter fremder Herrschaft, dieses Deutschtum im Auslande sind einiger Ersatz für die Landkolonien, deren sich andere Grossstaaten freuen, die uns aber leider, wenigstens in dieser Bedeutung, fehlen. Diese unsere Menschenkolonien im Auslande, deutsche Arbeit und deutsches Kapital, gilt es, sorgfältig zu wahren und weiter zu stärken. Dazu gehört vor allem als Grundlage für die erforderlichen Massnahmen eine nähere Kenntnis von der Ausbreitung des Deutschtums im Auslande.

Eine solche Kenntnis, die übrigens schon an sich in Hinsicht auf die neuzeitliche Ausgestaltung der volks- und weltwirtschaftlichen Lage und die Beziehungen der verschiedenen nationalen Volkswirtschaften zueinander erwünscht erscheint, ist indessen nicht leicht zu beschaffen. „Wer ist als Deutscher im Auslande anzusehen?" und „wie sind dieselben zu ermitteln?" sind die beiden schwierigen Fragen, um die es sich dabei handelt.

Was zunächst den Begriff „Deutsche im Auslande" betrifft, so kommen natürlich solche Deutsche in Betracht, die ausserhalb des zum Deutschen Reich gehörigen Gebiets, also auch ausserhalb der deutschen Schutzgebiete sich befinden. Aber woran sind die Betreffenden als Deutsche zu erkennen? Was das Gepräge einer Nation ausmacht, äussert sich bekanntlich auf mannigfache Weise, in Sprache, sympathischer Empfindung, gemeinsamen Charakterzügen, Anschauungen, Gewohnheiten, Gebräuchen, namentlich aber, wie gesagt, in der Sprache. Sie ist das Werkzeug des Denkens, an ihr haftet die Kultur mehr als am Boden, an Regierungsformen, Bauten usw., ihr folgt der Handel lieber als der Flagge. Aber die Feststellung der Verbreitung der deutschen Sprache im Ausland hält schwer, da die hier einschlägigen Volkszählungen der andern Länder nur zum geringen Teil die Muttersprache unter den zur Erhebung gelangenden Gegenständen berücksichtigen.

Man muss sich daher nach andern Anhaltspunkten umsehen.

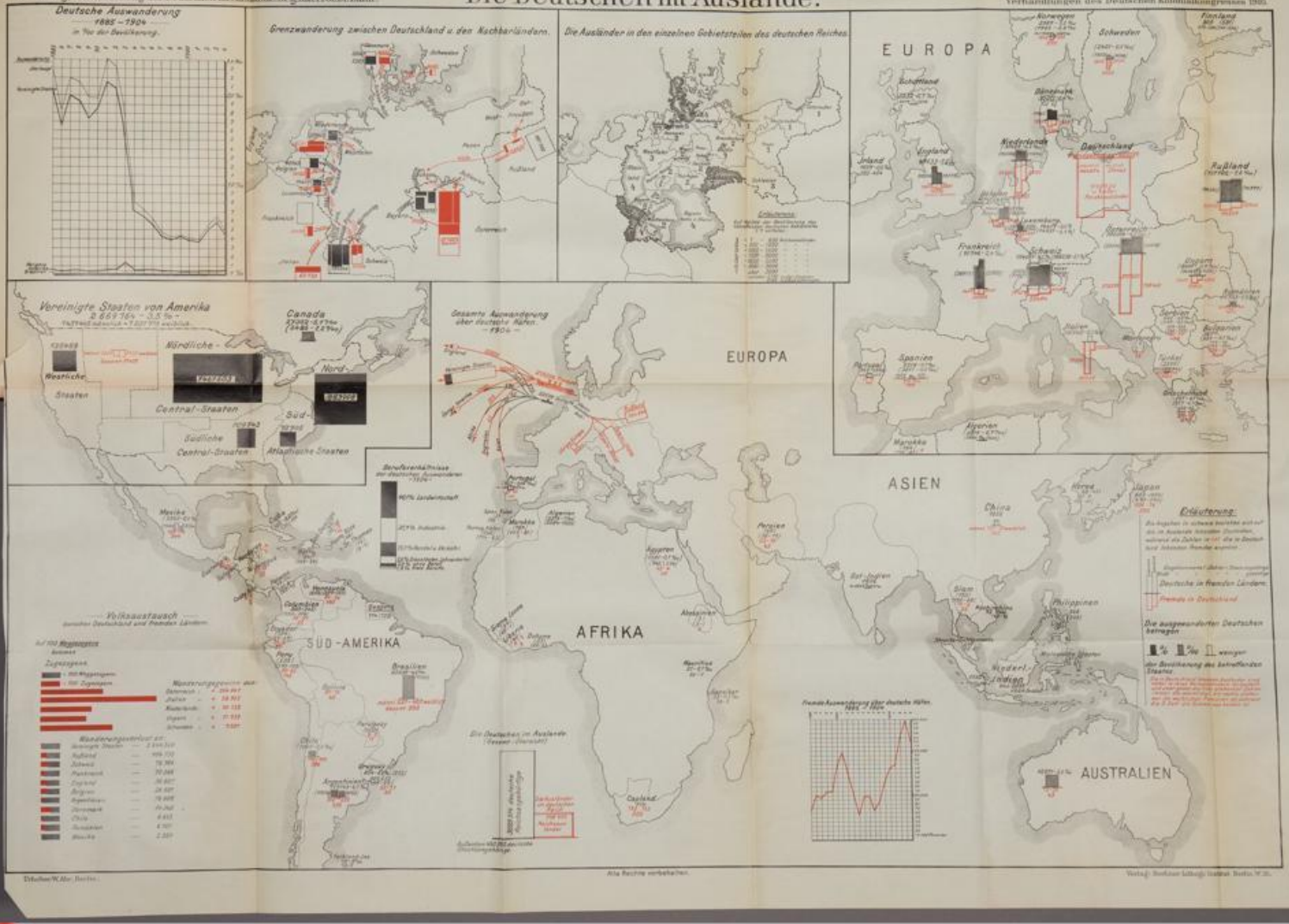
Ein solcher bietet sich in der „Staatsangehörigkeit" der einzelnen. Aber der Begriff unterliegt vielen Irrtümern. Schon innerhalb des Reiches verursacht die darüber nicht bloss bei den untersten Volksschichten bestehende Unklarheit erhebliche Schwierigkeiten. Zur Not gelingt es noch, für die in Deutschland befindlichen Staatsangehörigen zu ermitteln, ob sie Reichsangehörige sind oder nicht, während die Staatsangehörigkeit nach Bundesstaaten nur bruchstückweise sich eruieren lässt. Das hängt mit dem dem Reichsgesetz zu Grunde lie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Vortrag „Die Verbreitung der Deutschen im Auslande" Reg. Rat Prof. Dr. Zahn.

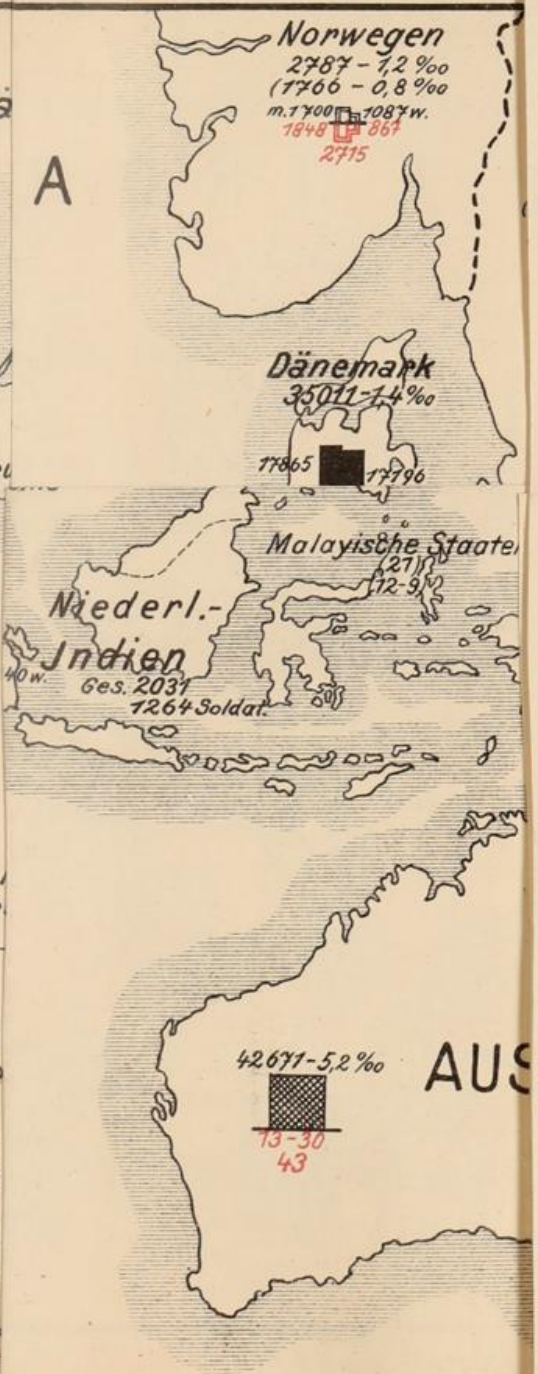
Die Deutschen im Auslande.

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905.

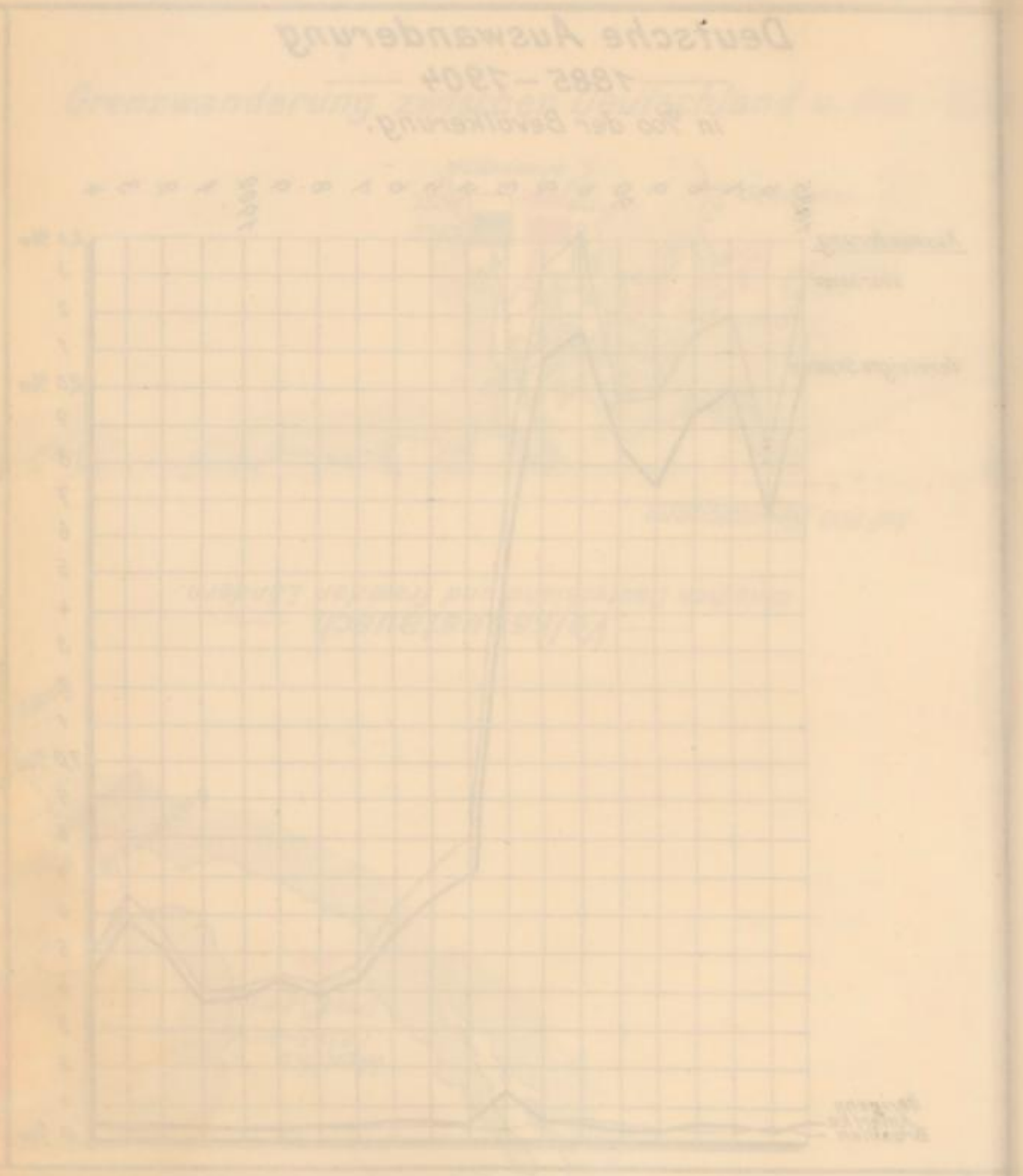


Alle Rechte vorbehalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



3029 514 deutsche Reichsangehörige



genden Abstammungsprinzip zusammen, wonach die Staatsangehörigkeit sich von Generation zu Generation vererbt; jemand, der in Baden geboren, dessen Eltern und Grosseltern in Baden gelebt haben, ist beispielsweise ein bayerischer Staatsangehöriger, weil sein Grossvater von Ludwigshafen nach Mannheim „eingewandert" ist; und ebenso vererbt der Professor, der in Rostock, Jena, Giessen, Tübingen, Heidelberg angestellt gewesen, die fünf hierbei von ihm erworbenen Staatsangehörigkeiten auf seine Nachkommen, die ihrerseits noch neue dazu bekommen können.*) Kein Wunder, wenn sich viele bei amtlichen Zählungen eine unrichtige Staatsangehörigkeit beilegen; kein Wunder, wenn die Ermittelung der deutschen Reichsangehörigkeit bei den im Ausland befindlichen Deutschen mit dem dort meist viel unvollkommeneren Zählapparat noch schwerer gelingt. Dazu kommt aber, dass vielfach, namentlich in englischen und sonstigen Kolonialgebieten sowie in den mittel- und südamerikanischen selbständigen Staaten, die Aufnahme in die dortige Staatsangehörigkeit und die Preisgabe der deutschen Staatsangehörigkeit sehr erleichtert ist, und die wenigsten sind sich bewusst, dass sie mehrere Staatsangehörigkeiten nebeneinander besitzen können. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass die als „deutsche Reichsangehörige" im Auslande ermittelten Personen auch sonst die Gesamtzahl des Deutschtums keineswegs erschöpfend darstellen. Es gibt genug Deutsche, die die Reichsangehörigkeit durch Entlassung oder zehnjährigen Aufenthalt im Auslande oder durch Verheiratung mit einem Ausländer oder aus andern Gründen verloren haben, die aber trotz dieser Änderung ihres formalrechtlichen Charakters tatsächlich vorzügliche Elemente des Deutschtums im Auslande sind.

Verbleibt schliesslich als letzter Anhalt der Geburtsort, den man nicht ablegen, abstreifen, höchstens verleugnen kann. In der Tat sind die auf dieser Frage basierenden Nachweise, also die Nachweise der Personen, die das Ausland als aus dem Deutschen Reich Gebürtige verzeichnet, ungemein wertvoll. Schwächen haften freilich auch ihnen an — nur eine Generation, Einfluss von Zufälligkeiten, des Geburtsorts, Zurechnung von Angehörigen fremden Volkstums. Indessen kann man sie in Kauf nehmen gegenüber den Vorzügen, die sie bieten, die namentlich ermöglichen, über die Wanderungen von Land zu Land, über die Auswanderungen Deutscher nicht bloss zu Wasser, sondern auch zu Land Auskunft zu geben. Nur schade, dass verhältnismässig wenig Länder die Gebürtigkeit ihrer Bewohner mit Unterscheidung der Auslandsstaaten näher feststellen,

*) Vergl. P. Laband, Revision des Staatsangehörigkeitsgesetzes. „Deutsche Juristenzeitung" vom 1. Januar 1904.

und dass die verdienstvollen Bemühungen von Prof. v. Mayr (München) auf diesem Gebiete der internationalen Statistik noch nicht weiter gediehen sind.

So muss man nun, um überhaupt zu einer Vorstellung über die Deutschen im Auslande zu gelangen, vorlieb nehmen mit dem, was in einzelnen Ländern statistischer Brauch ist, und diese Daten, so gut es geht, zu einem Gesamtbild zu vereinigen suchen.

Diese Daten bestehen zum Teil aus den von (26) ausländischen Staaten selbst in ihren Zensuswerken veröffentlichten Nachweisen über die Staatsangehörigkeit bezw. Gebürtigkeit ihrer Bewohner, zum Teil aus den Nachweisen, welche das Kaiserliche Statistische Amt auf Grund des ihm von (11) ausländischen Staaten überlassenen Materials feststellte, zum Teil aus Mitteilungen deutscher Konsuln über die Deutschen ihres Konsularbezirks (für 33 Staaten). Naturgemäss sind diese Daten nicht alle gleichwertig, sind nur mangelhaft gegenseitig vergleichbar und zu einem vollständigen Bilde über die Verbreitung der Deutschen im Auslande keineswegs hinreichend, da für eine Reihe von Staaten entsprechende Nachweise fehlen.

Indessen, nur der Schuft gibt mehr, als er hat. Jedenfalls lohnt es sich, das auf die geschilderte Weise vom Kaiserlichen Statistischen Amt herbeigeführte Ergebnis der amtlichen Erhebung über die Deutschen im Auslande näher zu betrachten (vergl. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1905, I. Ergänzungsheft. Die Deutschen im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reiche. Referent: Regierungsrat Professor Dr. F. Zahn).

Insgesamt sind an deutschen Reichsgebürtigen im Auslande etwas über 3 Millionen (3 094 692) festgestellt. Für 708 071 Personen im Auslande ist die Reichsangehörigkeit nachgewiesen; unter den letzteren sind 457 702 lediglich reichsangehörig, nicht reichsgebürtig. Rund $3^1/_2$ Millionen im Ausland sind also reichsgebürtig oder reichsangehörig. Der grosse Gegensatz der beiden Zahlen erklärt sich nicht bloss damit, dass die Gebürtigkeit leichter und sicherer zur Erhebung gelangt als die Staatsangehörigkeit: $17 + 19 = 36$ Staaten mit $3^1/_2$ Millionen Reichsgebürtigen, $17 + 40 = 57$ Staaten mit letzteren Nachweisen 700 000 Reichsangehörigen —, sondern entspricht auch der Tatsache, dass der Reichsdeutsche leicht geneigt ist, seine rechtliche Zugehörigkeit zum Heimatstaate aufzugeben; so haben in den Vereinigten Staaten von Amerika nach dem Zensus 1900 nicht weniger als 92 Prozent der dort lebenden Reichsdeutschen sich als amerikanische Staatsbürger naturalisieren lassen bezw. die dazu nötigen Schritte eingeleitet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die $3^1/_2$ Millionen sind selbstredend nur eine Minimalzahl für die Verbreitung der Deutschen im Auslande. Sie umschliessen von vornherein — aus den bereits erörterten Gründen — nicht sämtliche Reichsgebürtige bezw. Reichsangehörige und lassen namentlich die im Auslande geborenen Kinder der Reichsgebürtigen ausser Betracht. Noch viel weniger kommt in ihnen das deutsche Volkstum im Auslande zur vollen Geltung. Denn der Begriff Volkstum oder Nationalität ist viel weitgehender als Gebürtigkeit oder Staatsangehörigkeit, er umfasst die Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die ein und dieselbe Sprache sprechen, eine gemeinsame politische und kulturelle Entwickelung durchgemacht haben und das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit besitzen.*) So kommt es, dass der Alldeutsche Verband (auch der in Ihren Händen befindliche Kolonialatlas) zu wesentlich höheren Zahlen gelangt, wenn er das deutsche Volkstum auf der ganzen Erde auf 89 Millionen einschätzt.

Halten wir uns an die $3^1/_2$ Millionen der amtlichen Erhebung, die vom deutsch-nationalen Standpunkte aus vielleicht mehr noch nach der Qualität als der Quantität zu bewerten sind, und sehen wir zu, wie sie sich auf die einzelnen Staaten des Auslands näher verteilen.

Die Ihnen vorliegende Karte gibt darüber guten Aufschluss. Sie ist, nebenbei bemerkt, auf meine Veranlassung von Herrn Ahr entworfen, erscheint demnächst in verbesserter Form im Buchhandel zum Preise von 1 Mark, der bei Massenabnahme entsprechend ermässigt werden soll, und ist am Schlusse des Vortrags hier abgedruckt. Die ihr zugrunde liegenden Zahlen sind in folgender Tabelle länderweise zusammengestellt.

*) E. Hasse, Das Deutsche Reich als Nationalstaat, München 1905, S. 10 und 40.

Deutsche in den einzelnen Ländern des Auslandes.

Länder mit Angabe, ob Zahlen über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
Oesterreich (R.-Ang.)	1900	[1]) 106 364	50 346	56 018	406,7
Ungarn (R.-Ang.)	1900	8 020	3 638	4 382	41,7
Russland ohne Finnland (R.-Ang.)	1897	[1]) 151 102	74 323	76 779	120,3
Finnland (R.-Geb.) die Städte Helsingfors, Abo, Tammersfors und Wiborg	1900	805	519	286	—
Finnland (R.-Ang.)	1900	581	345	236	—

[1]) Der österreichische Volkszählungsbericht führt 112 971 (54 184 m., 58 787 w.) Deutsche auf, der russische Volkszählungsbericht 158 103 (77 663 m., 80 440 w.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Länder mit Angabe, ob Zahlen über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
Serbien (R.-Geb.)	1900	441	218	223	19,1
„ (R.-Ang.)	1900	379	180	199	16,4
Rumänien (R.-Ang.)	1899	7 733	—	—	129,8
Bulgarien (R.-Geb.)	1904	187	117	70	5,6
„ (R.-Ang.)	1904	339	175	164	10,2
Montenegro (R.-Ang.)	1904	6	3	3	—
Türkei (R.-Ang.)	1904	[2]) 3 399	1 623	1 746	—
Griechenland (R.-Geb.)	1905	191	128	63	7,8
„ (R.-Ang.)	1905	227	166	61	9,3
Italien (R.-Ang.)	1901	10 745	—	—	32,8
Spanien (R.-Geb.)	1900	2 218	1 608	610	11,9
„ (R.-Ang.)	1900	3 011	1 930	1 081	16,2
Portugal (R.-Ang.)	1900	927	470	457	17,1
Schweiz (R.-Geb.)	1900	134 599	61 628	72 971	4 061,8
„ (R.-Ang.)[3])	1900	168 238	77 809	90 429	5 076,9
Frankreich (R.-Ang.)	1901	86 684	35 244	51 440	237,1
Luxemburg (R.-Geb.)	1900	14 637	7 950	6 687	6 187,9
„ (R.-Ang.)	1900	14 931	8 169	6 762	6 312,2
Belgien (R.-Geb.)	1900	40 963	19 225	21 738	612,0
„ (R.-Ang.)	1900	53 408	25 054	28 354	797,9
Niederlande (R.-Ang.)	1899	31 654	16 588	15 066	620,2
Dänemark (R.-Geb.)	1901	35 061	17 865	17 196	1 431,3
Schweden (R.-Ang.)	1900	2 421	1 323	1 098	47,1
Norwegen (R.-Geb.)	1900	2 787	1 700	1 087	124,9
„ (R.-Ang.)	1900	1 766	—	—	79,5
England und Wales (R.-Geb.)	1901	49 133	30 356	18 777	151,1
Schottland (R.-Geb.)	1901	3 232	2 014	1 218	72,3
Irland (R.-Geb.)	1901	1 037	583	454	23,3
Canada (R.-Geb.)	1901	27 302	—	—	508,3
„ (R.-Ang.)	1901	6 486	—	—	120,8
Verein. Staaten von Amerika (R.-Geb.)	1900	2 669 164	1 437 445	1 231 719	3 498,1
Kuba (R.-Ang.)	1904	382	232	150	24,3
Portorico (R.-Ang.)	1904	46	46	—	—
Philippinen (R.-Geb.)	1903	368	—	—	—
„ (R.-Ang.)	1904	202	175	27	2,6
Mexiko (R.-Ang.)	1900	2 565	1 980	585	18,9
Brit.-Honduras (R.-Geb.)	1901	37	29	8	98,7
Haiti (R.-Ang.)	1904	184	127	57	—
San Domingo (R.-Ang.)	1904	45	27	18	—

[2]) Hierunter 30 ohne Angabe des Geschlechts.

[3]) Die Schweizer Statistik gibt die Zahl der deutschen Reichsangehörigen in der Schweiz mit 168 451 an. Diese Differenz ist wohl dadurch zu erklären, dass das Kaiserliche Statistische Amt bei der Auszählung der von der Schweiz zur Verfügung gestellten Zählungsformulare nur die ortsanwesenden Deutschen in der Schweiz berücksichtigte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Länder mit Angabe, ob Zahlen über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
St. Thomas (R.-Ang.)	1904	15	8	7	—
Venezuela (R.-Ang.)	1904	[1] 612	297	193	—
Surinam (R.-Geb.)	1904	114	99	15	—
„ (R.-Ang.)	1904	103	60	43	—
Brasilien (R.-Geb.)	1904	63 638	—	—	443,7
„ (R.-Ang.)	1904	7 133	—	—	—
Curaçao (R.-Geb.)	1904	2	2	—	—
„ (R.-Ang.)	1904	7	—	—	—
Uruguay (R.-Geb.)	1904	854	802	52	87,3
„ (R.-Ang.)	1904	252	155	97	—
Paraguay (R.-Ang. u. Geb.)	1904	1 350	—	—	—
Argentinien (R.-Ang.)	1895	17 143	10 978	6 165	433,5
Chile (R.-Ang.)	1895	7 049	—	—	259,9
Peru (R.-Ang.)	1904	[2] 535	378	153	—
Ecuador (R.-Ang.)	1904	134	87	47	—
Columbien (R.-Geb.)	1905	203	—	—	—
„ (R.-Ang.)	1905	345	226	119	—
Panama (R.-Geb.)	1905	49	41	8	—
„ (R.-Ang.)	1905	56	45	11	—
Falklandinseln (R.-Geb.)	1901	19	12	7	930,0
Aegypten (R.-Ang.)	1897	1 281	745	536	13,2
Algerien (R.-Ang.)	1896	3 319	2 084	1 235	70,0
Sierra Leone (R.-Ang.)	1901	64	63	1	83,5
Marokko (R.-Ang.)	1904	184	103	81	3,7
Dahomey (R.-Geb.)	1904	1	1	—	—
„ (R.-Ang.)	1904	23	22	1	—
Abessinien (R.-Geb.)	1904	3	3	—	—
Liberia (R.-Ang.)	1904	40	—	—	1,5
Mauritius (R.-Geb.)	1901	21	20	1	5,7
„ (R.-Ang.)	1901	21	20	1	5,7
Sansibar (R.-Geb.)	1904	33	28	5	16,5
„ (R.-Ang.)	1904	33	28	5	16,5
Spanische Kolonien in Afrika (R.-Ang.)	1904	29	26	3	—
Portugiesische Kolonien in Afrika (R.-Ang.)	1904	[3] 248	174	65	—
Kap der guten Hoffnung (R.-Geb.)	1904	114	—	—	4,7
Persien (R.-Ang.)	1904	49	32	17	—
Brit.-Indien (R.-Geb.)	1901	1 696	1 255	441	0,6
Niederl.-Indien (R.-Geb.)	1900	1 382	1 142	240	3,8

[1]) Hierunter 122 ohne Angabe des Geschlechts.
[2]) Hierunter 4 ohne Angabe des Geschlechts.
[3]) Hierunter 9 Kinder ohne Angabe des Geschlechts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Länder mit Angabe, ob Zahlen, über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
Verein. Malayische Staaten (R.-Ang.)	1901	21	12	9	3,1
Straits Settlements (R.-Geb.)	1901	279	198	81	48,8
Siam (R.-Ang.)	1904	153	130	23	3,1
Cochinchina (R.-Geb.)	1904	73	62	11	—
„ (R.-Ang.)	1904	44	40	4	—
China (R.-Ang.)	1903	1 658	—	—	—
Korea (R.-Geb.)	1904	28	21	7	0,5
„ (R.-Ang.)	1904	43	22	21	—
Japan (R.-Ang.)	1898	603	—	—	1,3
„ (R.-Ang.)	1903	(654)	(475)	(179)	(1,3)
Australien (R.-Geb.)	1901	42 671	—	—	520,7

Von den 3,5 Millionen Deutschen im Auslande treffen demnach allein 2,7 Millionen auf die Vereinigten Staaten von Amerika. Welche Summe deutschen Einschlags diese Zahl in Wirklichkeit repräsentiert, mögen Sie daraus entnehmen, dass bei dem letzten amerikanischen Zensus nicht weniger als 7,8 Millionen Personen gezählt wurden, deren Eltern beide oder wenigstens auf der väterlichen oder mütterlichen Seite in Deutschland geboren waren, das ist ein Zehntel der ganzen, ein Achtel der weissen Bevölkerung der Union.

Abgesehen von der Union sind am meisten Reichsdeutsche zu finden in der Schweiz, Russland, Österreich, Frankreich, Brasilien, Australien, Belgien, Dänemark, Niederlande, Kanada, Argentinien, Luxemburg, Italien.

Schon diese Aufzählung, in der neben den Zentren der deutschen Auswanderung fast ausschliesslich Grenzländer in Frage kommen, zeigt, in welch starkem Mass neben wirtschaftlichen Gesichtspunkten die geographische Lage zu Deutschland für die Anziehungskraft der einzelnen Länder von Belang ist.

In der Tat lassen sich für den Standort unserer Deutschen im Auslande drei Zonen unterscheiden: die Zone der unmittelbaren Grenzländer, der mittleren Zone derjenigen Länder, die wiederum mit den unmittelbaren Grenzländern geographisch in Konnex stehen, schliesslich die äussere Zone der in fremden Erdteilen gelegenen und überseeischen Länder. Ausserdem bilden noch besondere Konzentrationspunkte unseres Deutschtums im Auslande die Grossstädte.

Zur ersten Zone gehören in bezug auf Deutschand: Russland, Österreich, Schweiz, Frankreich, Luxemburg, Belgien, die Niederlande,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dänemark. All diese Länder zeigen eine namhafte Besetzung von Deutschen, und zwar speziell in den an Deutschland angrenzenden Gebieten, wie Polen, Böhmen, Niederösterreich, Schlesien, die nördlichen Schweizer Kantone, die östlichen Departements von Frankreich, ein Beweis, dass die geographischen Wechselbeziehungen, noch unterstützt durch familiäre und wirtschaftliche Einflüsse, ja, selbst durch religiöse Verhältnisse, von grossem Einfluss auf die Abwanderung des Deutschtums sind. Vielfach lässt sich feststellen, dass die in diesen Grenzländern ansässigen Deutschen aus solchen Gebieten Deutschlands stammen (gebürtig sind), die diesen Ländern unmittelbar benachbart sind. So rekrutieren sich die in Österreich gezählten Reichsgebürtigen hauptsächlich aus Bayern r. d. Rh., Schlesien, Sachsen; die Schweiz hat ihre Reichsgebürtigen vornehmlich aus Baden, Württemberg, Elsass-Lothringen. Die Reichsgebürtigen von Luxemburg stammen vorzugsweise vom Rheinland und Elsass-Lothringen, die von Belgien überwiegend vom Rheinland; die Reichsangehörigen in den Niederlanden kommen aus dem Rheinland, Westfalen und Hannover.

Charakteristisch ist noch für die in der eben erwähnten ersten Zone des Auslandes befindlichen Deutschen, dass unter ihnen die weiblichen Personen fast durchweg stärker vertreten sind als die männlichen. Um so mehr überwiegen die männlichen Deutschen bei den Fernwanderungen nach der zweiten und dritten Zone des Auslands.

Was die zweite Zone der Länder, in denen Deutsche gezählt sind, betrifft, so umfasst sie alle diejenigen Staaten, die zwar noch in Europa liegen, die jedoch erst über die direkten Nachbarländer Deutschlands hinweg oder nur durch Seefahrt zu erreichen sind. Dahin gehören die Donau- und Balkanländer, Italien, Spanien, Portugal, Schweden, Norwegen, Grossbritannien und Irland. Im allgemeinen ist die Vertretung von Deutschen in diesen Ländern erheblich geringer als bei den Ländern der ersten Zone. Nur Grossbritannien bildet eine Ausnahme; es zählt mit den 53 000 Reichsangehörigen zu den Ländern der grössten deutschen Frequenz. Die Hälfte von ihnen wohnt in London, ein anderer beträchtlicher Teil in dem industriereichen Zentrum des Nordens.

Die dritte äussere Zone der ausländischen Staaten umschliesst, wie erwähnt, die überseeischen Länder. Deutsche sind hier fast allenthalben vertreten, aber angesichts der Schwierigkeit, mit der diese entfernten Länder zu erreichen sind, selbstredend in entsprechend niedriger Zahl. Eine Ausnahme hiervon machen die Vereinigten Staaten von Amerika, die, wie gesagt, überhaupt die meisten von den im Auslande befindlichen Deutschen in sich vereinigen. Von den 2,7 Millionen Deutschen sitzen nicht weniger als 2 Millionen in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nördlichen Zentralstaaten und den nordatlantischen Staaten. Der Staat New York zählt allein 480 026 Reichsgebürtige, die Stadt New York davon 322 343, Chicago 170 738. Ausserdem sind mit grösseren Zahlen von Deutschen bei der dritten Zohne hervorzuheben:

Brasilien (R.-Geb.) .	63 638	Britisch-Indien . .	1 696
Australien . . .	42 671	China	1 658
Canada	27 302	Niederländisch-Indien	1 382
Argentinien . . .	17 143	Paraguai (R.-Geb. u.	
Chile	7 049	R.-Ang.) . . .	1 350
Algerien	3 319	Aegypten	1 281
Mexiko	2 565		

Dank der grossen Anziehungskraft, welche die Vereinigten Staaten auf die deutsche Auswanderung üben, ist die dritte Zone, obschon die entferntest gelegene, von den drei Zonen am stärksten von den in der Fremde befindlichen Deutschen frequentiert:

Zone	Länder	Reichs-gebürtige	Reichs-angehörige
1	9	226 065	617 024
2	15	59 226	38 973
3	46	2 809 401	52 074
Summa	70	3 094 642	708 071

Durchweg sind es in den drei Zonen, vor allem in der zweiten und dritten, die Grossstädte, in denen sich die Deutschen vornehmlich konzentrieren. So lebt in den Vereinigten Staaten von Amerika die Hälfte aller dortigen Deutschgebürtigen in Städten mit über 20 000 Einwohnern; über 1 Million, das sind 88 Prozent, finden sich von ihnen in den 19 Grossstädten mit über 200 000 Einwohnern. Wie New York und London, von denen bereits die Rede, haben auch Städte wie Paris, Wien, Pest, Petersburg, Moskau, Buenos Aires ihre besondere Bedeutung als Ansiedelungsstätten von Deutschen. Von sämtlichen im Auslande befindlichen Reichsgebürtigen trifft nach dem vorhandenen amtlichen Material, nahezu die Hälfte auf die Grossstädte von über 100 000 Einwohnern.

Als Gesamteindruck, den die Karte von der geographischen Verbreitung der Deutschen im Auslande erweckt, findet man, dass die deutsche Diaspora in der Fremde recht beträchtlich ist. Nicht mit Unrecht sagt man daher (Sombart): Es gibt ausser den Juden kein zweites Volk, das so, wie das deutsche, in so vielen Volkssplittern und einzeln beinahe über das ganze Erdenrund unter andere Kulturvölker und sonstige Nationen verstreut ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In welcher Richtung entwickelt sich nun dieses Deutschtum im Auslande?

Soweit das amtliche Material zur Beantwortung der Frage hinreicht,*) ergibt sich eine ansehnliche Zunahme der Deutschen für fast alle europäischen Staaten im Laufe des letzten Jahrzehnts. Besonders namhaft ist dies der Fall in der Schweiz, wo die Zahl der im Deutschen Reich Geborenen innerhalb 12 Jahren um rund 40 000 ge-

*) **Die Deutschen in einer Anzahl ausländischer Staaten nach der letzten und vorletzten Zählung.**

Länder	Es wurden ermittelt Deutsche in den nebengenannten Ländern			
	Zählungsjahr	Personen	Zählungsjahr	Personen
Oesterreich (R.-Ang.)	1900	106 364	1890	99 303
Ungarn (R.-Ang.)	1900	8 020	1890	6 596
Serbien (R.-Geb.)	1900	441	1890	368
Italien (R.-Ang.)	1901	10 745	1881	5 234
Spanien (R.-Ang.)	1900	3 011	1887	1 826
Schweiz (R.-Geb.)	1900	134 599	1888	94 207
Frankreich (R.-Ang.)	1901	86 684	1891	83 506
Luxemburg (R.-Geb.)	1900	14 637	1890	9 925
Belgien (R.-Geb.)	1900	40 963	1890	36 547
Niederlande (R.-Ang.)	1899	31 654	1889	28 732
Dänemark (R.-Geb.)	1901	35 061	1890	31 112
Schweden (R.-Ang.)	1900	2 421	1890	1 622
Norwegen (R.-Geb.)	1900	2 787	1891	1 609
Grossbritannien und Irland (R.-Geb.)	1901	53 402	1891	53 591
Kanada (R.-Geb.)	1901	27 302	1891	27 752
Verein. Staaten von Amerika (R.-Geb.)	1900	2 669 164	1890	2 784 894
Britisch-Honduras (R.-Geb.)	1901	37	1891	50
Venezuela (R.-Ang.)	1904	612	1891	917
Paraguay (R.-Ang. u. R.-Geb.)	1904	1 350	1886	476
Chile (R.-Ang.)	1895	7 049	1885	6 808
Aegypten (R.-Ang.)	1897	1 281	1882	948
Algerien (R.-Ang.)	1896	3 319	1886	4 863
Sierra Leone (R.-Ang.)	1901	64	1891	2
Mauritius (R.-Geb.)	1901	21	1891	34
Britisch-Indien (R.-Geb.)	1901	1 696	1891	1 458
Niederländisch-Indien (R.-Geb.)	1900	1 382	1891	1 118
Straits Settlements (R.-Geb.)	1901	279	1891	364
China (R.-Ang.)	1903	1 658	1893	777
Japan (R.-Ang.)	1898	603	1892	480
Australien (R.-Geb.)	1901	42 671	1891	49 681

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stiegen ist, ferner in Italien, Spanien, Luxemburg, Schweden und Norwegen.*)

Was die aussereuropäischen Länder betrifft, so hat die Zahl der Deutschen sich erheblich vermehrt in Chile, Ägypten, Britisch- und Niederländisch-Indien, China und Japan.

In einigen andern Ländern zeigt sich freilich ein Rückgang in der Zahl der Deutschen während der letzten Jahre. In England und Wales waren die Deutschen 1891 mit 50 599 unter den Ausländern am stärksten vertreten, 1901 waren sie von den Russen, deren Zahl 82 844 betrug, überholt und zählten nunmehr 49 133. Auch in ausser-europäischen Ländern, wie Algier, Kanada, Venezuela, Australien und besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika zeigt sich eine Abnahme der Deutschen gegenüber früheren Jahren. Die Abnahme der Deutschen in den angeführten Ländern hat ihren Grund in dem Rückgange der deutschen Auswanderung dorthin. Während 1891 113 046 Deutsche nach den Vereinigten Staaten auswanderten, betrug 1901 ihre Zahl nur noch 19 912. Einen ähnlichen Rückgang zeigt die deutsche Auswanderung nach Australien; 1891 wanderten dorthin 438 Deutsche aus, 1901 217, 1904 nur 97. Die Auswanderung Deutscher nach Kanada erreichte ihren Höhepunkt mit 6136 im Jahre 1893; von jenem Jahre an sank die Ziffer der Deutschen, die sich nach Britisch-Nordamerika wandten, fortgesetzt von Jahr zu Jahr bis 1901. Die genannten Länder, namentlich die Vereinigten Staaten, haben teils die Einwanderung erschwert, teils an ihrer Anziehungskraft für Deutsche zugunsten anderer Länder verloren, teils hat das Auswanderungsbedürfnis selbst infolge verbesserter Erwerbsgelegenheit im Inland nachgelassen.

Als weitere Frage interessiert uns: Was treiben die Deutschen im Auslande?

Für die männlichen Deutschen bildet fast allenthalben die Industrie die hauptsächlichste Erwerbsquelle. Die Landwirtschaft tritt als Erwerb der Deutschen im Auslande ziemlich zurück. Nur in Nordamerika, wo der deutsche Farmer und Pflanzer einen bedeutsamen Kulturfaktor darstellt, ferner auch in Österreich, Ungarn, Russland, den Niederlanden, Dänemark, auch in Chile spielt sie für deutsche Landwirte und deutsche Arbeiter eine grössere Rolle. Aber selbst in diesen eben genannten Ländern ist Industrie und Gewerbe noch zugkräftiger als die Landwirtschaft. Arbeit in Fabriken und Bergwerken kommt in grossem Umfange für die Deutschen des Auslands als Erwerb in Frage; daneben finden sich selbständige In-

*) Bezüglich der Deutschen in Böhmen vergl. die ausgezeichnete Schrift von Heinrich Rauchberg: „Der nationale Besitzstand in Böhmen". Leipzig, 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dustrielle und industrielle Ingenieure, Techniker usw. Die deutschen Handwerker nehmen eine hervorragende Stellung in England und Australien ein, doch haben sie in England gegenüber dem russischen (jüdischen) und italienischen Wettbewerb neuerdings einen schweren Stand. Der Handel übt die grösste Anziehungskraft auf die Deutschen in den überseeischen Ländern aus.

Die Personen weiblichen Geschlechts arbeiten im Auslande vornehmlich im häuslichen und ländlichen Gesindedienst sowie in der Industrie. In der Schweiz sind von den dortigen Dienstboten über 20 Prozent Reichsgebürtige; stark vertreten sind sie in diesem Beruf auch in Österreich, Russland, Belgien, England. Im übrigen werden deutsche Frauen auch häufig in freien Berufen als Lehrerinnen, Erzieherinnen, Künstlerinnen usw. angetroffen.

Zahlenmässige interessante Belege darüber enthält die Veröffentlichung des Kaiserlichen Statistischen Amtes, auf die näher einzugehen ich mir aber ebenso versagen muss, wie auf die Nachweise über die Alters-, Familienstands- und Religionsverhältnisse. Nur soviel sei wenigstens noch hier hervorgehoben, dass die Deutschen im Auslande einerseits überwiegend den produktivsten Altersklassen (von 20 bis 50 Jahren) angehören, anderseits, soweit darüber Ermittelungen vorliegen, mehr noch dem verheirateten, als dem ledigen Stande — ein Zeichen, dass es sich nicht um eine bloss vorübergehende Arbeitsauswanderung, nicht um eine Lohnarbeitsgängerei, sondern vielfach um ständige Ansiedelungen im Auslande handelt.

Haben wir aber auch einen Ausgleich — werden Sie fragen — für die vom Mutterlande abgewanderten Deutschen durch Zufluss von Fremden nach dem Inland?

Der Ausgleich ist geringfügig. Den 3,5 Millionen Deutschen im Auslande stehen bloss 778 737 fremde Staatsangehörige und 823 597 Fremdgebürtige, die innerhalb des Reichs bei der Volkszählung 1900 ermittelt wurden, gegenüber. Mit andern Worten, Deutschland gibt, nach diesen Zahlen, etwa viermal so viel von seiner Bevölkerung ab, als es vom Auslande empfängt. Also eine stark passive Wanderungsbilanz! Und dies, obschon der Zuzug vom Auslande im Lauf der letzten Jahrzehnte erheblich im Steigen begriffen ist. Wenn gleichwohl die Abwanderung die Zuwanderung beträchtlich übersteigt, so rührt das namentlich von der starken Auswanderung nach Übersee her, die nicht durch eine entsprechende Einwanderung wettgemacht wird. Allerdings im Verkehr mit den europäischen, insbesondere den benachbarten Ländern, ist die Zuwanderung grösser. Lässt man beispielsweise die Vereinigten Staaten von Amerika, das Hauptauswanderungsgebiet, ausser Rechnung, so beträgt der Zuzug an Fremdgebür-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen 798 755, der Wegzug an Reichsgebürtigen nur 360 350. Vor allem sind es Österreich, Ungarn, Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland, Italien, die Niederlande, Schweden, Norwegen, denen gegenüber Deutschland durch die äusseren Wanderungen an Bevölkerungselementen gewinnt.

Indessen erscheint es fraglich, ob das zahlenmässige Plus, das im Bevölkerungsverkehr mit einer Reihe von Staaten sich für uns ergibt, auch qualitativ bestehen bliebe, wenn man die Qualität der ausgetauschten Bevölkerungselemente vergleichen könnte. Jedenfalls sind es, wie die amerikanische Einwanderungsstatistik bestätigt, im allgemeinen nicht die schlechtesten Elemente, die aus Deutschland abwandern, es sind Elemente, die namentlich an Wissen und Können, an Bildung und Vermögen erheblich höher stehen, als das Gros der Elemente von andern Auswanderungsstaaten.

Gerade deshalb haben wir allen Grund, der vorhin konstatierten Wanderungsbilanz, die Deutschland im internationalen Bevölkerungsverkehr aufweist, ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sie bildet einen wichtigen Posten in unserer Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande, die ja keineswegs in der blossen Handelsbilanz, sondern erst in der Abgleichung aller Elemente internationaler Wertübertragungen, wie des Zahlungsmittel-, des Kreditwesens, des Verkehrswesens (Schiffahrt und Eisenbahn), so auch der Wanderbewegung den richtigen Ausdruck findet.*) Dieser Posten fällt neben den Kapitalien, die wir dem Auslande zur Verfügung stellen, um so vorteilhafter für uns in die Wagschale, je mehr es uns gelingt, zu verhindern, dass die abgewanderten Deutschen dem Mutterlande dauernd verloren gehen. Und darum mag die Abwanderung definitiven, kolonisatorischen oder nur temporären Charakter haben, auf alle Fälle müssen die Beziehungen dieser unserer fremdländischen Menschenkolonien zur Heimat rege gehalten werden. Darum zielbewusste Stärkung der nationalen Widerstandskraft des Deutschtums, eifrige Pflege deutscher Sprache, deutschen Geistes, deutscher Sitte, deutscher Staatsangehörigkeit, kräftiger diplomatischer, konsularischer, maritimer Schutz der deutschen Interessen im Ausland! Dann wird das leider bisher so häufige Aufgehen in fremde Nationalität immer mehr deutschem Nationalstolz in der Fremde weichen, dann werden unsere Ausgewanderten zu dauernden Trägern des deutschen Volkstums im Auslande, dann wird unser Wanderungsverlust im internationalen Völkerverkehr zu einer Erweiterung unserer Macht und Herrschaft, und zwar ideell, kulturell und auch wirtschaftlich.

*) Vergl. J. Gruber, Statistik einer internationalen Zahlungsbilanz. Intern. Statistisches Institut, Session London 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann ist Deutschland „die grosse Kinderstube der Welt" zum eigenen Glück und Wohlstand unseres Vaterlandes!

Unterstaatssekretär z. D., Prof. **v. Mayr,** München: Heute macht sich allseitig das Bedürfnis geltend, eine Inventaraufnahme für den gesamten deutschen Volkskörper zu bewirken. Zur Ausführung kommen zwei Methoden in Betracht. Man könnte versuchen, in Verbindung mit der nationalen Volkszählung eine verwaltungsmässige Ermittelung der Nationalen auch im Auslande zu bewirken, und zwar in der Hauptsache durch die Konsulate. Bei der vorletzten italienischen Volkszählung ist dies versucht worden, aber ohne befriedigenden Erfolg; der Konsulatsdienst vermag eine solche erschöpfende Arbeit nicht zu leisten. Es verbleibt also nur die andere Methode der Nutzbarmachung der Ergebnisse fremder Bestandaufnahmen der Bevölkerung, unter Vorbehalt gelegentlicher Ergänzung durch Konsularausweise. So hat das Kaiserliche Statistische Amt in dankenswerter Weise im Anschluss an die Volkszählung von 1900 zum erstenmal die Aufgabe in Angriff genommen. Freilich fehlt es dann an Einheitlichkeit der Grundlagen. Nicht bloss die Staatsangehörigkeit — die das eigentlich entscheidende Moment wäre — muss dann massgebend sein, sondern je nach der Gestaltung der auswärtigen Erhebungen in erheblichem Masse die Gebürtigkeit oder auch die Sprache. Übrigens möchte ich auch dem Gedanken Ausdruck geben, dass es für die internationale Bevölkerungsstatistik ernstlicher Überlegung bedürfe, ob nicht bei den im Jahre 1910 oder einem nächstliegenden Jahr vorzunehmenden Volkszählungen überall die Muttersprache zu erheben wäre; für uns wäre es hochwichtig, eine Überschau aller deutsch Sprechenden auf der Erde zu gewinnen. Im übrigen kann nur der lebhafte Wunsch ausgesprochen werden, dass das Kaiserliche Statistische Amt fortan dauernd der Aufgabe der Feststellung der Zahl der Deutschen im Auslande sich widmen, und so eine genaue fortlaufende Buchführung über die Gestaltung des gesamten deutschen Volkskörpers wahrnehmen möge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Marokko.

Von Dr. Joachim Graf **von Pfeil**, Kammerherr, Friedersdorf.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Zu den aktuellen Tagesfragen unserer Zeit gehört immer noch die marokkanische. Wie dieser Umstand sich g r ü n d e t auf die hohe wirtschaftliche Bedeutung Marokkos, so b e w e i s t er jene auch wiederum, wir können daher davon absehen sie hier noch erörtern zu wollen. Man hat die marokkanische Frage vielfach unter dem Gesichtswinkel territorialer Erwerbungen betrachten wollen. War an sich jede in dieser Richtung zielende Anschauung schon früher verfehlt, so ist sie dies um so mehr in dem Augenblick, wo die Konferenz zusammenzutreten im Begriff ist, die versuchen wird, die Norm aufzustellen, die für den politischen wie wirtschaftlichen Entwickelungsgang Marokkos in Zukunft massgebend sein soll.

Ganz allein wirtschaftliche Erwägungen dürfen uns bei der Beurteilung unserer eigenen Beziehungen zu Marokko leiten, und wir wollen versuchen, die heutige Lage der Tatsachen in diesem Lichte zu betrachten. Wenn wir dies tun, so wird die Annahme unmöglich, dass unsere Stellungnahme gegenüber Marokko diktiert werden dürfte von dem Bedürfnis rein objektiven politischen Handelns, von dem Bedürfnis, die Vorsehung zu spielen und als selbstgesetzter Arbiter poetische Justiz zu üben. Derartige objektive Politik war immer ein Fehler der Geschichte und wäre es in erhöhtem Grade heute, zu einer Zeit, wo mehr denn je der Besitzstand einer Nation ausschlaggebend ist für ihre Machtstellung in der Reihe der Völker. Sie könnte nur gebilligt werden als Deckmantel für grosse, aus diplomatischen Gründen noch nicht kund zu gebende Errungenschaften an anderer Stelle. War indessen unser politisches Handeln auf ein greifbares Ziel gerichtet, so konnte unsere Stützung einer nicht direkt bedrohten Autonomie nur die Bedeutung haben, dass man die einseitige Ausnutzung eines Landes verhindern wollte, die leicht in Aussaugung hätte ausarten können und die dadurch unsere eigenen wirtschaftlichen Interessen bedrohlich gefährdete.

Es ist zwar leicht, zu sagen, dass es in Zukunft keinen vorherrschenden Einfluss in Marokko geben solle, allein eine solche Waltung wirtschaftlicher Gerechtigkeit in Wahrheit herbeiführen zu wollen, muss Theorie bleiben, so lange der Einfluss materieller Werte den moralischer Einsicht oder logischer Beweisführung überwiegt. Ein jeder von uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber weiss, dass in allen orientalischen Ländern klingende Gründe kräftiger wirken als wo anders, ja, kräftiger, als ein anderer Grund überhaupt. Wir dürfen darum noch nicht hoffen, dass die einfache Erklärung von der Gleichberechtigung aller Nationen mehr sein wird oder sein kann als ein toter Buchstabe.

Ein gewichtiges Moment trägt dazu bei, die internationale Gleichberechtigung von Anfang an um ein Wesentliches zu verschieben. Frankreich hat darauf bestanden, und von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht, dass ihm die Organisation der exekutiven Gewalt Marokkos, nenne sie sich Militär oder Gendarmerie oder zivile Verwaltung, wenigstens in gewissem Umfange überlassen werde. Wenn die Übernahme dieser Aufgabe Frankreich auch bedeutende Lasten aufbürdet, so darf doch nicht verkannt werden, dass ihm damit auch wichtige Vorteile wirtschaftlicher Natur in den Schoss fallen. Wer die Macht hat, kann sie ausüben, und es würde heissen Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier des weiteren ausführen, wie es zum Beispiel im Wege der Polizeiverordnung oder der Kommunalverwaltung gemacht werden kann, dass französische Unternehmer vor denen anderer Nationen d e n oder wenigstens e i n e n Vorrang erhalten. Wir vermögen alo unschwer zu erkennen, wie leicht es Frankreich möglich machen wird, trotz angeblicher Gleichberechtigung aller, ein grösseres Stück aus dem marokkanischen Kuchen herauszuschneiden. Der Frankreich in Zukunft zu Gebote stehende Einfluss wird und muss England zu grösseren Anstrengungen anspornen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Fehlt ihm die gleiche Möglichkeit politischer Einwirkung, so wird es sich um so mehr bemühen, sie auf materiellem Gebiete zu gewinnen, und wir wissen, mit welchem Erfolge es dies zu tun pflegt. Englisches Kapital wird mit französischem Einfluss um den Vorrang ringen, und mir will nicht ersichtlich werden, inwiefern wir Aussicht haben, bei diesem Wettlauf auch nur einen erwähnenswerten Platz hinter den Mitkämpfern zu behaupten.

Zwar hat Fürst Bülow in einer Rede im Reichtage gesagt, er werde deutschen Unternehmungen seinen nachdrücklichen Schutz angedeihen lassen, und man darf an dem guten Willen hierzu wohl nicht zweifeln. Allein, wie ist eine solche Zusage auszulegen? Wird er dafür sorgen, dass die konkurrierenden Nationen selbst nicht Schwierigkeiten uns in den Weg legen oder, was leichter ist, sie uns durch die Behörden der Eingeborenen in den Weg legen lassen, wird er in den Reichssäckel greifen, um Gegner zu kaufen, Freunde zu unterstützen? Würde er, wenn der Schwierigkeiten viele würden, etwa gar Truppen landen lassen? Wir glauben es nicht, denn er würde es nicht können. Nur zu leicht könnte ein so weit gehender Schutz sich zu einer Verteidigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auswachsen, die sich vom Kriege nur durch den Namen unterschiede. Wie aber soll ein Schutz deutscher Unternehmungen ausgeübt werden, wenn wir selbst eine Lage geschaffen haben, derzufolge es uns nicht mehr möglich ist, wie früher, einen Druck auf die sherife Regierung auszuüben. Einem solchen Verfahren steht die Gleichberechtigung gegenüber und die Tatsache, dass Frankreich trotz ihrer, durch das Zugeständnis hinsichtlich der Kontrolle der Reorganisation, ausschlaggebenden Einfluss eingeräumt erhalten hat. Man hört wohl die Auffassung, dass die Autonomie des Sultans zur Folge habe, dass er nunmehr in der Lage sei, unbehindert durch politische Rücksichten gewisse Konzessionen zu vergeben, die wir ebenso leicht erhalten können, als die Unternehmer anderer Nationen. Wer indessen Marokko kennt, wird in dieser Richtung nicht so sanguinisch denken. Zunächst sind es wohl die seltensten Fälle, in denen der Sultan selbst die Entscheidung herbeiführt, er wird in der Regel die Entscheidung treffen, die ihm der jeweilige Minister vorschlägt. Es ist also klar, dass diejenige Nation am besten bedacht werden wird, die zurzeit gerade den wirksamsten Einfluss auf den Minister auszuüben vermag. Halten wir uns gegenwärtig, dass die besten Mittel zur Gewinnung von Einfluss diejenigen sind, von denen wir am wenigsten besitzen, lokale Macht und Geld, so werden wir erkennen müssen, dass es in den seltensten Fällen wir sein werden, denen zu Liebe der Minister ein Auge zudrücken und seine Hand auftun wird. Dass man den Sultan zwingen wird, gewisse äussere Zeichen der Kultur einzuführen, dass er wird Leuchttürme, Eisenbahnen und Häfen bauen, Strassen anlegen, vielleicht sogar Telegraphen errichten, sowie Grundbesitz freigeben müssen, sind Dinge, die sich von selbst verstehen und die an sich nicht geeignet sind, gerade uns Deutsche an der marokkanischen Mahlzeit irgendwie besonders zu beteiligen. Die betreffenden Arbeiten werden als Konzessionen denen zufallen, die ihrer Bewerbung das grösste Gewicht von Kanonenmetall oder Gold zu geben wissen werden. In jedem Falle, wo es sich um die Erringung wirtschaftlicher Vorteile handelt, stossen wir auf die beiden Faktoren Macht und Geld, mit denen wir weniger gut versehen sind, als unsere beiden grossen Konkurrenten. Je länger man den heutigen Stand der marokkanischen Frage betrachtet, um so mehr drängt sich die Überzeugung auf, dass unser Eintreten für den Sultan eine Tat grosser politischer Objektivität gewesen ist, die an der Lage der Dinge für den Augenblick wenig ändert, höchstens eine Grundlage schafft, auf der unsern Konkurrenten der Weiterbau ihrer Interessen leichter werden wird, als uns selbst. Indem wir wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen schufen, ohne vorher dafür zu sorgen, dass unsere eigenen Interessen gebührenden Umfang hatten und hinreichend sichergestellt waren, sind wir tatsäch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich hinter die Ablauflinie zurückgetreten, von der aus alle in Betracht kommenden Nationen den Wettlauf um wirtschaftliche Errungenschaften in Marokko antreten müssen. Mit der Schaffung eines theoretischen Rechts gaben wir den eigenen Vorteil aus der Hand.

Man wird einwenden, es sei leicht, an den Tatsachen Kritik zu üben, schwer, zu zeigen, was hätte geschehen sollen. Allein die Geschichte der Marokkofrage zeigt unwiderleglich, dass die Möglichkeit geboten war, sehr wohl vorbereitet in den Wettbewerb um ein Plätzchen an der marokkanischen Sonne einzutreten. Wenn wir gegenüber andern Nationen hinsichtlich unserer Stellung in Marokko benachteiligt sind, so liegt das daran, dass jene andern, wenn es zum Lauf kommt, sich schon ein weites Stück ihres Weges vorsichtig geebnet haben, und wir erst beginnen werden das zu tun, wenn wir zum Lauf ansetzen wollen. Es wäre leicht gewesen, in den Jahren der Gärung in Marokko, wo noch keine internationale Vereinbarung uns Rücksichten auferlegte, solche wirtschaftlichen Interessen zu schaffen, dass jetzt, wo der Wettbewerb erschwert ist, wir den andern nicht nur gleichstanden, sondern ihnen voraus waren. Es hätte nur der ungewundenen Erklärung bedurft, dass man deutsche Unternehmen wirklich schützen wolle, um deren mehrere entstehen zu sehen. Die Unterlagen waren geschaffen, das Geld vorhanden. Der geforderte Schutz wurde aber nicht zugesagt, die Unternehmen unterblieben, denn der Deutsche ist nun einmal nicht wie der Engländer, der seine Regierung treibt und sie nötigt, seinen wirtschaftlichen Unternehmen zu folgen, er verlangt und erwartet, dass die Regierung ihn auf allen seinen Wegen am Schürzenzipfel halte, um ihn vor jedem Stolpern zu bewahren. Man kann fragen, ob denn jetzt, wenn die Konferenz zwischen den beteiligten Staaten wird stattgefunden haben, solcher Schutz noch erforderlich sein wird. Wir glauben, dass er ebenso nötig sein wird, wie früher. Vielleicht nicht mehr in dem früheren Sinne der Abwehr willkürlicher Bedrückungen seitens maurischer bakschischhungriger Beamten, sondern im Sinne politischen Ausgleichs gegenüber wirtschaftlichen Bestrebungen gleicher Richtung seitens anderer Nationen. Dass an dieser Stelle Schutz eventuell nötig werden könnte, empfindet der Reichskanzler, deswegen sagt er ihn zu. Allerdings um viele Jahre zu spät, so dass wir den erhofften Vorteil davon nicht mehr in gleichem Masse wie früher werden ziehen können. Was heute zu sagen möglich und ungefährlich ist, war es aber sicher auch zu einer Zeit, wo die Rechte der Parteien noch nicht gegenseitig abgegrenzt waren, wo jede Errungenschaft einer Nation von den andern als Faktum hingenommen werden musste und hingenommen wurde, so lange sie nicht eine direkte Gefahr für ihre eigene bedeutete. Wären wir in die Konferenz eingetreten im Besitz eines Telegraphen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Eisenbahnkonzession, ausgedehnten Grundbesitzes und Bergbaurechts in Marokko, so wäre auch bei derselben Lage der Dinge wie heute unsere Position eine andere, bessere gewesen, als sie es jetzt ist oder auch nur werden kann. Gegenüber reichem materiellen Einfluss wäre der tiefere politische Einfluss Frankreichs um einiges verblasst, hätte sich der gleiche Einfluss Englands neutralisiert und der unsere sich auch nach der politischen Richtung auswachsen können. Die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung geht schon aus der Antwort des Reichskanzlers an den Minister Rouvier hervor, als er sagte, dass die neuen Abmachungen nur bevorstehende Geschäfte, nicht ältere berühren könnten und würden. Wollte man sich für die Autonomie des Sultans von Marokko begeistern und lediglich objektive Politik treiben, so musste man so vorbereitet ins Treffen gehen, dass man, wenn auch ohne direkten Erfolg, so doch ohne Schaden daraus zurückkehren konnte.

Hatten wir uns versichert, dass unsere wirtschaftlichen Interessen im weitesten Umfange gewahrt, dass sie denen anderer Nationen gleich waren, durch internationale Abmachungen nicht mehr beeinträchtigt werden konnten, so mochte hinterher Gleichheit der Interessen ausgemacht, die Autonomie des Sultans erklärt, ein französischer Minister gestürzt, der König von England zum Besuch nach Frankreich geschickt werden, dann hatten wir unser Plätzchen an der marokkanischen Sonne und konnten zufrieden sein. Nicht durch blutlose Objektivität hat Frankreich seine Interessen in Marokko gewahrt, sondern durch kräftiges Zufassen im rechten Augenblick, durch einen gesunden politischen Egoismus, für den wir Deutschen das umfassendere Wort Nationalitätsbewusstsein geprägt haben.

Wir müssen uns angesichts dieser Lage der Dinge selbst eingestehen, dass wir in der marokkanischen Frage die Rolle des ehrlichen Maklers gespielt haben, die, so ehrenwert sie sein mag, ihren Träger doch immer ein wenig als unselbständige und darum als untergeordnete Persönlichkeit erscheinen lässt. Wer sich freiwillig in den Dienst anderer begibt, darf sich nicht wundern, wenn er als Diener betrachtet und behandelt wird. Auf Dankbarkeit in der Politik darf nicht gerechnet werden, und so dürfen wir auch kaum annehmen, der Sultan werde uns jemals Dank wissen dafür, dass wir ihn stützten, als er von seinem Thronkissen herabzurutschen begann, und wir können es leicht erleben, dass wir aus der Konferenz in Algeciras hervorgehen mit einer grossen Last von Arbeit, einer drückenden Verantwortung, verknüpft mit einem proportionalen Mass von Abneigung benachbarter Nationen und ohne eigenen politischen und wirtschaftlichen Gewinn.

Es erübrigt sich, zu fragen, welche Schritte zu tun seien, dies zu vermeiden und nicht ganz erfolglos von unserer marokkanischen Ex-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kursion heimzukehren. Leider lässt sich kein Mittel angeben, durch welches auf der bevorstehenden Konferenz noch Erfolge sich erringen liessen, durch die wir auf dieselbe Stufe wirtschaftlichen Einflusses mit andern Nationen gehoben würden. Auch die Übersetzung mehrerer der Artikel der Madrider Konvention ins Praktische, z. B. des Rechts von Grunderwerb, hat unter den Verhältnissen, zu denen jene Konferenz die Grundlage bilden soll, für uns geringere Bedeutung als für andere, denn unsere diesbezüglichen Bestrebungen können immer und überall durch französische Verwaltungskunst und englisches Geld neutralisiert werden. Nur auf diplomatischem Wege wären für uns noch Vorteile zu erreichen, wenn unsere Vertreter in Fez sich bemühten, für unser Eintreten für die Autonomie des scherifischen Reichs die Gegenleistung zu erhalten, bestehend in der Zuwendung solcher Konzessionen, die der Sultan als autonomer Herr vielleicht im Augenblick noch zu geben imstande ist, auf die Gefahr hin, von den Franzosen ein wenig mehr reorganisiert, von den Engländern betrinkgeldet zu werden. Der Objekte sind leider nur zu wenig, an deren Gewinnung vor Toresschluss überhaupt noch gedacht werden könnte, es kämen höchstens Eisenbahnkonzessionen und solche für die Errichtung von Telegraphen in Betracht, denn Bergbau würde im Monopol ohne wirksamen Einspruch anderer Nationen nicht mehr vergeben werden können. Dass uns Deutsche solche Dinge wie Ausbau neu zu eröffnender Häfen, Begebung von Anleihen usw. zufallen, ist eigentlich selbstverständlich nach dem, was wir für Marokko getan, kann aber nicht als Äquivalent aufgefasst werden, weil die damit verbundene Beschäftigung nur eine zeitweilige ist und uns keinen dauernden Gewinn in Aussicht zu stellen vermag. Ob es der Privatinitiative gelingen wird, die veränderte Sachlage zu Gunsten deutscher Interessen auszubeuten, ist eine Frage, auf die nur ortsansässige Kaufleute antworten können. Ein Urteil hierüber zu fällen, würde anmassend genannt werden müssen, wir dürfen nur hoffen, dass es der Fall sein möge. Überblicken wir indessen die ganze marokkanische Frage in ihrer heutigen Lage, so wird sich unser Urteil folgendermassen zusammenfassen lassen: Wir haben unterlassen, die seit Jahren vorbereiteten Möglichkeiten der Erweiterung deutscher wirtschaftlicher und damit politischer Interessen in Marokko zu benutzen. Diese Unterlassung bedingte, dass wir bei unserm plötzlichen Eingreifen in das Schicksal Marokkos unvorbereitet waren, die daraus sich ergebenden Folgen für uns nutzbar zu machen. Die von uns geschaffene politische Lage trägt nicht dazu bei, unsere Beziehungen zu andern Nationen inniger zu gestalten, zugleich erschwert sie uns selbst die Möglichkeit, in Marokko in Zukunft unsere Interessen so zu vertiefen, wie deren historische Entwickelung, unsere Stellung als eine der grössten Handelsmächte des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontinents und vor allem die Notwendigkeit, in unserer weltwirtschaftlichen Lage keine Verschiebung zu unsern Ungunsten eintreten zu lassen, es fordert. Man kann nur hoffen, dass die von uns geübte Objektivität in der Behandlung der marokkanischen Frage eine absichtliche und scheinbare gewesen ist, dass eine weitsichtige Politik es gewollt hat, um an anderer, noch nicht erkennbarer Stelle zu geeigneter Zeit grössere und schwerer wiegende Vorteile zu erringen.

Regierungsrat **von Hake**, Mittelhufen: Wir haben aus dem Vortrage des Grafen Pfeil, unseres ersten Marokkokenners, gesehen, wie viel wir in Marokko erreichen konnten, und wie wenig wir bis jetzt davon erreicht haben. In der Tat hat es den Anschein, als ob man nach dem Besuch des Deutschen Kaisers in Marokko, welchen wir ganz gewiss seiner persönlichen Entschliessung verdanken, nunmehr bei uns in Verlegenheit ist, die Erwartungen, welche sich an diesen denkwürdigen Schritt geknüpft haben, aufrecht erhalten zu müssen. Offenbar ist man dazu geneigt, von der vorzüglichen Stellung, in die uns ja wider alle Hoffnung der Kaiserbesuch gebracht hat, ein gut Teil aufzugeben, lediglich der trügerischen Hoffnung willen, dass uns Frankreich dankbar sein wird.

Soweit das jetzt bekannt gewordene Marokkoabkommen Bestimmungen trifft, müssen wir uns ja freilich begnügen. Wir können daran nichts ändern. Aber es gibt noch immer eine Reihe wichtiger Punkte, in welchem das Abkommen Lücken lässt, die wir zu unserm Vorteil oder vielmehr, um uns vor Nachteilen zu schützen, ausfüllen können.

Zunächst geht das Abkommen dahin, dass die Regelung der Verhältnisse in den algerisch-marokkanischen Grenzgebieten den beiderseitigen Regierungen Frankreichs und Marokkos überlassen wird. Ja, was ist das Grenzgebiet? Frankreich wird diesen Begriff sehr weit auffassen, und erst jenseits des Atlaskammes seine Grenzinteressen als nicht mehr in Frage stehend anerkennen. Damit wird es allmählich halb Marokko als zu seinem persönlichen Interessengebiet gehörig ansehen. Hier also bedarf es einer genauen örtlichen und sachlichen Feststellung der französischen Sonderinteressen.

Ferner steht in dem Abkommen, dass die Mittel der zu errichtenden Marokkanischen Bank in erster Linie für Verkehrseinrichtungen bestimmt sind; dass aber die längst nötige Verbesserung der Schiffahrts- und Verkehrsverhältnisse vorgenommen und die Möglichkeit der freien Betätigung von Handel und Gewerbe gegeben werden, davon findet man nichts in dem Abkommen. Uns aber kommt es in allererster Linie darauf an, dass hier der Widerstand der scherifischen Regierung gebrochen werde, sowohl im Interesse der europäischen Handel- und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewerbetreibenden, als auch schliesslich zum Wohl Marokkos selbst. Dann erst kommt die Geldhergabe.

Dann ferner erscheint es fast sonderbar, dass das Abkommen sich so ganz über die Frage des Grunderwerbes ausschweigt. Dieser ist durch die Madrider Konvention bekanntlich freigegeben, aber in jedem einzelnen Falle an die Genehmigung der Regierung geknüpft. Da die Regierung diese Genehmigung so gut wie nie erteilt, so ist tatsächlich der Erwerb von Grund und Boden in Marokko unmöglich gemacht. Nur ganz vereinzelte Ausnahmen bestätigen die Regel.

Schliesslich müsste noch auf einen Punkt ganz besonders Gewicht gelegt werden. Das ist derjenige der Freiheit der Marokkanischen Regierung in der Vergebung von öffentlichen Arbeiten und Konzessionen jeder Art. Hier wird es gerade Deutschlands Ehrenpflicht sein, auf die Unabhängigkeit der Regierung des Sultans zu dringen. Eine ganz besondere Bedeutung gewinnt diese Frage, wenn es nicht gelingen sollte, Frankreichs Zuständigkeit in der algerischen Frage genau zu umgrenzen. Denn in diesem Falle würde Frankreich, durch seinen auf die Grenzverhältnisse auzuübenden Druck ein solches politisches Übergewicht erhalten, dass ohne seine Genehmigung keine öffentlichen Arbeiten oder Konzessionen vergeben werden, dass solche Vergebung nur an diejenige Persönlichkeit erfolgt, welche der französischen Regierung genehm ist. Damit würden Verhältnisse geschaffen werden, welche denjenigen, wie sie in Tunis so sehr beklagt werden, ähnlich sind.

Ich empfehle daher folgende Kundgebung, von der wir hoffen, dass sie die Stellung unserer Regierungsvertreter bei der bevorstehenden internationalen Beratung stärken wird:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es in der Angelegenheit, betreffend die Regelung der Marokkofrage, für erforderlich:

1. Dass geographisch und sachlich die im algerischen Grenzgebiete an Frankreich zugestandenen Vorzüge genau festgelegt werden.

2. Dass zum Vorteile sowohl des auswärtigen Handels und Gewerbes als auch zur Förderung der Wohlfahrt des marokkanischen Volkes Massnahmen geschaffen werden, um die Hafen-, Schiffahrts- und Binnen-Verkehrsverhältnisse auf einen der freien Betätigung von Handel und Gewerbe entsprechenden Stand zu bringen.

3. Dass in wirksamerer Weise als bisher die Möglichkeit des freien Erwerbs an Grund und Boden gewährleistet wird.

4. Dass schliesslich in der Vergebung der öffentlichen Arbeiten und der öffentlichen Konzessionen der scherifischen Regierung völlig freie Hand gelassen wird."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Joachim Graf Pfeil,** Kammerherr, Friedersdorf: Ich glaube, dass der letzte Satz meines Vortrages von der wirtschaftlichen zur politischen Betrachtung hinüberleitet. Ich glaube und hoffe sogar, dass man eine bedeutende Objektivität Marokko gegenüber hat walten lassen, um mit Frankreich ein freundschaftliches Verhältnis anbahnen zu können, allein der Beweis ist nicht erbracht. Wäre dem aber so, so würde man trotzdem unsere Politik nicht davon frei sprechen können, dass sie unterlassen hat, die wirtschaftlichen Interessen zu wahren, deren Schaffung unsere wirtschaftliche Position wesentlich gebessert, die politische keinesfalls nachteilig beeinflusst hätte. Diese Unterlassung fällt um so schwerer ins Gewicht, weil wenig Wahrscheinlichkeit für die Möglichkeit vorhanden ist, den Fehler wieder gut zu machen. Eine früher zulässige und mögliche Beeinflussung der scherifischen Regierung würde heute an der Gleichberechtigung und dem gesteigerten Einfluss der andern Mächte scheitern.

* * *

Die Resolution des Herrn Regierungsrat von Hake kam darauf zur Abstimmung und wurde einstimmig angenommen.

Die Auswanderung als weltwirtschaftliches Problem.

Von Prof. Dr. **Rathgen,** Heidelberg.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Wenn man bei uns von Auswanderung spricht, so denkt man an eine Erscheinung, die uns in ihren wesentlichen Zügen bekannt ist, an die deutsche Auswanderung, wie sie nach ihren Ursachen und Folgen zuerst in den vierziger Jahren und dann wieder seit den siebziger Jahren vielseitig und gründlich untersucht und erörtert ist. Wir denken an den Strom deutscher Arbeitskraft, der über See fast ausschliesslich nach den Vereinigten Staaten gegangen ist und dort vor allem in der Erschliessung der nördlichen Zentralstaaten, in der Entwickelung der grossen Städte des Nordens sich betätigt hat. Wir haben geklagt über den Verlust an Volkskraft, wir haben geträumt von ihrer Erhaltung für das Deutschtum, wir haben uns zu trösten gesucht mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den mancherlei wirtschaftlichen Vorteilen und seelischen Anregungen, die uns die Auswanderung gebracht hat, wir sind stolz gewesen auf die Erfolge deutscher Tatkraft auf neuem Boden. In diesem Gedankenkreise bewegen sich, soweit ich sie kenne, auch die neuesten Erörterungen des Auswanderungsproblems in Deutschland.

Sehen wir aber auf die Tatsachen, wie sie sich in den letzten 15 Jahren gestaltet haben, so springt in die Augen die völlige Veränderung aller Dinge. Gehen Sie in die Auswandererhallen in Hamburg oder auf die enormen Personendampfer, die Kuxhaven oder Bremerhaven verlassen, gefüllt mit wimmelnder Menschheit: wo sind Freiligraths Schwarzwaldmädchen, die uns in unserer Kindheit gerührt haben, wie verschwinden die deutschen Laute in dem Babel Osteuropas. Jiddisch, russisch und ruthenisch, polnisch, slovakisch, czechisch, magyarisch, rumänisch, die ganze Sprachenkarte Osteuropas wird lebendig. Und weiter: Unter deutscher Flagge liegen in Genua am Ponte Federigo Guglielmo und im Hafen von Neapel die grossen Auswandererschiffe und alle italienischen Dialekte ertönen aus der schwarzen Menge.

Ganz nüchtern ausgedrückt: An der Masse der europäischen Auswanderer hat der Deutsche keinen hervorragenden Anteil mehr. Ja noch mehr: Die letzte Volkszählung zeigt uns, dass das Deutsche Reich ein Einwanderungsland geworden ist. Von 1871 bis 1895 hatte es fast 2,5 Millionen Menschen mehr abgegeben, als aufgenommen, von 1895 bis 1900 dagegen hat sich die Bevölkerung um 94 000 Köpfe stärker vermehrt, als der Geburtenüberschuss betrug. Die Zahl der im Auslande geborenen, in Deutschland gezählten Personen ist allein von 1890 bis 1900 von 509 000 auf 824 000 gestiegen, obgleich die Volkszählungen zu einer Jahreszeit stattfinden, in der die Zahl der in Deutschland arbeitenden Ausländer am niedrigsten ist.

Damit drängen sich ganz neue Probleme auf, die in andern Ländern noch mehr als in Deutschland die Öffentlichkeit beschäftigen. In den Vereinigten Staaten, in Australien entsteht eine wachsende Bewegung auf Auslese unter den Einwanderern. In England steckt man die herkömmlichen Phrasen vom freien Asyl in die Tasche und macht Gesetze gegen die unbeschränkte Zuwanderung. Als das Merkwürdigste in der neuen Entwickelung mag aber erscheinen, dass die Vereinigten Staaten selbst zum Auswanderungslande werden und viele Tausende von Ansiedlern in die kanadischen Nordwestprovinzen entsenden.

Es ist also nötig, dass wir die uns geläufigen Vorstellungen etwas revidieren. Gerade ein Kolonialkongress darf sich nicht beschränken auf die Betrachtung bloss der deutschen Auswanderung. Wir müssen sie hinstellen in den allgemeinen Zusammenhang der internationalen Wanderungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sofort wird uns viel klarer entgegentreten, als wenn wir isoliert die „deutsche Auswanderung" betrachten, wie die eigentliche Auswanderung zusammenhängt mit der ganzen grossen Wanderbewegung der Massen. Wohl hebt sich die Einzelwanderung der Unternehmer, der Kaufleute, der Industriellen, der Techniker, der Angehörigen der liberalen Berufe zur zeitweisen Erwerbstätigkeit im Auslande klar ab von der Massenwanderung. Wohl können wir theoretisch von ihr sondern die zeitweise, oft periodische Wanderung der Lohnarbeiter in die Gegend höheren Lohnes. Aber praktisch vermischt sich diese zeitweise Arbeiterwanderung mit der Auswanderung. Die heutige Massenwanderung der Italiener und Slaven hat im wesentlichen als zeitweise Arbeiterwanderung begonnen. Wenn heute über ein Viertel der slovakischen Einwanderer in die Vereinigten Staaten schon mindestens einmal vorher dort gewesen ist, so zeigt uns dies, dass hier noch der Zustand der zeitweisen Arbeiterwanderung vorherrschend ist. Das Neue und Eigenartige ist hier nur, dass diese Wanderung über See auf weite Entfernungen vor sich geht. Denn auf kurze Entfernungen sind solche Wanderungen zum Ausgleich der Lohnbedingungen verschiedener Gegenden ja alt. Wir haben in Deutschland Hollandgänger gehabt, lange ehe es Sachsengänger gab. Die Westgalizier gingen zumeist ins österreichische Nachbargebiet, namentlich nach Ostgalizien, sie gingen und gehen noch in Menge als landwirtschaftliche Arbeiter nach Schlesien und Posen und weiter hinein nach Deutschland. In den neunziger Jahren begannen sie in Masse nach den Vereinigten Staaten zu gehen, zumeist als Wanderarbeiter, in den letzten Jahren immer mehr als dauernde Auswanderer. So entsendet Italien in Massen Wanderarbeiter in die Nachbarländer so gut, wie nach Argentinien, wie seit Mitte der achtziger Jahre in die Vereinigten Staaten. In Massen kommen sie zurück mit dem ersparten Lohn nach einer Saison, nach ein paar Jahren. Aber in immer grösseren Mengen bleiben sie drüben hängen, lassen Angehörige nachkommen und in demselben Masse wächst die Wanderung, die von vornherein der Absicht nach wirkliche Auswanderung ist. Und wie so ganze Landstriche in Süditalien, in Apulien, in der Basilicata entvölkert werden, so wird einem genau das gleiche im Peloponnes erzählt. Nicht nur dort finden wir die überseeische Arbeiterwanderung. Vor einem Dutzend Jahren schon wurde mir von Sachverständigen in England erzählt, dass jährlich 40 bis 50 000 Bauhandwerker aus dem Vereinigten Königreich nur zur Bausaison in die Vereinigten Staaten wandern. Ob aus England nach den amerikanischen Industrierevieren oder von Oberhessen nach Westfalen, in unserer Zeit raschen billigen Verkehrs macht es keinen grossen Unterschied. Der österreichische Entwurf eines Auswanderungsgesetzes zieht ganz folgerecht die Konse-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

quenzen, wenn er alle zeitweise Arbeiterwanderung über die Grenzen in seinen Bereich zieht, wie ja auch Italiens Gesetz von 1901 wenigstens den überseeischen Wanderarbeiter in seinen Schutz nimmt. Wir haben aus Deutschland derartige Wanderung nur in geringem Masse. Doch ist nichts genaues darüber bekannt, da die deutsche Rückwanderung nicht ermittelt wird. Deutschland ist für diese Art Wanderungen vor allem Zuwanderungsland. Von dieser Zuwanderung geht aber ein Hauptteil gerade in die Gegenden, welche der Hauptausgangspunkt der deutschen Auswanderung sind: den deutschen Osten. Und damit entsteht jener unheilvolle Circulus vitiosus, der die deutsche Auswanderung vor allem dauernd in Gang hält: Der deutsche Landarbeiter wandert ab, weil der polnische zuwandert, und der polnische wandert zu, weil der Deutsche abwandert. Es ist immerhin ein Gewinn, wenn von dieser Abwanderung heute der grösste Teil in Deutschland bleibt. Die Beurteilung der Wanderung vom nationalen Standpunkte wird eine andere, wenn z. B. der Mecklenburger früher in Massen nach Amerika ging, heute aber unter den Auswanderern wenig zu finden ist, so stark auch heute noch die Abwanderung dort ist.

Wir stehen also vor der Tatsache, dass die europäische Auswanderung ihren Ausgangspunkten nach, wie ihrem Charakter nach in den letzten 12 bis 15 Jahren eine andere geworden ist. Ihren Ausgangspunkten nach: noch um 1890 lag ihr Schwerpunkt im Nordwesten Europas. Zwei Drittel der Einwanderer in Amerika kamen aus Grossbritannien und Irland, Skandinavien und Deutschland. Die grosse amerikanische Wirtschaftskrisis liess seit 1893 die ganze Einwanderung stark einschrumpfen, 1897 (mit 230 000) auf zwei Fünftel der Zahlen von 1891 bis 1892 (580 000). Als aber 1898 die Einwanderung wieder zu wachsen begann, da kam etwas ganz neues: bis dahin war mit jedem wirtschaftlichen Aufschwung auch die deutsche Auswanderung wieder gewachsen, so Anfang der siebziger Jahre, 1880, 1891. Jetzt nahm die deutsche Auswanderung so gut wie gar nicht wieder zu und dem geringen Anwachsen 1902/03 folgte 1904 schon wieder der Rückgang. 1891/92 kam über ein Fünftel der Einwanderer in die Union aus Deutschland, 1903/04 nur ein Zwanzigstel. Auch die britische Einwanderung in die Union stieg nicht so stark wie früher, aber doch nur, weil die Auswanderung aus dem Vereinigten Königreich in die britischen Kolonien stark gewachsen ist. Nur die Skandinavier haben ihre alte Höhe wieder erreicht. Immerhin stellten die alten drei Auswanderungsgebiete 1903/04 zusammen nur mehr ein Viertel bis ein Fünftel der enorm gewachsenen Einwanderung, während Österreich-Ungarn, Italien und Russland fast zwei Drittel der Einwanderer, über eine halbe Million, stellten; daneben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gingen 100 bis 150 000 Einwanderer allein aus Italien nach Südamerika! Wie sich früher in Deutschland der Schwerpunkt verschoben hat vom Südwesten nach dem Nordwesten und nach dem Osten, so ist für ganz Europa der Schwerpunkt verschoben von Nordwesten nach Süden und Osten.

Auch ihrem Charakter nach hat sich die Auswanderung verschoben. Ihren Kern bildeten in älterer Zeit die Leute, die eine neue selbständige Existenz, vor allem als Landwirte, erstrebten. Nach dem letzten Zensus finden wir in den Vereinigten Staaten über eine halbe Million selbständiger Farmer, davon vier Fünftel in den zwölf nördlichen Zentralstaaten, die in Deutschland geboren waren, also ohne die ungezählten Farmer, die Kinder deutscher Einwanderer waren. Gewiss waren auch viele andere als Landwirte unter den Auswanderern, aber bei diesen überwogen die gelernten Arbeitskräfte.

Ganz anders die neue süd- und osteuropäische Auswanderung. Wir sahen: sie entstand als Arbeiterwanderung. Und so überwiegt hier auch jetzt ganz der ungelernte Arbeiter, der, soweit er nicht als Erd- oder Steinarbeiter sein Brot findet, in die Bergbau- oder Industriereviere, vor allem in die Kohlen- und Eisengegenden, sich wendet. Früher also eine starke Zuwanderung von Leuten, die selbständig werden wollten, heute eine Einwanderung von Leuten, die in der Masse unselbständig bleiben, von der ein anderer erheblicher Teil den städtischen Kleinhandel verstärkt oder den Boden für eine unerfreuliche ausbeuterische Heimarbeit abgibt, wie die grosse jüdische Einwanderung aus Osteuropa, die jetzt über 100 000 Köpfe im Jahre ausmacht.

Das ist der Boden, von dem aus die Exklusions-Tendenzen der neuen Einwanderungsgesetzgebung sich erklären, die sofort mit der neuen Einwanderung beginnen, so in den Vereinigten Staaten 1882 und vor allem 1891. Auch eine wesentliche Verschärfung dieser Massregeln über das Gesetz von 1903 hinaus wird nicht, wie man oft wohl gesagt hat, die deutsche Auswanderung wesentlich treffen. Ob diese so niedrig bleibt, wie jetzt, wird von andern Dingen abhängen.

Das führt mich zu den Gründen der europäischen Massenwanderungen. Es handelt sich dabei ja um Volksmassen, welche alle früheren Völkerwanderungen an Zahl weit hinter sich zurücklassen.

Wenn wir die überseeischen Einwanderungszahlen, die europäischen Auswandererzahlen, das sehr ungenügende Material über die Arbeiterwanderungen in Europa zusammenstellen, dann ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir die Zahl der Menschen, die zeitweise oder dauernd zu Erwerbszwecken über die Grenzen ziehen, auf jährlich $1^1/_2$ bis 2 Millionen schätzen. Was ist es denn, was alle diese Menschen treibt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Teil sind es natürliche Gründe. Es gibt immer unruhige Köpfe, jugendlich unternehmungslustige Menschen, Sanguiniker, Leute, die hinaus wollen aus heimatlicher Enge und Stille. Je leichter und bequemer der moderne Verkehr geworden ist, je mehr die Kenntnis von guter Erwerbsgelegenheit sich verbreitet, um so weniger wird die so veranlasste natürliche Wanderbewegung aufhören. Der viel berufene germanische Wandertrieb ist freilich nur ein Wort ohne klare Vorstellung, wenn man nicht damit die Massensuggestion meint, die gelegentlich ganze Landstriche überfallen hat, was wieder gar nicht spezifisch deutsch ist.

Bei den politischen Gründen brauche ich nicht lange zu verweilen. Zeiten politischer Gärungen und Neubildungen bringen auch die Wanderungen in Gang. Wir brauchen in Deutschland nur an die Zeiten nach 1848, nach 1866 und 1870 zu erinnern. Die schweren Lasten, welche der Aufbau des italienischen Einheitsstaates seinen Bewohnern brachte, spielen bei der italienischen Auswanderung mit. Im ganzen glaube ich, dass politische Ereignisse mehr den Anlass als den Grund zur Auswanderung abgeben.

Die treibenden Motive liegen tiefer im menschlichen Wesen. Im 17. und in manchen Fällen im 18. und bis ins 19. Jahrhundert hinein sind es religiöse Überzeugungen gewesen, die so stark waren, dass sie auch die damaligen Menschen aus ihrer gebundenen Existenz losrissen. Im 19. Jahrhundert sind es die wirtschaftlichen Motive geworden, die, alles beherrschend, die Menschen vorwärts trieben, der Drang nach wirtschaftlicher Besserung aus dem Druck bestehender Verhältnisse heraus. Und so verschieden die Auswanderung aus den verschiedenen Ländern ihrem Wesen nach ist: entscheidend ist fast überall, wenn wir von der jüdischen Auswanderung absehen, ein Grund: die Agrarverfassung, die Verteilung des landwirtschaftlich benutzten Bodens. Denn das ist ja das Merkwürdige an den Massenwanderungen, dass sie sich zu einem so grossen Teile rekrutierten aus der vermeintlich sesshaftesten und stabilsten Bevölkerung, der landwirtschaftlichen. Der Städter, und namentlich der Grossstädter, ist viel sesshafter. Es sind die beiden Extreme der Agrarverfassung, die den Boden der starken Wanderbewegung, der binnenländischen, wie der Aussenwanderung bilden: der grosse geschlossene Besitz und der übermässig zersplitterte Zwergbetrieb, was beides ja vereint vorkommen kann, wie in Irland, wie in Teilen Italiens. Der grosse Besitz treibt zur endgültigen Abwanderung, Zwergbetrieb ist oft mit zeitweiser Wanderung verbunden, die dann zur dauernden Abwanderung führt. Wir brauchen das nicht im einzelnen zu verfolgen: in Irland wie in England, im deutschen Südwesten um 1850, im deutschen Osten um 1870, im Latifundienlande Böh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men und in der Bodenzersplitterung Westgaliziens, überall dieselbe Erscheinung. Auf die grossen Aufgaben, die der Agrarpolitik hier gestellt sind, brauche ich nur hinzuweisen.

Aber zu allen diesen Gründen kommen noch die künstlichen. Seit es eine Auswanderung gibt, hat es Leute gegeben, die von ihr leben, die einen Gewinn machen wollen durch Anwerbung von Auswanderern, durch Vermittelung von Passageverträgen usw. So hat alle Auswanderergesetzgebung den naheliegenden Missbräuchen in dieser Richtung, der Kontrolle der Agenten, der Auswandererschiffe usw., ihre Aufmerksamkeit vornehmlich zugewendet. Aber nicht davon habe ich zu reden. Nur auf eines möchte ich aufmerksam machen: Nicht um die Agenten und solche Leute handelt es sich am letzten Ende, sondern darum, dass die Auswandererbeförderung zum Gegenstand ganz grosser konzentrierter Unternehmungen mit sehr grossem Kapital geworden ist, an denen Tausende durch die Dividende, als Angestellte interessiert sind. Das war für die Durchführung des Auswandererschutzes unzweifelhaft ein grosser Fortschritt. Aber es bedeutet auch etwas anderes: dass solche Unternehmungen gezwungen sind, ihr grosses Kapital beschäftigt zu halten und ein starkes Interesse an dem Fortgang der Auswanderung haben. Für die beiden grossen deutschen, wie für die grossen englischen Gesellschaften ist es von ausserordentlicher Wichtigkeit, dass dem Rückgang der deutschen und zum Teil der nordwesteuropäischen die ungeheure Zunahme der osteuropäischen Auswanderung gefolgt ist. Wie von Bremen und Hamburg in den letzten Jahren neben 16—28 000 deutschen 160—270 000 ausländische Auswanderer befördert sind, so reisten aus britischen Häfen 1903/04 neben $^1/_4$ Million britischen 170—180 000 ausländische Passagiere nach aussereuropäischen Ländern. Diese grosse kapitalistische Organisation, welcher die Auswanderung ein Selbstzweck ist, welche den Auswanderer sucht, gibt aber wiederum einen der Gründe, warum in den Einwanderungsländern die Stimmung gegen die unterschiedslose Zulassung aller Einwanderer wächst.

Man ist oft darüber erstaunt. Bieten doch die Einwanderungsländer noch unendlich viel Platz. Gegen selbständige Existenzen oder solche, die möglichst rasch selbständig werden wollen, hat man dort auch heute nichts. Aber gegen die Unselbständigen. Und das hängt zuletzt mit der Verschiebung der sozialen Machtverhältnisse zusammen. Wir können das am deutlichsten in Australien sehen.

So lange die Kolonie ein reines Ausbeutungsgebiet für das Mutterland ist, schiebt es in die Kolonien seine unerwünschten Elemente ab, Verbrecher, Vagabunden, Arme. Dann setzt sich das Interesse der Kolonie durch: die Deportation fällt, die Abwehr beginnt. Aber noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herrscht das Interesse des Unternehmers an der Beschaffung von Arbeitskräften. Die Einwanderung wird auf alle Weise unterstützt, bis das labour vote entsteht. Mit dem Stimmzettel in der Hand verfechten die kleinen Selbständigen und die Lohnarbeiter ihr Interesse, dass sie nicht durch starke Zuwanderung aus dem hohen Niveau kolonialer Lebenshaltung herausgedrückt werden. Es ist dieselbe Tendenz, aus der sich das erstaunliche Sinken der Geburtenfrequenz erklärt. So bekämpft man zuerst die unterstützte Einwanderung, so wendet man sich gegen die Einwanderung von Angehörigen fremder Rassen, von minderwertigen Angehörigen der eigenen Rasse, so kämpft man gegen den Lohndruck, den kontraktlich gebundene Arbeiter ausüben, indem man ihnen den Zutritt verweigert. So 1891 in den Vereinigten Staaten, 1901 in Australien. Und in Europa entsteht eine Strömung, welche die Verdrängung Einheimischer durch tieferstehende ärmere Fremde bekämpft. Was wir im deutschen Osten matt beklagen, hat in England die öffentliche Meinung tief erregt: dass auf jeden einheimischen Auswanderer ein niedriger stehender Einwanderer kommt.

Schickt man die unerwünschten Elemente aus Amerika zurück, werden die Schiffahrtsgesellschaften vorsichtiger, solche Elemente zur Beförderung aufzunehmen, dann entsteht für die Zwischenwanderungsländer die Gefahr, gerade diese minderwertigen Elemente bei sich zu behalten. Es ist bekannt, welche Mühe unserer Verwaltung dadurch entsteht. In England verschafft sich eben jetzt der Staat die Machtmittel, dieses Rückstaues Herr zu werden.

Wenn die von manchen erhobene Forderung sich durchsetzen würde, dass Amerika und England Einwanderer nur zuliessen, wenn sie im Besitze eines Passes sind, wie würde das erst zurückwirken?

Das aber führt auf ein neues Problem, das von verschiedenen Seiten, anscheinend unabhängig voneinander, gleichzeitig gestellt wird: Ist es möglich, auf die Dauer damit durchzukommen, dass jedes Land unabhängig vom andern an der Wanderbewegung herumarbeitet? Jedes Gesetz, jede Verwaltungsmassregel wirkt ohnehin auf die andern an der Aus- und Ein- und Durchwanderung interessierten Länder. Schon jetzt wirken amerikanische Organe vielfach mit bei der Kontrolle in den Einschiffungshäfen. Italien schickt Inspektoren in die Einwanderungsgebiete. Schon der Schutz des Auswanderers, zu dem alle neuen Auswanderungsgesetze sich durchgerungen haben, macht internationale Hand in Hand-Arbeit nötig. Ist er im wesentlichen doch auch entstanden durch Einwirkung von aussen her: als Rückwirkung der amerikanischen Schutzmassregeln. Jetzt ist es eine Hemmung des Auswandererschutzes, dass die Beförderung sich andere Wege sucht, wenn man auf dem einen die Zügel zu stramm zieht. Die Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schäfte der schweizerischen Agenten, sagt man, haben den Vorteil von der straffen Kontrolle, der die Passagenvermittelung in Italien unterworfen ist. Wie gut wäre eine gemeinschaftliche Kontrolle der Agenten, welche die Anwerbung der Landarbeiter für den deutschen Osten vermitteln. Also schon in dieser Beziehung wären internationale Abmachungen wünschenswert, ebenso für die Bekämpfung der Verschleppung von Krankheiten. (Ist doch die ägyptische Augenkrankheit erst durch die osteuropäischen Einwanderer nach den Vereinigten Staaten gebracht.) So ist sie wünschenswert für die Bekämpfung des Verbrecher- und Landstreichertums. Kein Staat hat das Recht, solche Elemente seinen Nachbarn aufzuhalsen.

Ja, man kann noch weiter gehen: Könnte nicht international ein gewisses Mindestmass von wirtschaftlichen und kulturellen Anforderungen für die internationalen Wanderer festgesetzt werden?

Ansätze zu allem diesen gibt es ja schon. Es würde sich nur darum handeln, sie auszubauen. Utopisch freilich klingt insbesondere noch der Gedanke einer internationalen Organisation des Arbeitsnachweises, um die heutige massenhafte Arbeiterwanderung planvoller, zweckmässiger zu gestalten, dem Zufall, dem gelegentlichen Elend zu entrücken. Fehlt doch noch die erste notwendige Voraussetzung: die nationale Organisation des Arbeitsnachweises, die eine der grossen Forderungen der Sozialpolitik der Zukunft ist.

Durch die Umwandlung des Charakters der internationalen Wanderungen in den letzten 15 Jahren muss auch unser Urteil über Bedeutung und Wirkungen der Auswanderung sich modifizieren. Über die Bedeutung der Lieferung von Arbeitskräften für das Zuwanderungsland brauchen wir an sich keine langen Worte zu machen. Aber wie steht es mit den tiefer gehenden Wirkungen? Ganz allgemein: je niedriger das Kulturniveau der Wanderermassen, um so geringer ihr Einfluss auf das Volk, dem sie sich angliedern. Das ist ja immer unser letzter Trost gewesen gegenüber der deutschen Auswanderung, dass sie dazu beigetragen hat, dem grossen neuen Volke über dem Ozean einen Einschlag deutschen Wesens, einen Zuschuss aus der deutschen Geistes- und Gedankenwelt zu geben. Wenn in den Vereinigten Staaten nicht rein die englische Gedankenwelt herrscht, wenn dort die Macht des düstern Puritanismus, wenn die Macht der Sklavenbarone gebrochen ist, so hat die deutsche Einwanderung gewiss einen Anteil daran. Aber es ist doch schon hier nicht zu verkennen, dass dieser Einfluss immer geringer geworden ist. Die älteren Auswanderer brachten eine gefestigtere Gedankenwelt mit sich, als die späteren. Der grosse Einfluss deutscher Wissenschaft und Kultur auf amerikanisches Geistesleben in neuester Zeit ist doch wohl mehr durch unmittelbare Beziehungen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Amerikaner zu uns, als durch Vermittelung der Auswanderer bewirkt. Von den heute dort zuwandernden Massen ist kein Kultureinfluss zu erwarten. Widerstandslos gehen sie in den überseeischen Nationalitäten auf, und selbst eine Gefährdung des Kulturniveaus fürchtet der zuversichtliche, fast übertrieben scheinende Optimismus der neuen Nationen nicht. So läge ein Kulturgewinn für die Menschheit nur in der Hebung der wandernden Massen, wie sie ja schon durch die Arbeiterwanderung in Gegenden höherer Kultur in der Lebenshaltung bewirkt wird.

Und wohin geht die Tendenz der Entwickelung der europäischen Massenwanderung? Es ist ein gefährliches und undankbares Unternehmen prophezeien zu wollen. Mir ist ein englischer Warnungsruf aus dem Jahre 1872 erinnerlich, der damals viel erörtert wurde. Da hiess es: geht die Entwickelung weiter wie jetzt, und kehrt England nicht um in seiner Wirtschaftspolitik — und bekanntlich ist das trotz Chamberlain bisher noch nicht geschehen — so wird das Vereinigte Königreich höchstens 26 bis 30 Millionen Menschen erhalten können, aller weiterer Volkszuwachs muss in unerhörter Wanderung sich neue Wohnsitze suchen. Nun — wir wissen ja, dass die Auswanderung gross war, aber heute leben eben doch in Grossbritannien und Irland trotz des Rückganges der irischen Bevölkerung über 43 Millionen.

Man weist oft auf unsere natürliche Volksvermehrung hin und berechnet Zukunftsziffern der Bevölkerung und die notwendige Auswanderung. Ich bin skeptisch gegenüber solchen Voraussagen. Ist nicht doch die wahrscheinliche Tendenz der Entwickelung eher so:

Wenn das moderne Wirtschaftsleben beginnt und das feste Gefüge der alten Ordnung lockert, wenn alte Erwerbsgelegenheiten gestört und die Menschen aus dem Herkommen aufgerüttelt werden, dann beginnt die Unruhe, beginnt die Umschau nach besserer Erwerbsgelegenheit. So begann die deutsche Auswanderung im Südwesten auf dem ältesten Kulturboden Deutschlands. Als man sich aber dort in die neuen Verhältnisse gefunden hatte, ging die Massenbewegung zurück. Später als im Westen, kam im Osten Deutschlands die Umwälzung, und damit entstand auch dort die grosse Unruhe. Von dort aus kann man das weiter nach dem Osten und Süden verfolgen. Je besser und energischer eine Bevölkerung sich den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen anpasst, um so eher kommt die grosse Wanderbewegung zur Ruhe. Auch für den deutschen Nordosten ist die Zeit der Massenauswanderung vielleicht doch nur ein Übergangsstadium gewesen, ein Anpassungsvorgang, so schwierig dort die Anpassung ist, bei dem Vorherrschen des Grossgrundbesitzes und bei der geringen industriellen Entwickelung. Seit 1894/95 ist auch aus dem deutschen Osten die ungeheure Masse der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abwandernden nicht ins Ausland gegangen, sondern in Deutschland geblieben. Es ist höchst fraglich, ob unsere Auswanderung, nachdem sie jetzt über ein Jahrzehnt einen so niedrigen Stand hatte, je wieder einen solchen Massencharakter annehmen wird, wie früher. Das hängt freilich von der weiteren Entwickelung unseres Wirtschaftslebens und unserer Wirtschaftspolitik ab. Gehört doch das ganze Auswanderungsproblem schliesslich hinein in den Zusammenhang mit den andern grossen Fragen des Staats- und Kulturlebens.

Ist aber meine Annahme richtig, dass die Zeit der eigentlichen Massenauswanderung vorbei ist, so wird damit eine gewisse Auswanderung in mässigem Umfange nicht aufhören, schon wegen der persönlichen Beziehungen der früher Ausgewanderten. Es wird nicht aufhören, dass Deutsche ins Ausland gehen, um ihre Lage zu verbessern, um Luft zu bekommen für ihre Tatkraft und Unternehmungslust. Ich würde es nicht für ein Glück halten, wenn die Leute alle still zu Hause sitzen bleiben wollten. Aber ich hoffe, dass diese Wanderung aufhört eine Massenwanderung zu sein von Bauernsöhnen und den tüchtigsten Elementen unserer Landarbeiter. Solche Leute können wir selber brauchen, und eine Erweiterung deutschen Kultureinflusses unter fremden Völkern bedeutet eine solche Wanderung eben auch nicht. Ich hoffe, dass diese Wanderung immer mehr in der Weise, wie sie das in grossem Umfange in England und Schottland, wie sie das in den Hansestädten ist, wie sie es im wachsenden Masse schon in Westdeutschland ist, eine mehr zeitweise Einzelwanderung von Gliedern des städtischen höheren Mittelstandes wird, eine Bewegung von höher kultivierten Elementen, die bewusst an deutscher Art festhalten, eine Bewegung zur Betätigung von Unternehmungslust und Organisationstalent, eine Bewegung, die dem deutschen Volke zugute kommt durch Ausdehnung seines Wirtschaftsbereiches, durch Vermehrung seines Reichtums, durch Erweiterung seines Gesichtskreises, durch Vertiefung seiner Denkart.

Die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht.

Von Generalleutnant z. D. **v. Liebert**, Berlin.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Ich stehe vor Ihnen als Abgeordneter des Deutschen Flottenvereins (Bravo!) und darf hoffen, dass das von mir zu behandelnde Thema hier geneigtes Gehör findet, da es nicht erst des Nachweises be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darf, dass Kolonial-Erwerb und die dauernde Erhaltung des Kolonial-Besitzes unbedingt von einer starken Seemacht abhängen. Wir wissen, dass heute die Besatzungen von drei deutschen Kriegsschiffen nicht nur die Küstenorte Ostafrikas besetzt halten, sondern mit ihren Mannschaften sogar weit in das Innere vorgeschoben sind. Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht ein leises Erstaunen zum Ausdruck gebracht werden, dass der Deutsche Kolonialkongress in seiner dreitägigen Redeschlacht und in den unzähligen Aufgaben, die er sich gestellt hat, die Begriffe „Kolonialtruppe, Kolonialarmee und koloniale Kriegsführung" gar nicht berührt hat. (Sehr richtig!) Ich glaube, wir Deutsche haben auf diesem Gebiete noch viel zu lernen, wir fühlen uns augenblicklich hier noch sehr als Laien.

Gestatten Sie mir, über meinen Vortrag als Motto das Wort des grossen Geographen Friedrich Ratzel zu setzen: „Seitdem ein Grossstaat ohne wirtschaftliches Weltinteresse undenkbar geworden ist, ist auch ein wahrer Grossstaat ohne Seemacht nicht mehr zu denken."

Soweit wir in der Geschichte zurückblicken, zeigt sich immer von neuem, dass die seegewaltigen Völker und Staaten die Vorherrschaft in einem bestimmten Länderkreise oder über einen Erdteil oder gar über die Erdkugel gewonnen haben. Die alten Reiche Vorderasiens vermochten die von ihnen geschaffene Kultur nicht weiter zu tragen, weil es ihnen an der fernhin wirkenden Seemacht mangelte. Erst Ägypter und Phöniker sind in diesem Sinne als Kulturträger aufgetreten. Später waren es Athen und Alexander von Makedonien, Karthago und Rom, die sich in der Beherrschung des damals die Welt bedeutenden Mittelmeeres ablösten. Es folgen die Araber, Genueser und Venezianer, schliesslich die Osmanen zu Ende des Mittelalters.

Und kaum haben sich die abendländischen Völker auf das freie Meer gewagt, so lösen sie sich wieder in der politischen und wirtschaftlichen Vorherrschaft ab, je nachdem sie ihre Seemacht ausgestalten, ihre Mitbewerber vom Meer verscheuchen und den Handel mit den fernen Zonen an sich reissen. Spanier, Holländer, Franzosen, Briten folgen aufeinander, die drei ersten in kleinlichem, engherzigem Sinne bestrebt, mit kleinen Mitteln Grosses zu erreichen, bis England unter seinem grossen Protektor in die Bahn tritt und nach kurzen Fehlschlägen und Rückgange ein für allemal die Macht an sich reisst.

In der günstigen Lage, selbst unangreifbar zu sein, vermochte es seine ganzen Machtmittel der See zuzuwenden und wurde dadurch allen andern Mächten überlegen, die in erster Linie an die Landrüstung zu denken hatten. Frankreich unter Ludwig XIV. war noch gegenüber seinen ohnmächtigen Nachbarn in der gleichen Lage, der Roi Soleil hat durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine blendende Eroberungspolitik zu Lande die Bemühungen des Staatsmanns Colbert vereitelt, Frankreich zur ersten Seemacht zu erheben. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch läuft dieses Wettringen der beiden Kanal-Uferstaaten. Mit Abukir und Trafalgar erringt Grossbritannien die entscheidende Vormachtstellung zur See, es wird zur „paramount seapower", es gewinnt die Alleinherrschaft auf dem Weltmeer. Man verweile nur einen Augenblick bei dem Gedanken, dass Nelson am 21. Oktober 1805 unterlegen wäre, dass Napoleon auch die Obergewalt zur See erlangt hätte! Wie anders wäre wohl der Gang der Weltgeschichte gewendet worden!

In der langen Zeit von 1805 bis etwa 1880 übte Grossbritannien diese Alleinherrschaft aus, es eignete sich die französischen und niederländischen Kolonien an und gab sie nach dem Friedensschluss von 1815 nur teilweise und nur zögernd (Java erst 1823) zurück. Es sicherte sich den Besitz aller wichtigen Punkte an der grossen Heerstrasse „round the world" zum Schutze seines Handels: Helgoland, die Kanalinseln, Gibraltar, Malta, Cypern, Ägypten, Aden, Colombo, Singapur, Hongkong, auf der andern Seite Bermudas und Falklandinseln. Und als es den ganzen Welthandel an sich gerissen, predigte es aller Welt das so liberal klingende Gesetz des Freihandels, der tatsächlich nichts anderes bedeutete, als die ausschliessliche Herrschaft der englischen Flagge und damit in Verbindung des englischen Handels.

Nachdem seit 1880 die französische und deutsche, später die russische und amerikanische Kriegsflotte sich allmählich Geltung verschafften, verkündete Grossbritannien den two power standard, wonach seine Flotte stets der Seemacht zweier verbündeten Staaten noch überlegen sein müsse. So will es auch heute noch dauernd die politische Vormachtstellung behaupten.

Wir Deutsche haben in unserer traurigen Geschichte leider das genaue Gegenstück zu jener grossartigen maritimen Leistung Englands aufzuweisen. Wir zeigen das negative Beispiel für die politische Bedeutung einer starken Seemacht seit Jahrhunderten. Wir haben uns durch den Abfall der Niederlande vom Reiche von der Mündung unseres grössten Stromes und vom offenen Weltmeer abdrängen lassen. Dank der Kleinstaaterei und der uns selbst zerfleischenden Politik des 17. und 18. Jahrhunderts wurde der Blick der Nation von der See gänzlich abgelenkt, wir wussten gar nicht mehr, dass Deutschland eine Küste besass; der deutsche Bund führte überhaupt keine Flagge! Daher die machtlose Stellung Deutschlands und die Verachtung, die den Deutschen im Auslande zuteil wurde.

Aber auch nach 1870 hat Fürst Bismarck sich noch lange Zeit ausschliesslich der Europa-Politik gewidmet und erst spät sich mit über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seeischen Dingen beschäftigt. Die starke Zunahme der Bevölkerung, das ausserordentliche Anwachsen der Industrie und die Milliarden-Aus- und Einfuhr über See haben ganz von selbst das Deutsche Reich in die Stellung einer Welt- und einer Seemacht hineingeschoben, und eine starke Flotte ist jetzt ein Bedürfnis der im nationalen Sinne gebotenen Politik. Viel mehr wie Frankreich, das nur äusserlich blendende Machtpolitik treibt, ist Deutschland durch die Verhältnisse gezwungen, seine Flotte so zu verstärken, dass sie jeder andern, ausser der britischen, gewachsen ist, dass sie als starker Bundesgenosse gesucht ist, und dass auch die britische sich scheut, sie anzugreifen. (Bravo!)

Wie sehr Grossbritannien die deutsche Machtlosigkeit zur See ausnützt, zeigt sich gegenwärtig in dem Ton der „Times", der verschiedenen Reviews, des Artikels „Why not?" usw., sowie in der Grenzpolitik in Südafrika und in der britischen Marokko-Politik. Dies muss insofern anders werden, als die deutsche Politik, gestützt auf eine starke Flotte, sich mindestens Achtung erzwingen muss.

Wenden wir uns den militärischen Verhältnissen zu, so bedarf es nur des Hinweises, dass jedes Reich seine Selbständigkeit zu Lande und zu Wasser zu wahren hat. Nach diesem Gesichtspunkte ist seine Land- und Seemacht unter Berücksichtigung der finanziellen Leistungsfähigkeit zu bemessen. Nun befinden sich die grossen Nationen aber in sehr verschiedener Lage, je nachdem sie, wie England und Japan, gar keine Landgrenze zu verteidigen haben oder eine gefährdete Front schützen müssen, oder ob sie ringsum von Feinden bei offenen Grenzen bedroht sind.

Letzteres war die Lage Deutschlands zu allen Zeiten. Unter jahrtausend langer schwerer Bedrohung von allen Seiten ist Deutschland, nachdem sein Boden lange der Kampfplatz aller Völker gewesen, zur stärksten und gefürchtetsten Landmacht herangewachsen. 60 Millionen einer intelligenten und körperlich kräftig entwickelten Bevölkerung stellen ihre ganze wehrhafte Mannschaft unter die Waffen. Diese Grundlage hat 35 Jahre lang seine Grenzen gesichert und den Frieden behauptet. Aber seine Macht wird nur innerhalb Europas anerkannt, über See hat es vorläufig nur sehr geringe Machtwirkung. Das junge Reich hatte sich sofort zur Seerüstung entschlossen, es hatte von 1870 bis 1884 fleissig Schiffe gebaut, so dass es damals als dritte Seemacht dastand. Es konnte mit Glück und Erfolg eine koloniale Betätigung wagen, aber dieser neue und unerwartete Schritt gab den Ton an für alle Mächte; alle vergrösserten ihre Kriegsflotten und alle stürzten sich in koloniale Erwerbungen und Unternehmungen. Gegenwärtig ist das Deutsche Reich nach dem Verschwinden der russischen Flotte von der See noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als drittstärkste Seemacht anzusprechen, im Jahre 1909 ist es aber von den Vereinigten Staaten an Zahl der Linienschiffe und Panzerkreuzer sowie an Raumgehalt der Schiffe bedeutend geschlagen, so dass es sich mit dem vierten Platz begnügen muss.

Flottengefechtswerte in Einheiten:

England	802,2
Frankreich	433,9
Amerika	430,5
Deutschland	291,4

Für den Fall eines Seekrieges bedürfen wir:

1. eine Schlachtflotte, die langsam (in 15 Jahren) zu 2 Doppelgeschwadern oder 38 Linienschiffen anwachsen soll, bis jetzt aber erst 18 (4 Brandenburg-, 5 Kaiser-, 5 Wittelsbach-, 4 Braunschweig-Klasse) einigermassen moderne Schlachtschiffe über 10 000 Tons zählt;
2. eine Kreuzerflotte, nach dem Flottengesetz von 1900 bestehend aus 14 Panzerkreuzern und 38 kleinen Kreuzern. Leider haben wir bisher nur 4 nicht grosse und dazu langsame Panzerkreuzer, und damit ist sowohl die Aufklärung für unsere Schlachtflotte wie der Schutz unsers Handels durch Kreuzergeschwader illusorisch. Hier ist wohl der dunkelste Punkt unseres Flottenbauplans und unserer Seerüstung überhaupt;
3. die Torpedoflotte aus 53 grossen und 47 kleineren Torpedobooten bestehend, die zwar beständiger Ersatzbauten bedarf, aber doch sehr leistungsfähig erscheint;
4. die Transporter und Hilfskreuzer, die aus dem besten Material unserer glänzenden Handelsflotte, den berühmten transatlantischen Schnelldampfern, zusammengestellt werden und dadurch eine vortreffliche Ergänzung der Kriegsmarine abgeben.

Die Erfahrungen des letzten grossen Seekrieges lehren nun, dass für die Entscheidung massgebend sind: grosse Typen der Schlachtschiffe von 18 000 Tons aufwärts mit starker Panzerung und schwerer Artillerie (30 cm-Geschütze) mit wirksamer Schussweite von 6000 m und darüber. Ferner sind ebenso notwendig grosse Panzerkreuzer von 15 000 Tons und darüber mit bedeutender Geschwindigkeit und starker Armierung. In diesen beiden Faktoren leistet die deutsche Flotte noch nichts.

Der militärische Wert der Kriegsflotte beruht in der technischen Stärke (Deplacement, Panzer, Artillerie, Geschwindigkeit), in der Güte des Personals und im Grade der Ausbildung. Die beiden letzten Faktoren dürfen wir im höchsten Grade vor allen andern Marinen in Anspruch nehmen. Dagegen stehen wir im Material in allen Punkten noch zurück. Wir haben keine Schiffe über 13 200 Tons, keine 30 cm-Geschütze an Bord und keine Geschwindigkeit über 22,5 Seemeilen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir uns nicht selbst belügen wollen über den Wert der eigenen Seemacht, so heisst es diese schmerzliche Wahrheit eingestehen und nun mit allen Kräften grössere Schiffe mit stärkerer Artillerie und schnellere Panzerkreuzer bauen. Die Schwächen sind zahlenmässig jedem Gegner bekannt, es gibt nichts zu vertuschen. Die heutige deutsche Schlachtflotte ist nicht einmal der englischen Kanal- und Atlantic-Flotte (gleich 20 Linienschiffen und 2 Kreuzergeschwadern) gewachsen. Hinter diesen stehen aber noch 19 Linienschiffe der Reserve bereit. Deshalb kann nicht genug betont werden: Eine schwache Flotte ist eine Verschwendung, nur eine starke Flotte ist eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens, für die Zukunft und Machtstellung des deutschen Volkes! (Lebhafter Beifall!)

Was endlich die volkswirtschaftliche Bedeutung der Seemacht betrifft, so hat die Sozialdemokratie allerdings neben dem Worte Militarismus noch den Begriff Marinismus aufgestellt, um der grossen Belastung des steuerzahlenden Volkes Ausdruck zu geben. Demgegenüber fällt es nicht schwer, nachzuweisen, dass die Kriegsflotte die beste Stütze und Sicherheit für den Volkswohlstand, für das Anwachsen des Reichtums und für die Machtstellung jeder Nation ist. Wir bedürfen der Seemacht zur Verteidigung unserer Küsten gegen eine Blockade und zum Schutze des Überseehandels, d. h. zur Sicherung unserer Ein- und Ausfuhr. Der deutsche Handel über See hat gegenwärtig einen Wert von 8 Milliarden Mark, er hat sich erst zu dieser gewaltigen Zahl gehoben, seitdem unser Handel unter der deutschen Nationalflagge geht; denn trade follows flag ist eine durch die Geschichte anerkannte Wahrheit.

Vor allem braucht unsere so mächtig angewachsene Industrie die stetig und gleichmässig gesicherte Zufuhr der Rohstoffe und den ebenso gesicherten Export ihrer Erzeugnisse. Sie selbst schafft Kohlen, Eisen, Stahl, die Holzarbeiten, die Maschinen und Apparate für die Schiffe, sie baut die Schiffe selbst. Wieviel mal zehntausend Arbeiter mit ihren Familien leben vom Schiffsbau und von den unzähligen Arbeiten für den Schiffsbau! Auf den kaiserlichen Werften waren 1898 12 000, 1905 17 000 Köpfe beschäftigt; damals betrug das Durchschnittseinkommen des erwachsenen Werftarbeiters noch nicht 1200, heute 1354 Mark.

Mit Ausnahme der Hütten- und Stahlwerke und der Privatwerften fliesst das ganze Marine-Budget in die Taschen der Arbeiter, der Unternehmergewinn fällt hier fort. Unsere deutsche Arbeiterbevölkerung ist daher an dem Ausbau unserer Flotte subjektiv als verdienender Teil und objektiv durch den Schutz gegen Blockade, Hungersnot und Arbeitslosigkeit sehr lebhaft interessiert. Wenn Herr Bebel es heute durchsetzte, dass keine Kriegsschiffe mehr gebaut würden, so wäre das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Arbeiter eine so folgenschwere und verhängnisvolle Massregel, dass sie voraussichtlich mit Revolution antworten würden. (Sehr richtig! — Heiterkeit.)

Man erwäge weiter, dass die ganzen für die Marine bewilligten Summen im Lande bleiben, dass sie sich in Arbeit und Verdienst umsetzen, dass aber auch die Intelligenz, der Scharfsinn, der Erfindungsgeist mächtig auf diese Weise angeregt werden. Welche Vervollkommnung unserer Werften, unseres Schiffsbaues, unserer Stahl- und Waffenindustrie, der Mechanik und Technik jeder Richtung haben wir in den letzten 40 Jahren in Deutschland verfolgen können! Das ist kein Marinismus, das ist Kulturarbeit im höchsten Sinne des Wortes, und um so schöner, weil sie gleichzeitig national uns fördert und die übrigen Völker mit Achtung vor unsern Leistungen erfüllt.

Dass wir ohne Kriegsflotte keine Kolonien zu erwerben vermochten, und dass Deutschland ohne Kolonialbesitz für die Zukunft volkswirtschaftlich lahmgelegt und politisch in die traurige Rolle Österreichs herabgedrückt werden würde, darf ich vor der hier versammelten Zuhörerschaft nur erwähnen, ohne es näher begründen zu müssen.

Die kurze Spanne Zeit, die mir zugemessen, zwingt mich, abzubrechen. Zum Schluss nur noch eine Mahnung. Preussen ist durch die gewaltige Arbeit an seiner Armee, durch das toujours en vedette! des grossen Friedrich nicht verarmt, nicht zu Grunde gegangen, sondern gross und mächtig geworden. Das Deutsche Reich hat die gleiche Aufgabe an seiner Marine zu erfüllen, es darf sich nicht durch abgedroschene Redensarten, wie unproduktive Ausgaben und Überlastung des Steuerzahlers abschrecken lassen. Nur grosse Ziele und grosse Anstrengungen machen ein Volk gross und stark. Eine harte Jugend erzeugt grosse Männer, eine harte, alle Muskeln und Nerven anspannende Volkserziehung schafft eine grosse Nation. Bei dieser intensiven, andauernden nationalen Arbeit ist keine Erschlaffung möglich. Und wenn wir sie endlich zum Ziele führen, wenn wir erst zu Lande und zur See machtgebietend dastehen, dann wird das Motto sich bewahrheiten:

Das zwanzigste Jahrhundert gehört den Deutschen!

(Lebhafter Beifall!)

Graf **von Dürkheim-Montmartin**, Hannover: Das uns im Jahre 1900 gewordene Flottenorganisationsgesetz hat leider eine grosse Lücke gelassen. Um nicht zu viele Neubauten in kurzer Frist dem Deutschen Reiche und seinen Finanzen aufzuerlegen, hat der Reichstag beschlossen, die Forderung auf Ausdehnung unserer Auslandsflotte zunächst zurückzustellen. Der Entwurf zum Gesetze hatte verlangt, dass unsere Auslandsflotte durch sechs grosse Kreuzer im heutigen Sinne, also machtvolle Panzerkreuzer, und durch sieben kleine Kreuzer verstärkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde. Um die gesetzliche Organisation unserer Schlachtflotte wenigstens sicherzustellen, hat das Reichsmarineamt sich durch den Mund seines Staatssekretärs damit einverstanden erklärt, auf diese Forderungen zu jener Zeit zu verzichten. Gleichzeitig aber hat der Staatssekretär angekündigt, dass er mit dieser absolut notwendigen Verstärkung unserer Auslandsflotte dann wiederkommen würde, wenn die hauptsächlichsten Neubauten beendigt sein würden.

Das ist jetzt der Fall. Von den elf Erweiterungsbauten unserer Schlachtflotte fehlt zur Stunde nur noch einer, das 38. Linienschiff, das erst im Jahre 1909 aufgelegt werden wird; alle andern Neubauten zur Vermehrung unserer damals vorhandenen Schiffe sind entweder vollendet, oder in Angriff genommen. Nun ist also die Stunde gekommen, jene zurückgestellte Forderung aufs neue zu stellen, und der Staatssekretär des Reichsmarineamts hat in der 20. Sitzung der diesjährigen Budgetkommission am 15. Februar erklärt, dass er mit der damals zurückgestellten Forderung nunmehr nachkommen und sie in der neuen Session einbringen würde, indem er darauf hinwies, dass er damals auf sechs grosse und sieben kleine Kreuzer verzichtet habe, dass er aber statt der sieben kleinen Kreuzer nur sieben Torpedobootsdivisionen fordern würde.

Eine Gesellschaft, die sich kolonial nennt und koloniale Ziele verfolgt, hat natürlich besonderes Interesse daran, dass unsere Auslandsflotte auf entsprechende Höhe gegenüber den Auslandsflotten der andern Marinen gebracht wird. Insofern können wir dieses Nachholen der damals zurückgestellten Forderungen mit hoher Freude begrüssen. Öffentliche Kundgebungen grosser Vereinigungen und Gesellschaften, also auch des Deutschen Kolonialkongresses, mit seinen hohen nationalen Zielen, die nicht allein materielle, wirtschaftliche sind, sondern in hohem Grade auch ethische, werden in der öffentlichen Meinung auf das Bewusstsein wie die Anschauungen weiter Kreise und auf ihre Urteilsbildung einen grossen Einfluss ausüben durch zustimmende Kundgebung zu einer solchen Vorlage. Im Anschluss an den eben gehörten begeisternden Vortrag und die gewichtigen Worte, die wir gestern von Herrn Geheimrat Dr. Helfferich gehört haben, bitte ich Sie, einer Kundgebung, wie ich sie Ihnen vorlegen werde, Ihre Zustimmung zu geben. Die deutsche Flotte wird nicht gebaut zu Eroberungszwecken, nicht um fremde Nationen zu bedrohen. Die deutsche Nation erfreut sich hinreichend grossen Kriegsruhms, um nicht eines Ruhmes auf blutigen Schlachtfeldern zu bedürfen. Unsere Aufgaben liegen auf dem Gebiete friedlicher Eroberungen ethischer, materieller, wirtschaftlicher Natur, auf dem Felde jeglichen kulturellen Fortschrittes. In der Beziehung wollen wir allen andern Nationen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorangehen, ihnen ein leuchtendes Beispiel geben; dort suchen wir unsere Siegespalme. (Bravo!) Ich bringe das hier zum Ausdruck deshalb, weil wir Deutschen, die wir uns mit Not durch das Blut unserer Söhne erst vor kurzer Frist unsere Einigkeit haben erkämpfen müssen, bei den andern Völkern in dem Verdachte stehen, eine erobernde Nation sein zu wollen. Dagegen zu protestieren, ist hier wohl die richtige Stelle.

Nun haben schon die beiden vorgenannten Redner, Herr Generalleutnant von Liebert und Herr Geheimrat Helfferich, ausdrücklich die Notwendigkeit einer maritimen Machtstellung Deutschlands betont zur Verteidigung des heimischen Besitzes, zur Verteidigung unserer Kolonien, zur Verteidigung unseres Anteils am Welthandel und Weltverkehr, aber durchaus nicht zu aggressiven Zwecken, und im Hinblick auf diese Kundgebungen bitte ich Sie, der folgenden Resolution geneigtest Ihre Zustimmung geben zu wollen. Ich weise dabei darauf hin, dass der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft bereits vorgestern eine fast identische Kundgebung angenommen hat:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 begrüsst mit freudiger Genugtuung die durch den Staatssekretär des Reichsmarineamts in der 20. Sitzung der Budgetkommission am 15. Februar dieses Jahres erfolgte Ankündigung einer Erweiterungsvorlage zum bestehenden Flotten-Organisations-Gesetze.

Er erblickt in der baldigsten Ausgestaltung der deutschen Flotte zu einem vollwertigen, die Streitkräfte des Landheeres ergänzenden Machtfaktor des Reiches das aussichtsvollste Mittel zur Erhaltung des Friedens und damit des Bestandes, der Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes, wie seiner Kolonien." (Beifall.)

Ich wiederhole meine Bitte um möglichst einstimmige Annahme dieser Kundgebung.

Pater **Enshoff**, St. Ottilien: Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich wiederum auf die Rednertribüne komme. Ich glaube, für manche Herren aus dem Norden würde es vielleicht hie und da von Nutzen und Interesse sein, wenn man sieht, dass die katholischen Leute unseres deutschen Vaterlandes auch da sind, und dass auch ein Ordensgewand, das früher nicht innerhalb dieses Vaterlandes sein durfte, nicht nur mein Ordenskleid, sondern das von allen deutschen katholischen Mitbürgern ein wirklich deutsch schlagendes Herz deckt. (Bravo!)

Ich habe in der Angelegenheit der Flottenfrage letzthin ein sehr interessantes Schriftstück gefunden in den bisher noch nicht herausgegebenen Briefen des heiligen Ignatius, des Stifters der Gesellschaft Jesu, der Jesuiten. Dort ist im Ausgang des Mittelalters ein Flotten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

plan ausgearbeitet, der eben zum Schutze gegen die osmanischen Übergriffe und zur Stärkung der kaiserlichen Macht den Bau und die Ausrüstung einer starken Flotte als notwendig bezeichnete, und da ging es wohl dem Stifter der Gesellschaft Jesu, wie es heutzutage auch manchen Verteidigern und Begründern von grösseren Flottengedanken ergeht, dass sie manchmal von ihrer Zeit nicht ganz verstanden werden. Zum andern aber ist ein kleiner Unterschied zwischen der Propaganda, welche der Flottenverein heutzutage macht, und zwischen jenen alten Dokumenten, die erst in den letzten zehn Jahren ausgegraben worden sind. Es beschäftigt sich nämlich Ignatius in seinem Flottenplan auch zugleich mit der Deckungsfrage. (Heiterkeit.) Auf das Wie will ich hier nicht weiter eingehen.

Ein anderer Gedanke dürfte vielleicht von dieser Stelle aus auch wiederum ausgesprochen werden — er ist nicht neu —, dass vielleicht die mit zielbewusstem Interesse für die Vermehrung der Flotte, besonders auch der Auslandsflotte, kämpfenden Kreise an sich selbst und durch sich selbst anfangen, nicht nur zu agitieren, dass hier etwas mehr im Reichstage getan werde, sondern auch aus eigener Tasche etwas auf das Wasser zu setzen. Ich glaube, wenn so ein Panzerkreuzer draussen da und dort eingreift und man immer wieder sagen kann, ja seht, den haben wir gebaut, dass damit das Interesse an solcher Sache ganz bedeutend wachsen wird. Und dann gibt es ja für solche Ausführungen auch schon Beispiele. Es hat mir eine Dame aus Schweden erzählt, dass die schwedischen Frauen beigesteuert und von ihren Kleinodien und Brillanten geopfert und dann aus den freiwilligen Gaben zu nationalem Zweck ein Schlachtschiff oder einen Kreuzer gebaut haben — ich meine, es wäre der „Swedenborg", wenn ich den Namen richtig behalten habe. Ich bin der Meinung, ein solches Geschenk würde der Ehre des Vaterlandes keinen Eintrag tun und von der Marineverwaltung auch wohl gerne angenommen werden, wenn es von interessierten und begeisterten Anhängern gemacht würde. Das, glaube ich, dürfte nur von Nutzen sein, und ich möchte diesen Gedanken den hier vertretenen Kreisen recht nahegelegt haben.

Oberstleutnant **von Morgen**, Düsseldorf: Mein verehrter Gönner, der Redner dieses Themas, Exzellenz von Liebert, hat mit dem ihm eigenen weiten Blicke auch die Grenzen des Themas weiter gezogen und im Eingang seiner Rede von der baldigen Errichtung einer Kolonialarmee gesprochen. Da ich mich als einen der ältesten und eifrigsten Vorkämpfer für diesen Gedanken betrachte, will ich mit ein paar Worten darauf eingehen. In die Details einzugehen, ist hier keine Zeit und dürfte sich auch erübrigen, da man sich wohl bereits an massgebender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stelle mit der Angelegenheit beschäftigt. Ich will nur die eine Frage stellen: Wieviel Gut und Blut wäre uns in Südwestafrika erhalten geblieben, wenn wir seinerzeit eine tüchtige, wohl vorbereitete Kolonialtruppe gehabt hätten, die, im geeigneten Moment dorthin geworfen, das Feuer sogleich ausgetreten hätte? (Sehr richtig!)

Ebenso wie wir keine Rekruten ins Feld schicken, dürfen wir auch keine Kolonialrekruten ins Ausland senden. Ich glaube kaum, dass die jungen südwestafrikanischen Reiter, die in Munster ihre ersten Studien machten, sattelfest nach Südwestafrika herausgegangen sind, und wer noch mit dem Pferde zu tun hat, findet nicht Zeit, sich mit dem Feinde zu beschäftigen.

Dann kommt in Frage der Ersatz des Offizierkorps und vor allem seine Anciennität. Heute ist es unmöglich — das muss hier einmal ausgesprochen werden —, dass ein junger Offizier, der im besten Alter, ich will einmal sagen im Alter von 25 Jahren hinausgeht, in höhere Stellungen kommen kann. Er braucht, um die lange Leutnantszeit zu überwinden, 10 bis 15 Jahre, und er ist verbraucht, bis er überhaupt in massgebende Stellen gelangen kann. Diese Fragen, von denen ich nur einige streifte, sind daher ebenso wichtig wie die Flottenfrage (Sehr richtig!), und ich hoffe, dass die rechtmässigen Bewohner dieses Hauses, die Sendboten des Volkes, ebenso wie die Auslandskreuzer auch die Kolonialtruppe bewilligen werden. (Bravo!)

Konsul **Ernst Vohsen,** Berlin: Ich hätte nicht um das Wort gebeten, wäre nicht von einem der Herren Vorredner auf zwei Dinge hingewiesen worden, einmal auf die Deckungsfrage für die Flotte und zweitens auf die Opferwilligkeit der Deutschen, eventuell aus sich selbst heraus zur Verteidigung unserer Interessen auf und über der See beizutragen.

Was die Deckungsfrage anbelangt, so wurde an uns appelliert, wir möchten doch nicht immer auf Staatshilfe warten, sondern selbst in die Tasche greifen. Ich glaube, dass wir uns alle hierin eins wissen, dass, wenn einmal der Ruf an uns ergeht, unser Vaterland gegen einen äusseren Feind zu schützen oder unsern Besitzstand über der See oder im Welthandel uns zu erhalten, ein jeder von uns auch bis zum letzten Pfennig bereit ist, das seinige zu tun, um dazu beizutragen. (Bravo!) Nur an der Erkenntnis der Notwendigkeit, jetzt schon dafür einzutreten, mangelt es bei einzelnen Parteien. Ist sie aber einmal erkannt, dann gibt es keine Parteien mehr in unserm Vaterlande, die an der Deckungsfrage die Vermehrung unserer Wehrkraft zur See scheitern liessen.

Was nun die Begeisterung für die Flotte anbelangt, unsere Opferwilligkeit aus freien Stücken, so wissen Sie, dass neben dem Deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flottenverein ein Hauptverband der Flottenvereine im Auslande besteht. Deutsche im Auslande haben sich zu Vereinen zusammengeschlossen und sich bereit erklärt, dazu beizutragen, soweit es in ihren Kräften steht, für die Marine zu arbeiten. Dieser Hauptverband, obgleich noch im Anfang seiner Entwicklung, hat es doch schon vermocht, aus seinen Sammlungen dem Deutschen Reiche ein Flusskanonenboot zur Verfügung zu stellen, das heute in den chinesischen Gewässern stationiert ist. Es ist zu hoffen, dass sich dieser Gabe der Ausland-Deutschen weitere anschliessen werden. Also auch die Selbstbesteuerung zur Erreichung des erstrebten Zieles, zur Stärkung unserer Wehrkraft zur See, fehlt bei uns nicht! (Bravo!)

* * *

Die Resolution des Herrn Grafen Dürkheim wurde darauf einstimmig angenommen.

Die Kabelverbindungen mit unsern Kolonien.

Von Dr. **Lenschau**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Wenn wir heute von einem deutschen Kabelnetz sprechen können, so empfiehlt es sich, zuweilen daran zu erinnern, dass es sich dabei um eine Errungenschaft der allerneusten Zeit handelt. Noch vor einem Jahrzehnt besass das Deutsche Reich nur zwei Kabel, von denen das eine, von Emden nach Valentia an der irischen Küste, uns den Anschluss an die englischen transatlantischen Kabel gewährte, während das zweite, Emden—Vigo, die Verbindung mit den Linien der vereinigten englischen Kabelgesellschaften besorgte, die unter Leitung der Eastern Telegraph Company den Verkehr mit den übrigen Erdteilen, ausser Nordamerika, vermitteln. Erst das riesige Anschwellen des deutschen Auslandverkehrs, sowie verschiedene Vorkommnisse, die eine Ausnutzung des englischen Kabelnetzes speziell zum Nutzen der englischen Politik dartaten, legten um die Mitte der neunziger Jahre der Reichsregierung den Wunsch nach eigenen Kabelverbindungen nahe, und es war natürlich, dass sich ihr Augenmerk zunächst auf eine eigene Linie nach den Vereinigten Staaten richtete, als dem überseeischen Lande, das von allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den stärksten Handelsverkehr mit Deutschland aufzuweisen hat. Zunächst handelte es sich um die Gewinnung eines geeigneten Stützpunktes, den man anfangs in England suchte, allein die Verhandlungen mit der englischen Regierung scheiterten an dem Einspruch der transatlantischen Kabelgesellschaften, und erst die grosse Eastern Company zeigte sich willfähriger: durch ihre Vermittelung erhielt die Reichsregierung einen Stützpunkt auf den Azoren, allerdings nur gegen das Zugeständnis, dass das erste deutsche Kabel von einer englischen Firma hergestellt und verlegt ward. Im Spätsommer 1899 fand seine Eröffnung statt, und der Verkehr entwickelte sich bald derart, dass die Herstellung eines zweiten Parallelkabels nötig ward, dessen Fabrikation und Verlegung dann bereits den Norddeutschen Seekabelwerken in Nordenham übertragen werden konnte. In der Zwischenzeit beschränkte sich die Reichsregierung auf die Anlegung der kurzen Kabelstrecke Tschifu—Kiautschou—Shanghai, die für Kiautschou eine eigene Verbindung mit Shanghai schuf, und wartete die Weiterentwickelung der Dinge im Stillen Ozean ab, die denn auch sehr bald eine günstige Wendung nahmen. Noch ehe Präsident Roosevelt im Jahre 1902 der amerikanischen Commercial Cable Co. den Bau eines Kabels von San Francisco über Honolulu und Guam nach Manila übertragen hatte, traten die holländische und die deutsche Regierung zu Verhandlungen untereinander und mit der genannten Gesellschaft zusammen, um die neue, von England unabhängige Linie für ihre Zwecke auszunutzen. Die Frucht dieser Verhandlungen war das deutsch-holländische Kabelabkommen vom 10. Juni 1902. Darin verpflichtete sich zunächst die holländische Regierung, ihr Telegraphennetz in den Sundainseln bis Menado auf der Nordspitze von Celebes auszudehnen; die Fortsetzung von dort über die Palauinseln und Jap bis zum Zusammentreffen mit der amerikanischen Pacificlinie in Guam sollte nach Herstellung und Betrieb einer speziell zu diesem Zweck zu gründenden Kabelgesellschaft übertragen werden, die ausserdem noch ein Kabel von den Palauinseln nach Shanghai zu bauen hatte. Demgemäss ward am 19. Juli 1904 unter Führung der Finanzgruppe Dresdener Bank—Schaffhausenscher Bankverein die deutsch-holländische Kabelgesellschaft in Cöln begründet, die bis Mitte dieses Jahres, nachdem sich die Palauinseln als ungeeignet für eine Landung herausgestellt hatten, die Linie Menado—Jap—Guam, in einer Gesamtlänge von 3032 km, fertiggestellt hat. Gegenwärtig ist der Kabeldampfer „Stephan" der Norddeutschen Seekabelwerke, die den Bau der Linien für 12,2 Millionen Mark übernommen haben, damit beschäftigt, auch die Strecke Jap—Shanghai zu verlegen, so dass der Betrieb wahrscheinlich mit Anfang 1906 auch auf dieser Linie eröffnet werden kann. Damit gewinnen wir ausser den zwei bereits vorhandenen telegraphischen Rou-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten nach Ostasien, der sibirischen Landlinie und den Kabeln der vereinigten Kabelgesellschaften, die durchs Rote Meer an der Südküste Asiens entlang gehen, einen dritten, noch dazu von England ganz unabhängigen Weg über New York—San Francisco—Guam—Jap—Shanghai, der zu reichlich einem Drittel in deutschen Händen ist. — Zu diesen Erfolgen ist nun vor kurzem abermals eine neue Errungenschaft getreten. Schon seit langem besass die Reichsregierung eine eigene Telegraphenleitung von Berlin nach Bukarest, und es war ein alter Wunsch von ihr, diese bis Constantza zu verlängern und von dort ein eigenes Kabel nach Konstantinopel zu legen. Während nun die rumänische Regierung diesem Wunsche durchaus sympathisch gegenüberstand, scheiterten alle Bemühungen, auch die Kabelkonzession zu erlangen, an dem hartnäckigen Widerstand der Eastern Telegraph Co., die noch auf Jahre hinaus das alleinige Landungsrecht in der Türkei besitzt. Erst vor kurzem, wie gesagt, gelang es, diesen Widerstand endgültig zu besiegen, und am 20. Juli d. J. konnte das neue Kabel, dessen Herstellung und Verlegung die Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft in Cöln übernommen hatte und durch die Norddeutschen Seekabelwerke bewerkstelligen liess, dem Verkehr übergeben werden, so dass wir nunmehr also auch eigene Verbindung mit Konstantinopel besitzen. Indessen ist damit die Bedeutung der neuen Linie keineswegs erschöpft. Gegenüber von Konstantinopel befindet sich auf der asiatischen Seite, in Haider Pascha, die Kopfstation der Bagdadbahn, deren Bau in energischem Fortschreiten begriffen ist, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass die Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft, dem Zuge der Bahn folgend, über kurz oder lang ihre Linien bis nach Fao am Persischen Golf ausdehnen wird. Dadurch aber würde ihr natürlich ein sehr bedeutender Anteil am indischen Verkehr zufallen, der gegenwärtig fast völlig von der Eastern Co. und der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft monopolisiert wird, ein Umstand, der übrigens den oben erwähnten Widerstand der Eastern Co. gegen das Kabel Constantza—Konstantinopel hinlänglich erklärt. — Fasst man das Gesagte zusammen, so wird man nicht umhin können, die Reichsregierung zu der Energie und zu dem Geschick zu beglückwünschen, das sie in der Kabelfrage bewiesen hat. Innerhalb weniger Jahre ist es ihr mit Unterstützung der beteiligten Privatgesellschaften, der Deutsch-Atlantischen, Deutsch-Holländischen und Osteuropäischen Telegraphen-Gesellschaft, gelungen, das deutsche Kabelnetz aus ganz geringen Anfängen auf rund 30 000 km zu erweitern, eigene Routen nach den Vereinigten Staaten, nach der Levante und mit holländisch-amerikanischer Unterstützung auch nach Ostasien herzustellen, endlich aber in den Azoren für den Atlantischen und in Jap für den Stillen Ozean zwei vortreffliche Kabelstützpunkte zu erwerben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen sich in absehbarer Zeit die Nordwestecke des Persischen Golfs für den Indischen Ozean zugesellen wird.

Unter diesen Umständen erhebt sich naturgemäss die Frage nach der Weiterentwickelung des Kabelnetzes, vor allem mit Beziehung auf unsere Kolonien, und sie ist um so wichtiger, als die gegenwärtigen Verbindungen mit unsern Schutzgebieten etwa das Gegenteil eines wünschenswerten Zustandes darstellen. Sehen wir dabei von Kiautschou ab, dass sich ja mit Anfang nächsten Jahres dreier voneinander unabhängiger Routen nach Deutschland erfreuen wird, und beginnen wir da, wo die Sache am ungünstigsten liegt, so müssen ja zunächst Kaiser Wilhelms-Land auf Neu-Guinea mit den zugehörigen Inseln und Samoa bisher noch jeder telegraphischen Verbindung entbehren. Die Depeschen dorthin gelangen, einerlei, ob sie auf dem östlichen Wege über Aden oder auf dem westlichen über das britische bezw. amerikanische Pacifickabel verschickt werden, immer nur bis Suwa auf den Fidschi-Inseln bezw. bis Jap, die Weiterbeförderung von dort geschieht durch Dampfschiffe, wobei naturgemäss Verzögerungen um Tage, ja um Wochen stattfinden müssen. Günstiger steht die Sache bei unsern afrikanischen Kolonien. Telegramme nach Ostafrika gehen zunächst auf deutschen Linien bis Vigo, von da auf die Kabel der Eastern, die sie bis Aden befördert, wo sie von der East and South African Co., einer Tochtergesellschaft der Eastern, aufgenommen und bis Sansibar und Bagamoyo gebracht werden. Der Weg ist also von Vigo ab völlig in britischen Händen, und was das bedeutet, zeigte sich bekanntlich im Burenkrieg, als die Telegraphenzensur in Aden auch unsern Verkehr nach Ostafrika den unangenehmsten Beschränkungen unterwarf. Dasselbe gilt auch von den Verbindungen mit den westafrikanischen Besitzungen. Depeschen nach und von Südwestafrika, deren Zahl natürlich gegenwärtig besonders gross ist, gelangen über Vigo bis Madeira, und von dort über das neue direkte Kabel der Eastern bis Kapstadt. Hier werden sie auf das Kabel Kapstadt—Mossamedes der Eastern and South African Co. übergeleitet, in welches von Swakopmund ein sogenanntes T-Stück eingelassen ist, das einen direkten Verkehr zwischen Swakopmund und Kapstadt ermöglicht. Für Kamerun und Togo ist der Weg bis St. Vincent derselbe, von da aus werden die Kabel zweier kleiner englischen Gesellschaften, der African Direct und West African Co. benutzt, und zwar für Togo bis Accra, das dann durch eine an der Küste entlang liegende Linie mit Togo verbunden ist, für Kamerun bis Bonny an der Nigermündung, von wo ein Arm bis Duala abzweigt. Übrigens geht ein zweiter Arm von Bonny über St. Thomé, Loanda und Benguela bis Mossamedes, so dass auch auf diesem Wege Telegramme nach und von Südafrika befördert werden können. Praktisch ist das indessen von keiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedeutung, da beide Routen von Vigo ab durchaus in englischen Händen sind; nur Togo ist in dieser Hinsicht schon heute günstiger gestellt, worüber gleich zu sprechen sein wird. Im grossen und ganzen muss man sich mit der Tatsache abfinden, dass wir für die Beförderung der wichtigsten Nachrichten zwischen uns und unsern Schutzgebieten auf die Vermittelung einer fremden Nation angewiesen sind, sicherlich kein angenehmer Zustand, zumal bei den unfreundlichen Beziehungen, wie sie leider seit einiger Zeit zwischen unsern angelsächsischen Vettern und uns herrschen.

Es fragt sich, wie ist dem abzuhelfen? und die befriedigendste Antwort darauf ist natürlich: durch den Bau eigener Kabellinien nach unsern Kolonien, soweit dies möglich ist. In dieser Hinsicht ist nun zunächst zu betonen, dass technische Hindernisse der Verwirklichung eines solchen Planes nicht mehr im Wege stehen. Auch die längste in einem Zuge zu verlegende Kabelstrecke, Azoren—Togo, wird nicht oder doch nur ganz unwesentlich länger sein, wie die Strecke Vancouver—Fanning-Island, des britischen Pacific-Kabels, die doch allen ungünstigen Voraussagungen zum Trotz technisch durchaus zur Zufriedenheit funktioniert. Die Schwierigkeiten liegen vielmehr auf finanziellem Gebiet, wie eine kurze Berechnung Ihnen sofort zeigen wird. Für die westafrikanischen Schutzgebiete kommen zunächst drei Strecken in Betracht, Azoren—Togo, Togo—Kamerun, Togo—Swakopmund. Die erste der genannten Entfernungen beträgt direkt gemessen rund 6100 km, die zweite 1050, die dritte etwa 3650, zusammen also 10 800 km. Für Ostafrika käme zunächst ein direktes Kabel von der Mündung des Schatt-el-Arab bis Bagamoyo bezw. Daressalam in Betracht, die direkte Entfernung beläuft sich auf rund 6000 km. Endlich unsere Besitzungen am Stillen Ozean wären durch zwei Linien, Jap—Friedrich Wilhelmshafen, 1200 km, und Friedrich Wilhelmshafen—Apia, rund 5000 km Entfernung, an Jap anzuschliessen, so dass die gesamten Entfernungen summiert die Zahl von 23 800 km ergeben würden. Allein die Kabellänge selbst stellt sich noch etwas höher, da auf alle Entfernungen eine gewisse Zugabe hinzuzurechnen ist, die um so grösser sein muss, je tiefer das Kabel liegt und je unebener der Meeresboden ist; da sie indessen durchschnittlich gerechnet schwerlich grösser als 10 v. H. wird, so würde insgesamt eine Kabellänge von 26 200 km zugrunde zu legen sein. Nun beträgt der Preis für den Kilometer Tiefseekabel, und um solche wird es sich fast überall handeln, mindestens 2500 Mark, einschliesslich der Verlegung und Anlage der Stationen, Einrichtung der Apparate usw., so dass also die Gesamtkosten sich mindestens auf 66 Millionen, sagen wir rund 70 Millionen Mark stellen würden. Eine gewisse Ersparnis liesse sich erzielen, wenn man statt des teuren Ka-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bels Fao—Daressalam die Landlinie nach Kamerun wählte, die von Daressalam jetzt schon bis Tabora und weiter zum Victoriasee reicht, allein bis jetzt ist es noch nicht gelungen, durch die den Kongo umsäumende Urwaldregion mit Telegraphenlinien vorzudringen, und bei der Unsicherheit, die Landlinien durch unkultivierte Gegenden anhaften, erscheint es geratener, von dieser Möglichkeit abzusehen. Dagegen würde vielleicht, wenn der telegraphische Verkehr nach Westafrika über die Azoren ginge, mit der Zeit eine Verdreifachung der schon jetzt durch den nordamerikanischen Verkehr in Anspruch genommenen Doppelstrecken Emden—Azoren erforderlich sein, wofür rund 3600 km Kabel und 9 Millionen Mark anzusetzen wären, so dass die oben genannten Summen sich auf 30 000 km Kabel und 80 Millionen Mark erhöhen. Nimmt man nun zur Verzinsung des Kapitals etwa 4 v. H., für Betrieb, Reparatur und Erneuerung der Kabel rund 6 v. H. an, was eher niedrig gerechnet ist, so ergibt sich eine jährliche Ausgabe von rund 8 Millionen Mark, denen gegenüber die jährliche Einnahme kaum ins Gewicht fällt. Denn da der Gesamtwert unseres Handelsverkehrs mit den Schutzgebieten — Kiautschou hier, wie billig, ausgenommen — rund 30 Millionen beträgt, so könnte wohl schwerlich mit mehr als 1 Million Einnahme gerechnet werden, abgesehen natürlich von solchen Jahren, in denen Aufstandsbewegungen oder kriegerische Verwickelungen ein Anschwellen des Verkehrs bewirken. Doch wird man derartige Ausnahmezustände natürlich nicht einer Rentabilitätsberechnung zugrunde legen. Da nun die Reichsregierung, wie bisher, dem Privatkapital den Ausbau der Linien überlassen und sich auf einen jährlichen Zuschuss beschränken würde, so müsste dieser Zuschuss eine Höhe von rund 7 Millionen erreichen. Es bedarf keiner Prophetengabe, um zu erkennen, dass sich das Reich auf eine derartige Belastung des Postetats nicht einlassen wird, und daran würden auch wohl politische und militärische Rücksichten nicht allzuviel ändern. Es ist eine alte und bis jetzt noch nicht erschütterte Erfahrung, dass Kolonialkriege zwischen europäischen Mächten eben nicht in den Kolonien, sondern in Europa entschieden werden. Und so wenig eine Knauserpolitik unsern Kolonien gegenüber am Platze ist, da wo es sich um dringende Bedürfnisse handelt, ebenso wenig richtig ist es, immer wieder Ausgaben für Kolonien zu verlangen, die sich wirtschaftlich in absehbarer Zeit nicht verzinsen können, weil sie den Bedürfnissen nicht entgegenkommen, sondern ihnen vorauseilen. Vielleicht hat der Kolonialpolitik bei uns nichts so sehr geschadet, als das gelegentliche Ausserachtlassen dieses Grundsatzes.

Sollen wir nun deswegen überhaupt die Hände in den Schoss legen und den gegenwärtigen Zustand so belassen, wie er ist, obwohl seine Mängel klar zutage liegen? Ich denke nein, und in der Tat bietet sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Weg, ohne allzu grosse Ausgaben eine sehr wesentliche Verbesserung in der telegraphischen Verbindung unserer Kolonien mit dem Mutterlande zu erreichen. Dabei ist von den afrikanischen Kolonien auszugehen, die ja unzweifelhaft den wichtigsten und zukunftsreichsten Teil unserer auswärtigen Schutzgebiete bilden. Schon jetzt sind wir für Togo nicht mehr allein auf den englischen Kabelweg angewiesen, vielmehr hat sich Frankreich durch die in diesem Jahre eröffnete Route von Brest nach Dakar eine eigene Verbindung mit dem französischen Westafrika geschaffen, deren Vorteile auch uns zufallen werden. Bekanntlich haben die Franzosen, vom Senegal aus allmählich vordringend, in den letzten Jahren das ganze französische Westafrika mit einem Netz von Landtelegraphen übersponnen, als dessen Endpunkte im Norden Timbuktu, im Süden an der Küste Konakri, Grand-Bassam und endlich Kotonou zu betrachten sind, das ja bereits mit Togo durch eine Küstentelegraphenlinie verbunden ist: es ist also schon jetzt möglich, Telegramme nach Togo auf nicht-englischen Linien zu befördern. Nun ist allerdings, wie vorhin bemerkt, eine Landlinie in wenig kultivierten Gegenden nicht so zuverlässig, wie ein gutes Kabel; allein die Franzosen sind an der Arbeit, ihr Telegraphensystem im Westsudan noch bedeutend zu verbessern: einmal haben sie eine Anzahl allerdings älterer Küstenkabel aufgekauft und ferner wird gegenwärtig in Paris der Plan des Transsaharien erwogen, d. h. einer Landtelegraphenlinie, die durch die westliche Sahara hindurch Algier mit Timbuktu verbinden würde. Ist sonach für Togo neben der rein englischen auch bereits eine rein französische Route vorhanden, so bedürfte es nur der beiden oben genannten Kabel Togo—Kamerun und Togo—Swakopmund, um auch den übrigen westafrikanischen Schutzgebieten dieselben Vorteile zu verschaffen. Und dasselbe liesse sich für Ostafrika ebenfalls durch ein Zusammengehen mit Frankreich erzielen. Eben jenes Kabel Brest—Dakar, von dem worhin die Rede war, ist ein Teil der Ausführung eines grossen französischen Kabelplans, der zugleich die Herstellung einer grossen Linie quer durch den Indischen Ozean von Cochinchina nach Madagaskar umfasst. Es ist nun aber bereits deutlich zu erkennen, dass Frankreich zunächst an die Verwirklichung dieses Planes heranzugehen gedenkt. Durch das französisch-holländische Kabelabkommen hat es sich mit der Linie Saigon—Pontianak (Borneo) den Anschluss an das holländische Staatstelegraphennetz und damit eine neue Verbindung über den Stillen Ozean gesichert, allein, wie es scheint, ist ihm auch die Erlaubnis gewährt, wenn es wolle, ein eigenes Kabel Saigon—Batavia zu bauen. Gleichzeitig gewährt ihm ein englisch-französisches Kabelabkommen durch die Strecke Réunion—Mauritius Anschluss an das Kap—Australienkabel der Eastern Co., und wenn man endlich in Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tracht zieht, dass ausserdem noch eine Verbindung von Réunion mit Madagaskar geplant wird, so erkennt man deutlich, dass eine neue grosse Linie durch den Indischen Ozean im Entstehen begriffen ist, die von Saigon über Java und Réunion bis Madagaskar gehen und rein französisches Eigentum sein wird. Würde nun Madagaskar mit Deutsch-Ostafrika durch die Linie Bagamoyo—Majunga verbunden — die Entfernung beträgt etwa 1250 km —, so würden wir die Möglichkeit haben, auch ohne Benutzung der englischen Linien Depeschen nach Ostafrika zu senden: diese würden zuerst das deutsche Kabel bis New York, dann die amerikanischen Linien bis Guam, die deutsch-holländische Route bis Java, das französische Kabel bis Madagaskar und zuletzt endlich das deutsche Schlussstück Majunga—Daressalam benutzen. Es wäre also sehr wohl möglich, für die afrikanischen Schutzgebiete unabhängige Verbindungen mit französischer Hilfe herzustellen, und zwar mit verhältnismässig geringen Kosten. Rechnet man die durch Kabel zu überbrückenden Entfernungen Togo—Kamerun, Togo—Swakopmund, Bagamoyo—Majunga zusammen, so ergibt sich eine Länge von 5950 km, was einer wirklichen Kabellänge von 6500 km entsprechen würde, deren Herstellung etwas über 16 Millionen kosten könnte. Rechnet man für Verzinsung 4 v. H., für Betrieb, Reparatur und Erneuerung 6 v. H., so würden die jährlichen Kosten nur 1 600 000 Mk. betragen, von denen immerhin ein Teil doch noch durch die Einnahmen aus dem Verkehr gedeckt würden. Der erforderliche Staatszuschuss würde also schwerlich grösser sein, als die Subvention, die das Reich gegenwärtig der deutsch-holländischen Kabelgesellschaft bezahlt, und damit wäre der Vorteil einer von England unabhängigen Verbindung nach unsern afrikanischen Besitzungen meines Erachtens nicht zu teuer bezahlt. Allerdings kann man einwenden, dass auf diese Weise der gegenwärtige ungünstige Zustand für Samoa und Neuguinea keine Besserung erfährt. Das ist richtig, allein der Bau der hier notwendigen Linien würde den Reichszuschuss um rund zwei Millionen jährlich erhöhen, und mehr beträgt ja der gesamte Handel des deutschen Zollgebiets mit den genannten beiden Besitzungen nicht. Hier also liesse sich das Fehlen einer eigenen Verbindung noch am allerersten verschmerzen.

Wenn es gestattet ist, zum Schluss noch einmal das Gesagte zusammenzufassen, so würden wir zunächst unserer Freude über die bereits erreichten Ergebnisse Ausdruck zu geben haben, sofern wir in kurzer Zeit durch die Umsicht der Reichsregierung für drei wichtige Handelsgebiete, Nordamerika, Ostasien und die Levante, in den Besitz eigener oder doch von England unabhängiger Linien gelangt sind. Weniger günstig steht es um unsere Verbindungen mit den Kolonien, indessen würde sich auch hier durch den Anschluss an das im Entstehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begriffene französische Kabelnetz mit nicht allzu grossen Kosten eine wesentliche Verbesserung schaffen lassen. Dazu wäre der Ausbau der drei Linien Togo—Kamerun, Togo—Swakopmund, Daressalam—Majunga nötig, und hierauf würde unsere Kolonialpolitik zunächst ihre Aufmerksamkeit richten müssen, ohne doch das Endziel aus dem Auge zu verlieren, das in der Herstellung eigener, rein deutscher Kabellinien nach unsern Schutzgebieten bestehen muss.

Entwickelungstendenzen im Aussenhandel Chinas und Japans.

Von Professor Dr. **K. Rathgen,** Heidelberg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Interessen, welche uns mit Ostasien verbinden, sind in erster Linie wirtschaftliche. Welche Sicherheit bieten die dort gelegenen unabhängigen Staaten bei wachsender Verschuldung an das Ausland für den europäischen Kapitalisten? Welche Erwerbsgelegenheiten bieten diese Länder für die europäischen Unternehmer, insbesondere für den Kaufmann und für den Reeder? Welche Bedeutung haben diese Länder als Märkte für den internationalen Warenverkehr?

Die drei Gruppen von Fragen sind nicht unabhängig voneinander zu beantworten. Die Anleihen jener Staaten dienen zum Teil dem Ankauf von Waffen, Schiffen, Eisenbahnmaterial und dergleichen und beeinflussen dadurch die Wareneinfuhr. Zins und Amortisation jener Anleihen ist mit dem Erlös der Ausfuhr zu bezahlen. Die Verschuldung muss also das Wertverhältnis von Ein- und Ausfuhr stark beeinflussen. Ferner: Träger des Aus- und Einfuhrhandels jener Länder ist auch heute noch in erster Linie der fremde, dort ansässige Kaufmann, wenigstens für den Verkehr dieser Länder mit der nichtasiatischen Welt, während der Verkehr der ostasiatischen Länder untereinander zu einem grossen Teile durch einheimische Kaufleute vermittelt wird. Steigerung unserer Ausfuhr nach jenen Ländern, Steigerung ihrer Kaufkraft durch Vermehrung ihrer Ausfuhr erfolgt wesentlich durch die fremden Kaufleute, durch die Verbesserung und Verbilligung des Seeverkehrs. Und von dem Umfang der Warenbewegung hängt wieder der Erwerb der Kaufleute, die Rentabilität der Schiffsunternehmungen ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also: Der Zusammenhang aller dieser Dinge ist vorhanden. Aber wir müssen uns davor hüten, sie zusammenzuwerfen. Der deutsche Handel mit Ostasien ist nicht identisch mit der Lage des dortigen deutschen Kaufmannes (der relativ viel grösseren Anteil am Handel jener Länder hat) und nicht identisch mit dem Anteil der deutschen Flagge am Warentransport. Wir wollen uns hier beschäftigen mit China und Japan als Märkten. Wir wollen uns mit den Grössenverhältnissen der Aus- und Einfuhr beschäftigen, nicht nur, weil sie an sich von Bedeutung sind, sondern weil, wie ich glaube, vielfach in der öffentlichen Diskussion das rechte Augenmass für diese Dinge verloren geht. Wir wollen vor allem auch die Entwickelung dieses Aussenhandels im ganzen und in seinen Teilen betrachten, weil der Warenverkehr eines Landes in gewisser Weise ein Spiegelbild seiner wirtschaftlichen Zustände darstellt und wir dadurch befähigt werden, die wirtschaftlichen Entwickelungstendenzen jener Länder wirklich zu beurteilen. Das aber ist dringend wünschenswert gegenüber den verbreiteten schiefen Urteilen, ungerechtfertigten Verallgemeinerungen, den vagen Vorstellungen von dem ungeheuren Reichtum Chinas oder von der Gefährdung unserer Industrie durch die wirtschaftliche Entwickelung Japans. Zum Beweis dafür, wie gering die Kenntnis der einfachsten Tatsachen ist, möge die eine Tatsache dienen, dass im englischen Unterhause am 3. August d. J. der Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Percy, ohne Widerspruch zu finden, erklären konnte: „der britische Handel in China ist zurückgegangen, aber der Handel jedes andern europäischen Landes ebenso. Japan ist das einzige Land, dessen Handel mit China zunimmt." Jede einzelne Behauptung in diesem Satze ist falsch.*)

I.

Wollen wir die zahlenmässige Entwickelung des Warenhandels mit China und Japan richtig würdigen, so kommen wir zunächst nicht herum um einige trockene Feststellungen des Wertes der Zahlen.

a) Zunächst ist der Einfluss der Währung zu beachten. Die chinesischen Zahlen sind durchweg Silberwerte. Bekanntlich ist aber

*) Durchschnittlicher jährlicher Wert der Einfuhr in China

	1896–1899	1902–1904
direkt aus Grossbritannien	38,4 Mill. Tls.	55,2 Mill. Tls.
vom europ. Kontinent ohne Russland	9,4 „ „	21,5 „ „
aus den Vereinigten Staaten	17,3 „ „	28,4 „ „
aus Japan	28,6 „ „	45,3 „ „
indirekt über Hongkong	101,8 „ „	137,0 „ „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Wert des Silbers seit den siebziger Jahren gesunken. In Gold ausgedrückt sind die Warenwerte also nicht annähernd so stark gestiegen, wie in Silber. Tatsächlich sind bei den meisten wichtigen Waren auch die Mengen nicht so gewachsen, wie die Werte. Zum Beispiel stieg vom Ende der achtziger Jahre bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts die Ausfuhr von Rohseide aus China dem Werte nach um etwa 140 Prozent, der Menge nach nur um etwa 50 Prozent. In Japan wurden bis 1888 die in Gold und Silber deklarierten Werte einfach zusammengezählt ohne Rücksicht auf die Silberentwertung. Deshalb ist die Bedeutung der älteren Einfuhrzahlen sehr geschmälert. Von 1888 bis 1897 gibt die japanische Handelsstatistik Silberwerte, von da an Goldwerte.

b) Die Einfuhrwerte waren früher weder in China noch in Japan die wirklichen Einfuhrwerte, sondern die Ursprungswerte, so dass also die Transportkosten nicht eingeschlossen sind. In Japan sind die Einfuhrwerte seit 1899 die wirklichen. In China sind erst seit 1904 bei der Einfuhr die c. i. f-Werte, bei der Ausfuhr die f. o. b-Werte eingesetzt. In Japan gelten die Ausfuhrwerte für zu niedrig. Alles das stört natürlich die Vergleichbarkeit.

c) Das Gebiet, auf welches sich die Zahlen beziehen, hat sich 1895 durch die Abtretung Formosas von China an Japan verschoben. Der Verkehr mit Formosa ist für China jetzt Auslandsverkehr. In die japanische Handelsstatistik ist aber Formosa nicht einbezogen, weder der Verkehr Formosas mit Japan, noch der mit dem Auslande.

d) Nicht aller Handel wird wirklich von der Handelsstatistik erfasst. So fehlt in Japan bei der Einfuhr der grösste Teil des staatlichen Bedarfs (Waffen, Schiffe), und zwar in neuerer Zeit mehr als früher. In China fasste die Seezollverwaltung früher nur den Verkehr auf Schiffen europäischer Bauart in den offenen Häfen. Allmählich ist der Dschunkenverkehr zu einem immer grösseren Teile unter die gleiche Kontrolle gekommen (namentlich seit 1887 der von Hongkong aus betriebene). Seit 1904 ist der ganze Seehandel unter Kontrolle, mit Ausnahme des Dschunkenhandels nach nicht offenen Plätzen. Daneben dürfte für China der Schmuggel auch heute noch eine gewisse Bedeutung haben.*) Von dem chinesischen Landhandel erscheint nur der Verkehr mit Tongking und der Durchgangsverkehr über Tientsin nach Sibirien in den Listen.

*) Z. B. ist die Einfuhr von Morphium, das als Opium-Surrogat dient, seit der Einführung eines hohen Zolles fast verschwunden, während sie 1902 einen Wert von über 314 000 Tls hatte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle diese Betrachtungen führen uns also zu dem Ergebnis, dass wir bei der Vergleichung verschiedener Zeiten sehr vorsichtig sein müssen, und dass die bekannten Zahlen alle nur Minimalzahlen sind.

II.

Bei aller Vorsicht in der Verwendung der Zahlen ergeben sich aber doch gewisse unbezweifelbare Ergebnisse. Der Aussenhandel jener Länder hat zugenommen, aber der Japans viel rascher als der Chinas. Vom Ende der achtziger Jahre (die früheren Zahlen sind zu schlecht vergleichbar) bis 1898 nehmen die Werte der chinesischen Ein- und Ausfuhr, in Gold ausgedrückt, kaum zu. Erst 1899 macht China einen grossen Sprung vorwärts, der durch die nordchinesischen Wirren 1900 gehemmt wird, aber alsbald beginnen die Zahlen wieder ihre Aufwärtsbewegung. Jedoch nimmt die Einfuhr viel schneller zu, als die Ausfuhr. In Japan beginnt der Aufschwung mit der Aufnahme der Barzahlungen. 1886, erst langsam, dann nach dem chinesischen Kriege mit Riesenschritten vorwärts gehend, wobei auch die Ausfuhr von der Einfuhr überholt wird, wenn auch nicht so stark, wie in China. Die Folge dieses verschiedenen Tempos in der Zunahme des Aussenhandels beider Länder ist, dass das so viel kleinere Japan dem grossen Nachbarn rasch aufgerückt ist. Mitte der siebziger Jahre sind die chinesischen Zahlen noch viermal so gross, wie die japanischen, 1892 noch mehr als doppelt so gross. In den letzten Jahren sind die japanischen Ausfuhrwerte den chinesischen fast gleich,*) während die Einfuhr nach China noch um 170—225 Millionen Mark höher ist, als die nach Japan (gleich 29 bis 36 Prozent).

So bemerkenswert es ist, dass die Zahlen Japans so gestiegen sind, müssen wir uns doch vor den heute beliebten Übertreibungen hüten. Auch heute noch gehören weder China noch Japan zu den wichtigsten Welthandelsgebieten. Sie stehen weit zurück hinter den zehn grossen Welthandelsgebieten (den sechs europäischen Grossmächten, den Niederlanden, Belgien, den Vereinigten Staaten, Britisch-Indien). Auch von Canada, vom Australischen Bund werden sie übertroffen. Sie gehören etwa in eine Grössenklasse mit der Schweiz, mit Spanien, mit Schweden und Argentinien.

Besonders zu beachten ist das bei China. Mögen wir dessen Bevölkerung auf 250 oder 450 Millionen schätzen: immer ist die Beteiligung Chinas am Welthandel äusserst gering im Verhältnis zur Bevölkerung. Gegenüber der landläufigen Redensart von den Reichtümern

*) Namentlich wenn man den Verkehr mit Formosa einbezieht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinas ist nachdrücklichst darauf hinzuweisen, dass seine Produktion ebenso unentwickelt, wie seine Kaufkraft gering ist. In Japan ist zwar der rasche Fortschritt erstaunlich. Aber für eine Bevölkerung von 46 Millionen Köpfen sind die Zahlen immer noch recht gering. Eine Ein- und Ausfuhr von etwa 30 Mark auf den Kopf ist nur ein Drittel des Betrages, der beispielsweise auf Italien entfällt.

III.

Die Analyse der Ein- und Ausfuhr zeigt uns, warum Japan so viel schnellere Fortschritte macht, seine Kaufkraft verhältnismässig so viel grösser wird, als die Chinas. Betrachten wir zunächst die Ausfuhr: Bezeichnend ist für beide Länder, dass sie allmählich immer mannigfaltiger zusammengesetzt ist. Seide und Tee waren die eigentlichen Produkte des Ostens. Sie bildeten die Masse der ganzen Ausfuhr, und zwar überwog bis Ende der achtziger Jahre in China der Tee, erst seitdem die Seide, was in Japan immer der Fall war. Mitte der sechziger Jahre kamen auf Tee und Seide allein in China 82 Prozent, in Japan 94 Prozent der ganzen Ausfuhr, und der Anteil wäre noch grösser gewesen, wenn nicht damals der Sezessionskrieg eine abnorme Ausfuhr von Rohbaumwolle hervorgerufen hätte. Noch Ende der achtziger Jahre machten Seide und Tee drei Fünftel der chinesischen, die Hälfte der japanischen Ausfuhr aus. Aber 1904 waren es in China nur mehr zwei Fünftel, in Japan nur ein Drittel, trotz des enormen absoluten Steigens der Seidenausfuhr (auf das vierfache in Japan, auf das zweieinhalbfache in China während der letzten 15 Jahre). Auch die sonstigen herkömmlichen Ausfuhrartikel haben sich absolut vermehrt, aber die starke Ausfuhrzunahme ist nicht vor allem ihnen zu danken. Die Ausfuhr der neun wichtigsten, der herkömmlichen chinesischen gewerblichen Erzeugnisse aus China (Seidenstoffe, chinesische Kleidung, Strohborten, Matten, Feuerwerk, Porzellan, Papier, Medizinen und Nudeln) stieg von 1889 bis 1904 von $16^2/_3$ auf fast 35 Mill. Tls., ihr Anteil an der Ausfuhr sank von 17 auf gut 14 Prozent. Woher kommt nun die Zunahme der chinesischen Ausfuhr? Sie ist die Folge der grossen Zunahme der Ausfuhr landwirtschaftlicher Rohprodukte: Bohnen und Bohnenkuchen, Öle und Ölsaat, Baumwolle und Hanf, Obst, Eier und andere Lebensmittel, Federn, Borsten und Wolle, Vieh und Talg, Häute und Felle, Tabak und Zucker (der allein abgenommen hat). Auf diese Waren entfielen Ende der achtziger Jahre 10 bis 13 Mill. Tls., 1904 über 80 Millionen, trotz der Störung der mandschurischen Ausfuhr.*) Ihr Anteil an der Ausfuhr stieg von einem Neuntel auf ein Drittel.

*) Ausfall bei Bohnen und Bohnenkuchen gegen 1903 3,5 Mill.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In China liegt es also so, da Seide und Tee doch auch zur landwirtschaftlichen Produktion zu rechnen sind, dass auch heute noch etwa vier Fünftel der Ausfuhr dieser entstammen, aber in viel grösserer Mannigfaltigkeit als früher. Kaum ein Fünftel der chinesischen Ausfuhr sind gewerbliche Erzeugnisse, und von diesen dient ein Teil der Deckung des Bedarfs von Chinesen im Auslande. Damit hängt auch zusammen, dass in diesen letzten 15 Jahren der Handel der nördlichen und der Yangtsehäfen viel grössere Fortschritte gemacht hat, als der Südchinas und der Gegend um Shanghai. Ohne die Störungen des Handels der nördlichen Häfen durch die Wirren von 1900/01 und den russischen Krieg würde sich diese Entwickelung noch ausgeprägter darstellen.

Damit hängt aber auch zusammen das relative Zurückbleiben gegenüber Japan. Wenn die Zunahme der chinesischen Ausfuhr und damit die chinesische Kaufkraft für Importe bis auf weiteres wesentlich auf landwirtschaftlichen Rohstoffen beruht, so kann diese Zunahme nur verhältnismässig langsam erfolgen, denn der ausschliesslich herrschende landwirtschaftliche Kleinbetrieb kann seine Produktion nicht plötzlich steigern. Die Steigerung der Ausfuhrmenge wird vor allem durch Erschliessung weiterer Gebiete durch verbesserte Verkehrsmittel erfolgen. Aber sie wird auch dadurch nicht sehr rasch erfolgen können, und man wird gut tun, sich nicht übertriebenen Hoffnungen hinzugeben über die in erster Zeit zu erwartenden, zu befördernden Gütermengen.

Ganz anders ist das Bild, das uns Japan darbietet. Ich darf mich hier beziehen auf die Untersuchungen, die ich in meinem Büchlein über „Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwickelung"*) veröffentlicht habe. Die seitdem bekannt gewordene Handelsstatistik für 1904 setzt trotz des Krieges die dort nachgewiesene Bewegung fort, welche Ende der achtziger Jahre begonnen hatte. Auf die damals wichtigsten 5 Ausfuhrartikel, auf Seide, Tee, Reis, Kupfer und Kohle, also Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Bergbaus, kamen in den achtziger Jahren etwa drei Viertel des ganzen Ausfuhrwertes. Trotz der grossen Zunahme von Seide, Kupfer und Kohle waren es in den letzten Jahren nicht mehr die Hälfte (1903: 46 Prozent, 1904: 44 Prozent). Auf die wichtigeren Naturprodukte (Erzeugnisse der Fischerei, Lebensmittel, Drogen, Öl und Wachs, Nutzholz) kamen damals 10 bis 11, jetzt 9 Prozent, auf Japanwaren gar nur 5 und $3^1/_2$ Prozent der Ausfuhr. Alle die genannten Dinge zusammen stellten vor 15 Jahren noch neun Zehntel, jetzt nicht mehr drei Fünftel der absolut ja sehr stark gewachsenen Ausfuhr dar.

*) Leipzig, Teubner 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lücke wird ausgefüllt durch die rapid gewachsene Ausfuhr von Erzeugnissen der neu in Japan entstandenen, heute ja so viel erörterten Industrien. Im Jahre 1889 deckten sie mit gut 5 Mill. Yen reichlich 7 Prozent der Ausfuhr, 1904 mit rund 120 Mill. Yen nicht viel weniger als zwei Fünftel der Ausfuhr. Mit grossen Summen sind allerdings nur wenige Artikel beteiligt: über ein Drittel der ganzen Summe entfällt auf Seidengewebe, ein Viertel und mehr auf Baumwollgarne. Von grösserer Bedeutung sind noch gewisse Baumwollen-Gewebe und Unterzeug, ferner Zündhölzer, Matten, Strohborte und neuerdings Zigaretten. Eine grosse Menge anderer Artikel ist durchweg mit ganz kleinen Zahlen beteiligt.

Ich will auf die ganze Frage der Konkurrenz der japanischen Industrie mit okzidentalischen Erzeugnissen hier nicht eingehen. Über das Verhältnis zu China ist aber hervorzuheben, dass ein grosser Teil dieser japanischen Industrieerzeugnisse seinen Markt in China findet, dort aber bei den wichtigsten Dingen, Baumwollgarne und Zündhölzern, bereits chinesischer Konkurrenz begegnet.

Das Ergebnis für Japan ist also: Ohne die Entwickelung der japanischen Industrie würde zwar die Ausfuhr Japans auch gewachsen sein (1889—1904 in den alten drei Hauptgruppen von etwa 56 auf mehr als 190 Mill. Yen). Die grosse Zunahme aber der Ausfuhr, welche die Chinas so stark übertroffen hat, und damit die grosse Steigerung der japanischen Kaufkraft, ist wesentlich die Folge der industriellen Entwickelung Japans.*) Ist doch auch die Zunahme der Kupfer- und Kohlenausfuhr, in gewissem Sinne auch der Seidenausfuhr, mit hierher zu rechnen.

Und nun die Einfuhr. Auch sie hat sich in beiden Ländern ganz umgestaltet, aber in beiden Ländern in verschiedenem Tempo*) und in verschiedener Weise. In China stand früher, wie bei der Ausfuhr der Tee, so bei der Einfuhr das Opium an der Spitze. 1864 40 Prozent, 1888/9 ein Viertel, heute nur noch ein Neuntel des Einfuhrwertes darstellend, ist die Einfuhrmenge sogar absolut gesunken, nicht weil die Chinesen tugendhafter geworden wären, sondern weil die einheimische Produktion mehr und mehr den Bedarf deckt; ja in den letzten Jahren fängt China an, Opium auszuführen (1904: 1 446 000 Tls.)! Für den Aussenhandel bedeutet das Freiwerden von Kaufkraft für andere Waren.

	1888/9	1903/4	Zunahme
*) Durchschnittliche Ausfuhr Chinas	522 Mill. Mk.	666 Mill. Mk.	144 Mill. Mk.
Durchschnittliche Ausfuhr Japans	209 „ „	632 „ „	423 „ „
Durchschnittliche Einfuhr Chinas	490 „ „	918 „ „	428 „ „
Durchschnittliche Einfuhr Japans	204 „ „	722 „ „	518 „ „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der zweite wichtige Posten sind Baumwollwaren, die seit 15 Jahren ziemlich unverändert zwischen 33 und 40 Prozent der Einfuhr ausmachen. Das bedeutet absolut eine Verdreifachung des Silberwertes. Aber Garne haben sich fast verfünffacht, Gewebe nur reichlich verdoppelt. Früher kam auf Garne kaum ein Drittel, heute fast die Hälfte der ganzen Summe.

Auf alle andern Waren, ausser Opium und Baumwollwaren, kamen Ende der achtziger Jahre noch nicht zwei Fünftel, 1904 dagegen 54 Prozent. Mit grösseren Summen ragen heute nur Petroleum und Zucker hervor und nach schlechten Ernten Reis.

Fragen wir uns, welchen wirtschaftlichen Zwecken die Einfuhr dient, so ist ganz auffallend, dass sie zum weitaus grössten Teil nicht für die Produktion, sondern für den unmittelbaren Verbrauch erfolgt, wenn wir von Baumwollgarn absehen. Erst in den letzten Jahren hat sich das etwas geändert. Aber auch für das Jahr 1904 machen die Waren, die als Rohstoffe, Halbfabrikate, Maschinen usw. der Produktion dienen, soweit sie sich aus der mangelhaften chinesischen Statistik aussondern lassen, erst etwa 40 Mill. Tls., noch nicht 12 Prozent der Einfuhr, aus (von Garn immer abgesehen), und darin stecken für 7 Mill. Kohlen, die grösstenteils der fremden Schiffahrt dienen. Eine Stärkung der wirtschaftlichen Produktionskraft, d. h. also der Kaufkraft Chinas, findet also durch seine Einfuhr nur in geringem Umfange statt.

Ganz anders Japan. Ich habe in meinem angeführten Schriftchen die in der Tabelle III wiedergegebene Scheidung der Einfuhr in Waren, die dem Verbrauch dienen, durchgeführt bis 1903 und hier bis 1904 fortgeführt. Das Kriegsjahr 1904 ist natürlich in mancher Beziehung nicht normal. Die Einführung von Kriegszöllen hat bei manchen Waren zunächst die Einfuhr gesteigert, später gehemmt. Die Einfuhr von Waren des reinen Luxusbedarfs (z. B. Taschenuhren) hat abgenommen. Die Einfuhr aus Russisch-Asien und der Mandschurei war natürlich arg gestört (Salzlachs!) *) Ein erheblicher Teil der Einfuhr besteht aus Kriegsbedarf, so die grosse Zunahme von Waliser Kohle, Dampfschiffen, Häuten, Leder, Wolldecken, während andere Wollstoffe abnehmen.**)

Die Tabelle V zeigt, dass die der Produktion dienende Einfuhr viel stärker gestiegen ist, als die dem Verbrauch dienende. Das ist nur die andere Seite der uns bekannten Erscheinung, dass die Ausfuhr namentlich industrieller Erzeugnisse sich so stark vermehrt hat.

*) Bemerkenswert ist die starke Zufuhr von raffiniertem Zucker aus Russland, die von 150 t auf 1860 t stieg. Russland gibt seinem Zucker Prämien, damit der japanische Konsument billigeren Zucker bekommt.

**) Der Import für Kriegszwecke ist aber in der Handelsstatistik offenbar nur unvollkommen enthalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn unser europäisches Interesse vor allem darin besteht, dass wir Fabrikate exportieren, so zeigt die genaue Betrachtung, dass auch hier die japanische Entwickelung unsern Interessen entspricht. Denn unter den der Produktion dienenden Dingen ist der Anteil der Fabrikate grösser als unter den dem Verbrauch dienenden Waren.

	Produktionswaren		Verbrauchswaren	
	überhaupt	davon Fabrikate	überhaupt	davon Fabrikate*)
1903	160 Mill. Yen	79 Mill. Yen	157 Mill. Yen	52 Mill. Yen
1904	203**) „	98 „	168 „	53 „

Noch in einer andern Beziehung ist der Unterschied von China und Japan bemerkenswert. Jenes führt Lebens- und Genussmittel aus, dieses führt sie in wachsendem Masse ein. Die chinesische Landwirtschaft liefert in wachsendem Masse Ausfuhrmengen, die japanische Landwirtschaft deckt den Nahrungsbedarf des japanischen Volkes nicht mehr. Am auffälligsten ist das bei dem Hauptnahrungsmittel, dem Reis. Während in den achtziger Jahren sich eine regelmässige Reisausfuhr entwickelt hatte, ist seit 1897 die Einfuhr regelmässig grösser als die Ausfuhr (mit alleiniger Ausnahme von 1899). Der Einfuhrüberschuss hat sich zwischen 100 000 und 840 000 Tonnen (1900 und 1904) bewegt, dem Werte nach zwischen 5 und 55 Millionen Yen.***) Und dabei ist die Einfuhr aus Formosa (1902/4: 22 400—68 200 t jährlich) nicht eingeschlossen.

Auch sonst wächst die japanische Einfuhr von Lebensmitteln, von Bohnen, Weizen u. dgl. Am bemerkenswertesten ist, dass Weizenmehl regelmässig in grösseren Mengen eingeführt wird (1903: 125 500 Tonnen, 1904: 114 850 Tonnen). Allein an Getreide und Hülsenfrüchten, Mehl, Zucker und Düngemitteln sind 1903 für 111, 1904 für 117 Mill. Yen eingeführt.

Was bedeutet das? Wenn Japan in wachsendem Masse Lebensmittel einführen muss, so müssen auch die Inlandspreise sich immer stärker den Weltmarktpreisen anpassen resp. darüber steigen. Das bedeutet steigende Kosten der Lebenshaltung, steigende Löhne. Diese Folge

*) Ohne Petroleum und Zucker. Rechnen wir raffinierten Zucker ein, so erhöhen sich die Zahlen um 6 und 5 Millionen. In den letzten Jahren hat Japan seinen wachsenden Zuckerbedarf mehr und mehr durch Einfuhr von Rohzucker (aus Formosa und Hinterindien) gedeckt, was vielleicht mit der neuen Zuckersteuer zusammenhängt.

**) In den Zahlen für 1904 stecken allerdings erhebliche Summen für Waren, die nicht der wirtschaftlichen Produktion, sondern dem Kriegsverbrauch dienen.

***) Im ersten Halbjahr 1905 war der Wert der Mehreinfuhr von Reis über 38 Millionen Yen. Die hohen Zahlen für 1904 und 1905 hängen natürlich mit dem Krieg zusammen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

muss um so mehr eintreten, je mehr überhaupt die Lebenshaltung steigt, je mehr die in den Städten zusammenströmende ländliche Bevölkerung von der billigen ländlichen zu der teureren städtischen Ernährung übergeht, je mehr auch Steuern und Zölle die Lebenshaltung verteuern, was eine unzweifelhafte Folge des Krieges sein wird.*) Inwieweit überhaupt eine Änderung der Ernährung der städtischen Bevölkerung und damit sowohl ihrer Unterhaltungskosten wie ihrer Leistungsfähigkeit sich anbahnt, das zu erörtern, würde im Augenblick zu weit führen.**)

IV.

Noch ein Punkt verdient hervorgehoben zu werden: In Japan wie in China, viel stärker aber in letzterem Lande, hat sich in den letzten zehn Jahren ein immer grösserer Überschuss der Einfuhrwerte, eine sogenannte passive Handelsbilanz, herausgestellt. Das ist um so beachtenswerter, als in derselben Zeit die für ausländische Anleihen jährlich zu deckenden Zinsverpflichtungen immer grösser, in Japan allerdings erst durch den gegenwärtigen Krieg erheblich geworden sind. Die Verpflichtungen Chinas an Zins- und Amortisationszahlungen werden für 1904 auf 45 Mill. Taels, ca. 130 Mill. Mark, geschätzt. Die Zinsverpflichtungen des japanischen Staates beliefen sich vor dem Kriege auf höchstens 9 Mill. Yen, jetzt aber auf etwa 46 Millionen, 96 Millionen Mark. Japan hat vor dem Kriege seinen Einfuhrüberschuss mit dem Erlös der chinesischen Kriegsentschädigung und mit verhältnismässig unbedeutenden Staatsanleihen bezahlt. Das war insofern unbedenklich, als die Einfuhr zu einem grossen Teile der Stärkung der Produktionskraft des Landes diente.

In China ist die Lage bedenklicher, da die Verschuldung durch politische Ereignisse (Krieg mit Japan, nordchinesische Wirren) entstanden ist, der wirtschaftlichen Stärkung des Landes also nicht gedient hat.

Es ist für die zukünftigen Finanz- wie Handelsverhältnisse eine überaus wichtige Frage, wie jene Länder ihre Zahlungen balancieren. Denn zu jenen Zinsverpflichtungen kommt noch der Erwerb ausländischer Unternehmer im Inlande. Ist das bei Japan bisher nicht sehr erheblich, so wird es in China immer wichtiger werden. Eisenbahn- und Bergbaugesellschaften geben jetzt grosse Summen im Lande aus, erwarten dann aber entsprechende Gewinne. Ich will auf das Einzelne nicht weiter des

*) Schon 1903 waren die Preise der wichtigsten Lebens- und Genussmittel mehr als doppelt so hoch, wie Ende der achtziger Jahre, die Löhne 2 bis 3 mal so hoch.

**) Die Zahl der geschlachteten Rinder war 1890: 76 918, 1902: 196 909 (ohne Formosa).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Näheren eingehen. Ich will nur hinweisen, dass als Aktiven für jene Länder erheblich in Betracht kommen die grossen Ausgaben der Missionsgesellschaften, dass für Japan der Touristenverkehr immer wichtiger wird, dass in China die fremden Mächte für Truppen und Kriegsschiffe grosse Ausgaben machen. Vor allem kommt aber eines in Betracht: die grossen Summen, welche von Chinesen aus dem Auslande heimgeschickt oder bei der Rückkehr mitgebracht werden. Das wurde 1903 auf 73 Mill. Taels geschätzt. In Japan schätzt man die entsprechende Summe um 1901 erst auf 14 Millionen Yen. Aber je mehr die Japaner sich im Auslande der Erwerbstätigkeit hingeben, um so mehr wird auch diese Summe wachsen. Ebenso ist es mit der Einnahme aus der japanischen Schiffahrt. Alle solche Einnahmen dienen dazu, die Einfuhren zu bezahlen. Jedenfalls sind aber beide Länder genötigt, ihre wachsenden Verpflichtungen vor allem durch Steigerung ihres Exports zu decken.

Als wichtigste Ergebnisse möchte ich also zusammenfassend sagen:

1. Japans Handel hat viel grössere Fortschritte gemacht als der Chinas.
2. Chinas Kaufkraft ist unverhältnismässig gering, infolge seiner geringeren wirtschaftlichen Entwickelung.
3. Daraus folgt, dass die wirtschaftliche Entwickelung, wie sie Japan durchmacht, mehr unsern wirtschaftlichen Interessen entspricht, als der Zustand Chinas.
4. Eine grössere Zunahme des chinesischen Aussenhandels ist zunächst nur von der Verbesserung der Verkehrsmittel zu erwarten, in erster Linie im Yangtse-Becken und im Norden.
5. Ein starker Aufschwung ist nur von einer grundlegenden Neuordnung der Währungsverhältnisse und von einer Umgestaltung des ganzen Wirtschaftslebens zu erwarten, wie sie in Japan stattgefunden hat. Übertriebenen Erwartungen über die Zunahme der Ausfuhr nach Ostasien dürfen wir uns für die nächste Zukunft überhaupt nicht hingeben.

* * *

Tabellen zum Referat „Entwickelungstendenzen im Aussenhandel Chinas und Japans"

von K. Rathgen.

Goldwert

	des Yen	des Tael		des Yen	des Tael
1888	3,09 Mk.	4,75 Mk.	1903	2,09 Mk.	2,68 Mk.
1889	3,13 „	4,85 „	1904	2,09 „	2,92 „
1897	2,09 „	3,03 „			

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Wareneinfuhr und Ausfuhr. 1880—1904.

Jahr	Japan		China	
	Ausfuhr Mill. Yen	Einfuhr Mill. Yen	Ausfuhr Mill. Tael	Einfuhr Mill. Tael
1880	28,4	36,6	77,9	79,3
1881	31,1	31,2	71,5	91,9
1882	37,7	29,4	67,3	77,7
1883	36,3	28,4	70,2	73,6
1884	33,9	29,7	67,1	72,8
1885	37,1	29,4	65,0	88,2
1886	48,9	32,2	77,2	87,5
1887	52,4	44,3	85,9	102,3
1888	65,7	65,5	92,4	124,8
1889	70,1	66,1	96,9	110,9
1890	56,6	81,7	87,1	127,1
1891	79,5	62,9	100,9	134,0
1892	91,1	71,3	102,6	135,1
1893	89,7	88,3	116,6	151,4
1894	113,2	117,5	128,1	162,1
1895	136,1	129,3	143,3	171,7
1896	117,8	171,7	131,1	202,6
1897	163,1	219,3	163,5	202,8
1898	165,8	277,5	159,0	209,6
1899	214,9	220,4	195,8	264,7
1900	204,4	287,3	159,0	211,1
1901	252,3	255,8	169,7	268,3
1902	258,3	271,7	214,2	315,4
1903	289,5	317,1	214,4	326,7
1904	319,3	371,4	239,5	344,1

II. Hauptposten der Ausfuhr Chinas.

	1888 Mill. Tael	1889 Mill. Tael	1903 Mill. Tael	1904 Mill. Tael
Ausfuhr überhaupt	92,4	96,9	214	239
1. Tee	31,1	28,3	26,3	30,7
2. Seide	23,8	28,6	59,3	65,7
3. Seidenwaren	8,4	7,8	15,0	12,6
4. Chinesische gewerbliche Erzeugnisse:				
Porzellan	0,76	0,64	2,20	1,66
Chinesische Kleidung	2,11	1,71	2,0	1,65
Feuerwerk	1,21	1,21	2,43	2,72
Matten	1,09	1,24	5,20	5,34
Strohbänder	1,99	2,03	4,13	4,50
Papier	1,65	1,42	3,50	3,77

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

	1888 Mill. Tael	1889 Mill. Tael	1903 Mill. Tael	1904 Mill. Tael
Medizin	0,36	0,31	1,89	1,97
Nudeln	0,24	0,25	1,18	1,43
5. Rohstoffe ausser Seide:				
Bohnen	0,05	0,11	5,29	2,36
Bohnenkuchen	?	?	5,55	4,93
Borsten	?	?	1,99	2,50
Vieh	?	?	2,68	3,12
Baumwolle	2,23	5,04	13,29	24,81
Hanf	0,25	0,25	1,72	1,85
Häute	0,92	0,70	4,72	7,14
Obst	0,60	0,58	1,65	1,79
Provisionen	0,58	0,67	2,92	2,10
Eier und Albumin	?	?	1,68	1,65
Talg	?	?	1,61	0,97
Felle und Pelze	0,58	0,75	5,55	7,33
Oele	0,56	0,45	3,59	4,83
Zucker	2,48	2,72	0,99	1,35
Tabak	0,74	0,91	2,03	2,56
Wolle	0,65	0,93	2,73	5,08

III. Hauptposten der Einfuhr Chinas.

	1888 Mill. Tael	1889 Mill. Tael	1903 Mill. Tael	1904 Mill. Tael
Einfuhr überhaupt	124,8	110,9	327	344
1. Opium	32,3	30,4	43,8	37,1
2. Baumwollwaren	44,4	36,1	128,6	124,1
davon Garn	13,4	12,9	67,4	58,9
Stückgüter	31,0	23,2	61,2	65,1
3. Wollwaren	5,1	3,4	4,0	4,2
4. Sonstige Gewebe	0,1	0,1	2,2	3,0
5. Metalle	6,9	6,7	15,3	21,2
davon Eisen, Stahl	2,4	2,2	6,4	5,2
andere	4,5	4,5	2,5	8,7
6. Sonstiges	35,9	33,5	132,8	154,5
davon Kohle	1,7	2,4	8,5	7,0
Rohbaumwolle	1,5	1,2	0,9	1,0
Fischereiprodukte	4,3	4,1	7,9	8,6
Mehl	0,6	0,6	2,9	3,6
Zündhölzer	1,1	1,1	3,8	4,7
Petroleum	2,2	2,9	15,7	27,9
Reis	9,6	6,0	7,7	8,4
Zucker	0,7	0,5	16,0	18,3
Eisenbahnmaterial	—	—	8,0	6,0
Wein, Bier, Spirituosen	0,3	0,3	1,6	2,1

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IV. Hauptposten der Ausfuhr Japans.

	1888 Mill. Yen	1889 Mill. Yen	1903 Mill. Yen	1904 Mill. Yen
Ausfuhr überhaupt	65,7	70,1	289,5	319,3
I. 1. Rohseide	25,9	26,6	74,4	88,7
dazu Abfallseide und Kokons	2,9	2,7	7,0	5,9
2. Tee	6,1	6,2	13,9	12,8
3. Reis	7,4	7,4	5,0	4,7
4. Kupfer	3,5	2,9	14,9	12,9
5. Kohle	3,2	4,3	19,3	14,8
Summe I	49,0	50,1	134,5	139,8
II. 1. Seeprodukte	3,2	3,3	7,0	7,9
2. Sonstige Nahrungsmittel und Getränke (Pilze, Ingwer, Erdnüsse, Soya, Sake, Bier)	1,0	1,5	6,0	8,9
3. Drogen (Kampfer, Schwefel, Münze, Ginseng)	1,5	2,2	7,3	7,9
4. Oel und Wachs (Fischöl, Pflanzenwachs)	0,5	0,5	2,4	2,8
5. Nutzholz	0,2	0,2	1,9	3,2
Summe II	6,4	8,7	24,6	30,7
III. Japanwaren (Papier, Bronze, Kupfer, Bambus, Fächer, Lack, Porzellan, Wandschirme, Spielzeug)	3,8	4,0	9,8	11,6
IV. Erzeugnisse der Textilindustrie				
Seidengewebe	1,7	2,9	31,5	43,7
Baumwollgarn	—	—	31,4	29,2
Baumwollgewebe	0,2	0,2	8,3	9,6
Andere Gewebe	0,0	0,0	1,5	1,5
Kleidung	0,1	0,2	3,5	4,6
Summe IV	2,0	3,3	76,2	88,6
V. Andere wichtige Industrieerzeugnisse				
Zigaretten	0,0	0,0	2,0	2,5
Zement	—	—	0,6	0,5
Bürsten	?	?	0,9	0,9
Wanduhren	?	?	0,4	0,5
Glaswaren	0,1	0,0	1,0	1,0
Jinrikisha	0,1	0,0	0,2	0,2
Lampen	?	?	0,5	0,5
Zündhölzer	0,7	1,1	8,5	9,8
Matten	0,1	0,2	4,7	4,9
Strohbänder	0,3	0,1	3,8	5,2
Holzbänder und Späne	—	—	1,3	1,3
Regenschirme	0,1	0,1	1,4	1,4
Summe V	1,5	1,5	25,3	28,7

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

V. Einteilung der Einfuhr Japans*)

je nachdem sie dient:

Jahr	A dem unmittelbaren Verbrauch	B der Produktion	von B waren: Eisen und Eisenwaren	Maschinen und Instrumente	Garne	Spinnstoffe	Drogen, Chemikalien, Farbwaren
	(in Millionen Yen)						
1875	18,5	8,5	1	1	4	0,4	1
1885	16,6	13	2	1,5	5,4	0,8	1,5
1889	30	36	5,2	5,3	12,9	6,1	3
1895	60	70	10	6	10	26	7
1902	112	160	18,8	11,4	3,3	85,6	13,9
1903	157	160	21,9	12,5	3	77,1	14,4
1904	168	203	24,9	14,8	3,8	86,5	13,5

VI. Gesamtverkehr der dem fremden Handel in China geöffneten Plätze

(Millionen Taels).

Jahr	Nordhäfen	Yangtsehäfen	Shanghai-gebiet	Südhäfen (ohne Formosa)
1889	53,4	73,5	73,6	135,0
1899	156,3	163,9	155,4	233,4
1903	177,3	226,7	162,3	281,4
1904	173,8	235,5	190,1	283,8

VII. Hauptrichtungen des japanischen Aussenhandels.*)

Jahr	Ausfuhr nach: Asien: China, Hongkong, Korea, Russisch-Asien	Asien: dem übrigen Asien	Amerika	Europa	andern Ländern	zusammen
1873	4,8	—	4,2	19,1	—	28,1
1881	8,1	0,5	11,1	13,3	—	33,0
1889	14,3	1,4	26,1	26,8	1,4	70,0
1902	85,5	15,8	83,8	67,0	6,2	258,3
1903	108,7	18,1	85,7	70,3	6,7	289,5
1904	116,6	18,0	104,6	72,4	7,7	319,3
	Einfuhr aus:					
1873	9,9	—	1,0	17,1	—	28,0
1881	7,5	2,3	1,8	21,6	—	33,2
1889	14,6	8,6	6,2	36,1	0,6	66,1
1902	57,0	66,4	49,2	93,9	5,3	271,7
1903	64,4	104,8	46,8	96,1	5,1	317,1
1904	68,2	114,3	59,0	120,5	9,3	371,4

*) Aus: Karl Rathgen, „Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwickelung", Leipzig, Teubner 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Entwickelung der Schiffahrt zwischen Deutschland und Südamerika.

Von Prof. Dr. **Chr. Eckert**, Cöln (Rhein).

(Sektionssitzung am 6 Oktober, Nachmittag.)

Von allen grossen Kontinenten unserer Erde hat Südamerika um die Jahrhundertwende am wenigsten im unmittelbaren Tagesinteresse gestanden. Die durch das amerikanische Mittelmeer von dem allbeachteten nördlichen Kontinent geschiedene, mit ihm durch einen schmalen Erdrücken verbundene Landmasse, der Erdteil von allen, der am meisten der Antarktis sich nähert und zugleich neben Strecken mit gemässigtem Klima weite tropische Gebiete umschliesst, hat seit der staunenerregenden Entwickelung der nordamerikanischen Volkswirtschaft, der Entschleierung des äquatorialen Afrika und der wirtschaftlichen Erschliessung Ostasiens vielfach nicht die ihm gebührende Wertschätzung gefunden.

Und doch wird dies Land, das Europa an Grösse weit hinter sich lässt, Deutschland an Ausdehnung um mehr als das Dreissigfache überlegen ist, sobald seine zehn „Freistaaten" nur einmal politisch zur Ruhe gekommen sind, in seinen subtropischen und tropischen Gebietsteilen nach Boden und Klima einer glänzenden Zukunft entgegengehen. Die Gewinnung der Urprodukte des Ackerbaus und der Viehzucht ist stark im Aufblühen begriffen. Südamerikas grösster Staat umschliesst das hauptsächliche Kaffeeland der Erde. Kakao, Zucker, Kautschuk, Baumwolle werden von seinen Tropenstaaten in bedeutender Menge auf den Markt gebracht. In seinen subtropischen Regionen liegt eine der reichsten Kornkammern und eine der ergiebigsten Schlachtereien der Welt. Dagegen muss in allen Staaten das meiste, was die Bewohner brauchen an Geräten und Maschinen, was sie bedürfen für Nahrung, Werkstatt und Kleidung, aus der Ferne herbeigeschafft werden. Es fehlt bei dem Mangel an Kohlenbergwerken der gewerblichen Arbeit an motorischer Kraft, bei dem spärlichen Vorkommen von Eisenerzlagern an einer der Grundvoraussetzungen blühender Grossindustrie. Der Bedarf an notwendigen Industrieprodukten erzeugt die Abhängigkeit der südamerikanischen Staaten vom Auslande, die für Fachleute und Gewerbetreibende zu vielversprechenden Absatzgebieten werden.

Als Lieferant wie Verbraucher wird Südamerika so von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen. Gerade in jüngster Zeit mehren sich die Versuche, wie sie vor allem die Unionsstaaten nicht erfolglos unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen, die Handelsherrschaft über Südamerika zu gewinnen, in dem einen oder andern seiner Staatengebilde ein derartiges wirtschaftliches Übergewicht zu erlangen, dass dessen Güteraustausch in völlige Abhängigkeit von einem bestimmten Reiche gerät. Von europäischen Ländern hat, neben England, Deutschland die grössten Interessen an den wirtschaftlichen Beziehungen zu jenen Gebieten, zu diesen letzten grossen Märkten, die noch nicht eingegliedert sind in die unmittelbaren Interessensphären der europäischen Grossmächte und ihren nordamerikanischen und ostasiatischen Rivalen.

Bei der heutigen Weltkonstellation, der Anerkennung der Monroedoktrin durch Europas Mächte erscheint eine politische Bevormundung zur Gewinnung wirtschaftlicher Vorteile den südamerikanischen Staaten gegenüber ausgeschlossen. Nur friedliche Mittel vermögen neue Fäden mit ihm zu knüpfen, den Austausch mit seinen Staaten zu fördern und zu kräftigen. Eines der wirksamsten ist die Ausgestaltung und Anbahnung von Schiffahrtslinien, die Deutschlands Nordseehäfen mit den Gestaden Südamerikas in direkter Fahrt verbinden, die den draussen lebenden Landsleuten die Heimatsgefühle wachhalten, den Fremden die wirtschaftliche Kraft, technische Leistungsfähigkeit und politische Macht des Deutschen Reiches vor Augen führen. Alle aufstrebenden Völker suchen heute, in den Tagen der werdenden Weltwirtschaft mit intimerem Arbeitsaustausch, das Netz ihrer Schiffahrtslinien zu verdichten, um den heimischen Handel unabhängig werden zu lassen von fremder Vermittelung und ausländischer Versicherung, um ihren Güterverfrachtungen bei verminderten Umladungen erhöhte Sicherheit, um ihnen Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Beförderung zu gewährleisten.

Später und in geringerem Umfang als die nordatlantischen und mittelatlantischen Touren haben sich die südatlantischen oder besser nordsüdatlantischen Linien entwickelt, die, vom nördlich gelegenen Europa ausgehend, nach Kreuzung des Äquators Südamerikas Küste erreichen. Der Gestalt des Kontinents entsprechend hat zuerst die Europa am nächsten gelegene Nordküste einschliesslich Kolumbien einen regelmässigen Schiffsverkehr erhalten. Der Besuch der dortigen Häfen war allerdings ursprünglich, und ist es meist noch heute, dem westindischen Dienst angegliedert, bleibt also ebenso wie das Anlaufen der drei europäischen Kolonien in Guayana für die eigentlichen Südamerikafahrer ausser Betracht.

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, von 1852 an, datieren zunächst noch meist missglückte Versuche im Wettbewerb mit ausländischen Linien, regelmässige Fahrten mit deutschen Schiffen nach den Häfen des übrigen, weitaus grössten Teils des südamerikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontinents einzurichten. In Ergänzung der bis dahin üblichen Gelegenheitreisen, die nur bei genügender Ladung in unbestimmten Zwischenräumen unternommen wurden, organisierte man nun auch nach jenen Gegenden Fahrten, deren Beginn schon längere Zeit voraus in einer bestimmten Folge festgesetzt wird, die unter Festhaltung eines bestimmten Reiseweges und begrenzter Reisedauer zur Ausführung gelangen, auch wenn am planmässigen Abfahrtstage Fahrgäste und Güter zur Volladung fehlen. Freilich haben die meisten regelmässigen Seglerlinien der neu gegründeten „Paketschiffahrts-Gesellschaften", wie die erste Deutsch-südamerikanische Dampferlinie (die 1855 für den Verkehr mit Brasilien geschaffene Hamburg-Brasilianische Dampfschiffahrts-Gesellschaft), ein unrühmliches Ende gefunden.

Erst nach 1870, mit der Wiederaufrichtung des Reiches, als London längst seine gut eingeführten regelmässigen Verbindungen mit ganz West- und Südamerika besass, Liverpool ebenfalls mit der Ostküste Südamerikas verbunden war, geht die an missglückten Versuchen reiche Leidenszeit der deutschen Südamerikafahrten zu Ende, begann auch bei uns die Einrichtung von Linien, die sich als lebensfähig erwiesen.

Für die West- wie die Ostküste des südamerikanischen Kontinents werden besondere regelmässige Touren mit völlig getrennten Fahrten eingerichtet. Für die Fahrt nach der amerikanischen Westküste ist die Geschichte der 1872 gegründeten Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kosmos" in Hamburg gleichbedeutend mit der Geschichte der deutschen Dampfschiffahrt überhaupt. „Kosmos" hat 1881 die Fahrten an der Westküste bis nach Mexiko ausgedehnt, als erste und einzige Linie, die direkt von Europa aus jene Gegenden regelmässig besuchte. Als ihr später die Hamburger Pacific-Dampfschiffahrts-Linie unliebsame Konkurrenz machte, wurde dem rückhaltlosen Ausspielen der Kräfte dadurch ein Ende gemacht, dass beide Linien 1898 verschmolzen wurden. Die neu entstandene Kosmos-Gesellschaft verwandte als erste seit 1899 ihre Dampfer zu direkten Fahrten zwischen Kalifornien und Europa, Hamburg und Antwerpen, dabei in gleicher Weise bedienend. Sie ist auch heute noch die einzige deutsche Unternehmung, die im regelmässigen Betrieb arbeitende Linien nach der Westküste Amerikas mit dazu besonders ausgewählten und eingerichteten Schiffen unterhält, seit 1901 allerdings unter Beteiligung der Hamburg-Amerika-Linie, die zunächst drei Dampfer in die Westküstenfahrt einstellte, diese Einstellung aber bis zu einer bestimmten Grenze vermehren darf.

Die Geschäftsergebnisse sind für den „Kosmos" bis in die jüngste Zeit günstig gewesen, wenn auch der Reinertrag seiner Flotte zeitweise unter dem allgemeinen Stillstand der Geschäfte, unter kriegerischen Bewegungen einzelner Freistaaten, den Quarantänevorschriften infolge Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tretens von Seuchen in verschiedenen Häfen der Westküste, sowie unter dem zügellosen Wettbewerb litt, den die in sogenannter wilder Fahrt arbeitenden Dampfer und Segler bei minimalen Frachtsätzen veranstalteten.

In lebhaftem Wettbewerb mit den regelmässig fahrenden deutschen Dampfern stehen auf diesen Routen auch die modernisierten Schnellsegler, welche die Hamburger Firma P. Laeisz der Westküste entlang kreuzen lässt. Während sonst Segler in ihren Reisen völlig abhängig vom Frachtenmarkt bleiben, nicht an bestimmte Routen gebunden sind, hält sich die genannte Segelschiffsreederei an regelmässige Abfahrtszeiten und Linien. Die Riesenschnellsegler, darunter Fünfmaster von über 5000 Brutto-Registertons Ladefähigkeit, die für Reisen von Hamburg nach Valparaiso—Iquique durchschnittlich nur 65, für die Rückreisen etwa 74 Tage gebrauchen, verbleiben bei Ladung von billigem Massengut auf dem weiten Weg um das Kap Horn infolge Ersparung der kostspieligen Maschinenanlagen und des grossen Kohlenverbrauchs konkurrenzfähig. Dagegen ist auf der schmäleren Verbindungsstrecke zwischen Europa und der Ostküste Südamerikas — ähnlich wie bei den Asienfahrten — beim Wettbewerb zwischen Dampf- und Segelmotor die unvollkommene Technik bei den regelmässigen Fahrten unterlegen. Dafür ist die Ausgestaltung der Dampferrouten nach der Ostküste, hinter der die eigentlichen Zukunftslande des Kontinents liegen, viel reicher, als bei den Westhäfen mit ihrem durch die Kordilleren verhältnismässig engumgrenzten Hinterland.

An der in der ersten Hälfte des achten Jahrzehnts allgemein eintretenden Steigerung der Verbindungen der südamerikanischen Ostküste mit Hafenplätzen des europäischen Kontinents war von deutschen Unternehmungen zunächst nur die 1871 gegründete „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ beteiligt gewesen, die für ihre Fahrten nach den Städten Brasiliens und der La Platamündung bis 1876 das Monopol besass. Erst fünf Jahre nach deren Organisation trat der Norddeutsche Lloyd, die grosse Bremer Unternehmung, der noch heute neben der Hamburger Konkurrentin der Hauptanteil der deutschen Fahrten nach der Ostküste Südamerikas zufällt, mit ihren via Antwerpen—Lissabon laufenden Linien in Wettbewerb.

1880—1890 gestalteten sich die Ergebnisse dieser Reisen, mit Ausnahme weniger Jahre, in denen zeitweiser wirtschaftlicher Stillstand, Quarantänemassregeln oder politische Unruhen südamerikanischer Staaten, Verlegung der Auswanderungsrichtungen fühlbar wurden, stetig günstiger. Die Hamburg-Südamerika-Linie konnte 1880—1890 durchschnittlich mehr als 10 Prozent Dividende bezahlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Begreiflich, dass die beiden genannten deutschen Unternehmungen nicht allein auf dem Plane blieben. Neben dem Lloyd trat mit fühlbarer Konkurrenz 1890 die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa" in den La Plataverkehr ein, neben der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft versuchte sich die Reederfirma A. C. de Freitas & Co., die 1892 den Südbrasilverkehr energisch aufnahm.

Nach Beginn der neunziger Jahre stehen demnach vier Südamerikalinien deutscher Unternehmungen in wenig geregeltem Wettbewerb. Es zeigte sich sehr bald, dass sie untereinander feste Fühlung suchen mussten, wenn sie einen rentablen Betrieb aufrecht erhalten wollten. Nach heftigem, zum Teil rücksichtslosem Konkurrenzkampf, den die Hamburger und Bremer Unternehmungen miteinander ausgekämpft haben, sind bei ihnen Einigungbestrebungen immer deutlicher zutage getreten. Zuerst ward der erstrebte Zusammenschluss zwischen den Bremer Gesellschaften erreicht. Der Lloyd traf schon 1893 mit der „Hansa" ein Abkommen, wonach eine gemeinschaftliche Agentur in Buenos Aires errichtet wurde und beide Firmen ihre Dampfer künftig unter der Bezeichnung „Bremer La Plata-Linie" fahren lassen sollten.

Viel schwerer gelang es, die Einigungsbestrebungen in Hamburg zu einem bleibenden Resultate zu führen. Zwar schlossen schon 1893 die beiden interessierten Firmen einen sog. Poolvertrag, durch den sie sich über eine bestimmte Geschäftsabwickelung einigten, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben. Als aber mit Schluss des Jahres 1899 der Poolvertrag zu Ende ging, scheiterten die Bemühungen, ein neues Einvernehmen zu erzielen. Es entbrannte ein heftiger Konkurrenzkampf, der der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft Millionen kostete und auch de Freitas sehr schädigte, gleichzeitig aber die Überleitung zu einem neuen Zusammenschluss und zu besserer Organisation der Hamburger Fahrten nach Südamerika bilden sollte. Die Hamburg-Amerika-Linie, deren Ausdehnungsbedürfnis allenthalben zutage getreten war, nutzte die Lage als tertius gaudens geschickt aus und nahm von nun an als dritte Hamburger Reederei an den regelmässigen Touren nach der Ostküste des Kontinents teil.

Sie hatte schon 1897 eine Linie von Italien nach dem La Plata eingerichtet und begann nun, gleich englischen Firmen, den Nordbrasilverkehr zu pflegen. Von Juli 1900 an rüstete sie monatlich einen Dampfer über Havre, Oporto, Lissabon nach dem Amazonas, nach Pará und Manáos aus. Trotz der schwierigen Einfahrt in den wasserreichsten der Ströme, trotz ungenügender Ladeeinrichtungen und Zollhäuser in Pará wie Manáos sind die Resultate dieser neuen Linie in den vier Jahren ihres Bestehens nicht schlecht gewesen. Heute hat die deutsche Ham-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

burg-Amerika-Linie im Verkehr Europas mit Nordbrasilien die Führung übernommen.

Kaum hatte sie durch Einrichtung der Nordbrasilroute im Südamerikadienst Fuss gefasst, da übernahm sie auch schon zwischen den Streitenden die Rolle des „ehrlichen Maklers", der aber doch nicht ganz ohne eigenen Vorteil vermittelt. Sie liess durch Kauf die Südamerikadampfer, die draussen stationierten Schlepper und Leichter von A. C. de Freitas & Co. in ihren Besitz übergehen und stellte diese Firma als Makler des Südamerikadienstes an, um sich den alten Kundenkreis möglichst zu sichern. Zugleich aber machte sie dem Kampf mit der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft durch Abschluss eines Vertrages ein Ende, der für die drei brasilianischen Routen und den La Platadienst einen einheitlichen Fahrplan aufstellte. An seiner Durchführung nimmt auf allen vier Strecken die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft mit zwei Dritteln, die Hamburg-Amerika-Linie mit einem Drittel der benötigten Dampfer Teil.

Heute beschäftigen die beiden Gesellschaften zusammen bereits 43 grosse Passagier- und Frachtdampfer, von 2543—7818 Brutto-Registertons Rauminhalt, auf den vier grossen Routen von Hamburg nach der Ostküste des südamerikanischen Kontinents. Rechnet man sechs im Bau befindliche, demnächst von Stapel laufende Dampfer ein, so verfügen die beiden Reedereien für den Südamerikadienst, abgesehen von Küstendampfern, über 49 Dampfer mit zusammen 217 195 Brutto-Registertons, von denen 19 in den Jahren 1900—1905 gebaut und nur fünf mehr als zehn Jahre alt sind.

Durch die bessere Betriebsorganisation erfuhr der Verkehr mit der Ostküste Südamerikas eine wesentliche Erweiterung.

Die grossen deutschen am Südamerikadienst beteiligten Reedereien zu Hamburg und Bremen hatten aber auch interlokal schon früher gemeinsame Interessen gepflegt. Abgesehen von dem loseren freundschaftlichen Zusammengehen der ersten Hamburger und Bremer Linien in den achtziger Jahren und einer 1895 gelungenen besseren Verständigung verschiedener konkurrierenden Linien über die Frachten im ausgehenden Brasilverkehr, ist vor allem die 1897 durch den Lloyd und die Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft angebahnte Förderung der Auswanderung nach Südbrasilien für die Fortgestaltung des Südamerikaverkehrs nicht ohne Bedeutung geblieben. Die beiden grössten deutschen am Südamerikadienst interessierten Reedereien unserer Hansastädte trafen in den folgenden Jahren noch weitere Vereinbarungen, indem sie sich 1898 darüber verständigten, die Kaffeeeinfuhr von Brasilien nach Rotterdam gemeinsam zu betreiben.

Das zwanzigste Jahrhundert zeigt das Koalitionsprinzip

in weiterem siegreichen Vordringen. Nicht von Linie zu Linie, von Stadt zu Stadt, sondern von Land zu Land gilt es jetzt, die Verbindungen zu knüpfen, nicht mehr den einen oder andern Konkurrenten will man zum Mithandeln veranlassen, sondern möglichst alle Beteiligten für Vereinbarungen gewinnen. Gerade die Zeit der niedergehenden Wirtschaftskonjunktur nach der Jahrhundertwende, die ein Überangebot von Laderaum unliebsam fühlbar werden liess, hat sich diesen Bestrebungen besonders günstig erwiesen. Während die früher genannten Vereinbarungen gegen gefährliche Mitbewerber sich richteten, suchten die neuen Betriebsverschmelzungen möglichst alle wichtigeren Interessenten zu umfassen; sie wollen den Unternehmergewinn heben, nicht in erster Linie durch Bekämpfung anderer Frachtführer, sondern vor allem durch Schaffung einer bessern Position gegenüber den Käufern und Verkäufern, die auf die Verkehrsorganisation angewiesen sind. Nach möglichster Monopolisierung des betreffenden Verkehrsdienstes gewinnen sie ein sicheres Übergewicht, erhalten sie den massgebenden Einfluss bei der Preisgestaltung.

Die grandioseste Verwirklichung gewann der neue Typ von Unternehmerverbänden im ozeanischen Transportgewerbe bei dem „Morgantrust", wie er für die nordatlantische Passage zustande kam. Im Südamerikadienst ist der Zusammenschluss der Linien lange nicht so vollständig gelungen, obzwar auch dort überraschende, allerdings in der Öffentlichkeit weniger beachtete Erfolge erzielt sind.

Schon während des Konkurrenzkampfes Mitte der neunziger Jahre war zwischen den deutschen und englischen Antwerpen anlaufenden Linien zeitweise ein befriedigendes Abkommen erzielt worden.

Im September 1902 kamen dann zwei wichtige Vereinbarungen zwischen den sämtlichen an der Schiffahrt von Europa nach dem östlichen Südamerika beteiligten Linien zustande. In Ostende trafen die Vertreter der vier grossen interessierten deutschen Dampfergesellschaften und Delegierte auswärtiger Schiffahrtsunternehmungen zur Regelung des La Platadienstes, in dem sich das Daniederliegen des Frachtenmarktes besonders hart geltend machte, zusammen. In dreitägiger Konferenz schlossen die europäischen La Plata-Linien eine Art Kartell, einigten sich, soweit sie von kontinentalen Häfen bei der Südamerikafahrt ausgehen, über den Abschluss einer Interessengemeinschaft für drei Jahre und vereinbarten überdies, mit den andern englischen La Plata-Linien gleiche Frachtraten zu halten.

Auf dieser Grundlage nahmen die Verschiffungen nach dem La Platagebiet einen auch für den deutschen Handel und Verkehr günstigen Fortgang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In demselben Monat kam für die Nordbrasilfahrt eine bedeutsame Konvention zustande. Die Hamburg-Amerika-Linie hatte, wie schon bemerkt, unter nachträglicher Beteiligung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft seit 1900 Fahrten nach dem Stromgebiet des Amazonas eingerichtet, die bis dahin die englische Boothlinie allein unterhalten hatte. Zwischen ihr und den beiden deutschen Unternehmungen entwickelte sich, als diese die ursprünglich auferlegten Beschränkungen nicht mehr einhalten wollten, ein unliebsamer Wettkampf, während dessen die Engländer aus Konkurrenzrücksichten auch nach Mittelbrasilien, die deutschen von New York nach Pará und von Pará nach Liverpool, den Schiffsdienst aufnahmen. Ein im Juli 1902 zu Cöln unternommener Einigungsversuch scheiterte zunächst. Erst als im September 1902 unmittelbar nach der Festlegung der Ostender Beschlüsse die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, kam es zu einem für unser Vaterland erfreulichen Beschluss. Danach stellt die englische Boothlinie alle Konkurrenzfahrten von und nach Mittelbrasilien ein. Ebenso tritt sie den Schiffsdienst von Hamburg nach Nordbrasilien, den sie seit 36 Jahren vermittelte, an die Hamburger Gesellschaften ab und zieht sich von Antwerpen zurück. Sie behält lediglich eine monatliche Fahrt von Liverpool über Hamburg den Amazonenstrom hinauf direkt nach dem jenseits der brasilianischen Grenze in Peru gelegenen Iquitos, wobei sie jedoch kontraktlich keine Ladung für brasilianische Häfen, vor allem Pará und Manáos mitnehmen darf.

Die Hamburger Reedereien verzichten dafür zugunsten der englischen Linie auf die wenige Monate zuvor aufgenommenen Verbindungen zwischen Nordbrasilien mit England und den Vereinigten Staaten.

Damit kam der ganze Schiffsdienst von Nordbrasilien nach dem europäischen Kontinent, vor allem das gesamte Hamburg-nordbrasilianische Geschäft in deutsche Hände. Deutschen und andern festländischen Interessenten für Gummi, den Hauptausfuhrartikel Nordbrasiliens, ist die Möglichkeit gegeben, ihre Ware direkt bedeutend billiger zu importieren als über Liverpool, seinen bisherigen Hauptmarkt, und sich in dieser Beziehung von England unabhängig zu machen.

Die deutschen Linien haben bei diesen ersten entscheidenden Schritten von der älteren Individualbetätigung zum neueren Koalitionsprinzip, das den freien Wettbewerb möglichst ausschaltet, die Preisbildung durch vereinbarte Taxen von Angebot und Nachfrage unabhängiger werden lässt, gut abgeschnitten. Die Bremer und Hamburger Firmen nahmen bei Organisation des Dienstes rechtzeitig untereinander und, soweit angängig, auch mit fremden Gesellschaften Fühlung. Es machte sich bei Vereinbarungen über Grenzen des Wettbewerbs ihrerseits kein allzu starres Verteidigen der Individualbestrebungen geltend;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie vermochten sich verhältnismässig leicht unter Verleugnung traditioneller Dienstgestaltung gegebenen Situationen bei Aufteilung der Gesamtarbeit anzupassen und haben sich gerade dadurch einen gebührenden Anteil am Schiffahrtsdienst nach der Ostküste des Kontinents gesichert.

Vor einem halben Jahrhundert in Anfängen versucht, seit einem Menschenalter gefestigt und ausgebaut, ist der regelmässige Schiffahrtsdienst zwischen den deutschen Nordseehäfen und den Gestaden Südamerikas heute wohl organisiert. Unsere Linien, deren Schiffe auf dem Wege zwischen der Heimat und den südamerikanischen Plätzen bestimmungsmässig noch die wichtigeren westeuropäischen Häfen, vor allem Antwerpen, Havre, Lissabon, zum Teil auch Southampton berühren, behaupten seit Beginn des neuen Jahrhunderts eine achtunggebietende Stellung in diesem Verkehrsgebiet.

Vier selbständige Routen gehen von Deutschland nach der Ostküste Südamerikas: die eine führt nach Nordbrasilien, dem Gebiet des Amazonenstroms, nach Pará und Manáos; die zweite berührt ganz Mittelbrasilien, kommt mit ihren Schiffen von Pernambuco und Bahia bis nach Rio de Janeiro und Santos; die dritte, nach Südbrasilien gerichtet, führt Fahrzeuge nach Paranaguá und von da südlich bis Rio Grande do Sul; die vierte endlich geht nach dem La Plata, nach den Haupthäfen von Uruguay und Argentinien. Von ihnen sind während des letzten Menschenalters dauernd und regelmässig die Linien nach Mittelbrasilien und dem La Platagebiet befahren worden, die seit 1871 zuerst durch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft eingerichtet wurden. Die Südbrasilfahrt wurde, nach interimistischer Einrichtung durch die genannte Gesellschaft während der Jahre 1871—1874, wieder 1892 durch die Reederfirma de Freitas & Co. aufgenommen. Die deutschen Nordbrasilfahrten sind erst 1900 durch die Initiative der Hamburg-Amerika-Linie ins Leben gerufen worden. Nur Dampfer sind an diesen regelmässigen Transportorganisationen beteiligt, die durch fünf grosse nach- und nebeneinander wirkende Reedereien gestellt wurden, von denen drei in Hamburg (Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, A. C. de Freitas & Co., Hamburg-Amerika-Linie), zwei in Bremen (Norddeutscher Lloyd und die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa) ihren Hauptsitz haben.

Auch bei den Küstenfahrten, sowohl den patagonischen wie brasilianischen, zeigt sich die deutsche Flagge. Nicht minder hat sich heimischer Unternehmungsgeist betätigt bei Linien, die, ohne die Nordseehäfen zu berühren, Italien, Holland und die Vereinigten Staaten mit Südamerika verbinden. Für die Fahrten ab Genua hatte die Hamburg-Amerika-Linie sogar 1899—1905 eine besondere Tochtergesellschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Italia" ins Leben gerufen, die erst im Herbst laufenden Jahres infolge Revision des italienischen Subsidiengesetzes wieder dem direkten Dienst deutscher Schiffe zwischen Italien und Amerika weichen musste.

Nur mittels eiserner Tatkraft, verbunden mit nimmermüdem Vorwärtsschreiten trotz einzelner Misserfolge, konnten unsere Reedereien neben den grösseren und kleineren ausländischen Rivalen im Südamerikadienst, vor allem den acht englischen Firmen, die ihre Fahrten meist schon eingerichtet hatten, ehe die Deutschen diesen Verkehrsdienst aufnahmen, aushalten und allmählich sie sogar aus der früher allbeherrschenden Stellung zurückdrängen. Eine Verkehrsteilung für die Fahrten nach Südamerika in dem Sinne, dass einzelne europäische Häfen die ausschlaggebende Stellung nach dieser oder jener Richtung inne hätten, ist bis jetzt nicht eingetreten. Trotz des Vorranges einiger Häfen greifen stets verschiedene Plätze, vor allem englische und deutsche, nebeneinander in dieselben Schiffahrtsbeziehungen nach Südamerika ein. Hamburg steht in der Vielseitigkeit seines Verkehrs mit Südamerika jetzt an der Spitze aller nordwesteuropäischen Welthäfen. Die überragende Stellung der deutschen Hansestadt neben Liverpool wird besonders dadurch kenntlich, dass es durchweg von eigenen Linien bedient wird, während das ihm an Zahl der abgehenden Fahrzeuge nahestehende Antwerpen hauptsächlich Anlaufehafen für die in Hamburg oder London beginnenden Fahrten ist, wie auch vom Seinehafen aus die Westküste Amerikas nur durch hamburgische Dampfer bedient wird, welche Havre auf ihren Fahrten berühren.

Das letzte Jahr 1904 brachte wiederum beträchtliche Steigerung der Hamburger Schiffahrt. Während in dem Verkehr Hamburgs mit aussereuropäischen Ländern im ganzen die bewegte Tonnage sich um 6 Prozent vermehrte, hat sich im Schiffsverkehr mit den La Platastaaten die beschäftigte Tonnage von 532 000 Tons auf 722 000 Tons, also um 36 Prozent gehoben. Argentinien steht in den neuesten Ziffern der Hamburger Statistik mit 237 Schiffen und 539 000 Netto-Registertons einkommend, und 57 Schiffen und 175 000 Tons ausgehend, unter den im Schiffahrtsverkehr Hamburgs vertretenen aussereuropäischen Ländern an zweiter Stelle, bleibt allein hinter den Unionsstaaten zurück. Die enorme Verkehrssteigerung geht allerdings fast allein auf das Anwachsen des einkommenden Schiffsraums — Deutschland ist einer der besten Abnehmer landwirtschaftlicher Erzeugnisse Argentiniens — zurück, sie wird nicht durch eine Mehrung der regelmässigen Dampferfahrten, sondern lediglich durch das Plus an Schiffsraum in wilder Fahrt, die sich an der Ost- wie Westküste des Kontinents gehalten hat, herbeigeführt. Erhebliche Zunahme hat ebenfalls der Schiffsverkehr mit Chile erfahren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während der Verkehr mit Brasilien sich im abgelaufenen Jahre nicht ganz auf der alten Höhe halten konnte.

Nach mehr als dreissigjährigem Wettkampf stehen Hamburg und auch Bremen, welch letzterem nur eine Linie nach der Westküste fehlt,*) in der Ausgestaltung der regelmässigen Schiffahrtsverbindungen nach Südamerika so günstig da, dass wegen mangelnder Verschiffungs-Gelegenheit keine Güter nach andern Häfen abwandern, eher den benachbarten Rivalen Transporte abgenommen werden, die nach der Lage der Hinterlandsverbindungen sonst dorthin gegangen wären. Wenn für die Ausreisen neben dem Personentransport und Auswandererverkehr, wie er sich seit 1897 wieder nach Südbrasilien entwickelt, hauptsächlich Fabrikate zur Verladung kommen, so wird umgekehrt für die heimfahrenden Schiffe der Laderaum Deutschlands von voluminösem Schiffsgut, d. h. den Rohprodukten aus Ackerbau, Waldausbeutung, Bergbau und Viehzucht, einschliesslich lebendem Schlachtvieh, in Anspruch genommen. Im aussereuropäischen Handel Hamburgs steht 1904 Argentinien, das für 198 Millionen Mark Waren sandte und für 72 Millionen Mark empfing, hinter den Unionsstaaten und den beiden Indien an dritter Stelle. Brasilien war mit 126 an der Einfuhr, mit 72 an der Ausfuhr, Chile ebenso mit 109 und 41 beteiligt.

Während unsere grössten Schiffahrtsbetriebe eine Reihe sehr schlechter Jahre noch im letzten halben Menschenalter durchmachten, ist das sonst so launige und wetterwendische geschäftliche Glück in der Reederei den Südamerikafahrten fast ausnahmslos treu geblieben.

Das Gefühl stolzer Befriedigung über die Leistungen deutscher Flaggen ist um so stärker, als das Errungene ein Werk selbsttätigen Schaffens ist. Die deutschen Südamerika-Linien wurden ins Leben gerufen und ausgestaltet ohne jedwelche Unterstützung, ohne Reichs- oder Staatssubvention.

Sie sind geschaffen und gehalten worden aus eigener Kraft in einer Zeit, in der fast alle ausländischen Konkurrenten den Verkehr bereits in ihre Bahnen gelenkt hatten, ein gut Teil sich auch auf starken Regierungsbeistand stützen konnte. Ihre Leiter verstanden trotz aller Ent-

*) Während der Drucklegung wird bekannt, dass Bremer Banken und Handelsfirmen in Verbindung mit der Reederfirma Horn in Schleswig und Lübeck eine neue Dampfergesellschaft unter dem Namen „Roland-Linie“ mit einem Kapital von 7 Millionen Mark gegründet haben, die den direkten Verkehr zwischen der Weserstadt und der Westküste Südamerikas pflegen soll. Die Hamburger Schiffahrtsgesellschaften haben sich nach Bekanntwerden der Bremer Pläne in einem Schutzverband zusammen gefunden und zwecks Durchführung von Abwehrmassregeln die „Syndikats-Reederei“ mit einem Kapital von 13 Millionen Mark errichtet. Die Gefahr eines erneuten heftigen Konkurrenzkampfes der Schiffahrtsunternehmungen unserer Hansastädte war damit gegeben, der erst in letzter Stunde durch neue Vereinbarungen (22. Dezember 1905) begegnet wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

faltung persönlicher Initiative, so sehr sie sich als Schöpfer ihrer Linien fühlen mochten, doch zugleich dem wachsenden Drang nach Zusammenfassung der Einzelleistung, nach teilweiser Ausschaltung des allzu ungeregelten, ganz freien Wettbewerbes nachzugeben, sie arbeiteten auf Vereinbarungen hin, selbst wenn die Selbständigkeit ihrer Betriebsführung dadurch in einigen Zweigen beschränkt wurde. Das Erreichte zu halten und wunschgemäss weiter zu entwickeln, ist die Folge der nächsten Zukunft. Mit mancherlei Gefahren für eine gesunde Fortgestaltung ist dabei zu rechnen, Gefahren, die allerdings nicht unüberwindlich erscheinen. Eine solche liegt einmal in der Subventionspolitik fremder Staaten, die ihre Linien nach Südamerika finanziell bereits begünstigen, zum Teil eine stärkere Unterstützung seit Gründung des nordatlantischen Schiffahrtstrusts in ihrem Wirtschaftsprogramm planen. Darin liegt eine Stärkung ausländischer Routen, deren Rentabilität unabhängiger wird von faktischer Leistung. Durch staatliche Beihilfen in der unerhörten Höhe, wie sie beispielsweise auf dem Gebiet der Beförderung von Kajütspassagieren beim nordamerikanischen Verkehr die Cunard Steamship Company durch die britische Regierung bezieht, werden die Konkurrenzgrundlagen künstlich verschoben, wird dem freien Spiel der Kräfte nahezu ein Ende gemacht. Auch die Union und Japan, die zwei jüngsten Mächte, die neben den alternden Grossstaaten Europas in dem Völkerkonzert mitspielen, die beide, geschwellt durch leichte Kriegserfolge, im Vollgefühl ihrer Jungkraft die Bahnen des Imperialismus betraten, aggressive Machtpolitik treiben, kommen als ernstliche Mitbewerber künftig in Betracht.

Japans Imperialismus strebt nicht nur nach dem südlichen Teil des Grossen Ozeans, wohin es die Postdampferlinien der Nippon Yusen Kaisha mit kräftiger staatlicher Unterstützung entsendet, sondern organisiert die Einrichtung direkter Dampferlinien nach Buenos Aires, und plant die Durchführung einer staatlich subventionierten Dampferlinie zwischen Tokio und Rio, um, wie Fukashi Sughimura, sein Vertreter in Petropolis, dem Regierungssitze des brasilianischen Staates Rio de Janeiro, amtlich mitteilte, die Auswanderung von Japanern nach Brasilien zu fördern.

Die Yankees stehen zwar bei Ausgestaltung regelmässiger Schiffahrtslinien infolge des Zusammenbruchs ihrer Flotte während des Sezessionskrieges heute noch zurück; aber mit gewaltigen Anstrengungen suchen sie jetzt Versäumtes nachzuholen, weitreichende Schiffahrtsprogramme nicht nur aufzustellen, sondern unter Zuhilfenahme staatlicher Machtmittel auch durchzuführen. Es bleibt freilich fraglich, wieweit und wie lange solche übergreifenden Subventionspläne durchgeführt werden können; es darf der Gedanke beruhigen, wenn die schwe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rere Einführung der deutschen Linien trotz des bestehenden und bereits damals unterstützten fremden Wettbewerbs gelang, werde auch die leichtere Fortentwickelung dadurch nicht dauernd gefährdet sein. Andere Befürchtungen knüpfen sich an die weitgreifenden, durch Anerkennung der Monroedoktrin geförderten panamerikanischen Bestrebungen, die zweifellos durch den Bau des Panamakanals eine gewisse Förderung erfahren, da durch Verkürzung der Entfernungen die Einflusssphäre Nordamerikas bei den Weststaaten des Südkontinentes erweitert wird. Die Verbindung New Yorks etwa mit der Westküste Mittelamerikas wie mit anschliessenden Gebieten wird gewiss bedeutend verbessert. Je weiter südlich aber an Westamerikas Küste die Plätze liegen, desto geringer werden die erlangten Vorteile, desto weniger werden sie hervortreten, zumal der Weg um die Südspitze des Kontinents, dank seiner Gebührenfreiheit, konzurrenzfähig bleibt. Für Chile, den bedeutendsten der dort gelegenen Staaten, werden durch die Panamaroute die Wettbewerbsverhältnisse kaum verschoben. Ein Drittel bis zur Hälfte des deutschen Gesamthandels an der Westküste wird in ihrem Wege nicht berührt, auch wenn in einem Jahrzehnt jene heissumstrittene neue Seeroute befahrbar sein wird. Für den vielversprechenden Verkehr der Ostküste Südamerikas aber erlangen die Unionsstaaten dadurch überhaupt keine Vorteile, den Europäern droht dort keine Zurücksetzung.

Mag die Begehrlichkeit bei einzelnen Führern nordamerikanischen Wirtschaftslebens noch so gross sein, die völlige wirtschaftliche Unterwerfung der grösseren südamerikanischen Republiken würde nicht leicht fallen. Die Kernfrage des Panamerikanismus, ob Nord- und Südamerika wirtschaftlich sich so ergänzen, dass sie den geschlossenen Handelsstaat bilden können, der Europas Güter nicht mehr bedarf, ist zu verneinen. Versuche, Südamerika aus der Weltwirtschaft zu reissen und es kommerziell zu einer Provinz der Unionsstaaten zu machen, würden in absehbarer Zeit noch an innerer Unmöglichkeit scheitern. Weder die Subventionspolitik fremder Staaten, noch der Ausbau des Panamakanals und das Vordrängen des Yankee-Einflusses und -Kapitals werden deutsche Schiffe aus den südamerikanischen Häfen zu vertreiben vermögen.

Der Atlantische Ozean, noch lange die erste Hochstrasse des Weltverkehrs, trägt immer häufiger deutsche Schiffe nach jenen Häfen, unsere Flagge, jetzt — wie die jüngsten Zahlen der Reichsstatistik beweisen — nach England die meist geschene, wird noch öfter dort gezeigt werden. Der Volkswirt, der nach aussichtsvollen Handelsmärkten sucht, kann solche Erscheinungen nur mit Freuden begrüssen. Deutschland muss seine Stellungen in diesem noch die wirtschaftliche Aufteilung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwartenden Erdteil bald einnehmen und sichern, muss suchen, massgebenden Einfluss in Südamerika zu erwerben und zu halten. Nicht in Gestalt von Besitzergreifungen kann dies geschehen, die nur die einheimische und benachbarte Bevölkerung erbittern, uns in unmittelbaren Kampf mit den Unionsstaaten drängen müssten. Grosse Kolonialreiche alten Stils sind heute in Südamerika nicht zu gründen. Dort gilt es in der Beschränkung als Meister sich zu zeigen, die Politik der kleinen Mittel geschickt zu verwerten, von denen Grosses für unser Wirtschaftsleben zu erwarten ist. Nur der Weg friedlicher Eroberung, wie er am besten eingeleitet wird durch häufige, regelmässige Schiffsverbindungen zwischen den dortigen Gestaden und den Häfen unseres Landes, erscheint derzeit gangbar. Die stetig vermehrten und günstiger gestalteten deutschen Linien nach jenen Küsten, die dem Personen- und Güterverkehr stärkste Anregung geben, deren Entwickelung das Vordringen deutschen Warenaustausches mit jenen Weltteilen getreulich spiegelt, werden Deutschland ermöglichen, seine wirtschaftlichen Interessen auch fernerhin in jenen Zukunftslanden zu pflegen, die auf dem Weltmarkt dermaleinst eine bedeutende, vielleicht ausschlaggebende Rolle spielen werden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens.

Von **Said Ruete,** Berlin.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich es unternehme, Ihre Aufmerksamkeit für Ausführungen, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens zum Gegenstande haben, zu erbitten, so muss ich, wenngleich mit den Bedingungen des nahen Orients wohl vertraut, vorausschicken, dass meine einschlägigen Kenntnisse nicht durch eigene Anschauung, nicht durch einen Aufenthalt im Lande selbst erworben sind, sondern sich auf das Studium umfangreichen Materials stützen, welches einerseits den durch Jahrtausende gehenden wirtschaftlichen Auf- und Niedergang des Doppelstromgebietes, anderseits die auf diese Tatsachen fussenden Ausblicke für eine Wiederbelebung des wohl erstarrten, aber in seinen vitalsten Bedingungen unveränderten Landes behandelt.

Babylonien, ein Alluvium von etwa 10 Millionen Hektar Fläche, findet seine natürlichen Grenzen im Osten an den Abhängen des Hoch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landes von Luristan, im Westen am Steilabfall der Syrischen Wüste und der Arabischen Hochebene, im Süden am Gestade des Persischen Golfes. Die Nordgrenze nimmt ihren Ausgang am Euphrat in der Höhe des Breitengrades von Bagdad, um den Tigris etwa 150 km stromaufwärts bei Samarra zu schneiden.

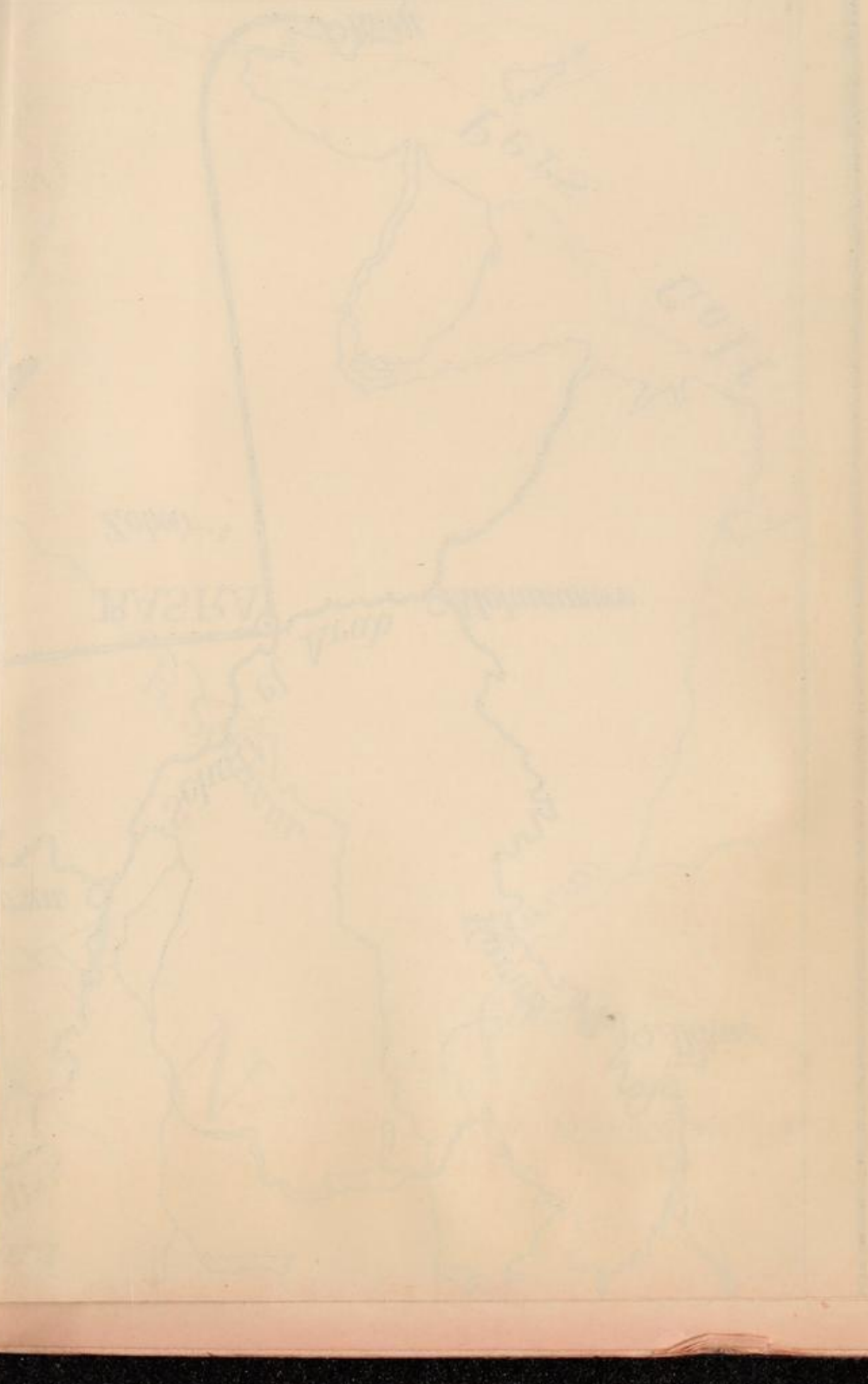
Die zur Verfügung stehende Zeit gestattet mir nicht, Ihnen auch nur eine flüchtige Schilderung der nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft um mehr denn drei Jahrtausende jenseits unserer Zeitrechnung zurückreichenden Geschichte Babyloniens, mit der die wirtschaftliche Entwickelung des Landes Hand in Hand ging, zu geben.

Wir wissen, dass das Doppelstromland den Alten die Verkörperung der Fülle und allen Reichtumes der Erde war. Plinius nennt es „fertilissimus ager totius Orientis" und Maimun, der Sohn und Nachfolger Harun el Raschids konnte beim Anblick Ägyptens, eines Landes, welches zu allen Zeiten als ein Garten Gottes gepriesen wurde, ausrufen: „Verflucht sei Pharaoh, der sich in seinem Stolze brüstete: Bin ich nicht Pharaoh, König von Ägypten? Wenn er Chaldäa gesehen hätte, er würde es mit Demut gesagt haben." Babylonien wurde als die Kornkammer nicht nur Vorderasiens sondern des jeweilig bekannten Weltkreises gepriesen und die auf uns gekommenen Daten der Ernte und Steuererträge sind in der Tat bestens geeignet, diese Anschauung zu stützen.

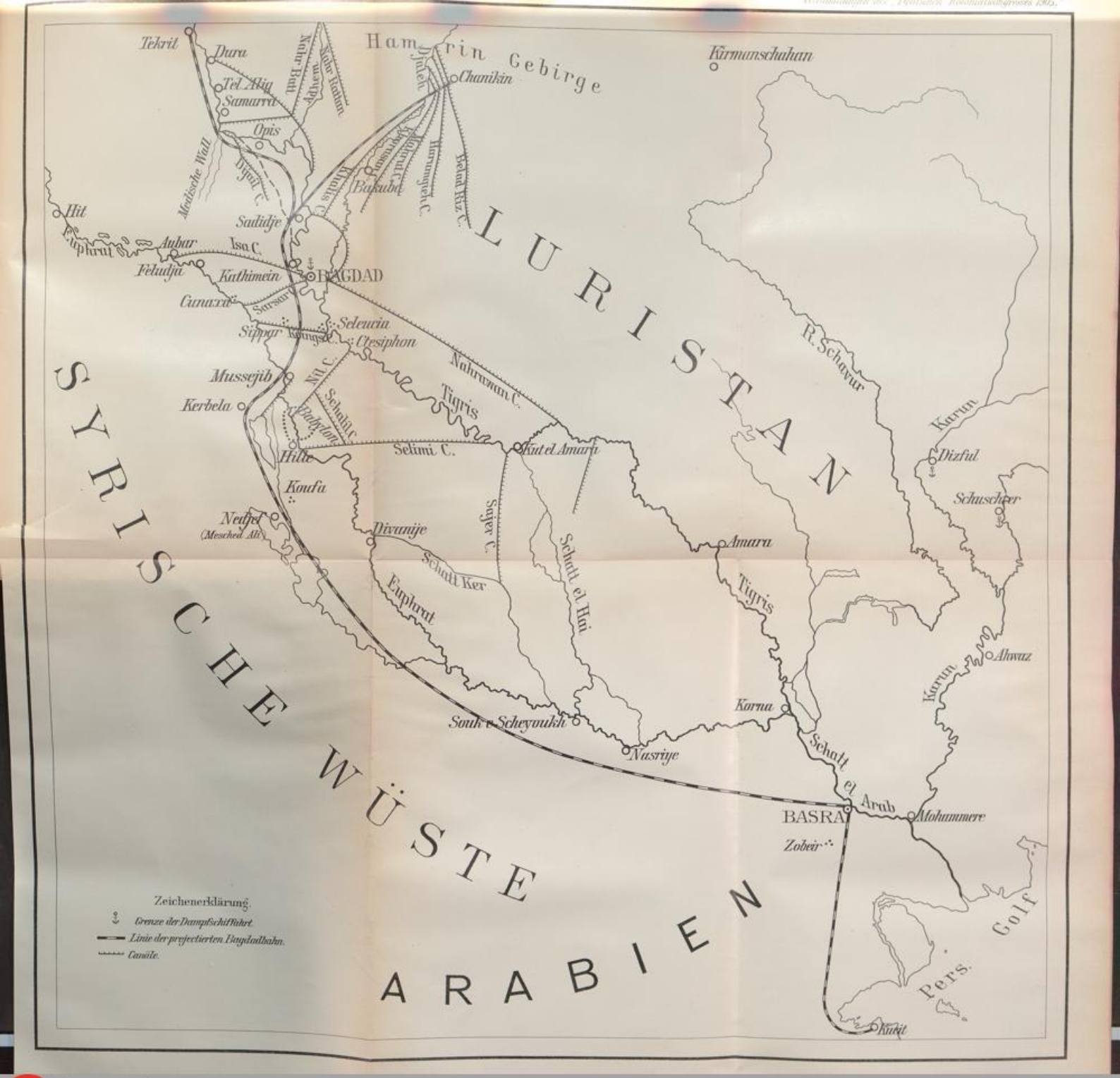
Babylonien war das Holland des Altertums. Um das Land einerseits vor den Verheerungen der alljährlichen Hochflut zu schützen, anderseits um die befruchtenden Wassermassen den dem Stromgebiet fern gelegenen Landesteile zuzuführen, waren die Bewohner genötigt, schützende Dämme und ein weitverzweigtes, gleichzeitig dem Verkehr dienendes Kanalsystem anzulegen. Die Herrscher betrachteten es in richtiger Würdigung der grossen wirtschaftlichen Bedeutung als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, die Wasserstrassen auszubauen und mehrfach ist das Andenken jener Monarchen in den Namen ihrer Schöpfungen verewigt. Nebukadnezar, der eine gründliche Restaurierung des Nahrwankanals durchgeführt hatte, errichtete auf der Ebene von Dura, dort, wo der Kanal vom Tigris abzweigt, ein weithin sichtbares, ihn selbst verherrlichendes, goldenes Standbild.

Die beigeheftete Kartenskizze stellt die Hauptadern des Babylonischen Kanalsystemes dar, wie es uns durch Herodot, Plinius, Xenophon, Strabo, den Kitab el Akalim, Kodama und andere anschaulichst geschildert wird und dessen Spuren noch heute mehr oder minder deutlich verfolgt werden können. Dank der befruchtenden, weise geleiteten und sorgsam gehüteten Wässer des Doppelstromes, war das Land zwischen den engen Maschen dieser Kanäle und ihren Abzweigungen dicht bevölkert und in allen Teilen, reiche Ernte an Getreide, Baum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen


Tekrit
Dura
Tel Afig
Samarra
Opis
Medische Wall
Nahr Bân
Adhaim
Nahr Rûtan
Diyâla R.
Hamrin Gebirge
Jalula
Chanikin
Kirmanschahan
Bakuba
Hit
Euphrat
Aubar
Isa C.
Saklidje
Feludja
Kathimein
BAGDAD
Ganaxa
Sursar
Sippar
Seleucia
Ctesiphon
Nahrawan C.
Mussejib
Nil C.
Kerbela
Schatt el Nil
Babylon
Tigris
Hille
Selmi C.
Kut el Amara
Koufa
Nedjef
(Mesched Ali)
Divanije
Sakr C.
Schatt Ker
Euphrat
Schatt el Hai
Amara
Tigris
LURISTAN
R. Schavur
Karun
Dizful
Schuscheer
Ahwaz
Karun
Korna
South Scheyoukh
Nasrije
Schatt el Arab
Mohammere
BASRA
Zobeir
Golf
Pers.
Kuweit
SYRISCHE WÜSTE
ARABIEN
Zeichenerklärung.
Grenze der Dampfschiffahrt.
Linie der projectierten Bagdadbahn.
Canäle.

wolle, Datteln, den Produkten des Garten- und Weinbaues erbringend, angebaut. Wohlstand und gedeihliche Entwickelung herrschte aller Orten.

Es ist einleuchtend, dass eine solche hohe Stufe wirtschaftlichen Aufschwunges nur Bestand haben konnte unter dem Zeichen einer nach Aussen wie Innen gefestigten weitschauenden Regierung. So war es unter der wechselnden Herrschaft der Chaldäer, Assyrier, Iranier, Mazedonier und Araber, und so würde es heute noch sein, hätte mit dem Ausgange des Abassidischen Regiments, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, nicht eine Epoche politischen Niederganges eingesetzt, die bis auf den gegenwärtigen Tag besteht, welche die Lebensadern des Landes im wahren Sinne des Wortes unterbunden, abgelenkt und zerstört hat.

Wenn Babylonien heute entvölkert und mehr einer Wüste als einem Fruchtlande gleichend darniederliegt, wenn Euphrat und Tigris nicht mehr den ihnen gewiesenen Kanalbetten folgen, sondern ihre Wässer, zerstörend über das Land flutend, weite Sumpfregionen bilden, so liegt die Ursache hierzu in dem durch die politischen Verhältnisse bedingten wirtschaftlichen Verfall des Landes. Die klimatischen Bedingungen sind in ihren Grundzügen unverändert geblieben; Euphrat und Tigris führen mit ihren Nebenflüssen heute eine gleich ausgiebige Wassermenge wie zu den Zeiten Sargons von Agade, Nebukadnezars und Chosrus, um das Alluvialgebiet Babyloniens ausreichend zu befruchten. Pflicht der Billigkeit ist es, zu betonen, dass die gegenwärtigen Machthaber bereits einen Zustand völligen Verfalles vorfanden, als sie in den Besitz Babyloniens gelangten; so trifft die Osmanen keine Verantwortung für den Wandel der Verhältnisse — anderseits haben sie sich auch als machtlos erwiesen, das Land seiner alten Blüte erneut entgegenzuführen.

Für eine derartige umfassende Aufgabe gebricht es dem schwerfälligen Orientalen an Einsicht und wirtschaftlicher Stärke; es bedarf der fördernden Hand des Abendlandes um ein dem Verlöschen nahes Produktionsgebiet von aussergewöhnlich reichem inneren Werte zu frischem Leben zu erwecken.

An der Lösung dieser schönen Aufgabe mitzuwirken, ist Deutschland Dank seiner seit Jahrzehnten im nahen Osten verfolgten Politik und gestützt auf die bisher in dieser Richtung erzielten ermutigenden Erfolge in erster Linie mitberufen. Wir haben es verstanden, in der Türkei nicht nur wirtschaftlich festen Fuss zu fassen, sondern auch in steigendem Masse das Vertrauen der Bevölkerung zu unsern auf die Pflege wechselseitiger Interessen, auf die Schaffung bleibender Werte gerichteten Bestrebungen zu gewinnen.

Welches sind nun die Interessen, welche in Babylonien für uns zu Recht bestehen, beziehungsweise ihrer Entwickelung harren?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenwärtig ist das Deutschtum erst in recht bescheidenem Masse vertreten: Einem seit wenigen Jahren in Bagdad ins Leben gerufenen, bis vor kurzem ehrenamtlich verwalteten, mit Umsicht geleiteten Konsulate — nebenbei das einzige zwischen Konia und dem Persischen Golfe — liegt die nicht leichte Aufgabe ob, die deutschen Interessen den einheimischen Behörden sowie den übrigen ausländischen Vertretern gegenüber, die zum Teil eine ansehnliche, von ihren Regierungen bestens gestützte Machtstellung inne haben, zu festigen und zu fördern, sowie seine vorgesetzten Behörden über die Strömungen des politischen und Wirtschaftslebens auf dem Laufenden zu erhalten. Der deutsche Handel wird nur durch ein in Bagdad domiziliertes Geschäftshaus repräsentiert, deren Inhaber es durch rastlose und zähe Arbeit, vielen Widerwärtigkeiten zum Trotz bestens verstanden haben, sich eine geachtete Stellung zu erringen. Die seitens der Deutschen Orient-Gesellschaft in Babylon ausgeführten, der wissenschaftlichen Forschung dienenden erfolgreichen Arbeiten haben auch das ihrige getan, dem deutschen Namen im Doppelstromlande einen guten Klang zu verleihen, aber als wirtschaftliche Faktoren kommen dieselben naturgemäss nicht in Betracht. Noch sei an dieser Stelle der Tätigkeit einer Zahl national empfindender Männer gedacht, die unter dem Namen „Bagdad-Komitee" vor einigen Jahren eine Vereinigung ins Leben riefen, welche es sich zur Aufgabe macht, die Bewohner Mesopotamiens dem Deutschtum durch Errichtung einzelner, der humanen Sache dienenden ärztlichen Stationen näher zu bringen. Es wäre zu wünschen, dass diese Bestrebungen, welche auf der richtigen Erkenntnis von der werbenden Kraft solcher Vorposten der Gesittung beruhen, bald aus dem Stadium der Vorbereitung heraustreten möchten, dass etwa bestehende Schwierigkeiten sich beheben lassen, damit wir auf diesem Gebiete hinter andern Nationen nicht zurückzustehen brauchen.

Diese soeben genannten überaus bescheidenen nationalen Werte würden es an sich nicht rechtfertigen, unser wirtschaftliches Interesse, für welches sich an vielen Punkten der Erde weitaus gefestigtere Ansatzpunkte bieten, zu erregen, wenn es deutschem Unternehmungsgeiste nicht gelungen wäre, sich in Babylonien Zukunftschancen zu sichern, die in die Tat umgesetzt zu sehen wir allerdings denkbar grösstes Interesse haben.

Die Konzession der Bagdadbahn ist es, welche Deutschland die ernste Pflicht auferlegt, wachsamen Auges die Vorgänge in Mesopotamien zu verfolgen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Diese Konzession wurde, wie Ihnen bekannt sein dürfte, der unter deutscher Kontrolle stehenden Anatolischen Eisenbahngesellschaft seitens der Ottomanischen Regierung nach langwierigen, von der deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diplomatie in hervorragender Weise geförderten, uns dadurch aber auch dem Auslande gegenüber vermehrt engagierenden Verhandlungen im Januar des Jahres 1902 erteilt, nachdem ein grossherrliches Iradé bereits um die Jahrhundertswende ein provisorisches Abkommen im gleichen Sinne getroffen hatte.

Die Begleiterscheinungen der Konzessionserteilung gaben zu überschwänglichen Hoffnungen Anlass. Die weiten von der Bahn zu durchziehenden Gebiete sollten nach jahrhundertelangem Verfall zu ihrem alten, sagenumwobenen Reichtum zurückgeführt, mit einem Zauberschlage Wüsteneien unermesslicher Produktivität erschlossen werden. Und all dieses Segens sollten wir uns alsdann dank einer weitschauenden Wirtschaftspolitik erfreuen. So die Hoffnungen und Erwartungen.

Nüchterner die Wirklichkeit. Es hat ausserordentlicher Anstrengungen bedurft, um für eine so weitgehende Konzession eine bescheidene Handhabe kapitalistischer Betätigung auf internationaler Basis zu finden, und alles, was bis zum heutigen Tage geschah, ist die Verlängerung der Anatolischen Bahn über Konia hinaus um etwa 200 km, durch ein Gebiet, welches, da fast völlig eben, keine technischen Schwierigkeiten bot und deren Fertigstellung in wenig gerechtfertigter Weise bereits als ein Erfolg von grösster Bedeutung gefeiert wurde.

Nach dem Stande der Dinge besteht wenig Wahrscheinlichkeit, in einer nahen Zukunft den Schienenstrang nach der fruchtbaren Cilicischen Ebene oder gar über dieselbe hinaus fortgeführt zu sehen. Der Türkische Staatsschatz — wenn dessen Ebbe diese Bezeichnung zulässt — wird auf lange Zeit ausser Stande sein, die schweren Lasten, welche eine kilometrische Einnahmegarantie für eine so ausgedehnte, auf Hunderte von Kilometern durch öde Wüsteneien führende Eisenbahnlinie auferlegt, zu tragen. Eine grosse Zahl weitaus vitalerer Aufgaben, die nicht zurückgestellt werden dürfen, harren noch der Lösung, bevor die türkische Regierung sich bereit finden kann, die bedeutenden Passiven ihres Eisenbahnbudgets erneut zu steigern.

Aufgabe der Westmächte wäre es, hier fördernd einzugreifen, um der Türkei zu jenem Spielraume freier Wirtschaftspolitik zu verhelfen, der ihr heute durch zum Teil veraltete und unzeitgemässe Verträge beschränkt ist und dessen jedes auf Lebensfähigkeit Anspruch machendes Staatswesen zu seiner gesunden Entwickelung bedarf. Man gebe zum Beispiel der Regierung die Möglichkeit, von dem System der Wertzölle zu dem der Schutzzölle überzugehen und liefere einen Beweis billigen und opferfreudigen Denkens durch Aufgabe der den Europäern verbrieften Steuerfreiheit, die bei sachlicher Beurteilung jeder Begründung entbehrt. Die Türkei bedarf einer tiefgehenden Reorganisation auf finanzwirtschaftlichem Gebiete, selbstloser Männer des praktischen Lebens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Rat willig gehört, befolgt und durchgeführt wird; — das ist eine Forderung, an der auch wir im Drange nach wirtschaftlicher Expansion vermehrtes Interesse gewinnen müssen.

Habe ich soeben eine Weiterführung der Bagdadbahn über den jetzigen, dem Ausgange nahen Endpunkt hinaus als mit den derzeitigen Bedürfnissen und der finanziellen Lage des Landes schwer vereinbar bezeichnet, so eröffnen sich weitaus günstigere Perspektiven, falls mit dem Bahnbau am Persischen Golfe eingesetzt werden könnte, um Babylonien, das Gebiet unseres Interesses, zu erschliessen.

Ich habe eingangs geschildert, dass Babylonien im Altertum, dank seinem fruchtbaren Boden und einem weitverzweigten Netz von Kanälen, ein Land ausserordentlichen Reichtumes darstellte. Bisher war über den gegenwärtigen Stand jener Bewässerungsanlagen wenig bekannt und leider ist von deutscher Seite, von der doch die Initiative zur Erschliessung des Landes durch Auswirkung der Bahnkonzession ausging, trotz vielfacher Anregung nichts geschehen, um unser Wissen zu erweitern. So einleuchtend es scheinen mag, dass Babylonien nur dann rationell wirtschaftlich erschlossen und zu alter Blüte zurückgeführt werden kann, wenn der Bau der Bahn mit einer Rekonstruktion der alten Wasseradern Hand in Hand geht und dass dem Angriff der Arbeiten somit eingehende wasserwirtschaftliche Studien vorausgehen sollten, so ist, wie bedauernd zugestanden werden muss, noch kein Schritt in dieser Richtung unternommen. Es ist dieses vom nationalen Standpunkte aus um so weniger verständlich, als gerade Babylonien dasjenige Gebiet darstellt, wo uns leider, je länger wir zögern, desto ernsterer politischer Widerstand bei Ausführung des Bahnbaues zu erwachsen droht, und es daher nur eine folgerichtige Konsequenz der, dank unserer Diplomatie errungenen Konzession wäre, das auf dem Papier Erreichte durch zielbewusste Arbeit in die bleibende und ertragreiche Tat umzusetzen. Einschaltend möchte ich bemerken, dass allerdings seitens des rührigen Kolonialwirtschaftlichen Komitees vor etwa drei Jahren in dankenswerter Weise die Entsendung einer wasserwirtschaftlichen Expedition nach dem Bagdadgebiet geplant und in den Grundzügen festgelegt wurde, dass aber leider aus Mangel an verfügbaren Mitteln von der Inangriffnahme dieser vorbereitenden Arbeiten abgesehen werden musste — ein gleich trefflicher wie beschämender Beleg für die Indifferenz, den geringen Wagemut und die oft erstaunliche Kurzsichtigkeit der Interessentenkreise, wenn man bedenkt, dass seit Jahren bewegte Klagen über die Krisen in der Baumwollindustrie geführt werden und sich doch gerade in Babylonien aller Wahrscheinlichkeit nach lohnendste Aussicht für die Gewinnung hochwertigen Rohmaterials bietet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier liegen Unterlassungssünden vor, die in der Zukunft zum Nachteil späterer Generationen leicht verhängnisvoll werden können.

Während wir nun untätig die Zeit verstreichen liessen, so dass es scheint, als ob es der klaren Erkenntnis gebräche, dass wer heute im Bereiche des Möglichen nicht den Hebel zielbewussten Handelns ansetzt, Gefahr läuft, morgen überflügelt zu werden, ist die nimmerrastende, weitschauende und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende zähe Tatkraft der Engländer, deren Opposition gegen eine Beteiligung am Bagdadbahnprojekt hinlänglich bekannt ist, und deren Aspirationen im Einklang mit ihrer am Persischen Golf des längeren verfolgten Politik dahin gehen, aus dem Lande um und südlich von Bagdad eine Domäne ihres Interesses zu erschaffen, seit mehr denn zwei Jahren in Wort und Schrift für den Plan einer wirtschaftlichen Neubelebung Babyloniens auf Grund der Rekonstruktion des alten Kanalnetzes eingetreten — im Gegensatz zu der bei uns üblichen Gepflogenheit, selbst bei Aufgaben von einschneidender nationaler Bedeutung in ängstlicher und den Eindruck der Unsicherheit hervorrufenden Weise die öffentliche Diskussion auszuschalten.

Niemand Geringeres als Sir William Willcocks, ein Mann, der sein ganzes Leben der Wasserbautechnik gewidmet hat, der lange Zeit in erfolgreichster Weise dem ägyptischen Departement für Irrigations-Anlagen vorstand, ein anerkannter Meister auf dem Gebiete der künstlichen Bewässerung, hat es sich auf Grund eingehender Studien zur Aufgabe gemacht, das Interesse seiner Landsleute für Babylonien wachzurufen. Sein vor der Khedivial Geographical Society in Kairo gehaltener, sogleich durch den Druck verbreiteter und von der führenden englischen Presse mit Eifer kommentierter Vortrag, betitelt: „The Restoration of the ancient irrigation works of the Tigris or the Recreation of Chaldea" hat nicht verfehlt, berechtigtes Aufsehen zu erregen, und es wäre nur zu wünschen, dass die Auslassungen eines Fachmannes von höchster Kompetenz auch in Deutschland die ihnen gebührende Beachtung finden möchten.

Sir William erläutert seine feinsinnigen Betrachtungen mit einem überraschend reichen, ihm zum Teil von der indischen Regierung zugänglich gemachten Material an Karten und Plänen. Er kommt zu dem Schluss, dass das ganze alte Nihrawan- und Dijailsystem wieder herzustellen sei und berechnet die Menge des erstklassigen Landes allein innerhalb der beiden genannten Systeme auf 1 280 000 Acres — etwa 500000 Hektar, was annähernd der Hälfte des ägyptischen Deltas gleichkäme. Einer späteren Epoche soll die Wiederherstellung der Kanäle zwischen Bagdad und Babylon, welche ein Gebiet von $1^1/_2$ Millionen Acres fruchtbaren Landes umfassen, vorbehalten sein. Willcocks gibt auch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kosten- und Rentabilitätsberechnung und glaubt, bei vorsichtigster Schätzung, dass 8 Millionen englische Pfund für das östliche und 13 Millionen für das westliche Kanalsystem aufzuwenden seien und dass das investierte Kapital eine hohe Verzinsung verspreche. Derartige Zahlen wollen uns ungeheuerlich erscheinen; dieselben fügen sich aber bestens in den Rahmen der für gleiche Zwecke und mit nicht minder günstigem Ergebnis in Ägypten und Indien gemachten kapitalistischen Aufwendungen ein.

Willcocks stützt den finanziellen Teil seiner Ausführungen u. a. wie folgt:

„Die Bagdadeisenbahn wird diese Gebiete durchschneiden, ihre Schienen werden an den Ufern des wiederhergestellten Nihrawankanals gelegt und Leben und Wohlstand in diesem Land der grossen Wechselfälle wiedergesehen werden. Der Bau dieser grossen Kanäle wird entlang der Linie der Eisenbahn ein Land so reich wie Ägypten schaffen, dessen Ertrag beides, die Kosten der Bahn und der Kanäle, decken und noch einen Ueberschuss ergeben wird. Freilich werden den nur Leute in Wirklichkeit umsetzen können, die aus eigener intimer Erfahrung wissen, was ägyptischer Ackerbau ist. Arbeiter von Indien und vielleicht von Ägypten werden die Kanäle graben und Wehre und Regulatoren bauen und werden sich dann in grosser Zahl niederlassen, um diese Länder zukünftiger Macht und zukünftigen Reichtums zu kultivieren, als ob sie ein zweites Pendschab oder ein zweites Ägypten wären."

Derartige von autoritativster Seite und zweifellos nicht ohne schwerwiegenden Rückhalt mit erfrischendem Freimut entwickelte Pläne weittragendster Bedeutung dürfen unserseits nicht ignoriert werden, zu einer Zeit, da der Wettstreit der Nationen, der Existenzkampf heisser denn je auf wirtschaftlichem Gebiete tobt, wo allerorts mit Anspannung der äussersten Kräfte auf die Gewinnung neuer Absatzgebiete hingearbeitet wird — oder doch werden sollte. Es hiesse eine verhängnisvolle Vogelstrausspolitik treiben, das nationale Gewissen mit dem Hinweise beruhigen zu wollen, dass die von englischer Seite aufgedeckten Karten nur einem ballon d'essai, einer kraftlosen Luftblase gleich zu achten sein.

Dann hätte sich Willcocks wohl nicht selbst im November vorigen Jahres auf den Weg gemacht, um seine theoretischen Studien einer praktischen Nachprüfung an Ort und Stelle zu unterziehen. Ueber das interessante Resultat seiner Forschungen äusserte er sich heimkehrend durch die der Regierung nahestehende „Times of India" u. a. wie folgt:

„Ich bin mehr als befriedigt gewesen, ich war erstaunt über den Spielraum, der für die Bewässerung im Gebiete des Euphrat und Tigris

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorhanden ist, und über die Leichtigkeit, mit der das grosse Werk ausgeführt werden kann."

„Das Land ist wie geschaffen für die Bewässerung. Da der eine Fluss 15 Fuss über dem Niveau des andern fliesst, ist ein natürlicher Abfall für die Kanäle vorhanden. Ich teilte das bewässerbare Land in fünfzehn Teile, von denen jeder selbständig ist und für sich in Angriff genommen werden kann, und die doch nach der Vollendung ein grosses Ganzes bilden würden. Es ist dies sehr wichtig, weil wegen des Schlammes alle Bewässerungswerke ineinandergreifen müssen, um bestehen zu können."

„Die Schwierigkeiten, die sich dem Ingenieur entgegenstellen, sind ganz unwesentlich. Die Probleme, die zu lösen sind, sind weit weniger ernsthaft, als diejenigen, auf die man täglich in Ägypten stösst. Für die Bauten ist eine Menge ausgezeichneten Baumaterials am Platze, Arbeiter sind, wie versichert wird, im Ueberfluss zu bekommen, sobald es bekannt ist, dass regelmässig bezahlt wird."

Und Sir William schliesst seine Ausführungen mit dem Satze:

„Als ich dort stand, die Überbleibsel eines alten, stolzen Bewässerungssystems überblickend, war mir zu Mute, wie dem Propheten Ezechiel, als er in das Tal der trockenen Knochen niederschaute. In den weiten Wasserläufen der verlassenen Kanäle lagen die trockenen Knochen vor mir. Ich sehne mich danach, sie mit Fleisch und Blut zu umgeben, sie mit Leben zu füllen, dieses Land wieder so fruchtbar und lachend zu machen, wie wenig andere. Meine Hoffnungen, mein Ehrgeiz, mein Werk sind von nun ab die Wiedererweckung Chaldeas."

Dass dieser tatkräftige Mann mit Unterstützung des englischen Botschafters seine Pläne bereits in Constantinopel an massgebendster Stelle unterbreitet hat, scheint nach den vorliegenden Meldungen ausser Zweifel zu stehen. In der Türkei, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten par excellence, mag es sich immerhin ereignen, dass metallführende Unterströmungen auch einer so grossen und nicht in letzter Linie dem Lande selbst hohen Gewinn bringenden Aufgabe Hindernisse in den Weg legen — aber dem Schicksale unseres Landsmannes Pressel, der schon in den 70er Jahren ein vorzüglich durchdachtes Projekt für den Bau einer Bahn zwischen Bosporus und Persischem Golf vorlegte, um von den Epigonen seiner Geistesarbeit ignoriert im Elende zu sterben — ein solches Loos wird nach aller Voraussicht dem Pionier englischer Wirtschaftspolitik erspart bleiben.

Sehen wir nun auf der einen Seite die reich ausgestattete Konzession zum Bau eines Babylonischen Schienennetzes und die, falls nicht genutzt, allerdings bereits im Januar 1910 ablaufende Ermächtigung zum Bau und Betrieb moderner Hafenanlagen zu Bagdad, Basra und einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch näher zu bestimmenden Punkte des Persischen Golfes in deutschen Händen, und die gleichfalls auf eine Konzession hinzielenden Pläne zur Wiederherstellung des alten Kanalnetzes von englischer Seite ernstlich gefördert und vergegenwärtigen wir uns, dass beiden Teilen nicht minder wie dem Nächstbeteiligten, der Türkei, bleibende wirtschaftliche Werte nur erwachsen können, wenn die Legung der Schienen mit der Ausführung wassertechnischer Bauten Hand in Hand geht, dann scheint mir der Weg gewiesen, auf dem unserseits vorzugehen ist, um deutschem Unternehmungsgeiste in Babylonien chancenreiche Bahn zur Betätigung zu schaffen.

Wenn ich bei meinen bisherigen Ausführungen die Interessen pointierte, welche Deutschland in Babylonien erworben hat, so liegt mir nichts ferner, als ein Monopol unserseits für die wirtschaftliche Erschliessung dieses Landes — auch nicht bedingungslos zu Gunsten einer bestimmten Interessentengruppe — proklamieren zu wollen. Es sollte dargetan werden, dass wir es verstanden haben, im Euphrat-Tigrisgebiete eine wertvolle Handhabe für deutsche Arbeit und deutschen Einfluss zu erringen, und dass diese günstige Position auch die Pflicht auferlegt, uns deren bester Nutzanwendung zu befleissigen; dass es vor allem gilt, den Anteil zu sichern, der dem deutschen Volke im Verhältnisse seiner erzielten Erfolge an der wirtschaftlichen Entwickelung Babyloniens billigerweise zusteht.

Es entspricht ja auch durchaus nicht den Tatsachen, die Bagdadbahn als ein rein „deutsches" Unternehmen zu feiern; uns gebührt der Ruhm, die Kastanien aus dem Feuer geholt, in diesem Falle die Konzession seitens der türkischen Regierung mit Geschick erworben und deren Ausführung um ein Geringes gefördert zu haben, aber an ihrem Risiko und ihren Chancen nimmt nicht deutsches Kapital im bedeutendem Masse Teil — das ist aber alles andere, denn ein Unglück, so lange wir die Führung in festen Händen behalten. Weltwirtschaft beruht auf gesunder Wechselwirkung der Interessenkreise und es würde von irrigen Anschauungen zeugen, wollte man dieselben entgegen dem liberalen Grundsatze vom freien Spiel der Kräfte im Rahmen der Nationalität oder gar einzelner Erwerbsgesellschaften ihren beengenden, leicht zur Verkümmerung führenden Abschluss finden lassen.

Nun treten uns in Babylonien Bestrebungen entgegen an deren Förderung wir im allereigensten Interesse regsten Anteil nehmen sollten, um so mehr dieselben von einer Seite kommen, die wir ohne Einbusse an berechtigter Selbstachtung als willkommenen Bundesgenossen und als an Erfahrungen reicheren Lehrmeister zu begrüssen, nicht anstehen sollten.

Würde sich nicht — und ich stelle diesen Vorschlag zur Diskussion — eine Vereinbarung zwischen der Türkei einerseits und einem gedach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, mit den Konzessionären der Bagdadbahn kooperierenden Finanz-Konsortium anderseits treffen lassen, der zufolge ohne sofortige Inanspruchnahme der türkischen Finanzen, lediglich auf Grund der dem Unternehmen innewohnenden Zukunftschancen, die etwa 800 km lange Bahnlinie von Basra über Nedschef, Kerbela und Bagdad nach Chanikin eventuell zunächst auf Basis einer Spurweite von nur 1 m gebaut, sowie die vorgeschlagene Restaurierung des alten Kanalnetzes vorgenommen werden könnte?

Die Geldgeber vermöchten mit einer angemessenen Verzinsung der investierten Kapitalien zu rechnen, sowie die Türkei an ihrem Gewinne partizipieren zu lassen, wenn ihnen ausser den in der Bahnkonzession enthaltenen wertvollen Gerechtsamen, die Nutzung der kanalisierten Wässer — dies wäre eine conditio sine qua non — zugestanden wird.

In der Geschichte des türkischen Staatswesens sind schon weitaus kompliziertere und weniger gut fundierte Finanzkonstellationen als die vorgeschlagene ohne Nachteil für die Kontrahenten durchgeführt worden, als dass zu befürchten stände, die beteiligten Kreise würden auf Basis des skizzierten Vorschlages nicht ihre auskömmliche Rechnung finden.

Es lässt sich sogar mit ziemlicher Gewissheit voraussagen, dass die Strecke Chanikin—Basra, deren technische Ausführung, von einigen grösseren die Flüsse und Überschwemmungsgebiete überspannenden bezw. durchquerenden Brücken abgesehen, keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten und somit auch keine rationelle Verzinsung erschwerende Kosten verursachen dürfte, bereits mit Beginn der Betriebseröffnung lebensfähig sein wird. Heute ist der Verkehr zwischen Basra und Bagdad auf wenige kleine, zum Teil veraltete, in ihrer Zahl beschränkte Dampfer angewiesen, welche von ihrem Monopol ausgiebigsten, den Handel schwer schädigenden Gebrauch machen. Die Frachtspesen zwischen genannten Orten sind häufig höher als beispielsweise diejenigen von London nach Basra, und dabei müssen die Waren infolge der unzulänglichen Zahl der Schiffe und des seichten Wasserstandes unter Benachteiligung ihrer Qualität oft monatelang in Basra lagern, bevor dieselben stromaufwärts befördert werden können.

Der Bau der Linie Basra--Bagdad—Chanikin und die Ausführung der für Basra konzessionierten modernen Hafenanlagen würden die Situation mit einem Schlage ändern und die Frachten auf den schnellen und weitaus sichereren Landweg leiten. Die bedeutenden Mengen der nach Persien bestimmten Transitwaren würden bis Chanikin durchlaufen, und die grosse Zahl der alljährlich den beschwerlichen Weg zwischen Chanikin und den geheiligten Stätten von Kerbela und Nedschef

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehenden schiitischen Pilger, sowie die Beförderung der zur letzten Ruhe nach dort transportierten Leichen würden auf die Bahn übergehen.

Wenn ich einer Fortführung der Bahn von Basra nach dem Persischen Golfe trotz der auf dem Schatt el Arab wenig günstigen Wasserverhältnisse für jetzt nicht das Wort rede, so tue ich es in der Erwägung, dass eine Verständigung über den bei Kuweit projektierten Endpunkt infolge der dortigen ungeklärten und gespannten politischen Lage es uns ratsam erscheinen lassen sollte, von leicht zu Missverständnissen führenden Schritten Abstand zu nehmen. Diese Frage wird sich von selbst lösen, wenn die fortschreitende Erschliessung des Landes allen Beteiligten den Wunsch nach einem Debouché zum offenen Meere gebieterisch aufdrängt.

Es sei hier erwähnt, dass von englischer Seite die Verlängerung der zurzeit an der indischen Nordwestgrenze endenden Quettabahn über Nuschki, Kirman, Ispahan und Kirmanschan nach Chanikin angestrebt wird und die, wenn auch vielleicht noch im weiten Felde liegende Ausführung dieses transpersischen Schienenweges alsdann der Bagdadbahn vermehrte Transporte zuleiten dürfte.

Wenn dank der von sachkundigen Männern durchgeführten Wiederherstellung des babylonischen Kanalsystems aus Wüsteneien ein reiche Erträge abwerfendes Fruchtland geworden ist, und ein der Kanalführung angepasstes Netz von Kleinbahnen die Produkte des Feldes der Hauptverkehrsader zuführen, dann wird es uns nicht gereuen, zu solch lohnender Kulturarbeit die Initiative weitblickend ergriffen zu haben. Dass ich Ihnen kein Trugbild der Phantasie malte, weiss jeder, der beispielsweise mit der wirtschaftlichen Entwickelung Ägyptens vertraut ist. An einer solchen Wandlung der Dinge haben in erfreulicher Weise alle Beteiligten gleich hohes Interesse, und es will mir nur eine Frage gewandten Prozedierens scheinen, um eine Verständigung zu gemeinsamer, grosser Aufwendungen werter Betätigung — zu einer entente cordiale, die nicht bei leeren Worten oder gar an nicht vorhandenen, in törichter und verbrecherischer Weise geschaffenen Gegensätzen Halt macht — herbeizuführen.

Ich bin mir wohl bewusst, dass all dieses nicht so schnell erreicht, wie vorgezeichnet werden kann, aber lassen Sie uns vor den Hindernissen, die geringer sind, als der Preis, um den wir in gesunder Selbstsucht ringen, nicht zurückschrecken; machen wir uns die von so vielen Seiten gebotenen vorbildlichen Anregungen durch eifriges Studium und zielbewusste Nachachtung zu eigen; vergegenwärtigen wir uns, dass nur klar erwogenes, einmütiges und opferfreudiges Wirken vor Zersplitterung und Unproduktivität bewahrt; tragen wir in die Länder West-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

asiens, die sich der wirtschaftlichen Befruchtung, wie kaum andere Weltgebiete, darbieten, deren Bevölkerung Kraft und Adel innewohnt — zu unserem und ihrem Nutz und Frommen — die belebende Leuchte wohlgeplanter und mit starrem Willen durchgeführter wirtschaftlicher Erschliessung. Mögen alsdann deren Strahlen in ihrer segenspendenden Wirkung, einem Spiegelbilde gleich, auf uns zurückfluten, damit das Wort in seiner ganzen umfassenden Bedeutung an uns wahr werde: „Ex oriente lux!"

Dr. **H. Grothe,** München, erklärt sein volles Einverständnis zu den Ausführungen des Herrn Said Ruete, namentlich was die erörterten Massnahmen betrifft, der Türkei eine grössere wirtschaftliche Bewegungsfreiheit für Neuordnung der Zollsätze zu sichern, was neue Mittel zu den für den Bagdadbahnbau nötigen Garantien freimachen würde. Zu bedauern ist nach seinen Ausführungen die geringe Akzentuierung der deutschen Interessen in Vorderasien durch entsprechende Konsulate. Wie an der Nordküste von Anatolien, wo der deutsche Handel dank der deutschen Levantelinie in den letzten zehn Jahren stark sich entwickelte, seit langem ein deutsches Konsulat fehlt, so ist der Mangel eines solchen auch für Mossul äusserst fühlbar, wie dies mehr als ein deutscher Reisender, vor allem die Deutsche Orientgesellschaft bestätigen kann. Redner betont, dass fernerhin die Errichtung ärztlicher Missionen im Zweistromlande von hoher Bedeutung sei. Die von ihm geführte Mesopotamien- und Südpersien-Expedition habe die Mitführung eines Arztes nach Bagdad zwecks seiner dortigen Niederlassung vorgesehen. Hinsichtlich der Anregung von Said Ruete, den Bahnbau von Basra nach Hannekin baldigst in Angriff zu nehmen, äussert sich der Redner dahin, dass er eine deutsche Dampferverbindung auf der Strecke Basra—Bagdad, in Verbindung mit einer Schiffahrtslinie Hamburg—Persischer Golf und den gleichzeitigen Bau der Bahn von Bagdad nach Mossul und Diarbekir hin vorläufig für vorteilhafter erachtet. Auf diese Weise könnten vielleicht leichter grössere Strecken erschlossen werden. Das Studium der Wirtschaftsverhältnisse jener Gegenden müsse auf Grund fachmännischer naturwissenschaftlicher, vor allem geographischer und geologischer Arbeit vor sich gehen, die tatkräftig finanziell zu unterstützen, wie die Engländer dies mit Willcocks taten, leider die in Vorderasien interessierten deutschen Finanzkreise wenig Neigung und Verständnis zu haben scheinen. Über die Wichtigkeit der von ihm für diese Gegenden angeregten meteorologischen Stationen, auf deren Beobachtungen wirtschaftliche Mass-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahmen grösseren Stils fussen müssten, habe sich der Redner schon in der VI. Sektion gelegentlich seines Vortrags über die deutsche Kolonisation im Orient geäussert.

Oberlehrer Dr. **Hertzberg**, Halle a. S., betont, dass Babylonien nicht von der Tagesordnung verschwinden dürfe und weist darauf hin, dass man unter den Hilfsquellen Babyloniens nicht vergessen dürfe die Petroleumgebiete von Kerkuk und die Naphthagebiete von Hit. Die agrarische Opposition könne man beruhigen, denn man könne recht wohl statt Weizen hier Reis und Baumwolle in grossen Mengen erzeugen, und wenn Weizen gebaut werden sollte, würde auch ein Überschuss davon nach Britisch-Indien gehen können.

Prof. Dr. **Warburg**, Berlin, bespricht die Bemühungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees bezüglich der Erforschung der wasserwirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens und weist darauf hin, dass der Bericht von Sir William Willcocks über die Wiederherstellung der alten Bewässerungswerke am Tigris und die Auferstehung Chaldäas in Übersetzung auch in der Zeitschrift des kolonial-wirtschaftlichen Komitees „Der Tropenpflanzer" Februar 1905 erschienen ist. Redner sieht einzig in der Erschliessung dieser vorderasiatischen Gegenden eine wirkliche Sicherung der deutschen Baumwollindustrie, da unsere Kolonien, respektive das gesamte tropische Afrika, nur einen Bruchteil des Bedarfs Deutschlands respektive Europas zu liefern imstande sind, nämlich etwa 100 000 respektive 5—600 000 Ballen gegenüber einem Bedarf von 1,6 Millionen respektive 8 Millionen Ballen; schon die etwa 10 000 qkm des Willcocksschen Bewässerungsplanes sind imstande mindestens 500 000 Ballen Baumwolle jährlich zu liefern, das gesamte Gartenland Babyloniens würde mindestens die doppelte Menge ergeben. Hierzu ist freilich die jetzige Bevölkerung zu gering, da das Vilayet Bagdad nur etwa 600 000, ganz Mesopotamien, d. h. die Vilayets Mossul, Bagdad und Basra zusammen 1,4 Millionen Einwohner besitzen, während schon das Willcockssche Projekt einer ackerbauenden Bevölkerung von mindestens 1 Million Einwohner bedarf. Eine Besiedelung im Grossen ist aber nur möglich gleichzeitig mit einer Kolonisation seitens nicht-türkischer Bauern, Inder, ägyptischer Fellachen usw., und diese nur denkbar unter Voraussetzung einer durch einen international garantierten Charter gewährten administrativen und juridischen Autonomie. Nur eine internationale, äusserst kapitalkräftige Gesellschaft ist imstande, diese grösste Kulturaufgabe des nächsten Jahrzehnts durchzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freiherr **v. Münchhausen,** Gr.-Lichterfelde, erinnert an das Wort des grossen Bismarck: Die Regierung hat mit Gründung ihrer Schutzeinrichtungen dem Fortschritt des Handels zu folgen, z. B. musste das auf den Antrag des Orientalisten Dr. Blau Anfang der sechziger Jahre gegründete preussische Konsulat in Trapezunt Ende der sechziger Jahre wieder eingehen, nachdem der dritte dorthin geschickte Konsul aus Mangel an Beschäftigung in Tiefsinn verfallen war. Man weise tatsächlich das Bedürfnis nach, und die Regierung wird mit Gründung von Konsulaten folgen.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Yangtse-Gebiets.

Von Dr. **Georg Wegener,** Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der Redner bittet, vor Eintritt in seinen Gegenstand eine Mitteilung machen zu dürfen, von der er sicher sei, dass sie die tiefste Anteilnahme der Versammlung hervorrufen werde. In dieser Nacht sei Ferdinand von Richthofen verschieden. (Grosse Bewegung.) Er komme soeben von seinem Sterbebett. Am Mittwoch, nachmittags, habe ihm ein Schlaganfall die Besinnung geraubt, sie sei nicht wiedergekehrt, und gestern abend $^1/_2$11 Uhr sei er ohne jeden Kampf entschlafen. Es sei hier nicht der Ort, die Persönlichkeit des grossen Toten zu würdigen, auch fühle er sich dazu nicht imstande; zu tief sei er noch erschüttert von dem Anblick des mächtigen Hauptes, das so still und friedlich wie aus Marmor auf den weissen Kissen gelegen, und durch das ungeheure Rätsel, das aus diesem Antlitz gesprochen: was nun plötzlich aus dieser Welt von Wissen und Güte geworden sei, die hinter dieser Schädeldecke gelebt habe. Sei Richthofen auch in erster Linie reiner Gelehrter gewesen, so habe doch auch der Kolonialkongress alle Ursache, um den Hingang dieses Mannes zu klagen, denn er stehe auch mit unserer praktischen Sache in innigster Beziehung. Habe er doch u. a. den Weg nach Kiautschou gewiesen; ja mehr als das, mit all den Bestrebungen deutscher Arbeit in China stehe seine Tätigkeit in innigstem Zusammenhang. Gerade er, der Redner, habe bei der Vorbereitung dieses Vortrages wieder staunend sich vor Augen führen können, was für eine Summe auch wirtschaftlicher Kenntnisse für den Osten wir ihm verdanken. Noch heut seien die in seinen „Letters ou

China" und an vielen Stellen seiner grösseren Werke niedergelegten Beobachtungen und Winke über Bodenschätze, Verkehrsverhältnisse und dergleichen die bedeutendste und zuverlässigste Grundlage für die wirtschaftliche Erschliessung Chinas, die wir haben. Der Redner habe nicht das Recht, die Anwesenden zu bitten, sich zu Ehren des Verstorbenen, eines der grössten Gelehrten, die Deutschland besessen, und eines der besten und edelsten, im höchsten Sinne vornehmen Menschen, von ihren Sitzen zu erheben, glaube aber in ihrem Sinne zu handeln, wenn er den Herrn Vorsitzenden bitte, dies zu tun.

(Es geschieht und die Anwesenden erheben sich von ihren Sitzen.)

* * *

Eine neue Situation ist in Ostasien durch den überraschenden Sieg Japans über Russland und durch den fast noch überraschenderen englisch-japanischen Bündnisvertrag geschaffen worden, die das Interesse aller Weltmächte an der bevorstehenden Entwickelung Ostasiens zur höchsten Spannung anfacht. Das eine erscheint sicher: Die Aera der Hoffnungen auf eine dereinstige politische Beherrschung Ostasiens ist für die meisten Mächte zu Ende. Um so schwerwiegender tritt jetzt nach dem Friedensschlusse die Frage nach der wirtschaftlichen Zukunft des Ostens hervor. Und da unterliegt es keinem Zweifel, dass, wenn auch Japan augenblicklich politisch im Vordergrunde steht, doch wirtschaftlich nach wie vor China unbedingt und weitaus an Bedeutung überwiegt. Ich brauche diese Prämisse in einer Versammlung, wie die, vor der ich zu sprechen die Ehre habe, nicht zu beweisen; Sie wissen alle ebenso gut wie ich, dass die Worte auch heute noch zu Recht bestehen, die Ferdinand von Richthofen ausgesprochen hat:

> „Das Reich der Mitte ist materiell das gesegnetste unter den Ländern der Erde, eine scheinbar unerschöpfliche Schatzkammer, was die Produkte des Bodens und intelligente menschliche Arbeitskraft betrifft, ein Land von einer unberechenbar grossen und wichtigen Zukunft, dessen gigantischer Handel mehr und mehr die Arena des Wettkampfes der Kulturvölker werden wird."

Die moderne Entfaltung Japans hat ihre wesentlichste Bedeutung doch nur darin, dass in ihm noch ein weiterer ebenbürtiger Rivale für den Kampf auf diesem Schauplatz hinzugetreten ist. Und wenn auch, wie wir in der gestrigen Sitzung der 7. Sektion in dem Vortrag des Herrn Prof. Rathgen gehört haben, die Entwickelung des chinesischen Aussenhandels unerwartet langsam vor sich geht, so kann dies bei einem Lande, das noch heute immer erst an einzelnen Punkten diesem Handel erschlossen ist, das in seiner Kultur etwa auf einem Standpunkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht, wo wir vor 2—300 Jahren standen, und dessen Leben noch jetzt im wesentlichen auf landwirtschaftlichem Kleinbetrieb aufgebaut ist, nicht wundernehmen. Die Zukunft aber, von der Richthofen spricht, wird kommen.

Es ist ferner auch nicht meine Aufgabe, die politischen Gesichtspunkte zu erörtern, nach denen sich vielleicht aus der neuen Situation Verhaltungsmassregeln für unser Vorgehen in China ergeben könnten. Dass aber Deutschland, eines der ersten Industrie- und Handelsländer der Erde, im friedlichen Wettbewerb um den besten aller Zukunftsmärkte der Erde nicht beiseite stehen darf, ist gewiss. Indem ich hier annehme, die öffentlich verkündete Absicht des englisch-japanischen Vertrags, die Erhaltung des status quo und des Prinzips der offenen Tür in China, ist ehrlich gemeint, will ich lediglich untersuchen, welcher Teil des chinesischen Reiches wirtschaftlich der wertvollste ist und deshalb unsere Aufmerksamkeit am meisten verdient.

Das aber ist das Gebiet des Yangtsekiang.

Schon räumlich springt das in die Augen. Von den Provinzen des eigentlichen China — die schwach bevölkerten und minder kultivierten Nebenländer können hier ausser acht gelassen werden — gehören annähernd $^3/_7$ dem Stromgebiet des Yangtse an. Das ist noch ein wenig mehr als Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien und Portugal zusammengenommen. Der Begriff Mittelchina deckt sich mit dem des Yangtsegebiets. In bezug auf die Bevölkerungszahl verschiebt sich das Verhältnis noch mehr zugunsten dieses Bereichs, da in ihm fast $^5/_7$ der Einwohner des Chinesischen Reiches leben. Alle chinesischen Bevölkerungsangaben sind ja mit grosser Reserve aufzunehmen, schätzt man aber die Gesamtzahl der Bewohner Chinas auch nur auf 400 Millionen, so sind das mindestens 250 Millionen Menschen, was den Bevölkerungszahlen fast des gesamten ausserrussischen und türkischen Europas nahekommen würde. Dies ganze ungeheure Gebiet wird durch den Yangtsestrom zu einer wirklichen geographischen Einheit zusammengefasst. Es hiesse ein halbes Europa verschenken, wenn man gestatten wollte, dass es die „Interessensphäre" einer einzigen Macht würde.

Diese Zusammendrängung der Bevölkerung in das Yangtsegebiet lässt darauf schliessen, dass es auch besondere natürliche Vorzüge haben muss.

Solche sind vorhanden bereits in den klimatischen Verhältnissen. Der Norden Chinas, der in seinen grossen Verebnungen, seinem fruchtbaren Lössboden, seinen ungeheuren Kohlenschätzen sonst ungemein reich ausgestattet ist, hat doch den einen Nachteil, dass er einen ausgeprägten Winter hat, und der Unterschied zwischen einer Regen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Trockenzeit ist sehr scharf. Die Zahl der dort möglichen Ernten ist daher beschränkt. Mittelchina dagegen ist erheblich wärmer, subtropischen Charakters; einen Winter, der die Vegetationsperiode beendet, kennt es nicht. Es hat zwar auch eine feuchtere und trockenere Zeit, allein nicht mit so ausgeprägten Gegensätzen. Infolgedessen ist die Zahl der Ernten bei geeigneter Bestellung dort sehr viel grösser.

Nordchina ist das Land des Weizens, der Hirse, der Hülsenfrüchte, auch der Baumwolle; Südchina, und zwar vor allem das Yangtsegebiet, die Heimat der drei berühmtesten und wichtigsten Erzeugnisse des Reichs der Mitte: Seide, Tee und Reis.

Südchina hat zwar eine noch grössere Wärme, es wird teilweis schon zu den Tropen gerechnet. Allein seine Bodengestaltung ist nicht so günstig. Ausser der schönen Mündungsebene des Sikiang bei Kanton, ist es ein anscheinend ziemlich rauhes Gebirgsland, jedenfalls aber wenig besiedelt und wenig bekannt.

Kulturfeindliche Hochgebirge fehlen, mit Ausnahme des äussersten Westens, ganz. Der Boden des Yangtsegebiets ist vorwiegend ein Hügel- und Mittelgebirgsland von mächtigen Höhen, weitgehend gegliedert, fast durchweg wegsam und und anbaufähig und reichlich bewässert. Hineingesenkt in dies Bergland ist, als ein Charakteristikum der Bodengestaltung Südchinas, eine Anzahl flacherer Becken, von oft sehr bedeutender Ausdehnung, noch leicht hügelig, aber deutlich von den höheren Gebirgsrändern sich abhebend, in denen sich diese günstigen Eigenschaften aussordentlich steigern und Gelegenheit zu reichster Besiedelung und Entfaltung menschlicher Kultur geboten ist; endlich verschiedene noch tiefere und ganz glatte Stromalluvialebenen von üppigster Fruchtbarkeit des Bodens, die zu den Gegenden der intensivsten Bevölkerungsdichte auf der Erde gehören. In den Ebenen des Yangtsegebiets dominiert, auf künstlicher Bewässerung beruhend, der Reisbau, auf den wohlbefeuchteten Gehängen der Mittelgebirge die Teestrauchkultur, und fast überall pflegt der Bauer nebenher den Maulbeerbaum für die Seidenzucht. Zahlreiche andere Bodenbau-Produkte, die weniger allgemein verbreitet sind, aber in den einzelnen Provinzen eine bedeutende Entfaltung haben, treten hierzu hinzu.

Auf dem Ackerbau basiert heute noch in erster Linie die Bevölkerungsansammlung in China; im Yangtsegebiet wird die Volksdichte in den tiefer gelegenen Teilen des Gebietes, so am ganzen Mittellauf des Yangtse, im Mündungsgebiet, im Herzen von Szetschwan, über 200, ja 300 auf den Quadratkilometer mehr als das doppelte Deutschlands geschätzt. Von diesen Zentren nimmt sie dann streifenweise gegen die Ränder und Höhen zu ab, sinkt aber wohl nirgends auf grössere Strecken hin unter den zehnten Teil davon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch an den mineralischen Bodenschätzen, die China auszeichnen, nimmt das Yangtsegebiet in reichstem Masse teil. Wir werden das wesentlichste davon bei der Behandlung der einzelnen Provinzen kennen lernen. Der Chinese hat früh verstanden, sie aufzufinden, aber doch die Technik, sie zu heben, nur zu einer ziemlich geringen Höhe gebracht. Hier ist ein Punkt, wo die höhere Intelligenz des Europäers vor allem eine neue Aera heraufführen kann.

Etwas ausführlicher möchte ich bei einem andern generellen Punkte verweilen, der für den wirtschaftlichen Wert des Yangtsegebiets von der allergrössten Bedeutung ist. Ich meine die unvergleichlich glänzende Erschliessung desselben durch das Verkehrssystem der Yangtse-Wasserwege.

Der Yangtsekiang wird mit Recht nicht nur als die grossartigste Verkehrsader Chinas, sondern als der Erde überhaupt bezeichnet, insofern, als kein anderer Strom auf solch eine schiffbare Länge hin durch ein hochkultiviertes und dichtbevölkertes Land fliesst. Wird er vielleicht an Ausdehnung der Schiffbarkeit von einigen amerikanischen Strömen noch übertroffen, so stehen doch in dieser Hinsicht alle hinter ihm zurück. Es tritt überdies noch eine Anzahl anderer Umstände hinzu, die in merkwürdig glücklicher Weise seine Bedeutung steigern.

Nicht in ein verkehrsfeindliches Meer mündet der Yangtsekiang, wie die Riesenströme Sibiriens, nicht in zurückgelegene Meeresbuchten wie der Ganges oder der Mississippi, sondern unmittelbar in eine der grossartigsten Weltverkehrsstrassen der Erde, den Seeweg Europa-Ostasien-Nordamerika, sein eigener Verkehr ist wie ein direkter Nebenfluss dieses grossen Lebensstroms. Der Südosten Chinas hat von dieser Weltstrasse aus ein gutes Eingangstor in der Mündung des Sikiang; die Blüte von Kanton und Hongkong beruht darauf. An der gebirgigen Küste nördlich von Kanton bis zur Mündung des Yangtsekiang finden wir zwar eine Fülle vortrefflicher Häfen; das Meer greift hier zwischen die kulissenförmig sich vorschiebenden Ketten des südchinesischen Gebirgsrostes in tiefen Buchten hinein, die überdies meist noch durch schärenartige Felsinselschwärme vor Sturm und Wellen geschützt sind. Allein der Wirkungsbereich dieser Eingänge ist beschränkt; verhältnismässig hohe und schwer wegsame Bergzüge umschliessen sie in geringer Entfernung von der Küste, kein einziger Fluss von nennenswerter schiffbarer Länge verbindet sie mit dem eigentlichen Inland Chinas. So kommt es, dass die Entwickelung der Häfen dieser Küstenstrecke, eines Swatow, Amoy, Futschou, fast einzig auf dem Handel der unmittelbaren Küstengebiete beruht, die auch gegeneinander lokal eigentümlich abgeschlossen sind, Eingangspforten ins Innere sind sie nicht. Nördlich am Yangtse dagegen — genauer gesprochen schon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas südlich von ihm — beginnt eine ganz anders gestaltete Uferbildung. Hier tritt die „grosse Ebene" Chinas ans Meer, wir haben eine ausgesprochene Flachküste, eine jener sogenannten „eisernen Küsten", die für Schiffe fast unnahbar sind. Ohne jeden brauchbaren Hafen, öde, fast unbewohnt, zieht sie dahin, um so mehr, als die Chinesen selbst noch durch Schaffung des Kaiserkanals die hier mündenden Flüsse abgefangen haben. Erst die Küsten der Halbinsel Schantung sind wieder felsig, und hier begegnen uns auch einige gute Hafenbuchten, vor allem die schöne Bucht von Kiautschou. Ich bin weit entfernt, die hohe Handelsbedeutung dieses unseres Besitztums zu verkennen, allein es gilt doch auch von ihr, ebenso wie von Tschifu oder Wei-hai-wei, dass sie der wichtigsten handelsgeographischen Gunst, eines schiffbaren Flussweges ins Innere, entbehrt und erst durch das künstliche Mittel einer Eisenbahn diesen Mangel zu ersetzen suchen muss. Nördlich von Schantung beginnt wieder die hafenarme Flachküste. Hier mündet zwar der zweitgrösste Strom Chinas, der Hwangho, allein seine stürmischen Wasser und sein unbeständiges Strombett sind auch im Innern niemals eine Grossschiffahrtsstrasse gewesen, seine gegenwärtige Mündung vollends ist derart versandet, dass über sie so gut wie gar keine Verbindung mit der See stattfindet. Erst die Mündung des Paiho bietet wieder einen Zugang ins Hinterland, wenngleich die Kleinheit des Flusses und die Barre vor seiner Mündung nur kleinen Seeschiffen den Zugang gestattet. Wie wichtig aber selbst dieser ziemlich fragwürdige Zugang ins Innere ist, beweist die Blüte des hier gelegenen Tientsin.

Zwischen dem Paiho und dem Sikiang, d. h. auf eine Küstenstrecke, die, ganz ungefähr, derjenigen von Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich zusammen gleichkommt, besteht also neben der Yangtsemündung kein konkurrierender Eingang. Sie ist das Seetor von China *κατ' ἐξοχήν*.

Von hier zieht die Flussstrasse des Yangtse lotrecht zur Küste, quer durch die ganze grösste Breite des chinesischen Weltreichs hindurch bis zu seinem „fernen Westen". Und welch eine Strasse ist dies! Bis Tschönnkiangfu, zum Eingang des Kaiserkanals, können Seeschiffe aller Grössen gelangen, d. h. so weit ungefähr, wie in der Luftlinie von Hamburg nach Berlin. Bis Nanking, der alten Mingresidenz, fuhr bereits im Jahre 1842 die englische Kriegsflotte und entschied dadurch den sogenannten Opiumkrieg, und im Jahre 1900 ist unser Panzer „Kurfürst Friedrich Wilhelm", dessen Tiefgang 7,4 m beträgt, ebenfalls dort gewesen. Das ist so weit wie von Hamburg bis nach Frankfurt an der Oder oder bis nach Giessen. Die Seeschiffahrt überhaupt aber reicht bis nach Hankou, nahezu tausend Kilometer weit ins Innere, etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie von Hamburg quer durch Europa bis fast nach Genua. Erheblich weiter aufwärts erstreckt sich schon seit längerer Zeit ein regelmässiger Dampfschiffsverkehr, der von Shanghai bis nach Itschang, 1750 km von der Mündung, reicht, d. h. so weit, wie von Hamburg nach Messina oder Madrid, eine Fahrt von etwa 10 Tagen. Oberhalb von Itschang unterbrechen die berühmten Schluchten, in denen der Yangtsekiang die stark ausgeprägte Höhenstufe zwischen West- und Mittelchina überwindet, die Schiffbarkeit für europäische Fahrzeuge. Auf einer Strecke von über 500 km, zwischen Itschang und Tschungking, machen zahlreiche Stromschnellen das Fahrwasser so gefährlich, dass es bisher noch nicht möglich gewesen ist, den regelmässigen Dampfschiffsverkehr weiter auszudehnen. Ein englischer Handelsdampfer und einige englische und französische Kanonenboote haben bisher, nicht ohne Fährlichkeiten, die Fahrt gemacht, ein deutscher Dampfer, die „Suhsiang", an deren Bord ich mich damals selbst befand, ist bei dem gleichen Versuch im Jahre 1900 in den Schnellen zu Grunde gegangen. Trotzdem darf die Hoffnung noch nicht aufgegeben werden, dass es durch geeignete Massregeln dereinst doch gelingen wird, dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Für die ungemein lebhafte einheimische Dschunkenschiffahrt bilden die Stromschnellen kein Hindernis, eine Flotte von vielen Tausenden chinesischer Fahrzeuge unterhält den Verkehr zwischen Itschang und Tschungking. Jenseits dieses Ortes ist der Strom wiederum für flachgehende europäische Dampfer durchaus fahrbar, mindestens bis zu der Stadt Sufu, die noch mehr als 400 Kilometer oberhalb der „Gorges" liegt. Gelingt es dereinst, eine fortlaufende Verbindung von Shanghai bis dorthin herzustellen, so würde sie eine Strecke von mehr als 2500 km durchlaufen. Wo ihr Ende liegt, da ist zugleich auch ungefähr die Westgrenze der intensiveren chinesischen Zivilisation gelegen; jenseits davon beginnen die wirtschaftlich minder wichtigen innerasiatischen Hochländer.

Aber es ist nicht die Flussader des Yangtse allein, die hier in Betracht kommt, sondern in wunderbarer Regelmässigkeit gehen, ähnlich den Rippen eines Blattes, nach rechts und links von ihr Wasserwege ab, die ebenfalls von vortrefflicher Schiffbarkeit sind, grösstenteils auf beträchtliche Strecken auch für europäische Fahrzeuge, erstaunlich weit für die chinesische Schiffahrt, die es versteht, durch Umladen in immer kleinere und kleinere Fahrzeuge den Flüssen bis nahe an die Wasserscheiden hinauf zu folgen. Vielfach führen an diesen Wasserscheiden nur kurze und bequeme Uebergänge, zuweilen sogar künstliche Kanäle, zu andern benachbarten Stromgebieten hinüber, und so kommt es, dass diese Nebenwasserstrassen auch den Verkehr weiterer, jenseits des eigentlichen Yangtsegebiets gelegener Landschaf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten Chinas mit dem grossen Strom verbinden. Ich führe die wichtigsten dieser Wege vor:

Unweit Tschönnkiangfu zweigt sich zunächst nach beiden Seiten eine künstliche Wasserstrasse vom Yangtse ab, das grandiose Werk des Kaiserkanals. Nach Süden dient er hauptsächlich dazu, das Deltaland des Yangtse in nähere Verbindung mit dem Strom zu bringen; nach Norden ist sein Einfluss ein viel weiter reichender. Ursprünglich gebaut, um eine vor den Stürmen des Gelben Meeres gesicherte Verbindung des Yangtse mit der Landeshauptstadt Peking herzustellen, hat er in der Neuzeit, wo die Gefahren der Seefahrt den modernen Dampfschiffen minder drohend sind, an seiner Bedeutung verloren; er ist keine durchlaufende Wasserstrasse mehr. Trotzdem spielt er bei der geringen Scheu, die die Chinesen vor der Mühe des Umsteigens und Umladens haben, immer noch für den inneren Verkehr eine hervorragende Rolle; er knüpft nicht nur die Provinz Kiangsu ganz an den Yangtse, sondern auch für den westlichen Teil von Schantung bildet er noch heute die Hauptader, auf der fremdländische Artikel in das Land einströmen. Und weiterhin leitet er nach Tschili; er verknüpft also den Nordwesten Chinas mit dem Yangtsekiang.

Dann treffen wir unweit Kiukiang die Mündung eines grossen Binnensees, des Poyang, der das Abflusssystem der gesamten Provinz Kiangsi dem Yangtse zuleitet. Wer nicht mit der chinesischen Welt vertraut ist, dem klingen diese Provinznamen fremd und gleichgültig. Nicht so dem Kenner. Für ihn ist fast jede dieser „Provinzen", deren mittlere Grösse in Wirklichkeit das Königreich Bayern dreimal übertrifft, ein landschaftliches, ethnisches und wirtschaftliches Individuum von ganz besonderer und interessanter Eigenart.

Unter den Zuflüssen des Poyang-Sees ist der wichtigste der Kankiang, der die ganze Provinz, wiederum ähnlich der Mittelrippe eines Blattes, durchzieht. Er ist bis nahe an seinen Ursprung schiffbar, und von dort führt ein überaus leichter, nur etwa 300 m hoher Pass, der besonders in der älteren europäischen Geographie Chinas vielgenannte Meiling, hinüber zu dem sogenannten Nordfluss, der nach Kanton hinabgeht. Dies ist eine der berühmtesten Strassen Innerchinas, auf der zur Zeit, als Kanton die einzige Eingangspforte des Reiches der Mitte war, die europäischen Gesandtschaftsreisen ins Innere vor sich gingen. Noch heut ist es der Weg, auf dem, wie durch den Kaiserkanal der Nordosten, so der Südosten Chinas, insbesondere die menschenwimmelnde Mündungsebene des Sikiang, mit dem Yangtse in Verbindung steht.

Nunmehr treffen wir wieder auf dem linken Ufer eine neue Wasserader, den bei Hankou mündenden Hanfluss. Weit hinauf schiffbar, ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er einer der wichtigsten Verkehrswege Innerchinas, auf dessen Einfluss in den Yangtse die Bedeutung Hankous wesentlich beruht. Er verbindet einmal den nördlichen Teil der grossen mittelchinesischen Ebene mit dem Yangtse, leitet den Verkehr aber auch weiter hinaus. Sehr alte Handelsstrassen schliessen sich an ihn an, von denen die eine direkt nordwärts nach Peking und der Mongolei führt. Dies ist der Weg z. B., den der russische Ueberland-Teehandel nimmt, bezw. bis zum Ausbruch des Krieges nahm. Eine zweite Verbindung geht, das rauhe Tapaschan-Gebirge nordwärts umgehend, hinüber nach dem nördlichen Szetschuan. Vor allem aber führen vielbegangene Pässe von seinem Knie oberhalb von Siang yang aus über das grosse Scheidegebirge zwischen Nord- und Mittelchina, den Tsinlingschan, nach Hsinganfu, der uralten Kaiserstadt. Hierdurch treten auch die nordwestlichen Provinzen Chinas in Beziehung zum Yangtse; ja viel weiter hinaus reicht noch der Einfluss dieser Verkehrsstrasse; sie zieht von hier längs des Nordrandes von Hochasien in das chinesische Zentralasien hinein, dessen eigentliche Lebensader sie dort ist. Dies ist der Weg, auf dem schon im grauen Altertum die chinesischen Seidenstoffe zum Abendlande gingen, auf dem Marco Polo reiste, und es wird auch der Weg sein, auf dem die dereinst einmal kommende grossasiatische Zentralbahn heranziehen und den Yangtse erreichen wird.

Wenig oberhalb Hankous mündet, diesmal wieder von rechts, der Ausfluss eines dem Poyang-See ähnlichen zweiten Binnensees, des Tungting, der wie dieser ein grosses Sammelbecken von Flussstrassen ist, die hier die Provinz Hunan aufschliessen. Einer dieser Flüsse, der Siangkiang, führt geradewegs nach Süden und von seiner Quelle über den dem Meiling ähnlichen Tscheling-Pass zum mittleren Sikiang. Hier geht sogar seit alters her direkt ein, früher wenigstens, schiffbarer Kanal über das Gebirge. Es ist das im Verein mit der Hanflussstrasse der zweite grosse Nordsüdweg, der, wie die Strasse des Kankiang und des Kaiserkanals, das ganze Reich durchzieht und die grosse Ostweststrasse des Yangtse senkrecht schneidet. Ausserdem mündet in den Tungting-See der Yüankiang, der die Provinz Kweitschou mit dem Yangtse verknüpft, sowie auf den noch ferneren Südwesten, die Provinz Yünnan hinweist.

Die Hauptader des Yangtse selbst vermittelt dann den Verkehr mit der westlichsten und grössten Provinz des Reiches, Szetschuan, die durch ein reich entwickeltes System vortrefflich schiffbarer Nebenflüsse, wie des Kialingkiang und das Minkiang in vorzüglicher Weise aufgeschlossen ist. Auch die Provinz Yünnan berührt er, und wenn auch seine Schiffbarkeit für Dschunken endlich bei dem Wassersturz von Pingschanhsien oberhalb von Suifu ihr Ende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

findet, so setzt sie doch seinen Weltverkehr in den grossen und uralten Handelswegen fort, die nach Tibet und nach Birma von ihm ausstrahlen.

Ich habe hier nur die allergrössten Züge des Yangtse-Verkehrssystems andeuten können. Von ihm zweigt sich überall ein bis ins Klein und Kleinste gehendes Netzwerk von Wasserstrassen, natürlichen und in bedeutendem Massstabe auch künstlichen, ab, das wie das Geäder eines lebendigen Körpers alle Teile des Gebiets durchzieht und ihnen das eigentliche Leben gibt. Während in Nordchina der Landverkehr mit Wagen vorherrscht, gibt es im mittleren und südlichen China fast keine Wagen, aller Grossverkehr vollzieht sich auf Schiffen. Es gibt kein zweites Land der Erde, wo der Schiffsverkehr so intensiv entwickelt ist und so dominiert, wie hier. Und diesen ganzen Verkehr beherrscht und fruktifiziert derjenige, der die Grossschiffahrt auf dem Yangtse beherrscht.

Bis zum Jahre 1899 bestand noch gar kein regelmässiger deutscher Dampfschiffsverkehr auf dem Strom. Dann aber setzte deutsche Energie mit einem grossartigen und hoffnungsreichen Schwung ein. Bereits im Jahr 1900 richteten die Firmen Melchers & Co., d. h. der Norddeutsche Lloyd, und Rickmers, Bremen, einen wöchentlich zweimaligen Verkehr mit fünf Schiffen von Shanghai bis nach Hankou und einen vierzehntägigen mit zwei Schiffen von dort bis nach Itschang ein. Ja, in kühnem Mute versuchte die letztgenannte Firma sogar alsbald die Schiffahrt bis nach Szetschuan auszudehnen. Das erwähnte Scheitern der „Suihsiang" in der Tungling-Schnelle, oberhalb von Itschang, machte diesen Plänen leider ein Ende. Doch war Hoffnung vorhanden, dass die Nachfolgerin von Rickmers, von welcher die Yangtselinie jetzt gekauft wurde, die kraftvolle Hamburg-Amerika-Linie, im Verein mit dem ebenso starken Norddeutschen Lloyd das Ziel dennoch erreichen würden. Diese Hoffnung hat sich, wenn auch der Gedanke daran noch nicht endgültig fallen gelassen worden ist, doch bisher nicht verwirklicht, ja vielmehr leider umgekehrt, die Ausdehnung der deutschen Yangtseschiffahrt ist seither sogar zurückgegangen, auch die Itschangfahrt ist eingestellt, nur noch bis Hankou verkehrt zurzeit regelmässig die deutsche Flagge. Ja selbst diese Fahrt rentiert sich nicht. Der Grund dafür ist das energische Vorgehen der japanischen Regierung, die mit so starken Subventionen die japanische Schiffahrt auf dem Yangtse unterstützt, dass eine Konkurrenz damit den nicht subventionierten deutschen Linien nicht möglich ist. Nur eine ähnliche deutsche Reichssubvention könnte hier helfen.

Soviel über das Yangtsegebiet im ganzen. Nun noch einige Bemerkungen über die wichtigsten seiner einzelnen Teile. Gewiss ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Gebiet wirtschaftlich ein Ganzes in dem Sinne, dass es durch ein einziges Verkehrssystem überall zugänglich ist. Abgesehen davon aber ist es, wie sich schon bei seiner ungeheuren Ausdehnung von vornherein annehmen lässt, von einer ausserordentlichen Mannigfaltigkeit, die es mit sich bringt, dass es kommerziell nicht nur als Gesamtheit dem Auslande gegenübertritt, sondern dass auch in seinem Innern eine bedeutende wirtschaftliche Zirkulation stattfindet. Somit hat nicht etwa nur der Einfuhr- und Ausfuhrhandel des Ganzen über See für uns Europäer ein Interesse, sondern auch die wirtschaftliche Sonderbedeutung der einzelnen Teile. Nicht nur in Shanghai etwa oder in Hankou, den grossen Umschlagsplätzen des Seeverkehrs, ist für uns etwas zu holen, sondern eine ganze Fülle innerer wirtschaftlicher Zentren bieten reiche Aussicht auf kaufmännischen Gewinn; es gilt, sich rechtzeitig auch an dem sich mehr und mehr entfaltenden internen Handel des Yangtsegebiets zu beteiligen.

Diese Übersicht kann ich bei der Kürze der Zeit natürlich nur flüchtig andeuten.

Im fernen Westen nimmt der Yangtse den Verkehr von Tibet auf. Ist dies Land auch eine Gegend der grössten Verkehrsschwierigkeiten und arm und dünn besiedelt, und fehlt uns auch eine quantitative Berechnung des Handels, der auf den wenigen grossen alten Strassen dort vor sich geht, so ist er doch nicht zu unterschätzen. Aus dem einfachen Grunde, weil er durch China für dies immerhin räumlich gewaltige Gebiet so gut wie monopolisiert ist. Von Tibet kommen die Rohstoffe einer geringeren Kultur, besonders Produkte des Tierreichs, wie Felle, Horn, auch Moschus, herab, während umgekehrt China den Tibetern fast alles liefert, was sie von industriellen Komfort- und Luxuserzeugnissen brauchen. Insbesondere ist die Ausfuhr des gepressten Ziegeltees, der den Tibetern Lebensbedürfnis ist, seit alters von solcher Bedeutung, dass hierin vielleicht der Hauptfaktor der wirtschaftlichen und damit auch der politischen Herrschaft Chinas über Tibet begründet ist.

Die entfernteste der Yangtse-Provinzen des eigentlichen China, Yünnan, ist zunächst wohl minder wichtig. Es ist ein entlegenes Gebirgsland mit schwierigen Verkehrsverhältnissen, auch anscheinend durch den furchtbaren Mohammedaner-Aufstand der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stark entvölkert und verarmt. Allerdings gilt es für die an Mineralschätzen reichste Provinz des Landes; Kohlen, Gold, Silber, Eisen, Zinn, Zink, Kupfer, Quecksilber, Salz u. a. sollen sich in bedeutenden Mengen finden; auch Edelsteine. Es fragt sich aber, ob nicht einen Hauptteil dieses Verkehrs die Franzosen durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Bahnbauten von Tongking, oder die Engländer von Birma aus an sich ziehen werden.

Von höchster Bedeutung aber für die ganze Yangtse-Welt ist die Provinz Szetschuan. Sie ist nicht nur die räumlich grösste Chinas, mit über 460 000 qkm Flächenraum und wahrscheinlich mehr als 45 Millionen Einwohnern dem gesamten Deutschen Reiche an Grösse und Bevölkerungszahl nahekommend, an Bevölkerungsdichte ihm etwa gleich, sondern sie gilt auch allgemein als eine der an natürlichen Schätzen reichsten und an moralischer und physischer Gesundheit, an Wohlstand und Kultur der Bevölkerung höchststehenden ganz Chinas. Den grösseren Teil von Szetschuan bildet das sogenannte rote Becken, eine von höheren Gebirgswänden umschränkte Hügellandschaft, deren rötlicher, tonreicher Sandsteinboden überall von hoher Fruchtbarkeit ist und eine Fülle verschiedener Vegetabilien erzeugt, vor allem Reis. Auch Seide hat hier ein besonderes Produktionszentrum. Neuerdings dehnt sich besonders der lukrative Mohnbau aus, so dass Opium heut bereits das Hauptausfuhrmittel Szetschuans geworden ist. Auch der Mineralreichtum ist sehr bedeutend; die Kohlenlager sollen eine ungeheure Ausdehnung haben. Von hoher Bedeutung ist die Gewinnung von Salz aus Soolquellen, die einen Gesamtwert von zirka 50 Millionen Mark haben soll und fast ganz Westasien versorgt. Zahlreiche bedeutende Bevölkerungszentren sind deshalb vorhanden. So gibt man Tschungking, dem Hafen oberhalb der Gorges, der den gesamten Verkehr Szetschuans zusammenfasst, über 300 000 Einwohner. In einem besonders begünstigten Teile des Landes aber, der noch in das rote Becken wiederum eingesenkten flachen Alluvialebene am Minkiang, die seit alters mit einem grossen Netzwerk künstlicher Bewässerungsanlagen versehen ist, haben wir eine Stelle, wo 3 bis 4 Millionen Menschen auf einer nur 6200 qkm grossen Fläche leben, also mit einer Volksdichte von mindestens 500 Menschen auf den Quadratkilometer. Den Mittelpunkt dieser Ebene bildet die auf etwa eine halbe Million Einwohner geschätzte Stadt Tschöngtufu, die als die eleganteste und schönste Stadt Chinas gilt. Die furchtbare Taiping-Rebellion, die weiter im Osten die Bevölkerung dezimiert und so unermessliche Kulturwerte vernichtet hat, ist nicht bis Szetschuan vorgedrungen. Daher dieser Wohlstand.

Noch heut muss man sagen, dass Szetschuan im wesentlichen eine auf sich beruhende Welt ist; es erzeugt bisher seine Bedürfnisse noch meist selbst und verbraucht allein seine Produkte. Seine Ausfuhr und Einfuhr ist verhältnismässig noch gering. Nur Baumwollenstoffe, das Material für die bekannte blaue Kleidung der grossen Menge überall in China, werden bisher in wirklich bedeutendem Masse eingeführt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist aber gar keine Frage, dass sich dies ändern wird. Schon jetzt bereitet sich eine Wandlung dieses Zustandes der Selbstgenügsamkeit durch das erwähnte immer weitere Umsichgreifen der Mohnkultur vor, die erheblich mehr Opium erzeugt, als die Provinz braucht, dagegen den Reisbau einschränkt, so dass schon jetzt in ungünstigen Jahren die Notwendigkeit einer bedeutenden Reiseinfuhr sich herausstellt.

Der gegebene Ansatzpunkt für den europäischen Handel ist der seit dem Frieden von Shimonoseki den Fremden ohne Einschränkung zugängliche Vertrags-Hafen von Tschungking. Diesen Ort mit regelmässiger Dampfschiffahrt zu erreichen, darauf muss vor allen Dingen hingewirkt werden. Seit einigen Jahren schon haben die Franzosen ein, die Engländer sogar drei Kanonenboote dort stationiert, die sie wohlbehalten über die Schnellen hinaufgebracht haben. Wir noch keins.

Unterhalb der Gorges, bei Itschang, erreichen wir die gewaltige Ebene Zentralchinas, wiederum ein Gebiet höchster Fruchtbarkeit und Bevölkerungsdichte, eines der wichtigsten Ackerbaugebiete Chinas, besonders für Reis und Baumwolle. Sie gehört im wesentlichen der Provinz Hupe an. Ihr westliches Eingangstor am Yangtse ist Itschang. Itschangs Bedeutung beruht auf seiner Eigenschaft als Umschlagsplatz für die Schiffahrt durch die Gorges nach Szetschuan, die durch besonders gebaute Dschunken und besonders geschulte Schiffer unterhalten wird. Obwohl für die primitive Dschunkenschiffahrt die Reise nach Tschungking so gefährlich ist, dass von je zwanzig Dschunken eine verloren gehen soll, so besorgt doch eine Flotte von 8—10 000 Fahrzeugen diesen Dienst. Am Kai von Itschang bildeten zur Zeit meines Besuchs diese grossen, braunen, mittelalterlich aussehenden Schiffe eine ganze schwimmende Stadt mit zahlreichen Gassen, in denen man dazwischen hindurchfuhr. Ein weiterer wichtiger Handelsplatz in der Ebene ist Schaschi, dessen Blüte auf einem System von Schiffahrtskanälen beruht, die hier vom Yangtse nach Norden und Süden ausgehen. Die Anzahl der Dschunken, die ich im Winter 1900 an dem langgestreckten Steinkai liegen sah, schätzte ich auf erheblich über 1000, und die Mehrzahl überraschte durch Grösse und vorzüglichen Zustand.

Für den Verkehr mit der Provinz Hunan, deren Norden noch zu der Zentralebene gehört, wird sich der erst neuerdings eröffnete Vertragshafen Yotschou besonders entwickeln. Diese Provinz ist bekannt durch ihre tüchtige Bevölkerung, die bekanntlich Chinas beste Soldaten liefert. Die früher oft betonte Fremdenfeindlichkeit dagegen scheint doch nicht so gross zu sein. Die jüngsten Berichte des Kommandanten unseres Kanonenbootes „Vaterland", Herr v. Bülow, der seine Informationsreisen weit ins Innere auf dem Siangkiang und dem Yuenkiang

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgedehnt hat, erzählt nur überall von dem liebenswürdigsten Empfang. Allerdings betont er auch, dass den Löwenanteil der modernen Erschliessung Hunans sichtlich überall die Japaner erringen. Hunans Bedeutung liegt einmal in der Erzeugung von Tee, dessen Handelszentrum die grosse Stadt Siangtan ist, die Richthofen auf eine Million Einwohner schätzte (der Kommandant des Kanonenbootes „Vaterland" berichtet uns 1904 nur von 100 000 Einwohnern) und die zugleich einer der Hauptgeldplätze Innerchinas sein soll. Neben ihr entwickelt sich jetzt noch bedeutender die den Fremden geöffnete Provinz-Hauptstadt Tschangscha. Ferner haben wir in Hunan Kohlenlager von einer Mächtigkeit, wie in Pennsylvanien, und höchst günstig gelegen. Schon jetzt ist die Ausbeute sehr bedeutend, die grossen industriellen Werke von Hanyang und Wutschang werden zum Beispiel von hieraus mit Kohlen versorgt.

Die Strecke von Yotschou bis nach Hankou war nach meiner Beobachtung auf dem gesamten Yangtse die verkehrsreichste. Vielen Hunderten weisssegeliger Dschunken begegnete man täglich, die sich stromauf und stromab für das Auge zu ganzen Flotten zusammenscharten. Es ist das eben diejenige Strecke, wo die grosse Ostwest-Strasse des Yangtse mit der Südnord-Strasse des Siangkiang und Hankiang zusammenfällt.

An der Mündung des Hankiang endlich erreichen wir eine Stelle, die mit Sicherheit als einer der wichtigsten Punkte des Welthandels der Zukunft betrachtet werden darf. Wenn man den Berichten des Missionars Huc Glauben schenken darf, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dort weilte, so war hier damals derjenige Ort, wo die grösste bisher bekannte Menschenansammlung der Erde bestanden hat. Die hier unmittelbar nebeneinander liegenden drei Städte Wutschang, Hanyang und Hankou, die dem Wesen nach eine einzige Siedelung sind, sollen damals zusammen 8 Millionen Einwohner gehabt haben. Seitdem ist die furchtbare Vernichtungswelle der Taiping-Rebellion darüber hingezogen; allein noch heute gibt man den Städten eine Gesamteinwohnerzahl von etwa 2 Millionen.

In den Augen der Chinesen ist die vornehmste dieser Städte das auf dem Südufer des Yangtse gelegene Wutschang, die Residenz des Vizekönigs Tschangtschitung, dessen Bestrebungen um Erschliessung seiner Provinzen für den Handel und vor allem die Wachrufung einer national-chinesischen Industrie bekannt sind. In Wutschang hat er bereits seit Jahren eigene Baumwollspinnereien eingerichtet, welche die reichen Baumwollerträgnisse der Provinz verspinnen, in dem gegenüber, westlich von der Mündung des Han gelegenen Hanyang bedeutende Eisenwerkstätten: Geschützgiessereien, Gewehrfabriken,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schienenwalzwerke. Die dazu erforderlichen Kohlen liefern ausser den genannten Gruben in der Provinz Hunan gewaltige Kohlenfelder, die in naher Nachbarschaft im Norden des Hanflusses sich ausdehnen. Ich habe diese Eisenwerke durchwandert; sie machten schon 1900 einen imponierenden Eindruck, und wenn die Qualität des Erzeugten und die Rentabilität für die Unternehmer auch noch keineswegs befriedigend waren, so lag das anscheinend nur an der Untauglichkeit der chinesischen Verwaltung, nicht an der Ungeeignetheit der von der Natur hier gebotenen Materialien. Die dritte der drei Städte, das östlich vom Han gelegene Hankou, war ursprünglich der unbedeutendste der drei Orte und darum gerade, mit einem Anflug von Verächtlichkeit, den drängenden Europäern als Vertragshafen geöffnet. Wie es aber fast überall in den ähnlichen Fällen in China gewesen ist, hat der kleine Vorort durch den Handel der Europäer den bedeutenderen Nachbarort rasch überflügelt. Hankou ist bereits jetzt die grösste der drei Städte geworden mit 8—900 000 Einwohnern, und man kann mit Sicherheit sagen, dass seine beliebte Bezeichnung als das künftige Chicago des Ostens gerechtfertigt ist. Hankous Zukunft liegt in seiner ausserordentlich günstigen geographischen Lage fest begründet. Erstens ist es der Endpunkt des Seeverkehrs, der bis hierher hinaufreicht, im Sommer für Schiffe bis zu 25 Fuss Tiefgang, zweitens ist es das östliche Eingangstor der üppigen Ebenen Zentralasiens, drittens der Vereinigungspunkt der beiden Nordsüd-Strassen von Kiangsi und Hunan, ihr Schnittpunkt mit der Yangtselinie und der Ausstrahlungspunkt für die Strassen den Han aufwärts nach Norden. Die Mündung des Hankiang selbst stellt den Hafen für den chinesischen Dschunkenverkehr Hankous dar. Das Schiffsgewühl, das in ihm herrscht, ist das grossartigste, was ich in irgend einem Hafen der Welt gesehen habe. Aber damit noch nicht genug, Hankou wird auch ein Zentralpunkt künftiger grosser Eisenbahnwege sein. Die bereits lange im Bau befindliche grosse Nordsüdbahn von Peking, die sich der Vollendung nähert, wird bei Hankou den Yangtse überschreiten, um dann bis Kanton weitergeführt zu werden. Sie wird hier die Eisenbahn kreuzen, die den Yangtse aufwärts geplant wird. Endlich wird von hier, wie ich schon andeutete, eine der grössten kommenden Weltbahnen, deren Schaffung nur eine Frage der Zeit ist, die innerasiatische Zentralbahn, wahrscheinlich münden.

All das sichert Hankou eine ausserordentliche Blüte, an der wir, wenn irgend möglich, teilzunehmen suchen müssen. Anfänge dazu sind in vielversprechender Weise gemacht. In erster Linie im Handel Hankous steht der Tee; er wurde bis zum Kriege vorwiegend von Russen ausgeführt und ging über Land nach Norden. Die übrige Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fuhr lag fast ausschliesslich in Händen deutscher Firmen. Fast alle maschinellen Anlagen für die industriellen Unternehmungen sind, bis vor kurzem wenigstens, deutsches Fabrikat gewesen, deutsche Werkmeister leiteten die Betriebe. Wir besitzen in Hankou ein deutsches Berufskonsulat und haben einen 400 qkm grossen Raum von China gepachtet, auf dem eine rein deutsche Niederlassung gegründet ist, die, mit stattlichen, 15 Meter hohen Kais und hübschen Geschäftshäusern, sich schon 1900 dem äuseren Anblick nach stattlich und würdig den Settlements der übrigen Nationen anreihte. Augenblicklich haben zwar, wie ich soeben höre, die Überschwemmungen des Yangtse einen Teil der Uferbefestigung, welche die deutsche Hankou-Niederlassungsgesellschaft, eine Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank, errichtet hat, zerstört. Es wäre im Interesse der deutschen Grundbesitzer und der dort anlegenden Schiffahrtsgesellschaften dringend zu wünschen, dass dieser Schaden unverzüglich ausgebessert wird.

Die Provinz Kiangsi, früher der eigentliche Sitz der berühmten chinesischen Porzellanmanufaktur, ist heute vorwiegend ein agrarisches Gebiet, dessen Hauptzentrum die grosse, prächtige Ebene um den Poyang-See herum ist. Reis in den Tiefen, Tee auf den Bergen spielen die Hauptrolle in der Produktion. Der Haupthafen ist Kiukiang mit bedeutendem Teehandel. Die Provinz Nganhwei, die wir dann erreichen, ist ein äusserst reiches, fruchtbares, gut bewässertes Gebiet, dessen Volksdichte an 130 Köpfe geschätzt wird. Ihre Hauptprodukte sind Seide, Baumwolle und Reis. Insbesondere die Reiskultur ist hier so grossartig entwickelt, dass trotz des gewaltigen Verbrauchs in China noch nach Japan davon exportiert wird, das ja, wie Sie gestern gehört haben, seit den letzten Jahren seinen Reisbedarf aus dem Auslande decken muss.

Endlich treten wir nicht weit von der alten Kaiserresidenz Nanking, deren Blüte durch die Taiping-Aufstände auf lange Zeit hinaus vernichtet ist, in das menschenwimmelnde Delta-Land des Yangtsekiang, die Provinz Kiangsu, eines der dichtest bevölkerten Länder der Erde, mit 184 Köpfen auf den Quadratkilometer, vom Fluss selbst mit einem Anschwemmungsboden von üppigster Fruchtbarkeit aufgebaut, von einem bewunderungswürdigen Netz von Schiffahrtskanälen und Bewässerungsanlagen überzogen und bedeckt mit grossen und reichen Ansiedelungen. Unter ihnen das glänzende Ssutschou mit einer halben Million Einwohner, das als eine der luxuriösesten Städte Chinas gilt, Hangtschou, das noch 700 000 Einwohner haben soll, Tschönnkiangfu, am Schnittpunkt des Kaiserkanals mit dem Yangtsekiang, mit etwa 140 000 Einwohnern. Vor allem aber liegt hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Shanghai, derjenige Ort, wo nun der ganze Verkehr des ungeheuren Yangtse-Gebiets in die Weltstrasse des Ozeans einmündet. Es würde zu weit führen, über die Bedeutung Schanghais hier erschöpfend zu reden, auch ist das ja nicht nötig; die überragende Gegenwarts- und noch mehr Zukunftsbedeutung dieses Hafens vor allen übrigen der chinesischen Küste ist bekannt.

Ich habe Ihnen in ganz grossen Zügen, wie dies nicht anders möglich war, die wirtschaftlichen Bedingungen des Yangtse-Gebiets vorgeführt. Dass wir Deutsche, soweit irgend möglich, an dem Wettkampfe um diesen grossartigen Zukunftsmarkt teilnehmen müssen, ist klar. Es schien auch vor wenigen Jahren, als wolle die deutsche Energie und Kapitalkraft sich mit besonderem Elan auf den Yangtse werfen. Unser Handel auf diesem Flusse, der Ende des vorigen Jahrunderts noch an vierter Stelle stand, war 1902 bereits an die zweite gekommen und hatte, während er 1899 noch ungefähr den vierundzwanzigsten Teil der Tonnenzahl des englischen Handels beförderte, sich 1901 bereits auf etwa den dritten Teil davon emporgeschwungen. Im Oktober 1900 gelang es bekanntlich, das in den Burenkrieg verwickelte England zu dem englisch-deutschen Yangtse-Vertrag zu bewegen, in dem England von seinen Ansprüchen auf das Yangtse-Tal, als einer ausschliesslich britischen Interessensphäre, die es lange verfolgte, förmlich zurücktrat, und uns die Bahn freigab. Damals wurde dieser Vertrag als eine besondere Tat und die beste Frucht der Chinawirren erklärt. Leider hat gerade nach diesem Erfolg das Interesse Deutschlands am Yangtsegebiet wunderbarerweise nachgelassen. Man hat von dem Yangtse-Vertrag bei uns fast nichts mehr wieder gehört. An Ort und Stelle ist der deutsche Handel eher stehengeblieben als vorwärtsgegangen seitdem, die deutsche Schiffahrt, wie wir sahen, sogar zurückgegangen, Klagen über Klagen kommen von den dort ansässigen Deutschen, über die unbegreifliche Lauheit des Mutterlandes, die den Engländern, den Amerikanern, vor allem aber den rührigen Japanern gestattet, uns den Rang abzulaufen.

Dem merkwürdigen Mangel des Interesses in Deutschland für das Yangtsegebiet mit abzuhelfen, sollte dieser Vortrag ein bescheidener Versuch sein. Doch möchte ich dabei nicht stehen bleiben. Die neue Lage in Ostasien hat mir den Entschluss eingegeben, selbst wiederum nach China hinauszugehen und den gegenwärtigen Standpunkt der deutschen Arbeit in Ostasien und seine Zukunftsaussichten zu studieren. Ich gedenke dabei ganz besonders das Yangtsegebiet ins Auge zu fassen und es unter handelsgeographischen Gesichtspunkten bis in den fernen Westen zu bereisen. Anfang November bereits breche ich von Genua auf. Wenn alles gut geht, denke ich zum nächsten Kolo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nialkongress zurück zu sein und Ihnen dann über die wirtschaftliche Bedeutung des Yangtsegebiets aus vertiefter eigener Anschauung noch einmal und besser als heut berichten zu können.

Konsul **E. Brass**, Berlin, führt aus, dass die Ansprüche der Engländer, das Yangtse-Gebiet als speziell englische Interessensphäre zu bezeichnen, falsch sind. Im Teehandel führen die russischen Firmen und im Seidenhandel die Franzosen und Schweizer, in den übrigen Waren, dem sogenannten Muck und Truck, wie Häute, Talg, Hörner, Drogen usw., die Deutschen. Die deutsche Dampfschiffahrt, die seit 1898 den Engländern Konkurrenz machte, ist etwas zurückgegangen, aber wohl weniger wegen der japanischen Subventionen, als wegen der ungünstigen Lage der Abfahrtanlegestationen. Redner weist deshalb auf die Wichtigkeit hin, die unterbrochene Beteiligung an der Dampfschiffahrt zwischen Itschang und Tschungking wieder aufzunehmen. Schwierigkeiten sind nicht unüberwindbar, da englische und französische Flusskanonenboote regelmässig verkehren; der Handel Szechuans, das oben sehr richtig als reichste Provinz Chinas bezeichnet wurde, ist der Zielpunkt englischen und französischen Wetteifers. Deutschland darf nicht fehlen.

Redner weist dann auf die Wichtigkeit hin, die der chinesische Baumwollbau noch einnehmen kann; er ist bereits in den letzten zehn Jahren sehr in der Ausdehnung begriffen, die Reisfelder am Shoghoe haben Baumwollfeldern Platz gemacht, doch ist die Produktion bis jetzt kaum genügend, um den Bedarf der etwa eine Million Spindeln zählenden Spinnereien in Shanghai und den Export nach Japan zu decken. Weitere Ausdehnung des Anbaus ist bei den lohnenden Preisen sicher zu erwarten und dann auch stärkere Ausfuhr nach Europa.

Das Deutschtum und die deutschen wirtschaftlichen Interessen in Argentinien.

Von Dr. **Julius Wolff**, Chefredakteur der „Deutschen La Plata-Ztg.", Buenos Aires.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Stellung, die Argentinien heute in der Weltwirtschaft einnimmt, dankt es neben der Fruchtbarkeit seines Bodens und seinem günstigen Klima wesentlich der Einwanderung von fremden Kapitalien und Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beitskräften, und wenn man die wichtigsten Faktoren dieser Entwickelung mit einem Schlagwort bezeichnen will, so kann man sagen: Die Kräfte, die das heutige Argentinien geschaffen haben, das schon im vorigen Jahre seinen Export bis zur Höhe von mehr als einer Milliarde Mark steigern konnte, sind englisches Kapital und italienische Arbeit. Den Kapitalisten aller andern Länder voran, sind die englischen Kapitalisten schon frühzeitig zur Gründung wirtschaftlicher Unternehmungen in Argentinien geschritten, mit englischem Kapital hat das Land seine Eisenbahnen und Häfen gebaut, grosse englische Kapitalien arbeiten im Handel, in der Viehzucht und in den auf ihr basierten Exportindustrien. Der Italiener aber ist in Argentinien geradezu „d e r" Arbeiter, und die italienischen Kolonisten sind die eigentlichen Träger des argentinischen Ackerbaues, der eine jedes Jahr höher schwellende Weizenflut über Europa ausschüttet. Neben dem italienischen Arbeiter und Kolonisten kommt der deutsche in Argentinien kaum in Betracht, und mit den englischen Kapitalinteressen — die schwerlich geringer als $3^1/_2$ Milliarden Mark zu schätzen sind — können sich die deutschen nicht messen, aber doch stehen sie allein hinter diesen zurück, und der Anteil, den das deutsche Kapital an der Entwickelung der Argentinischen Republik hat, ist keineswegs unbedeutend zu nennen, zumal die deutschen Kapitalinteressen in den letzten anderthalb Dezennien stark und stetig gewachsen sind. Schon im Jahre 1897 wurde das in wirtschaftlichen Unternehmungen in Argentinien angelegte deutsche Kapital auf 580 Millionen Mark geschätzt, und zwar eher zu niedrig, als zu hoch, denn wenn auch der deutsche Grundbesitz mit 160 Millionen, die Kreditgeschäfte mit der gleichen Summe und der deutsche Besitz an Hypotheken mit 40 Millionen Mark wohl richtig bewertet sind, so erscheinen mir die 200 Millionen in Handel und Industrie als eine recht vorsichtige Schätzung, und die von 20 Millionen für die Landwirtschaft entschieden zu gering. 1901 wurden die deutschen Kapitalinteressen von amtlicher Seite auf rund 600 Millionen geschätzt, heute dürfen sie auf 700 bis 750 Millionen veranschlagt werden, da gerade in den letzten Jahren viel deutsches Kapital in Argentinien Anlage gefunden hat. In Ländereien, Estanzien, Hypotheken und gewerblichen Unternehmungen, wie der Quebracho-Industrie, sind grosse Summen von deutscher Seite angelegt worden; in dieser Zeit hat, um nur weniges anzuführen, die Deutsche Überseeische Elektrizitätsgesellschaft in der Bundeshauptstadt Buenos Aires fast eine Monopolstellung in der Elektrizitätsbranche erlangt und dort in Licht- und Kraftanlagen, sowie einer Strassenbahn 50 Millionen Mark investiert; in dieser Zeit war deutsches Kapital bei der „Elektrisierung" des Betriebes der grössten Strassenbahn in Buenos Aires hervorragend be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teiligt, und auch der grösste Teil des Strassenbahnnetzes in Rosario, der zweiten Stadt des Landes, ist in den Besitz einer deutschen Gesellschaft gelangt, die unter Einführung des elektrischen Betriebes den weiteren Ausbau dieses Netzes beabsichtigt. Eine bedeutende Zunahme der deutschen Kapitalanlagen in Argentinien ist zu erwarten, wenn der von der Regierung geplante Bau eines Kanals, der die Häfen von Buenos Aires und La Plata verbinden soll, zustande kommt und die Stadt Buenos Aires die erste Untergrundbahn erhält, die bei der Enge ihrer Strassen im Zentrum, die den gewaltigen Verkehr kaum noch zu fassen vermögen, schon längst eine Notwendigkeit ist. Für den Bau des Kanals liegt der argentinischen Regierung bereits die Offerte eines Konsortiums vor, an dem die Deutsche Bank beteiligt ist, und ebenso stehen die Deutsche Bank und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft hinter einem Konzessionsgesuche für den Bau zweier Untergrundbahnen, das vor kurzem den Munizipalbehörden von Buenos Aires zugegangen ist.

So lässt sich ein rasches und stetiges Anwachsen der deutschen Kapitalienanlagen in Argentinien konstatieren, das schon vor dem Eintreten der jetzigen günstigen Konjunktur eingesetzt hat, wenn es durch diese auch natürlich beschleunigt wird; und ist der Vorsprung, den England auf diesem Gebiete vor uns voraus hat, auch ein grosser, so steht Deutschland doch allen andern Ländern weit voran und wird den Abstand, der es heute von ihnen trennt, voraussichtlich noch immer vergrössern. Frankreich, das hier an dritter Stelle in Betracht kommt, hatte nach amtlichen Angaben etwa 420 Millionen Mark in wirtschaftlichen Unternehmungen und etwa 250 Millionen in nationalen, provinzialen und Munizipal-Anleihen investiert, so dass die deutschen Kapitalanlagen nicht nur grösser sind, sondern auch ein günstigeres Verhältnis der in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegten Werte zu den Staats- und Munizipalpapieren aufweisen.

Die argentinische Nationalregierung hat ja wiederholt bewiesen, dass sie ernstlich gewillt ist, auch unter ungünstigen Umständen die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, sie hat ihrem Kredit zuliebe selbst die Theorie einer gar nicht immer vorhandenen Solidarität der finanziellen Interessen der Nation und der Einzelstaaten akzeptiert, und es ist deshalb schwerlich zu erwarten, dass je wieder eine so schwere Schädigung der ausländischen Gläubiger eintreten könnte, wie sie die Krisis von 1890 zur Folge gehabt hat, aber es kann trotzdem nicht zweifelhaft sein, dass das in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegte Kapital unter allen Umständen weniger gefährdet ist, weil eine Reihe von Momenten, von denen die in Wertpapieren investierten Kapitalien stark und unmittelbar beeinflusst werden, politische Fragen, Mängel der Fi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nanzgebahrung und Willkür der Machthaber, hier teils ganz ausgeschaltet, teils nur mittelbar von Einfluss sind. Dafür liefert die argentinische Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der letzten 15 Jahre Beispiele genug. Näher auf die Kapitalinteressen anderer Länder in Argentinien einzugehen, darf ich mir versagen, da bei ihnen von einem ernstlichen Wettbewerb mit Deutschland einstweilen noch nicht die Rede sein kann. Von Interesse wäre es ja, die Höhe der nordamerikanischen Kapitalanlagen zu ermitteln, denn die Dollars der Yankees sollen sich — das habe ich neulich gelesen — immer mehr fühlbar machen. Bei dem Mangel aller Anhaltspunkte lässt sich das leider nicht ausführen, aber dass sie den deutschen den Rang streitig machen könnten, ist einstweilen jedenfalls ausgeschlossen. Dass die nordamerikanischen Kapitalinteressen wachsen, ist ja zweifellos anzunehmen, in höherem Grade aber gilt das von den belgischen. Erhebliche Summen hat Belgien in Ländereien und Hypotheken angelegt, und auch die Strassenbahnen von Rosario sucht belgisches Kapital jetzt dem deutschen streitig zu machen. Die Politik der wirtschaftlichen Expansion, für die König Leopold so energisch eintritt, macht sich auch in Argentinien bemerkbar.

Mehr noch als die deutschen Kapitalien sind die deutschen Handelsinteressen in Argentinien gewachsen. Der Wert des Handels Deutschlands mit der Argentinischen Republik ist — Einfuhr und Ausfuhr zusammengefasst — in dem Zeitraum von 1893 bis 1903 von 135½ Millionen Mark auf 341½ Millionen Mark, 1904 sogar auf 439 Millionen Mark gestiegen, und hat somit um 152 Prozent zugenommen, während der Handel Deutschlands mit dem ganzen übrigen Südamerika von 1893, wo er 381 Millionen Mark wertete, bis 1903 nur eine Steigerung auf 412 Millionen Mark, d. h. um 8 Prozent, erfahren hat. Im Jahre 1903 kamen von dem Gesamthandel Deutschlands mit Südamerika nicht weniger als 45 Prozent auf Argentinien, während 24½ Prozent auf Brasilien, 18 Prozent auf Chile und 12 Prozent auf alle übrigen südamerikanischen Staaten entfielen.

Gegenüber dem Jahre 1893 bedeutet das eine starke Verschiebung. Damals betrug der Anteil Argentiniens an dem Handel zwischen Deutschland und Südamerika nur 26 Prozent, der Brasiliens aber 36 Prozent, der Chiles 20 Prozent, der aller andern südamerikanischen Länder 18 Prozent. So hat sich in kaum zehn Jahren das Verhältnis stark zugunsten Argentiniens verschoben, und das hat nicht etwa darin seinen Grund, dass dem Lande eine ungestörte Entwickelung gegönnt gewesen wäre und es nicht dieselben Hemmungen erfahren hätte, wie etwa Brasilien und Chile. Von Krisen ist in dem Zeitraum, von dem hier die Rede ist, keines dieser Länder verschont geblieben, und man braucht sich nur daran zu erinnern, dass von 1895—1902 die Gefahr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines Krieges mit Chile wie eine finstere Wetterwolke über dem Lande hing und mehr als einmal mit fürchterlicher Entladung drohte, um zu wissen, dass Argentinien in dieser Beziehung vor den Nachbarstaaten nichts vorausgehabt hat; und auch an Rückschlägen im Wirtschaftsleben hat es nicht gefehlt. Wenn trotzdem die erwähnte Verschiebung eintreten konnte, so dankt das die Argentinische Republik ihrem Reichtum an produktiver Kraft, vor allem aber dem Umstande, dass sie das eigentliche Einwanderungsland in Südamerika ist, dass die europäische Einwanderung eine völlige Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse bewirkt, die immer engere Angliederung des Landes an den Weltmarkt herbeigeführt und so die Republik auf die Bahn gedrängt hat, auf der sie jetzt dem sicheren Ziele zustrebt, wirtschaftlich und politisch die südamerikanische Vormacht, die Vereinigten Staaten des Südens zu werden.

Diese, trotz mannigfacher Hemmungen unaufhaltsam voranschreitende wirtschaftliche Entwickelung hat auch das Wachstum des Handels zwischen Deutschland und Argentinien so wirksam gefördert. Entsprechend der gewaltigen, sprunghaften Steigerung der Produktion Argentiniens bei relativ geringer Zunahme seiner Bevölkerung einerseits und dem wachsenden Bedarf Deutschlands an Rohstoffen und Nahrungsmitteln anderseits, ist die Ausfuhr der Argentinischen Republik nach Deutschland rascher und bedeutender gestiegen, als ihre Einfuhr deutscher Waren, denn die erstere ist von 1893 bis 1903 von 93 Millionen Mark auf 271 Millionen Mark (1904 auf 336,5 Millionen Mark), die letztere nur von 45½ Millionen Mark auf 71 Millionen Mark gewachsen, aber auch sie zeigt stetige und günstige Entwickelung und die Tendenz zu schnellerer Zunahme, da sie sich im Jahre 1904 auf nahezu 103 Millionen Mark und in den ersten sechs Monaten 1905 auf 58 Millionen Mark (nach der argentinischen Statistik) belief. Sie ist auch prozentual noch stärker gewachsen, als die argentinische Gesamteinfuhr. Diese nahm 1904 um 43 Prozent, die aus Deutschland aber um 46,5 Prozent zu, und im ersten Halbjahr 1905 stieg die Gesamteinfuhr Argentiniens nur um 6,5 Prozent, die deutscher Waren aber um 16,5 Prozent, während die englische Ausfuhr nach Argentinien, die im ganzen der deutschen parallel läuft, 1904 nur um 43,9 Prozent zunahm und im ersten Halbjahr 1905 sogar einen Rückgang um 1,5 Prozent erfahren hat. Dabei geben die Zahlen, die ich eben angeführt habe, nur den Anteil der deutschen Produktion an der argentinischen Einfuhr, nicht aber auch zugleich den des deutschen Handels an, denn der ganze Verkehr Argentiniens mit andern Ländern, der die deutschen Freihäfen als Umschlagsplätze benutzt, kommt nicht in der Ausfuhrstatistik des deutschen Zollgebietes und seit dem 1. Juli 1902 auch nicht mehr in der argentinischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einfuhrstatistik zum Ausdruck, und wenn wir auch bei der verschiedenen statistischen Anschreibung den Wert dieses Umschlagsverkehrs nicht ganz genau zu ermitteln imstande sind, so ist es doch sicher, dass er sich auf mehrere Millionen Mark beläuft.

Deutschland bezieht von Argentinien Rohstoffe für seine Industrie und Nahrungsmittel, so 1903 für 102 Millionen Mark Wolle, 52 Millionen Mark Häute, 42 Millionen Mark Weizen, 32 Millionen Mark Mais und Kleie, 29 Millionen Mark Leinsaat, endlich 10 Millionen Mark Quebracho und Quebrachoextrakt, während in der argentinischen Einfuhr Deutschland an allen Warengruppen — freilich in recht verschiedenem Masse — beteiligt ist. Dem Werte nach standen hier 1903 — ich wähle dieses Jahr, weil für 1904 die detaillierte argentinische Statistik noch nicht vorliegt — Textilwaren mit rund 12 Millionen Mark und Eisen und Stahl mit mehr als 11 Millionen Mark voran. Fassen wir aber den Anteil Deutschlands an der Deckung des argentinischen Bedarfs ins Auge, so steht Papier und Karton an erster Stelle, wovon Deutschland 47 Prozent der Gesamteinfuhr lieferte. Dann folgten Ton- und Glaswaren mit 38 Prozent, Papierfabrikate mit 37,6 Prozent, Metallwaren (ohne Eisen- und Stahlwaren) mit 33,7 Prozent, Eisen und Stahl mit 30 Prozent, sonstige Metalle mit 24 Prozent, Leder und Lederwaren mit 22 Prozent, Holzwaren mit 21 Prozent, Drogen und Chemikalien mit 20,7 Prozent, Eisen- und Stahlwaren mit 20 Prozent, Textilwaren mit 10 Prozent, Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte mit 5,9 Prozent, Nahrungs- und Genussmittel mit 3,8 Prozent, Tabak und Zigarren mit 3,4 Prozent, Öle mit 2,3 Prozent, Steine und Erden mit 1,9 Prozent, Getränke mit 1,3 Prozent, endlich die Rubrik „ Verschiedene Artikel", unter der sehr heterogene Dinge zusammengefasst sind, wiederum mit 27 Prozent.

Sie sehen aus diesen Ziffern, dass die Stellung Deutschlands auf dem argentinischen Markte auch insofern eine günstige ist, als es dorthin fast gar keine Rohstoffe und Nahrungsmittel, sondern fast ausschliesslich Industrieprodukte, Fabrikate, liefert, in denen viel hochwertige qualifizierte Arbeit steckt. Der Charakter unserer Ausfuhr nach Argentinien ist ganz der, den wir im Interesse der deutschen Volkswirtschaft unserer gesamten Ausfuhr wünschen müssen. Im Verkehr mit Argentinien hat kein anderes Land ein günstigeres Verhältnis der Fabrikate zur Gesamtausfuhr aufzuweisen, was allerdings für die zollpolitische Behandlung der deutschen Waren insofern ein Nachteil ist, als nur ein sehr geringer Bruchteil zollfrei nach Argentinien eingeht, während bei andern Ländern, wie vor allem England und den Vereinigten Staaten, der zollfrei zugelassene Teil ihrer Ausfuhr ein keineswegs unbeträchtlicher ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien hat sich, wie die anderer am Wettbewerb beteiligten Länder, auf Kosten Englands und Frankreichs entwickelt. Absolut ist zwar der Wert der englischen Ausfuhr nach der Argentinischen Republik nach wie vor ein sehr bedeutender und übertrifft den der deutschen noch immer um 120—150 Millionen Mark, aber prozentual ist der Anteil Grossbritanniens an der Deckung des argentinischen Bedarfs in den letzten 13 Jahren stetig zurückgegangen; er ist von 42,2 Prozent im Jahre 1892 auf 34,2 Prozent im Jahre 1903 und 34,4 Prozent im Jahre 1904 gesunken, während der Export Frankreichs auch absolut stark und stetig abgenommen hat. Er hat von 1889, wo er seinen höchsten Stand erreichte, bis 1903 eine Verminderung um 60 Prozent erlitten, und der Anteil Frankreichs an der argentinischen Einfuhr ist in diesem Zeitraum von 18,3 Prozent auf 9,7 Prozent in 1903 und 9,1 Prozent in 1904 zurückgegangen, und selbst in diesem Jahre, das eine Steigerung der Einfuhr um 225 Millionen Mark brachte, erreichte die französische Ausfuhr nur 56 Prozent des Wertes, den sie vor 18 Jahren hatte.

Deutschland dagegen hat seinen Anteil an der argentinischen Einfuhr seit dem Rekordjahre 1889, wo er 9,4 Prozent betrug, langsam zwar, aber beständig vergrössert. Es hat ihn in den letzten Jahren auf durchschnittlich 13,5 bis 14,5 Prozent gebracht, und seit 1892 hat das Deutsche Reich fast stets in der Reihe der Einfuhrländer den zweiten Platz, hinter England, behauptet. Zweimal freilich ist es von Italien, zweimal von den Vereinigten Staaten überflügelt worden. Dass Italien uns einmal (1898 und 1899) den Rang ablief, scheint nirgends Bedenken erweckt zu haben, dass aber auch die Vereinigten Staaten uns vorübergehend von dem zweiten auf den dritten Platz zu drängen vermochten, hat ängstliche Gemüter, die überall das Gespenst der „amerikanischen Gefahr" auftauchen sehen, mit schwerer Sorge erfüllt, und erst neulich habe ich in einer wissenschaftlichen Arbeit über Argentinien gelesen, dass die deutsche Industrie auf dem argentinischen Markte sich nur im schärfsten Wettbewerb mit der nordamerikanischen behaupten könne. Scheinbar ist das auch ganz richtig. Hält man sich an die Gesamtsumme des deutschen und des nordamerikanischen Anteils an der argentinischen Einfuhr, so zeigt sich, dass sich beide nahezu gleich sind. Aber Zahlen beweisen nur dann, wenn man sie richtig zu deuten versteht, und wem es dazu an der Möglichkeit fehlt, der braucht sich nicht zu wundern, wenn er mit seinen Schlüssen in die Irre gerät. Aus der Totalsumme der nordamerikanischen Ausfuhr nach Argentinien lässt sich nicht ablesen, dass ausnahmslos mindestens ein volles Drittel dieser Ausfuhr auf unbearbeitetes Holz und Petroleum, also auf Produkte entfällt, bei denen ein Wettbewerb Deutschlands

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt ausgeschlossen ist. Wenn der deutschen Petroleumindustrie nicht eine heute ganz ungeahnte Entwickelung beschieden ist, werden wir niemals daran denken können, die Argentiner mit Petroleum zu versorgen, und ebenso werden wir darauf verzichten müssen, ihnen Pitchpine zu liefern, das in deutschen Wäldern nicht wächst. Sehen wir aber von unbearbeitetem Holz und Petroleum ab, so ergibt sich bei den Warengruppen, die eine Konkurrenz zwischen Deutschland und der Union überhaupt möglich erscheinen lassen, 1903 ein Vorsprung von mehr als 24 Millionen Mark zugunsten Deutschlands, und 1904 ist dieser noch grösser geworden. Die detaillierte Statistik für dieses Jahr liegt ja noch nicht vor, haben aber die Vereinigten Staaten 1904 Argentinien in demselben Verhältnis Holz und Petroleum geliefert wie 1903 — und das ist so gut wie gewiss, denn mit Petroleum versorgen sie die Argentinische Republik allein, und Canada, das als einziger Konkurrent bei den Holzlieferungen in Frage kommt, hat 1904 seine Ausfuhr nach Argentinien nicht gesteigert — so kommen von ihrer Ausfuhr 1904 volle 38 Prozent, in den ersten sechs Monaten 1905 37 Prozent auf Holz und Petroleum, und Deutschland ist den Vereinigten Staaten 1904 um mehr als 39 Millionen Mark, 1905 um mehr als 24 Millionen Mark voraus. Im Wettkampf der Industriestaaten auf dem argentinischen Markte ist die Union nicht guter Dritter, sie muss nicht nur Deutschland, sondern auch Italien und Frankreich den Vorrang lassen, und rückt von der dritten auf die fünfte Stelle. Gewiss ist auch im wirtschaftlichen Kampfe nichts gefährlicher und törichter, als die Unterschätzung des Gegners, und wir werden sicher gut tun, der nordamerikanischen Konkurrenz die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, aber einstweilen dürfen wir doch der festen Zuversicht sein, dass wir ihr, in Argentinien wenigstens, nicht morgen und nicht übermorgen das Feld lassen müssen.

Die Bedeutung der deutschen Schiffahrt nach Argentinien ist Ihnen gestern hier von anderer Seite geschildert worden. Sie zeigt uns dasselbe Bild, das wir bei den deutschen Kapital- und Handelsinteressen gesehen haben. Auch hier Deutschland an zweiter Stelle, auch hier der gewaltige Abstand von England und der stetig sich vergrössernde Vorsprung vor allen andern Ländern. Im Jahre 1903 war die deutsche Flagge in den argentinischen Häfen mit 226 eingehenden und 269 ausgehenden Dampfern mit 548 000 und 654 199 Tonnen vertreten. Das ist wenig im Vergleich mit England, dessen Flagge 1265 eingehende und 1639 auslaufende Dampfer mit 2 454 325 und 3 258 196 Tonnen trugen, aber es ist nach Schiffszahl und Tonnengehalt mehr als Italien und Frankreich zusammen erreichen, und die wachsende Bedeutung unserer Schiffahrt im Verkehr mit Argentinien ist eine Tatsache, deren wir uns freuen dürfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die für Argentinien wie für Deutschland günstige Entwickelung, die ich Ihnen hier kurz skizziert habe, ist zum guten Teil der Tätigkeit und dem Einfluss der Deutschen in Argentinien zu verdanken. Ihre Zahl fällt freilich nicht ins Gewicht, denn was will es bedeuten, dass es neben mehr als einer halben Million Italienern, neben mehr als 200 000 Spaniern, 100 000 Franzosen und 30 000 Engländern kaum 20 000 Reichsdeutsche und höchstens 40 000 Deutschredende in Argentinien gibt, aber gerade ihr Beispiel zeigt, dass für die Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Heimat die Zahl der im fremden Lande ansässigen Deutschen viel weniger bedeutet, als ihre Stellung im Wirtschaftsleben dieses Landes und ihre eigene wirtschaftliche Lage. Nur wenn sie für die Wirtschaft des fremden Staates etwas zu bedeuten haben und ihre eigene Lage eine gute ist, können die Deutschen im Auslande in grösserem Massstabe Verbraucher deutscher Waren bleiben und diesen über den beschränkten Kreis der Volksgenossen hinaus ein grosses und sich stetig erweiterndes Absatzgebiet gewinnen. So sieht man häufig, wenn von der deutschen Auswanderung die Rede ist, grosse Berechnungen angestellt, welchen Vorteil die deutsche Produktion davon haben müsste, wenn jeder Auswanderer, jeder Deutsche im Auslande jährlich nur für einen geringen Betrag deutsche Waren konsumierte, und hier am heimischen Herde scheint das ja auch ganz leicht und einfach zu sein. Aber gehen Sie doch einmal hinaus ins Ausland und sehen Sie, wie es mit der Umsetzung dieser Theorie in die Praxis bestellt ist. Dann werden sie finden, dass der Deutsche im Auslande nur dann als Konsument deutscher Waren wirklich in Betracht kommt, wenn ihm sein wirtschaftliches Gedeihen ein hohes Mass von Konsumtionsfähigkeit sichert und wenn den andern Berufsständen der deutsche Kaufmann, und zwar der deutsche Grosskaufmann, zur Seite tritt, wenn das deutsche Element zu den im Wirtschaftsleben führenden Klassen ein starkes Kontingent stellt. Wenn Deutschland heute nach Argentinien viel mehr Waren ausführt als nach Brasilien, das unter einer dreimal grösseren Bevölkerung vier- bis fünfmal soviel Deutsche zählt, so hängt das aufs engste mit der Tatsache zusammen, dass die Mehrzahl der Deutschen in Brasilien kleine Grundbesitzer von mässigem Wohlstande sind, während in Argentinien das deutsche Element neben dem englischen in Handel und Industrie eine führende Rolle spielt und vom Grosskaufmann bis herab zum Handwerker und Arbeiter die wirtschaftliche Lage der Deutschen fast durchweg eine gute zu nennen ist. Wie wenig die Zahl ausschlaggebend ins Gewicht fällt, zeigt ja auch ein Blick auf die verschiedenen Nationalitäten in Argentinien selbst. Dort leben 500 000 Italiener, 200 000 Spanier, 100 000 Franzosen, aber in der Reihe der Einfuhrländer steht Italien an vierter, Spanien an achter, Frankreich an fünfter Stelle, wäh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rend England und Deutschland die Führung haben, weil sie in ganz anderm Masse als die andern Nationen dort über die Elemente verfügen, die im Auslande die Politik der wirtschaftlichen Expansion zu tragen und zu stützen vermögen.

Die hier skizzierten Momente erweisen sich aber auch von der grössten Bedeutung für die Erhaltung der nationalen Eigenart. Wenn wir Deutsche in Argentinien uns diese zäh bewahrt haben, wenn der hohe Stand unseres Schulwesens, unserer Wohlfahrtseinrichtungen, unseres Vereinslebens und unserer Presse für unser unerschütterliches Festhalten am Deutschtum zeugt, wenn wir uns rühmen dürfen, dass vielleicht nirgendwo das Deutschtum weniger Verluste zu beklagen hat, so ist daran nicht die Isolierung von dem fremden Volkstum schuld, die in einzelnen Gebieten anderer südamerikanischer Länder die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte begünstigt, denn eine solche Abschliessung ist in Argentinien nicht möglich. Wir müssen uns unser Deutschtum in beständiger Reibung mit dem fremden Volkstum bewahren, und wenn uns das möglich ist, so danken wir das der wachsenden Geltung des Deutschen Reiches und seinem Aufsteigen zur Weltmacht, die das Selbstbewusstsein der Deutschen im Auslande gekräftigt hat, aber wir danken es auch der günstigen Lage der Deutschen und ihrer Stellung im argentinischen Wirtschaftsleben, an denen unser nationales Selbstgefühl einen festen Rückhalt findet; denn die Lumpen sind bescheiden; sie müssen es sein.

Aber fast muss ich zweifeln, ob ich das alles vor Ihnen erwähnen darf. Denn wenn wir Deutsche in Argentinien uns im engsten Zusammenhang mit der ganzen Kultur des Vaterlandes wissen, wenn wir alles, was die deutsche Nation beschäftigt und bewegt, als unsere eigenste Sache empfinden, und alles, was in der Heimat vorgeht, mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgen, so haben mir die Verhandlungen dieses Kongresses gezeigt, dass man in Deutschland von uns, wie von dem Lande, in dem wir wirken, herzlich wenig, ja eigentlich gar nichts weiss. Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, dass in einer Sektion des Deutschen Kolonialkongresses eine lange Erörterung gepflogen werden konnte, ob für die Deutschen Argentiniens die Erhaltung der nationalen Eigenart überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege, gerade als ob es sich hier um ein gewagtes Experiment von höchst zweifelhaftem Ergebnis handele, wo doch die blosse Kenntnis der nackten Tatsachen diese ganze Erörterung einfach unmöglich gemacht hätte.

Nur der Mangel jeglicher Kenntnis unseres Wesens und Wirkens macht es mir auch erklärlich, wenn an dieser Stelle ausgesprochen werden konnte, dass die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses nicht brasilianische oder argentinische Interessen zu wahren hätten, denn wer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Deutschen in Argentinien und ihr Organ, die „Deutsche La Plata-Zeitung", kennt, das ich hier vertrete, der kann auch nicht einen Augenblick im Zweifel sein, dass die Interessen, die wir hier wie dort vertreten, niemals andere als die deutschen Interessen sein können.

Allerdings bin ich — und ich weiss mich dabei in Übereinstimmung mit den Deutschen am La Plata — der Meinung, dass die Interessen Deutschlands und Argentiniens keineswegs gegensätzliche sind, dass es vielmehr für beide Länder von Vorteil sein wird, ihre Beziehungen immer enger und vielseitiger zu gestalten. Argentinien hat in Deutschland vielleicht schon heute den besten Abnehmer seiner landwirtschaftlichen Produktion, und deutsches Kapital und deutsche Arbeit kann bei der Weiterentwickelung seiner wirtschaftlichen und geistigen Kultur die wertvollsten Dienste leisten. Für Deutschland aber hat die Argentinische Republik als ertragreichstes, leider erst spät beackertes Feld für Kapitalanlagen, als Bezugsquelle von Rohstoffen und Nahrungsmitteln und als Absatzgebiet seiner Industrie eine beständig wachsende Bedeutung gewonnen. Schon heute ist Argentinien der wichtigste südamerikanische Markt unserer Industrie, und der einzige in ganz Südamerika, dessen Aufnahmefähigkeit stark und stetig zu wachsen verspricht.

Nicht dringend genug kann davor gewarnt werden, an Argentinien den Massstab anzulegen, mit dem man andere südamerikanische Staaten misst. Die Entwickelung, die sich dort am La Plata vollzieht, hat in Südamerika nicht ihresgleichen, und sie verdient unsere ernsteste Beachtung. Auch hier stehen wir, um das abgegriffene Schlagwort zu gebrauchen, vor „unbegrenzten Möglichkeiten". Man braucht sich ja nur vor Augen zu halten, dass Argentinien auf einem Gebiete, das nahezu sechsmal so gross ist als das Deutsche Reich, kaum 5 Millionen Einwohner, aber einen Aussenhandel von mehr als 1800 Millionen Mark hat, dass von diesen 5 Millionen bis jetzt nur 3 Millionen als Träger der Produktion und Konsumenten der Einfuhr wirklich in Betracht kommen, um zu erkennen, welche Aussichten sich hier für die Zukunft eröffnen, wenn die Zuwanderung wieder zur Einwanderung wird und die Zeiten wiederkehren, wie in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, wo die Abwandernden nur 13 Prozent der Einwanderer darstellten. Vielleicht bedarf es nur der endgültigen Lösung des Währungsproblems, die freilich nicht so leicht und einfach ist, wie man in Argentinien glaubt, um diese Wandlung herbeizuführen. Nichts wäre bedauerlicher, als wenn man in Deutschland versäumte, sich, so lange es noch Zeit ist, diesen zukunftsreichen Kulturboden als wirtschaftliche Interessensphäre dauernd zu sichern, wenn man eine Politik verfolgte, die man hinterher als die Politik der verpassten Gelegenheiten bezeichnen müsste, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollten wir, die Deutschen in Argentinien, etwas dazu tun können, um das zu verhindern, so sind wir überzeugt, dass wir damit dem Vaterlande und den deutschen Interessen einen guten Dienst leisten.

Professor Dr. **Jannasch,** Berlin: Aus den Worten des Herrn Vorredners haben die verehrten Anwesenden entnommen, dass der Handel Argentiniens 45 Prozent des Gesamthandels von Südamerika ausmacht, und das ist um so mehr hervorzuheben, als ja die Einwohnerziffer von Argentinien nur etwas mehr als 5 Millionen Menschen ausmacht, während die Einwohnerziffer unter andern von Brasilien bereits auf etwa 18 Millionen veranschlagt wird. Der Umsatz mit Deutschland tritt aber auch bei den Angaben des Herrn Referenten noch nicht genügend hervor, aus dem Grunde, weil ein grosser Teil des beiderseitigen Handels zwischen den gedachten Ländern seinen Weg über Holland und Belgien nimmt, und viele Güter von den deutschen Fabrikanten und Exporteuren, namentlich im Westen Deutschlands, nach den Zollausschüssen von Holland und Belgien gehen und von dort, mit zahlreichen andern Exportwaren assortiert und verpackt, für belgische Rechnung nach Argentinien gesandt werden.

Des ferneren verdient noch hervorgehoben zu werden, dass eine grosse Zahl erster Häuser in Antwerpen deutsche Firmen, mit deutschem Kapital arbeitend, sind. Gerade in ihren Händen konzentriert sich der belgisch-argentinische Handel, sie haben in sehr energischer Weise dazu beigetragen, dass Antwerpen der wichtigste Stapelplatz für argentinische Provenienzen in Europa geworden ist, die von dem belgischen Platze aus ihren Weg nicht nur nach Deutschland, sondern auch nach Nordfrankreich, der Schweiz, Holland, Skandinavien u. s. f. finden. Durch das in diesem Handel investierte deutsche Kapital wird dessen Beteiligung am argentinischen Handelsumsatz noch mehr in den Vordergrund geschoben.

Wenn der Herr Vorredner gesagt hat, dass die starke Auswanderung nach einem Lande für die Entwickelung des Handels desselben mit dem Mutterlande der Auswanderer nicht so förderlich sei, sondern es hauptsächlich darauf ankomme, dass der Handel zwischen den betreffenden Ländern sich in tüchtigen Händen befinde, welche die industriellen Interessen des Mutterlandes zu wahren verstünden, so vermag ich dem nicht völlig beizustimmen. Ich verweise diesbezüglich auf die Erfahrungen, die man in den englischen Kolonien, speziell in Australien gemacht hat, welche fast ausschliesslich von der englischen Einwanderung bevölkert worden sind. Der Umsatz im auswärtigen Handel beträgt pro Kopf der Bevölkerung einiger dieser Kolonialstaaten alljährlich 800 Mark und mehr. Das ist ein so bedeutender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aussenhandel, wie er in andern Ländern auch nicht annähernd angetroffen wird. Die englischen Auswanderer, die ja ursprünglich Sträflinge, jedenfalls aber, bis in die neueste Zeit hinein, zum grossen Teil wenig wohlhabende Leute gewesen sind, bleiben den Sitten und Gebräuchen Alt-Englands getreu, und dieser wirtschaftliche Konservatismus ist ein wesentlicher Stimulus für den englisch-australischen Handelsumsatz. Alt-England hat dies im ganzen Umfange zu würdigen verstanden, indem es den Australiern Geld- und Warenkredite in Hülle und Fülle gewährte. England hat die Kabel nach Australien gelegt, die grossen subventionierten Dampferlinien dahin geschaffen. Es hat mit englischem Gelde die Bergwerke erschlossen, die Einöden mit Bahnen durchzogen, die Häfen gebaut. Mit englischem Gelde sind die grossen prachtvollen Städte, wie Melbourne, Sydney, Adelaide usw., entstanden, aber der Pionier für alle die in Australien angehäuften englischen Interessen ist doch der Auswanderer gewesen. Ähnlich steht es mit Bezug auf den deutschen Handel in Südbrasilien. Die deutschen Auswanderer, welche dort eingewandert sind, waren arme Leute und haben sich erst zu einem gewissen Wohlstande emporarbeiten müssen. Diese deutschen Ansiedler in Santa Catharina und Rio Grande do Sul sind aber die hauptsächlichsten Konsumenten für die deutsche Ware in diesen Teilen von Südamerika gewesen, und in Rio Grande haben infolgedessen die deutschen Firmen die Oberhand behalten. In Argentinien ist allerdings der deutsche Handel noch sehr viel mehr entwickelt. Er wird aber unendlich mehr entwickelt werden, wenn eine starke deutsche Auswanderung sich dorthin richtet. Gerade durch deren Hilfe könnten dann die Umsatzziffern des englischen Handels erreicht und überholt werden. Wenn in neuerer Zeit Italien einen sehr beträchtlichen Handelsumsatz mit Argentinien erzielt hat, so ist dies im wesentlichen auf die starke Einwanderung von Italienern in Argentinien zurückzuführen, die vielen nationalen Gebräuchen getreu bleiben und infolgedessen zahlreiche italienische Industrieprodukte konsumieren. Je wohlhabender dann im Laufe der Zeit eine solche Auswanderung wird, ein um so wichtigerer Faktor wird sie durch ihre Konsumtionskraft für die Industrie der Mutterlande.

Dr. **Wirth**, München-Thalkirchen, weist zwei Vorwürfe des Herrn Dr. Wolff zurück; erstens, dass die Kenntnis über Argentinien in Deutschland gering sei, es komme eben auf die Auslegung der Kenntnisse an. Zweitens freue er sich über die deutsche Gesinnung des Herrn Dr. Wolff, allein ganz so ideal, wie er die Haltung der Deutschen in Argentinien geschildert habe, sei sie denn doch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Julius Wolff,** Buenos Aires, entgegnet Herrn Professor Dr. Jannasch, dass die Ausfuhr Deutschlands über Holland und Belgien zwar früher diesen Ländern zugerechnet worden sei, dass dies aber seit dem 1. Juli 1902 aufgehört habe. Seit jenem Zeitpunkte sei für die argentinische Statistik nicht mehr der Verschiffungshafen, sondern das Ursprungsland der Ware massgebend. Ein Gegensatz zwischen ihm und Prof. Jannasch bezüglich der Auswanderung bestehe nicht, denn er habe nur hervorgehoben, dass den andern Berufsarten der deutsche Kaufmann zur Seite treten müsse, wenn die deutschen Auswanderer als Konsumenten deutscher Waren erhalten werden sollten. Dr. Wirth habe von Vorwürfen gesprochen; ein Angriff sei indes nur von Herrn Dr. Wirth selbst ausgegangen. Er könne hier nur wiederholen, dass die Unkenntnis über Argentinien ihn geradezu mit Schrecken erfüllt habe; in der VI. Sektion seien Märchen über Argentinien erzählt worden, von denen die dort Lebenden nichts wüssten. Auf der Redaktion einer deutschen Zeitung in Argentinien sei man besser als irgendwo über Gesinnung und Stimmung der Deutschen im Lande unterrichtet. Redner gibt ein Bild des deutschen Vereinslebens und des Schulwesens in Argentinien. Die Bemerkung, dass die dortigen Deutschen wohl nicht alle so gut deutsch geblieben seien wie der Berichterstatter, müsse er entschieden zurückweisen, da er hierin vor seinen Landsleuten am La Plata nicht das Geringste voraus habe. Die Revision des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit würde drüben dringend gewünscht, weil es auch dort Deutsche gebe, die aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen ihre deutsche Staatsangehörigkeit wider Willen verloren hätten. Freiwillig hätten keine 200 Deutsche dort ihre Nationalität aufgegeben. Redner erwähnt zum Beweise des Gedeihens des Deutschtums das bevorstehende fünfzigjährige Stiftungsfest des Deutschen Turnvereins und weist auf die alljährlich von der ganzen deutschen Kolonie gemeinsam begangene Feier des Geburtstages des Kaisers hin, zu dem auch keine von den grossen argentinischen Zeitungen ohne ein Bildnis des Kaisers erscheine. (Lebhaftes Bravo.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Resolutionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen.

Im Anschluss an die am Sonnabend, den 7. Oktober, nachmittags, im Sitzungssaal des Reichstages in der Plenar-Versammlung gehaltenen Vorträge wurden die in den Sektionen gefassten Resolutionen, nachdem sie vorher dem Arbeitsausschuss zur Beratung vorgelegen hatten, zur Abstimmung und Diskussion vor das Plenum gebracht, und zwar in der folgenden Reihenfolge:

Resolution I.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält die unausgesetzte willkürliche Änderung in der geographischen Nomenklatur unserer Südseeinseln für eine schwere Beeinträchtigung der Geographie, der Ethnologie und anderer Wissenschaften, sowie der Verkehrs- und Handelsverhältnisse.

Die Namengebung gehört aber zur territorialen Hoheit und sollte daher auch nur von dieser ausgeübt werden.

Als Anhalt hierfür werden empfohlen die Punkte 1, 3 und 4 der von dem 7. Internationalen Geographenkongress in seiner Gruppe IIb — Oceanologie — angenommenen Resolution,*) mit der Massgabe, dass dort, wo zwei oder mehrere Namen vorhanden sind, diese bis auf einen verschwinden.

Diese von der Sektion I eingebrachte Resolution wurde ohne Diskussion von der Versammlung angenommen.

*) 1. Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo es als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee, beizubehalten und deshalb mit der grössten Sorgfalt festzustellen.

3. Die willkürliche Aenderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muss als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.

4. Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher, desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Resolution II.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält eine Mehrung der botanischen Versuchsgärten in unsern Kolonien für dringend erforderlich.

Die Kolonien Togo, Deutsch-Südwestafrika, Samoa, die Karolinen und Marianen ermangeln dieser noch ganz. Der botanische Garten in Kamerun hat weder ausreichende Mittel, noch eine genügende Zahl von wissenschaftlich geschulten Kräften, um seine Aufgaben erfüllen zu können. Jedem botanischen Versuchsgarten ist ein Laboratorium anzugliedern, das den Fragen der Saataufzuchten, der Düngung, der Erntebereitung, der Verwertung wilder Produkte des Landes, der chemischen und technologischen Prüfung agrikultureller Erzeugnisse seine Aufmerksamkeit zu schenken hat.

Der botanischen Zentralstelle für die Kolonien ist eine agrikulturchemische Zentralstelle für die Kolonien an die Seite zu setzen.

Diese im Anschluss an die Vorträge der Herren Professor Volkens und Schulte im Hofe in Sektion I gefasste Resolution wurde gleichfalls ohne Diskussion von der Versammlung angenommen.

Resolution III.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erachtet es im Hinblick auf die grosse und ständig wachsende Bedeutung, die die politische und soziale Entwicklung der Kulturstaaten Ostasiens für das gesamte wirtschaftliche und politische Leben der Gegenwart hat, für dringend notwendig, dass auch in Deutschland ein tieferes Eindringen in die ostasiatische Kulturwelt und ein gründlicheres Verständnis ihres Wesens angestrebt wird. Der sicherste Weg, dies zu ermöglichen, ist die Durchforschung der umfangreichen und vielseitigen Literatur Ostasiens, insbesondere Chinas, denn erst dadurch kann der Europäer in das Geistesleben der ostasiatischen Völker wirklich eindringen und sich die für den politischen und sozialen Verkehr so wichtige Kenntnis ihrer religiösen und sittlichen Auffassungen erwerben.

Die reiche alte chinesische Literatur birgt aber auch andere grosse Schätze wissenschaftlicher Art, die für die Erforschung der Geschichte und Kultur anderer Teile Asiens von früher nicht geahnter Bedeutung sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Studium und wirklichen Erfassen der alten Literatur bedarf es aber einer sorgsamen Schulung durch hervorragende Fachleute. Die Wichtigkeit der Sache erkennend, haben andere Staaten, zum Beispiel Frankreich, England, Holland und neuerdings auch die Vereinigten Staaten von Amerika, den sinologischen Studien eine erhöhte Förderung zuteil werden lassen. In Deutschland ist in dieser Beziehung bisher nichts geschehen.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es daher in Rücksicht auf die erwähnten Gesichtspunkte für eine dringende Notwendigkeit, dass die Errichtung von ordentlichen Professuren für wissenschaftliche Sinologie an deutschen Universitäten seitens der zuständigen Ministerien der Bundesstaaten baldigst in die Wege geleitet wird.

An diese im Anschluss an den Vortrag des Herrn Legationssekretärs bei der Kaiserlichen chinesischen Gesandtschaft, Dr. Franke, über: „Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt" in der Plenarversammlung am 7. Oktober von dem Vortragenden eingebrachte Resolution knüpfte sich die nachfolgende Diskussion:

Konteradmiral **Truppel,** Gouverneur von Kiautschou: Ich bitte, die Resolution der Annahme dringend empfehlen zu dürfen. Ich tue das nicht als Gouverneur des einzigen Schutzgebietes, das wir im fernen Ostasien besitzen, sondern vom allgemeineren Standpunkte des grossen deutschen Interesses an der Entwicklung der Dinge draussen in Ostasien. Für unser Schutzgebiet, für unsere wirtschaftliche Tätigkeit überhaupt draussen im fernen Osten wird ja ohne Zweifel auch die Errichtung solcher Lehrstühle von grösster Bedeutung sein, aber doch erst in ferner Zeit und auf dem Umwege der Umformung der wissenschaftlichen und ethischen Forschungsresultate in kleinere praktische Annäherungsformeln, wie sie die praktische Kolonisation braucht und wie wir sie besonders im ersten Entwicklungsstadium einer Kolonie brauchen, da doch in der ersten Zeit das Bild der Entwicklung beherscht wird von der reinen, ganz realen Tätigkeit des Kampfes ums tägliche Brot — mit etwas Zucker natürlich dazu. (Heiterkeit.)

Für diese Zwecke würde die Errichtung solcher Lehrstühle etwas zu spät kommen, da hätte sie ein oder mehrere Dezennien früher einsetzen müssen. Wenn mir heute als Gouverneur die Geldmittel und die sonstigen Machtbefugnisse eingeräumt würden, einen solchen Lehrstuhl einzurichten oder sonst etwas Nützliches für die Kolonie zu tun, so bin ich noch im Zweifel, ob ich einen Professor der Sinologie berufen würde oder nicht eben sonst etwas Nützliches in diesem Stadium der Kolonie tun würde. (Heiterkeit.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anders aber sieht sich die Bedeutung der Resolution an von dem grossen Standpunkt unserer mächtigen Interessen an der Entwicklung da draussen. Die gewaltigen Ereignisse, die sich in den letzten beiden Jahren dort abgespielt haben, sind ein zu gewichtiger Mahnruf, ein Mahnruf besonders auch für uns Deutsche, dass wir die Kenntnis und das Verständnis der Zukunft Ostasiens nicht länger mehr so vernachlässigen und geradezu ablehnen sollten, wie wir's bisher getan haben, fast unbegreiflicher Weise angesichts der grossen Länder- und Völkermassen, um die es sich hier handelt, der viele Jahrtausende alten Kultur, und auch angesichts des Umstandes, dass dort seit langen Jahren die Entfernungen, die früher vielleicht eine Entschuldigung waren für die Vernachlässigung, durch die Entwickelung unserer Verkehrsmittel zusammengeschrumpft sind. Hier kann helfend und fördernd, nach Massgabe unserer Verhältnisse, in erster Linie die deutsche Universität eintreten, indem sie in unsere studierende Jugend und in die breiten Massen des Volkes die Kenntnis und das Verständnis dieser Völker des Ostens hineinpflanzt. Ist das erst der Fall, dann werden wir den kommenden Ereignissen auf dem Welttheater gewachsen sein. Niemand kann heute sagen, ob wir dann Mitspieler auf dieser Bühne sein werden oder wieder nur Zuschauer mit mehr oder weniger Interesse; in allen Fällen aber wird uns eine genauere und bessere Kenntnis der östlichen Völker von Nutzen sein, und wir werden dann nicht mehr so überrascht werden, wie wir noch vor annähernd zwei Jahren durch das Schauspiel überrascht wurden — ich brauche nicht zu sagen durch das Schauspiel, schon durch das ganz unerwartete Aufgehen des Vorhanges. Wir werden dann nicht wieder Bilder erleben, wie sie uns hier im Reiche entgegengetreten sind aus Zeitungsstimmen und von sonst sehr ernsten Leuten, von denen ich eines kurz dahin charakterisieren möchte: Draussen im fernen Osten wird der Russe besiegt, und hier in Deutschland weiss mancher Deutsche nicht, wohin er fliehen soll vor Angst. (Heiterkeit.) Das wird aufhören, wenn wir im ganzen Volke, besonders in seinen gebildeten Schichten, eine genauere Kenntnis dieser Völker des Ostens haben.

Ich empfehle die Resolution noch besonders gewissermassen als ein Vermächtnis des grossen Toten *), dem zu Ehren wir uns vorhin von unsern Sitzen erhoben haben, der, wenn er auch kein Sinologe im Sinne der Resolution gewesen ist, doch unser bester Wegweiser und grösster Pfadfinder war in jenen fernen Gegenden. (Bravo!)

Dr. **Vosberg-Rekow**, Berlin: Auch ich habe die Ehre, Ihnen die Annahme der Resolution des Herrn Referenten auf das wärmste zu

*) Geheimen Regierungsrats von Richthofen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

empfehlen. Es ist leider Tatsache, dass die Anteilnahme und das Interesse mit dem das grosse Publikum, ja sogar die höher gebildeten Kreise die ostasiatischen Dinge betrachten, der Wichtigkeit unserer Ostasienpolitik noch nicht entspricht. Sie haben heute von dem Herrn Referenten gehört, dass die Länder des fernen Ostens eine eigene, in ihrer Art tief begründete und charakteristische Weltanschauung besitzen; Sie haben gehört, dass diese Weltanschauung grosse sittliche und moralische Werte und auch nicht zu unterschätzende geistige Güter enthält.

Wir kennen von der innerlichen Auffassung, mit der der Ostasiate Welt und Leben betrachtet, heute noch verhältnismässig wenig. Lange haben wir uns damit begnügt, zu sagen, im Osten liege eine uralte Kulturwelt, aber eine Kulturwelt, die schlafe. Indessen, diese alte Kulturwelt des Ostens schläft heute nicht mehr: sie ist erwacht! Das sollten wir uns klar vor Augen halten. Wollten wir es bezweifeln, die Praxis, unsere Wirtschaft, der Erfolg oder Misserfolg unserer Unternehmungen im fernen Osten, die gesamten Wendungen der Weltpolitik, insbesondere aber die Schicksale des deutschen Kapitals, werden es uns zum Bewusstsein bringen. Wer die Entwickelungen, die der Osten während der letzten Zeit erfahren hat, aufmerksam verfolgt, wird gewisse Momente und Vorkommnisse nicht übersehen können, die gewissermassen wie Elmsfeuer diesem Erwachen vorausleuchten. Der Herr Referent hat Ihnen von dem ausgesprochenen Staats- und Hoheitsgefühl gesprochen, das dem Chinesen innewohnt. Nun, dieses Hoheitsgefühl ist uns Europäern neuerdings sehr unbequem geworden. Unser rascher Erfolg zeigte deutlich, dass der orientalische Gegner in gewisser Beziehung minderwertig sein musste. Er zeigte sich verwirrt, er zog sich erschreckt auf sich selbst zurück; energischer Widerstand fehlte fast gänzlich. Heute ist das anders geworden. Wir sehen eine europäische Macht, wenn auch nicht völlig verdrängt, so doch ziemlich jammervoll geschlagen durch eben eine asiatische Macht. Und seitdem regt es sich dort allenthalben. Das Hoheits- und Staatsbewusstsein der Chinesen fordert energisch Geltung; die ordnungsmässig erworbenen und durch feierliche Pakte festgelegten Eisenbahnkonzessionen für alle möglichen Linien, zunächst zwischen Peking und Hankau, nach Honkong und andern Hafenplätzen hinunter, auf die Amerikaner, Belgier, Engländer, Franzosen und zum Teil auch unsere Kapitalisten grosse Hoffnungen gesetzt hatten — sie zerschmelzen wie Butter an der Sonne. Die Herren Mandarinen kommen und erklären: von diesen Konzessionen kann keine Rede mehr sein, ihr müsst sie uns verkaufen und wiedergeben. Und alsbald geht eine dieser Konzessionen nach der andern in chinesische Hände über!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht nur hier tritt das eigene Hoheitsbewusstsein zutage; ein neues Element, das uns bisher im Osten ganz fremd war, ein Nationalgefühl hat sich emporgerungen. Oder lebt etwa kein Nationalgefühl in dem angeblich toten China, wenn jetzt, um das Chineseneinwanderungsverbot seitens der Amerikaner zu beseitigen, das Reich der Mitte einfach die amerikanischen Waren boykottiert, und dies mit einer Geschlossenheit und einem Eifer und einer Einigkeit, die wir den Chinesen niemals zugetraut hätten? (Sehr richtig!)

Von der andern Seite kommt Japan heran, das glänzend fortschreitende Japan. Glauben Sie mir, die Welt der Zukunft wird nicht lediglich unsere Anschauung kennen und für die allein massgebliche halten, es wird nicht etwa die verträumte Weltanschauung des Ostens daneben ein unbeachtetes Schlummerdasein führen, sondern wir werden allmählich eine Weltanschauung Platz gewinnen sehen, die sich aus Elementen zusammensetzt, die beiden Anschauungskreisen, dem europäischen und dem asiatischen, entnommen sind. Wir haben auch hierfür Vorzeichen, welche wir deuten können. Ist nicht die östliche Kunst in unser europäisches Leben heute schon tief eingedrungen? Steht nicht das, was wir „moderne" Kunstformen nennen, zum grossen Teil unter japanischem Einflusse? Wir wollen dorthin ein grosses Weltgeschäft machen. Die Welt des Ostens tritt mit prätentiösem Selbstbewusstsein bereits in einen Gegensatz zu Europa, und zwar klüglicherweise nicht ohne die Überlegung: du kannst nicht hoch und vorwärts kommen, wenn du dich weiterhin feindlich abschliessest, sondern nur dann, wenn du auch die fremde Zivilisation aufnimmst und mit der eigenen zu durchdringen suchst. Lesen Sie nur in den japanischen Zeitungen; Sie werden finden, dass man dort für alle Einzelheiten unseres öffentlichen Lebens voller Interesse ist, hat doch beispielsweise der „Kukumi" vor ein paar Tagen geschrieben: „Heute gilt es aufzupassen, was der mächtige Deutsche Kaiser tun wird, ob er nicht einen Hohenzollernprinzen auf den norwegischen Thron oder auf den ungarischen Thron bringen wird. Wir müssen darüber wachen, dass das Gleichgewicht in Europa nicht gestört werde." (Heiterkeit.)

Ja, noch lachen wir über dergleichen und es kommt uns naiv vor; aber man bemerke wohl, dass die Leute dahinten solchen Gedankenreihen nachhängen können, ohne dass sie auch bei ihren Landsleuten etwa verlacht würden.

Meine Redezeit ist um — leider! Vertiefen wir das Studium der chinesischen Verhältnisse, errichten wir meinetwegen so viel Lehrstühle dafür, als nur möglich; warum? Nun, auf dass in der Öffentlichkeit sorgfältig alles, was von da drüben kommt, beobachtet, bewertet und besprochen werde. Mögen die Gelehrten uns zum richtigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verständnis und zur rechten Würdigung des Ostens verhelfen. Denn ohne eine solche Würdigung ist die Ausführung des grossen weltpolitischen Programms nicht möglich, das wir aufgestellt haben, ist nicht möglich die wirtschaftliche Erwerbsarbeit, für deren Fundierung wir einen namhaften Teil unserer Ersparnisse in den Osten getragen haben, ist nicht möglich die Regierungspolitik des Kaisers, der nur Erfolg beschieden sein wird, wenn und weil sein Volk ihn versteht und das Bewusstsein der ganzen Nation die Gedanken trägt, deren Durchführung er für uns fordert. (Lebhafter Beifall!)

Graf **Vay von Vaya:** Da eben die Rede von Ostasien ist, erlaube ich mir ein paar Bemerkungen zu machen, weil ich zu verschiedenen Malen in Ostasien tätig war. Zugleich muss ich um Entschuldigung bitten, sollte ich mich nicht so klar ausdrücken, wie ich es gern tun würde, da ich seit 13 Jahren nicht mehr deutsch gesprochen habe.

Vor allem möchte ich ein Moment anführen, ich meine den moralischen Faktor. Herr Franke hat die Tugend der Chinesen und ihre wirklich philosophische Bildung sehr schön beschrieben. Jedenfalls ist der Chinese sehr bescheiden und sehr klug und steht auf einer sehr hohen Stufe der Moral, besonders im Familienleben. Aber, was ich mit einem gewissen Nachdruck sagen möchte: es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, dort, wo Europäer sind, danach zu trachten, dass wir als Christen den Einwohnern ein höheres Beispiel geben.

Ich will besonders von jenen Chinesen und chinesischen Städten sprechen, wo Confucius nicht mehr denselben Einfluss besitzt, wie er ihn vor Jahrhunderten gehabt hat. China steht an der Schwelle der Umwälzung, und ich muss Ihnen ganz offen gestehen, dass jene Lehren, wie schön sie auch sein mögen, nicht mehr die Kraft haben, wie früher. Alle diese schönen Lehren lassen besonders diejenigen Chinesen, die in Grossstädten leben und mit Europäern in Verbindung kommen, sehr oft kalt, und es tut mir leid, zu sagen: die Chinesen werden sehr oft von den Europäern verdorben. Ich möchte bitten und hoffen, dass der Kongress, der doch für das allgemeine Wohl der Menschheit und der Erde gearbeitet hat, bis zu einem gewissen Grade dazu beitragen möge, dass diejenigen Christen, die nach Ostasien reisen und dort beschäftigt werden, dafür sorgen, dass die ostasiatischen Völker eine höhere Meinung von der christlichen Kultur bekommen. (Bravo!)

Ein jeder Christ, der nach Ostasien reist, hat eine hohe Mission vor sich. Er mag ein armer Handwerker, er mag ein Soldat, ein Matrose, ein Kaufmann, ein Missionar oder ein Gouverneur sein, aber die moralischen Verpflichtungen sind immer dieselben: er muss als Beispiel der christlichen Tugend dienen. Und in dieser Beziehung, denke ich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann unser Kongress sehr vieles tun. Ich habe den verschiedenen Sitzungen mit sehr viel Interesse beigewohnt und sehr viel gelernt. Vor allem habe ich gelernt, dass in Deutschland die Leute, und wirklich die hervorragendsten Kreise, ein aufrichtiges Interesse haben an dem Wohl der verschiedenen Völker Ostasiens, Afrikas und der Südsee, und ich hoffe, dass Sie durch Ihren Einfluss dazu beitragen werden, dass die Arbeiten unserer verschiedenen Missionen, mögen sie protestantisch oder katholisch sein, wirklich zum Wohle der Bevölkerung dienen können. Ich muss Ihnen auch sagen, wie sehr es mich gefreut hat, zu sehen, wie in diesem Kongress die verschiedenen Konfessionen Hand in Hand gearbeitet haben für das allgemeine Wohl der Menschheit zur grösseren Ehre Gottes. Es hat mich wirklich gefreut, zu hören, dass Missionare verschiedener Konfessionen dieselbe Meinung gehabt haben über unsere Pflichten in Ostasien; denn es liegt ja nicht immer nur die Frage vor, was wir gewinnen können, wir müssen manchmal auch etwas geben. Es ist so natürlich, dass zivilisierte Menschen, die auf einer höheren Stufe der Kultur stehen, in der Lage sein sollten und sich glücklich fühlen müssten, demjenigen zu geben, der etwas braucht; eine Grossmacht aber kann noch viel mehr tun. Ich glaube, Deutschland wird in Zukunft als Beispiel dienen, was wir tun können für diejenigen, die seit Jahrzehnten im fernen Osten für das allgemeine Wohl arbeiten.

Ich kann Ihnen versichern, dass nach meinen Erfahrungen die deutschen Behörden dort immer das grösste Interesse für unsere Arbeiten gezeigt haben. Es hat sich auch gezeigt, dass sie hier im Lande die Arbeit der Mission nicht nur anerkennen, sondern sie auch belohnen, und ich freue mich, dass ich Gelegenheit habe, als Fremder in diesem Kongress zu sagen, dass es mich erbaut hat, was Deutschland für die Kultur in Ostasien getan hat. Ich hoffe, dass namentlich dieser Kongress dazu beitragen werde, dass Deutschland, nachdem es im Kriege so viele Siege davongetragen, auch in der Friedensarbeit einen schönen Sieg davontragen wird zum allgemeinen Wohle der Menschheit, der Zivilisation und Kultur. (Lebhafter Beifall.)

Wirkl. Geh. Rat Dr. **Fischer,** Berlin: Wenn ich trotz der vorgeschrittenen Zeit die Resolution des Herrn Dr. Franke Ihnen nochmals angelegentlichst und auf das wärmste zur Annahme empfehle, so bewegt mich dazu der Umstand, dass ich Vertreter zweier grosser deutscher Erwerbsgesellschaften bin, der Schantung-Eisenbahngesellschaft und der Schantung-Bergbaugesellschaft, und Zeugnis dafür ablegen möchte, dass auch wir, wenn wir hinausgehen, um zu erwerben, uns bewusst sind der sittlichen Pflichten, die wir mit ins Ausland nehmen, des wissen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlichen Fundaments, auf dem unsere Bestrebungen stehen, und ich benutze diese Gelegenheit, um auch zu meinem bescheidenen Teile ein Wort des Dankes auszusprechen, den die beiden deutschen Schantung-Gesellschaften dem nun verewigten grossen Forscher, Freiherrn Ferdinand von Richthofen, allezeit schulden. Wir haben jedem der Beamten, die wir seit Jahren dort hinausgeschickt haben, als Leitfaden für die Kenntnis des Landes das ausgezeichnete Buch Richthofens mitgegeben, und zu seinem 70. Geburtstage haben wir uns erlaubt, ihm zu sagen, dass wir einer der ersten unserer Lokomotiven seinen Namen gegeben haben, damit dieser allezeit durch Schantung getragen werde. Ehre seinem Angedenken! (Beifall.)

Die eingebrachte Resolution wurde darauf einstimmig angenommen.

Resolution IV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es für erforderlich, dass mindestens die mit unsern tropischen Kolonien verkehrenden Passagierschiffe Schiffsärzte an Bord führen, die eine besondere praktische Vorbildung in der Erkennung und Behandlung von Tropenkrankheiten und bezüglich der Schiffshygiene durchgemacht haben, und dass diese Schiffe eine Ausrüstung zu mikroskopischen Untersuchungen an Bord haben, die den Schiffsärzten die Erkennung der Tropenkrankheiten, insbesondere der Malaria, durch mikroskopische Blutuntersuchung ermöglicht.

Es ist wünschenswert, dass den Schiffen, die besonders ausgebildete Schiffsärzte und eine entsprechende Ausrüstung an Bord haben, als Kompensation für diesen Mehraufwand Vorteile bei der gesundheitspolizeilichen Untersuchung, die u. a. für diese Schiffe bei der Ankunft in den deutschen Häfen vor der Eröffnung des Verkehrs vorgeschrieben ist, eingeräumt werden.

Die im Anschluss an den am 7. Oktober im Plenum gehaltenen Vortrag des Herrn Hafenarztes, Physikers Dr. Nocht, Hamburg, „Über Tropenkrankheiten im Seeverkehr", vom Redner eingebrachte Resolution wurde angenommen.

Resolution V.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es für erforderlich, so bald als möglich mit den Vorarbeiten für eine koloniale Gesetzgebung in gemischten Streitsachen zu beginnen und zu die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sem Zwecke eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in die Wege zu leiten.

Hierzu ergreift das Wort zur Begründung:

Justizrat **M. Preuss,** Köpenick: In Vertretung des Herrn Antragstellers, Kammergerichtsrat Dr. Meyer, welcher zu seinem Bedauern durch Dienstgeschäfte an der persönlichen Vertretung der Resolution behindert ist, erlaube ich mir, ihnen dieselbe zur Annahme zu empfehlen. Diese Resolution ist in unserer Sektion, nachdem Herr Kammergerichtsrat Dr. Meyer und ich über die Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten vorgetragen hatten, einstimmig angenommen worden. Und in der Tat, gerade die gesetzliche Ordnung der gemischten Angelegenheiten, d. h. das Rechtsverhältnis zwischen Nichteingeborenen, Deutschen, Ausländern, naturalisierten Eingeborenen einerseits und den Eingeborenen anderseits, ist von ausschlaggebender Bedeutung. In unserm ausgedehnten Kolonialbesitz — Ostafrika zweimal so gross, Südwest-Afrika anderthalbmal so gross, Kamerun ebenso gross als Deutschland — stehen 12 Millionen Eingeborenen nur 5000 Weisse gegenüber, ein erdrückendes Missverhältnis, das allein durch positive Machtentfaltung auf die Dauer nicht ausgeglichen werden kann. Justitia fundamentum regnorum. Nur die unentwegteste Durchführung dieses allbewährten Satzes kann den dauernden Bestand der Kolonien gewährleisten.

Die Rechtslage der beiden Gruppen ist grundverschieden. Dem Deutschen ist durch das Schutzgebietsgesetz gesetzlich das heimische Recht und Verfahren, allerdings mit Abweichungen, gewährleistet. Die Rechtspflege der Eingeborenen, kaiserlicher Verordnung anheimgegeben, ist, sofern nicht Häuptlinge und Eingeborenen-Schiedsgerichte zu entscheiden haben, im wesentlichen Verwaltungsjustiz, ausgeübt vom Landeshauptmann, bezw. von dem delegierten Distriktschef und in zweiter Instanz von dem Gouverneur; überall wird nach Ermessen verfahren und geurteilt.

Dass dieser Zustand für den gesetzlich geschützten Deutschen eine Rechtsminderung erheblichster Art bedeutet, ist zweifellos. Für das Verfahren, gleichgültig die Parteirolle, ob der Deutsche Kläger oder Beklagter ist, besteht die Zuständigkeit des deutschen Gerichts und Verfahrens in Kiautschou, Ostafrika und Samoa. Dagegen ist für Südwestafrika, wenn der Eingeborene Beklagter ist, durch Verfügung des Reichskanzlers vom 23. Juli 1903, das für Eingeborene bestimmte Gericht, die Zuständigkeit des Bezirksamtmanns, bezw. Distriktschefs — bis zu 300 Mark endgültig — und in zweiter Instanz die des Gouverneurs bestimmt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es herrscht Ermessensverfahren; bis zu 300 Mark kann der Gouverneur die Entscheidung von Amts wegen abändern oder aufheben.

In allen Fällen kann der Gouverneur dem Bezirksamtmann, dem delegierten Distriktschef auch für den einzelnen Fall Anweisung erteilen.

Meines Erachtens entspricht diese Verfügung dem Gesetz nicht. Denn nach dem Schutzgebietsgesetz kann kaiserliche Verordnung wohl den Eingeborenen der deutschen Gerichtsbarkeit, nicht aber den Deutschen der für die Eingeborenen bestimmten Gerichtsbarkeit unterwerfen. Gesetzesrecht geht vor Verordnungsrecht, der dagegen geltend gemachte Satz actor sequitur forum rei trifft hier nicht zu, denn dieser prozessuale Grundsatz gilt neben den andern Zuständigkeitsnormen nur innerhalb eines bestimmten Rechtsgebiets. Der Deutsche gehört stets vor das deutsche Gericht. (Bravo!) Das darf nicht vorkommen, dass ihm sein gesetzlich gegründetes Anrecht auf heimisches Recht und Verfahren durch Verweisung vor die für die Eingeborenen bestimmten Gerichte beeinträchtigt wird. Dem Eingeborenen geschieht kein Unrecht, denn ihm wird nur besseres geboten. Immerhin beweist der Erlass der Verfügung vom 23. Juli 1903 die Notwendigkeit einer klaren gesetzlichen Aussprache.

Ganz besonders ist aber eine klare, geregelte gesetzliche Aussprache für das materielle Recht erforderlich.

Da ist eigentlich noch recht wenig geschehen. Abgesehen von Kiautschou, wo allgemein das deutsche Recht für anwendbar erklärt ist, und vereinzelten Bestimmungen hat nur das Liegenschaftsrecht, besonders der Kauf von Grundstücken Eingeborener eine Regelung erfahren. Und doch ist gerade eine gesetzliche Regelung unbedingt notwendig. Freilich anders als beim Verfahren wird nicht daran zu denken sein, unser heimisches Recht, insbesondere das Bürgerliche Gesetzbuch und Handelsgesetzbuch, ohne weiteres auf die Mischverhältnisse zur Anwendung zu bringen. Kiautschou, wo man es mit einer zivilisierten Bevölkerung zu tun hat, macht eine Ausnahme. Sonst wird im allgemeinen der Eingeborene den Bestimmungen unseres heimischen Rechts, besonders des Obligationen-, Handels- und Wechselrechts, verständnislos gegenüberstehen. Ja, die in diesen Gesetzen angeordnete, auf Treu und Glauben beruhende Formfreiheit würde ihm bei seiner Unerfahrenheit häufig gefahrbringend sein. Hier gilt es, eigenartige Normen zu schaffen, und zu diesem Zwecke ist es dringend notwendig, eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen zu beschaffen. Es ist das Verdienst der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, deren Vorsitzender der Herr Antragsteller ist, eine Sammlung dieser Rechts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bräuche dadurch geschaffen zu haben, dass auf die in ihrem Auftrage von dem leider zu früh gestorbenen, um die vergleichende Rechtswissenschaft hochverdienten Richter Dr. Post in Bremen entworfenen, an Missionare, Beamte, Privatpersonen gesandten Fragebogen eingegangenen Antworten in ihrem Auftrage gesammelt, bearbeitet und in Buchform veröffentlicht worden sind. (Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien, Beantwortungen des Fragebogens der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin. Bearbeitet im Auftrage der Vereinigung von Dr. S. R. Steinmetz, Privatdozent an der Universität Leiden; Berlin, Verlag von Julius Springer 1903.) Es ist gegenwärtig ein zweiter, noch eingehenderer Fragebogen bereits fertiggestellt, welcher Anfang nächsten Jahres zur Versendung gelangen soll.

Allein diese Sammlung, so verdienstvoll sie ist, kann nur als eine private angesehen werden, und eine auf Grund amtlicher Erhebungen veranstaltete a u t h e n t i s c h e Sammlung nicht ersetzen und nicht entbehrlich machen. Deshalb möchte ich gerade diesen Teil unserer Resolution Ihnen besonders warm ans Herz legen. Erst dann, wenn klares Recht zwischen den Deutschen und Eingeborenen festgestellt ist, wenn auch der Eingeborene vom Richter mit dem Bewusstsein scheiden kann, dass ihm auf ihm verständliche Art und Weise Recht geworden, werden die unseligen Missverständnisse schwinden, zu denen Naturvölker erfahrungsgemäss aus angeborenem Misstrauen zu neigen pflegen, diese Missverständnisse, die schon so viel Unheil verschuldet haben mögen.

Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit konnte nur Weniges und dieses Wenige auch nur schwach andeutungsweise gegeben werden. Ich muss mir daher die Bitte gestatten, auf unsere Vorträge in der Sektion hinweisen zu dürfen. Möge mir trotzdem die Hoffnung vergönnt sein, auch in dieser schemenhaften Darstellung bei Ihnen die Überzeugung erreicht zu haben, wie zwingend notwendig diese gesetzliche Regelung der Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten ist. Auf dass auch in unsern Kolonien das Wort zur Wahrheit werde, mit welchem unser Kaiser den Grundstein zum Reichsgerichtsgebäude legte: „Recht soll Recht bleiben". (Beifall.)

Dr. **Fleischmann,** Halle: Auch ich habe die Ehre, die heute von der 3. Sektion gefasste Resolution vor der Versammlung zu vertreten, allerdings nur in ihrem zweiten Teile, der von den Rechtsbräuchen der Eingeborenen handelt.

Die Resolution ist spontan in der Sektion zur Erörterung gestellt worden. Ein Widerspruch gegen sie ist überhaupt nicht laut geworden. Man wird also annehmen können, dass das Bedürfnis zu der Formu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lierung der Resolution allseits dermassen anerkannt ist, dass es nur not tut, dem einen gebührenden Ausdruck zu leihen.

Ich will mich deshalb sehr kurz fassen. Wer Rechtsstreitigkeiten entscheiden will, muss das Recht kennen. Der Satz ist selbstverständlich. Aber trotzdem fehlt noch ausserordentlich viel dazu, dass dieser Satz, soweit es sich um die Eingeborenen handelt, ins Leben umgesetzt wird. Die Eingeborenen leben, wie es das Schutzgebietsgesetz auch vorsieht, nach ihrem hergebrachten Rechte, nach ihren Gewohnheiten. Nur mühevolles, durch lange Zeit fortgesetztes Beobachten kann einen Einblick in diese Gewohnheiten geben. Die grossen Kolonialstaaten — England, Frankreich, die Niederlande — haben deshalb die Aufgabe nicht gescheut, von Amts wegen die Gebräuche der Eingeborenen zu sammeln, und mit diesen Sammlungen für Weisse und Farbige zugleich den Segen einer Rechtssicherheit zu spenden.

Für unsere deutschen Kolonien, in denen noch nicht 12 000 Weissen mehr als 12 Millionen Eingeborenen gegenüberstehen, fehlt es für die Eingeborenen beinahe an jeder Aufzeichnung ihres Rechtes, und damit an der unerlässlichen Voraussetzung einer das Vertrauen der Eingeborenen erweckenden Behandlung ihrer Streitigkeiten, an der unerlässlichen Voraussetzung auch für die Heranbildung jüngerer Kolonialbeamten schon in der Heimat auf ihren verantwortungsvollen Beruf in der Ferne.

Die leitenden Stellen haben diesen Missstand wohl erkannt, und 1891 hat das Kolonialamt die Beamten zur Sammlung der Rechtsgebräuche aufgefordert. Ein irgendwie greifbares Ergebnis hat diese Anweisung nicht gehabt — die Zeitläufe waren für solch ruhige Prüfung und Sichtung wohl noch nicht angetan.

Inzwischen ist von privater Seite, insbesondere von der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft, das Werk in Angriff genommen, und es sind Fragebogen hinausgeschickt worden. Die Kolonialgesellschaft hat in höchst dankenswerter Weise dem Unternehmen ihre Unterstützung geliehen. Die Mitglieder der Missionen haben dafür Bemerkenswertes geleistet und werden bei ihrer Vertrautheit mit Sprache und Sitte der Eingeborenen — ohne die ihr Recht ja gar nicht zu begreifen ist — in ihrer Mitwirkung nie entbehrt werden können.

Aber das Unternehmen geht weit über die Kraft einzelner hinaus. Es ist deshalb von massgebenden Kreisen schon oft der Ruf laut geworden, dass die Regierung endlich mit dringender Weisung eingreifen und eine planmässige Sammlung in die Wege leiten möge. Es ist von Kennern der b a n g e Ruf laut geworden, dass für die Sammlung auch bereits die zwölfte Stunde hereingebrochen sei, dass sich die Rechte der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingeborenen durch das Zusammentreffen mit den Weissen, durch die Vernichtung von Volksstämmen verwischen und verlieren. Aber über die praktische Bedeutung hinaus, dass die Kenntnis des Rechtes der Eingeborenen für die Handhabung des Rechts notwendig ist, dass für den Forscher die Kenntnis des geltenden Rechts der Eingeborenen ein Licht wirft auch auf das Recht der Kulturvölker in vergangenen Zeiten, hat die Kenntnis des Eingeborenenrechts eine ausserordentliche mittelbare Bedeutung:

Sie eröffnet uns ein tieferes Verständnis für das Wesen des Eingeborenen überhaupt, sie wird uns den Weg zu seinem Vertrauen eröffnen, sie wird uns eine sichere Abschätzung unserer politischen Massnahmen ermöglichen.

Aus diesem Grunde möchte ich die Annahme der Resolution warm empfehlen, möchte Ihnen ans Herz legen, mit der Resolution eine Bahn wieder aufzunehmen, die schon der Blick des Grossen Kurfürsten, als er die ersten Schiffe nach der afrikanischen Küste entsandte, als notwendig erkannt hat.

Justizrat **M. Preuss,** Köpenick: Ich möchte herzlich bitten, den zweiten Teil auch vom Standpunkt der Rechtspflege anzunehmen. Die Klagen über das Dolmetscherwesen werden dann gegenstandslos werden. Um eine geordnete Rechtspflege zu haben, ist es durchaus notwendig, dass zwischen Richter und Partei in einer gemeinsamen Sprache verhandelt werden kann. (Sehr richtig!)

Die Resolution wurde sodann in dem von der Sektion III eingebrachten Wortlaut angenommen.

Resolution VI.

Vorsitzender Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** Es liegen über denselben Gegenstand zwei Resolutionen vor. Ich erteile das Wort dem Vertreter des Arbeitsausschusses, Herrn Konteradmiral Strauch.

Konteradmiral **Strauch,** Friedenau: In der Resolution der Sektion IV wird als notwendig bezeichnet, dass die Kolonialbeamten sich mehr als bisher mit Erlernung der Eingeborenensprachen befassen, und es wird kurz ein Grund dafür angegeben. In der Resolution der Sektion III heisst es: „Das Studium der Eingeborenensprachen ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen." Der Arbeitsausschuss ist der Ansicht, dass es wohl möglich sein dürfte, hier eine Vereinigung zu finden, und ich möchte in seinem Namen die Fassung der Resolution der Sektion IV als die angebrachtere bezeichnen. In der Re-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solution der Sektion III heisst es: das Studium der Eingeborenensprachen ist zu empfehlen. Man kann eine Sprache auch studieren, man kann sich mit dem Studium einer Sprache beschäftigen, ohne sie etwa erlernen zu wollen. (Heiterkeit.) Nun — ich habe das selbst an mir erfahren, denn ich habe mich auch mit dem Studium von Sprachen beschäftigt, habe aber nie daran gedacht, es so weit zu bringen, die eine oder die andere Sprache sprechen zu können, ich wollte lediglich in den Geist der Sprache eindringen. In der Resolution der Sektion IV heisst es, dass die Regierungsbeamten sich mehr als bisher mit der Erlernung der Eingeborenensprachen beschäftigen sollen. Daher möchte ich Ihnen empfehlen, den Satz der Resolution III fallen zu lassen und dafür den ersten Satz der Resolution der Sektion IV anzunehmen, der es als notwendig bezeichnet, dass sich die Kolonialbeamten mit den Eingeborenensprachen mehr als bisher befassen und der als Grund hinzufügt: „denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen."

Vorsitzender: Der Herr Referent schlägt vor, die beiden Resolutionen zu vereinigen und den ersten Absatz der Resolution der Sektion IV an den Kopf zu stellen:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 bezeichnet es als notwendig, dass die Kolonialbeamten sich mehr, als das bisher der Fall, mit der Erlernung der Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen.

Dann würde fortzufahren sein:

> Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren. Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichst Verbreitung findet.

Es liegt also diese Vereinigung vor. Ich stelle diese zur Diskussion und erteile das Wort dem Herrn General, Exzellenz von Liebert.

Generalleutnant **von Liebert,** Berlin: Hier sind zwei Punkte vorgeschlagen. Ich möchte bitten, den ersten ganz besonders zu betonen, den zweiten Punkt aber fallen zu lassen. Beides fällt sehr auseinander. Das erste ist das grosse Verdienst von Wissmann in Ostafrika, das Suaheli zwangsweise, wenn ich so sagen darf, für alle deutschen Beamten, Offiziere, Kaufleute usw., die überhaupt die Kolonie betreten, eingeführt zu haben. Dadurch, dass diese Sprache so intensiv von den Deutschen gelernt worden ist, haben wir es vermocht, uns in das Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühl, in die Denkweise des Eingeborenen hineinzuversetzen, und haben dadurch, wir können nur sagen, glänzende Geschäfte gemacht, die zum erstenmal durch die Putsche und Unruhen, wie sie jetzt im Lande auftreten, unterbrochen werden. In Westafrika hat man sich nicht mit den Eingeborenensprachen befasst, hat sich mit einem Kauderwelsch von Holländisch beholfen und hat dadurch nicht mit den Eingeborenen Fühlung gewonnen. (Sehr richtig!) Es ist eine Frage von der höchsten Bedeutung, dass alle, die in die Kolonien kommen, die Eingeborenensprache lernen.

Ganz anders steht es mit dem zweiten Punkt. Ich kann es nicht für nützlich halten, dass alle Eingeborenen deutsch lernen, denn wir wollen das Herrenvolk sein in den Tropenkolonien. Die Eingeborenen müssen jeden einzelnen Deutschen, der in ihr Land kommt, als eine besonders hochstehende Persönlichkeit achten, und es imponiert ihnen nichts mehr, als dass wir eine fremde Sprache sprechen, die sie nicht verstehen und kaum lernen können, da ihre weiche Zunge die schweren Konsonanten unserer Sprache nicht zu bewältigen vermag. Einzelne Eingeborene kann man dazu bringen, um sie dann im Bureau-, Post-, Schreiberdienst und sonstwie zu beschäftigen, aber allen Eingeborenen in unsern Kolonien, den sieben bis acht Millionen in Ostafrika usw., das Deutsche beizubringen, hat keinen Sinn. Die No. 1 bitte ich also stark unterstreichen, die No. 2 dagegen fallen lassen zu wollen. (Bravo!)

Pastor **Julius Richter**, Schwanebeck: Selbstverständlich bin ich mit dem Herrn Vorredner durchaus einverstanden, dass der erste Teil der Resolution stark unterstrichen und mit rechtem Nachdruck einmütig vom Kongress angenommen werde. Ich würde es aber schmerzlich bedauern, wenn der zweite Teil, seinem Wunsche entsprechend, gestrichen würde. Es ist eine vollständige Verkennung des Inhalts dieser Resolution, wenn daraus geschlossen wird, wir wollten alle Eingeborenen nun irgendwie par force dazu zwingen, ihre Muttersprache aufzugeben, um an deren Stelle die deutsche zu lernen. Ob das überhaupt jemals von irgendwelchen Leuten angestrebt worden ist, weiss ich nicht. Am allerwenigsten ist das aber geschehen von seiten der Sektion, welche diesen Antrag eingebracht hat. Die Sache liegt so: es handelt sich um die Feststellung eines Grundsatzes, der in allen andern europäischen Kolonialländern ganz über allem Zweifel feststeht. Es versteht sich ganz von selbst, dass alle englischen Kolonien als Kultursprache die englische Sprache ansehen; ebenso halten es die Franzosen usw. Es ist durch eine tausendjährige Entwickelung festgestellt, dass die Kultur in der Hauptsache der Sprache folgt. Wenn wir darauf verzichten, die Pflege des Deutschtums, der deutschen Sprache in den Kolonien in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unser Programm aufzunehmen, so begehen wir damit einen Fehler, den spätere Generationen schmerzlich bedauern werden, der dann aber nicht mehr gutzumachen sein wird. Im zweiten Teile handelt es sich meines Erachtens einfach um eine selbstverständliche nationale Pflicht (sehr richtig!), die wir gegen unsere Kolonien haben. Er ist auch so allgemein gehalten, dass er niemanden bindet; er wird auch auf keinen Kolonialbeamten den Eindruck machen, als ob man nun den Eingeborenen ihre Sprache nicht lassen wollte. Das wäre allerdings ein grober Unfug. Die Tendenz des Antrags, dass die deutsche Sprache in unsern Kolonien gepflegt werden soll, ist so unendlich wichtig, dass ich es aufs tiefste bedauern würde, wenn der Kongress nicht auch den zweiten Teil der Resolution einmütig sich aneignen wollte. (Lebhafter Beifall.)

Die Resolution gelangte sodann in der nachfolgenden Form zur Annahme:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 bezeichnet es als notwendig, dass die Kolonialbeamten sich mehr, als das bisher der Fall ist, mit Erlernung von Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren.
>
> Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde.

Resolution VII.

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 ist der Ansicht, dass unter Anerkennung der Verdienste der Mission für Kultur und Wissenschaft allen kolonial-freundlichen Kreisen nahe gelegt wird, der Mission volle moralische Unterstützung zu gewähren und dadurch immer mehr kulturelle Arbeitseinheit zu erzielen.

Die von der Sektion IV im Anschluss an den Vortrag des Herrn D. Oehler in Sektion IV eingebrachte Resolution wurde ohne Diskussion angenommen.

Resolution VIII.

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 wünscht dringend, dass in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; dass demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingebracht durch Sektion IV im Anschluss an den Vortrag des Herrn Dr. Froberger über den Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung, wird diese Resolution ohne Diskussion angenommen.

Resolution IX.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 befürwortet die Bereitstellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo und des dazugehörigen Wörterbuchs von Westermann.

Konsul **Ernst Vohsen,** Berlin, als Referent des Arbeitsausschusses: Die empfohlenen Werke sind solche von sehr grosser Bedeutung insofern, als sie vielleicht zum ersten Male die vollständige Monographie eines westafrikanischen Vokes, des Ewe-Volkes, bringen werden. Das hat die Sektion veranlasst, diesen Antrag zu stellen, damit ein derartiges grundlegendes Werk der Öffentlichkeit übergeben werden kann. Sie erbittet die Unterstützung des Kolonialkongresses dadurch, dass er sich diesen Antrag zu eigen macht.

Die von Sektion IV im Anschluss an den Vortrag des Herrn Missionars Spieth, Tübingen, über „Die religiösen Vorstellungen der Eweer" eingebrachte Resolution wird sodann einstimmig angenommen.

Resolution X.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 schliesst sich folgender Kundgebung der Sektion IV über die Schulen in den Kolonien an:

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, dass die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt.

Zur Begründung erhält das Wort:

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Ich möchte Ihnen diese Resolution zur Annahme empfehlen. Sie ist von den katholischen und evangelischen Vertretern der Sektion IV nahezu einmütig angenommen worden. Es lag uns daran, vor der Öffentlichkeit festzustellen, dass der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Elementarunterricht in den Kolonien in der Landessprache erteilt werden muss. Gegenüber mancherlei Forderungen, die erhoben worden sind, muss dies deutlich ausgesprochen werden. Die Mission ist selbstverständlich gern bereit, der deutschen Sprache möglichst Vorschub zu leisten. Im Wege freier Vereinbarung zwischen Missionen und Regierung sind ersterer schon Beihilfen für Verbreitung der deutschen Sprache gewährt worden, aber es ist der Wunsch weiter Kreise, dass die Schulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung auch dann Unterstützung finden möchten, wenn nach Lage der Verhältnisse, zum Beispiel weit im Innern der Kolonien, ein Unterricht im Deutschen noch nicht angebracht ist.

Die Resolution wird sodann ohne Diskussion angenommen.

Resolution XI.

Von der Nation in ihrer Gesamtheit wird die Notwendigkeit anerkannt:

Deutschland im Austausch mit heimischen Industrieerzeugnissen durch national-wichtige Rohstoffe und Produkte aus den deutschen Kolonien zu versorgen. Zu diesem Zweck fordert der Kongress, grössere Mittel von Reichs wegen zur Verfügung zu stellen:

1. Für wirtschaftliche Vorarbeiten zur Feststellung der Rentabilität bestimmter kolonialer Unternehmungen in den deutschen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

2. Für den Bau von Eisenbahnen, die Verbesserung der Landungsverhältnisse, die Schiffbarmachung von Flüssen, den Bau von Strassen, die Anlage von Telegraphen- und Telephonlinien und für die Bekämpfung von tropischen Pflanzenkrankheiten und Viehseuchen.

3. Für die Förderung von Volkskulturen unter Verwendung des Pflugs und Plantagenkulturen, insbesondere der Baumwollkultur und der Gewinnung und Kultur von Kautschuk und Guttapercha.

Direktor **Hupfeld,** Berlin: Ich bin nicht Vertreter der Sektion V, sondern Vertreter der medizinischen Sektion, und Sektion II hat heute morgen einstimmig eine Resolution dahin gefasst:

Der Kolonialkongress 1905 empfiehlt der Regierung dringend, reichliche Mittel für die Fortführung der Versuche zur Bekämpfung der Viehseuchen in unsern Kolonien zur Verfügung zu stellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn nun heute diese Resolution vor Ihnen nicht von einem Mediziner, sondern von einem im praktischen Erwerbsleben stehenden Manne vertreten wird, so ersehen Sie daraus, welche enorm praktische wirtschaftliche Bedeutung die Bekämpfung der Viehseuchen drüben in den Kolonien hat. Nachdem wir aber gesehen haben, dass diese Resolution nur ein Teil der von der wirtschaftlichen Sektion vorgeschlagenen Resolution ist, möchte ich Ihnen in der Überzeugung, dass die Herren aus der medizinischen Sektion damit einverstanden sind, vorschlagen, diese Resolution mit der soeben verlesenen der wirtschaftlichen Sektion zu vereinigen.

Die Resolution wird sodann mit dem von der Sektion II beschlossenen Zusatz einstimmig angenommen.

Resolution XII.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 betrachtet für den wirtschaftlichen Aufbau Deutsch-Südwestafrikas die endgültige Beantwortung der Eingeborenenfrage als die Grundlage jedweder wirtschaftlichen Entwickelung.

Er erachtet die bergmännische und landwirtschaftliche Erschliessung der Kolonie als die beiden Hauptaufgaben ihrer wirtschaftlichen Entwickelung bei voller Wahrung der nationalen Interessen, die nur durch eine planmässige deutsche Besiedelung möglich ist. Er steht deshalb noch ganz auf dem Boden der Resolution IX des Kongresses 1902, und betont von neuem die dringende Notwendigkeit der Wasserbeschaffung und Wassererschliessung.

Er erachtet es ferner als Pflicht des Reiches, den durch den Aufstand geschädigten deutschen Ansiedlern vollen Schadenersatz zu leisten, und betrachtet als Hauptbedingung für eine gesunde und rentable Wirtschaftsentwickelung die Ausstattung der Kolonie mit den notwendigsten modernen Verkehrsmitteln, vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse und den Eisenbahnbau.

Im besonderen ist der Bau einer Eisenbahn Lüderitz-Kubub dringend erforderlich und schleunigst in Angriff zu nehmen, um die grossen Transportschwierigkeiten für die Bedürfnisse unserer Truppen zu beseitigen und den Süden der Kolonie wirtschaftlich zu erschliessen.

Paul Staudinger, Berlin, als Referent des Arbeitsausschusses: Es hat zu dieser Resolution noch ein Zusatzantrag vorgelegen, welcher lautet:

Der Kolonialkongress 1905 lenkt die Aufmerksamkeit der Regierung auf die für Lungenleidende günstigen klimatischen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnisse Deutsch-Südwestafrikas. Er empfiehlt angelegentlichst, geeignete Massnahmen zu treffen zur Ausnutzung dieses für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Kolonie wichtigen Faktors.

Der Arbeitsausschuss möchte Ihnen empfehlen, den ersten Teil anzunehmen. Ich glaube, es ist gar nicht notwendig, darüber noch ein weiteres Wort zu verlieren; es liegt hier eine dringende Notwendigkeit vor. Dagegen hat der Arbeitsausschuss sich mit dem Zusatzantrag nicht einverstanden erklären können, welcher sich darauf richtet, Südwestafrika als eine Station für Lungenleidende zu empfehlen. Derselbe Gegenstand ist schon einmal in einem Vortrage der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft behandelt worden, und es wurden damals sehr viel Stimmen dagegen laut. Ich möchte hier nur das eine noch hervorheben: Es würden, wenn wir jetzt wieder Südwestafrika als eine Lungenleidenstation hinstellen, erneute Befürchtungen laut werden, dass zu den vielen Krankheiten, die jetzt schon dort vorhanden sind, womöglich noch die Schwindsucht hineinkommen würde durch das stärkere Hinzuströmen von Lungenkranken. Wir sehen durchaus nicht ein, dass dieser Zusatz die Bedeutung haben könnte einer wirtschaftlichen Erschliessung Südwestafrikas.

Der Zusatz wurde abgelehnt und die im Anschluss an den Vortrag des Herrn Georg Hartmann über „Deutsch-Südwestafrika" von der Sektion V ins Plenum eingereichte Resolution im obigen Wortlaut angenommen.

Resolution XIII.*)

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erklärt es für dringend wünschenswert, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit in unsere deutschen Kolonien zu lenken, soweit dies aber nicht möglich ist, dahin zu wirken, dass die deutschen Auswanderer sich nicht, wie bisher, in ihrer grossen Mehrzahl denjenigen Ländern zuwenden, in denen sie dem deutschen Volkstum alsbald verloren gehen, vielmehr denjenigen Gebieten den Vor-

*) In diese Resolution ist ein Antrag des Herrn Dr. Grothe, München, den er im Anschluss an seinen am 7. Oktober in Sektion VI gehaltenen Vortrag über „Die deutsche Kolonisation und der Orient" gestellt hatte mit einbegriffen worden. Derselbe lautete wörtlich:

„Es erscheint erwünscht, die deutsche Auswanderung nach den verschiedenen Zonen und Ländern der Erde nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihren Erfolgen oder Misserfolgen und ihrem derzeitigen Stande planmässig eingehend zu untersuchen und durch Monographien auch der weiteren Oeffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen. Zur Uebernahme dieser Aufgabe soll die Auskunftsstelle für das Auswanderungswesen entsprechend ausgebaut werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zug geben, wo sie schon deutsche Pioniere, deutsche Sprache und Kultur und deutsche Schulen vorfinden.

Der Kolonialkongress hält es daher für richtig, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach Ländern, wie Südbrasilien und den La Plata-Staaten, zu leiten. Es erscheint erwünscht, die Auswanderungsverhältnisse nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und nach ihrem derzeitigen Stand von einer Zentralstelle eingehend zu untersuchen und durch Monographien auch der weiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen.

Zur Übernahme dieser Aufgabe soll die Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderungswesen entsprechend ausgebaut werden.

Konteradmiral **Strauch**, Friedenau, als Referent des Arbeitsausschusses: Indem ich diese Resolution im Namen des Arbeitsausschusses einbringe, bemerke ich, dass der erste Teil von der Sektion VI beschlossen wurde. Der zweite stellt sich dar als das Ergebnis des Vortrages, den Herr Professor Dr. Jannasch hier im Plenum über „Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet" gehalten hat.

Professor Dr. **Jannasch**, Berlin: Ich habe meinen Antrag zurückgezogen, obgleich er mehrfach abweicht von dem Antrage, welchen der Arbeitsausschuss resp. die Sektion gestellt hat. Ich tue das, um eine Dissonanz hier zu vermeiden. (Bravo!) Ich möchte gern, dass der Antrag der Sektion resp. des Arbeitsausschusses einstimmig hier angenommen werde, und ich verspreche mir davon einen grösseren Erfolg, als wenn durch ein Kompromiss eine Resolution zustande kommt, die dann so lauwarm ist, dass sie gar nichts besagt. Also ich bitte nur Rücksicht zu nehmen auf den Antrag, der vom Arbeitsausschuss gestellt ist. (Bravo!)

Resolution XIV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es in der Angelegenheit, betreffend die Regelung der Marokkofrage, für erforderlich:

1. Dass geographisch und sachlich die im algerischen Grenzgebiete an Frankreich zugestandenen Vorzüge genau festgelegt werden.

2. Dass zum Vorteile sowohl des auswärtigen Handels und Gewerbes als auch zur Förderung der Wohlfahrt des marokkanischen Volkes Massnahmen geschaffen werden, um die Hafen-, Schiffahrts- und Binnenverkehrsverhältnisse auf einen der freien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betätigung von Handel und Gewerbe entsprechenden Stand zu bringen.

3. Dass in wirksamerer Weise als bisher die Möglichkeit des freien Erwerbs an Grund und Boden gewährleistet wird.

4. Dass schliesslich in der Vergebung der öffentlichen Arbeiten und der öffentlichen Konzessionen der scherifischen Regierung völlig freie Hand gelassen wird.

Regierungsrat **v. Hake**, Mittelhufen: Allen Anwesenden ist bekannt, welchen Jubel im Frühjahr dieses Jahres die Ankunft Seiner Majestät des Deutschen Kaisers in Tanger verursacht hat. Die tief niedergeschlagene Stimmung aller Deutschen in Marokko war mit einem Schlage gehoben worden; alle Bestrebungen, die von Deutschen in Marokko gepflogen wurden, hatten mit einem Male einen rosigen Anstrich bekommen. Seitdem ist lange Zeit vergangen, und es fragt sich, ob die Erwartungen, die an jenen Besuch geknüpft wurden, in Erfüllung gegangen sind.

Der Redner, der vorgestern die Marokkofrage behandelt hat, ein ganz hervorragender, wenn nicht der hervorragendste Marokkaner, Herr Graf von Pfeil, hat sich in der Sektion in der allerpessimistischsten Weise geäussert darüber, was wir hätten erreichen können, und was wir tatsächlich erreicht haben. Es soll nicht meine Aufgabe sein, mich ebenso trübe Ihnen gegenüber auszudrücken. Es mag sein, dass wir mehr hätten erreichen können, aber wir müssen sehen, was sich vielleicht auch jetzt noch machen lässt.

Gegenwärtig haben wir vorläufig das Ihnen allen bekannte Marokko-Abkommen, welches zwischen den beiderseitigen Regierungen Deutschlands und Frankreichs getroffen worden ist. Während die Verhandlungen bezüglich dieses Abkommens s c h w e b t e n, ist von keiner offiziellen Seite nach irgendeiner Richtung hin die Regierung angegangen worden. Jetzt haben wir ein fait accompli, und jetzt ist die Berechtigung vorhanden, Stellung dazu zu nehmen.

Das Marokko-Abkommen spricht sich nur über wenig Punkte aus, und diese sind verschiedener Deutung fähig. Warum das Abkommen nicht klarer und präziser abgefasst worden ist, darüber haben wir wohl alle hier kein Urteil. Wir müssen nur wünschen, dass angesichts dieses Abkommens bei seiner Verwirklichung diejenigen Punkte noch hineingebracht werden möchten, die von interessierter deutscher Seite gewünscht werden, und dazu bietet das Abkommen eine weitgehende Handhabe, ohne dass wir es nötig haben, irgendwie unserer Regierung dabei Schwierigkeiten zu machen, ihr, um mich so auszudrücken, Knüppel zwischen die Beine zu werfen. (Sehr richtig!)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich will kurz sein und gehe auf die einzelnen Punkte über. Erstens soll ein Reglement ergehen zur Ordnung, Überwachung und Unterdrückung des Waffenschmuggels ausserhalb des Grenzgebietes, und soll die Polizei ausserhalb des Grenzgebietes organisiert werden. Dann aber soll im Grenzgebiete die Anwendung dieses Reglements ausschliesslich Sache Frankreichs und Marokkos bleiben.

Ich bin immer für die Klarheit, und ich glaube, dass, wenn man Vereinbarungen trifft, unbedingt Klarheit vorhanden sein muss; sonst bildet die Vereinbarung selbst eine Schwierigkeit für die Zukunft. Nicht nur in unserm Intersesse, sondern, ich möchte sagen, im Interesse Frankreichs würde ich wünschen, dass in der Sache Klarheit wird, dass die algerischen Grenzgebiete mit den Frankreich zustehenden Befugnissen geographisch genau festgelegt werden. Jedenfalls haben, wenn das nicht der Fall ist, wir unter Umständen für die Zukunft die Befürchtung, dass Frankreich sagen wird: Was ist das algerische Grenzgebiet? Ich rechne es bis zum Atlas! Und geht Frankreich von diesem Standpunkt aus, so liegt für die Politik Marokkos, wie für die Vergebung aller öffentlichen Arbeiten und Konzessionen der vorwiegende Schwerpunkt bei Frankreich. Wir haben dann Verhältnisse zu gewärtigen, wie wir sie jetzt in Tunis bedauern, wo jeder andere Einfluss, jede andere wirtschaftliche Betätigung, ausser derjenigen Frankreichs, ausgeschlossen ist.

In Nummer 2 heisst es: Die in Marokko zu errichtende internationale Bank, eine Staatsbank mit einem Emmissionsrecht ausgestattet, soll insbesondere Mittel zu gewissen dringenden öffentlichen Arbeiten, besonders zur Verbesserung der Häfen und ihrer Anlagen, zu verwenden haben. Weiter steht nichts über die Häfen und ihre Anlage, über die Verkehrsverhältnisse im Abkommen darin. Das kommt mir vor, als ob ich zu irgendeiner Jagd eingeladen bin und erfahre nachher von dem Jagdinhaber: Ja, Wild ist auf der Jagd nicht! (Heiterkeit!) Wenn wir Geld hergeben wollen und bereit sind zur Verbesserung aller möglichen öffentlichen Anlagen, so müssen wir erst einmal die Gewissheit haben, dass solche Verbesserung möglich ist und gewünscht wird. Wir wissen genau, die Verbesserung wird nicht gewünscht, sie liegt nicht im Interesse der Marokkanischen Regierung, welche jeden Einfluss des europäischen Elements durchdrückt. Also der nicht vorhandene Wille muss durch eine internationale Nötigung angeregt werden.

Ein weiterer Punkt, über den sich das Abkommen ganz ausschweigt, ist die Erwerbung von Grundbesitz. Diese kann zwar offiziell durch Ausländer erfolgen; aber in dem für Marokko sehr geschickt abgefassten Abkommen von 1880 heisst es: in jedem Falle gibt die marokkanische Regierung die Genehmigung dazu. Sie gibt aber keine Genehmigung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also ist der Punkt illusorisch. Marokko ist für Ackerbau und Viehzucht ein vielversprechendes Land. Aber Land zu erwerben, um Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, ist zurzeit nicht möglich. Gegenwärtig ist ferner, was Handel und Gewerbe betrifft, der deutsche, überhaupt der auswärtige Kaufmann in Marokko jederzeit gewärtig, dass er seine Kontoreinrichtung, seinen ganzen Lagerbestand hinausbringen muss in ein anderes Haus, weil ihm das seine gekündigt wird; unter Umständen muss er damit auf die Strasse gehen bei der Abneigung der marokkanischen Bevölkerung, einem Ausländer ein Heim zu geben. Sobald die Möglichkeit des Erwerbes von Grund und Boden gewährleistet wird, ist es anders.

Schliesslich noch ein Punkt. Es würde die Sache krönen, wenn dafür gesorgt wird, dass der Sultan oder der Makhzen in der Vergebung öffentlicher Arbeiten freie Hand erhielte. Nach der Richtung genügt das Abkommen nicht.

Dieser Punkt steigt noch eminent an Wichtigkeit, wenn es nicht gelingt, die französischen Zuständigkeiten im Grenzgebiete genau festzulegen. Gelingt das nicht, dann würde Frankreich schon dafür sorgen, dass alle Rechte an seine Landsleute fallen würden, und dem muss vorgebeugt werden.

Ganz im allgemeinen will ich noch ausdrücklich betonen, dass die von mir vorgeschlagene Kundgebung sich durchaus nicht gegen Frankreich richten soll. Wir alle wünschen nichts sehnlicher, als dass wir mit Frankreich in ein befreundetes Verhältnis kommen könnten. Wir wissen aber auch, dass dort eine gewisse chronische Krankheit besteht, die zu heilen der Kunst der deutschen Ärzte nur gelingen könnte, wenn sie ein Mittel anwenden, durch welches sie selbst einen Teil ihres Fleisches und Blutes hergeben. Und da wir dieses nicht anwenden wollen, wird die Heilung in absehbarer Zeit nicht möglich sein; nur eine gewisse Milderung dürfte mit der Zeit eintreten.

Viel versprechen können wir uns in der Beziehung freilich nicht. Also, wie gesagt, gegen Frankreich soll die Kundgebung nicht gerichtet sein, sie soll nur eine gewisse Klarheit der Verhältnisse schaffen und zu gleicher Zeit die Zuständigkeiten des Auslandes etwas mehr erweitern. Ich bitte Sie daher, die Kundgebung anzunehmen, damit die Hoffnungen, die von allen Deutschen in Marokko an den damaligen kaiserlichen Besuch geknüpft worden sind, nicht vereitelt werden. (Beifall.)

Paul Staudinger, Berlin, als Referent des Arbeitsausschusses: Wenn die Hoffnungen der Deutschen durch die Annahme einer Resolution erfüllt werden könnten, dann wären wir wohl um vieles weiter und hätten mehr erreicht. Auch wir würden dann ohne weiteres zustimmen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sache liegt aber in diesem Falle anders. Dieselbe Resolution hat schon der deutschen Kolonialgesellschaft in ihrer Vorstandssitzung vor vier Tagen vorgelegen, und wir hatten dagegen gestimmt, nicht, weil wir gegen die deutschen Interessen in Marokko wären — o nein! wir sind alle sehr dafür — sondern weil wir das Einbringen der Resolution zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt nicht für nützlich, sondern, um mich vorsichtig auszudrücken, für ganz unangebracht halten. Unter uns sitzt heute der älteste und erfahrenste Kenner von Marokko, der so viel für die deutschen Interessen gewirkt hat, Herr Professor Dr. Jannasch. Er dürfte kaum anders denken. Die Resolution ist im Vorstande der Deutschen Kolonialgesellschaft abgelehnt worden. Wir können auch heute nicht zur Annahme derselben raten. Sie kennen alle die Entwickelung der Verhältnisse. Es war im Sommer eine ernste, kritische Zeit. Es haben grosse Verhandlungen stattgefunden, und jetzt ist gewissermassen ein erster Abschluss erreicht worden. Ein Teil des Erreichten ist bekannt geworden, und anderes wird in diesen Tagen veröffentlicht werden. Glauben Sie denn, dass wir da zur jetzigen Zeit durch eine Kundgebung noch etwas ändern können? (Sehr richtig!) Dass wir der Regierung dadurch nützen? Wir könnten uns im Gegenteil eher schaden. Der Arbeitsausschuss hält diese Resolution jetzt für eine unzeitgemässe und bittet daher um Ablehnung derselben. (Lebhafter Beifall.)

Dr. **Wirth**, München: Die Gegnerschaft gegen den Marokkoantrag geht von der Verkennung der Tatsachen aus. Was für Ziele hat sich unser Kongress gesteckt? Hat er Geld für irgendwelche Zwecke bewilligt? Nein. Hat er irgendein Koloniationsunternehmen gegründet? Nein. Er hat für die Verwaltung unseres Kolonialbesitzes schätzbare Winke geliefert. Aber ist irgend etwas geschehen, um ernsthaft die auswärtige Politik des Reiches zu beeinflussen? Nein. Was ergibt sich hieraus? Dass dieser unser Kongress, gleichwie der vorhergehende, sich wurzelhaft von den britischen Kongressen unterscheidet, die reale Interessen zu fördern suchen, und dass wir infolge dessen keine Verantwortung haben. Dieser Kongress ist kein verfassungsmässiges Organ. Damit hängt aufs innigste zusammen die Stellung zum Marokko-Antrag.

Von dem Präsidentenstuhl selber ist bei der Eröffnung des ganzen Kongresses das Wort gefallen: dass unsere Ziele hier seien, brauchbare Grundlagen für die Politik der Regierung zu liefern. Nun, ich frage Sie, was sind das für Grundlagen, wenn wir immer gleich von vornherein sagen: nein, wir wollen nicht, das passt uns nicht, das geht nicht! Im Gegenteil, wenn die Regierung erkennt, dass alle mit scharfem harten Willen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas wollen, wenn unsere Diplomatie darauf hinweisen kann, das ganze Volk steht hinter uns in dieser Marokkofrage und auch der grosse deutsche Kolonialkongress, das nenne ich eine brauchbare Grundlage. Im übrigen ist doch wahrhaftig dieser Antrag recht harmlos, es steht noch lange nicht genug darin. Ich hätte sogar gern gesehen, dass etwas mehr Forderungen darin ständen. Den Franzosen geschieht ihr Recht, sie sind früher dagewesen; sie haben überragende Interessen an der Ostgrenze des Scherifenreiches; das ist richtig, und sie bekommen ihr Teil. Aber nachdem einmal unser Teil anerkannt worden ist, so muss man auch fordern, was zu diesem Grundsatz gehört.

Wenn wir nicht einmal diesen harmlosen Antrag durchsetzen, dann können wir das ganze Krämchen aufstecken.

Generalleutnant **v. Liebert,** Berlin: Ich entledige mich eines Auftrages, wenn ich noch einmal vor Sie trete. Der Vertreter dieser Materie, Graf Pfeil, hat heute mittag abreisen müssen und mich gebeten, in seinem Sinne heute hier zu sprechen. Ich möchte Sie, obgleich ich die abweichenden Ansichten gehört habe, dringend bitten, die Resolution anzunehmen. (Bravo!) Ich glaube, wir tun keine politische Tat damit, wir sprechen nur die öffentliche Meinung des deutschen Volkes aus, und das können wir wohl als deutscher Kongress in Anspruch nehmen. Wir wollen der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten. Bis jetzt ist nur ein Abkommen getroffen über eine Basis, über die eine Konferenz verhandeln soll. Die Punkte über die Verhandlungen im allgemeinen sind festgesetzt. Über Einzelheiten wird sich noch verhandeln lassen, sonst wäre die ganze Konferenz ein Kinderspiel und hätte keine Bedeutung. Die Punkte, die angegeben sind, und die von Herrn Regierungsrat Hake vertreten worden sind, sind rein wirtschaftlicher Natur und vertreten Interessen und Wünsche, die unser Vertreter auf der Konferenz mitnehmen soll, um so viel als möglich durchzusetzen. Ich kann darin keine politischen Schwierigkeiten erkennen, sondern nur den Ausdruck der öffentlichen Meinung dieses grossen Kongresses, der das deutsche Volk in dieser Beziehung vertreten will.

Ich mache auf einen Punkt aufmerksam. Vor 15 Jahren wurde der Sansibarvertrag abgeschlossen. Ich erinnere an die schmerzlichen Eindrücke, die wir älteren damals hatten. Damals wurde keine öffentliche Meinung in Deutschland gehört, es wurde über den Kopf aller hinweg plötzlich das Abkommen getroffen und der Vertrag vom 1. Juli 1890 in dieser Form zum Abschluss gebracht. Ich erinnere daran, wie Wissmann damals in Brindisi landete und aus einer englischen Zeitung erfuhr, dass dieser Vertrag abgeschlossen sei. Er kam sofort mit dem Ex-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

presszug nach Berlin und wollte aus meinem Munde hören: Ist das wirklich wahr, oder bin ich durch die englischen Zeitungen dupiert worden?

So standen wir damals ratlos einer vollendeten Tatsache gegenüber. Soll das jetzt wiederum sein? Eine schönere Gelegenheit kann es nicht geben, als eine solche Versammlung, die sich ganz ruhig und objektiv über die Sache ausspricht und erklärt, die und die Punkte möchten wir auf der Konferenz noch zugunsten Deutschlands vertreten wissen. (Lebhafter Beifall.)

Dr. **Grothe,** München: Der Arbeitsausschuss dürfte bei seinem Vorschlag, den Antrag abzulehnen, von dem Standpunkt ausgegangen sein, dass eine solche Resolution der Regierung bei den Verhandlungen der Marokkokonferenz Schwierigkeiten bereitet. Ich erlaube mir, die Ansicht auszusprechen, dass nicht Schwierigkeiten, sondern Erleichterungen bei den Verhandlungen dadurch entstehen würden; denn mit vollem Rechte darf dann die deutsche Diplomatie betonen, dass eine Strömung — wenn auch vielleicht nicht, wie Herr Dr. Wirth meint, des ganzen Volkes, doch aller kolonialer Kreise für solche Forderungen vorliegt, und sie kann sagen: Seht, soviel heischen unsere kolonialen Kreise, wir kommen euch also im höchsten Grade entgegen, wenn wir diesen und jenen Punkt fallen lassen. Es ist in Frankreich seit Jahrzehnten — ich habe in einer der schönsten französischen Kolonien Gelegenheit gehabt, das zu konstatieren — von kolonialer Seite stets zehnfach mehr gefordert worden, als dann später erlangt wurde. (Heiterkeit.) Dieser stete, selbstbewusste Ausdruck des Wollens und Wünschens und Forderns hat die Franzosen dazu geführt, im nördlichen Afrika geradezu die Herren zu sein. Auch wir Deutsche sollten auf dem Standpunkt stehen, dass, wenn wir niemals etwas fordern, wir auch nie etwas bekommen werden. (Sehr richtig!)

Paul Staudinger, Berlin: Ich habe nur noch eines zu erwidern. Vorschläge haben der Regierung genug vorgelegen, schon seit 20 Jahren; aber wir stehen doch auf dem Standpunkt, dass die Resolution jetzt nicht zeitgemäss ist. Auf weitere Erörterungen verzichte ich.

Regierungsrat **v. Hake,** Mittelhufen: Vorschläge haben allerdings der Regierung viele vorgelegen, aber bis jetzt kein einziger, seitdem das vorläufige Abkommen getroffen ist. Diesen Moment nehmen wir wahr. (Beifall.)

Die Resolution wurde mit grosser Mehrheit angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konteradmiral **Strauch,** Friedenau, als Referent des Arbeitsausschusses: Im Anschluss an den Vortrag Sr. Exzellenz des Herrn General von Liebert ist durch den Grafen Dürkheim die folgende Resolution zur Diskussion gestellt gewesen:

Resolution XV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 begrüsst mit freudiger Genugtuung die durch den Staatssekretär des Reichsmarineamts in der zwanzigsten Sitzung der Budgetkommission am 15. Februar dieses Jahres erfolgte Ankündigung einer Erweiterungsvorlage zum bestehenden Flottenorganisationsgesetz. Er erblickt in der baldigsten Ausgestaltung der deutschen Flotte zu einem vollwertigen, die Streitkräfte des Landheeres ergänzenden Machtfaktor des Reiches das aussichtsvollste Mittel zur Erhaltung des Friedens und damit des Bestandes, der Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes wie seiner Kolonien.

Vorsitzender Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** Dieser Antrag ist gestern bereits diskutiert und die Diskussion ist auf Beschluss der Hauptversammlung geschlossen worden. Es fehlt jetzt nur noch die Abstimmung.

Graf v. Dürkheim, Hannover: Wie schon lange unsere Armee, so ist, Gott sei Dank, auch jetzt unsere Flotte in Herz und Überzeugung des deutschen Volkes übergegangen, so dass es in einer so hochgestimmt nationalen Versammlung, wie der gegenwärtigen, keiner besonderen Empfehlung als der bedarf, Sie zu bitten, einstimmig den Antrag anzunehmen, und wenn ich ferner bitten dürfte, sich dafür zu entscheiden, dass er, damit es nicht erst auf dem Ressortwege geschieht, direkt dem Herrn Staatssekretär des Reichsmarineamts übermittelt wird; sonst würde es auf dem Ressortwege vielleicht Wochen dauern (Heiterkeit), ehe er in seine Hände gelangt. Also, ich bitte um einstimmige Annahme.

Die Annahme erfolgt einstimmig.

Die obigen Resolutionen wurden von dem Herrn Präsidenten des Kongresses, Sr. Hoheit, dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, im Namen des ständigen Ausschusses Sr. Durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

laucht dem Herrn Reichskanzler, Fürsten von Bülow, übermittelt, und ging darauf nachfolgendes Schreiben ein:

Berlin, den 4. Dezember 1905.

Durchlauchtigster Herzog!

Euerer Hoheit sage ich für die Mitteilung der von dem Deutschen Kolonialkongress 1905 gefassten Entschliessungen meinen ehrerbietigsten Dank. Die in denselben enthaltenen Anregungen werden seitens der Kaiserlichen Regierung einer eingehenden und wohlwollenden Prüfung unterzogen werden.

Ich benutze gern die Gelegenheit, um Euerer Hoheit meine besondere Genugtuung darüber auszudrücken, dass durch den Verlauf des Kongresses unter Euerer Hoheit tatkräftiger Leitung und durch die umfassenden Arbeiten während der Verhandlungen das von den Veranstaltern des Kongresses angestrebte Ziel der Vertiefung des kolonialen und Übersee-Gedankens im deutschen Volke eine erneute Förderung erfahren hat. Die Tätigkeit des Kolonialkongresses wird daher von der Kaiserlichen Regierung als eine wertvolle Unterstützung bei ihren kolonialen und überseeischen Aufgaben jederzeit begrüsst werden.

In grösster Ehrerbietung verharre ich

Euerer Hoheit gehorsamster

Bülow.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42, Oranienstr. 141.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Redner-Liste.

Acker 533.
Archenhold 80.
von Arenberg, Prinz 460.
Arendt XCVII.
Arent 723.
Arning 805, 807, 823.

Bail 684.
Ballod 692, 739.
Bechler 549.
von Beck 58, 613.
Behme 359, 380.
von Bennigsen 614, 637, 640.
Berner 377, 488.
Beta 805.
Bodems 740, 753.
Bolle 736.
Bopp 457.
Bormann 624.
Brackebusch 764.
Brass 1006.
Brieger 182, 213.
Buchner 359, 427.
Busse 30, 44.

Cahensly 766, 842, 888.

Damaschke 689, 695.
Delius 317.
Dempwolff 114, 139, 225.
von Deym, Graf 694.
Diestelkamp 434.
Dingler 29, 57.
Dönitz 275.
Dunker 856.

von Dürkheim-Montmartin, Graf XCVI, XCVII, 934, 1051.

Eckert 962.
Enshoff 27, 436, 456, 549, 562, 936.
Erzberger 378.

Fesca 77, 602.
Fischer 363, 364, 495, 560, 1030.
von Fischer-Treuenfels 735.
Fleischmann 329, 379, 409, 1034.
Föhr 585.
Franke 161.
Friedberger 211.
Fritsch 284.
Froberger 490, 509, 527, 536, 562.
Fülleborn XXIX.
Fürbringer XCIX.

Gaedertz 617.
Gensichen 453, 550.
Giemsa 257, 262.
Goette 564, 570.
Grothe 773, 806, 987, 1050.
Grünberg 60, 67.
Grundemann 494, 534, 551.
Gründler 488.
Gürke XXXII.

von Hake 792, 893, 916, 1045, 1050.
Handmann 486.
Hardeland 563.
Hartert 615.
Hartmann 651, 696.
Haussleiter 455, 475, 490, 685.
Heines 442, 457, 460, 570.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Helfferich 571.
von Hermann-Schorn, Freiherr 823.
Hertzberg 44, 805, 988.
Hetsch 175.
Hillebrecht 211.
Hindorf 822.
Hoff 57, 59, 604, 615.
Hoffmann, Missionar 128, 139.
Hoffmann, Kurt 78, 79.
von Holleben, Excellenz XXXVII, XCV.
Hupfeld 274, 532, 603, 1041.

Immler 485.
Ipscher 228.
Irle 380.

Jacobi 378.
Jannasch 738, 753, 1017, 1044.
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit LXXXIX, XCIII, XCV, XCVIII, C, 362, 363, 489, 1036, 1037, 1051.
Judt 688.

Kapler 562.
Katz 690.
Kessler 792.
Kirchhoff 4, 30.
Klautzsch 107.
Kleine 228, 300.
Kliemke 639.
Köbner 342.
Kolle 170, 212, 246, 291, 299.
Krämer 106, 113.
Krause 264.
Krug 360.
Kuhn 226.
Küppers-Loosen 458.
Kurze 475, 494, 534.
Kutscher 186.

Lacmann 753.
Lattmann 459, 585, 639.
Lenschau 939.
von Liebert 928, 1037, 1049.
Linckens 476.

Mayer 211, 292.
von Mayr 909.
Meinhof 114, 127, 343, 363, 508, 531.
Mense 229, 291.
Merensky 438, 452, 538, 552.
Meyer, Felix 401.
Meyer, Hans 25, 29.
Meyer, Hermann 711, 752.
von Morgen 454, 459, 531, 937.
von Münchhausen, Freiherr 458, 989.

Nachtwey 553.
Nagel 441, 453.
Neumann 230, 247.
Nocht 214, 218, 230, 257, 305.

Oehler 458, 476, 485, 487, 489, 490, 537, 586.
Oldemeyer 625.

Passarge 534.
Paul 461, 476, 488.
Paulus 623.
Pelizaeus 615.
von Pfeil, Graf 641, 791, 910, 918.
Plehn 226, 247.
Pogge 613.
Pohlmann 437, 641.
von Posadowsky-Wehner, Graf XC.
Preuss 381, 1032, 1036.

Ramelow 739, 752, 824, 842, 891.
Rassau 293, 300.
Rathgen 842, 918, 947.
Rehbock 623, 626, 628, 692, 695.
Richter 362, 510, 537, 1038.
Ruete 975.
Ruge 226.

Samassa 549, 694, 695.
Sander 275, 293.
Schanz 600, 637, 650, 698.
Scharlach 616, 626, 682.
Scheler 892.
Schian 199, 210.
Schilling 268.
Schlagintweit 806.
Schmeisser 140.
Schneider 105, 139.
Schreiber 360, 408, 486, 488, 509, 551, 602, 1040.
Schüffner 229.
Schulte im Hofe 56, 68, 79, 601, 613, 614, 616.
Schulze, Landtagsabgeordneter 805.
Schulze, Diakonus 26, 552.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwabe 628.
von Schwartz 440, 460, 485, 488, 490, 535.
von Schweinitz, Graf 804.
Seidel 83, 106.
Sellin 737, 752.
Sering 844.
Singer 29.
Skerlo 300.
Spieth 495, 536.
Stark 601.
Staudinger 3, 26, 28, 43, 67, 113, 1042, 1047, 1050.
Steudel 191, 213.
Stoerk 408, 410.
Stosch 569.
von Strantz 738, 889.
Strauch 107, 113, 452, 457, 459, 460, 494, 1036, 1044, 1051.
Stuebel XCI.

Tenge 58, 67, 613.
Thiess 873.
Treutlein 316.
Truppel 1025.

Ule 615.

Vay von Vaya, Graf 1029.
Vietor 603, 629, 639, 685
Vitztum v. Eckstädt, Graf 489, 570.
Vohsen 27, 690, 694, 938, 1040.
Volkens 44, 58.
Vosberg-Rekow 841, 889, 1026.

Wahnschaffe 83.
Warburg 587, 604, 612, 616, 805, 988.
Watterott 560.
Weber 59.
Wegener 989.
Wendelstadt 285.
Weule 17, 105, 112.
Wevers 563.
Wilckens 630.
Wilda 768.
Winiger 737, 891, 893.
Winkler 43.
Wirth 127, 128, 737, 739, 766, 792, 804, 1018, 1048.
Witte 275.
Wolff 736, 739, 767, 1006, 1019.

Zahn 792, 894.
Zimmerer 793, 807.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

9. 2.
11. 28.
10. 28.
9. 6. 33.
8. 11. 34
23. AUG. 1966
15. JUNI 1972



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

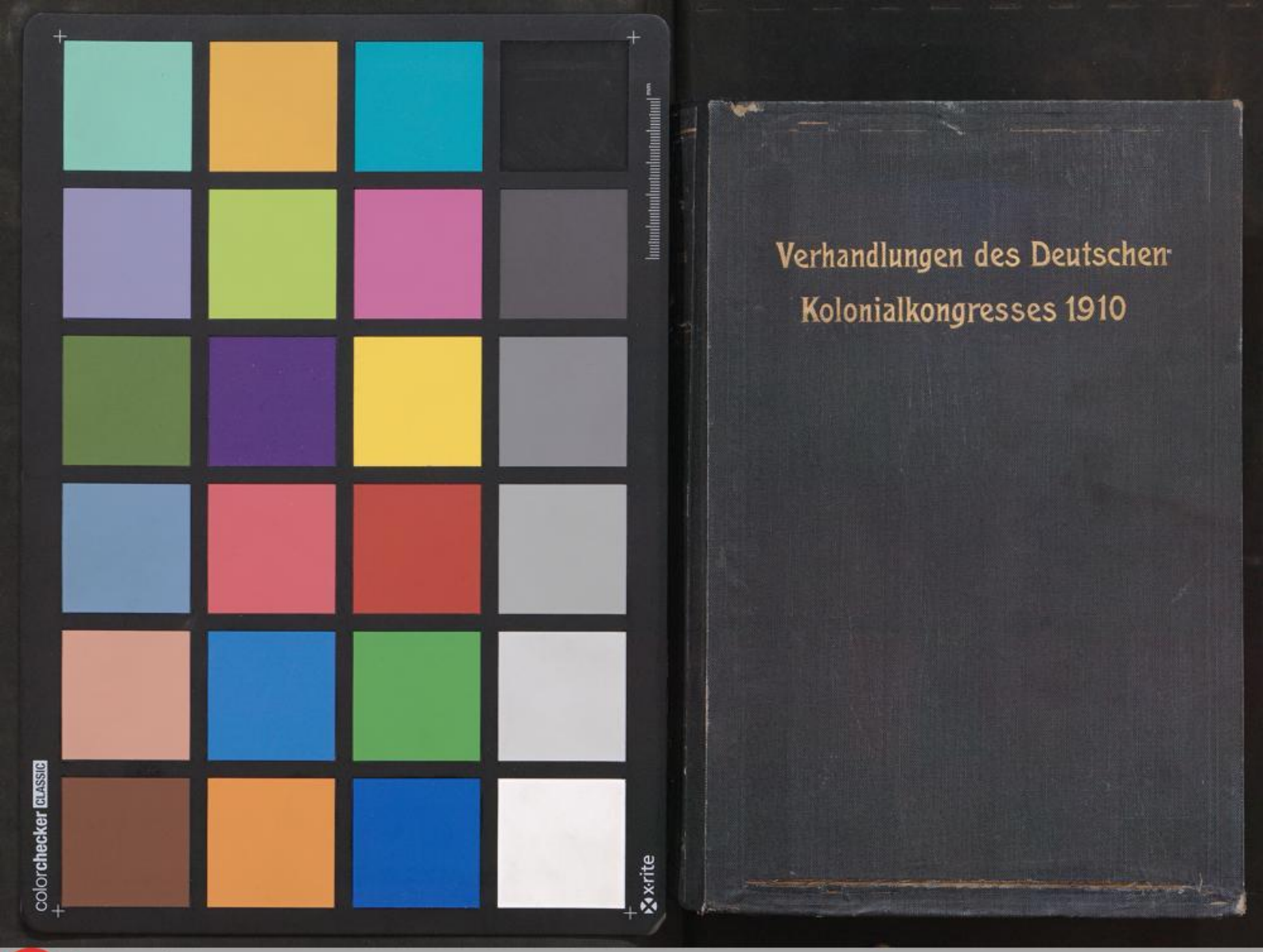
%Y#2779-1905%

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen
des
Deutschen
Kolonialkongresses
1905

Y
2779

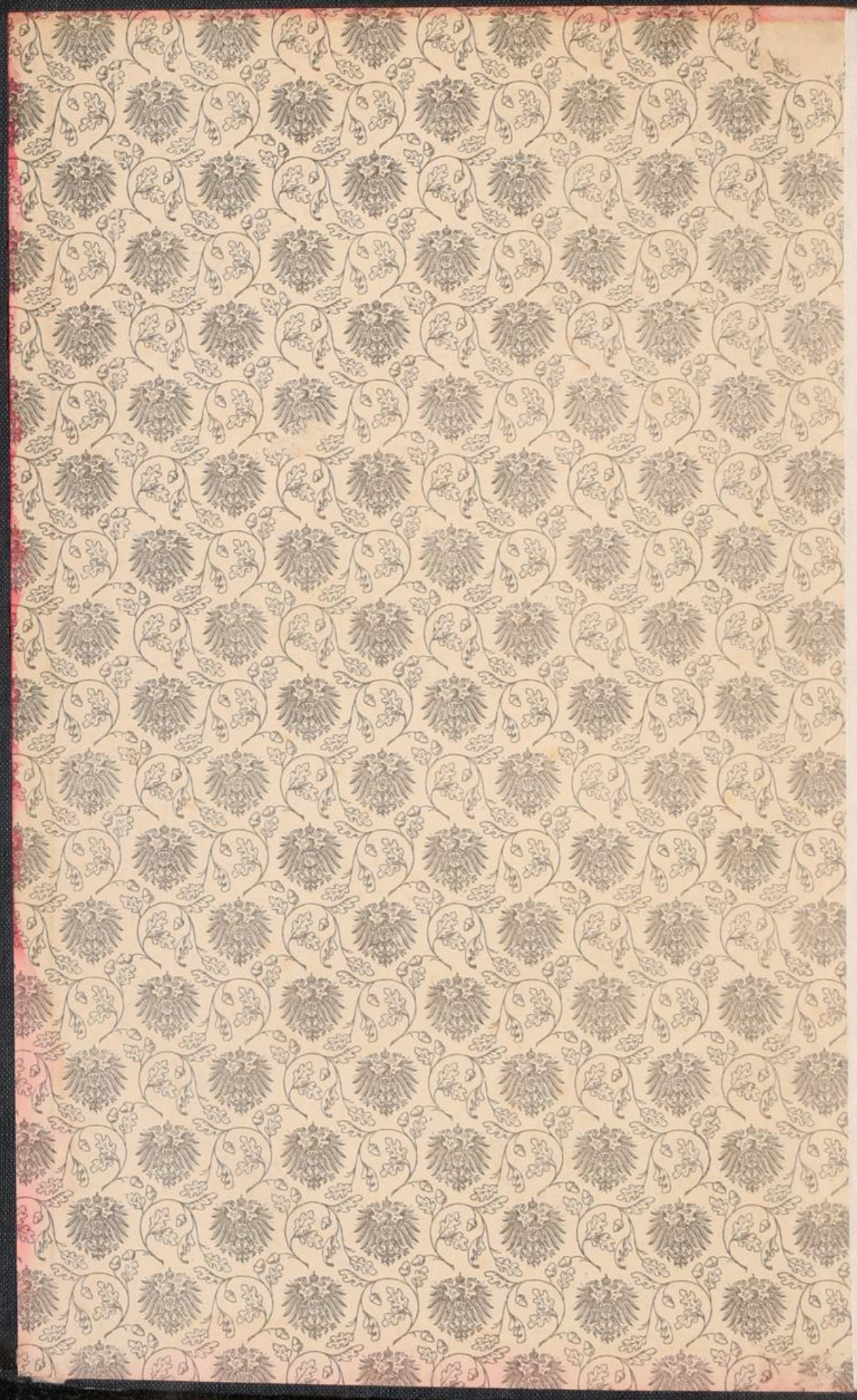
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen

des

Deutschen Kolonialkongresses

(3.)

1910

zu Berlin am 6., 7. und 8. Oktober 1910

Mit 8 Karten und 4 Tafeln als Beilagen und 5 Abbildungen
herausgegeben vom Redaktionsausschuss

BERLIN 1910
VERLAG VON DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

KÖNIGL.
UNIV.-BIBLIOTHEK
KIEL

1915 A 2859

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Vorwort.

Der Kolonialkongress 1905 erteilte dem Ständigen Ausschuss die Vollmacht, nach seinem Ermessen den nächsten Kolonialkongress innerhalb fünf Jahren einzuberufen. Am 13. Oktober 1909 trat der Ständige Ausschuss zu einer Sitzung zusammen und beschloss die Einberufung des 3. Kolonialkongresses für das Jahr 1910. Das Kongresskomitee hielt sodann eine Sitzung am 11. Dezember 1909 ab. In dieser wurde dem Ständigen Ausschuss nach Rechnungslegung Entlastung erteilt und das bisherige Präsidium und der Arbeitsausschuss wiedergewählt. An Stelle des verstorbenen Gesandten, Herrn von Braunschweig, trat Herr Generalmajor z. D. Mueller. Die Zeit der Tagung des 3. Kolonialkongresses wurde auf den 6., 7. und 8. Oktober 1910 festgesetzt, als Ort Berlin und das Reichstagsgebäude bestimmt.

Gleichzeitig wurde die Wahl der einzelnen Unterausschüsse und Sektionen mit Vorsitzenden und Obmännern vorgenommen, wie sie auf Seite XXVI und XXVII aufgeführt sind.

Die Obmänner der Sektionen vereinigten sich sodann zu dem Vortragsausschuss und übernahmen die Bildung der Sonderausschüsse und die Ausarbeitung des Vortragsprogramms, sowie die Verteilung der angemeldeten Vorträge auf die einzelnen Sektionen, wie sie in dem Kongressprogramm zum Ausdruck gelangt sind.

Insgesamt beteiligten sich an dem Kongress 1732 Mitglieder; die Zahl der Ehrenförderer betrug 14, die der veranstaltenden Vereine 126. Von den angemeldeten 73 Vorträgen wurden nicht gehalten der Vortrag des Herrn Dr. Wegener über „Die neueste Entwickelung der Eisenbahnen in China", der Vortrag des Herrn Dr. Neubaur über „Die Entwickelung der deutschen Ueberseeverbindungen im letzten Vierteljahrhundert" und der Vortrag des Herrn Dr. Grothe über „Mesopotamien und seine wirtschaftliche Erschliessung". Nicht zum Abdruck gelangte, weil vorher an anderer Stelle veröffentlicht, der Vortrag des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herrn Redakteur Flachsbart über „Die Kolonisation im Staate Sao Paulo". Die Vorträge wie die sich anschliessenden Diskussionen wurden vor der Drucklegung den Rednern zur Revision vorgelegt.

Bezüglich der Anordnung der Vorträge ist zu bemerken, dass die in den Plenarsitzungen gehaltenen, den behandelten Themata entsprechend, in die Sektionen eingereiht und den Sektionsvorträgen vorangesetzt wurden.

Dank den Vortrags- und Diskussionsrednern, welche die Redaktion durch schnelle Erledigung der Revisionen unterstützen, sowie der Leistungsfähigkeit der Druckerei, ist es uns möglich geworden, das Werk, wie beim Schlusse des Kongresses in Aussicht gestellt, noch in diesem Jahre erscheinen zu lassen, obgleich der Umfang gegenüber demjenigen des letzten Kongresswerkes von 70 auf 80 Bogen angewachsen ist.

Sein Inhalt wird erst die Bedeutung des 3. Kolonialkongresses völlig klarstellen, und ist zu erwarten, dass die Fülle der neuen Anregungen, die darin gegeben sind, der Fortentwickelung unserer Kolonien und der Erkenntnis ihrer immer zunehmenden Bedeutung für unser Vaterland zugute kommen wird.

Berlin, im Dezember 1910.

Der Redaktionsausschuss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Inhaltsverzeichnis VIII

Die Organisation des Kongresses.

Die Veranstalter XVII
Das Präsidium XX
Das Ehrenkomitee XX
Die Ehrenförderer XXV
Das Kongresskomitee XXV
Der Arbeitsausschuss XXV
Die Unterausschüsse XXVI
Die Sektionen und die vorbereitenden Ausschüsse für Vorträge usw. . . . XXVII
Die Geschäftsstelle XXXI
Die Pressorgane XXXI
Die Darbietungen des Kongresses XXXII
Die Kartographische Ausstellung XXXII
Die Veranstaltungen XLIV
Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses XLV

Der Gang der Verhandlungen.

Eröffnungsrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg LXXXVII
Huldigungstelegramm an Seine Majestät den Kaiser LXXXVIII
Ansprache des Kammerherrn von Behr-Pinnow als Abgesandter Ihrer Majestät der Kaiserin LXXXIX
Dankrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht LXXXIX
Ansprache des Unterstaatssekretärs des Reichs-Kolonialamts Dr. Böhmer . LXXXIX
Ansprache Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCI
Ansprache des Oberbürgermeister Kürschner XCII
Dankrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCII
Antworttelegramm Sr. Majestät des Kaisers XCIII
Antrag des Herrn Grafen von Dürckheim XCIV
Antwort Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCV
Schlusswort des Herrn Grafen von Dürckheim XCV

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Seite

Uebersicht über die Ergebnisse der Expeditionen der Landeskundlichen Kommission des Reichskolonialamtes. Von Hans Meyer, Leipzig 5
Diskussion: Brauer 12. — Penck, Archenhold 13.

Ueber die Fortschritte in der geologischen Erforschung und der bergbaulichen Erschliessung der Deutschen Schutzgebiete seit 1905. Von C. Gagel, Berlin 15

Das Vorkommen der Diamanten und des Blue ground Deutsch-Südwestafrikas in geologischer Hinsicht. Von Scheibe, Berlin 32
Diskussion: von Bennigsen 39.

Die Deutsche Kolonialkartographie. Von Max Eckert, Aachen 40
Diskussion: Hans Meyer 50. — Penck, Staudinger 51. — Eckert 52.

Meine Arbeiten in Innerafrika mit dem Phototheodoliten. Von Max Weiss, Berlin 52
Diskussion: Staudinger 58. — Archenhold, Kohlschütter 59. — Archenhold 60.

Die Entwickelung des auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden landwirtschaftlichen Versuchswesens in den Kolonien. Von G. Volkens, Berlin . . . 60
Diskussion: Orth, Volkens 70. — Staudinger, Felber 71. — Stuhlmann, Rung, Bücher 72. — Orth, Berkhout, Müller, Zacharias, Rung 74. — Felber, Preuss, Volkens 75. — Wittmack 76.

Ueber die Notwendigkeit einer Sammel- und Auskunftsstelle für medizinisch-, forst- und landwirtschaftlich wichtige Tiere in unseren Kolonien. Von Brauer, Berlin 76
Diskussion: Zacharias, Staudinger 81. — Brauer, Krause, Volkens, Wittmack 82.

Die Bedeutung der chemischen Analyse von Kolonialprodukten für die wirtschaftliche Bewertung derselben. Von H. Thoms, Berlin 83
Diskussion: Bücher 89. — Krause 90. — Bücher 91. — Bernegau, Krause 92.

Ueber den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung. Von C. Meinhof, Hamburg 93
Diskussion: Trittelvitz, Toepelmann, P. W. Schmidt 101. — Staudinger 102. — Wirth, Rung, Müller, Meinhof 105.

Ueber seine Reisen in Deutsch-Neu-Guinea 1908/1910. Von Neuhauss, Gross-Lichterfelde 106

Fremde Kultureinflüsse auf Afrika. Von v. Luschan, Berlin 110
Diskussion: Friedrichsen 122. — Trittelvitz 127. — Hans Meyer, Rung, v. Luschan 128.

Kurze Charakteristik des Klimas der deutschen Schutzgebiete. Von H. Maurer, Berlin 129
Diskussion: Hans Meyer 143. — Vageler, Dove 144. — Thorbecke 145. — Staudinger, Maurer 146.

Ueber die tierischen Baumwollschädlinge unserer afrikanischen Kolonien. Von W. La Baume, Berlin 147
Diskussion: Staudinger 160.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion II.
Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Seite

Welche Bedeutung haben die neuen Fortschritte der Tropenhygiene für unsere Kolonien? (Mit 5 Abbildungen). Von Claus Schilling, Berlin . . . 162
Diskussion: Olpp 176. — Gonser 177. — Krämer, Boeken 179. — Schreiber 181. — Kilian 182. — Nocht 183. — Richelmann 184. — Goebel 185.

Die Seuchen der Haustiere in ihrer Bedeutung für unsere Schutzgebiete. Von Rakette, Berlin 185
Diskussion: Methner 192.

Die derzeitige Ausbreitung der Schlafkrankheit. (Mit 1 Karte). Von Steudel, Berlin 193

Die Aetiologie der Schlafkrankheit. Von Hoffmann, Berlin 199

Behandlung der Schlafkrankheit. Von Uhlenhuth, Berlin 234

Die Bekämpfung der Schlafkrankheit. Von Meixner, Ploen 257
Diskussion: Eckard 271. — Schilling 272. — Taute 273. — Nocht 274. — Uhlenhuth 275. — Mense, Eckard, Sander 276. — v. Baelz 277.

Der derzeitige Stand der Akklimatisationsfrage. Von B. Nocht, Hamburg . . 278

Wohnungsbau und Wohnungsbenutzung in den Tropen. Von Baltzer, Berlin. 289

Die Ernährung der Europäer in den Tropen. Von W. Caspari, Berlin . . . 298

Die Wirkung der tropischen Sonnenbestrahlung auf den Europäer. Von P. Schmidt, Leipzig 310
Diskussion: Sander 323. — Steudel 325. — Glogner 329. — Daeubler 336. — v. Baelz 338. — Krämer, Nocht 339. — Baltzer, Caspari, Schmidt 341.

Wesen und Ziele der Eingeborenenhygiene in den deutschen Kolonien. Von Külz, Kamerun 342
Dikussion: Plehn 354. — Külz 355. — Paasche 356.

Ueber die Ergebnisse von Behandlungsversuchen bei experimenteller Trypanosomiasis grosser Tiere. (Mit 4 Beilagen). Von Knuth, Berlin 357
Diskussion: Springefeldt 365. — Zwick, Uhlenhuth 366. — Springefeldt 367. — Zwick 368. — Knuth 369.

Der heutige Stand unserer Kenntnis von der Pferdesterbe. Von Reinecke, Berlin 370
Diskussion: Kuhn 376. — Werner, Reinecke 377.

Ueber einige Besonderheiten der Malaria aus Brasilien und über die Behandlung dieser Malaria mit Ehrlich-Hata 606. Von Heinrich Werner, Hamburg-Altona 378
Diskussion: v. Baelz, Uhlenhuth 383. — Werner 384. — Gaffky 385.

Sektion III.
Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Reform des Kolonialrechts. Von Köbner, Berlin 386
Diskussion: Fleischmann 412. — Stieve 416. — Arendt 417. — Staudinger 418. — Arendt, Staudinger, Weickhmann 419. — Arning 421. — Erzberger 422. — Köbner 423.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die Eingeborenen-Besteuerung in unseren Kolonien. Von B. v. König, Berlin. 424
Diskussion: Fleischmann, Haussleiter 439. — v. Strantz 440. — Methner, Schreiber, v. König 441.

Die Reformen im Belgischen Kongo. Von Chr. v. Bornhaupt, Berlin . . . 442
Diskussion: Schlagintweit 466. — Fuchs 467. — Schreiber 468. — Langheld, Schmoele, v. König 469.

Ueber die Schaffung eines selbständigen kolonialen Strafrechts. Von v. Weickhmann, Danzig 470
Diskussion: Köbner, v. Wrochem 487. — Wilke 488. — Köbner 492.

Die Organisation des Bodenkredits in Deutsch-Südwestafrika. — Von Fuchs, Berlin 492
Diskussion: Külz 505. — Köbner 506. — Bennigsen 510. — Kindt 511. — Rhode, Fuchs 513. — v. Bornhaupt, Köbner 515.

Abänderung der bergrechtlichen Bestimmungen in Deutsch-Südwestafrika. Von Hahn, Berlin 516
Diskussion: Veit Simon 544. — Erzberger, v. Bennigsen 547. — Krüger 548.

Die Mischehen in den deutschen Schutzgebieten vom Rechtsstandpunkte. Von Fleischmann, Halle 548
Diskussion: Köbner, Holländer 567. — Haussleiter 568. — Schreiber, Köbner 569. — Wilke, Fleischmann 570.

Reform des Eingeborenenrechtes. Von Felix Meyer, Berlin 571
Diskussion: Fleischmann 580. — Stieve, Weigelt 581. — Perels 583. — Berner 584. — v. Weickhmann 585. — Ramsay 588. — Lehmann, Thurnwald 589. — Ziegler 590.

Die Errichtung eines Reichs-Kolonialgerichts mit dem Sitz in Berlin. Von Rhode, Berlin 590
Diskussion: Perels 600. — v. Weickhmann 602. — Fleischmann 603. — Holländer 605. — Stieve, Fuchs 606. — Apel, Ziegler, Eiffe 607.

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Das Problem der Negerseele und die sich daraus für die Emporentwickelung des Negers ergebenden Folgerungen. Von D. Richter, Schwanebeck . . 609
Diskussion: v. Weickhmann 619. — Külz 622. — Samassa 623. — Meinhof 624. — Axenfeld 626. — Stieve 629.

Die Ausbreitung des Islam in Afrika und ihre Bedeutung für die deutschen Kolonien. Von Axenfeld, Berlin 629

Staat und Mission in der Islampolitik. Von Becker, Hamburg 638

Welche Aufgaben stellt die Ausbreitung des Islam den Missionen und Ansiedlern in den deutschen Kolonien? Von Hansen, Mödling 652
Diskussion: Richter 662. — Hoensbroech 663. — Kurze 664. — Wirth, Bachem 665. — Froberger 666. — Erzberger, Mohr 667. — Acker 668. — Merensky 669. — Diestelkamp, Werner, Kilian Müller, Becker 670. — Axenfeld 671.

Ziele und Wege der Eingeborenen-Erziehung. Von Weber, St. Ottilien . . . 673

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die Bedeutung der Mission für die kulturelle Erschliessung unserer Kolonien. Von Mirbt, Marburg 684

Wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen durch die Missionen. Von Schachschneider, Nkoaranga 694

Diskussion: Gensichen 704. — Paul 706. — Bachem 707. — Dicks, Gröschel 708. — Schreiber 709. — Kilian Müller, Merensky 710. — Hoensbroech 711. — Zimmerer, Hennig 712. — Stieve 713. — Bachem 714. — Weber, Mirbt 716.

Die Polygamie und deren kulturelle Schäden. Von Froberger, Trier . . . 717

Diskussion: Acker, Dicks, Gensichen 725. — Kilian Müller, Mohr 726. — Bachem 727. — Richter, Irle 729. — Axenfeld, Schreiber 730. — Irle 731. — Froberger 732.

Die praktische Bedeutung der Einheitssprachen für die Kolonien. Von Meinhof, Hamburg 732

Diskussion: Acker 739. — P. Schmidt 740. — Mohr 742. — Kliemke 743. — Trittelvitz, Kilian Müller, Oettli 744. — Vöhringer 745. — Meinhof 746.

Die Bedeutung der ärztlichen Mission in den deutschen Kolonien. Von Haussleiter, Halle 746

Diskussion: Müller 757. — Schreiber, Olpp, Gelloneck 758. — Haussleiter, Graf Vitzthum 759.

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Entwickelung und Aussichten des Handels der Kolonien. Von Zoepfl, Berlin 760

Diskussion: Wendlandt 773. — Arning 774. — Rathgen 777.

Die Fortschritte des Eisenbahnbaues und der Technik in unseren Kolonien. Von Baltzer, Berlin 778

Entwickelung und Aussichten der europäischen Pflanzungen in unseren tropischen Kolonien. (Mit 1 Tafel.) Von Stuhlmann, Hamburg 788

Diskussion: Krause 799. — Warburg, Hupfeld 800.

Forstwirtschaft in den Kolonien. Von Büsgen, Hann.-Münden 801

Diskussion: Hartert, Wilkins 815. — Niehoff, Berkhout 816. — Krische 817.

Der koloniale Baumwollenbau. Von Schanz, Chemnitz 817

Diskussion: Fabarius 835. — Hindorf 837. — v. St. Paul-Illaire 839. — Warburg 840. — Schanz 841.

Wasserwirtschaft in den deutschen Kolonien. Von Schmick, München . . . 841

Diskussion: Fesca, Schmick 851. — Golf, Carpzow 852. — v. Oechelhäuser 853.

Die Viehzucht in den Kolonien. Von Golf, Halle 853

Die Wollschafzucht in Südwestafrika und deren Aussichten. Von Gadegast, Mannschatz 862

Diskussion: Stern, Külz 869. — Schulte im Hofe, Scheben 870. — Carpzow, Gadegast 871.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die Besiedelung deutscher Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder.

Seite

Ueber die Besiedelungsfrage in den Kolonien. Von Graf von Götzen, Hamburg 872
Diskussion: Strauch 881. — Stieve 884. — Samassa 885. — Gräfin Zech, Strauch 887.

Die Akklimatisationsaussichten der Germanen im tropischen Afrika. Von Plehn, Berlin 888
Diskussion: v. Schuckmann, Rosenberg 904. — Samassa, Gräfin Zech, v. Schuckmann, Plehn 905. — Wirth 906.

Die Mischrassen in unseren Kolonien, besonders in Südwestafrika. Von Hartmann, Schloss Rathstock 906
Diskussion: Hindorf 924. — Haussleiter, Hagena 925. — Bonn, Kuhn 926. — Gerstenhauer 928. — Frl. v. Negelein 929. — Hartmann 930.

Ueber die Leistungen des Roten Kreuzes in den deutschen Kolonien. Von Frau Lehr, Berlin 932

Die Stellung der Frau in den Kolonien. Von Frau Kuhn, Berlin 945
Diskussion: Frau v. Stephan 964. — Schlagintweit, Philipps 965. — Frau v. Rümelin, Eichler 966. — Frau Lehr, Wilke 969. — Kriele 970. — Hahl, Gräfin Zech, Kuhn 971.

Die Besiedelung in den deutschen Kolonien. Von Rohrbach, Berlin . . . 972
Diskussion: Schrameier 983. — Hahl 986. — Seitz 990. — v. Schuckmann 991. — Jenny, Rohrbach 993. — v. Schwartz 995. — Rohrbach 996.

Die Auskunftserteilung an Auswanderungslustige und die Entwickelung der Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer. Von Julius Wolff, Berlin . . 997
Diskussion: Werthmann, Grisebach 1009. — Rupp, Flachsbart, Rathgen 1010. — Hermann Meyer, Jannasch 1011. — Wolff 1013.

Welche Aussichten hat das deutsche Volkstum in Südamerika, und was ist zu seiner Erhaltung und Pflege seitens der deutschen Heimat zu tun? Von Dedekind, Elberfeld 1015
Diskussion: Jannasch 1031. — Schanz, Backhaus 1034. — Faulhaber 1035. — Dedekind 1036.

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und seiner Kolonien.

Seite

Die Kolonialwirtschaft als Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft. Von Schinckel, Hamburg 1037

Die gemeinsamen Interessen Deutschlands und Englands in der Kolonialpolitik und auf dem Weltmarkte. Von Said-Ruete, London 1044

Die Zollbegünstigung des Handels zwischen Deutschland und seinen Kolonien. Von Rathgen, Hamburg 1049

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Deutschlands Interessen auf dem ostasiatischen Markte. Von Vosberg-Rekow, Berlin 1071
Diskussion: Rathgen 1084. — Sandmann, Wiedenfeld 1085. — Grossmann 1087. — Heiman 1088.

Das Deutschtum in Uebersee. Von R. Hoeniger, Berlin 1088
Diskussion: Ramelow 1100. — Grassmann, Kohnke 1101. — Wirth, Werthmann, Grisebach 1102. — Zahn, Backhaus 1103. — v. Strantz 1104. — Guhr 1105. — Recke, Hoeniger 1106.

Die neuere Entwickelung Argentiniens. Von Karl Stöpel, Heidelberg . . . 1107
Diskussion: Ramelow, Recke 1143. — Hauthal 1144. — Becker, Stöpel 1145.

Die Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen. Von Schacht, Berlin 1146
Diskussion: Hartert 1166. — Hupfeld, Wiedenfeld 1167. — Schacht 1168.

Die Kautschukgewinnung in Amerika und Asien. Von Sandmann, Berlin . . 1168
Diskussion: Olshausen, Berkhout 1182. — Warburg, Sandmann 1183.

Die Resolutionen.

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen . . 1187
Schluss 1190
Antwortschreiben Sr. Exzellenz des Herrn Reichskanzlers von Bethmann Hollweg 1191
Rednerliste 1193

Karten und Tafeln.

Zum Vortrag »Die derzeitige Ausbreitung der Schlafkrankheit«. Von Steudel. (1 Karte) 193
» » »Ueber die Ergebnisse von Behandlungsversuchen bei experimenteller Trypanosomiasis grosser Tiere«. Von Knuth. (1 Karte und 3 Tafeln) 356
» » Entwickelung und Aussichten europäischer Pflanzungen in unseren tropischen Kolonien«. Von Stuhlmann. (1 Tafel) 788
Zu Sektion IV: 6 Karten zur Darstellung der Verteilung der Missionsstationen:
Karte 1 Deutsch-Ostafrika
» 2 Kamerun
» 3 Togo
» 4 Deutsch-Südwestafrika
» 5 Deutsche Besitzungen im Stillen Ozean
» 6 Kiautschou und Umgebung. } . . . . . am Schluss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Organisation.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Veranstalter.

Aelteste der Kaufmannschaft Berlin.
Afrika-Verein deutscher Katholiken, Cöln.
Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, Frankfurt a. M.
Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein, Berlin.
Ausschuss der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften, Basel.
Berliner Missionsgesellschaft, Berlin.
Berliner Verein für ärztliche Mission, Berlin.
Botanische Zentralstelle für die deutschen Kolonien am Königlich Botanischen Garten und Museum, Dahlem.
Bremer Baumwollbörse, Bremen.
Bund der Industriellen, Berlin.
Caritas-Verband für das katholische Deutschland, Freiburg i. Br.
Central-Ausschuss für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, Berlin.
Centralverband deutscher Industrieller, Berlin.
Centralverein der Deutschen Lederindustrie, Berlin.
Centralverein deutscher Kautschukwarenfabriken, Berlin.
Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.
Deutsch-Argentinischer Centralverband zur Förderung wirtschaftlicher Interessen, Berlin.
Deutsch-Asiatische Gesellschaft, Berlin.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin.
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. Werra.
Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin.
Deutscher Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Berlin.
Deutscher Handelstag, Berlin.
Deutscher Landwirtschaftsrat, Berlin.
Deutscher Seefischerei-Verein, Berlin.
Deutscher Tabakverein, Frankfurt a. M.
Deutsches Bagdadkomitee für Humanitätszwecke, Berlin.
Deutsches Institut für ärztliche Mission, Tübingen.
Deutsch-Evangelischer Laien-Missionsbund, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft, Berlin.
Evangelische Gesellschaft der protestantischen Deutschen in Amerika, Barmen.
Evangelische Missionsgesellschaft, Basel.
Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Bethel bei Bielefeld.
Evangelisch-lutherische Mission, Leipzig.
Evangelischer Afrika-Verein, Berlin.
Evangelischer Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer, Witzenhausen a. W.
Fabrikanten-Verein für Hannover, Linden und die benachbarten Kreise, Hannover.
Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Frauenhilfe fürs Ausland, Berlin.
Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu, Hiltrup bei Münster.
Genossenschaft der Oblaten der Heiligen und Unbefleckten Jungfrau Maria, Hünfeld bei Fulda.
Geographische Gesellschaft, Greifswald.
Geographische Gesellschaft, Hamburg.
Geographische Gesellschaft, Königsberg i. Pr.
Geographische Gesellschaft, Lübeck.
Geographische Gesellschaft für Thüringen, Jena.
Gesellschaft für Erdkunde, Cöln a. Rh.
Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen, Strassburg i. E.
Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde, Giessen.
Gesellschaft Mariens, Meppen.
Gesellschaft der Missionare von Afrika (Weisse Väter), Trier.
Gossnersche Missionsgesellschaft, Friedenau bei Berlin.
Hamburgisches Kolonialinstitut, Hamburg.
Handelshochschule, Berlin.
Handelskammer, Augsburg.
Handelskammer, Berlin.
Handelskammer, Bochum.
Handelskammer, Bremen.
Handelskammer, Crefeld.
Handelskammer, Elberfeld.
Handelskammer, Frankfurt a. M.
Handelskammer, Hamburg.
Handelskammer, Hannover.
Handelskammer, Cöln.
Handelskammer, Lübeck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Handelskammer für den Kreis Mannheim, Mannheim.
Handelskammer, München.
Handelskammer, Münster.
Handelskammer, Nürnberg.
Handelskammer, Stuttgart.
Industrieverein, Werdau.
Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Kolonialakademie zu Halle a. S.
Kolonial-Wirtschaftliches Komitee, wirtschaftlicher Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Kongregation der Oblaten des heiligen Franz von Sales, Wien.
Kongregation der Pallotiner, Limburg a. L.
Kongegration der Väter vom Heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariae, Knechtsteden bei Cöln.
Königl. Aeronautisch. Observatorium, Lindenberg bei Beeskow.
Königl. Bergakademie, Berlin.
Königl. Bergakademie, Freiberg i. Sa.
Königl. Forstakademie, Eberswalde.
Königl. Forstakademie, Hann.-Münden.
Königl. Geologische Landesanstalt, Berlin.
Königl. Institut für Infektionskrankheiten, Berlin.
Königl. Landwirtschaftliche Hochschule, Hohenheim.
Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
Königl. Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin.
Königl. Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung, Berlin.
Königl. Zoologisches Museum, Berlin.
Landwirtschaftliches Institut der Königl. Universität Halle-Wittenberg, Halle.
Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität, Berthelsdorf bei Herrnhut.
Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz bei Berlin.
Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes, Steyl i. Rhld.
Missionskonferenz der Brüdergemeinde, Herrnhut.
Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, Pfaffendorf.
Museum für Völkerkunde, Leipzig.
Museum für Völkerkunde, Lübeck.
Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung, Berlin.
Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, Neuendettelsau.
Norddeutsche Mission, Bremen.
Ostasiatischer Verein, Hamburg.
Potsdamer Handelskammer, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rautenstrauch-Joest-Museum, Cöln.
Rheinische Missionsgesellschaft, Barmen.
Rheinisch-Westfälische Kapuziner-Ordensprovinz, Ehrenbreitstein a. Rh.
St. Benediktus-Missionsgenossenschaft, St. Ottilien (Oberbay.).
St. Raphael-Verein zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer, Limburg a. L.
Städt. Friedrichs-Polytechnikum, Cöthen i. A.
Städt. Handelshochschule, Cöln.
Städt. Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde, Bremen.
Verband der deutschen Vereine für ärztliche Mission, Halle a. S.
Verband deutscher Schokolade-Fabrikanten, Dresden.
Verband Deutscher Baumwollgarn-Verbraucher, Dresden.
Verband ostafrikanischer Pflanzungen, Berlin.
Verein Deutscher Wollkämmer und Kammgarnspinner, Dresden.
Verein für ärztliche Mission, Stuttgart.
Verein für das Deutschtum im Ausland (Allgemeiner Deutscher Schulverein), Berlin.
Verein für Erdkunde, Leipzig.
Verein für Geographie und Statistik, Frankfurt a. M.
Verein Seemanns-Erholungsheim, Berlin.
Verein Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg.
Vereinigung Kameruner Pflanzungen, Berlin.
Vereinigung Sächsischer Spinnerei-Besitzer, Chemnitz.
Verein zur Pflege des deutschen evangelischen Lebens im Auslande, Breslau.
Vorsteher der Kaufmannschaft, Stettin.
Württembergischer Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland, Stuttgart.

Das Präsidium.

Präsident: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.
Vizepräsident: Seine Exzellenz Kaiserlicher Botschafter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Holleben.

Das Ehrenkomitee.

Therese, Prinzessin von Bayern, Königliche Hoheit, München.
Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Hoheit, Braunschweig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Langenburg (Württbg.).

Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Langenburg (Württbg.).

Andreae, J., Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M.

Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.

Graf von Berckheim, Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzoglich Badischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Berner, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin.

von Bethmann Hollweg, Dr., Reichskanzler, Berlin.

Beyschlag, Professor Dr., Geheimer Bergrat, Direktor der Königl. Geologischen Landesanstalt, Berlin.

Bode, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Generaldirektor der Königlichen Museen, Berlin.

Boden, Herzoglich Braunschweigischer Geheimer Legationsrat, Charlottenburg.

Bornhardt, W., Geheimer Bergrat, Direktor der Königlichen Bergakademie, Berlin.

Freiherr von Brandenstein, Geheimer Legationsrat, Grossherzoglich Mecklenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Brauer, Professor Dr., Direktor des Königlichen Zoologischen Museums, Berlin.

Bumm, Dr. h. c., Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamts, Berlin.

von Conrad, Wirklicher Geheimer Rat, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Potsdam.

von Dallwitz, Staatsminister, Königl. Preussischer Minister des Innern, Berlin.

Delbrück, Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin.

Dimpker, Königl. Württemberg. Konsul, Präses der Handelskammer zu Lübeck, Lübeck.

Dunker, Professor Dr., Geheimer Regierungsrat, Rektor der Handelshochschule, Berlin.

Eberlein, Professor Dr., Rektor der Königl. Tierärztlichen Hochschule in Berlin, Berlin.

Eschenburg, Dr., Bürgermeister, Präsident des Senats der Freien und Hansestadt Lübeck, Lübeck.

von Eucken-Addenhausen, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzog-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich Oldenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Finsch, O., Professor Dr., Braunschweig.

von François, Major a. D., ehem. Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, Berlin.

von Freier, Rittergutsbesitzer, Vorsitzender der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Hoppenrade.

Freiherr von Gagern, Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzoglich Hessischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Goering, H. E., Dr., Ministerresident z. D., Neuhaus.

Graf von Götzen, Königl. Preussischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Hamburg.

Graue, H. H., Präses der Handelskammer zu Bremen, Bremen.

Hahl, Albert, Dr., Kaiserl. Gouverneur von Deutsch-Neu-Guinea, Wonfurt (Unterfranken).

Havenstein, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbank-Direktoriums, Berlin.

Heineken, Vorsitzender des Direktoriums des Norddeutschen Lloyd, Bremen.

Herz, Wm., Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Berlin, Berlin.

Hespers, Professor, Domkapitular und Prälat, Cöln.

Hirth, F., Professor Dr., New York.

von Jagow, Königlicher Polizeipräsident von Berlin, Berlin.

Jannasch, R., Professor Dr., Vorsitzender des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.

Jüdel, Dr.-Ing., Geheimer Kommerzienrat und Stadtrat, Vorsitzender der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig, Braunschweig.

Kaempf, Johannes, Stadtrat a. D. und Stadtältester, Präsident des Deutschen Handelstages und Präsident der Aeltesten der Kaufmannschaft, Berlin.

von Kiderlen-Waechter, Wirklicher Geheimer Rat, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Kirschner, Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Berlin, Berlin.

Klügmann, Dr., ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Hansestädte, Berlin.

von Koerner, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Direktor der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Kraetke, Staatssekretär des Reichs-Postamtes, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Kröcher, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Hauses der Abgeordneten, Berlin.

Lenel, Viktor, Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Mannheim, Mannheim.

Lentze, Dr., Staatsminister, Königl. Preussischer Finanzminister, Berlin.

Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schoenberg, Staatsrat, Königl. Bayerischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Leutwein, Generalmajor z. D. und Gouverneur a. D., Ueberlingen.

von Liebert, Generalleutnant z. D., M. d. R., Berlin.

von Lindequist, Dr., Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts, Berlin.

Freiherr von Manteuffel, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Herrenhauses, Berlin.

Mayer, Eugen, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Nürnberg, Nürnberg.

von Mayr, Georg, Professor Dr., Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., München.

Mehnert, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Vizepräsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, Rittergut Medingen bei Dresden.

Mittelsten-Scheid, Kommerzienrat, Präsident der Rheinischen Missionsgesellschaft, Barmen.

Müller, Professor, Dr.-Ing., Geheimer Regierungsrat, Rektor der Technischen Hochschule in Berlin.

Nebe, Dr., Grossherzoglich Sächsischer Ministerialdirektor, Berlin.

Neven-Dumont, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Cöln, Cöln.

O'Swald, Bürgermeister, Hamburg.

Partsch, Jos., Professor Dr., Geheimer Hofrat, Leipzig.

Pauli, Dr., Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen, Bremen.

von Pfister, Otto, Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu München, München.

Plate, Geo, Präsident der Bremer Baumwollbörse, Bremen.

Predöhl, Dr., Bürgermeister, Präsident des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg, Hamburg.

Rötger, Landrat a. D., Vorsitzender des Centralverbandes Deutscher Industrieller, Berlin.

Sachau, Ed., Professor Dr., Geheimer Oberregierungsrat, Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin.

Freiherr von Salza Lichtenau, Geheimer Rat, Königl. Sächsischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Salzmann, H., Dr., Apothekenbesitzer, Vorsitzender des Deutschen Apothekervereins, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schinckel, Max, Präses der Handelskammer zu Hamburg, Geschäftsinhaber der Norddeutschen Bank, Hamburg.

von Schjerning, Dr., Generalstabsarzt der Armee, Chef des Sanitätskorps, Berlin.

von Schmid, Paul, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Augsburg, Augsburg.

Schmidt, Erich, Professor Dr., Geheimer Regierungsrat, Rektor der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin.

Schmidt, Dr., Generalstabsarzt der Marine, Berlin.

Freiherr von Schorlemer, Dr., Kammerherr, Staatsminister, Königl. Preussischer Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin.

von Schuckmann, Gouverneur a. D., Rohrbeck (Kreis Arnswalde).

Schweinfurth, Professor Dr., Schöneberg bei Berlin.

Graf von Schwerin-Löwitz, Rittergutsbesitzer, Präsident des Deutschen Reichstags, Berlin.

Seitz, Dr., Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika.

Servaes, Geheimer Kommerzienrat, Düsseldorf.

Freiherr von Soden, Kaiserl. Gouverneur a. D., Königl. Württemberg. Staatsminister a. D., Kabinetschef Seiner Majestät des Königs von Württemberg, Stuttgart.

Spahn, Dr., Wirklicher Geheimer Ober-Justizrat, Königlicher Oberlandesgerichtspräsident, Erster Vizepräsident des Reichstags, Kiel.

Stuebel, Dr., Kaiserl. Gesandter a. D., Dresden.

Stuhlmann, Dr., Geheimer Regierungsrat, Hamburg.

Sydow, Staatsminister, Königl. Preussischer Minister für Handel und Gewerbe, Berlin.

Thilenius, Dr., Professor am Kolonialinstitut, Hamburg.

von Tirpitz, Staatsminister, Admiral, Staatssekretär des Reichs-Marineamts, Berlin.

von Trott zu Solz, Staatsminister, Königl. Preussischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin.

Valois, Vizeadmiral z. D., Berlin.

Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Dr., Staatsrat, Königl. Württembergischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Otto Graf Vitzthum, Wirklicher Geheimer Rat, Vorsitzender des Ev.-luth. Sächsischen Haupt-Missionsvereins, Dresden.

Voigts, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Berlin.

Wahnschaffe, Geheimer Oberregierungsrat, Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weigert, Max, Dr., Stadtrat, Erster Vizepräsident der Aeltesten der Kaufmannschaft, Berlin.
von Widenmann, Heinr., Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Stuttgart, Stuttgart.
Wirth, Geheimer Kommerzienrat, Erster Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin.
Wittmack, L., Professor Dr., Geheimer Regierungsrat, Rektor der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, Berlin.
Graf von Zech, Kaiserl. Gouverneur von Togo, z. Zt. Wilmersdorf-Berlin.

Die Ehrenförderer.

Ehrenförderer des Kongresses wurden Herren und Damen durch Zahlung eines einmaligen Beitrages von mindestens 500 Mark.
Arnhold, Ed., Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Deutsche Bank, Berlin.
Deutsche Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Gesellschaft, Berlin.
Direktion der Disconto-Gesellschaft, Berlin.
von Friedlaender-Fuld, Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Krupp von Bohlen-Halbach, Legationsrat a. D., Essen a. d. Ruhr.
Fürst zu Löwenstein-Wertheim, Durchlaucht, Berlin.
Meyer, Frau Dr. Ernestine, Wien.
von Nostitz-Drzewiecki, Amtshauptmann, Pirna.
Oppenheim, Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
von Petri, Dr. phil. h. c., Geheimer Kommerzienrat, Nürnberg.
Reiss, Carl, Geheimer Kommerzienrat und Generalkonsul, Mannheim.
von Waldthausen, Kaiserlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Kopenhagen.
Werner, Kommerzienrat, Hannover.

Das Kongresskomitee.

Das Kongresskomitee bestand aus Präsidium und Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, sowie den Vertretern der übrigen Veranstalter des Kongresses.

Der Arbeitsausschuss

bestand aus:
Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Braunschweig und Wiligrad (Vorsitzender);

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine Exzellenz Kaiserlicher Botschafter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Holleben, Berlin (stellvertretender Vorsitzender);
Geheimer Ober-Regierungsrat Professor Dr. Engler, Dahlem-Steglitz;
Generalmajor z. D. Mueller, Wilmersdorf bei Berlin;
Generalsekretär des Deutschen Handelstags Dr. Soetbeer, Berlin;
Paul Staudinger, Berlin;
Konteradmiral z. D. Strauch, Friedenau;
Fabrikbesitzer Supf, Berlin;
Konsul a. D. Vohsen, Berlin.

Die Unterausschüsse.

1. Finanzausschuss:

Konteradmiral z. D. Strauch (Vorsitzender); Direktor C. J. Lange; Konsul a. D. Vohsen.

2. Werbeausschuss:

Fabrikbesitzer Karl Supf (Vorsitzender); Dr. med. Rauert; Dr. A. Schulte im Hofe; Pastor G. Thiessen; Dr. W. Wendlandt.

3. Pressausschuss:

Generalsekretär des Deutschen Handelstages Dr. Soetbeer (Vorsitzender); Professor Dr. Brandl; Schriftleiter Henoch; Regierungsrat a. D. Professor Dr. Leidig; Konsul a. D. Vohsen.

4. Vortragsausschuss:

Paul Staudinger (Vorsitzender); Chr. von Bornhaupt; Geh. Obermedizinalrat Professor Dr. Gaffky; Regierungsrat a. D. Professor Dr. Leidig; Generalsekretär Dr. Soetbeer; Konteradmiral z. D. Strauch; Fabrikbesitzer Karl Supf.

5. Ausstellungsausschuss:

Geh. Ober-Regierungsrat Professor Dr. Engler, Direktor des Botanischen Gartens und Museums (Vorsitzender); Professor Dr. Volkens (stellvertr. Vorsitzender); Kartograph Moisel; Kartograph Sprigade.

6. Festausschuss:

Generalmajor z. D. Mueller (Vorsitzender); Regierungsbaumeister Nitze; Hauptmann a. D. Ramsay.

7. Redaktionsausschuss:

Konsul a. D. Vohsen (Vorsitzender); Professor D. Westermann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Sektionen und die vorbereitenden Ausschüsse für Vorträge usw.

Sektion I. Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Paul Staudinger (Obmann); Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Assmann, Vorstand des Aeronautischen Observatoriums zu Lindenberg; Geh. Bergrat Dr. F. Beyschlag, Direktor der Königl. Geologischen Landesanstalt; Geh. Bergrat W. Bornhardt, Direktor der Königl. Bergakademie; Prof. Dr. A. Brauer, Direktor des Kgl. Zoologischen Museums; Prof. Dr. F. von Luschan, Direktor am Museum für Völkerkunde; Professor Dr. H. Maurer, Physiker des Reichs-Marine-Amts; Geh. Hofrat Professor Dr. Hans Meyer, Vorsitzender der Kommission für die landeskundliche Erforschung der Schutzgebiete; Professor Dr. F. W. K. Müller, Direktor am Museum für Völkerkunde; Geh. Regierungsrat Hofrat Professor Dr. A. Penck, Direktor des Instituts für Meereskunde, 1. Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin; Berghauptmann K. Schmeisser, Ober-Bergamtsdirektor; Prof. Dr. K. von den Steinen, 1. Vorsitzender der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin; Konteradmiral z. D. Strauch, stellvertretender Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft; Professor Dr. H. Thoms, Direktor des Pharmazeutischen Instituts der Universität Berlin; Professor Dr. G. Volkens, Kustos am Königlichen Botanischen Museum; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. L. Wittmack, Professor an der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule.

Sektion II. Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Geheimer Obermedizinalrat Professor Dr. Gaffky, Direktor des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten, Berlin (Obmann); Stabsarzt a. D., Mitglied des Reichstages, Dr. Arning; Geheimer Hofrat Professor Dr. von Baelz; Regierungsrat am Kaiserlichen Gesundheitsamt Dr. Breger; Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Dönitz; Stabsarzt Professor Dr. Fülleborn; Marineoberstabsarzt im Reichs-Marineamt Dr. Gudden; Stabsarzt Dr. Hetsch; Marinestabsarzt Dr. Hoffmann; Abteilungsvorsteher am Hygienischen Institut der Tierärztlichen Hochschule Dr. Knuth; Oberstabsarzt Dr. Kuhn; Sanitätsrat Professor Dr. Mense; Medizinalrat Professor Dr. Nocht; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ostertag; Professor Dr. Plehn;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stabsveterinär Rackette; Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft; Hafenarzt Dr. Sannemann; Professor Dr. Schilling; Generaloberarzt Professor Dr. Steudel; Regierungsrat Dr. Ströse; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Uhlenhuth.

Sektion III. Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Christian von Bornhaupt (Obmann); Missionsinspektor Karl Axenfeld; Oberverwaltungsgerichtsrat Berner; Prof. Dr. jur. Conrad Bornhak; Geh. Oberregierungsrat, vortr. Rat im Reichs-Kolonialamt Karl Ebermaier; Staatsanwalt Dr. V. Fuchs; Wirkl. Legationsrat und vortr. Rat im Reichs-Kolonialamt Gerstmeyer; Wirklicher Admiralitätsrat Professor Dr. Otto Köbner; Geheimer Justizrat Professor Kohler; Geheimer Iustizrat Professor Dr. von Liszt; Kammergerichtsrat Dr. jur. Felix Meyer; Professor Dr. jur. Osterrieth; Hauptmann a. D. Hans Ramsay; Rechtsanwalt und Notar Max Rhode; Assessor Fritz Sabersky; Graf H. H. von Schweinitz; Direktor Dr. Vosberg-Rekow; Geheimer Justizrat Professor Dr. Zorn.

Sektion IV. Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Konteradmiral z. D. Strauch (Obmann); Missionsinspektor Lic. Axenfeld; Geheimer Rechnungsrevisor Bopp; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Brandl; Domkapitular Prälat Professor Hespers; Prediger D. Dr. Kind; Fürst Alois zu Löwenstein-Wertheim; Professor Meinhof; Pastor Otto, Generalsekretär des Evangelischen Afrika-Vereins; Missionsinspektor Römer; Dr. Schulte im Hofe; Direktor Dr. Spiecker; Paul Staudinger; Wirklicher Geheimer Rat D. Graf Otto Vitzthum von Eckstaedt; Professor Westermann.

Sektion V. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Fabrikbesitzer Karl Supf (Obmann); Frau Staatssekretär Dernburg; Präsident des Deutschen Handelstages Kaempf; Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrates Graf Schwerin-Löwitz; Handelskammerpräsidenten und Vorsitzende in-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dustrieller Verbände: Konsul Dimpker, Fehlert, Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Geheimer Kommerzienrat Herz, Generaldirektor Hoff, Geheimer Kommerzienrat Jung, Krause, Kommerzienrat Marwitz, Kommerzienrat Eugen Mayer, Kommerzienrat Molineus, Kommerzienrat Natermann, Konsul Pabst, Professor Dr. Paessler, Geheimer Kommerzienrat Dr. phil. h. c. von Petri, Geo Plate, Kommerzienrat Roessing, Landrat a. D. Roetger, Max Schinckel, Syndikus Schlossmacher, Dr. Salomonsohn, Vorsitzender des kolonialen Fachausschusses der Handelskammer Berlin, Kurt Sorge, Kommerzienrat Stark, Kommerzienrat Willy Supf, Kommerzienrat Werner, Geheimer Kommerzienrat von Widenmann; Vertreter der kolonialen Wissenschaften und der Kolonialwirtschaft: Generalleutnant z. D. von Alten, Vorsitzender der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft, Stabsarzt a. D. Dr. Arning, M. d. R., von Beck, Direktor der Neu-Guinea-Kompagnie, Gouverneur a. D. von Bennigsen, Direktor der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, Geheimer Bergrat Beyschlag, Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt, von Böhlendorff-Kölpin, Geh. Regierungsrat von Böhmer, Mitglied des kaiserl. Patentamts, Geheimer Rat Bormann, von Bornhaupt, Clausen, Direktor der Westafrikanischen Handels-Gesellschaft, Clauss, Mitglied des Direktoriums des Vereins Süddeutscher Baumwoll-Industrieller, Justizrat Dietrich, M. d. R., Professor Dr. Dove, Graf Eckbrecht von Dürkheim, Eiffe, Hofbesitzer Engelbrecht, M. d. A., Geheimer Ober-Regierungsrat Professor Dr. Engler, Direktor des Königlichen Botanischen Gartens und Museums, Professor Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule Witzenhausen, E. Fabarius, Geheimer Regierungsrat Dr. Flügge, Vorsitzender des Deutschen Bagdad-Komitees für Humanitätszwecke, Fuchs, Direktor der Lindi-Kilindi-Gesellschaft, A. Gültzow, Vorsitzender des Ostasiatischen Vereins, Habich, Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft, Hagemann, M. d. R., Dr. Hartmann, Professor Dr. Helfferich, Mitglied des Direktoriums der Deutschen Bank, Freiherr von Herman-Schorn, Hertle, Direktor der Leipziger Baumwollspinnerei, Generaldirektor Dr. Hindorf, Hupfeld, Direktor der Deutschen Togogesellschaft, Dr. Kliemke, Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, Ladewig, Vorsitzender der Vereinigung Kameruner Pflanzungen, Lange, Vorsitzender des Verbandes Deutsch-ostafrikanischer Pflanzungen, Lattmann, M. d. R., Geheimer Kommerzienrat Lenz, Vorstand der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, Dr. Merkel, Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treter der Kolonial-Abteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Geheimer Rat Dr. Meyer, Konsul Dr. Meyer, Mittelstaedt, Direktor der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, Geheimer Hofrat Professor Dr. von Oechelhäuser, Generaldirektor Dr. Ing. h. c. W. von Oechelhäuser, Oloff, Professor Dr. Preuss, Direktor der Neu-Guinea-Kompagnie, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Paasche, M. d. R. und M. d. A., Professor Dr. Passarge, Professor Dr. Rathgen, Vertreter des Hamburgischen Kolonial-Instituts, Reh, Direktor der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, Oberbaurat Professor Dr. Rehbock, Stabsarzt a. D. Dr. Sander, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft, Schanz, Schwarze, M. d. R., Dr. Schulte im Hofe, Staudinger, Strandes, Konteradmiral z. D. Strauch, Professor Dr. Thoms, Leiter des Pharmazeutischen Instituts der Universität Berlin, Dr. Vosberg-Rekow, Vertreter der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Professor Dr. Warburg, Warnholtz, Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Weber, Vorsitzender des Vereins Westafrikanischer Kaufleute, Wilckens, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann, Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle, Woermann.

Sektion VI. Die Besiedelung deutscher Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder.

Regierungsrat a. D. Professor Dr. Leidig (Obmann); Hauptmann a. D. Ramsay (stellvertretender Obmann); Geh. Rat Professor Dr. Bücher; Kommerzienrat Cahensly; Geheimer Regierungsrat Dunker; Direktor Dr. Ecker; Direktor Professor Fabarius; Wirkl. Geh. Rat Fritsch; Frau Kommerzienrat Hedwig Heyl; Professor P. Langhans; Dr. Hermann Meyer; Nebelthau; Medizinalrat Professor Dr. Nocht; Geheimer Kommerzienrat Reiss; Hauptredakteur Sarwey; Moritz Schanz; Dr. Schelle; Professor Sering; Konteradmiral z. D. Strauch; Dr. Vosberg-Rekow; Professor Dr. Zimmerer.

Sektion VII. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und seiner Kolonien.

Dr. Soetbeer, Generalsekretär des Deutschen Handelstages (Obmann); Geh. Kommerzienrat Arnhold, Mitglied der Handelskammer zu Berlin; von Beck, Direktor der Neu-Guinea-Kompagnie; Geheimer Kommerzienrat Collenbusch, Vorsitzender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Handelskammer zu Dresden; Professor Dr. Eckert, Studiendirektor der Handelshochschule in Cöln; Wirklicher Legationsrat a. D. Dr. Helfferich, Direktor der Deutschen Bank; Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd; Staatsminister Wirklicher Geheimer Rat z. D. Hentig, Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland (Allgemeiner Deutscher Schulverein); Professor Dr. Jannasch, Vorsitzender des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande; Kaempf, Präsident des Deutschen Handelstages und der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin; Unterstaatssekretär z. D. Professor Dr. von Mayr; Senator Rabe; Professor Dr. Ratgen; Kommerzienrat Dr. Riemerschmid, stellvertretender Vorsitzender der Handelskammer zu München; Schinckel, Präses der Handelskammer zu Hamburg; Professor Dr. von Schmoller; Professor Dr. Schumacher; Supf, Vorsitzender des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees; Konteradmiral z. D. Strauch; Syndikus der Handelskammer zu Saarbrücken Dr. Tille; Dr. Vosberg-Rekow, Schriftführer der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft; Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Wagner; Kommerzienrat Werner, Vorsitzender der Handelskammer zu Hannover; Geheimer Kommerzienrat von Widenmann, Vorsitzender der Handelskammer zu Stuttgart; Ministerialrat Zahn, Direktor des Königlich Bayerischen Statistischen Landesamtes zu München.

Die Geschäftsstelle.

Die Geschäftsstelle des Kongresses befand sich im Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Empfangs- und Verteilungsstelle im Reichstagsgebäude.

Die Pressorgane.

Die periodischen Mitteilungen über die Vorbereitungen des Kongresses erfolgten durch die „Deutsche Kolonialzeitung", die „Mitteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft" und die Organe der übrigen an der Veranstaltung des Kongresses beteiligten Vereine und Institute.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Darbietungen.

Als Darbietungen wurden den Mitgliedern des Kongresses überreicht:

1. Eine Schrift „Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie, Handel und Landwirtschaft (vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee, Wirtschaftlichen Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, zur Verfügung gestellt),
2. ein Lageplan der Verhandlungsräume.

Die kartographische Ausstellung.

In der Wandelhalle des Reichstagsgebäudes befand sich, ebenso wie während der Kongresse von 1902 und 1905, eine kartographische Ausstellung. Sie war wieder veranstaltet von Paul Sprigade und Max Moisel, den Leitern des kolonial-kartographischen Instituts der Firma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), dem im Auftrage des Reichskolonialamts die Bearbeitung und Herausgabe der in den Kolonien ausgeführten topographischen Aufnahmen obliegt.

Die Erläuterungen zu der Ausstellung gibt folgender Aufsatz:

Die Fortschritte der deutschen Kolonialkartographie in den Jahren 1905 bis 1910.

Von **P. Sprigade** und **M. Moisel.**

(Die mit einem *) versehenen Karten, Kartenwerke und Tafeln waren in der Ausstellung zu finden.)

Seit dem zweiten Kolonialkongress hat die koloniale Kartographie ganz besondere Fortschritte gemacht. Diese erfreuliche Tatsache verdanken wir zunächst hauptsächlich wieder der unausgesetzten, hingebenden Aufnahmetätigkeit unserer Schutztruppenoffiziere und Kolonialbeamten, die damit eine Arbeit leisten, die leider noch viel zu wenig anerkannt wird, und deren Grösse und Bedeutung dem Publikum beim Betrachten der aus all diesen Aufnahmen zusammengebauten Karten selten zum Bewusstsein kommt.

Neben diesen grösstenteils freiwillig und nebenamtlich tätigen Aufnehmern sind es sodann die speziell zur Festlegung der Landesgrenzen hinausgeschickten gemischten Kommisionen, die besonders

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch ihre geodätischen Messungen und astronomischen Ortsbestimmungen die so erwünschten Fixpunkte für den Kartenaufbau schufen. So sind im Laufe der letzten fünf Jahre die Ost- und Nordgrenze von Togo, fast die gesamte Schutzgebietsgrenze Kameruns, die Nordwest-, Nord-, Nordost- und ein Teil der Südgrenze Deutsch-Ostafrikas und ein kleines Stück der Grenze von Kaiser-Wilhelmsland festgelegt worden.

Auch der Ausbau der Verkehrswege, Eisenbahnen und Kunststrassen hat eine grosse Zahl detaillierter Aufnahmen gezeitigt, die mit grossem Nutzen für die Kartenkonstruktion Verwendung finden.

Die längst gehegten und wiederholt geäusserten Wünsche der Kolonialkartographen, neben den wenigen festen Grenzpunkten durch eine grosszügige Triangulation auch für das ganze Innere einer jeden Kolonie ein weitmaschiges Netz von festen Punkten zu erhalten, werden für Deutsch-Südwestafrika wenigstens durch die Tätigkeit des Feldvermessungstrupps des Grossen Generalstabs erfüllt, der, aus Anlass des letzten Aufstandes formiert, seit 1904 im Schutzgebiet tätig ist.

Als eine für unsere Kolonien neue Aufnahmemethode ist in den letzten Jahren zu den bisher gebräuchlichen die Vermessung mit dem Phototheodoliten hinzugekommen. So ist vom Feldvermessungstrupp in Deutsch-Südwestafrika und von Oberleutnant Weiss, dem Topographen der Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, in dem Kirunga-Vulkangebiet Deutsch-Ostafrikas mit gutem Erfolge gearbeitet worden. Es ist zu wünschen, dass diese schnell und dadurch billig auszuführenden Vermessungen bald immer umfangreichere Verwendung finden mögen, wenn auch heute schon gesagt werden muss, dass die anfangs gehegte Erwartung, in dem Phototheodoliten ein universelles Vermessungsinstrument zu besitzen, nicht in Erfüllung gegangen ist, weil Boden-, Witterungs- und Vegetationsverhältnisse für viele Gebiete, speziell der tropischen Kolonien, eine Anwendung desselben verbieten.

Der verdienstvollen Tätigkeit der seit 1905 bestehenden Landeskundlichen Kommission, welche sich die wissenschaftliche geographische Erforschung unserer Kolonien zum Ziel gesetzt hat, verdanken wir ganz besonders wertvolles topographisches Material. Die Ergebnisse der Expeditionen Uhlig, Jaeger und des Herzogs Adolf Friedrich in Deutsch-Ostafrika liegen bereits vor, die Aufnahmen der Expeditionen Hassert in Kamerun und Sapper-Friederici in Ozeanien werden in kurzem der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Infolge der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwickelung unserer Kolonien hat sich auch die Kartographie nach dieser Richtung hin mehr und mehr entfaltet, und das regsame Kolonial-Wirtschaftliche Komitee,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Wirtschaftliche Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, hat sich durch die Herausgabe des bereits in 2. Auflage erschienenen „Wirtschafts-Atlas der deutschen Kolonien" *) ein hohes Verdienst erworben.

Eine mustergültige Zusammenfassung unserer jetzigen Kenntnisse der deutschen Kolonien finden wir in Hans Meyers zweibändigem Werke „Das Deutsche Kolonialreich", in dem die ersten Fachmänner höchst instruktive und technisch vollendete Karten *) geologischer, meteorologischer, botanischer, zoologischer, ethnographischer, verkehrsgeographischer usw. Natur in reicher Fülle veröffentlichen.

Das koloniale Vermessungsdetachement der Kaiserlichen Marine war fast ausschliesslich im Stillen Ozean beschäftigt, wo neben den beiden kleinen Kreuzern „Cormoran" und „Condor", die verschiedene Inseln und Häfen aufnahmen, das Vermessungsschiff „Planet" eine rege Tätigkeit entwickelte. Eine grosse Zahl neuer Seekarten *) sind das Resultat dieser Vermessungen. In Deutsch-Südwestafrika haben „Sperber" und „Panther" flüchtige Küstenaufnahmen *) gemacht, in den anderen Kolonien fanden neue Vermessungen nicht statt. Ergänzungen aller Art und teilweise Umarbeitungen von älteren Seekarten machten ständig Neuausgaben *) derselben notwendig.

Togo.

Für Togo sind die letzten Jahre insofern von Bedeutung gewesen, als die Karte 1 : 200 000 (10 Blatt) von P. Sprigade *) nach 15jähriger Arbeit vollendet worden ist. Zur Verwendung gelangten 891 Routenaufnahmen, von 54 Aufnehmern herrührend, in 1925 Blatt konstruiert, dazu noch 60 fertige Manuskriptkarten und -skizzen; zu Rate gezogen wurden 227 veröffentlichte Karten. An astronomisch festgelegten Punkten standen 349 zur Verfügung.

Im Anschluss an die Spezialkarte erschien sodann die Uebersichtskarte in 1 : 500 000, 2 Blatt *) (Grosser deutscher Kolonialatlas, bearbeitet von P. Sprigade und M. Moisel).

Das Schutzgebiet ist so die erste der deutschen Kolonien, deren Kartographie zu einem gewissen erstmaligen Abschluss gekommen ist. Einen Stillstand jedoch gibt es in der kolonialen Aufnahmetätigkeit nicht, und gewöhnlich ist bei dem fortwährenden Einströmen neuen Materials die Karte schon bei ihrem Erscheinen mehr oder weniger veraltet. So ist denn auch bei Togo mit der Neubearbeitung der Küstensektionen der Karte 1 : 200 000 bereits begonnen worden.

Die wirtschaftliche Entwickelung des Bezirkes Misahöhe und die detaillierten Vermessungen der Landkommission haben die Konstruktion einer Karte in dem grösseren Massstab 1 : 100 000 notwendig ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht. Ein Teil dieses Gebietes, die Landschaften um den Agu, ist in 1 : 50 000 *) bereits erschienen.

Die wichtigen geologischen Forschungen Dr. Koerts, während deren er viele genaue topographische Aufnahmen gemacht hat, veranlassten die Bearbeitung der Karte des Eisenerzberges bei Banjeli *) und die der Goldvorkommen längs des Monu *).

Ueberreiches Material hat die unter Leitung des Hauptmanns Freiherr v. Seefried stehende Kommission zur Vermessung der Ost- und Nordgrenze mitgebracht, und auch die auf Grund telegraphischer Längenbestimmungen ermittelte verblüffende Tatsache, dass das ganze Schutzgebiet zirka 2½ Bogenminuten im Gradnetz westlicher liegt.

Kamerun.

Auch für Kamerun sind die letzten Jahre ausserordentlich ergiebig gewesen. Das Vordringen der Verwaltung bis in die entferntesten Teile des ausgedehnten Schutzgebietes und der Wunsch der Verwaltungsbeamten, ihre Bezirke genau kennen zu lernen — am besten geschieht das ja mit Uhr und Kompass in der Hand — haben in den wenigen Jahren eine Fülle guter, detaillierter Aufnahmen gezeitigt, wie sie bisher in den anderen Kolonien beispiellos war. Dazu kommt, dass die in letzter Zeit erfolgte Vermessung aller Grenzen Kameruns neben reichem topographischen Material *) eine grosse Zahl geodätisch oder astronomisch bestimmter Fixpunkte geliefert hat.

So stellte sich denn sehr bald die unbedingte Notwendigkeit heraus, die von M. Moisel bearbeitete und 1901 erschienene 6 Blatt-Karte in 1 : 1 000 000 (Grosser deutscher Kolonialatlas) neu zu bearbeiten. Zwei Sektionen *) dieser völligen Neuzeichnung sind bereits erschienen, die übrigen werden in kürzester Zeit folgen.

Die erwähnten vielen Fixpunkte ermöglichten es jetzt, endlich auch an die Herausgabe der von M. Moisel redigierten Spezialkarte des Schutzgebietes in 1 : 300 000 (20 Blatt und 4 Ansatzstücke) heranzugehen. Die schon lange Zeit währenden Vorarbeiten haben diese Karte derartig gefördert, dass sie voraussichtlich in wenigen Jahren fertig vorliegen wird. Die ersten Sektionen *) sind soeben erschienen. Welche Unsumme von vorbereitender, stiller Bureauarbeit, von der die Oeffentlichkeit nichts erfährt, für eine derartige Karte aufgewendet werden muss, ehe an die definitive Zeichnung gedacht werden kann, dürfte daraus hervorgehen, dass für Kamerun 724 Routenaufnahmen und Vermessungen verschiedenster Art, von 210 Aufnehmern herrührend, vorlagen, die erst aus den Feldbüchern in Kartenform übertragen, d. h.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

konstruiert werden mussten. Und das ergab eine Summe von 4492 Blättern (46 × 60 cm).

Ein Teil dieser Aufnahmen konnte in Gestalt von Spezialkarten gewisser Gebiete, teils aus politischen oder militärischen Gründen, teils im Interesse der Verwaltung, bereits der Oeffentlichkeit übergeben werden. So erschienen in den wissenschaftlichen Beiheften zum „Deutschen Kolonialblatte", den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten": der deutsche Logone und seine Nachbargebiete, 1 : 750 000 *); das deutsche Tschadsee-Gebiet von H. Marquardsen, 1 : 750 000 *); provisorische Karte der Gebirgslandschaften des Militärbezirks Fontem, 1 : 100 000 *); das Zwischenstromland des Logone und Schari, 1 : 750 000; Aufnahmen an der Batanga-Küste und im Lobe-Flussgebiet von Pater Adams, 1 : 100 000 *); provisorische Karte von Teilen der Bezirke Ossidinge, Bamenda und Dschang, 1 : 500 000 *) und das Konzessionsgebiet der Gesellschaft Süd-Kamerun, 1 : 300 000 *). Eine weitere, etwas missglückte Spezialkarte ist die des südwestlichen Teiles von Kamerun, 1 : 350 000, von Dorsch.

Neben diesen umfangreicheren Arbeiten wurde noch eine grosse Zahl von kleinen Karten und Skizzen in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", im „Deutschen Kolonialblatt", im „Amtsblatt für das Schutzgebiet Kamerun" und in den Denkschriften für den Reichstag veröffentlicht, zur Illustrierung von wissenschaftlichen Artikeln, von Grenzabkommen, Reiseberichten, Erkundungen, Strafexpeditionen, von Verwaltungs-, Wirtschafts- und Verkehrsnachrichten, von Eisenbahnvorlagen usw.

Karten und Skizzen geologischer Natur brachten Edlinger, Guillemain *), Kirchhoff und Mann.

Wertvolle Beiträge zur Kartierung des Kamerungebirges sind in den Geschäftsberichten einiger Pflanzungsgesellschaften zu finden.

Auf dem Gebiet der ethnographischen Forschung haben Marquardsen und Tessmann Karten und wertvolle Aufnahmen geliefert.

Die topographischen Resultate der landeskundlichen Expedition Hassert sind noch in Bearbeitung. Der interessanteste Teil, die Aufnahmen am Kamerunberg *), konnte der Ausstellung im Andruck ohne Schrift noch einverleibt werden.

Deutsch-Südwestafrika.

Der oben erwähnten Tätigkeit des Feldvermessungstrupps verdanken wir neben den bereits vermessenen acht grösseren und kleineren Triangulationsketten respektive Doppelketten *), deren Koordinaten aber erst zum kleinsten Teil veröffentlicht sind, vier Messtisch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blätter aus der Gegend von Windhuk in 1 : 50 000 *) und eine provisorische Karte des ganzen Schutzgebietes in 1 : 400 000 *).

Von einer Fortsetzung der Messtischaufnahmen scheint man einstweilen Abstand genommen zu haben, wohl der langen Zeitdauer und Kosten wegen, die diese im Sinne europäischer Landesvermessung ausgeführten Arbeiten beansprucht haben. Die Karte in 1 : 400 000 (30 Blatt) beruhte anfangs im wesentlichen auf einer Vergrösserung der alten, sogenannten Kriegskarte 1 : 800 000, in die dann alles neuere Material eingepasst wurde. Wo dies infolge umfangreicher und grundlegender Aufnahmen nicht mehr möglich war, wurden die betreffenden Blätter völlig neu bearbeitet, und einzelne derselben *) liegen bereits in mehrfachen Ausgaben vor.

Das Bureau der Windhuker zivilen Landesvermessung ist neben seiner Anteilnahme an der allgemeinen Landestriangulation hauptsächlich mit der Ausführung von Farmvermessungen und Herstellung von Farmkarten beschäftigt gewesen. Die Resultate dieser Kleinvermessungen werden zum Teil in Spezialkarten niedergelegt, deren erste die Farm-Uebersichtskarte von Teilen der Bezirke Windhuk und Karibib, 1 : 200 000 *), ist. Eine zweite, die Bezirke Gibeon und Maltahöhe umfassend, soll demnächst veröffentlicht werden. Eine ausserordentlich wichtige Karte ist die Besitzstandskarte von Deutsch-Südwestafrika, deren zweite Ausgabe *) den Stand der europäischen Besiedelung am 1. April 1909 wiedergibt und auch sonstige interessante Informationen über die Grenzen der Landgesellschaften, über die Eingeborenenreservate, Bezirks- und Distriktseinteilung, über vermessene und unvermessene Farmen usw. bietet. In letzter Zeit hat die Landesvermessung am Kunene und im Owambo-Lande Aufnahmen ausgeführt, welche der definitiven, so notwendigen Festlegung der deutsch-portugiesischen Grenze als Unterlage dienen sollen.

Alles ist in diesem Schutzgebiet noch im Fluss, und da ausserdem die topographischen Aufnahmen ,mit wenigen Ausnahmen noch so überaus dürftige sind, ist die für den Grossen Deutschen Kolonialatlas noch fehlende Bearbeitung in 1 : 1 000 000 auf Wunsch des Reichs-Kolonialamts vorerst noch aufgeschoben worden.

Von dem bisher noch so wenig bekannten Caprivi-Zipfel bringen uns die Forschungen Seiners eine umfassende Kenntnis von Land und Leuten und wertvolle topographische Arbeiten *). Ergänzt und wesentlich erweitert wurden letztere durch die Aufnahmen des ersten Residenten des Caprivi-Zipfels, Hauptmann Streitwolf *).

Dem seit langem bestehenden Bedürfnis nach einer handlichen und doch genügend detaillierten Uebersichtskarte des Schutzgebietes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde Rechnung getragen durch Herausgabe der Karte von Deutsch-Südwestafrika in 1 : 2 000 000 von P. Sprigade und M. Moisel *), welche die seit der Beendigung des Aufstandes völlig veränderten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zur Darstellung bringt.

Die bedeutungsvollen Forschungen von Passarge und Schultze haben auch der Kartographie manchen Gewinn gebracht.

Rein geologische Veröffentlichungen mit Karten brachten Macco*), Range, Lotz, Merensky, Hartmann, Gürich, Hagen.

Eine zusammenhängende Darstellung der Niederschlagsverhältnisse bietet die Karte von Ottweiler, 1 : 3 000 000 *).

In der umfangreichen Kriegsliteratur, den Missionsschriften, im Amtlichen Ratgeber*), den privaten Jahrbüchern, in den Denkschriften *) und verschiedenen geologischen Zeitschriften sind wertvolle Kärtchen zerstreut.

Besonders erwähnenswert ist die in letzter Zeit so erfolgreiche Erforschung des bisher abseits der grossen Strassen als unbetretbar geltenden Wüstenstreifens längs der Küste, der Namib. Verschiedene kartographische Darstellungen der kühnen und entbehrungsreichen Expeditionen brachte das Deutsche Kolonialblatt.

Eine provisorische Skizzierung der Diamanten-Fundstellen enthält neben der oben genannten Karte in 1 : 2 000 000 die Tafel 5 in Petermanns Mitteilungen 1910. Eine genaue, umfassende Kartierung der gesamten Diamantengebiete fehlt leider noch, doch war es möglich, eine interessante Manuskriptkarte, die Gebiete um Lüderitzbucht umfassend, von Schettler in 1 : 100 000 gezeichnet *), zur Ausstellung zu bringen.

Deutsch-Ostafrika.

Von der Uebersichtskarte des Schutzgebietes in 1 : 1 000 000 (Grosser Deutscher Kolonialatlas) sind zu den bereits veröffentlichten vier Blättern die Sektionen Usumbura *), Udjidji *) und Bismarckburg *) hinzugekommen. Blatt Kilimandscharo befindet sich im Stich, und Muansa, das letzte Blatt, in Bearbeitung.

Die anfangs der neunziger Jahre von R. Kiepert begonnene, von P. Sprigade und M. Moisel fortgesetzte Spezialkarte von Deutsch-Ostafrika in 1 : 300 000 (29 Blatt und 6 Ansatzstücke) nähert sich endlich ihrer Vollendung. Die Notwendigkeit, die grundlegenden Resultate der zwischen Victoria-See und Küste tätig gewesenen deutsch-englischen Grenzexpeditionen und der trigonometrischen und topographischen Vermessungen von Usambara abzuwarten, verzögerte die Herausgabe der noch fehlenden, gerade wirtschaftlich so wichtigen vier Blätter ganz bedeutend. Nunmehr liegen Ikoma *) und Magad *)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Druck vor, Tanga *) ist im Stich und von Kilimandscharo *) ist die Zeichnung beendet. Selbstverständlich sind die zuerst erschienenen Blätter der Karte längst veraltet. Die Neubearbeitung vieler Gebiete ist im Gange, und die Neu-Ausgabe der Blätter Mittlerer Rowuma *) und Mikindani *) bereits erfolgt.

Nachdem in den letzten Jahren durch gemischte Kommissionen — deutscherseits Leiter: Herrmann und Schlobach — die Grenzgebiete im Nordwesten, Norden und Nordosten gegen den Belgischen Kongo, Uganda und Britisch-Ostafrika sowie im Süden gegen Portugiesisch-Mozambique genau kartiert worden waren, wurden durch die auf Grundlage dieser Karten *) geführten diplomatischen Verhandlungen die Grenzen ganz Deutsch-Ostafrikas nunmehr definitiv bestimmt. Die Veröffentlichung des letzten noch ausstehenden Abkommens zwischen Deutschland, Belgien und England über die Nordwestecke des Schutzgebietes steht unmittelbar bevor. Bei diesen Verhandlungen waren neben den oben genannten Grenzkarten die Aufnahmen des Oberleutnants Weiss im Kiwu-Vulkangebiet *) von grossem Wert.

Im Anschluss an die Vermessungen der deutsch-englischen Grenzexpeditionen wurde durch den Engländer Whitehouse nach Beendigung seiner Arbeiten im nördlichen, englischen Teil des Victoria-Sees mit Einwilligung der deutschen Behörden auch das südliche, deutsche Ufer trianguliert *).

Die langjährigen Arbeiten der Usambara-Vermessung der kaiserlichen Landmeser wurden provisorisch niedergelegt auf zehn Blatt in den Massstäben 1 : 25 000 und 1 : 50 000, die „zum Zwecke der einstweiligen Benutzung durch Behörden und Interessenten sowie zum Zwecke von Ergänzungen und Berichtigungen, namentlich bezüglich der Wege und Ansiedlungen usw.", bestimmt sind *). Eine definitive Karte in 1 : 100 000 in vier Blatt ist im Stich.

Die Tätigkeit der Landeskundlichen Kommission hat sich in erster Linie und bisher am intensivsten auf Deutsch-Ostafrika erstreckt. Die rein ethnographische Expedition Weule und die geographische Expedition Jaeger wurden von ihr ausgesandt, zur Bearbeitung der Resultate der Expedition Uhlig (Otto-Winter-Stiftung) und der deutschen wissenschaftlichen Zentralafrika-Expedition unter Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg hat sie Gelder zur Verfügung gestellt. Die auf Grund der Aufnahmen von Uhlig *), Jaeger *) und Weiss *), dem Topographen der Adolf-Friedrich-Expedition, konstruierten Karten verdienen besondere Beachtung. Durch Anschluss an die Dreieckspunkte der deutsch-englischen Grenztriangulation und mit Benutzung der Arbeiten Kohlschütters während der Pendel-Expedition hatten sich Uhlig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Jaeger eine grosse Zahl neuer, fester Punkte für ihre Karten geschaffen, deren Topographie ersterer durch Routenaufnahmen, letzterer hauptsächlich mit dem Messtisch festlegte. Auch Weiss arbeitete mit Benutzung der Fixpunkte der früheren Grenztriangulationen, seine Karten aber sind das Resultat einer Kombination von Routen-, Messtischaufnahme, Triangulation und der in Deutsch-Ostafrika zum erstenmal und mit so gutem Erfolge angewandten phototheodolitischen Messungen.

An sonstigen Spezialkarten sind zu erwähnen: Die Karte des südlichen Teiles der Nguru-Berge von Spieth, 1 : 150 000 *); die Route v. d. Burghts von Mwansa nach Uschirombo, 1 : 200 000; die geodätische Vermessung des unteren Pangani-Tales durch Kayser, 1 : 30 000 *) und des Gebiets der grossen Pangani-Fälle durch Selke, 1 : 30 300 *). Ein schönes Bild des Ukinga-Gebirges gibt die mit Theodolit und Messtisch aufgenommene Karte von Kohlschütter, 1 : 100 000 *). Ein Beispiel dafür, dass auch lediglich mit Uhr und Kompass im geeigneten Gelände vorzügliche Resultate zu erzielen sind, ist die Karte des Massai-Reservates in 1 : 200 000 von v. Prittwitz und Gaffron *).

Die fortschreitende Entwickelung der Küstenstädte zeigen die Stadtpläne von Daressalam (1 : 5000) und Tanga (1 : 2500).

Eine grössere kartographisch-geologische Arbeit steht durch Tornau in Aussicht. Sonstige Veröffentlichungen geologischer Natur mit Karten lieferten neben ersterem noch Koert und Kuntz.

Fülleborn, Fabry und Struck*) haben ihre ethnographischen und linguistischen Arbeiten ebenfalls mit Karten ausgestattet.

Deutsch-Ostafrika ist ganz besonders das Feld der Tätigkeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees. Eine Reihe von wissenschaftlich-wirtschaftlichen Expeditionen zur Erkundung von Eisenbahnlinien, zum Studium von tropischen Kulturen, von wasserwirtschaftlichen Fragen usw. wurden unternommen und brachten wertvolle kartographische Informationen*).

Hier sei noch zu erwähnen die bekannte Karte von Deutsch-Ostafrika in 1 : 2 000 000 mit Angabe der nutzbaren Bodenschätze *).

Weiter sind zu nennen die mit Karten ausgestatteten Monographien von Nigmann über die Wahehe, von Rehse über Kiziba, die Berichte über die Erforschung der Schlafkrankheit.

Zum Schluss sei nochmals der Pendel-Expedition Kohlschütters gedacht, der wir neben sorgfältigen Routenaufnahmen eine fortlaufende Kette astronomisch bestimmter Fixpunkte quer durch das ganze Schutzgebiet verdanken. Der erste bisher erschienene Band der Ergebnisse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Expedition ist speziell für den Kartographen von grösster Wichtigkeit, da Kohlschütter in demselben die Resultate seiner Höhenbestimmungen gibt, nach einer verbesserten Methode berechnet, die von jetzt an für die Ausrechnung barometrischer Höhenmessungen massgebend ist.

Besitzungen im Stillen Ozean.

Obwohl die die deutschen Besitzungen im Stillen Ozean umfassenden Blätter des Grossen Deutschen Kolonialatlasses erst in den Jahren 1902 und 1904 erschienen waren, sind sie bereits nach kurzer Zeit derart veraltet gewesen, dass eine völlige Neubearbeitung *) erfolgen musste, die 1909 veröffentlicht wurde. Das bis vor kurzem noch fehlende Blatt Kiautschou und Samoa *) liegt nun ebenfalls fertig vor.

Die Goldfunde im Südosten von Kaiser-Wilhelmsland machten die genauere Festlegung der Grenzen an Ort und Stelle zur Notwendigkeit. Von den Resultaten der durch die schwere Erkrankung des deutschen Kommissars sehr beeinträchtigten Expedition zur Vermessung der deutsch-englischen Grenze längs des achten Parallels liegt einstweilen nur eine provisorische, lediglich für den Dienstgebrauch hergestellte Skizze in 1 : 100 000 *) vor. Die Regulierung der deutsch-niederländischen Grenze ist im Gange.

Eine ganze Reihe von Spezialkarten vermitteln uns die genauere Kenntnis einzelner Gebiete, so des nordwestlichen Teiles von Neu-Mecklenburg nach Behrendt in 1 : 150 000 *); des Sattel-Berges nach Pöch, 1 : 100 000 *); des Hansemann-Berges nach Vermessung der Rheinischen Mission, 1 : 20 000 *); des nördlichen Teiles der Gazelle-Halbinsel nach Wernicke, 1 : 100 000 *); der Insel Babeldaob (Palau-Inseln) nach Krämer, 1 : 225 000*); der Markham-Ramu-Ebene nach Dammköhler-Fröhlich, 1 : 400 000 *); der Insel Ponape (Ost-Karolinen) nach Berg, 1 : 100 000 *); des westlichen Finisterre-Gebirges nach Werner, 1 : 160 000; des Torricelli-Gebirges nach v. d. Hemel und Reiber, 1 : 200 000; der Gazelle-Halbinsel nach Sapper, Friederici und Wernicke, 1 : 200 000 *); der Insel Sawaii nach Wegener, 1 : 150 000 *); der Küste von Kaiser-Wilhelmsland zwischen Eitape und Arop nach Friederici, 1 : 100 000 *); der Küste von Kaiser-Wilhelmsland von Eitape bis Hollandia nach Friederici *); des Hinterlandes von Eitape nach Friederici *) und schliesslich des Wegenetzes im Stadt- und Pflanzungsgebiet Apia, 1 : 20 000.*)

Drei grosse wissenschaftliche Expeditionen sind in den letzten Jahren gleichzeitig in dem Schutzgebiet tätig gewesen. Einmal die deutsche Marine-Expedition (Stephan-Krämer), sodann die deutsche Südsee-Expedition der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Fülleborn-Vahsel) und schliesslich die landeskundliche Expedition Sapper-Friederici. Vorläufige Skizzen verschiedener ihrer Arbeitsgebiete sind bereits in „Petermanns Mitteilungen“ *), im „Globus“, in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, den „Annalen der Hydrographie“ und im „Deutschen Kolonialblatt“ erschienen, die Bearbeitung des umfangreichen topographischen Materials der schon beendeten Expedition Sapper-Friederici geht der Vollendung entgegen; einige provisorische Kartenabdrucke *) waren in der Ausstellung schon zu sehen.

Kleinere Skizzen, Wegebauten und die Waria-Expedition von 1908 betreffend, brachten das „Deutsche Kolonialblatt“ und die „Verhandlungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees“.

Die Südsee-Literatur, Reiseberichte, Werke und Abhandlungen aller Art, ist in den letzten Jahren eine recht umfangreiche geworden. So haben die Vulkanausbrüche auf Sawaii allein schon eine ganze Anzahl von Aufsätzen gezeitigt. Die kartographische Ausbeute dieser Literatur ist allerdings gering.

Kiautschou.

Da die Kaiserliche Marine das kleine Pachtgebiet Kiautschou gleich nach der Besitzergreifung im europäischen Sinne vermessen hatte, so ist von neuen Karten wenig zu berichten.

Die jährlich erscheinende Denkschrift, betreffend die Entwickelung des Kiautschou-Gebietes, trägt den Fortschritten des Ländchens Rechnung und bringt laufend Pläne und Kärtchen *).

Erwähnenswert sind ausserdem die Karte des Lauschan in 1 : 50 000, vom Reichs-Marine-Amt herausgegeben, und die für das Pachtgebiet und seine Umgebung in Betracht kommenden Sektionen der wichtigen und schönen Karte von Tschili und Schantung in 1 : 200 000 *), bearbeitet in der Kartographischen Abteilung der Königlichen Preussischen Landesaufnahme.

Ueber die Darstellung des Kiautschou-Gebietes im Rahmen des grossen Kolonialatlasses ist bereits oben berichtet.

Wandkarten.

Entsprechend dem immer grösser werdenden Interesse weiterer Bevölkerungsschichten an unseren Kolonien hat sich auch die generalisierende Darstellung in Wandkartenform immer mehr entwickelt, und zwar nicht nur unter alleiniger Berücksichtigung der topographischen *), sondern auch der wirtschaftlichen, botanischen, zoologischen, verkehrspolitischen und sonstigen Verhältnisse*).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleiner Kolonialatlas.

Der von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft herausgegebene Deutsche Kolonialatlas mit illustriertem Jahrbuch *), der ebenfalls in konzentrierter Form alles Wissenswerte wiedergibt, erfreut sich immer grösserer Verbreitung und ist ein unentbehrliches Orientierungsmittel für jeden Kolonial-Interessenten geworden. Das verdankt er dem Umstand, dass er ständig auf dem Laufenden erhalten und, mit umfangreichen Korrekturen versehen, jährlich neu herausgegeben wird, eine Einrichtung, die keine der anderen Kolonialmächte besitzt.

Schlussbemerkung.

Das in erster Linie auf dem Gebiet der kolonialen Kartographie tätige, die amtlichen Materialien bearbeitende Institut von D. Reimer (Ernst Vohsen) unter Leitung von P. Sprigade und M. Moisel hat auch in den letzten Jahren durch erhebliche weitere Vermehrung des Personals und durch Erhöhung der Arbeitszeit seine Leistungsfähigkeit ganz wesentlich gesteigert. Wenn trotzdem manche kartographischen Wünsche der Kolonialfreunde noch nicht in Erfüllung gegangen sind, so lag dies eben an der Ungunst verschiedener Verhältnisse, an der Langwierigkeit und Schwierigkeit der Bearbeitung des in grosser Fülle eingehenden Materials, an der Notwendigkeit, oft noch angekündigte, grundlegende Aufnahmen abwarten bzw. im letzten Moment noch grössere Umarbeitungen vornehmen zu müssen, und endlich an der Begrenztheit der Geldmittel. Die kartographische Ausstellung des Kolonialkongresses, in die nicht alle der besprochenen Karten aufgenommen werden konnten, zeigte aber doch zur Genüge, dass unsere geographischen Kenntnisse der Kolonien ein gutes Stück vorwärts gekommen sind.

Beruhen unsere Kolonialkarten bisher zum grössten Teil hauptsächlich auf der Zusammenarbeitung von Routenaufnahmen, welche durch eine grosse Zahl von astronomisch bestimmten Breiten, wenigen Längen und, besonders an den Grenzen, durch trigonometrisch gefundene Dreieckspunkte gestützt werden, und sind sie vielfach auch noch lückenhaft und ungleichwertig, so erfüllten sie doch im grossen und ganzen bisher ihren Zweck. Die erfreulich fortschreitende Entwickelung der Kolonien aber bringt es mit sich, dass in Zukunft erhöhte Ansprüche an die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Kartenbilder gestellt werden müssen. Selbstverständlich wird man noch für lange Zeit von den Kolonialkarten nicht den Grad der Genauigkeit erwarten dürfen, den man von europäischen zu verlangen berechtigt ist. Die Aufnahme der ungeheuren Areale unserer überseeischen Besitzungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Sinne unserer deutschen Landesvermessungen würde Millionen kosten und Jahrhunderte dauern. Ein derartiger Aufwand von Zeit und Geld steht aber für viele Gebiete in gar keinem Verhältnis zu deren wirtschaftlichem Wert. Um also zu befriedigenderen kartographischen Resultaten zu kommen, muss in erster Linie eine grosszügige Triangulation für jede Kolonie, soweit die Natur des Landes sie gestattet, gefordert werden. Dies lässt sich natürlich nicht von heute zu morgen ausführen, doch würden die Gouvernements wohl schon jetzt in der Lage sein, unter geringer Vermehrung ihres Landmesser-Personals und Einstellung verhältnismässig unbedeutender Summen mit diesen Arbeiten zu beginnen. Schon hierbei könnte von den festen Punkten der Triangulationsketten aus vermittels des Phototheodoliten ohne besonderen Aufwand von Zeit und Geld für die spätere topographische Vermessung wertvolles Material gesammelt werden. Die Triangulationsdreiecke wären dann durch Vermessung gebesserter Wege mit Bandmass und Kompass, mit Theodolit oder Tachymeter weiter zu zerlegen. Für die Eingeborenen-Wege und zur topographischen Ausfüllung des so erhaltenen Netzes wird die Aufnahme mit Uhr und Kompass, wie bisher, das Material liefern, und ihre Zuverlässigkeit wird sich um so mehr erhöhen, je grösser die Zahl der sie stützenden Fixpunkte ist. In wirtschaftlich oder wissenschaftlich interessanten Gegenden müssen die genauen Vermessungen mit Theodolit, Messtisch und Phototheodolit zur Anwendung kommen. Welchem Vermessungsinstrument im Einzelfalle der Vorzug zu geben ist, hat der Aufnehmer aus den örtlichen Verhältnisen heraus zu entscheiden, sehr häufig werden Kompass und Uhr, Theodolit, Messtisch und Phototheodolit vereint zur Anwendung gelangen.

Die Veranstaltungen.

Am 5. Oktober vereinigte ein Empfangsabend die Teilnehmer des Kongresses in den Sälen des Reichstagsgebäudes.

Am 6. Oktober, abends 8 Uhr, fand ein gemeinsames Essen der Kongressmitglieder im Zoologischen Garten statt.

Am 7. Oktober, abends 8 Uhr, hielt Herr Professor Dr. R. Neuhauss in der „Urania" einen Vortrag*) „Ueber seine Reisen in Deutsch-Neuguinea 1909/1910" unter Vorführung von Lichtbildern und kinematographischen Aufnahmen.

---

*) Siehe S. 106.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses.

Die mit * bezeichneten Mitglieder haben höhere Beiträge bezahlt.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Braunschweig.

Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Hoheit, Braunschweig.

Therese, Prinzessin von Bayern, Königliche Hoheit, München.

*Prinzessin Luise von Schönburg-Waldenburg, Schloss Pomssen bei Gr.-Steinberg, Kgr. Sachsen.

Fürst Alois zu Löwenstein-Wertheim, Durchlaucht, Berlin W. 62, Kurfürstendamm 264.

Herzog von Arenberg, Durchlaucht, Oberleutnant à l. s. d. Armee, erbl. Mitglied d. Herrenhauses, Mitglied des Reichstages, Berlin NW., Sommerstr. 5.

Prinz Heinrich XXXII., Reuss j. L., Durchlaucht, Schloss Trebschen (Kreis Züllichau).

Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Langenburg (Wrttbg.).

Abel, Rudolph, Geh. Kommerzienrat und Generalkonsul, Stettin, Moltkestrasse 4.

Abel, Frau, Stettin, Moltkestr. 4.

Abel, Georg, Arzt Dr., Leipzig, Thomasring 1.

Abteilung Lyck der Deutschen Kolonialgesellschaft, Vertreter Landrichter Plümicke, Lyck.

Abteilung Riesa der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung Tsingtau der Deutschen Kolonialgesellschaft Tsingtau.

Achelis, Ed., Vertreter der Handelskammer, Bremen, Heerdenthorwallstrasse 24.

Acker, P., Provinzial, Knechtsteden bei Dormagen.

Adt, G., Kommerzienrat, Forbach in Lothr.

Ahrendt, Pastor, Bützow.

Albers, Hermann, Mitinhaber des Berliner Lithographischen Instituts Jul. Moser, Berlin W.

von Alten, Generalleutnant z. D., Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 24.

Anders, Frdr., Fabrikant, Plauen i. V., Blumenstr. 8.

von Anderten, Oberstleutnant, Saloniki.

Andreae-Passavant, Jean, Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M.

Anger, Heinrich, Rittergutsbesitzer, Mauritz P. Grossdalzig (Bez. Leipzig).

Angerer, Oberregierungsrat, Breslau II.

Angerstein, Hauptmann und Batteriechef, Perleberg, Gartenstr. No. 3.

Dr. Ankermann, Kustos am Museum für Völkerkunde, Berlin W., Königgrätzer Strasse 120.

Antelmann, Bruno, Berlin, Lützowstrasse 189/90.

Anton, G. K., Univ. Professor Dr., zugleich Vorsitzender und Vertreter der Geographischen Gesellschaft für Thüringen, Jena.

Apel, Th., Assistent am Landw. Institut zu Halle, Arnoldstr. 14.

Apel, Admiralitätsrat Dr., Friedenau, Niedstr. 39.

Appelt, Josef, Baumeister, Berlin W., Martin-Luther-Str. 30 II.

Apstein, Rudolf, Vertreter der Naumburger Braunkohlen-Aktien-Gesellschaft, Naumburg (Saale), Weingarten 29.

Apt, Dr., Vertreter des Elektrotechnischen Vereins, Berlin N. 24, Monbijouplatz 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Archenhold, F. S., Dr., Direktor der Treptower Sternwarte, Treptow bei Berlin.
Arendt, Otto, Dr., Mitglied des Reichstages, Berlin SW. 11, Neuenburger Strasse 7.
Arlt, E., Geh. Bergrat, Berlin W. 62, Kleiststr. 22.
Arndt, A., Prokurist der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 28/29.
Arndt, Paul, Professor Dr., Dozent, Vertreter der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, Frankfurt a. M., Neumannstr. 180.
von Arnim-Güterberg, Präses der Landwirtschaftskammer für die Mark Brandenburg, NW. 40, Kronprinzen-Ufer 5/6.
Arning, Stabsarzt a. D. Dr., Mitglied des Reichstages, Hannover, Corvinusstr. 5.
Arnoldi, Albert, Kaufmann, Berlin W., Behrenstr. 8.
Arps, Ed., Fabrikbesitzer, Odessa.
Aschenborn, Vizeadmiral z. D., Kiel, Niemannsweg 20.
Assmann, Sanitätsrat Dr., Berlin W. 50, Passauer Strasse 5.
Assmann, Arnold, Rechtsanwalt, Dr. jur., Berlin W. 66, Mauerstr. 2.
Auerbach, Frau, Berlin SW. 68, Lindenstr. 16/17.
Aufschläger, G., Generaldirektor Dr., Hamburg 36, Alte Rabenstr. No. 1.
Autenrieth, H., Amtsrichter für Kamerun und Togo.
Axenfeld, Lic., Missionsinspektor D., Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. No. 70.

Bach, Kais. Bezirksrichter, Windhuk.
Bach, Frau, ebenda.
Bachem, R., Verleger der „Kölnischen Volkszeitung", Köln.
Bachem, Carl, Justizrat Dr., Steglitz, Filandastr. 22.
Bachmann, Leutnant, Leipzig.
Backhaus, Professor Dr., Aachen, Aurelienstr. 13.
Baedeker, Diedrich, Verlagsbuchhändler, Essen.
Bäker, E., Vertreter des Wollschafzucht-Syndikats, G. m. b. H., Berlin W. 62, Kurfürstendamm 247, p. r.
von Baelz, E., Geh. Hofrat Professor, Dr., Stuttgart, Neue Weinsteige No. 33.
Baerts, Directeur Général au Ministère des Colonies, Bruxelles, Rue Bréderode 10.
Baetcke, Julius, Hamburg, Bei den Mühren 46/48.
Baetcke, Frau, Hamburg, Schwanenwik 29.
Bagnowski, Joseph, Schriftsteller, Berlin SW., Alexandrinenstr. 127.
Bahr, C., Arzt, Mannheim, B. 6. 3.
Bail, Max, Regierungsarzt Dr. med., Windhuk.
Baltzer, Geh. Oberbaurat, Vortr. Rat im Reichs-Kolonialamt, Schmargendorf, Karlsbaderstr. 1.
Barchewitz, Pastor, Korschlitz bei Bernstadt i. Schles.
Bard, Geheimer Oberkirchenrat D., Schwerin in Mecklenburg.
von Bartenwerffer, General der Infanterie z. D., Marburg (Bez. Cassel), Bahnstr. 7.
Gräfin von Bassewitz, Oberhofmeisterin, Wiligrad i. Mecklbg.
Bauch, Bernh., Konsul und Kommerzienrat, Schwerin i. Mecklbg.
Bauck, Hauptmann, Vertreter der Abteilung St. Avold der Deutschen Kolonialgesellschaft.
Graf von Baudissin, Otto, Berlin W. 35, Lützowstr. 40.
Bauer, Regierungsrat Dr., Frankfurt a. O., Zimmerstr. 4.
Baumann, Matthias, P., Hiltrup, Kreis Münster i. Westf., Herz-Jesu-Missionshaus.
La Baume, Dr., Berlin NW., Invalidenstrasse 42, Zoolog. Museum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baumert, Pastor, Berlin N., Usedomstrasse 11, I.

Bechler, Th., Pastor, Missionssekretär der Brüdergemeinde Herrnhut.

von Beck, Carl, Direktor der Neu-Guinea-Komp., Berlin NW. 7, Dorotheenstrasse 72/74, II.

von Beck, L., Frau, Berlin, Alt-Moabit 129.

Beck, Oberbergrat, Professor Dr., Vertreter der Kgl. Bergakademie, Freiburg i. Sa.

Becker, Dr., Direktor der Ostafrikanischen Gesellschaft „Südküste", Friedenau, Wagnerplatz 8.

Becker, C. H., Professor Dr., Gelnhausen, Villa Becker.

Becker, Hermann, Professor Dr., Oberlehrer, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 29.

Becker, Oberstabsarzt a. D. Dr., Friedenau, Kaiser-Allee 75.

Beermann, P., Reg.-Landmesser, Keetmannshoop, D. S. W. A.

Behnsen, H., Dr. jur., Geschäftsführer des Vereins Deutscher Wollkämmer und Kammgarnspinner und Schäferei Nomtsas, G. m. b. H., Dresden, Blumenstr. 3.

Behr, Paul, Chemnitz, Henriettenstrasse 1.

Behrend, Dr., Berlin NW. 52, Gerhardstrasse 3.

Behrens, Geh. Regierungsrat, Professor Dr., Direktor der Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft, Dahlem, Königin-Luise-Strasse 17, I.

Bemmann, Missionsinspektor, Leipzig, Carolinenstr. 19.

Bender, Major, Vertreter des Kommandos der Schutztruppen, Berlin W. 66, Mauerstr. 45/46.

Beneke, Major z. D. und Bezirkskommandeur, Schleswig.

Beneke, Amtsrichter Dr., Tarnowitz.

von Bennigsen, R., Gouverneur a. D., Schöneberg, Innsbrucker Strasse 11.

Berger, i. Fa. Orenstein & Koppel — Arthur Koppel, Aktien-Gesellschaft, Berlin SW., Tempelhofer Ufer 24.

Bergsträsser, Carl, Past., Plauen i. Vogtl., Blücherstr. 47.

Bergt, W., Professor Dr., Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig, Königsplatz, Grassimuseum.

Berké, Stabsarzt, Kamerun.

Berkhout, A. H., Dr., Wageningen, Holland.

Bernard, Alfred, Dr., Charlottenburg, Leibnizstr. 55.

Bernegau, Apothekenbesitzer, Halensee, Joachim-Friedrich-Str. 34.

Berner, Regierungs-Referendar, Schildberg (Reg.-Bez. Posen).

Bernhard, Georg, Herausgeber d. „Plutus", Berlin W. 62, Kleiststr. No. 21, I.

Bernhardt, Präpositus, Vertreter der Mecklenburgischen Missionskonferenz, Lübz i. Mecklbg.

von Bernuth, Generalmajor z. D., Naumburg a. S., Claudiusstr. 17.

Berthold, Superintendent, Pontwitz (Kr. Oels i. Schles.).

von Bertrab, Oberst und Chef der Trigonom.-Abt. d. Landesaufnahme, Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

von Besser, Hauptmann a. D., Berlin W. 30, Freisinger Strasse No. 11.

Besser, Generalsekretär des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Charlottenburg, Witzlebenstr. 12a.

Bettgenhaeuser, Dr., Syndikus der Handelskammer Solingen, Solingen.

Biallas, Fr., Professor, St. Gabriel, Mödling b. Wien, Gr. Hamburger Strasse 5—11.

Bibliothek der Deutsch-Chinesischen Hochschule, Tsingtau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek des Kaiserlichen Gerichts von Kiautschou, Tsingtau.

Bieder, Diplom-Ingenieur, Farmer aus Göllschau (D. S. W. A.), Südende bei Berlin, Hermannstr. 12.

Biereye, W., Professor, Gross-Lichterfelde, Haupt-Kadettenanstalt.

Bilharz, Oberbergrat, Berlin W. 30, Haberlandstr. 7.

von Bitter, Wirkl. Geheimer Rat Dr., Präsident des Oberverwaltungsgerichts, Charlottenburg, Hardenbergstrasse 31.

Bitter, Dr. Wilh., Rechtsanwalt, Hamburg, Ferdinandstr. 29.

*Blank, Paul, Schulinspektor, Tanga (D. O. A.), z. Zt. Straussberg.

Blohm, Alfred, Kaufmann, Hamburg, Adolfstr. 37.

Blum, Direktor Dr., Mannheim, Lachnerstr. 16A.

Blumenthal, Rittergutsbesitzer, Staffelde.

Blunck, Kommerzienrat, Neumünster.

Blunck, Frau, Neumünster.

Bock, Heinrich, Kommerzienrat, 1. Vorsitzender des Kreisausschusses Unterfranken des Deutschen Flottenvereins, Würzburg.

von Bockelmann, Professor, Danzig, Langgasse 65.

von Bockelmann, Herbert, Landwirtschaftsinspektor, Danzig, Langgasse 56 II.

Bodé, Claudio, Konsul a. D., Hannover, Yorkstr. 8.

Böbs, C. J., Gutspächter, Sarow bei Törpin i. Pom.

Boeckler, Albert, Professor, Gardelegen.

Bödiker, Carl, Hamburg 8, Asiahaus.

Böhler, Landmesser, Steglitz, Schlossstr. 49 II.

Böhme, E. Robert, Fabrikbesitzer, Blasewitz b. Dresden.

von Böhmer, Dr., Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 62.

Boehmer, Carl, Bandjermasin, Z. O. Borneo.

von Boehmer, Geh. Regierungsrat, Mitglied des Kaiserl. Patentamtes, Gr.-Lichterfelde, Hans-Sachs-Str. 3.

Boeken, Hubert, J., Zivilingenieur, ters, Cöln a. R., Kaiser-Wilhelm-Ring

Boeken, Frau Josephine geb. Peters, Cöln a. R., Kaiser-Wilhelm-Ring No. 24.

Boettger, P., Direktor, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 213.

Böttticher, M., Kaufmann, Berlin NW., Alt-Moabit 135.

von Böttinger, Geheimer Regierungsrat Dr., Mitglied des Herrenhauses, Vertreter der Handelskammer, Elberfeld, Böttinger Weg 4.

Boiarski, Lazar, Brüssel, Rue Royale 253.

du Bois, Kapitän z. See z. D., Gross-Lichterfelde, Schillerstr. 21.

du Bois Hugues, Dipl.-Ingenieur, Berlin NW. 87, Tile-Wardenberg-Strasse 29.

Bolland, B., Berlin.

Bombach, F., Redakteur am „Hamburger Fremdenblatt" und Herausgeber der „Afrika-Post", Hamburg 39, Dorotheenstr. 131, pt.

Bonn, M. J., Professor Dr., Direktor der Handelshochschule München, München, Ludwigstr. 4.

Bopp, Max, Geh. Rechnungsrevisor, Potsdam.

Borgius, Walter, Dr., Vertreter des Handelsvertrags-Vereins, Berlin W. Nr. 9, Köthener Strasse 28/29.

Bormann, Geh. Oberregierungsrat, Charlottenburg, Bleibtreustr. 12.

Bornhak, Konrad, Professor Dr., Berlin SW. 61, Blücherplatz 2.

Bornhardt, Geheimer Bergrat, Direktor der Königl. Bergakademie, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.

von Bornhaupt, Chr., Obmann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Sektion 3, Berlin W. 15, Spichernstrasse 21.

von Boxberger, Dr., Marburg (Bz. Cassel).

Bracke, Rechtsanwalt Dr., Braunschweig.

Braetsch, Ernst, Generaldirektor, Kattowitz, O.-S.

Brandeis, Kgl. Landeshauptmann a. D., Potsdam, Persiusstr. 11.

Brandeis, Frau, Potsdam, Persiusstrasse 11.

Frhr. von Brandenstein, Geh. Legationsrat, Grossherzgl. Mecklenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin W. 10, Bendlerstr. 18.

Brandl, Alois, Professor, Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73.

Brauer, Hildegard, Bibliothekarin am Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin, Pfalzburger Str. Nr. 26A I.

Braun, M., Tierarzt, Hauptmann d. L., Berlin, Elsasser Str. 51 I.

Brauss, Th., i. Fa. Brauss, Mahn & Co., Antwerpen.

von Bredow, Frau, Berlin W. 62, Lützow-Ufer 23.

Brennecke, Generalmajor z. D., Halensee, Joachim-Friedrich-Strasse Nr. 55.

ten Brink, Regierungsassessor, Forbach i. Lothr.

Briske, Paul, Direktor des Bau- und Betriebs-Konsort. Bachstein-Koppel, Berlin SW., Hallesches Ufer 16.

Brock, Max, i. Fa. Woermann, Brock & Co., Hamburg, Afrikahaus, Gr. Reichenstrasse.

Brock, Elisabeth, Frau, Hamburg, Afrikahaus, Gr. Reichenstrasse.

Ritter von Brodzic-Dybowski, Thaddäus, k. k. österr. Bau-Oberkommissär, Brody 2 (Oesterreich, Galizien).

von Bruck, Freiherr August, Kaiserl. Generalkonsul, Warschau.

Brückner, Dr., Stabsarzt im 4. Garde-Regt. z. F., Berlin NW. 21, Alt-Moabit 84 b.

Bublitz, Pastor, Nennhausen (Westhavelland).

Buchmann, Dr., Herausgeber der Zeitschrift „Kolonie und Heimat", Berlin W. 66, Wilhelmstr. 45.

Bücher, Dr., Direktor der Versuchsanstalt Viktoria (Kamerun), z. Zt. Berlin.

Büchner, Pastor, Vertreter der Posener Missions-Konferenz, Posen W. No. 3, Kaiser-Wilhelm-Str. 3.

von Bülow, B., Friedenau, Ringstrasse 30.

von Bünau, Generalmajor z. D., Friedenau, Ringstr. 15 II.

von Bünau, Landwirt, Friedenau, Ringstr. 15 II.

Büsgen, M., Professor Dr., Hannoversch-Münden.

Büsgen, Martha, Frau, geb. Vollert, Hannoversch-Münden.

Büsing, Hans, Dr. jur., Assessor im Auswärtigen Amt, Berlin W., Bülowstr. 87 II.

Burgers, F., Kommerzienrat, Gelsenkirchen.

von Burgsdorff, Frau, Schöneberg, Akazienstr. 18.

Burmester, John, Hamburg.

Busse, H., Wilmersdorf b. Berlin, Günzelstr. 64.

Busse, W., Regierungsrat Dr., Friedenau, Kaiser-Allee 65.

Cahensly, P. P., Kommerzienrat, Präsident des St.-Raphael-Vereins, Limburg.

Cahnheim, Otto, Sanitätsrat Dr., zugleich Vertreter des Vereins für Erdkunde, Dresden-A., Gellertstr. 5.

van Calker, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Vertreter der Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde in Giessen, Giessen, Wilhelmstr. 22.

van Campenhorst, Prof., Brüssel, Rue Marie Therese 45.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Canthal, Fritz, Kommerzienrat, Präses der Handelskammer Hanau, Hanau a. M.
Carpzow, Walter B., Farmbesitzer, Otjomikambo b. Grootfontein.
Caspari, Professor Dr., Charlottenburg, Bleibtreustr. 38/39.
Caspari, Frau, Cassel.
Charisius, Carl, Hauptmann der Schutztruppe f. D. O. A., Aruscha. Hotel Stuttgarter Hof.
von der Chevallerie, Hauptmann i. Gren.-Regt. 12, Frankfurt a. O., Fürstenwalderstr. 48.
Christoph, Ch. F., Konsul, Generaldirektor d. Aktien-Gesellschaft Christoph & Unmack, Berlin W. 30, Viktoria-Luise-Platz 11.
Christy, Cuthbert, Dr., London, Royal Society Club, St. James St.
Chrzanowski, F., vom Generalkommissariat der Regierung des Staates Sao Paulo, Brüssel.
Clausen, F. Bodo, Vertreter des Vereins Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg, Eilenau 44.
Cleff, Geheimer Bergrat, Vertreter der Königl. Bergwerks-Direktion Saarbrücken.
Cleve, A., Rittergutsbesitzer, Lekow bei Schivelbein.
Closs, Dr., Jena.
Closs, Frau, Jena.
Collenbusch, Adolph, Geheimer Kommerzienrat, Vertreter der Handelskammer Dresden, Dresden-N., Theresienstr. 31.
Collischonn, Kaufmann, Daressalam.
Colsmann, W., Rittergutsbesitzer, Lindenburg b. Beeskow.
Conze, Dr., Direktor im Reichs-Kolonialamt, Gross-Lichterfelde, Berliner Strasse 22.
Cordes, A., Pastor, Hamburg, Heimhuderstr. 92.
von Cotzhausen, Kontre-Admiral a. D., Kiel, Roonstr. 10.
Couturier jr., Forbach i. Lothr.
Credner, Frau, Leipzig, Carl-Tauchnitz-Strasse 11.
Credner, Gertrud, Fräulein, Leipzig, Carl-Tauchnitz-Strasse 11.
Credner, Kontreadmiral z. D., Kiel.
Cremer, Rechtsanwalt Dr. jur., Hagen i. Westf.
Cremer, Frau, Hagen i. Westf.
Cremer, Pastor Lic., Schriftführer des Evangelischen Kirchlichen Hilfsvereins, Potsdam, Mirbachstr. 2.
Cunze, D., Dr., Frankfurt a. M., Schaumainkai 37.
Cunze, Hermann, Assessor, Frankfurt a. M., Schaumainkai 37.
Czarnikow, A., Chemiker u. Landwirt, Berlin-Halensee, Küstriner Strasse 19 I.
Czekanowski, Jan, Dr., Berlin NW. 23, Klopstockstr. 56.

Dade, H., Professor Dr., Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats, Berlin.
Dade, Frau, Berlin W., Winterfeldtstrasse 37.
Daehnel, H., Rio-del-Rey (Kamerun).
Daeubler, Sanitätsrat Dr., Regensburg.
Dahmann, Amtsrichter, Exin.
Dahms, Bergassessor, Keetmannshoop (D. S. W. A.).
Dahse, Johannes, Pfarrer, Freirachdorf, Westerwald.
von Damm, K., Rechtsanwalt und Notar, M. d. R., Wolfenbüttel.
Dammmüller, Major im 1. Kgl. Sächs. Fussartillerie-Regiment No. 1, Dresden, Weintraubenstr. 8 I.
Dantz, Dr., Bergwerksdirektor, Berlin NW. 23, Händelstr. 1.
Darmstaedter, L., Professor Dr., Berlin W. 62, Landgrafenstr. 18 a.
Deckert, Professor Dr., Frankfurt a. M., Mendelssohnstr. 53.
Dedekind, M., Pastor, Vertreter der Evangelischen Gesellschaft für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die protestantischen Deutschen in Amerika, Elberfeld, Uellenberg 2.

Deinzer, M., Missionsinspektor, Neuendettelsau.

Deinzer, M., Frau, Neuendettelsau.

van Delden, Gerrit, Kommerzienrat, Gronau i. W.

Delius, Erich, Fabrikbesitzer, Bielefeld, Wertherstr. 1 c.

Delius, C., Geh. Kommerzienrat, Dr.-Ing., Aachen, Boxgraben 17.

Demuth, Fritz, Handelskammersyndikus Dr. phil., Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 7/8.

Dick, Kontre-Admiral, Departementsdirektor, Vertreter des Reichs-Marineamts, Berlin W. 9, Leipziger Platz 13 (Reichs-Marineamt).

Dicken, D. H., Kaufmann, Rostock i. Mecklbg., Steinstr. 8.

Dicks, Johann, P., Hiltrup, Kreis Münster i. Westf., Herz-Jesu-Missionshaus.

Diel, Rudolf, z. Zt. Godesberg, Kaiserstr. 7.

Diercke, Geheimer Regierungsrat, Wilmersdorf b. Berlin, Kaiserplatz No. 12.

Diercks, Gust., Dr., Vors. d. Berl. Schriftsteller-Verbandes, Steglitz, Humboldtstr. 5.

Diers, Oberpostinspektor, Oberleutnant d. Res., Gr.-Lichterfelde, Fontanestrasse 2.

Diestelkamp, L., Pastor, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 141 I.

Dietel, Clemens, Fabrikbesitzer, Greiz.

Dingeldey, Hermann, Inh. d. Fa. Dingeldey & Werres, Berlin, Potsdamer Strasse 127/28.

Dirksen, Eduard, Dr., Marine-Generalarzt, Stationsarzt der Marinestation der Ostsee, Kiel, Moltkestr. No. 70.

Dittrich, C., Hauptmann b. Bekleidungsamt III, Spandau, Neuendorfer Strasse 72.

Graf Fritz von Doenhoff, Oberleutnant a. D., Berlin W., Meinekestrasse 4.

Gräfin Melitta von Doenhoff, geb. von Rango, Berlin W., Meinekestr. No. 4.

Dönhoff, Herm., Brauereibesitzer, Crengeldanz (Bez. Dortmund).

Dönitz, W., Geh. Medizinalrat, Professor Dr., Steglitz, Lindenstr. 27.

von Dorrer, Generalmajor, General a. l. s. Kgl. Württemb. Militärbevollmächtigter, Berlin W. 15, Knesebeckstrasse 61.

Dove, Amtsrichter, Geestemünde, Borriesstr. 24.

Dove, Geheimer Justizrat, Rechtskundiger Syndikus der Handelskammer, Mitglied des Reichstages, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 7/8.

Dove, K., Professor Dr., z. Zt. Göttingen, Hainholzweg 34.

Drews, Oberleutnant in der Schutztruppe f. D. S. W. A., z. Zt. Lübeck, Königstr. 19.

Graf Eckbrecht v. Dürkheim, Kgl. Kammerherr, Hannover.

Dütting, Otto, Direktor, Fray Bentos (Süd-Amerika).

Duft, G., Bergrat, Berlin W. 30, Neue Winterfeldtstr. 26.

Duft, Frau, Berlin W., Neue Winterfeldtstrasse 26.

Dulheuer, Hüttendirektor a. D., Charlottenburg, Charlottenburger Ufer 2.

von Dulitz, General der Artillerie, Berlin NW., Siegmunds-Hof 6.

Duvigneau, Joh. A., Generaldirektor, Magdeburg, Fürstenwallstr. 18.

*Dux, Wilhelm, Hildesheim, Friesenstrasse 11.

Dyckerhoff, Kom.-Rat, Mannheim, M. 6. 11.

Ebeling, Friedr., Pfarrer, Erbisdorf bei Brand in Sachsen.

Ebermeier, Geh. Oberregierungsrat, Berlin, Freisinger Strasse 3 I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eckard, Oberarzt Dr., Berlin NW. 6, Luisenplatz 7.
Eckel, Fritz, Kommerzienrat, Deidesheim (Rheinpfalz).
von Eckenbrecher, T., Berlin W. 50, Kurfürstendamm 229.
von Eckenbrecher, Frau, Margarethe, Braunschweig, Bernerstr. 3.
Eckert, Alfred, Pfarrer Lic., Strohsdorf bei Pyritz.
Eckert, Frau, Strohsdorf-Pyritz.
Eckert, Christian, Professor, Studiendirektor der Handelshochschule Cöln a. Rh., Ubier-Ring 45.
Eckert, Max, Prof. Dr., Aachen, Villa Ilse, Hasselholzer Weg 16.
Eckhard, C., Oberamtmann a. D., Mannheim, Viktoriastr. 26.
Eckstein, Hugo, Arzt Dr., Berlin W., Steglitzer Strasse 10.
Eggert, Robert, Fabrikbesitzer, Rathenow, Stadthof.
Eglinger, Reinh., Fabrikbesitzer, Schriftführer der Abt. Düsseldorf der Deutschen Kolonialgesellschaft Düsseldorf, Schumannstr. 16.
Ehemann, Fritz, Administrator der Neu-Guinea-Kompagnie, Herbertshöhe.
Ehrenreich, Paul, Dr., Privatdozent an der Universität, Berlin W. 30, Heilbronner Strasse 4 II.
von Ehrenstein, Wolf, Leutnant, Oschatz i. Sa.
von Eichhorn, L., Dr. jur., Hanseatische Minengesellschaft, Berlin W. 66, Mauerstr. 63/65.
Eichler, O., Hauptredakteur, Berlin W., Karlsbad 20.
von Eickel-Stricker, Julie, Frau, Vorsitzende der Abt. Eisenach des Frauenvereins vom Roten Kreuz f. d. Kolonien, Eisenach, Karolinenstrasse 25.
Eiffe, F. F., Kaufmann, Hamburg, Grosse Bleichen 23.
Einstein, Max, Hamburg, Börsenhof.
Eisenhauer, Direktor der Baumwolle Aktien-Gesellschaft, W. 15, Konstanzer Strasse 86.
Eisenschmidt, Frau, Bautzen.
von Elbe, A., Frau, geb. Freiin von Richthofen, Berlin W. 30, Eisenacher Strasse 10 II.
Elias, S., Fabrikbesitzer, Berlin, Bülowstr. 47.
Elsasser, F., Pfarrer an St. Lukas, Berlin SW. 11, Bernburger Strasse No. 22 pt.
Emden & Co., Heinrich, Bankgeschäft, Berlin W. 56, Jägerstr. 40.
Emden, H., Hamburg, Rödingsmarkt 69.
Emmel, Ferd., Hamburg, Eilenau No. 26.
Emsmann, Kontre-Admiral a. D., Charlottenburg, Knesebeckstr. 81.
am Ende, Fräulein, Charlottenburg, Marchstr. 4/5.
Engelhard, Emil, Kommerzienrat, Mannheim, N. 7. 16.
Engelhorn, F., Dr., Kommerzienrat, Mannheim, Werderstr. 44.
Engler, A., Geh. Oberregierungsrat, Professor Dr., Direktor des Botanischen Gartens, 2. Vorsitzender d. Ausstellungsausschusses, Dahlem b. Steglitz, Altensteinerstr. 2.
Erbslöh, Julius, Kommerzienrat, Barmen.
Erler, Friedr., Leipzig, Brühl 34/40.
Erzberger, M., Mitglied d. Reichstages, Berlin W. 15, Ludwigskirchplatz 10.
Eschenburg, J. H., Senator, Lübeck, zugleich 1. Stellvertreter des Präses der Handelskammer, Lübeck.
von Eschstruth, Regierungsrat Dr., Knesebeck i. H.
von Eschstruth, Hildegard, Frau, Knesebeck i. H.
Esser, Max, Dr. jur., Plantagenbesitzer, Berlin NW. 40, Alsenstr. 6.
Eulenburg, Fr., Professor Dr., Leipzig, Elsterstr. 18.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fabarius, Erich, i. Fa. Knoop & Fabarius, Bremen.
Fabarius, Fanny, Frau, Bremen.
Fabarius, Professor, Direktor d. Deutschen Kolonialschule, Witzenhausen (Werra).
Fabarius, Frau Professor, Witzenhausen a. Werra.
Fabricius, Arnold, Stationsleiter, Potsdamhafen (Dt.-Neu-Guinea).
Fahrig, Bernh., Verlagsbuchhändler, i. Fa. Carl Chun, Berlin W. 35, Steglitzer Strasse 11.
Falkenhahn, A., Oberverwaltungsgerichtsrat, Charlottenburg, Kaiserdamm 115.
Faulhaber, Herm., Pastor, Trebbin (Kreis Teltow).
Feigenspan, Landgerichtsrat Dr., Dresden-A., Schnorrstr. 73.
Feistkorn, C., Fabrikant, Gera (Reuss).
Felber, Dr., Direktor des Kalisyndikats, G. m. b. H., Leopoldshall-Stassfurt.
Feldt, Georg, stud. jur., Tübingen.
Fesca, Professor Dr., Hamburg, Isestrasse 65.
Fesca, Frau, Hamburg, Isestr. 65.
Fischer, Gustav, Professor Dr., Dahlem, Altensteinstr. 57.
Fischer, Gr.-Lichterfelde, Ringstr. No. 15.
Fischer, G. H., Fabrikbesitzer, Neustadt (Haardt).
Fischer, Fr., Missionar, St. Gallen (Schweiz), Tempelackerstr. 62.
Fischer, Richard, Kaiserl. Bezirksrichter, Berlin W. 50, Geisbergstr. No. 10 II.
Fischer, Konrad, Landwirt u. Mitglied im Vorstand der Berliner Produkten-Börse, Zehlendorf bei Berlin (Wannseebahn), Hauptstr. 25.
Flachsbart, G., Redakteur d. „Südamerikanischen Rundschau", Charlottenburg, Dernburgstr. 23 I.
Fleischmann, Prof. Dr., Halle a. S., Uhlestr. 10.
von Flöckher, Kaiserl. Legationssekretär, Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 97.
Föhr, Direktor der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., Hamburg.
Förster, W., Augenarzt Dr., Liegnitz, Dovestr. 6.
Foerster, Aug., Schriftsteller, Charlottenburg, Leibnizstr. 76.
Foertsch, Karl, Missionsinspektor, Steglitz, Lindenstr. 5 I.
da Fonseca Edmundo, Brüssel, Rue Royale 253.
Foy, Dr., Direktor d. Rautenstrauch-Joest-Museums, Cöln.
Franck, Erwin, Dr., Arzt, Berlin W., Joachimsthaler Str. 33/34.
Frank, Fritz, Dr., Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 25.
Frank, Frau, Berlin, Hallesches Ufer 25.
Frank, Wilh., Kanonikus u. Reichstagsabgeordneter, Breslau, Domstr. No. 9.
Franke, Major, Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 37.
Frantz, A., Professor, Hannover, Kostener Strasse 46 I.
Franz, Alexander, Dr., Privatdozent und Oberlehrer, Frankfurt a. M., Hohenzollernplatz 12.
Freiherr von Frays, Philipp, Rittmeister a. D., München, Kaulbachstrasse 10.
Freifrau von Frays, Marie, München, Kaulbachstr. 10.
Freese, C., i. Fa. Vietor & Freese, Bremen, Afrikahaus.
Freytag, C., Berlin W. 50, Fürther Strasse 4.
Frick, C., Landwirt, Warnkenhagen bei Klütz i. Mecklbg.
Friederichsen, Rich., Kaufmann, Hamburg 36, Neuerwall 61.
Friederichsen, L., Generalsekretär, Dr., Vertreter der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Neuerwall 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Friederici, Georg, Hauptmann a. D. Dr., Dorlisheim i. Elsass, Haus Hügel.

Friedmann, Franz, Geschäftsführer des Deutschen Kolonialkontors, Hamburg 36, Hohe Bleichen 28.

Friedrichsen, Fritz, Badearzt Dr. med., Bad Neuenahr.

Friesland, Eduard, Oberlehrer a. D., Professor Dr., Hannover, Löwenstrasse 6 II.

Fritsch, Wirkl. Geh. Rat, Unterstaatssekretär a. D., Gr.-Lichterfelde, Ringstr. 75.

von Fritsch, Rittmeister im Kgl. Sächs. Ulanen-Regt. 21, Chemnitz.

von Fritsch, Frau, geb. Schubert, Chemnitz.

Froberger, Provinzial-O.-D., Trier.

Frowein, Ober-Verwaltungsgerichtsrat, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 20.

Frucht, Rechtsanwalt, Nienburg an der Weser.

Fuchs, P., Berlin SW., Dessauer Strasse 28/29.

Fuchs, Otto, Kaufmann, Berlin, Dessauer Strasse 28/29.

Fuchs, Victor, Staatsanwalt Dr., Charlottenburg, Knesebeckstr. 32 I.

Fuchs, Lucy, geb. Beschoff, Frau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 32.

Fuchs, Hermann, Direktor, Charlottenburg, Bleibtreustr. 20 I.

Fuchs, Dr., Vorsteher des Archivs der Deutschen Bank, Berlin W., Mauerstrasse.

Fülleborn, Prof. Dr., Arzt, Hamburg.

Fürbringer, Geh. Regierungsrat, Oberbürgermeister, Emden.

Fulda, E., Bergreferendar, Grund (Harz).

Full, Reg.-Rat i. Reichskolonialamt, Zehlendorf, Burggrafenstr. 23.

von Funck, Freifrau, Exz., z. Zt. Berlin NW., Hotel Reichstag, Bunsenstrasse.

Funcke, Fritz, Bergrat, Kamen i. W.

Gadegast, O., Rittergutsbesitzer, Mannschatz bei Oschatz.

*Gaffky, Geh. Obermedizinalrat Professor Dr., Obmann der Sektion II, Berlin NW. 23, Klopstockstr. 51.

Gagel, C., Professor Dr., Königl. Landesgeologe, Berlin.

Galle, Rechnungsrat, Berlin NW. 7, Königsplatz, Reichstag.

Gallus, Oberstleutnant z. D., Friedenau, Saarstr. 20 II.

Gast, P., Privatdozent Dr., Darmstadt, Steinstr. 2.

Gehring, Missionar, Leipzig, Carolinenstrasse 19.

Geiger, Karl, Oberbibliothekar Dr., Tübingen.

Geistbeck, Studienrat Dr., Vertreter der Abt. Freising der Deutschen Kolonialgesellschaft, Freising.

Gellonneck, Pfarrer, Gr.-Lichtenau i. Westpr.

Gelpcke, Regierungsrat Dr., Charlottenburg, Hardenbergstr. 14.

Gennrich, Konsistorialrat und Universitätsprofessor D., Breslau XVIII, Schenkendorfstr. 11.

Gensichen, Missionsdirektor D., Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Gerike, Paul Otto, Kaufmann und Stadtverordneter, Magdeburg, Kaiserstrasse 48.

Gerke, Carlos, Berlin W. 30, Schwäbische Strasse 30.

von Gerlach, Martin, Pastor, Silberhammer b. Danzig-Langfuhr.

von Gerlach, Rittmeister a. D., Crampe.

Gerlich, Paul, Direktor, Vertreter der Diamanten-Regie des südwestafrikanischen Schutzgebietes, Berlin W. 64, Behrenstr. 7.

Gerstenhauer, Kreisassessor, Meiningen.

Gerstmeyer, J., Geh. Oberregier.-Rat u. Vortragender Rat im Reichskolonialamt, Berlin W. 35, Lützowstrasse 89/90.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerth, Dresden-N., Königsbrücker Strasse 72.

Gerwen, Richard, Direktor, Stadtrat, Vertreter der Abt. Homburg (Pfalz) der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Gevers, Missionar, Missionsanstalt, Hermannsburg (Hann.).

Giani, Bergrat und Kgl. Bergwerksdirektor, Friedrichsthal (Kreis Saarbrücken).

Gibsone, Rat, Hamburg, Uhlenhorstweg 29.

Gibsone, Frau, Hamburg, Uhlenhorstweg 29.

Giemsa, G., Chemiker, Hamburg, Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten.

Giesse, Karl, Hauptmann a. D., Cöln a. Rh., Warringer Str. 24.

Gillet, Ober-Landes-Kulturgerichtsrat, Wilmersdorf, Hohenzollerndamm No. 186.

Gippert, Franz, P., Missionar-Pallotives, Limburg, Lahn.

Gleiss, R., Lehrer, Malapane (bei Oppeln.

Gleiss, Pastor, Missionar in D. O. A., z. Zt. Bethel b. Bielefeld.

Glogner, Max, Arzt, Radebeul b. Dresden.

Glüer, Missionsinspektor D., Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Goebel, Prof. Dr., Dirig. Arzt des Augusta-Hospitals, Breslau 18, Eichendorffstr. 18.

Goebel, Otto, Ingenieur, Berlin SW., Zossener Strasse 1.

Goedelt, Generalkonsul, Hamburg, Hopfenmarkt 2.

Goering, Ministerresident z. D. Dr., Neuhaus.

Goerke, Fr., Direktor der Urania, Berlin W. 8, Taubenstrasse.

Goertz, Max, Spinnereibesitzer, Rheydt.

Goldberger, L. M., Geh. Kommerzienrat, Berlin W., Markgrafenstrasse 53/54.

Goldstein, Dr., Berlin W. 8, Charlottenstrasse 49.

Golf, Dr., Halle a. S., Hardenbergstrasse 9.

Gonser, I., Professor, Berlin W. 15, Uhlandstr. 146.

Gottschewski, Curt, Hauptmann, Schöneberg, Eisenacher Strasse 65.

Gottstein, L., Dr., Vertreter des Vereins Deutscher Zellstoff-Fabrikanten, Breslau I, Weidenstr. 15.

Grabe, Georg, Oberingenieur, Nikolassee, Sudetenstr. 38.

Dr. Graf & Co., Schöneberg-Berlin, Hauptstr. 26.

Graf, Friedrich, Charlottenburg, Kaiserdamm 100/1.

Grahl, Bruno, Kaufmann, Berlin NW., Alt-Moabit 82.

Grambow, Ludolf, Dr. phil., Syndikus der Handelskammer, Vorsitzender d. Abt. Hanau d. D. K. G., Hanau a. M., Stadtschloss.

Grassmann, J., Pfarrer, Vahldorf, Bez. Magdeburg.

Graube, Oberregierungsrat, Dresden, Johann-Georgen-Allee 37.

Gravelius, Professor Dr., Vertreter der Kgl. Sächs. Technischen Hochschule und der Abt. Dresden d. D. K. G., Dresden-A., Reissigerstrasse 13.

Grisebach, Pfarrer, Witzenhausen a. d. W.

Groenland, René, Bankbeamter, Berlin W. 30, Gossowstr. 2.

Gröschel, Missionar, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Grohmann, Prokurist der Firma Gasmotoren-Fabrik Deutz, Cöln-Deutz.

von Grone, Oberleutnant, Flügeladjutant, Wiligrad i. Mecklbg.

Grosse, Johannes, Pfarrer und Missionar a. D., Markersbach, P. Hellendorf i. Sa.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grosse, 2. Referent a. d. Zentral-Auskunftsstelle f. Auswanderer, Wilmersdorf bei Berlin, Babelsberger Strasse 9.

Grossmann, Herm., Dr., Privatdozent a. d. Universität Berlin, Wilmersdorf-Berlin, Prager Strasse 33.

Groth, A., Professor Dr., Nikolassee, An der Rehwiese 1.

Grünberg, Luise, Schwester, Charlottenburg.

Gründler, Missionsinspektor D., Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Gründler, Generalarzt a. D. Dr., Berlin W. 15, Uhlandstr. 33.

Gründler, Pastor em., Potsdam, Neue Königstr. 122.

Grüning, Oberstabsarzt a. D. Dr., Breslau VII, Höfchenstr. 104.

Grundemann, R., Pastor D., Mörz bei Belzig.

Gudden, Marine-Generaloberarzt, Vertreter d. Reichs-Marineamts, Berlin W. 9, Leipziger Platz.

Gültzow, Albert, Kaufmann, Hamburg, Abteistr. 47.

Gültzow, Albert, Frau, Hamburg.

Günther, O., Vorstand der Deutschen Farmgesellschaft, Akt.-Ges., Düsseldorf, Concordia-Haus, Oststr. No. 128/132.

Guenther, F., Rittmeister a. D., Wannsee, Moltkestr. 6.

Günther, Dr., Adolf, Syndikus d. Deutschen Techniker-Verbandes, Berlin W., Kalckreuthstr. 7 I.

Günther, Otto, Geh. Regierungsrat, Zivilkommissar des Kiautschougebietes, z. Zt. Friedrichsfelde bei Berlin, Wilhelmstr. 16.

Günther, Julius, Pflanzungseleve, Potsdam, Viktoriastr. 17 a.

Gürich, G., Prof. Dr., Hamburg, Mittelstr. 14.

Guhr, L., Pastor, Breslau XI, Marienstrasse 2.

von Guilleaume, Arnold, Kommerzienrat, Cöln.

Gundert, Th., Fabrikant, Barmen, Ringelstr. 2.

Gurr, Paul, Pfarrer, Mühlenbeck bei Berlin.

Guse, Hellmuth, Pflanzer, Kamerun, z. Zt. Eichwalde (Kreis Teltow).

Gutkind, Max, Kommerzienrat, Braunschweig, Brabantstr. 8.

Gutsch, L., Dr., Medizinalrat, Karlsruhe i. B.

Gutsch, Lotte, Fräulein, Karlsruhe i. B., Kaiserstr. 182.

Gutsch, Walter, Kolonial-Landwirt, z. Zt. Hamburg, später Ostafrika.

Gutsch, Johanna, Karlsruhe i. B., Kaiserstr. 182.

Gutscher, Eduard, Berlin W. 9, Palast-Hotel, Potsdamer Platz.

Gutzmann, Univ.-Prof. Dr., Berlin W., Schöneberger Ufer 11.

von Gwinner, Arthur, Direktor d. Deutschen Bank, Mitglied d. Herrenhauses, Berlin W. 10.

von Gwinner, Frau, Berlin W. 10, Rauchstr. 1.

Gyssling, Justizrat, Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses, Königsberg i. Pr.

Habenicht, Kommerzienrat, Vertreter der Handelskammer Leipzig, Leipzig-Plagwitz, Karl-Heine-Strasse No. 20.

Haberland, Dr., Direktor der Aktien-Gesellschaft Metzeler & Co., München.

Habich, Paul, Regier.-Baumeister a. D., Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, Berlin W. 8, Jägerstr. 1.

Hadra, Bernhard, Berlin C. 2, Spandauer Strasse 77.

Haendel, Stabsarzt Dr., Gross-Lichterfelde W., Bötticherstr. 10.

Hagemann, Landgerichtsrat, Mitglied des Reichstages, Erfurt, Bismarckstrasse 13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Hagen, Otto, Kaiserl. Gouvernements-Bureauvorstand a. D., Steglitz, Fichtestr. 18.

von Hagen, Günther, Leutnant i. Grenadier-Regt. 12, Frankfurt a. O., Lessingstr. 10.

Hagena, Pastor u. Missionssekretär a. D., Lunow (Kreis Angermünde).

Hague, Arnold, Geologe, z. Zt. Berlin, Hotel Adlon, Unter den Linden No. 1.

Hahl, Albert, Kaiserl. Gouverneur von Neu-Guinea, Dr., Wonfurt bei Hassfurt.

Hahl, Luise, Frau, Wonfurt b. Hassfurt.

Hahn, Geh. Regierungsrat Professor Dr., Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 51.

Hahn, Willy, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 62, Lützowplatz 2.

Halter, B., Direktor, Berlin W. 8, Mohrenstr. 47.

Hammer, Major z. D., Braunschweig, Kaiser-Wilhelm-Strasse 45.

von Hanenfeldt, Oberleutnant bei der Schutztruppe für S. W. A., z. Zt. Berlin W., Potsdamer Strasse No. 27 b.

Hanke, Franz, Fabrikbesitzer, Berlin N. 39, Liesenstr. 3.

Hanke, Frau, Berlin N. 39, Liesenstrasse 3.

Freifrau von Hansen, Kreishauptmannswitwe, Dresden-N., Kurfürstenstrasse 10 II.

Hansen, P. Hub., Rektor, Mödling, St. Gabriel.

Hansing, Otto H., i. Fa. Hansing & Co., Hamburg, Alsterdamm 8.

von Hantelmann, Oberleutnant im Drag.-Regt. No. 5, kommandiert z. Grossen Generalstab, Berlin NW., Tile-Wardenberg-Strasse 23.

Hardy, Dr., Berlin NW. 7, Sommerstrasse 6.

Hartert, H., Marburg (Bez. Cassel).

Hartmann, Georg, Dr., Rathstock i. Oderbruch.

Hartmann, Frau Anna, geb. Woermann, Rathstock i. Oderbruch.

Hasenclever, A., Privatdozent Dr., Halle a. S., Ulestr. 1.

Hasse, Hauptmann kommandiert z. Grossen Generalstabe, Charlottenburg, Am Lützow 6.

von Hassel, Oberstleutnant a. D., Steglitz, Althoffstr. 23.

Hata, R., Kais. japan. Botschaftsrat, Berlin W., Hitzigstr. 9.

von Hatten, Gertrud, Fräulein, Berlin W. 9, Potsdamer Strasse 134.

Haubitzober, Forschungsreisender, Charlottenburg, Lietzenburger Strasse 12.

Hausmann, Justizrat, Arendsee (Mecklbg.).

Haussleiter, G., Professor D. theol., Vertreter des Verbandes der Deutschen Vereine für ärztliche Mission, Halle a. S., Seydlitzstr. 1 a.

Hauthal, Rudolf, Professor Dr., Hildesheim, Römer-Museum.

Heck, Professor Dr., Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin W.

Heckel, M., Kgl. Bergrat, Halberstadt.

Heckhoff, Dr., Realgymnasial-Direktor, Altenessen, Moltkestr. 13.

Heckhoff, Dr., Direktor, Frau, Altenessen, Moltkestr. 13.

Heek, Philipp, Professor, Tübingen.

Heek, Helene, Tübingen.

Heepe, Martin, Assistent am Kolonial-Institut Hamburg, Hamburg, Dammtorstrasse 25.

Heese, Richard, Gerichtsassessor a. D. Dr. jur., Berlin W. 50, Rankestrasse 33.

Hegelmaier, Lissi, Fräulein, Darmstadt.

Heilbronn, Dr., Berlin W. 50, Tauentzienstr. 1.

Heilbronn, Frau, Berlin W. 50, Tauentzienstr. 1.

Heim, Landrichter Dr., Prenzlau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heiman, Hans, Dr., Geschäftsführer der Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie, Berlin NW. 40, Roonstr. 1.

Heine, Administrator, Berlin NW. 7, Dorotheenstrasse 72/74, Neu-Guinea-Kompagnie.

Heinke, Dr., Geh. Ober-Regierungsrat, Vortr. Rat im Reichs-Kolonialamt, Charlottenburg, Berliner Str. 44.

Heinroth, Dr., Wissenschaftlicher Assistent am Zoologischen Garten, Berlin W.

Heintze, Landgerichtsrat, Mannheim L. 4. 15.

Heitmann, Ernst, Hamburg.

Helfferich, Wirkl. Legationsrat a. D., Professor Dr., Direktor der Deutschen Bank, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 37.

Helfritz, Hauptmann, Vertreter des Kriegsministeriums, Berlin W. 66, Leipziger Strasse 5 (Kriegsministerium).

Helger-Boysen, Frau, Wandsbek, Marienstr. 29.

Hellgrewe, Kunstmaler, Friedenau, Menzelstr. 34 III.

Hellmann, Julius, Berlin W., Behrenstr. 8, v. d. Heydtsches Kolonialkontor.

Hellwig, Franz, Berlin W. 50, Nürnberger Platz 6.

Hellwig, F. E., Beamter am Museum für Völkerkunde, Hamburg, Bornstr. 28 I.

Helm, Reg.-Tierarzt Dr., Rossla am Harz.

Helm, Frau, Dr., Duala (Kamerun).

Helmolt, Hans F., Dr., München 23, Viktor-Scheffel-Strasse 14.

Hendle, P. J., O. S. B., Benediktiner, Beuron, Hohenzollern, St.-Hedwigs-Krankenhaus.

Hennig, Paul Otto, Missionsdirektor der Brüdergemeinde Herrnhut.

Hennings, C. R., Dr. phil., London E. C. 19, Dunstan's Hill.

Henoch, Hubert, Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung, Steglitz, Breite Strasse 24.

Freiherr von Herman-Schorn, Kammerherr, Schloss Schorn, P. Poettmes, O.-B.

Hermberg, Pastor, Münsterdorf b. Itzehoe i. Holstein.

Hermsdorf, Arthur, Berlin W. 57, Bülowstr. 97.

Hernsheim, Frau Franz, Hamburg, Johns-Allee 11.

Herrmann, Oberarzt Dr., Würzburg.

Herrmann, Karl, Handlungsgehilfe, Posen W. 3, Grosse Berliner Strasse No. 9—11.

Hertzberg, Professor Dr., Halle a. S., Kurfürstenstr. 8.

Herz, Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Berlin, Dorotheenstr. 8.

Herzberg, B., Apotheker, Spandau, Neuendorfer Str. 92.

Hess, Karl, Kaufmann, Greiz.

Hesse, H., Dr. jur., Berlin NW. 21, Rathenower Strasse 72.

Hetsch, Stabsarzt, Vertreter des Kriegsministeriums, Berlin W. 66, Leipziger Strasse 5 (Kriegsministerium).

Hetzheim, Landgerichtsrat Dr., Greiz i. V.

Heuck, Medizinalrat Dr., Mannheim, M. 7. 8.

Heuer, Otto, Berlin NW. 23, Flotowstrasse 4.

von der Heyde, H., Repräsentant für John Fowler & Co., Magdeburg, Berlin W. 15, Pfalzburger Str. 80.

Freiherr von der Heydt, Ed., Dr., London E. C., 34 Ad Broad Street.

von der Heydt, Bankier, Berlin W., Behrenstr. 8, pt.

Heye, F. C. H., Hamburg, 223 Roterbaum.

Heyl, Hedwig, Frau, Vorsitzende des Frauenbundes des D.K.G., Neubabelsberg, Luisenstr. 9.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heymann, H., Kommerzienrat, Berlin W., Bellevuestr. 8 I.
Hildebrand, Th., Kommerzienrat, Berlin NW. 40, Alsenstr. 8 I.
Hiller, Georg, cand. cam., Steglitz, Heinrich-Seidel-Str. 13.
Hindorf, Dr., Direktor, Charlottenburg, Bismarckstr. 91.
Hindorf, Frau, Charlottenburg, Bismarckstr. 91.
Hinsch, Geh. Rechnungsrat im Ministerium des Innern, Berlin W.
Hirsch, Paul, Diplom-Ingen., Schöneberg, Wartburgstr. 23.
Hirth, Friedrich, Professor Dr., New York 401 West 118th Street.
Hoefinghoff, E., Professor Dr., Vertreter der Abteilung Wittstock der Deutschen Kolonialgesellschaft, Wittstock a. Dosse.
Hoefs, A., Redakteur, Cassel, Jägerstrasse 11.
Hölck, Heinrich, Konsul, Düsseldorf, Graf-Recke-Str. 69.
Hoeniger, Robert, Professor Dr., Berlin W. 50, Kurfürstendamm 231.
Graf v. Hoensbroech, Gr.-Lichterfelde, Drakestr. 79.
Höpfner, Fregatten-Kapt., Reichs-Marine-Amt, Berlin.
Hoeppener, Geh. Oberregierungsrat, Potsdam.
Hoeter, Ministerialdirektor a. D., Vertreter der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W. 8, Unter den Linden 31.
Hoff, Louis, Harburg a. Elbe.
Hoffmann, W., Regierungsrat Dr., Dt. Neu-Guinea.
Hoffmann, Geh. Oberpostrat, Oberpostdirektor, Cassel.
Hoffmann, Frau Oberpostdirektor, Cassel.
Hoffmann, Konsistorialrat Dr., Posen.
Hoffmann, Hermann, Religions- und Oberlehrer, Breslau I, Antonienstrasse 27.
Hoffmann, A., Missionar, Duisburg-Meiderich, Kanalstr. 5.
Hoffmann, Marinestabsarzt Dr., Berlin N. 39, Kgl. Institut für Infektionskrankheiten.
Hoffmann, I., Professor, Niederebersbach (Amtsh. Grossenhain).
Hoffmann, Kurt, Kgl. Reg.-Baumeister a. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 26a.
Hofmann, W., Oberleutnant, Würzburg, Pleicherglacisstr. 19.
Hofmeier, J., Geh. Sanitätsrat Dr. med., Nikolassee b. Berlin, A. d. Rehwiese 25.
Hohenemser, H. L., i. Fa. H. L. Hohenemser & Söhne, Mannheim.
Holländer, Alb., Rechtsanwalt Dr., Hamburg, Gr. Bleichen 23 II.
Holle, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer Kiel, Kiel.
von Holleben, Th., Wirklicher Geheimer Rat, Kaiserlicher Botschafter a. D., Dr., Charlottenburg, Kantstr. 134.
Hollmann, W., III. Direktor der Dtsch.-Ostafrik. Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Str. 28/29.
Hoppe, Pastor, Dr. phil., Potsdam, Mirbachstr. 3.
Horwitz, Wilh., deutscher Vertreter der Merino Woolgrowers Syndikate Ltd. London, Berlin NW., Schleswiger Ufer 16.
Hrdina, Carl, Direktor d. Westafrikanischen Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 38/39.
Hübner, Oberstleutnant z. D., Riesa (Elbe).
Hülsen, Bruno, Rechtsanw., Berlin W., Viktoriastr. 5.
Hupfeld, Fr., Direktor der Dtsch. Togo-Gesellschaft, Berlin W. 57, Bülowstr. 105.
Hupfeld, Frau, Berlin W. 57, Bülowstrasse 105.
Hupfeld, Hauptmann a. D., Grunewald bei Berlin, Brahmsstr. 13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hupfeld, Frau, Grunewald bei Berlin, Brahmsstr. 13.
Graf von Hutten-Czapski, Mitglied des Preussischen Herrenhauses, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 2.

Jackson, John B., Amerikanischer Gesandter, Cuba (Havana).
Jacob, Franz, Stettin, Fischhandlung Gebrüder Jacob.
Jacobi, Walter, Jena, H. d. Kirche No. 2.
Jäckel, Frau, Vorsitzende der Abteilung Burg b. Magdeburg des Frauenbundes, Burg b. M.
Jäckel, H., Referendar Dr., Leipzig, Kronprinzenstr. 3.
Jäger, Karl, Referendar, Karlsruhe i. B., Stefanienstr. 4.
Jaeger, Fritz, Privatdozent Dr., Heidelberg, Handschufsh. Landstr. 10.
Jaeger, Dr. H., Prof., Generaloberarzt, Coblenz.
Jaenicke, Major z. D., Gera (Reuss).
* Miss James, ebendaselbst.
Janke, Generalmajor z. D., Stolpmünde.
Janke, W., Kaufmann, Hamburg, Admiralitätstr. 52.
Janssen, Christian P., Hiltrup, Kr. Münster i. Westf., Herz-Jesu-Missionshaus.
Janssen, F., Kaufmann, Hamburg, Mundsburger Damm 24.
von Jaraczewski, Léonie, Frau, Oels in Schlesien.
Jasper, Konsul, Emden.
von Jecklin, Oberleutnant i. Grenadier-Regt. 12, Frankfurt a. O., Ebertusstr. 14.
von Jecklin, Frau, Frankfurt a. Oder, Ebertusstr. 14.
Jenny, E., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 8, Luitpoldstr. 20.
Ihlder, Carl, Stadtrat, Bremerhaven, Deich 24.
Imberg I, F., Rechtsanwalt, Berlin W. 9, Potsdamer Str. 136/137.
Imhoff, August, Kommerzienrat, B. 7. 18.
Imhoff, Ferd., Handelslehrer, Elberfeld, Deweerthstr. 4.
Inouye, Offizial, Berlin W., Luitpoldstr. 38.
Ipscher, Oberstabsarzt Dr., Torgau.
Irle, J., Missionar, Rheydt, Moltkestrasse 92.
Johannsen, Hinrich, ev. Pfarrer, Vertreter der Missionskonferenz am Niederrhein, Essen a. Ruhr.
Junghann, O., Geh. Bergrat, Charlottenburg, Steinplatz 2.
Junghann, O., Reg.-Assessor Dr. jur., Berlin W. 15, Lietzenburger Strasse 8a.
Junghann, Frau, Berlin W. 15, Lietzenburger Strasse 8a.
Junghann, Frau, Schlachtensee, Ziethenstrasse.
Jungheim, Geheimer Rechnungsrat, Direktor beim Reichstag, Berlin.
Jungheim, Frau, Berlin NW. 7, Königsplatz, Reichstag.
Jungnitz, Dr., Breslau IX, Göppertstrasse 12.

Kabis, Missionar, Leipzig, Carolinenstrasse 19.
Kähne, Dr., Rat, Vertreter der Abt. Hamburg der deutschen Kolonialgesellschaft, Hamburg, Admiralitätstr., Marinegebäude.
Kähne, Frau, Hamburg.
Kaemmerer, Dr., Hamburg, Badestrasse 31.
Kaempf, Johannes, Stadtrat a. D. und Stadtältester, Präsident des Deutschen Handelstages und Präsident der Aeltesten der Kaufmannschaft, Berlin W. 10, Hohenzollernstrasse 8.
Kahle, Max, Fabrikdirektor und Kgl. Handelsrichter, Würzburg, Pleicherglacisstr. 22.
Kaiserliches Obergericht von Kiautschou, Tsingtau (Kiautschou).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Kalckreuth, Kgl. Kammerherr, Obergörzig bei Meseritz (Provinz Posen).

Kallmeyer, Richard, Dr., Pfarrer, Herwigsdorf b. Zittau.

Kammerer, J., Oberlehrer, Vertreter des Vereins für ärztliche Mission, Stuttgart.

Kampffmeyer, Gg., Prof. Dr., Gr.-Lichterfelde, Friedrichstr. 15.

Kanitz, Assistent beim Deutschen Landwirtschaftsrat, Charlottenburg, Kaiser Friedrichstr. 54a.

Kannengiesser, Major z. D., Potsdam.

Kant, Hermann, Direktor, Bamberg, Theresienstr. 10.

Kanzow, Dr., Generalarzt, Berlin W., Frobenstr. 25 II.

Kapler, Oberkonsistorialrat, D., Berlin N. 24, Oranienburger Str. 76a.

Karlowa, Kaiserl. Bezirksamtmann, Berlin, Rosenheimer Str. 22, pt.

Karras, Otto, Fabrikant, Südende b. Berlin, Teichstr. 6.

Karnatz, Konsistorialassessor, Berlin W., Passauer Str. 27/28.

Karow, Maria, Fräulein, Stargard i. P., Gerichtsplatz 5.

Karte, Richard, Geschäftsführer, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 45.

Kastl, Ludwig, Assessor, Windhuk.

Katz, Arzt Dr., Berlin NO. 55, Greifswalder Strasse 2.

Kaven, M., Friedenau, Menzelstr. 1.

Kawerau, F., Oberlehrer, Rawitsch i. P., Friedericistr. 17b.

Kayser, Frau, Wirkl. Geheim. Legationsrat, Berlin W. 10, Königin-Augusta-Str. 42.

Kelch, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Dr. jur., Präsident des Bundesamts für das Heimatwesen, Charlottenburg, Hardenbergstr. 37 III.

Kemner, Wilhelm, Vorstand der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Viktoria", Berlin W. 15, Kurfürstendamm 52.

Kempf, Generalmajor z. D., Vorsitzender d. Abt. Metz d. D. K. G., Metz, Römerallee 5/6.

Kersten, Wilh., stud. jur. et cam., Aschersleben, Heinrichstr. 11.

Kilian, F., Bad Kreuznach.

Kind, Aug., Dr., Pfarrer, Berlin W. 8, Kronenstr. 70.

Kindt, Rudolf, Mitglied des Landesrates, Swakopmund.

Kirrmann, E., Missionssekretär, Vertreter der Liebenzeller Mission, Liebenzell (Württbg.).

Kirschstein, Egon Fr., Geologe der Deutschen Wissenschaftlichen Zentral-Afrika-Expedition 1907/1908, Berlin NW. 52, Paulstr. 15 II.

Klautzsch, A., Königl. Bezirksgeologe, Dr., Friedenau.

Kleineidam, C., Fürstbischöfl. Delegat und Propst an St. Hedwig, Berlin W. 56.

Kliemke, Ernst, Dr., Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, Berlin W. 8, Jägerstr. 1.

Klinkhardt, Werner, Dr., Leipzig.

von Klitzing, M., Geh. Oberfinanzrat, Berlin W., Schinkelplatz No. 1/4.

von Klitzing, Frau, Potsdam, Behlertstrasse.

Klitzsch, W. Ludwig, Leipzig, Reudnitzer Strasse 1/7.

Klocke, Königl. Baurat, Vertreter der Deutsch-Chinesischen Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W. 8, Unter den Linden 31 II.

Klotz, Major, Karlsruhe in Baden, Moltkestr. 37.

Klügmann, Dr. jur., Hamburg 39, Clarehenstr. 23.

Klüpfel, Finanzrat, Stuttgart, Darneckerstr. 21.

Kluge, H., Missionsdirektor, Mission der Brüdergemeinde Herrnhut.

Kmiotek, Bruno, Dr., Vertreter des Handels-Vertrags-Vereins, Berlin W. 9, Köthener Strasse 28/29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Knak, Missionsinspektor D., Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Kniepert, Ernst, Ingenieur und Fabrikbesitzer, Löbau i. Sa.

Knorr, Carl, Kommerzienrat, Lerchenburg b. Heilbronn a. N.

Knuth, Dr., Abteilungsvorsteher am hygienischen Institut der Tierärztlichen Hochschule, Berlin NW. 6, Luisenstr. 56.

Kobelt, Direktor im Reichs-Postamt, Schöneberg, Hauptstr. 27.

Koch, P., Direktor, Berlin W. 30, Maassenstr. 12.

Koch, Max, Dr., Prosektor des Städtischen Krankenhauses am Urban, Berlin S. 59, Freiligrathstr. 8, I.

Koch, David, D. theol., Pfarrer, Unterbalzheim a. d. Iller.

Köbner, Wirkl. Admiralitätsrat, Professor Dr., Vertreter d. Reichs-Marine-Amts, Berlin W. 9, Leipziger Platz 13 (Reichsmarineamt).

Koehler, B., Direktor im Reichspostamt, Berlin W. 66.

Köhler, Theodora, Frau, Halle a. S., Advokatenweg 2.

Köhler, Oberst a. D., Schwerin i. M., Gr. Paulstr. 26 I.

Koenig, Harry, Marine-Generalarzt a. D., Schloss Tegel b. Berlin.

von König, B., Wirkl. Geheimer Legationsrat z. D., Schlachtensee b. Berlin, Heinrichstr. 4.

von König, Frau, Schlachtensee b. Berlin, Heinrichstr. 4.

König, Dr., Professor und Dompropst, Breslau, Domstr. 11.

Königl. Geologische Landesanstalt Berlin.

Königliche Bibliothek der Niederlande, Haag (Holland).

Königsberger, Landrichter Dr., Schöneberg, Speyerer Str. 18.

Köpcke, Pastor, Vertreter des Gadebusch-Rehnaer Missionsvereins, Gadebusch (Meckl.-Schwerin).

von Körner, Wirkl. Geheimer Rat Dr., Direktor der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin W., Kleiststr. 21.

Köstlin, Militär-Intendanturrat, Wilmersdorf bei Berlin, Trautenaustr. Nr. 18.

Koffmahn, O., Kartograph, Gotha.

Kohlschütter, Admiralitätsrat Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf, Wilhelmsaue 16.

Kohnke, Kommerzienrat, Grunewald b. Berlin, Winklerstr. 7.

Kohrs, W., Bankier, Vertreter der Geogr. Gesellschaft, Lübeck, Alfstr. Nr. 28.

Kohrs, W., Frau, Lübeck, Alfstr. 28.

Kolbe, Paul, Plantagen-Besitzer, Ralum, Deutsch-Neu-Guinea.

Kolewe, Oberstleutnant a. D., Görlitz, Krölstr. 47.

Koller, Oberpfarrer, Nowawes.

Kollm, Georg, Hauptmann a. D. und Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde Berlin, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 23.

Kolonial-Missionsschule Engeiport.

Kolonialmuseum Haarlem, Haarlem.

Konopacki, Oberst a. D., Friedenau, Fregestr. 23.

Kopp, Kardinal, Fürstbischof von Breslau.

Kopp, Hans Fr., cand. med., Friedenau, Rönnebergstr. 13.

Korfmann, Heinr., jun., Witten a. Ruhr.

Korth, Pastor, Berlin C., Sophienstrasse 2.

von Kortzfleisch, Ida, Reifenstein.

Kozel, F., i. H. Brauss Mahn & Co., Antwerpen, Buenos Aires.

Kraaz, Baumeister, Schöneberg, Berchtesgadener Strasse 15.

von Kracht, Oberleutnant, Potsdam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krämer, Prof. Dr., Stuttgart-Berlin W., Bamberger Strasse 5.
Kräusel, Emil, Rittergutsbesitzer, Dr., Schloss Buderose b. Guben.
Kraft, Friedrich, Eisenbahngehilfe, Dutenhofen (Kreis Wetzlar).
Kramer, Wilhelm, Direktor der Hamburg-Bremer-Afrika-Linie A.-G., Bremen, Lloyd-Gebäude.
Kramer, Frau, Bremen, Lloyd-Gebäude.
Krauel, R., Wirkl. Geh. Rat, Kais. Gesandter a. D., Professor, Freiburg i. Br., Schwimmbad 1.
Krause, R., Generalsekretär, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 25.
Krause, Fritz, Direktor der Schantung-Bergbau-Gesellschaft, Berlin W. 8, Unter den Linden 31.
Krause, M., Dr., Dozent am Seminar für oriental. Sprachen, Berlin N., Ziegelstr. 18.
Kreuter, Major, Cottbus, Bellevuestrasse 153.
Kriele, Ed., Missionsinspektor, Barmen.
v. Kries, Hauptmann, Hamburg 36, Mittelweg 174 II.
Krische, Dr., Leopoldshall-Stassfurt, Kalisyndikat.
von Kropff, H., Redakteur, Tsingtau.
von Krosigk, Bezirksamtmann, Eichenbarleben.
Krücke, Regierungsrat, Kamerun.
Krüger, Willy, Rechtsanwalt, Vertreter der Deutschen Diamanten-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 8, Behrenstr. 9/13.
Krug von Nidda, Geh. Staatsrat im Grossh. Hessischen Staatsministerium, stellv. Bevollmächtigter zum Bundesrat.
Küchler, Ed., Königstein (Taunus), Haus Schlier.
Kühne, Vizeadmiral a. D., Lübeck.
Küller, Paul, Kaufmann, Friedenau, Bachstr. 8.
Külz, Regierungsarzt Dr., Altona, Bei der Johanniskirche 5.
Külz, Frau, Kamerun.
Külz, Oberbürgermeister, Dr., Bückeburg.
Küster, Unterstaatssekretär im Ministerium für Landwirtschaft, Berlin W., Pariser Strasse 3.
Küster, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat, Charlottenburg, Schlüterstr. 32.
von Kuhlmay, General der Kavallerie, Berlin NW. 40, In den Zelten 9.
Kuhn, Hauptmann, Würzburg.
Kuhn, Dr., Oberstabsarzt, Gross-Lichterfelde, Drakestr. 37.
Kuhn, Frau, Gr.-Lichterfelde, Drakestrasse 37.
Kuhnert, Wilh., Tiermaler, Berlin W. 30, Rosenheimer Strasse 27.
Kundt, Kaiserl. Finanzdirektor, Buea (Kamerun).
Kunze, Fritz, im Kolonialwirtschaftlichen Komitee, Berlin NW., Unter den Linden 43.
von Kurnatewski, Oberst a. D., Glittehnen b. Korschen (Ostpr.).
Kurtz, C. F., Korvettenkapitän, Kiel, Feldstr. 116.
Kurze, G. D., Kirchenrat-Vors. der Thür. Missions-Konferenz, Bornshain b. Goessnitz, S.-A.

Lachmund, E., Geschäftsführer d. Khan-Kupfer-Grube, G. m. b. H., Duisburg-Hochfeld.
Lademann, Oberleutnant, Neu-Babelsberg.
Ladewig, C., Direktor, Vertreter d. Moliwe-Pflanzungsgesellschaft, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 16 I.
Laeisz, F. Herbert, z. Zt. Einj.-Freiw., Oldenburg-Osternburg, Sandstrasse 12.
Lampp, Rudolf, Rechnungsrat, Potsdam, Jägerstr. 15.
Lange, Fr., Apotheker, Potsdam, Neue Königstr. 5.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lange, C. J., Direktor, Berlin W. 35, Blumenshof 15 I.
Lange, Frau, Berlin W., Blumeshof 15 I.
Lange, Max, Landmesser, Tanga (D. O. A.), z. Zt. Berlin, Winterfeldtstrasse 8 II.
Lange, Ernst, Privatier, Taubenpreskeln b. Liebschwitz.
Lange, Otto, Pfarrer, Grossstädteln-Leipzig.
Langeloh, H. J., Lokstedt b. Hamburg, b. d. Friedenseiche 1.
von Langen-Steinkeller, Frl., Charlottenburg, Soorstr. 39.
von Langen-Steinkeller, Hauptmann in der Schutztruppe für D. O. A., z. Zt. Charlottenburg, Guerickestr. 30.
Langheld, Fritz, Hauptmann d. L. a. D., Geschäftsführer der Deutschen Kolonial-Landerwerbs- und Verwertungsgesellschaft m. b. H., Charlottenburg, Saldernstr. 1.
Langheld, W., Kaufmann, Berlin NO. 55, Allensteiner Strasse 4 I.
Larrass, Th., Schäfereidirektor, Berlin W. 15, Joachimsthaler Strasse No. 19.
Lauer, Luise, Fräulein, Mannheim, M. 5. 7.
Lauterbach, Heinrich, Breslau 18, Hohenzollernstr. 115/117.
Laverrenz, Regierungs-Baumeister, Berlin SW. 29, Bellealliancestr. 19.
Lebeau, Joseph, Provinzial, Wien, Annagasse 3.
von Ledebur, Freiherr, Hauptmann d. R., Charlottenburg, Fasanenstr. 18.
Lehmann, Oberstleutnant a. D., Göttingen, Bergstr. 4.
Lehmann, Professor, Reichenbach i. Schles.
Lehmann, Max, Charlottenburg, Westend, Spandauer Berg 9 II.
Lehmann, K., Professor Dr., Rostock i. Mecklbg.
Lehmann, Frau, Halle a. S., Burgstrasse 46.
Lehmann, Richter, Tsingtau.
Lehment, Wilhelm, Rentier, Hauptmann a. D., Friedenau, Kaiser-Allee No. 124.
Lehr, Frau, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 59.
von Leib, Kaiserl. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat am Rechnungshof des Deutschen Reichs, Potsdam, Alexandrinenstr. 7.
Leichter-Schenk, Dipl.-Ingen. und Markscheider, Schöneberg-Friedenau, Fregestr. 78.
Leidig, Regierungsrat a. D., Professor Dr., Obmann der Sektion VI, Berlin W. 15, Pfalzburger Strasse No. 72.
Lejeune-Jung, Dr., Geschäftsführer d. Vereins Deutscher Zellstoff-Fabrikanten, Breslau, Weidenstrasse 15.
Leitzen, W., Buenos-Aires, z. Zt. Braunschweig, Steintorwall 13.
Lembcke, F., i. Fa. Boye & Lembcke, Hamburg, Glockengiesserwall 2, Wollhof.
Lembcke, Frau, Hamburg, Glockengiesserwall 2, Wollhof.
Lemelsen, Hauptmann a. D., Blankenburg (Harz).
Lender, Rudolf, Kapitän a. D., Fabrikbesitzer, i. Fa. Dr. Graf & Co., Schöneberg, Hauptstr. 26.
Lender, Gertrud, Frau, Schöneberg, Hauptstr. 26.
Lenel, Viktor, Geh. Kommerzienrat, Präses der Handelskammer, Mannheim N. 6. 7.
Lenz, Oskar, Hofrat, Professor Dr., Baden-Soos b. Wien.
Lenz, Anna, Frau, Majorswitwe, Berlin, Hohenzollerndamm 209.
Leonhardi, Reinh., Oschatz.
Leopold, Reg.-Bauführer, Berlin O., Frankfurter Allee 118.
Lerche, Otto, Oberlehrer, Wilmersdorf-Berlin, Augustastr. 57.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lessel, Max, Dr., Dresden-N., Königsbrücker Strasse 72.
Lessel, Leutnant, Dresden-N., Königsbrücker Strasse 72.
Leutwein, Generalmajor z. D., Gouverneur a. D., Ueberlingen.
Lewald, Max, Polizei-Präsident, Berlin-Lichtenberg, Alfredstr. 5.
Liebermann, C., Geheimer Rat, Professor Dr., Berlin W. 10, Matthäikirchstrasse 29.
Freifrau v. Liliencron, Adda, Posen, Generalkommando.
Linckens, H., Provinzial, Missionar vom heiligen Herzen Jesu, Hiltrup.
von Lindeiner, Oberleutnant, Berlin NW., Klopstockstr. 20.
von Lindeiner, Frau, Berlin NW., Klopstockstr. 20.
Lindhorst, prakt. Arzt Dr., Alt-Glienicke, Bez. Berlin.
Lips, F., Fräulein, Friedenau, Niedstrasse 25.
Loag, Joseph, Pflanzungsdirektor, Mukonje-Pflanzung (Kamerun), Niederbergheim (Westf.).
Löhr, G., Fräulein, Buenos Aires.
Freiin von Loën, Hofdame, Weimar.
Loewinberg, Louis, Hamburg 11, Kl. Johannisstr. 4.
Lohmann, Johannes, Neuwied.
Lohmeyer, R., Dr., Charlottenburg, Am Lützow 13 a.
Lohr, Kaiserl. Bezirksamtmann, Neu-Langenburg (Dt. Neu-Guinea)
Lohse, Walter, Berlin SW., Möckernstrasse 69.
Lorch, Missionar, Korntal in Württemberg.
Lubcke, H., Direktor der Afrikanischen Kompagnie, Berlin W., Motzstrasse 34.
Lubcke, Aug. W., Kaufmann, Hamburg 19, Eimsbüttel.
Lucas, Geh. Kommerzienrat, Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 28/29.
Lucas, Ernst, Fabrikant, Elberfeld.
Lucht, Pastor, Missionsinspektor der Schleswig-Holsteinischen Mission, Husum.
Luckmann, Otto, Oberlehrer, Spandau, Hamburger Strasse 112.
von Luschan, Professor Dr., Direktor am Museum für Völkerkunde, Südende, Oehlertstr. 26.
Lutschewitz, Missionar, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.
Lux, Arthur, Dr., Regier.-Tierarzt, Friedrichsfelde (Deutsch-Südwestafrika).

Maas, Georg, Dr. jur., Zehlendorf, Berliner Strasse 11/13.
Maas, Frau, Zehlendorf, Berliner Strasse 11/13.
Maass, Heinrich, Vertreter der Aeltesten der Kaufmannschaft Berlin, Berlin C. 2, Neue Friedrichstr. 51 I.
Maass, Alfred, Privatgelehrter, Berlin W. 10, Tiergartenstr. 18 c.
Magnus, Ober-Verwaltungsgerichtsrat Dr., Charlottenburg, Schillerstr. No. 121/23.
Mahler, Pastor, Geschäftsführer d. Berliner Vereins für ärztliche Mission, Berlin NO. 18, Kniprodestr. No. 18 II.
Mahling, Konsistorialrat, Dr., ord. Prof. der Theologie, Berlin, Kantstrasse 149, Charlottenburg.
Malinowski, Joh., Pastor, Wien, Annagasse 3.
von Mallinckrodt, W., Vorsitzender der Deutschen Farmgesellschaft, A.-G., Düsseldorf, Windhuk, Antwerpen.
Mallue, Karl, Hayoep, P. Bandjermasin, Zuid. Oost Borneo.
von Malsen, Johanna, Baronin, Hofdame Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Therese von Bayern, München.
Baronin von Maltzan, Agnes, Swinemünde, Villa Quisisana, Königsallee.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Manes, Alfred, Professor Dr., Generalsekretär des Deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft, Berlin W. 50, Prager Strasse 26 I.

Mansfeld, Kais. Bezirksamtmann Dr., Dresden-A., Littichaustr. 4.

Mappes, H., Generalkonsul, Frankfurt a. M., Kaiserstr. 9.

Marckwald, Ed., Dr., Vertreter der Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien, Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 88.

Marcus, Senator, Bürgermeister Dr., Bremen, Contrescarpe 133.

Marcus, Bankier, i. Fa. Max Marcus & Co., Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 16.

Marcuse, J., Oberleutnant d. R., Berlin, Rankestr. 20.

Marggraff, Karl, Kommerzienrat, Vorsitzender der Potsdamer Handelskammer, Berlin C., Klosterstr. 41.

Markert, Oberleutnant, Wiesbaden, Frankfurter Strasse 1.

Markmann, Geh. Regierungsrat, Rechnungshof, Potsdam, Kurfürstenstrasse 32.

von Marschall, Oberstleutnant z. D. und Bezirks-Kommandeur, Dt.-Eylau.

Marschall von Bieberstein, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 62, Bayreuther Strasse 42.

Martin, E., Direktor, Berlin W., Eisenacher Strasse 40.

Martini, Marinestabsarzt, Professor Dr., Tsingtau.

Marwitz, Georg, Kommerzienrat, Dresden, Reissigerstr. 4.

von der Marwitz, Oberleutnant, Kamerun, z. Zt. Berlin, Jägerstrasse No. 12 II.

Matthes, Ober-Stabsarzt a. D., Eisenach, Theaterstr. 44.

Mattheus, Landrichter, Windhuk, D. S. W. A.

Matthias, Alfred F., Direktor, Berlin W. 30, Münchener Strasse No. 34.

Matthiesen, F., Dr., Redakteur des „Tropenpflanzer", Berlin, Unter den Linden 43.

Maurer, Hans, Professor Dr., Physiker im Reichsmarineamt, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 6.

Mayer, Wilh., Oberprimaner, Bad Oeynhausen, Herforder Strasse 66.

Mehnert, Wirkl. Geheimer Rat Dr., 2. stellvertretender Präsident d. Deutschen Landwirtschaftsrats, Rittergut Medingen b. Dresden.

Meier, Wilhelm, Bauinspektor im Reichs-Kolonialamt, Berlin W. 30, Münchener Strasse 40 II.

Meiner, Arthur, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Dörrienstr. 16.

Meinertz, Universitäts-Professor Dr., Münster i. Westf.

Meinhof, Carl, Professor, Hamburg 39, Sierichstr. 127.

Meissner, Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin W.

Meister, Gust., Kaufmann, Stettin, Königsplatz 17.

Meixner, Oberstabsarzt, Ploen.

Memmler, Ständiger Mitarbeiter beim Material-Prüfungsamt.

Mende, Rechtsanwalt Dr., Riesa.

Mendel, J., Redakteur, Berlin W. 15, Uhlandstr. 30.

von Mendelssohn, Franz, Generalkonsul, 1. Vizepräsident der Handelskammer, Berlin NW. 7, Dorotheenstrasse 7/8.

Merck, E., Kaufmann, Hamburg 8, Oberstr. 135.

Merensky, Missionsinspektor D., Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.

Merensky, Marie, Fräulein, Berlin W., Fasanenstr. 65.

Merkel, Dr., Vertreter der Kolonial-Abt. der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 14.

Methner, Regierungsrat, Daressalam, z. Zt. Charlottenburg, Goethestrasse 70.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mettin, Pastor, Vertreter d. Zentral-Ausschusses für die Innere Mission der evangelischen Kirche, Dahlem, Altensteinstrasse.

Mewes, Oberleutnant, Charlottenburg 4, Mommsenstr. 50.

Mewes, Frau, Charlottenburg 4, Mommsenstr. 50.

Meyer, E. W., i. Fa. Bödecker & Meyer, Hamburg, Semperhaus.

Meyer, Hans, Geh. Hofrat Prof. Dr., Leipzig, Haydnstr. 20.

Meyer von Bremen, Kaufmann, Leipzig, Mozartstr. 23.

Meyer, Hermann, Dr., Leipzig, Bismarckstrasse 9.

Meyer, G., Oberverwaltungsgerichtsrat Dr., Berlin W. 30, Heilbronner Strasse 5.

Meyer, Martha, Lehrerin, Altona (Elbe), Wielandstr. 23 I.

Meyer, Anna, Frau, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 22.

Meyer, Peter, Dr., Oberlehrer, Berlin SW., Kochstr. 14 III.

Meyer, Geh. Reg.-Rat, Tegel, Weststrasse 16.

Meyer, Geh. Rat, Frau, Tegel, Weststr. 16.

Meyer, Felix, Kammergerichtsrat Dr., Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 207.

Meyer-Cohn, Paul, stud. jur., Berlin, Matthäikirchstr. 6.

Meyer-Cohn, Frau, Berlin, Hindersinstrasse 9.

Meyer-Waldeck, Kapitän z. S., Tsingtau.

Mez, Julius, Geh. Kommerzienrat, Freiburg i. Brsg.

von Michael, Rittergutsbesitzer, Dr. jur., Gr.-Plasten, P. Kl.-Plasten.

Michael, Rich., Prof. Dr., Kgl. Landesgeologe, Berlin N., Invalidenstrasse 44.

Michael, Finanzrat Professor, Freiberg i. Sa.

Michaelis, G., Dr., Charlottenburg, Knesebeckstr. 44.

Michaelsen, Georg, Kais. Deutscher Konsul, Gross-Lichterfelde, Dürerstr. 28 b.

Mirbt, Geh. Konsistorialrat Prof. Dr., Marburg (Bezirk Cassel).

Mirbt, Pfarrer, Schöneberg b. Berlin, Klixstr. 2.

Mismahl, F., Plantagenbesitzer, Baumschulenweg, Köpenicker Landstrasse 145 II.

Mittelstädt, Direktor, Vertreter der Deutsch-Kolonialen Eisenbahn-Bau- und -Betriebs-Ges., Berlin NW., Unter den Linden.

Mittelstädt, Frau, Nikolassee.

Mittelsten-Scheid, Heinrich, Kommerzienrat, Präsident d. Rheinischen Missionsgesellschaft, Barmen-Wichlinghausen, Diekerstr. 62.

Mittelsten-Scheid, Frau, Barmen-Wichlinghausen, Diekerstr. 62.

Möbius, Karl, Bildhauer, Charlottenburg, Knesebeckstr. 88 I.

Möllenhoff, Ober-Verwaltungsgerichtsrat, Grunewald-Dahlem, Parkstrasse 18.

von Möller, Staatsminister a. D., Brackwede i. W.

von Möller, Gerh., Kupferhammer b. Brackwede.

Möller, Otto, i. Kolonialwirtschaftlichen Komitee, Berlin NW., Unter den Linden 43.

Mönch, Reinhard, Kapitänleutnant a. D., Halle a. S., Reilstr. 51.

von Mohl, Waldemar, Regierungsreferendar, Potsdam, Augustastr. 21.

von Mohl, Ottmar, Wirkl. Geh. Legationsrat, Kgl. Kammerherr, Kairo.

Mohn, Joh., Verlagsbuchhändler, Gütersloh.

Mohr, Missionar, Kirchheim a. Teck.

Mohr, Syndikus Dr. jur. et phil., Wilmersdorf, Brandenburgische Str. No. 100.

Moisel, M., Kartograph, Südende b. Berlin, Oehlertstr. 18.

Molenaar, Emil, Crefeld.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Moll, Justizrat Dr., Berlin W., Am Karlsbad 26.
Gräfin von Moltke, Frau, Kiel, Roonstr. 6.
Moritz, Ed., Professor Dr., Berlin N. 58, Prenzlauer Allee 195 a.
Müllendorff, P., Redakteur der „Kölnischen Zeitung", Cöln a. Rh.
Mueller-Baudiss, Regierungs-Assessor, Aurich.
Mueller, Herbert, Dr., Friedenau, Odenwaldstr. 12.
Mueller, Generalmajor z. D., Vorsitzender des Festausschusses, Wilmersdorf-Berlin, Badensche Str. 9.
Müller, Joh. Friedr., prakt. Arzt Dr., Schoenaich.
Müller, Kilian, P. O. M. Cap., Sekretär der Kapuziner Mission auf den Karolinen-Marianen- und Palau-Inseln, Ehrenbreitstein a. Rh.
Müller, Viktor Hugo, Direktor, Leipzig, Thomasring 15, Vertreter des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands.
Müller, W., Rittergutspächter, Borgstedt b. Grimmen.
Müller, Alfred, Haardt (Rheinpfalz).
Müller, L., Direktor der Jaluit-Gesellschaft, Hamburg.
Müller, Peter, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Müller, Gustav, Superintendent, Schleusingen.
Müller, Regierungsrat, Steglitz, Humboldstr. 14.
Müller, Gustav, Kartograph, Rechnungsrat, Wilmersdorf, Weimarische Strasse 3.
Müller, C. G., Oberlehrer Dr., Eberswalde, Breite Strasse 13 a.
Müller, F. W. K., Professor Dr., Berlin W., Kgl. Museum f. Völkerkunde.
Müller, W. A. Th., Oberingenieur, Friedenau, Feuerbachstr. 23.
Münter, Stabsarzt Dr., Kaiser Wilhelm-Akademie, Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 35.
Nachtigall, C. M., Schkölen.
Freiherr von Nagel, Kammerherr, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. No. 102.
Nagel, Arnold, Oberleutnant a. D., Berliner Vertreter d. „Königsberger Allgem. Zeitung", Berlin, Roonstr. No. 1.
Natermann, Kom.-Rat, Hann.-Münden.
Nebelthau, August, Bremen, P. F. 400.
von Negelein, Elsa, Fräulein, Braunschweig, Roonstr. 17.
Nehm, W., Aachen.
Nehrkorn, A., Amtsrat, Braunschweig, Adolfstr. 1.
Nekes, Hermann, P., Missionar-Pallotiner, Berlin, Frankfurter Allee No. 126.
Nerlinger, Arzt Dr., Mannheim, M. 5. 3.
Netter, C. L., Vertreter d. Aeltesten der Kaufmannschaft, Berlin W., Potsdamer Strasse 111.
Neubaur, Paul, Dr., Schriftsteller, Direktor, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 51.
Neufeld, F., Prof. Dr., Regier.-Rat im Gesundheitsamt, Hamburg, Berlin W., Freisinger Strasse 11.
Neuhauss, R., Professor, Gross-Lichterfelde I, Marienstr. 32.
Neumann, Professor Dr. med. et phil., Direktor des Hygienischen Institut d. Universität Giessen, Giessen, Wilhelmstr. 39.
Neumann, Dr. Prof., Weissenfels, Gr. Deichstr. 12.
Neumann, Direktor Dr., Hamburg, Kampstr. 46.
Neupert, Alfred, Döbeln, Ritterstrasse 19.
Neus, Oberlehrer, Vertreter d. Abteilung Beuthen der D. K.-G., Beuthen, Wilhelmstr. 4.
Niedieck, Carl, jun., Lobberich.
Niehoff, Kurt, cand. geogr., Berlin W. 15, Uhlandstr. 42.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nitze, Philipp, Stadtbauinspektor, Wilmersdorf, Helmstedter Strasse 1.
Nitze, Frau, geb. Supf.
Nocht, Professor Dr., Medizinalrat, Direktor des Instituts für Schiffs- u. Tropenkrankheiten, Hamburg.
Nötzel, Kaiserl. Bezirksamtmann Dr., Tanga D. O. A.
Nötzel, Frau Lotti, Tanga, D. O. A.
Nolle, Ernst, i. Fa. Richter & Nolle, Berlin W. 66, Leipziger Str. 111 v. hpt.
Nuesse, Marine-Oberstabsarzt a. D. Dr., Nikolassee.

Oberländer, Geh. Regierungsrat, Grunewald, Hubertus-Allee 33.
Oebbeke, Konrad, Professor Dr., Vertreter der Königl. Technischen Hochschule, München 2, Arcisstr. 21.
von Oechelhaeuser, W., Generaldirektor, Dr.-Ing. h. c., Dessau.
Oehler, Diplom-Ingenieur, Berlin W. 50, Nachodstr. 11.
Oehlerking, Otto, Kaufmann, Düsseldorf, Prinz-Georgstr. 102 III.
Oehlerking, Emil, Kais. Deutscher Konsul, z. Zt. Hamburg, Adr. Wm. Oswald & Co., Glockengiesserwall 25/26.
Oettli, Missionsinspektor, Basel.
O'Grady, Gilbert, Oberstleutnant z. D., Friedenau, Wielandstr. 36.
Oldemeyer, E. A., Bremen, Contrescarpe No. 51.
von Ollech, Oberstleutnant a. D., Steglitz, Humboldtstr. 20.
Oloff, F., i. Fa. Bremer Kolonial-Handelsgesellschaft vorm. F. Oloff & Co., A.-G., Bremen, Schlachte No. 18.
Olpp, G., Dr., Tübingen, Mohlstr. No. 18.
Olshausen, Franz, Legationsrat Dr., Kaiserl. Konsul a. D., Berlin, Nürnberger Str. 65, Pension Bruhn.
Opel, Louis, Kommerzienrat, Apolda.
Opitz, Max, Dr. jur., Friedenau, Gosslerstr. 5.
Freiherr von Oppenheim, Alfred, Cöln a. Rh.
Orth, A., Geh. Regierungsrat, Professor Dr., Berlin W. 57, Zietenstr. No. 6 b.
Graf von der Osten, Gr.-Jannewitz (Kreis Lauenburg i. P.).
von Osterroth-Schönberg, Rittergutsbesitzer, Schloss Schönberg.
Ostertag, Geh. Regierungsrat, Professor Dr., Berlin NW. 23, Claudiusstrasse 13.
O'Swald, Albrecht, Kaufmann, Hamburg, Glockengiesserwall 25/26.
Otten & Zoon, Joh., Hamburg, Posthof 22.
Otto, Erich, Pfarrer, Generalsekretär des Evangelischen Afrikavereins, Berlin N. 20, Koloniestr. 3.
Otto, Dr., Physikus, Hamburg, Glockengiesserwall 21 I.

Paasche, Hans, Kapitänleutnant a. D., Charlottenburg-Westend, Reichsstr. 5.
Paasche, Frau, Charlottenburg-Westend, Reichsstr. 5.
Pabst, Julius, Konsul, Nürnberg, St.-Johannisstr. 29.
Paech, Amtsrichter Dr., Berlin, W. 57, Steinmetzstr. 3.
Paech, Frau, Berlin W. 57, Steinmetzstrasse 3.
Paessler, Professor Dr., Freiberg (Sachsen).
Pagenstecher, L., Konsul, Hamburg 11, Graskeller 1.
Pagenstecher, Louis, jr., Hamburg 11, Graskeller 1.
Pagenstecher, L., Frau, Hamburg, Alsenhof, Graskeller 1.
Pahde, Professor Dr., Vorsitzender des Naturwissenschaftlichen Vereins, Crefeld, Uerdinger Strasse 152.
Palmer, H., Pfarrer, Vertreter d. Evangelischen Missions-Vereins, Frankfurt a. M., Hufnagelstr. 8.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Pannek, Arzt, Sanitätsrat Dr., Potsdam, Luisenplatz 5.

Pantaenius, Hauptmann, Königl. Domänenpächter, Velgast, Neu-Vorpommern.

Pape, William, Portrait- und Geschichtsmaler, Berlin W. 30, Luitpoldstrasse 47.

Pape, Leonore, Berlin W. 30, Luitpoldstrasse 47.

Pappenheim, Paul, Dr., Kustos am Königl. Zoologischen Museum, Berlin N. 4, Invalidenstr. 43.

von Passavant, Richard, Geh. Kommerzienrat, Vertreter der Handelskammer Frankfurt a. M.

Passow, Professor Dr., Aachen, Eupener Strasse 131.

Pastor, Emil, Tuchfabrikant, Regierungs-Assessor a. D., Vertreter des Vereins Deutscher Tuch- und Wollwaren-Fabrikanten (E. V.), Aachen, Theaterstr. 6.

Paucke, Emil, Pastor, Havelberg, Am Dom 27.

Paul, M., Kaufmann, Bremen.

Paul, Pfarrer D., Sächs. Missionskonferenz, Lorenzkirch bei Strehla (Elbe).

Paulus, Hauptmann a. D., Nürnberg, Wielandstr. 4.

Peerenboom, Marine-Generaloberarzt Dr., Wilhelmshaven.

Peiser, H. F., Vertreter d. Kolonialabteilung d. Fa. Orenstein & Koppel — Arthur Koppel, Akt.-Ges., Berlin SW., Tempelhofer Ufer 24.

Pelizaeus, Gustav, Bremen.

Penck, Albrecht, Geh. Regierungsrat, Professor Dr., Vertreter der Friedrich-Wilhelm-Universität u. d. Gesellschaft für Erdkunde Berlin, Berlin W., Knesebeckstr. 48.

Perels, Professor des öffentlichen Rechts Dr. jur., Hamburg, Loogestieg 13.

Perrot, Karl, Plantagen-Unternehmer, Friedenau, Menzelstrasse No. 31/32.

Persson, Alfred (Bremer Westafrika-Gesellschaft), Bremen.

Persson, Leni, Frau, Bremen.

Peter, Prof. Dr., Hamburg, Stadthaus.

Pfefferkorn, Gustav, in Firma Pfefferkorn & Co., Glauchau.

Pfeiffer, Stabsveterinär, Tsingtau.

Pfrank, Chr., Direktor d. Ostafrikanischen Gesellschaft „Südküste", Charlottenburg, Lohmeyerstr. 21 III.

Philipps, Stabsarzt a. D., Dr. Philippshof (D. O. A.), z. Zt. Berlin SW., Hallesche Strasse 17 I.

Philipps, Frau, Philippshof (Dt. Ostafrika), z. Zt. Berlin SW., Hallesche Strasse 17 I.

Philippson, Wilh., Berlin W. 30, Eisenacher Strasse 101.

Picht, H. F., Direktor, Berlin NW. 40, Kronprinzen-Ufer 8.

Pietsch, J., Dr. O. M. J., Direktor der Kolonial-Missionsschule, Engelport b. Treis (Mosel).

Pintsch, Oskar, Fabrikbesitzer, Berlin W., Tiergartenstr. 4 a.

Plath, Wirkl. Geh. Rat., Gr.-Lichterfelde, Drakestr. 16 a.

Plazikowski, Max Leon, Farmer, Berlin NW. 52, Spenerstr. 14 A.

Plehn, Albert, Prof. Dr., dirig. Arzt der inneren Abt. des Städt. Krankenhauses am Urban, Berlin W. 62, Kleiststr. 22.

Plehn, Frau Prof., Berlin W., Kleiststrasse 22.

von Plessen, E., Frau, geb. Freiin von Richthofen, Berlin W. 30, Eisenacher Strasse 10 II.

Plümacher, Ernst E., Friedenau, Cranachstr. 20.

Pöch, Rud., Dr., Wien III/3, Reisnerstrasse 34.

von Poellnitz, Oberst a. D., Weimar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pogge, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Roggow b. Lalendorf.
Baronin von Pommer-Esche, Katharina, Frau, Berlin W. 30, Hohenstaufenstr. 12.
Ponfick, Geh. Medizinalrat Dr., Breslau.
Poppe, Kurt, Dr., Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Gesundheits-Amt, Charlottenburg, Schlüterstr. 66 I.
von Poser und Gr. Nädlitz, Generalmajor z. D., Friedenau, Stierstr. 21.
Pouch, Friedr., Buchhändler, Merseburg.
Prächtel, C., Hoftischlermeister, Berlin SW. 19, Krausenstr. 31/32.
Preuss, Professor Dr., Direktor der Neu-Guinea-Komp., Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 72/74 II.
Preuss, Friedrich, Gymn.-Direktor Dr., Braunsberg, O.-Pr., Gymnasium.
Preyer, Axel, Konsul Dr., Kairo.
Prieger, Ernst, Direktor, Vertreter der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin W. 8, Kanonierstr. 29/30.
Pritschow, Eugen, Prokurist der Ostafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W. 8, Jägerstr. 1.
von Prittwitz, Major i. d. Schutztruppe f. D. O. A., Berlin W. 9, Linkstr. 10 I.
Puche, W., Geheimer Postrat, Berlin W. 30, Stübbenstr. 5 III.
Pueschel, Oberstleutnant a. D., Freienwalde a. O.
Putzki, Generalleutnant z. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 38.
Pyrkosch, Emil, Kommerzienrat, Ratibor.

de Queiroz Elpidio, Brüssel, Rue Royale 253.

Rabe, Senator, Vertreter d. Senats der Freien und Hansestadt Lübeck.
Rabe, W., Regierungs-Bauführer, Hamburg, Bornstr. 14 I.
Radlauer, Curt, Dr., Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin W. 30, Tauentzienstrasse 3.
Räbbelen, Pastor, Missionsanstalt, Hermannsburg (Hann.).
Raeke, Geh. Rechnungsrat, stellv. Vorsitzender des Verbandes Deutscher Beamtenvereine, Gross-Lichterfelde-Ost, Marienstr. 6.
Raettig, Tadji b. Berlinhafen (Dtsch.-Neu-Guinea).
Rakette, Paul, Stabsveterinär an der Militär-Veterinär-Akademie, Berlin NW., Elsasser Str. 24.
Ramelow, H., Rechtsanwalt, Vertreter des Deutsch-Argentinischen Zentralverbandes, Berlin W. 10, Hohenzollernstrasse 28.
Ramelow, Edith, Frau, Berlin.
Ramos, Ferreira, Dr., Brüssel, Rue Royale 253.
Ramsay, Hauptmann a. D., Halensee, Westfälische Str. 42.
Ramuz, Mademoiselle, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 42.
von Rantzau, Hofmarschall, Wiligrad i. Mecklenbg.
Raschdau, Kais. Gesandter z. D., NW., Sommerstr. 6.
Rasenack, P., Chemiker Dr., Technischer Rat, Berlin W., Schlegelstr. No. 4.
Rassek, Pfarrer, Tarnowitz, O.-Schl.
Rathgen, Professor Dr., Hamburg, Bellevue 59.
Rauert, Arzt Dr. med., Berlin N., Chausseestr. 62.
Recke, Kontreadmiral z. D., Kiel, Moltkestr. 48.
Reder, Hans, Forstassessor, Buea (Kamerun), Berlin, Köthener Str. Nr. 24 II.
Regel, Fritz, Professor Dr., Würzburg, Uhlandstr. 12.
Reh, Th., Baurat, Nikolassee bei Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reh, Frau, Nikolassee bei Berlin.
Rehders, Emil, Grunewald, Hagenstrasse 49.
von Reiche, H., Dr., Hamburg, Klosterstr. 30.
Reimer, Alb., Schriftsteller Dr. jur., Friedenau, Rheinstr. 35.
Rein, G. K., Direktor der Baumwolle-Aktien-Gesellschaft, Berlin W. 15, Konstanzer Strasse 86.
Reinecke, Oberveterinär an der Militär-Veterinär-Akademie, Berlin NW., Birkenstrasse 30.
Reiss, Karl, Geh. Kommerzienrat und Generalkonsul, Mannheim E. 7. 20.
Reissbrodt, Kgl. Baurat, Berlin-Wilmersdorf, Gasteiner Strasse 12.
Freiherr von Reitzenstein, Wirkl. Geheimer Rat, Königl. Sächs. Gesandter, Weimar.
Reitzenstein, Oberleutnant i. d. Schutztruppe f. D. O. A., z. Zt. Annaburg (Bez. Halle).
Renisch, Königl. Seminardirektor, Schulrat Dr., Köpenick, Schloss.
Retzlaff, Max, Direktor der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Bibundi", Hamburg.
Reuss, Leofrid, Regierungsrat, Dr., Charlottenburg, Giesebrechtstr. 3.
Reuter, Admiralitätsrat, Vertreter des Reichs-Marineamts, Berlin W. 9, Leipziger Platz 13.
Reuter, A., Frau, Darmstadt.
Rheinische Mission in Ragetta, Post Friedrich-Wilhelmshafen (Deutsch-Neuguinea).
Rhode, Max, Rechtsanwalt und Notar Dr., Berlin W. 30, Haberlandstr. Nr. 3.
Rhode, Frau, Berlin W. 30, Haberlandstr. 3.
Richelmann, Oberstleutnant z. D., Steglitz, Rothenburgstr. 36.
Richen, L., Generalsekretär des Deutschen Vereins vom h. Lande, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit des Papstes, Cöln-Bayenthal, Bernhardstrasse 75.
Richter, R., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 57, Potsdamer Strasse 95.
Richter, Marie, Frau, Berlin W. 57, Potsdamer Strasse 95.
Richter, Fritz, Rittergutsbesitzer, Berlin W. 57, Potsdamer Str. 95.
Richter, Gottfried, Berlin W. 57, Potsdamer Strasse 95.
Richter, W., Berlin W. 57, Bülowstr. 41.
Richter, Frau, Berlin W. 57, Bülowstr. 41.
Richter, Jul., Pastor D., Schwanebeck b. Belzig.
Richter, Else, Frau, Eikerhöfe bei Wittenberge.
Richter, Hans, Dr., Ger.-Assessor, Charlottenburg, Oranienstr. 16.
Richter, R. H., Hamburg, Heilwigstr. 45.
Richters, Heinz, Charlottenburg, Augsburger Strasse 66.
* Freiherr von Richthofen, Konsul, Hamburg, Heilwigstr. 47.
Riedel, Otto, Direktor der Dtsch. Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, Hamburg.
von Riepenhausen, Kammerherr, Schloss Lissa b. Breslau.
von Riepenhausen, Frau, geb. Gräfin Lottum, Schloss Lissa bei Breslau.
Riese, Oberst, Berlin, Schleiermacherstr. 4.
Rippler, Heinrich, Herausgeber der „Täglichen Rundschau", Berlin SW., Zimmerstr. 7.
Gräfin Rittberg, Gertrud, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 42.
Rocke, Handelskammer-Syndikus, Geschäftsführer des Fabrikanten-Vereins, Hannover, Brühlstr. 1.
von Rode, Max, Bezirkshauptmann a. D., Friedenau, Kaiser-Allee 93.
Roeder, Eugen, Budenheim bei Mainz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Röhle, Franz, Reg.-Baumeister, Berlin SW., Hallesches Ufer 16.

Röhrecke, Bruno, Rentier, Berlin NW., Brücken-Allee 31.

Römer, Missionsdirektor Dr., Steglitz, Elisenstr. 6.

Römer, Prediger, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 136.

Röper, Dr., Hauptmann a. D., Vertreter des Deutschen Flottenvereins, Haupt-Ausschuss für Berlin und die Mark Brandenburg, Berlin SW. 11, Bernburger Str. 35 I.

Roessing, Kommerzienrat, Vorsitzender und Vertreter der Handelskammer, Plauen i. V.

Roessler, Frau, Chemnitz.

von Rohden, Konsistorial-Rat, Zehlendorf.

Rohrbach, Paul, Dr. Lic., Berlin-Friedenau, Isoldestrasse.

Rohrbeck, W., Dr., Berlin NW. 87, Levetzowstr. 21.

Romberg, Dr., Gerichtsassessor, Vertreter des Reichs-Marineamts, Berlin W. 9, Leipziger Platz 13.

Rose, Edm., Geheimer Medizinalrat Professor Dr., Grunewald b. Berlin, Hagenstr. 23.

Rosenberg, J., I. Pfarrer, Kempen (Bez. Posen).

Rosenstern, Max, Hamburg, Deichstr. 29/33.

Rosenstern, Ferdinand, Hamburg, Deichstr. 29/33.

Freiherr von Rotenhan, Ludwig, General z. D., Erlangen.

Rothe, Kurt, Rechtsanwalt, Chemnitz, Theaterstr. 86 II.

Rotmann, Frau, Burgsteinfurt in Westfalen.

Rubitschung, C., Kaufmann, Direktor, Gr.-Lichterfelde, Schillerstr. Nr. 21.

Rudeloff, Geh. Regierungsrat, Professor, Vertreter des Material-Prüfungsamtes, Gr.-Lichterfelde (Kgl. Material-Prüfungsamt).

Rudolf, Josef, Chemiker, Vertreter der Zentral-Geschäftsstelle Georg Hirsch, Gera (Reuss).

von Rümelin, Frau, Stuttgart.

Rung, Richard, Dr., Bonn, Poststr. Nr. 20.

von Rupp, Generalstaatsanwalt Dr., Stuttgart, Danneckerstr. 17.

Ruppel, Julius, Assessor am Gouvernement von Kamerun, Dr. jur., Buea (Kamerun).

Russ-Suchard, C., Kommerzienrat, Neuchâtel (Schweiz).

Russell, Enno, Dr., Berlin, Kurfürstendamm 188/89.

Russell, Frieda, Frau, Berlin, Kurfürstendamm 188/89.

Russell, Annie, Fräulein, Berlin, Kurfürstendamm 188/89.

Ruthe, Reg.-Baumeister im Reichs-Kolonialamt, Schöneberg, Kranach-Strasse 20.

Sabersky, Fritz, Assessor Dr., Berlin, Keithstr. 4.

Sachse, Exzellenz, Frau, Charlottenburg, Kleiststr. 35 III.

Sachse, Clara, Berlin, Kleiststrasse Nr. 35.

Sachse, F. C. Paul, Kaufmann, Hamburg 39, Rondeel 25.

Said-Ruete, Rudolph, London SW. 39, Bramham Garden, South Kensington.

Said-Ruete, Therese, Frau, London SW. 39, Bramham Garden, South Kensington.

von Saint-Paul-Illaire, Kaiserlicher Bezirksamtmann a. D. und Direktor, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 28/29.

von Saint-Paul-Illaire, Frau, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 28/29.

von Salmuth, Vors. des Landes-Flottenvereins Braunschweig, Braunschweig, Streuberwall 6.

Salomonsohn, Dr., Mitinhaber der Diskonto-Gesellschaft, Berlin NW. 7, Unter den Linden 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Salomonsohn, Frau, Schwanenwerder (Wannsee).
Salzmann, H., Apothekenbesitzer Dr., Vorsitzender des Deutschen Apothekervereins, Berlin W., Joachimsthaler Strasse 22/23.
Samassa, Paul, Professor Dr., Halensee b. Berlin, Auguste-Viktoria-Strasse 5.
Sander, L., Marinestabsarzt a. D. Dr., Friedenau, Niedstr. 36.
Sander, Frau, Friedenau, Niedstr. Nr. 36.
Sandmann, D., Fabrikbesitzer, Berlin W., Am Karlsbad 11.
Sanne, L., Kaufmann, Hamburg, Oderfelder Strasse 6.
Sanne, Frau, Hamburg, Oderfelder Strasse 6.
Sannemann, Physikus, Hafenarzt, Hamburg.
Sarnow, M., Frau, Friedenau, Wilhelmshöher Strasse 24.
Sarwey, Helmut, Vertr. d. „Münchener Neuesten Nachrichten", Charlottenburg 2, Kantstr. 137.
von Savigny, M. d. R. und d. A., Dr., Büren in Westf.
Schachner, Robert, Univ.-Professor Dr., Jena.
Schachschneider, Missionar, Nkoaranga a. Neru, D. O. A.
Schacht, H., Dr., stellvertretender Direktor d. Dresdener Bank, Berlin W. 8, Behrenstr. 37/39.
Schacht, Otto, Kaufmann, Rostock i. Mecklbg., St.-Georgen-Str. 107.
Schacht, Martha, Frau, Rostock i. Mecklbg., St. Georgen-Str. 107.
Schadow, Hans, Prof., Berlin W. 10, Dörnbergstr. 7.
Schaeffer, Ober-Kriegsgerichtsrat, Hannover, Hohenzollernstr. 44.
Schaefer, H., Vertreter der Abteilung Neustadt a. Haardt, Ohrenarzt Dr., Neustadt a. Haardt.
Schäfer, Arnold, Kaufmann, Danzig, Langgasse 31.
Schäfer, Rich., Missionssekretär, Vertreter der Deutschen Orientmission, Potsdam, Gr. Weinmeisterstr. Nr. 50.
Schammer, Superint., Schneidemühl.
Schanz, Moritz, Chemnitz, Weststr. Nr. 54.
Schauff, Anselm, P., Missionsprok., Vertreter der Mission Assam, Herbesthal, Rhld.
Schaurer, Fabrikdirektor, Lippspringe.
Scheben, Leonh., Dr., Charlottenburg, Leonhardstr. 11.
Scheibe, Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 51.
Scheidtweiler, Bruno, Pfarrer, Reinickendorf-Ost b. Berlin, Benkestrasse 6.
Scheimpflug, k. k. Hauptmann a. D., Wien XVIII, Sternwartestr. Nr. 39.
Schelle, Oberstabsarzt Dr., Celle, Fritzenwiese 4a.
Schelle, M., Frau, Celle, Fritzenwiese 4a.
Schelle, Stabsarzt a. D. Dr., Berlin W. 30, Aschaffenburger Strasse 13.
Schelle, Gertrud, Frau, Berlin W., Aschaffenburger Strasse 13.
Schellig, Ernst, Gera (Reuss).
Schenck, A., Professor Dr., Halle a. S., Schillerstr. 7.
Schering, Richard, Berlin N. 4, Chausseestr. 24.
Schering, Johanna, Frau, N. 4, Chausseestr. 24.
Schering, Guido, Kaufmann, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 46/47.
Schering, Frau, Berlin W. 15, Knesebeckstr. 46/47.
Scherler, Marine-Stabszahlmeister a. D., Geschäftsführer des Deutschen Flottenvereins, Steglitz, Rothenburgerstrasse 25.
Scherner, Hauptmann a. D., Schlehdorf, O.-B.
Schilbach, Carl, Greiz i. V.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schilling, Claus, Professor Dr., Westend-Berlin, Platanen-Allee 8.
Schilling, Frau, Westend-Berlin, Platanen-Allee 8.
*Freiherr von Schimmelmann, L., Hayoep, P. Bandjermasin, Zuid, Oost Borneo.
Schimmelpfeng, Wilh., Kaufmann, Zehlendorf (Wannseebahn), Kaiserstr. 21.
Schimmelpfeng, Lela, Fräulein, Zehlendorf (Wannseebahn), Kaiserstrasse 21.
Schinckel, Max, Präses der Handelskammer zu Hamburg, Hamburg, Adolphsbrücke 10.
Schindler, Anton K., Oberlehrer Dr., Bremen, Hamburger Str. 163.
Schippe, Dr., Meissen, Marienhofstrasse 12.
von Schkopp, E., Direktor der Afrikanischen Kompagnie, Friedenau, Schmargendorfer Strasse 6.
Schlaginhaufen, Dr., Dresden-A., Zwinger.
Schlagintweit, Max, Oberstleutnant z. D., München, Arcisstr. 9.
Freiherr von Schleinitz, Major und Kommandeur der Schutztruppe für D. O. A., z./Zt. Berlin, Linkstr. No. 41.
Schlenkert, Georg, Kaufmann, Charlottenburg, Eosanderstr. 5.
Schlosser, Hauptmann in der Schutztruppe Kamerun, Rostock in Mecklbg., St. Georgstr. 8.
Schlossmacher, Syndikus, Offenbach a. M.
Schlunk, Pfarrer, Nowawes.
Schlunk, Julius, Berlin SO. 26, Reichenberger Strasse 3/4.
Schlunk, A. F., Direktor a. D., Reinickendorf-West, Scharnweberstr. No. 105 II.
Schlunk, M., Missionsinspektor, Vertreter der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Bremen, Ellhornstrasse 12.
Schmeisser, Berghauptmann und Oberbergamtsdirektor, Breslau.
Schmeisser, Frau, Breslau.
*Schmerler, Direktor Dr., Hamburg, Pferdemarkt 45/51.
Schmick, Rudolf, Geh. Oberbaurat, München, Kolberger Strasse 33.
von Schmid, Paul, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Augsburg, Augsburg.
Schmid, Eduard, k. bayr. Direktionsrat i. Reichskolonialamt, Berlin, Bayreuther Strasse 8.
Schmidlin, Universitäts-Professor Dr., Münster i. W.
Schmidt, Rochus, Major, Wilmersdorf b. Berlin, Kaiserplatz 12 a.
Schmidt, P., Privatdozent a. d. Universität Leipzig Dr., Leipzig, Bayersche Strasse 77 II l.
Schmidt, Georg, Kgl. Sächsisch. Hofrat, Plauen i. V., Johannstr. 35.
Schmidt, Joh., Kuratus Dr., Rixdorf, Kranoldstr. 22 I.
Schmidt, Karl Alexander, Bezirksamtmann, Harburg a. Elbe, Buxtehuder Strasse 112.
Schmidt, Lotte, Frau, Harburg a. Elbe, Buxtehuder Strasse 112.
Schmidt, H., Kaufmann, Charlottenburg, Krumme Strasse 35/36.
Schmidt, M., Lic. Hofprediger und Divisionspfarrer, Potsdam.
Schmidt, A., Topograph, Gross-Lichterfelde-W., Geibelstr. 8.
Schmidt, G. F., Kaufmann, Lüderitzbucht, z. Zt. Berlin W. 62, Lutherstr. 16.
Schmidt, Max Georg, Professor Dr., Marburg a. L., Haspelstr. 29.
Schmidt, S. V. D. P. W., Professor, St. Gebriel-Wien.
Schmidt-Bürkly, Mina, Frau Rentiere, Berlin W., Matthäikirchstrasse 14 I.
Schmoele, Aug. Theodor, Landrat a. D., Iserlohn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schnaubert, Oberverwaltungsgerichtsrat, Dr., Berlin NW. 23, Klopstockstrasse 52.
Schnee, Geh. Oberregierungsrat Dr., Charlottenburg.
Schneider, Regierungs- u. Schulrat Dr., Frankfurt a. O., Bahnhofstrasse 5.
Schniewind, Hans, Kommerzienrat, Elberfeld, Steuerdeich 76.
Schnitzler-Erckens, Julie, Fräul., Rentiere, Düsseldorf, Bleichstrasse 1.
Schoede, H., Berlin W., Eisenacher Strasse 34 I.
Schoen, Fritz, Grunewald, Caspar-Theyss-Strasse 18.
Schoen, Frau, Grunewald, Caspar-Theyss-Strasse 18.
Schön, Werner, Oberleutnant in der Schutztruppe f. D. O. A., Berlin W. 62, Bayreuther Strasse 27.
Graf von und zu Schönburg, Glauchau.
Schöne, Direktor, Berlin W. 64, Behrenstr. 47.
Schoenfeld, Paul, Fabrikbesitzer, Düsseldorf.
Scholz, Kais. Bezirksamtmann Dr., Kaiser-Wilhelms-Land.
Scholz, Ludwig, Kaufmann, Berlin W., Speyerer Strasse 12.
Scholz, Frau, Berlin W., Speyerer Strasse 12.
Freiherr von Schorlemer, Cl., Hamburg.
Freifrau von Schorlemer, M., Hamburg.
Schrader, C., Geh. Regierungsrat, Berlin NW. 52, Calvinstr. 6 I.
Schrader, Erich, Leipzig, Rudolphstrasse 4.
Schrameier, Wirklicher Admiralitätsrat Dr., Halensee, Halberstädter Strasse 7 I.
Schramm, E. W., Manager der „Hayoep (Deutsch-Borneo) Rubber Estates Lim.", Hayoep, P. Bandjermasin, Zuid, Oost Borneo.
Schreiber, Gustav, Prokurist der Westafrikan. Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 38/39.
Schreiber, A. W., Missionsdirektor, Vertreter der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Bremen, Ellhornstrasse 12.
Schreiber, Hauptmann, Gr.-Lichterfelde, Hauptkadettenanstalt.
Schröder, Ed. Walter, Leutnant d. R., Dresden-A. 16, Gabelsbergerstrasse 13 II.
Schröder, H., Missionar, Amedzowe (Togo).
Schroft, Richard, k. k. Regierungsrat, Wien III., Reisnerstr. 23.
Schuberg, Aug., Prof., Kaiserl. Regierungsrat Dr., Gr.-Lichterfelde-W., Knesebeckstr. 7.
Schubert, Major und Ingenieur-Offizier, Graudenz, Blumenstr. 6 I.
von Schuckmann, Kais. Gouverneur a. D., Rohrbeck (Kreis Arnswalde).
von Schuckmann, Frau, Rohrbeck (Kreis Arnswalde).
von Schuckmann, Frl. Erika, Rohrbeck (Kreis Arnswalde).
von Schuckmann, Fräul. Maria, Rohrbeck (Kreis Arnswalde).
Schüler, Missionssuperintendent, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.
Schütze, Ferdinand, Kaufmann, Hannover, Finkenstr. 4.
Schulte im Hofe, Dr., Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 33.
Schultheis, Dr. med., Bad Wildungen.
von Schulz-Hausmann, Wirkl. Geheimer Rat Dr., Bendlerstr. 18.
Schulze, Rechnungsrat, Arnsberg i. W., Ruhrstr. 15.
Schultz, Fritz, Direktor, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 31.
Schultz, Alice, Frau, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 31.
Schultz, A., Dr., Bergedorf, Ernst-Martins-Strasse 15.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schultz, Robert, Prokurist, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 16 I.

Schultz-Engelhardt, Alfred, Bankier, Berlin, Matthäikirchstr. 27.

Schultze, Wilhelm, Direktor, Berlin SW., Lindenstr. 18/19.

Schultze, M., Landschaftsrat, Vertreter der Abt. Osterode d. Deutschen Kolonialgesellschaft, Osterode (Ostpr.).

Schultze, Werner, Pfarrer, Berlin NW. 6, Luisenstr. 47.

Schultze, Erich, Pastor, Triebusch b. Bojanowo.

Schultze, Geh. Kommerzienrat, Vors. des Deutschen Nautischen Vereins, Oldenburg (Gr.), Gartenstr. 16.

von Schultze, Marie, Fräulein, Tölz.

Schumacher, Prof. Dr., Bonn, Haydnstr. 6.

Schuster, Otto, Farmer, Lüderitzbucht.

Schwabach, Geh. Regierungsrat, Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses, Berlin W. 10, Hildebrandtstr. 16.

Schwabe, Adolf, Konsul a. D., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.

Schwahn, Professor Dr., Direktor der Urania, Berlin W. 8, Taubenstr. No. 8.

von Schwartz, Missionsdirektor D., Leipzig, Karolinenstr. 19.

Schwartze, Rudolf, Kaufmann, Potsdam, Schulstr. 8.

von Schwartz, Dr., Hof-Domprediger, Vertreter des Evangelisch-Lutherischen Landes-Missionsvereins im Herzogtum Braunschweig, Braunschweig.

Schwarz, Paul, Dr., Berlin, Motzstrasse 63.

Schwarz, Frau, Berlin, Motzstr. 63.

Schwatlo, Professor Dr., Schriftführer des Vereins für das Deutschtum im Auslande, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 65.

Graf von Schweinitz, Hans Hermann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 31.

Gräfin von Schweinitz, Erna, geb. von Berge-Herrndorf, Charlottenburg, Knesebeckstr. 31.

Schweitzer, E., Fabrikant, Mannheim, O. 5. 3.

Graf von Schwerin-Löwitz, Rittergutsbesitzer, Präsident d. Deutschen Reichstages, Berlin NW., Königsplatz 3.

Schwiening, G., Buchhändler, Aachen, Büchel 43.

Schynse, C., Vertreter d. Missionsvereinigung kath. Frauen u. Jungfrauen, Pfaffendorf b. Coblenz.

Scipio, W., Mannheim, N. 5. 6.

Scipio, G., Direktor der Jamaica-Import-Gesellschaft, Bremen.

Sebastian, Pastor, Dahlen i. Sa.

von Seefried, Hauptmann, kommandiert zum Reichs-Kolonialamt, Berlin W. 30, Eisenacher Strasse No. 23.

von Seelhorst, Hauptmann und Kompagnie-Chef im Gren.-Regt. 12, Frankfurt a. O.

von Seherr-Thoss, Freiherr, Hauptmann a. D., Vorsitzender der Abteilung Warmbrunn der D. K. G., Bad Warmbrunn in Schlesien.

Seibert, K., Regierungsarzt für Kamerun, Dr., Berlin SW., Bernburgerstrasse 8 II.

Seidel, Pfarrer, Naundorf bei Oschatz i. Sa.

Seifert, Franz, Architekt u. Stadtverordneter, Plauen i. V.

Seiffert, Geh. exped. Sekretär im Reichs-Justizamt, Berlin W. 64, Unter den Linden 72.

Seiffert, Rechnungsrat, Potsdam, Kiewittstr. 7 c.

Seiler, Chr., Kommerzienrat und stellvertretender Vorsitzender der Handelskammer Nürnberg, Lindenaststrasse 20.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sembritzki, Gouvernementslehrer a. D., Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Strasse 49.

Sepp, Hugo, Kaufmann, Mannheim, P. 7. 24.

Sering, M., Univ.-Prof. Dr., Grunewald (Bezirk Berlin), Luciusstr. 9.

von Seubert, M., Major z. D., Mannheim, M. 5. 7.

Seyb, Geheimer Legationsrat, Karlsruhe i. B., Karlstr. 42.

Seydel, Christ. Friedr., Kaufmann, Lichtenstein-Callnberg, Kirchgasse 6.

Sick, Willy, Hamburg, Schaumburger Strasse 15/19.

Sieberath, Adolf, Brüssel.

Siemers, Richard, Hamburg 25, Wallstr. 9.

Sieveking, E., Kaufmann, New York.

Sigwanz, Kaiserl. Stationsleiter, Nauru (Marshall-Inseln), z. Zt. Berlin, Pritzwalker Strasse 2 II.

da Silva Pereira, Dr. Hernani, vom Generalkommissariat der Regierung des Staates Sao Paulo, Brüssel.

Simoleit, F. W., Prediger, Berlin SO., Schmidstr. 17.

Simon, Geh. Regierungsrat a. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 20/21.

Simon, Hugo, Berlin.

Simon, H. V., Justizrat, Berlin W., Viktoriastr. 5.

Simon, Oberstabsarzt, Regim.-Arzt, Inf.-Regt. 129, Graudenz.

Freiherr von Soden-Fraunhofen, Reichsrat Dr., München, Prinz-Ludwig-Strasse 3.

Soetbeer, H., Generalsekretär Dr., Vorsitzender des Pressausschusses u. Obmann der Sektion 7, Berlin C. 2, Neue Friedrichstr. 53/54.

Soffner, Korvettenkapitän, Vertreter des Reichs-Marineamts, Berlin W. 9, Leipziger Platz 13 (Reichs-Marineamt).

Sommer, M. P., Fräul., Rohrbeck (Kreis Arnswalde).

Sommerfeld, Reg.-Tierarzt beim Gouvernement v. Deutsch-Ostafrika, Dr., Berlin NW. 6, Luisenstr. 24a, pt.

von Sommerfeld, Oberleutnant, Kamerun, z. Zt. Berlin, Jägerstrasse No. 12 II.

Sorge, Direktor, Vertreter des Grusonwerks Friedr. Krupp, Magdeburg-Buckau.

Soskin, Direktor Dr., Berlin W., Bregenzer Strasse 14.

von Specht, Frau, Charlottenburg, Mommsenstr. 27.

Specht, Pastor, Grosspoley b. Baalberge.

Spiecker, F. A., Direktor Dr., Grunewald b. Berlin.

Spiecker, Wilh., Steglitz, Hohenzollernstrasse.

von Spies, Kgl. bayer. Kammerherr und Oberstleutnant a. D., Riedhof, P. Wolfratshausen.

Spieth, G., Kais. Bezirksamtmann, Pangani (D. O. A.).

Spieth, J., Missionar, Lome (Togo).

Splinter, Oberst a. D., Vertreter der Abt. Wiesbaden d. D. K.-G., Wiesbaden, Röderstr. 42.

Spohr, Joh. Th., Ing., Chemiker, Riga, Theaterbaul 9, I Qu. 4.

Spreiter, Thomas, Bischof O. S. B., Apostol. Vikar von Daressalam.

Sprigade, Paul, Kartograph, Steglitz, Albrechtstr. 96.

Spring, Kapitän, Forschungsreisender, Berlin W. 30, Landshuter Str. No. 36.

Springefeldt, F., Tierarzt Dr., Berlin NW. 21, Pritzwalker Strasse No. 17.

Sprotte, Professor und Kanonikus, Breslau, Domstr. 9.

Stach von Goltzheim, Sanitätsrat Dr., Dieuze i. Lothr.

Stahl, Dr., Oberlehrer am Humboldt-Gymnasium, Berlin W. 35, Lützowstrasse 41.

Stargardt, Amtsrichter Dr., Mittenwalde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stark, Kommerzienrat, Vertreter d. Chemnitzer Akt.-Spinnerei, Chemnitz.
Stauch, August, Minendirektor, Wannsee, Drei Linden 1/2.
Staudinger, Paul, Berlin W. 30, Nollendorfstr. 33, Vorsitzender des Vortragsausschusses und Obmann d. Sektion I.
Steckner, Albert, Bankier, Halle a. S., Bernburger Strasse 8.
Steglich, Edmund, Geheimer Rat, Dresden-A. 27.
von Stegmann und Stein, Hauptmann in der Schutztruppe Deutsch-Ostafrika, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 40 II.
von den Steinen, Karl, Professor Dr. med. et phil., Steglitz, Friedrichstrasse 1.
Steinkopf, Oberbürgermeister a. D., Mülheim a. Rh., Wilhelmstrasse No. 1/7.
Freiherr von Stengel, Carl, Univ.-Professor Dr., München, Georgenstrasse 25.
von Stephan, Frau Exzellenz, Berlin W. 70, Passauer Strasse 6.
Stephan, Richard, Kaufmann, Charlottenburg, Kleiststr. 23.
Stern, R., Superintendent, Mission der Brüdergemeinde Herrnhut.
Stern, Generalmajor z. D., Lübeck, St. Jürgenring 54.
Sternebeck, Alfred, Oberlehrer Dr., Pankow, Hartwigstr. 32.
Steudel, Generaloberarzt im Kommando der Schutztruppen, Dr., Gr.-Lichterfelde, Ladenbergstr. 4.
Stieger, Dr., Geschäftsführer der Betriebs-Abt. d. D. L. G., Südende bei Berlin, Berliner Strasse 6 I.
Stieve, Rechtsanwalt, Zabern i. Els.
Graf von Stillfried, Vertreter des Wollschafzucht-Syndikats, G. m. b. H., Berlin W. 62, Kurfürstendamm No. 247, p. r.
Stockmann, Regierungspräsident Dr., Gumbinnen.
Stöpel, Karl Theodor, Gutsbesitzer, Dr., Heidelberg, Schröderstr. 39.
Stoltz, Herm., Kom.-Rat, Hamburg, Glockengiesserwall 25/26 II.
Strandes, Justus, Hamburg-Eilbeck, Blumenau 4.
von Strantz, K., Rentier, Wilmersdorf, Holsteinische Strasse 34.
von Strantz, Major, Berlin, Hedemannstrasse 16.
Strauch, Frz., Kontre-Admiral z. D., Vorsitzender des Finanzausschusses und Obmann der Sektion IV, Friedenau, Niedstr. 39.
Strauch, Frau, Friedenau, Niedstrasse 39.
Strauch, Elisabeth, Fräulein, Friedenau, Niedstr. 39.
Streit, Rob., P., Hünfeld.
von Strobl, Frau, Wien.
Stuebel, Kaiserl. Gesandter a. D. Dr., Dresden, Tiergartenstr. 72.
Stückrath, A. E., i. Fa. Stückrath & Co., Spandau.
Stumpf, Professor Dr., München, Sofienstr. 6 I.
Stumpf, Frau, München.
Süsserott, Wilh., Hofbuchhändler, Berlin W. 30, Neue Winterfeldtstr. No. 3 a.
Süsserott, Frau, Berlin W. 30, Neue Winterfeldtstr. 3 a.
Freifrau von Süsskind-Schwendt, Clara, Rentiere, Wilmersdorf, Aschaffenburger Strasse 3.
Sundermann, Redakteur d. Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 14.
Supf, Karl, Fabrikbesitzer, Vorsitzender des Werbeausschusses und Obmann der Sektion IV, Berlin NW. 7, Unter den Linden 43.
Supf, Luise, Frau, Berlin NW. 7, Unter den Linden 43.
Supf, Friedrich, Dr., Berlin NW. 7, Unter den Linden 43.

Tasch, Max, Konsul, Glogau.
Taute, Dr., Stabsarzt in der Schutz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

truppe für D. O. A., z. Zt. Gera, Bismarckstrasse 18.

Tesenwitz, Königl. Baurat, Steglitz, Fichtestr. 46.

Tettenborn, Oberbürgermeister a. D. Dr., Altona a. E.

Thiel, Alfred, Kaufmann, Friedrich-Wilhelmshafen (Dt.-Neu-Guinea).

Thiel, Max, Konsul, Hamburg, Ferdinandstrasse 5.

Thiel, Richard, Ingenieur, Parchim (Mecklbg.)

Thierbach, Senatspräsident a. D., Direktor der Gehestiftung, Dresden-A., Kl. Brüdergasse 21.

Thiessen, G., Pastor, Berlin S. 14, Sebastianstr. 56.

Thomas, H., Dr., Direktor des Pharmazeutischen Instituts der Universität Berlin, Steglitz, Hohenzollernstrasse 6.

Thoms, Frau, Steglitz, Hohenzollernstrasse 6.

Thorbecke, F., Prof., Mannheim, Rennershofstr. 22.

Thurnwald, R., Dr., Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 25.

Tjader, Professor Dr., Geschäftsführer des Gesundheitsamts, Bremen, Gesundheitsamt.

Tiebe-Wiegand, Pfarrer, Treuen in Sachsen.

Tiede, Werner, Berlin SW., Belle-Alliancestr. 37.

Timmermann, Walter, Dr. phil., Hannover, Akazienstr. 5 b.

Tischer, Ludwig, Pastor, Dresden-N., Quer-Allee 12 II.

Titze, Karl, Prokurist der Firma W. Süsserott, Berlin W. 30, Neue Winterfeldtstr. 3 a.

Toeche-Mittler, Conrad, Dr., Berlin SW. 68, Kochstr. 68/71.

Tönjes, Hermann, Missionar im Ovamboland (D. S. W. A.), z. Zt. Gr.-Lichterfelde, Teklastr. 7.

Toepelmann, Curt Th., Dresden-A., Liliengasse 34, p.

Tornau, F., Königl. Bezirks-Geologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.

Traeger, Paul, Dr., Herausgeber von „Süd- und Mittel-Amerika", Berlin SW. 11, Bernburger Strasse 30.

von Tresckow, Kammerherr, Altenburg (S.-A.), Gartenstr. 7.

von Tresckow, Frau, Altenburg (S.-A.), Gartenstr. 7.

Treutlein, A., Privatdozent Dr., Würzburg, Domstr. 39.

Triest, Geh. Oberfinanzrat, Cöln a. Rh., Hansaring 88 II.

Triest, Frau, Cöln a. Rh., Hansaring 88 II.

da Trindade, Ruy, vom Generalkommissariat der Regierung des Staates Sao Paulo, Brüssel.

Trittelwitz, Missionsinspektor, Bethel bei Bielefeld.

Troemer, Major, Spandau.

Troemer, Frau, Spandau.

Tröster, Albert, Seminarlehrer, Rudolstadt, Schwarzburgerstr. 61.

Truppel, Exzellenz, Kaiserl. Gouverneur von Kiautschou, Tsingtau.

Freiherr von Tucher, Chr., Regierungsrat a. D., Simmelsdorf, Mittelfranken.

Türpen, Waldemar, Assessor Dr. jur., Berlin W., Behrenstr. 8, v. d. Heydtsches Kolonialkontor.

Turck, E. Wilh., Lüdenscheid, Liebigstrasse 9.

Uhl, F., Arzt Dr., Dahlem, P. Grunewald, Königsmarckstr. 13.

Uhlenhuth, Geh. Regierungsrat Professor Dr., Gr.-Lichterfelde-W., Böttcherstr. 14.

Uhles, E., Geheimer Justizrat, Berlin W. 10, Tiergartenstr. 3 a.

Ulderup, F. P., Kaufmann, Hongkong.

Ulle, W., Professor, Rostock i. M., Moltkestr. 18.

Unger, J., Ingenieur, Steglitz, Holsteinische Strasse 56 III.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Urpia, Horacio, Junior Commder Gründer des Geographischen Historischen Instituts Bahia (Brasilien).

Vageler, Dr., Königsberg i. Pr., Luisen-Allee 9.

Valentin, P. O. M. Cap. Missionsprokurator, Strassburg-Königshofen i. E., Kapuzinerkloster.

Vallentin, W., Dr., Karlshorst b. Berlin, Tresckow-Allee 65.

Valois, Marie, Frau, Exzellenz, Pr.-Arnau, P. Arnau-Pregel.

Vanselow, Fregatten-Kapitän, Nikolassee b. Berlin.

Varrentrapp, Geh. Regierungsrat Dr., Frankfurt a. M., Grüneburg-Weg 113.

Velten, Professor Dr., Berlin NW., Brücken-Allee 35.

von Veltheim, Oberleutnant im Garde-Füsilier-Regiment, Berlin N. 4, Pflugstr. 10.

Viek, Wilhelm, Rostock i. M.

Viereck, Fr., Medizinalrat Dr., Ludwigslust.

Vierkandt, Hans, Hamburg.

Vietor, J. K., Vertreter der Handelskammer Bremen.

Vietor, J. K., Frau, Bremen, Afrikahaus.

Vietor, Hedwig, Fräulein, Bremen, Afrikahaus.

vonVietsch, Bez.-Amtmann, Rehoboth, D. S. W. A.

von Vietsch, Frau, Rehoboth, D. S. W. A.

du Vinage, Konsul, Berlin W. 30, Bamberger Strasse 37.

Graf Vitzthum, Otto, Wirklicher Geheimer Rat D., Vorsitzender des Ev.-Luth. Sächs. Haupt-Missionsvereins, Dresden, Viktoriastr. 26.

Vögele, Jos., Kommerzienrat, Mannheim, L. 4. 15.

Vöhringen, Missionar, Cannstatt in Württemberg.

Völckers, P., Kiel, Lerchenstrasse No. 8/10.

Voelker, Hedwig, Fräulein, Schöneberg, Eisenacher Strasse 51.

Voeltzkow, A., Prof. Dr. phil., Berlin W. 30, Luitpoldstr. 3.

Voges, Otto, Dr., Redakteur der „Vossischen Ztg.", Berlin C., Breitestrasse.

Vohsen, Ernst, Konsul a. D., Vorsitzender des Redaktionsausschusses, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.

Vohsen, M., Frau, Berlin W., Genthinerstr. 13 c.

Vohsen, F., stud. phys., Berlin W., Genthinerstr. 13 c.

Voigt, A., Professor Dr., Hamburg, Wandsbekerstieg 13 b.

Voigt, L., Professor Dr. med., Hamburg 5, Lohmühlenstr. 54.

Voigtländer, Otto, Verlags-Buchhändler, Leipzig.

Voigtländer, Robert, Verlagsbuchhändler, Leipzig.

Volkens, G., Prof., Kustos der Botanischen Zentralstelle für die Kolonien, Berlin W. 57, Göbenstr. 12.

Volkmann, R., Hauptmann a. D., Friedenau, Friedrich-Wilhelm-Platz No. 12.

Vollbehr, Ernst, Kolonialmaler, Berlin W. 30, Luitpoldstr. 48, Atelier Bindl.

Voogd, Kapitän, Friedrich-Wilhelmshafen.

Vorberg, Leutnant im Reitenden Feldjäger-Korps, Kgl. Forstassessor, Berlin NW., Kruppstr. 2.

Vorwerk, Ad., Kaufmann, Hamburg, Paulstr. 11.

Vosberg-Rekow, Dr., Vertreter der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Berlin W. 35, Lützowstr. No. 107 II.

Wagemann, Dozent am Kolonialinstitut, Dr., Hamburg, Hochkamp.

Wagler, Hauptmann komm. z. Gr. Generalstabe, Schöneberg, Hohenstaufenstrasse 30.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wagner, Rudolph, verantwortlicher Schriftleiter d. Zeitschrift „Kolonie und Heimat", kolonialer Mitarbeiter der „Grenzboten", Friedenau, Bismarckstrasse 7.

Wagner, F., Direktor der Kilimandjaro-Pflanzungs-Ges., Berlin SW., Katzbachstr. 17.

Wagner, Geh. Regierungsrat, Prof. Dr., Göttingen, Grüner Weg 8.

Wagner, Dr., Reichstags-Abg., Dresden, Beuststr. 13.

Wahle, Raph., Referendar, Leipzig, Ferdinand-Rhodestr. 31 II.

Wahlen, Heinrich Rudolph, Maron.

Walden, Edgar, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz, Forststr. 11.

Wallrath-Wehmeyer, A., Kaufmann, Berlin W. 9, Linkstr. 35.

Wallroth, E., I. Sekretär, Vertreter der Handelskammer Lübeck, Lübeck.

Wangemann, J., Marinepfarrer a. D., Gautzsch b. Leipzig.

Freiherr von Wangenheim, Major, Dessau, Friedr.-Schneider-Str. 71.

Wanner, Theodor G., Fabrikbesitzer, Cöln, Altes Ufer 33/41.

Waetge, H., Vize-Konsul von Argentinien, Berlin, Brückenallee 5.

Warburg, O., Professor Dr., Berlin W. 15, Uhlandstr. 175.

Warburg, O., Frau, Berlin W., Uhlandstr. 175.

Warburg, Edg., Berlin W., Uhlandstrasse 175.

Warburg, Fräulein, Berlin W., Tiergartenstr. 27 a.

Wardesky, Ed., Swakopmund (D. S. W. A.).

Warnack, Dr., wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Kais. Statistischen Amt, Berlin W., Lützow-Ufer 8.

Warnecke, Carl, Gouvernements-Sekretär, Rabaul, Dt.-Neu-Guinea.

Warnholtz, J., I. Direktor der Dt.-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 28/29.

Warschauer, Otto, Professor Dr., Berlin W. 50, Eislebener Strasse 13.

Watterott, Ign., P. Provinzial, Hünfeld b. Fulda.

Weber, Kontre-Admiral a. D., Vertreter des Deutschen Flottenvereins, Gr.-Lichterfelde-W., Fontanestr. 1.

Weber, F. B., Dr. med., Reg.-Rat, Dresden, Sedanstr. 26.

Weber, Assessor im Reichskolonial-Amt, Charlottenburg, Clausewitzstr. No. 2.

Weber, Horst, Hofrat, Leipzig, Reudnitzer Strasse 1/7.

Weber, Frau, Leipzig, Reudnitzer Strasse 1/7.

Weber, Wolfgang, Dr., Cöln.

Weber, Adolf, Buchhändler, Berlin, Charlottenstr. 48.

Weber, E., Frau, Berlin, Charlottenstrasse 48.

Weber, Norbertus, Abt und Generalsuperior, St. Ottilien.

Graf von Wedel, Minister a. D. des Königl. Hauses, Piesdorf b. Belleben.

von Wedel, Frau Exzellenz, Piesdorf b. Belleben.

von Wedel, Fräulein, Vorsitzende der Abt. Dresden des Frauenbundes der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Dresden-A., Lessingstr. 9.

Wegener, C., II. Direktor der Dt.-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauer Strasse 28/29.

Wegener, Georg, Dr., Berlin W. 50, Prager Strasse 36.

Wehl, Kommerzienrat, Mitglied des Reichstages, Celle.

Weicker, Wilhelm, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 15, Fasanenstr. No. 57.

Weicker, B., Oberlehrer Dr., Aschersleben.

von Weickhmann, Regierungsrat Dr., Danzig.

von Weickhmann, Frau, Danzig.

Weidler, Paul, Asphalt-Geschäft, Berlin N., Schönhauser Allee 161 a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weidner, Major, Berlin-Schöneberg, Regensburger Strasse 3.
Weidtmann, Geh. Bergrat Dr., Vorsitzender des Vereins für die berg- und hüttenmännischen Interessen im Aachener Bezirk, Aachen.
Weigel, F. A., Kaufmann, Buenos Aires.
Weigelt, Kurt, Dr. jur., Berlin, Grüner Weg 79.
Weinziehr, Gustav, Berlin S. 14, Märkischer Platz 1.
Weise, Fabrikant, Halle a. S., Händelstrasse.
Weiss, Martin, Fabrikbesitzer, München, Hans-Sachs-Strasse 4.
Weiss, Bernh., Gerichtsassessor Dr., Berlin W., Kurfürstendamm 241.
Weiss, M., Oberleutnant, Berlin W. 30, Bayerischer Platz 13/14.
Weiss, Margarete, Frau, Berlin W. 30, Bayerischer Platz 13/14.
Weissenborn, Marine-Stabsarzt Dr., Berlin C., Neu-Kölln a. W. 22 I.
Weissenborn, J., Dr., Assistent am Städtischen Museum, Dresden.
Weissflog, G., Pastor, Chemnitz, Jacobikirchplatz 3.
Freiherr von Welck, Amtshauptmann, Glauchau.
Weller, Carl, Verlagsbuchhändler, Schöneberg, Meranerstr. 1.
Weltzsch, Missionar, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 70.
Wendenburg, Schiffsbaumeister, Tsingtau.
Wendlandt, W. D., Generalsekretär d. Bundes der Industriellen, Mitglied des Abgeordnetenhauses, Berlin C., Gertraudenstr. 23.
Wendt, Marine-Generalarzt a. D. Dr., Kiel, Holtenauer Strasse 124.
Werner, Aug., jun., Fabrikbesitzer, Leutnant d. Res., Hannover, Am Schiffsgraben 25.
Werner, Arnold, Justizrat Dr., Berlin W. 50, Tauentzienstr. 12 a.
Werner, Stabsarzt Dr., Altona, Moltkestr. 182.
Werner, Frau, Hamburg-Altona, Moltkestr. 182.
Werthmann, Dr., Präsident des Charitasverbandes für d. katholische Deutschland, Geistlicher Rat und Geheimkämmerer, Freiburg i. Brsg., Belfortstr. 20.
Wesenfeld, Rechtsanwalt Dr., Barmen, Ottostr. 31.
v. Westernhagen, Thilo, Hamburg, Holzdamm 4.
Wetzel, Ernst, Pfarrer, Herausgeber der „Deutschen Kolonialpost", Linsenhofen (Stuttgart).
*Weule, Direktor, Prof. Dr., Vertreter des Museums für Völkerkunde, Leipzig.
Weyermann, Gerichtsassessor Dr., Berlin NW. 23, Brücken-Allee 35.
Widenmann, Oberstabsarzt, Prof. Dr., Potsdam, Jäger-Allee 26.
Wiedenfeld, Professor Dr., Marienburg, P. Bayenthal.
Wiese, Carl, Plantagenbesitzer, Berlin, Hotel Saxonia.
Wiese, Oekonomierat Dr., Berlin, Dessauer Strasse 14.
von Wilamowitz, Leutnant im Drag.-Regt. 12, Gnesen.
Wilckens, Th., Kolonial-Maschinen u. Transportmittel, Hamburg, Afrikahaus.
Wilke, Frdr., Gerichtsassessor a. D. Dr., Westend b. Berlin, Ebereschen-Allee 28.
Wilke, Pastor, Berlin N. 65, Nazarethkirchstrasse 52 II.
Wilkins, Landrat, Hornow bei Spremberg.
Winkler, C., Hauptmann a. D., stellvertretender Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W. 9, Schellingstr. 4 I.
Winkler, Vize-Admiral, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 210.
Winkler, Oberleutnant, Berlin W., Augsburger Strasse 15 I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Winterfeld, Geheimer Regierungsrat a. D. Dr., Gülitz (Priegnitz).
Wirth, Geh. Kommerzienrat, I. Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin, Stülerstr. 7.
Wirth, Leo, Schriftsteller, Charlottenburg, Leibnizstr. 104.
Wirth, Dr., Thalkirchen bei München.
Wissenschaftliche Bibliothek des Gouvernementslazaretts Tsingtau.
Witte, Lic. theol., Missionsinspektor, Berlin SW., Mittenwalder Str. 42.
Witter, Ludwig, Kgl. Kommerzienrath, Neustadt a. Haardt.
Witting, Geh. Reg.-Rat, Direktor der Nationalbank, Berlin W. 10, Stülerstrasse 6.
Witting, Frau, Berlin W. 10, Stülerstrasse 6.
Woelfer, Ingenieur, Berlin SW., Hallesche Strasse 19.
Wohltmann, Geh. Regierungsrat Professor Dr., Halle a. S., Gr. Steinstrasse 19 II.
Wolde, Georg, Kaufmann, Bremen, Stintbrücke 1.
Wolf, Johannes, Ingenieur, Dr., Berlin, Kaiser-Friedrich-Strasse 13 II.
Wolf, Franz, S. V. D. P., Katholischer Missionar, Atakpame (Togo).
Wolff, Julius, Dr., 1. Referent der Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer, Friedenau, Niedstr. 25.
Wolff, Frau, Friedenau, Niedstr. 25.
Wolff, E., Amtsrichter, Posen W 3, Helmholtzstr. 9.
Wolff, Hans, Dr. jur., Referendar, Potsdam, Behlertstr. 12.
Wolff, M., Dr., Berlin NW. 40, In den Zelten 11.
Wolffgramm, Kurt, Taubstummenlehrer, 1. Schriftführer der Abt. Liegnitz der D. K.-G., Liegnitz, Baumgartstr. 5.
Wolfhagen, R., Direktor d. Jaluit-Gesellschaft, Hamburg.
von Wrochem, Gerichtsassessor Dr., Hamm i. W., Soester Strasse No. 11 b.
*Wulff, Wilh., Königl. Landbau-Inspektor, Lankwitz, Villa Louise.
Wunderlich, Georg, Rechtsanwalt Dr., Berlin C. 2, Burgstr. 10 II.
Wuppermann, Hermann, Dr. rer. pol., Pinneberg in Holstein, Villa Wuppermann.
Wurst, Dr., Syndikus, Münster in Westfalen.
Wyneken, Robert, Direktor, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 31.

Yudt, Ferd., Missionar, Mülheim (Ruhr).

Zacharias, E., Professor Dr., Hamburg, Sophienterrasse 15 a.
Zache, Hans, Regierungsrat, Wilmersdorf, Holsteinische Strasse 13.
Zacher, Geheimer Regierungsrat Dr., Direktor im Kais. Statistischen Amt, Berlin W. 10, Lützow-Ufer No. 6/8.
von Zahn, Gustav, Dr., Hauptamtlicher Dozent für Geographie der Handelshochschule München, München, Ludwigstr. 4.
Zahn, Friedrich, Königl. Ministerialrat Dr., München, Lerchenfeldstr. 1.
Zander, Bürgermeister, Vorsitzender der Abt. Stargard i. Mecklbg. der Deutschen Kolonialgesellschaft, Stargard i. Mecklbg.
Gräfin von Zech, Frau Anna, Witzenhausen.
Zerban, Alexander, Fabrikbesitzer, Passau.
Zeyss, Richard, Dr. Syndikus, Vertreter der Handelskammer Crefeld, Crefeld.
Zickerick, Wilhelm, Oberleutnant a. D., Berlin W. 30, Lindauer Str. No. 2.
Ziegenhagen, Dr. med., Danzig.
Ziegler, Gustav, Landgerichtsrat, Kempten i. Algäu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziervogel, W., Königl. Bergrat, Stassfurt.

Ziethen, Major a. D., Berlin W. 15, Meinekestr. 14.

Zietz, Hugo, Inh. der Orient. Tabak und Zigarrenfabrik „Yenidze", Dresden-A.

Zimmerer, H., Professor Dr., 1. Vorsitzender der Abt. Regensburg d. D. K.-G., Regensburg, v.-d.-Tann-Strasse 15.

Zimmermann, R., Lübeck, Moltkestrasse 14.

Zimmermann, Dr., Oberstabsarzt a. D., Berlin W. 15, Kaiser-Allee 208.

Zintgraf, Dr., Berlin, Neue Ansbacher Strasse 11.

Zintgraff, Direktor, Berlin W., Mauerstr. 63/65.

Zoeppritz, Rudolf, Dr., Fabrikbesitzer, Heidenheim (Württemberg).

Zschock, Rechtsanwalt Dr., Berlin W. 9, Potsdamer Strasse 21 a I.

von Zülow, Hauptmann a. D., Südende-Berlin, Oehlerstr. 26.

von Zwehl, Theodor, Generalleutnant z. D., k. b. Kämmerer, München.

Zwick, Regierungsrat Professor Dr., Gr.-Lichterfelde-W., Margaretenstr. No. 34.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Gang der Verhandlungen.

Am Donnerstag, den 6. Oktober, vormittags 9½ Uhr, eröffnete der Präsident, Seine Hoheit der **Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg**, im grossen Sitzungssaale des Reichstags den Kongress mit folgender Ansprache:

„Zum drittenmal ist es mir vergönnt, von dieser Stelle aus einen Deutschen Kolonialkongress eröffnen und eine zahlreiche, glänzende Versammlung begrüssen zu dürfen. Ermutigt durch die Erfolge der Kongresse von 1902 und 1905, hat es die Deutsche Kolonialgesellschaft wiederum übernommen, Sie hierher zu laden. Die Erfahrungen zeigen, dass wir den rechten Weg eingeschlagen haben, um alle kolonialen Bestrebungen, die leider vielfach noch immer der Einheitlichkeit entbehren, in gemeinsamer Arbeit zu sammeln, zum Wohle des Ganzen: der Förderung und Entwickelung der Schutzgebiete, des neuen Deutschland.

Dass der von uns betretene Weg der richtige ist, beweist schon allein die bedeutende Steigerung, die die Zahl der Veranstalter des Kongresses erfahren hat. Von 70 Vereinen und Instituten, die den Deutschen Kolonialkongress 1902 veranstalteten, ist deren Anzahl in diesem Jahre auf 126 angewachsen. Gewiss ein erfreuliches Zeichen dafür, dass der Wohlfahrt und dem Gedeihen unserer Kolonien von allen Teilen des deutschen Volkes das regste Interesse bezeigt wird. Es gereicht mir deshalb zur besonderen Freude, die Vertreter aller der veranstaltenden Vereinigungen willkommen zu heissen und ihnen für die hohe Auszeichnung zu danken, die sie mir durch die Wahl zu ihrem Präsidenten erwiesen haben.

Sie alle werden noch wissen, dass der Kongress 1905 im Zeichen der Wirren und Nöte stand, von denen drei unserer afrikanischen Schutzgebiete heimgesucht wurden, indem damals die Kriegsfackel durch die Länder lohte, viel hoffnungsvolle Leben dahinraffend, viel aussichtsreiche Arbeit vernichtend. Damals erhoben unsere Gegner stürmisch ihre Stimme und erklärten unsere Kolonien nicht nur für überflüssig, wie bisher, nein, der schmerzlichen Opfer an Gut und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Blut, die das deutsche Volk darbringen musste, nicht wert und als schädlich für unser Vaterland. Heute können wir voll stolzer Zuversicht den Blick auf die Schutzgebiete richten. Deutscher Fleiss und deutsche Ausdauer haben die Spuren der Aufstände verwischt, das Land wird nutzbar gemacht, sein Inneres dem Verkehr erschlossen, dem Boden seine Schätze enthoben — es geht in unseren Kolonien mit machtvollen Schritten vorwärts.

Natürlich gibt es noch manche schwebende Frage zu lösen, manchen strittigen Punkt zu erörtern, und Sie alle werden mit mir darüber einig sein, dass ein mündlicher Austausch der Ansichten am schnellsten einen Ueberblick über die auseinandergehenden Anschauungen ermöglicht, dass nur durch ihn die führenden Gesichtspunkte gewonnen, nur durch ihn die Grundzüge der weiteren eingehenden Untersuchungen festgelegt werden können.

Der zahlreiche Besuch unseres jetzigen Kongresses ist mir der deutlichste Beweis, dass dies die allgemeine Auffassung aller kolonialfreundlichen Kreise ist. Doch sind nicht nur aus Deutschland und seinen Kolonien die Teilnehmer zu unserer Tagung herbeigeströmt, nein, von überall, wo deutscher Geist, wo deutsche Tatkraft und deutsche Vaterlandsliebe herrschen.

Und so dürfen wir mit voller Berechtigung hoffen und erwarten, auch diesmal dem uns gesteckten, hohen Ziele näher zu kommen und in ernster und sachlicher Beratung Mittel und Wege zu finden, die angetan sind, unsere Kolonien zu fördern und sie der Blüte entgegenzuführen, zu Nutz und Kräftigung unseres mit ihnen vereinten deutschen Vaterlandes.

Meine Herren, ich eröffne den Kongress. Als erstes scheint es mir in unserer Richtschnur zu liegen, demjenigen einen Huldigungsgruss zu senden, der für Deutschlands Machtentfaltung über See (die Versammlung erhebt sich) stets treu gesorgt hat, und ich schlage Ihnen vor, folgendes Telegramm abzusenden:

Seiner Majestät dem Kaiser, Rominten:

‚Euerer Majestät, dem erlauchten und machtvollen Schirmherrn der deutschen Schutzgebiete, entbietet der heute eröffnete, von 126 gemeinnützigen Vereinen und Instituten veranstaltete dritte deutsche Kolonialkongress ehrerbietigsten Huldigungsgruss. Er gelobt, unter Euerer Majestät Führung an der deutschen Kulturarbeit über See treu mitzuwirken.‘

Da die Herren sich erhoben haben, nehme ich an, dass Sie mit diesem Telegramm einverstanden sind.“ (Lebhafter Beifall.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Abgesandter Ihrer Majestät der Kaiserin ergriff alsdann, nachdem Seine Hoheit der Präsident ihn namens der Versammlung begrüsst, Kammerherr **von Behr-Pinnow** das Wort:

Eure Hoheit! Hochansehnliche Kongressversammlung! Ich habe die Freude, dem heutigen Kongress einen warmen Gruss Ihrer Majestät der Kaiserin zu überbringen. Ihre Majestät hat es sich infolge der Abwesenheit von Berlin leider versagen müssen, irgendwie in eine persönliche Beziehung zu dem Kongress zu treten. Ihre Majestät wollte aber wenigstens, dass durch meinen Mund hier ausgesprochen würde, dass Allerhöchst Dieselbe mit warmem Interesse den Verhandlungen des Kongresses folgen werde. Ihre Majestät hat sich vielfach zu verschiedenen Zeiten mit jenen Arbeiten befreundet und beobachtet, was hier zur Tagung steht, und überhaupt mit dem, was in den Kolonien draussen geschaffen wird und was sich dort ereignet hat. Ich erinnere an die Tätigkeit des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins in den Kolonien. Ich darf erwähnen, dass es Ihrer Majestät am Herzen liegt, dass die Stellung der deutschen Frau in den Kolonien eine ihrer Würde entsprechende ist, dass die deutsche Frau mit allen ihren Tugenden einwirke auf die Männer, und dass sie sich dieselbe Stellung bereite, die hierzu erforderlich ist. Ich erinnere daran, dass ihre Majestät alle diejenigen Bestrebungen mit lebhaftem Interesse verfolgt, welche darauf hinzielen, deutsche Missionsärzte ins Ausland zu senden, und vieles andere mehr. Ihre Majestät wünscht dem Kongress durch mich eine wohlgelungene glückliche Tagung zum Heile des deutschen Vaterlandes, seines Blühens und Gedeihens, speziell in seinen Kolonien.

Seine Hoheit, der Präsident, dankte mit folgenden Worten: „Ich darf wohl in Ihrer aller Namen den Herrn Vertreter Ihrer Majestät bitten, Ihrer Majestät den tiefgefühltesten Dank des Kongresses zum Ausdruck bringen zu wollen und dabei zu erwähnen, wie in allen kolonialen Kreisen, besonders denen, die sich mit der Wohlfahrt in den Kolonien beschäftigen, stets und dankbar des grossen Interesses Ihrer Majestät gedacht wird."

In Vertretung des durch Krankheit am persönlichen Erscheinen verhinderten Staatssekretärs von Lindequist begrüsste nunmehr der Unterstaatssekretär des Reichskolonialamts, Dr. **Böhmer,** die Versammlung wie folgt:

„Eure Hoheit, meine hochverehrten Damen und Herren! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die zum dritten deutschen Kolonialkongress so zahlreich versammelten Vertreter von Vereinen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbänden und Instituten seitens des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Reichskolonialamts herzlich zu bewillkommnen. Zugleich hat der Staatssekretär von Lindequist mich gebeten, den Herren Veranstaltern und Teilnehmern des Kongresses sein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, dass es ihm infolge seiner durch eine unaufschiebbare Badekur erforderlich gemachten Abwesenheit von Berlin unmöglich gemacht worden ist, den Verhandlungen des Kongresses persönlich beizuwohnen.

Meine Damen und Herren! Ueber Ihrer letzten Tagung im Jahre 1905 lagerten schwere Schatten, wie Ihr durchlauchter Herr Präsident bereits erwähnt hat. Es litten unsere drei grössten afrikanischen Schutzgebiete unter den Wirren und Nöten, die in viele deutsche Familien schweres Leid gebracht, und die viele wirtschaftliche und kulturelle Güter, die mit Opfermut errungen waren, zerstört haben. In manches deutsche Herz, das freudig der kolonialen Bewegung entgegengeschlagen, hatte sich Kleinmut und Verzagung eingeschlichen. Es war der traurige Zeitpunkt des absoluten Niederganges der kolonialen Bewegung gekommen, der Zeitpunkt, in dem unsere Gegner den Augenblick für gekommen halten konnten, zu einem Vernichtungsschlag gegen unsere Kolonialpolitik auszuholen. In dieser trüben Zeit der Prüfung bedeutete der zweite deutsche Kolonialkongress insofern eine wertvolle Unterstützung der kolonialen Sache, als es sich auf diesem Kongress zeigte, dass noch Männer in Deutschland vorhanden waren, die den Mut besassen, persönlich dem allseits um sich greifenden Pessimismus entgegenzutreten und öffentlich erklärten, dass sie sich im Glauben an die kulturelle und wirtschaftliche Zukunft unserer Kolonien nicht irre machen liessen. Es wird für alle Zeit ein schönes Zeichen deutschen Idealismus bleiben, dass damals auf diesem Kongress Männer der Wissenschaft und des Geschäftslebens aufgetreten sind, die, gestützt auf ihre wissenschaftliche Forschung und geschäftliche Erfahrung, das Dogma vertreten haben, dass wir in Deutschland Kolonien brauchen und dass die Befolgung einer zielbewussten Kolonialpolitik für Deutschland eine Bedeutung habe, nämlich die der nationalen und der wirtschaftlichen Selbsterhaltung. Meine Damen und Herren! Diese Kämpfer für unsere koloniale Sache, sie haben Recht behalten. Seit Ihrer letzten Tagung sind fünf Jahre in das Land gegangen, und wir können ohne Ueberhebung getrosten Mutes sagen: in diesen fünf Jahren hat unsere koloniale Sache einen mächtigen Schritt vorwärts gemacht. Eine Reihe überseeischer Bewegungen hat eine wirtschaftliche Entwickelung genommen, die selbst weitgehende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffnungen übertroffen hat. Der koloniale Gedanke ist in die weitesten Kreise des deutschen Volkes hineingetragen worden und hat Einzug gehalten auch in dieses Haus, in die deutsche Volksvertretung. Das Vertrauen des deutschen Publikums auf die finanzielle Prosperität unserer kolonialen Anlagen wächst mehr und mehr. Mehr und mehr tritt auch das deutsche Grosskapital aus der zurückhaltenden Stellung, die es bis jetzt eingenommen hat, hervor. Mehr denn je sind die kolonialen Angelegenheiten in den Vordergrund des Interesses getreten. Die so erfreulich fortschreitende Erschliessung unserer Schutzgebiete stellt an die Kolonialverwaltung fortgesetzt neue und grosse Aufgaben. Technische und kommerzielle Probleme, an die noch vor kurzem niemand dachte, drängen sich auf. Immer neue rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Fragen drängen auf alsbaldige Lösung. In diesem Stadium des Fortschrittes der Erschliessung unserer Kolonien kann die Reichskolonialverwaltung keine mächtigere Unterstützung finden, als in den Anregungen und Belehrungen, die wir aus den Verhandlungen einer so hervorragenden, sachverständigen Delegiertenversammlung schöpfen können, wie sie der deutsche Kolonialkongress darstellt. Seien Sie überzeugt, dass wir Ihren Verhandlungen mit warmem Interesse und voller Aufmerksamkeit folgen werden. Indem ich die Ehre habe, Ihnen einen herzlichen Willkommengruss der Reichsverwaltung zu entbieten, gestatte ich mir, der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck zu verleihen, dass Ihre Verhandlungen zu gutem Ziele führen, zu Nutz und Frommen der kolonialen Sache und des gesamten deutschen Vaterlandes."

Seine Hoheit der Präsident fügte diesen Ausführungen die nachstehenden Worte hinzu:

„Anschliessend an die liebenswürdigen Worte der Begrüssung des Herrn Vorredners habe ich auch die Freude, Ihnen den Gruss unseres alten Mit- und Vorkämpfers auf kolonialem Gebiete, des Herrn Staatssekretärs von Lindequist zu übermitteln. Er ist leider durch ein äusseres Leiden momentan verhindert, heute hier zu sein. Namens des Deutschen Kolonialkongresses wünsche ich ihm die reichsten und schönsten Erfolge bei seiner Wirksamkeit. Möge er gleich seinem Vorgänger sich als ein kräftiger Förderer kolonialer Wünsche und Bestrebungen weiter Kreise unseres deutschen Volkes erweisen. Dabei gebe ich gleichzeitig meinem aufrichtigen Bedauern Ausdruck, nicht in der Lage zu sein, ihn heute hier persönlich begrüssen zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bitte den Herrn Unterstaatssekretär, auch dem Herrn Reichskanzler unseren wärmsten Dank und Gruss zu übermitteln. Ihm, dem Herrn Unterstaatssekretär, danke ich besonders dafür, dass er soeben in so verständnisvoller, mitfühlender Weise unseren Kongress begrüsst hat. Ich bitte ihn endlich auch, dem Herrn Staatssekretär unsere besten Wünsche für seine baldige Genesung übermitteln zu wollen."

Das Wort erhielt alsdann Oberbürgermeister **Kirschner,** Berlin:

„Meine hochverehrten Damen und Herren! Namens der Stadt Berlin gestatte ich mir, Sie herzlichst zu begrüssen. Sie haben sich wiederum in der Hauptstadt des Deutschen Reiches versammelt, um an einem grossen und schweren Werk mitzuarbeiten. Sie wollen fördern die Entwickelung der deutschen Kolonien, fördern damit unser deutsches Vaterland. Die Stadt Berlin nimmt an Ihren Beratungen innigsten Anteil. Wirkt doch jede Erweiterung und Kräftigung des deutschen Vaterlandes zurück auf die Hauptstadt des Deutschen Reiches; ziehen doch viele Berliner hinaus in unsere Kolonien, denen Sie Ihre Fürsorge gewidmet haben. Ich wünsche Ihnen, dass Sie in unserer Stadt angenehme Tage verleben, und gebe der Hoffnung Ausdruck, dass Ihre Bestrebungen grosse Erfolge erringen und segensreich wirken mögen für unser geliebtes deutsches Vaterland."

Seine Hoheit der Präsident entgegnete:

„Ich darf dem Herrn Oberbürgermeister den besten Dank sagen für die freundlichen Worte der Begrüssung, die er uns heute wieder gewidmet hat. Wir werden nie vergessen, mit welchem Verständnis er stets unsere Bestrebungen verfolgt hat.

Ich darf noch den Herrn Vize-Präsidenten des Reichstages bitten, dem Herrn Präsidenten unseren wärmsten Dank zu übermitteln dafür, dass er zu unseren Verhandlungen wiederum die schönen Räume dieses Hauses zur Verfügung gestellt hat."

Sodann wurde in die Verhandlungen eingetreten, und es folgten die nachstehenden Vorträge, die der besseren Uebersicht wegen nach den Materien unter die Abhandlung „Vorträge und Diskussionen" in die einzelnen Sektionen eingeordnet sind.

Als erster sprach der Präsident der Handelskammer in Hamburg, Herr Schinckel, über „Die Kolonialwirtschaft als Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft" (s. S. 1037).

Hierauf folgte Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer, Leipzig, der eine „Uebersicht über die Ergebnisse der Expeditionen der landeskundlichen Kommission des Reichs-Kolonialamtes" gab (s. S. 5).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schluss erhielt das Wort Herr Graf von Goetzen, Kgl. Preussischer Gesandter in Hamburg, zu seinem Vortrage „Ueber die Besiedelungsfrage in den Kolonien" (s. S. 872).

Nachdem Herr Staudinger noch eine Aufforderung zum Besuch der staatlichen Institute an die Versammlung gerichtet hatte, wurde die erste Plenarsitzung geschlossen.

Am Nachmittag tagten sämtliche Sektionen. Für die in den Sektionen gehaltenen Vorträge und Diskussionen siehe die Abteilung „Die Vorträge und Diskussionen".

Am Freitag, den 7. Oktober, vormittags 9½ Uhr, eröffnete der Präsident, S. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** die Sitzung mit der Mitteilung, dass die Antwort Sr. Majestät des Kaisers auf das Huldigungstelegramm des Kolonialkongresses eingegangen sei. (Die Versammlung erhebt sich.)

Sie lautet:

Kadinen.

Ich habe mich über die freundliche Begrüssung des Dritten deutschen Kolonialkongresses sehr gefreut und bitte Eure Hoheit, allen Teilnehmern meinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich werde die treue Mitarbeit der beteiligten Vereine und Institute an dem Ausbau und der Förderung der deutschen Kolonien auch ferner mit meinem lebhaftesten Interesse begleiten.

Wilhelm.

(Lebhafter Beifall.)

Es folgen die Vorträge der Herren Prof. Dr. Schilling, Berlin: „Welche Bedeutung haben die Fortschritte der neuen Tropenhygiene für unsere Kolonien?" (s. S. 162), Regierungsrat Prof. Dr. Zöpfl, Berlin, über „Die Entwickelung und Aussichten des Handels der Kolonien" (s. S. 760), Pfarrer D. Richter, Schwanebeck, über „Das Problem der Negerseele und die sich daraus ergebenden Folgerungen" (s. S. 609).

Da ein Antrag des Herrn Grafen Dürckheim, Hannover, die Diskussion über diesen Vortrag in Anbetracht der vorgerückten Zeit in die Sitzung der Sektion 4 zu verlegen, keine Annahme findet, muss der Vortrag des Herrn Geheimrats Prof. Dr. Köbner auf den kommenden Tag verlegt werden, wo er auf Vorschlag Sr. Hoheit des Herrn Präsidenten an zweiter Stelle gehalten werden soll.

Am Nachmittag desselben Tages und am Sonnabend vormittag fanden wiederum Sektionssitzungen statt (s. die Abteilung „Die Vorträge und Diskussionen").

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Sonnabend, den 8. Oktober, nachmittags 2 Uhr, eröffnete der Stellvertreter des Präsidenten, Kaiserlicher Botschafter a. D. **von Holleben,** die Sitzung und erteilte Herrn Geh. Oberbaurat Baltzer, Berlin, das Wort zu seinem Vortrage über „Die Fortschritte des Eisenbahnbaus und der Technik in den Kolonien" (s. S. 778). Sodann sprach Herr Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. Köbner, Berlin, über „Die Reform des Kolonialrechts" (s. S. 386), Stabsveterinär Rakette, Berlin, über „Die Seuchen der Haustiere in ihrer Bedeutung für unsere Schutzgebiete" (s. S. 185), und Herr Said Ruete, London, über „Die gemeinsamen Interessen Deutschlands und Englands in der Kolonialpolitik und auf dem Weltmarkte" (s. S. 1044).

Als letzter Punkt der Tagesordnung wurde sodann in die Beratung und Beschlussfassung über die von den Sektionen eingebrachten Resolutionen eingetreten, die in einem besonderen Abschnitt des Werkes behandelt sind (s. S. 1187 ff.).

Nunmehr erhielt Graf **Dürckheim,** Hannover, das Wort zu folgendem Antrage:

„Wie nach Schluss der letzten Tagung des letzten Kongresses würden wir ohne Organ sein, wenn ein solches nicht gewählt würde, das die Tagung des nächsten Kongresses einleitet und vorbereitet. Ein entsprechender Antrag ist vorigesmal angenommen worden, dass der Ausschuss bis zum jetzigen Kongress in Funktion bliebe. Diesem Antrag entsprechend, würde seine Funktion mit Schluss der heutigen Tagung, der diesjährigen Session, erledigt sein. Damit dieser Uebelstand beseitigt wird, erlaube ich mir, folgenden Antrag Ihrer Annahme zu empfehlen:

Die Versammlung ernennt den jetzigen Arbeitsausschuss zu ihrem Ständigen Ausschuss mit dem Rechte der Ergänzung.

Es braucht also, wenn dieser Antrag angenommen wird, im nächsten Jahre nicht wieder ein Ausschuss gewählt zu werden bis zur nächsten Tagung. — Weiter:

Die Versammlung gibt diesem ständigen Ausschuss die Vollmacht, den nächsten Kolonialkongress innerhalb der nächsten fünf Jahre, je nach seinem Ermessen, einzuberufen. Treten besondere Umstände ein, so kann der Ständige Ausschuss den Kongress auch später als innerhalb der angegebenen Frist einberufen.*)

Ich glaube, dass dieser Antrag absolut notwendig ist, und ich empfehle ihn aufs wärmste Ihrer Annahme."

*) Siehe „Die Resolutionen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Antrag wurde, wie Seine Hoheit der Präsident feststellte, einstimmig angenommen, und der Arbeitsausschuss erklärte sich durch Seine Hoheit bereit, die Wahl anzunehmen. Der Präsident, Seine Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** führte aus:

„Im Namen des Arbeitsausschusses darf ich unseren wärmsten Dank für die Wahl zum Ausdruck bringen und erklären, dass wir sämtlich die Wahl annehmen.

Dann liegt mir noch ob, im Namen der Versammlung allen denjenigen Persönlichkeiten, die sich um das Zustandekommen dieses Kongresses eine so ausserordentliche Mühe gegeben haben, unsern wärmsten Dank auszusprechen. Da ist der Arbeitsausschuss mit den Herren Obmännern der einzelnen Sektionen und den Herren, die sich der Mühe unterzogen haben, teils die Sektionen zu leiten, teils als Redner des Wissenswerten eine solche Fülle zusammenzubringen, dass dieser Kongress ein ganz besonders fruchtbarer genannt werden muss. Aber ich möchte auch der stillen Arbeit derer gedenken, die im Bureau und in vielen vorbereitenden Sitzungen dem Kolonialkongress vorgearbeitet haben. So darf ich den Kolonialkongress schliessen mit dem freudigen und dankbaren Rückblick darauf, dass die koloniale Bewegung immer weitere Kreise unseres Vaterlandes mit sich gerissen hat und immer bedeutendere Kräfte ans Tageslicht hinaufzieht. Möge auch dieser Kongress eine weitere Stufe sein in der glänzenden und ungeahnt schnellen Entwickelung unserer deutschen Kolonialbewegung."

Das Schlusswort erhielt alsdann D. Graf **Vitzthum von Eckstädt,** Dresden:

„Es ist mir die ehrenvolle Aufforderung zuteil geworden, noch der Mund eines Dankes für unsern Kongress zu sein. Der Deutsche Kolonialkongress hat es mit besonderem Dank und mit Freude zu begrüssen, dass ein deutscher Fürst sich bereitgefunden hat (stürmischer Beifall), der Leiter dieser Kongresse zu sein. Auch hier gilt zum Gelingen einer grossen Versammlung das alte Wort Homers: ‚Einer sei der Herr!' Wir freuen uns, in Seiner Hoheit einen Herrn gefunden zu haben, der sein Amt gerecht, vornehm und liebenswürdig vertritt. Wir sprechen unseren Dank aus mit dem Rufe: ‚Seine Hoheit lebe hoch!'"

Die Versammlung erhob sich und stimmte dreimal in den Hochruf ein.

Seine Hoheit der Präsident schloss darauf die Sitzung des Kolonialkongresses 1910 mit einem Dankwort an die Versammlung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **P. Staudinger,** Berlin.

Vorsitzende: Herr Geh. Regierungsrat, Professor Dr. **Hermann Wagner,** Göttingen.

Geh. Regierungsrat, Professor Dr. **Wittmack,** Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule, Berlin.

Professor Dr. **Thilenius,** Direktor des Museums für Völkerkunde, Professor am Kolonialinstitut Hamburg.

Oberbergamtsdirektor, Berghauptmann **Schmeisser,** Breslau.

Schriftführer: Dr. **la Baume,** Assistent am Zoologischen Museum zu Berlin.

Alfred Maass, Privatgelehrter, Bibliothekar der Anthropologischen Gesellschaft, Berlin.

Dr. **F. Thorbecke,** Professor an der Handelshochschule Mannheim.

Dr. **P. Vageler,** Königsberg.

Dr. **Walden,** Assistent am Museum für Völkerkunde, Berlin.

Eröffnung:

Obmann **P. Staudinger,** Berlin: Zum dritten Male tagt der Deutsche Kolonialkongress in der gegenwärtigen Form. Schon der erste Kolonialkongress zeigte, dass ein Kongress, dessen Begründer die verschiedensten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen, ethischen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

praktischen Vereine und Körperschaften waren, ebenso streng sachlich erspriesslich arbeiten konnte, wie jeder andere Kongress der alten Fachwissenschaften. Die Teilung in Sektionen ermöglichte das Vertiefen in die verschiedensten Gebiete, während die Plenarvorträge wiederum alle Teilnehmer zusammenführten. Die Kongresswerke legen von der eifrigen, intensiven Arbeit Zeugnis ab und müssen ohne Ueberhebung neben die besten Veröffentlichungen anderer grosser Tagungen gestellt werden. Hat nun aber bereits der erste und noch mehr der zweite Kongress die Existenzberechtigung und die Wichtigkeit der Sektion I bewiesen, so bestätigt dies der dritte Kongress beinahe noch mehr als die früheren. Eine grosse Anzahl von Vorträgen steht auf dem Programm, aber noch mehr beinahe, als angenommen werden konnten, mussten aus Zeitmangel abgewiesen werden, und es befanden sich darunter Anmeldungen von hochbedeutenden Forschern! Naturgemäss ist es unmöglich, dass bei der grossen Zahl der verschiedenen Wissenschaften, welche die Sektion I umfasst, mehr als ein bis zwei Vorträge auf jede Disziplin fallen, und es wurden in der Hauptsache nur Vorträge über allgemeine Themata aufgenommen.

Die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Forschung und das enge Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis ist gerade bei der kolonialen Bewegung, ebenso wie auf anderen Gebieten, anerkannt worden, und aus diesem Grunde hat die Sektion I auch auf diesem Kongress ihre volle Berechtigung und, wie das Erscheinen so vieler Besucher zeigt, ein weitgehendes Interesse! Mögen die Arbeiten der Sektion von Nutzen für die Kolonien und die Wissenschaft sein!

Als Vorsitzende resp. stellvertretende Vorsitzende sowie als Schriftführer wurden die obengenannten Herren vorgeschlagen und von der Versammlung angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uebersicht über die Ergebnisse der Expeditionen der Landeskundlichen Kommission des Reichskolonialamtes.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. **Hans Meyer**, Leipzig.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, vormittags)

Im Juli 1904 wurde im damaligen Kolonialrat durch Kolonialdirektor Stübel auf meinen Antrag eine Kommission eingesetzt, die einen Plan zu einer einheitlichen landeskundlichen Erforschung unserer Schutzgebiete ausarbeiten und bei der Ausführung dieses Planes mitwirken sollte. Mitglieder dieser Kommission sind gegenwärtig die Herren Hans Meyer (Vorsitzender), Albrecht Penck, Karl Schmeisser, Georg Scheinfurth, Paul Staudinger, Ernst Vohsen. Bei Auflösung des Kolonialrats 1906 blieb die Landeskundliche Kommission bestehen; sie wurde vom Staatssekretär Dernburg in eine ständige Kommission des Reichskolonialamts umgewandelt und ihr seitens der Regierung die Herren Geheimrat Freiherr v. Danckelman und Geheimrat Ebermaier zugeordnet.

Im Mittelpunkt des Arbeitsplanes, den die Kommission bei Beginn ihrer Tätigkeit aufgestellt hat, steht die geographische Erforschung der Schutzgebiete im Sinne der modernen kausativen Geographie, die sich nicht damit begnügt, die Dinge und Menschen in den Ländern zu beschreiben, sondern die den grossen ursächlichen Zusammenhang aller Erscheinungen eines Erdraumes erkennen und zu lebendiger Anschauung bringen will. Es sind also die Disziplinen der Topographie mit Kartographie, der Geologie, der Meteorologie, der Gewässerkunde, der Botanik, der Zoologie und der Völkerkunde, mit ihren verschiedenen Unterabteilungen, die sich zur geographischen Erforschung eines Landes vereinigen. Aus den gegenseitigen Beziehungen der Natureigenschaften und der Menschen ergeben sich schliesslich die wirtschaftlichen Wirklichkeiten und Möglichkeiten, die durch unsere koloniale Arbeit genutzt und weiterentwickelt werden können.

In der Hauptsache sind es drei Wege, die zur landeskundlichen Erforschung eines Gebietes führen, und alle drei sind von der Kommission je nach Sachlage und Bedarf beschritten worden:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Aussendung von allseitig geschulten Geographen in selbständigen Expeditionen oder in Angliederung an Grenzkommissionen, an militärische Unternehmungen u. dergl.
2. Aussendung von speziellen Fachmännern der Geologie, der Botanik, Zoologie, Völkerkunde usw., deren Untersuchungen uns einen Teil der geographischen Beschaffenheit eines Gebietes kennen lehren.
3. Unterstützung anderer, nicht durch Ausgesandte der Kommission ausgeführter landeskundlicher Arbeiten.

Die Berichte und Resultate der Expeditionen der Landeskundlichen Kommission werden in Danckelmans „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" und im „Deutschen Kolonialblatt" veröffentlicht. Die Geldmittel für die Aussendung der Expeditionen und für die Ausführung der übrigen Arbeiten wurden vom Reichskolonialamt aus dem Afrikafonds bereitgestellt.

Schon im Frühjahr 1906 wurde der jetzige Privatdozent an der Universität Heidelberg, Herr Dr. Fritz Jäger, mit Herrn Eduard Oehler nach Ostafrika zur Erfoschung des grossen, abflusslosen, vulkanreichen Gebietes zwischen Victoriasee und Kilimandjaro entsandt. Bis Anfang 1907 ist die Jägersche Expedition in jenem Gebiet tätig gewesen, hat vor allem die Westseite des Kilimandjaro bis in die Gipfelregion genau untersucht und dann westlich vom Grossen Ostafrikanischen Graben das merkwürdige Land der Riesenkrater erforscht. Das Hauptergebnis dieser Reise sind erstens Jägers „Forschungen in den Hochregionen des Kilimandjaro" im 22. Bd. der Danckelmanschen Mitteilungen mit 2 Originalkarten, und zweitens eine landeskundliche Monographie des „Hochlandes der Riesenkrater und der umliegenden Hochländer von Deutsch-Ostafrika" nebst 2 grossen Karten, die in zwei Ergänzungsheften der Danckelmanschen Mitteilungen im Laufe dieses Winters erscheinen werden.

Diese wie die übrigen Karten der Expeditionen der Landeskundlichen Kommission sind in der von Moisel und Sprigade sehr übersichtlich angeordneten grossen Kartenausstellung des Kongresses zu einer besonderen Gruppe zusammengestellt.

Ziemlich gleichzeitig mit der Jägerschen Expedition führte Herr Prof. Dr. Karl Weule im Auftrag der Landeskundlichen Kommission völkerkundliche Studien im äussersten Südosten Deutsch-Ostafrikas aus. Im Hinterland von Lindi-Mikindani und am mittleren Rowuma hat Prof. Weule das merkwürdige Völkergemisch der Wajao, Makua, Makonde, Wangoni usw. untersucht und eine ausgezeichnete Schilderung dieser Völker entworfen. Veröffentlicht sind diese Forschungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter dem Titel: „Wissenschaftliche Ergebnisse meiner ethnographischen Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas" im Ergänzungsheft 1 der Danckelmanschen Mitteilungen 1908, und ferner in einem reich illustrierten Buch: „Negerleben in Ostafrika" (1908, Brockhaus, Leipzig). Die umfangreiche ethnographische Sammlung Weules ist zum grösseren Teil in das Berliner Museum für Völkerkunde gekommen.

Nach der Rückkehr der Expeditionen Weule und Jäger zogen 1907 im Auftrag der Landeskundlichen Kommission die Geographen Prof. Dr. Kurt Hassert und Prof. F. Thorbecke nach Kamerun, wo sie das Kamerungebirge, ferner das Manenguba-Gebirgssystem, drittens die nördlich sich anschliessenden Hochländer des mittleren Nordwestkamerun genauer erforschen und kartographisch aufnehmen sollten. Die Expedition hat diese Aufgaben gelöst, indem sie nordwärts bis Banjo das gesamte durchzogene Gebiet kartographisch aufnahm, untersuchte und absammelte.

Allgemeine Berichte dieser Kamerunexpedition mit Kartenskizzen sind in Danckelmans Mitteilungen 1908 erschienen. Die monographische Bearbeitung erstens des Kamerungebirges und zweitens der übrigen Reise wird mit 2 Karten in Danckelmans Mitteilungen Anfang nächsten Jahres erscheinen.

Kurz bevor die Expedition Hassert-Thorbecke zurückkehrte, hatte die Landeskundliche Kommission bereits eine zweite Expedition nach Mittelkamerun entsandt, diesmal eine fachmännisch-botanische und -zoologische, unter Mitwirkung des Kgl. Preussischen Kultusministeriums. Diese vom Botaniker Ledermann und dem Zoologen Riggenbach ausgeführte Expedition ist von Mitte 1908 bis gegen Ende 1909 in den Ländern vom Kameruner Küstenstrich an durch Manenguba, Bamenda, Adamaua bis nach Garua und Tibati gereist und hat eine ausserordentlich wertvolle Sammlung von mehreren tausend Pflanzen und Tieren mitgebracht. Die Ergebnisse der Bearbeitung werden in den Publikationen der Königlichen Museen Berlins erscheinen.

Nachdem durch die bisher genannten vier Expeditionen die landeskundliche Erforschung unserer afrikanischen Schutzgebiete nach Möglichkeit gefördert worden war, kam für die nächste Expedition die deutsche Südsee in Betracht. Es ist dies die Forschungsreise des Geographen Prof. Karl Sapper und des Ethnographen Dr. Georg Friederici, die im März 1908 im Auftrag der Kommission nach Neumecklenburg gingen, um unser Wissen von den Natur- und Völkerverhältnissen des nördlichen Bis-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

marckarchipels zu vervollständigen. Die beiden Herren haben teils gemeinsam, teils getrennt bis September 1908 die Inselgruppen von Neuhannover, Neumecklenburg, Neulauenburg, Buka, Bougainville u. a. erforscht, wobei namentlich für die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Archipele eine umfassende Uebersicht gewonnen wurde.

Während Prof. Sapper Ende 1908 nach Deutschland zurückkehrte, setzte Dr. Friederici vom März 1909 an im Auftrag des Hanseatischen Südsee-Syndikats seine Bereisung der Südseearchipele fort, machte auch verschiedene Vorstösse in das Innere von Neuguinea und brachte im Mai 1910 eine ausserordentlich reiche landeskundliche Ausbeute heim. Eine von Sapper ausgearbeitete Gesamtschilderung Neumecklenburgs und Neuhannovers mit ethnographischen Beiträgen Friedericis wird nach Fertigstellung der Karten als Ergänzungsheft von Danckelmans Mitteilungen herausgegeben werden. Weitere geographische und ethnographische Arbeiten Friedericis werden folgen.

Nach der Rückkehr der Expedition Sapper-Friederici wurde von der Landeskundlichen Kommission eine aus mehreren Fachmännern der landeskundlichen Disziplinen zusammengesetzte Expedition nach Neuguinea entsandt, nachdem das Reichskolonialamt mit der holländischen Regierung Verhandlungen über die Aussendung einer gemeinsamen Expedition zur Festlegung der deutsch-niederländischen Grenze im Westen von Kaiser-Wilhelmland und zur geographischen Erforschung des ganzen Grenzgebietes abgeschlossen hatte. Zum Führer der deutschen Expeditionsabteilung wurde der Professor der Geographie Leonhard Schultze gewählt und zu anderen Teilnehmern der Geolog Stollé, der Arzt und Naturforscher Dr. Kopp und der Astronom Oberleutnant Findeis.

Die deutsche Expedition reiste Februar 1910 nach der Mündung des Tamiflusses, wo schon seit längerer Zeit ein holländisches Standlager eingerichtet war. Nachdem von dort aus Proviantetappen ins Innere vorgeschoben waren, sind Anfang Juni die beiden Haupttrupps ins Innere eingedrungen, wobei mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen war. Laut Bericht vom 20. Juli sind sie nach Ueberschreitung eines bisher unbekannten hohen Gebirges bis 3° 20′ s. Br. vorgedrungen, bis zu einem neu entdeckten, nach Westen strömenden Fluss, wo wegen der Unmöglichkeit weiterer Verproviantierung umgekehrt werden musste. Ende Juli war die Hauptexpedition wieder an der Küste. Nun aber wurde Anfang August eine Reise auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Kaiserin-Augustafluss begonnen, um von diesem aus nordwärts bis zum Endpunkt der ersten Route vorzudringen. Gegenwärtig dürfte die Expedition, wenn alles glückt, sich ihrem Ziele nähern.

So hat die Landeskundliche Kommission in den fünf Jahren ihres Bestehens sechs grosse Expeditionen in die deutschen Schutzgebiete entsandt. Damit war aber die Tätigkeit der Kommission nicht erschöpft, sondern sie hat auch an der Ausführung anderer, nicht von ihr selbst ausgesandter Expeditionen mitgearbeitet. Die grösste und ergebnisreichste dieser Unternehmungen ist die ostafrikanische Expedition S. Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, die vom Frühjahr 1907 bis Sommer 1908 Ost- und Zentralafrika bereist hat und speziell im Nordwesten Deutsch-Ostafrikas, in Ruanda, am Kiwusee und im Kirungavulkangebiet landeskundliche Forschungen ausgeführt hat. Nicht weniger als sechs Fachmänner der Landeskunde waren an dieser Expedition beteiligt, und die Resultate an Beobachtungen sowohl wie an Sammlungen sind glänzend.

Für diese Expedition hatte die Landeskundliche Kommission auf Veranlassung des Reichskolonialamts den Forschungsplan mitbearbeitet, ihn auf grössere Gebiete Deutsch-Ostafrikas ausgedehnt und die Mitnahme eines Geologen bewirkt. Das Reichskolonialamt hat darauf das Unternehmen mit einer beträchtlichen Subvention unterstützt. Hierdurch ist es möglich gewesen, nicht nur die Expedition in dem geplanten erweiterten Masse durchzuführen, sondern auch nach der Rückkehr einen Fonds für die wissenschaftlichen Veröffentlichungen sicherzustellen. Von den vorgesehenen sieben wissenschaftlichen Bänden ist Bd. 1 bis auf weniges fertig und wird um die Jahreswende erscheinen können. Ihm werden die drei prachtvollen, von Oberleutnant Weiss aufgenommenen Karten unseres Grenzgebietes am Kiwusee und an den Kirungavulkanen beigegeben. Von den botanischen und zoologischen Bänden sind einige Lieferungen erschienen.

Unter den anderen Subventionen seien nur noch zwei genannt. 1908 wurde es durch sie dem Prof. Uhlig ermöglicht, seine grosse Karte der von ihm bereisten Länder im Gebiet des Grossen Ostafrikanischen Grabens auszuführen. Die Karte und der dazugehörende erste Teil der wissenschaftlichen Reiseergebnisse Uhligs ist als Ergänzungsheft 2 der Danckelmanschen Mitteilungen 1909 erschienen. Eine andere Subvention ist von der Landeskundlichen Kommission für die westafrikanische Expedition des Herrn Leo Frobenius 1909 befürwortet worden, auf welcher Frobenius in Togo wichtige ethnographische und wirtschaftsgeographische Studien ausgeführt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf dem Weg planmässiger Forschung, den die Kommission in den verflossenen fünf Jahren gegangen ist, wird sie auch in Zukunft weiterschreiten. Zunächst wird sie wahrscheinlich die Erforschung der Schutzgebiete Togo und Südwestafrika ins Auge fassen, denn der ursprüngliche Arbeitsplan beabsichtigte, einen gewissen Turnus in der Erforschung der Kolonien einzuhalten, so dass im Laufe mehrerer Jahre Ost-, West-, Südwestafrika und die Südsee nacheinander an die Reihe kommen.

Die Kommission ist stets zugänglich für sachliche Anregungen und Wünsche, soweit sie landeskundlichen Inhalt haben. Wie die Kommission am Anfang ihrer Tätigkeit sich in Beziehung gesetzt hat zu zahlreichen landeskundlich interessierten Gesellschaften, Instituten, Missionen, so hat sie auch diese Fühlung beibehalten und vielfache Förderung durch sie erfahren. Es wäre aber sehr zu wünschen, dass sich der Kreis der Interessenten und Mitwirkenden noch viel mehr erweiterte. Schon hat in sehr dankenswerter Weise die Beteiligung von bundesstaatlichen Museen an der Tragung der Kosten einzelner Expeditionen begonnen. Es wäre aber auf das lebhafteste zu begrüssen, wenn auch Privatleute an den Bestrebungen der Kommission zur landeskundlichen Erforschung der Schutzgebiete teilnähmen. Ich möchte deshalb auch an diesen grossen Kongress die Bitte richten: Helfen Sie mit an der gründlichen Erforschung unserer Schutzgebiete, indem Sie entweder tüchtige sachkundige Männer veranlassen, sich zur aktiven landeskundlichen Mitarbeit mit dem Reichskolonialamt oder mit der Landeskundlichen Kommission in Verbindung zu setzen, oder indem Sie die Unternehmung und Ausführung dieser landeskundlichen Forschungen durch finanzielle Zuwendungen erleichtern.

Geheimer Oberregierungsrat **Engler**, Berlin: Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, meinen Dank der Landeskundlichen Kommission dafür auszusprechen, dass sie auch die botanische Seite bei diesen Expeditionen mit im Auge gehabt hat. Es haben die Expeditionen Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg und des Herrn Ledermann ausserordentlich viel dazu beigetragen, unsere Kenntnis der Pflanzenwelt Afrikas erheblich zu fördern. Zwar hatten wir schon durch die Expedition von Emin Pascha, begleitet von Herrn Dr. Stuhlmann, Kenntnis von einem Teile Zentralafrikas erhalten, der dann später durch die Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg genauer erforscht worden ist; aber die Sammlungen, welche Dr. Mildbraed, der Begleiter dieser Expedition, zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sammenbrachte, haben die Stuhlmannschen Sammlungen wesentlich ergänzt, und namentlich ist dadurch noch mehr bestätigt worden, dass die Flora, welche man früher auf das westliche Afrika und das Kongobecken beschränken zu müssen glaubte, sich bis zum westlichen Fusse des Ruwenzorigebirges erstreckt.

Was die Expedition des Herrn Ledermann betrifft, so hat sie uns ausserordentliche Fortschritte in der Kenntnis der Vegetation Nordkameruns gebracht. Wir waren bisher sehr wenig unterrichtet über die Flora des Gebietes, welches sich an das Kamerungebirge nach Nordosten anschliesst. Jetzt ist unsere Kenntnis über dieselbe bedeutend erweitert worden; wir sehen, dass nach Norden zu bald die Parksteppenflora beginnt, welche einen so grossen Teil Afrikas einnimmt und sich vom oberen Nilland bis Togo und Senegambien erstreckt.

Die mit botanischen Forschungen verbundenen Expeditionen, welche in Afrika unternommen worden sind, sind ausserordentlich zahlreich, zumal, wenn wir nicht bloss die deutschen, sondern auch die englischen und die französischen in Westafrika berücksichtigen. Wenn man aber diese Expeditionen auf einer Karte einträgt, wie dies in dem von mir geschriebenen, jetzt erscheinenden Werke über die Pflanzenwelt Afrikas geschieht, so sieht man doch, wie viele Lücken noch vorhanden sind. Sehr viel Aufklärung haben uns schon die Forschungen der deutschen Reisenden seit den neunziger Jahren gebracht, und hier darf ich wohl auch an die ganz ausgezeichneten Forschungen des noch unter uns weilenden Prof. Schweinfurth erinneren, die sich über Jahrzehnte erstreckt haben. Sodann haben auch zahlreiche Gelehrte, Stationsleiter, sogar Laien erheblich dazu beigetragen, die afrikanische Flora, besonders auch die unserer Kolonien weiter zu erforschen, so dass wir jetzt in der Lage sind, schon einigermassen die Grundzüge der Pflanzenverbreitung in Afrika festzustellen. Nun wird von den meisten, die nach Afrika hinausgehen, eine Anleitung zur Pflanzenkunde mit Abbildungen gewünscht, ein Buch, welches wenigstens mit den hauptsächlichsten Pflanzenformen, die dort den Reisenden entgegentreten, bekannt macht. Das ist ein sehr frommer, schwer vollständig zu erfüllender Wunsch. Trotzdem glaube ich jetzt in der Lage zu sein, Ihnen in meiner demnächst erscheinenden „Pflanzenwelt Afrikas" ein solches einleitendes Werk darbieten zu können, welches durch Hunderte von Abbildungen afrikanischer Pflanzen auch den Laien in den Stand setzt, sich mit den ihn umgebenden Pflanzenformen wenigstens teilweise vertraut zu machen. Ich möchte diejenigen, die sich dafür interessieren, bitten, das Buch auf dem Tische des Hauses anzusehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Dr. **Brauer,** Berlin: Gestatten Sie mir, vom zoologischen Standpunkte aus einige Bemerkungen zu den Expeditionen. Es liegt auf der Hand, dass man nicht erwarten kann, dass Expeditionen, welche von Nichtzoologen geleitet werden und ganz andere Aufgaben, allgemeingeographische usw., zu erfüllen haben, nun auch ein reiches Material an zoologischen Objekten nach Hause bringen werden. Um so mehr ist daher anzuerkennen, dass auch auf den Expeditionen von Dr. Jäger, Professor Hassert und Professor Sapper der Zoologie eine ausserordentliche Liebe und grosse Aufmerksamkeit geschenkt worden ist; man hat, wenn auch nicht sehr umfangreiches, so doch gut brauchbares Material gesammelt. Natürlich ist das Material der beiden grossen Expeditionen, die neben andern speziell zoologische Aufgaben lösen wollten, anders zu bewerten; das sind diejenigen des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg und der Herren Ledermann und Riggenbach, die eine in Zentralafrika, die andere in Nordkamerun. Diese Expeditionen haben nicht nur, wie der Herr Vortragende schon erwähnt hat, ein nach Tausenden von Objekten zählendes Material nach Hause gebracht, sondern dieses Material ist auch versehen mit den sichersten Fundortsangaben, vorzüglich konserviert und nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten gesammelt, so dass es für die Wissenschaft überaus wertvoll ist. Je mehr die Bearbeitung, an der nicht weniger als 40 Gelehrte beteiligt sind, und die noch Jahre in Anspruch nehmen wird, fortschreitet, um so mehr zeigt sich, dass nicht nur eine grosse Anzahl neuer Formen bekannt geworden, sondern vor allen Dingen auch das tiergeographische Bild in Zentralafrika also an den Grenzen unserer ostafrikanischen Kolonien, und weiter in Kamerun ausserordentlich vertieft und erweitert wird. Wir können gerade in diesen interessanten Gebieten von Zentralafrika die Grenzen, in denen sich die sogenannte Ostfauna und Westfauna berühren, viel genauer beschreiben, und wir haben hier weiter ausgezeichnete Aufklärungen bekommen über die eigenartige Fauna der hohen Vulkane.

Ebenso haben wir in Kamerun Klarheit darüber erhalten, dass die Nordkameruner Fauna total verschieden ist von der Fauna Südkameruns, dass die Nordkameruner Fauna interessante Beziehungen besitzt einmal nach dem Senegal und anderseits nach dem Nil hinüber, zum Teil aber auch nach Ostafrika und auch auf andere Gebiete übergreift. Kurz, die Zoologie hat reichlich Grund, den Expeditionen und der Landeskundlichen Kommission volle Anerkennung und ihren wärmsten Dank auszusprechen, dass sie auch diese Wissenschaft in so reichem Masse ergänzt und erweitert haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Penck,** Berlin: Als Mitglied der Kommission für die landeskundliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete gestatten Sie mir, einige Zusätze zu den ausserordentlich lehrreichen Ausführungen unseres Herrn Vorsitzenden zu machen. Sie haben von den Erfolgen unserer Expeditionen gehört. Gestatten Sie mir, ein Wort über die Schwierigkeiten, die deren Vorbereitung mit sich bringt, zu sagen.

Die Schwierigkeit besteht in erster Linie darin, die tüchtigen einschlägigen Kräfte dafür zu gewinnen. Wohl fehlt es keineswegs an Angebot, namentlich jüngerer Leute; aber wir zögern doch, das teure Lehrgeld in Afrika zu zahlen. Wir wünschen, immer nur tüchtig vorgebildete, bereits erprobte Kräfte hinaussenden zu können. In dieser Hinsicht war nun eine gewisse Schwierigkeit, die, wie mir scheint, glücklich überwunden ist, nämlich dass an unseren Universitäten bislang so wenig für die Kolonialwissenschaften getan worden ist. Ich möchte dies hier als Vertreter Seiner Magnifizenz des Herrn Rektors der Berliner Universität aussprechen. Unsere Universitäten sind alte Organisationen, die natürlich nur allmählich sich den wechselnden Bedürfnissen der Zeit anpassen können. An einigen grossen Universitäten ist dies bereits geschehen. Da freue ich mich, aus der Zeitung zu ersehen, dass der Herr Redner durch Begründung einer kolonialgeographischen Professur für Berlin — ich möchte sagen: den Stein ins Rollen bringt. Zahlreiche Kräfte wirken schon an unserer Universität, allerdings zerstreut, im Sinne der Kolonialwissenschaften, und wir haben eine ganze Reihe vorzüglicher Vorlesungen einschlägiger Art; was uns fehlt, ist der Zusammenschluss der Kräfte, und ich möchte hier an dieser Stelle die Anregung aussprechen, dass die hochherzige Widmung, von der wir durch die Zeitungen erfuhren, den Anstoss geben möge zu einer Vereinigung jener Dozenten an unserer Hochschule Berlin, welche Kolonialwissenschaften pflegen.

Direktor Dr. **Archenhold,** Treptow b. Berlin: Bei den grossen Verdiensten, die die Landeskundliche Kommission sich auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschiften erworben hat, wäre es äusserst wünschenswert, wenn sie auch einen Plan unterstützen würde, der nun ausgeführt werden soll, um unsere Kolonien für die praktischen astronomischen Beobachtungen auszunutzen. Wir sehen, wie alle Nationen sich bemühen, die Berge, die sie besitzen, mit Sternwarten und meteorologischen Instituten zu belegen. Es ist daher nicht nur wünschenswert, sondern meiner Meinung nach eine Ehrenpflicht, dass wir, die wir in dem Kilimanscharo einen so günstigen Beobachtungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

posten haben an einer Stelle, die in dieser Beziehung einzig ist — die geographische Breite beträgt ja nur 3 Grad und einige Minuten —, nicht zögern, diesen Berg wirklich astronomisch auszunutzen.

Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, welche ungeheuren Vorteile Beobachtungen an einem solchen Punkte bieten würden. Zwischen dem Kibo und Mawensi liegt der mittlere rote Hügel, und nach den früheren Forschungen von Herrn Geheimrat Meyer, der uns ja die ersten Aufschlüsse von dort gebracht hat, ist dieser Hügel wohl geeignet, eine astronomische Station zu tragen, ausserdem Nebenstationen, die sich daran angliedern könnten. Bisher lag die grosse Schwierigkeit vor, dass die Versorgung einer solchen Station von Moschi aus naturgemäss sehr teuer war. Jetzt aber, wo die Bahn im nächsten Jahre vielleicht schon bis Moschi vollendet sein wird und uns ganz neue Mittel im Transportwesen erwachsen sind — ich erinnere an die Lenkballons, an das Flugzeug —, kann es keine Schwierigkeit haben, einen Astronomen in Moschi oder einer anderen günstigen Station leben zu lassen und zur Anstellung der Beobachtungen hinaufzuführen. Wenn der verdienstvolle Graf Zeppelin in die arktische Zone geht — man darf es wohl als ein kühnes Unternehmen bezeichnen —, so glaube ich, dürfen wir nicht davor zurückschrecken, in unseren Gebieten am Aequator nun auch diese Wünsche der Astronomen zu erfüllen.

Was eine solche Station für die weiteren Forschungen bedeutet, will ich nur ganz kurz dadurch kennzeichnen, dass zunächst die wichtigen Beobachtungsobjekte, die Sonne und sämtliche Planeten, dort immer in Höhen beobachtet werden können, die sie nie in unseren Gegenden erreichen; denn wenn die Sonne z. B. bei uns im Sommer 61 Grad hoch steht, so ist dies immer noch weniger als die geringste Höhe von 66½ Grad, die sie am Aequator täglich erreicht. Wenn wir ausserdem bedenken, dass die neuesten Forschungen ergeben haben, dass die Sonnenflecke ganz gewaltige Einflüsse ausüben, nicht nur Licht- und Wärmestrahlen, sondern auch elektrische Strahlen auf die Erde senden, die für alle Gebiete und auch für den Menschen selbst von grosser Bedeutung sind, dann dürfen wir angesichts des Umstandes, dass der Himmel bei uns so oft umwölkt ist und die Sonne monatelang am Horizont entlang kriecht, wir also die schönen Erscheinungen der Flecken nicht sehen können, nicht länger zögern, dort am Aequator, wo wir die reine Luft haben, die Forschungen aufzunehmen. Ich will nicht einmal Wert darauf legen, dass wir dort auch über das interessante Problem der Marsforschung neue Aufschlüsse erhalten würden. Die Höhe von 4520 m, die dieser rote Hügel hat, ist wie ein neues Auge für uns. Alle die blauen, ultravioletten Strahlen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die bei uns durch die Atmosphäre verschlungen werden, die wirken dort noch auf die Platte, und die Absorption, die wir hier für die visuellen Beobachtungen hinzuzunehmen haben, kommt dort in Fortfall. Ich möchte daher bitten, dass der Plan, der bereits 1905*) von mir angeregt wurde, nunmehr von diesen Gesichtspunkten aus die Unterstützung findet, die zu seiner glücklichen Durchführung notwendig ist, damit wir auf einem der nächsten Kolonialkongresse von den mit Sicherheit zu erwartenden wunderbaren neuen Einblicken in die Geheimnisse des Weltalls berichten können.

Ueber die Fortschritte in der geologischen Erforschung und der bergbaulichen Erschliessung der deutschen Schutzgebiete seit 1905.

Von **C. Gagel**, Kgl. Pr. Landesgeologe.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Um der Aufgabe, an dieser Stelle über die Fortschritte der geologischen Erforschung und des Bergbaus in unseren Kolonien zu berichten, in dem mir gegebenen Rahmen gerecht werden zu können, muss ich den Inhalt der auf den beiden früheren Kolonialkongressen 1902 und 1905 von Herrn Berghauptmann Schmeisser über diesen Gegenstand gehaltenen, sehr eingehenden und unsere damaligen Kenntnisse erschöpfend darstellenden Vorträge als bekannt voraussetzen und kann mich nur auf einen Bericht über die seither gemachten Fortschritte beschränken.

In der Tat sind die in den letzten fünf Jahren erzielten Erweiterungen unserer geologischen Kenntnisse über die deutschen Schutzgebiete und die bergbauliche Entwickelung derselben nicht geringe, zum Teil sogar ganz unerwartete und überraschend grosse gewesen.

Nicht nur haben in diesen fünf Jahren zahlreiche, teils von staat-

---

*) Vergl.: „Die Errichtung einer Höhen-Sternwarte im Aequatorialgebiet unserer Kolonien", von Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptower Sternwarte bei Berlin in den „Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905". Verlag von Dietr. Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licher, teils von privater Seite eingeleitete und durchgeführte Forschungsreisen und Untersuchungsexpeditionen stattgefunden, die die Kenntnis von unseren Schutzgebieten ganz wesentlich vermehrt und vertieft haben, es sind auch an verschiedenen Stellen einige der schon früher bekannten Bodenschätze inzwischen zur energischen Ausbeutung gelangt — ich nenne nur beispielsweise Otavi und die Südseephosphatlager —, und der ganz unerwartete Zufallsfund der Diamanten an dem schon jahrzehntelang benutzten Baiweg von Lüderitzbucht ins Innere des Namalandes hat den Anstoss zu einer höchst intensiven Erforschung dieser bis dahin als ganz wertlos verrufenen Wüstengegenden und zu einem ungemein lebhaften und ertragreichen Abbau dieser reichen Edelsteinfelder gegeben, so dass in den letzten Jahren schon sehr ansehnliche Werte aus den Bergwerksbetrieben unserer Schutzgebiete dem Mutterlande zugeflossen sind.

Ostafrika.

Um mit unserer grössten und wichtigsten Kolonie — Ostafrika — zu beginnen, so sind hier zwar inzwischen die staatlichen Untersuchungen durch von der Regierung beauftragte Geologen eingestellt, dafür aber eine ganze Anzahl privater Forschungen und Untersuchungen, wie auch die grosse Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg, durchgeführt, und dadurch sowohl in bezug auf die Vertiefung unserer Kenntnisse als auch hinsichtlich wichtiger praktischer Resultate wesentliche Fortschritte erzielt worden.

Das wichtigste praktische Ergebnis hatte die Untersuchung der Goldlagerstätten durch F. Tornau sowie seitens der Zentralafrikanischen Bergwerksgesellschaft durch den Bergingenieur J. Kuntz, wodurch zwar festgestellt wurde, dass die bis dahin bekannten Goldlagerstätten des Irambaplateaus, von Msalala, Usindja, Samuje, von Egasamo und bei Ikoma teils völlig wertlos, teils nur für einen ganz sparsamen Kleinbetrieb geeignet sind, — aus einem dieser Vorkommen ist im ganzen für 65 000 Mk. Gold gewonnen — anderseits aber auch das neu entdeckte Goldvorkommen von Sekenke in der Wemberesteppe genauer erforscht wurde.

Das Gold tritt hier in linsenförmigen Quarzgängen auf, die im Kontakt eines feinkörnigen Diorites mit einem grobkörnigen Quarzdiorit (Granodiorit) aufsetzen, bis zu 200 m lang und 3 m mächtig werden und das Gold teils als Freigold, teils eingewachsen in Pyrit enthalten. Die Gänge sind sogenannte zusammengesetzte Gänge und gehen nach unten zum Teil in Pegmatitgänge über; der Goldgehalt ist ein ziemlich wechselnder, steigt von der Oberfläche bis zu etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

20 m Tiefe, um von da bis zu der grössten untersuchten Teufe von 60 m gleich zu bleiben; trotzdem schon bei 18 m der Grundwasserspiegel erreicht ist, beträgt er durchschnittlich etwa 60 g pro Tonne. Das Vorkommen ist also ein durchaus abbauwürdiges und wird seit 1½ Jahren mit Erfolg in grösserem Stil ausgebeutet von der Kironda-Goldminen-Gesellschaft.

Bis Ende August 1909 sind 2089 Tonnen Erz verarbeitet mit einer Ausbeute von 180 000 Mk. Seitdem, besonders im Verlauf des Jahres 1910, sollen pro Monat für durchschnittlich 80 000 Mk. Gold, von April bis Juli 1910 schon mehr als 321 000 Mk. gewonnen sein; Ende 1909 waren 150 000 Tonnen Erz für den Abbau vorgerichtet und ebensoviel stand noch sichtbar an, so dass noch etwa vier Jahre in der reichen Zementationszone gearbeitet werden kann.

Ausser diesem wichtigen praktischen Ergebnis verdanken wir den Forschungen von Kuntz wesentliche Erweiterungen unserer Kenntnisse über die im zentralen Teil des Schutzgebietes auftretenden Formationen, über die Verbreitung des Granits, — worüber schon Tornau wichtige Beobachtungen mitgeteilt hatte —, über das Vorkommen von Itabiriten und Quarziten, die mit den unteren Witwatersrandschichten parallelisiert werden, über gering goldhaltige, nicht abbauwürdige, Konglomerate, die den eigentlichen Witwatersrandschichten entsprechen — beide Schichtgruppen sind steil gestellt und gefaltet —; ferner über das Vorkommen horizontal liegender quarzitischer Sandsteine, die die vorerwähnten, steil gestellten Schichten diskordant überlagern und mit der Kapformation verglichen werden, und über die Tektonik des zentralen Gebietes.

Von den sonstigen Forschungsreisen in Ostafrika sind zu erwähnen erstlich die Reise von Prof. Dr. E. Fraas, die ausser zu Beobachtungen über die ostafrikanische Juraformation hauptsächlich zu der Entdeckung der riesigen Dinosaurierreste in den Makondeschichten des Tendaguruberges nordöstlich von Lindi führte. Hier wurde eine so reichhaltige Fundstelle mit den Ueberresten dieser grössten bisher bekannten Reptilien gefunden, dass daraufhin zur Hebung dieser wissenschaftlichen Schätze eine besondere Expedition vom Berliner Museum für Naturkunde ausgesendet wurde, die jetzt dort seit 1½ Jahren tätig ist, aber ihre Untersuchungen und Sammlungen noch nicht abgeschlossen hat.

Die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg hatte als geologisches Ergebnis die Erforschung des „weissen Fleckes" westlich vom Victoriasee in den Landschaften Urundi und Ruanda durch E. Kirstein, sowie die genauere Untersuchung des höchst interessanten Gebietes der noch tätigen Kirunga-Vulkane am Kiwusee, mit ihren bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2 km grossen Kratern, die zum Teil noch in sehr lebhafter Tätigkeit sind; auch die Expeditionen von Uhlig und Fr. Jäger nach dem Kilimandjaro und in das abflusslose Gebiet westlich der ostafrikanischen Bruchstufe, haben eine Anzahl geologischer Ergebnisse über den Aufbau und die Beschaffenheit der Bruchstufe und der dortigen Vulkane und ihrer Produkte ergeben, doch ist die genauere Durcharbeitung der Ergebnisse beider Expeditionen noch nicht abgeschlossen.

Die Untersuchungen Körts und Tornaus bei Daressalam und Tanga ergaben wichtige Resultate über die Wasserverhältnisse dieser Gebiete sowie über das Alter der dortigen Korallenkalke und sonstigen marinen Schichten, desgleichen die Untersuchungen Tornaus über die Hydrologie und Geologie des Gebietes von Kilwa-Songea.

Was die sonstige Entwickelung der bergbaulichen Verhältnisse Ostafrikas betrifft, so ist der Abbau auf grossplattigen Glimmer in den Ulugurubergen in einem erfreulichen Aufschwung begriffen, nachdem vor einigen Jahren der Betrieb wegen mangelhafter Organisation und zu hoher Unkosten bereits einmal zum Erliegen gekommen war. Im Jahre 1908 wurden bereits 77 500 kg im Werte von 211 000 Mk. gefördert; 1909 94 900 kg im Werte von 259 000 Mark.

Ganz wesentlich hat zu dieser erfreulichen Wiederbelebung des Glimmerbergbaus der Bau der Bahnlinie Daressalam—Morogoro beigetragen, durch den zuerst erträgliche Transportgelegenheiten für den gewonnenen Glimmer geschaffen wurden, so dass jetzt dort in 30 Bergbaufeldern Glimmergewinnung betrieben wird. Die Morogoroglimmerwerke, die hauptsächlich auf einem 3—4 m starken, N/S. streichenden, steil nach Ost fallenden Pegmatitgang im Gneis bauen, haben in den letzten Jahren allein durchschnittlich 3000 kg im Monat im Werte von 5,3 bis 2,6 Mk. pro kg gefördert. Als Nebenprodukt beim Abbau des Kaliglimmers ist neuerdings noch Uranerz (Pechblende) gewonnen, das dort in riesigen, wenn auch vereinzelten, wohlbegrenzten Kristallen auftritt, die zum Teil die Grösse einer Trägerlast (30—35 kg) erreichen; es ist eine sehr reine Pechblende, die oberflächlich durch Verwitterung zum Teil in Rutherfordin, zum Teil in Uranylsilikat umgewandelt ist.

Aus dem Bezirk Udjidji wird neuerdings das Auftreten von Kupfererzen gemeldet, doch ist genaueres über Art und Abbauwürdigkeit des Vorkommens noch nicht bekannt; dagegen scheint das Kupfervorkommen vom Tya-Fukwa-Berge in der Landschaft Ubena bei Neu-Langenburg aussichtsreich zu sein und eine genauere Untersuchung zu rechtfertigen; die nach Berlin gelangten Proben bestehen aus mürben, sandigen Letten bzw. mergeligen Sandsteinen, die reichlich mit Kupfererzen (Malachit) imprägniert sind und, falls sie in genügender Mächtig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit und Erstreckung vorhanden sind, wohl Gegenstand eines Abbaus werden könnten.

Die Saline Gottorp am unteren Malagarassi hat in ihrem Betrieb erfreuliche Erfolge zu verzeichnen und immer steigenden Absatz, und neuerdings werden erhebliche Anstrengungen gemacht, um die Sodamengen, die in den Natronseen des ostafrikanischen Grabens, dicht an der britischen Grenze, vorhanden sind, auszubeuten; dem Vernehmen nach ist eine Expedition zur genaueren Untersuchung des Gebietes unterwegs.

Südwestafrika.

Sehr viel grösser sind die Fortschritte, die wir in jeder Beziehung in den letzten fünf Jahren in Südwestafrika gemacht haben. Hier hat besonders die Beendigung des Krieges und der damit in Zusammenhang stehende wesentliche Aufschwung des Interesses für diese Kolonie mitgewirkt, dazu kommt die seit dem Kriege einsetzende planmässige Erforschung des Landes durch Regierungsgeologen, die im wesentlichen auf praktische Ziele gerichtet war und unsere Kenntnisse in vielen Beziehungen ganz wesentlich vermehrt hat, endlich und hauptsächlich die Auffindung der Diamanten, die eine ungemein intensive Durchforschung der betreffenden Gegenden veranlasste.

Ueber diese Erforschung der Diamantenfundstellen wird von dem dort tätig gewesenen Prof. Dr. Scheibe ein besonderer, eingehender Bericht erstattet werden; ich beschränke mich daher hier auf die übrigen Gebiete.

Da ist nun zunächst als wesentlichster Fortschritt in der Bergbauerschliessung die Eröffnung des Betriebes der Otaviminen zu erwähnen. Diese schon früher genauer untersuchten Lagerstätten, hauptsächlich Tsumeb, stehen seit 1907 in Förderung, und zwar wird ein Teil der reichen Erze direkt verfrachtet, der Rest, besonders die ärmeren Erze, werden an Ort und Stelle zu Kupferstein und Werkblei verhüttet. 1907/08 wurden 15 000 Tonnen Erz, rund 1000 Tonnen Kupferstein und 700 Tonnen Werkblei verschifft, 1908/09 schon 27 700 Tonnen hochprozentige Erze, 3100 Tonnen Kupferstein und 2900 Tonnen Werkblei mit geringem Silbergehalt, die 2 077 000 Mk. Reingewinn ergaben. Für 1909/10 liegen folgende Angaben vor: 33 500 Tonnen hochprozentiges Erz, 2900 Tonnen Kupferstein, 2500 Tonnen Werkblei.

Die Aufschlussarbeiten bei Tsumeb sind bereits bis zu 83 m Teufe vorgeschritten, ohne dass eine Abnahme der Ergiebigkeit festgestellt wäre; allein zwischen der dritten und vierten Abbausohle sind noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

140 000 Tonnen Erz vorgerichtet. Das ist also eine sehr wesentliche Vermehrung des Nationalvermögens, die diesem Betriebe zu verdanken ist.

Ebenfalls abgebaut, wenn auch mit wesentlich geringeren Erfolgen, wird die Kupferlagerstätte von Otjizongati, nordöstlich von Windhuk. Es sind dort zum Teil sehr reiche Erze vorhanden, die früher sogar Ochsenwagenfracht vertrugen; die Lagerstätte ist dagegen wesentlich weniger umfangreich als das mächtige Lager bei Tsumeb; über die Menge der letztjährigen Ausbeute sind zuverlässige Angaben mir nicht zugänglich gewesen; 1909 wurden monatlich etwa 100 Tonnen Erz von 20—27 Prozent Kupfergehalt gefördert.

Die meisten der übrigen schon bekannten — sehr zahlreichen — Kupferfundstellen haben sich bei genauerer Untersuchung meistens als solche erwiesen, die entweder überhaupt nicht, oder wenigstens bei den jetzigen Transportverhältnissen nicht abbauwürdig sind. Ausser den schon erwähnten Lagerstätten ist augenblicklich nur noch die Khangrube im Betrieb bzw. in umfangreichen Aufschlussarbeiten begriffen und scheint danach einen rentablen Abbau zu gewährleisten. Die Lagerstätte besteht aus einem SW/NO. streichenden, 40° NW. fallenden Gange, der im Amphibolit mit biotitreichen, gneisartigen Zonen aufsetzt. Es ist ein Pegmatitgang, der ½—1 m lange und bis 5 cm starke Buntkupfererzschmitzen enthält; ausserdem tritt Kupferglanz und Malachit auf, teils in Körnern zwischen den Feldspäten und Hornblenden, teils in Imprägnationen, die bis ins Nebengestein des Ganges durchsetzen. Der durchschnittliche Erzgehalt scheint nach Angaben von Herrn Prof. Scheibe 6—8 Prozent zu betragen.

Ferner sind neuerdings mehrfach Zinnerze aus Südwest bekannt geworden, so bei Aus und in der Umgebung des Erongomassivs. Diese letzteren, von Herrn Prof. Scheibe genauer untersuchten Lagerstätten rings um das Erongomassiv setzen zum Teil in Granit selbst, zum Teil in steil stehenden Knotenschiefern und Tonschiefern sowie in Glimmerschiefern auf; es sind Pegmatitgänge, grobkörnig, zum Teil greisenartig ausgebildet, mit grossen Glimmertafeln und wenig Feldspat sowie mit ausstrahlenden, turmalinführenden Quarzgängen. Der Zinnstein ist sehr unregelmässig verteilt; die Gänge schwellen oft bis zu 2 ja 3 bis 4 m Stärke an, um dann plötzlich ganz auszusetzen; das Erz ist in Nüssen und bis 10 cm starken, reichen Trümmern vorhanden, sowie zum Teil in grossen, schönen Kristallen, verschwindet aber schon in 10 m Tiefe völlig, so dass ein lohnender, dauernder Abbau an den bisher aufgeschürften Stellen leider ausgeschlossen erscheint. Die Glimmerschiefer in der Umgebung der Gänge sind oft stark

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

turmalinisiert; bei Ameib, Katzpütz, Okawajo, Okombake, Otjimbojo sind bisher derartige Zinnerzlagerstätten untersucht; auffallend ist das sehr seltene Vorkommen von Wolframit in diesen Lagerstätten.

Ferner ist neuerdings mehrfach das Vorkommen von Tantalit aus dem Swakoptal berichtet, doch sind keine genaueren Angaben darüber bisher bekannt geworden; es scheint sich dort um alluviale, auf sekundärer Lagerstätte liegende Vorkommen zu handeln. Dagegen tritt nach den Untersuchungen von Herrn Prof. Scheibe am Nordrand der Namib ein Pegmatitgang in Schiefern auf, dessen Quarze mit Tantalit durchsetzt und umgeben sind; über die Ausgiebigkeit des Vorkommens liegen aber noch keine Angaben vor.

Erwähnenswert ist ferner das Vorkommen von Asbest bei der Station Pfordte.

Dort treten — ebenfalls nach Untersuchungen von Herrn Professor Scheibe — 10 bis 12 km westlich der Station rötliche Granite, schuppige, steilstehende Glimmerfelsen und grobkristalline Kalke auf, die von einem Basaltgang durchsetzt werden.

In diesem Kalk tritt der Asbest in Form von grossen Nestern von 1—2 cbm Inhalt auf; der Asbest ist filzig, meistens biegsam und lang- bis kurzfaserig, zum Teil allerdings auch spröde; ausserdem treten daneben grosse Rosetten von Tremolith auf; der angebliche Serpentin, der ebenfalls dort gefunden sein soll, hat sich als Speckstein erwiesen.

Des weiteren sind die schon lange bekannten Marmorfunde bei Etusis genauer untersucht worden und werden zum Teil schon abgebaut. Der Marmor kommt sowohl bei Swakopmund wie bei Karibib, Nawachab, Ababis, Habis, Etusis usw. in grossen, praktisch unerschöpflichen Massen vor, und besonders die Vorkommen von Karibib und Nabachab sind ausgesucht schöne, bunte Schmuckmarmore: brecciös, gelb, rosa, schwarz, geflammt und geädert, die den geschätztesten italienischen Sorten gleichkommen und einen Verkaufswert von 400—800 Mk. ja 1000 Mk. pro cbm haben.

Es wird mit einem jährlichen Abbau von etwa 200 cbm im Werte von 100 000 Mk. gerechnet, an jeder der beiden Hauptfundstellen!

Die einzige Schwierigkeit scheint die Verladung der grossen, schweren Blöcke auf der ungeschützten Reede von Swakopmund bei der dort so oft herrschenden schweren Brandung zu bilden.

Die schon so oft und auch neuerdings wieder gemeldeten Goldfunde in Südwest haben sich bisher noch stets als gänzlich unbauwürdig erwiesen; es sind bisher immer nur Spuren bis wenige Milligramm Gold pro Tonne in den untersuchten Erzen gefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Praktisch von grösster Bedeutung wird es sein, wenn die in den letzten Jahren nun wirklich, wenn auch nur in ganz dünnen Flözchen gefundenen Kohlen endlich in abbauwürdigen Mengen gefunden werden sollten. Bei Auras, 13 km östlich Keetmanshop, wurde bei einer Brunnengrabung in 18 Meter Tiefe ein zollstarkes Flözchen richtiger Steinkohle gefunden, die durch einen daneben aufsetzenden Diabasgang verkokt ist. Hier und in einigen noch schwächeren Kohlenschmitzchen bei Keetmanshop, Marienthal, Gibeon enthielt die Kohle 4,6—6,1 ja bis 10,5 Prozent Asche, 81—89 Prozent Kohlenstoff, 1,2 Prozent Gasgehalt, 8,5—9,3 Prozent Wasser; es ist an sich eine durchaus gute und brauchbare Kohle, und da sie auch in sicheren Karruschichten auftritt, in denen im Kapland und Natal sowie in Transvaal die Kohlenflöze liegen, so ist die Hoffnung, abbauwürdige Kohlenflöze zu finden, durchaus nicht unbegründet. Hier wäre eine planmässige Erforschung des Gebietes, in dem die Karruschichten auftreten, durchaus erwünscht; ohne ausgiebigere Tiefbohrungen wird sich aber keine Klarheit über diese für die Kolonie so ausserordentlich wichtige Frage erlangen lassen.

Ueber die Eisenerze, die bei der Station Kalkfeld, nördlich Omaruru, gewonnen werden, ist bisher nur bekannt geworden, dass sie als Zuschlag bei der Verhüttung der Otavierze verwendet werden und im wesentlichen aus Brauneisenerz bestehen sollen.

Was, abgesehen von diesen praktischen Resultaten, die rein wissenschaftlich-geologische Erforschung des Schutzgebietes betrifft, so hat diese ebenfalls in den fünf letzten Jahren sehr wesentliche Fortschritte gemacht.

Ausser den Regierungsgeologen Dr. Lotz, Hermann, Range, Voit, die dort mit der Lösung praktischer Fragen, im wesentlichen der Wasserversorgung — nach dem kostspieligen und annähernd ergebnislosen Experiment mit der Wünschelrute! — und der Untersuchung einzelner Mineralvorkommen beschäftigt waren und dabei fast das ganze Schutzgebiet bereisten, haben dann noch im privaten Auftrage Dr. Lotz und Prof. Dr. Scheibe eingehend grössere Teile des Schutzgebietes untersucht, so dass unsere Kenntnis über den Aufbau dieser Kolonie ganz wesentlich erweitert und vertieft wurde. Vor allem wurden über das Auftreten und die Verbreitung der Karruschichten endlich einwandfreie Feststellungen gemacht, über das glaciale Dwykakonglomerat und die in Verbindung damit stehenden, schwarzen Eccaschiefer, in denen die Kohlen auftreten bzw. zu erwarten sind, sowie über die Schichten mit Eurydesmen und Konularien. Diese Karruschichten sind östlich vom Fischfluss und nördlich vom Löwenfluss bis hinauf nach Mariental in geschlossener

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbreitung über den Tafelbergschichten des Namalandes vorhanden und werden nach Osten zu vom sogenannten „Weissrand" (Sandsteinen mit einer Decke von Kalaharikalk und Kalaharisand) überlagert, die sie der weiteren Beobachtung entziehen. Auch sind die Dwykaschichten von mächtigen Diabasdecken begleitet; kurz, es sind Verhältnisse, die durchaus denen der kapländischen Karruschichten entsprechen.

Auch über die Gliederung und Ausbildung der älteren Formationen der archäischen (Komas-) Schichten, der — gegen 2000 m mächtigen — Namaformation und der im Gebiet des Hererolandes auftretenden entsprechenden Gesteine sind wir durch die Beobachtungen hauptsächlich Ranges und Lotz' jetzt wesentlich besser unterrichtet. Die Namaformation gliedert sich jetzt nach Range in die Untere Namaformation: Basalschichten (Konglomerate und Arcosen), Kuibisschichten (Quarzite, Sandsteine, Tonschiefer) und Schwarz k a l k schichten, und die Obere Namaformation: Schwarz r a n d schichten (Sandsteine und dunkle Tonschiefer) und Fischflussschichten (Sandsteine, rötliche Schiefertone und Schieferletten).

Ferner verdanken wir den Untersuchungen von Prof. Dr. Scheibe die genaue Kenntnis der — allerdings diamantfreien — Blaugrundvorkommen bei Gibeon, und über die im Gebiet der diamantführenden Namib auftretenden Gesteine und Formationen sind ebenfalls zahlreiche Beobachtungen gemacht, die allerdings meistens noch der Veröffentlichung harren.

Nach den letzten Funden von Dr. Lotz haben sich die Angaben von Merenski über das Vorkommen mariner kretazeischer Schichten mit Fossilien der Uitenhage- bzw. Untamwanaformation im Bereich der diamantführenden Ablagerungen südlich von Lüderitzbucht bestätigt, was für die Erklärung der Genesis dieser Diamantlagerstätten von wesentlicher Bedeutung sein dürfte und auch als Beweis für eine marine kretazeische Ueberflutung des westlichen Kontinentalrandes von Interesse ist. Nach den letzten Angaben von Range haben sich in diesen Gebieten sogar Schichten mit marinen mitteltertiären Fossilien gefunden, also Anzeichen einer noch jüngeren Meerestransgression.

Auch über die Ausdehnung und Beschaffenheit der zum Teil ganz gewaltigen Dünengebiete im Bereich der Namib, die tektonischen Verhältnisse des Namalandes usw. sind weitere Beobachtungen gemacht worden.

Eine genauere Untersuchung des Kaokofeldes und des Ambolandes der bisher noch am wenigsten bekannten, nordwestlichen Teile des Schutzgebietes, durch den erfolgreichen Erforscher der ostafrikanischen Goldlagerstätten J. Kuntz wird augenblicklich ausgeführt, so dass wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch über dieses Gebiet und die Bedeutung der von dort bereits früher angegebenen Lagerstätten demnächst genauere Aufschlüsse erwarten dürfen.

Endlich ist noch zu erwähnen, dass aus Südwestafrika im Jahre 1908 278 Tonnen Guano im Werte von 75 000 Mk. ausgeführt wurde von den kleinen, der Küste vorgelagerten Inseln; doch scheinen diese Guanolager bereits ziemlich erschöpft zu sein. Dagegen wird aus dem Kaokofeld von der Küstenregion ebenfalls noch das Vorkommen neuer Guanolager gemeldet.

Kamerun.

Sehr wesentlich und erfreulich sind auch unsere Fortschritte in der Erforschung Kameruns, wenn auch von nutzbaren Lagerstätten im wesentlichen nur eine oder zwei neu bekannt wurden. Seit dem letzten Kolonialkongress sind dort zwei Regierungsgeologen, Dr. Guillemain und Dr. Mann, tätig gewesen bzw. noch tätig, ausserdem hat die von der Landeskundlichen Kommission entsandte Forschungsexpedition der Professoren Dr. Hassert und Thorbecke grössere Gebiete untersucht, und auch den Bemühungen des Bezirksamtmanns Dr. Mansfeld am Crossflusse im Ossidingebezirk verdanken wir wichtige Erweiterungen unserer Kenntnisse; endlich sind die genaueren Bearbeitungen des von früheren Expeditionen gesammelten Gesteinsmaterials aus Adamaua inzwischen erfolgt durch Hintze und Edlinger, so dass auch über diese Gebiete unsere Kenntnis sich vertieft hat.

Was zunächst die vor fünf Jahren mit so grossen Hoffnungen begrüssten Petroleumfunde bei Duala betrifft, so ist nach der ersten, erfolglosen, 800 m tiefen Bohrung, die ziemlich aussichtslose Verhältnisse ergab, nichts weiteres zu deren Erforschung getan. Spuren von Petroleum haben sich noch mehrfach in der Gegend von Duala gefunden, zum Teil im Zusammenhang mit Kohlensäurequellen; auch in der Gegend des Crossflusses lässt sich aus den dort auftretenden bituminösen Schiefern ein schweres, brennbares Oel abdestillieren, doch handelt es sich überall bisher nur um minimale Quantitäten, die aber wenigstens am Crossfluss — nach den Erfahrungen im benachbarten britischen Gebiet — Hoffnung auf weitere, grössere Funde gewähren. Dagegen haben sich die Salzquellen im Ossidingebezirk (Crossflussgebiet) als wirtschaftlich wichtig und ertragreich erwiesen. Hier treten in weiter Verbreitung Sandsteine auf, in Verbindung mit Arcosen, Konglomeraten, bunten Schiefertonen, bituminösen Tonschiefern mit verkohlten Pflanzenresten, ja sogar mit ganz kleinen Kohlenflözchen und mit kalkigen Bänken. Diese ganzen Sedimentschichten sind zum Teil ziemlich erheblich gefaltet von Südwesten nach Nordosten, zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil liegen sie annähernd flach, sind aber von ausgedehnten Störungslinien durchsetzt und von Basalten durchbrochen. Ueber die Verteilung der Salzquellen in diesem Gebiet liegen verschiedene Angaben vor; nach Dr. Mansfeld liegen die wesentlichsten Salzquellen des Ekenlandes an der Peripherie eines Kreises, der sich mit etwa 10 km Radius um den Totensee bei Nssakpé erstreckt; nach Guillemain lassen die Salzquellen des Ossidingebezirkes eine Verteilung in drei SO/NW. verlaufende Züge: Inonkun-Nssakpé, Nkimedschi-Nssanakang, Mamfe-Ossidinge erkennen; sie sollen besonders häufig am Rande der Störungsgebiete und in der Nähe der Basaltdurchbrüche aufsetzen.

Fast alle Quellen liegen in den Erosionstälern und stehen deshalb zur Regenzeit meistens unter Wasser; die Solquellen treten da aus den Sandsteinen aus, wo in deren Liegendem Tonschiefer vorhanden sind, zum Teil treten mit den Solquellen zusammen noch brennbare Gase aus.

Die ergiebigste Quelle liefert 2½ Sekundenliter, andere liefern 50 und 80—90 Minutenliter bei etwa 8 Prozent Salzgehalt; es sind fast reine Kochsalzquellen mit nur Spuren von Eisen, Kalk und Magnesia; Jod und Brom fehlen darin völlig. Die Herkunft der Quellen ist vorläufig noch ganz unaufgeklärt. Das Salz hat in diesem 300 km von der Küste gelegenen Gebiet einen Wert von 3 Mk. pro kg.

Von den zahlreich angegebenen Glimmerfundstellen in Kamerun hat sich bei näherer Untersuchung nur eine, die von Ossioman bei Esudan als abbauwürdig erwiesen, alle anderen, so die nordöstlich von Duala, am Rio del Rey, im Bamenda- und Kentugebiet, zeigten nur kleine Glimmernester mit sehr kleinen, praktisch unbrauchbaren Glimmertafeln.

Die Fundstelle bei Esudan liegt etwa 50 km vom Rio del Rey in 770 m Meereshöhe im Gneisglimmerschiefer und ist, wenn auch mehrfach unterbrochen, auf etwa 1000 m Länge in nord-südlicher Richtung nachgewiesen. Es ist ein Pegmatitgang von etwa 2½ m Mächtigkeit, der 40° nach Westen fällt und aus Feldspatquarzaggregaten mit ½—1 m grossen Individuen besteht; in dem hängenden Teil des Ganges treten die grossen, halbkugeligen Glimmeraggregate mit 40 bis 60 cm grossen und 15 cm starken, hellen, biegsamen Platten auf. An den Salbändern sind noch bis 35 mm grosse Almandine beobachtet. Die Glimmertafeln sind klar bis rötlich, sehr elastisch und haben einen Wert von 15 Mark pro kg. Der Ausbeutung der Lagerstätte stehen vorläufig noch die sehr mangelhaften Wegeverhältnisse hindernd entgegen; an sich ist das Material sehr wertvoll und abbauwürdig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die aus den verschiedensten Stellen des Schutzgebietes aus dem Sanaga-, Wuri-, Abogebiet, bei Bundju Agagbe usw. gemeldeten Goldvorkommen haben sich bei näherer Untersuchung entweder als überhaupt nicht vorhanden oder als völlig unbauwürdig erwiesen mit nur wenigen Milligramm Gold pro Tonne Gestein; das Gold tritt im Sanagagebiet in Quarzglimmerschiefern, bei Bundju Agagbe in Quarzdioriten auf, in Form von feinen Flittern.

Ebenso haben sich die Angaben über Zinnerzfunde bisher nicht bestätigt — anstehend ist Zinnstein überhaupt noch nicht gefunden, sondern nur vereinzelte Gerölle im Benuegebiet. Das Vorkommen von Bleiglanz ist ebenfalls nur ein ganz geringfügiges; es tritt auf in Form kleiner Imprägnationen in den Sandsteinen des Crossgebietes.

Die vielfachen Angaben über das Vorkommen von Eisenerzen haben sich bei näherer Untersuchung alle als nicht verwertbar — wenigstens nicht exportierbar — erwiesen; Magneteisen tritt vielfach, aber in geringen Mengen im Sanagagebiet im Gneis auf, ist ausserdem unverwertbar wegen des hohen Kieselsäuregehalts; ebenso sind die im Zusammenhang mit Basalten auftretenden Roteisensteinlager in Bali unbrauchbar wegen des zu hohen Kieselsäuregehalts, und dasselbe ist zum Teil der Fall mit den Brauneisensteinen; anderseits sind aber auch von Guillemain Brauneisenerzlagerstätten gefunden, die verhältnismässig bzw. sehr rein sind und einen sehr hohen Prozentsatz an Mangan enthalten, also unter Umständen wenigstens im Lande verwertbar wären, es sind Verwitterungsprodukte der dort weit verbreiteten Basaltdecken.

Eisenglanz ist in grösseren, bis faustgrossen Kristallen, die als Schmink- und Färbemittel gewonnen werden, in Kalkspatgängen bei Kanguam beobachtet; in 15—20 cm starken Schichten tritt er in flaserigen Gneisen bei Mao Scholi auf, also ebenfalls in zu geringen Mengen, als dass er praktsich verwertbar wäre.

Ein allerdings kleiner Manganerzgang ist bei Jabassi entdeckt mit 33,3 Proz. Mangan, desgleichen einer bei Fongo Tunga im Diabas, zusammen mit Roteisenstein, und endlich einer bei Foretketschang im Amphibolit.

Bei Ngaimatschi tritt ein Zinkblende-Bleiglanzgang im mittelkörnigen grauen Granit auf; er ist ½—1 m mächtig und bisher 330 m im Streichen verfolgt. Die Zinkblende bildet hier 20—30 cm grosse Kristalle; weiteres ist über das Vorkommen bisher nicht bekannt geworden.

Am Kamerunberg ist in 4000 m Höhe ein etwa 2 ha grosses Gebiet gefunden, auf dem reiner Schwefel in grösseren Mengen vorkommt;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von praktischer Bedeutung ist der Fund bei der hohen Lage natürlich nicht.

Von Arsenerz ist ein sehr schwaches Vorkommen bei Munganga und eins am Mao Lidi beobachtet; die angeblichen Kupfer- und Antimonfunde haben sich dagegen nicht bestätigt. Endlich ist Molybdänglanz gefunden, aber nur in verrollten Gangquarzstücken, nicht anstehend. Die Kohlenfunde im Ossidingebezirk haben sich als ganz dünne, 2—3 mm starke Schmitzchen erwiesen, die im Zusammenhang mit den vorerwähnten bituminösen Schiefern auftreten.

Dagegen hat Dr. Mann von Hossere Bidjar an der Strasse Garua—Binder ein grösseres Kalk- und Marmorlager aufgefunden. Das Hossere Bidjar ist ein 1½ km breiter, 4 km langer, 300 m relativ hoher Bergzug, der aus dichten, rötlichen Porphyren, grauem Gneis, Quarzitschiefern und Lagern von grauem plattigen Kalk und grauem und weissem Marmor besteht; die Marmorlager sind zum Teil 20—30 m stark und enthalten teilweise auch schön geflammte und gefärbte Varietäten.

Für die Versorgung des inneren Schutzgebietes mit gebranntem Kalk (Mörtel) ist das Vorkommen jedenfalls wichtig; ein zweites Vorkommen bei Kanguam hat sich nur als einige gering mächtige Kalkspatgänge erwiesen. Auch wird von der Station Lomie von einer Insel im Dja das Vorkommen von muschelführendem Kalk berichtet.

Endlich wäre noch zu erwähnen, dass bei Duala am Rande des Kamerunmassivs zahlreiche Kohlensäurequellen auftreten aus Spalten im Basalt, die zum Teil bis 50 l pro Sekunde exhalieren, und die das Gestein in der Umgebung der Spalten zu rein weissen Kaolinmassen zersetzt haben, die sehr wohl eine technische Verwendung zuliessen. Ebenso treten dort zahlreiche Mineralquellen mit hohem Kohlensäuregehalt auf.

Haben sich mithin von all den untersuchten Vorkommen bisher auch nur die Glimmerlagerstätte von Esudan und die Solquellen im Ossidingebezirk als wirklich verwertbar erwiesen, so zeigen doch immerhin die anderen Funde, dass in diesem riesig grossen und bisher nur ganz wenig untersuchten Gebiet doch die Bedingungen für das Vorkommen weiterer nutzbarer Lagerstätten vorhanden sind. Ausser den Erfahrungen über die nutzbaren bzw. nicht nutzbaren Lagerstätten haben aber die vorerwähnten Untersuchungen zahlreiche Feststellungen über den geologischen Aufbau des Schutzgebietes, über die Verbreitung und Beschaffenheit der ungeheuren Massen junger Eruptivgesteine (Basalte, Phonolithe und Trachyte), über die tektonischen Verhältnisse, besonders der Gebiete um das Manengubagebirge, das Senkungsfeld um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Biafrabucht und über die Sandsteine und Schiefer des Crossgebietes, über die Dakuméschichten usw. gebracht. Besonders von Guillemain wird neuerdings hervorgehoben, dass die Erosion und Denudation viel erheblicher die Oberflächengestaltung dieser Gebiete um das Manengubagebirge herum beeinflusst haben, als die vielfach sehr hypothetischen bzw. zum Teil sicher nicht vorhandenen Verwerfungen, Horste und Senkungsfelder, deren vereinzeltes und zum Teil sehr deutliches Vorkommen im übrigen nicht geleugnet wird. Insbesondere wird das Vorhandensein der grossen Kamerun- und Benue-Bruchlinien und des sogenannten „Westafrikanischen Grabens" bestritten, welche letzterer eine einfache Erosionsform ist.

Wirkliche und mächtige Einbrüche sind dagegen im Innern, besonders in der Umgebung und im Gefolge der jüngsten Trachytausbrüche, nachweisbar. Sehr zahlreich sind die, zum Teil erheblich tiefen Kraterseen, um deren Erforschung sich besonders Prof. Hassert bemüht hat.

Togo.

Vielleicht die am besten erforschte unserer Kolonien ist Togo, von dem wir ausser anderen (Hupfeld, Gruner, v. Seefried) durch die petrographischen Untersuchungen v. Ammons und die Aufnahmen Körts, der zweimal mehrere Jahre dort als Regierungsgeologe tätig war, recht genaue Kenntnisse besitzen und eine im wesentlichen schon vollständige und fast lückenlose Karte. Von nutzbaren Lagerstätten ist hier vor allem das zwar schon länger bekannte, aber erst von Kört genauer untersuchte Eisenerzlager am Djolé bei Banjeli zu erwähnen. Dieses mächtige Roteisensteinlager liegt 375 km von der Küste in 490 m Meereshöhe und bildet den Gipfel des Djolé. Das Lager ist im allgemeinen 30—35 m mächtig — am Ostgipfel des Djolé etwa 12 m — und besteht aus dichtem Roteisenstein mit schichtig angeordneten Scherben von Eisenkiesel, Hornstein und Eisenjaspis, die etwa ein Viertel der Gesamtmächtigkeit ausmachen, so dass man etwa 25 m auf den reinen Eisenstein rechnen kann, der im Liegenden 47—60 Proz., im Hangenden 35,6—58 Proz., auf dem Gipfel 54,8 bis 67,6 Proz. Eisen enthält mit etwa 1 Proz. Mangan, 0,06 Proz. Schwefel und 0,01—0,06 Proz. Phosphor. Der Gesamtvorrat von Eisenerz wird von Kört auf mindestens 20 Millionen Tonnen geschätzt. Das Eisenerzlager kommt vor im Schichtenverband mit kaolinisierten Arcosen, Sandsteinen, Quarziten, Schiefertonen und mit Roteisenstein imprägnierten Konglomeraten. Eingelagert in die Schichtenfolge ist eine bis 60 m mächtige, verhärtete Grundmoräne mit sehr schön gekritzten, zum Teil fazettierten Geschieben, so dass die Buëmformation, zu der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser ganze Sichtenkomplex gehört, damit wohl als Permocarbonen Alters anzusprechen ist.

Gold wurde auf Quarzgängen und in Seifen mehrfach nachgewiesen; ob es in abbauwürdigen Mengen vorhanden ist, bedarf noch der genaueren Untersuchung. So treten bei Agbandi im Atakpamebezirk schwache, bis 11,5 cm mächtige und 30 m im Streichen verfolgte Quarzgänge in massigen Sericitgesteinen auf. Der gebänderte Gangquarz enthält Kupferkies, Schwefelkies, Brauneisen und Freigold, in Spuren bis zu 23,5 g pro Tonne, sowie zum Teil auch silberhaltigen Bleiglanz. Ebenso treten im Bezirk von Sokodé im Hornblendegneis und im Togogebirgsquarzit Turmalin führende Quarzgänge mit sehr geringem Goldgehalt auf. Ferner treten im Sudu-Dakohochland Goldquarzgänge im Quarzit und Glimmerschiefer auf, des weiteren ist an der Strecke Palime—Gudia am Fuss des Aoheto in gepresstem, schiefrigem, granatführendem Gabbro ein Quarzgang mit goldführendem Eisenkies und Kupferkies beobachtet. Am Volta treten in den steil gestellten Schichten der Buëmformation Andesite auf, ebenfalls mit ganz kleinen, wenig Gold führenden Gängen.

Die bisherigen Untersuchungen dieser Goldvorkommen erstreckten sich nur auf die oberste, über dem Grundwasserspiegel gelegene Oxydationszone, so dass über die Goldführung der eigentlichen primären Zonen noch nichts gesagt werden kann. Ausserdem ist am Monufluss an zahlreichen Stellen, besonders im Oberlauf Alluvialgold nachgewiesen, das offenbar aus zerstörten Goldquarzgängen von der oben angeführten Beschaffenheit und auch aus jenem Gebiet stammt. An weiteren nutzbaren Lagerstätten wäre zu erwähnen das ausgedehnte Beauxitvorkommen auf dem Agu, das von Kört entdeckt wurde, aus ganz zersetztem Gabbro entstanden ist und 45—53 Proz. Tonerde enthält. Mit Hilfe der Energie des in der Nähe liegenden Akafalles liesse sich dieser Beauxit vielleicht an Ort und Stelle auf Aluminium verarbeiten.

Chromeisenstein wurde in grösseren Mengen im Serpentin des Djeti bei Atakpame aufgefunden.

Von Wichtigkeit ist ferner das Vorkommen von reinem — eocänem — Kalk bei Adabiou Tokpli am Monu, das bereits von Regierungsseite ausgebeutet wird. Den Forschungen Körts verdanken wir auch die genauere Gliederung der in Togo auftretenden Formationen, die in langen, annähernd NS streichenden Zügen am Aufbau des Gebietes beteiligt sind: Gneisformation mit Graniten und Dioriten im Osten, Togogebirgsschichten (Glimmerschiefer, Phyllite, Talkschiefer, Itabirite, Quarzite usw. von nch unbestimmtem Alter) in nach Westen überkippten Falten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liegend, Buëmformation (Konglomerate, Quarzite, Schiefertone, verhärtete Grundmoränen, also wohl Permocarbon, eine westlich vom Togogebirge abgesunkene, zerbrochene Schollenlandschaft bildend), Otiformation (Schiefertone, Sandsteine usw., flach gelagert, wahrscheinlich mesozoisch) und Eocän (am Monu), sowie Gabbros, Porphyrite und Diabase; vor allem die Entdeckung der alten, wahrscheinlich permocarbonen Grundmoränen in der Buëmformation, deren Auffindung hier, etwa 9½ Grad nördlich vom Aequator, besonders überraschend wirkte, sowie die Feststellung der tektonischen Verhältnisse des Togogebirges, so dass wir über den Aufbau und die Entstehung dieser Gebiete jetzt recht gut unterrichtet sind.

Neu-Guinea und Ozeanien.

Auch in den Schutzgebieten des Stillen Ozeans sind in den letzten Jahren bemerkenswerte Fortschritte in bergbaulicher und geologischer Beziehung gemacht. Auf Neu-Guinea ist seit zwei Jahren als Regierungsgeologe Bergassessor Stollé tätig, dem wir besonders die genauere Untersuchung der Goldvorkommen am Wariafluss sowie am Morobe- und Ahatefluss verdanken. Das Gold kommt im Wariagebiet vor allen Dingen als Waschgold in den Alluvionen vor, in den wenig über dem Wasserspiegel liegenden Terrassen und wird daraus in beträchtlichen Quantitäten gewonnen.

Das Ursprungsgestein dieses Seifengoldes sind dioritische und diabasische Gesteine, die zum Teil mit feinen, von goldhaltigem Kupferkies, Schwefelkies und Magnetkies erfüllten Klüften durchsetzt sind, zum Teil ziemlich mächtige, Kupferkies und Schwefelkies führende Quarzgänge enthalten. Die mächtigsten dieser anstehenden Vorkommen liegen im Oberlauf des Waria, schon auf britischem Gebiet. Auf den Seifen des Waria, die 0,7—0,9 g Gold pro Kubikmeter führen, werden 26 Wäschereien von 450 Arbeitern betrieben. Zum Teil findet sich das Gold hier zusammen mit Zinnober und Platin; die durchschnittliche Ausbeute pro Mann und Tag ist etwa 31 g Gold. Auch ist von Stollé am Waria ein 1½ m mächtiger Gang von Brauneisenstein festgestellt.

Nach den Angaben von Prof. Dr. Neuhauss sind an einem südlichen Nebenfluss des Markham, etwa 100 km von der Küste, von dem ermordeten Dammköhler reiche alluviale Goldvorkommen sowie sehr schwere Erze gefunden, deren Belegstücke leider mit Dammköhlers Begleiter in einem Schiffbruch zugrunde gegangen sind.

Augenblicklich ist in Neu-Guinea die Forschungsexpedition des Landeskundlichen Komitees unter L. Schultze tätig, von der wir wesentliche Erweiterungen unserer Kenntnisse jener Gebiete erwarten dürfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern ist die von dem Landeskundlichen Komitee entsandte Forschungsexpedition des Prof. Sapper tätig gewesen, die unsere Kenntnisse dieser Gebiete wesentlich bereichert hat. In grosser Verbreitung ist hier ein älteres Grundgebirge aus granitischen, dioritischen, syenitischen und Gabbrogesteinen nachgewiesen; auch das Vorkommen von Gneis ist festgestellt; darüber folgen in weiter Ausdehnung jungvulkanische Gesteine, im wesentlichen Andesite, Bimsstein und Tuffe, sowie alt- und jungtertiäre Sedimentgesteine, Nummulitenkalke, braunkohlenführende Tone und Tuffe, sowie foraminiferenführende Tiefseebildungen, die jetzt in hochliegenden Terrassen auftreten und so junge Hebungen dieser Gebiete von mehr als 2000 m, ja von 3000—4000 m beweisen.

Braunkohlen sind mehrfach nachgewiesen, scheinen aber technischer Schwierigkeiten wegen nicht abbauwürdig zu sein.

Gehobene Korallenbildungen und Strandterrassen kommen bis zu 800 m Meereshöhe vor, und beweisen so ebenfalls die ungeheuren jungen Krustenbewegungen, die überall in diesen Gebieten eingetreten sind.

Von ganz besonderer wirtschaftlicher Wichtigkeit haben sich die Phosphatvorkommen auf den Südseeinseln erwiesen. Diese hochprozentigen Calciumphosphate finden sich besonders auf Angaur, das zu den Palauinseln gehört, und auf zwei kleinen, benachbarten Inseln sowie auf dem zu den Marshallinseln gehörigen Nauru. Die Phosphate von Angaur, deren abbauwürdige Menge auf 2,5 bis 3 Millionen Tonnen geschätzt wird, bestehen zum Teil aus gelbem, sandigem Phosphat von konzentrisch schaligem, oolithischem Aufbau, mit Körnchen, die zum Teil hell, zum Teil rotbraun sind und 1—3 mm Durchmesser haben. Zum anderen, erheblich grösseren Teil sind diese Phosphate sehr hell, fast weiss, dicht, tonig, staubfein und im Aussehen kaum von ganz hellem Ton zu unterscheiden; sie enthalten aber stellenweise Klumpen von erheblicher Festigkeit. Der Gehalt an Tricalciumphosphat beträgt 82,7—86,2 Proz., ist also sehr hoch; es wurden im letzten Jahr etwa 8500 Tonnen verschifft.

Noch bedeutender scheinen die Phosphatlager auf Nauru zu sein. Diese etwa 2000 ha grosse Insel wird von einem etwa 100 m breiten Strand umgeben, hinter dem sich ein steiniges, bis 75 m über See aufsteigendes Gelände erhebt. Dieses hohe, steinige Gebiet, die Hauptmasse der Insel, besteht mindestens bis zu 5 m Tiefe aus Phosphaten, und zwar aus brecciösen Konglomeraten von mehr oder minder abgerollten, phosphatisierten Korallenkalken, von tierischen Ueberresten usw., die durch phosphat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reiche Neubildungen verkittet sind; das Gestein enthält bis zu 42 Proz. Phosphorsäure nebst geringem Gehalt an Stickstoffverbindungen und ist durch die Einwirkung tierischer Exkremente auf Korallenkalk entstanden.

Die Pacific Phosphate Company hat von Nauru schon im Jahre 1908 55 000 Tonnen Phosphat im Werte von 3,3 Millionen Mark verschifft; inzwischen soll die Ausbeute noch gestiegen sein; im letzten Jahre sollen über 263 000 Tonnen verschifft sein.

Literatur: Die wesentliche Literatur findet sich in H. Meyer: Das Deutsche Kolonialreich. Nachzutragen ist seitdem:

Die beiden Vorträge von Schmeisser: Ueber die geologische Erforschung und die nutzbaren Lagerstätten der Kolonie in den Verhandlungen des 1. und 2. Deutschen Kolonial-Kongresses 1902 und 1905.

Tornau: Ueber die nutzbaren Mineralvorkommen, insbesondere die Goldlagerstätten Deutsch-Ostafrikas. Z. d. d. Geol. Ges. 1907, p. 60—75.

C. Gagel: Die nutzbaren Lagerstätten Deutsch-Ostafrikas „Glück auf" 1909, p. 1029–1033.

Finckh: Die Rhombenporphyre des Kilimandjaro. Rosenbusch-Festschrift 1906, p. 373—397.

Fraas: Geologische Streifzüge in Ostafrika, Stuttgart 1909.

W. Kört und Fr. Tornau: Zur Geologie und Hydrologie von Daressalam und Tanga. Abh. d. kgl. pr. geol. L.-A., N. F., H. 63, 1910.

E. Krenkel: Zur Geologie des zentralen Ostafrika. Geol. Rundschau, B. I, p. 205, 1910 (mit Literaturverzeichnis).

Fraas und Dacqué: Beobachtungen über den ostafrikanischen Jura. Zentralblatt für Mineralogie, 1908. p. 641.

Dacqué und Krenkel: Jura und Kreide in Ostafrika. Neues Jahrbuch für Mineralogie 1909, p. 130.

Dacqué: Dogger und Malm in Ostafrika. Beitr. zur Pal. u. Geologie Oesterreich-Ungarns und des Orients, Band 23. 1910.

C. Gagel: Die nutzbaren Lagerstätten von Deutsch-Südwestafrika. Zeitschr. für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, 1909.

Range: Zur Geologie des Namalandes (Deutsch-Südwestafrika). Z. d. d. geol. Ges., 1910, p. 462.

Kört: Ueber Goldvorkommen im östlichen Togo. Mitteil. aus den deutschen Schutzgebieten, 1910.

Guillemain: Beiträge zur Geologie von Kamerun. Abh. der kgl. pr. geol. Land.-Anst. usw. 1910, Heft 62.

Das Vorkommen der Diamanten und des Blue ground's Deutsch-Südwestafrikas in geologischer Hinsicht.

Von Prof. Dr. **Scheibe.**

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

So einfach im Grunde das geologische Vorkommen der Diamanten in Deutsch-Südwestafrika ist, so wenig konnte ihr Ursprung und ihre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herkunft, die geologische Geschichte ihrer Ablagerung bisher einwandfrei festgelegt werden; noch sind es nur Hypothesen, die bei den Versuchen einer Erklärung gegeben werden können.

Von Empfängnisbucht bis zur Roastbeefinsel, auf einer Strecke von rund 400 km entlang der meist felsigen Küste, aber meist nur bis zu geringer Entfernung von ihr, sind jetzt Diamanten nachgewiesen worden.

Das Gebiet, reine Wüste, ist besonders im Süden bergig, und wenigstens im Pomonagebiet ist zu erkennen, dass es hier in frühester geologischer Zeit eine durch Meeresabtragung gebildete, jetzt zerschnittene und zerfressene Ebene war, auf der als Reste einer alten Formation, die sie in ebener Lagerung überzog, noch die Tafelberge des Pomonagebiets liegen. Vermutlich haben diese früher sehr viel grössere Flächen bedeckt.

Die alte Unterlage, die nun weithin freigelegt ist, besteht aus Streifen von kristallinischem Schiefer, Quarzit, Kalk und Dolomit, zwischen denen Granite auftauchen und sie auch durchdringen. Gänge von Quarz, lichten und dunklen Eruptivgesteinen durchziehen diese Gesteine, die jedenfalls zu den geologisch uralten gehören. Ein von Norden her kommender breiter Zug von Glimmerschiefer, Quarzit und Dolomit erreicht z. B. südlich Pomona die Küste, zu ihm gehört der Bogenfels. Westlich davon, von Pomona nach Norden hin, herrschen massige und gneisartige Granite, östlich davon auch. Entsprechend werden die Verhältnisse in den nördlichen Diamantgebieten sein, die noch wenig bekannt sind.

Breite und enge Buchten greifen von der Küste in das Land ein, das von weiten, beckenartigen und schmalen, talartig langen, bisweilen zu mehreren sich aneinander schliessenden, hauptsächlich in Süd-Nord gerichteten Wannen durchzogen wird.

In den Talungen, Becken und Weitungen liegen vielfach geologisch junge Gebilde. Südlich Bogenfels über Buntfeldschuh hin sind es Mergel und Sandsteine von beträchtlicher Mächtigkeit, in der Umgebung von Bogenfels auch vielfach Schotter, die eine durch Kalk gefestigte Decke haben, weiter nach Norden über Kolmanskuppe hin Sande und Sandsteine, die durch kalkiges Bindemittel manchmal recht fest verkittet sind. Wir fassen diese Ablagerungen zusammen. Aus Fossilien, die bei Bogenfels und südlicher in ihnen gefunden worden sind, darf man zunächst mit einer gewissen Vorsicht schliessen, dass es sich um Meeresgebilde aus der jüngeren Kreidezeit (Umtamvunaschichten) handelt. Zu jener Zeit war also das Gebiet dem Meere zugänglich, das dann zurückwich und, wie junge Strandterrassen und andere Erscheinungen andeuten, noch jetzt zurückweicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese jungkretazeischen Ablagerungen, die im Diamantgebiet bis über 100 m Meereshöhe ansteigen, sind zum guten Teil wieder zerstört worden, wobei der Wind wesentlich mitgewirkt hat. Mit den Zerstörungs- und Umlagerungserzeugnissen mischt sich der Verwitterungsschutt und -sand der benachbarten Felsen, der übrigens auch für sich in den Vertiefungen sich ausbreitet.

Als jüngste bewegliche Gebilde erscheinen die Wanderdünen, zu denen der Sturm die vom Meere ausgeworfenen und sonstigen feineren Sandteile zusammenbläst.

Die als Meeresablagerung der jüngeren Kreidezeit angesprochenen Sandsteine und Schotter und ihre losen, mit jüngerem Verwitterungsschutt gemischten Umlagerungsgebilde bestehen einesteils aus Trümmern, die sich von den benachbarten alten Gesteinen ableiten lassen, führen aber andernteils einen Bestandteil, der der näheren und weiteren bekannten Umgebung fremd ist, nämlich Chalzedongerölle in Form von undurchsichtigem, roten gelben, braunen, grünen, schwarzen Jaspis, von rötlich und gelblich durchscheinendem und von gestreiftem, grauen Achat. In den Schottern erreichen sie neben den oft viel grösseren Geschieben von hauptsächlich Quarz und Quarzit wohl Hühnereigrösse; in den Sanden, die im übrigen aus Quarz, an Menge wechselndem Feldspat, daneben untergeordneten Körnchen von Granat, Epidot, Magneteisen, Eisenglanz, Glimmerschüppchen bestehen, fallen sie wohl manchmal durch ihre über den Umfang der übrigen Sandkörner hinausgehende Grösse auf, meist stimmen sie in ihr mit jenen überein.

In diesen chalzedonführenden Sanden, die oft eigentümlich bunt aussehen, sind die Diamanten zuerst aufgefunden worden, zunächst an der Oberfläche zwischen den durch den Wind von Feinsand befreiten Körnern. Aber auch in den darunter folgenden losen Sanden und festen Sandsteinen sind sie später an verschiedenen Orten bis zu ein paar Metern Tiefe nachgewiesen worden, auch in gewinnbringender Menge, die wenigstens dem Gehalt in der zuerst nur ausgebeuteten Oberflächenschicht nichts nachzugeben schien. Es scheint, dass der Diamant auch in gewissen Lagen des Sandes in der Tiefe angereichert ist. Dass er auch in den Schottern und Sandsteinen des Bogenfelsgebietes unmittlbar nachgewiesen worden wäre, ist mir bisher nicht bekannt geworden. Solche achatführenden Sande scheinen auch durchgängig in dem nördlichen Diamantgebiet zwischen Hottentotten- und Empfängnisbucht die Diamanten zu führen.

Die Annahme wäre aber nicht zutreffend, dass etwa Diamanten- und Chalzedonreichtum des Sandes unbedingt zusammengehöre. Gerade an reichen Stellen im Pomonagebiet sind die Chalzedone min-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

destens sehr selten, fehlen manchmal fast ganz; anderseits sind in manchen achatreichen Sanden Diamanten nicht gefunden worden. In dem 400 km langen Diamantgebiet entlang der Küste sind die Diamanten durchaus nicht überall und gleichmässig zu finden. Grosse, diamantfreie Strecken trennen die diamantführenden, innerhalb derer dann der Diamantgehalt örtlich sehr wechselt und manchmal wunderbar angereichert ist.

Die Grösse der Diamanten, die meist deutliche Kristallform zeigen und nur selten Abrollung erkennen lassen, ist im einzelnen verschieden, im ganzen aber gering; im Durchschnitt gehen aus dem Lüderitzbuchtgebiet etwa 20 auf 1 g. Noch kleiner sind sie in den nördlichen Gebieten, grösser südlich von Lüderitzbucht, insbesondere im Pomonagebiet, auch bei Bogenfels, wo ein 17 Karat schwerer Stein gefunden worden ist.

Ist innerhalb einer Talung, wie z. B. im reichen Idatal des Pomonagebietes, unverkennbar, dass von Süden nach Norden die Grösse der Steine abnimmt, manchmal auch ihre Häufigkeit, darf also eine Sonderung innerhalb dieses Raumes angenommen werden, so mag der Wind sie nachträglich besorgt haben, immerhin ist zu erwägen, ob sie nicht schon bei der ursprünglichen Einschwemmung angelegt wurde. Die durchschnittliche Grössenabnahme im ganzen Gebiete von Süden nach Norden ist ursprüngliche Anlage.

Ich schliesse nun, dass die Diamanten, die gleich den Achaten Fremdlinge in ihrer Umgebung sind, mit den erwähnten Gesteinen der jungen Kreidezeit vom Meere in ungleicher Verteilung abgelagert und, soweit diese zerstört wurde, mit umgelagert und örtlich angereichert wurden.

Da aber die Diamanten augenscheinlich nicht in den sie bergenden Trümmergesteinen entstanden sind, erhebt sich die Frage nach ihrem Ursprung und ihrer Herkunft. Hierbei betreten wir, offen gestanden, ein noch unsicheres Gebiet.

Es lag nahe, an die umgebenden Erstarrungsgesteine, besonders die Granite und die von ihnen beeinflussten Gesteine zu denken, da man die spezifischen Begleitminerale des Diamants in Südafrika vermisste. Aber aus jenen stammen die Diamanten nicht, da sie dann hauptsächlich in deren Verwitterungsschutt gefunden werden müssten, was nicht der Fall ist.

Sind die charakteristischen Chalzedone nicht bloss zufällige Begleiter des Diamants, bestände zwischen beiden ein Ursprungszusammenhang, so würde man annehmen können, dass die Mandelsteine, deren Blasen die Chalzedone auskleideten, das Muttergestein gewesen sei; aber wo liegt dieses? In Deutsch-Südwestafrika kennen wir solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mandelsteine (jedenfalls Diabase) noch nicht, eher in den Burenhochländern Südafrikas. Nur sind diamantführende, die die Menge unserer Diamanten geliefert haben möchten, nicht bekannt.

Der sich dann aufdrängende Gedanke, dass als Muttergestein und Quelle unserer Diamanten doch wohl blue ground, der ja in Deutsch-Südwestafrika auftritt und in Südafrika diamantführend verbreitet ist, in Betracht komme, findet zunächst Schwierigkeiten in dem Fehlen jeglicher für blue ground charakteristischer Begleitmerkmale des Diamanten in unseren Ablagerungen. Bis jetzt ist noch kein Mineral, das gerade auf blue ground hinweist, daraus bekannt geworden.

Freilich beweiskräftig ist dieses Fehlen nicht ohne weiteres. Der Diamant ist so unendlich viel härter als seine Begleiter im blue ground: Granat, Augit, Titaneisen, Olivin, dass diese auf dem Wege zur jetzigen Ablagerungsstätte des Diamanten zerstört sein könnten, während der Diamant im wesentlichen unversehrt blieb.

Aus anderen Gründen, so wegen des Fehlens eines entsprechenden Flusssystems und seiner Reste aus dem Innern heraus, wenigstens zum südlichen reichen Gebiet, und weil ich einen Transport durch den Oranje mangels verknüpfender diamantführender Zwischenablagerungen für unwahrscheinlich halte, möchte ich eine Herkunft aus den inneren Landesteilen, sei es Deutsch-Südwestafrikas, sei es Südafrikas ablehnen. Ich hege die Meinung, nicht die feste Ueberzeugung, dass ein jetzt wohl vom Meere bedecktes Gebiet mit dem entsprechenden diamantführenden Gestein, als das ich allerdings blue ground annehme, wohl auch nebst einem Chalzedonmandeln enthaltenden Gestein, in jungkretazeischer Zeit der Zerstörung zugänglich war und deren Ergebnisse vom Meere an dem damaligen Küstengebiet Deutsch-Südwestafrikas abgelagert worden sind. Wie weit sich solche Ablagerung ausdehnte, und wie weit demnach die Verbreitung der Diamanten zu erwarten ist, muss praktisch geprüft werden.

Ist aber blue ground als Quelle für unsere Diamantschätze wahrscheinlich, so mag sein Vorkommen in Deutsch-Südwestafrika, obwohl es bis jetzt keine wirtschaftliche Bedeutung hat, noch kurz erörtert werden.

Blue ground kommt in den Bezirken Gibeon und Bersaba, in der Hauptsache auf einer Fläche von etwa 100 km Durchmesser zwischen beiden Orten, an fast 40 Stellen vor; aber auch weiter im Westen und Süden ist er angedeutet.

Das Gestein gleicht durchaus, bis auf den noch nicht beobachteten Diamantgehalt, dem glimmerarmen, vielfach diamantführenden blue ground des englischen Südafrika. Es ist ein porphyrisches Olivin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestein besonderer Art, nach Zusammensetzung und Gefüge ein Kimberlit, der dem Wesen nach in olivinreicher, perowskit-, biotit- und erzführender Grundmasse Körner von Olivin, Augit, Granat, Biotit, Titaneisen eingesprengt enthält. Gelegentlich ist das Gestein noch ziemlich frisch, dunkel, fast schwarz und hart (hardybank) und zeigt dann wenigstens auch die Olivineinsprenglinge noch frisch erhalten. In der Regel ist es in zugänglichen Teilen der Vorkommnisse stark zersetzt, sieht in Stücken aus einiger Tiefe dunkel- bis lichtgraugrün (blue ground), an der Erdoberfläche aber gewöhnlich graugelb (yellow ground) aus. In der völlig serpentinisierten, milden, oft bröckligen Grundmasse sind dann die eingesprengten Olivine und Biotite völlig zersetzt, nur von Titaneisen, Granat, Augit zeigen sich noch frische Teile. Mehrfach sind diese Minerale über walnussgross. Tuffähnliches, breccienhaftes Gefüge ist selten zu beobachten. In sehr wechselnder Menge sind Einschlüsse fremder Gesteine (boulders), besonders von Schieferton und Diabas, sowie rundliche Knollen (lumps) von hauptsächlich Augitgranatfels (Griquait) mit mehrfachen mineralischen Abänderungen vorhanden.

Wie die Natur des Gesteins, so stimmt auch sein Auftreten mit dem blue ground Südafrikas überein. Es füllt einesteils senkrecht in die Tiefe gehende, im Querschnitt rundliche, ovale, auch nierenförmige Schlote (pipes) und andernteils verschieden weite Spalten (fissures) aus, deren Zusammenhang mit den Pipes mehrfach nachweisbar war; manche Schlote sind sicher nur Ausweitungen der Spalten (fissure pipes). Andere stehen mit Gängen nicht nachweisbar in Beziehung, erscheinen selbständig, ebenso wie die Gänge ohne Schlote für sich auftreten können.

Die Weite der Schlote ist bisweilen recht beträchtlich; der grösste ovale hat zirka 200 : 560 m Durchmesser, ist also dreimal so gross wie die Kimberleymine.

Durchgreifende Unterschiede des blue grounds in den Schloten und Gängen treten nicht hervor. Auch besondere Beziehungen beider zu dem geologischen Bau des Gebietes und zu seinen Gesteinen, die sie durchsetzen, eine Abhängigkeit ihrer Verbreitung von jenen Verhältnissen, waren nicht nachweisbar.

Die westlichen Vorkommnisse treten im roten Fischflusssandstein, die weiter nach Osten gelegenen in der darauf liegenden Karrooformation zutage, und zwar beissen von diesen einige Schlote und Gänge im Dwykakonglomerat, etliche in den Eccaschichten aus.

Es ist aus allgemeinen geologischen Gründen, besonders auch im Vergleich mit Südafrika, zweifellos, dass die Schlote und Gänge alle jünger sind als die Karrooformation. Es folgt daraus, dass die jetzt

aufgeschlossenen Massen des blue grounds nicht etwa die der ursprünglichen Oberfläche sind, sondern schon ziemlich tief gelegenen Teilen der Schlote und Gänge angehören, die durch Abtragung der darüber vorhanden gewesenen Teile samt der sie umgebenden Gesteine nun blossgelegt worden sind. Das gilt ja auch für die südafrikanischen Blue ground-Vorkommnisse in höherem oder geringerem Grade. Hierin liegt nicht etwa der Grund dafür, dass die deutsch-südwestafrikanischen Blue ground-Schlote sich bisher als diamantfrei erwiesen haben, wie auch kein Anlass zu der Annahme besteht, in der Tiefe erst sässen die Diamanten. Mineralogische und geologische wissenschaftliche Tatsachen, die von vornherein für oder gegen eine Diamantführung des blue grounds unserer Kolonie sprächen, liegen nicht vor, und auch die praktischen Kennzeichen, die in Südafrika bei Beurteilung von blue ground auf voraussichtlichen Diamantgehalt vielfach benutzt werden und wobei es ungünstig gedeutet wird, wenn der blue ground mager ist, tot aussieht und feinsandig zerfällt, wenn reichlich grosse Minerale und rundliche Mineralaggregate (lumps) auftreten und die Grundmasse stark glimmerig ist, wenn die fremden Gesteinseinschlüsse (boulders) nur von den benachbarten durchbrochenen Wänden des Schlots stammen und aus grossen Tiefen stammende eckige Gesteinsbrocken fehlen, sie treffen nicht nur im ungünstigen Sinne zu, sie liegen im Gegenteil mehrfach günstig; freilich sind sie auch in Südafrika nicht etwa immer oder allein massgebend, wie recht angenehme Ausnahmen lehren. In Deutsch-Südwestafrika sind aber bisher alle Versuche, im blue ground Diamanten zu finden, ergebnislos verlaufen. Es sind indessen die meisten Blue ground-Stellen in Südafrika ebenfalls nicht diamanthaltig oder wegen Armut unbauwürdig.

Dass aber in Südwestafrika doch noch ein diamantführender Schlot gefunden werden könnte, ist durchaus nicht ausgeschlossen. Weiteres Forschen ist gerade mit Rücksicht auf die Diamantlagerstätten an der Küste, deren Ursprung noch nicht feststeht, angebracht. Wo der Schlot liegt und in welche Beziehung er etwa zu jenen Lagerstätten zu bringen ist, muss sich erst zeigen.

Gouverneur a. D. **von Bennigsen,** Berlin: Mit Rücksicht auf meine Erfahrungen bei meiner kürzlichen Anwesenheit in Deutsch-Südwestafrika möchte ich zu einigen Ausführungen meines Herrn Vorredners, Professor Scheibe, Stellung nehmen.

Herr Professor Scheibe meint, es gingen in der Nähe von Lüderitzbucht 4 Diamanten auf das Karat, und weiter, im Süden sei das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grössenverhältnis noch besser. Demgegenüber ist zu betonen, dass, nachdem durch Maschinenarbeit wirklich der grösste Teil der Diamanten aus dem Kies herausgeholt wird, man bei der Kolonialen Bergbau-Gesellschaft und der Colmanskop Limited schon jetzt mit 7—8 Steinen und bei der Deutschen Diamanten-Gesellschaft, die südlichere Felder bearbeitet, mit wenigstens 5 Steinen für das Karat rechnet.

Dann hegt Professor Scheibe erhebliche Zweifel daran, ob der Ursprung unserer südwestafrikanischen Diamanten in der Kolonie selbst zu suchen sei, und erklärt, es seien bisher in den vorhandenen Schotterbänken noch keine Diamanten gefunden worden. Im Gegensatz zu dieser Anschauung steht der Geologe der Deutschen Kolonialgesellschaft, Dr. Reuning, der sehr ausgedehnte Forschungen im Süden des Sperrgebiets gemacht hat, auf dem Standpunkt, dass der Ursprung der Diamanten im Hinterland ihrer jetzigen Fundstätte, und wahrscheinlich nicht zu weit im Hinterland, zu suchen sei. Kenning ist zunächst der Theorie nachgegangen, die davon ausging, der Oranje habe von weither die Diamanten ins Meer getragen, das Meer habe sie alsdann wieder im Küstengebiet abgelagert. Er konnte aber feststellen auf ausgedehnten Reisen, dass zwischen Angras Juntas und dem Oranje keine Diamanten vorkommen, und dass der Oranje auf viele Kilometer seines Unterlaufs keine Diamanten führt. Auch die von ihm wegen einer felsigen Verengung des Oranje in Rücksicht gezogene Möglichkeit, dass der Fluss vor dieser Verengung ein anderes Bett früher gehabt habe, fand bei genauer Prüfung nicht die geringste Bestätigung. Dr. Reuning konnte daher bei seiner ersten Annahme, es handle sich bei unseren Diamantenvorkommen durch auf natürlichem Wege — Wind und Wetter — aufbereitete Flussschotterbänke, die Ueberreste alter Flussdeltabildungen sind, stehen bleiben. Diese Theorie gewann aber in letzter Zeit noch ganz besonders an Glaubwürdigkeit dadurch, dass die Deutsche Diamanten-Gesellschaft durch ihre Beamten in den auf ihren Meteorfeldern befindlichen stehengebliebenen Flussschotterbänken einwandsfrei Diamanten festgestellt hat. Aus allerlei Anzeichen vermutet aber Dr. Reuning auch, dass der Ursprung dieser alten Flüsse mit Deltabildung nicht sehr weit im Innern sich befindet, und versucht zurzeit, mit grösseren Untersuchungen und Expeditionen das Quellgebiet dieser alten Flussläufe und damit vielleicht die ursprüngliche Lagerstätte der Diamanten, sei es nun Diabas oder Blaugrund, aufzufinden.

Prof. Dr. **Scheibe,** Berlin: Die durchschnittliche Grösse der Diamanten ist geologisch nicht von besonderer Bedeutung, wird auch zeit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich je nach besonderen Funden wechseln. Dagegen ist die Auffassung der Schottermassen bei Bogenfels als fluviatile Deltabildungen von Belang, weil ihr Diamantgehalt dann ganz besonders dazu anspornt, auf dem Festlande und insbesondere nach dem Innern hin nach der primären Lagerstätte zu forschen.

Die deutsche Kolonialkartographie.

Von Prof. Dr. **Max Eckert**, Aachen.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Die Entwickelung unserer Kolonialkartographie ist älter als unser Kolonialbesitz selbst. In den alten Weissbüchern des Auswärtigen Amtes befinden sich die ersten sicheren Hinweise unseres Handels mit Gebieten, die später unsere Kolonien wurden. Diese Veröffentlichungen sind durch Inhalt und Kartenbeilagen kolonialhistorisch wie kartographisch-historisch interessant. In ihnen finden wir die ersten eigenen Karten unserer Kolonien. Die ersten Kartenbilder, von L. Friederichsen in Hamburg entworfen und gezeichnet, verglichen mit den jetzigen Karten, geben den anschaulichsten und besten Beweis für den Fortschritt in der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erschliessung unserer Kolonien. Da erkennt man, dass unsere Nation innerhalb von zwei bis drei Dezennien bereits eine beachtenswerte grosse Arbeit in Uebersee geleistet hat.

Missionare, Kaufleute, Farmer, Ingenieure, Beamte, Forscher sind tätig gewesen, das topographische Bild unserer Kolonien zu entschleiern, insbesondere sind viele Hunderte von kartographischen Aufnahmen ein Ruhmesblatt in dem Geschichtsbuch kolonialen Wirkens des deutschen Offiziers. Dies kann nicht genugsam betont werden. Das Wertvollste dieser Aufnahmen zusammengefasst, in ein kartographisches Bild verarbeitet und so dem allgemeinen Verständnis nahe gebracht zu haben, ist in der Hauptsache das Verdienst von Paul Langhans in Gotha und von Paul Sprigade und Max Moisel in Berlin. Richard Kiepert gab die ersten Sektionen der grossen Spezialkarte von Ostafrika in 1:300 000 heraus, welche

Karte bald in die Redaktion von Sprigade und Moisel überging. Letztere beiden sind so recht die deutschen Kolonialkartographen, das Doppelgestirn, die Dioskuren an unserem kolonialkartographischen Himmel. Von ihrem Geschick und ihrer ausserordentlichen Rührigkeit gibt die mit dem Kongress verbundene kartographische Ausstellung ein beredtes Zeugnis. Beide arbeiten seit Jahren in dem rühmlichst bekannten kartographischen Institut von Dietrich Reimer in Berlin. Sie verarbeiten vorzugsweise die offiziellen Aufnahmen und die Aufnahmen, die im Auftrage der Landeskundlichen Kommission ausgeführt werden; sie sind die Kartographen des Kleinen wie des Grossen deutschen Kolonialatlasses und der einzelnen offiziellen Karten unserer Kolonien, die als Sonderbeilage zu den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten erscheinen.

Es wäre wohl meine Aufgabe, die einzelnen bis jetzt erschienenen Kartenwerke, wenigstens die wichtigsten, zu charakterisieren. Dazu langt aber die mir zubemessene Zeit nicht. Auch erübrigt sich dieser Teil des Vortrags durch die Erläuterungen, die Sprigade und Moisel gleichsam als Führer für die Kartenausstellung des Kongresses geschrieben haben und die als Sonderbeilage der neuesten Nummer (Nr. 41) der „Deutschen Kolonialzeitung" beigegeben sind. Ich verweise darum auf das Studium dieser Erläuterungen, sowie auf die Reihe von Artikeln, die ich im Laufe dieses Jahres in der „Deutschen Kolonialzeitung" über die Entwickelung der deutschen Kolonialkartographie veröffentlicht habe.

Die Kartographen Sprigade und Moisel waren so liebenswürdig, auf meine Anregung hin eine Karte herstellen zu lassen, die ein allgemeines Bild von dem Stand der kartographischen Aufnahmen in unsern Kolonien gibt. (Hierbei erfolgte eine kurze Erklärung der Karte).

Das Material für unsere Kolonialkarten wird von den verschiedensten Aufnahmemethoden geliefert, von der primitiven Aufnahme der blossen Erkundung und der Aufnahme mit Uhr und Kompass an bis hinauf zur präzisen geodätischen Aufnahme und der astronomischen Ortsbestimmung. Letztere beiden sind insonderheit bei der Festlegung der Landesgrenzen tätig. Dies verschiedenartige und ungleichwertige Aufnahmematerial muss man berücksichtigen, wenn man unsere Kolonialkarten richtig beurteilen will. Vor allem darf man von ihnen nicht den Grad der Genauigkeit fordern, wie von den Karten des Mutterlandes.

Insonderheit halte ich aus technischen, zeitlichen, pekuniären und Nützlichkeitsgründen von der Forderung nichts, die Schutzgebiete in gleicher oder ähnlicher Weise wie das Mutterland zu vermessen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewiss soll mit Messtisch, Bandmass, Theodolit, Tachymeter usw. vorgegangen werden; aber nur bei Gebieten, wo wirtschaftlich etwas zu holen ist. Etwa eine Messtischaufnahme über die Massaisteppe oder andere Steppen- und Plateaugebiete unserer Kolonien ausdehnen zu wollen, ist völlig zwecklos. Aus dieser Ansicht heraus wird man wohl auch die vier Messtischblätter von Windhuk in 1:50 000 kaum nach der weiteren Umgebung fortsetzen.

Was uns nottut, das ist eine grosszügige Triangulation für jede Kolonie. Wir wissen, dass in Togo bereits aus wirtschaftlichen Gründen das Bedürfnis laut geworden ist, eine Karte in 1:100 000 zu schaffen; doch ist es sicher nutzlos, sie jetzt schon in Angriff zu nehmen, bevor noch eine grosszügige Triangulation über die ganze Kolonie ins Werk gesetzt ist, und hätten wir eine solche schon gehabt, dann wäre uns jetzt die verblüffende Tatsache erspart geblieben, dass das gesamte Schutzgebiet auf Grund telegraphischer Längenbestimmungen der Grenzkommission unter der Leitung des Hauptmanns Freiherr v. Seefried um etwa 2½ Bogenminuten im Gradnetz nach Westen rückt.

Einen Anfang zu der gewünschten Triangulation kann man in Deutsch-Südwestafrika in der mit 1904 beginnenden Tätigkeit des Feldvermessungstrupps des Grossen Generalstabs erblicken. Die Kartenblätter in 1:400 000 sind das Ergebnis dieser Triangulation. An die festen Punkte der Triangulationsketten lässt sich bei gebirgigem und nicht stark bewaldetem Terrain, wie wir es ja vielfach in unsern Kolonien antreffen, das Arbeiten mit dem Phototheodoliten gut anschliessen. Ueberhaupt ist von dieser neuen Aufnahmemethode sehr viel noch zu erwarten, und sie müsste in weitgehendster Weise vom Mutterlande aus gefördert werden. Herr Oberleutnant Weiss wird ja nach meinem Vortrage Gelegenheit haben, uns die Vorzüge der Aufnahme mit dem Phototheodoliten vorzuführen.

Nach diesen mehr einleitenden Betrachtungen wende ich mich dem Inhalte unserer Kolonialkarten zu. Dem Inhalte nach haben wir es in der Hauptsache mit topographischen und in beschränkterem Masse mit wirtschaftsgeographischen Karten zu tun. Nur ganz schüchtern wagen sich grössere Karten mit anderm Inhalt ans Tageslicht, so einige geologische Karten, einige physikalische Karten, wie z. B. die Niederschlagskarte von Deutsch-Südwestafrika (1:3 Mill.) von E. Ottweiler u. a. m. Hierbei wäre auch hinzuweisen auf die zahlreichen kleinen Einzelkarten und Textkärtchen zur Oro-Hydrographie, Geologie, Vegetation, Fauna, Klimatologie, Ethnographie, Verwaltung, zum Handel und Verkehr, die dem opulent ausgestatteten Werke „Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Kolonialreich, eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete", herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer, beigegeben sind.

Eine der bedeutendsten Karten, wissenschaftlich sowohl wie topographisch, die in den letzten Jahren erschienen ist, ist die Karte des Ukinga-Gebirges von Prof. Dr. E. Kohlschütter. Die Karte ist von H. Wehlmann unter der Leitung von M. Moisel im Massstab 1:100 000 gezeichnet worden. Kohlschütter widmete ausserordentliche Sorgfalt den Geländeformen, die er ebenso wie alle topographischen Einzelheiten an Ort und Stelle in die Karte einzeichnete, soweit er das Gelände mit Sicherheit übersehen konnte. Er ergreift in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" auch selbst das Wort zu seiner Karte und betont nachdrücklichst, dass bei der von ihm gewählten Art der Aufnahme weniger Detail berücksichtigt wird als bei den gewöhnlichen Routenaufnahmen, aber dafür sei es gleichmässig dicht und in gleichmässiger Schematisierung über das ganze Gebiet verteilt und zur Willkür sei im grossen und ganzen kein Spielraum gegeben.

Kohlschütter verbreitet sich alsdann des weiteren über die Genauigkeit und das Wesen der Niveau- bzw. Schichtlinien im besonderen Hinblick auf die Kolonialkarten. Sein Vorschlag, „für alle Linien, die mit mehr oder weniger Annäherung Punkte gleicher Höhe verbinden oder Schichten aus dem Gelände herausschneiden sollen, also Höhenlinien, Isohypsen, Gefällinien, Böschungslinien und ähnliche, ganz allgemein Schichtlinien zu sagen", dürfte wenig Anklang finden. Schon der Ausdruck „Gefällinie" ist nicht recht logisch angewandt. Gefällinien sind doch stets solche Linien, die in der Richtung des (stärksten) Gefälles verlaufen, also von oben nach unten; es sind eben Fallinien. Ausserdem kann ich auch dem Ausdruck „Schätzungs-Isohypse" ebensowenig Geschmack abgewinnen wie dem „Gefühls-Isohypse". Isohypse sollte ein für allemal die Bezeichnung für die wirklich durch Höhenkoten festgelegte oder bestimmte Schichtlinie sein. Die der Natur mehr oder minder angepasste Form der Linie wird alsdann massgebend sein, ob man die Linie als „genäherte" oder „wahre" Isohypse bezeichnet. Die sogenannten Schätzungs-, Gefühlsisohypsen sind ganz allgemein nur **Formen**linien, die am besten **Geländekurven** genannt werden. Geländekurven sind also Höhenlinien, die das Terrain in seiner richtigen Form allgemein widerspiegeln, die aber nicht eindeutig festgelegt sind. Für Geländekurven innerhalb des grossen Spielraums, von den groben und mehr flüchtigen Geländekurven an bis zur einwandfreien Isohypse, noch besondere Unterarten zu

schaffen, halte ich nicht für angebracht, da sich eine scharfe Grenze zwischen einzelnen Arten auf Grund charakteristischer, scheidender Merkmale nicht feststellen lässt.

Sehen wir uns nach den eben vorgebrachten Ausführungen über Geländekurven die Zweiblattkarte der ostafrikanischen Bruchstufe von 1° 40′ bis 4° südlicher Breite von Prof. Dr. Carl Uhlig an. Die Karte ist in dem grossen Massstab 1: 150 000 konstruiert, und zwar auf Grundlage zahlreicher Aufnahmen der verschiedensten Aufnehmer. Der erste Eindruck der zwei Kartenblätter ist ein sehr günstiger. Man kann sich nur aufrichtig über die saubere und schöne Arbeit freuen. Geht man aber der Terraindarstellung auf den Grund, so wird weniger Erfreuliches zutage gefördert. Betrachtet man die Geländelinien, so scheinen sie sich den in der Natur gegebenen Formen vorzüglich anzupassen und sich von der auf unseren kolonialen Karten zumeist gepflegten Bogenschummerungsmanier, wie sie auch Kohlschütter auf seiner Karte anwandte, oder auch von der blossen Geländekurvenmanier vorteilhaft zu unterscheiden. Dass die Bogenschummerungsmanier plastischer als die reine Geländekurvenmanier wirkt, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Wenn auch die Geländekurven auf Uhligs Karten wie natürliche Formenlinien wirken, so hat trotzdem die scharf und bestimmt gezeichnete Geländekurvenlinie, wie sie uns auf der Uhligschen Karte entgegentritt, etwas Bedenkliches an sich; sie wird nur bei den Eingeweihten und den nicht allzu häufig gesäten Sachkennern richtig beurteilt. Die überwiegende Mehrzahl der Betrachter hält diese Linien schlankweg für Isohypsen, also für solche Linien, die gestatten, jeden Punkt des Terrains nach allen drei geographischen Koordinaten zu bestimmen. Das ist schlechterdings bei den Kurven auf Uhligs Karte nicht möglich. Wohl sagt Uhlig in der Erklärung zur Karte, dass „das Terrain in ‚Gefühlsisohypsen', die Höhenunterschiede von etwa 30 m bedeuten." Ich finde selbst diese etwas vorsichtig ausgedrückte Erklärung „von etwa 30 m" sehr bedenklich. So ist z. B. vom Ketumbeinekrater nur ein einziger Punkt, 2942 m, in einer weiten Umgebung vermessen, und der Kraterberg baut sich aus über 60 Gefühlsisohypsen auf, nach denen man, bei 30 m Höhendistanz, auf eine Höhe von weit über 3000 m gelangt. Derartige Beispiele lassen sich in grösserer Anzahl herbeiziehen. Ja, wir sehen Routen eingezeichnet, bei denen auch nicht eine einzige Höhenbestimmung gemacht wurde; trotzdem ziehen sich durch die Route die elegantesten Gefühlsisohypsen. Da ist kaum eine grössere Kartenstelle, die nicht durch jede gute Neuaufnahme vollständig über den Haufen geworfen würde! Auch die Verwendung der Triangulationszeichen für Punkte, die nicht der Korrektheit unserer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

üblichen Triangulationspunkte entsprechen, ist nicht gutzuheissen. Kurzum, die Karte täuscht dem Publikum — ich lege den Nachdruck auf das Wort „Publikum" — eine Genauigkeit vor, die sie gar nicht hat. Solche Karten, gegen deren Ausführung selbst der Kartograph oft machtlos ist, sind höchstens als Versuche zu betrachten. Sie haben für die Kolonialkartographie sowohl wie für die Kolonialgeographie nur bedingten Wert. Zu dem kommt, dass die Ausführung der Uhligschen Karte eine Unsumme von Arbeit gekostet hat, die in keinem Verhältnis zum Werte der Karte steht.

Der gesamte Inhalt der Karte von Uhlig wäre vollständig ebensogut, ja besser, auf einer Karte im Massstab von 1 : 500 000 als 1 : 150 000 darzustellen gewesen und sie wäre alsdann um vieles billiger geworden. Wie gesagt, weder Zeit, Geld, Nutzen stehen in irgendeinem Verhältnis, dass man eine weitere Ausgabe solcher Karten empfehlen könnte. Da muss man immer wieder der Manier der sogenannten Berliner Schule, wie sie von Sprigade und Moisel bisher gepflegt und neuerdings wieder so ausgezeichnet auf der Karte von Kamerun, 1 : 300 000, von M. Moisel angewendet wird, den Vorzug geben. Dadurch wird das ungefähre Terrainbild am besten wiedergegeben, d. h. wie es gerade dem jüngsten Stand der Aufnahme entspricht. Und werden einfache Geländekurven angewandt —, die Herstellung der Karte wird dadurch etwas billiger als mit der Bogenschummerungsmanier —, so soll in der Legende zur Karte klar vermerkt werden: Terraindarstellung in Geländekurven, nicht Isohypsen, also nicht in Linien, deren Höhe und gegenseitige Entfernung durch Messung festgelegt sind. Diesen Vorschlag habe ich bereits an anderer Stelle gemacht, und ich freue mich, in dieser Beziehung mit den Kartographen Sprigade und Moisel ganz eines Sinnes zu sein; denn auf der jüngst veröffentlichten Karte des Massai-Reservats südlich des Kilimandjaro (1: 200 000) des Majors von Prittwitz und Gaffron hat M. Moisel deutlich vermerkt: „Terraindarstellung in Geländekurven, nicht Isohypsen!" Und ganz richtig schreibt Fritz Jäger auf seiner interessanten Karte vom Hochland der Riesenkrater in Deutsch-Ostafrika (1: 150 000): „Gelände in Formenlinien, Formenlinien schematisch angegeben." Desgleichen ist anerkennend hervorzuheben, dass dort, wo keine Messungen und Erkundungen vorlagen, die Geländekurven, die Formenlinien nur in gestricheltem Linienzug wiedergegeben sind. So wird ersichtlich, dass die Karte nicht bloss nach Schönheit und Klarheit, sondern auch nach Wahrheit strebt. In gleicher Weise wird mit Hilfe von W. Rux Jägers prächtige Karte des abflusslosen Rumpfschollenlandes zwischen Iramba,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Njarasasee, Umbugwe und Ufiome (1 : 300 000) ausgeführt. Zu derselben Kategorie von Karten gehört K. Hasserts Karte des Kamerungebirges (1 : 200 000), von der ein Andruck der Situations- und Kurvenplatte in der Ausstellung zu sehen ist.

Ein nachahmenswertes Beispiel von Aufnahme und kartographischer Fixierung hat uns soeben Oberleutnant M. Weiss mit seiner Karte über das Vulkangebiet im Nordwesten von Deutsch-Ostafrika, in 1: 100 000, gegeben. Auch die Manuskriptkarte zum „Weissen Fleck" ist in der Ausstellung zu sehen. Der Karte des Vulkangebietes liegen 2020 gemessene Höhenpunkte zugrunde. So war es Weiss möglich geworden, die Geländedarstellung in Schichtlinien so weit wie möglich genau zu geben. Hier sind die Isohypsen berechtigt; denn die zahlreich fixierten Punkte im Gelände gestatten eine befriedigende Führung der Isohypsenlinie. Zugleich sind die zahlreich bestimmten Punkte ein wertvolles Grundmaterial, auf dem jederzeit gut weitergebaut werden kann. Diese Karte wird für lange Zeit ein Muster bleiben. Sie beweist aber auch, welche guten und brauchbaren Resultate die von Weiss zum erstenmal in Deutsch-Ostafrika angewandte phototheodolitische Messung ergibt.

Wir haben noch eine andere Art topographischer Kolonial-Spezialkarten zu berücksichtigen, die Karten mit kolorierten Höhenschichten. Versuche in dieser Richtung liegen nur wenige vor. In dem von Hans Meyer herausgegebenen Kolonialwerke stossen wir auf einige oro-hydrographische Karten unserer Kolonien. An sie irgendwelchen kritischen Hobel anzusetzen, ist zwecklos, da bei ihrem kleinen Massstab, selbst bei genaueren Aufnahmen als sie vorderhand zur Verfügung stehen, nur wenig richtigere Bilder zu erzielen sind; sie wollen auch nur den Bodenaufbau ganz allgemein widerspiegeln. Vielleicht wäre es angebracht gewesen, diese Karten unter einheitlichem Gesichtspunkt aufzubauen, es würde dadurch gegenseitige Vergleichung des Bodenaufbaues der Schutzgebiete ausserordentlich befördert worden sein. Auch verkenne ich nicht, dass dies schwierig ist und jede Kolonie ihre besonderen Forderungen auf Grund ihres besonderen Aufbaues hat. Immerhin lässt sich bei allgemeinen Uebersichten ein brauchbares Ergebnis erzielen. Man hätte sich am Ende mit wenigen Regionalfarben begnügen können, so, wie es L. Schultze auf seiner Kartenskizze des Namalandes, der südlichen Kalahari und des Kaplandes in 1 : 2,5 Mill. versucht hat, auf einer Karte, die dem ausführlichen Forschungsbericht aus Namaland und der Kalahari beigegeben ist. Durch zwei grüne Stufen 0 bis 600 bzw. 900 m kennzeichnet L. Schultze die Niederregion, durch ein Hellbraun von 900 bis 1200 m

die Mittelregion, und durch Dunkelbraun die darüberliegende Hochregion. Die Grenzen dieser Stufen sind nicht scharf bestimmt; die Stufen wollen auch nur ganz allgemein die für das Land charakteristischen Höhenregionen veranschaulichen. Dies Verfahren ist für allgemeine Uebersichten empfehlenswert, weniger für Karten, wie sie von K. Sapper demnächst über Neumecklenburg, 1 : 200 000, und Neuhannover, 1 : 100 000, veröffentlicht werden. Aeusserlich betrachtet, sind die Karten — ich kenne auch die Manuskriptkarten — sehr schön, ja zu schön; mit ihrer bestechenden Schönheit können sie unter Umständen gefährlich werden, insofern sie weitere Aufnahmen in jenen Gebieten unterbinden können; denn der Nichtkenner kann beim Anblick dieser Karten sagen; wozu hier noch weitere Aufnahmen, da wir schon solche prächtige und ausführliche Karte über Neumecklenburg besitzen?! Aber all diese Höhenschichten — bei Neumecklenburg werden 12 Stufen zum Ausdruck gebracht —, die sich, durch die Anwendung der verschiedenen Farben bedingt, als etwas Sicheres präsentieren, sind trotz aller Anschaulichkeit problematisch. Das darf man bei aller Hochschätzung der Arbeit Sappers nicht verkennen; trotz der vielen und mühevollen Durchquerungen und Aufnahmen Sappers ist das gesamte Vermessungsmaterial noch sehr lückenhaft. Warum nicht diese Karten in der schlichten Bogenschummerungsmanier oder einfachen Geländekurvenmanier oder in wenigen Regionalfarben, sofern es möglich ist, in jenem Inselgebiet mit Hilfe irgendeiner Erscheinung charakteristische Höhenregionen herauszuschälen?!

Betonen möchte ich hier nachdrücklichst, dass ich gewiss der letzte bin, der den Bienenfleiss nicht zu schätzen wüsste, der in den Karten von Sapper und auch in denen von Uhlig steckt, aber als Geograph und Kartenkundiger, der selbst auch Erfahrungen durch Aufnahmen im Feld gesammelt hat, muss ich einmal auf Dinge hinweisen, die fast immer übersehen werden und die doch einer sachgemässen Kartenkritik nicht standhalten. In gewissem Sinne ist es gut, dass auch solche Karten veröffentlicht sind, die als Lehrbeispiele dafür gelten können, wie es gemacht und wie es nicht gemacht werden soll. Erst aus dem Abwägen vom Guten und weniger Guten wird der Kolonialkartographie der richtige Weg gezeigt. In der Kolonialkartographie haben wir es am wenigsten nötig, nur ästhetisch voll befriedigende Leistungen auf den Markt zu bringen. Wir wollen klare, gute, dem jeweiligen Stand der geographischen und kartographischen Erschliessung entsprechende Kartenbilder und nichts in sie hineingeheimnissen, was nicht tunlichst durch Mass und Zahl belegt werden kann. Nur bei der Verfolgung dieses Zieles kann die deutsche Kolonialkartographie an eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fortentwickelung denken. Dass bei alledem auch der Massstab eine ausschlaggebende Rolle spielt, ist selbstverständlich. Anders ist die Anforderung an allgemeine Uebersichtskarten, die sich in Millionenmassstäben bewegen, anders an Spezialkarten, die im Hunderttausendmassstab oder in einem Vielfältigen oder einem Bruchteil davon erscheinen.

Auf die Spezialkarten ohne Terrain will ich nicht weiter eingehen. Nur auf eine einzige will ich kurz hindeuten, da sie jetzt erst uns zugänglich gemacht wird. Es ist eine provisorische, rohe Karte von Deutsch-Südwestafrika, 1:400 000, die wir der Tätigkeit des Feldvermessungstrupps in Südwest verdanken. Leider weiss der Geograph des Mutterlandes mit diesen Karten herzlich wenig anzufangen, und ob die Karte den Ansprüchen der Beamten und Ansiedler im Schutzgebiet genügt, ist zu bezweifeln. Vergleichen wir die Kartenbilder z. B. mit der im Erscheinen begriffenen Kamerunkarte, 1:300 000, die M. Moisel redigiert, so erkennt man, was ein echter und rechter Kolonialkartograph, der allerhand Material zu verarbeiten und viel Spreu vom Korn zu sondern hat, zu leisten vermag.

Zum Schluss will ich Ihre Aufmerksamkeit noch auf die kolonialen Wirtschaftskarten, die neben den topographischen Karten gewiss das meiste Interesse beanspruchen, lenken. Wohl zeigen viele Routenkarten auch Angaben über wirtschaftliche Tatsachen, besonders im Hinblick auf die mehr oder minder ausnutzbare Pflanzenwelt, indessen kann man solche Karten nicht als Wirtschaftskarten ansprechen. Ich denke hierbei ganz speziell an die Veröffentlichungen, die direkt als Wirtschaftskarten bearbeitet worden sind; und unter diesen will ich auch nur die hervorheben, die vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee herausgegeben worden sind: Es sind dies der bekannte Wirtschafts-Atlas der deutschen Kolonien und eine Reihe von Wirtschafts-Wandkarten.

Von den Wandkarten sind Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika im Massstab 1:500 000 und Togo in 1:200 000 herausgegeben worden. In ihrer derb realistischen Wandkartenmanier wirken die Karten recht klar und verständlich und sind bei Vorträgen über unsere Kolonien ein willkommenes Anschauungsmaterial. Insbesondere zeichnen sie sich in der Beschränkung wirtschaftlicher Angaben aus. Das ist lobend anzuerkennen, auch bei Deutsch-Ostafrika, welche Karte gegenüber der Vorlage im Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien sehr vorteilhaft absticht. Die Karte gibt trotz aller Schönheit der Farben und des Namenstiches keinen rechten Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie. So sind z. B. in gelben Punkten alle Stellen angegeben, wo man auf winzige Spuren von Gold gestossen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Im Süden vom Viktoriasee wimmelt es nur so von solchen Punkten und Farbtupfen. Wer die Verhältnisse nicht einigermassen kennt, muss denken, wir hätten hier ein Goldgebiet gleich den gesegneten Distrikten in Britisch-Südafrika, Nordamerika oder Australien. Die ausgiebige Anwendung der buntscheckigen Tupfenmanier — als Flydirtmanier habe ich sie bereits gebrandmarkt — kann nimmer ein übersichtliches und klares Kartenbild ergeben.

Wie eine Wirtschaftskarte aufzufassen und zu zeichnen ist, dafür ist selbst schon der Weg im Wirtschaftsatlas betreten worden, und zwar bei der Karte des Baumwollbaus in Deutsch-Ostafrika. Dadurch, dass auf einem Kartenblatt nur ein Produkt zur Veranschaulichung gebracht wird, ist die Karte ausserordentlich instruktiv.

Allmählich fängt die deutsche Kartographie an, darüber nachzudenken, dass es nicht angängig ist, auf einem einzigen Kartenblatt die verschiedensten Erzeugnisse der Pflanzen-, Tier- und Gesteinswelt darzustellen, dazu wohl gar noch Industrieerzeugnisse und anderes mehr; alle diese Dinge sind aber doch ihrer Natur nach so heterogen, dass selbst der Deckmantel „wirtschaftliche Erzeugnisse" sie ungeeignet für eine Detaildarstellung auf einem Bild erscheinen lässt. Zur Genüge wissen wir doch, dass es nicht ratsam, vielfach nicht möglich ist, eine Volksdichte mit einer Haustierdichte oder eine tier- und pflanzengeographischen Karte zusammenzuschweissen, oder eine Regen-, Wind-, Temperatur- und Sonnenscheindauerkarte in einem einzigen Kartenumriss darzustellen.

In der sachgemässen Trennung der wirtschaftlichen Güter auf Karten sind uns wieder die Engländer mustergültig vorangegangen, so besonders in dem grossen „Atlas of the World's Commerce" von J. G. Bartholomew, worin je ein Kartenblatt dem Weizen, der Kartoffel, dem Zucker, dem Tee, dem Kaffee, der Baumwolle, der Wolle, der Seide, der Eisenproduktion, der Kohlenproduktion usw. gehört. Aehnlich sind der „Atlas of the World's Chief Industries" von G. Philipp und die Karten in „The World's Commercial Products" von Freeman, Chandler und Henry gehalten. Aehnlich bin ich mit dem Textkärtchen in meinem Leitfaden der Handelsgeographie vorgegangen, ähnlich auch z. B. Passarge in dem Abschnitt über Kamerun in Hans Meyers Kolonialwerk.

Die Wirtschaftskarten haben eine grosse Bedeutung für die Veranschaulichung der wirtschaftlichen Entwickelung, der wirtschaftlichen Kraft unserer Kolonien. Keine Bücher, keine Zahlenreihen können so nachdrücklich wie Wirtschaftskarten belehren, besonders, wenn sie durch sinnfällige Diagramme erläutert werden. Und wenn wir es als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine unserer vornehmsten Aufgaben betrachten, den kolonialen Gedanken ins Volk hineinzutragen und fruchtbar zu gestalten, so ist uns in den Wirtschaftskarten ein vorzügliches Mittel gegeben, dessen Wichtigkeit bis jetzt noch zu wenig beachtet wurde. Mit der Unterstützung des Kolonialamtes und des Vorstandes der Deutschen Kolonial-Gesellschaft müsste ein billiger und guter Wirtschaftsatlas geschaffen werden, der in Tausenden von Exemplaren unter dem Volk zu verbreiten wäre, der aber auch immer auf dem Laufenden erhalten werden müsste.

Ich erlaube mir, in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache, unserer Sektion folgende Resolution zur Begutachtung zu unterbreiten:

Der deutsche Kolonialkongress 1910 erachtet es im Hinblick auf die Verbreitung guter und sachgemässer Kenntnisse der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Kolonien für dringend notwendig, dass ein preiswerter Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien den weitesten Kreisen unseres Volkes zugänglich gemacht werde.

Der Atlas, der ausser klaren und übersichtlichen Wirtschaftskarten auch gut verständliche Diagramme bringen und so ein vorzügliches Anschauungsmittel über Handel und Wandel unserer Kolonien bilden soll, muss ständig auf dem Laufenden erhalten werden. Die Herausgabe dieses Atlasses wird dem Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft empfohlen.*)

Geh. Hofrat Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig: Herr Prof. Eckert hat scharfe Kritik an der grossen Uhligschen Karte geübt. Ich bin auch seiner Meinung, dass es ein Nachteil ist, wenn in dieser Karte die Geländekurven und Formenlinien als Isohypsen erscheinen. Welche enormen Schwierigkeiten es gemacht hat, diese Linienzeichnung auch überall da durchzuführen, wo keine Messungen vorliegen, das weiss am besten Herr Moisel, der die Karte mit bearbeitet hat. Wenn die Karte, wie Prof. Eckert sagt, erhebliche Kosten verursacht hat, so möchte ich bemerken, dass diese Kosten der Karte, die in der Sondergruppe der Landeskundlichen Kommission ausgestellt ist, nicht aus den der Landeskundlichen Kommission zur Verfügung stehenden Fonds bezahlt worden sind. Die Kommission hat einen Zuschuss zur Ausführung der Karte beim Kolonialamt und den Druck des inhaltsreichen Uhligschen Heftes in den amtlichen Mitteilungen a. d. D. Schutzgebieten befürwortet. Die übrigen Kosten der Herstellung der Karte sind aus anderen Fonds gedeckt worden.

---

*) Siehe auch den Abschnitt „Die Revolutionen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Penck**, Berlin: Bei der Würdigung der Geländedarstellung auf kolonialgeographischen Karten muss man immer erwägen, inwieweit wirklich Geländeaufnahmen zugrunde liegen: das ist für Deutsch-Ostafrika nur in ganz wenigen Gebieten der Fall, und die auf den Karten von Moisel und Sprigade angegebenen Kurven versuchen keine Geländedarstellung, sondern lediglich eine rohe Angabe, wo sich Erhebungen und Vertiefungen befinden. Es ist dringend nötig, die bisher etwas zu ausschliesslich befolgte Methode der Routenaufnahmen in Ostafrika durch bessere Verfahren zu ersetzen, und da kommt die vom Herrn Redner etwas zu gering eingeschätzte Messtischaufnahme sehr in Betracht, für die man natürlich nicht den grossen Massstab wie daheim anzuwenden hat. Sie gestattet die Einzeichnung des Geländes im Felde, und damit eine genaue Geländedarstellung.

Die Photogrammetrie ist weiter zu empfehlen, doch muss man sich darüber im klaren sein, dass sie nicht überall, namentlich nicht im ebenen Lande anwendbar ist. Dem absprechenden Urteile über die Karte Uhligs kann nicht beigepflichtet werden. Sie stellt den ersten Versuch dar, eine wirkliche Geländedarstellung eines Gebietes von Deutsch-Ostafrika zu geben, welcher Versuch natürlich durch jede neue Beobachtung beeinflusst werden muss. Erweist sich die Karte auch im einzelnen nicht verlässlich, so ist sie doch als ein Geländebild von Ostafrika geographisch sehr wertvoll. In Berlin sollte endlich des Begründers der deutschen kolonialen Geographie, Richard Kiepert, nicht vergessen werden.

P. Staudinger, Berlin: Die Forderung des Herrn Redners, einen preiswerten Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien den weitesten Kreisen des Volkes in Deutschland zugänglich zu machen, hat gewiss an und für sich etwas Verlockendes, aber es fragt sich, ob man nicht dabei augenblicklich etwas zu weit damit geht. Zurzeit sind wir noch beschäftigt, die geographischen Kenntnisse des Volkes und nicht nur des letzteren, sondern auch eines Teiles der Gebildeten (bei Beginn der kolonialen Bewegung hatte sich bei uns, die wir uns oft als Volk der Geographen usw. halten, häufig ein ziemlicher Mangel nach dieser Richtung hin bei so manchen Personen gezeigt), über unsere Kolonien durch Verbreitung des kleinen, billigen, bei D. Reimer erscheinenden Kolonialatlas zu erweitern, ebenso wie die Deutsche Kolonialgesellschaft auf vielen Bahnhöfen Karten der Schutzgebiete aushängen lässt. Die Herausgabe eines kolonialwirtschaftlichen Volksatlas ist nun ein Schritt weiter. Sie wird nicht unbeträchtliche Mittel fordern. Immerhin kann sie sehr nützlich wirken, und der Antrag dazu wäre wohl am besten an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Leitung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu richten, die die Forderung prüfen und vielleicht den geeigneten Weg zur Erfüllung derselben im richtigen Zeitpunkt finden wird.

Prof. Dr. **Eckert.** Aachen: Zu den Ausführungen des Herrn Geheimrats Meyer habe ich weiter nichts hinzuzufügen und erkläre mich mit ihnen einverstanden. Was nun Herr Geheimrat Penck vorbrachte, war weiter nichts Neues; es war in der Hauptsache nur das, was ich schon gesagt habe, und das Neue, das er wegen der phototheodolitischen Aufnahme hervorhob, wird ja der nachfolgende sachverständige Vortrag von Herrn Oberleutnant Weiss besser sagen. Wenn Herr Geheimrat Penck die Karte von Uhlig deswegen in Schutz nimmt, dass sie überhaupt zum erstenmal uns die Erhebungen der Bruchstufe zeige, so kann ich nur sagen, dass ich mich in dieser Beziehung ebenso über die Uhligsche Karte freue; aber ich muss daran festhalten, dass der gesamte Karteninhalt auf einer Karte wesentlich kleineren Massstabes besser dargestellt werden konnte, und diese Karte hätte alsdann nicht soviel Geld wie die vorliegende Karte gekostet, was eben hierbei der springende Punkt mit ist.

Meine Arbeiten in Inner-Afrika mit dem Phototheodoliten.

Von Oberleutnant **Max Weiss.**

In der Kürze der Zeit kann ich natürlich nur eine ganz flüchtige Skizze von meiner Tätigkeit mit dem Phototheodoliten entwerfen. Eins möchte ich gleich vorweg bemerken und noch ganz besonders hervorheben: Ohne Anwendung des Phototheodoliten wäre es mir nicht möglich gewesen, die Karten, die zum Teil bereits veröffentlicht und hier ja auch ausgestellt sind, zum Teil sich noch im Stich befinden, herzustellen. Ohne den Phototheodoliten wäre es mir nicht möglich gewesen, mit genügender Sicherheit eine grosse Anzahl von Punkten — allein für die beiden Karten des Vulkangebietes sind es über 2000 — in ihrer Lage und Höhe zu bestimmen. Hierdurch war es mir ermöglicht, das ausserordentlich stark zerrissene Gelände sorgfältig in Höhenschichtlinien auszukonstruieren. Leider war es mir nicht möglich, einen Zeissschen Präzisionsphototheodoliten mitzunehmen, da die zur Anschaffung erforderlichen Mittel nicht zur Verfügung standen. Es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde ein Phototheodolit schnell angefertigt, der wohl billiger wurde als das Zeisssche Instrument, dafür aber auch bei weitem nicht so leistungsfähig war wie dieses. Das Arbeiten im Felde mit meinem Instrument war umständlicher und zeitraubender als beim Präzisionsphototheodoliten, denn ich musste mir eine Anzahl von Hilfspunkten bestimmen, um die Parallelstellung der Platten prüfen zu können; gestattet doch mein Phototheodolit nur eine Genauigkeit der Einstellung von einer Minute, der Zeisssche hingegen von einigen Sekunden. Aus diesem Grunde war das Ausmessen der Bilder hier auch ganz erheblich schwieriger und zeitraubender, als bei Aufnahmen mit einem Präzisionsinstrument. Auf die Ausmessung von 60 km entfernten Gebirgszügen, die auf meinen Platten im Stereokomparator noch deutlich erkennbar waren, musste ich verzichten, da die Parallelstellung der Platten nicht genügend scharf war. Die grösste Tiefenwirkung, die ich bei meinen Bildern erreichte, betrug 46 km. Mit Rücksicht auf die hohen Kosten, welche derartige Expeditionen verursachen, dürfte eine Ausrüstung mit den neuesten und besten Apparaten unbedingt gefordert werden. Wird hierin gespart, so rächt sich das bitter in der Arbeit. Lieber eine Expedition weniger ausrüsten oder einen Europäer weniger mitschicken, als eine Expedition schlecht ausrüsten. Leider erlebt man es ja allzu häufig, dass bei Ausrüstung von Expeditionen an den Topographen z u l e t z t gedacht wird. Acht Tage vor der Ausreise werden die Instrumente überall zusammengeborgt, und in diesen acht Tagen soll dann womöglich der Betreffende noch eine recht gründliche Ausbildung in der Topographie und in der Handhabung der Instrumente erhalten. Dabei reicht die kurze Zeit nicht einmal aus, die in aller Eile zusammengeborgten Instrumente zu prüfen und zu berichtigen.

Wir müssen ja leider vorläufig noch mit der traurigen Tatsache rechnen, dass man die Herren, die in unseren Kolonien topographieren, aus Mangel an Mitteln mit derartigen Präzisionsphototheodoliten nicht ausrüsten kann. Wer sollte sie auch ausbilden, wer soll sie beraten, wer soll das von ihnen gesammelte Material verarbeiten? — Aber auch ohne Präzisionsinstrument, nur mit einer gewöhnlichen Stativkamera ausgerüstet, kann jeder, der das Land bereist, durch photographische Aufnahmen höchst wertvolle Beiträge für die Kolonialkartographie liefern; es ist nur erforderlich, dass er die Bildweite der Kamera bestimmt, an dem Anschlagrahmen der Kassetten Horizontal- und Vertikal-Marken anbringt, bei der Aufnahme die Platte mit Hilfe eines aufgelegten Dosenniveaus senkrecht stellt und die Richtung der optischen Achse durch Auflegung seines Routenkompasses bestimmt. Er kann dann von der Route aus Berge, Gebirge, sonstige markante

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geländepunkte, kurz, alles, was er bei sorgfältiger Routenaufnahme anpeilen würde, bis auf mindestens 20 km Entfernung photographisch anschliessen. Es geht schneller und wird genauer als Peilung mit Kompass oder Peiltisch. Es wird dem Kartographen hier zu Hause bedeutend leichter, an der Hand der Photographien die entsprechenden Geländepunkte zu identifizieren, als an der Hand eines Peilblattes, das nur ganz roh und flüchtig die Form des Geländes wiedergeben kann. Die Routenvorschrift der Herren Sprigade und Moisel verlangt mit Recht, dass der Lagerplatz hoch zu wählen sei, damit ein Rundblick über das Gelände möglich ist, bzw. sollen auf dem Marsche derartig erhöhte Punkte aufgesucht und von hier aus Rundpeilungen gemacht werden. Wieviel wertvoller werden nun photographische Rundbilder, um so mehr, wenn sie sich mit Aufnahmen vom Tage vorher oder nachher oder mit der Route selbst schneiden. Derartige Aufnahmen sind natürlich nicht in jedem Gelände anzuwenden, sondern nur da, wo ich ausdrucksvolle und markante Geländeformationen habe. Es wäre töricht, in flache Ebenen hinein zu photographieren. — Es wird sich im allgemeinen auch nicht empfehlen, grosse Waldungen zu photographieren, es sei denn, dass ich auf dem Bilde leicht erkennbare charakteristische Punkte erhalte, wie z. B. die Grenze des Waldes, einzelne besonders hohe Bäume, Lichtungen, Felspartien, Schluchten und ähnliche. Wir sehen also, es ist unbedingt erforderlich, dass der Betreffende, der photogrammetrisch arbeiten will, topographisch geschult ist und Blick für das Gelände besitzt. Wir verfügen aber über eine ganze Anzahl derartig vorgebildeter Herren. Ist doch allseitig, nicht zuletzt von England, hoch anerkannt worden, dass wir als jüngstes Kolonialvolk von unseren Schutzgebieten viele brauchbare Karten besitzen. Das verdanken wir in erster Linie den Offizieren und Beamten, die in ihrer ausserdienstlichen Zeit sorgfältig ausgeführte Routenaufnahmen geliefert haben, und zweitens dem rühmlich bekannten Zeicheninstitut von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) unter Leitung der Herren Sprigade und Moisel. Erheblich mehr liesse sich aber leisten, wenn die Routenaufnahmen verbunden würden mit photogrammetrischen Arbeiten. So manches in der Ferne liegende Gebirge könnte mit angeschlossen werden, wenn es von der Route aus von verschiedenen Punkten photographiert würde. Ja, und wenn es nicht gelingt, dasselbe Objekt mehrere Male zu photographieren, so kann auch eine einzige Aufnahme von hohem Werte sein, denn ich werde oft Gelegenheit haben, die aus einer Photographie gewonnenen Richtungsstrahlen mit früheren oder späteren Routen zu schneiden; diese Schnittpunkte werden dann Festpunkte für jene Routen. Recht wert-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

voll kann auch eine einzige Aufnahme vor Beginn des Marsches in der Marschrichtung werden oder nach Eintreffen im Lager zurück in die Marschrichtung, besonders dann, wenn der alte Lagerplatz noch erkennbar ist. Ich erhalte dadurch sehr wertvolle Richtungen für das Auskonstruieren der Route. Umgekehrt kann ich aus einer Aufnahme, die mehrere bekannte Objekte enthält, meinen Stationsort bestimmen. Oder —, ich habe z. B. seitwärts, vorwärts oder rückwärts meiner Route einen markanten, mir in seiner Lage bekannten Geländepunkt, den ich mehrere Tage im Auge behalte, so bekomme ich durch wiederholtes Anphotographieren dieses Objektes Fixpunkte für meine Route. So sahen Kirschstein und ich auf unserem Marsche durch Nordruanda den 2700 m hohen Kabujeberg sechs Tage lang. Keineswegs soll aber die Photogrammetrie die Topographie ersetzen, sondern sie soll dieselbe nur ergänzen. Die Photogrammetrie soll mir eine Anzahl von Hilfspunkten für das spätere Auskonstruieren der Karten liefern. Niemals wird es möglich sein, durch noch so zahlreiche photogrammetrische Aufnahmen ein geschlossenes Geländebild zu geben.

Ich will ganz kurz zusammenfassen, welche wertvollen Dienste uns schon die einfache Photogrammetrie leistet.

1. Durch Vorwärtsabschnitt aus zwei, möglichst aber drei Aufnahmen kann ich Lage und Höhe identischer Geländepunkte bestimmen. So habe ich z. B. den Namlagira, die Nebenkrater des Niragongo, die Kongurandberge bestimmt.

2. Durch Rückwärtseinschnitt nach mindestens drei bekannten Punkten kann ich meinen Stationspunkt bestimmen. Von diesem Verfahren habe ich wiederholt Gebrauch gemacht und hatte dabei gleichzeitig Gelegenheit, die barometrisch bestimmten Höhen zu kontrollieren und zu berichtigen.

3. Ich kann die Uferlinien aus einer einzigen photographischen Aufnahme festlegen, wenn die Höhe meines Standortes und die Höhe des Wasserspiegels bekannt ist. Das ist geschehen bei dem Kiwu-, Bolero- und Luhondosee.

4. Bestimmen der Höhe des Wasserspiegels, wenn Entfernung und Höhe des Stationsortes bekannt sind. Dieses Verfahren hat gleichfalls beim Kiwu-, Bolero- und Luhondosee Anwendung gefunden.

5. Bestimmen der Entfernung, wenn die Höhe des Stationsortes und des angepeilten Objektes bekannt ist. Hierdurch habe ich mir eine Anzahl kleinerer Krater festgelegt und drei Zipfel des Mohasisees.

Es dürfte wohl kein Zweifel darüber bestehen, dass schon die einfache Photogrammetrie sehr wertvolle Resultate liefert. Ganz bedeutend wertvoller und ergiebiger sind aber stereoskopische Aufnahmen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgeführt mit einem Präzisionsinstrument. Ich habe dann einmal den Vorteil, durch den stereoskopischen Effekt ein plastisches Geländebild vor mir zu haben, kann also auch viel leichter und schneller ausmessen, und erhalte aus dem Plattenpaar ausser der Richtung und Höhe auch gleich die Entfernung. Man vergegenwärtige sich nur die Anwendung dieses Instrumentes bei einer Route. Ich bin in der Lage, mit diesem Instrument einen vollkommenen Polygonzug auszuführen, der sich aus Ueberschlägen über Punkte, die ich nicht zu betreten brauche, zusammensetzt. Nur auf diese Weise gelang es zwei Offizieren der Landesaufnahme, 300 km Küstenlinie in Spitzbergen in fünf Tagen aufzunehmen. Die Stereophotogrammetrie ist ja im Prinzip dasselbe wie die einfache Photogrammetrie. Durch Anwendung des stereoskopischen Effektes, im Verein mit Präzisionsinstrumenten, hat man der alten Methode eine hochgesteigerte Verfeinerung gegeben, die es ermöglicht, anstatt mit einer Basis von mehreren Kilometern mit einer Basis von rund 100 m zu arbeiten. Die Vorwärtsabschnitte, die man jetzt im stereoskopischen Bilde erhält, werden ausserordentlich spitze Winkel. Hieraus ergibt sich die Schlussfolgerung, dass gute Resultate sich nur erzielen lassen bei Anwendung von Präzisionsinstrumenten, bei genauester Basismessung, bei guter Ausbildung des Aufnehmers und sorgsamer Behandlung der Instrumente. Die einfache Photogrammetrie kann mit einfachen und billigen Apparaten arbeiten, wer für die Stereogrammetrie einfache und billige Apparate verwenden will, beweist nur, dass er die Sache nicht beherrscht. Ich spreche aus eigener Erfahrung, denn ich habe mit Präzisionsinstrumenten, aber auch mit mangelhaften Instrumenten gearbeitet.

Wie dankenswert die Anwendung des Phototheodoliten ist, dürfte noch daraus erhellen, dass eine Aufnahme im Gelände mit sämtlichen Hilfsmessungen höchstens drei Viertelstunden dauert, das Ausmessen von etwa 60 Punkten aus der Aufnahme hier nur einen Tag beansprucht. Ich bringe mit derartigen Aufnahmen Naturdokumente mit nach Hause, auf die ich immer wieder bei der häuslichen kartographischen Tätigkeit zurückgreifen kann. Ganz besondere Bedeutung bekommt die Photogrammetrie in Gebieten, die bereits ein Triangulationsnetz besitzen oder trianguliert werden sollen. Nie sollte der Trigonometer dort draussen ohne den Phototheodoliten arbeiten. Er wird beim Signalbau und beim Winkelmessen Zeit genug zu derartigen Aufnahmen finden. Oft habe ich es schon lebhaft bedauert, dass wir bei der Grenzvermessung in den Jahren 1902—05 nicht mit einem Phototheodoliten ausgerüstet waren. Wir hätten damit ganz ausserordentlich wertvolle Anschlüsse und Fixpunkte für später liefern können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ganz kurz erwähnen möchte ich noch die Vorteile, die dem Anthropologen, Ethnologen und Zoologen aus stereoskopischen Aufnahmen mit einem Präzisionsinstrument erwachsen. Die Anlage von Dörfern, die Anordnung der Hütten im Dorfe, Hausgerät, Schmuck, Waffen, Menschen in ganzer Figur, Brust- oder Kopfbilder, lebende Tiere, aber auch erlegtes Wild lassen sich dort draussen in kurzer Zeit photographisch aufnehmen und können hier in aller Ruhe ausgemessen werden. Auch für den Archäologen, Ingenieur und Architekten bieten derartige Aufnahmen sehr grosse Vorzüge.

Unsere Kolonialtopographie könnte eine wesentliche Bereicherung dadurch erfahren, wenn unsere Landmesser draussen photogrammetrisch arbeiten würden. In sehr dankenswerter Weise werden ja jetzt schon von einem Teil der Landmesser auch topographische Aufnahmen gemacht, zum grossen Teil beschränken sie sich aber nur auf reine Katasterarbeit. Das hat wohl seine Berechtigung hier bei uns, wo für diese Arbeiten eine besondere Landesaufnahme vorhanden ist, nicht aber in unseren Schutzgebieten, wo jede topographische Betätigung als Beitrag zu unserer Kolonialkartographie freudig und dankbar begrüsst werden muss. In der Kapkolonie z. B. ist jeder Landmesser verpflichtet, zu topographieren. Phototheodolitische Aufnahmen, von Landmessern ausgeführt, hätten dadurch erhöhten Wert, dass sie von genau festgelegten Punkten ausgehen, sich also Basis und Richtung genau bestimmen lässt.

In Oesterreich, Italien, England und Amerika ist der Wert der phototheodolitischen Arbeiten ja schon hinreichend bekannt und anerkannt, und auch bei uns wächst sehr erfreulicherweise das Interesse für diesen Wissenszweig. Leider ist die Betätigung auf diesem Gebiet noch recht gering; nur die Landesaufnahme hat im Feldvermessungstrupp in Südwest schon seit längerer Zeit Präzisionsphototheodoliten im Gebrauch und glänzende Resultate damit erzielt, die zum Teil hier auch ausgestellt sind. Leider fehlt bei uns bis jetzt noch immer eine Zentrale, bei der sich der einzelne Rat holen kann, ausgebildet wird, leihweise Instrumente erhält, und vor allem, bei der das heimgebrachte Material verarbeitet wird. Die Gründung einer derartigen Ausbildungs-, Vermessungs- und Instrumentenzentrale entspricht also einem dringenden Bedürfnis. Keinesfalls aber darf eine derartige Zentrale als selbständiges Institut gegründet werden, sondern sie müsste sich angliedern an eine kartographische Anstalt, damit das ausgemessene Material mit Unterstützung von gewandten Kartographen und unter Benutzung etwa noch vorhandener Routenaufnahmen zu einem Kartenbild vereint werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Gründung einer derartigen Zentrale, vor allem zur Beschaffung der nötigen Instrumente, ist die Sume von 20 000 Mark erforderlich. Die Sektion bitte ich, einen Beschluss dahin zu fassen, dass diese Summe mit Unterstützung des Reichskolonialamtes und der Deutschen Kolonial-Gesellschaft aufgebracht wird. Eine baldige Verwirklichung wäre dringend erwünscht, da bereits im Frühjahr zwei Expeditionen herausgehen, die mit diesen Instrumenten ausgerüstet werden könnten. Die Persönlichkeiten der Expeditionsleiter, Herr W. Kuhnert und Dr. Kirschstein, bürgen dafür, dass wir dann bereits nach Ablauf eines Jahres sehr wertvolles topographisches, ethnographisches, anthropologisches und zoologisches Material hier in der Hand haben.

Zum Schluss möchte ich noch dankbar erwähnen, dass ich meine Ausbildung mit dem Phototheodoliten der Königlich Preussischen Landesaufnahme verdanke. Nur mit der liebenswürdigen und tatkräftigen Unterstützung dieser Behörde gelang es mir, mein reiches mitgebrachtes Material auszumessen. Auch in meinen weiteren Bestrebungen auf diesem Gebiet werde ich Erspriessliches nur leisten können, wenn mir die Königliche Landesaufnahme auch fernerhin ihre wohlwollende Unterstützung zuteil werden lässt.

P. Staudinger, Berlin: Der Anregung einer Resolution des Kolonialkongresses zur Errichtung eines Lehrstuhles für Aufnahmen mit dem Phototheodoliten kann ich nicht ohne weiteres zustimmen. So wichtig ich auch gerade die Einübung mit diesem Instrument für Forschungsreisende, die nach gebirgigen Gegenden gehen, halte, und auch nach dem eben Gehörten auch die schönen Resultate, die man durch solche Aufnahmen erzielen kann, gut ersichtlich sind, so sind doch einerseits die Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen, und anderseits soll meiner Ansicht nach der Kongress nicht eine Resolution über einen solchen Spezialwunsch fassen. Resolutionen dürften eigentlich nur Gegenstände von grösseren wirtschaftlichen, ethischen oder wissenschaftlichen Gesichtspunkten betreffen. Die vorliegende berührt doch nur ein kleines Spezialgebiet. Man sollte den sehr wenigen Stellen, die wir leider nur zur Erlernung von astronomischen Aufnahmen haben, für Forschungsreisende kommt eigentlich nur eine hauptsächlich in Betracht, die Einfügung von Aufnahmen mit dem Phototheodoliten möglichst zur Pflicht machen und an den massgebenden Stellen dafür wirken. Dass die Reisenden die besten Instrumente mitbekommen, ist natürlich eine allgemein zu unterstützende Forderung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **F. S. Archenhold,** Treptow-Sternwarte b. Berlin: Wenn unser verdienstvoller Vorsitzender, Herr Staudinger, wünscht, dass der Antrag von Herrn Oberleutnant Weiss nicht als Resolution unserer Sektion gefasst, wird, so wird es mir schwer, eine andere Meinung hier zu vertreten. Bei der grossen Bedeutung jedoch, die eine sachgemässe Ausrüstung für den Erfolg jeder Expedition hat, möchte ich mit allem Nachdruck den Vorschlag von Herrn Oberleutnant Weiss unterstützen. An und für sich werden die stereoskopischen Aufnahmen viel zu wenig gepflegt. Bei Aufnahmen jedoch, die zumeist nicht zu wiederholen sind und wichtige Dokumente für die Forschung bilden, sollte die Stereoskopie mehr gepflegt werden. Noch wichtiger sind natürlich solche Aufnahmen für die Messung bei allen den Gegenständen, bei denen nachher wissenschaftliche Masse wünschenswert sind, und so dürfte durch Annahme des Weissschen Vorschlags ein grosser Nutzen allen zukünftigen Expeditionen erwachsen. Ausserdem wird es sehr wertvoll sein, wenn jeder einzelne noch in seinem Kreise wirkt, dass ausser den offiziell zu beschaffenden Apparaten noch andere zur Verfügung gestellt werden. Ich werde sehr oft im letzten Augenblick von Forschungsreisenden um Rat gefragt bei der Beschaffung von wissenschaftlichen Apparaten für ihre Expedition, muss jedoch dann meist darauf hinweisen, dass es viel zu spät ist, solche Apparate noch zu bestellen oder eine Einübung mit denselben vorzunehmen, die eine erfolgreiche Verwendung im Gelände verbürgt. Ich möchte also aufs wärmste den Antrag Weiss unterstützen.

Admiralitätsrat Prof. Dr. **Kohlschütter,** Berlin: Das vom Redner vorgeschlagene Institut würde nur in Anlehnung an eine bestehende kartographische Anstalt ins Leben gerufen werden können. Die einzige dafür in Betracht kommende Anstalt ist die von D. Reimer, unter Leitung der Herren Sprigade und Moisel. Unter diesen Umständen scheint es mir zweckmässiger zu sein, wenn die Initiative zur Schaffung des Instituts von D. Reimer ausgeht. Dieser würde auch leichter die Mittel beschaffen können bzw. bei den in Betracht kommenden Stellen zu ihrer Bereitstellung hinwirken können. Dazu würde es aber ausreichen, unter der Hand bei D. Reimer dahin zu wirken, dass er ein solches Institut ins Leben ruft. Eine Resolution würde dagegen wohl nicht recht am Platze sein, da sie sich aus den vorstehenden Gründen an D. Reimer wenden müsste und es nicht angängig zu sein scheint, dass der Kongress sich an eine Firma wendet, um sie zur Ergreifung der Initiative in dieser Angelegenheit aufzufordern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **F. S. Archenhold,** Treptow-Berlin: Wenn Herr Professor Kohlschütter die Ansicht aufstellt, dass eine private Firma die 20 000 Mk. für die erwünschten Apparate aufbringen möge, so bin ich der Meinung, dass solche Apparate wohl schon in privaten Händen oft genügend vorhanden sind, dass jedoch dieselben den Forschungsreisenden nicht immer zur Verfügung gestellt werden können, und es daher besonders wichtig ist, dass an irgendeiner Stelle solche Apparate für jedermann, der der Aufgabe gewachsen ist, auch bereit gestellt werden können. Ueber die Bedeutung und die zu erwartenden Resultate dürfte ja gar keine Meinungsverschiedenheit vorhanden sein. Wenn heute kein Beschluss gefasst wird, so habe ich die feste Ueberzeugung, dass die ganze Angelegenheit ausgehen wird wie das Hornberger Schiessen. Nur wenn die Sektion durch Fassung einer Resolution den Antrag moralisch unterstützt, wird es vielleicht möglich sein, die Mittel zur Ausführung zu beschaffen. Selbst in diesem Falle bleiben auch noch genügend Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Entwickelung des auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden landwirtschaftlichen Versuchswesens in den Kolonien.

Von Prof. Dr. **G. Volkens.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Wenn es gilt, einen Blick auf die Entwickelung des landwirtschaftlichen, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Versuchswesens in den deutschen Kolonien zu werfen, so scheint es mir geraten, von dem Werdegang auszugehen, den dieses Versuchswesen in Deutschland selbst genommen, und zu fragen, welche Bedeutung und welchen Umfang es hier zurzeit erreicht hat. Versuche sind in der Landwirtschaft gemacht worden, seitdem der Mensch überhaupt angefangen hat, sie zu betreiben, wissenschaftliche Versuche, die Voraussetzungslosigkeit und exakte Beobachtung als Grundlage haben, aber erst seit etwa 100 Jahren. Die „Recherches chimiques sur la végétation" von Theo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dore de Saussure, 1804, und die „Elements of agricultural chemistry" von Humphry Davy, 1813 erschienen, boten bei uns einem Albrecht Thaer und einem Justus v. Liebig das Rüstzeug, „die Naturkunde in den Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Denkens zu stellen"*) und damit die Lehre vom Pflanzenbau zu einer Wissenschaft zu erheben. Erst ihren unter leidenschaftlichen Kämpfen durchgeführten Bestrebungen verdanken wir es, dass dieser neuen Wissenschaft Stätten bereitet wurden, wo sie gepflegt werden konnte. In rascher Folge entstanden die landwirtschaftlichen Akademien von Hohenheim, Schleissheim, Jena, Eldena, Tharandt, Proskau, Poppelsdorf und andere, wurden an fast allen Universitäten Lehrstühle für Landwirtschaft errichtet und Versuchsstationen begründet, die dem Ackerbau wie der Viehzucht und allen ihren Zweigen zu dienen hatten. Nicht alle davon haben sich im Wechsel der Zeiten als lebenskräftig erwiesen, aber was geblieben ist und was bis auf unsere Tage hinzukam, beweist, dass man nicht nur die Notwendigkeit wissenschaftlicher Studien zur Hebung der Agrikultur immer mehr erkennen lernte, sondern sich auch überzeugte, dass sie reichlich wieder einbrachten, was sie an Geldaufwendungen erforderten. Deutschland besitzt zurzeit 5 landwirtschaftliche Akademien (Weihenstephan, Hohenheim, Jena, Braunschweig und Poppelsdorf), 11 landwirtschaftliche Universitätsinstitute (Halle, Leipzig, Giessen, Göttingen, Rostock, Heidelberg, München, Königsberg, Berlin, Kiel und Breslau) und 75 Versuchsstationen, deren Namen sämtlich aufzuführen, Sie mir wohl erlassen. In ihrer Organisation und ihren Zielen sind sie nicht gleich; wir finden solche, die ihre Aufgabe nur in der Förderung ganz bestimmter Richtungen der Landwirtschaft suchen, wie dem Obst- und Weinbau, der Samenkontrolle, der Milch- oder Getreideverwertung, und andere, die sich auf breitester Basis aufbauen und in ihr Arbeitsgebiet alles einbeziehen, was mit Hilfe der Agrikulturchemie und Physik, der Pflanzen- und Tierphysiologie geleistet zu werden vermag. Jene beschränken sich auf die Indienststellung weniger fachlich vorgebildeter Hilfskräfte, diese, wie die Biologische Anstalt für Forst- und Landwirtschaft in Dahlem, das Kaiser-Wilhelm-Institut in Bromberg, die Institute und Versuchsstationen in Halle, Bonn, Berlin, München, Hohenheim und Geisenheim haben einen grossen Stab von Mitarbeitern zur Verfügung, die, je nach ihrer Vorbildung, auf den verschiedensten Gebieten tätig sind. Was Reich und Bundesstaaten an Kosten dafür zu tragen haben,

*) Paul Krische: Die Forschungsstätten der landwirtschaftlichen Wissenschaft im Deutschen Reiche. „Der Tropenpflanzer", 1908, S. 475.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geht in die Millionen, aber sie werden willig hergegeben, weil man weiss, dass man es hier mit Ausgaben zu tun hat, die, wenn auch indirekt, ebensogut werbend sind, wie die für Eisenbahnen, Post und Telegraph.

Deutschland steht mit seiner Fürsorge für die Landwirtschaft durch Unterstützung wissenschaftlicher Betätigung nicht allein da. Alle Kulturnationen sind ihm darin gefolgt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer Weise, dass man sagen kann, Europa ist ihnen gegenüber bereits ins Hintertreffen geraten. Zurzeit bestehen rund 60 grössere Versuchsstationen, die weit über 2 Millionen Dollar Zuschüsse erfordern. Etwa die Hälfte davon trägt die Regierung der Union, die andere Hälfte die Regierung der einzelnen Staaten, verschiedene Kommunen und Privatleute. In der Mehrzahl der Fälle sind mit den Stationen landwirtschaftliche Schulen verbunden, und wo diese Vereinigung noch nicht besteht, trachtet man danach, sie herbeizuführen. Zwischen den Stationen und den Farmern wird der innigste Verkehr erstrebt und namentlich dadurch aufrecht erhalten, dass erstere den letzteren die Ergebnisse ihrer Versuche und Erfahrungen in Form von Broschüren, Flugblättern, Zeitungsartikeln und durch den Mund von Wanderlehrern kostenlos zugänglich machen. Was die amerikanische Literatur im Laufe der letzten 20 Jahre an wissenschaftlichen, auf die Tätigkeit der Experiment stations gegründeten Arbeiten hervorgebracht hat, ist erstaunlich, ist kaum mehr zu übersehen, aber ebenso erstaunlich und zu einem bedeutenden Teil auf diese zurückzuführen, sind die Fortschritte, die der Weizenbau in Dakota, der Maisbau in Nebraska, Kansas und Missouri, der Tabakbau in Kentucky und Virginia, der Baumwollbau in Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama und Georgia, der Obstbau in Kalifornien gemacht haben.*)

Die deutschen Kolonien umfassen ein Gebiet, das das des Mutterlandes um ein Mehrfaches übertrifft. Während dieses seinen Reichtum neben der Landwirtschaft in immer steigendem Masse seiner Industrie verdankt, sind jene noch für viele Menschenalter auf den Betrieb von Ackerbau und Viehzucht fast ausschliesslich angewiesen. Von vornherein war also gegeben, dem Pflanzungswesen und der Tierhaltung in unseren Kolonien die Hilfsmittel darzubieten, welche sich in der Heimat so glänzend bewährt hatten. Ist das geschehen und ist das im genügenden Masse geschehen?, müssen wir uns fragen. Ich gehe der Reihe nach durch, was in dieser Beziehung in den einzelnen Schutz-

*) Siehe Willi Supf: Amerikanische Versuchsstationen. „Der Tropenpflanzer", 1907, Seite 843.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebieten geschaffen und erreicht worden ist. Ein Anfang wurde in Kamerun gemacht. In einem Schreiben vom 30. August 1888 richtete der damalige Gouverneur v. Soden an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes die Bitte, Mittel für die Begründung eines botanischen Gartens in Victoria bereitstellen zu wollen. Der Anregung wurde Folge gegeben, der Garten entstand und wurde durch seinen ersten Leiter, Dr. Preuss, bald auf eine Höhe gebracht, die unsere voliste Anerkennung verdient. Leider sah er die Früchte nicht reifen, die seine aus aller Welt, zum Teil auf eigenen Reisen, zusammengetragenen tropischen Nutzpflanzen allmählich hervorbrachten. Unter seinem Nachfolger erfuhr der Garten eine Erweiterung und Umwandlung zu einer Versuchsanstalt für Landeskultur, indem man ein kleines botanisches und ein chemisches Laboratorium angliederte. Eine Vermehrung der wissenschaftlichen Kräfte trat aber nicht ein, erst vor einem Jahre, nachdem auf den ersten Leiter ein zweiter, dritter und vierter gefolgt war, gesellte sich zu dem bis dahin einzigen botanischen bzw. chemischen Assistenten ein landwirtschaftlich vorgebildeter. Da aber der Leiter wie jeder der Assistenten nach je 1½ Jahren Anspruch auf vier Monate Urlaub hat, der nicht selten auf sechs ausgedehnt wird, können im allgemeinen auch jetzt noch nur zwei der Herren zu gleicher Zeit wissenschaftlich tätig sein. Was sollen die nun leisten? Die Versuchsanstalt für Landeskultur in Kamerun soll eine Zentrale sein, von der aus alle auf Förderung der Pflanzungsbestrebungen und auf Ausnützung der vegetabilischen Erzeugnisse gerichteten staatlichen Massnahmen geleitet und unterstützt werden. Sie soll nicht nur Untersuchungen anstellen, welche der Plantagenwirtschaft und den Kulturen der Eingeborenen zugute kommen, sie soll auch eine Lehrtätigkeit entfalten, denn alle frisch in die Kolonie kommenden, von der Regierung angeworbenen Gärtner und Landwirte werden ihr zur Ausbildung zugewiesen, um dann erst ihren Dienst auf einer der zurzeit vorhandenen 12 Inlandstationen anzutreten. Sie soll mit diesen, die sich über einen grossen Teil Kameruns verteilen, einen ständigen Verkehr unterhalten und sie namentlich mit Pflanzmaterial versehen. Das setzt wiederum voraus, dass sie selbst einen umfangreichen Anbau von Nutzgewächsen aller Art betreibt, Saat einsammelt, Stecklinge heranzieht u. dergl. mehr. Eine Ackerbauschule für Eingeborene, für die im Garten ein Gebäude hergerichtet wird, ist im Entstehen begriffen.

Hauptgegenstand der Plantagenwirtschaft in Kamerun ist der Anbau von Kakao und Kautschuk. Kakaobau wird fast in allen Tropenländern betrieben, reiche Erfahrungen liegen über ihn vor, und doch mussten die Pflanzer schweres Lehrgeld bezahlen, und dass sie heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über alle Schwierigkeiten hinaus wären, wird niemand behaupten. Wäre es da zuviel gewesen, wenn von vornherein zum wenigsten einer der wissenschaftlichen Beamten der Versuchsanstalt sich ganz ausschliesslich dem Studium der gerade für Kamerun geeigneten Sorten, den wichtigen Fragen des Beschneidens, der Düngung, der Beschattung, des Trocknens und Fermentierens der Bohnen, der Bekämpfung der massenhaft auftretenden tierischen und pflanzlichen Schädlinge hätte widmen können? Die letzte Aufgabe allein hätte die ganze Arbeit eines Mannes erfordert. Man hat getan, was man tun konnte, insbesondere den Herren Dr. Strunk und Dr. Fickendey sind wesentliche Förderungen des einen oder anderen dieser Probleme zu verdanken, aber ultra posse nemo obligatur; an umfassende, über Jahre sich erstreckende Versuche, die allein zu einer Lösung führen, konnte nur in sehr beschränktem Masse herangetreten werden.

Nicht anders steht es mit dem Kautschukbau. Man beschränkte sich hier im Anfang ganz auf Anlegung von Kickxiapflanzungen, von dem Gedanken befangen, dass ein im Lande heimisches Gewächs keine besonderen Schwierigkeiten bereiten würde. Sie tauchten im Moment auf, wo die ersten Bäume in ein zapfbares Alter traten. Wie soll man schneiden? Jahrelang ging der Streit hin und her, und erst in neuester Zeit haben die exakt durchgeführten Versuche Weberbauers und Büchers, die die Frage der Wundverheilung mit ins Auge fassten, einige Klärung gebracht. Unendlich vieles bleibt noch zu tun, steht es doch noch nicht einmal fest, ob nicht für europäisch geleitete Pflanzungen die Kickxiakultur zugunsten der Heveakultur überhaupt aufzugeben sei.

Kamerun ist reich an wertvollen Hölzern, an öl-, fett- und harzliefernden Bäumen, deren Rohprodukte für die heimische Industrie von Bedeutung sind oder werden können, die Land- und Viehwirtschaft der Eingeborenen, besonders der Grasländer, steht auf einer hohen Stufe, die zweifellos durch Einführung neuer Gewächse, rationellerer Methoden und Arbeitsinstrumente noch gehoben werden könnte. Die Versuchsanstalt für Landeskultur hat dies und jenes Produkt chemisch geprüft und heimische Kreise auf seine Verwertbarkeit aufmerksam gemacht, einschneidend zu wirken, steht aber ganz ausser dem Bereich der ihr zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel.

Ich komme zu Deutsch-Ostafrika. Sie wissen, wie man in Usambara damit begann, Kaffee zu pflanzen. Man probierte, aber man studierte nicht. Millionen sind verloren gegangen. Ein in Daressalam begründeter Versuchsgarten begnügte sich damit, die ihm von der Botanischen Zentralstelle zugehenden ökonomischen Gewächse in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kultur zu nehmen. Immer nur einem Gärtner unterstellt, hat er sich keine für das Pflanzungswesen erspriessliche Stellung zu erringen gewusst. Man schuf die Kwai-Station mit Hinblick auf die Absicht, das Usambarahochland europäischer Besiedelung zu erschliessen. Sie hat den Beweis erbracht, dass eine nach heimischem Vorbilde betriebene Acker- und Viehwirtschaft möglich ist, wenn die Kostenfrage, die Rentabilität nicht im Vordergrunde des Interesses steht. Die Einsicht des Gouverneurs Graf Götzen liess dann das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Amani entstehen, auch in Usambara bei etwa 1000 m Meereshöhe gelegen. In einer amtlichen Bekanntmachung vom 9. August 1902 werden seine Aufgaben folgendermassen gekennzeichnet: „Die Arbeiten des Instituts sollen sich in jeder Weise nach den praktischen Bedürfnissen der Kolonie richten. Sie sollen bestehen:

a) in der praktischen Unterstützung der im Lande befindlichen Pflanzungen und Ansiedlungen von Privatleuten;
b) in der Lösung vom Gouvernement zugewiesener Aufgaben innerhalb oder ausserhalb des Institutes, insbesondere zur Hebung der Eingeborenen-Kulturen;
c) in der Anregung und Anleitung zur Einführung neuer nutzbringender Kulturen und Pflanzungsmethoden.

Der Geschäftskreis des B. L. Institutes umfasst daher im allgemeinen folgende Arbeiten:

a) Untersuchung der Lebensbedingungen und Wachstumsverhältnisse tropischer Kulturpflanzen nach den für die Praxis massgebenden Gesichtspunkten;
b) Erforschung und Bekämpfung der von pflanzlichen und tierischen Organismen verursachten Krankheiten der Kulturgewächse;
c) Bodenanalysen, Feststellung der geeigneten Düngungsmethoden, Untersuchung von Rohstoffen und Produkten des Tier- und Pflanzenreiches, die für den Export und den menschlichen Konsum oder als Medikamente in Frage kommen;
d) Erforschung der Flora und Fauna von Deutsch-Ostafrika.

Zur Erfüllung seines Zweckes stehen dem B. L. Institut von Fachmännern geleitete Laboratorien für Botanik, Chemie, Zoologie, Mineralogie und Geologie zur Verfügung. Ausserdem bedient es sich zur Lösung seiner Aufgaben folgender Mittel:

a) das als Unterlage für die praktischen und wissenschaftlichen Arbeiten unentbehrliche Material wird in besonderen Sammlungen vereinigt (Herbar, Bodenproben, Schädlinge usw.);

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) es werden auf dem Gelände des Institutes, dem eine Parzelle ursprünglichen Urwaldes als Reservat angegliedert ist, kleinere Versuchsfelder der wichtigsten Kulturen unterhalten. Eine Abteilung umfasst Nutzpflanzen aller Art in Form eines botanischen Gartens. Um auch die Kulturpflanzen tieferer Lagen mit Erfolg anbauen und studieren zu können, ist die Versuchspflanzung Mombo als besondere Station der Leitung unterstellt.*) Die Einrichtung von Versuchsfeldern auf den Pflanzungen Privater erfolgt auf Grund besonderer Vereinbarungen;

c) das Institut unterhält mit gleichen oder ähnlichen Zwecken dienenden Anstalten des Auslandes Verbindungen zum Austausch von gesammelten Erfahrungen, von Literatur, Sämereien und Pflänzlingen wichtiger Gewächse und Sammlungen.

Die Arbeitsergebisse des Institutes werden in den vom Gouvernement herausgegebenen Berichten über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika und in dem wesentlich für im Lande selbst tätige Interessenten bestimmten, alle 14 Tage erscheinenden Organ „Der Pflanzer" veröffentlicht. Die Erteilung von Auskünften an Pflanzer und die Anstellung von ihnen gewünschter Untersuchungen erfolgt kostenlos. Für Abgabe von Sämereien und Pflänzlingen werden nur die Verpackungs- und Transportkosten berechnet.

Die Leitung liegt in den Händen eines Direktors, dessen Vertretung im Einzelfalle durch den Gouverneur bestimmt wird. Dem Direktor sind zurzeit zwei wissenschaftlich gebildete Botaniker, zwei Chemiker, ein Zoologe, ein Landwirt, ferner eine Anzahl Gärtner und Bureaubeamter unterstellt. Das Institut hat den Charakter einer Lokalbehörde im Schutzgebiet. Es werden ihm alljährlich aus den dem Gouvernement zur Verfügung stehenden Etatssummen Mittel durch einen Wirtschaftsplan überwiesen. Er bestreitet davon alle Ausgaben mit Ausnahme des Diensteinkommens der dauernd angestellten europäischen Beamten."

Das Arbeitsprogramm des Institutes ist, wie wir erkennen, kein kleines, und man trug dem von vornherein Rechnung, indem man die dreifache Anzahl von wissenschaftlichen Kräften in Dienst stellte als in Victoria. Dabei darf aber auch nicht vergessen werden, dass Ostafrika ungleich kompliziertere Verhältnisse darbietet als Kamerun. Während hier im grossen und ganzen nur ein Gegensatz zwischen Waldland und Grasland besteht, das europäische Pflanzungsgebiet vorerst sich fast ganz auf das Waldland beschränkt, sehen wir in Ost-

*) Die Station Mombo ist jetzt verpachtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

afrika die eingewanderten Europäer längs des gesamten Küstenstreifens, in den küstennahen und küstenfernen Gebirgen, im Seengebiet, im äussersten Süden und Norden, im Osten und Westen tätig, sehen wir sie den Anbau von Kokospalmen, von Sisalhanf und Manihotbäumen, von Kaffee, Kakao und Baumwolle, von Kartoffeln und europäischen Gemüsen und manch anderem betreiben. Auch die Eingeborenenkulturen zeigen uns entsprechend der Verschiedenheit in den Höhenlagen, in der Verteilung der Regenmengen und der Ungleichheit der Böden ein überaus buntes Bild. Das ist zu berücksichtigen, wenn wir ein Urteil über die Entwickelung und über die Leistungen des Amani-Institutes während der 8 Jahre seines Bestehens gewinnen wollen. Ein Blick in seine Veröffentlichungen, in die Jahresberichte in der Denkschrift über die Entwickelung der Schutzgebiete lehrt, dass gearbeitet wird, angestrengt gearbeitet wird, dass dank der Tüchtigkeit eines Zimmermann und Stuhlmann, eines Vosseler und Lommel Resultate gewonnen sind, die ganz wesentlich zur Hebung der einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe beigetragen und nach meiner sicheren Ueberzeugung dem Lande unendlich viel mehr eingetragen haben und noch eintragen werden, als das ganze Institut Kosten verursachte. Ich möchte das allein schon von Zimmermanns, den Manihotbaum betreffenden Untersuchungen behaupten, ganz zu schweigen von seinen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Anweisungen über den in letzter Zeit in den Vordergrund tretenden Baumwollbau.

Eine nennenswerte Steigerung der dem Amani-Institut überwiesenen Mittel und Hilfskräfte ist nicht eingetreten, jedenfalls keine, die zu dem Aufschwung der Kolonie, zu der Ausdehnung des Umfanges der Kulturen im Verhältnis stände. Das spricht sich auch in den Jahresberichten aus. Schlagen Sie den letzterstatteten auf, so finden Sie darin immer wiederkehrend Wendungen wie: die Versuche mussten aus Zeitmangel abgebrochen werden, ein Ergebnis konnte nicht herbeigeführt werden, weil der Bearbeiter der Frage seinen Urlaub antrat oder vom Gouvernement auf Reisen geschickt wurde, die Beamten waren derartig überlastet, dass eine weitere Verfolgung der Angelegenheit unterbleiben musste, mit einem Wort: Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Einen ganz anderen Weg als in Kamerun und Ostafrika hat die Entwickelung in Togo genommen. Sie setzte staatlicherseits mit der Begründung eines Versuchsgartens in Lome ein, Versuche stellte dieser mangels eines wissenschaftlichen Leiters bis auf den heutigen Tag aber nur insofern an, als er ausprobierte, was in seinem Bereiche von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm zugehenden Nutzpflanzen wächst und was nicht. Er macht sich jetzt immerhin dadurch verdient, dass er Gemüse, Obst und Schattenbäume für Strassenanlagen heranzieht und verteilt. Dafür hatte Togo das Glück, in seinem Gouverneur Graf Zech und seinen Bezirksamtmännern Dr. Kersting und Dr. Gruner teils naturwissenschaftlich vorgebildete, teils naturwissenschaftlich interessierte und in leitenden Stellungen befindliche Männer zu besitzen, die voll erkannten, was dem Lande nottut. Eine Arbeitsleistung hat sich hier in aller Stille vollzogen, die uns die lebhafteste Bewunderung abnötigen muss. Wir verstehen es kaum, wie Herr Dr. Kersting in seinem Sokodé-Basari-Bezirk es fertig gebracht hat, neben seinen vielseitigen Amtsgeschäften Millionen von Teak- und anderen heimischen Nutzholzbäumen, von Oelpalmen, Manihot Glaziovii, Kickxia und Ficus elastica, von Schattenbäumen und Obstsorten aller Art zu pflanzen und daneben noch durch Anlegung botanischer Sammlungen die Vegetationsverhältnise seines Gebiets in einer Weise aufzuklären, wie sie kaum für einen anderen gleich grossen Teil unserer Kolonien besteht. Einer im Lande selbst vorhandenen wissenschaftlichen Hilfskraft musste er dabei entraten und sich ganz auf die Unterstützung beschränken, welche die botanische Zentralstelle derartig planmässig mit der Umsicht eines Fachmannes durchgeführten Bestrebungen freudigen Herzens zuteil werden lässt.

In Togo, das niemals besonders ins Gewicht fallende Zuschüsse erfordert hat und das trotzdem aufgeblüht ist, wie nur irgendeine andere Kolonie, haben europäisch geleitete Pflanzungen bisher keine wesentliche Rolle gespielt. Erst in neuerer Zeit schenkte man einem im Lande zwar bereits vorhandenen, aber bis dahin wenig beachteten Produkt, der Baumwolle, eine besondere Aufmerksamkeit. Das Kolonial-wirtschaftliche Komitee schuf die Ackerbauschule von Nuatjä, von dem Gedanken ausgehend, dass eine Einführung der Baumwollkultur nur Erfolg verspräche, wenn die Eingeborenen befähigt würden, sie selbst in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1908 übernahm die Regierung diese Schule. Ich setze ihre Organisation als bekannt voraus und will hier nur hervorheben, dass sie das Ziel darin sieht, ihre Zöglinge zu rationell wirtschaftenden Ackerbauern mit besonderer Betonung des Baumwollbaus heranzubilden, daneben aber auch Versuche anzustellen, deren Ergebnisse allen Eingeborenen-Kulturen zum Nutzen gereichen. Von Erfolgen in letzterer Beziehung kann man kaum reden, blickt das Unternehmen doch erst auf wenige Jahre zurück.

Wenn ich Ihnen, meine Herren, die Entwickelung des auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden landwirtschaftlichen Versuchswesens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den deutschen Kolonien schildern wollte, so würde ich damit zu Ende sein, denn in allen anderen Schutzgebieten, die wir ausser Ostafrika, Kamerun und Togo besitzen, ermangeln wir noch durchaus jeglicher staatlichen Einrichtung, die den schwarzen oder weissen Bebauer des Landes in seinen kulturellen, auf Bodenbewirtschaftung gerichteten Bestrebungen zu fördern bestimmt ist. Ich sehe hierbei ab von den Massnahmen, die ausschliesslich dem Tierzüchter zugute kommen, also dem gesamten Veterinärwesen. Das ganze grosse Südwestafrika nennt kein landwirtschaftliches Institut irgendeiner Art sein eigen, unterhält nur einige, meist Gärtnern unterstellte Pflanzgärten, denen die Heranzucht von Obst- und Waldbäumen obliegt.

Ich erinnere daran, dass das benachbarte englische Südafrika neben seinen zahlreichen, mit allen Hilfsmitteln neuzeitlicher Forschung versehenen Experiment stations ein wohlorganisiertes, von wissenschaftlich gebildeten Zoologen geleitetes Institut besitzt, das allein die Befreiung des Landes von der Heuschreckenplage ins Auge gefasst hat.

In Neu-Guinea ist ein kleiner botanischer Garten auf der Gazelle-Halbinsel am Gouvernementssitz Rabaul vorhanden, dem ein Gärtner vorsteht, in Samoa fehlt auch ein solcher, nur zwei englische Missionsstationen haben es sich da angelegen sein lassen, eine grössere Anzahl tropischer Nutzpflanzen auf je einem Geländestück zu vereinen. Kiautschau können wir als Handelskolonie beiseite lassen.

Wenn wir, meine Herren, hiernach nun gegenüberstellen, was Deutschland für seine heimische Landwirtschaft tut und was für die seiner Kolonien, so werden wir nicht verkennen können, dass da ein Missverhältnis besteht. Namentlich die Versuchsanstalt für Landeskultur in Victoria, aber auch das Amani-Institut bedarf einer Mehrung seiner Mittel und Hilfskräfte. Deutsch-Südwestafrika und Neu-Guinea sollten nicht länger mehr der Einrichtungen entbehren, die es wissenschaftlich geschulten Landwirten, Botanikern, Chemikern und Geologen gestatten, dem Lande in ihrer von aller Welt anerkannten Weise zu dienen. Man versprach sich früher etwas davon, die tropische Landwirtschaft durch ein Institut fördern zu wollen, das in Deutschland zu begründen wäre. Gewiss würde ein solches manches leisten können, aber jetzt, glaube ich, hat man sich doch überzeugt, dass die Hebel zunächst da angesetzt werden müssen, wo diese Landwirtschaft betrieben wird, d. h. in den Kolonien selbst. Zu beachten hierbei ist noch eins: Wir sind zurzeit in unseren Schutzgebieten meist über das Stadium eines unsicheren Tastens hinaus. Wir wissen, dass der Anbau von Sisalhanf, von Kautschukbäumen, von Kakao, Kokos- und Oelpalmen, wahrscheinlich auch von Baumwolle, für diese oder jene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonie sich lohnt und darum auch für die Zukunft sichergestellt ist. Da liegt es nun nahe, gerade diesen Kulturen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und das dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass man spezielle Versuchsstationen und Laboratorien für sie schafft. Ein im Botanischen Garten in Rabaul zu errichtendes Institut, das sich ganz in erster Linie dem Studium der Kokospalme widmet, ein etwa in Atakpame zu begründendes, das hauptsächlich die Oelpalme berücksichtigt, würde reichlich zu tun haben und nicht nur für Neu-Guinea bzw. Togo von ungeheurem Nutzen sein, sondern auch für Ostafrika und Kamerun, die seine Erfahrungen verwerten können. Java hat seinen unvergleichlichen botanischen Garten in Buitenzorg, der bahnbrechend für die Landwirtschaft ganz Niederländisch-Indiens gewirkt hat, aber es hat daneben besondere Versuchsfelder und Laboratorien für den Tabak-, Kaffee-, Chinarinden- und Reisbau. Ich meine, auch wir sollten diesen Weg betreten, sollten der Kokos- und Oelpalme, der Baumwolle, dem Kakao und Kautschuk Stätten bereiten und Personen gewinnen, die sich ausschliesslich der wissenschaftlichen Erforschung ihrer Lebensbedingungen, ihrer Freunde und Feinde, ihrer rationellen Ernteaufbereitungsmethoden hingeben. Dann werden Schöpfungen wie das Amani-Institut und die Versuchsanstalt für Landeskultur in Kamerun entlastet werden und sich mehr als bisher der überaus wichtigen Hebung der Eingeborenenkulturen widmen können.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **A. Orth,** Berlin, fragt den Herrn Vortragenden nach den Erfolgen der Düngungsversuche in den deutschen Kolonien, namentlich mit Bezug auf die Verwendung der Phosphorsäure, welche auf dem Düngermarkte der Erde in erster Linie ins Minimum kommen wird. Er weist ferner darauf hin, dass die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft bei ihren grossen Erfolgen für die deutsche Bodenkultur jetzt auch eine besondere Kolonialabteilung zur Hebung der Bodenkultur in den deutschen Kolonien gebildet hat, dessen Geschäftsführer zurzeit sich in Deutsch-Ostafrika befindet, um die Verhältnisse daselbst aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Prof. Dr. **Volkens,** Berlin: In Ostafrika ist seinerzeit mit der Düngung beim Tabakbau begonnen worden. Auch jetzt werden natürlich Düngungsversuche gemacht, besonders mit Düngemitteln, die unsere heimischen Fabriken anbieten. Wie weit gerade Phosphate in unseren Kolonien bisher angewendet worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. Staudinger, Berlin: Der Herr Vortragende hat die Frage der Düngungsversuche, speziell der mit künstlichem Dünger, in den Tropen resp. in unseren Kolonien angeschnitten. Solche Versuche sind doch wohl schon verschiedentlich gemacht worden, speziell auch in Ostafrika auf der Plantage Bulwa vom Leiter derselben, Herrn P. Schmidt, einem Schüler von Professor Fesca. Schmidt hält für den dortigen, nicht reichen Boden Viehdung mit für das beste, auch Kompostdung kommt in Frage; welche Versuche mit Gründüngung gemacht sind, weiss ich nicht. Für Kaffeeplantagen in Brasilien hatte man früher einen zusammengesetzten Kunstdung öfter empfohlen. In Sumatra düngten, als ich dort vor zirka 22 Jahren gelegentlich einer Reise auf der Ostküste weilte, die Tabakpflanzer häufig mit Guano. Guano erhöhte die Quantität der Ernte, soll aber die Qualität verschlechtert haben. Schon damals machte ich einige bekannte Pflanzer darauf aufmerksam, dass dem Boden dort für Tabak vielleicht auch Kali fehlte, und es sollen dann auch Düngungsversuche mit Kainit gemacht worden sein. Ebenso wird dem Boden in den Tropen öfter Phosphorsäure fehlen, und es käme dann eventuell die Anwendung von Thomasmehl oder anderer Phosphatdüngemittel in Betracht. Zum Glück besitzen wir in einer unserer Kolonien in der Südsee ungemein reiche Phosphatlager, z. B. auf Nauru solche mit 60—70 Prozent und mehr Phosphorsäure, allerdings müssen diese Phosphate erst aufgeschlossen werden. Der Transportkosten wegen wird man ja am besten hochprozentige künstliche Dünger nehmen. Die Benutzung von künstlichem Dünger wird sich oft der Kosten wegen verbieten, der Erfolg der Anwendung hängt in den Tropen ebenso wie bei uns, vielleicht noch mehr dort, von der Kenntnis des Bodens, d. h. ob Kalk, Phosphorsäure, Kali oder Kainit fehlt, ob der Boden tiefgründig ist oder die Erdkrume flach ist, ob der Dünger zur richtigen Zeit gegeben wird (gewisse Dünger in der trockenen Zeit zu streuen, wäre, ebenso wie bei uns, oft nutzlos resp. gar schädlich), ab. bei der Anwendung im grossen müsste daher eine Bodenuntersuchung vorausgehen, aber immerhin wären gerade auf den staatlichen Versuchsstationen Experimente mit künstlichem Dünger zu machen und nicht nur mit diesem, sondern auch mit Viehdung, Kompost, Gründüngung. Erstere beiden dürften aber nur für kleinere Betriebe erhältlich sein. Gerade die Versuchsgärten und Stationen sollten in dieser wichtigen Frage der Düngung noch mehr als bisher vielseitige Versuche machen.

Dr. **Felber,** Leopoldshall-Stassfurt, weist darauf hin, dass das Kalisyndikat seit zirka 10 Jahren sehr eingehende Düngungsversuche auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchaus wissenschaftlicher Grundlage anstellt. Wo möglich, sind solche Versuche durch wissenschaftliche Institute ausgeführt, wie z. B. in Victoria mit Kakao, aber auch bei Privaten in Togo und Ostafrika direkt sind bereits gute Erfolge erzielt. Diese Versuche haben in jeder Beziehung praktischen Wert und sollten ausgedehnt werden. Das Kalisyndikat ist ebenso bereit, wie die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft es ist, Mittel für solche Versuche herzugeben.

Geh. Regierungsrat Dr. **Stuhlmann,** Hamburg, weist auf die Kultur- und Düngungsversuche hin, welche von ostafrikanischen Pflanzern und besonders vom Biologisch-Landwirtschaftlichen Institut in Amani angestellt worden sind, und über welche auch im „Pflanzer", Bd. IV und VI, vom Chemiker Lommel berichtet ist.

Dr. **Rung,** Bonn, fragt im Anschluss an Volkens' Mitteilung über tropische Düngungsversuche an, ob derartige Versuche speziell mit Rücksicht auf die Bananengrosskultur in Kamerun gemacht worden seien, wie in Jamaika. Auffällig sei, dass in Kamerun die einheimische „Tikobanane" nach Angabe von Prof. Warburg wegen ihres zu schnellen Reifens nicht als Plantagenkulturfrucht, d. h. für den Export, in Betracht komme; an ihrer Stelle sei die Kanarenfrucht (Musa Cavendishii) und die Costarica-Varietät in Kamerun eingeführt worden, die beste Erfolge verspreche. Ob das wohl auf den Bodenverhältnissen beruhe?

Dr. **Bücher,** Berlin: Da ich seither Leiter der Versuchsanstalt in Victoria gewesen bin, so glaube ich in der Lage zu sein, einige der von den Herren Vorrednern gestellten Fragen, wenigstens soweit sie Kamerun betreffen, beantworten zu können.

Was zunächst die Bananenkultur betrifft, so sind von den Kanarischen Inseln, St. Thomé und Lagos eine Reihe von Bananensorten in den botanischen Garten nach Victoria gebracht worden. Gegenstand einer Kultur, worunter ich einen regelrechten Anbau auf grösseren Flächen verstehe, sind sie jedoch hier ebensowenig geworden, als in dem Plantagendistrikt am Kamerungebirge.

Da der Kakao, die Hauptkultur dieses Distrikts, in der Jugend eine starke Beschattung benötigt und es sich erwiesen hatte, dass das Stehenlassen der Urwaldbäume in den Pflanzungen schädlich ist, so ging man schon vor 10 bis 12 Jahren dazu über, Mehlbananen (Pisang oder Planten) in regelmässigen Abständen in die jungen Kakaokulturen als Schattenspender einzupflanzen; man hatte hierbei auch den grossen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorteil, ein billiges Verpflegungsmittel für den Arbeiter zu erhalten. Aus dem letzteren Grunde wurden von einigen Pflanzungen auch Planten in geschlossenen Beständen angebaut. Mangels jeder Bodenbearbeitung und weiteren Pflege kann man aber auch hierbei nicht von einer regelrechten Bananenkultur reden. Die Bibundi-Pflanzungsgesellschaft hat dann weiterhin den Versuch gemacht, Mehlbananen zu trocknen und zu verschiffen. Nach Aussage der Direktoren der Gesellschaft soll der Ausfall der Versuche zufriedenstellend gewesen sein. Gegenstand eines gleichmässigen Exports ist aber weder die frische Frucht, noch das daraus gewonnene Mehl.

Die Banane, wie sie jetzt in Europa allgemein auf den Markt kommt, ist erst im letzten Jahre von dem Bananensyndikat in grösseren Mengen angepflanzt worden. Dieses Unternehmen ist jedoch noch so jung, dass auch hier abgeschlossene Erfahrungen nicht vorliegen.

Die Frage, welche von den verschiedenen Bananenvarietäten sich zum Anbau in Kamerun am besten eignen werden, steht also noch offen, die bisherigen Versuche lassen nur in der einen oder anderen Richtung Vermutungen zu.

Ueber die Einwirkung von Grün- und Kunstdünger liegen bezüglich der Banane gar keine Erfahrungen vor, wohl aber verfügen wir über einige Erfahrungen in der Düngung des Kakaos. Die ersten Düngungsversuche auf systematischer Grundlage wurden im Jahre 1904 im botanischen Garten von Dr. Strunk angestellt; die Ergebnisse dieser Düngungsversuche sind im „Tropenpflanzer" 1906 veröffentlicht worden. Die Fortsetzung dieser Versuche verzögerte sich dadurch, dass Herr Dr. Strunk aus dem Kolonialdienste ausschied und sein Nachfolger, Herr Dr. Köppen, starb, ohne seine Versuche zu vollenden und anderen zugängliche Aufzeichnungen zu hinterlassen. So konnten die Düngungsversuche erst im vergangenen Jahre 1909 seitens der Versuchsanstalt für Landeskultur wieder aufgenommen werden. Inzwischen hatte auch eine Reihe von Pflanzungen mit der Düngung ihrer Bestände begonnen. Meist geschah dies auf Anregung des Kalisyndikats, das auch die Düngungspläne lieferte und auch Düngemittel teilweise kostenlos zur Verfügung stellte. Die Ergebnisse dieser Versuche sind zum Teil bekannt geworden, so diejenigen der Idenau Sanje-Pflanzung, die Sie in den verschiedenen Druckschriften des Syndikats finden können.

Um nun ein einheitliches System in die Düngungsversuche zu bringen, hat die Versuchsanstalt in Victoria die interessierten Pflanzungen zu einem Düngungsversuche aufgefordert, der sich auf eine Reihe von Jahren erstrecken und von Beamten der Versuchsanstalt ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leitet werden soll. Die Pläne hierzu hat Herr Dr. Wolff von der Versuchsanstalt ausgearbeitet, und die meisten der Plantagen haben ihre Beteiligung zugesagt. Die Versuchsparzellen wurden von Herrn Dr. Wolff auf den einzelnen Pflanzungen selbst ausgewählt, wie er auch die Düngung selbst persönlich überwacht hat. Dass von diesen Versuchen der Oeffentlichkeit noch nichts bekannt geworden ist, liegt daran, dass die Versuche, die sich, wie gesagt, über mehrere Jahre erstrecken, noch nicht abgeschlossen sind.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **A. Orth,** Berlin, empfiehlt, das Anerbieten des Herrn Direktors im Kalisyndikat, Dr. Felber, seitens der Landwirte in den deutschen Kolonien möglichst vielseitig zu benutzen, indessen möglichst unter wissenschaftlicher Leitung, damit nicht falsche oder unbrauchbare Ergebnisse daraus hervorgehen. Nach den diesseitigen wissenschaftlichen Untersuchungen gibt es in den Kolonien neben reichen auch viele an Pflanzennahrungsstoffen arme Bodenarten.

Dr. **A. H. Berkhout,** Wageningen: Die künstliche Düngung hat für die Tropen nicht denselben Wert wie für Deutschland, weil der Boden in den Tropen meistens wenig Wert hat und die Düngemittel teuer sind.

Bei der Zuckerkultur auf Java, wo im Unterlande eine sehr dichte Bevölkerung wohnt, hat sich herausgestellt, nachdem mehrere Jahre an Versuchsstationen genaue Untersuchungen stattfanden, dass eine Stickstoffdüngung von sehr grosser Wichtigkeit ist.

Dr. **Müller,** Eberswalde, stellt die Frage, ob die künstliche Düngung in dem Boden der tropischen Kolonien erforderlich sei. Die Frage wurde dadurch beantwortet, dass im allgemeinen eine Düngung nicht erforderlich und auch nicht rentabel ist, weil genügend Boden vorhanden und deswegen der ärmere Boden, der einer Düngung mit anorganischen Düngungsmitteln bedarf, einfach liegen gelassen wird.

Prof. Dr. **Zacharias,** Hamburg: Das Hamburgische Kolonialinstitut hat in grösserem Umfange Bodenproben aus den deutschen Kolonien gesammelt. Die Analyse dieser Proben ist in Angriff genommen worden. Ihre Resultate stehen Interessenten zur Verfügung.

Dr. **Rung,** Bonn, spricht seine Verwunderung über die Erwiderung des Herrn Dr. Bücher aus, in Kamerun könne man von einer rationellen Bananenkultur nicht sprechen, da sie bisher dort höchstens als Kulturpflanze der Eingeborenen in Betracht komme. Ich erinnere an die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon vor Jahren begonnenen Bananengrosskulturen in Kamerun von einer Gesellschaft, die neuerdings unter Warburgs Präsidium neu belebt und umgewandelt worden ist, die uns in den nächsten Jahren von der Abhängigkeit vom englischen Bananenmarkte befreien will. Wichtig aber ist, hier auf die Düngungsfrage hinzuweisen, da z. B. die Bananengrosskulturen an der Chirriqui-Lagune in Panama in völligem Absterben begriffen sind, ohne dass bisher die Krankheitsursache erkannt ist.

Dr. **Felber,** Leopoldshall-Stassfurt: Die Kunstdüngung hat nicht die geringe Bedeutung für die Tropen, wie einige der Vorredner meinen. In Java, von dem gesagt wurde, dass nur Stickstoff eine Wirkung habe, sind besonders gute Resultate mit Mineraldünger, Kali und Phosphorsäure zu allen Früchten erzielt, aber auch auf den westindischen Inseln u. a. m. Z. B. die Bananen verlangen eine Mineraldüngung und werden dann nicht die erwähnten Krankheitserscheinungen zeigen.

Prof. Dr. **Preuss,** Berlin: Versuche mit Bananenkultur sind im botanischen Garten in Victoria seit seiner Gründung gemacht worden. Von den aus allen Ländern der Welt eingeführten Arten hat sich im Hinblick auf die Exportfähigkeit nur eine Art als brauchbar erwiesen, und zwar die Silberbanane, während die Teneriffabanane entartet und auch die Gold-, die Kupfer-, die Apfelbanane sowie die sogenannte Eingeborenenbanane ungeeignet sind. Als geeignet wird sich vielleicht die 1890 von Trinidad eingeführte Art, „Gros Michel" genannt, erweisen. Aber es bedarf, um einen erfolgreichen Export in die Wege zu leiten, einer festen Organisation aller Pflanzer, wie es das Beispiel von Jamaika und Trinidad bewiesen hat.

Düngungsversuche mit Kalisalzen sind bei der Kokospalme in Neu-Guinea bisher ohne Erfolg angestellt worden, sie werden aber in Verbindung mit Phosphorsäure und organischen Düngersubstanzen nach der Anleitung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft fortgesetzt. Auf Samoa sind Düngeversuche mit Chlorkalium bei Kakao sehr erfolgreich gewesen, sie werden jetzt auch in Neu-Guinea auf durch Eingeborenenkulturen ausgesogenem Boden angestellt.

Prof. Dr. **Volkens,** Berlin, stellt fest, dass die Diskussion vom Thema ganz abgewichen ist, indem sie sich allein mit den Düngefragen befasste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wittmack,** Berlin: Dass in Herbertshöhe auf dem Bimssteinboden Kalisalze keine Wirkung hatten, erklärt sich wohl daraus, dass es an Humus fehlte. Daher wirkte tierischer Dung besser.

Die Hauptsache ist aber nicht nur die Düngung, sondern wir müssen den weiteren Gesichtspunkt nicht aus den Augen lassen, den der Vortragende bezeichnete, wir müssen uns bemühen, dass auch in Deutsch-Südwestafrika und Neu-Guinea landwirtschaftliche Versuchsstationen errichtet werden.

Ueber die Notwendigkeit einer Sammel- und Auskunftsstelle für medizinisch-, forst- und landwirtschaftlich wichtige Tiere in unseren Kolonien.

Von Prof. Dr. **Brauer,** Direktor des Zoologischen Museums in Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Gestatten Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Frage zu lenken, die meiner Ueberzeugung nach bis jetzt sehr stark vernachlässigt ist, die aber die grösste Bedeutung und das weiteste Interesse beanspruchen darf, nämlich die Frage: Wie ist am besten die Zoologie im Dienst unserer Kolonien nutzbar zu machen? Ich denke dabei nicht an rein wissenschaftliche Aufgaben, wie die Erforschung der Tierwelt im allgemeinen, ihrer Biologie, Verbreitung usw., auch nicht an den Schutz des Wildes gegen die Vernichtung durch den Menschen, sondern nur an die Erforschung, an den Schutz oder die Bekämpfung derjenigen Tiere, die dem Menschen, den wirtschaftlich wertvollen Tieren und Kulturpflanzen nützlich oder schädlich sind. Das ist eine Gruppe von Tieren, welche für die Entwickelung unserer Kolonien in erster Linie wichtig sind, die, wenn schädlich, unter Umständen alle Arbeit unwirksam machen oder mindestens aufhalten oder, wenn nützlich, sie ausserordentlich fördern können. In diese Gruppe gehören also alle blutsaugenden Insekten, Zweiflügler, Zecken, Wanzen u. a., die zum Teil als Ueberträger von menschlichen und tierischen Krankheiten ja

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allgemein bekannt sind, weiter alle Pflanzenschädlinge, besonders die Schädlinge des Kakaos, des Kaffees, der Baumwolle, der Kokospalme und anderer Kulturgewächse, ferner Wanderheuschrecken, die vielen forstschädlichen Insekten, Käfer, Termiten, Ameisen usw., weiter alle inneren Parasiten des Menschen und der Tiere, besonders Eingeweidewürmer, Zungenwürmer u. a., weiter giftige Tiere. Es gehören aber auch hierher die Tiere, die direkt oder indirekt Nutzen bringen können, so Fische, Bienen, gewisse Schildläuse, die Seide liefernden Schmetterlinge und Spinnen und die vielen Schlupfwespen, die schädliche Tiere vernichten. Wie wichtig letztere sein können, dafür nur ein Beispiel aus der neueren Zeit. Es werden Ihnen allen die beiden forstschädlichen Schmetterlinge, der Goldafter und der Schwammspinner bekannt sein. In Deutschland kann der durch sie verursachte Schaden nicht gross werden, weil sie durch solche Feinde, besonders Schlupfwespen, die ihre Eier in die Raupen legen, in Schach gehalten werden. In Amerika dagegen, wohin sie aus Europa verschleppt sind, treten sie geradezu verheerend auf, weil die zugehörigen Schlupfwespen fehlen. Nachdem Amerika bereits Millionen für die Vernichtung der Schmetterlinge umsonst ausgegeben hat, versucht es jetzt die Bekämpfung auf die rationelle, auf die Biologie der Tiere begründete Methode, indem es in Massen auch die Feinde, eben die Schlupfwespen aus Europa importiert, und hat jetzt grosse Hoffnung, die Gefahr, die den Waldungen droht, niederzukämpfen oder wenigstens so weit wie bei uns zu mildern.

Dass die genannte Gruppe von Tieren wirtschaftlich von der grössten Bedeutung ist, wird jeder, der in den Kolonien gewesen ist und selbst die Wirkung dieser Tiere gesehen hat, oder der auch nur die Berichte der Aerzte, Tierärzte, Pflanzungsleiter u. a. gelesen hat, bestätigen können.

In anderen Staaten, z. B. England, Amerika und Holland, hat man die Bedeutung dieser Tiere schon lange erkannt, und die Zoologie, die allein ihre Natur, Verbreitung, Lebensweise und Lebensbedingungen erforschen und damit die Grundlage für die rationelle Art des Schutzes oder der Bekämpfung schaffen kann, in den Dienst der Kolonien gestellt. So hat man nicht nur in der Heimat zoologische Zentralen errichtet, sondern es sind auch in den verschiedenen Kolonien, z. B. im Kapland, in Indien, im Malayischen Archipel, ferner in Aegypten u. a., permanent Zoologen für diese Fragen tätig und andere werden gelegentlich zur Lösung bestimmter Aufgaben hinausgesandt, und besondere ethnologische Zeitschriften, die hauptsächlich diese Tiere berücksichtigen, werden herausgegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie steht es dagegen bei uns? Von unseren wissenschaftlichen Stationen Amani und Victoria hat nur Amani eine Stelle für einen Zoologen, aber auch diese ist jetzt nicht mehr wie früher mit einem zoologisch durchgebildeten Fachmann besetzt, so dass heute in unseren gesamten Kolonien nicht ein einziger Zoologe in ihrem Dienste tätig ist, und ebenso gibt es in Deutschland nicht eine einzige Stelle, die imstande und amtlich verpflichtet wäre, in diesen Fragen Auskunft zu geben. Gewiss sind die Station Amani und einige Beamte, Aerzte, Tierärzte und Farmer in unseren Kolonien mit Erfolg bemüht, Aufklärung zu schaffen, und es liegt mir fern, diese Bemühungen gering einzuschätzen, aber es fehlt an jeglicher Organisation. Wie die Zustände bei uns liegen, wird Ihnen am besten folgende Schilderung zeigen. Wenn jetzt ein Gouvernement, ein Arzt, ein Tierarzt, ein Farmer, ein Institut oder wer sonst über ein schädliches oder nützliches Tier Auskunft haben will, so wendet sich der eine an die Biologische Reichsanstalt, der andere an das Zoologische Museum in Berlin, der dritte an das Reichsgesundheitsamt oder an das Institut für Infektionskrankheiten oder an das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten oder an eine tierärztliche Hochschule oder an das Kolonial-wirtschaftliche Komitee oder ein Landesmuseum oder an eine noch andere Stelle. Die meisten von diesen Instituten müssen aber die Antwort schuldig bleiben, weil an ihnen kein Zoologe tätig ist, oder weil ein solcher keine Vergleichssammlung und Literatur zur Verfügung hat. Das Zoologische Museum in Berlin ist zwar dazu imstande, und zu ihm gelangen denn auch auf mehr oder minder grossen Umwegen die meisten Anfragen. Dieses Museum ist aber als eine preussische Anstalt nicht verpflichtet, Auskunft zu geben. Es hat sie zwar im Interesse unserer Kolonien nach besten Kräften stets gegeben, es liegt aber auf der Hand, dass es als eines der grossen Weltmuseen durch andere Aufgaben so stark belastet ist, dass eine befriedigende und rasche Erledigung aller Anfragen einfach nicht möglich ist.

Sieht man sich nun die Anfragen weiter an, so verlangen sie zwar gewöhnlich ganz klar, 1. eine Bestimmung der Tiere, 2. eine Entscheidung der Frage, ob sie nützlich oder schädlich sind, und 3. im letzteren Falle Angabe über Massregeln zur Bekämpfung, aber in den meisten Fällen zeigen die eingesandten Objekte, ihre Konservierung sowie die beigegebenen Daten völlige Ratlosigkeit und Unkenntnis und machen eine befriedigende Beantwortung der Fragen einfach unmöglich. Da schickt der eine z. B. als Kakaoschädlinge Fliegen, Wespen, Tausendfüssler und andere harmlose Insekten ein, aber nur nicht die wirklichen Schädlinge. Ein anderer sendet Raupengespinste und bittet um Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunft, von welcher Art sie gemacht sind, aber die Schmetterlinge, die allein eine Bestimmung ermöglichen, sind nicht gefangen. Sehr oft erkennt man, dass eine Schädlichkeit von Tieren kritiklos nur deshalb angenommen wird, weil die Eingeborenen sie für schädlich halten. So z. B. wird immer wieder eine harmlose Eidechse als die gefährliche Springschlange aus Südwestafrika eingesandt usw. Das meiste ist ferner so schlecht konserviert, dass eine Bestimmung unmöglich ist. Es fehlt eben an jeglicher Aufklärung in diesen Fragen in den Kolonien.

Will man Abhilfe schaffen, d. h. die Erforschung, den Schutz oder die Vernichtung dieser Tiere organisieren, so scheint mir folgender Weg der beste zu sein. Man errichte in Deutschland eine Zentrale, die mit einem oder besser mit zwei Zoologen besetzt ist. Der eine müsste ein Dipterologe sein, der alle blutsaugenden Insekten, der andere auch ein Entomologe, der aber ausser den übrigen Insekten auch die anderen schädlichen und nützlichen Tiere übernimmt, oder ein Parasitologe sein. An diese Zentrale können Anfragen von amtlicher und privater Seite gerichtet werden und hierher ist möglichst alles Material zu konzentrieren. Es muss von der Zentrale bestimmt, und die Dubletten müssen den interessierten medizinischen, tierärztlichen und landwirtschaftlichen Instituten, sowie den Landesmuseen der Kolonien überwiesen werden. Die Zentrale muss ferner alle Beobachtungen und Erfahrungen, die in nichtdeutschen Kolonien gemacht sind, aus der Literatur sammeln und für unsere verwerten, sie muss Flugblätter verfassen, in denen auf die nützlichen und schädlichen, giftigen und nichtgiftigen Tiere hingewiesen wird, diese durch Abbildungen kenntlich gemacht, die Lücken in unserer Kenntnis betont, Anleitung zum Sammeln, Beobachten und Konservieren gegeben und alle Abwehr- oder Schutzmassregeln besprochen werden u. a.

Soll eine solche Zentrale ihre Aufgaben erfüllen, so muss sie notwendigerweise ausser dem nötigen Platz eine grosse Vergleichssammlung und eine umfangreiche Literatur, die nicht nur die in Frage stehenden Tiere, sondern auch alle verwandten Formen der ganzen Erde umfasst, zur Verfügung haben. Diese unbedingt notwendigen Hilfsmittel sind nur an einem grossen Museum vorhanden, und zwar jetzt in bester Weise am Zoologischen Museum in Berlin. Diesem müsste deshalb die Zentrale angeschlossen werden, ebenso wie die botanische dem Botanischen Museum und Garten in Dahlem. Ich zweifle nicht, dass der preussische Staat für diese Zentrale die freie Benutzung der grossen Sammlungen und der Literatur gestatten wird. Die Zentrale müsste dann zwar dem Direktor des Museums unterstellt werden, was schon durch jene Vergünstigungen bedingt ist, aber natürlich dürfte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie nur für die Kolonien arbeiten. Ein solcher Anschluss würde sich weiter auch aus dem Grunde empfehlen, weil die Zentrale stets von den vielen Spezialisten des Museums die beste Hilfe erhalten oder durch seine Vermittelung mit anderen Spezialisten in Verbindung treten könnte, und ferner, weil die Einrichtung und Unterhaltung der Zentrale auf diese Weise am wenigsten kosten würde. Denn ausser den geringen Kosten für Papier, Porto, Flugblätter u. a. würde nur das Gehalt für die Beamten in Frage kommen.

Es könnte vielleicht jemand als das Billigste vorschlagen, man möge das Zoologische Museum in Berlin ohne besondere Beamten zur Zentrale machen, indessen würde ich einen solchen Vorschlag auf das entschiedenste ablehnen müssen. Das Museum hat zwar bisher stets seine Kräfte und Mittel für die Förderung unserer Kolonien eingesetzt und wird es auch ferner tun, aber, wie die letzten Jahre gezeigt haben, häufen sich die Anfragen aus den Kolonien derart, dass schon jetzt ihre Erledigung nur sehr langsam vor sich geht, und weiter darf das Museum seine vielen anderen Aufgaben nicht vernachlässigen, will es seine Stellung unter den Weltmuseen behaupten und befestigen.

Ausser dieser Zentrale erscheint mir noch dringend erforderlich, je einen Zoologen dauernd in Ost-, Westafrika und Neu-Guinea zu stationieren. In Amani ist bereits eine Stelle vorhanden, für Westafrika wäre sie in Togo einzurichten oder dem botanischen Garten in Victoria anzugliedern. Ihre Aufgabe wäre, zwischen der Zentrale und den Kolonien zu vermitteln, also die Weisungen der Zentrale auszuführen, unter den Pflanzern aufklärend zu wirken, wo schädliche oder nützliche Insekten auftreten, hinzureisen, ihre Lebensweise zu erforschen, ihre Verbreitung festzustellen, sie zu sammeln, auf Grund der Anweisungen der Zentrale Massregeln zur Vernichtung oder zum Schutz zu treffen und ihre Erfahrungen und Beobachtungen der Zentrale zu übermitteln. Man glaube nicht, dass diese Zoologen die Zentrale ersetzen könnten. Die Erfahrungen, die man in Amani sowie in allen anderen Ländern gemacht hat, haben gelehrt, dass dieses unmöglich ist, weil ihnen die Vergleichssammlung und Literatur fehlt, und sie auch zu stark in Anspruch genommen sind, um ihre Beobachtungen verarbeiten zu können. Soll die Zoologie Erspriessliches für unsere Kolonien leisten, dann kann es nur geschehen, wenn eine Arbeitsteilung in dem dargelegten Sinne durchgeführt wird.

Ich erlaube mir, Ihnen folgende Resolution vorzuschlagen und Sie zu bitten, sie dem Plenum zur Annahme zu empfehlen:

Eine zoologische Zentrale für medizinisch-, forst- und landwirtschaftlich wichtige Tiere unserer Kolonien einzurichten und sie dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zoologischen Museum in Berlin anzugliedern, und ferner eine dauernde Stelle für einen Zoologen in Westafrika und Neuguinea zu begründen.

Prof. Dr. **Zacharias,** Hamburg: Die in der Resolution vorgeschlagenen Einrichtungen sind in Hamburg bereits vorhanden und werden nach Massgabe des Bedarfes weiter ausgebaut.

P. Staudinger, Berlin: Die Errichtung einer zoologischen Sammelstelle ist von einem ganz bedeutenden Interesse und eine wirtschaftliche Notwendigkeit für die Kolonien; der wissenschaftliche Nebenzweck ist also nicht hierbei das treibende Motiv. Wir haben soeben von dem Herrn Vortragenden gehört, welche Verwirrung jetzt auf diesem Gebiete herrscht, an wie viele Institute und Körperschaften jetzt Anfragen gelangen, von denen die meisten wieder doch an das Zoologische Museum zu Berlin kommen, das keine Verpflichtung zur Beantwortung der Fragen hat. Es ist dringend notwendig, dass draussen und in der Heimat die Pflanzer, Gesellschaften, Aerzte, Regierung usw. wissen, wohin sie ihre Fragen zu richten und das Untersuchungsmaterial zu senden haben, aber ebenso notwendig ist es auch, dass für das Material eine Zentralsammelstelle besteht, und dabei möchte ich im Gegensatz zu dem Herrn Vorredner mich dahin äussern, dass hierzu Berlin zurzeit der einzig geeignete Platz ist. Ich stehe sonst durchaus nicht auf dem Standpunkte, dass Berlin alles haben soll. Aber in diesem Falle ist nur in Berlin das vorhanden, was zur Errichtung eines solchen Institutes erforderlich ist. Hier kann es ohne zu grosse Aufwendungen leicht geschehen. In Berlin befinden sich sehr grosse zoologische Sammlungen, wie sie auch in Hamburg nicht im entferntesten annähernd vorhanden sind, und eine grosse Bibliothek. Wenn man nun weiss, wie notwendig gerade zum Bestimmen von niederen Tieren, z. B. Insekten, grosse Vergleichssammlungen sind, neben den dazu nötigen Büchern usw., dann wird man sich doch sagen, dass dort, wo dies bereits da ist, der geeignete Platz für eine Zentralstelle sich befindet. Dazu kommt noch ein Hauptumstand. Das Berliner Zoologische Museum verfügt über einen Stab von 18 wissenschaftlichen Beamten, welche die verschiedenen Gebiete der Zoologie vertreten und die Eingänge bearbeiten. Die Zentralstelle würde also diesen grossen Apparat an Ort und Stelle für ihre Zwecke zur Verfügung haben. Deshalb ist Berlin in diesem Falle doch die für ein solches Institut beinahe allein in Frage kommende Stadt. Wie wichtig eine solche Zentralstelle ist bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den zahlreichen Feinden, die den Menschen, die Tiere und namentlich die Kulturpflanzen, die doch die Kolonien zum Teil erst rentabel machen sollen, aus der niederen Tierwelt bedrohen, braucht hier an dieser Stelle wohl nicht erst erörtert zu werden.

Prof. Dr. **Brauer,** Berlin, hebt noch einmal den Umfang der Sammlungen und die Zahl der wissenschaftlichen Beamten am Zoologischen Museum in Berlin und die Nähe der Botanischen Zentralstelle als besondere Vorzüge des Zoologischen Museums für die Errichtung der Zentrale hervor.

Dr. **Krause,** Berlin: Diese Untersuchungen und Forschungen, von denen hier gesprochen wird, werden, so glaube ich, im allgemeinen Interesse, im Interesse der weiteren Förderung und Erschliessung unserer Kolonien gemacht. Ich kann mir nicht denken, dass die Geheimhaltung der Beantwortung solcher Fragen, wie es nach Herrn Prof. Zacharias in Hamburg geschieht, im allgemeinen Interesse ist. Ich glaube auch nicht, dass durch Veröffentlichung der Fragen und Antworten das Vertrauen bei den Kaufleuten und Pflanzern verloren geht. Meiner Ansicht nach wird dasjenige Institut das grösste Vertrauen haben, das die gestellten Fragen am besten löst.

Prof. Dr. **Volkens,** Berlin: In Hamburg, behauptet Herr Professor Zacharias, sei eine zoologische Zentrale in Anfängen vorhanden. In Berlin ist sie bereits, was Sammlungen und die zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten angeht, in ihrer Vollendung da. Die Sammlungen, die auf Eingängen von Pflanzern, Kaufleuten usw. beruhen, sind meist minderwertig. Berlin hat auf botanischem wie zoologischem Gebiet Sammlungen, die Fachmänner seit einem Jahrhundert zusammengebracht haben. Hamburg kann da nicht wetteifern.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Wittmack,** Berlin: Ich möchte hervorheben, dass das Hamburgische Zoologische Museum ebenfalls ein sehr reiches ist, und dass die dortige Pflanzenschutzstation gleichfalls eine grosse Sammlung besitzt, wie ich mich des öfteren überzeugt habe. Das gleiche gilt für die botanischen Sammlungen in Hamburg, die auf vielen Gebieten ausserordentlich reich und höchst zweckmässig geordnet sind. Trotzdem lässt sich natürlich nicht verkennen, dass das Berliner Zoologische und Botanische Museum noch reicher sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn Herr Prof. Dr. Zacharias darauf hinwies, dass Hamburg viel Material von Kaufleuten erhalte, so meinte er natürlich nicht, dass diese viel wissenschaftliches Material liefern, sondern dass sie vorzugsweise schädliche Tiere u. dergl. zur Bestimmung einsenden.

Die Bedeutung der chemischen Analyse von Kolonialprodukten für die wirtschaftliche Bewertung derselben.

Von Prof. Dr. **H. Thoms,**
Direktor des Pharmazeutischen Insituts der Universität Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Ein kolonienunkundiges Land sieht sich beim Erwerb von Kolonien vor schwierige Aufgaben gestellt, denn Kolonien werden erworben, um sie wirtschaftlich dem Mutterlande nutzbar zu machen. Man wird daher nach wirtschaftlich verwertbaren Produkten Umschau halten müssen. Unter diesen spielen diejenigen, welche die Pflanzenwelt, der Ackerbau und die Mineralschätze des Landes liefern, eine erste und bevorzugte Rolle. Man wird den Geologen und Mineralogen heranziehen, um das neue Land und seine Bodenverhältnisse zu durchforschen. Die Pflanzenwelt studieren die Botaniker, die Bedingungen zu Pflanzenkulturen der Landwirt und der Bodenkundige. Welche Hilfe kann nun bei der Aufschliessung eines neuen Landes zu Kulturzwecken der Chemiker leisten?

Die Geologen und Mineralogen müssen gleichzeitig auch Chemiker sein oder sich deren Beihilfe sichern, damit sie in der Lage sind, aufgefundene Erze zu analysieren und zu identifizieren, ihren Gehalt an Kupfer, Zinn, Blei, Gold, Silber auf analytischem Wege chemisch zu ermitteln. Der Botaniker und der Landwirt werden hinsichtlich der Nutzbarmachung der von ihnen aufgefundenen oder kultivierten Pflanzen sich vorzugsweise, vielfach auch ganz auf den Chemiker stützen müssen, welcher analytisch feststellen soll, ob die erzielten Produkte vollwertig sind gegenüber denen anderer Länder. Es handelt sich hierbei für den Chemiker also um Wertbestimmungen, und meine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausführungen, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzutragen, sollen sich mit der Frage beschäftigen, inwieweit es dem Chemiker auf Grund der Fortschritte der Wissenschaft möglich ist, solche Wertbestimmungen vorzunehmen.

Auf dem Gebiete der Nahrungsmittelchemie sind brauchbare Methoden hierfür in hinreichendem Masse vorhanden. Mais, Reis, Oelfrüchte aller Art, Kaffee, Tee, Kakao, Kola lassen sich auf ihren Gehalt an Kohlenhydraten, Fett, Alkaloiden, Extrakt untersuchen, und die so erhältlichen Prüfungsergebnisse liefern brauchbare Wertskalen für die betreffenden Produkte. Bei Kaffee, Tee und Kakao spielen allerdings noch andere Faktoren bei der Wertbeurteilung mit, vor allem der Geschmack, und es ist hinlänglich bekannt, dass die sogenannten Kaffee-, Tee- und Kakaokoster oft ebensogut, wenn nicht besser, den wirtschaftlichen Wert dieser Genussmittel zu beurteilen vermögen, als der Chemiker mit seinen wissenschaftlichen Methoden. Hier liegt etwas Aehnliches vor wie in unseren Landen, wo auf dem Gebiete der Wein- und Kognakkenntnis der wissenschaftliche Chemiker vor der Zunge des erfahrenen Küfers resigniert eine Verbeugung machen muss.

Bei der wissenschaftlichen Bewertung der bekannten Oelfrüchte, wie denjenigen der Kokos- und der Oelpalme, des Sesams, der Erdnuss und des Rizinus, kann der Chemiker durch quantitative Bestimmungen des Oelgehaltes der Früchte bzw. Samen feststellen, ob sie die Konkurrenz mit anderen Ländern vorteilhaft aufnehmen können. Auch ist auf diesem Gebiete die Methodik hinlänglich ausgebildet, um zu entscheiden, ob die betreffenden Produkte einen vollen Marktwert besitzen und ob sie unverfälscht sind; denn die Bestimmungen des Säuregrades, der Ester- und Verseifungszahl, der Jodzahl, des Schmelz- und Erstarrungspunktes solcher Fette setzen den Chemiker dazu in die Lage. Schwieriger schon ist seine Position gegenüber der Bewertung neuer Oele. So hatte ich vor einigen Jahren Gelegenheit, entscheiden zu sollen, ob das in seinem Ursprungslande von den Eingeborenen für Genusszwecke vielfach gebräuchliche Telfairiaöl, der Samen von Telfairia pedata Hook, eine Nutzanwendung auch in Deutschland zulässt. Es zeigte sich, dass dieses Oel von unseren Fetten eine verschiedene Zusammensetzung besass, da es Ester einer bisher unbekannten Säure enthält, deren Einwirkung auf den Organismus erst zu prüfen war. Auch ergaben sich bei diesem Oel weitere Schwierigkeiten bei der Gewinnung des Fettes, da die Samenschale und das Bastgewebe der Telfairia einen Bitterstoff enthalten, der bei einem wenig sorgfältigen Auspressen des Fettes mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dasselbe gelangt und es für Genusszwecke unbrauchbar machen kann. Der Chemiker wird hier Anleitungen geben müssen, wie derartige Verunreinigungen vermieden werden können. Handelt es sich um neue Oele, die dem Handel zugänglich gemacht werden sollen, so werden sich daher physiologische Versuche mit solchen Produkten nicht von der Hand weisen lassen. Die Chemie allein kann derartige Fragen nicht lösen, sie muss sich zu dem Zweck mit der Pharmakologie und der Physiologie verbünden. Diese Gesichtspunkte sollten nicht ausser acht gelassen werden in der Neuzeit, wo man bestrebt ist, der Margarineproduktion, die bekanntlich an einem Fettmangel zu leiden beginnt, Fette von neuen Pflanzen aus unseren Kolonien zuzuführen.

Wie die Fette, sind auch die Kohlenhydrate für die menschliche Ernährung von ausserordentlich grosser Bedeutung. Die chemischen Wertbestimmungsmethoden hierfür sind gut ausgebildet und lassen Werte erhalten, auf welche ein sicheres Urteil sich bauen lässt. So kann man z. B. nicht nur den Zuckergehalt zuckerliefernder Pflanzen, sondern auch die Identität der Zuckerarten mit voller Sicherheit feststellen. Man vermag in den Yamsknollen, in der Batate und anderen, Kohlenhydrate führenden Pflanzen den Stärkemehlgehalt zu bestimmen und erhält damit direkt wirtschaftlich verwertbare Zahlen.

In Beziehung zu den Kohlenhydraten stehen auch die Sekrete verschiedener Akazienarten, die unter dem Namen Gummi arabicum eine vielseitige Verwertung finden. Diese Gummisorten, von denen in dem von mir geleiteten Institut in den letzten zwei Jahrzehnten eine sehr grosse Anzahl untersucht worden sind, werden geprüft hinsichtlich ihrer medizinischen und technischen Brauchbarkeit. In ersterer Beziehung müssen sie sich frei von Pflanzenschleim erweisen; die technische Prüfung dehnt sich besonders dahin aus, ob die Produkte eine hinreichende Klebkraft besitzen. Der Chemiker vermag — gewissermassen im Nebenamt — derartige Ermittelungen ohne Schwierigkeiten zu erbringen.

Andere verwertbare Sekrete sind die Harze und ätherischen Oele. Harze finden eine weitgehende Verwendung zur Herstellung von Lacken, zum Teil auch für pharmazeutische und medizinische Zwecke. Eine wissenschaftliche Untersuchung der Harze auf ihren Gehalt an Säuren, Estern, Phytosterinen hat für die Praxis nur bescheidenen Wert. Hauptsache ist für die technische Beurteilung die Feststellung ihrer Alkohol- und Benzinlöslichkeit und des Verhaltens dieser Lösungen beim Ueberziehen von Metall- und Holzteilen. In der Gruppe der ätherischen Oele, zu welchen auch die Kampferarten gerechnet werden können, ist der Chemiker in der Lage, fest-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zustellen, welche Ausbeute die betreffenden Pflanzen an diesen Produkten liefern, und wie sie beschaffen sind. Die dabei gewinnbaren Zahlen lassen sich direkt in wirtschaftliche Werte umsetzen. So konnte z. B. vor einigen Jahren bei einem auf Veranlassung von Herrn Prof. Preuss in Viktoria-Kamerun gebauten Lemongras (von Andropogon citratus) und dem daraus gewonnenen Lemongrasöl in dem Pharmazeutischen Institut festgestellt werden, dass der Citralgehalt dieses Oeles 70 Proz. betrug. Citral wird zur Herstellung des künstlichen Veilchenaroms, des Ionons, benutzt. Das in Kamerun gewonnene ätherische Oel stellt zufolge dieses grossen Citralgehaltes daher ein wertvolles Produkt zur Ionongewinnung dar und kann nach dem Citralgehalt direkt gehandelt werden.

Bei dem neuerdings in unseren Kolonien aufgenommenen Anbau von Kampferbäumen kann der Chemiker die daraus durch Destillation gewonnenen Produkte auf ihre Zusammensetzung genau prüfen und ermitteln, wieviel reiner Kampfer aus dem Oele gewinnbar ist, und ob dieser die Eigenschaft besitzt, die ihn für die Verwendung in der Medizin und Technik, z. B. zur Herstellung von Zelluloid, geeignet machen. So konnte das Pharmazeutische Institut unlängst auf Ansuchen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees eine Anzahl Proben von Kampfer und Kampferöl nach dieser Richtung hin bewerten. Es war von kolonialfreundlicher Seite auf die ersten 5 Kilo in den Kolonien gewonnenen Kampfers ein Preis von 3000 Mk. ausgesetzt worden; die an das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee gesandten Kampferproben wollten sich um den ausgesetzten Preis bewerben. Die Art der vorgenommenen wissenschaftlichen Prüfung wird aus einer Publikation zu ersehen sein, die demnächst an anderer Stelle erfolgt.

Eine ätherisches Oel liefernde Pflanze, welche Interesse für den Anbau in unseren Kolonien besitzt, ist die Pfefferminze, und zwar die aus Japan herrührende. Das daraus gewinnbare Oel unterscheidet sich von dem in Deutschland, Amerika und England erhältlichen durch einen wesentlich höheren Mentholgehalt und ist deshalb vorzugsweise geeignet zur Gewinnung dieses Produktes. Es ist mir gelungen, aus Japan Stecklinge der dieses Oel liefernden Pfefferminzart, einer Mentha arvensis canadensis, nach Deutschland überzuführen und eine Kultur dieser Pflanze in dem zu dem Pharmazeutischen Institut gehörenden Versuchsgarten vorzunehmen. Nach zweijährigen Versuchen habe ich jetzt die Feststellung erbringen können, dass der Mentholgehalt des Oeles dieser Pflanze, welche bei uns in Deutschland kultiviert wurde, den gleich hohen Prozentsatz zeigt, nämlich gegen 75 Proz., wie das in Japan selbst aus dieser Menthaart gewonnene Oel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir sind augenblicklich bemüht, diese Mentha auch in unseren Kolonien anzubauen, und hoffen, gleich günstige Resultate auch dort zu erzielen, wie bei uns. Durch die mögliche Wertbestimmung dieser Oele auf chemischem Wege kann daher der Kolonialwirtschaft ein wertvoller Dienst erwiesen werden.

Bei der Prüfung Gerbstoff führender Pflanzen kann der Chemiker wohl die Menge Gerbstoff feststellen, die das betreffende Pflanzenmaterial enthält, aber er muss sich hierbei auch mit dem praktischen Gerber in Verbindung setzen, welcher den Verlauf und die Art der erzielten Gerbung feststellen und damit den wirtschaftlichen Wert der Gerbmaterialien ermitteln kann. Etwas Aehnliches liegt bei den Farbstoffe führenden Pflanzen vor. Hier wird der Färber das letzte Wort sprechen und angeben können, welche Beizmittel zur Auftragung der betreffenden Pflanzenfarbstoffe nötig sind, und ob diese sich für Seide, Baumwolle oder Wolle eignen.

Bei der Beurteilung der Arzneimittel liefernden Pflanzen ist es wieder in erster Linie der Chemiker, welcher ein massgebendes Urteil abzugeben vermag. So wird er bei Feststellung, ob die in Kultur genommenen Chinabäume eine alkaloidreiche Chinarinde liefern, ob der Gehalt der Blätter einer angebauten Kokapflanze einen hinreichend grossen Kokaingehalt besitzt, um dieses Pflanzenmaterial für technische Zwecke nutzbar zu machen, ein entscheidendes Urteil fällen können. Auch über das Vorkommen von Begleitalkaloiden, die den Wert der Droge eventuell herabsetzen können, kann der Chemiker eine Auskunft erteilen.

Bekanntlich wird in der Neuzeit die aus Kamerun stammende Yohimberinde von Corynanthe Yohimbe zur Herstellung des auch in unseren Landen als Aphrodisiacum in Ansehen stehenden Yohimbins nach Deutschland in grossen Mengen gebracht. Es zeigte sich nun, dass vor einigen Jahren eine falsche Yohimberrinde ebenfalls aus Kamerun zu uns kam. Sie entstammte einer Corynanthe macroceras. Diese Rinde enthielt, wie die chemische Untersuchung lehrte, aber das wirksame Yohimbin nur in kleiner Menge, während zu wesentlich grösserem Prozentsatz ein Nebenalkaloid, das Yohimbenin, darin enthalten war, das die spezifische Wirkung nicht in dem Masse zeigen soll, wie das Yohimbin. Hier konnte also nur die chemische Prüfung Aufklärung bringen, während die mikroskopisch-anatomische versagte.

Handelt es sich um neue Arzneipflanzen, die aus den Kolonien in das Mutterland gebracht werden, so ist es notwendig, zunächst auf chemischem Wege die Inhaltsstoffe in möglichst reiner Form zu isolieren, und sie dann aber physiologisch, pharmakologisch und thera-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

peutisch prüfen zu lassen, wenn eine wirtschaftliche Verwertung solcher Drogen beabsichtigt ist. Des Chemikers Können geht auf diesen Gebieten nur bis zu einer gewissen Grenze, er kann auch hier die Hilfe des Pharmakologen bzw. Physiologen nicht entbehren. Die bei den Eingeborenen übliche Anwendungsweise solcher Drogen gewährt oft einen wichtigen Anhalt, nach welcher Richtung hin eine chemische und physiologische Prüfung einzusetzen hat. Das haben wir kürzlich bei der Prüfung der Wurzelrinde der Fagara xanthoxyloides erfahren, die ich im Pharmazeutischen Institut gemeinsam mit Herrn Dr. Priess untersuchte. Diese Droge, die uns in grösseren Mengen Herr Regierungsrat Dr. Kersting zur Verfügung gestellt hatte, wird in Togo bei verschiedenen Frauenleiden benutzt. Wir fanden in der Rinde neben anderen Körpern einen gut kristallisierenden Stoff, welcher sich als identisch mit einem inaktiven Cubebin erwies, einem chemischen Individuum, das bisher nur in der Gruppe der Piperaceen aufgefunden war, und das eine spezifische Wirkung auf den Genitalapparat ausübt und somit die spezifische Wirkung der Droge erklärte.

In besonders schwieriger Lage befindet sich der Chemiker bei der Prüfung der Milchsäfte und der daraus durch Gerinnung abscheidbaren, technisch ausserordentlich wichtigen Produkte, nämlich des Kautschuks und der Guttapercha.

Zwar wird der Chemiker geeignete Methoden zur Gerinnung der Milchsäfte wohl auffinden können und hat in der Wertbestimmung insbesondere des Kautschuks selbst Hervorragendes geleistet. Es sei hier an die Methoden der Reinkautschukbestimmung von Weber, Harries, Fendler, Frank-Marckwald und Budde erinnert, wonach der Prozentgehalt von Kautschuk und Harz in den verschiedenen Sorten mit grosser Genauigkeit ermittelt werden kann.

Aber für die technische Verwertbarkeit und wirtschaftliche Beurteilung sind diese chemischen Methoden nicht immer ausreichend, insbesondere kommt es gerade beim Kautschuk auf seine Verarbeitbarkeit, auf seine Elastizität, auf die Vulkanisierfähigkeit usw. an, und wird der Techniker, d. h. der Kautschukverarbeiter, eine sicherere und zutreffendere Beurteilung fällen können, als der Chemiker mit seinen chemischen Methoden. In der Neuzeit hat daher letzterer sich bemüht, auch die Methodik der technischen Beurteilung auszuführen, indem in verschiedenen chemischen Laboratorien kleinere Versuchs-, Wasch- und Vulkanisiermaschinen für Kautschuk aufgestellt sind, damit man selbst an kleinen Proben nach dieser Richtung hin Prüfungen vornehmen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir sehen also, dass der Chemiker zuweilen Anleihen machen muss bei ihm verwandten Wissenschaften und bei der Technik, um zu einer Wertbeurteilung zu gelangen. Immerhin glaube ich aber, dass meine Ausführungen dazu beitragen werden, die grosse Bedeutung der Chemie für die wirtschaftliche Beurteilung von Kolonialprodukten in das richtige Licht zu rücken. Hat man früher die Bedeutung der Chemie für diese Fragen überschätzt, so ergeben sich in der Neuzeit hie und da Anzeichen dafür, die Chemie zu unterschätzen. Es ergeht ihr hier ähnlich wie vor mehreren Dezennien bei der Analyse und Beurteilung des Wassers zu Trinkzwecken. Hatte man auf diesem Gebiet der chemischen Wasseranalyse ursprünglich die unumschränkte Herrschaft zuerkannt, so wollte man von dem Augenblick an von ihr nichts wissen, als die Bakteriologen erstanden und der Meinung Ausdruck gaben, lediglich auf bakteriologischem Wege eine Beurteilung des Trinkwassers zu ermöglichen.

Die entstandenen Gegensätze sind allmählich überbrückt worden, und man hat erkannt, dass der chemischen wie der bakteriologischen und neuerdings auch der biologischen Wasserprüfung eine Gleichberechtigung zuerkannt werden kann, und dass die eine ohne Berücksichtigung der anderen nur Unvollkommenes leistet.

Aehnlich wird es auch der Chemie bei der Wertbeurteilung von Kolonialprodukten ergehen. Sie wird niemals zu entbehren sein, aber sich anderseits auch bescheiden müssen und die Hilfe anderer Wissenschaften und der Technik annehmen, um die Beurteilung von Kolonialprodukten zu einer für die Industrie und den Verkehr brauchbaren und wertvollen zu gestalten.

Dr. **Bücher,** Berlin: Anschliessend an die Ausführungen des Herrn Referenten möchte ich einen Punkt berühren, der für die Praxis von grösster Wichtigkeit, von dem Herrn Vortragenden aber nicht berührt worden ist. Es handelt sich um die Bewertung der in dem Laboratorium gewonnenen Resultate bei deren Uebertragung in die Praxis.

Was ich Ihnen hier sagen will, glaube ich am besten an einem Beispiel klar machen zu können. Sie haben vielleicht kürzlich eine Notiz gelesen, die durch ziemlich alle grösseren Tageszeitungen gegangen ist, „Leinsaat-Ersatz durch eine deutsche Kolonialfrucht". Dieser Notiz liegt folgender Vorgang zugrunde:

Herr Dr. Mansfeld, der sich um die Erforschung des von ihm geleiteten Ossidinge-Bezirks sehr bemüht hat, hat eine Reihe dort gesammelter Früchte in kleinen Quantitäten an das hydrotherapeutische Institut, Berlin, gelangen lassen. Die Früchte wurden von Herrn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. Krause untersucht und eine derselben, die Frucht der Plukenetia conophora, ergab bei der chemischen Analyse, dass sie etwa 50 Proz. eines trocknenden Oels enthält, das dem Leinöl chemisch wie physikalisch ausserordentlich ähnlich ist, auch soll es sich nach seinen Angaben gut als Ersatz für das letztere eignen.

Dadurch, dass nun diese Notiz unter Gegenüberstellung des etwa 100 Millionen betragenden jährlichen Einfuhrwertes an Leinsaat in Deutschland in die Presse gelangte, wurde die ganze deutsche Leinöl-Industrie auf diese Frucht aufmerksam. Da gerade die Leinöl konsumierende Industrie unter den hohen Preisen dieses Rohstoffes sehr zu leiden hat, so ist es natürlich, dass sowohl bei der Versuchsanstalt in Victoria als auch bei mir persönlich eine grosse Zahl von Anfragen und Bestellungen auf grosse Quantitäten von Früchten eingereicht wurden. Die Antwort auf diese Anfragen musste jedesmal lauten, dass die Plukenetia conophora die Frucht einer Liane des Kameruner Urwaldes ist, die dort zerstreut vorkommt und von den Eingeborenen hier und da genutzt und zuweilen auch angebaut wird. Ueber die Kultivierungsmöglichkeit der Pflanze, sowie über ihre Erträgnisse, sowie ferner über das, was durch die Sammeltätigkeit der Eingeborenen auf den Markt geliefert werden kann, ist nichts bekannt. Zur Erntezeit können daher nur kleine Proben zu Versuchszwecken abgegeben werden. Die Folge solcher Notizen zieht also eine Enttäuschung in Fabrikantenkreisen nach sich und bestärkt auf der andern Seite das Misstrauen gegen die in den Kolonien selbst tätigen Beamten. Derartige Notizen gehören meines Erachtens nicht in Tagesblätter, sondern lediglich in die wissenschaftlichen Zeitschriften. Erst wenn exakte Versuche neben der Verwendungsmöglichkeit auch die Anbaumöglichkeit und die Aussicht auf grössere Lieferungen bewiesen haben, ist es angebracht, weitere Kreise für solche Fragen zu interessieren. Ich wollte damit sagen, dass die Laboratoriumsarbeit unbedingt Hand in Hand gehen muss mit der praktischen Explorierung der Kolonie selbst.

Dr. **Krause**, Berlin: Ich bin dem Herrn Dr. Bücher sehr dankbar, dass er hier öffentlich bekannt gibt, welch grosses Interesse meine Untersuchungen Kameruner Pflanzenfette in den Kreisen der Industriellen erregt hat. Ich freue mich, dass es besser geworden ist. Früher war es nicht so. Als ich seinerzeit das Fett von Mimusops Djave untersucht hatte, kamen auch Anfragen, aber keine Bestellungen. Dagegen wurden nach einer Publikation vom Botanischen Garten in Kamerun schon nach zwei Jahren infolge meiner Untersuchung für über 20 000 Mk. Fettfrüchte von Mimusops ausgeführt, aber nach eng-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lischen Häfen und nicht nach deutschen. Wenn Herr Dr. Bücher sich beschwert, er könne sich vor Anfragen und Bestellungen seit meiner Untersuchung nicht retten, es seien fünfhunderttausend Kilo Oel von Plukenetia bestellt worden, und er habe immer antworten müssen, kein Oel liefern zu können, da die Liane in seinem Bezirk nur vereinzelt vorkommt, so möchte ich hinzufügen, dass die Liane im Ossidingebezirk, in dem Dr. Bücher nie gewesen ist, sehr verbreitet ist. Sie wird nach Angaben von Bezirksamtman Mansfeld, der gerade auf wirtschaftlichem Gebiet sehr bekannt geworden ist und seinen Bezirk genau kennt, seit Jahren von Eingeborenen zwischen Mais angebaut und ist im zweiten Jahre bereits ertragsfähig. Ich bedauere, dass Dr. Mansfeld in diesem Augenblick nicht hier anwesend ist. Hat Dr. Bücher diese Pflanze, die ein trocknendes Oel, einen guten Ersatz für Leinöl, enthält, — wir führen bekanntlich für 106 Millionen Mark Leinsaat aus dem Auslande ein —, schon vor meiner Publikation gekannt, so wäre es wohl für ihn als Regierungsbotaniker angemessen gewesen, das Gouvernement auf die grosse Bedeutung der Pflanze aufmerksam zu machen und für den Anbau dieser Pflanze zu sorgen.

Dr. **Bücher,** Berlin: Ich könnte für meine vorherigen Angaben noch eine Reihe weiterer Belege erbringen, auch solche, die zeigen, dass eine günstige chemische Analyse noch lange nicht identisch ist mit der technischen Verwendbarkeit eines Produktes. In vergangenem Jahre wurden von derselben Stelle Oelfrüchte aus Kamerun untersucht, die Früchte der Poga oleosa, eines grossen Urwaldbaumes. Nach der chemischen Analyse enthielten die Samen etwa 60 bis 70 Proz. Oel, das technisch sehr wertvoll sein sollte, und dem die Prognose eines sehr guten Exportartikels gestellt wurde. Ich hatte nun Gelegenheit, die Früchte in Kamerun hinsichtlich ihrer technischen Verwendbarkeit zu untersuchen und fand dabei, dass die Möglichkeit eines lohnenden Exportes aus folgenden Gründen nicht gegeben ist.

Der Baum kommt im Urwald vielfach, aber keineswegs sehr häufig vor, und bringt Früchte von der Grösse eines mittelgrossen Apfels, die eine ausserordentlich harte Steinnuss enthalten, man muss dieselbe mit einem grossen Hammer aufschlagen, um die sehr kleinen Oelkerne zu erhalten. 24 Zentner solcher Nüsse sind zu ernten, um 1 Zentner Oelkerne zu erhalten, von denen wiederum nur 60 Proz. Oel sind. Ein Kaufmann rechnete aus, dass aus einer Tonne Früchte nur 30 kg Oelkerne zu gewinnen seien. Der Arbeitsaufwand, Ernten, Heimbringen, Aufschlagen mit einem schweren Hammer, steht, wie jedermann wohl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einleuchten muss, in keinem Verhältnis zu der erzielten Menge des Produktes. Poga oleosa ist auch bis jetzt kein Exportartikel geworden.

Alles in allem möchte ich, um die Debatte nicht allzuweit auszudehnen, noch einmal betonen: Wir sind draussen in der Kolonie sehr dankbar für jede Unterstützung der heimischen Gelehrten, solange sie aus ihren Untersuchungen Schlüsse auf praktische Verwendungsmöglichkeit nur insoweit ziehen, als dies aus der Ferne und aus dem Laboratorium heraus möglich ist.

Die weitere Prüfung und weitere Arbeit hat draussen an Ort und Stelle zu erfolgen. Wird der vorhin besprochene Weg eingeschlagen, so verliert die Industrie das Vertrauen zu unserer Arbeit, und ohne Mitarbeit der Industrie ist es nicht möglich, neue Rohstoffe einzuführen und überhaupt in der Praxis tätig zu sein.

Korpsstabsapotheker a. D. **Bernegau,** Halensee: Die Mitteilungen des Herrn Dr. Bücher, welcher die früher unter schwierigen Verhältnissen begonnenen Pionierarbeiten seiner Herren Vorgänger zielbewusst und mit Erfolg im Versuchsgarten Viktoria-Kamerun fortgesetzt, kann ich auf Grund meiner Erfahrungen bestätigen. Die Suche nach neuen Oelfrüchten und deren systematische Untersuchungen sind zweifellos sehr wichtig. Wir sollten uns aber zunächst darauf beschränken, der Industrie nur solche Oelfrüchte zu empfehlen, die regelmässig in grossen Mengen und guter Qualität geliefert werden können, wie Erdnüsse, Kokosnüsse, Kopra, Palmkerne, Palmöl, Sesam, Baumwollsaat, deren Kulturen sich bereits bewährt haben. Was nützt es der Industrie, wenn man ihr Oelfrüchte vorzeitig empfiehlt, wenn sie nicht in genügenden Mengen und guter Qualität jederzeit verschifft werden können und als Rohstoffe für die Bereitung gesunder Nahrungsfette, Futtermittel und technische Produkte erprobt worden sind; so ergaben die Untersuchungen über Parkia africana Samen, aus denen die Eingeborenen Afrikas die Dauadaua-Kuchen, eine Art Pflanzenkäse als Fleischersatz und Speisenwürze herstellen, dass das Fett dieser Samen wertvoll ist und die Rückstände eiweissreich sind. Als ich nach den Vorversuchen dann eine grössere Menge, zirka 10 000 kg Parkia-africana-Samen bestellte, war man in Togo erst nach längeren Monaten in der Lage, einen Teil davon zur Verschiffung zu bringen. Die heutige Oelindustrie ist aber darauf eingerichtet, nur grössere Mengen zu verarbeiten.

Dr. **Krause,** Berlin: Ich muss noch einmal das Wort ergreifen, um die neuen Einwendungen des Herrn Dr. Bücher nicht unbeantwortet zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen. Dr. Bücher behauptet, die von mir untersuchte Oelfrucht von Poga oleosa sei nicht wirtschaftlich verwertbar, da sie in seinem Bezirk nur vereinzelt vorkäme. Im Ossidingebezirk kommen aber diese Bäume, die 50 m hoch und 2 m stark sind, zu Tausenden vor. Das Oel dieser Früchte wird von den Eingeborenen als Speiseöl benutzt. Botanisch war dieser Baum unbekannt. Durch meine Publikation kam erst der botanische Name aus England hierher. Die von Dr. Bücher angeführten Pflanzen mit Fettfrüchten, für deren Kultur er Sorge getragen hat, haben Fett mit fast gleichen Eigenschaften. Unsere Industrie benötigt verschiedenartige Fette, feste Fette und flüssige Fette, trocknende Oele und fette Oele. Unter den fetten Oelen sind nur sehr wenige als Speiseöle verwendbar. Oelpalmen- und Baumwollsaatöl sind keine Speiseöle. Auch Erdnussöl hat einen Beigeschmack. Dies Oel von Poga oleosa ist nach Ansicht des Handelsattachés der hiesigen italienischen Botschaft, der es bei mir gekostet hat, ein vorzügliches Speiseöl. Ob es schon jetzt gleich in genügender Weise ausgeführt werden kann, kann mir gleich sein. Ich sehe, dass es mir durch meine Untersuchungen gelungen ist, an der wirtschaftlichen Erschliessung unserer Kolonien im allgemeinen Interesse mitzuwirken, daran werden mich auch in Zukunft die Einwendungen Dr. Büchers nicht hindern.

Ueber den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung.

Von Prof. **Carl Meinhof**, LL. D.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Seit dem Jahre 1905, wo ich an dieser Stelle über den Stand der Sprachforschung in Afrika zu berichten hatte, sind recht erhebliche Fortschritte gemacht worden. Ich mache zunächst aufmerksam auf die Sprachenkarte, die B. Struck meinem Buch „Die moderne Sprachforschung in Afrika", Berlin 1910, beigegeben hat.

Das Gebiet der Bantusprachen in Zentral- und Südafrika ist durch eine Reihe von Einzelforschungen, von denen nicht wenige den deutschen Kolonien zugute gekommen sind, mehr und mehr aufgehellt, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir können heute die Grammatik dieser interessanten Sprachgruppe im wesentlichen klar übersehen. Ich habe deshalb im Jahre 1906 den Versuch gewagt, die Grundzüge dieser Grammatik aufzustellen[1]) und glaube damit über das hinausgekommen zu sein, was Bleek und Torrend zu ihrer Zeit gefunden hatten. Freilich muss ich schon heute bekennen, dass ich in einer neuen Auflage dieses Buches mancherlei zu ändern und nachzutragen haben würde. Ein besonderes Interesse hat dieser allgemeinen Bantugrammatik Sir Harry Johnston[2]) zugewandt, und wenn ich auch seinen Ausführungen nicht beipflichten kann, weil er, ohne exakte Lautbeobachtung und ohne gesetzmässige Vorgänge zu suchen, mit Lautveränderungen operiert, so gestehe ich doch gern zu, dass ich ihm nützliche Anregungen verdanke. Die von ihm energisch betonte Abhängigkeit des Bantu von althamitischen Sprachformen halte ich im wesentlichen für richtig.

Das steigende Interesse für die von mir besonders verlangten phonetischen Untersuchungen im Bantu brachte es mit sich, dass eine zweite Auflage meines im Jahre 1899 erschienenen Grundrisses einer Lautlehre der Bantusprachen notwendig wurde.[3]) Hierdurch fand ich Gelegenheit, meine früheren Aufstellungen zu berichtigen und zu ergänzen. Vor allen Dingen konnte ich aber, da mir ein viel grösseres und besser erkanntes Material zu Gebote stand, eine Reihe von Vorgängen historisch begreifen, die ich früher als unerklärte Tatsache hinstellen musste. Damit ist die wissenschaftliche Grundlage für die Bantuistik gesichert und dem Forscher in den Einzelsprachen ein grosses Stück grundlegender Arbeit abgenommen. Ich kann es bei dieser Gelegenheit mit Freude und aufrichtigem Dank aussprechen, dass eine ganze Anzahl der Männer, die an Ort und Stelle in heissem Kampf die Bantusprachen aus dem Munde der Eingeborenen aufgenommen und bearbeitet haben, gern die von mir geschaffene Grundlage benutzten und sich nicht scheuten, das auszusprechen. Ich kann nicht alle Einzelarbeiten im Bantugebiet an dieser Stelle aufführen, da ihre Zahl zu gross ist. Ich will nur einiges hervorheben, das mir von besonderer Bedeutung zu sein scheint. In Ostafrika brachte uns das letzte Jahr ein neues Wörterbuch des Suaheli von Professor Velten, ein Buch, das eine sehr peinlich empfundene Lücke ausfüllt. Ein neu erschienenes Buch von Rehse[4]) über das Kiziba scheint mir dadurch

[1]) Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin, Dietr Reimer.

[2]) Journal of the African Society. Oct. 1907, S. 13.

[3]) Berlin 1910, Dietr. Reimer.

[4]) Kiziba, Land und Leute. Stuttgart 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beachtenswert, dass es die höchst merkwürdige Geschichte des Landes und seiner Fürsten erzählt. Eine Grammatik des Schambala von Missionar Roehl, die demnächst erscheint,[5]) hat ihren besonderen Wert dadurch, dass sie die bis jetzt stark vernachlässigten Tonhöhen genau bezeichnet. Eine Grammatik des Pogoro von P. Hendle brachte uns die Erkenntnis des alten Futurum auf i.[6]) Eine ganze Fülle anderer mehr oder weniger tüchtiger grammatischer Arbeiten, sowie die pädagogische und erbauliche Literatur muss ich an dieser Stelle übergehen. In Südwestafrika brachte uns dies Jahr ein ausführliches Lehrbuch des Kuanjama von dem Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen, Missionar Tönjes.[7]) Dieses Buch vermittelt der Wissenschaft eine Anzahl wichtiger neuer Erkenntnise in dieser bisher so wenig bearbeiteten Sprache. In Kamerun arbeitete Missionar Schuler eine umfangreiche und sehr gründliche Grammatik des Duala aus, die erheblich über das seinerzeit mit Recht gerühmte Lehrbuch von Christaller hinausging. Leider war es ihm nicht möglich, sein Werk zu vollenden. Nach seinem Tode hat Missionar Lutz die Drucklegung des Buches übernommen, das hoffentlich bald die Presse verlässt. Im Innern der Kolonie Kamerun ist es bei einer Reihe von Sprachen streitig, ob man sie noch zu den Bantusprachen oder schon zu den Sudansprachen rechnen will. Hier sind mehrere Missionare an der Arbeit, diese Einzelforschungen weiter zu führen und uns dadurch in den Stand zu setzen, die Gruppierung der vielen Sprachen und Dialekte vorzunehmen. Das ist ja nicht zu bezweifeln, dass im Kamerungebiet die Bantusprachen überhaupt stark abweichen von dem, was man sonst als Bantu bezeichnet. Geht man von der Küste ins Innere, so verflüchtigen sich die Bantueigentümlichkeiten mehr und mehr, und es bleiben schliesslich nur einige dürftige Rudimente übrig. Für das ganze Gebiet der Bantusprachen wird es aber eine sehr erhebliche Bedeutung haben, dass der Senior der Bantuforschung, Missionar Endemann, sein grosses Sothowörterbuch beendigt hat und damit die Grundlage für eine wissenschaftliche Bantulexikographie geschaffen hat. Das Manuskript liegt druckfertig vor und wird hoffentlich im Laufe des nächsten Jahres unter den Abhandlungen des Kolonialinstituts in Hamburg erscheinen. Eine einigermassen erschöpfende Klassifizierung der Bantusprachen haben wir noch immer nicht; den in dieser Hinsicht von Fink[8]) gemachten Versuch halte ich in wichtigen Punkten für verfehlt.

---

[5]) Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Band 2.
[6]) Archiv für Kolonialsprachen, Band 6.
[7]) Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen, Band 24.
[8]) Die Verwandtschaftsverhältnisse der Bantusprachen. Göttingen 1908.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Gebiet der Sudansprachen hat in Westermann einen Vertreter von hervorragender Bedeutung gefunden. Auf Grund seiner ausserordentlich tüchtigen Arbeiten[9]) über das Ewe, die Hauptsprache von Togo, war es erst möglich, diese Sprachengruppe in ihrer Eigentümlichkeit zu begreifen. Westermann hat die Lautlehre des Ewe klargestellt und die Gesetze des musikalischen Tons gefunden, so dass wir hier über die musikalischen Töne ganz besonders gut unterrichtet sind. Seine Arbeiten haben deshalb nicht nur praktischen Wert, sondern eine erhebliche wissenschaftliche Bedeutung. Mir scheint es nicht zweifelhaft zu sein, dass wir in diesen Sudansprachen eine Form der menschlichen Rede vor uns haben, die erstaunlich ursprünglich ist, und ich glaube nicht, dass ihre merkwürdige Uebereinstimmung mit ostasiatischen Sprachformen zufällig ist. Wir haben es hier wahrscheinlich mit einer sehr alten Schicht der Sprache zu tun, die erst spät durch die flektierenden Sprachen der Mittelmeervölker durchbrochen und überflutet ist. Westermann hat seine Studien ausgedehnt bis nach Ostafrika, bis nach Abessinien und Nubien und ist zu der Ueberzeugung gekommen, dass alle Sprachen der alten nigritischen Bevölkerung unter sich zusammenhängen. Den genauen Nachweis hierüber, verbunden mit einem Stammwörterverzeichnis der Sudansprachen, hat er in einem Werke niedergelegt, das demnächst erscheinen wird. Die hier gelöste Aufgabe war ungleich schwieriger als im Bantugebiet, weil das Fehlen der Bildungselemente die vergleichende Arbeit sehr unsicher machte und die Gefahr, dass man sich durch zufälligen Gleichklang leiten liess, sehr gross war. Es ist möglich, dass Westermann sich trotz seiner Sorgfalt in einzelnen Punkten geirrt hat, aber in der Hauptsache sind seine Darlegungen so überzeugend, dass ich keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit habe. Westermann befindet sich zurzeit im ägyptischen Sudan und wird da Gelegenheit haben, an Ort und Stelle nachzuprüfen, wie seine am Ewe gewonnenen Theorien sich dort bewähren.

Kein Geringerer als Leo Reinisch hat von Osten aus den Versuch gemacht, zur Erforschung der Sudansprachen beizutragen. Vor kurzer Zeit erschien sein Werk über die sprachliche Stellung des Nuba.[10]) Ich weiche von Reinisch darin ab, dass er die nicht flektierenden Sudansprachen für verwandt hält mit den flektierenden Hamitensprachen. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Anschauung nicht überzeugen, bin also auch von dem Teil seines Buches nicht überzeugt

[9]) Wörterbuch, Dietr. Reimer, 1905, 1906. Grammatik 1907.
[10]) Wien 1909, Hölder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden, wo er den Zusammenhang des Nuba mit Hamitensprachen nachzuweisen sucht. Dagegen pflichte ich ihm gern bei, wo er das Nuba mit dem Kunama, dem Schilluk und dem Dinka zusammenstellt. Da übrigens Sudanneger und Hamiten seit Jahrtausenden neben- und durcheinander wohnen, unterliegt es ja keinem Zweifel, dass ihre Sprachen sich gegenseitig stark beeinflusst haben, und so dürften sich die von Reinisch gemachten Beobachtungen erklären. Wir werden darüber aber nicht eher ganz ins Klare kommen, als bis wir die Art der Hamitensprachen ebenso vollständig erkannt haben, wie die Sudansprachen. Eine ungeahnte Freude wurde uns Afrikanisten zuteil durch die Auffindung altnubischer Texte, die das älteste Stück in nerischer Sprache darstellen, das wir besitzen.[11]) Eine versprengte kleine Sudansprache konnte ich bei den Wambugu in Usambara nachweisen.[12]) Wir hatten in Berlin Gelegenheit, einige Pygmäen vom Ituri sprachlich zu untersuchen, und zwischen Westermann und mir besteht darin keine Meinungsverschiedenheit, dass die Sprache dieser Pygmäen handgreiflich nach Lautbestand und Grammatik zu den Sudansprachen gehörte. Auch die Herrschaft des musikalischen Tones, wie sie sich leicht konstatieren liess, bestätigte diese Annahme. Neuerdings habe ich in der von mir herausgegebenen Zeitschrift für Kolonialsprachen[13]) einen Aufsatz von Missionar Vedder über die Sprache der Kung-Buschleute aufgenommen; die hier gegebene Grammatik und die musikalischen Töne weisen ebenfalls auf eine Verwandtschaft des Buschmännischen mit den Sudansprachen hin. So werden wir wohl nicht fehl gehen, wenn wir diese Sprachgruppe als Vertreterin der ältesten Sprachform in Afrika ansehen. Ich übergehe auch hier die grosse Anzahl der Einzelforschungen und Publikationen, die auf diesem Sprachgebiet vorliegen, auch die in den „Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen" und im „Anthropos" gebrachten linguistischen Studien. Ich möchte nur noch einen Blick auf die schon mehrfach genannte nordafrikanische Sprachengruppe, die Hamitensprachen, werfen.

Leo Reinisch, dem wir die meisten und gründlichsten Arbeiten aus dieser Gruppe verdanken, hat kürzlich ein Buch herausgegeben über das persönliche Fürwort und die Verbalflexion in den chamito-semi-

---

[11]) Sitzungsbericht der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften 1906. H. Schäfer und K. Schmidt, Die ersten Bruchstücke christlicher Literatur in altnubischer Sprache. 1907: H. Schäfer und K. Schmidt, Die altnubischen christlichen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

[12]) Mitteilungen des Seminars für orient. Sprachen 1906. S. 294 ff.

[13]) Berlin, Dietr. Reimer; Hamburg, C. Boysen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tischen Sprachen.[14]) Er hat hier den Versuch gemacht, an einem Teil der Formenlehre, dem Pronomen, die Zusammengehörigkeit der hamitischen Sprachen untereinander und ihren Zusammenhang mit den semitischen nachzuweisen, wie er das ähnlich, wenn auch in viel kleinerem Umfang, früher schon für das Zahlwort getan hatte. Ich bin durch die Arbeiten von Reinisch vollständig davon überzeugt, dass diese Zusammenhänge tatsächlich vorliegen, kann aber seiner Beweisführung im einzelnen nicht immer folgen. Ich bin nicht imstande, sprachvergleichend zu arbeiten, ohne solide phonetische Grundlage, und an der fehlt es uns im Hamitischen noch sehr. Wir sind noch nicht über die einfache Zusammenstellung von Lauten einzelner Sprachen hinausgekommen. Eine zusammenfassende Lautlehre der Hamitensprachen ist noch nicht geschrieben, und wir sind heute noch durchaus nicht imstande, das Lautsystem der einzelnen Sprachen genetisch aufzubauen. Unter diesen Umständen scheinen mir Vergleichungen von Pronominalstämmen verfrüht zu sein. Ueberhaupt bin ich nicht der Ansicht, dass die Pronominalstämme so besonders konstant sind. Gerade diese viel gebrauchten Formen sind ja ihrer Natur nach am stärksten der Veränderung unterworfen. Was ist z. B. aus den lateinischen Pronomen im Französischen geworden? Und wie stark haben die germanischen Sprachen die pronominalen Endungen am Verbum verändert. Meine Erfahrungen im Bantu haben mich gelehrt, dass das in Afrika nicht viel anders ist, und ich würde die Untersuchung der Pronomina erst zuletzt vornehmen, wenn ich über die Lautverhältnisse anderer Stämme ganz im klaren bin. Immerhin habe ich keinen Zweifel daran, dass ein erheblicher Teil der Zusammenstellungen von Reinisch richtig ist, und dass die hamitische Grammatik sich nicht von der semitischen trennen lässt. Ich halte es deshalb für sehr wahrscheinlich, dass die fortschreitende Erkenntnis hier auch dem Studium des Aegyptischen zugute kommen wird, und dass umgekehrt die Erforschung der modernen Hamitensprachen nicht vorübergehen darf am Aegyptischen, das wir um viele Jahrtausende zurückverfolgen können. In einem entfernteren Zusammenhang mit diesen nordafrikanischen Hamitensprachen stehen die bis nach Deutsch-Ostafrika hinein gesprochenen, dem Bari verwandten Sprachen. Krapf und Merker waren geneigt, sie wie das Massai für echte Semitensprachen zu halten, andere wollten ihren Zusammenhang mit dieser Sprachgruppe überhaupt leugnen. Zur Klarstellung dieser Fragen trägt es wesentlich bei, dass Hollis, der gelehrte Kenner des Massai, uns nun auch eine ausführ-

[14]) Wien, Hölder 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Grammatik des dem Massai nahe verwandten Nandi gegeben hat.[15]) In dem abflusslosen Gebiet von Deutsch-Ostafrika gelang es mir, Sprachreste nachzuweisen, deren Verwandtschaft mit dem Somali, einer echten Hamitensprache, nicht zu leugnen ist.[16]) Dabei blieb es ein ungelöstes Rätsel, wohin die in diesem Gebiet gesprochenen Schnalzsprachen, wie das Sandaui, gehören. Wahrscheinlich liegt die Sache so, dass die Schnalze hier ursprünglich Eigentum von Pygmäen sind, und dass versprengte Hamiten sich mit diesen Pygmäen gemischt haben; so verstehe ich die seltsamen Anklänge der uns bekannten Schnalzsprachen an Hamitisches. Wir hätten hier also denselben Vorgang, der uns aus Südafrika bekannt ist. Mir ist es nicht mehr zweifelhaft, dass in den Sprachen der Hottentotten neben manchem, den Buschmannsprachen entlehnten Gut unzweifelhaft echte hamitische Elemente stecken, und zwar nicht protohamitische, wie im Bantu, sondern Reste einer bis zur Genusbezeichnung und zu Anfängen der Kasusbildung und des Ablautes vorgeschrittenen Hamitensprache. Durch das unter meinem Namen herausgegebene Lehrbuch des Nama,[17]) an dem ausser Professor Westermann auch die Missionare Hegner und Wandres mitgearbeitet haben, ist es möglich, heute eine bessere Einsicht in Lautlehre und Grammatik dieser Sprache zu gewinnen, wenn ich auch nicht verschweigen will, dass sie noch eine Fülle ungelöster Rätsel enthält. Es ist mir eine angenehme Pflicht, hier auf die meisterhaften Sammlungen in Namasprache und die vortrefflichen Ausführungen über den musikalischen und den dynamischen Ton hinzuweisen, die wir dem Jenenser Zoologen Leonhard Schultze[18]) verdanken.

Die nordwestafrikanischen Hamitensprachen, die wir gewöhnlich als Berbersprachen bezeichnen, sind besonders von dem Franzosen Basset und dem Deutschen Stumme bearbeitet worden. Ihre Vergleichung mit ostafrikanischen „kuschitischen" Sprachen ist noch wenig gefördert und wird einen Teil der noch zu leistenden Arbeit bilden. Es steht aber zu hoffen, dass diese vergleichende Arbeit auch für das Haussa, das in Mischlich einen so fleissigen Bearbeiter gefunden hat,[19]) nützlich sein wird. Man ist auch hier über die Arbeit an der einzelnen Sprache noch nicht hinausgekommen. Aber, was uns wesentlich gefördert hat, war das Studium des Ful. Man hat früher mit dem Ful

[15]) The Nandi. Oxford 1909.
[16]) Mitteilungen des Seminars für orient. Sprachen 1906, S. 329 ff.
[17]) Lehrbücher des Seminars für orient. Sprachen 1909. Band 23.
[18]) Aus Namaland und Kalahari. Jena 1907.
[19]) Wörterbuch, Lehrb. des Seminars für orient. Sprachen 1906. Band 20.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichts anzufangen gewusst, und Friedrich Müller versuchte es, diese seltsame Sprache, die von einem mohammedanischen Herren- und Hirtenvolk in weiten Gebieten des westlichen Sudan gesprochen wird, mit dem Nubischen, dem Massai und allerlei andern Sprachen, die er nicht unterzubringen wusste, zu einer besonderen Gruppe zusammenzufassen. Wir haben vorhin schon gesehen, dass sowohl das Nubische wie das Massai zu andern bekannten Sprachgruppen gehörten, und da die Aehnlichkeiten des Ful mit dem Somali nicht mehr übersehen werden konnten, hatten wir uns die Frage vorzulegen, ob nicht das Ful doch zu den Hamitensprachen zu rechnen sei, obwohl es die wichtigste Eigenschaft des Hamitischen, das grammatische Geschlecht, nicht hat. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, dass wir im Ful eine Stufe der Sprachentwickelung vor uns haben, die den Uebergang vom Bantu zu den Hamitensprachen darstellt. Das Ful hat wie das Bantu die Einteilung der Substantive in Klassen, aber es hat daneben noch eine andere Einteilung, nämlich die der Begriffe in Personen und Sachen, und ich bin nicht mehr zweifelhaft, dass aus dieser Personenklasse das Maskulinum, aus der Sachenklasse das Femininum entstanden ist. Das Ful zeigt uns hier, wie auch in anderer Hinsicht, das Werden der hamitischen Grammatik und wird deshalb für unsere Untersuchungen in der hamitischen Lautlehre und Formenlehre noch besondere Bedeutung haben. Diese Arbeiten sind wesentlich erleichtert durch Westermanns Lehrbuch der Fulsprache,[20]) wo die schwierige und verwickelte Grammatik klarer als bisher dargestellt ist. Ich bin über Westermanns Studien noch hinausgegangen in einem Aufsatz, der in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheint. Ich habe dort die Beziehungen des Ful zum Bantu, zu den Hamiten- und Semitensprachen noch weiter erörtert; denn darum handelt es sich. Wir können uns nicht dabei beruhigen, dass zweimal in Afrika in benachbarten Gebieten die geniale Erfindung der Klasseneinteilung gemacht sein soll, sondern wir müssen den Versuch machen, Bantu und Ful als verschiedene Stufen eines Entwickelungsprozesses zu begreifen, wobei der starke nigritische Einschlag im Bantu natürlich nicht übersehen werden darf. Wir können aber das Ful nicht von den Hamitensprachen trennen, und deren Zusammenhang mit den Sprachen der Semiten ist wieder ganz unverkennbar. So gewinnen wir einen Ausblick auf eine grosse, zusammenhängende Sprachgeschichte, deren einzelne Phasen zu verstehen, Aufgabe der Zukunft sein wird. Zunächst müssen wir die Lautlehre, die Formenlehre und den Wortschatz des Hamitischen

[20]) Berlin, Dietr. Reimer 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vergleichen und begreifen. Dann erst wird sich die Frage beantworten lassen, welchen Gewinn nun die Arbeit an den semitischen und an den indogermanischen Sprachen von unsern Studien hat. Soviel ist mir aber schon heute gewiss: unsere unscheinbare Bantugrammatik hat Zusammenhänge mit den flektierenden Sprachen, und wir dürfen nicht ruhen, bis wir die Art dieser Zusammenhänge klar übersehen.

Auf die afrikanischen Semitensprachen in Abessinien kann ich nicht näher eingehen, da ich mich nicht damit beschäftigt habe, es ist aber erfreulich, dass sich an ihrer Erforschung auch Deutsche wie Littmann und Mittwoch beteiligen. Diese Studien werden mehr und mehr mit der afrikanischen Sprachforschung Fühlung suchen müssen. Unterliegt es doch keinem Zweifel, dass die Semiten Nigritier und Hamiten vorfanden, und die Spuren ihrer Sprache werden sich sicher auch im Semitischen nachweisen lassen. Wenn ich recht sehe, bezieht sich das nicht nur auf die kleinen semitischen Sprachinseln Abessiniens, sondern auch auf die Semitensprache, die heute Nordafrika beherrscht, das Arabische.

Missionsinspektor **Trittelvitz,** Bethel: Herrn Professor Meinhof gebührt unser wärmster Dank. Unter den Missionaren von Usambara haben die Forschungen Prof. Meinhofs über die Auffassung der Laute geradezu einen Umschwung hervorgerufen. Er hat sie auf die Wichtigkeit des musikalischen Tons aufmerksam gemacht, jetzt erst ist es möglich, so wichtige Worte, wie z. B. Mulungu, Gott, vor unliebsamen Verwechselungen zu schützen. Die von Prof. Meinhof in seiner neuen Suaheligrammatik verwandte Orthographie sollte noch viel mehr beachtet und durchgeführt werden. Ebenso ist die von ihm herausgegebene Zeitschrift für Kolonialsprachen mit Freude zu begrüssen.

Toepelmann, Dresden, begrüsst das Vergleichende bei dem Studium der verschiedenen Sprachen, hofft aber, dass mehr Gewicht gelegt wird auf die arischen Wurzeln als auf die griechischen. Dann würden so viele noch nicht geklärte Unstimmigkeiten ohne weiteres ihre Auflösung erfahren.

P. W. Schmidt, S. V. D., Mödling b. Wien, möchte sich dem ersten Diskussionsredner anschliessen, indem er mit Freuden die Gründung der neuen „Zeitschrift für Kolonialsprachen" begrüsst, die eine neue Möglichkeit der Veröffentlichung von Sprachmaterial der „Naturvölker" bietet und dadurch die fernere Möglichkeit erweitert, diese Sprachen wirklich wissenschaftlicher Behandlung zu unterziehen, eine Aufgabe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Prof. Meinhof für die Bantusprachen in so vorzüglicher Weise geleistet hat. Er hört mit grosser Freude von den neuen Fortschritten, die Prof. Meinhof jetzt über das Gebiet der Bantusprachen hinaus gemacht hat. Er kann aus seiner eigenen Beschäftigung auf diesem Gebiet fast alle Ergebnisse dieser Untersuchungen bestätigen, insbesondere über die Stellung des Fulbe, das Verhältnis der Bantu- zu den Sudansprachen. Dagegen möchte er warnen vor einer Ueberschätzung des Alters der Sudansprachen, besonders mit Bezug auf das Tonelement. Prof. Meinhof hat hier auf die ostasiatischen Sprachen bezug genommen; Prof. Conrady hat in einer Arbeit nachgewiesen, dass der Hochton der tibeto-birmanischen Sprachen aus einem alten Kausativpräfix hervorgegangen ist. Es wäre also nachzuforschen, ob nicht auch bei den Sudansprachen ähnliches vorliegt. So sind ausser dem Fulbe auch das Biafada und das Serer heranzuziehen, von welch letzterem der Redner eine Arbeit fast fertig liegen hat. Vollständig stimmt er Prof. Meinhof zu, dass für eine gründliche Ausnutzung der hamitischen Sprachen zuerst eine Feststellung der Lautgesetze erfolge. Er kann mitteilen, dass zwei österreichische Forscher sich auf diese Aufgabe vorbereiten; da der österreichische Gelehrte Reinisch fast das gesamte Material für die hamitischen Sprachen herbeigeschafft hat, ist es ja wohl natürlich, dass gerade österreichische Gelehrte diese Arbeit fortsetzen wollen. Zum Schluss hebt der Redner die hohe Bedeutung der linguistischen Ergebnisse für die Ethnologie Afrikas hervor, durch welche die Lösung einer ganzen Reihe von schwierigen Problemen, so über die der Hottentotten, der Fulbe, vorbereitet wird.

Paul Staudinger, Berlin: Zu den sehr interessanten Ausführungen des Herrn Professor Meinhof möchte auch ich einiges bemerken. Die Wichtigkeit der Sprachforschung zum Verständnis von so mancher Frage über afrikanische Völkerschaften und zur näheren Kenntnis derselben, sowie als Hilfsmittel für die Ethnologie wird wohl jetzt allgemein anerkannt, aber es darf doch nicht verschwiegen werden, dass die Linguistik bei den Forschungen der somatischen Anthropologie oft versagt, ja häufig sogar irreführt. Somatisch-anthropologisch recht verschiedene Völkerschaften sprechen mitunter dieselbe Sprache, ebenso wie umgekehrt auch wieder Leute eines und desselben Volksstammes in verschiedenen Gebieten verschiedene Sprachen reden.

Nun hört man so oft das Schlagwort: „hamitische Völker". Wir haben uns ja schon häufig in unserer Berliner anthropologischen Gesellschaft darüber unterhalten. Man kann wohl nach den bisherigen Forschungen und Kenntnissen von einer hamitischen Sprach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gruppe reden, aber alle die verschiedenen Völker, die ein hamitisches Idiom sprechen, als somatisch-anthropologisch, gleich „als Hamiten, d. h. also als eine Rasse" zu bezeichnen, geht doch wohl nicht an.

Man vergleiche nur einmal reine Berber in Nordafrika, die doch auch sich einer hamitischen Sprache bedienen, mit den übrigen in Ost- und Zentralafrika usw. wohnenden „angeblich oder wirklich hamitischen Völkern". Der Herr Vortragende hat auch die Fulbe erwähnt und gesagt, dass man deren Sprache früher zu den Bantusprachen gerechnet hätte, jetzt aber auch zu den hamitischen zähle. Nun, die Fulbe hat man früher sprachlich mit ganz anderen Völkern als Bantunegern in Verbindung gebracht, und wer einmal reine Fulbe gesehen hat, und ich hatte das Glück vor 25 Jahren bei meiner Reise im westlichen Sudan, eine Anzahl reiner Fulbeleute als Hirten im Innern der Haussaländer zu treffen, der wird sie wohl nie auch nur im entferntesten als verwandt mit den Bantu ansprechen, ebensogut könnte man sonst Europäer als verwandt mit den Bantu bezeichnen. Nebenbei erwähne ich, dass das Fulbe noch nicht genügend erforscht ist. Es ist heute erwähnt worden, dass die Abessinier, ein hamitisches Volk, eine semitische Sprache sprechen. Wir sehen also, mit dem Worte Hamiten kommen wir nicht weiter. Nun hat Herr Meinhof in Verbindung mit Herrn Westermann eine neue Sprachgrupe mit dem Namen „Sudannegersprachen" bezeichnet, und zu den Sudannegern werden in erster Linie die Ewhe, Yoruba usw. gerechnet, also ein an der Küste oder in Küstengebieten wohnendes Volk. Ich weiss nicht, ob diese Benennung sehr glücklich ist. Mit Sudannegern bezeichnete man früher die im westlichen, mittleren und östlichen Sudan bis Darfor und Kordestan lebenden Stämme, allerdings war dies auch nur ein geographischer Sammelname. Wenn man z. B. ferner noch die Gebiete des oberen Nil, d. h. einen Teil des ägyptischen Sudan, dazunahm, kamen ja auch damals schon die verschiedensten Völkerschaften dabei zusammen. Aber ich erinnere nur an die Haussa! Die haben natürlich nichts mit den Meinhof-Westermannschen Sudannegern zu tun, ihre Sprache wird auch von ihnen naturgemäss nicht dazu gerechnet, aber man nannte sie bis jetzt immer Sudanneger!? Dann mache ich noch auf die Verschiedenheit der Sprache bei einigen anthropologisch sonst sich näherstehenden sogenannten nilotischen Stämmen aufmerksam. Man gebrauchte früher auch viel das Wort „Nigritier". Kurz und gut, es ist da noch vieles klarzustellen, und bei manchem neuen Ausdruck muss man erst sehen, ob er sich einbürgert.

Ich komme nun zu der phonetischen Sprachforschung, ein Punkt, auf den Professor Meinhof einen grossen Wert legt, und zwar mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vollem Rechte. Leider hatten die früheren Sprachwerke oder Bücher, in denen Eingeborenen-Namen vorkamen, sehr selten Anleitung zur richtigen Aussprache, und man fand selten Akzente zur Betonung angegeben. Die ganz richtige Aussprache wird uns bei vielen Negeridiomen bei einer Anzahl von Wörtern kaum möglich sein, aber doch müssen wir auf die Phonetik einen grossen Wert legen. Ich möchte dabei gerade auf ein vorher erwähntes Volk, die Ewhe, hinweisen. Wer einmal Yoruba hat sprechen hören und Ewhe, der wird sofort auf die nahe Verwandtschaft der Sprachen schon durch den eigentümlichen Tonfall kommen, ebenso gehören die Nupe oder Nufe (nicht zu verwechseln mit den Nuba) zu der Gruppe. Wie verschieden ist nicht die Aussprache eines Nupe und eines Haussa, trotzdem sie zusammen oder nebeneinander wohnen.

Nun möchte ich noch einen Punkt kurz erwähnen: Die angedeutete Verwandtschaft oder doch die Beziehungen der afrikanischen Sprachen mit resp. zu den arischen Sprachen. Schon vor 15 Jahren schrieb mir aus Afrika G. A. Krause, wohl der allerbeste Kenner des Haussa und auch wohl bewandert in vielen andern afrikanischen Sprachen (darunter auch Bantusprachen), dass er viel linguistisches Material mitbrächte, um den Zusammenhang der afrikanischen mit den hamitischen, semitischen und arischen Sprachen nachzuweisen, er wolle erst noch eine Anzahl arischer Wörter prüfen, um ein Endresultat zu gewinnen. Leider ist Krause nicht zur Veröffentlichung seiner Arbeiten gekommen, er hat seine Ansicht, mag sie nun richtig sein oder nicht, immer mehr befestigt. Seit Jahren hindert ihn ein schweres Augenleiden nun ganz am Arbeiten. Man darf auch bei den linguistischen Forschungen in Afrika nicht unterlassen, auf die zahlreichen Einflüsse von ausserhalb, denen Afrika ausgesetzt war, zu achten. Es ist nicht unmöglich, dass selbst ozeanische Einwanderungen in Afrika stattgefunden haben, linguistisch lässt sich darüber noch nichts nachweisen. Eine solche von einer malayischen Völkerschaft ist noch in Madagaskar festzustellen, aber auch da kennen wir nicht einmal die Zeit, wann sie stattgefunden hat. Vorderindien mit seinen sehr verschiedenen Rassen hat auch in früherer und späterer Zeit einen Einfluss ausgeübt, von den näheren vorderasiatischen Gebieten nicht zu reden, und wir beginnen erst die Verbreitung einer sogenannten vorgeschichtlichen Mittelmeerkultur bis tief in Afrika zu ahnen.

Wenn nun Herr Toepelmann gesagt hat, dass die Religionen einen Einfluss auf die Sprachen gehabt haben, so lässt es sich für einige Kultworte wohl denken, namentlich dort, wo der Sieger dem Besiegten neben der Religion seine Sprache aufzwang. Auf die andern Probleme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Herrn kann man zurzeit nicht eingehen. Wir stehen eigentlich doch erst im Anfang der vergleichenden Sprachforschung für Afrika, vielleicht wird man in einer längeren oder kürzeren Spanne Zeit bedeutend mehr darüber wissen und noch anders urteilen als heute.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen, stellt die Anfrage an Professor Meinhof, wie er sich zu den Untersuchungen (namentlich Trombettis) über die Verwandtschaft von Kaukasisch und Nordafrikanisch stelle.

Dr. **Rung,** Bonn: Im Anschluss an die bisher skizzierten allgemeinen Beziehungen zwischen Afrika und Ostindien möchte ich eine konkrete Aufgabe stellen: Die Untersuchung der zahlreichen Bananen-Namen Afrikas und Ostindiens, die ein Licht auf die afrikanisch-indischen Beziehungen werfen würde, speziell auf die Frage der westlichen und östlichen Wanderung der Fruchtstaude.

Dr. **Müller,** Eberswalde: Prof. Meinhof hält es für möglich, dass die Amaxosaform der Bantusprachen die älteste ist. Es gibt aber unter den zentralafrikanischen Sprachen ebenfalls zweifellos sehr alte und ursprüngliche Bantuformen.

Prof. **Meinhof,** Hamburg: Ich habe den Rednern in der Diskussion für viel freundliche Anerkennung zu danken und habe mit Vergnügen gesehen, dass meine Arbeit mehr und mehr sachkundig geprüft wird. Besonders danke ich Herrn Professor Schmidt für seine wertvollen Ergänzungen. Es begegnet dem Linguisten leicht, dass er sprachgeschichtlich älteres auch zeitgeschichtlich für älter hält, während die Sache anders liegen kann, wie das Beispiel des Arabischen und Hebräischen zeigt. So mag auch manches, das ich heute für alt ansehe, wieder herabgesunken sein. Ich würde das Bantu für älter halten als das Ful, aber ich gebe zu, dass es durch seine Berührung mit nigritischen Sprachen so geworden sein kann, wie es ist. Auch im Bantu sind Hochtöne öfter Zeichen der Elisionen, z. B. im Sotho. Aber in den Sudansprachen scheint das nicht der Fall zu sein. Hier halte ich die Tonhöhen für alt. Damit soll nicht gesagt sein, dass die heutige Sprache dort einfach ursprüngliche Formen bewahrt hat.. Wir sind im Gegenteil sicher, dass die Wurzeln zum erheblichen Teil aus verschiedenen Wurzeln zusammengesetzt sind. Die Tendenz zur Einsilbigkeit ist aber so stark, dass auch zusammengesetzte Wurzeln schliesslich wieder einsilbig werden. Ich hoffe, dass wir uns über diese Fragen noch verständigen werden, kann aber auf ostasiatische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprachen, in denen Prof. Schmidt Fachmann ist, und die mir fern liegen, nicht näher eingehen. Auf die Religionsvergleichung kann ich mich an dieser Steile nicht einlassen, auch nicht auf indianische und amerikanische Sprachen. Vergleiche mit dem Griechischen liegen uns afrikanischen Linguisten vollends fern. Ich fühle mich auch zurzeit nicht imstande zu Vergleichungen mit den Kaukasussprachen und werde es auch wohl in 10 Jahren noch nicht können. Der Unterschied anthropologischer und linguistischer Betrachtungsweise ist evident, aber er hindert nicht gegenseitige Förderung dieser Wissenschaften. Mit den Namen der Kulturgewächse hat sich u. a. Dr. Friedrichsen beschäftigt, dies grosse Gebiet kann erst nach genauer Bekanntschaft der Einzelsprachen erfolgreich beschritten werden.

Ueber seine Reisen in Deutsch-Neu-Guinea 1908/1910.

Von Professor Dr. **Neuhauss,** Gross-Lichterfelde.

Am 7. Oktober, abends 8 Uhr, fand in den von der Direktion der „Urania" freundlichst den Mitgliedern des Kongresses kostenlos zur Verfügung gestellten Räumen des wissenschaftlichen Theaters ein Vortrag des unlängst von einer mehrjährigen Forschungsreise aus Neu-Guinea zurückgekehrten Professors Dr. Neuhauss unter Vorführung von ganz hervorragend schönen Lichtbildern statt.

Den Herren Direktoren der Gesellschaft, Franz Goerke und Professor Dr. Schwahn, sei hierdurch nochmals auf das beste für das Entgegenkommen, wodurch es ermöglicht wurde, den Mitgliedern des Kongresses einen Lichtbildvortrag in solcher Vollendung zu zeigen, gedankt, besonders Herrn Direktor Goerke, der die erste Anregung dazu gab, den ausgezeichneten Apparat und die sehr geeigneten Räume der Urania für einen Lichtbildabend im Interesse des Kongresses zu benutzen. Ueber den Inhalt des Vortrages wird folgender, kurzer Bericht gegeben:

Prof. Dr. Neuhauss spricht unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder, kinematographischer und phonographischer Aufnahmen über

seine Reisen in Kaiser-Wilhelmsland (Deutsch-Neu-Guinea). Vom Oktober 1908 bis Juni 1910 hielt er sich ununterbrochen im Lande auf, und zwar ausschliesslich auf dem von den Reisenden bisher in so hohem Masse vernachlässigten Festlande. Auf seinen Streifzügen, die sich auch weit in das Innere erstreckten, lernte er das Land von der holländischen bis zur englischen Grenze kennen. Seine erste grössere Inlandreise, die er in Begleitung des auf dem Sattelberge bei Finschhafen stationierten Herrn Missionar Keysser ausführte, galt den Bewohnern der überaus wilden Kai-Halbinsel. Ist in der Umgebung des Sattelberges Zwergwuchs, wohl das Ueberbleibsel einer untergegangenen Bevölkerung, sehr verbreitet — man findet dort Männer von 136 und Frauen von 132 cm Körperhöhe —, so findet man weiter im Innern nichts von diesen Pygmäen. Im Innern traf Vortragender eine verhältnismässig dichte Bevölkerung bis zu 1400 m Meereshöhe.

Man nahm bisher an, dass die Eingeborenen nur bis zu 700 oder 800 m Meereshöhe leben können, doch trifft dies nur für die Küsten zu. Im Innern sah Neuhauss in 1400 m Höhe das Thermometer auch nachts nicht unter 19 Grad Celsius sinken.

Die wilden Gebirgsschluchten und die schreckliche Landblutegelplage erschwerten das Fortkommen ausserordentlich. In ungefähr 70 km Luftlinie von der Küste (Finschhafen) entfernt, mussten die Reisenden umkehren, da wegen der dort herrschenden Feindseligkeiten unter den Eingeborenen Führer für ein weiteres Vordringen nicht zu beschaffen waren.

Hierauf besprach Neuhauss seine beiden Markham-Expeditionen und seine Besuche bei den räuberischen Laewomba. 30 Jahre lang haben letztere das Land in weitem Umkreise verwüstet. Mehrere von der Regierung ausgesandte Strafexpeditionen verliefen völlig ergebnislos. Um auf friedlichem Wege mit diesen Mordbrennern, welche erst kürzlich bei einem Ueberfalle an der Küste über 70 Leute erschlagen hatten, Beziehungen anzuknüpfen, fuhr Neuhauss in Begleitung von drei Missionaren der in jenen Gegenden überaus segensreich wirkenden Neuendettelsauer Mission ohne jegliche Polizeibedeckung den Markham hinauf. Allerdings fiel es ausserordentlich schwer, für diese Reise schwarze Begleiter und die notwendigen Kanus zu bekommen, da die Leute ungeheure Angst vor den Laewomba hatten. Drei Tage lang fuhren die Reisenden stromaufwärts, bekamen aber keinen Laewomba zu Gesicht. Da die Nahrungsmittel ausgingen, musste man sich entschliessen, umzukehren. Bevor dies geschah, band man an einen freistehenden Baum am Flusse einige Geschenke für die Laewomba.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaum eine Woche nach Beendigung dieser Reise kam die überraschende Nachricht, dass die Laewomba die Geschenke angenommen hätten und bereit seien, Frieden zu schliessen. Der Friede kam denn auch tatsächlich zustande, und nunmehr unternahm Neuhauss sofort in Begleitung eines Missionars eine zweite Markhamreise, die ihn auf dem reissenden Strome bis zu einem ungefähr 70 km von der Mündung entfernten Punkte führte und bei der er von den Laewomba aufs herzlichste aufgenommen wurde. Leider kenterte auf der Talfahrt das Boot, und die bei der ersten Begegnung mit den Laewomba gefertigten photographischen und kinematographischen Aufnahmen gingen verloren. Auf einer dritten Reise zu den Laewomba konnte Neuhauss dann neue Aufnahmen dieser Wilden machen.

Hierauf schilderte der Vortragende seine Küstenfahrt im Hüongolf und seine Reise den Waria (Herkulesfluss) hinauf. Bei Kap Parsi (Kela-Halbinsel) fand er zahlreiche erratische Blöcke mit deutlich ausgeprägten Abschleifungen; in der Nähe, etwas weiter nach der Nassaubucht herunter, entdeckte er einen gewaltigen, steil ins Meer abfallenden Moränenwall. Das Vorkommen von Gletscherspuren so nahe dem Aequator (etwa 7 Grad südlicher Breite) unten am Meere ist gewiss in hohem Grade bemerkenswert.

Während die Laewomba eine melanesische Sprache reden, wohnt unten am Waria, nahe der englischen Grenze, ein echt papuanischer Stamm, der auf einer verhältnismässig hohen Kulturstufe steht. Das beweisen u. a. die höchst bemerkenswerten, aus Rotang hergestellten Hängebrücken, die den reissenden Waria in gewaltigem Bogen überspannen. Der Waria ist stark goldhaltig, und in seinen Uferwäldern finden sich viele Kautschuklianen. Die Bevölkerung ist auch im oberen Laufe des Flusses unverhältnismässig dicht.

Nach einigen Bemerkungen über die Häufigkeit der Erdbeben — in Kela (Samoahafen) zählte Neuhauss in zwei Monaten 28 Erdbebentage — gibt der Vortragende eine Schilderung seiner Reise auf dem Augustafluss. Nachdem 1886 durch eine von der Neu-Guinea-Co. ausgesandte Expedition der Lauf des Flusses bis tief ins Innere festgelegt war, kümmerte man sich 20 Jahre lang nicht im mindesten um denselben und weder in amtlichen, noch in wissenschaftlichen und kolonialen Kreisen fanden sich die Mittel für die in wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Hinsicht so wichtige Erforschung des grössten Stromes im Neu-Guinea-Schutzgebiet. Erst als die Arbeiter-Anwerbungsverhältnisse an der Küste immer schwieriger wurden, entschloss man sich vor zwei Jahren, den Augustafluss aufzusuchen. Neuhauss unternahm diese Fahrt ebenfalls auf einem Anwerbungsschiffe und war

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deshalb in der Bewegungsfreiheit ungemein behindert. Gleichwohl konnte er durch die von ihm für das Völkerkunde-Museum in Berlin gesammelten Gegenstände feststellen, dass hier eine Bevölkerung lebt, deren Kunstfertigkeit ausserordentlich hoch entwickelt ist. Höchst auffallend sind die Anklänge der Ornamente an neuseeländische Arbeiten.

Die wichtigste Aufgabe für die nächste Zukunft bleibt eine gründliche Durchforschung des Augustastromes und seiner Zuflüsse. Hierfür ist ein flach gehender Heckraddampfer unbedingtes Erfordernis; es müssten daher für die ganze, etwa auf ein Jahr zu berechnende Expedition rund 100 000 Mark verfügbar sein. Die zu erwartenden Ergebnisse würden die aufgewendeten Mittel allerdings reichlich lohnen, denn nicht nur lebt dort eine dichte, hochintelligente Bevölkerung, welche ein schätzenswertes Material für Arbeiteranwerbungen liefert; wir würden dann auch weite, ebene Landstriche genau kennen lernen, welche für den Plantagenbau zweifellos höchst wertvoll sind. Da der Fluss selbst in der Trockenzeit von tief gehenden Seedampfern ungefähr 200 Seemeilen weit befahren werden kann und die Strömung nur mässig ist, so bildet der Augustafluss eine Verkehrsader bis tief in das Land hinein, wie sie grossartiger nicht gedacht werden kann. Wir sollten uns schämen, dass all dies bisher vollständig vernachlässigt ist.

Hierauf schilderte Neuhauss seinen Besuch bei den Warapu und Sissanu unweit der holländischen Grenze. In einer Dezembernacht 1907 sank dort während eines heftigen Erdbebens ein ungefähr zwei deutsche Quadratmeilen grosses Gebiet in die Tiefe. Da der grösste Teil dieses Senkungsgebietes jedoch aus einer Lagune bestand, so ist der angerichtete Schaden nicht allzu bedeutend. Nach den Messungen von Neuhauss schwankt die Senkung zwischen zwei und fünf Metern. Ganz versunken sind die beiden Inseln mitten in der Lagune, auf welchen die Warapu hausten; doch konnten sich letztere in ihren Booten retten und haben sich nun am Gestade der Lagune angesiedelt. Ein etwa einen Kilometer breiter Waldstreifen rings um die Lagune ist ebenfalls versunken, und die Bäume sind dort vollständig abgestorben.

Noch kurz sei erwähnt, dass Neuhauss sich auch zwei Monate in der Umgebung von Kap König-Wilhelm am Fusse des Cromwell-Gebirges zum Studium der dortigen Bevölkerung aufhielt und einen Abstecher hinüber nach den Siassi-Inseln machte. Im Geröll eines Flussbettes, der vom Cromwell-Gebirge herabströmt, fanden sich Kupfererze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fremde Kultureinflüsse auf Afrika.

Von Prof. Dr. **v. Luschan.**

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Noch vor wenigen Jahrzehnten galt Afrika als die unberührte Heimat der „Wilden".

Man schwelgte damals in dem primitiven Vorstellungsreigen der Wildvölker und freute sich, wie schön und einfach die Uranfänge unserer eigenen Kultur noch heute in Afrika zu studieren seien. Damals galten die „Wilden" von Innerafrika als echte Naturkinder, die, völlig unbeleckt, oder, wie andere dachten, völlig „unbefleckt" von jeder Art fremder Kultur sich selbständig und voneinander unabhängig jenes traurige Minimum von materiellem und geistigem Besitz geschaffen, das man ihnen damals zuschrieb.

Seither haben die Fortschritte der Völkerkunde, und nicht zum mindesten die Arbeiten der Missionare, zu einer sehr viel höheren allgemeinen Wertschätzung des primitiven Menschen geführt. Hand in Hand aber mit unserer besseren Kenntnis der Naturvölker kam uns auch zum Bewusstsein, dass ihre Entwickelung in der Regel überhaupt keine isolierte gewesen, und bei näherer Betrachtung entdeckte man oft fremden Kultureinfluss da, wo man früher ein völlig eigenartiges, selbständiges und unbeeinflusstes Werden angenommen hatte.

Nur für einzelne Küstengebiete kennt man fremden Einfluss schon seit langer Zeit; so sind vor allem die Beziehungen längst bekannt, die Arabien, Persien und die Westküste von Indien mit der Suaheliküste verbinden. Monatelang in jedem Winter wird durch den Passat jedes Stück Holz, das an der arabischen, persischen oder indischen Küste ins Meer fällt, längs der Suaheliküste wieder angeschwemmt, und monatelang in jedem Sommer treiben Luft- und Meeresströmungen der Monsune die arabischen und persischen Küsten entlang jeden Baumstamm, jeden Balken, jedes Boot, das von irgendeinem Flusse der Suaheliküste ins Meer getragen wird.

Eherne Naturgesetze, wie der Wechsel von Passat und Monsun, haben also Verbindungen zwischen Ostafrika, Arabien, Persien und Indien geschaffen, über deren Alter wir uns zurzeit noch kaum eine Vorstellung machen können. Nach den antiken Geographen (Periplus maris erythraei usw.) können wir diese Beziehungen reichlich zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahrtausende zurückverfolgen, aber sie mögen in Wirklichkeit fast so lange bestanden haben, als überhaupt da und dort denkende Menschen gelebt haben.

Heute jedenfalls verrät jeder einzelne Zug in der geistigen und materiellen Kultur der Suaheli diesen asiatischen Einfluss. Persische und indische Elemente könnte ich in Mengen aufzählen, aber die grössere Nähe nicht nur, sondern auch die grössere innere Kraft der Araber haben ihren Einfluss auf die nahe afrikanische Küste besonders mächtig werden lassen. So ist etwa die Hälfte der verschiedenen Arten von Schiffskörpern, die wir an der Suaheliküste finden, zweifellos arabischen Ursprungs, und ebenso natürlich auch das gemauerte Wohnhaus der Küste. Die reich geschnitzten Türen dieser Häuser stammen allerdings oft auch von indischen Handwerkern, aber sehr häufig sind sie mit arabischen Aufschriften, meist frommen Sprüchen, versehen. Ab und zu verraten ihre Ornamente selbst römisch antiken Einfluss, der ja natürlich auch auf Arabien zurückzuführen ist, ähnlich wie sogar in der ersten Sure des Korân ein lateinisches Wort vorkommt, sirata = stratum oder strata = gepflasterte Strasse, da, wo es heisst: „Führe uns den Weg des Gerechten." Waffen und Geräte, Schmuck und Handwerkszeug, Keramik und Flechtwerk aller Art hat die Suaheliküste aus Arabien übernommen. Mehr als alles andere aber bringen Sprache und Religion der Suaheli diesen fremden Einfluss zum Ausdruck. Wie vor hundert Jahren bei uns die „Comtesse in der voiture zum plaisir promeniren" konnte, und wie der grösste deutsche Herrscher damals seine „autorité auf einen rocher de bronze stabilirte", genau so ist der Bantudialekt der Suaheli mit arabischen Worten durchsetzt.

Es ist sicher kein Zufall, dass gerade dieser Dialekt zunächst unter dem Einflusse der Araber und später erst recht unter dem der europäischen Kolonisation sich grosse Teile von Innerafrika erobert hat und den Kreis seiner Herrschaft noch jetzt von Jahr zu Jahr erweitert. Gleichzeitig schleift er sich immer mehr ab und sinkt, während er zur grossen Verkehrssprache wird und anfängt, ein Gebiet von über 2 000 000 qkm fast ausschliesslich zu beherrschen, durch zunehmende Verflachung bis fast auf das Niveau der Pidginsprache herab. So rechnet jetzt B. Struck in seiner neuen Karte, die K. Meinhofs kürzlich erschienenen Vorträgen über „die moderne Sprachforschung in Afrika" beigegeben ist, das Suaheli tatsächlich schon unter die Pidginsprachen, zu denen er allerdings auch das Bangala, das Hausa und das Sudanarabisch rechnet — seiner Definition entsprechend, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Pidgincharakter „dem geistigen Niveau eines ausschliesslich materiellen Verkehrs zweier Rassen entspringt".

In diesem Zusammenhange habe ich auch eine neue, noch ungedruckte Arbeit von Dr. Friedrichsen zu erwähnen, die sich mit der Ausbreitung indischer Sprachelemente in Ostafrika beschäftigt. Indische Lehnworte sind selbstverständlich zu Hunderten an der Suaheliküste verbreitet. Es scheint nun aber nach diesen neuen Untersuchungen, dass sie wesentlich weiter und vielleicht auch früher in das Innere vorgedrungen sind, als bisher allgemein bekannt war.

Wir haben oben angedeutet, wie mannigfach die materielle Kultur der Suaheliküste durch die Araber beeinflusst wurde; von welcher Bedeutung aber erst die Religion der Araber, der Islâm, für Ostafrika geworden ist, darüber haben gerade die Verhandlungen dieses Kongresses wieder lautes Zeugnis abgelegt. Tatsächlich bedeutet das Problem des Islâm auch für die Verwaltung unserer afrikanischen Kolonien gegenwärtig wohl die allergrösste Schwierigkeit, neben der andere Probleme, wie die Arbeiterfrage, die Mischehen und die Polygamie usw. an unmittelbarer praktischer Bedeutung weit zurückstehen.

Der Einfluss des Islâm zunächst auf die Ostküste von Afrika wird in der Regel sehr unterschätzt; man spricht nur zu häufig von einem ganz oberflächlichen Firnis, unter dem die alten einheimischen Kulturen erst recht erhalten geblieben seien, und ich habe selbst einmal als Beispiel für diesen firnisartigen Charakter des Islâm in Ostafrika jenes merkwürdige Gerät angeführt, das unter dem Namen Mbusi längs der ganzen Küste verbreitet ist und zum Raspeln der jungen Kokosnüsse dient. Während es sonst im wesentlichen aus einem festgezimmerten Sitzgestell besteht, an dem vorn eine eiserne, gezähnte Zunge befestigt ist, hat es bei den Suaheli nicht selten die Form eines zusammenklappbaren Koranpultes: Die Vorstellung, dass man sich zu profaner Küchenarbeit auf ein Gerät setzt, das wie ein Koranpult aussieht, wäre allerdings für einen Mohammedaner strenger Observanz, etwa in Vorderasien, eine schreckhafte und gar nicht auszudenkende; aber ich halte es jetzt doch für unrichtig, ein einzelnes derartiges Gerät als Beweis dafür zu betrachten, dass wirklich der Islâm auf afrikanischem Boden nur einen ganz oberflächlichen Firnis bedeutet; allerdings ist er in Ostafrika ein völlig anderer, als er etwa in Kleinasien oder Syrien ist, aber er hat vielleicht gerade deshalb eine fast zauberhafte Anziehungskraft, und man muss ihn als eine Tatsache auffassen, die von der denkbar grössten Bedeutung nicht nur für die Verwaltung, sondern auch für die Kultur grosser Teile von Afrika geworden ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch in der Literatur, besonders der ostafrikanischen Küstenbevölkerung, kommt dieser asiatische Einfluss mit überwältigender Macht zur Geltung. Von all den Erzählungen usw., die an der Küste im Gange sind, und durch deren Aufzeichnung sich zuerst zwei Missionare, ein Engländer und ein Deutscher, Steere und Büttner, verdient gemacht haben, gehören reichlich neun Zehntel in den Sagenkreis von Tausend und eine Nacht oder in den des Pantschatantra. Die letzteren sind auf den ersten Blick schon durch das Einschachtelungssystem zu erkennen, das für das Pantschatantra so charakteristisch ist.

Gleichfalls durch Meeresströmungen bedingt, ist ein anderer grosser, wenn auch nicht geradezu weltgeschichtlicher Einfluss: die indonesische Kolonisation von Madagaskar. Wann diese begonnen hat, wie lange sie gedauert, ist einstweilen noch unbekannt und wird wahrscheinlich immer unbekannt bleiben; aber es scheint, als ob vor etwa einem Jahrtausend indonesische Kolonisten, wahrscheinlich aus Sumatra stammend, in grosser Zahl sich auf Madagaskar niedergelassen haben. Jedenfalls finden wir heute dort neben den dunklen, kraushaarigen, durchaus afrikanisch aussehenden Sakalaven, die auch in ihrer materiellen und geistigen Kultur reine Neger sind, die Hova, kurzschädelig und schlichthaarig, mit einer rein malaiischen Sprache und mit einer rein malaiischen Kultur. Dass diese malaiischen Kolonisten ursprünglich und überwiegend aus Sumatra gekommen sind, haben neuere und scharfsinnige Untersuchungen zum mindesten sehr wahrscheinlich gemacht, aber noch sind wir über das Alter und den Umfang dieser Beziehungen sehr wenig unterrichtet.

Hingegen scheint es, als ob diese alte malaiische Besiedelung von Madagaskar in früherer prähistorischer Zeit Vorläufer gehabt hätte, die auch auf das Festland von Afrika gekommen und vielleicht den Zambesi aufwärts in das grosse Kongobecken gelangt sind und sich dann an der Küste von Oberguinea verbreitet haben. Leo Frobenius ist der erste, der in solchem Zusammenhang von malaiionigritischer Kultur gesprochen hat, aber was wir bisher von wirklich greifbaren Beweisen eines solchen Zusammenhangs vor uns haben, ist noch zu wenig, als dass ich an dieser Stelle länger über ihn sprechen dürfte, aber ich zögere nicht, seine nähere Erforschung für eine der interessantesten und dankbarsten Aufgaben der Völkerkunde zu erklären.

Für diese Untersuchungen ist uns in den letzten Jahren ein neuer und unerwarteter Bundesgenosse erstanden, die vergleichende Musikwissenschaft. Mit ganz einfachen Apparaten können wir jetzt irgend-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche Musikstücke so genau aufnehmen und fixieren, dass die Tonhöhen mit absoluter Sicherheit ermittelt werden können. Nun hat Dr. von Hornbostel durch tonometrische Untersuchungen einen Zusammenhang zwischen afrikanischen und hinterindischen Xylophonen anscheinend einwandfrei sichergestellt und ist jetzt damit beschäftigt, auch den Weg der Wanderung und die Umformungen des Xylophons auf afrikanischem Boden ersichtlich zu machen. Aus diesen und ähnlichen Untersuchungen erwächst auch für die Völkerkunde ein so grosser und unmittelbarer Gewinn, dass ich gern die Gelegenheit ergreife, auch an dieser Stelle auf ihre Wichtigkeit hinzuweisen und ihre Förderung als eine ernste Pflicht aller Beteiligten zu bezeichnen.

Verhältnismässig unbedeutend ist wohl der Einfluss, den chinesischer Handel auf die ostafrikanische Küste geübt hat; er beschränkt sich im wesentlichen darauf, dass etwa im 12. und 13. Jahrhundert allerdings recht erhebliche Mengen von grösstenteils minderwertiger Exportware an die Küste gelangten und da hauptsächlich zur Wandverzierung von Gräbern usw. dienten.

Völlig anders aber steht es mit den hamitischen Wanderungen, deren Verständnis für alle unsere Vorstellungen von afrikanischer Völkerkunde einfach grundlegend ist.

So wichtig sind diese Wanderungen, dass es mir nötig erscheint, den Faden unserer Erörterung einen Augenblick zu unterbrechen und Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, was im allgemeinen, und nicht etwa nur in Afrika, einfach gesetzmässig geschieht, wenn Leute auswandern und sich unter einem fremden Volke eine neue Heimat suchen. Es sind in der Regel ausgesucht kräftige, vielleicht überwiegend junge Leute, körperlich und geistig dem Durchschnitt ihrer Landsleute, die in der alten Heimat zurückbleiben, vermutlich weit überlegen — aber schon Lepsius hat einmal darauf hingewiesen, was weiter aus ihnen wird. Sie haben als Auswanderer die Brücken hinter sich abgebrochen; sie können sich nicht auf ein stammverwandtes Hinterland stützen und befinden sich den alten Einwohnern des Landes gegenüber numerisch meist in der Minderheit; sie vertragen das ihnen ungewohnte, neue Klima nicht so gut wie die alte, ansässige Bevölkerung, und vor allem, sie haben wenig oder gar keine Frauen mit sich geführt —, all das muss, ich wiederhole, gesetzmässig dazu führen, dass früher oder später, je nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, und je nach ihrer grösseren oder geringeren Vitalität, die Einwanderer in ihren körperlichen Eigenschaften allmählich sich ihren neuen Nachbarn annähern. Dieser Prozess kann sich langsamer oder schneller abspielen, er kann in wenigen Jahrhunderten oder erst in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahrtausenden zum Abschluss kommen, aber er geht immer gesetzmässig vor sich, und den Gesetzen der Energie der Vererbung und des Atavismus würde es auch nur entsprechen, wenn noch nach jahrhunderte- und jahrtausendelanger Vermischung mit eingeborenen Frauen ab und zu einmal doch wiederum einzelne Individuen erstünden, die den alten Einwanderern fast bis zum Verwechseln gleichen. All das aber betrifft nur die körperlichen Eigenschaften, nicht die geistigen; diese werden von der neuen Umwelt wenig oder gar nicht beeinflusst, und so sehen wir, wie im Kampfe der geistigen Eigenschaften immer die besseren überdauern; es siegt die bessere Sprache, die bessere Grammatik, die bessere Religion, vielleicht auch, soweit überhaupt solche in Frage kommt, die besere Schrift.

Paradigmatisch für einen solchen Prozess ist die Art, in der semitische Einwanderer, für die Abraham der Heros eponymos ist, vor Jahrtausenden der vorsemitischen armenoïden Urbevölkerung Syriens ihre Sprache, ihre Schrift, ihre Religion und ihre politische Herrschaft aufgezwungen haben, ihre somatischen Eigenschaften aber nicht rein erhalten konnten.

Das wollte ich vorausschicken, ehe ich nun die hamitischen Wanderungen in Afrika besprechen möchte.

Von Aegypten an über Abessinien und die Galla- und Somalländer, bei den Masai ebenso wie bei den Hima und Tusi, bis hinab zu den Hottentotten des Kaplandes, kann man hamitische Zusammenhänge erkennen, meist in den Sprachen und in der materiellen Kultur, nur ausnahmsweise auch in den anatomischen Eigenschaften; aber die schmalen Nasen und dünnen Lippen, denen wir ab und zu einmal bei einem Konde, einem Herero, einem Hähä oder einem richtigen Natal-Zulu begegnen, werden wir doch mit sehr viel Wahrscheinlichkeit als Rückschlag auf einen weit zurückliegenden hamitischen Ahnen deuten können. Ich habe absichtlich hier auch die Natal-Zulu genannt, obwohl ab und zu gesagt wird, dass die helleren Leute unter ihnen mit den schmäleren Gesichtern usw. auf alte Vermischung mit schiffbrüchigen Europäern zurückzuführen seien. Dass heute Vermischungen zwischen Zulu und Europäern sehr selten sind, ist eine im Lande allgemein bekannte Tatsache; ob es früher anders war, und ob wirklich, wie jetzt manchmal gesagt wird, vor Jahrhunderten der ganze menschliche Inhalt gestrandeter Schiffe von den Zulu „aufgeheiratet" wurde, müsste erst irgendwie bewiesen werden, ehe es zur Erklärung des Vorkommens hellerer und auch sonst weniger „negerhaft" aussehender Individuen unter den Zulu herangezogen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An dieser Stelle möchte ich vor allem auf die überaus interessanten Typen aufmerksam machen, die wir zuerst durch die Reise des Grafen Goetzen bei den Hima und Tusi kennen gelernt haben. Seither sind solche Typen uns besonders durch die unvergleichlichen Aufnahmen von Oberleutnant Weiss und durch die grossartige Reise des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg bekannt geworden, und ich erinnere hier nur an den Sultan Kissilerombo, dessen Bild auch den Umschlag des Werkes von Weiss schmückt. Er sieht wirklich aus wie ein lebendig gewordener Pharao, und auch unter seinen Untertanen finden sich nicht wenige Leute, die aussehen, als wären sie altägyptischen Gräbern entstiegen. Dabei ist besonders merkwürdig, dass sich gerade bei diesen Hima gegen alle Erwartung und gegen die allgemeine Wahrscheinlichkeit einzelne physische Eigenschaften der alten Hamiten länger erhalten haben, als etwa sprachliche Uebereinstimmungen; soweit wenigstens bis jetzt bekannt geworden ist, sprechen alle diese grösstenteils als Herrscher über Bantu in Innerafrika zerstreuten Hima und Tusi selbst nur die Sprache ihrer Untertanen.

Auch unter den Galla und Somâl, sowie in Abessinien finden wir einen verhältnismässig recht grossen Prozentsatz von Leuten, deren Typus lebhaft an den altägyptischen erinnert — in Abessinien auch bei Stämmen, die keine hamitischen, sondern südsemetische Sprachen reden. Wir werden aber bei diesen Stämmen uns wohl vorstellen müssen, dass sie im wesentlichen von einer alten hamitischen Einwanderung herrühren und nur oberflächlich, zunächst sprachlich, semitisiert sind.

Wenn ich oben gesagt habe, dass man hamitische Zusammenhänge noch bei den Hottentotten des Kaplandes erkennen kann, so habe ich damit nicht etwa erklären wollen, die Hottentotten seien reine Hamiten; aber es kann doch nicht energisch genug betont werden, dass trotz aller äusserer Aehnlichkeiten die Hottentotten von den Buschmännern durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden sind. Freilich haben die Hottentotten durch wahrscheinlich mehrtausendjähriges Connubium mit Buschmannfrauen deren spiraliges Haar und eine Anzahl anderer körperlicher Eigenschaften angenommen, aber ihre Schnalzlaute sind, wie Meinhof ganz überzeugend nachgewiesen hat, nur Lehngut, und ihre Grammatik ist noch heute eine rein hamitische. Auch sind sie noch heute Hirten wie alle Hamiten, während die Buschmänner Jäger und „Sammler" geblieben sind.

Hier ist nun aber auch der Platz, wenigstens anzudeuten, wie neuere Untersuchungen eine uralte Verwandtschaft zwischen hami-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tischen und semitischen Sprachen überzeugend dargetan haben. Persönlich bin ich auch von einer nahen Rassenverwandtschaft zwischen Hamiten und Semiten überzeugt, wenn sie auch einstweilen noch nicht mit greifbarer Sicherheit nachzuweisen ist. Immerhin wird man schon jetzt fragen dürfen, wo die gemeinsame Urheimat dieser beiden Völkergruppen gewesen ist. Ehe diese Frage aber gelöst ist, würde es ganz verfrüht sein, sich mit der Richtung der ältesten hamitischen oder protohamitischen Wanderungen zu beschäftigen. Inzwischen ist es aber vielleicht nützlich, festzustellen, dass sprachgeschichtlich die hamitischen Sprachen einen sehr viel altertümlicheren Charakter haben als die semitischen.

Wenden wir uns nun zu den Bantu, so haben wir da ein scheinbar ganz einheitliches, in sich geschlossenes Massiv vor uns, das, von einigen fremden Enklaven abgesehen, das ganze südlich vom Aequator gelegene Afrika einnimmt und sich im Osten und Westen vielfach auch weiter nach Norden ausdehnt. Aber ebenso wie die Nordgrenze der Bantusprachen und Bantuvölker mit zunehmender Erschliessung von Afrika immer komplizierter und unklarer geworden ist, so fangen wir jetzt auch an, zu wissen, dass die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Bantumassivs nur eine scheinbare ist, und besonders linguistische Forschungen, durch die sich vor allem Meinhof und Westermann unvergleichliches Verdienst erworben, lassen es jetzt schon als im hohen Grade wahrscheinlich erscheinen, dass die Bantusprachen sich unter hamitischem Einfluss aus den Sprachen einer vorhamitischen Urbevölkerung entwickelt haben, und ebenso scheint aus einer auf anthropologischen Messungen beruhenden Karte von Czekanowski, die der schon einmal hier erwähnten Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu danken ist, hervorzugehen, dass hamitische Ströme mehrfach auch die somatischen Eigenschaften einer älteren Bevölkerungsschichte beeinflusst haben. So wird man schon jetzt vermuten dürfen, dass im Laufe weiterer Forschung die Bantu sich wirklich als durch hamitischen Einfluss veränderte Nachkommen der afrikanischen Urbevölkerung herausstellen werden. Wie aber war diese Urbevölkerung beschaffen? Sehen wir vom Nordrand Afrikas ab, der für diese Frage ja niemals in Betracht kommen kann, was bleibt da noch an unberührten „alten" Afrikanern übrig: Die westafrikanischen Nigritier und die zwerghaft kleinen Buschmänner mit den innerafrikanischen Pygmäen.

Es scheint, dass diese beiden Gruppen auch sprachlich zusammenhängen, und dass wir ihre Voreltern als den eigentlichen Urstamm der Völker Afrikas betrachten können. Ebenso scheint es aber auch, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese ältesten Nigritier näher als die anderen Afrikaner mit den dunklen kraushaarigen Stämmen der Südsee, den grossen Melanesiern und ebenso mit den ozeanischen und südasiatischen Zwergvölkern zusammengehören. Freilich sind das Zusammenhänge, die auf weit entfernt liegende Epochen zurückgehen, in denen das Kartenbild unserer Erde ein ganz anderes war als heute. Soweit liegen diese Zeiten hinter der Gegenwart zurück, dass es Zukunftsmusik wäre, wollte ich heute länger bei diesen hypothetischen und noch vielfach unklaren Zusammenhängen verweilen, aber ich darf vielleicht doch andeuten, dass wir gegenwärtig noch nicht einmal wissen, ob die älteste Urbevölkerung von Afrika pygmäenhaft klein war, oder etwa so gross wie die Nigritier des westlichen Sudân. Ebenso sind wir über die nähere Natur des Zusammenhanges zwischen den oft nahezu schlichthaarigen Neuholländern und den fast negerartig kraushaarigen Melanesiern noch nicht unterrichtet, und auch die kurzen Schädel mancher Zwergstämme bedeuten für uns noch eine eindringliche Mahnung vor voreiligen Schlüssen. Einstweilen ist es sehr wahrscheinlich, dass im heutigen Australien bei dem einförmigen und konservierenden Charakter dieses Erdteiles sich noch jetzt Typen erhalten haben, die dem paläolithischen Menschen von Europa entsprechen, die also viele Zehntausende von Jahren nahezu unverändert geblieben sein müssen oder wenigstens einen Rückschlag auf derart uralte Stammformen darstellen.

Wenden wir uns nun nach dem Nordrand von Afrika. Wie der Osten, so ist auch die ganze Nordküste von Afrika fremden Einflüssen immer offen gewesen. Wie lange die Strasse von Gibraltar Europa von Afrika trennt, ist allerdings vorläufig unbekannt; sie ist sicher sehr viel älter, als z. B. der Aermelkanal, von dem wir schon jetzt wissen, dass er im Sinne der Geologen eine Bildung von gestern ist. Wir wissen, dass in England Rheinschotter liegt, und dass die Themse einst ein Nebenfluss des Rheins gewesen ist, und wir haben Grund, anzunehmen, dass die Loslösung Englands vom kontinentalen Europa erst gegen den Ausgang der paläolithischen Zeit erfolgt ist. Wenn nun auch zweifellos der Durchbruch der Strasse von Gibraltar sehr viel früher anzusetzen ist, so verlieren sich die ältesten Anfänge der Beziehungen zwischen Westeuropa und Nordafrika doch in die graueste Vorzeit. Jedenfalls haben die Vandalen, die sich 429 n. Chr. auf afrikanischem Boden festsetzten, ganz zweifellos schon Vorläufer in prähistorischer Zeit gehabt, wie sicher auch umgekehrt die mehr als fünf Jahrhunderte dauernde Herrschaft der Araber oder, richtiger gesagt, der arabisierten Berber in Spanien nicht die erste Beeinflussung Europas durch Nordafrika gewesen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Hannibal wissen wir, dass er 218 v. Chr. mit rund 100 000 Mann, grösstenteils afrikanischen Ursprungs, über die Pyrenäen und über die Alpen nach Italien zog, und es ist ausdrücklich überliefert, dass er vor Antritt dieses berühmten Zuges etwa 15 000 Mann aus Spanien nach Afrika geschickt hat und ein ungefähr ebenso grosses Heer aus Afrika nach Spanien. Das sind grosse, historisch bezeugte Wanderungen: sie lehren uns, dass ähnliche Zusammenhänge und Wechselbeziehungen auch schon in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben können und wir dürfen wohl auch sagen: haben müssen.

Die ältesten Beziehungen zwischen Westeuropa und Nordafrika sind allerdings noch völlig dunkel, aber sie gehen jedenfalls in die frühere Steinzeit zurück.

So ist es wohl sicher kein Zufall, dass jener kühne und schwierige chirurgische Eingriff, den wir als Schädeltrepanation kennen, in südfranzösischen Höhlen durch zahlreiche Funde aus paläolithischer Zeit ebenso nachgewiesen ist, wie aus den, der vorspanischen Zeit angehörigen Höhlenbestattungen auf den Kanarischen Inseln und wie noch heute bei der Berberbevölkerung des Djebel Aures.

In ähnlicher Weise existiert heute noch südlich vom Tschadsee eine hochentwickelte Keramik, die sich teilweise mit Hallstätter, teilweise mit noch älteren Mittelmeertypen, sogar mit uralt sardinischen Stücken vergleichen lässt. Höchst überraschend ist die Aehnlichkeit der schon von H. Barth beschriebenen Dorfanlagen und Burgen im westlichen Sudân mit der bekannten „Hausurne" von Melos. Besonders die Burgen von Tamberma, von denen das Berliner und das Leipziger Museum gute Modelle besitzen, gleichen in merkwürdiger Weise jener uralten Hausurne aus dem östlichen Mittelmeerbecken. Noch in die Augen fallender ist die weitgehende Uebereinstimmung in der Form und Technik von Armbändern, Dolchen usw. aus dem westlichen Sudân mit Stücken, die bei uns etwa der Hallstätter oder einer noch älteren Periode der Bronzezeit angehören. Das sind Uebereinstimmungen, die unmöglich auf blosse Konvergenz zurückgeführt werden können; hier muss es sich einwandfrei um einen wirklichen, uralten Kulturzusammenhang handeln. Welche Richtung freilich diese ältesten Beziehungen genommen haben, steht noch nicht fest; wir werden das erst wissen, wenn wir einmal die wirkliche Heimat und die Geschichte des Gusses in verlorener Form kennen werden; diese grossartige Technik, ich meine das, was die Franzosen cire perdue nennen und die Italiener als cera perduta bezeichnen, also das Wachsausschmelzungsverfahren, ist jeder Wahrscheinlichkeit nach nicht an mehreren Stellen der alten Kulturwelt un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abhängig erfunden worden, sondern hat sich von einem Zentrum aus allmählich das grosse Verbreitungsgebiet erobert, auf dem wir es heute finden. Dass die Bronze und mit ihr die Technik des Giessens in verlorener Form ursprünglich aus einem Lande stammt, in dem Zinn vorhanden ist, scheint beinahe selbstverständlich, aber für die weitere Entwickelung dieser Technik konnte ja auch importiertes Zinn eine wesentliche Rolle spielen; jedenfalls findet sich Bronze und der von ihr gar nicht zu trennende Guss in verlorener Form sehr früh schon, sowohl in Aegypten, wie im alten Babylonien. Von da oder von dort aus muss diese Technik auf einem oder dem anderen Wege sowohl nach dem tropischen Afrika wie nach Westeuropa gelangt sein. Ob aber im einzelnen die Gusstechnik aus dem alten Aegypten durch das tropische Afrika hindurch und nach der Goldküste gelangt ist, oder ob sie etwa via Mittelmeer, Spanien und Marokko nach der Küste von Oberguinea gekommen ist, das ist eine Frage, die leichter gestellt als beantwortet werden kann. Hier liegen die Dinge ähnlich, wie bei der Frage nach der Heimat der Eisentechnik; auch da geht die Meinung der Autoren noch weit auseinander, wenn es auch jetzt wohl den Anschein gewonnen hat, als ob wirklich bearbeitetes Eisen zuerst von den oberen Nilländern aus nach Aegypten und damit in den Kreis der Kulturvölker gelangt wäre.

Gegenüber den Einflüssen, die von Osten und Norden her auf Afrika ausgeübt wurden, kommen die westlichen kaum ernsthaft in Betracht. Schon im 14. Jahrhundert haben französische Kaufleute aus Dieppe mit den Küstenstämmen von Oberguinea Handel getrieben, und an den grossen Namen des Prinzen Heinrich des Seefahrers und seinen ehrwürdigen Wahrspruch: „Talent de bien faire" knüpfen sich seit 1418 die grossen Unternehmungen der Portugiesen, die 1484 schon bis an die Kongomündung und 1485 bis an das Kap Cross, also an die Nordgrenze unseres heutigen südwestafrikanischen Besitzes gelangt sind; aber der Einfluss dieser Unternehmungen auf die geistige und materielle Kultur der Eingeborenen scheint ein recht geringer gewesen zu sein. In Loango waren zwölf steinerne Kirchen errichtet, je eine für jeden der Apostel; aber als Bastian vor nunmehr 50 Jahren in Loango war, fand er als einziges Ueberbleibsel jener Zeit einen alten Zauberpriester, der ihm zu Ehren eine Brille ohne Gläser aufsetzte und ein gedrucktes Buch verkehrt in die Hand nahm. Ganz einwandfrei scheint nur die Ausbreitung der Armbrust bei allen heutigen Fanvölkern auf jenen alten portugiesischen Einfluss zurückzugehen; vielleicht sind auch allerhand Helmformen an der Kamerunküste und bei den Jaunde auf frühen Besuch durch europäische Seefahrer zurückzuführen, vielleicht auch die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eisernen Panzer, die freilich, ebenso wie manche eisenbeschlagenen Helme im nördlichen Togo, ebenso gut auf arabischen Einfluss zurückgehen können, der vom Norden her eingedrungen ist. Ganz sicher tritt dieser arabische Einfluss ja in den Panzerhemden zutage, die wir aus Adamaua kennen.

In diesem Zusammenhang muss auch das Hakenkreuz (Svastika) erwähnt werden, das sowohl unter den Tätowiermustern der Westafrikaner mehrfach eine Rolle spielt, als auch sehr häufig auf den Gewichten der Aschanti für Goldstaub vorkommt. Ein selbständiger Ursprung dieses Zeichens auch auf afrikanischem Boden ist ja an sich nicht ausgeschlossen, aber man wird vielleicht auch an eine frühe europäische Quelle denken können, oder auch an indische Herkunft, wobei dann wohl portugiesische Kaufleute und deren indische Begleiter die Vermittler gewesen sein dürften.

Fassen wir also zusammen, so sehen wir, dass die Kultur der afrikanischen „Wilden" sich bei näherer Betrachtung als eine ausserordentlich vielseitige und komplizierte erweist, und so wird es sicher jahrzehntelanger Arbeit bedürfen, um auch nur ihre wichtigsten Wurzeln einigermassen klarzulegen.

Inzwischen müssen wir uns damit abfinden, dass die Kultur der Afrikaner natürlich eine andere ist, als die unsere, dass sie aber deshalb nicht notwendigerweise schlecht und verächtlich sein muss. Sicher ist sie, der grossen, wenig gegliederten Einförmigkeit des dunklen Kontinents entsprechend, durch Handel und Verkehr weniger beeinflusst, als etwa die Kultur der nördlichen und östlichen Mittelmeerländer, und sie ist deshalb an sich primitiver; aber deshalb von den Afrikanern als von „Wilden" zu reden, muss heute entweder als ein klägliches Armutszeugnis bezeichnet werden, oder wenigstens als ein falscher Sprachgebrauch. Freilich gibt es noch immer unter uns Leute, die fortwährend die ungeheure Minderwertigkeit des Afrikaners im Munde führen und kaum eben zugeben, dass der dunkle Neger mit seiner breiten Nase und seinen wulstigen Lippen überhaupt noch zur Spezies des Homo sapiens gehört, aber ich habe den Eindruck, als ob die Zahl dieser Leute von Jahr zu Jahr geringer würde.

In diesem Sinne möchte ich zum Schlusse hier noch die geradezu erstaunliche Begabung der Afrikaner betonen, sich fremde Kulturgüter in der kürzesten Zeit zu eigen zu machen; Bananen, Kokosnuss, Baumwolle, Bambus und reichlich ein Dutzend von Nahrungspflanzen, teilweise amerikanischer Herkunft, haben sich die Afrikaner derart ganz und gar angeeignet, dass man heute oft nur widerstrebend den gelehrten Botanikern glaubt, wenn sie die fremde Heimat jener Nutz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanzen nachweisen. Dass die Afrikaner dabei nur in ganz seltenen Ausnahmefällen sich auch unsere Pflugwirtschaft angeeignet haben und fast durchweg bei ihrem primitiven Hackbau geblieben sind, ist in diesem Zusammenhang allerdings doppelt auffallend, aber darf an sich nicht als ein direkter Beweis für ihre Minderwertigkeit gelten.

Wenn ich nun die praktische Konsequenz und gleichsam die Moral aus dieser Erörterung ziehen soll, so möchte ich sie in dem Wunsche zusammenfassen, dass wenigstens in den deutschen Schutzgebieten unser Verhältnis zu unseren farbigen Untertanen nicht und niemals so werden möge, wie es etwa heute zwischen Weissen und Schwarzen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht, sondern dass es auf der Basis gegenseitiger Achtung aufgebaut werden möge. Mit Achtung und Liebe, nicht mit Hass und Verachtung, wird man den Afrikaner allmählich, aber sicher mehr und mehr heben können — wenn man das überhaupt wünscht.

Nicht alle — leider — wünschen es.

Dr. **Friedrichsen,** Bad Neuenahr: Wenn ich es heute unternehme, mich an so hervorragender Stelle und in einer so erlauchten Versammlung als Laie zu dem vorliegenden Thema zum Worte zu melden, so möchte ich mich dazu vorher durch ein paar Worte über meine Person erst gewissermassen legitimieren.

Ich war, ehe ich mich im Mai dieses Jahres in Bad Neuenahr als Badearzt niederliess, 16 lange Jahre in Ostafrika auf der Insel Sansibar als Konsulatsarzt und Vertrauensarzt der dortigen deutschen Firmen tätig und habe mich während der ganzen Zeit meines afrikanischen Aufenthaltes, besonders intensiv aber in den letzten Jahren, mit dem Studium der Vergangenheit Ostafrikas beschäftigt, des Landes, in dem ich ein halbes Menschenleben zubrachte, und das, je länger ich dort war, desto mehr mein Interesse in Anspruch nahm.

Ich stiess dabei überall auf unzweideutige Spuren einer uralten Vergangenheit, die mit zwingender Gewalt auf Beziehungen mit den Ländern Asiens hinwiesen, die im Monsunbereiche liegen, nämlich auf Südarabien und Sokotra, ferner die Länder des Persergolfes und auf die Teile Vorderindiens, die sich um die Münung des Indus gruppieren, alles ohne Ausnahme Stätten urältester Kultur.

Ein Teil meiner Studien erstreckte sich auf das sprachliche Gebiet. Ich kam dabei durch Sprachvergleichung zu der Ueberzeugung, dass sich, als sichere Zeichen uralter Beziehungen zwischen diesen eben genannten Ländern und dem Bantugebiete Afrikas:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in allen Bantusprachen vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean ohne jede Ausnahme Sprachwurzeln in grösster Anzahl aufweisen lassen, die mit den Wurzeln der indogermanischen Sprachen (speziell Sanskrit und Zend) nahe verwandt oder identisch sind.

Gestatten Sie mir heute, dass ich Ihnen an einigen Beispielen zeige, um was es sich handelt! Ich werde Ihnen zunächst die Indogermanischen Wurzeln einiger Wörter und dann die entsprechenden Bantuwurzeln nennen:

1. A. Indogermanisch.

Sanskrit: šara (ausgesprochen schar(a), das End-a ist halbstumm) = der Pfeil, das Rohr (von šri = vernichten). [Aus dem Rohr von Saccharum sara werden die Pfeile gemacht].

Sanskrit šaru } = Pfeil
„ šarya }
„ šarva = ein Gott, der mit Pfeilen tötet, ein Beiname Shivas
Gujerati: shár(a) = Pfeil
shar-vum = bohren (vum ist Endung).

B. Bantu:

Suaheli m-shale = Pfeil (m ist Praefix)
Makud m-thale = Rohr
Nyamwezi ma-tele = Rohr.

2. A. Indogermanisch.

Sanskrit Kâla = Zeit
„ Kâle = zur rechten Zeit
Griechisch Καιρός } = Zeit, rechte Zeit.
„ Καιρός }

B. Bantu.

Suaheli Kale = alte Zeit, Vorzeit, Vergangenheit
„ (Ki) Kale = altertümlich
Nyamwezi: Kale = alt
Makua (o)-Kalai = alt
Yao Kala-Kala = alt.

3. A. Indogermanisch.

Sanskrit gaurî = 1. ein Mädchen von 8 Jahren vor der Geschlechtsreife
2. Shivas Frau
„ gaurî-bhartri = Name Shivas (bhartri = Beschützer, Herr)

Gujerati gori = 1. schöne Frau
2. weiblich, Frau allgemein.

B. Bantu.

Zaramo (Ki)-gori (Ki ist Praefix) = ein Mädchen vor der Geschlechtsreife (cfr. auch Velten „Sitten und Gebräuche der Suaheli", S. 93)
Nyamwezi m-goli = Frau, Mädchen
Sagala (Kaguru) mwana Ki-gole = Tochter
„ (Kondoa) mwana m-gole = „
Kami (östlich von den Sagala) mwana chi-gole = Tochter
Tussi (= Ha, nordöstlich vom Tanganjika)
„ m-goli-goli = Frau (allgemein)
„ m-goli = Ehefrau.

Meiner Meinung nach besitzt gerade dieses Wort zwingende Beweiskraft (cfr. Sanskrit und Zaramo!).

4. A. Indogermanisch.

Sanskrit: Kar-Ka (Reduplikation!) = Krebs
„ Kar-Kala = Landkrabbe
„ Kar-Kara = hart, rauh
„ Çar-Kara = Kies, grandiger Boden
„ Kar-Ki = Krebs
„ Karabha = Krabbe
Zend Khar-pu = Krabbe
Gujerati Kar-Ka = 1. Krabbe
2. Himmelszeichen Krebs
Griechisch *Καρίς* = Krabbe
„ *Κάρκινος* = 1. Krebs
2. Himmelszeichen Krebs
„ *Κάραβος* = 1. Krabbe, 2. Käfer
„ *Καρχαλέος* = rauh, scharf
„ *Κάρχαρος* = scharf
„ *Καρχαρίας* = Haifisch
„ *Κροκάλη* = Kiesel.

B. Bantu.

Makua (in)-Kala = Krabbe (in ist Praefix)
Suaheli Kaa = Krabbe (das l oder r ist im Suaheli, wie so oft ausgefallen).
Saramo n-hala = Krebs.

Herr Professor Dr. Meinhof sagte mir, dass sich diese Wurzel für Krebs (Krabbe) auch noch in vielen anderen Bantudialekten findet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

[NB. Selbst bis in die Fulsprache (keine Bantusprache) in der Nähe der Sahara ist die Wurzel gewandert, denn dort heisst:
horkaire (Plural Kor-Kadje) = Kieselstein, cfr. Westermann „Ful", S. 58.

5. A. Indogermanisch.

Sanskrit bīja = Saat, Same (auch semen virile)
Zend vaeja = Saat, Same
Gujerati vija, bija = Saat, Same
[cfr. Sumatra (Dajak) binji = Saat (Reis).]

B. Bantu.

Suaheli (m)-begu = Saat, Same (m ist Praefix)
Konde (Nyassa) im-beju = „
Peli (Südafrika) peo = „
Chwana (Südafrika) peu = „
Kilimane (Mozambique-Küste) beu = Same
Tonga (Südafrika) im-bezu = Same
Jao (Ostküste) m-beju = Same
[cfr. Urbantu (Meinhof) veẓu, imbeẓu = Saat].

Nun werde ich eine Wortwurzel folgen lassen, die sich in fast allen lebenden Sprachen Europas, auch in unserem guten Deutsch fast unverändert findet.

6. A. Indogermanisch.

Sanskrit Kumbha = Topf, Totenurne
„ Kambu = Muschel, „
„ Kumbhî = „ „
„ Kumba = Haube der Frau
Zend Khumbha = Topf
Gujerati Kumbha = Krug, Topf
Griechisch *Κύμβος* = Tasse
„ *Κύμβιον* = Kleine Tasse
„ *Κύπελλον* = dickbauchiger Becher
„ *Κύβας* = Urne
„ *Κύπη* = Vertiefung
Lateinisch cupa = Grabnische
Hochdeutsch Kumpe = tiefe Schale, eine Art Tasse ohne Handgriff
„ Kümpchen = tiefe Schale, eine Art Tasse ohne Handgriff
Plattdeutsch Kumm = tiefe Schale (auf dem Lande an Stelle der Tasse mit Handgriff fast ausschliesslich in Gebrauch)

= Hohlgefäss

Norwegisch Kumb = Tasse ohne Handgriff
Englisch cup = Tasse
Französisch coupe = Tasse
Portugiesisch copo = Tasse
(NB. Hierher gehört auch:

Deutsch { Humpen, Kübel, Kufe usw. } Wörter, die alle ein Hohlgefäss bedeuten

Sogar im Hebräischen findet sich das Wort:
Kubba = Tasse.

B. Bantu.

Suaheli (Ku) Komba = aushöhlen (z. B. ein Boot)
" (Ki)-Kombe = Tasse
" Kombe = Muschel (hohl) oder alles Hohle
(cfr. Sanskrit Kambe = Muschel)
Kongo (Boko) Kompo = Tasse, Glas
" Kompo-Ka = hohl sein
Jao (chi)-kombe = Tasse
" (chi)-kombwa = Eierschale (hohl)
Konde (i)-gombe = Muschel
Peli (Südafrika) Kχopa = Muschel, Schnecke
Dualla (Westküste!) ombo = abhobeln
" " (e)-kombon = Hobel
(cfr. Suaheli ku-komba = aushöhlen)
Nyamwezi n-hembo = Aushöhlung.
(NB. Die Wurzel findet sich auch im Ful;
cfr. Kombe = Kalebasse, Schachtel
Kumbual = Boot (Ausgehöhlte)

Hinzufügen möchte ich heute noch, dass auch viele Ländernamen des Bantugebiets Bezeichnungen haben, die rein Indisch klingen und es vielleicht auch sind, so heisst z. B.:

Sanskrit sâgara = 1. See, Ozean oder
2. das „Ungeheure", „Gefährliche"
Gujerati ságara = Ozean, See

wovon der Name der Landschaft U-sagara herzustammen scheint. Ich hatte mir deshalb in meiner Ausarbeitung notiert: U-sagara = bedeutet entweder „das Meerland", etwa unser „Uebersee" — oder „das gefährliche Land, das Land der Gefahren". — Diese Annahme fand ihre Bestätigung, denn Herr Bauinspektor Brandes aus Daressalam teilte mir vor einigen Wochen mit, dass der verstorbene Herr Friedrich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Bwana Jussuf) in Ostafrika ihm gesagt habe, U-sagara bedeute das „Meerland". — Beide Herren hatten aber von meiner Ausarbeitung nicht die geringste Kenntnis.

Ein anderes Beispiel ist der Name des Meru-Berges im Südwesten des Kilimandjaro. Man vergleiche hiermit:

Sanskrit: Meru, Name eines fabelhaften, goldenen Berges in der Mitte von Gambu-dvipa, um den sich die Planeten drehen;

Gujerati: Meru = der heilige Berg Meru, der die Erde tragen soll.

Die obigen Beispiele sind eine Probe meiner Ausarbeitung, die sich auf eine sehr grosse Anzahl Sprachwurzeln erstreckt.

Ich hoffe, dass sie genügen, Ihnen zu zeigen, um was es sich in meiner Arbeit handelt. — Hervorheben möchte ich noch, dass fast alle indogermanischen Wurzeln den Abänderungsgesetzen, die für die einzelnen Bantusprachen gelten, folgen, so dass z. B. die indogermanische Wurzel vija oder bija (= Saat) in den verschiedenen Bantusprachen zu begu, beju, peo, peu, beu, bezu wird. — Dies zu betonen, halte ich für wichtig, denn darin liegt nach meiner Meinung ein Beweis, dass die Einführung der indogermanischen Wurzeln in die Bantusprachen in sehr alter Zeit geschehen sein muss.

Mein ganzes Material kann ich Ihnen heute leider noch nicht vorlegen, da es noch weiterer Ueberarbeitung bedarf. — Ich hoffe aber, die Arbeiten bis zum Frühjahr 1911 beendigt zu haben und werde dann das ganze Material im Zusammenhang veröffentlichen.

Missionsinspektor Lic. **Trittelvitz,** Bethel: Die warmen, ja herzlichen Worte, mit denen der verehrte Herr Vortragende seine Ausführungen über die Afrikaner geschlossen hat, machen es deutlich, mit welchem Interesse und mit welcher Dankbarkeit die Mission einer Ethnologie folgt, die zu so freundlichen Resultaten für die Eingeborenen kommt. Achtung und Liebe sind auch für die richtige wissenschaftliche Beurteilung der Afrikaner notwendig. Auf drei Punkten ist die Mission mit der Ethnologie verbunden. Die Erforschung der kulturellen Verhältnisse hilft der Mission zum Verständnis ihrer Völker. Sie hilft ihr erklären, woher z. B. bei den Massai die an das Alte Testament erinnernde Gebärde des Segnens kommt und ob in Ruanda, wo der Gottesname Imana wohl altes Bantugut ist, die ebenda vorhandene Bezeichnung Rurema vielleicht aus dem Nordosten von Afrika, der Heimat der hamitischen Tussi, stammt. Auch die Mission hat, wie die Ethnologie, ein Interesse, Sitten der Eingeborenen zu bewahren, z. B. in bezug auf die Kleidung. Die Mission wünscht ebenso gewiss eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwickelung, aber nur eine solche, die das Wertvolle, das bei den Eingeborenen schon vorhanden ist, anerkennt und Anschauungen, die z. B. in den Sprichwörtern ausgedrückt sind, aufnimmt und weiterbildet.

Geh. Hofrat Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig: Mit dem Inhalt des soeben gehörten, ausgezeichneten Vortrages hängt es zusammen, wenn ich auch an dieser Stelle des grossen Werkes von Franz Stuhlmann gedenke. In diesem monumentalen Werk sind 25 Jahre reicher afrikanischer Erfahrungen und tiefdringender Untersuchungen konzentriert. Es behandelt, wie vielen von Ihnen bekannt sein wird, in der Hauptsache die Kulturpflanzen und Haustiere; aber es enthält ausserordentlich viel mehr, als der bescheidene Titel „Beiträge zur Kulturgeschichte von Ostafrika" erwarten lässt. Nicht nur die Kulturpflanzen und Haus- wie Nutztiere werden eingehend geschildert, nicht bloss die Fragen ihrer Herkunft und der Art ihrer ethnischen Träger werden erschöpfend erörtert, sondern auch die Zeit und Richtung der Völkerbewegungen oder Verkehrsbeziehungen, die die Pflanzen und Tiere hereingebracht haben, ferner die kulturellen Spuren, die diese Bewegungen und Einflüsse im Hausbau, in Waffen und Geräten, in Art der Bodenbestellung, in Sprachen, in religiösen Vorstellungen usw. hinterlassen haben.

Ich stehe nicht an, das Stuhlmannsche Werk für das bedeutendste zu erklären, das je über Ostafrika erschienen ist. Es hat aber einen grossen Fehler: Der allerdings sehr stattliche Band kostet 95 Mk. Das können sich nur wenige Interessenten leisten. Sehr zu wünschen wäre die Veranstaltung eines billigen, wesentlich kürzeren Auszuges für ein grösseres Publikum.

Dr. **Rung,** Bonn: Ich mache darauf aufmerksam, dass Stuhlmanns grosses Werk, das leider nur in einigen hundert Exemplaren gedruckt ist, von Prof. G. Schweinfurth besprochen worden ist in den ersten drei Heften der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Berlin 1910. Trotz dieses monumentalen Werkes möchte ich Herrn Dr. Friedrichsen doch bitten, seine Spezialstudien über das Vorkommen indogermanischer Wurzeln in den Bantusprachen fortzusetzen und die Untersuchung speziell auch auf die Banane auszudehnen, woraus sich sichere Belege für indisch-afrikanische Kultureinflüsse ergeben würden.

Prof. Dr. **v. Luschan,** Berlin: Mit dem aufrichtigsten Dank für das Eingehen auf meine Ausführungen möchte ich vor allem feststellen, dass ich mich den anerkennenden und begeisterten Urteilen über das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grosse Werk von Stuhlmann aus ganzer Seele anschliesse. Die Verdienste gerade dieses Mannes um die Kenntnis unserer ostafrikanischen Schutzgebiete können meiner Meinung nach niemals genug gewürdigt werden.

Mit besonderer Freude danke ich aber auch Herrn Lic. Trittelvitz für seine gütige Zustimmung zu meinem Vortrage. Es hat ja freilich eine Zeit gegeben, in der Missionare und Ethnographen sich gegenseitig schlecht machten; manchen Missionaren wurde vorgeworfen, dass sie alles zerstörten, was uns interessiere, und dass sie die kostbarsten „Götzenbilder" in ganzen Scheiterhaufen verbrannten, und eine ähnlich unfreundliche Stimmung gegen einzelne Ethnographen hat wohl auch bei manchen Missionaren bestanden. Aber diese Zeiten liegen jetzt weit zurück. Heute sehen Missionare und Ethnographen ein, dass sie auf einander angewiesen sind. Erst gestern hat mir hier ein alter und verdienter Missionar erklärt, der sei ein schlechter Missionar, der nicht zugleich Ethnograph sei. Und wie die afrikanische Linguistik heute wesentlich auf den Arbeiten der Missionare beruht, das brauche ich wahrlich an dieser Stelle nicht erst auszuführen.

Ich zögere deshalb nicht, hier in aller Form es auszusprechen, dass ich die Interessen der Mission und die der Völkerkunde für durchaus solidarisch halte, und ebenso entspricht es meiner innersten Ueberzeugung, wenn ich sage, dass der Nutzen aus unserer gemeinsamen Arbeit um so grösser und dauernder sein muss, je allgemeiner die völlige Solidarität unserer Interessen auf beiden Seiten auch wirklich gefühlt und anerkannt wird.

Kurze Charakteristik des Klimas der deutschen Schutzgebiete.

Von Prof. Dr. **H. Maurer**, Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Um einen kurzen Ueberblick über das Klima aller deutschen Kolonien geben zu können, muss man sich im wesentlichen auf eine Darstellung der beiden für den Menschen und die Vegetation wichtigsten Klimafaktoren, Temperatur und Feuchtigkeit, beschränken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da wir über den Feuchtigkeitsgehalt im Boden fast nicht, über den der Luft nur an sehr wenigen Punkten in den deutschen Kolonien unterrichtet sind, werde ich in der Hauptsache nur auf die Niederschlags- und Temperatur-Verhältnisse eingehen; in der Tat pflegen ja auch die Klimaeinteilungen meist auf diese beiden Elemente aufgebaut zu sein. Immerhin möchte ich einer Auffassung mancher Praktiker entgegentreten, die sich etwa so formulieren lässt: „Dass es in den Kolonien heiss genug ist, wissen wir; wir müssten nur noch erfahren, ob es genug regnet", und die die Einrichtung von Regenstationen für eine für die Praxis ausreichende Klimaforschung halten. Gerade die Praxis pflegt Fragen an die Klimatologie zu stellen, zu deren Beantwortung meist genaue Kenntnis aller meteorologischen Elemente nötig ist. Wenn z. B. gegenwärtig ein Platz für ein grosses Weltenbummler-Hotel am Kilimandjaro ausgesucht wird, so wird man hierzu durchaus nicht nur Angaben über die Regenverhältnisse, sondern auch solche über Intensität der Sonnenstrahlung, über Wind und Staub, über Luftsichtigkeit und Nebelhäufigkeit usw. verlangen müssen. Aber auch bei den grossen Fragen über Rentabilitätsaussichten der Kulturen wird die Praxis neben der Klarstellung der durchschnittlichen Regenverhältnisse die Ermöglichung einer Prognose über die Ergiebigkeit der kommenden Regenzeiten anstreben, die ohne genaues Studium aller Elemente unmöglich ist. Einen Versuch in dieser Richtung hat Herr Dr. Kremer in seiner Arbeit „Die unperiodischen Schwankungen der Niederschläge und die Hungersnöte in Deutsch-Ostafrika" gemacht, und er ist auf Zusammenhänge zwischen den Niederschlagsmengen einer Regenzeit und den Luftdruck- und Windverhältnissen der vorausgehenden Monate geführt worden. Ein Studium aller Elemente ist also gerade für die Praxis notwendig.

Bei den Niederschlägen interessiert uns vor allem die durchschnittliche Regenmenge des Jahres und der einzelnen Monate, woraus sich zugleich die Verteilung der Trocken- und Regenzeiten im Jahr ergibt. Als Trockenmonat kann nach Köppens Vorgang in den Tropen ein Monat mit einer Regenhöhe unter 30 mm gelten. (Die Regenhöhe gibt an, wie hoch der gefallene Regen auf ebenem Boden stünde, wenn er nicht abflösse, versickerte und verdunstete.) Als Regenmonat ist rein nach der Verteilung im Jahr ein solcher anzusehen, der mehr als $^1/_{12}$ der Jahresmenge erhält. Zu diesen Bestimmungen müssen weitere hinzutreten, um sie für regenreiche Stationen (Jahresmenge $>$ 1500 mm) und regenarme (Jahresmenge $<$ 500 mm) nicht widerspruchsvoll werden zu lassen. Bei regenreichen Stationen wird man auch einen Monat, der weniger als $^1/_{12}$ der Jahresmenge bringt, als Regenmonat an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechen, wenn seine Regenhöhe über einer gewissen Grenze, etwa 125 mm, bleibt, und bei Stationen, wo schon Monate mit 30 mm sehr selten werden, wird eine niedrigere Schwelle, z. B. 15 mm, als obere Grenze für den extrem trockenen Monat einzuführen sein; auch sind hier Monate mit mehr als 50 mm Regen schon als feucht anzusehen. Nach diesen Gesichtspunkten ist die jährliche Regenverteilung in der beigefügten Klimatabelle dargestellt. Auch in dem Werk von Hans Meyer „Das deutsche Kolonialreich" sind dieselben Grenzen benutzt.

Neben diesen mittleren Regenverhältnissen ist aber auch die Variabilität der Regen im Lauf der Jahre als kennzeichnendes Klimaelement heranzuziehen. Als Mass für sie hat Hr. Hellmann neuerdings den Schwankungsquotienten eingeführt, d. i. das Verhältnis der Regenmenge des reichsten zu derjenigen des ärmsten Regenjahres einer längeren Reihe. So bequem nun auch diese Massgrösse ist, so ist sie doch für unsere Kolonien mit Vorsicht zu verwenden. Wie wenig würde uns z. B. eine kartographische Darstellung dieses Schwankungsquotienten etwa für Westafrika sagen, wo schon in Kamerun, einem Gebiet, nicht grösser als Deutschland, die mittleren Jahresmengen von weniger als 500 bis mehr als 10 000 mm schwanken. Die Bedeutung des genannten Verhältnisses ist ja eine ganz andere, je nach der mittleren Jahresmenge selbst. Nehmen wir z. B. den Schwankungsquotienten = 2 an, so hat für einen Kameruner Küstenort, wo die Minimalmenge 3000 mm ist, die Angabe, dass diese Menge auch einmal auf 6000 mm steigen kann, verhältnismässig wenig Interesse; schon das Minimum reicht für alle Kulturen aus. An einem Binnenort aber, wo die Minimalmenge 500, die maximale 1000 mm wäre, wäre im einen Jahr eine Reihe von Kulturen aussichtsvoll, die im andern Missernte ergäben. Und nehmen wir endlich einen Platz, wie sie an der Küste von Südwestafrika vorkommen, so kann es uns ganz gleichgültig sein, ob das Jahr 15 oder 30 mm Regen bringt; es ist immer viel zu wenig. Ist man aber doch schon genötigt, zur brauchbaren Kennzeichnung der Variabilität zwei Zahlengrössen anzugeben, so sind die Minimal- und Maximalmengen selbst die praktischsten Massgrössen. Insbesondere würde ich auch kartographische Darstellungen der Minimalmengen selbst für sehr instruktiv halten; sie würden den ungünstigen Fall des Risikos sehr klar darstellen. Zu ergänzen wären sie natürlich, um nicht als Popanz zu wirken, durch Karten der mittleren Regenmengen und durch Angaben, wie oft gewisse Schwellenwerte der Jahresgrenze über- oder unterschritten worden sind. In der Klimatabelle am Schluss habe ich 750 und 1250 mm als solche Schwellen gewählt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dem Aussuchen des Minimal- und Maximaljahres ist es von einschneidender Bedeutung, wohin man im Kalenderjahr Anfang und Ende des Regenjahres legt. Nach der Reihe von 31 Jahren von Sansibar beispielsweise würde der Hellmannsche Schwankungsquotient, nach Kalenderjahren berechnet = 3,37 sein, nach Jahren von Juli bis Juni aber nur = 2,73, also nur etwa $^4/_5$ davon. Damit hier nicht von zufälligen geringen zeitlichen Verschiebungen der Hauptregengüsse das Ergebnis in unzulässiger Weise beeinflusst wird, muss man die Grenzen des Regenjahres in eine Trockenperiode legen. Da nun meist der Sommer der betreffenden Halbkugel das regenreichere Halbjahr ist, empfiehlt es sich, auf der Nordhalbkugel nach Kalenderjahren, auf der Südhalbkugel von Jahresmitte zu Jahresmitte zu rechnen. In der Klimatabelle ist in der Tat für alle afrikanischen Kolonien und Kiautschou so verfahren worden. In der Südsee aber, wo gewaltige Unterschiede in der jährlichen Regenverteilung auf kleinem Raum vorhanden sind, gelingt dies nicht; ich habe das Regenjahr von November bis Oktober laufen lassen, weil wenigstens fast nirgends der Oktober mehr als $^1/_{12}$ der Jahresregenmenge erhält.

Von der Temperatur erscheinen am wichtigsten wieder die Mittelwerte des Jahres und der einzelnen Monate, woraus sich der jährliche Temperaturgang, die Folge der Wärmejahreszeiten ergibt, ausserdem aber der Höchst- und Mindestwert, der im Jahr erreicht wird, und die Monatswerte der mittleren täglichen Temperaturschwankung (Differenz zwischen dem Maximum des Tages und dem Minimum der Nacht), deren Kleinheit, zusammen mit hoher Luftfeuchtigkeit, in so vielen Tropengebieten die Akklimatisation des Europäers erschwert. Für den jährlichen Temperaturgang sind die fünf von Herrn Köppen angegebenen Typen praktisch: Beim äquatorialen ist der wärmste Monat weniger als 3 Grad wärmer als der kälteste, Wärmejahreszeiten sind kaum erkennbar. Bei den übrigen ist diese jährliche Temperaturschwankung grösser, und fällt die kühlste Jahreszeit meist 1—2 Monate nach der Wintersonnenwende. Liegt auch die wärmste, wie bei uns, ebensoviel später als die Sommersonnenwende, so sprechen wir vom europäischen Typus; ist die Verspätung durch Meereseinfluss noch grösser, vom maritimen oder Kapverden-Typus. Im indischen Typus wird es schon im Frühjahr vor Beginn der Sommerregen am wärmsten, und der sudanesische Typus zeigt die Wärmejahreszeiten der entgegengesetzten Erdhalbkugel.

Diesen sonderbarsten jährlichen Temperaturgang finden wir in Togo und Kamerun. Obwohl beide Länder auf der Nordhalbkugel liegen, wird dort Juli oder August, wann die benachbarte

Klimatabellen der Deutschen Schutzgebiete.

Temperatur in Celsius°

Gebiet	Station	Lage	Geogr. Breite	Höhe über Meer (Meter)	Jahresmittel	Wärmster Monat	Kältester Monat	Jahresschwankung	Jahres-Extreme Maximum	Jahres-Extreme Minimum	Mittlere Tagesschwankung der extremen Monate größte	Mittlere Tagesschwankung der extremen Monate kleinste
Togo	Kpeme	Küste	6,1	7	26,1	III 27,8	VIII 23,6	4,2	35,8	16,6	I 11,0	VII 7,8
	Amedschowe	Gebirge	6,8	770	21,7	III 23,2	VIII 19,7	3,5	31,9	15,4	II 10,8	VIII 6,7
	Bismarckbg	.	8,2	710	23,7	II 26,2	VIII 21,1	5,1	36,8	14,6	III 13,3	VII 8,0
	Wagaduga	Westsudan	12,1	450	26,9	III 31,4	I 23,7	7,7	42,0	10,3		
Kamerun	Duala	Küste	4,0	12	25,4	II 26,9	VIII 23,8	3,1	32,5	20,1	III 7,2	VII 4,5
	Baliburg	Gebirge	5,9	1340	18,1	III 19,3	VIII 17,0	2,3	31,6	6,0	XII 15,9	VII 7,5
	Kusseri	Tschadesee	12,1	295	27,2	V 32,6	XII 21,5	11,1	47,7	9,7	III 18,4	VIII 9,6
Deutsch Südwest Afrika	Swakopmund	Küste	22,5	7	15,2	II 17,4	VIII 12,7	4,7	40,6	2,5	VI 10,8	II 5,9
	Windhuk	Damaraland	22,6	1657	19,6	I 24,2	VI 13,6	11,5	34,6	-1,4	IX 15,7	II 12,5
	Ludwigsbucht	Küste	26,6	4	17,2	III 20,4	VIII 13,3	7,1				
	Kubub	Namaland	26,7	1530	14,4	I 20,9	VIII 8,3	12,6				
Deutsch Ost-Afrika	Tanga	Küste (Nord)	5,1	28	25,4	II 27,3	VIII 23,3	4,0	34,2	18,2	X 7,2	V 6,1
	Kwai	Usambara	4,7	1634	16,2	I 19,0	VIII 13,7	5,3	28,5	6,2	X 13,6	V 5,2
	Daressalam	Küste (Mitte)	6,8	8	25,3	I 27,5	VIII 23,1	4,4	33,1	17,2	VIII 8,9	I 5,3
	Lindi	Küste (Süd)	10,0	82	25,1	XII 26,8	VIII 23,6	3,2	35,7	14,3	VI 13,6	I 8,8
	Tosamaganga	Randgebirge	7,9	1600	17,5	II 20,0	VI 14,3	5,7	30,4	7,5	IX 13,8	IV 10,0
	Kigonsera	. .	10,8	1140	20,4	XI 23,9	VIII 17,5	6,4	32,8	10,4	X 11,7	II 6,8
	Tabora	Zentralplateau	5,0	1230	22,4	X 25,2	VI 21,1	4,3	35,6	10,8	VIII 15,9	III 11,5
	Bukoba	Victoriasee	1,3	1143	20,1	IV 20,8	VII 19,3	1,5	33,8	11,9	XII 11,5	VI 9,3
Südsee	Uelang	Marshall-J.	9,7	5	27,4	VIII 27,7	I 26,7	1,0	34,0	22,6	VIII 6,2	I 4,3
	Jaluit	. .	5,9	4	27,2	II 27,4	VIII 27,0	0,4	36,0	21,5	XI 8,3	IV 6,8
	Nauru	Ameel-Insel	0,5	8	27,8	IX 28,1	II 27,5	0,6	36,1	21,4	X 8,6	I 7,3
	Herbertshöhe	Neu-Pommern	4,3		25,9	I 26,3	VII 25,3	1,0	31,2	22,2	V 9,0	I 7,1
	Taisi	Salomons-J.	7,5		26,9	VIII 27,7	VII 26,5	1,2	35,7			
	Apia	Samoa	13,8	4	25,7	XII 26,3	VI 24,8	1,5	32,8	17,8	V 6,8	I 5,4
Kiautschou	Tsinglau	Küste	36,1	20	12,2	VIII 24,7	I -0,4	25,1	32,4	-9,5	XI 7,5	VII 5,1
Deutschland	Berlin	Tiefebene	52,5	49	9,2	VII 18,9	I -0,4	19,3	33,0	-14,9	VI 9,7	XII 4,3

(Die römischen Ziffern sind die Monatsbezeichnungen)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sahara ein Glutofen ist, der kühlste Monat. Am wärmsten wird die Zeit von Februar bis Mai, je weiter nach Norden, desto später (vergl. die Temperaturtabelle). Die Erklärung hierfür liefern die Windverhältnisse. Der im Sommer nach der heissen Sahara angesaugte Wind führt über Togo und Kamerun kühle Seeluft und macht den Sommer zur kühlsten und regnerischsten Jahreszeit. Umgekehrt wehen im Winter nach dem nun in Südafrika liegenden Wärme- und Luftauflockerungszentrum Winde, die für Togo und Kamerun trockene Landwinde sind. Sie bringen die trockenere Jahreszeit, die zugleich die wärmere wird, weil die abkühlende Feuchtigkeit fehlt. Der trockene, meist Staub führende Wind dieser Zeit ist in Togo als Harmathan unangenehm bekannt. Immerhin macht sich in der Wintermitte die Lage auf der Nordhalbkugel doch insofern bemerkbar, als in Togo bis zur Küste herab und in Kamerun bis etwa 4 Grad Nordbreite der Januar etwas kühler als Dezember und Februar wird. Dieses sekundäre Temperaturminimum vertieft sich nach Norden hin immer mehr; in Kusseri im Kameruner Tschadseegebiet und in Wagadugu, nordwestlich von Togo, ist es bereits das Hauptminimum des Jahres geworden, so dass dort ein für die Nordhalbkugel normaler Gang der Jahreszeiten Platz greift (Tabelle).

Die Jahresschwankung der Temperatur nimmt von der Küste nordwärts zu; nur in den Gebirgen ist sie etwas herabgedrückt (Amedschovhe, Baliburg). Auch die tägliche Schwankung wächst nach dem Innern und ist in der wolkenfreieren Trockenzeit grösser als in der feuchten. In Kusseri steigt sie im März schon im Monatsmittel auf 18 Grad und an einzelnen Tagen wohl bis 25 Grad. Es sind dort Maximaltemperaturen von 48 Grad beobachtet worden. April und Mai werden am Tschadsee so heiss und trocken, dass nach Rohlfs' Zeugnis selbst der Floh eingeht.

Die beiden Uebergangszeiten zwischen dem trockenen Winter und dem feuchten Sommer sind in beiden Kolonien reich an heftigen Gewitterstürmen, den gefürchteten Tornados. Die Hauptregenmengen fallen daher in den meisten Teilen zu Anfang und Ende des Sommers; in seiner Mitte zeigt sich ein Nachlassen der Regen, das an der Togoküste (Lome, Sebe) und der Südkamerunküste (Dipikar) schon wirkliche Trockenmonate aufkommen lässt. In Dipikar wird sogar schon das Winterhalbjahr (XI—IV) etwas regenreicher als das andere, so dass hier das Regenregime der Südhalbkugel über den Aequator hinübergreift.

Lange winterliche Regenpausen von drei und mehr Trockenmonaten zeigt Togo an der Küste und im äussersten Norden, Kamerun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Niederschlags-Verhältnisse.

Gebiet	Station	Lage	Geogr. Breite	Seehöhe in m	Regenhöhen in mm: Mittel	Maximal	Maximal Monat	Minimal	Minimal Monat	Verhältnis	Zahl der Jahre mit Regenhöhen <750	750/1250	>1250	Regenverteilung im Jahr (Erklärung am Schluß) I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
Togo	Lome	Küste	6,1	5	632	07	906	06	51	1,7	7	4	0	·	·	·	△	o	o	:	·	:	△	·	
	Sebe	-	6,3	5	935	07	1432	02	611	2,1	2	7	1				△	o	o	△		:	△	△	
	Tafiè	a. Agubo	6,7	250	1278	06	1639	07	801	2,0	0	3	6				△	o	o	o	△	o	o	△	:
	Misahöhe	Gebirg	7,0	590	1596	93	2584	02	862	2,9	0	9	2	·	△	△	o	o	o	o	o	o	o	△	:
	Bismarckb.	-	8,2	710	1391	89	1960	97	1004	1,8	0	1	5	:	:	△	o	o	o	o	△	o	o	·	:
	Kete Kratschi	Tiefland	7,8	107	1321	09	1811	07	822	2,1	0	6	5	·	:	△	o	o	o	o	o	o	o	:	
	Bassari	Bergland	9,3	404	1270	09	1530	07	985	1,6	0	3	4			:	△	o	o	o	o	o	o	·	
	Sansane	Tiefland	10,4	140	1090	06	1294	07	915	1,4	0	5	0				△	△	o	o	o	o	△		
Kamerun	Lipikar	Küste	2,2	180	2212						0	0	4	△	o	o	o	o	·		:	o	o	o	△
	Keibe	-	3,0	10	3068						0	0	5		△	o	o	o	o	△	o	o	o	o	△
	Duala	-	4,0	12	3951	94	9165	07	3200	1,7	0	0	19	:	△	o	o	o	o	o	o	o	o	o	△
	Debundscha	-	4,1	5	10149	02	14093	99	7321	1,9	0	0	14	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o	o
	Meanja	Kamerunberg	4,3	96	1936						0	0	4	·	:	△	o	o	o	o	o	o	o	△	
	Jaunde	Randgebirg	3,8	731	1579						0	1	4	:	△	o	o	o	o	△	△	△	o	o	o	:
	Joko	Hochland	5,6	1004	1368						0	0	2	·	·	:	o	o	o	△	o	o	o	△	
	Bamenda	Gebirg	6,0	1460	2634						0	0	5	·	:	o	o	o	o	o	o	o	o	:	·
	Garua	Benue-Tief	9,3	258	758						1	1	0				·	△	△	o	o	o	△		
	Kusseri	Tschade-Becken	12,1	295	468						2	0	0					:	△	o	o	△			
Südwest-Afrika	Grootfontein	Karstfeld	19,7	1530	592	93/97	799	00/05	311	2,5	8	1	0	o	△	△	:						·	:	△
	Windhuk	Damaraland	22,6	1630	368	93/03	673	97/02	185	3,6	18	0	-	△	△	△	:						·	·	:
	Rehoboth	Namahochl.	23,3	1460	258	93/03	599	00/05	111	5,4	22	-	-	△	△	△	·							·	·
	Omaruru	Damaraland	21,6	1160	273	97/05	415	02/04	145	2,9	11	-	-	△	△	:	·							·	:
	Gibeon	Namaland	25,1	1130	152	03/04	340	01/02	52	6,5	10	-	-	:	:	·	·								
	Okombingue	Swakopthal	22,4	940	184	02/05	337	01/04	59	5,6	9	-	-	△	△	·	·								·
	Keetmansh.	Namaland	26,5	1028	129	02/04	259	00/03	23	11,2	10	-	-	·	·	·	·								
	Swakopmund	Küste	22,7	7	17	01/02	29	03/04	3	9,4	9	-	-												
	P. Nolloth	-	29,3	12	71	01/02	105	02/03	3	30,9	14	-	-												
Kiau-tschou	Tsingtau	Küste	36,1	20	627	03	798	99	353	2,3	7	3	0				·	:	:	△	o	o	△	:		·
Deutsch-land	Berlin	Tiefebene	52,5	49	582	82	763	57	362	2,1	59	1	0	:	:	:	:	:	△	△	△	:	:	:	:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im mittleren und nördlichen Innern; sie sind die Ursache der dort herrschenden Steppenvegetation. Die Jahresmengen sind im tief gelegenen Norden, vor allem von Kamerun, gering; rund 600 km von der Küste wird die 1000-Millimeterlinie der Jahresregenmenge erreicht. In den Gebirgen regnet es mehr (Misahöhe, Bamenda) und ist die Verteilung im Jahr günstiger. An den Küsten beider Länder stossen wir bezüglich der Regenmengen auf so gewaltige Unterschiede, dass sie angesichts der Gleichartigkeit der sonstigen Grundlagen des Klimas kaum verständlich sind. Lome in Togo erhält 680 mm Regen im Jahr, d. i. weniger als Hamburg und für ein Tropenland äusserst wenig, während Debundscha am Kamerunberg mit 10 150 mm fast der regenreichste Punkt der Welt ist. Diese Unterschiede sind lokale Erscheinungen. Dieselbe Trockenheit wie in Lome findet sich nur an der Guineaküste, soweit sie ostnordöstlich streicht; sie wird mit dem kalten Küstenwasser in Zusammenhang gebracht. Und geht man von Debundscha nur 25 km weiter an der Küste, so findet man in Viktoria statt 10 m nur noch 4 m und 50 km landein im Regenschatten des Kamerunberges auf der Station Meanja nur noch 2 m Regenhöhe. Immerhin ist die ganze Kamerunküste als ein auch für tropische Verhältnisse sehr feuchtes Gebiet anzusehen, und ein rund 200 km breiter Urwaldgürtel hat die Erschliessung des Gebietes stark verzögert. Aus der Busch- und Baumsteppe des trockeneren Togolandes und aus dem mittleren und nördlichen Innern Kameruns aber tauchen nur in den Bergländern vereinzelte Waldflecken hervor.

Die Regenvariabilität, das Verhältnis der Mengen des reichsten und ärmsten Jahres, steigt nach den allerdings noch kurzen Beobachtungsreihen kaum über 2, nur in Misahöhe war sie fast = 3. Bei der geringen absoluten Menge in Togo sind aber auch dabei regenarme Jahre, besonders auch wegen der zeitlichen Verschiebungen der Regen, schon sehr bedenklich. Die Unterschiede auf kleinem Raum sind dabei recht gross; so war z. B. 1907 für die Togoküste das feuchteste, für den Norden das trockenste Jahr. Aus Kamerun fehlt es noch sehr an Beobachtungsmaterial; nur aus Duala und Debundscha besitzen wir mehr als fünfjährige Beobachtungsreihen.

Das Klima von Deutsch-Südwestafrika wird wesentlich durch die Einflüsse bestimmt, die ein vorgelagertes kaltes Meer auf das Küstenland eines heissen Kontinentes ausübt. Die Benguëlaströmung mit Oberflächentemperaturen, die auf 14 Grad sinken, in Wechselwirkung mit dem heissen Innerafrika, erzeugt hier eines der trockensten Klimate der Welt. Die Küste ist durch das kalte Meer derartig abgekühlt, dass die Linien gleicher Jahrestemperatur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Niederschlags-Verhältnisse.

Gebiet	Station	Lage	Geogr. Breite	Stationshöhe in M.	Regenhöhen in mm Mittel	Maximal	Minimal	Variabilität	Zahl der Jahre mit Regenhöhen <750	750/1250	>1250	Regenverteilung im Jahr (Erklärung unten) I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
Deutsch-Ost-Afrika.	Tanga	Küste Nord	5°5'	28	1560	05/06 2442	97/98 793	3,1	0	6	9	: −	△	△	○ +	○ +	△	△	△	△	△	○ +	△
	Kwamkoro	Ost-Usambara	5,2°	955	2218	04/05 3399	04/07 1456	2,3	0	0	11	△ −	△	○	○ +	○ +	△	○	△	△	○	○ +	△
	Kwai	West- "	4,7°	1634	873	02/03 >1380	98/99 600	2,2	4	5	0	△ +	△ +	△ +	○ +	△ +	·	:	−		:	△ +	△ +
	Moschi	Kilimandjaro	3,3°	1147	1218	07/08 1643	04/05 ca. 750	2,2	0	5	4	·	△	○ +	○ +	○ +	:	:	· −	·	·	△	△ +
	Daressalam	Küste Mitte	6,8°	8	1105	05/06 1660	97/98 455	3,5	1	8	7	△	△	○ +	○ +	○ +	:	:	· −	:	:	△	△ +
	Lindi	" Süd	10,0°	82	847	07/08 1036	97/98 520	2,0	3	9	0	○ +	△ +	○ +	○ +	:	−					△	△ +
	Usamagama	Randgebirge	7,9°	1600	532	99/00 682	02/03 ca. 400	1,7	8	0	0	○ +	○ +	△ +	△ +				−	−		·	△ +
	Mahenge	Hinterland	8,7°	1025	1726	06/07 2393	03/04 1240	1,9	0	1	5	○ +	○ +	○ +	○ +	△	:	·	−		:	△	○ +
	N'Langenbi	Passa-Gebiet	9,3°	1550	2121	03/04 2468	07/08 1763	1,4	0	0	8	○ +	○ +	○ +	○ +	○ +	△	△	: −	: −	△	△	○
	Tabora	Zentralplateau	5,0°	1214	791	02/03 1260	99/00 571	2,2	5	4	1	○ +	△ +	○ +	○ +				−			△ +	△ +
	Usumbura	Tanganjika	3,3°	800	563	04/05 1187	01/02 681	1,7	3	4	0	△ +	△ +	○ +	○ +	△		−		:	△	△ +	△ +
	Schirati	Victoriasee	1,1°	1150	688	05/06 ca. 800	04/05 368	1,4	5	1	0	:	△ +	△ +	○ +	○ +	:		−	·	:	△	△ +
	Kwiriwiri	" Insel	2,0°	1200	1351	05/06 1600	01/02 1054	1,5	0	1	4	○ +	△	○ +	○ +	△	:	−	△	·	△ +	○ +	○ +
	Bukoba	" West	1,3°	1143	1898	97/98 2501	ca. 1600	1,6	0	0	7	△	○	○ +	○ +	○ +	: −	:	△	△	△	○ +	○ +
				Länge								% XI-IV											
Südsee	Jap	West-Karolinen	9,1°	138 W.	3250	03/04 4042	02/03 2506	1,6	39		7	○	○	○	○ −	○	○	○ +	○ +	○ +	○ +	○ +	○
	Uelang	Marschall-I.	9,7°	161°	2016	04/05 2534	00 1353	1,9	33		9	△	: −	△	○	○ +	○	○ +	○ +	○ +	○ +	○ +	△
	Jaluit	" "	5,9°	170°	4096	04/05 4660	05/06 3395	1,4	47		10	○	○ −	○ +	○ +	○ +	○ +	○ +	○	○ +	○	○	○ +
	Nauru	Einzel-Insel	0,5°	167°	1910	99/00 3451	97/98 5956	2,3	56		9	○ +	○ +	△ −	△	○	○	○ +	○	○	△	○ +	○ +
	Hahnhöhe	Kais. Pommern	4,3°	157°	2209	91/92 2844	93/94 1573	1,8	64		15	○ +	○ +	○ +	○ +	○	△	○	○	○	△ −	○	○ +
	Seharsort	Kais. Wilhelms-Land	5,9°	146°	3004	00/01 3992	01/02 2557	1,7	75		14	○ +	○ +	○ +	○ +	○	△	△	△ −	○	○	○ +	○ +
	Sattelberg	" "	6,5°	148°	4194	93/94 5513	04/05 2890	1,9	26		14	△	△ −	○	○	○ +	○ +	○ +	○ +	○ +	○ +	○	○
	Apia	Samoa	13,8°	172 W.	2927	91/92 4024	04/05 2081	1,9	74		15	○ +	○ +	○ +	○ +	○	○	△ −	△	○	○	○ +	○ +

Erläuterung.

Regenhöhe: Es hoch wurde der gefallene Regen stehen, wenn er nicht abfließ, versickerte und verdunstete.

Regenverteilung: Es bedeutet + mehr als 1/12 der Jahresmenge, + feuchtester Monat, − trockenster Monat, ○ mehr als 125 mm, △ 50-125 mm, : 30-50 mm, · 15-30 mm, kein Zeichen unter 15 mm.

% Im Südseegebiet (% XI-IV) = Regenhöhe des Halbjahres XI-IV in Prozenten der Jahresmenge. Nauru hatte 3 Jahre unter 1250, davon 2 unter 750 mm Regen.

nicht parallel zu den Breitekreisen, sondern fast parallel zur Küste laufen; und der Temperaturanstieg nach dem Innern ist so stark, dass 1600 m hohe Binnenstationen noch wärmer als die Küste in gleicher Breite sind (vergl. Swakopmund und Windhuk). Am stärksten sind diese Verhältnisse natürlich im Südsommer ausgeprägt; der wärmste Monat ist in Windhuk 7 Grad wärmer als in Swakopmund. Der jährliche Temperaturgang ist der der Südhalbkugel nach europäischem Typus, an der Küste, dem Meereseinfluss entsprechend, nach dem Kapverdentypus, so dass erst der März der wärmste Monat wird. Die jährliche Temparaturschwankung ist an der Küste klein (5 bis 7 Grad); sie nimmt nach dem Innern und nach Süden merklich zu. Die Luftbewegung ist fast das ganze Jahr vorwiegend vom Ozean nach dem Land gerichtet. In Swakopmund weht dreimal so oft Seewind als Landwind; dies Verhältnis wächst im Dezember gar auf 6½ und bleibt auch noch im Juni über 1½. Die Luft hat über dem kalten Meer wenig Feuchtigkeit geladen und kann erst nach starkem Aufstieg landein Wasser abgeben. So finden wir eine fast regenlose Küste, an die sich nach dem Innern hin Streifen langsam wachsender Jahresregenmenge reihen. Aber äusserst regen- und wolkenarm bleibt das ganze Land. Die tägliche Temperaturschwankung ist demgemäss gross, und die nächtliche Abkühlung so energisch, dass auch noch in der in der heissen Zone liegenden Gebietshälfte der Europäer körperlich arbeiten kann. Im hochgelegenen Innern kommt im Südwinter Frost vor, und an der Küste bringen die kalten Nächte trotz der geringen absoluten Feuchtigkeit reichlich Tau und in der Frühe Nebel, so dass hier, wo Jahre ohne messbare Regenmenge vorkommen, Rost und Schimmel die Plagen des Haushalts sind. Einzelne Tage zeigen an der Küste sehr hohe Maximaltemperaturen, und zwar mitten im Winter, wenn einmal der Wind aus dem Innern nach der See weht. Er hat herabsteigend Föhnwirkung und kann Maxima von etwa 40 Grad erzeugen. So war in Walfischbay am 5. Juli 1891 das Maximum 39 Grad und am 3. Juli 1891 das Minimum 6 Grad, am 3. Juni 1889 das Maximum 35,5 Grad, das Minimum 10,4 Grad, was 25 Grad Erwärmung in zirka 6 Stunden bedeutet, am Meer ein ungeheurer Betrag.

Die durchschnittliche Regenzeit ist der Südsommer; erst an der Südgrenze (Pt. Nolloth) kommen Winterregen auf. Die Regen aber fallen äusserst unregelmässig, auf einzelne Gewittertage verteilt, meist bei Winden aus nördlicher bis östlicher Richtung. Die Mittelbildung kann daher hier leicht zu falschen Vorstellungen verleiten. Als groteskes Beispiel sei die Station Udabis angeführt, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1899/1900 214 mm Regen erhielt; davon fielen 20 mm an einem Tag im Oktober, der Rest im März, und zwar 180 mm an zwei aufeinanderfolgenden Tagen. Bei dieser Form der Regenversorgung ist es verständlich, dass auch die Wasserläufe nur periodisch fliessen; nach entsprechendem Regenguss „kommen sie ab", sonst liegen sie trocken. Die Regenvariabilität ist ungeheuerlich; der Hellmannsche Quotient kann unendlich gross werden, da Jahre ohne messbaren Regen vorkommen. Die Frage der Wasserversorgung ist die Lebensfrage für alle Kulturen dieses Landes, die sich hauptsächlich auf Weideland konzentrieren. Für die Ermöglichung von Regenprognosen aber fehlt alles Beobachtungsmaterial; man hat in letzter Zeit nur den Regen gemessen, und auch diesen nicht einmal immer.

In Deutsch-Ostafrika sind nach dem jährlichen Temperaturgang drei Gebiete zu unterscheiden. Im Nordwesten, etwa bis zur Breite von Udschidschi am Tanganjika und bis zum 36. Längengrad herrscht das äquatoriale Klima mit minimaler Jahresschwankung; in Bukoba am Viktoriasee ist der wärmste Monat nur 1,5 Grad wärmer als der kälteste. Oestlich hieran anschliessend, zieht sich ein rund 200 km breiter Streifen bis etwa 8 Grad Süd an der Küste des Indischen Ozeans entlang. In ihm ist unter dem Einfluss des im Südsommer wehenden Nordostmonsunwindes die Zeit nach der Sommersonnenwende die regenloseste und heisseste, dem europäischen Typus entsprechend (Tanga, Kwai). Der Süden der Küste aber und der grösste Teil des Innern der Kolonie gehört dem indischen Klimatypus an, wo der wärmste Monat ins Frühjahr (Oktober, November) vor Beginn der Sommerregen fällt. In diesem Gebiet herrscht fast das ganze Jahr der Südostpassat, und nur in der Sommermitte, wo im Nordosten der Monsun vorwaltet, weicht im Innern und im Süden der Südostpassatwind mitunter leichten Winden aus wechselnder Richtung. Die Zeiten kräftiger Entwickelung einer gleichmässigen Windströmung sind Trockenzeiten, die Uebergangszeiten mit schwächerer Luftbewegung Regenzeiten. Da nun im Monsunklima des Nordostens sowohl der Monsun in der Sommermitte wie der Passat in der Wintermitte sich mächtig entwickeln, finden wir dort zwei Trockenperioden, die durch die beiden Regenzeiten — die grosse von Mitte März bis Mai, die kleine im November — geschieden sind. Im Gebiet des indischen Typus dagegen kommt nur der Südostpassat zu allerdings langdauernder und starker Entfaltung, so dass eine intensive Trockenheit etwa von Mai bis Oktober entsteht, während der Sommer die einzige Regenzeit mit den Hauptregen in seiner Mitte darstellt. Im Monsunklima weist um-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gekehrt die Sommermitte noch trockenere Monate als die Wintermitte auf, in der sogar in einzelnen Teilen eine schwache Regenzeit, die dritte, entsteht (vergl. Kwamkoro, wo der Juli regenreicher als Juni und August ist).

Die langen Trockenzeiten, besonders des Passatklimas, sind die Ursache der verbreiteten Steppenvegetation, die nur in den Gebirgen, wo die Bodenerhebung zusätzliche Niederschläge verursacht, anderen Formen weicht. Die mittleren Jahrestemperaturen und die Jahresmaxima sind an der Küste und auf den Binnenplateaus (Tabora) sehr hoch, in den Gebirgsländern (Usambara, Kilimandscharo, Uhehe, Konde) wesentlich niedriger; und da zugleich die tägliche Temperaturschwankung nach dem Innern merklich wächst, erlauben diese Gebirgsländer in grösseren Höhen auch dem Europäer körperliche Arbeit.

Nach der Jahresregenmenge ist Deutsch-Ostafrika ein trockenes Land; etwa $^4/_{10}$ seines Areals erhalten nur 500—750 mm Regen, also etwa soviel wie Deutschland, und nur ¼ der Fläche bekommt über 1000 mm. In den Gebirgen gibt es freilich auch sehr regenreiche Stationen; den Rekord hält die Emin-Plantage in Uluguru mit 3900 mm im Mittel und 5430 mm maximal. Hier wie in Usambara und Konde sind Regenmonate mit rund 1000 mm Niederschlag vorgekommen. Die Regenvariabilität dürfte am grössten im Uebergangsgebiet zwischen Monsun- und Passatklima sein (Daressalam) und in jenem wiederum grösser als in diesem. Hungerjahre im Monsunklima pflegen nicht mit solchen im Passatklima zusammenzufallen, das überhaupt ärmer an solchen ist. Auch auf kleinem Raum zeigen sich darin grosse Unterschiede, wie z. B. auf den je im gleichen Gebiet liegenden Stationspaaren Neuwied und Usumbura bzw. Lindi und Mahenge, wo das feuchteste Jahr der einen Station das trockenste der anderen war. Dass neuerdings Anhaltspunkte zur Prognose kommender Regenperioden aufgesucht werden, wurde bereits eingangs erwähnt. Die vielfach gefundenen Anzeichen einer Austrocknung Südafrikas können auf eine Abnahme der Regenmengen nicht zurückgeführt werden; in der über 30jährigen Reihe von Sansibar fallen vier der fünf feuchtesten Jahre in das letzte Jahrzehnt.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass wir aus Deutsch-Ostafrika auch klimatologische Daten aus der Hochatmosphäre durch die Expedition der Herren Berson und Elias kennen. Danach reicht der Nordostmonsun an der Küste nur in etwa 1500 m Höhe, der Südostpassat dagegen ist an der Küste etwa 5000, am Viktoriasee zirka 3000 m mächtig. Ueber ihm folgt im Innern ein Antipassat, über ihm der grosse Ostwind, der die ganze Erde umkreist; doch sind in grossen Höhen auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwer erklärbare Westwinde angetroffen worden. Die Temperaturabnahme mit der Höhe ist sehr stark; in 19 km Höhe wurde über dem Viktoriasee —84 Grad C., die niedrigste, je auf der Erde in freier Atmosphäre gemessene Temperatur, gefunden.

Während sich das Klima der afrikanischen Kolonien aus der Wechselwirkung des wärmsten und ungegliedertsten Kontinents mit den umspülenden kühlen Meeren erklärt, tritt uns in unserem Südseebezirk eine auf ungeheure Wasserflächen der wärmsten Teile des Weltmeers verteilte Inselflur entgegen, die von Samoa in 14 Grad Süd bis zu den Marianen in 20 Grad Nord ganz in die Tropen fällt. Der äquatoriale Klimatypus, verschärft durch die wärmeausgleichende Wirkung des Meeres, beherrscht das Gebiet. Die jährliche Temperaturschwankung liegt überall unter 2 Grad, mitunter sogar unter 1 Grad. Nur im Mittel vieler Jahre und selbst dann nicht überall, fällt der wärmste Monat in den Sommer, der kühlste in den Winter der betreffenden Halbkugel, auch wenn diese vom meteorologischen Aequator (etwa 5 Grad Nord) aus gerechnet werden. Die mittleren Jahrestemperaturen liegen zwischen 25,7 und 27,8 Grad. Auch die tägliche Wärmeschwankung wird durch den Seeeinfluss klein; am Meer erreicht sie nirgends in irgendeinem Monat 10 Grad. Im Innern von Kaiser-Wilhelmsland wird sie allerdings zweifellos grösser sein, doch fehlen uns Messungen. Am Owen-Stanley in Britisch-Neuguinea sind Tagesschwankungen von zirka 15 Grad beobachtet worden. Auf den Hochgebirgen Neuguineas ist Schnee zu erwarten. Im Meeresniveau kommen stärkere Temperaturschwankungen eigentlich nur durch Regengüsse zustande und, abweichend von sonstigen Erfahrungen, zeigen hier mitunter regenreichere Orte oder Zeitabschnitte die grössere tägliche Wärmeschwankung (vergl. z. B. Jaluit und Ujelang; auch erhält in Ujelang der August mit grösster Wärmeschwankung viermal soviel Regen, als der Januar mit der kleinsten Schwankung).

Die Niederschläge hängen vom Wind ab. Nördlich vom meteorologischen Aequator herrscht der Nordost-, südlich von ihm der Südost-Passat vor; beide sind getrennt durch eine Zone mit schwachen Winden und grossem Regenreichtum (Jaluit und Ostkarolinen). Am kräftigsten weht der Passat im Winter der betreffenden Halbkugel, und in seiner gleichmässigen Strömung pflegen die Niederschläge nachzulassen. Im Sommer dagegen saugen die erhitzten Erdteile Asien bzw. Australien Monsunwinde an, die die Passate schwächen oder auslöschen. So finden wir die Einwirkung des asiatischen SO-Monsuns auf den Marianen, Palau und Westkarolinen, die des australischen NW-Monsuns auf Neu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

guinea, dem Bismarckarchipel und den Salomonen. Auch auf Samoa treten die im Südwinter herrschenden Winde aus dem Sektor O bis SW (im Juni 91 Proz.) im Sommer etwas zurück (im Februar nur 70 Proz.). Unter den dann aufkommenden, meist böigen Winden mit nördlicher Komponente finden wir auch die berüchtigten, glücklicherweise seltenen Samoaorkane. Von den Wirbelstürmen der Nordhalbkugel sind die am häufigsten im Frühling und Herbst vorkommenden Taifune zu nennen, die mitunter die Marshallinseln, Karolinen und Marianen heimsuchen.

Von der Regel, dass im allgemeinen das Sommerhalbjahr regenreicher ist, finden sich auf Inseln mit starker Landerhebung Ausnahmen, indem hier an den einzelnen Küsten der Jahresteil regenreicher wird, in dem der herrschende Wind für die betreffende Küste Seewind ist. Ein Beispiel für die dann entstehende entgegengesetzte Regenverteilung an nahe gelegenen Plätzen desselben Gebiets, bieten Stephansort, dem NW-Monsun ausgesetzt mit Sommerregen, und Sattelberg, dem SO-Passat offen mit Winterregen. Die absoluten Regenmengen sind überall gross, und kräftige Wälder bedecken die Inseln; am trockensten ist noch das ausgesprochene Nordostpassatgebiet (Marshallinseln, Marianen), ein Streifen am astronomischen Aequator (Nauru) und einzelne im Windschatten des Regenwindes ihrer Umgebung gelegene Orte; aber fast nirgends sinkt die durchschnittliche Jahresmenge unter 2000 mm. Kolossal aber sind die Schwankungen in der Regenverteilung je nach der Entwickelung der Windsysteme in den einzelnen Jahren. Das groteskeste Beispiel ist Nauru, wo Jahre mit etwa 500 und solche mit über 3000 mm Regen vorgekommen sind, und wo in jedem Monat die Menge von weniger als 25 bis über 280 mm geschwankt hat. Aber auch auf Neuguinea haben die einzelnen Jahresteile ungeheuer verschiedene Regenmengen gezeigt, z. B. Stephansort VI—X 1897, 1106 mm; VI—X 1905, 140 mm, und Tami VIII 1896 143 mm, VIII 1898 1429 mm.

Das Klima von Kiautschou ist ein Monsunklima von grossartigster Regelmässigkeit. Im Sommer weht nach dem heissen Innerasien der feuchte Südostmonsun, der Regen, Gewitter und Wolken und damit kleine tägliche Temperaturschwankung bringt. Im Winter bläst umgekehrt aus dem kalten Sibirien nach dem Ozean der trockene Nordwestmonsun, der trockene Kälte, Wolkenlosigkeit und grosse tägliche Wärmeschwankung verursacht. Die Jahresschwankung der Temperatur wird danach trotz der Lage am Meer sehr gross. Während der wärmste Monat Juli in Tsingtau ebenso warm ist wie in Cadix in gleicher geographischer Breite in Westeuropa, ist der Januar ebenso

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kalt wie in Berlin, das 16 Breitegrade nördlicher als Tsingtau liegt; auch die Zahl der Frosttage ist in Berlin und Tsingtau fast genau die gleiche, 75 und 79. Ueberhaupt zeigen diese so sehr verschiedenen Plätze sonderbar viele Gleichartigkeiten. Auch die durchschnittliche Höchsttemperatur des Jahres ist fast dieselbe; und auch die Regenmengen des Durchschnittsjahres, des Maximal- und des Minimal-Jahres unterscheiden sich sehr wenig. Der gewaltige Unterschied liegt einmal in der Mitteltemperatur des wärmsten Monats (7 Grad Differenz) und vor allem in der ganz anderen jährlichen Regenverteilung. In Berlin erhält kein Monat unter 30 mm Niederschlag, und der regenreichste im Mittel nicht doppelt soviel wie der regenärmste. In Tsingtau aber konzentriert sich der ganze Niederschlag auf den Sommer; das ganze Winterhalbjahr (XI—IV) erhält nicht 20 Prozent der Jahresmenge. Trockene Kälte mit schneidendem Wind und ohne Schnee, mitunter mit Staubstürmen, ist hier die Signatur des Winters.

Ich möchte diese kurze Darstellung des Klimas unserer Kolonien mit dem praktischen Wunsche schliessen, es möge, wie es in Deutsch-Ostafrika und Samoa der Fall ist, auch in jedem andern deutschen Schutzgebiet ein Fach-Meteorologe mit der sachgemässen Organisation der Klimaforschung und des meteorologischen Dienstes in der Kolonie beauftragt werden.

Geh. Hofrat Prof. Dr. **Hans Meyer:** In seiner sehr übersichtlichen Klimaschilderung hat der Herr Redner bezüglich der Frage über die sogenannte Austrocknung Afrikas gezeigt, dass diese Frage nicht auf Abnahme der Regenfälle zurückgeführt werden könne. Es würde mich sehr interessieren, Herrn Prof. Maurers Ansicht darüber zu hören, worauf die tatsächliche Abnahme der Gletscher zurückzuführen ist. Gletscher haben wir jetzt im tropischen Afrika auf dem Kilimandjaro, Kenia und Ruwensori. Auf dem Kilimandjaro fand ich zuerst 1887 alte glaziale Ablagerungen bis zu ca. 3800 m, später Fritz Jäger bis ca. 3500 m herab. An der Südwestseite des Ruwensori reichen alte Moränen nach Beobachtungen der Expedition des Herzogs der Abruzzen sogar bis etwa 1500 m Höhe (?) herab, wobei die viel weitere Ausdehnung des Ruwensorigebirges zu berücksichtigen ist, auf dem sich viel grössere Gletscher entwickeln konnten. Aehnliche Höhen wie am Kilimandjaro beobachtete ich 1903 im tropischen Südamerika (Ecuador). Im allgemeinen wird man die Höhenlage diluvialer Gletscherstreckung im Tropengebiet zwischen 4000 und 2000 m, d. h. 800 bis 1000 m tiefer als heute, annehmen können, je nach der Lage und Höhe des Berges und nach der Grösse der Firnmulden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was diesen tatsächlichen Beobachtungen gegenüber in viel tieferen Höhenlagen der Tropengebiete für glazial erklärt worden ist, hat sich bei näherer Prüfung als irrig erwiesen; z. B. am Njassasee und am Ober-Kongo. Es sind Verwitterungsgebilde.

Sehr überrascht hat mich deshalb die Angabe des Herrn Dr. Neuhauss in seinem gestrigen, vor dem Kongress gehaltenen Uraniavortrag, dass er in Neu-Guinea unter ca. 7° südlicher Breite alte Moränen und erratische Blöcke im Küstengebiet gefunden. Die schönen Photographien, die Herr Neuhauss von diesen angeblichen erratischen Blöcken gezeigt hat, haben mich aber nicht von ihrer glazialen Natur überzeugt. Sie haben ganz die Gestalt der sogenannten „Wollsäcke" verschiedener verwitterter Gesteine. Solange nicht geschmammte oder geschliffene Felsen, gekritzte Geschiebe, konzentrische Moränenwälle und dergl. nachgewiesen sind, bezweifle ich die glaziale Natur der von Herrn Neuhauss gefundenen Blöcke und Ablagerungen.

Dr. **Vageler,** Königsberg i. Pr.: Auf Grund der neueren, besonders auch russischen und amerikanischen Arbeiten erscheint es notwendig, in der Pflanzengeographie mehr als bisher die Bodenkunde zur Beurteilung der Existenzbedingungen bestimmter Formationen heranzuziehen. Es kommt den Pflanzen nur auf das Wasser an, das sie benutzen können, und dessen Menge hängt neben den Niederschlägen vom Boden ab. Selbstverständlich muss man sich darüber klar bleiben, dass in gewissem Sinne der Boden selbst eine Funktion des Klimas ist, mithin die Klimatologie das erste Wort behält.

Dann möchte ich darauf aufmerksam machen, dass Messungen der chemischen Lichtintensität nach Wiesners Methode für praktische Zwecke von grosser Bedeutung sind. Die Frage der Schattenpflanzen ist bekanntlich sehr wichtig. Sie wird sich endgültig und eindeutig nur durch zahlenmässiges Material lösen lassen, wofür heute in Wiesners Methode ein Weg gegeben ist. Es wäre wünschenswert, wenn bald einmal derartige Beobachtungen in grösserem Umfange angestellt würden.

Prof. Dr. **Dove,** Berlin: Deutsch-Südwestafrika müsste bei einer Neueinrichtung eines fachmännisch geleiteten meteorologischen Dienstes unbedingt endlich berücksichtigt werden. Die Wasserfrage ist dort eine Lebensfrage allerersten Ranges. Sie hängt auf das engste mit den klimatischen Verhältnissen zusammen. Die Summen, welche hier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für ausgegeben werden, bedeuten keine Mehrausgabe, sondern eine Ersparnis für künftige Zeiten.

Prof. **Thorbecke**, Mannheim: Herr Professor Dove hat soeben eine Lanze für Südwestafrika gebrochen; ich möchte dasselbe für Kamerun tun, nicht aus Konkurrenz gegen Südwest — das liegt uns hier ja fern — aber im ureigensten Interesse der wirtschaftlichen Entwickelung unserer grossen westafrikanischen Tropenkolonie. Auch für Kamerun gilt das vorhin für Südwest gesagte: die Kosten für die erstmalige Einrichtung eines meteorologischen Dienstes über die ganze Kolonie hin machen sich nicht nur auf Jahre, auf Jahrzehnte hinaus bezahlt.

Heute liegen, mit Ausnahme der paar Küstenorte und des Hauptpflanzungsgebiets um den Kamerunberg, fortlaufende Reihen meteorologischer Beobachtungen nur von wenigen Punkten der Kolonie vor. So haben wir z. B., abgesehen von Expeditionsbeobachtungen, von den Bergländern am Kupe und Manenguba nur zwei nicht gerade vertrauenerweckende Einzelablesungen von R.-Thermometern! Von den andern klimatologischen Elementen haben wir auch nicht von einem einzigen Punkt in diesem mit jedem Kilometer des fortschreitenden Bahnbaus wirtschaftlich wertvoller werdenden Teil Kameruns bis jetzt irgendwelche brauchbaren Messungen. Ich habe — soweit ich es heute übersehen kann — das ganze vorhandene Material beisammen, bin aber völlig ausser stande, in einer eben von mir vorbereiteten Monographie über das Bakosiland mehr als allgemeine Angaben über das Klima zu machen.

Ich meine, es müsste sich auch in Kamerun ein Zusammenarbeiten einer — allerdings noch zu schaffenden — Zentrale für meteorologische Beobachtungen mit den Stationen und Privatleuten, da vor allem mit den Pflanzern und Missionaren erreichen lassen, wie das mit grossem Erfolg in Deutsch-Ostafrika geschehen ist, an dem dem Herrn Vortragenden ein wesentlicher Anteil gebührt.

Ein solcher meteorologischer Dienst könnte sich sehr leicht zu einem „geographischen Landesamt" auswachsen, bei dem neben den meteorologischen Beobachtungen alle Fäden der landeskundlichen Einzelforschung von Behörden und Privaten in dem weiten Schutzgebiet zusammenlaufen müssten. Dieses „geographische Landesamt" wäre dem Gouvernement direkt zu unterstellen und hätte einen grossen Teil seiner Arbeit „im Umherziehen" zu leisten; sein Leiter müsste vor allen Dingen erst einmal in möglichst vielen Orten, besonders des Binnenlandes, einen regelmässigen meteorologischen Beobachtungsdienst ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richten und seine schon heute vorhandenen, aber noch sehr schwachen Anfänge systematisch ausbauen. Eine einigermassen sichere Weiterentwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse des durch die Bahnbauten in gewaltigem Aufsteigen befindlichen Schutzgebiets erheischt gebieterisch gerade hier einen gründlichen Wandel. Alle Kulturversuche mit Baumwolle, Kautschuk, Tabak, Faserpflanzen und anderem hängen völlig in der Luft ohne zuverlässige meteorologische Grundlage. Der Erfolg der Anbauversuche mit Baumwolle in Ostafrika beruht zu einem guten Teil auf dem in dieser Kolonie ausgezeichnet arbeitenden meteorologischen Dienst.

Paul Staudinger, Berlin: In Ergänzung zur Klimaforschung von Westafrika kann ich die erfreuliche Mitteilung machen, dass in sehr dankenswerter Weise durch die Kais. Leopoldinische Carolinische Akademie der Wissenschaften in Halle die vier- bis fünfjährigen Beobachtungen von G. A. Krause im alten Salage, Kete Kratschie usw., welche teilweise schon 20 Jahre zurückliegen, nun doch veröffentlicht werden und bald in den Heften der Akademie erscheinen. Krause, der sich in erster Linie mit linguistischen Forschungen beschäftigt, hat mit der ihm eigenen grossen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit auf meteorologischem Gebiete beobachtet und auf die kleinsten und verschiedenartigsten Details Gewicht gelegt. Die Beobachtungsstellen lagen in dem Gebiete des Harmattans, jenes immer noch nicht völlig aufgeklärten, von Norden resp. Nordosten kommenden Wüstenwindes. Den Fachleuten wird die Arbeit Krauses sicher von Wert sein.

Weniger erfreulich ist eine andere Sache. Man hat schon seit längerer Zeit die Veröffentlichung meteorologischer Beobachtungen aus Südwestafrika vermisst und hört jetzt, dass seit 1½ Jahren keine solchen in Berlin eingetroffen sind. Gerade für Südwestafrika ist doch die Kenntnis der Klimatologie von besonderer Wichtigkeit, und die Regenmessung besitzt dort eine erhöhte Bedeutung für das ganze Wirtschaftsleben. Es wäre sehr bedauerlich, wenn man über das regenreiche verflossene Jahr keine Aufzeichnungen erhielte. Meteorologische Stationen gibt es doch schon lange dort. Also im Interese der Wissenschaft und Wirtschaft ist zu hoffen, dass wir bald wieder mehr von meteorologischen Beobachtungen Südwestafrikas hören.

Prof. Dr. **Hans Maurer,** Berlin: Bezüglich der Anfrage von Herrn Geh. Rat H. Meyer über andere Ursachen der tatsächlich konstatierten Austrocknung Südafrikas, wenn eine Abnahme der Regenmengen nicht zu konstatieren ist, möchte ich auf die Ansicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Herrn Prof. Eckert hinweisen, der dafür die Entwaldung verantwortlich machen will. Dass sie dabei mitwirken wird, ist wohl wahrscheinlich; ob aber die Entwaldung die einzige Ursache ist und intensiv genug wirkt, kann bezweifelt werden.

Dass nicht, wie Herr Dr. Vageler wünscht, die Bodenfeuchtigkeit in den Kolonien gemessen worden ist, liegt wesentlich auch an dem Mangel von Messungsmethoden. Als einen mir darüber bekannt gewordenen Vorschlag möchte ich die Messung des Feuchtigkeitsgehalts im Boden durch Bestimmung des elektrischen Leitungswiderstandes erwähnen, über deren Brauchbarkeit aber noch nichts bekannt geworden ist. Ausser der chemischen Lichtintensität wird für die Pflanzengeographie auch die Verdunstung von grosser Bedeutung sein. Sie hängt ausser von der Temperatur stark vom Wind und anderen Faktoren ab, so dass eine direkte Messung dieser Grösse notwendig wird.

Ueber die tierischen Baumwollschädlinge unserer afrikanischen Kolonien.

Von Dr. **W. La Baume**, Assistent am Kgl. Zoologischen Museum in Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

In Anbetracht der kurzen, hier zur Verfügung stehenden Zeit muss ich mich darauf beschränken, hier nur das Wichtigste, was bisher über die Naturgeschichte und Bekämpfung der in unseren afrikanischen Kolonien vorkommenden Baumwollschädlinge bekannt geworden ist, zusammenzufassen, dies und jenes Neue hinzuzufügen und auf die Lücken, die es hier noch am notwendigsten auszufüllen gibt, hinzuweisen. Eine ausführliche Liste der bisher in Togo und Deutsch-Ostafrika festgestellten Baumwollschädlinge — andere Kolonien kommen ja noch nicht in Betracht — finden Sie in der soeben erschienenen zweiten Auflage der „Anleitung für die Baumwollkultur in den deutschen Kolonien" von Professor Dr. Zimmermann (Berlin 1910, Kolonial-Wirtschaftliches Komitee), woselbst auch die ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlägige Spezialliteratur aufgeführt ist. Durch die Freundlichkeit des genannten Autors bin ich in die Lage gesetzt worden, seine Schrift noch rechtzeitig studieren zu können. Eine Ergänzung der von ihm mitgeteilten Liste in systematischer und faunistischer Hinsicht gedenke ich demnächst an anderer Stelle zu veröffentlichen.

Für mich als Zoologen liegt es nahe, hier nur von den tierischen Schädlingen zu sprechen, obwohl natürlich die pflanzlichen Baumwollfeinde (Bakterien, Pilze usw.) nicht weniger wichtig sind.

Für die Anordnung des Stoffes empfiehlt sich vielleicht an dieser Stelle eine Einteilung nach biologischen Gruppen, in welche sich die Baumwollschädlinge je nach der Art des Schadens, den sie verursachen, zusammenfassen lassen.

1. Wurzelschädlinge.

Busse, dem wir die einzigen bisher vorliegenden Mitteilungen über Baumwollschädlinge aus Togo verdanken, erwähnt von dorther Fälle von Wurzelfrass, welcher an einzelnen Stellen ungemein häufig, an anderen wieder sehr selten war. Das Krankheitsbild ist folgendes: An den verkürzten Wurzeln der kranken Pflanze erblickt man wulstförmige Wucherungen, die sich an den Frassstellen gebildet haben; die Hauptwurzel ist durch den Frass am weiteren Wachstum gehindert worden, und auch der ganze oberirdische Teil der Pflanze macht einen kläglichen Eindruck. Als Urheber der Wurzelschädigung betrachtet Busse ein Insekt, dessen Auffindung ihm jedoch nicht gelungen ist. Da ihm auch inzwischen kein weiteres Material zugegangen ist, sind wir noch heute über diesen Schädling völlig im Unklaren.

Von der schädlichen Tätigkeit von Engerlingen, den Larven der „Blatthornkäfer" (Lamellicornia), war bisher nur aus Java berichtet worden; doch spricht Zimmermann in seiner oben erwähnten Publikation die Vermutung aus, dass auch in Ostafrika gelegentlich Engerlinge den Baumwollpflanzen schädlich werden könnten. Diese Vermutung hat sich inzwischen schon bestätigt. Vor einiger Zeit erhielt das Kgl. Zoologische Museum durch Vermittelung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees und der Botanischen Zentralstelle für die Kolonien einige Baumwollschädlinge von der Mpanganya-Pflanzung in Deutsch-Ostafrika (Versuchsfeld der Baumwollbauschule des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees) zur Untersuchung. Dabei befanden sich auch Engerlinge, über welche in einem Anschreiben bemerkt wurde: „Ein Baumwollfeld und ca. 5 ha Dividivisaat sind von einem sich in der Erde aufhaltenden Wurm vernichtet worden. Nach Aussage der Eingeborenen sollen es junge Tausendfüssler (Kisuaheli: jongo) sein. Dieser Schädling macht sich, wie folgt, bemerkbar: die

in Frage kommenden Pflanzen, Baumwolle und auch Dividivi, sehen welk aus, die Erde unmittelbar an den Pflanzen ist geborsten. Bei einer genauen Untersuchung und Ausheben der Pflanze bemerkt man unter den Wurzeln die erwähnten Tiere; 3 bis 4 Stück auf einem Platze. Die Pflanzen werden also von den Wurzeln aus zum Absterben gebracht. Kräftig entwickelte Pflanzen werden nicht angefressen. Die grossen Tausendfüssler (jongo) halten sich auch mit Vorliebe auf Baumwollfeldern auf, man kann sie leicht ablesen und vernichten lassen." Dazu ist zu bemerken, dass hier natürlich eine Verwechselung vorliegt, da es sich gar nicht um junge Tausendfüssler, sondern um Blatthornkäferlarven (Engerlinge) handelt, und zwar um die Larven verschiedener Arten, deren Bestimmung erst dann möglich ist, wenn man aus den Larven die Käfer gezüchtet hat. Ob ausser den Engerlingen noch junge Tausendfüssler in den Baumwollfeldern vorkommen und diese nicht mit eingeschickt wurden, oder ob die Eingeborenen annehmen, die Engerlinge seien die Jungen der grossen Tausendfüssler, ist aus dem Schreiben nicht zu ersehen. Jedenfalls scheint man letztere, die sog. Riesentausendfüssler, wie aus dem letzten oben angeführten Satz hervorgeht, für schädlich zu halten, was wenig wahrscheinlich ist. Wenigstens bemerkt Zimmermann darüber (p. 132): „Von den in manchen Baumwollfeldern sehr häufigen, bis 20 cm langen Riesentausendfüssen war nie eine Schädigung zu bemerken. Es wurde aber beobachtet, dass dieselben . . . kranke, abgefallene Blätter verzehrten, somit eher Nutzen als Schaden stifteten." Dagegen werden von Vosseler gewisse kleine Arten von Myriopoden als schädlich bezeichnet (vergl. folgenden Abschnitt).

Somit bleibt bezüglich des in Togo beobachteten Wurzelinsektes noch alles, bezüglich der in Ostafrika vorkommenden schädlichen Engerlinge noch fast alles, was die Naturgeschichte dieser Wurzelschädlinge betrifft, zu untersuchen.

2. Schädlinge des Stammes.

Termiten oder, wie sie fast immer fälschlich genannt werden, weisse Ameisen, gehen nach Beobachtungen von Vosseler zuweilen die Baumwollstauden am Wurzelhals an oder nagen Gänge in Rinde und Holz, so dass die Pflanze kränkelt oder eingeht. Eine direkte Schädigung durch Termiten ist jedoch schwer nachweisbar, und ganz allgemein kann man sagen, dass die Rolle, welche die Termiten in den Pflanzungen spielen, noch recht wenig geklärt ist. In ähnlicher Weise schaden zuweilen kleinere Arten von Tausendfüsslern (Myriopoden) durch Annagen von Sämlingen und älteren Pflanzen, doch ist der dadurch entstandene Schaden bisher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nirgends erheblich gewesen. Schlimmer sind solche Schädlinge, die im Innern der Baumwollstengel leben. In Togo fand Busse wiederholt in den Stengeln erkrankter Baumwollpflanzen Larven, Puppen und ausgewachsene Tiere eines kleinen Borkenkäfers der Tomicus-Gruppe; der Käfer sollte noch näher bestimmt und die Art der Schädigung eingehend beschrieben werden, doch ist das, soweit mir bekannt ist, bisher noch nicht geschehen. In Ostafrika verursacht eine zur Familie der Rüsselkäfer (Curculioniden) gehörige Art, die man als „Stammringler" bezeichnet hat (der wissenschaftliche Name ist noch unbekannt), erheblichen Schaden. Der Käfer hat seinen Namen daher, dass er am Stamm Ringwunden erzeugt, in welche er ein Ei ablegt; die aus diesem auskriechende Larve bohrt sich in den Stengel ein und lebt darin bis zur Verpuppung. Wird naturgemäss durch den Frass der Larve die Pflanze geschädigt, so entsteht weiterer Schaden dadurch, dass die Stengel oberhalb der Ringwunden, selbst wenn diese wieder verwachsen, leicht abbrechen. Die Bekämpfung des Stammringlers ist schwierig und wohl nur dadurch möglich, dass man alle mit Ringwunden behafteten Stengel, soweit sie noch Eier oder Larven enthalten, also nicht schon zu alt sind, einige Zentimeter unterhalb des Ringes abschneidet und verbrennt.

Weiter ist als Stammschädling noch zu nennen der „Stengelspitzenbohrer", d. i. die Raupe eines in Afrika sowohl wie in Indien vorkommenden kleinen Schmetterlings aus der Familie der Noctuiden, Earias insulana Boisd. In Deutsch-Ostafrika dringen die jungen Raupen meist in die Sprossspitzen ein, die sie nahe der Spitze anbohren, um eine Strecke weit das Mark auszufressen; in Togo und Aegypten befallen die Raupen besonders die Knospen und jungen Kapseln, wodurch sie erheblich mehr Schaden anrichten (vergl. Abschnitt 4).

3. Blattschädlinge.

Sehr erheblich ist naturgemäss die Zahl der Tiere, denen die Blätter der Baumwolle eine willkommene Nahrungsquelle darbieten. Von Blattkäfern (Chrysomeliden) kommen in Deutsch-Ostafrika etwa 10 Arten (Namen noch unbekannt) auf Baumwolle vor, von denen jedoch noch keine nennenswerten Schaden angerichtet hat. Vosseler empfiehlt jedoch, namentlich auf einen gedrungenen, fast schwarzen Blattkäfer zu achten, der an verschiedenen Stellen von ihm häufig gefunden wurde. Möglicherweise ist es dieselbe Art, welche sich unter den kürzlich dem Zoologischen Museum zur Untersuchung übersandten Schädlingen aus der Mpanganya-Pflanzung (vergl. oben!) befand, und welche von Herrn Prof. Kolbe als Syagrus puncti-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

collis Lefèvre bestimmt wurde. In dem beigefügten Anschreiben heisst es darüber: „In diesem Jahre tritt hier ein kleiner schwarzer Käfer auf, welcher unter den jungen Saaten Schaden angerichtet hat. Die Tiere durchlöchern die Blätter der jungen Pflanzen und fressen sie ab. Beobachtet man die kleinen Stauden, deren Blätter nach unten etwas zusammengerollt sind, so findet man mit ziemlicher Sicherheit unter den Blättern 1 bis 2 der oben erwähnten Käfer. Bis jetzt wird der Schädling nur auf den Feldern beobachtet, welche vor dem Hauptregen der grossen Regenzeit gepflanzt sind." Vielleicht kann man durch Besprengen der jungen Pflanzen mit Arsenlösungen einem Ueberhandnehmen der Blattkäfer steuern.

In Britisch-Ostafrika ist eine andere Chrysomelide, Ootheca mutabilis Sahlberg, als Schädiger junger Saatpflanzen festgestellt worden (Marshall i. litt.).

Auch einige Rüsselkäfer (Curculioniden) findet man gelegentlich an den Blättern fressend; eine kürzlich vom Biologisch-Landwirtschaftlichen Institut in Amani (Deutsch-Ostafrika) eingesandte Art, die in Madschame bei Moschi zahlreich aufgetreten ist, wurde als Epipedosoma laticolle Kolbe bestimmt. Ein anderer Rüssler, Systates pollinosus Gerst., ist der Schädigung der Baumwolle verdächtig.

Schmetterlinge (Lepidoptera) haben sich als Blattschädlinge bisher kaum unangenehm bemerkbar gemacht. Sehen wir von dem nur ausnahmsweise beobachteten schädlichen Auftreten der Raupen des grossen Weinschwärmers (Chaerocampa celerio L.) sowie einer grossen, auffällig gelb und schwarz gefleckten Saturnidenraupe ab, so ist eigentlich hier nur der sogenannte Baumwollblattroller (Synclera multilinealis Guéné) zu nennen, ein Kleinschmetterling aus der Familie der Pyraliden, der in Ostafrika vorkommt. Die jungen Raupen nagen zunächst die Blätter von der Ober- oder Unterseite her an, wobei sie das Adernetz verschonen; später sucht jede einzeln ein Blatt auf, schneidet dieses von einer Seite oder auch von beiden Seiten her ein und biegt die eine bzw. beide Hälften zu einer Rolle zusammen, in deren Innern sie dann weiterfrisst. Werden zahlreiche Blätter auf diese Weise geschädigt, so erleidet die Pflanze naturgemäss Stoffwechselstörungen, zumal die gerollten Blätter schliesslich welken und braun werden. Die Bekämpfung des Blattrollers ist sehr schwierig, weil die Raupen ganz versteckt leben und ihnen daher mit Giften nicht beizukommen ist. Vosseler empfiehlt, die frischen Blattrollen mit der Hand zerdrücken zu lassen, um so die darin befindlichen Raupen bzw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Puppen zu töten. — Zu erwähnen wäre noch die Noctuidengattung Prodenia, von der einige Arten in Amerika als Baumwollschädlinge bekannt sind und welche auch in Afrika vertreten ist. Vosseler hat einmal in Sadani eine Prodenia festgestellt, deren Artzugehörigkeit er nicht ermitteln konnte; vielleicht war es Prodenia littoralis Boisd., welche in Aegypten vorkommt und neuerdings, wie mir Mr. Marshall brieflich mitteilte, auch in Uganda festgestellt worden ist. Nach Vosselers Mitteilung bohrten die Raupen junge Kapseln an, während von den amerikanischen Prodenia-Arten berichtet wird, dass sie hauptsächlich durch Abfressen der Blätter schädlich werden.

Die in Ostafrika vorkommende, neuerdings viel genannte Kräuselkrankheit der Baumwollblätter wird vielfach von den Pflanzern in Zusammenhang gebracht mit dem massenhaften Auftreten einer kleinen gelbgrünen Zikade aus der Familie der Jassiden, deren wissenschaftlicher Name noch unbekannt ist. Das winzig kleine Insekt hält sich im Larvenzustande sowohl wie als erwachsenes Tier mit Vorliebe auf der Unterseite der Blätter auf und soll durch seine Stiche eine Kräuselung der Blätter hervorrufen. Ob dies tatsächlich der Fall ist bzw. ob die Kräuselkrankheit lediglich auf die saugende Tätigkeit der Zikaden zurückzuführen ist, ist noch zweifelhaft. Vosseler, welcher allerdings zu einem abschliessenden Urteil über die Ursachen der Krankheit nicht gelangt ist, neigt der Ansicht zu, dass das massenhafte Auftreten der Zikaden nur eine Begleiterscheinung der Kräuselkrankheit ist, dass die Zikaden, wie es so oft bei Schädlingen der Fall ist, sich hauptsächlich auf solchen Pflanzen ansammeln, welche aus anderen Ursachen — ungünstigen Boden- oder Witterungsverhältnissen — bereits kränkeln oder doch nicht so kräftig entwickelt sind wie normale Pflanzen. Zimmermann (p. 125) stellt es als wahrscheinlich hin, dass als Kräuselkrankheiten in Deutsch-Ostafrika verschiedene Krankheiten bezeichnet werden, die zum Teil mit den Zikaden nicht in Beziehung stehen und noch näherer Untersuchung bedürfen, und betont gleichzeitig die Notwendigkeit exakter Untersuchungen, die geeignet sind, die Rolle der Zikaden restlos aufzuklären. Solange wir nicht wissen, ob die Zikade wirklich die Ursache der Kräuselkrankheit ist, hat es natürlich keinen Zweck, etwas zu ihrer Bekämpfung zu unternehmen; und sollte sich Vosselers Vermutung bestätigen, dass die Zikaden erst sekundär der Baumwolle schädlich werden, wenn diese nämlich aus anderen Gründen schon nicht gesund und kräftig ist, so wird es sich zunächst darum handeln, diese primären Ursachen der Krankheit zu erforschen und zu beseitigen und damit dem schädlichen Auftreten der Zikaden den Boden zu entziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missbildungen, namentlich Verkrümmungen der Blätter, werden auch durch Blattläuse (Aphidae) verursacht; doch scheint ein dadurch verursachter Schaden bisher zu den Ausnahmen zu gehören. Immerhin wird man gut daran tun, ein Ueberhandnehmen der Läuse durch Bespritzen mit Kontaktgiften zu verhindern.

Aehnliche pathologische Erscheinungen an den Blättern werden zuweilen durch Milben hervorgerufen, deren Anwesenheit sich auch durch gelbliche oder rötliche Verfärbung der angegriffenen Teile verrät. In bedenklichen Fällen soll man sie durch Bestäuben mit Schwefelblume oder einem Gemisch von solcher mit feinem gelöschten Kalk vernichten. (Näheres vergl. bei Zimmermann p. 133.)

Endlich sind noch einige Insekten als Blattschädlinge zu nennen, die ebenso wie Blattläuse und Milben nur geringen oder gar keinen Schaden anrichten, sofern sie nicht überhandnehmen. Dahin gehören gewisse, noch nicht näher bestimmte Blasenfüsse (Physopoden, Fam. Thripsidae), kleine, nur wenige Millimeter lange Tierchen, die durch Benagen der Blätter diese zum frühzeitigen Abfallen bringen können; ferner zwei Blattwanzen-Arten: die eine, zur Gattung Helopeltis gehörig (die Art wurde kürzlich auf meine Veranlassung als H. bergrothi Reuter bestimmt), verursacht an Blättern und jungen Stengelteilchen durch ihren Stich schwarze Flecke, die andere, eine schön rot und blau gefärbte, metallisch schimmernde Schildwanze (Pentatomide), Callidea rufopicta Wlk., ist gelegentlich auf Blättern der Baumwolle beobachtet worden. Schliesslich sind noch einige Geradflügler (Orthoptera) hier zu nennen: die bunte Stinkschrecke, Zonocerus elegans Thunb., die zuweilen in Massen in Pflanzungen auftritt, und last not least die Wanderheuschrecken, von denen für Ostafrika namentlich Schistocerca peregrina Ol. und Acridium septemfasciatum Serv., für Togo nur die erstgenannte als Baumwollfeinde in Betracht kommen (von den Pachytilus-Arten, welche in erster Linie sich von Gramineen nähren, ist weniger zu fürchten). Verdient die Heuschreckenfrage ganz allgemein schon das grösste Interesse, so sollte man meines Erachtens besonders auch vom Standpunkt der Baumwollkultur aus dieser Frage mehr Beachtung schenken, als es bisher geschehen ist. In den letzten Jahren haben wir zwar, soweit ich unterrichtet bin, in unseren Kolonien relativ wenig unter den Wanderheuschrecken zu leiden gehabt. Kommt aber die Plage wieder, woran nicht zu zweifeln ist, so werden auch dem Baumwollbau ausserordentliche Verluste daraus erwachsen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Kapselschädlinge.

Wir haben hier noch eine Anzahl sehr wichtiger Insekten zu betrachten, die zum Teil ausschliesslich durch Zerstören der Kapseln schädlich werden, zum Teil hauptsächlich in den Kapseln, aber auch auf anderen Teilen der Pflanze vorkommen.

Der schlimmste aller Baumwollfeinde, der mexikanische Kapselkäfer (Anthonomus grandis Bohem.) ist bisher noch nicht in unseren Kolonien beobachtet worden; übrigens auch nicht im übrigen Afrika, wie überhaupt nicht ausserhalb Amerikas. Das spricht eigentlich dafür, dass seiner Verbreitung nach anderen Erdteilen doch irgend etwas entgegenstehen muss; denn wenn auch Deutsch-Ostafrika für die Einfuhr amerikanischer Baumwollsaat gesperrt ist, so gilt dies z. B. nicht für Togo und auch nicht, soviel ich weiss, für die englischen Kolonien. Trotzdem ist er dort nirgends gesehen worden.

Da auch von anderen Käfern bisher nicht verlautet ist, dass sie den Kapseln gefährlich werden, rekrutieren sich die Kapselschädlinge unserer afrikanischen Kolonien nur aus den beiden Ordnungen der Schmetterlinge (Lepidoptera) und Schnabelkerfe (Rhynchota).

Die Raupe des oben bereits als Stengelspitzenbohrer erwähnten Schmetterlings Earias insulana macht sich hier und da auch durch Zerstören der Kapseln unangenehm bemerkbar. Offenbar legt der Schmetterling seine Eier sowohl an Blättern und frischen Trieben wie an jungen Kapseln ab; die aus ersteren auskriechenden Raupen bohren sich in die Stengelspitzen ein, die anderen werden zu „Kapselwürmern". Es scheint, als wenn je nach dem örtlichen Vorkommen diese oder jene Art der Lebensweise überwiegt oder gar ausschliesslich vorkommt; denn in Aegypten ist Earias insulana ausschliesslich als „Boll worm" bekannt („ägyptischer Kapselwurm"), ebenso in Indien, wo diese Art, zusammen mit der verwandten Earias fabia, als „The spotted boll worm" bezeichnet wird, desgleichen in Togo, wo sie, nach Busse, besonders die Kapseln der Upland-Baumwolle heimsucht; dagegen wird sie in Deutsch-Ostafrika zwar auch als Kapselschädling („grauer Kapselwurm"), häufiger jedoch als „Stengelspitzenbohrer" beobachtet. Die Schädigung der Kapseln durch Earias besteht darin, dass das noch saftige, weiche Fleisch der Kapselfächer, insbesondere die jungen Samen, von den Raupen aufgezehrt werden; wenn auch nicht immer sämtliche Fächer betroffen werden und einige unversehrt bleiben, so wird doch auch der Inhalt der letzteren bräunlich bis rotbraun verfärbt. Bisweilen entwickeln sich noch einige Samen in normaler Weise und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bilden auch Baumwolle, meist aber trocknen die ausgebohrten Kapseln frühzeitig ab. — Die Bekämpfung der Earias ist sehr schwierig. Dudgeon empfiehlt, auf den Feldern alle Baumwollstauden eine Zeitlang zu vernichten, was ja überhaupt sehr ratsam ist im Interesse der Vernichtung aller Schädlinge und deren Entwickelungsstadien (Eier, Larven, Puppen), die sich noch auf den Stauden vorfinden. Von Busse ist vorgeschlagen worden, zu untersuchen, ob die biologischen Bedingungen für ein Verfahren vorhanden sind, Mais als „Fangpflanze" zu verwenden, wie dies in Amerika bei der Bekämpfung des „Cotton Boll Worm", Heliothis obsoleta, geschieht. Ob solche Untersuchungen inzwischen angestellt sind, ist mir nicht bekannt.

Ein nicht minder wichtiger Baumwollfeind als Earias insulana ist der sogenannte „Rote Kapselwurm", Gelechia gossypiella Saunders, ein Kleinschmetterling aus der Familie der Motten (Tineidae), welcher in Indien wie in Afrika vorkommt und namentlich in Deutsch-Ostafrika grossen Schaden verursacht. Vosseler bezeichnet die Gelechia geradezu als einen „Hauptschädling, der dem amerikanischen Baumwollrüssler in bezug auf Schwierigkeit seiner Vertilgung und den Umfang seiner Untaten nahezu ebenbürtig ist." Die Motte legt ihre Eier aussen an die grüne Kapsel ab; die daraus geschlüpfte Raupe bohrt sich sogleich in die Kapsel ein und lebt darin, bis sie erwachsen ist. Der von der Raupe angerichtete Schaden besteht darin, dass erstens die Samen zerfressen werden, zweitens auch die Wolle zerfressen, verklebt und zusammengesponnen, überdies durch die Exkremente der Raupe grau oder gelb gefärbt wird. Indirekt entsteht durch die Tätigkeit der Raupe ein weiterer Ernteausfall: durch die von ihr beim Verlassen der grünen Kapsel (zur Verpuppung oder zum Aufsuchen einer neuen Kapsel) gebohrte Oeffnung dringen Tau und Regen und damit auch Schimmelpilze ein, welche das, was die Raupe noch unversehrt gelassen hatte, ebenfalls unbrauchbar machen. Weiter ist festgestellt, dass die Raupe auch in den reifen Samen zu leben vermag, daher mit diesen auch verschleppt und weiter verbreitet werden kann; denn wenn es sich auch bei der Gelechia gossypiella um ein in Ostafrika einheimisches Tier handelt, so sind doch noch nicht alle Kulturen von diesem Schädling befallen. — Die Bekämpfung des roten Kapselwurmes ist ausserordentlich schwierig. Ein frühzeitiges Einsammeln und Vernichten der von den Raupen befallenen Kapseln ist nicht möglich, weil das von der jungen Raupe beim Eindringen verursachte winzige Loch wieder verwächst, daher die mit Raupen besetzten Kapseln durch nichts kenntlich sind. Ein sichtbares Loch in der Kapsel bedeutet stets, dass die Raupe den Ort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer Tätigkeit bereits wieder verlassen hat. Zimmermann empfiehlt jedoch, wenigstens alle vorzeitig aufgesprungenen oder grün eingetrockneten Kapseln einsammeln und vernichten zu lassen, da diese in vielen Fällen noch Kapselwürmer enthalten. Aus dem gleichen Grunde ist dringend anzuraten, nach der Ernte bzw. dann, wenn weiteres Ernten nicht mehr lohnen würde, die Stauden abzuhauen und zu verbrennen. Vosseler hat vorgeschlagen, da ein Vorgehen gegen die Raupen wegen ihrer versteckten Lebensweise kaum möglich sei, Versuche zur Vernichtung der Motte zu unternehmen, etwa durch Aufstellen von Fanglampen zum Anlocken der Motten durch Licht u. dergl. Infolge seines Fortganges von Amani sind solche Versuche nicht mehr zur Ausführung gelangt. Es wäre in Hinsicht auf die grosse Wichtigkeit der Gelechia sehr zu wünschen, dass es doch noch gelänge, ein Mittel zur Vernichtung der Motten ausfindig zu machen. Allerdings wäre es dann zunächst nötig, eingehend ihre Biologie zu studieren, da wir über die Flugzeit der Motten und die Mittel, mit denen man sie anlocken könnte, bisher nur ganz unzureichend orientiert sind.

Eine zweite Gruppe wichtiger Kapselschädlinge gehört zu den Schnabelkerfen (Rhynchota), speziell zu der Baumwanzenfamilie der Lygaeiden. In erster Linie ist da die Gattung Dysdercus zu nennen, deren Angehörige in der alten wie in der neuen Welt einen üblen Ruf als Baumwollschädlinge besitzen. In Deutsch-Ostafrika sind bisher auf Baumwolle folgende Arten beobachtet worden: Dysdercus cardinalis Gerst., D. fasciatus Sign. und D. superstitiosus (F.). In Togo ist auf Baumwolle nur die letztgenannte Art festgestellt worden, welche demnach eine weite Verbreitung besitzt. Aus Westafrika (ohne nähere Angaben) wird D. nigrofasciatus Stal genannt (Dudgeon), eine Art, welche Theobald auch aus Uganda erwähnt. Im Aussehen sind alle genannten Arten sehr ähnlich: die Larven sind leuchtend rot gefärbt, der Körper der erwachsenen (geflügelten) Tiere ist gelb oder gelbbraun mit roten Binden, die Flügel sind am Hinterende schwarz und tragen in der Mitte eine schwarze Binde oder einen grossen schwarzen Fleck. Wegen der vorherrschend roten Färbung werden die Wanzen in den deutschen Kolonien „Rotwanzen" genannt, auch im englischen heissen sie „Red Bug". Ueber die Rolle, welche die Rotwanzen auf den Baumwollstauden spielen, herrschte bis vor kurzer Zeit noch Ungewissheit. Offenbar hat das darin seinen Grund, dass ein direkter Nachweis einer Schädigung durch Wanzen schwer zu erbringen ist, da diese bekanntlich mit ihrem feinen Rüssel die Pflanzen anstechen, um deren Säfte zu saugen, und in den meisten Fällen sichtbare Spuren ihrer Tätigkeit nicht hinter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen; es ist ja auch nicht die mechanische Verletzung des Pflanzengewebes durch den Wanzenstich, sondern der Säfteverlust, den die Pflanze erleidet, welcher ein Kränkeln oder gar Eingehen der Pflanze nach sich zieht. Aber auch in dieser Hinsicht werden die Dysdercus den Baumwollstauden nicht schädlich. Lediglich der Umstand, dass sie, wie fast alle Lygaeiden sich hauptsächlich von den in Früchten und Samen enthaltenen Säften ernähren, bedingt ihre Schädlichkeit in Baumwollkulturen, insofern erstens die Samen dadurch ihrer Keimkraft beraubt werden und zweitens eine an sich belanglose, für den Baumwollpflanzer aber sehr unangenehme Verfärbung der Wolle als sekundäre Folge des Wanzenstiches eintritt. Wenngleich Vosseler schon in zahlreichen Publikationen auf den auf diese Weise durch die Dysdercus-Arten verursachten Schaden hingewiesen hat, ist es das Verdienst von Zimmermann, kürzlich den exakten Beweis dafür erbracht zu haben. Zimmermann untersuchte unreife Kapseln, welche äusserlich vollkommen gesund aussahen, trotzdem aber sowohl verfärbte Samen wie auch gelb oder braun gefärbte Wolle enthielten; er konnte jedoch weder in noch zwischen den Samen eine Spur von Insekten, auch nicht von Exkrementen oder Frassspuren finden. Eine Beschädigung durch den roten Kapselwurm war also ausgeschlossen. Durch mikroskopische Untersuchung konnte aber festgestellt werden, dass von den braunen Flecken, die sich an der Innenwand der Kapsel fanden, feine Kanäle nach der Aussenwand hin zu verfolgen waren. Diese Kanäle konnten nur von Insektenstichen herrühren, und der Verdacht fiel in erster Linie auf die Rotwanzen. Um in dieser Hinsicht ganz sicher zu gehen, nahm Zimmermann das Experiment zu Hilfe. Von äusserlich völlig gesund aussehenden Kapseln wurden einige zur Kontrolle geöffnet — sie zeigten eine völlig gesunde und reine Wolle —, von den anderen wurde die Hälfte in ein Gefäss mit Wanzen, die andere Hälfte in ein solches ohne Wanzen gebracht. Bei der nach einigen Tagen vorgenommenen Untersuchung zeigten sich letztere völlig unverändert; die anderen wiesen dagegen an Samen und Wolle zahlreiche Flecken auf und es waren auch in der Wandung der Kapseln Stichkanäle deutlich nachzuweisen. Nach diesen Untersuchungen Zimmermanns kann somit nicht mehr daran gezweifelt werden, dass die Rotwanzen die jungen Baumwollkapseln anstechen und in denselben eine Verfärbung von Wolle und Samen bewirken.

Durch das Aussaugen der Samen werden diese naturgemäss wertlos, da sie nicht keimen und auch kein Oel mehr geben. Weiterer Schaden wird, wie einige Autoren angeben, von den Wanzen dadurch verursacht, dass sie nach dem Aufspringen der reifen Kapseln in diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hineinkriechen, die Samen anstechen und mit ihren Exkrementen die Wolle beschmutzen. Sie gelangen überdies auf solche Weise leicht mit in die Rohwolle, werden beim Ginnen zerquetscht und können so eine Verfärbung und Entwertung der Wolle verursachen. Von Vosseler wird auch angegeben, dass die Rotwanze schon die Blütenknospen beschädigt, indem sie durch Anstechen des Stieles oder des Blütenbodens das Vergilben und Abfallen der Knospen bewirkt. Dagegen hat sich die Vermutung, dass die Wanzen auch Triebspitzen, Stengel und Blätter anstechen, nicht bestätigt, wie Zimmermann auf experimentellem Wege nachweisen konnte.

Aus alledem geht hervor, dass die Dysdercus-Arten in den Baumwollpflanzungen bekämpft werden müssen. Mit chemischen Mitteln ist ihnen freilich nicht beizukommen; es bleibt nur übrig, sie auf irgendeine Weise zu sammeln und dann zu vernichten. Es kann dies sowohl durch Absuchen mit der Hand als auch durch Abklopfen von den Zweigen auf einen Schirm oder einen bespannten Rahmen geschehen; zur Vernichtung kann man die gesammelten Tiere in Wasser schütten, das mit einer dünnen Petroleumschicht bedeckt ist. Eine Methode, die schneller zum Ziele führt, hat Vosseler ausfindig gemacht, indem er die Vorliebe der Dysdercus für Früchte zum Anlocken der Wanzen auszunutzen suchte. Er empfiehlt, Früchte des Affenbrotbaums reif zu sammeln, zu halbieren und mit dem Inhalt zwischen den Baumwollpflanzen auszulegen. Solange das Fruchtfleisch noch feucht ist — man erhält die Früchte länger feucht, wenn man die Hälften so legt, dass die Schnittflächen der Erde zugewandt sind — sammeln sich daran eine Menge Dysdercus an. Von Zeit zu Zeit werden dann die Wanzen von den Früchten in ein Gefäss mit Wasser, auf dem eine dünne Petroleumschicht schwimmt, abgeklopft, eine Arbeit, die leicht von einem Jungen verrichtet werden kann.

Aehnlich wie bei den Dysdercus-Arten hinsichtlich der Schädlichkeit oder Nichtschädlichkeit verhält es sich mit einer zweiten Gruppe von Baumwollpflanzen. Diese zur Gattung Oxycarenus gehörenden Arten sind erheblich kleiner als die Rotwanzen und sehen ganz anders aus: ihre Körperfarbe ist dunkel, grau, braunschwarz oder schwarz, die Flügel sind hell, durchscheinend und glänzend. Sie werden deshalb gewöhnlich als „kleine" oder „dunkle Baumwollwanzen" bezeichnet, englisch „lesser cotton stainer" oder „cotton seed bug". Eine ganze Anzahl Arten kommt für Afrika in Betracht: Oxycarenus hyalinipennis Costa kommt in Aegypten wie in Togo und Deutsch-Ostafrika vor; O. gossypinus Distant und O. Dudgeoni sind an der Westküste Afrikas festgestellt worden; Theobald erwähnt O. albidipennis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stal und O. exitiosus Distant aus Uganda, wo auch O. gossypinus und hyalinipennis vorkommen (Marshall i. litt.). Ueber die Schädlichkeit der Oxycarenus-Arten für die Baumwollkultur gehen heute noch die Ansichten auseinander. Sie sollen, nach einigen Angaben, sich besonders in den aufgesprungenen Kapseln aufhalten und die Wolle beschmutzen; nach Schuyler sollen sie in Aegypten die Blüten und die Basis der jungen Kapseln anstechen und dadurch deren Entwickelung beeinträchtigen (zit. nach Zimmermann); wieder andere Autoren geben an, dass die gesunden Kapseln von ihnen nicht angegriffen würden, dass die Wanzen aber durch die Bohrlöcher des Kapselwurms oder anderer Schädlinge in die Kapseln eindringen. Es scheint, als sei der durch Oxycarenus-Arten angerichtete Schaden im allgemeinen überschätzt worden. Man findet zwar in der Tat die kleinen Wanzen namentlich in aufgesprungenen Kapseln, doch betont Zimmermann, dass oft Kapseln, in denen zahlreiche Oxycarenus anzutreffen sind, schneeweisse Wolle haben, und dass auch bei Beobachtung der Wanzen im Zuchtglase ein Beschmutzen der Wolle nicht festgestellt werden konnte. Dagegen ist es sicher, dass die Oxycarenus-, ebenso wie die Dysdercus-Arten, wenn sie beim Ginnen mit zerquetscht werden, die Wolle färben und ihr einen unangenehmen Geruch verleihen. Nach Zimmermann kann man das vermeiden, wenn man die Wolle vor dem Ginnen einige Zeit in die Sonne legt, wodurch die Wanzen veranlasst werden, die Wolle zu verlassen.

5. Saatschädlinge.

Bei der Aufbewahrung von Baumwollsaat muss diese vor Angriffen von Tieren geschützt werden, welche in Speichern und Lagerräumen wie überhaupt in grösseren Getreide- und sonstigen Saatvorräten schädlich werden können. In Tanga und Pangani fand Vosseler in längere Zeit lagernder ägyptischer Saat eine der Getreidemotte nahe verwandte Tineide, deren Raupen erheblichen Schaden angerichtet hatten: sie hatten die Körner zerfressen und mit Kot vermischt zusammengesponnen, waren dann zur Verpuppung durch die Sackwand hindurchgedrungen und hatten sich zwischen den Säcken verpuppt. Auch zwei Arten von „Schwarzkäfern" (Tenebrioniden), Tenebroides mauritanicus C. und Tribolium confusum Dev. wurden in der Saat gefunden. Als Saatschädling kann schliesslich auch der oben erwähnte rote Kapselwurm (Gelechia gossypiella) bezeichnet werden, da er auch in den reifen Samen weiterzuleben vermag.

Zur Vertilgung von Saatschädlingen wendet man am besten Schwefelkohlenstoffdämpfe oder Heissluftbehandlung an. Bei der stän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dig steigenden Einfuhr von Baumwollsaat wird man schliesslich besondere Vorkehrungen zur Desinfektion der Saat treffen müssen, nicht nur, um sie beim Lagern vor Feinden zu schützen, sondern auch um die Einschleppung ausländischer und eine weitere Verbreitung einheimischer Schädlinge zu vermeiden.

Sie sehen, die Zahl der in unseren afrikanischen Kolonien vorkommenden Baumwollschädlinge ist eine sehr beträchtliche; sie wird überdies mit dem Zunehmen der Baumwollkultur noch weiterhin von Jahr zu Jahr wachsen. Deshalb wäre es wohl angebracht, dass man den Baumwollschädlingen etwas mehr Beachtung schenkte, als es augenblicklich geschieht. Grundbedingung für eine wirksame Bekämpfung jedes Schädlings ist, dass wir über alle Einzelheiten seiner Naturgeschichte genau unterrichtet sind. Sie haben aber gehört, wie manches hier noch fehlt. Nur das Wichtigste habe ich hier nennen können: dass wir über den Erreger des Wurzelfrasses in Togo noch gar nichts wissen; dass das Wesen der Kräuselkrankheit noch nicht aufgeklärt und die Rolle, welche die sogenannte Baumwollzikade dabei spielt, noch nicht genügend untersucht ist; dass wir über die Lebensweise der so wichtigen Motte Gelechia gossypiella nur unzureichend unterrichtet sind, u. a. m. Dazu kommt die Tatsache, dass von vielen Schädlingen nicht einmal die wissenschaftlichen Namen bekannt sind, geschweige denn ihre geographische Verbreitung. Möge man rechtzeitig dafür Sorge tragen, dass alle diese Lücken in unserer Kenntnis der Naturgeschichte der tierischen Baumwollschädlinge ausgefüllt werden und damit die Bekämpfung derselben auf eine festere Basis gestellt wird; nur so wird man es vermeiden, dass die junge Baumwollkultur in unseren Kolonien ständig grosse Verluste durch die Schädlinge erleidet oder gar eines Tages durch dieselben in ihrer Existenz bedroht wird.

Paul Staudinger, Berlin: Leider ist dieser sehr eingehende und fleissig vorbereitete Vortrag infolge der vorgerückten Stunde nicht so besucht, wie er es im Interesse einer so wichtigen Kulturpflanze hätte sein sollen. Doch wird ja das bald erscheinende Kongresswerk denselben in die weitesten Kreise verbreiten. Er zeigt aber, über was für tüchtige Kräfte das Zoologische Museum auch unter seinen jüngeren Assistenten verfügt, und dass es besonders gut geeignet für die Gründung der gestern besprochenen Zentrale für tierische Schädlinge erscheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Obmann: Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. **Gaffky,** Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, Berlin.
Vorsitzende: Geh. Hofrat Prof. Dr. **von Baelz,** Stuttgart.
Prof. Dr. **A. Plehn,** dirig. Arzt der inneren Abteilung des Städt. Krankenhauses am Urban, Berlin.
Medizinalrat Prof. Dr. **Nocht,** Direktor des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Stellvertreter: Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander,** Berlin.
Generaloberarzt Prof. Dr. **Steudel,** Gr.-Lichterfelde.
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Uhlenhuth,** Gr.-Lichterfelde.
Schriftführer: Marinestabsarzt Dr. **Hoffmann,** Berlin.

Bei der Eröffnungssitzung dankte der Obmann der Sektion, Geheimer Obermedizinalrat Prof. Dr. **Gaffky,** zunächst der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft, die zugunsten der Sektion in diesem Jahr auf eine besondere Tagung verzichtet und sich damit um das Gedeihen der Sektion II wesentliche Verdienste erworben hat. Er berichtete über die Tätigkeit des vorbereitenden Ausschusses. Es sei beschlossen worden, an zwei Tagen des Kongresses bestimmte, augenblicklich besonders im Vordergrund stehende Fragen zu behandeln und den dritten Tag für verschiedene Vorträge freizuhalten. In tiefgefühlten Worten gedachte er des dahingegangenen Robert Koch, der ihm wiederholt die Absicht ausgesprochen hatte, sich lebhaft an den Verhandlungen der Sektion zu beteiligen. Die Versammlung erhebt sich zu Ehren von Robert Koch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welche Bedeutung haben die neuen Fortschritte der Tropenhygiene für unsere Kolonien?

Von Prof. Dr. **Claus Schilling,** Leiter der Abteilung für Tropenkrankheiten und Tropenhygiene am Kgl. Institut für Infektionskrankheiten, Berlin.

Mit 5 Abbildungen.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, vormittags.)

Wenn wir nach einem Merkmale suchen, das das Relief unserer heutigen Zeit, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, treffend bezeichnet, so ist kaum ein anderes Moment so geeignet, diesen Unterschied hervorzuheben, als die Ausbildung der sozialen Hygiene. Die stärkeren, leistungsfähigeren Glieder der Gesellschaft erkennen je mehr und mehr, dass die, welche im Kampfe ums Dasein erschöpft und verwundet zu Boden fielen, für die Fortschreitenden nicht bloss ein schweres Hindernis, sondern geradezu eine ernste Gefahr darstellen. Besser also, die Reihen enger schliessen, dadurch einen Halt für den Schwächeren bilden und ihm, wenn er wankt, im Vormarsch die Hand zur Stütze reichen. Am allerbesten aber, die Entwickelung des Rekruten, noch ehe er in die Reihen tritt, fördern, die Schäden, die sein Heranwachsen bedrohen, mindern, ihm die Möglichkeit verschaffen, kräftig heranzureifen. Das ist soziale Hygiene.

Noch viel dringender, ernster wird diese selbstgestellte Aufgabe einer Nation, wenn sie einem Naturvolke gegenübersteht, dessen Schicksal zu leiten sie unternommen hat. Da kommen noch Gesichtspunkte von allergrösster Tragweite hinzu. Der Europäer, der gleichsam als Sauerteig die gewaltigen Völkermassen erst wirtschaftlich in Bewegung setzt, ist in den Tropen Einflüssen ausgesetzt, die ihn ohne geeignete Schutzmassregeln bald arbeitsunfähig machen. Das Klima der tropischen Tiefländer allein stellt bedeutende Ansprüche an den Organismus des Europäers, und für die spezifischen Tropenkrankheiten ist es charakteristisch, dass sie keinen auf die Dauer schonen, der sich nicht zweckmässig gegen sie schützt. Wenn irgendwo, so gilt der Satz, dass Krankheit verhüten besser sei als Krankheit heilen, gerade in den Tropen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die farbigen Völker der Tropen sind allein, dank ihrer jahrtausendelangen Anpassung an das heisse Klima, imstande, diejenige körperliche Arbeit dauernd zu verrichten, ohne die eine tropische Kolonie ein totes Kapital, ja eine schwere Last für die beherrschende Nation ist. Deshalb ist es, auch wenn wir es wollten, unmöglich, die Eingeborenen tropischer Kolonien durch europäische oder gelbe Arbeiter zu ersetzen und die schwarze Rasse ihrem Schicksal zu überlassen. Wir brauchen sie zu notwendig, bedingungslos.

Ein zweiter Gesichtspunkt ist folgender: Diese Naturvölker sind den Gefahren, die durch Klima und durch Krankheiten bedingt sind, vollkommen hilflos preisgegeben. Ist es nicht bezeichnend, dass die Inder, die Jahr für Jahr von Pest und Cholera dezimiert werden, kein Heil- oder Vorbeugungsmittel gegen diese Seuchen gefunden haben, ja nicht einmal die Art, wie diese Krankheiten von Mensch zu Mensch übertragen werden, aufzudecken imstande waren? Erst die europäische Wissenschaft hat hier Klarheit und damit die Möglichkeit geschaffen, diese Seuchen zu bekämpfen. Und so ist es mit fast allen tropischen Volkskrankheiten: die Schutzpockenimpfung wurde von den europäischen Aerzten in die Tropen verpflanzt. Einzig das Chinin stammt aus dem tropischen Amerika, aber seine Verbreitung konnte naturgemäss nur auf dem Umweg über Europa vor sich gehen. Nicht einmal richtige Bandwurmmittel scheinen in den Tropen allgemein bekannt zu sein!

Und ein dritter Punkt ist die geringe Bevölkerungsziffer unserer Kolonien. Um die Werte, die tatsächlich ungehoben der Ausnützung harren, überhaupt erst zu Werten zu machen, müssten wir mehr Menschen in unseren tropischen Kolonien haben. Aber nicht nur heben sich die Bevölkerungsziffern nicht merklich, sondern in manchen Distrikten, z. B. in der Südsee, schwinden die Eingeborenen in erschreckender Weise dahin.

Aus all dem geht hervor, dass die beherrschende Macht nicht bloss die Verpflichtung hat, auf hygienischem Gebiete zu kolonisieren, sondern dazu geradezu gezwungen ist, will sie anders nicht fruchtlose Mühe verschwenden.

Ich habe die Aufgabe, Ihnen die neueren Fortschritte der Tropenhygiene zu schildern. Aber Sie werden es begreiflich finden, wenn ich den Versuch aufgebe, Ihnen die Fortschritte auf diesem weiten Gebiete im einzelnen zu schildern. Ich werde nur einige allgemeinere Grundanschauungen herausgreifen, die sich aus neueren Forschungsergebnissen und praktischer Erfahrung entwickelt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein solches Ergebnis ist die Auffassung, dass die Tropenhygiene schon vor dem Verlassen des kühlen Klimas zu beginnen hat; mit anderen Worten: dass eine sorgfältige Auswahl der Kolonisten vor der Ausreise durch einen erfahrenen Tropenarzt stattfinden soll. Die Zeiten, wo Kaufleute und Pflanzungen um jeden, der sein Leben da draussen riskieren wollte, froh sein mussten und solche Leute ohne Wahl annahmen, sind vorüber. Wir können jetzt die körperlich tüchtigsten auswählen und Personen mit irgendeinem Gesundheitsfehler ausscheiden. Für alle Teile, selbst für den zurückgewiesenen Kandidaten, ist dies von Vorteil, denn er läuft nicht Gefahr, draussen zu erkranken und dann schwer geschädigt zurückzukehren, um mit einem „Knacks" neuerdings in den scharfen Konkurrenzkampf in der Heimat eintreten zu müssen.

Als einen grossen Fortschritt der Tropenhygiene möchte ich es bezeichnen, dass der Einfluss des heissen Klimas, speziell des feuchtwarmen Küstenklimas, heute nicht mehr so sehr überschätzt wird, wie es früher der Fall war. Die sogenannte Tropenanämie ist aus unseren Lehrbüchern so gut wie verschwunden. Wir wissen heute, dass in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle das blasse, wachsartige Aussehen mancher „alter Afrikaner" auf eine latente, schleichende Malariainfektion, auf chronische Dysenterie, auf Wurmkrankheit zurückzuführen ist. Und da wir auch gelernt haben, wie wir diesen Krankheiten wirksam vorbeugen können, so haben wir die Vorstellung von der Wirkung des Tropenklimas auf ihr richtiges Mass einschränken lernen, wir suchen jetzt die Wirkungen des Tropenklimas da, wo sie wirklich zutage treten, nämlich vor allem im Gebiete des Nervensystems.

Auch in der Auffassung von der Bedeutung der Ernährung des Europäers hat sich manches gewandelt. Nur Fanatiker werden einer Anpassung an die vegetarische Ernährung — auf die ich gleich kommen werde — heute noch das Wort reden. Die Behauptung, dass der Europäer in den Tropen weniger Nahrung brauche, ist durch nichts bewiesen und durch positive Versuche, die ich an mir selbst angestellt habe, widerlegt.

Hier möchte ich auch die Versorgung mit Trink- und Gebrauchswasser erwähnen, der nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Denn eine ganze Reihe von Darmkrankheiten (Dysenterie, Wurmkrankheit) können, wie wir jetzt wissen, von verunreinigtem Trink- und Gebrauchswasser ihren Ausgang nehmen.

In bezug auf die Hygiene der Wohnung des Europäers in den Tropen war bisher fast ausschliesslich der Instinkt des Erbauers aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlaggebend. Und dieser Instinkt hat sich, vom Standpunkt des Hygienikers betrachtet, sehr häufig als trügerisch erwiesen; sonst wären finstere, muffige Wohnräume nicht so häufig, wie man sie jetzt noch vielfach trifft. Licht und Ventilation sind für die Hygiene der Wohnung ebenso wesentlich, wie der Schutz vor Sonnenstrahlung.

Viel schwerer wiegen aber die Fehler, die in der Wahl der Orte für europäische Ansiedelungen begangen wurden. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Hauptstädte der Togoküste, Lome und Anecho, liegen nur wenige Meter über Meereshöhe, während zwischen ihnen, unweit der Negerstadt Togo, ein ganz vorzüglich geeigneter Ort für eine Europäeransiedelung liegt. Der Vorteil einer geringen Höhenlage für die Ableitung der Regen- und Abwässer und in bezug auf natürliche Ventilation, die Notwendigkeit, die Europäerstadt von den Eingeborenenniederlassungen zu trennen, das sind Grundsätze, die heute nicht mehr ignoriert werden dürfen.

In allen diesen Fragen der allgemeinen Hygiene haben wir erkannt — und dies ist gewiss nicht der am geringsten einzuschätzende Fortschritt —, dass Schematismus hier vom Uebel ist, dass die lokalen Verhältnisse oft von so grosser Bedeutung sind, dass ein genaues Abwägen aller Faktoren notwendig ist, um das Richtige zu treffen.

Wenden wir uns nun zu den Eingeborenen. Die Vorstellung, als ob diese Naturkinder sich der reichen Natur, in der sie leben, so völlig angepasst hätten, dass sie jetzt bei reichlicher Nahrung, in nach ihrer Vorstellung behaglichen Hütten, oft selbst das einfache Hüfttuch verschmähend, in idyllischem Wohlsein dahinleben, hat schon längst der Erkenntnis Platz gegeben, dass die hygienischen Verhältnisse fast überall geradezu als jammervoll bezeichnet werden müssen. Ihre Kleidung genügt nicht, um sie gegen die jähen Witterungswechsel zu schützen. Ihre Hütten sind entweder viel zu leicht gebaut oder ohne jede Ventilation. Ekel ist ihnen unbekannt, und ihr Aberglaube verführt sie oft zu den unglaublichsten Dingen.

Sehr hoch ist die Kindersterblichkeit und die Zahl der Fehlgeburten. Peiper (s. Abb. 1) gibt hierüber eine gute Statistik aus Ostafrika (Bezirk Kilwa). Bei 472 Frauen waren 974 Geburten vorgekommen, darunter 48 Fehlgeburten = 5 Proz. gegen etwa 3 Proz. in Deutschland. 87 Frauen = 20 Proz. hatten überhaupt keine lebenden Kinder. Eine Frau hatte durchschnittlich nur 2 Kinder geboren, während in Preussen auf jede Ehefrau 4,3 Kinder treffen. Also schon allein die Fruchtbarkeit ist auffallend gering. Von den 926 ausgetragenen Kindern waren 432 am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben geblieben, davon waren 81 = 19 Proz. zur Zeit der Untersuchung noch nicht älter als 1 Jahr. Von den 926 Kindern, die nach normaler Schwangerschaft geboren waren, starben 229 = 24 Proz. noch im ersten Lebensjahre. Diese Zahl ist nicht besonders hoch (in Deutschland etwa 20 Proz.); wenn man aber weiter rechnet, so findet man, dass von 907 Kindern, deren Alter annähernd genau von den Müttern angegeben wurde, 384 = 42 Proz. innerhalb der ersten fünf Lebensjahre zugrunde gingen, gegenüber 29 Proz. in Deutschland. Dieses ungünstige Verhältnis bei den Negern ist hauptsächlich dadurch veranlasst, dass die Kinder, so lange sie die Mutterbrust nehmen, zweckmässig ernährt und von der Mutter sorglich beschützt werden; sobald aber die Ernährung mit Vegetabilien einsetzt und das Kind selbständiger wird, ist es zahlreichen Gefahren ausgesetzt, und sein Verdauungskanal ist der oft sehr plötzlich einsetzenden unrationellen Ernährung nicht gewachsen. Von 444 Kindern, deren Todesursache einigermassen genau angegeben wurde, starben 165 = 37 Proz. an Darmkatarrh.

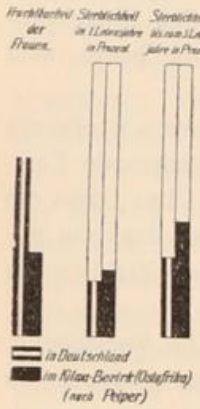


Abb. 1

Jeder, der auch nur einmal die Mahlzeit eines zentralafrikanischen Negers mit angesehen, wird ohne weiteres zugeben müssen, dass diese Art der Ernährung nicht rationell sein kann. Mein etwa 50 kg wiegender Boy nahm pro Tag mehr als 3 kg Nahrung zu sich; unsere Soldatenkost hat etwa ein halb so grosses Gewicht. Dass der Neger auch instinktiv nach der weniger voluminösen und leichter assimilierbaren Fleischkost verlangt, geht aus dem starken Fleischhunger hervor, der selbst vor dem verendeten und in Fäulnis übergehenden Tier nicht zurückscheut. Auch die früher verbreitete Auffassung, dass der Tropenbewohner wenig Fett geniesse, lässt sich leicht widerlegen: die Oelfrüchte, Oelpalmen, Erdnüsse, wurden längst, ehe wir sie für unsere Industrie brauchten, von den Farbigen als Nahrungsmittel verwendet. Für die Praxis geht aus diesen Tatsachen hervor, dass es nicht rationell ist, dem eingeborenen Arbeiter nur seine gewohnte vegetabilische Kost zu bieten, sondern dass es besser ist, ihm auch Gelegenheit zur Ernährung mit Fleisch, z. B. getrocknetem Fisch, zu geben. Einen praktischen Versuch haben die Amerikaner auf den Philippinen gemacht, indem sie eingeborene Eisenbahnarbeiter mit der Kost der weissen Arbeiter ernährten: nach kurzer Angewöhnung erzielten sie mit diesen Farbigen wesentlich höhere Arbeitsleistungen als zuvor. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gehört eben der Fatalismus und die Indifferenz des Wilden dazu, um in solchen Lebensumständen zu verharren. Wir begreifen es kaum, dass diese Völker auch nicht die geringste Anstrengung machen, aus diesem Elend sich herauszuarbeiten.

Stellen sich uns auf dem Gebiete der allgemeinen Hygiene schon grosse Hindernisse dar, so sind die Schwierigkeiten in der Bekämpfung der Infektionskrankheiten in den Tropen geradezu Legion. Aber hier sehen wir wenigstens schon Wege in den Urwald gehauen, Wege, die von Deutschen, wie von anderen Nationen gebahnt und mit Erfolg beschritten worden sind. Hier konnte die exakte Forschung manche Frage bereits beantworten, vor allem die für die Hygieniker wichtigste: Auf welche Weise tritt der Krankheitskeim in den menschlichen Organismus ein?

Als wichtiges Ergebnis tropenhygienischer Forschung gilt der Satz, dass Farbige wie Weisse für alle Infektionskrankheiten gleich empfänglich sind, dass hier Rasseneigentümlichkeiten ohne Bedeutung sind, dass vielmehr die Europäer die Keime der Infektion immer von den Eingeborenen beziehen. Damit ist für die Praxis der Grundsatz aufzustellen, dass die Bekämpfung der tropischen Infektionskrankheiten bei den Farbigen einzusetzen hat; gelingt es, bei diesen die Krankheit auszurotten, so werden auch die Europäer davon verschont bleiben.

Ein zweiter allgemeiner Gesichtspunkt bei der Bekämpfung der Infektionskrankheiten ist der, dass der Verkehr, welcher durch das Eingreifen der Europäer einen wesentlichen Wandel erfahren hat, bei der Verschleppung der Krankheiten eine wachsende Bedeutung erlangt. Ein gutes Beispiel ist die Ausbreitung der Schlafkrankheit im Kongobecken, die, solange der Verkehr flussaufwärts durch Stromschnellen und durch räuberische Stämme gesperrt war, auf die küstennahen Bezirke beschränkt geblieben war, jetzt aber, wo der Verkehr im ganzen Flussgebiet ein sehr reger geworden ist, sich nicht bloss über dieses ausgebreitet hat, sondern weit darüber hinaus ihre furchtbaren Arme ausstreckt.

Der dritte von diesen allgemeinen Gesichtspunkten ist der, dass wir die Rolle genau kennen gelernt haben, welche die blutsaugenden Insekten bei der Uebertragung der tropischen Infektionskrankheiten spielen. Wie Sie wissen, wird die Malaria durch Stechmücken (Anopheles), das Rückfallfieber durch eine Zeckenart (Ornithodorus), das Gelbfieber durch eine andere Moskitoart (Stegomyia), die Schlafkrankheit durch eine Tsetsefliege (Glossina palpalis) übertragen; und erst neuerdings ist eine der Schlafkrankheit verwandte Erkrankung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus Südamerika von Chagas beschrieben worden, die durch den Stich einer sehr grossen Wanzenart verbreitet wird. Mit diesen Tatsachen sind aber neue und aussichtsvolle Wege aufgedeckt worden, diese Krankheiten dadurch wirksam zu bekämpfen, dass man ihre Ueberträger vernichtet.

Gehen wir nun zu den einzelnen Infektionskrankheiten über. Die wichtigste Volkskrankheit der Tropen sind die Pocken, denn sie kommen in der ganzen heissen Zone vor und vernichten in mehr oder weniger ausgedehnten Epidemien einen hohen Prozentsatz der eingeborenen Bevölkerung. Während man in den Kolonien der übrigen kolonisierenden Nationen Zentralanstalten für Lymphbereitung eingerichtet hat, hat sich in unseren Kolonien das System ausgebildet, mit der Herstellung der Lymphe die einzelnen Aerzte auf den verschiedenen Stationen zu betrauen. Wenn die Resultate damit auch bisher gute gewesen sind, so möchte ich doch im Interesse der Kontinuität der Versorgung mit Lymphe für Errichtung einer Lymphbereitungsanstalt in jeder Kolonie eintreten. Einerseits sind die Erfahrungen mit der Haltbarkeit der Trockenlymphe, z. B. am belgischen Kongo, sehr ermutigend, anderseits ist die Tatsache, dass der Impfschutz in den Tropen viel rascher, schon innerhalb weniger Jahre, abnimmt als bei uns, jetzt unzweifelhaft festgestellt. Damit ist die Notwendigkeit einer wiederholten Durchimpfung der ganzen Bevölkerung dargetan, und die Bereitung so grosser Lymphmengen sollte nicht den Zufälligkeiten, wie sie „im Busch" nur allzu häufig sind, ausgesetzt werden.

Die Cholera hat trotz des lebhaften Dhauverkehrs mit Indien noch niemals nach Ostafrika übergegriffen, doch müssen wir jederzeit eines solchen Einbruchs mit seinen furchtbaren Folgen gewärtig sein. Dagegen hat die Pest schon wiederholt in Ost- und auch in Westafrika ihr Haupt erhoben; in Kisiba am Victoria-Nyanzasee hat Koch einen endemischen Pestherd aufgedeckt, der zwar seitdem an Ausdehnung nicht gewonnen hat, aber ständiger Ueberwachung bedarf. Denn die eigenartige Verbreitungsweise der Pest, die durch die sehr sorgfältigen Arbeiten der englischen Pestkommission endgültig aufgeklärt wurde, macht eine Verschleppung sehr leicht möglich. Der Krankheitskeim hält sich nämlich in den Ratten, die vereinzelt einer mehr chronischen Form der Pest erliegen. Unter gewissen, nicht näher geklärten Umständen aber bricht dann unter den Ratten eine heftige Seuche aus, und von den so infizierten Tieren nehmen die Rattenflöhe (Pulex cheopis) die Pestbazillen auf und übertragen die Krankheit so auf andere Ratten und auch auf den Menschen. Der Kampf gegen die Pest

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist also in erster Linie ein Kampf gegen die Ratten. Nach diesem Plane geht jetzt die englische Regierung in Indien vor, und in Daressalam wurde die Vertilgung der Ratten gleichfalls mit Energie in Angriff genommen. Seit 1909 ist dort kein Pestfall mehr vorgekommen. Sollte sie aber wieder aufflammen, so haben wir an dem Vorgehen der Japaner in Osaka und der Amerikaner in Washington Beispiele für wirksame Massregeln. Für die Vernichtung der Ratten an Bord pestverdächtiger Schiffe ist in Daressalam ein eigener Nocht-Giemsascher Kohlenoxydapparat in Bereitschaft.

Auf eine Krankheit möchte ich noch ganz besonders aufmerksam machen, nämlich auf die Tuberkulose. Erschreckend sind die Mitteilungen, die besonders französische Aerzte über ihre Ausbreitung auf Madagaskar, in Tonkin usw. machen. Die Sterblichkeit an Tuberkulose unter den einheimischen Truppen in den englisch-westafrikanischen Kolonien ist etwa achtmal so gross, als die der dort stationierten Weissen. In unseren deutschen Kolonien ist die Tuberkulose noch nicht sehr verbreitet; aber ihrer Einschleppung steht nichts im Wege, und wehe, wenn sie in eine bisher verschonte Bevölkerung einbricht! Es muss eine ernste Sorge der Aerzte sein, Tuberkulöse von den Kolonien fernzuhalten und, falls die Krankheit dort erst ausbricht, eine strenge Isolierung des Kranken durchzuführen.

Die Schlafkrankheit hat sich in unseren Kolonien nicht wesentlich ausgedehnt. Die tropenmedizinische Sektion widmet der Besprechung dieser Seuche den ganzen heutigen Nachmittag. Ich kann mich deshalb hier darauf beschränken, mitzuteilen, dass nach Ansicht des Leiters der Schlafkrankheitsbekämpfung, Prof. Kleine, die Abholzungen der von den übertragenden Tsetsefliegen (Glossina palpalis) bewohnten Ufer der Seen, Flüsse und Bäche sich bisher als das wirksamste Mittel zur Verhütung der Krankheit erwiesen haben. In Uganda, dem am schwersten heimgesuchten Herde der Schlafkrankheit am Victoria-Nyanzasee, haben die Engländer bereits eine deutliche Abnahme der Todesfälle konstatiert:

Todesfälle an Schlafkrankheit in Uganda:

1905: 8003.
1906: 5304.
1907: 3407.
1908: 1723.
1909: 925.

Als ein Fortschritt der Tropenhygiene ist es auch zu bezeichnen, dass die Bedeutung der Wurmkrankheit (Ankylostomiasis) in das rechte Licht gerückt worden ist. Diese Krankheit ist im allgemeinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für sich allein nicht tödlich, aber sie schwächt die Befallenen in hohem Grade und führt zu schwerer Blutarmut. Der Schaden für die Arbeitsfähigkeit ist ein enormer. Ein lehrreiches Beispiel für eine systematische Bekämpfung bietet die Insel Porto Rico, wo der Kampf seitens der Amerikaner mit Energie aufgenommen wurde. Die Gesamtbevölkerung der Insel beträgt etwas über 800 000, im Jahre 1906—07 wurden 89 000 Kranke behandelt, indem sie je 4 Dosen von Thymol oder Betanaphthol erhielten; 35 Stationen waren mit Untersuchung der Ausscheidungen und Verteilung der Medikamente beschäftigt. Das Resultat war, dass 43 Proz. der Behandelten ganz oder fast ganz von den

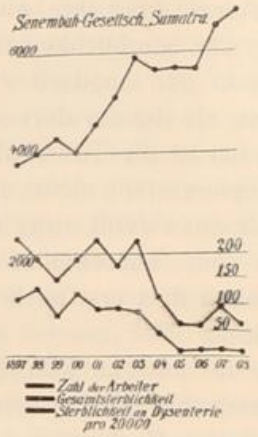


Abb. 2

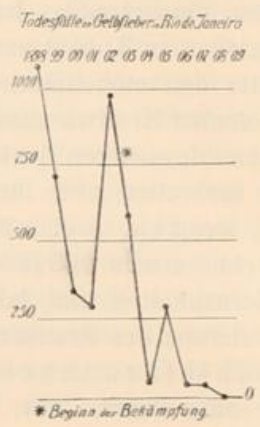


Abb. 3

Parasiten befreit wurden, bei weiteren 16 Proz. eine wesentliche Verminderung der Parasiten eintrat. Das bedeutet, dass etwa 60 Proz. der Parasitenträger unschädlich gemacht wurden, dass also die Infektionsgefahr für die gesamte Bevölkerung ganz wesentlich vermindert wurde. Bei jedem Besuche wurden die Eingeborenen immer wieder darauf hingewiesen, dass ihre Krankheit von ihrer Unsauberkeit herkomme, dass sie Latrinen und Aborte einrichten müssten. In den Schulen werden jetzt die Kinder über die Wurmkrankheit und ihre Verhütung unterrichtet. Diese Aufklärung der Bevölkerung ist nach Auffassung der Kommission nicht minder wichtig als die Behandlung der Kranken.

Da, wo sich grössere Ansammlungen von Farbigen zusammenziehen, also bei Bahn- und Wegebauten, in Gefängnissen, auf Pflanzungen usw., pflegt sich bald ein unheimlicher Gast, die Dysenterie (Ruhe) einzuschleichen und oft schwere Opfer zu fordern. Ihre Hauptursachen sind Unreinlichkeit, enger Kontakt vieler Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Verunreinigung des Trink- und Gebrauchswassers. Dass aber selbst im Grossbetrieb einer Plantage eine wirksame Verhütung der Ruhr möglich sei, beweisen die Erfahrungen der Senembah-Matschapy auf Sumatra. Auf Anraten der Aerzte Dr. Schüffner und Dr. Kuenen führte die Pflanzungsleitung ein, dass den Arbeitern auf die Felder abgekochtes Wasser in Form von leichtem Tee nachgetragen wurde. Auf diese Weise wurde verhindert, dass die Leute ihren Durst aus Pfützen und Gräben stillten. Der Erfolg zeigte sich bald. Die Sterblichkeit an Dysenterie sank von 22 Proz. im Jahre 1897 und 17 Proz. im Jahre 1903 auf 1.9 Proz. im Jahre 1908 (s. Abb. 2).

Das Gelbfieber hat im Jahre 1905 in Togo und an der Guineaküste eine nicht unbeträchtliche Zahl von Opfern gefordert. Wie diese Epidemie entstanden ist, ist nicht geklärt. Nach Beobachtungen in Westindien ist es wahrscheinlich, dass das Gelbfieber unter den Eingeborenen, besonders unter den Kindern, in einer abgeschwächten Form vorkommt und nur gelegentlich auf Europäer übergreift, die dann oft der akuten Form der Krankheit erliegen. Es erscheint mir dringend wünschenswert, nach dieser Form des Gelbfiebers sorgfältig zu suchen, da solche Leichtkranken jederzeit der Ausgangspunkt einer schweren Epidemie werden können.

Gerade das Gelbfieber ist ein glänzendes Beispiel dafür, was planmässige wissenschaftliche Forschung und energisches Eingreifen der Verwaltung gemeinsam auf hygienischem Gebiet auch in den Tropen zu leisten vermögen. Rio de Janeiro und Habana waren schwer mit Gelbfieber verseucht (s. Abb. 3). In Habana wurde von der amerikanischen Regierung 1901 eine Kommission eingesetzt, die nachwies, dass das Gelbfieber durch einen Moskito, einen nahen Verwandten unserer gewöhnlichen Stechmücke, von Mensch zu Mensch übertragen wurde. Als man mit ausserordentlicher Energie die Vernichtung dieser Mücken durch Zerstörung ihrer Brutplätze in Regentonnen, Versitzgruben usw. in Angriff nahm und die Erkrankten sorgfältig isolierte, sank die Erkrankungsziffer rapide. Rio de Janeiro kann jetzt, dank der Bemühungen des Chefs des Sanitätsdienstes Dr. Oswaldo Cruz, als gelbfieberfrei bezeichnet werden. Sollte das Gelbfieber neuerdings in Westafrika auftreten, so werden uns diese Beispiele den rechten Weg weisen.

Die Malaria ist auch jetzt noch in unseren tropischen Kolonien die wichtigste unter den Infektionskrankheiten. Aber wir sind auch dieser Seuche gegenüber besser als mancher anderen gerüstet. Denn in dem Chinin besitzen wir ein unschätzbares Heil- und Vorbeugungsmittel. Auch in der Bekämpfung der Krankheit in der Bevölkerung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist es von grossem Werte, da es gestattet, das Blut der Kranken von Parasiten frei zu machen, und so den Ueberträgern, den Anophelesmücken die Gelegenheit zu entziehen, den Keim beim Blutsaugen in sich aufzunehmen und später weiter zu verimpfen. Aber auch der Kampf gegen die Stechmücken selbst hat viel Aussicht auf Erfolg da, wo es möglich ist, ihre Brutplätze — stehende Gewässer — zu vernichten.

Dass auf diese Weise, namentlich durch die Chininprophylaxe, die Zahl der Malariafälle wesentlich heruntergedrückt werden kann, beweisen Statistiken aus Ostafrika. Danach betrug die Zahl der Malariafälle unter den europäischen Angehörigen der Schutztruppe, in Prozenten der Iststärke berechnet: (s. Abb. 4)

1893/94	94/95	95/96	96/97	97/98	98/99	99/1900	
			Ist-Stärke				
—	123	111	104	112	105	129	
			Malariafälle in Prozent				
316	337	373	330	278	328	299	
1900/01	01/02	02/03	03/04	04/05	05/06	06/07	07/08
			Ist-Stärke				
130	150	162	130	138	242	189	192
			Malariafälle in Prozent				
200	152	129	124	101	104	84	81

Das bedeutet eine Abnahme der Malariafälle auf ein Viertel!

Dass es gelingt, die Malaria auch unter der Negerbevölkerung einer afrikanischen Stadt auf ein geringes Mass herunterzudrücken, beweist die Hauptstadt Daressalam, wo mit sehr bescheidenen Mitteln, aber mit um so grösserer Energie und Exaktheit die Malariabekämpfung durch Chinin nach Koch seit Juli 1901 versucht worden ist. In der Peripherie der Stadt, wo aus Mangel an Personal und an Mitteln nicht behandelt werden konnte, waren im Jahre 1908—09 etwa 60 Proz. der Kinder mit Malaria infiziert; in dem Rayon der inneren Stadt, wo ständig behandelt worden war, fanden sich bei 20—37 Proz. der Kinder die Parasiten im Blut. Diese Befunde zeigen uns aber nicht bloss die Erfolge, sondern auch die Grenzen der Bekämpfung der Malaria durch Chinin, und mit Recht nimmt jetzt auch die Sanitätsverwaltung in Daressalam die Beseitigung der Moskitobrutplätze in der Umgebung der Stadt energischer als bisher in Angriff.

Denn es wird nur dann gelingen, die Malaria auf ein Mindestmass herabzudrücken, wenn wir alle uns zur Verfügung stehenden Methoden zu ihrer Unterdrückung gleichzeitig anwenden. Den exakten Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes und für seine Gültigkeit auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter den allerschwierigsten Verhältnissen erbracht zu haben, ist das Verdienst der Amerikaner, und zwar gelegentlich des Baues des Panamakanals. Wie bekannt sein dürfte, hatten die Franzosen im Jahre 1881 den Bau des Kanals begonnen, aber ihn nicht zum mindesten wegen der schweren Verluste durch Krankheit und Tod Ende der achtziger Jahre wieder aufgeben müssen. 1904 begannen nun die Amerikaner denselben Bau. Sie hatten von Anfang an erkannt, dass auch ihnen das Gelbfieber, der Typhus, die Malaria zum Verhängnis werden könnten, und hatten die Sanierung des Bahnbaus bereits in den

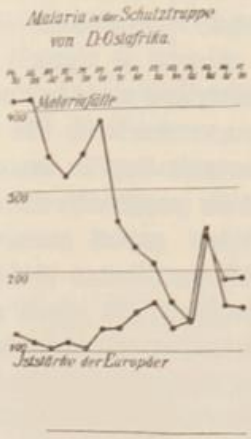


Abb. 4



Abb. 5

Arbeitsplan als gleichwertigen Betrieb aufgenommen. Als in den ersten zwei Jahren die Sterblichkeit, namentlich infolge von Pneumonie, stark anstieg, verdoppelte die Sanierungskommission ihre Anstrengungen. Sümpfe wurden drainagiert, Wassertümpel mit Petroleum bedeckt, Busch und Gras rings um die Lager und Niederlassungen niedergelegt, die Häuser der Angestellten wurden mit Moskitogaze abgedichtet und Chinin in grossen Mengen verteilt und alle Kranken energisch behandelt, 5 Hospitäler und 18 Polikliniken eingerichtet. Aus der umstehenden Tabelle gehen die Erfolge der Sanierung deutlich hervor (s. Abb. 5).

Gelbfieber, das früher in dieser Gegend kaum jemals erlosch, kommt jetzt dort nicht mehr vor, dank energischer Quarantäne gegenüber verseuchten Gebieten. Todesfälle an Beriberi, Typhus und Dysenterie kommen nur ganz vereinzelt unter den Angestellten vor. Diese Resultate, ganz besonders aber die Erfolge in der Bekämpfung der Malaria, müssen als glänzende anerkannt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

	Zahl der Arbeiter	Todesfälle pro Mille	Todesfälle unter den weissen Angestellten infolge von Krankheit pro Mille	Todesfälle unter der Gesamtbevölkerung pro Mille	Malariafälle unter den Angestellten, im Hospital behandelt pro Mille	Malaria-Todesfälle unter den Angestellten pro Mille
1904	6 213	13.26	—	—	125	—
1905	16 512	25.86	—	49.9	514	5.57
1906	26 547	41.73	—	48.3	821	7 45
1907	39 238	28.74	74	33.6	424	3.51
1908	43 891	13.01	3.8	24.8	282	1.34
1909	47 167	10.64	3.8	18.2	215	0.83

In welcher Weise können wir diese bisherigen eigenen und fremden Erfahrungen für unsere deutschen Kolonien verwerten? Die Organisation und Durchführung hygienischer Massregeln liegt in erster Linie in den Händen der Regierung und der von ihr angestellten Aerzte. Es liegt mir fern, diesen unerbetene Ratschläge geben zu wollen; ich wende mich hier vor allem an die Kolonialinteressenten in der Heimat. Wir erkennen, dass wir für unsere Kolonien nicht allein praktische Aerzte brauchen — dieser Notstand ist ja schon wiederholt bewiesen und allseitig anerkannt worden —, sondern auch Hygieniker, die nichts mit ärztlicher Praxis und möglichst wenig mit Schreibstubenarbeit zu tun haben und statt dessen nach einem einheitlichen Plan an verschiedenen wichtigen Punkten, z. B. in den neu durch die Bahnbauten erschlossenen Orten, die dringendsten Verbesserungen der hygienischen Verhältnisse in Angriff nehmen. In Ostafrika hat das Gouvernement, in der richtigen Erkenntnis, dass die praktischen Aerzte fast stets an ihre Stationen gefesselt sind, sogenannte Reiseärzte eingestellt, die in ganzen Bezirken die Impfung gegen Pocken, die Bekämpfung der Wurmkrankheit u. a. in Angriff genommen haben. Aber auch die Pflanzungen, die Faktoreien könnten, indem sie sich zusammenschliessen, mehr leisten als bisher, indem sie Aerzte für ein grösseres Plantagengebiet, für eine Gruppe von Faktoreien engagieren, die nicht bloss Kranke behandeln, sondern auch die hygienischen Verhältnisse in ihren Bezirken, bei Europäern wie bei den farbigen Arbeitern und in den diese Arbeiter liefernden Dörfern überwachen und zu bessern bestrebt sind. Dass drei solcher Sanitätsbeamter für eine Kolonie wie Ostafrika, die grösser ist als das ganze Deutsche Reich, auch nicht annähernd genügen, liegt wohl auf der Hand. Aber es ist ein Anfang, der baldmöglichst auch in den anderen Kolonien, vielleicht in etwas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anderer Form, für dauernd eingeführt werden sollte. Wenn es dann gilt, Aufgaben wie die, welche in Rio de Janeiro, in Habana oder am Panamakanal vorlagen, zu lösen, so werden wir auch die erfahrenen Organisatoren zur Hand haben, welche nicht weniger leisten werden wie ein Oswaldo Cruz in Rio oder ein Colonel Gorgas in Habana und Panama; vorausgesetzt — und hiermit komme ich zu dem zweiten Punkte —, dass die Regierung bzw. die Direktionen der Unternehmer ihnen die notwendigen Macht- und Geldmittel in die Hand geben. In der Kanalzone werden jährlich etwa 2 Millionen Mark allein für Malariabekämpfung ausgegeben, in Rio de Janeiro wurden im Jahre 1903/04 etwa 750 000 Mk. allein für Stechmückenbekämpfung verauslagt. Die Suezkanal-Compagnie hat grosse Summen für den Kampf gegen die Malaria in Ismailia ausgegeben und damit diesen wichtigen Punkt von Malaria gänzlich befreit. Die Deli-Matschapy auf Sumatra gibt allein für die Lieferung von Tee an ihre Arbeiter jährlich etwa 15 000 Mk. aus. Nur wenn in solch weitblickender Weise hinreichende Geldmittel zur Verfügung stehen, haben auch die hygienischen Massregeln so guten Erfolg, wie wir ihn an jenen Beispielen beobachten konnten. Mit kleinlichen Mitteln und Mittelchen ist hier nichts zu machen. Wenn die Regierung die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse auch noch so energisch betreiben will, so muss sie sich doch immer im Rahmen der zur Verfügung stehenden Mittel halten und kann nur in besonders schwerwiegenden Fällen, also z. B. bei der Schlafkrankheit, diesen Rahmen überschreiten.

In dieser Versammlung sind Parlamentarier und einflussreiche Personen, die in der Lage sind, auf die Gestaltung der Etats einzuwirken und darauf hinzuarbeiten, dass den hygienischen Massnahmen innerhalb dieser Etats der Schutzgebiete ein breiterer Raum gewährt würde. Städte und Gemeinden nehmen bei uns Anleihen auf und verwenden sie zum Teil für Anlage von Kranken- oder Irrenanstalten u. ä. Wäre es da so undenkbar, dass die Schutzgebiete Anleihen aufnähmen, um hygienische Massregeln, für die sie im Rahmen des Etats die Mittel nicht aufbringen können, durchzuführen?

Die oben zitierten Beispiele — Panama, Deli auf Sumatra, Ismailia — sind Privatunternehmungen, die gewiss keine unnötigen Ausgaben machen wollen, sondern eben die Bedeutung solcher hygienischen Verbesserungen als wichtig und nutzbringend erkannt haben.

Und damit komme ich zu dem dritten Punkte: die wissenschaftliche Hygiene wird nur dann wirklich das leisten können, was wir von ihr erwarten dürfen, wenn sich ihr alle Kolonialinteressenten in verständnisvoller Mitarbeit zugesellen. Die Aufgabe lautet: die For-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derungen, welche die Wissenschaft stellen muss, in Einklang zu bringen mit dem, was praktisch erreichbar ist. Und um dies zu erreichen, müssen sich, noch mehr als bisher, Aerzte, Verwaltungsbeamte und Unternehmer zusammenschliessen, um an dem gemeinsamen Ziele, praktische Kolonialhygiene zu treiben, zu arbeiten. Diese gemeinsame Arbeit ist meines Erachtens kulturell und wirtschaftlich so wichtig, dass um dieser ernsten Aufgabe willen alle anderen Interessen zurücktreten müssten. In welcher Form eine solche Zusammenarbeit organisiert werden könne, diese Frage will ich heute gar nicht anschneiden. Wenn aber mein Vortrag dazu beitrüge, die Bedeutung der kolonialen Hygiene etwas mehr in den Vordergrund zu rücken, die Notwendigkeit der Mitarbeit aller, auch der heimischen Kolonialinteressenten darzutun, so wäre ein Schritt auf der Bahn, die wir, je früher je besser, einschlagen, getan.

Dr. **G. Olpp,** Privatdozent der Tropenmedizin, Tübingen: Drei Gesichtspunkte sind es, von denen aus ich als Tropenhygieniker und Missionsarzt mir gestatte, die Worte meines geehrten Herrn Vorredners zu unterstreichen.

48 000 Menschenleben sind während der 23jährigen Arbeitszeit seit Lesseps am Panamakanal den dortigen Fieberkrankheiten zum Opfer gefallen. Heute ist der Panamakanal gesunder als New York. Das sind Erfolge der Tropenhygiene, wie sie grossartiger nicht gedacht werden können. Die Tropenhygiene ist es auch gewesen, die die Sterblichkeit unter dem Missionspersonal an der Westküste Afrikas in einer bestimmten Spanne Zeit von 60 auf 10 Proz. herabgesetzt hat. Aehnlich hat sie in anderen Schutzgebieten zur Kontinuität in der Arbeit des genannten Personals wesentlich beigetragen und damit der Kolonialpolitik einen bedeutungsvollen Dienst geleistet.

Die Tropenhygiene ist zweitens eine einigende Macht, eine gemeinsame Waffe in der Hand verschiedener Faktoren, in der Hand der Regierung und der Mission, der Eisenbahnverwaltung und Bergwerke. Es ist nicht allein die Schule, sondern auch das Krankenhaus, das der Regierung und der Mission eine gemeinsame Frontstellung darbietet zur Kultivierung unserer Schutzgebiete. Die Tropenhygiene gibt auch den beiden christlichen Konfessionen eine gemeinsame Basis. Denn der Samaritergeist ist nicht spezifisch evangelisch oder katholisch, sondern spezifisch christlich. Es ist interessant, zu sehen, wie jede der beiden Kirchen ihr Bestes auf diesem Gebiet hinausschickt, die katholische Mission ihr grosses Heer von barmherzigen Schwestern, und die evangelische ihre jetzt 982 an Zahl betragende Schar von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsärzten und -ärztinnen. Ihre unter den einzelnen Denominationen einigend wirkende Kraft hat die ärztliche Mission in 70jähriger Geschichte erwiesen.

Endlich bietet die Tropenhygiene unseren Kolonien Gelegenheit zu einem Gegendienst, zu befruchtender Rückwirkung auf die Wissenschaft im Mutterland. Es gibt noch viele Probleme in der Tropenhygiene zu lösen, und mancher deutsche Arzt wird sich noch seine Sporen auf diesem Gebiete verdienen. Die englische Kolonialgeschichte ist schon reich an derartigen Erfolgen. Wie mir der Schriftführer der Englischen Tropenmedizinischen Gesellschaft mitteilte, stammt ein Drittel der wissenschaftlichen Publikationen dieser Institution aus der Feder von Missionsärzten. Möchte diese befruchtende Rückwirkung aus unseren Kolonien auf unser deutsches Vaterland auch in dieser Beziehung von reichem Erfolge begleitet werden!

Prof. Dr. **Gonser**, Berlin: In diesem Kreise sind wir jedenfalls in zwei Forderungen einig. Erstens: die Weissen, unsere Landsleute, wenn anders sie draussen auf der Höhe voller körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit stehen sollen, müssen alles vermeiden, was körperlich und geistig ihnen schaden kann. Zweitens: die Schwarzen, die Eingeborenen, wenn anders sie als unentbehrliche und unersetzliche Arbeitskräfte erhalten werden sollen, müssen geschützt werden vor körperlicher und geistiger Degeneration.

Wie steht es nun in puncto Alkoholgenuss? Die Alkoholfrage, angewendet auf deutsche Verhältnisse, wird mit humoristischem Schimmer umkleidet; angewendet auf die Kolonien, wird sie von allen Sachverständigen wohl ernst genommen. In den Kolonien können nämlich die rein objektiven Massstäbe leichter festgehalten werden ohne irgendwelchen subjektiven Einschlag. Ich will kurz hinweisen auf die ungeheuren Ziffern, welche der Import von geistigen Getränken für unsere Kolonien bedeutet. Ich verweise auf die interessanten Veröffentlichungen, welche vom Kaiserlichen Statistischen Amt im Reichsarbeitsblatt erschienen sind. Erstens: der durchschnittliche Genuss an Alkohol der Europäer in unseren Kolonien pro Kopf ist höher als in der Heimat, obgleich Uebereinstimmung darüber besteht, dass gerade in den Kolonien die Alkoholgefahren viel grösser sind. Zweitens: die Befürchtung ist begründet, dass mit der Zunahme der Verkehrswege in das Innere hinein zu den Stämmen nicht nur die Segnungen, sondern auch die Schädigungen durch den Branntweinimport eingeführt werden.

Welches sind die Wirkungen auf die Weissen? Die Eingewöhnung wird erschwert, die Tropenkrankheiten in ihrer Gefahr erhöht. Wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doch der Tropenkoller in vielen Fällen in Zusammenhang gebracht mit Alkoholexzessen. Alles, was wir mit Kolonialskandal bezeichnen, soweit ein Nachlassen des Verantwortlichkeitsgefühles hiermit verbunden ist, hängt ursächlich mit dem Alkohol zusammen. Das hat auch üble Wirkungen auf die Schwarzen: es steht fest, dass in einer Reihe von Stämmen sich nachweisen lässt eine Degeneration, die wiederum im Alkohol ihre Quelle hat. Es muss uns zu denken geben, dass die Indianer Amerikas ausgestorben sind zum Teil infolge der Einfuhr von geistigen Getränken.

Wer Tatsachenmaterial sucht, dem wird es geboten in reichster Fülle, in der Denkschrift, die seitens unseres Kolonialamts vor wenigen Jahren dem Reichstage vorgelegt worden ist, und in allen Berichten der evangelischen und katholischen Missionare. Kein Wunder, dass allmählich sich immer ernster Stimmen erheben, die mahnen und warnen. Ich erinnere an Knuth und Külz, an Vietor und Zacher. Kein Wunder, dass neben diese Einzelstimmen auch Organisationen treten, die alles tun, um in dieser Beziehung einen Schritt der Aufklärung und der Reformarbeit vorwärts zu tun. Ich erinnere an die Veröffentlichungen, die die Kommission gegen den Branntweinhandel in den Kolonien, mit dem Sitze Bremen, herausgegeben hat, und an die Veröffentlichungen des internationalen Kongresses gegen den Missbrauch geistiger Getränke, die auf unsere Veranlassung im Haag eingehend erörtert worden sind.

Und es ist kein Wunder, dass auch diese mahnenden Stimmen immer mehr da gehört werden, wo es nötig ist; es ist sehr erfreulich, dass gerade seitens der deutschen Kolonialregierung dieser Frage die ernsteste Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, wie das in der eben erwähnten Denkschrift zum Ausdruck kommt. Ich erinnere Sie, dass, als diese Frage im Deutschen Reichstage erörtert wurde, sie überall Zustimmung fand; ich erinnere daran, dass die öffentliche Meinung heute reif ist zu ernsten, positiven Massnahmen. Was kann nun gefordert werden auf diesem Gebiete? Erstens, gegenüber den Weissen: Wir dürfen erwarten, besonders von unseren dortigen Beamten, dass sie mit gutem Beispiel vorangehen. Und sodann gegenüber den Schwarzen: Wenn heute unter allen Medizinern Uebereinstimmung darin besteht, dass die Kinder keine geistigen Getränke geniessen dürfen, so gilt das auch für die Neger; sie sind unmündige Kinder. Die Naturvölker müssen und dürfen in solchen Fragen in der Tat als Kinder behandelt werden, darum muss das Ziel sein: Verbot der Einfuhr mindestens des Branntweins bei den Negern. Wir wissen sehr wohl, dass eine solche Forderung nicht von einem Volk allein erhoben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und durchgeführt werden kann. Das ist nur auf internationalem Wege möglich. Darum begrüssen wir die ernste Stellungnahme, die auf den internationalen Kongressen in Brüssel nach der Richtung hin eingenommen worden ist, und ich hoffe, dass unsere deutsche Kolonialregierung, die im letzten Jahre die Absicht hatte, die Signatarmächte zu einer Konvention zu veranlassen, diese ihre Bemühungen auch weiterhin fortsetzt. Wenn wir im Zusammenhang mit allen Kolonialfreunden die Forderung erheben: Kampf gegen die Alkoholgefahr in den Kolonien, die dort besonders ernst, tief und weitgehend ist, so ist das eine Forderung der Klugheit, der Kultur, und nicht in letzter Linie eine nationale Aufgabe, die damit gelöst wird.

Prof. Dr. **Augustin Krämer,** Stuttgart: Kleidung, Wohnung und Nahrung der Eingeborenen sind nicht ohne weiteres unhygienisch zu nennen, da die Weissen bei den Entdeckungsfahrten allenthalben grosse Völker vorgefunden haben. Das Kleidertragen will auch gelernt sein. Zurzeit hindern Jacke und Hose nur die Arbeit, oder bei Erhitzung heruntergerissen, folgt Erkältung und Schwindsucht. Ausserdem bewirkt die fast immer schlecht gehaltene und schmutzige Kleidung, dass die sonst so stattlich und stolz aussehenden Naturkinder wie Bettler erscheinen. Ebenso sollte der heimische, schöne und gute Wohnungsstil gepflegt werden. Eingeborenenhütten und Nahrung sind nicht so schlecht, wie man denkt. Ich selbst habe mit meiner Frau drei Vierteljahre lang ganz Neu-Mecklenburg durchwandert; wir haben fast stets in Hütten geschlafen und von Fischen, Taro, Yams usw. gelebt und es ist uns dies ausgezeichnet bekommen. Wir haben dabei aber auch beobachtet, wie stark die Volkszahl zurückgeht, da oft weit mehr als 50 Proz. der Ehen steril sind. Ich habe jüngst im Heft 37 der „Woche" die Gründe dargelegt. Einer der wichtigsten ist zweifellos die Einschleppung der Geschlechtskrankheiten. Ich möchte deshalb auch an dieser Stelle nochmals die Vermehrung der Aerzte, vornehmlich im Schutzgebiet Neu-Guinea, auf das dringendste befürworten.

Ingenieur **Boeken,** Cöln: Wenn ich es als Laie wage, in dieser Diskussion über Hygiene in den Tropen das Wort zu ergreifen, so bitte ich, mit Indulgenz mich anzuhören, wenn ich einiges aus meinen langjährigen Erfahrungen Ihnen mitteile. Ich habe lange auf Kuba in Arbeit gestanden, bin in Mexiko gewesen, in Brasilien, Argentinien, Ostindien und auch in Deutsch-Ostafrika, und habe dabei gefunden, dass jeder, ehe er in die Tropen gehen soll, schon ein bisschen Arzt selbst sein müsste, dass er Selbstzucht zu üben vermag; denn in den Tropen gilt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es vor allen Dingen, sich als reiner Mensch an Geist und Körper zu zeigen. Wenn man das tut, sich des extremen Alkoholgenusses, der Bier- und Kegelabende usw. enthält, so kann es den Leuten nicht anders geschehen wie mir und meiner Frau. Wir haben gegessen und getrunken, was uns geboten wurde, keine Konservenbüchsen aufgemacht, hatten keinen Champagner nötig, und sind ohne Fieber, ohne Krankheiten durch alle diese Länder gegangen, und nicht als Millionäre, sondern als richtige deutsche Arbeiter. Zu dieser Selbstzucht gehört eine gewisse Vorbildung in unserem lieben Vaterlande selbst. Wir müssen den jungen Leuten sagen, dass sie nicht etwa zu einem Picknick nach den Tropen gehen. Sie werden dorthin geschickt als Pioniere des deutschen Namens, dem sie dort Ehre machen sollen. Uebermässig anstrengen tun sich die Leute dort meistens nicht, sie übertragen nur zu sehr die deutschen Gewohnheiten nach den Tropen; aber, wie schon der Herr Vorredner gesagt hat, der Alkohol mag in Deutschland wohl nicht so schädlich sein, aber in den Tropen ist er geradezu Gift, wenn er übermässig genommen wird, wie ich es gesehen habe, und da müsste von oben für diese Bierabende weniger gegeben werden; denn wenn die jungen Leute nach Deutsch-Ostafrika hinauskommen, bleiben sie, anstatt sofort an die Arbeit zu gehen, in Daressalam und Tanga liegen und werden zu allen möglichen Festlichkeiten herangeholt. Kommen die Leute dann in die Plantagen, dann sind sie meist schon so verseucht, dass sie nicht mehr arbeiten können. Ich habe mal einen jungen Mechaniker dorthin geschickt, um auf einer Plantage eine Maschine aufzustellen; der war in seiner Heimat, in Düren, ein gediegener Mann. Beim Abschied sagte er zu mir: Seien Sie unbesorgt, ich werde mich an die Arbeit halten. Er kam nach Tanga, die Versuchung war gross, und er konnte ihr nicht widerstehen. Als er dann auf der Plantage ankam, um die Maschine zu montieren, war das erste, was er brauchte, der Arzt — er hatte sich an der Küste krank gemacht.

Selbstzucht — ich wiederhole es — ist vor allem nötig, und wir sollten nur die besten Leute hinaussenden. Ich möchte, dass wir uns da das englische System etwas zu eigen machten, nur das allerbeste Material hinausgehen zu lassen, ihm dafür aber auch durch entsprechende Gegenleistungen im Gehalt und durch Entgegenkommen seitens der Regierung seine Aufgabe zu erleichtern und überhaupt möglich zu machen suchen. Das Tropenleben ist kein Vergnügen, sondern eine Arbeit, und wenn die Leute dort ihre Aufgabe erfüllt haben, sollen sie auch mit Freuden wieder in die Heimat zurückkehren können. Der Engländer geht in die Kolonien, um für sein Home zu arbeiten. Hat er sein Ziel erreicht, dann sagt er: I go home. So sollte es auch bei den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschen sein. Jeder sollte sich sagen: ich will den Leuten zeigen, dass ich als Deutscher etwas leisten kann; meine Biergeschichten usw. will ich hinter mir lassen; ich kann trinken, wenn es nötig ist, aber in den Tropen, wo das Trinken mehr als Gift ist, kann ich es auch sein lassen. Also: Selbstzucht üben in den Tropen, rein bleiben an Körper an Geist, und seine Pflicht tun als ein ganzer Mann; dann wird es um unsere Plantagengesellschaften, um unser Vaterland gut bestellt sein, und dann ist auch der deutsche Name hochgehalten.

Missionsdirektor **Schreiber**, Bremen: Ein Wort des Dankes, der Aufklärung und der Bitte! Alle Kolonialinteressenten haben Ursache, mit wärmstem Dank die grossartigen Fortschritte in der Tropenhygiene und die mannigfachen Opfer, die seitens unserer Aerzte gebracht worden sind, anzuerkennen. Da geziemt es sich wohl, nach dem Tode Robert Kochs den Namen dieses grossen Forschers auch hier in dieser Versammlung zu nennen.

Sodann ein Wort der Aufklärung. Ich habe mich darüber gefreut, dass der Herr Vortragende die geringe Vermehrung der Bevölkerung in unseren Kolonien berührt hat. Eine wenig bekannte Ursache für die geringe Bevölkerungsdichtigkeit liegt in der Polygamie. Aus den Erfahrungen, die wir in Westafrika, in Togo gemacht haben, kann festgestellt werden, dass polygame Ehen, in denen Männer mit vier bis fünf Frauen zusammenleben, im Durchschnitt höchstens drei bis vier Kinder haben. Ein Grund für diese eigentümliche Erscheinung liegt darin, dass, wo die Polygamie herrscht, meistenteils auch die Kinderverlobung im Schwange ist, welche zu den allerschlimmsten Missständen führt. Die Frauen sind durch diese Unsitte an Männer gekettet, die sie nicht mögen und dadurch schädigen, dass sie ihren Männern nicht die Freude an Kindern gönnen, sondern die Ertötung des keimenden Lebens in erschreckendem Masse üben. Auch die Versorgung der Kinder liegt ausserordentlich im argen. In wie vielen Ländern herrscht nicht die entsetzliche Sitte, dass, wenn eine junge Mutter stirbt, das Kind mit ihr begraben oder in den Busch gelegt wird.

Das sind Missstände, denen abgeholfen werden muss, und darum die herzliche Bitte, namentlich an die grosse Schar der Aerzte in Deutschland: „Kommen Sie und helfen Sie uns!" Wie eben Herr Dr. Olpp schon hervorgehoben hat, dürfte es sowohl für die Wissenschaft wie für die Herren Aerzte kaum ein interessanteres Arbeitsfeld geben als in den Tropen. Mein eigener Bruder ist rheinischer Missionsarzt; ich bin genau unterrichtet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über die ungeheuer interessante Tätigkeit, die er in seinen grossen Hospitälern ausüben kann. An den Heiltagen kommen zu ihm und seinen Kollegen oft 300 bis 500 Menschen. An Gelegenheit zur Tätigkeit fehlt es also nicht. Dies und die Fülle der zu lösenden Aufgaben rechtfertigen die Bitte: „Mehr Aerzte für die Kolonien!" Der Appell an den deutschen Idealismus, den gestern ein Hamburger Kaufmann und eine kolonialbegeisterte Frau hier erhoben haben, muss auch in der deutschen Aerzteschaft noch ein kräftiges Echo finden. Ohne ihre selbstverleugnende Hilfe kann die für die weisse wie für die eingeborene Bevölkerung unserer Kolonien unerlässliche Forderung nicht erfüllt werden: Mens sana in corpore sano!

Missionssekretär **P. Kilian,** Ehrenbreitenstein: Herr Dr. Krämer, der auf den Karolinen tätig war, hat meine Mission, die Kapuzinermission auf den Karolinen, in günstigster Weise mit hereingezogen und ihre Weitherzigkeit betont, dass wir die Kleidung nicht vorschreiben. Ich glaube, ich bin Ihnen in dieser Beziehung eine Aufklärung schuldig. Wir dringen nicht darauf, dass die Eingeborenen Kleider tragen bzw. dass sie keine Kleidung tragen, nicht etwa aus prinzipiellen Gründen, sondern wir sind eben weitherzig genug, uns zu sagen: Kleidertragen und Christentum sind nicht identische Dinge. Die Leute sind tatsächlich heute noch nicht so weit, dass sie das Kleidertragen verstehen. Selbst katholische Christen — ich betone hier das „katholische Christen" —, die jeden Sonntag zur Kirche gehen, sind noch nicht so weit, dass sie gern in Kleidung zur Kirche gehen. Unsere Vorgänger auf den Karolinen, die spanischen Kapuziner, haben die Kleidung vorgeschrieben, wenn die Eingeborenen zur Kirche kommen wollten. Die Folge davon war, dass gerade die Frauen und Jungfrauen aus diesem Grunde dem Gottesdienst fernblieben. Deshalb, aus diesem rein selbstverständlichen Grunde, sind wir weitherzig genug, zu sagen: ja nun, in Gottes Namen, das Kleidertragen ist nicht identisch mit dem Christentum. Die Leute sind auch heute noch reinlicher, wenn sie keine Kleider tragen.

Dabei möchte ich aber natürlich betonen, dass mit der fortschreitenden Zivilisation auch ohne weiteres das Kleidertragen kommt. Wir können uns ja auch unmöglich in den Zustand hineindenken, dass unsere deutschen Brüder auf den Karolinen draussen volständig kultivierte und zivilisierte Männer und Frauen wären und trotzdem noch ohne Kleidung herumgehen. Also das Kleidertragen wird sich von selbst einbürgern. Wir haben ja auf den Marianen Eingeborene, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleider tragen, und wir machen die Erfahrung, dass diese Leute durchaus nicht ungesunder sind als die Karoliner. Allerdings ist hier zu berücksichtigen, dass die Marianer ein Mischvolk darstellen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch eine gewisse Beziehung betonen, die die Ausbreitung des Christentums hat mit der ärztlichen Mission. Glauben Sie mir, es hat nicht immer mit hygienischen Dingen zu tun, wenn bei den Eingeborenen die Sterblichkeit vorherrschend ist. Es wird Sie vielleicht interessieren, zu hören, dass die religiösen Momente oder — ich will die volkswirtschaftlichen Momente voranstellen — hier massgebend sind. Die Leute wussten früher ganz genau, dass auf engbegrenzten Inseln eine grössere Einwohnerzahl sich nicht ernähren konnte, und deshalb hat man in früheren Zeiten, die wir heute nicht mehr verfolgen können, die allzu starke Bevölkerung zurückgedrängt durch Dinge, die ich hier als Ordensmann nicht weiter berühren will und nicht kann. Und natürlich, wie alles bei diesen Naturvölkern auf das religiöse Moment hinübergetragen wird, so ist auch der volkswirtschaftliche Grund auf das religiöse Moment hinübergetragen worden, und deshalb haben gerade unter den Naturvölkern die Missionare in der Ausbreitung des Christentums ein sehr wichtiges Wort mitzusprechen, wenn es gilt, die Gesundheit zu stärken und die Sterblichkeit der Eingeborenen einzudämmen.

Medizinalrat Prof. Dr. **Nocht**, Hamburg: Angesichts der Herren, die darauf hingewiesen haben, dass die jungen Leute, die hinausgehen in die Tropen, in der Kenntnis der Krankheiten der Kolonien vorgebildet werden möchten, möchte ich bemerken, dass in dieser Beziehung auch in Deutschland schon allerhand geschehen ist und geschieht. Es werden im orientalischen Seminar in Berlin, wie auch in Hamburg im Kolonialinstitut Vorträge gehalten, die sich über ganze Semester erstrecken, für Laien über Tropenhygiene und Tropenkrankheiten. Aber das ist noch nicht alles. Es kommt nicht nur darauf an, dass die Laien sich hier schon vorbereiten, um etwas über Tropenkrankheiten und Tropenhygiene, über die Art und Weise, wie sie draussen leben müssen, zu hören, sondern ich muss in den allgemeinen Ruf einstimmen, dass wir mehr Aerzte hinausschicken müssen. Natürlich müssen auch die Aerzte eingehend vorgebildet werden.

Ich habe hauptsächlich das Wort ergriffen, um etwas zu unterstreichen, was Herr Kollege Schilling hier besonders betont hat, was aber in der Diskussion bisher nicht genügend gewürdigt worden ist: die Aerzte sollen hinausgehen, nicht bloss, um die Kranken zu be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handeln, sondern um Hygiene zu treiben, und zwar nicht bloss beamtete Aerzte, sondern auch Privatärzte. Diese müssen die Berater der industriellen und Pflanzungsunternehmungen sein. Es ist erforderlich, dass die Aerzte mit in die Administration der grossen Unternehmungen eintreten. Wenn Sie die von Herrn Schilling vorgezeigten Kurven ansehen von den grossartigen Erfolgen beim Bau des Panamakanals, von den Erfolgen, die in Delhi in den grossen Tabakpflanzungen der Holländer mit den chinesischen Arbeitern gemacht worden sind, so muss ich sagen, dass die Erfolge dadurch erzielt wurden, dass die Aerzte eine ausschlaggebende Stimme bei allen Fragen der Hygiene, insbesondere auch bezüglich der Ernährung und Unterkunft der Arbeiter hatten. Das ist es, was wir nachmachen müssen. Wir müssen soviel wie möglich Aerzte hinausschicken, nicht bloss Missionsärzte, Regierungsärzte, sondern auch Zivilärzte, und diese sollen nicht bloss als Krankenbehandler, sondern als Hygieniker und Berater der grossen Unternehmungen wirken.

Oberstleutnant **Richelmann,** Steglitz: Es ist die Alkoholfrage vorhin gestreift worden, in Verbindung mit unseren Landsleuten, die draussen sind. Ich habe Afrika vor 21 Jahren kennen gelernt, ich kenne es im Krieg und im Frieden, und ich war erst kürzlich wieder draussen. Die Sache ist dort nicht so schlimm. Wir können auf unsere Landsleute draussen stolz sein, auf das, was sie leisten und wie sie sich verhalten. Natürlich muss man Ausnahmen gelten lassen. Es gibt so'ne und so'ne. Ich bin Antialkoholiker, ich bin nie erkrankt, so dass mein alter Freund Wissmann zu mir sagte: Ja, ein solcher Bierknacker wie du kann nicht krank werden. Im Kriege, gebe ich zu, wird häufig über die Stränge geschlagen, da lebt man „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt". Meist aber zu Tode betrübt, weil man nichts hat. Wir haben oft, weil wir nichts anderes hatten, Maiskolben gekaut. Als ich vor zwei Jahren draussen war, da schrieb man mir aus Bukoba: Wenn Sie gewohnt sind, etwas zu trinken, so müssen Sie sich einen Vorrat mitnehmen, wir haben nichts. Ich nahm mir von Nairobi Wein mit. Den haben wir aber nicht getrunken, sondern die wohlhabenden Leutchen, die von der Cölner Handelshochschule gekommen waren, die hatten das Kistchen bald geleert. Wir tranken keinen Tropfen Alkohol, nur Milch, Zitronenlimonade, Tee, das war alles. Damit will ich nur sagen, dass draussen ernsthaft und fleissig gearbeitet wird. Wo Eisenbahnbauten stattfinden, da finden sich ja allerdings eigenartige Elemente zusammen, und die ergeben sich dem Alkoholgenuss, aber Leute, die draussen sind, um auf kolonialem Gebiete tätig zu sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sind fast ausnahmslos gute und intakte Naturen. Von uns haben die Eingeborenen das Trinken auch nicht gelernt. Dort, wo der Mohammedanismus den Alkohol nicht ferngehalten hat, da haben sie es aus sich heraus gelernt. Die Neger brauen aus Mtama ihr Bier. Man sollte den Leuten den vielen Mtamabau verbieten, damit sie nicht solche Kirmessen feiern. Jedenfalls muss man unsere Landsleute draussen, ob sie nun als Zivilisten, Soldaten, Forscher, Missionare, Kaufleute oder Pflanzer tätig sind, in Schutz nehmen. Der eine oder der andere lebt vielleicht etwas extravagant, im grossen und ganzen aber wird so durchaus solide gelebt, dass wir auf diese unsere Landsleute stolz sein können.

Prof. Dr. **Goebel**, Breslau: Einer der Vorredner hat an den Idealismus der deutschen Aerzte appelliert. Der ist tatsächlich vorhanden. Auf den Aufruf der deutschen Aerzte, in den Missionen tätig zu sein, haben sich ohne Weiteres 60 Aerzte gemeldet. Es ist aber schon im Verein für ärztliche Mission öfter betont, dass der Arzt in den Tropen dieselben Anforderungen zu stellen hat, wie die anderen akademisch Ausgebildeten. Diese berechtigten Anforderungen zu erfüllen, ist bisher wenig geschehen.

Zweitens möchte ich noch kurz einen Punkt betonen, der bei den Sanierungsmassregeln in Amerika und England eine grosse Rolle spielt. Ich habe das vor allem in Aegypten beobachtet und auch sonst, dass dort überall der Arzt eine viel grössere Exekutivgewalt hat, als sie unseren Aerzten von der Regierung gewährt wird. Wir müssten zum mindestens auch bei uns darauf dringen, dass uns in der Beziehung wenigstens ein Mittelding gegeben werde zwischen beratender Stimme und exekutiver Gewalt.

Die Seuchen der Haustiere in ihrer Bedeutung für unsere Schutzgebiete.

Von **Rakette**, Stabsveterinär, Militär-Veterinär-Akademie, Berlin.

(Plenarsitzung am 8. Oktober, nachmittags.)

Dem Auftrage, in einer Plenarsitzung dieses Kongresses über die Tierseuchen unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für unsere Schutzgebiete zu reden, bin ich gefolgt, weil ich überzeugt bin, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Gefahren, die sie tropischen und subtropischen Ländern bringen, niemals und nirgends zuviel betont werden können. Die Gefahren sind grösser und zahlreicher, als in unserer Heimat. Sie können in ihrer hemmenden Wirkung der Entwickelung jener Gebiete leicht verhängnisvoll werden; das hat erst in neuester Zeit wieder der schwere Schlag gezeigt, der in Südwestafrika unsere junge, eben aufblühende Wollschafzucht getroffen hat. Durch diesen Hinweis will ich einem gegen diese Länder gerichteten Pessimismus nicht neue Nahrung zuführen, ich will nur ein Scherflein dazu beitragen, dass die Tierkrankheiten in ihrem grossen Einfluss allgemein richtig gewürdigt werden. Die Kenntnis der Gefahr zeitigt auch die Mittel, ihr erfolgreich zu begegnen. Bei weitausschauenden Plänen und Unternehmungen auf dem Gebiet der Tierzucht sind die zu fürchtenden Seuchen neben den Boden-, Klima-, Wasser- und Weideverhältnissen als hochwichtiger Faktor von vornherein mit in erste Linie zu setzen. Das Gedeihen und eine grosse Zukunft eines unserer umfangreichsten Schutzgebiete werden trotz seiner Diamanten und Erze fast allein abhängen von der Zucht und Verwertung von Tieren und von dem Erfolge des Kampfes, der ihrer Gesundheit gilt. Auch in Ostafrika scheint die Haustierzucht berufen zu sein, eine ganz hervorragende Rolle zu spielen, und in den übrigen Kolonien, selbst in Neu-Guinea, wird sie Teil haben an ihrem Wohlstande.

Bevor ich zu einer kurzen Schilderung der den einzelnen Schutzgebieten drohenden Seuchen übergehe, bitte ich, einige Beobachtungen, die ich während des letzten Aufstandes in Südwestafrika und bei Reisen in anderen Ländern gemacht habe, hier wiedergeben zu dürfen. Leider kenne ich Ostafrika, Kamerun, Togo und Neu-Guinea nicht aus eigener Anschauung. — Noch in frischer Erinnerung sind die gewaltigen Opfer an Blut und Geld, die das Niederwerfen jenes Aufstandes unserem Vaterlande gekostet hat. Meine Herren, in diesem Kriege haben neben Hunger und Durst die seuchenhaften Erkrankungen unserer Reit-, Zug- und Tragetiere viel Unheil gebracht; sie haben nicht allein viele Millionen an Werten vernichtet, sie haben vor allem die Verpflegung und Beweglichkeit der Truppen und damit die Operationen in hohem Masse erschwert. Nur zu sehr war der Erfolg abhängig von der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Tiere. Es konnte auch nicht verhindert werden, dass durch die Massentransporte die Verbreitung der Seuchen durch das Land sich vollzog. Tausende von Pferden und Maultieren (in der Regenzeit 1906/07 allein 978 Pferde und 806 Maultiere, also über 12 und 6 Proz. des ganzen Bestandes, im Norden über 20 und 12 Proz.) erlagen der Sterbe, dieser Pest der Einhufer; der Rotz,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem behaftet, auch in Afrika ein jedes Tier dem Tode verfallen ist, herrschte in weiter Verbreitung, die Lungenseuche forderte unter den Zugochsen grosse Opfer; zweimal drohte der Einbruch der Rinderpest und machte neben einem Verlust von etwa 1600 Ochsen grosse Umwälzungen in der Bespannung der Verpflegungskolonnen notwendig; die Räude richtete namentlich unter den Pferden, Maultieren und Kamelen grosse Verwüstungen an, auch Texasfieber, Milzbrand, ansteckende Lymphgefässentzündung, das bösartige Katarrhalfieber der Rinder, die Pferdemalaria machten sich hemmend bemerkbar, kurz, es waren Bilder, welche die Gefahr der Tierseuchen in einem Kolonialkriege in ein grelles Licht stellten. Man braucht nicht lange und nicht weit im englischen Südafrika zu reisen, um zu sehen, eine wie grosse Bedeutung dort den Tieren und ihren Krankheiten beigemessen wird, und jetzt erfährt man aus den Zeitungen, wie die ganze Kapkolonie in banger Sorge ist vor dem Weitergehen des Ostküstenfiebers, jener fürchterlichen Rinderseuche, die 90 Proz. der ergriffenen Tiere tötet und grosse Bestände erbarmungslos vernichtet. In Aegypten hatte ich Gelegenheit, zu sehen, wie ganze Landstriche unter den Wunden litten, die die Rinderpest ihnen geschlagen hatte. Es war mir vergönnt, in Australien und auf Neuseeland zu beobachten, wie dort die Tierseuchen in ihrer Bedeutung für die Wohlfahrt des ganzen Erdteils gewürdigt werden, wie grosse Anstrengungen mit den härtesten Massnahmen dort gemacht werden, um die Verschleppung von Seuchen zu hindern. Wie herzerquickend ist dort der Anblick der zahllosen, in bester Form befindlichen Schafe, von denen die Squatter mir freudig erzählten, dass sie ein kostbares und vor allem sicheres Pfund seien, weil ansteckende Krankheiten bei dieser Tiergattung in Australien nicht mehr vorkommen. Auch Rotz ist dort unbekannt.

Und, meine Damen und Herren, wie tief in unser ganzes Volksleben einschneidende Massnahmen gegen verderbliche Tierseuchen werden nicht in unserer Heimat für unerlässlich erachtet!

Bei dem Aufzählen einzelner, die Schutzgebiete bedrohender Seuchen, werde ich scheiden zwischen den tropischen und subtropischen Krankheiten, die jenen Ländern eigentümlich sind, die, durch Blutparasiten verursacht, zu ihrer Verbreitung eines Zwischenwirts, der Fliegen oder Zecken, bedürfen, und solchen, die auch in unseren Breiten vorkommen, deren Erreger eines Zwischenwirts nicht bedarf, sondern direkt von Tier zu Tier geht; ist doch gerade von den Lebensbedingungen des Zwischenwirts die Bedeutung einer Krankheit für das Land und die Art des gegen sie zu führenden Kampfes abhängig. Bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Schilderung muss ich mich natürlich auf kurze Skizzen beschränken, die nicht den Anspruch erheben, vollständig zu sein oder gar als wissenschaftliche Abhandlung betrachtet zu werden.

Wie ich schon erwähnte, richtet unter den Pferden und Maultieren in Südwestafrika, namentlich im Norden des Schutzgebietes, die unter dem etwas eigentümlichen Namen „Pferdesterbe" bekannte Seuche grosse Verheerungen an; man greift nicht zu hoch, wenn man behauptet, dass 99 Prozent der ergriffenen Tiere daran zugrunde gehen. Merkwürdigerweise scheint der zweite Komparent der Maultierzucht, der Esel, für das Leiden sehr wenig empfänglich zu sein. Ich habe unter Tausenden dieser Tiere in den gefährlichsten Gegenden keinen Fall beobachtet. Die Seuche kommt nur in Afrika vor, und dort auch nicht überall, aber sie ist über weite Gebiete verbreitet, an der Ostküste vom Kap bis zum Sudan, an der Westküste bis zum Kongo. In ihrer Ursache und Uebertragung ist sie noch heute ein ungelöstes Rätsel, so viele Momente zu ihrer Klarlegung auch schon zusammengetragen sind. Man weiss, dass der Ansteckungsstoff im Blute sitzt — mit den kleinsten Mengen Blutes eines kranken Tieres ist das Leiden mit Sicherheit an gesunden Einhufern zu erzeugen. Man weiss auch, dass eine direkte Ansteckung von Tier zu Tier nicht erfolgt, aber der zweifellos vorhandene Zwischenträger ist noch nicht entdeckt. Zeitlich und örtlich ist die Seuche ziemlich scharf begrenzt, sie kommt und geht mit dem Regen, und es ist bekannt, dass manche Orte mitten in gefürchteten Gegenden verschont bleiben, sie heissen merkwürdigerweise „Sterbeplätze". Zwar bietet uns eine Reihe von praktischen Beobachtungen schwache Handhaben zur Minderung der Gefahr, aber der Seuche ist damit nichts von ihrem Schrecken und von ihrer wirtschaftlichen Bedeutung genommen. Vorläufig zwingt sie noch grosse Gebiete, in denen sonst alle Voraussetzungen für eine blühende Pferde- und Maultierzucht gegeben sind, zum Verzicht, oder zum mindesten zu grosser Einschränkung. Hohe Werte für den Wohlstand des ganzen Schutzgebietes sind auf diese Weise brachgelegt. Im Kampfe gegen diese mörderische Krankheit bleibt eine zum Glück sehr berechtigte Hoffnung. Auf die Tatsache, dass genesene Tiere immun, gesalzen, bleiben, gründet sich das für Maultiere schon mit grossem Erfolge verwendete, für Pferde nicht aussichtslose Immunisierungsverfahren.

Der Stand unserer heutigen Kenntnisse über die Seuche ist noch Gegenstand eines Spezialvortrages des Oberveterinärs Dr. Reinecke. In Ostafrika kommt die Sterbe auch vor, sie hat aber dort nicht eine so verhängnisvolle Bedeutung wie in Südwest.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viel Aehnlichkeit im Auftreten nach Ort und Zeit, hat mit der Sterbe das Katarrhalfieber oder die Blauzunge der Schafe. Man hat lange angenommen, dass beide Krankheiten dieselbe Ursache hätten. Das war nicht richtig. Keine von ihnen ist auf die andere Tiergattung zu übertragen. Auch beim Katarrhalfieber ist der Erreger noch ebenso unbekannt, wie der Zwischenwirt, der ihn weiter trägt. Die Krankheit erscheint, wie die Sterbe, in der Regenzeit; sie wirkt um so verheerender, je ausgiebiger die Niederschläge sind. Gegenden an Flüssen und stehenden Gewässern sind am meisten zu fürchten. Für ihre Bedeutung gibt uns die bittere Beobachtung der letzten Jahre, in denen viele Tausende der wertvollen Woll- und Fleischschafe in Südwestafrika dahinstarben, keinen Massstab. Die Verwüstungen sind nicht auf das Konto des Katarrhalfiebers zu setzen, zum mindesten nicht allein; es hat sich herausgestellt, dass die ihm zugeschriebenen Verluste vornehmlich durch die eingeschleppte Pockenseuche verursacht worden sind. Die in der südafrikanischen Union gemachten Erfahrungen zeigen, dass in guten Regenjahren von den Schafen 30 und mehr Prozent der Seuche erliegen können. Die von Theiler eingeführten Impfungen mit in seiner Giftigkeit herabgesetztem Blute haben gute Erfolge gezeitigt. Hier nenne ich noch das Herzwasser der Wiederkäuer, vor allem der Schafe und Ziegen. Die Ursache ist unbekannt, aber als Zwischenträger ist die bunte Zecke festgestellt worden. Auch diese Krankheit kann grosse Verluste bringen, und es ist eine wirtschaftlich wichtige Tatsache, dass die Merinos am meisten leiden, dass Perserschafe am wenigsten empfänglich sind.

In Ostafrika ist das schon erwähnte Küstenfieber endemisch, es ist dort in vielen Gegenden zu Hause. Wenn auch in solchen Gebieten schon die jungen Kälber erkranken, die leichter genesen und nun für ihr Leben immun bleiben, so bedeutet die Seuche auch dort eine schwere Gefahr für eine erfolgreiche Rindviehzucht. Von den Kälbern sterben immer noch 30—70 Prozent, und die Nachbargebiete sind hart bedroht. Planmässige, umfangreiche Absperrungen der verseuchten Gegenden und planmässiger Weidewechsel bei frisch infizierten Herden sind die Mittel, mit denen ein schwieriger Kampf gegen diese unheilvolle Seuche geführt werden muss.

Weit verheerender würde das Küstenfieber in Südwestafrika auftreten. Unermesslicher Schaden wäre dort zu erwarten, zumal der Mangel an Einzäunungen die Massnahmen so sehr erschwert. Die Seuche ist uns dort nach dem Einbruch in die Kapkolonie nicht mehr so fern geblieben, dass sie unbeachtet gelassen werden könnte. Bei dieser Gefahr weise ich darauf hin, wie dringend notwendig das Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zäunen für Südwestafrika geworden ist. Es ist eine sehr kostspielige Massnahme, aber ohne sie ist in diesem Lande eine sichere Absperrung grosser Viehbestände nicht durchführbar. In Australien und auf Neuseeland gilt es als selbstverständlich, dass die Zäune errichtet werden, bevor irgendwelche andere Schritte zur Nutzbarmachung der Farm getan werden. Das Küstenfieber ist uns in Ursache und Verbreitung durch die Forschungen Kochs und Theilers gut bekannt geworden. Der Blutparasit, das Pyroplasma parvum, wird durch die braune Zecke weiter getragen, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass auch andere Zecken dazu geeignet sind. Die Befürchtung, dass die Krankheit mit dem Ueberträger auch in Südwest gedeihen würde, ist nur allzu sehr berechtigt. Jegliche Behandlung erkrankter Rinder ist nutzlos; aber die klare Erkenntnis der Lebensbedingungen des Schmarotzers und der Uebertragungsmöglichkeit hat zu Massnahmen geführt, die jetzt in Ostafrika und Transvaal in der Bekämpfung des Leidens sehr gute Erfolge gebracht haben.

Viel Unheil kann auch eine Seuche anrichten — sie hat es, wie schon der Name besagt, namentlich in Amerika getan — das Texasfieber. Beide Krankheiten sind früher für identisch gehalten worden; erst wenig über 10 Jahre hat die Forschung den selbständigen Charakter beider erkannt. Der Erreger ist das Pyroplasma bigeminum und wird übertragen durch die blaue Zecke. Die Seuche ist in allen unseren afrikanischen Schutzgebieten beobachtet, aber sie ist dort nirgends recht heimisch geworden, und die Verluste, die ihr allein zugeschrieben werden müssen, sind erträglich geblieben. Von grosser praktischer Bedeutung ist es, dass junge Tiere nur leicht erkranken und dann immun sind, dass sie aber Parasitenträger bleiben und so, nach texasfieberfreien Gegenden importiert, den dort befindlichen Rindern gefährlich sein müssen. Deshalb ist die Krankheit auch von hoher Bedeutung für den Export, deshalb ist das Texasfieberland gefürchtet, es findet keine Abnehmer, so gesund seine Tiere auch erscheinen.

Genau so verhält es sich mit der Malaria der Pferde. Wo die Krankheit heimisch ist, erkranken die Fohlen leicht und werden immun, aber auch sie werden, obwohl selbst gesund, frisch importierten Pferden gefährlich. Solche Verhältnisse sind namentlich bei der Einfuhr teurer Zuchthengste zu berücksichtigen. Es ist bekannt, dass im Burenkriege die Seuche unter den nach Südafrika überführten Pferden schwere Verluste gebracht hat. Auch wir haben in Südwestafrika erhebliche Ausfälle auf Rechnung dieses Leidens zu setzen.

In unseren tropischen Schutzgebieten spielt die durch Tsetsefliegen übertragene Trypanosomenkrankheit, die Nagana, eine grosse Rolle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle Haustierarten sind empfänglich, allerdings nicht in demselben Grade, am wenigsten sind es Schafe und Ziegen, Pferde- und Rinderzucht ist in Tsetsegegenden so gut wie ausgeschlossen. Wie die Sterbe in Südwest, so ist die Tsetse die Geissel für Ostafrika und Kamerun.

Die bisher genannten Seuchen haben, wie ich schon hervorhob, das gemeinsam, dass ihre Verbreitung durch Zwischenwirte erfolgt, gegen die zur Milderung der grossen wirtschaftlichen Schäden die Massnahmen sich richten müssen. Die heimischen Seuchengesetze sind deshalb nicht ohne weiteres in die Schutzgebiete zu übertragen, neue Grundlagen sind dort für den harten Kampf zu schaffen. Vieles ist noch dunkel, der Forschung ist ein weites Feld geöffnet.

Mit den genannten tropischen Krankheiten ist der Reigen starker Feinde, die unsere Tierzucht in den Schutzgebieten bedrohen, noch lange nicht geschlossen. Wir haben leider erfahren müssen, dass auch von nördlichen Zonen in die Kolonie verschleppte Seuchen dort in der besten Weise gedeihen. Vor allen sind hier zu nennen der Rotz der Einhufer, die Lungenseuche der Rinder, die Rinderpest, Pockenseuche der Schafe, Milzbrand, Räude. Ich bitte, hier betonen zu dürfen, dass alle diese Krankheiten in den Schutzgebieten nichts von ihrer Bösartigkeit verlieren. So hat die Rinderpest im Jahre 1897 die Viehzucht in Südwestafrika dem Untergange nahe gebracht, und drohend steht sie heute an der Nordgrenze Ostafrikas. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn angenommen würde, dass der Rotz in Afrika allmählich in milderer Form auftrete, oder gar, dass rotzige Tiere genesen könnten. Die Lungenseuche geht ohne Impfung der gefährdeten Rinder, ohne Sperrmassnahmen und Abschlachtungen langsam, aber sicher ihren Weg, und die durch Milben erzeugte Räude heilt auch dort nicht ohne sorgfältigste Behandlung; die Pockenseuche ist der Schafzucht dort nicht weniger gefährlich geworden, als vor Jahrzehnten in Deutschland. Auch die Geflügelzucht ist bedroht, und bei den Berechnungen über das Gedeihen einer umfangreichen Straussenzucht sind die Rückschläge, die seuchenhafte Erkrankungen bringen können, von vornherein zu berücksichtigen. Schweinezucht ist bis jetzt nur in so geringem Grade betrieben worden, dass Seuchen sich nicht ausbreiten konnten. Aber auch hier wird grosse Aufmerksamkeit erforderlich sein.

Es ist ein hohes Ziel für unsere Schutzgebiete, Tierseuchen sich fernzuhalten und vorhandene bis zur Ausrottung zu bekämpfen. Sie wollen mit den Produkten ihrer Tierzucht auf den Weltmarkt treten, dabei muss dem Abnehmer die Gewähr geboten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, dass sein Land durch Herkünfte aus deutschen Kolonien nicht gefährdet werden kann. Das Ziel ist gross genug, dass alle Mittel, die die moderne Wissenschaft zu seiner Erreichung bietet, selbst mit grössten Opfern in seinen Dienst gestellt werden müssen, und dass alle beteiligten Faktoren in verständnisvollem Zusammenarbeiten in so schwierigen Verhältnissen ihm zustreben. Für die Waffe zum Kampfe gegen die Seuchen ist an Personal und technischen Hilfsmitteln für unsere Kolonien das beste gerade gut genug.

Regierungsrat **Methner**, Charlottenburg: Als mehrjähriger Leiter des Bezirks Moschi, des aussichtsreichsten Bezirkes Deutsch-ostafrikas für deutsche Ansiedelung und für Viehzucht, habe ich mit grossem Interesse den Darlegungen des Herrn Referenten gelauscht. Besonders interessant war es für mich, aus seinen Ausführungen die Ueberzeugung gewinnen zu dürfen — ich muss gestehen, es ist mir in mancher Beziehung damit ein Stein vom Herzen gefallen —, dass wir in Ostafrika in der Bekämpfung der Viehseuchen auf dem richtigen Wege sind. Die Viehseuchen sind dort zweifellos das schwerste Hemmnis und die grösste Gefahr für jede Viehzucht. Der Eingeborene hat sich freilich mehr oder weniger daran gewöhnt. Nach dem Auftreten einer Seuche schränkt er seinen Fleischbedarf einfach ein. Der europäische Viehwirt dagegen bedarf des Schutzes gegen die Viehseuchen.

Am gefährlichsten ist nun für uns, ganz abgesehen von der von Abessinien her drohenden Rinderpest, das Küstenfieber. Ich habe selbst im Jahre 1908 eine Küstenfieberseuche erlebt, die in Moschi in kurzer Zeit 20—30 Proz. alles Steppenviehs dahinraffte. Das bedeutet unter Umständen für einen jungen Ansiedler einen tötlichen Schlag.

Unter den Massnahmen zur Bekämpfung, die wir treffen müssen, kommt in erster Linie die Vermehrung des tierärztlichen Personals in Betracht. In Ostafrika sind wir bereits damit vorangegangen, und ich glaube, es ist beabsichtigt, damit weiter fortzuschreiten, namentlich das Personal auch nach den Innenbezirken zu versetzen.

In einer anderen Beziehung haben wir gewissermassen einen Sprung ins Dunkle gemacht, insofern es sich als äusserst dringlich erwies, neue Bedingungen für Erwerb und Kauf von Weideland zu erlassen. In diese Bedingungen haben wir, hierbei übrigens unter Benutzung einer Anregung des wirtschaftlichen Verbandes von Kilimandscharo, eine Bestimmung hineingebracht, nach welcher die Viehfarmer verpflichtet sein sollen, das Weideland einzufenzen. Zu meiner grossen Beruhigung fand auch der von der Kap-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kolonie und Transvaal zurückgekehrte Veterinärsachverständige diese Massregel durchaus geeignet, und ich habe dem heutigen Vortrage entnommen, dass auch der Herr Referent das Einfenzen als das einzige wirksame Mittel gegen die Verbreitung des Küstenfiebers ansieht. Wir haben naturgemäss auf diesem Gebiete noch nicht begonnen. Es sind erst jetzt die ersten Verträge abgeschlossen. Doch steht zu hoffen, dass in kurzer Zeit eine grössere Anzahl älterer Verträge umgewandelt werden wird, und neue Verträge mit Züchtern, die in unsere Hochländer auswandern wollen, werden in derselben Richtung abgeschlossen werden. Wenn wir auf diesem Wege planmässig fortarbeiten, wird es wohl möglich sein, die grosse Gefahr des Küstenfiebers, wenigstens allmählich, von den Hochländern des Nordostens von Ostafrika fernzuhalten. Hinzutreten muss natürlich, dass man den Widerständen begegnet, die sich aus der Verständnislosigkeit der Viehtreiber, besonders auch der nomadisierenden Masai ergeben. Aber das wird eben durch die Einfenzung möglich sein, denn dadurch wird das Gebiet zwischen Kilimandscharo und Meru abgeschlossen, und der Verkehr mit den englischen Masai wird nicht mehr möglich sein, wenigstens in dem Masse nicht, wie heute noch. Wenn wir auf diesem Gebiete weiterarbeiten, so glaube ich, dass wir dem herauskommenden Ansiedler eine gewisse Garantie bieten können, dass er nicht in kurzer Zeit infolge ungeheurer Seuchenverluste vor dem Ruin steht. Heute können, was ich betonen möchte, wir diese Garantie noch nicht bieten, aber ich glaube, wir sind auf dem richtigen Wege dazu.

Die derzeitige Ausbreitung der Schlafkrankheit.*)

Von Generaloberarzt Prof. Dr. **Steudel.**

Mit 1 Tafel.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Die Karte des tropischen Afrika,**) die hier hängt, zeigt Ihnen die Ausbreitung der Schlafkrankheit und der Ueberträgerin dieser Krankheit, der Glossina palpalis. Sie ist nach einer vom Londoner Sleeping-Sickness-Bureau im Oktober letzten Jahres herausgegebenen Karte angefertigt und in einzelnen Punkten, hauptsächlich bezüglich der

*) Die Diskussion zu diesem und den folgenden Vorträgen über die Schlafkrankheit fand auf Beschluss der Sektion nach dem Vortrage des Herrn Dr. Meixner statt.

**) In verkleinertem Massstabe dem Vortrage beigegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Schutzgebiete und deren Nachbarkolonien, ergänzt und verbessert. Die roten Markierungen bedeuten Schlafkrankheitsherde, die grünen das Vorkommen der Glossina palpalis; die Landesgrenzen sind violett angedeutet. An der Karte ist zu erkennen, dass die Schlafkrankheit, wie auch ihre Ueberträgerin, die Glossina palpalis, an die Ufer der grossen Flüsse und Seen, wie überhaupt an die tropischen Niederungen gebunden ist. Die Schlafkrankheit ist zurzeit auf das tropische Afrika beschränkt, früher wurde die Krankheit allerdings auch im tropischen Amerika beobachtet. Auf Martinique allein wurden im Jahre 1869 148 Fälle beschrieben, doch beziehen sich alle diese Fälle auf Neger, welche von der Westküste Afrikas eingeführt wurden und die Krankheit offenbar aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, eine selbständige Verbreitung hat die Krankheit in Amerika nicht gefunden.

Die Schlafkrankheit ist wahrscheinlich eine sehr alte Krankheit; in einem alten arabischen Bericht findet sich die Angabe, dass im Jahre 1374 ein Sultan in Melle, das südöstlich von Timbuktu liegt, an Schlafkrankheit gestorben sei. Die Schlafkrankheit ist in diesem Bericht so anschaulich beschrieben, dass kaum eine Verwechselung mit einer anderen Krankheit vorliegen kann. Die ersten eingehenderen Beobachtungen stammen von dem englischen Arzt Winterbottom aus dem Jahre 1803 her, welcher die Schlafkrankheit unter dem Namen Lethargus beschrieben hat. Er hatte sie am Meerbusen von Benin festgestellt. In den folgenden Jahrzehnten fand man Krankheitsherde der ganzen Westküste von Afrika entlang vom Senegal bis Angola. Man gewinnt aus den Beschreibungen den Eindruck einer endemischen Krankheit, welche wohl da und dort eine grössere Anzahl Opfer fordert, sie lenkte aber hauptsächlich wegen der eigentümlichen Erscheinung der Schlafsucht die Aufmerksamkeit auf sich und wurde damals als eine der Negerrasse eigentümliche Krankheit betrachtet, an eine seuchenartige Ausbreitung über grosse Länderstrecken dachte man nicht. Erst als in den 90er Jahren die Schlafkrankheit in Angola epidemisch auftrat und im Kongogebiet eine rasche und immer verheerendere Ausbreitung gewann, und als im Jahre 1896 die Seuche in das Gebiet des Victoriasees übergriff und hier in wenigen Jahren dicht bewohnte Bezirke vollständig entvölkerte, wetteiferten die europäischen, im tropischen Afrika interessierten Nationen miteinander, das Wesen dieser Krankheit zu erforschen und ihrem weiteren Vordringen zu wehren.

Ich will nicht alle Krankheitsherde aufzählen, welche zurzeit im tropischen Afrika vorhanden sind, die Karte gibt ein gutes Bild davon,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich will nur die Krankheitsherde in unseren deutschen Schutzgebieten etwas näher erläutern.

In Deutsch-Ostafrika finden sich drei Herde von Schlafkrankheit, zwei davon am Victoriasee; sie hängen mit dem grossen Schlafkrankheitsherde von Uganda direkt zusammen. Der erste ist im Bezirk Bukoba, an der Ostseite des Sees, gelegen. Hier sind nahezu tausend Kranke gefunden, in Krankenlagern vereinigt und in Behandlung genommen worden. Dieser Herd hat die Eigentümlichkeit, dass in seinem Umkreis keine Glossina palpalis vorkommt. Die Kranken haben sich im Norden des Victoriasees infiziert, wo sie früher als Ugandagänger Arbeit gesucht hatten. Unter ihnen befinden sich nur einige 20 Weiber, die sich durch den Geschlechtsverkehr mit kranken Männern angesteckt haben, sämtliche übrigen Kranken haben sich im Norden des Sees infiziert. Da der Bevölkerung des Bukobabezirks nun das Ueberschreiten der Grenze nach Norden verboten ist, und da bei dem Fehlen der Glossina eine weitere Verbreitung in der Umgegend nicht zu befürchten ist, wird dieser Krankheitsherd in einigen Jahren mit Sicherheit verschwunden sein. Der zweite Herd von Schlafkrankheit findet sich an der Westseite des Victoriasees, ebenso wie der östliche dicht an der englischen Grenze gelegen. Hier kommt auch am Ufer des Sees und am Morifluss in das Land weiter hinein die Glossina palpalis vor. Wie einer der nachfolgenden Redner näher ausführen wird, ist alle Hoffnung vorhanden, dass auch dieser aus 800 bis 900 Kranken bestehende Krankheitsherd infolge der durchgeführten Sanierungsarbeiten in absehbarer Zeit verschwinden wird. Günstig ist, dass südlich vom Morifluss die Glossina palpalis nur spärlich an einzelnen Stellen sich findet, so dass hier auch eine natürliche Grenze gesetzt ist. Allerdings ist die Glossina palpalis im Südwesten des Sees, im Emin-Pascha-Golf, wieder zahlreich, doch sind diese Gegenden schon deshalb wenig gefährdet, weil sie sehr schwach bevölkert sind.

Der dritte Schlafkrankheitsherd unseres deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes befindet sich am Tanganjikasee. Dieser Krankheitsherd hat keinen direkten Zusammenhang mit den Herden am Victoriasee, vielmehr ist er durch Auswanderung von schlafkranken Anwohnern aus dem Kongostaat über den Tanganjikasee hinweg entstanden. Das kongostaatliche Ufer des Tanganjika ist stark verseucht, und zwar seit längerer Zeit als das deutsche Ufer. Die stark bevölkerte Landschaft Urundi im Norden des Sees ist von der Krankheit schwer betroffen. Die Grösse des Krankheitsherdes lässt sich daraus bemessen, dass schon mehr als 4000 Kranke in den verschiedenen Krankenlagern und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stationen des Tanganjikasees in ärztlicher Behandlung waren oder noch sind. Genaue Zahlen, wieviel Kranke überhaupt in diesen Gegenden vorhanden sind, lassen sich nicht geben, da die Bevölkerung sehr scheu und deshalb schwer zu kontrollieren ist. Nach Norden schliesst sich an den Tanganjika der Russissi-Fluss an, der mit seinen zahlreichen Nebenflüssen die Glossina palpalis an seinen Ufern beherbergt; die Bevölkerung der Russissigegend ist im wesentlichen noch frei von Schlafkrankheit. Nach Süden zu bildet etwa der Malagarasi-Fluss die Grenze des Seuchenherdes, auch an seinen Ufern findet sich die Glossina palpalis weit hinauf, während die Anwohner noch frei sind von Schlafkrankheit. An diesen Grenzen des Seuchenherdes wie auch im Zentrum des Tanganjika-Herdes bedarf es noch ausgedehnter Arbeit, ehe wir des Erfolges so sicher sein können, wie jetzt schon am Victoriasee. Der mittlere Teil des Tanganjikasees ist fast unbewohnt, deshalb ist er nicht gefährdet, am südlichen Teile sind bisher nur einige eingeschleppte Fälle vorgekommen; wir können hoffen, dass der Süden infolge der getroffenen Abwehrmassregeln von einer stärkeren Verbreitung der Seuche verschont bleibt. Die Umgegend der im Süden des Sees gelegenen Station Bismarckburg ist von den früher zahlreichen Glossinen befreit, während die beiden im Norden gelegenen Stationen Usumbura und Udjidji glücklicherweise eine von Natur glossinenfreie direkte Umgebung haben. Der Nyassa-See erscheint ebenso wie der Kiwu-See nicht gefährdet, da an diesen beiden Seen die übertragende Fliege nicht gefunden werden konnte. Das gleiche gilt auch für das Innere des Schutzgebiets. An den Ufern der nach dem Indischen Ozean fliessenden Ströme fehlt die Glossina eine von Natur glossinenfreie direkte Umgebung haben. Der Nyassa-See im Süden des Schutzgebiets erscheint ebenso wie der Kiwu-See im Norden nicht gefährdet, da an diesen beiden Seen die übertragende Fliege nicht gefunden werden konnte. Das gleiche gilt auch für das Innere des Schutzgebiets. An den Ufern der nach dem Indischen Ozean fliessenden Ströme fehlt die Glossina palpalis. Wir können daher damit rechnen, dass die Schlafkrankheit in Deutsch-Ostafrika keine wesentlich grössere Ausbreitung mehr gewinnen wird, als sie jetzt schon hat. Im Gegenteil geben die jetzt schon durch die systematische Bekämpfung erzielten Erfolge der Hoffnung Raum, dass wir der Seuche in absehbarer Zeit Herr werden.

In Kamerun sind einzelne Fälle von Schlafkrankheit schon wiederholt im Regierungskrankenhaus in Duala beobachtet worden; einmal waren es sechs. Bei einem Teil davon ist nicht ausgeschlossen, dass die Ansteckung auf die benachbarte Insel Fernando-Poo zurückzu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führen ist, die, mit Schlafkrankheit verseucht, für Kamerun eine Gefahr bildet, jedoch scheint es, dass einzelne Kranke sich im Bezirk Duala selbst infiziert haben. Ein Krankheitsherd konnte allerdings bisher nicht aufgefunden werden.

Schwer von der Schlafkrankheit bedroht ist der Südosten von Kamerun. Hier bildet ein Nebenfluss des Kongo, der Ssanga mit seinem Zufluss, dem Dscha, die Grenze in der Südostecke des Schutzgebiets. Der Ssanga ist auf dem französischen Ufer bereits verseucht, der Dscha, welcher in seinem Oberlauf weit in das Schutzgebiet hineinragt, scheint zurzeit noch frei zu sein. Dagegen sind nach neuesten Nachrichten am Njong, der nicht zum Flusssystem des Kongo gehört, in seinem Oberlauf an verschiedenen Orten Schlafkranke, bisher im ganzen 12, aufgefunden worden. Ob es sich hier um einen frischen oder älteren Krankheitsherd handelt, ist noch nicht festgestellt. Die Gefahr einer starken Verseuchung im Südosten von Kamerun vom Kongo her ist jedenfalls gross, weil die Glossina palpalis in dem weiten Ueberschwemmungsgebiet der genannten grossen Ströme und in dem sie umsäumenden Urwald ausgedehnte Verbreitung hat und weil die Bevölkerung dieser Bezirke noch sehr scheu und für Europäer schwer zugänglich ist. Es ist unter diesen Verhältnisse ausserordentlich schwierig, wirksame Abwehrmassregeln gegen die Seuche durchzuführen.

Von besonderem Interesse ist der Schlafkrankheitsherd in Togo, weil es sich hier um einen alten Krankheitsherd handelt. Zum ersten Male wurde Schlafkrankheit in Togo im Jahre 1903 festgestellt, es wurden in der Landschaft Buem 5 Kranke gefunden, bei denen allen Regierungsarzt Krüger Trypanosomen in der Cerebrospinalflüssigkeit nachweisen konnte, auch Infektionsversuche auf Affen waren positiv. Bei den weiteren Nachforschungen konnte Krüger feststellen, dass den Eingeborenen die Krankheit mit der auffallenden Erscheinung der Schlafsucht wohl bekannt war. In den einzelnen Ortschaften wurden ihm Todesfälle dieser Krankheit aus der Vergangenheit berichtet, er konnte Nachrichten über 115 solcher Todesfälle sammeln, die sich auf 19 Ortschaften und auf einen Zeitraum von 50 Jahren erstrecken. Auch die Berichte von Oberstabsarzt Zupitza bestätigen, dass es sich um einen alten Krankheitsherd handelt, die Eingeborenen selbst weisen auf Aschanti hin. Dieses kriegerische Volk hat in früheren Zeiten häufige Sklaven-Raubzüge in die Gegend des heutigen Togo gemacht und die erbeuteten Gefangenen an der Sklavenküste als Arbeiter für die amerikanischen Plantagen verkauft. Dass unter diesen gelegentlich Schlafkrankheit beobachtet worden ist, habe ich schon erwähnt. Wenn man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedenkt, dass die Schlafkrankheit am Victoriasee in wenigen Jahren ganze Bezirke entvölkert hat, und berücksichtigt, dass die Glossina palpalis in Togo am Volta und in Buem sehr häufig ist und sich nach Zupitzas Feststellungen in der Hauptsache von menschlichem Blute nährt, so ist es sehr auffallend, dass der Schlafkrankheitsherd in Togo in der langen Zeit seines Bestehens nicht mehr Opfer gefordert hat. Die Zahl der Todesfälle war so gering, dass der endemische Herd der Regierung lange Jahre überhaupt verborgen bleiben konnte, und auch der weitere Verlauf der Krankheit hat den milderen Verlauf der Seuche bestätigt. Die 5 im Jahre 1903 gefundenen Kranken wurden isoliert und sind sämtlich gestorben, in den folgenden Jahren wurden Erkrankungen nicht beobachtet. Erst im Jahre 1908, als in Misahöhe nach Fertigstellung der Bahn ein Regierungsarzt ständig stationiert wurde, gelang seinen Untersuchungen der Nachweis, dass der Krankheitsherd keineswegs beseitigt war. Die darauf folgenden sorgfältigen Untersuchungen der Bewohner ergaben in der Landschaft Buem und am Grenzfluss Volta 161 Fälle von Trypanomiasis, doch befanden sich darunter nur 5 im Stadium beginnender Schlafsucht, alle anderen wurden nur an ihren Drüsenschwellungen und dem Trypanosomen-Befund im Drüsensaft als Schlafkranke erkannt. Im Jahre 1903 waren solche Untersuchungen noch nicht möglich gewesen, wahrscheinlich wären sonst neben den Schwerkranken schon damals entsprechend viele Kranke des ersten Stadiums aufgefunden worden. Todesfälle an Schlafkrankheit sollen nach den Aussagen der Eingeborenen im Jahre 1907/08 nicht vorgekommen sein. In Togo sind inzwischen noch weitere Fälle von Trypanomiasis entdeckt worden, so dass ihre Gesamtzahl jetzt etwa 250 beträgt. Ob der mildere Verlauf der Seuche in Togo mit dem Alter des Seuchenherdes zusammenhängt oder ob, was mir wahrscheinlicher ist, von Anfang an ein weniger virulenter Stamm von Trypanosomen diesem Herd eigen ist, mag dahingestellt bleiben. Für letztere Auffassung könnte sprechen, dass die Heilung der Kranken durch Arzneimittel in Togo leichter zu sein scheint als in Deutsch-Ostafrika. Ich möchte daran erinnern, dass bei der Tsetsekrankheit der Tiere die Virulenz der einzelnen Trypanosomen-Stämme eine ganz enorm verschiedene ist.

Ob es in absehbarer Zeit gelingen wird, den Schlafkrankheitsherd ganz auszurotten, ist fraglich; die starke Verbreitung der Glossina palpalis und die weite Ausdehnung des Krankheitsherdes in die benachbarte englische Kolonie hinein, von wo eine Wiedereinschleppung stets erfolgen kann, bilden dafür ungünstige Verhältnisse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



(Verkleinerung nach einer Wandkarte.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Zum Schluss möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch auf den neuesten und südlichsten Schlafkrankheitsherd in Afrika lenken. In Süd-Rhodesien und Englisch-Nyassa-Land sind in letzter Zeit gegen 30 Fälle von Schlafkrankheit vorgekommen, davon 3 Europäer und unter den Eingeborenen mehrere Frauen. Die meisten dieser Erkrankungen deuten auf das Luangwa-Tal hin. An diesem Nebenfluss des Zambesi ist trotz eifrigen Suchens bisher keine Glossina palpalis, wohl aber Glossina morsitans und spärlich auch Glossina fusca gefunden worden. Ueberhaupt hat die Glossina palpalis hier nach Süden die Wasserscheide zwischen Kongo und Zambesi nicht überschritten, das Flusssystem des Zambesi ist frei von ihr. Auf welche Weise trotzdem sich am Luangwa ein Herd von Schlafkrankheit bilden konnte, ist noch völlig unaufgeklärt.

Hierher gehören auch die Erkrankungen bei einer deutschen Missionarsfamilie, die in Deutsch-Ostafrika in dem von Schlafkrankheit völlig freien Bezirk Neulangenburg im Norden des Nyassasees tätig gewesen war, ihre Rückreise nach Deutschland über den Nyassasee, Schiri und Zambesi ausgeführt hatte, also keine Gegend berührt hat, in welcher bisher Glossina palpalis festgestellt ist. Nach ihrer Rückkehr hat Professor Dr. Schilling hier bei 3 der aus 5 Köpfen bestehenden Familie Trypanosomen im Blute gefunden.

Nach diesen Vorkommnissen müssen wir in Zukunft sehr vorsichtig die Verbreitung der Trypanomiasis beobachten. Obgleich die schönen Experimente von Professor Kleine zu beweisen scheinen, dass die Schlafkrankheit durch die Glossina morsitans nicht übertragen werden kann, müssen wir doch damit rechnen, dass die Trypanomiasis des Menschen ausser durch den Stich der Glossina palpalis und durch Geschlechtsverkehr unter besonderen Verhältnissen noch auf andere Weise entstehen kann.

Die Aetiologie der Schlafkrankheit.

Von Marine-Stabsarzt Dr. **Hoffmann**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Es ist nicht allzu lange her, seit das wichtige Krankheitsbild, das wir als Schlafkrankheit heute kennen, fest umschriebene Gestalt angenommen hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seit hundert Jahren etwa weiss man, dass unter den Negern Afrikas es eine Krankheit gibt, der viele Sklaven auf den Sklavenschiffen und in der neuen amerikanischen Heimat zum Opfer fielen. Aber man wusste auch, dass die Krankheit drüben in Westindien niemals Boden fasste, wenn sie oft auch erst viele Jahre nach der Ankunft eines Negers bei ihm zum Ausbruch kam. So war die Aufmerksamkeit, die sie verdiente und die man ihr schenkte, nicht allzu gross. Man glaubte das Leiden damit erklären zu können, dass die Kranken einer Art Heimweh erlagen. Nach anderen Ursachen suchte man kaum.

Lange Zeit hindurch kamen immer nur vereinzelte Nachrichten von dieser Krankheit zu uns. Besonders gute Beobachtungen wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von französischen Marineärzten an der Guineaküste gesammelt. Bis dann plötzlich vor wenigen Jahren, um die Wende die Jahrhunderts herum, beunruhigende Nachrichten von einer grossen verheerenden Volksseuche Innerafrikas zu uns drangen, bei der es sich wieder um die auch damals noch nicht viel mehr als dem Namen nach bekannte Schlafkrankheit handelte. Nun aber war die Bedeutung, die man ihr zumass, viel grösser. Diese Seuche bedrohte gerade die ungeheuren und reichen Landstriche, die man eben dem Verkehr zu erschliessen sich bemühte, und lenkte daher die Aufmerksamkeit der gesamten europäischen Forschung und vor allem ihrer jüngsten Zweige in so ausserordentlichem Masse auf sich, dass unsere Kenntnisse von der Ursache und dem Wesen dieser Krankheit in kurzer Zeit so gefördert wurden, dass in wenigen Jahren die wichtigsten Fragen fast völlig gelöst waren und fast nur noch der Ausbau dieser Forschungsergebnisse übrig blieb.

Die Erscheinungen, unter denen die Krankheit auftritt, sind wohlbekannt. Man unterscheidet in ihrem Verlauf im allgemeinen drei Abschnitte.

Die Zeit von der Ansteckung bis zum Ausbruch der ersten Krankheitserscheinungen beim Menschen ist noch nicht genau bekannt, aber wahrscheinlich viel kürzer, als man früher allgemein annahm. Sie beträgt im Durchschnitt wohl nicht mehr als zwei bis drei Wochen, ja es liegen Beobachtungen an frisch ins Schlafkrankheitsgebiet herausgekommenen Europäern vor, nach denen sie weniger als 10 Tage betragen kann.

Der Ausbruch der Erkrankung macht sich bemerkbar durch unregelmässige Fieberanfälle, die beim Weissen fast immer von dem Auftreten eines eigentümlichen Hautausschlages begleitet sind. Das Fieber dauert etwa eine Woche, verschwindet dann wieder, um später mit längerer oder kürzerer Dauer wieder einzusetzen. Es tritt an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fallsweise auf. Während eines Anfalls sind Puls und Atmung beschleunigt. Leber und Milz sind oft vergrössert. Es bestehen Gliederschmerzen und Kopfschmerzen. Der Ausschlag besteht fort und kann verschiedene Gestalt annehmen. Das Hauptzeichen der Krankheit aber ist in dieser Zeit die weiche Schwellung einer oder mehrerer Lymphdrüsen, besonders am Hals oder Nacken, ein schon vor hundert Jahren den Sklavenhändlern wohlbekanntes Frühzeichen der Krankheit. Wie der fieberhafte Zustand fortdauert, wird der Kranke blutarm und erschöpft. Das Leiden kann sich aber Jahre hinziehen und ist auch der Heilung noch zugängig. Schliesslich aber, nach verschieden langer Zeit, geht es unaufhaltsam in die verhängnisvolle Ausgangsform über. Das erkennt man an einer Aenderung im Wesen des Kranken. Vorher frisch, aufgeweckt und arbeitsam, wird er teilnahmslos, dumm, träge. Er setzt sich nieder und hockt still in den Ecken. Die eigentliche Schlafkrankheit hat begonnen. In ihren Erscheinungen kann sie jetzt auch der Umgebung, den Stammesgenossen, nicht mehr entgehen. Es besteht eine gewisse Schlafsucht, aus der der Kranke zwar zunächst noch leicht erweckt werden kann. Er gibt auf Fragen sinngemässe Antworten, ohne Sprachstörungen zu zeigen. Es tritt feines Zittern auf, zuerst in der Zunge, dann auch in anderen Muskeln, ebenfalls ein wertvolles Frühzeichen des Leidens. Das Zittern kann gelegentlich stärker werden, ja sogar krampfartige Erscheinungen auslösen. Der Gang ist schleppend; eigentliche Lähmungen bestehen nicht. Später tritt Steifigkeit in den Muskeln des Nackens und der Beine auf; dadurch kann es zu festen Beugestellungen der Oberschenkel gegen den Bauch und der Unterschenkel gegen die Oberschenkel kommen. Das Gefühl ist zuerst nicht gestört; aber einzelne Nervenzweige können überempfindlich sein. Bisweilen klagt der Kranke über Kopfschmerzen. Die Sehlöcher sind gleich, mässig verengt; das Pupillenspiel ist nicht gestört. Die Sinneswerkzeuge bieten in der Regel nichts Krankhaftes. Die Körperwärme steigt abends gewöhnlich auf 38—40 Grad, um morgens auf 36 Grad und noch tiefer abzufallen. Kurz vor dem Tode pflegt die Körperwärme dauernd unter das gewöhnliche Mass herabgesetzt zu sein. Von besonderen Erscheinungen ist das Fieber nicht begleitet. Die Herztätigkeit ist beschleunigt, unabhängig von der Körperwärme. Der Puls ist regelmässig, aber klein und wenig gespannt; kurz vor dem Tode kaum noch fühlbar. Das Herz zeigt in der Regel keine krankhaften Erscheinungen. Die Zahl der Atemzüge ist gesteigert, namentlich abends. Von seiten der Verdauung bestehen keine wesentlichen Störungen; auch der Harn weist meist keinen abweichenden Befund auf. Das Blut zeigt in vorgeschrittenen Fällen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Verminderung der roten Blutkörperchen und eine mässige Vermehrung der weissen, namentlich der grossen einkernigen. Die roten Blutkörperchen sind bei frischer Untersuchung oft nicht geldrollenartig aneinander gelagert, sondern in eigentümlicher Weise zusammengeklumpt. Die Rückenmarksflüssigkeit ist vermehrt und zellreich. Die Lymphdrüsen im ganzen Körper, besonders im Nacken, sind vergrössert, infolge bindegewebiger Umwandlung aber kleiner und härter als im Anfang der Erkrankung. Der allgemeine Verfall geht immer weiter. Auch die Geisteskräfte nehmen immer mehr und mehr ab, es tritt dauernde Benommenheit ein. Nach einem Verlauf von einigen Wochen bis zu mehreren Monaten tritt der Tod ein.

Das ganze Krankheitsbild in seinem Verlauf und seinen Erscheinungen weist unschwer darauf hin, dass es sich um eine Erkrankung im Gebiet des Gehirns und Rückenmarks handeln muss. Bei den Weissen, die der Krankheit erlagen, war schon in den ersten Fällen in den läppischen, blöden Endzuständen der Krankheit die grosse Aehnlichkeit mit der Hirnerweichung gar nicht zu verkennen und drängte sich gleich den ersten Beobachtern ohne weiteres auf. In der Tat haben sich an diesen Teilen wesentliche und eigentümliche krankhafte Gewebsveränderungen nachweisen lassen, während sie an anderen Teilen des Körpers fehlten oder doch von untergeordneter Bedeutung waren.

Unsere Erfahrungen nach dieser Richtung sind nicht allzu gross. Das mag daran liegen, dass die feinen Untersuchungen an Ort und Stelle immer nur mit den grössten Schwierigkeiten durchzuführen sein werden; dann aber auch daran, dass überhaupt der Beschaffung geeigneter Leichenteile für die Untersuchung in Afrika ganz andere Schwierigkeiten entgegenstehen als bei uns. Koch hebt ausdrücklich hervor, dass er trotz der zahllosen Kranken, die ihm zuströmten, während seines ganzen Aufenthaltes im Schlafkrankheitsgebiet nicht eine einzige Leichenöffnung vornehmen konnte. Das beweist wohl hinreichend die Schwierigkeiten nach dieser Richtung, denn er hat gewiss nicht gern darauf verzichtet.

Es liegen aber doch schon einige gute Berichte über Leichenbefunde vor. Die ersten stammten von den portugiesischen Aerzten, die nach Westafrika geschickt waren; andere wurden an Weissen gewonnen, die in der Heimat der Krankheit erlagen. Es wurde stets eine Vermehrung der Flüssigkeit in den Häuten und Höhlen von Gehirn und Rückenmark angetroffen. Bei raschem Krankheitsverlauf war diese Vermehrung besonders ausgesprochen. Die Flüssigkeit selbst war stets trüb, manchmal leicht blutig gefärbt, aber niemals eitrig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Flüssigkeitsdurchtränkung der Hirnhäute war stets am deutlichsten über der Wölbung der beiden Grosshirnhälften, an den Rändern derselben entlang vom hinteren Drittel der ersten Stirnwindung bis zum Hinterhaupt und über dem Oberwurm des Kleinhirns. Diese Ergüsse sind die Folge einer Entzündung der Hirnhäute, welche ausserdem in Verwachsungen der Häute untereinander zum Ausdruck kommt. Die zarten Hirnhäute sind jedoch von der Hirnmasse selbst stets leicht abziehbar.

An der Hirngrundfläche und in den Hirnhöhlen ist die Flüssigkeit ebenfalls vermehrt und getrübt, ebenso wie im Rückenmarkskanal, und besonders pflegt sie sich zwischen den Häuten anzusammeln, die die Endauffaserung des Rückenmarks umkleiden.

Auffällige und eigentümliche Veränderungen in der Hirn- und Rückenmarksmasse selbst wurden, abgesehen von kleinen Blutpünktchen in der weissen Masse, bei raschem Verlauf der Entzündung nicht gefunden.

Es handelte sich also im wesentlichen um eine Entzündung der Hirn- und Rückenmarkshäute. In den meisten Fällen fand sich ein Diplostreptokokkus, der von den portugiesischen Aerzten noch als der Erreger dieser Entzündungserscheinungen angesehen wurde.

Die eingehendsten Forschungen über die feineren Gewebsveränderungen bei Schlafkrankheit sind bis jetzt wohl von Mott angestellt, der eine Anzahl guter Abbildungen darüber veröffentlicht hat. Mott hatte Gelegenheit, diese Beobachtungen an den Teilen von 24 Eingeborenen, 2 Europäern, 9 Affen auszuführen, die ihm aus Uganda zugesandt waren.

Er fand als eigentümlich für die Schlafkrankheit eine Entzündung der gesamten Lymphdrüsen des Körpers, welcher sich ähnliche entzündliche Veränderungen an den Lymphdrüsen der Hirn- und Rückenmarkshäute anschlossen. Als seine Veröffentlichungen erschienen, kannte man schon ziemlich genau das Trypanosoma gambiense als den Erreger der Schlafkrankheit, und Mott geht auf die Beziehungen dieses Erregers zu den gefundenen Veränderungen ein. Er glaubt nicht, dass die Trypanosomen die Veränderungen durch ihre blosse Anwesenheit bewirken, denn ihr Vorkommen geht nicht immer mit der Drüsenschwellung und den übrigen Erscheinungen Hand in Hand. Aber auch ein von den Trypanosomen ausgeschiedenes Gift war noch nicht bekannt. Heute wissen wir freilich durch die Versuche von Leber, dass tatsächlich eine solche Giftausscheidung durch die Trypanosomen angenommen werden muss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die von Mott gefundenen Veränderungen im Gehirn und Rückenmark bestehen in Wucherung der Stützzellen im Gewebe der Hirnrinde, dicht unter den Hirnhäuten, und in den Lymphräumen in der Umgebung der Gefässe, mit Ansammlung und wahrscheinlich auch Wucherung von Lymphzellen. In langdauernden Fällen wurden Plasmazellen Marschalkos angetroffen und in geringerer Zahl verschiedene andere Zellen, die ihren Ursprung zum Teil Entartungsvorgängen verdanken, zum Teil von den Innenhäuten der Lymphgefässe abstammen und die Eigenschaften von Fresszellen haben.

Die Zellwucherung und Ansammlung an den genannten Teilen von Hirn und Rückenmark ist die Folge eines länger dauernden Entzündungsvorganges, welcher mit der Anwesenheit von Trypanosomen zusammenhängt. Der Nachweis der Krankheitserreger in diesem Gewebe ist vielleicht noch nicht völlig befriedigend; sie scheinen auch in der Leiche erhebliche Veränderungen zu erleiden und durch Zerfall ganz zugrunde zu gehen. Gelegentlich wurden Trypanosomen im Gewebe gefunden, oder wenigstens Teilchen von Kernmasse, welche als die Kerne der Trypanosomen gedeutet wurden.

Da in Fällen von Schlafkrankheit die Trypanosomen in der Rückenmarksflüssigkeit wenigstens ab und zu immer nachweisbar sind, so ist anzunehmen, dass ihr Eindringen den Beginn der entzündlichen Veränderungen in den Lymphgefässbahnen von Gehirn und Rückenmark einleitet. Eine andere Annahme ist die, dass die Trypanosomen sich in den Lymphgefässen vermehren, wobei ein von ihnen erzeugtes Gift durch die Lymphbahnen der Blutgefässe und Nerven des Gehirns und Rückenmarks eindringt. Jedenfalls ist die Schlafkrankheit in erster Reihe eine Erkrankung des Nähr- und Stützgewebes, bei der im Gegensatz zur Gehirnerweichung die Veränderungen an den Nervenzellen und -fasern erst spät auftreten. Dem entspricht auch der schon erwähnte Befund am Gehirn, der im Gegensatz zur Hirnerweichung bei einfacher Betrachtung äusserlich wie im Durchschnitt wenig Veränderungen erkennen lässt. Auch die Veränderungen an den Blutgefässen der weichen Hirnhäute sind weniger ausgeprägt als bei der Hirnerweichung. Auch die Veränderungen an den Nervenzellen und -fasern sind viel unbedeutender als bei Hirnerweichung und wahrscheinlich nur als Folgezustand der übrigen Veränderungen aufzufassen. So erklärt es sich auch, dass der Schlafkranke auch gegen das Ende der Krankheit noch aus seiner Schlafsucht geweckt werden kann, sogar Fragen versteht und beantwortet, da ja seine Nervenzellen im Vergleich zur Gehirnerweichung kaum erkrankt sind. Das Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dringen der Erreger in Gehirn und Rückenmark scheint von den neben der Wirbelsäule gelegenen Drüsen auszugehen.

Ein schlafkranker Affe Mansons zeigte nach 18 Monate dauerndem Krankheitsverlauf die gleichen Veränderungen. Seine Rückenmarksflüssigkeit war frei von Eitererregern.

Mott hat häufig in den Lymphdrüsen und Hirnhäuten bei Schlafkranken ovale oder ringförmige, mit Kernfarbstoffen stark färbbare Körperchen von ein, seltener zwei Mikren Grösse angetroffen, ähnlich den Leishmanschen Körperchen, und hält sie nicht für Zelltrümmer, sondern für die Trümmer von entarteten Trypanosomen und ihren Entwickelungsformen.

Spielmeyer, der auch über die Gewebsveränderungen im Gehirn bei Schlafkranken eingehende Untersuchungen angestellt hat, und besonders Beobachtungen an Hunden machte, kommt zu etwas anderen Schlüssen. Seiner Ansicht nach sind die Veränderungen in hohem Masse den bei Hirnerweichung und Rückenmarksschwindsucht entstandenen an die Seite zu stellen, so dass er sogar von einer Trypanosomentabes spricht, ebenso wie die Krankheitserscheinungen so überraschend an diese Krankheit erinnern, entsprechend der Tatsache, dass ja auch zwischen den beiden Erregern, den Trypanosomen und Spirochaeten nahe verwandtschaftliche Verhältnisse zu bestehen scheinen. Soviel steht wohl fest, dass man berechtigt ist, die bis jetzt bekannten Veränderungen an Gehirn und Rückenmark als wesentlich und ursächlich für die Entstehung der als Schlafkrankheit bekannten Krankheitserscheinungen zu betrachten. Jedenfalls sind sie völlig ausreichend, um sie zu erklären und zu verstehen. Wir haben es danach mit einer eigentümlichen, auf eine einheitliche, bestimmte Ursache zurückzuführenden allgemeinen Entzündung der Lymphdrüsen des Körpers zu tun, und mit einer auf dem Lymphwege fortschreitenden Entzündung der Hirn- und Rückenmarkshäute, mit Uebergreifen auf das eigentliche Gewebe von Hirn und Rückenmark oder bestimmter Teile derselben, namentlich des Nähr- und Stützgewebes, mit nachfolgenden Entartungserscheinungen an diesen Geweben und den Nervenzellen selbst.

Auch Mott spricht sich klar dahin aus, dass trotz der häufigen schweren Mischerkrankung durch Diplo- und Diplostreptokokken, die er in 80 Prozent der Fälle beobachtete, er die Veränderungen der Wirkung der Trypanosomen zuzuschreiben geneigt ist, wenn er auch noch nicht recht erklären kann, auf welche Weise die Trypanosomen die Gewebsveränderungen hervorrufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Tat wären diese Bilder von den Gewebsveränderungen allein wohl nicht imstande gewesen, über die eigentliche Ursache der Krankheit genügende Auskunft zu geben.

Man konnte zunächst sehr wohl an irgendwelche Kokken als die Erreger dieser Veränderungen denken. Man hat sogar, um das gleich vorweg zu nehmen, in einer ganzen Anzahl von Fällen in den entzündlichen Veränderungen durch Färbung und Züchtung an ganz verschiedenen Orten, in Westafrika, in Uganda, bestimmte Kokken, namentlich Diplokokken und Diplostreptokokken, die man als Hypnokokken bezeichnete, nachweisen können. Aber es hat sich dabei sicher nicht um reine Fälle gehandelt, das ist wohl heute die herrschende Ansicht, sondern um nachträglich eingewanderte Eitererreger. Denn man hat eine Anzahl von Fällen von sicherer Schlafkrankheit mit allen uns zu Gebote stehenden Hilfsmitteln untersuchen können und dabei die Rückenmarksflüssigkeit sicher frei von irgendwelchen Keimpilzen gefunden. Auch im Tierversuch ist dieser Nachweis geführt.

Es war von vornherein nicht ganz leicht, namentlich solange man nur die Krankheitserscheinungen kannte und selbst diese noch unvollkommen, zu erkennen, nach welcher Richtung sich die Forschung bewegen musste, um die Ursache der verderblichen Krankheit aufzuklären.

Wenn man annahm, dass verdorbene Nahrungs- oder Genussmittel bestimmter Art durch Vergiftungserscheinungen die Krankheit herbeiführten, so gab das wohl eine sehr einleuchtend erscheinende Erklärung ab, die gewiss Beachtung verdiente und gar nicht so leicht zu widerlegen war.

Auch die Erklärung mit der Giftwirkung von bestimmten Eingeweidewürmern, wie Anchylostomum, oder von Filarien, liess sich bei der Häufigkeit und weiten Verbreitung dieser Schmarotzer unter der in Betracht kommenden Bevölkerung zunächst nicht ohne weiteres abweisen und wurde von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft verfochten.

Aber alle diese Erklärungsversuche haben heute nur noch einen geschichtlichen Wert, da es einmal gelungen ist, die wirkliche Ursache in nicht anzuzweifelnder Weise aufzudecken.

Wir wissen heute, dass die Schlafkrankheit durch bestimmte kleinste tierische Lebewesen, die im Blute des kranken Menschen schmarotzen, hervorgerufen wird. Gleich einem der ersten Aerzte, der mit anderen ausgeschickt wurde, um die Ursache der Krankheit zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erforschen, verdanken wir diesen grossen und glücklichen Fortschritt in unserer Kenntnis der Krankheit.

Nachdem in Westafrika, in Gambia, 1901 von Forde und 1902 von Dutton und Todd in fünf Fällen im Blut von Menschen Trypanosomen, die beim Tier schon seit mehr als 50 Jahren als Blutschmarotzer bekannt waren, nachgewiesen waren, ohne dass man freilich an einen Zusammenhang mit Schlafkrankheit dachte, gelang es 1902 Castellani, in Uganda zunächst in der Rückenmarksflüssigkeit der Schlafkranken in einer Anzahl von Fällen durch Ausschleudern die Trypanosomen nachzuweisen. So häufig war dieser Befund bei den Kranken, dass Castellani die Trypanosomen als die Erreger der Krankheit ansprechen musste. Etwa ein halbes Jahr lang hatte er seine Beobachtungen fortgesetzt, ehe er mit ihnen hervortrat. Die Befunde wurden zunächst von Sir David Bruce, dem erfahrenen Erforscher der Trypanosomenkrankheiten der Rinder, in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt und dann schnell von manchen anderen gewichtigen Nachprüfern bestätigt. Es konnte bald nachgewiesen werden, dass dieser Befund regelmässig zu erheben war. Auch Mott fand die Trypanosomen in den von ihm untersuchten Gewebsveränderungen wieder, wenn auch in spärlicher Zahl und vielfach in Zerfall begriffen; und auch er sprach trotz der Häufigkeit des Vorkommens von Mischerkrankungen durch Eitererreger die Trypanosomen mit aller Bestimmtheit als die einzigen und alleinigen Erreger der für die Schlafkrankheit eigentümlichen Gewebsveränderungen an. Es wurde nun weiter gezeigt, dass ausser in der Rückenmarksflüssigkeit auch im Blute, wenn auch meist nur spärlich und nicht immer, und mit noch grösserer Regelmässigkeit in den vergrösserten Lymphdrüsen diese Trypanosomen nachweisbar waren.

Zunächst war es naheliegend, zu erforschen, welche Beziehungen zwischen den aus Westafrika berichteten Trypanosomenerkrankungen des Menschen und der Schlafkrankheit bestanden, und es dauerte nicht allzu lange, bis man aus der Beobachtung dieser Kranken und des weiteren Verlaufes ihrer Krankheit die Ueberzeugung und die Beweise gewonnen hatte, dass es sich bei beiden Erkrankungen um ein und dasselbe Leiden handelte; dass die westafrikanische Trypanosomiasis oder Trypanose, wie man kürzer, wenn auch nicht ganz richtig, sagte, den Beginn, die Schlafkrankheit dagegen nur den traurigen Endausgang ein und desselben Leidens darstellte.

Auch durch Schutzimpfungsversuche, die namentlich von Laveran vorgenommen wurden, liess sich die Arteinheit der beiden Trypanosomen, für die nun die ältere Bezeichnung Trypanosoma gambiense gewählt werden musste, mit Sicherheit nachweisen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem durch längere Beobachtung gezeigt war, dass dieser Befund von Trypanosomen bei Schlafkranken regelmässig zu erheben war, bei Gesunden aber niemals, war man berechtigt, in den Trypanosomen die Erreger der Krankheit zu vermuten. Durch Tierversuche musste der Beweis gebracht werden. In der Tat gelang es, bei Affen durch Einspritzung des trypanosomenhaltigen Blutes von Schlafkranken Erscheinungen hervorzurufen, die zwar nicht immer ganz gleich denen der menschlichen Schlafkrankheit waren, aber doch die Tiere unter ähnlichen Erscheinungen in kurzer Zeit töteten und bei genügend langer Dauer der Krankheit zu Schwellung der Lymphdrüsen und zu den für die Schlafkrankheit eigentümlichen Veränderungen im Gehirn mit Trypanosomenbefund führten. Auch manche andere Tiere zeigten sich empfänglich für die Impfung, vor allem Hunde, die auch in verseuchten Gegenden der Krankheit zu erliegen scheinen, denn Koch berichtet, dass er in manchen Plätzen keine Hunde mehr vorfand, als er dorthin kam. Gerade bei Hunden hat Spielmeyer gezeigt, dass auch die Gewebsveränderungen in ihrer Art ganz den bei Menschen gefundenen entsprachen. Weiter ist es gelungen, die Krankheit künstlich auf Mäuse, Ratten, Kaninchen, Katzen, Meerschweinchen zu übertragen und bei allen Tiergruppen, mit Ausnahme der Meerschweinchen, eine langsam sich entwickelnde, in fast allen Fällen tötlich endigende Krankheit zu erzeugen. Nach Impfung der Versuchstiere in die Bauchhöhle findet zunächst eine Vermehrung der Schmarotzer in der Bauchhöhle statt, bis sie in den Kreislauf übertreten, wo sie sich noch weiter vermehren. Nach einigen Tagen sind sie alle wieder aus dem Blut verschwunden, um später von Zeit zu Zeit wieder aufzutreten und zu verschwinden. In der Zwischenzeit bietet anscheinend das Knochenmark den Trypanosomen Aufenthalt.

Auf Grund dieser Tatsachen, Beobachtungen und Versuche ist heute wohl kaum noch ein Zweifel an der ursächlichen Bedeutung des Trypanosoma gambiense für die Entstehung der Schlafkrankheit des Menschen möglich. Wir wissen jetzt, dass gerade im allerersten Anfang der Krankheit, wenn die Befallenen meist noch keine Ahnung von ihrem schweren Leiden haben, die Trypanosomen gar nicht so spärlich im Blut nachweisbar sind. Regelmässig gelingt auch der Nachweis der Trypanosomen in den vergrösserten Lymphdrüsen; so regelmässig, dass darauf ein Verfahren zum sicheren Nachweis und zur sicheren Erkennung der Krankheit gegründet werden konnte.

Das Trypanosoma gambiense gehört mit vielen anderen Vertretern der Ordnung Trypanosoma, von denen es durch sein Aussehen zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil gar nicht zu unterscheiden ist, zu den Urtieren und hier wieder im besonderen zu den Geisseltierchen.

Die Trypanosomen sind Blutschmarotzer, die im Gegensatz zu den in den roten Blutkörperchen lebenden Blutschmarotzern hauptsächlich ausserhalb der Blutzellen im Serum leben. Ueber die Stellung der Trypanosomen unter den anderen Urtieren darf ich mich an dieser Stelle ganz kurz fassen, um so mehr, da unsere Kenntnis von den Trypanosomen sich bisher hauptsächlich auf die Untersuchung von Bildern stützt, die durch Romanowskyfärbung gewonnen waren, ein Verfahren, das, wie wir jetzt wissen, für die Beurteilung dieser Frage doch keineswegs die sicheren Grundlagen gibt, die heute in der Forschung der Urtiere verlangt werden müssen. Wissen wir doch, dass durch diese Färbung und voraufgehende Behandlung eine Reihe von Veränderungen an den feinen Gebilden künstlich erzeugt werden, die der Wirklichkeit und dem Leben nicht mehr entsprechen und daher zu Irrtümern und Trugschlüssen Anlass geben müssen, so dass heute der feuchten Härtung in Sublimat und der Färbung nach Heidenhain eine weit grössere Bedeutung zugesprochen wird. Leider sind solche Untersuchungen auf diesem Gebiet noch kaum in Angriff genommen. Ich will darum hier nur erwähnen, dass kürzlich von Hartmann der begründete Vorschlag gemacht ist, die Trypanosomen mit einer Anzahl anderer Blutschmarotzer zu der Ordnung der Binucleaten zusammenzufassen, einer Ordnung, die, wie der Name sagt, ausgezeichnet ist durch das Vorhandensein von zwei Zellkernen, einem Hauptkern, als Kern schlechtweg bezeichnet, der der Ernährung dient, und einem Nebenkern oder Geisselkern, gewöhnlich Blepharoplast genannt, der mit den Bewegungseinrichtungen der Urzelle in naher Verbindung steht.

Der Kern besteht stets aus einem Kernkörperchen, umgeben von einer hellen Kernsaftzone mit Liningerüstwerk, in das in wechselnder Menge Chromatin eingelagert ist. Vielfach bildet das Chromatin an der Kernhülle einen dichten Belag. Den gleichen Bau konnte Rosenbusch auch für den Geisselkern nachweisen und damit auch dessen Eigenschaft als Kern sicherstellen.

Eigentümlich für die Trypanosomen ist ausser diesen beiden Kernen und ihrer spindelförmigen Gestalt das Vorhandensein einer Geissel, die kurz vor dem Geisselkern von einem kleinen Basalkorn entspringt, das oft noch durch eine Fibrille mit dem Geisselkern verbunden ist. Ist die Geissel bis zu der Stelle, wo sie am vorderen Ende den Körper verlässt und frei endet, länger als der Körper, so zieht sie aus demselben eine dünne Flüssigkeitslamelle heraus und bildet die sogenannte undulierende Membran.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Trypanosomen vermehren sich zum Teil durch Zweiteilung in der Längsrichtung. Ausserdem aber hat man bei manchen Trypanosomenarten neben den gewöhnlichen ungeschlechtlichen auch männliche und weibliche Formen beobachtet. Die Befruchtung und Weiterentwickelung der befruchteten weiblichen Formen erfolgt in Stechfliegen. Diese Ueberträger, in deren Darm sich die geschlechtliche Entwickelung vollzieht, sind mit Recht als die eigentlichen Wirte anzusehen, während der Mensch und andere Wirbeltiere eigentlich Zwischenwirte sind.

Die Trypanosomen sind nicht wie andere Urtiere auf eine einzige Tierart als Wirtstiere angewiesen; sie sind auch bei derselben Tierart nicht immer in gleichem Masse krankheitserregend. In ihrer Form sind sie nicht alle mit Sicherheit voneinander zu unterscheiden; es ist wohl auch die Frage der Beziehungen zwischen menschlicher und tierischer Trypanosomiasis noch nicht als endgültig entschieden zu betrachten. Robert Koch führt dieses Verhalten darauf zurück, dass diese Gruppe der Trypanosomen sich noch im Zustand einer nicht abgeschlossenen Entwickelung befindet und sich noch nicht zu festen Arten mit Anpassung an bestimmte Wirtstiere entwickelt hat.

Die erwachsenen Formen der Trypanosomen des Menschen sind drei- bis viermal so lang als der Durchmesser eines roten Blutkörperchens; in der Breite erreichen sie nicht ganz den Durchmesser eines roten Blutkörperchens. Das eine Ende des Tieres endet in einer stumpfen Spitze, das andere in einem geisselartigen Fortsatz, der das allmählich sich verjüngende und verlängerte Ende der längs des Leibes verlaufenden undulierenden Membran darstellt, die aus dem mehr am anderen Ende des Tieres gelegenen Geisselkern entspringt. Der Hauptkern liegt mehr nach der Mitte des Leibes zu. Das Tier hat keine starre Gestalt, sondern ist äusserst biegsam und im Leben fast stets gekrümmt oder mehrfach geschlängelt. Im frisch entnommenen Blutstropfen zeigt es lebhafte Beweglichkeit, wobei das geisseltragende Ende vorangeht. Dieses Ende ist auch aus verschiedenen anderen Gründen als das vordere Ende des Tieres anzusehen. Nahe dem hinteren Ende, das eine starke Zusammenziehungsfähigkeit besitzt, findet sich oft ein deutlicher kleiner Hohlraum im Zelleib. Bald feinere, bald gröbere Körnchen sind oft um den Kern gelagert.

Für die Färbung haben wir bisher grösstenteils die Giemsafärbung benützt, die für den einfachen Nachweis der Schmarotzer auch sehr geeignet ist. Aber es ist schon gesagt, dass mit dieser Färbung eine Reihe von Bildern möglich ist, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Bei dieser Färbung erscheint der Zelleib blau, der Kern rot, der Geissel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kern mehr violett, die Geissel gleichfalls rot, auch die Periplasthülle, die den Zellkörper umgibt, hat einen rötlichen Schimmer. Für die färberische Darstellung sind die Trypanosomen aus dem Blut besser geeignet, als die aus der Rückenmarksflüssigkeit, die sich nicht so gut färben.

Die Formen, die man im Blut beobachtet, sind, wenn man von denjenigen absieht, die durch die Behandlung künstlich verändert sind, alle ziemlich gleichmässig; ab und an kommt vielleicht einmal eine Teilungsform vor. Auch die aus den Lymphdrüsen und aus der Rückenmarksflüssigkeit stammenden Formen lassen nicht viel Besonderheiten erkennen.

Es ist möglich gewesen, die Trypanosomen, auch das Trypanosoma gambiense, künstlich zu züchten, und zwar auf dem von Novy und McNeal angegebenen Blutagarnährboden, auf dessen Oberfläche die Trypanosomen üppig gedeihen, wobei sich eine Anzahl von denen im Blut wesentlich verschiedener Formen bildet. Man findet Rosetten von Flagellaten, bei denen die Geisseln im Mittelpunkt der Zelle frei entspringen; die undulierende Membran ist meist gar nicht oder nur mangelhaft ausgebildet.

Es ist möglich, mit diesen künstlich gezüchteten Formen die Krankheitserscheinungen hervorzurufen. McNeal und Novy konnten zeigen, dass das Niederschlagswasser von den Nährböden, nach dem Hindurchgehen durch Berkefeldfilter bei Ratten noch Trypanosomenkrankheit zu erzeugen vermag, ein Beweis für das Vorhandensein von noch unbekannten unsichtbaren Entwickelungs- oder Dauerformen in dem künstlichen Nährmittel.

Als man das Trypanosoma gambiense als den Erreger der Schlafkrankheit gefunden und sicher festgestellt hatte, war man sich auf Grund der Erfahrungen bei anderen Trypanosomenerkrankungen von vornherein darüber klar, dass damit die Frage nach der Ursache der Schlafkrankheit noch nicht ganz gelöst war. Denn es erhob sich nunmehr sofort die Frage, wie kommt das krankheitserregende Trypanosoma in die Blutbahn des Menschen hinein? Die ganze Richtung der Forschungen der letzten Jahre musste darauf hinweisen, dass man es wahrscheinlich mit belebten Ueberträgern zu tun habe, und besonders, wer die früheren Arbeiten von Bruce kannte, der bei der ebenfalls durch Trypanosomen hervorgerufenen Tsetsekrankheit der Rinder in Südafrika eine Tsetsefliege, die Glossina morsitans, als Krankheitsüberträger nachgewiesen hatte, wofür sie übrigens im allgemeinen Volksglauben schon seit langem gegolten hatte, der musste auch bei dem Ueberträger der menschlichen Schlafkrankheit zunächst an eine Tsetsefliege denken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und in der Tat gelang es sehr bald wiederum Bruce und seinen Mitarbeitern, den Nachweis zu führen, dass das Verbreitungsgebiet der Schlafkrankheit mit dem allerdings noch etwas weiter reichenden einer anderen Tsetsefliege, der Glossina palpalis, zusammenfiel und sich namentlich bei der genaueren Nachforschung in kleineren Bezirken völlig deckte, und wenn die Grenzen des Verbreitungsgebietes der Fliege stellenweise etwas weiter waren als die der Schlafkrankheit, so bewies das nur, dass die Krankheit die Grenzen ihres möglichen Verbreitungsgebietes noch nicht erreicht hatte. Glossina palpalis ist, von Glossina tachinoides abgesehen, die einzige Tsetsefliege, die nur auf die bewaldeten Ränder von Flüssen und Seen beschränkt ist. Die Schlafkrankheit breitet sich nur unter solchen Eingeborenen aus, das hat man zuerst gerade in Uganda beobachtet, die unmittelbar in der Nähe solcher Plätze leben. Weiter machte man die Beobachtung, dass auf der Ugandabahn nicht selten kranke Eingeborene nach der Küste heruntergefahren sind und sogar als Arbeiter auf der Strecke beschäftigt waren, und dabei den Stichen von drei anderen Glossinen ausgesetzt waren, und dass trotzdem keine Uebertragungen vorgekommen waren. Es schien sicher, dass die Glossina palpalis für die Uebertragung der Schlafkrankheit bedeutungsvoll war. Alle weiteren Beobachtungen bestätigten diese Ansicht, dass die Krankheit nur dort sich ausbreitet, wo die Fliege durch ihre Stiche die Verbreitung übernehmen kann, und dass da, wo die Fliege fehlt, auch Neuerkrankungen an Schlafkrankheit nicht vorkommen. Jetzt verstand man auch auf einmal, warum sich die Krankheit in Westindien niemals hatte ausbreiten können, so oft sie mit den Sklaven dorthin verschleppt war. Durch Tierversuche musste wiederum der Beweis für die Richtigkeit der Annahme erbracht werden.

Nachdem auf eine zunächst nicht erklärliche Weise eine Anzahl von Versuchen fehlgeschlagen waren, gelang es, durch Fliegen, die man zunächst am schlafkranken Menschen oder am kranken Affen hatte saugen lassen und bald darauf am gesunden, auf diese Weise bei dem letzteren die eigentümlichen Krankheitserscheinungen zu erzeugen und wiederum die Trypanosomen im Blut nachzuweisen. Auch durch Fliegen, die man in verseuchten Gegenden wild gefangen hatte und am gesunden Affen saugen liess, konnte man die Krankheit bei den Versuchstieren hervorrufen. Allerdings war eine ganze Anzahl von Fliegen und oft auch wiederholtes Stechen nötig, um diese Erfolge zu erzielen.

Die Glossina palpalis ist eine durch ihre Stechlust auffällige Fliege. Sie ist jedem Weissen, der in ihrem Verbreitungsgebiet lebte, wohl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bekannt, und es hat sogar jede einzelne Negersprache einen besonderen Ausdruck für diese Fliege, während ja sonst meist bei weniger auffälligen Tieren nur Sammelnamen für ganz grosse Gruppen gebräuchlich sind.

Dort, wo sie vorkommt, scheint sie oft sehr häufig zu sein, wenn sie auch immer einzeln auftritt. Bruce berichtet, dass ihm seine schwarzen Fliegenfänger an einem Tage mehrere tausend Fliegen brachten und 7000 Puppen sammelten.

Die Glossina palpalis ist, seitdem ihre grosse Bedeutung für die Uebertragung der Schlafkrankheit bekannt ist, in wenigen Jahren zum Gegenstand zahlreicher eingehender Forschungen gemacht. Von Austen und von Sander sind genaue Beschreibungen gegeben. Auch Stuhlmann hat auf Anregung von Koch sich mit dem Bau, namentlich mit dem feineren Bau der inneren Teile, sowie mit der Lebensweise der Glossinen beschäftigt und seine Beobachtungen in einer ausführlichen Arbeit niedergelegt. Auch Minchin verdanken wir eine sorgfältige Arbeit über dieselben Verhältnisse. Wir sind daher über alle Einzelheiten des Baues ganz genau unterrichtet.

Die Glossina palpalis ist eine Stechfliege, nicht viel grösser als die Stubenfliege. Die ruhende Fliege kann sehr leicht von allen anderen blutsaugenden Zweiflüglern dadurch unterschieden werden, dass die Flügel wie Scherenblätter übereinander auf dem Rücken liegen und den Hinterleib bedecken, während der Rüssel geradeaus nach vorn vorgestreckt ist. Die ganze Fliege erscheint durch die Flügelhaltung ziemlich schlank. Der Körper ist fast schwarz, mit Ausnahme eines helleren Fleckes auf dem Hinterleib. Die schwarzen Endglieder des letzten Beinpaares sind ihr eigentümlich. An der dunklen Farbe ist sie sofort zu erkennen. Männliche und weibliche Tiere sind ziemlich leicht zu unterscheiden, da die Geschlechtsteile beim Männchen unter dem Hinterleib eine sichtbare Vorwölbung bilden.

Von den inneren Teilen der Fliege stehen nur die Verdauungswerkzeuge in unmittelbarer Beziehung zu der uns beschäftigenden Frage. Sie beginnen mit dem Rüssel, einer ausserordentlich feinen, entsprechend ihrer Ableitung aus den Lippen aus mehreren Teilen gebildeten Chitinröhre, die im Innern eine noch viel feinere Röhre von 10—12 Mikren Durchmesser, den Hypopharynx, umschliesst, der eine Fortsetzung des gemeinsamen Ausführungsgangs der Speicheldrüse darstellt. Im frischen Zustand ist die Lichtung des Rüssels ausgefüllt mit einer durchsichtigen, farblosen Flüssigkeit, die wahrscheinlich ganz aus Absonderung der Speicheldrüsen besteht. Am Grunde zeigt der Rüssel eine kleine Ausweitung, in dessen Höhe sich die Mundöffnung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

befindet. Das Saugen des Blutes erfolgt durch eine umfangreiche Einrichtung, die fast die Hälfte des Raumes im Kopf einnimmt. Daran schliesst sich der Schlund, die Speiseröhre, darauf der im Brutstück gelegene Proventriculus, eine magenartige Erweiterung, in den der Ausführungsgang des Kropfes einmündet. Dieser Kropf, fälschlich auch Saugmagen genannt, ist ein im Hinterleib gelegenes Darmanhängsel, das wahrscheinlich nur dazu bestimmt ist, im Ueberschuss eingeführte Nahrung aufzunehmen; mit dem Saugen hat es nichts zu tun. Darauf schliesst sich im Hinterleib der Mitteldarm an, der im vorderen Abschnitt rotes Blut enthält, wenn die Fliege kurz vorher Blut aufgenommen hat, im hinteren Abschnitt schwarze Flüssigkeit, verdautes Blut. Dieser Darmabschnitt hat durch zahlreiche Windungen eine beträchtliche Länge. Der Hinterdarm ist viel kürzer; in ihn münden die Malpighischen Drüsen ein. Sein Endstück geht in den blasenförmig erweiterten Mastdarm über.

Die Speicheldrüsen bilden zwei durch ihre Grösse auffällige Anhängsel des Darmes. Sie erstrecken sich in Gestalt zweier langgestreckter Schläuche, die mehr oder weniger gewunden sind, vom Mund bis in den hinteren Abschnitt des Hinterleibes. Die starke Entwickelung der Speicheldrüsen spricht für ihre grosse Bedeutung im Leben der Glossinen. Durch ihre starke Absonderung ist der Rüssel dauernd mit Speichel gefüllt. Die Glossina lebt ausschliesslich von dem Blute von Wirbeltieren; sie ist vollständig auf das Schmarotzerleben angewiesen. Auffällig ist dabei nur, dass sie so wenig die sonst bei Schmarotzern zu beobachtende Rückbildung des Körperbaues und der Körperwerkzeuge zeigt.

Wenn unsere Kenntnisse über den Bau der Fliege recht gute sind, so sind unsere Erfahrungen über die Lebensgewohnheiten aus naheliegenden Gründen recht viel mangelhafter und unvollständiger und bedürfen noch der Ergänzung durch langwierige und mühevolle Einzelbeobachtungen an verschiedenen Orten und in verschiedener Umgebung.

Die Fliege ist im heissesten Afrika, und zwar ausschliesslich dort beheimatet und weit verbreitet. Ihr Verbreitungsgebiet ist ein Gürtel, der begrenzt ist durch zwei Linien, die etwa dem 10. Grad nördlicher und südlicher Breite entsprechen, und der nach Osten zu bis an die grossen Seen heranreicht. Es umfasst also hauptsächlich die Guineaküste und das Kongobecken. Die Fliege gehört ganz eigentlich der westäquatorialen Tierwelt an, der Tierwelt der grossen Urwälder, von deren Vertretern auch sonst bekannt ist, dass sie zum Teil noch über die grossen Seen hinaus auf die Randgebiete des ostafrikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Steppenlandes übergreifen. Namentlich längs der Galeriewälder an den Flussläufen kann die Fliege weit in dieses ihr eigentlich fremdartige Gelände vordringen, tief in das Verbreitungsgebiet der anderen Glossinen hinein. Im allgemeinen bleibt aber das Verbreitungsgebiet der Glossina palpalis namentlich von dem der Glossina morsitans ganz scharf abgegrenzt. Ueber 1000 m Höhe wird die Fliege nicht angetroffen oder nur selten. Sie ist ganz an die Witterungsverhältnisse angepasst, die die Lebensbedingungen für den Urwald abgeben, das heisst, hohe Feuchtigkeit und hohe Durchschnittswärme, etwa 25 Grad, bei geringen Tages- und Jahresschwankungen. Ausserhalb dieser Bedingungen ist ihr Wohlbefinden und Gedeihen schnell gestört, und darum ist sie ein ausserordentlich schwer zu haltendes Versuchstier.

In diesem Verbreitungsgebiet findet sich die Fliege überall nahe am Wasser oder an Wasserläufen, deren felsige und sandige Ufer mit Unterholz und Bäumen bestanden sind, die ihr Schatten gewähren. Kühle, schattige Plätze sind ihr besonders angenehm. Sie geht selten mehr als einige hundert Meter vom Wasser weg, ausser in der Verfolgung von Mensch oder Tier. Sie beisst in der Regel nur am hellen Tage, mit Ausnahme der heissen Mittagsstunden, und meist nicht durch die Kleider hindurch. Sie soll mehr die Neigung haben, Schwarze zu stechen als Weisse, und sich auch lieber auf dunkle Stoffe niedersetzen als auf helle. Die männlichen Fliegen sind viel stechlustiger als die weiblichen. Während die Weibchen, wenigstens in der Gefangenschaft, nur alle drei Tage einmal saugen, saugen die Männchen gern jeden Tag, wenn sich Gelegenheit bietet, selbst zweimal am Tage. Die Fliege hält sich meist nahe am Boden. Ihr Flug ist schnell und kurz; wenn sie beunruhigt wird, verbirgt sie sich im Laub des Busches. Hat sie ein Opfer gefunden, so fliegt sie schnell darauf zu, meist mehrere Male, mit einem eigentümlichen leisen Summen. Sie richtet ihre Angriffe meist auf die Füsse oder Schenkel des Opfers, namentlich, wenn diese nach dem Durchschreiten einer Furt feucht sind. Wenn sie einmal angefangen hat zu saugen, kann man sie leicht fangen und töten. Der Stich ist wenig schmerzhaft, so dass er selbst von Weissen im Gesicht oft nicht bemerkt wird. In wenigen Sekunden durchbohrt der Rüssel die Haut. In wenigen Minuten saugt die Fliege sich voll Blut, so dass ihr Hinterleib kugelrund wie eine Beere wird. Sie hat dabei das Zwei- bis Dreifache ihres eigenen Gewichtes in sich aufgenommen. Nach dem Saugen fliegt sie schwerfällig zu Boden, um sich unter einem Grashalm oder Laubblatt zu verbergen und ihr Mahl zu verdauen. Hierbei spielt die Absonderung der Speicheldrüsen eine wichtige Rolle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Fliege liebt als Aufenthaltsort ganz bestimmte Stellen, die Uferstellen, wo Fähren über ein Wasser führen; schmale Pfade zwischen den Eingeborenendörfern oder den Wasserstellen; schattige Bäume in den Dörfern, die offenen Höfe der Eingeborenenhütten, namentlich, wenn gekocht wird; selbst in die Häuser soll sie nach den Berichten der Portugiesen gelegentlich gehen; schliesslich findet man sie auch wohl in der Gefolgschaft von Eingeborenentrupps.

An gefangenen Fliegen konnte man zeigen, dass ein höherer Feuchtigkeitsgehalt der Luft zum Leben unbedingt nötig für die Fliege ist. Daher findet man sie am Victoria-See an der Nordwestküste, wo durch die vorwiegend östlichen Winde die Luft feucht gehalten wird, während an den übrigen Küsten bei ihrer trockenen Luft die Fliege viel seltener ist. Im dichten Urwald, wo stets Schatten ist, wird keine Glossine gefunden. Auch in Gegenden, in denen Sumpfpflanzen am Ufer üppig gedeihen, und an stehenden Gewässern, wo häufig Ueberschwemmungen stattfinden, trifft man die Fliege nicht, wahrscheinlich, weil die Gelegenheit für Ablage und Entwickelung der Nachkommenschaft fehlt. Sie fehlt auch auf Lichtungen, die den Uferwald unterbrechen.

Die Glossina palpalis verlangt den Schatten von höheren Bäumen; Gras und Mangroven genügen ihr nicht. Eine auffällige Erscheinung ist, dass sehr häufig männliche Fliegen in stark überwiegender Zahl angetroffen werden.

Die Fliege ist schon gegen geringe Aenderungen in Feuchtigkeit und Wärme ihrer Umgebung ausserordentlich empfindlich. In der Regenzeit ist die Fliege viel häufiger; während der trockenen Jahreszeit findet eine starke Verminderung der Glossinen statt, so dass sie an manchen Stellen ganz verschwinden können. Man weiss allerdings noch nicht, ob das nur den Witterungseinflüssen zuzuschreiben ist, oder ob es vielleicht mit dem Auftreten irgendeines Feindes zusammenhängt.

Man kann solche Standorte unterscheiden, an denen sich die Fliege das ganze Jahr hindurch hält, und solche, in denen sie sich nur während der Regenzeit hält, um in der trockenen Zeit zu verschwinden. Die dauernden Aufenthaltsorte sind an den grossen Strömen, wo sich die Feuchtigkeitsbedingungen nicht ändern, und von wo aus sie zur Zeit des Regens und der grösseren Wärme auswandert. Auch Nahrungsmangel kann die Fliege veranlassen, einen Standort zu verlassen, um dorthin zu gehen, wo geeignete Blutspender gefunden werden.

Die Nahrung findet die Fliege hauptsächlich am Menschen, dessen Blut sie allem anderen vorzieht. Sie scheint deshalb die Nachbar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft des Menschen aufzusuchen, wie keine andere Glossine. Sie folgt dem Menschen auf weite Strecken, in die Dörfer, auf Booten, auf der Eisenbahn. Wenn das Blut des Menschen fehlt, nährt sie sich vielleicht auch von dem Blut anderer Warmblüter, besonders Affen; die Annahme, dass sie das Blut von Vögeln nicht sauge, ist durch neuere Beobachtungen nicht bestätigt. Koch hat auch sehr häufig, nämlich in mehr als 60 Prozent der von ihm gefangenen Fliegen, in den Glossinen das Blut von Krokodilen gefunden, das er an gewissen Blutschmarotzern unzweifelhaft als solches erkennen konnte. Er hat auch festgestellt, dass die Krokodile mit der Schlafkrankheit sicher nichts zu tun haben. Wo Krokodile fehlen, scheint der Fliege oft auch die bekannte grosse Eidechse Ostafrikas, von den Eingeborenen Kenge genannt, als Nahrungsspender dienen zu müssen. Namentlich für die Menge und Güte der Nachkommenschaft scheint es von ausschlaggebender Bedeutung zu sein, dass die Fliege Gelegenheit hat, Warmblüterblut zu saugen.

Die Vermehrung der Fliege geschieht nicht durch Eierlegen, sondern es entwickelt sich zur Zeit in dem Fruchthalter der Mutterfliege eine Larve. Diese Larve wird von der Fliege, wenn sie vollkommen reif ist, an einem schattigen Platz nahe am Wasser auf lockerem, nicht zu feuchtem Boden, auch auf Baumstämmen, in Astwinkeln abgelegt. Die Larve kriecht bald in den lockeren Boden oder in andere geschützte Stellen hinein; ihre Haut nimmt dunkle Färbung an, und sie verpuppt sich sehr bald. Diese Puppen sind in grossen Mengen im sandigen Boden und auf Bäumen, namentlich in den Ansatzstellen der grossen Palmwedel, angetroffen, noch 2—3 m über dem Boden. Sie sind von dunkelbrauner Farbe und von einer eigentümlich fassartigen Gestalt. Dieser Puppenzustand dauert 4—6 Wochen, je nach der Jahreszeit, und darauf geht die Puppe in die fertige Fliege über. Die weibliche Fliege kann 3—4 Monate leben und in dieser Zeit 8 bis 10 Larven zur Welt bringen, die sich abwechselnd aus Eiern des linken und rechten Eierstocks entwickeln, und die in Abständen von ungefähr 10 Tagen geboren werden.

Es ist angeblich beobachtet, dass gewisse Pflanzen den Glossinen unangenehm sind und von ihnen gemieden werden. Citronellagras gehört hierher, auch die Eukalyptusarten. Vielleicht ist der Geruch der flüchtigen Oele den Tieren unangenehm. Die Mitteilungen sind aber widersprechend, und man kann sich noch kein rechtes Bild machen von dieser Wirkung.

Auch über die tierischen Feinde der Glossina sind die Kenntnisse und Beobachtungen recht unzureichend. Es liegen wohl eine ganze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reihe von Einzelbeobachtungen vor, nach denen manche Tiere gelegentlich die Fliege als willkommene Beute betrachten. Fledermäuse, Springmäuse (Macroscelides), verschiedene Vögel, Kriechtiere, Käfer (Cicindela), Spinnen (Dolomedes), Ameisen (Pheidole megacephala), Wespen (Bembex), Raubfliegen erbeuten sie wohl, aber im allgemeinen handelt es sich dabei nur um gelegentliche Feinde. Die Fliege besitzt in ihrer grossen Schnelligkeit einen sehr wirksamen Schutz gegen Feinde aller Art. Pilzkrankheiten durch Entomophthora und Empusa sind nicht bekannt. Keimpilze verschiedener Art sind in den Fliegen gefunden worden, aber es ist kein Anhalt da, dass sie ihnen irgendwie schädlich sind, ebensowenig wie man weiss, dass die verschiedenen Geisseltierchen, die in ihnen schmarotzen, sie irgendwie schädigen. Auch die Puppen scheinen häufiger besonders Ameisen und anderen Kerbtieren zum Opfer zu fallen; ebenso auch von den Larven gewisser Grabwespen (Oxybelus) und Schlupfwespen gefressen zu werden, wenn auch die Larven der Glossinen so abgelegt werden und sich so verkriechen, dass die Puppe gegen manche Angriffe gut geschützt ist.

Der Hauptfeind der Fliege ist wohl der Mensch, den sie so schwer bedrohte und so schwer schädigte, dass ganze Gegenden entvölkert wurden. Der Mensch wird auch gegen diesen Feind, das darf man hoffen, durch Erforschung seiner Lebensgewohnheiten die Waffen finden, um ihn unschädlich zu machen oder sich vor ihm zu schützen.

Für das Verständnis der Schlafkrankheit galt es zunächst, die wichtige Frage aufzuklären, in welcher Weise erfolgt die Uebertragung der Krankheitserreger durch die Fliege? Handelt es sich dabei um eine einfache Uebertragung der Erreger, indem die Fliege vom Kranken zum Gesunden fliegt und dabei unmittelbar mit dem Rüssel die Trypanosomen von einem zum anderen trägt — eine an sich von vornherein wenig wahrscheinliche Annahme, da ja die Fliege in der Regel nur alle paar Tage eine Mahlzeit macht —? Oder spielt, wie man nach Erfahrungen bei anderen verwandten Krankheiten viel eher erwarten konnte, die Fliege eine wesentliche Rolle dabei in dem Sinne, dass sie durch das Saugen Trypanosomen aus dem Blut des Kranken entnimmt, die nun in ihr eine Entwickelung durchmachen können oder durchmachen müssen, ehe sie ansteckungsfähig werden?

Dass im Tierversuch eine erfolgreiche Uebertragung der Krankheitskeime durch die Fliege unmittelbar von dem kranken auf gesunde Tiere möglich ist, habe ich schon gesagt. Ein bis zwei Tage nach dem Saugen ist solche Uebertragung gelungen. Aber ebenso hatte man gesehen, dass zahlreiche Versuche dieser Art fehlschlugen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bruce hatte schon 1896 folgenden Versuch gemacht. Er fing in einer verseuchten Gegend Glossinen mittels eines völlig gesunden Tieres, an dem er sie stechen liess. Darauf liess er die so gefangenen Fliegen zum zweiten Mal ein gesundes Tier stechen. Dieses erkrankte. Bei einfacher Uebertragung der Krankheitskeime mit dem Rüssel hätten die Fliegen ihre Trypanosomen schon am ersten Tier abstreifen müssen, wie tatsächlich später von Minchin, Gray und Tulloch durch Tierversuche einwandsfrei nachgewiesen ist. Man musste also schon auf Grund dieses Versuches an eine Entwickelung in der Fliege denken. Bruce allerdings neigt trotzdem dazu, diese Uebertragungsweise unmittelbar von dem Kranken auf den Gesunden als die gewöhnliche anzusehen.

Eine zweite Art der Uebertragung haben wir aus dem von den französischen Aerzten herausgegebenen Schlafkrankheitsbericht kennen gelernt, insbesondere durch die Forschungen von Roubaud.

Roubaud schien die Tatsache, dass die unmittelbare Uebertragung nur 48 bis 72 Stunden lang möglich ist, auf eine schnelle Entwickelung im Innern dieser Fliegen hinzudeuten, und zwar wahrscheinlich schon im Rüssel und den benachbarten Teilen. Er stellte fest, dass das mit dem Saugen aufgenommene Blut nur 1 bis 2 Stunden lang im Rüssel bleibt. Es fanden sich nun aber im leeren Rüssel einer Fliege, die vor zwei Tagen Blut vom trypanosomenkranken Tier gesogen hatte, eigentümliche Geisseltierchen, die einzeln oder in kleinen Gruppen mit dem äussersten Ende der Geissel an den Innenwänden des Rüssels sich festgesetzt hatten und das ganze Innere der feinen Röhre als Besatz auskleideten. Einzelne fanden sich sogar noch im gemeinsamen Ausführungsgang der Speicheldrüsen, aber weiterhin fehlten sie. Sie haben im allgemeinen eine kurze, gedrungene, lanzettförmige Gestalt; das freie Ende ist ausgezogen. In der Speichelflüssigkeit scheinen sie fast unbeweglich, aber bei Zusatz von Kochsalzlösung zeigen sie lebhafte Beweglichkeit, suchen sich von der Wand loszureissen, haben aber das Bestreben, sich mit der Geissel überall wieder festzusetzen.

Diese Lebewesen sind in ihrem Aussehen von den Trypanosomen im Blut ganz verschieden. Aber sie fanden sich nur bei solchen Fliegen, die trypanosomenhaltiges Blut gesogen hatten, und über ihre Abstammung von diesen war Roubaud bald nicht mehr im Zweifel. Die Versuche wurden mit den verschiedensten Trypanosomen ausgeführt, auch mit Trypanosoma gambiense.

Man konnte auch sicher annehmen, dass diese Formen im Rüssel entstanden sein mussten, denn sie fanden sich auch nach dem Saugen von Blut, das Trypanosoma Brucei enthielt, von dem wir wissen, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es im Darminhalt der Fliege schnell zugrunde geht. Schon eine Stunde nach der Blutmahlzeit boten die aufgenommenen Trypanosomen im Rüssel das eigentümliche Aussehen. Die Entwickelung geht also in ganz ausserordentlich kurzer Zeit vor sich, ja vielleicht sogar schon im Augenblick des Blutsaugens. Die Erscheinung tritt aber nur bei einem kleinen Teil der Fliegen ein, etwa jeder zehnten, bei Männchen häufiger als bei Weibchen. Einige Fliegen, die beim ersten Saugen diese Formen noch nicht entwickeln, können das später noch tun; die Wahrscheinlichkeit steigt also mit dem häufigeren Saugen.

Die Schmarotzer haben grosse Neigung, sich durch Längsteilung zu vermehren, und nach 4 Stunden kann die ganze Lichtung des Rüssels ausgefüllt sein mit zahlreichen Knäueln und Haufen dieser Tierchen. Die Formen überdauern oft nur einige Stunden, andere können sich längere Zeit halten, bis zu 5 Tagen. Dabei haben sie am fünften Tage genau dasselbe Aussehen wie in der ersten Stunde. Schliesslich scheinen sie an der Stelle ihres Sitzes zugrunde zu gehen. Die Trypanosomen sitzen so fest im Rüssel, dass sie von der Fliege nacheinander auf mehrere Wirbeltiere übertragen werden können.

Die Formen, die das Trypanosoma gambiense unter diesen Bedingungen annimmt, sind die von kleinen Geisseltierchen; der Geisselkern ist vor dem Kern gelegen, die Geissel ist oft ganz frei, dabei verkürzt und verdickt. Teilungsbilder sind häufig. Diese Formen sind genau dieselben, wie bei den auf künstlichem Nährboden gezüchteten Trypanosomen, die ebenfalls ausgezeichnet sind durch die Rückbildung oder das Fehlen der undulierenden Membran und das Vorwandern des Geisselkerns vor den Kern. In diesem Zustand haben die kleinen Lebewesen eine weitgehende Aehnlichkeit mit gewissen Geisseltieren aus der Gruppe der Cercomonadinen, die in dem Darm verschiedener Wirbellosen, insbesondere von Kerbtieren leben. Daraufhin sind gewisse Vermutungen aufgebaut über nahe Beziehungen zwischen beiden Formen, sei es, dass man eine gemeinsame Abkunft annahm, sei es, dass man sogar an eine Artgleichheit dachte. Roubaud neigt dazu, anzunehmen, dass Leptomonas und Trypanosoma nur zwei verschiedene Formen eines Lebewesens darstellen, entstanden durch Anpassung an verschiedene Umgebung. Und zwar soll das Blutserum des Säugetieres die natürliche Umgebung der Trypanosomen sein, eine Anschauung, für die übrigens auch die neuesten Beobachtungen über die Anwesenheit von Trypanosomen im Blut gesunder Rinder eine gewisse Stütze zu bieten scheinen. Daneben wäre die Entwickelung in den Fliegen, die nur vorübergehend und zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhaltung der Art ausreichend ist, nur ein flüchtiger Rückfall in die Lebensgewohnheiten der Vorfahren.

Diese Formen nun sind imstande, die Krankheit zu übertragen, wie durch Tierversuche gezeigt wurde. Bei dem neuen Tier treten wieder die gewöhnlichen Trypanosomen in der Blutbahn auf. Allerdings gelangen die Uebertragungsversuche einwandsfrei nur mit Trypanosoma Brucei, das am wenigsten empfindlich ist. Mit den Schlafkrankheitstrypanosomen blieben sie zweifelhaft; aber Roubaud ist überzeugt, dass die Erfolge nicht ausbleiben würden, wenn er seine Versuche am Menschen ausführen könnte. Roubaud hat aber aus seinen Versuchen selbst die Ueberzeugung gewonnen, dass die Uebertragungsart durch die von ihm beschriebenen Trypanosomenformen in der Wirklichkeit nur die Ausnahme darstellt, und dass sie sicher als eine Hauptübertragungsweise der Schlafkrankheit nicht in Betracht kommen kann.

Die Folgerungen von Roubaud sind nicht ganz unwidersprochen geblieben, besonders, weil sich gegen seine Versuche der Einwand erheben lässt, dass sie nicht mit künstlich gezüchteten Fliegen ausgeführt wurden. Nach den sorgfältigen Beobachtungen Roubauds muss aber die Möglichkeit der von ihm angegebenen Uebertragungsweise wohl zugegeben werden, wenn auch nicht bewiesen ist, dass sie bei der Verbreitung der Schlafkrankheit eine wichtige oder überhaupt irgendeine Rolle spielt. Die Befunde sind übrigens auch von Bouffard bestätigt worden. Auch Stuhlmann hat in 3—14 Prozent der gefangenen Fliegen genau die gleichen Formen beobachten können; er hat sie allerdings anders gedeutet.

Gray und Tulloch ist es gelungen, 1905 eine Vermehrung der Trypanosomen im Darm der Glossina palpalis nachzuweisen, und zwar in der Zeit von 24—288 Stunden nach dem Saugen von trypanosomenhaltigem Blut bei Fliegen, die nach dem Saugen am kranken Tier während der Versuchsdauer alle zwei Tage mit gesundem Blut gefüttert waren. Die beobachteten Formen waren von sehr verschiedener Grösse. Eigentümlich war bei ihnen die Lage des Geisselkernes. Er lag meist in der Nähe des Hauptkerns, bald neben ihm, bald, und zwar am häufigsten, etwas von ihm entfernt nach dem vorderen Ende zu. Vom Geisselkern ging eine freie Geissel aus, die undulierende Membran fehlte. Es wurden auch Geisseltierchen gesehen, die mit dem hinteren Ende zu Rosettenformen vereinigt waren. Die von Gray und Tulloch beschriebenen Formen mit der eigentümlichen Lagerung des Geisselkerns vor dem Hauptkern entsprachen genau den Formen, die Prowazek bei Trypanosoma Lewisi im Darm der Rattenlaus Haemato-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pinus spinulosus, nach der Befruchtung sah. Diese stellten junge Trypanosomen in der Entwickelung zum fertigen Tier dar. Schon diese Beobachtung sprach mit aller Wahrscheinlichkeit, zumal, da die Formen noch nach 12 Tagen gesehen wurden, für die Annahme einer geschlechtlichen Vermehrung des Trypanosoma gambiense in der Glossina palpalis. Eine Uebertragung mit den in der Fliege gefundenen Trypanosomen gelang Gray und Tulloch zunächst nicht, weder durch Einspritzen der Trypanosomen, noch durch den Stich einer Fliege 144 Stunden nach dem Saugen. Später ist beides gelungen.

Auch Koch hatte um dieselbe Zeit (1905) in Amani den Beweis führen können, dass die Trypanosomen der Tsetsekrankheit, sowie das Trypanosoma gambiense in der Glossina fusca verschiedene Entwickelungsformen annehmen können, die auf eine Art geschlechtlicher Entwickelung hinzuweisen schienen. Die Trypanosomen nahmen in den Fliegen erhebliche Grösse an und liessen bald mindestens zwei voneinander verschiedene Grundformen erkennen, einmal die weiblichen Trypanosomen, grosse Formen, ziemlich breit, mit reichlichem, nach Romanowsky blau färbbarem Protoplasma und rundlichem Kern von lockerem Gefüge, und zweitens noch grössere schlanke Trypanosomen von geringem Durchmesser, einem blau gefärbten Zelleib und mit einem stabförmigen Kern von dichtem Gefüge, die männlichen Formen. Die Trypanosomen sollten sich im Darm der Fliege begatten, und darauf die Vermehrung stattfinden. Koch fand die Trypanosomen später massenhaft im Stechrüssel, noch lange Zeit nach dem Blutsaugen, und schloss daraus auf stattgehabte Entwickelung. Von manchen Seiten ist den Befunden entgegengehalten, dass es sich gar nicht um Entwickelungsformen von Trypanosoma gambiense handle, sondern um andere Trypanosomen, ja sogar um Crithidien; und es ist nicht ganz leicht, selbst wenn man dazu neigt, Kochs Ansicht beizutreten, die Einwände durch schlagende Beweise allgemein abzulehnen.

Koch selbst konnte in Muanza, wo die Schlafkrankheit nicht vorkam, in der Glossina palpalis drei verschiedene Trypanosomen nachweisen, die er genau beschrieben hat. Aus der Masse der allein von ihm abgebildeten Formen ersieht man, wie schwierig es unter diesen Umständen ist, den Entwickelungsformen des Trypanosoma gambiense nachzugehen, und trotz eifriger Arbeit auf diesem Gebiet steht die Lösung der Frage ja bis heute noch aus. Die Schwierigkeit wird noch erhöht dadurch, dass wir heute wissen, dass in der Tat noch eine ganze Reihe von anderen geisseltragenden Urtieren in den Glossinen vorkommen, Trypanosomen, Crithidien, Leptomonaden. Als Crithidien bezeichnet man alle Geisseltiere, deren Geisselkern dauernd vor dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptkern liegt; von dem Geisselkern geht ein Randfaden aus, der von dem seitlich sich verjüngenden Periplast und Protoplasma begleitet wird. Zu der Gattung Leptomonas rechnet man alle Geisseltiere, die einen vorderständigen Geisselkern und nur eine freie Geissel haben.

Es gibt massgebende Fachforscher, die annehmen, dass enge Beziehungen zwischen Trypanosomen und Crithidien bestehen, ja, dass die Formen zum Teil ein und demselben Entwickelungskreis angehören, dass die Trypanosomen nur die an das Schmarotzerleben im Säugetierblut angepassten Formen seien. Es ist in der Tat möglich, dass diese Anschauungen zu Recht bestehen. Es ist durchaus denkbar, dass mit der Veränderung der Form eine Anpassung an veränderte Lebensbedingungen einherging, und dass die ursprünglich an das Blut der Wirbeltiere nicht angepassten und darin zugrunde gehenden Geisseltiere des Fliegendarms die Fähigkeit erlangen, im Blut sich am Leben zu erhalten und weiter darin zu vermehren. Durch die Aufnahme des Blutes durch die Fliege erhalten die in dem Fliegendarm lebenden Geisseltierchen von Zeit zu Zeit ein Nährmittel dargeboten, welches ihnen ermöglicht, Formen anzunehmen wie auf künstlichem Nährboden, und ganz ebenso wie da können sie auch in dieser Umgebung sich oft stark vermehren und den ganzen Darm ihres Wirtes überschwemmen. Sie geraten dabei auch in die dem Stechrüssel benachbarten Teile und finden hier die Gelegenheit, beim Stich in die Blutbahn eines Wirbeltieres zu gelangen, an dessen Schutzstoffe im Blut sie inzwischen Gelegenheit gehabt haben, sich anzupassen. Damit hat der ursprüngliche Darmschmarotzer der Fliege die Anpassung an das Leben als Blutschmarotzer des betreffenden Wirbeltieres vollendet.

Die krankheitserregenden Trypanosomen könnten nun sowohl solche Formen sein, die sich einmal diesem Leben angepasst haben und nun dauernd angepasst bleiben. Es ist aber sogar auch denkbar, dass sich diese Trypanosomenwerdung immer von neuem vollzieht. Vielleicht verdanken die Trypanosomen beiden Möglichkeiten ihre Entstehung.

Wenn ich noch auf einige weitere Schwierigkeiten der Beurteilung aller dieser Verhältnisse hinweisen darf, so möchte ich nur an die Untersuchungen Schaudinns erinnern, die er an einem Blutschmarotzer der Eule, dem Halteridium noctuae, anstellte, und die ergaben, dass nahe verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Trypanosomen und den echten Blutkörperchenschmarotzern bestehen, und dass beide zum Teil in einem und demselben Entwickelungskreis vorkommen können. Ganz ähnlich, wie wir von dem Erreger des Kala-azar, ausser den in den Blutkörperchen sitzenden Leishman-Donovanschen Körper-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chen, freie geisseltragende Formen kennen, und wie bei der von Chagas gefundenen südamerikanischen Trypanosomenkrankheit des Menschen ausser den echten Trypanosomen im Laufe der Entwickelung des Erregers echte, im Blutkörperchen schmarotzende Formen beschrieben sind.

Die wildlebenden Fliegen haben fast stets schon Schmarotzer im Darm, entweder Trypanosomen oder echte Fliegenschmarotzer, Herpetomonaden und Crithidien. Selbst bei den aus der Puppe gezüchteten Glossinen, die man bald ausschliesslich für Versuche benutzte, ist dieser Einwand erhoben. Kleine freilich, der zahlreiche selbstgezüchtete Fliegen untersucht hat, bestreitet das Vorkommen von Darmschmarotzern als ererbte Erscheinung bei den Glossinen durchaus. Er fordert in der letzten Arbeit die Vertreter dieser Ansicht auf, ihrerseits Beweise dafür beizubringen, dass so etwas möglich sei; er habe es nie beobachten können. Er hält deshalb an der Voraussetzung fest, dass eine erbliche Uebertragung der Trypanosomen bei den Fliegen nicht stattfinde.

Gerade diese Form und Verwandtschaftsverhältnisse der Trypanosomen sind in den letzten Jahren der Gegenstand zahlreicher und sehr eingehender Forschungen von berufener Seite gewesen. Manches ist aufgeklärt und gefunden worden, aber doch haben diese Forschungen noch nicht zu tatsächlichen und abschliessenden und namentlich von allen Seiten anerkannten Ergebnissen geführt, die für das Verständnis der Schlafkrankheit unmittelbar so wichtig wären, dass es nötig wäre, an dieser Stelle auf weitere Einzelheiten einzugehen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass die weitere Forschung uns Aufschlüsse bringt, die für das Wesen der Schlafkrankheit und der Trypanosomenkrankheiten überhaupt von Belang sind.

Wenn nun auch für die Schlafkrankheitstrypanosomen endgültig das Vorhandensein einer Entwickelung im Zwischenwirt noch nicht bewiesen wurde, so häufen sich doch in letzter Zeit die Umstände, die in diesem Sinne sprechen, so an, dass die Wahrscheinlichkeit nahezu an Gewissheit grenzt. Durch Versuche mit künstlich aus der Puppe gezüchteten Fliegen, die Stuhlmann anstellte, wurde der Beweis erbracht, dass die im Darm der Glossina fusca beobachteten Schmarotzer wirklich in den Entwickelungskreis des Trypanosoma Brucei gehörten. Auch durch Versuche von Keysselitz und Mayer wurden die Beobachtungen Kochs weiter bestätigt. Baldrey machte auf der Hartmannschen Abteilung eine Beobachtung zugunsten der Entwickelung des Trypanosoma Lewisi in der Rattenlaus Haematopinus. Er fand, dass die Rattenlaus in den ersten zehn Tagen nach dem Saugen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Trypanosoma von Ratte zu Ratte nicht zu übertragen vermag, dass aber nach dieser Frist die Uebertragung gelingt.

Für eine solche geschlechtliche Entwickelung der Trypanosomen im Zwischenwirt kann man weiter die Beobachtungen bei der südamerikanischen Trypanosomenkrankheit anführen. Während zuerst die Schlafkrankheit ganz vereinzelt dastand, ist seit zwei Jahren durch die geschickten Forschungen von Chagas noch eine zweite menschliche Trypanosomenkrankheit bekannt geworden, bei der die Erreger, das Schizotrypanum Cruzi durch eine grosse Wanze, Conorrhinus megistus, übertragen werden, und von dieser Krankheit wissen wir durch die Forschungen von Chagas genau, dass die Trypanosomen tatsächlich in der Wanze einen bestimmten geschlechtlichen Entwickelungsgang durchmachen, der etwa 12 Tage dauert.

Die wichtigste Stütze aber erfuhr die Annahme von Koch wohl durch die neueren Versuche von Kleine, die nach Ansicht des Forschers sogar eine beweisende Kraft haben sollen. Kleine machte zur Klärung der Frage langwierige Uebertragungsversuche, die er allerdings zunächst mit Trypanosoma Brucei und Glossina morsitans, die er aus Puppen gezüchtet hatte, anstellte. Kleine ist es gelungen, das Trypanosoma Brucei und später auch das Trypanosoma gambiense durch eine Anzahl Glossinae palpales, die er an kranken Tieren und dann an immer neuen gesunden saugen liess, auf gesunde, ein Rind und ein Schaf, zu übertragen. Das wichtigste dabei war, dass die Fliegen fast 3 Wochen lang nicht ansteckungsfähig waren und erst nach Ablauf dieser Zeit die Krankheit übertrugen. Daraus ergibt sich der Schluss, dass der Erreger der Schlafkrankheit in der Fliege einen Entwickelungsgang durchmacht. Aus einer weiteren Versuchsreihe ist zu ersehen, dass diese Fliegen ihre Uebertragungsfähigkeit sehr lange, bis zu 50 Tagen, bewahren können. Dasselbe gelang mit aus der Puppe gezüchteten Glossinae palpales, die am schlafkranken Affen gefüttert waren, und die ebenfalls erst nach Ablauf der angegebenen Zeit zur Uebertragung der Krankheit fähig wurden.

Auf Grund seiner Versuche kommt Kleine zu dem Schluss, dass dadurch der Beweis für die von Koch angenommene geschlechtliche Entwickelung in der Fliege erbracht sei.

Von Bruce wurden die Kleineschen Versuche bald bestätigt. Bruce konnte feststellen, dass die Glossina palpalis erst 18—45 Tage, im Durchschnitt 34 Tage, nach der ersten Mahlzeit am kranken Tier ansteckungsfähig wird, und dass sie 75 Tage ansteckungsfähig bleiben kann. Er fand aber, dass das Trypanosoma sich nur in einer von 20 Glossinen, die am kranken Tier gesogen hatten, im Darm vermehrte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und er glaubt daher, dass diese Uebertragung nicht die gewöhnliche ist; dass die gewöhnlichste und hauptsächlichste Uebertragung vielmehr die durch den Rüssel unmittelbar sei, durch einfache Verschleppung der Erreger vom Kranken zum Gesunden, und dass die Spätübertragung nach Entwickelung in der Fliege äusserst selten sei. Unter 2000 wild gefangenen Fliegen war nicht eine einzige imstande, die Krankheit hervorzurufen.

Man ist in der Tat nicht gezwungen, diese Versuche so zu deuten, dass eine geschlechtliche Entwickelung stattfinden muss, solange nicht diese Formen uns lückenlos der Reihe nach bekannt sind. Das ist nun bis heute nicht der Fall, wenn auch eine Reihe der angeblichen oder, ich will sogar sagen, wahrscheinlichen Entwickelungsformen abgebildet sind.

Was wir überhaupt über solche Entwickelungsformen von Trypanosomen im Ueberträger einwandsfrei und zusammenhängend wissen, ist nicht allzuviel.

Nur vom Rattentrypanosoma kennen wir durch die Untersuchungen von Prowazek einigermassen genau die Verhältnisse im zweiten Wirt, der Rattenlaus. Prowazek fand hier deutlich unterschiedene männliche und weibliche Formen. Ferner beobachtete er die Verschmelzung der geschlechtlichen Formen und, offenbar als deren Ergebnis, einkernige, geissellose, gregarinenartigen Formen, den Ookineten der Malariaerreger vergleichbar. Auch Formen, die die Neubildung von Geisselkern und Geissel zeigen, sowie die Teilung der neuen Geisselformen hat er beobachtet. Doch konnte Prowazek keine Rückimpfung auf gesunde Ratten mittels der Läuse erzielen; Manteuffel ist das später gelungen.

Weit geringer sind unsere Kenntnisse von den Trypanosomen, die uns als Krankheitserreger viel mehr beschäftigen. Das sind einmal die schon erwähnten Formen, die Gray und Tulloch, sowie Robert Koch beschrieben haben, die allerdings nicht alle unbedingte Anerkennung gefunden haben. Genau die gleichen Formen wie Koch haben auch Stuhlmann und Kudicke im Darm von künstlich gezüchteten Glossinen gefunden, so dass man diese Formen wohl als sicher zur Entwickelung des Trypanosoma Brucei gehörig ansehen darf. Weiter haben wir von Kleine eine Anzahl von Abbildungen von Trypanosomen in den verschiedenen Entwickelungsstufen, die in den von ihm getöteten Fliegen gefunden wurden und von denen wohl ziemlich sicher anzunehmen ist, da sie ja aus selbstgezüchteten Fliegen stammen, dass sie dem Entwickelungskreis des Erregers der Schlafkrankheit angehören. Allerdings sind sie nicht einstimmig als solche anerkannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Donovan hat genau dieselben Formen bei Crithidien im Magen einer indischen Wanze (Conorrhinus rubrofasciatus) gefunden.

Jedenfalls steht das fest, dass bei der Fülle der vorhandenen, in Betracht kommenden Formen wir nur mit grösster Vorsicht und mit sorgfältig ausgewählten Untersuchungsverfahren die Entwickelungsstufen bestimmter Trypanosomen und ihre Zugehörigkeit werden feststellen können, und dass jeder Zweifel Berechtigung hat. Augenblicklich sind unsere Kenntnisse über den Entwickelungsgang der Trypanosomen noch weit davon entfernt, irgendwie abgerundet und abgeschlossen zu sein.

So können wir denn auch von der Uebertragung der Trypanosomen durch den Stich der Glossinen nicht viel mehr sagen, als dass uns bis jetzt drei verschiedene Uebertragungsmöglichkeiten bekannt geworden sind. Einmal die Uebertragung unmittelbar durch den Stich mit dem Rüssel der Fliege durch anhaftende Trypanosomen, ohne weitere Entwickelungsvorgänge an den Erregern. Dann die Uebertragung in den ersten Tagen nach dem Saugen nach einer voraufgegangenen schnellen Entwickelung im Rüssel der Fliege. Schliesslich die Uebertragung nach einer voraufgegangenen, etwa drei Wochen dauernden Zeit der Nichtansteckungsfähigkeit, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer geschlechtlichen Entwickelung der Erreger im Darm der Fliege zusammenhängt.

Alle drei Arten der Uebertragung scheinen einwandsfrei nachgewiesen. Wir haben aber heute noch nicht die Möglichkeit, zu entscheiden, welcher von ihnen die Hauptbedeutung für die Verbreitung der Schlafkrankheit zukommt, ob dabei überhaupt die eine vor den anderen überwiegt. Die Entscheidung dieser Frage muss weiteren Beobachtungen und Versuchen vorbehalten bleiben.

Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass verschiedene dieser Uebertragungsarten Hand in Hand gehen. Gegen die erste Art spricht die Wahrscheinlichkeit. Es wird nicht allzu oft vorkommen, dass eine Fliege Gelegenheit und Neigung hat, unmittelbar nacheinander ein krankes und gesundes Opfer zu stechen. Bruce neigt allerdings dazu, gerade diese Art der Uebertragung als die gewöhnliche anzusehen.

Die zweite Art ist, wie Roubaud selbst durch Versuche gezeigt hat, nur eine ausnahmsweise Erscheinung. Nun wissen wir allerdings, dass auch die Entwickelung von Trypanosomen in den Fliegen, wie sie von Kleine angegeben ist, sicher nicht in allen Glossinen zustande kommt. Nach Bruce findet diese Entwickelung etwa in einer von 20 Fliegen statt, die am kranken Tier gefüttert sind. Aehnlich sind die Ergebnisse von Keysselitz und Mayer, die etwa bei 5 Prozent der ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fangenen Fliegen Trypanosomen im Darm fanden. Nach einer Blutmahlzeit am gesunden Tier stieg diese Zahl auf 11 Prozent; offenbar sind Ruheformen unter dem Einfluss des Blutes zur Vermehrung angeregt. Stuhlmann berichtet, dass es leicht war, bei künstlich gezüchteten Fliegen bei 80—90 Prozent nach dem Saugen am kranken Tier Trypanosomen im Hinterdarm auftreten zu sehen; aber in kurzer Zeit waren sie bei den meisten wieder verschwunden, und nur bei etwa 10 Prozent traten die weiteren Entwickelungsformen in den vorderen Darmabschnitten auf. Dennoch scheint auf Grund der Ueberlegung die grösste Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, dass die von Kleine gefundene Art der Uebertragung von den bekannten in der Wirklichkeit am häufigsten vorkommt und am meisten zur Ausbreitung der Krankheit beiträgt. Nicht zum wenigsten wohl schon aus dem Grunde, weil wir wissen, dass bei dieser Form die Uebertragungsfähigkeit der Fliege am längsten dauert.

Wir wissen, dass die Fliege, wenn sie einmal ansteckungsfähig geworden ist, dauernd immer neue Krankheitserreger zur Entwickelung kommen lässt, so dass sie dauernd ansteckungsfähig bleibt. Bruce und seine Mitarbeiter machten einen lehrreichen Versuch. Sie nahmen bei einer Fliege, die vor 75 Tagen an einem schlafkranken Tier gesogen hatte und später am gesunden, Flüssigkeit aus dem Darm und fanden darin massenhaft Trypanosomen. Ein Affe, der damit geimpft wurde, erkrankte nach acht Tagen. Noch auffälliger ist eine andere Beobachtung. Aus einer früher verseuchten Gegend am See, aus der die Bevölkerung seit zwei Jahren entfernt war, wurden Tausende von Fliegen gesammelt und an Affen zum Blutsaugen angesetzt. In elf von zwölf Fällen trat Erkrankung ein. Es scheint danach, dass zwei Jahre nach Räumen eines verseuchten Bezirkes von Menschen die Glossina palpalis ihre Ansteckungsfähigkeit erhalten kann. Wie der Versuch zu deuten ist, lässt sich schwer sagen. Bruce neigt dazu, den Fliegen eine Lebensdauer von zwei Jahren zuzuschreiben. Es wäre ja denkbar, dass es sich um zugeflogene Fliegen handelte. Eine erbliche Uebertragung anzunehmen, scheint nach den Versuchen von Kleine nicht angängig.

Auch an einen anderen Keimträger zu denken, sind wir wohl nicht berechtigt oder wenigstens nicht gezwungen, wenn wir auch wissen, dass Hunde und Affen und scheinbar auch das Grosswild und -vieh gut empfänglich für die Schlafkrankheitstrypanosomen sind. Es scheint, dass doch ausschliesslich der Mensch als Krankheitsträger von Bedeutung ist. Das Blut des Menschen wird von der Fliege vor allem gesucht. Nur in Ermangelung eines solchen scheint sie auch das Blut

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von anderen Tieren zu saugen. Vielleicht verdient auch die Frage der gesunden Keimträger noch eine weitere Würdigung, als sie bisher gefunden hat.

Nach allem, was wir wissen, will es ja scheinen, als ob tatsächlich das Trypanosoma gambiense an das Blut des Menschen angepasst ist. Aber Ueberraschungen sind auf diesem Gebiet vorläufig noch nicht unmöglich, wenn auch noch keine besondere Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Daran mahnen besonders die neueren Befunde von Knuth, der durch das Züchtungsverfahren von Martini in Blutbouillon in mehreren Rinderbeständen in Deutschland in mehr als der Hälfte der Tiere im Blut ein noch nicht näher bekanntes, dem Theilerschen ähnliches Trypanosoma nachweisen konnte, ohne dass die Tiere irgendwelche Krankheitserscheinungen boten.

Von ausserordentlicher Bedeutung ist die Frage, ob die Glossina palpalis der alleinige Ueberträger der Krankheit ist, ob vielleicht noch andere blutsaugende Kerbtiere in Betracht kommen, oder ob vielleicht gar noch andere Uebertragungsmöglichkeiten bestehen.

An sich ist ja das Zusammenfallen der Grenzen der Verbreitung der Fliege und der Krankheitsfälle so augenfällig und ein so überzeugender Beweisgrund, dass man nur ungern überhaupt daran zweifeln möchte, dass die Fliege für die augenblickliche Ausbreitung der Seuche ausschliesslich verantwortlich gemacht werden darf.

Nun wissen wir aber auf der anderen Seite aus einer Reihe von Versuchen an verschiedenen Trypanosomen, dass sie nicht unbedingt an bestimmte Wirte angepasst sind, und ebenso nicht unbedingt an die Uebertragung durch einen bestimmten Zwischenwirt gebunden sind, dass beispielsweise gerade die Glossina palpalis imstande ist, gelegentlich verschiedene andere Trypanosomen zu übertragen, wenn sie auch nicht ihr Hauptüberträger ist. Naganatrypanosomen hat man im Tierversuch sogar durch Tabaniden und Stomoxysarten übertragen können. Die französischen Aerzte Martin und Leboeuf schreiben in ihrem Bericht, dass sie nicht ganz selten das Auftreten der Seuche innerhalb einer Familie und unter den Einwohnern eines Hauses bemerken konnten, und dass in diesen Fällen aller Wahrscheinlichkeit nach die Uebertragung nicht durch Glossina palpalis stattfand, sondern durch andere Blutsauger, die die Hütten der Eingeborenen bewohnen. Sie glauben, dass es sich dabei besonders um Stegomyia- und Mansonia-Arten zu handeln scheint. Sie haben sich durch Versuche überzeugt, dass diese Mücken tatsächlich imstande sind, das Trypanosoma gambiense unmittelbar durch den Stich vom kranken Tier auf das gesunde zu übertragen. Aber diese Beobachtungen wurden doch alle in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenden gemacht, die von den Palpalisgebieten nicht allzuweit entfernt waren, so dass ihre Schlüsse wohl nicht jedem Einwand standhalten können.

Besonders wichtig war ja die Frage, ob noch andere Glossinen, namentlich die Glossina morsitans, für die Krankheitsübertragung von Bedeutung werden könnten. Im allgemeinen ist ja von allen Seiten bestätigt, dass da, wo Glossina palpalis fehlt, Schlafkrankheitsübertragungen nicht vorkommen. Im Katangaminengebiet im Kongostaat ist es häufig festgestellt, dass in einzelnen Dörfern, in denen seit Monaten ein eingewanderter Schlafkranker lebte und massenhaft die Glossina morsitans vorkam, aber keine Glossina palpalis, auch keine Uebertragung stattfand. Dieselben Erfahrungen hat man in Deutsch- und Britisch-Ostafrika gemacht. Auf Principe und Thomé, von denen ersteres Glossina palpalis hat, letzteres nicht, wohl aber alle anderen Blutsauger, hat man hier zahlreiche Krankheitsfälle gefunden, dort nicht einen einzigen, trotz regen Verkehrs zwischen beiden Inseln. Schon die alten Erfahrungen in Westindien hatten ja in diesem Sinne eine deutliche Sprache gesprochen.

Kleine hat Glossina morsitans aus der Puppe gezüchtet und erst am kranken, dann am gesunden Affen gefüttert, ohne dass ein einziges Mal ein gesunder Affe trypanosomenkrank wurde. Die Trypanosomen der Schlafkrankheit können nach seinen Erfahrungen in dieser Fliege wohl ihre Entwickelung beginnen, aber nicht vollenden.

So ist man jetzt geneigt, anderen Fliegen eine Bedeutung für die Ausbreitung der Krankheit nicht zuzuschreiben. Indes, es gibt doch einige Beobachtungen, die damit in einem noch nicht gelösten Widerspruch zu stehen scheinen und die wenigstens nicht unerwähnt bleiben sollen. Es könnte ein verhängnisvoller Irrtum werden, wenn man vergessen wollte, dass der Beweis noch nicht erbracht ist, dass andere Glossinen für die Uebertragung überhaupt nicht in Betracht kommen könnten. Besondere Beachtung verdient die Bemerkung von Austen, dem ausgezeichneten Kenner der Glossinen, dass Spielarten der Glossina palpalis, als Glossina palpalis Wellmanni beschrieben, viel weiter verbreitet sind, als die Fliege selbst, und es scheint durchaus nicht ausgeschlossen, dass vielleicht eine solche Spielart die Stelle des Ueberträgers übernehmen kann, und gerade über die Verbreitung dieser Spielarten wissen wir noch recht wenig. Schilling berichtet über drei Angehörige einer Missionarsfamilie, bei denen es wenigstens zweifelhaft erscheinen musste, auf welche Weise die Ansteckung erfolgt war. Der Mann war allerdings gelegentlich im Schlafkrankheitsgebiet gewesen. Wenn die Frau vielleicht von dem Mann angesteckt sein mag,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so blieb doch die Ansteckung des Kindes unerklärlich und war wahrscheinlich auf eine andere Uebertragungsart als durch Glossina palpalis zurückzuführen. Weiterhin sind ganz neuerdings in Rhodesia in angeblichem Morsitansgebiet einige Uebertragungen vorgekommen, die doch wohl mindestens eine Nachprüfung der so überaus wichtigen Frage verlangen, ob nur die Glossina palpalis als Ueberträger in Betracht kommt. Auch in Nyassaland war es nach dem letzten Bericht in der Mehrzahl der Fälle nicht möglich, den Zusammenhang mit dem Stich der Glossina palpalis zu erweisen. Erwähnenswert sind noch zwei Todesfälle, die gerade Aerzte betreffen, die hinausgeschickt waren, um die Krankheit zu erforschen. Beide lebten in einer Gegend, die frei von Glossinen war. Von dem einen nahm man an, dass er sich bei der Oeffnung eines trypanosomenkranken Versuchstieres verletzt und dadurch die Krankheit erworben hatte; bei dem zweiten liess sich überhaupt kein Anhalt für die Ansteckungsart finden.

Es scheinen doch einige sichere Beobachtungen vorhanden zu sein, die dafür sprechen, dass eine andere Uebertragung, als die durch den Stich der Fliegen, nicht unbedingt ausgeschlossen ist. Robert Koch besuchte in Kisiba ein Lager, wo mehrere hundert Schlafkranke sich angesammelt hatten, die ihre Krankheit als Gummisammler in Uganda erworben hatten. In Kisiba selbst gab es sicher keine Glossina palpalis, und deshalb auch keine Uebertragung. Dennoch fand sich die Krankheit bei einer Anzahl von Weibern, 10 bis 20, die niemals das Land verlassen hatten, und für diese nahm Koch an, dass nur eine Uebertragung in Frage kommen könne, nämlich die Uebertragung durch den Geschlechtsverkehr mit ihren Männern, die sämtlich schlafkrank waren. Gestützt wird diese Ansicht durch manche Versuche, durch die die Möglichkeit einer solchen Uebertragung wohl als sicher nachgewiesen angesehen werden kann. Koch selbst liess von Möllers derartige Versuche anstellen, aus denen überzeugend hervorging, dass in einer Anzahl von Fällen, etwa 5 Prozent, bei Mäusen die Uebertragung von Trypanosomen durch den Geschlechtsverkehr vom männlichen auf das weibliche Tier angenommen werden musste.

Kudicke gelang es bei einem weiblichen Affen, dem er Schlafkrankheitstrypanosomen in die unverletzte Scheide brachte, in der gewöhnlichen Zeit die Krankheit auszulösen. Ebenso haben Martin und Ringenbach ganz neuerdings in Brazzaville an Meerschweinchen Versuche angestellt, durch die sich zeigen liess, dass die Trypanosomen die Haut und ganz besonders die Schleimhaut der Scheide bei Meerschweinchen leicht durchwandern und nach 5—10 Tagen im Blut der Versuchstiere nachzuweisen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass der Uebertragung durch den Geschlechtsverkehr eine Bedeutung für die seuchenhafte Ausbreitung der Krankheit zukommt. Im Gegenteil, es muss hervorgehoben werden, dass dafür ausschliesslich die Uebertragung durch den Stich der Fliege in Betracht zu kommen scheint.

Auch eine erbliche Uebertragung des Leidens scheint nicht unmöglich, wenn wir auch bisher nur wenig darüber wissen. Kudicke sah in einer fliegenfreien Gegend ein schlafkrankes Kind von zwei Jahren, das die Krankheit scheinbar von der ebenfalls kranken Mutter durch Uebertragung im Mutterleib erworben hatte.

Nachdem ich so die Ursachen der Krankheit und ihrer Weiterverbreitung in grossen Umrissen besprochen habe, bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die Ursache des Auftretens der Krankheit als Volksseuche hinzuzufügen. Die ersten, die ins Innere Afrikas eindrangen, Stanley und Wissmann, sahen noch nichts von der schrecklichen Seuche. Durch die Truppen Emin Paschas soll die Schlafkrankheit zuerst von der Westküste ins Innere und an die grossen Seen verschleppt sein, und die ungeahnte Entwickelung des Verkehrs in den nächsten Jahren hat gewiss ihr Teil dazu beigetragen, ihr immer neue Wege zu bahnen. Der gesteigerte Verkehr, der der wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kriegerischen Erschliessung des Landes dienen soll, ist gewiss ganz dazu angetan, in immer neue Gegenden die Krankheit zu verbreiten, immer neue Bezirke zu schaffen, in denen die Fliegen mit den Schlafkrankheitstrypanosomen vergiftet sind. Diese Ursache scheint mir obenan zu stehen unter den Ursachen der heutigen Ausbreitung der Krankheit als Volksseuche. Weiter sehen wir, dass bestimme Berufe besonders der Erkrankung ausgesetzt sind, vor allem die Fischer, und da dieser Beruf sich oft an einzelne Stämme gebunden zeigt, so sind damit ganze Völker rettungslos dem Untergang geweiht, wenn nicht eingegriffen wird; dem Neger selbst fehlt vorläufig noch jedes Gefühl für die Gefährlichkeit des Stiches der Fliege. Auch die Arbeiter, die in den dichten Wäldern, unmittelbar am See, den Saft der Gummilianen sammeln, sind ähnlich gefährdet.

Im übrigen ist die Gefahr der Ansteckung und Erkrankung für alle, die sich im Verbreitungsgebiet der Fliege aufhalten, gleich gross. Weiss und Schwarz, Mann und Weib, Erwachsene und Kind sind in gleicher Weise bedroht und in gleicher Weise schutzlos.

Wenn ich noch einmal in kurzen Sätzen zusammenfassen darf, so lässt sich der heutige Stand unserer Kenntnisse über die Ursache der Schlafkrankheit etwa dahin umschreiben:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Schlafkrankheit ist eine Allgemeinerkrankung, hervorgerufen durch das Trypanosoma gambiense, das sich zunächst im Blut aufhält, dann auf dem Lymphwege ins Gehirn und Rückenmark eindringt und hier zu bestimmten entzündlichen Veränderungen, namentlich im Nähr- und Stützgewebe, Anlass gibt, die die bekannten Krankheitserscheinungen auslösen und zum Tode führen.

Die Uebertragung erfolgt durch den Stich der Glossina palpalis. Andere Uebertragungsmöglichkeiten scheinen zwar nicht ganz ausgeschlossen, aber für die Ausbreitung der Krankheit als Seuche sind sie ohne Bedeutung.

Durch die Lebensgewohnheiten der Fliege ist der Krankheit eine bestimmte räumliche Ausdehnung vorgeschrieben, die sie nicht überschreiten kann. Dem mit der Erschliessung des Landes verbundenen gesteigerten Verkehr ist es zuzuschreiben, dass diese Grenzen der Ausbreitungsmöglichkeit in den letzten Jahren an den meisten Stellen sehr schnell erreicht sind.

Die Uebertragung durch die Fliegen kann zwar unmittelbar von dem Kranken auf den Gesunden stattfinden, die Hauptübertragungsweise ist aber wahrscheinlich die nach einer voraufgegangenen geschlechtlichen Entwickelung der Trypanosomen in der Fliege. Solche Fliegen werden erst von der dritten Woche an ansteckungsfähig, bleiben es aber dann für viele Wochen.

Als Haupt- oder wahrscheinlich einzigen Träger von Krankheitskeimen sehen wir augenblicklich den Menschen an, der viele Monate lang die Keime beherbergen kann, ohne irgendwelche Krankheitserscheinungen zu bieten. Ob noch andere Keimträger von Bedeutung sind, bedarf dringend der Nachforschung, ebenso die Frage nach anderen Ueberträgern.

Gewiss ist unser Wissen über das Wesen, die Ursache und die Entstehung der Schlafkrankheit heute noch nicht vollkommen abgeschlossen, gewiss sind noch Lücken da, die auszufüllen sind. Aber die Hauptsachen wissen wir, und was wir wissen, das sind vor allem die grundlegenden Tatsachen, die nötig und ausreichend sind, um darauf zielbewusste und folgerichtige Massnahmen für die Behandlung und, was wichtiger ist, die Bekämpfung der Krankheit aufzubauen.

Ungeheure Schwierigkeiten bleiben noch zu überwinden, begründet in der weiten Verbreitung der Fliege und der Unwissenheit der Massen. Der Erfolg liegt vielleicht in weiter Ferne, aber zweifelhaft kann er heute niemandem mehr erscheinen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Behandlung der Schlafkrankheit.

Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Uhlenhuth**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober 1910, nachmittags.)

Gross ist unser Arzneischatz, aber klein die Zahl der Mittel, die eine Krankheit wirklich zu heilen imstande sind. Der Grund ist zum Teil wohl darin zu suchen, dass uns die Ursachen so vieler Krankheiten noch unbekannt sind; denn die Bekämpfung und Behandlung einer Krankheit erscheint nur dann rationell und erfolgreich, wenn man das schädliche Agens kennt, das den Körper zu vernichten trachtet. Mangels solcher Erkenntnis war das Suchen nach Heilmitteln ein rein empirisches, und wir können von Glück sagen, dass so ausserordentlich wirksame Mittel wie das Chinin für die Malaria-, das Quecksilber und Jod für die Syphilisbehandlung bei dieser Art des Vorgehens überhaupt ausfindig gemacht worden sind. Mit der Feststellung, dass eine grosse Gruppe von Krankheiten auf der Invasion von Mikroorganismen beruht, wurde die Bekämpfung dieser ansteckenden Krankheiten erst auf eine exakte wissenschaftliche Basis gestellt. Aus der empirischen wurde eine kausale Therapie. Es ist daher auch begreiflich, dass unser Arzneischatz viele seiner hervorragendsten Heilmittel der bakteriologischen Wissenschaft verdankt, deren Aufgabe es ja ist, nicht nur die Ursachen der Infektionskrankheiten zu erforschen, sondern auch ihre Erreger in und ausserhalb des menschlichen und tierischen Körpers zu vernichten.

In dieser Beziehung hat das jüngste Kind der Bakteriologie, die Immunitätsforschung, Grosses geleistet. Sie hat den Schleier gelüftet über dem geheimnisvollen Walten der Natur, indem sie uns einen Einblick gestattete in die Werkstätte der tierischen Zelle, deren Feinarbeit wir staunend bewundern. Gibt es denn etwas Grossartigeres und Wunderbareres, als die Tatsache, dass die tierische Zelle spezifisch arbeitet im Kampfe gegen die eingedrungenen feindlichen Parasiten, dass sie Schutz- und Heilstoffe produziert, die einzig und allein gerichtet sind gegen die jeweils gegen sie anstürmenden Mikroorganismen und ihre giftigen Substrate? Diese Schutz- und Heilmittel der tierischen Zellen, die in der Blutflüssigkeit sich anhäufen und die durch Weiterbehandlung

mit den betreffenden Mikroorganismen noch vermehrt werden können, sind die Immunsera, die, dem kranken Körper einverleibt, die Körperzellen nicht schädigen, wohl aber auf die betreffenden Mikroorganismen und ihre Gifte ihre deletäre Wirkung ausüben. So sind wir heute in der Lage, eine Reihe der wichtigsten Seuchen wirksam zu bekämpfen und zielbewusst zu behandeln, denen man früher machtlos gegenüberstand, ich nenne nur die Diphtherie, den Rotlauf, die Schweine- und Rinderpest.

Auch bei Einspritzung von abgeschwächten und abgetöteten Mikroorganismen zu Schutzimpfungszwecken rechnen wir auf die spezifische Arbeit der tierischen Zelle. Leider müssen wir aber bekennen, dass eine solche Therapie bis heute nur auf eine verhältnismässig kleine Gruppe von Infektionskrankheiten beschränkt geblieben ist.

Wir vermissen sie besonders auch bei den durch Protozoen hervorgerufenen Erkrankungen, insonderheit bei den Trypanosomenkrankheiten, zu denen auch unsere Schlafkrankheit gehört. Hier vermag der tierische Organismus sich der eingedrungenen Schädlinge nur wenig oder gar nicht zu erwehren; wenigstens gelingt es in der Regel nicht, irgendwelche Schutz- und Heilstoffe im Organismus nachzuweisen. Wo die tierische Zelle versagt, müssen wir selbst an die Arbeit gehen.

Wir müssen chemische Stoffe ausfindig machen, welche die Parasiten im Körper abtöten, ihn selbst aber möglichst wenig schädigen. Wir können aber leider nicht so fein arbeiten, wie die tierische Zelle; denn die Stoffe, die der Chemiker darstellt, sind meist schwere Gifte für den Organismus und ermangeln auch der strengen Spezifität.

Letzteres ist ein Vorteil, da diese Mittel meist auf verschiedene Parasiten abtötend wirken; und bei der Herstellung solcher Stoffe kommt uns der Umstand zugute, dass die Protozoen im allgemeinen viel labiler sind, als die tierischen Körperzellen. Anders die Bakterien, die gegen die sogenannten inneren Desinfektionsmittel viel resistenter sind. Daher die Misserfolge der alten berühmten Versuche von Koch und Behring, die milzbrandinfizierte Tiere durch Sublimateinspritzungen zu heilen versuchten.

Unter den chemischen Stoffen, welche Protozoen im Körper abtöten, kennen wir, wie wir bereits erwähnten, das Chinin, das Quecksilber und das Jod. Ihre Wirkung auf die Parasiten konnte früher aus der Besserung der klinischen Symptome der betr. Krankheiten nur vermutet, jetzt aber kann sie dank der genauen Kenntnis des Erregers direkt mikroskopisch in vivo und in vitro verfolgt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir stehen in der Aera einer rationellen experimentellen Therapie. Als besonders fruchtbringend erwies sich für diese das Studium der Trypanosomenkrankheiten und ihre Bekämpfung, insbesondere der Schlafkrankheit, da es uns mit einer Gruppe sehr wichtiger Medikamente bekannt machte, das sind vor allem die Arsenikalien.

Da diese heute noch als beste Mittel für die Behandlung dieser Krankheiten bekannt sind, muss ich auf die Entwickelung der Arsentherapie mit einigen Worten eingehen.

Bereits in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die trypanozide Wirkung der anorganischen Arsenpräparate (arsenige Säure usw.) beim Studium der Surra und Nagana von Lingard und Bruce entdeckt worden. Ihre Untersuchungen wurden bald darauf von Laveran und Mesnil, den hochverdienten Trypanosomenforschern, an naganainfizierten Mäusen, Ratten und Hunden bestätigt und erweitert. Laveran, Brumpt und Wurtz sowie Broden versuchten dann, mittelst Arsenikalien die Schlafkrankheit bei Tieren zu heilen; jedoch verschwanden die Trypanosomen nur auf kurze Zeit aus dem Blut.

Die Resultate besserten sich, als man das Arsen mit Farbstoffen kombinierte, wie z. B. dem von Ehrlich als trypanozid erkannten Trypanrot (Laveran, Thomas), sowie dem Malachit- und Brillantgrün (Wendelstadt u. a.). Ueberhaupt wandte sich, seitdem Ehrlich in dem Trypanrot ein wirksames trypanozides Mittel entdeckt hatte, das Interesse der Forscher immer mehr den Farbstoffen zu (Nicolle, Mesnil), und man hätte dem Arsen ganz den Rücken gekehrt, wenn nicht Thomas in Liverpool im Jahre 1905 auf den Gedanken gekommen wäre, das bereits im Jahre 1902 von F. Blumenthal in die Medizin eingeführte organische Arsenpräparat Atoxyl*) bei der Behandlung der Trypanosomenkrankheiten experimentell zu erproben.

Thomas und Breinl empfahlen das Atoxyl zuerst bei der Schlafkrankheit. Ihrer Anregung wurde bald Folge geleistet; diesbezügliche Versuche sind von Todd, Ayres Kopke, Broden und Rodhain sowie von Campenhout angestellt worden. Alle Autoren sind hinsichtlich der stark trypanoziden Wirkung des Präparats derselben Ansicht, dagegen wird die Dauerwirkung verschieden beurteilt.

*) Hergestellt von den Vereinigten Chemischen Werken in Charlottenburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während aber die genannten Forscher die günstige Wirkung des Atoxyls im Tierexperiment oder bei Behandlung einzelner Kranker beobachteten, gebührt Robert Koch das Verdienst, an einem grossen Krankenmaterial auf seiner letzten berühmten Expedition die Wirkung des Atoxyls erprobt und für die Menschheit nutzbar gemacht zu haben.

Ehe wir auf die Atoxylbehandlung der Schlafkrankheit näher eingehen, mag aber an dieser Stelle auch hervorgehoben werden, dass die Geschichte des Atoxyls auch in diesen Tagen im Mittelpunkt des Interesses steht, da das Atoxyl der Ausgangspunkt geworden ist, für eine Reihe weiterer Medikamente im Kampfe gegen die Schlafkrankheit und auch andere Protozoenkrankheiten, besonders gegen die schreckliche Geissel der Menschheit, die Syphilis. Im Hinblick auf die Wichtigkeit der Heilung von Trypanosomenkrankheiten wurden in den Jahren 1906—1908 im Kaiserl. Gesundheitsamt von mir*) und meinen Mitarbeitern Hübener, Bickel und Woithe Versuche bei der Beschälseuche (Dourine) angestellt, die zu dem Resultat führten, dass man selbst ganz chronische Krankheitsprozesse der Kaninchen zur Ausheilung bringen kann. Die Annahme von Schaudinn, dass gewisse Beziehungen zwischen den Trypanosomen und Spirochaeten bestehen, veranlasste mich dann, das Atoxyl auch bei Spirochaetenkrankheiten in Anwendung zu ziehen. Es gelang mir**) zuerst in Gemeinschaft mit Gross und Bickel, bei der Hühnerspirillose durch Atoxyl die Parasiten in der Blutbahn der Hühner abzutöten und die schwerkranken Tiere durch eine oder mehrere Einspritzungen von Atoxyl zu heilen. Entsprechende Versuche bei der Rekurrens und dann bei Syphilis an Affen und Kaninchen sowie weiterhin auch an Menschen (mit Hoffmann sowie Roscher und Weidanz) führten zu günstigen Ergebnissen und gaben die experimentelle Grundlage für die moderne Chemotherapie der Spirillosen, in Sonderheit für die Arsenbehandlung der Syphilis. Vom Atoxyl ausgehend — das durch unsere Untersuchungen als spezifisch spirillizides und spezifisches Mittel gegen die Syphilis erkannt war —, sind wir dann, um die

*) Uhlenhuth, Hübener und Woithe: Experimentelle Untersuchuugen über Dourine mit besonderer Berücksichtigung der Atoxylbehandlung. Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt, Bd. 27, Heft 2 und Bd. 29, Heft 2.

**) Uhlenhuth, Gross und Bickel: Untersuchungen über die Wirkungen des Atoxyls auf Trypanosomen und Spirochaeten. Deutsch. med. Wochenschr. 1907, No. 4, 24. Januar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nebenwirkungen des Präparates zu eliminieren und das Atoxyl zu verbessern, zu dem wirksameren atoxylsaueren Quecksilber gelangt, während Ehrlich durch chemische reduzierende Modellierung des Atoxyls das Präparat 606 herstellte, das also bezüglich seiner wissenschaftlichen Genese und chemischen Konstitution in enger Beziehung zum Atoxyl steht. So hat sich denn das Studium des Atoxyls als sehr fruchtbar erwiesen.

Wenn ich nun auf die Ergebnisse der Behandlung der Schlafkrankheit eingehe, so kann ich nicht die Literatur im einzelnen berücksichtigen und auch nicht, wie gleich hervorgehoben sein mag, sämtliche Mittel besprechen, welche gegen diese Krankheit empfohlen sind. Ich beschränke mich daher im wesentlichen auf die Arsenpräparate und benutze als Grundlage für meine Ausführungen die Berichte der deutschen Schlafkrankheitsexpedition, sowie auch die weiteren Mitteilungen der Aerzte der organisierten Schlafkrankheitsbekämpfung, die mir seitens des Reichskolonialamtes in dankenswerter Weise zur Verfügugn gestellt wurden.

Ich beginne mit dem Atoxyl. Als die deutsche Schlafkrankheitsexpedition im Jahre 1906 unter Robert Koch die Bekämpfung der Schlafkrankheit in Ostafrika aufnahm, lagen umfangreiche Erfahrungen über die beste Art der Behandlung dieser Krankheit noch nicht vor. Es musste sich daher zunächst darum handeln, die geeignete Dosierung für den Menschen zu ermitteln. Es war von vornherein rationell, mit möglichst hohen Dosen — ähnlich wie bei der Malaria — die Trypanosomen im Körper abzutöten. 0,5 Gramm — in wässeriger 20-prozentiger Lösung hergestellt — wurde ohne Schaden vertragen, und es konnte durch systematische mikroskopische Untersuchungen festgestellt werden, dass bereits nach acht Stunden die Trypanosomen aus den Drüsen und dem peripheren Blut verschwunden waren.

Es konnte ferner ermittelt werden, dass eine regelmässige, zwei- bis dreimonatliche Behandlung mit jeden neunten und zehnten Tag wiederholter Einspritzung von 0,5 Gramm Atoxyl imstande war, Blut und Drüsen von Trypanosomen freizuhalten; sobald aber die Behandlung unregelmässig war oder die regelmässige Einspritzung unterblieb, traten die Trypanosomen unter Umständen wieder auf, indessen niemals vor dem elften Tage nach der letzten Einspritzung. Versuche, mit einer einzigen Doppelinjektion von 0,5 Gramm Atoxyl ein völliges Verschwinden der Parasiten aus der Blutbahn zu bewirken, schlugen fehl, denn meist traten, wenn auch erst nach 30 Tagen, Trypanosomen in der Blutbahn wieder auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es scheint also, als ob die Trypanosomen in den inneren Organen (Milz, Knochenmark usw.) und der Cerebrospinalflüssigkeit doch noch längere Zeit lebensfähig bleiben, indem sie hier der Atoxylwirkung entgehen. Es stellte sich bei den weiteren Versuchen heraus, dass die Doppelinjektionen jeden zehnten und elften Tag wiederholt und vier Monate fortgesetzt werden müssen, um eine Wiederkehr im Blut zu verhindern. So behandelte Kranke waren anscheinend sehr lange, jedenfalls so lange die Beobachtung dauerte, frei von Trypanosomen. Mit dem Schwinden der Trypanosomen war bei Leichtkranken eine scheinbare Heilung, bei Schwerkranken eine sichtliche Besserung zu konstatieren, ja selbst in sehr schweren, verzweifelten Fällen war teilweise eine auffallende Besserung oft schon nach einigen Doppelinjektionen bemerkbar. Die ersten Erscheinungen der Besserung zeigten sich schon äusserlich an der Haut, die wieder ein glänzendes Aussehen bekam; die Augen wurden klarer, der Blick freier, Kopf- und Muskelschmerzen verschwanden und die Drüsen gingen rapide zurück, so dass sie kaum noch zu fühlen waren. Bei Kranken mit schweren nervösen Erscheinungen wurde der Gang sicherer; Kranke, die seit Monaten, ja Jahren, nicht mehr imstande waren, ihr Lager zu verlassen, oder ohne fremde Hilfe zu gehen, hatten sich nach wenigen Spritzen so erholt, dass sie sich selbständig im Bett erheben und auch bald mit Hilfe eines Stockes und ohne solchen zu gehen imstande waren. Selbst Kranke, die völlig bewusstlos waren und nur schwer aus der Schlafsucht erweckt werden konnten, gelang es, soweit zu bessern, dass sie wieder gehen und an den Vorgängen der Aussenwelt Anteil nehmen konnten. Auch die psychisch Gestörten zeigten nach Atoxyl regelmässig Besserung; die Apathie wich; Maniakalische, die tagelang tobten und gefesselt zugeführt wurden, wurden ruhiger, so dass sie ihren Angehörigen wiedergegeben werden konnten. Doch muss betont werden, dass die Besserungen bei solchen Kranken nur vorübergehend waren; trotz fortlaufender Behandlung zeigten sie Verschlechterung und gingen regelmässig zugrunde.

Die Wirkung des Atoxyls durch grosse Dosen bis 1,0 g zu verstärken, führte nicht zum Ziel; bei vielen Kranken konnten aber Vergiftungserscheinungen beobachtet werden, wie Schwindel, Erbrechen, kolikartige Schmerzen mit Durchfällen usw.

Am unangenehmsten waren aber die Sehstörungen und Erblindungen, die nach längerem Atoxylgebrauch bisweilen auch nach kleinen Dosen gelegentlich auftraten. Die Schlafkrankheits-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

expedition hat 23 Fälle von totaler dauernder Erblindung nach Atoxyl beobachtet. Am Augenhintergrund wurden Veränderungen nicht festgestellt. Eine Patientin hatte in 6 Monaten nur 3,6 g Atoxyl, als grösste Einzeldosis nur 0,5 g erhalten. Dahingegen hat Kopke bis 54 g Atoxyl in vielen Fällen gegeben, ohne irgend welche Sehstörungen zu beobachten. Die Mehrzahl der Erblindungen trat nach 2—3 Wochen auf, in verschiedenen Fällen aber konnte eine solche erst nach mehreren Monaten — nachdem die Behandlung längst aufgehört hatte, festgestellt werden.*)

Es scheint sich dabei wohl um eine individuelle Disposition zu handeln, die bei den mit Degenerationen am Nervensystem einhergehenden Krankheiten — wie Schlafkrankheit (und Syphilis) — besonders häufig sind.

Um die Sehstörungen nach Atoxyl zu vermeiden, sind nach dem Bericht von Stabsarzt Ulrich im Lager Kigarama die Pausen zwischen den einzelnen Doppelinjektionen, nachdem zuerst 8 zehntägige verabreicht waren, auf 14 Tage und, da auch hierbei die Sehstörungen nicht wesentlich vermindert waren, auf 20 Tage ausgedehnt worden. Bei dieser Art der Behandlung wurden jedoch schon während derselben zahlreiche Rezidive beobachtet; daher wurde die Behandlung mit längeren Zwischenräumen als 14 Tage eingestellt.

Anfang 1909 wurde in Kigarama die Etappenbehandlung eingeführt. Es wurden 10—12 Doppelinjektionen, zuerst in 10-, dann 14tägigen Pausen verabreicht. Dann trat eine Pause von 3 Monaten ein.

Auf diese Weise ist es gelungen, die Erblindungen wesentlich einzuschränken, jedoch nicht völlig zu beseitigen. Wegen der üblen Nebenwirkungen des Atoxyls wurde auch versucht, das Mittel per os einzuverleiben, ferner auch deshalb, weil sich viele Kranke wegen der mit der subkutanen Einspritzung verbundenen Schmerzen der Behandlung entzogen.

Jedoch war bei innerlicher Darreichung des Atoxyls ein Erfolg nicht zu erzielen, die Trypanosomen verschwanden nicht. Auch Einreibungen mit zehnprozentiger Atoxylsalbe, die sich nach meinen Versuchen bei dourinekranken Ratten so gut wirksam und wenig giftig erwiesen hatten, waren völlig wirkungslos (Eckard).

Mit Rücksicht darauf, dass die Schlafkrankheit eine absolut tödliche Krankheit ist, muss man in Ermange-

*) Siehe den Aufsatz von M. Beck: Ueber Sehstörungen bei Schlafkranken im Verlauf der Atoxylbehandlung. Zentralbl. für praktische Augenheilkunde 1909, Maiheft, und Steindorff, Berl. Klin. Wochenschr. 1910, No. 40.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lung anderer wirksamerer Mittel die Erblindungen leider mit in den Kauf nehmen.

Was die Art der Behandlung anbelangt, d. h. die Unterbringung in Konzentrationslagern, resp. die ambulante Behandlung, so wird darüber von anderer Seite berichtet werden. In diesem Zusammenhange sei nur erwähnt, dass es sehr schwer ist, bei ambulanter Behandlung ein Urteil über die Dauer des Erfolges abzugeben. Auch ist es ziemlich aussichtslos, die Neger nach Beendigung der ersten Kur zu einer zweiten zu bewegen, vorausgesetzt, dass sie sich einigermassen wohl fühlen; nur die Schwerkranken kommen wieder zur ärztlichen Beobachtung.

Wie sind nun die Erfolge der Behandlung? Was hat die Atoxylbehandlung geleistet?

Robert Koch hat darüber in seinen Berichten sehr wichtige und interessante Angaben gemacht, indem er die Mortalität der unbehandelten und der mit Atoxyl behandelten gegenüberstellte. Wir entnehmen seinem Bericht folgendes:

Auf der Missionsstation Bumangi sind bei einem durchschnittlichen Krankenbestand von 20 Schlafkranken im Laufe von 4 Jahren 212 Todesfälle vorgekommen, das gibt für 100 Kranke und auf 1 Jahr berechnet 265.

Auf der Missionsstation Kisiba sind bei einem durchschnittlichen Bestande von 80 Kranken in 3 Jahren 687 gestorben. Auf 100 Kranke kamen also jährlich 287 Todesfälle. Die Mortalität auf beiden Stationen war nahezu gleich. Die hohen Mortalitätsziffern bedeuten, dass die Schlafkranken in dem Stadium, in welchem sie ins Lazarett kommen, nur noch 4—5 Monate durchschnittlich zu leben haben. Und in der Tat sind auf beiden Stationen früher, d. h. vor der Atoxylbehandlung, sämtliche Schlafkranke, mit ganz wenigen Ausnahmen, bei denen wohl die Diagnose nicht gestimmt hat, gestorben.

Die Zahl der von Koch beobachteten Kranken beläuft sich auf 1633. Davon sind im Laufe von 10 Monaten gestorben: 131, also 8 Prozent. Dieses Krankenmaterial weicht aber insofern von demjenigen der Missionsstationen ab, als sich unter demselben eine grosse Zahl von Leichtkranken befindet. Wenn wir aber auch ausschliesslich die Schwerkranken in Betracht ziehen, dann ergibt sich auf 374 eine Mortalität von 78 oder 22,9 Prozent. Darunter befinden sich jedoch auch die ganz ungenügend Behandelten, welche nur eine oder wenige Atoxylinjektionen erhalten haben. Wollte man diese noch abrechnen, dann würde die Mortalität kaum halb so hoch sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Mortalität bei den mit Atoxyl behandelten Schwerkranken beträgt also nicht ganz den zehnten Teil, vielleicht nur den zwanzigsten Teil derjenigen der nicht mit Atoxyl behandelten Schlafkranken. Daraus geht — so schliesst Koch — mit aller Bestimmtheit hervor, dass durch geeignete Atoxylbehandlung sehr vielen Schlafkranken das Leben gerettet werden kann.

Auf Grund anderer Berichte beträgt die maximale Mortalität der Behandelten in Niansa 20 Prozent, in Udjidji 17 Prozent, in Usambara 8 Prozent.

Nach den mir von Herrn Generaloberarzt Steudel in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellten Zahlen habe ich in Kigarama und Kishanje, den ältesten Lagern, die Mortalität ausgerechnet:

In Kigarama sind vom Juni 1908 bis Juli 1909 behandelt 662, gestorben 68 = 10,27 Prozent, in Kishanje in derselben Zeit behandelt 208, gestorben 29 = 13,94 Prozent. Von Juli 1909 bis Juni 1910 sind in Kigarama behandelt 401, gestorben 79 = 19,7 Prozent. In Kishanje in derselben Zeit behandelt 182, gestorben 29 = 15,93 Prozent.

Dass sich die Mortalität nach dem Stadium der Erkrankung richtet, in dem die Kranken zur Behandlung kommen, ist selbstverständlich. Nach Ulrichs Bericht aus Kigarama sind (auf Grund dreijähriger Beobachtung) von 355 Kranken im ersten Stadium 76 gestorben = 21,4 Prozent, von 96 Kranken im zweiten Stadium 51 gestorben = 53,1 Prozent, von 61 Kranken im dritten Stadium 47 gestorben = 77 Prozent.

Soweit die Mortalitätsziffern, die, abgesehen von den letzteren, wahrscheinlich noch zu niedrig sind, da sie zum Teil aus früherer Zeit stammen, wo über den weiteren Verlauf der Krankheit noch nicht genügende Erfahrungen vorlagen.

Was nun die definitiven Heilungen betrifft, so liegen darüber genauere Angaben nur spärlich vor. Es ist hier wiederum der ausgezeichnete Bericht von St. A. Ulrich zu erwähnen. Ulrich stellt bezüglich der Heilung sehr hohe Anforderungen. Er betrachtet als geheilt nur Kranke, deren Blut nach Aussetzen jeder spezifischen Behandlung wenigstens zwei Jahre lang bei regelmässigen genauen Untersuchungen trypanosomenfrei geblieben ist und deren Allgemeinzustand ein vorzüglicher ist. Zu dieser Auffassung ist er gelangt entgegen anderen Beobachtern, die einen trypanosomenfreien Zeitraum von einem, ja einem halben Jahre für genügend halten, durch Auffinden von Trypanosomen im Blut von drei Kranken, die 13, 14½ und 15 Monate nicht mehr behandelt waren. Von diesen waren zwei in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem Zustand, der auch nicht die geringsten Anzeichen einer Erkrankung verriet.

Um einen Ueberblick über den Erfolg der bisherigen Behandlung in Kigarama zu bekommen, wurde von Ulrich im Dezember 1908 bei 406 Kranken, deren Befinden ein gutes und deren Blut frei von Trypanosomen war, mit der Behandlung ausgesetzt. Das Blut dieser Leute wurde mindestens alle 10 Tage regelmässig kontrolliert. Es waren durchweg Kranke, die länger als ein Jahr in ständiger, meist Atoxylbehandlung, sich befunden hatten.

Von diesen 406 wurden bis 31. Mai 1909 schon bei 51 wieder Trypanosomen im Blute festgestellt. 26 von diesen verschlechterten sich rapide, 9 von ihnen starben.

In Anbetracht dieser nicht günstigen Resultate wurden die meisten Kranken wieder in Behandlung genommen, und nur diejenigen, die auch früher nie Klagen geäussert hatten, von dieser ausgeschlossen. Die Zahl der letzteren betrug am 30. Juni 1909 noch 62, im Juli (1910) ist sie auf 47 zusammengeschmolzen. Diese sind also 17 bis 22½ Monate ausser Behandlung.

Von den 47 sind 41 aus dem ersten Stadium, 4 aus dem zweiten Stadium und 1 aus dem dritten Stadium der Erkrankung, diese haben also Aussicht auf Heilung.

Die Zahl der zur Heilung kommenden Kranken wird nach einer ungefähren Schätzung auf Grund einer dreijährigen Erfahrung nach Ulrich gegen 25 Prozent betragen. Bei Kindern scheinen die Resultate nach persönlicher Mitteilung von Eckard besonders ungünstig zu sein.

Die bei weitem grösste Zahl Geheilter werden die Kranken des ersten Stadiums stellen, die Kranken des zweiten Stadiums nur einen recht kleinen Teil. Heilungen von Kranken des dritten Stadiums werden, wenn überhaupt möglich, eine Ausnahme bleiben. Kranke jeden Stadiums, bei denen nach intensiver Behandlung (12 Doppelspitzen) ein Rezidiv aufgetreten ist, erliegen nach allgemeiner Erfahrung der Krankheit nach kürzerer oder längerer Zeit. Bei erneuter Behandlung und mit selbst starken Dosen von Atoxyl verschwinden wohl die Trypanosomen aus dem Blute, kehren jedoch immer wieder, gewöhnlich in immer kürzer werdenden Pausen. Die Trypanosomen haben sich dann an das Atoxyl gewöhnt; sie sind, wie Ehrlich in interessanten Tierversuchen zeigte, „atoxylfest", eine Eigenschaft, die sie auf viele Generationen vererben. Auch für andere Medikamente, Parafuchsin, Trypanrot, Fuchsin, Antimon, macht sich diese nur für eine bestimmte Arzneigruppe spezifische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Festigkeit" bei der Behandlung auf das unangenehmste bemerkbar.

Wenn wir nun die Erfolge überblicken, so muss man sagen, dass die Atoxylbehandlung, wenn auch längst nicht das, was man von ihr erhoffte, so doch immerhin ganz Erfreuliches geleistet hat. Alle Berichterstatter (ich nenne noch Kleine, Schumacher, Breuer, Feldmann, Kudicke, von Raven, Eckard u. v. a.), sowie auch die englischen, belgischen und französischen Autoren (Martin und Leboeuf u. a.) sind der Ansicht, dass Leichtkranke gebessert, ja geheilt, dass aber Schwerkranke durch Atoxyl nicht gerettet werden können.

Daraus folgt, dass eine möglichst frühzeitige Behandlung einsetzen muss, die nur bei rechtzeitiger Diagnose gewährleistet werden kann. Die Krankheit macht ja zunächst sehr wenig oder keine Beschwerden. Das beweisen die vielgenannten 52 Ruderer, die Koch 12½ Stunden von Entebbe nach Sese gerudert hatten; von diesen robusten Leuten waren, wie Koch feststellte, 14 Trypanosomenträger.

Wie wirksam eine frühzeitige Atoxylbehandlung sein kann, dafür liefern einen schönen Beweis die zum Teil im Dienst der Kolonien und zum Teil auch in der Schlafkrankheitsbekämpfung stehenden 11 schlafkranken Europäer, deren Krankheit sehr früh ärztlich festgestellt werden konnte. Obwohl ihre Krankheit schon zwei Jahre und länger zurückliegt, befinden sie sich nach energischer Behandlung sämtlich in gutem Gesundheitszustande. Einzelne sind bereits in ihre alte Tätigkeit als tropendienstfähig nach Ostafrika zurückgekehrt.

Trotz dieser immerhin schon beachtenswerten Resultate suchte man besonders im Hinblick auf die üblen Nebenwirkungen des Atoxyls die aromatischen Arsenpräparate zu verbessern und zu vervollkommnen. Unter diesen angeblichen Verbesserungen ist das Soamin der Engländer und vor allem das Arsacetin oder Acetylarsanilat (Ehrlich) zu nennen. Das letztere sollte nach den Angaben Ehrlichs vor allem weniger giftig sein wie Atoxyl, so dass man die Erblindungen zu vermeiden hoffte. Im übrigen sollte es ähnlich wirken wie Atoxyl, aber den Vorteil haben, dass es fast um die Hälfte billiger ist, und dass es die Siedehitze verträgt, so dass man es sterilisieren kann. Die auf das Mittel gesetzten Hoffnungen haben sich jedoch in keiner Weise erfüllt. Nach den vorliegenden Berichten steht es selbst in grossen Dosen dem Atoxyl nach. Scherschmidt, der über 22 Beobachtungen verfügt, hat sehr schlechte Erfahrungen gemacht; die Kranken ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlechtern sich zusehends, so dass er Atoxyl gab, worauf eine Besserung eintrat.

Feldmann gab Arsacetin bei 51 Kranken — 0,9 g jeden sechsten und siebenten Tag. Nach 0,9 g verschwanden die Trypanosomen erst nach 15 Stunden aus den Drüsen, während das beim Atoxyl nach nach 8 Stunden der Fall war, und traten auch bald wieder auf. Dementsprechend zeigte der Zustand der Kranken keine Besserung, was im Vergleich mit den gleichzeitig aufgenommenen und mit Atoxyl behandelten Kranken auffallend hervortrat. Von den 51 Kranken wurden 9 blind und 2 gleichzeitig taub.

Auch heftiges Erbrechen, Schwindelanfälle (starke Prostration) wurden mehrfach beobachtet, so dass er die Behandlung aufgab. Auch nach dem Bericht von Eckard wurden von 152 Fällen 6 (4 Prozent) nach Ulrich von 17 mit Arsacetin behandelten Fällen 2 (11,8 Prozent) Erblindungen resp. Sehstörungen beobachtet. Von 29 Kranken, die früher schon mit anderen Mitteln (Atoxyl) behandelt waren, zeigten 8 (27,6 Prozent) Sehstörungen. Es hat den Anschein, als ob die einer anderweitigen Arsenkur folgende Arsacetinkur ganz besonders gefährlich ist. Nach Ehrlichs Ansicht handelt es sich hier um eine erworbene (von Koch zuerst beobachtete) Ueberempfindlichkeit, die nach seiner Auffassung dadurch zu erklären ist, dass die Arsenoceptoren des Organismus eine erhöhte Avidität gewonnen haben und die Organe das Gift aufspeichern. Auf Grund dieser Erfahrungen hat man das Arsacetin (Ehrlich) bei der Behandlung der Schlafkrankheit in letzter Zeit kaum noch angewandt.

Die von Ehrlich vertretene Ansicht, dass das Atoxyl im Körper reduziert werde, und dass diese Reduktionsprodukte erst abtötend oder entwickelungshemmend auf die Parasiten einwirken, hat Ehrlich veranlasst, das Arsenophenylglycin, in dem das Arsen dreiwertig ist und so eine bestimmte Avidität zu den Trypanosomen besitzen soll, in Anwendung zu ziehen.

Es ist ein leicht lösliches Präparat, das im Tierversuch zwei- bis viermal weniger giftig ist als Atoxyl. Da es sehr O-empfindlich ist, wird es im Vakuum aufbewahrt und muss sofort nach der Herstellung der Lösung frisch injiziert werden.

Nach den Versuchen von Ehrlich leistet das Arsenophenylglycin im Tierversuch „geradezu Ideales, da es, genau genommen, gelingt, bei jeder verwandten Trypanosomenart mit einer einzigen Injektion Heilung herbeizuführen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese überraschende Wirkung („Therapia sterilisans magna") wurde durch die Versuche von Roehl, Schilling, Breinl und Nierenstein, Beck u. a. mit verschiedenen Trypanosomen (auch T. gambiense) im grossen und ganzen bestätigt. Wir selbst konnten die gegen andere Arsenikalien so refraktären Rattentrypanosomen im Körper abtöten.*) Breinl und Nierenstein**) konnten aber bei Nagana-Pferden und Eseln eine Heilung nicht erzielen; auch Meerschweinchen verhielten sich resistent. Freilich konnten aber auch Mäuse und Kaninchen, die gegen Atoxyl fest waren, durch Arsenophenylglycin geheilt werden.

Nach alledem musste man erwarten, dass es auch für den schlafkranken Menschen gute Dienste leisten würde. Diese Erwartung hat sich leider nicht erfüllt. Nach den Mitteilungen von Eckard (Arch. f. Schiffs- u. Tropenhygiene, Bd. 14) verschwinden die Parasiten aus dem Blute viel später als nach 0,5 Atoxyl; in einem Falle erst nach 30 Stunden, was nach seiner Ansicht nicht für die Ueberlegenheit des Arsenophenylglycin zu sprechen scheint. Auch traten bei allerdings nur kurz dauernder Behandlung von 5 Doppelspritzen (à 0,5) nach 1 bis 2 Monaten wieder Trypanosomen im Blute auf. Auch Ulrich hat bei Behandlung von 17, allerdings ziemlich vorgeschrittenen Fällen, keine günstigen Resultate erzielt. Selbst bei Anwendung grosser Dosen, 0,6 bis 0,8, in Doppelinjektionen längere Zeit verabreicht, traten die Trypanosomen bald wieder im Blut auf. Nur bei 2 von 17 Kranken war eine Dauerwirkung bis zu einem Jahr (13 Monate!) zu verzeichnen. In kleinen Dosen ist es unwirksam. Eine Rückbildung der vergrösserten Dosen findet statt. In den weitaus meisten Fälllen treten Schädigungen, zum Teil bedrohlicher Art, auf, wie Hautausschläge, Lähmungen, Abmagerung, in einigen Fällen epileptiforme Anfälle. Besonders unangenehm sind die Hautausschläge, die den ganzen Körper bedecken und zur Blasenbildung und Nekrose führen können.

Besonders ungünstig berichtet Scherschmidt, der trotz Behandlung auch mit einmaligen grossen Doppeldosen von 1,5—2,0 g, wie sie Ehrlich für die Therapie sterilisans magna fordert, auch bei ganz frischen Fällen zunehmende Verschlechterung sah, die sich in Abmagerung und Hinfälligkeit äusserte. Ja, er hat Todesfälle zum Teil wenige Tage nach den Einspritzungen beobachtet. Nur zwei von 35 Kranken zeigten eine geringe Besserung. Gab er dann Atoxyl, so besserte sich der Zustand meist zusehends, und die

*) Zeitschr. für Immunitätsforschung, Bd. I, 1, 1908.
**) ebenda, Bd. IV, 1. und 2. Heft, 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Parasiten, die auf Arsenophenylglycin nicht reagierten, verschwanden. Umgekehrt konnten Kranke mit atoxylfesten Trypanosomen, entgegen den tierexperimentellen Erfahrungen von Ehrlich durch Arsenophenylglycin nicht beeinflusst werden.

Scherschmidt hatte nach seinen Beobachtungen mehrfach den Eindruck, als ob die Trypanosomen durch das Mittel „mobilisiert" würden, denn er fand häufig nach der Einspritzung des Mittels mehr Trypanosomen als vorher.

Mit Rücksicht auf die geringe Wirksamkeit, die zahlreichen Recidive und die üblen Nebenwirkungen (Todesfälle) ist bei schlafkranken Menschen in Ostafrika die weitere Verwendung des Arsenophenylglycins (Ehrlich) eingestellt worden.

Im Gegensatz zu diesen Ergebnissen stehen die Erfahrungen von Dr. v. Raven in Togo. Von 40 Fällen blieben 37 4—11 Monate rezidivfrei. Diese Fälle sind aber deshalb nicht sehr beweisend, weil wir es in Togo offenbar mit einer aussergewöhnlich leichten Form der Schlafkrankheit zu tun haben, die entsprechend auch bei Behandlung mit Atoxyl und Arsacetin sehr günstig beeinflusst werden konnte. Aber auch von Raven sind die unangenehmen Nebenwirkungen des Präparats aufgefallen, er warnt besonders vor wiederholten kleinen Dosen, da danach Ueberempfindlichkeit und Vergiftungserscheinungen auftreten. Er schliesst daher schwere Fälle von vornherein von der Behandlung mit diesem Mittel aus und spritzt nur einmal an zwei aufeinander folgenden Tagen. Fälle, die nach 6 Wochen rezidivieren, werden mit anderen Mitteln weiterbehandelt. Erst nach 8 Wochen darf wieder Arsenophenylglycin gegeben werden.

Ob die kombinierte Behandlung von Arsenophenylglycin (Ehrlich) mit dem trypanoziden Tryparosan (Ehrlich), dem Chlorderivat des Parfuchsins oder Trypanblau, die Ehrlich neuerdings vorschlägt, zum Ziele führen wird, erscheint mir sehr zweifelhaft, denn die bedrohlichen Nebenwirkungen des Arsenophenylglycins werden damit nicht beseitigt, da man mit der Dosierung nicht wesentlich heruntergehen kann. Ich möchte sie auf Grund der vorliegenden Erfahrungen nicht empfehlen.

Noch einige Worte über Mittel und Behandlungsmethoden, die vielfach versucht sind in Fällen, wo die Atoxylbehandlung nicht befriedigte.

Es handelt sich hier fast ausschliesslich um die eben schon erwähnte Kombinationstherapie, d. h. die gleichzeitige oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abwechselnde Anwendung zweier trypanozider Mittel, die für sich vielfach weniger wirksam sind, aber zusammen energische Wirkung entfalten, da sie nach Ehrlichs Auffassung das Trypanosoma an zwei verschiedenen Stellen des Receptorenapparats angreifen. So haben Laveran und Franke in Tierversuchen gezeigt, dass es gelingt, Infektionen, die weder durch Trypanrot noch durch Atoxyl beeinflusst wurden, durch Kombination beider zu heilen. Auch wird diese kombinierte Therapie ausgeführt, um die Bildung fester Trypanosomenstämme zu verhüten. In den meisten Fällen ist das Atoxyl der Grundbestandteil der Kombination. So hat man auf Grund günstiger Tierversuche das Atoxyl zusammen mit Farbstoffen, dem Trypanrot (Thomas, Breinl, Wurtz), mit Fuchsin, Parafuchsin und Tryparosan, Trypanblau, Afridolblau angewandt, aber ohne erhebliche Erfolge zu erzielen.

Eckard gab Rosanilinpillen in Verbindung mit einer Atoxylkur, konnte aber keine wesentlichen Vorteile konstatieren.

Auch andere Farbstoffe, wie Malachit-Brillantgrün sind in Verbindung mit Atoxyl ohne Erfolg versucht worden (Kopke).

Auch mit anderen Arsenicalien hat man Atoxyl kombiniert, so z. B. mit Sol. Fowleri und auch arseniger Säure, eine Verbindung, die sich nach Löffler und Rühs im Tierversuch an naganakranken Versuchstieren ausgezeichnet bewährt hat (Laveran-Thiroux, Weber-Fürstenberg, Uhlenhuth-Woithe). Eingehende Erfahrungen am Menschen liegen nicht vor. Mit Acid. arsenicosum allein konnte Ulrich bei Schlafkranken keine Erfolge erzielen. Laveran und Thiroux empfehlen Atoxyl zusammen mit Auripigment, eine Kombination, die aber nach Eckards Erfahrung gegenüber dem Autoxyl allein wegen der geringen Dauer der günstigen Wirkung keine Vorteile aufweist. (Nach Schilling auch beim Tier nicht.) Wichtiger erscheint die Kombination mit Quecksilber, die von der Liverpooler Schule auf Grund von Tierversuchen warm empfohlen wurde. Das Quecksilber allein in Form von Sublimat war früher bei den verschiedensten Trypanosomenkrankheiten ohne Erfolg versucht worden (Kern, Lingard, Schilling, Laveran, Mesnil). Ich selbst konnte bei Dourine ein Kaninchen mit Sublimat vor dem Ausbruch der Krankheit schützen und hatte in Kombination mit Atoxyl bei Ratten und Kaninchen recht gute Resultate. Bei der Schlafkrankheit sind dann auch von deutschen Forschern zahlreiche Versuche angestellt. Man bediente sich der Schmierkur mit grauer Salbe allein oder im An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schluss an eine Atoxylkur oder wandte Sublimat gleichzeitig oder alternierend mit Atoxyl an. Alle Beobachter (Kleine, Eckard, Kudicke, Feldmann) berichten, dass sie mit dem Erfolg wenig zufrieden sind, und dass trotz sorgsamster Pflege und Beobachtung es bei den Negern zu schweren Formen der Quecksilbervergiftung (Stomatitis) komme. Die Neger vertragen offenbar Quecksilber ganz besonders schlecht.

Von praktischer Bedeutung ist weiterhin die Kombination des Atoxyls mit Antimon. Es ist das Verdienst von Plimmer und Thomson, zuerst auf das Antimon hingewiesen zu haben. Vor allem kam hier der Brechweinstein in Betracht, dessen stark trypanozide Wirkung bei Ratten in eklatanter Weise in die Erscheinung trat und mit dem man eine grosse Anzahl von Dauerheilungen erzielte. Aehnlich äusserten sich Mesnil und Brimont, die unabhängig von den Engländern den Brechweinstein als stark trypanozides Mittel erkannten. Laveran hatte weniger günstige Resultate; auch wir hatten im Tierversuch keine günstigen Ergebnisse, das Präparat erwies sich als sehr giftig.

Beim Menschen sahen französische Aerzte nach intravenösen Einspritzungen sehr bald Rezidive (Broden-Rodhain, Mesnil-Brimont).

Ulrich hatte nach Gaben von 0,3 g pro Tag bei 1 Monat langer Behandlung keinen Erfolg zu verzeichnen. Besser scheint die Kombination mit Atoxyl zu sein, und zwar mussten alle 8 Tage zwei wirksame Dosen (0,75—1,0) Atoxyl und eine intravenöse Einspritzung von 0,1 Tartarus stibiatus gegebeg werden (Martin, Leboeuf, Laveran). Auch Martin und Darré berichten über sehr günstige Resultate in Fällen, wo sie mit Atoxyl nicht weiter kamen. Ueber das von uns angegebene Antimonatoxyl werde ich später berichten.

Im allgemeinen sehen wir aber, dass bei der Kombinationstherapie erhebliche Fortschritte bis jetzt nicht erzielt sind. Immerhin dürfte sie sehr rationell sein, da die Behandlung mit zwei Mitteln einer „Festigkeit" vorbeugt. Es sind daher weitere Untersuchungen auf diesem Gebiet notwendig.

Wenn man die wissenschaftlichen Leistungen der letzten Jahre auf chemotherapeutischem Gebiet überblickt, so staunt man über die Summe mühevoller Arbeit, die allenthalben vollbracht worden ist. Leider entspricht das erzielte Resultat nicht dem ungeheuren Energieaufwand, der in den Untersuchungen entfaltet wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist zwar gelungen, zu zeigen, dass man mit Hilfe chemischer Stoffe experimentelle Trypanosomenkrankheiten definitiv heilen kann, wenn die Bedingungen besonders günstig sind, doch sind die Resultate bei Anwendung der bisher gebrauchten Mittel noch zu ungleich, zu sehr von kleinen Verschiedenheiten der kranken Spezies, Stämme, sogar der Individuen abhängig.

Am brauchbarsten muss immer noch das Atoxyl erscheinen, das zwar weit vom Idealheilmittel entfernt ist, aber doch den grossen Vorzug besitzt, so ziemlich in allen Trypanosomenkrankheiten und bei Mensch und Tier jeder Art wenigstens einigermassen sicher zu wirken. Wenn es auch für sich nur ausnahmsweise ein absolutes Heilmittel darstellt, so kommt ihm doch eine grosse praktische Bedeutung zu, weil es einen unentbehrlichen Bestandteil der meisten wirksamen Arzneimittelkombinationen zur Bekämpfung der Schlafkrankheit und anderer Trypanosomenkrankheiten darstellt.

„Ob das Atoxyl — wie wir schon vor zwei Jahren wörtlich schrieben[1]) — seine bevorzugte Stellung als praktisch bestes Trypanosomenheilmittel auch weiterhin behaupten kann, hängt davon ab, wie sich die neuen, von Ehrlich gefundenen, so eminent trypanozid wirkenden Stoffe in der Praxis bewähren werden; sie allein scheinen zurzeit imstande zu sein, mit dem Atoxyl erfolgreich zu konkurieren." Was wir vor zwei Jahren sagten, hat sich inzwischen geklärt. Auch heute noch ist das Atoxyl für die praktische Bekämpfung der Schlafkrankheit das beste Mittel, und auch bei den Erregern tierischer Trypanosen ist eine erheblich bessere Heilwirkung der Ehrlichschen Reproduktionsprodukte nicht erwiesen, wenn auch die Laborationsversuche an kleinen Tieren vielfach eine vielleicht stärkere und schnellere Wirkung erkennen lassen.

Angesichts der eclatanten Wirkung, welche das Atoxyl im Tierkörper auf die pathogenen Protozoen auszuüben vermag, drängt sich die Frage nach dem Mechanismus bzw. Chemismus der chemotherapeutischen Vorgänge auf. Ihre richtige Beantwortung würde nicht nur das Kausalitätsbedürfnis der Forscher befriedigen, sondern auch in praktischer Hinsicht eminent fördernd wirken. Hängt doch von ihr die rationelle Weiterentwickelung der durch Zufallsfunde so glücklich angebahnten Chemotherapie ab. Im Laufe der letzten Jahre ist auf diesem Gebiet viel gearbeitet worden. Auf die grundlegenden

[1]) Uhlenhuth-Woithe: Experimentelle Untersuchungen über Dourine mit besonderer Berücksichtigung der Atoxylbehandlung. Arb. aus dem Kaiserl. Gesundheitsamt, Bd. 29, Heft 2, 1908. Separat-Abdr. S. 28. Verlag von Julius Springer, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Untersuchungen Ehrlichs folgten die zahlreicher anderer Forscher, so dass wir allmählich in der Erkenntnis des Wesens der Arzneiwirkung, wenn auch längst nicht zum Ziele, so doch ganz erheblich vorwärts gekommen sind.

Es wirkte im höchsten Masse überraschend, als man sah, wie prompt Unmassen von Trypanosomen und Spirochaeten in der kürzesten Zeit abgetötet werden, wenn man dem kranken Tier Atoxyl einspritzt; noch mehr überraschte dann aber die Feststellung, dass das im Körper so ausserordentlich stark parasitizid wirkende Mittel die Parasiten im Reagenzglas nahezu gar nicht beeinflusst. Dieses eigenartige Verhalten des Atoxyls, auf das von Mesnil sowie von mir und meinen Mitarbeitern bei Trypanosomen und Spirochaeten (Syphilis, Hühnerspirochaeten) zuerst hingewiesen ist. entspricht genau demjenigen, wie es früher von Ehrlich für das Trypanrot festgestellt ist.

Bezüglich der Sinnfälligkeit dieser Erscheinung besteht nur eine Meinung; bezüglich der Erklärung des Zustandekommens dieses merkwürdigen Effektes ist das nicht der Fall, da differieren die Ansichten erheblich.

Man hat angenommen, dass im Körper von dem eingeführten Atoxyl das Arsen abgespalten wird und dass dieses Spaltprodukt die trypanozide Wirkung bedingt. Aus chemischen Untersuchungen von Blumenthal, Lockemann, Wedemann usw. wissen wir aber, dass das Atoxyl zum grössten Teil ziemlich unverändert den Körper passiert. Unsere eigenen Erfahrungen brachten uns auch zu derselben Ueberzeugung. Wie wir feststellen konnten, gibt es für Atoxyl tolerante und nicht tolerante Spezies. Die toleranten (Kaninchen, Ratten, Mäuse) konnten wir mit Atoxyl dauernd heilen, die intoleranten (Hunde, Pferde) nicht. Das Atoxyl wirkt in therapeutischen Dosen heilend, nach Steigerung der Dosis über die Toxitätsgrenze hinaus sieht man dabei ganz merkwürdige, einzig dastehende Vergiftungserscheinungen, die in Ataxie und Störungen des Gleichgewichts zum Ausdruck kommen, die ähnlich bei Arsacetin unter dem Bilde der „Tanzmäuse" beschrieben sind. Auch die Erblindungen gehören hierher. Bei intoleranten Tieren wirkt das Atoxyl in therapeutischen Dosen auf die Protozoen nur zum Teil abtötend, in toxischen Dosen ruft es das Bild der Arsenvergiftung hervor. Diese eigentümlichen Unterschiede gaben in bestimmter Richtung zu denken. Man muss doch wohl annnehmen, dass derselbe Stoff, der auf die Parasiten einwirkt, bei Steigerung der Dosis über die Grenze des Toxischen die Vergiftungserscheinungen hervorruft, bzw. dass die giftige auch die therapeutisch wirksame ist. Demnach müsste man aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Ungleichartigkeit der Intoxikationssymptome auf eine Ungleichartigkeit der trypanoziden Agentien schliessen können. Diese Differenzen bestehen nun, trotzdem stets der gleiche Stoff einverleibt wird. Man muss also annehmen, dass dieser eine Stoff, das Atoxyl, im Körper der Tiere beider Gruppen ganz verschiedene Schicksale erleidet. Die Hauptdifferenz scheint darin zu bestehen, das es bei den intoleranten Tieren zu einer umfangreicheren Arsenabspaltung kommt als bei den toleranten. Aber der Unterschied ist durchaus kein prinzipieller, nur ein gradueller, da auch bei den intoleranten Tieren (der Mensch scheint auch dazu zu gehören) der grösste Teil unverändert den Körper passiert (nach Lockemann). Um es kurz auszudrücken: Man kann mittels Atoxyl bei toleranten Tieren eine Atoxylvergiftung ohne und mit Erscheinungen der Arsenointoxikation (je nach der Dosis), bei intoleranten aber nur mehr oder weniger chronische Arsenvergiftung erzielen.

Es lässt sich nicht einwenden, dass die Unterschiede der Intoxikationserscheinungen nur auf Differenzen in der Reaktion verschieden tierischer Organisation auf denselben chemischen Stoff beruhen. Dagegen spricht die Tatsache, dass man mit keinem dem Atoxyl ferner stehenden organischen Arsenpräparat bei Kaninchen, Ratten und Mäusen die Erscheinungen der Atoxylvergiftung hervorbringen kann.

Die umfangreiche Arsenabspaltung bei den intoleranten Tieren macht es unmöglich, dass die letzteren Atoxyldosen erhalten, die zur Abtötung der Parasiten in ihrem Körper erforderlich wären, demgegenüber sind die günstigen Verhältnisse bei den toleranten durch die wenig ausgeprägte Arsenabspaltung bedingt. Hier kann soviel Atoxyl verabreicht werden, bis die spezifischen Intoxikationserscheinungen auftreten. Das geschieht recht spät, nach ganz unverhältnismässig hohen Dosen. Das unveränderte Atoxylmolekül machen wir hauptsächlich für die therapeutische Wirkung verantwortlich.

Atoxyl schädigt aber, wie wir sahen, Trypanosomen in vitro nicht, mag man es einwirken lassen, in welchen Medien man auch will. Da aber eine Wirkung zustande kommt, muss sie wohl auf einer Mitbeteiligung der Körperzellen beruhen. Ich kann auf die Einzelheiten der vorgeschrittenen Zeit wegen nicht mehr eingehen. Es kann nur gesagt werden, dass die Wirkung des Atoxyls eine indirekte ist. Es sei bemerkt, dass wir unter direkter Wirkung eine Beeinflussung der Parasiten im Körper durch das Atoxyl selbst oder einen aus ihm gebildeten Stoff, unter indirekter Wirkung eine solche verstehen, bei der zwischen Atoxyl und Parasiten keine un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittelbaren Beziehungen bestehen, die vielmehr nur so zustande kommt, dass das Mittel (verändert oder nicht verändert) die Zellen beeinflusst und diese dann durch Produktion von trypanozider oder entwicklungshemmenden Stoffen die Krankheitserreger angreifen.

Welcher Art diese Stoffe sind, wissen wir nicht. Mit der Einwirkung des Atoxyls auf die Zellen ist die Bildung solcher Substanzen noch nicht gewährleistet. Der Vorgang scheint noch komplizierter zu sein. Es müssen die Parasiten und Körperzellen in gewisse Beziehungen getreten sein, denn eine der Impfung mit Trypanosomen einige Stunden vorangehende Atoxyleinspritzung bleibt in der Regel ohne Einfluss auf die Infektion, und selbst eine gleichzeitige Injektion ist auch nicht imstande, den Ausbruch der Krankheit zu verhindern.

Diese engen Beziehungen, die zwischen Parasiten, Körperzellen und Atoxyl notwendig sind, lassen sich durch Reagensglasversuche nicht erweisen, in vitro erzielt man nach unseren Versuchen beim Zusammenmischen von Körperzellen, Parasiten und Atoxyl keinen trypanoziden Effekt. Es ist die lebende Zelle notwendig, um durch den Einfluss des Atoxyls die trypanoziden Stoffe zu bilden. Bekanntlich erklärt Ehrlich als das wesentliche der Atoxylwirkung die Bildung von Reduktionsprodukten (vom Typ des Arsenophenylarsinoxyd), welche den dreiwertigen Arsenrest enthalten und im Gegensatz zum Atoxyl eine direkte kolossal abtötende Wirkung auch in vivo auf die Trypanosomen ausüben sollen. Ich will nicht näher auf diese Theorie heute eingehen, sondern muss mich beziehen auf den in meiner Arbeit mit Woithe dargelegten Standpunkt, den ich trotz der Einwände Ehrlichs und Roehls auch heute noch nicht als widerlegt betrachte. Es steht sich Hypothese gegen Hypothese; sichere Beweise für die Richtigkeit der einen oder anderen Auffassung werden sich bei so rätselhaften Vorgängen überhaupt nicht so leicht erbringen lassen.

Ob ausser der von mir angenommenen Wirkungsweise noch eine Reduktion mit im Spiele ist, lasse ich unentschieden. Jedenfalls hat die von uns vertretene Anschauung seit Beginn unserer Untersuchungen uns dazu geführt, bei der Suche nach neuen Heilstoffen vom Atoxylmolekül auszugehen und sowohl die Amido- wie die Arsensäuregruppe, besonders aber die erstere, zunächst unangetastet zu lassen, da sie beide für die Wirkung wesentlich zu sein scheinen. Verbindungen, in denen die Amidogruppe fehlt, wie die von Blumenthal hergestellte Jodphenylarsinsäure, haben sich als voll-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständig unwirksam erwiesen. Wir haben mit Beck[1]) und Manteufel dann weiterhin fast sämtliche Salze des Atoxyls (Cu, Hg, Mangan, Bi, Aluminium, Fe etc.) einer eingehenden Prüfung unterzogen, jedoch haben diese Präparate keine besonderen Vorteile, in vielen Fällen aber Nachteile gegenüber dem Atoxyl ergeben. Das atoxylsaure Hg, eine Kombination von Atoxyl und Hg, schien dabei seine trypanozide Wirkung eingebüsst, dafür aber eine sehr hohe spirillizide Wirkung angenommen zu haben, so dass wir es mit Erfolg bei Hühnerspirillose und Syphilis verwenden konnten. Im Tierversuch hat sich uns ein Antimonatoxyl[2]), ein allerdings unlösliches Salz, bei Schlafkrankheit der Kaninchen, Ratten und Mäuse gut bewährt; in Dosen von 0,003 hat es Mäuse geheilt, und auch prophylaktisch waren gute Resultate zu verzeichnen. (Beck). Auch Kaninchen und Ratten konnten durch dieses Präparat geheilt werden, so dass es sich der Mühe lohnen würde, es bei der Schlafkrankheit des Menschen zu versuchen. Auch bei Spirillosen, der Hühnerspirillose und Syphilis hat das Antimonatoxyl ausgezeichnete schützende und heilende Eigenschaften. (Uhlenhuth und Mulzer.)

Das ist der Weg, den ich zur Verbesserung des Atoxyls eingeschlagen habe.

Ehrlich hat in der Ueberzeugung, dass das Atoxyl durch seine im Tierkörper entstehenden Reduktionsprodukte heilend wirke, der tierischen Zelle diese Reduktion erspart und sie chemisch dargestellt. In vitro sollen diese Stoffe im Gegensatz zum Atoxyl in kolossaler Verdünnung abtötend wirken. Für das Reduktionsprodukt Arsenophenylglycin trifft das nicht zu (Uhlenhuth, Manteufel, Schilling, Beck). Das Arsenophenylglycin hat bei kleinen Versuchstieren überraschende Erfolge gezeitigt, wie die Untersuchungen zahlreicher Forscher bestätigt haben. Jedoch hat es grosse Tiere, Pferde und Esel, nicht geheilt, und bei der Schlafkrankheit des Menschen, die das Ziel unserer Behandlung ist, hat es versagt und leider in grösseren Dosen schwere Vergiftungserscheinungen hervorgerufen. Es scheint also — nach Ehrlichs Hypothese — so, als ob bei den grossen Tieren die für die Abtötung der Trypanosomen notwendigen Dosen von den Tieren nicht vertragen werden, indem die Körperzelle eher leidet als der abzutötende Parasit. Interessant ist aber die Beobach-

[1]) Uhlenhuth-Woithe: Arbeiten aus dem Reichs-Gesundheitsamt, Bd. 29.

[2]) M. Beck: Experimentelle Beiträge zur Infektion mit Trypanosoma gambiense und zur Heilung der menschlichen Trypanosomiasis. Arbeiten aus dem Kaiserl. Gesundheitsamt, Bd. 34, 3 usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung, dass die Fälle von Schlafkrankheit (Bericht von Scherschmidt), die unter der Einwirkung des Reduktionspräparates des Arsenophenylglycins sich zusehends verschlechterten, unter Einwirkung des Atoxyls eine schnellauftretende Besserung zeigten.

Daraus scheint hervorzugehen, dass die Körperzelle doch noch eine Leistung vollzieht, die der Chemiker nicht zu leisten vermag, und dass die Körperzelle das Atoxyl nicht reduziert, sondern dass unter dem Einflusse des Atoxyls noch besondere parasitizide und entwickelungshemmende Stoffe produziert werden, wie wir ja stets angenommen haben. Für diese Auffassung sprechen auch die interessanten Versuche von Agazzi (Zeitschr. für Immunitätsforschung Bd. I, 5 1909), der durch Atoxyl eine Steigerung der Agglutinine gegen Typhus feststellen konnte. Eine Steigerung der Zelltätigkeit ergibt sich auch aus meinen Beobachtungen beim Mäusekarzinom, wo ich eine wachstumbefördernde Eigenschaft des Atoxyls nachweisen konnte.[1]) Auch dürften in diesem Zusammenhange die wunderbaren Wirkungen zu erwähnen sein, die das Atoxyl auf den gesamten Stoffwechsel (Vermehrung der roten Blutkörkerchen, Zunahme des Körpergewichts) und auf die Heilung von Wunden und Hautaffektionen ausübt.

Die Annahme einer direkten Wirkung ohne Vermittelung der Körperzellen erscheint mir beim Arsenophenylglycin — im Gegensatz zu Ehrlich — unhaltbar, da von mir, Manteufel (Zeitschr. für Immunitätsforschung Bd. I, 1 1908) und Beck, dann auch von Schilling (Arch. f. Sch.-Trop., B. XIII, 1) festgestellt worden, dass dieses Präparat in vitro nicht abtötend wirkt, ebensowenig wie Atoxyl. Ehrlich nimmt allerdings in diesem Falle an, dass das Arsenophenylglycin die Parasiten teilungsunfähig macht, d. h. sterilisiere.

Man kann sich aber wohl kaum vorstellen, dass die minimalen Dosen, in denen die Präparate eingespritzt werden, bei der kolossalen Verdünnung im Körper eine direkte Wirkung auf die Trypanosomen resp. Spirochaeten[2]) entfalten.

---

[1]) Deutsche med. Wochenschrift 1907, No. 30. (Verein für innere Medizin) und Berl. Klin. Wochenschr. 1908, No. 30 (Berl. med. Gesellschaft).

[2]) Ebenda: „Es ist interessant festzustellen, dass die Spirochaete in einer Atoxyllösung ganz mobil und infektionstüchtig bleibt. Im Tierkörper werden die Spirochaeten durch Atoxyl in ihrer Vermehrung gehemmt, die Körperzellen und die Leucocyten zum Kampf gegen die Spirochaeten angeregt. Die Wirkung tritt erst im Tierkörper auf, ist also eine indirekte. Aehnlich scheint die Wirkung bei den Spirochaeten zu sein."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie dem auch sein mag, vorläufig ist der Schleier über der geheimnisvollen Arbeit der tierischen Zellen noch nicht gelüftet, aber wir müssen immer weiter in das Geheimnis einzudringen suchen, denn das Belauschen der Natur fördert den Fortschritt in der Wissenschaft und weist uns auch vielleicht neue Wege zu einer erfolgreicheren Therapie der Schlafkrankheit.

Wir müssen uns mit den bisherigen Erfolgen bescheiden in der Hoffnung, das wir imstande sind, leichte Fälle wenigstens zu heilen, und so auch den Fliegen, den Ueberträgern der Krankheit, die Gelegenheit zur Weiterverbreitung des Virus zu entziehen.

Die Voraussetzung für ein Gelingen ist also eine frühzeitige Diagnose. Das beste Mittel ist vorläufig das Atoxyl. Und seine Anwendung muss, wir wir das stets hervorgehoben haben, erfolgen nach dem Satze: „so früh wie möglich und soviel als möglich".[3]) Eine Heilung mit einer Injektion der Therapia sterilisans magna, wie sie bei kleinen Tieren von Ehrlich mit Erfolg durchgeführt ist — so schön sie auch erdacht ist —, muss uns zwar nach wie vor als erstrebenswertes Ziel vorschweben, doch ist zu bedenken, dass der Mensch sich den Arsenikalien gegenüber leider anders verhält, als das Tier, und dass wir es bei der Schlafkrankheit und auch bei der Syphilis des Menschen mit äusserst chronischen Krankheiten zu tun haben, bei denen die Erreger tief im Gewebe sitzen.[4]) Ganz anders bei Recurrens und Hühnerspirillose, d. h. akuten Septicämien, die einer solchen Therapie viel besser zugänglich sind, wie ich zuerst gezeigt habe, und da hier mit der Abtötung der Parasiten eine ausgesprochene, durch die aufgelösten Protozoenleiber erzeugte Immunität einhergeht. Bei Schlafkrankheit und Syphilis kommt uns die Natur nicht so hilfreich entgegen; da gibt es keine derartige echte Immunität, wie bei den genannten Krankheiten; daher ist dies Problem viel schwerer zu lösen.

Hoffen wir, dass die gemeinsame Arbeit zahlreicher Forscher uns dem erstrebten Ziele entgegenführen wird, und dass es uns gelingt, die Schlafkrankheit, diese schreckliche Seuche, durch sachgemässe frühzeitige Behandlung noch viel sicherer als bisher zu heilen.

In dem rechtzeitigen Auffinden und der frühzeitigen Behandlung und der Heilung der Kranken, darin liegt das Wesen der

---

[3]) Uhlenhuth und Woithe: Arb. aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt, Bd. 29.

[4]) Verhandl. der Mikrobiolog. Gesellchaft, 20. Mai 1910, Zentralblatt für Bakteriologie. Beilage zu Abt. I, Bd. 47, Referate.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekämpfung der Schlafkrankheit. Das war auch die Generalidee in dem Feldzugsplan unseres unvergesslichen Meisters und Führers Robert Koch. Möge das letzte von ihm begonnene Werk seines ruhmreichen Lebens von weiteren Erfolgen gekrönt sein, ihm zur Ehre und den Kolonien zum Segen!

Die Bekämpfung der Schlafkrankheit.

Von Oberstabsarzt Dr. **Meixner.**

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Wenn ich in meinen Ausführungen über die Bekämpfung der Schlafkrankheit im wesentlichen die Massnahmen berücksichtige, die in Deutsch-Ostafrika gegen die Krankheit ergriffen sind, in derjenigen deutschen Kolonie, wo die Seuche die schwersten Opfer gefordert hat, so findet das seine Begründung einmal darin, dass ich das Schlafkrankheitsgebiet dieser Kolonie, die Erfolge, die in ihr bisher erzielt sind, aus eigener Anschauung kenne. Weiter aber darin, dass unter den Sachverständigen aller Nationen, die an der Bekämpfung der Schlafkrankheit beteiligt sind, über die Grundzüge der Bekämpfungsmethoden Uebereinstimmung besteht, unbeschadet dessen, dass die äusseren Verhältnisse dazu führen, hier die eine, anderen Orts eine andere Massnahme in den Vordergrund zu stellen und als besonders wirksam zu bevorzugen.

Auch heute noch sind bei der Bekämpfung der Schlafkrankheit die Richtlinien für uns massgebend, die Robert Koch in dem Bericht über die Tätigkeit seiner Expedition im Jahre 1906/07 in dem Abschnitt „Allgemeine Massnahmen zur Bekämpfung der Schlafkrankheit" festgelegt hat.

Wenn er hier seine Ausführungen mit den Worten beginnt: „Der Kampf gegen die Schlafkrankheit hat sich gegen einen der beiden Faktoren zu richten, durch deren Zusammenwirken die Seuche zustande kommt, nämlich gegen die im Blute der Schlafkranken kreisenden Trypanosomen oder gegen die Vermittler der Infektion, die Glossinen,

welche die Trypanosomen vom kranken auf den gesunden Menschen übertragen", so begreift dieser Satz auch heute noch im wesentlichen alles, was wir zur Austilgung der Krankheit unternehmen können und müssen.

Und meine Aufgabe wird im wesentlichen nur darin bestehen, klarzulegen, in welcher Weise im einzelnen, zum Teil noch mit Kochs eigener Unterstützung, wir diesen Grundgedanken gerecht geworden, und welche auf sie begründeten Massnahmen wir zur Durchführung gebracht haben.

Soweit unsere Erfahrungen reichen — ich stütze mich hierbei auf die Forschungen des um die Organisation und Leitung der Schlafkrankheitsbekämpfung in Deutsch-Ostafrika so hochverdienten Professors Dr. Kleine, des englischen Forschers Bruce und anderer —, spielt als Träger des Erregers der Schlafkrankheit, des Trypanosoma gambiense, unter natürlichen Verhältnissen nur der Mensch eine Rolle. Freilich sind zweifellos gewisse Tiere, wie Affe und Hund, einer natürlichen Infektion zugänglich, indessen ist nach den bisher vorliegenden Untersuchungen der Prozentsatz der natürlich infizierten Tiere so überaus gering, dass er praktisch nicht ins Gewicht fällt.

Es wird also bei den Massnahmen in erster Linie darauf ankommen, den schlafkranken Menschen, den Wirt der Trypanosoma und die Ursache der immer erneuten Ansteckung der die Krankheit übertragenden Fliege, unschädlich zu machen und auszuschalten. Dies musste am ehesten erreicht werden durch die Entfernung der Kranken aus dem Gebiete, in dem die Fliegen ihren Aufenthalt hatten. So entstanden alsbald, nachdem die Bekämpfung der Krankheit in Deutsch-Ostafrika eingesetzt hatte, eine Reihe von Konzentrationslagern, bestimmt, die Schlafkranken aufzunehmen, abzusondern und, wie ich gleich hinzufügen möchte, einer Behandlung zu unterwerfen. Es wurden vom Jahre 1907 ab nacheinander zwei Lager an der Westküste des Victoriasees (Kigarama und Kishanje), dann zwei an der Ostküste (Utegi und Ukironi) und endlich sechs an der verseuchten Küste des Tanganjikasees im Bezirk Udjidji und Usumbura begründet, die sämtlich noch heute in Tätigkeit sind.

Ein solches Lager besteht in der Regel aus den Wohnstätten für das europäische und farbige Personal, den Einrichtungen für die Untersuchung und Behandlung der Kranken und den Hütten der Patienten, die, entsprechend den Bedürfnissen der Leute, stets nach Eingeborenenart erbaut, deshalb billig herzustellen und im Falle einer Verseuchung mit Rückfallfieber und anderen tropischen Krankheiten, die auch bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grösster Sorgfalt gelegentlich eingeschleppt werden können, durch Abbrennen schnell und leicht unschädlich zu machen sind.

Das Personal eines Lagers setzt sich meist aus einem Arzte, einem europäischen Gehilfen (Sanitätsunteroffizier) und dem notwendigen farbigen Wärterpersonal zusammen. Einige Lager werden von vorgebildeten Sanitätsunteroffizieren selbständig verwaltet. In dem Lager Kigarama am Victoriasee ist eine Schwester des Deutschen Frauenvereins tätig. Insgesamt sind zurzeit bei der Schlafkrankheitsbekämpfung in Deutsch-Ostafrika 9 Aerzte und 16 Sanitätsunteroffiziere beschäftigt, wozu noch 5 Stationsärzte treten, die sowohl an der Bekämpfung teilnehmen, als auch in den Lazaretten ihrer Standorte Schlafkranke behandeln.

Die Kranken, die den Lagern bisher zugingen, wurden zum überwiegenden Teile durch Untersuchungen und auf Reisen des europäischen Personals ermittelt. Zum geringen Teil kamen sie freiwillig oder wurden auf Veranlassung der Verwaltungsbehörden von den farbigen Ortsvorstehern eingeliefert. An einzelnen Stellen hat sich das Herumschicken von farbigen Krankensuchern und Drüsenfühlern, d. h. von Personen, die die Bevölkerung der Ortschaften des Krankheitsgebiets systematisch auf geschwollene Halsdrüsen untersuchten, nützlich erwiesen. Endlich hat die Zahlung von Prämien in Gestalt von Wolldecken, Stoffen oder Geld eine Anzahl von Kranken den Lagern zugeführt. Auch die eingeführte Kontrolle der Schiffe und Reisenden lieferte gelegentlich Kranke.

Es ist auf diese Weise gelungen, im Laufe der Zeit in dem deutsch-ostafrikanischen Seuchengebiet 6167 Kranke in Aufsicht und Behandlung zu bekommen, davon 861 im Osten des Victoriasees, 974 im Westen des Victoriasees und 4332 am Tanganjika. Die Kranken erhalten in den Lagern alles, was sie zur Lebensführung gebrauchen. Einen Teil ihrer Nahrung lässt man sie selbst anbauen, schon um sie zu beschäftigen. Im übrigen wird ihnen möglichst Freiheit gelassen, um ihnen den Aufenthalt nicht zu verleiden.

Die Unterbringung und Absonderung in den Lagern vollzog sich anfangs verhältnismässig leicht. Denn in dem Bezirk Bukoba, wo die ersten Lager errichtet wurden, stehen die Eingeborenen noch unter dem Einflusse grosser Sultane, die — allerdings nicht aus humanitären Gründen — an der Erhaltung ihrer Untertanen lebhaft interessiert sind. Hier ist es durch die Einwirkung des deutschen Residenten auf die Sultane gelungen, allmählich wohl nahezu sämtliche Kranke des Bezirks den Lagern zuzuführen. Als man jedoch zur Errichtung von Lagern auch in anderen Teilen des Schutzgebietes schritt, zeigten sich bald

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwierigkeiten. So begannen die Eingeborenen im Osten des Victoriasees, im Bezirk Schirati, die Wageia, ein freies, von Sultanen unabhängiges Hirtenvolk — wo die Glossina palpalis weit verbeitet und die Schlafkrankheit unter der Bevölkerung endemisch war —, die Unterbringung in den Lagern als eine Unbequemlichkeit und eine Störung ihrer Lebensgewohnheiten zu empfinden und zu fürchten, der sie sich mit allen Mitteln zu entziehen suchten. Vollends aber war dies der Fall, als die Bekämpfung am Ostufer des Tanganjika einsetzte, wo eine scheue, abergläubische, ängstliche Bevölkerung den Bestrebungen der Aerzte und der Verwaltung auf die Einsammlung und Absonderung der Kranken bald mit dem grössten Misstrauen begegnete. Allerlei Gerüchte über das Schicksal der in den Lagern Untergebrachten liefen um, und oft genug war die Annäherung eines Arztes an ein Dorf, trotz aller vorangegangenen Belehrungen, das Signal zu einer allgemeinen Flucht der Bewohner, die nur Greise, Gebrechliche und Schwerkranke zurückliess. Freilich durfte dieses Verhalten nicht überraschen bei einer Bevölkerung, die, auf einem niedrigen Bildungsniveau befindlich, dem Wesen der Schlafkrankheit, ihrer Entstehung und Verbreitung und damit auch den wohlgemeinten Massnahmen der Europäer verständnislos gegenüber stand. Die von Ross angegebene, von Koch modifizierte Methode der Blutuntersuchung im Tropfenpräparat hatte es ermöglicht, die Krankheit bereits in frühen Anfängen zu erkennen, zu einer Zeit, wo dem Kranken weder nennenswerte äussere Zeichen, noch subjektive Beschwerden sein verhängnisvolles Leiden verrieten, wo er sich im Gegenteil noch für durchaus gesund halten durfte und sich im vollen Besitz seiner Kräfte fühlte. Im Interesse einer zielbewussten Bekämpfung musste es nun aber liegen, gerade diese sich noch gesund dünkenden Kranken der Absonderung in den Lagern und der Behandlung zuzuführen. Denn abgesehen davon, dass es an sich leichter war, der Schwerkranken oder derer mit deutlichen Krankheitszeichen habhaft zu werden, die schon gelegentlich aus Furcht vor Ansteckung von ihren Angehörigen eingeliefert wurden, versprach von vornherein nach den Erfahrungen der Kochschen Expedition die Behandlung um so mehr Erfolg, je früher sie einsetzte. Dann aber war einleuchtend, dass eine weitere Verbreitung der Krankheit aus den endemischen Herden an unverseuchte Orte viel weniger durch Schwerkranke erfolgen konnte, denen die Krankheit ihre Beweglichkeit und Wanderlust genommen, als durch die noch im vollen Besitz ihrer Arbeitskraft befindlichen Infizierten, die als Schiffer, Fischer, Arbeiter, Träger und Händler ihrem Erwerbe nachgingen. Sie mussten bei der ungeheuren Verbreitung der Glossina palpalis an den Ufern des Tanganjika und bei der Gleichgültig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit der Eingeborenen gegenüber den Stichen der ihnen seit alters bekannten Fliege, die sie für ungefährlich hielten, weil sie ihnen früher niemals geschadet, und denen sie bei dem Mangel an Kleidung fast wehrlos ausgesetzt waren, in erster Linie das Material darstellen, von dem immer erneut eine Infektion der Fliegen erfolgte.

Befremden aber musste diese Naturkinder ein Verfahren der Europäer, das anscheinend gesunde und vollkräftige Personen auf Grund einer Blutuntersuchung, die sie ohnehin als eine Art Zauberei anmutete, ihrem Dorfe, dem Bau ihrer Felder, ihren Freunden und Verwandten auf lange Zeit zu einem unbekannten Schicksal in den Lagern entzog. Der Versuch einer zwangsweisen Internierung, zu dem sich die Verwaltung anfangs entschlossen hatte, musste bald aufgegeben werden, einmal, weil er unter der Bevölkerung Unruhe schaffte und das ganze Unternehmen der Schlafkrankheitsbekämpfung in den Augen der Eingeborenen für immer zu diskreditieren drohte, dann aber, weil sich die unfreiwillig internierten Leichtkranken trotz aller Bewachung den Lagern durch Flucht so zahlreich entzogen, dass häufig nur Schwerkranke zurückblieben, die, mit und ohne Behandlung verloren, für die Verbreitung der Krankheit fast ohne Bedeutung waren. Endlich standen einem Zwange die Erfahrungen bei der Bekämpfung anderer Krankheiten, z. B. der Malaria, entgegen, wo Gutes ohne Zwang erreicht war, allerdings bei einer intelligenten Bevölkerung. So musste denn im Bezirk Schirati wie am Tanganjika davon abgesehen werden, sämtliche Kranke den Lagern zu überweisen. Vielmehr wurden die Aerzte genötigt, neben der Lagerbehandlung eine ambulante Behandlung einzuführen, die einen Teil, am Tanganjika sogar die überwiegende Menge der Kranken in ihrem heimatlichen Dorfe beliess und sie nur nötigte, an bestimmten Tagen sich zur Behandlung oder Untersuchung im Lager vorzustellen.

Seit Einführung dieser ambulanten Behandlung hat nun nach den übereinstimmenden Berichten der Aerzte das Vertrauen der Bevölkerung sichtlich überall zugenommen, und ist die Zahl der Kranken, die sich ihr willig und dauernd unterziehen, immer grösser geworden, während die Lagerbehandlung mehr und mehr zurücktrat. Freilich hat die ambulante Behandlung ihre grossen Schwächen. Der Kranke kann sich ihr natürlich noch leichter entziehen, als wenn er im Lager untergebracht ist, und der Arzt wird mehr oder weniger von dem guten Willen und der Pünktlichkeit des Patienten abhängig, Eigenschaften, die bei der sorglosen und in den Tag hinein lebenden Negerbevölkerung nicht eben weit verbreitet sind. So wird das Ergebnis der ambulanten Behandlung schon bei dem einzelnen Kranken öfter hinter der Lager-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behandlung zurückstehen müssen und die weitere Behandlung der einstweilen aus der Behandlung Entlassenen sehr erschwert. Wichtiger aber ist ein anderes Moment. Leider besitzen wir, wie ein früherer Vortrag ausgeführt hat, bisher kein Medikament, das mit Sicherheit und dauernd die Trypanosomen abzutöten oder aus dem Blute zum Verschwinden zu bringen, imstande wäre. Vielmehr müssen wir nach den bisherigen Erfahrungen und bei den jetzigen Behandlungsmethoden damit rechnen, dass in einem beträchtlichen Prozentsatz der Fälle trotz der Behandlung die Trypanosomen im Blute nach kürzerer oder längerer Zeit wieder und wieder erscheinen, um endlich jeder weiteren medikamentösen Einwirkung zu trotzen. Die ambulant Behandelten werden also, soweit sie Trypanosomenträger bleiben und sich in Glossinengegenden aufhalten, als Verbreiter der Infektion nicht ausgeschaltet. Hinzu kommt die Abneigung der Eingeborenen gegen jede langdauernde und komplizierte Behandlung, wie schon eine Kombination von Mitteln ihnen unsympathisch ist, Umstände, die dazu führen, dass die Behandlung von ihnen allzuoft vorzeitig abgebrochen wird.

Diese Erwägungen und ebenso die Ueberzeugung, dass im Schiratibezirk wie am Tanganjika immer noch eine erhebliche Zahl Schlafkranker der Kontrolle entgangen ist, endlich die Möglichkeit, dass aus den Nachbargebieten Uganda und dem Kongostaat gelegentlich immer wieder Schlafkranke unbemerkt in das deutsche Schutzgebiet übertreten können, leiteten darauf hin, der zweiten Möglichkeit der Bekämpfung der Schlafkrankheit, der Vernichtung der übertragenden Fliege, ein besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Schon vor der Kochschen Expedition war es der englischen Regierung in Uganda gelungen, durch Abholzungen die Stadt Entebbe am Victoriasee, wo Fälle von Schlafkrankheit vorgekommen waren, von Glossinen völlig zu säubern. Koch hatte, bevor er seine Expedition an den Victoriasee führte, ähnliche Abholzungsversuche gegenüber der Glossina morsitans in Usambara angestellt und sie alsdann am Victoriasee gegenüber der Glossina palpalis wiederholt. Er hatte bei diesen Versuchen und nach sonstigen Beobachtungen nachgewiesen, dass der Glossina palpalis überaus enge Lebensbedingungen gesetzt sind.

Von ihrer spärlichen Vermehrung abgesehen, die das Weibchen im Monat günstigenfalls 1—2 Larven zur Welt bringen lässt, bedarf die Fliege zu ihrer Existenz einer Luftfeuchtigkeit, wie sie nur die unmittelbare Nähe des Ufers von Seen, Wasserläufen oder Gräben bietet, von denen sie sich deshalb in Deutsch-Ostafrika nur unter bestimmten seltenen Umständen, z. B. in Wäldern, mehr als 50—100 m entfernt. Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedarf ferner eines intensiven Schutzes durch Wald, Busch, Bananenhaine, Schilf und ähnliche dichte Vegetation und bevorzugt am Victoriasee als Aufenthaltsort den dort so häufigen Ambatsch. Sie kann sumpffreien Uferboden zur Ablage der Larven nicht entbehren und findet sich deshalb niemals in den weiten Papyrussümpfen, die die Flusstäler und Buchten der grossen zentralafrikanischen Seen so häufig begrenzen. Endlich verlangt die Fliege eine regelmässige Ernährung mit Wirbeltierblut, mindestens jeden zweiten bis dritten Tag. Entzieht man der Fliege eine dieser Bedingungen, beispielsweise den Schutz, so ist sie dem Untergange preisgegeben, und so hatten die erwähnten Versuche Kochs ergeben, dass die Glossina palpalis mit Sicherheit und auf die Dauer von einem Orte vertrieben werden kann, wenn man durch Abholzungen den Uferstreifen, an dem sie in Deutsch-Ostafrika lebt, freilegt oder durch Abschneiden des Schilfes, der Bananen oder dessen, was nun gerade an den einzelnen Orten ihren Schlupfwinkel bildet, das Ufer säubert. Ich will hier gleich einfügen, dass die Fliege in Togo und Kamerun nach vorliegenden Beobachtungen nicht in dem Masse nur in den Uferstrichen vorkommt. Vielmehr findet sie sich dort in überaus weiter Verbreitung in den feuchten Urwäldern, ein Umstand, der ihre Ausrottung in diesen Kolonien wenig aussichtsreich macht.

Die Säuberungen der Ufer sind nun in Ostafrika allmählich die Hauptwaffe im Kampfe gegen die Schlafkrankheit geworden. Weite Küstenstrecken und Flussufer am Victoriasee wie im Tanganjika und am Russissi, zahlreiche Wege, Wasserstellen, Furten, Anlegeplätze von Booten und Schiffen sind auf diese Weise von Fliegen befreit worden, und noch immer werden neue Strecken in Angriff genommen. Es würde zu weit führen, alle die Abholzungsorte im einzelnen aufzuführen. Die Abholzungen stellen in manchen Gegenden eine überaus mühselige Arbeit dar, insbesondere am Victoriasee, wo das am Ufer lagernde massige Geröll häufig die Wurzeln der Bäume und Büsche unzugänglich macht und die nachwachsende, üppig wuchernde tropische Vegetation zunächst zu einer häufigen Wiederholung der Arbeiten zwingt. So findet die Massnahme der Abholzungen ihre Begrenzung in der Arbeitskraft der ansässigen farbigen Bevölkerung, die, wie ich bemerken möchte, durch Erlass von Steuern und durch Lohnzahlung für ihre Arbeiten entschädigt wird. Es werden deshalb zurzeit die Sanierungsarbeiten grundsätzlich nur in dem Umfange ausgeführt, als die am Orte oder in der Nähe angesessene Bevölkerung imstande ist, sie auch für die Zukunft aufrecht zu erhalten. Die Bevölkerung hat sich diesen Arbeiten überall willig unterzogen und ein Arbeitermangel ist nirgends hervorgetreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Günstig liegen die Verhältnisse dort, wo der freigelegte Boden zum Anbau niedriger Nutzgewächse verwendet werden kann. Auch wo, wie häufig am Tanganjika, nur ein im Wasser stehender Schilfgürtel zu beseitigen ist. Denn es hat sich gezeigt, dass das Schilf durch mehrmaliges Abschneiden unter Wasser derart zum Absterben gebracht werden kann, dass eine Erneuerung völlig ausbleibt. Gerade am Tanganjika ist diese Erfahrung von besonderer Bedeutung. Der überaus rege Bootsverkehr, den die am Ufer ansässige zahlreiche Bevölkerung zu Zwecken der Fischerei und des Verkehrs unterhält, geschieht im Bezirk Udjidji und Usumbura ausschliesslich durch Staken in nächster Nähe des Ufers, da der Gebrauch der Ruder den Eingeborenen unbekannt ist. Es leuchtet ein, wie verhängnisvoll ein so gestalteter Verkehr an einem mit Schlafkrankheit verseuchten Ufer, das zahlreiche Glossinen besitzt, für die Weiterverbreitung der Krankheit werden kann, und wie wichtig gerade an einem solchen Orte die gründliche und dauernde Ausrottung der Glossinen ist. Glücklicherweise haben die Sanierungsarbeiten bisher überall, wo sie sachgemäss durchgeführt und unterhalten werden konnten, die Erfahrungen Kochs bestätigt, einen vollen Erfolg gehabt und die Glossinen zum Verschwinden gebracht. Eine besonders schnelle Wirkung haben die Abholzungen dort, wo sie durch Abbrennen unterstützt werden können.

Es bedarf kaum einer Auseinandersetzung, wie überlegen bei der Bekämpfung der Schlafkrankheit die Sanierungsarbeiten der so schwer durchzuführenden Isolierung und der medikamentösen Behandlung der Kranken sind, der nur ein schnell und sicher wirkendes Medikament, ohne schwere Nebenwirkungen, wie es leider das Arsenophenylglycin auch nicht darstellt, zu grösserer Bedeutung verhelfen könnte. Denn eine von Fliegen dauernd befreite Gegend ist damit ein für allemal der Schlafkrankheitsgefahr entrückt, vorausgesetzt, dass die Glossina palpalis der einzige Ueberträger der Krankheit ist. Nach den sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchungen Kleines und aus praktischen Erwägungen, zumal dem Umstande, dass das Verbreitungsgebiet der Schlafkrankheit sich in Deutsch-Ostafrika mit dem der Glossina palpalis deckt, möchte ich an dieser Auffassung zunächst festhalten. Wichtig für die Bewertung der Sanierungsarbeiten ist ferner der Umstand, dass in Schlafkrankheitsgegenden nach Untersuchungen von Bruce zwar nur durchschnittlich 2,5 vom Tausend freilebender Glossinen infiziert sind, nach Kleines Feststellung am Victoriasee 2 Prozent, dass aber die infizierte Fliege ihre Infektionsfähigkeit vermutlich bis an ihr Lebensende behält und für die Glossina palpalis eine mehrjährige Lebensdauer als ziemlich sicher angenommen werden muss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegen die Abholzungsarbeiten sind gelegentlich Bedenken geäussert worden, von denen ich einige nicht unbesprochen lassen will. Dass die Abholzungen klimatisch keinen Einfluss ausüben können, auch wo es sich um Hochwald handelt, ist wohl ohne weiteres einleuchtend, da es sich immer nur um schmale Waldstreifen von 100—150 m Breite handelt, mag auch die Längenausdehnung gelegentlich beträchtlich sein. Auch die Vermutung, dass die Fliegen durch die Sanierungen an Orte getrieben werden, wo sie bis dahin nicht vorkamen, ist kaum zutreffend. Denn sicherlich sind die Fliegen an ihren jetzigen Standorten schon seit alters heimisch, und ebenso sicher sind sie schon oft genug mit Booten, auf denen sie sich nach Beobachtungen Kochs gern niedersetzen und weit forttragen lassen, verschleppt worden. Es ist deshalb anzunehmen, dass sie an den Stellen am Tanganjika und Victoriasee, wo sie zurzeit nicht hausen, auch nicht die Bedingungen zu ihrer Existenz finden, sonst müssten sie längst dort heimisch geworden sein. Beweisend hierfür scheint mir eine Beobachtung, dass Fliegen gelegentlich bei Hochwasser weit flussaufwärts wandern, sich mit fallendem Wasser aber regelmässig wieder verziehen. Dass die aufgescheuchten Fliegen etwa in Schwärmen einen anderen Ort aufsuchen, ist niemals beobachtet. Dass dagegen nach Abholzungen die Fliegen vorübergehend, z. B. im Schatten von Hütten, einen Unterschlupf finden, oder in nahe gelegene Bananenhaine eindringen, dass vor allem aus den im Boden befindlichen Puppen noch eine Zeitlang Fliegen ausschlüpfen, ist öfter festgestellt. Indessen sind nach kurzer Zeit meist auch diese Ueberlebenden zugrunde gegangen oder können durch weitere Ausdehnung der Abholzungen beseitigt werden. Bei der sehr grossen Verbreitung der Banane wird durch Niederlegen einzelner Haine ein nennenswerter wirtschaftlicher Schaden nicht angerichtet und das gänzliche Niederschlagen von den Eingeborenen einer Lichtung oder Säuberung um so mehr vorgezogen, als sie für den Verlust jedesmal entschädigt werden.

Endlich ist gelegentlich auf die Gefährdung der Arbeiter, die bei den Abholzungen beteiligt sind, hingewiesen. Nun werden aber in Deutsch-Ostafrika zu den Sanierungsarbeiten grundsätzlich nur solche Eingeborene herangezogen, die in der Schlafkrankheits- oder Fliegengegend ansässig und der Gefahr der Infektion ohnehin ausgesetzt sind. Nach einer Statistik des Stabsarztes Breuer befanden sich unter den von ihm am Tanganjika behandelten Kranken noch nicht 1 Prozent solcher, die jemals an Abholzungsarbeiten beteiligt waren, und auch dies waren Leute, deren Infektion nach ihrem Zustande weiter zurückliegen musste als die Abholzungsarbeiten. Wenn also theoretisch die Möglichkeit einer gelegentlichen Ansteckung eines Arbeiters zugegeben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden kann, so sind derartige unglückliche Zufälle bei den ohnehin gefährdeten Leuten sicher so überaus selten, dass sie praktisch ohne Bedeutung sind und gegenüber dem grossen Nutzen der Sanierungsarbeiten und der späteren Sicherheit vor Infektion in den Kauf genommen werden müssen.

Mit den Abholzungsarbeiten sind nun die Massnahmen zur Vernichtung der Glossina palpalis nicht erschöpft. Gelegentlich kann ein Zuwerfen von Wasserstellen oder Gräben, an denen sie lebt, dann nützlich werden, wenn in Oelpalmenwäldern und derartigen wertvollen Beständen eine Abholzung vermieden werden soll. Am Tanganjika sind hiermit gute Erfolge erzielt.

Von anderer Seite ist empfohlen worden, dunkle Tücher mit Fliegenleim zu bestreichen und Eingeborenen umzuhängen, um die Fliegen anzulocken und auf dem Leim zu fangen. Denn schon Koch hatte die Beobachtung gemacht, dass die Glossinen sich mit besonderer Vorliebe auf dunklen Tüchern niederlassen, und hatte diese Eigentümlichkeit zum Einfangen der Fliegen ausgenutzt. Ich vermag mir von der Methode, wenigstens in solchen Gegenden, wo viele Fliegen vorhanden sind, einen grossen Nutzen nicht zu versprechen. Auch Koch betont schon in seinem Berichte, dass es ihm nicht gelungen sei, an einer kleinen Halbinsel nahe seinem Lager auf den Seseinseln durch systematischen Fang die Zahl der vorhandenen Fliegen merkbar zu vermindern.

Einen grossen Nutzen hatte sich Koch von der Vernichtung der Krokodile und dem Einsammeln ihrer Eier versprochen, ausgehend von seiner Feststellung, dass das Krokodil vielfach die Hauptnahrungsquelle der Glossinen darstellt. Ob diese Ansicht noch aufrecht zu erhalten ist, will ich dahingestellt sein lassen. Denn Kleine hat inzwischen durch wiederholte Versuche nachgewiesen, dass Glossinen, die auf das Blut von Krokodilen — d. h. von wechselwarmen Tieren — angewiesen sind, nur einen sehr geringen Prozentsatz Larven zur Ausbildung bringen können. So wurden nach Kleines Versuchen von 535 mit Krokodilblut ernährten weiblichen Glossinen 9 Larven, von 230 mit Säugetierblut ernährten 80 Larven geboren, und die Sterblichkeit unter den ersteren war überaus gross. Es muss aus dieser Feststellung wohl geschlossen werden, dass den Glossinen dort, wo sie jetzt dauernd existieren, mindestens von Zeit zu Zeit auch Warmblüterblut zugänglich sein wird, mit anderen Worten, weitere Nahrungsquellen als allein das Krokodil. Auch hat in Ostafrika bisher trotz ausgesetzter Prämien ein nennenswerter Erfolg in der Vernichtung von Krokodilen und ihren Eiern nicht erzielt werden können. Der Grund liegt in der ungeheuren Zahl und Verbreitung der Tiere, zum wesentlichen aber in der Indolenz und dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mangel an Erwerbssinn bei den Eingeborenen. Auch Furcht, Aberglaube und Totemismus mögen eine Rolle spielen.

Jedenfalls können wir zurzeit durch Vernichtung der Krokodile nicht viel erreichen. Und ob ihre Vernichtung angesichts des Umstandes zu wünschen ist, dass die Fliege Säugetierblut ohnehin vorzieht und nach der Vertreibung der Krokodile — wie mehrfach beobachtet ist — nur um so stechlustiger gegenüber dem Menschen wird, bleibe unerörtert. Uebrigens tragen schon die Abholzungen zur Vertreibung der Krokodile bei. Wie sehr die Fliegen von dem Säugetierblut abhängen, mag durch eine Beobachtung Kleines belegt werden. Er fand, dass dort, wo die Fliegen im wesentlichen auf Kaltblüterblut angewiesen sind, die Männchen als die Anspruchsloseren überwiegen, dass dagegen die Weibchen in grosser Zahl sich überall fanden, wo Warmblüter (Menschen oder Tiere) reichlich zur Verfügung standen.

Das Ergebnis meiner letzten Ausführungen darf ich dahin zusammenfassen, dass wir zurzeit als unsere wichtigste Arbeit bei der Ausrottung der Schlafkrankheit in Deutsch-Ostafrika die Vernichtung der Glossinen ansehen, und es erscheinen die Worte Kleines berechtigt, mit denen er einen Bericht an das Gouvernement schloss, dass nach seiner Auffassung „der Kampf gegen die Schlafkrankheit immer mehr zu einem Kampf gegen die Glossinen wird".

Sehr radikal ist die englische Regierung in Uganda dadurch gegen die Schlafkrankheit vorgegangen, dass sie die allerdings stark dezimierte eingeborene Bevölkerung aus den Schlafkrankheitsgegenden am Ufer und auf den Inseln des Victoriasees überhaupt entfernt und in fliegenfreier Gegend angesiedelt hat. Natürlich lässt sich diese Massnahme nur bei einer verhältnismässig schwachen Bevölkerung durchführen und wäre bei der überaus dichten Besiedelung, wie wir sie auf dem deutschen Gebiet am Nord-Tanganjika finden, von vornherein unmöglich. Ausserdem gibt sie nicht nur Kulturland preis, sondern sie stellt auch einen überaus schweren Eingriff in das Erwerbsleben der Eingeborenen dar, die an den Ufern der grossen Seen vielfach vom Fischfang leben, mit dessen Erträgnissen sie einen nicht unerheblichen Handel treiben. Als Folge wird sich die Neigung entwickeln, das Verbot, Fliegengegenden aufzusuchen, mindestens gelegentlich zu umgehen und damit den Erfolg der Massnahme in Frage stellen. Indessen hat auch die deutsche Regierung in Ostafrika derartige Umsiedelungen in einer Reihe von Fällen am Victoriasee, wie besonders im Bezirk Bismarckburg, veranlasst, und zwar dort, wo Sanierungsarbeiten wegen der geringen Zahl der Bevölkerung entweder nicht vorgenommen oder nicht aufrecht erhalten werden konnten. Der Standpunkt der deutschen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kämpfung in der Frage der Umsiedelung ist der, dass von Fall zu Fall entschieden wird, und mag in die Worte zusammengefasst werden: Wo zahlreiche Bevölkerung, Sanierung, wo schwache, Umsiedelung. Die Umgesiedelten sind meist zu neuen grösseren Gemeinden zusammengeschlossen oder an bestehende angegliedert worden. In Uganda hat das Vorgehen der englischen Regierung zu einer fortdauernden erheblichen Abnahme der Todesziffern geführt.

Neben den bisher geschilderten Massnahmen sind die nicht ohne Bedeutung, die sich auf eine Ueberwachung des Verkehrs mit verseuchten Landschaften beziehen. So ist beispielsweise im Bezirk Bukoba den Eingeborenen der Besuch des englischen Uganda nur ausnahmsweise unter bestimmten Bedingungen und auf bestimmten Wegen gestattet, und Verordnungen regeln auf dem Victoriasee wie auf dem Tanganjika den Schiffs- und Bootsverkehr, gestatten vom Auslande nur das Anlaufen bestimmter Plätze und stellen ihn wie den Karawanenverkehr unter ärztliche Aufsicht. Sie sperren verseuchte Wege, verhindern die Anwerbung von Arbeitern und Trägern aus verseuchten Gegenden, kurz, sie versuchen alle die Gelegenheiten auszuschalten, durch die die Krankheit eingeschleppt oder verschleppt werden kann.

Dem gleichen Zwecke dienen internationale Vereinbarungen, wie sie zurzeit allerdings erst mit England abgeschlossen sind. Sie suchen den Grenzverkehr zu regeln, den Uebertritt Infizierter von einem Gebiet auf das andere zu verhindern, und treffen Bestimmungen über die Anlegung von Konzentrationslagern. Auch suchen sie ein gemeinsames Vorgehen durch Mitteilungen über den Gang der Seuche und durch Beratungen der an der Bekämpfung beteiligten Aerzte und Verwaltungsstellen herbeizuführen. Leider scheitert aber die Durchführung von Grenzkontrollen und Grenzsperren häufig genug an der überaus grossen Ausdehnung der Grenzen, der das vorhandene Ueberwachungspersonal nicht entspricht, abgesehen von den Schwierigkeiten, die dadurch entstehen, dass die Grenze gelegentlich unmittelbar benachbarte Dörfer trennt oder gar durch Dörfer führt, wo zwischen der Bevölkerung diesseits und jenseits der Grenze nahe verwandtschaftliche Beziehungen bestehen. An solchen Stellen trotzt der heimliche Verkehr allen Absperrungen, wie denn der Neger überhaupt einen noch so beschwerlichen, unkontrollierten Verkehr unbedingt einem Verkehr vorzieht, der ihm eine, wenn auch noch so milde Kontrolle auferlegt. Und schliesslich ist, was nicht übersehen werden darf, die Durchführung solcher Vereinbarungen ganz vom guten Willen der Lokalbehörden und den örtlichen Interessen abhängig, die gelegentlich mit einer strengen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durchführung kollidieren und die ganze Abmachung zu einer papierenen werden lassen.

Wenn ich mich nun in kurzen Worten den Massnahmen zuwende, die in anderen deutschen und in fremdländischen Kolonien gegen die Schlafkrankheit ergriffen sind, so liegen aus Kamerun bisher so wenig Nachrichten vor, dass ein Bild nicht zu gewinnen ist.

In Togo hat man mit der Errichtung eines Konzentrationslagers gute Erfolge erzielt und legt Gewicht darauf, die Kranken nicht in mehreren Lagern zu verzetteln. Bei dem geringen Personal, das zur Verfügung steht, der intelligenten Bevölkerung, dem leichten Verlauf der Erkrankungen und der anscheinend relativ geringen Zahl der Kranken erscheint diese Konzentrierung zweckmässig und auch in der gewünschten Weise zu gelingen. Zur Feststellung aller Kranken wird von den Aerzten eine Volkszählung in den verseuchten Gebieten für unerlässlich gehalten. Denn Sanierungen grösseren Umfangs scheitern, wie schon erwähnt, zunächst an der überaus grossen Verbreitung der Glossina in den Urwäldern, die schon die Freischlagung von Wegen sehr schwierig macht. Dass die Krankheit anscheinend überaus viel milder auftritt, als in Ostafrika, habe ich schon angeführt.

Im Kongostaat ist man, soweit Deutsch-Ostafrika mitinteressiert ist, über wohlgemeinte Ansätze nicht hinausgekommen. Bei zweifellos vorhandenem guten Willen fehlte es an Mitteln. Neuerdings ist jedoch auch der Kongostaat durch die Munifizenz des Königs von Belgien, der eine Million Francs zur Verfügung gestellt hat, in den Stand gesetzt, gegen die Seuche vorzugehen. Die einleitenden Schritte sind schon getan.

In den englischen Kolonien Uganda und Nordrhodesia hat man die Bevölkerung, wie schon erwähnt, aus den Fliegengegenden entfernt und eine Anzahl Lager errichtet, in Uganda 4, in Rhodesia 2, wo die Kranken mit den üblichen Arsenpräparaten behandelt werden. Auch in der Nähe der deutschen Grenze bei Schirati befand sich, entsprechend den Abmachungen, vor längerem ein Lager, das jedoch zurzeit durch den Tod seines Leiters verwaist ist. Ausserdem sind in Uganda den Booten und Schiffen bestimmte Anlegeplätze vorgeschrieben, die saniert sind, und ist das Fischen verboten worden. Bei Zuwiderhandlung werden die Boote vernichtet. Im übrigen decken sich die Anschauungen der englischen Aerzte über die Bekämpfungsmethoden im wesentlichen mit den unseren, so dass weitere Ausführungen sich erübrigen.

Nun zu den Kosten der Bekämpfung! Sie sind nicht unbeträchtlich: werden doch z. B. in Deutsch-Ostafrika alljährlich 350 000 Mk. aufgewendet, die, um ein häufiges Missverständnis zu korrigieren, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonie selbst aufbringt. Es ist zu erwarten, dass diese Kosten sich jedoch mit dem Fortschreiten der Sanierungsarbeiten von Jahr zu Jahr vermindern werden.

Zum Schluss sei es mir noch gestattet, einige Worte über die bisherigen Ergebnisse der Bekämpfung in Deutsch-Ostafrika zu sagen. Vorweg bemerkt sei, dass der Erfolg der Bekämpfung in erster Linie abhängig ist von der Mitarbeit der Verwaltungsbehörden. Denn alle die erwähnten Massnahmen, insbesondere die so ganz im Vordergrund stehenden Sanierungsarbeiten, sind nur dort durchzuführen und aufrecht zu erhalten, wo die Verwaltung die Aerzte mit vollem Verständnis unterstützt. Aber auch, wo eine solche Unterstützung in vollem Masse vorhanden ist, bedarf es jahrelanger Bemühungen, ehe es gelingen kann, die Krankheit sicher und für immer auszurotten. Das liegt begründet in den schon geschilderten Verhältnissen, besonders in dem Umstande, dass die Trypanosomiasis eine ausgesprochen chronisch verlaufende Krankheit darstellt, die den Erkrankten für viele Jahre als Infektionsträger bestehen lässt.

Immerhin sind die erzielten Erfolge nicht ungünstig. Der Herd im Westen des Victoriasees, wo die Glossina palpalis nicht vorkommt, die Krankheit infolgedessen nicht endemisch, sondern regelmässig auf englischem Gebiete erworben ist, wird in absehbarer Zeit erloschen sein, nachdem der Besuch von Uganda so gut wie verboten ist. Der Krankenzugang in den errichteten Lagern ist schon seit längerem sehr gering geworden.

Im Osten, Süden und auf den Inseln des Victoriasees sind die Sanierungsarbeiten soweit gefördert, dass eine nennenswerte Gefahr weiterer Einschleppung und Verbreitung nicht mehr besteht. Der endemische Herd am Morifluss im Schiratibezirk wird durch das unvermeidbare Wegsterben der Schwerkranken oder die Heilung der Leichtkranken gleichfalls in absehbarer Zeit ausgetilgt sein, wenn freilich hier die Gefahr einer Infektion auf englischem Gebiete seit dem Eingehen des dortigen Konzentrationslagers grösser, die Fluktuation der Bevölkerung und damit die Zuwanderung von Kranken erheblicher und die Zahl der noch nicht in Behandlung Gekommenen sicherlich beträchtlicher ist, als im Westen des Sees. Denn gerade hier ist bisher englischerseits die Durchführung des getroffenen Abkommens in bezug auf die Kontrolle des Grenzverkehrs noch nicht mit dem erwünschten Erfolg gehandhabt worden. Infektionen auf deutschem Gebiet sind dank der durchgeführten Sanierungen sicher sehr selten geworden, wenn nicht überhaupt auszuschliessen. Und die immer noch häufigen Zugänge an Kranken sind den vorher geschilderten Verhältnissen und dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zunehmenden Vertrauen der Bevölkerung zur Last zu legen. Im ganzen erscheint die Seuche am Victoriasee zum Stillstand gebracht und ihre weitere Ausbreitung nicht zu erwarten.

Schwieriger liegen die Verhältnisse am Tanganjika. Freilich fällt hier ein Teil der Küste von Udjidji nach Süden auf erhebliche Strecken für die Bekämpfung der Schlafkrankheit deshalb aus, weil er nur dünn bevölkert ist, meist an den zahlreichen Flussmündungen, während die Ufer in einer Steilküste so schroff abfallen, dass sie für immer einer Besiedelung unzugänglich sind. Dagegen verlangt der dicht bevölkerte Norden des Tanganjika, wo die Randberge zurücktreten und eine weite fruchtbare Ebene sich längs des Sees erstreckt, um so mehr Mühe. Eine schwierige Bevölkerung, ein nicht unterdrückbarer Schmuggelverkehr mit dem westlichen Ufer, dem Kongostaat, ein überaus reger, durch seine Eigenart besonders gefährlicher Bootsverkehr, Besonderheiten der Vegetation in Gestalt von Bananenhainen und Oelpalmenwäldern schaffen Hindernisse, die nur mit der Zeit zu überwinden sind.

Erschwerend tritt hinzu, dass die Palpalis hier weit in das Land den zahlreichen Flüssen folgt, deren Bereisung noch nicht überall durchgeführt werden konnte. Indessen ist auch am Tanganjika schon soviel erreicht worden, dass Neuinfektionen auf deutschem Gebiet immer seltener werden und an einem endlichen Gelingen der Bekämpfung nicht zu zweifeln ist. Der immer noch zahlreiche Krankenzugang erklärt sich aus dem wachsenden Zutrauen der Bevölkerung, das den Aerzten immer mehr Kranke zugänglich macht, und aus der schweren Verseuchung, die hier zweifellos bereits vor dem Einsetzen der Bekämpfung bestanden hat. Die demnächst zu erwartende Mitarbeit des Kongostaates wird ihre günstige Wirkung auf die Bekämpfung an der deutschen Küste und dem Grenzfluss, dem Russissi nicht verfehlen. Und so halte ich den Augenblick nicht allzu fern liegend, wo Deutsch-Ostafrika von der furchtbaren Geissel der Schlafkrankheit befreit sein wird.

Diskussionen über die vorhergehenden vier Vorträge.

Oberarzt Dr. **Eckard**, Berlin: Die zahlreichen Medikamente gegen die Schlafkrankheit, die in den letzten Jahren versucht worden sind, waren von Europa aus stets bestens empfohlen. Hier hatten bei den Versuchen diese Mittel gute Erfolge, draussen, am Menschen angewandt, versagten sie. Diese verschiedene Wirkung dürfte vielleicht folgende Gründe haben:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Versuche zur Heilung der Trypanosomiasis werden zum grossen Teil an Tieren gemacht, die unter natürlichen Bedingungen für die Seuche nicht empfänglich sind. Für das Trypanosoma gambiense ist selbst der Affe nicht in dem Masse empfänglich, wie der Mensch. Affen, deren Blut von Trypanosomen wimmelt, zeigen häufig keinerlei Krankheitserscheinungen.

Die hier zu den Versuchen benutzten Trypanosomenstämme sind künstlich fortgezüchtet und haben seit Jahren keine geschlechtliche Entwickelung in der Fliege durchgemacht. Vielleicht beeinflusst gerade die geschlechtliche Auffrischung die Resistenz der Parasiten gegen äussere Einflüsse mannigfacher Art.

Der negative Erfolg einer Blutübertragung von einem medikamentös behandelten Menschen auf Affen beweist nicht immer, dass die betreffende Person geheilt ist. Es gelingt nämlich bisweilen sogar nicht, Affen zu infizieren, denen man mehrere Kubikzentimeter trypanosomenhaltiges Blut einer unbehandelten Person einspritzt. Viele mit Arsenpräparaten behandelte Menschen sterben nach allmählicher Verschlechterung des Befindens unter typischen klinischen Zeichen der Schlafkrankheit, ohne dass je wieder Trypanosomen gefunden werden. Deshalb darf man wohl nicht immer den Tod von Versuchstieren, die während oder nach medikamentöser Behandlung sterben, nur äusseren ungünstigen Verhältnissen zuschreiben. (Schilling. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene 1909, Bd. XIII, Heft 1.) — Wenn mit demselben Medikament in verschiedenen Gegenden, wie Togo und Ostafrika, andere Resultate erzielt worden sind, so dürfen diese nicht ohne weiteres gegenübergestellt werden. Um den Einfluss von Medikamenten auf die Trypanosomen verschiedener Gegenden zu vergleichen, ist es nötig, dass man sich genau der gleichen Untersuchungsmethode bedient. Die in Togo angewandte Methode scheint nicht die gleiche zu sein wie die in Ostafrika. v. Raven spricht davon (Amtsblatt von Togo Nr. 11, Seite 88), dass er in Ausstrichen, wenn nötig, in dicken Ausstrichen untersucht. Auch diese dicken Ausstriche sind unserem grossen Tropfen wohl nicht gleichwertig, denn v. Raven findet häufig (Seite 90) im Blute keine Trypanosomen, während er sie in den Drüsen derselben Person feststellen kann. Das pflegt in Ostafrika nicht der Fall zu sein.

Prof. Dr. **Schilling,** Berlin: Ich möchte die Bedeutung zweier Punkte aus den Referaten besonders unterstreichen, erstens die Möglichkeit, dass auch noch andere Glossinenarten, vielleicht nur unter besonderen Bedingungen, das Trypanosoma der Schlafkrankheit über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tragen können. Die bisherigen Versuche hierüber sind nicht ganz abschliessend und die epidemiologischen Tatsachen machen diese Möglichkeit wahrscheinlich. Weitere Experimente sind hier notwendig. Zweitens bedarf die Frage, ob Rinder, Schafe, Hunde in der Tat, wie die englischen Forscher behaupten, spontan mit Trypanosoma gambiense infiziert sind und so als Reservoire des Virus dienen, dringend der Klärung. Denn die Tatsache, dass durch den Stich von Glossinen diese Trypanosomen auf Affen übertragen werden können, ist nicht beweisend dafür, dass diese Parasiten auch wirklich Trypanosoma gambiense sind.

Stabsarzt Dr. **Taute**, Gera: Ich kann den Ausführungen des Herrn Uhlenhuth über den Wert des Arsenophenylglycins nur zustimmen. Die von Herrn Oberarzt Scherschmidt in Utegi an einem grösseren Krankenmaterial mit diesem Mittel angestellten Heilversuche und ihr wenig erfreuliches Resultat hat Herr Uhlenhuth bereits erwähnt. Ich bin in der Lage, Ihnen einige aus meiner Privatkorrespondenz stammende Mitteilungen des Herrn Stabsarztes Dr. Wittrock vorzutragen, die gleichfalls therapeutische Versuche mit Arsenophenylglycin betreffen; sie sind noch ganz neuen Datums und daher keineswegs abgeschlossen, lassen aber jetzt schon Schlüsse über die Wirkung dieses Medikaments zu, und zwar, wie ich vorweg bemerken will, ungünstige.

Herr Wittrock hat am Tanganjika nach der Methode der einmaligen grossen Doppelinjektion Versuche mit Arsenophenylglycin gemacht. Er kann bis jetzt über 19 Fälle (17 Erwachsene und 2 Kinder) und über einen Zeitraum von 4 Wochen bis 3 Monaten nach der Einspritzung berichten. Er gab in der ersten Zeit je 1,0 g an zwei aufeinanderfolgenden Tagen bei 16 Erwachsenen und einmal je 1,5 g, ferner bei den beiden Kindern je 0,5 bzw. 0,75 g. Der Erfolg war folgender:

Von den 16 mit je 1,0 g behandelten Schlafkranken hatten 5 nach 4 Wochen, 2 nach 6 Wochen wieder Trypanosomen im Blut. Von diesen 7 Rückfällen fand Stabsarzt Wittrock bei einem, nachdem er nochmals eine Doppelinjektion von je 1,5 g Arsenophenylglycin gemacht hatte, nach weiteren 4 Wochen die Trypanosomen unglaublich vermehrt. Von den beiden Kindern hatte das mit 0,5 g behandelte nach 8 Wochen wieder Trypanosomen im Blut. Unter den 7 Rückfällen befand sich ein Patient mit atoxylfesten Trypanosomen. Alle übrigen Kranken waren vorher noch nie behandelt worden. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die Behandlung mit noch grösseren Dosen kann Herr Wittrock noch nicht berichten, dagegen hat Oberarzt Scherschmidt, was bereits Herr Uhlenhuth angeführt hat, schon nach einmaligen Doppelinjektionen von je 1,5 bis 2,0 g Arsenophenylglycin sehr schwere und verhältnismässig viele Vergiftungserscheinungen beobachtet, die zu grösster Vorsicht bei Anwendung des Mittels mahnen. Wenn, was vom Herrn Vorredner lobend hervorgehoben wurde, das Arsenophenylglycin bis jetzt auch noch keine Erblindung verursacht hat, so ist es dafür unter Umständen imstande, Menschen zu töten. Ganz abgesehen davon, lässt sich auch die trypanozide Wirkung des Arsenophenylglycins im menschlichen Körper der des Atoxyls nicht einmal gleichstellen.

Herr Scherschmidt hat die Versuche nach dem Heilplan des Herrn Geheimrat Ehrlich, der inzwischen in Afrika bekannt geworden war und eine sogenannte Sterilisatio magna bezweckt, angestellt und hat trotz aller Kautelen bei der Auswahl der Patienten und der Dosierung des Arsenophenylglycins überaus ungünstige Resultate erzielt. Ich hatte vor einigen Monaten bei einem mehrwöchigen Aufenthalt im Schlafkrankenlager Utegi Gelegenheit, die Versuche des Herrn Oberarzt Scherschmidt zu beobachten und kann sie nur bestätigen.

Aus alledem geht meiner Ansicht nach hervor, dass bis jetzt das Atoxyl immer noch das beste Mittel ist, das uns zur Behandlung der Schlafkrankheit zur Verfügung steht, und dass wir aus dem anscheinend günstigen Ausfall von Tierversuchen nicht zu weitgehende Schlüsse auf die Wirkung eines Medikaments im menschlichen Körper bei der Trypanosomenkrankheit des Menschen ziehen dürfen.

Medizinalrat Prof. Dr. **Nocht**, Hamburg: Ich möchte mich der Ansicht des Herrn Schilling anschliessen. Ueber das Arsenophenylglycin darf meiner Ansicht nach noch nicht endgültig der Stab gebrochen werden. Namentlich scheint es doch, als ob seine Zusammenwirkung im Verein mit anderen Mitteln noch nicht genügend ausprobiert worden sei. Ich möchte an ganz neuerlich gewonnene Ergebnisse von Broden im Kongostaat erinnern. Broden hat das Arsenophenylglycin zusammen mit Tryparosan angewendet, in grossen Dosen zu 1 g, in zweimaliger Dosis injiziert. Broden scheint dabei vollkommene Heilungen erzielt zu haben. Allerdings waren das alles Fälle, in denen die Trypanosomen noch nicht in der Cerebrospinalflüssigkeit erschienen waren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Uhlenhuth**, Gr.-Lichterfelde-Berlin: Wenn ich angegeben habe, das Arsenophenylglycin habe in Ostafrika versagt, so ist das trotz der Ausführungen des Herrn Schilling der richtige Ausdruck, allerdings ist er noch recht milde gewählt. Offenbar kennt Herr Schilling die jüngsten Berichte über Arsenophenylglycin von Ulrich und Scherschmidt noch nicht, sonst hätte er sich ganz anders geäussert. Die Mitteilungen von den Herren Steudel und Taute genügen wohl, um zu beweisen, dass ich recht habe. Ich könnte noch mit Einzelheiten und Zahlen dienen, wenn ich befugt wäre, sie hier anzuführen. Mangelnde Wirkung zahlreicher Recidive, vor allem die üblen Nebenerscheinungen und Vergiftungen (Todesfälle) haben die Kolonial-Verwaltung dazu geführt, die weitere Verwendung einzustellen. Es sind von Scherschmidt ganz frische, unbehandelte, kräftige Leute mit dem Präparat behandelt, und zwar auch, nach Ehrlichs Vorschrift, mit grossen Doppeldosen von 1—2 g. Auch hier ist ein Erfolg nicht erzielt, ja der Eindruck erweckt, als ob die Trypanosomen mobilisiert worden wären, die dann nach Atoxyl prompt verschwanden; dazu kamen schwere Vergiftungen und Todesfälle, die meiner Ansicht nach viel bedenklicher sind wie die Erblindungen. Wenn letztere bisher nicht beobachtet sind, so muss man bedenken, dass die Atoxylerblindungen auch erst nach längerer Behandlung, nicht nach ein oder zwei Spritzen, auftreten.

Was die Kombination mit Farbstoffen betrifft, so sind die Resultate von Broden mit grossen Dosen Tryparosan allein (bis 14 g pro Tag) wenig ermutigend. Die Kombination mit Farbstoffen ist ja aus äusseren Gründen, wenn man nicht mit wenigen Dosen auskommt, beim Menschen, besonders bei den Negern, von vornherein kaum auszuführen. Grössere Erfahrungen liegen bezüglich dieser Kombination noch nicht vor, man kann sie also auch noch nicht empfehlen. Auch wird ja die Giftwirkung des Arsenophenylglycin nicht ausgeschaltet, denn grosse Dosen (1,0 g bis 2,0 g) werden nach wie vor erforderlich sein, da nach wiederholten kleinen Dosen gerade besonders häufig Vergiftungen beobachtet worden sind und vor diesen geradezu gewarnt wird. Ich halte das Arsenophenylglycin nicht für geeignet zur weiteren Behandlung von Schlafkranken.

Ich habe meine Ansicht lediglich auf Grund der mir vorliegenden amtlichen Berichte ausgesprochen, die von einwandfreien Beobachtern (Ulrich, Eckard, Scherschmidt) stammen; auch war es ja meine Aufgabe, über den gegenwärtigen Stand der Therapie der Schlafkrankheit zu sprechen. Danach konnte das Urteil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über Arsenophenylglycin nicht anders ausfallen. Weitere Forschungen werden uns sicher auch bald weiterbringen.

Prof. Dr. **Mense**, Cassel, verweist darauf, dass man bei all den Arbeiten mit den neuen, intensiv wirkenden Mitteln von einer medikamentösen Prophylaxe der Schlafkrankheit fast nichts höre und lese. Er frägt die Herren, welche an Ort und Stelle tätig gewesen sind, ob nach dieser Richtung keine Versuche und Beobachtungen vorliegen. Vereinzelt werde ja wohl mitgeteilt, dass, per os oder perkutan angewandt, Atoxyl und andere Stoffe wirkungslos geblieben seien, aber zur Erzielung eines Erfolges gehöre gewiss eine längere Versuchszeit.

Auch z. B. bei Lichen ruber planus wirke subkutane Arsenikdarreichung rasch, eine innerliche führe aber in sehr vielen Fällen langsam auch zum Ziele.

Er selbst habe am stark mit Schlafkrankheit verseuchten unteren Kongo monatelang mit einem jungen schwarzen Diener zusammen in Zelt, Hütte und Haus gelebt, bei diesem den Verlauf der Krankheit bis zum tödlichen Ende verfolgt, sei aber trotz der täglichen Ansteckungsgefahr verschont geblieben, vielleicht infolge eines regelmässigen Arsenikgebrauchs, den er, damaligen Anschauungen entsprechend, gegen Maleria durchsetzte.

Es wäre doch ein grosser Fortschritt, wenn die innere Anwendung der neueren Mittel prophylaktisch wirke, was gar nicht undenkbar ist. Allerdings wäre eine lange Versuchsreihe nötig und die Möglichkeit der Entstehung atoxylfester Stämme oder des Eintretens von Ueberempfindlichkeit im Auge zu behalten.

Oberarzt Dr. **Eckard**, Berlin: Farbstoffe nützen nach der Erfahrung der deutschen Expedition garnichts. Rosanilin und Pararosanilin extra (Ehrlich) waren ohne Erfolg. Nach Untersuchungen von Broden und Rodhain hat auch das neueste Ehrlichsche Mittel, Tryparosan, so gut wie gar keine Wirkung. Ehrlich empfiehlt Farbstoffe allerdings besonders in Kombination mit den wirksamen Arsenikalien. Angesichts deren Wirksamkeit würde es schwer fallen, den helfenden Einfluss der Farbstoffe nachzuweisen. Da sie an sich beim Menschen (im Gegensatz zum Tierexperiment) nichts nützen, darf man den helfenden Einfluss wohl nicht hoch schätzen. Eine längere Anwendung von Farbstoffen in irgendwie grösseren Quantitäten verweigern ausserdem die Eingeborenen wegen Magenbeschwerden.

Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander**, Berlin: Ich möchte meiner grossen Freude Ausdruck geben, dass seit dem ersten Kolonialkongress

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Erkenntnis der Tsetsekrankheiten einen so grossen Fortschritt gemacht hat. Als ich im Jahre 1902 auf dem ersten Kolonialkongress, wohl als erster, auf Grund meiner Beobachtungen darauf aufmerksam machen konnte, dass durch Beeinflussung der Vegetation auch die Tsetse sich beeinflussen liesse und daran den Vorschlag knüpfte, die Untersuchungen über diese Seuchen an Ort und Stelle vorzunehmen, da begegnete ich allgemeinem Widerspruch. Und meine in diesem Sinne eingereichte Resolution wurde von seiten der Leitung des Kolonialkongresses als „gemeingefährlich" zurückgewiesen. Heute haben wir das Wort Kleines vernehmen können, dass „Bekämpfung der Schlafkrankheit gleichbedeutend sei mit Bekämpfung der Glossina palpalis." Nach diesen Erfolgen in den acht Jahren seit dem ersten Kolonialkongress im Jahre 1902 in bezug auf Kenntnis der Krankheit und der sie verbreitendene Ueberträger ist zu hoffen, dass in weiteren acht Jahren auch die heute noch nicht sehr aussichtsvolle Behandlung eine gleiche Förderung erfahren haben wird, die uns befähigt, auch die Heilung der Krankheit mit Erfolg auszuführen.

Geh. Hofrat Prof. **von Baelz,** Stuttgart: Nachdem sich niemand mehr zur Diskussion gemeldet hat, möchte ich das Ergebnis der Verhandlungen dahin zusammenfassen: Wir wissen, dass die Schlafkrankheit durch die Glossina palpalis verbreitet wird, und dass daher das Gebiet dieser Fliege und das der Schlafkrankheit zusammenfällt, sofern letztere nicht durch im Glossinagebiet infizierte Menschen anderswohin verschleppt wird. Eine solche Verschleppung ist aber häufig, und hat in besonders hohem Grad im Oberlauf des Kongo stattgefunden. Dass andere Glossinaarten als die Glossina palpalis die Krankheit übertragen können, ist nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich. Der Modus der Uebertragung kann wohl auf verschiedene Weise stattfinden: entweder, indem die Glossina die Trypanosomaparasiten fertig von Mensch auf Mensch überführt, oder indem die Trypanosomen erst eine Entwickelung im Glossinakörper durchmachen. Letzteres scheint das häufigere zu sein. Ferner ist zu betonen, dass die Krankheit ausnahmsweise durch den Geschlechtsverkehr der Menschen verbreitet werden kann.

Bei der Behandlung der Krankheit spielte das Atoxyl die Hauptrolle. Freilich hat es die grossen Erwartungen nicht ganz erfüllt, die man anfangs daran knüpfte. Es muss aber betont werden, und das gilt nicht nur für das Atoxyl, dass, wenn bei neueren Heilmitteln nachträglich oft eine gewisse Enttäuschung eintritt, daran meist nicht die verdienstvollen Männer schuldig sind, welche die Mittel oder ihre Wirk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samkeit entdeckten. Diese Männer wünschen selbst nichts mehr, als dass man sie ihre Studien in Ruhe vollenden lässt. Die Schuld liegt vielmehr an der Tagespresse, die in ihrer Gier nach Sensation halbfertige Dinge an die Oeffentlichkeit zerrt, und so die Forscher zwingt, Stellung zu nehmen und sich auszusprechen zu einer Zeit, wo sie dazu nicht bereit waren. So ging es beim Atoxyl, und so kann es wieder gehen. Es ist wohl hier der richtige Ort, den Wunsch zu äussern, die Tagespresse möge sich in der Besprechung wichtiger medizinischer Entdeckungen mehr Zurückhaltung auferlegen. Der Forscher muss das Recht haben, den Zeitpunkt selbst zu bestimmen, wann er mit seiner Entdeckung vor die Oeffentlichkeit treten will.

Was die Bekämpfung der Krankheit im Grossen betrifft, so ist sie aussichtsvoll und ist schon bis jetzt erfolgreich gewesen, erstens durch Vernichtung der Glossina und zweitens durch Isolierung der Erkrankten. Es besteht die Hoffnung, dass in absehbarer Zeit die Krankheit ganz oder fast ganz verschwindet.

Es bleibt mir nun noch die angenehme Pflicht, den Herren Referenten unseren Dank auszusprechen dafür, dass sie sich der Mühe des Referats unterzogen, und dass sie uns in so klarer und erschöpfender Weise über den Stand der Schlafkrankheitsfrage orientiert haben.

Der derzeitige Stand der Akklimatisationsfrage.*)

Von Medizinalrat Prof. Dr. **B. Nocht.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Bei der Kürze der Zeit, die mir zur Verfügung steht, wird es mir nicht möglich sein, Ihnen den augenblicklichen Stand einer so verwickelten Frage, wie die der Akklimatisation der Europäer in den Tropen, hier erschöpfend darzulegen, obwohl ich mich dabei selbstverständlich auf das medizinische Gebiet beschränken werde. Aber auch auf diesem Gebiet werde ich nur die Hauptpunkte kurz berühren können. Zu einer eingehenderen Erörterung wird auch bei dieser Beschränkung die Zeit fehlen. Zunächst möchte ich Ihnen eine

*) Die Diskussion zu diesem und den folgenden Vorträgen über die Akklimatisationsfrage fand auf Beschluss der Sektion nach dem Vortrage des Herrn Dr. Schmidt statt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uebersicht geben über die bisherigen, teils gelungenen, zum grössten Teil allerdings misslungenen Ansätze zur Akklimatisation Weisser in den Tropen, soweit solche Versuche in der Literatur bisher bekannt geworden sind. Ich will versuchen, die in Frage kommenden Gebiete nach ihrer hygienischen Eigenart zu gruppieren und den Einfluss abzugrenzen, den an dem Gelingen oder Nichtgelingen dieser Ansätze die rein klimatischen und hygienischen Einflüsse gehabt haben im Gegensatz zu anderen, namentlich den wirtschaftlichen und politischen Faktoren.

Auf die physiologischen Vorgänge, die sich bei der Akklimatisation in dem Körper des Weissen abspielen, werde ich dann nur sehr kurz eingehen können und auf die Besprechung der hygienischen Mittel, die der Förderung der Akklimatisation zu Gebote stehen, werde ich ganz verzichten müssen. Diese Akklimatisationshygiene ist ja im grossen und ganzen identisch mit der Tropenhygiene überhaupt und wird im übrigen, wenigstens zum Teil, von den Herren, die nach mir referieren werden, behandelt werden.

Man unterscheidet bekanntlich zwischen persönlicher Akklimatisation und Rassenakklimatisation. Die Frage der persönlichen Akklimatisation soll von mir nicht besprochen werden. Der Begriff der Rassenakklimatisation darf nicht identifiziert werden mit dem der Besiedelungsmöglichkeit, der letztere ist der weitere Begriff. Für die Besiedelung kommen ausser der Akklimatisationsfrage auch wirtschaftliche, politische und ethnisch-psychologische Faktoren in Betracht, auf diese Fragen können wir aber heute nicht eingehen.

Ich verstehe unter Akklimatisation der weissen Rasse an die Tropen ihre gesundheitliche Anpassung nicht nur für die ersten Einwanderer, sondern auch für die Nachkommenschaft, so dass diese sich ohne Mischung mit eingeborenem Blut von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Bei dieser Umgrenzung des Begriffes habe ich eine Forderung, die Sie sonst vielfach, z. B. auch in dem neuen Schilling-schen Werk über Tropenhygiene, finden und die meines Wissens in besonderer Schärfe von Steudel aufgestellt ist, fallen gelassen, nämlich die, dass der Europäer in den Tropen nur dann als akklimatisiert angesehen werden könne, wenn er dort ein Leben zu führen imstande sei, wie es dem in seiner alten Heimat entspricht, dass also z. B. der Kleinbauer, der nach den Tropen auswandert, dort Jahr aus Jahr ein 10—12 Stunden schwere Feldarbeit zu leisten imstande sein soll; 6 bis 7 Stunden Feldarbeit, also ein paar Stunden des Vormittags und ein paar Stunden des Nachmittags, mit Auslassung der Zeit der grössten Mittaghitze, genügen Steudel nicht. Meine Herren, ich habe vorhin gesagt, dass ich wirtschaftliche Momente nicht berühren will. Aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir dürfen doch auch nicht reine Theorie treiben. Der Eingeborene ist kaum irgendwo in den Tropen, und ganz besonders nicht im tropischen Afrika, gewohnt, den ganzen Tag über schwere Feldarbeit zu verrichten. Sollen wir denn in körperlicher Beziehung von weissen Feldarbeitern mehr verlangen, als von den Eingeborenen?! Und muss man sich nicht fragen, ob es sich lohnt und ob es angeraten ist, deutsche Kleinbauern nach Gebieten zu verlocken, wo der Boden so wenig ergiebig ist, dass sie 10—12 Stunden täglich schwere Feldarbeit verrichten müssen, um vorwärts zu kommen, wohl gemerkt im Tropenklima? Im allgemeinen gilt doch der Tropenboden ceteris paribus als sehr ergiebig, und man wird sich zur Besiedelung doch nicht gerade die sterilen, sondern die fruchtbaren Gebiete aussuchen. Uebrigens denken auch in den Subtropen, obwohl sie dazu tatsächlich imstande wären, unsere dorthin ausgewanderten Kleinbauern nicht mehr daran, mehr als durchaus nötig körperlich schwer zu arbeiten. Sobald sie irgend können, schränken sie ihre eigene Arbeit ein. Jedermann will es eben, wenn er auswandert, besser haben als zu Hause, und so sehen wir z. B. bei den gewiss akklimatisierten Kleinbauern in Südbrasilien, also ausserhalb der Tropenzone, dass sie sich, sobald sie wirtschaftlich dazu in der Lage sind, Dienstboten, Knechte usw. (Eingeborene) halten, die die schwere Arbeit verrichten, ganz allgemein tun es die Nachkommen dieser Leute.

Ferner handelt es sich bei der Frage der Akklimatisation der Weissen in den Tropen doch nicht nur um Kleinbauern, sondern auch um Kaufleute, Pflanzer, grössere Grundbesitzer, Ingenieure, Beamte, Soldaten usw. Bei diesen Leuten, die keine schwere Feldarbeit verrichten müssen, ist doch auch eine Akklimatisation denkbar, die zur Fortpflanzung der Rasse über Generationen hinaus führen kann; dabei wird es sich allerdings nicht um Massenbesiedelung, sondern um Einzelbesiedelung, also um wirtschaftlich etwas ganz anderes handeln; aber im medizinischen Sinne ist das doch, wenn die Besiedelung zur Fortpflanzung der Rasse über Generationen führt, auch eine Akklimatisation. Von dieser Akklimatisation reiner Kopfarbeiter bis zu der von Kleinbauern gibt es natürlich alle möglichen Uebergänge.

Wenn wir die bisher bekannt gewordenen Versuche zur Akklimatisation Weisser in den Tropen betrachten, so herrscht wohl an diesem Orte darüber Einstimmigkeit, dass dort, wo tropische Infektionskrankheiten in bösartiger Form und allgemeinerer Verbreitung herrschen, eine Akklimatisation der Weissen ausgeschlossen ist, mindestens so lange, bis diese Infektionskrankheiten ganz erheblich zurückgedrängt sind und man wirksame individuelle Schutzmassregeln dagegen in der Hand hat. Hauptsächlich handelt es sich dabei um die Malaria. Wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die Malariabekämpfung fast überall gewaltige Fortschritte aufzuweisen hat, so gibt es vorläufig doch noch wenige Orte in den Tropen, die früher von Malaria heimgesucht waren, jetzt aber in einem Grade von Malaria frei geworden wären, dass Weisse dort Jahrzehnte, ohne an ihrer Gesundheit Schaden zu nehmen, leben und gesunde, gut gedeihende Nachkommenschaft aufziehen könnten. In Laienkreisen werden bei der Frage der Akklimatisation und der Besiedelungsmöglichkeit die malariafreien Gegenden immer noch nicht genügend von den tropischen Malarialändern unterschieden, und man verwechselt fortwährend Tropenfieber und Klima. Im übrigen spielt bei der Bekämpfung der Malaria die Bodenkultur, wie es gestern einer der Diskussionsredner bei dem Vortrag des Herrn Plehn*) behauptete, lange nicht die Hauptrolle, und es wäre Frevel, wenn man jetzt deutsche Bauern nach Malariagegenden verlocken wollte, seien diese Gegenden auch noch so fruchtbar. Der Malaria macht noch eine Krankheit in dieser Beziehung Konkurrenz, das ist die Ankylostomiasis. Ihre weite Verbreitung stellt die Besiedelung und die Akklimatisation in vielen tropischen und subtropischen Gebieten ebenso in Frage, wie die Malaria. Ich erinnere an die Schwierigkeiten, die die Krankheit in den Südstaaten von Nordamerika, in manchen Gebieten vom tropischen Australien, in Südamerika und vielen anderen Gegenden verursacht oder verursacht hat. Bei der Akklimatisation im besonderen spielt die Ankylostomiasis deshalb eine so verhängnisvolle Rolle, weil sie gerade wie die Malaria nicht bloss eine erhöhte Kindersterblichkeit verursacht, sondern bei den überlebenden Kindern die Entwickelung hemmt und ein anämisches, träges, schwächliches Geschlecht schafft, ja, wie neuerdings von Macdonald aus Australien berichtet wird, auch die moralischen Eigenschaften der infizierten heranwachsenden Kinder, z. B. in sexueller Beziehung, ungünstig beeinflusst.

Die Malaria ist ganz besonders in den tropischen Küstenländern verbreitet, wir haben dementsprechend auch nur wenige Beispiele, die als eine Art von Akklimatisation in den tropischen Küstenländern aufgefasst werden könnten. Hierher gehört die Besiedelung der Insel Réunion durch die sogenannten petits blancs, Weisse, die von Franzosen abstammen, die vor 200 Jahren dort eingewandert sind. Ferner die ungefähr ebenso alte Ansiedelung, der von deportierten englischen Rebellen abstammenden poor whites in Barbados und auf der kleinen Bahamainsel Tuagua. Und dann kann ich noch ein neues Beispiel nennen, das mir wenigstens bisher unbekannt war, d. i. die Ansiede-

*) Siehe Sektion VI.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lung Deutscher in Jamaika. Die „Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland" berichten hierüber folgendes:

„Als im Jahre 1838 durch einen Beschluss des englischen Parlaments die Sklaverei in allen britischen Kolonien aufgehoben wurde, suchten die Pflanzer Jamaikas Arbeiterersatz in Europa, da der frei gewordene Neger für die Arbeit in den Zucker- und Kaffeeplantagen nicht mehr zu haben war. Einem gewissenlosen Agenten gelang es, durch betrügerische Versprechungen 100 deutsche katholische Familien, teils vom Niederrhein, teils aus Franken und dem Rhöngebirge zur Auswanderung nach Jamaika zu bewegen. Die Auswanderer waren meist Bauern, zum Teil auch Handwerker. Das ihnen zur Ansiedelung angewiesene Land erwies sich für jede Art von Bebauung fast unbrauchbar. Infolgedessen kehrten die Bemittelten nach Deutschland zurück oder gingen nach den Südstaaten von Nordamerika. Der grössere Teil war durch seine Mittellosigkeit zum Bleiben gezwungen. Die Kolonie geriet bald in Vergessenheit, in der Heimat galten die Auswanderer als verschollen. Und doch besteht sie heute noch. Freilich haben die Bewohner von Seafordtown die Sprache des Mutterlandes längst vergessen und an ihrer Statt das Pidgin-Englisch der Jamaikaneger (!) angenommen, und die meisten Namen sind nach dem Englischen hin verballhornt (Schwingmann in Swingman, Kleinhans in Clinance, Riehmann in Riman usw.). Aber andere Namen, wie Grosskopf, Schleiger, Sauerland, sind unverändert geblieben, und manche deutschen Sitten und Sagen leben unter den Leuten noch fort. Die für jedes deutsche Gefühl, und nicht zum wenigsten für den deutschen Rassenstolz, geradezu beschämende Trostlosigkeit ihrer Lage schildert der jetzige Missionar dieser Kolonie, P. Dermott, im ‚Buffalo Volksfreund' mit folgenden Worten: Die Leute leben in tiefster Armut; ihre ganze Habe besteht in einer armen Strohhütte mit ein paar Fuss Landes darum, ganz ungenügend zum Unterhalt. Da es in diesem abgelegenen Landesteile keine Fabriken gibt und nach Handwerkern keine Nachfrage besteht, sind die Armen gezwungen, sich von den schwarzen Grundbesitzern einige Acker Land zu pachten oder bei ihnen Feldarbeit zu tun. Leute deutschen Blutes in demütiger Abhängigkeit von Schwarzen! Mein Herz blutet, wenn ich sehen muss, wie diese kleinen deutschen Knaben mit ihren blauen, blanken Augen, mit ihrem Flachshaar und ihrer weissen Haut, vor einem kohlschwarzen Landbesitzer in Unterwürfigkeit den Hut ziehen und ihn Massa anreden. Viele von diesen Kindern sind wahre Prachtkerle, und es ist herzzerreissend, zu sehen, wie diese prächtigen Jungen und Mädchen die Sprache und die Manieren der Neger annehmen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In einer ganz neuerdings erschienenen Notiz der Tagespresse werden diese Mitteilungen allerdings zum Teil bestritten, namentlich wird angezweifelt, dass diese Leute zu Hörigen der Neger herabgesunken seien, und auf der anderen Seite wird angegeben, dass sie sich vielfach mit Negerblut vermischt hätten, auch stellten ihre Nachkommen keine kräftige Rasse dar, da sie meist blutarm aussähen. Genauere Untersuchungen über die Gründe dieser angeblichen Blutarmut liegen nicht vor, es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass dabei Malaria, Ankylostomiasis und andere tropische Infektionskrankheiten eine Rolle spielen. Jedenfalls wird man, wenn diese Ansiedelung verkümmert, kaum das Klima, sondern in erster Linie die wirtschaftlichen Verhältnisse und dann wahrscheinlich auch Malaria usw. dafür verantwortlich machen müssen. Auch von der weissen eingesessenen Bevölkerung von Barbados, Tuagua und Réunion wird berichtet, dass die Leute sich körperlich und geistig gegen ihre Vorfahren ungünstig verändert hätten. Auch hier würde zu untersuchen sein, ob nicht Malaria und Ankylostomiasis eine Rolle dabei gespielt haben.

Dass in malaria- und ankylostomafreien tropischen Küstenländern die eingewanderte erste Generation jahrzehntelang ohne wesentliche Gesundheitsstörung existieren kann, dass ihre Ehen fruchtbar sind, zum Teil grossen Kindersegen aufweisen, und dass die Kindersterblichkeit gering ist, viel geringer als die der Eingeborenen und teilweise sogar geringer als die allgemeine Kindersterblichkeit in Europa, das zeigen viele Einzelbeispiele von Missionarfamilien und in grösserem Massstabe Manila, seitdem dort von den Amerikanern energische Sanierungen durchgeführt sind. Dasselbe gilt von einigen Gegenden von Britisch-Indien und auch von Java, insbesondere von Batavia, nach persönlichen Mitteilungen, die mir Kiwiet de Jonge gemacht hat. Allerdings darf dabei nicht unerwähnt bleiben, dass die in diesen Küstenländern geborenen weissen Kinder, insbesondere in Indien und auch in Java, wenn irgend angängig, vom siebenten oder achten Jahre bis nach vollendeter Pubertät nach Europa oder in tropische Höhenorte zur Erziehung geschickt werden.

Die dritte Kategorie von Gegenden, in denen Akklimatisationsansätze bekannt geworden sind, bilden die tropischen Hochländer. Hier haben wir mehrere Beispiele geglückter Akklimatisation, nämlich: 1. St. Luis de Potosi in Texas, eine der ältesten derartiger Kolonien, die durch Tiroler besiedelt wurde; 2. die Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von deutschen Ansiedlern angelegte Kolonie Tovar in Venezuela; 3. eine 1857 am Pozzuzofluss in Peru gegründete, durch 300 Süddeutsche besiedelte Kolonie; 4. die deutschen und schwei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zerischen Kolonien in Mittelbrasilien in den Staaten Miñas Geraes, Espirito Santo, Sao Paulo. Diese Kolonien sind in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begründet worden, sie haben, nachdem durch das v. d. Heydtsche Reskript die Auswanderung nach Brasilien verboten worden war, keinen Nachwuchs mehr aus Europa bekommen.

Alle diese Kolonien bestehen noch heute, 60 bis 70 Jahre nach ihrer Gründung. Ihre Entwickelungsgeschichte ist überall ungefähr dieselbe. In einigen Fällen haben Unfruchtbarkeit des überwiesenen Bodens, Missernten, ungünstige politische und wirtschaftliche Verhältnisse die Kolonisten gänzlich zur Abwanderung oder zum Ergreifen anderer Berufe — so sind in der Umgegend von Petropolis die Kolonisten Fabrikarbeiter geworden — gezwungen; in den anderen Kolonien sind zwar eine Menge Einwanderer, namentlich die, welche die Mittel dazu hatten, gleich wieder abgezogen und Händler, Pflanzer usw. geworden, und nur ein Teil der ursprünglichen Einwanderer, und zwar meist die ärmsten, sind geblieben; aber von ihnen haben es die Nüchternen und Fleissigen jetzt zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht. Sie haben reichen Kindersegen und sind zum Teil schon in der dritten Generation vertreten. Trotzdem ist wohl nicht zu bezweifeln, dass auch diese Besiedelungen zugrunde gehen werden, aber nicht durch die Ungunst des Klimas und der Gesundheitsverhältnisse, sondern aus wirtschaftlichen und politischen Gründen. Diese Ansiedelungen liefern uns aber den Beweis, dass in tropischen Hochländern auch deutsche Ackerbauer bei schwerer Feldarbeit sich akklimatisieren können.

Eine besondere Stellung nimmt endlich das nördliche Queensland ein. Das ist unzweifelhaft ein tropisches Land, und zwar hauptsächlich Flachland, in der Hauptsache mit trockenem, stellenweise aber auch sehr feuchtem Klima. So behauptet z. B. Macdonald von dem Distrikt Geraldtown in Nord-Queensland, dass es der zweitfeuchteste und regenreichste Platz auf der Erde wäre. Hier nun gedeihen die angesiedelten Europäer und ihre Kinder und Kindeskinder wirtschaftlich und gesundheitlich ganz hervorragend. Gesundheitlich, soweit nicht Ankylostomum in Frage kommt. Gegen diese Plage ist aber jetzt unter Unterstützung durch den Bischof von Nord-Queensland eine gründliche Bekämpfung eröffnet worden. Macdonald erzählt von „jungen Riesen", die sich aus den vorher anämischen, in der Entwickelung zurückgebliebenen kleinen Kindern entwickelt haben, nachdem sie ihre Ankylostomen los geworden waren. Der Kindersegen ist gross, die Sterblichkeit gering, die körperliche Entwickelung der ankylostomumfreien Kinder ausgezeichnet, und was das wichtigste ist, die Alten wie die Jungen haben sich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seitdem die Einwanderung farbiger Arbeiter nach Queensland verboten ist, zur Feldarbeit bekehrt und vermögen im tropischen Klima u. a. so schwere körperliche Feldarbeit, wie es bekanntlich das Zuckerrohrschneiden darstellt, zu leisten. Selbst Frauen leisten hierin, wie Macdonald berichtet, Hervorragendes und treten freiwillig in Wettbewerb mit den besten männlichen Arbeitern, ohne dabei an ihrer Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit Schaden zu leiden. Der Eindruck des Vortrages, den Macdonald über diese Verhältnisse am 15. April 1908 in der englischen tropenmedizinischen Gesellschaft — also, was ich bemerken möchte, zwei Monate nach der vielen anwesenden Herren vielleicht bekannten eingehenden Erörterung der Frage im Reichsgesundheitsrat — hielt, war so stark, dass Männer wie Cantlie erklärten, dass sie danach ihre bisherigen Ansichten über die Akklimatisationsfähigkeit der Weissen in den Tropen erheblich revidieren müssten, allerdings wurde auch geltend gemacht, dass da doch noch unbekannte Unterschiede zwischen Queensland und anderen tropischen Gegenden vorhanden sein müssten; denn im tropischen Afrika seien auch bei Abwesenheit von Malaria und Ankylostomum Beschäftigungen, wie Zuckerrohrschneiden, für Weisse unmöglich. Einen vielleicht wichtigen Unterschied, auf den in der englischen tropenmedizinischen Gesellschaft nicht aufmerksam gemacht wurde, möchte ich darin finden, dass die Kolonisation des tropischen Queensland sich wohl zum grössten Teil nicht direkt durch Einwanderung aus Europa, sondern aus dem subtropischen Südaustralien vollzogen hat, dass es sich also hier um eine allmähliche Akklimatisation erst an die Subtropen und dann an die Tropen handelt, wobei zum Teil erst die Nachkommen der an die Subtropen Angepassten in Betracht kommen. Auf die Vorteile dieser allmählichen Anpassung an die Tropen, die wir ja jetzt auch bei den Buren beobachten, hat schon in den achtziger Jahren Hans Buchner hingewiesen. Leider ist so etwas aber nur unter ganz besonderen Verhältnissen möglich, und bei unseren tropischen Kolonien in Afrika für deutsche Kolonisten z. B. ausgeschlossen.

Wenn ich zusammenfasse, so zeigen die von mir angeführten Beispiele, dass in tropischen Hochländern und auch in gewissen tropischen Flach- und Hügelländern, ja sogar unter Umständen auch in malariafreien Küstenländern eine Akklimatisation von Europäern durch die klimatischen Verhältnisse nicht unmöglich gemacht wird, dass aber auf der anderen Seite die gesundheitlichen Verhältnisse allein nicht zur Sicherung einer Akklimatisation im Sinne einer Besiedelung genügen, sondern dass nicht bloss günstige, sondern sehr günstige wirtschaftliche Verhältnisse dazu gehören. Was Afrika im besonderen betrifft, so möchte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich mich der Ansicht von Robert Koch anschliessen, nach der, soweit die Gesundheitsverhältnisse und das Klima in Betracht kommen, von den bisherigen Erfahrungen keine einzige dagegen spricht, dass sich Deutsche in afrikanischen, malariafreien, tropischen Hochländern unter günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen gut akklimatisieren können.

Nun wären noch die Fragen nach den physiologischen Veränderungen im Organismus der Akklimatisierten, namentlich der Nachkommenschaft, zu erörtern. Hierüber, meine Herren, wissen wir noch so gut wie gar nichts. Zwar ist die Tropenanämie, die als Folge des Tropenklimas allein, ohne Mitwirkung von Malaria usw. sich entwickeln soll, wohl endgültig erledigt. Dort, wo noch behauptet wird, dass sich, ohne dass Malaria dafür anzuschuldigen ist, Tropenanämie in grösserem Umfange findet, wird man vor allem untersuchen müssen, ob nicht die Ankylostomiasis die Ursache davon ist.

Wie es mit den Veränderungen der inneren Organe, im Stoffwechsel, in der Wärmeökonomie bei der Akklimatisation der Rasse steht, darüber wissen wir eigentlich nur wenige Einzelheiten. Es dürfte aber zu weit führen, wenn ich hier diese Beobachtungen anführen, geschweige denn besprechen wollte. Nur eine Bemerkung sei mir gestattet. Die Untersuchungen und Ueberlegungen, die in dieser Hinsicht angestellt sind, haben sich, zum Teil wenigstens, viel zu sehr in grob mechanistisch-physikalischen Gedankengängen bewegt, ich glaube, dass das Nervensystem und seine Gewöhnung an die Tropeneinflüsse auch bei der Wärmeökonomie, der Verdauung und dem Stoffwechsel eine sehr viel grössere Rolle spielt, als man ihm bisher zugeschrieben hat. Einen hübschen Anfang zu Untersuchungen nach dieser Richtung hat Paul Schmidt gemacht. Seine Untersuchungen weisen darauf hin, dass die Innervation der Schweissdrüsen bei den Farbigen anders ist als bei den Weissen, und dass sie sich bei Leuten mit sonnengebräunter Haut günstiger gestaltet als bei der nicht an Sonnenbrand gewöhnten weissen Haut. Vielleicht finden sich auf diesen Wegen auch Unterschiede zwischen akklimatisierter, aber bekleideter, und nicht akklimatisierter, bekleideter Haut, insbesondere der Nachkommenschaft. Auch über die Veränderungen in der Entwickelung und in den äusseren Eigenschaften, dem Rassenhabitus durch Akklimatisation wissen wir noch gar nichts Sicheres. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass das mehrfach beobachtete Zurückbleiben des Wachstums der Kinder an manchen Orten wohl sicher auf Malaria und auch auf Ankylostomum zurückzuführen ist. Im übrigen stehen der Beobachtung, dass an manchen Orten, trotz Abwesenheit solcher Einwirkungen, ein zier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licherer Gliederbau bei den Nachkommen beobachtet würde, als bei den Einwanderern, andere Beobachtungen gegenüber, wie die Macdonalds, der von den jungen Riesen Queenslands, von Lamberg, der von den Mammutknochen der im tropischen Mittelbrasilien von ihm angetroffenen Nachkommen von dort eingewanderten Pommern spricht. Da sind wohl ausserordentlich verwickelte Einflüsse, die wir noch gar nicht übersehen können, massgebend. Nachdem Boas nachgewiesen hat, dass sich bei der Nachkommenschaft der Einwanderer in den Vereinigten Staaten, trotz ihrer Herkunft aus den verschiedensten Gegenden Europas und ihrer Abstammung aus verschiedenen Rassen, semitischen und arischen, germanischen und romanischen Völkern, eine Tendenz zu einer gleichmässigen Schädelbildung und anderen Anzeichen eines neuen, einheitlichen Rassentypus zeigt, bin ich überzeugt, dass wir bei der Akklimatisation der Weissen in den Tropen Tendenzen zur Bildung neuer körperlicher Eigenschaften zu beobachten haben werden. aber nicht die Bildung einer einheitlichen „Tropenrasse", sondern vieler verschiedener Varietäten, je nach uns noch unbekannten lokalen Einflüssen.

Fest steht im übrigen, dass die Pubertätsentwickelung der Kinder von eingewanderten Europäern schneller vor sich geht als in Europa, und zwar bei Mädchen wie bei Knaben. Die Fruchtbarkeit der Mütter wird dadurch aber anscheinend nicht beeinträchtigt. Anders ist es bei Mischlingen. Da wurde ja vielfach, z. B. ganz neuerdings, bei Untersuchungen der Fruchtbarkeit der Mischlinge in den Vereinigten Staaten, gefunden, dass die Mütter, die aus gemischtem Blut stammen, weniger Kinder als die reinblütigen Mütter zur Welt bringen und häufig ganz steril bleiben.

Noch sehr wenig aufgeklärt sind wir bisher über die Frage nach den geistigen und moralischen Veränderungen, die bei den Nachkommen von Weissen in den Tropen zu erwarten sind. Den reinblütig gebliebenen Nachkommen der ursprünglichen europäischen Einwanderer nach Zentral- und Südamerika, den Kreolen, wird ja vielfach eine gewisse Trägheit, verbunden mit Hochmut, und andere ungünstige Eigenschaften nachgesagt. Ich möchte annehmen, dass bei dieser Frage, gerade wie bei der, ob und warum die Mischlinge verschiedener Rassen geistig und moralisch tiefer stehen sollen als die blutreinen Väter und Mütter, Erziehung, Rassenbewusstsein und die sozialen Einflüsse, unter denen die Kinder heranwachsen, von mindestens demselben Einfluss wie angeborene Eigenschaften sind. Jedenfalls haben wir keinen Grund, zu fürchten, dass bei günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, guter Erziehung sowohl durch die Eltern, wie durch die Schule, und bei regen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und günstigen Beziehungen zum alten Vaterlande die guten Eigenschaften, die uns Deutschen eigen sind, bei unseren Nachkommen in unseren tropischen Kolonien verloren gehen könnten.

Zum Schlusse, meine Damen und Herren, möchte ich auf eine Angelegenheit kommen, die auch Herr Plehn *) gestern erwähnt hat. Er schien, allerdings nur nebenbei, Zweifel darüber zu erheben, ob denn wirklich die ganze Akklimatisationsfrage für die Erschliessung unserer Kolonien so sehr wichtig sei; diesen Zweifel kann man teilen. Ich will auf die soziale und wirtschaftliche Seite dieser Frage nicht eingehen, sondern nur auf das Medizinische, und möchte die Sache dabei umdrehen und fragen, ob denn zwischen der Akklimatisation in dem Sinne, wie sie in dieser bisherigen Uebersicht und überall sonst aufgefasst worden ist, und dem Aufschliessen eines Tropenlandes durch Europäer in der Art, wie das seit einigen Jahrhunderten im britischen Indien und holländischen Indien vor sich geht, ein so grosser grundsätzlicher Unterschied besteht, so dass wir bei dieser Art von „Besiedelung" eine Akklimatisation ausschliessen müssten. Ich habe vorhin die etappenweise aus den Subtropen vordringende Akklimatisation erwähnt, wie wir sie in Nord-Queensland sehen und wie sie sich auch bei den Buren, die allmählich von den höheren Breitengraden Südafrikas bis in die Tropen vorgedrungen sind, jetzt abspielt. Ausser dieser Art allmählicher Akklimatisation kann man sich doch noch eine andere denken, die dadurch zustande kommt, dass die Einwanderer zwar sofort in die Tropen gehen, auch Nachkommenschaft haben, dass aber Eltern und Kinder wieder in die Heimat zurückkehren. Die Kinder gehen dann als Erwachsene wieder hinaus, bleiben wieder Jahrzehnte — ob mit oder ohne Unterbrechungen, ist gleichgültig — draussen, nehmen sich Ehegenossen aus Europa mit und erzielen Nachkommenschaft. Diese Kindeskinder gehen vom achten, zehnten Jahre an wieder nach Deutschland, kehren dann aber wieder zurück usw. Ich sehe in Hamburg gar nicht selten junge Leute, die in den Tropen geboren sind; am häufigsten stammen sie aus Süd- und Zentralamerika, natürlich meine ich nur solche, die beiderseits von deutschen Eltern stammen. Sie sind dann in Deutschland erzogen worden und gehen als Erwachsene wieder nach den Tropen, nach Südamerika oder auch nach Afrika. Diese Leute sind nun durchaus nicht etwa malariafest. Es gibt ja malariafeste Deutsche, aber das sind grosse Ausnahmen, und wir wissen noch nicht, worauf das beruht. Aber ich habe den Eindruck, dass diese Tropenkinder, wenn sie hinausgehen, die Belästigungen des

*) Siehe Sektion VI.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tropenklimas durch Hitze usw. im Durchschnitt besser ertragen als die anderen. Man könnte sich denken, dass auch auf diese Weise, also bei dauerndem Blutaustausch mit der Heimat und öfterem Aufenthalt daselbst, doch schliesslich eine Akklimatisation, eine sehr langsame, allmähliche, aber doch schliesslich komplette Akklimatisation der Nachkommen an die Tropen zustande kommt. In Britisch-Indien und Holländisch-Indien gibt es sicher nicht bloss Dutzende, sondern vielleicht Hunderte solcher Familien, in denen der Vater als Beamter in Indien sich eine Frau aus Europa holte, der in Indien geborene, in Europa erzogene Sohn wieder hinaus ging, heiratete, und der Enkel denselben Lebensgang durchmacht. Es wäre doch sehr interessant, wenn man eine Anzahl dieser Enkel befragen und untersuchen könnte. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass man da eine gewisse Akklimatisation feststellen könnte. Es ist ja zu erwarten, dass sich die Erschliessung unserer tropischen Kolonien zum grösseren Teil auf diesem Wege vollziehen wird. Meiner Ansicht nach dürfen wir hoffen, dass auch dabei eine Akklimatisation zustande kommt, und wenn sie langsamer erfolgt, so hat sie den Vorteil, dass sie nicht auf enge örtliche Grenzen beschränkt ist, und dass dabei die ursprüngliche, deutsche Eigenart körperlich und geistig sicher erhalten bleibt.

Wohnungsbau und Wohnungsbenutzung in den Tropen.

Vom Geheimen Oberbaurat **Baltzer.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Für den Wohnungsbau in unseren tropischen Kolonien dürften mit bezug auf die allgemeine bauliche Anordnung folgende Gesichtspunkte als massgebend zu erachten sein:

1. Weitgehender Schutz des Gebäudes gegen die Wirkungen des heftigen tropischen Regens, der Wände und Decken gegen die Sonnenbestrahlung.

Diese Forderung wird wohl ziemlich allgemein erfüllt durch Anordnung einer 2 bis 3 m breiten gedeckten Veranda von etwa 3 bis 3½ m Lichthöhe an der Frontseite des Hauses, der an der entgegengesetzten Seite oft ein gleichfalls gedeckter Umgang entspricht. Ein weit überhängendes Vordach mit niedriger Traufe (2,50 bis 3 m über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Fussboden) wird auch der Veranda oder den das Haus umziehenden Loggien möglichst ausgiebigen Schatten verleihen.

2. Reichliche Lichthöhe für die Wohnräume wegen der Schwüle der Luft.

3. Richtige Stellung des Bauwerks nach der Himmelsrichtung, damit die in der heissen Zeit herrschende Brise den an der Hauptfront liegenden wichtigsten Räumen des Hauses ständig und ungeschwächt zugeführt wird. Dabei muss man für den Luftzug möglichst nach allen Seiten Durchgang schaffen, um den Aufenthalt in den Zimmern bei der meist mit Feuchtigkeit gesättigten Luft erträglich zu machen.

Hieraus folgt, dass die Anordnung mehrerer Wohnräume hintereinander im Gebäude der Tiefe nach um so mehr zu vermeiden ist, als schon die vorgelegten Veranden den Aussenräumen an der Front ziemlich viel Licht entziehen.

In bezug auf die Auswahl der Baustelle ist ferner wegen der Malariagefahr die Nähe kleiner Tümpel und Wasserflächen, Gruben, in denen Abfallstoffe, leere Konservenbüchsen und dergleichen abgelagert werden oder Wasser sich ansammeln kann, unbedingt zu vermeiden. Gegebenenfalls muss man solche Brutstätten für Stechmücken und anderes Ungeziefer durch Zuschütten beseitigen. Auch niederes Buschwerk und dichtes Gehölz ist in dieser Hinsicht höchst schädlich und die nähere Umgebung des Gebäudes hiervon möglichst frei zu machen. Da alle Stellen, in denen sich stehendes Wasser sammeln kann, vom Uebel sind, so wird man Dachrinnen, die hierzu gleichfalls leicht Veranlassung geben, lieber ganz weglassen, wenn nicht auf ihre sorgfältigste Anlage und Reinhaltung mit Sicherheit zu rechnen ist. Aus diesen Gründen ist auch für eine gute Entwässerung der Baustelle von vornherein Sorge zu tragen.

4. Weitgehende Rücksicht auf die Möglichkeit der Durchlüftung durch Anordnung grosser Fensteröffnungen, unter Umständen auch Durchbrechungen an den oberen Teilen der Wände, unterhalb der Decke, die man mit gekreuztem Lattenwerk, stellbaren Holzläden oder mit Drahtnetz verkleidet.

5. Erhöhte Anordnung des Erdgeschosses, natürlich nur bei endgültigen Bauten, etwa 1½ bis 2 m über dem Erdboden, zur Verhütung ungünstiger Einwirkungen der Erdfeuchtigkeit auf das Gebäude und seine Bewohner. In Gegenden, die vom Fieber heimgesucht werden, ist eine noch höhere Lage der Wohnräume über dem Erdboden geboten, und es wird daher dort das unterste Geschoss von Wohnräumen ganz frei zu halten oder höher über der Erde anzuordnen sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach der Bauart und den zu verwendenden Baustoffen ist zu unterscheiden zwischen den tropischen und den subtropischen Kolonien, zwischen der Lage an der Küste und im Innern des Landes, zwischen vorübergehender und dauernder Zweckbestimmung.

In den ersten Zeiten nach der Besitzergreifung baute man in unseren Kolonien für vorübergehende Zwecke zunächst Schutzbauten mit den einfachsten Mitteln aus Holz, Schilf, Gras, Palmrippen, Bananenblättern usw.; in Südwest z. B. die sogenannten Hartebeesthäuser, wie sie die Buren und Bastards noch heute benutzen und wie sie auch unsere Ansiedler im Anfang ihrer Tätigkeit als Erstlingsbauten errichten. Es sind viereckige Hütten aus eingegrabenen Pfählen und Flechtwerk, mit Lehm beworfen und mit einem Grasdach versehen. In Ostafrika werden die sogenannten Grashäuser noch heute für unsere Beamten zu vorübergehenden Zwecken auf die Dauer von 4 bis 5 Monaten mit Vorteil verwendet. Es sind einfache Hütten, aus Pfählen erbaut, an die wagerechte Ruten befestigt werden; die Wände werden von Gras hergestellt, auf Lehmfüllung wird dabei verzichtet; Segeltuch dient als Decke zur Verkleidung des Gras- oder Schilfdaches. Bei etwas besserer Ausführung bringt man die Ruten in dichteren Abständen auf beiden Seiten des Pfahlwerks an und versieht die Zwischenräume mit einer Lehmfüllung, die Fenster werden mit Holzläden aus Kistenbrettern und dergleichen verkleidet. Derartige Bauten sind sehr billig und schnell herzustellen, natürlich aber auch von kurzer Dauer. Immerhin halten sie jedenfalls so lange, wie der Wegebauer oder Vorarbeiten machende Bahningenieur an Ort und Stelle zu tun hat, oder bis der Ansiedler sich sein erstes festes Haus erbaut hat, also etwa 4 bis 5 Monate, bei sorgfältiger Herstellung und Verwendung geeigneten Holzes sogar 2 bis 3 Jahre.

Für vorübergehende Zwecke scheinen sich auch die von der Baugesellschaft Ph. Holzmann & Co. bei dem Bahnbau Morogoro-Tabora verwendeten zerlegbaren Holzfachwerkhäuser gut zu bewähren, die man von Deutschland hinausgesandt hat. Auf das hölzerne Rahmwerk ist hier ein maschenartiges dünnes Metallgewebe, sogenanntes Streckmetall, aufgenagelt, das auf einer oder beiden Seiten durch Lehm- oder Betonbewurf bekleidet wird. Um bessere Schalldämpfung zu erzielen, bringt man die rabitzartige Verkleidung auch auf beiden Seiten des Rahmwerks an. Die Dächer werden mit Holz verschalt und in doppelter Dachpappe gedeckt. Die Räume erhalten dabei im allgemeinen keine Decke; will man aber einzelne Zimmer besonders kühl halten, so ordnet man eine besondere Deckenverschalung an. Der Luftzug, der durch den offenen Giebel zwischen Dach- und Deckenverschalung hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durchstreicht, hält die Hitze von den Zimmern ab. Fenster und Türen sind, wie das ganze Holzwerk, in Europa hergestellt. Die Fenster werden meist nur mit Drahtgittern versehen und erhalten hölzerne Schutzläden.

Diese Bauten haben bisher in Morogoro gestanden und werden jetzt abgebrochen, um weiter westlich in Dodoma wieder aufgestellt zu werden. Beim Abbruch zeigte es sich, dass die mit Karbolineum getränkten Hölzer sich in den zwei Jahren sehr gut gehalten haben, so dass man nur wenige zu ersetzen brauchte. Das Streckmetall wird allerdings beim Abschlagen des Zementbewurfs leicht beschädigt und ist dann nicht überall wieder verwendbar. Man hat daher an Stelle des Streckmetalls mit Zementbewurf neuerdings eine Verkleidung mit Asbestschieferplatten von 3 mm Stärke versucht, die man durch aufgenagelte Holzleisten auf dem Rahmwerk befestigt; aber über die Brauchbarkeit dieser Ausführung liegen noch keine Erfahrungen vor. Jedenfalls kann man mit diesen zerlegbaren Holzhäusern für vorübergehende Zwecke innerhalb kurzer Zeit auch im Innern an entlegenen Orten grosse, helle und gesunde Räume für den Europäer herstellen. Dabei sind diese Bauten derart zerlegbar, dass man sie in einzelnen Teilen in der landesüblichen Weise mit Trägern befördern und die Häuser daher wiederholt verwenden kann.

Bei den Bomabauten, das sind die befestigten Stationsanlagen, wurden vielfach Luft- und Feldbrandziegel mit Lehmmörtel, Dächer aus Matten, Gras, Schilf und dergleichen verwendet. Auch wurden anfangs fertig abgebundene Fachwerkhäuser leichtester Bauart, Zelte, Döckersche Baracken, Wellblechhäuser und dergleichen hinausgesandt, um für die Weissen die erste Unterkunft zu schaffen. Diese Bauten haben sich aber, ebenso wie die Monierbauweise und die Verwendung der Gipsdielen, im allgemeinen, von ganz vorübergehenden Zwecken abgesehen, in den Tropen wenig bewährt, besonders wegen der geringen Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen; die Wände sind zu dünn, auf den Gipsdielen haftet der Putz nicht gut, die unvermeidlichen Hohlräume bilden Brutstätten und Zufluchtsorte für allerhand Ungeziefer. Ausserdem sind diese Bauten ziemlich teuer, die Eisenteile rosten sehr schnell, während das Holzwerk von den weissen Ameisen angegriffen wird. Man wandte sich daher, sobald man die eingeborenen Handwerker angelernt hatte, den Steinbauten zu und errichtete die ersten Steinhäuser, z. B. in dem Küstengebiet von Ostafrika in arabischer Bauart, unter Verwendung des dort überall sich darbietenden vortrefflichen Korallensteines, der allerdings den Nachteil hat, dass er die Feuchtigkeit lange festhält. Hierbei werden die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Decken aus den sogenannten Boriti, das sind rohe Rundhölzer bis zu 15 cm Durchmesser aus Mangroven- oder anderen Hölzern, hergestellt. Die Zwischenräume werden durch Steinplatten überdeckt, darüber folgt eine Konkret-Abdeckung oder man legt die Rundholzstangen dicht an dicht, so dass sie den aufgebrachten Lehmschlag oder Beton ohne weiteres aufnehmen können. Bei weiteren Bauausführungen wandte man sich für die Form des Einzelwohnhauses dem indischen Bungalow zu, das auch in unseren Kolonien als Vorbild für das bessere Wohnhaus diente. Für unsere einfacheren Beamtenwohnhäuser und Dienstgebäude erwies sich indes das Bungalow bald als zu kostspielig.

In den ersten Zeiten der lebhafteren Bautätigkeit in Ostafrika hat sich dort, wohl unter dem Einfluss des damaligen Gouvernementsarchitekten, Kaiserlichen Regierungs- und Baurats Friedrich Gurlitt, ein eigenartiger Tropenstil in massiver Bauweise entwickelt, in dem arabische Architekturmotive geschickt verwertet sind. Dieser Stil hat eine Anzahl bei aller Schlichtheit recht brauchbarer und ansehnlicher Wohn- und Dienstgebäude, Kasernen, Zollbauten, Krankenhäuser usw. in Daressalam, Tanga, Kilwa, Kisiwani, Pangani, Bagamoyo und Lindi hervorgebracht.*) Infolgedessen zeichnet sich das Ansehen unserer ostafrikanischen Städte Daressalam und Tanga heute sehr vorteilhaft aus beispielsweise vor Nairobi in Britisch-Ostafrika, einer noch fast ganz aus Wellblech erbauten Stadt.

Bei unserer Bauausführung in Ostafrika sind die eingangs aufgestellten Grundsätze in weitem Umfange berücksichtigt und die Verwendung der Arbeits- und Baustoffe, wie sie das Land selbst bietet, soweit als tunlich, ermöglicht. Es sind also Steingebäude in Putzbau mit massiven, weit ausladenden Dächern, die Umfassungswände meist aufgelöst in Arkaden oder Veranden, oft noch mit unteren Zwischendächern versehen. Man baut vielfach breite Wohnveranden von 3½ m Breite und mehr, auf denen man Möbel aufstellen kann und tatsächlich den Tag, in der heissesten Jahreszeit wohl selbst die Nacht, zubringt. Für Wohndielen und Hallen wie bei uns scheint in den Tropen weniger ein Bedürfnis zu bestehen. Hier würde die ausreichende Licht- und Luftzufuhr Schwierigkeiten machen; wo diese aber fehlt, nisten sich leicht Mücken und allerhand Ungeziefer ein.

Die Küche legt man meist ausserhalb des Hauses in einen besonderen kleinen Anbau, um das schwarze Personal dem Hause möglichst fernzuhalten. Dieser Zweck wird noch besser erreicht, wenn man den

*) Ausführlich veröffentlicht in der Zeitschrift für Bauwesen 1905, Seite 58.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anbau vom Hause abrückt und mit diesem durch einen gedeckten schmalen Gang verbindet. Unterkellerungen werden in den Tropen im allgemeinen nicht angelegt, meist weil das Bedürfnis dazu fehlt. Sie sind auch nicht zu empfehlen, weil Vorräte, Speisen und Getränke, in solchen Kellerräumen rasch verderben und überdies, der Aufsicht der Hausfrau entzogen, dem Diebstahl sehr ausgesetzt sind. Besondere Vorratsräume werden daher in der Regel im Erdgeschoss vorgesehen.

Hohlräume unter dem Fussboden sollten, soweit möglich, mit Boden hinterfüllt werden.

Das Holzwerk ist der Termiten wegen sehr gefährdet. Wir haben in den Tropen aber auch einige Hölzer, die sich als ameisenfest erwiesen haben, so besonders das braune Mninga- und das braune Mwuleholz und das sogenannte rote Eisenholz, Kamballa, u. a. Diese werden daher jetzt für Fenster, Türen, Treppen u. dergl. vielfach verwendet. Das Holz ist aber so hart, dass es sich nicht nageln und nur schwer bearbeiten lässt. Statt der hölzernen Dachverbände, die aus ameisenfestem Bauholz sehr kostspielig sein würden, greift man gern zu flachen Betonabdeckungen zwischen Eisenträgern, wie man auch für die Geschoss- und Verandadecken Zement- oder Betonkappen auf Eisenträgern statt der Holzbalken verwendet. Die flach geneigten Betondachflächen oder Decken der Veranden werden vielfach mit Ruberoid, das ist eine getränkte, filzige, sehr widerstandsfähige Dachpappe, oder anderen ähnlichen Baustoffen abgedeckt. Um die Dächer der Wohnhäuser möglichst gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, hat man mit Erfolg die Anordnung so getroffen, dass über der wagerechten Decke, die aus Wellblech auf T-Trägern mit darüber aufgebrachtem Lehmschlag gebildet ist, noch ein niedriger Luftraum folgt, der nach oben durch das flach geneigte Dach abgeschlossen wird. Diese Bauart hat man im Bezirke der Usambarabahn mit Vorteil angewendet. Statt der Formeisen werden im Innern des Landes die dicht an dicht verlegten Rundholzstangen verwendet, auf denen man Lehmschlag oder Beton aufbringt. Die Räume der so hergestellten Häuser sollen sich vermöge ihrer doppelten Decke ausserordentlich kühl erhalten.

Ganz besondere Schwierigkeiten im Wohnungsbau sind nun im Innern des Landes zu überwinden, wo Eisenbahnen oder fahrbare Strassen noch nicht hingedrungen sind und wo es natürlich auch an guten Handwerkern meist völlig fehlt. Die Beförderung der Baustoffe, der Eisenträger, des Zements usw. auf den Köpfen der Trägerkarawanen bei weiten Entfernungen, steigert hier die Kosten ins Ungemessene. Man sucht daher den Transport auf die notwendigsten und kostbarsten Baustoffe zu beschränken, also in der Regel auf Zementsäcke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Wellblechtafeln; denn die kostspieligen Baustoffe können am leichtesten einen gewissen Frachtzuschlag vertragen. So feiert denn hier im Innern auch jetzt noch das Wellblech wegen der leichten Tragbarkeit der Tafeln seine grössten Triumphe. Die Bauweise aus rohen Feldsteinen oder Luftziegeln mit Wellblechdächern, die Decke in Boritibauart aus Rundholzstangen, bietet hier immer noch den besten Ausweg. Ein gutes Aussehen und bessere Ausführung lässt sich aber selbst bei diesen Bauten erzielen, wenn besondere Sorgfalt angewandt wird oder bessere afrikanische Handwerker, Fundis, zur Verfügung stehen.

In sumpfigen Gegenden, wo Fiebergefahr besteht, werden zur Sicherung der Schlafräume die Fenster vielfach, natürlich auf Kosten der frischen Luftzufuhr, mit Mückendrahtnetz bekleidet. Man bringt dann wohl auch an den Schlaf- und Wohnräumen besondere Vortüren an, durch die ein Eindringen der Stechmücke in die Innenräume verhindert werden soll. In Mückengegenden werden Drahtgewebe (aus dünnem Bronzedraht) bisweilen auch zur Verkleidung der Veranden verwendet, damit man abends ungestört bei Lampenlicht sich auf der Veranda aufhalten kann, wenn man nicht vorzieht, besondere mückensichere Verschläge für den Aufenthalt auf den Veranden aufzustellen, etwa 2 : 2½ m gross und 2½ m hoch, mit besonderer Tür, das ganze Rahmwerk ringsum und oben mit Drahtgewebe bezogen.

Dass wir bei allen tropischen Wohnungsbauten, bei den beschränkten Mitteln unserer Etats, die grösste Sparsamkeit üben, uns daher auf einfachste, möglichst haltbare Ausführung beschränken, allen entbehrlichen Zierat und Luxus streng vermeiden müssen, ist selbstverständlich.

Ich möchte nun noch einen besonderen Vorschlag erwähnen, der das Uebel des Tropenaufenthaltes in seiner ungünstigen Wirkung auf den Weissen an der Wurzel bekämpfen will.

Als Abhilfe gegen die Wirkungen des Tropenklimas auf den Europäer hat Regierungsbaumeister Grieshaber, München 1907, vorgeschlagen, künstlich temperierte Gebäude herzustellen, und zwar zunächst für Bauten in warmen Zonen den sogenannten Korkstein, ein aus Korkabfällen und einem tonigen Bindemittel in Brett- oder Ziegelform von 5 bis 6 cm Stärke hergestelltes Fabrikat, zur Isolierung der Aussenwände von Gebäuden gegen die Tropensonne zu verwenden. Der Korkstein erscheint wohl geeignet, den Wärmeausgleich zwischen Innenräumen und Aussentemperatur erheblich zu verzögern. Wenn es auch gelungen ist, den Korkstein durch Tränkung mit Asphalt oder Hartpech widerstandsfähig gegen die Feuchtigkeit zu machen, so erscheint doch noch fraglich, ob dieser Baustoff mit seinen zahlreichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleinen Hohlräumen sich auch vom Ungeziefer tropischer Länder — Termiten, weissen Ameisen — wird freihalten lassen. In Gegenden, wo nächtliche Abkühlung stattfindet, könnte die versuchsweise Verwendung von Korkstein zur Bekleidung der Aussenflächen des Gebäudes empfohlen werden, wenn man ihn durch Putz und überhängende Dächer gegen Schlagregen und die Sonnenstrahlen schützt. Besser als eine Putzschicht würde wohl eine einen halben Stein starke Vormauerung, wie bei industriellen Kühlanlagen üblich, wirken. Immerhin dürfte eine derartige Ausführung die Baukosten des Gebäudes nicht unerheblich erhöhen.

Da in den Tropen weniger die hohe Temperatur, als der zu hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft verderblich auf den Gesundheitszustand der Europäer einwirkt, so hat derselbe Verfasser weiterhin vorgeschlagen, in Gegenden mit nächtlicher Abkühlung der Atmosphäre den gut zu isolierenden Wohnräumen gekühlte und getrocknete Frischluft zuzuführen, und zu diesem Zweck für eine wiederholte Abkühlung der Luft in tropischen Gebäuden — hier kommen in erster Linie wohl Krankenhäuser in Frage — dadurch zu sorgen, dass man nächtlich abgekühlte Frischluft an der Decke der Räume einführt, während die Abluft durch die Undichtigkeiten in den Fenstern und Türen und von den Fluren aus zu den mit Abluftröhren versehenen Nebenräumen abströmen soll. Die nachts abgekühlte Aussenluft soll dabei mittels eines Ventilators in einen Vorraum getrieben, dort gereinigt und dann in einen unter dem Korridor liegenden, sorgfältig isolierten, mit Kühlröhren gefüllten Kanal geleitet werden. Hier wird sie auf die gewünschte niedrige Temperatur abgekühlt und dann durch senkrechte Schächte zu den wagerechten Sammelkanälen der einzelnen Geschosse an die Decke der Korridore geleitet, und von da in die verschiedenen Räume verteilt.

Die Herstellung einer solchen Kühlanlage würde bei der heutigen Entwickelung der Kältetechnik in Deutschland wohl keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen. Schwieriger aber erscheint die Beseitigung des hohen Feuchtigkeitsgehalts der Frischluft.

Der genannte Verfasser berechnet an einem Beispiel die jährlichen Betriebskosten der Kühlanlage für ein zweigeschossiges Krankenhaus von 59 m Länge und 21 m Breite zu rund 70 Betten, bei rein maschinellem Kühlbetrieb zu 51 000 Mk. und die Einnahmen aus Eisfabrikation und Kühlkellermiete zu 26 400 Mk., so dass eine jährliche Ausgabe verbleibt von 24 600 Mk. oder 96 Pfg. bis rund 1 Mk. für den Tag und das Bett.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die einmaligen Kosten der Isolierung des Gebäudes sind für das gewählte Beispiel zu 30 000 Mk. ermittelt. Für ein unterkellertes eingeschossiges Tropenwohnhaus von 12 . 20 m = 240 qm Grundfläche würden die jährlichen Betriebskosten der Kühlung 5100 Mk. betragen.

Es erscheint nicht ausgeschlossen, die Betriebskosten durch den Ertrag aus vermietbaren Kühlkellern und aus der Eisherstellung noch etwas herabzudrücken; dagegen würde es wegen der Gefahr der Uebertragung von Krankheitsstoffen vielleicht bedenklich sein, Eis für Kühl- und Genusszwecke in unmittelbarer Nähe von Krankenräumen herzustellen. Die errechneten jährlichen Betriebskosten für eine derartige Anlage sind indessen noch so hoch, dass man aus wirtschaftlichen Gründen solchen Ausführungen einstweilen leider wohl kaum näher treten kann.

Dagegen könnte in Gegenden mit starker nächtlicher Abkühlung die Ausführung eines Versuches mit Korksteinbekleidung der Aussenflächen eines Gebäudes in Frage kommen. In unseren Tropen fehlt diese nächtliche Abkühlung, und in Südwest, wo sie eintritt, besteht kein grosses Bedürfnis für die künstliche Abkühlung von Wohnräumen. Ein entsprechender Versuch in unseren Schutzgebieten lässt sich daher bis auf weiteres leider wohl nicht in Aussicht stellen.

Dagegen will man nach einer Mitteilung der Zeitschrift „Quinzaine Coloniale", 1910, Seite 284, vom 25. April, den Neubau des Gouvernementspalastes von St. Louis in Senegal mit einer künstlichen Kälteerzeugungsanlage versehen.

Auch hat man bei dem Stadttheater in Rio de Janeiro, einem Bau, der mit einem Kostenaufwand von 14 000 000 Mk. im Juli vorigen Jahres vollendet wurde, eine Kühlanlage hergestellt, die den Luftraum des Theaters von 15 000 cbm Inhalt bei 26 bis 27 Grad C. Aussentemperatur auf 20 Grad C. bei höchstens 70 Prozent Feuchtigkeitsgehalt der Luft halten soll. Der Antriebmotor der Maschine hat 105 PS. und arbeitet täglich 17 Stunden. Die jährlichen Betriebskosten der Anlage sind in der Veröffentlichung von Pfeiffer in der Zeitschrift „Eis- und Kälte-Industrie" leider nicht angegeben.

Zum Schluss möchte ich noch betonen, dass unsere Bestrebungen, zu einer gesunden und zweckmässigen Bauweise in den Tropen zu gelangen, heute keineswegs abgeschlossen sind, im Gegenteil, wir stehen durchaus noch in der Entwickelung und befinden uns vielfach im Zustande der Versuche. Ich würde es mit besonderem Dank begrüssen, wenn meine kurzen Bemerkungen, die Ihnen wohl schwerlich viel Neues haben bieten können, nach der einen oder anderen Richtung zu weiteren Verbesserungen und Fortschritten anregen möchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ernährung der Europäer in den Tropen.

Von Prof. Dr. **W. Caspari.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Die Ernährung der Europäer in den Tropen stellt ein Problem dar, welches sich der allgemeinen Frage nach der Abhängigkeit der menschlichen Lebensbedingungen von klimatischen Einflüssen unterordnet. Unsere wissenschaftlichen Kenntnisse auf diesem Gebiete sind aber zurzeit noch sehr mangelhaft. Abgesehen vielleicht vom Höhenklima, über welches ein reichliches wissenschaftliches Material zurzeit bereits vorliegt, besitzen wir viel zu wenig wirklich exakte Stoffwechselversuche, um nicht durch individuelle Eigentümlichkeiten getäuscht und zu unzutreffenden Verallgemeinerungen verführt zu werden, wie dies zum Beispiel die These R a n k e s über das Tropenklima beweist.

Die Bereicherung unseres Wissens gerade hinsichtlich des Tropenklimas ist vor allem deswegen so besonders notwendig, weil bei der dauernden Expansion der europäischen Rassen den wissenschaftlichen Arbeitern die Pflicht obliegt, sichere Grundlagen zu gewinnen, um ihre Volksgenossen gegen die Gefahren eines fremden Klimas zu schützen und sie mit Ratschlägen für ihre eigene Erhaltung und diejenige der Eingeborenen zu versehen. Diese Fürsorge muss sich nach zwei Seiten hin erstrecken: Sie hat erstens die Bekämpfung der Krankheiten und Seuchen, welche sich an das tropische Klima gebunden erweisen oder vorwiegend in diesem Klima auftreten, zum Ziele, zweitens die Erforschung der für dieses Klima günstigsten Lebensweise, die mit allgemeinem Wohlbefinden und möglichst grosser Leistungsfähigkeit auch die Resistenz gegen Infektionen erstrebt. In ersterer Hinsicht sind in den letzten Jahrzehnten die gewaltigsten Fortschritte gemacht worden. Hinsichtlich der zweiten, mindestens gleichwertigen Aufgabe steht die Wissenschaft durchaus im Beginne der Entwickelung, und wir sind vielfach auf mehr oder weniger rohe Empirie angewiesen.

Hieraus ergibt sich, wie ausserordentlich schwierig es ist, auf Grund unseres heutigen Wissens zur Frage der Ernährung des Europäers in den Tropen Stellung zu nehmen, besonders auch deswegen, weil unsere Kenntnise selbst hinsichtlich der Ernährung in dem von uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewohnten „gemässigten" Klima zurzeit noch keineswegs lückenlose sind.

Auch ein weiterer Gesichtspunkt muss von vornherein klar ins Auge gefasst werden. Wenn wir die Frage nach der Ernährung des Europäers in den Tropen aufwerfen, so heisst dies doch mit anderen Worten: Wie muss die Ernährung des Europäers sich ändern, wenn er aus dem gewohnten europäischen Klima unter die ungewohnten Einflüsse des Tropenklimas kommt. Nun ist aber der Begriff des Tropenklimas keineswegs ein einheitlicher. Im allgemeinen ist es ja charakterisiert durch hohe Lufttemperaturen, so dass also die wärmeregulatorischen Vorgänge bei Beurteilung der Einwirkung dieses Klimas auf den Menschen im Vordergrunde des Interesses stehn. Diese hängen aber keineswegs nur von der Lufttemperatur als solche ab, sondern sind in ausserordentlich hoher Weise in ihrer Wirksamkeit unterschieden je nach der Luftfeuchtigkeit, Sonnenbestrahlung, Windstärke usw. In dieser Beziehung bestehen nun aber in den Tropen sehr wesentliche Unterschiede. Es gibt Gegenden mit sehr gleichmässig hohen Temperaturen und grosser Feuchtigkeit, teils mit starker Sonnenbestrahlung (Küstengebiete), teils ohne dieselbe (Urwaldgebiete), anderseits aber Gegenden mit sehr geringem Feuchtigkeitsgrade und starken Unterschieden zwischen Tag- und Nachttemperatur (Wüstenklima). In anderen Gegenden wiederum kombiniert sich das Tropenklima mit dem Höhenklima, und es entstehen hinsichtlich der Temperatur in solchen Gegenden häufig Bedingungen, wie wir sie im gemässigten Klima vorfinden, ja selbst solche, die mit den Verhältnissen des arktischen Klimas in Parallele zu stellen sind, z. B. im Himalaja. Dabei treten dann mehr oder weniger die klimatischen Faktoren in den Vordergrund, die für das Höhenklima charakteristisch sind.

Es ist klar, dass, wenn wir nach einer Beeinflussung der Ernährungsweise des Europäers in den Tropen forschen, dieses Thema wiederum in eine grosse Anzahl von Spezialfragen, je nach dem Charakter der klimatischen Verhältnisse der betreffenden Oertlichkeit, zerfallen würde. Doch sind wir zurzeit noch weit davon entfernt, diese Gesichtspunkte gebührend berücksichtigen zu können.

Auf zwei Wegen ist die wissenschaftliche Forschung an die Lösung der hier skizzierten Fragen herangegangen. Einerseits hat sie sich bemüht, die einzelnen Faktoren eines Klimas festzustellen und die Variationen derselben in ihrem Einfluss auf den menschlichen Organismus im Laboratorium gesondert zu untersuchen, oder sie hat durch Versuche in den verschiedenen Regionen der Erde die Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirkung des Gesamtklimas auf den Menschen festzustellen versucht.

Immerhin bedingt es die hohe Temperatur des Tropenklimas, dass der Wärmeregulation besondere Aufmerksamkeit gewidmet sein muss, und so sind es auch wärmeregulatorische Betrachtungen, welche die Gesichtspunkte für die Ernährung der Europäer in den Tropen sowohl wie der tropischen Eingeborenen beherrschen. Besonders müssen die veränderten wärmeregulatorischen Verhältnisse eine ausschlaggebende Rolle spielen bei den Funktionen des Organismus, bei denen sie stets stark beansprucht werden. Das ist die körperliche Arbeit. In der Lebensführung des Europäers sowohl wie des Eingeborenen zeigt sich vielfach die Neigung, durch Verringerung der Körperbewegung die Wärmeproduktion zu vermindern. Immerhin erweist sich der Eingeborene in bezug auf Muskeltätigkeit als leistungsfähiger als der Europäer. Dies liegt, wie Eijkman[1]) für den Malaien, Rubner[2]) für den Neger übereinstimmend festgestellt haben, nicht daran, dass die stärker pigmentierte Haut an sich für die Entwärmung des Organismus günstiger ist, sondern wohl vornehmlich daran, dass der Eingeborene, was der Europäer wegen der Empfindlichkeit seiner Haut gegen die Sonnenstrahlung nicht nachahmen kann, mehr oder weniger nackt geht. Ein weiterer Punkt von, wie mir scheint, nicht unwesentlicher Bedeutung kommt noch hinzu. Für die Malaien wenigstens, welche Eijkman beobachtete, scheint es sicher zu sein, dass sie weniger Wasser aufnehmen als die unter gleichen Verhältnissen untersuchten Europäer, und dass sie auf diese Weise ihre Gesamtperspiration in engeren Grenzen halten. Gewiss ist die Aufnahme gekühlter Getränke für die Herabsetzung der Körpertemperatur einigermassen wirksam, und das Gefühl der Abkühlung, das hierdurch erreicht wird, sehr angenehm. Doch erscheint auch in Hinsicht der Wasseraufnahme vor einem Zuviel gewarnt werden zu müssen. Durch eine Wasseraufnahme über den Bedarf hinaus wird ja wiederum eine erhöhte Tätigkeit der Schweissdrüsen Platz greifen müssen. Nach allem aber, was wir über die Wirkung der Drüsentätigkeit für den Haushalt des Organismus sonst erfahren haben, wird man annehmen müssen, dass auch eine ausserordentlich gesteigerte Tätigkeit der Schweissdrüsen nicht nur für die Entwärmung unnütz ist, sondern sogar ihrer-

[1]) Vergleichende Untersuchung über die physikalische Wärmeregulierung bei dem europäischen und dem malaiischen Tropenbewohner. Virchows Archiv, 1895, Band 140, Seite 165.

[2]) Vergleichende Untersuchung der Hauttätigkeit des Europäers und Negers usw. Archiv für Hygiene 1900, Band 38, Seite 154.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seits wiederum zu einem vermehrten Stoffzerfall und damit zu erhöhter Wärmeproduktion führt. So ist hier wieder einmal ein circulus vitiosus gegeben, der eventuell eine so erhebliche Zufuhr kalter Getränke bedingt, dass dies auch für den Verdauungsapparat nicht gleichgültig sein und die auch sonst schon häufig gegebene Neigung zu Verdauungsstörungen vermehren kann.

Nach den Erfahrungen von Zuntz und Schumburg[3]) bestehen aber auch zwischen einzelnen Personen wesentliche individuelle Unterschiede in der Tätigkeit der Schweissdrüsen. Auch reagierte nach wiederholten Märschen in Sommertemperatur die Haut nicht mehr so stark auf die gleichen Reize. Es müssten in dieser Hinsicht nicht nur die Versuche von Eijkman fortgesetzt werden, sondern vor allem auch die Wirkung der Kost, speziell ihres Gehaltes an Eiweisskörpern, an Würzen, Alkohol, Salzen auf die Schweisssekretion bei gegebener Temperatur und Muskeltätigkeit erforscht werden.

Aus der relativen körperlichen Untätigkeit des Europäers in den Tropen folgt, dass die Nahrungsaufnahme nicht über den Bedarf gesteigert werden soll, weil eine zu grosse Nahrungszufuhr ja stets mit einem Wachsen der Wärmeproduktion verbunden sein muss und die naheliegende Gefahr einer Schädigung des Verdauungsapparates erhöht.

Hiermit kommen wir zu der für die Ernährung des Europäers in den Tropen so wichtigen Frage, ob der Nahrungsbedarf unter den dort herrschenden klimatischen Bedingungen ein herabgesetzter ist, etwa im Sinne einer chemischen Wärmeregulation. So gering nun auch, wie erwähnt, unser exaktes positives Wissen über die Frage der Ernährung in den Tropen zurzeit noch ist, so glaube ich doch, dass auch unsere heutigen Kenntnisse schon gestatten, diese grundlegende Frage des Stoffwechsels in den Tropen zu beantworten, und zwar im verneinenden Sinne. In den Versuchen von Eijkman[4]) ergab sich für den akklimatisierten Europäer sowohl, als auch für den Malaien eine Nahrungsaufnahme, die hinsichtlich ihres Energiewertes durchaus der Arbeitsleistung der betreffenden Individuen entsprach. Die Nahrung der malaiischen Eingeborenen ist in ihrem Brennwert eher hoch als niedrig. Auch Glogner[5]) hat in zwei vergleichenden Selbstversuchen in Europa und in den Tropen keine Herabsetzung seiner Nah-

[3]) Physiologie des Marsches. Berlin bei Hirschwald, 1901.

[4]) Beitrag zur Kenntnis des Stoffwechsels der Tropenbewohner. Virchows Archiv, 1893, Band 133, Seite 105.

[5]) Mein Nahrungsbedürfnis in den Tropen und in Europa. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene. Bd. XIII, 1909, Seite 169.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungsaufnahme gefunden. Ranke[6]) war allerdings geneigt, auf Grund seines Selbstversuches eine bei langdauernder Einwirkung des Tropenklimas sich einstellende chemische Regulation anzunehmen. Doch kommt auch er schliesslich zu dem Schlusse, dass zur Erklärung der von ihm beobachteten starken Abnahme der Nahrungsaufnahme bei dem sehr heissen und feuchten Klima während der Regenzeit in Zentralbrasilien eine chemische Regulation, d. h. eine Verminderung des Nahrungsbedarfes nicht herangezogen werden kann.

Ich selbst hatte Gelegenheit, einen exakten Stoffwechselversuch zu bearbeiten, welchen die Herren Schilling und Jaffé mit genau analysierter Kost in Berlin und in verschiedenen Gegenden Afrikas bei Ruhe sowohl wie bei Arbeit an sich ausführten. Von diesen Versuchspersonen war Herr Professor Schilling an das Tropenklima gewöhnt. Er war schon zu wiederholten Malen längere Zeit in Afrika gewesen. Herr Dr. Jaffé hingegen war bei diesem Versuche zum ersten Male den Einflüssen des Tropenklimas ausgesetzt. Beide unterzogen sich zunächst einem Stoffwechselversuch in Berlin bei relativer Ruhe (Laboratoriumstätigkeit), wie bei Körperarbeit (Radfahren). Nach 14 Tagen des Aufenthaltes in Afrika folgte dann ein Ruheversuch, entsprechend demjenigen in Berlin. Derselbe wurde in Kpeme in Togo, also im tropischen Küstenklima, ausgeführt. Die Lufttemperatur schwankte während dieses Versuches zwischen 25 und 33,5 Grad. Die relative Feuchtigkeit der Luft betrug 78,8 bis 100 Proz. Der Arbeitsversuch wurde dann später von den beiden Herren an getrennten Orten ausgeführt, und zwar von Herrn Schilling in Tokpli, 60 km von der Küste entfernt. Das Klima dort war noch ausgesprochener tropisch als an der Küste, da bei sonst ähnlichen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen die erfrischende Seebrise fehlte. Die Arbeit bestand dort in Märschen von 1—1½ Stunden. Herr Jaffé dagegen stellte seinen zweiten Versuch in Sokodé an, zirka 300 km von der Küste entfernt. Das Klima Sokodés unterscheidet sich sehr wesentlich von demjenigen der Küste. Es herrscht dort nämlich, zur Zeit des Versuches von Herrn Jaffé, im Januar, der sogenannte Harmattan, ein exquisit trockener Wind, der die relative Feuchtigkeit auf zirka 20 Proz. herabdrückt. Dadurch werden die Nächte kühl und erfrischend, während die Mittagstemperatur fast stets über 30 Grad steigt. Es war also in diesem Versuch Gelegenheit gegeben, den Stoffwechsel zweier Männer zu beobachten, von denen der eine wiederholt in Afrika gewesen war,

[6]) Ueber die Einwirkung des Tropenklimas auf die Ernährung des Menschen. Berlin bei Hirschwald, 1900.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der andere sich zum ersten Male in den Tropen befand. Der zweite Versuch wurde von Herrn Schilling 5 Monate, von Herrn Jaffé 8 Monate nach dem Eintreffen in Afrika ausgeführt. Die Versuche konnten ferner noch dadurch vervollständigt werden, dass ein durch langjährigen, ununterbrochenen Aufenthalt in Afrika durchaus akklimatisierter Europäer, Herr Zollassistent Lang in Tokpli, sich zu einem Versuche zur Verfügung stellte. Ich möchte im Rahmen dieses Vortrages, der ja nur in skizzenhaften Umrissen die Fragen und Erfahrungen über die Ernährung des Europäers in den Tropen geben kann, mich nicht darauf einlassen, Zahlenmaterial vorzulegen. Ich möchte daher hier nur soviel sagen, dass keine der so mannigfaltig variierten Versuchsperioden den geringsten Anhalt dafür gegeben hat, eine Herabsetzung des Nahrungsbedarfes in den Tropen anzunehmen, vielmehr zeigten sich keine wesentlichen Unterschiede in der Nahrungsaufnahme und deren Wirkung bei den genannten beiden Herren in Berlin und in Afrika.

Wenn eine Herabsetzung des Nahrungsbedarfes in den Tropen nicht statthat, so muss man wohl aus den Versuchen von Ranke folgern, dass der Appetit in den Tropen zuweilen sehr stark herabgesetzt ist und dadurch eine Unterernährung Platz greifen kann. Doch ist dies keineswegs die Regel und gehört wohl ebenso in das Gebiet der Pathologie, wie manche Schädigung des Appetites, die im gemässigten Klima eintritt. Dem bekannten Buche von Johannes Ranke, „Der Mensch“,[7]) entnehme ich eine Bemerkung von Falkenstein, dass sein Appetit an der Loangoküste in geradezu unerfreulicher Weise zugenommen habe. Auch die Herren Schilling und Jaffé geben an, dass ihr Appetit während des Aufenthalts in den Tropen unverändert gut gewesen sei. Es ist allerdings eine Bemerkung von Herrn Schilling in einem Briefe aus Kpeme beachtenswert, in welchem er über den Verlauf des Versuches berichtet und mitteilt, dass er während desselben eine gewisse Sehnsucht nach Gewürzen verspürt habe. Erfahrungen, die wir bei unseren Versuchen über die Einwirkung des Hochgebirgsklimas auf den Organismus gesammelt haben, sprechen doch dafür, dass diese Sehnsucht nach Reizmitteln das erste Anzeichen einer beginnenden Schädigung des Appetites darstellt. Dies ist ja auch theoretisch sehr plausibel, da wir heute wissen, dass diese Reizmittel in zweifelloser Weise die Absonderung der Verdauungsfermente des Magendarmkanals beeinflussen. Es ist ja wohl allgemein in den Tropen üblich, die Speisen sehr stark gewürzt zu geniessen. Oft

[7]) II. Auflage, 1894. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden die Gerichte von den Eingeborenen so scharf zubereitet, dass sie für den Europäer geradezu ungeniessbar werden. Dies hat aber häufig seinen Grund nicht in Störungen der Verdauungstätigkeit, sondern in der Einförmigkeit der Kost, wie sie den Eingeborenen meist, aber auch häufig den europäischen Ansiedlern, zu Gebote steht.

Wie dem aber auch sein mag, wir finden in diesen Versuchen keine wesentlich verschlechterte Ausnutzung der Nahrung, welche sicherlich deutlich hervortreten würde, wenn der Aufenthalt im Tropenklima eine Schädigung des Darmkanals und seiner Drüsen bewirken würde. Allerdings werden die Eiweisssubstanzen von Jaffé in den Tropen etwas schlechter ausgenutzt als in Berlin, und unsere Erfahrungen im Hochgebirge weisen wiederum darauf hin, dass es die Eiweisssubstanzen sind, bei denen sich eine Verschlechterung der Verdauungsverhältnisse zuerst bemerkbar macht. Es ist ja dies bei dem grossen Molekül der Eiweisssubstanzen und der dadurch bedingten starken Arbeit des Darmkanals bei ihrem Abbau sehr wohl erklärlich. Immerhin bleiben aber die Resorptionswerte für die Eiweisssubstanzen bei Jaffé noch innerhalb der Grenze des Normalen, so dass es zum mindesten gewagt erscheint, für derartige geringe Unterschiede Klimawirkungen verantwortlich zu machen.[8]) Wenn schliesslich Eijkman bei seinen Malaien eine etwas schlechtere Resorption der Nahrungsmittel gefunden hat, als wir sie im allgemeinen zu sehen gewohnt sind, so ist dies wohl auf die zellulosereiche, vorwiegend vegetabilische Kost der Eingeborenen zurückzuführen.

Nach alledem, was wir über den Nahrungsbedarf, den Appetit und die Verdauung der eingeführten Nahrung besprochen haben, kann ich mich voll und ganz der Anschauung Rubners[9]) anschliessen, dass hinsichtlich des Gesamtstoffwechsels von Personen, die in den Tropen leben, kein Unterschied im Verhältnis zu Personen in der gemässigten Zone bestehe.

Hinsichtlich der Zusammensetzung der Nahrung hat man vor einem zu grossen Eiweissreichtum gewarnt und auf die kohlehydratreichen Vegetabilien verwiesen. Der Grund dafür ist, dass die Verdauungsarbeit bei Eiweisszufuhr (spezifisch dynamische Wirkung

---

[8]) Die Resorption der Eiweisssubstanzen war bei Jaffé in Berlin ungewöhnlich gut. Sie betrug 93,9 Proz. in der I. Ruheperiode, 84,5 Proz. in der Arbeitsperiode, 92,1 Proz. in einem später ausgeführten Nachversuch. In Afrika in der Ruheperiode 87,7 Proz., in der Arbeitsperiode 90,6 Proz.

[9]) Vergleichende Untersuchung der Hauttätigkeit des Europäers und des Negers nebst Bemerkungen zur Ernährung in warmen Klimaten. Archiv für Hygiene, 1900. Band 38, Seite 154.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Sinne Rubners) eine grössere ist als bei Aufnahme von Fetten und Kohlehydraten. Damit steigt natürlich die Wärmeproduktion. Man muss aber dabei bedenken, dass in der vegetabilischen Kost, wie sie bei den Eingeborenen in den Tropen üblich ist und für den Europäer vielfach empfohlen wird, ein grosser Reichtum an Zellulose vorhanden ist. Mir ist kein Versuch bekannt, in welchem untersucht worden wäre, wie weit ein besonders starker Reichtum an Zellulose in der Nahrung des Menschen die Verdauungsarbeit steigert. Bei den Herbivoren jedenfalls ist der Gehalt an Zellulose durchaus ausschlaggebend für den Verbrauch an Energie bei der Verdauung. Dass eine starke Reduktion des Eiweissquantums auch bei hohem Brennwert der Gesamtnahrung seine Bedenken hat, scheint mir aus den Mitteilungen von Mac Cay-Kalkutta[10]) hervorzugehen. Dieser verglich den Stoffwechsel eiweissarm ernährter Bengalen mit dem eiweissreicher ernährter Anglo-Inder und Eurasier an einer indischen Hochschule. Die letztere Klasse erwies sich leistungsfähiger und entwickelte sich besser bei einer Zufuhr von zirka 0,2 g resorbierbaren Stickstoffs und 42 bis 50 Kal. gegenüber den bengalischen Studenten mit 0,15 g N. und 59 Kal. pro Kilo Körpergewicht. Es muss aber hervorgehoben werden, dass die jungen Leute die Grenze des Wachstums noch nicht erreicht hatten, dass aber die Bengalen im Durchschnitt im 18. Lebensjahre, die Anglo-Inder und Eurasier bereits mit 16 Jahren in die Hochschule eintreten. Dadurch werden die Schlussfolgerungen über Körperzunahme und Wachstum einigermassen getrübt. Denn es ist klar, dass die Entwickelungsmöglichkeit der älteren Bengalen geringer war als die der jüngeren Anglo-Inder und Eurasier. Dazu kommt, dass die Bengalen frühreifer sind.

Bei den grossen Gefahren der tropischen Infektionskrankheiten verdient auch die Anschauung Forsters[11]) Beachtung, dass die Produktion der Schutzkörper im Organismus zu dem Eiweissumsatz in quantitativer Beziehung steht. Diese Erkenntnis stellt ganz neue Gesichtspunkte auf für die Beurteilung von Ernährungsformen und Kostsätzen. Sie verdient ganz zweifellos weitgehende Beachtung derartig, dass besonders für die Tropen die Abhängigkeit der Resistenz gegen Infektionen von der Ernährung eingehend geprüft werden muss. Hierbei wird aber sicher nicht nur der Einfluss der drei organischen

[10]) Standards of the constituants of the urine and blood and the bearing of the metabolism of Bengalis on the Problem of nutrition. Scientif. memby officers — of the Government of India, No. 34.

[11]) Zur Frage des kleinsten Eiweissbedarfes. Internationaler Kongress für Hygiene und Demographie. Berlin, 1908.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nährstoffkategorien zu berücksichtigen sein, sondern auch der der Mineralstoffe. Wie wirkt reichliche Kochsalzgabe in verschiedenen Klimaten, wie eine Erhöhung des Kalk-, Magnesia-, Phosphorgehaltes in der Nahrung, der ja namentlich durch Gemüse und Früchte modifiziert wird?

Hinsichtlich des Phosphorgehaltes haben wir bereits durch die Arbeiten verschiedener Autoren wesentliche Anhaltspunkte. Die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Beri-beri und dem Reisgenusse wurde schon längere Zeit geargwohnt. Neuere Untersuchungen haben nun gelehrt, dass es sich nicht etwa um Vergiftungserscheinungen durch fehlerhaft zubereiteten oder verdorbenen Reis handelt, sondern vielmehr darum, dass bei dauernder, einseitiger Ernährung mit poliertem, sogenanntem weissem Reis der Organismus nicht nur an Eiweiss, sondern auch an Phosphorsäure verarmt. Dies ist dadurch zu erklären, dass bei dem Polieren des Reiskernes das Pericarp (Silberhäutchen) verloren geht, welches grosse Mengen organisch gebundenen Phosphors in Form des Phytins enthält. Nur geschälter, aber unpolierter Reis, sogenannter roter Reis, enthält das Pericarp und ist unschädlich. Eijkman,[12]) Holst,[13]) Schaumann[14]) u. a. stellten zunächst fest, dass derartig einseitige Ernährung mit poliertem Reis bei Hühnern, Tauben, Kaninchen und Meerschweinchen experimentell eine Polyneuritis herbeiführte. Zusätze von Substanzen, die reichlich organisch gebundenen Phosphor enthielten, z. B. Sojabohnen, konnten den Ausbruch der Polyneuritis verhindern, die bereits vorhandene bei Tauben und Affen in kurzer Zeit völlig beseitigen. Kürzlich berichtete auch Aron-Manila[15]) über sehr gute Heilerfolge durch phosphorreiche Nahrung bei Beri-beri-Epidemien. Ob, wie Schilling[16]) in seiner Tropenhygiene annimmt, neben der alimentären auch eine infektiöse Polyneuritis besteht, vermag ich nicht zu entscheiden. Vielleicht wäre auch daran zu denken, dass das durch Mangel an organisch gebundenem Phosphor geschädigte Nervensystem seine Resistenz gegen einen weit verbreiteten Infektionserreger verliert.

---

[12]) Beri-beriähnliche Krankheit der Hühner. Virchows Archiv, Bd. 148, S. 523 und Ernährungspolyneuritis. Archiv für Hygiene, Bd. 58, Heft II.

[13]) Experimental studies relating to ship-beri-beri. Jour. of Hyg. Bd. 7, 1907, S. 619, und Holst and Fröhlich: On the etiology of Scurvy. Journ. of Hyg. Bd. 7, S. 634.

[14]) Aetiologie der Beriberi. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, Bd. 13, Beiheft 6, und Beriberi und Nukleinphosphorsäure. Ebenda, 1908, Beiheft 5.

[15]) Phosphorus-starvation with special reference to beri-beri. Philipp. Journ. of Science 1910, Bd. 3, p. 81.

[16]) Tropenhygiene 1909, bei Georg Thieme-Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ob die Pellagra, deren Entstehung ja sicher mit dem Maisgenuss zusammenhängt, auf ähnlichen Schädigungen beruht, ist meines Wissens zurzeit noch nicht entschieden. Es scheinen hier allerdings eher photodynamische Wirkungen vorzuliegen.

Aus der eben angestellten Betrachtung ergibt sich, dass eine allzu eiweissarme Nahrung nicht zu empfehlen ist. Im Anschluss hieran erscheint es notwendig, einige Worte über die vegetarische Diät und deren Verwendung in den Tropen zu sagen. Man begegnet vielfach dem Irrtum, dass eine vegetarische Diät sich mit eiweissarmer Kost deckt. Dies ist nicht unbedingt zutreffend, sicher nicht für den sogenannten Laktovegetarier, denn ihm stehen in den Milchprodukten und Eiern Nahrungsmittel zu Gebote, die reich sind an gut resorbierbaren Eiweisssubstanzen. Aber auch bei der rein vegetarischen Ernährung ist die Gefahr einer übermässigen Eiweissarmut keineswegs so gross, als man häufig annimmt. Die Hülsenfrüchte und Getreidearten sind wohl imstande, dem Organismus die notwendige Eiweissmenge darzubieten, wenn sie in geeigneter Weise zubereitet werden. Dennoch scheint mir eine vegetarische Ernährung in den Tropen kaum anzuraten. Dass sie bei grosser Eintönigkeit der Nahrung und unzweckmässiger Zubereitung der Nahrungsmittel direkt gefährlich werden kann, haben wir soeben an einem Beispiel gesehen. Aber auch sonst erscheint sie unzweckmässig. Ein grosses Volumen der Nahrung ist fast stets unumgänglich, wenn eine Kost ganz oder vorwiegend aus Vegetabilien zusammengesetzt ist. Die grosse Füllung des Magendarmkanals wird aber erfahrungsgemäss die in tropischen Gegenden schon bestehende verminderte Leistungsfähigkeit noch weiter herabsetzen. Ich habe schon an anderer Stelle[17]) darauf hingewiesen, dass hinsichtlich der Verbreitung rein vegetarischer Ernährung in den Tropen vielfach ganz falsche Vorstellungen bestehen. Der Tropenbewohner bevorzugt die Vegetabilien in erster Linie deswegen, weil sie ihm in reichlicher Menge zuwachsen und stets billig, meist in guter Qualität erhältlich sind. Wenn es ihm jedoch zur Verfügung steht, verschmäht der Tropenbewohner keineswegs das Fleisch von Säugetieren, Fischen, Vögeln, Muscheln u. dergl. Auch die häufige Fettarmut in der Nahrung der Eingeborenen ist lediglich daraus zu erklären, dass er seinen Energiebedarf bequemer aus Kohlehydraten deckt. Eine weitere Schädlichkeit vorwiegend vegetabilischer Diät ist ihre grosse Einförmigkeit. Dieser Einförmigkeit entspringt dann sehr häufig eine Sucht nach Genussstoffen, und wir sehen in der Tat, dass

[17]) Physiologische Studien über Vegetarismus. Bonn, bei Martin Hager, 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerade solche Völkerschaften, welche sich vorwiegend von Vegetabilien zu ernähren gezwungen sind, eine grosse Sehnsucht nach den Genussstoffen des Fleisches haben. Den Japanern ist es ja bekanntlich gelungen, mit Hilfe von Pilzen aus vegetabilischem Material Würzstoffe herzustellen, welche denen des Fleisches ähneln. Diese Würzstoffe werden dann in reichem Masse als Zusatz bei der Bereitung der Reisspeisen verwandt. Doch nähert sich heute auch der Japaner mehr und mehr der europäischen Ernährungsweise, wie aus den Kostsätzen für Armee und Marine, die Oshima[18]) in seinem Werke mitteilt, klar hervorgeht. Es scheint mir sicher zu sein, dass die Sehnsucht nach Fleischkost weit weniger bedingt wird durch das Bedürfnis, Eiweiss zuzuführen, als durch das Verlangen nach Abwechselung in der Kost und Genussmitteln. Ich bin ganz überzeugt, dass der in den Tropen oft so furchtbar um sich greifende Alkoholismus am besten bekämpft werden kann durch eine möglichst abwechselungsreiche und wohlzubereitete gemischte Kost.

Der Europäer ist denn auch vielfach dem Beispiel der Eingeborenen hinsichtlich der vorwiegend vegetabilischen Ernährungsweise nicht gefolgt, wie z. B. aus den Zahlen von Eijkman klar hervorgeht. Wo eine reichliche Versorgung mit gut zubereitetem Fleisch nicht möglich ist, sollte, wenn es irgend angängig ist, für gute Fleischkonserven gesorgt werden. Ich möchte nicht missverstanden werden. Keineswegs soll durch das eben gesagte die reichliche Verwendung der Vegetabilien in den Tropen als unrationell hingestellt werden. Stellt man aber die Frage, ob der Reichtum an Vegetabilien in der Tropenernährung ein physiologisches Erfordernis ist, so muss diese negiert werden.

Einige Worte sind noch über die Getränke zu sagen. Alkoholische Getränke, in grösserer Menge genossen, scheinen in den Tropen ganz besonders schädlich zu sein, wie die Versuche von Fiebig[19]) in Niederländisch-Indien beweisen. Man wird ja wohl auch meist in den in den Tropen so vorzüglich vorhandenen frischen Früchten, bzw. deren Säften, einen guten Ersatz für alkoholische Getränke vorfinden. Geringe Mengen Alkohol sind aber wohl in den Tropen ebensowenig schädlich, wie im gemässigten Klima. Schilling hat während des erwähnten Versuches in Afrika pro Tag bis zu 1¼ Liter Bier, entsprechend rund 50 g Alkohol, aufgenommen, ohne auch nur die geringsten Schädigungen zu verspüren. Auch die Erhöhung der Wärme-

[18]) A digest of Japanese investigations on the nutrition of man. Washington, 1905.

[19]) Ueber den Einfluss des Alkohols auf den Europäer in den Tropen. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene. Bd. V.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgabe, wie sie der Alkohol bewirkt, mag vielleicht bei mangelhafter Reaktion der Gefässnerven zuweilen von Nutzen sein.

Wenn ich im Vorhergehenden das, was sich meines Erachtens auf Grund unserer heutigen Kenntnisse über die Ernährung des Europäers in den Tropen sagen lässt, kurz zusammengefasst habe, so bin ich mir wohl bewusst, wie wenig erschöpfend meine Ausführungen gewesen sind. Selbst bei dieser oberflächlichen Skizze musste wiederholt die Hypothese an die Stelle des exakten Wissens treten. In vielen Fällen musste ich mich auch auf die Empirie verlassen, von der die meisten von Ihnen ja weit grössere Kenntnisse haben als ich selbst.

Dies ist darin begründet, dass die wenigen exakten Versuche, die bisher vorliegen, doch nur als erste tastende Schritte zur Lösung der Ernährungsprobleme in den Tropen betrachtet werden können. Es war z. B. bisher nicht möglich, alle Hilfsmittel zur Entscheidung zu verwenden, welche die heutige wissenschaftliche Technik zur Lösung derartiger Fragen an die Hand gibt. Die experimentelle Technik ermöglicht es uns heutzutage, eine genaue Bilanz der Einnahmen und Ausgaben des Körpers zu ziehen, und anderseits den Verbrauch sowohl für eine bestimmte Arbeitsleistung, als auch für die gesamte Betätigung im Verlaufe etwa eines Tages genau zahlenmässig festzustellen. So kann man dann eruieren, ob ein bestimmtes Ernährungsregime für eine bestimmte tägliche Arbeitsleistung ausreichend ist oder nicht. Als ideales Ziel erscheint demnach die Aufgabe, die Frage nach der zweckmässigen Ernährung des Europäers in den Tropen, und ebenso natürlich auch der Eingeborenen, mit allen Mitteln der physiologischen Technik in Angriff zu nehmen.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, dass derartig umfassende Fragen nicht im Handumdrehen ihrer Lösung entgegengeführt werden können. Die Schwierigkeiten der Ausführung exakter Versuche unter den gegebenen Verhältnissen sind gross. Grösser vielleicht noch die der Organisation und das Ausarbeiten des Arbeitsplans. In dieser Beziehung sind uns die Amerikaner mit glänzendem Beispiel vorangegangen. Sie haben eine Fülle hochinteressanter und bedeutsamer Untersuchungen ausgeführt, z. B. über die Ernährung der Chinesen, der Japaner, der Neger, der Juden in klimatisch verschiedenen Gebieten der Vereinigten Staaten, über die Ernährung der Studenten, sei es während des Trainings zu sportlichen Leistungen, sei es im gewöhnlichen Leben, über die Ernährung der Holzfäller, der Minenarbeiter, der Soldaten, der Gefangenen usw. Hierbei verfolgen die Amerikaner vielfach das Prinzip, dass die im grossen an Ort und Stelle ausgeführten Untersuchungen im exakten Laboratoriumsversuch im Detail nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geprüft und vertieft werden. So greift dort in geradezu idealer Weise praktische Erfahrung und Experiment ineinander, um die Ernährungsverhältnisse der verschiedenen Rassen und Arbeitsklassen unter den wechselnden klimatischen Bedingungen des grossen Landes zu erforschen und zweckmässig zu gestalten. Allerdings sind die Kosten der Untersuchungen, wie sie in Amerika betrieben werden, sehr erhebliche und fliessen zum Teil aus privaten Mitteln (Carnegie). Bei dem anerkannt praktischen Sinn der Amerikaner wird aber auch der diesen Aufgaben Fernerstehende mit Recht annehmen, dass sie nur für praktisch wichtige und am Ende rentable Unternehmungen derartige Kosten aufwenden werden. Auf die grosse wissenschaftliche Bedeutung solcher Forschungen hinzuweisen, erscheint wohl überflüssig.

Wenn ich nunmehr auf Grund des vorgetragenen geringen Materials ein zusammenfassendes Urteil über die Ernährung des Europäers in den Tropen aussprechen soll, so schliesse ich mich denen an, die, wie Schilling[20]) und Aron[21]) der Meinung sind, dass der Europäer in den Tropen im wesentlichen die Ernährungsweise beibehalten soll, die er im gemässigten Klima gewohnt war. Hinzufügen möchte ich, dass ich vielleicht aus Zweckmässigkeitsgründen eine reichliche Verwendung von Vegetabilien empfehlen würde. Ganz besonderer Nachdruck bei der Ernährung der Europäer in den Tropen ist auf eine gut zubereitete, appetitliche und nicht zu einförmige Kost zu legen.

Die Wirkung der tropischen Sonnenbestrahlung auf den Europäer.

Von Privatdozent Dr. **P. Schmidt**-Leipzig.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Von den klimatischen Faktoren, welche in den Tropen mit besonderer Intensität auf den Europäer einwirken, ist die Sonnenstrahlung einer der wichtigsten und interessantesten. Die folgenden Ausführungen sollen einen Beitrag zu der Frage liefern, welche

[20]) Tropenhygiene. S. 88.

[21]) Some investigations concerning the food and nutrition of the filipino people. Manila, 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rolle die tropische Sonnenstrahlung bei dem Vorgange der Akklimatisation des Europäers spielt. Dabei wird es nötig sein, vor allem die Einzelwirkungen der Bestrahlung des Europäers kennen zu lernen; im Anschluss daran lässt sich die Gesamtwirkung leichter beurteilen. Eine Klärung dieser Frage ist um so wichtiger, als ja gerade die klimatischen Faktoren für menschliche Zeitbegriffe unabänderlich sind im Gegensatz zu den infektiösen Krankheitsursachen.

Einige physikalische Vorbemerkungen werden das Verständnis für unseren Gegenstand fördern helfen.

Die Gesamtenergie, die der Erde von der Sonne zugestrahlt wird, beträgt nach den Untersuchungen Langleys zirka 3 Gramm-Kalorien (Solarkonstante). Dieser Wert ist zurzeit der Sonnennähe der Erde, also während unseres Winters bzw. des Sommers der südlichen Hemisphäre um ein geringes grösser. Während der Passage durch die Erdatmosphäre geht von der Gesamtstrahlung, je nach ihrer Dicke und Beschaffenheit, ein wechselnder Teil durch Absorption verloren, bei senkrechtem Einfall nach Langley ca. 40 Proz. Danach beträgt also die eingestrahlte Energie in den Tropen durchschnittlich zwei Gramm-Kalorien. Das wäre ungefähr das Doppelte wie bei uns im Hochsommer. Sind nun die einzelnen Spektralgebiete der Tropensonne proportional vermehrt?

Wiewohl exakte Messungen über diese Frage noch nicht angestellt sind, kann man doch aus allgemein gültigen physikalischen Gesetzen folgern, dass die Energieverteilung des Sonnenspektrums in den Tropen eine etwas andere ist als bei uns. In allen Gebieten mit hoher Feuchtigkeit wird die Energievermehrung im ultraroten Spektrum relativ geringer sein als im hellen und vor allem im ultravioletten. Nach den neueren Untersuchungen von Miethe und Lehmann[1]) ist der Einfluss des Wasserdampfes und der Luftmolekühle auf die Absorption des Ultraviolett gering, während alle Suspensa, also Staub und Wassertröpfchen der unteren Luftschichten, die ultraviolette Energie stark vermindern. Das ist der Grund, warum wir in den Tropen zurzeit der Staubwinde eine sehr bedeutende Abnahme der Intensität der Sonnenstrahlung überhaupt, ganz besonders aber der ultravioletten, zu erwarten haben. Dabei ist zu beachten, dass diese Verringerung auch bei klarem Wetter noch einige Tage anhält. Im

[1]) Ueber das ultraviolette Ende des Sonnenspektrums. Sitzungsberichte der Kgl. preuss. Akad. d. Wissensch. 1909; VIII.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tropischen Gebirge muss die Energiezunahme in allen Spektralgebieten annähernd gleichmässig, der Wert der Solarkonstante am höchsten auf der ganzen Erdoberfläche sein. Nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Geheimrat Miethe, für die ich hiermit meinen verbindlichsten Dank ausspreche, steht die ultraviolette Energie im Gebiete der kurzwelligsten Strahlen in hohen Breiten deutlich hinter der in unserer Breite oder gar in den Tropen zurück. — Andere Strahlengattungen können, weil zu gering an Energie, getrost vernachlässigt werden.

Wirkung auf die Haut.

Nach meinen Untersuchungen[2]) werden etwa 90 Proz. der eingestrahlten Sonnen-Energie von der weissen Haut absorbiert, 10 Proz. dringen in tiefere Schichten ein. In den 90 Proz. ist die gesamte ultraviolette und bei weitem der grösste Teil der blau-violetten Strahlung enthalten. Von den langwelligen, besonders roten und benachbarten ultraroten Strahlen von 800 $\mu\mu$ Länge, wird ein weit grösserer Teil durchgelassen. In diesen total verschiedenen Absorptionsverhältnissen, ich möchte sagen, in der verschiedenen Konzentration der Energie auf die einzelnen Moleküle des Gewebes liegt die grosse Verschiedenheit der Wirkung der einzelnen Strahlengattungen begründet. Die Entzündungserscheinungen, die wir mit dem Namen Ekzema solare zusammenfassen, sind in der Hauptsache auf Konto der blau-violetten und ultravioletten Strahlen zu setzen.[3]) Immerhin muss zugegeben werden, dass die gleichzeitige Temperaturerhöhung der Haut die Wirkung verstärkt. Die tropische Sonnenstrahlung erweist sich denn auch in dieser Beziehung als ganz besonders destruierend. Unter besonderen Bedingungen, z. B. im Schlaf, bei Windstille und mangelnder Transpiration halte ich die Energie der wärmenden Strahlen der Tropensonne (ultrarot, rot und gelb) für ausreichend, ohne Anteil der kurzwelligen die schwerste Schädigung der Haut und der darunter liegenden Gewebe hervorzurufen. Nach Marchand[4]) liegt die kritische Grenztemperatur, von welcher an Entzündung, eventuell Nekrose eintritt, bei 51 Grad C. Dupuytren hat in den Tropen Ekzema solare mit nachfolgender tötlicher Gangrän beobachtet.

---

[2]) Experiment. Beiträge zur Frage der Entstehung des Sonnenstichs. Archiv für Hygiene Bd. 64.

[3]) M. Möller Einfluss des Lichts auf die Haut im gesunden und kranken Zustande.

[4]) Handbuch der allg. Pathologie: Die thermischen Krankheitsursachen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lenkei[5]) hat in unserer Breite im Sonnenbad Temperaturerhöhung der Haut bis 4,3 Grad C. gesehen. Dazu ist zu bemerken, dass die verwandten Quecksilber-Hautthermometer viel zu niedrige Werte ergeben. Mit einer Thermonadel galvanometrisch gemessen, hätte die Temperatursteigerung vielleicht das drei- bis vierfache betragen. Ich vermute, dass die Temperatur der Zellen besonders der Körnerschicht des Rete Malpighi bei Besonnung weit höher steigen kann als wir zurzeit noch ahnen. Bei einem Anstieg des Vakuumthermometers in den Tropen auf 80 Grad C. und darüber kann das nicht verwundern. Die Temperaturerhöhung der Negerhaut müsste an sich bei Besonnung wesentlich höher liegen, wenn ihr nicht in der Transpiration ein ganz besonders wirksames Abwehrmittel zur Verfügung stünde. Da die Körpertemperatur der Neger bei Besonnung sich genau ebenso verhält wie bei Weissen,[6]) muss die Innervation ihrer Schweissdrüsen entschieden eine zweckmässigere sein als bei uns. Nach neueren Untersuchungen, die ich in diesem Sommer ausführte, ist die Absorptionskraft der Negerhaut vermöge der Pigmentkörner am grössten für die kurzwelligen Strahlen, ca. 60mal grösser als die der weissen Haut, aber nur etwa doppelt so gross für ultrarot. Danach müsste das Wärme-Empfindungsvermögen der pigmentierten Rassen an sich feiner sein, übrigens auch für irdische Lichtquellen mit dem Energie-Maximum im Ultrarot, wenn ihr Nervenapparat nicht vielleicht gröber eingestellt ist. Bei der weissen Haut nimmt nach meinen Untersuchungen die Absorption im entfernten Ultrarot sehr beträchtlich zu, was unsere grössere Empfindlichkeit gegen irdische Lichtquellen gegenüber der Sonnenstrahlung mit dem Energie-Maximum bei Gelb vollständig aufklärt. Die trainierte gebräunte weisse Haut steht physiologisch und anatomisch durch Pigmentierung der Retezellen und Verdickung der Epidermis der Negerhaut nahe. Die Verdickung der Epidermis kann bis zum Sechsfachen der normalen Haut betragen (Marchand und Unna). Es ist interessant, dass auch die tropischen Pflanzen neben grösserem Glanz der Blätter wesentlich dickere Epidermis besitzen als unsere heimischen.

---

[5]) Die Wirkung der Sonnenbäder auf die Temperatur des Körpers. Zeitschr. für diätet. und physik. Therapie, Bd. XI.

[6]) P. Schmidt: Ueber die hygienische Bewertung verschiedenfarbiger Kleidung bei intensiver Sonnenstrahlung. Archiv f. Hygiene, Bd. 69.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur weiteren Klarstellung der Frage der Zweckmässigkeit der Pigmentierung wären Untersuchungen an Neger-Albinos nützlich. Soviel mir bekannt, vertragen die Neger-Albinos die Tropensonne schlecht und sind überhaupt äusserst hinfällig.

Die Fälle von Idiosynkrasie der weissen Haut gegen Sonnenlicht sind recht selten. Dass sich solche Leute nicht für die Tropen eignen, ist selbstverständlich. Es scheint sich nach Möller hauptsächlich um Leute mit schlechter Blutbeschaffenheit und mit Krankheiten des Nervensystems zu handeln. Dass Anämie die Gewebe diathermaner macht, habe ich in einer früheren Arbeit gezeigt.[7]) Ganz bekannt ist die Empfindlichkeit der Haut bei den an Pellagra erkrankten Personen; allerdings scheinen hier toxische Ursachen mit im Spiel zu sein. Die oft beobachtete Blässe an Frauen und Kindern in den Tropen ist, abgesehen von anämischen Zuständen, vielfach nur die Folge eines ängstlich übertriebenen Schutzes vor der Sonnenstrahlung.

Uebrigens möchte ich die Entstehung von Hautpigment gerade in den Tropen auch von intensiver dunkler Wärmestrahlung, vielleicht von Sandflächen ohne Beteiligung von Lichtstrahlen, herleiten. Die Pigmentierung der Haut nach Heissluftbehandlung[8]) bei hohen Temperaturen und auch nach öfterer Anwendung von Kataplasmen ist ja bekannt.

Wirkung auf die Augen.

Ueber die Wirkung der tropischen Sonnenstrahlung auf die Augen ist nicht viel bekannt geworden.

Auf diesem Wege entstandene Augenerkrankungen scheinen recht selten zu sein, wohl weniger, weil sie nicht möglich wären, sondern weil man in den Tropen besonders auf den Schutz der Augen bedacht ist.

Die Gebrüder Plehn[9]) erwähnen aus Kamerun Blendungserscheinungen, die durch Spiegelung der Sonne auf Wasserflächen entstanden waren. Sie bestanden in ausgesprochener Nyctalopie, also Tagblindheit mit Entzündung der vorderen Medien, manchmal

---

[7]) Ueber Sonnenstich und über Schutzmittel gegen Wärmestrahlung. Archiv für Hygiene, Bd. 47.

[8]) Wieting und Hamdi: Ueber die physiol. u. pathol. Melaninpigmentierung und den epithelialen Ursprung der Melanoblastome.
Ziegler: Beiträge zur pathol. Anatomie, Bd. 42, 1907.

[9]) F. Plehn: Die Kamerunküste.
A. Plehn: Arb. aus d. Kais. Ges.-Amt XIII.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch der Retina. F. Plehn sah dabei Skotom für alle Farben. Bekanntlich handelt es sich bei den schwereren Blendungen durch Sonnenlicht um Chorio-Retinitis mit zentralem Skotom, im Gegensatz zur Hemeralopie, bei welcher die Einengung des Gesichtsfelds pheripher ist. Die Chorio-Retinitis beruht wohl hier in der Hauptsache auf einer Wirkung der leuchtenden blau-violetten Strahlen, wiewohl die ultravioletten dabei nicht immer völlig auszuschliessen sind. Mit Recht hat Birch-Hirschfeld[10]) darauf aufmerksam gemacht, dass man bei diesen Wirkungen keine scharfe Grenze nach der Wellenlänge ziehen kann, sondern dass man mit dem Effekt gemischter Strahlen zu rechnen hat. Uebrigens betrafen die von den Gebrüdern Plehn beobachteten Fälle von Nyctalopie ausschliesslich Eingeborene. Das erklärt sich dadurch, dass die Schwarzen bei der Arbeit dem Sonnenlicht besonders ausgesetzt sind. Man wird natürlich auch bei Weissen auf solche Erkrankungen gefasst sein müssen. Bei der Vermehrung des Ultraviolett in den Tropen und der von Hallauer erwiesenen Durchlässigkeit einzelner Linsen für ultraviolette Strahlen zwischen 330 und 310, 400 und 375 $\mu\mu$ Wellenlänge hat man auch mit einer Tiefenwirkung dieser Strahlengattung zu rechnen, ganz besonders in Fällen, wo durch Lichtreflex vom Boden her quantitativ sehr viel mehr Licht in die Augen gelangt.

Bei der Hemeralopie, der Nachtblindheit, die bei Mannschaften unserer Tropenschiffe beobachtet wird, hat die Sonnenstrahlung nur eine auslösende Wirkung derart, dass eine allgemeine Schwäche des Organismus infolge erschöpfender Krankheiten dabei vorhanden sein muss. Die Prognose ist bei der Nyctalopie wohl im allgemeinen gut, bei der Hemeralopie immer gut. Von einer ähnlichen, nur auslösenden Wirkung ist das Sonnenlicht bei der „Migraene ophthalmique", jenem oft von heftigem Erbrechen begleiteten Kopfschmerz, an welchem einzelne neurasthenisch-hysterische Personen bei plötzlichem grellem Lichteinfall erkranken.

Stoffwechsel und Wärme-Oekonomie.

Man kann nach Rubner und Wolpert[11]) die Wirkung der Sonnenstrahlung auf den Körper dadurch ausdrücken, dass man die am

---

[10]) Birch-Hirschfeld: Die Wirkung der strahlenden Energie auf das Auge. Lubarsch-Ostertag, Ergebnisse der allg. Pathologie 1910.

[11]) Rubner und Cramer: Ueber den Einfluss der Sonnenstrahlung auf Stoffzersetzung, Wärmebildung und Wasserdampfabgabe bei Tieren. Arch. f. Hygiene, Bd. 20.
Wolpert: Ueber den Einfluss der Besonnung auf den Gaswechsel des Menschen. Arch. f. Hygiene, Bd. 44.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vakuumthermometer abgelesene Temperatur zu der Schattentemperatur addiert und die Summe beider halbiert. Der Körper verhält sich dann so, als ob er unter dem Einfluss dieser durch Rechnung gefundenen Temperatur als Schattentemperatur stünde.

Diese Rechnung ergibt zunächst nach den Ausführungen der genannten Autoren für den nackten Körper bei tropischer Sonnenstrahlung eine Verminderung der Kohlensäureausscheidung, also eine, wenn auch nur geringe, Verminderung des Stoffwechsels. Im allgemeinen, ohne die Einwirkung besonders intensiver Bestrahlung und bei bekleidetem Körper, ist eine Aenderung des Stoffwechsels in den Tropen gegenüber der Heimat nach Eykmann nicht vorhanden.

Diese Sätze gelten allerdings nur solange, als das Wärmegleichgewicht aufrecht erhalten ist. Tritt Hyperthermie ein, so findet zunächst bis 39 Grad C. eine deutliche Vermehrung des C-Umsatzes, bei höheren Temperaturen auch eine solche des N-Umsatzes statt (Rolly, Linser und Schmitt);[12]) es kommt also zu der eingestrahlten Wärme dann noch ein Plus durch die Stoffwechselerhöhung hinzu. In unserer Breite ist die Temperaturzunahme im Sonnenbad nach 1½stündiger Dauer bei nacktem Körper nur etwa 0,4—0,6 Grad C. im Durchschnitt, in der Achselhöhle gemessen, sowohl bei Weissen als auch bei Schwarzen.[13]) Die Rektaltemperatur scheint nach den Untersuchungen von Lenkei noch weniger zu steigen. Dadurch hat es den Anschein, als ob bei Besonnung durchaus keine Parallelität zwischen Achselhöhlentemperatur und Rektaltemperatur bestünde. Das ist bei der gewaltigen Blutverschiebung nach der Oberfläche während der Sonnenbestrahlung ganz verständlich.

In den Tropen, bei Schattentemperaturen über 30 Grad C., halte ich für sicher, dass Weisse und Schwarze an Hyperthermie zugrunde gehen oder doch aufs schwerste geschädigt werden, wenn sie bei Windstille und völliger Körperruhe lange genug von der hochstehenden Sonne bestrahlt würden.

---

[12]) Rolly: Exper. Untersuchungen über die Wärmestich-Hyperthermie u. Fieber mit bes. Berücksichtigung des Glykogenstoffwechsels. Deutsches Arch. f klin. Med., Bd. 78; 1903.
Linser und Schmitt: Ueber den Stoffwechsel bei Hyperthermie. Deutsches Arch. f. klin. Med., Bd. 79; 1904.

[13]) P. Schmidt: Ueber die hyg. Bewertung verschiedenfarbiger Kleidung bei intensiver Sonnenstrahlung. Arch. f. Hyg., Bd. 69.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dass für die Entstehung einer Hyperthermie noch besondere Umstände, Farbe, Dicke, Anlagerung, Porosität der Kleidung, ferner Muskelarbeit, die Fähigkeit, zu transpirieren von grosser Bedeutung sind, ist bekannt. Nach meinen experimentellen Untersuchungen ist bei den gewöhnlichen, ziemlich dicken Tropenstoffen die weisse Farbe die zweckmässigste, nächst ihr die hellgelbe Kakifarbe. Dunklere Stoffe haben nur einen Sinn bei ganz dünnem Gewebe unter der Voraussetzung, dass sie dem Körper keineswegs eng anliegen. Ueberhaupt sollte die Weite nächst der hellen Farbe und der Porosität eine Haupteigenschaft der Tropenkleidung sein. Zur Abhaltung intensiver Strahlung und zur Beförderung der Transpiration scheinen mir die japanischen Kimonos und die weiten luftigen Mäntel der Araber und Haussas sehr nützlich.

Die Fähigkeit, zweckmässig, d. h. nicht zu wenig und nicht zu exzessiv, zu transpirieren, ist bei weitem der wichtigste Faktor zur Aufrechterhaltung einer normalen Körpertemperatur. Bis auf eine kurze Zeit des Uebergangs bleibt das Wärmegleichgewicht de facto bei den meisten Weissen in den Tropen erhalten. Solche Untersuchungen wurden in Kamerun von Friedrich Plehn, in Berlin von Rubner im überhitzten Laboratorium ausgeführt.[14]) Die Rubnerschen Versuche ergaben eine ausserordentliche Anpassungsfähigkeit des Organismus an hohe Temperaturen, selbst unter ganz ungünstigen Versuchsbedingungen. Warnen muss man vor der Hinaussendung von Ichthyotikern, selbst wenn es sich um leichte Grade handelt. Bei den oben genannten Untersuchungen von Linser und Schmitt zeigten sich die Ichthyotiker ganz besonders zu Hyperthermie disponiert, bei der schlechten Ausbildung der Schweissdrüsen und der Verhornung ihrer Epithelien in solchen Fällen kein Wunder. Wie sich Anämische in dieser Hinsicht verhalten, ist noch nicht untersucht. Ob die bekannte Hyperidrosis der Nervenkranken bei starker Inanspruchnahme anhält und nicht vielleicht ins Gegenteil umschlägt, wäre noch zu untersuchen.

Es ist klar, dass bei schlechter Transpiration in der Tropensonne ganz ausserordentliche Erhitzungen der Haut zu gewärtigen sind. Da bei einer

---

[14]) F. Plehn: Die Kamerunküste.
Rubner: Ueber die Anpassungsfähigkeit des Menschen an hohe und niedrige Lufttemperaturen. Arch. f. Hygiene, Bd. 38.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauttemperatur von ca. 50 Grad C. nach den Erfahrungen der Physiologen die Schweisssekretion überhaupt versagt, so wäre diese Temperatur der Haut als eine kritische aufzufassen. Vielleicht, dass in manchen Fällen diese kritische Grenze eine Verschiebung nach unten erfährt.

Hyperthermie an sich bedingt nun noch keineswegs irgendwelche Krankheitssymptome. Bei alten, trainierten Schiffsheizern kann man sich überzeugen, dass sich die Leute bei Körpertemperaturen von 39 Grad C. und darüber noch ganz wohl fühlen und arbeitsfähig sind. Ganz anders bei Nichttrainierten und bei Leuten mit erschöpftem Nervensystem. Welches die Ursache solcher Erschöpfung ist, ist völlig gleichgültig. Hier versagen die lebenswichtigen Zentren für die Innervation des Gefässsystems inklusive Herz und für die Atmung. Von grösster Wichtigkeit scheint mir für die Entstehung der Symptome des Hitzschlags in erster Linie die Alteration der Zentren für die Gefässversorgung, im besonderen des Zentrums für die Innervation der Hirngefässe zu sein. Bekanntlich ist die Frage, ob die Hirngefässe Vasomotoren besitzen, jetzt im positiven Sinne entschieden Nach neueren Untersuchungen von Ernst Weber[15]) ist sogar die Annahme eines besonderen, von der Medulla oblongata hirnwärts gelegenen Zentrums speziell für die Innervation der Hirngefässe nicht mehr zu bezweifeln. Ich erinnere mich aus meiner Schiffsarztzeit eines Ereignisses an der Küste von Liberia, das mich immer wieder zu der Annahme einer Alteration gerade der Gefässzentren führt: Ich war zu einem Maschinisten gerufen worden, der sich, wiewohl klar bei Bewusstsein, infolge einer beträchtlichen Hyperthermie „schlapp" fühlte. Dieser Mann verfiel plötzlich, nachdem er kurz zuvor noch hastig und ängstlich die Worte ausgestossen: „Herr Doktor, ich glaube, mir steigt das Blut in den Kopf, mir wird so heiss!" in tiefe Bewusstlosigkeit und Krämpfe, bekam also zu der Hyperthermie die eigentlichen Hitzschlagsymptome. Man muss annehmen, dass erst das Versagen der normalen Innervation der Kopf- und besonders Hirngefässe den eigentlichen Anfall einleitete. Bei dem grossen Einfluss einer Aenderung der Gefässfüllung im Gehirn auf Volumen und Druckverhältnisse ist eine solche Wirkung verständlich. Steinhausen

---

[15]) E. Weber: Der Einfluss psychischer Vorgänge auf den Körper, insbes. auf die Blutverteilung. Berlin 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat diesen Einfluss der Wärme auf das Zentralnervensystem sehr glücklich mit dem Namen „kalorisches Hirntrauma" zusammengefasst.

Dass je nach Veranlagung die Zeit des Eintritts und die Intensität der Symptome variieren, kann kaum überraschen. Sind wir doch bei verschiedenen Affektionen des Nervensystems an ausserordentlich niedrige Reizschwellen gewöhnt. So erklären sich auch die Hitzschlagsymptome bei relativ niederen Körpertemperaturen. Der Unterschied für die Mortalität leuchtet natürlich ein. Nach meinen eigenen Beobachtungen gehe ich so weit, dass ich bei neuropathisch veranlagten Personen sogar eine reflektorische Entstehung von kalorischen Erkrankungen von der Haut und von der Retina her annehme. Das rein Funktionelle steht hier im Vordergrunde. Durch die klassischen Untersuchungen von E. Weber und Ottfried Müller sind solche reflektorische Beeinflussungen der Hirnrinde wohl verständlich.[16])

Sonnenstich im engeren Sinne.

Das „kalorische Hirntrauma" kann auch rein lokaler Natur sein, ohne Erhöhung der Körpertemperatur. Am toten, kurz geschorenen Schädel wird nach meinen Untersuchungen zirka 1 Proz. der auffallenden Energie direkt bis zur Hirnrinde eingestrahlt. Dazu kommt die weit grössere Erwärmung durch Leitung vom Schädeldach her. Die zugeführte Wärmemenge erleidet de facto durch die Zirkulation eine gewisse Verminderung. Gleichwohl ist aus theoretisch-physikalischen Erwägungen und auf Grund meiner thermo-elektrischen Temperaturmessungen auch am lebenden Tier unter allen Umständen bei intensiver Sonnenbestrahlung mit einem Wärmezuwachs der Hirnrinde zu rechnen, der nicht ausgeglichen werden kann. Dünne des Schädeldachs, Glatzköpfigkeit, Schlaf in der Sonne bei Windstille vermögen die Wirkung noch zu verstärken. Erwähnt sei hier noch, dass nach den Untersuchungen Mossos die normale Temperatur der Hirnrinde niedriger ist als die Rektaltemperatur, so dass schon eine Hyperämie eine Erwärmung der Rinde über die Norm zur Folge hat. Ganz besonders hervorheben möchte ich hier auf Grund meiner letzten Untersuchungen

[16]) Ernst Weber: Der Einfluss psychischer Vorgänge auf den Körper, insbes. auf die Blutverteilung.

O. Müller: Ueber die Beeinflussung der Hirnzirkulation durch therapeut. Massnahmen, Münch. med. Wochenschrift 1906, No. 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ganz enorme Diathermansie des kindlichen Schädeldachs. Der kindliche Kopf wird also in den Tropen ganz besonderen Schutzes gegen Sonnenstrahlung bedürfen. Selbst bei diffusem Tageslichte war die Lichtdurchlässigkeit des kindlichen Schädels noch recht beträchtlich. Die grosse Bedeutung direkter Besonnung für Erkrankungen der Kinder im Sommer haben Soltmann und E. Grawitz[17]) an der Hand praktischer Erfahrungen betont.

Inwieweit öfter wiederkehrende, wenn auch kurz dauernde Bestrahlungen des kurzgeschorenen Kopfes durch die Tropensonne bei dazu Disponierten chronische Entzündungszustände der Hirnsubstanz und der Hirnhäute mit den zugehörigen Symptomen erzeugen können, darüber liegen keine Beobachtungen vor. Die Möglichkeit solch anatomischer Veränderungen ist zuzugeben, um so mehr, als sie bei Arbeitern, welche lange Zeit intensiver Wärmestrahlung ausgesetzt waren, beobachtet wurden. Von diesem Gesichtspunkte aus dürften manche, in den Tropen begangene Verbrechen dem Arzte in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen, als dem Laien. A. Plehn[18]) hat in solchen Fällen die Berücksichtigung des Vorlebens in der Heimat gefordert. — Dass dichtes Haupthaar, soweit es den Kopf bedeckt, einen gewissen Schutz bringt, ist klar. Doch ist es natürlich für Weisse in den Tropen in hohem Grade unbequem und lästig. Ausserdem bleiben Stirn und Nacken ungeschützt, so dass man des absolut sicheren Schutzes des Tropenhelmes oder breitrandigen Hutes keinesfalls entbehren kann.

Gut geflochtene, breitrandige Strohhüte mögen ein gleichwertiger Ersatz sein, doch ist die gute, genügend enge Flechtart nicht sofort für jedermann erkennbar. Uebrigens ist das Vorkommen von akutem Hitzschlag und Sonnenstich unter unseren weissen Kolonial- und Marinetruppen und auch in der Zivilbevölkerung keineswegs häufig; die Morbiditätszahl schwankt zwischen 1—2,5 pro Mille je nach der Inanspruchnahme der Leute. Es ist bemerkenswert, dass die Morbidität unter den eingeborenen Truppen etwa nur halb so hoch, die Mortalität dagegen

---

[17]) Soltmann: Sonnenstich bei Kindern. Jahrb. f. Kinderheilkunde. 1876, IX. Breslauer ärztl. Zeitschrift 1888, X.

E. Grawitz: Schädliche Wirkungen der Sonnenbäder. Deutsche med. Wochenschrift 1909, No. 33.

[18]) Ueber Hirnstörungen in den heissen Ländern und ihre Beurteilung. Arch. für Schiffs- und Tropenhygiene. Bd. X, H. 7.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wesentlich höher liegt als bei Weissen. Es gibt kaum einen besseren Beweis für die Leistungsfähigkeit unserer Leute, als diese für die Tropen sehr niedrigen Zahlen.

Unsere Darstellung wäre unvollständig, wenn wir nicht auch der günstigen Wirkungen der tropischen Sonnenstrahlung gedenken wollten. Wie gross diese bei einzelnen gut Akklimatisierten ist, erkennt man am besten an der grossen Sehnsucht, mit der es diese Leute wieder aus der nordischen, kalten Heimat nach den Tropen zieht mit ihrer erheiternden, belebenden Lichtfülle und ihrer fast unaufhörlichen Wärmestrahlung. Wenn auch gewiss noch andere Faktoren dabei mitsprechen, wird man nicht fehlgehen, gerade der Tropensonne die Hauptanziehungskraft zuzuschreiben. In psychischer Beziehung ist die so hell und glanzvoll beleuchtete tropische Landschaft ganz gewiss nicht ohne günstige Wirkung. Jeder, der einmal draussen war und als Naturfreund die Tropen mit ihren Naturwundern genossen hat, wird an solche wohltätige Wirkungen der Tropensonne glauben. Wenn unsere Kulturpioniere nicht immer zum vollen Genuss dieser Wirkungen gelangen, so liegen die Gründe gewiss nur zum kleinsten Teil an der Tropensonne selbst. — Ob man in späteren Zeiten bei stärkerer Besiedelung unserer Kolonien wird noch einmal einen therapeutischen Gebrauch des tropischen Sonnenlichts machen können, etwa wie daheim, besonders im Gebirge, bei verschiedenen Formen der Tuberkulose, bei Gicht, bei Nierenerkrankungen, bleibt noch unentschieden. Eins ist sicher, dass bei solchen Versuchen die Dosierung der Strahlung ganz besondere Vorsicht erheischt; dies umsomehr, als wir es mit durch Malaria und anderen Krankheiten geschwächten Leuten zu tun haben. Immerhin könnte man sich vorstellen, dass durch vernünftige Auswahl der Tagesstunden, etwa mit Ausschluss der Zeit zwischen 9 und 4 Uhr, und durch Anbringung von Schutzdächern aus dickerem Glas, auch in den Tropen das Sonnenbaden möglich wäre.

Die zweifellos starke, bakterientötende Kraft der Tropensonne kommt dem Europäer ebenfalls zugute, indem sie an der Desinfektion seiner Wohnung und Umgebung einen nicht zu unterschätzenden Anteil nimmt. Bei dem geringen Reinlichkeitssinn des eingeborenen Dienstpersonals ist eine solche Wirkung besonders wertvoll.

Einfluss des Trainings.

Wenn wir unsere Ausführungen nochmals überblicken, so können wir feststellen, dass die schädlichen Wirkungen der tropischen Sonnen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestrahlung durchaus nicht so sehr in die Erscheinung treten, wie der Fernerstehende vermuten könnte. Sie tun es nicht dank einer sorgsamen Auslese in der Heimat, dank der persönlichen Abwehrmassregeln und, last not least, dank eines guten Trainings unserer Leute. Steinhausen sagt in seiner verdienstlichen Abhandlung „Nervensystem und Insolation" von der Gewöhnung und Anpassung an die Hitze, dass sie „in systematischem Training bis zur Immunität gegen kalorische Erkrankung gesteigert werden können". Ich möchte diese Worte aus voller Ueberzeugung unterschreiben. Es versteht sich von selbst, dass der Ausspruch nur innerhalb normaler, natürlicher Grenzen zu verstehen ist. Die Bedingungen, unter denen die Tropensonne auch für Eingeborene unerträglich wird, habe ich ja früher skizziert. Steinhausen bezieht sich auch auf die Anstrengung in der Hitze. Die schönen Untersuchungen von Zuntz und Schumburg über den Stoffwechsel beim Marsche[19]), besonders bei hohen Temperaturen, scheinen ihm recht zu geben. Die beiden Forscher konstatierten bei ihren völlig gesunden und trainierten Versuchspersonen trotz vermehrten Eiweissumsatzes noch vermehrten Eiweissansatz.

Was trainierte Leute selbst in den Tropen noch körperlich zu leisten vermögen, haben unsere weissen Truppen, Kolonial- und Marinetruppen in Afrika schon bewiesen. Das gilt auch für längere Perioden körperlicher Strapazen unter den ungünstigsten äusseren Bedingungen.

Aus solchen Erwägungen heraus möchte ich allen, die in die Tropen zu gehen beabsichtigen, dringend empfehlen, ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse der Hitze, auch gegen strahlende Hitze, daheim durch Sport, Luft- und Sonnenbäder nach Kräften zu steigern. Das gilt ganz besonders für solche junge Leute, deren Beruf intensive Körperbewegung und Körpertrainierung nicht von selbst mit sich bringt. Auch in der kolonialen Betätigung einer Nation kommt also das Durchschnittsmass des Körpertrainings wieder zur vollen Geltung. Das Training ist der Weg, auf dem die germanischen Völker es den romanischen im Ertragen von Hitze gleichtun können.

---

[19]) Physiologie des Marsches. Bibliothek v. Coler.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn ich meine Ausführungen zusammenfasse, komme ich zu dem Schluss, dass die tropische Sonnenstrahlung, ebenso wie die feuchte Schattenhitze, ein ernstes Hindernis für die Akklimatisation der Europäer in den Tropen nicht darstellen, unter der Voraussetzung einer richtigen Auslese des Menschenmaterials und einer vernünftigen, die Körperkräfte nicht erschöpfenden, sondern stärkenden Lebensweise.

(Folgt Demonstration von Kurven und Photographien, welche die Durchlässigkeit von Körpergeweben, insbesondere des Schädeldachs für Wärmestrahlen und chemische Strahlen und die Energieverteilung im Sonnenspektrum und Spektrum irdischer Lichtquellen veranschaulichen; ferner von Injektionspräparaten des Herrn Prof. W. Spalteholz-Leipzig, die die ausserordentliche Blutversorgung der Kopfschwarte, der Schädeldecke und des Gehirnes nach Aufhellung mittels ätherischer Oele zeigen. Methode Spalteholz.)

Diskussion über die vorhergehenden vier Vorträge.

Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander**, Berlin: Die Beobachtungen Herrn Nochts an Deutschen, dass die in Tropengegenden geborenen Kinder zwar akklimatisiert sind, aber keinen grösseren Schutz gegen Tropenkrankheiten erlangt haben, möchte ich nach meinen Beobachtungen an Buren in Südwestafrika bestätigen. Die im nördlichen Grootfontein angesessenen waren zwar völlig an das Klima angewöhnt, aber ganz ausserordentlich empfänglich gegen Malaria und litten schwer unter ihr.

Zu den Ausführungen des Herrn Geh. Baurat Baltzer möchte ich erwähnen, dass Wohndielen, was er wohl nur anzuführen vergessen hat, Herr Gurlitt in Ostafrika doch in gewissen Gegenden eingebaut hat, z. B. im Bezirksamtshaus in Wilhelmstal. (Auf einen Zwischenruf Herrn Baltzers, dass die Usambaraberge doch nicht in den Tropen liegen): Also sind nur die Tieflandstropen gemeint. In diesen möchte allerdings auch ich keine Wohndiele haben, da sie dort nicht luftig genug wäre.

In bezug auf die Bedenken Herrn Baltzers gegen poröses Baumaterial, werden diese sich bei uns Aerzten nicht in erster Linie auf die Termiten beziehen, sondern auf Argasiden und Wanzen, die in den Hohlräumen gern ihren Aufenthalt nehmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Vortrag des Herrn Professor Caspari bin ich der Meinung, dass die Frage der Tropenernährung vor der Hand noch keine der schweren Wissenschaft, sondern eine solche der Praxis ist. Denn noch wird die Ernährung der Eingeborenen in erster Linie von den vorhandenen Nahrungsmitteln, bei den Weissen von den grösseren oder geringeren Küchenkünsten bedingt. An den grösseren Küstenplätzen hat letzteres ja geringere Bedeutung; aber auf den Innenstationen, besonders bei einzellebenden jungen Leuten, bestimmt es alles. Diese, die zumeist selbst keinerlei Ahnung von Küchenkünsten haben, sind auf ihren farbigen Koch angewiesen. Und dessen Küchenkünste sind meist sehr gering, so dass eine überaus eintönige Kost herauskommt. Diese grosse Eintönigkeit der Ernährung dürfte auch in erster Linie das Daniederliegen des Appetits, das grosse Bedürfnis nach Reizmitteln, seien es Gewürze, seien es Alkoholika, bedingen. Der eine greift eben nach der englischen Sauce, der andere nach dem Alkohol. Ich selbst weiss von meinen vielen Fahrten, dass das ewige ros na wali oder vleesch en rijs einem, vulgär zu sprechen, in kürzester Zeit „zum Halse heraushängt". Eine gewisse Belehrung über Küchenfragen, die der einzelne sich vor der Ausreise verschafft, wird das beste Heilmittel sein.

Ob eine grössere Beigabe von Zellulose zur Nahrung hier Abhilfe schaffen kann, möchte ich bezweifeln; sie wird in vielen Fällen zu schlecht vertragen. So sagten mir mein recht verständiger erster Diener und der Koch, als in einem Dorfe nur eine bestimmte Sorte Bananen zu haben waren, diese dürfe ich nicht essen, die vertrüge ein Europäermagen nicht. Es handelte sich um eine sogenannte Kochbanane.

Der Fleischhunger der Eingeborenen dürfte wohl in erster Linie auf Salzhunger zurückzuführen sein. Wenigstens bettelten mich Frauen und Kinder nicht, wie es wohl bei uns der Fall wäre, um Süssigkeiten an, sondern um Salz, „und wenn es nur eine Zungenspitze voll wäre". Salz ist in der Tat in Afrika ein sehr seltener Artikel.

Früchte zum Ersatz für Alkohol möchte ich nicht ohne weiteres empfehlen. Die Tropenfrüchte sind fast durchweg sehr zuckerreich, und wir wissen alle, dass bei der Verdauung aller Kohlehydrate, besonders der zuckerhaltigen, Alkohol erzeugt wird. Nur ist dieser schlechter als der Trinkalkohol. Die Wirkung dürfte also durchaus nicht immer gut sein.

Herrn Schmidt möchte ich mitteilen, dass nach meinen Beobachtungen gerade die in Tälern (Niederungen) lebenden Eingeborenen von besonders dunkler Farbe sind. Es kann also bei dem reichen Baum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wuchs in solchen feuchten, warmen, eingeschlossenen Gegenden nicht Rückstrahlung von Sandflächen in Betracht kommen.

Bei seinem Vorschlage der Angewöhnung an das Tropenklima möchte ich die von ihm empfohlene Vorsicht besonders betonen. Mir sind zwei Fälle bekannt, in denen der Versuch solcher Angewöhnung recht üble Folgen hatte. Der eine von diesen ereignete sich auf der Fahrt nach Ostafrika. Der Betreffende musste sich bei Ankunft gleich mit schwerer Hirnhautentzündung hinlegen und starb. Der andere Versuch wurde auf der Ausreise nach Südwestafrika unternommen. Der Versuchsansteller kam mit einer vorübergehenden Störung seiner geistigen Funktionen davon.

Generaloberst Professor Dr. **Steudel,** Berlin: Wir alle werden von unserer Umgebung und besonders von dem Klima, in dem wir leben, beeinflusst. Man bringt wohl nicht mit Unrecht die besten Eigenschaften der germanischen Rasse, ihre Tatkraft und Arbeitsamkeit mit dem rauhen nordischen Winter in Zusammenhang, welcher unseren Körper im Kampfe mit der Aussenwelt stählt und seit Generationen gestählt hat. Wenn die Umgebung sich ändert, so ändert sich auch unser Organismus. Wenn wir z. B. eine Anzahl deutscher Familien nach

	1	2	3	4	5	6	7
	Aruscha 1903, 3° südl. Breite, 1440 m Höhe	Kwai (Usambara), 5° südl. Breite, 1610 m Höhe	Tosamaganga, südl. Alt-Iringa (Uhehe), 8° südl. Breite, ca. 1600 m Höhe	Berlin, 52° nördlicher Breite, 40 m Höhe	Daressalam, 7° südlicher Breite, 10 m Höhe	Blocmfontein, 28° südl. Breite, 1390 m Höhe	Buluwayo, 20° südl. Breite, 1360 m Höhe
1. Jahresmittel (Temperatur in Celsius)	19,5°	16,3°	17,8°	8,5°	25,3°	15,9°	19,6°
2. Höchstes Monatsmittel	21,0	18,8	20,4	18,1	27,6	22,6	23,2
3. Niedrigstes „	17,1	13,4	15,0	—0,7	22,6	7,6	14,2
4. Differenz von 2 und 3	3,9	5,4	5,4	18,8	5,0	15,0	9,0
5. Absolutes Maximum	30,2	30,6	30,3	37,0	33,2	34,5	40,6
6. „ Minimum	9,0	5,5	8,3	—25,0	16,8	—5,2	+0,6
7. Differenz von 5 und 6	21,2	25,1	22,0	62,0	16,4	39,7	40,0
8. Mittlere tägliche Temperaturschwankung	10,7	8,9	10,9	7,5	6,9	16,1	14,9
9. Relative Feuchtigkeit (Jahresmittel)	75%	78%	70%	75%	83%	51%	57%

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Süditalien verpflanzen, so werden ihre Kindeskinder andere Menschen sein, sie werden eine dunklere Hautfarbe, dunklere Haare bekommen und ein dem Südländer ähnlicheres Temperament. Nun ist es von vornherein wahrscheinlich, dass die Veränderungen, welche unser Körper erleidet, um so grösser und eingreifender sein werden, je mehr das neue Klima von dem heimatlichen verschieden ist. Es ist deshalb nicht überflüssig, das Klima tropischer Hochländer, welche für eine Besiedelung in Frage kommen, mit dem der Heimat einerseits und mit dem eigentlich tropischen Niederungsklima zu vergleichen, in welchem wohl von den meisten Tropenhygienikern eine dauernde Akklimatisation des Deutschen ohne zeitweise Erholung in der Heimat für ausgeschlossen gehalten wird, wenigstens solange wir noch nicht imstande sind, durch künstliche Kühlung der Wohnungen den wichtigsten uns schädigenden Faktor des Klimas abzuschwächen. Ich habe in einer Tabelle*) solche Vergleichswerte zusammengestellt, nämlich Aruscha am Kilimandjaro in 1440 m Meereshöhe, Kwai im Usambaragebirge in 1610 m Höhe, und Tosamaganga in Uhehe in 1600 m Höhe, sowie zum Vergleich mit diesen drei tropischen Gebirgsstationen Berlin und Daressalam. Wenn man zunächst zur allgemeinen Orientierung die mittlere Jahrestemperatur betrachtet, so hält sich diese bei den genannten drei Höhenstationen mit 19,5, 16,3 und 17,8 Grad Celsius etwa in der Mitte zwischen Berlin mit 8,5 Grad und Daressalam mit 25,3 Grad. Wenn man aber die extremen Temperaturen betrachtet, von denen wir gerade annehmen müssen, dass sie zur Stählung unseres Körpers, zur Erhaltung seiner nervösen Energie notwendig sind, so sind die Verhältnisse wesentlich ungünstiger. Es beträgt der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Monatsmittel in den drei tropischen Höhenstationen 3,9, 5,4 und 5,4 Grad, etwa ebensoviel wie in Daressalam mit 5,0 Grad, während Berlin 18,8 Grad aufzuweisen hat. Nicht viel besser stellen sich die Zahlen der Differenz von absolutem Maximum und absolutem Minimum eines Jahres, sie betragen für die drei Höhenstationen 21,2, 25,1 und 22,0 Grad, für Daressalam 16,4, für Berlin dagegen 62,0 Grad Celsius. Allerdings sind in den tropischen Gebirgen die täglichen Temperaturschwankungen gross, sogar grösser als in Berlin. Die Zahlen der mittleren täglichen Temperaturschwankungen sind für die drei tropischen Gebirgsorte 10,7, 8,9 und 10,9 Grad, für Berlin 7,5 und für Daressalam 6,9. Es bedeutet dies also eine starke Abkühlung in der Nacht, und es wird die Frage sein, ob diese täglichen Temperaturschwankungen genügen, um für das Fehlen des Wechsels von Jahres-

*) Siehe Seite 325.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeiten unserem Körper genügenden Ersatz zu bieten. Schliesslich habe ich noch Bloemfontein in 1390 m Höhe und Buluwayo in 1360 m Höhe aufgeführt als Typus der südafrikanischen Hochländer, in welchen sich die Buren halten konnten, und welche oft in Vergleich mit den ostafrikanischen Hochländern gebracht werden. Buluwayo, welches mit 20 Grad südlicher Breite schon innerhalb der Wendekreise liegt, hat eine Differenz von Temperaturmaximum und -minimum von 40 Grad gegenüber wenig über 20 Grad bei den drei oftafrikanischen Gebirgsstationen. Dabei ist auch die relative Luftfeuchtigkeit noch von grosser Bedeutung; denn je trockener die Luft, desto besser wird hohe Luftwärme vertragen. Die relative Luftfeuchtigkeit beträgt aber im Jahresmittel bei Bloemfontein 51 Proz., bei Buluwayo 57 Proz., dagegen bei Aruscha 75 Proz., bei Kwai 78 Proz., und bei dem von der Küste weiter entfernten Tosamaganga immer noch 70 Proz. Man kann deshalb die Hochländer, in denen die Buren angesiedelt sind, wohl mit dem trockenen Südwestafrika, das auch zum grössten Teil innerhalb der Wendekreise liegt, nicht aber mit den ostafrikanischen Hochländern auf eine Stufe stellen. Auch Queensland hat ein solches trockenes Höhenklima mit grossen Temperaturdifferenzen.

Abgesehen von den Bedenken, welche die Vergleichung der klimatischen Zahlen erwecken muss, bin ich aber noch vorsichtig in der Beurteilung der Akklimatisationsfrage durch die Untersuchung der aus den Kolonien zurückkommenden Beamten und Offiziere geworden. Allzu häufig sieht man, dass Offiziere, welche früher ruhmvoll bei der Erschliessung der Schutzgebiete mitgewirkt haben, Beamte, welche mit Stolz auf ihre kolonisatorischen Erfolge zurückblicken können, als schwere Neurastheniker zurückkehren, am häufigsten in der Form der Hypochondrie. Um nicht missverstanden zu werden, möchte ich betonen, dass man durchaus nicht bei allen alten Afrikanern solche Defekte des Nervensystems wahrnehmen kann, aber die Zahl der Nervengeschwächten unter ihnen ist doch sehr gross, und sie beschränken sich durchaus nicht etwa auf diejenigen, welche die Hauptzeit ihrer Tätigkeit im ungesünderen Küstengebiet verbracht haben, sondern erstrecken sich auch auf solche, welche vorwiegend auf hoch gelegenen Innenstationen Verwendung gefunden hatten.

Auf die von Herrn Nocht vorgebrachten Beispiele angeblich gelungener Akklimatisation kann ich nur wenig Wert legen. Ueber einzelne gehen die Ansichten sehr auseinander, so berichtet z. B. über Réunion ein französischer Marinearzt, dass eine Vermischung mit den Eingeborenen stattgefunden habe, und dass gerade die, welche körperliche Zeichen der Mischung an sich tragen, körperlich kräftiger seien,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während die rein weissen Nachkömmlinge ein militärisch sehr wenig brauchbares Material geben. Bei näherem Zusehen würden sich wahrscheinlich noch mehr der vorgebrachten Beispiele als fragwürdig erweisen. Und selbst, wenn einzelne sich als einwandsfrei herausstellen würden, wäre damit noch nichts bewiesen. Es bestehen ausserordentlich grosse individuelle Unterschiede; wenn zufällig eine grössere Anzahl solcher Individuen, welche die tropische Hitze besonders gut vertragen, zusammenkommen, so wird auch das Resultat ein ausnahmsweise gutes sein. Wir müssen aber mit dem Durchschnitt rechnen und neben die einzelnen gelungenen Versuche die Dutzende misslungener stellen. Das, was aber auch gegen die angeführten Beispiele besonders bedenklich macht, ist das von Herrn Nocht angeführte Endresultat: die Akklimatisation ist zwar gelungen, aber in allen aufgeführten Fällen ist schlieslich die Ansiedelung verkümmert, angeblich aus wirtschaftlichen Gründen. Sollte daran nicht doch die Einwirkung des Klimas mit die Schuld tragen? Hätten nicht diese Ansiedler, wenn die Tatkraft und Arbeitsamkeit ihrer deutschen Ahnen sich ungeschwächt auf sie vererbt hätte, Mittel und Wege gefunden, auch bei äusserlich nicht gerade günstigen Bedingungen wirtschaftlich, z. B. durch Schaffung von Verkehrswegen, in Ländern hochzukommen, in denen sie doch nur mit minderwertigen Rassen zu konkurrieren hatten? Wie anders haben sich die europäischen Ansiedelungen in gemässigten und auch noch in subtropischen Klimaten entwickelt, ich darf nur Australien, Südafrika, Nordamerika im Gegensatz zu Südamerika nennen.

Ich gebe gern zu, dass wir jetzt manche Gefahren vermeiden können, welche in früheren Zeiten zu Misserfolgen geführt haben, und dass wir in bezug auf die Ansiedelung von tropischen Hochländern überhaupt noch keine genügende Erfahrung besitzen, um darüber abschliessend urteilen zu können. Aber ich glaube Ihnen doch gezeigt zu haben, dass manche Tatsachen uns zur Vorsicht mahnen. Gerade wir Aerzte müssen uns hüten, über die Möglichkeit der Akklimatisation vorzeitig ein allzu optimistisches Urteil abzugeben, damit nicht Zweifelnde im Vertrauen auf unser Sachverständnis sich zu einem zweifelhaften Schritt entschliessen. Der Versuch der Akklimatisation in den ostafrikanischen Hochländern wird auch ohne unser Zutun von Wagemutigen gemacht, ja, ist schon begonnen, und uns Tropenärzten fällt nunmehr die Aufgabe zu, nicht nur mit kritischem Verstand zu verfolgen, wie der Versuch abläuft, sondern auch daran mitzuwirken, dass er möglichst zu einem guten Ende führt.

Ich möchte schliesslich meine Ansicht in folgendem Schlusssatz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zum Ausdruck bringen: Es ist anzunehmen, dass bei dauerndem Aufenthalt in tropischen Hochländern der Organismus des Europäers, und zwar besonders das Nervensystem eine Veränderung erleidet, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten und den folgenden Generationen. Ob diese Veränderung so hochgradig sein wird, dass dadurch der Erfolg einer Ansiedelung in Frage gestellt wird, kann nur durch praktische Versuche entschieden werden.

Glogner, Radebeul: Die Frage, woran der Europäer sich in den Tropen akklimatisieren soll, ist nicht immer übereinstimmend beantwortet worden. Früher zählte man allgemein nicht nur die Veränderungen durch die meteorologischen Einflüsse zur Akklimatisation, sondern auch diejenigen, welche durch krankmachende Einflüsse hervorgerufen werden. Durch diese Verschmelzung von meteorologischen und krankmachenden Einflüssen wurden dann die in den Tropen häufig vorkommenden Erkrankungen, wie Anämien, auch auf Rechnung der meteorologischen Einflüsse geschrieben, während dieselben in Wirklichkeit nur durch die hier bekannten Ursachen hervorgerufen werden, und anderseits Erscheinungen, wie die Blässe der Gesichtshaut für eine Krankheitserscheinung gehalten, während sie zu einem grossen Teil durch die meteorologischen Einflüsse bedingt waren. Es ist eine Errungenschaft der letzten Dezennien, dass man diese verschiedenen Einflüsse, die meteorologischen von den krankmachenden getrennt hat und das Gebiet der Akklimatisation nur auf die ersteren beschränkt. Trotzdem gibt es immer noch ärztliche Stimmen, welche auch krankhafte Veränderungen, also einen Teil der Tropenpathologie, zur Akklimatisation zählen. Ich glaube nicht, dass dies empfehlenswert ist; denn abgesehen davon, dass die Akklimatisationsfrage eine ungeheure Ausdehnung gewinnen dürfte, werden damit auch die Unterschiede der Tropen und der nördlichen Länder verwischt, da auch hier meist dieselben Krankheiten wie in den Tropen vorkommen. Wir wollen in der Akklimatisationsfrage doch nur die Veränderungen derjenigen Einflüsse behandeln, welche die Tropen Europa gegenüber auszeichnen und unabänderlich sind, und das sind nicht die Krankheiten mit ihren Ursachen, sondern nur die meteorologischen Faktoren. Wenn man nun nachgeht, welche Veränderungen diese meteorologischen Einflüsse beim eingewanderten Europäer hervorbringen, so zeigt uns eine ganze Reihe von Beobachtungen, dass das Klima, also die Summe aller meteorologischen Faktoren, den Europäer wohl nicht unbeeinflusst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lässt, dass es aber nicht imstande ist, ihn krank zu machen. Wir wissen jetzt aus Blutuntersuchungen, Stoffwechseluntersuchungen usw., dass es eine Tropenanämie, einen Fluor albus der Frauen als Klimakrankheit nicht gibt, alle Krankheiten der Tropen werden durch uns zum grossen Teil bekannte Krankheitsursachen hervorgerufen. Herr Nocht und Herr Steudel sind unbefriedigt über unsere Kenntnisse über die Akklimatisation. Herr Nocht hat soeben behauptet, dass wir über die Einzelheiten der Akklimatisation nicht unterrichtet seien. Demgegenüber möchte ich auf Arbeiten von Rubner und seiner Schüler hinweisen, welche den Einfluss einer ganzen Reihe meteorologischer Faktoren auf den Menschen untersuchten, und die ich grundlegend für unser Verständnis der Akklimatisation halte, besonders auf die Arbeiten Wolperts, der die Einflüsse derjenigen meteorologischen Faktoren prüfte, welche uns hier interessieren und besonders im Tropenklima hervortreten, weiterhin auf die Untersuchungen Eijkmans, der ebenso wie ich bei der Bestimmung des Nahrungbedürfnisses in Europa und den Tropen fand, dass der Europäer mehr Wasser durchschnittlich bei leichter Arbeit trinkt und mehr durch Haut und Lunge abgibt, weiterhin auf den pigmentbildenden Einfluss des Tropenklimas, auf meine Gewichtsbestimmungen von 189 Europäern, aus denen hervorgeht, dass das Gewicht Europa gegenüber geringer ist, eine Erscheinung, welche wahrscheinlich durch geringeren Fettgehalt des Körpers, besonders des subkutanen Gewebes, hervorgerufen wird; weiterhin auf den von van der Burg und mir festgestellten frühen Eintritt der Menstruation bei Europäerinnern. In diesen Arbeiten besitzen wir doch eine ganze Reihe von Beobachtungen über die Akklimatisation, so dass ich überzeugt bin, dass wir über die wichtigsten Erscheinungen der Akklimatisation unterrichtet sind. Rubner hat in seiner Arbeit über die Anpassungsfähigkeit der Menschen an hohe und niedrige Temperaturen die treffenden Worte niedergeschrieben, dass der Kampf des Menschen mit dem Klima sich in seiner Wärmeökonomie widerspiegele, ich darf dem wohl hinzufügen, dass der Kampf des Europäers mit dem Tropenklima sich in erster Linie auf dem Gebiet der Wärmeabgabe abspielt, denn alle meteorologischen Einflüsse der Tropen wirken hemmend auf die Wärmeabgabe ein, es werden deshalb alle Vorgänge im Menschen, welche die Wärmeabgabe erschweren, der Akklimatisation hinderlich im Wege stehen. Dazu gehört in erster Linie die Zunahme der Körperwärme. Wir wissen aus Rubners Untersuchungen, dass der Mensch in Ruhe 2000 bis 2200 Wärmeeinheiten bildet, bei leichter Arbeit etwas mehr, bei mittel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwerer zirka 3000, bei schwerer 4000 bis 5000 Kalorien; bei dieser letzteren wird also die Akklimatisation in den Tropen mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Nun sind alle obengenannten Untersuchungen über die meteorologischen Einflüsse in den Tropen nur bei Individuen ausgeführt, welche sich in Ruhe befanden oder leichte Arbeit verrichteten, die Frage, ob der Europäer bei schwerer körperlicher Arbeit gesund bleiben kann, ist noch unbeantwortet, und doch ist sie sehr wichtig, vielleicht die wichtigste unter allen Fragen der Akklimatisation; denn sie gibt uns zugleich eine Antwort auf die Frage, ob der Europäer in den Tropen Landbaukolonien gründen kann, denn diejenige schwere körperliche Arbeit, bei welcher der Europäer den tropischen Einflüssen am meisten ausgesetzt ist, ist die Feldarbeit. Da erscheint es wunderbar, dass bei diesem Stand der Lehre der Akklimatisation eine ganze Reihe von Autoren die Frage über die Akklimatisation in ganz bestimmter Weise bereits beantwortet, und zwar in einer Weise beantwortet haben, die einer genauen Kritik nicht standhält. Es gibt eine ganze Reihe von Monographien über die Akklimatisation der Europäer in den Tropen, in denen diese Frage in negativem Sinne beantwortet ist. Da muss man sich die weitere Frage stellen, wie sind diese Autoren zur Beantwortung dieser Frage gekommen? Nun, der Weg, auf dem sie zu dieser Anschauung gelangt sind, besteht darin: 1. dass sie aus verschiedenen pathologischen Erscheinungen aus dem Tropenleben des Europäers, 2. aus den Resultaten der Gründung von europäischen Landbaukolonien in den Tropen die Schlussfolgerung auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Akklimatisation gezogen haben. Was den ersten Punkt betrifft, so ist bei diesen pathologischen Erscheinungen nie auseinandergehalten worden der Einfluss meteorologischer Faktoren und der Einfluss krankmachender Ursachen. Wenn Herr Steudel anführt, dass auf Réunion die eingeborenen Europäer am meisten für den Dienst bei der Aushebung ausgeschlossen und dieses, sowie andere, ähnliche Beispiele für den Schluss verwendet, dass der Europäer sich nicht akklimatisieren könne, so dürfte dieser Schluss nicht zulässig sein, da diese Minderwertigkeit auch durch Krankheiten allein hervorgerufen werden kann. Die Beweisführung, dass der Europäer sich in den Tropen nicht akklimatisieren könne, mittels der Resultate der Besiedelung, ist ebenfalls eine durchaus unzulässige und muss unbedingt zurückgewiesen werden, da es eine ganze Reihe von ursächlichen Momenten gibt, welche eine europäische Landbaukolonie zugrunde richten und mit der Akklimatisationsfrage nicht das geringste zu tun haben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie z. B. die Vermischung des Europäers mit dem Eingeborenen, die Inzucht, Krankheiten, ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse. Wenn man aus den Resultaten der Gründung von europäischen Landbaukolonien auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Akklimatisation Schlüsse ziehen will, dann muss man Beispiele wählen, bei denen alle diese schädlichen Einflüsse, die ich soeben anführte, fehlten, wo also der isolierte Einfluss der meteorologischen Faktoren auf die Kolonisten rein zutage trat. Es gibt nur ganz vereinzelte Beispiele dieser Art; ich kenne nur zwei, das sind die holländische Bauernkolonie bei Paramaribo und Queensland. Die erstere wurde 1847 von 73 holländischen Bauern gegründet, sie entwickelte sich in der denkbar günstigsten Weise, in 1895 zählte dieselbe 220 Kolonisten, wovon 170 Landbauer, der Gesundheitszustand war ein vorzüglicher. Dezennienlang hatten diese Nordeuropäer unter der heissen Tropensonne Feldarbeit verrichtet, die Gründer waren dabei alt geworden und hatten gesunde Nachkommen hervorgebracht. Am Ende des vorigen Jahrhunderts feierte diese Kolonie ihr 50jähriges Jubiläum; in allen holländischen Zeitungen wurde von dem ausserordentlich günstigen Zustand gesprochen, in dem die Kolonisten sich befanden. Der älteste Kolonist war 80 Jahre alt; eine ganze Reihe 70 Jahre. Diese Kolonie war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in der besten Verfassung, da fing die Vermischung mit dem Eingeborenen an, die Inzucht machte sich bemerkbar, die schädigenden Einflüsse werden auch bei ihr den Untergang herbeiführen, aber daran ist nicht das Klima schuld, nicht die Unmöglichkeit, sich den klimatischen Einflüssen anzupassen, sondern Einflüsse, welche mit der Akklimatisation nichts zu tun haben. Diese holländische Landbaukolonie gibt uns also den sichersten Beweis, ebenso Queensland, dass der Nordeuropäer auch im heissen Tropenklima Feldarbeit verrichten kann. Ob diese Feldarbeit, nach den Rubnerschen Arbeitskategorien, eine mittelschwere oder schwere war, lässt sich natürlich nicht entscheiden. Es ist überhaupt ein Zweifel berechtigt, ob der Europäer eine derartige schwere Arbeit in den Tropen nötig hat, wie in Europa, um dieselben wirtschaftlichen Resultate zu erhalten. Wir wissen, dass für das Pflanzenleben Wärme und Feuchtigkeit zur Entwickelung am besten sind; Versuche von Botanikern mit dem Wachstum derselben Pflanzen in den Tropen und Europa zeigen, dass der Ertrag und der Stoffansatz unter möglichst ähnlichen Verhältnissen, also im Sommer bei uns und den Tropen, in den letzteren Gegenden ein viel grösserer ist. Die Natur kommt eben dem Menschen mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer Produktionskraft in den Tropen entgegen und erspart demselben Arbeit; denn dieselben Erträge kann er in den Tropen mit viel geringerer körperlicher Arbeit erhalten. Herr Nocht hat ja einen ähnlichen Gedanken entwickelt. Queensland und Paramaribo zeigen auf das deutlichste, dass der Europäer in der Tropenebene Landbaukolonien gründen kann, und dass eine Akklimatisation möglich ist; denn ohne die letztere ist das Gelingen einer Landbaukolonie unmöglich. Wenn wir das Gebiet der Akklimatisation, wie dies die meisten Tropenärzte tun, und wie ich es ganz besonders befürworten möchte, nur auf die Einflüsse der meteorologischen Faktoren beschränken, und wenn uns die Erfahrung der letzten Dezennien lehrt, dass es bisher niemals gelungen ist, krankhafte Veränderungen durch meteorologische Einflüsse beim eingewanderten Europäer nachzuweisen, dann dürfte die Anschauung derer nicht zu Recht bestehen, die glauben, dass die ganze Akklimatisationsfrage sich in eine hygienische auflöst, da die Hygiene die Lehre von den Krankheitsursachen und der Verhütung von Krankheiten darstellt, die Veränderungen aber, welche der Europäer durch die meteorologischen Einflüsse der Tropen erfährt, sämtlich innerhalb der Grenzen physiologischer Möglichkeiten liegen; die Akklimatisationsfrage ist also keine hygienische, sondern eine physiologische.

Was den Vortrag des Herrn Caspari betrifft, so möchte ich mir erlauben, einige Bemerkungen zur qualitativen Seite der Ernährung zu machen. Sie wissen, dass in vielen Kolonien der Reis auch für den Europäer ein Hauptnahrungsmittel bildet. Nun gehört der Reis zu denjenigen Nahrungsmitteln, welche bei den meisten Europäern einen verstopfenden Einfluss haben; zur diätetischen Behandlung der Diarrhoe gehört in erster Linie Reisnahrung. Wenn man nun bedenkt, wie stark beim Europäer im Anfang die Schweissproduktion ist, welche auf die Konsistenz der Faeces ebenfalls von Einfluss ist, so ist wohl der Zweifel berechtigt, ob der Reis als Hauptnahrungsmittel, wenigstens für die ersten Monate, vom Europäer verwendet werden darf. In den Berichten der Chefs des ärztlichen Wesens über die Erkrankungen der niederländisch-indischen Armee fällt die grosse Zahl von Hämorrhoiden und Proctitiden auf, von denen wir wissen, dass ätiologisch Verstopfungen eine grosse Rolle spielen. In den Jahren 1896—1901, also in fünf Jahren, erkrankten bei einem durchschnittlichen Bestande von 16 000 europäischen Soldaten 524 an Hämorrhoiden und 1400 an Proctitiden. Diese verhältnismässig hohe Ziffer wird noch auffallender, als die Hämorrhoiden meist eine Erkrankung des höheren Alters sind und die Soldaten beinahe alle im Alter von 20—35 Jahren standen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man darf aus diesen Ziffern wohl den Schluss ziehen, dass in der Ernährungsweise etwas vorhanden war, welches nach dieser Richtung hin schädlich wirkte, und da muss man in erster Linie an den Reis denken. Unter einer Reihe weiterer Uebelstände, welche bei der Ernährung des Europäers in den Tropen zutage treten, wie z. B. Zubereitung der Speisen usw., spielt die geringe Schmackhaftigkeit des Fleisches eine Hauptrolle. In Europa hängt das Fleisch erst einige Tage, es wird mürber, leicht verdaulicher und schmackhafter. In den Tropen sind meist Schlachthäuser mit Eiskellern nicht vorhanden; das Fleisch, welches vom Europäer in den Tropen genossen wird, stammt meist von einem Tier, welches den Tag vorher geschlachtet wurde. Nun, das sind Fragen technischer Art. Wir haben ja jetzt eine technische Kommission; derselben sei hiermit auf das wärmste die Beantwortung der Frage empfohlen, wie man in den Tropen drei bis vier Tage frisches Fleisch konserviert. Herr Caspari hat bei der Besprechung der einseitigen vegetabilischen, besonders der Reisnahrung, erwähnt, dass Beri-Beri bei Tieren, Hühnern und Meerschweinchen entstehen könne. Diese Behauptung erfordert eine Korrektur. Eijkman sowie Axel Holst und Fröhlich wiesen nach, dass Reisnahrung oder Schiffsnahrung bei Hühnern Polyneuritis hervorbrachte, bei anderen Säugetieren aber entweder nichts (Eijkman) oder Skorbut (Axel Holst, Fröhlich), also nicht eine Neuritis (Beri-Beri).

In dem Vortrag über die Wirkung der tropischen Sonnenstrahlen auf den Europäer ist eine Veränderung, nämlich die Bildung von Hautpigment, etwas stiefmütterlich behandelt. Ich halte dieselbe für eine der wichtigsten Veränderungen bei der Akklimatisation, weil sie sehr zweckmässig ist und dem Europäer Gelegenheit gibt, die meteorologischen Einflüsse besser zu ertragen. Leider wird sie bisher in ganz ungenügender Weise vom Europäer ausgenutzt, ja, man könnte fast sagen, dass er alles tut, um sie nicht zur Entwickelung gelangen zu lassen. Wenn wir den Tropenbewohner anatomisch für das Tropenklima besonders geeignet halten müssen, so entsteht die Frage, wodurch er sich nach dieser Richtung vom Europäer unterscheidet. Wenn man Leber, Milz oder andere Teile der Eingeborenen und Europäer mikroskopisch untersucht, so wird auch der beste Anatom einen Unterschied nicht entdecken können, nur die Haut ist das einzige Organ, welches einen deutlichen Unterschied in dem Pigmentreichtum zeigt, beim Eingeborenen mehr, beim Europäer weniger. Wir müssen also in dem grösseren Pigmentreichtum der Haut beim Eingeborenen diejenige anatomische Eigenschaft sehen, welche ihn in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

höheren Masse befähigt, in den Tropen zu leben, und danach trachten, beim Europäer ein möglichst grosses Quantum Pigment zur Entwickelung gelangen zu lassen. Denn der Besitz von Hautpigment hat zwei Vorteile: 1. erleichtert dasselbe die Wärmeausstrahlung. Die Physik lehrt uns, dass dunkle Körper die Wärme leichter und schneller ausstrahlen als helle. 2. Gibt uns das Hautpigment Gelegenheit, andere Hilfskräfte anzuwenden, mittels deren wir die Wärmeabgabe besser vonstatten gehen lassen können. Diese bestehen in der Entblössung des Körpers oder eines grossen Teiles des Körpers. Wolpert hat nachgewiesen, dass bei der Entblössung alle drei Arten der Wärmeabgabe: Strahlung, Leitung und Wasserverdunstung günstig beeinflusst werden. Diese günstige Beeinflussung hat nun gerade der körperlich stärker arbeitende Europäer in den Tropen nötig. Eine Entblössung des Oberkörpers, z. B. bei der Feldarbeit der landbebauenden Europäer, ist aber nur mit genügendem Hautpigment möglich, da dieses letztere die schädlichen Einflüsse der ultravioletten Strahlen neutralisiert. Das Hautpigment setzt uns also indirekt in die Lage, durch Entblössung des Körpers die Wärmeabgabe günstiger zu gestalten.

Dass der Europäer imstande ist, ein grösseres Quantum Pigment zu bilden, das sehen wir nicht nur im Sommer, besonders bei den Landleuten, sondern auch bei den europäischen Tropenbewohnern, allerdings findet hier die Entwickelung des Hautpigmentes nur im Gesicht, Händen und Hals statt. Dass dieselbe aber auch am ganzen Körper eintreten kann, dass der Europäer wirklich eine braune, wenn auch hellrotbraune Farbe annehmen kann, dass hier eine Art Umkostümierung vor sich gehen kann, das beweisen uns die vereinzelten Europäer, die, wie die Eingeborenen der Tropenländer, mit zum grössten Teil entblössten Körper herumlaufen. In Wahnsdorf bei Dresden wohnt ein solcher Mann, der Winter und Sommer nur eine dünne Badehose trägt. Trotz wiederholter Kollision mit der Polizei, hält er an dieser Gewohnheit fest. Dieser Mann hat keine weisse, sondern eine hellrotbraune Haut, und wenn man ihn im August sieht, so bemerkt man, dass unsere gar nicht so intensive europäische Sommersonne schon eine recht kräftige Bräunung der Haut hervorbringen kann; um wie viel mehr Pigment dürfen wir von der Tropensonne erwarten. Herr Schmidt hat früher in seiner Arbeit über die Akklimatisation des Europäers die treffenden Worte geäussert, dass die Besiedelung tropischer Gegenden am besten gelingt, je höher die kulturelle Entwickelung des betreffenden Volkes sei. Ich glaube, dass wir bei der Akklimatisation auch ein bisschen Unkultur gebrauchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können, die uns gestattet, bei gewissen Gelegenheiten den Oberkörper zu entblössen. Sie haben heute früh in der Diskussion über den Vortrag von Herrn Schilling gehört, dass von mancher Seite auch das Entblössen des Körpers beim Eingeborenen zur Unkultur gerechnet wird, und man bemüht ist, ihn Kleider tragen zu lassen. Ich wünsche von Herzen, dass der Eingeborene der Tropenländer vor dieser Art Kultur bewahrt bleibe, ich wünsche vielmehr, dass der landbauende Europäer in den Tropen mit entblösstem Oberkörper bei der Feldarbeit einhergehe. Ich möchte jedem Europäer, der die Absicht hat, in den Tropen Landbau zu treiben, anraten, einen Sommer mit entblösstem Oberkörper in Europa Feldarbeit zu verrichten, die Sommersonne wird ihm zu einem Quantum Pigment verhelfen, welches genügen dürfte, ihn in der ersten Zeit, auch bei der Entblössung des Oberkröpers, gegen die nachteiligen Folgen der Tropensonne zu schützen und dessen weitere Entwicklung er der Tropensonne ruhig überlassen kann. —

Sanitätsrat Dr. **Daeubler**, Regensburg: Herrn Medizinalrat Nochts Ausführungen kann ich mich im allgemeinen sehr wohl anschliessen; das Haupthindernis der Akklimatisation bilden die Tropenkrankheiten, welcher wir heute Herr werden können, danach erst kommt die Klimawirkung auf den Europäer. Ich habe mich mit der Akklimatisationsfrage 20 Jahre lang eingehend beschäftigt und im Verlaufe der Zeit diese Klimawirkung, entgegen früheren Anschauungen, eingeschränkt. Was mich speziell zur Diskussion reizte, war die Angabe Nochts, dass auch Queensland für eine völlig gelungene europäische Kolonisation einen Beweis darböte. Aber dagegen ist einzuwenden, dass es völlig malariafrei ist, auch sonst fast seuchenfrei genannt werden kann, dass bei scharf differenzierten Jahreszeiten und kühlen Nächten Lufttrockenheit vorherrscht, und dass Queensland, an den Wendekreisen gelegen, zum guten Teil in die Subtropen hineinragt. Dass dort die europäischen Einwanderer sich gesund und leistungsfähig erhielten, ist richtig; die dritte Generation zeigte trotz Heiraten untereinander keine auffällige Degeneration. Allein, schon die benachbarte, völlig tropische Halbinsel York zeigt, dass dort keine Akklimatisation von Dauer gelingt.

Meine Studien haben mich dazu geführt, anzunehmen, dass das Tropenklima an sich, auch das Höhenklima in abgeschwächtem Masse, hauptsächlich eine Schädlichkeit für das Zentralnervensystem des Weissen bedeutet. Selbst Queensland mit seinen günstigen sanitären Verhältnissen bietet dafür eine Stütze. Denn meine Nachforschungen bei dortigen Aerzten und das Studium lokaler Statistik

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ergaben, dass Queensland in bezug auf das Vorkommen von Neurosen und Psychosen eher ungünstiger gestellt ist, als ein europäisches Land mit Grossstadtschädlichkeiten.

Um darüber ein gültiges Urteil zu fällen, ob Nervenkrankheiten im Anschluss an Tropenkrankheiten entstanden oder als Folgezustände anzusehen sind, muss man ein völlig einwandfreies Material aufweisen, so dass Malaria oder andere vorgängige Krankheiten, wie Anchylostomiasis u. a. ausgeschlossen werden können; denn wir wissen, dass Malariaerkrankungen stets Nervenaffektionen nach sich ziehen, und dass schon auf neurasthenischem Boden ernstere Nervenerkrankungen sich aufbauen können. In Queensland, Siam und in anderen für den Weissen günstigen Ländern ist es leicht, ein solches Material aufzubringen. Ich selbst habe in rein tropischen Ländern mit ungünstigen Gesundheitsverhältnissen ebenfalls ein reiches Material sammeln können, wobei einwandfrei nur die Klimawirkung als ätiologischer Faktor übrig blieb, und welches, in Verbindung mit den Arbeiten anderer Autoren, es in hohem Masse wahrscheinlich erscheinen lässt, dass jeder Europäer infolge der Klimawirkung an seinem Nervensystem Schaden erleidet, auch ohne vorgängige Erkrankung. Ich verweise in bezug darauf auf die neueren Publikationen und Referate und meine Arbeit im „Neurologischen Zentralblatt".

Im Verlaufe seines Vortrages hat Herr Caspari häufig im Hinblick auf die wärmeregulatorischen Momente der Schweisssekretion der Farbigen im Vergleich mit der bei Weissen im Tropenklima Erwähnung getan und gezeigt, dass die geringere oder bedeutendere Schweissmenge von grosser Bedeutung für die Berechnung und das Verständnis der in Betracht kommenden Fragen ist. Herr Caspari wies auch darauf hin, dass der Farbige weniger Flüssigkeit genösse als der Weisse, weniger Harn sezerniere und doch ebenso sehr, vielleicht noch mehr schwitze, ohne dafür eine genaue Erklärung geben zu können.

Hierzu möchte ich darauf hinweisen, dass ich vor etwa 18 Jahren, nach einjähriger Arbeit im Münchner anatomischen Institut unter Prof. v. Kupfer, an einem sehr grossen Material von Haut der verschiedensten farbigen Rassen im Vergleich mit weisser Haut feststellte, dass der Farbige, speziell der Tropenneger, grössere, schweisssezernierende Drüsen (Haarbalg oder Talgdrüsen) besitzt als der Weisse bei gleicher Anzahl auf gleichem Raum, dass auch die Ausführungsgänge geräumiger und weniger geschlängelt sind, dessen Blutgefässnetz reichlicher und auch der erector pili voluminöser erscheint als bei Europäern. Die Masszahlen habe ich nicht genau im Gedächtnis, ich habe seiner-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeit auf dem Naturforscherkongress in Lübeck alles veröffentlicht und die Präparate demonstriert, auch in meinem Buche „Grundzüge der Tropenhygiene, 2. Aufl." ist dieser Tatsache ausgibig Erwähnung geschehen und eine Abbildung hinzugefügt. Als ich im physiologischen Institut mit Herrn Prof. Dr. Munk bekannt wurde, teilte mir dieser mit, dass er dasselbe immer wieder gefunden habe. Munk legte auf dieses Vorkommnis im Hinblick auf die Erklärung der Wärmeregulierung grosses Gewicht. Der Schwarze ist dadurch imstande, leichter, rascher und ausgiebiger Schweiss zu produzieren als der Weisse, wenn er noch dazu weniger trinkt, so kann er demnach den Kampf gegen die Hyperthermie in den Tropen bedeutend leichter ausführen als der durstige Weisse mit seinem minderwertigen Drüsenapparat. Wie meine Präparate zeigen, tritt Hypertrophie der Haarbalgdrüsen, weder bei weissen Heizern auf Schiffen, noch bei weissen Soldaten in den Tropen bemerkenswert auf, dadurch auch keine ausgibige Arbeitsfähigkeit. In der Ruhe und bei leichter Arbeit schwitzt der Farbige nicht auffällig, erst bei anhaltender schwerer Arbeit erhöht sich die Schweissproduktion hochgradig, aber sie scheint ihn nicht so anzustrengen als den Weissen, welcher ausserstande ist, ob bekleidet oder nicht, gleiche Arbeit wie der Schwarze zu verrichten, wegen der Gefahren der Hyperthermie, und diese durch erhöhte Schweissproduktion auszugleichen. Diese Befunde von Prof. Munk und mir sind sonach geeignet für eine Erklärung der ungleichen Arbeitskraft von Weissen und Farbigen in den Tropen, wie auch für verschiedenartige Ernährungsweise und Akklimatisierung. Die permanente schwierigere Schweissproduktion des Weissen bedeutet ausserdem einen ungewohnten Reiz für seine im Gehirn und Rückenmark gelegenen Schweisszentren, welcher ihn benachteiligt. Auffällig ist es, dass diese Befunde so lange Jahre so gut wie unbekannt geblieben sind und auch hier nicht verwertet wurden. Ich will sie lieber der Vergessenheit entreissen zum Nutzen der Tropenphysiologie und mich der Hoffnung hingeben, dass dadurch endlich ein hochwichtiges Problem seine ungezwungene Erklärung findet.

Geh. Hofrat Prof. Dr. **v. Baelz**, Stuttgart: Ich wundere mich, dass weder in dem Referat über Akklimatisation noch in dem über die Wirkung der Sonnenstrahlen auf den Europäer ein Unterschied gemacht wurde zwischen den Blonden und Brünetten. Ein solcher Unterschied besteht aber. Der Blonde, namentlich der Aschblonde mit einem oft an Grau erinnernden Haar und mit hellblauen Augen, ist charakterisiert durch geringe Fähigkeit, Pigment zu bilden unter dem Einfluss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Sonne. Eine Pigmentbildung ist aber notwendig, um die Haut in heissen Ländern zu schützen. Allerdings wird auch der Blonde in der Sonne dunkler, aber er wird mehr rot, der Brünette wird braun. Man kann sagen, die Haut des Brünetten bräunt sich, die des Blonden verbrennt, entzündet sich. Letzteres geschieht, weil nicht, wie beim Brünetten, durch reichliche Pigmentkörner in der Epidermis die chemisch wirkenden Strahlen (und diese sind die wesentlichen) verhindert werden, zu den Blutgefässen der Haut zu dringen. Daher werden die Blutgefässe gereizt und es kommt zum Austritt von Blutbestandteilen. Das kann in einem so hohen Grad stattfinden, dass es zur Schwellung und Blasenbildung mit Fieber und heftigen Schmerzen kommt. Man kann jedes Jahr beobachten, dass bei Blonden, die im Sommer aus dem Gebirge oder im Winter vom Schneesport zurückkehren, die Haut des Gesichtes sich abschält wie nach Masern, was beim Brünetten nicht der Fall ist. Das beweist, dass bei ersterem eine entzündliche Ernährungsstörung in der Haut stattfand.

Auch zeigen die Erfahrungen in heissen Ländern, z. B. in Algier und in Ceylon, dass die blonden Einwanderer nach wenigen Generationen aussterben, während die brünetten aus den Mittelmeerländern fruchtbar bleiben. Namentlich aus Algier hat man dafür beweisende Zahlen.

Die Komplexion ist also ein Faktor, der bei der Frage nach der Akklimatisierung des Europäers in den Tropen nicht ausser acht gelassen werden darf.

Prof. Dr. **Augustin Krämer**, Stuttgart: Zu der Angabe, dass die Eingeborenen oft grossen Fleischhunger hätten, bemerke ich, dass in der Südsee der Fetthunger oft weit überwiegt. Vor einem mageren Stück Schweinefleisch wird einem fetten oder sogar überfetten immer der Vorzug gegeben. Fette Fische, z. B. die Acanthurusarten, werden am höchsten geschätzt. Das Fett der Wale wird sogar roh und stinkend an manchen Plätzen genossen; der fette Kokoskern fehlt fast bei keiner Speise. Es ist dieser Fetthunger in den Tropen bei den Primitiven jedenfalls eine merkwürdige Tatsache, die zeigt, dass man nicht allein in der Kälte fetthungrig ist, sondern auch in den niederen Breiten Fett sehr wohl ertragen kann.

Medizinalrat Prof. Dr. **Nocht**, Hamburg: Wir bilden hier eine tropenhygienische Sektion. Ich habe deshalb mein Referat auf die Besprechung der rein hygienischen Fragen beschränkt und meine Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führungen auch auf einen Zuhörerkreis berechnet, der imstande ist, die hygienischen einerseits, die wirtschaftlichen und sonstigen Gesichtspunkte anderseits auseinander zu halten. Wenn nun von Herrn Steudel darauf aufmerksam gemacht wird, dass dadurch, dass man die Akklimatisationsaussichten günstig hinstellt, Leute veranlasst werden könnten, auch in wirtschaftlich ungünstige Gegenden auszuwandern, so sollen solche Erwägungen uns hier nicht beirren. Wir sprechen nicht für das grosse Publikum, wir sind eine wissenschaftliche Sektion. Im übrigen möchte ich sagen, dass ich von einer vollkommen gelungenen Akklimatisation auf Réunion nicht gesprochen habe. Die Beobachtungen des französischen Marinearztes, von denen Herr Steudel sprach, waren mir auch bekannt, ich habe selber ausdrücklich erwähnt, dass diese Leute sich ungünstig verändert haben. Wenn ferner Herr Steudel von Dutzenden Fällen von misslungener Akklimatisation spricht, so können doch nur solche in Küstenländern gemeint sein. Mir sind ausser denen, die ich erwähnt habe, nur noch zwei bekannt — ich will aus Mangel an Zeit nicht näher darauf eingehen. Das sind ganz besondere Verhältnisse. Von Dutzenden von Fällen misslungener Akklimatisation kann keine Rede sein. Die meisten der Zusammenbrüche alter Afrikaner, von denen Herr Steudel spricht, sind doch im wesentlichen auf Malaria und andere Krankheiten zurückzuführen; im übrigen will ich die Einwirkung des Klimas auf das Nervensystem nicht leugnen, glaube aber doch nicht, dass diese ungünstigen Einwirkungen so weit gehen, dass sie eine Akklimatisation unmöglich machen. Warum die tropischen Kolonien in Zentral- und Südamerika verkommen, ist doch ganz klar — weil sie von allen Seiten von fremden Nationalitäten bedrängt werden, weil sie keine Zufuhr von neuen Einwanderern und weil sie keine Eisenbahnen haben. Ich muss hier wirklich diese wirtschaftlichen Verhältnisse hervorheben. Wenn Herr Steudel meint, dass diese Leute nicht genug Tatkraft gehabt hätten, sonst hätten sie schon eine Eisenbahn gebaut, so möchte ich doch sagen, dass da hoffentlich ein Unterschied sich zeigen wird zwischen dem Tempo für den Bau von Eisenbahnen und auch in anderer Beziehung in unseren deutschen tropischen Hochländern und diesen südamerikanischen Kolonien, d. h. dass also unseren Kolonisten die Hilfe der Regierung nicht fehlen wird.

Herrn v. Baelz möchte ich erwidern, dass bekanntlich die Portugiesen das Volk sind, das sich am leichtesten mit den farbigen Leuten mischt. Die Portugiesen sind ja schon an und für sich eine Mischrasse. In ganz Ostasien sind ja die Halfcasts Mischlinge aus Portugiesenblut und Eingeborenen. Im übrigen möchte ich bemerken, dass meine Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fahrungen nicht bestätigen, dass die Blonden als Individuen das Klima schlechter vertragen sollten als die Brünetten.

Geh. Oberbaurat **Baltzer,** Berlin: Meine Bemerkung über die beschränkte Anwendung von Wohndielen und Hallen bezog sich selbstverständlich auf die rein tropischen Gebiete, nicht auf tropisches Hochland wie Wilhelmstal in Ostafrika, wo kühlere Temperaturen herrschen.

Prof. Dr. **Caspari,** Charlottenburg: Aus der Diskussion, soweit sie sich auf meinen Vortrag bezieht, hat sich wohl im allgemeinen eine erfreuliche Uebereinstimmung zwischen den theoretischen Betrachtungen und den Erfahrungen der Praktiker ergeben. Doch kann ich darum der Ansicht des Herrn Stabsarzt Sander nicht beistimmen, dass eingehende wissenschaftliche Forschung in bezug auf die Ernährung des Europäers in den Tropen überflüssig sei. Es sind ja selbst bei der Diskussion Fragen gestreift worden, deren Entscheidung von grösster Wichtigkeit sind und die nur auf dem Wege der Experimentalforschung gelöst werden können. Ganz besonders wichtig wären eingehende Untersuchungen über Fragen der Eingeborenenernährung, die in dem Vortrage nicht haben berührt werden können.

Privatdozent Dr. **Schmidt,** Leipzig: Herr Sander fragt mich, wie es kommt, dass man oft gerade auf Bodenflächen mit üppiger Vegetation, wo doch keine Rückstrahlung stattfindet, tiefschwarze Neger antrifft. — Ich möchte bemerken, dass ich dem Modus der Pigmentbildung infolge intensiver dunkler Wärmestrahlung überhaupt nur eine sekundäre Bedeutung beimesse. Die kurzwellige Strahlung ist entschieden bei weitem am meisten daran beteiligt. Vielleicht ist die tiefschwarze Färbung eine Eigentümlichkeit gewisser Stämme, also auch der Vererbung fähig. — In der Mahnung, bei den Versuchen, sich an die Tropensonne zu gewöhnen, doch recht vorsichtig zu sein, stimme ich vollkommen mit Herrn Sander überein. Darauf bezog sich ja mein Ausdruck von einer „vorsichtigen Dosierung" des Tropenlichts bei eventuellen Sonnenbädern.

An der Behauptung des Herrn Baelz, dass Blonde die Tropensonne weniger gut vertrügen als Brünette, ist wohl etwas Richtiges. Man kann annehmen, dass die Romanen im grossen ganzen der Hitze gegenüber besser gestellt sind als die Germanen. Doch möchte ich hier wiederholen, dass ich mit Steinhausen überzeugt bin

von der Möglichkeit einer Gewöhnung an die Sonnenstrahlung. Wir Germanen können es aus diesem Grunde durch systematisches Training entschieden zu demselben Grade der Widerstandsfähigkeit gegen Sonnenstrahlung und Hitze bringen, wie die romanischen Völker. Unsere Haut nähert sich dann ja auch schon äusserlich in der Farbe der der südlichen Völker. In unseren Sonnenbädern sind blonde, blauäugige Jünglinge mit einer Hautfarbe wie bei Mulatten gar keine Seltenheit. Ob eine Immunität der Haut gegen Sonnenlicht auch ohne stärkere Pigmentierung vorkommt, weiss ich nicht.

Dass man durch die japanischen Kimonos hindurch Ekzema solare bekommen kann, überrascht mich bei der häufigen Dünne der verwandten Stoffe nicht. Ihr grosser hygienischer Wert liegt doch vor allem in ihrer grossen Ventilierbarkeit, die der Schweissverdampfung in hohem Masse förderlich ist.

Wesen und Ziele der Eingeborenenhygiene in den deutschen Kolonien.

Von Reg.-Arzt Dr. **Külz**, Kamerun.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Die Hygiene unserer Kolonien erstreckt sich in der wissenschaftlichen Forschung und in der praktischen Betätigung auf ein doppeltes Objekt, auf die Europäer und auf die Eingeborenen. Die der letzteren wollen wir hier in ihren Grundzügen ins Auge fassen. Durch die Verschiedenheit des Gegenstandes ist für sie schon ein grosser Unterschied im Vergleich zur heimischen Hygiene gegeben, ein Unterschied, der noch dadurch erheblich vertieft wird, dass wir bei den Eingeborenen auf eine sanitäre Stufe zurückgehen müssen, die wir selbst vor Jahrhunderten oder auf manchen Gebieten auch Jahrtausenden durchlaufen haben, dass ferner unsere Bemühungen sich einem Menschenschlage widmen, dem nur ein sehr geringes eigenes hygienisches Vorwärts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

streben innewohnt, bei dem ganz allgemein eine fatalistische Gleichgültigkeit in gesundheitlichen Dingen herrscht, höchstens gepaart mit abergläubischen Vorstellungen vom Wesen der Krankheit. Ferner kommt hinzu, dass Krankheitsbilder in der Szenerie auftauchen, die uns in Europa fremd geblieben sind. So haben koloniale und heimische Hygiene wohl ein grosses, gemeinsames Endziel, das jeder Hygiene gesteckt ist, das gesundheitliche Niveau des einzelnen und der Gesamtheit zu heben; aber die Wege zu diesem Ziele sind oft grundverschieden, und Hindernisse, die wir daheim längst hinweggeräumt haben, türmen sich gerade hier dem Vorwärtsdringen entgegen. Während beispielsweise nur die wenigsten jüngeren Aerzte in der Heimat noch einen einzelnen Fall von Variola oder Lepra zu Gesicht bekommen, bleiben keinem Arzte, der längere Zeit im Inlande einer Tropenkolonie tätig ist, die Schreckensbilder einer Pockenepidemie oder des rettungslosen Siechtums der Aussätzigen erspart.

Ich möchte aber für unsere Zwecke den Begriff der Hygiene für Eingeborene nicht nur in der Lehre von der Aetiologie und Prophylaxis der Infektionskrankheiten erblicken, sondern ihn weiter umgrenzen im Sinne Max v. Pettenkofers, der sie als Wirtschaftslehre von der Gesundheit auffasste.

„Aehnlich wie die Nationalökonomie die Güterwirtschaft betrachtet, und wie bei ihr nicht nur die Furcht vor Einbusse, sondern noch viel mehr das Streben nach höherem Gewinn die treibende Kraft ist, so muss es auch in der Hygiene als der Gesundheitslehre sein. Sie hat die Wertigkeit aller Einflüsse auf den menschlichen Organismus, der natürlichen, wie der künstlichen zu untersuchen, um durch diese Erkenntnis dessen Wohl zu fördern." So kommen wir dahin, in die Eingeborenenhygiene ausser der Seuchenforschung einzubegreifen die Lehre von der Ernährung, Kleidung, der Wohnung der Eingeborenen, ihren täglichen Lebensverrichtungen und vor allem eines Umstandes, den die heimische Hygiene nur wenig in Rechnung zu setzen braucht: der Wirkung des Zusamentreffens zweier weit voneinander verschiedener Rassen mit grundverschiedener Kultur. Deshalb muss auch die Eingeborenenhygiene ganz von selbst in innige Berührung zu allen übrigen Bestrebungen in unseren Kolonien treten. Das Hauptziel aller kolonisatorischen Arbeit erblicken wir nun darin, die in unseren Kolonien vorhandenen Wirtschaftswerte zu erschliessen oder neue in ihnen zu schaffen. Bedenken wir, dass gerade in den Tropenländern, in denen die weisse Rasse voraussichtlich noch auf lange Zeit sich nicht voll akklimatisieren wird, der Eingeborene nicht nur der Produzent der Ausfuhrwerte und der Konsument der Einfuhr, sondern auch die Quelle der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitskräfte für alle europäischen Unternehmungen ist, so wird man kaum der Behauptung widersprechen können, dass er das wertvollste Wirtschaftskapital unserer Kolonien darstellt. Diesen Hauptwert nicht nur voll zu erhalten, sondern auch nach Möglichkeit zu mehren und in seiner physischen Entwickelung zu fördern, ist die vornehmste Aufgabe der Kolonialhygiene. Es ist zweckmässig und nicht schwierig, sich eine ungefähre quantitative Vorstellung dieser Abhängigkeit der Kolonialwirtschaft von der Kolonialhygiene im ganzen oder im einzelnen zu machen. Unsere Kolonien sind dünn bevölkerte Länder; Gründe aller Art, von denen die meisten aber auf hygienischem Gebiete liegen, haben bisher eine stärkere Volksvermehrung hintangehalten. Unser verhältnismässig gut bevölkertes Togo hat etwa 11, Kamerun nur 5 Bewohner auf den Quadratkilometer; Deutschland vergleichsweise 92. Gelingt es der Hygiene, eine nachhaltige Bevölkerungszunahme zu erzielen, so ist einleuchtend, wie unmittelbar die Aussichten für alle kolonialen Wirtschaftsprobleme steigen; der Ertrag der Volkskulturen wird sich mehren mit der wachsenden Fläche des in Kultur zu nehmenden Landes; neue Kaufkräfte für die Einfuhr entstehen, ebenso wie neue Produzenten der Ausfuhr; die Beschaffung der Arbeitskräfte wird erleichtert; die Zahl der arbeits- und steuerfähigen Einzelwesen steigt; kurz, die ganze wirtschaftliche Entwickelung des Landes wird sich um so lebhafter gestalten, je volkreicher es ist. Jeder koloniale Praktiker weiss, wie in gut bevölkerten Distrikten alle Entwickelung ungleich rascher vor sich geht als in volksarmen. Oder ein Beispiel von der negativen Seite: Eine Pockenepidemie zieht über einen Landesteil hinweg und fordert — sagen wir — 5000 Menschenleben. Man setze den Kapitalswert jedes Gestorbenen hinsichtlich Steuerkraft, Produktionsfähigkeit, Kauf- oder Arbeitskraft in unseren Diensten oder schliesslich als Familienvater oder als Mutter auf den minimalen Betrag von jährlich 10 Mk. fest, so haben wir unter der Annahme, dass er noch 10 Jahre im Durchschnitt gelebt hätte, einen direkten Verlust von einer halben Million durch eine einzige beschränkte Seuche, zu deren Ausrottung wir sichere Waffen in Händen haben; ganz abgesehen von den indirekten, weit grösseren Verlusten an Nachwuchs und durch das lange und schwere Daniederliegen aller wirtschaftlichen Entwickelung, wie es ja in jeder, von einer Epidemie heimgesuchten Gegend statthat. Oder man kapitalisiere sich in entsprechender Weise die Riesenverluste, die uns Schlafkrankheit, Dysenterie, Lepra oder die übergrosse Kindersterblichkeit verursachen, so ergeben sich ungeheure Werte, deren Erhaltung im Pflicht-, aber auch im Machtbereiche der Eingeborenenhygiene liegt. Man hört häufig die Ansicht äussern: ja, der Eingeborene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lebte bisher in Unkultur, wenn wir ihm unsere Kultur bringen, so werden sich auch seine Daseinsbedingungen heben, die gesundheitlichen Verhältnisse werden dadurch besser, die Sterblichkeit geringer werden, und eine stärkere Volksvermehrung wird von selbst einsetzen. Meine Herren, diesem weitverbreiteten Irrtum kann nicht scharf genug entgegengetreten werden, denn er entspringt aus der ganz irrigen Vorstellung, als wenn die Vermittelung erhöhter Kultur für den Neger an sich bereits gleichbedeutend sei mit der Vermittelung erhöhter Hygiene. Gewiss hat die Neuordnung der Dinge durch uns auch für ihn Vorteile gebracht, die seinem Wohlergehen zugute kommen. Die verlustreichen Fehden der einzelnen Stämme und die Sklavenjagden haben aufgehört, die Sicherheit für Leben und Eigentum hat sich erhöht, wir versorgen einen Teil der Eingeborenen mit ärztlicher Hilfe, suchen soweit als möglich ihre Seuchen zu bekämpfen u. a. m. Aber wir dürfen auf der anderen Seite nicht blind sein gegen die schwerwiegende Tatsache, dass die Kultur des Europäers eine ganze Anzahl von Begleiterscheinungen für den Eingeborenen im Gefolge hat, die genau das Gegenteil von hygienischem Fortschritt für ihn bedeuten, und die deshalb zu erhöhtem hygienischem Handeln verpflichten. Wenn wir genau die Bilanz zwischen hygienischem Plus und Minus ziehen könnten, das unsere Kultur bisher den Eingeborenen vermittelt hat, so scheint es mir mindestens zweifelhaft, welche Seite überwiegen würde. Einige Hauptpunkte von der hygienischen Debetseite unserer Kultur seien kurz angedeutet: Der seit unserem Eingreifen gewaltig gesteigerte Verkehr der Eingeborenen untereinander hat auch die Ausbreitungsbedingungen der Infektionskrankheiten begünstigt. Alle Epidemien können sich jetzt ungleich rascher und weiter ausbreiten als früher. Aber wir haben auch direkt neue hygienische Schäden durch die Berührung mit uns vermittelt. Denken wir an den Alkohol, dessen Fernhaltung vom Neger wohl allgemein nunmehr anerkannt, aber noch längst nicht durchgeführt ist. Denken wir an die Syphilis, die zwar in den vom Norden Afrikas her berührten Gebieten schon seit längerer Zeit eingeschleppt gewesen sein mag, in vielen abgelegenen Landschaften aber, namentlich der Waldgebiete, nachweislich erst als europäischer Kulturbegleiter aufgetreten ist und nun ihren verheerenden Siegeszug über die Lande hält. Denken wir ferner daran, wie die wirtschaftliche Entwickelung allerorten Massenansammlungen und Massenbewegungen von Eingeborenen schaffen muss mit ihren hygienischen Uebelständen; Massenaufgebote beim Bahn- oder Strassenbau, bei allen Steuerarbeitsleistungen, beim Karawanenverkehr, auf Plantagen und bei Expeditionen. Bei ihnen allen herrschen ungünstige gesundheitliche Verhältnisse, oft mit übergrosser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sterblichkeit. Natürlich können wir nicht sagen: 1000 Menschenleben gehen bei diesem oder jenem Kulturwerk zugrunde, also müssen wir es lassen. Das wäre eine ebenso unmögliche Logik, als wenn wir folgern wollten, dass die Eisenbahnen aus der Welt geschafft werden müssen, weil jährlich so und so viele Menschen durch sie verunglücken. Wohl aber sind wir verpflichtet, bei jeder Neuerung, mit der wir in den Kolonien vorzugehen trachten, gesundheitlich schädliche Einflüsse nach Möglichkeit von vornherein auszuschalten. Ich gehöre nicht zu denen, die in übertriebener Humanität und in unverdaulichen Kulturbrocken die richtige Eingeborenenpflege erblicken, sondern gönne ihm ernste Dressur zur Arbeit und derbe Hausmannskost, aber gerade, je mehr wir ihn zur Arbeit für uns heranziehen, um so grösser wird unsere Pflicht, auch für seine Hygiene bedacht zu sein. Aus diesen Andeutungen geht bereits zur Genüge hervor, wie eng die vielfachen Wechselwirkungen zwischen der Eingeborenenhygiene und der Kolonialwirtschaft sind. Ich glaube, dass gerade darin das Wesen der ersteren begründet liegt. Wenn es die Aufgabe der Kolonialwirtschaft im allgemeinen ist, den einzelnen Neger möglichst für uns zu aktivieren, so ist es die besondere Aufgabe der Eingeborenenhygiene, die Gesamtheit dieser zu aktivierenden Wirtschaftskräfte sowohl leistungsfähig zu erhalten, als nach Möglichkeit zu vermehren. Oder kurz und konkret: die Kolonialwirtschaft soll sich die Negerarme dienstbar machen, die Eingeborenenhygiene soll sie stark erhalten und ihre Zahl erhöhen. So wird sie zur unerlässlichen Grundlage der Entwickelung unserer kolonialen Bevölkerung und deshalb aller kolonialen Entwickelung überhaupt; denn mit dem Bestande unserer Eingeborenenbevölkerung stehen und fallen die meisten unserer jetzigen kolonialwirtschaftlichen Projekte. Ein erfreuliches Zusammentreffen ist es, dass in einer Vollkommenheit, wie bei kaum einer anderen volkswirtschaftlichen Aufgabe, gerade bei ihr die materielle Seite mit der ethischen harmoniert, mit der Pflicht der Humanität gegen die zu kolonisierenden Völker. Allerdings ist der Neger als menschliches Wesen bereits seit Jahrhunderten der Gegenstand eifrigster Diskussionen, als politisches Wesen gleichfalls schon längst, und als juristisches Objekt spielt er keine geringe Rolle in den kolonialen Tagesfragen; aber als persönlich zu erhaltender und zu mehrender Kapitalswert hat er sich wenigstens für unser praktisches Handeln noch nicht genügend Geltung verschafft, vielfach scheint er mir als solcher noch gar nicht erfasst zu sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erblicken wir das Wesen der Eingeborenenhygiene in der von mir angedeuteten Richtung, so müssen sich ihre Ziele zum grössten Teile von selbst ergeben. Die Hygiene besteht, wie die gesamte Medizin, aus einem wissenschaftlich forschenden und einem angewandten, praktischen Teile. Ueber die Ziele der ersteren darf ich mich hier um so eher kurz fassen, als die Diskussion gerade über diese Seite der Kolonialhygiene seit der letzten Tagung der tropenmedizinischen Gesellschaft lebhaft eingesetzt und bereits, wie Sie wissen, eine volle Resonanz bei Hamburger Staat und Bürgerschaft gefunden hat, die 1¾ Mill. Mark für ein Generalstabsgebäude der tropenmedizinischen Forschung bewilligt haben. Möchte die Erörterung über wissenschaftliche Forschungsstätten in den Kolonien selbst ebenfalls nicht wieder verstummen, bis sie zu einem gleichwertigen Ergebnis geführt hat. Ich werde nur gelegentlich eine Richtung andeuten, in welcher mir das wissenschaftliche Forschungsgebiet der Tropenhygiene noch eine wesentliche Erweiterung zu verdienen scheint; im übrigen will ich ihre praktische Seite in den Vordergrund rücken. Gerade bei der praktischen Eingeborenenhygiene sind wir in der angenehmen Lage, dass uns die Wissenschaft bereits ein ganzes Arsenal wirksamer Waffen in die Hand gedrückt hat, die wir nur zu führen brauchen, um des Erfolges gewiss zu sein. Freilich tut es nicht ein kurzer Husarenritt, bald hier, bald da an den Feind heran, um vielleicht als erster dagewesen zu sein, sondern es bedarf hartnäckiger Kämpfe an der Front. Gerade weil wir in der hygienischen Praxis der Eingeborenen auf einem tiefen Punkt anfangen müssen, ist uns auf einzelnen Gebieten die Wissenschaft weit vorausgeeilt, und wir haben Aufgaben zu erfüllen, bei denen in den Kulturstaaten der Erfolg längst die wissenschaftlichen Grundlagen sanktioniert hat. Mit anderen Worten, es gilt, in den Kolonien hygienische Fundamente zu bauen. Denken Sie an die Impfung, an die Leprösenisolierung, an die Trinkwasserfrage u. a. m. Auf anderen Gebieten hat allerdings die moderne Forschung unbearbeitetes Neuland in den Tropenländern gefunden, hat aber in emsiger Arbeit bereits reiche Früchte gezeitigt, so dass ihre praktische Verwertung einsetzen kann. Ich nenne als Beispiel die Malaria- und die Trypanosomenforschung. Wenn ich somit das Voranschreiten der wissenschaftlichen Forschung betone, so folgt daraus schon meine Ansicht, dass wir in der praktischen Betätigung zurück sind. Das sind wir in der Tat; allerdings nur infolge der Uebermacht äusserer Verhältnisse. Wenn wir uns über die Ziele der Eingeborenenhygiene klar werden wollen, so werden sie in ihren Einzelheiten natürlich je nach den verschiedenen äusseren Verhältnisen sehr verschieden sein müssen; aber die grossen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Richtlinien für unser Handeln lassen sich doch mühelos herausheben. Ich möchte sie unter einem dreifachen Gesichtswinkel gruppieren: Zunächst tritt der Neger uns als Einzelwesen entgegen und erfordert als solches gesundheitliche Fürsorge; das sind unsere Pflichten der Individualhygiene, wie sie der tägliche praktische Beruf auf Schritt und Tritt in persönlicher Berührung mit dem Eingeborenen erheischt. Damit hält der Fernstehende oft die Pflichten des Kolonialarztes bereits für erschöpft. Der Neger ist aber auch der Teil einer sozialen Gruppe, eines Stammes, von dessen Gefüge seine Lebensgewohnheiten und seine Pathologie nicht unabhängig sind. Ja, wir geben selbst den Eingeborenen durch unsere Verwaltung und die Errichtung bestimmter Bezirke eine neue soziale Gliederung, die durchaus nicht irrelevant für seine Hygiene ist. Hier haben wir ihm gegenüber die Pflichten der öffentlichen, der sozialen Hygiene zu erfüllen. Der Neger ist aber schliesslich auch das Glied einer Lebens- und Entwickelungseinheit, deren Gesetzen er unterworfen ist, der Rasse. Wir verstehen also, wie ich betonen möchte, hier unter Rasse nicht einen ethnographischen Komplex, sondern die dauernd sich erhaltende und weiter entwickelnde Lebenseinheit, im Gegensatz zum absterbenden Einzelwesen. Für sie tritt die Rassenhygiene in Kraft. In praxi ist es natürlich so, dass keine strenge Scheidung zwischen diesen drei Gebieten besteht, sondern dass die Arbeiten des einen auch den anderen zugute kommen.

Dass der Kolonialarzt dem sich ihm anvertrauenden und mit ihm in Berührung kommenden Neger seinen hygienischen Rat angedeihen lässt, ist eine selbstverständliche Forderung. Aber er wird selber noch auf Jahrzehnte hinaus immer nur mit einem kleinen Teil der Eingeborenen in direkte hygienische Fühlung treten können wegen der geringen Zahl verfügbarer Aerzte. Indessen ist es ausser dem Arzte auch jedem gebildeten Laien in den Kolonien ohne grosse Mühe möglich, als Apostel der Hygiene zu wirken. Bisher ist es merkwürdigerweise so, dass der Laie sehr gern, oft sogar in zu grosser Vielgeschäftigkeit, sich bereit finden lässt, erkrankten Eingeborenen gegenüber therapeutisch tätig zu werden, dass er aber weit weniger dazu gekommen ist, die Wichtigkeit der Verhütung von Krankheiten bei den ihm nahestehenden Eingeborenen zu erfassen und praktisch danach zu handeln. Hat ein Europäer zum Beispiel auf einer Expedition Dysenteriekranke oder Leute mit Fussgeschwüren, so wird er sich ihrer meist gern annehmen; die wenigsten aber denken daran, unterwegs durch Ueberwachung der Wasserversorgung oder durch gelegentliche Marschpausen und Beachtung kleiner Fussverletzungen den genannten Krank-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heiten vorzubeugen. Jeder Weisse, ob Beamter, Kaufmann, Missionar oder Pflanzer, kann täglich im Dienste der Hygiene tätig sein, nicht durch zeitraubende und gewöhnlich doch fruchtlose gesundheitliche Belehrungen, sondern dadurch, dass er alle in seinen Machtbereich tretenden Eingeborenen nicht nur darauf kontrolliert, ob sie krank sind, sondern auch darauf, dass sie nicht krank werden; also ob sie sich zweckmässig ernähren und wohnen, ob ihr Trinkwasser einwandfrei ist, ob ihre körperliche Reinlichkeit genügt, ob sie Abortanlagen benutzen u. a. m. Die Summe aller dieser einzelnen so beeinflussbaren Eingeborenen ist sehr gross. Denken Sie ausser an die Schar der Diener und Angestellten der europäischen Betriebe an die Hygiene der vielen Tausende von Pflanzungsarbeitern. Ich kenne Plantagen, auf denen die Arbeiterwohnungen ein Muster von Sauberkeit sind und hygienische Vorkehrungen bis ins kleinste getroffen werden, während andere alles zu wünschen übrig lassen; gewöhnlich mit dem Erfolg, dass die Sterblichkeit bei ersteren um vieles niedriger ist als bei letzteren.

Neben die Personalhygiene hat die öffentliche, die soziale zu treten. Da die Kenntnis sowohl der Lebensweise eines Stammes wie seiner Pathologie die Grundbedingung für eine erfolgreiche Hygiene unter ihm ist, so muss jeder Kolonialarzt, der über das Gebiet der Individualhygiene hinaus sich betätigen will — und das hat sein grösster Ehrgeiz zu sein —, sich ein möglichst genaues Bild von beiden in dem ihm anvertrauten Bezirke verschaffen. Am besten wird er dazu auf Reisen in seinem Bezirke imstande sein. Sind ihm diese unmöglich, so wird auch das Material einer Poliklinik wenigstens eine teilweise Orientierung ergeben. Während nun aber der Arzt in der Individualhygiene ganz unabhängig vorgehen kann, kommt für ihn bei der praktischen Durchführung sozialhygienischer Aufgaben als neuer, sehr wesentlicher Umstand die Abhängigkeit von der Verwaltung hinzu. Die hygienische Arbeit muss zu einem Teil des kolonialen Verwaltungsprogramms werden, falls sie Erfolg haben soll. Bei hochstehenden einzelnen Negern mag man mit Belehrung Erfolg haben, ebenso wie mit der Einstellung der einfachsten hygienischen Fragen in das Unterrichtsprogramm der Schulen, aber zur Nachaltigkeit und zur Wirkung im grossen bedarf es für lange Zeit noch des behördlichen Nachdruckes, so dass die Verwirklichung gesundheitlicher Massnahmen oft genug eine Frage der Verwaltungsdisziplin wird. Die Pflicht der Verwaltungsbehörde, das Augenmerk ganz besonders auf die Hygiene ihres Bezirkes zu richten, ergibt sich nicht nur aus der bereits gekennzeichneten wirtschaftlichen Bedeutung, sondern auch aus einem anderen, noch nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorgehobenen Grund. Sobald in unseren kolonialen Besitzungen ein bisher nach eigenem Gutdünken dahinlebender Stamm in Verwaltung genommen wird, so bedeutet das für ihn eine Umwälzung vieler seiner bisherigen Daseinsbedingungen und namentlich auch seines hygienischen Gleichgewichts. Ich will dabei ganz absehen von den durch die politische Unterwerfung verursachten direkten Gefechtsverlusten, die ja wohl meist unvermeidlich sind. Sehr viel kann indessen schon hygienisch vorgebeugt werden gegen die indirekten, an eine Kriegszeit sich so häufig anschliessenden Seuchenverluste, die keinesfalls mehr zu den Unvermeidlichkeiten gehören. Aber auch das Einsetzen friedlicher Verwaltungstätigkeit greift oft tief in das Leben des Eingeborenen ein. Oft hat er seinen Wohnsitz zu verlegen, die Behörde muss ihn zu Arbeitsleistungen in ihrem Dienste heranziehen, Wege müssen unter Massenaufgeboten von Leuten gebaut werden, es hebt sich der Verkehr der in ihrem Lande handeltreibenden Firmen, die ganze Fluktuation im eigenen Gebiete und darüber hinaus wird um ein Vielfaches gesteigert. Geht dieser Umschwung nicht zu plötzlich vor sich, so werden die Schäden nicht allzugross sein. Ich kenne aber Gegenden, z. B. im Gummigebiete Südkameruns, die, kaum unterworfen, einen Verkehr von vielen Tausenden von Lastenträgern zu verzeichnen haben. Ein einziger Verwaltungssitz zählte im zweiten Jahre seines Bestehens einen rein örtlichen Durchgangsverkehr von 90 000 Trägern. Bedenken Sie, was das hygienisch bedeutet hinsichtlich Beschaffung von Nahrungsmitteln, hinsichtlich der Ausbreitungsmöglichkeit ansteckender Krankheiten. Kurz, es treten neben den Vorteilen der wirtschaftlichen Erschliessung explosionsartig alle jene Schäden der Berührung mit unserer Kultur auf, die wir bereits erwähnten, und die verderblich werden müssen, wenn nicht die Verwaltung gleichzeitig eine erhöhte hygienische Fürsorge entfaltet. Sobald wir daher einen Bezirk in Verwaltung nehmen, übernehmen wir gleichzeitig die wirtschaftliche und moralische Verpflichtung, auch für die Gesundheit seiner Bewohner zu sorgen, die nicht unberührt durch uns bleiben kann. Eine logische Schlussfolgerung daraus, die andere Nationen bereits in ihren Kolonien vielfach gezogen haben, ist die: in jeden Verwaltungsbezirk gehört mindestens ein Arzt, der als sachverständiger Berater in allen hygienischen Fragen zu gelten hat. Freilich unterscheidet sich gerade die hygienische Arbeit in einem Bezirke sehr erheblich von den übrigen Pflichten der Verwaltung, und ich glaube, dass gerade in diesem Unterschied der Grund zu suchen ist, warum hygienischen Forderungen in unseren Kolonien noch nicht durchweg das Verständnis entgegengebracht wird, das sie verdienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter dem Druck heimatlicher Wünsche ist unsere ganze Kolonialwirtschaft immer noch zu einem grossen Teile auf rasche Erfolge eingestellt. Aber blendende Augenblicksgewinne, wie etwa die Diamantenfunde, gibt die Eingeborenenhygiene nicht; nur mit redlichem Schweiss ist bei ihr zu ernten; dann freilich ist die Ernte auch reich. Der Volkshygieniker kann nicht mit sofortigen und augenfälligen Erfolgen rechnen, wie der Wegebauer oder der Steuereintreiber. Nicht von Etatsjahr zu Etatsjahr können bei ihr die Resultate in die Erscheinung treten, wohl aber von Generation zu Generation. Ja, da vielfach der Kernpunkt hygienischen Handelns in der Verhütung von Uebelständen beruht, so wird es oft schwer sein, direkt einen in Ziffern fassbaren Erfolg zu Papier zu bringen, obwohl er zweifellos vorhanden ist. Denken Sie an die Unmöglichkeit, das Kapital herauszurechnen, das wir beispielsweise retten durch die Fernhaltung des Alkohols vom Neger und der Bewahrung der kommenden Generationen vor der Entartung. Wer aber nicht einen einseitigen, merkantilistischen, sondern den nationalökonomischen Standpunkt bei Einschätzung aller Fragen in den Kolonien einnimmt, der wird nicht zulassen dürfen, dass an ihrem Grundkapital, an ihrer Bevölkerung, gerüttelt wird. Nicht als ein notwendiges Uebel darf die Erfüllung der Forderungen der Eingeborenenhygiene angesehen werden, sondern als die notwendige Grundlage einer gesicherten Entwickelung unserer Tropenländer.

Ich komme zum dritten Teile der Betätigung auf dem Gebiete der Eingeborenenhygiene, der Rassenhygiene. Ihre Bedeutung scheint mir bisher am wenigsten erkannt und ihre Forderungen am wenigsten in Angriff genommen zu sein; obwohl vielleicht gerade sie den durchschlagendsten Erfolg versprechen, während sie bei ihrer Vernachlässigung die schwersten Gefahren heraufbeschwören. Das Einzelwesen stirbt ab, die dauernd sich erhaltende und weiter entwickelnde Lebenseinheit ist die Rasse. Ihre spezifische Tätigkeit ist ihr Ersatz durch Fortpflanzung. Daher ist es die vornehmste Aufgabe der Rassenhygiene, ihre optimalen Entwickelungsbedingungen zu erforschen und zu verwirklichen. Hier fehlt es uns nun im Gegensatz zu den bereits erörterten Teilgebieten der Hygiene noch vielfach an den wissenschaftlichen Grundlagen. Die Grundfragen sind die: Geht es mit unseren kolonialen Eingeborenenvölkern qualitativ und quantitativ vorwärts oder zurück? Welche Einflüsse sind geeignet, die Entwickelung der Eingeborenenstämme zu fördern, welche hemmen sie? Damit betreten wir zugleich das Gebiet der Entartung. Wollen wir die genannten, ungemein weittragenden Fragen beantworten, so müssen wir als unerlässliches Hilfsmittel die Bevölkerungsstatistik zu Rate ziehen. Wie in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allen kolonialen Dingen vom einfachen zum komplizierteren fortschreitend, müssen wir die Zahl der Kinder, die Zahl der Geburten, die Höhe der Sterblichkeit und ihre Abhängigkeit von der Umwelt und unserer Kultur zu ermitteln trachten. Wir müssen Anstalten treffen, unser koloniales Hauptkapital statistisch zu verfolgen, und diese Anstalten müssen wir bald treffen; denn wie rasch der Prozess der Entartung sich zu Ende spielt, wenn einmal der Keim zu ihr gelegt ist, das zeigt der stürmische Untergang der amerikanischen und australischen Eingeborenenbevölkerung. Ich habe mich bemüht, auf Reisen in Kamerun Stichproben auf jene genannten Zahlen zu halten; sie sind tief betrüblich ausgefallen; und wenn die in der letzten amtlichen Denkschrift bekannt gegebenen Zahlen der Bevölkerung Kameruns auch nur annähernd richtig sind, so besagen sie, dass alle Stämme, die bisher gezählt wurden, noch nicht einmal soviel Kinder, als Frauen zählen; mit anderen Worten, dass sie dem Verfall geweiht sind, wenn nicht eine baldige Aenderung zum besseren eintritt. Nachforschungen auf diesem Gebiete haben den grossen Vorteil, keinerlei kostspieligen Apparat zu erfordern. Zudem bietet sich gerade hier für viele Kolonialärzte mit wissenschaftlichem Eifer, die, wie die meisten, durch äussere Verhältnisse gezwungen, der Laboratoriumsarbeit fernbleiben müssen, ein grosses Feld dankbarer Betätigung; denn auf ihm ist ungefähr noch alles zu leisten. Auch die grosse Abhängigkeit des Eingeborenen von seiner äusseren Umgebung müssen wir in den Kreis unserer rassenhygienischen Forschungen ziehen. Immer wieder erleben wir die Tatsache, dass der Neger nur an verhältnismässig eng umgrenzte Lebensbedingungen angepasst ist, und dass jeder Wechsel in ihnen eine stürmische, natürliche Auslese im Gefolge hat, die mitunter so stürmisch wirken kann, dass sie dem Untergang aller Einzelwesen gleichkommt; ein Naturgesetz, dessen Walten die individual-hygienische Fürsorge wohl mildern, aber nie ganz ausschalten kann. Die Erforschung aller Gründe, die bisher eine grössere Volksvermehrung hintangehalten haben oder sie in Zukunft bedrohen, gehört hierher; so die Fragen nach den Gründen des künstlichen Abortierens und dessen Verhinderung, nach der Wirkung der Polygamie, nach der Rassenimmunität oder Resistenz gegen bestimmte Krankheiten und die Prüfung aller Einflüsse, auch derjenigen unserer Kultur, die dem Neger seinen Kampf ums Dasein erleichtern oder erschweren.

Die moderne Kolonialparole der Heimat lautet: Möglichst baldige Selbsterhaltung der Schutzgebiete. Wie vertragen sich teilweise so weitgehende hygienische Forderungen mit ihr? Diese Frage bedarf noch kurz der Erörterung; denn man wird mir eventuell vorhalten:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

du verlangst viel mehr, als pekuniär geleistet werden kann. Ich glaube, mit nichten. Eine ganze Anzahl der angedeuteten Ziele bedarf in ihren grundlegenden Vorarbeiten überhaupt keiner Opfer, sondern sie sind schon erreicht, wenn es gelingt, soviel Interesse für sie zu erwecken, dass sich dieses in praktisches Handeln umsetzt. Ein weiterer Teil hygienischer Ziele liegt, wie wir sahen, weniger in aktivem Vorgehen, als im Fernhalten drohender Schädlichkeiten. Wirklich erhebliche Kosten verursacht allerdings die Seuchenbekämpfung. Aber hierbei hat man sich, meiner Ueberzeugung nach, lediglich zu fragen, bis zu welcher Höhe die dafür ausgeworfenen Summen ein wohlangelegtes Kapital bedeuten. Ich glaube, bis zu ganz gewaltigen Höhen. Kein volkswirtschaftlich Denkender wird die Selbsterhaltung der Kolonien verlangen um den Preis der Einbusse an ihrem Stammkapital. Wir bedenken uns nicht mehr, für den Bau einer wirtschaftlich notwendigen Bahn Millionen zu fordern. Sollte die Bewahrung ganzer Stämme vor der Entartung, ihre Befreiung von dezimierenden Seuchen und die Volksvermehrung nicht eine wirtschaftlich ebenbürtige Tat sein? Ich wähle absichtlich den Vergleich mit dem Bahnbau; denn hier scheut man sich neuerdings nicht mehr, die dafür erforderlichen Summen ausserhalb des ordentlichen Etats der Kolonien zu stellen. Nun, die Seuchenbekämpfung hat obendrein als Notstandsarbeit zu gelten, als Kampf gegen eine vis major, deren Stärke sich niemals in den engen Rahmen eines über ein Jahr zuvor aufzustellenden Etats wird zwängen lassen. Es darf nicht vorkommen, dass man eine Epidemie deshalb nicht bekämpfen kann, weil man sie bei der Aufstellung des Etats nicht voraussehen und deshalb keine Mittel für sie bereit stellen konnte. Ich meine, die Bekämpfung kolonialer Seuchen soll man, wie es ja in Ostafrika und Togo bei der Schlafkrankheit bereits im Prinzip geschehen ist, vom Zwange des Verwaltungsetats befreien, und ich glaube, dass weit bis in die Reihen der parlamentarischen Linken hinein gerade für solche Forderungen, die einem werbenden und humanitären Zwecke gleichzeitig dienen, bewilligungsfreudige Stimmen zu haben sein würden. Auch die Kolonie selbst würde sehr wohl einen Teil der Kosten hygienischer Aufgaben erstellen können. Mit überraschender Leichtigkeit ist in vielen Gebieten der Kolonien die Steuererhebung möglich gewesen. Es würde durchaus angängig sein, eine kleine Beitragssteuer, speziell für sanitäre Arbeiten, vom Eingeborenen zu erheben. Würden wir z. B. in Kamerun die bisherige Jahressteuer von 6 Mk. für den arbeitsfähigen Mann zu diesem Zwecke auf nur 7 Mk. erhöhen, so stünden bereits jetzt, wo die Erhebung sich kaum auf die Hälfte des Landes erstreckt, jährlich über 200 000 Mk. zur Verfügung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die hoffentlich bald überall kommenden Kommunen können sich an hygienischer Arbeit beteiligen. Jedenfalls scheint es mir an der Zeit zu sein, sich prinzipiell mit der Frage der Eingeborenenhygiene auseinanderzusetzen und wie beim Bahnbau aus der Periode der Diskussion in die der programmatischen Ausführung überzugehen.

Lassen Sie mich kurz zum Schlusse die meiner Ueberzeugung nach schon in absehbarer Zeit sehr wohl erreichbaren Ziele der praktischen Eingeborenenhygiene zusammenfassen:

1. Für jeden Verwaltungsbezirk ausser einem Verwaltungschef einen Arzt.
2. Einschätzung aller kulturellen und wirtschaftlichen Massnahmen auch vom Standpunkte der Eingeborenenhygiene aus.
3. Aufnahme der Bevölkerungsstatistik als Grundlage des Bevölkerungsproblems und der damit im Zusammenhang stehenden Fragen der Kindersterblichkeit, der allgemeinen Sterblichkeit, der Degenerationsgefahr usw. und aller Bestrebungen zur Hebung der Volkszahl.
4. Grössere pekuniäre Bewegungsfreiheit in der Seuchenbekämpfung und deren planmässige Durchführung.

Prof. Dr. **Plehn**, Berlin: Ich glaube, dass man sich vorläufig darauf wird beschränken müssen, die Hygiene bei den Massenansammlungen von Arbeitern, Trägern, Gefangenen usw. zu pflegen, welche die Regierung selbst veranlasst. Da ist man imstande dazu, während ich das Hineintragen moderner, hygienischer Grundsätze in die Familien der Eingeborenen für nicht unbedenklich halte. Nur die Schädigungen, welche das Vordringen des Europäers durch Aenderung der altgewohnten Lebensumstände mit sich bringt, soll man tunlichst zu paralysieren suchen. Sonst sind die hygienischen Verhältnisse, Kinderarmut usw. gar nicht so schlecht, wie man sie oft darstellt. Die von Schilling z. B. herangezogene Peipersche Statistik ist zu Vergleichen nicht verwendbar, denn ihr liegen die Verhältnisse unmittelbar nach dem Aufstande zugrunde, und neben gewaltsamem Tode spielt Verhungern eine Hauptrolle. Ich habe mich gewundert, dass der Vergleich mit deutschen Verhältnissen unter diesen Umständen für die Farbigen nicht viel ungünstiger ist. Die wirtschaftliche Lage ist viel ausschlaggebender, als vermeintliche hygienische Missstände. Mit den allgemeinen Gesichtspunkten des Herrn Vortragenden stimme ich sonst überein und möchte nur noch fragen, wie er sich die Bekämpfung der Degeneration im einzelnen vorstellt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Regierungsarzt Dr. **Külz**, Kamerun: Mittel für dringende kolonialhygienische Arbeiten sind nicht immer, wie Herr Prof. Plehn meint, in ausreichender Fülle vorhanden. Allerdings pflegt der Reichstag gerade an Forderungen für sanitäre Zwecke keine wesentlichen Streichungen vorzunehmen. Aber auf dem Wege, auf dem ein in der Kolonie aufgestellter Voranschlag, der immer nur die Mindestforderungen der an Ort und Stelle befindlichen Aerzte enthält, bis zum Parlament vordringt, sind viele gefährliche Klippen zu passieren. Das Etats-Kind, das wir der Heimat zuschicken, damit es dort seinen Segen bekommt, gelangt immer schon mit bedenklichen Zeichen des Marasmus bis zum Reichstag und von da zu uns zurück.

Verhütung und Bekämpfung der Entartung fällt zusammen mit Verhütung und Bekämpfung aller die Fortpflanzung und Erhaltung der Rasse bedrohenden Einflüsse; seien es nun Rassenkrankheiten, übergrosse Kindersterblichkeit, Fruchtabtreibungen oder schädigende Kultureinflüsse.

Professor Plehn hat mit Recht Bedenken gegen zu weitgehende Folgerungen aus den Peiperschen Zahlen erhoben, die an einem unter besonders schlechten Bedingungen lebenden Stamme gewonnen sind. Meine eigenen Stichproben wurden indessen gerade unter Vermeidung dieses Momentes angestellt. Ich suchte auf meinen Kameruner Reisen einen Stamm mit einigermassen ursprünglichen Verhältnissen, der also weder durch unsere Kultur bisher erheblich beeinflusst (Syphilis, Alkohol, Monogamie) noch kurz zuvor durch besondere Ereignisse (Krieg, Hungersnot, Pockenseuchen) geschädigt war. Bei ihm ergab sich eine Säuglingssterblichkeit von 47 Prozent!*)

Die Bedenken Prof. Plehns gegen gewaltsames und stürmisches Eingreifen in die Lebenseigenarten der Farbigen teile ich vollkommen. Während man aber in der Personalhygiene nur mit Geduld und möglichst ohne Zwang vorgehen kann und soll, wird es sich bei sozialhygienischen Massnahmen vielfach nicht vermeiden lassen, anfänglich wenigstens einen behördlichen Druck auszuüben. Ein lehrreiches Beispiel in dieser Richtung geben die Impftermine, die in gut disziplinierten Bezirken immer zahlreich besucht werden, während in Gegenden mit mangelhaftem Einfluss der Verwaltung oft überhaupt niemand erscheint. Später, wenn eine Pockenepidemie den Leuten den Schutz der Impfung ad oculos demonstriert hat, kommen sie ganz von selbst.

*) Näheres darüber findet sich in einer Arbeit: „Beiträge zum Bevölkerungsproblem unserer tropischen Kolonien". Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1910, Heft 5.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kapt.-Leutnant **Paasche,** Berlin, gibt die Anregung, bei dem Studium der Rassenhygiene und der Ursachen der Degeneration möge grösseres Gewicht gelegt werden auf das Studium des Alkoholismus der Eingeborenen. Die meisten Europäer seien dazu nicht in der Lage, weil sie von dem Stande der Alkoholforschung zu wenig wüssten. Da müsse der Arzt helfen; denn tatsächlich sei der Alkoholgenuss, der mässige, nicht ausgeschlossen, in aller Welt eine Ursache der Degeneration. Durch Vermeidung von Alkoholgenuss sei Infektionskrankheiten, sei Seuchen vorzubeugen, ohne dass grosse Opfer gebracht werden. Die Aerzte möchten dazu beitragen, dass die Tatsachen über den Alkohol bei allen Europäern besser bekannt würden, zur Erhaltung gesunder Völker.

Ueber die Ergebnisse von Behandlungsversuchen bei experimenteller Trypanosomiasis grosser Tiere.

Von Dr. **Knuth,** Abteilungsvorsteher am Hygienischen Institut der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin.

Mit 4 Beilagen.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Die Veranlassung zu den Versuchen, über die zu berichten ich die Ehre habe, ist rein praktischer Natur. Wie Ihnen allen bekannt sein dürfte, ist die Nagana oder Tsetse-Krankheit der Haustiere in unseren tropischen Kolonien eines der wichtigsten Hemmnisse für die Aufschliessung des Landes. Sollte es der Wissenschaft gelingen, Mittel und Wege zu finden, um die durch die Nagana bedingten Verluste zu beseitigen oder auch nur erheblich zu mildern, so wäre damit nicht nur der tropischen Landwirtschaft, sondern auch dem ganzen Gemeinwesen unserer Kolonien ein gewaltiger Fortschritt gesichert.

Zurzeit werden die Tierärzte in den Kolonien von den Viehbesitzern häufig nach Mitteln befragt, wie wohl wertvolle Zuchtrinder am ungefährdetsten durch Gegenden transportiert werden können, in denen Tsetsefliegen häufig vorkommen.

Mit dieser Frage kam auch Herr Admiral Strauch, der verdienstvolle Vizepräsident der Deutschen Kolonial-Gesellschaft vor 1½ Jahren

zu uns. Es handelte sich damals um den Transport deutscher Zuchtrinder nach Leudorf am Meru-Berge in Deutsch-Ostafrika. Der geplante Reiseweg war Mombassa, Voi, Taveta, Leudorf (siehe Karte auf Beilage 1). Bis Voi sollten die Rinder mit der Eisenbahn fahren, um dann von dort bis an ihren Bestimmungsort zu Fuss weiter zu marschieren. Erfahrungsgemäss sind bestimmte Punkte dieses Reiseweges, insbesondere die Uebergänge über die zahlreichen, vom Kilimandjaro und Meru-Berge abwässernden Flüsse und Bäche für Viehtransporte gefährlich wegen des Vorkommens von Tsetsefliegen.*)

Für den damals in Frage kommenden Transport von zwei Zuchtbullen vermochten wir lediglich den anderwärts gegebenen Rat zu bestätigen, die Bullen durch Einkleiden in geeignete Anzüge, Treiben durch die gefährlichen Wegstrecken nur während der Nacht usw., möglichst vor den Stichen der Glossinen zu schützen.

Für spätere Transporte erboten wir uns aber, durch spezielle Versuche zu erforschen, ob, inwieweit und in welchen Dosen die von Herrn Geheimrat Ehrlich zur Heilung der Nagana empfohlenen chemischen Präparate zu dem oben erwähnten Zwecke Anwendung finden könnten. Unsere Absicht ging dann weiter dahin, den beteiligten Herren den Rat zu geben, die aus Europa importierten Tiere mit den von uns als praktisch brauchbar befundenen trypanoziden Mitteln bald nach der Ankunft in Leudorf behandeln zu lassen.

Den Verlauf unserer zu diesem Zwecke angestellten Versuche Ihnen in aller Kürze zu schildern, soll jetzt meine Aufgabe sein. Es handelte sich in der Hauptsache darum, eine bei Rindern in Deutschland künstlich erzeugte Nagana-Infektion mittels bestimmter chemischer Präparate zu heilen. Die zu diesen Versuchen benötigten, recht erheblichen Geldmittel sind von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft (Wohlfahrts-Lotterie) in höchst dankenswerter Weise bereitgestellt und auf unsere Bitte noch von dem Preussischen Landwirtschaftsministerium um eine grössere Summe vermehrt worden.

Bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit muss ich es mir leider versagen, Ihnen auch nur annähernd die Gründe darzulegen, weshalb wir gerade diejenigen Mittel zu Heilungsversuchen gewählt haben, über die ich sogleich sprechen werde. Auch über die Vorzüge

*) Die von den Aerzten und Tierärzten Deutsch-Ostafrikas gesammelten Beobachtungen über die Verbreitung der einzelnen Glossinen-Arten sind kürzlich von dem Regierungs-Tierarzt Dr. Lichtenheld im Archiv für wissenschaftliche und praktische Tierheilkunde Band 36, Supplementband 1910, unter Beifügung einer Karte übersichtlich zusammengestellt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Nachteile anderer Präparate, wie Atoxyl, Arsacetin, Auripigment, Sublimat, Methylenblau usw., sowie andere Schutzmethoden (Serumbehandlung, Tierpassage) gehe ich absichtlich hinweg und wende mich sogleich unseren eigenen Versuchen zu, die in Gemeinschaft mit Herrn Oberveterinär a. D. Rauchbaar von mir am 15. Oktober v. J. begonnen und bis heute fortgesetzt worden sind.

Dem Versuche dienten im ganzen 9 Rinder und 4 Hunde (vergleiche die beiden Kurventafeln auf Beilage 2 und 3). Mit Ausnahme eines einzigen Rindes, nämlich Nr. 9, sind sämtliche 8 Rinder künstlich mit Nagana-Trypanosomen aus der Maus infiziert worden. Der zur Infektion benutzte, ursprünglich aus dem Institut des Herrn Geheimen Obermedizinalrates Professor Dr. Ehrlich herrührende Nagana-Stamm „Ferox" war uns durch Herrn Professor Dr. Schilling vom Institut für Infektionskrankheiten in Berlin freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Zu Heilversuchen wurden von den 8 Rindern 5 Tiere benutzt, nämlich Nr. 1, 2, 4, 5 und 8. Ein Tier, nämlich Nr. 9, wurde mit den Heilmitteln behandelt, ohne vorher infiziert worden zu sein. Als Kontrolltiere haben gedient Nr. 3, 6 und 7.

Von den 4 Hunden wurden 3 mit einer einmaligen Dosis von Arsenophenylglycin behandelt, der vierte diente als Kontrolltier. Die Heilwirkung bei den Hunden war sehr gut. Auf die Einzelheiten möchte ich, als nicht zum Thema gehörig, hier nicht weiter eingehen.

Eine Prüfung des Nagana-Trypanosomenstammes „Ferox" ergab, dass beispielsweise Mäuse sicher nach 3—4 Tagen starben. Für Rinder war dieser Stamm dagegen leider nur wenig virulent. Da wir aber keinen für Rinder pathogeneren Stamm bekommen konnten, haben wir unsere Heilversuche ausschliesslich an diesem Stamm vorgenommen.

Von den 3 Kontrollrindern ist kein einziges gestorben. Parallel mit der Menge des verimpften Mäuseblutes, welches zahlreiche Nagana-Trypanosomen enthielt, liess sich bei ihnen die Infektion früher oder später nachweisen. Die beigegebenen Tafeln zeigen deutlich das Auftreten und allmähliche Verschwinden der Trypanosomen. Durch ständige Kontrolle des Blutes, sowohl mittels des hängenden Tropfenpräparates, als auch mittels der Verimpfung an Mäuse und Hunde, ist es während der einjährigen Versuchsdauer möglich gewesen, bei unseren sämtlichen Versuchstieren den Verlauf der Trypanosomen-Infektion genau zu verfolgen. Besonders beachtenswert waren die Beobachtungen bei den 3 Kontrolltieren. Sie scheinen durch eine Art Selbstheilung von den ihnen künstlich einverleibten Nagana-Trypanosomen im Laufe der Zeit völlig befreit worden zu sein. Bei Rind 3, welches viermal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

infiziert wurde, sind nämlich die Trypanosomen so vollständig aus der peripheren Blutbahn verschwunden, dass sie von der 8. Woche an nach der Infektion weder mittels des hängenden Tropfenpräparates noch mittels der Verimpfung an Mäuse und Hunde nachzuweisen waren. Bei Rind 7 verschwanden sie von der 7. Woche an und bei Rind 6 sind sie wahrscheinlich noch jetzt vorhanden, aber doch so spärlich, dass sie nur noch mit vieler Mühe durch die Mäuseimpfung nachweisbar sind. Somit erscheint dargetan, dass die natürlichen trypanoziden Schutzstoffe der Rinder 3, 6 und 7 ausgereicht haben, um eine künstliche Infektion mit Nagana-Trypanosomen unschädlich zu machen. Ich brauche wohl nicht weiter auszuführen, dass durch diese Eigentümlichkeit des Stammes „Ferox" unseren Heilversuchen ein gut Teil Beweiskraft genommen ist.

Wenn ich es aber trotzdem wage, auf die Heilversuche bei Rind 1, 2 und 4 mit Nachdruck hinzuweisen, so geschieht dies deshalb, weil ich glaube, durch unsere sehr genauen Beobachtungen festgestellt zu haben, dass tatsächlich unsere Heilmittel einen ganz ausserordentlichen Einfluss auf die unzähligen, im Blute der Rinder 1, 2 und 4 kreisenden Trypanosomen in überraschend kurzer Zeit auszuüben vermochten. Wir glauben, hier praktische Beweise für die von Herrn Geheimrat Ehrlich angestrebte „Therapia magna sterilisans" demonstrieren zu können.

Bei Rind 1 liess sich nachweisen, dass es durch eine einzige Dosis, und zwar durch 13,5 g Arsenophenylglycin (= 0,035 g p. kg) und 3,8 g Brechweinstein (= 0,01 g p. kg) gelang, die Trypanosomen so gründlich zu vernichten, dass sie bereits 6 Stunden später nicht mehr nachweisbar waren. Schon seit einem Jahre sind bei diesem Rinde keine Trypanosomen wieder aufgetaucht. Im Gegensatz hierzu steht das Verhalten des Kontrollrindes 3, wie aus den umstehenden Tabellen deutlich ersichtlich ist.

Bei Rind 2 war der Erfolg nicht so sehr in die Augen fallend, da nach 14 Tagen noch ein Rezidiv eintrat. Durch eine erneute Behandlung wurde dann allerdings ebenfalls ein sofortiges völliges Verschwinden der Trypanosomen erreicht.

Bei Rind 4 genügte ebenso wie bei Rind 1 eine einmalige Behandlung, um die Trypanosomen völlig zum Verschwinden zu bringen. Ein Vergleich mit dem Kontrollrind 6 und 7 zeigt deutlich die spezifische Wirksamkeit der betreffenden Heilmittel.

Was die Zeit anbetrifft, zu der wir die Injektion der Heilmittel der Einverleibung der Trypanosomen folgen liessen, so möge bemerkt sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass Rind 1 5 Tage, Rind 2 5 bzw. 10 Tage, Rind 4 7 Tage nach der Infektion behandelt worden ist.

Im Gegensatz hierzu erfolgte die Behandlung von Rind 5 und 8 erst 14 Tage nach der Trypanosomen-Infektion. Merkwürdigerweise hatten wir bei diesen beiden Tieren trotz der gleichen Dosierung keinen Erfolg. Beide Rinder starben vielmehr — offenbar infolge der Behandlung — und zwar Rind 5 etwa 2 Stunden, Rind 8 etwa 6 Stunden später. — Die Sektionsbefunde waren bei beiden im grossen und ganzen dieselben. Es handelte sich in beiden Fällen zweifellos um eine Vergiftung durch die eingespritzten Mittel. Lungenoedem und zahlreiche Blutgerinnsel in den Bronchien waren die charakteristischen Erscheinungen. Mäuse, die mit Herzblut dieser beiden Rinder geimpft worden waren, starben bereits sämtlich am nächsten Tage, offenbar infolge der im Rinderblute noch vorhandenen Chemikalien, ohne dass Trypanosomen nachgewiesen werden konnten.

Wir vermochten zunächst nicht zu entscheiden, ob die spätere, erst 14 Tage nach der Infektion einsetzende Behandlung und das hierdurch bedingte plötzliche Absterben sehr zahlreicher Trypanosomen oder andere Umstände die eigentliche Todesursache gewesen sind. Erst durch einen weiteren Versuch an Rind 9 glauben wir erkannt zu haben, dass wohl die eingespritzten Heilmittel in der Hauptsache Schuld an dem Tode gewesen sind. Dieses Rind ist nämlich gar nicht mit Trypanosomen infiziert, sondern nur mit Arsenophenylglycin und Brechweinstein behandelt worden. Es starb 10 Stunden später unter denselben Symptomen wie Rind 5 und 8. Mäuse, die mit Blut von Rind 9 geimpft worden waren, starben ebenfalls am zweiten Tage.

Da Rind 1, 2 und 4 genau dieselben Dosen von Arsenophenylglycin und Brechweinstein wie die zugrunde gegangenen Rinder 5, 8 und 9 fast ohne jede Störung ertragen haben, so vermögen wir zurzeit noch nicht zu sagen, weshalb bei letzteren diese Mittel so viel giftiger wirkten. Nach Herrn Geheimrat Ehrlichs Meinung soll sich Arsenophenylglycin im Vakuum-Röhrchen nicht verändern, so dass wohl ein Giftigwerden durch chemische Veränderung beim Lagern des Präparates hier kaum in Frage kommt. Herr Geheimrat Ehrlich hat sich aber gütigst bereit erklärt, Proben unseres Restes von Arsenophenylglycin nochmals auf ein eventuelles Giftigwerden prüfen zu lassen. Wir glauben jedenfalls, bei der Dosierung keinen Fehler gemacht zu haben. Da Rind 5, 8 und 9 unter denselben Erscheinungen und kurze Zeit nach der Behandlung gestorben sind, wäre es wohl möglich, dass bei allen 3 Rindern eine ganz besonders gesteigerte Empfänglichkeit für unsere Heilmittel zurzeit vorhanden war. Weitere

Studien müssen dies entscheiden. Auf eine solcher Möglichkeiten gestatte ich mir, noch am Schlusse näher hinzuweisen, und würde mich sehr freuen, in der Diskussion die Meinung der Herren Spezialisten darüber zu hören.

Der besseren Uebersicht halber habe ich mir gestattet, auf den beigegebenen Tafeln die zur Anwendung gelangten Dosen und Lösungsverhältnisse der von uns benutzten Heilmittel: Arsenophenylglycin, Tryparosan und Brechweinstein zusammenzustellen.

Hiernach hat also Rind **1** erhalten intravenös
13,5 g Arsenophenylglycin in 450 g physiologischer Kochsalzlösung (3 % Lösung), pro Kilogramm Lebendgewicht 0,035 g.
intravenös 3,8 g Brechweinstein in 380 g destilliertem Wasser (1 % Lösung), pro Kilogramm Lebendgewicht 0,01 g.

Rind **2** erhielt intravenös 12,4 g Arsenophenylglycin in 413 g physiologischer Kochsalzlösung (3 % Lösung), pro Kilogramm 0,035 g; ferner per os:
71 g Tryparosan, gelöst in 355 g Methylalkohol und 2000 g Zuckerlösung, pro Kilogramm 0,2 g per os.
5 Tage später: 50,0 g Tryparosan in 250,0 Methylalkohol und 2000 g Zuckerlösung, pro Kilogramm 0,14 g per os.
Nach dem Rezidiv: 17 g Arsenophenylglycin in 600 g physiologischer Kochsalzlösung (3 % Lösung) = 0,05 g pro Kilogramm intravenös.
72 g Tryparosan in 360 g Methylalkohol und 2000 g Zuckerlösung (0,2 g pro Kilogramm) per os.
2 Tage später: 72 g Tryparosan in 360 g Methylalkohol und 2000 g Zuckerlösung (0,2 g pro Kilogramm) per os.

Rind **4** erhält 10,85 g Arsenophenylglycin in 361 g physiologischer Kochsalzlösung, pro Kilogramm 0,035 g intravenös.
3,1 g Brechweinstein in 310 g destilliertem Wasser, pro Kilogramm 0,01 g intravenös.

Rind **5** 10,43 g Arsenophenylglycin in 348 g physiologischer Kochsalzlösung, pro Kilogramm 0,035 g intravenös.
2,98 g Brechweinstein in 298 g destilliertem Wasser, pro Kilogramm 0,01 g intravenös.

Rind **8** 14,5 g Arsenophenylglycin in 485 g physiologischer Kochsalzlösung, pro Kilogramm 0,035 g.
4,1 g Brechweinstein in 410 g heissem destilliertem Wasser, pro Kilogramm 0,01 g.

Rind **9** 6,0 g Arsenophenylglycin in 170 g physiologischer Kochsalzlösung, pro Kilogramm 0,035 g.
1,7 g Brechweinstein in 200 g heissem destilliertem Wasser, pro Kilogramm 0,01 g.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bevor jedoch das Arsenophenylglycin bei wertvollen Importtieren in Deutsch-Ostafrika zur Anwendung gelangt, müsste dort an billig zu beschaffenden einheimischen Tieren besonders geprüft werden, ob es bei längerem Verweilen im tropischen Klima nicht im höheren Masse an Giftwirkung zunimmt. Die bei den soeben geschilderten Versuchen ermittelte Dosis efficax von 0,035 g p. kg dürfte vielleicht bei einem virulenteren Trypanosomenstamm und den wesentlich ungünstigeren äusseren Verhältnissen gegenüber eine Veränderung erleiden.

In aller Kürze habe ich Ihnen das Wichtigste über unsere Behandlungsweise bei künstlich mit Nagana-Trypanosomen infizierten Rindern mitgeteilt. Trotz der grossen Mängel in unserer Beweisführung, die ich selbst sehr gut kenne, trotz der schwachen Virulenz des „Ferox"-Stammes für Rinder und trotz der Misserfolge bei Rind 5 und 8 haben wir doch die feste Ueberzeugung gewonnen, dass wir bei der Behandlung der Nagana mittels der von Herrn Geheimrat Ehrlich empfohlenen chemischen Präparate auf dem richtigen Wege zum sicheren und dauernden Erfolge sind. Wir danken deshalb Herrn Geheimrat Ehrlich verbindlichst nicht nur für seine Bereitwilligkeit in der Hergabe der trypanoziden Heilmittel, sondern auch für sein stets gleich grosses Interesse an unseren Studien und seine zahlreichen wertvollen Ratschläge. Wir zweifeln nicht, dass die Nagana der Haustiere dank der kraftvollen Initiative Ehrlichs auf chemotherapeutischem Gebiete in absehbarer Zeit ihre Schrecken verlieren wird. Eine jüngste Publikation von Strong und Teague von den Philippinen-Inseln zeigt auch bereits, dass das Arsenophenylglycin sich in der grösseren Praxis bei Affen und Pferden ausgezeichnet bewährt hat.

Wir selbst möchten gern unsere Versuche mit derselben Gründlichkeit fortsetzen und hoffen, hierzu die nötigen Geldmittel zu erhalten. Insbesondere möchten wir eventuell auch neue Präparate prüfen, wie z. B. nach Herrn Geheimrat Ehrlichs Vorschlag das jetzt viel besprochene Präparat 606, mit dem wir bereits in unserem Laboratorium bei der Behandlung der experimentellen Hühner-Spirochätose ebenso gute Erfolge wie Herr Hata erzielt haben. Wichtig wäre auch noch der Versuch, durch häufige Rinderpassage unseren Nagana-Stamm virulenter zu machen.

Meine Ausführungen zu dem eigentlichen Thema könnte ich hiermit schliessen, möchte aber noch auf einen Punkt kurz eingehen, nämlich auf die von meinem Mitarbeiter, Herrn Oberveterinär a. D. Rauchbaar und mir kürzlich festgestellte Tatsache, dass unsere deutschen Rinder zu einem grossen Prozentsatz mit Trypanosomen infiziert sind, die allem Anscheine nach identisch sind mit den von Herrn Professor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frank in Wiesbaden bereits 1908 bei einem in Stein-Wingert (Westerwald) gefallenen Ochsen zuerst entdeckten und nach ihm als Trypanosoma franki benannten Trypanosomen. Dieser Befund Franks blieb zunächst ganz vereinzelt in Deutschland. Unsere eigenen umfangreichen Nachforschungen nach weiteren Trypanosomen-Fällen beim Rinde sind fast 2 Jahre lang resultatlos gewesen. Erst im Juni d. J. gelang es uns, unter Anwendung der von Miyajima in Japan, Martini in Manila und Crawley in Nordamerika angewandten Züchtung in Blut-Bouillon in einer überraschend grossen Zahl von Fällen Trypanosomen beim Rinde nachzuweisen. Bei einer grösseren Anzahl von Rindern vom Gelände der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin ergab unsere Prüfung, dass von den erwachsenen Rindern 67,7 Proz., von den Jungrindern 14,6 Proz., von den Kälbern 0 Proz. mit Trypanosomen infiziert waren. Auch in Schweden und Dänemark ist es zwei Tierärzten gelungen, nach unserer Methode bei einer Anzahl von Rindern Trypanosomen aufzufinden. Dagegen waren in zwei Beständen aus dem Kreise Mogilno (Provinz Posen) bei einer Prüfung von 20 Rindern, die zurzeit teils an Maul- und Klauenseuche litten, teils daran gelitten hatten, in keinem einzigen Falle Trypanosomen nachzuweisen.

Auf der Beilage 4 sind in der Abbildung 1 eine Anzahl Entwicklungsformen von Rinder-Trypanosomen aus Blut-Bouillon-Röhrchen zur Darstellung gebracht worden. Die Färbung erfolgte in der üblichen Weise nach Giemsa. Zum Vergleich sind in der Abbildung 2 auf Beilage 4 auch einige Trypanosomen aus Präparaten stammend gezeichnet, die von Herrn Professor Frank im Jahre 1908 von dem aus Stein-Wingert stammenden Material angefertigt worden waren.*) Es dürfte nun ganz besonders interessieren, dass wir im Monat Juli und August aus unseren sämtlichen neun, zu den oben erwähnten Nagana-Versuchen benutzten Rindern durch Züchtung in Blutbouillon Trypanosomen in reicher Zahl nachweisen konnten, und zwar, was sehr beachtenswert ist, sowohl aus den Kontrollrindern als auch aus den zu Heilzwecken mit Arsenophenylglycin usw. behandelten Tieren.

Aus dem Vorhandensein von Trypanosomen bei der letzteren Gruppe glauben wir schliessen zu dürfen, dass die behandelten Rinder aufs neue mit Trypanosoma franki infiziert worden sind, nachdem

*) Der hohen Kosten wegen musste leider eine farbige Reproduktion der Abbildungen unterbleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bereits einmal diese Art, zusammen mit den ihnen vorher künstlich beigebrachten Nagana-Trypanosomen, durch die eingespritzten trypanoziden Mittel abgetötet war. Denn man darf wohl annehmen, dass ebenso wie die Nagana-Trypanosomen auch die Frank'schen Trypanosomen durch die trypanoziden Heilmittel vernichtet worden sind.

Uebertragungsversuche der durch Kultur aus den Rindern gewonnenen Trypanosomen auf Mäuse, Kaninchen und Meerschweinchen verliefen bisher negativ. Dies scheint auch dafür zu sprechen, dass selbst aus Rind 6 keine Nagana-Trypanosomen kulturell nachweisbar waren, obwohl bei diesem Rind durch direkte Uebertragung auf die Maus noch Trypanosomen der letzteren Art nachzuweisen waren.

Da Rinder, aus denen wir im Sommer durch Züchtung in Blut-Bouillon Trypanosomen erhalten haben, nach unseren neuesten Feststellungen jetzt mit beginnendem Herbst frei davon zu werden scheinen, liegt die Vermutung nahe, dass die Behandlungsversuche bei Rind 5, 8 und 9*) vielleicht deshalb so ungünstig verliefen, weil diese Rinder im Sommer ausser mit den Nagana-Trypanosomen noch mit dem Trypanosoma franki infiziert und dadurch für trypanozide Mittel viel empfänglicher geworden waren. Dass von Rind 4 und 5, welche im April gleichzeitig mit Nagana-Trypanosomen infiziert worden waren, das eine (Nr. 4) am Leben blieb, könnte vielleicht daher rühren, dass es nicht mit Trypanosoma franki infiziert war. Ob sich unsere Vermutung bestätigt, müssen erst weitere Studien zeigen, da wir zur Zeit der Behandlungsversuche an Rind 4 und 5 die Methode des Trypanosomen-Nachweises durch Züchtung in Blut-Bouillon noch nicht zur Anwendung gebracht haben.

Ueber die im Blute deutscher Rinder zunächst nur durch die Blut-Bouillon-Kultur nachweisbaren Trypanosomen haben wir eine Reihe von Spezial-Untersuchungen begonnen, die vielleicht noch sehr interessante Aufschlüsse liefern werden. Da diese Frage aber nicht zum eigentlichen Thema gehört, muss ich es mir leider versagen, an dieser Stelle hierüber nähere Mitteilungen zu machen. Erwähnt möge nur noch kurz sein, dass nach unserer letzten Prüfung jetzt nur noch Rind 3 und 7 mit den durch Kultur nachweisbaren Trypanosomen behaftet sind, während sie im August alle 9 damit infiziert waren.

So tauchen für den Experimentator durch die neu gewonnene Erkenntnis, dass unsere Versuchsrinder zu einem hohen Prozentsatz mit einer uns bisher ganz unbekannten Trypanosomen-Art infiziert sind,

*) Rind 9 war nicht mit Nagana-Trypanosomen infiziert worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne dass sie irgendwelche Krankheitserscheinungen zeigen, eine ganze Reihe neuer und bedeutungsvoller Fragen auf, deren Lösung vielleicht berufen ist, das ausserordentlich schwierige Trypanosomenproblem einer endgültigen Lösung nahe zu bringen. Wenn aus den weiteren Studien dann auch die praktische Bekämpfung der Nagana der Haustiere in den Kolonien Nutzen zu ziehen vermöchte, so würde dies nicht zum wenigsten den Tierärzten zur grossen Freude gereichen, weil diese dann in den Stand gesetzt wären, die Nagana der Haustiere in wirksamster Weise zu bekämpfen und dadurch erhebliche Werte den Kolonien und dem Mutterlande zu erhalten.

Dr. **Fr. Springefeldt,** Kamerun: Zur Frage der Giftigkeit des Arsenophenylglycins gestatte ich mir, folgende Beobachtung mitzuteilen: Herr Geheimrat Ehrlich hatte die Güte, mir dieses Präparat zur Prüfung an spontan tsetseerkrankten Tieren zu überlassen. Die in verlöteten Blechkasten verpackten Glasröhrchen, die das Arsenophenylglycin enthielten, wurden mir nach Adamaua nachgeschickt, wo eine sehr hohe Tagestemperatur herrscht, mithin sehr ungünstige Bedingungen für Konservierung von chemischen Mitteln vorhanden sind. Nachdem ungefähr 8 Monate nach der Absendung verstrichen waren, wandte ich das erwähnte Präparat an. Ich spritzte bei vier schwer an Tsetse erkrankten Pferden, die ein Gewicht von etwa 5—6 Zentnern hatten, 20 g in die Jugularvene ein. Es trat keinerlei Giftwirkung ein. Ferner injizierte ich bei zwei kleinen Rindern je 10 g in die Blutbahn, ohne dass diese an einer Giftwirkung zugrunde gingen. Herr Dr. Knuth meint, dass er Vergiftungen durch Arsenophenylglycin beobachtet habe, dass diese möglicherweise durch Zersetzung desselben in den luftleeren Röhrchen bedingt sei. Aus meinen Versuchen glaube ich aber schliessen zu dürfen, dass das in luftleeren Glasröhrchen eingeschlossene Arsenophenylglycin sich nicht chemisch ändert und auch in Mengen, die therapeutisch bei Tsetse wirksam sind, nicht giftig wirkt. Die vier damit behandelten Pferde sind gesundet, eine einmalige Injektion genügte, um die Trypanosomen im Blute zu vernichten.

An Herrn Dr. Knuth möchte ich die Frage richten, weshalb er nicht ein oder das andere Tier nur mit Arsenophenylglycin behandelt hat. Für die praktische Anwendung, wo es sich um Massenbehandlung von Tieren handelt, ist die einfache Methode die bessere. Es müsste aber doch ermittelt werden, ob nicht das Arsenophenylglycin allein, ohne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kombination mit anderen Mitteln, ausreicht, um die Tsetse zu heilen. Ich glaube, dass dies der Fall ist.

Die Virulenz der Tsetse schwankt unter natürlichen Verhältnissen ausserordentlich. Ich konnte bei sechs Pferden, die zu gleicher Zeit sich infiziert hatten, beobachten, dass alle diese Tiere nach 8 Wochen gesundeten, ohne dass sie Trypanosomenträger blieben. Die Behandlung und Vorbeugung der Tsetse in der Praxis würde sich m. E. in Kamerun am besten so gestalten, dass in bedrohten Gegenden alle Tiere prophylaktisch oder therapeutisch mit den geeigneten Mitteln behandelt werden, die infektionsverdächtig oder infiziert sind.

Regierungsrat Prof. Dr. **Zwick,** Berlin: Im Anschluss an die Schlussbemerkung des Herrn Vorredners möchte ich erwähnen, dass bei einem mit Beschälseuche-Trypanosomen infizierten Hund, dessen Blut die Parasiten in grosser Menge beherbergte, vier Stunden nach der Injektion von Arsenophenylglycin Trypanosomen im Blut nicht mehr nachweisbar waren.

Was das Vorkommen von Trypanosomen bei einheimischen Rindern anbetrifft, so haben wir mehrfach einschlägige Untersuchungen an einer grösseren Zahl von Rindern, die im Berliner Viehhof aufgestellt waren, vorgenommen, ohne dass uns der Nachweis solcher Parasiten mittelst des Anreicherungsverfahrens in Blutbouillon gelungen wäre. Der Nährboden kann für das Fehlergebnis nicht verantwortlich gemacht werden, denn bei Verwendung von Blut beschälseuchekranker Tiere gelang der Nachweis der Parasiten in der Blutbouillon. Es scheint danach, als ob die Parasiten nicht gleichmässig bei den einheimischen Rindern verbreitet wären, oder haben unsere negativen Ergebnisse ihren Grund in sonstigen Verhältnissen, die noch der Aufklärung bedürfen.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Uhlenhuth,** Berlin: Die Versuche von Herrn Knuth zeigen, dass auch Rinder das Arsenophenylglycin schlecht vertragen, und dass es sich bei diesen Tieren auch wenig wirksam erwiesen hat. Für Pferde und Esel ist das von Breinl und Nierenstein nachgewiesen. Einer ihrer Esel starb nach Darreichung von 0,1 pro Kilogramm in 5 Stunden. Ein anderes Tier starb am 13. Tage. Die Tiere hatten ca. 8—10 g erhalten. Trotz dieser hohen Dosen traten auch Rezidive ein, und es gingen die Tiere an der Krankheit zugrunde. Es ist in diesen Fällen nur Arsenophenylglycin ohne Kombination angewandt worden. Auch bei schlafkranken Menschen waren die Resultate in Ostafrika schlecht (siehe meinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrag). Es kann — nach Ehrlichs Hypothese — den grossen Tieren nicht so viel Arsenophenylglycin gegeben werden, wie notwendig ist, um die Parasiten abzutöten, ohne gleichzeitig den Körper zu vergiften. Nach 1—2 g Arsenophenylglycin sind beim Menschen schon schwere, zum Teil tödliche Vergiftungserscheinungen beobachtet worden, so dass die weitere Behandlung mit dem Präparat in Ostafrika eingestellt worden ist. Bei kleinen Tieren hat das Präparat sehr prompte Wirkung. Selbst die Trypanosomiasis der Ratten konnte von uns (Uhlenhuth und Manteufel) geheilt werden (Zeitschrift für Immunitätsforschung Bd. I. 1 1908). Eine Kombination mit Farbstoffen wird das Bild nicht ändern, da die giftige Wirkung des Arsenophenylglycins ja nicht beseitigt wird. Arsenophenylglycin tötet im Reagenzglas die Trypanosomen nicht ab (Uhlenhuth und Manteufel ebenda), ebensowenig wie Atoxyl. Es kann also auch nicht direkt abtötend im Körper wirken, trotzdem es dreiwertiges Arsen enthält, was der Reduktionstheorie (Ehrlich) zu widersprechen scheint. Ehrlich (Vortrag auf d. tropenmed. Ges. 7. April 1909. Arch. für Schiffs- und Tropenhygiene XIII, Beiheft 6) nimmt in diesem Falle allerdings an, dass nicht eine „brüske" Abtötung stattfindet, sondern dass jeder einzelne Parasit durch direkte Wirkung teilungsunfähig gemacht wird. Dagegen spricht m. A. nach das nach Arsenophenylglycin beobachtete — trotz sehr starker Verdünnung in vivo — schnelle Verschwinden der Parasiten. Meiner Ansicht nach ist die Bildung von parasitiziden und entwickelungshemmenden Stoffen durch die Körperzellen (und Leucocyten) notwendig (Uhlenhuth und Gross, Arbeiten aus dem Kaiserl. Gesundheitsamt, Bd. 27).

Bei unseren Versuchen mit Atoxyl an Dourinepferden (identisch mit Beschälseuche) konnte auch eine ausgezeichnete Wirkung auf das Allgemeinbefinden festgestellt werden. Unser Atoxylpferd sah tadellos aus, wurde aber doch Parasitenträger und ging eines Tages plötzlich ein, nachdem es das Kontrollpferd um acht Monate überlebt hatte.

Dr. **Fr. Springefeldt**, Kamerun: Auf die Bemerkung des Herrn Geheimrat Uhlenhuth gestatte ich mir, mitzuteilen, dass ich ausgedehnte Versuche mit Atoxylanwendung bei spontan tsetseinfizierten Pferden angestellt habe. Dabei wandte ich bei kleinen Pferden kolossal hohe Dosen bis zu 12 g an. Es gelang mir weder mit sehr hohen einmaligen Dosen von 8—12 g, noch mit mehrmals wiederholten mittleren Gaben von 3—6 g, die jeden fünften Tag eingespritzt wurden, die Parasiten aus dem Blute zum Verschwinden zu bringen. Mikroskopisch waren die Trypanosomen nach jeder Atoxylinjektion für zwei bis drei Tage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Blut nicht auffindbar. Danach aber erschienen sie in leicht nachweislichen Mengen wieder darin. Dieses Bild wiederholte sich monatelang. Dagegen waren bei den von mir mit Arsenophenylglycin behandelten vier tsetsekranken Pferden die Trypanosomen durch eine einmalige Injektion im Blute vernichtet, sie konnten durch keine Methode mehr nachgewiesen werden, weder durch mikroskopische Untersuchung des Blutes noch durch Verimpfung desselben bei gesunden Hunden.

Regierungsrat Prof. Dr. **Zwick,** Berlin: Bei der Beurteilung des Heilwertes von Arzneimitteln, die gegen Trypanosomenkrankheiten angewandt werden, ist Vorsicht geboten, wenn man nicht mit einem voreiligen „post hoc ergo propter hoc" zu einem Trugschluss gelangen will. Im Verlauf der chronischen Trypanosomenkrankheiten können sich nämlich Perioden einstellen, während deren der Zustand der Patienten sich wesentlich spontan bessert und das Körpergewicht fortschreitend zunimmt. Wird nun zufällig zu Anfang einer solchen Periode mit der Behandlung eingesetzt, so wird eine Täuschung unvermeidlich sein. Bei den in der Veterinärabteilung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes angestellten Untersuchungen über die Beschälseuche, eine mit der afrikanischen Dourine übereinstimmende Krankheit, konnten wir an einem beschälseuchekranken Pferd eine ganz erhebliche spontane Besserung des Leidens und während eines halben Jahres eine Gewichtszunahme um 54 kg feststellen. Vorsicht ist auch am Platze, weil lange Zeit nach vermeintlicher Heilung noch Rezidive eintreten können. Dies haben wir z. B. bei einem mit Beschälseuche-Trypanosomen künstlich infizierten Hund erfahren. Dieser Hund zog sich schwere Erscheinungen an den Augen (Keratitis, Exsudat in der vorderen Augenkammer) zu und magerte immer mehr ab, sein Allgemeinbefinden war erheblich gestört. Nach zweimaliger Behandlung mit Arsenophenylglycin in Mengen von 0,2 g pro kg Körpergewicht während einer Frist von 14 Tagen schien das Tier völlig geheilt. Dreizehn Wochen nach der letzten Injektion von Arsenophenylglycin enthielt aber sein Blut wieder Trypanosomen. Die Krankheit setzte aufs neue ein. — Eine günstige Wirkung im Anschluss an die Behandlung mit Arsenophenylglycin konnten wir bei einem Pferd beobachten. Dieses mit Beschälseuche behaftete Pferd magerte immer mehr aber, sein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Mit dem Einsetzen der Behandlung trat eine Wendung zum besseren ein; nach dreimaliger intravenöser Injektion des Mittels in Dosen von 0,05, und 0,075 g pro kg Körpergewicht und in Zeitabständen von 18 und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

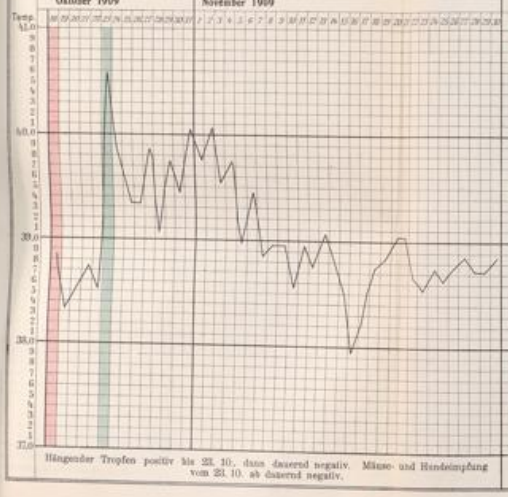


Red. P. Sprigade. gez. K. Nobiling.
Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rind 1

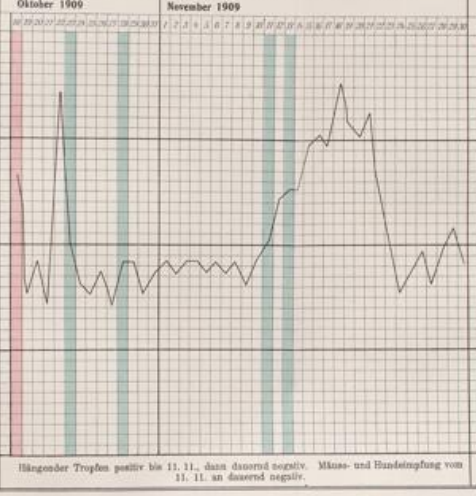
Rind 1 erhielt am 23. Oktober intravenös 13,5 g Arsenophenylglycin in 450 g phys. Kochsalzlös. (pro Kg Lebendgewicht 0,035 g), ferner intravenös 3,8 g Brechweinstein in 380 g destill. Wasser (pro Kg Lebendgewicht 0,01 g).



Hängender Tropfen positiv bis 23. 10., dann dauernd negativ. Mäuse- und Hundeimpfung vom 23. 10. ab dauernd negativ.

Rind 2

Rind 2 erhielt am 23. Oktober intravenös 12,4 g Arsenophenylglycin in 413 g phys. Kochsalzlös. (pro Kg 0,035 g), ferner per os 71 g Tryparosan in 355 g Methylalcohol und 2000 g Zuckerlösung (pro Kg 0,2 g). Ferner am 28. Oktober per os 50 g Tryparosan in 250 g Methylalcohol und 2000 g Zuckerlös. (pro Kg 0,14 g). Ferner am 11. November intravenös 17,9 g Arsenophenylglycin in 600 g phys. Kochsalzlös. (pro Kg 0,05 g) ferner per os 72 g Tryparosan in 360 g Methylalcohol und 2000 g Zuckerlösung (0,2 g pro Kg). Ferner am 13. November 72 g Tryparosan in 360 g Methylalcohol und 2000 g Zuckerlösung (0,2 g pro Kg).



Hängender Tropfen positiv bis 11. 11., dann dauernd negativ. Mäuse- und Hundeimpfung vom 11. 11. an dauernd negativ.

Rind 3 (Kontrolle)



Hängender Tropfen dauernd negativ. Mäuse- und Hundeimpfung vom 23. 11. an dauernd negativ.

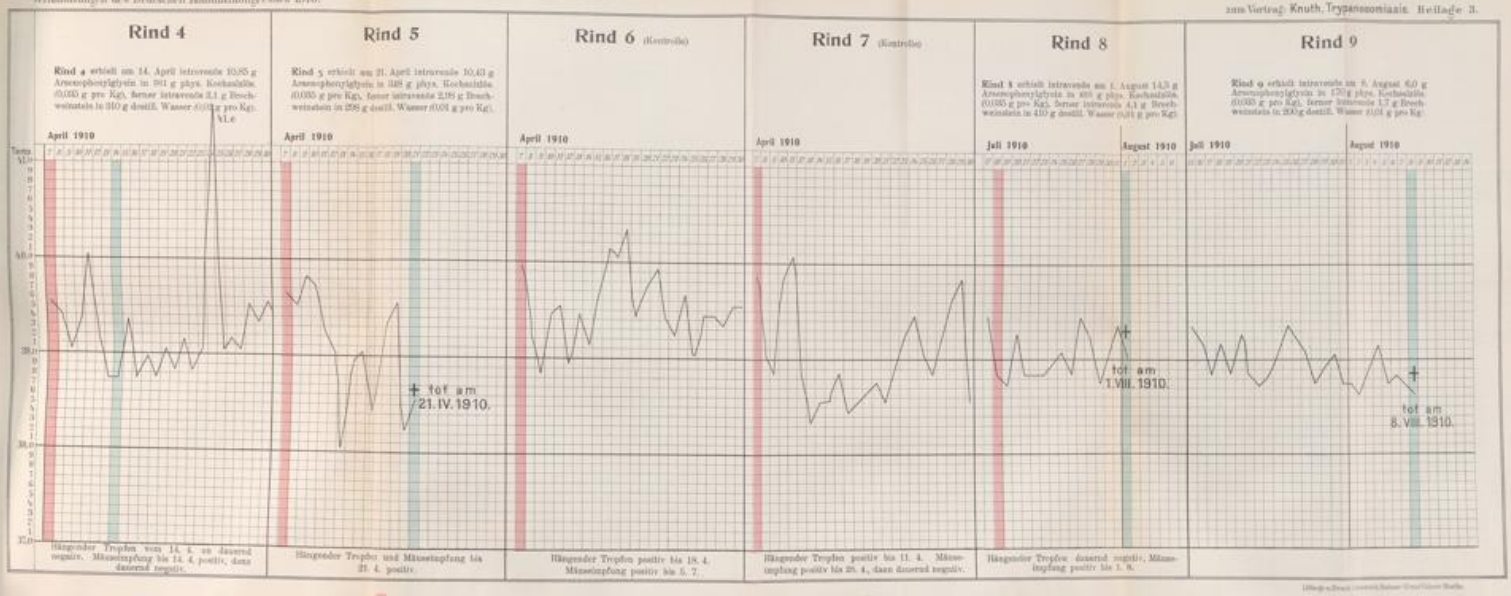
Lithogr. u. Druck v. Friedrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.

bedeutet künstliche Infektion mit Nagana-Trypanosomen

bedeutet Behandlung mit chemischen Präparaten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Trypanosomen, gewonnen durch Züchtung in Blut und Bouillon (Kulturformen), gezeichnet von Frl. Schneider nach Präparaten des Herrn Oberveterinärs a. D. Rauchbaar.



Trypanosomen aus dem Blute des in Stein-Wingert (Kreis Oberwesterwald) im Sommer 1908 verendeten Ochsens, gezeichnet von Herrn Landsberg nach einem von Herrn Prof. Dr. Frank in Wiesbaden stammenden Originalpräparat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

21 Tagen scheint das Tier geheilt; es hat innerhalb 6 Monaten um 61 kg an Körpergewicht zugenommen. In diesem Fall ist der günstige Einfluss des Arzneimittels unverkennbar, fraglich ist aber vorläufig noch, ob die Heilung eine dauernde ist.

Dr. **Knuth**, Berlin: Herr Dr. Springefeldt hat gefragt, weshalb wir statt eines einzigen Heilmittels deren zwei zur Anwendung gebracht haben. Dies ist deshalb geschehen, weil nach den Erfahrungen anderer Autoren bereits geringere Dosen zweier in Kombination angewandter trypanozider Heilmittel eine kräftigere, dabei aber dem Organismus des Tieres weniger schädliche Wirkung ausüben, als die bei einem einzigen Heilmittel eventuell erforderliche, der Dosis letalis nahe kommende Menge.

Herrn Regierungsrat Zwick möchte ich erwidern, dass das Nichtauffinden von Trypanosomen in dem vom Schlachthofe bezogenen Rinderblute wahrscheinlich darin begründet ist, dass die betreffenden Tiere tatsächlich frei von Trypanosomen gewesen sind, wie wir dies ja auch bereits im Kreise Mogilno beobachtet haben. Ob dies etwa mit der gleichzeitig vorhandenen Infektion mit Maul- und Klauenseuche zusammenhängt, oder ob in jener Gegend die Rinder überhaupt frei von Trypanosomen sind, müssen erst weitere Studien zeigen. Aus den Untersuchungen an Rindern vom Gelände der Tierärztlichen Hochschule, die von verschiedenen Teilen Deutschlands stammen, glauben wir aber schliessen zu dürfen, dass die Infektion mit Trypanosoma franki in Deutschland im allgemeinen recht zahlreich verbreitet ist. Auch in England hat Stewart Stockmann Trypanosomen bei Rindern färberisch nachgewiesen, die mit den unsrigen identisch zu sein scheinen, und zwar bei Rindern, die er mit piroplasmenhaltigem Blute schutzgeimpft hatte. Auch das vom Tierarzt Dr. Peter in Fray Bentos (Uruguay) entdeckte Trypanosoma scheint hierher zu gehören. Ich bin überzeugt, dass es in der nächsten Zeit an vielen Orten der Erde gelingen wird, mittels der Züchtung in Blutbouillon Trypanosomen vom Typus des Tryp. theileri nachzuweisen, zu dem ja auch das neue deutsche Rindertrypanosoma gehört.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der heutige Stand unserer Kenntnis von der Pferdesterbe.

Von
Dr. **Reinecke**, Oberveterinär an der Militär-Veterinär-Akademie, Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Von den tropischen Tierseuchen, die in dem auf Tierzucht angewiesenen Teile des südlichen Afrika grassieren, beansprucht die Pferdesterbe besonderes wirtschaftliches Interesse. Diese Krankheit, welche auch wohl als Pferdepest, von den Engländern als horse-sickness, von den Buren als Paardenziekte bezeichnet wird, befällt, wie Ihnen bekannt sein dürfte, Pferde und deren Bastarde mit dem Esel. Ob letztere spontan an der Sterbe erkranken und daran zugrunde gehen können, wird bezweifelt. Meines Wissens sind in Südwestafrika, woselbst während des Feldzuges zahlreiche Kolonnen auf Esel als Zugtiere angewiesen waren, auch in den berüchtigtsten Gegenden unter Tausenden von Tieren infolge Sterbe keine Todesfälle bemerkt worden. Das Zebra und Quagga, welche als Zugehörige der Gattung Einhufer wild in Afrika leben, sollen sich vollständig refraktär verhalten. Pferde werden am meisten von dieser Seuche befallen, Maultiere und Maulesel sind im allgemeinen widerstandsfähiger. Dieser Umstand ist wohl in der Zuchtverwandtschaft mit dem Pferde auf der einen und dem Esel auf der anderen Seite begründet.

Die Sterbe hat eine bestimmte geographische Verbreitung. Bisher ist sie nur in dem südlicheren subtropischen Teile des afrikanischen Kontinents beobachtet. Nach neueren Angaben soll sie auch in Ostafrika, Abessinien und Südarabien festgestellt sein.

Diese Kunde ist aber mit grösster Vorsicht aufzunehmen, da eine Nachprüfung noch aussteht. Infolge der grossen Opfer, welche die Sterbe fordert, wird die Aufzucht und Haltung der empfänglichen Einhufer in manchen Gegnden fast zur Unmöglichkeit, welche Kalamität während der Kolonialfeldzüge ganz besonders fühlbar geworden ist.

Jeder Farmer in Südafrika weiss, dass die gefürchtete Seuche hauptsächlich zur Regenzeit, etwa von Dezember bis Mai, auftritt. Für ihr Zustandekommen muss also ein bestimmtes Temperaturoptimum eine bedeutsame Rolle spielen; denn mit dem Auftreten der ersten Nachtfröste ist auch die Sterbe so gut wie verschwunden. Während

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des afrikanischen Sommers, der Trockenperiode, kommen nur ganz vereinzelt Sterbefälle vor. Aber nicht nur zeitlich ist das Auftreten der Krankheit von den klimatischen Einflüssen abhängig, auch örtlich scheinen gewisse Momente als günstige Faktoren prädisponierend für ihre Ausbreitung zu wirken. So tritt in buschreichen Weidedistrikten mit verhältnismässig geringer Höhenlage, besonders in Tälern und an den sogenannten Revieren die Seuche relativ häufig auf, während sie sich an hochgelegenen Plätzen und an vegetationsarmen Küstenstrichen entweder überhaupt nicht oder nur äusserst selten zeigt.

Es würde zu weit führen, auf eine genauere Beschreibung des Krankheitsverlaufes und des Sektionsbefundes einzugehen. Die Erscheinungen sind derart prägnant, dass sie dem Beobachter kaum entgehen können. Je nach der Intensität des Verlaufes unterscheiden wir der Hauptsache nach zwei Formen, eine heftigere, die Dunpaardenziekte, und eine mildere, die Dikkopziekte. Während bei ersterer neben hochgradigem Fieber nur leichtere Schwellungen über den Augen auftreten, sind bei letzterer starke Oedeme am Kopfe und bisweilen am Halse bis zur Vorderbrust herunter sichtbar. Die Krankheitsdauer beträgt im Mittel etwa 12 Tage, wovon 5—6 Tage auf die Inkubationsperiode entfallen. Nur sehr wenige Tiere überstehen die Krankheit.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen möchte ich nunmehr auf das Wesen der Pferdesterbe selbst, also auf ihre Aetiologie, näher eingehen.

Wenn wir zunächst einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der Sterbeforschung richten, so muss offen bekannt werden, dass trotz jener gewaltigen Fortschritte, welche die Bakteriologie und mit ihr die Erforschung der tropischen Tierseuchen gemacht hat, es erst verhältnismässig spät geglückt ist, eine sichere Unterlage für die Beurteilung des Wesens und der Bekämpfung der Pferdesterbe zu gewinnen.

Um das Jahr 1900 konnten der englische Forscher McFadyean und grösstenteils unabhängig von diesem, Nocard, Edington, Theiler und Rickmann den Nachweis führen, dass sich die Krankheit durch Ueberimpfung einer geringen Menge Blutes oder anderer Körperflüssigkeiten, es genügen schon 0,0001 bis 0,0005 ccm, von kranken auf gesunde Pferde und Maultiere mit Sicherheit übertragen lässt. Desgleichen erkannten sie, dass selbst bei Anwendung der besten optischen Hilfsmittel der Erreger der Sterbe nicht nachzuweisen ist, und dass er die Poren der feinsten Bakterienfilter passiert. Diese Ergebnisse haben die gesamte Sterbeforschung auf neue Bahnen gelenkt, und gleichzeitig auch die Perspektive eröffnet, in der Schutzimpfung ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Pferdesterbe zu suchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziehen wir zum Vergleich mit dieser afrikanischen Pferdeseuche einmal andere Infektionskrankheiten heran, deren belebtes Agens gleichfalls filtrierbar ist, wie Rinderpest, Pferdestaupe, Pocken usw., so muss in erster Linie auffallen, dass das Virus der Pferdesterbe ausserhalb des Tierkörpers den verschiedenen Einflüssen gegenüber weniger empfindlich ist, als das der soeben genannten Krankheiten. Infektiöses Blut mit gleichem Volumen Glyzerin, dem auch ein wenig Karbolsäure zugesetzt sein kann, behält seine Virulenz bis vier Jahre lang. Selbst in stark faulendem Blute kann sich der Erreger einige Wochen lang lebensfähig erhalten; ebenso erwies sich Blutplasma, das 10 Minuten lang einer Temperatur von 50—75 Grad ausgesetzt war, nach Fadyean als noch infektiös. Dieser Forscher konnte auch ermitteln, dass in einem Gemisch von Erde und Blut, welches bei 37 Grad C. 11 Tage lang aufbewahrt wurde, das Virus seine krankmachenden Eigenschaften nicht eingebüsst hatte, und dass auch 6 Tage lang bei dieser Temperatur getrocknetes Blut noch virulent war.

Trotzdem ist es aber bis heute noch niemandem gelungen, den Erreger weder auf künstlichen Nährböden, also in vitro, noch mit Hilfe der Kollodium- oder der Schilfsackmethode im Pferdekörper selbst, also in vivo, zu züchten. Diesbezügliche Versuche sind vor etwa zwei Jahren in Gemeinschaft mit Rickmann von mir ausgeführt worden. Wir haben in ähnlicher Weise, wie es zuvor von Nocard geschehen, Pferdeblut in Schilfsäckchen gefüllt und diese in Nährbouillon verbracht; innerhalb kurzer Zeit war der Erreger im Säckchen abgetötet. Durch Verimpfung der Bouillon auf ein Pferd wurde festgestellt, dass sich der Erreger auch in der Bouillon nicht weiter entwickelt hatte. Ein anderes Pferd, welchem subkutan ein ebenfalls mit frischem Sterbeblut gefülltes Schilfsäckchen unter die Haut appliziert wurde, zeigte keinerlei Krankheitserscheinungen.

Auf welche Weise der fragliche Mikroorganismus in den Körper empfänglicher Einhufer gelangt, ist auch noch nicht genügend sicher erwiesen.

Unter den Ansiedlern findet man heute noch hier und dort die Ansicht vertreten, dass die Pferde mit dem taufeuchten Grase, also während der Morgenstunden, auf der Weide den Keim der Krankheit aufnehmen. Tatsächlich lehrt die Erfahrung, dass die Infektion während der Nacht und in den Morgenstunden zustande kommt. Während der heissen Tageszeit kann selbst das gefährdete Weideland ohne Gefahr von empfänglichen Tieren begangen werden. Obgleich es ausserdem mehreren Forschern gelungen ist, durch Eingeben grösserer Mengen frischen Sterbeblutes die Krankheit zu erzeugen, muss doch die soeben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwähnte Annahme, dass der Erreger mit dem Futter in den Magendarmkanal und von da aus in die Körpersäfte gelangt, als hinfällig gelten. Es ist nämlich festgestellt, dass Pferde, welche durch Umhängen eines Fressbeutels an der Aufnahme taufeuchten Grases verhindert wurden, gleichfalls erkrankten. Die Infektion kann in den fraglichen Versuchen sehr wohl stattgefunden haben durch bestehende Defekte der Maulschleimhaut, wie solche bei den afrikanischen Weidepferden fast stets vorhanden sind, sowie durch Verletzungen der Magenschleimhaut, hervorgerufen durch Gastruslarven.

Es ist auch ausgeschlossen, dass durch kranke Tiere, oder durch deren Ausscheidungsstoffe bei Kohabitation mit gesunden Pferden und Maultieren die Sterbe spontan auf letztere übergeht. Als Beweis hierfür könnte ich anführen, dass in dem in der Nähe von Windhuk gelegenen bakteriologischen Institut Gamams, woselbst Jahre hindurch mit Sterbe experimentiert worden ist, häufig genug wegen Raummangels in Ställen und Kraalen gesunde und empfängliche Einhufer zwischen künstlich infizierten standen, ohne dass ein Fall von spontaner Sterbe aufgetreten ist. Stellenweise war an den Standorten sogar der Boden mit verschüttetem Sterbeblut durchtränkt.

Verständlicher als die soeben erörterten Mutmassungen muss hingegen die von Theiler, R. Koch und Pitchford vertretene Ansicht gelten, wonach eine Uebertragung durch blutsaugende Insekten stattfinden soll.

Lassen wir bei unseren Betrachtungen vorläufig einmal die Frage, ob der Erreger der Sterbe im Körper eines Zwischenträgers, wie bei der Malaria, einen Generationswechsel durchzumachen hat, ganz offen, so käme zunächst eine direkte Uebertragung des Virus von den kranken auf die gesunden Tiere durch Insekten in Betracht. Dass ein Infektionsstoff durch Insektenstiche übertragen werden kann, ist für manche Fälle von Milzbrandinfektion und auch wohl bei Trypanosomenkrankheiten nachgewiesen worden. Denkbar wäre ein solcher Infektionsmodus bei der Pferdesterbe schon aus dem Grunde, weil sich die Sterbe durch subkutane Verimpfung von 0,0001 ccm virulenten Blutes erzeugen lässt. Könnten derartig geringe Mengen des Virus nicht durch Insekten, die mit einem geeigneten Saug- und Stechapparat ausgerüstet sind, übertragen werden?

Berücksichtigt man die Lebensbedingungen der nachtfliegenden Insekten, besonders der Culex- und Anophelesarten, die von denselben klimatischen und tellurischen Verhältnissen abhängen, wie sie für die Erhaltung des Sterbevirus gefordert werden, so lässt sich meiner Ansicht nach leicht ein Zusammenhang konstruieren. Nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz in Einklang zu bringen mit dieser Insektentheorie sind indessen Beobachtungen, welche während des letzten Feldzuges in Südwestafrika gemacht sind. In den Berichten der Offiziere und Veterinäre von der Schutztruppe finden sich Angaben, nach welchen selbst in arg gefährdeten Distrikten auf dem Marsche Verluste an Pferden nicht auftraten, wenn man während der Ruhepausen in der Nacht und während der Morgenstunden den Tieren Fressbeutel umhängen liess und sie dann im Kreise, mit den Köpfen einander zugewandt, aufstellte. Nach privater Mitteilung eines Veterinärs will er die Infektion dadurch vermieden haben, dass die Plätze, an welchen die Pferde aufgestellt waren, mit Petroleum begossen wurden. Durch Verdunsten desselben wollte man die Stechmücken fernhalten. Dass durch diese soeben erwähnten Massnahmen Stechmücken verhindert werden könnten, an die Pferde zu gelangen, ist nicht wahrscheinlich. Wenn angegeben wird, dass das Aufstallen der Pferde und Maultiere während der fraglichen Zeit einen hinreichenden Schutz gegen die Infektion gewähren soll, so muss hiergegen angeführt werden, dass Ställe und Stallzelte, wie sie für gewöhnlich angelegt sind, einen genügenden Schutz gegen nachtfliegende Insekten nicht gewähren.

Mir will es nach alledem erscheinen, als ob die Zecken als Ueberträger in Betracht kommen können, denn dann dürfte das Aufstallen, das Zusammenstellen der Pferde auf Weideplätzen, sowie das Begiessen der Standplätze mit Petroleum insofern einen Schutz gewähren, als durch diese Massnahmen Zecken und besonders deren Larven und Nymphen, die hier und da den Spitzen der betauten Grashalme wohl anhaften können, kaum Gelegenheit geboten wird, ein Wirtstier zu befallen. Beim Herumstreifen können an letztere aber leicht Zecken gelangen. Während der heissen Tageszeit und bei trockener Luft ziehen sich die Zecken in ihre Schlupfwinkel zurück. Die Weide kann also dann vorübergehend ohne Gefahr von Pferden und Maultieren begangen werden. Diese hypothetischen Folgerungen, welche aus den in der Praxis gemachten Beobachtungen resultieren, glaube ich noch insofern stützen zu können, als es mir kürzlich gelungen ist, den Nachweis dafür zu erbringen, dass das von Zecken mit dem Pferdeblute aufgenommene Sterbevirus weder durch die im Speichel der Zecken enthaltenen Fermente, noch durch die Tätigkeit der Darmzellen während des ersten Stadiums der Blutverdauung im Zeckenkörper irgendwie geschädigt wird. Die fraglichen Zecken waren einem Pferde in Okanjande abgesammelt und mehrere Monate lang in einer Konservierungsflüssigkeit aufbewahrt worden. Ein Versuchspferd, das mit einem aus diesen Zecken hergestellten Extrakt geimpft war, ging an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

typischer Pferdesterbe zugrunde. Weitere Versuche müssen zeigen, ob auch die Uebertragung mit lebenden Zecken und deren Nachkommen gelingt.

Eine Frage von ganz besonderer Bedeutung muss nun noch kurz erörtert werden: Wie erhält sich das Virus der Pferdesterbe, wo und in welcher Form überwintert dasselbe? Dass der Erreger der Pferdesterbe in dem Blute irgendwelcher gezähmter oder wild lebender warmblütiger Tiere in latenter, aber für die empfänglichen Einhufer immer noch virulenter Form persistiert, wie dies bei verschiedenen Trypanosen und Piroplasmosen der Fall ist, muss entschieden bezweifelt werden. Das Blut gesalzener Pferde und Maultiere ist bald nach Ablauf der Krankheit nicht mehr infektionstüchtig. Wiederkäuer, Kaninchen, Meerschweinchen, weisse und graue Mäuse, Hühner und Tauben sind nicht empfänglich. Auf Hunde lässt sich das Virus, wie Edington, Theiler und ich nachgewiesen haben, erfolgreich übertragen, denn nach Rückimpfung des Blutes der infizierten Hunde auf Pferde akquirierten letztere Pferdesterbe.

Ob allerdings eine Multiplikation des Virus im Hundekörper wirklich eintritt, ist mit Sicherheit noch nicht ermittelt worden, da in allen Fällen, wie besonders durch McFadyeans Nachprüfungen erwiesen ist, mit verhältnismässig zu grossen Virusmengen experimentiert wurde.

Somit will es erscheinen, als ob die hier angeführten Haustiere und folglich auch die verwandten wild lebenden Gattungen als Reservoir des Virus nicht in Betracht kommen können.

Nehmen wir aber die Zecken als Ueberträger an, so lässt sich wohl hypothetisch die Folgerung anbringen, dass das Virus der Sterbe in den sehr widerstandsfähigen Zeckeneiern oder in den anderen Entwickelungsstadien überwintert. Ist erst einmal der natürliche Infektionsmodus der Pferdesterbe klargestellt, so werden wir durch Vorbeugen leichter die wertvollen Pferdebestände der Kolonie zu schützen imstande sein.

Bisher hat man ein wirksames Immunisierungsverfahren, welches in einer kombinierten Virus-Serumimpfung besteht, in der Praxis nur bei Maultieren in Anwendung bringen können. Wie die in den englischen Kolonien Südafrikas, sowie in Deutsch-Südwestafrika ausgeführten Impfungen gezeigt haben, treten nur geringe Impfverluste auf. Alle Versuche jedoch, ein ähnliches Verfahren bei Pferden in Anwendung zu bringen, sind an dem Umstande gescheitert, dass sich diese Einhufer dem Virus gegenüber individuell ausserordentlich variabel verhalten. Bei der Impfung von Maultieren ist eine Artverschiedenheit der Virusstämme zu berücksichtigen. Werden immune Tiere der natür-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Infektion ausgesetzt, so können sich allerdings noch wieder Anfälle einstellen, diese werden jedoch in der Regel leicht überstanden (Aanmanings).

Mit diesen nur knapp gefassten Ausführungen hoffe ich, Ihnen einen Ueberblick über den heutigen Stand unserer Kenntnis von der Pferdesterbe gegeben zu haben. Wir wollen hoffen, dass es der Wissenschaft bald gelingen möge, diese Geissel unserer einst so schwer geprüften Kolonie Südwestafrika zu nehmen.

Oberstabsarzt Dr. **Ph. Kuhn**, Gr.-Lichterfelde: Ich möchte zunächst auf einige Stellen der Ausführungen des Herrn Reinecke eingehen, die meines Erachtens nicht richtig sind.

Herr Reinecke hat gesagt, die Pferdesterbe sei in Ostafrika noch nicht einwandsfrei festgestellt. Dem möchte ich folgendes entgegnen. Ich habe bereits im Jahre 1901 die Vermutung ausgesprochen, die in Deutsch-Ostafrika und Sansibar auftretende Pferdeseuche sei die Pferdesterbe. Regierungsarzt Dr. Friederichsen in Sansibar hat dann meines Wissens 1902 die Pferdesterbe festgestellt, und endlich ist es Keysselitz und Mayer vor einigen Jahren gelungen, die Pferdesterbe in Hamburg mit Material zu erzeugen, das sie aus Ostafrika von kranken Tieren entnommen hatten.

Ferner möchte ich einen Zweifel nicht unterdrücken, ob die Behauptung des Herrn Vortragenden richtig ist, dass das Virus der Pferdesterbe weniger empfindlich ist, als andere filtrierbare Virusarten. Es ist gegen Austrocknung sehr empfindlich.

Die Annahme, dass die Zecken die Krankheit vermitteln, scheint mir nur sehr schwach gestützt zu sein. Dass das Virus in den von kranken Tieren in Südwestafrika abgelesenen Zecken am Leben bleibt, beweist nichts für den Uebertragungsvorgang. Solche afrikanischen Zecken, mit denen es hier in Deutschland gelang, Pferdesterbe zu erzeugen, sind lediglich Behälter des Virus, wie kleine Fläschchen; sie sind in einer Flüssigkeit konserviert worden, wodurch das Virus feucht und am Leben blieb. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, dass nach Versuchen, die Prof. Schuberg und ich im Kaiserlichen Gesundheitsamt angestellt haben, die Stomoxys calcitrans die Krankheit übertragen kann, wenn man nämlich den Stich am kranken Pferde unterbricht und die Fliegen noch hungrig an einem gesunden weitersaugen lässt, ein Vorgang, der in der Natur häufig ist. Daraus schliessen wir jedoch nur auf die Möglichkeit von Stallinfektionen, nehmen keineswegs aber die Stomoxys als Ueberträgerin der Pferdesterbe in der Natur an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Gewohnheit der Zecken, von der Herr Reinecke sprach, sich tagsüber in Schlupfwinkeln zu verkriechen, konnte ich in Südwestafrika nicht allgemein bestätigen. Man muss sich dort an Rastplätzen tagsüber sogar oft sehr in acht nehmen, dass man nicht gebissen wird. Diese Tatsache spricht meines Erachtens dagegen, dass Zecken die Pferdesterbe verbreiten.

Ich hätte noch mancherlei gegen die Ausführungen des Herrn Vortragenden vorzubringen und könnte noch vieles aus meinen eigenen Untersuchungen, die ich seit dem Jahre 1907 betreibe, anknüpfen, die Zeit verbietet es leider.

Stabsarzt Dr. **Werner,** Altona: Zu der Auffindung von Pferdesterbe in Ostafrika kann ich die Mitteilung machen, dass ich bereits im Jahre 1901 in Daressalam eine Pferdeseuche beobachtet habe, die ich auf Grund von Sektionen in einem Bericht an das Gouvernement als Pferdesterbe bezeichnet habe.

Oberveterinär Dr. **Reinecke,** Berlin: Herrn Stabsarzt Dr. Werner möchte ich erwidern: Auf Grund der klinischen Erscheinungen und des Sektionsergebnisses allein ist der Nachweis, dass es sich um echte Pferdesterbe handelt, nicht immer mit Sicherheit zu erbringen. Rickmann, Leipziger und ich haben in Gamams eine Pferdekrankheit beobachtet, welche hinsichtlich ihres Verlaufes mit der Sterbe nahezu übereinstimmte. Wir glaubten, eine mildere Form der letzteren vor uns zu haben. Wurden die Tiere nach Ablauf dieser fieberhaften Krankheit mit Sterbevirus geimpft, so erlagen sie sämtlich der Infektion.

Zu den Ausführungen des Herrn Oberstabsarztes Dr. Kuhn will ich nur bemerken, dass der von mir ausgeführte Zeckenversuch bewiesen hat, dass das Sterbevirus weder durch die im Speichel der Zecken enthaltenen Fermente, noch durch die Tätigkeit der lebenden Darmzellen während der Blutverdauung im Zeckenkörper irgendwie geschädigt worden ist. Im Körper der Insekten werden Krankheitserreger im allgemeinen sonst leicht zerstört. So ist beispielsweise neuerdings festgestellt, dass die Trypanosomen der Surra in Tabanusarten schneller zugrunde gehen, als die gleichzeitig während des Saugaktes aufgenommenen roten Blutkörperchen der Warmblüter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber einige Besonderheiten der Malaria aus Brasilien und über die Behandlung dieser Malaria mit Ehrlich-Hata-606.

Von Dr. **Heinrich Werner,**
Stabsarzt der Schutztruppen und Abteilungsvorsteher der klinischen Abteilung des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Herr Medizinalrat Nocht und ich haben kürzlich*) über abnorm starke relative Chininresistenz bei Malaria aus Brasilien berichtet. Da ich die Bekanntschaft mit diesen unseren Mitteilungen voraussetzen darf, so will ich mich hier darauf beschränken, Ihnen an der Hand einer Reihe von Fieberkurven die charakteristischen Abweichungen dieser Malaria von der anderer Weltgegenden zu demonstrieren und Ihnen Mitteilungen zu machen über unsere bisherigen Ergebnisse der Behandlung dieser Malaria mit Ehrlich-Hata-606.

Ich will nur kurz vorausschicken, dass es sich bei unseren Patienten um deutsche Arbeiter handelte, die im Sommer und Herbst 1909 nach dem Innern Brasiliens, und zwar nach dem Oberlauf des Madeiraflusses gingen, um dort für Bahnbauarbeiten verwandt zu werden. Die Gegend, in welcher der Bahnbau geführt wurde, liegt nahe der brasilianisch-bolivianischen Grenze am Oberlauf des Madeiraflusses, der hier den Namen Mamore führt, etwa entsprechend dem 8. Grad südlicher Breite. Von den etwa 700 deutschen Bahnarbeitern sollen, nach den Erzählungen der Rückwanderer, mehr als die Hälfte gestorben sein. Es war ein Débacle, das diese, durch Aussicht auf lohnenden Verdienst der Heimat entfremdeten deutschen Arbeiter erlebten, eine Katastrophe, welche fast ausschliesslich auf Rechnung der Malaria zu setzen war. Die Anamnese war bei der Mehrzahl unserer Patienten die gleiche. Bereits kurze Zeit nach dem Eintreffen auf den „Kamps" der Bauspitze erkrankte die Mehrzahl trotz reichlichen prophylaktischen Chininnehmens an Malaria. Die Erkrankten fanden Aufnahme in die Krankenanstalten von Porto Velho, San Antonio, Manaos und Para und wurden, soweit sie nicht inzwischen ihren Leiden erlegen waren, von deutschen

*) D. m. Woch. 1910, No. 34.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dampfern nach Hamburg gebracht. Noch auf der Heimfahrt ist eine sehr beträchtliche Anzahl an Malaria gestorben, und diejenigen, welche in Hamburg eintrafen, kamen grossenteils in äusserst bedrohlichem Zustande, teilweise moriband, bei uns ein.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen alle diese Fälle hier vorführen, im ganzen haben wir mehr als 100 behandelt; ich will Ihnen hier nur einige besonders charakteristische Kurven zeigen.

Folgt Demonstration von Kurven.

Aus dem, was Sie gesehen haben, geht hervor, dass mit dem sonst so ausgezeichnet bewährten, von Herrn Medizinalrat Nocht in die Malariabehandlung eingeführten therapeutischen Vorgehen nicht die gleichen guten Erfolge erzielt wurden, die wir und viele andere von dieser Behandlungsart bei Malaria aus anderen Weltgegenden gesehen haben. Zwar gelang es stets, die ungeschlechtlichen Parasiten innerhalb weniger Tage aus dem peripheren Blute zum Verschwinden zu bringen und damit Entfieberung zu erreichen, aber wir waren nicht imstande, Rezidive zu vermeiden, und zwar traten diese Rezidive grösstenteils noch während der Chininnachbehandlung mit einer sonst unerhörten Heftigkeit und Häufigkeit auf.

Die Unmöglichkeit, mit unseren sonst gebräuchlichen Chinindosen eine dauernde Heilung zu erzielen, veranlasste uns, etappenweise mit den Chinindosen zu steigern. Es ist dabei zu unterscheiden zwischen der auf etwa 8 Tage sich erstreckenden Anfangsmedikation und der darauffolgenden Chininnachbehandlung, welche sich über einen Zeitraum von etwa zwei Monaten erstreckte. Während dieser Nachbehandlung werden Pausen von steigender Länge zwischen die Chinintage eingeschoben. Chinin wird während der Nachbehandlung je nach den Erfordernissen des Falles an zwei oder an drei aufeinanderfolgenden Tagen gereicht. Wir steigerten nun die Dosen der Anfangsmedikation von 5 × 0,2 auf 6 × 0,2 und gingen, als wir bei dieser Behandlung keine besseren Erfolge sahen, auf 2 Grammtagesdosen in fraktionierter Form, also 5 × 0,4 g chinin. hydrochloricum. Gleichzeitig wurden die Dosen der Nachbehandlng entsprechend gesteigert, ohne dass ein besserer Erfolg erzielt wurde. Auch die Kombination der innerlichen Medikation mit der intramuskulären Verabreichung in Gestalt des Urethanchinin besserte die Resultate nicht. Im ganzen kann ich sagen, dass die Resultate der auf 2 Grammtagesdosis basierten Behandlung nicht besser waren als die der auf 1 Grammtagesdosis aufgebauten Medikation.

Die Wirkung des Chinins auf die einzelnen Parasitenarten war insofern von Interesse, als Tropica in geringerem Masse beeinflusst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde als Tertiana, wenigstens rezidivierten die Tropicafälle hartnäckiger als die Tertiana. Im ganzen waren von 90 Fällen, bei denen die Parasitenart festgestellt werden konnte, 56 Tertiana- und 15 Tropicafälle, während bei 19 Fällen Mischinfektionen Tertiana-Tropica bestanden.

Das unerwartete, offensichtliche Versagen des Chinins bei vielen unserer brasilianischen Malariafälle veranlasste uns, zunächst Methylenblau anzuwenden, mit dem Resultat, dass wir diese Medikation, mit Rücksicht auf die klinischen Umstände, bald wieder verlassen und durch die immerhin wirksamere Chiningabe ersetzen mussten. Ein geringer antiparasitärer Einfluss war zwar unverkennbar, doch gestattete die Schwere der klinischen Erscheinungen in den meisten Fällen nicht, den endgültigen Erfolg abzuwarten.

Neben dem Methylenblau kamen besonders Arsenpräparate in Frage. Bei menschlicher Malaria steht ja das Arsen schon seit langem im Rufe, einen günstigen Einfluss auf den Ablauf der Erkrankung zu haben, weniger durch direkte antiparasitäre Wirkung als durch Beeinflussung der Blutzusammensetzung und der Milzveränderung. Neuerdings wurde von Gonder und Dapas*) u. a. auf einen gewissen antiparasitären Einfluss des Atoxyls hingewiesen; bei Affenmalaria erwies sich das Arsenophenylglycin als unwirksam.

Als nun die ersten günstigen Erfolge des Ehrlich-Hata-606 bei Rekurrens bekannt wurden, wandten wir, verlegen um ein wirksames Ersatzmittel des Chinins, bei unserer chininresistenten brasilianischen Malaria uns diesem vielversprechenden neuen Arsenpräparat zu. Die Resultate, welche wir mit der Behandlung der Malaria, und zwar nicht nur der aus Brasilien, sondern auch von Malaria aus anderen Weltgegenden erzielten, waren überraschend. Wir konnten einen sehr ausgesprochenen antiparasitären Einfluss des neuen Mittels bei Malaria feststellen, und zwar ergab sich bald, dass dieser Einfluss bei Tertiana stärker war als bei Tropica. Es sei mir gestattet, Ihnen hier die Kurven der Malariafälle zu demonstrieren, welche wir bisher mit 606 behandelt haben.

Folgt Demonstration.

Bei Tertiana wurde in allen 11 Fällen eine prompte Entfieberung und gleichzeitiges Verschwinden der Parasiten erreicht, und zwar sowohl der Schizoeten als auch der Gameten.

Bei der Tropica dagegen gelang das anfängliche Verschwinden der Parasiten nur in der Hälfte der Fälle.

---

*) Wiener klin. Wochenschrift 1908, No. 23.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dasselbe ungünstigere Verhältnis bezüglich der Wirkung auf die Tropica im Vergleich zu Tertiana zeigte sich auch bei den Rezidiven nach anfänglichem Verschwinden der Parasiten. Keiner der behandelten Tropicafälle blieb trotz Anwendung auch grosser Dosen rezidivfrei, während bei Tertiana grössere Dosen bisher das Auftreten von Rezidiven verhindert haben. Bei kleineren Dosen (0,3—0,5) kam es auch bei Tertiana zu Rezidiven, während bei grossen Dosen (0,6 und 0,7), besonders bei der kombinierten Anwendung der intravenösen und subkutanen Injektion, bisher Rezidive nicht beobachtet wurden. Allerdings sind die Zeiten der Beobachtung nach der Injektion noch recht kurz, immerhin aber lang genug, um die Wirksamkeit des Präparates zu illustrieren.

Wir haben es also zu tun mit einer prompten antiparasitären Wirkung des Präparates Ehrlich 606 bei Tertiana und mit einer weniger prompten bei Tropica. Bei der Tertiana scheint diese Wirkung bei Anwendung genügend grosser, in kombinierter Verabreichung gegebener Dosen auch für längere Zeit zu genügen, während bei Tropica in den Fällen, in welchen anfänglich Entfieberung erfolgte, die Rezidive sich regelmässig bald wieder einstellen.

Die bisher noch unzulänglichen Resultate versprechen besser zu werden bei Vervollkommnung der Anwendungsweise des Mittels, insbesondere wird einerseits Steigerung der Dosen und anderseits Wiederholung derselben ins Auge zu fassen sein.

Medizinalrat Professor Dr. **Nocht,** Hamburg: Ich möchte davor warnen, dass man nach diesen Mitteilungen etwa in weiteren Kreisen die Anwendung des Chinins bei Malaria einschränkt. Sie haben gehört, dass das Mittel 606 nur bei Tertiana einigermassen sicher wirkt. Aber besondere Vorteile dem Chinin gegenüber hat es auch dort nicht. Wir dürfen uns freuen, in dem Präparat eine Bereicherung unseres Arzneischatzes auch gegen die Malaria zu besitzen, aber wir sollen angesichts der technischen Schwierigkeiten und auch der Gefährlichkeit der Anwendungsform des Mittels — intravenöse Injektion — das Mittel auf die Ausnahmen, in denen wir Chinin aus irgendwelchen Gründen nicht anwenden dürfen, beschränken.

Prof. Dr. **Plehn,** Berlin: Da der Herr Vortragende auf seine frühere Publikation verweist, so darf ich wohl ebenfalls darauf zurückkommen. Seine Mitteilungen sind für mich ein weiterer Beweis dafür, dass der Malariaparasit sowohl in morphologischer, wie in biologischer Beziehung variiert. Jedenfalls vermag ich nicht ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusehen, wie man diese Beobachtungen dagegen verwerten will. Es ist ja richtig, dass die heimkehrenden Tropiker bei den ersten Fiebern gewöhnlich die kleinen Parasiten, die sogenannten „Tropicaparasiten" führen; bei späteren Rezediven treten dann die grösseren der sogenannten „gutartigen Tertiana" auf. Hier war es umgekehrt; der Klimawechsel kann also die massgebende Rolle nicht gespielt haben. Aber für das angebliche Untergehen der tropischen und „Ueberwuchern" der grossen Parasitenform wird sonst auch der Klimawechsel verantwortlich gemacht! Weshalb sollten denn in Hamburg plötzlich „Tropicaparasiten" emporwuchern, die vorher fehlten? — Die verschiedene Wirkung des Hata auf beide Parasitenformen kann auch anders erklärt werden, als durch Artverschiedenheit. Die Kürze der verfügbaren Zeit gestattet leider nicht, das darzulegen.

Die hier geschilderte westbrasilianische Malaria kann man vielleicht als die „Malaria des erstbewegten Tropenbodens" bezeichnen. Wir hatten sie in Kamerun kurz nach Bebauung des Landes in ganz ähnlichen Formen. Damals (1894—1897) starb Jeder am Erstlingsfieber, der nicht in den allerersten Tagen der Erkrankung Chinin bekam, unverweigerlich in drei- bis viermal 24 Stunden. Oft kam die Chinindarreichung am zweiten und dritten Tage schon zu spät. Bei den Rezidiven hielten die Erkrankten länger ohne Chinin aus. Wenn sie dann aber in ärztliche Behandlung kamen, so zeigten sie ausnahmslos die schwersten Ausfallserscheinungen seitens des Zentralnervensystems. Die Beamtenschaft hatte bei einer durchschnittlichen Dienstzeit von 14 bis 15 Monaten zu einigen 40 Proz. Schwarzwasserfieber. Schwere Durchfälle als Begleitsymptome des Fiebers waren auch bei den Rezidiven häufig, und heftiges, oft literweises Gallenbrechen bildete die Regel. Aussderdem kamen alle Formen der Perniciosa vor: Die dysenterica, die alcyida, die comatosa. Die Milzvergrösserung fehlte dabei entweder ganz oder war doch unbedeutend.

Bezeichnend ist, dass einige Jahre später bei den ersten Stationsgründungen am Sanga-Ngoko durch die Expedition meines jüngsten Bruders selbst die Küstenneger aus Dualla so schwer unter Malaria und Schwarzwasser litten, dass er gezwungen war, die ganzen Farbigen Chininprophylaxe üben zu lassen.

Die kurative Wirkung des Chinin, das ich beim Erstlingsfieber zu 1½—2 Gramm pro die ausschliesslich intramuskulär an zwei Tagen anwandte, um dann nach weiteren 1—2 Tagen je 1 Gramm folgen zu lassen, wurde allerdings nur ganz ausnahmsweise vermisst; um so mehr die prophylaktische Wirkung des regelmässig siebentägig ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebenen ganzen Gramm gegen die Rezidive. Da diese am zwölften Tage nach der Entfieberung aufzutreten pflegten, so wurde auch versucht, am zehnten, elften und zwölften Tage je ein Gramm prophylaktisch zu geben; doch wurde das Rezidiv damit nur um einige Tage hinausgeschoben. Ich selbst hatte z. B. bei diesem Verfahren in zwölf Monaten 22 Anfälle. Als das chininfreie Intervall dann von sechs auf vier Tage verkürzt wurde, hörten die Rückfälle wie mit einem Schlage bei mir, wie bei den meisten Andern, mehr oder weniger vollkommen auf.

Nachdem die gewohnte Behandlung in Hamburg im Stich gelassen hatte, hätte man es doch einmal mit dem in Kamerun erprobten Verfahren versuchen sollen! — Ich bin überzeugt, die Resultate wären besser gewesen, wenn man massive Gaben intramuskulär angewendet und die Nachbehandlung mit meiner „doppelten Halbgrammprophylaxe" oder Ziemanns viertägiger Grammprophylaxe durchgeführt hätte.

Uebrigens möchte ich noch bemerken, dass man nach meinen Erfahrungen die Nachbehandlung mindestens sechs Monate lang fortsetzen muss, wenn Rezidive sicher vermieden werden sollen. Gibt man fünftägig ½ Gramm, so wird das ohne Schwierigkeit vertragen.

Geh. Hofrat Prof. Dr. **v. Baelz**, Stuttgart: Ich möchte mit wenigen Worten darauf aufmerksam machen, dass wir bei Chininresistenz bei Malaria ein bequemeres Präparat besitzen, das manchmal sofort und dauernd wirkt. Das ist die Salizylsäure. Bei einem Arzt hatte die Tertiana die Form von intermittierender Taubheit angenommen. Chinin verhinderte Rezidive nicht. Eine einzige Dosis von 4,0 Natronsalizyl machte dauernde Heilung. Aehnliches sah ich in zwei anderen Fällen.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Uhlenhuth**, Berlin: Die Versuche von Werner beweisen, dass „606" die Wirkung des Atoxyls in erhöhtem Masse zeigt. „606" ist aus dem Atoxyl hervorgegangen und wird auch aus Atoxyl hergestellt. Es bestehen chemisch und historisch enge Beziehungen. Die „606"-Wirkung ist bei der Syphilis etwas schneller wie bei Atoxyl, wenn auch nach Einspritzung von grossen Dosen Atoxyl Schanker usw. nach wenigen Tagen geheilt worden sind (Uhlenhuth, Hoffmann, Salmon, Hallopeau.) Auch bei Rekurrens wirkt „606" intensiver.

Ich habe zuerst das Atoxyl für Spirillosen, Hühnerspirillose, Syphilis, Rekurrens, Framboesie, empfohlen, Krankheiten, bei denen „606" neuerdings auch mit Erfolg angewandt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich war auch der erste, der Atoxyl bei Malaria anzuwenden versucht hat; die Resultate der auf meine Veranlassung von Gonder angestellten Versuche waren nicht schlecht (Wiener Klin. Wochenschr. 1907); er hat allerdings nur sehr kleine Dosen (0,08—0,1) genommen. Mit „606" ist die Wirkung prompter. Es sei auch erwähnt, dass ich Atoxyl bei Vaccine der Kaninchen bereits 1907 (Berl. Klin. W. 1907, No. 12, S. 439) angewandt habe, jetzt hat Marks mit „606" positive Resultate erzielt. Auch andere ultravisible Krankheiten — Schweinepest — habe ich mit Atoxyl, allerdings auch mit negativem Erfolge behandelt Im Hinblick auf die günstigen Resultate bei Malaria ist es angezeigt, „606" auch bei Piroplasmose (Haemoglobinurie) der Rinder und Hunde zu versuchen. Derartige Versuche sind im Gange. Atoxyl hat nach den auf meine Veranlassung von Gonder bei Hundepiroplasmose vorgenommenen Versuchen versagt (Arbeiten aus dem Kais. Gesundheitsamt, Bd. 27).

Ich wollte hier zum Ausdruck bringen, dass bei all den Krankheiten, bei denen ich bereits im Jahre 1907/08 das Atoxyl, die Mutersubstanz des Ehrlichschen Präparates, mit mehr oder weniger günstigem Erfolg angewandt habe, das Präparat „606" scheinbar intensivere Wirkungen entfaltet und dass sich der Versuch lohnt, alle diese Krankheiten mit dem neuen Präparat zu behandeln.

Stabsarzt Dr. **Werner,** Hamburg: Zu dem Einwande von Herrn Professor Plehn, bezüglich meiner Auffassung des zeitlich aufeinanderfolgenden Auftretens verschiedener Parasitenarten bei demselben Patienten, möchte ich bemerken, dass diese Erscheinung nicht im Sinne der Unitätslehre aufgefasst werden kann. Die Unitätslehre basiert ja auf der Anschauung, dass der in der Tropenzone heimische Tropicaparasit in der gemässigten Zone in den Tertianaparasiten sich verwandeln könne. Bei unsern Fällen hat mehrfach der umgekehrte Modus vorgelegen. Es hat sich um — scheinbare — Umwandlung von Tertiana- in Tropicaparasiten gehandelt, ein Vorgang, der in völligem Widerspruch steht zu den bisherigen Anschauungen der Verfechter der Unitätslehre. Ich glaube ferner, durch die Aufdeckung der verschiedenen Wirkung von Ehrlichs 606 bei Tertiana einer- und Tropica andererseits ein neues Argument gegen die Unitätslehre aufgezeigt zu haben. Macht man doch auch bei anderen Protozoen lediglich auf Grund biologischer Verschiedenheiten Artunterscheidungen.

Bei der Nachbehandlung unserer chininresistenten Fälle sind wir in letzter Zeit dazu übergegangen, die chininfreien Pausen nicht länger als drei Tage währen zu lassen und haben auch damit keine Besserung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Resultate erzielt. Da dieser Modus dem Sinne des Plehnschen Vorschlages entspricht, so dürfte dieser auch keine bessere Wirkung bei chininresistenter Malaria versprechen.

Die von uns als „Peudorezidiv" beschriebene Temperaturbewegung hat nichts zu tun mit dem Kochschen Nachfieber und auch nichts mit dem Chininfieber, da diese Temperatursteigerung abfiel, obgleich Chinin noch weiter gegeben wurde.

Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. **Gaffky**, Berlin, spricht als Obmann der Sektion seine Freude über das reiche Ergebnis und den guten Verlauf der Verhandlungen aus und dankt allen, die zum Gelingen beigetragen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Chr. von Bornhaupt,** Berlin.
Vorsitzende: **Chr. von Bornhaupt,** Berlin.
Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin.
Wirkl. Geh. Legationsrat z. D. **von König,** Berlin.
Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner,** Berlin.
Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner,** Berlin.
Schriftführer: Referendar Dr. **Weigelt,** Berlin.
Assessor Dr. **Sabersky,** Berlin.
Referendar **Machura,** Berlin.
Referendar **Wilhelm Lange,** Berlin.
Referendar **Keller,** Berlin.

Die Reform des Kolonialrechts.

Von Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner.**

(Plenarsitzung am 8. Oktober, nachmittags.) *)

I.

Einleitung. Bedeutung des Kolonialrechts und Notwendigkeit seiner Reform.

Wenn in der Reihe der Plenarvorträge des Deutschen Kolonialkongresses der Vertreter der juristischen Sektion das Wort ergreift, so muss er sich bewusst sein, dass er einer schwierigen und

*) Bei dem Vortrage in obiger Sitzung mussten einige der folgenden Ausführungen aus Zeitmangel gekürzt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht eben dankbaren Aufgabe gegenübersteht. Weit verbreitet ist in kolonialen Kreisen noch immer die Abneigung gegen alles, was mit Recht und Paragraphen zu tun hat, weit verbreitet die Gewohnheit, diesen Dingen die Arbeiten auf den unmittelbar produktiven Gebieten kolonialer Betätigung gegenüberzustellen. Und in der Tat, wer könnte sich dem Eindrucke entziehen, dass die Wissensgebiete, deren Vertreter wir heute und in den letzten Tagen hier haben sprechen hören, weit unmittelbarer und darum eindringlicher auf uns wirken: Die Fortschritte des Eisenbahnbaues und der Technik in den Kolonien, die Lehren der Tropenhygiene, die wirtschaftliche Betätigung in der kolonialen Produktion und im Kolonialhandel, schliesslich die kulturellen Aufgaben, die wir gestern im Zusammenhange mit dem so schwierigen wie reizvollen Problem der Negerseele kennen gelernt haben, — alles dies sind Arbeitsgebiete, deren Wichtigkeit für die koloniale Gesamtentwickelung keines Nachweises bedarf.

Anders steht es mit dem kolonialen Recht und seiner Bedeutung eben für die koloniale Gesamtentwickelung. Der Jurist, namentlich der Kolonialjurist, soll die Grenzen seines Faches nicht verkennen. Und so möchte ich auch heute mit dem Gedanken beginnen, mit dem ich schon auf dem ersten deutschen Kolonialkongress vor acht Jahren meine Ausführungen einleitete: Alles Recht ist nicht Selbstzweck, ist nur die Ausdrucksform gewisser ethischer Anschauungen und wirtschaftlicher, kultureller, mittelbar auch politischer Verhältnisse sowie anderseits wiederum ein Mittel zur Befriedigung ebensolcher Bedürfnisse. Wenn dies von der Zweckbestimmung jedes Rechtes gilt, so gilt es in ganz besonderem Masse von dem Kolonialrechte, von dem Recht jener im Sinne unserer Kultur jungfräulichen Gebiete, in denen neuartige wirtschaftliche und politische Verhältnisse förmlich vor unseren Augen nach adäquatem rechtlichem Ausdruck drängen. Koloniale Rechtsmassregeln haben einen Wert und eine innere Berechtigung nur, sofern wirtschaftliche und sonstige Kulturgüter vorhanden sind, zu deren Schutze sie dienen, oder soweit sie erforderlich sind, um solchen Kulturgütern die Möglichkeit ihrer Entstehung zu geben. Gesetze und Verordnungen an sich schaffen auch in der Häufung noch keine koloniale Kultur. Wäre es anders, was hätte da in manchen früheren Perioden unserer Kolonialgeschichte — übrigens ganz ebenso der Kolonialgeschichte der meisten anderen Nationen —, als wahre Hochfluten von Verordnungen und Erlassen über die jungen Kolonien niedergingen, für ein fabelhaftes Gedeihen die Folge sein müssen! Sie alle wissen, dass gerade in jenen Epochen dies leider nicht der Fall war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber, gerade wenn wir mit dieser Beschränkung die Funktionen des Kolonialrechtes auffassen, müssen wir uns darüber klar sein, dass sie darum doch überaus wichtige, ja geradezu lebensnotwendige für jede koloniale Entwickelung bleiben. Denn diese kann sich nur vollziehen unter einem gesicherten und bis in alle Einzelheiten zweckmässigen Rechtsschutz. Die unzählig mannigfachen, feinen und feinsten Gestaltungen und Verzweigungen des wirtschaftlichen Lebens, die wir gerade im überseeischen Verkehr finden, bedürfen ebenso zahlreicher, bis in einzelste durchdachter und doch wieder in ihrer gesamten Handhabung einfacher und handlicher Rechtsnormen. Der „Praktiker" des kolonialen Wirtschaftslebens, der sich gern als einen solchen, im Gegensatz zum Juristen, bezeichnet, übersieht dies leicht. Es geht ihm, ich möchte sagen, wie mit der Luft, die er täglich atmet: Er ist sich dieses Atmens in der Regel gar nicht bewusst, er wird es aber sehr bald und sehr nachdrücklich, sobald die Luft aus irgendeinem objektiven oder subjektiven Grunde ihm ausgeht. So wird auch der Kaufmann, Farmer, Plantagenbesitzer sehr rasch und unter Umständen recht schmerzhaft daran erinnert, wenn für seine wirtschaftlichen Interessen irgendeine notwendige Rechtsnorm fehlt oder versagt, oder auch, wenn zwar der materielle Rechtssatz gegeben ist, aber seine Verwirklichung durch das Fehlen oder Versagen einer prozessualen Norm verhindert wird.

Es muss immer wieder darauf hingewiesen werden, dass die Hochhaltung der Justiz in den Kolonien keineswegs nur eine ideologische Forderung, sondern ein zwingendes Gebot jeder gesunden kolonialen Realpolitik ist, wie wir dies gerade bei derjenigen Kolonialnation sehen, welche sicherlich die Forderungen der letzteren in den Vordergrund stellt: Die Engländer senden verhältnismässig sehr wenig Beamte in ihre Kolonien, aber überall, und zwar schon im Anfangsstadium jeder kolonialen Entwickelung tragen sie für eine gesicherte Rechtspflege Sorge. In allen englischen Kolonien nimmt der Kolonialrichter eine ganz hervorragende Stellung ein.

Die absolute Sicherstellung einer guten Justiz nach allen Seiten ist eine der Grundbedingungen für das Hineinströmen des Kapitals in unsere Schutzgebiete.

Deshalb musste es kommen, wie es in den letzten Jahren in immer stärkerem Masse gekommen ist: Nicht nur in den Kreisen der Kolonialjuristen, sondern in immer weiteren Schichten der Bevölkerung in den Kolonien selbst und bei den Kolonialinteressenten in der Heimat hat sich die Ueberzeugung von der Bedeutung der kolonialen Rechtsord-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung für das wirtschaftliche Leben, zugleich aber auch die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der heutigen Rechtsordnung und von ihrer Reformbedürftigkeit verbreitet.

Diese These von der Reformbedürftigkeit, deren sachliche Richtigkeit im einzelnen durch die folgenden Ausführungen meines Vortrages zu erweisen sein wird, darf unbedenklich an die Spitze dieser Ausführungen heute gewissermassen als communis opinio gestellt werden, und zwar nicht als „communis opinio doctorum", sondern aller der Kreise, die unter kolonialen Verhältnissen selbst arbeiten oder ihr Interesse diesen zuwenden.

In meinem Referate über die koloniale Justizorganisation auf dem ersten deutschen Kolonialkongress habe ich bereits die Forderung einer grundsätzlichen Reform vertreten, und die zuständige Fachsektion des Kongresses hat damals mit allen gegen eine Stimme eine Resolution angenommen, welche die Einführung neuer Grundsätze für die Ausgestaltung der kolonialen Gerichtsbarkeit forderte. Seither ist man immer öfter in der fachwissenschaftlichen Literatur wie in der Presse, in den parlamentarischen Diskussionen und auch in amtlichen Denkschriften auf diese Forderung zurückgekommen. Neuerdings ist eine Reform ja auch von massgebender Stelle in aller Form in Aussicht gestellt worden, denn der Etat des Reichskolonialamts für das Jahr 1910 enthält einen Posten zu vorbereitenden Arbeiten und zur Revision der Schutzgebietsgesetzgebung. Deshalb mag es wohl nicht nur als ein Recht, sondern gewissermassen als eine Pflicht auch des gegenwärtigen Kolonialkongresses erscheinen, zu diesen bedeutsamen gesetzgeberischen Aufgaben Stellung zu nehmen. Die Vertretung der Forderung einer Rechtsreform an dieser Stelle kann und wird auch von den verantwortlichen Leitern unserer Kolonialverwaltung nicht als eine unliebsame Kritik, sondern als der redliche Wunsch des Kongresses nach positiver Mitarbeit aufgefasst werden. Wir wollen auch an dieser Stelle die Ueberzeugung betonen, dass der koloniale Staatsmann sich ein hohes Verdienst um die Gesamtentwickelung unserer Schutzgebiete erwerben wird, der die koloniale Rechtsentwickelung in neue und rechte Bahnen leitet.

Wenn die Ueberzeugung von der Reformbedürftigkeit des heutigen Rechtszustandes als eine allgemeine bezeichnet werden kann, so besteht doch keineswegs noch eine Klarheit oder gar eine Einmütigkeit in positiver Hinsicht, d. h. über den Umfang und Inhalt der Reform und über den einzuschlagenden Weg, um zu dieser zu gelangen.

Weg und Ziele der Reform zu behandeln, ist darum heute meine Aufgabe. Ich brauche nicht ausführlich zu begründen, dass ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dem engen Rahmen, der den Plenarvorträgen gezogen ist, naturgemäss nur in ganz grossen Umrisslinien die Lösung dieser Aufgabe hier skizzieren kann und alle Einzelheiten der Behandlung an anderer Stelle mir vorbehalten muss.

So knapp aber auch die mir zugemessene Zeit ist, so glaube ich doch vor der Darlegung der zu treffenden Reformen zunächst, in aller Kürze wenigstens, eine Darstellung der bisherigen Rechtsentwickelung und des heutigen Rechtszustandes geben zu sollen. Denn — das brauche ich in diesem kolonial-sachverständigem Kreise gewiss nicht näher zu begründen —, nicht in willkürlichen, auf völlig Neues gerichteten Vorschlägen, sondern allein in dem Verständnis des historisch Gewordenen und in seinem organischen Weiterbau kann für uns der gangbare Weg gesehen werden.

II.

Der gegenwärtige Rechtszustand und seine Entstehung.

Nach dem Erwerb der ersten deutschen Kolonien haben bekanntlich lebhafte Meinungsverschiedenheiten in der parlamentarischen, ebenso wie in der wissenschaftlichen Diskussion hinsichtlich der Zuständigkeit der Organe des Reiches für die Regelung der Rechtsverhältnisse in den neuen Gebieten bestanden. Die Auffassung des Fürsten Bismarck ging entsprechend seinen grundsätzlichen staatsrechtlichen Anschauungen dahin, dass in den Kolonien die Souveränität an sich bei den gesamten verbündeten Regierungen der Staaten, die das Deutsche Reich bilden, liege. Er erkannte aber zugleich mit staatsmännischem Blick, dass die praktische Durchführung dieses Gedankens, wonach der Schwerpunkt der staatlichen Befugnisse bei dem Organ der verbündeten Regierungen, dem Bundesrat, geruht haben würde, untunlich sein müsste. Denn eine energische und planmässige überseeische Betätigung bedarf einer einheitlichen starken Spitze.

Aus diesem Gedanken heraus wurde von Anfang an, schon in dem ersten Gesetz über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete von 1886, das deutsche Kolonialstaatsrecht organisiert. Bundesrat wie Reichstag verzichteten hinsichtlich der Schutzgebiete in weitem Masse auf diejenigen Befugnisse, die ihnen für das Deutsche Reich selbst verfassungsmässig zustehen, und erklärten sich mit deren Uebertragung an den Kaiser einverstanden. Dies hat seinen Ausdruck gefunden in dem § 1 des Gesetzes vom 16. April 1886, welcher lautet:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reiches aus."

Dieser Paragraph hat durch keine der seither ergangenen Novellen zum Schutzgebietsgesetz eine Veränderung erfahren; er gilt unverändert bis heute und bildet den Fundamentalsatz des deutschen Kolonialstaatsrechts.

Die „Schutzgewalt" im Sinne des heutigen deutschen Kolonialrechts bedeutet nun nichts anderes als die volle Staatsgewalt und umfasst als einen ihrer wichtigsten Bestandteile auch die gesetzgebende Gewalt. Durch den angeführten § 1 des Schutzgebietsgesetzes ist auch diese somit grundsätzlich dem Kaiser übertragen; an Stelle des formellen Reichsgesetzes tritt hier die Kaiserliche Verordnung.

Dieses Verordnungsrecht findet aber auch für die Kolonien seine Grenzen in allen Punkten, für welche ausdrücklich eine gesetzliche Regelung vorgeschrieben ist. Eine derartige Beschränkung des Verordnungsrechts ist nun in den verschiedenen Rechtsmaterien in sehr verschiedenem Umfange erfolgt. Auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts im engeren Sinne, d. h. des Staats- und Verwaltungsrechts, ist dies nur in geringem Masse geschehen. Man hat sich gesagt, dass in dem Anfangsstadium der Entwickelung junger Kolonien, wie es die deutschen überseeischen Gebiete sämtlich aufweisen, es zweckmässig sei, die erforderlichen Massnahmen der freien Entschliessung der staatlichen Zentralgewalt zu überlassen. Man konnte und wollte in diesen Rechtsmaterien, bei denen es sich häufig um eine mehr versuchsweise Regelung handelt und die Möglichkeit etwaiger rascher Aenderungen der getroffenen Massnahmen je nach den gemachten Erfahrungen und den neu auftretenden Bedürfnissen der Entwickelung offen gehalten werden muss, nicht jedesmal den ganzen Apparat der formellen Gesetzgebung in Bewegung setzen, der in allen Staaten, im besonderen Masse aber natürlich in dem komplizierten Organismus eines Bundesstaates, immerhin etwas zeitraubend und schwerfällig ist.

Auf der anderen Seite aber hat man für diejenigen Rechtsgebiete, welche mehr die individuelle Rechtssphäre des Kolonisten betreffen, bei denen es sich um den Rechtsschutz seines Lebens, seiner Freiheit, seines Eigentums und seiner sonstigen persönlichen Interessen handelt, d. h. auf den Gebieten des Privatrechts, des Strafrechts, ferner des zum Schutze dieser beiden Rechtsgebiete bestimmten gerichtlichen Verfahrens und endlich der wiederum dem letzteren dienenden Gerichtsverfassung, sich von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vornherein gesagt, dass für diese Materien ein besonderer Rechtsschutz wünschenswert sei. Der stärkste Rechtsschutz, den der moderne Staat zu verleihen vermag, ist aber überall der des Gesetzes. Wir finden deshalb auf den letzterwähnten Rechtsgebieten in den deutschen Kolonien grundsätzlich eine gesetzliche Festlegung.

Die beiden vorstehend erörterten Prinzipien haben nun aber in ihrer Durchführung mehrfache Modifikationen erfahren. Auf der einen Seite sind seither einige wichtige Materien des öffentlichen Rechts, wie das kolohniale Etatsrecht und neuerdings das Kolonialbeamtenrecht, gesetzlich festgelegt worden, andererseits ist auch für eine Reihe von Spezialmaterien des bürgerlichen Rechts, des Strafrechts und des Prozessrechts die freiere Regelung durch Verordnungen eingeführt worden. Von diesen Ausnahmen abgesehen, haben wir aber im grossen und ganzen noch die ursprüngliche und in ihrem innersten Kern auch gesunde Zweiteilung der kolonialen Rechtsordnung.

Die gegenwärtigen Angriffe und Bedenken richten sich nun in der Hauptsache gerade gegen diejenigen Teile des geltenden Kolonialrechts, die gesetzlich festgelegt sind, d. h. jene Angriffe gelten nicht etwa der gesetzlichen Festlegung als solcher, denn allgemein ist wohl die Ueberzeugung, dass die gedachten Rechtsmaterien durch Gesetze fest umschrieben sein müssen, vertreten, und dies wird auch bei der Neugestaltung des Kolonialrechtes unbedingt zu geschehen haben. Die schweren, heute bestehenden Bedenken richten sich vielmehr gegen die ganz eigenartige Weise, in der jene Festlegung in der deutschen Kolonialgesetzgebung erfolgt ist, und für die wir in der Rechtsordnung keiner anderen Kolonialnation eine Analogie finden.

Vor einigen Jahren hat das Institut Colonial International (auf seiner Tagung in Wiesbaden 1904) den Beschluss gefasst, eine Publikation der Bestimmungen über die Organisation der kolonialen Gesetzgebung bei allen kolonialen Nationen zu veranstalten. Eine Anzahl von uns Mitgliedern des Institut, möglichst aus jeder kolonialen Nation eines, hat sich dieser Aufgabe gewidmet, und so ist ein dreibändiges Gesamtwerk unter dem Titel „Les lois organiques des colonies" entstanden. Es darf hier wohl die Bemerkung eingeschaltet werden, dass diese Publikation mehr, als es geschehen ist, in den Kolonialkreisen Deutschlands beachtet werden sollte, eben wegen der Lehren, die wir aus den legislativen Erfahrungen anderer Nationen, sowohl nach der vorbildlichen Seite, als auch nach der Seite zu vermeidender Fehler, daraus ziehen können. Ich kann auf das umfangreiche Werk hier naturgemäss in keinen Einzelheiten eingehen, ich möchte nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

resümierend anführen, dass wir in der Kolonialgesetzgebung der verschiedenen Völker grundsätzlich zwei Typen finden, die sich eigentlich auch schon von vornherein erwarten lassen: Es gibt Nationen, welche nach Möglichkeit ihre heimatliche Gesetzgebung auf ihre Kolonien übertragen, sei es auf die gesamte, sei es nur auf die weisse oder auch nur auf die dem Mutterlande staatsangehörige Bevölkerung der Kolonien. Und es gibt eine andere Methode, die von vornherein eine besondere gesetzliche Ordnung in den Kolonien, sei es ganz allgemein, sei es für die hauptsächlichsten Rechtsmaterien, schafft.

Deutschland hat keinen dieser beiden Wege eingeschlagen, indem die deutschen Schutzgebiete in den Rechtsmaterien, um die es sich hier handelt, in der Hauptsache weder eine besondere Gesetzgebung haben, noch eine Gesetzgebung, die der für das Mutterland geltenden gleich ist.

Vielmehr hat man für die Kolonien diejenigen gesetzlichen Bestimmungen aufgenommen, die in den ausländischen Gebieten gelten, in denen dem Deutschen Reiche durch Staatsvertrag oder Herkommen die Konsulargerichtsbarkeit zusteht.

Früher hat man für die gesamten, soeben genannten Rechtsgebiete des Privatrechts, Strafrechts usw. ohne weiteres angeordnet, dass in den Kolonien die Bestimmungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes massgebend sein sollen. Neuerdings hat man für jene Rechtsmaterien nicht mehr die Bestimmungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes in Bausch und Bogen rezipiert, vielmehr ist eine bestimmte Anzahl von einzeln aufgeführten Paragraphen dieses Gesetzes für anwendbar erklärt. Diese Paragraphen stellen nun auch ihrerseits zum grossen Teil keine aus sich selbst heraus verständliche Norm dar, sondern nehmen wieder auf andere Reichs- und zum Teil auch auf preussische Gesetze Bezug, diese teils für anwendbar erklärend, teils Vorschriften daraus schlechthin ausschliessend, teils sie erheblich modizifierend. Zu alledem muss dann noch jedesmal im einzelnen Falle geprüft werden, ob und inwieweit für die Schutzgebiete besondere Abweichungen vom Konsularrechte durch das Gesetz zugelassen und im Verordnungswege durchgeführt sind.

Es liegt auf der Hand, dass dieser Rechtszustand, insbesondere die doppelte Verweisung des Schutzgebietsgesetzes auf das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz und des letzteren wiederum auf die heimatlichen Gesetze, die Uebersichtlichkeit der in den Kolonien geltenden gesetzlichen Bestimmungen erheblich beeinträchtigt. Sowohl die praktische Anwendung, wie das Studium des deutschen Kolo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nialrechts werden dadurch wesentlich erschwert. Bei den jüngsten Verhandlungen der Rechtssektion des Kongresses hat einer der Referenten,*) ein erfahrener früherer Kolonialrichter, die gegenwärtige Rechtslage als ein „Labyrinth" bezeichnet.

Abgesehen von dieser formellen Schwierigkeit, stellt sich aber auch sachlich immer mehr heraus, dass die wirtschaftlichen und rechtlichen Bedürfnisse der Kolonien wesentlich andere und reichere sind, als diejenigen der konsularen Gerichtsbezirke. Der ganze Gedanke der Uebertragung des Konsularrechts auf das Kolonialrecht geht in letzter Linie zurück auf die oben erörterte Grundidee, die dem ursprünglichen kolonialpolitischen Vorgehen Deutschlands zugrunde lag, wonach man die „Schutzgebiete" nur in einem losen „Schutz"verhältnis zum Reiche sich dachte und, von diesem Standpunkte aus ganz logisch, dort eine Rechtsordnung konstruieren konnte, wie sie sich sonst nur in Auslandsverhältnissen findet. Sie wissen, dass dieses Stadium der kolonialen Entwickelung längst überwunden ist, und diesem Fortschritte sollte auch die koloniale Rechtsordnung sich nicht länger verschliessen.

Zwischen konsularer und kolonialer Gerichtsbarkeit besteht von vornherein begrifflich ein grundsätzlicher Gegensatz, der darin liegt, dass die erstere ihrem Wesen nach immer eine streng personale ist, beschränkt auf die Konnationalen des Konsularrichters und eventuell noch auf einen Kreis ihnen bezüglich des konsularen Schutzes gleichgestellter Personen (der sogenannten „Schutzgenossen"). Hingegen ist die koloniale Gerichtsbarkeit ihrem innersten Wesen nach auf einen solchen Personenkreis nicht beschränkt; sie ist eine streng territoriale, d. h. sie umfasst grundsätzlich alle innerhalb des Gebietes der Kolonien befindlichen Personen, Sachen und Rechtsverhältnisse und unterscheidet sich ihrem Grundcharakter nach in keiner Weise von dem Territorialprinzip der Gerichtshoheit innerhalb des Deutschen Reiches selbst.

Wenn somit die Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten kraft ihres territorialen Charakters über die konsulare Gerichtsbarkeit im Prinzip hinausgewachsen ist, so gilt dies auch von einer Menge einzelner positiver Rechtssätze; in einer ganzen Reihe von Institutionen des Privatrechts, des Strafrechts, namentlich aber der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens, hat die koloniale Rechtsentwickelung reichere und ausgebildetere Formen gesucht und gefunden, als die konsulare.

---

*) Siehe Seite 472.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der letzten — hoffentlich dürfen wir recht bald sagen: der vorletzten — Revision des Schutzgebietsgesetzes vor gerade zehn Jahren hat man sich wiederum auf die Abänderung einer Anzahl von einzelnen Punkten beschränkt. Ich habe in der Kommission, der die Redaktion des Gesetzentwurfes oblag, schon damals im Namen der Kiautschouverwaltung, der ich anzugehören die Ehre habe, beantragt, statt dessen eine grundsätzliche Reform, d. h. eine völlige Loslösung des Kolonialrechts von den Bestimmungen der konsularen Gerichtsbarkeit vorzunehmen. Damals ist diesem Vorschlage nicht gefolgt worden, und in der Tat lagen gerade zu jener Zeit die Verhältnisse nicht günstig für eine grundsätzliche Reform: Im Jahre 1900 handelte es sich um einen raschen Abschluss der Novelle zum Schutzgebietsgesetze, da die neue Regelung des mutterländischen bürgerlichen Rechts ein neues Konsulargerichtsbarkeitsgesetz bedingt hatte und das letztere wiederum eine sofortige Neufassung des Schutzgebietsgesetzes unbedingt erforderlich machte. Abgesehen von dieser äusseren Zwangslage aber, dies möchte ich nachträglich betonen, ist es aus einem inneren Grunde heraus nicht einmal so sehr zu bedauern, dass die grundsätzliche Neuregelung unseres Kolonialrechts noch aufgeschoben wurde. Es ist dadurch ein weiterer Spielraum, ist Zeit und Gelegenheit gewonnen worden, längere Erfahrungen zu sammeln. Nunmehr aber liegen solche Erfahrungen aus einem weiteren Jahrzehnte vor. Zugleich aber hat sich in immer grösseren Kreisen die damals erhobene Forderung verbreitet und ist, wie schon gesagt, heute zu einer communis opinio geworden: Es handelt sich um die Forderung, dass sich das deutsche Kolonialrecht grundsätzlich von dem Konsularrecht emanzipiere, und dass eine selbständige, aus sich allein heraus verständliche deutsche koloniale Rechtsordnung, die den besonderen wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnissen unserer überseeischen Gebiete Rechnung trägt, geschaffen werde.

III.

Methode der neuen Gesetzgebung.

Für die neue Gesetzgebung entsteht zuerst die Frage: Soll wieder ein einheitliches, alle Rechtsmaterien umfassendes Kolonialgesetz geschaffen werden? Ich möchte diese Frage entschieden verneinen. Die Schaffung eines derartigen, die gesamte öffentlich rechtliche, d. h. staats- und verwaltungsrechtliche

und zugleich die privatrechtliche, strafrechtliche und prozessuale Rechtsordnung umfassenden Gesetzes würde im allergünstigsten Falle eine Aufgabe einer sehr grossen Reihe von Jahren sein, wenn sie nicht, was ich für wahrscheinlich erachte, sich überhaupt als undurchführbar erweisen würde. Es würde eine Aufgabe sein von geradezu gigantischen geistigen Abmessungen. Weder in irgendeinem europäischen Kulturstaate noch auch in einer mir bekannten Kolonie irgendeiner Nation finden wir ein Gesetz, das sämtliche Rechtsmaterien in sich zu vereinigen versucht.

Nun könnte man ja erwidern: Das deutsche Schutzgebietsgesetz, wie es jetzt gilt, hat doch eben diese Aufgabe unternommen. Aber aus allem bisher Dargelegten geht ja eben hervor, dass das heutige Schutzgebietsgesetz nur scheinbar eine solche Gesamtregelung der einschlägigen Rechtsmaterien gibt. In Wirklichkeit ist es, wie wir sahen, ein Schachtelgesetz, eine Art gesetzlicher Attrape, in der eine ganze Reihe von anderen Gesetzen eingeschlossen sind. Für eine Reihe der wichtigsten Rechtsmaterien gibt es lediglich oder fast lediglich Verweisungen auf andere Gesetze und eine grosse Zahl weiterer wichtiger Fragen bleibt überhaupt unerledigt. Das alles soll nunmehr ja gerade anders werden. Der Weg dazu aber kann nicht in dem aussichtslosen Versuche erblickt werden, nun wieder ein ähnliches Gesamtgesetz zu machen, er führt vielmehr in der Richtung, in der sich die Gesetzgebung sowohl des Mutterlandes, als auch aller fortgeschrittenen Kolonien anderer Nationen bewegt hat: d. h. gefordert werden muss die Schaffung einer Reihe selbständiger Gesetze über die wichtigsten einzelnen kolonialen Rechtsmaterien. Man kann kaum den Ausdruck „Spezialgesetz" für die hier vorgeschlagenen Gesetze gebrauchen, denn jedes von ihnen wird noch eine überaus grosse Rechtsmaterie oder sogar eine Reihe von solchen zu umfassen haben.

Ein weiterer Grund gegen die Schaffung eines einheitlichen Gesetzes liegt in der innersten Natur des neu zu gestaltenden kolonialen Rechtes selbst begründet. Denn für eine Reihe von Materien kommt es darauf an, ein besonderes koloniales, den eigentümlichen überseeischen Verhältnissen entsprechendes Recht zu schaffen, für andere Materien wieder wird der Hauptwert gerade darauf zu legen sein, möglichst wenig sich von der heimatlichen Rechtsordnung zu entfernen, und die nationale Zugehörigkeit unserer Schutzgebiete auch in dem übereinstimmenden Rechte zum Ausdruck zu bringen. Schliesslich liegt noch ein allerdings formeller, aber doch ausserordentlich wichtiger, ja sogar vielleicht der praktisch wichtigste Grund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für eine gesonderte Regelung der einzelnen kolonialen Rechtsmaterien darin, dass die Dringlichkeit der Neuregelung für die einzelnen Rechtsgebiete eine sehr verschiedene ist. Für einzelne dieser Gebiete ist jene Dringlichkeit eine überaus grosse, während es bei anderen Rechtsgebieten sogar zweifelhaft sein kann, ob sie heute bereits einer gesetzlichen Festlegung bedürftig, ja auch nur fähig sind.

IV.

Die koloniale Gerichtsverfassung.

Wenn wir uns somit über das Prinzip einer gesonderten Regelung der einzelnen Rechtsmaterien verständigt haben, so möchte ich als die erste und dringlichste, zugleich als die praktisch wohl am raschesten zu lösende Aufgabe, die Schaffung eines kolonialen Gerichtsverfassungsgesetzes, ansprechen. Gerade hier erscheint die Loslösung vom konsularen Rechte als notwendig, und gerade auf diesem Gebiete liegt bereits in den verschiedenen Novellen zum Schutzgebietsgesetz, sowie in zahlreichen Verordnungen eine Reihe wichtiger kolonialrechtlicher Neubildungen vor, die in wesentlichen Teilen nur einer zusammenfassenden Redaktion und einer Klärung des heute zersplitterten und darum unübersichtlichen Rechtsstoffes bedürfen.

Ein paar zusammenfassende Sätze nur an dieser Stelle über den Inhalt dieses neuen Gesetzes, wobei wir auch hier wieder vom bestehenden Rechtszustande ausgehen wollen.

Die koloniale Gerichtsbarkeit beruht auf dem gewiss gesunden Gedanken des Zusammenwirkens von beamteten Richtern und von Laien in der Rechtspflege. Sie tut dies in erheblich höherem Masse, als es in der Heimat der Fall ist. Nur in den einfachsten Zivil- wie Strafsachen entscheidet der koloniale Richter allein, bei allen wichtigeren Angelegenheiten entscheidet nicht nur im Strafverfahren, sondern auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ein Kollegium, das aus einem Richter und zwei bzw. vier ehrenamtlichen Beisitzern aus der Bevölkerung der Kolonien zusammengesetzt ist.

Betrachten wir jetzt in Kürze wenigstens diese beiden Bestandteile der kolonialen Justizorganisation. Zunächst also die beamteten Richter. Ich sage absichtlich: der „beamtete“ und nicht: der Berufsrichter. Denn nach dem geltenden Rechtszustande finden wir auch Richter, die nach ihrer Vorbildung Verwaltungsbeamte sind und die neben ihrer richterlichen Tätigkeit zu gleicher Zeit Verwaltungsfunktionen ausüben. Irgendwelche gesetzliche Vorschriften über die Vorbildung und Auswahl der Richter hat es bis zu diesem Jahre über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haupt nicht gegeben und gibt es auch heute für die Gesamtheit der richterlich tätigen Beamten noch nicht. Es ist dies wieder eine Folge der Uebernahme konsulargesetzlicher Bestimmungen. Nach dem heutigen § 2 des Schutzgebietsgesetzes tritt einfach an die Stelle des Konsuls der vom Reichskanzler mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit beauftragte Beamte. Hierbei war der Reichskanzler bis vor kurzem in der Auswahl der Personen und in der Gestaltung ihrer Rechtsstellung nicht beschränkt, der Abschnitt I des heimatlichen Gerichtsverfassungsgesetzes mit seinen Rechtsgarantien hinsichtlich der Vorbildung und persönlichen Rechtsstellung der Richter ist in den Schutzgebieten bisher noch nicht zur Einführung gelangt. Es ist ja auch an sich verständlich, dass man im ersten Stadium der kolonialen Entwickelung, bei der geringen weissen Bevölkerung und der Mannigfaltigkeit der in den Kolonien vorliegenden Aufgaben schon aus Gründen der Kosten nicht überall besondere Berufsrichter neben den Verwaltungsbeamten setzen konnte.

Die Entwickelung hat sich diesbezüglich, was an sich auch durchaus zu begreifen ist, in den verschiedenen Schutzgebieten in sehr verschiedenem Tempo vollzogen. In einem geographisch kleinen Gebiete, wie Kiautschou, wo die weisse Bevölkerung im wesentlichen in einem Stadtgebiete zusammen wohnt, hat man von Anfang an rein richterliche Beamte einsetzen können; in den ausgedehnten Schutzgebieten Afrikas und der Südsee, insbesondere den Gebieten mit schwacher weisser Bevölkerung, hat dies nur allmählich geschehen können, namentlich in der Südsee ist diese Entwickelung noch heute zum Teil zurück. Es muss aber anerkannt werden, dass im Laufe des letzten Jahrzehnts in einem Schutzgebiete nach dem anderen und in immer grösserer Zahl selbständige etatsmässige Richterstellen geschaffen worden sind; gerade auch der Etat für das Jahr 1910 weist in dieser Beziehung einen erheblichen Fortschritt auf.

Das Ziel der Entwickelung kann für die Kolonien kein anderes als für die Heimat sein: nämlich die strenge Trennung von Justiz und Verwaltung und die allgemeine Einführung der Rechtsgarantien richterlicher Unabhängigkeit.

Mit lebhaftem Danke wird sicherlich in den Kreisen unserer Kolonialrichter der bedeutungsvolle Ausspruch begrüsst werden, den in allerjüngster Zeit der Chef der deutschen Kolonialverwaltung, Staatssekretär von Lindequist, getan hat: „Ohne Sicherstellung einer unabhängigen Rechtspflege keine gedeihliche wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonien."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Bezug auf die persönliche Rechtstellung der Richter nun ist im Jahre 1910 bereits ein entscheidender gesetzgeberischer Fortschritt gemacht worden. Das jüngst verabschiedete neue Kolonialbeamtengesetz nämlich enthält einen Abschnitt: Besondere Bestimmungen für richterliche Beamte. Hier ist ausdrücklich ausgesprochen, dass alle richterlichen Beamten, ob sie diese ihre Tätigkeit im Haupt- oder im Nebenamte ausüben, ihr Amt als unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Richter ausüben. Gegen Richter können Ordnungsstrafen allgemein nicht von den Gouverneuren, sondern nur vom Reichskanzler verhängt werden. Weiterhin sind im Gesetze eine Reihe wichtiger Sonderbestimmungen zugunsten der etatsmässigen Richter getroffen: Diese müssen die volle Fähigkeit zum Richteramte in einem deutschen Bundesstaat erlangt haben. Sie haben einen Rechtsanspruch auf ihre Gehaltszulage und sonstige, im Etat vorgesehene Zulagen, während alle anderen Beamten in den Kolonien wie in der Heimat bekanntlich diesbezüglich von dem Ermessen ihrer vorgesetzten Behörde abhängen. Die etatsmässigen Kolonialrichter sind weiterhin ganz wie die heimatlichen Richter für unversetzbar erklärt worden, und schliesslich kann ihre Dispositionsstellung im Gegensatze zu allen anderen kolonialen Beamten nur bei einem organisatorischen Aufhören der betreffenden Stelle erfolgen. Wie man sieht, ist die Summe dieser Bestimmungen nichts anderes, als eine bewusste und ziemlich genau übereinstimmende Uebertragung der Vorschriften des heimischen Gerichtsverfassungsgesetzes. Man hat zunächst das Bedenken gehabt, dass solche Bestimmungen auch für die Schutzgebietsrichter an sich nicht in ein Beamtengesetz, sondern in das künftige koloniale Gerichtsverfassungsgesetz gehören. Das mag formell richtig sein, aber man hat erfreulicherweise den sachlich sehr viel wichtigeren Gedanken durchdringen lassen, dass man nämlich jene Bestimmungen zunächst einmal jedenfalls unter Dach und Fach bringen wollte in dem Gesetz, das zunächst zur Verabschiedung reif war, nämlich dem Kolonialbeamtengesetz. Nunmehr werden jene Vorschriften in das neue Gerichtsverfassungsgesetz für die Kolonien zu übertragen und in einigen Punkten, namentlich durch die Einführung tunlicher Kautelen auch für die nicht etatsmässigen Richter, zu ergänzen sein.

Was das Laienelement anbelangt, so nimmt dieses, wie schon erwähnt, in der kolonialen Rechtspflege einen erheblich breiteren Raum ein, als in der Heimat. Man hat diese umfassende Heranziehung zunächst wohl nur aus Gründen der Sparsamkeit eingeführt, da es nicht möglich war, überall ein ganzes Kollegium beamteter Richter ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusetzen. Wenn man also zunächst gewissermassen „aus der Not eine Tugend gemacht" hat, so dürfen wir in dem Ergebnis doch eine der besten Errungenschaften der kolonialen Justizorganisation erblicken. Die erhöhte Zuziehung des Laienelementes entspricht ja auch einer Tendenz, die sich in der heimatlichen Rechtsentwickelung gleichfalls stark geltend macht. In den Schutzgebieten haben wir heute nicht nur die Beteiligung von Laienrichtern bei allen schwereren — in Kiautschou bei sämtlichen — Strafsachen, sondern vor allem auch ihre Heranziehung in allen wichtigeren Zivilprozessen. Wir haben diese vielumstrittene Frage für die Heimat hier nicht zu diskutieren, für die kolonialen Verhältnisse aber müssen wir jedenfalls die Vorzüge jenes Systems als ganz überwiegende anerkennen. Hier kommt es ja gerade auf eine genaue Kenntnis der besonderen örtlichen, von der Heimat so vielfach abweichenden Verhältnisse, insbesondere auch in Europäerprozessen, häufig auf eine Vertrautheit mit den Anschauungen und Gewohnheiten von Eingeborenen an. Diese Kenntnisse bringt an sich der Berufsjurist nicht aus der Heimat mit, und er wird im Interesse der Sache gern die Mitarbeit erfahrener und landeskundiger Farmer, Kaufleute und anderer angesehener Kolonisten begrüssen. Dazu kommt, wie im folgenden noch besonders zu erörtern sein wird, dass in den Schutzgebieten in einem wichtigen Teile des Rechtslebens, nämlich für alle Handelssachen, in erster Linie nicht das Gesetzesrecht, sondern das örtliche Handelsgewohnheitsrecht gilt. Gerade für dessen Anwendung können die ehrenamtlichen, namentlich die kaufmännischen Beisitzer naturgemäss die fruchtbarste Mitarbeit leisten.

Auf der anderen Seite ist ja sicherlich nicht zu verkennen, dass die ausschlaggebende Tätigkeit einer Mehrheit von Laienbeisitzern unter Umständen ihre Bedenken haben kann, einmal bei der Prüfung schwieriger Rechtsfragen, dann aber auch allgemein in Zeiten sich zuspitzender wirtschaftlicher Interessenkämpfe, bei denen mehr oder minder die ganze Bevölkerung einer Kolonie beteiligt sein kann. So ist von manchen Seiten in den letzten Jahren auf Südwestafrika hingewiesen worden. Mir steht kein eigenes Urteil über die dortigen Verhältnisse zu, ich möchte aber glauben, dass in keinem Falle aus rein örtlichen und zeitlich vorübergehenden Schwierigkeiten Schlüsse gegen das Laienprinzip als solches gezogen werden können. Ihnen gegenüber werden uns von den massgebenden Stellen ausgezeichnete Erfahrungen aus anderen Schutzgebieten berichtet, insbesondere haben die amtlichen Denkschriften über das Kiautschougebiet in jedem Jahre von neuem die vorzüglichen Erfahrungen mit dem Laienelemente in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Rechtsprechung betont. Wenn ich meine eigene Ansicht, die ich in Uebereinstimmung mit der Meinung sehr erfahrener kolonialer Richter weiss, hier aussprechen darf, so geht sie unbedingt dahin: Halten wir das gesunde, echt deutsche Prinzip des Laienelementes in der kolonialen Rechtsprechung hoch.

Die Zuziehung der Laienrichter ist aber auch über die Bedürfnisse der Rechtspflege hinaus von grundsätzlicher Bedeutung: Wir sehen in ihr ein wichtiges Stück Selbstverwaltung der Schutzgebiete auf dem Gebiete der Rechtspflege verwirklicht und darin weiter eine Schulung auch für andere Aufgaben der kolonialen Selbstverwaltung.

Aber gerade, wenn wir dem Laienelement eine derartig wichtige Stellung in der kolonialen Rechtsprechung nach wie vor zuerkennen, erscheint als um so wichtiger die Frage der Rechtsmittel und des Instanzenweges. Zurzeit gibt es in der kolonialen Rechtsprechung, ebenso wie in der konsularen, nur zwei gerichtliche Instanzen: In erster Instanz entscheiden die Bezirksgerichte bzw. in Kiautschou das Kaiserliche Gericht, in zweiter Instanz die kolonialen Obergerichte. Auch hier wieder liegt sichtlich der Einfluss konsulargerichtlicher Ideen vor, da in dieser Gerichtsbarkeit zurzeit das Reichsgericht als zweite Instanz fungiert und eben deshalb eine dritte Instanz dem Gesetzgeber als ausgeschlossen erscheinen musste. In der kolonialen Gerichtsverfassung hingegen ist inzwischen das Reichsgericht überall durch koloniale Obergerichte ersetzt worden, und es bleibt nunmehr Raum für eine dritte Instanz.

Ehe wir uns aber dieser Frage zuwenden, noch ein Wort über die unteren Instanzen. Sie werden im wesentlichen, wie schon oben dargelegt, in ihrer heutigen Zusammensetzung zu erhalten sein. Insbesondere möchte ich mich, wie ich dies auch bereits auf dem ersten Kolonialkongress getan habe, durchaus dagegen aussprechen, die zweite, d. h. die Berufungs- und Beschwerdeinstanz etwa aus den Kolonien fort und in die Heimat zu verlegen, denn diese Instanz, in welcher noch einmal das ganze Tatsachenmaterial aufgerollt wird, Zeugen und Sachverständige vernommen werden usw., gehört durchaus in die Kolonie selbst. Einem Gewinn an juristischer Verfeinerung, den die Verlegung in die Heimat vielleicht mit sich bringen würde, würden auf der anderen Seite eine ausserordentliche Verzögerung und Verteuerung des Verfahrens, ferner in den meisten Fällen die Ersetzung der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit des Verfahrens durch kommissarische Vernehmungen und schliesslich die mangelnde Kenntnis der örtlichen Verhältnisse auf seiten des heimatlichen Gerichtes gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überstehen — Mängel, welche die Vorzüge einer europäischen zweiten Instanz weit überwiegen würden. Der erste Kolonialkongress hat demgemäss in seiner Fachsektion in die bereits erwähnte Resolution den Satz aufgenommen: „Die II. (Berufungs-) Instanz ist in den Kolonien auszugestalten." In Frage kommt, sobald dies aus finanziellen Rücksichten möglich sein wird, eine Verstärkung der zweiten Instanz, um ihr gegenüber der ersten Instanz auch ein inneres juristisches Uebergewicht zu geben, etwa so, dass diese Berufungsinstanz in Zukunft aus zwei gelehrten Richtern und drei Laien sich zusammensetzen würde.

Der Gesetzentwurf über den Kolonialgerichtshof, wie er zurzeit dem Reichstage vorliegt, will es der kaiserlichen Verordnung überlassen, inwieweit die zu schaffende neue koloniale Instanz in der Heimat Revisionsgericht und inwieweit sie Berufungsgericht werden soll. In den amtlichen Motiven ist aber zutreffend auf die Bedenken hingewiesen, welche gegen eine Verlegung der Berufung in die Heimat sprechen, und ist angedeutet, dass nur ausnahmsweise zweitinstanzliche Geschäfte dem neuen Gericht übertragen werden sollen. Dabei ist in erster Linie an die noch unentwickelten Verhältnisse von Neu-Guinea gedacht, wo die Besetzung der zweiten Instanz in der Kolonie unter Umständen auf Schwierigkeiten stösst.

Die wichtigste Aufgabe aber bleibt die Schaffung einer neuen, d r i t t e n Instanz. Auch hier darf ich auf die Ausführungen hinweisen, die ich die Ehre hatte, dem ersten Kolonialkongress zu unterbreiten, und die in der Resolution der Fachsektion ihren Ausdruck gefunden haben in dem Satze:

„Als III. (Revisons-) Instanz ist ein Gerichtshof im Mutterlande einzusetzen, sowohl im Interesse der rechtsuchenden Parteien, als auch besonders zur Sicherung einer gleichmässigen Gesetzesauslegung."

In diesem kurzen Satze haben Sie die b e i d e n Gesichtspunkte, die für die neue Organisation massgebend sind. Auf der einen Seite erfordern die hochgesteigerten wirtschaftlichen Interessen die Möglichkeit einer dritten Instanz, zumal in den beiden ersten Instanzen eben überwiegend Laienrichter Recht sprechen und eine Nachprüfung unter Umständen sehr schwieriger Rechtsfragen durch ein rechtsgelehrtes Kollegium angezeigt erscheint. Kann es sich doch — wie ich schon auf dem ersten Kolonialkongress hervorhob — bei Konzessions- und ähnlichen Streitigkeiten der grossen Eisenbahn-, Bergbau-, Plantagen- usw. Gesellschaften in den Kolonien buchstäblich um Millionenobjekte handeln. Das mochte damals manchem übertrieben erscheinen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber die Entwickelung der letzten Jahre, namentlich in Südwestafrika, hat dieser Voraussage sicherlich recht gegeben.

Aber auch abgesehen von diesem Gedanken des erhöhten Schutzes der privaten Interessen, besteht ein die Allgemeinheit angehender und eben deshalb noch wichtigerer Gesichtspunkt, nämlich ein solcher geradezu nationaler Natur. Es ist eine nicht selten beobachtete Erscheinung, dass im Laufe der Zeit für die Auslegung derselben Gesetze in verschiedenen Landesteilen eine ganz verschiedene Praxis Platz greifen kann. Diese Gefahr ist in einem sehr verstärkten Massstabe in der kolonialen Rechtsprechung gegeben, wenn die verschiedenen Schutzgebiets-Obergerichte in ihrer grossen geographischen Trennung ohne die Kontrolle einer gemeinsamen übergeordneten Instanz jahre- und jahrzehntelang Recht sprechen. Es kommt hinzu, dass dabei zumeist die in der Heimat gegebene Möglichkeit der literarischen usw. Information hinsichtlich der Spruchpraxis der anderen kolonialen Obergerichte so gut wie vollständig fortfällt.

Es soll hier nicht im entferntesten der unbedingten Zentralisation der Rechtsbildung in den deutschen Schutzgebieten das Wort geredet werden, ich bin vielmehr an sich für die weitestgehende Berücksichtigung der besonderen geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse der einzelnen Schutzgebiete in der Gesetzgebung, d. h. überall, wo es sachlich geboten erscheint, für eine Differenzierung auch auf dem Gebiete des Gesetzes- und Verordnungsrechtes sowie, wie schon betont, für die Aufrechterhaltung des örtlichen Handelsgewohnheitsrechts. Von diesem Gedanken der örtlichen Rechtsbildung bleibt aber die Forderung völlig unberührt, dass, wo einmal auf bestimmten Rechtsgebieten einheitliche deutsche Gesetze eingeführt sind, sie auch einheitlich ausgelegt werden.

Ich habe früher die Ansicht vertreten und halte sie an sich auch jetzt noch für zutreffend, dass die neue, dritte Instanz am besten im Zusammenhang der Reform der gesamten Kolonialjustiz zu errichten sein würde. Denn es muss naturgemäss gewissen Bedenken unterliegen, ein noch so stattliches neues Dach auf ein etwas schadhaftes Gebäude zu setzen, ehe das letztere in allen seinen Stockwerken die notwendigen Nachbesserungen erfahren hat. Indessen, wie Ihnen allen wohl bekannt ist, haben zwingende Gründe die Kolonialverwaltung und weiterhin die verbündeten Regierungen dazu geführt, zunächst den Entwurf eines Spezialgesetzes wegen Errichtung eines neuen Gerichtshofes einzubringen. In der Tat wird man sich der Erwägung nicht verschliessen können, dass bereits jetzt höchst wichtige materielle Interessen auf dem Spiele stehen, die der Klärung durch ein juristisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders kompetentes und zugleich mit hervorragender kolonialer Sachkenntnis ausgestattetes, von allen örtlichen Einflüssen in der Kolonie freies Gericht bedürfen. Auf der anderen Seite wird die Durchführung der geplanten Gesamtreform der Kolonialjustiz und die Revision der einschlägigen Teile des Schutzgebietsgesetzes voraussichtlich immerhin so lange Zeit in Anspruch nehmen, dass es richtig erscheint, die Teilreform in diesem Falle nicht auf die Reform des Ganzen warten zu lassen. Wir wollen im kolonialen Interesse deshalb dringend wünschen und hoffen, dass dem zurzeit dem Reichstage vorliegenden Gesetzentwurf über die Errichtung eines Kolonial- und Konsulargerichtshofes eine möglichst baldige Verabschiedung zuteil werde. — Auf den Inhalt dieses Entwurfes im einzelnen hier einzugehen, muss ich mir bei der Kürze der Zeit versagen und kann dies auch insofern tun, als über dieses Thema ein besonderer Vortrag in der Rechtssektion des Kolonialkongresses stattgefunden hat.

V.

Die Reform der anderen Gebiete des Kolonialrechts.

Wenn wir nun die Fragen der Gerichtsverfassung verlassen und uns in aller Kürze den Gebieten des Prozessrechtes und weiter des materiellen Rechtes zuwenden, so sehen wir hier nicht nur de lege lata, sondern auch de lege ferenda eine wesentlich andere Lage. Für diese Rechtsmaterien nämlich scheint es durchaus wünschenswert, sich tunlichst eng an das heimatliche Recht anzuschliessen, d. h. die in Deutschland selbst geltenden Gesetze mit möglichst wenig Abänderungen zur Einführung zu bringen. Ebenso wie der Engländer überallhin sein common law mit sicht trägt, soll auch der Deutsche das Gefühl haben, in deutschem Gebiete, in welchem Erdteil es auch sei, nach altvertrauten Rechtsregeln behandelt zu werden. Auch von den Holländern können wir in dieser Beziehung viel lernen, deren koloniales Grundgesetz vorschreibt, dass grosse Rechtsmaterien, namentlich auf dem Gebiete des Zivilrechts und Strafrechts, in den holländischen Kolonien mit den niederländischen Gesetzen übereinstimmen sollen, allerdings mit solchen Abweichungen, wie die besonderen Zustände in Niederländisch-Indien es erfordern.

Derartige Abweichungen werden naturgemäss wohl auf dem Gebiete des Prozessrechtes sich in erheblichem Masse geltend machen müssen. Im grossen und ganzen werden sie in der Richtung eines freieren und leichteren Verfah-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rens, d. h. einer verallgemeinerten Anwendung des sog. amtsgerichtlichen Verfahrens liegen, wie dies bereits schon jetzt nach dem geltenden Rechte bei kolonialen wie konsularen Gerichten der Fall ist und wie es in gewissem Masse ja auch der Tendenz der heimatlichen Rechtsentwickelung entspricht.

Einer Neuordnung und gesetzlichen Festlegung bedarf die Organisation sowohl der Rechtsanwaltschaft als der Staatsanwaltschaft in der kolonialen Rechtspflege.

Auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes gilt in besonderem Masse die oben aufgestellte Forderung der tunlichsten Anlehnung an das heimatliche Recht. Hierbei ist aber ein grosses Gebiet der Anwendung bürgerlichen Rechtes auszuschliessen, nämlich die Handelssachen.

In allen Handelssachen gilt heute in erster Linie nicht das heimatliche Gesetzesrecht, sondern das örtliche Handelsgewohnheitsrecht. Bei der Ausarbeitung der letzten Novelle zum Schutzgebietsgesetz im Jahre 1900 hatte man zunächst die Absicht, auch auf diesem Gebiete die deutschen Gesetze einzuführen. Ich habe mich damals entschieden dagegen ausgesprochen und glaube wohl, dass die Erfahrung des seither verflossenen Jahrzehnts diesem Standpunkte recht gegeben hat und dass unter den Kolonialjuristen wie den wirtschaftlichen Interessenten eine Mehrheit der Stimmen, wenn nicht eine Einstimmigkeit zugunsten des örtlichen Gewohnheitsrechtes vorliegt. Dasjenige Recht, welches von dem überseeischen, vielfach internationalen Kaufmannsstand jener Gebiete, z. B. der chinesischen Küste, im Laufe von Jahren und Jahrzehnten in freier Entwickelung geschaffen ist, stellt eine gewissermassen durchfiltrierte Masse praktisch erprobter, wirtschaftlich zumeist zweckmässiger Normen dar. Der deutsche Handel, insbesondere mit benachbarten, zum Teil fremden Küstenplätzen, kann sich nur unter der Geltung eben dieser Normen entwickeln. Die prinzipielle Geltung der mutterländischen deutschen Gesetze und die Ausschliessung jenes Handelsgewohnheitsrechtes würde den Verkehr unserer Plätze rechtlich und damit zweifellos auch wirtschaftlich erschweren, auch sie gewissermasen isolieren. Gerade an diesem Punkte können wir wieder sehen, dass das Recht, wie es einerseits Produkt der wirtschaftlichen Entwickelung ist, so auch anderseits imstande ist, die wirtschaftliche Entwickelung auf das wesentlichste zu beeinflussen.

Auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes im engeren Sinne, d. h. mit Ausschluss des Handelsrechts, wird die Anwendung der heimatlichen Gesetze naturgemäss zahlreichen Modifikationen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterliegen müssen, auf die ich im einzelnen heute nicht eingehen kann. Abgesehen von allen Einzelvorschriften wird meiner Ansicht nach auch das neue Recht eine allgemeine Klausel haben müssen, ähnlich wie sie das geltende Gesetz kennt, nämlich dahin, dass die heimatlichen Bestimmungen insoweit ausser Anwendung bleiben müssen, als es in den Kolonien „an den Verhältnissen und Einrichtungen fehlt, welche jene Bestimmungen voraussetzen". Dieser Grundsatz ist, wie ich schon hier vorweg sagen will, naturgemäss auch für das Strafrecht von entscheidender Bedeutung.

Aus dem Kreise des Zivilrechtes möchte ich aber wenigstens eine Rechtsmaterie erwähnen, nämlich das Gesellschaftsrecht und das mit ihm zusammenhängende private Vereinsrecht. Die Vorschriften des heimischen BGB. über die Erlangung der privatrechtlichen Rechtsfähigkeit seitens der Vereine durch einfache Eintragung in das gerichtliche Vereinsregister, werden für die Kolonien, wo dieser Teil des BGB. zurzeit ausser Anwendung bleibt, unbedenklich eingeführt werden können. Der jetzige koloniale Rechtszustand, wonach Vereine die privatrechtliche Rechtsfähigkeit nur durch die Verleihung seitens des Bundesrats erhalten können, schafft grosse Schwierigkeiten für die kolonialen Vereine, die der Rechtsfähigkeit insbesondere für den Erwerb von Grundbesitz bedürfen. Anderseits entspricht er auch keineswegs der hohen sonstigen staatsrechtlichen Stellung des Bundesrats, der es unmöglich angemessen erscheinen kann, sich mit den Satzungen irgend eines Gesangvereins oder Kegelklubs in einem deutschen Schutzgebiete befassen zu müssen.

Unter den in den Kolonien vertretenen Rechtsformen von Gesellschaften ist die eine spezifisch kolonialrechtlicher Natur, nämlich die durch eine Novelle zum Schutzgebietsgesetz von 1888 geschaffene und durch eine Novelle von 1899 auf ein erweitertes Anwendungsgebiet übertragene Form der Kolonialgesellschaft. Deren Rechtsnormen werden nach den inzwischen gemachten Erfahrungen einer besonders eingehenden Revision zu unterziehen sein.

Auf dem Gebiete des Strafrechts bietet die grundlegende Reform, die gerade jetzt für die Heimat bevorsteht, eine erwünschte Gelegenheit, zu prüfen, wie weit die Bestimmungen des neuen Strafgesetzbuchentwurfes auf koloniale Verhältnisse anwendbar sind und inwieweit Abweichungen unumgänglich erscheinen.

Sowohl bei einer Anzahl von Bestimmungen des Allgemeinen Teiles des Strafgesetzbuches als namentlich bei einer ganzen Reihe wichtiger Bestimmungen über die einzelnen Delikte und ihre Bestrafung, wird den von der Heimat so sehr verschiedenen tatsächlichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnissen in den Schutzgebieten auch durch abweichende strafrechtliche Vorschriften Rechnung getragen werden müssen. Dies wird insbesondere — darin stimme ich einem in der Rechtssektion gehaltenen Vortrage bei — überall da der Fall sein müssen, wo das verletzte Rechtsgut auf seiten der Eingeborenen liegt, und wo deshalb auch bei der Strafverfolgung von Europäern die landesüblichen Zustände und Anschauungen berücksichtigt werden müssen. Denken Sie z. B. an die Gruppe der Körperdelikte, der Beleidigungen und namentlich der Sexualdelikte, die im tropischen Klima nun einmal eine besonders grosse Rolle spielen. Ich möchte hier kein Missverständnis erwecken: Nicht für eine laxe Auffassung oder gar Straflosigkeit soll hier plädiert werden; es soll — wie auch der Herr Vortragende in der Rechtssektion nachdrücklich betont hat — die Bestrafung eine andere als in der Heimat, aber keineswegs immer eine mildere sein.

Bei voller Würdigung der notwendigen Abweichungen vom heimatlichen Strafgesetzbuch aber möchte ich — und in diesem Punkte weiche ich grundsätzlich von den Anschauungen des Herrn Referenten in der Rechtssektion ab — davor warnen, nun etwa die ganze heimische Strafgesetzgebung in den Kolonien über Bord zu werfen. Vielmehr glaube ich, dass auch bei dieser Rechtsmaterie der oben allgemein betonte Grundsatz im Vordergrunde stehen muss: tunlichst die heimischen Rechtsprinzipien aufrecht zu erhalten und nur in den Punkten von ihnen abzuweichen, wo wirklich eine zwingende Notwendigkeit auf Grund der Verschiedenheit der tatsächlichen Verhältnisse gegeben erscheint. Ich möchte in dieser Hinsicht hier eine gewisse Warnung auszusprechen mir erlauben, die ich auch schon bei der Diskussion in der Sektion zum Ausdruck gebracht habe: Wir Kolonialrechtler neigen, was sich psychologisch wohl verstehen lässt, leicht dazu, die spezifischen Unterschiede der kolonialen Verhältnisse und die daraus sich ergebenden Rechtsnormen gegenüber den Verhältnissen und dem Rechte des Mutterlandes besonders stark zu empfinden und herauszuarbeiten. Es ist dies eine gewisse Reaktion gegenüber dem gegenwärtigen Rechtszustande, der jene Unterschiede fast gänzlich ignoriert. Aber diese Reaktion darf nun nicht umgekehrt dahin führen, uns gänzlich von dem heimatlichen Rechte loszusagen. Wir sollten niemals die durch die Erziehung, die Lebensgewohnheiten und die ganze Kultur der Deutschen über See gegebene Gemeinsamkeit der sittlichen und daraus sich ergebenden rechtlichen Grundanschauungen mit denen der Heimat aus dem Auge verlieren. Im kolonialen Deutschland soll der Deutsche die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Rechtsgrundsätze wiederfinden. Ebenso wie es uns allen am Herzen liegt, in unseren überseeischen Gebieten die deutsche Sprache zu pflegen und rein zu erhalten, besteht eine wichtige nationalpolitische Forderung auch darin, das Recht der Heimat drüben zu erhalten und zu verbreiten.

Es bleiben nunmehr noch die Gebiete des öffentlichen Rechtes im engeren Sinne, d. h. des Staats- und Verwaltungsrechtes, in aller Kürze wenigstens, zu betrachten. Auch hier sind ja, wie schon vorher erwähnt, im Laufe der kolonialen Entwickelung bereits einzelne Materien gesetzlich festgelegt worden, wie das koloniale Etatsrecht und neuerdings das Beamtenrecht. Bei einigen weiteren Materien des öffentlichen Rechts, namentlich solchen, die Grenzgebiete wichtiger privatrechtlicher Interessen darstellen, z. B. bei gewissen Teilen des Gewerberechts, dem Niederlassungsrecht, der Freizügigkeit, ist vielfach der Wunsch nach einer gesetzlichen Normierung hervorgetreten. Auf die verschiedenen, gesetzgeberisch zum Teil recht schwierigen Gesichtspunkte, die bei der Behandlung dieser Fragen nicht ausser acht zu lassen sind, kann im einzelnen in dem Rahmen dieses Vortrages leider nicht eingegangen werden.

Allgemein aber möchte ich betonen, dass man es einer schrittweisen, organischen Entwickelung vorbehalten soll, nacheinander einzelne weitere Materien des öffentlichen Rechtes für eine gesetzliche Festlegung reif werden zu lassen, dass es hingegen für die koloniale Entwickelung ausserordentlich erschwerend sein würde, einem theoretischen Prinzip zuliebe, etwa heute schon eine erschöpfende, gesetzliche Kodifikation aller öffentlich-rechtlichen Materien und ein umfassendes koloniales Verfassungsgesetz zu verlangen. Ein solches Gesetz wird schliesslich kommen müssen, aber es gehört ans Ende und nicht an den Anfang kolonialer Rechtsentwickelung. Denken wir als Beispiel nur an das augenblicklich wohl praktisch wichtigste Gebiet kolonialen Staatsrechtes, an die Ausgestaltung der Selbstverwaltung. Wir alle, die grundsätzlich Anhänger des Gedankens kolonialer Selbstverwaltung sind, wissen doch zugleich, wie schwierig die Durchführung im einzelnen ist, wie in einigen Schutzgebieten ganz besondere Verhältnisse vorliegen, die für absehbare Zeit die Möglichkeit einer erfolgreichen Selbstverwaltungs-Organisation fraglich erscheinen lassen, wie aber auch bei den anderen Kolonien in jedem Falle jene Durchführung unter genauer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse mannigfach verschieden nach Zeit und Art wird sein müssen. Sie alle wissen, dass die weittragenden organisatorischen Bestimmungen über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Selbstverwaltungskörper in Südwestafrika erst in diesem Jahre in Kraft getreten sind und sich nunmehr bewähren sollen. Niemand von Ihnen wird wohl heute schon diese Bestimmungen, die gewiss in nicht wenigen Punkten nach den Erfahrungen der Praxis der Bewährung und vielleicht auch der Ergänzung und Aenderung bedürfen, heute schon gesetzlich festlegen wollen, und noch weniger wird jemand aus Ihrem kolonialkundigen Kreise derartige Gesetzesbestimmungen ohne weiteres auf andere Schutzgebiete übertragen wollen. Lassen Sie alle diese Dinge, die kommen müssen und kommen werden, langsam und organisch ausreifen. Hierfür aber bedarf es der leichteren, den jeweiligen Bedürfnissen sich rascher und besser anschmiegenden gesetzgeberischen Technik, die im Verordnungsrechte zum Ausdruck kommt.

Wir brauchen nach wie vor die breite Basis des § 1 des Schutzgebietsgesetzes. Ich habe bereits oben erwähnt, dass auch weit ältere Kolonialnationen ähnliche weite Machtbefugnisse der staatlichen Zentralgewalt kennen. Fast überall besitzt, wie schon in der Begründung des Gesetzentwurfes von 1886 zutreffend ausgeführt war, die Krone in den überseeischen Besitzungen eine wesentlich weitergehende gesetzgeberische Machtvollkommenheit als in der Heimat. Beispielsweise hat in England der König, der im Mutterlande nur geringe gesetzgeberische Befugnisse besitzt, solche im weitem Masse in den Kronkolonien; hier treten an Stelle der förmlichen, durch Beschlüsse des Parlaments zustande kommenden Gesetze vielfach „orders in council". Aehnliche Verhältnisse finden wir im dänischen Kolonialrecht, und mehr oder minder bei allen Kolonialnationen. Ja sogar der Präsident der französischen Republik hat in den Kolonien nicht unerhebliche gesetzgeberische Befugnisse.

Eine mit der Handhabung des öffentlichen Rechtes im engsten Zusammenhange stehende Aufgabe, die in nicht ferner Zeit wird gesetzlich gelöst werden müssen, bildet die Einrichtung einer kolonialen Verwaltungsgerichtsbarkeit. Es wird anzustreben sein, diese in letzter Instanz dem oben bereits erwähnten hoffentlich bald in Wirksamkeit tretenden obersten Kolonialgerichtshofe anzugliedern.

Was das staatliche Kirchenrecht der Kolonien anlangt, so gibt der jetzige Rechtszustand, der im § 14 Sch. G. G. eine weitgehende Glaubens- und Kultusfreiheit der Angehörigen der im Deutschen Reiche anerkannten Religionsgemeinschaften statuiert, eine befriedigende Grundlage. Gerade auf diesem Gebiete soll der Gesetzgeber tunliche Zurückhaltung üben und die fernere Entwickelung möglichst den beteiligten Kulturfaktoren in den Kolonien überlassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

VI.

Schluss: Mitarbeit der kolonialen Praxis und der kolonialrechtlichen Wissenschaft an der Reform.

Wir haben im Fluge, gewissermassen aus der Vogelperspektive, die grossen Rechtsgebiete überschaut, die der Neuregelung harren. Zu den zahlreichen Problemen, die wir hierbei gefunden haben, kommen nun noch die grossen Aufgaben, die sich aus der Reform der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen ergeben, und für jedes einzelne Schutzgebiet sehen wir uns hierbei vor mannigfache, kolonialpolitisch ebenso wichtige als schwierige Fragen gestellt. Ihre Darstellung liegt ausserhalb der Aufgabe dieses Vortrages. Bereits der vorbereitende Ausschuss der Rechtssektion hat in der Erwägung, dass es sich bei der Reform des Rechtes einerseits der weissen, anderseits der eingeborenen Bevölkerung in den Kolonien um zwei Themen von solchem Umfange handelt, dass jedes von ihnen den Rahmen eines Vortrages mehr als füllt, beschlossen, das Eingeborenenrecht zum Gegenstande einer besonderen Behandlung in der Sektion zu machen. Versagen muss ich mir deshalb auch, auf das kolonialpolitisch wie juristisch ungemein reizvolle, mit der zunehmenden Entwickelung unserer Schutzgebiete an praktischer Bedeutung immer mehr gewinnende Thema der gemischten Rechtsverhältnisse hier einzugehen, d. h. der Normen, welche beim Zusammentreffen des Rechtes der Weissen und der Farbigen Platz zu greifen haben.

Aber auch aus dem Rechte der weissen Bevölkerung habe ich unter der Fülle der sich drängenden Probleme in dem engen Rahmen dieses Vortrages nur einige Hauptpunkte herausgreifen können. Ich muss diese Aufzählung, so schwer es mir wird, hier enden, obwohl sie sich noch weit fortspinnen liesse. Ich will die wenigen Minuten, die mir verbleiben, vielmehr der Frage widmen: Wie soll die Reform des Kolonialrechts vor sich gehen, insbesondere, wer soll an derselben mitwirken? Der Etat für 1910 enthält, wie schon oben berührt wurde, einen Posten für diese Vorarbeiten und erwähnt dabei die Absicht der Kolonialverwaltung, Fachmänner auf dem Gebiete des Kolonialrechts zu den Arbeiten der Revision der Schutzgebietsgesetzgebung zuzuziehen. Mir ist die nähere Zweckbestimmung dieser Summe nicht bekannt, wir dürfen wohl aber an die Einsetzung einer Kommission denken. Sie alle kennen die Bedenken, die in mancher Hinsicht gegen die Wirksamkeit von Kommissionen auf gesetzgeberischem Gebiete sprechen. Es kann in der Tat wohl fraglich erscheinen, ob es sich nicht später empfiehlt, den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwurf der neuen Gesetze oder des ersten derselben aus einer Feder fliessen zu lassen. Aber im gegenwärtigen Stadium, für die Sammlung des Materials und Klärung der Wünsche, erscheint in der Tat eine Kommission als das Gegebene.

Hierbei ist die Teilnahme der kolonialen Praxis ebenso wie der Wissenschaft unentbehrlich. Selbst kolonialer Verwaltungsbeamter, möchte ich es zum Ausdruck bringen, dass das neue Recht nicht nur von Kolonialbeamten geschaffen werden soll. Die Kreise der kolonialen Praxis, namentlich Vertreter der kolonialwirtschaftlichen Interessentengruppen sind zur Mitarbeit heranzuziehen.

Aber neben dieser weitgehenden Berücksichtigung der Praxis ist nicht weniger wichtig die systematische Mitwirkung der Rechtswissenschaft. Die junge Wissenschaft des deutschen Kolonialrechts bedarf im Interesse der kolonialen Gesamtentwickelung der Pflege in weit höherem Grade, als ihr heute meist zuteil wird. Ihr muss im Kreise der älteren deutschen Rechtsdisziplin die volle Ebenbürtigkeit zuerkannt werden, auf die sie nach ihrer inneren Bedeutung Anspruch zu erheben hat und die ihr in der Jurisprudenz der älteren Kolonialnationen längst unbestritten ist. Dies gilt für die gesamte wissenschaftliche, auch für die akademische Pflege des Faches. War das letzte Jahrhundert des deutschen Rechtslebens und der deutschen Rechtswissenschaft vor allem gekennzeichnet durch das generationenlange Streben nach der Rechtseinheit des grossen Deutschland, so stellt nunmehr die Ausdehnung des Reiches zum grösseren Deutschland über See auch die Rechtswissenschaft vor eine Fülle neuer Probleme.

Bei der Ausbildung des juristischen Nachwuchses handelt es sich keineswegs nur um die naturgemäss immer beschränkte Zahl der künftigen eigentlichen Kolonialjuristen. Es liegt vielmehr ein Lebensinteresse der gesamten Kolonialentwickelung darin, dass auch die grosse Zahl der heimischen Beamten, Richter, Anwälte und weiterer Kreise wenigstens mit den Grundzügen der kolonialen Rechtsordnung vertraut werden. Denn mit den zunehmenden wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Schutzgebiet und Mutterland werden auch immer weitere Kreise der heimischen deutschen Juristen in die Notwendigkeit versetzt, sich mit den kolonialen Rechtsnormen vertraut zu machen.

Weiter aber ist zu betonen, dass das deutsche Kolonialrecht gegenüber dem so viel älteren und ausgebildeteren Rechte der Heimat schon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heute nicht lediglich mehr der empfangende Teil ist, sondern in gewissem Sinne bereits der gebende, dass mancherlei grundsätzliche Rechtsideen bereits von den Schutzgebieten ausgegangen sind, die auch das Recht der Heimat befruchtet haben. Es kann zunächst paradox klingen, von einer Rechtsentwickelung, die noch kaum über ein Vierteljahrhundert zurückblicken kann, dies zu behaupten. Und doch ist das im Grunde gar nicht befremdlich, sondern liegt eigentlich in der Natur der Sache: denn offenbar werden sich gewisse neue Rechtsideen unter den frischen, im Sinne unserer Rechtskultur jungfräulichen Verhältnissen jener Gebiete leichter durchsetzen, als unter den alteingewurzelten Wirtschafts- und Rechtsverhältnissen der Heimat. Diesen Gedanken, für den sich leicht überzeugende Beispiele nachweisen liessen, kann ich hier nur andeuten.

Aber über alle positivrechtlichen Einzelheiten hinaus, so wichtig sie an sich sind, reicht die Bedeutung des Kolonialrechtes für die künftige deutsche Rechtsentwickelung in ihrer Gesamtheit.

Gerade weil das Kolonialrecht ein werdendes Recht ist, weil wir hier gewissermassen mit eigenen Augen das Schauspiel verfolgen können, wie neue Normen in fast allen Rechtsmaterien entstehen, eben darum kann das Fach, wenn ihm die rechte Stelle im Gesamtrahmen der deutschen Rechtswissenschaft eingeräumt wird, eine ausserordentlich erziehliche Bedeutung für die Schulung des Nachwuchses unserer jungen Juristen gewinnen. Was von unserer überseeischen Entwickelung im allgemeinen gesagt worden ist, dass ihr nämlich die Kraft innewohnt, Blick und Geist des deutschen Volkes zu weiten und freier zu machen, das mag auch für den besonderen Kreis der überseeischen Rechtsentwickelung Geltung haben.

Professor Dr. **Fleischmann**, Halle a. S.: In diesem hohen Hause ist vor nicht langer Zeit einmal das Wort gefallen, dass zwei Juristen immer dreierlei Meinung hätten. Wir Kolonialjuristen scheinen da hell abzustechen; denn wenigstens in den Fragen, die uns der Herr Vortragende als dringlich bezeichnete, stimme ich ihm in jeder Hinsicht bei.

Ich unterstütze vollkommen das massvolle Vorgehen, das uns nicht ein Gesetzbuch in Mühe aussinnen lassen will, während erst in Einzelheiten das Recht sich seinen Weg bahnt und unter den Händen noch entsteht. Hier könnte übrigens schon jetzt mehr geleistet und Schwierigkeiten vorgebeugt werden, ehe sie allzuhoch aufschiessen, wenn nur bei Schaffung neuer Reichsgesetze immer erwogen würde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob und inwieweit sie eventuell auch auf die Kolonien passen. Das ist eine Bitte, die ich in diesem hohen Hause in der Hoffnung ausspreche, dass die Wände es bei gegebener Gelegenheit widerhallen. Bei der Auslese, die wir schrittweise treffen, wird gewiss die Verfassung der kolonialen Gerichte voranstehen müssen. Ihre Reform erschöpft sich nicht an einem obersten Gerichte in der Heimat, sondern hat bei den Instanzen einzusetzen, die dem Kolonisten räumlich zunächst stehen, die ihm aber, wie ich wiederholt schon betont habe, noch näher gebracht werden müssen. Es wird auch z. B. an der Zeit sein, für die Gerichtsbeisitzer das Erfordernis der Reichsangehörigkeit aufzustellen. Ausgesprochen soll aber doch sein, dass die Kolonialgerichte besser sind als ihr Ruf und dass man sie nicht nach schiefen Entscheidungen beurteilen darf, die ihren Weg einmal durch die deutschen Blätter nehmen. Entgleisungen kommen auch hier zulande vor. Hier wäre es Pflicht der Kolonialregierung, für eine regelmässige sachentsprechende Veröffentlichung von Urteilen der Kolonialgerichte zu sorgen. Das würde sowohl der Erkenntnis des Kolonialrechts selbst dienen, als ganz besonders eine Unterlage für seine Beurteilung in weiteren Kreisen abgeben. So verstehe oder verschärfe ich die von dem Herrn Vortragenden erwartete Mitwirkung der kolonialen Praxis.

Zu dem zweiten Punkte, der die Wissenschaft zur Mitwirkung aufruft, kann ich mich gleichfalls nur zustimmend äussern. Das soll nicht heissen, dass die Wissenschaft etwa bisher völlig abseits gestanden hätte. Schon die Verhandlungen dieses Kongresses lassen es nicht im unklaren, wie weit die wissenschaftliche Ergründung ethnologischer oder hygienischer oder wirtschaftlicher Fragen und nicht zum wenigsten auch religiöser gediehen ist, und inwieweit sie befruchtend auf die koloniale Praxis eingewirkt hat und dauernd unentbehrlich ist. Aber es ist etwas anderes, als einzelner sich solchen Forschungen zu widmen, auf sich gestellt, etwas anderes, in einem grösseren Kreise zu wirken, der für solche wissenschaftliche Arbeit die gegebene Stätte ist. Man könnte ja in besonderen Instituten solche kolonialwissenschaftlichen Stätten schaffen. Aber das wird sich nur an wenigen Orten ermöglichen lassen. Nach deutscher Tradition ist die gegebene Stätte die Hochschule, die Universität. Hier liegen die Wurzeln unserer geistigen Kraft. Hier sind die Beziehungen zwischen den einzelnen Wissenschaften am intensivsten, die Förderung wechselseitig am bedeutsamsten. Allein, es sind auch die wissenschaftlichen Traditionen am stärksten, und diese widerstreben vielfach noch unverblümt einer gleichwertigen Einreihung der kolonialen Wissenschaften. Es wird ja allmählich hierin besser. Aber noch muss man Schritt um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schritt ringen. Man wird da, wie ich meine, grundsätzlich in einer ganz bestimmten Richtung vorwärts gehen müssen. Es werden die einzelnen Zweige kolonialen Wissens miteinander Fühlung gewinnen müssen. Für das Kolonialrecht wird das von wesentlicher Bedeutung, der Kolonialjurist erlangt dadurch die unerlässliche Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Wissenschaft in den Kolonien. Der Betrieb einer jeden kolonialen Wissenschaft, und so auch des Kolonialrechts, muss in einer Gemeinschaft vor sich gehen, die sich deutlich abhebt von den traditionellen Fakultätsunterscheidungen zu einer neuen Gruppe der „Kolonialwissenschaften", der Gesamtheit des Wissens von unserer neuen Welt. Diese Bindung ist natürlich in gewissem Sinne Ablösung, und bei solchem Streben bleibt der Widerstand derer nicht aus, die in dem gegenwärtigen Stande der Dinge etwas Unverrückbares erblicken. Es freute mich deshalb ganz besonders, dass gerade auf diesem Kongresse in der Eröffnungssitzung Herr Geheimrat Penck seine Ansprache in eine Bemerkung ausklingen liess, dass an der Universität Berlin solch ein Zusammenschluss geplant würde. Ich möchte annehmen, dass der Beifall, den Sie seinen Worten zollten, gerade auch diesem Punkte hat gelten sollen. Diesen Widerhall aus einem Kreise von Männern, die eine besondere Sachkunde und ein besonderes Interesse an den Kolonien auszeichnet, brauchen wir auch, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich einem derartigen Bestreben entgegenstellen. Wir haben in Halle zum ersten Male diesen Zusammenschluss zur Wirklichkeit gemacht, indem sich die kolonialer Wissenschaft zugetanen Dozenten zu einer „Kolonialakademie" vereinigten. Aber es ist unter Kampf geschehen, nach verschiedenen Seiten. Ein Abbild im kleinen von dem Ringen um Anerkennung in kolonialen Dingen. Der Kolonialgedanke hat sich aber auch hier mächtig genug erwiesen, so dass wir wohl allgemein sagen und hoffen können: Durch Kampf zum Sieg!

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern: Sie werden sich noch der Worte erinnern, mit denen ich gestern schloss: Die Erziehung der Eingeborenen muss auf doppeltem Wege geschehen, erstens in religiöser Beziehung durch die Missionare, und zweitens in weltlicher Beziehung durch die Gesetzgebung. Beide müssen in Harmonie miteinander vorgehen; also muss die Gesetzgebung eine christliche sein. Das genügt aber nicht, sondern das Gesetzbuch, welches wir in den Kolonien einführen wollen, muss zugleich germanistisch sein, es muss zum Deutschtum hinführen. Diesen Erfordernissen entspricht das Gesetzbuch, welches ich Ihnen hier vorlege, die „Wilhelmina", ein im Sinne des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

regierenden Kaisers Wilhelm II. verfasstes deutsches Reichsrecht. Es würde zu weit führen — ich habe ja nur fünf Minuten —, Ihnen die einzelnen Rechtssätze vorzuführen; aber wes Geistes dieses Gesetzbuch ist, werden Sie erkennen, wenn ich Ihnen zwei Paragraphen expliziere.

Im allgemeinen Teil der „Wilhelmina" lautet § 3:

> Jeder Mensch im Deutschen Reiche, einschliesslich seiner Kolonien, hat nur vermöge der Menschenwürde als Person folgende Rechte.

Der Neger ist nämlich auch ein Mensch, ja, er ist auch eine Person. Was ist eine Person? Der Herr Professor, der soeben sprach, hat das nicht expliziert.

Die „Wilhelmina" sagt in § 2:

> Der Mensch

— also auch der Neger —,

> nach Gottes Ebenbild erschaffen, ist als Träger oder Subjekt von Rechten und Pflichten eine Person.

Darin besteht die Menschenwürde jedes Menschen, und jeder Mensch hat nun nach der „Wilhelmina" folgende Rechte — nun, bitte, geben Sie acht:

1. das Recht der Gewissensfreiheit unbeschränkt,
2. das Recht der persönlichen Freiheit vorbehaltlich gesetzlicher Beschränkungen wegen strafbarer Handlungen;

— das richtet sich also gegen die Sklaverei!

> vorbehaltlich gesetzlicher Beschränkungen wegen strafbarer Handlungen;

d. h. also Einsperrung im Zuchthaus usw. —

3. das Recht der freien Religionsübung vorbehaltlich der Bestimmungen des Strafgesetzbuchs.

Bemerken Sie wohl, das Recht der freien Religionsübung ist in Afrika garantiert durch die Kongoakte. Also in unseren Kolonien kann jeder, welchen Glaubens er ist, ob Mohammedaner oder Brahmane oder Buddhist oder was sonst alles auf der Welt, seine Religion frei ausüben, vorbehaltlich der Bestimmungen des Strafgesetzbuchs. Also wenn mit dem Fetischdienst noch heutigen Tages Menschenopfer verbunden werden, so ist im Strafgesetzbuch vorbehalten, das mit Strafe zu bedrohen, wahrscheinlich sogar, wie ein Gouverneur in Afrika, wenn ich nicht irre, in Südwestafrika, bereits durch Verordnung eingeführt hat, mit der Todesstrafe. Sie sehen, dass dieser Vorbehalt notwendig ist.

4. Das Recht der freien Meinungsäusserung, der Vereins- und Versammlungsfreiheit, vorbehaltlich der Bestimmungen des Straf- und Polizeigesetzbuchs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich brauche hierauf nicht weiter einzugehen; die Schwarzen haben noch wenig Versammlungen und Vereine; immerhin haben sie schon einige, und es sind sogar geheime Gesellschaften vorhanden, die vom Islam aus angestiftet werden, um die Europäer aus Afrika hinauszuwerfen.

5. Das Recht der Freizügigkeit.

6. Das Recht der Eigentumsfreiheit, vorbehaltlich der Enteignung zum Zwecke der öffentlichen Wohlfahrt. Das ist sehr wichtig. Wir haben den Schwarzen ihr Land genommen, wir geben es ihnen aber wieder und geben es auch den deutschen Ansiedlern, die nach Afrika kommen. Wir geben es den Eingeborenen wieder unter dem Segen der christlichen Kultur, zu der wir die Schwarzen erziehen wollen. Wenn dieses Eigentum, das sie dann bekommen, einen unendlich viel höheren Wert hat als das, was sie früher gehabt haben, dann werden sie erst erkennen, welcher Wert in ihren Bodenschätzen liegt. Das haben sie bisher nicht gewusst. Das wissen die Heiden überhaupt nicht. Erst durch das Christentum werden die Schätze des Landes und der Erde fruchtbar gemacht. Von jetzt ab, wo dieses Land Kronland ist und als Kronland wieder verteilt wird, da ist die Eigentumsfreiheit.

Nun ist soviel die Rede gewesen vom Islam, namentlich in unserer Sektion IV haben wir uns ausführlich mit der grossen Gefahr des Islam beschäftigt, und es ist besonders betont worden — —

Präsident: Darf ich den Herrn Redner bitten, bei der Sache zu bleiben?

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern: Es ist mir zugesagt worden, dass ich zwei Paragraphen explizieren darf. Der § 3 scheint Ihnen aber zu genügen. Als ich vorgestern die Ehre hatte, zu Ihnen zu sprechen, habe ich gesagt, dass der Kaiser ganz allein der Herr der Kolonien ist. Er allein hat das Recht der Gesetzgebungsgewalt. Ich beziehe mich dabei auf Laband, Seite 43.

Es liegt lediglich in der Hand des Kaisers, die nach seinem Namen benannte „Wilhelmina" in den Kolonien einzuführen.

Ich beantrage, dass der Kolonialkongress folgende Resolution fasst: „Der Kolonialkongress empfiehlt Seiner Majestät dem Kaiser die Einführung der „Wilhelmina" in die Kolonie als Gesetzbuch für Einheimische und Eingewanderte, insbesondere die §§ 3 und 5."

Präsident: Darf ich den Herrn Redner fragen, wann die „Wilhelmina" publiziert ist?

Rechtsanwalt **Stieve:** Sie ist erschienen im Jahre 1896 in Strassburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Präsident: Ist sie eingeführt?

Rechtsanwalt **Stieve:** Sie soll ja erst eingeführt werden. (Redner überreicht dem Präsidenten ein Exemplar der „Wilhelmina" mit vorstehender Resolution.)

Reichstagsabgeordneter Dr. **Arendt,** Berlin: Sie werden gütigst Nachsicht üben, wenn ich auf die „Wilhelmina" des Herrn Vorredners nicht eingehe, sondern mich zu dem Vortrage des Herrn Wirklichen Admiralitätsrats Köbner wende. An diesem Vortrage habe ich nur das eine Bedauern auszusprechen, dass der Herr Redner durch Zeitmangel verhindert worden ist, ihn in allen Teilen ausführlicher zu halten. Ich glaube, Herr Professor Fleischmann hat diesen Vortrag durchaus richtig charakterisiert in der ausgezeichneten klaren Darstellung, die wir von dem Herrn Professor Köbner gewöhnt sind. Wenn ich überhaupt das Wort genommen habe, um den theoretischen Ausführungen des Herrn Professors Fleischmann etwas hinzuzufügen, so geschieht das deshalb, weil ich vom Standpunkte des Praktikers die Schlussanwendung ziehen möchte, sowohl zu dem Vortrage des Herrn Wirklichen Admiralitätsrats Köbner, wie zu den Ausführungen des Herrn Professors Fleischmann. Ich glaube, dass die Kolonialwissenschaft die Rechtswissenschaft des Kolonialrechtes zur nötigen Voraussetzung hat, und dass die ganze Entwickelung unserer Kolonien, die ja eine so überraschend grosse geworden ist, uns alten Kolonialpolitikern eine grosse Genugtuung ist, wie es ja auch eine Genugtuung ist, dass wir heute diese glänzende Versammlung hier in diesen Hallen begrüssen durften, und dass wir heute auch aussprechen können, dass die Zeit der kolonialen Kämpfe glücklich vorüber ist, weil die Kolonialpolitik vollkommen und durchgreifend gesiegt hat. Die alten Gegner sind verstummt, und wenn wir heute das Ergebnis ziehen, so kann es nur dahin gehen: alles, was wir erhofft haben, ist jetzt der Erfüllung nahe oder bereits erfüllt. Deshalb ist auch die Zeit gekommen, wo wir uns der Kolonialwissenschaft und dem Kolonialrecht anders als bisher gegenüberstellen müssen. Wir bedürfen für die praktische Gesetzgebung der Hilfe der Theorie, und wie Herr Professor Fleischmann es entwickelt hat, wird die Theorie nur gedeihen können, wenn sie eine gleichberechtigte Stelle an den Pflanzstätten der Wissenschaften, den Universitäten, erlangt. Wir haben uns seit langem bemüht, Lehrstühle des Kolonialrechts an den Universitäten zu errichten. Es ist nicht die Aufgabe des Reichstages, aber als Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses hatte ich Gelegenheit, diese Frage wiederholt zur Sprache zu bringen in Reden und Anträgen, und da sind mir die Widerstände leider recht bekannt geworden, die Herr Professor Fleischmann hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angedeutet hat. Ja, meine Herren, es ist allerdings recht schwer, für diese neue Kolonialwissenschaft die entsprechende Stelle im alten Schematismus zu finden. Da passt sie zuweilen nicht ganz hinein. Das Kolonialrecht gehört in die juristische Fakultät, die Kolonialpolitik in die staats- oder volkswirtschaftliche Fakultät, und da ist es nun ausserordentlich schwierig, dass man zulässt, dass ein Professor etwa in beiden Fakultäten doziert. Da zieht man denn vor, dass man gar keinen dozieren lässt. Also diese Widerstände müssen beseitigt werden, und dazu, glaube ich, kann auch Ihre bestimmte Willenserklärung mit beitragen. Darum haben einige der hier anwesenden Herren, Kollegen von mir aus dem Reichstage, zusammen mit mir sich gestattet, Ihnen einen Zusatzantrag zu der Resolution, die von Ihrer Sektion beantragt wird, zu stellen, und zwar die Herren Dr. Arning, Erzberger, Dr. Hagemann und ich:

Die Gleichstellung des Kolonialrechts mit den anderen deutschen Rechtsdisziplinen zur Schaffung ordentlicher Lehrstühle an verschiedenen deutschen Hochschulen, und zwar zunächst an der Universität Berlin, erscheint notwendig.*)

Paul Staudinger, Berlin: Die Sektion III hat folgende Resolution gestellt:

„I. Der Deutsche Kolonialkongress hält eine baldige grundsätzliche Neuregelung der kolonialen Rechtsordnung im Interesse der Gesamtentwickelung, insbesondere auch der wirtschaftlichen Erschliessung der deutschen Schutzgebiete für wünschenswert.

Hierbei ist die Loslösung vom Konsulargerichtsbarkeitsgesetze und die Schaffung einer selbständigen, den besonderen Bedürfnissen der Kolonien sich anpassenden Gesetzgebung anzustreben.

II. Für die Neuordnung ist nicht ein, sämtliche Rechtsmaterien umfassendes Kolonialgesetz zu empfehlen, sondern eine Reihe von Gesetzen zur Regelung der einzelnen Rechtsmaterien. Zu beginnen ist diese mit der Schaffung eines kolonialen Gerichtsverfassungsgesetzes.

III. Bei den gesetzgeberischen Arbeiten sind die Vertreter der kolonialen Praxis, insbesondere die der kolonialwirtschaftlichen Interessengruppen, in weitem Masse zuzuziehen. Ebenso erscheint die Mitwirkung der kolonialen Rechtswissenschaft als unumgänglich, deren erweiterte Pflege im engen Zusammenhange mit den kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Wissenschaften eine wichtige Forderung im Interesse der kolonialen Gesamtentwickelung darstellt.“*)

*) Siehe „Die Resolutionen“.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichstagsabgeordneter Dr. **Arendt**, Berlin: Ich bitte dann, diesen unseren Antrag als vierten Absatz der Resolution beizufügen. Ich glaube, dass die Resolution keinen Widerspruch erfahren wird, aber wenn das Kolonialrecht die Dienste leisten soll, die wir von ihm erwarten dürfen, muss es eine gleichberechtigte Stellung an den Universitäten finden. Unsere Kolonien haben heute schon eine solche Bedeutung erlangt, und wir können jetzt mit solcher Sicherheit in die koloniale Zukunft blicken, dass wir sagen können, es ist höchste Zeit, dass die Pflanzstätten der Wissenschaft dieser Entwickelung Rechnung tragen, sonst werden sie von dieser Entwickelung überflügelt, und das wäre überaus bedauerlich — so schön es an sich wäre. Wir wollen, dass die Wissenschaft Schritt hält mit den praktischen Erfolgen, und deshalb müssen wir das erste Ziel klar und fest ins Auge fassen, und das besteht in der Errichtung von Lehrstühlen für das Kolonialrecht an unseren Universitäten. Man wird vielleicht in naher Zukunft nicht begreifen können, dass die Berliner Universität ihr hundertjähriges Jubiläum feiern konnte, ohne dass sie einen Lehrstuhl für Kolonialrecht besass.

Paul Staudinger, Berlin: Ich habe vorhin gesagt, dass ein Antrag der Sektion eingebracht sei. Das ist natürlich ein Irrtum. Der Vorschlag der drei Thesen ist seitens des Vortragenden unmittelbar ins Plenum gekommen, er hat aber dem Arbeitsausschuss vorgelegen und ist dort einstimmig genehmigt worden.

Regierungsrat Dr. **v. Weickhmann**, Danzig: Nachdem der von mir hochverehrte Herr Referent in seinem fundamentalen Vortrage meinen vorgestrigen Ausspruch*) zitiert hat, dass das Kolonialrecht ein „Labyrinth" sei, müsste ich mich für verpflichtet halten, auch im Plenum für dies Wort einzustehen. Da man aber in fünf Minuten nicht das deutsche Recht reformieren kann, will ich mich darauf beschränken, an wenigen Beispielen aus verschiedenen Materien, wie ich es vorgestern beim Strafrecht getan, zu zeigen, dass auch, von der labyrinthischen Verworrenheit des ganzen Rechtszustandes abgesehen, die Anwendung des Kolonialrechts in den Kolonien deplaciert ist, insbesondere dann, wenn die Gesetzgebung in keiner Weise dem Umstande Rechnung trägt, dass hier die verschiedensten Rassen mit den verschiedensten Anschauungen beieinander wohnen.

Zunächst ein Beispiel aus dem formalen Eherecht: Als ich einmal in der konsularrechtlichen Eigenschaft als Standesbeamter einen Feld-

*) Siehe Seite 470.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

webel der Schutztruppe traute und ihm hernach die Gebührenrechnung übersandte, bekam ich von dem Kommandeur ein geharnischtes Schreiben: Es liege wohl ein Irrtum vor, erstens brauchten Militärpersonen überhaupt keine Traugebühren zu bezahlen, und zweitens könnten diese unmöglich so unanständig hoch sein. Worauf ich dem Kommandeur erwidern musste, dass erstens die Befreiung der Militärpersonen von den standesamtlichen Gebühren in Afrika nicht gelte, und dass vielmehr zweitens dort das Gesetz über die Eheschliessung im Auslande gelte. Die Gebühren nach den zu diesem Gesetz gehörenden Bestimmungen sind allerdings gepfeffert. Ja, meine Herren, wir sind doch aber in unseren Kolonien gar nicht im Ausland! Nach 25 Jahren sollten wir uns doch endlich da zu Hause fühlen! Und statt von den Leuten für das Heiraten die hohen Auslandsgebühren zu fordern, sollten wir ihnen lieber Prämien dafür zahlen. Denn mit jeder europäischen Frau, die in eine Tropenkolonie kommt, steigt deren kulturelles Niveau.

Ein zweites Beispiel aus dem Wechselrecht. Bekanntlich muss ein Wechsel dem Schuldner in seiner Wohnung präsentiert werden. Da klagte nun ein deutscher Kaufmann gegen einen Inder auf Zahlung eines Wechsels. Ich ersuchte um den Nachweis der Präsentation. Da brauste der Kaufmann auf: Ich könnte doch nicht verlangen, dass er in die Hütte des Inders ginge, um einen Wechsel zu präsentieren; der Inder müsse zu ihm kommen, um die Wechselschuld zu bezahlen. Ich musste den Kaufmann auf Grund der Wechselordnung abweisen, erkenne aber ohne weiteres an, dass man in der Theorie anders denken kann. Und dann wäre das ein klassisches Beispiel dafür, dass das geschäftliche Leben in den Kolonien die Schaffung neuer Formen begehrt.

Endlich ein Beispiel aus dem Prozessrecht. Unsere Prozessordnungen spielen in Afrika eine traurige Rolle und müssen täglich auf ein Prokrustesbett gespannt werden, um ein Gerichtsverfahren zu ermöglichen. In einem Prozess um ein sehr hohes Objekt erging durch Verschulden eines Rechtsanwalts ein Versäumnisurteil gegen dessen Partei. Der Anwalt, der in einer anderen Gegend des Schutzgebiets wohnte, legte telegraphisch Einspruch ein. Das Telegramm nahm ich ohne weiteres als Schriftsatz an. Es enthielt aber nicht die gesetzlich vorgeschriebene Ladung der Gegenpartei zur mündlichen Verhandlung. Damit war nach dem Buchstaben des Gesetzes der Prozess verloren. Indem ich aber noch schwankte, ob ich mit Hilfe des § 20 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, den ich vorgestern*) als meinen Lieblingsparagraphen bezeichnete, von der Anwendung jener Formvorschrift ab-

*) Siehe Seite 473.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen könnte und sollte, gelang es mir, die Parteien zu einem Vergleich zu bewegen, der beide Teile befriedigte. Das aber gefiel dem Anwalt nicht, durch dessen Versehen diese Lage geschaffen war. Er beschwerte sich über mich mit der Begründung, dass man in Afrika nicht den Buchstaben des Gesetzes reiten dürfe. Das war allerdings völlig aus meinem eigenen Geiste gesprochen. Ich schickte aber getrost die Beschwerde nach Berlin: sie wurde zurückgewiesen und dem Beschwerdeführer noch energisch vorgehalten, dass er als Rechtsanwalt doch in erster Linie die Zivilprozessordnung kennen müsse.

Es kann doch aber unmöglich länger von der Subjektivität und dem Verantwortungsmut des einzelnen Richters abhängig bleiben, inwieweit er sich von dem Buchstaben des Gesetzes zu trennen wagt. Dazu stellt das Operieren mit unserem heimischen Gesetzgebungswerk in den primitiven Verhältnissen der Tropen und bei der geringen Zahl der dort lebenden Europäer einen unwirtschaftlichen Kräfteaufwand dar. Ich weiss nicht, ob jemand errechnet hat, nach wieviel Gesetzesparagraphen die preussischen Untertanen leben. Ich glaube aber, wenn man alles zusammenzählt, wird doch erst auf, sagen wir, 100 Köpfe in Preussen ein Paragraph fallen. Umgekehrt kommen in Afrika, wo deutsche und preussische Gesetze und das unerschöpfliche Meer von kolonialen Verordnungen gelten, auf jeden einzelnen Europäer wohl an 1000 Paragraphen.

Ob man die daher nicht länger aufschiebbare Reformarbeit in Gestalt eines Gesetzes vornehmen will, das sämtliche Ausnahmen des heimatlichen Rechts zusammenfasst, oder ob man die Form besonderer Kolonialausgaben der deutschen Gesetze wählen will — wohin man meiner Ueberzeugung nach bei der Arbeit von selbst kommen wird —, das ist schliesslich nur eine Frage der Aesthetik. Es muss nur überhaupt etwas geschehen und einmal angefangen werden, an das afrikanische Paragraphendickicht das Buschmesser zu legen, um diese juristische Wildnis zu lichten.

Reichstagsabgeordneter Dr. **Arning**, Hannover: Das Referat des Herrn Geheimrat Köbner, der mir seit lange bekannt ist, und über dessen hervorragende Eigenschaften ich und wir alle nie im Zweifel gewesen sind, war ausgezeichnet; aus ihm haben wir so viele Informationen über die zukünftige Gestaltung des Kolonialrechts gewonnen, dass es eigentlich nicht mehr nötig ist, dass ich dazu meine Ansicht äussere. Ich möchte aber doch ausdrücklich feststellen, dass über die Notwendigkeit einer Ordnung der Materien, die in den vier Anträgen enthalten sind — der Antrag, der von Herrn Dr. Arendt gestellt ist,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommt ja noch hinzu —, sich wohl der ganze Reichstag einig ist. In welcher Form sich das durchführen lässt, das steht allerdings dahin. Namentlich die Schaffung der einzelnen Gesetzbücher dürfte eine Angelegenheit sein, die man weder in fünf Minuten, wie es der Herr Vorredner zu tun beabsichtigte oder vielmehr nicht beabsichtigte, noch in ein, zwei Jahren erledigen kann. Das sind zum Teil Dinge, die sich aus dem Gebrauch, aus der natürlichen Entwickelung von selbst ergeben müssen. Aber notwendig ist das Gerichtsverfassungsgesetz und die Schaffung des obersten Gerichtshofes, des letzteren deswegen, weil hier an einem Punkte alle Rechtsentscheidungen zusammenlaufen, und weil an diesem Punkte etwas Gemeinsames für alle Kolonien geschaffen werden kann. Das ist meines Erachtens das allernotwendigste, dass wir diese oberste Instanz, die dritte Instanz für die koloniale Rechtspflege, in der Heimat an irgendeiner Stelle schaffen, sei es in Berlin, sei es für diejenigen, die nicht alles in dem Sündenbabel Berlin kumulieren wollen, an einem anderen Orte, der in bezug auf seine moralischen Eigenschaften allerdings wahrscheinlich nicht viel besser sein wird.

Aber noch eins möchte ich erwähnen: worauf wir, die wir es mit unseren Kolonien gut meinen, unter allen Umständen hinarbeiten müssen, das ist — und das möchte ich auch die anwesenden Herren vom Kolonialamt zu bedenken bitten —, dass wir die Richter in den Kolonien genau so unabsetzbar und unversetzbar hinstellen, wie hier bei uns. Nur dadurch wird in den Kolonien — es ist bis jetzt leider nicht in grösserem Umfange geschehen — ein wirkliches Vertrauen zur Rechtspflege sich entwickeln und vieles von dem vermieden werden, was wir jetzt erleben. Deswegen möchte ich Sie bitten, mit dahin zu wirken, dass auch das geschieht.

Reichstagsabgeordneter **Erzberger**, Berlin: Obwohl ich mit dem Herrn Referenten in allen Teilen einverstanden bin und auch das unterschreiben kann, was ein gelehrter Kolonialpolitiker, Herr Professor Fleischmann, ausführte, habe ich mir doch das Wort zu einigen kurzen Bemerkungen erbeten, hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte heraus, weil mir diese Resolution eine der wichtigsten unseres ganzen Kolonialkongresses zu sein scheint, und weil ich die Erfüllung dieser Resolution als eine der notwendigsten und dringlichsten Aufgaben unserer ganzen Kolonialpolitik ansehe. Im vollen Einverständnis mit den Ausführungen des Herrn Geheimrat Köbner müssen wir uns mit aller Deutlichkeit auf den Standpunkt stellen, dass die Uebertragung des Konsularrechts auf unsere Kolonien so schnell wie möglich der Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gangenheit anzugehören hat. Historisch erklärlich, dass man das Konsularrecht auf die Kolonien übertragen hat, taugt es nach keiner Richtung mehr der rasch voranschreitenden Entwickelung unserer überseeischen Schutzgebiete. Daher ist die Schaffung eines selbständigen Kolonialrechtes eine der notwendigsten Aufgaben, die unserer Kolonialpolitik harren.

Wenn hier die Schaffung eines kolonialen Gerichtsverfassungsgesetzes in den Vordergrund gestellt wird, so wird das jeder unterschreiben können, der die heutigen Verhältnisse kennt, und ich glaube, man darf auch als Mitglied des Kolonialkongresses an die Kolonialverwaltung die dringende Bitte richten, alle ihr zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, sowohl die, die sie selbst hat, wie die Gelehrten, die sich draussen in erfreulichster und dankenswertester Weise dieser wichtigen Probleme annehmen, anspannen zu wollen, damit wir recht bald brauchbare Gesetzentwürfe auf diesem Gebiete erhalten.

Die vierte Resolution, die Herr Dr. Arendt eingebracht hat, und die, wie ich beiläufig einflechten darf, von mehreren Abgeordneten verschiedener Parteien gemeinschaftlich unterzeichnet ist, wird wohl nicht auf Widerspruch stossen. Sie soll nur zum Ausdruck bringen, dass diese Parlamentarier überzeugt sind, dass wir keine ergiebige und erfolgreiche Politik in diesem Hause treiben können, wenn wir nicht die energische und nachhaltige Unterstützung der Wissenschaft haben. Ich möchte Sie also herzlich bitten, auch dieser Resolution zuzustimmen.

Zum Schluss möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, dass, wie es heute gelungen ist, Vertreter der verschiedenen Parteien, die sonst dieses hohe Haus bevölkern, auf einem Boden zusammenzubringen, auch für die Folge die Kolonialpolitik eine Basis zu gemeinsamer Mitarbeit aller Parteien des deutschen Volkes sein und bleiben möge.

Berichterstatter, Wirklicher Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner**, Berlin: In Anbetracht der Zeitlage verzichte ich auf das Wort zur Sache; es bleibt mir nur übrig, den Herren, die vor mir gesprochen haben, aufrichtigen Dank zu sagen, nicht meinetwegen, sondern um der Sache willen, die für mich ein Stück Lebensaufgabe ist, und ich bitte Sie, möglichst einmütig die drei Punkte der Resolution anzunehmen, die ich mir vorzulegen erlaubt habe, und die auch die Billigung des Arbeitsausschusses erfahren hat.

Was die zusätzlich beantragte Nr. 4 angeht, so darf ich namens meiner engeren Fachgenossen den Herren Abgeordneten, die sich aus verschiedenen grossen Parteien des Hauses hier aus eigener Initiative zu dem Antrage zusammengefunden haben, den aufrichtigen Dank der Vertreter eines Faches aussprechen, das bisher unter manchmal recht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwierigen Verhältnissen an der Erfüllung seiner wissenschaftlichen Aufgaben arbeiten musste.

Seine Hoheit der **Präsident:** Wir kommen zur Abstimmung. Ich würde vorschlagen, zuerst über den Zusatzantrag der Herren Abgeordneten abzustimmen, dann über die Resolution, die auch der Arbeitsausschuss angenommen hat, schliesslich über den Antrag wegen Einführung der „Wilhelmina". Dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

Ich frage zunächst, ob sich Widerspruch gegen den Zusatzantrag der Herren Abgeordneten erhebt. — Das ist nicht der Fall; er ist einstimmig angenommen.

Nun frage ich, ob Widerspruch gegen die Resolution Köbner-Kommission erhoben wird. — Das ist ebensowenig der Fall; auch die Resolution ist angenommen.

Ich würde glauben, dass damit eigentlich der Antrag Stieve wegen Einführung der „Wilhelmina" erledigt ist. Zwecks Klarstellung werde ich aber doch darüber abstimmen lassen, und ich bitte diejenigen, die dafür sind, die Hand erheben zu wollen. — Die Resolution ist mit allen gegen eine Stimme abgelehnt.

Durch seine Abstimmung zur Resolution hat der Kongress einstimmig diese so bedeutungsvolle und wichtige Frage zu einer glatten und glänzenden Entscheidung gebracht. Persönlich kann ich nur bedauern, dass ich genötigt war, während des Vortrages des Herrn Admiralitätsrats Köbner als Präsident zu fungieren, nicht als Zuhörer, weil mir damit die Pflicht auferlegt wurde, diesen Vortrag, vielleicht einen der wichtigsten, die wir hier gehört haben, wegen der bedrängten Zeit abzukürzen. Gern hätte ich ihn sonst bis zu Ende in seiner ganzen Tragweite mit anhören mögen. Aber auch so kann ich dem Kongress nur gratulieren, dass wir diese wichtige Angelegenheit aus solchem Munde haben erörtern hören dürfen, und dass der Gegenstand eine solche glänzende Resonanz in der Versammlung gefunden hat.

Die Eingeborenen-Besteuerung in unseren Kolonien.

Von Wirkl. Geh. Leg.-Rat z. D. **B. v. König**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Der Nutzen der Eingeborenenbesteuerung ist dreifach. Einmal wirkt ein zweckmässiges Steuersystem erzieherisch; der natürliche Hang zur Trägheit, gefördert durch das Klima und den Fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fall des Ringens um die Existenz, wird durch die Besteuerung bekämpft. Zweitens trägt diese dazu bei, den Beamtenstand mit den Eingeborenen in Berührung zu bringen und dadurch das Verständnis für ihre Einrichtungen und Anschauungen zu fördern. Drittens — last not least — sind die finanziellen Ergebnisse auch einer mässigen Besteuerung oft erheblich und können ungemein zur Entwickelung der Kolonialgebiete beitragen.

Wir wollen betrachten, wie sich in den verschiedenen deutschen Kolonien die Eingeborenenbesteuerung entwickelt hat.

Ostafrika.

Hier hatte schon Wissmann eine Eingeborenensteuer lebhaft befürwortet. Ein Verordnungsentwurf des Gouverneurs v. Schele von 1895 musste wegen Ausbruchs einer Hungersnot zurückgestellt werden. Ein weiterer Entwurf (1896) des stellvertretenden Gouverneurs v. Bennigsen wurde dann dem Kolonialrat vorgelegt. Die Hüttensteuer war darin gewählt und wurde vom Gouverneur v. Liebert befürwortet, weil sie als kommunale Steuer an der Küste schon seit Jahren erhoben wurde und gewissermassen dem Grundzins der Sultansherrschaft entsprach. Wissmann erkannte in einem Gutachten an, dass eine Hüttensteuer bequemer einzuführen sei als eine Kopfsteuer, hielt aber letztere für ergiebiger und, wenn einmal eingeführt, für einfacher und gerechter als im Hinblick auf die wechselnde Grösse der Wohnungen eine Hüttensteuer sein kann. Er schlug vor, Mann und Weib vom zwölften Jahre ab, wo die Kinder den Eltern bei der Feldarbeit helfen, bis zum Greisenalter mit jährlich vier Rupien, Araber, Beludschen aber doppelt und Inder dreifach so hoch zu besteuern.

Die Entwickelung der Dinge hat Wissmann bezüglich der Kopfsteuer recht gegeben. Die Kopfsteuer ist, wie wir sehen werden, jetzt in den meisten unserer Kolonien, subsidiär auch in Ostafrika, eingeführt, sie besteht in fast allen französischen Kolonien und hat sich dort bewährt, sie wurde von den Buren an die Stelle der Hüttensteuer gesetzt und von den Engländern übernommen, die sie neuerdings zu bevorzugen scheinen und auch in Uganda statt der Hüttensteuer einführten.

Für Deutsch-Ostafrika wurde im Einvernehmen mit dem Kolonialrat die Hüttensteuer eingeführt. Der Gouverneur v. Liebert erliess unter dem 1. November 1897 eine Verordnung, welche die Häuser und Hütten einheimischer Bauart in städtischen Orten mit 6—12 Rupien, in ländlichen Ortschaften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit drei Rupien besteuerte. Höhere Sätze wurden für Steinhäuser nach Europäer-, Inder- oder Araberart festgesetzt.

Diese Verordnung wurde später durch eine Verordnung über denselben Gegenstand vom 22. März 1905 nebst Ausführungsbestimmungen vom gleichen Tage ersetzt. Die Steuersätze blieben indes dieselben. Als Steuerpflichtiger ist der jeweilige Haus- und Hüttenbesitzer anzusehen. Die Steuer wird durch die örtlichen Verwaltungsbehörden festgesetzt und durch deren Organe erhoben, in den Städten Wali und farbige Steuereinnehmer, in den ländlichen Küstenbezirken Akiden, im Innern Häuptlinge, soweit sie die nötige Intelligenz besitzen. Im Binnenlande kann die Steuer als Gesamtleistung der Ortschaft verlangt werden. Auch ist dort an Stelle der Hüttensteuer eine Kopfsteuer von drei Rupien für jeden erwachsenen arbeitsfähigen Mann zulässig, die unter besonderen Verhältnissen bis auf eine Rupie herabgesetzt werden kann. Die Erhebung kann in Naturalien erfolgen, soweit deren alsbaldige Verwertung gewährleistet ist.

Bei Nichtentrichtung der Steuer ist sie zwangsweise beizutreiben, soweit hierdurch nicht eine Gefährdung der wirtschaftlichen Existenz der Steuerpflichtigen eintritt oder unverhältnismässige Kosten erwachsen.

In städtischen Ortschaften kann der Gouverneur die Erhebung von kommunalen Zuschlägen bis zu 50 Proz. gestatten.

Besondere Bestimmungen gelten für die auf privaten land- und forstwirtschaftlichen Unternehmungen von Europäern angesiedelten farbigen Arbeiter; diese sind, sofern sie mindestens sechs Monate hintereinander in demselben Betriebe gearbeitet haben, von der Steuer befreit, andernfalls zahlen sie eine monatliche Kopfsteuer von nur 12½ Heller.

Je nach dem Grade der Kultur vollzieht sich die Steuerzahlung verschieden: In den Städten und meist auch in den Küstenbezirken zahlt im allgemeinen jeder Hausbesitzer seine Steuer in Geld, im weiteren Hinterlande bezahlt der Jumbe für die ganze Ortschaft nach Massgabe der Hüttenzahl, in den Militärbezirken des weiteren Innern hat die Steuer mehr den Charakter des Tributes und hängt von vielen Zufälligkeiten ab.

Mit Recht wird auf Ausdehnung des Geldverkehrs und Zahlung der Steuer in bar überall hingewirkt.

Dass der Eingeborene seine Steuern nicht eben mit Begeisterung zahlt, wird man verstehen und begreifen, dass gegenüber den vielfachen Hinterziehungsversuchen auch dem sanftmütigsten Akiden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder Jumben zuweilen die Geduld reisst. Das Gouvernement hat sich aber stets bemüht, mit möglichster Rücksicht vorzugehen.

Graf Goetzen in seiner dem Reichstag im Januar 1906 vorgelegten Denkschrift über die Ursachen des Aufstandes in Ostafrika von 1905 bemerkt: „Die wichtigste Leistung für den Staat ist die Hüttensteuer. Sie wird naturgemäss ungern bezahlt und als lästig empfunden. Ihr Betrag, drei Rupien pro Jahr und Hütte auf dem Lande, wird in den Küstenbezirken mit Leichtigkeit aufgebracht. Von bestimmendem Einfluss auf den Aufstand ist sie allein keinesfalls gewesen. Das Volk der Küstenbezirke, in denen der Aufstand ausbrach, hat sich in den sieben Jahren ihres Bestehens an sie gewöhnt, die Leistung ist ihm verständlich; sie ist das beste Erziehungsmittel zur Arbeit und notwendig, um die Kolonie finanziell unabhängig vom Mutterlande zu machen." Graf Goetzen befürwortete sogar eine mässige Erhöhung der Hüttensteuer in Bezirken mit ausreichender Erwerbsmöglichkeit.

Ist es einerseits geboten, Härten und übermässige Belastung der Eingeborenen zu vermeiden, so würde es anderseits ein schwerer Fehler sein, bei Einziehung der Steuer Schwäche zu zeigen. Dem Eingeborenen muss vielmehr stets zum Bewusstsein gebracht werden, dass er auch Pflichten gegenüber einer Regierung hat, die ihn von der Sklaverei der Araber, von den Raubzügen mordlustiger Stämme befreite und die ihm den Frieden sichert. Gerade in der Steuerzahlung kommt die Anerkennung der Autorität der Regierung zum Ausdruck; Steuerverweigerung ohne triftigen Grund, z. B. schlechte Ernte, wird stets ein Warnungsignal sein, das auf bösen Willen als Folge von Aufwiegelung, feindlichen Einwirkungen oder auch auf Fehler in der Verwaltung hinweist. Weit entfernt, eine Gefahr zu bilden, kann die Steuer im friedlichen Machtbereich der Regierung als Sicherheitsventil der Verwaltungsmaschine wirken.

Während das Steuererträgnis sich im Jahre 1908 auf annähernd 560 000 Mk. belief, erreichte es im Jahre 1908 fast drei Millionen Mark, überstieg bereits den Betrag der Zölle und bildete die wesentlichste Grundlage der eigenen Einnahmen der Kolonie.[1]) Die höchste Einnahme erzielten Muansa mit Schirati infolge des Einflusses der Ugandabahn mit 538 650 Mk., es folgte Tabora mit 351 331 Mk., Lindi-Mikindani mit 298 709 Mk., Moschi mit 166 666 Mk., Daressalam mit 159 932 Mk., Morogoro (früher Kilossa) mit 123 717 Mk. usw. Die Residenturen (Bukoba, Ruanda, Usumbura) ergaben zusammen

[1]) Im Rechnungsjahre 1909 ergab die Hüttensteuer über 3 100 000 Mk., die Gewerbesteuer fast $^1/_2$ Million, die Erbschaftssteuer 35 000 Mk. Die Zölle ergaben 3 362 000 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

113 249 Mk., die Militärstationen (Iringa, Kilimatinde, Mahenge) 174 496 Mark. Die Besteuerung ist dort noch sehr steigerungsfähig.

Von Jahr zu Jahr fortschreitend, verschafft sich das Bargeld grösseren Einfluss in den noch wenig erschlossenen Bezirken, so dass Steuerleistungen durch Naturalien und Arbeit stetig zurückgehen, Stoffe, Perlen und andere Tauschartikel als Lohnzahlungsmittel verschwinden und Geldsurrogate, wie Muscheln u. a., kaum mehr angetroffen werden. Im Bezirk Iringa konnte daher die Steuer ganz, in Mahenge zum weitaus grössten Teil in bar entrichtet werden.

Was die Verwendung der Einnahmen aus den Eingeborenen-Steuern betrifft, so waren im Jahre 1901 für eine Reihe von Bezirken Kommunalverbände mit vermögensrechtlicher Persönlichkeit gebildet worden, denen 50 Proz. der daselbst erhobenen Haus- und Hüttensteuer und 30 Proz. der Gewerbesteuer überwiesen wurden. Es lag hier u. a. der gesunde Gedanke zugrunde, dass diese hauptsächlich von den Eingeborenen aufgebrachten Steuern auch in einer für sie erkennbaren Weise wieder zu ihrem Besten verwendet würden. Bezirke, die solche Kommunalanteile erhielten, waren zuletzt Bagamoyo, Daressalam, Kilwa, Langenburg, Lindi, Morogoro, Moschi, Muansa, Pangani, Rufidji, Ssongea, Tabora, Tanga, Wilhelmstal. Die Einrichtung erwies sich indes nicht zweckmässig, weil einzelne sehr dicht besiedelte Bezirke für die einkommenden hohen Beträge keine Verwendung hatten, während andere Bezirke Mangel litten. Es wurden daher unter Aufhebung der Kommunalverbände — nur die von Daressalam und Tanga blieben in beschränktem Umfange bestehen — die gesamten Einnahmen aus den Steuern wiederum dem Gouvernement überwiesen, welches die Wirtschaftspläne der Bezirke festsetzt; die Wirtschaftspläne werden jedoch von den Bezirksräten, in denen auch die farbige Bevölkerung vertreten ist, entworfen, wobei es ihnen freisteht, bis 25 Proz. der Bezirkseinkünfte für ihren Etat zu verwenden.

Kamerun.

Für den Verwaltungsbezirk Duala wurde unter dem 16. Mai 1903 vom Gouverneur v. Puttkamer eine Verordnung erlassen, wonach arbeitsfähige männliche und unverheiratete weibliche Eingeborene einer Kopfsteuer von 3 Mk. jährlich unterworfen wurden. Für jede zweite Frau hatte der Mann 2 Mk. mehr zu zahlen. Das Ergebnis war wenig befriedigend. Dagegen erzielte eine im Bezirk Johann-Albrechtshöhe 1905 durchgeführte Hüttensteuer, dank der Geschicklichkeit des Bezirkschefs, einen bemerkenswerten Erfolg. Seit dem 1. April 1908 gilt für beide Bezirke die Verordnung

vom 15. April 1907. Danach ist seitens der Eingeborenen eine Wohnungssteuer von 6 Mk. für die Behausung (mit gewissen Ausnahmen) zu zahlen. Die Häuptlinge geben die Zahl ihrer Steuerpflichtigen schriftlich oder mündlich an und erhalten Steuermarken als Quittung für die Pflichtigen. Für jede nicht zurückgelieferte Marke hat der Häuptling den Steuerbetrag zu entrichten und erhält, falls die gesamte Steuer pünktlich eingeht, 10 Proz., sonst nur 5 Proz. vom Ertrag. Naturalleistung ist nicht gestattet. Rückständige Steuer wird durch Abarbeitung bei den öffentlichen Arbeiten — nicht über 24 Tage im Steuerjahr — beigetrieben.

Diese Verordnung sollte ursprünglich auch für andere Verwaltungsbezirke der Kolonie eingeführt werden, wurde jedoch vom Gouverneur Dr. Seitz auf Duala und Johann-Albrechtshöhe beschränkt, da sich bei eingehender Prüfung herausstellte, dass die allgemeine Einführung dieser Wohnungssteuer[2]) nicht tunlich ist. Vielmehr wurde in den übrigen Bezirken der Kolonie, mit Ausnahme von Kusseri und des noch nicht steuerreifen Bezirkes Lomie, durch Verordnung vom 20. Oktober 1908, mit Wirkung vom 1. April desselben Jahres, eine Kopfsteuer eingeführt.

Danach ist innerhalb des friedlichen Machtbereichs der Verwaltung jeder männliche erwachsene und arbeitsfähige Eingeborene verpflichtet, nach seiner Wahl entweder eine Steuer in Geld zu leisten oder an Stelle dieser Geldabgabe zu öffentlichen Zwecken Steuerarbeiten bis zur Dauer von höchstens 30 Arbeitstagen im Jahre zu verrichten. Wählt der Pflichtige die Leistung in Geld, so bemisst sich ihr Betrag nach der Höhe des der Steuerarbeit entsprechenden ortsüblichen Tagelohnes und der Anzahl der Arbeitstage. Beides wird für die verschiedenen Bezirke vom Gouverneur festgesetzt und öffentlich bekannt gemacht. Für Viktoria, Buëa, Kribi, Edea, Jaunde, Ebolowa und Dschong wurden 30 Arbeitstage oder 6 Mk. in Geld, für Rio del Rey, Ossidinje, Jabassi, Kampo, Dume und Bamenda 20 Arbeitstage oder 4 Mk. in Geld bestimmt.

Als Steuerarbeiten kommen in Betracht solche, die im öffentlichen Interesse liegen, als Wegebau, Errichtung von Rast- und Unterkunftshäusern, Markthallen, Stationsbefestigungen, sanitäre Verbesserungen und sonstige produktive Arbeiten. Das blosse Reinigen der Wege im Bezirke der eigenen Ortschaft gilt nicht als Steuerarbeit, muss vielmehr ausserdem besorgt werden, also auch neben der Geld-

[2]) Tatsächlich wird sie übrigens meist in der Form der Kopfsteuer erhoben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steuer. Sonst hat, wer Geldsteuer zahlt, Zwangsarbeiten nicht mehr zu leisten.

Dieses Besteuerungssystem, wie es in Togo schon 1907 eingeführt wurde, scheint uns vorbildlich zu sein, da es wie kein anderes gestattet, die Steuerkraft der verschiedenen Bezirke zu berücksichtigen, und da es bei steigenden Lohnsätzen die Steuererträgnisse gleichsam automatisch erhöht.

Der Ertrag der direkten Eingeborenen- und Wohnungssteuer war nach Abzug der Erhebungskosten, insbesondere der an die Häuptlinge zu zahlenden Vergütungen, für 1909 auf 300 000 Mk. veranschlagt, 200 000 Mk. mehr als im Vorjahre. Er war unter Einrechnung der Erhebungskosten für 1909 nach den einzelnen Bezirken auf folgende Beträge geschätzt:

Duala (52 420 Einw.)	40 000 Mk.
Viktoria und Rio del Rey (rund 39 000 Einw.)	30 000 „
Johann-Albrechtshöhe (rund 60 000 Einw.)	30 000 „
Edea (? Einw.)	20 000 „
Kribi (34 042 Einw.)	20 000 „
Ebolowa (180 000 Einw.)	10 000 „
Jabassi (180 000 Einw.)	10 000 „
Ossidinje (23 540 Einw.)	20 000 „
Jaunde (56 982 Männer)	150 000 „
	330 000 Mk.

Die Eingänge haben diese Schätzungen weit übertroffen.

Neben dieser Eingeborenen- und Wohnungssteuer finden wir in Kamerun noch eine weitere Art der direkten Besteuerung. Im Tsadsee-Gebiet nämlich waren die Eingeborenen seit langen Jahren daran gewöhnt, ihren Oberen regelmässige Steuern zu zahlen. Es werden deshalb hier Tribute erhoben, welche für 1908 auf 37 000 Mk., für 1909 auf 60 000 Mk. veranschlagt waren.

Der Geldverkehr ist auch im weiteren Innern schon sehr verbreitet. Die Verordnung vom 17. April 1907, betreffend die Barlöhnung Farbiger, die Eröffnung der im Bau begriffenen Eisenbahnstrecken und der fortschreitende Wegebau werden zweifellos eine beträchtliche Steigerung der Steuereingänge im Gefolge haben und bewirken, dass diese, wie in Ostafrika, immer mehr zur finanziellen Selbständigkeit dieses wertvollen Schutzgebietes beitragen.

Allerdings erfordert die Ausdehnung der Steuererhebung gerade in Kamerun eine nicht unbedeutende Vermehrung des teueren weissen Beamtenpersonals, da die Einge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

borenen zu ihren Häuptlingen in Geldsachen wenig Vertrauen hegen und nur an den Weissen zahlen wollen.

Togo.

In Togo wurde die Bevölkerung von jeher zu Wege- und Stationsarbeiten herangezogen. Die Einführung einer allgemeinen Steuer, die Anfang 1900 von der Budgetkommission des Reichstages angeregt wurde, erschien jedoch wegen der geringen Breitenausdehnung des Gebietes und der daraus entspringenden Besorgnis der Abwanderung nach den Nachbargebieten nicht unbedenklich. Diese Bedenken mussten schwinden, nachdem auch im französischen Nachbargebiet eine Besteuerung der Eingeborenen eingeführt war. Die Regelung erfolgte mit Wirkung vom 1. April 1908 durch eine Verordnung des Gouverneurs Grafen Zech vom 20. September 1907, deren wesentliche Bestimmungen folgende sind:

Die Steuerleistungen bestehen in Steuerarbeiten, Lieferung von Erzeugnissen und Geldabgaben. Das Reinigen der Wege ist Sache der anliegenden Gemeinden und gilt nicht als Steuerleistung. Zu den Steuerarbeiten dürfen in der Regel nur erwachsene männliche Eingeborene, welche völlig arbeitsfähig sind, herangezogen werden. Während der Hauptfarmzeit sind Steuerarbeiten auf das unbedingt notwendige Mass zu beschränken.

Die Zahl der Arbeitstage darf, von Notfällen abgesehen, 12 im Jahre nicht übersteigen.

Jeder Eingeborene ist berechtigt, die Steuerarbeit durch eine Geldabgabe abzulösen. Die Höhe derselben ist nach den örtlichen Arbeitslöhnen zu berechnen.

Ueber die Steuerleistungen sind Listen zu führen, worin auch die gelieferten Erzeugnisse nach einem von der Verwaltungsbehörde zu bestimmenden Wertverhältnis anzurechnen sind.

Es ist hiernach in Togo Steuerarbeit, ablösbar durch Geldzahlung oder Naturalienlieferung, eingeführt. Bei dieser Regelung ist darauf Rücksicht genommen, dass in den nördlichen Teilen des Schutzgebietes, in denen die Eingeborenen noch ohne erheblichen Geldverdienst sind, die Einführung einer Geldsteuer zurzeit noch nicht möglich ist. Die Verordnung selbst aber nimmt bereits die Einführung der prinzipalen Geldsteuer in den dazu geeigneten Gebieten in Aussicht, indem sie bestimmt: Die Einwohner der Orte Lome und Anecho sowie etwa später vom Gouvernement zu bestimmender Ortschaften sollen an Stelle von Steuerarbeiten und Lieferungen zu Geldabgaben nach näherer Bestimmung des Gouvernements herangezogen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für die Küstenplätze Lome und Anecho geschah dies bereits durch eine Verordnung vom 15. März 1909, und zwar in der Form einer progressiven Einkommensteuer. Der Versuch, eine derartige Steuer von Eingeborenen einer Tropenkolonie zu erheben, ist u. W. nur einmal in Madagaskar (1900) gemacht, aber als undurchführbar wieder aufgegeben worden. In Togo erwiesen sich die Steuersätze der betreffenden Verordnung als zu hoch, der Gouverneur sah sich genötigt, sie herabzusetzen und eine neue Verordnung auszuarbeiten, die am 27. Mai 1910 erlassen wurde. Die wesentlichen Bestimmungen dieser Verordnung sind folgende:

Jeder arbeitsfähige erwachsene männliche Eingeborene des Bezirks Lome-Stadt und der Ortschaft Anecho zahlt eine jährliche Steuer in Geld, die sich nach der Höhe seines Einkommens richtet. Kann die Steuer in Geld nicht beigetrieben werden, so tritt an ihre Stelle Steuerarbeit nach Massgabe der Verordnung vom 20. September 1907. Die Pflichtigen werden in Klassen eingeteilt, und es zahlen jährlich:

Klasse 1	(bis 400 Mk. Eink.)	6 Mk.
„ 2	(400—800 Mk.) . .	10 „
„ 3	(800—1200 Mk.) . .	2 Proz.
„ 4	(1200—2000 Mk.) .	2½ „
„ 5	(2000—5000 Mk.) .	3 „
„ 6	(5000—10 000 Mk.) .	4 „
„ 7	(über 10 000 Mk.) .	5 „

vom Einkommen.

Der Ertrag der Steuer in Lome und Anecho ist für 1910 auf 18 000 Mark, die Geldablösung in den übrigen Bezirken auf 210 000 Mk. veranschlagt. Tatsächlich ergab bereits im verflossenen Rechnungsjahr (1909) die Steuer in Lome und Anecho 89 000 Mk., die Geldablösung in den übrigen Bezirken 388 000 Mk. (1908: 89 000 Mk.). Diese Beträge sind gegenüber den gesamten eigenen Einnahmen des ordentlichen Etats noch gering, werden aber bald wachsen und einen Ersatz bilden für die Zolleinnahmen aus der Spirituoseneinfuhr, auf deren Einschränkung durch steigende Zollsätze die Verwaltung seit langem bedacht ist.

Neu-Guinea und Inselgebiet.

Es ist hier zu unterscheiden zwischen A. dem alten Schutzgebiet von Neu-Guinea und B. dem Inselgebiet.

A. Für das alte Schutzgebiet ist massgebend die Verordnung des Gouverneurs Dr. Hahl vom 18. März 1907, welche am 1. April desselben Jahres in Kraft trat und hinsichtlich der Steuersätze mit Wirkung vom 1. April 1910 einige Aenderungen erfuhr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Danach hat jeder erwachsene männliche arbeitsfähige Eingeborene eine Jahressteuer von 5, 7 oder 10 Mk. zu entrichten, sofern die Gemeinde (die Landschaft), in der er zur Zeit der Steuererhebung wohnt oder sich aufhält, als steuerpflichtig erklärt wird. Die Erhebung erfolgt durch die bestellten Gemeindevorsteher (Häuptlinge); ihnen dafür eine Entschädigung zu gewähren, war anfangs nicht beabsichtigt, doch wurde es nach erneuter Erwägung für zweckmässig erachtet, eine solche bis zu 10 Proz. zu bewilligen.

Für die Zahlung haftet das Vermögen der Pflichtigen, soweit es nicht zur Lebenshaltung erforderlich ist. Sofern säumige Zahler bei öffentlichen Arbeiten Beschäftigung finden, ist die Höhe des auf die Steuer zu verrechnenden Tagelohnes durch die örtliche Verwaltungsbehörde zu bestimmen. Steuerfrei sind Eingeborene, die 10 Monate im Jahre bei einem Nichteingeborenen oder einem Gewerbesteuer zahlenden Eingeborenen beschäftigt sind. Fronarbeit findet nur noch als Mittel zur Beitreibung der Steuer statt, doch bezieht sich dies nicht auf die Pflicht zur Unterhaltung öffentlicher Wege. Eine Zwangsarbeit in Privatbetrieben als Steuerleistung einzuführen, war angeregt worden, doch wurde davon abgesehen, da ein früherer Versuch in Ostafrika zu ungünstigen Erfahrungen und zur Aufgabe dieser Massnahme geführt hatte.

An Steuern kamen im Rechnungsjahre 1908 72 600 Mk. ein, im Rechnungsjahre 1909 86 000 Mk.; der Voranschlag für 1910 betrug 86 600 Mk.

B. Nicht leicht war die Einführung einer einheitlichen Steuerorganisation in dem verschieden gestalteten Inselgebiet. Hier war durch Verordnungen von 1888, 1890 und 1898 den Bewohnern der Marshallinseln die Aufbringung bestimmter Mengen Kopra (jährlich 360 000 Pfund) auferlegt worden, wovon die Häuptlinge den dritten Teil des Wertes (das Pfund zu 4 Pfg.) erhielten. Unter den später erworbenen Inselgruppen erschienen zunächst besteuerungsreif die Marianen, von deren Bewohnern, den einst von den Spaniern dezimierten Chamorros, ein Widerstand nicht zu erwarten war. Eine Verordnung des Bezirkshauptmanns Fritz von 1900 führte eine Kopfsteuer für die männliche Bevölkerung (vom 15. bis 50. Lebensjahre) ein. Seine Massnahmen bewährten sich und dienten zum Teil als Vorbild für die Regelung auf den übrigen Inselgruppen. In den Westkarolinen war ernsterer Widerstand nur von den allen Neuerungen abgeneigten Bewohnern der Palaus zu befürchten; ein vom Bezirksamtmann in Yap Ende 1903 eingereichter Steuerverordnungsentwurf wurde zurückgestellt. Besonders schwierig lagen die Verhältnisse in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Ostkarolinen, wo auf Ponape die Spanier seit der Besetzung der Insel im Jahre 1887 in wiederholten Aufständen grosse Verluste gehabt hatten, ohne eine völlige Unterwerfung zu erreichen. Es gelang indes der deutschen Verwaltung, im Jahre 1908/09, anlässlich von inneren Unruhen, unter dem Eindruck des rechtzeitigen Eintreffens S. M. S. „Condor" und einer Polizeitruppe und durch den Bau eines Weges durch die Insel grössere Einwirkung zu gewinnen. Die Unruhen, welche durch die von der Verwaltung erstrebte Aufhebung der Lehnsverhältnisse veranlasst waren, fanden durch freiwillige Annahme der Vorschläge des Bezirksamtes ihre Erledigung. Die Lehnsgüter wurden freies Eigentum, wogegen sich die Inhaber verpflichteten, jährlich 15 Tage für das Bezirksamt zu arbeiten, das die Hälfte des Ertrages zur allmählichen Ablösung der Lehnshoheit verwendet. Damit war für Ponape die Grundlage für eine Besteuerung geschaffen.

Es erfolgte nunmehr im Juni 1910 der Erlass einer Verordnung, betr. die Besteuerung der Eingeborenen des Inselgebiets der Karolinen, Palau, Marianen und Marshallinseln. Danach sind steuerpflichtig erwachsene männliche Eingeborene. Ausgenommen sind Arbeitsunfähige und Unvermögende nach Bestimmung der Verwaltungsbehörde, Väter von mehr als vier Kindern und gegen Gebühr angeworbene Vertragsarbeiter, ferner Angehörige der Polizeitruppe. Ob und inwieweit auch Frauen, die im Besitz von Vermögen sind, herangezogen werden sollen, bestimmt die örtliche Verwaltungsbehörde. Die Steuerpflicht besteht in der Entrichtung einer Geldabgabe (Kopfsteuer), an deren Stelle die Leistung von Steuerarbeiten oder von Naturalerzeugnissen treten kann. Die Grundlage für die Bemessung des Steuersatzes bildet die Anzahl von 15 Arbeitstagen im Jahre. Die Geldabgabe wird nach dem vom Bezirksamt festzusetzenden durchschnittlichen Tagelohn bemessen. Das würde zurzeit ergeben für die Marianen 15 Mk., für Yap und Kusaie 11,25 Mk., für Ponape etwa 7,50 Mk., für Truck und für die Palau etwa 6 Mk.

Welche der verschiedenen Steuerarten zur Erhebung kommt, bestimmt das Bezirksamt. Steuerarbeit kann stets durch die erwähnte Geldabgabe abgelöst werden.

Steuerarbeit (Bau von Wegen, Brücken, Kanälen) wird im allgemeinen nur da gefordert werden, wo deutsche Behörden sie leiten und überwachen können, also auf Yap, den Palau, Saipan, zum Teil auch auf Rota, Truck, Ponape und ev. Kusaie. Auf den übrigen Atollen und Inseln wird die Steuer in Geld oder in Naturalien (Kopra) erhoben werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Steuerertrag wird berechnet auf: für Truck 16 800 Mk., Kusaie 1159 Mk., Yap 14 940 Mk., Palau 4890 Mk., Saipan 12 000 Mk., Rota 1365 Mk., die niedrigen Karolinen 7602 Mk., die Marshallinseln 36 000 Mark, zusammen 94 756 Mk.

Davon kommen für die Häuptlinge in Abzug ein Drittel (Marshallinseln) bezw. ein Sechstel (Truck, Yap, Palau, Karolinen), so dass der Verwaltung rund 75 000 Mk. verbleiben.

Samoa.

Schon in der Generalakte der Samoa-Konferenz vom 14. Juni 1889 war (Abschnitt VI), die samoanische Regierung ermächtigt worden, eine Kopfsteuer von 1 Dollar (etwa 4 Mk.) von Samoanern und andern Südsee-Insulanern zu erheben. Die Einführung einer solchen erfolgte aber erst durch Verordnung vom 27. Januar 1901. Danach hatten alle Samoaner, mit Ausnahme der Weiber und der noch nicht zur Koprabereitung tauglichen Knaben, bis zum 20. März jeden Jahres an den Ortsvorsteher (Pulenuu) je einen Dollar Kopfsteuer zu zahlen. Wer nicht rechtzeitig zahlt, hat 2 Dollar zu entrichten, wer bis zum 31. März nicht zahlt, verfällt ausserdem einer Strafe von einer Woche Haft. Belohnungen für die Häuptlinge wurden nicht zugesichert.

In der Verordnung ist ausgesprochen, dass der Ertrag ausschliesslich zur Bezahlung der samoanischen Beamten sowie zu sonstigen Zwecken im Interesse der Samoaner, z. B. zum Wegebau, verwendet werden soll. Später wurde der Steuersatz für Familienhäupter (V. v. 22. 4. 1903) und Prediger (Bek. v. 8. 3. 1906) auf 12 Mk. erhöht und durch Bekanntmachung vom 8. März 1906 der Steuersatz für alle andern Pflichtigen verdoppelt, also auf 8 Mk. festgesetzt. Im Jahre 1908 fand eine weitere Erhöhung auf 10 Mk. statt.

Die Steuern gingen von Anfang an glatt ein. Sie erbrachten 1901 und 1902 etwa je 42 000 Mk. und stiegen stetig bis zum Betrage von 125 000 Mk. im Jahre 1909.

Schlusswort.

Wie unsere Darlegungen ergeben, ist die Besteuerung der Eingeborenen in unseren Kolonien jetzt fast überall durchgeführt. In Südwestafrika mit nur etwa 60 000 Eingeborenen kommt sie höchstens für einzelne Gemeinden als Kommunalsteuer in Betracht (z. B. Lüderitzbucht).

Im allgemeinen lässt sich sagen, dass die Besteuerung in den deutschen Kolonien niedrig ist und dass der finanzielle Gesichtspunkt nicht in den Vordergrund tritt. Ich habe in einem Aufsatz über die Eingeborenenbesteuerung in Afrika (D. Kol.-Ztg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. 18. 12. 1909) nachgewiesen, dass in den dortigen fremden Kolonien meist höhere Steuern erhoben werden, namentlich in den französischen, um von der Steuersklaverei im belgischen Kongogebiet zu schweigen. In Madagaskar bringen 2 700 000 Eingeborene über 12 Millionen Mark Steuern auf. Eine ähnlich schwere Besteuerung würde unserem Ostafrika bei 9 Millionen Einwohnern mehr als 40 Millionen Mark an Eingeborenensteuern einbringen, ein Mehrfaches der Zolleinnahme aus den südwestafrikanischen Diamanten!

Als Form der Steuer finden wir in unsern Kolonien fast überall die Kopfsteuer. Nur in Ostafrika besteht noch überwiegend die veraltete Hüttensteuer.

Frauen werden in den deutschen Kolonien im allgemeinen nicht besteuert. Gewichtige Stimmen (Wissmann, Lugard) sprachen sich für Frauenbesteuerung aus, auch besteht die Weiberbesteuerung u. a. im gesamten französischen Westafrika. Wir sind mit dem Gouverneur von Togo, Grafen Zech, gegen eine solche Besteuerung und mit Professor Cattier (Brüssel) der Meinung, dass man das harte Los der farbigen Frau nicht noch erschweren darf, und dass die Frau nur etwa dann zu besteuern ist, wenn sie ausnahmsweise besonderes Vermögen besitzen sollte (vergl. Inselgebiet von Neu-Guinea).

Schon jetzt überwiegt in unsern Kolonien die Geldsteuer. Sie ist aus finanziellen Gründen, wie auch im Interesse der Eingeborenen das erstrebenswerte Ziel. Die Steuermissbräuche im belgischen Kongo wären gemildert worden, wenn nicht die Ausdehnung des Geldverkehrs dort geflissentlich verhindert wurde. Die Ausbreitung des Geldverkehrs, wo er noch nicht besteht, ist daher mit allen Mitteln zu fördern.

Erstrebenswert scheint es uns ferner, den Geldbetrag der Steuer überall nach der Anzahl der für jedes Wirtschaftsgebiet besonders festzusetzenden Arbeitstage und dem ortsüblichen Tagelohn zu bemessen, wie dies in Togo, in Kamerun und neuerlich im Inselgebiet von Neu-Guinea geschieht. Es steigen alsdann mit der besseren Erwerbsmöglichkeit von selbst die Steuern und ihre Erträge. Die Steuer passt sich automatisch der Entwickelung an.

Insbesondere Ostafrika, das als erste unserer afrikanischen Kolonien eine Eingeborenenbesteuerung einführte, wird seine Steuerorganisation den seither gemachten praktischen Erfahrungen anpassen müssen.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner**, Berlin: Der Herr Vortragende hat mit Recht von den indirekten Steuern abgesehen. Bei ihnen schliesst sich die Besteuerung an einen bestimmten wirtschaftlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorgang an, der bei Eingeborenen nicht anders als bei Nichteingeborenen behandelt werden kann. Das letztere gilt auch für gewisse direkte Steuern, wie die Gewerbesteuer und die Steuer vom Ertrage des Grundeigentums und des Kapitals. Für eine besondere Eingeborenenpolitik bleibt nur die Hüttensteuer und die Kopfsteuer übrig.

Steuern werden zur Beschaffung eines gewissen Finanzbedarfs erhoben. Die Steuer aber greift, insofern sie das Vermögen oder Einkommen des Steuerpflichtigen mindert, in die Privatwirtschaft des einzelnen ein und übt somit eine wirtschaftliche Bedeutung aus. Diese gestaltet sich in den Schutzgebieten bei Hütten- und Kopfsteuer als Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit.

In erster Linie trifft dies zu in bezug auf die subjektive Steuerpflicht. Der Hütteneigentümer (Ostafrika, Kamerun), der Haushaltungsvorstand (Kamerun), jeder erwachsene arbeitsfähige Mann (Ostafrika, Kamerun, Neu-Guinea, Togo — unterste Stufe) soll Steuer entrichten. Daraus folgt: erstens, wer keine Arbeit leisten kann — Kinder, Greise, Invaliden, auch Weiber — sind nicht steuerpflichtig; befreit von der Steuer mögen anderseits diejenigen werden, bei denen die mit der Besteuerung bezweckte Heranziehung zur Arbeit auf andere gleichwertige Weise erreicht wird. Deshalb bleiben in Neu-Guinea und Ostafrika diejenigen Eingeborenen kopfsteuerfrei, die zehn Monate bei einem Nichteingeborenen oder einem Gewerbesteuer zahlenden Eingeborenen in Arbeit gestanden bzw. sechs Monate hintereinander in einem Betriebe gearbeitet haben; in Ostafrika sind die dem Unternehmer gehörigen Hütten frei, sofern sie lediglich zur Wohnung für farbige Arbeiter, Diener, Handwerker dienen; farbige Lehrer sollten von Hütten- und Kopfsteuer frei sein. Die Regierungs- und Missionsschüler sollten, wie für Kamerun vorgeschrieben, nicht steuerpflichtig sein. Das gleiche gilt für die Soldaten der Schutztruppe und der Polizeitruppe.

Die Steuer wird in Geld entrichtet. Daneben kommen Naturalleistungen und Naturaldienste in Betracht. Ob Naturalleistungen anstatt Geld geleistet werden dürfen, wird davon abhängen, ob und inwieweit für die Verwaltung die Leistungen verwertbar sind. In Ostafrika scheint von Annahme der Naturalleistungen weitgehender Gebrauch gemacht zu werden.

Naturaldienste bilden das unmittelbarste Mittel zur Erziehung zur Arbeit. Soweit die Möglichkeit der Heranziehung zu öffentlichen Arbeiten vorliegt, verdient diese Art der Besteuerung den Vorzug vor der Geldbesteuerung. Zu billigen ist daher, dass Kamerun primär Arbeitsleistung und erst sekundär Geldleistung verlangt, dass dort ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestimmter Geldbetrag für die Kopfsteuer überhaupt nicht festgesetzt ist, sondern der Steuerbetrag durch Multiplikation der Höchstzahl der Arbeitsleistungstage mit dem ortsüblichen Tagelohn gefunden wird.

Naturaldienste kommen übrigens, wie in der Heimat, auch neben der Steuer, nicht bloss an deren Stelle, vor, indem z. B. das Reinigen der Wege ausserhalb der Steuer gefordert wird.

Im allgemeinen stehen die Steuersätze ein für allemal fest. Wenn für die Kopfsteuer in Neu-Guinea eine Abstufung von 5, 7 und 10 Mk. festgesetzt ist, so ist nicht ohne weiteres zu ersehen, welche Verschiedenheiten getroffen werden sollen. Es erscheint aber billig und gerecht, wenn für Eingeborene, die sich den Luxus einer zweiten oder dritten Frau oder gar noch mehrerer leisten, sowohl bei der Hüttensteuer, als auch bei der Kopfsteuer ein Zuschlag für jede weitere als die erste Frau erhoben wird. Wird mit der Zunahme jeder weiteren Frau die Arbeits- und Leistungsfähigkeit des Eingeborenen gesteigert, so ist es nur recht, seine Steuer zu erhöhen. Geschieht dies nicht, so wird der monogamisch lebende Eingeborene gegenüber dem Polygamisten benachteiligt. Der Zuschlag zur Steuer wird sich als ein nicht unwirksames Mittel zur Verhinderung der Polygamie erweisen.

Von höchster Wichtigkeit für die Steuerpolitik in bezug auf die Eingeborenen ist die Art der Veranlagung, Erhebung und Beitreibung. Dies alles in die Hand der Wali, Jumben und Häuptlinge zu legen, empfiehlt sich vom Standpunkt der Billigkeit des Verfahrens, einem für jede Besteuerung hochbedeutsamen Moment. Auch dient dies, was nicht zu unterschätzen ist, zur Aufrechterhaltung der Stammeszusammengehörigkeit. Ein solches Verfahren darf aber nur angewendet werden, wenn fortdauernde Ueberwachung durch die örtliche Verwaltungsbehörde stattfindet; denn es besteht die dauernde Gefahr nicht nur der Unterschlagungen der Steuern durch die Beitreibenden, sondern auch der Anwendung von Willkür und Bedrückung der Einzelnen. Uebrigens bedarf es auch da, wo die Beitreibung durch farbige Soldaten stattfindet, der schärfsten Beaufsichtigung. Die Steuerbeitreibung muss human gehandhabt werden.

Die Entrichtung der Steuer ist durch die Leistungsfähigkeit des Steuerpflichtigen bedingt. Es versteht sich von selbst, dass die Vorschriften des § 811 der Zivilprozessordnung sinngemäss für die Eingeborenen gelten. Ausdrücklich ist deshalb für Ostafrika vorgeschrieben: „Die wirtschaftliche Existenz des Eingeborenen darf bei der Beitreibung nicht vernichtet werden; nur das in den Händen des Steuerpflichtigen befindliche bare Geld darf genommen werden, Saatgut und der nötige Viehbestand darf unter keinen Umständen genommen wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den." Diese Grundsätze müssen in der Praxis aufs gewissenhafteste beachtet werden. Sonst wird der erziehliche Zweck, den unsere Steuerpolitik verfolgt, in sein Gegenteil verkehrt.

Endlich noch eins: uns, die wir im Rechtsstaat leben, mutet es seltsam an, dass zwar Steuern von den Eingeborenen gefordert werden dürfen, in den Verordnungen aber von Rechtsmitteln gegen Veranlagung und Beitreibung nirgends die Rede ist. Die Verordnung für Togo führt erst von der zweiten Klasse ab die Rechtsmittel ein, schliesst sie also gerade für die erste Klasse, deren Bedeutung der einer Kopfbesteuerung entspricht, aus. Nun ist es richtig, dass, soweit für alle Steuerpflichtigen der gleiche Steuersatz besteht, für ein auf Ermässigung gerichtetes Rechtsmittel kein Raum ist. Immerhin kann in bezug auf die Steuerpflicht die Notwendigkeit des Rechtsmittels in Frage kommen. Und das Bewusstsein, dass unter deutscher Herrschaft jeder sein Recht auf geordnetem Wege finden kann, sollte auch der Eingeborene erhalten.

Professor Dr. **Fleischmann,** Halle a. S., vermisst eine Erwähnung der Erbschaftssteuer, die in Ostafrika eingeführt ist, und bittet um Auskunft über ihren Ertrag.

Professor D. **Haussleiter,** Halle a. S.: Bei einer Durchquerung Ostafrikas bis zum Nyassasee wurde ich von missionarischer Seite darauf aufmerksam gemacht, dass die Hüttensteuer von reichen Polygamisten dadurch umgangen wird, dass sie grosse Häuser mit verschiedenen Gemächern errichten, anstatt wie bisher jede Frau in ihrer eigenen Hütte wohnen zu lassen. Auch die Herdsteuer, die bei den ausgedehnten Tembebauten in Ubena angewendet wird, hat dazu geführt, dass die Zahl der Feuerstellen auf das geringste Mass beschränkt wurde, was die Ansammlung einer unverhältnismässig grossen Menschenmenge in einem kleinen Raum zur Folge hat. Solchen bedauerlichen Erscheinungen kann nur durch die Kopfsteuer entgegengetreten werden. Dabei müssten die Frauen der in Einehe lebenden Männer steuerfrei bleiben, während die Polygamisten für ihre zweiten und dritten Frauen herangezogen werden könnten.

Bei den Stämmen, die, wie z. B. die Wanika, weitab vom Verkehr liegen, ist darüber zu wachen, dass sie nicht durch die Steuer der Verarmung zugeführt werden. Da ausserordentlich wenig Geld im Lande ist, müssen sie ihr Vieh oder ihre Feldfrüchte viel zu niedrig verkaufen, um die Steuer bar zu bezahlen. Wäre es nicht billig, das Steuersoll in einer bestimmten Anzahl von Arbeitstagen festzusetzen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die dann nach der Höhe des üblichen Tagelohnes abgelöst werden könnten? Dadurch würde die geldliche Verschiedenheit der Bezirke einigermassen ausgeglichen. Die Kosten für das Schulwesen sollten — so lange noch keine kommunale Steuer besteht —, als Prämie aus der Staatssteuer an die schulwilligen Distrikte zurückfliessen. Die Steuererhebung ist unter allen friedlichen Machtmitteln das wirkungsvollste. Dass bei ihrer Festsetzung von erziehlichen Gesichtspunkten ausgegangen wird, ist ein Ehrentitel für unsere koloniale Verwaltung.

In Niederländisch-Indien ist eine kommunale Salz- und Schlachtsteuer eingeführt, die den Reichen viel stärker trifft als den Armen. Anstatt nun die Erhebungskosten der Kopfsteuer in Geld zu vergüten, könnte man den Dorfjumben oder Häuptling an jener indirekten Steuer prozentual beteiligen. Das würde die Entwickelung des Gemeindeempfindens fördern und zugleich die richtige Einziehung der Staatssteuer verbürgen, weil der Erheber für seine persönlichen Bezüge ganz auf ein dauernd gutes Verhältnis zur Obrigkeit angewiesen ist. Allerdings müssten dann europäische Beamte jährlich die Steuerbezirke bereisen, um gelegentlich ordnend einzugreifen.

Kurd v. Strantz, Berlin: Bereits 1890 erhielten der später ermordete Gesandte v. Ketteler und ich den Auftrag in der damaligen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, eine Denkschrift über die Eingeborenenbesteuerung zu verfassen, die sich für sofortige Einführung der „hut tax" nach dem britischen Muster Südafrikas, aussprach. Es hat mehr als ein Jahrzehnt gedauert, ehe man zaghaft zur Kopf- und Hüttensteuer in unseren Kolonien kam. Liebert setzte sie etwas früher, wenigstens in Ostafrika, durch. Leider ist unser Steuersatz der niedrigste von allen Europäerkolonien, nachdem uns Millionen zur Erschliessung der Kolonien durch die verspätete Eingeborenenbesteuerung entgangen sind. Es ist falsch, die Steuer hauptsächlich erziehlich wirken zu lassen. Sie soll auch Erträge bringen, um dem schützenden Staat den Ersatz seiner Unkosten zu sichern. Wir brauchen keine Steuerbedrückung nach dem kongolesischen Beispiele herbeizuführen, müssen uns aber von allzu grosser Schonung der Eingeborenen fernhalten und ihre Arbeitskraft auch steuerlich ausnutzen. Dem Deutschen liegt die Humanitätsduselei auch kolonial noch zu sehr in den Gliedern. England hat den richtigen Mittelweg eingeschlagen, den wir tunlichst befolgen sollen. Die Absicht des Samoanischen Gouvernements, den vollen Steuerertrag wieder den Eingeborenen zukommen zu lassen, ist falsch, zumal wo die Kolonien noch nicht einmal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

finanziell balancieren, da hierzu noch der maritime Reichsschutz zu rechnen ist.

Regierungsrat **Methner**, Charlottenburg: Es wird die Anwesenden interessieren, zu erfahren, dass eine Reihe von Forderungen, die in bezug auf die Ausgestaltung unserer Eingeborenenbesteuerung heute erhoben worden sind, in Deutsch-Ostafrika auf dem Wege sind, verwirklicht zu werden.

Es handelt sich hierbei um zwei Punkte: Das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika ist im Begriff, die Hüttensteuer durch die Kopfsteuer zu ersetzen. Die Kopfsteuer ist nicht nur gerechter, sondern wird auch voraussichtlich einen höheren Ertrag geben.

Sodann ist auch im Einverständnis mit dem Gouvernementsrat die gesetzliche Unterlage geschaffen worden, eine Besteuerung nicht der Frauen überhaupt, aber der zweiten und jeder weiteren Frau eintreten zu lassen. Diese Massregel wird allerdings weder finanziell noch in ihrer islamgegnerischen Wirkung überschätzt werden dürfen, aber dieser Versuch musste gemacht werden.

Eine Erhöhung der Steuer wird erst nach Durchführung der Kopfsteuer möglich sein, dann aber auch eintreten können und dem Schutzgebiet steigende Erträge zuführen.

Missionsdirektor **A. W. Schreiber**, Bremen: In Togo hat man die älteren Missionsschüler besteuert, falls sie nicht eine genügende Kenntnis der deutschen Sprache nachweisen können. Völlige Steuerfreiheit der älteren Schüler würde faule Elemente in die Missionsschulen treiben. In Uebereinstimmung mit Geh. Rat Berner und im Gegensatz zu Herrn von Strantz ist unbedingt daran festzuhalten, dass angesichts der vielfach noch primitiven Verhältnisse in unseren Kolonien zurzeit der leitende Gesichtspunkt nicht der pekuniäre, sondern der erziehliche sein muss. Eine stärkere Handhabung der Steuerschraube wäre gewiss in manchen Gegenden schon möglich und bietet für eifrige Beamte eine Versuchung. Zu hohe Steuern aber werden leicht keinen Gewinn, sondern schweren Schaden bringen, da sie Zündstoff zu Aufständen bieten.

Wirkl. Geh. Legationsrat z. D. **v. König**, Berlin: Zu der Frage des Professors Fleischmann bemerke ich, dass die Einnahmen aus der Erbschaftssteuer nur wenig ins Gewicht fallen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Reformen im Belgischen Kongo.

Von **Christian von Bornhaupt**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Am 26. Februar dieses Jahres sind es 25 Jahre geworden, dass der Kongostaat besteht.

Trotz dieses kurzen Zeitraumes hat das Kongogebiet nun bereits drei voneinander sich wesentlich unterscheidende Perioden seiner Entwickelung durchgemacht, die man in Uebereinstimmung mit den Ausführungen des gegenwärtigen belgischen Kolonialministers, Herrn Renkin, zutreffend als die Elfenbein-, Kautschuk- und Erzperiode bezeichnen kann.

In die dritte dieser Perioden sind wir ziemlich gleichzeitig mit der Angliederung des Kongostaates an Belgien durch den Beschluss der Belgischen Repräsentanten-Kammer vom 20. August 1908, also vor mehr als zwei Jahren eingetreten.

Angesichts dieser Tatsache muss es für jeden Kolonialpolitiker, welche Stellung er auch zur Kongofrage einnehmen mag, von Interesse sein, darüber zu einem Urteil zu gelangen, wie sich denn gegenwärtig die ganze Sachlage im Kongostaat gestaltet hat, welche Aussichten sich für die Zukunft eröffnen und ob berechtigte Hoffnung dafür vorhanden ist, dass die so vielfach, auch deutscherseits — und insbesondere auf dem Deutschen Kolonialkongress vom Jahre 1902 — geäusserten Wünsche in bezug auf die Eingeborenenfrage und den freien Handel aller Nationen endlich die ihnen gebührende Berücksichtigung gefunden haben oder demnächst finden werden.

Die aufgeworfene Frage ist durchaus die alte geblieben, nur das für die Beantwortung der Frage heranzuziehende Material ist neu geworden, es hat sich seit der Angliederung des Kongogebietes an Belgien seinem Wesen nach geändert.

Die Quelle für die folgenden Darlegungen bildet hauptsächlich das sogenannte amtliche Material, wie es durch das Bulletin officiel du Congo Belge zur Veröffentlichung gelangt ist.

Dieses Material ist:

1. Das Kolonialgesetz vom 18. Oktober 1908 (loi sur le gouvernement du Congo Belge);

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. das der Session 1908/09 der Belgischen Repräsentanten-Kammer vorgelegte und angenommene Budget des belgischen Kongo für das Jahr 1910 und ganz besonders das dem Budget vorangestellte Exposé des motifs, das sogenannte Renkinsche Reformprojekt, und
3. die vor und nach der Einreichung des Budgets durch das Bulletin officiel veröffentlichten Dekrete.

Diese sämtlichen gesetzlichen Akte stehen zueinander inhaltlich in engster Beziehung, und nur durch Vergleichung aller miteinander und dem bisherigen Rechtszustande kann der richtige Massstab für das Neugeschaffene gewonnen werden.

Eine, wenn auch noch so kurze Wiedergabe des wesentlichsten Inhalts des genannten Gesetzesmaterials würde sich zweifellos empfehlen, schon, um an der Hand dieses die gezogenen Schlussfolgerungen zu prüfen.

Wegen der kurzen Zeitdauer, die für diese Vorträge angesetzt ist, muss hiervon Abstand genommen werden.

Nur auf zwei Gegenstände, für die die Bestimmungen der Charte coloniale die Grundlage bilden, möchte ich einleitend Ihre Aufmerksamkeit richten:

Sie beziehen sich auf das völkerrechtliche und finanzielle Verhältnis der Kolonie zum Mutterlande und sind in Art. 1 der Charte coloniale enthalten.

Der Art. 1 der Charte coloniale bestimmt:

dass der Belgische Kongo eine vom Mutterlande verschiedene Persönlichkeit hat, und

dass die Aktiva und Passiva Belgiens und der Kolonie getrennt bleiben.

Die Annexion des ehemaligen Kongostaates durch Belgien wird man nach Lage der Sache im Augenblick als vollendete Tatsache hinnehmen müssen; dagegen über die Frage, ob diese Angliederung sich vom völkerrechtlichen Standpunkt aus einwandsfrei vollzogen hat, verschiedener Meinung sein können.

Der ehemalige Kongostaat war und ist noch heute Träger völkerrechtlicher Verpflichtungen und daher in seiner Rechts- und Handlungsfähigkeit durch den in der Kongo-Akte zum Ausdruck gebrachten Willen der Signatarmächte und deren Interessen beschränkt.

Da der Eintritt eines neutralen Staates in ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis zu einem anderen Staat völkerrechtlich nach einer vielfach anerkannten Theorie als unzulässig gilt, weil ein neutralisierter Staat nicht ausschliesslich und dauernd den Interessen eines anderen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staates dienstbar gemacht werden kann, erscheint die Weigerung der Vereinigten Staaten und Englands, die vollzogene Angliederung anzuerkennen, an sich begründet. Letzteres um so mehr, als auch Belgien ein neutralisierter Staat ist und als Signatarmacht der Kongo-Akte gemäss Art. 34 derselben die Verpflichtung eingegangen ist,

> für den Fall, dass es in Zukunft von einem Gebiete an der Küste des afrikanischen Festlandes Besitz ergreifen oder dort eine Schutzherrschaft übernehmen sollte — den betreffenden Akt mit einer an die übrigen Signatarmächte der Kongo-Akte gerichteten Anzeige zu begleiten, „um dieselben in den Stand zu setzen, gegebenenfalls ihre Reklamationen geltend zu machen."

Nach Lage der Sache erscheint von grösserer praktischer Bedeutung, als der erste Absatz des Art. 1 der Charte coloniale, der dritte, der die Trennung der Aktiva und Passiva Belgiens und der Kolonie anordnet.

An sich wird man den ausgesprochenen Grundsatz als einen durchaus unbedenklichen bezeichnen können, denn er steht tatsächlich in voller Uebereinstimmung mit den gesetzlichen Regelungen, die auch die übrigen Kolonialstaaten in neuerer Zeit in bezug auf das finanzielle Verhältnis zu ihren Kolonien getroffen haben. Diese Bestimmung berechtigt indessen zur Aufwerfung einer anderen, weit tiefer greifenden Frage, nämlich der, ob denn die Kongo-Kolonie durch die Annektierung auch eine Art Recht oder doch eine einigermassen gesicherte Aussicht auf finanzielle Unterstützung seitens des Mutterlandes erworben hat.

Die kurze Formulierung des finanziellen Verhältnisses des Mutterlandes zur Kolonie in der Charte bleibt die Antwort hierauf schuldig, und um hierüber zur Klarheit durchzudringen, muss auf die grosse Programmrede zurückgegriffen werden, die der damalige Justizminister und gegenwärtige Kolonialminister Renkin am 25. April 1908 in der Belgischen Repräsentanten-Kammer gehalten hat. In dieser Rede hat Herr Renkin sich wörtlich, wie folgt, vernehmen lassen.

> „Man darf übrigens nicht vergessen, dass gemäss den Bestimmungen des Kolonialgesetzes keine Vermengung der Finanzen des Mutterlandes mit denen der Kolonie eintreten darf. Die Kolonie hat selbst für sich aufzukommen, weder hat sie dem Mutterlande Zuschüsse zu gewähren, noch das Mutterland ihr."

Aus dieser offiziell vom Ministertisch erfolgten Kundgebung hat man die Schlussfolgerung gezogen, dass der Belgische Staat nicht in der Lage und nicht willens ist, in absehbarer Zeit sich für den Belgischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kongo finanziell zu engagieren oder gar in umfangreicherem Masse finanzielle Opfer zu bringen, und dass, solange dies nicht geschieht, eine tiefergreifende Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse nicht erwartet werden kann, vielmehr das alte Ausbeutungssystem bestehen bleiben und lediglich nur die Form eine Aenderung erfahren wird.

Dieser Auffassung, die zweifellos den Kernpunkt des Problems trifft, wird man nicht umhin können, sich bis zu einem gewissen Masse grundsätzlich anzuschliessen, denn die ganze bisherige Entwickelung des Kongostaates weist überzeugend darauf hin, dass bessere Zustände nur dann geschaffen werden können, wenn zum wenigsten mit dem Konzessionssystem, dem Handelsmonopol des Staates und der Zwangsarbeit — wie sie heutigen Tages noch bestehen, gebrochen wird.

Nach den öffentlichen Kundgebungen ist hierfür augenscheinlich der Belgische Staat nicht zu haben, weil hierzu Geldopfer erforderlich wären, von denen es in der Tat zweifelhaft erscheint, ob Belgien — auch wenn der gute Wille vorhanden sein sollte — sie zu bringen, finanziell kräftig genug ist.

Hierdurch ist aber die Lage der belgischen Kolonialverwaltung eine ausserordentlich schwierige, denn sie ist gezwungen, überall da, wo das finanzielle Interesse des Staates in Frage kommt, soweit es irgend möglich ist, sich die bisherigen Einnahmequellen zu erhalten, d. h. beim alten System zu verbleiben und an dessen Grundpfeilern nicht zu energisch zu rütteln.

Das erwähnte Gesetzesmaterial enthält die Massnahmen, die bisher von der belgischen Kolonialverwaltung zwecks Herbeiführung von Reformen im Kongogebiet getroffen worden sind. Welche Bedeutung dieses Reformwerk hat und zu welchen Hoffnungen es berechtigt, soll in folgendem getrennt, und zwar:

1. in bezug auf die Eingeborenenfrage und
2. in bezug auf den Privathandel

erörtert werden.

Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass vielfach von den erlassenen Bestimmungen beide Materien gleichmässig betroffen werden und dass dies besonders da der Fall ist, wo es sich um die räumliche Ausdehnung und die rechtlichen Grundlagen der Reformen handelt.

Als die in die wirtschaftlichen Zustände am tiefsten eingreifende Massnahme wird man wohl den Verzicht der Kolonialverwaltung auf die von ihr bisher ausgeübte Regie hinsichtlich der Ernte der natürlichen Früchte und die Freigabe des Pflückrechts an die Eingeborenen bezeichnen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In bezug auf die räumliche Ausdehnung dieser Reform hat man auf Grund der dem Exposé beigefügten Karte angenommen, dass lediglich die weissgelassenen, mit keiner Farbe versehenen Gebiete — es sind dies die Gebiete der Gesellschaften: Anversoise, Abir, Lomami, Grands lacs, Bussira (compagnies du Congo), American Congo und Comtoir commercial Congolais und einige andere, noch zu erwähnende, nicht beträchtlichen Umfanges — diejenigen sind, die von den Reformen zunächst nicht betroffen werden, dass hingegen in dem ganzen übrigen Teil des Kongogebietes ohne Ausnahme in den drei erwähnten Etappen die Reformen zur Geltung gelangen.

Diese Auffassung liess sich nach dem Bekanntwerden des zweiten Dekrets vom 22. März 1910 in dieser Form nicht wohl aufrecht erhalten, denn der Artikel 6 des Dekrets enthielt folgende Bestimmung:

> Das Recht zur Ernte hat nur unter der Einschränkung Gültigkeit, dass dadurch nicht die Rechte Dritter verletzt werden, insbesondere nicht derjenigen, die durch von der Regierung genehmigte und durch das Bulletin officiel veröffentlichte Akte ihren Besitzstand an Land erworben haben, oder derjenigen, die durch Kauf oder Pacht, Zession oder Konzession Domänengüter erwerben werden.

Zum Ueberflusse stellte der Rapport des Kolonialrates zu diesem Dekret auch noch das Prinzip auf,

> dass das Recht der Ernte vor allem die Bescheinigung (l'attestation) des Domanialeigentums ist, das der Kolonie zusteht.

Da ein grosser Teil der Gebietserwerbungen von Konzessionsgesellschaften, Privatpersonen und Körperschaften, in welcher der drei Zonen sie auch belegen sind, in der im Dekret angegebenen Form erfolgt ist und mit dem Erwerb des Grund und Bodens auch das Eigentum an den natürlichen Früchten vom Grundeigentümer als erworben zu gelten hat, bildete sich im Gegensatz zu der ersten Auffassung eine zweite, die dahin ging, dass in allen Gebieten der Konzessionsgesellschaften, Privaten und Körperschaften das Eigentum an den Früchten auch ferner dem Grundeigentümer zusteht und daher in diesen das Pflückrecht der Eingeborenen nicht Platz greift.

Das Pflückrecht der Eingeborenen würde hiernach nicht Platz greifen:

1. in den Gebieten der sieben erwähnten Gesellschaften, deren Gesamt-Flächenraum auf rund eine halbe Million Quadratkilometer veranschlagt wird;
2. in den fünf Forstreserven von Lodja, Dekese, Belo, Loto und Nekopo im Umfange von je 600 000 ha;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. in den Gebieten, auf denen die Regierung die Anpflanzung von Kautschuk-Plantagen beabsichtigt. Diese (Création des centres agricoles d'élevage) sind in Ganda-Lundi, in Kitobala, in der Maringa-Lapori-Zone und Bangala, ferner in den Zonen von Mongala, Manjema und Ober-Ituri in Aussicht genommen und
4. in allen Gebieten in der ganzen Kolonie, die von Konzessionsgesellschaften und Privaten vorschriftsmässig erworben worden sind.

Fasst man hiernach speziell die erste Zone (1. Juli 1910) ins Auge, so würde nach der zweiten Auffassung das durch das Dekret vom 22. März 1910 verordnete Pflückrecht der Eingeborenen ohne weiteres nur in den in dieser Zone befindlichen Domänen zur Geltung kommen und nicht in den Gebieten des Kasaitrusts von rund 360 000 Quadratkilometern und denen das Comité spécial du Katanga von rund 150 000 Quadratkilometern und der übrigen Konzessionsgesellschaften. Es würde mithin allein in der ersten Zone eine Landstrecke vom ungefähren Umfange des fünften Teils des ganzen Kongogebiets vom Pflückrecht der Eingeborenen nicht betroffen werden.

Diese Auffassung wird auch noch gegenwärtig von einer Anzahl von Konzessionsgesellschaften, insbesondere der Abirgesellschaft und der Compagnie Anversoise und namentlich von der Kasai-Gesellschaft vertreten. Augenscheinlich teilt ihn aber die Kolonialverwaltung nicht, vielmehr geht ihr Bestreben dahin, möglichst in allen Gebieten der Konzessionsgesellschaften das Pflückrecht der Eingeborenen zur Geltung zu bringen und sie auf diese Weise dem Privathandel zu öffnen.

Im Gebiet des Comité spécial du Katanga ist im Augenblick die Sachlage die, dass das Comité Privathändlern die Möglichkeit geschaffen hat, Ländereien kauf- oder pachtweise zu erwerben, um auf diesen Handelsbetriebe und Faktoreien zu errichten.

Das Comité hat in der Anlage zu Nr. 8 des Bulletin officiel vom 6. Mai 1910 für ein geographisch genau abgegrenztes Gebiet westlich vom Tanganjika-See Verkaufs- und Pachtbedingungen nebst Tarifen veröffentlicht. Anderseits hat das Comité der durch Dekret vom 3. März 1910 gegründeten Société foncière agricole et pastorale eine Bodenfläche von 75 000 ha überwiesen, die dieses Gebiet in Bloks von je 2000 ha für landwirtschaftliche Zwecke verwerten wird, und endlich hat es neueren Zeitungsnachrichten zufolge ein Gebiet von vier Millionen Hektar der Compagnie du Lomami zwecks Ausbeutung des Kautschuks gegen Entrichtung bestimmter Abgaben für einen bestimmten Zeitraum verpachtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In bezug auf die räumliche Ausdehnung dieser Reform hat man auf Grund der dem Exposé beigefügten Karte angenommen, dass lediglich die weissgelassenen, mit keiner Farbe versehenen Gebiete — es sind dies die Gebiete der Gesellschaften: Anversoise, Abir, Lomami, Grands lacs, Bussira (compagnies du Congo), American Congo und Comtoir commercial Congolais und einige andere, noch zu erwähnende, nicht beträchtlichen Umfanges — diejenigen sind, die von den Reformen zunächst nicht betroffen werden, dass hingegen in dem ganzen übrigen Teil des Kongogebietes ohne Ausnahme in den drei erwähnten Etappen die Reformen zur Geltung gelangen.

Diese Auffassung liess sich nach dem Bekanntwerden des zweiten Dekrets vom 22. März 1910 in dieser Form nicht wohl aufrecht erhalten, denn der Artikel 6 des Dekrets enthielt folgende Bestimmung:

> Das Recht zur Ernte hat nur unter der Einschränkung Gültigkeit, dass dadurch nicht die Rechte Dritter verletzt werden, insbesondere nicht derjenigen, die durch von der Regierung genehmigte und durch das Bulletin officiel veröffentlichte Akte ihren Besitzstand an Land erworben haben, oder derjenigen, die durch Kauf oder Pacht, Zession oder Konzession Domänengüter erwerben werden.

Zum Ueberflusse stellte der Rapport des Kolonialrates zu diesem Dekret auch noch das Prinzip auf,

> dass das Recht der Ernte vor allem die Bescheinigung (l'attestation) des Domanialeigentums ist, das der Kolonie zusteht.

Da ein grosser Teil der Gebietserwerbungen von Konzessionsgesellschaften, Privatpersonen und Körperschaften, in welcher der drei Zonen sie auch belegen sind, in der im Dekret angegebenen Form erfolgt ist und mit dem Erwerb des Grund und Bodens auch das Eigentum an den natürlichen Früchten vom Grundeigentümer als erworben zu gelten hat, bildete sich im Gegensatz zu der ersten Auffassung eine zweite, die dahin ging, dass in allen Gebieten der Konzessionsgesellschaften, Privaten und Körperschaften das Eigentum an den Früchten auch ferner dem Grundeigentümer zusteht und daher in diesen das Pflückrecht der Eingeborenen nicht Platz greift.

Das Pflückrecht der Eingeborenen würde hiernach nicht Platz greifen:

1. in den Gebieten der sieben erwähnten Gesellschaften, deren Gesamt-Flächenraum auf rund eine halbe Million Quadratkilometer veranschlagt wird;
2. in den fünf Forstreserven von Lodja, Dekese, Belo, Loto und Nekopo im Umfange von je 600 000 ha;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. in den Gebieten, auf denen die Regierung die Anpflanzung von Kautschuk-Plantagen beabsichtigt. Diese (Création des centres agricoles d'élevage) sind in Ganda-Lundi, in Kitobala, in der Maringa-Lapori-Zone und Bangala, ferner in den Zonen von Mongala, Manjema und Ober-Ituri in Aussicht genommen und
4. in allen Gebieten in der ganzen Kolonie, die von Konzessionsgesellschaften und Privaten vorschriftsmässig erworben worden sind.

Fasst man hiernach speziell die erste Zone (1. Juli 1910) ins Auge, so würde nach der zweiten Auffassung das durch das Dekret vom 22. März 1910 verordnete Pflückrecht der Eingeborenen ohne weiteres nur in den in dieser Zone befindlichen Domänen zur Geltung kommen und nicht in den Gebieten des Kasaitrusts von rund 360 000 Quadratkilometern und denen das Comité spécial du Katanga von rund 150 000 Quadratkilometern und der übrigen Konzessionsgesellschaften. Es würde mithin allein in der ersten Zone eine Landstrecke vom ungefähren Umfange des fünften Teils des ganzen Kongogebiets vom Pflückrecht der Eingeborenen nicht betroffen werden.

Diese Auffassung wird auch noch gegenwärtig von einer Anzahl von Konzessionsgesellschaften, insbesondere der Abirgesellschaft und der Compagnie Anversoise und namentlich von der Kasai-Gesellschaft vertreten. Augenscheinlich teilt ihn aber die Kolonialverwaltung nicht, vielmehr geht ihr Bestreben dahin, möglichst in allen Gebieten der Konzessionsgesellschaften das Pflückrecht der Eingeborenen zur Geltung zu bringen und sie auf diese Weise dem Privathandel zu öffnen.

Im Gebiet des Comité spécial du Katanga ist im Augenblick die Sachlage die, dass das Comité Privathändlern die Möglichkeit geschaffen hat, Ländereien kauf- oder pachtweise zu erwerben, um auf diesen Handelsbetriebe und Faktoreien zu errichten.

Das Comité hat in der Anlage zu Nr. 8 des Bulletin officiel vom 6. Mai 1910 für ein geographisch genau abgegrenztes Gebiet westlich vom Tanganjika-See Verkaufs- und Pachtbedingungen nebst Tarifen veröffentlicht. Anderseits hat das Comité der durch Dekret vom 3. März 1910 gegründeten Société foncière agricole et pastorale eine Bodenfläche von 75 000 ha überwiesen, die dieses Gebiet in Bloks von je 2000 ha für landwirtschaftliche Zwecke verwerten wird, und endlich hat es neueren Zeitungsnachrichten zufolge ein Gebiet von vier Millionen Hektar der Compagnie du Lomami zwecks Ausbeutung des Kautschuks gegen Entrichtung bestimmter Abgaben für einen bestimmten Zeitraum verpachtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage, in welchem Umfange hiernach das Pflückrecht der Eingeborenen im Gebiet des Comité du Katanga zur Geltung gelangen wird, lässt sich im Augenblick nicht einwandsfrei beantworten.

Es wird darauf ankommen, wie das Comité und dessen erwähnte Rechtsnachfolger zur Frage des Pflückrechts der Eingeborenen in ihren Gebieten tatsächlich Stellung nehmen werden.

Hierauf bezügliche Veröffentlichungen zu ermitteln, ist mir nicht gelungen.

Die Kasai-Gesellschaft hat der Absicht der Regierung, das Kasai-Gebiet dem Privathandel und Pflückrecht der Eingeborenen zugänglich zu machen, Widerstand entgegengesetzt und dem Staate das Recht abgesprochen, in ihren Gebieten den freien Handel zu gestatten, weil ihr auf Grund von Privilegien und anderen Rechtstiteln das ausschliessliche Recht auf die Ernte der natürlichen Früchte zusteht.

Bekanntlich hat die Kasai-Gesellschaft gegen die Regierung beim Brüsseler Landgericht einen eventuellen Schadensersatzanspruch von 42 Millionen Francs geltend gemacht, während die Regierung ihrerseits gegen den Vorstand der Kasai-Gesellschaft beim Brüsseler Handelsgericht klagend vorgegangen ist.

Die Beantwortung der Frage, welchen Umfang hiernach in der ersten Zone das von den Reformen unberührt bleibende Gebiet hat, wird davon abhängen, ob und in welcher Weise die zurzeit zwischen der Regierung und den Konzessionsgesellschaften bestehenden Gegensätze zum Ausgleich gelangen und welchen Standpunkt das Comité spécial du Katanga und dessen Rechtsnachfolger tatsächlich zur Frage einnehmen werden.

Fällt die gerichtliche Entscheidung zu Ungunsten der Regierung aus, und gelingt es ihr nicht, von den Konzessionsgesellschaften und insbesondere der Kasai-Gesellschaft die Freigabe des Pflückrechts an die Eingeborenen zu erzwingen, dann dürfte das Gebiet, in dem der Privathandel und das Pflückrecht der Eingeborenen in der ersten Zone zur Geltung gelangt, räumlich jedenfalls nur ein beschränktes und seiner Qualität nach ein wertloses sein, denn es ist bekannt, dass die wertvollsten Teile dieser Zone sich im Besitz der Konzessionsgesellschaften befinden.

Aber, auch wenn die Kolonial-Verwaltung aus dem Kampfe siegreich hervorgeht, wird man an die erzwungene Freigebung des Pflückrechts in den betreffenden Gesellschaftsgebieten nicht zu grosse Hoffnungen knüpfen können, denn es dürfte zweifellos sein, dass die Gesellschaften die in ihren Gebieten sich geltend machende Konkurrenz der Eingeborenen und Privathändler mit allen ihnen zu Gebote stehenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mitteln bekämpfen werden, und ob unter solchen Umständen ein Privathandel sich hier entwickeln und mit Erfolg wird betrieben werden können, erscheint nach den bisherigen Erfahrungen in den Konzessionsgebieten in hohem Grade fraglich.

In bezug auf den rechtlichen Charakter der Reformen ist vor allem hervorzuheben, dass ihre eigentliche Grundlage nicht ein verfassungsmässig zustande gekommenes Gesetz des belgischen Staates bildet, sondern lediglich Dekrete, die, wie sie erlassen worden sind, auch jederzeit wieder aufgehoben werden können, es sei denn, dass die Kolonialverwaltung sich scheut, Massnahmen zu treffen, durch die sie sich mit den Wünschen und dem Willen des belgischen Volkes und Parlaments in Widerspruch setzt.

Es ist charakteristisch, dass der Kolonialminister in seinem Exposé bezüglich der Aufgabe der Regie lediglich die Frage stellt: Convient-il, que l'Etat récolte lui même en regie les produits naturels du domaine? und hierauf selbst die Antwort gibt: Il se propose de réaliser la réorganisation en trois étapes.

Demgemäss kommt in den erlassenen Dekreten ein Wort, das dem Begriff der Freiheit des Handels entspricht, nicht vor, sondern es wird einfach durch Dekret vom 22. März 1910 die Aufhebung der Regie in den drei Etappen angeordnet.

Der Artikel 6 des zweiten Dekrets vom 22. März 1910 bestimmt aber ausdrücklich, dass das Recht zur Ernte der Früchte jederzeit durch ein Dekret beschränkt oder aufgehoben werden kann, ganz oder teilweise.

Muss schon diese ausdrückliche Hervorhebung einer an sich selbstverständlichen Befugnis befremden, so sind ernstliche Bedenken dadurch gerechtfertigt, dass in den nun folgenden Bestimmungen des Dekrets auch schon dem General-Gouverneur — also auch ohne dass es der Zustimmung des Ministers oder des Kolonialrats bedarf — das Recht eingeräumt wird, durch eine begründete Ordonnance zeitweilig in von ihm zu bezeichnenden Gebieten das Pflückrecht zu suspendieren, sei es zwecks Schonung der Wälder oder aus irgendeinem anderen Grunde.

Es bedarf keiner eingehenden Erörterung, dass durch die erwähnte gesetzliche Regelung die Interessen der Privathändler und das Pflückrecht der Eingeborenen gleichmässig betroffen werden, und es kann unmöglich als eine Besserung der Sachlage bezeichnet werden, dass im einzelnen Falle die Entscheidung über diese allerwichtigsten Interessen der Kolonie allein dem Dafürhalten des Generalgouverneurs anheimgegeben ist. Dieser behält, wie bisher, so auch in Zukunft die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Macht, je nachdem der augenblickliche Vorteil und die finanzielle Lage der Kolonie es wünschenswert erscheinen lässt, Gebiete in beliebiger Ausdehnung und für eine beliebige Zeitdauer dem freien Handel und dem Pflückrecht der Eingeborenen zu entziehen.

Wenn man sich die zahlreichen, erwiesenen Willkürakte der höchsten Beamten des ehemaligen Kongostaates vergegenwärtigt, so muss es mindestens als bedauerlich bezeichnet werden, dass gerade in dieser Frage ein Rechtszustand geschaffen worden ist, der doch auch in Zukunft möglichen Willkürakten nicht festere Schranken setzt und sich auch nicht mehr eignet, das Vertrauen der Privathändler zum gegenwärtigen Regime zu erwecken.

Klare, nicht zu umgehende gesetzliche Grundlagen können hierdurch nicht als geschaffen gelten.

Dasselbe gilt für einen grossen Teil der speziell auf die Eingeborenenfrage erlassenen Dekrete.

Den Machtbefugnissen der Verwaltung sind meist feste Grenzen nicht gesetzt, vielmehr ist dem Zweckmässigkeitsstandpunkt vielfach ein weiter Spielraum gelassen.

Das wichtigste dieser Dekrete ist wohl das dritte Dekret vom 2. Mai 1910, das die Erhebung der Eingeborenen-Steuer in Geld, gemäss der Zusage des Kolonialministers im Exposé des motifs (La colonie percevra l'impôt indigène en argent) anordnet.

Der Kolonialminister äussert sich in seinem Exposé hierzu wie folgt:

> Die Ausbreitung (diffusion) des Geldes und des Handels wird es gestatten, sich dafür zu entscheiden, dass die Steuer im Prinzip in Geld erhoben wird, ohne jedoch die Massregeln zu beeinträchtigen (sauf à prendre des mesures), welche in gewissen Fällen das Wohl und die Ruhe der Bevölkerung nötig machen.

Und weiter: Die Steuer auf Lieferung von Lebensmitteln gegen Vergütung (contre rémunération) wird aufgehoben (supprimé). Die Kolonie wird, wo es möglich ist (où cela sera possible), die notwendigen Lebensmittel kaufen oder den eingeborenen Arbeitern, deren Lohn allmählich gesteigert werden soll, ihre Ration in Geld auszahlen.

Um die Agenten direkt mit Lebensmitteln zu versehen, wird man ihnen eine „indemnité de nourriture" zahlen, wie solches gegenwärtig im unteren Kongo geschieht.

Bis zur vollkommenen Anpassung des neuen Systems sind die Eingeborenen berechtigt (autorisés), in den nicht freigegebenen Gebieten beim Nichtvorhandensein von Geld in Früchten zu zahlen oder die Früchte gegen Zahlung von Geld auszuliefern (remettre), welches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach dem Werte und nicht als Aequivalent berechnet werden könnte (qui serait établie en tenant compte de la valeur et non des équivalences).

Ohne auf die nicht ganz klaren Wendungen dieser Ausführungen einzugehen, muss von diesen Kundgebungen gesagt werden, dass eigentlich nichts uneingeschränkt zugesagt, vielmehr jeder einzelnen Zusage solche Einschränkungen beigefügt sind, dass, wenn auch von allem ein nur sehr bescheidener Teil erfüllt wird, die Kolonialverwaltung schwerlich zur Verantwortung gezogen werden kann.

Die gleiche Taktik wird auch im Rapport des Kolonialrats, der dem Dekret vorangestellt ist, eingehalten.

Hier wird hervorgehoben, dass die allgemeine Anwendung des Dekrets sich nicht auf einmal ermöglichen lässt, dass nur schrittweise (progressivement) vorgegangen werden kann, dass mit Klugheit und Vorsicht zu verfahren sei, und dass man zahlreiche Erwägungen ins Auge fassen müsse, welche die Verschiedenheit der Gebiete und deren Eigenart nötig machen.

Es wird ausdrücklich auf die erwähnten, von dem Kolonialminister in der Kammer zu verschiedenen Malen gegebenen Ausführungen verwiesen und die ganze Auseinandersetzung schliesslich dahin zusammengefasst, dass die Steuer nach dem Werte zu erheben ist, aber mit grosser Mässigung (L'impôt sera mis en vigueur avec une grande modération).

Man kann sich in der Tat beim Lesen dieser Erörterungen nicht des Eindrucks erwehren, dass man in der so tief einschneidenden Frage, wie denn nun die Steuer in Zukunft erhoben werden soll, ob in Arbeitsleistungen, Früchten oder Geld, ganz besonders bemüht gewesen ist, sich einen möglichst weiten Spielraum zu sichern.

Hiernach ruft es geradezu ein gewisses Erstaunen hervor, dass im Budget für 1910 die voraussichtlichen Eingeborenen-Leistungen (prestations indigènes) nicht bloss von 484 000 auf 2 000 000 Frs. erhöht werden, sondern dass diese Veranschlagung dadurch begründet wird, dass für das Jahr 1910 in Betracht kommen: die Ergebnisse der neugeschaffenen Erhebungsbureaus im unteren Kongo und die Einführung (l'introduction) der Erhebung der Steuer in Geld in den Distrikten von Stanley-Pool, Kwango, Kasai und einem Teil der Distrikte des Lac Leopold II., Ubangi, der Province orientale, Katangas und anderer Gebiete.

Es vergrössert sich dieses Erstaunen noch dadurch, dass der Art. 2 des Dekrets vom 2. Mai 1910 die Erhebung der Eingeborenensteuer in Geld schlechtweg und ohne Einschränkung anordnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hiernach drängt sich die Frage auf, wie denn nun tatsächlich in Zukunft die Erhebung der Eingeborenensteuer erfolgen wird, ob hierfür der unzweideutige Wortlaut des Art. 2 des Dekrets, oder die Vorbehalte des Kolonialministers in der Kammer im Verein mit dem Sentiment des Rapports des Kolonialrats massgebend sein werden.

Diese Frage lässt sich nach dem deutlich kundgegebenen Willen des Gesetzgebers nur dahin beantworten, dass für die Erhebung der Eingeborenensteuer in Geld nur die tatsächlichen Verhältnisse massgebend sein können und werden.

Ist diese Auffassung richtig, dann ist die unvermeidliche Folge hiervon, dass die offiziell gemachten Vorbehalte im weitesten Umfang zur Geltung gelangen müssen, denn tatsächlich ist die Erhebung der Eingeborenensteuer in Geld, wie bisher, so auch gegenwärtig nach allen hierüber bekannt gewordenen Berichten im weitaus grössten Teil des Kongogebiets eine Unmöglichkeit, aus dem einfachen Grunde, weil die Eingeborenen keine Geldmittel besitzen, mit denen sie die auferlegte Steuer bezahlen könnten.

Die Folge hiervon muss die sein, dass im allergrössten Teil der Kolonie die Erhebung der Steuer in Geld noch für sehr lange Zeit toter Buchstabe bleiben und die Eingeborenensteuer auch ferner in Wahrheit in irgendeiner Form — diese lässt sich im Augenblick mit völliger Bestimmtheit nicht bezeichnen — durch Arbeitsleistungen, insbesondere Lieferung von Früchten, erfolgen wird.

Nur die Wertbemessung für die Steuer hat eine Aenderung erfahren.

Dass hierdurch irgendwelche Garantien geschaffen worden sind, dass in Zukunft die so vielfach gerügten Missbräuche bei der Steuererhebung nicht mehr stattfinden werden, lässt sich nicht nachweisen. Die Befürchtung besteht nach wie vor, dass lediglich das finanzielle Interesse der Kolonial-Verwaltung hierfür auch in Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung sein wird.

Wenn es gestattet ist, in bezug auf diese Frage hier eine Vermutung auszusprechen, so besteht diese in folgendem:

Nach dem Art. 10 des dritten Dekrets vom 2. Mai dieses Jahres hat die Kolonial-Verwaltung das Recht, von dem mit der Steuerzahlung rückständigen Eingeborenen nicht bloss eine Pön von 30 Frs. und mehr zu erheben, sondern ihn auch ausserdem (en outre) einer Strafe (servitude pénale) bis zu einem Maximum von zwei Monaten zu unterziehen.

Hierdurch vergrössert sich nicht bloss der Schuldbetrag des Eingeborenen aus seiner Steuerverpflichtung unter Umständen um den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doppelten und dreifachen Betrag, sondern es ist hierdurch auch der Kolonial-Verwaltung die Möglichkeit gegeben, während der Strafzeit den Eingeborenen zu Arbeitsleistungen aller Art, insbesondere zum Sammeln von Früchten, heranzuziehen und auf diese Weise die rückständige Steuerschuld plus der auferlegten Geldpön in irgendeiner Form gegen die geleistete Arbeit in Verrechnung zu bringen.

Sollte diese Art des Vorgehens sich aus dem Grunde als bedenklich herausstellen, weil man hieran vielleicht in Belgien und ausserhalb Belgiens Anstoss nehmen könnte, dann ist noch auf eine andere Möglichkeit hinzuweisen, die geeignet ist, das weitgehende Interesse der Kolonial-Verwaltung an dieser Frage zur Geltung zu bringen, ohne mit den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in irgendeiner Weise in Konflikt zu geraten.

Diese Möglichkeit besteht darin, dass dem Eingeborenen, nachdem er zwei volle Monate Zwangsarbeit in irgendeiner Form geleistet hat, die Steuerzahlung ganz oder teilweise erlassen wird.

Hierzu gibt der Art. 10 der Charte coloniale die Handhabe, der dem Generalgouverneur und den von ihm beauftragten Beamten und Agenten ohne weiteres das Recht einräumt, zeitweilige Steuererlasse eintreten zu lassen.

Es ist zu bemerken, dass im Rapport des Kolonialrats (S. 473 des Bulletin officiel vom Jahre 1910) ausdrücklich auf diesen Artikel hingewiesen wird.

In bezug auf die Eingeborenensteuer lässt sich hiernach eine wesentliche Aenderung im Vergleich zum bisherigen Zustande nicht feststellen. Die Zwangsarbeit wird bei der Erhebung rückständiger Steuern auch ferner zur Anwendung gelangen müssen, nur die Form ist eine andere geworden.

Keinesfalls soll hierdurch eine Verdächtigung der Kolonial-Verwaltung ausgesprochen, sondern nur darauf hingewiesen werden, dass nach den bestehenden Gesetzen die erwähnten Massnahmen die einzigen sind, die der Verwaltung die Möglichkeit geben, in den Besitz der rückständigen Steuern zu gelangen und gleichzeitig sich auch, wenigstens zum Teil, die Einnahmen aus den natürlichen Früchten zu erhalten.

Darüber, dass Steuerrückstände von ganz ausserordentlichem Umfang eintreten werden, kann im Hinblick auf die trostlose ökonomische Lage der Eingeborenen kein Zweifel sein.

Es ist hiernach in eine Erörterung darüber einzutreten, ob durch das Reformwerk eine geringere Belastung der Steuer- und Arbeitskraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Eingeborenen bewirkt wird, oder das Gegenteil angenommen werden muss.

In bezug hierauf ist daran zu erinnern, dass nach dem Dekret vom 3. Juni 1906 bereits ein Impôt indigène bestand, der gleichmässig auf Männer und Frauen ausgedehnt war und nicht niedriger als 6 und nicht höher als 24 Frs. pro Jahr betragen sollte. Diese Steuer konnte in Früchten oder Arbeitsleistungen entrichtet werden, deren Mass die Distriktskommissare unter Zugrundelegung der mittleren Lohnsätze, in Wahrheit vollkommen willkürlich, bestimmten. Unter keinen Umständen sollte gemäss dem Dekret vom 18. November 1903 dem Steuerpflichtigen eine Arbeitsleistung von mehr als 40 Stunden im Monat auferlegt werden; im Falle der Nichtleistung der Steuer wurde beim Mangel pfändbarer Habe der Eingeborene zur Zwangsarbeit herangezogen.

Nach dem Dekret vom 2. Mai 1910 ist der Steuerbetrag verringert worden. Er beträgt nicht mehr 6—24, sondern 5—12 Frs. für den Familienvater mit einer Frau, dagegen hat dieser für jede weitere Frau 2 Frs. (Höchstbetrag 60 Frs.) zu entrichten. Dazu kommt aber die erwähnte Strafpön nebst servitude pénale im Maximum von zwei Monaten.

Als die einzige wesentliche Aenderung im Vergleich zur bisherigen Regelung der Steuerfrage, ergibt sich hiernach die, dass der Massstab für die Steuer nicht mehr durch den Distriktskommissar in Arbeitsleistungen und Früchten bestimmt wird, sondern dass hierfür Höchstbeträge in Geld festgesetzt sind.

Welche praktische Bedeutung man dieser Gesetzesbestimmung beizumessen gezwungen ist, ist bereits dargelegt worden. Dass Willkürakte und Gewalttätigkeiten hierdurch mehr als bisher unmöglich gemacht sind, lässt sich nicht feststellen.

Von weittragender Bedeutung für die zukünftige Gestaltung der ökonomischen Lage der Eingeborenen ist das zweite Dekret vom 2. Mai 1910, das die Errichtung von Häuptlingschaften (chefferies) anordnet. Auch dieses Dekret bezieht sich auf eine Einrichtung, die bereits durch ein Dekret vom 3. Juni 1906 angeordnet wurde und die Bestimmung hatte, festere Grundlagen für die Verwaltung zu schaffen.

Bereits im Jahre 1907 gab es im Kongogebiet 450 solcher Häuptlingsschaften, deren Grösse und Einwohnerzahl erheblich verschieden war.

Das bemerkenswerteste dieses neuerlassenen Dekrets ist, dass zwecks Ausführung der in demselben genau aufgeführten kommunalen Verpflichtungen der Häuptlingschaften Zwangsarbeit der Eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Platz greift, der alle eingeschriebenen gesunden Eingeborenen für einen Zeitraum von nicht mehr als zwei Tagen oder 16 Stunden im Monat unterliegen, hierfür aber zu Preisen, die der Distriktskommissar bestimmt, Anspruch auf Vergütung haben.

Der Zwangsarbeit unterliegen auch die Frauen, soweit es sich um die Unterhaltung der Dörfer und die Säuberung von Kräutern handelt. Der im Art. 6 des Dekrets enthaltenen Bestimmung, dass der Eingeborene seine Häuptlingschaft nur mit einem Pass des Chef de Poste verlassen darf und im Kontraventionsfalle, wenn er nach 30 Tagen nicht zurückkehrt, einer Strafe von 8 Tagen Arrest und einer Geldstrafe von 80 Frcs. oder einer dieser beiden Strafen unterzogen werden kann, sei hier nur erwähnt und bemerkt, dass man diese Anordnung wohl als eine unnütze Härte wird bezeichnen dürfen.

Zu schweren Bedenken geben die durch dieses Dekret verordneten Exekutionsmassregeln Veranlassung, die den in der Erfüllung ihrer kommunalen Verpflichtungen säumigen Häuptlingschaften in Aussicht gestellt werden.

Wenn die Obliegenheiten der Häuptlingschaften unerfüllt bleiben, werden in dieselben ein oder mehrere Agenten mit einem Detachement Militär gesandt, welche die Erfüllung der Verpflichtungen erzwingen.

Die Befürchtung ist nur zu berechtigt, dass, wenn es in einer Häuptlingschaft zur Exekution durch die berüchtigte force publique kommt, sich alle die Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten wiederholen werden, die von den Sentili, den Capitas und Liberés glaubwürdig berichtet worden sind.

Eine besondere Gefahr muss ferner in dem Umstande erblickt werden, dass im Falle dringender Arbeiten jede zeitliche Beschränkung für die Arbeitsleistung und das Recht, einen Stellvertreter zu stellen, fortfällt.

Da in dem Dekret nicht angegeben ist, welche Arbeiten als dringend zu gelten haben, dürfte auch hier der Willkür der Beamten ein Spielraum gegeben sein, der sich in keiner Weise rechtfertigen lässt.

Wenn man sich vergegenwärtigt, in wie entsetzlicher Weise das alte Dekret, das die 40stündige Arbeit im Monat — gleichfalls gegen Vergütung für die geleistete Arbeit — anordnete, von den Beamten und Gesellschaften missbraucht worden ist, wie die Eingeborenen in Wahrheit nicht 40 Stunden im Monat, sondern ohne Unterbrechung Monate lang zu den verschiedensten Verrichtungen, insbesondere auch zum Früchtesammeln zwangsweise herangezogen worden sind — so war man doch wohl berechtigt, in dieser wichtigen Frage solche gesetz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Massnahmen zu erwarten, die sich mehr als die getroffenen eigneten, amtliche Uebergriffe und Gewaltakte unmöglich zu machen.

Diesen Charakter hat das neue Dekret nicht, und es kann daher die Auffassung nicht von der Hand gewiesen werden, dass der eigentliche Zweck der Vermehrung der force publique von 13700 auf 16331 Mann nicht die Schaffung grösserer Sicherheit für den Handel, sondern lediglich der war, sich bei den voraussichtlich sehr häufig notwendig werdenden Exekutionen dieser wilden Horden bedienen zu können, ohne die das ganze System der Zwangsarbeit sich nicht aufrecht erhalten lässt.

Die Sachlage, wie sie sich in bezug auf die Eingeborenenfrage durch die erlassenen Dekrete gestaltet hat, kann man nur wie folgt zusammenfassen:

Von den Eingeborenen hat man sich tatsächlich ohne Ausnahme alles angeeignet, was wirtschaftlichen Wert hatte, ihr Land, die natürlichen Früchte, ihre Arbeitskraft.

Jetzt ist ihnen das Pflückrecht in den Domänen wiedergegeben, ihnen dafür aber eine Geldsteuer auferlegt worden, die als solche zu entrichten sie wegen notorischen Geldmangels nicht in der Lage sind und ausserdem Zwangsleistungen, die ihre zweifellos geminderte Arbeitskraft unverhältnismässig belasten.

Die Zwangsleistungen bzw. -arbeiten sind nach der gegenwärtigen Rechtslage fünffacher Art:

1. Die recrutements für die traveaux d'utilité publique.
2. Die recrutements für die force publique. Auszuhebende Mannschaft für das Jahr 1910: 3375 Mann, Erhöhung des Bestandes der force publique von 13700 auf 16331 Mann im laufenden Jahre.
3. Die recrutements zum Besten von Privatpersonen und Gesellschaften (particuliers und sociétés bénéficiaires), sie treten ein, wenn es sich um Arbeiten handelt, die dem öffentlichen Nutzen dienen. Durch Ordonnance vom 5. November 1909 ist dieses Recht Privatpersonen und Gesellschaften förmlich erteilt worden, im einzelnen Fall aber die amtliche Genehmigung nachzusuchen.

Durch dieses Dekret sind nicht nur Zustände legalisiert worden, die sich nach den Berichten der Untersuchungskommission 1904-05 als schwere Missstände herausgestellt haben, sondern es ist hierdurch auch ein Rechtszustand geschaffen worden, der zu dem im Art. 2 der Charte coloniale ausgesprochenen Prinzip, dass niemand zur Arbeit für Rechnung und zum Nutzen von Privatpersonen und Gesellschaften gezwungen werden kann, in einem unlösbaren Widerspruch steht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn durch das neuerlassene Dekret vom 17. August dieses Jahres das ganze Dienstverhältnis unter staatliche Kontrolle und Aufsicht gestellt und die Zahlung des Dienstlohnes in Geld angeordnet wird, so wird man diese Massnahme gewiss nur dankend anerkennen müssen, aber nicht dabei übersehen dürfen, dass hierdurch doch nur wieder der Massstab für die Ablohnung, nicht aber die Pflicht zur Leistung der Zwangsarbeit eine grundsätzliche Aenderung erfahren hat.

4. Die vierte Art der Zwangsarbeit ist die den Häuptlingschaften eingeräumte, zwecks Ausführung der diesen auferlegten kommunalen Verpflichtungen: Zwangsarbeit 2 Tage oder 16 Stunden gegen Vergütung, aber Androhung der Exekution durch die force publique im Falle der Säumigkeit bei der Ausführung der Arbeiten, und endlich:
5. das erwähnte Recht, über die in der Entrichtung ihrer Steuern rückständigen Eingeborenen eine servitude pénale im Maximum von zwei Monaten zu verhängen.

Dass manches auch angeordnet ist, was ohne Zweifel dem Wohle der Eingeborenen zugute kommen wird, wie Schulen, Krankenhäuser, hygienische Massnahmen usw., kann nicht in Abrede gestelllt werden, dass aber das ganze Reformwerk geeignet ist, die ökonomische Lage der Eingeborenen wesentlich zu verbessern und gar erzieherisch zu wirken, kann nicht zugegeben werden. Den Eingeborenen ist tatsächlich — vielleicht noch mehr als bisher — die Möglichkeit genommen, sich im eigenen Interesse zu betätigen und zu einer eigenen wirtschaftlichen Existenz zu gelangen.

Ein berechtigter Vorwurf gegen die Kolonial-Verwaltung besteht ferner darin, dass den Eingeborenen bisher nicht einmal die durch das Dekret vom 3. Juni 1906 in Aussicht gestellten Vergünstigungen zuteil geworden sind, die u. a. darin bestanden, dass ihnen mindestens das Dreifache der von ihnen okkupierten Gebiete zum unveräusserlichen Eigentum verbleiben sollte. Diese Massnahme wäre in erster Reihe geeignet gewesen, den Eingeborenen, wenn auch nur eine bescheidene, so doch tatsächliche Grundlage für ihre materielle Existenz zu schaffen. Aus dem sämtlichen, mir zugänglich gewesenen Material ist nicht zu entnehmen, dass nach dieser Richtung hin Anordnungen getroffen wären.

Dafür, dass man gar die Konzessionsgesellschaften veranlasst hätte, den Eingeborenen die ihnen unzweifelhaft gehörigen, in den Konzessionsgebieten belegenen Ländereien ganz oder doch wenigstens zum Teil wieder zur Verfügung zu stellen, findet sich nirgends ein Nachweis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn es nun noch gar zur Errichtung des angeblich von der Kolonial-Verwaltung in Aussicht genommenen Arbeitsbureaus für das Kongogebiet kommt, das die Bestimmung hat, alle Europäerunternehmungen mit dem nötigen Arbeitsmaterial zu versehen, dann kann wohl gesagt werden, dass der völlige Ruin der Eingeborenen nur noch eine Frage der Zeit sein wird.

In bezug auf den Handel ist festzustellen, dass von dem Vorhandensein eines Privathandels im Kongogebiet, soweit er sich auf den Export bezieht, zurzeit nur in sehr beschränktem Masse die Rede sein kann. Von grösserer Bedeutung ist der von Kaufleuten betriebene Importhandel. Der Wert dieses betrug im Jahre 1909 28½ Mill. Frcs., von denen auf Belgien ca. 18 Mill. entfallen. Soweit von Kaufleuten Exporthandel betrieben wird, ist er entweder Schmuggelhandel, oder er bezieht sich auf Palmkerne, Palmöl und Erdnüsse und wird in den sogenannten dem freien Handel geöffneten Gebieten betrieben.

Die ziffermässigen Ergebnisse des Handels des Kongogebiets im Jahre 1909 bestätigten im wesentlichen das Dargelegte.

Im Jahre 1909 sind aus dem Kongogebiet für 78 014 360 Frcs. Produkte ausgeführt worden, von denen 70 525 327 Frcs. auf Kautschuk und Elfenbein entfallen.

Weitaus der grösste Teil dieses Exporthandels des Kongogebiets befindet sich in den Händen des Staats und der Konzessionsgesellschaften.

Es fragt sich, ob durch die erlassenen Dekrete nun wirklich eine greifbare Möglichkeit für die Ausübung des Privathandels in umfangreicherem Masse als bisher geschaffen worden ist. Diese Frage ist verschieden zu beantworten, je nachdem es sich um den Elfenbeinhandel oder um den Handel mit den natürlichen Früchten des Landes handelt.

Der Elfenbeinhandel war und bleibt vollkommen in der Hand des Staates und der Gesellschaften monopolisiert, und der Eingeborene, der in den Besitz von Elfenbein gelangt, unterliegt nach dem Arrêté vom 30. September 1905 nach wie vor der Verpflichtung, die Hälfte des erworbenen Elfenbeins der Regierung ohne Gegenleistung zu überlassen.

Schon hierdurch ist eine Konkurrenz der Händler mit dem Staate und den Gesellschaften ausgeschlossen. Um indessen dieser noch weitere Hindernisse in den Weg zu legen, ist mit der ausgesprochenen Absicht, jede Art gesetzwidrigen Handels mit Elfenbein unmöglich zu machen, zu der bisher bestehenden Vorschrift der Stempelung (poinçonnement) nun noch die Einregistrierung hinzugekommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Dekret vom 15. März 1910 bestimmt, dass alles eingesammelte Elfenbein, das bisher noch nicht einregistriert ist, auf dem nächsten Posten der Registrierung unterzogen werden muss. Erfolgt die Einregistrierung nicht, so gilt die Ware als nicht rechtmässig erworben und wird von der Verwaltung konfisziert, der Besitzer aber einer Strafe von 7 Tagen Arrest und 200 Frcs. unterzogen oder einer von diesen beiden. Der Beamte, der die Einregistrierung vorgenommen hat, ist verpflichtet, dem Besitzer des Elfenbeins ein Certifikat zum Beweise dessen zu übergeben, dass der Formalität genügt ist. Das Certifikat ist zurückzugeben, sonst kann das einregistrierte Elfenbein nicht zur Versendung kommen. Tatsächlich sind bereits auf Grund des neu erlassenen Dekrets Konfiskationen von Elfenbein bei Privathändlern erfolgt.

Nach diesen Bestimmungen kann nicht angenommen werden, dass Privatpersonen sich finden werden, die den Versuch machen, im Kongogebiet einen Elfenbeinhandel zu betreiben. Es würde dies von vornherein ein aussichtsloses Unternehmen sein, selbst wenn man annimmt, dass die Verwaltung es in Zukunft unterlassen wird, ungestempeltes Elfenbein zu exportieren und Elfenbein gegen Lieferung von Munition und Gewehren von den Eingeborenen zu erwerben.

Es ist hiernach zu untersuchen, wie sich die Sachlage in bezug auf den übrigen Handel, insbesondere den mit natürlichen Früchten, gestaltet hat.

Für diesen ist folgendes massgebend: Durch die erlassenen Dekrete sind die Patentsteuer von 5000 Frcs. und die Verpflichtung zur Wiederanpflanzung von Kautschukbäumen sowie die ehemaligen Domänen und Supplementaxe gänzlich abgeschafft, und es ist die Holzschlaggebühr für den Bedarf der Dampfer um die Hälfte ermässigt worden; dagegen sind teils neue Steuern eingeführt, teils die alten erhöht worden.

Die Sachlage ist vom steuerlichen Standpunkt im wesentlichen die folgende:

In bezug auf den Kautschuk, den zurzeit immer noch wertvollsten Exportartikel, ist durch zwei neuerlassene Dekrete (vom 3. Dezember 1909 und 22. März 1910) die bisherige, auf die verschiedenen Sorten des Kautschuk gelegte Steuer um 65, 90 und 95 Cent. pro Kilogramm erhöht worden.

Sie beträgt gegenwärtig 1 Frcs. 75 Cent. bzw. 1 Frc. 30 Cent. pro Kilogramm. Es ist zu bemerken, dass schon jetzt Stimmen laut geworden sind, die diese Besteuerung als eine zu hohe und das Prinzip des freien Handels verletzende bezeichnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hierzu treten folgende Belastungen des Handels:

Die durch Dekret vom 22. März 1910 angeordnete Steuer für den Betrieb eines Unternehmens mit Kautschuk oder Kopal. Der Betrag der Steuer beträgt fürs Jahr 250 Frcs.

Die durch ein zweites Dekret vom 22. März eingeführte Steuer für solche Personen, die kein Etablissement haben, für das sie Personalsteuer zahlen, sich aber mit dem Verkauf von Kautschuk, Kopal und Elfenbein befassen. Diese Personen unterliegen einer Patentsteuer von 500 Frcs. pro Jahr. Dem gleichen Steuersatze werden auch Personen unterzogen, die aus Schiffen am unteren Kongo verkaufen. Bei allen übrigen Handelsbetätigungen greift eine Patentsteuer von 200 Frcs. Platz.

Die durch Dekret vom 17. März 1910 verordnete sogenannte Personalsteuer.

Diese wird auf dreifacher Grundlage erhoben:

1. von der inneren Baufläche von Gebäuden nach dem Quadratmeter. Sie beträgt je nach der Art des Gebäudes 25 bzw. 75 Frcs. pro Quadratmeter.
2. von den Angestellten, Handwerkern und Dienstboten. Die Steuer wird gleichfalls jährlich erhoben und beträgt:

für jeden nicht eingeborenen Angestellten	30 Frcs.
für jeden nicht eingeborenen Handwerker	12 Frcs.
für jeden nicht eingeborenen Dienstboten	10 Frcs.
für den eingeborenen Handwerker	5 Frcs.
für den eingeborenen Landarbeiter	1 Frcs.

3. von Schiffen oder Ruderfahrzeugen. Auch diese Steuer wird jährlich erhoben und beträgt von Schiffen mit mechanischem Motor 20 Frcs. pro Tonne, für andere Wasserfahrzeuge entsprechend weniger.

Von Interesse in bezug auf die letzterwähnte Steuer ist die Frage, ob sie mit den Vorschriften der Kongoakte in Uebereinstimmung gebracht werden kann.

Der Artikel 14 der Kongoakte schreibt wörtlich folgendes vor: „Die Schiffahrt auf dem Kongo soll keinerlei Beschränkungen oder Abgaben unterliegen, die nicht ausdrücklich in der gegenwärtigen Akte vereinbart sind."

Was durch die Kongoakte an Schiffahrtssteuern vereinbart ist, geht aus den sich hieran anschliessenden Bestimmungen des Art. 14 der Kongoakte deutlich hervor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es dürfte sich wohl keine Bestimmung ermitteln lassen, die der Tendenz der Kongoakte gemäss eine einfache Besteuerung jedes Fahrzeugs nach seinem Tonneninhalt gestattet.

Diese Steuerauflage berührt im übrigen auch das deutsche Interesse unmittelbar. Es ist denkbar, dass beispielsweise auf dem Sanga, der das Kongogebiet und weiter auf einer Strecke von etwa 900 km auch das Kamerungebiet durchfliesst, oder auf dem Schari oder Logone eine deutsches Dampferunternehmen ins Leben treten könnte. Geschieht dies, so würde ein solches, wenn es einen dauernden Betrieb unterhält, für den Fall, dass es im Kongogebiet ein Etablissement errichtet — was bei dauerndem Betrieb unvermeidlich erscheint —, der geplanten Schiffahrtssteuer unterliegen, und es könnte hierdurch der Erfolg des Unternehmens sehr in Frage gestellt, wenn nicht vollkommen ausgeschlossen werden.

Zu diesen Verordnungen tritt endlich noch die durch das Dekret vom 23. Februar 1910 über die Verkäufe und Verpachtungen in den Domänen getroffene hinzu. Dieses Dekret enthält die für Handelsunternehmungen bedeutsame Bestimmung, dass bei Grundstücken ausserhalb der städtischen Umgebung, die zur Errichtung von Faktoreien für Handelsbetriebe bestimmt sind, die Parzelle nicht geringer als 1 ha sein und der Verkaufspreis nicht weniger als 1000 Frcs. pro Hektar, der Pachtzins nicht weniger als 50 Frcs. pro Hektar betragen darf. Die Preise werden vom General-Gouverneur für die verschiedenen Posten festgestellt.

Fasst man hiernach das Ganze des Steuerreglements ins Auge, so gewinnt man den Eindruck, dass durch die getroffenen Massnahmen nicht eine durchgreifende grundsätzliche Aenderung des bisherigen Zustandes herbeigeführt worden ist und dass es doch zweifelhaft erscheint, ob ein so besteuerter Privathandel, auch unter Berücksichtigung der getroffenen und anzuerkennenden Verkehrserleichterungen, mit Erfolg sich wird entwickeln können. Keinesfalls kann man aber den wiederholt in dieser Beziehung mit der grössten Zuversicht ausgesprochenen Hoffnungen des Kolonialministers beipflichten, der eine Besserung der ganzen Sachlage von dem Aufblühen des Handels und dem Zuströmen barer Geldmittel mit Sicherheit erwartet. Es drängen sich vielmehr vielfache Bedenken auf, die eine wesentlich andere Auffassung rechtfertigen.

Zu diesen gehört die Frage, ob denn wirklich alle die alten Vorgänge, beginnend mit Stokes und Rabbinek, und sich fortsetzend mit Unternehmern der verschiedenen Nationen, vollkommen vergessen sein sollten, und ob die getroffenen Massnahmen wirklich ohne weiteres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genügend zugkräftig erscheinen, dem Kongogebiet das verlorene Vertrauen der Handelswelt aller Nationen wiederzugewinnen.

Sollte dies wider Erwarten der Fall sein — und es ist zu erwähnen, dass in diesem Sinne sich mehrfach Stimmen haben vernehmen lassen —, dann rechtfertigt sich es um so mehr, den Wagemutigen darauf hinzuweisen, dass er doch jetzt wie früher damit zu rechnen hat, dass er bei allen seinen Unternehmungen es nicht bloss mit der Konkurrenz des Staates, sondern auch mit den staatlich im weitesten Masse unterstützten Konzessionsgesellschaften zu tun haben wird.

Es darf unter keinen Umständen vergessen werden, dass der Staat lediglich auf sein Regierecht beim Einsammeln der Früchte verzichtet hat, dass er aber im übrigen sich vollste Freiheit der Betätigung auf dem Handelsgebiete gewahrt hat.

Hiernach wird der Staat sein Regierecht mit der einzigen Beschränkung, dass er das Pflückrecht in den Domänen den Eingeborenen eingeräumt hat, auf allen übrigen Gebieten, wie beispielsweise bei der Anlegung von Kautschukkulturen, bei Minenbetrieben und jedem anderen Unternehmen, das sich für den Regiebetrieb eignet, ferner im umfassendsten Masse ausüben. Er wird aber auch nach wie vor den Handel betreiben, und zwar nicht bloss mit Elfenbein und den Erzeugnissen der Bergwerke, sondern insbesondere auch mit Kautschuk und Kopal. Welche Tragweite dies für einen Konkurrenten im Kongogebiet allein im Hinblick auf die Arbeiterbeschaffung, auf die Fracht-, Transport- und Zollfrage usw. hat, kann nur dann richtig beurteilt werden, wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise der Staat bisher zu seinen Hundert von Millionen betragenden Handelsgewinnen gekommen ist.

Es genügt, auf die Tätigkeit der nahezu 2000 Agenten und Subagenten des Staates hinzuweisen, denen es während eines Zeitraums von zwei Dezennien gelungen ist, von den Eingeborenen Kautschuk zum Preise von 25—30 Cent. pro Kilogramm in oft wertlosen Waren zu erwerben und durch Machenschaften aller Art es zu bewirken, dass nahezu die ganze Kautschukernte des Kongogebiets in den Besitz des Staates gelangte, der dann den also erworbenen Kautschuk in Antwerpen zum Preise von 6, 10 und im Jahre 1909 von 11,35 Frcs. pro Kilogramm zum Verkauf brachte.

Wenn nun auch der Privathändler sich mit einem geringeren Verdienst begnügen wollte, so stösst er doch überall auf den Staat und die Gesellschaften, die eben auf alles, was Gegenstand des Handels ist, die Hand gelegt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach den bisher gemachten Erfahrungen hat gegenüber der Allmacht des Staates und der Gesellschaften kein Privathandel bestehen können. Dass dies auch in Zukunft aller Wahrscheinlichkeit nach nicht möglich sein wird, dafür sprechen insbesondere noch folgende Umstände:

Nach dem Exposé des motifs des Kolonialministers trägt der belgische Staat sich mit dem Gedanken der Erhöhung der Einfuhrzölle. Es ist selbstredend, dass, wenn dies dem Belgischen Staate gelingt, hierdurch der Einfuhrhandel, der vorzugsweise von Privathändlern zurzeit betrieben wird, entsprechend mehr belastet wird, und dass dessen Chancen sich jedenfalls ungünstiger gestalten werden.

In bezug auf die Zollfrage ist daran zu erinnern, dass dem Kongostaat durch die Brüsseler Konferenz vom Jahre 1890 für einen Zeitraum von 15 Jahren die Berechtigung zuteil wurde, 10 Prozent des Wertes der eingeführten Waren an Zoll zu erheben, und dass diese Frist bereits im Jahre 1905 abgelaufen ist.

Das Jahr 1910 ist für diese Frage insofern von Bedeutung, als gemäss Art. 4 der Kongoakte die Mächte übereingekommen waren, nach Ablauf einer Periode von 20 Jahren zu bestimmen, ob die Zollfreiheit der Einfuhr beizubehalten ist oder nicht. Legt man nun den Anfangstermin dieser Frist in das Jahr 1890, wie der Kolonialminister dies in seinem Exposé getan hat, so würde in diesem Jahre darüber die Entscheidung zu treffen sein, welche Bestimmungen für die Regelung der Einfuhrzölle im Kongogebiet einzutreten haben.

Es ist auf diese Sachlage hinzuweisen, weil sie den Signatarmächten die Möglichkeit gibt, auch noch im gegenwärtigen Augenblick in die Kongofrage einzugreifen, wenn dies nicht aus anderen Gründen für unzweckmässig befunden werden sollte.

Weiter ist darauf hinzuweisen, dass die Art, wie die Eingeborenenfrage geregelt ist, in keiner Weise als solche bezeichnet werden kann, die den Interessen eines wiederzubelebenden Privathandels förderlich erscheint.

Die Kolonialverwaltung hat, wie dargelegt, ihr Regierecht, wenn auch unter Vorbehalt, bis auf weiteres aufgegeben; sie ist aber weder in der Lage, noch willens, auf die Einnahmen aus den natürlichen Früchten zu verzichten. Es ist daran zu erinnern, dass die Verkäufe aus den Früchten der Domänen im Budget für 1910 mit ca. 14 Mill. Frcs. eingestellt worden sind. Es wird hiernach darauf ankommen, welche Massnahmen die Kolonialverwaltung treffen wird, um des von ihr selbst geschaffenen Interessenkonflikts Herr zu werden. Nach Lage der Sache können zunächst folgende zwei Wege eingeschlagen werden:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kolonialverwaltung kann sich in noch höherem Grade als bisher durch Landabtretungen an bereits bestehenden oder noch zu begründenden Gesellschaften beteiligen. Sie kann aber auch die Früchte, die die Eingeborenen nunmehr im eigenen Interesse sammeln dürfen, entweder durch ihre Beamten oder vielleicht durch besondere hierfür zu gewinnende Mittelspersonen zu ihrem Nutzen aufkaufen lassen.

Wahrscheinlich ist, dass die Kolonialverwaltung beide Wege beschreiten wird. Die Wirkung hiervon kann aber in beiden Fällen nur die sein, dass der Privathandel beeinträchtigt wird, denn dass er mit amtlichen Aufkäufern, die im weitesten Umfange durch die Staatshilfe und alle bestehenden Staatseinrichtungen unterstützt werden, konkurrieren kann, ist ausgeschlossen, und dass durch fortgesetzte Ueberweisungen von Terrains an Gesellschaften das dem freien Handel zugängliche Gebiet stets geringer wird, ist selbstverständlich.

Besonders schwer fällt hierbei der Umstand ins Gewicht, dass die Kolonialverwaltung aller Wahrscheinlichkeit nach die Eingeborenensteuer in irgendeiner Form auch ferner gegen Früchtelieferung in Aufrechnung bringen und bei Ableistung von Arreststrafen die Eingeborenen zwangsweise zum Früchtesammeln heranzuziehen gezwungen sein wird.

Da dies voraussichtlich in sehr umfangreichem Masse wird stattfinden müssen, werden wohl nur sehr wenig Distrikte übrig bleiben, in denen Eingeborene sich werden antreffen lassen, die in der Lage sind, Privathändlern Landesprodukte zu verkaufen oder sie in ihrem Auftrage zu sammeln.

Aus den auf den Privathandel bezüglichen Darlegungen ergeben sich folgende Schlussfolgerungen:

1. Es erscheint zweifelhaft, ob die Kolonialverwaltung angesichts der ihren eigenen Interessen hierdurch erwachsenden gefährlichen Konkurrenz den ernsten Willen gehabt hat, durch die erlassenen Verordnungen dem Privathandel solche Chancen zu bieten, die sein Wiederaufblühen und Erstarken in sehr erheblichem Masse gewährleisten.
2. Eine befriedigende Entwickelung des Privathandels kann nur dann erhofft werden, wenn die Kolonialverwaltung ihrerseits in weit umfangreicherem Masse auf eine Betätigung auf dem Gebiete des Erwerbs und Handels verzichtet, als dies bisher geschehen ist.

Das ganze Ergebnis der Prüfung des sogenannten Reformwerks sowohl in bezug auf die Eingeborenenfrage, wie in bezug auf den Privathandel kann aber nicht anders zusammengefasst werden, als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dahin, dass durch die bisher erfolgten gesetzlichen Massnahmen bestenfalls nur das erreicht ist, was nach dem Ausspruch des englischen Staatssekretärs nicht das Wünschenswerte war, nämlich eine Liste von Reformen ohne grundsätzliche Aenderung des Systems des alten Kongostaats.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Geschaffene nicht geeignet ist, die gegen die belgische Verwaltung in England, den Vereinigten Staaten und Deutschland bestehende Bewegung zufriedenzustellen. In dieser, aus sehr verschiedenen Beweggründen hervorgegangenen Bewegung ist im Augenblick augenscheinlich eine Art Ruhepause eingetreten. Es ist aber nicht zweifelhaft, dass, wenn man sich über die Bedeutung und Tragweite des sogenannten Reformwerks klar geworden sein wird, die Bewegung mit doppelter Stärke einsetzen wird, denn der Auffassung sich anzuschliessen, dass durch die erlassenen Reformen die Kongofrage aus der Welt geschafft ist, ist nicht möglich.

Meine Ausführungen fasse ich in folgende Sätze zusammen:

1. Es lässt sich nicht die Auffassung gewinnen, dass durch die bisher von der belgischen Kolonialverwaltung getroffenen gesetzlichen Massnahmen in bezug auf die Eingeborenenfrage und den Privathandel befriedigende Zustände im Kongogebiet geschaffen worden sind.
2. Befriedigende, den Bestimmungen der Kongoakte Rechnung tragende Zustände können nur herbeigeführt werden:
   durch Beseitigung der Zwangsarbeit in ihren noch gegenwärtig bestehenden Formen,
   durch Umgestaltung der gesetzlichen Bestimungen über das Eigentumsrecht des Staates und der Gesellschaften am Grund und Boden, insbesondere zugunsten der Interessen der Eingeborenen, durch erheblich umfangreichere Beschränkung der Betätigung des Staates auf dem Handelsgebiete und
   durch Ablösung der Konzessionen und grundsätzliche Aenderung des Konzessionsystems.
3. Die wiederholten, von sittlichem Ernst und volkswirtschaftlicher Einsicht zeugenden Kundgebungen des Königs Albert und die erkennbare Wandlung in der Auffassung des belgischen Volkes über die wahre Sachlage im Kongogebiet berechtigen zu der Hoffnung, dass binnen nicht zu langer Zeit den bisher getroffenen Massnahmen solche folgen werden, die den angedeuteten Gesichtspunkten gebührend Rechnung tragen.
4. Sollte diese Hoffnung sich in nächster Zukunft nicht verwirklichen, dann ist es Pflicht der Signatarmächte der Berliner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kongoakte, zu einer Konferenz zusammenzutreten und vom Belgischen Staat binnen bestimmter Fristen solche Reformen zu verlangen, die die Grundgedanken der Kongoakte in Wahrheit zur Geltung bringen.

Oberstleutnant **Schlagintweit**, München: Wenn ich zu dem gründlichen Vortrag des Herrn Referenten das Wort ergreife, so geschieht es, weil ich in mehreren Punkten eine andere Anschauung habe.

Wenn behauptet wird, dass die Annexion des Kongostaates durch Belgien deshalb nicht einwandfrei sei, weil es nicht zulässig ist, dass eine neutrale Kolonie von einem Staate allein ausgebeutet wird, so dürften ja auch keine von den in der Zone der Handelsfreiheit (neutrales Kongobecken) liegenden anderen Kolonien einem Staate allein angehören; Deutsch-Ostafrika, Südkamerun, Französisch-Kongo, liegen aber ebenso wie Belgisch-Kongo in dieser Zone, und niemand fällt es ein, Deutschland oder Frankreich usw. das Ausbeutungsrecht dieser Kolonien zu bestreiten.

Wie die beglische Kolonie die Steuern von den Eingeborenen eintreibt, darüber brauchen wir uns doch nicht aufzuregen; in dem Masse, wie die Eingeborenen an Besitz und Verdienst sich besser stellen, wird es auch möglich sein, die Steuern allmählich in Geld zu erheben.

Warum fragt man überhaupt immer nur nach der Behandlung der Eingeborenen im Belgischen Kongo und sieht nicht auch hinüber in die Nachbarkolonie Französisch-Kongo, wo es noch viel mehr zu reformieren gäbe, wo der Handel den Ausländern vollkommen gesperrt, an Kongogreueln und Kolonialskandalen aller Art kein Mangel ist, und wo die unfähigste Verwaltung herrscht?

Wir müssen doch anerkennen, dass jetzt ganz andere Männer an der Spitze der Verwaltung der belgischen Kolonie stehen, als zur Zeit des Kongostaates.

Wir müssen anerkennen, dass man den besten Willen hat, die von der belgischen Kammer angenommenen Reformen in der Kolonie durchzuführen — wenn es auch eine unendlich schwierige Aufgabe für die Regierung sein wird, sich gegen die alten, verwöhnten Konzessionsgesellschaften durchzusetzen, wobei man nicht vergessen darf, dass wir erst am Anfang der zonenweisen Einführung der Handelsfreiheit stehen.

Wir müssen respektieren, dass der junge, streng rechtlich denkende König Albert I. selbst, bei seiner Thronbesteigung, sein Wort dafür eingesetzt hat, dass die Reformen auch wirklich durchgeführt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. War er es doch, der eine gründliche Sanierung des alten Systems veranlasst hat.

Selbst der Brüsseler —t.-Korrespondent der „Frankfurter Zeitung", der gegen den früheren Kongostaat eine so scharfe Sprache führte, hat jüngst in einem Artikel über die neue Deutsche Kongo-Liga, die er wenig freundlich behandelte, erklärt, dass die belgische Regierung mit ihrer Reformtätigkeit volles Vertrauen verdiene; er wies auch darauf hin, dass die Beteiligung deutschen Kapitals, deutscher Gesellschaften (Minengesellschaften) zur Erschliessung der Kolonie, insbesondere der Südostecke (Katanga und Grenzgebiet) lebhaft erwünscht ist, schon um der drohenden Ueberhandnahme des englischen Einflusses damit zu begegnen.

Ich habe die feste Ueberzeugung, dass, wenn nunmehr unsere deutschen Kaufleute in die Kolonie Belgisch-Kongo kommen, sie die weitgehendste Unterstützung von seiten der belgischen Regierung finden werden.

Staatsanwalt Dr. **Fuchs,** Berlin: Niemand misstraut der Person des Königs Albert der Belgier und seinem Willen, sich an die Kongoakte und die Gesetze der Humanität zu halten. In einem parlamentarisch regierten Lande wie Belgien ist aber der Wille des Königs zwar ein mächtiger, aber kein entscheidender Faktor.

Wir haben allen Grund zum Misstrauen gegen die Kongoregierung — welchen Namen sie auch führe — infolge der Erfahrungen der Vergangenheit und müssen daher auch für die Zukunft en vedette bleiben. Darin bin ich mit dem Herrn Referenten durchaus einig.

Unheilvoll ist stets und überall die Verquickung von Regierungsgewalt und Handelsinteresse, wie sie auch nach der Annexion im Kongostaate infolge der riesigen Reservate und Konzessionsgebiete fortbesteht. Das bewies schon die englisch-ostindische Compagnie, der schliesslich die Regierungsgewalt eben deshalb auch dann hätte entzogen werden müssen, wenn sie nicht daran finanziell bankerott gegangen wäre. Jene Verquickung zieht die Regierung aus ihrer erhabenen und notwendigen Stellung über den Parteien und Interessen in die Niederungen des Erwerbsinteresses und des Eigennutzes herab, entfremdet sie also ihrer vornehmsten Aufgabe. Diese Gefahr ist nahezu unvermeidlich, wenn die Angliederung eines ungeheuren Kolonialgebietes an einen so kleinen Staat wie Belgien erfolgt, der bei aller relativen Wohlhabenheit doch weder in der Lage, noch willens sein kann, die riesigen Mittel, welche die Erschliessung der Kolonie zunächst erfordert, aus eigener Tasche zuzuschiessen. Der Wunsch, sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus der Kolonie selbst zu ziehen, muss sich dort sehr bald nicht bloss zu einer Zweckmässigkeitsfrage, sondern zu einer Forderung des nationalen Interesses verdichten, das dann die Blösse der sich ergebenden Bedrückungen und Vertragswidrigkeiten mit dem fadenscheinigen Mäntelchen des Pseudo-Nationalwohles umkleiden helfen muss. Auf diese Weise wird schliesslich die Bedrückungsfrage zur Nationalfrage und damit zu einer Quelle internationaler Reibungen höchst unerwünschter Art. Auf alles dies soll beizeiten hingewiesen werden.

Missionsdirektor **A. W. Schreiber,** Bremen: Als Vorstandsmitglied der Deutschen Kongo-Liga spreche ich Herrn v. Bornhaupt herzlichen Dank dafür aus, dass er die neuesten gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen betreffend den belgischen Kongo einer Prüfung unterzogen hat. Die Deutsche Kongo-Liga will in erster Linie durch rückhaltlose, streng der Wahrheit entsprechende Schilderung der Verhältnisse Aufklärung über die Kongofrage schaffen. Dies ist ebenso notwendig wie schwierig, notwendig, weil man nur durch Wahrheit zur Klarheit kommt, schwierig, weil nach dem Zeugnis des ersten Generalgouverneurs des Kongostaates, Camille Janssen, im Septemberheft 1910 der „Kolonialen Rundschau" tatsächlich „jahrelang die Wahrheit verschwiegen worden ist, und die zwar längst ruchbar gewordenen, aber stets von den daraus Vorteil ziehenden Personen geleugneten Missstände tatsächlich existierten." Es ist hoch erfreulich, dass massgebende Kreise Belgiens für die Durchführung der Reformen ihr Wort gegeben haben. Auch soll keinen Augenblick verkannt werden, welche ungeheuren Schwierigkeiten hierbei überwunden werden müssen. Indessen darf folgendes nicht übersehen werden: 1. Belgien ist bei allem guten Willen doch von der Stimmung beherrscht: „Recht oder Unrecht, der Kongo ist unsere Kolonie!" 2. Eine völlige Erschliessung des Landes für den freien Handel wird erst bis zum 1. Juli 1912 erfolgen. 3. Das Gebiet der Konzessions-Gesellschaften und die sechs Regierungs-Reservate mit je 600 000 ha bleiben von der Reform völlig unberührt. Eine Prüfung der jetzigen Reform auf ihre Durchführbarkeit bedeutet keine unrechtmässige Einmischung in die Verhältnisse eines fremden Staates. Die Berliner Kongoakte von 1885, die völlige Handelsfreiheit verbürgt, jede Monopolwirtschaft verbietet und die Verbesserung der moralischen und materiellen Existenz der eingeborenen Völkerschaften zusichert, ist durch das Deutsche Reich garantiert. Deutschland hat somit Recht und Pflicht, auf Innehaltung dieser Bestimmungen zu achten. Es wäre ausserordentlich wertvoll, wenn endlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Berichte des deutschen Berufskonsuls am Kongo veröffentlicht würden! Was die auch in anderen Gegenden Mittelafrikas herrschenden beklagenswerten Zustände betrifft, so hat ein Vertreter der Deutschen Kongo-Liga bereits am 6. August 1910 in Berlin öffentlich ausgesprochen, dass eine von humanen Grundsätzen geleitete Vertretung niederer Rassen gegenüber Ausbeutungen und zu ihrer weiteren Entwickelung eine unabweisbare Pflicht aller derer ist, die sich zur Solidarität des Menschengeschlechtes bekennen.

Kaufmann **W. Langheld,** Berlin: Seit einem afrikanischen Menschenalter, seit 25 Jahren, im Kongogebiet tätig, habe ich genugsam Gelegenheit gehabt, die Zustände dort aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Von beiden Seiten, sowohl von Kongofreunden wie Kongofeinden ist einerseits viel vertuscht, anderseits viel übertrieben worden. Ohne Zweifel sind entsetzliche Grausamkeiten im Kongo vorgekommen, doch dieses ist schon lange Jahre her, und die Missetäter wurden schwer bestraft. Jedenfalls will ich dem Königswort und den Versprechungen des Kolonialministers Renkin trauen und hoffen, dass die versprochenen Verbesserungen recht bald eintreten. Eine jetzige Beteiligung deutschen Kapitals im Kongo ist ausgeschlossen und verfrüht, bis endlich die nötigen Reformen eingetreten sind. Die verbessernden Dekrete werden sehr oft durch Gegendekrete aufgehoben, und die Lage im Kongo ist noch lange nicht genügend geklärt.

Landrat **Schmoele,** Iserlohn: Da Deutschland der Annexion des Kongostaates zugestimmt hat, so ist für uns der Kongo nunmehr lediglich eine belgische Kolonie, und wir haben das Selbstbestimmungsrecht Belgiens zu schonen. Im übrigen hat jetzt das belgische Parlament mitzusprechen, und dieses wird schon dafür sorgen, dass die Greuel im Kongo endgültig beendet sind. Die Frage der Eingeborenenbehandlung ist von der Frage, was unserem Handel nottut, zu scheiden.

Wirkl. Geh. Legationsrat z. D. **v. König,** Berlin: Unzweifelhaft herrschten im belgischen Kongogebiet schwere Missstände. Dies bestätigen die Ergebnisse der vom König Leopold eingesetzten internationalen Untersuchungskommission vom Jahre 1905. Das erkennen auch die besten belgischen Patrioten an. Zweifellos ist manches besser geworden, insofern insbesondere Grausamkeiten gegenüber den Eingeborenen streng bestraft werden. Das System der Steuerbedrückung durch den Zwang zum Kautschuksammeln aber besteht fort. Belgien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht immer noch vor der Frage: Kautschuk oder Zivilisation? Eine durchgreifende Besserung ist unmöglich, solange das Budget zum allergrössten Teil auf den Einnahmen vom Kautschuk beruht und Belgien es ablehnt, in die eigene Tasche zu greifen. Dies aber ist nach den Ausführungen des Vortragenden leider der Fall. Wenn Belgien eine grosse Kolonie nach zivilisatorischen Grundsätzen entwickeln will, so muss es auch erhebliche Summen daran wenden. Deutschland hat fast eine Milliarde Mark für seine Kolonien aufgewendet.

Nun sprechen in Belgien eine Anzahl von angesehenen Männern, die das Regime des Königs Leopold verurteilten, der neuen Verwaltung ihr Vertrauen aus und verlangen, dass wir abwarten sollen, wie deren Massnahmen wirken werden. Unsere Geduld ist auf eine harte Probe gestellt worden. Bisher haben fast alle Gesetze und Dekrete zur Besserung der Verhältnisse nur auf dem Papier gestanden. Die neuen Massregeln versprechen keinen raschen und durchschlagenden Erfolg.

Nun fragt man: Was gehen uns die Verhältnisse am Kongo an? Die Antwort lautet: Die Kongoakte ist in Berlin unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck vollzogen, sie gewährleistet Handelsfreiheit und Sorge für das Wohl der Eingeborenen. Beides ist schwer verletzt worden. Unsere ostafrikanische Kolonie hat ein lebhaftes Interesse an der Handelsfreiheit im Kongogebiet, besonders, wenn erst die Schiene sich bis zum Tanganjika und zum Nyassa erstrecken wird. Wir können nicht mehr lange warten und werden Gewehr bei Fuss stehen.

Ueber die Frage der Schaffung eines selbständigen kolonialen Strafrechts.

Von Regierungsrat Dr. **v. Weickhmann**, Danzig.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Meine ursprüngliche Absicht, nur eine objektive Darstellung der Sachlage zu geben, habe ich infolge einer gestrigen Rücksprache aufgegeben und werde statt dessen eine durchaus subjektive Auffassung vertreten. In der Diskussion werden dann, so hoffe ich, die Gegenansichten hervortreten; und aus diesem Widerstreit wird sich ein gemeinschaftlich gangbarer Mittelweg finden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da der grundlegende Vortrag des Herrn Geheimrats Köbner,*) zu dem ich meinerseits nur die Lieferung von illustrativem Beweismaterial aus der Praxis als meine Aufgabe betrachtet hatte, erst morgen stattfindet, so sehe ich mich vor die Notwendigkeit gestellt, die mir zur Verfügung stehende Zeit um 5 Minuten zu verlängern, um für etwa nicht völlig mit der Rechtslage Vertraute unter den Anwesenden eine kurze Exposition über die Grundlagen des Kolonialrechts vorauszuschicken.

Die Tatsache, dass wir in Afrika und in der Südsee Völkern mit ganz anderen sozialen Anschauungen und Einrichtungen gegenüberstehen, hat zunächst zu der richtigen Erkenntnis geführt, dass wir mit dem in Europa geltenden Territorialitätsprinzip nicht auskommen. Und es enthält keinen Vorwurf für die damals leitenden Kolonialmänner, sondern war eine historische und logische Notwendigkeit, dass man im Augenblick der Flaggenhissung nicht gleich ein neues Recht auf der Basis des Territorialitätsprinzips schaffen konnte, sondern einfach ein bestehendes Gesetz nahm, das auf diesem Prinzip beruht, indem man das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz in etwas modifizierter Form auf die Kolonien übertrug.

Danach gilt also verschiedenes Recht für Europäer und Neger. Was im forensischen Kampf beider Rassen untereinander gilt, darüber sind sich die Gelehrten meines Wissens auch heute noch nicht einig; auch darüber nicht, ob in solchen Fällen der richtiggehende Europäerrichter oder der die Eingeborenenjustiz ausübende Bezirkschef (Leutnant, Sekretär usw.) zuständig ist. Das wird in der Praxis davon abhängig sein, ob die Aktivität des einen oder des anderen Beamten grösser ist und welcher von beiden daher mehr dem positiven, welcher dem negativen Kompetenzkonflikt zuneigt. In meinem Amtsbereich galt der Satz, dass alle Streitigkeiten, an denen ein Europäer in irgendwelcher Parteirolle beteiligt war, vor den Europäerrichter gehörten. Ich glaube aber, das ist nicht die herrschende Ansicht. Nimmt man mit dieser an, dass das Forum dem Beklagten folgt, so kommt man zu dem unerfreulichen Ergebnis, dass ein Weisser, der gegen einen farbigen Händler meinetwegen 20 000 Mark einklagen will, gegen die ergangene Entscheidung kein Rechtsmittel hat. Nur in dem Schutzgebiet Ost-Afrika gibt es in sehr beschränktem Umfange eine zweite Instanz in Eingeborenensachen, die der Oberrichter infolge Delegation seitens des theoretisch zuständigen Gouverneurs ausübt.

Für die Neger und Polynesier allein gilt das sogenannte Eingeborenenrecht, das ein ziemlich nebelhafter Begriff ist und daher aus-

*) Siehe Seite 386.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hilfsweise durch den gesunden Menschenverstand des richtenden Beamten ersetzt werden soll. Dass es dabei zu Schwierigkeiten führen kann, wenn man von dem Adjektivum „gesund" einen Komparativ bilden will, zeigt die niedliche Anekdote von einem Bezirksamtmann, der gegen die Umstossung eines von ihm gefällten Urteils durch den Oberrichter geharnischt protestierte; er wolle gern zugeben, dass der Herr Oberrichter ein besserer Jurist sei; er könne aber nicht zugeben, dass sein Menschenverstand gesunder sei, als der seine.

Für die Europäer gilt ein Chaos von Paragraphen. Der kunstvolle Bau unseres heimischen Rechts war von dem Boden, in dem er wurzelte, genommen, und nachdem er unterwegs das feste Gerüst des öffentlichen Rechts verloren hatte, auf afrikanischem Boden niedergesetzt. Und als man nach und nach merkte, dass er dort nicht passte, hat man Stein auf Stein von ihm wieder abgebrochen durch Ausnahmebestimmungen; und da, wo er nicht geräumig genug schien, hat eine Flutwelle von Verordnungen neue Steine an diesen Bau herangetragen und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären. Und zu diesem Meer strömt es aus zahllosen Quellen. Denn nicht nur Reichstag und Bundesrat erlassen Gesetze und der Kaiser Verordnungen, nein, auch der Reichskanzler, die Gouverneure, manchmal auch unzuständigerweise niedere Chargen. Und sollte es nicht denkbar sein, dass sich solche Verordnungen auch gelegentlich widersprechen können oder dass ihre Rechtsgiltigkeit zweifelhaft sein kann oder dass etwa die eine oder andere entbehrlich ist, wie vielleicht manche von denen, die mit den Worten beginnen: „Ein Spezialfall gibt mir Veranlassung, zu verordnen, wie folgt."?

So entstand aus dem kunstvollen Bau des deutschen Rechts ein Labyrinth, in dem sich kaum ein zünftiger Jurist zurechtfinden kann, geschweige denn die Hauptleute, Leutnants und Sekretäre, von denen wir es verlangen und die das Hauptkontingent der Bezirkschefs stellen. In neuerer Zeit kann diesen sogar durch den für ihren Bezirk zuständigen Richter die Rechtsprechung übertragen werden. Wie sollen sich diese in dem Gesetzeswerk zurechtfinden?

Dazu kommt, dass es bis vor kurzem für die Verordnungen der Gouverneure keine Publikationsvorschrift gab, sondern vieles in General- oder Spezialakten ein otium cum dignitate genoss, um gelegentlich einmal ausgegraben zu werden. Soviel ich weiss, bestehen auch gegenwärtig nur in Togo, Kamerun und Neu-Guinea offizielle Amtsblätter, in denen die Verordnungen publiziert werden müssen. In Ostafrika ist es Brauch — aber wohl noch nicht bindende Vorschrift —, dass die Verordnungen in einer bestimmten Zeitung veröffentlicht wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den. In Südafrika ist es wohl ebenfalls noch nur Brauch, der aber, wie ich hörte, nicht immer durchgeführt wird, die Verordnungen in der Presse zu veröffentlichen. Mit Sicherheit wissen dort vielleicht nur wenige, was für Bestimmungen im Schutzgebiet gelten, zumal in diesem, wenn ich nicht irre, ausnahmsweise auch die Bezirksamtmänner Verordnungsbefugnis haben.

Der Richter nun, der in Deutschland gelernt hat, was dort für Recht gilt, muss in Afrika zunächst lernen, was von diesem Recht da nicht gilt. Das ist keineswegs einfach, und es sind dabei zahlreiche Doktorfragen denkbar, z. B. inwieweit heimische Verwaltungsgesetze, insbesondere preussische und ministerielle Verordnungen, in Afrika anwendbar sind, ferner ob eine Norm privatrechtlichen oder öffentlichen Rechtscharakters ist, da nur die privatrechtlichen Normen der sämtlichen Reichs- und preussischen Gesetze dort gelten — eine Fülle von Zweifeln. Was von der Rechtsanwaltsordnung, was von der Gefängnisordnung in Afrika anwendbar ist — jeder Tag wirft dem Richter einen Haufen von Preisrätseln dieser Art auf den Tisch.

Und wenn er auch das gedruckte und das geschriebene Recht beherrscht, so ist damit für den Rechtsuchenden noch nicht viel gewonnen. Denn die Ausnahmebestimmungen beschränken sich im wesentlichen auf Formvorschriften. Es gibt aber unzählige Normen materiellen Rechts, deren Anwendbarkeit in Afrika zu Härten, ja in Wahrheit zum Unrecht führen würde. Und das kann niemand wissen, der nicht in Afrika gelebt und gelitten hat. Es gibt zwar ein Zaubermittel, dessen Anwendung oder Nichtanwendung aber völlig von der Person des einzelnen Richters abhängig ist, d. h. von dem grösseren oder geringeren Grade von Verantwortungsmut, den er dem geschriebenen und gedruckten Buchstaben gegenüber anzuwenden geneigt ist. Dieses Arkanum enthält § 20 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, den ich, sobald ich ihn entdeckte, zu meinem Lieblingsparagraphen erhob. Er lautet:

„Die im § 19 erwähnten Vorschriften" — das sind nämlich die deutschen Gesetze — „finden keine Anwendung, soweit sie Einrichtungen und Verhältnisse voraussetzen, an denen es für das Schutzgebiet fehlt."

Aus welchen Drangsalen man deutsche Untertanen, wenn man Courage hat, mit Hilfe dieses Paragraphen befreien kann, darüber will ich Ihnen nun ein paar Beispiele anführen. Denn am meisten drängt sich uns dieser Paragraph zu Herzen, — freilich ohne auch nur entfernt alle Unstimmigkeiten zwischen Europa und Afrika beseitigen zu können, — auf demjenigen Gebiet, das uns heute beschäftigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Strafrecht ist diejenige Rechtsmaterie, die sich mit den schwersten Konflikten im Menschenleben beschäftigt und deren Anwendung am tiefsten in das Leben des einzelnen einschneidet. Daher bringt ihr die Laienwelt auch das meiste Interesse entgegen. Und daher muss es auch auf der Hand liegen, dass, wenn sich überhaupt bei der Anwendung deutschen Rechts in Afrika unbefriedigende Bilder ergeben, dass dann die dem Strafgerichtssaal entnommenen die lebhaftesten Farben zeigen müssen. Daher wird hier die Reformarbeit zu beginnen haben, und es kann dafür gar keine günstigere Gelegenheit geben, als jetzt, wo in der Heimat ein neues Strafgesetzbuch vorbereitet wird.

Jedes Delikt hat eine aktive und passive Seite. Es setzt einen, der es begeht, voraus und einen, an dem es begangen wird, wie wir sagen: einen Täter und einen Verletzten. Der Verletzte braucht nicht immer ein einzelnes Individuum zu sein, es kann eine Gesamtheit, eine Behörde, eine staatliche Einrichtung, auch Gott sein. Und wenn wir den Verletzten gar nicht definieren können, nennen wir ihn „die öffentliche Ordnung". Die Passivseite kann nun in Afrika sowohl weiss wie schwarz gefärbt sein, während als Täter für die Anwendung des deutschen Strafrechts nur Europäer und Farbige, die ihnen rechtlich gleichgestellt sind, in Betracht kommen. Daraus ergibt sich für unsere Betrachtung ganz von selbst eine Zweiteilung, nach der verschiedenen Färbung der Passivseite.

Bei dem Deliktsverhältnis zwischen Europäern allein beschränken sich die Schwierigkeiten der Rechtsanwendung wesentlich auf die Unterschiede in den klimatischen, topographischen und Verkehrsverhältnissen. Wir wollen diese an zweiter Stelle erörtern. Dagegen tritt uns bei dem Deliktsverhältnis zwischen Europäern und Eingeborenen die Gegensätzlichkeit der Rassen mit voller Wucht entgegen.

Ein Grundprinzip der modernen Kolonialpolitik besteht darin, dass sie die Aufgabe übernimmt, die europäischen Einrichtungen und Anschauungen in einem mehr oder weniger raschen, meist viel zu raschen Tempo in die mit Vorliebe jungfräulich genannte afrikanische Erde einzupflanzen, oder, richtiger gesagt, auf die seit Jahrtausenden dort vorhandenen Verhältnisse aufzupfropfen, indem man voraussetzt, dass dieses Sittengesetz eine absolut massgebende Norm sei, der der ganze Erdkreis unterworfen werden müsse. Diesem Grundsatz nun vermag ich nicht in vollem Umfange zu folgen, auf dem Gebiet der Strafpraxis, wie auf dem aller Kolonialpolitik überhaupt. Ich vermag mich nicht völlig von der Erwägung zu trennen, dass es nicht nur moralisch zu rechtfertigen, sondern auch politisch vorsichtiger ist, sich als Eroberer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Fremde denjenigen Anschauungen anzupassen, die ihre Wurzeln in dem eroberten Lande haben. Ich bin im Zweifel, ob sich unsere gotischen Vorfahren, als sie über die Alpen gingen und in Italien Kolonialpolitik trieben, nicht zweckmässiger verhielten und ob sie nicht darum auch beliebter bei den unterworfenen Romanen waren, als wir bei unseren Negern, und ob sie nicht darum keinem Aufstand zum Opfer fielen, sondern lediglich der überlegenen Waffengewalt des oströmischen Rivalen.

Wenn Sie nun eine Viertelstunde lang meiner Anschauung folgen wollen, so wird sich für Sie die sehr wesentliche Folge ergeben, dass ein und dieselbe Tat eines Europäers sehr verschieden zu beurteilen ist, je nachdem, ob sie gegen einen Eingeborenen oder gegen einen Europäer verübt ist. Nicht schnell genug kann ich hierbei betonen, dass die Beurteilung keineswegs immer eine mildere zu sein hat, wenn auf der Passivseite Eingeborene stehen. Das kommt vielmehr ganz darauf an, in welchem Lande wir uns befinden, welchen Anschauungen wir begegnen. Und daraus würde sich für mich als logische, wenn freilich auch sehr radikale Folge ergeben, dass wir eigentlich nicht nur ein koloniales Strafgesetzbuch brauchten, sondern für jede Kolonie ein besonderes. Wenn wir aber durchaus schablonisieren wollen, was ja so sehr der deutschen Natur entspricht und was gerade doch am wenigsten in der Kolonialpolitik am Platze ist, dann müssen wir wenigstens dafür Sorge tragen, dass die gemeinsame Schablone Rücksicht auf alle so sehr verschieden gearteten Territorien nimmt.

Um ein Beispiel aus der kolonialen Jurisprudenz des täglichen Lebens herauszugreifen: Wer in unserem Verkehr mit den Eingeborenen deren Anschauungen nicht völlig ausser acht lassen will, wird es lächerlich finden, wenn sich heimische Politiker über die Prügelstrafe in Afrika von dem Gesichtspunkt der Menschenwürde aus aufregen. Die Prügelstrafe erweckt bei den weitaus meisten Negerstämmen wohl unangenehme Empfindungen, aber keine Beleidigung des Ehrgefühls, die in der deutschen Heimat für ihre Beseitigung massgebend wurde. Die sudanesischen Askari der ostafrikanischen Schutztruppe betrachten es sogar als Ehrensache, eine körperliche Züchtigung ohne Aeusserung eines Schmerzgefühls hinzunehmen und selber die Hiebe zu zählen, die sie erhalten. Bei der afrikanischen Küstenbevölkerung scheint sich eine Steigerung des kriminellen Wagemuts bei dem weiblichen Geschlecht verzeichnen zu lassen, seitdem die europäischen Damenvereine in verzeihlicher Unkenntnis der Verhältnisse ihren „schwarzen Schwestern“ die Freiheit von der Rute erstritten haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das führt uns zu der weiteren Folge, dass wir doch einen Europäer, der einem Eingeborenen eine Ohrfeige gibt, nicht nur mit einem geringeren Strafmass zu messen haben, wie einen, der einen Europäer schlägt, sondern ihn unter eine besondere Strafrechtsnorm stellen, vielleicht straflos lassen müssen. Wer sich einmal an einem Negerschädel mit einer Ohrfeige versucht, ist schon bestraft genug. Das fühlt er noch am nächsten Tag. Der schlägt sobald nicht wieder. Soll er nun, wenn auch nur mit Geld bestraft, in seinem Strafregister die Notiz führen: „Bestraft wegen Misshandlung" oder „wegen tätlicher Beleidigung"? Gerade aus diesem Grunde wurde es mir sehr schwer, als ich einmal einen alten Bezirksamtmann wegen solcher Ohrfeige verurteilen musste, weil das Kommando der Schutztruppe, zu der der Farbige gehörte, auf der Bestrafung bestand, freilich wegen der besonderen Umstände des Falles auch kaum anders verfahren konnte.

Wenn es dagegen richtig ist, dass auf manchen Südseeinseln die Eingeborenen gerade auf diesem Gebiet ein so feines Ehrgefühl haben, dass z. B. ein Polynesier, wie der verstorbene Bezirksamtmann Senfft erzählte, sich auf der Stelle das Leben nahm, als er von einem Europäer geschlagen wurde, so muss uns dies zu der Folge führen, bei solchen Völkern nicht nur die Prügelstrafe auszuschliessen, sondern auch das Verüben von Tätlichkeiten gegen Eingeborene erheblich schwerer zu bestrafen, wie solches gegen Europäer.

Ein anderes Beispiel: § 166 des Strafgesetzbuches sagt: „Wer dadurch, dass er öffentlich in beschimpfenden Aeusserungen Gott lästert, ein Aergernis gibt" — — halt! hier kommt ein Tatbestandsmerkmal vor, dem wir im Strafrecht öfter begegnen: „ein Aergernis geben." Wer kann in Afrika ein Aergernis nehmen, um einen Europäer vor den Richter zu bringen? Weisse, Gelbe, Braune und Schwarze, alle durcheinander, oder werden da Unterschiede gemacht werden müssen? Doch das nur in Parenthese. — Gotteslästerung: Wer ist Gott im Sinne des Strafgesetzbuchs? Eine sehr heikle Frage. Der Richter in der Heimat hat es nun freilich nicht schwer. In dem Himmel, der sich über dem Deutschen Reiche wölbt, wohnt nur ein strafrechtlich geschützter Gott, der Gott der Christen, der ja wohl mit dem Gott der Juden strafrechtlich als identisch anzusehen ist. Im afrikanischen Himmel sieht es aber ganz anders aus. Ist nun Allah, zu dem unsere mohammedanischen Untertanen beten, oder Buddha, der Gott der Inder, nicht geschützt? Hilft uns hier § 20 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes? Ist Gott eine „Einrichtung"? Dass das nicht etwa nur philosophische Betrachtungen sind, wird uns vielleicht klarer, wenn wir weiter lesen: „oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen

oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem zu religiösen Versammlungen bestimmten Ort beschimpfenden Unfug verübt, wird . . . bestraft", und § 167 droht demjenigen Strafe an, der durch eine Tätlichkeit oder Drohung jemanden hindert, den Gottesdienst solcher Religionsgesellschaften auszuüben usw. Nun, hier ist es ganz klar: die Moschee der Araber, der buddhistische Gottesdienst, von dem heidnischen Kultus gar nicht zu reden, alles das ist strafrechtlich vogelfrei. Ist das nun wohl richtig? Und wenn es selbst moralisch — etwa vom christlichen Propagandastandpunkt aus — richtig ist, ist es dann wohl unbedingt politisch nützlich? Wenn ein Missionar — und ich entsinne mich, solche Fälle in Missionsblättern als Ruhmestaten gelesen zu haben —, Hunderte von heidnischen Götzenbildern nimmt und sie ins Feuer wirft, kann solche Propaganda der Tat wohl vom öffentlichen Recht unberührt bleiben, wenn man an die Möglichkeit denkt, dass sich an solchem Scheiterhaufen vielleicht die Fackel eines Aufstandes entzündet, dem unzählige weisse und schwarze Menschen zum Opfer fallen?

Ein anderes Bild: Es soll vorgekommen sein, dass Europäer ins Gefängnis, vielleicht gar ins Zuchthaus gekommen sind wegen Verbrechens gegen § 176 Ziffer 3 des Strafgesetzbuches, d. h. wegen Unzucht mit Kindern unter 14 Jahren. Noch vor etwa zwei Jahren las ich in den Verhandlungen des Reichstags über dergleichen Geschehnisse in Togo, wo dann im einzelnen Fall festgestellt worden sein soll, dass die betreffenden Mädchen bereits über 14 Jahre alt waren. Ich muss bekennen, danach würde ich nie gefragt haben. Als mir einmal ein solcher Fall zur Begutachtung vorgelegt wurde, wo ein Strafverfahren eingeleitet werden sollte, äusserte ich mich in dem Sinne: Das genannte Gesetz bezwecke den Schutz der Geschlechtsreife; aus Zweckmässigkeitsgründen sei im Strafgesetzbuch eine bestimmte Altersgrenze festgesetzt, — diejenige, bei der erfahrungsgemäss im Durchschnitt die Geschlechtsreife in mitteleuropäischen Breiten einträte. Es sei absurd, diese Altersgrenze auch in den Tropen zugrunde zu legen, wo Frauen in diesem Alter schon Mütter mehrerer Kinder seien. Dazu komme, dass in den seltensten Fällen zu ermitteln sei, wie alt ein Neger sei. Frage man ihn, so antworte er ad libitum: „Ein Jahr" oder „100 Jahre". Bei dieser Sachlage votierte ich dahin, dass die betreffende Amoureuse auf ihre Geschlechtsreife oder -unreife untersucht würde. Dies geschah, und das Strafverfahren unterblieb. Dasselbe Problem behandelt übrigens Rudolf Presber in seiner Novelle:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Das Mädchen vom Nil", deren Lektüre ich allen denen ans Herz legen möchte, die im Süden nicht über die Riviera hinauskommen.

Wir können solche Beispiele des Rassengegensatzes durch das ganze Strafgesetzbuch hindurch verfolgen. Da es aber leichter sein wird, Beispiele dafür zu finden, dass Delikte von Europäern gegen Eingeborene milder anzusehen oder gar straflos zu lassen sind, als für das Gegenteil, so will ich diesen Teil unserer Betrachtung noch mit ein paar Beispielen der umgekehrten Art aus dem Gebiet der Vermögensdelikte abschliessen.

An denjenigen tropischen Gestaden, die mit Asien in unmittelbarem Handelsverkehr stehen, finden Sie die Einrichtung der Rikshaws, das sind kleine zweiräderige Wagen, die von Eingeborenen gezogen werden und die Stelle unserer heimischen Droschken vertreten. Ich habe es nun als eine strafrechtlich überhaupt schwer zu fassende Unart mancher Europäer kennen gelernt, solche Rikshaw zu benutzen und nach der Fahrt den Eingeborenen, statt ihm den tarifmässigen Lohn zu bezahlen, mit dem Spazierstock von dannen zu scheuchen.

Das sind kleine Prellereien der Eingeborenen, die sich natürlich nicht etwa auf das Institut der Rikshaws beschränken — ich habe dies nur erwähnt, um ein plastisches Beispiel zu geben —, und die ich strenger ansehen würde, als ähnliche Delikte in der Heimat, nicht nur, weil der Europäer seine geistige Ueberlegenheit missbraucht, sondern auch, weil der Neger für das ihm widerfahrene Unrecht durchaus ein Empfinden hat und vielleicht dauernde Bedrückungen wirtschaftlicher Natur weit weniger leicht vergisst als körperliche Misshandlungen.

Es gibt aber Taten, die weit über solche Prellereien hinausgehen und ebenfalls in europäischen Gerichtssälen unbekannt sind.

Unser Handelsgesetzbuch kennt den Kauf zur Probe, den Kauf nach Probe, es kennt Fixgeschäfte und was weiss ich mehr. Das Handelsrecht des wilden Afrika kennt aber unter anderem eine sehr entwickelungsfähige Kaufart des Kaufgeschäfts, das ist das Kaufen „kwa ngufu". Was ist das? „Kununua kwa ngufu" heisst: „Kaufen mit Gewalt"; d. h. das Kaufgeschäft wickelt sich in der Weise ab, dass der europäische Händler mit seinen bis an die Zähne bewaffneten Leuten in ein Dorf geht und dem Häuptling sagt, er wünsche Vieh zu kaufen. In den meisten Fällen wird der Verkauf abgelehnt. Doch darauf achtet der Händler gar nicht. Er wirft den Eingeborenen ein paar Stücke wertlosen Tuches hin und lässt inzwischen von seinen Leuten das Vieh aus den Hürden einfach wegtreiben. D. h. das Weg-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treiben des Viehs ist die Hauptsache. Das Hinwerfen von Stoff fällt manchmal aus. Zwei Viehhändler, die ich selbst mit unserer kleinen Aluminiumpinasse auf dem Victoria-Nyanza greifen ging und auf einer kleinen Insel festnahm, ein Deutsch-Oesterreicher und einer von unseren vielgeliebten Buren, hatten ein besonders probates System. Sie liessen durch ihre Leute Weiber aus den Dörfern wegschleppen und behielten diese so lange bei sich im Lager, bis Vieh angebracht wurde. Und als ich den Oesterreicher vernahm, fing er ganz nonchalant an zu gestehen, dass er auf diese Weise über 500 Rinder geraubt hätte; erst bei den weiteren Kauf- und anderen Geschäften fing er an zu leugnen.

Was im Osten Afrikas beim Viehkauf passiert, spielt sich im Westen wohl noch heute beim Kautschuk ab.

Für Ostafrika erscheint mir aber beachtenswert, dass manche Stämme ihr Vieh nicht nur nicht sich stehlen, sondern sich auch nicht für wirkliches gutes Geld abkaufen lassen wollen; sie wollen es eben behalten. Den Grund hat sich anscheinend noch niemand recht klar gemacht. Diese Stämme benutzen ihr Vieh zur Schatzbildung; die Grösse der Herden gibt dem Besitzer Rang und Ansehen. Sie thesaurieren die Rinder, wie orientalische Völker Gold und Juwelen, wie die Tuaregs in der Sahara Kamele. Sind doch auch die Tausende von Frauen enthaltenden Harems morgenländischer Fürsten nichts anderes als ein Ausdruck jener Thesaurierungswirtschaft, also im wahren Sinne des Wortes Schatzkammern, in denen Schätze gesammelt werden.

Der gewaltsame Einbruch in diese Wirtschaftsordnung ist nun oft nur gezwungen in den Tatbestandsrahmen des Raubes zu spannen, so dass auch hier die Frage einer besonderen Normierung als Delictum sui generis in Frage kommen könnte.

Die grössere Uebung des Intellekts befähigt die Europäer indessen auch, bei Ausbeutung der Eingeborenen auf die Ausnutzung ihrer Macht zu verzichten. Ein klassisches Beispiel dafür, welches Raffinement in dieser Hinsicht möglich ist, liefert folgender Fall:

Vor einigen Jahren ist bekanntlich ein fester Kurs für die ostafrikanische Rupie eingeführt worden, die einen seitdem unveränderlichen Wert von 1,33 Mk. besitzt. Zugleich wurde eine neue Scheidemünze geschaffen in Gestalt des Hellers. Zu grösserer Bequemlichkeit im rechnerischen Verkehr besteht seitdem die Rupie statt aus 64 Pesa aus 100 Hellern. Die Eingeborenen suchen sich mit diesem Dezimalsystem in der Weise abzufinden, dass sie 2 Pesa = 3 Heller rechnen. Diese Rechnung enthält allerdings einen kleinen Fehler. Genauer ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1 Pesa = 1,53125 Heller, 2 Pesa also = 3,06250 Heller. Indessen, das wäre für Neger höhere Mathematik; für ihre kleinen Verhältnisse genügt ihre Praxis vollkommen, wonach der Pesa also nur gleich 1½ Heller gilt.

Nun machte der Inhaber eines Pflanzungsunternehmens, das mehrere hundert schwarze Arbeiter beschäftigte, folgendes: Vor jeder Lohnzahlung, die in 50-Heller-Rollen = ½ Rupie erfolgte, liess er durch einen farbigen Angestellten aus jeder Rolle zwei Heller herausnehmen. Die Eingeborenen fanden an diesen Rollen nichts Wunderbares. Ihre liebe alte Rupie bestand ja aus 64 Pesa, die halbe also aus 32, und 32 mal 1,5 (oder 16 mal 3) macht 48; nach ihrer Methode stimmte die Sache also. Sie wanderten nun mit ihrem Lohn zum indischen Händler, um sich für ihre halbe Rupie einen neuen Kanzu, das bekannte weisse Hemd, zu kaufen, und bekamen dann vom Inder zu hören, dass sie noch zwei Heller zuzahlen müssten, da ihre Rolle nur 48 Heller enthalte, während erst 50 eine halbe Rupie ausmachten. Die Neger standen verständnislos diesem Finanzproblem gegenüber; der europäische Kaufmann aber hatte durch dieses Manöver an 5000 Rupien im Jahr gespart. Ein Strafverfahren unterblieb, vermutlich, weil die Anwendung des Betrugsparagraphen formaljuristische Schwierigkeiten bot. Ob die gleichen Schwierigkeiten vorlagen, Urkundenfälschung anzunehmen, da ½ Rupie als gezahlter Lohn in die Lohnbücher eingetragen war, entzieht sich meiner Beurteilung.

Der gedrängten Zeit halber übergehe ich Besonderheiten der Kriminalistik, wie die, wenn Europäer und Eingeborene gemeinsame Täter sind, ferner wenn Europäer als Anstifter oder Gehilfen in Frage kommen. Ich möchte nur kurz bemerken, dass meines Erachtens in vielen Fällen der Europäer als Anstifter härter beurteilt werden sollte, als nach dem Gesetz der Tat, zu der er angestiftet hat. Denn die Eingeborenen werden meist die Neigung haben, über das ihnen Aufgetragene hinauszugehen. Dabei wird auch zu berücksichtigen sein, dass wir, wenn wir uns als Kulturträger fühlen, es doppelt vermeiden müssten, die Eingeborenen zu Schlechtem zu reizen, so dass es kaum noch mit Humor aufzufassen ist, wenn der afrikanische Expeditionsführer sagt: „Koch, stiehl ein Huhn!"

Bei der Beihilfe wieder kann es in Frage kommen, wie das Territorialitätsprinzip auszulegen ist. Kommt es darauf an, ob die Tat nach der Anschauung der Eingeborenen oder nach deutschem Recht ein Delikt darstellt? Wenn ich z. B. einem eingeborenen Häuptling zur Wiedererlangung eines entflohenen Sklaven behilflich bin, mache ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nich dann der Beihilfe zur Freiheitsberaubung oder Entführung chuldig?

Ehe ich nun zu dem Deliktsverhältnis zwischen Europäern übergehe, bedarf es noch einer kriminalpolitischen Bemerkung, die in den llgemeinen Teil des Strafgesetzbuches gehört und die Gruppe der Antragsdelikte betrifft.

Ich hatte das Glück, in Ostafrika der erste deutsche Richter zu ein, der am Victoriasee amtiert hat. Heute besteht in Muansa ein Bezirksgericht. Damals aber gehörte der wilde Westen noch zum Bezirk des Gerichts Daressalam. Ich nahm daher einmal Veranlassung, von dort aus einen Gerichtstag am Victoria-Nyanza abzuhalten. Damals haben die dortigen Eingeborenen zum ersten Male erfahren, lass es auch Richter über Europäer gibt. An diese Möglichkeit hatten ie nicht gedacht oder geglaubt. Denn Sie müssen bedenken, dass es ür den Neger nur Gegenständliches gibt. Die Versicherung etwa, dass ern von der Küste jemand sitzt, der die Weissen im Innern aburteilt, st für sein Ohr ein leerer Schall. Das war also etwas Neues. Und in ngstlichem Misstrauen wagten es die Eingeborenen nur, Kollektivbeschwerden vorzubringen, und erst auf Zuspruch durch den Stationschef. So erschien dann auch einmal eine ganze Dorfschaft von etwa 200 Köpfen, die zehn Tage weit anmarschiert kam, vor meinem Hause, um Klagen gegen Bedrückungen durch einen Farmer vorzubringen. Hier muss meines Erachtens eine Neuerung eintreten. Es muss eine Bestimmung getroffen werden, dass, wenn der Verletzte ein Eingeborener ist, auch der Verwaltungschef des Distrikts, in dem die Tat verübt ist, oder in dem der Verletzte beheimatet ist, zur Stellung des Strafantrages berechtigt ist. Dabei möchte ich beiläufig erwähnen, dass eine Antragsfrist von drei Monaten den afrikanischen Verkehrsverhältnissen ebensowenig Rechnung trägt, wie die dreimonatige Verjährungsfrist für Uebertretungen.

Was nun die Delikte zwischen Europäern angeht, so gibt es dort auch mancherlei Besonderheiten, die an den veränderten Verhältnissen liegen. Ein Beispiel: War da einmal ein Europäer beschuldigt, einem anderen zwei Ochsen geraubt zu haben, indem er sie durch seine schwarzen Hirten, die mit Wehr und Waffen kamen, von dessen Weide forttreiben liess. Schauplatz war der wilde Westen des afrikanischen Schutzgebiets, nahe dem Reiche Ruanda, das einstweilen nur auf dem Papier unter deutscher Herrschaft steht. Ich verurteilte wegen einfachen Diebstahls und lehnte es ab, den so schön benannten „bewaffneten Diebstahl" anzunehmen, der mit Zuchthaus bestraft wird, indem ich der Ueberzeugung war, dass es in einer Gegend, wo Schild und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lanze das unentbehrliche Kleidungsstück — notabene auch das einzige — jedes Mannes und insbesondere jedes Hirten ist, von einer Qualifizierung des Diebstahls nicht die Rede sein kann, wenn die ihn ausführenden Eingeborenen den gleichen Schmuck der Waffen tragen, in dem sie alltäglich herumlaufen. Hier half also noch einmal § 20 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, freilich wiederum nur mit Hilfe einer sehr kühnen Auslegung. Dagegen gibt es Fälle, wo beim besten Willen nichts zu machen ist. Und es gibt auch Taten, für die es zu Hause keine Normen gibt, die einem auf afrikanischer Erde aber doch manchmal recht strafbar erscheinen, so dass man in Versuchung gerät, dem Strafgesetzbuch eine extensive Auslegung zu geben.

So hätte ich einmal sehr gern einen Abenteurer unter der Firma „Aussetzung eines Menschen" bestraft, weil er einen völlig unerfahrenen und landesunkundigen Schotten, den er mit allerhand Vorspiegelungen frisch von Europa weg mitten in das unerschlossene Innere von Afrika geschleppt hatte, mitten in der Wildnis hatte sitzen lassen, wo er sich mit den Eingeborenen nicht verständigen konnte.

In diese Kategorie von Taten, die, unter afrikanischem Gesichtspunkt betrachtet, bedenklich erscheinen müssen und vielleicht eine strafrechtliche Norm verdienten, würde ich insbesondere Handlungen rechnen, die das Ansehen der deutschen, d. h. der herrschenden Nation herabzusetzen geeignet sind und daher politische Gefahren in sich bergen.

Es gibt wohl nur wenige sogenannte „alte Afrikaner", die sich von dem Wahn trennen können, als wenn wir lediglich vermöge unserer weissen Haut dem Neger wie eine Art übernatürliche Wesen vorkämen. Diese Zeiten, wenn sie je waren, sind längst dahin, und während wir uns einbilden, wir imponierten dem Neger durch die Macht unserer Persönlichkeit, macht er sich über uns lustig. Und wenn er sich darauf beschränkt, dies h e i m l i c h zu tun, so haben wir das lediglich unseren Nilpferdpeitschen und deren Komparativ, den Maschinengewehren, zu verdanken. Eindruck auf ihn durch seine Persönlichkeit macht eher vielleicht der Araber, der stets langsam und würdig dahinschreitet, den Kopf nicht grübelnd zur Erde gesenkt, mit der Haltung eines Königs, der nie aus der Fassung gerät, aufgeregt und nervös wird, der sich nie betrunken mit seinesgleichen in den Kneipen herumprügelt. Auch in Deutschland gibt es ja doch Kreise, in denen schon die Betrunkenheit an sich bestraft wird, zum mindesten nicht als Milderungsgrund gilt: die Armee. Wenn wir hier Ausnahmebestimmungen schaffen können, warum denn nicht auch dort, wo eigentlich beständig Kriegszustand herrscht?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dem Worte Krieg fallen mir die Kriegsartikel ein; und da denke ich daran, dass die Feigheit vor dem Feind ein besonderes militärisches Delikt ist, dessen Uebertragung auf koloniale Verhältnisse sich ausdenken lässt. Wenn eine Herde Elefanten auf der Flucht ist, dann lassen die männlichen Tiere die weiblichen voranlaufen und bleiben selbst am Feinde. Ich habe einmal gehört, ohne die Richtigkeit gewährleisten zu können, dass irgendwann einmal in irgendeiner Kolonie auf der Flucht europäischer Männer und Frauen vor aufständischen Negern die umgekehrte Reihenfolge beobachtet wurde, so dass eine Frau vom Trupp abkam und in die Hände der Eingeborenen fiel.

Ich will die Reihe dieser Beispiele mit einer noch heute ungesühnten Tat abschliessen. Es lebt jetzt an einer Stelle des afrikanischen Kontinents, wo er dem deutschen Namen Schwierigkeiten bereiten soll, ein Mann, der früher in einer deutschen Kolonie lebte und dort einem deutschen Angestellten nach allen Regeln der Kunst von seinen schwarzen Dienern vor den Augen anderer Neger 25 Hiebe mit der Nilpferdpeitsche verabfolgen liess. Merkwürdigerweise wurde diese Handlung als eine nur auf Antrag verfolgbare leichte Körperverletzung angesehen, den der Verletzte aus Angst vor seinem Peiniger nicht zu stellen wagte. In meinen Augen erhielt dieser Vorgang unter afrikanischem Himmel ganz andere Farben.

Wir können doch aber nicht immerfort den deutschen Richter vor die schwere Frage stellen, wie weit er mit § 20 arbeiten will, zumal ihm dabei eine Verantwortung aufgebürdet wird, die sein Kollege in der Heimat sich nicht entfernt träumen lässt. Ich habe z. B. lange geschwankt, ob es angängig ist, das Sprengstoffgesetz in Afrika anzuwenden, das Bergwerksunternehmer in sehr peinliche Lagen bringen kann, dessen Giltigkeit aber von der kolonialjuristischen Literatur ohne weiteres unterstellt wird. Die Ratio legis, die der Richter doch unter allen Umständen aus den Verba legis herausschälen sollte, war politischer Natur, verfolgte den Zweck, anarchistische Bestrebungen zu bekämpfen, von denen in Afrika keine Rede sein kann. Ich war damals stark in Versuchung, dem Satz: „cessante ratione cessat lex ipsa" eine r ä u m l i c h e Uebersetzung und Ausdehnung zu geben, wie ich es überhaupt vorzog, nur mit dem § 20 und allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu operieren.

Zum Schluss noch eine kriminal-politische Frage grundsätzlicher Natur, die im allgemeinen Teil des Strafgesetzbuches einen grossen Platz einnimmt, das ist das S t r a f s y s t e m.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bin der Ansicht, dass dies für koloniale Verhältnisse von Grund aus umzuarbeiten sein wird und peinliche Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, auch der Rassenunterschiede erfordert.

Insbesondere bedürfen wohl die Freiheitsstrafen der Nachprüfung. Eine längere Gefängnisstrafe verbietet sich unter den Tropen aus klimatischen Gründen durchaus; die Strafe wirkt dort schwerer, als sie soll. Auf der anderen Seite wird sie wieder ihren Zweck nicht ganz erreichen. Auch die freien Europäer entbehren in den Kolonien schon unendlich viel von dem, was die heimatliche Kultur bietet. Der Aufenthalt im Gefängnis erhöht diese Entbehrungen nur um ein Geringes. Er stellt nicht viel mehr als eine Aufenthaltsbeschränkung dar. Ich habe mein Gefängnis in Daressalam im Scherz mein Sanatorium genannt, weil dort eine Reihe deklassierter Existenzen aus aller Herren Länder bei der vorzüglichen Gefängniskost und ärztlichen Pflege unter Entziehung des Alkohols vortrefflich gediehen.

Die Zuchthausstrafe wird nicht in den Schutzgebieten verbüsst, sondern die Sträflinge werden dazu nach Europa deportiert. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, dass den wenigsten unserer praktischen Juristen, also auch der in Afrika tätigen, bekannt ist, wie im Lauf der letzten Entwickelung die Zuchthausstrafe in ihrer faktischen Ausübung der Gefängnisstrafe immer ähnlicher geworden ist. Ich habe daher wiederholt von glaubwürdigen Seiten gehört, dass erfahrene Verbrecher das Gericht gebeten haben, auf Zuchthaus, statt auf Gefängnis zu erkennen, weil jene Strafe gesetzlich kürzer ist.

Ich möchte nun die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich ist, die hohen Transportkosten zu sparen und die Zuchthausstrafe in geeigneter Form in den Kolonien abbüssen zu lassen, etwa in Form einer Zwangsarbeit, also mit anderen Worten: einer Art lokalen Deportation. Bei dem Wort Deportation platzen ja nun die Geister sehr aufeinander. Man wird im allgemeinen sagen können, dass die Anhänger der Deportation im Lager der heimischen Juristen, die Gegner mehr in dem der Kolonialpolitiker zu finden sind. Die Gründe, die gegen eine Deportation sprechen, sind bekanntlich die, dass erstens — historisch — alle Kulturstaaten von der Deportation abgekommen sind, ferner — politisch —, dass internationale Vereinbarungen entgegenstehen, und endlich — in kulturellem Sinne —, dass die Kolonisten nicht verbrecherische Elemente als Importware bei sich sehen möchten. Daher ist auch die Deportation nicht in den neuen Entwurf zum Strafgesetzbuch aufgenommen. Ich möchte aber doch die Frage für diskutabel halten, ob es nicht möglich sein könnte, für die Bedürfnisse der Kolonien kleine Deportationsgebiete zu schaffen — etwa auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inseln oder in topographisch scharf umgrenzten Gegenden, die von Eingeborenen nicht bewohnt oder zu räumen wären —, wo europäische Sträflinge Kulturarbeiten verrichten könnten, die freie Kolonisten nicht übernehmen würden, und wo sie so wenigstens für das Land Zwangsarbeit verrichten müssten, dessen Frieden sie durch ihre Tat gebrochen haben. —

Wenngleich ich bei der Kürze der Zeit nur einen kleinen Teil aller Fragen, die sich aufdrängen, anrühren und auch diese nur andeuten konnte, will ich hoffen, dass Sie auch bei abweichender Ansicht im einzelnen sich doch wenigstens im ganzen dem Eindruck nicht entziehen können werden, dass die Ausübung der Strafrechtspflege in den Kolonien ein ganz anderes Gesicht zeigt, als zu Hause, und dass nur die Frage entsteht, ob man den so ganz anderen Verhältnissen durch ein selbständiges Gesetz Rechnung tragen will oder durch Berücksichtigung in dem neuen Entwurf zum Strafgesetzbuch.

Wer Anhänger dieser zweiten Idee ist, den möchte ich darauf hinweisen, dass dann beinahe jeder Paragraph im Strafgesetzbuch eines besonderen Zusatzes bedürfte, der auf die kolonialen Verhältnisse Bezug nähme, dass ferner eine grosse Anzahl von Paragraphen für die Kolonien als unanwendbar erklärt, andere wieder für diese hinzugefügt werden müssten. Endlich, dass eine ganze Reihe von Begriffen in das deutsche Strafgesetzbuch aufgenommen werden müsste, die nur den kolonialen Richter interessieren, wie die Begriffe „Europäer", „den Europäern gleichgestellte" Personen, „Farbige", „Eingeborene", „Karawanenführer", „Expeditionsführer" usw. Ich glaube, dass auf diese Weise das deutsche Strafgesetzbuch für die Heimat mit einem Gepäck belastet würde, das für den heimischen Gebrauch nicht nur entbehrlich, sondern auch störend wirken würde; und das gleiche würde für den kolonialen Gebrauch zutreffen. Gibt es doch eine ganze Reihe von Delikten, die nur zu Hause möglich sind. Ich erinnere an: Tätlichkeiten gegen Bundesfürsten in ihrem eigenen Staatsgebiet, an die gewaltsame Verhinderung von Abgeordneten an der Teilnahme bei Parlamentsverhandlungen, die Entwendung von Munition von den Schiessplätzen der Artillerie usw. Insbesondere aber gehören hierhin fast sämtliche Uebertretungen, z. B. das Abzeichnen von Festungswerken, die Strafbestimmungen über das Schliessen von Weinbergen, das Fahren mit Schlitten ohne feste Deichsel usw. Was sollte werden, wenn jeder Reisende oder Kolonist in der Wildnis keine Leiche ohne Wissen der Behörde beerdigen dürfte, wenn jeder Farmer, bevor er eine neue Feuerstätte errichtet, polizeiliche Erlaubnis einholen müsste, um straflos zu bleiben, oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn er besondere Sicherheitsmassregeln treffen müsste, damit seine auf der Steppe weidenden Rinder nicht durch Ausreissen, Schlagen oder auf andere Weise Schaden anrichten können? Wilde Tiere hält sich in Afrika jeder ohne polizeiliche Erlaubnis; und jeder Expeditionsführer zündet an gefährlicher Stelle in Wäldern oder Heiden Feuer an, und jeder schiesst in bewohnten Gegenden mit Feuergewehren.

Höchstens der grobe Unfug bliebe vielleicht. Ich habe nur einmal diesen beliebten Paragraphen anzuwenden Gelegenheit gehabt. Das war während des Aufstandes, als die Bürgerwehr organisiert war. Da ertönten mitten in der Nacht drei scharfe Schüsse, das bekannte afrikanische Alarmsignal. Die ganze Residenz geriet in Aufregung, alles sprang aus den Betten und griff zu dem geladen bereithängenden Gewehr. Europäische Damen fielen in Ohnmacht usw. Und was war der Grund? Irgend ein deutscher Landsmann, der von der Kneipe kam — natürlich —, hatte seinen neu erworbenen Revolver probieren wollen. Nun, in dem Falle erschien mir beinahe wieder der Unfugparagraph zu schwach. Es war in dieser Lage beinahe mehr als eine Uebertretung; es war ein Vergehen.

Fragt man endlich, wie ein solches selbständiges koloniales Strafrecht zu schaffen wäre und im Anschluss hieran ein koloniales Strafprozessrecht, so liegt es jedenfalls logisch nahe, dieses Recht von innen nach aussen zu entwickeln, es auf afrikanischem Boden heranreifen zu lassen, statt es von aussen nach innen, sozusagen per Postpaket nach Afrika zu schicken. Es könnte dabei auch in Frage kommen, ob die letzte Konsequenz zu ziehen wäre, die gesetzgebenden Faktoren von Berlin hinweg nach Afrika und der Südsee zu legen, das würde davon abhängig sein, in welchem Masse die koloniale Bevölkerung für die Selbstverwaltung in den Kolonien reif geworden ist.

Jedenfalls aber scheinen mir die juristischen Kräfte, die in unseren Kolonien geschult werden, wohl ausreichend, um solches Gesetzeswerk, im Bunde mit heimischer Wissenschaft, zustande zu bringen. Vielleicht würden afrikanische Gesetzgeber ihren heimischen Kollegen um manche modernen Gedanken voraus sein; und es gibt geschichtliche Beispiele dafür, dass dem Mutterlande neue Ideen von seinen Kolonien zugetragen wurden. Sind doch die Anforderungen, die draussen an unsere Beamten gestellt werden, unvergleichlich viel höhere hier. Bedenken Sie, dass der junge Richter örtlich und sachlich eine Kompetenz hat, wie sie hier kein Landgerichtspräsident hat. Er hat Millionenprozesse zu entscheiden und kann über Europäer die Todesstrafe aussprechen. Er ist nicht nur Amtsgericht, Gewerbe- und Kaufmannsgericht, sondern auch Landgericht, Zivil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kammer und Kammer für Handelssachen, ferner nicht nur Schöffengericht, sondern auch Strafkammer und Schwurgericht, zugleich Untersuchungsrichter. Und nicht nur alle diese Gerichtsbehörden vereinigt er in einer Person, sondern er bekleidet noch gleichzeitig ein halbes Dutzend anderer Aemter, er ist Staatsanwalt, Notar, Standesbeamter, Seemannsamt, Kriegsgerichtsrat, Eingeborenenrichter und, was weiss ich, mehr. Rechnet man dazu die unzähligen verschiedenen Rassen, mit denen er zu tun hat, und dabei zugleich die verschiedenen Sprachen, darunter sämtliche europäische und zahlreiche exotische, und ferner die unzähligen Schwierigkeiten des inneren Dienstes, von denen ich hier nicht weiter reden kann, so wird man mir vielleicht darin recht geben, wenn ich unsere Kolonien zugleich als eine sehr geeignete Pflanzstätte ansehe, um praktisch denkende Richter zu erziehen, die, in die Heimat zurückgekehrt, einen neuen, frischen, lebendigen Geist in unsere Gerichtssäle tragen können und auch hier zu Hause bei der Rechtspflege sich dessen bewusst bleiben werden, dass leicht beieinander die Gedanken wohnen, doch hart im Raume sich die Sachen stossen.

Vorsitzender Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner,** Berlin, dankt dem Redner für seine inhaltreichen Ausführungen, insbesondere dafür, dass er aus seinen reichen, persönlichen Erfahrungen in der ostafrikanischen Rechtspflege wertvolle praktische Fälle mitgeteilt habe. Alle Anwesenden standen wohl unter dem Eindruck, dass auch an den Stellen des Vortrages, wo der Referent mit Ironie und Humor typische Vorkommnisse hier berichtet habe, sich ein tiefer Ernst darunter verberge. Denn es gäbe kein ernsteres Problem in der Kolonialpolitik, als die Frage der Aufrechterhaltung des moralischen Ansehens der Europäer bei den Farbigen. —

Gerichtsassessor Dr. **v. Wrochem,** Hamm: Als Ergänzung zu den auf praktischer Erfahrung beruhenden Ausführungen des Herrn Vorredners gestatte ich mir, darauf hinzuweisen, dass auch theoretischen Arbeiten über koloniale Rechtsfragen oft fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten gegenübertreten, die teils in der Menge der ergehenden gesetzlichen Bestimmungen liegen, teils darin, dass letztere heute erlassen, morgen oft schon wieder aufgehoben worden sind und kurze Zeit darauf wieder in Kraft gesetzt werden. Gerade diese zuletzt erwähnten Tatsachen machen das wissenschaftliche Arbeiten fast zu einer Qual; denn man ist nie recht sicher, ob irgendeine Verfügung über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haupt noch in Kraft ist. Ferner ist man aus dem gleichen Grunde oft genötigt, ganze Teile einer Arbeit wieder umzuarbeiten oder gänzlich zu verwerfen, eine Erfahrung, die ich selbst bei einer Arbeit, zu der ich durch den für die Förderung wissenschaftlicher kolonialer Arbeit so rührigen Universitäts-Professor Dr. Naendrup-Münster angeregt worden bin, gemacht habe. Schwierigkeiten der erwähnten Art können und dürfen natürlich vom wissenschaftlichen Arbeiten nicht abhalten, und ich möchte bei dieser Gelegenheit vor allem an die jüngeren Herren die dringende Bitte richten, sich doch in der freien Zeit, die ihnen zur Verfügung steht — ich denke vor allem an die Assessoren — der wissenschaftlichen Bearbeitung kolonialer Fragen zu widmen. Ein weites Gebiet steht da jedem nach Kraft und Veranlagung offen, und eine solche Arbeit ist auch befriedigender und vor allem fruchtbringender, als z. B. einige Dutzend Arbeiten über die insula in flumine nata, die einer solchen Aufwendung von Zeit und Kraft gewiss nicht wert ist. Wissenschaftliches Arbeiten im kolonialen Neuland ist nicht Selbstzweck, sondern hat grossen praktischen Wert, solche Arbeiten geben Anregung und wertvolle Winke für die Abfassung kolonialer Gesetze, erleichtern dieselbe und können wesentlich dazu beitragen, die Aufnahme von Vorschriften zu hindern, deren Durchführbarkeit in den Kolonien einfach nicht möglich ist. Es sei hier nur an das Sklavenraubgesetz erinnert, das die Stellung unter Polizeiaufsicht für zulässig erklärt. Man denke sich: Polizeiaufsicht im Innern Afrikas! — Verhindern wir durch tiefes, wissenschaftliches Eindringen in die kolonialen Fragen die Entstehung solcher Bestimmungen, fördern wir die Schaffung guter gesetzlicher Bestimmungen zum Besten der Kolonien, und damit auch zum Besten unseres Vaterlandes. Auch auf diesem Gebiete gilt der Satz: Für unsere Kolonien ist das Beste gerade gut genug!

Gerichtsassessor a. D. Dr. **Wilke**, Berlin: Ich verfüge nicht über einen Schatz eigener kolonialer Erfahrung, wie sie das Referat so interessant gemacht hat. Dennoch möchte ich einen Punkt betonen, der mir für die Ausgestaltung des kolonialen Strafrechts von ungeheurer Wichtigkeit zu sein scheint.

Ich stimme mit dem Herrn Referenten darin überein, dass wir ein eigenes koloniales Strafrecht brauchen, nicht nur eine Berücksichtigung der Kolonien bei dem neuen deutschen Entwurf. Ja sogar darin würde ich ihm folgen, dass es das zukünftige Ziel sein muss, eine Besonderung des kolonialen Strafrechts für die besonderen Verhältnisse einer jeden Kolonie anzustreben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Wichtige ist mir aber, wie an diesem neuen kolonialen Strafrecht gearbeitet werden muss, soweit es sich auf die Straftaten von Eingeborenen beziehen wird. Ich meine, dass es vor allem darauf ankommen wird, das Rechtsempfinden der Eingeborenen soweit als irgend möglich zu berücksichtigen. Inwieweit das gelingen wird, davon wird ungeheuer viel abhängen für die Erreichung des m. E. ungeheuer bedeutsamen Zieles, dass die Eingeborenen sich unter deutscher Schutzherrschaft allmählich wohl und immer wohler fühlen, dass sie gern deutsche Untertanen sind.

Dass die Eingeborenen ein oft recht entwickeltes Rechtsbewusstsein und Rechtsempfinden haben, ist, denke ich, keine Frage. Um ein Beispiel aus dem Referat hervorzuheben, bin ich überzeugt, dass der Begriff des „Aergernisnehmens" im kriminellen Eingeborenenrecht durchaus nicht zu fehlen braucht. Denn dass das sittliche Empfinden da, wo es vorhanden ist, auch geärgert und verletzt werden kann, ist ohne Zweifel. Und dass es bei Christen wie Heiden unter den Eingeborenen vorhanden ist (bei ersteren hat die Missionsgeschichte ein schweres Aergernis leider oft genug verzeichnen müssen), wird auch in diesem Kreise niemandem fraglich sein. Dass das sittliche und rechtliche Empfinden oft anders funktioniert als bei Europäern, ist eine andere Sache, aber gerade das bedingt ja ein besonderes koloniales Strafrecht.

Wenn man nun das Rechtsbewusstsein der Eingeborenen berücksichtigen will, muss man es zuerst kennen. Und um es zu kennen, muss man es studieren. Ich meine, um das zu können, müssten auch Beamte im grösseren Massstabe als bisher Eingeborenensprachen lernen, mindestens etwa das Suaheli in Ostafrika, das man ja in Missionskreisen gern zur Einheitssprache erheben möchte, und das einfach Handelssprache ist. Ich weiss wohl, dass das eine schwere Forderung ist. Aber ich denke, was die Missionare können, das können für ihre Aufgabe begeisterte Beamte auch. Ferner muss man Leute, die mit dem Seelenleben, mit den Anschauungen und Gewohnheiten der Eingeborenen vertraut sind, wie die Missionare beider Konfessionen, zuziehen. Dann wird es gelingen, den Eingeborenen ein befriedigendes koloniales Strafrecht zu schaffen.

Wirklicher Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner**, Berlin: Aus der Menge der Gesichtspunkte, die der Herr Vortragende hier berührt hat, und die sämtlich eingehendste Erwähnung verdienen, kann ich bei der vorgeschrittenen Zeit hier nur einige wenige herausgreifen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was zunächst die Frage der Zuständigkeit bei Mischprozessen zwischen Weissen und Farbigen anlangt, so ist meines Erinnerns eine gesetzliche Regelung, d. h. eine Regelung durch eine Verordnung mit Gesetzeskraft, bisher nur erfolgt für das Kiautschougebiet. Hier ist in § 1 der Verordnung, betreffend die Rechtsverhältnisse der Chinesen, vom 15. April 1899 bestimmt, dass das Europäergericht auch zur Verhandlung und Entscheidung gegen Chinesen zuständig ist, sobald bei einer strafbaren Handlung Chinesen und Nichtchinesen als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler gemeinschaftlich beschuldigt sind, oder Chinesen und Nichtchinesen in einen bürgerlichen Rechtsstreit verwickelt sind. In diesem Falle ist nicht nur prozessual das Europäergericht zuständig, sondern es findet auch das für Nichtchinesen geltende materielle Recht auf Chinesen Anwendung. Ueber das hier zugrunde liegende Prinzip herrscht unter uns wohl allgemeines Einverständnis, und eine Festlegung durch Verordnung erscheint jedenfalls wünschenswerter, als der von dem Herrn Vortragenden geschilderte umständliche Weg der Prorogation.

Was nun die grundsätzlichen Ausführungen des Herrn Vortragenden zur Frage der Schaffung eines besonderen kolonialen Strafrechtes betrifft, so stimmen wir ihm sicherlich alle darin bei, dass der gegenwärtige Rechtszustand der einfachen Uebertragung der heimischen Strafgesetznormen auf die Europäer in den Kolonien nicht haltbar ist, und jeder von uns kennt wohl Fälle, in denen dieses Prinzip zu absonderlichen Konsequenzen geführt hat. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass in einer Reihe wichtiger Punkte auf die besonderen Verhältnisse der Kolonien auch durch vom heimatlichen Gesetze sich unterscheidende Rechtsnormen Rücksicht genommen werden muss. Ich stimme dem Herrn Vortragenden auch darin durchaus bei, dass das wichtigste Gebiet solcher Abweichungen darin zu suchen ist, dass, sobald das verletzte Rechtsgut auf seiten der Eingeborenen liegt, auch bei der Strafverfolgung von Europäern den landesüblichen Anschauungen und Einrichtungen Rechnung getragen werden muss. Die Rechtsmaterien der Körperdelikte, Beleidigungen und namentlich der Sexualdelikte, die in den Tropen nun einmal eine besonders grosse Rolle spielen, bieten hier vielfache Anwendungsfälle. Mit Genugtuung möchte ich es hierbei begrüssen, dass der Vortragende ausdrücklich gesagt hat, dass in solchen Fällen die Bestrafung eine andere als in der Heimat, aber keineswegs immer eine mildere sein soll.

Bei alledem aber scheint es mir doch zu weit zu gehen, wenn der Vortragende meint, dass fast jeder einzelne Para-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

graph des heimatlichen Strafrechtes für die Kolonien einer Abänderung bedürfe! Wir Kolonialrechtler neigen aus psychologisch leicht begreiflichen Gedankengängen dazu, die spezifischen Unterschiede des für die Kolonien wünschenswerten Rechtes gegenüber dem Rechte der Heimat in den Vordergrund zu stellen; es ist das eine wohl verständliche und im Kerne auch gesunde Reaktion gegen den jetzigen Rechtszustand, der diese Unterschiede fast gänzlich ignoriert, aber diese Reaktion kann leicht zu einem Uebermasse nach der entgegengesetzten Richtung führen. Ich glaube, dass wir bei aller Würdigung jener Unterschiede doch niemals die Gemeinsamkeit der wichtigsten Rechtsgrundsätze der Europäer-Rechtspflege für Kolonie und Heimat aus dem Auge verlieren dürfen. Es ist dies eine Forderung, die mir von grösster Wichtigkeit für eine wirklich nationale Rechtspolitik zu sein scheint. Denn bei allen Abweichungen im einzelnen soll doch im grossen und ganzen der Deutsche das ihm von der Heimat vertraute Recht mit sich in die Kolonie nehmen. Ebenso wie der Engländer sein common law überallhin mit sich trägt, so soll auch der Deutsche die Grundsätze des heimischen Rechtes in den deutschen Kolonien vorfinden.

Der Vortragende hat die gesetzgeberische Alternative dahin gestellt, entweder schon im heimischen Strafgesetzbuche überall Sonderbestimmungen für die kolonialen Verhältnisse aufzunehmen oder aber ein besonderes koloniales Strafgesetzbuch oder nach seiner Meinung besser noch eine Reihe solcher Strafgesetzbücher, nämlich für jedes Schutzgebiet eins, zu verfassen. Ich stimme ihm darin bei, dass der erste Weg nicht wünschenswert ist, da er das heimische Strafgesetzbuch allzusehr mit Sonderbestimmungen belasten würde. Dagegen scheint mir der zweite Weg aus dem soeben entwickelten Grunde auch nicht gangbar zu sein. Ich möchte vielmehr ein dritte Methode vorschlagen, nämlich die Einführung des bevorstehenden neuen heimischen Strafgesetzbuches in den Schutzgebieten, wobei aber gleichzeitig durch eine besondere kolonialgesetzliche Regelung die notwendigen Abweichungen normiert werden müssten.

Dass die Frage der kolonialen Strafgesetzgebung wichtig und keines allzulangen Aufschubes fähig ist, darüber herrscht wohl allgemeines Einverständnis. Trotzdem scheint es mir zweifelhaft, ob man die Neuregelung dieser Rechtsmaterie als die allerdringendste unter allen kolonialrechtlichen Reformfragen bezeichnen soll. Es gibt meines Erachtens doch noch brennendere Fragen. Hierzu rechne ich vor allem die Neuordnung der kolonialen Gerichts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verfassung als die Basis aller weiteren Rechtsentwickelung in den Schutzgebieten. Zu diesem Punkt aber möchte ich an dieser Stelle Ihre Aufmerksamkeit nicht länger in Anspruch nehmen, da ich ihn in meinem Vortrage über die Reform des Kolonialrechtes im Plenum des Kongresses zu behandeln haben werde.*)

Die Organisation des Bodenkredits in Deutsch-Südwest-Afrika.

Von Staatsanwalt Dr. **Fuchs**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Unter allen deutschen Kolonien ist Südwest das einzige Siedelungsgebiet. In ihm allein vermögen Deutsche in namhafter Zahl dauernd zu leben, zu arbeiten, sich fortzupflanzen. Um zu leben, braucht auch in Afrika der Deutsche Fleisch und Brot. Dies liefert ihm gern der afrikanische Boden, wenn nur sein Besitzer ihn voll sich dienstbar zu machen vermag. Er liefert dann schliesslich noch mehr: Ueberschüsse an Boden-, Vieh- und Mineralprodukten aller Art, die dem Schutzgebiete Kapital, Wohlstand, Kulturfortschritt, dem Mutterlande aber im schweren Kampfe um seine wirtschaftliche Unabhängigkeit und um seine Weltstellung dankenswerte Stärkung bringen.

Mögen daher Kupfer und Diamanten noch so sinnverwirrend gleissen und blinken: das Rückgrat des Schutzgebiets, das, was es zum deutschen Lande macht, bleibt seine Farmwirtschaft; denn sie schafft die dauernden Landeswerte: die Fruchtbarkeit des Bodens, den sesshaften Nachwuchs, die Nahrung, die moralischen Kräfte. Der Bergbau ist und bleibt immer nur der befruchtende Tau, der, richtig geleitet, mit seinen reichen Gelderträgen Vieh und Mais und Wein dem südwestafrikanischen Boden durch die Hand des Farmers entlockt.

Wer diesen Standpunkt einnimmt — die deutsche Kolonialregierung hat ihn stets eingenommen, und ich hoffe, sie hat ihn auch im Diamantenrausche festgehalten —, darf nichts versäumen, was die Farmwirtschaft in Südwest erhalten und fördern kann.

---

*) Siehe Seite 386.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dreierlei ist dieser nötig: Land — Arbeiter — Kapital. Ist dafür gesorgt, so wird für das Vierte, Wichtigste: für deutsche Menschen, nicht gesorgt zu werden brauchen; sie werden von selber kommen.

Die Landfrage, die durch das umfangreiche Bodeneigentum der Eingeborenen und durch die Vergebung grosser Bodenstrecken an koloniale Gesellschaften schwierig geworden war, kann in der Hauptsache als gelöst betrachtet werden. Der Eingeborenen-Aufstand von 1904/06 und die Auseinandersetzung mit den Landgesellschaften haben dem Gouvernement in Windhuk die Verfügung über etwa zwei Drittel des Schutzgebiet-Areals von rund 835 000 Quadratkilometern freigegeben. Eine weitere Ausdehnung dieses Kronlandbesitzes ist nicht einmal zu wünschen; denn ein Landmonopol der Regierung mit seiner Schematisierung und seinem politischen Druck wäre gewiss ein ebensolches Uebel, wie der übergrosse Landbesitz der Privatgesellschaften es war. Zu verbessern bleibt das weitläufige, kostspielige und zeitraubende Kronlandveräusserungs-Verfahren durch Dezentralisierung in die Bezirke, durch regelmässige öffentliche Ausschreibung der vermessenen Verkaufsfarmen und durch Einführung fester Versteigerungstermine für jeden Bezirk bei vorher öffentlich bekanntgegebenem Mindestgebot. Nur so schafft man Wettbewerb, angemessenes Gebot, schnelle Niederlassung.

Nachdem die Zahl der Schutzgebietsbewohner auf rund 10 000, die Zahl der bewirtschafteten Farmen auf rund 1000, ihr Umfang auf etwa 10 Millionen Hektar gestiegen ist, muss die Regierung sich in ihrer Preispolitik hinsichtlich des Kronlandes bewusst bleiben, dass sie den Vogel in der Hand — den Einwohner —, nicht der Taube auf dem Dache — dem Einwanderer — opfern, mit anderen Worten: Dass sie nicht, um unbewährte Neulinge ins Land zu ziehen, durch einen Schleuderpreis für Kronland den ansässigen Farmer ruinieren, seinen im Schweisse des Angesichts geschaffenen Bodenwert künstlich vernichten darf; denn der Kronlandspreis reguliert den Bodenpreis überhaupt.

Die Arbeiterfrage hängt, soweit es sich um höhere Arbeit handelt, mit der Bodenfrage, soweit es sich um niedrige handelt, mit der Eingeborenenfrage aufs engste zusammen. Hört die Kronlandschleuderei erst auf (der Anfang dazu ist gemacht), so kann sich nicht mehr jeder mittellose Einwanderer sofort als Farmer gerieren; er muss als Handwerker, Aufseher, Farmgehilfe usw. anfangen, um zunächst Erfahrung und Kapital zu sammeln. So kommt die Farmwirtschaft auf natürlichem Wege zu weissen Hilfskräften. Die eingeborenen liefert ihr eine verständige Eingeborenen-Pflege, welche einerseits für Kontrolle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Eingeborenen sorgt, wie es die Lindequistschen Verordnungen von 1907 tun, anderseits aber auch den Eingeborenen physische und — mit Hilfe der Mission — sittliche Lebensbedingungen schafft, unter denen sie leben, arbeiten, sich fortpflanzen und sich vermehren können.

Der Ansiedler freilich in Südwest wie anderwärts wird dem Eingeborenen gegenüber endlich den preussischen Soldatenstandpunkt mildern müssen, wonach der Mensch in allen Lebenslagen entweder strenger Vorgesetzter oder strammer Untergebener, der Eingeborene also Untergebener ist. So wenig das Rind oder das Ackerpferd in diese Kategorien zu reihen sind, so wenig der Eingeborene. Er ist wirtschaftlich — cum grano salis — ein wertvolles Haustier, muss wie ein solches gehalten werden. Einem Haustier gegenüber fühlt sich niemand vorgesetzt und jedermann nur als sorgsamer Wirt. —

So bleibt die Sorge für das Betriebskapital der Farmwirtschaft.

Während seit dem grossen Aufstande mit anerkennenswertem Erfolge vieles geschah, um die Land-, um die Arbeiterfrage zu lösen, geschah fast nichts zur Lösung der Kapitalfrage, und dabei ertönt aus Südwest ein Notruf nach dem andern, einer lauter als der andere, zuletzt derjenige des Windhuker Landrats vom 3. Mai 1910. Niemand, auch nicht die Regierung, bestreitet, dass die Not gross ist, dass der Farmwirtschaft des Schutzgebietes als Ganzem ausreichende Betriebsmittel fehlen, nachdem der Eingeborenenhandel mit dem Aufstand, die Kriegsgelder mit dem Friedensschluss, die Entschädigungsmillionen mit ihrer Verwendung zum Wiederaufbau, die Ansiedelungsbeihilfen mit ihrer Streichung versiegt sind. Was neuerdings Kupfer und Diamanten hinzubringen, fliesst in der Hauptsache nicht in die Tasche des Farmers und bleibt überhaupt nur teilweise im Lande. Hinzu kommt, dass die Kapitalien, die in das Schutzgebiet kommen, infolge der Wareneinfuhr, der Rückwanderung, der Barzahlungen für Steuern, Zölle, Schiffs- und Eisenbahnfrachtgelder sowie für Anleihezinsen rasch wieder abströmen.

Reichlich waren die Kapitalmittel der Farmerschaft nie; was vorhanden war, ist inzwischen aufgesaugt durch Investierung in Land, Meliorationen, Inventar, Vieh, und liegt fest. Vorschüsse auf die geschaffenen beträchtlichen Farmwerte sind nicht zu erlangen oder nur zu Bedingungen, wie sie der Kapitalknappheit im Lande, dem Erwerbsbedürfnisse des dortigen Privatkapitalisten, der Weitläufigkeit der Verkehrsverhältnisse, dem niedrigen Geldwerte, dem Risiko entsprechen: geringfügig, kurzfristig, hochverzinslich (8—12 Prozent), starr rigoros.

Die Genossenschaftsbank in Windhuk, Ges. m. b. H., hat unter tatkräftiger Leitung Wandel zu schaffen versucht; aber sie vermag

ihrem Wesen und den gesetzlichen Vorschriften nach selbst keinen wesentlich anderen Kredit zu gewähren als der Privatkapitalist, und dazu sind ihre Mittel recht beschränkt. Sie hat deshalb dem drückenden Kreditbedürfnis der Farmerschaft allgemein nicht zu genügen vermocht, wenn sie auch manche Not gelindert, manches Gute gewirkt hat.

Die im Lande domizilierende Afrikabank befasst sich nicht mit Realkreditgeschäften.

Die im Werden begriffene „Südwestafrikanische Boden-Kredit-Gesellschaft", eine Privat-Hypothekenbank, wird sich statutarisch lediglich der Pflege des städtischen Kredits widmen dürfen.

So ist der Farmer gegenwärtig das wirtschaftliche Stiefkind: mag er sehen, wie und zu welchen Bedingungen er Geld auf seinen Boden vorgeschossen erhält, wenn er weiterkommen will! Mag er verkümmern, wenn es ihm nicht oder nur unter unerschwinglichen Bedingungen gelingt!

Wir hier in Deutschland aber meinen: Gerade d e m Manne muss und kann geholfen werden, zumal jetzt, wie es heisst, im Jahre 1911 der Regierung ca. 18 Millionen Mark Diamanteinnahmen unverhofft in den Schoss fallen und voraussichtlich fortlaufend in den nächsten Jahren fallen werden. Gebt davon dem Farmer, was des Farmers ist! Gebt seiner mühevollen Arbeit durch Schaffung eines Farm-Kredit-Instituts eine feste und dauernde Grundlage!

Wie dies geschehen kann? Um diese Frage zu beantworten, ist zunächst nötig, genauer festzustellen, welche Unterlagen der Farmerstand zu bieten hat, und wessen er bedarf.

Gustav Voigts, einer der massgebendsten politischen und wirtschaftlichen Führer im Schutzgebiet, selbst Besitzer grosser Farmen und ein nüchterner, ruhig wägender Geschäftsmann, hat am 3. Mai 1910 im Landesrat zu Windhuk, als er mit Schlettwein, Wardeski, Prion, Kindt u. a. die Notwendigkeit der baldigen Errichtung eines staatlichen Farm-Kredit-Instituts nachdrücklich begründete, erklärt, im Schutzgebiet seien voll bestockte, meliorierte, schuldenfreie Farmen im Einzelwerte von 100 000 Mark und mehr vorhanden, die, seit länger als 15 Jahren in derselben Hand, der Beleihung zu annehmbaren Bedingungen in Höhe von $^1/_5$ bis $^1/_4$ ihres Wertes im Interesse ihrer Weiterentwickelung vergeblich harren. Fest steht ferner, dass im Norden gegenwärtig der Hektar Weideland einen durchschnittlichen Verkaufswert von ca. 3 Mk. und mehr — im Süden die Hälfte — hat, dass die normale Farm im Norden, (5000 ha), 1000 Haupt Rindvieh bequem ernährt, dass dieses Vieh sich jährlich nach Abzug aller Abgänge um 60 Prozent vermehrt, bei einem Verkaufswert der Kuh von 180 Mk., der Zugochsen von 150 Mk., der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlachtochsen von 170 Mk. Ackerland bringt im Norden als Rieselungsfeld mindestens 300 Mk., als sog. Regenfeld mindestens 50 Mk. Reinertrag pro Hektar jährlich. Es wird bis zu 10 Mk. pro Hektar an der Bahn bezahlt. Kleinvieh (Schafe und Ziegen) vermehren sich jährlich um 100 Prozent. Der Hammel kostet 15—18 Mk. In den gedeihlichen Farmbetrieben stecken mindestens 30 000—40 000 Mk. realer Werte, in vielen Fällen weit mehr. Ansiedelungsbeihilfen und Restkaufgelder belasten diese Besitztümer nur teilweise und immer nur zu einem Bruchteil (ca. 4000—8000 Mk.) ihres Wertes. Beleihbare Bodenwerte sind also an sich vorhanden, und unbescheiden sind die Ansprüche der Farmer hinsichtlich der Beleihungsgrenze (nach Voigts Ausspruch) auch nicht. Es fragt sich nur, was weiterhin unter Kreditbestimmungen zu verstehen ist, die für den Farmer annehmbar sind. Das sind solche, die, ohne den Gläubiger an Kapital oder Zinsen zu schädigen, dem landwirtschaftlichen Schuldner ermöglichen, das Darlehnskapital aus dem damit geschaffenen Betrieb zufriedenstellend zu verzinsen und darüber hinaus es bis zur Fälligkeit zu amortisieren oder sonst zu erneuern. Solcher Kredit muss also, da landwirtschaftliche Erträge immer nur langsam, schwankend und in mässiger Höhe einkommen, vor allem langfristig, billig und dehnbar sein. Er ist nur mit staatlicher Hilfe zu erlangen, weil nur der Staat selbst sich das dazu nötige Betriebskapital mit 4 Prozent und weniger auf lange Zeit beschaffen, die Rückzahlung mittels geringer Amortisationsquoten auf Generationen verteilen, auf jeden Gewinn verzichten und bei Misswachs längeren Ausstand bewilligen kann, weil nur der Staat also ohne eigenen Schaden die dem Farmer gedeihlichen Bedingungen zu gewähren vermag.

Eine Privat-Hypothekenbank kann diese niemals einräumen: sie will und muss verdienen und Dividenden verteilen, kann mithin nicht gemeinnützigen, sondern immer nur eigennützigen, also kurzfristigen, teuren, rigorosen Kredit bewilligen, einen Kredit also, der zwar für städtische Kreditnehmer mit ihren reichlicheren und flüssigeren Erwerbsverhältnissen nutzbringend, für die ländlichen aber leicht ruinös ist. Dasselbe gilt vom Privatmann.

Genossenschaftliche Organisationen — Genossenschaft, Raiffeisenkassen, Landschaften — würden, von sonstigen gesetzlichen und wirtschaftlichen Bedenken abgesehen, ausreichende Gelder in Südwestafrika nicht aufzubringen vermögen. (Vergl. den Aufsatz des Verfassers in No. 5 der „Kolonialen Zeitschrift" vom 1. März 1910.)

So bleibt unter den gegebenen Verhältnissen für die Farmwirtschaft lediglich eine staatliche Darlehnskasse nach dem Muster der heimi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Landeskreditkassen, wie sie nicht nur im Inlande (Hannover, Cassel, Braunschweig, Oldenburg, Weimar usw. usw.), sondern auch im Auslande (Schweden, Norwegen, Oesterreich, Russland, Bulgarien usw.) im grössten Massstabe blühen und gedeihen, jedoch mit denjenigen Modifikationen, die sich aus den eigenartigen Verhältnissen Südwestafrikas ergeben.

Was den Aufbau und die Finanzierung einer solchen Kasse angeht, so sind — zuletzt in der Denkschrift von 1908 durch die unter dem Vorsitz des Herrn Chr. von Bornhaupt tagende Kommission der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für die Errichtung eines Bodenkredit-Institutes in Deutsch-Südwestafrika — Vorschläge bereits früher gemacht worden, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, die Einnahmen aus Kronland-Verkäufen und -Verpachtungen zu einem besonderen Farmkreditfonds zu sammeln und nach Massgabe dieser Mittel Farmhypotheken zu billigen Bedingungen zu geben. Damit hätte natürlich dem Bedürfnisse nur zu einem Bruchteil genügt werden können. Inzwischen sind die Diamanten entdeckt, der Kredit des Schutzgebietes erhöht, seine Bodenwerte und seine Landeseinnahmen vervielfacht und damit die Grundlagen und die Mittel erlangt worden, die eine weitergehende Fundierung der südwestafrikanischen Farmwirtschaft ermöglichen. Ich stehe daher heute nicht mehr an, weit über jenen früheren, von mir selbst verfochtenen Vorschlag hinaus, die Gründung einer nach gemeinnützigen Grundsätzen zu organisierenden und zu leitenden regelrechten hauswirtschaftlichen Pfandbriefbank für Deutsch-Südwestafrika zu fordern. Deren Aufgabe, Organisation und Finanzierung denke ich mir in grossen Zügen folgendermassen, wobei ich unter „Kasse" kurzweg eine landwirtschaftliche Landes-Kreditkasse mit dem Hauptsitz in Windhuk verstehe.

I. Die Aufgabe.

Die Aufgabe der Kasse besteht in der Befriedigung des wirtschaftlichen Kreditbedürfnisses der südwestafrikanischen Farmerschaft zu gedeihlichen Bedingungen auf der Grundlage realer Sicherheit. Inwieweit sich dieser Hauptaufgabe verwandte Nebenaufgaben (Kommunalkredit, Pfandfreistellung von Parzellen, Lombardierung sicherer Hypotheken und Wertpapiere, Sparkassengeschäfte usw.) angliedern lassen, soll heute unerörtert bleiben.

II. Die Organisation.

Die Kasse erhält nach Art der heimischen Landes-Kreditkassen und Landschaften die Stellung und Einrichtung einer öffentlich-rechtlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Korporation. Dadurch erlangt sie mit dem Rechte der Selbstverwaltung nach allen Seiten hin, auch gegenüber Staat und Fiskus, die erforderliche Selbständigkeit, Stetigkeit, Unabhängigkeit und Verfügungsgewalt. Der hinter ihr stehende Fiskus gewinnt dabei die Beschränkung seiner Haftung auf das der Kasse überwiesene Vermögen.

Um allen Teilen die Gewähr einer zuverlässigen, sachgemässen und gemeinnützigen Verwaltung zu geben, ist neben dem Staat auch dem Farmerstande eine Vertretung im Vorstande zuzubilligen. Nur wenn das Institut von dem vollen Vertrauen der Farmerschaft getragen wird, sind die Voraussetzungen einer gedeihlichen Entwickelung vorhanden. Und nur auf der breiten Grundlage der Selbstverwaltung durch die Interessenten wird solches Vertrauen erwachsen.

Die Verwaltung soll einfach und in der Hauptsache ehrenamtlich sein, einmal um die Verwaltungskosten auf denkbar geringster Höhe zu halten, dann um der Kasse die erforderliche Vorsicht, Besonnenheit und Planmässigkeit zu sichern, die ihr leicht abhanden kommt, wenn ein kostspieliger Apparat vorhanden ist, der sich betätigen will.

Die Verwaltung kann, wie jede Kassenverwaltung, lediglich zentralistisch sein, sollen Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht bleiben. Das hindert aber nicht die Bildung von Zweigkommissionen in den einzelnen Bezirken, die als gutachtendes, vorbereitendes und ausführendes Organ an Ort und Stelle zu fungieren und den persönlichen Geschäftsverkehr der Reflektanten mit der Zentrale in dem weitgedehnten Lande abzukürzen und zu vermitteln haben.

III. Die Finanzierung.

Die Finanzierung der Kasse erfolgt:

a) durch staatliche Ausstattung mit einem angemessenen Gründungskapital,
b) durch eigene Aufnahme von Pfandbriefdarlehen,
c) durch die eigenen Einnahmen aus Kapitalzinsen und Geschäften.

Behufs Beschaffung eines angemessenen Gründungskapitals zu billigen Bedingungen leiht das Reich dem Schutzgebietsfiskus nominell zwei Millionen Mark in Reichsschuldverschreibungen auf 50 Jahre mit der Verpflichtung, 4 Proz. Zinsen an den Reichsfiskus jährlich dafür abzuführen (der gegenwärtige Kurs 4proz. Reichs-Schuldverschreibungen ist zirka 102 Proz.).

Der Schutzgebietsfiskus leiht seinerseits auf 50 Jahre diese zwei Millionen Mark weiter an die Kasse, jedoch zinslos, so dass der Schutzgebietsfiskus die dem Reich zu entrichtenden Zinsen mit jährlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

80 000 Mk. etatsmässig zuzuschiessen hat. Ausserdem leistet der Schutzgebietsfiskus einen einmaligen Beitrag zu den Gründungskosten bis zur Höhe von 100 000 Mk. Diese jährlichen 80 000 Mk. und einmaligen 100 000 Mk. wären alles, was der Fiskus zu zahlen hätte. Im übrigen soll die Kasse sich selber helfen.

Was die Kreditgewährung betrifft, so ist vorweg zu unterscheiden zwischen

a) Grundkredit auf den reinen Grund und Boden.

Da hier das Pfandobjekt verschlechterungsunfähig und dauernd ist, so kann auch der Grundkredit, solange er sich innerhalb gesicherter Grenzen bewegt, unkündbar und dauernd sein.

b) Meliorationskredit auf hergestellte oder geplante Bodenbesserungen.

Er muss befristet sein, weil das Pfandobjekt, die Melioration, von begrenzter Lebensdauer ist.

c) Betriebskredit.

Er trägt persönlichen Charakter.

Ein Pfandbriefinstitut, das dauernde Realsicherheit bieten muss, kann sich lediglich mit dem Grundkredit und in beschränkten Grenzen mit dem Meliorationskredit befassen. Der Betriebskredit muss den Genossenschaften und Privatdarleihern überlassen bleiben.

Es wird der geplanten Landeskreditkasse leicht sein, sich die ausser dem Gründungskapital erforderlichen Mittel für die Gewährung von Hypothekarkredit an die Farmer zu zweckentsprechenden Bedingungen durch Pfandbriefausgabe zu beschaffen, wenn es ihr gelingt, ihren Pfandbriefen solches Vertrauen zu erwerben, dass sie in weiten Kreisen Deutschlands gern als Kapitalanlage bei mässigen Zinsen genommen werden. Unmöglich hingegen wird ihr die Mittelbeschaffung im grösseren Stile sein, wenn ihr dies nicht gelingt. Es kommt mithin alles auf die ausreichende Fundierung der Pfandbriefe an, ohne die jenes Vertrauen und damit der Absatzmarkt für die Pfandbriefe nicht zu gewinnen ist. Diese Fundierung soll auf folgender Grundlage gesichert werden:

1. Durch ein Pfandprivileg der Pfandbriefgläubiger am Gründungskapital.

Zu diesem Zweck fliessen von den 2 Millionen Mark Gründungskapital

a) 1 600 000 Mk. in den „Grundfonds".

Er ist mündelsicher anzulegen und von einem Pfandhalter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Pfandbriefgläubiger (mit Vorrecht vor allen übrigen Gläubigern der Kasse) in Pfand und unter Verschluss zu nehmen. Er soll nur im Falle des Konkurses der Kasse angegriffen werden und dazu dienen, unerwartete Hypothekenausfälle im Konkursfalle zu decken.

b) 160 000 Mk. = 10 Proz. des Grundfonds in einen speziellen Reservefonds zur Sicherung der Pfandbriefzinsen („Zinsreserve"). Auch dieser ist mündelsicher anzulegen sowie vom Pfandhalter für die Pfandbriefgläubiger in Pfand und unter Verschluss zu nehmen. Er haftet den Pfandbriefgläubigern für jeden Verzug der Kasse bei Zahlung der Pfandbriefzinsen.

c) 240 000 Mk. in den „Verwaltungsfonds", und zwar hiervon

I. 140 000 Mk. als freier „Betriebsfonds" zur Gewinnung der nötigen Betriebsmittel.

Diesem fliessen auch zur Deckung der laufenden Verwaltungsausgaben und sonstigen Verpflichtungen die Zinsen der Fonds zu a bis c zu, ferner alle Einnahmen der Kasse, soweit sie nicht speziellen Fonds vorbehalten sind, schliesslich auch der einmalige fiskalische Beitrag zu den Gründungskosten von 100 000 Mk.

Die Anlage dieser Betriebs-Fonds erfolgt nach pflichtmässigem Ermessen der Direktion beliebig.

II. 100 000 Mk. als allgemeine freie „Betriebsreserve" zur Deckung bilanzmässiger Fehlbeträge des Betriebsfonds.

Die Anlage erfolgt in lombardfähigen Papieren.

2. Durch die Deckung der Pfandbriefe mit sicheren Hypotheken mindestens gleich hohen Betrages, die auf solide Beleihungsgrundsätze etwa nachstehender Art zu stützen sind:

a) Es dürfen insgesamt nicht mehr Hypotheken ausgegeben werden, als der fünffache Betrag des Grundfonds ausmacht, zunächst also nicht mehr als höchstens 8 Millionen Mark.

Die deutschen Hypothekenbanken dürfen bis zum 15fachen des Grundkapitals und des Reservefonds ausgeben, ohne dass diese Fonds mündelsicher angelegt zu sein brauchen (§ 7 Hyp.-Bankges.)!

b) Die Hypotheken werden nur zur ersten Stelle gegeben; doch ist die Kasse behilflich, vorstehende Hypotheken abzulösen.

c) Beleihbar sind nur ertragsfähige Farmen, d. h. solche, welche mit einem steinernen Wohnhaus und mindestens einer dauernd ergiebigen (künstlichen oder natürlichen) Wasserstelle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sowie mit dem notwendigen toten Wohn- und Betriebsinventar versehen sind, ausserdem aber mindestens entweder 40 Haupt ausgewachsenen Grossviehs oder entsprechendes Jung- oder Kleinvieh, oder 20 Hektar urbares Ackerland mit Feldfruchtbestellung und 20 Haupt Grossvieh, oder zur Hälfte des Farmareals, wenigstens aber 1½ ha, bestelltes Gartenland vorweisen. Ueber die Zahlen lässt sich natürlich reden.

d) Die Beleihungsgrenze ist auf 50 Proz. des Grundwerts zu normieren, einschliesslich des Nutzungs-(nicht Herstellungs-)Wertes dauernder Meliorationen. Bietet die Farm durch reichen Viehbestand, blühenden Wirtschaftszustand, ausgibige Meliorierung, günstige Lage (an der Eisenbahn, bei Städten) besondere Sicherheit, so kann die Beleihungsgrenze im einzelnen Falle bei Einstimmigkeit der Direktion und der Sachverständigen bis auf $66^2/_3$ Proz. des Grundwertes erhöht werden. Die preussischen Landschaften beleihen bis zu $^2/_3$ des Taxwertes, ebenso die Landeskreditkassen, die deutschen Hypothekenbanken bis $^3/_5$ des Verkaufswertes (§§ 11, 12 Hyp.-Ges.).

Hierbei ist zu bedenken, dass für die Hypothek in jedem Falle kraft Gesetzes ausser dem vollen Grundwert auch das lebende und tote Inventar (§ 1120, 97, 98 No. 2 BGB.) und das sonstige Mobiliarvermögen des Schuldners haften. Tatsächlich wird das Darlehen also stets mindestens vierfach gedeckt sein.

Die Taxe kann von drei zu drei Jahren erneuert, der eingetretene Mehrwert nachbeliehen werden. Nutzbare Bodenmeliorationen (Wasseranlagen usw.) mögen bis zu $33^1/_3$ Proz. ihres Nutzungs- (nicht Herstellungs-) Wertes beliehen werden, sofern ihr Herstellungs- oder Nutzungswert mindestens 3000 Mk. und die Lebensdauer des Werkes mindestens 10 Jahre beträgt, nutzbare Steingebäude bis zu $33^1/_3$ Proz. der Feuerkasse, sofern sie versichert sind.

Nutzbare Steingebäude können bis zu 33⅓ Proz. der Feuerkasse beliehen werden, sofern sie versichert sind.

Der Kredit auf den Grundwert ist unkündbar, derjenige auf Meliorationen und Gebäude tilgungspflichtig oder kündbar.

e) Die Taxe erfolgt unter Mitwirkung der Bezirksämter durch vereidigte Taxatoren, die mit ihrem Vermögen für Arglist und Fahrlässigkeit haften (wie bei den Landschaften pp.)

Taxgrundsätze, im besonderen für die Bodenklassifizierung, sind von jedem Bezirksamt aufzustellen. Da es sich in der

Hauptsache um ziemlich gleichmässiges Weideland handelt, ist eine Einteilung in einige grosse Klassen nicht allzu schwierig.

f) Der Darlehen nehmende Farmer ist zur Feuerversicherung und ebenso zur Eingehung eines sogenannten „Eisernviehvertrages", nach dem er seinen Viehbestand stets auf einer bestimmten Mindesthöhe zu halten hat, der Kasse verpflichtet.

g) Der Hypothekenschuldner (Farmer) hat an die Kasse zu zahlen:

α jährlich 4½—5 Proz. Zinsen vom Darlehnskapital zur Deckung der Pfandbriefzinsen. (Die 4 prozentigen Pfandbriefe der Landschaften pp. stehen durchweg auf Pari).

β jährlich ½ Proz. Beitrag zur Bestreitung der Verwaltungskosten (in Deutschland nicht über ¼ Proz.);

γ jährlich ½ Proz. Beitrag zur Ergänzung und Mehrung der Reservefonds mit der Massgabe, dass die Beiträge zu β und γ einem für die Hypothekenschuldner zu bildenden Amortisationsfonds zufliessen, sofern am Verwaltungsfonds Ersparnisse gemacht werden und die Reservefonds („Zinsreserve" und „Betriebsreserve") je 20 Proz. des Grundfonds erreicht haben.

Die aufgesammelten Amortisationsbeträge können von 5 zu 5 Jahren an die Hypothekenschuldner im Wege der Krediterneuerung zurückgezahlt werden.

δ jährlich angemessene Amortisationsquoten in den Fällen des Meliorationskredits nicht vor Ablauf eines Jahres nach beendeter Herstellung;

ε einmalig 1 Proz. Abschlussprovision bei der Darlehnsaufnahme.

3. Durch ein Zwangsvollstreckungsprivileg der Kasse, wie es (vergl. Preussisches Ges. vom 3. 8. 97) den preussischen Landschaften zusteht: Direkte Zwangsvollstreckung in bestimmten Formen ohne gerichtliche Ausklagung in das bewegliche und unbewegliche Vermögen des Hypothekenschuldners im Falle des Zahlungsverzuges oder der Devastation.

Es mag hier eingefügt werden, dass die gelegentliche Zwangsverwaltung einer Farm keine übermässige Beschwerde für die Kasse verursachen kann. Es handelt sich in der Regel um Viehzuchtfarmen. Will die Kasse keinen Verwalter einsetzen, so genügt es, das Vieh auf irgendeine Sammelstelle wegzutreiben, den Brunnen zuzudecken, das Mobiliar zu entfernen und das Haus zu verschliessen, um das Pfandobjekt zu sichern. Die Gartenanlage, die dabei verkümmert, fällt nicht allzu schwer ins Gewicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Durch ein Konkursprivileg der Pfandbriefgläubiger nach Art des § 35 des Reichs-Hypoth.-Bank-Ges. vom 13. 7. 99: Im Falle des Konkurses der Kasse gehen in Ansehung der Befriedigung aus den erworbenen Hypotheken die Pfandbriefgläubiger allen andern Konkursgläubigern der Kassen vor. Auch diese Hypotheken nimmt, wenn nötig, der Pfandhalter für die Pfandbriefgläubiger von vornherein in Pfand und unter Verschluss.

5. Durch eine (beschränkte oder unbeschränkte) Solidarhaftung der Hypothekenschuldner im Falle eines Konkurses der Kasse, wie sie bei den preussischen Landschaften besteht. („Generalgarantie".)

Auch aus diesem Grunde müssen die Hypothekenschuldner, d. h. die Farmer, eine Vertretung mit beschliessender Stimme in der Verwaltung erhalten.

6. Schliesslich durch eine hinter alle übrigen Garantien tretende (beschränkte oder unbeschränkte) Subsidiarhaft des Schutzgebietsfiskus für die Pfandbriefe im Konkursfall.

Diese Bürgschaft, die ja schon darauf beschränkt ist, dass nur 8 000 000 Mk. Pfandbriefe ausgegeben werden dürfen, und dass davon 1 600 000 Mk. im Konkursfalle durch den mündelsicheren Grundfonds gedeckt sind, ist auch sonst gänzlich ungefährlich, da, abgesehen von allen administrativen Garantien, ihr ein vielfaches Immobiliar- und Mobiliarvermögen der kreditverbundenen, solidarisch haftenden Farmerschaft neben 1 600 000 Mk. unangreifbarem Grundfonds vorangehen. Sie wird aber doch formell unentbehrlich sein, weil die Firma des Fiskus allein einen so billigen Zins der Pfandbriefe auf dem deutschen Markt verbürgt, dass es möglich ist, den Farmern die Hypothekendarlehen gegen erträgliche Jahreszahlungen zu gewähren.

7. Durch administrative Garantien, bestehend in Zulassung der Staatsaufsicht über die Verwaltung mit dem Rechte der Bestätigung des leitenden Beamten, in der Pflicht zu alljährlicher öffentlicher Rechnungslegung usw. usw. — —

Das vorgeschlagene Kreditinstitut ist vermöge der vereinigten Solidarhaftung der kreditverbundenen Farmerschaft und des Staates eine Kombination von Landeskreditkasse und Landschaft. Eine solche Häufung der Garantien wird zur Stärkung des noch unentwickelten Kredits der südwestafrikanischen Farmwirtschaft nötig sein. Sie wird es aber anderseits auch ermöglichen, demjenigen südwestafrikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Farmer, der in der Lage ist, reelle, hypothekenfreie oder ablösungsfähige Farmwerte vorzuweisen, unkündbare oder langfristige Darlehen zu 5½—6 Proz. zu verschaffen, die er sonst nicht unter 8—12 Proz. und immer nur auf knappe Frist erhalten kann. Dabei erlangt der Schuldner einen Gläubiger, der es nicht auf Gewinn, sondern auf seine, des Schuldners, Förderung abgesehen hat und danach verfährt. Ist der Betrieb der Kasse erst gewachsen, und sind die Reservefonds konsolidiert, so ermässigt sich dadurch, dass ½ Proz. der Jahreszahlung des Schuldners fortan zum Amortisationsfonds fliessen, und dass auch die Verwaltungskosten sich in einem günstigeren Verhältnis verteilen werden, der Zins weiterhin um ½ bis ¾ Proz. In einer späteren Zukunft wird es vielleicht sogar möglich sein, den Zins der Pfandbriefe unter 4½—5 Proz. herunterzusetzen. Ein aufschiebend befristetes Auslosungsrecht wird für diesen Fall vorzubehalten sein.

Die Verwaltungseinnahmen, die dem Institut zur Verfügung stehen, werden ausser dem einmaligen Gründungsbeitrag von 100 000 Mk. bei vollem Betriebe bestehen aus:

a) den jährlichen Zinsen von 2 Millionen Mark Gründungskapital zu mindestens 4 Prozent = 80 000 Mark,
b) ½ Prozent jährlicher Verwaltungsbeitrag der Schuldner von 8 Millionen Mark Hypothekenkapital = 40 000 Mark,
c) den Abschlussprovisionen,
d) den Einnahmen aus Nebengeschäften (s. S. 497 unter I).

Hiermit wird auszukommen sein, namentlich, wenn das Institut auch in Hinsicht seiner Steuer- und Stempelpflichten wie in Preussen privilegiert wird.

Wendet man ein, dass eine so vorsichtige Beleihung, wie sie hier vorgeschlagen wird, dem Farmer zu spärliche Mittel zuführt, so ist darauf zu erwidern, dass 8 Millionen Mark immerhin einen Anfang und einen kräftigen Antrieb bedeuten, dass die Zinsersparnis dem Farmer ermöglicht, ohne Mehrbelastung auch noch eine zweite Hypothek zu verzinsen, dass diese 8 Millionen dem Farmerstand so gut wie unkündbar und ohne ihn zu drücken gewährt werden, und dass dafür drückende 8 Millionen, in den Farmen festliegende Privatkapitalien für anderweitige Aufgaben frei werden. Freilich: Wasser wird auch der Farmer in den Wein seiner Erwartungen schütten müssen. Er muss sich klar vor Augen halten — ob das in Südwest jetzt überall geschieht, ist mir zweifelhaft —, dass ein solches Kreditinstitut eine höchst nüchterne Pfandleihe und nichts weiter ist, die lediglich materielle Werte, keineswegs auch moralische, beleiht. So wenig je-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mand bei einem Berliner Pfandleiher ein Darlehen erhält, wenn er nicht eine Uhr oder dergl. zum Pfande geben kann, so wenig hat der Farmer von der vorgeschlagenen Landeskreditkasse ein Darlehen zu erwarten, wenn er nicht vorschriftsmässige Realwerte vorweisen kann. Aus diesem Grunde ist auch an sich — das möge die Kolonialregierung recht festhalten —, die Frage der Ansiedelung, d. h. der Bauernansetzung einschliesslich der Ansiedelungsbeihilfen, eine ganz andere als die der Errichtung eines Kreditinstituts. Arbeitet das Kreditinstitut lediglich mit materiellen Werten und mit dem vermögenden Einwohner, so ganz im Gegenteil das Ansiedelungsinstituts mit moralischen Werten und mit dem meist unvermögenden Einwanderer. Da sich gegen moralische Werte Pfandbriefe nicht ausgeben lassen, so liegt auf der Hand, dass beide Institute mit völlig verschiedenen Mitteln und auf verschiedenen Wegen vorgehen müssen. Um so verfehlter ist es, beides miteinander zu verquicken, und so das eine durch das andere zu hindern. Jede dieser beiden Fragen muss durchaus für sich behandelt werden, mögen sie auch im Endziel — Kräftigung der Schutzgebietswirtschaft und des jungen Kolonialstaates überhaupt — zusammenlaufen.

Die Frage der Schaffung eines Bodenkredit-Instituts für die südwestafrikanische Farmwirtschaft ist spruchreif. Der Worte sind genug gewechselt; nun lasst uns endlich Taten sehen.

Oberbürgermeister Dr. **Külz**, Bückeburg, erklärte, dass es ausserordentlich dankenswert vom Kongress sei, trotz der bisher wenig günstigen Erfahrungen die mühsame Arbeit auf dem Gebiete des südwestafrikanischen Kreditwesens fortzusetzen. Das Bedürfnis nach Kreditbefriedigung in Südwest sei ungeheuer und dringend. Wer das leugnen wollte, dem würde jede Kenntnis der wirtschaftlichen Struktur des Landes fehlen. Südwest könne aber eine Regelung des Kreditwesens fordern, denn der Staatssekretär Dernburg habe sie vor zwei Jahren versprochen, und auch an dem Worte eines Staatssekretärs solle man nicht drehen und deuteln. So wenig man nun an dem Bedürfnis zweifeln könne, so verschieden könne die Ansicht über die Art der Befriedigung sein. Ihm würde es das sympathischste sein, wenn es gelänge, mit privatem Kapital zu arbeiten. Soweit die Verhältnisse der bebauten Ortschaften in Frage kämen, seien diese durchaus so weit vorgeschritten, dass sehr wohl das private Kapital sich zur Kreditgewährung an die Gemeinden selbst wie an Privatpersonen entschliessen könne. Es sei tatsächlich auch hierfür bereits eine Kreditgesellschaft mit voll bereitem Kapital gegründet, habe aber beim

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonialamt trotz beinahe zweijähriger Bemühungen nicht einmal das erreicht, dass man sich dort über die Frage klar sei, ob die Voraussetzungen zu einem Kreditinstitut in Südwest gegeben sei. Schwieriger liege die Frage der Befriedigung des Farmerkredits. Eine Landeskreditanstalt biete zwar manches bequeme, aber auch viele Gefahren und Reibungsflächen. Ihm wolle es nicht unmöglich erscheinen, auf genossenschaftlichem Wege zu helfen, eventuell unter staatlicher Subventionierung. Wege zum Ziele gebe es naturgemäss viele, die Hauptsache sei, dass das Ziel als dringende wirtschaftliche Notwendigkeit des Landes von den zuständigen Stellen erkannt und alle Versuche zur Erreichung des Zieles nachhaltig gefördert werden.

Wirklicher Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner**, Berlin: Wenn ich mir erlaube, zu der ebenso wichtigen als schwierigen Frage der Organisation des Bodenkredits in Südwestafrika hier das Wort zu nehmen, so geschieht es deshalb, weil ich eine gewisse Erfahrung auf diesem Gebiete durch die Arbeiten bei der Schaffung der Hypothekenbank für unser ostasiatisches Schutzgebiet habe gewinnen dürfen, die ja auch der Herr Vortragende in freundlicher Weise erwähnt hat. Ich verkenne nun keinen Augenblick die tiefgreifenden Unterschiede, die nicht nur in geographischer Hinsicht, sondern namentlich durch den durchaus verschiedenen wirtschaftlichen Grundcharakter einerseits einer Handelskolonie mit ganz vorwiegend städtischem Grundbesitz wie in Tsingtau, anderseits einer Siedelungskolonie mit den Bedürfnissen einer Farmerbevölkerung, wie derjenigen Südwestafrikas, gegeben sind. Aber auch in Südwestafrika spielt, wie schon mein Herr Vorredner mit Recht hervorgehoben hat, neben dem geradezu lebenswichtigen Problem der Kreditversorgung der ländlichen Bevölkerung doch auch die Frage des städtischen Grundbesitzes eine erhebliche Rolle. Für diese letztere aber sind vielleicht die Erfahrungen aus Kiautschou nicht ohne Wert. Ich möchte hier an ein Wort erinnern, das in einer Debatte über koloniale Bodenpolitik bereits vor einer langen Reihe von Jahren Seine Hoheit, unser Präsident, ausgesprochen hat. Als damals die Landpolitik des Kiautschougebietes erörtert und von anderer Seite betont wurde, dass jene für die gänzlich verschiedenartigen Verhältnisse unserer afrikanischen Schutzgebiete keinerlei Vorbild bieten könne, betonte Seine Hoheit mit vollem Recht, dass dies allerdings für die ländliche Bodenpolitik zutreffe, dass aber doch für die Stadtbezirke in unseren afrikanischen Kolonien gewisse Analogien mit den Verhältnissen in Tsingtau vorlägen. Was damals über die allgemeine Bodenpolitik gesagt wurde, das mag auch für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelne Spezialfragen aus dem Gebiete des Bodenkredites Anwendung finden.

Für die Organisation des Hypothekarkredites kommen im allgemeinen drei grundsätzlich verschiedene Formen in Frage: nämlich 1. eine öffentlich-rechtliche Organisation, sei es staatlicher, sei es kommunaler Art, 2. eine privatkapitalistische Organisation, 3. eine genossenschaftliche Organisation durch einen Zusammenschluss der Grundbesitzer selbst. An sich ist der letztere Weg wohl der sympathischste, und mein Herr Vorredner hat auf ihn ja auch in seiner besonderen Bedeutung für die südwestafrikanischen Verhältnisse hingewiesen. Der Nachteil dieses Weges gegenüber den beiden anderen Organisationsformen liegt darin, dass damit nur das bereits in der Kolonie befindliche Kapital organisiert, ihr dagegen kein frisches Kapital aus der Heimat zugeführt wird, was sowohl bei einem Eingreifen des mutterländischen Fiskus, als bei einer Betätigung des heimischen Privatkapitals der Fall ist. Der Vorschlag des Herrn Vortragenden enthält nun gewissermassen eine Verbindung aller drei Organisationsformen: Der Staat soll ein Grundkapital vorschiessen und weiterhin die Garantie übernehmen; in einer Art privatkapitalistischen Betriebes soll das Institut dann Gewinne aus Zinsen und Kapitalrückzahlungen machen, und schliesslich liegt ein Einschlag genossenschaftlicher Ideen in der Uebernahme der Solidarhaftung seitens aller beteiligten Grundbesitzer. Wenn der Vortragende diesen seinen Organisationsplan als einen besonders sicheren bezeichnete, so kann man dem gewiss nicht widersprechen. Denn sein Vorschlag bietet in der Tat die denkbar grösste Häufung von finanziellen Garantien. Es fragt sich nur, ob in der praktischen Durchführung jene Verbindung der verschiedenen Organisationsformen sich als zweckmässig erweist; denn abgesehen von den, seitens des Herrn Vortragenden betonten Schwierigkeiten infolge der Lage der Reichsfinanzen, ist insbesondere zu erwägen, ob das ständige Eingreifen behördlicher Organe bei jedem einzelnen Fall hypothekarischer Beleihungen, welches mit einer kapitalistischen Beteiligung des Staates notwendig verbunden ist, erstrebenswert ist. Es fragt sich nicht nur, ob dies den Wünschen der Farmer entspricht, sondern auch, ob es im staatlichen Interesse selbst liegt; denn so notwendig eine gewisse öffentlich-rechtliche Kontrolle der Behörde bei einer volkswirtschaftlich so wichtigen Angelegenheit wie der Organisation des Immobiliarkredites ist, so sehr kann es zweifelhaft sein, ob es im Interesse der ganzen Stellung des Gouvernements erwünscht sei, ständig in rein privatrechtliche und privatwirtschaftliche Dinge eingreifen zu müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerade dieser Gesichtspunkt war für die Marineverwaltung einer der wesentlichsten, um für das Kiautschougebiet von einer staatlichen Bodenkreditorganisation abzusehen. Wie diese Verhältnisse in Südwestafrika liegen, das kann natürlich nur von genauen Kennern des Landes beurteilt werden; mir steht ein Urteil darüber nicht zu.

Für das Kiautschougebiet hat man einem privatkapitalistischen Institute den Vorzug gegeben. Es hat erhebliche Mühe gekostet und lange Zeit gewährt, das Privatkapital für diese Aufgabe zu interessieren. Und doch scheint von vornherein die Chance für eine Kapitalunternehmung auf dem Gebiete des kolonialen Bodenkredites auch bei strengster kaufmännischer Betrachtungsweise keineswegs als eine ungünstige. Man kann sogar in gewisser Hinsicht sie als eine ganz besonders günstige bezeichnen, und zwar einfach aus folgender Erwägung: Für eine deutsch-koloniale Hypothekenbank, d. h. für eine Bank, welche Kapital durch Ausgabe von Pfandbriefen in der Heimat aufnimmt und es in einem Schutzgebiete ausleiht, liegt eine besondere Gewinnaussicht offenbar in der ausserordentlichen Spannung zwischen den Zinsverhältnissen Deutschlands und der überseeischen Gebiete. Man wird annehmen dürfen, dass eine gut fundierte und an vorsichtige Beleihungsgrundsätze gebundene koloniale Hypothekenbank an der Berliner oder Hamburger Börse unter den heutigen Geldmarktverhältnissen Geld willig gegen höchstens fünfprozentige Pfandbriefe erhalten wird. (Die heimischen vierprozentigen Pfandbriefe notieren durchschnittlich ungefähr zu pari.) Auf der anderen Seite steht ein landesüblicher Zinsfuss, der im Kiautschougebiet wie an der ostasiatischen Küste überhaupt selbst für durchaus gute Hypotheken 8—10 Proz. beträgt; über Südwestafrika ist mir gesagt worden, dass er dort für gute Hypotheken gleichfalls 8—9 Proz., für minder gute noch mehr betrage. Damit ist eine ganz ungewöhnliche Zinsspannung, sogenannte „Marge", gegeben, wenn wir uns daran erinnern, dass die heimischen Hypothekenbanken durchschnittlich mit einer Marge von einem viertel bis einem halben Prozent arbeiten. Die Verhältnisse des deutschen kolonialen Hypothekenmarktes sind auch aus einer anderen Erwägung heraus als günstige für die Betätigung des Kapitals zu bezeichnen, wie wir dies sonst in überseeischen Geschäftszweigen kaum finden: Denn mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des überseeischen Geldmarktes, d. h. den hohen landesüblichen Zinsen, trifft hier die rechtliche Sicherung zusammen, die durch ein zuverlässiges deutsches Grundbuch gegeben wird.

Bei der Gestaltung der Konzession für die Hypothekenbank für Kiautschou und die deutschen Niederlassungen

in Tientsin und Hankau, einer besonderen Abteilung der „Deutsch-Asiatischen Bank", musste nun die Regierung darauf bedacht sein, die Vorteile des neuen Institutes tunlichst den Grundbesitzern zuzuwenden, in deren Interesse doch das Institut volkswirtschaftlich wünschenswert erscheint. Vor allem aber musste verhindert werden, dass durch die zwar nicht juristisch gegebene, aber tatsächlich unter Umständen doch leicht eintretende monopolartige Stellung eines besonders kapitalkräftigen Institutes die Zinsverhältnisse etwa sich ungünstig für den Grundbesitz gestalteten. Vielmehr sollte diesem möglichst billiger Kredit zugeführt werden. Die Festsetzung eines absolut bestimmten Zinsfusses konnte nicht in Betracht kommen, denn die Wirtschaftsgeschichte aller Nationen lehrt, dass derartige gesetzliche Fixierungen immer versagt haben. In Zeiten wirtschaftlicher Krisen ist es schliesslich für den Grundbesitzer immer noch besser, Geld zu hohen Zinsen zu erhalten, als es gar nicht zu bekommen! Man hat in der Konzession von jedem festen Zinssatze abgesehen, dagegen eine Art gleitende Skala hineingebracht. Es ist nämlich bestimmt, dass der Zinsfuss der hypothekarischen Darlehn höchstens 2½ Proz. mehr betragen darf, als der gleichzeitig von der Bank an die Pfandbriefgläubiger gezahlte Zinsfuss. Bei 5prozentigen Pfandbriefen also würde der Grundbesitzer höchstens 7½ Proz., bei 4½prozentigen Pfandbriefen höchstens 7 Proz. zu zahlen haben. Diese Marge ist, wie schon oben erwähnt, immer noch eine sehr grosse gegenüber den heimischen Verhältnissen; aber es muss erwogen werden, einmal, dass das Risiko für das heimische Kapital bei Beleihungen über See immerhin als ein grösseres aufgefasst wird, ferner dass es sich für die nächste Zeit doch um einen verhältnismässig kleinen Geschäftskreis handelt, wenn wir die neue Hypothekenbank mit den grossen heimischen Instituten vergleichen, die für Hunderte von Millionen Hypotheken ausgegeben und Pfandbriefe umlaufen haben und für die dadurch die Verwaltungs- und allgemeinen Geschäftsunkosten natürlich prozentual sehr herabgemindert werden.

Zur tunlichsten Sicherheit der Pfandbriefe ist eine sehr vorsichtige Beleihungsgrenze aufgestellt; sie beträgt allgemein 50 Proz. und kann nur mit besonderer Genehmigung des Reichskanzlers auf 60 Proz. ausgedehnt werden. Von einem gewissen allgemeinen Interesse mag es ferner erscheinen, dass in Ostasien beabsichtigt wird, öffentliche Taxämter einzurichten an Stelle der privaten Taxatoren. Mit letzterem Institut sind in der Heimat doch teilweise nicht wünschenswerte Erfahrungen gemacht worden, weshalb auch in Deutschland schon lange der Wunsch nach öffentlichen Schätzungsämtern besteht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Ostasien will man diese möglichst nicht als Staatsbehörde organisieren, sondern hofft auf eine ehrenamtliche Betätigung der Gemeindevertreter. Auch hierin also liegt wieder ein Stück von dem Gedanken kolonialer Selbstverwaltung, den der Herr Referent so warm betont hat. — Schliesslich möchte ich noch erwähnen, dass die Hypothekenbank nach der Konzession eine Abgabe von jährlich 2½ pro Mille an den Fiskus zu zahlen hat. Diese erscheint als relativ nicht unerheblich, wenn man sich erinnert, dass der höchste zulässige Gewinn der Bank jährlich 2½ Proz. beträgt, wovon noch die Verwaltungskosten abgehen.

Auch in juristischer Hinsicht bietet die der Deutsch-Asiatischen Hypothekenbank erteilte Konzession mancherlei Neuerungen, da sie ja das in den Kolonien nicht geltende deutsche Hypothekenbankgesetz ersetzen, in mehrfacher wichtiger Hinsicht aber auch abändern musste. Indessen will ich mit diesen rechtlichen Darlegungen, die eine längere Zeit erfordern würden, heute Ihre Aufmerksamkeit nicht mehr in Anspruch nehmen.

Gouverneur a. D. **von Bennigsen**, Berlin: Ich bin erst vor kurzem aus Deutsch-Südwestafrika zurückgekehrt und hatte dort Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, dass das Kreditbedürfnis in der Kolonie zurzeit bereits ein sehr grosses ist und nur sehr mangelhaft seine Befriedigung findet. Die Zinsen, auch für die allerbesten Hypotheken in den städtischen Ortschaften, betragen 8—9 Proz., und der Farmer hat überhaupt kaum die Möglichkeit, sich Kredit zu beschaffen. Man hat das dumpfe Gefühl, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika nicht mehr gesund sind. Bei der Frage, ob zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses, besonders der Farmer, staatliche oder private Kreditbanken vorzuziehen sind, stehe ich, im Gegensatz zu den beiden Vorrednern, Oberbürgermeister Külz und Geheimrat Köbner, auf demselben Standpunkt wie unser Referent, Staatsanwalt Dr. Fuchs. Mindestens halte ich für die Farmer eine staatliche Kreditanstalt für notwendig; der städtische Kredit könnte vielleicht eher von einer Privatbank befriedigt werden. Den Kredit auf den Weg der Selbsthilfe, also des Genossenschaftswesens, zu verweisen, halte ich für ausserordentlich gefährlich und deshalb verwerflich. Derartige Genossenschaften geraten nur zu leicht in die Versuchung, in schweren Zeiten über ihre Kräfte Kredit zu geben, und in den schwersten Zeiten brechen sie dann zusammen. Dafür haben wir schon in Deutschland genug Beweise. In Deutsch-Südwestafrika aber liegen in dieser Hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicht die Verhältnisse unendlich schwieriger als in Deutschland. Für die gute Wirkung staatlicher Kreditinstitute zur Befriedigung des ländlichen Kredits liefert einen glänzenden Beweis die Landeskreditanstalt der Provinz Hannover, welche die hannoverschen Landwirte gerettet hat vor dem vollständigen Ruin, der ihnen als eine Folge der französischen Invasion im Anfange des 19. Jahrhunderts drohte. Für die Selbstverwaltung bietet auch eine solche Kreditanstalt ein Feld der Betätigung. Im Gegensatz zu meinen beiden Vorrednern, möchte ich ferner betonen, dass nach den Erfahrungen bei der Hannoverschen Landeskreditanstalt die Taxation der Grundstücke für die Bemessung des Kredits keine besonderen Schwierigkeiten bereitet. Die Frage, die uns hier beschäftigt, ist eine dringende. Ihre Lösung verträgt keinen Aufschub mehr. Deshalb bedauere ich doppelt, dass auch in unserer heutigen Sitzung keine Einigkeit in dieser Frage herrscht, sondern zwei entgegengesetzte Meinungen zum Ausdruck gebracht worden sind. Dieser Umstand wird vielleicht einmal wieder der langsam arbeitenden Reichskolonialverwaltung es ermöglichen, zu seiner Deckung sich das berühmte Schild vorzuhalten, auf dem steht: „Die Sachlage ist nicht genügend geklärt." Es gibt aber Dinge, die sich nicht auf die lange Bank schieben lassen, und dazu gehört nach meiner festen Ueberzeugung die Lösung der Kreditfrage in Deutsch-Südwestafrika. Wenn die Reichsverwaltung die Lösung dieser Frage trotzdem auf die lange Bank schiebt, so wird sie sich später sicher nicht von dem Vorwurf einer unverzeihlichen Nachlässigkeit befreien können.

Mitglied des Landesrates für Südwestafrika **Kindt**, Swakopmund: Die hier von Herrn Staatsanwalt Dr. Fuchs in so eingehender Weise behandelte Frage eines Bodenkreditinstitutes für den südwestafrikanischen Farmer liegt mir als Mitglied des südwestafrikanischen Landesrates sehr am Herzen. Mit regem Interesse folgte ich den Ausführungen des Herrn Vortragenden, dem man dankbar sein muss für die grosse Mühe, die er seit Jahren gerade dieser Frage gewidmet hat. Wertvoll waren mir auch die Ausführungen des im Schutzgebiet sehr verehrten Herrn Oberbürgermeisters Dr. Külz und des Herrn Geheimen Admiralitätsrat Professor Dr. Köbner; eines aber vermisste ich zu meiner Verwunderung in allen diesen Darlegungen: nämlich einen Hinweis auf die bereits vorliegenden Beschlüsse des südwestafrikanischen Landesrates in dieser Angelegenheit. Im April dieses Jahres hat der Landesrat — soweit ich mich entsinne — einstimmig beschlossen, der Regierung zu empfehlen, an die sofortige Errichtung eines staatlichen Bodenkreditinstituts heran-

zugehen. Das dazu nötige Grundkapital soll in Höhe von 2½ Millionen Mark, auf fünf Jahre verteilt, aus den ordentlichen Einnahmen des Schutzgebietes selbst beschafft werden. Da im Etat für 1911 aus den ordentlichen Einnahmen sogar 5 Millionen Mark für Bahnbauten bereitgestellt worden sind, werden wohl auch noch die Gelder für das Kreditinstitut zu beschaffen sein, insbesondere, wo die Einnahmen aus den Diamantzöllen des Landes so übervorsichtig und niedrig angesetzt worden sind.

Das Institut soll nach Ansicht des Landesrates das Recht der Pfandbriefausgabe erhalten, es sollen auch nur ordentlich bewirtschaftete Farmen beliehen werden. Natürlich ist die Beleihungsgrenze vorsichtig zu erwägen. Herr Staatsanwalt Dr. Fuchs geht dabei bis etwa 65 Proz. des Wertes, und darin könnte ich ihm zustimmen. Richtig ist aber, dass der Landesrat für die Bestimmung der Beleihungswerte die örtlichen Selbstverwaltungskörper, die Bezirksräte, heranzuziehen empfiehlt, die allein imstande sind, den nach Lage, Bodenbeschaffenheit und Wasserverhältnissen grundverschiedenen Wert der zu beleihenden Farmen zu ermitteln.

Herrn Oberbürgermeister Dr. Külz scheint der Gedanke an eine solche Staatshilfe für die bedrohte Farmerschaft des Schutzgebietes nicht ganz sympathisch zu sein. „Hilf dir selbst!" möchte er den Farmern zurufen, er sieht in der genossenschaftlichen Selbsthilfe den richtigeren Weg. Ihm möchte ich doch antworten, dass die genossenschaftliche Organisation in Südwestafrika durch Gewährung von Personalkredit zwar viel Gutes geleistet hat, dass sie aber der jetzt vorliegenden Aufgabe, langfristigen Bodenkredit in grossem Massstabe zu gewähren, nicht gewachsen ist. Das von Herrn Oberbürgermeister Dr. Külz und Herrn Dr. Rhode so wohl vorbereitete Kreditinstitut, dazu bestimmt, den Kommunen und städtischen Grundbesitzern Kredit zu gewähren, wird uns drüben sehr willkommen sein, und es ist tief bedauerlich, dass die Genehmigung der staatlichen Autoritäten zur Errichtung der Bank immer noch nicht erfolgt ist, obwohl die Mittel, dank der Opferwilligkeit grossherziger Freunde des kolonialen Gedankens, seit fast 1¾ Jahren bereit stehen. Dieses Institut jedoch will keine ländlichen Grundstücke beleihen, es kann daher wohl neben der staatlichen Bodenkreditanstalt bestehen, nicht aber sie ersetzen.

Dass in Kiautschou die von Herrn Geh. Admiralitätsrat Köbner organisierte Bank mit Privatkapital günstige Erfolge erzielt, ist sehr erfreulich, anders liegt aber die Sache in Südwestafrika. Wie der Herr Geheimrat uns entwickelte, darf die Spannung zwischen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geldbeschaffung und Geldbegebung dieser Bank 3 Proz. betragen. Lässt sich also das Geld für 4½ Proz. beschaffen und rechnet man nur ½ Proz. Verwaltungsunkosten hinzu, so wird der Geldnehmer 8 Proz. Zinsen zu zahlen haben. Ja, das kann wohl der Besitzer eines städtischen Grundstückes bezahlen, der dort irgendein Geschäft betreibt, nie und nimmer aber der südwestafrikanische Farmer.

Ich würde es für richtig halten, wenn der Kongress den erwähnten Beschluss des südwestafrikanischen Landesrates, der ja bis jetzt nur beratende Stimme besitzt, unterstützen würde. Dadurch würde er sich den tiefen Dank nicht nur der Farmerbevölkerung, nein, des ganzen Schutzgebietes sichern. Es handelt sich für unsere Farmer um eine Lebensfrage. Die veränderten Produktionsbedingungen, die auf Massenproduktion hindrängen, verlangen von unseren Farmern mehr und mehr die Vergrösserung ihrer Betriebe. Wer dazu nicht die Mittel hat oder erhalten kann, der wird schliesslich trotz aller Tüchtigkeit nicht mithalten können. Die Wirtschaft des Schutzgebietes wird wertvollste selbständige Existenzen zugrunde gehen sehen, wenn nicht schnellstens geholfen wird.

Rechtsanwalt Dr. **Rhode**, Berlin: Die seit 19 Monaten erbetene Genehmigung des Reichskolonialamts für eine Südwestafrikanische Bodenkreditbank ist immer noch nicht erteilt. Man hat zunächst in Südwestafrika den städtischen Kredit zu organisieren versucht und bereits ca. 750 000 Mk. zusammengebracht. Mit dem Hypothekenbankgeschäft wollen wir aber auch noch das Revisions- und Treuhandgeschäft verbinden. Eine Bank kann unmöglich in Südwestafrika dem ländlichen und städtischen Kredit zugleich dienen.

Staatsanwalt Dr. **Fuchs**, Berlin: Zustimmen muss ich Herrn Dr. Külz darin, dass die Frage der Ausstattung der Landgemeinden in Südwest bisher einen jammervollen Verlauf genommen hat. Nur muss ich, obwohl nicht dazu berufen, das Kolonialamt hier etwas in Schutz nehmen: nicht bei ihm, sondern an anderen Stellen liegen nach meiner Information die Schwierigkeiten, und sie waren bisher trotz aller Anstrengungen nicht zu überwinden.

Eine Lösung der Farmkreditfrage auf genossenschaftlichem Wege, wie Dr. Külz will, ist nicht möglich. Ich verweise der Kürze halber nochmals auf meinen diesbezüglichen, im Referat erwähnten Aufsatz in der „Kolonialen Zeitschrift", No. 5 von 1910. Der Zweck

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Institutes soll sein, dem Farmer billigen und unkündbaren oder doch sehr langfristigen (amortisablen) Kredit zu verschaffen. Eine Privatorganisation wie die Genossenschaft kann aber Geld selbst nur zu ungefähr ebensolchen Zinsen erlangen, wie eine andere kreditfähige Privatperson — in Südwest also nur zu hohem Zins — und sie muss ihre, in Südwest ebenfalls hohen, Verwaltungskosten draufschlagen. Besonders billigen Zins kann sie also ihren Darlehnsnehmern nicht bewilligen. Noch weniger Langfristigkeit; denn sie kann ihre Kapitalien nicht länger ausleihen, als sie ihr selbst zur Verfügung stehen. Sie hat sie aber selbst immer nur kurzfristig zur Verfügung, weil diese Kapitalien in der Hauptsache aus den Guthaben der Genossen bestehen, diese Guthaben bei dem Austritt der Genossen ausgezahlt werden müssen und das Recht zum Austritt mit kurzer Kündigungsfrist den Genossen gesetzlich wie statutarisch gesichert ist und gesichert bleiben muss. Die Genossenschaft ist also nicht in der Lage, ihre Kapitalien auf lange Sicht festzulegen, will sie nicht bei der ersten Krise den austretenden Genossen gegenüber zahlungsunfähig werden und in Konkurs geraten.

Staatssubvention, die auch Dr. Külz für nötig hält, hätte mit Notwendigkeit eine Verwaltungskontrolle der Genossenschaft zur Folge, die sie nur durch den Namen von einem Staatsinstitut unterschiede. Die Genossenschaftsorganisation beruht auf Selbsthilfe. Kann sie sich nicht selbst helfen, hat sie keine Berechtigung.

Die Ausführungen des Herrn Geheimrats Dr. Köbner haben Verhältnisse im Auge, die für die südwestafrikanische Farmerschaft nicht zutreffen. In Kiautschou, auf das er exemplifiziert und um das er sich durch die kürzliche Schaffung einer Hypothekenbank hochverdient gemacht hat, handelt es sich entweder um Stadtgebiet oder um Weichbildgebiet. In beiden Fällen sind die Kreditunterlagen ganz andere als bei der südwestafrikanischen Farmerschaft, auf dem platten Lande. Für den Stadt- und Weichbildkredit wird in Südwest die mit Hilfe der Herren Dr. Rhode, Dr. Külz u. Gen. in Bildung begriffene „Südwestafrikanische Boden-Kredit-Gesellschaft" sorgen. Um diesen Kredit handelt es sich hier nicht. Dem Bedürfnis der Farmerschaft kann nach Lage der Dinge nur ein öffentlich-rechtliches Kreditinstitut mit Selbstverwaltung genügen. Die vermeintlichen Gefahren eines solchen Instituts sind durch das Beispiel der Rentenbanken, Landschaften, Landeskreditkassen, Zentralgenossenschaftkasse, Reichsbank p. p. widerlegt. Keinesfalls sind sie so gross, dass sie die Vorteile aufwiegen. Im übrigen bleibt gar keine Wahl, da alle andereen Wege bei näherem Zusehen versagen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vorsitzende, **Chr. von Bornhaupt**, Berlin, macht die Mitteilung, dass eine grosse Zahl der Anwesenden den lebhaften Wunsch ausgesprochen habe, in dieser hochwichtigen Angelegenheit eine Beschlussfassung des Plenums des Kongresses herbeizuführen, und dass hierfür folgende Formulierung beantragt worden sei:

Der Kongress wolle beschliessen:

den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, mit tunlichster Beschleunigung die Errichtung des vom Südwestafrikanischen Landesrat in Windhuk während seiner letzten Tagung im Frühjahr 1910 geforderten staatlichen Boden-Kredit-Instituts zur Förderung der Farmwirtschaft herbeizuführen.*)

Die Versammlung beschloss einstimmig, über diesen Antrag eine Beschlussfassung des Plenums des Kongresses herbeizuführen, und ersuchte den Vorsitzenden, das Erforderliche zu veranlassen.

Der Vorsitzende sprach darauf dem Referenten den wärmsten Dank dafür aus, dass er durch seinen so überaus klaren und gründlichen Vortrag der dringenden Frage der Errichtung eines staatlichen Bodenkredit-Instituts für Deutsch-Südwestafrika einen neuen wirkungsvollen Anstoss gegeben habe, und betonte, dass die Deutsche Kolonial-Gesellschaft ihm hierfür zu besonderem Dank verpflichtet sei, weil sie diesem Gegenstande seit mehr als sieben Jahren unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit und eifrige Arbeit gewidmet habe. Redner erinnert daran, dass die Kolonialgesellschaft bereits im Jahre 1908 ihren grundsätzlichen Standpunkt zur Frage der Errichtung eines staatlichen Bodenkredit-Instituts in einer eingesandten, von einer besonders zu diesem Zweck eingesetzten Kommission ausgearbeiteten Denkschrift niedergelegt habe, die grundsätzlich den gleichen Standpunkt vertrete, wie die heutigen Darlegungen des Redners.

Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner:** Für einen Augenblick noch möchte ich das Wort erbitten. Gerade weil ich vorher in der Diskussion über den so ausgezeichneten Vortrag des Herrn Dr. Fuchs einige Bedenken im einzelnen erwähnt habe, halte ich mich für verpflichtet, nachdem die Resolution eingebracht ist, und nachdem uns hier von genauen Kennern der Landesverhältnisse die Dringlichkeit des Wunsches der südwestafrikanischen Bevölkerung nach sofortiger Schaffung eines Bodenkreditinstitutes so nachdrücklich dargelegt worden ist, auch meinerseits für eine einstimmige Unterstützung dieses Wunsches einzutreten.

*) Siehe „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abänderung der bergrechtlichen Bestimmungen für Deutsch-Südwestafrika.

Von Dr. **W. Hahn,** Rechtsanwalt und Notar, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Die Verhandlungen des Reichstages über den südwestafrikanischen Etat vom 25. und 26. Januar 1910 dürften noch in aller Erinnerung sein. Am 25. Januar hatte der Abg. Erzberger, der ja als Referent der Kommission zur Prüfung der Rechte und Pflichten und der bisherigen Tätigkeit der Land- und Bergwerksgesellschaften in Südwestafrika hervorragend beteiligt gewesen war (vgl. Drucksachen des Reichstags, 12. Legislatur-Periode, II. Session 1909/10, zu No. 196, Schlussbericht dieser Kommission), die Anfrage an den damaligen Staatssekretär des Reichskolonialamtes Ex. Dernburg gestellt:

> „Sind die Verträge der Deutschen Kolonialgesellschaft, die einer Erneuerung bedürfen, soweit gediehen, dass sie sofort mitgeteilt werden können?"

Der Staatssekretär hatte darauf in derselben Sitzung den Inhalt des Abkommens mitgeteilt, welches er mit der Deutschen Kolonialgesellschaft vorbehaltlich der definitiven Genehmigung des Aufsichtsrats dieser Gesellschaft geschlossen habe. Dieser Vertragsentwurf erregte im Reichstag allgemeines Befremden, es wurde die Bekanntgabe des Vertrages verlangt, die aber zunächst mit der Begründung, dass eine Verpflichtung dazu nicht bestände, abgelehnt wurde; erst nach einem Antrage des Abg. Dr. Arendt: „Die Vorlage der Budgetkommission zurückzuweisen, damit in der Budgetkommission in eine weitere Verhandlung darüber eingetreten werden könne," wurde seitens des Staatssekretärs den Mitgliedern der Budgetkommission der Vertragsentwurf zugänglich gemacht. In der Budgetkommission wurde der Entwurf einer scharfen Kritik unterzogen und der Abschluss dieses Vertrages für ganz unmöglich erachtet, so dass sich der Staatssekretär am Schlusse bereit fand, im Plenum eine Erklärung dahin abzugeben,

> „dass er auf Grund der vertraulichen Erörterungen, die der Vertrag in der Budgetkommission gefunden habe, zurzeit nicht zum Abschlusse des Vertrages in vorliegender Form schreiten werde."

Dabei war die Kommission einstimmig der Ansicht, dass die Sperre für das Staatsgebiet (26. Grad bis zum Kuiseb) nicht zugunsten der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschen Kolonialgesellschaft verfügt werden dürfe und dass keine weitere Bevorzugung derselben durch Sperre und Verpachtung stattfinden dürfe.

Der Staatssekretär gab dann auch im Plenum die Erklärung ab:

„Ich will gern anerkennen, dass diejenigen Anregungen und Bemängelungen, welche in der Budgetkommission gegenüber dem Vertrage heute laut geworden sind, auch trotz der mir zweifellos ressortmässig zustehenden Möglichkeit, diesen Vertrag zum Abschluss zu bringen, auch ohne dieser Stimmung Rechnung zu tragen, mich dazu veranlasst hat, diesen Vertrag in der gegebenen Form jedenfalls zurzeit nicht abzuschliessen." (24. Sitzg. v. 26. I. 1910, Sten. Ber. S. 802.)

Die Budgetkommission fasste im Anschluss an die Kriegskostenanträge des Abg. Erzberger am 25. April 1910 folgende Resolution:

„Der Reichstag wolle beschliessen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen,

1. in Erwägung zu nehmen, ob und in welchem Umfange im Hinblick auf die neuere Entwickelung in den Kolonien eine Abänderung des Schutzgebietsgesetzes in die Wege zu zu leiten ist, insbesondere auch eine Abänderung der bergrechtlichen Bestimmungen in der Richtung zu erwägen,
   a) ob die früher verliehenen, etwa Dritten noch zustehenden Hoheitsrechte (Privilegien) nötigenfalls gegen Entschädigung aufgehoben werden können,
   b) wie durch eine Revision der kaiserlichen Verordnung vom 8. August 1905 über die Ausübung des Bergrechts die Rechte und Pflichten der Schürfer und der Grundeigentümer abgegrenzt und sichergestellt werden können,
   c) ob ein besonderes Gesetz über die Gewinnung und den Absatz der Edelsteine unter Wahrung wohlerworbener Rechte Dritter zu erlassen ist;
2. einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den in dem Schutzgebiet Südwestafrika vor Ausbruch des dortigen Aufstandes domizilierte, leistungsfähige Personen und Gesellschaften zur Entlastung des Reichsfiskus herangezogen werden;
3. dem Reichstage eine Denkschrift über die Frage vorzulegen, unter welchen Voraussetzungen und in welchem Umfang ein Schutzgebiet durch direkte Besteuerung zur Deckung von Kosten heranzuziehen ist, die aus Kriegsmassnahmen in diesem Schutzgebiet erwachsen sind."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trotzdem diese Kundgebungen der Budgetkommission vorlagen, schloss der Staatssekretär des Reichskolonialamts am 7. Mai 1910 die bekannten notariellen Verträge mit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und mit der Deutschen Diamantengesellschaft m. b. H.

Wie nicht anders zu erwarten war, haben sich an diese beiden Abkommen in der Presse weitere Erörterungen angeschlossen. Der Reichstagsabgeordnete Erzberger hat in einer Broschüre „Millionengeschenke für die Privilegienwirtschaft in Südwestafrika", Berlin 1910, Verlag der Germania, A.-G., diese Abkommen einer Kritik unterzogen, und kommt zu dem Schlusse, dass diese Abkommen nicht rechtsgültig sind. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika sucht in ihrem Bericht über das 25. Geschäftsjahr vom September 1910 die wirtschaftliche Notwendigkeit und die Rechtsgültigkeit der Abkommen darzutun.

Diese beiden Abkommen haben dann weiter zu der Verfügung des Reichskanzlers, betr. den Bergbau im südwestafrikanischen Schutzgebiete, vom 12. Mai 1910 (Kol.-Bl. S. 535, Grotefend Ges. Geb. Mat., S. 541), durch welche das Ende der Sperrverfügung vom 22. September 1908 auf den 31. März 1911 angeordnet und von diesem Zeitpunkte dem südwestafrikanischen Landesfiskus für das Sperrgebiet die Sonderberechtigung zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien erteilt wird, und zu der Verordnung des Reichskanzlers, betr. Abänderung der Verordnung betr. die Kaiserliche Bergverordnung für Deutsch-Südwestafrika vom 26. Februar 1909, vom 12. Mai 1910 (Kol.-Bl. S. 536, Grotefend S. 541) geführt, durch welche die Förderungsabgabe für Edelsteine aus dem Gebiet zwischen dem 26. Grad südlicher Breite und dem Kuiseb auf 4 v. Hundert des Wertes festgesetzt wird.

Es handelt sich bei diesem Abkommen um Bestimmungen, die in einschneidender Weise in die bergrechtlichen Verhältnisse des südwestafrikanischen Schutzgebietes eingreifen, und die nicht nur in volkswirtschaftlicher Beziehung, sondern auch in kolonialpolitischer Beziehung von der eminentesten Bedeutung für die Entwickelung unserer Kolonie sind. Ich habe daher geglaubt, dass der diesjährige Kolonialkongress zu der Abänderung der bergrechtlichen Bestimmungen in Deutsch-Südwestafrika Stellung nehmen muss, da es Aufgabe der rechtswissenschaftlichen Gruppe sein muss, derartige Rechtsfragen zu erörtern. Es ist natürlich nicht möglich, im Rahmen des Vortrags auf alle Punkte einzugehen. Um den heutigen Rechstzustand zu verstehen, muss man auf die Entwickelung des südwestafrikanischen Bergrechts eingehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dieser Entwickelung sind folgende Perioden zu unterscheiden:

1. Die Periode der Geltung der Bergverordnung vom 25. März 1888 mit dem Bergregal der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.
2. Die Periode der Kaiserlichen Bergverordnung vom 15. August 1898 mit der Bergbaufreiheit für die öffentlichen Schürffelder, mit autonomen Befugnissen der Deutschen Kolonialgesellschaft und mit der Gewährung von Konzessionen an Landgesellschaften.
3. Die Periode der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 und ihre Ausdehnung auf die Konzessionsgesellschaften.
4. Die Periode der Einschränkung der Konzession durch Verträge mit den Gesellschaften.

I. Periode. Durch die Verordnung vom 25. März 1888 (R.-G.-Bl. S. 115), betr. das Bergwesen und die Gewinnung von Gold und Edelsteinen im südwestafrikanischen Schutzgebiet, wurde der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika für das ganze Schutzgebiet das Bergregal auf alle für den Bergbau in Betracht kommende Mineralien eingeräumt. Dieses Bergregal beschränkte sich nicht auf diejenigen Gebiete, in denen die Gesellschaft Grundeigentums- und Bergwerksrechte besass, sondern auf den Umfang des ganzen damaligen Schutzgebietes. Der Inhalt dieses Rechts bestand darin, dass die Gesellschaft die sogenannte Bergbauhoheit unter Aufsicht des Reiches ausüben und gewisse fiskalische Einkünfte aus dem Bergbau beziehen sollte. Im § 2 wurde der Bergbau insofern freigegeben, als die Gesellschaft verpflichtet wurde, die Aufsuchung der Gewinnung der Mineralien nach Massgabe der hierüber getroffenen Bestimmungen zu gestatten, die die Gesellschaft auch bei ihren eigenen Unternehmungen befolgen musste. Dagegen stand der Gesellschaft ein Vorrecht auf die Verleihung von Feldern zu (§ 28). Nach § 42 fiel ihr die Verwaltung des Bergwesens zu. Die Gesellschaft errichtete demzufolge eine Bergbehörde mit dem Sitze in Otjimbingue und Hand in Hand damit erfolgte die Errichtung der Schutztruppe aus zwei heimischen Offizieren, fünf heimischen Unteroffizieren und 20 Eingeborenen.

II. Periode. A. Durch die am 15. August 1889 erlassene Verordnung, betr. das Bergwesen im südwestafrikanischen Schutzgebiete (R.-G.-Bl. S. 179), trat jedoch schon nach Jahresfrist unter Beseitigung der alten Verordnung eine völlige Neuregelung ein.

Durch diese Verordnung ging die Bergverwaltung auf die Regierung über. Die Rechte und Pflichten der Gesellschaft aus dem Bergregal wurden damit beseitigt. Die Verordnung führt die Bergbaufreiheit ein, lässt jedoch in § 3 das Schürfen nur in denjenigen Teilen des Schutzgebietes zu, welche von der Bergbaubehörde durch öffentliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekanntmachung für den Bergbau eröffnet werden (öffentliche Schürfgebiete), § 4 regelt die Schürferlaubnis, § 14 die Erklärung zum öffentlichen Grubengebiet, §§ 15, 16—18, 37 die Verleihung von Feldern nach Auffindung von Mineralien.

Durch § 55 ist ferner bestimmt, dass die Verordnung auf diejenigen Teile des Schutzgebietes keine Anwendung findet, an welchen die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika vor Erlass der Verordnung vom 25. März 1888 das Eigentum erworben hat. In diesem Gebietsteile steht es der Gesellschaft oder ihren Rechtsnachfolgern frei, nach ihrem Ermessen Bergbau selbst zu betreiben oder durch andere betreiben zu lassen und die Bedingungen festzusetzen, unter welchen letzteres geschehen soll. Von dem Bergbau innerhalb dieser Gebiete sind weder Gebühren noch Abgaben an die Bergbehörde zu entrichten. Dagegen ist nach § 54 a. a. O. für die Bergwerksgerechtsame, welche die Gesellschaft oder ein Dritter vor dem Erlass der Verfügung des stellvertretenden Kaiserlichen Kommissars für das südwestafrikanische Schutzgebiet vom 19. April 1886 (nach der künftig nur mit Zustimmung der Bergbehörde von den Häuptlingen Konzessionen verliehen oder modifiziert werden dürfen), oder unter Anerkennung der Regierung in der Zeit vom 19. April 1886 bis zur Bekanntmachung der ersten Bergverordnung vom 25. März 1888 rechtsgültig erworben hat, an die Bergbehörde eine nach dem Werte der jährlichen Förderung zu bemessende Abgabe zu entrichten. Die Höhe wird von der Bergbehörde festgesetzt, darf aber 2½ Proz. des Werts der jährlichen Förderung nicht übersteigen.

Als Gegenleistung für die Aufhebung des Bergregals und die Aufgabe der der Kolonialgesellschaft in § 28 der ersten Bergverordnung zugebilligten Vorrechtsfelder sowie Entgelt für die auch im öffentlichen Interesse gemachten Aufwendungen für die Bergverwaltung und die Polizeitruppe — nach der vom Reichskanzler Graf v. Bülow dem Reichstag unter dem 28. Februar 1905 vorgelegten Denkschrift über die im südwestafrikanischen Schutzgebiete tätigen Land- und Minen-Gesellschaften (No. 683. 11. Pr. I. Sess. 03/05) waren es 234921 Mk. — ist der Deutschen Kolonialgesellschaft durch § 48 der zweiten Bergverordnung zugestanden worden, dass der Ueberschuss der Einnahmen aus der Bergverwaltung über die Verwaltungskosten zur Hälfte an sie behufs Verwendung im Interesse des Schutzgebiets abgeliefert wird.

Aus der zweiten Bergverordnung ist weiter hervorzuheben, dass nach § 46, soweit Felder auf Grundstücke verliehen werden, an welchen Eigentumsrechte einzelner bestehen, die Eigentümer der Grundstücke die Hälfte der aus solchen Feldern eingehenden Verleihungsgebühren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erhalten, und dass nach § 47, soweit Felder in Gebieten verliehen worden sind, welche unter einem eingeborenen Häuptling stehen, der Häuptling Anspruch auf die Hälfte der aus solchen Feldern eingehenden Verleihungsgebühren hat.

B. Wie bereits bemerkt, war der Deutschen Kolonialgesellschaft das Bergrecht in allen Teilen des Schutzgebiets belassen, dessen Eigentum sie vor dem 19. April 1886 oder unter Anerkennung der Kaiserlichen Regierung vor dem 25. März 1888 erworben hatte, sie war ferner befugt, ihr bergwirtschaftliches Gebiet durch selbständige Verordnungen zu regeln.

Die Frage, welches Gebiet die Kolonialgesellschaft damals besessen, hat der Gesetzgeber 1889 nicht entschieden; man hielt diese Frage auch für bedeutungslos, sie ist erst jetzt akut geworden, seitdem in dem für wertlos gehaltenen Gebiete Diamanten gefunden wurden.

Um ein richtiges Bild der Periode der Bergrechtsentwickelung, die durch das Konzessionswesen bezeichnet wird, zu geben, und um das Verständnis der jetzt strittigen Frage zu ermöglichen, muss auf den räumlichen Umfang der Rechte der Kolonialgesellschaft kurz eingegangen werden. Die Deutsche Kolonialgesellschaft stützt ihre Rechte erstens auf die Lüderitzschen Erwerbungen, dann auf die später selbständig abgeschlossenen Verträge. Es kommen hier nach der Denkschrift des Reichskanzlers die Verträge mit dem Kapitän Josef Fredriks von Bethanien vom 1. Mai 1883, 25. August 1883 und der Schutz- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Fredriks vom 28. Oktober 1884 in Betracht, ferner die Verträge mit Piiet. Haibib, dem Kapitän der Topnaars, vom 19. August 1884, mit Kapitän Jan Jonker Afrikaner vom 16. Mai 1885, Kapitän Cornelius Zwartboi vom 19. Juni 1885, Jan Uichimab vom 4. Juli 1885, dem Bastardkapitän Hermanus van Wyk vom 11. Oktober 1884, dem Hererokapitän Maharero vom 24. Oktober 1885, die zehn zwischen den Händlern Kleinschmidt und Schmerenbeck sowie L. v. Lilienthal mit Maharero geschlossenen, nachträglich auf die Deutsche Kolonialgesellschaft übertragenen Verträge, sowie endlich die von dem Kaufmann Friedrich Hasenclever in den Jahren 1882 und 1883 mit Kapitän Piiet. Haibib der Topnaars, Kapitän Abraham Zwartboi der Zwartboi-Hottentotten und dem Kapitän Jan Jonker Afrikaner geschlossenen Verträge, die am 17. Juni 1884 von der Diskontogesellschaft in Berlin erworben und unter dem 24. August 1885 zum Selbstkostenpreis von 213382 Mk. der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika überlassen wurden.

Streitig ist der Umfang der Land- und damit der Bergrechte

1. bezüglich des sogenannten Zwanzigmeilenstreifens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. bezüglich des Gebietes zwischen dem Kuiseb und dem 26. Grad südlicher Breite,
3. bezüglich des Gebietes der roten Nation (Hoachanas).

Ueber diese Streitfragen lassen sich die Gutachten des Reichsjustizamts vom 7. Mai 1908 und vom 17. April 1910 aus. Bei der ersten Streitfrage handelt es sich darum, ob in dem Vertrage vom 25. August 1883 „geographische" oder „englische" Meilen zu verstehen sind.

Für die zweite Streitfrage stand das Kaiserliche Gouvernement für Südwestafrika auf dem Standpunkte, dass der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika Land- und Bergrechte an diesem Komplex nicht zustehen.

Das Reichsjustizamt sieht das ausschlaggebende Moment für die Beurteilung der bergrechtlichen Ansprüche in dem streitigen Gebiet nur in der Anerkennung, welche diese Ansprüche von seiten der Kolonial-Verwaltung durch den Vertrag vom 7. Mai 1895, in Verbindung mit dem Abkommen vom 22. Juni bis 22. August 1901, erfahren haben. Es handele sich dabei im wesentlichen um eine der im § 93 der Bergverordnung vom 8. August 1905 vorbehaltenen, von der Kolonial-Verwaltung einer Gesellschaft erteilten oder von der Verwaltung bestätigten „Sonderberechtigungen".

In dem Rahmen dieses Vortrages ist es natürlich nicht möglich, alle Einzelheiten dieser Streitfrage aufzurollen. Es sei nur darauf hingewiesen, dass auch im Reichstage eine Entscheidung dieser Streitfrage im ordentlichen Rechtswege gewünscht ist (Rede des konservativen Abgeordneten Dr. Dröscher vom 29. April 1910), und dass den Ausführungen des Reichsjustizamtes mit Recht entgegengehalten werden kann, dass der Kaiserliche Landeshauptmann bzw. Gouverneur zu dem Abschluss der Verträge vom 7. Mai 1895 und 14. Juni 1901 nicht zuständig war und dem § 93 der Bergverordnung vom 8. August 1905 rückwirkende Kraft nicht beiwohnt.

Die dritte Streitfrage über den räumlichen Umfang bezieht sich auf das Gebiet der roten Nation (Hoachanas). Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft stützt hier ihre Ansprüche auf einen Gemeindeschuldbrief vom 28. November 1884 und ein Ausschlussurteil der Bergbehörde zu Windhuk vom 1. September 1897. Dagegen ist in der dem Reichstage vorgelegten Denkschrift des Reichskanzlers Graf v. Bülow vom 28. Februar 1905 ein Rechtstitel der Deutschen Kolonial-Gesellschaft auf diese Gebiete nicht erwähnt, vielmehr in der der Denkschrift angehefteten Karte als Regierungsland bezeichnet, in dem die Bergwerksgerechtsame der Regierung zustehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soweit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft räumlich das Bergrecht zustand, war sie auf Grund der zweiten Bergverordnung vom 15. August 1889 berechtigt, ihre Bergwerksgerechtsame durch selbständige Vorschriften zu regeln. Von dieser Befugnis hat sie Gebrauch gemacht. Auf Grund der in dem „Deutschen Kolonialblatt" vom 1. September 1898 veröffentlichten Bedingungen hielt sie ihr Gebiet jedermann zur bergbaulichen Tätigkeit offen. Der von ihrer Vertretung in Swakopmund anzufordernde Schürfschein berechtigt zum alleinigen Schürfen auf einer bestimmten Fläche (2 km im Durchmesser vom Schürfpfahl ab, gleich 314 ha). Bei Fündigwerden muss Anzeige an die Gesellschaft innerhalb vier Wochen persönlich oder durch eingeschriebenen Brief erfolgen, dann kann Verleihung von zehn zusammenhängenden Abbaufeldern verlangt werden.

Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft war auch bemüht, durch Vergebung von Unterberechtigungen einen Aufschluss ihres Gebietes herbeizuführen. Verschiedene Unternehmungen, so des Australian Prospecting Syndicate, des Südwestafrikanischen Goldsyndikats, der Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft, eines Holländisch-Englischen Syndikats und eines Hamburger Konsortiums des Ingenieurs Scheidweiler verliefen resultatlos.

Die Kolonial-Gesellschaft hat sich aber selbst in dieser ganzen Periode von selbständigen bergmännischen Arbeiten ferngehalten.

C. Von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika leitet die Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft ihre Rechte ab.

Es überschreitet den Rahmen der mir zur Verfügung stehenden Zeit, um hier auf die Konzessionen der einzelnen Bergwerksgesellschaften einzugehen, der South West Africa Company Ltd. bezüglich des Damaralandes und eines Teiles des Ovambolandes, der Otavi-Land- und Minengesellschaft, die ihre Rechte von der South West Africa Co. herleitet, der South African Territories Company Ltd., der Rechtsnachfolgerin des Kharaskhomasyndikates, der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft, der Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft. Ich muss hier unterstellen, dass Ihnen der Inhalt der Konzessionen bekannt ist und ebenso die Erörterungen, die sich an die rechtliche Natur derselben (Privileg; öffentlich-rechtliche Akte der Staatsgewalt), über die Anwendung des bürgerlichen Rechts auf die Verwirkung wegen Nichterfüllung, geschlossen haben. Interessant und für die Beurteilung der heutigen Rechtszustände von Bedeutung ist aber ein Vergleich der verschiedenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konzessionen untereinander und mit den neuerdings erteilten Sonderberechtigungen.

Aus dieser Periode der Entwickelung des allgemeinen Bergrechts in Südwest sei hier nur folgendes festgestellt: Die South African Territories Co. verpflichtet sich, im Jahre 1901 für ihre Gebiete allgemeine Schürffreiheit zu erklären und die zur Ausnutzung ihrer Bergrechte zu erlassenden Bestimmungen von der Genehmigung der Regierung abhängig zu machen. Am 15. November 1901 ist dieses Regulativ erlassen, dem sich die Gesellschaft auch ihrerseits unterwirft, insofern sie selbst schürft oder Bergbau betreibt; es schliesst sich der Bergverordnung vom 18. August 1889 an, nimmt aber neun Plätze aus.

Für die Gibeon-Schürfgesellschaft wird bereits bestimmt, dass die Ausübung des Schürf- und Bergbaurechts den jeweilig geltenden bergrechtlichen Vorschriften unterworfen ist.

Durch Allerhöchste Order vom 18. September 1904 ist, wie bereits erwähnt, der Reichskanzler ermächtigt worden, auch in Ansehung solcher Gebietsteile, in welchen allgemeine Schürffreiheit besteht, Sonderberechtigungen zur ausschliesslichen Aufsuchung oder Gewinnung von Mineralien für das Bereich bestimmter Gebiete zu gewähren.

Von dieser Ermächtigung hat der Reichskanzler durch Verfügung vom 30. Juni 1905 Gebrauch gemacht und die Bezirke Gibeon und Bersaba dem Landesfiskus ausschliesslich für Edelsteine vorbehalten, soweit nicht wohlerworbene Rechte Dritter (d. h. also der Gibeon-Schürfgesellschaft) entgegenstehen.

III. Periode. A. Dies waren die Rechtsverhältnisse im Schutzgebiet, als man im Jahre 1905 durch die Kaiserliche Verordnung vom 8. August 1905 die Unzuträglichkeiten, die sich durch die Geltung der verschiedenen Bergordnungen ergaben, zu beseitigen suchte. Bei dem Umfange der Gesellschaftskonzessionen galt die Kaiserliche Bergverordnung von 1905 nur für die Gebiete von Windhuk, Gibeon, Bersaba und einige östlich des 19. Längengrades gelegene Landstriche sowie Hoachanas. Ueber das letztere Gebiet herrscht auch noch Streit, was beim Abkommen der D. Kol.-Ges. zu erwähnen ist.

Bemerkt sei hier noch, dass durch den Vertrag vom 19. Juli 1905 bis 8. August 1906 zwischen der Kaiserlichen Kol.-Abteilung und der Kol.-Ges. gelegentlich des Bahnbaues Lüderitzbucht—Kubub—Aus (vg. Kol.-Ges. 1907, S. 32) ein Landblock mit allen Bergrechten (§ 2) an den Fiskus als Vergütung für die aus dem Bahnbau sich ergebende Wertsteigerung abgetreten ist. Zu beiden Seiten des Gleisegeländes der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bahn wurde das Gelände in Blöcke von 10 km Breite zerlegt, dergestalt, dass je ein Block des Fiskus dem der Kol.-Ges. verbleibenden gegenüberliegt. Die Tiefe dieser Blöcke erstreckt sich für die Bergwerksgerechtsame 30 km in das Land (§ 1 Ziffer 7).

Die Bergverordnung von 1905 scheidet die Edelmineralien und gemeinen Mineralien und die Edelmetalle (Gold, Silber, Platin) von den Edelsteinen. Als gemeine Mineralien sieht sie alle vorstehend nicht genannten Metalle, Halbedelsteine und Glimmer, Kohlen, Salze und nutzbare Erden (mit Ausnahme des Kochsalzes in den Salzpfannen) an. Diese Mineralien sind von dem Verfügungsrechte des Grundeigentümers ausgeschlossen.

Die Bergverordnung von 1905 statuiert den Grundsatz der allgemeinen Schürffreiheit, d. h. sie gestattet jedem das Aufsuchen dieser Mineralien auf ihren natürlichen Ablagerungen, ordnet die aus der allgemeinen Schürffreiheit sich ergebenden rechtlichen Beziehungen zum Grundstückseigentum, regelt das Verfahren bei der Belegung von Schürffeldern und bei der Umwandelung dieser Schürffelder in das allein zur regelmässigen Gewinnung berechtigende Bergbaufeld, sowie den Inhalt des Bergwerkseigentums.

Zum Unterschied von den in Preussen und den meisten Bundesstaaten geltenden Bestimmungen, erhebt jedoch der Fiskus von dem Bergwerkseigentümer eine Feldsteuer (§ 62, § 63), und zwar von Edelmineralien 30 Mk. für 1 ha, vom gemeinen Bergbaufeld 1 Mk. für 1 ha, insgesamt mindestens 30 Mk. für jedes Bergbaufeld, auserdem eine Förderungsabgabe (§ 64) von 2 Prozent des Wertes des geförderten Minerals an Ort und Stelle. Ist der Grund und Boden, wo das Bergwerk betrieben wird, in den Händen von Privatpersonen und in landwirtschaftlicher Benutzung, so gibt der Fiskus auf Antrag des Grundeigentümers ¼ der Förderungsabgabe an diesen ab (gleich 0,5 Prozent des Wertes der Förderung); fällt das Bergwerkseigentum nur teilweise in das Privateigentum, so wird der Anteil des Eigentümers im Verhältnis dieses Teils zum ganzen Bergbaufeld abgemessen.

Gesellschaften, deren Grundeigentum auf einer von dem Reichskanzler oder dem Auswärtigen Amt, Kolonial-Abteilung, erteilten oder bestätigten Berechtigung beruht, wie auch Eingeborenen, steht ein derartiger Anspruch an der Förderungsabgabe nicht zu (§ 86).

Nach § 93 finden die Vorschriften dieser Verordnung auch in denjenigen Gebieten Anwendung, in denen Gesellschaften Bergrechte auf Grund einer vom Reichskanzler oder dem Auswärtigen Amt, Kolonialabteilung, erteilten oder bestätigten Sonderberechtigung zustehen, soweit sich nicht aus dem Inhalt der Berechtigung ein anderes ergibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Reichskanzler kann einzelne Gebiete der freien Schürftätigkeit entziehen und Sonderberechtigungen zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien verleihen (§ 94).

Ein nach den Vorschriften der Verordnung vom 15. August 1889 verliehenes Bergbaufeld bleibt seiner räumlichen Ausdehnung nach bestehen, unterliegt jedoch im übrigen den Vorschriften dieser Verordnung (§ 98).

Das Bergwerkseigentum der §§ 49 ff. der Bergverordnung von 1905 unterscheidet sich von der entsprechenden Rechtsgestaltung der Verordnung von 1895, den §§ 21, 16, 14, 37, 43, grundsätzlich dadurch, dass das frühere Recht nur aus einem gemachten Funde hervorgehen konnte, während es jetzt unabhängig von einem Funde ist.

Es kann nach § 49 der Bergverordnung von 1905 auch ohne den Nachweis eines Fundes erlangt und sogar gegen den Willen des Schürfers diesem verliehen werden (§§ 38, 39).

Von der Berechtigung aus § 93 hat die Regierung Gebrauch gemacht und durch Verfügung des Auswärtigen Amtes (Kol.-Abt.) den sog. Caprivizipfel dem Landesfiskus zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Edelsteinen vorbehalten.

B. Es fragt sich nun, welchen Einfluss der Erlass dieser Bergverordnung von 1905 auf die Konzessionsgebiete ausgeübt hat. Es sollen hier zunächst die sich aus dem Gesetze selber ergebenden Folgerungen besprochen werden. Im Rahmen dieses Vortrages muss ich mich aber beschränken und will bezüglich des direkten Einflusses der Verordnung selbst nur zwei Folgen hervorheben.

a) Die Bergbaurechte der South West Africa Co. bezüglich des Ovambolandes erfahren insofern eine Abänderung, als nach § 7 der Vereinbarung vom 11. Oktober 1898, wonach auch die etwaigen späteren Bergverordnungen Anwendung finden sollen, dieses Gebiet den Charakter des öffentlichen Schürfgebietes ohne weiteres erhält, mit Ausnahme für die Gewinnung von Edelsteinen und Kupfer.

b) Die weiteren Aenderungen beziehen sich auf den „Betriebszwang".

Hier schreibt die Bergverordnung von 1905 in § 57 vor: Der Bergwerkseigentümer ist verpflichtet, innerhalb zweier Jahre nach der Begründung des Bergwerkseigentums einen ordnungmässigen, der Beschaffenheit des Mineralvorkommens entsprechenden Bergwerksbetrieb selbst oder durch andere zu beginnen und ununterbrochen fortzusetzen, es sei denn, dass er an der Erfüllung dieser Verpflichtung durch Umstände gehindert wird, die er nicht zu verteten hat. Die Berg-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behörde kann für die Erfüllung dieser Verpflichtungen eine Nachfrist setzen. Der Gouverneur kann bestimmen, dass für die Betriebspflicht für einzelne Teile des Schutzgebietes der Nachweis gewisser Aufwendungen an Geld oder bergmännischen Arbeiten genügt, er kann auch die zweijährige Frist allgemein oder speziell bis auf ein Jahr herabsetzen. Bei Nichterfüllung dieser Verpflichtungen kann die Bergbehörde nach Massgabe des in §§ 69 bis 75 geregelten Verwaltungszwangsverfahrens die Aufhebung des Bergwerkseigentums einleiten.

Diese Bestimmungen greifen mit der neuen Bergverordnung auch für diejenigen Gesellschaften Platz, welche ihre Rechte aus Konzessionen herleiten; denn hier findet § 93 der Bergverordnung Anwendung.

Dies ist von Dr. Scharlach für die South West Africa Co. bestritten, der den § 93 nicht für anwendbar hält, weil die Bergverordnung und die Konzessionen auf verschiedenen Prinzipien aufgebaut seien. Der § 93 bestimmt aber, dass die Bestimmungen der Bergverordnung soweit Anwendung finden, als sich nicht aus dem Inhalte der Berechtigung ein anderes ergibt. Der Inhalt der Berechtigung der South West Africa Co. ist aber im wesentlichen der gleiche, wie derjenigen Berechtigung, die § 51 der Bergverordnung dem Bergwerkseigentümer gibt: nämlich die ausschliessliche Berechtigung, innerhalb eines bestimmten Gebietes Mineralien aufzusuchen oder zu gewinnen. Eine Verschiedenheit besteht nur hinsichtlich des Umfanges der Bergbaufelder. Die Kaiserl. Verordnung von 1905 sieht aber auch in § 98 Bergbaufelder von einer anderen räumlichen Ausdehnung vor, als sie nach § 23, Abs. 3. und § 39 (Schürffelder: in einem Rechteck von 400 zu 200 m für Edelmineralien, 1200 zu 600 m für gemeine Mineralien; Bergbaufeld: Rechteck-Langseite fünfmal so lang wie die Schmalseite) bestimmt ist. Für die South West Africa Co. ist die Anwendung des Betriebszwanges in dem Gutachten des Landgerichtsrats Rupp in dem Schlussbericht der Landkommission (s. 186, 215, 216) eingehend dargetan, so dass ich hier nur auf diese Gründe im einzelnen verweisen kann.

Für das Gebiet der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft folgt dies ebenfalls aus der Verleihung selbst, da sie nach § 1, 3 die Stellung eines Bergwerkseigentümers hat.

Für die Konzession der Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft ist die Anwendung des § 93 ohne weiteres gegeben, da in der Konzession die Unterwerfung unter die jeweilig geltenden bergrechtlichen Vorschriften vorgesehen ist.

Für die South Africa Territories Limited könnte die Gültigkeit der alleinigen Heranziehung der Bestimmungen des Betriebszwanges be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stritten werden, weil nach Art. 40 des Regulativs der Betriebszwang nur für die von der Gesellschaft Beliehenen Anwendung findet und die Gesellschaft selbst sich den Bestimmungen nur unterworfen hat, sofern sie selbst schürft oder Bergbau treibt, weil sie ihre Rechte zum Teil auf die mit den eingeborenen Häuptlingen geschlossenen Verträge stützt, und weil Art. 4 besondere Vorschriften über die in Betrieb gesetzten Gruben enthält. Meines Erachtens ist aber auch auf diese Konzession die Anwendung des § 57 gemäss § 93 der Kaiserlichen Verordnung gegeben, weil das Bergwerkseigentum der Gesellschaft dem gesetzlichen gleichzustellen ist.

Für die Gesellschaften, die ihre Bergwerksgerechtsame aus den Verträgen mit den eingeborenen Häuptlingen herleiten, sei hier bemerkt, dass die Bestimmungen über den Betriebszwang nicht ohne weiteres auf sie ausgedehnt werden können. Jedenfalls ist diese Frage in der Landkommission selbst strittig geworden.

IV. Periode. A. Die Kaiserliche Verordnung von 1905 hat also, wie wir sehen, die Unzuträglichkeiten der bergrechtlichen Bestimmungen nicht beseitigt. Der südwestafrikanische Krieg mit seinen ungeheuren Opfern an Geld und Blut, die Festhaltung des Landes durch das deutsche Heer bringt die Notwendigkeit, die ganze Landfrage und damit auch die der Bergwerksgerechtsame zu regeln. Zunächst ist es in der Hauptsache die Landfrage, die der Kolonialverwaltung und dem Reichstage eine Reihe von Aufgaben zuweist.

Der Reichstag lehnt die in der Vereinbarung mit der Kolonial-Gesellschaft vom 9./14. Juni 1904 (Kol.-Ges. 1904, S. 123) festgesetzte Entschädigung von 100 000 Mk. an diese Gesellschaft für die Aufgabe des ihr in § 48 der Bergverordnung von 1889 eingeräumten Rechts auf die Ueberweisung der Hälfte des Ueberschusses der Einnahmen über die Kosten der Bergverwaltung ab. Er verlangt die Einsetzung einer Kommission zur Prüfung der Rechte und Pflichten und der bisherigen Tätigkeit der Land- und Bergwerksgesellschaften, die am 10. Januar 1906 vom Reichskanzler berufen wird. Während diese Kommission noch tagt, wird von der Kolonialverwaltung auch der in der Kommission vorgeschlagene Weg der Verständigung mit den Gesellschaften von der Kolonialverwaltung beschritten. Es beginnt die IV. Periode der Entwickelung, der Versuch der Einschränkung der Konzessionen durch Verträge und die vertragliche Ausdehnung der Bergverordnung von 1905 auf die Konzessionsgebiete.

Zunächst erfolgt unter dem 17. Februar/2. April 1908 das Abkommen, betreffend Bergrechte der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Im Hinblick auf § 93 der Kaiserlichen Bergverordnung von 1905 soll

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Klärung der Verhältnisse der Bergwerksgerechtsame dieser Gesellschaft erfolgen.

Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika nimmt die Kaiserliche Bergverordnung vom 8. August 1905 und die dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen an. Der Vertrag soll am 1. Oktober 1908 in Kraft treten. Damit wird tatsächlich auch im Gebiete dieser Gesellschaft die Bergbaufreiheit eingeführt. Damit verzichtet die Gesellschaft endgültig auf alle aus der Bergfreiheit ihr etwa zustehenden Rechte. Dies geht insbesondere aus § 8 der Verordnung hervor, nach dem der Kolonialverwaltung das Recht eingeräumt wird, der Gesellschaft im Rahmen ihrer Bergwerksgerechtsame Sonderberechtigungen auf Antrag zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien zu erteilen, sofern dadurch nicht wohlerworbene Rechte Dritter oder öffentliche Interessen verletzt werden. Im Anschluss daran wird bestimmt, dass der Umfang der Sonderberechtigung das Zehnfache des gesetzlichen Höchstmasses für ein Schürffeld nicht übersteigen darf (also für Edelmineralien nur 10 mal 8 gleich 80 ha). Die Gesellschaft verzichtet dauernd auf alle Ansprüche, die ihr aus § 48 der Bergverordnung von 1889 auf die Hälfte der Ueberschüsse der Einnahmen über die Kosten der Bergbauverwaltung zustehen.

Im übrigen besteht der Hauptunterschied zwischen dem Gebiet der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und dem, kraft der Verordnung von 1905 bergbaufreien Gebiet darin, dass im Gebiet der Gesellschaft diejenigen Schürfgebühren und Abgaben, die dort dem Fiskus zustehen, hier der Gesellschaft zufallen.

Bereits dieses Abkommen birgt in sich eine Reihe von Zweifelsfragen. Zunächst die: Hat die Gesellschaft nur die Berghoheit aufgegeben, hat sie das Bergwerkseigentum oder die Bergrechte nicht aufgegeben, weil für den in Preussen geschlossenen Vertrag die gerichtliche oder notarielle Beurkundung fehlt?

Der Fiskus ist bei diesem Abkommen zweifelsohne davon ausgegangen, dass der Gesellschaft nicht, wie sie in der „Kölner Zeitung" vom 29. Januar 1910 erklärt, das Bergwerkseigentum oder die Bergrechte verblieben sind und nur die Berghoheit abgetreten sei, d. h. „die Annahme der staatlichen bergrechtlichen Vorschriften für das Bergrechtsgebiet der Gesellschaft und die der kolonialen Verwaltung übergebene Bewirkung der Einnahmen aus den Berggerechtsamen und die formelle Uebertragung von Bergwerkseigentum im Einzelfalle". Der Staatssekretär Dernburg hat im Reichstag ausdrücklich erklärt, dass die Gesellschaft auf alle Rechte verzichtet, nur ihre pekuniären Rechte und Vorteile behalten habe, und dass sie keine Hoheits-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rechte mehr habe. (Sten. Bericht vom 26. 4. und 29. 4. 10, S. 2750 und 2761.)

Die in § 1 ausgesprochene Annahme der Kaiserlichen Bergverordnung von 1905 mit ihrem Prinzip allgemeiner Bergbaufreiheit zwingt zu dem Schlusse, dass nach diesem Rezess ein besonderes Bergwerkseigentum der Gesellschaft nicht mehr bestehen soll, und dass sie es nur wie jeder andere Dritte erwerben oder nach § 8 im Wege der Sonderberechtigung in den fixierten Grenzen auf Antrag erhalten kann.

Ein weiterer Streit hat sich darüber entsponnen, ob auch der Fiskus selbst das Recht hat, im Gebiet der Gesellschaft auf eigene Rechnung Bergbau zu betreiben. Auch diese Frage ist zu bejahen, da die Kaiserliche Bergverordnung von 1905 hierzu auch dem Fiskus das Recht gibt. Endlich ist streitig geworden, ob der Fiskus für sich eine Sonderberechtigung auf Grund dieses Rezesses erwerben kann. Auch diese Frage ist zu bejahen, da nach § 2 der Bergverordnung von 1905 die Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien ausdrücklich auch für den Reichs- oder den Landesfiskus geregelt wird und nach § 94 a. a. O. der Reichskanzler Sonderberechtigungen zur ausschliesslichen Aufsuchung oder Gewinnung für bestimmte Gebiete erteilen kann, ohne dass hier etwa zuungunsten des im § 2 zugelassenen Bergbaubetriebes des Fiskus eine Ausnahme statuiert wird.

Die der Gesellschaft nach dem Rezess zustehende Gewinnbeteiligung kann zu bedenklichen Folgen führen, da die Gesellschaft ohne weiteres eine gleiche Gewinnbeteiligung in ihrem Bergwerksgebiete auf gleiche Bergbaubetriebe erheben kann, wenn der Fiskus in dem Nichtgesellschaftsgebiet künftighin andere Steuern oder Abgaben von den Erträgnissen des Betriebes und dem Reingewinne des Bergbaues erhebt. Die Gesellschaft könnte also indirekt dadurch für jeden Dritten, da dieser ja dann nicht konkurrenzfähig sein kann, die Bergbaufreiheit beseitigen.

Die der Gesellschaft zustehenden Abgaben dagegen sind zweifelsfrei geordnet, und zwar in derselben Höhe, wie die staatlichen Abgaben (also Schürfgebühren, Feldsteuern, Förderungsabgabe und evtl. Strafzuschläge).

Inwieweit dieser Rezess die Billigung der Landkommission gefunden hat, ist aus dem Bericht derselben selbst nicht zu ersehen.

In seiner Schrift „Milionengeschenke“ sagt der Abg. Erzberger, der den Schlussbericht der Kommission erstattet hat, der Rezess sei übrigens nicht in allen Einzelheiten von der Landkommission geprüft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

B. Weitere Abkommen, die zur Klärung der Bergwerksgerechtsame im Hinblick auf § 93 der Kaiserlichen Bergverordnung mit den Konzessionsgesellschaften geschlossen sind, sind folgende:

1. Das Abkommen mit der South West Africa Company vom 21. Februar/25. März 1908 und der Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft vom 25. Februar 1908, welche dem ersteren Abkommen beitritt.

Die South West Africa Company erklärt für das Bereich der Damaraland-Konzession vom 12. September 1892 die allgemeine Schürf- und Bergbaufreiheit, mit Ausnahme des von ihr der Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft abgetretenen Otavi- und Tsumebgebiets von 1000 englischen Quadratmeilen.

In Ansehen aller der South West Africa Company zustehenden Bergwerksgerechtsame sollen beim Schürfen und Bergbau ohne Unterschied, ob eine bergbauliche Tätigkeit der beregten Art von der Gesellschaft oder von Dritten ausgeübt wird, die Vorschriften der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 Anwendung finden mit folgenden Massnahmen:

Die Gewinnung von Edelsteinen behält sich die Company vor, gestattet jedoch jedem das Schürfen und setzt Belohnungen für den ersten Entdecker einer Edelstein führenden Lagerstätte und für den Fall der Abbaufähigkeit der Lagerstätte aus.

Die Grösse des einzelnen Schürffeldes und ebenso des Bergbaufeldes ist auf ein Quadrat von 100 m Seitenlänge, mithin auf einen Flächeninhalt von 1 ha festgesetzt.

Die Schürffeldgebühr wird staffelmässig festgesetzt mit 20 Mk. auf jedes der ersten fünf Schürffelder, von Jahr zu Jahr steigend auf 40 Mk., 60 Mk., 100 Mk., 250 Mk. und 500 Mk. für das sechste und jedes weitere Jahr.

Für jedes weiter belegte Schürffeld ist ferner eine in sechs Jahren von 50 Mk. auf 500 Mk. steigende Schürffeldgebühr zu entrichten.

Die Umwandlung eines Schürffeldes gegen den Willen des Schürfers in ein Bergbaufeld kann nur durch die Bergbehörde und soll nur auf Antrag der Gesellschaft erfolgen. Verfügungen über den Betriebszwang (§ 57 Kais. Berg-Verord.) sollen nur von der Bergbehörde auf Antrag der Gesellschaft erlassen werden. Die Feldsteuer beträgt jährlich 500 Mk. für jedes Feld (gegenüber 30 Mk. in der Kais. Verord.). Der Bergwerkseigentümer hat ferner ein Achtel des Betriebsgewinns aus der Verwertung der Produkte des Bergwerks und eines Hüttenwerks — ohne Abzug für Abschreibungen, Amortisation und Instandhaltung — zu zahlen. Bei Gesellschaften mit festem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundkapital tritt dafür die Wahl einer Beteiligung mit einem Achtel der zur Ausgabe gelangenden Anteilscheine.

Ausserdem hat der Bergwerkseigentümer an den Landesfiskus eine Förderungsabgabe von 2 Proz. des Verkaufswertes von Gold und Silber und 1 Proz. von silberhaltigen und sonstigen Kupfererzen zu zahlen.

Die Beitreibung der schuldigen Beträge erfolgt durch die Bergbehörde.

Mit Zustimmung der Kolonialverwaltung kann die Gesellschaft Sonderberechtigungen zur ausschliesslichen Aufsuchung oder Gewinnung von Mineralien für bestimmte Gebiete des Gesellschaftsbereichs erteilen.

Für die seitens der Bergbehörde zu entwickelnde Tätigkeit ist von der Gesellschaft an den Landesfiskus eine angemessene Vergütung zu leisten.

2. Mit der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft führten die Verhandlungen zu keinem Resultat; durch Schreiben vom 31. Dezember 1907 wurden daher die durch einseitigen Akt der Regierung vom 11. August 1893 erteilten Verleihungen zurückgenommen und die der Gesellschaft verliehenen und in Aussicht gestellten Rechte für verwirkt erklärt. Die Verwirkungserklärung erfolgte, weil „die wesentliche Voraussetzung der Konzesion, in der Gesellschaft eine tätige Mitarbeiterin bei der Entwickelung des südwestafrikanischen Schutzgebiets zu finden, nicht erfüllt" wird, und weil „ein weiterer Zustand des Zuwartens für die Kolonial-Verwaltung eine ernste Verfehlung gegen das allgemeine Interesse bedeuten" würde. Dabei wird den Gesellschaftern, die bare Aufwendungen für die Gesellschaft gemacht haben, aus Billigkeitsgründen eine gewisse Entschädigung, die jedoch nicht in barem Geld bestehen kann, in Aussicht gestellt und die Geneigtheit zu einer Verhandlung hierüber bekundet.

Die Gesellschaft widersprach am 25. Februar 1908 dieser Ansicht, stellte die Anrufung der Gerichte in Aussicht, weil die Regierung selbst es gewesen sei, die es der Gesellschaft unmöglich gemacht habe, ihren Pflichten nachzukommen.

Für die Landkommission schied damit diese Gesellschaft aus, die Regierung erklärte sich jedoch bereit, wenn die Hanseatische Gesellschaft das erforderliche Kapital aufgebracht habe, weiter zu verhandeln.

Darauf wurde der als Deutsche Kolonialgesellschaft zu gründenden Hanseatischen Minengesellschaft auf Grund des § 94

der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 eine Sonderberechtigung erteilt.

Der Hanseatischen Minengesellschaft wird auf die Dauer von zwei Jahren das ausschliessliche Recht zur Aufsuchung und Gewinnung der in § 1 der Bergverordnung von 1905 bezeichneten Mineralien im Gebiet der Rehobother Bastards und im ehemaligen Gebiete des Andreas Lamberts, Häuptlings der Khauas-Hottentotten, erteilt. Während dieser Zeit hat die Gesellschaft mindestens 60 000 Mk. zur bergbaulichen Erforschung aufzuwenden und darüber Bericht zu erstatten. Im Anschluss an diese Frist wird das Kolonialamt der Gesellschaft auf die Dauer von drei Jahren das ausschliessliche Recht zur Aufsuchung und Gewinnung von Kupfer im gleichen Gebiete verleihen.

Für die in § 1 der Kaiserlichen Bergverordnung bezeichneten Mineralien und nach Ablauf der dreijährigen Frist für alle Mineralien tritt die volle Schürf- und Bergbaufreiheit gemäss den jeweils im Schutzgebiete geltenden allgemeinen berggesetzlichen Bestimmungen ein, mit der Massgabe, dass für die Gesellschaft innerhalb des Gebiets ihrer Sonderberechtigung von Schürfern und Bergbautreibenden an Stelle der in der Kaiserlichen Verordnung vorgesehenen Abgaben die besonders festgesetzten Feldgebühren, Feldsteuern und Förderungsabgaben zu erheben sind.

Diese sind in gleicher Weise geregelt, wie bei der South West Africa Company.

Die Sonderberechtigung wird auf die Dauer von 30 Jahren, d. i. bis zum 26. März 1939, erteilt (§ 2).

Die Sonderberechtigung wird in § 5 charakterisiert; sie richtet sich lediglich nach den Grundsätzen des öffentlichen Rechts und wird unter der wesentlichen Voraussetzung erteilt, dass sie in einer der bergbaulichen Entwickelung der fraglichen Gebiete dienlichen und förderlichen Weise ausgeübt wird.

Die Ausübung richtet sich nach den jeweils im Schutzgebiet geltenden allgemeinen berggesetzlichen Bestimmungen.

Die Erteilung der Sonderberechtigung für das Khauasgebiet hat zur Voraussetzung, dass sich die Gesellschaft im Besitz der sogen. Höpfnerschen Konzession, de dato Rehoboth, den 17. Oktober 1884, befindet. Die Verpflichtungen gegen die Eingeborenen auf Grund der ursprünglichen Erwerbungsverträge, soweit sie sich auf das Rehobother und Khauasgebiet beziehen, werden nicht berührt, sondern sind den Häuptlingen oder deren Rechtsnachfolgern gegenüber zu erfüllen.

Der Gesellschaft wird das Recht auf den Bau und Betrieb der erforderlichen Anschlussbahnen zugestanden, falls das Kolonialamt diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bahnen nicht selbst baut oder in Betrieb nimmt. Die Bahn muss auf Verlangen dem allgemeinen Verkehr eröffnet werden, und zwar zu den Tarifen der Strecke Karibib—Windhuk. Der Landesfiskus hat ein jederzeitiges Vorkaufsrecht auf diese Bahnen gegen Zahlung der buchmässigen Selbstkosten, abzüglich der durch Abnutzung oder Beschädigung eingetretenen Wertminderung.

Die neue Gesellschaft übernimmt die Liquidation der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft und führt den Uebergang der Rechte und Pflichten auf sich herbei. Sie verzichtet aber als deren Rechtsnachfolgerin auf alle Schadenersatzansprüche gegen den Fiskus wegen Nichtgewährung von Landrechten oder der Verfallerklärung. Der südwestafrikanische Landesfiskus erhält als Gegenleistung für die Sonderberechtigung $^1/_5$ aller Anteile und Genussscheine, die bei der Gründung oder später ausgegeben werden. Das Kapital muss mindestens 560 000 Mark betragen. Kommt die Gesellschaft diesen Verpflichtungen aus §§ 11, 12, 13, 14 nicht nach, so ist das Reichskolonialamt befugt, die Sonderberechtigung als verfallen zu erklären.

3. Auch die Kaoko-Land- und Minengesellschaft wurde durch Schreiben vom 8. Juli 1907 benachrichtigt, dass von ihr eine Mitwirkung zur Erreichung des Zieles „einer energischen Besiedelung des Schutzgebietes" erwartet werde. Während die Landeskommission eine Regelung der Verhältnisse auf dem Wege der Verordnung oder Gesetzgebung als unmittelbar erforderlich erachtete, habe die Staatsregierung sich auf den Standpunkt gestellt, eine gütliche Einigung herbeizuführen, die geeignet sei, vorhandene Missstände zu beseitigen. In ihrem Schreiben vom 12. August 1907 erklärte die Gesellschaft, auf die Vorschläge einzugehen. Darauf wurde am 15. September 1909, behufs Klärung der Bergwerksgerechtsame im Hinblick auf § 93 der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905, von der Gesellschaft der folgende Vertrag angenommen:

Die Kaoko-Land- und Minengesellschaft unterwirft sich in Ansehung ihrer Bergwerksgerechtsame der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 mit den aus dem Vertrage ersichtlichen Massgaben.

Es wird die Schürffreiheit eingeführt auch für Edelsteine, die Gesellschaft behält sich jedoch die Gewinnung von Edelsteinen vor.

Die Schürffelder werden in Form eines Quadrats mit 100 m Seitenlänge, gleich 1 ha, festgesetzt. Die Gesellschaft hat die Sonderberechtigung auf Schürffeldgebühren, Feldsteuern und Förderungsabgaben in gleicher Weise wie die South West Africa Company und die Hanseatische Minengesellschaft. Sie hat die auf Grund der ur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprünglichen Erwerbungsverträge mit Cornelius Zwartboi und Jan Uichimab vom 19. Juni bzw. 4. Juli 1885 an die genannten Stämme oder deren Rechtsnachfolger zu zahlende Abgabe von je 5 L. monatlich an die Empfangsberechtigten zu zahlen. Auch die sonstigen Verpflichtungen aus den ursprünglichen Erwerbungsverträgen gegen die Eingeborenen bleiben den Häuptlingen oder deren Rechtsnachfolgern gegenüber zu erfüllen.

Der Bergbehörde ist für ihre Mitwirkung eine Pauschalvergütung von 3000 Mark zu zahlen, deren Höhe jedoch alle drei Jahre einer Neuregelung unterzogen werden kann.

Gemäss § 94 der Bergverordnung vom 8. August 1905 wird die Kolonialverwaltung der Gesellschaft auf deren Antrag im Rahmen ihrer Bergwerksgerechtsame Sonderberechtigungen zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien der in § 1 der Bergverordnung bezeichneten Mineralien erteilen, sofern dadurch nicht wohlerworbene Rechte oder öffentliche Interessen verletzt werden (§ 4). Der Umfang der Sonderberechtigung darf jedoch das Zehnfache des gesetzlichen Höchstbetrages für ein Schürffeld nicht übersteigen.

Aenderungen der Kaiserlichen Bergverordnung von 1905, soweit sie sich n i c h t aus dem vorliegenden Vertrag ergeben, sind für die Gesellschaft nur dann bindend, wenn sie sich damit einverstanden erklärt (§ 56). Die Entscheidung aller Streitigkeiten erfolgt durch ein Schiedsgericht.

Die Verhandlungen mit den vorgenannten Gesellschaften haben also im wesentlichen die Annahme der Kaiserlichen Bergverordnung von 1905 gezeitigt. Nichtsdestoweniger bleibt auch jetzt noch eine Verschiedenheit der Vorschriften für die Konzessionsgebiete bestehen.

C. Wir hatten bereits darauf hingewiesen, dass die erheblichen Unkosten, die dem Reiche durch die Kriege in Südwest erwachsen sind, und die Notwendigkeit, weitere Ausgaben in Gestalt von Darlehen für Verkehrswege zu machen, und die hohen, dauernden Ausgaben für Zuschüsse zur Verwaltung und zur Unterhaltung einer erheblichen Truppenmacht (Schreiben der Kaoko-Land- und Minengesellschaft vom 8. Juni 1907, Schlussbericht Seite 73) zu einer Revision der Bergrechtsbestimmungen führten.

Daneben brachten die Diamantenfunde in Südwest eine Fülle von Differenzen und stellten die Kolonialverwaltung vor neue Aufgaben. Es musste Gewinnung und Absatz geschätzt und geordnet werden, um einer Entwertung auf dem Weltmarkte vorzubeugen, daneben aber dem deutschen Volke, sei es nun dem Reiche oder dem Landesfiskus, der Anteil an diesen Schätzen gesichert werden. Hier überstürzten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich aber die Ereignisse, da stets neue Diamantengründungen gemeldet wurden und natürlich bei einer so plötzlichen Ausdehnung der Schürftätigkeit die verschiedensten Streitigkeiten entstehen mussten. In kurzer Zeit wurden die Diamanten-Schürf- und Minen-Gesellschaft Keetmanshoop, die Gesellschaften Anichab, Viktoria, Germania, Grillental, Nautilus, Phönix, Kubub, Elisabethbucht, Swakopmund und eine Reihe anderer gegründet.

Nachdem am 23. Juni 1908 die erste Meldung des Gouverneurs über die Diamantenfunde bei Lüderitzbucht in Berlin eingetroffen war, wurde durch telegraphische Verfügung des Reichskanzlers vom 25. Juni 1908 gemäss §§ 94, 97 der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 die Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien in den dem Fiskus gehörigen Blockgebieten ausschliesslich dem Staate vorbehalten.

Die Kolonialgesellschaft, die auf Grund des Abkommens vom 17. Februar, 2. April 1908 das Recht hatte, bis zu dem 30. September 1908 ihr Gebiet für sich zu sperren, machte hiervon keinen Gebrauch; sie gab vielmehr bis zum 18. September 1908 Schürfscheine aus. Dagegen erfolgte am 22. September 1908 die Sperrverfügung des Reichskolonialamts, durch welche gemäss §§ 94, 97 der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 das Gebiet der Deutschen Kolonialgesellschaft, welches im Norden durch den 26. Grad südlicher Breite, im Süden durch das nördliche Ufer des Oranjeflusses, im Westen durch den Atlantischen Ozean, im Osten durch eine 100 km vom Meeresufer entfernte und mit letzterem parallel laufende Linie begrenzt wird, vom 1. Oktober 1908 aber der genannten Gesellschaft zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien bis auf weiteres widerruflich vorbehalten wird, soweit dem nicht wohlerworbene Rechte Dritter entgegenstehen.

Diese Sperrverfügung war an sich notwendig, dies wird auch in der Lüderitzbuchter Denkschrift nicht geleugnet. Die Vorwürfe, die gegen dieselbe erhoben werden, richten sich aber dagegen, dass zugunsten der Kolonialgesellschaft und nicht zugunsten des Fiskus gesperrt wurde. Denn die Wirkung dieser Sperre war die, dass sich die Kolonialgesellschaft seit dem 1. Oktober 1908 im wesentlichen in der gleichen Lage befindet, die ihr vor jenem Termine durch den § 93 der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 gewährleistet war, auch damals konnte sie jeden Dritten, soweit er nicht wohlerworbene Rechte besass, von dem Bergbaubetriebe im jetzigen Sperrgebiet ausschliessen. (Gutachten des Reichsjustizamts vom 17. April 1910.) Das heisst also, die wesentliche Errungenschaft des

Abkommens vom 17. Februar, 2. April 1908 war bis auf weiteres beseitigt. Eine Gegenleistung der Kolonialgesellschaft gegenüber dieser neuerlichen Sonderberechtigung ist in der Verfügung nicht erwähnt.

Wenn sie als eine bloss vorläufige Massregel gelten sollte, lässt sich schliesslich auch dagegen nichts sagen.

Nicht richtig ist aber meines Erachtens die Rechtsansicht, dass zugunsten des Landesfiskus eine Sperre nicht hätte verfügt werden können. Hier wirken die Gründe des Reichsjustizamtes in dem Gutachten vom 17. April 1910 meines Erachtens nicht überzeugend. Denn mit Recht kann der in dem Gutachten niedergelegten Ansicht entgegengehalten werden, dass § 94, in Verbindung mit § 2 der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905, dem Reichskanzler die Befugnis zur Beleihung von Sonderberechtigungen gibt, und dass eine Ausnahme für das in § 2 erwähnte Bergbaurecht des Fiskus nicht besteht. An diese Bergverordnung war aber die Deutsche Kolonialgesellschaft auf Grund des Abkommens vom 17. Februar, 2. April 1908 gebunden. Ausserdem aber widerspricht die Sperre den vertraglichen Rechten, die nach § 8 des Abkommens der Kolonialverwaltung zustanden, da eine derratige Sonderberechtigung nur auf Antrag von der Kolonialverwaltung verliehen und der Umfang das Zehnfache des gesetzlichen Höchstmasses für ein Schürffeld nicht übersteigen sollte. Im übrigen hat die Kolonialverwaltung in ihrer Denkschrift die Sperre zugunsten des Fiskus für möglich, wenn auch für nicht opportun gehalten.

An die „vorläufige" Massregel schliesst sich dann das zwischen dem Reichskolonialamt und der Kolonialgesellschaft getroffene Abkommen vom 28. Januar 1909 an, die in § 1 das Recht zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung bis zum 1. April 1911 für das Sperrgebiet verlängert — also um einen Zeitraum von 2¼ Jahren.

Die Kolonialgesellschaft übernimmt dagegen die Verpflichtung (§ 2), 200 000 Mk. bis dahin für Prospektionsarbeiten aufzuwenden. Die Kolonialgesellschaft ist befugt, diese Verpflichtung auf das Südwestafrikanische Minensyndikat oder die Metallurgische Gesellschaft zu Frankfurt a. M. zu übertragen.

Nach § 3 wird die Förderungsabgabe von 2 Proz. auf 10 Proz. des Wertes erhöht, wovon die Gesellschaft gemäss § 4 $^1/_3$ und der Fiskus $^2/_3$ erhält. Der Anteil bleibt auch über die Zeit vom 1. April 1911 hinaus der Gesellschaft. Diese Erhöhung der Bergwerksabgaben erhält die Gesellschaft künftig auch für alle Edelsteine, welche innerhalb ihres Gebietes, aber ausserhalb des Sperrgebiets gefunden werden, da die Abgabe allgemein für Edelsteine auf 10 Proz. erhöht ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch dieses Abkommen ist die Sonderberechtigung der Kolonialgesellschaft, wie diese in dem für sie von Professor Perels erstatteten Gutachten zugeben muss, tatsächlich verstärkt und erweitert, während die Aufwendung der 200 000 Mark eigentlich eine Gegenleistung nicht bedeutet, da ja doch die Prospektierungsarbeiten im Interesse der Gesellschaft selbst liegen. Das Abkommen wird von Dr. Külz in seinem Buche „Deutsch-Südwestafrika im 25. Jahr deutscher Schutzherrschaft", S. 351, vorsichtig dahin kritisiert:

„Bei der Durchführung der Sperre war eine vorzugsweise Behandlung der Kolonialgesellschaft als der Besitzerin nicht unberechtigt, ebenso nicht eine Beteiligung des Minensyndikats. Taktisch nicht vorsichtig und der Rücksichtnahme auf die privatwirtschaftlichen Interessen der Schutzgebietsangehörigen entbehrend, war es, dass man keine Mittel und Wege gangbar machte, um an der Finanzierung dieses Sperrunternehmens nicht auch andere als grosskapitalistische Kreise zu beteiligen."

Diese Kritik ist wohl begründet, ohne dass dadurch eine feindliche Tendenz gegen das Grosskapital ausgesprochen wird, wenn man bedenkt, dass die im März 1909 von dem Südwestafrikanischen Minen-Syndikat, dem sonst lediglich Grossbanken und Gesellschaften des Heimatlandes angehören, gegründete Deutsche Diamanten-Gesellschaft nur 500 000 Mark in bar eingezahlt hat, während die Einbringung der Bergrechte der Deutschen Kolonial-Gesellschaft mit 2 000 000 Mark angerechnet wurde.

Auch dieses Abkommen ist Gegenstand von Rechtsstreitigkeiten geworden.

Im April 1909 beantragte die Kolonialgesellschaft, auf Grund der beiden Sperrverfügungen, bei der Bergbehörde die Umwandlung der von ihr belegten Felder bei Bogenfels in Bergbaufelder. Gegen diesen Antrag legte der Gouverneur gemäss § 44 der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905 Widerspruch ein, weil die Behörden des Schutzgebietes sich auf den Standpunkt stellten, dass die Sperrverfügung nur auf eine bestimmte Zeit erteilt sei und ihrem Sinne nach die Erwerbung von Abbaufeldern, welche der Gesellschaft dauerndes Bergwerkseigentum geben würden, ausschliesse. Die Bergbehörde hat darauf die Umwandlung abgelehnt. Die dann nach § 46 der Bergverordnung von der Kolonialgesellschaft erhobene Klage ist von dem Bezirksgerichte ebenfalls abgewiesen. Befremden und berechtigtes Aufsehen hat hierbei im Schutzgebiet das Schreiben des Kolonialamts an die Deutsche Kolonial-Gesellschaft vom 29. Mai 1909 erregt, in welchem es heisst:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Dem von Herrn Rittmeister a. D. Bugge dem diesseitigen Referenten gegenüber telephonisch geäusserten Wunsche gemäss, ist an den Kaiserlichen Gouverneur in Windhuk gedrahtet worden, dass gegen die Umwandlung ihrer Schürffelder bei Bogenfels keine Bedenken beständen, es möge der Widerspruch des Bezirksamts in Lüderitzbucht fallen gelassen werden."

Das Gutachten des Reichsjustizamts vom 12. April 1910 führt zu diesem Prozesse aus: „Auf die Verfügung vom 22. September 1908 und das Abkommen vom 28. Januar 1909 lässt sich indessen, wenn man sie für sich betrachtet, ein solcher Anspruch nicht gründen. Insofern scheinen mir die Ausführungen in dem Urteil des Bezirksgerichts zu Lüderitzbucht vom 1. Dezember 1909 zuzutreffen . . . Davon, dass die Gesellschaft während der Zeit bis zum Widerruf der Sperre auf den Abbau von Mineralfundstätten im allgemeinen und während der Zeit bis zum 1. April 1911 von Diamantenfundstätten im besonderen dauernde Rechte sollte erwerben können, ist in jenen Urkunden keine Rede. Es kann auch nicht angenommen werden, dass es dem Sinne der Sperrverfügung entspreche, dass während der Sperrzeit die Vorschriften der Kaiserlichen Bergverordnung vom 8. August 1905, die sich auf das Belegen von Schürffeldern und die Umwandlung von Schürffeldern in Bergbaufelder beziehen, für die Kolonialgesellschaft in Kraft bleiben sollten, während sie im allgemeinen ausser Anwendung gesetzt wurden. Hiergegen spricht schon die Erwägung, dass die erwähnten Vorschriften lediglich dem Zwecke dienen, aus dem bergbaufreien Gebiete einzelne Teile für einen bestimmten Schürfer auszuscheiden und sie demnächst zur Aufsuchung, dann zur Gewinnung von Mineralien anderen gegenüber vorzubehalten.

Erscheint es hiernach unzulässig, dass sich die Kolonialgesellschaft während der Sperrzeit durch Belegung von Schürffeldern und deren Umwandlung in Bergbaufelder dauernde Abbaurechte für bestimmte Teile des Sperrgebiets sichert, und enthält auch das Abkommen vom 28. Januar 1909 keine Bestimmungen, aus denen sich ein besonderer Anspruch der Kolonialgesellschaft auf den Erwerb dauernder Bergbaurechte herleiten lasse, so kann meines Erachtens die Rechtslage nur dahin aufgefasst werden, dass mit dem Aufhören der Sperre der Gesellschaft gegenüber lediglich der Bergrezess vom 17. Februar, 2. April 1909 und nach Inhalt desselben die Bergverordnung vom 8. August massgebend sein werden . . . Durch die Sperre ist sie in die Lage versetzt . . ., die ihr gewährten Möglichkeiten zum Erwerbe dauernder Bergrechte in ganz anderer Weise auszunutzen, als wenn sie in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Zwischenzeit dem unbeschränkten Wettbewerb anderer Interessenten ausgesetzt wäre . . ."

In den Verhandlungen der Budgetkommission teilte der Staatssekretär dann mit, dass er einen neuen Vertrag mit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft beinahe vereinbart habe.

Dieser Vertragsentwurf, der die Billigung des Reichstages im Januar 1910 nicht fand, traf folgende Regelung der bergrechtlichen Fragen mit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und der Deutschen Diamanten-Gesellschaft als deren Rechtsnachfolger im Sperrgebiet:

Die Einleitung gibt die angeblichen Erwerbstitel und Anerkennungsakten an, aus denen gefolgert wird, dass in dem Gebiet vom 26. Grad bis zum Kuiseb für ein Gebiet von 45 000 Quadratkilometern das ausschliessliche Bergrecht der Kolonialgesellschaft zusteht. Der Inhalt ist kurz folgender:

1. Der Gesellschaft steht das ausschliessliche Bergrecht in diesem umstrittenen Gebiet zu. Damit werden der Gesellschaft auch die 400 000 Mark der in diesem Gebiet für den Fiskus vom Gouvernement gesperrten Gelder der Kolonialgesellschaft zugesprochen.

Die Sperre auf alle Mineralien in dem Sperrgebiet zwischen Oranjefluss und dem 26. Grad dauert für alle Zeiten fort, die Diamantengewinnung bleibt ausschliesslich der Kolonialgesellschaft vorbehalten, während bezüglich der anderen Mineralien die Sperre auch zugunsten des Landesfiskus erfolgen kann (§ 1, 3). In dem neuen Sperrgebiet zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb erhält der Landesfiskus von den 10 Proz. Förderungsabgabe $6^2/_3$, die Gesellschaft $3^1/_3$ Prozent.

Die Kolonialgesellschaft gibt einen Teil ihres Landbesitzes auf, behält aber die Bergrechte auch in dem aufgegebenen Teil. Dieser steht ausserdem das ausschliessliche Recht zu, auf dem von ihr abgetretenen Gebiet Marmor und Guano aufzusuchen.

Dagegen beteiligt die Diamanten-Gesellschaft, nachdem zunächst von dem nach Vornahme der Abschreibungen und Rückstellungen und nach Abzug aller Ausgaben einschliesslich der Tantiemen verbleibenden, bilanzmässig festgestellten Reingewinn an ihre Anteilseigner eine Dividende von 20 Proz. auf das jeweilige Stammkapital zur Verteilung gelangt ist, an dem überschiessenden, zur Verteilung gelangenden Reingewinn den Fiskus mit 25 Prozent.

Dieser Anspruch auf Gewinnbeteiligung wird nach oben auf 8 Millionen limitiert.

Sowohl die Limitierung auf Gewinnbeteiligung auf 8 Millionen wie die Ausdehnung der Sperre auf das Gebiet zwischen dem 26. Grad

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dem Kuiseb fanden den lebhaften Widerspruch der Budgetkommission. Infolgedessen wurde damals von dem Abschluss des Vertrages abgesehen.

Nachdem dann in der Reichstagsdebatte vom 29. April 1910 sowohl von dem Abgeordneten Erzberger wie dem Abgeordneten Dr. Dröscher auf den im Jahre 1905 einstimmig vom Reichstage eingebrachten Antrag hingewiesen worden war, dass bei der Vergebung von Landkonzessionen und Bergwerkssonderberechtigungen dem Reichstag und Bundesrat unter Erweiterung der Schutzgebietsgesetzgebung tunlichst eine Mitwirkung ermöglicht und in die Wege geleitet werde, und von dem konservativen Abgeordneten namens der Partei noch ausdrücklich betont war, dass sie auf dem Standpunkte stehe, die Kolonialgesellschaft habe keinerlei Anspruch auf das Gebiet zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb, wurden von der Kolonialverwaltung die Abkommen vom 7. Mai 1910 mit der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und der Deutschen Diamantengesellschaft geschlossen.

Der Vertrag mit der Kolonialgesellschaft bestätigt zunächst unter Entsagung aller Einreden gegen seine Rechtsbeständigkeit den Bergrezess vom 17. Februar, 2. April 1908 (§ 1).

Das Gebiet zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb wird als Eigentum der Deutschen Kolonial-Gesellschaft anerkannt.

Die Entscheidung der Frage, ob und inwieweit der Kolonialgesellschaft im Gebiet der Roten Nation (Hoachanas) Bergrecht zustehe, wird im ordentlichen Rechtsweg zum Austrag gebracht.

Die für das Gebiet zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb vom Landesfiskus einbehaltenen bergrechtlichen Abgaben werden der Kolonialgesellschaft ausgezahlt (§ 2).

Das Eigentum an dem Landgebiet der Kolonialgesellschaft geht auf den Fiskus über mit Ausnahme

1. des Weichbildes von Swakopmund, Lüderitzbucht, Aus und eines Gebiets von 5000 ha an der Conceptions- und Spencerbay;
2. eines Gebiets um Kap Cross (30 km im Halbkreis);
3. der Farmen Spitzkoppje und Kanus von je 100 000 ha und einer Farm südlich des Kuiseb von 12 000 ha;
4. des Sperrgebiets gemäss dem Vertrage mit der Diamantengesellschaft, das aber nach dem Abbau der Diamanten übertragen werden soll.

Es verbleiben jedoch auch in dem abzutretenden Gebiete die Bergrechte der Gesellschaft; diese erhält dazu noch das aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schliessliche Recht auf Marmor und Guano in dem von ihr abgetretenen Gebiet. Die Kolonialgesellschaft erklärt, dass ihr aus § 8 des Bergrezesses Ansprüche nicht mehr zustehen, und dass die Förderungsabgabe für das Gebiet zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb auf 4 Proz. herabgesetzt wird, von der je 2 Proz. dem Fiskus und der Gesellschaft zufallen (§ 6, 7).

Der Deutschen Diamantengesellschaft wird für das Bergrechtsgebiet zwischen Orange und dem 26. Grad bis 100 km vom Meere entfernt das Recht zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Diamanten verliehen.

Auf dieses Gebiet kommen die Vorschriften der Bergverordnung vom 8. August 1905 und des Rezesses vom 17. Februar und 2. April 1908 zur Anwendung — abgesehen von der Schürffreiheit (§ 1).

Die Diamantengesellschaft zahlt 31½ Proz. von dem Reingewinn im Sperrgebiet dem Fiskus (§ 2); die auf Grund der Verfügung vom 22. September 1908 und des Vertrags vom 28. Januar 1909 verfügte Sperre erreicht mit dem 31. Mai 1911 ihr Ende.

Die bis dahin von beiden Gesellschaften ordnungsmässig belegten Edelmineral-Schürffelder sind in Bergbaufelder umzuwandeln. Die Diamantengesellschaft verpflichtet sich jedoch, nur Diamanten abzubauen.

Die Sperre wird über den 31. Mai 1911 zugunsten des Fiskus, und zwar auf alle Mineralien, verlängert werden, der die Erforschung und Bearbeitung des Sperrgebiets einer neu zu bildenden Gesellschaft überträgt.

Die Diamantengesellschaft verpflichtet sich, die Felder, die jetzt auf Grund der Behauptung, dass sie zum Pomonagebiet gehören, strittig sind, der neuen Gesellschaft (§ 4) zu überweisen.

Der Gewinn aus der neu zu gründenden Gesellschaft fällt nicht unter die Gewinnbeteiligung des Fiskus.

Nach den Auslassungen der Reichstagsmehrheit muss füglich bezweifelt werden, dass dieser Vertrag seinen Tendenzen und denen der Budgetkommission entspricht. Auch im Schutzgebiet besteht eine lebhafte Missstimmung über diesen Vertrag.

Es fragt sich, ob dieser Vertrag rechtsgültig ist. Diese Frage ist m. E. zu verneinen. Denn die Bestimmungen über die Aufgabe des Gebiets zwischen dem 26. Grad und dem Kuiseb, über die Auszahlung der ca. 400 000 Mk. vom Landesfiskus zurückbehaltener bergrechtlicher Abgaben, enthalten Verfügungen über das Vermögen des Schutzgebiets.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die nach § 2 des Gesetzes vom 30. März 1902 auf den Etat zu bringen sind.

Die Frage der Rechtsgültigkeit wird daher voraussichtlich den Reichstag zu beschäftigen haben. Und damit stehen wir wieder vor neuen Kämpfen.

D. Eine Reihe von Bestimmungen regelt die Verwaltung der Diamanten (Verordnung vom 16. Januar 1909, vom 25. Februar 1910 und 25. Mai 1910), auf die ich aber der vorgeschrittenen Zeit wegen nicht mehr eingehen kann. Die Beschwerden richten sich hier vor allem dagegen, dass den Produzenten kein genügender Einfluss auf die Regieleitung und die Geschäftsführung zustehe. Nach einer der letzten Nachrichten hat ein Geschäftsführer einer Lüderitzer Diamantengesellschaft es unterlassen, einen Teil der Förderung der Regie zu überlassen und ist deswegen in Geldstrafe genommen. Es soll die Frage der Rechtsgültigkeit der Regieverordnung in diesem Verfahren nachgeprüft werden.

Darüber, dass eine Regie notwendig und angebracht ist, bedarf es keiner Ausführung.

„Die Absicht der Regierung, durch Organisation einer starken Gruppe den deutschen Diamanten auf dem Weltmarkt eine angemessene Stellung zu sichern, verdient unumschränkte Anerkennung." (Külz a. a. O. S. 353.)

Eine Nachprüfung der Rechte der Förderer erscheint aber geboten.

Wenn wir das Resultat unserer Ausführungen zusammenfassen, so ist auch jetzt noch das „Bergrecht Südwestafrikas" in ständigem Fluss. Eine Notwendigkeit der Abänderung ergibt sich aber schon jetzt bezüglich folgender Punkte:

1. Der Betriebszwang ist gesetzlich auch bezüglich der Gesellschaften einzuführen, welche ihre Rechte auf die mit den eingeborenen Häuptlingen geschlossenen Verträge zurückführen, um Streitigkeiten hierüber zu beseitigen und die Stellung der Bergbehörde zu stärken.
2. Für den Diamantenbergbau ist ein besonderes Berggesetz zu schaffen, da die Schwierigkeiten zum grossen Teil daher rühren, dass die Vorschriften der allgemeinen Bergverordnung vom 8. August 1905 den Sonderheiten des Diamantenbergbaues nicht entsprechen (Ablagerung an der Oberfläche, Grösse der Felder, Beschränkung des Abbaues wegen des Weltmarktpreises).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Die Vergebung von Landkonzessionen und Bergbausonderberechtigungen unterliegt der Zustimmung des Reichstags und des Bundesrats nach vorheriger Anhörung des Landesrats für Südwestafrika. Nachdem jetzt nach dem Etatsentwurf des Schutzgebietes für 1911 die eigenen Einnahmen des Schutzgebietes zur Bestreitung der ordentlichen Ausgaben — ausschliesslich des Militäretats, aber einschliesslich sehr erheblicher Beiträge für die Eisenbahn und den Hafenbau (12 Millionen) — ausreichen, ist die Voraussetzung der Erteilung der vollen Selbstverwaltung an Südwestafrika eingetreten. Mindestens ein Mitbestimmungsrecht über die Werte der Kolonie ist daher begründet.
4. Eine Regelung der bergrechtlichen Beziehungen zwischen der Kolonialgesellschaft und dem Fiskus im Wege der Gesetzgebung ist der bisherigen Vertragspolitik vorzuziehen.

Justizrat Dr. **Veit Simon,** Berlin: Die rechtsgeschichtliche Darstellung der bergbaulichen Verhältnisse in Südwestafrika, die uns der Herr Referent gegeben hat, war gewiss sehr dankenswert. Er hat ein grosses Material verarbeitet, allerdings so gross, dass diejenigen, die die Rechtsverhältnisse nicht ohnehin schon einigermassen kannten, wohl schwer haben folgen können. Er hat aber aus seinem Material auch rechtliche Schlüsse gezogen. Diese seine völlig subjektiven Schlüsse hat er vielfach als unzweifelhaft bezeichnet und jedenfalls überall in einer Form vorgetragen, als ob an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln sei.

Demgegenüber möchte ich konstatieren, dass ich gerade in den wichtigsten Punkten auf einem durchaus entgegengesetzten Standpunkt stehe, und dass ich überall gewichtige Eideshelfer habe. Zunächst ist er davon ausgegangen, dass durch den Bergrezess vom 17. Februar und 2. April 1908 die Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika alle ihre Bergrechte verloren habe. Demgegenüber konstatiere ich, dass zunächst in dem Rezess davon mit keinem Wort die Rede ist. Die Bergverordnung von 1905 fand ebenso wie die frühere Bergverordnung von 1889 auf das Gebiet der Kolonial-Gesellschaft keine Anwendung und konnte ohne Zustimmung der Kolonial-Gesellschaft auch keine Anwendung finden. Im Rezess von 1908 gestattet nun die Kolonial-Gesellschaft, dass die Staatsregierung Verleihungen von Bergrechten im Gebiet der Kolonial-Gesellschaft vornimmt, wogegen diese gewisse Gebühren und sonstige Vorteile erhalten sollte, die der Landesfiskus für die Kolonial-Gesellschaft einzuziehen sich verpflichtete. Davon, dass die Kolonial-Gesellschaft ihre Bergrechte auf den Landesfiskus über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trüge, steht im Rezess kein Wort. Da es sonst an jedem Rechtsakt fehlt, durch den die Kolonial-Gesellschaft ihre durch die Verträge mit den Häuptlingen erworbenen, durch die Regierung anerkannten und durch die Ausschlussurteile bestätigten Bergberechtigungen auf den Landesfiskus übertragen hat, so sind der Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika diese Berechtigungen geblieben, und ich habe nach den von mir geführten Verhandlungen allen Grund, anzunehmen, dass dies auch der Standpunkt der zuständigen Reichsbehörde war.

Weiter hat der Herr Referent bei Besprechung der Sperrverfügung darüber seine Verwunderung ausgesprochen, dass diese Sperrverfügung nicht zugunsten des Fiskus, sondern zugunsten der Kolonial-Gesellschaft erlassen ist. Hier mache ich vor allem auf § 8 des Bergrezesses aufmerksam, in dem die Kolonialverwaltung die Verpflichtung übernimmt, der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika auf ihren Antrag Sonderberechtigungen zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien zu erteilen. Diese Verpflichtung der Kolonialverwaltung, die eine Grundlage für den Bergrezess war, und ohne welche die Kolonial-Gesellschaft gar nicht auf den Bergrezess eingegangen wäre, wäre völlig illusorisch gemacht worden, wenn zugunsten des Fiskus gesperrt worden wäre. Denn dann wären eben die Sonderberechtigungen, die der § 93 der Bergverordnung von 1905 vorbehält, nicht der Kolonial-Gesellschaft, sondern dem Fiskus zugefallen. Eine Sperre zugunsten des Fiskus wäre daher vertragswidrig gewesen und hätte mit Treu und Glauben nicht in Einklang gebracht werden können. Aber auch abgesehen hiervon, erscheint mir eine Sperre zugunsten des Fiskus auf dem Gebiet der Kolonial-Gesellschaft unzulässig.

Weiter hat der Herr Referent erwähnt, dass in dem Vertrage vom 7. Mai 1910 die Kolonialverwaltungen die eingezogenen Gebühren für das Gebiet vom 26. Grad südlicher Breite bis zum Kuiseb der Kolonial-Gesellschaft überlassen haben, trotzdem der Gouverneur diese Beträge zurückgehalten hatte. Diese Zurückbehaltung war aber eben gegen jedes Recht. Dass sich die Bergrechte der Kolonial-Gesellschaft auch auf jenes Gebiet erstreckten, war schon im Grenzberichtigungsvertrage vom 7. Mai 1895 und im Grenzregulierungsvertrage vom 14. Juni 1901 ausdrücklich anerkannt, welche beiden Verträge das Auswärtige Amt genehmigt hat. Auf diese Rechtstitel hatte die Kolonial-Gesellschaft vor Abschluss des Rezesses ausdrücklich mit der Bitte hingewiesen, sie in den Vertrag aufzunehmen, und das Kolonialamt hatte am 3. Februar 1908 erklärt, dass es diese Rechtstitel, unter denen sich also auch die Bergberechtigung bis zum Kuiseb befand, als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechtsgrundlagen des Rezesses anerkenne, aber von deren Aufnahme in den Rezess abzusehen bitte. Wenn dann im Rezess der Kolonial-Gesellschaft die Gebühren für Verleihungen im Gebiet der Bergberechtigungen der Kolonial-Gesellschaft anerkannt werden, so kann, wenn nur eine Spur von Treu und Glauben in den Rezess hineingelegt werden darf, gar kein Zweifel darüber sein, dass die ganzen Gebühren auch für das Gebiet bis zum Kuiseb hinauf der Kolonial-Gesellschaft zustehen. Das Reichsjustizamt hatte sich ja auch vollständig dieser Ansicht angeschlossen.

Nun hat schliesslich der Referent erklärt, dass die Verträge vom 7. Mai 1910 unverbindlich seien, weil die Verträge dem Reichstag zur Genehmigung hätten vorgelegt werden müssen. Dass dieser Standpunkt mit dem der Reichsregierung grundsätzlich in Widerspruch steht, ergeben die von dem Herrn Referenten selbst vorgebrachten Verhandlungen. Ich will aber nur auf den analogen Fall hinweisen, der ja jetzt die öffentliche Meinung erregt, nämlich auf den Verkauf des Tempelhofer Feldes, der ja auch niemals vom Reichstag genehmigt ist. Bezüglich der Verträge vom 7. Mai 1910 war um so weniger Veranlassung dazu, als gar nicht über Reichsmittel verfügt wird. Ich glaube nicht aus der Schule zu plaudern, wenn ich umgekehrt erkläre, dass die Kolonial-Gesellschaft nur schweren Herzens an diesen Vertrag herangegangen ist, weil sie eigentlich nichts erhält, was sie nicht schon hatte, und weil sie ohne sachliche Gegenleistung auf eine Reihe von Rechten verzichtet hat. Insbesondere war der Bergrezess schon vorher in Wirksamkeit und erstreckte sich auch schon vorher auf die Strecke bis zum Kuiseb. Dagegen hat die Kolonial-Gesellschaft eine Landabtretung in kolossalem Umfange vorgenommen und auf erhebliche Rechte aus dem Bergrezess verzichtet. Wenn ein solcher Vertrag der Genehmigung des Reichs bedarf, dann können die Regierungen überhaupt keine Verträge mehr abschliessen. Im übrigen ist aber auch die Annahme durchaus irrig, dass der § 1 des Kolonialbudgetgesetzes vom 30. März 1892 bzw. 18. Mai 1908 auch derartige Verträge irgendwie zu beeinflussen vermag. Hier handelt es sich nicht um Einnahmen und Ausgaben, sondern um die vertragliche Erledigung streitiger Rechte. Dabei ist doch das Eigenartige gewesen, dass bezüglich des einzigen Rechts, das anerkannt wird, die zuständigen Rechtsberater des Reichs auf dem Standpunkt der Kolonial-Gesellschaft standen, so dass also hier ein Vertrag geschlossen ist, bei dem der Fiskus nur verdiente und nichts gab.

Ueberdies würde die Rechtsgültigkeit des Vertrages durch den § 1 des Budgetgesetzes überhaupt nicht beeinflusst werden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn sich die Kolonial-Gesellschaft entschlossen hat, überhaupt einen derartigen Vertrag zu schliessen, so glaube ich annehmen zu dürfen, dass bei ihr nur die Meinung obwaltete, dass sie bei der ganzen Sachlage der Allgemeinheit ein Opfer bringe, und dass sie bei dieser Gelegenheit die Rechte, die zwar nicht ernstlich streitig gemacht werden konnten, aber trotzdem von gewisser Seite streitig gemacht wurden, über alle Zweifel stellen und klares und unzweifelhaftes Recht schaffen wollte. Im Gegensatz zum Herrn Referenten habe ich auch keinen Zweifel, dass dieser Erfolg erzielt ist und nicht angetastet werden kann, solange nicht Macht vor Recht geht.

Erzberger, M. d. R., Berlin: Der Fiskus hat das Recht, für sich zu sperren, das ist ganz klar (§§ 2, 93 und 94). Die neuen Verträge sind selbstverständlich den gesetzgebenden Faktoren zu unterbreiten, da es sich um Preisgabe von Staatsvermögen handelt; in ähnlich gelegenen Fällen wurde stets so verfahren, auch beim Verkauf des Tempelhofer Feldes.

Gouverneur a. D. **von Bennigsen,** Berlin: Es ist hier von dem Referenten Dr. Hahn und von dem Herrn Abgeordneten Erzberger davon gesprochen worden, dass zwischen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und der Kolonialverwaltung das Gebiet zwischen dem 26. Breitengrad und dem Kuiseb, sowie die Begrenzung dieses Gebiets mit 20 geographischen oder 20 englischen Meilen streitig gewesen sei. Demgegenüber möchte ich hier auf die wenig bekannte Tatsache hinweisen, dass in dem Vertrag zwischen Lüderitz und den Gründern der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, geschlossen am 3. April 1885, der unter Mitwirkung und Billigung der ehemaligen Kolonialverwaltung getätigt wurde, das Küstengebiet vom 26. bis 22. Breitengrad und die Begrenzung von 20 geographischen Meilen ausdrücklich in den Verkauf durch Lüderitz aufgenommen ist. Bei dem späteren Aufgebotsverfahren konnte es sich also auch gar nicht um etwaige Widersprüche des Fiskus, sondern nur um Widersprüche dritter Personen hiergegen handeln. Folgerichtig hat, diesem ersten Vertrag entsprechend, der Fiskus verschiedentlich das Eigentum der Kolonial-Gesellschaft an diesem Gebiet später anerkannt und gemeinsam mit der Kolonial-Gesellschaft seine Vermessung auf Grund der Grenze von 20 geographischen Meilen ausgeführt. Das Gouvernement, das nach dem zwischen dem Fiskus und der Kolonialverwaltung im Jahre 1908 abgeschlossenen Bergrezess die Einnahmen der Kolonial-Gesellschaft aus ihrem Berggebiet als negotiorum gestor zu verein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahmen und an die Kolonial-Gesellschaft abzuführen hat, hätte daher auch niemals die Gebühren aus dem Kuisebgebiet einbehalten dürfen, sondern hätte sie als getreuer negotiorum gestor rebus sic stantibus an die Kolonial-Gesellschaft abführen müssen. Nimmermehr aber kann der Abgeordnete Erzberger mit irgendeinem Schimmer von Recht behaupten, dass die in dem Maivertrag dieses Jahres zwischen Fiskus und Kolonial-Gesellschaft erwähnte und dann geschehene Auszahlung dieser seit langem vom Fiskus geschuldeten Gebühren eine Aufgabe fiskalischer Rechte sei, zu der der Reichstag seine Genehmigung habe erteilen müssen.

Rechtsanwalt **Willy Krüger,** Berlin: Auch derjenige, der nicht — wie ich — dazu verdammt ist, die juristischen Fragen, die soeben erörtert sind, ex professo zu behandeln, wird mir in einem Punkte jedenfalls unbedingt recht geben müssen: Es handelt sich hier um eine Fülle so intrikater, verzwickter Rechtsfragen, dass man im Interesse unserer kolonialen Sache nur wünschen kann, es mögen sich mit diesen juristischen Dingen doch ausschliesslich Leute befassen, die wenigstens über die allerelementarsten Rechtskenntnisse verfügen. Was für eine unheilvolle Verwirrung und Beunruhigung in unserem deutschen Volke angerichtet werden kann, wenn Laien über diese Fragen reden und schreiben, das hat uns die letzte Zeit deutlich genug gezeigt und auch heute wieder die vom Herrn Abgeordneten Erzberger vorgetragene „Rechtsauffassung" gelehrt.

Deshalb wende ich mich von dieser Stelle aus an Sie, Herr Abgeordneter Erzberger, mit der dringenden Bitte: Enthalten Sie sich in Zukunft der juristischen Behandlung dieser Fragen und überlassen Sie dies Herren Ihrer Fraktion, die über mehr Jurisprudenz verfügen als Sie!

Die Mischehen in den deutschen Schutzgebieten vom Rechtsstandpunkte.

Von Professor Dr. **Max Fleischmann,** Halle a. S.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Und wer die Auslassungen in den kolonialen Zeitschriften der beiden letzten Jahre verfolgt hat, der möchte fast meinen, dass es uns unter den Fingern brennt. Zwei Jahre schon dauert es, dass die Streiche herüber und hinüber geführt werden, ob Ehen zwischen Weissen und Farbigen nach dem Rechte erlaubt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seien oder nicht. Es ist gewiss kein müssiger Streit um des Wortes Auslegung; denn er entfachte sich an einem unmittelbaren Eingriffe der Gouverneure von Südwestafrika und Ostafrika. In Ostafrika hat sich der Gouverneur durch einen Erlass vom Jahre 1906 für jede bei dem Standesbeamten beantragte Eheschliessung zwischen Weissen und Eingeborenen eine besondere Anweisung vorbehalten und die Standesbeamten veranlasst, zu diesem Zwecke in jedem Falle an ihn zu berichten. In Südwestafrika gar ist schon im Jahre 1905 die Schliessung einer Ehe zwischen Weissen und Eingeborenen schlechthin untersagt worden.

Ein energischer Entschluss der Gouverneure, der bis an die Grenze ihrer Machtbefugnisse geht. Oder schon über die Grenze? Das eben ist die Frage. Mit Paragraphen allein lässt sich nicht regieren. Sie müssen der Ausdruck der Volksanschauung sein. Und so ist die Rechtsfrage unlösbar von den hinter ihr stehenden physischen und psychischen Potenzen. Die ganze Frage tritt damit als ein blosser Ausschnitt heraus aus einer ungleich umfassenderen: ob und welche amtlichen Massnahmen überhaupt gegen die Mischung der Rassen in den Kolonien getroffen werden sollen? Die Einzelfrage, der unser Thema gewidmet ist, wird also der Seitenblicke auf diese allgemeine Frage nicht entraten, und wir können uns dem Ziele nur nähern, wenn wir auch die Seitenwege nicht ausser acht lassen. Der Verkehr der Geschlechter ist die soziale Erscheinung, mit der die Menschheit anhebt. Erst später setzt das Recht ein und legalisiert eine bestimmte Form des Verkehrs. Damit wird unsere Frage zwar in besonderem Masse zur Rechtsfrage, aber wir können die Mischehe nur erfassen, wenn wir sie zugleich in dem engen Zusammenhange und doch in dem scharfen Gegensatze mit dem ausserehelichen Verkehr der Geschlechter würdigen.

I.

Schon der erste Schritt auf dem Wege, den unsere Betrachtung nehmen muss, zeigt diese Notwendigkeit zur Genüge.

Gibt es Mischlinge in unseren Kolonien? Die offizielle Statistik lässt keinen Zweifel daran, sie räumt in den jährlichen Denkschriften dieser Klasse der Bevölkerung eine besondere Spalte ein. Sie zählte z. B. für das Berichtsjahr 1907/08 für Neu-Guinea (mit Inselgebiet) rund 34 in Mischehe lebende Personen auf und 170 Mischlinge, für Samoa 90 Mischehen und 938 Mischlinge, für Südwestafrika 42 Mischehen Weisser und 3539 Mischlinge (mit Einschluss von 2500 Rehobother Bastards). Wir wollen von den ziffer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässigen Erhebungen in den Kolonien nichts Uebermässiges verlangen und unseren damit betrauten Beamten nicht noch weitere Last aufbürden, aber wo es sich um Unterlagen handelt, die den ganzen Grund für unsere Herrschaft abgeben, müssten sie doch in einem weiteren Masse als bisher zuverlässig herangeschafft werden. Die Folge dieses Mangels und wohl auch der erschwerten Zugänglichkeit des Materials in den Denkschriften ist, dass ebenso eine Ueberschätzung der Zahl dieser Mischlinge möglich ist, wie eine Geringschätzung. Erst jüngst hat solche Ueberschätzung die Runde durch die Tageszeitungen gemacht, als es hiess, dass in Südwestafrika die Zahl der halbweissen Kinder entsetzlich stiege. Es wären dort jetzt 4300. Nach dieser Fassung müsste man meinen, dass die 8000 weissen Männer des Schutzgebietes dem zügellosesten Umgange verfallen wären. Die Ziffer ist aber, wie schon zu Eingang — und das mag uns eine Beruhigung sein — gesagt werden soll, eine ganz irrige, denn sie drückt in Wirklichkeit zugleich die Gesamtzahl der Bastards von Rehoboth aus, Mann und Weib und Kind und Kegel, die gewiss nicht auf Rechnung unserer Kolonisten zu setzen sind. Man wird allerdings die Zahl der halbweissen Kinder immerhin auf 300—400 schätzen können. Waren die statistischen Unterlagen hierfür also mangelhaft, so lassen sie für den Punkt, der uns in letzter Linie interessiert, gar völlig im Stiche; denn es fehlt an jeglicher Angabe, ob die Kinder aus Mischehen entstammen oder einem ausserehelichen Verkehr den Ursprung verdanken. Man braucht der Regierung daraus ja keinen Vorwurf zu machen; denn es ist nicht zu verkennen, dass Gründe vorliegen, die Tatsache der Mischehen vor der Welt nicht allzu laut werden zu lassen. Für uns aber, die wir der Frage des Erlaubtseins oder Verbotenwerdens der Mischehen nähertreten wollen, fehlen doch damit wichtige Unterlagen, deren Kenntnis nach der einen oder anderen Seite unsere Stellungnahme zu beeinflussen geeignet wären.

Wir müssen uns bescheiden. Eins wissen wir natürlich, und wenn es nicht dem Kenner kolonialer Verhältnisse längst bekannt gewesen wäre, so hätte er es aus jenen Erlassen der Gouverneure entnehmen müssen: Mischehen sind vorgekommen und bestehen noch. Allerdings möchte ich annehmen, dass sie doch nur ganz vereinzelt geschlossen sind und dass die Zahl der vorhandenen Mischlinge nicht entfernt einen Rückschluss auf die Verbreitung der Mischehen zulässt. Das kann man in gutem und in üblem Sinne verstehen.

Der Stoff, mit dem wir uns hier zu befassen haben, ist zu natürlich, als dass er sich nicht bei jeder Kolonisation auf fremdem, bewohntem Boden darböte. Ganz von selbst muss sich der Blick

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Vergangenheit der Kolonialvölker und in die kolonisierende Umwelt richten, um Rats zu erholen oder Anschluss zu suchen. Lassen Sie mich also etwas ausgreifen. Das junge deutsche Kolonialvolk mag ruhig einmal bei den älteren anklopfen. Allzu reichlich fliessen freilich auch diese Erkenntnisquellen nicht. Und niemals bisher — soviel mir bekannt — ist dieser Frage einmal eine eingehende wissenschaftliche Erörterung gewidmet worden, zu deren Ergebnis wir Stellung nehmen könnten, die aber vor allem das Material einmal beschafft und gesichtet hätte. Die anthropologische Gesellschaft in Paris hat das Verdienst, dass sie, weitsichtig genug, vor einigen Jahren eine „Commission permanente pour l'étude des croisements ethniques" eingesetzt hat. Es ist mir aber nicht bekannt geworden, ob diese Kommission bereits irgendwelche Wirksamkeit geäussert hat. Ich muss Sie deshalb an einige bekanntere Einzelheiten aus der Kolonialgeschichte erinnern, die das Verhältnis der Geschlechter zueinander betreffen. Ein in seiner Art überaus interessantes Kapitel Menschheitsgeschichte tut sich hier auf. Der Zusammenfluss zweier Welten hat ganz neue Mischrassen zur Entwickelung gebracht. Und wenn man in der Statistik der süd- oder mittelamerikanischen Staaten liest, z. B. für Nicaragua, dass neben 30 Proz. Indianern und 1 Proz. Europäern 16 Proz. Mulatten und Neger und 53 Proz. andere Mischlinge wohnen, oder wenn in Peru die Weissen auf 12 Proz., die Mulatten und Neger auf 2 Proz., die Mestizen auf 22 Proz. angegeben sind, oder in Venezuela 1 Proz. Kreolen und 2 Proz. Europäern 93 Proz. Mulatten und Sambos gegenüberstehen, so zeigt sich die Rassenmischung noch in einem viel schärferen Lichte, als man sie im allgemeinen anzusehen gewohnt ist. Dabei sind die Bevölkerungsaufnahmen in dieser Hinsicht noch oft geschmeichelt. Das sind Ziffern, die eigentlich kaum noch etwas zu vermischen übrig lassen. Demgegenüber hebt sich der Norden Amerikas natürlich bedeutsam ab. Aber auch er ist von der Mischung nicht frei geblieben, nur lässt sich jetzt schwer der Prozentsatz angeben, da die Statistik Neger und Mulatten in einer Gruppe zählt. Oefter erging im 17. Jahrhundert ein Verbot, sich mit Negern einzulassen oder in einem Indianerdorfe niederzulassen. Aber an solchen Verboten mangelte es auch im Süden und auf den Antillen nicht, in den Besitzungen der Spanier und Franzosen. Die wiederholte Einschärfung lässt fast annehmen, dass man sich an das Verbot nicht sehr gekehrt hat. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob wirklich die angelsächsische oder germanische Rasse von der romanischen in diesem Punkte absticht, ob nicht die Widerstände weniger bei der Rasse zu suchen sind als in der Klasse, aus der sich die Kolonisten zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sammensetzen. Die Eroberung Südamerikas wurde vielfach mit einem Menschenmateriale durchgeführt, das in der Heimat wenig oder nichts mehr zu verlieren hatte, und das nicht bloss aus Spanien, sondern aus vieler Herren Ländern stammte, darunter ja auch aus dem Deutschland Kaiser Karls V. Die Engländer in Indien oder Australien, die Holländer in Java, die Franzosen auf den Antillen und im 19. Jahrhundert in Neu-Caledonien, sie zeigen das gleiche Verhalten. Und von den Buren haben wir ja an unseren Rehobother Bastards die Spuren zu tragen. Nebenbei bemerkt, segeln in Indien auch eine Zahl von Kindern englischer Väter unter portugiesischer Flagge, indem sich portugiesische Patres solcher verlassenen Mischlinge annahmen, sie mit portugiesischem Namen belegten und dem portugiesischen Volkstume zuführten, wogegen die Engländer nicht das geringste einwenden.

Aber dies alles sind eben nur Mischlinge, und der Schluss darauf, dass es Kinder aus Mischehen wären, und dass Mischehen zugelassen wären, ist verfrüht. Einigermassen dagegen spricht vielleicht das gelegentliche Verbot geschlechtlichen Umgangs mit Negerinnen. Doch ist das nicht zwingend; denn, zumal in katholischen Ländern, hatte die Kirche ein Interesse daran, dem ausserehelichen Umgang entgegenzutreten, was naturgemäss mit einer Billigung der Eheschliessung im Vereine ging. Wo unehelicher Verkehr nicht beanstandet wird, muss der Anreiz zu legitimer Verknüpfung schwinden. Diesen allgemeinen Erwägungen weiss ich freilich nur durch wenig Positiva einen Nachdruck zu geben. Einen zuverlässigen Aufschluss könnten wir aus den Kirchenbüchern erhalten, die zum Teil noch vorhanden sind. In irgendwie umfassender Weise ist dies, meines Wissens, bisher nicht versucht worden. Die blossen Geburtseintragungen, die Taufvermerke sind nicht zuverlässig, da die Priester häufig den Namen des unehelichen Vaters dem Kinde beigelegt haben, mehr übrigens, um den Vater dadurch zu kompromittieren und zu strafen für seine Verfehlung, als um das Kind zu fördern. In den französischen Kolonien musste im 17. und 18. Jahrhundert wiederholt durch Kgl. Verordnung hiergegen eingeschritten werden. Von Paraguay, das ja in eigentümlicher Art besiedelt worden ist, wissen wir, dass Eheschliessungen zwischen Kolonisten und Töchtern des Landes nicht ungewöhnlich waren. In Chile haben sich die Offiziere unter Valdivez mehrfach mit eingeborenen Frauen verheiratet, so auch ein Deutscher, Lisperger, mit einer Tochter des Kaziken Talagante. Und, um ein Seitenstück aus dem Norden zu wählen, das immer wieder erwähnt wird: in Virginien heiratete der Kolonist Rolfe die vielbesungene Häuptlingstochter Pocahontas. Indes, es zeugt doch nicht gerade für die Alltäglichkeit die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ses Verhaltens, wenn wir dieselben Beispiele immer wieder hervorgehoben finden. In der Tat lässt es sich wohl begreifen, dass für das Festwurzeln im fremden Lande mit kriegerischer Bevölkerung, oder um die Gemüter der Eingeborenen für die christliche Lehre zu erschliessen, die Anerkennung der Gleichheit des fremden Stammes, wie sie in der Ehe liegt, als äusserstes Mittel gewählt werden konnte. Mit Genugtuung wird auch hervorgehoben, dass der spanische König diese angeheiratete Aristokratie anerkannt und der spanischen gleichgestellt habe, oder dass der König von England die Pocahontas bei Hof empfangen habe.

Anderseits finden sich auch schon Ende des 17. Jahrhunderts ausdrückliche Verbote der Mischehen, so für Virginien (1687), für Louisiana (1724), und 1778 für die übrigen französischen westindischen Kolonien, wie denn überhaupt in der französischen Verwaltung, nachdem und trotzdem der Code noir von 1685 die Eheschliessung zugelassen hatte, ein starker Widerspruch dagegen sich Geltung zu schaffen wusste.

Die wenigen Einzelheiten, wie ich sie hier zusammengestellt habe, zeigen ein Schwanken nach verschiedener Richtung: nach Zeit und Ort, nach dem kolonisierenden Volke, vor allem aber auch bezüglich des Naturvolkes. Anders wurde es gehalten für die Verbindung mit Indianern, anders mit Negerinnen, und wieder unterschieden, ob diese Sklaven wären oder Freie. Die Völker Asiens mussten bei ihrem höheren Kulturstande von einer Ehelichung weniger abschrecken, anderseits aber auch durch ihre Geschlossenheit und ihren religiösen Gegensatz einen stärkeren Widerstand entwickeln.

All diese Verbote hat die neue Zeit fortgeschwemmt. Wenigstens finde ich sie für keines der Kolonialvölker im 19. Jahrhundert noch ausgesprochen.

Das hatte verschiedene Gründe. Zunächst mochte das Verbot allmählich überflüssig, überholt erscheinen. Man begegnete überall zuvor der Rechtfertigung für die Ehe oder auch für den ausserehelichen Umgang aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, aus den Verkehrsbeziehungen. Die Schwierigkeit, Frauen auf kolonialen Boden hinauszuziehen, tritt von Anbeginn kolonialer Bewegung hervor. Nicht jede Kolonie war so glücklich daran wie Virginien, das mit dem Aufschwunge der Tabakkultur auch die nötigen Gelder gewann, um sich schon 1619 eine Schiffsladung weisser Frauen zu bestellen, die sämtlich im Handumdrehen an den Mann kamen, der allerdings auch die Ueberfahrtskosten bezahlen musste. Die grosse Entfernung, die mangelhaften Verbindungsmittel, die erheblichen Kosten, die geringe Wahrscheinlichkeit für die Frau, in die alte Heimat zurückzukehren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Unmöglichkeit für den Siedler, seine Wahl in der Heimat selbst zu treffen — das alles sind Gründe, die hier wie dort gewaltet haben, die natürlich aber in noch höherem Masse sich für diejenigen Kolonien geltend machen mussten, wo schon das Klima der weissen Besiedelung einen Damm setzte, oder wo in der Nation selbst, wie bei den Romanen, eine geringe Neigung bestand, sich von der Heimat zu entfernen. Mit dem Aufhören oder der Verringerung dieser Schwierigkeiten war die Eheschliessung mit weissen Frauen ermöglicht und starb die Eheschliessung mit farbigen Frauen ab. So wird es z. B. in Indien von einem langjährigen Kenner der Verhältnisse begründet, dass, nachdem für die englischen Beamten und Angestellten ein regelmässiger Urlaub in die Heimat eingeführt war und die englischen Frauen ihre Männer nach der Kolonie begleiten, die Mischehen ganz aufgehört hätten und ausserehelicher Umgang mit eingeborenen Frauen bei den führenden Schichten verpönt ist. Ein namhafter französischer Politiker der Gegenwart hält seinen Volksgenossen, um das gleiche Ziel zu gewinnen, die englischen Frauen als Spiegel vor.

Doch mehr noch als dies, das Verbot der Ehe erschien ungehörig. Die politische Anschauung von der Gleichheit der Menschen hat auch hier Früchte getragen. Und ihr war vorgearbeitet durch das Jahrhundert der Aufklärung. Das führte nicht nur zu einer Wirksamkeit in religiöser Hinsicht und schlug dadurch die Brücke zwischen den Bekenntnissen. Es hatte sich auch hier in seiner aprioristischen Weise einen Glaubenssatz zurecht gemacht, dass das ganze Menschengeschlecht nur eines Stammes sei, dass unter verschiedenen klimatischen Voraussetzungen der Mohr auch weiss gebleicht würde, wie sich der Weisse zum Neger wandeln könnte. Das sind Anschauungen, die selbst der Philosoph Kant noch vertrat. Und mögen wir heute vieles davon belächeln, so lässt sich doch selbst in den Kreisen der Fachmänner verfolgen, wie sich die Linie dieser Anschauung fortführt. Bald wird die Einheit des Menschengeschlechtes nur zaghaft berührt, bald scheut man sich nicht, geradezu die Gegenden zu preisen, in denen die Völker zusammenstossen — wie in der Südsee — und hier das grosse Keimbett für eine Rassenmischung zu finden oder zu wünschen, die diese Einheit des Menschengeschlechts verkörpert. Die Romantik eines Cooper und die Sentimentalität der Beecher Stowe, sie sind Ausläufer jener Zeit. Und wenn auch von einem ganz anderen Standpunkte, so nähern sich doch der gleichen Anschauung die Männer, die das Evangelium in die Lande der Unkultur tragen, die Liebe für alles zeigen, was Menschenantlitz trägt, und brüderliche Gesinnung pflanzen wollen. Haben es doch die Missionare, um Wurzel zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlagen in dem steinigen Boden, früher nicht verschmäht, selbst eheliche Verbindungen mit den Töchtern des Landes einzugehen.

Ob die Linien der Menschheit je zusammengeschlossen waren und ob sie je wieder zusammenführen werden — wer will es wissen? Es ist eine Hypothese auch da, wo sie wie ein Dogma auftritt.

Eine tatkräftige Zeit wie die unsere liess Gegenwartsmenschen erwachsen. Nicht das Grübeln gilt so sehr, sondern das Schauen und Fühlen. Das Rassenbewusstsein ist gross geworden; in diesem Punkte dringt aristokratische Sinnesart durch, bei den kolonisierenden Völkern hier wie dort. Sprechen wir hiervon, so müssen wir Romanen, wie die Franzosen Gobineau und Taine, in vorderster Reihe nennen. Niemals übrigens ist die Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts in alle Schichten so eingedrungen, dass sie das Rassenbewusstsein gänzlich unterdrückt hätte. Es schlug selbst in den Zeiten der französischen Revolution durch, gegenüber der Gleichstellung der Neger. Und zum Ueberdruss schon hört man von den Gegensätzen zwischen Weiss und Schwarz in Nordamerika, die sich trotz des gewaltsamen Eingreifens der Nordstaaten gewiss nicht verloren, ja, man kann sagen, die sich neuerdings noch verschärft haben. Und davon sind auch die Arbeiterkreise in Amerika und Australien nicht frei geblieben, wiewohl hier der Kampf ums wirtschaftliche Dasein einen nicht unwesentlichen Anteil an dem Rassenhasse hat. Selbst in den mittel- und südamerikanischen Staaten mit ihrer hoffnungslosen Blutvermischung, die geradezu eine Stufenleiter in den Bezeichnungen für die Grade der Mischung ausgebildet hat — die Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen und wie sie weiter heissen —, pocht der Weisse auf den Vorzug seiner Hautfarbe, und als besonderer Schimpf wird es dort angesehen, wenn es von jemand heisst, er trage den Familiensmaragd, d. s. die Geburtsflecken, die man bei den Mischlingen beobachten will, an sich.

Bezeichnend genug, dass dieses Empfinden sich auch jenseits zeigt. In Indien besteht eine starke Bewegung unter den höheren Schichten der eingesessenen Bevölkerung, die es ausdrücklich ablehnt, mit den Engländern gemeinsame Sache zu machen. Ja, von südafrikanischen Negerstämmen sogar wird eine ausgesprochene Abwehr gegen ein Zusammenfliessen beider Rassen berichtet.

Es ist also kein Hochmut, sondern ein durchgehendes Empfinden in den verschiedenen Schichten der Menschheit, dessen Wurzeln hier nicht zu ergründen sind, mit dem wir aber rechnen müssen . . . rechnen als praktische Kolonialpolitiker. Denn das Gebilde aus der Mischung trägt naturgemäss die Züge beider Elternteile und steht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

körperlich wie geistig über den Eingeborenen, wie es deutlich an der Umbildung der Neger in Nordamerika verfolgt werden kann. Es ist eine Redensart, die gar zu häufig wiederholt wird, und bleibt doch eine ungenügende Beobachtung, die von der Erfahrung mehr und mehr widerlegt wird, wenn man den Mischlingen bloss die schlechten Eigenschaften ihrer Eltern andichtet. Haben sie diese, so ist das eine Folge weniger der Veranlagung als der Erziehung, da diese Geschöpfe meist unehelich geboren und der niederen Hand zugeschoben, bei den Eingeborenen selbst auch nur mit gemischten Gefühlen aufgenommen, wenn nicht beseitigt zu werden pflegen. Auf der einen Seite also eine Höherzüchtung der schwarzen Rasse, auf der anderen Seite sind sie doch die Enterbten oder betrachten sich als solche. Darin liegt die Gefahr für die kolonisierende Nation. In nicht wenigen Aufständen zeigt die Kolonialgeschichte sie als die geborenen Führer der Eingeborenenmassen. Ich will hierbei nur einflechten, dass diese Momente uns auch argdenklich machen müssen gegen Ehen zwischen Indern und Eingeborenen in Ostafrika, die das farbige Element zu unseren Ungunsten qualitativ verschieben. Darum ist der Widerspruch gegen die Vermischung der Rassen aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus zu verstehen. Und wenn so massvolle Männer, wie Rohrbach und Leutwein, ihre warnende Stimme gegen die Mischung erheben — und deutlich genug hat auch Graf Götzen, der die Verhältnisse vom anderen Teile unserer Kolonien her kennt, sich in der Eröffnungssitzung dieses Kongresses*) ausgesprochen —, wenn sich der Landesrat von Südwest-Afrika so bald und entschieden gegen die Rassenmischung erklärt hat, so wird man als Kolonialpolitiker diese Beurteilung der Kenner von Land und Leuten als massgebend zugrunde legen dürfen.

II.

Inwieweit schafft unser geltendes Recht nun eine Relation zwischen dem Wünschen und dem Sein?

Das Recht des Auslandes lässt ja, soweit ich es kenne, die Ehen zu, nicht gerade mit ausdrücklicher Erklärung, sondern mehr stillschweigend und nach der praktischen Handhabung.

Das deutsche Recht, von vornherein sei es betont, ist darin nicht völlig klar: sonst wäre ja auch der Widerspruch der Ansichten kaum zu erklären. Das Gesetz spricht zu viel und wird darum mehrdeutig. Ihnen allen das Auf und Ab der Meinungen hier zu entwickeln und

*) Siehe Sektion VI

etwa jedes Mannes Rede hierüber vor Ihnen wiederzugeben, das betrachte ich nicht als meine Aufgabe. Ich nehme an, dass Sie von mir eine Beleuchtung der Frage von meinem eigenen Standpunkte aus erwarten; wobei es ja selbstverständlich ist, dass ich das Licht nicht einseitig verteile, sondern auch den Gegner, wo ich es für angebracht halte, zu Worte kommen lasse. Eine Auslegung des Gesetzes kann ich Ihnen freilich nicht ersparen. Ich habe Ihnen hierzu den Text derjenigen Paragraphen, die dabei in Frage kommen, in Vervielfältigung zur Hand gegeben:

§ 3

In den Schutzgebieten gelten die in § 19 des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit bezeichneten Vorschriften der Reichsgesetze . . . (z. B. das Bürgerliche Gesetzbuch).

§ 4

Die Eingeborenen unterliegen . . . den in § 3 bezeichneten Vorschriften nur insoweit, als dies durch Kaiserliche Verordnung bestimmt wird.

§ 7

Absatz 1: Auf Eheschliessungen finden die §§ 2—9, 11, 12 und 14 des Gesetzes vom 4. Mai 1870 entsprechende Anwendung.

Absatz 2: Die Form einer Ehe . . . bestimmt sich ausschliesslich nach den Vorschriften des bezeichneten Gesetzes.

Absatz 3: Die Eingeborenen unterliegen den Vorschriften der Abs. 1 und 2 nur insoweit, als dies durch Kaiserliche Verordnung bestimmt wird.

Das Schutzgebietsgesetz zerspaltet die Satzungen für das Recht in den Kolonien in zwei Teile. Im § 3 regelt es das gesamte sog. materielle Recht für die Weissen, bürgerliches und Prozessrecht und Strafrecht, und überträgt das Recht der Konsulargerichtsbarkeitsbezirke auf die Kolonien. Die §§ 5 und 6 heben nur einzelne Ausnahmen für das Strafrecht hervor. Im § 7 dagegen wird einer völlig abweichenden Regelung gedacht: auf die Eheschliessung nämlich sollen die Bestimmungen des Gesetzes vom 4. Mai 1870 über die Beurkundung des Personenstandes von Bundesangehörigen im Auslande Anwendung finden. Das Gesetz bedeutete zu der Zeit seines Erlasses eine Ausnahme von den für die Heimat massgebenden Formen, indem es eine Zivilehe vor den auswärtigen Vertretern des Reichs zuliess. Wenn das Gesetz auch jetzt noch beibehalten ist, nachdem die Zivilehe allgemein im Reiche eingeführt ward, so hatte dies in gewissen formalen Erleichterungen seinen Grund, die das Gesetz von 1870 auch jetzt noch gegenüber dem heimischen Rechte aufweist. Die ganze Trennung der Regelung im § 3 von der im § 7, entbehrt damit eines inneren Grundes: massgebend dafür waren rein formelle gesetzestechnische Rücksichten.

Diese Regelung war aber nur eingeführt für die Weissen. Für die Eingeborenen sollte alles beim alten bleiben, wenn eine Kaiserliche Verordnung nichts anderes bestimmte. Um diesen Gedanken ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzestechnisch auszudrücken, ist er im § 4 als Nachsatz zum § 3 formuliert und wörtlich ebenso im § 7, Abs. 3 als Nachklang zum § 7, Abs. 1 und 2. Das eben macht es unverkennbar, dass in beiden Fällen nichts innerlich Abweichendes gesetzt werden sollte, sondern nur höchst sorgsam ein Negativum ausgesprochen wurde bezüglich des gesamten Rechtes, das soeben für die Weissen herübergenommen worden war.

Für Weisse also das eine Recht — für Farbige bleibt etwas offen, das heisst natürlich nicht, dass für Farbige kein Recht besteht, sondern dass ein anderes Recht weiterbesteht. Ich muss dies doch hervorheben, weil in den ganzen Streit nicht selten die Meinung hineinspielt, als gäbe es gar kein Recht, wenn keines ausdrücklich ausgesprochen ist. Gibt es sonach ein bestimmtes Recht für die Weissen und ein anderes bestimmtes für die Farbigen, so ist damit sicherlich eine Lücke aufgetan für den Fall, dass Weiss und Farbig miteinander in Verbindung treten. Ich sage nicht „treten wollen"; denn die Verbindung zwischen Weiss und Farbig vollzieht sich in zahllosen Fällen des täglichen Verkehrslebens, ohne dass man nach dem vorhandenen Rechte fragt, und doch müssen sich diese Verbindungen nach irgendwelchem Rechte regeln. Man kann doch nicht die ganze Frage damit abtun, wie dies von einem Schriftsteller getan ist, dass man sich ausserstande erklärt, eine Entschliessung zu treffen, weil es eben an einer Norm fehle. In einem Gesetze kann natürlich eine Lücke bestehen. Menschenwerk — Stückwerk. Aber im Rechte gibt es keine Lücke; es gibt nur Lücken in der menschlichen Erkenntnis des Rechtes. Um die Wirkung einer Lücke oder einer vermeintlichen Lücke im Gesetze zu ergründen, muss man sich klar machen, ob sie beabsichtigt ist oder nicht. Eine Absicht, Weiss und Farbig rechtlich nicht zusammenkommen zu lassen, hätte ja bestehen können, wiewohl es unwahrscheinlich ist, dass dann der Gesetzgeber bloss dieselbe Fassung gewählt hätte im § 7, die er auch im § 4 gewählt hat, wo doch ohne Zweifel ein solches Verbot des Zusammenkommens nicht gefunden wird. Aber den Gesetzgeber hat diese Absicht nicht geleitet. Ueber das Schutzgebietsgesetz von 1900 ist leider im Reichstage nicht eingehend verhandelt worden. Es wurde rasch beraten oder abgestimmt, damit vor Reichstagsstoresschluss noch etwas zustande käme, wie der Staatssekretär dringend bat. Trotzdem stach ein Abgeordneter den Mangel auf, dass es leider immer noch an Bestimmungen fehle für die Beziehungen zwischen Weiss und Farbig. Hier wäre der Ort gewesen, um den Ausschluss solcher Beziehungen als Absicht des Gesetzes hervorzuheben. Von keiner Seite ist dies mit einem Worte geschehen, so dass man an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen muss, von positiver Satzung sei nicht mit Absicht abgesehen worden, sondern man hatte eben damals nur nicht die Zeit, einen alten Zustand zu ändern.

Gewiss könnte einen Gesetzgeber die Absicht leiten, die eheliche Verbindung verschiedener Rassen zu verwehren. Man hat daran erinnert, dass früher Ehen zwischen Getauften und Ungetauften verboten waren. Ganz richtig; aber dann war dies ausdrücklich ausgesprochen, es war die Religionsverschiedenheit als Ehehindernis aufgestellt. Der preussische Gesetzgeber hatte solch ein Hindernis einst auch für Ehen zwischen Adeligen und Personen des Bauern- oder gemeinen Bürgerstandes geschaffen. Es geschah aber durch förmlichen Ausspruch, und nie hat er die Ehe schon stillschweigend dadurch ausgeschlossen, dass er es an der Schaffung einer Form für die Eheschliessung fehlen liess. Jene Parallelen passen darum für den vorliegenden Fall ganz und gar nicht.

Eine Lücke war im Gesetze nicht beabsichtigt. Wir müssen deshalb nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen die Unklarheit oder die Schwierigkeit zu beheben suchen. Das ist nicht leicht, da wir Verhältnissen, wie sie die Kolonien bieten, seit langen Jahren, wenn nicht seit dem Mittelalter entwachsen sind, dass innerhalb eines Stammesgebietes verschiedene Leute nach verschiedenen Rechten lebten. Aber wir kennen doch auch auf europäischem Boden eine wenigstens ähnliche Lückenhaftigkeit in den Satzungen: wenn nämlich Personen aus verschiedenen Rechtsgebieten in Rechtsverkehr treten, ein Deutscher z. B. eine Italienerin heiratet. Dann unterliegt ein jeder von ihnen für den Eingang der Ehe seinen heimischen Gesetzen. Und doch hat noch niemand behauptet, dass dadurch eine Ehe zwischen beiden ausgeschlossen wäre. Hier hat man sich durch das Gestrüpp des Rechtes den engen, strauchligen Pfad des sog. internationalen Privatrechtes gehauen, der erst nach und nach und unter Streit und Abwehr gangbar geworden ist. Heut gehen wir ihn übrigens schon ziemlich sicher, und heut treffen die einzelstaatlichen Gesetzgeber selbst schon Vorsorge für seine Sicherung. Aber dem war vor kurzem noch nicht so, und trotzdem bestand ein Recht auch für solchen internationalen oder interterritorialen Verkehr. Es galt eben bloss, das Recht herauszufinden. Aehnlich liegt es, wenn Personen verschiedener Kulturstufe und deshalb verschiedener Rechtsstufe innerhalb desselben Staates miteinander in Verkehr treten. Auch hier muss aus beider Rechte die Diagonale gefunden werden. Daraus setzt sich in den Kolonien das sog. gemischte Recht zusammen. Ausdrückliche Bestimmungen darüber sind noch spärlich; man muss sich also den Weg selber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

suchen. Die Grundsätze, die für das internationale Recht gewonnen sind, werden aber eine Richtschnur sein können. Doch da zeigt sich noch ein wesentlicher Unterschied. Während dort Personen in grundsätzlich gleicher Rechtsmachtstellung miteinander in Verbindung kommen, ist hier das eine Recht von vornherein das schwächere, das Recht des Eingeborenen, das ja ohne weiteres auch der Abänderung durch den Kaiser unterliegt, und dessen Berücksichtigung vielfach daran wird scheitern müssen, dass es „gegen die guten Sitten oder gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes verstossen würde" (Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuche Art. 30). Dadurch erhält dieses intersoziale oder interkulturelle Recht, wie ich es nennen möchte, sein charakteristisches Gepräge.

Es mag an diesen wenigen Linien genügen, die ich für die Rechtsfindung in unserem Falle zog. Danach wird entsprechend Art. 13 des Einführungsgesetzes bei einer Eheschliessung zwischen Weissen und Farbigen für jeden Teil sein eigenes persönliches Recht zur Anwendung kommen. Die Voraussetzungen aus dem Rechte beider Teile werden zu berücksichtigen sein. Dass die Kenntnis des Eingeborenenrechtes schwierig ist, kann nicht, wie man auch wohl eingewendet hat, von seiner Anwendung entbinden. Uebrigens weichen die Rechte der Eingeborenen doch gar nicht so sehr voneinander ab, wie man früher wohl annahm, und wir schreiten in ihrer Kenntnis auch zusehends fort.

Als Form der Eheschliessung kann nur die des Bürgerlichen Gesetzbuches vor dem Standesbeamten in Frage kommen, da wir uns auf deutschem Boden befinden.

Eine Ehe zwischen Weissen und Farbigen stösst also nach dem geltenden deutschen Rechte auf kein gesetzliches Hindernis, das aus der Eigenschaft des einen Teils als Eingeborenen zu entnehmen wäre. Hiermit ist die Rechtswirksamkeit der bisher in den Kolonien geschlossenen Ehen gegeben. Das nimmt auch die Verwaltungspraxis an; denn sonst hätte es keinen Sinn, wenn es in der Selbstverwaltungsordnung für Südwest heisst (§ 17 unter f):

„Ausgeschlossen vom Wahlrecht sind die Gemeindeangehörigen, wenn sie mit einer Eingeborenen verheiratet sind oder mit einer solchen im Konkubinat leben." Dieselbe Auffassung zeigt sich bei der Art, wie die amtliche Statistik ihre Rubriken aufstellt.

Erkennt man die Ehe aber als Ehe im Sinne des Gesetzes an, so folgt daraus, dass auch alle Wirkungen eintreten, die das deutsche Recht an eine Ehe knüpft. Die Ehe eines deutschen Mannes verschafft stets seiner Frau die deutsche Reichsangehörigkeit. Die Rechtsverhältnisse der Ehegatten in bezug auf die Person — eheliche Treue, Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terhalt — treten ebenso ein, wie in bezug auf das Vermögen. Die farbige Frau untersteht als Deutsche überhaupt dem gesamten reichsdeutschen Reichsrecht und Privatrecht, wie es in der Heimat oder in der Kolonie gilt. Das ist eine gewiss nicht unbedenkliche Folge nach beiden Richtungen hin, bei solcher plötzlichen Versetzung aus dem Kreise eines halbkultivierten Rechtes in die Rechtskultur, die Pflichten auferlegt. Die Kinder aus der Ehe sind Reichsdeutsche: für die Kategorie eines „Mischlings" ist im gegenwärtigen deutschen Rechte noch kein Raum. Auch die Ehe eines farbigen Mannes mit einer weissen Frau ist statthaft. Nur sind die Wirkungen hier nicht so einfach zu überschauen. Die Frau wird dadurch nicht etwa zur Eingeborenen, denn sie hat keinen Nichtdeutschen geheiratet — das ist freilich nicht ganz ohne Zweifel aus dem Gesetze über die Staatsangehörigkeit, das dieser Fälle im Jahre 1870 natürlich nicht gedachte, zu entnehmen. Doch ich glaube, einer solchen ehelichen Verbindung hier nicht weiter nachgehen zu sollen, da die Zeit zu kostbar ist, als dass sie den pathologischen Erscheinungen geopfert werden dürfte.

III.

Der gesetzliche Zustand, dem wir hiermit ins Auge sehen, ist unerwünscht; ich brauche auf die Gründe nicht mehr zurückzukommen. Aber einer Antwort auf die Frage, wie er zu ändern wäre, dürfen wir nicht ausweichen; denn die Betrachtung „vom Rechtsstandpunkte" kann nicht innehalten bei dem Rechte, das *ist*. Das Recht ist keine unwandelbare Grösse. Solange es als Recht besteht, muss es natürlich beachtet werden, erzwingt es sich Beachtung. Aber das Recht ist nur eine Begleiterscheinung der Lebensvorgänge und muss mit diesen Vorgängen Schritt halten und — wo es not scheint — sich ihnen anpassen. Die Aenderung des gegenwärtigen Zustandes wird indes nur dann als billig unser Rechtsgefühl befriedigen, wenn sie die Schäden an den Weissen beseitigt, ohne neue Schäden an den Farbigen zu verursachen.

Nach dieser Richtung ist von der *Selbsthilfe der Gesellschaft*, von dem Sichbesinnen auf sich selbst, die nachhaltigste Lösung zu erwarten. Die Einwanderung weisser Frauen ist deshalb mit allen Kräften zu befördern. Die Engländer gehen seit geraumer Zeit hierin schon zielbewusst vor, und ein namhafter französischer Kolonialpolitiker schreibt sogar diesem Einflusse einen grossen Teil des englischen kolonialpolitischen Erfolges zu. Erleichterungen in Ueberfahrt und Zollwesen müssten gewährt werden. Man wird weiter vielleicht gewisse Erleichterungen in den Formalien der Eheschliessung noch zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

billigen können, indem den Stationsleitern die Befugnis zur Eheschliessung beigelegt wird, um den Männern den Zutritt zur Ehe möglichst weit zu öffnen, wiewohl wir uns hier zu unserem Vorteile bereits von den Franzosen gerade durch die Anwendung des Auslandsehegesetzes unterscheiden. Das blosse Vorhandensein weisser Frauen wirkt auf eine Hebung des moralischen Standes in der Kolonie. Dass die Frauen von ehrenhaftem Lebenswandel sein müssen, schon um das Ansehen der Weissen bei den Farbigen — auf die der Anblick der weissen Frau ganz eigenartig wirken soll — nicht niederzuziehen, bedarf keiner Ausführung. Frauen anderen Sinnes gegenüber müsste von dem Rechte der Ausweisung Gebrauch gemacht werden.

Indessen, es werden nun darüber hinaus gesetzgeberische Schritte nicht zu entbehren sein. Wir müssen versuchen, der Vermehrung der Mischlingsbevölkerung vorzubeugen. Die Einwirkung wird dabei nach doppelter Richtung gehen müssen, damit nicht durch blosse Beseitigung der Ehe für die Unzucht Tür und Tor geöffnet wird.

Am schwersten zu treffen ist der aussereheliche Umgang. Man hat hierauf Strafdrohungen vorgeschlagen. Davon verspreche ich mir jedoch nicht viel, dass sich der Sykophant überall einschleicht. Man müsste dann wieder auf das Zeugnis der eingeborenen Frau ein massgebendes Gewicht legen. Nun könnte man ja die Wirkungen vielleicht erst dann eintreten lassen, wenn der Umgang Folgen zeitigt. Das wieder würde aber gewiss zur verbrecherischen Unterdrückung dieser Folgen verleiten. Ich möchte deshalb einer Bestrafung auch nur des Konkubinats nicht das Wort reden. Hier müsste durch die nota maculae geholfen werden: bei Beamten durch die Disziplin, bei Nichtbeamten durch Ausschluss von Ehrenämtern im weitesten Masse, wovon die Selbstverwaltungsordnung für Südwest erst einen Ansatz bedeutet. Die ausserehelicher Vaterschaft müsste ferner von Amts wegen festgestellt, das Kind möglichst in einer Anstalt untergebracht und der Erzeuger zu den Kosten herangezogen werden. Auf der anderen Seite würde man dann wohl den Mischlingen auch gewisse Vorrechte vor den Eingeborenen für Grunderwerb und dergl. einräumen können oder müssen. Denn schliesslich sind sie einmal Blut auch von unserem Blute, und das Blut wird sich stärker erweisen als alle Gesetze. Hinwieder liessen sie sich dann auch stärker als die Eingeborenen im eigentlichen Sinne zu Steuerleistungen heranziehen und für Regierungszwecke verwenden. Letztlich würde man aber auch die Gelegenheit zu Verfehlungen für den Weissen hinwegräumen müssen: dem dient die Einweisung von Farbigen in Reservate, der allmähliche Ersatz von farbigem Dienstpersonal durch weisses, was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich allerdings nur in einem beschränkten Masse wird ermöglichen lassen, und schliesslich, wofür ja in einzelnen Kolonien bereits der Anfang gemacht ist, die Fernhaltung mittelloser Weisser von kolonialem Boden, die sich erfahrungsgemäss über die Rassenschranken unbedenklicher hinwegsetzen als der Weisse in gesicherter Stellung.

Für die Versagung der Eheschliessung bestehen bereits im geltenden Rechte gewisse Möglichkeiten, auf die ich schon vor Jahr und Tag hingewiesen habe:

1. Unter der Voraussetzung, dass der Abschluss der Ehe zu einem polizeiwidrigen Zustande führen würde, könnten diejenigen Instanzen einschreiten, die mit der Handhabung der Polizeigewalt betraut sind; also namentlich die Gouverneure durch Verfügung im einzelnen Falle, aber auch allgemein durch Verordnung. Die Schwierigkeit ist freilich, die Grenze festzustellen, wann ein solcher Zustand vorhanden ist, mit anderen Worten, wann gerade solches Verbot notwendig wäre zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit oder zur Abwendung der der Allgemeinheit drohenden Gefahren. Dieser Massstab wird gerade an die zu Eingang erwähnten Verordnungen der Gouverneure in Südwest und Ostafrika anzulegen sein. Die Verordnung für Ostafrika kann die Prüfung ohne weiteres bestehen, weil sie dem Gouverneur nur die Vorbedingungen schafft für die nicht von der Hand zu weisende Erwägung, ob er einen Anlass für das Verbot der Ehe sieht. Dagegen ist mir die Fortdauer der rechtlichen Grundlage für die südwestafrikanische Verordnung nicht ausser Zweifel. Ihr Erlass war, wie ich zugebe, in den abnormen politischen Verhältnissen seinerzeit begründet. Die zeitlich unbeschränkte Wirksamkeit steht aber mit dem Gesetze nicht im Einklange; eine Verordnung kann ihrem Wesen nach nicht schlechthin für unzulässig erklären, was das Gesetz nicht verbietet.

2. Der Kaiser könnte, soweit es sich um Rechtsverhältnisse der Eingeborenen handelt, durch eine Verordnung eingreifen. Das liegt in seiner Schutzgewalt. Der Kaiser wäre also in der Lage, eine Anordnung dahin zu treffen, dass den Eingeborenen die Fähigkeit genommen wird, eine Ehe mit einem Weissen zu schliessen. Das wäre, wie ich früher einmal gezeigt habe, als Bestandteil des Eingeborenenrechts mit seiner negativen Wirkung von dem zur Beurkundung einer Ehe berufenen Beamten zu beachten. Nun hat der Kaiser durch Erlass vom 3. Juni 1908 den Reichskanzler ermächtigt, Vorschriften zu geben, die das Eingeborenenrecht betreffen, auch soweit Nichteingeborene beteiligt sind. Das ist in dieser Richtung bisher nicht geschehen. Ob die bisher von den Gouverneuren in Südwest- und in Ostafrika wegen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mischehen erlassenen Vorschriften durch die Kaiserliche Verordnung sanktioniert werden, ist keineswegs unzweifelhaft. Der Reichskanzler wäre aber jedenfalls in der Lage, die Vorschriften zur unanfechtbaren Geltung zu bringen.

3. Bei der Bedeutung des Gegenstandes und bei der nicht bloss gelegentlichen, sondern einschneidenden Rückwirkung auf die weisse Bevölkerung würde es sich jedoch empfehlen, nicht den Umweg über das Recht für die Eingeborenen zu wählen, sondern vorerst den Grundsatz der Unzulänglichkeit einer Eheschliessung mit Eingeborenen durch Gesetz auszusprechen, bezüglich der farbigen Frau sowohl wie gewiss nicht minder bezüglich eines farbigen Mannes. Diese Form hätte auch noch den Vorzug, dass durch sie eine Eheschliessung auf reichsdeutschem Boden getroffen würde, was bei der Tragweite einer bloss kolonialen kaiserlichen Verordnung doch Bedenken unterläge. Dass der Rechtsbegriff „Eingeborener" noch immer schwankend ist — bei den zahlreichen Abstufungen innerhalb der Eingeborenen bis zu einem gewissen Grade auch wohl immer schwankend bleiben wird —, braucht uns nicht zu schrecken; denn dieser Mangel macht sich schon jetzt nach den verschiedensten Richtungen hin geltend, wo eben der Gesetzgeber den „Eingeborenen" einmal unterschiedlich behandelt.

Es wäre aber hart und politisch kaum weitsichtig, wollte man diesen Grundsatz ausnahmslos hinstellen und nicht auch ein Ventil für Fälle schaffen, die einer individuellen Behandlung wert sind. Die Geschichte nennt z. B. Fälle der Lebensrettung durch eingeborene Frauen; es könnten auch wichtige Dienste um den Staat hier in Betracht gezogen werden, oder eine höhere Stufe der Intelligenz — die überhaupt, wenn sie allgemeiner würde, die gesetzliche Schranke über den Haufen werfen möchte — oder die Ausschaltung einer bestimmten Völkerschaft: man denke z. B. an die Bastards von Rehoboth. Allgemein und im voraus werden sich derartige Ausnahmen aber nicht bestimmen lassen. Hier müsste eine Begnadung im Sinne überlegter Rechtspolitik ermöglicht sein. Und als Organ hierfür wäre der Gouverneur am Platze, der allein die nach Zeit und Ort recht verschiedenen allgemeinen und persönlichen Verhältnisse abzuwägen und für die Bevölkerungspolitik seiner Kolonie die rechten Grundlinien festzulegen und einzuhalten in der Lage wäre. Bei Beamten z. B. und Soldaten wäre von der Regel schwerer abzugehen, bei farbigen Frauen auf höherer Stufe eher nachzugeben.

Berücksichtigt man, dass die Mischehe doch zum Glück ein verhältnismässig seltener Fall ist, so scheinen mir diese Vorschläge von Härten sowohl nach der einen wie von einer unzuträglichen Nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gibigkeit nach der anderen Seite hin frei zu sein; sie würden also auch weder bei Weissen noch bei den Farbigen mit Grund eine Verstimmung hervorrufen. Für die Zukunft wäre damit die Reinheit der weissen Rasse gesichert — soweit Gesetze solches vermögen und ohne den Gesetzen eine ewige Dauer zuzumessen.

Was aber einmal rechtsgültig zustande gekommen ist, das muss weiter gelten. Es würde das Zutrauen in die deutsche Amtierung schwer beeinträchtigen und ohne Not Märtyrer schaffen, wenn wir etwa rückwirkend die vor deutschen Standesbeamten abgeschlossenen Ehen nun für unwirksam erklären und Personen, die bisher zu den Weissen gezählt wurden, den Eingeborenen zuschieben wollten. Mit seinen Kindern aus der Mischehe würde damit auch der weisse Vater unter die Farbigen gedrängt werden. Ich meine, das bisher legal eingedrungene farbige Blut kann im gegenwärtigen Stande, wenn nur weiterer Mischung ein Damm gesetzt ist, von uns noch aufgesogen werden.

Wohl aber möchten sich Sicherungsmassnahmen bei allen Mischehen empfehlen, für die Vergangenheit sowohl wie für die Zukunft. Ein Gesichtspunkt drängt sich hier auf, der nicht selten in ähnlichen Fällen begegnet: in der alten Kirche bei den Neophyten oder in modernen Staatsgesetzen, wenn sie einen Naturalisierten trotzdem noch nicht zu allen politischen Rechten zulassen. Es wäre z. B. zu erwägen, ob die farbige Frau für alle Zeiten oder nur für die Dauer der Ehe die Reichsangehörigkeit durch die Ehe erworben haben solle — nach Lösung der Ehe wäre vielleicht die Frage einer Renaturalisation auf Grund der ganzen Sachlage erneut zu prüfen. Oder ob das gesetzliche Erbrecht der Frau im vollen Umfange, namentlich auch bei einer Konkurrenz mit weissen Verwandten, zustehen, ja, ob nicht der Mann in der Testierfreiheit zugunsten der farbigen Frau überhaupt beschränkt werden sollte. Die Franzosen zur Zeit des ancien régime hatten Beschränkungen in der Zuwendungsmöglichkeit, da die Ansammlung von Vermögen in der Hand von Eingeborenen und Mischlingen nicht ohne Grund als politische Gefahr betrachtet wurde. Aehnliches wäre auch für die Kinder aus einer Mischehe zu erwägen. Ich halte es für durchaus begründet, ihnen nur ein Mindermass von politischen Rechten einzuräumen. Doch möchte ich an dieser Stelle über diese Anregungen hinaus nicht in Einzelheiten eintreten. Nur auf eines noch möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. Wir können die Kinder aus gemischten Ehen nicht in die frühere gesellschaftliche Schicht zurückfallen lassen. Sie haben als Weisse — dem Gesetze nach — das Recht zur Eheschliessung mit Weissen. Doch scheint es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mir unangebrachter Zwang zu sein, der sich gegen den Druck der Verhältnisse verschliesst, wollte man auch für sie wie für die reinweisse Bevölkerung diese Ehe zur grundsätzlich allein möglichen machen. Den Mischlingen könnte man die Ehe mit einer Farbigen ruhig offen lassen, müsste für diesen Fall aber bestimmen, dass ihre Kinder der ärgeren Hand folgten, vielleicht auch dass sie selbst in ihrer politischen Rechtstellung eine Einbusse erlitten.

Eines Punktes wäre schliesslich noch zu gedenken, bei dessen Nichtberücksichtigung all unsere Massnahmen eine Halbheit wären. Die ganze Auffassung, von der wir ausgegangen sind, ist natürlich eine nationale. Die Rechtsordnung, in deren Kreis wir uns bewegen, muss zunächst eine nationale sein, die durch den Staat selbständig bestimmt wird. Der Staat der Gegenwart aber ist nicht abgeschlossen; die Kolonien sind es ganz gewiss nicht. Daraus ergeben sich auch für unsere Frage sogleich Folgerungen, denen wir begegnen müssen. Wenn die Ehe nicht auf deutschem, sondern auf fremdem Boden eingegangen würde, so müssten wir sie gelten lassen, zumal wenn sie mit einer Eingeborenen des anderen Landes geschlossen wäre; oder wir schüfen eine relative Unwirksamkeit der Ehe, einen unbefriedigenden Zustand — Wirksamkeit jenseits, Nichtachtung diesseits — der einen internationalen Rückschlag äussern könnte. Das muss vermieden werden. Die nationale Rechtsordnung müsste ihre Ergänzung in einer internationalen finden. Soweit es erforderlich und angemessen erscheint, wäre zu diesem Behufe eine Verständigung mit den kolonialen Nachbarstaaten anzubahnen.

IV.

Wenn ich die Summe aus diesen Erörterungen ziehe, so möchte ich mich zu folgenden Wünschen bekennen:

1. Ausbau der amtlichen Ermittelung oder doch der Mitteilung von Fällen der Mischehe unter Feststellung der Staatsangehörigkeit oder Stammeszugehörigkeit beider Teile, ihrer Religion und des Geschlechts der aus diesen Ehen stammenden Kinder.
2. Gesetzliches Verbot der Eheschliessung zwischen Weissen und Eingeborenen; jedoch mit der Möglichkeit für den Gouverneur, im einzelnen dazu angetanen (seltenen) Falle eine Nachsicht zu gewähren.
3. Die bisher geschlossenen Mischehen bleiben wirksam.
4. Die farbige Frau und die Kinder aus der Mischehe erwerben die Reichsangehörigkeit. Eine Minderung der politischen Rechtsstellung der Mischlinge ist zu empfehlen. Für den Fall der Verheiratung des Mischlings mit einer Farbigen fallen deren Kinder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den Stand der Eingeborenen zurück. Zu erwägen sind Schranken in der Erbberechtigung der Ehefrau und der Kinder gegenüber dem weissen Manne.

5. Unerlässlich ist eine Regelung der Folgen des ausserehelichen Umgangs. Keine Bestrafung des Erzeugers, aber amtlich überwachte Erziehung der Kinder auf seine Kosten.
6. Um eine Umgehung des Eheverbots durch Eheschliessung im Auslande zu vermeiden, wäre eine Verständigung mit den kolonisierenden Nachbarstaaten anzustreben.

Ob man sich nun diesen Vorschlägen anschliesst oder wie man sich zu ihnen im einzelnen stellen mag, in dem einen glaube ich doch unser aller Ansicht zusammenfassen zu dürfen mit den Worten, die der Kenner kolonialen Wesens, die Mirbt in seinem trefflichen Werke über „Mission und Kolonialpolitik" uns einschärft: „Es handelt sich hier um eine die höchsten Interessen des deutschen Kolonialreichs berührende Frage. Sie steht ausserhalb aller konfessionellen und kirchlichen Gegensätze und wird nicht aus eng ‚pietistischem' Gedankenkreise heraus gestellt; wir wollen hoffen, dass sie die Antwort findet, die dem sittlichen Niveau des deutschen Hauses entspricht."

Der Vorsitzende, Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner**, Berlin, dankt dem Vortragenden für seine inhalts- und anregungsreichen Ausführungen und insbesondere dafür, dass er die Frage der Mischehen nicht vom rein juristischen Standpunkte aus betrachtet, sie vielmehr im ganzen ersten Teil seines Vortrages unter historisch-politischen Gesichtspunkten erörtert habe. Denn es liege hier in der Tat das grundlegende Problem der kolonialen Bevölkerungspolitik vor. Der Vorsitzende fordert auf, in die Diskussion einzutreten, indem er sich selbst einige Bemerkungen für den späteren Verlauf der Diskussion vorbehält. An dieser Stelle wolle er nur noch mitteilen, dass der vom Vortragenden hervorgehobene Mangel eines übersichtlichen internationalen Materials voraussichtlich in absehbarer Zeit behoben sein werde, da das Institut Colonial International bereits mit einer Sammlung der einschlägigen Verhältnisse und Bestimmungen bei den verschiedenen Kolonialnationen begonnen habe.

Rechtsanwalt Dr. **Holländer**, Hamburg: Es ist für die Schutzgebiete mit Ausnahme von Kiautschou nach geltendem Recht der § 3 des Schutzgebietsgesetzes in Verbindung mit den § 19 KGG. und Art. 13 EG. zum BGB. massgebend. Der Standesbeamte muss nach dem Rechte des Staates bzw. des Stammes, dem die Nupturienten angehören, für jeden Ehegatten die Frage entscheiden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Kiautschou ist die Frage geregelt durch die Verordnung, welche bei Mischverhältnissen die Anwendung des deutschen Rechts vorschreibt.

Prof. D. **Haussleiter.** Halle: Es muss vor der Oeffentlichkeit festgestellt werden, dass auch die Mission die sog. Mischehen als durchaus unerwünscht ansieht und deshalb ihre Eingehung zu verhindern sucht. Wenn aber ein weisser Mann, der in ein solches Verhältnis geraten ist, in demselben monogamisch lebt und den redlichen Willen hat, Frau und Kinder durch irgendeine Form von Eheschliessung zu legitimieren, so darf ihm das nicht unmöglich gemacht werden. Im Unterschiede von jenen andern, die ihre eigene Nachkommenschaft verleugnen, ist er bereit, alle gesellschaftlichen Nachteile auf sich zu nehmen, um nur seinen Kindern die Wohltat einer Familienerziehung zu verschaffen. Dadurch dient er der Kolonie besser, als wenn er seine Frau einfach verlässt und seine Nachkömmlinge der Schar jener vaterlosen Kinder zuweist, deren Erziehung und Versorgung eine so schwere, verantwortungsvolle Aufgabe ist, dass sich bis jetzt niemand ausser der Mission an sie herangewagt hat. Darum erscheint eine gesetzliche Entziehung des Selbstbestimmungsrechtes gegenüber den wenigen weissen Männern, die entschlossen sind, in der geeigneten Weise die Folgen ihres Lebens zu tragen, als Härte und Rechtsverkürzung.

Noch drückender ist die Lage für die eingeborene Frau, zumal, wenn sie etwa einem Bastardstamm angehört, dessen Glieder an Erziehung und Gesittung auf der Höhe mancher Burenfamilien stehen. Wegen mangelnder standesamtlicher Eheschliessung muss nach den geltenden Verordnungen auch die christliche Trauung verweigert werden, und das zieht wiederum den Ausschluss aus der Abendmahlsgemeinde nach sich, so dass ein andauernder Gewissenszwang entsteht. Hier muss Abhilfe getroffen werden. Ein Anfang dazu wurde durch den Antrag des Gouvernementsrates in Windhuk gemacht, wenigstens den Ehepaaren, die v o r der Bekanntmachung der staatlichen Eheverweigerung zusammenlebten, nachträglich die Eheschliessung zu gewähren.

Was unserm Ansehen schadet und unsere Zukunft gefährdet, liegt zurzeit nicht mehr auf dem Gebiet vereinzelter Eheschliessungen, sondern auf dem Gebiet des ungeordneten Verkehrs weisser Männer mit eingeborenen Frauen. Hier muss mit aller Energie durch Förderung deutschen Familienlebens, durch Einführung einer Alimentationspflicht und vor allem durch Vertiefung des öffentlichen sittlichen Bewusstseins Besserung erstrebt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsdirektor **A. W. Schreiber,** Bremen: Die Frage der Mischehen ist in Deutschland vor zwei Jahren zuerst in Berlin durch die Deutsche Kolonial-Gesellschaft aufgerollt. Es kam zu einer Besprechung in der Presse, die zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt hat. Die Erörterung ist aufs neue aufzunehmen, namentlich durch Darstellung der von Holland und England getroffenen gesetzlichen Bestimmungen. Zur Lösung dieser überaus wichtigen, schwierigen Frage müssen alle Beteiligten, Männer der Praxis und Wissenschaft, sich die Hand reichen.

Wirkl. Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner,** Berlin: Der Herr Vortragende hat in seinen einleitenden interessanten historischen Ausführungen ausgesprochen, dass das Problem der kolonialen Rassenmischung ein völlig anderes sei als das Problem der Rassenmischung innerhalb Europas. Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, dass Rassenmischungen mit afrikanischem und asiatischem Einschlag doch auch in Europa selbst gerade unter den Kolonialnationen eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben und in ihren Folgewirkungen noch spielen. Denken Sie an die bunte Mischung der Rassen in Sizilien, in Süditalien, vor allem aber in Portugal und teilweise auch in Spanien. Derartige Mischungen mit afrikanischem Blute haben rückwirkend auch für kolonisatorische Unternehmungen in der Neuzeit wichtige Folgen gehabt. Zum Beispiel weist Zimmermann in seiner „Kolonialpolitik" mit Recht darauf hin, dass Portugiesen und Spanier eben infolge dieser Blutmischung erfahrungsgemäss in manchen Gegenden der Erde lebens- und fortpflanzungsfähig seien, wo dies bei anderen europäischen Nationen nicht der Fall sei. Auf der anderen Seite hat die Neigung jener Völker zur Vermischung mit Eingeborenen aller Farben wiederum auch die schädlichsten Folgen gezeitigt. Der Herr Vortragende hat dies bereits in bezug auf Ostasien erwähnt. Hier haben in der Tat die Portugiesen infolge ihrer starken Vermischung eine andere und mindere soziale Stellung als alle anderen Europäer auch in dem Bewusstsein der Chinesen selbst. Aehnliches gilt auch für Afrika; insbesondere haben mir genaue Kenner Westafrikas versichert, dass dort die Portugiesen infolge ihrer starken Tendenz zur Bastardierung selbst in den Augen der Neger deutlich von der Gesamtheit der anderen Europäer unterschieden werden. Es liegt eine gewisse Tragik in dem Schicksale dieser ältesten europäischen Kolonialnation und zugleich eine ernste Warnung für alle anderen kolonisierenden Völker.

Die stark vorgeschrittene Tagesstunde erlaubt mir nicht mehr, auf die juristischen Ausführungen des Herrn Vortragenden einzugehen, so sehr das Problem mich im Zusammenhange meines eigenen Arbeits-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebietes gerade nach dieser Richtung lockt. Ich kann den Ausführungen des einen der Herren Vorredner in der Debatte nur beitreten, dass die augenblickliche Rechtslage auf diesem Gebiete noch viel Arbeit zur Klärung erforderlich macht. Aber gerade als Kolonialjurist möchte ich hier, wie ich schon im Eingang der Debatte angedeutet habe, wiederholen, dass die wichtigste und fruchtbarste Arbeit zur Lösung des Problems nicht durch Gesetze und Verordnungen, sondern durch positive bevölkerungspolitische Massnahmen, insbesondere durch die Förderung der Einwanderung deutscher Frauen in unsere Kolonien geleistet werden muss.

Gerichtsassessor a. D. Dr. **Wilke**, Berlin: Ich lege Wert darauf, das Wort des Herrn Professors Haussleiter zu unterstreichen, dass auch die Missionskreise selbstverständlich Ehen zwischen Weissen und Schwarzen nicht gefördert wissen wollen, sondern sie für etwas Unglückliches halten. Aber wenn man solche Ehen entschieden verwirft und sie für etwas Nichtgeziemendes, Nichtstandesgemässes erklärt, sollte man das zum allermindesten ganz ebenso entschieden tun bezüglich des Konkubinats zwischen Schwarz und Weiss. Ich meine, es sollte in Afrika nicht mehr als standesgemäss gelten, wenn ein Offizier oder Beamter eine schwarze Konkubine hat. Es sollte nicht mehr vorkommen, dass man Gäste dadurch zu ehren und zu erfreuen sucht, dass man schwarze, nackte Weiber Tänze vor ihnen aufführen lässt. Es sollte auch in der Heimat nicht mehr vorkommen können, dass in Theaterstücken solche Konkubinatsverhältnisse als etwas dem deutschen Beamten Wohlanstehendes geschildert werden. Sie werden dem Mutterlande und der Kolonie einen grossen Dienst leisten, wenn Sie mithelfen, unter Beamten- und Offizierskreisen für eine charakterfeste, sittliche, reine Lebensführung zu werben.

Professor Dr. **Fleischmann**, Halle: Das mir verstattete Schlusswort muss wegen der weit vorgerückten Zeit kurz gehalten werden; kann es aber auch. Denn die Herren, die sich zu meinem Vortrage geäussert haben, sind in keiner Weise zu meinen Ausführungen in Gegensatz getreten. Ueber einzelne Paragraphen wird ja hier nicht gestritten. Ich habe mich auch enthalten, sie fortgesetzt heranzuziehen. Das Wichtigere ist hier nicht das formal Juristische, sondern der soziale Kern der Sache, und hier freut es mich ganz besonders, dass ich auch bei den Vertretern der Mission keine ausgesprochene Ablehnung erfahren habe. Die Schwierigkeiten einer Regelung, wie ich sie vorschlage, verkenne ich ganz und gar nicht. Das ist es auch,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weshalb ich mich begnügt habe, Ihnen meine Wünsche für eine Aenderung zu unterbreiten, ohne Sie nach der bisherigen Vorbereitung schon zu einer Stellungnahme durch Resolution zu veranlassen.

Reform des Eingeborenenrechtes.

Von Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer**, Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Schon auf dem ersten deutschen Kolonialkongress im Jahre 1902 wurde die Bedeutung des Eingeborenenrechts, unter welchem ich hier nur die Stammesrechte verstehe, für die Kolonialverwaltung betont, und auf dem Kongress des Jahres 1905 wurde einstimmig die auf meinen Antrag von der dritten Sektion eingebrachte Resolution angenommen, nach welcher eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen für erforderlich erachtet wurde. Wiederholt ist dann später im Deutschen Reichstage dieser Gegenstand erörtert, und am 2. Mai 1907 gelangte daselbst die Resolution Ablass zur Annahme, durch welche der Reichskanzler ersucht wurde, alsbald das über das Eingeborenenrecht in den deutschen Schutzgebieten vorhandene Material zu sammeln, zu sichten und eine authentische Sammlung der Rechtsgebräuche der Eingeborenen herstellen zu lassen. Diesen Anregungen verdankte die von dem Staatssekretär des Kolonialamtes im Jahre 1907 einberufene, aus Sachverständigen und Parlamentariern zusammengesetzte Kommission für die Erforschung des Eingeborenenrechts ihre Entstehung. Dieselbe begann sofort ihre Tätigkeit, einigte sich über allgemeine Grundsätze und arbeitete einen kurzen Fragebogen aus, der in die Kolonien versandt wurde, und auf den bereits eine Reihe von Antworten, besonders aus der Südsee, eingelaufen ist. Auch die internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, die ihr Arbeitsgebiet auf die ethnologische Jurisprudenz erstreckt und zuerst die Notwendigkeit einer solchen Sammlung hervorgehoben hat, entsandte in der Erkenntnis, dass sich das Recht dieser primitiven und Halbkulturvölker nicht von den übrigen soziologischen Erscheinungen des Volkslebens loslösen lasse, und nur aus der Gesamtheit aller dieser sozialen Phänomene richtig verstanden werden könne, mit Unterstützung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, der Missionen und verschiedenen ausländischen Regierungen in die Kolonien auch fremder Staa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten eine ausführliche Fragesammlung, auf welche ebenfalls schon eine Reihe von Auskünften eingelaufen ist.*)

Unter solchen Umständen erscheint es nicht erforderlich, in diesem Kreise heute noch einmal auf die grosse Wichtigkeit des Eingeborenenrechtes für Kolonisation und Wissenschaft hinzuweisen. Längst ist ja die Ansicht überwunden, als ob die sogenannten „Wilden" überhaupt jedes Rechtes bar wären. Längst hat man erkannt, dass auch dort der Verkehr der Menschen nach einer bestimmten, oft sehr detaillierten Ordnung sich regelt, ohne die eben das Leben in einer Gemeinschaft nicht möglich ist. Wollte man hier das Bestehen eines Rechtes leugnen, weil es sich noch nicht überall von Sitte und Religion differenziert hat, so müsste man auch die Existenz eines solchen beispielsweise bei den Mohammedanern verneinen, denen der Koran die Quelle zugleich der Religion wie des Rechtes bildet. Ja, manche Rechtsbräuche der Eingeborenen, die uns heute als singularitates juris anmuten, galten bis noch vor nicht gar langer Zeit auch in europäischen Kulturstaaten.

Es ist nun ein von der modernen Kolonisation anerkannter Grundsatz, dass die Rechtspflege über die Eingeborenen in ihren Beziehungen unter sich nur auf ihr eigenes Recht gestützt werden kann. Ein ihnen aufgepfropftes Kulturrecht, wie etwa das römisch-germanische, das wir so gern als ratio scripta betrachten, ohne an seinen allmählichen Werdegang zu denken, würden sie nur als eine Willkür empfinden. Das Recht eines Volkes muss mit ihm geboren sein, organisch aus ihm emporwachsen. Man kann es nicht „wie ein chemisches Produkt gleichsam in einer legislativen Retorte destillieren, um es den Massen wohl dosiert als ein Allheilmittel zu verabreichen".

Ebensowenig aber ist zu leugnen, wie ich schon an anderer Stelle bemerkt habe, dass das Mutterland, auch wenn es durch Verträge den Eingeborenen die Wahrung ihrer Stammesrechte zugesagt hat, zum Schutze von Freiheit, Leben und Gesundheit seiner Untertanen, zur Sicherung von Verkehr und Vermögen keine der Erfüllung seiner zivilisatorischen Aufgaben widerstreitenden Institutionen dulden darf. Erwähnt sei hier nur der verderbliche Einfluss des Schamanentums auf die Rechtsprechung.

Demgemäss muss ein Eingriff in das Eingeborenenrecht stattfinden. Dasselbe ist nach der kulturellen Richtung hin weiter zu ent-

*) Der erste Fragebogen wurde von dieser Vereinigung schon im Jahre 1904 versandt. Seine Ergebnisse sind in dem Buche „Rechtsverhältnisse der eingeborenen Völker in Afrika und Ozeanien", Berlin 1905, niedergelegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wickeln. In diesem Sinne kann man also von einer Reform des Eingeborenenrechtes reden.

Ich beschränke mich im folgenden nur auf das materielle bürgerliche Recht, da eine Ausdehnung meines Berichts auf Prozessrecht, Strafrecht und -verfahren innerhalb der mir gesteckten kurzen Frist nicht möglich erscheint.

Bisher hat man die Reformen fast nur der praktischen Judikatur und dem Einfluss überlassen, den die Berührung mit der europäischen Gesittung und insbesondere die Tätigkeit der Missionen auszuüben vermochten. Die Gesetzgebung hielt sich in allerengsten Grenzen. Abgesehen von einigen Verordnungen über Arbeitsverträge, Kreditgeschäfte, Sklaverei und einer Eheverordnung für Neu-Guinea, ist auf dem Gebiet des in Betracht kommenden bürgerlichen Rechtes eigentlich nichts geschehen.

Es liegt nun die Frage nahe, inwieweit die Rechtsprechung und der Verkehr von Weissen und Farbigen die zur Erörterung stehende reformatorische Aufgabe zu erfüllen vermögen.

Die Judikatur über die Eingeborenen, soweit sie nicht von diesen selbst ausgeübt wird, ruht in den Händen von Verwaltungsbeamten, die oft nicht einmal juristisch geschult sind, wie Sekretäre und subalterne Militärpersonen. Die Bezirksamtmänner selbst sind vielfach junge Assessoren, die nicht einmal mit der Sprache, geschweige denn mit den Rechtsinstitutionen ihrer Gerichtseingesessenen vertraut sind. Weder das Berliner Seminar für orientalische Sprachen, noch das Kolonialinstitut in Hamburg haben das Eingeborenenrecht als eine besondere Disziplin in ihren Lehrplan aufgenommen. Man vermeint, dass die von Philologen oder Forschungsreisenden vorgetragene Landeskunde ausreiche, um den jungen Beamten mit dem erforderlichen Rüstzeug für die Erfüllung seiner schweren und verantwortungsvollen Aufgabe zu versehen. Mit gleichem Fug könnte man auch auf unseren Hochschulen den Unterricht über ausländisches Recht einem Geographen anvertrauen. Nur auf Grund eines genauen Studiums der vergleichenden Rechtswissenschaft, deren Ziele die Feststellung von Urrecht und Weltrecht bilden, ist es möglich, aus dem von den Ethnographen beschafften Material die Rechtsgedanken zutreffend herauszuschälen und sie der Anwendung nutzbar zu machen. Wie soll ein solcher Eingeborenenrichter zu einem Reformator des Eingeborenenrechtes werden? Daher wird auch von Männern, die lange in der kolonialen Praxis gestanden haben, als erste notwendige Voraussetzung einer Reform auf dem Gebiet der Eingeborenen-Rechtspflege eine besondere Qualifikation des Richters gefordert, die unter anderem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch durch eine Prüfung in Landessprache und Eingeborenenrecht (neben der Kenntnis allgemeiner Rechtskunde) nachzuweisen sein würde. Bedingung dazu wäre, dass jene Anstalten, die gewissermassen das Monopol für die Ausbildung unserer Kolonialbeamten beanspruchen, das Eingeborenenrecht als einen obligatorischen Lehrgegenstand aufnehmen. Dieser Unterricht hätte sich dahin zu gestalten, dass zunächst die Grundzüge des Rechts der Eingeborenen unserer afrikanischen und ozeanischen Kolonien kurz dargestellt werden und dann die Rechte einzelner hauptsächlichster Stämme herausgegriffen werden.*)

Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, die Rechte der in Betracht kommenden Stämme seien so verschieden, dass man nicht allgemeine Grundsätze für gewisse Kategorien aufstellen könne. Man kann sehr wohl von einem Recht der Bantu, der Melanesier, ja von einem Negerrecht im allgemeinen reden, ganz abgesehen von dem islamitischen Recht, dessen Kenntnis von ganz besonderer Wichtigkeit vornehmlich in Ostafrika ist.

Dazu müsste dann eine neue Regelung der Kompetenz der Eingeborenenrichter sich gesellen. Die Obergerichte und eventuell das neu zu schaffende Reichskolonialgericht müssten auch hier für eine einheitliche Rechtsprechung in den Hauptprinzipien Gewähr leisten.

Allein, alles das würde nicht ausreichen, um das gesteckte Ziel in befriedigender Weise zu erreichen. Die Rechtspflege über die Eingeborenen krankt materiell m. E. daran, dass man dem Richter nicht nur eine grosse Latitude verleiht, sondern ihn auch teilweise zum Gesetzgeber selbst erhebt. Es erscheint mir geradezu verhängnisvoll, anzuordnen, wie es geschehen ist, dass der Richter das Eingeborenenrecht nur insoweit anwenden solle, als es nicht gegen die gesunde Vernunft und die guten Sitten verstosse oder, wie es im Artikel 75 des Reglements für die Verwaltung von Niederländisch-Indien heisst, insoweit, als es nicht allgemeinen Grundsätzen der aequitas und justitia zuwider läuft. In jedem Kopfe spiegelt sich die Welt anders, und nicht nur die Philosophen streiten über das, was vernünitig, gerecht und billig ist. Man denke nur an die divergierenden Ansichten über Polygamie und Mischehe. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, dass der Richter nicht im Einzelfalle zu prüfen habe, ob eine Handlung gegen die guten Sitten verstosse, er soll nur nicht die Macht haben, über die Geltung von Rechtssätzen, vielleicht ganzen Rechtssystemen aus diesem Gesichtspunkt zu befinden.

*) In dieser Weise hat der Verfasser selbst Vorlesungen über Eingeborenenrecht gehalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu erwägen ist endlich, dass nur ein geringer Teil der hier in Betracht kommenden umfangreichen Materie zur richterlichen Kognition gelangt. Gerade dort, wo eine Reform vielleicht am wünschenswertesten ist, wird der Geschädigte unter dem Druck seiner Volksgenossen sich hüten, die Angelegenheit vor das Forum eines Weissen zu bringen. Und wo kein Kläger ist, da fehlt der Richter.

Auch der blosse Verkehr der Eingeborenen mit den Kulturnationen wird das Recht der ersteren nicht erheblich und sicherlich nicht schnell genug zu bessern vermögen. Freilich ändern sich unter dem Einfluss der Weissen, der Wirksamkeit von Missionen und Schulen, durch die vom Mutterland geschaffenen Einrichtungen die Lebensbedingungen und damit teilweise die Rechtsauffassungen der Eingeborenen. Bald pflegt z. B. die reine Naturalwirtschaft der teilweisen Geldwirtschaft zu weichen, das Obligationenrecht neue Rechtsfiguren aufzunehmen, der Begriff des Individualeigentums sich allmählich schärfer auszugestalten, der Geschlechterstaat in den territorialen hineinzuwachsen. Aber alle diese Umgestaltungen geschehen nicht sprunghaft, und neben den einer beschleunigten Wandlung unterliegenden Institutionen des Verkehrsrechtes gibt es eine bei weitem grössere Anzahl mit dem Volke innig verwachsener Einrichtungen, an die der Einfluss der Europäer nicht heranreicht oder wo er wenigstens vorläufig machtlos abprallt. Es ist das im wesentlichen die Domäne des Familienrechtes, aber auch des Prozessverfahrens vor den Eingeborenenrichtern mit Zauberei und Ordal. So dankenswert auch die nicht hoch genug zu veranstaltende Arbeit der Missionen auf diesem Gebiete ist, so kann dieselbe doch nur ganz allmählich Raum gewinnen und nur ein verhältnismässig geringes Segment des Volkes erfassen, von dessen gutem Willen es dann mehr oder minder abhängt, ob es nicht bei sich bietender Gelegenheit den Firnis der Christianisierung wieder abstreift. (Vergleiche den Aufsatz des Verfassers: „Die Erforschung und Kodifikation des Eingeborenenrechts" in „Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft", 1907. S. 863.)

Von Wichtigkeit für eine möglichst schnelle Entwickelung des Eingeborenenrechtes nach der kulturellen Seite ist aber noch ein anderer Gesichtspunkt: nämlich die Gefahr der Islamisierung, welche vornehmlich für Ostafrika, Kamerun und Togo in Betracht kommt. Bereits auf dem deutschen Kolonialkongress von 1905 wurde hervorgehoben, dass der Islam als eine Religionsmacht eine geistige Macht bilde, die nur mit geistigen Mitteln bekämpft werden könne. Gerade dort, wo wir die Vorherrschaft europäischer Rechtsanschauungen wünschen müssen, tritt uns der Islam feindlich gegenüber. Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erinnere an das Institut der Sklaverei, die Viel- und Kaufehe, deren leichte Löslichkeit, die damit zusammenhängende niedrige soziale Stellung des Weibes, welches juristisch fast zu einer Sache herabgewürdigt ist. Hier begegnen sich die Anschauungen der Eingeborenen mit dem Mohammedanischen, und es würde sich zweifellos die unerwünschte Islamisierung beschleunigen, wenn ihm nicht durch die Reform des Eingeborenenrechts hier ein geistiger Damm entgegengesetzt wird.

Wie ist nun die Reform zu bewerkstelligen?

Ein grosser Teil der Aufgabe wird dem kolonialen Strafgesetz zufallen. Dass ein solches geschaffen werden müsse, darüber herrscht kaum noch ein ernsthafter Streit; dasselbe wird alle diejenigen Handlungen unter Strafe verbieten müssen, welche nach unserer Auffassung widerrechtlich Leben, Gesundheit und Vermögen der dortigen Bewohner gefährden, wenn sie auch nach der Auffassung der letzteren selbst nicht als Delikte erscheinen. Ich denke dabei an Blutrache, Pfandknechtschaft, Sklaverei, Tötung und Aussetzung von Kindern, Missgeburten, Zwillingen, deren Müttern, Greisen, die Preisgabe von Weibern und Kindern durch den Hausherrn, die den Diebstahlsbegriff und die Unantastbarkeit vorhandenen Eigentums auflösenden Auswüchse des Kommunismus. Diese Bräuche werden dann als unerlaubte Handlungen auch zivilrechtlich keine rechtsverbindliche Wirkung mehr äussern dürfen. Man kann die Duldung nicht so weit treiben, wie einst die Römer bei der Unterwerfung Galliens, wo sie die Menschenopfer der Druiden erst hundert Jahre nach der Okkupation untersagten.*)

Anderseits aber muss das Strafrecht von dem bürgerlichen Rechte, mit dem ich mich hier zu befassen habe, unterstützt werden. Darum bedarf es in erster Linie einer Feststellung dessen, was in dieser Hinsicht in den Kolonien Rechtens sein soll.

Man hat oft schlechthin von einer Kodifikation des Eingeborenenrechtes gesprochen und sich vielfach mit Lebhaftigkeit dagegen gewandt. Es ist alles vorgebracht worden, was auch schon früher gegen die Kodifikation der Kulturrechte gesagt ist, was die Romanisten für die Aufrechterhaltung des gemeinen Rechtes geltend gemacht haben und die konservativen Engländer noch heutzutage zur Rechtfertigung der „glorious uncertainty of the common law" anführen. Und doch haben alle Kulturstaaten ihre Rechte kodifiziert, und selbst im anglo-

*) Vergl. den vorerwähnten Aufsatz: Die Erforschung und Kodifikation des Eingeborenenrechts. Seite 849.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

amerikanischen Bereiche sind die Verkehrsrechte in Acts niedergelegt. Noch nie hat sich die Kodifikation als ein Hemmnis der Entwickelung des Rechtes erwiesen; sie schafft die für eine gedeihliche Rechtsanwendung notwendige Gewissheit. Für sie trifft das Wort Macaulays zu: „Uniformity, when you can have it, diversity, when you must have it, but in all cases certainty."

Um so weniger wird bei dem Eingeborenenrecht seine Festlegung ein Hemmnis der kulturellen Ausgestaltung desselben darstellen können, als man die Fortbildung des Gewohnheitsrechtes neben und selbst gegen diese Feststellung nicht wird ausschliessen können. Ja, die Festlegung soll ja, wie wir sehen, gerade die kulturelle Entwickelung fördern.

Klar aber werden muss man sich über das, was hier unter Kodifikation zu verstehen ist. Man darf sich darunter, wie ich wiederholt hervorgehoben habe, nicht ein modernes europäisches Gesetzbuch mit abstrakten Normen vorstellen. In diesen Fehler sind die Franzosen bei ihren Kodifikationsversuchen verfallen. Es mutet sonderbar anachronistisch an, wenn man in der Kodifikation der Coutumes der Agni von Villamur und Delafosse Definitionen über das Eigentum wie im napoleonischen Gesetzbuch oder gar ein ganz modernes Rechtssystem findet. Eine solche Methode wirkt lächerlich, entbehrt jedes Lokalkolorits und birgt die grosse Gefahr, dass moderne Vorstellungen in die mehr oder minder primitiven Anschauungen hineingetragen werden. Die Schwiegerscheu, die Tobiasnächte, das Männerkindbett, die Blutbrüderschaft, die Milchverwandtschaft, das Dharnasitzen und anderes lässt sich nicht in einem abstrakten Gesetzesartikel wiedergeben. Es soll kein Gesetzbuch, sondern ein Rechtsbuch sein. Es muss, wie ich auch schon an anderer Stelle betont habe, sich der beschreibenden Form bedienen, und so mehr den Charakter der Sammlung behalten, also eine Art von Digesten des Eingeborenenrechtes bilden. Diese ganze Darstellung ist in ein übersichtliches System einzuordnen.

Von einer einfachen Sammlung der Rechtsgebräuche der Eingeborenen unterscheidet sich das so gedachte Werk sowohl durch seine Authentizität, als durch die in ihm dem Richter aufzuerlegende Pflicht, dasselbe, natürlich mit freier Auslegung, in erster Reihe bei seiner Rechtsprechung zu berücksichtigen oder in dem Urteil zu begründen, weswegen er dies unterlassen hat. Damit ist dem Richter auf der einen Seite die nötige Freiheit, der Regierung die Möglichkeit einer weiteren Vervollkommnung des Rechtsbuches gegeben, auf der an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Seite eine ausreichende Garantie für die Anwendung des richtigen Rechtes geschaffen.

Freilich lässt sich nicht ein allgemeines bürgerliches Rechtsbuch für alle unsere Kolonien schreiben, sondern immer nur ein solches für einzelne Hauptstämme; höchstens die allgemeinen einleitenden Vorschriften könnten überall die gleichen sein. Aber schon in dieser Beschränkung wird sich der wohltuende Einfluss der Reform geltend machen. Es wäre eine sonderbare Motivierung, nichts zu veranlassen, weil man nicht alles machen kann. Gerade die Schwierigkeit der Arbeit sollte ein Ansporn dafür sein, sie sobald als möglich zu beginnen.

Es kann in der mir zu Gebote stehenden beschränkten Zeit nicht meine Aufgabe sein, Ihnen im einzelnen den Inhalt eines solchen Eingeborenenrechtsbuches darzulegen, wie es sich nach meiner Ansicht gestalten müsste. Nur in grossen Zügen will ich die Art seiner Abfassung zu skizzieren versuchen, wie ich es auch schon anderweitig getan habe.

In den einleitenden Bestimmungen wäre das räumliche und zeitliche Anwendungsgebiet des betreffenden Rechtes abzugrenzen und müssten Vorschriften über die seiner Herrschaft unterworfenen Personen gegeben werden. Dem Vorbilde des italienischen kolonialen Gesetzgebers und den Regeln des internationalen Privatrechtes gemäss hätte, wenn auch mit notwendigen Einschränkungen, das Personalstatut der Eingeborenen über ihre Rechts- und Geschäftsfähigkeit zu entscheiden. Besondere Bestimmungen wären über die Bastarde erforderlich. An die Einleitung hätte sich das Personenrecht im allgemeinen zu schliessen. Hier ist zu verhandeln über: Minder- und Grossjährigkeit, die rechtliche Wirkung der Namengebung, Pubertät und Jünglingsweihen, die Befugnisse gewisser Kasten und Volksklassen, die rechtliche Stellung der verschiedenen Geschlechter, der Freien, Minderfreien, Fremden und Boten, das Recht der Selbsthilfe, des Notstandes und der Notwehr.

Sodann wird das Familienrecht, die Grundlage der meisten übrigen rechtlichen Institutionen dieser Völker, seine Stellung finden müssen, also Vater-, Mutter- und Elternrecht, hausherrliche und väterliche Gewalt, Vormundschaft, Verlobung, Vermählung, Ehehindernisse, Brautpreis, Stellung der verschiedenen Frauen, Auflösung der Ehe, Folgen derselben und des Todes eines Ehegatten, Bedeutung der Trauerzeit, Wiederheirat, natürliche und künstliche Verwandtschaft, Hausgenossenschaften und Sippenverbände. In diesen Teil würden auch die obli-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gatorischen Verpflichtungen aus Ehebruch oder sonstigem ausserehelichen Verkehr gehören.

An das Familienrecht wäre das eng mit ihm verwachsene Erbrecht anzuschliessen.

Den nächsten Abschnitt müsste das Sachenrecht bilden. Hier wäre darzulegen, was die Eingeborenen unter beweglichen und unbeweglichen Sachen verstehen, welche Gegenstände res sacrae sind und als unveräusserlich gelten, das Tabu, das Recht des Einzelnen an Grund und Boden, an Fruchtbäumen, wildem Honig, Palmwein, an der Beute aus Jagd, Fischerei und Krieg. Sodann das Pfand- und Pfändungsrecht, das sich in Afrika manchmal zu der Befugnis des Gläubigers steigert, dem Schuldner sein gesamtes Gut zu nehmen.

Den letzten Abschnitt hätten die Verkehrsrechte zu füllen. Hierher gehören die Formen der Eingehung, Bestärkung und Auflösung der Verträge, Gewährleistungspflicht und Rücktrittsrecht und die einzelnen Schuldverhältnisse, welche bei dem betreffenden Volke vorkommen, insbesondere auch die Dienst- und Viehverstellungsverträge; endlich das Recht der Gesellschaften, z. B. der Ackerbau- und Fleischverbände.

Besondere Schwierigkeiten wird im Gebiet des Personenrechtes die Sklavereifrage, im Bereich des Familienrechtes die Polygamie, im Sachenrecht die Regelung des Grundeigentums, im Obligationenrecht die Kreditfrage bilden. Im Hinblick auf den ersterwähnten Punkt sind bereits verschiedene Verordnungen ergangen, welche die allmähliche Beseitigung der Haussklaverei bezwecken. So für Deutsch-Ostafrika die Verordnungen vom 29. November 1901, für Kamerun und Togo die Verfügungen vom 21. Februar 1902. An den dort aufgestellten Prinzipien wird im wesentlichen festzuhalten sein.

Bezüglich der Polygamie wird man den bestehenden Zustand vorläufig noch tolerieren müssen. Seine sofortige Beseitigung würde, wenn überhaupt durchführbar, einen so tiefen Eingriff in die intimsten, den Eingeborenen liebgewordenen Verhältnisse bedeuten, dass so nur ein Zündstoff zu neuen Aufständen geschaffen werden könnte. Schon auf dem ersten deutschen Kolonialkongress ist dieser Gegenstand eingehend erörtert, und das Ergebnis war, dass man hier nur von der Tätigkeit der Missionen und dem guten Beispiel der Europäer eine allmähliche Wandlung erwarten dürfe. Der Vorschlag, einzig der Ehe mit der Hauptfrau rechtliche Wirkung zuzuerkennen, heisst eben nichts anderes, als die Monogamie gewaltsam einführen und die übrigen Frauen zu Konkubinen, deren Kinder zu ausserehelichen Sprösslingen herabwürdigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wo bisher ein Individualeigentum an Grund und Boden noch nicht bekannt ist, wird solches auch durch das Rechtsbuch nicht geschaffen werden können; höchstens könnten Vorkehrungen getroffen werden, welche das Nutzungsrecht der einzelnen an Grund und Boden nach einem gewissen Zeitraum in volles Grundeigentum verwandeln. Versuche zur Regelung des Landproblems sind bereits, wenn auch sehr unvollkommen, im Verordnungswege gemacht worden. In anderen Fällen hat sich das Mutterland ohne weiteres über die Grundsätze des Eingeborenenrechtes hinweggesetzt und dadurch eine Quelle von Unzufriedenheiten geschaffen.

Wir sehen, eine Fülle von Problemen bietet sich auf diesem Gebiet der Reform des Eingeborenenrechts. Ihre Lösung bildet eine Forderung des Tages. Eine gute Rechtspflege über die Eingeborenen ist ein Kapital, das sich reichlich verzinst.

Prof. Dr. **Fleischmann**, Halle a. S.: Der Herr Vortragende hat mit Recht die Schwierigkeit der Kodifikation hervorgehoben und sie auf einige Stämme beschränken wollen, die als Beispiel dienen sollten. Das erinnert in etwas an das Vorgehen im Deutschland des 18. Jahrhunderts, wo Gesetze für einzelne Gebiete gewissermassen versuchsweise eingeführt worden sind und es der Erprobung überlassen wurde, ihren Geltungskreis auszudehnen, und wo sich der Geltungsbereich unter Umständen von selbst ausdehnte. Wenn man aber selbst so skeptisch dem Umfange der bisherigen Kenntnis vom Eingeborenenrechte gegenübersteht, so will mir der Vorwurf nicht dazu stimmen, dass an den Universitäten keine Vorlesungen über Eingeborenenrecht gehalten würden. Das ist übrigens doch versuchsweise hier und da geschehen, und der Herr Vortragende selbst ist ja das leibhaftige Beispiel dafür, da er in Hamburg eine derartige Vorlesung einmal gehalten hat. Man könnte vielleicht Grundzüge des Eingeborenenrechts nach Art von Institutionen der vergleichenden Rechtswissenschaft anregen. Bei der gegenwärtigen Kenntnis des Eingeborenenrechts würde das aber mehr die negative Bedeutung haben, uns durch Hervorhebung der markanten Erscheinungen des Eingeborenenrechts vor einer vielleicht verhängnisvollen mechanischen Hinübernahme europäischen Rechts, als dem selbstverständlich gültigen, zu bewahren.

In einer Hinsicht möchte ich dem Herrn Vortragenden durchaus widersprechen. Er bemängelt, der Richter solle das Eingeborenenrecht unberücksichtigt lassen können, wenn es mit der guten Sitte im Widerspruch steht, und befürchtet damit eine Willkürlichkeit. Wer der Ansicht ist, dass dem Richter schon in der Heimat eine grössere Freiheit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eingeräumt werde, und dass er nicht so am Paragraphen kleben müsste, der wird es wie eine Befreiung betrachten, dass dem Richter, gegenüber den schwankenden Rechtsbräuchen der Eingeborenen, eine freiere Stellung eingeräumt ist. Unser häufiges Vorbild, England, gibt dem Richter gerade in den Kolonien die Weisung (1902), das Eingeborenenrecht nur dann anzuwenden, wenn es nicht mit der Gerechtigkeit und der Moral im Widerspruch steht.

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern i. E.: Das materielle Recht zerfällt in 1. Strafrecht. Dasselbe ist von Gott selbst auf Sinai kodifiziert und seit Jesus Christus in christlichem Sinne in jedem einzelnen Reich zu kodifizieren. Ein Eingeborenenstrafrecht, falls und wo ein solches existiert, hat keine Berechtigung. 2. Privatrecht. Das Ehe- und Familienrecht der Eingeborenen, insoweit es heidnisch ist, wird durch Einführung des Christentums hinfällig. Ein Eingeborenen-Sachenrecht existiert nicht, weil die Eingeborenen nicht sesshaft waren. Das Obligationenrecht ist in der ganzen Welt römisch-rechtlich geworden und muss auch in den Kolonien eingeführt werden.

Dr. **Weigelt**, Berlin: Die Notwendigkeit der Erforschung der Rechtsdialekte der Eingeborenen ist vom Vortragenden vollkommen überzeugend dargetan worden. Er hat auch die Arbeiten der Reichstagskommission und hierbei die Hinaussendung der Fragebogen erwähnt. Diese Fragebogen laufen jetzt beantwortet beim Reichskolonialamt ein. Man ist jedoch in der Zwischenzeit nicht müssig gewesen und hat noch auf einem anderen Wege die Vorarbeiten zu fördern gesucht. Eine Subkommission, an deren Spitze der bekannte Rechtsgelehrte Geheimrat Kohler steht, und zu der zu zählen ich die Ehre habe, hat sich damit befasst, aus dem auf hiesigen Bibliotheken vorhandenen Material, also hauptsächlich den unzähligen Reiseberichten, in langwieriger und mühseliger Exzerpierungsarbeit dasjenige herauszuschälen, was für die Rechtsgebräuche von Belang ist.

Diese Arbeiten, das kann ich Herrn Rechtsanwalt Stieve versichern, haben zunächst uns gezeigt, welche ungeheure Fülle von Rechtsgebräuchen tatsächlich vorhanden sind; sie haben aber zugleich — und das ist eine der Hauptlehren — bewiesen, wie mannigfache Formen des Rechts bei den einzelnen Stämmen herrschen. Die Rechtsdialekte ändern sich fast von Dorf zu Dorf, stärker, so möchte man sagen, als die Sprachdialekte. Es wird daher nicht möglich sein, einheitliche Rechtsbücher für unsere grossen Kolonien Ostafrika und Kamerun zu schaffen. Vielleicht ist es in Togo möglich, wo ja bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine strafrechtliche Kodifikation besteht, aber auch hier muss man Bedenken haben.

Wenn man also gründliche Arbeit machen will, so müssen alle jene ungezählten Stammesrechte erforscht werden, und zwar kann dieses einzig und allein durch Leute geschehen, die längere Zeit mit dem Stamme zu tun haben. Die Berichte von Reisenden oder von Leuten, die nur kürzere Zeit sich bei einem Volke aufgehalten haben, geben uns meistens ein wenig zuverlässiges Material. Hinzu kommt, dass unter der grossen Menge der Berichterstatter nur sehr wenige es recht verstanden haben, aus den gemachten Beobachtungen die richtigen Feststellungen zu treffen; denn das Eingeborenenrecht erfordert, wie jede andere Spezialmaterie, eine besondere Vorbildung und Vertrautheit. Nur längerer Aufenthalt eines geschulten Beobachters an Ort und Stelle kann daher eine exakte Forschung ermöglichen. Der Neger erschliesst sich sehr schwer einem Weissen. Auf die Fragen eines ihm nicht vertrauten Europäers nach den Rechtsgebräuchen wird das bei ihm sehr stark entwickelte Misstrauen ihn eher veranlassen, das Gegenteil von dem zu sagen, was Geltung hat, weil er fürchtet, dass eine Offenheit, besonders auf dem abstrakten Gebiete der Rechtsgebräuche, in der Hand des ihm intellektuell so überlegenen Weissen nur eine Waffe gegen ihn werden könnte.

Eine systematische Aufnahme aller, in unseren Kolonien vorhandenen Rechtsdialekte durch Forschungen an Ort und Stelle würde demnach eine lange Zeitspanne erfordern, obgleich anzuerkennen ist, dass für einzelne Gebiete bereits abgeschlossene Feststellungen vorliegen. Selbst die heimische Exzerpierungsarbeit wird in absehbarer Zeit noch nicht abgeschlossen sein. Ein Abschluss auf allen Gebieten ist vielleicht erst nach einem Jahrzehnt zu erwarten und wird dann, da die Rechtsgebräuche der Eingeborenen durch den Umgang mit den Europäern bereits jetzt sich stark verwischen, mehr einen theoretischen Wert für den Ethnologen und Rechtshistoriker, als für den praktischen Kolonialrichter haben.

Da bin ich der Ansicht, dass eine Einschränkung erforderlich ist, erforderlich um so mehr, als in bestimmten Gebieten die Unkenntnis des Eingeborenenrechts uns sehr gefährlich werden kann und ein jahrzehntelanges Warten nicht verträgt. Hier habe ich allgemein die Gebiete im Auge, in denen wir noch nicht die Herrschaft fest in den Händen haben, die Residenturgebiete in Kamerun und Ostafrika, wo Unkenntnis der Rechtssitten leicht zum Zündstoff für Aufstände werden kann. In diesen Gebieten mit höher kultivierter Bevölkerung sollte die deutsche Herrschaft besonders in kluger, den Landesverhältnissen an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gepasster Gerichtsbarkeit sich einführen. In diese Länder wären also Studienkommissionen zu entsenden, und Hand in Hand hiermit müsste ein Studium des islamitischen Rechts, insbesondere der Formationen, die es im Sudan angenommen hat, gehen.

Ganz besonders wichtig und dringend erforderlich erscheint mir jedoch die Erforschung des Ovamborechts. Das Ovamboland mit seinen 60 000 Einwohnern ist berufen, die so notwendigen Arbeiter für Südwestafrika zu stellen. Schon jetzt arbeiten die Ovambos in den Minen von Otavi und Tsumeb, und man hat gute Erfahrungen mit ihnen gemacht. Sie sind aber anderseits als kriegstüchtiges Volk bekannt, und aus Besorgnis, eine Berührung mit europäischen Händlern könne im Ovambolande einen Aufruhr hervorrufen, ist das Land gesperrt. Wenn man aber mit den Ovambos gut auskommen will, so muss man erst ihr Recht kennen. Dies ist unbedingt erforderlich, bevor man an die Oeffnung des Landes geht, will man nicht Deutsch-Südwestafrika einer neuen grossen Kriegsgefahr aussetzen. Da der Zustand der Abschliessung des Ovambolandes aber nicht ewig andauern kann, so sollte man zunächst in dieses Land zur Erforschung des Eingeborenenrechts geschulte Kräfte senden, die gleichzeitig auch in anderer Beziehung die Oeffnung des Ovambolandes vorbereiten könnten.

Professor Dr. **Perels**, Hamburg: Den Ausführungen des Herrn Referenten ist nach meiner Ansicht insoweit zuzustimmen, als die Erforschung des Eingeborenenrechts eine kolonialpolitisch sehr wichtige Aufgabe ist. Denn die Rechtsanschauungen der Eingeborenen bilden eine bedeutsame Quelle für die Erkenntnis ihres sittlichen, wirtschaftlichen und staatlichen Denkens, eine Erkenntnis, die für die richtige Behandlung der Eingeborenen und damit die Kolonisation selbst von allergrösstem Werte ist.

Darum halte ich es auch für notwendig, dass sich die Personen, die in die Kolonien gehen, womöglich schon vorher über die Rechtsanschauungen derjenigen Eingeborenen, mit denen sie zu tun haben werden, unterrichten. Und es ist wünschenswert, dass in den kolonialrechtlichen Vorlesungen an geeigneter Stelle auf Eigentümlichkeiten der Eingeborenen-Rechtsanschauungen und darüber hinaus auf literarische Informationsquellen, als welche namentlich ethnographische Werke in Betracht kommen, hingewiesen wird.

Dagegen halte ich den Gedanken, regelmässige Vorlesungen und gar Prüfungen über „Eingeborenenrecht" abzuhalten, für abwegig; denn „Eingeborenenrecht" ist so wenig eine in sich geschlossene rechts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissenschaftliche Disziplin, wie „Europäisches Recht", weil eine ungeheure Vielheit heterogenster Eingeborenenrechte besteht, wie dies mein Vorredner, Herr Dr. Weigelt, des näheren vollkommen überzeugend dargetan hat. Hieraus aber ergibt sich zugleich, dass höchstens gelegentliche Vorlesungen über das eine oder das andere der fünfzig oder hundert oder fünfhundert oder mehr vorhandenen Eingeborenenrechte praktisch möglich und wissenschaftlich existenzberechtigt sind.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner**, Berlin: Der Vortragende hat seine Aufgabe „Reform des Eingeborenenrechts" überschrieben; vielleicht hätte er sagen sollen: „Ueber Kodifizierung des materiellen Rechts der Eingeborenen".

Von Eingeborenengerichtsbarkeit sprach er nicht. Hierüber liesse sich vieles sagen, auch mancherlei beanstanden. So ist beispielsweise die gleichmässige Einführung einer Berufung in Strafsachen, mindestens in Kapitalsachen, ein unabweisbares Bedürfnis. Die „Nachprüfung und Bestätigung" reicht nicht aus. Die Uebertragbarkeit der Gerichtsbarkeit an Unterbeamte wird immer Bedenken haben.

Vorausgeschickt hat der Vortragende seinen Ausführungen einige Wünsche wegen der richterlichen Beamten. Die gegen einen Unterricht in den Eingeborenenrechten zurzeit sprechenden Bedenken sind von Vorrednern gebührend hervorgehoben; an eine Prüfung der Auszusendenden in den Eingeborenenrechten, wie sie der Vortragende vorschlägt, ist m. E. gar nicht zu denken. Höchst nötig ist aber, worin den Ausführungen durchaus beizutreten ist, die möglichst gründliche Ausbildung der künftigen Richter in den Eingeborenensprachen; denn die erste Voraussetzung vernünftiger Rechtspflege ist, dass der Richter die Rechtsuchenden versteht.

Eine eigentliche Kodifikation will auch Herr Kammergerichtsrat Meyer nicht; er sprach von Sammlung in Rechtsbüchern. In weiser Beschränkung fügte er hinzu: der Richter solle nicht gezwungen sein, unter allen Umständen die in das Rechtsbuch aufgenommenen Grundsätze zu befolgen, wenn er auch eine Abweichung von diesen Normen begründen müsse. Diese Beschränkung habe ich mit Genugtuung begrüsst, wenn sie mir auch einigermassen mit dem Satze des Vortragenden in Widerspruch zu stehen schien: dass er für verhängnisvoll ansehe, den Richter auf sein sittliches Gefühl und die Billigkeit zu verweisen. Ich glaube, dass, wenngleich Schwankungen über das, was die Sittlichkeit und die Billigkeit fordert, auch unter uns nicht fehlen, doch auf beiden Gebieten allen Europäern eine grosse und feste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeinsame Anschauung eigen ist. Und diese soll bei Handhabung des Eingeborenenrechts an erster Stelle zur Geltung kommen.

Für Sammlung der Rechtsgebräuche und Stammesgewohnheiten bin ich durchaus. Hierin muss dem Vortragenden gefolgt werden. Aber nicht ohne Gefahr ist eine Ausfragung von Missionaren, Kaufleuten usw. in allgemeiner Art mit vorgelegten Fragebogen; Missverständnisse des Befragten über das, was er beantworten soll, und das, was ihm von den Eingeborenen als Auskunft mitgeteilt wird, können nicht ausbleiben. Darum sollte das Material möglichst nur aus wirklich vorgekommenen Fällen, aus den Prozessen selbst entnommen werden. Der Richter selbst sollte die Vorgänge aufzeichnen. So können einigermassen sichere Ergebnisse gewonnen werden; die Sammlung könnte dann beim Gouvernement erfolgen, wissenschaftlich gesichtet und geordnet werden und würde dann wohl einen brauchbaren Anhalt für den die Rechtspflege übenden Beamten bieten können.

Regierungsrat Dr. **v. Weickhmann:** Was mich bei den überaus wertvollen und hocherfreulichen Ausführungen des Herrn Vortragenden am meisten gefreut hat, ist, dass anscheinend auch er von dem Gedanken einer Kodifikation des Eingeborenenrechts zurückgekommen ist, der lange Jahre hindurch aus der Oeffentlichkeit nicht verschwinden wollte. Es erscheint mir daher an der Zeit, dass wir heute gemeinschaftlich diesen Gedanken endgültig zu Grabe tragen.

Ich halte es für irreleitend, wenn häufig auf die kodifikatorischen Arbeiten anderer Kolonialvölker hingewiesen wurde. Wo solche Gesetze erlassen oder in Aussicht genommen sind, beschäftigen sie sich meines Wissens, mit singulärer Ausnahme eines strafrechtlichen Versuchs in Holländisch-Indien, ausschliesslich mit mohammedanischen oder buddhistischen Völkern, d. h. mit Arabern, Indern, Chinesen. Das ist aber ein gewaltiger Unterschied gegen die protomorphen Völker, mit denen wir es in unseren tropischen Kolonien zu tun haben.

Von einem Eingeborenen-„Recht" in unserem Sinne lässt sich kaum sprechen. Es handelt sich nur um zahllose lokale Sitten und Gebräuche, die nicht einmal mit dem uns geläufigen Begriff Gewohnheitsrecht zu identifizieren, sondern eben meist nur Sitten sind, die einer ständigen, wenn auch langsamen und für Europäeraugen schwer wahrnehmbaren Umwandlung unterworfen sind, die also mit Gesetzeskraft festlegen zu wollen nicht nur schwer möglich, sondern auch unbillig sein würde. Diese Stammessitten aber, in deren sicherem Rahmen sich das einfach gestaltete Leben des einzelnen Negers oder Südsee-Insulaners tagaus, tagein bewegt, sind nicht nur dem über ihn herrschenden und richten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Häuptling bekannt, sondern genau so gut jedem im Volke selbst. Wenn also der Eingeborene seinen Häuptling um einen Richterspruch angeht, so tut er das nicht, weil er eine scharfsinnige Interpretation einer Stammessitte hören will, unter die sich der richtende Häuptling selbst beugt, wie der europäische Richter unter das Gesetz, sondern nur, um einen Machtspruch der Regierungsgewalt zu erlangen, der den Streitfall entscheidet. Massgebend ist für ihn also die Entscheidung, nicht ihre Begründung.

Nichts anderes ist es auch, was der Neger von seinem weissen Richter verlangt, wenn er von ihm einen Spruch haben will. Wenn ich einen Streit zwischen einem schwarzen Gläubiger und einem weissen Schuldner zu schlichten bemüht war und den Neger fragte: „Wieviel willst du nun?", dann habe ich stets prompt die Antwort bekommen: „Herr, wie du sagen wirst, so soll es recht sein." Der Neger ist stets völlig befriedigt, wenn er nur von der Behörde eine Entscheidung hat. Um ihre Rechtswurzeln kümmert er sich nicht. Das praktische Ergebnis ist: bei den Negern kann es kein Sprichwort geben: „Macht geht vor Recht." Denn in ihrer Weltanschauung heisst es: „Macht ist Recht." Beide Begriffe fallen in ihren Augen stereoskopisch zusammen. Keineswegs aber darf man deshalb sagen, der Begriff Recht sei in ihrer Anschauung nicht vorhanden. Um jedoch im Sinne ihrer eigenen Anschauung über Neger Recht zu sprechen, dazu bedarf es keiner dickleibigen Kodifikation.

Nehmen wir an, das Unmögliche wäre möglich geworden. Durch eine Festlegung zahlreicher geistiger Kräfte wäre die Danaidenarbeit zum Schluss gekommen und sämtliche Hunderte oder Tausende von einzelnen Stammes- und Dorfsitten wären als corpora juris in ebensovielen Gesetzbüchern für den amtlichen Gebrauch authentisch zu Papier gebracht — was würde die Folge sein? Wir würden unseren Formalismus auch in die afrikanische Eingeborenenjustiz hineintragen. Stellen Sie sich vor, in irgendeinem Bezirk gäbe es nur zwanzig verschiedene Stämme. Für jeden dieser Stämme befinde sich auf dem Bezirksamt oder der Militärstation ein gedruckter Gesetzband. Der Bezirkschef hält Gericht ab. Es kommen zwei Kerle, von denen der eine behauptet, er sei der Schwiegersohn des anderen und habe dessen Tochter für so und so viel gekauft. Er sei beim Kaufpreis aber von seinem Schwiegervater übers Ohr gehauen worden. Denn seine Frau hätte vor der Eheschliessung nur zehn Liebhaber gehabt, der Schwiegervater hätte aber in doloser Weise behauptet, sie hätte zwanzig gehabt. In gewissen Gegenden Afrikas soll ja die Zahl der Liebhaber den Wert der Frau erhöhen. Was wird der Bezirks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chef tun? Er wird fragen: „Welchen Stammes seid ihr?" — „Grosser Herr, wir sind Watopi." — „Gut, wartet mal, ich will mal nachsehen: hier, Gesetzsammlung des deutsch-südwestnordostafrikanischen Schutzgebiets — immer genau, meine Herren! — Band 53, Landrecht von Utopi, § 2378." Und nun ergeht das Urteil. — — — Ich bin überzeugt: von 100 Bezirksverwaltern würden vielleicht 60 sich darauf beschränken, im Index nachzusehen; 40 strebsamere würden sich bemühen, den Inhalt der Bücher geistig zu verarbeiten, und nur ganz wenige von ihnen würden noch daran denken, über ihr Reglement hinaus die Rechtssitten ihrer Bezirkseingesessenen aus eigener Kraft kennen zu lernen. Wir würden mithin durch eine kodifikatorische Festlegung der Rechtsanschauungen der Eingeborenen, die immer Stückwerk bleiben muss, nur störend in die Fortentwicklung ihrer Erforschung eingreifen; und die Fühlung mit der eingeborenen Bevölkerung, die die Verwaltung gerade durch die Rechtsprechung mit ihnen bekommen soll, würde verloren gehen, ehe sie gewonnen war.

Endlich dürfen wir auch nicht übersehen, dass bei der von mir als Danaidenarbeit bezeichneten Aufgabe Irrtümer gar nicht vermieden werden können. Diese Irrtümer aber würden die Sanktion des Gesetzes erhalten. Stellen wir uns nun einmal vor, da steht so ein alter Häuptling im Schauri und sagt zu dem amtierenden Richter: „Der Segen des Höchsten sei mit dir, grosser Herr, aber unsere desturi, unsere Sitte, ist doch so und so." Was antwortet der Richter in dem vielfach beliebten Komment? „Bombafu wee" — auf deutsch: sehr geehrter Herr Vorredner —, „willst du klüger sein als der deutsche Sultan? Hier steht es: § 2378, Absatz 5, Ziffer 3, amri ya sultani wa wadatschi — auf deutsch: jus cogens —, eure Sitte ist so und so." Und was antwortet der Häuptling: „Grosser Herr, wie du sagst, so ist es recht." Die Schwarzen zerstreuen sich in ihre Hütten. Im günstigen Falle lachen sie sich halb schwach über den weissen Richter, den sie ohnehin oft genug hinters Licht führen, und meinen: die Europäer werden immer verrückter; jetzt wollen sie schon unsere Sitten besser kennen, als wir selbst. Im ungünstigen Falle gibt es Unzufriedenheit, die steigen wird, je häufiger sich solche Fälle ereignen werden.

Und diese Gefahr wird in geometrischer Reihe steigen, wenn diese Kodifikationen auch noch dem Reichstag in Berlin dazu dienen sollen, die Anschauungen der Eingeborenen zu korrigieren, sie den unserigen zu nähern und durch Majoritätsbeschluss auszuschalten, was ihm sitten- und kulturwidrig erscheint. In unserem Phantasiebeispiel würde dann vielleicht eine Zusatzbestimmung zu dem Paragraphen sagen: Bei der Beratung im Plenum hat der Reichstag beschlossen, diese unmoralische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anschauung zu beseitigen und in diesem Punkt den Stamm der Watopi dem christlichen Ideal näher zu bringen. Damit dies aber nicht zu plötzlich, sondern allmählich und schonend geschieht, ist beschlossen worden, dass bei richterlicher Abschätzung des gemeinen Sach- oder Marktwerts einer Mtopifrau künftig nach dem Grundsatz verfahren werde, dass sich der Kaufpreis erhöht, nicht je mehr, sondern je weniger Liebhaber sie vor der Ehe hat. Wo kommen wir da hin?

Ich resumiere: Erforschung, aber nicht Kodifizierung der Stammesrechte, auch nicht in Form authentischer Instruktionsbücher für den amtlichen Gebrauch. Beschränken wir uns auf Anregung zu wissenschaftlichen Monographien, an denen es noch sehr fehlt. Zu ihrer Anfertigung sind nicht nur ethnographische Fachgelehrte, sondern auch Beamte und Missionare berufen, jeder, der mit den Eingeborenen Fühlung hat, d. h. mit ihnen lebt und arbeitet. Im übrigen aber sollte uns politische Klugheit und eigentlich auch gerade unser so gerühmtes Rechtsgefühl gebieten, den Eingeborenen nicht immer so viel mit unserem Erziehungsdrang lästig zu fallen, und sie wenigstens miteinander leben zu lassen, wie sie wollen, soweit das dem geschäftlichen Verkehr zwischen ihnen und uns nicht hinderlich ist.

Hauptmann a. D. **Ramsay**, Berlin: Der Herr Referent hat sein Bedauern darüber ausgesprochen, dass an dem Seminar für orientalische Sprachen der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin und an dem Kolonial-Institut in Hamburg keine Vorlesung über „Eingeborenenrecht" abgehalten wird; es schien mir, als ob damit der Leitung dieser Institute ein kleiner Vorwurf gemacht werden sollte. Als Dozent des ersteren Seminars, dem die Vorlesung über Landeskunde von Ost- und Westafrika übertragen ist, erlaube ich mir, folgendes zu bemerken. Es mag dahingestellt bleiben, ob es heute schon Herren gibt, die die Neigung und Fähigkeit haben, aus eigener Erfahrung und Anschauung über „Recht von Eingeborenen" an diesen Instituten Vorlesungen abzuhalten. Die Leitung des Seminars würde solche Kräfte mit Freuden heranziehen, wenn nicht die zur Verfügung stehenden Mittel so ausserordentlich beschränkt wären. Die jetzigen Vorlesungen über Landeskunde sind in erster Linie geographischer und wirtschaftlicher Natur; und der Stoff ist so umfangreich, dass dafür die zweistündige Vorlesung wöchentlich im Semester kaum zur Bewältigung ausreicht und dass die Fragen über „Eingeborenenrecht", so interessant und wichtig sie sind, nur gestreift werden können.

Einige in der Diskussion aufgestellte Behauptungen möchte ich nicht unwidersprochen lassen. Es ist gesagt worden, in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien gilt der Satz: „Macht ist Recht." Das kann ich auf Grund meiner langjährigen Erfahrung nicht zugeben. Der Neger hat bekanntermassen ein ganz ausgesprochenes Gefühl für Recht, und wenn er sich einem ihm ungerecht erscheinenden Spruch des deutschen Richters fügt, dann tut er das nicht, weil er den Satz anerkennt, „Macht ist Recht," sondern weil er sich der Macht fügt und fügen muss. Ferner: „Die Richter, die draussen Recht sprechen, sollen die Eingeborenensprachen lernen, sonst können sie nicht in die Psyche der Neger eindringen und nicht die Rechtsanschauungen der Neger, die sie zweifellos haben, kennen lernen." Diese Forderung ist sicher berechtigt; dann muss aber auch gefordert werden, dass die Regierung die Richter nicht so häufig von einem Ort zum andern versetzt, sondern sie möglichst immer an dieselben Punkte zurückschickt, sonst ist es den Richtern einfach nicht möglich, diese fast selbstverständliche Forderung zu erfüllen, bei der ausserordentlich grossen Anzahl von verschiedenen Sprachen in unseren Kolonien. — Die Behauptung eines Vorredners, dass die Neger heute noch in der Mehrzahl Nomaden sind, trifft für unsere Kolonien nicht mehr zu.

Prof. **Lehmann,** Rostock, weist auf den Parallelismus in den Verhältnissen der Kolonien mit den mittelalterlichen germanischen Zuständen hin und fragt, ob es nicht möglich wäre, einheimische, womöglich eingeborene Kräfte in jeder Kolonie heranzuziehen, die bei der Aufzeichnung der Rechtsbücher tätig wären und so ein Recht darstellten, welches dem seelischen Standpunkt der Eingeborenen gerecht würde.

Dr. **R. Thurnwald,** Berlin: Es kommt für die Praxis darauf an, dass das Recht der Eingeborenen in seinen Grundzügen festgestellt wird, nicht in den kleinen Einzelheiten, die natürlich von Ort zu Ort verschieden sind. Deshalb braucht man sich durch die vielen Ortsrechte nicht verwirren zu lassen. Es genügt, wenn für die einzelnen Schutzgebiete oder die grossen Stammesgemeinschaften die Grundzüge festgestellt werden, ähnlich wie es bei dem Gebrauch der Eingeborenensprachen durch Europäer, insbesondere die Missionare, der Fall ist. Die vielen Rechte müssten harmonisiert und aus dem Typischen die „Institutionen" herausgeschält werden. Für jede Kolonie würde man mit wenigen, ein bis zwei, solcher „Institutionen" auskommen können. Die Antworten auf den Fragebogen des Kolonialamts bedürfen sicher noch einer gründlichen Durchprüfung durch einen womöglich nach den Kolonien selbst zu entsendenden Redakteur solcher „Institutionen", der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich auch noch an Ort und Stelle dort, wo etwas Zuverlässiges über die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen zu erfahren wäre, ergänzend zu informieren hätte. Selbstverständlich würde eine solche Redaktion auch im weitesten Masse die Einwirkung der europäischen Kultur auf die Eingeborenen in Rücksicht zu ziehen haben. Sie würde also nicht das wirkliche, sondern ein europäisch modifiziertes Eingeborenenrecht zu gestalten haben. Die Kenntnis des Eingeborenenrechts ist notwendig für die Kenntnis der Psyche der Eingeborenen, um die Eingeborenen richtig zu leiten und in die Wirtschaft einbeziehen zu können.

Landgerichtsrat **Ziegler**, Kempten, fürchtet, dass bei den Vorschlägen des Herrn Referenten das wissenschaftliche und historische Moment zu sehr im Vordergrunde steht, und bedauert, dass sich die Rechtspflege mit ihren Erfahrungen noch keine Geltung verschafft hat.

Eine Kodifikation des Eingeborenenrechtes entspricht nur dann dem Bedürfnis der Rechtspflege und des praktischen Lebens, wenn sie sich auf das beschränkt, was von bleibendem Wert ist, und wenn der Richter auch gezwungen ist, das kodifizierte Recht anzuwenden.

Wäre in den letzten 20 Jahren alles gesammelt und gesichtet worden, was an interessanten Rechtsfällen zur Aburteilung kam, so hätten wir jetzt ein reiches Material zur Beurteilung der Frage, inwieweit eine Kodifikation des Eingeborenenrechtes erwünscht und durchführbar ist.

Es muss ein bodenständiger, nicht ewig wechselnder afrikanischer Richterstand geschaffen werden, für dessen Vorbereitung mehr zu sorgen ist.

Rechtspflege und Wissenschaft sollten hier zusammen arbeiten.

Die Errichtung eines Reichs-Kolonialgerichts mit dem Sitz in Berlin.

Von Rechtsanwalt und Notar Dr. **M. Rhode**, Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Dem Reichstag ist in diesem Frühjahr der Entwurf eines Gesetzes über die Errichtung eines Kolonial- und Konsulargerichtshofes vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegt worden. Nach diesem Entwurfe soll für die Sachen der Kolonial- und Konsulargerichtsbarkeit ein oberster Gerichtshof errichtet werden, der seinen Sitz in Berlin hat. Der Gerichtshof besteht aus einem Präsidenten und mindestens neun anderen Mitgliedern. Die Mitglieder des Gerichtshofs werden auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser ernannt, sie müssen in einem Bundesstaat die Fähigkeit zum Richteramt erlangt haben und mindestens fünfunddreissig Jahre alt sein. Ihre Ernennung erfolgt auf Lebenszeit, falls sie kein Amt im Reich oder in einem Bundesstaat bekleiden, andernfalls auf die Dauer des von ihnen bekleideten Amtes. Die Mehrzahl der Mitglieder, darunter der Präsident, muss auf Lebenszeit ernannt sein oder einem Oberlandesgericht oder einem Gericht höherer Ordnung angehören. Die Unabhängigkeit der Richter wird dadurch geschützt, dass die Enthebung eines Mitgliedes vom Amte oder dessen Pensionierung nur unter denselben Voraussetzungen wie bei den Mitgliedern des Reichsgerichts erfolgen kann. Der Gerichtshof entscheidet in der Besetzung von fünf Mitgliedern mit Einschluss des Vorsitzenden; bei jeder Entscheidung müssen mindestens drei Mitglieder mitwirken, die auf Lebenszeit ernannt sind oder einem Gerichte höherer Ordnung angehören. Bei dem Gerichtshofe wird eine Staatsanwaltschaft eingerichtet, deren Mitglieder vom Kaiser ernannt werden, und auf welche die für die Beamten der Staatsanwaltschaft bei dem Reichsgericht geltenden Vorschriften entsprechende Anwendung finden. Zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft bei dem Gerichtshofe sind die bei einem deutschen Gericht zugelassenen Rechtsanwälte berechtigt; die bei den Gerichten in den Konsulargerichtsbezirken oder in den Schutzgebieten zugelassenen Rechtsanwälte jedoch nur insoweit, als sie die Befähigung zum Richteramt in einem Bundesstaat erworben haben.

Dem Kolonial- und Konsulargerichtshof wird die nach dem Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit begründete Zuständigkeit des Reichsgerichts übertragen. Unberührt bleibt jedoch die Zuständigkeit des Reichsgerichts bei den Verbrechen des Hoch- und Landesverrats gegen Kaiser und Reich, die in einem Konsulatsbezirke oder in einem Schutzgebiete begangen werden.

Zuständig ist hiernach der Kolonial- und Konsulargerichtshof unbedingt für die Verhandlung und endgültige Entscheidung über die Rechtsmittel:

1. der Beschwerde und der Berufung in den vor dem Konsul oder dem Konsulargerichtshof verhandelten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Konkurssachen;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. der Beschwerde und der Berufung gegen die Entscheidung des Konsulargerichts in Strafsachen;
3. der Beschwerde gegen die Entscheidungen des Konsuls in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Für die Gerichtsbarkeit der deutschen Schutzgebiete, also für die Kolonialgerichtsbarkeit, war das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz bereits im Jahre 1888 dahin abgeändert worden, dass die Verlegung der höchsten Instanz in die Kolonien selbst erfolgt war, und dass somit eine Ausschaltung des Reichsgerichts stattgefunden hatte. Man hatte geglaubt, dass die Anrufung des Reichsgerichts für die Parteien mit zu grossen Kosten und einer ausserordentlichen Zeitversäumnis verknüpft sei, und dass es sich bei den immerhin primitiveren Verhältnissen der Schutzgebiete als ausreichend erweise, wenn auch in der obersten Instanz unter überwiegender Mitwirkung von Laienbeisitzern entschieden werde, die ihren Mangel an eigentlichen Rechtskenntnissen durch ihre Vertrautheit mit den Verkehrsgewohnheiten und ihre Kenntnis der örtlichen Zustände mehr als ausgleichen würden.

Mehr als zwanzig Jahre hat diese Regelung der Rechtsprechung in den deutschen Schutzgebieten bestanden. Die völlige Unzulänglichkeit einer solchen Organisation ist von beteiligten, weiterblickenden Kreisen aber niemals verkannt worden, und die Klagen über die Rechtsunsicherheit in den deutschen Kolonien haben sich oft und laut erhoben. Je mehr wirtschaftliche Anlagen von grosser Bedeutung in den Kolonien entstanden, desto mehr musste auf den Unternehmungsgeist die Besorgnis lähmend wirken, dass der Schutz des Rechtes in den Kolonien in den Händen von Personen lag, an deren lauterer Gesinnung zwar nicht zu zweifeln war, die aber ihrer ganzen Vorbildung und ihren Kenntnissen nach allen schwierigen Rechtsfragen völlig hilflos gegenüberstanden. Während in Deutschland der Entscheidung eines Einzelrichters nur Sachen von geringerem Werte überlassen werden und sein Urteil stets durch Berufung anzufechten ist, entschied in den Kolonien über die grössten Vermögensobjekte und die schwerwiegendsten Rechtfragen, trotz der Zuziehung der Beisitzer, der mit der Wahrnehmung des Oberrichteramtes beauftragte Beamte regelmässig allein, denn es war ganz selbstverständlich, dass seiner Rechtsbelehrung sich die Laienrichter fügten. Und verschlimmert wurde dieser Zustand noch dadurch, dass mit der Vertretung des Oberrichters, wenn dieser verhindert oder beurlaubt war, bisweilen junge, eben in das Land gekommene Hilfsrichter betraut wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Anwendung des Rechts hatte sich in den Kolonien auch immer schwieriger gestaltet. Eine Fülle staatsrechtlicher Fragen war aufgetaucht, die zu beherrschen eine weitgehende Sonderkenntnis erforderte. Welche Gesetze in den Kolonien gültig waren, ob die Verordnungen rechtswirksam erlassen waren, ist oft der Gegenstand heftigen Streites gewesen. Mit der Entwickelungsgeschichte der Kolonien hing es zusammen, dass Fragen des internationalen Rechtes wiederholt die Gerichte beschäftigten. Entstanden Zweifel über die Anwendbarkeit und die Auslegung von Gesetzen in den Kolonien, so wurden diese Zweifel durch die Entscheidungen der Obergerichte nicht gehoben. Denn die Entscheidungen der Obergerichte fielen mehrfach ganz entgegengesetzt aus. Jede rechtsbildende Kraft blieb der Rechtsprechung mangels der Autorität ihrer Organe versagt.

Hier soll der Kolonial- und Konsulargerichtshof Abhilfe schaffen, indem er nicht nur dem Reichsgericht die Tätigkeit des obersten Konsulargerichts abnimmt, sondern auch, und darin liegt seine weitaus grösste Bedeutung, indem er für die deutschen Kolonien eine Revisionsinstanz zulässt. Durch Kaiserliche Verordnung können nach dem Entwurfe für bestimmte Schutzgebiete und in bestimmtem Umfange das Rechtsmittel der Revision gegen die in der Berufungsinstanz erlassenen Urteile eines für ein Schutzgebiet eingesetzten Obergerichts und das Rechtsmittel der weiteren Beschwerde gegen die von einem solchen Gerichtshof in der Beschwerdeinstanz erlassenen Entscheidungen mit der Wirkung eingeführt werden, dass für die Verhandlung und Entscheidung über diese Rechtsmittel der Kolonial- und Konsulargerichtshof zuständig ist. Das Belieben, eine Revision zuzulassen, wird jedoch insofern eingeschränkt, als diese Revision, soweit sie eingeführt wird, zugelassen werden muss in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten über nicht vermögensrechtliche Streitigkeiten, sowie über solche vermögensrechtlichen Ansprüche, bei denen der Wert des Beschwerdegegenstandes den Betrag von 5000 Mark übersteigt, ferner in Strafsachen, in denen das Gericht erster Instanz an Stelle eines heimischen Schwurgerichts zuständig war.

Für das Verfahren vor dem Kolonial- und Konsulargerichtshofe finden die Vorschriften der deutschen Prozessgesetze entsprechende Anwendung. Es fällt aber die Beschränkung der Zivilprozessordnung fort, wonach eine Revision an das Reichsgericht nur darauf gestützt werden kann, dass die Entscheidung auf der Verletzung eines Reichsgesetzes oder eines Gesetzes beruht, dessen Geltungsbereich sich über den Bezirk des Berufungsgerichts hinaus erstreckt. Die Revisionsschrift und die Revisionsbegründung sind bei dem Berufungsgericht ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zureichen und der Gegenpartei von Amts wegen zuzustellen. Nach dem Ablauf der Begründungsfrist sind die Prozessakten mit den Nachweisen der Zustellung dem Kolonial- und Konsulargerichtshof zu übersenden.

Auf die Kosten finden die Vorschriften für das Verfahren vor dem Reichsgericht entsprechende Anwendung mit der Massgabe, dass die Gerichtsgebühren in doppeltem Betrage erhoben werden.

Die Schlussparagraphen des Entwurfs bestimmen, dass der Reichskanzler die zur Ausführung dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen zu erlassen hat. Das Gesetz soll an einem durch Kaiserliche Verordnung festzusetzenden Tage in Kraft treten. Auf Berufungen und Beschwerden, die vor diesem Tage eingelegt sind, findet es keine Anwendung.

* * *

Der Entwurf bringt für die koloniale Rechtsprechung einen solchen Fortschritt mit sich, dass man geneigt sein kann, eine Kritik möglichst einzuschränken, um das Zustandekommen des Gesetzes nicht zu gefährden. Immerhin dürfen einige Punkte nicht unerwähnt bleiben, die bei den noch schwebenden Beratungen in der Reichstagskommission Berücksichtigung verdienen.

Zunächst muss hervorgehoben werden, dass die textliche Fassung des Gesetzentwurfs an vielen Stellen wenig glücklich ist. Die Gesetzessprache soll einfach und verständlich sein, jeder gebildete Laie soll aus dem Gesetz sich unterrichten können, welche Rechtseinrichtungen damit geschaffen werden. Der Gesetzentwurf aber hat durch seine ständigen Bezugnahmen auf andere Gesetze und Verordnungen etwas so Geheimnisvolles erhalten, dass nicht weniger als sechs andere Gesetzestexte zur Hand genommen werden müssen, um ihn zu verstehen. So lautet Absatz 2 des § 12: „Die Zuständigkeit des Reichsgerichts im Falle des § 55 des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit wird hiernach nicht berührt." Man begreift nicht, warum nicht einfach gesagt wird: „Die Zuständigkeit des Reichsgerichts in den Fällen des Hoch- oder Landesverrats gegen Kaiser und Reich wird hierdurch nicht berührt." Im § 15 wird bestimmt, dass, soweit die Revision eingeführt wird, sie zugelassen werden muss „in Strafsachen, in denen das Gericht erster Instanz gemäss § 7 der Verordnung vom 9. November 1900 (Reichsgesetzblatt S. 1005) in Verbindung mit § 6 Nr. 4 des Schutzgebietsgesetzes (Reichsgesetzblatt 1900 S. 813) an Stelle des Schwurgerichts zuständig war". Diese unklare Umständlichkeit der Gesetzessprache schliesst es aus, dass man das Gesetz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne einen ausführlichen Kommentar benutzen kann. Das ist ein schwerwiegender und sehr bedenklicher Mangel. Denn es besteht keinerlei Gewähr dafür, dass die Angaben von Kommentaren, die eine authentische Auslegung ja niemals geben können, auch wirklich zutreffend sind.

Ein weiterer Mangel des Entwurfes ist, dass für die Schutzgebiete die Wirksamkeit des Gesetzes selbst n a c h seiner Annahme und Verkündung erst noch von einer Kaiserlichen Verordnung abhängig gemacht ist, und dass man, allerdings mit den erwähnten Ausnahmen, einen bestimmten Umfang vorgesehen hat, in dem die Berufung oder weitere Beschwerde an den Kolonial- und Konsulargerichtshof eingeführt werden sollen. Es ist keinerlei Grund zu erkennen, weshalb man nicht bereits in dem Gesetz selbst den Tag seines Inkrafttretens genau bestimmt hat. Der jetzt geschaffene Zustand der Unsicherheit muss auf die Rechtspflege hemmend wirken und ist ganz unnützerweise geeignet, eine schwere Benachteiligung der rechtsuchenden Bewohner der Schutzgebiete herbeizuführen. Denn da die Bestimmungen der die Revision oder weitere Beschwerde einführenden Kaiserlichen Verordnung auf Berufungen und Beschwerden, die vor dem Inkrafttreten einer solchen Verordnung eingelegt sind, keine Anwendung finden sollen, werden die Parteien, die sich die Möglichkeit der Anrufung des höchsten Gerichtshofes sichern wollen, jetzt gezwungen sein, den Prozess möglichst lange hinzuziehen. Mir sind Fälle von prinzipieller Bedeutung bekannt, bei denen eine solche Absicht, ohne dass dies den Parteien verübelt werden kann, bereits offen zutage getreten ist. Auf der andern Seite werden auch die Obergerichte in die Versuchung gebracht, dass aus dem menschlich verständlichen Gefühle heraus, die eigenen für richtig gehaltenen Entscheidungen unanfechtbar zu machen, von ihnen Urteile in Sachen gefällt werden, bei denen man im Zweifel sein kann, ob sie wirklich schon in vollem Umfange zu einem endgültigen Spruche reif sind.

Bedenken muss ferner die Anordnung erregen, dass die Revisionsschrift und die Revisionsbegründung ausschliesslich bei dem Berufungsgericht einzureichen sind. Hier erscheint die Aufnahme einer Bestimmung notwendig, dass wenigstens für den Fall, dass eine Partei ausserhalb des Schutzgebietes ihren Wohnsitz hat oder sich ausserhalb des Schutzgebietes aufhält, die Revision direkt bei dem Revisionsgerichte eingereicht werden kann. Die Benachrichtigung des Berufungsgerichts von der eingelegten Revision könnte dann auf Kosten des Revisionsklägers auf telegraphischem Wege durch das Revisionsgericht erfolgen. Ebenso muss in weitem Umfange die Mög-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichkeit geschaffen werden, die Revisionsbegründung zu ergänzen. Die Partei, die sich ausserhalb der Kolonie befindet, muss in der Lage sein, die Entscheidung des Berufungsgerichts daraufhin prüfen zu können, ob die Anrufung des Kolonialgerichts Erfolg verspricht. Das kann nur geschehen, wenn sie hier bereits in den Besitz des ihrem Anwalt in der Kolonie zugestellten Urteils gelangt ist. Dann aber wird es häufig zu spät sein, um noch rechtzeitig die Revision einlegen und begründen zu können. Um hier nichts zu versäumen, werden deshalb in den meisten Fällen die Anwälte der Parteien in den Kolonien sich veranlasst sehen, selbständig Revision einzulegen, auch wenn sie ernste Bedenken wegen der Aussichten dieses Rechtsmittels haben. Das kann ein erheblicher finanzieller Nachteil für die Partei sein, deren eigenem Entschlusse es überlassen bleiben muss, ob sie sich bei der Entscheidung beruhigen will oder nicht.

Die Bestimmung, dass die Gerichtskosten in doppeltem Betrage der für das Verfahren vor dem Reichsgericht zur Erhebung gelangenden Gebühren festgesetzt werden, darf unter keinen Umständen Gesetzeskraft erlangen, sie entspricht auch wohl nicht einmal mehr den Absichten der Verfasser des Entwurfes. Denn inzwischen ist das Gesetz, betreffend die Zuständigkeit des Reichsgerichts, vom 22. Mai 1910 ergangen, und in diesem Gesetz sind die Gerichtsgebühren in der Revisionsinstanz auf das Doppelte erhöht worden, während sie bis dahin nur drei Zehntel der anderen Instanzen betragen haben. Die Gerichtskosten würden also, wenn die Bestimmung des Entwurfes zur Annahme gelangen sollte, das Vierfache der gewöhnlichen Gerichtsgebühren erreichen. Das ist eine unerträgliche Belastung der rechtsuchenden Bevölkerung.

Wenn bei dem Verfahren vor den Gerichten der Schutzgebiete die doppelten Gebühren erhoben werden, so wird dies schon jetzt als ein schwerer Nachteil empfunden. Aber es lässt sich vorläufig noch in gewissem Masse rechtfertigen durch die allgemeinen Teuerungsverhältnisse in den Kolonien, die eine höhere Bezahlung der dort tätigen Beamten notwendig machen. Bei einem in Deutschland selbst amtierenden Gerichtshof fehlt jeder verständige Grund, diese Verdoppelung auch hier fortwirken zu lassen. Die aus dem Betriebe des obersten Kolonial- und Konsulargerichts dem Reiche entstehenden Kosten werden auch nicht so erheblich sein, dass sie bei den sehr hohen hier in Frage kommenden Objekten und angesichts der Tatsache, dass die meisten Richter nur nebenamtlich tätig sein werden, nicht in den Einnahmen des Gerichtes ihren Ausgleich finden werden. Die Rechtsprechung soll nicht ein Geschäft des Staates werden. Des-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halb muss im Interesse unserer in den Kolonien lebenden oder an den Kolonien wirtschaftlich interessierten Bevölkerung verlangt werden, dass auch der Kolonialgerichtshof sich mit den Gebühren des Reichsgerichts begnügt.

Die Ausübung der Rechtsanwaltschaft bei dem Kolonialgerichtshof soll allen bei einem deutschen oder bei einem Schutzgebiets- oder Konsulargerichte zugelassenen, die Befähigung zum Richteramte besitzenden Rechtsanwälten offen stehen. Bei dem deutschen Reichsgericht besteht bekanntlich die sogenannte freie Advokatur nicht; dieselben Gründe, welche für das Reichsgericht die Zulassung eines Rechtsanwalts von dem Ermessen des Präsidiums abhängig gemacht haben, sprechen bei dem Kolonialgerichtshof in verstärktem Masse dafür, von der unbeschränkten Erteilung dieser Berechtigung an jeden deutschen Rechtsanwalt Abstand zu nehmen. Unser Kolonialrecht ist noch so verwickelter Natur, die Verhältnisse in unseren Kolonien sind so abweichend von denen der Heimat, dass auch der Rechtsbeistand über Spezialkenntnisse verfügen muss. Die richterlichen Mitglieder des Gerichtshofes werden sich diese Kenntnisse durch ihre dauernde Beschäftigung mit den ihnen vorkommenden Fragen allmählich aneignen; ein Rechtsanwalt, dessen Tätigkeit sonst ganz ausserhalb dieser Rechtsgebiete liegt, wird hier stets mit Schwierigkeiten zu kämpfen zu haben, durch welche nicht nur die Sache seiner Partei geschädigt werden kann, sondern die auch dem Gang des Prozessverfahrens in vieler Beziehung nachteilig sein müssen. Die Interessen der Parteien werden vollständig gewahrt, wenn ihnen eine Auswahl unter einer Zahl von etwa zwölf Anwälten, also der Hälfte der Gesamtzahl der bei dem Reichsgericht zugelassenen Rechtsanwälte, möglich gemacht wird. Selbstverständlich soll diese Zahl nicht gesetzlich festgelegt werden, aber darüber hinauszugehen, ist vorläufig aus Rücksichten der Rechtssicherheit und der Förderung der Rechtswissenschaft nicht erforderlich.

Noch ein anderer Gesichtspunkt spricht dafür, die Ausübung der Rechtsanwaltschaft bei dem obersten Kolonialgericht zu einem gewissen Privileg zu machen. Die Kolonialverwaltung hat ein Interesse daran, dass für die Richter und Hilfsrichterstellen sich möglichst viel geeignete Bewerber zur Verfügung stellen. Nicht selten hat es hier an dem Angebot tüchtiger Kräfte gefehlt. Zum grossen Teil lag dieser Mangel der Auswahl daran, dass in den Juristenkreisen die Kolonialkarriere nicht genügend Aussichten für die Zukunft zu bieten schien. Hier wird es sicherlich den Zudrang erhöhen, wenn die in der Kolonie tätigen juristischen Beamten wissen, dass sie bei der Zulassung zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechtsanwaltschaft am Kolonialgericht ebenso wie die Rechtsanwälte, welche früher als solche selbst in den Kolonien gewirkt haben, in erster Linie auf Berücksichtigung zu rechnen haben.

Es empfiehlt sich daher, dem § 11 des Gesetzentwuris folgende Fassung zu geben:

„Die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Gerichtshof erfolgt durch das Präsidium nach freiem Ermessen. Die Zulassung darf nicht versagt werden, wenn der Antragsteller in einem deutschen Schutzgebiete oder Konsulargerichtsbezirke nach erlangter Befähigung zum Richteramt drei Jahre in amtlicher oder nichtamtlicher Eigenschaft tätig gewesen ist und darauf bei dem Gericht eines deutschen Bundesstaats die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft erlangt hat."

Fast mehr als die Frage, wie das oberste Kolonialgericht einzurichten sei, hat aber die Interessenten die andere Frage beschäftigt, wo das Kolonialgericht seinen Sitz haben soll. Der Gesetzentwurf hat Berlin bestimmt, in Hamburg ist man lebhaft für Hamburg eingetreten, und auch aus den Kolonien haben sich mehrfach Stimmen für Hamburg erhoben. Die Gründe, welche für Hamburg ins Feld geführt werden, wirken indessen wenig überzeugend. Man weist darauf hin, dass in Hamburg wegen seines lebhaften Weltverkehrs auch die Juristen besser die überseeischen Verhältnisse zu beurteilen geeignet seien. Man übersieht dabei, dass die Fragen des See- und Handelsverkehrs, die das Kolonialgericht beschäftigen werden, rechtlich meist ziemlich einfacher Natur sind. Diese Fragen sind auch den anderen Juristen nicht so ganz ungeläufig, und will man noch besonders vorsorglich sein, so hindert nichts, dass ein bis zwei Richter aus den Hansestädten für den Kolonialgerichtshof ernannt werden.

Die eigentlich bedeutsamen Aufgaben des Kolonialgerichtshofs liegen aber gar nicht auf dem Gebiet des Handelsrechts, sondern auf dem des Staatsrechts, des Immobiliarrechts und des Bergrechts. Mit Recht wird man bezweifeln können, ob gerade unter den Hamburger Richtern auf diesen Gebieten so besonders sachkundige Spezialisten vorhanden sind, dass die grosssen Nachteile, die mit einer Errichtung des Gerichtshofs in Hamburg verbunden wären, damit wieder ausgeglichen würden. Und diese Nachteile sind weit überwiegend. In Berlin ist der Sitz der obersten Kolonialbehörde, hier sind alle Akten vereinigt, die in den schwierigen Prozessen über Land- und Berggerechtsame das notwendige Material enthalten. In Berlin haben auch weitaus die meisten kolonialen Erwerbsgesellschaften ihr Domizil; von den sämtlichen reichsgesetzlichen Kolonialgesellschaften ist meines Wissens nur eine in Hamburg im Handelsregister eingetragen, und diese eine hat in Ham-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

burg keine Geschäftsstelle mehr, sondern nur noch in Berlin. Der Mittelpunkt des gesamten geschäftlichen Verkehrs mit den Kolonien, abgesehen von der Güterbeförderung, liegt eben in Berlin, und Hamburg hat das, was es in mancher Hinsicht zu Anfang unserer kolonialen Bewegung sich hat entgehen lassen, bisher nicht wieder einholen können.

Der Geschäftsbetrieb des Gerichts in Hamburg würde also mit mannigfachen Umständlichkeiten und Weitläufigkeiten verbunden sein, die eine beschleunigte Erledigung der Prozesse hindern können. So ganz einfach wird es auch nicht sein, aus Hamburg allein die geeigneten Richter für eine juristisch so verantwortungsvolle Stellung zu finden, wie es die des Mitgliedes eines höchsten Gerichtshofes ist. Muss man aber doch auf Berlin mit seiner numerisch viel stärkeren Auswahl zurückgreifen, so ist es doch besser und billiger, wenn zu den Sitzungen ein oder zwei Richter a u s Hamburg kommen, als dass jedesmal drei bis vier Richter n a c h Hamburg reisen müssen.

Auch die Frage der Gestaltung der Rechtsanwaltschaft wird in Berlin leichter zu lösen sein, als in Hamburg. In Berlin sind gegenwärtig sechs Rechtsanwälte vorhanden, die beruflich längere Zeit in den deutschen Kolonien tätig waren, in Hamburg m. W. kein einziger.

Nicht unerwähnt bleibe schliesslich, dass in unseren Kolonien zum Teil noch preussisches Recht gilt und dass auch aus diesem Grunde der oberste Kolonialgerichtshof besser nicht gerade ausserhalb Preussens seine Stätte findet.

Der Grund, weswegen man sich bei zwei Gelegenheiten in unseren Kolonien für Hamburg ausgesprochen hat, ist wohl weniger sachlich als politisch gewesen. Man hat die Ansicht, dass ein Gerichtshof in Berlin zu leicht in Abhängigkeit von der Regierung geraten könnte. Mit so kleinlichen Gesichtspunkten sollte man aber nicht hervortreten. Unsere Richter und auch die Mitglieder unserer Verwaltungsgerichtshöfe haben alltäglich mit Prozessen zu tun, die der Staat führt, oder sie haben die Gültigkeit von Verordnungen zu prüfen, die von den Staatsbehörden erlassen sind. Niemals aber kommt man in Deutschland auf den Gedanken, dass die Richter sich hier aus besonderem Wohlwollen für die Regierung zu einem dem Publikum ungünstigen Urteilsspruche in einem Prozesse herbeilassen würden. Und nun sollen derartige aus den besten Mitgliedern unserer Gerichtshöfe und Verwaltungsbehörden ausgewählte Richter mit einem Male zusammenknicken, wenn es sich um einen Rechtsstreit handelt, bei dem das Kolonialamt beteiligt ist, und sie sollen ein stärkeres Rückgrat besitzen, wenn sie in Hamburg, als wenn sie in Berlin zu Gericht sitzen! Wo derartige Befürchtungen geltend gemacht werden, da hat sich doch wohl, wie es ja so leicht bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

längerem Verweilen in der Fremde vorkommt, der Blick für die heimischen Verhältnisse etwas verschleiert.

Unser Gesamturteil über den jetzt zur Beratung stehenden Gesetzentwurf wird hiernach dahin zu lauten haben, dass an manchen Stellen noch die bessernde Hand anzulegen ist, dass jedoch die vorhandenen Mängel sich ohne grosse Schwierigkeiten werden beseitigen lassen.

Bei den kommenden Beratungen in der Kommission und im Plenum des Reichstags möge aber vor allem die Tatsache dem Gesetzgeber vor Augen bleiben, dass ein dringender Notstand vorliegt und dass auch hier der Grundsatz gilt: bis dat qui cito dat.

Professor Dr. **Perels**, Hamburg: Ich glaube, in dieser Versammlung nicht des näheren darlegen zu sollen, warum ich den Vorschlag des Herrn Vortragenden, die Zulassung zur Anwaltschaft bei dem Kolonial- und Konsulargerichtshof zum Reservat einiger weniger Berliner Rechtsanwälte zu machen, für geeignet nicht zu erachten vermag, und beschränke mich in dieser Hinsicht auf die Bemerkung, dass ich die Bestimmungen des Entwurfs gerade in diesem Punkte für grosszügig und glücklich halte.

Die Frage des Sitzes lässt sich m. E. nur im Zusammenhange mit der der Besetzung des Gerichts behandeln. Die „Begründung" hat die Wahl Berlins lediglich damit zu rechtfertigen gesucht, dass die Auswahl kolonial- und konsularsachverständiger Mitglieder des Gerichts in Berlin am grössten sei. Dies ist richtig, soweit Mitglieder der Reichsverwaltungsbehörden in Betracht kommen. Aber gerade für diese darf in dem neuen Gerichtshof kein Raum sein, weil sie eine Klasse absetzbarer Richter bilden würden; denn ihr Richteramt erlischt nach dem Entwurf mit dem Hauptamt, dieses aber nach dem Reichsbeamtengesetz mit der ins diskretionäre Ermessen der Verwaltung verstellten Versetzung aus einem Reichsamt in ein anderes.

Dass Berlin Sitz der Kolonialverwaltung ist, erscheint unerheblich, da der neue Gerichtshof nicht Verwaltungsbehörde, sondern ordentliches Gericht für die Zivil- und Strafrechtspflege sein soll.

Das preussische Recht spielt in den Kolonien und Konsulargerichtsbezirken seit 1900 keine nennenswerte Rolle mehr, zumal das öffentliche Recht Preussens in ihnen grundsätzlich keine Geltung hat.

Dass die Kolonialgesellschaften ihren Sitz zumeist in Berlin haben, wäre vielleicht dann beachtenswert, wenn damit Berlin auch zum Sitz

der in Frage stehenden Rechtsverhältnisse würde. Ausserdem ist es verfehlt, wenn man fast ausschliesslich an die südwestafrikanischen Augenblicksverhältnisse denkt und zudem übersieht, dass das neue Gericht auch Berufungsinstanz in Konsulargerichtssachen werden soll.

Für diese, die namentlich in unseren ostasiatischen Wirtschaftsbeziehungen eine grosse praktische Rolle spielen, ist es unbestritten, dass das Hanseatische Oberlandesgericht mit seiner überragenden Praxis auf dem Gebiete der handels-, see- und namentlich internationalprivatrechtlichen Rechtsprechung und seinem Zweisprachenstandard den besten Grundstock an überseewirtschaftlich geschulten richterlichen Mitgliedern abgeben würde. Selbstverständlich könnte dieser Grundstock durch Kräfte aus anderen Gerichtsstädten ergänzt werden. Ich persönlich würde es ausserdem mit Rücksicht darauf, dass in den Kolonial- und Konsulargerichtsbezirken primär Handelsgewohnheitsrecht gilt, und darauf, dass das Gericht sowohl in Konsular- wie in Kolonialsachen Berufungsinstanz werden soll, für sachgemäss halten, wenn jedenfalls in Zivilsachen ein Laienrichter mitwirkte, der 1. die im Gerichtsverfassungsgesetz für Handelsrichter aufgestellten Voraussetzungen erfüllen, und 2. sich durch mindestens 3 Jahre in einem Schutzgebiet oder Konsulargerichtsbezirk als Kaufmann, Gewerbetreibender oder Landwirt betätigt haben müsste. Als weitere, nicht im engeren Sinne richterliche Mitglieder sollten ehemalige Schutzgebietsbeamte, die sich derzeit in irgendeiner richterlichen Stellung oder im Ruhestand befinden, und endlich ordentliche öffentliche Lehrer des Rechts an einer deutschen Universität berufen werden; selbstverständlich muss dies im Gesetz, dessen Entwurf über die nicht im engeren Sinne richterlichen Mitglieder nur sehr allgemeine Bestimmungen enthält, genau fixiert werden.

Vor allem aber sollte man nicht vergessen, dass für die Beurteilung der grossen Frage, die uns beschäftigt, nicht berlinische oder hamburgische, sondern allein die Interessen der Schutzgebiete und der Konsulargerichtsbezirke massgebend sein dürfen. Und in dieser Beziehung ist es ausserordentlich beachtenswert, dass alle Stimmen, die in der Presse der Schutzgebiete und der Konsulargerichtsbezirke laut geworden sind, sich für den Sitz des Gerichts in Hamburg ausgesprochen haben. Es dürfte auch im Interesse des Reichs liegen, wenn die undeutsche Zentralisierungssucht, die aus Berlin ein deutsches Paris zu machen trachtet, bei dieser Gelegenheit nicht abermals triumphieren würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Regierungsrat Dr. **v. Weickhmann,** Danzig: Ich bin mir zwar bewusst, für eine verlorene Sache zu sprechen, da die Bewegung für das Reichskolonialgericht nicht mehr aufzuhalten ist. Ich würde aber mit meinem Gewissen in Konflikt kommen, wenn ich nicht auf die Gefahr hin, mit meiner Ansicht völlig allein zu bleiben, noch in elfter Stunde Bedenken vorbrächte, die durch den Entwurf nicht genügend zerstreut werden.

Ob das Reichskolonialgericht seinen Sitz in Berlin oder Hamburg oder Preussisch-Stargard erhält, das ist m. E. verhältnismässig unwichtig. Die erste Frage muss doch sein: ist durch statistische Erhebungen der Nachweis geführt, dass im gegenwärtigen Stande der Entwickelung unserer Kolonien wirklich schon ein dringendes Bedürfnis nach solcher Instanz vorliegt? Die Hilflosigkeit, die der Herr Referent bei den afrikanischen Richtern voraussetzt, habe ich s. Zt. nicht empfunden; und ich weiss nicht, ob andere Kollegen ein grösseres Bedürfnis nach Revisibilität ihrer Entscheidungen durch ein so weit hinter der Front, im Herzen Europas, tagendes Kollegium im Innern gefühlt haben. Der Gedanke stammt wohl daher, weil wir immer soviel nach England sehen. Nicht alles aber scheint mir gut und schön, bloss weil es die Engländer machen. Vor allem stehen wir doch im Vergleich zu Grossbritannien im kolonialen Kindesalter. Wenn wir erst so viele, so grosse und so reiche Kolonien haben, wie die Engländer, dann können wir uns auch unseren kolonialen High Court in Deutschland schaffen. Einstweilen aber bin ich im Zweifel, ob das wohl durch einzelne Interessentenkreise hervorgerufene Projekt nicht vorwiegend der deutschen Neigung dienen wird, den Kräfteaufwand den zu bewältigenden Aufgaben nicht adäquant zu halten. Ich vermute auch, dass man im grossen Publikum bei Klagen über die koloniale Rechtspflege die Wurzel des Uebels an der falschen Stelle sucht; sie liegt nicht in der Organisation oder Besetzung der Gerichte, sondern in dem Gesetzeswerkzeug, mit dem diese arbeiten müssen.

Abgesehen davon, dass es zu einer erheblichen Verschleppung aller Rechtsangelegenheiten führen würde, wenn Sachen, die in Afrika oder in der Südsee bereits zwei keineswegs schlecht organisierte Instanzen passiert haben, nun über den Ozean hinübergeschafft und in Deutschland unter völliger Loslösung von der geographischen sedes materiae verhandelt werden müssten, abgesehen davon, halte ich doch Zweifel für zulässig, ob die Entscheidung einer solchen Zentralinstanz zu einer völligen Befriedigung des rechtsuchenden Publikums führen würde, wenn diese aus Richtern bestehen sollte, die zwar Juristen ersten

Ranges sind, aber die Besonderheiten des afrikanischen Bodens nicht aus eigener Erfahrung kennen.

Ein ernsteres Bedürfnis für ein Revisionsgericht liesse sich wohl nur für Südwestafrika anerkennen. Es will mir aber immerhin fraglich erscheinen, ob es dann nicht vielleicht besser sein könnte, für diese Kolonie, die einzige mit einem europäischen Klima, ein solches Gericht mit dem Sitz in Afrika selbst einzurichten. Denn gerade der allgemeine Wunsch nach Vereinheitlichung der Rechtsprechung widerspricht so sehr meiner Ueberzeugung, dass in der Kolonialpolitik am wenigsten schablonisiert werden darf und jede Kolonie ihrer Eigenart entsprechend behandelt und ausgestaltet werden muss.

Aber ich möchte fast glauben, dass auch für Südwestafrika noch zu sehr Einzelfälle den Anstoss gegeben haben. Im allgemeinen werden doch wohl bei allen Schutzgebieten Streitsachen mit einem hohen Objekt in der Regel ihren Gerichtsstand in Deutschland haben, wo die Syndikatsgründungen, Verträge usw. an Zentralstellen vor sich gehen. Man will ja nun aus berechtigter Sorge, dass die Revisionsrichter zu wenig zu tun haben würden, die Stellen nebenamtlich besetzen. Aber dann entsteht ja gerade infolge des allgemeinen Rufes nach unparteiischen Richtern aus dem heimischen Dienst die Gefahr, auf die ich schon hinwies: wir werden wohl Leuchten der juristischen Wissenschaft, Koryphäen der heimischen Gerichtspraxis darin haben, die es jedoch selbst sehr bald als Mangel empfinden werden, dass sie das Arbeiten mit afrikanischem Handwerkszeug auf afrikanischem Boden nicht kennen und nicht den afrikanischen Menschen.

Wenn wir uns schon so sehr auf unser Reichskolonialgericht freuen, dass wir von dem Gedanken nicht mehr lassen wollen, dann wäre es vielleicht besser, ein wirkliches selbständiges Gericht zu schaffen, das zugleich Kolonial v e r w a l t u n g s gericht sein könnte. Dadurch würde zugleich der bisher recht enge Kreis von heimischen Aemtern höheren Ranges erweitert, die bewährte Kolonialbeamte erreichen können, wenn ihre Gesundheit oder ihr Lebensalter den physischen Anforderungen des Tropendienstes nicht mehr entspricht. Die Bedenken, die gegen die Besetzung mit Verwaltungsbeamten aus Gründen der richterlichen Unabhängigkeit bestehen, müssen meiner Ueberzeugung nach weit hinter denen zurücktreten, die sich aus mangelnder örtlicher Erfahrung mit den tropischen Verhältnissen ergeben.

Professor Dr. **Fleischmann**, Halle: Herr v. Weickhmann steht gar nicht so allein, wie er annimmt. Ich weiss mich nach zwei Richtungen hin nicht fern. Wiederholt schon habe ich Gelegenheit genommen, auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die schwierige Aufgabe des Richters in den Kolonien hinzuweisen und darauf, dass sich unsere Richter über See dieser Aufgabe im grossen ganzen auch gewachsen zeigen. Eine Dringlichkeit für eine dritte Instanz in der Heimat, die in der Behandlung der Rechtssachen draussen gegeben wäre, ist also durchaus nicht jeder Erörterung entrückt. Die Begründung der Gesetzesvorlage wird, wie mir scheint, dem nicht ganz gerecht. Aber auch darin sehe ich einen Mangel der Begründung, dass sie uns keine Ziffern über den voraussichtlichen Umfang der Beschäftigung des obersten Gerichtshofs mitteilt. Bei früherer Gelegenheit habe ich einmal festgestellt, dass es sich im ganzen im Jahre 1908 um noch nicht 250 Berufungen in Zivilsachen und 180 Berufungen in Strafsachen für sämtliche deutschen Kolonien handelte. Dass davon nur ein geringer Teil in die Revision geht, liegt auf der Hand. Auch die Konsularsachen können keine nennenswerte Steigerung der Geschäfte herbeiführen; denn schon jetzt ist ein Konsularfall beim Reichsgericht äusserst selten, und mit der Entwickelung des Orients zur Selbständigkeit müssen sie mehr und mehr verschwinden. Trotz alledem wird man aber bei den wachsenden wirtschaftlichen Interessen und der inniger werdenden Verzweigung nach der Heimat dem Verlangen nach einer 3. Instanz in der Heimat nachgeben müssen. Die Wünsche der Bevölkerung in den Kolonien weiss ich wohl einzuschätzen. Doch ihre Stimme ist gewiss nicht die einzige, die in dieser Frage gehört werden muss. Uebrigens ist sie auch gar nicht so einhellig abgegeben, wie es Herr Professor Perels hier vorgebracht hat. Wenigstens enthält der ausführliche Bericht in der Zeitschrift für Kolonialpolitik über die Verhandlungen des Landesrats nichts von einem Beschlusse des Landesrats, sondern nur von einer protokollarischen Erklärung von 6 seiner 30 Mitglieder.

In der heutigen Erörterung hat sich mehr und mehr die Frage in den Mittelpunkt gedrängt, wohin das Kolonialreichsgericht, das man noch gar nicht hat, gelegt werden soll: hie Berlin — hie Hamburg. Bei dem Herrn Referenten wie bei Herrn Perels schlägt dabei eine lokalpatriotische Note durch, die ihre Berechtigung hat, die es aber auch rechtfertigt, wenn ein Aussenstehender die für und wider vorgebrachten Gründe einmal besieht. Da muss ich gestehen, dass unter den sachlichen Erwägungen mir diejenigen die meiste Beachtung zu verdienen scheinen, dass so gut wie sämtliche Kolonialgesellschaften ihren Sitz in Berlin haben, also auch ein beträchtlicher Prozentsatz aller Prozesse in Berlin den Mittelpunkt hat. Der Zugang zu dem Gerichte kann also in Berlin nicht gut mehr erschwert sein als in Hamburg. Ob sich in Berlin die erforderliche Sachkenntnis reichlicher findet als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Hamburg, will ich gar nicht entscheiden. Aber diese Sachkenntnis in gewissen Kreisen der Bevölkerung hat für das oberste Gericht doch nur sehr eingeschränkt eine Bedeutung. Es kommt auf Sachkenntnis im Richterkollegium an. Diese kann in Berlin genau so viel oder wenig vorhanden sein als in Hamburg. In den Zeitungen, die so entschieden für Hamburg Stellung genommen haben, wird fast völlig übersehen, dass der oberste Gerichtshof im wesentlichen Revisionsgericht werden wird. Wenn dem Kaiser die Befugnis eingeräumt ist, ihn auch zum Berufungsgericht zu gestalten, so kann dies doch nur dort geschehen, wo die Berufungsinstanz in der Kolonie selbst nicht genügend ausgebildet ist. Sonst würde man die Oberrichter in den Kolonien geradezu degradieren und geeigneten Zuwachs unterbinden. Es würde ein Rückschritt gegenüber dem Zustande seit 1888, als die Befugnis beseitigt wurde, das Hanseatische Oberlandesgericht zum Berufungsgerichte zu machen und als man den Kolonisten die 2. Instanz in die eigene Kolonie verlegte. Es ist drastisch aber mit gutem Sinne, wenn der Engländer meint: lieber von einem Teufel in den Kolonien regiert, als von einem Kollegium von Engeln in London. Die Streitigkeiten betreffen meist Dinge, um die es sich auch hierzulande handeln kann, oder spezifisch Koloniales. Die besondere Kenntnis des Seerechts oder des internationalen Rechts, die in Hamburg gewiss zu finden ist, hat nur ein verhältnismässig geringes Feld zur Verwertung.

Nach alledem sehe ich in der Tat nichts, was Hamburg vor Berlin bevorrechten könnte. Für die Bedeutung eines obersten Reichsgerichts will mir dann aber die Hauptstadt des Reiches als die von Natur gewiesene Stätte erscheinen. Eine ungesunde Zentralisierung, wie sie hier befürchtet wurde, droht nicht im geringsten; denn wir haben, im Gegensatze zu französischer Art, zum Glück genügende Kulturzentren, die über Deutschland zerstreut sind.

Rechtsanwalt Dr. **Holländer**, Hamburg: Materielle Interessen haben die Hamburger nicht geleitet und schlechterdings nicht leiten können, wenn sie für die Errichtung des Gerichts in Hamburg sprechen.

Ein wesentlicher Mangel ist, dass der Entwurf nicht klar ausspricht, sondern es völlig der kaiserlichen Verordnung überlässt, ob und wie weit sie die Revision oder Berufung einführen will. Diese Frage muss durch Gesetz geregelt werden.

Der Gerichtshof soll nach der Absicht des Gesetzes jedenfalls auch als Berufungsinstanz tätig werden. Hierbei sind Laienbeisitzer zweckmässig. Aber auch in der Revisionsinstanz lassen sich die Grenzen zwischen Tat- und Rechtsfragen nicht immer ziehen. Hiermit rechnet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der § 19 des Entwurfs. Demnach erscheint auch in der Revisionsinstanz eine Mitwirkung von Laienrichtern angebracht. Daher muss man fragen: wo findet man solche Laienbeisitzer am leichtesten? In Hamburg sind diese Laien eher als in Berlin zu finden.

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern i. E.: Mangels eines materiellen Eingeborenen-Rechts, sowohl in Strafsachen als im Privatrecht, fällt ein Ausnahme-Kolonialgericht oberster Instanz von selbst. Es widerstrebt dieser Gedanke der Rechtseinheit des Deutschen Reiches, welche Se. Majestät Wilhelm II. am 18. Januar 1896 feierlich als sein Ziel proklamiert hat mit der Parole: Ein Reich! Ein Volk! Ein Gott! Der Kaiser allein hat die Gesetzgebungsgewalt in den Kolonien (vgl. Laband S. 147) und wird sicherlich eine solche Zerreissung der Rechtseinheit nicht einführen. Vielmehr empfiehlt sich die Einführung des Gesetzbuchs „Wilhelmina" (Strassburg, Herder, 1896) auch in den Kolonien als Deutsches Reichsrecht.

Demnach rechtfertigt sich die Resolution: Der Kolonialkongress verwirft den Gedanken eines Ausnahme-Gerichts oberster Instanz für die Kolonien.

Staatsanwalt Dr. **Fuchs**, Berlin: Wenn Herr Professor Perels hat einfliessen lassen, dass für die Vorkämpfer Berlins lokalpatriotische Gründe mitsprechen, so stehe ich nicht an, zu erklären: Gewiss sprechen solche lokalpatriotischen Gründe mit, schwerwiegend, wenn auch nicht entscheidend — genau wie bei den Hamburgern. Wir Preussen sind stolz auf unser engeres Vaterland — genau wie die Hamburger auf das ihrige und aus ebenso guten Gründen.

Professor Perels geht darüber hinweg, dass Dr. Rhode eine ganze Anzahl sowohl sachlicher wie personaler Gründe geltend gemacht hat, die unbedingt für Berlin sprechen. Manches lässt sich noch hinzufügen, so: dass Hamburg ein Stadtstaat ohne ausgebildetes Verwaltungsrecht ist, also für die zu erwartende Funktion des Kolonialgerichts als Oberverwaltungsgericht in Hamburg geeignete Kräfte fehlen würden, ferner dass in den Kolonien das Preuss. Landesrecht — also z. B. die gesamte Ausführungsgesetzgebung zum B.G.B. und seiner Nebengesetze — subsidiäre Geltung hat und dieses in Hamburg nicht geübt wird, usw. usw.

Der Hinweis des Prof. Perels auf die fremdsprachlichen Urkunden sollte wohl nur scherzhaft gemeint sein.

Die Reichshauptstadt Berlin will die Gerichtskräfte der deutschen Provinz nicht zertrümmern, sondern im Gegenteil sie heranziehen —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch diejenigen Hamburgs zum Reichskolonialgericht in Berlin, aber nicht umgekehrt.

Betont muss werden, dass das Reichsgericht nach Leipzig nicht aus Misstrauen gegen Berlin verlegt ist — dann müsste man ja schleunigst auch die anderen Höchstgerichte: Kammergericht, Oberverwaltungsgericht, Reichsmilitärgericht usw. von dort wegbringen! — sondern im Interesse der Rechtseinheit, wie die §§ 8 Ger.-Vfg. Gesetzes; 1 Ges. v. 11. 4. 77 über den Sitz des Reichsgerichts ergeben. Man wollte durch diese Konzession Sachsen hindern, dem Beispiel Bayerns zu folgen und sich ein eigenes Reichsgericht in Gestalt eines obersten Landesgerichts zu errichten.

Herrn Dr. Hollaender ist zu erwidern, dass die gesetzliche Regelung der Revision in Kolonialsachen so lange nicht möglich ist, als deren Unterbau, die erst- und zweitinstanzliche Gerichtsverfassung in den Kolonien, auf kaiserlicher Verordnung beruht. Von einer Zuziehung der Laien in der Revisionsinstanz kann keine Rede sein, so nützlich sie in der Berufungsinstanz ist.

Admiralitätsrat Dr. **Apel,** Berlin, tritt den Ausführungen des Staatsanwalts Dr. Fuchs im wesentlichen bei und spricht sich für Berlin als Sitz des Kolonialgerichtshofes auch aus dem Grunde aus, dass das meist anzuwendende öffentliche Reichsrecht sich auf das preussische gründet und in seinem Wesen von dem der Hansastädte abweicht.

Landgerichtsrat **Ziegler,** Kempten: Ich will es offen lassen, ob die Errichtung eines Kolonialgerichtshofes 3. Instanz besonders dringlich ist. Wenn er aber geschaffen werden soll, so ist er mit der grösstmöglichen Autorität auszustatten, wie es eben einem obersten Gerichtshof zukommt. Dies verbietet die Besetzung des Gerichtshofes mit Richtern im Nebenamt und mit Laienrichtern. Da wir erst im Anfang einer kolonialen Rechtsentwickelung sind und je nach dem Ergebnis der Rechtspflege an den bestehenden Rechtsnormen selbst noch bessernde Hand anzulegen sein wird, wird es Aufgabe des neuen Gerichtshofes bzw. seiner Richter sein müssen, das vorliegende Material wissenschaftlich zu verarbeiten und sich zu Gesetzesvorlagen, die die Fortentwickelung des Rechtes betreffen, gutachtlich zu äussern.

In dieser Weise sollte der Gerichtshof auch zur Kodifikation des Eingeborenenrechtes herangezogen werden.

F. F. **Eiffe,** Hamburg: Es gehört ein gewisser Mut dazu, als einfacher Kaufmann in diesem Kreise von Gelehrten und Fachleuten das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wort zu ergreifen. Ich halte es aber für wünschenswert, dass auch einmal einer aus den Kreisen das Wort ergreift, für welche doch dieser Gerichtshof geschaffen werden soll, und zwar den Kolonialinteressenten und nach Uebersee Arbeitenden, kurz denjenigen, welche ihre Haut und ihr Vermögen drüben zu Markte tragen.

Die Angriffe des Herrn Staatsanwalts Fuchs gegen die anderen Bundesstaaten darf ich wohl als eine Entgleisung betrachten und erinnere an den grössten Preussen — Bismarck —, welcher das Deutsche Reich auf der Basis der Selbständigkeit der Bundesstaaten gegründet und bis zu seinem Lebensende betont hat, dass man daran nicht rütteln sollte.

Für mich gibt es in dieser Frage keinen Partikularismus, ich bin zuerst Deutscher und erst dann Hamburger. Die hamburgische Regierung als solche hat keinerlei Schritte unternommen, um den Gerichtshof nach Hamburg zu bekommen, und weise ich darauf hin, dass das hanseatische Oberlandesgericht, bei welchem eventl. ein weiterer Senat hierfür errichtet werden müsste, von den drei Hansestädten und nicht von Hamburg allein ressortiert.

Sollte indes von Reichs wegen Hamburg als Sitz gewählt werden, so werden sich die Hansestädte der ihnen zugewiesenen Aufgabe gewiss nicht entziehen.

Für mich als Kolonial- und Uebersee-Interessenten gibt es betr. des Sitzes nur die eine Frage: wo ist solcher für die in Frage kommenden Kreise am geeignetsten? Und da ist nicht zu verkennen, dass es einesteils in Hamburg Hunderte von Herren gibt, welche als Laien-Richter in den Kammern für Handelssachen grosse Erfahrung auf diesem Gebiete gesammelt haben und dass anderseits auch unsere sämtlichen Oberlandesgerichtsräte sich fortgesetzt mit den wichtigsten überseeischen und auch staatsrechtlichen Fragen zu beschäftigen haben.

Sachverstand und Unabhängigkeit dürften in hohem Masse bei der Wahl Hamburgs gewährleistet sein.

Aus all diesen Gründen befürworte ich als Deutscher und Kolonialinteressent die Wahl Hamburgs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Berlin.
Vorsitzende: Seine Exzellenz D. **Graf von Vitztum und Eckstädt,** Dresden.
Seine Durchlaucht **Fürst Alois zu Löwenstein-Wertheim,** Berlin.
Geh. Konsistorialrat Prof. **D. Mirbt,** Marburg.
Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Berlin.
Schriftführer: Pater **Acker,** Knechtsteden.
Missionsinspektor **Bemmann,** Leipzig.
Pfarrer **Elsasser,** Berlin.
Pastor **Otto,** Berlin.
Pastor **Paucke,** Havelberg.
Pater **Streit,** Hünfeld.

Das Problem der Negerseele und die sich daraus für die Emporentwickelung des Negers ergebenden Folgerungen.

Von Pfarrer **D. Richter,** Schwanebeck.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, vormittags.)

Die Eingeborenenfragen gestalten sich mit der fortschreitenden Erfahrung immer mehr zu zentralen Problemen der tropischen und subtropischen Kolonien. Die weissen Herren bilden, selbst wenn ihre Ansiedelung in einzelnen Gebieten möglich ist, eine Minorität neben einer an Zahl weit überlegenen Masse der Farbigen. Dazu sind die Weissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein mehr oder weniger fluktuierendes Element, von dem nur ausnahmsweise Familien durch Menschenalter ausharren, die Farbigen dagegen sind die bodenständige Rasse mit allen Vorteilen der Kontinuität. Die Weissen können die Bodenschätze nur heben mit Hilfe der Farbigen, und nachdem auf den Goldfeldern des Witwaterrandes der Versuch mit eingeführten chinesischen Kulis missglückt ist, ist für Afrika die Frage wenigstens vorläufig entschieden, dass seine Schätze mit Hilfe von Afrikanern gehoben werden. Damit steht vor uns als ein Kernproblem die Frage: welche Stellung und welche Funktionen soll in dem Organismus unserer Kolonien die farbige Bevölkerung einnehmen?

Die Beantwortung hängt in erster Linie von der Beurteilung des inneren Gefüges der Negerseele und ihrer Entwickelungsmöglichkeiten ab. Die Missionen haben begreiflicherweise an dieser Frage ein besonderes Interesse. Nach einem Jahrhundert intensiver Missionsarbeit in verschiedenen Teilen Afrikas haben sie auch bei ihrer Beantwortung ein gewichtiges Wort mitzusprechen und eine reiche Erfahrung in die Wagschale zu werfen.

Vor hundert Jahren war man schnell fertig mit der Antwort. Man rechnete die Afrikaner als swarte schepsels, het swarte vee, de swarte goederen, nicht zu den Menschen, man sah in ihnen das vom Teufel hergestellte Zerrbild des Menschen, womit dieser der Krone der Schöpfung habe Hohn sprechen wollen. Von diesem Standpunkte aus war gänzliche Unterordnung, wo nicht gar Ausrottung der Farbigen eine folgerichtige Eingeborenen-Politik. Allein man kannte eben damals den Afrikaner nicht, und man gab sich keine Mühe, ihn kennen zu lernen. Seitdem haben wir denn doch in der Kenntnis des Afrikaners erhebliche Fortschritte gemacht. Verschiedene Wissenschaften haben seine Erforschung in Angriff genommen, und was sie bisher mit Sicherheit festgestellt haben, ist zwar noch nicht abschliessend, aber Hoffnung erweckend und nach vielen Seiten hin verpflichtend. Es ist eine eigentümliche Tatsache, dass die Anbauung der Forschungsgebiete in der Regel vom Fernliegendsten und Aeusserlichsten zum Zentralsten fortschreitet. Die erste Wissenschaftsdisziplin war die Astronomie, die letzte die Psychologie. So ist's nicht verwunderlich, dass auch die Afrikaforschung erst verhältnismässig spät von den äusserlichen Wissensprovinzen, dem geographischen Kartenbilde usw. zum Studium des Afrikaners fortgeschritten ist. Aber wo sie es getan hat, ist sie reich belohnt worden.

Da ist zunächst die afrikanische Linguistik. Die ersten Europäer verglichen die Sprachen der Afrikaner mit einem Gestammel, mit

dem Geschrei der Truthähne oder Elstern, oder mit dem Gekreisch der Eulen. Wir wissen jetzt, dass diese verachteten Sprachen überaus fein durchgearbeitete, sprachlich reiche und ausdrucksfähige Bildungen sind, wahre Meisterwerke des sprachenschaffenden Menschheitsgenius, und Produkte des rein afrikanischen Geistes, die gerade wegen ihrer Unmittelbarkeit und Originalität allein schon vor oberflächlichem und vorschnellem Aburteilen über die Negerseele bewahren sollten! Die Linguistik hat uns mehr gelehrt. Sie hat es zu einem hohem Grade von Wahrscheinlichkeit gebracht, dass die Hottentotten, diese unglücklichen Stämme, deren geistige Minderwertigkeit die weitverbreitete Neigung zu abfälligen Urteilen über die Afrikaner grösstenteils verschuldet hat, zu derselben Völker- und Sprachfamilie gehören, wie die stolzen, kriegerischen Massai und Somali in Ostafrika, die relativ zivilisierten Kabylen und Berbervölker des Nordens und vielleicht selbst die alten Aegypter, die Träger der Weltkultur durch Jahrhunderte. Wir haben ferner gelernt, dass zu der Gruppe der Sudanvölker an der Guineaküste, die einige Zeit mit ihrem scheinbar so massiven und entarteten Fetischismus als Typus niedrigster Menschengattung galten, auch die Nubier des ägyptischen Sudan gehören, die ein Jahrtausend lang ein christliches Königreich gebildet und eine alte, nicht unbedeutende christliche Literatur besessen haben, deren Auffindung und Entzifferung einer der wertvollsten wissenschaftlichen Funde in Afrika in den letzten Jahren gewesen ist. Wenn uns die Linguistik die Augen dafür öffnet, dass einzelne Glieder spezifisch afrikanischer Völkerfamilien es zu relativ grosser Kulturblüte gebracht haben, wer wagt es da, den übrigen Zweigen derselben Familien die Entwickelungsmöglichkeiten abzusprechen?

Die Ergebnisse der Linguistik stehen nicht allein, sie finden von den verschiedensten Seiten Bestätigung. Die Erforschung der Kulturgeschichte der sudanischen Königreiche hat ergeben, doss dort in den Jahrhunderten nach der ersten Jahrtausendwende eine Kulturhöhe erreicht war, welche der gleichzeitigen im christlichen Europa mindestens gleichwertig war. Die Durchforschung des materiellen Kulturbesitzes der Afrikaner hat einen so besonnenen und gründlichen Forscher, wie Professor von Luschan, zu der Ueberzeugung gebracht, dass die für die moderne Kultur so entscheidende und grundlegende Technik der Bearbeitung der Eisenerze spezifisch afrikanischen Ursprungs, ein originales Stück afrikanischer Kulturarbeit sei. Die Erforschung der poetischen Produkte afrikanischen Geisteslebens, ihrer Sprichwörter, Märchen, Sagen, mythologischen und historischen Ueberlieferungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat fast bei jedem Volke, wo sie mit liebevollem Verständnis und wissenschaftlicher Sorgfalt angegriffen wurde, einen überraschenden Reichtum ergeben. Sie hat speziell erwiesen, dass die Tierfabel ein originales Produkt afrikanischen Geistes ist, und hat manche Gelehrte selbst zu der Annahme gebracht, dass die Fabelliteratur Europas, das Entzücken und die gesunde Speise unserer Kinderseelen, letztlich afrikanischen Ursprungs sei. Die afrikanische Musik ist das an die europäischen Harmonien gewöhnte Ohr lange geneigt gewesen, für barbarischen Lärm zu halten. Die bedeutsamen Forschungen des Berliner Psychologischen Instituts haben uns gezeigt, dass sie wohl auf anderem Systeme beruht und nach anderen Gesetzen sich entfaltet, aber in ihrer Art auch eine originale und entwickelungsfähige Offenbarung des musikalischen Genius der Menschheit sei. Wie hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts das Urteil über das religiöse Leben der Afrikaner gewandelt! Anfänglich glaubte man bei ihnen überhaupt keine Spur von Religion zu finden. Man führte die Hottentotten geradezu als Musterbeispiel einer so tief stehenden Rasse an, dass sie gar keine Religion entwickelt habe. Dann glaubte eine lange beliebte Spezialität von Religionskonstruktion im Fetischismus der Westafrikaner die klassische Urform des eben erst aus dem rein Tierischen und Grobsinnlichen sich emporarbeitenden religiösen Lebens entdeckt zu haben, die niedrigst mögliche Stufe religiöser Menschheitsentwickelung. Jetzt wissen wir auf Grund monumentaler Studien, dass auch das religiöse Leben des Afrikaners wohl elementarer Art ist, vielleicht kraus, verworren, aber dabei doch von einer Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und einer Tiefe der Empfindung, dass der mit der religiösen Entwickelung der Menschheit Vertraute bekennt: Das ist Fleisch von unserem Fleische. Man lese nur Spieths Werk über die Ewe-Neger!

Wir stehen auf allen diesen Gebieten der Forschung über das Geistesleben und den Kulturbesitz der Afrikaner erst am Anfang. Aber wo immer ein Gebiet mit wissenschaftlichem Ernst und umfassender Sachkenntnis in Angriff genommen ist, da haben sich bald gehaltvolle Erzadern gezeigt, die zu tieferem und eindringendem Studium gereizt und das anfängliche geringschätzige Vorurteil von Grund aus entwurzelt haben. Wir kommen zu demselben Ergebnisse, wenn wir versuchen, das Seelenleben des Afrikaners zu analysieren. Wir sind uns dabei bewusst, dass eine solche Zergliederung nur einen relativen Wert hat. Denn wer will den unsteten, wilden Buschmann mit dem stolzen, herrschgewaltigen Somali und Masai zusammennehmen, oder wer das verkommene, faule Proletariat der Safari mit den fleissigen, sittenstrengen Inlandstämmen? Immerhin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

findet sich in der Afrikaliteratur eine weitgehende Uebereinstimmung über gewisse Grundfaktoren der Negerseele.

Eine der im Verkehr des Negers mit den Weissen am stärksten hervortetenden Eigentümlichkeiten ist seine Beeinflussbarkeit. Der Neger hat ein natürlich schmiegsames Wesen, welches sich in gegebene Verhältnisse, selbst widriger Art, willig fügt und sich jedem konsequenten und starken Einfluss unterwirft. Jeder Führer einer grossen Karawane, mag sie aus noch so ungleichen Elementen zusammengesetzt sein, hat sich davon überzeugt. Darum ist auch mit freien farbigen Arbeitern Plantagenwirtschaft grossen Stils möglich. Darauf beruhte in früheren Jahrhunderten die Brauchbarkeit der Neger für die Sklaverei. So drückend in den Vereinigten Staaten vor und nach der Emanzipation die Lage der Neger war, nie ist das Staatswesen von Negeraufständen grösseren Stils bedroht worden, selbst wo die Neger in der Ueberzahl waren. Es ist nur billig, zu betonen, dass diese Beeinflussbarkeit auch hoffnungsvolle Perspektiven eröffnet, wenn grosse, heilsame Einflüsse auf den Neger im einzelnen oder in der Gesamtheit ausgeübt werden; wenn ihm also das Christentum entgegengebracht wird, oder die europäische Kultur autoritätsvoll in seinen Gesichtskreis tritt. Der Neger gibt sich solchen Einflüssen, wie die Missionsgeschichte vieler Gebiete Afrikas beweist, mit einer erstaunlichen Willigkeit hin.

Freilich scheint diese Beeinflussbarkeit paralysiert zu werden durch eine andere, nicht minder hervorstechende Eigentümlichkeit, die Erregbarkeit, die Bewegbarkeit des Negers. Er ist für Impulse aller Art leicht zugänglich, fängt schnell Feuer, ist in einer grossen, sein ganzes Wesen in Spannung versetzenden Aufregung; aber fast ebenso schnell ist die Bewegung vorüber und restlos verraucht. Solche, ihn in innerliche Spannung versetzenden Gemütsbewegungen sind verschiedener Art: Hass, Rache, Leidenschaft, Liebe, Furcht, Religion, Aberglaube. Immer scheinen die Affekte nach vorübergehender Siedehitze restlos abzureagieren und nichts als einen ausgebrannten Krater zurückzulassen. Daher sein Wankelmut, seine Unbeständigkeit, sein Mangel an Treue, an Dankbarkeit, an Stetigkeit in der Arbeit, an Konsequenz in der Gestaltung seines Lebens. Daher das sprungartige Aufflackern von Bewegungen, auch von revolutionären, wie wir es zu unserem Schaden in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika erlebt haben. Mit einem Worte, daher der Mangel an Charakter. Gerade auf diesem Manko beruht am häufigsten das absprechende Urteil über die sogenannte Minderwertigkeit der Neger. Aber gerade hier ist das Urteil oft ungerecht. Einmal ist Charakter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entwickelung auch im zivilisierten Europa ein relativ seltener Vorzug der Individuen, die sich über die umgebende Masse emporentwickelt haben. Solche individuelle Einzelentwickelung ist aber nach dem ganzen Herdencharakter des afrikanischen Lebens, nach dem Gefüge seiner Familie, seiner Gesellschaft, seines Staates fast unmöglich. Zum anderen ist die Rückständigkeit der Charakterentwickelung ein fast allgemeines Merkmal primitiver Rassen und die Ausprägung von gefestigten Charakteren das wertvollste Ergebnis der fortschreitenden Kulturentwickelung. Vor allem aber, der Afrikaner steht den ihn umgebenden Einflüssen klimatischer, wirtschaftlicher, sozialer Art macht- und schutzlos gegenüber, und diese Einflüsse sind grösstenteils widriger Art. Das afrikanische Klima ist tatsächlich ein vielfach gefahrdrohendes und der gesunden körperlichen Entwickelung ungünstiges. So verbündet sich alles um ihn her, um ihn am Kampfs ums Dasein verzagen, ihm den Genuss jeder frohen Stunde und die willenlose Unterwerfung unter jedes Missgeschick als den einzigen möglichen Weg erscheinen zu lassen. Die Hilflosigkeit gegenüber dem Druck des Lebens macht ihn zum Fatalisten, zur charakterlosen Eintagsfliege. Aber haben wir damit ein Recht, ein endgültiges Urteil als über einen unheilbaren Charakterdefekt des Negers zu fällen? Das ist ebenso vorschnell wie unbarmherzig. Das eben ist die Aufgabe unserer kolonialen Herrschaft, dass wir auch den Neger in eine Umgebung ausreichender Sicherheit und Entwickelungsmöglichkeit versetzen. Und das Auftreten von führenden Negern, Charakterköpfen, wie Frederick Douglas, Prof. Dubois, Booker Washington u. a., in Nordamerika beweist, dass wir gerade hier am Anfange hoffnungsvoller Entwickelungen stehen. Jede Mission in Afrika ist imstande, von ähnlichen ermutigenden Erfahrungen aufstrebender Charakterentwickelung unter dem Einfluss des Christentums zu berichten.

Fast allgemeine Uebereinstimmung scheint drittens zu herrschen über die intellektuelle Begabung des Negers. Es ist hundertfach in Afrika wie in Amerika von kompetenten Beurteilern bestätigt, dass sich im Durchschnitt farbige Kinder den Wissensstoff ohne grössere Anstrengung aneignen als weisse Kinder. Vielleicht ist die Begabung nicht ganz gleichmässig auf allen Gebieten; ist des Negers Neigung und Begabung für Rechnen und verwandte mathematische Zweige geringer, so ist dagegen sein Gedächtnis zäher, seine Phantasie lebhafter, seine musikalische Begabung reicher. Dazu hat er eine ausgesprochene Begabung für Handwerke und industrielle Arbeiten, zumal, wenn er sie mit seinem hervorragenden Nachahmungstalente bemeistern kann. Bisweilen, zumal in englischen Kolonien

und in manchen Bildungsschichten der Vereinigten Staaten, ist diese ausgesprochene intellektuelle Begabung für die Regierungen der Anlass und Antrieb gewesen, das Schulwesen für die Neger zu hoch zu schrauben und die begabteren Neger weit über das Niveau der Lebensverhältnisse, aus denen sie stammen, zu entwickeln. Aber allerdings noch viel häufiger ist diese intellektuelle Begabung ein im Schweisstuche vergrabenes Pfund geblieben. Die gesunde Ausnutzung der intellektuellen Begabung des Negers zur Hebung seiner gesamten geistigen Atmosphäre ist ein Problem, dessen Lösung ebensoviel Erfahrung und Weisheit wie Wohlwollen und Festigkeit erfordert.

Dabei ist eine vierte Tatsache für die Beurteilung des Negers von Bedeutung, seine Sinnlichkeit. Hier betreten wir ein schwieriges Gebiet, auf dem nicht sowohl die Tatsachen, als die darüber abgegebenen Urteile schroff sich gegenüber stehen. Man muss sich vor Uebertreibungen hüten. Ob die Sinnlichkeit der Afrikaner grösser ist als die der Weissen unter den gleichen klimatischen Verhältnissen, ist noch nicht entschieden. Die mit der Sklaverei zusammenhängende und durch sie beförderte Zerrüttung der Familien hat die Unordnung auf diesem Gebiete empfindlich vermehrt, und die Zuchtlosigkeit vieler Weissen in Afrika wirkt in derselben Richtung zersetzend. Es ist Tatsache, dass wilde Ausschweifung dort sich entwickelt, wo die alten Stammesverbände aufgelöst und zerschlagen werden, dass dagegen in den noch nach patriarchalischer Ordnung auf dem Grunde und in der Bindung an die Sitten der Väter lebenden Stämmen eine zwar von der unseren abweichende, aber oft in sich strenge sittliche Ordnung herrscht. Und jene unnatürlichen sittlichen Verirrungen und Ausschweifungen, welche eine dunkle Kehrseite der überfeinerten europäischen Kultur sind, sollen in Afrika unbekannt sein, soweit sie nicht von Europa importiert sind. Man darf schliesslich nicht vergessen, welche Schwierigkeiten die Umlebung aus afrikanisch-barbarischen sittlichen Anschauungen in christlicher Sittlichkeit mit sich bringt; man erinnere sich nur der analogen Entwickelung bei den Germanen der Merovinger Zeit, um gerecht zu urteilen. Bei allem ist zuzugestehen, dass diese charakterliche Schwäche ein empfindliches Hindernis in der Negerseele ist. Aber es ist geradezu verhängnisvoll, dass in gewissen Kreisen Europas die sittlichen Werturteile so verworren sind, dass sie die heidnische Barbarei und Zuchtlosigkeit der christlichen Sittlichkeit vorziehen und der afrikanischen Polygamie vor der christlichen Einehe das Wort reden.

Eine Zergliederung der konstitutiven Faktoren der Negerseele ist unvollständig und unzureichend, welche dem religiösen Faktor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht gerecht wird. Die wissenschaftliche Forschung hat, wie wir sahen, die Gleichartigkeit der Geistes- und Gemütsveranlagung des Negers mit den anderen Menschenrassen festgestellt. Der Unterschied seiner Anschauungsweise von der des modernen Kulturmenschen besteht vornehmlich darin, dass der Neger durch und durch religiös denkt. Religion ist der entscheidende Faktor in seinem Seelenleben. Wo wir von grossen Explosionen in der Geschichte des Negers hören, gehen sie fast regelmässig auf religiöse Triebkräfte zurück, — man denke an die grossen Kaffernkriege der Engländer, an die Mahdirevolution im ägyptischen und westlichen Sudan, an Hendrik Witboi, an den ostafrikanischen Aufstand. Die Kolonialpolitik der europäischen Staaten muss religiös-neutral sein. Aber ebenso gewiss wie dieser sollte auch der andere Grundsatz feststehen, dass die staatsmännische Leitung der eingeborenen Bevölkerung unserer Kolonien der entscheidenden Bedeutung des religiösen Faktors im Leben der Farbigen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muss. Unter diesem Gesichtspunkt ist das machtvolle Vordringen des Islam in dreien unserer afrikanischen Kolonien eine Tatsache von der weitreichendsten Bedeutung. Wir sagen das nicht, wie uns wohl vorgeworfen wird, aus Voreingenommenheit als Vertreter der christlichen Mission, sondern weil es sich hier um die wirksamste Sphäre im Geistesleben des Negers handelt, die Sphäre, von der aus er am leichtesten zu beherrschen, am nachhaltigsten zu beeinflussen und zu den tödlichsten Evolutionen aufzustacheln ist. Und diese Sphäre drohen Gewalten und Einflüsse in Besitz zu nehmen, welche die gefährlichsten Rivalen der europäischen Kolonisation in Afrika überhaupt sind. Es ist von weitreichender Bedeutung für die zukünftigen Beziehungen der afrikanischen Länder zu den europäischen, dass die gleichen Grundanschauungen und Lebensordnungen das Leben der Neger durchdringen. Das ist im Blick auf die Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten der hoffnungsvolle Punkt, dass das Christentum dieselbe fast widerstandslos in seine beherrschende geistige Einflusssphäre gezogen und dort damit die Einheitlichkeit der Grundrichtung in dem Kulturleben der weissen und farbigen Rasse gewährleistet hat. Um nichts geringeres handelt es sich auch in Afrika. Wenn die deutsche Kolonialbewegung die entscheidende Bedeutung dieses Ringens nicht erkennte, so würde sie einen bedauerlichen Mangel an Einsicht in die wirklich entscheidenden Faktoren der Negerseele an den Tag legen.

In diesem Zusammenhang weisen wir auf das Gebiet des Geisteslebens hin, in welchem sich die Volksseele auch des Afrikaners am unbefangensten und unmittelbarsten offenbart und auf ihren Gehalt am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichersten beobachtet werden kann: die Folklore. Es gibt bereits eine stattliche Literatur über die mythologischen und religiösen Ueberlieferungen, die Sprichwörter, Sagen und Märchen zahlreicher afrikanischer Völker, und fast jedes Jahr bringt zu diesem Schatze wertvolle Beiträge. Da finden wir einen Reichtum gesunder, wenn auch einfacher ethischer Weltanschauung, oft gewürzt mit erquickendem Humor und zugespitzt zu treffendem Witz. Wir finden das wonnige Schwelgen in der Welt der übersinnlichen Gewalten, das überall für die Märchen charakteristisch ist. Wir schauen in ein feines Zusammenleben und originales Verständnis für die umgebende Tierwelt. Wir finden auch die tieferen Motive des selbstverleugnenden Heldenmutes, der Treue bis in den Tod, der Dankbarkeit u. a. angeschlagen und durchgeführt. Und wir sehen das kindliche, oft unbeholfene Ringen einer im Denken nicht geschulten Seele, sich die Rätsel des Daseins zurechtzulegen und aus dem beschränkten Anschauungskreis heraus eine Lösung zu suchen. Wir finden vielfach gemeinsamen Boden mit dem Geistesleben der europäischen Völker in den Anfängen ihrer Kulturentwickelung, und zwar oft in einem Reichtum und einer Anmut, wie man sie bei den gering geschätzten Afrikanern nicht vermutet hätte. Eine Sammlung der schönsten Märchen der Afrikaner würde zum Entzücken für unsere deutsche Kinderwelt gereichen.

Man sieht, jede sorgfältige Analyse der konstitutiven Faktoren der Negerseele wird zu dem Ergebnis führen, das der besonnene Ethnograph Ratzel so zusammenfasst: „Heute erscheint der Neger als unzivilisiert; das bedeutet aber nicht entwickelungsunfähig, sondern unentwickelt. Man muss abwarten, was sich aus diesen, bisher brach gelegenen Gaben entwickeln wird."

Nun darf man auch darauf hinweisen, dass die jahrhundertelange Geschichte der Berührung der weissen mit der farbigen Rasse denn doch auch schon ein mannigfaltiges und wichtiges Tatsachenmaterial für die Beurteilung dieser Entwickelungsmöglichkeiten zur Verfügung stellt. Man muss es nur gerecht werten. Man muss in Anschlag bringen, dass fast durch diese ganze Geschichte hindurch der Neger unter dem Fluche der Sklaverei an irgendwelcher originalen Entwickelung mit brutaler Gewalt gehindert und ein freiheitliches Aufstreben selbst in den Vereinigten Staaten erst seit einem halben Jahrhundert möglich und auch jetzt noch durch den schroffen Rassengegensatz bestimmt ist. Was ist ein Menschenalter in der Emporentwickelung einer Rasse! Auch die Fragestellung ist verkehrt, als ob es nur ein Entweder-Oder gebe, entweder Gleichwertigkeit mit unserer Jahrtausende alten Kultur und mit dem durch Jahrhunderte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

christlichen Kultureinflusses verfeinerten und veredelten Leben Europas, oder hoffnungslose Minderwertigkeit, die zu nichts besserem tauge als unselbständiger Hörigkeit. Zwischen unserer Kulturhöhe und der afrikanischen Barbarei gibt es viele Zwischenstufen; und es ist denkbar, dass die Afrikaner zwar die Höhe deutscher Kultur nie ganz erreichen, aber in anderer Weise und Richtung sich doch eine respektable Kultur aneignen. Wer wagt es, darüber jetzt schon ein abschliessendes Urteil abzugeben? Was wir deutlich vor Augen sehen, ist ein Doppeltes: Einmal, dass es leider möglich ist, afrikanische Völker zu zertreten, die dann allerdings einer höheren Entwickelung schier unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen. Auf der anderen Seite, wo immer den Afrikanern einigermassen Luft und Licht zu freier Entwickelung gewährt wurde und wenigstens einiges Wohlwollen ihre Schritte leitete, sehen wir eine Fülle von spriessendem Leben, von hoffnungsvollen Ansätzen, die uns Missionsfreunden die afrikanische Missionsgeschichte zu einem erquicklichen und zukunftsreichen Kapitel der Geschichte ebenso des Christentums wie des Fortschritts der Menschheit machen. Wir sehen Volksstämme zu einem Lern- und Bildungshunger erwachen; christliche Kirchen in der Bildung begriffen; christliche Anschauungen und Sitten mit der Kraft des Sauerteigs das heidnische Volkstum durchdringen und erneuern. Die Zahl der Analphabeten unter den Farbigen in den Vereinigten Staaten ist zwischen 1865 und 1900 von 95 Proz. auf 44½ Proz., bis heute wahrscheinlich auf 32 Proz. zurückgegangen, während es in Spanien 68 Proz., in Russland 77 Proz., in Portugal 79 Proz. Analphabeten gibt. Nach dem Zensus von 1900 waren von den damals 8½ Mill. Negern der Vereinigten Staaten rund 4 Mill. in gewinnbringenden Beschäftigungen; in ihrem Besitz waren 746 715 Farmen mit einer Gesamtgrösse von Holland und Belgien und einem Kapitalwerte von 2 Milliarden Mark. Das haben die Neger in einem Menschenalter erarbeitet. Und da sollte man über ihre Entwickelungsmöglichkeiten in Afrika kurzsichtig fertig sein mit dem Urteil?!

Booker Washington, vielleicht der grösste jetzt lebende Neger, hat wiederholt und mit ergreifenden Worten darauf hingewiesen, dass es eine undankbare und unwürdige Aufgabe ist, eine entwickelungsfähige und emporstrebende Rasse, sei es aus kurzsichtigem Egoismus, sei es aus theoretischer Voreingenommenheit, künstlich zurückzuhalten und ihre Emporentwickelung zu unterbinden. Und anknüpfend an die berühmte Rede des erfahrenen südafrikanischen Staatsmannes Lord Selborne, des früheren High commissioner des englischen Südafrika, fragen wir: Sind wir Deutsche gewillt, dem Afrikaner zu sagen, dass es einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestimmten Punkt gebe, über den hinaus wir ihm nicht erlauben, sich zu entwickeln? Und wenn wir das zu sagen uns in unserm Gewissen verhindert fühlen, wenn wir zugeben, dass wir als Weisse und Herren eine persönliche Verantwortung in dieser Sache haben, und dass die Eingeborenen weder mit Gewalt in ihrer natürlichen Entwickelung zurückgehalten, noch sich selbst überlassen werden können — auf welche Weise und in welcher Richtung beabsichtigen wir, den Eingeborenen in unseren Kolonien zu helfen und sie in ihrer Entwickelung zu führen?

Wir resümieren: 1. Was wir bisher von dem inneren Gepräge und den Entwickelungsmöglichkeiten der Negerseele wissen, ist zwar noch nicht abschliessend, aber ermutigend und Hoffnung erweckend. Und so gewiss der Erzieher das Innenleben seines Zöglings kennen muss, um ihn recht zu leiten, liegt uns die Verpflichtung ob, der Negerseele in unserer Eingeborenenpolitik gerecht zu werden. 2. Das Hauptproblem ist dabei, das Gleichmass zwischen den intellektuellen Fähigkeiten und den Defekten der ethischen Veranlagung herzustellen; gerade weil es sich in der Hauptsache um eine solche tiefgrabende Arbeit handelt, erfordert das Negerproblem Weisheit und Geduld. 3. Da die entscheidende Funktion im Leben des Negers die Religion ist und sein ganzes Leben und Denken religiös orientiert ist, so muss eine grosszügige Negerpolitik auch religiös orientiert sein, und da der religionslose Staat eine solche nicht durchführen kann, ist er auf die Bundesgenossenschaft der Missionen angewiesen. 4. Da das Negerproblem ein Zentralproblem unserer kolonialen Entwickelung ist, so ist es von entscheidender Bedeutung, dass alle an ihm beteiligten Machtfaktoren, zumal Regierung und Mission nicht gegeneinander, sondern im Bunde miteinander handeln, sich einig darüber, dass sie dasselbe Ziel auf verschiedenen Wegen anstreben.

Regierungsrat Dr. **v. Weickhmann:** Die nach vielen Richtungen hin anregenden Ausführungen des Herrn Vortragenden haben mich veranlasst, mir eine zweifache Bitte an Sie zu notieren.

Auf die Gefahr hin, mich mit alten und ältesten Afrikanern und vielleicht der Mehrheit dieser Versammlung in Widerspruch zu setzen, möchte ich Sie bitten, in Zukunft eine Bezeichnung für die Neger fallen zu lassen, die ich gar nicht daraufhin untersuchen will, ob sie richtig oder unrichtig ist, die ich aber unter allen Umständen für politisch gefährlich halte, weil sie uns immer wieder aufs neue zu einer Unterschätzung der Aktionsfähigkeit der Neger verleitet. Die Behauptung, dass die Neger „grosse Kinder" seien, zieht sich wie ein Evangelium

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch die ganze Kolonialliteratur. Ich habe mich aber in Afrika nicht völlig des Eindrucks erwehren können, dass es dort verhältnismässig ebensoviele Erwachsene gibt, wie in Europa. Und Leute, die es verstanden haben, in zwei total unerwartet kommenden, langwierigen und folgenschweren Aufständen im Osten und Westen Afrikas die deutsche Verwaltung so völlig zu überrumpeln, die sollte man doch nicht immer per „Kinder" titulieren. Das scheinen mir doch durchaus Männer zu sein und, wie ich glaube, recht gefährliche Männer.

Wenn ich daran erinnern darf, dass, seit es eine Weltgeschichte in europäischem Sinne gibt, Europa stets mit Afrika in unmittelbarem Verkehr gestanden hat, ohne doch je mit ihm intim zu werden, wenn ich nachzähle, wie viele europäische Brandungswellen an dem felsigen Leib der afrikanischen Sphinx abgeflossen sind, wenn ich daran denke, wie viel europäische Kraft Afrika im Laufe der Jahrtausende verschlungen hat, dann bin ich doch nicht mehr völlig ohne Zweifel, ob Europa Afrika jemals dauernd beherrschen wird. Dann erscheint mir auch das bekannte Wort eines früheren Reichskanzlers nicht eine so schroffe Zurückweisung zu verdienen, mit dem er wohl nur hatte zum Ausdruck bringen wollen, dass die Anschaffungskosten für Afrika im Lauf der Jahrtausende für Europa zu einem Passivum angewachsen sind, um dessen Amortisierung ihm bange wurde.

Daraus ergibt sich für mich eine doppelte Ueberlegung: einmal, dass ich mich freue, dass wir auch in der Südsee ein Plätzchen haben, ein Mauerblümchen, das sich vielleicht einmal, wie alle Mauerblümchen, am dankbarsten zeigen wird. Und zweitens, dass die europäische Kolonisationsmethode einen Rechenfehler enthalten muss, den sie noch nicht im Buch hatte, als sie in verhältnismässig kurzer Zeit den amerikanischen und australischen Kontinent politisch aufsog. Und ich finde den circulus vitiosus der modernen Zivilisation in dem an sich sehr löblichen Erziehungsdrang, der die europäischen Völker der Gegenwart den sogenannten Naturvölkern gegenüber erfüllt und mit dem sie diese nur im Kampf gegen sie selbst stärken. In Südamerika, wo die Spanier und Portugiesen gründlich aufgeräumt haben mit den Indianerstaaten, deren Unglück es war, dass sie nicht früher, als die Bleichgesichter, das Schiesspulver erfanden, da sind keine volkskräftigen Stämme mehr da, die Aufstände von irgendeiner Bedeutung organisieren können. In Afrika aber, wo wir nicht, wie in der neuen Welt, kleine Sippen von waldbewohnenden Jägervölkern, sondern grosse Gesamtheiten von Steppenvölkern vor uns haben, da bringt die Zivilisation ihnen die Feuerwaffen und lehrt sie sie gebrauchen, sie lehrt sie Zeitungen lesen und schreiben; sie lehrt sie an hundert Kleinig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keiten, dass Einigkeit stark macht. Angehörige der verschiedensten Stämme, die sich früher gegenseitig nicht sehen konnten, treffen sich auf demselben Bezirksamt zum gemeinsamen Schauri; sie haben dieselben Steuern, dieselben Wegebauten zu leisten; wir selbst hindern sie, miteinander Kriege zu führen, und suchen ihre Händel zu schlichten. Wir schaffen mithin eine Einigkeit zwischen ihnen, die uns noch einmal gefährlich werden wird. Denken Sie daran, meine Herren, dass der letzte Aufstand in Ostafrika kein Araberaufstand war, sondern ein Negeraufstand, der uns durch mancherlei überraschte, was wir den ostafrikanischen Negern gar nicht zugetraut hatten.

Ich glaube auch nicht, wenn die äthiopische Bewegung der christlichen Neger in Südafrika und der Islam, der sich vom Norden, von Oberägypten aus strahlenförmig über den ganzen Kontinent ausbreitet, im Herzen des dunklen Erdteils zusammentreffen werden, dass sie dann in blutigem Religionskrieg aneinander geraten werden. Nein, sie werden sich die Hand reichen, um gemeinsam den weissen Eroberer aus Afrika hinauszujagen. Wenn wir uns etwa dem Wahn hingeben wollen, die Neger würden die Kultur, die wir ihnen bringen, jemals zu irgend etwas anderem gebrauchen, als zum Kampf gegen uns, dann sind nicht die Neger Kinder, sondern wir.

Und darum ergeht meine erste Bitte an Sie als praktische Politiker: Wenn Sie uns und unseren Enkeln des afrikanischen Himmels fröhliches Anschauen eine Weile gönnen wollen, dann treten Sie niemals mehr an unsere Kolonialverwaltung mit der Forderung heran, die Schutztruppen zu verringern. Sie können gar nicht genug vermehrt werden, und, wenn irgend möglich, nicht, — wie es leider finanzielle und andere Gründe jetzt nötig machen —, durch Eingeborene des Landes selbst. Die Stunde wird kommen, wo der Vorteil, den wir durch die modernen Kriegs- und Verkehrsmittel vor den Kulturstaaten des Altertums voraus zu haben glauben, ausgeglichen werden wird durch die rassenbiologische Anomalie, dass wir im tropischen Afrika Neger mit Negern bekämpfen müssen. Wir sehen doch erst in diesen Tagen, dass man nicht nach Afrika zu gehen braucht, um Militärrevolutionen zu erleben.*)

Wenn wir aber die Negerrasse uns auch wirtschaftlich nutzbar machen wollen, dann kommt meine zweite Bitte an alle, die als Praktiker nach Afrika gehen: das ungeheure Gepäck von Vorurteilen zu Hause zu lassen. Dass wir uns über die Negerseele noch immer so im

*) Anspielung des Redners auf die Revolution in Portugal, die sich in den Tagen des Kolonialkongresses ereignete.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unklaren sind, liegt meines Erachtens nicht sowohl daran, dass wir den Neger nicht kennen, als vielmehr daran, dass wir uns nicht kennen. Fast alles, was über die Negerseele geschrieben ist, geht auf dilettantische Quellen zurück: Missionare, Jäger, Kaufleute, Juristen, Offiziere, Journalisten — wir Laien fangen erst an zu beobachten, wenn wir im fremden Lande sind. Infolgedessen wird mit Emsigkeit und Ehrlichkeit alles Mögliche registriert und als Eigenart des Negers verzeichnet, was der Autor bei einer Forschungsreise durch hinterpommersche oder oberbayerische Dörfer ebensogut hätte entdecken können. Daraus erklärt sich wohl auch die enorme Verschiedenheit in der Beurteilung der Neger. Jeder legt als Massstab seine eigene Bildung, die Summe seiner Erziehung, die Anschauung seines Standes, die Denktätigkeit seines Berufes zugrunde; es fehlt ein normaler Wertmesser.

Erst wenn wir, statt uns um die extremen Begriffe „Herrenmoral" und „Negrophilie" herumzustreiten, völkerpsychologisch versuchen wollen, die afrikanischen Legenden von Faulheit, Verlogenheit usw. der Neger auf das richtige mittlere Mass zurückzuführen, indem wir nicht immer den höchsten erreichten Bildungsgrad in Europa zugrundelegen — in unseren Tagen des Gesundbetens sollte man doch nicht so hochmütig auf den Aberglauben der Neger herabsehen! — erst dann wird es gelingen, mit den Negern dasjenige zu machen, was wir im Grunde doch vor allem wollen, nämlich Geschäfte.

Regierungsarzt Dr. **Külz**, Kamerun: Bei Beurteilung der Negerseele wird noch auf lange Zeit hinaus eine grosse Kluft bestehen zwischen unserem Wünschen und Hoffen, vielleicht auch Illusionen einerseits und der rauhen Wirklichkeit andererseits. Es gehört weniger Mut dazu, dem Fieberklima der Tropen zu trotzen, als lieb gewordenen Vorstellungen — um nicht zu sagen, Vorurteilen — in dieser Hinsicht entgegenzutreten. Der Psychologe aber, den man bei Lösung dieses Problems doch wohl auch neben Missionar und Sprachforscher hören muss, hat gar keine andere Rücksicht zu nehmen, als nur die, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Er wird am ehesten der Gefahr entgehen, sein Gefühl auf Kosten nüchterner Beobachtung bei Einschätzung der Negerseele mitsprechen zu lassen. Einig sind wir uns alle darüber, auch die Missionen, dass die Negerseele nicht so ist, wie wir sie haben wollen und brauchen können; denn nur aus dieser Ueberzeugung leitet sich ja unsere Berechtigung her, die Negerseele zu beeinflussen und von ihrem bisherigen Entwickelungsgange abzudrängen. Sobald wir uns aber den „guten" Eigenschaften der Neger-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seele zuwenden, gehen unsere Ansichten auseinander. Ich lebe selbst seit 9 Jahren unter den Negern Westafrikas, und nicht nur unter ihnen, sondern auch mit ihnen und für sie; aber ich habe weder unter den verhältnismässig hochstehenden Sudanvölkern, noch bei den Kannibalen entlegener Urwaldgebiete ein Seelengemälde gefunden, wie es der Herr Referent entwirft: ein Bild, zu schön, um wahr zu sein. Zwei grosse Aeusserungsgebiete hat die Menschenseele, das des Intellektes und das des Empfindens, des Gemütes. Auf ersterem ist uns der Neger nicht unterlegen; auf letzterem ganz sicher. Er lernt gut, er ist geschickt zu allerlei Handwerk usw., aber im Kombinieren und im ethischen Vertiefen gewonnener Eindrücke versagt er. Der Herr Referent berührte eine Seite seines Gefühlslebens, die Ehe. Nun, wagt einer von uns, zu hoffen, dass jetzt schon oder in absehbarer Zeit in diesem Verhältnis vom Mann zum Weibe etwas aufkommen wird, das unserm Begriff der „Liebe" ähnelt?

Die weitere Frage: wird es möglich sein, den Neger zu wirklicher Kulturhöhe zu führen, muss zwar noch als offen angesehen werden, aber es will mich als Ueberhebung dünken, wenn manche hoffen, ihn in kurzer Zeit weiter zu bringen, als ein jahrtausendelanger Kampf ums Dasein es vermocht hat. Lassen wir unsere Wünsche nicht zum Vater zu schöner Hoffnungen werden für die Entwickelungsaussichten der Negerseele. Dass wir sie von ihren bisherigen, wenig hohen Idealen zu neuen, besseren zu führen wenigstens versuchen sollen, wird jeder von uns billigen, aber eine grosse Verschiedenheit herrscht über die Art dieser neuen Ideale und die Wege zu ihnen. Als ihr nächstliegendes und grundlegendes will mir aber eins erscheinen, das ich besonders betonen möchte, das ist die Erziehung des Negers zu geregelter Arbeit. Sie hat noch nie einen anderen als versittlichenden Einfluss auf ein Volk ausgeübt; also ein Ziel, bei dem sich materielle und ethische Vorteile zu unserem und des Schwarzen Vorteil einträchtig die Hand reichen.

Professor Dr. **Samassa**, Berlin: Ich möchte nur ein paar Worte über die naturwissenschaftliche Seite der Frage, die hier doch zugrunde liegt, sprechen. — Die Neger sind doch eine Rasse, also das, was man naturwissenschaftlich eine Varietät nennt, und wir kennen bestimmte Gesetze für die Entwickelung der Varietäten in der Zoologie und Botanik. Nun ist es ja nicht so, dass der Neger ein zufällig in die Tinte gefallener Weisser ist und bei gehöriger Anstrengung schliesslich weiss gescheuert werden kann, sondern mit der schwarzen Hautfarbe hängt eine ganze Reihe von somatischen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

psychischen Eigenschaften zusammen. Nun werden meines Erachtens zwei Dinge durcheinander geworfen. Einerseits die intellektuelle Sphäre; da ist es erstaunlich, was man einem Neger anerziehen, welches Mass von Kenntnissen man in ihn hineinbringen kann. Man kann getrost sagen, dass ein achtjähriger schwarzer Schuljunge weiter entwickelt ist als der gleichaltrige weisse. Die andere Seite ist die des Willens, und auf diesem Gebiete hat der Neger, nicht allgemein gesprochen, sondern gemessen an uns, eben einen Defekt. Da fragt es sich: ist nach naturwissenschaftlichen Erfahrungen vorauszusehen, dass dieser Defekt ausgeglichen wird? — Und das möchte ich bis zum Beweise des Gegenteils bezweifeln. Der Herr Referent hat von Persönlichkeiten wie Booker Washington gesprochen, der immer doch nur ein rezeptives Talent ist, ausserdem Mulatte; er hat aber nicht davon gesprochen, wie die Republik Haiti sich entwickelt hat. Die hat alles zur Verfügung, auch das Klima, und trotzdem ist man dort heute wieder beim Menschenfressen angelangt.

Also in der Frage der Willenssphäre liegt das Problem, und ich sehe keine Möglichkeit gegeben, dass man aus dieser Varietät eine andere Form mit einer grösseren Energie des Willens jemals herauszüchten könnte, zumal die ganzen Voraussetzungen einer natürlichen Zuchtwahl in dieser Beziehung nicht vorhanden waren und auch in Zukunft nicht vorhanden sein können. Daraus ergibt sich meines Erachtens, dass wir die Neger in den Kolonien erziehen müssen, besonders für unsere wirtschaftlichen Zwecke, die Humanität kommt dabei sicherlich nicht zu kurz. Was haben die Neger in Ostafrika unter der Herrschaft der Araber gelitten! Wenn wir ihnen ein ruhiges Leben, ausreichende Nahrung und Gerechtigkeit garantieren, so ist das reichlich viel im Vergleich zu dem früheren Zustand.

Im übrigen können wir nur wünschen, dass wir an der Linie festhalten, die dem Neger durch die Entwickelung seiner Willenssphäre gezogen ist: dass er unter Leitung und Führung unseres Befehls bleiben muss, kurz, in der Unterordnung unter die weisse Rasse. Wenn wir das nicht tun, dann können wir in Afrika einpacken; die Missionen können sich damit auch zufrieden geben, wenn sie diese Unterordnung des Negers als eine „gottgewollte Abhängigkeit" betrachten, um ein viel zitiertes Wort zu gebrauchen.

Professor **Meinhof**, Hamburg: Es ist für mich recht schwierig, einer solchen Debatte zu folgen, wo unausgesetzt vom „Neger" gesprochen wird. Ich frage dann immer: ja, was versteht man eigentlich unter einem Neger? Es gibt in Afrika so ausserordentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verschiedene Rassen mit so sehr verschiedenen Eigenschaften; wenn die alle als Neger bezeichnet werden sollen, so bin ich demgegenüber in einer gewissen Verlegenheit. Es ist gar kein Zweifel, dass ein Suaheli und ein Somali sehr verschiedene psychische Eigenschaften haben und sehr verschieden behandelt sein wollen.

Also ich glaube, ein erhebliches Manko in unserer Beurteilung dieser ganzen Frage beruht darin, dass wir ohne weiteres jeden Afrikaner als einen Neger ansehen und nun die verschiedensten Rassen, die verschiedensten Völkerschaften, als gleichwertig betrachten.

Was das Bild anlangt, das von dem Herrn Referenten über die seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten des Negers gezeichnet worden ist, so kann ich sagen: wenn ich davon absehe, dass von verschiedenen Völkern nebeneinander gesprochen worden ist, stimmt dieses Bild mit dem, was mir aus der Kenntnis der afrikanischen Sprachen und der afrikanischen Literatur bekannt ist, durchaus überein, und wenn man gesagt hat, dass dieses Bild mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat, ja, so weiss ich nicht, um welche Wirklichkeit es sich dabei handelt. Ich beschäftige mich nun seit 25 Jahren mit dem Studium dieser Sprachen und dieser Literatur und habe das durchaus bestätigt gefunden, und wenn Sie noch einen anderen unparteiischen Zeugen dafür haben wollen, so ist es der bekannte Philosoph Wundt. Der bestätigt das eigentlich auch. Wenn Sie seine Völkerpsychologie ansehen, werden Sie sich überzeugen, in welchem Umfange er gerade auf die psychischen Eigenschaften der Afrikaner exemplifiziert und auch dagegen mit Energie protestiert hat, dass die Afrikaner Kinder sind. Das sind sie wirklich nicht, wie vorhin schon mit Recht gesagt wurde.

Dass ganz wertvolle und wichtige psychische Fähigkeiten in dem Afrikaner stecken, das unterliegt also meines Erachtens gar keinem Zweifel, und das kann eigentlich nur jemand bestreiten, der sich niemals mit der Sprache und mit der Literatur der Afrikaner beschäftigt hat. Wer nicht mit den Leuten wirklich sprechen kann, wer sie vielleicht nur durch flüchtige Berührung kennt, wo er durch das Medium einer anderen Sprache sich mit ihnen in Beziehung gesetzt hat, der wird immer zu einer Unterschätzung des Afrikaners kommen. So wie auch jemand hier bei uns, der in ein fremdes Land reist und die Landessprache nicht kennt, kaum einen Blick in die Art dieses Landes gewinnen kann.

Zweifellos ist die Erziehung zur Arbeit die Aufgabe, die wir haben; aber davon sprechen wir ja gerade, das ist ja das, wovon der Herr Referent gesprochen hat. Selbstverständlich wollen wir die Leute zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit erziehen. Wie machen wir denn das aber in der Heimat? Doch in der Weise, dass wir vor den Menschen irgendein Ideal hinstellen. Der eine arbeitet, weil er gern etwas werden will, der andere will etwas erwerben, ein Dritter will gern heiraten, ein Vierter hat wieder ein anderes Ziel. Aus dem Grunde arbeiten wir, und das ist beim Afrikaner genau dieselbe Geschichte. Es handelt sich darum, vor seine Seele ein Ideal hinzustellen, nach dem er hinstrebt, und um das zu können, müssen wir seine Psyche kennen, müssen wir wissen, welchen Idealen er zugänglich ist, und müssen versuchen, dieses Ideal an ihn heranzubringen. Wenn die Mission ihnen zeigt, wie sie bessere Häuser bauen können, wie sie, wenn sie in die Schule gehen, wirtschaftlich besser vorwärts kommen, wenn ihnen also in der Weise ein höheres Ideal gezeigt wird, als sie es vorher hatten, so arbeiten sie.

Wir brauchen auch auf die Erfolge nicht zu warten, wir haben sie. Die Handwerker in Kamerun sind ja Neger von der Goldküste, und es sind Leute, die in dieser Weise erzogen worden sind. Wenn ferner die Eingeborenenkultur in Togo unter Anleitung der Regierung gehoben wird oder, wie an der Goldküste, unter Anleitung der Missionen, wenn die Leute mehr produziert haben als bisher, so hat man auf ihre Psyche eingewirkt und hat es verstanden, sie vorwärts zu bringen. Ich bin mir nicht im klaren, inwiefern man das erst abwarten muss. Zweifellos liegen unsere Aufgaben auf diesem Felde. Aber man vergisst oft, dass das, was man als Rasseneigentümlichkeiten der Afrikaner hinstellt, Kulturunterschiede sind. Sehen Sie sich doch die Kultur Europas vor einigen tausend Jahren an. Es war doch ganz dasselbe, wie es heute in Afrika ist. Wenn man damals gesagt hätte, weil die Leute eine so niedrige Kultur haben, können sie keine höhere bekommen, wäre das falsch gewesen. Im Laufe der Zeit ist es anders geworden. Wir haben sogar in Deutschland noch manche Wirtschaftsformen, die an afrikanische Wirtschaftsformen erinnern können. Wir müssen nur nicht die Verhältnisse einer Grossstadt mit den Verhältnissen in Afrika vergleichen. Ich glaube, dass es auch von seiten der Mission nicht bestritten wird, dass der Neger der Aufsicht bedürftig sei. Deshalb schicken wir ja weisse Leute als Missionare nach Afrika, und wir sind überzeugt, dass die Eingeborenen diese Aufsicht noch lange gebrauchen werden. Wir haben keine guten Erfahrungen gemacht, wenn wir die weissen Leute zurückgezogen haben. Wir bitten aber, dass die Frage an der Hand der Literatur sachkundig studiert werde.

Missionsinspektor Liz. **Axenfeld**, Berlin: Es ist ein anerkannter Grund der Pädagogik, dass der Lehrer seinen Schüler kennen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und verstehen muss, um ihn richtig anleiten und behandeln zu können. Die Europäer aber haben in ihrer Erziehungsaufgabe gegenüber der schwarzen Rasse zunächst notgedrungen ohne eindringendes Verständnis ihrer Zöglinge zu arbeiten angefangen. So sollten wir nicht länger verkennen, dass dies ein Notstand war, der nicht andauern darf. Ich möchte des Weiteren es als überzeugendes Ergebnis der Ausführungen des Herrn Referenten hier unterstreichen, dass wir in der Tat mit unserer anfänglichen Geringschätzung des Negers oft im Irrtum gewesen sind und auf Schritt und Tritt uns davon haben überzeugen müssen, dass die Veranlagung der schwarzen Rasse höher war, als die weisse Rasse ursprünglich angenommen hatte. Ich glaube auch, dass noch heute die Forschung über die Negerseele sich in tastenden Anfängen befindet. Das eine wäre schon ein wichtiges Ergebnis ,wenn wir darin übereinstimmen wollten, dass wir allesamt die gemeinsame Aufgabe haben, uns um ein zutreffendes Verständnis der Negerseele in unserer Arbeit zu bekümmern und auf diesem Verständnis unsere Arbeit aufzubauen. Wir wollen doch nicht vergessen, dass, als einst Johannes Chrysostomos in Konstantinopel eine Kirche für die Goten bauen wollte, die Hellenen dagegen mit Leidenschaft protestiert haben, weil sie die blonden Bestien nicht für reif und genügend veranlagt hielten für eine so hohe, geistige Religion wie das Christentum. Wenn wir mit unseren Forschungen auf dem Gebiete der Negerseele noch in den Anfängen stehen, so ergibt sich daraus für die erziehliche Arbeit an der schwarzen Rasse die klare Konsequenz, dass wir behutsam und besonnen vorgehen müssen, dass wir insbesondere nicht nur intellektuelle Unterweisung bringen dürfen, sondern auch Erziehung zur Arbeit zu bieten haben. Ich kann aber darin Herrn Prof. Meinhof nur beistimmen, dass hierüber keine Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kolonialpolitikern und Missionaren bestehen. Wir Missionsarbeiter würden ja unser eigenes Erziehungsergebnis aufs schlimmste gefährden, wenn wir den wertvollen erziehlichen Faktor der Arbeit nicht mit einstellen wollten. Aber auch darüber sollten wir einig sein, dass wir die ehrliche Bemühung zeigen wollen, die schwarze Rasse zu erziehen und zu den Zielen zu führen, zu denen sie ihrer Veranlagung nach bestimmt ist. Wenn irgend etwas aus der politischen Geschichte Südafrikas überzeugend hervortritt, so ist es dieses: diejenige weisse Macht hat in Afrika schliesslich verspielt, der es nicht gelingt, die Sympathien der schwarzen Bevölkerung auf ihre Seite zu bringen. Das sicherste Mittel, die Sympathien der schwarzen Bevölkerung zu gewinnen, ist wohlwollende Haltung gegenüber dem Bildungsverlangen innerhalb der schwarzen Rasse. Auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich halte eine ausreichende Verstärkung der Schutztruppe in den deutschen Kolonien für ein Klugheitsgebot, aber eine Kolonialpolitik, die nur Geschäfte machen wollte, und deren ganze Zukunft sich aufbaute auf der Hoffnung auf die Macht der Schutztruppe, wird, soweit ich sehen kann, nicht die Aussicht auf dauernde Beherrschung der schwarzen Bevölkerung haben. Je wohlwollender, selbstloser, treuer und gewissenhafter wir an der Emporentwickelung der schwarzen Rasse arbeiten, desto zuversichtlicher können wir darauf rechnen, dass sie unsere Autorität als Wohltat empfindet und dauernd erträgt.

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern: Nach der Lehre des Christentums gibt es überhaupt gar kein „Problem der Negerseele", denn das Christentum lehrt, dass sämtliche Menschen, die jetzt auf der Welt sind, von einem Menschenpaare abstammen. Und zwar hat Gott dieses Menschenpaar erschaffen durch Kreation und erschafft jedes Menschen Seele nach seinem Ebenbilde durch den Kreationsakt. Dadurch ist von selbst gegeben, dass die menschliche Seele immer ein Ebenbild Gottes ist, und dass es keinen Unterschied qualitativ geben kann bezüglich der Rassenunterschiede. Wir wissen ferner aus der Erzählung der Bibel, wie es gekommen ist, dass die Negerrasse bis auf den heutigen Tag eine so tiefe Kulturstufe einnimmt. Die Bibel erzählt uns von dem furchtbaren Fluch des Vaters Noah, und dieser furchtbare Fluch hat sich behauptet bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein, wo Afrika für uns erschlossen worden ist. Nach den unerforschlichen Ratschlüssen Gottes ist und konnte das nicht eher geschehen. Ist es aber unser Verdienst, dass wir nicht in Afrika geboren sind? Dass unsere Seele nicht in einer schwarzen Haut steckt? Das ist nicht unser Verdienst, das ist die Gnade Gottes, die unserm Volksstamme zuteil geworden ist. Der Heiland hat für alle Menschen sein kostbares Blut vergossen, auch für die Neger. Wir sind im Besitze des Christentums, und da der Welterlöser will, dass alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, hatten wir die Verpflichtung, als wir die Negerländer in Besitz nahmen, ihnen das Christentum zu bringen. Das geschieht durch die Missionare. Also wenn jetzt Afrika erschlossen ist, hat die deutsche Reichsregierung, die das Land in Besitz genommen, die moralische Verpflichtung, das christliche Sittengesetz einzuführen. Das geschieht durch die Erziehung. Sie ist eine doppelte, einmal eine religiöse durch die Missionare und zweitens eine weltliche durch die Gesetzgebung, und über diesen letzteren Punkt werde ich in der nächsten Plenarsitzung weiter sprechen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausbreitung des Islam in Afrika und ihre Bedeutung für die deutschen Kolonien.*)

Von Missionsinspektor Lic. **Axenfeld**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Ein Vergleich des gegenwärtigen Standes der deutschen Arbeit in den afrikanischen Kolonien mit demjenigen zur Zeit des letzten Kolonialkongresses zeigt erfreulichen Aufschwung auf vielen Gebieten. Aber im gleichen Zeitraum ist es einem wachsenden Kreise klarer und immer klarer geworden, dass eine steigende Gefahr den deutschen Fleiss um ein gut Teil seiner wohlverdienten Frucht zu bringen droht. Wenn heute ein ganzer Sektionstag mit drei Referaten der Islamfrage gewidmet ist, obschon sie bereits auf dem letzten Kongress erörtert wurde, so mag daran deutlich werden, dass die Warnungen, die noch bis vor kurzem vielfach auf Voreingenommenheit und Uebertreibung zurückgeführt wurden, nur allzu begründet waren.

Seit die Araber im 7. Jahrhundert in schnellem Siegeszug die nordafrikanische Küste unterworfen und damit die politische Vorbedingung für die langsam nachfolgende religiöse Aufsaugung der Bevölkerung geschaffen haben, rückt der Islam zur Eroberung des schwarzen Erdteils mit zwei Fronten vor, gegen West- und Zentralafrika auf dem Landweg vom Norden und Nordosten her, gegen die Ostküste von den gegenüberliegenden Küsten Asiens aus. Die beiden Bewegungen unterliegen so verschiedenartigen Bedingungen, dass sie getrennt voneinander betrachtet werden wollen.

In die dunkle Geschichte der Ausbreitung des nordafrikanischen Islam nach Süden und Südwesten haben die Entdeckungen von Barth und Nachtigal, die Forschungen des Franzosen Houdas, der Deutschen Kampffmeyer und Becker Licht zu bringen angefangen.

Unbotmässigkeit arabischer Stämme gegen die Herrschaft der Kalifen, Beutelust, Wandertrieb, Handelsgeist, religiöse Begeisterung, die den heiligen Krieg predigt, sind die Motive der zahlreichen, durch die Jahrhunderte sich erstreckenden, zwar planlosen, aber in ihrer Gesamtwirkung überaus erfolgreichen Vorstösse des nordafrikanischen Islam. Wohin diese Eindringlinge kommen, verschmelzen sie sich mit der Bevölkerung, und diese wird hier schneller, dort langsamer, hier

*) Die Diskussion zu den folgenden 3 Vorträgen über den Islam fand nach dem Vortrage des Herrn P. Hansen statt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

friedlich, dort mit Gewalt islamisiert. Schon im 11. Jahrhundert erreicht der Islam, wahrscheinlich unmittelbar von Norden eindringend, den Tschadsee. Er steht im 14. Jahrhundert am oberen Niger in voller Blüte und dringt in das Haussaland ein. Um die gleiche Zeit haben, von Oberägypten aus, arabische Stämme das christlich-nubische Reich zerstört und dringen nach Darfur vor. Trat seit dem Ausgang des Mittelalters ein langsameres Tempo in der Ausbreitung ein, so dienten die folgenden Jahrhunderte zur gründlichsten Islamisierung der besetzten Gebiete, bis das beginnende 19. Jahrhundert zugleich mit einer Erstarkung des religiösen Lebens in Nordafrika die Erhebung des kriegerischen Hirtenvolkes der Fulbe unter ihrem kraftvollen, glaubenseifrigen Scheikh Othman bringt und in ihrer Folge die Entstehung der mächtigen, den Islam mit dem Schwert ausbreitenden Fulbesultanate, die ihren religiösen Mittelpunkt in Sokoto fanden.

Die europäischen christlichen Mächte setzen nun freilich jetzt der unheilvollen Wirtschaft dieser Raub- bnd Kriegstaten ein Ziel, aber der Ausbreitung des Islam schieben sie damit einen Riegel nicht vor, leisten ihr vielmehr wider Willen beste Dienste. Denn sie beseitigen das Feindschaftsverhältnis zwischen den heidnischen Stämmen und ihren erbarmungslosen mohammedanischen Bedrängern und ebnen durch die Erschliessung des Landes dem Verkehr der Küste mit dem mohammedanischen Inlande und besonders dem Handel der Haussa die Wege. Diese Haussa sind meist nicht bewusste Propagandisten, dank ihrer auf Rasse und Kultur begründeten Ueberlegenheit aber die wirksamsten Verbreiter des Islam. Ist schon längst alles Land nördlich des 10. Grades unbestrittener Besitz des Islam, so erstreckt sich von hier zur Küste und zum Kongo hin eine Grenzzone, in der der Islam mit ungleichem, aber stetig steigendem Erfolg erobernd vorrückt. Das afrikanische Heidentum hat ihm gegenüber keine Widerstandskraft. Nur ein schmaler Küstenstreifen wird durch die vereint vordringende europäische Zivilisation und christliche Mission wirksam geschützt.

Weist so die Ausbreitung des Islam nach West- und Zentralafrika hin einen durch mehr als ein Jahrtausend ziemlich stetigen, von politischen, wirtschaftlichen und religiösen Kräften getriebenen Fortschritt auf, der aber in der Neuzeit durch eine parallele Gegenbewegung europäischer Kultur und christlicher Mission von der Westküste her in etwa gehemmt wird, so hat das Monopol, welches der Islam an der Ostküste mehr als ein Jahrtausend hindurch — abgesehen von der 200 jährigen Episode der Portugiesenwirtschaft — gehabt hat, ihm bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht viel mehr als die Eroberung eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schmalen Küstensaumes eingetragen, die christlich-europäische Aera aber trägt ihn in schnellem Siegeszuge ins Innere.

Seit den Tagen des Propheten hat es an Beziehungen zwischen den Moslims der asiatischen Küste und Ostafrika nicht gefehlt. Schafitische und ibaditische Araber, schiitische Perser, später auch die verschiedenen Sekten des indischen Islam trug der Verkehr an die Küste Ostafrikas. Auf den alten Wegen von Lamu, Mombassa, Bagamoyo, Mikindani, Quilimane aus drangen die Araber ins Seengebiet und gewannen verhängnisvolle Macht. Aber Ostafrika-Inland war ihnen Jagdgrund für weisses und schwarzes Elfenbein, nicht Missionsfeld. Seit jedoch christliche Humanität den Sklavenhandel niedergebrochen hat, ist diese Schranke gefallen, und auf dem Strom fleissiger europäischer Arbeit, der sich in das Land ergiesst, ist die islamische Propaganda flott geworden. Das ergab sich einfach aus der Situation. Das aller natürlichen Verkehrsmittel entbehrende, sprachlich zersplitterte Land konnten die Europäer nicht erschliessen, ohne sich durchweg der alten Beziehungen der Araber und der Dienste der Küstenmoslims zu bedienen. Noch heute gilt in der Regel — abgesehen von den Missionsstationen — das Wort: Wohin der Europäer kommt, dahin kommt der Islam! Kein Militärposten ohne mohammedanische Askari, kaum ein Regierungsplatz ohne mohammedanische Unterbeamte oder Diener, kaum eine Plantage, auf der nicht alsbald ein mohammedanischer Händler seine „duka" auftut. Wo aber ein Moslim hinkommt, da gehen von ihm, für den Europäer kaum erkennbar, auch ohne jede augenfällige Propaganda, ja oft ganz unabsichtlich, islamisierende Wirkungen aus. Gleichzeitig zieht der wachsende Verkehr Scharen von Inlandleuten an die Küste, an die Bahnbauten, auf die Plantagen. Der Islam hat es wirklich gut: Handel und Wandel treiben ihm die Schäflein in seinen Stall. Nicht von eigener religiöser Kraft, sondern von einer unvergleichlich günstigen Situation, die ihm unabsichtlich das christliche Europa schafft, lebt diese Propaganda.

Ihre religiöse Armut fördert nur ihr Tempo. Träte der Islam mit entschiedener Predigt auf, so würde er vieleicht nicht solchen Erfolg haben. Soziale, nicht religiöse Faktoren sind für ihn wirksam. Von jeher hat der Schensi, der Inländer, in dem Araber und in dem Küstenmoslem, dem Suaheli, die Höhergebildeten gesehen. Die Rolle, die sie im Dienste des Weissen spielten und vielfach noch spielen, hat diesen Eindruck verstärkt. Wer will heute noch Schensi sein?! Es ist aber nicht nur das Verlangen, aus Verachtung und Ohnmacht emporzukommen, was den Neger dem Islam zutreibt. Vielmehr stehen wir hier vor einer Erscheinung, die sich jetzt vielfach auf dem Boden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des primitiven Animismus findet: In den Fundamenten ihres Lebens durch die eindringende Weltkultur erschüttert, verlangen diese Völker nach neuem Halt.

Da empfiehlt sich vor anderen der Islam. Er ist hier in der wundersamen Lage, Propaganda treiben zu können ohne Polemik. Islamische Polemik richtet sich von jeher nur gegen Polytheismus, der aber findet sich hier nicht. So braucht der Islam hier seinen künftigen Bekennern nichts von dem zu nehmen, was ihnen heilig und wertvoll ist, weder Stammessitte noch Väterglaube. Er lässt auch unangetastet das Fundament des wirtschaftlichen Lebens, die Polygamie.

Weil er aber meist nicht mit glaubenseifriger Propaganda auftritt, bringt er zunächst überhaupt wenig Neues. Ein gesetzestreuer Moslem zu sein, ist freilich schwer. Aber wer verlangt denn das von dem Neger? Der Islam lässt in Ostafrika den Völkern Zeit, sich allmählich an seine Disziplin zu gewöhnen. Schon, wer nur etliche Gebräuche mitmacht und mühsam Kisuaheli radebrecht, kann fortan seinen Stammesnamen verleugnen und sich mit Stolz Mwislamu nennen.

Allerdings ist die Reaktion der Stämme auf den Islam auffallend verschieden. Es ist vorgekommen, dass ein Sultan ihn schroff abwies. Manche Stämme zeigten sich bisher wenig empfänglich für ihn, während andere begierig auf ihn eingehen. Doch auch im letzteren Falle bestehen verschiedene Möglichkeiten: Bald vollzieht sich die Islamisierung langsam, bald mit fast zauberhafter Schnelligkeit. So zeigte sich 1908 in der Ulangaebene plötzlich ein starker Zudrang zum Islam. Auffallender noch ist das Verhalten der Yao in Britisch-Zentral-Afrika. Vor 20 Jahren waren sie vom Islam kaum berührt. Noch 1909 gibt Hartmann („Der Islam", Leipzig, R. Haupt, 1909, S. 182) die Zahl sämtlicher Moslims in Britisch-Zentralafrika auf nur 790 an, allerdings eine sicher falsche Zahl. Und jetzt berichtet der Gouverneur, Sir Alfred Sharpe, dass bei den Yao jedes grössere Dorf Moschee und Lehrer habe, und englische Missionsnachrichten melden sogar, dass der ganze Stamm übergetreten sei. Die nächsten Jahre werden vermutlich noch weitere solcher Ueberraschungen bringen.

Ich verzichte darauf, über den Fortschritt des Islam in West- und Ostafrika Zahlen anzugeben. Sie könnten nur, wie die von Hartmann, Zwemer u. a. vorgelegten, auf Schätzung beruhen. Es fehlen dazu noch die Unterlagen, ja sogar ein sicherer Massstab. Wer ist in Afrika Moslem? Nur, wen ein „mwaalimu" feierlich in die islamische Kultgemeinde aufnahm? Oder wer nach islamischer Sitte lebt? Oder auch, wer nur einzelne Gebräuche nachahmt? Jedenfalls ist auch der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letztere auf dem sicheren Wege zum Islam. Es genüge hier die schlichte Feststellung: Nach aller Voraussicht muss sich die religiöse Zukunft der west- und ostafrikanischen Kolonien in einem Menschenalter entscheiden. Was während dieses Zeitraums nicht in christliche Pflege genommen ist, wird sicher dem Islam verfallen.

Doch wollen wir uns vor Uebertreibungen hüten.

Es ist Uebertreibung, wenn die Islamisierung der deutschen Kolonien als bereits unabwendbar bezeichnet wird. Der erwähnte Sir Sharpe berichtet auch, dass die islamische Bewegung unter den Yao an dem Arbeitsfeld der schottischen Mission einen festen Damm gefunden habe. Uganda, das an der gefährlichen Stelle liegt, wo die islamische Ostfront sich mit der Nordfront berührt, geht sichtlich einer christlichen Zukunft entgegen. Sowohl in West- wie in Ostafrika kann noch ein grosser, in Ostafrika vielleicht der grösste Teil der heidnischen Bevölkerung vor dem Islam bewahrt bleiben, wenn die christlichen Missionen beider Konfessionen brüderlich nebeneinander arbeiten, von der Heimat genügend unterstützt und von den Europäern draussen in ihrer segensreichen Tätigkeit nicht gestört werden.

So ist es auch Uebertreibung, dass der islamisierte Neger für das Christentum endgültig verloren sei. Wo bisher an islamisierten Animisten verständnisvoll und geduldig gearbeitet wurde, bewies der Erfolg, auch in Deutsch-Ostafrika, das Gegenteil. Die christliche Mission wird auch die islamische Bevölkerung niemals aufgeben. Aber richtig ist, dass der islamisierte Neger weit schwerer für das Christentum zu gewinnen ist als der heidnische, weil Zutraulichkeit, Empfänglichkeit und Leitungswilligkeit des Heiden durch den Uebertritt zum Islam sich in Misstrauen, Verschlossenheit und hoffärtige Ablehnung wandeln.

Aber schon die Tatsache dieser Umwandlung sollte davon abhalten, den Islam in Afrika als „Kulturfaktor" in Rechnung zu stellen, ja, sogar als dem Christentum in dieser Hinsicht gleichwertig anzusehen und als Fundament der anzustrebenden Eingeborenenkultur zu empfehlen. Wenn der Vergleich eines Fulla oder Haussa mit einem Duala oder Evhe zugunsten des ersteren als des kulturell Höheren ausfällt, so sollte nicht übersehen werden, dass die Ueberlegenheit hier mehr aus der Rasse als aus der Religion resultiert. So ist auch in Ostafrika der Eindruck einer islamischen Kultur mehr aus der Rassenüberlegenheit der Araber und der stark mit arabischem Blut gemischten Suaheli als aus positiven Leistungen entstanden. Worin sollten auch diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leistungen bestehen? Die Hindernisse alles geistigen Fortschritts, Fatalismus, Geisterfurcht und Zauberglaube verstärkt der Islam nur, das schwerste Hindernis der Arbeitsamkeit, die Polygamie, erklärt er als von Allah erlaubt. Verständnis für den Wert der Arbeit hat der Islam ja nie besessen. So hat er auch in Ostafrika den Neger zwar zum Sklavendienst gezwungen, aber nicht zur Arbeit erzogen. Die Araber kannten doch die Pflugkultur, warum brachten sie sie nicht nach Ostafrika? Wo werden denn heute in Ostafrika Früchte islamischen Kulturfleisses geerntet? Die islamische Bevölkerung ist unsittlicher als die heidnische, bei islamisierten Stämmen sinkt die Kinderzahl. Die Schutztruppe rekrutiert sich neuerdings lieber aus heidnischen Inlandstämmen, auch weil sie weniger degeneriert sind. So bleibt von islamischer Kulturwirkung in Ostafrika kaum mehr übrig, als dass 1. einst die arabischen Sklavenjäger die ersten Wege für Handel und Verkehr erschlossen haben, dass 2. noch heute der grösste Teil des Kleinhandels, allerdings als skrupellose Ausbeutung, in mohammedanischen Händen liegt, und dass 3. der Islam seinen Bekennern eine äussere Haltung verleiht, die von der Unbeholfenheit des Buschnegers stark absticht. Diese Sicherheit des Auftretens imponiert dem Europäer, und er ist geneigt, sie auf Nachahmung der „natürlichen Würde" des Arabers zurückzuführen. Dabei wird leicht der starke religiöse Einschlag übersehen.

Wie in dem zerlumpten islamischen Bettler an der Strassenecke in Kairo, dem der Franke ein Geldstück zuwirft, doch die Seele eines Sultans wohnt, weil er den einen Gott und seinen Propheten, das himmlische Buch und den wahren Gottesdienst besitzt, so regt sich alsbald auch in dem islamisch beeinflussten Neger ein stolzes Selbstbewusstsein gegenüber den Ungläubigen. Während den Heiden der überwältigende Eindruck der Klugheit und Kraft des Weissen zu grenzenlosem Staunen und zu williger Anerkennung seiner Autorität zwingt, nötigt den Moslem sein Glaube, wenigstens in einem Stück auf den Weissen herabzusehen, und dieser Dünkel ist schwer auszurotten. Wie mühsam haben in allen islamischen Ländern europäische Bildungsbestrebungen gegen diesen religiösen Dünkel ankämpfen müssen, und wie lernwillig sind vielfach — ich erinnere nur an Uganda — primitive Heidenvölker! Islamisierung fördert den Kulturfortschritt nicht, sie hemmt ihn, und zugleich gefährdet sie die europäische Herrschaft.

Letzteres hätte nicht bestritten werden sollen, wo eben 1907 zwei Mahdierhebungen in Adamaua und 1908 der zum Glück rechtzeitig entdeckte Versuch, die ostafrikanische Schutztruppe mit gefälschten Mekkabriefen durch Fanatisierung der Weiber aufzuwiegeln, uns den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ernstesten Anschauungsunterricht erteilt haben. In keinem der drei Fälle haben erhebliche Missstände im Leben der Eingeborenen oder Missgriffe der Europäer oder etwa erregende Wirkungen christlicher Mission irgendwie mitgespielt. Von aussen importierter, rein religiöser Fanatismus, der das nahe Gericht Allahs über die Ungläubigen predigte, hat die scheinbar religiös so gleichgültigen, trägen Massen im Handumdrehen leidenschaftlich zu erregen vermocht. Diese Vorgänge haben deutlich gezeigt, dass auch oberflächlicher Islam politisch gefährlich werden kann. Mag der Moslem sich noch so wenig um Allahs Gebote bisher gekümmert haben — sobald Allahs Gericht den Ungläubigen und den ihnen dienenden Gläubigen droht, stürzt er um so eifriger herbei, weil er durch Teilnahme am Kampf gegen die Ungläubigen für sich selbst Vergebung gewinnt.

Schon der ostafrikanische Aufstand von 1905 hatte einen zwar verborgenen, aber starken islamischen Einschlag. Der Kriegsruf der Wangoni lautete „Sayidi" — damit ist der Sultan von Sansibar gemeint —, gefangene Widundaleute nannten sich selbst „askari ya mungu". Ein ehemaliger Wali — übrigens ein Yao — bezeichnete in einem Brief an den Yao-Sultan Mataka den Aufstand als von Allah befohlen und das Zauberwasser als von Mohammed gegeben. In Usaramo war der Führer der Erhebung derselbe Kibassira, der auch die Seele der islamischen Propaganda im Lande war, und als der Aufstand niedergeschlagen war, hiess es hier im Volke, man solle sich durch den Misserfolg nicht irre machen lassen; der mwislimu (der Sultan von Konstantinopel) werde bald kommen und Allahs Gericht bringen. Gescheitert war der Aufstand an seiner Planlosigkeit und an der Treue der Schutztruppe. Dieser Riegel sollte nun beseitigt werden. Es ist freilich nicht gelungen, und es wäre undankbar und ungerecht, wenn wir nicht die Zuverlässigkeit der Truppe und die Loyalität vieler Mohammedaner anerkennen wollten. Aber wenn ich recht berichtet bin, war der Mekkabrief wochenlang im Lande, ohne dass ein Europäer davon erfuhr, und erst der Umstand, dass „waalimu" sich bei den nächtlichen Gebetsübungen an Frauen der Gläubigen vergingen, veranlasste einen der erzürnten Ehemänner zur Anzeige. Wie nun, wenn jene Ausschreitung nicht erfolgt wäre?

Es gibt auch keinen sicheren Massstab, loyale Moslims von fanatischen zu unterscheiden, und kein sicheres Mittel, erstere loyal zu erhalten. Im Grunde ihrer Seelen sähen sie alle am liebsten noch heute die Herrschaft der Weissen zusammenbrechen. Die empfohlene Anstellung möglichst vieler Moslims in deutschem Sold ist ein Stab, der den durchbohren kann, der sich auf ihn stützt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch der Umstand, dass der ostafrikanische Islam in zahlreiche, einander die Gemeinschaft versagende Sekten gespalten ist, mindert die Gefahr nicht erheblich. Gegenüber den Ungläubigen empfinden alle Sekten in gleicher Weise. Die Loyalität hängt nicht an der Sekte, sondern an der Person. Die Sudanesen der Truppe gehören zu der für fanatisch geltenden malakitischen Sekte und waren bisher durchaus treu. Die Schafiten gelten für duldsam, und ihnen gehörten die Mekkabriefhetzer an. In Mombassa aber war ein indischer Moslem der Rädelsführer.

Jedenfalls sind die illoyalen die konsequenteren Moslim. Es führt irre, wenn man islamische Unbotmässigkeit südafrikanischem Aethiopismus gleichsetzt und von der Wirkung der christlichen Mission die gleiche Gefahr wie von islamischer Propaganda befürchtet. Wenn der Aethiopismus wirklich eine Frucht christlicher Mission wäre — in Wirklichkeit ist er eine Teilerscheinung der grossen Rassenbewegung des 20. Jahrhunderts und ein notwendiges Produkt kultureller, sozialer und politischer Faktoren —, so wäre er doch missverstandenes Christentum. Daher stehen die Führer des christlichen Lebens in Südafrika, die Missionare und die Masse der eingeborenen Prediger, geschlossen gegen ihn. Islamische Unbotmässigkeit aber gegen christliche Herrschaft ist konsequenter Islam und kann auf heimliche oder offene Unterstützung der Träger echt islamischen Glaubenslebens rechnen.

Der Islam unserer Kolonien ist ja doch kein Ding für sich. Hinter dem west- und mittelafrikanischen Islam, mehr und mehr auch hinter dem ostafrikanischen, steht die gewaltige religiöse Macht der nordafrikanischen Orden, deren Tätigkeit allerdings mehr noch, als in Propaganda unter Nichtgläubigen, in der Erfüllung der Gläubigen mit stärkerem religiösem Leben besteht, also etwa dem entspricht, was im modernen Protestantismus „heimatliche Evangelisation", in der katholischen Kirche „Volksmission" genannt wird. Religiöse Vertiefung und Erregung aber bedeutet im Islam stets eine Verschärfung der Stimmung gegen die Ungläubigen. Aehnliche Wirkungen gehen auf ein schwer zu begrenzendes, aber sicherlich sehr weit reichendes Gebiet in Afrika von Aegypten, insbesondere von der El Azhar in Kairo, auf die gesamte islamische Welt von Mekka aus.

An der Wallfahrt sind auch unsere afrikanischen Kolonien, besonders die westafrikanischen, mit wachsenden Zahlen beteiligt. Ein Versuch europäischer Regierungen, die Teilnahme zu hindern oder belästigend zu kontrollieren, würde nur das Gegenteil von dem erreichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was er bezweckt. In der Seele jedes frommen Moslem, mag er noch so loyal sein, lebt als schönster Traum: Mekka!

Jede Erleichterung aber des Verkehrs fördert den Wechselstrom islamischen Geistes. Auch hier sind es der Fleiss und die Tatkraft des christlichen Europa, die dem afrikanischen Islam den Fortschritt bringen. Wir stehen erst im Anfang der grossen islamischen Bewegung in Afrika. Lassen Sie erst die grossen Bahnbauten vollendet, Westen und Osten, Kap und Kairo verbunden sein, dann wird keine Macht der Welt irgendein afrikanisches Gebiet mehr von dem Strom panislamischer Ideale und Bestrebungen absperren können! Zur vollen Bedeutung aber wird die islamische Frage in Afrika erst kommen, wenn eine wohlgeordnete panislamische Bewegung die Vertretung der Rassenansprüche der Schwarzen in Afrika ohne Unterschied des Stammes übernommen hat. Ansätze dazu finden sich jetzt schon.

So gross aber auch und ernst die Bedeutung der Ausbreitung des Islam für unsere afrikanischen Kolonien ist, so sind doch die christlichen Missionen weit davon entfernt, den Staat zum Kampf gegen den Islam aufzurufen. Es darf hier auch nicht der Schatten des Missverständnisses aufkommen, als befürworteten wir eine Aenderung der deutschen Kolonialpolitik in islamfeindlichem Sinn. In deutscher Kolonie soll wie bisher jeder fromme Moslem ganz ebenso seines Glaubens leben können wie der Heide und der Christ.

Wir wünschen für die Religionen freien Raum. Der Kampf mit dem Islam ist Sache der christlichen Mission, nicht des Staates. Wir widerraten dringend staatliche Eingriffe in das religiöse Leben, auch die neuerdings wieder empfohlene Abgrenzung von Gebieten, die der einen oder anderen Religion verschlossen sein sollen. Solche Massregeln sollen dem Fanatismus vorbeugen, würden ihn aber nur reizen. Wie wir aber keine Benachteiligung des Islam wünschen, so erst recht nicht eine Benachteiligung des Christentums. Wenn die bisherige Entwickelung in den Eingeborenen vielfach den Eindruck hervorgerufen hat, als stehe die Regierung hinter dem Islam, so liegt uns daran, dass dies Missverständnis nach Möglichkeit vermieden wird. Wir wünschen z. B., dass die Rechtswohltaten, welche in Deutsch-Ostafrika für gebildete Mohammedaner um ihres empfindlicheren Ehrgefühls willen vorgesehen sind, auch gebildeten Christen, insbesondere den eingeborenen Helfern und Lehrern, zugute kommen.

Wir wünschen überhaupt, dass alle an der Arbeit in den vom Islam bestrittenen Kolonialgebieten beteiligten Europäer, Regierung wie Private, ihre Tätigkeit dauernd daraufhin prüfen, ob sie nicht indirekt dem Islam Vorschub leisten. So können wir z. B. nur beständig vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unnötiger Verwendung islamischer Unterbeamter und Soldaten in noch heidnischen Gebieten warnen, und ebenso vor Begründung religionsloser Regierungsschulen in solchen Gebieten.

Bei aller religiösen Unparteilichkeit darf der fundamentale Unterschied zwischen Islam und Christentum nicht übersehen werden. Das Christentum verpflichtet und erzieht seine Anhänger zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, gleichviel, welches Bekenntnisses. Im Islam aber ist das religiöse Ziel des einzelnen und der Gemeinde ursprünglich und unlöslich mit politischen Hoffnungen verbunden, die mit dem Bestand eines nichtislamischen Regiments unvereinbar sind. Aus der christlichen Mission erwächst eine vielseitige, wertvolle Kulturarbeit, während der Islam in Afrika für den Kulturfortschritt so gut wie versagt oder gar ihn aufhält. Der Staat wird daher, ohne sich dem Vorwurf der religiösen Parteinahme auszusetzen, um seiner selbst willen Kulturbestrebungen der christlichen Mission, die unmittelbar seinen eigenen Zwecken zugute kommen — ich denke vornehmlich an Schulwesen und Gesundheitsfürsorge —, nachdrücklich und reichlich unterstützen dürfen.

Welche Forderungen der Fortschritt des Islam in den afrikanischen Kolonien an die europäische Christenheit stellt, ist hier nicht zu erörtern. Die christlichen Missionen sind sich ihres Anteils an der hier gegebenen gewaltigen Aufgabe wohl bewusst und hoffen darauf, dass gerade die Islamfrage weitesten Kreisen in der Heimat die Augen für den wertvollen Dienst öffnen wird, den christliche Mission in den Kolonien zu leisten vermag. Für alle aber, welche in den vom Islam bestrittenen Kolonien zu arbeiten haben, Regierung, Private oder Mission, enthält die bedrohliche Ausbreitung des Islam die dringende Aufforderung, sich um eine gründliche und zutreffende Kenntnis des afrikanischen Islam und um eine einmütige Stellungnahme ihm gegenüber zu bemühen.

Staat und Mission in der Islampolitik.

Von Dr. **C. H. Becker,**
Professor der Geschichte und Kultur des Orients am Hamburgischen Kolonial-Institut.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Die Islamfrage ist ein kolonialpolitisches Problem von allergrösster Wichtigkeit, da in erheblichen Teilen der deutschen Schutzgebiete fast

jede Massnahme der Eingeborenenpolitik unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirkung auf den Islam beurteilt werden muss. Das Vorhandensein der Islamfrage setzt auf seiten der Verwaltung eine bewusste Islampolitik voraus. Die Regierung ist sich dieser grossen und schwierigen Aufgabe bewusst.

Das ist nicht immer so gewesen. Bis vor kurzem hat der Islam in unseren Kolonien nur die Missionen interessiert. Die Mission hat nicht nur der Wissenschaft ein erdrückendes Tatsachenmaterial über die gewaltige Expansion der Religion Mohammeds im dunklen Erdteil vermittelt, sie hat auch zuerst die Regierung auf das Bedenkliche dieses Vorganges und auf seine Gründe aufmerksam gemacht. Noch auf dem letzten Kolonial-Kongress wurde die Islamfrage nur von Vertretern des Missionsgedankens behandelt. Das sei hier rühmend und dankbar anerkannt.

Eine bedauerliche Folge des verdienstlichen Vorgehens der Missionare war, dass die Islamfrage als eine Missionsfrage, als eine spezifisch religiöse Frage angesehen wurde. Da wurde denn je nach der Stellung zum Christentum, je nach der Vorliebe für oder der Abneigung gegen den Missionsgedanken auch die Islamfrage behandelt. Die Anschauungen der Missionare wurden von den Politikern bald schlankweg übernommen, bald radikal verworfen — übrigens nicht nur in Deutschland —, ohne dass man sich die Mühe nahm, den Islam erst einmal gründlich zu studieren. Es handelt sich in diesem Streit natürlich auch um eine religiöse Frage, deren A-priori-Lösungen jeder Billigdenkende würdigen wird, aber zugleich um eine Frage der Eingeborenenpolitik, die eine eminent staatliche Aufgabe ist. Nun ist in letzter Zeit öfter behauptet worden, die politischen Interessen des Staates seien in der Islamfrage identisch mit den religiösen Interessen der Mission. Ist diese These richtig und wenn oder wenn nicht — welches müssen im wohlverstandenen Interesse des Mutterlandes wie der Kolonien die leitenden Gesichtspunkte einer staatlichen Islampolitik sein?

Die Voraussetzung jeder staatlichen Politik ist eine genaue Kenntnis der Tatsachen und ihre Bewertung. Der Islam beherrscht das Hinterland unserer Kolonien Togo und Kamerun. Die Zivilverwaltung ist hier noch nirgends intensiv mit ihm in Berührung gekommen. Wenn aber einst Adamaua und Bornu, wenn erst Kete-Kratschi, Sokodo-Bassari und Mangu-Yendi völlig erschlossen sein werden, dann werden namentlich im Kameruner Hinterland, dessen Bevölkerung meist stark unterschätzt wird, Hunderttausende, ja vielleicht mehrere Millionen Mohammedaner zu regieren sein. Diese Völker blicken zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil auf uralte Traditionen zurück und sind so gute Mohammedaner wie Türken oder Araber. Für diese grossen Zukunftsaufgaben müssen wir gerüstet sein, und die Schule der Praxis, in der wir lernen, ist Ostafrika, wo schon heute ganz ähnliche Verhältnisse herrschen. Hier ist die Frage brennend, weshalb ich mich auf das Beispiel Ostafrikas beschränke.

In Ostafrika herrscht der Islam an der Küste, an einzelnen Stellen bis weit ins Hinterland hinein, namentlich im Süden des Schutzgebietes ist er besonders intensiv. Weite Gebiete des Hinterlandes sind dagegen noch vollkommen islamfrei, höchstens, dass der Islam die fluktuierende Bevölkerung der Verkehrsstrassen beherrscht.

Betrachten wir zunächst die überwiegend oder ganz islamisierten Gebiete. Ihre Bevölkerung scheidet sich deutlich in Eingeborene, d. h. Suaheli, und in Fremdbevölkerung, Inder, Araber, Somali. Ja, wenn diese strenggläubige Fremdbevölkerung nicht wäre — so kann man oft hören —, der Islam der Suaheli sitzt nur leicht oben auf, die meisten kümmern sich kaum um die Vorschriften des Korans, nur ganz wenige Dinge, wie die Beschneidung, werden aus rein äusserlichen Gründen in islamischer Weise geübt.

Ohne die grossen Gefahren der Fremdbevölkerung, von denen noch zu reden sein wird, zu verkennen, muss ich diese Behauptung für unrichtig erklären — wenigstens gilt sie nicht für die ostafrikanische Küste. Ich hatte in letzter Zeit Gelegenheit, mich an der Hand eines grossen Materials von der literarischen Bildung zahlreicher Suaheliwaalimu von Daressalam zu überzeugen. Diese Leute sind nicht abhängig von der Fremdbevölkerung, sie stehen in direkten Beziehungen zu den Zentralsitzen islamischer Bildung. Die neuesten Produkte lebender mekkanischer oder javanischer Grössen, die jüngsten Presserzeugnisse Cairos sind in ihren Händen. Der Islam Ostafrikas hat einen hervorragend literarischen Charakter, worunter ich nicht die Produktion, sondern die Rezeption verstehe. Sogar das gesamte islamische Zauberwesen, in dem seine Hauptwirksamkeit liegt, ist durch und durch literarisch, und zwar islamisierter hellenistischer Import.

Natürlich geht der Islam sehr viel weiter als die islamische Bildung, und viele Tausende nennen sich Moslime, ohne sich viel um die Vorschriften der Religion zu kümmern, ja, ohne sie zu kennen. Das ist gewiss richtig, aber aus äusserer Laxheit in Erfüllung der religiösen Pflichten auf Unwirksamkeit des formell bekannten Islam zu schliessen, wäre grundfalsch; denn in den alten Kulturländern des Islam, wo niemand seine Macht bestreiten wird, ist es genau ebenso; nur der gebildete Moslem kennt die Vorschriften der Religion genau, der unge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildete übertritt sie stündlich, ist aber von ihrer theoretischen Gültigkeit absolut überzeugt. Daher eines der grössten Geheimnisse der islamischen Welt: Die ungeheure Macht, die absolute Autorität der religiösen Führer. Wer sich klar macht, dass in der Türkei der Ruf: „Die Scheria ist in Gefahr" nicht etwa die islamisch Gebildeten, sondern die grosse Masse des ungebildeten Volkes gegen die Jungtürken in Bewegung gesetzt hat, der muss auch zugeben, dass die sogenannte äusserliche Islamisierung noch viel schlimmer ist als wirkliche islamische Bildung; denn die äusserliche Islamisierung legt den Gläubigen willenlos in die Hand des Agitators. Der ungebildete Moslem hat den Willen, Moslem zu sein, ohne Wissen, ohne Kritik — und auf diesen Willen allein kommt es in der Wirkung an. Der Islam der Suaheli, auch des unwissendsten, sitzt also ebenso fest wie bei den Mitgliedern der unteren Schichten der vorderasiatischen Gesellschaft.

Zum Beweis meiner These bitte ich, einen Blick auf das Christentum zu werfen. Es ist nirgends so intolerant und fanatisch, als wo die religiöse Bildung ausschliesslich im Gehorsam gegen den geistigen Leiter besteht. Die Religion wirkt in solchen Fällen durch Massensuggestion oder, wenn man es freundlicher ausdrücken will, durch den anspornenden Einfluss der Gemeindebildung. Dem Islam anzugehören, wird in Ostafrika für Eingeborene immer mehr Mode. Aber wer wagt sich der Mode zu entziehen? Dass dieser Prozess durch die mohammedanische Schutztruppe, die eingeborenen mohammedansichen Beamten, durch den islamischen Handel wie überhaupt die vorderasiatische Kultur und durch eine unleugbare Reaktionsbewegung, wenn nicht hervorgerufen, so doch entschieden gefördert wird, sind oft beklagte Tatsachen einer unabwendbaren und natürlichen Entwickelung.

Wird nun aber das Mitglied der Gemeinde isoliert, so wird es sich dem neuen Milieu anpassen, d. h. womöglich seinen Islam aufgeben, da der gegenseitige Ansporn fehlt, vorausgesetzt, dass ihm nicht sein Charakter als Moslem besondere Vorteile verschafft oder dass er durch Anlage oder Erziehung ein Propagandist seines Glaubens ist. Unter allen Umständen ist es für die kolonial-politische Behandlung von allergrösster Wichtigkeit, ob man einer geschlossenen Gemeinde oder isolierten Mohammedanern in sonst islamfreien Gebieten gegenübersteht. Die Behandlung muss oder kann wenigstens, wie wir sehen werden, eine vollkommen verschiedene sein.

Kein Mensch, der die Verhältnisse kennt, wird die starke Ausbreitung des Islam bestreiten. Dass dieser Tendenz gegenüber die Christianisierung unserer Kolonien schlechte Aussichten hat, ja, dass der Islam für die Mission eine ungeheure Gefahr darstellt, ist ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wiss. Wie wirkt nun dieser Tatbestand auf den Staat? Man kann so oft die These hören, dass eine gesegnete Kolonialpolitik nur im Bunde mit dem Christentum möglich sei. Ist das wirklich richtig? Verhindert wirklich die Vorherrschaft des Islam die nationale Kolonialpolitik, ihre letzten Ziele zu erreichen?

Wäre diese These richtig, dann hätten die Lehrmeister der Kolonialpolitik, Engländer, Franzosen und Holländer, bisher nichts erreicht; denn die Politik dieser grossen Kolonialvölker ist auf dem Kompromiss mit dem Islam aufgebaut. Die Mohammedaner Indiens sind heute die grössten Stützen der englischen Herrschaft; durch Mohammedaner beherrschen die Holländer ihre Kolonien, und wenn sie heute auch das Christentum in den Dienst der kolonialen Sache stellen, so tun sie es genau in dem Umfang, den ich auch für Deutschland empfehlen möchte. Die Franzosen rüsten sich, mohammedanische Truppen in grossen Mengen in ihre nationale Armee einzugliedern. Gewiss liegen die Verhältnisse in unseren Kolonien anders, aber mit Französisch-Westafrika und mit dem Kongostaat haben sie grosse Aehnlichkeit, und erst kürzlich sind über diese Gebiete von Kolonialbeamten wichtige Schriften*) erschienen, die dem Kompromiss mit dem Islam das Wort reden. In Westafrika ist es bereits praktisch durchgeführt, und auch in Nigerien kommt England dem Islam entgegen. Bekannt ist auch der französische Gedanke, dass islamische Völker wohl schwerer zu unterwerfen, wenn aber unterworfen, leichter zu regieren sind. Absolut identisch kann also das religiöse Interesse mit dem staatlich-kolonialen nicht sein.

Doch der Deutsche pflegt nicht auf fremde Autorität zu schwören. Prüfen wir darum selbst die Sachlage nach. Zunächst gestehen wir offen ein, dass die Interessen der Mission und der staatlichen Kolonialpolitik schon deshalb nicht identisch sein können, weil die Tatsache der Kolonialpolitik so unchristlich wie möglich ist. Es ist doch nur ein Zufall, dass sie für Deutschland mit der Antisklavereibewegung einsetzt; an und für sich hat die Wegnahme fremder Länder und deren wirtschaftliche Ausbeutung mit dem Christentum nichts zu tun. Und trotzdem ist die Kolonialpolitik eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit. Das Motiv, den Eingeborenen auch Kultur zu bringen, ist erst sekundär, und ist nicht nur aus ideellen, sondern recht praktischen Gedankengängen geboren. Der Vorteil des Mutterlandes, der glück-

*) A. Quellien, La politique musulmane dans l'Afrique occidentale française, Paris 1910. A. de Hertogh, Le péril islamique au Congo, Bulletin de la Société Belge d'études coloniales 17. année, No. 3, Mars 1910, p. 291 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licherweise mit dem wahren Vorteil der Kolonien auf lange hinaus identisch ist — das ist das Ziel der Kolonialpolitik. An diesem nationalen Ziel, nicht an religiösen Zielen muss sich die staatliche Islampolitik orientieren, wenn sie sich nicht von dem Boden lösen will, auf dem sie überhaupt erst entstanden ist.

Aber die auf verschiedenem Boden geborenen Interessen könnten doch vielleicht nachträglich identisch sein. Das sind sie gewiss in mancher Hinsicht, aber nicht absolut. Zur Erfüllung seiner Aufgabe hat das Mutterland mit möglichst geringer Belastung des Budgets für zweierlei zu sorgen. Erstens für seine Autorität, zweitens für Ruhe und Sicherheit. Erst dann kann von einem Nutzen die Rede sein, erst dann können die Güter der Kultur durch Verkehr, Unterricht, Mission und auf andere Weise eindringen. Dass die Mission auch schon vor Etablierung der Staatshoheit existiert hat, ist dabei für den Gedankengang des Staates gleichgültig.

Die Voraussetzung für die Autorität des Staates ist neben der Waffengewalt das Vertrauen in seine Gerechtigkeit. In nichts aber ist der gläubige Mensch empfindlicher als in religiösen Dingen. Wer die Missverständnisse und das Misstrauen kennt, das z. B. im gebildeten Deutschland alle ans Religiöse streifenden Massnahmen der Regierung auslösen, der wird verstehen, wie vorsichtig die Regierung dem ungebildeten Islam gegenüber sein muss. Sie steht da zwischen zwei Gefahren. Der Wunsch nach Ruhe und Sicherheit, der Voraussetzung jeder Prosperität, führt dazu, den Islam zu schonen, ja zu verwöhnen. Da können die Missionen manchmal recht unbequem sein; denn diese Macht will dem Eingeborenen an sein Heiligstes. Wird sie vom Staate ostentativ unterstützt, ist es mit dem Vertrauen vorbei, der Verhetzung Tür und Tor geöffnet und lokale Schwierigkeiten unausbleiblich.

Umgekehrt führt eine zu weitgehende Konnivenz der Regierung dazu, dass die Mohammedaner glauben, die Regierung fürchte sich vor dem Islam, ja, sie sei selbst innerlich mohammedanisch gesinnt oder sie begünstige die Islamisierung. Das ist natürlich zu vermeiden. Dagegen findet es der Eingeborene selbstverständlich, dass die Europäer eine Religion haben. Nicht in der Betätigung der christlichen Religion liegt in mohammedanischen Ländern das Gefährliche, sondern in ihrer Propaganda. Es sollte aber zur kolonial-politischen Erziehung gehören, dass der Europäer, der doch der Vertreter eines christlichen Staates ist, dem Eingeborenen gegenüber nicht das Christentum oder dessen Vertreter und Institutionen herabsetzt oder lächerlich macht. Ein solches Vorgehen ist nicht nur unpädagogisch, sondern gefährlich, weil es die Autorität untergräbt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Regierung hat also ebenso wie der einzelne Europäer dem Islam gegenüber keine ganz leichte Stellung. Gottlob ist ja auch die Mission heutzutage vorsichtig und klug, so dass man von Unruhen, die durch Missionierung entstanden wären, seit langem nichts mehr gehört hat. Dass sich durch die Konkurrenz aber auch der Islam akzentuiert und verlebendigt, liegt im Wesen der Dinge. Demgegenüber muss die Verwaltung für alle Fälle neutral bleiben. Ihre Interessen sind eben nicht überall identisch mit denen der Mission.

Oder etwa doch? Räumt nicht die Mission mit dem islamischen Fanatismus auf? Kämpft nicht die Mission gegen den Fatalismus und den Aberglauben, der alle Geistesregungen des Islam in Banden schlägt? Bringt nicht die Mission europäische Bildung und der Islam nur mittelalterliche Pseudowissenschaft? Schlägt nicht das Christentum die versöhnende Brücke der Religionsgemeinschaft vom Sieger zum Besiegten, während der Islam die natürliche Kluft zwischen dem Neger und dem Europäer noch vertieft? Und hat nicht der Staat das höchste Interesse daran, alle diese Probleme im Sinne der Mission gelöst zu sehen?

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dieses Ziel der Mission auch ein staatliches Ideal ist. Hier wären die Interessen wirklich identisch. Leider ist es aber nur ein Ideal, dessen Verwirklichung selbst in rein heidnischen Ländern auf grosse Schwierigkeiten stösst, das aber in islamischen Gebieten die reinste Utopie ist. Mohammedanermission ist der dornenvollste Zweig der ganzen Mission. Mit Erfolgen ist, wenn überhaupt, nur unter besonders günstigen Umständen und nach langer Arbeit zu rechnen — das ist eine der sichersten Ergebnisse der Missionsgeschichte. Daran ändern auch die paar Tausend niederländisch-indischer Mohammedaner-Christen nichts. Das einzige grössere Gebiet, das dem Islam wieder entrissen werden konnte, ist durch die Inquisition erobert. Darf bei diesem Tatbestand der Weltgeschichte eine Regierung ihre Islampolitik auf der Voraussetzung einer künftigen Christianisierung aufbauen und die vielen Entwickelungsmöglichkeiten, die der Islam bietet, vernachlässigen oder gar den Islam durch Widerstände kopfscheu machen? Nie und nimmer. Sie muss mit dem Islam paktieren, und damit tritt sie wieder in Gegensatz zur Mission.

Glücklicherweise ist auch der Islam gar nicht so schlimm, wie er in der Missionsliteratur meist erscheint. Unparteilichkeit ist nie die Sache religiöser Polemik gewesen. Sie braucht es auch nicht. Der lebendige Christ kann gar nicht objektiv sein, weil es für ihn nur e i n e Erlösung gibt und diese E r l ö s u n g ihm wichtiger ist als Bildung oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftlicher Fortschritt. Der Staat aber kann, ja er muss ausschliesslich diese Welt im Auge haben und seine Glieder, auch die niedrigsten, nutzen und das Beste aus ihnen machen. Und trotz aller seiner Nachteile hat der Islam eine ganz erhebliche Kulturarbeit in Afrika geleistet; er hat Millionen von Wilden zu Menschen gemacht, indem er sie aus dem ethnischen Kollektivismus zum Individualismus geführt hat. Er hat den Nackten bekleidet, er hat die barbarischen Unsitten abgeschafft und ein Sittengesetz gegeben, er hat dem Leben des Wilden einen Sinn gegeben und er hat ihm die Anfänge der Zivilisation vermittelt. Dass das alles nicht mit dem Massstab des modernen Europa, über dessen Früchte und Resultate die Mission verfügt, verglichen werden kann, ist selbstverständlich. Es sind aber wichtige Ansätze, die entwickelungsfähig sind, allerdings nicht auf dem Umweg über das christliche Bekenntnis — darüber wollen wir uns keine Illusionen machen —, sondern aus sich selbst heraus unter dem Einfluss Europas. Lesen Sie doch einmal, wie ein gebildeter moderner Moslem seine Religion ansieht: als vollendetsten Ausdruck eines erst nachträglich von der europäischen Wissenschaft gefundenen natürlichen Monismus, die Religion der natürlichen Vernunft, die dogmenfreie Idealreligion der modernen Welt.

Davon ist man in Afrika allerdings noch weit entfernt. Hier stehen wir dem oft törichten volkstümlichen Islam gegenüber. Er lässt sich nicht zum christlichen Bekenntnis zwingen, er wird sich, zwar zunächst widerstrebend, aber dann mit Begeisterung der europäischen Zivilisation erschliessen. Das Beispiel des Orients ist doch überzeugend genug. Was hat hier das letzte Jahrhundert nicht alles verändert! Voraussetzung dafür ist Zuführung europäischer Bildung. Mit der Bildung schwinden die meisten, jetzt noch greifbaren Schattenseiten des Islam. Er bleibt eine Religion, die von der unseren allerdings verschieden sein wird, die aber, je nach dem Volkscharakter, die tiefen intellektuellen und mystischen Elemente ausbauen wird, die heute noch bei vielen unter den Schlacken der Unbildung vergraben sind. Die Verschiedenheit der Religion ist der ganz naturgemässe Ausdruck der natürlichen Verschiedenheit der Rassen.

Ja aber, wird man sagen, die Gefahren*) des Islam, der Mahdigedanke, die Kalifatsidee, der heilige Krieg?! Gewiss — gefahrlos ist der Islam nicht, darum eben ist eine konsequente Islampolitik nötig. Bequemer wäre für die Regierung in vieler Hinsicht das Christen-

*) Vergl. meinen Aufsatz: „Ist der Islam eine Gefahr für die Deutschen Kolonien?" Kolon. Rundschau 1909, Mai-Heft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tum, aber man muss in der Politik mit Tatsachen und nicht mit Wünschen rechnen. Mahdiunruhen lokaler Natur, religiöse Unruhen und ähnliches werden noch oft vorkommen, die würden aber auch in christianisierten und heidnischen Kreisen nicht zu vermeiden sein, wie der Maji-Maji-Aufstand beweist. Kein kriegerisches Volk lässt sich auf die Dauer ohne weiteres knechten, welche Religion es auch bekenne. Nicht nur der Religion, sondern vor allem dem Temperament der unterworfenen Völker muss die Regierung ihre Aufmerksamkeit schenken! Der islamische Einschlag wird mit steigender Bildung seinen Fanatismus verlieren; ist ein Kreuzzug für uns nicht heutzutage eine Unmöglichkeit, und war er nicht unseren Vätern eine heilige Pflicht eben derselben Religion, die wir noch heute bekennen? Bis die Mohammedaner einmal so weit sind, heisst es allerdings aufpassen. Wieviel aber selbst in diesem heiklen Punkt eine ganz geringe Dosis von Bildung vermag, zeigt das Verhalten unserer Askaris. Sie sind Mohammedaner, und zwar gläubige, und trotzdem haben sie noch alle Versuche islamischer Hetzer sofort zur Anzeige gebracht und evtl. Unruhen unterdrücken helfen. Alle bisherigen Hetzversuche beweisen nicht etwa, wie man es dargestellt hat, Fehlgriffe unserer Islampolitik, sondern vielmehr, dass die Kolonialverwaltung in ihrer Behandlung des Islam den richtigen Weg eingeschlagen hat. Diese Politik ist aber von der Mission oft und heftig angegriffen worden.

So zeigen die Erfahrung der kolonialen Völker, das Wesen und die Ziele der Kolonialpolitik, die Lehren der Missionsgeschichte und nicht zuletzt ein unparteiisches Räsonnement, dass in islamischen Ländern die Interessen der Verwaltung und der Mission sich nicht decken. Und doch kann der Staat die Mission gerade in der Islampolitik nicht entbehren. Das zeigt uns ein Ueberblick über die Hauptprobleme der staatlichen Islampolitik.

* * *

Im Rahmen eines Vortrages lassen sich natürlich nur Andeutungen, nicht ein detailliertes Programm aufstellen. Die erste und oberste Aufgabe der Regierung sollte eine sorgfältige Ueberwachung des Islam sein durch eigens dazu ausgebildete Beamte. Dabei wäre seinen Institutionen, wie religiöse Orden, fromme Stiftungen usw., ebenso grosse Aufmerksamkeit zu schenken, wie den hervorragenden Persönlichkeiten und vor allem der Bevölkerungsbewegung, den zureisenden Glaubensgenossen und den nach Mekka wallfahrenden Pilgern. Wie mannigfache Keime zu Schwierigkeiten und wie bedauerliche Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beutungsmöglichkeiten gerade die Fremdbevölkerung bietet, darf ich wohl an dem Beispiel Ostafrikas kurz darstellen.

Am harmlosesten scheinen mir in diesem Punkt die Inder. Nur zum Teil Mohammedaner, und überdies meist Schiiten, und als solche wieder in Parteien zerfallend, kann von einer geschlossenen religiösen Wirkung der Inder höchstens indirekt die Rede sein. Mir sind wohl gerichtlich nachgewiesene Fälle bekannt, in denen Inder der einen Sekte ihre wirtschaftliche Ueberlegenheit benutzt haben, Mitglieder der anderen Sekte zum Uebertritt in die ihre zu zwingen, aber von einer Ausnutzung zugunsten der vorherrschenden Orthodoxie ist mir nichts bekannt geworden. Allerdings hat auch der Inder ein vitales Interesse an der Ausbreitung des Islam, namentlich im Hinterland. Der Islam hat den Bekleidungszwang aus religiösen Gründen, und der Inder ist in der Hauptsache Stoffhändler. Inwieweit der Inder auch als Importeur von Kairoer Presserzeugnissen in Frage kommt, lässt sich noch nicht übersehen. Ich möchte für diesen Import mehr die Araber verantwortlich machen, aber auch Bombay ist einer der islamischen Zentren, von dem sich starke literarisch-populäre Einflüsse nach Ostafrika hinüberspinnen. Die populäre religiöse Literatur des täglichen Gebrauches, Agenden mit den wichtigsten Koran- und Gebetstexten, Maulidis und ähnliches, überdies die sehr häufigen Amulette in Buchform —, all das wird massenhaft durch die Inder importiert und verbreitet und dient natürlich zur Verstärkung der islamischen Tendenzen, ja zur Verbreitung des Islam in den nach Zaubermitteln und Amuletten hungrigen heidnischen Negerkreisen. So repräsentieren uns die Inder in der Ausbreitung des Islam das wirtschaftliche Motiv.

Dies spielt natürlich auch bei den Arabern eine Rolle, aber der Einfluss der Araber ist doch in letzter Linie ein mehr aristokratisch-religiöser. Die Araber sind das Volk des Propheten, das beste, vornehmste der Völker, die Träger der heiligen Sprache des Korans. Sie haben trotz der demokratisierenden Tendenz des Islam schon in gewissen Teilen des islamischen Rechtes eine Sonderstellung, so in der Ebenbürtigkeitsfrage im Eherecht und im Staatsrecht. Schon als Rasse und an Kultur der schwarzen Bevölkerung überlegen, haben die Araber überall den primitiven Volksgruppen gegenüber ihren religiösen Nimbus auszunutzen gewusst, um dadurch persönliche und materielle Vorteile zu erlangen; denn die Verehrung pflegt sich im Orient in klingender Münze auszudrücken. In den holländischen Kolonien ist man schon lange auf diese bedenkliche Erscheinung aufmerksam geworden. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in unserem Schutzgebiet, nur dass bei uns die Maskataraber neben den Hadramaut-, d. h. Schi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hiriarabern vorkommen. Der Einfluss der Maskataraber ist unbedeutend; eine grosse religiöse Kluft klafft zwischen ihrer Heterodoxie und der Orthodoxie der Mehrzahl der Bevölkerung, obwohl durch die langjährige Vorherrschaft des ebenfalls ibaditischen Geschlechtes der Sultane von Sansibar ein sonst ungewöhnlicher modus vivendi zwischen diesen Gegnern sich herausgebildet hat. Den Einfluss der Hadramautaraber halte ich dagegen für denkbar gross. Das muss schon seit alten Zeiten so sein; denn das in Ostafrika übliche Handbuch des religiösen Rechtes, das in der übrigen islamischen Welt wenig bekannt ist, ist von einem, vor Jahrhunderten lebenden Hadramauter verfasst. Das gleiche Vorwiegen des hadramautischen Islam lässt sich in der jetzt endlich bekannten arabischen Literatur Ostafrikas und in den alltäglichen Vorkommnissen, sowie auch in den letzten Ruhestörungen nachweisen. Besonderen Einfluss haben solche Araber, die der Prophetenfamilie angehören, sogenannte Sajjids oder Scherife; denn ihnen eignet die von jedem Araber ausgehende Segnung in besonders intensiver Weise. Dass die Zahl der Pseudoscherife aus diesen Gründen Legion ist, versteht sich von selbst. In Afrika finden sie immer Dumme, die sich ausbeuten lassen. So repräsentieren uns die Araber das persönlich-religiöse Moment in der Reihe der zur Verbreitung des Islam zusammenwirkenden Faktoren.

Die Somali endlich betrachte ich als Typus dafür, dass bei der Beurteilung des Islam das jeweilige ethnische Element besonders zu beachten ist. Der Islam ist milde und ungefährlich bei den Suaheli, sofern nicht fremde Einflüsse sie verhetzen; er ist auch ohne fremde Einflüsse aufs höchste fanatisch bei den Somali, weil ihre ganze Naturanlage die Somali unter die kriegerischen, die temperamentvollen Stämme einreiht. Die langjährigen Kämpfe der Engländer gegen den Mad Mullah, eine Art von religiösem Fürsten, sind bekannt. Der religiöse Fanatismus ist nur eine Aeusserung des ungebändigten Selbständigkeitstriebes dieser männlichen Bevölkerung. Der Islam hat sie nicht erst kriegerisch gemacht, sondern der auch gelegentlich kriegerische Islam ist die ihrem Temperament kongeniale Religion. Ihre Auffassung werden sie natürlich auch weitertragen, und so sind die nach Deutsch-Ostafrika als Viehhirten oder sonstwie einwandernden Somali ein zweifellos nicht unbedenkliches Element.

Aehnlich wie die Fremdbevölkerung Ostafrikas, wirken im Westen des Kontinents vor allem die Haussa. Sehr häufig sind auch die zureisenden Hadjdjis d. h. Pilger, die in Mekka sich mit Unduldsamkeit vollgesogen haben und nun ihren heiligen Charakter als Hadjdjis wirtschaftlich ausbeuten. Es sind manchmal tatsächlich heimkehrende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pilger — aus Englisch-Nigerien ziehen jährlich zirka 5000 Mann auf die Pilgerschaft —, meistens zureisende Fremde, die überhaupt nie in Mekka waren.

Strenge Aufsicht des Islam, Schutz der Angehörigen unserer Kolonie vor Verhetzung und Ausbeutung, das ist die erste und vornehmste Aufgabe der Islampolitik.

Weiter wird die Islampolitik eine Regelung der Rechtsprechung unter Berücksichtigung des islamischen Rechtes herbeizuführen haben. Da wird es sich zunächst fragen, welche Teile des alle Lebensäusserungen regulierenden islamischen Rechtes staatlich zu sanktionieren sind, ohne mit den europäischen Anschauungen von Recht und Gesittung in Konflikt zu geraten, und welche Teile vernachlässigt werden können, ohne die Mohammedaner direkt aufzureizen. Gottlob ist das islamische Recht ungeheuer geschmeidig und mehr ein Ideal als ein praktisch geübtes Recht. Für evtl. Kodifizierung kommt meines Erachtens nur das religiöse Ehe- und Familienrecht und das Recht der religiösen Stiftungen, d. h. eben des öffentlichen Gemeindebesitzes, in Frage. Dabei könnte die Frage der Polygamie nach österreichischem Vorbild gelöst werden, obwohl man nicht genug warnen kann, in absehbarer Zeit staatlicherseits an diese Frage zu rühren.

Auf allen übrigen Gebieten empfiehlt es sich, das lokale Gewohnheitsrecht, das sich selbst in islamischen Ländern dem islamischen Recht gegenüber behauptet hat, zu kodifizieren. Sogar das am strengsten durchgeführte islamische Familien- und Erbrecht ist in manchen Ländern stark durch altes Gewohnheitsrecht modifiziert. Diese Verhältnisse sind sehr schwierig, da Mohammedaner immer gern das islamische Recht reproduzieren, während die Tatsachen dem oft widersprechen.

Aktiv wird die Islampolitik erst, wenn sie sich an die grossen Aufgaben der Erziehung heranmacht. Will die Regierung auf Mohammedaner wirken — und das muss sie nach dem Obengesagten —, so muss sie die Staatsschulen religionslos halten, wie es ja auch tatsächlich der Fall ist. Für Religionsunterricht kann ausserhalb der Schule gesorgt sein; der ganze Unterricht ist ja, sofern er von Europäern erteilt wird, so durchdrungen vom Geiste des Christentums, der christlichen Sitte und Kultur, dass mir die kleine Konzession an die conditio sine qua non des Besuches der Schule durch Mohammedaner unbedenklich erscheint. Schwieriger ist natürlich der Fall, wenn dann eingeborene islamische Lehrer an den Dependenzschulen des Hinterlandes wirken. Man sollte solche Leute nur in islamischen Gebieten verwerten. Leider sind hier die Verhältnisse oft stärker als der gute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wille. Umgekehrt wäre es erwünscht, worauf ich noch zurückkomme, in rein heidnischen Gebieten christliche Staatsschulen zu gründen. Die Frage, welche Konfession, oder ob beide dort gelehrt werden sollen, zeigt, dass dies Problem auch nach der anderen Seite Schwierigkeiten macht.

In allen Gebieten sollte der Staat die Missionsschulen mit Freuden begrüssen. Da der Staat die Früchte dieser Arbeit erntet, sollte er auch nicht damit kargen, der Mission ihre Auslagen, wenigstens zum Teil, zu ersetzen.

Auch die Niederlassung islamischer Lehrer (waalimu) ist schon jetzt von einer Genehmigung der Behörde abhängig, die nach der Würdigkeit der Person entscheidet. Die Ansiedelung solcher islamischer Propagandisten sollte, wenn möglich, in islamfreien Gebieten verhindert, in islamischen ruhig gestattet werden.

Mit dem Schulproblem habe ich schon das schwierigste Kapitel der Islampolitik gestreift, d. h. die allgemeine Verwaltungspolitik.

Islampolitik ist Religionspolitik. Ja, wenn der Staat die Macht hätte, die vorhandenen Elemente zum Besten der Gesamtheit nach einem grosszügigen Plan zu verwerten! Leider aber kann nach dem Stande der Gesetzgebung und der Verträge von einer Religionspolitik grossen Stiles nicht die Rede sein. Die Kongoakte bindet uns völkerrechtlich gegenüber dem Islam, und die Schutzgebietsgesetzgebung mit ihrer unseligen religiösen Freizügigkeit unterbindet jeglichen staatlichen Einfluss auf die Kontingentierung, d. h. auf die Schaffung religiöser Interessensphären.*) Ohne solche — möglichst auf internationaler Basis — werden wir in ferner Zukunft eine ins Negerhafte übersetzte Neubelebung der konfessionellen Gegensätze Deutschlands, vermehrt um den Islam als tertius gaudens, zu gewärtigen haben. Immerhin muss der Staat die wenigen ihm noch gebliebenen Machtmittel nach Möglichkeit ausnutzen.

Für geradezu notwendig halte ich es, die völlige Islamisierung einer Kolonie zu verhindern, denn trotz der oben gegebenen Theorie von einer Europäisierung des Islam, muss man, bis es einmal so weit ist, die Bildung grosser geschlossener islamischer Komplexe nach Möglichkeit verhindern. Da man nun mit einem Schwinden des Islam in den schon islamisierten Gebieten nicht rechnen darf, muss man im Interesse des Staates die Erhaltung der islamfreien

*) Vergl. meine These in dem Aufsatz: „Der Islam und die Kolonisierung Afrikas", Internat. Wochenschrift, 19. Februar 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete nach Möglichkeit begünstigen. Das ist aber nur möglich durch die Gründung von christlichen Negerkirchen, die der Sturmflut des Islam zu widerstehen vermögen. Und hierzu braucht der Staat die Mission, und er sollte sie nutzen. Nun ist aber die Mission ihrem inneren Wesen nach frei, doch lässt sich auf dem Gebiet der Schulpolitik und sonst — durch die Parität zwar erschwert — doch vielleicht ein Zusammengehen ermöglichen.

Die allgemeine Verwaltungspolitik müsste nun je nach den Gebieten, die ich kurz als Missionsgebiete und Islamgebiete bezeichne, verschieden sein. In Islamgebieten könnte man die Entwickelung ruhig weiterlaufen lassen wie bisher. Die Regierung wird strikte Neutralität wahren, höchstens ein väterliches, passives Wohlwollen betätigen, ohne aber den Islam anders als durch Zuführung von Bildung und durch Schutz vor Ausbeutung zu fördern. Diese Rücksicht braucht nicht so weit zu gehen, die Betätigung der Mission überhaupt zu verbieten, wohl aber dürfte vor öffentlicher Propaganda ausserhalb der Missionsstationen zu warnen sein. Entstehen aber trotz allem Unruhen religiöser Art, so müssten diese sofort energisch unterdrückt werden.

In den Missionsgebieten umgekehrt sollte die Erbauung von Moscheen und die Niederlassung von Waalimus kurzerhand verboten werden. Auch dürfte man hier natürlich keine mohammedanischen Beamten und Askaris oder Lehrer verwenden, auch müsste man den ganzen von Mohammedanern getriebenen Handel ausschalten.

Fordert man damit nicht eine Unmöglichkeit? Hängt nicht der Islam unlösbar an den Macht- und Kulturmitteln der Kolonie?

Ich habe mit Absicht einmal zeigen wollen, wie sich selbst dem planmässigsten Christianisierungsversuch Schwierigkeiten entgegenstauen, die sich aus dem unerbittlichen Zwang der Tatsachen ergeben. Ob dieser Versuch je gemacht wird, ob er gelingen wird, das bleibt ungewiss, aber immer wird man versuchen müssen, homogene Zentren zu schaffen, und die sind nur möglich unter Anwendung der geschilderten Gesichtspunkte. Jedenfalls lässt sich ein Fortschreiten des Islam, wenn überhaupt, nur durch die skizzierte Islampolitik verhindern. In diesem Punkte sind die Interessen des Staates und der Mission identisch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welche Aufgaben stellt die Ausbreitung des Islam den Missionen und Ansiedlern in den deutschen Kolonien?

Von P. Rektor **Hubert Hansen**, Mödling, St. Gabriel.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Der Umstand, dass bereits zwei vorzügliche Kenner des Islam in unseren Kolonien sich in sehr ausführlicher und weitgehender Weise über den Gegenstand, der auf unserer heutigen Tagesordnung steht, in den vorhergehenden Referaten geäussert haben, sowie der mittlerweile schon recht weit vorangeschrittene kleine Uhrzeiger und endlich auch die von allen Sektionsteilnehmern mit gewiss nicht geringem Interesse erwartete Diskussion drängen mich nicht nur, sondern legen mir, wie ich glaube, geradezu die Pflicht auf, mich in meinem Referate möglichst kurz zu fassen.

Die Zeiten, in denen der Islam die Entwickelung, ja sogar den weiteren Fortbestand der christlichen Kultur in Europa bedrohte, dürften wohl auf Nimmerwiedersehen der geschichtlichen Vergangenheit angehören.

Aber wenn nicht aller Schein trügt, und wie es auch die beiden sehr geehrten Herren Korreferenten in vortrefflicher Weise dargelegt haben, stehen sich die zwei alten und an sich unversöhnlichen Antagonisten in der Gegenwart wieder mehr als je zuvor als mächtige Konkurrenten um die Vor- resp. Alleinherrschaft auf aussereuropäischem Boden gegenüber. Diese Erscheinung tritt in ganz besonders bedrohlicher Weise in den Vordergrund bei unseren ostafrikanischen Schutzgebieten; sie macht sich aber auch bereits sehr bedenklich in den westafrikanischen Kolonien Togo und Kamerun bemerkbar, während sie sich jedoch in Deutsch-Südwestafrika noch gar nicht nachweisen lässt.

Das mit Hilfe der modernzeitlichen Kolonialpolitik Europas erschlossene Afrika hat auch dem seitdem, also in den letzten Dezennien wieder propagandistisch auftretenden Islam Tür und Tor weit geöffnet. Und der, besonders in diesen Gegenden, für das sittlich-religiöse Leben sehr anspruchslose, in seinen Konzessionen an die Ungebundenheit der Lebensweise aber um so weiter entgegenkommende Mohammedanismus, der (in Ostafrika) auch noch sehr stark mit dem arabischen Volksaberglauben sympathisiert und gegebenenfalls auch ganz gern, in religionsvermengerischer Verquickung, mit dem animistischen

Heidentum kompaktiert, ist, zumal mit seinen eigenartigen eschatologischen Erwartungen ganz danach angetan, dem Christentum in Afrika eine durchaus nicht zu unterschätzende Konkurrenz zu machen. Nach den uns vorliegenden, übereinstimmenden Berichten macht er dort auch derartig grosse Fortschritte und Eroberungen, dass kolonialtheoretische Pessimisten sogar schon mit einem unvermeidlich bevorstehenden endgültigen échec aller christlichen Missionsbestrebungen auf dem dunklen Erdteil rechnen, indem sie in vorhersagendem Geiste ganz unumwunden den Islam als die zukünftige Religionsform der Afrikaner bezeichnen.

Ich kann es zu meiner Freude konstatieren, so schwarz sehen die Missionare nicht, wenn sie auch, wie das ja auch aus den Ausführungen des ersten Referenten, des Herrn Missionsinspektors Axenfeld, klar und deutlich hervorgeht, in der dem Islam seit jeher eigenen politischen Tendenz, die ferner ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten in Afrika geradezu einen ausgesprochen antikolonialpolitischen Charakter trägt, eine leider nicht unbedenkliche Gefährdung aller unserer vaterländischen Schutzherrschaft-Bestrebungen auf afrikanischem Boden zu erblicken durch die Lage der Verhältnisse gezwungen sind.

Sie warten zunächst in unverdrossener und unermüdlicher missionarischer Weiterarbeit ruhig die weitere Entwickelung der Verhältnisse ab. Aber schon jetzt können wir es als ein sicher realisierbares Zukunftsideal für Afrika bezeichnen, dass auch dieses weite Land der schwarzen Krausköpfe dem Christentum und seiner Kultur gehören wird. Und ich erlaube mir daher auch, gestützt auf die altbewährte Kraft des christlichen Glaubens und unserer vaterländischen Kultur, die vorher erwähnten islamgünstigen Indiezukunftschauer zu jenen Propheten zu rechnen, die nicht zu den Wahrsagern gehören.

Das Christentum hat schon mächtigere Feinde überwunden, als den modernzeitlichen Islam. Die Kirchengeschichte liefert dafür zahlreiche, zum Teil ausserordentlich interessante Einzelbeweise, und die bisherige Existenz, ich meine, der Fortbestand des Christentums bis zur Gegenwart, liefert dafür einen unwiderleglichen Universalbeweis. Das Christentum ist eben eine göttliche Religionsform, und die in ihm wirksame Gotteskraft ist und bleibt ihm eine sichere Bürgschaft für seinen endgültigen Sieg im Weltenplan. Aus dem vertrauensvollen Glauben an diese christliche Fundamentalwahrheit schöpften und schöpfen die Missionare noch immer jenen dem Nichtchristen meist fast ganz unverständlichen, uneigennützigen Missionseifer, der sie antreibt, auch unter den grössten Opfern, Mühen und Gefahren sich ganz in den Dienst des Evangeliums des göttlichen Welt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erlösers und Missionsherrn Jesu Christi zu stellen, um alle, selbst die tiefstehenden Völker, mit den Segnungen des Christentums für Zeit und Ewigkeit zu beglücken.

Wer christlich denkt und fühlt, wird mich verstehen. Er wird mir aber auch beipflichten müssen, wenn ich die Christianisierung Afrikas als eine Pflicht und Ehrensache der europäischen Kolonialmächte betrachte, die übrigens aus dieser Christianisierungsaktion und dem damit sich unaufhaltsam vollziehenden Zivilisationsprozess der afrikanischen Völker auch in ihren handelsgeschäftlichen und kolonialwirtschaftlichen Unternehmungen auf die Dauer nur ganz erheblich sich steigernde kaufmännische und industrielle Vorteile ziehen werden.

Es mögen daher auch diejenigen Kolonialinteressenten, welche die ganze Reichskolonialpolitik nur als eine Finanzspekulation und vom rein geschäftlichen Standpunkte aus betrachten, sich vor Augen halten, dass einerseits das kulturell religiöse Moment, also die Mission, aus der deutschen Kolonialpolitik nicht ohne grosse Gefährdung derselben ausgeschlossen werden kann, und dass anderseits nur eine christliche, d. i. von selbst eine antiislamische, Kolonialpolitik die kolonialwirtschaftlichen Interessen des Reiches auf die Dauer zu sichern imstande ist.

Das Deutsche Reich ist doch noch ein christlicher Bundesstaat, d. h. seine Fürsten, an ihrer Spitze Se. Majestät der Kaiser, und die Gesamtheit des deutschen Volkes sind in weit überwiegender Majorität positiv christlich gesinnt. Das Christentum repräsentiert demnach im Reiche eine Macht, mit der sowohl in der Theorie, als auch in der Praxis der Reichskolonialpolitik gerechnet werden muss, wenn anders diese nicht der Gefahr ausgesetzt werden soll, dass sie die lebenskräftigen Wurzeln ihrer Kraft in dem bisher so kolonialfreundlichen Mutterboden des weiten deutschen Vaterlandes schliesslich verkümmern und versagen sieht. Denn daran dürfte wohl kaum ein Zweifel sein: Mit dem Tage, wo Deutschlands Kolonialpolitik sich in islamfreundlichen Gegensatz zum heimatlichen Christentum und seinen Missionsbestrebungen stellt, würde höchst bedauerlicherweise auch die Zeit beginnen, die zusammenfallen müsste mit der unausbleiblichen Dekadenz der Kolonialpolitik selber, und zwar aus Mangel an der erforderlichen Sympathie und Unterstützung von seiten des Volkes, dem man doch nicht zumuten darf, die grössere Steuerlast nur deshalb zu tragen, um die Geldgeschäfte einiger Grosskapitalisten zu fördern.

Der Islam ist aber nicht nur ein todfeindlicher Gegner des Christentums, er ist auch in Afrika der unversöhnliche Feind der europäischen Kolonialpolitik. Seit seinem Entstehen hat der Islam nicht nur eine religiöse, sondern auch immer eine stark politische Seite gehabt. Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle Anzeichen sprechen dafür, dass die seit den neunziger Jahren erst besonders stark eingesetzte islamische Propagandatätigkeit eine vorwiegend politische ist, und zwar mit ausgesprochen antieuropäischer Tendenz. Die Wortführer und Verbreiter des Islam betonen es sowohl in West- als auch in Ostafrika, dass Afrika den Afrikanern gehört und der Mohammedanismus es sei, durch den die Fremdherrschaft der Europäer gebrochen und beseitigt werden müsste und würde; folglich müssten schliesslich doch alle Schwarzen mohammedanisch werden. Ist da nicht der Islam in der Tat auch der Todfeind unserer Kolonialpolitik? Ja, meine Herren, die Islampropaganda ist eine im stillen kontinuierlich forcierte Mobilmachung gegen die Entwickelung und den Fortbestand unserer afrikanischen Schutzgebiete.

Dazu kommt noch, dass durch den Islam Zustände in unseren Kolonien hervorgerufen werden, die ihre Entwickelung und kulturelle Hebung sehr erschweren, vielleicht sogar auf die Dauer vereiteln und ganz zugrunde richten werden.

Die durch denselben geförderte Polygamie bewirkt nach statistischen Ausweisen und der Uebereinstimmung aller Kenner der Verhältnisse eine zunehmende Verminderung, sage und schreibe eine stark zunehmende Verminderung der Bevölkerungszahl; es muss das im Gegensatz zu der noch immer vielfach verbreiteten und vertretenen, aber nichtsdestoweniger ganz irrtümlichen Anschauung, dass die Polygamie einem gesteigerten Volkszuwachs zugute komme, hier besonders betont und hervorgehoben werden. Diese auch vom kolonialpolitischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus recht bedenkliche Erscheinung erhält noch eine traurige Ergänzung dadurch, dass der Islam den ohnedies schon sehr traurigen Tiefstand der Sittlichkeit durch die Ungebundenheit der Lebensweise seiner ostafrikanischen Vertreter in geradezu alarmierender Weise noch bedeutend tiefer herabdrückt, so dass die Zuchtlosigkeit die Bevölkerung entnervt und, auch durch abscheuliche Krankheiten, die selbst dem Neger früher unbekannt waren, physisch zugrunde richtet.

Ferner nützt der Moslem auch ganz skrupellos die Religion sowohl, als auch seine Machtüberlegenheit und gesellschaftlich günstigere Position dazu aus, um den eingeborenen Neger einfachhin auszubeuten und wirtschaftlich voll und ganz von sich abhängig zu machen, was natürlicherweise auch eine nicht geringe materielle Schädigung der merkantilen Kolonialbestrebungen bedeutet. Wenn wir alles dieses zusammenfassen, so bedarf es wohl nicht mehr, besonders auch in Anbetracht des so leicht fanatisierten panislamischen Antieuropäismus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ostafrikanischen Mohammedaner (in Westafrika sind sie sowohl in Togo als auch in Kamerun in den Küstengebieten noch ziemlich harmlos und ungefährlich), eines weiteren Beweises für die aufgestellte Behauptung, dass der Islam für das Reich tatsächlich eine bedrohliche Kolonialgefahr bedeutet, und dass infolgedessen eine auf einen vorübergehenden Gegenwartserfolg abzielende Förderung desselben gleichbedeutend sein müsste mit allmählicher kolonialpolitischer Selbstvernichtung.

Die Reichskolonialregierung hat übrigens auch tatsächlich diesem Umstande in sehr erfreulicher und dankenswerter Weise durch eine vor- und umsichtige Leitung Rechnung zu tragen sich bemüht.

Um so mehr aber ist es, insbesondere auch im Interesse eines einheitlichen Vorgehens aller beteiligten Kolonialkreise, zu bedauern, dass es in den Schutzgebieten doch hie und da den Anschein erweckt hat, als wenn nicht alle Kolonialbeamten den afrikanischen Islam als einen so gemeingefährlichen Schädling der deutschen Schutzgebiete betrachteten. Es muss das hier um so mehr hervorgehoben werden, weil in den letzten Jahren auch kolonialtheoretische Stimmen laut geworden sind, die einer durch die gegebenen Verhältnisse gebotenen Förderung des Islam das Wort reden. Unter den tatsächlichen Umständen besagt ein solcher Rat meines Erachtens nicht weniger, als die Kolonialverwaltung solle die grossen Opfer der Reichskolonialpolitik zum Teil auch dazu verwenden, um ihren todfeindlichen Konkurrenten in die Lage zu versetzen, ihre eigenen Pläne und Bemühungen über kurz oder lang zu durchkreuzen, d. i. um dem Antikolonial-Programm des panislamischen Afrikanismus zur Verwirklichung zu verhelfen, nämlich „Afrika den Afrikanern" unter der alleinigen Herrschaft und Patronanz eines stark politischen und schwach religiösen Mohammedanismus mit definitivem Ausschluss einer jeden oberhoheitlichen europäischen Ingerenz.

Aus dem Gesagten geht klar und deutlich hervor, dass für alle beteiligten Kolonialfaktoren der afrikanische Islam als eine sehr ernste Gefahr bezeichnet werden muss, in deren Abwendung Kolonialregierung, heimatliche Ansiedler und Mission natürlicherweise als die berufenen und freundschaftlichen Verbündeten erscheinen. Daraus ergibt sich auch die den verschiedenen Gruppen gebotene Stellungnahme zur Islampropaganda. Es ist nicht und kann auch nicht meine Aufgabe sein, mich über die Aufgaben der Kolonialregierung des weiteren zu verbreiten. Aber als Vertreter der Mission kann ich den Gedanken in Form einer Bitte nicht unterdrücken, die Regierungsvertreter mögen doch den Islam nicht fördern, dann wird die Mission sich schon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selber helfen und als siegreiche Ueberwinderin der islamischen Gefahr für die Regierung stets die treueste und zuverlässigste Stütze sein.

Das bringt mich übrigens auf einen Nebengedanken.

Man sagt und behauptet, dass die Regierung gezwungen sei, den interkonfessionellen oder vielmehr nur den rein kolonialpolitischen Standpunkt zu betonen. Aber selbst dieser rein politische Standpunkt kann und darf sie doch nicht hindern, der Mission in ihren kulturellen und zivilisatorischen Bestrebungen, wodurch sie anerkanntermassen in ganz hervorragender Weise als eine sehr dankenswerte Beihilfe der Regierung erscheint, wie z. B. im Schulunterricht, in der Förderung der Industrie und in der Bodenverwertung sowie in der Gesundheitspflege, durch eine entsprechende Förderung und Unterstützung diese eminent wichtige, ja unentbehrliche aber auch eminent patriotische Kolonialarbeit zu erleichtern und in manchen Fällen wenigstens zu ermöglichen. Es liegt ja das ganz besonders im Interesse der Regierung selber, ebenso wie die Nichtunterstützung der islamischen Propaganda.

Es bleibt mir nur noch übrig, aus dem Gesagten die Aufgaben zu deduzieren, welche die Mission und die Ansiedler dem Islam gegenüber zu erfüllen haben.

Bedeutet der Islam wirklich, wie gezeigt wurde, eine kolonialpolitische Gefahr, so sind Mission und Ansiedler mit der Kolonialbeamtenschaft demselben gegenüber die berufenen Träger, Stützen und Förderer der vaterländischen Kolonialunternehmungen. Neben den, ja, selbst bei den beruflichen Arbeiten wird es für sie eine patriotische Pflicht sein, in ihrem Schutzgebiet diese Gefahr nach besten Kräften zu vermindern und ihr in ebenso kluger und wohlüberlegter, als auch entschiedener Weise zu begegnen. Obschon der afrikanische Islam durchaus nicht nach Art der aus der Geschichte bekannten fanatischen Intoleranz der alten Anhänger des Propheten auftritt, sondern im Gegenteil einen in religiöser Hinsicht stark indifferenten Charakter zeigt, kann dennoch, wie die Erfahrung zeigt, ohne schonende Klugheit und rücksichtsvolle Entschiedenheit nicht nur kein Terrain gewonnen, sondern ein gefährlicher Fanatismus heraufbeschworen werden. Auch hier gilt es, den Feind scharf ins Auge zu fassen, aber möglichst schonungsvoll unschädlich zu machen. Dieses Entgegentreten wird vor der Hand wohl mehr in indirekter Weise durch die Förderung der christlichen Kultur, als durch direkte Beeinflussung des Islam geschehen können und müssen.

Jedenfalls aber wird die Mission mit der Zeit auch daran denken müssen, ihre missionarische Tätigkeit auch unter den afrikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Moslemin, wenngleich mit grösster Geduld und Klugheit, so doch ebenso mit allem Nachdruck, und zwar mehr als es bisher der Fall war, zu betreiben. Dieser Uebergang zur Aggressive ist, wenn er mit den entsprechenden Vorsichtsmassregeln der Klugheit unternommen wird, wirklich ganz ungefährlich, wurde auch hier und da bereits mit mehr oder weniger Erfolg versucht und ohne jedwede Ruhestörung und Gefährdung durchgeführt. Jedenfalls zeigt dieser Versuch, dass auch die Mohammedanermission sehr wohl möglich und bei klugem Vorgehen in Afrika auch für die ruhige Entwickelung der Kolonien ganz ungefährlich ist. Wie schon gesagt, die Mission ist auch allein, ohne Beihilfe der Regierung stark genug, ihre Missionsaufgabe mit Missionskräften und -mitteln zu erfüllen. Aber dieselbe muss vielfach doch in den Augen der Eingeborenen als stark kompromittiert dastehen, wenn sie, aus anscheinender Konnivenz gegen den Islam, oder aus Furcht vor demselben, oder aus vielleicht noch anderen Gründen in ihrer Missionsaktion sogar territorial gehindert und eingeschränkt wird, so dass es der Mission, wie es z. B. in Togo, ich glaube, bis heute noch der Fall sein soll, streng untersagt ist, in dem islamitisch beeinflussten Innengebiete ihre Tätigkeit, selbst unter den noch heidnischen Schwarzen zu entfalten, während mohammedanische Sendlinge ungestört in ihren Missionsdistrikten für die Verbreitung des Islam arbeiten dürfen, ja darin noch, wie z. B. in der Errichtung von Schulen, sich beamtlicher Unterstützung oder gar Bevorzugung vor der christlichen Mission erfreuten.

Nach dem, was wir heute, ich darf wohl betonen, als objektiven Tatbestand über den Islam gehört haben, kann eine solche Berücksichtigung des Islam bei seiner wesentlich antikolonialpolitischen Tendenz für das Mutterland nur von nachteiligen Konsequenzen sein.

Wo der Islam an der Arbeit ist, da soll auch die Mission bald einsetzen, da darf sie auch im Interesse einer gedeihlichen Kolonialpolitik absolut nicht fehlen und noch weniger verhindert werden.

Aufgabe der Mission und der Ansiedler wird es ferner sein, sich möglichst genau und eingehend über das Wesen, den Stand und die Tendenzen des Islam in den Schutzgebieten zu informieren, denn es steht schon heute fest, dass wir es im Islam durchaus nicht mehr mit einer einheitlichen Religionsform zu tun haben; territoriale und ethnische Abgrenzungen scheinen auch dementsprechende Differenzen des islamischen Bekenntnisses zu begründen. Bei allen steht nur das politische Moment mehr oder weniger stark im Vordergrund, woraus doch zur Genüge klar ersichtlich ist, dass wir es durchaus nicht allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit einer religiösen Bewegung zu tun haben, mit der sich meinetwegen die Mission allein abzufinden habe, wenn man partout den interkonfessionellen oder religionslosen Standpunkt einnehmen zu müssen glaubt; sondern dass auch die Kolonialverwaltung daran stark interessiert bleiben muss, wenn sie nicht eines guten Tages in Afrika vor arge Ueberraschungen gestellt sein will. Um so notwendiger erscheint eben daher ein genaueres Studium des Islam, damit dem verschiedenartigen Charakter desselben in den einzelnen Gebieten um so besser Rechnung getragen werden kann.

Von besonderer Wichtigkeit sind diese Islamstudien auch für die Kolonialgesetzgebung; denn wenn die Moslemin direkt antikolonialpolitische Schädlinge sind, so hat die Regierung allen Grund, das bei einer eventuellen Kolonialgesetzreform mit allem Ernste zu berücksichtigen. Wir brauchen daraus keine etwaigen Komplikationen mit der Türkei zu fürchten, denn der afrikanische Islam steht mit der Türkei sozusagen in gar keinem Zusammenhang. Und es handelt sich bei der Regierung auch nicht um den Kampf gegen den religiösen Islam als solchen, sondern um eine der Regierung aufgenötigte Defensive ihrer Einflusssphäre gegen einen politisch-religiösen Gegner.

Von der allergrössten Wichtigkeit sind in dieser Beziehung die Schulen, welche infolgedessen sowohl an die Mission, als auch an die Ansiedler gewiss ganz besondere Anforderungen stellen. Denn in den Schulen handelt es sich in hervorragender Weise um die Zukunft der Schutzgebiete. Die Mission bestrebt sich demgemäss, mit allem ihr nur möglichen Kraftaufwand von diesem ausschlaggebenden Mittel der Erziehung und Bildung der heranwachsenden Kolonialbevölkerung einen möglichst ausgedehnten und intensiven Gebrauch zu machen, indem sie fast alle ihre Personalkräfte sowohl, als auch einen ganz bedeutenden Teil ihrer allerdings leider nur zu sehr beschränkten Geldmittel auf den Ausbau und die Förderung des Schulwesens verwendet. Die Schulen sollen eben einen fähigen, zuverlässigen und durchaus loyal gesinnten Nachwuchs in der Kolonialbevölkerung sichern. Und das tun die Missionsschulen in hohem Masse, während die Schüler der Regierungsschulen vielfach Träger und Zentren der islamischen Propaganda bilden. Das gibt jedenfalls zu denken und, ich meine auch, wenigstens einigermassen Anlass zu nicht geringer Besorgnis für die Zukunft der Kolonien.

Es wäre doch wirklich zu tragisch, wenn gerade die religionslosen Regierungsschulen die Veranlassung böten, dass durch die an denselben unter der Hand tatsächlich stark betriebene Islampropaganda die Kolonialpolitik zu Schaden käme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Könnte dem nicht durch Einführung des Religionsunterichtes von seiten der Mission an diesen Schulen beizeiten vorgebeugt werden?

Um so mehr verdienen aber die Missionsschulen die Unterstützung der Regierung sowohl, als auch der deutschen Ansiedler. Denn es handelt sich bei der Schule nicht allein um das religiöse Moment, sondern es handelt sich da auch um hochwichtige kolonialpolitische und -wirtschaftliche Interessen. Die Missionsschulen stehen voll und ganz auf der Höhe der Profanbildung, und deshalb muss wohl auch jeder Politiker oder Staatsbeamte der Mission, die hier offenbar ganz vorzügliche Kolonialdienste leistet, das Recht zuerkennen, also für ihre nicht religiöse, sondern kolonialdienstliche Leistung, auch von der Regierung eine entsprechende moralische und finanzielle Unterstützung zu erwarten, ja zu beanspruchen.

Zum Zweck einer leichten und doch sehr förderlichen Unterstützung der Missionsschulen erlaube ich mir auch, die Ansiedler sehr zu bitten, wenigstens bei sonst gleicher Qualifikation und Leistungsfähigkeit, die Missionsschüler vor den zum Mohammedanismus übergetretenen oder von Haus aus islamischen Schülern anderer Schulen zu bevorzugen. Das Ansehen der Missionsschulen würde dadurch in den Augen der Schwarzen, bei denen ja auch bekanntlich, wie bei einigen andersfarbigen Menschen, der Weg zum Herzen und Verstande durch den Magen geht, ganz erheblich gesteigert.

Die Schule muss ihre Ergänzung finden in der weiteren praktischen Fürsorge für einen gesicherten und zunehmenden sozialwirtschaftlichen Wohlstand der Bevölkerung. Diese bedarf vor allem des Schutzes gegen jede gewissenlose und oft geradezu sklavenhändlerische Ausbeutung von seiten der Mohammedaner, und muss auch zu sozialwirtschaftlicher Selbständigkeit angeleitet und erzogen werden. Da haben wir ein sehr dankbares Gebiet, auf dem Mission und Ansiedler, beide im Vollbesitz der vaterländischen Kultur und Zivilisation, sich gegenseitig die Hand reichen sollen zu einer diesbezüglichen Hebung der Schwarzen und zum Nutzen einer gedeihlichen Entwickelung der Schutzgebiete. Hier finden auch Regierungs- und Ansiedlerarbeit in der Arbeit der Mission die unbedingt notwendige Ergänzung.

Schon die Tatsache, dass sich in Afrika der politische und religiöse Islam unzertrennlich beieinander finden, muss es jedem Politiker und Praktiker als klug und notwendig erscheinen lassen, dass auch die Kolonialpolitik der Mission nicht entbehren kann. Wir Missionare stehen aber auch, abgesehen von jener unleugbaren Tatsache, auf dem Standpunkt, dass überhaupt eine zivilisatorische Kulturaktion die Re-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ligion absolut nicht entbehren kann, wenn sie auf dauernden Erfolg und Bestand rechnen will. Die Kultur umfasst eben nicht nur einen gewissen wissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen und industriellen Hochstand, sondern auch einen dementsprechenden Hochstand in sittlich-religiöser Beziehung, wie ihn nur das Christentum bietet.

Ich brauche nicht daran zu erinnern, dass die Mission — und sie rechnet auch in diesem Punkte auf die Mitarbeit der Ansiedler und Kolonialbeamten — mit allem nur möglichem Nachdruck für die Monogamie eintritt, im Gegensatz zum Islam, der nicht nur der Polygamie das Wort redet, sondern praktisch einen derartig zuchtlosen Geschlechtsgenuss fördert, dass er durch diese auch vom sanitären und humanitären Standpunkte aus äusserst beklagenswerten Umstände, wie schon hervorgehoben, sogar den gedeihlichen Fortbestand der Kolonien durch deren Entvölkerung in erschreckender Weise bedroht.

Endlich sollen alle deutschen Kulturträger in Afrika, also auch Mission und Ansiedler, für die Neger die Vermittler und Ueberbringer eines höheren Lebensglückes und -genusses sein. Zu diesem Zwecke bedarf es der harmonischen Verbindung mit dem Christentum, das den Schwarzen auch die notwendige moralische Stütze bietet, damit sie durch einen ungesunden, sogenannten Kulturschmaus, nicht verkommen und zugrunde gehen. Hat das Christentum, die Religion der weissen Kolonialherren, einmal feste Wurzel gefasst in den Herzen der Neger, so werden sie durch das ihnen dadurch zuteil gewordene Glück auch der europäischen Kultur und Zivilisation immer näher gebracht werden. Das bedeutet dann nicht nur einen kontinuierlich zunehmenden Wohlstand für die Kolonie, sondern in demselben Verhältnis auch eine dementsprechende Aufbesserung der kolonialpolitischen und -wirtschaftlichen Unternehmungen des Mutterlandes, dessen Kolonialpolitik gewiss niemals für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen darf noch will, die übernommenen Schutzgebiete nur — wie man sagt — geschäftlich ausgenutzt zu haben.

Ich eile zum Schluss. Um alles dieses, wie es die Pflicht erfordert, nicht nur zu ermöglichen, sondern auch möglichst bald und gut zur Verwirklichung zu bringen, haben Mission und Ansiedler an erster Stelle die hohe Aufgabe, im Verein mit der Kolonialbeamtenschaft eine in jeder Beziehung tadellose Repräsentation unserer deutschen vaterländischen Kultur zu bilden, welche imstande ist, den Anhängern des Propheten sowohl, als auch den noch heidnischen Negern allseitig und anhaltend zu imponieren, damit intellektuelle, technische und ethische Ueberlegenheit im Bunde mit politischer und wirtschaftlicher Macht-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

präponderanz der aufblühenden Reichskolonialpolitik bleibend eine wohltuende, nützliche, segensvolle, erfolgreiche und ehrenvolle Einflussnahme auf die Einwohnerschaft der Schutzgebiete sichern.

Auf diese Weise werden unsere hoffnungsvollen Kolonialvölker in des Wortes eigenster Bedeutung kolonisiert, d. h. es wird ihnen in Wirklichkeit deutsche Kultur und deutscher Wohlstand mit den Segnungen des Christentums zur Ermöglichung ihres höheren Kulturglückes übermittelt.

Und das traditionelle Bewusstsein, diese unschätzbaren Güter der Vermittelung des Deutschen Reiches zu verdanken, wird ohne Zweifel bei dem krausköpfigen Schwarzen den Geist dankbarer Anhänglichkeit und treuer Ergebenheit immer mehr wecken, grossziehen und auch lebendig erhalten, ja mit der Zunahme ihrer Zivilisation und kulturellen Selbständigkeit nur noch von Jahr zu Jahr steigern, so dass es von Deutschlands Kolonien zu seiner Ehre in der Geschichte heissen wird: „Je älter, um so treuer." Und die Geschichte von Deutschlands Kolonialpolitik wird viele der schönsten Ruhmesblätter zieren, die kommenden Geschlechtern und anderen Nationen von den edlen Ruhmestaten des Reiches berichten.

Bevor nach Anhörung der drei Vorträge die Diskussion eröffnet wird, erteilt der Vorsitzende Herrn Pfarrer D. **Julius Richter** das Wort zur Einbringung einer von den drei vortragenden Herren vereinbarten Resolution für das Plenum. Sie hat folgenden Wortlaut: „Da von der Ausbreitung des Islam der Entwickelung unserer Kolonien ernste Gefahren drohen, rät der Kolonialkongress zu sorgsamer Beachtung und gründlichem Studium dieser Bewegung. Er hält es bei grundsätzlicher religiöser Unparteilichkeit für geboten, dass alle an der Erschliessung der Kolonien Beteiligten gewissenhaft vermeiden, was zur Beförderung der Ausbreitung des Islam und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte, und empfiehlt missionarische Kulturarbeiten, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge, der tatkräftigen Unterstützung, auch der Kolonialregierung. Er erkennt auch in der islamischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete unserer Kolonien ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen."*)

Die Resolution begleitet Pfarrer D. **Julius Richter**, Schwanebeck, mit folgenden Worten: Es ist erfreulich, dass die drei Referenten sich zu

*) Siehe „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer einmütigen Resolution zusammengeschlossen haben. Es handelt sich nicht um eine an die Regierung gerichtete Petition, sondern um einen Appell an das deutsche Volk, um eine Aufklärung der öffentlichen Meinung. In Indien und Holländisch-Indonesien haben bereits hervorragende Gelehrte dieses Problem gründlich studiert. In Hamburg ist ein eigener Lehrstuhl für dieses Studium errichtet. Auch die Missionare müssen dieses Studium sorgfältig pflegen. Die Missionen bedürfen der stärkeren Unterstützung der heimatlichen Kirchen. Sie haben angefangen, Ketten von Stationen zum Wall gegen die islamische Sturmflut aufzuwerfen. Sie können das aber nur durchführen, wenn sie von der deutschen Christenheit unterstützt werden.

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern i. E.: Es handelt sich beim Islam um eine Religion, die die Welt erobern will, um die Weltreligion des Sohnes Gottes, Jesu Christi. Christus will, dass seine Lehre die Religion aller Völker und Zeiten und Menschen werde. Er hat es seinen Jüngern gesagt: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Also stehen zwei Weltreligionen sich gegenüber. Dass in diesem Kampfe Christus siegen wird, ist selbstverständlich. Wir aber, wenn wir überhaupt würdig sind, den Namen „Christen" zu tragen, sind verpflichtet, den Kampf gegen den falschen Propheten aufzunehmen. Durch welche Mittel soll es geschehen? Ich empfehle, folgende Resolution vorzuschlagen: „Der Kolonialkongress empfiehlt der Staatsregierung zur Ueberwindung der gemeingefährlichen Bestrebungen des Islam in unsern Kolonien die Einführung der ‚Wilhelmina' (Strassburg, Herder 1896) als Gesetzbuch für Einheimische und Eingewanderte." Wenn die §§ 3 und 5 Allg. Th. der „Wilhelmina" Gesetzeskraft erlangen, so kehren alle Eingeborenen dem Islam den Rücken und nehmen das Christentum an.

Graf von Hoensbroech, Gr.-Lichterfelde: Durch alle drei Referate und auch durch die bisherige Diskussion ist ein Ton warmer Anerkennung der Missionsarbeit hindurchgeklungen, dem ich durchaus zustimme. Aber so sehr das Christentum Kulturfaktor ist, so darf doch nicht vergessen werden, dass ein Kolonialkongress zunächst und vor allem bei Beurteilung der politischen und kulturellen Verhältnisse sich auf nicht-konfessionellen, paritätischen Boden zu stellen hat. Wir haben deshalb auch in dieser Sektion nicht die Frage zu beantworten: „Welche Religion halten wir für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beste?", sondern „Wie beeinflusst nach der günstigen oder ungünstigen Seite die Missionierung die in den Kolonien bestehenden Kulturverhältnisse und wie fördert sie diese Verhältnisse in ihrer Weiterentwickelung?" Von diesem Standpunkte aus bin ich mit manchem, was vorgetragen wurde, nicht allerwege einverstanden. Ich halte es nicht für richtig, hier in scharfer Weise gegen den Islam Stellung zu nehmen. Ich begreife die Stellungnahme, zumal von offiziellen Vertretern der christlichen Missionen. Aber es wird dabei vergessen, 1. dass der Islam seit 1300 Jahren sich doch immerhin für die betreffenden Völker als kulturfördernd erwiesen hat, und 2. dass die Kolonialkongresse nicht die Aufgabe haben, eine bestimmte religiöse Richtung auf Kosten anderer Richtungen zu fördern, sondern dass die Aufgabe dieser Kongresse ist, unabhängig von einzelnen religiösen Anschauungen die koloniale Kultur zu fördern unter Anlehnung an die schon bestehenden Kulturverhältnisse. Ich war deshalb sehr erfreut, dass Herr Missionsinspektor Axenfeld energisch betonte, der Staat dürfe gegen den Islam nicht aufgerufen werden. Das Thema: „Staat und Mission in der Islampolitik" hat in mir den lebhaften Wunsch erzeugt, auch das überaus wichtige Thema: „Staat und Mission" einmal im allgemeinen behandelt zu sehen. Ich stehe auf dem Standpunkte, dass Staat und Mission an und für sich und offiziell nichts miteinander zu tun haben sollten. Je enger sie sich verbinden, d. h. je mehr die Mission die Staatshilfe beansprucht, um so mehr verliert die Mission von ihrem religiösem Gehalt und um so grösser werden für den Staat die Schwierigkeiten, seine politischen und kulturellen Aufgaben gleichmässig und paritätisch zu fördern. Der in der europäischen Kulturwelt allmählich zum Durchbruch kommende Gedanke — in der grossen nordamerikanischen Republik ist er schon lange Tatsache geworden —: „Trennung von Kirche und Staat", muss auch und, ich möchte sagen, vor allem in den Kolonien herrschend werden. Die enge Verbindung von Mission und Staat hat auch in unserer kurzen Kolonialgeschichte schon erhebliche Missstände gezeitigt, auf die ich nicht eingehen will, weil wir auf der Höhe theoretischer, grundsätzlicher Betrachtung bleiben wollen. Vielen von Ihnen werden diese Gedanken fremd, ja falsch erscheinen, aber es sind die Gedanken, welche die zukünftige Kolonialpolitik leiten werden. Und deshalb habe ich sie vorgebracht.

Kirchenrat D. **Kurze**, Bornshain: Ich möchte die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie bedeutsam für die Eindämmung der Ausbreitung des Islam in Afrika in der Gegenwart die Eroberung Wadais durch die französische Kolonialmacht zu werden verspricht. Damit sind so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziemlich die letzten Schlupfwinkel der fanatischen Senussi-Bruderschaft, die die Seele des Widerstandes der islamischen Welt gegen die christliche europäische Kultur bildet, blossgelegt, und wenn, wie es noch jüngst in London an einflussreicher Stelle von Kapitän Tilho, dem französischen Tschadseegebiet-Erforscher, befürwortet wurde, die englischen und französischen Kolonialbehörden in Kürze zu einer gemeinsamen definitiven Besetzung ihrer Grenzgebiete zwischen Wadai und Darfur schreiten, so wird damit ein neues Bollwerk der islamischen Propaganda unschädlich gemacht. Gleichzeitig mache ich darauf aufmerksam, dass in den letzten Wochen die in die Presse gedrungene Nachricht von dem Uebergange des ganzen Yao-Stammes zum Islam von schottischen und englischen Missionaren in Abrede gestellt wird.

Privatdozent Dr. **Wirth**, Thalkirchen: Trotz der schwierigen Lage, in der wir uns befinden, glaube ich doch, dass eine Vereinigung der beiderseitigen Interessen möglich ist. Staatlich sind wir gezwungen, mit den Völkern des Islam zu gehen. Das hindert aber nicht, kulturell gegen die islamische Propaganda zu kämpfen.

Justizrat Dr. **Carl Bachem**, Steglitz: Ich bin ganz einverstanden, dass der Islam und die Frage unserer Stellung zum Islam, namentlich in Ostafrika, auch nach den wertvollen Anregungen des Herrn Prof. Dr. Becker hin studiert werden. Es werden sich nach ihnen beachtenswerte Momente für eine vorsichtige und sorgfältig überlegte Haltung unserer Verwaltung gegenüber dem Islam ergeben. Aber mit der grundsätzlichen Auffassung des Herrn Prof. Becker kann ich mich nicht einverstanden erklären. Wenn wir den Schwarzen Afrikas unsere Schutzherrschaft auferlegen, so dürfen wir nie das sittliche Moment vergessen, welches allein die innere Berechtigung gibt, dort unsere Herrschaft aufzurichten: Wir dürfen das nur, wenn wir der eingeborenen Bevölkerung ein mindestens gleichwertiges Gut für den Verlust ihrer Freiheit bringen. Das kann nicht Kultur schlechthin, sondern nur die Kultur des Christentums sein. Professor Becker verlangte „Neutralität der Verwaltung zwischen Islam und Mission." In der Art, wie er diesen Gedanken ausführte, bedeutet aber das „Paktieren mit dem Islam" ein völliges Resignieren vor dem Vordringen des Islam und ein völliges Kapitulieren vor dem sozialen Uebergewicht des Islam in Ostafrika. Das würde für ein christliches Volk wie das deutsche nicht nur ganz unverständlich sein, es würde auch ohne Zweifel verhängnisvoll sein für die Zukunft unserer Kolonie. Das mohammedanische Element wird naturnotwendig stets ein unzuverlässiges

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und bedenkliches sein. Ein ehrlicher innerer Anschluss an die deutsche Herrschaft lässt sich nur erwarten von den christianisierten Negern. Vor allem muss daher die Verwaltung sorgen, dass der Mohammedaner sich nicht als das höhere soziale Wesen durchsetzen kann, sondern dass der Neger einsieht, dass die deutsche Herrschaft den Christen als das sozial höher stehende Wesen anerkennt, was er ja doch auch zweifellos ist.

Provinzialoberer Pater **Froberger,** Trier: Dass die Islamfrage nicht bloss nach religiösen Gesichtspunkten gelöst werden soll, sondern auch nach politischen und kulturellen, ja, dass sogar diese Gesichtspunkte in den Vordergrund treten müssen, kann man auch aus Missionskreisen hinaus bestätigen, und es ist sogar sehr gut, dass dies auf dem Kolonialkongress betont wurde, um manchen Vorurteilen entgegenzutreten. Die Islamfrage ist in der Tat eine eminent kulturelle Frage.

Ferner kann man Herrn Prof. Becker nur recht geben, wenn er sagt, dass der Islam studiert werden soll, nicht nur im Koran, sondern auch in seiner Presse, seiner populären Literatur, seinem Sektenwesen, dann erst ist man in der Lage, kulturell über den Islam richtig zu urteilen.

Was nun den Kompromiss des Staates mit dem Islam betrifft, so muss gesagt werden: wenn dieser Kompromiss nur darin besteht, dass man dem Islam politische Toleranz gewährt und ihn nicht mit Gewalt ausrottet, so kann man diesem Kompromiss nur beipflichten. Wenn er aber ein Liebäugeln mit dem Islam wäre, das den Eindruck erweckt, als ob man die Ausbreitung des Islam wünsche und ihn dem Christentum sogar vorziehe, so muss man dies entschieden zurückweisen. Leider besteht in gewissen Gegenden dieser Eindruck, und hier und da glauben die Eingeborenen, der Islam sei offizielle Religion des Deutschen Reiches. Dieser Eindruck gründet sich mehr auf Stimmungen als auf tatsächliche Einwirkungen, aber diese Stimmungen sind recht bedauerlich, und es entspricht sicher nicht den Ansichten der Mitglieder des Kolonialkongresses, wenn solche Stimmungen entstehen. Auch gewinnt der Staat bei solchen Kompromissen nicht, denn Herr Professor Becker irrt sich, wenn er glaubt, dass Frankreich in seinen nordafrikanischen Kolonien jetzt loyale Untertanen habe. Trotz einer Herrschaft von 80 Jahren ist jetzt noch die Bevölkerung ebenso fanatisch wie damals, und politisch bleibt die Lage stets gefährlich. Persönliche Erfahrungen, die ich dazu beibringen könnte, bestätigen dies. Darum ist der Islam auch politisch eine grosse Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fahr, und es ist zu wünschen, dass man ihn kulturell und politisch studiere. Da werden die Wünsche von Staat und Mission sich harmonisch ergänzen.

Reichstagsabgeordneter **Erzberger**, Berlin: Der Mohammedanismus ist kein Kulturfaktor. Einen Kompromiss zwischen ihm und dem Christentum gibt es nicht. Deutsch-nationale, wirtschaftliche und religiöse Momente treffen sich hier im Kampfe gegen den Islam. Die Regierung darf den Mohammedanismus nicht unterstützen, wie es durch die religionslosen Staatsschulen geschieht. Der weisse Beamte muss der Apologet des Christentums sein. Es darf nicht sein, dass die Militärstationen, wie auf dem letzten Kolonialkongress geäussert wurde, eine Stätte der Verbreitung des Islam und der Syphilis seien. Gerade für eine erfolgreiche Kolonialpolitik ist das religiöse Moment unentbehrlich.

Missionar **Mohr**, Kirchheim unterm Teck: Wenn ein Beamter sich mohammedanisch kleidet, wie soll der Eingeborene wissen, ob er Christ ist oder Mohammedaner. Die mohammedanischen Sendlinge haben einfach den Eingeborenen diktiert, was sie tun sollen. So ist es gekommen, dass im Togohinterland der Grundstein zu Moscheen gelegt werden konnte. Wenn wir nicht Aerzte und Missionare bekommen, dann geht Togo an den Islam verloren. Wir haben an der Goldküste eine mohammedanische Kolonie. Aber sie hat es noch zu nichts gebracht. Warum? Weil Basel da ist, also eine evangelische Mission.

Die deutsche Regierung musste den heidnischen Stämmen in Togo manches nehmen bzw. verbieten, das mit ihrer Rechtspflege und Religion bisher zusammenhing. Da waren es mohammedanische Sendlinge, die mit ihrer Sicherheit im Auftreten und mit dem ihnen eigenen Selbstbewusstsein dem nach Amuletten und Zaubermitteln hungernden, kulturlosen Heiden das brachten, was man ihm seinem Gefühl nach genommen hatte. Dazu kam, dass durch Massnahmen der Regierung die im Hinterland pazifizierten heidnischen Stämme der Meinung waren, der Islam sei die Religion ihrer neuen Herren. Mir gegenüber wurde 1906 im Hinterland von Togo gesagt, die Mohammedaner sind die Stützen der Regierung. Man brauchte sie z. B. auch, um Informationen über Vorgänge in der mohammedanischen Welt in Sokoto zu erhalten. In Sokoto war nicht lange vorher durch Sendboten aus dem Norden die mohammedanische Bevölkerung fanatisiert worden. Infolge dieser Tätigkeit wurde eine englische Besatzung niedergemacht. Der auf der Regierungsstation Basare befindliche Mula wurde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Geldbusse gestraft, weil er unterlassen hatte, dem Bezirksleiter, der von diesen Vorgängen Kenntnis haben musste, dies mitzuteilen.

Durch ihre scheinbare Loyalität, wie sie die Moslems überall zur Schau tragen, und durch die stramme Disziplin, mit der ihre Führer in schwierigen Fällen ihre Leute zusammenzuhalten und sich der Regierung zur Verfügung zu stellen wussten, haben sie sich bis auf einen gewissen Grad unentbehrlich zu machen gewusst.

Was die Propaganda des Islam betrifft, so haben wir an der Goldküste in der Nähe von Cape Coast mohammedanische Stationen, deren Tätigkeit aber, meines Erachtens, bisher nicht erfolgreich sein konnte wegen der evangelischen Tätigkeit der Basler Mission, die durch ihre kulturelle Tätigkeit, wie ihre jahrzehntelange, auf der Verkündigung des Wortes Gottes ruhende Hauptarbeit einen überwiegenden Einfluss bereits besitzt. Mohammedanische Konvertiten, die wieder zurückgingen, gaben auf Befragen die Antwort, die Forderung des Islam, betr. Enthaltung vom Alkohol und vom Schweinefleisch, hätten ihnen nicht zugesagt, trotzdem ihnen die Vielehe erlaubt werde.

Die 50 jährige treue Pionierarbeit der Norddeutschen Mission in Togo hat für die Kultur und Missionierung Togos, ehe die deutsche Regierung 1884 ins Land kam, die wertvollsten Dienste geleistet und reiche Früchte gezeitigt, die direkt der Regierung zugute kamen. Für das jetzt noch heidnische Togohinterland brauchen wir vor allem Aerzte. Durch Errichtung von Schulen und Verkündigung des Evangeliums aber wird dem zu fürchtenden Einfluss des Islam einzig und wirksam entgegengearbeitet werden können.

Pater **Acker**, Knechtsteden bei Köln: Der Islam ist unversöhnlich mit einer christlichen Zivilisation wegen der Vielweiberei, Sklaverei und besonders wegen seines religiösen Prinzips: wir — die Christen — sind die Hunde, die man vernichten muss. Ferner: Wissmann war bei der Niederwerfung des Aufstandes entschieden der Meinung, dass, wenn wir über die Eingeborenen herrschen wollen, der Islam gedemütigt werden müsse. Die Aufstände in Deutsch-Ostafrika haben alle entweder den Islam oder die Ungerechtigkeit der Europäer als Ursache. Auch die Deutsch-ostafrikanische Zeitung, die doch nicht als ein klerikales Blatt angesehen werden darf, hat immer die Meinung vertreten, der Islam sei eine Gefahr für die Kolonie, die man nicht unterschätzen dürfe. Die Missionare haben allerdings in erster Linie das Werk der Bekehrung zum Christentum im Auge. Wenn sie Ihnen aber von der Gefahr des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Islams für die Kolonie sprechen, und sie sprechen alle davon, so dürfen Sie glauben, dass sie es im Interesse der Kolonie tun, denn eine gedeihliche Entwickelung der Kolonie liegt ihnen am Herzen ebensogut wie jedem Beamten oder Kolonisten. Die Gefahr des Islams anzuerkennen und glauben, ihn bekämpfen zu können durch Beteiligung der Mohammedaner am Handel, Begünstigung in Staatsstellungen, so dass der Fanatiker, der von der Religion lebt, allmählich zum kleinen Beamten wird, der vom Staat lebt, oder auch ein Zusammenarbeiten der europäischen Staaten, um den Einfluss des Islam in Schranken zu halten, ist eine Utopie. Der Neger nimmt ebenso leicht das Christentum an wie den Islam, wenn es ihm angeboten wird. Die Behauptung, dass der Neger das Christentum nicht versteht und nie verstehen wird, ist eine willkürliche Behauptung, die nur beweist, dass die, die das sagen, entweder kein Verständnis vom Christentum haben oder die Religion und den Gedankengang des Negers nicht kennen. Ebenso wie hier eine freiwillige Vereinigung mit den Sozialdemokraten eine antinationale Tat wäre, ebenso arbeitet derjenige gegen das Wohl der Kolonie, der den Islam fördert. Der Umsturz wird dadurch in der Kolonie erzogen.

Eine 18jährige Tätigkeit, während welcher ich in Sansibar mit den höchsten und allerhöchsten Kreisen des Islams verkehrt habe, hat mir die Ueberzeugung gebracht, dass wir uns mit dem Islam nie versöhnen können, weil die Mohammedaner es selbst nicht wollen. Das allerletzte Ereignis in Konstantinopel, bei welchem der Gesandte Italiens auf öffentlicher Strasse beleidigt worden ist, beweist, dass auch heute noch der Islam nicht daran denkt, die Anschauungen der Europäer anzunehmen. Nicht „nieder mit dem Gesandten" hat man ihn angeschrieen, sondern „nieder mit den Hunden". Wir sind in den Augen der Mohammedaner Hunde und Ungläubige, die ausgerottet werden müssen, und werden es bleiben. Darum caveant consules!

D. **Merensky**, Berlin: Ich stimme dem Inhalt der Vorträge I und III und der Resolution zu. Ich muss darauf hinweisen, dass der Afrikaner den Islam leicht annimmt. Er will von Gott hören, will einen Propheten, einen Heiland, haben und will wissen, was die bisher höher stehenden Völker an Geheimnissen bergen. Der Islam ist politisch gefährlich. Die Afrikaner lassen sich leicht fanatisieren. Was tun? Es muss die Missionstätigkeit des Islam tunlichst beschränkt werden, und die christliche Mission muss gefördert werden. Noch ist Afrika nicht verloren. In Südafrika haben wir 1 Million weisser und 1 Million farbiger Christen. Die dort gewonnenen Resultate ermutigen uns.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorwärts sei die Parole, vorwärts in Afrika mit christlicher Kolonisation und Mission!

Pfarrer **Diestelkamp**, Berlin: Wer die Anfänge vor 26, 27 Jahren gesehen hat, der hätte nicht gedacht, dass die Idee der Kolonisation durch das deutsche Volk im deutschen Parlament vertreten werden würde, schon jetzt wie heute hier. Wir wollen das Deutschtum nach Afrika bringen, aber nicht ohne das Christentum. Der Islam hat die Sklaverei geschaffen, hat die Schwarzen unterdrückt, er tritt auch auf den Deutschen (Haifa). Ich kann den Mohammedaner meinen Bruder nennen, aber ich muss ihn dazu bringen, aufzuhören, ein Mohammedaner zu sein und ihn dazu bewegen, Christ zu werden. Das ist unsere Aufgabe. Nehmen Sie die Resolution hinein in den Kongress und stimmen Sie einmütig dafür.

Stabsarzt Dr. **Werner**, Altona: Ich protestiere auf das entschiedenste gegen die von Herrn Abg. Erzberger zitierte Aeusserung: „jede Station der Schutztruppe ist eine Verbreiterin von Islam und Syphilis." Die von den Schutztruppenstationen unterhaltenen Polikliniken sind sehr erfolgreiche Förderer der Gesundheit. Die Syphilis ist eine Krankheit, die schon seit Jahrhunderten in unsern Kolonien herrscht, seit viel längerer Zeit, als die Deutschen in Afrika kolonisieren.

Pater **Kilian Müller**, O. Cap., Ehrenbreitstein: Bei dem letzten Kolonialkongress sprach bei einer ähnlichen Gelegenheit das Wort des Friedens Pater Eustachius. Er ist heute schon in der Ewigkeit. Sein Andenken möchte ich dadurch ehren, dass ich auch ein Wort des Friedens spreche. Es sind hier verschiedene Auffassungen und Ansichten aufeinander geplatzt. Ich mache keinem der Redner einen Vorwurf. Aber wir wollen weder hier noch in den Kolonien eine Trennung von Staat und Kirche bzw. Mission. Mögen die Herren Professoren der Missionswissenschaft von den alten ehrwürdigen Missionspraktikern lernen. Auch die Kolonialregierung muss die Erfahrung der Missionare sich aneignen. Ohne Zusammengehen der einschlägigen Faktoren ist keine segensreiche Wirksamkeit möglich. Auch die Kolonialpolitik muss auf die Erfahrung der Mission Rücksicht nehmen zum Segen der Eingeborenen und zum Wohle unseres Vaterlandes.

Prof. Dr. **C. H. Becker**, Hamburg (Referent): Wer diesen Saal erst im Laufe der Debatte betreten hat, ohne meinen Vortrag gehört zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, der könnte glauben, ich wäre als Propagandist des Islam aufgetreten. Zahlreiche in der Debatte von der Missionsseite geäusserte Gedanken hatte ich doch schon in meinem Vortrag ausgesprochen, allerdings legte ich den Akzent auf andere Dinge. Das ist auch nötig; denn bei aller Anerkennung der Leistung der Mission — die Missionskreise stellen doch nur einen Bruchteil des deutschen Volkes dar. Deshalb darf auf dem Kolonialkongress, der kein Missionskongress ist, nicht ausschliesslich der Missionsstandpunkt zum Worte kommen. Ich sprach als neutraler Gelehrter, als objektiver Forscher, nicht als Anwalt der Mission. Wenn ich auch warme Worte für den Islam fand, so geschah es vor allem von dem Gesichtspunkte aus: audiatur et altera pars. Der Islam wird aber beurteilt und verunglimpft meistens von Leuten, die nichts von der Sache verstehen. Das Problem ist unendlich schwierig und kompliziert, namentlich, weil es sich mit dem Rassenproblem vermischt. Von der Missionsseite werden alle Lichtseiten in mohammedanischen Ländern als individuelle Eigenschaften oder Charakteristika einer höheren Rasse hingestellt, während alle Schäden dem Islam in die Schuhe geschoben werden. Dies Vorgehen ist ungerecht.

In dem lebhaften Meinungsaustausch hat sich eine erfreuliche Uebereinstimmung darin ergeben, dass alle Seiten ein Fortschreiten der Islamisierung Afrikas für bedenklich halten. Wir haben eine gemeinsame Resolution verfasst, deren Annahme ich empfehle.

Die Abweichungen bestehen in Einzelheiten der Islampolitik und natürlich in den aprioristischen Voraussetzungen. Stellen wir die Differenzen zurück und betonen wir lieber, dass wir in der Beurteilung der nächsten Aufgaben einig sind.

Missionsinspektor Lic. **Axenfeld,** Berlin: Auch ich sprach hier als objektiver Forscher, nicht als Anwalt der Mission. Dass ein für die Verbreitung seines Glaubens begeisterter Christ nicht unparteiisch sein könne, ist in dem Sinn zutreffend, dass er weiss, was er will, in dem Sinne nicht, dass er nicht das ehrliche Bestreben und die volle Fähigkeit haben könnte, fremder Denkart gerecht zu werden. Wir Missionsarbeiter stellen an uns selbst, ganz ebenso wie es die an praktischer Religionsverbreitung nicht beteiligten Forscher tun, die Forderung der „Objektivität", ja der liebreichen Versenkung in die oft krausen Gänge fremder Religionsvorstellungen und der gewissenhaften Bemühung um ein gerechtes Urteil. Wäre dem nicht so, so hätten die Missionen den hervorragenden Beitrag zur vergleichenden Religionskunde nicht leisten können, den sie geleistet haben. Es mag sein, dass uns der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kampf gegen die fremden Religionen mitunter in Gefahr bringt, unbillig zu urteilen. Wir sind nur dankbar, wenn man uns in solchem Fall berichtigt. Aber wir haben auch unsererseits nicht selten den Eindruck, dass auf seiten der Religionshistoriker Missverständnisse und vorgefasste Meinungen es zu einem zutreffenden Urteil nicht kommen lassen. Im vorliegenden Fall scheint mir die bestehende Differenz z. T. daraus entstanden zu sein, dass Anschauungen und Urteile, die an dem Studium des einst auf dem Boden der hellenistischen Kultur erwachsenen Islam gewonnen sind, zu Unrecht übertragen werden auf den Islam, der sich jetzt in den Boden des primitiven Animismus einwurzelt. Und wer von uns hat denn je behauptet, dass die Interessen von Staat und Mission in der Islamfrage „identisch" seien? Diese Fassung des Problems scheint mir nicht glücklich. Die Interessen von Staat und Mission müssen verschieden sein, weil Staat und Kirche nach Ursprung und Zweck verschieden sind. Aber wir behaupten, dass von der Ausbreitung des Islam in unsern Kolonien sowohl der deutschen Herrschaft wie der christlichen Mission Gefahren drohen, und zwar jener nicht geringere wie dieser. Wenn wir uns auf die Fragestellung: „Welche Gefahren enthält die Ausbreitung des Islam für Regierung und Mission, und welche Aufgaben stellt sie beiden?" vereinigen, werden wir, davon bin ich überzeugt, uns je länger desto näher kommen. Wenn der Herr Vorredner vom Dank des Forschers gegen die Missionen gesprochen hat, so kann ich dies nur zurückgeben: die Mission schuldet dem heimatlichen Gelehrten, der ihr die fremden Religionen verständlich machen hilft, grossen Dank, zumal wenn er, wie der Herr Vorredner, ihre Erfahrungen freundlich zu berücksichtigen und auf Grund derselben frühere Urteile zu berichtigen bereit ist. Die Unterscheidung der verschiedenen islamischen Sekten in bezug auf ihre Loyalität scheint mir recht unsicher und die Hoffnung auf die Europäisierung des ostafrikanischen Islam und auf seine Erhebung zum „Kulturfaktor" kühner als unser Glaube, dass die Mission auch an den islamisierten Negern nicht erfolglos bleiben werde. Wenn christliche Missionen auf islamischem Boden arbeiten, tun sie es im Bewusstsein einer grossen Verantwortung und mit gewissenhafter Vorsicht. Darum können sie auch staatliche Massregeln nicht befürworten, die von mohammedanischer Seite als Beschränkungen freier Religionsübung empfunden werden könnten. Ich bin erstaunt, dass unsere Darbietungen als „Kriegsruf gegen den Islam" aufgefasst sind. Das sollten sie nicht sein. Ich bitte noch einmal als einstimmige Meinung der Versammlung feststellen zu dürfen, dass niemand die deutsche Regierung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Aenderung ihrer gerechten und wohlwollenden Haltung auch gegen die islamischen Untertanen hat verleiten wollen. Ein frommer und loyaler Moslem soll in deutschen Kolonien ebenso unangefochten seines Glaubens leben dürfen, wie der Christ und der Heide. Auch die Schulunterstützungen denke ich mir so, dass sie auch von einer islamischen Schule, die die Anforderungen der Regierung erfüllt, erlangt werden könnten. Nicht einen Kriegsruf, sondern einen Ruf zu ernster, gemeinsamer, friedlicher Arbeit wollen wir mit unserer Resolution an das deutsche Volk richten. In gemeinsamer Gefahr liegt auch ein Segen: sie schliesst zu gemeinsamem Dienst zusammen. So liegt in der islamischen Gefahr ein Segen, wenn sie unserem Volk die Augen für den Wert der christlichen Mission öffnet, uns, den Missionsarbeitern, auch das Verständnis für die schwere, verantwortliche Aufgabe der Kolonialregierung mehrt und die beiden Konfessionen dazu bringt, friedlich und schiedlich nebeneinander zu arbeiten. Es ist ein Unrecht, das wir nicht verantworten können, wenn wir gegenüber dem Islam nicht einig sind.

In der sich anschliessenden Abstimmung über die eingebrachte Resolution der drei Herren Vortragenden wird diese einstimmig angenommen.

Ziele und Wege der Eingeborenen-Erziehung. *)

Von **Norbertus Weber**, Abt und Generalsuperior zu St. Ottilien.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Ideale und reale Bande halten Mutterland und Kolonien fest umschlungen. Eine Summe von wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben füllt das Programm der kolonialen Frage; eine Summe von geistigen und physischen Kräften muss die Kolonie zur Lösung dieser Frage aus dem Mutterlande heranziehen. Die idealen Kräfte lassen sich um das Wort Mutterland gruppieren. Kein schönerer Name hätte gefunden werden können, um das Verhältnis einer kolonialen Macht zu seinen Kolonien auszudrücken; die sorgende Liebe der Mutter tragen wir mit diesem Begriffe hinein in das Gewoge materieller Inter-

*) Die Diskussion zu den folgenden 3 Vorträgen über die Eingeborenenerziehung fand nach dem Vortrage des Herrn Missionar Schachschneider statt.

essen, welche das Mutterland an seinen Kolonien hat. Die wichtigste Pflicht der Mutter ist die Erziehung. Zu einem höheren Kulturleben sollen die Kolonien gross gezogen werden; und die Erfüllung dieser Pflicht ist wohl die Voraussetzung dafür, dass das Mutterland Freude an seinen Kolonien erleben wird.

Diese Forderung der Ethik, welche sich der Erziehung der Eingeborenen zuwendet, wird auf das kräftigste unterstützt von der berechnenden Praxis. Wenn der Satz richtig ist, dass „die Bevölkerung das beste Kapital einer Kolonie ist",[1]) dann stehen die Eingeborenen unserer Kolonien mit im Zentrum der kolonialen Frage. Und wenn wir weiter zugeben, dass „die pekuniäre Rentabilität einer Kolonie nicht zum geringsten Teile davon abhängig ist, ob sich die Bewohner in einer aufwärtssteigenden Entwickelung oder im Niedergange befinden",[2]) dann kondensiert sich die Eingeborenenfrage zur Frage der Eingeborenen-Erziehung.

Gestatten Sie, dass ich diesen Punkt der kolonialen Frage, die Eingeborenen-Erziehung, durch ein paar Richtlinien fixiere.

Zuerst eine Vorfrage: Sollen wir die Eingeborenen überhaupt erziehen? Es wurden ab und zu Stimmen laut, welche uns belehren wollten, dass die Erziehung der Eingeborenen inoportun sei. Jene vereinzelten Forderungen, die den Neger deswegen in seiner niedrigen Sklavennatur belassen wissen wollen, um ihn desto besser als Sklaven ausnützen zu können, verdienen wohl weiter keine Beachtung. Anders liegt die Frage: Ist es gut, den Neger mit den rein äusseren Geschenken der Kultur zu überhäufen, ihn mit den Bedürfnissen der Zivilisation allzusehr und allzufrüh vertraut zu machen? Ist es von grosser Bedeutung oder gar hinreichend, den Eingeborenen einen äusseren Schliff zu geben? Ich glaube auf diese Frage antworten zu müssen: Ohne eine eigentliche Erziehung und innere kulturelle Hebung ist die äussere Kultur ein zweischneidiges Schwert, das sich gegen den Geber wenden kann. Aber eben deswegen liegt die grosse und wichtige Frage darin, dass wir vor oder wenigstens neben der Mitteilung äusserer Zivilisation eine tiefergehende innere Umwandlung schaffen in der Erziehung.

Aus diesem Grunde muss meines Erachtens aus dem Erziehungsprogramm vor allem ausscheiden das „Anerziehen von Bedürfnissen", das als Selbstzweck höhere Ziele ausschliesst und nur darauf ausgeht, ein Absatzgebiet für den Handel und noch mehr für den Händler

[1]) Külz, „Blätter und Briefe", Seite 122.
[2]) Külz, l. c., Seite 26.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu schaffen. Wenn wir die ethische Einwirkung dieses Handels auf die Eingeborenen sowie den daraus erhofften materiellen Gewinn unsererseits richtig einschätzen wollen, dann dürfen wir die gegenwärtigen Verhältnisse nicht ausser acht lassen, wie sie fast überall in unseren Kolonien liegen. Eine Kette psychologischer und sozialer Glieder hängt ineinander und zieht eine ganze Lebensauffassung nach sich. Bedürfnislosigkeit, Sorglosigkeit, die aus keiner Hungersnot etwas zu lernen scheint, stumpfe Resignation, Geringschätzung der Arbeit, die Unmöglichkeit, für die Zukunit zu sparen, weil mit einem Ueberschuss der Ernte nichts anzufangen: das alles hat im Laufe der Jahrhunderte den Bewohnern unserer Kolonien ein eigenartiges Gepräge gegeben. Tritt nun der Handel oder, besser, der schlaue Händler an sie heran, dann ist es ihm leicht, diese Naturkinder mit seiner bunten Ware zu bestechen. Gern geben sie dafür hin, was sie gerade übrig haben. Der Händler schöpit mit leichter Mühe den zufällig vorhandenen Besitz ab und lässt das betörte Völkchen mit einigen Tändeleien bereichert zurück. Von sozialer, kultureller Einwirkung, von einer Anregung zu zielbewusster Arbeit zeigt sich keine Spur. Für die kulturfördernde Einwirkung des Handels wie für die kulturelle Entwickelung unserer Eingeborenen überhaupt müssen erst die Vorbedingungen geschaffen werden; und dies geschieht durch die Erziehung zur systematischen Arbeit.

Mit dem primum vivere stelle ich an den Ausgangspunkt des Erziehungsprogrammes die Forderung: Man erziehe den Neger zur Arbeit. Damit habe ich den Fundamentalsatz der Eingeborenenerziehung genannt. Ich habe diesen Satz nicht konstruiert. Axiome werden überhaupt nicht konstruiert; aber sie können durch willkürliche Zusätze an ihrer Bedeutung, ja an ihrer Richtigkeit verlieren. Man hört den aufgestellten Satz auch in dieser Variation: „Man erziehe den Neger zur Arbeit für uns!“ Ich glaube, dass wir diesen Zusatz streichen dürfen und auch streichen müssen. Gelangt der Eingeborene durch Arbeit zum Wohlstand, dann trägt er ohnehin zum materiellen Werte der Kolonie wesentlich bei. Wir müssen ihn streichen, damit wir nicht den Anschein erwecken, als wollten wir die alte Sklaverei nur in eine moderne umwandeln.

Es kann ja bei der Forderung: Man erziehe den Neger zur Arbeit, die Notlage, in der wir uns in unseren Kolonien befinden, mit ein Beweggrund sein. Wir sind nun allüberall auf die Hilfe der Eingeborenen angewiesen, nicht bloss in unseren tropischen Gebieten, sondern auch in den subtropischen, gleichviel, ob wir den Boden durch Plantagen oder durch Besiedelung oder durch Eingeborenenkulturen ausnützen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wollen. Aber hoch über diesem immerhin etwas egoistischen Verlangen steht der kulturelle Wert, der in der Arbeit überhaupt steckt.

Die Erziehung zur Arbeit ist der erste Hebel, der ein tiefstehendes Volk aus seinem schwankenden Niveau auf eine feste Stufe der Kultur emporzuheben vermag. Dann wird das Volk auch tatsächlich durch die Arbeit dem wahren Glück näher gebracht. Ueberall, wo mit der deutschen Herrschaft Sicherheit des Eigentums eingezogen ist, da kann und soll das Werk des Friedens gedeihen und wird dem Lande und den Bewohnern ein edleres Gepräge geben: Reichere Felder, bessere und gesündere Wohnungen, Vorräte für die Missjahre. Manche bisher nicht gekannte Pflanze, Fruchtbäume, Gartenanlagen werden eine bessere Ernährung bieten. DerWohlstand bereitet seinen Einzug vor.

Damit wäre auch der Plan — nicht ausgearbeitet — sondern nur angedeutet, nach welchem die Erziehung zur Arbeit vor sich gehen sollte. Die praktischen Bedürfnisse, der allmähliche Fortschritt in der kulturellen Entwickelung müssen diesen Plan normieren. Und die praktischen Bedürfnisse weisen uns zuvörderst hin auf Ackerbau und Viehzucht. Gar vieles kann und muss da geschehen. Ich kann mich nicht in Details einlassen. Darauf folgen die einfachsten Handwerke. Mögen auch die Handwerkerschulen unserer Kolonien für die Ausbildung einzelner Erstaunliches leisten, für die Hebung und Erziehung des Volkes ist die Unterweisung in den allernotwendigsten Handwerken, wie Ziegelbrennen, Mauern, den einfachsten Eisen- und Holzarbeiten, von ungleich grösserer Wichtigkeit als die fortgeschritteneren Handwerke.

Für die Erziehungsmethode, glaube ich, müssen wir zurückgreifen auf den altbewährten Satz: Exempla trahunt, wenn auch der Neger sehr langsam dem Beispiele folgen wird, das sich mit Geduld wappnen muss, und das sich nie verleiten lassen darf, in physischem Zwange Nachhilfe zu suchen. Durch diese Erziehungsmethode mittels der Macht des Beispiels sind vor allem auch die Missionare in der Lage, Bedeutendes für die Eingeborenen unserer Kolonien zu leisten; sie sollen die Situation ausnützen; mit der Erziehung zur Arbeit hat auch das grosse Werk der Kultivierung und Christianisierung eine feste Grundlage bekommen. So lange das Arbeiten in den Kolonien den Charakter von Pionierarbeiten hat — und das wird noch lange Jahre der Fall sein —, müssen wir an dieser soliden Grundlage einer gesunden Volksentwickelung, an der Erziehung zur Arbeit, unverdrossen weiterbauen.

Wenn wir noch einen Augenblick bei der grundlegenden Erziehungstätigkeit verweilen wollen, dann drängt sich uns sofort ein zweiter uralter Leitsatz auf: Mens sana in corpore sano! Soll die Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erziehung glücken, dann muss das Volk gesund sein. Deutsche Gründlichkeit und deutsches Herz hat in der kurzen Zeit kolonialer Tätigkeit in der Volkshygiene manches andere Kolonialland schon weit überflügelt; sicherlich nicht zum eigenen Nachteil. Nur ein Beispiel sei erwähnt: Im ersten Moment sind wir vielleicht sehr betroffen, wenn wir hören, dass im Bezirk Mahenge bei der Missionsstation Kwiro in einem Aussätzigendorfe nicht weniger als 440 Aussätzige interniert sind. Damit ist urplötzlich das grösste Aussätzigenheim der Welt entstanden. Wir brauchen aber nicht zu erschrecken, sondern dürfen uns freuen. Denn in gar manchen anderen Tropengebieten werden wohl ebensoviele und mehr Aussätzige sich finden; es wird eben hier, wie auch anderorts in unseren Kolonien, mit deutscher Energie der Kampf gegen die Seuche aufgenommen.

Aber eine ernste Mahnung spricht aus solchen Zahlen und Tatsachen, insbesondere, wenn wir sie noch ergänzen durch all die zahllosen Krankheiten des „seuchereichen" Afrika, wie Pocken, Pest, Schlafkrankheit usw. Sie richten sich an alle interessierten Kreise, denen das Wohl des Volkes nahe gehen muss: Regierung und Mission, an Private und Beamte. Die gleiche ernste Aufforderung zur hygienischen Erziehung der Eingeborenen liegt in den inhaltsschweren Begriffen: Alkohol, jugendliche Verheiratung, Säuglingssterblichkeit, Säuglingsernährung,Pubertätsfeiern, Wohnungsfrage, Wundbehandlung usw. Ein Heer von wilden Kräften nagt an der Wurzel des Volkslebens. Ich kann mich nicht weiter darüber verbreiten; es wird auf dem Kongress von berufener Seite manches nach dieser Hinsicht beraten werden. Doch mir will scheinen, dass die Tätigkeit der Aerzte nicht ausreichend ist, um die Heilung an der Wurzel zu beginnen. Da muss die Kleinarbeit der Erziehung einsetzen.

So wie jetzt die Verhältnisse liegen, scheint mir die Volksschule die Zeit und der Ort zu sein, wo mit Aussicht und Erfolg durch Belehrung und Anleitung auf die heranwachsende Jugend eingewirkt werden kann und muss. Der Lehrer soll Vaterstelle versehen, eine zartfühlende Lehrerin oder Missionsschwester Mutterpflichten erfüllen. Wie viel ist nicht allein schon damit gewonnen, wenn die Kinder zur Reinlichkeit angehalten werden, wenn sie unterwiesen werden, wie sie ihre Wunden vor Schmutz schützen können. Eine dankenswerte Aufgabe wäre es wohl für einen Arzt, ein populär gehaltenes Büchlein zu schreiben, das den Missionaren, Lehrern, Schulschwestern — und in einem eng zusammengedrängten Auszug in die Eingeborenensprache übersetzt — auch den älteren Schulkindern in die Hand gegeben werden könnte, ein Büchlein, welches auf die hygienischen Missstände auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

merksam macht und Mittel und Wege zeigt, diesen Schäden vorzubeugen oder entgegenzuarbeiten. Bei solchem Samariterdienst kann freilich nur der innerliche Lohn Gottes erwartet werden. Es gibt auch Grosstaten, deren Erfolg man nicht statistisch nachweisen kann. Aber der Erfolg, wie wir ihn wünschen, kommt nur durch das Zusammenarbeiten aller.

Doch, ich habe mich schon allzuweit auf fremde Gebiete gewagt. Ich glaubte, es tun zu müssen, um keine unheilvolle Lücke in meinen Ausführungen zu lassen. Wie die Erziehung zur Arbeit, so wird auch die hygienische Erziehung neben dem augenfälligen praktischen Wert auch eine innere, veredelnde Wirkung haben: Ein Schritt vorwärts in der kulturellen Bewegung. Allein, auch das ist noch nicht hinreichend; die Erziehung muss sich direkt an den inneren Menschen wenden. Das der Erziehung eigens zugemessene Gebiet suchen wir in der Schule; das Elternhaus ist in unsern Kolonien für die gegenwärtige und wohl auch für die kommende Generation so gut wie ausgeschlossen.

Um die Aufgabe der Schule im Programm der Volkserziehung zu charakterisieren, müssen wir noch mehr als bei uns in zivilisierten Ländern den unverrückbaren Grundsatz festlegen: Non scholae sed vitae! Um die Vollberechtigung dieser Forderung darzutun und dementsprechend das Mass des Lehrstoffes und das Ziel der Volkserziehung in der Schule zu bestimmen, brauche ich bloss darauf hinzuweisen, dass in einem Alter, in welchem bei uns zu Lande die Kinder die Schule verlassen und in eine Uebergangsperiode, etwa in die Lehrjahre, in eine besondere Erziehungsschule fürs Leben, kommen, die Kinder der Tropen bei ihrer rascheren physischen Reife meist direkt in den Ernst des Lebens hineintreten und mit der Ehe einen eigenen Hausstand gründen. Es kommt also für sie grösstenteils die Zeit unserer Lehrjahre in Wegfall oder vielmehr, es muss das heranreifende Kind diese Lehrjahre schon in der Schule durchmachen, soll es nicht in der harten Schule des Lebens ein allzu hohes Lehrgeld bezahlen.

Deswegen müssen aber auch für die Volksschule jene Lehrfächer, die nicht unmittelbar auf die Praxis des Lebens gerichtet sind, auf das Minimum beschränkt werden, das selbst wieder zu bemessen ist aus der Bedeutung für das Leben. Ich halte für äusserst wichtig, dass wir auf den Gedanken Selbournes eingehen: „Was die eingeborene Bevölkerung auf dem Lande betrifft, so müsste der Unterricht vor allem darauf abzielen, sie zu geschickten Landarbeitern auszubilden."[1])

[1]) Koloniale Rundschau. 1909, Heft 8, Seite 458.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erachte es für meine Pflicht, nachdem ich einmal die Frage der Eingeborenenerziehung zu behandeln habe, hier die Forderung aufzustellen: Neben der theoretischen Ausbildung des Geistes muss in der Volksschule als gleich wichtig einhergehen die Unterweisung zur Arbeit in dem Sinne und Umfange, wie ich schon vorhin angedeutet habe. Ich kann mich auch hier wiederum nicht darauf einlassen, weitere Pläne zu entwickeln. Aber das eine sei betont:

Es darf das allerwichtigste, die grundlegende Bildung und die grundlegende Erziehung nicht beeinträchtigt noch geschmälert werden durch die unzweckmässige Betonung des deutschen Unterrichtes in der Volksschule. Das Negerbüblein hätte den deutschen Unterricht ganz gern; in einer Fortbildungsschule ist er auch gut am Platze; in der Volksschule aber nimmt er die Zeit weg, welche den vitalsten Interessen gewidmet sein muss, und bedeutet überdies in der Erziehung einen pädagogischen Missgriff: Der einem gewissen Gigerltum zuneigende Charakter der Schwarzen wird genährt, zu seinem und zu unserm Schaden. Auf der andern Seite wird die Bequemlichkeit, sich zur Verständigung mit den Eingeborenen an dies oder jenes deutsche Wort anklammern zu können, für uns die Veranlassung, dass wir uns selbst weniger mit der Sprache der Eingeborenen beschäftigen und uns so das Verständnis für den Charakter und die Anschauungen des Volkes verschliessen. Wir sind es uns und dem heranwachsenden Geschlechte in unsern Kolonien schuldig, dass wir diesen in der Schule das vorenthalten, was nur geeignet ist, die verkehrten Neigungen zur Selbstüberhebung grosszuziehen.

Die erzieherische Kraft der Schule liegt in der Ausbildung des Geistes und in der Stärkung des Willens. Letzterer wird nicht nur durch die Schuldisziplin, sondern dadurch schon vorteilhaft beeinflusst, dass das Kind sich selbst mehr oder weniger in Selbstzucht nimmt, indem es, statt ins Pori zu laufen, zur Schule geht. Mit der Bildung des Geistes aber wird eine höhere Lebensauffassung erschlossen.

Da steht nun freilich noch die Beantwortung der Frage aus: Ist es eigentlich Geistesbildung, welche der Neger in der Schule erringt, oder bleibt es nur eingetrichtertes Wissen, welches lediglich reproduziert werden kann? Man will mitunter dem Neger die Fähigkeit der geistigen Assimilation und der daraus sich ergebenden aktiven Produktion absprechen. Wir dürfen uns nicht allzu rasch durch die augenblickliche Lage irreführen lassen. Bei einem oberflächlichen Vergleiche mit unseren Verhältnissen scheint es allerdings, dass der Neger nur reproduktiv tätig ist. Aber man bedenke fürs erste, welche Summe von Neuem der Negerkopf in sich aufnehmen muss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn er das nur einigermassen fasst, dann bleibt weder Zeit noch Kraft, noch auch Veranlassung zur selbständigen Weiterverarbeitung. Dann aber dürfen wir auch nicht vergessen, dass wir in der Ueberfülle eines täglich wechselnden Anschauungsunterrichtes gross geworden sind, von welchen unser Geist zum selbständigen Denken und Schaffen angeregt wurde. Das hat dem Neger gefehlt, fehlt ihm bis heute noch. Eine veränderte Situation wird manche Veränderung bringen. Unsere Pflicht ist es, unermüdet auf diese geistige Veränderung hinzuarbeiten und sie so günstig als nur immer möglich zu gestalten.

Für die Geistes- und Herzensbildung kann durch Unterricht und Pädagogik Gewaltiges geleistet werden in der Hebung des Volkes; aber doch nur dann, wenn es keine Halbheit ist, wenn es nicht bloss etwas Aeusserliches oder auf das Aeussere Abzielende ist, was in der Schule, was in der ganzen Volkserziehung angestrebt wird. Als wesentlicher Faktor, von dem das ganze Quantum der kulturellen Erziehung und Hebung abhängig ist, muss zu allen andern Faktoren, soll sich das Resultat nicht dem Werte Null nähern, die religiöse Erziehung hinzukommen.

Auf dem Fundamente der Religion muss sich das Gebäude der Kultur erheben; auf der Religion gründen bürgerliche Treue und Ordnung, auf ihr Friede und Gemeinsinn, auf ihr Charakterbildung und Gewissenhaftigkeit.

Die staatliche Ordnung muss Gewissenhaftigkeit fordern; ohne Klärung des Gewissens durch geheiligte Prinzipien kommt und geht die Gewissenhaftigkeit mit dem Askari. Die Eingeborenen sollen zu rechtlich denkenden und handelnden Bürgern erzogen werden, welche treu ihre Pflichten gegen Staat und Mitbürger erfüllen. Rechtlichkeit und Ehrlichkeit müssen aber eine um so solidere Basis haben, als das Bild der Willkür und Ungebundenheit noch aus allzu grosser Nähe der Erinnerung vorschwebt.

Wir verlangen Treue, die sich bei etwaigen Unruhen bewähren soll. Aus welchem Grundsatz dürfen wir mehr erhoffen denn aus dem: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!?"

Das Pflichtgefühl der Eingeborenen muss gehoben werden. Das Damoklesschwert der Polizei reicht wohl aus, Pflichterfüllung zu erzwingen; ein edlerer Zwang ist der Zwang des Herzens, das, von Pflichtbewusstsein erfüllt, den Menschen drängt, zu tun, was er muss, und nicht, was er möchte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man klagt so viel über die Verlogenheit unserer Neger. Wenn nur der äussere Vorteil oder Nachteil im Streben und Handeln den Ausschlag gibt, wer will ihnen das Lügen verübeln?

Wir müssen unsern Stolz in den Versuch setzen, Charakterköpfe aus dem harten Ebenholz herauszuarbeiten, kostet es noch so viele Mühe und Schweiss, und geht auch manches Handwerkzeug dabei zugrunde. Schon viele, die so gearbeitet haben, ruhen unter den Palmen Afrikas und unserer Südseeinseln. Ist's ihnen auch nicht völlig gelungen, ist ihr Versuch sogar gescheitert, es bleibt doch ihr Ruhm, zuerst Hand angelegt zu haben an dieses grösste Kunstwerk. Und wenn es, Skeptikern zum Trotze, nach Jahrzehnten oder einem Jahrhundert rastlosen Schaffens der deutschen Ausdauer gelungen ist, dann ist unsere Pionierarbeit reichlich belohnt. Und es wird gelingen, wenn alles zusammenarbeitet.

Wir wollen unseren Kolonien deutschen Geist aufprägen, deutsche Kultur bringen. Was Deutschland gross gemacht hat, das soll auch Deutschlands Kolonien glücklich machen. Das Christentum hat die Völker Europas erzogen; es hat zusammenbrechende morsche Kulturstaaten verjüngt, es hat unzivilisierte Naturvölker auf die höchste Stufe der Kultur emporgetragen. Mir will es angesichts dieser Tatsachen scheinen, dass man dem Eindringen des deutschen Geistes einen Riegel vorschiebt, wenn man den Kolonien den Geist des Christentums vorenthalten oder statt der christlichen Kultur ihnen die Kultur und den Geist Mohammeds geben will.

Es ist nicht meine Aufgabe, auf die grosse politische Gefahr hinzuweisen, welche im Erstarken des Islam sich aufhäuft. Man beginnt ziemlich allgemein diese Gefahr in kolonialen Kreisen zu ahnen. Nur darauf sei hingewiesen: Niemals kann ein Moslem ein Förderer von Kulturbestrebungen werden, die mit dem Christentum unzertrennlich verbunden sind. Und was die vielfach überschätzte kulturelle Eigenkraft des Islam anlangt und deren Einwirkung auf die Eingeborenen unserer Kolonien, so glaube ich, dass wir besser fahren werden, wenn wir uns geschichtlichen Tatsachen anschliessen, welche Dr. Külz in dem Satze zusammenfasst: „Dass der Neger den Mohammedanismus leichter annehmen würde als das Christentum, besonders, weil er die Polygamie gestattet und auch sonst dem passiven Temperamente des Negers mehr entgegenkommt, bezweifle ich nicht . . ., dass aber der Mohammedanismus den Neger auf eine höhere Stufe zu erheben vermöchte als das Christentum, wird wohl niemand ernstlich zu behaupten wagen. Es wäre das erste Beispiel in der Religionsgeschichte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Welt dafür, dass sich der Mohammedanismus in seiner Dauerwirkung bei einem Volke über das Christentum überlegen zeigte."[1])

Einen beängstigenden gordischen Knoten vor allem vermag der Islam nicht zu lösen, wird ihn vielmehr noch fester zusammenziehen: Die Stellung der Frau und das damit innig verbundene Familienleben. Die altklassischen Kulturländer sind an dem ungelösten Problem zugrunde gegangen; die heidnischen Kulturländer der Jetztzeit werden es nicht lösen. Für unsere Kolonien ist die glückliche Lösung wegen der geringen Bevölkerung von ausschlaggebender Bedeutung. Familiensinn lässt sich nicht durch Gesetze befehlen, mag auch noch so sehr Wohl und Wehe des Volkes, das Interesse des Staates davon abhängen. Menschenwürde und Freiheit der Frau, Familiensegen und Familienfrieden, diese Lebensentfaltung eines gesunden Volkstums, müssen sich als die frischen Blüten herausentwickeln aus dem lebendigen christlichen Gedanken. Unter der Sonne des Christentums werden sie wie in der deutschen Heimaterde, so auch im heissen Tropenboden ausreifen zur kostbaren Frucht wahren Volksglückes. Sollen wir diese Blüten nicht schützen vor dem Mehltau des Koran?

Und noch eine Frage, die mit dem Worte Religion und religiöse Erziehung bereits gestreift worden, die Frage: Müssen wir die über die Erde hinausgehende Erziehung für eine ewige Bestimmung des Menschen nicht auch mit in den Rahmen der Erziehung unserer Eingeborenen aufnehmen? Wenn das Leben des einzelnen erst dadurch eine höhere Bedeutung erhält, dass er seine Erdenfahrt nach den Sternen des Himmels orientiert, dann müssen wir auch Völker auf dieses Ziel über der Erde hinweisen. Wir haben mit unseren Kolonien heilige Pflichten an deren Eingeborenen übernommen. Niemand kann das Mutterland davon dispensieren. Das Ziel steckt hoch; aber es ist zu erreichen. Es muss vor allem erstrebt werden durch religiöse Unterweisung und Erziehung in der Schule. Also: Religion in die Schule!

Man fürchte nicht, dass der Ausblick auf ein überirdisches Ziel die natürliche Entwickelung hemme, dass dabei unsere kolonialen Völker den Erdboden unter den Füssen verlieren: Die Geschichte, auch unserer Zeit, belehrt uns, wie jene Zeiten in sozialer Hinsicht die schönsten waren, in welchen der Glaube, ein Lichtstrahl vom Jenseits, das irdische Streben verklärte, die Geisteskraft durchleuchtete, die Energie für alles Schöne und Gute, für alles Grosse stärkte.

Es ist ein Trugschluss, den die Logik verurteilt, wenn man argumentiert: Man verschone die Wilden mit den für sie zu hohen Lehren

[1]) Külz, „Blätter und Briefe", S. 61.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Christentums; man gebe ihnen, wenn sie überhaupt etwas Neues bekommen sollen, was für sie passt, den Islam; er sagt ihnen besser zu! Es gibt kein Erzieher seinem Zögling, was diesem passt, sondern was für ihn passt. Aber niemand wird auch deswegen eine morsche Stange nehmen, weil der Wagen morsch ist, den er aus dem Sumpfe herausheben will.

So denke ich mir die Wege, die zum wahren Volksglück, diesem erhabenen Ziele der Volkserziehung, führen. Ich halte diese Erziehung für die Magna charta libertatis, die wir unseren Eingeborenen geben müssen. Ohne sie wird selbst das Ideal der Freiheit zum schrecklichen Idol. Hätte doch Amerika seine Neger erzogen; nimmer könnten sie dem hoffnungsfreudigen Idealismus entgegengehalten werden, nimmer die berechtigten Erwartungen des wagenden Realismus mit Misstrauen erfüllen. Ich habe in meinen Ausführungen nichts Neues gesagt, konnte nichts Neues sagen. Was ich gesagt, ist ehrlich gemeint und soll ein Aufruf sein an alle jene, welche in den Kolonien tätig sind, an alle, welche Interesse haben für unsere Kolonien, selbstlos und beharrlich an dem Kostbarsten zu arbeiten, das wir in unseren Kolonien besitzen, an den Eingeborenen und deren kultureller Hebung. Wenn es mit der Negerrasse auch nicht so rasch geht, wie Booker Washington unter seinen schwarzen Landsleuten drüben in Amerika träumt, die Hoffnung auf die glückliche Entwickelungsfähigkeit seiner Rasse können und müssen wir mit ihm teilen; und wir wollen versuchen, ob er recht hat, wenn er sagt: „Man fördere diese Entwickelung des Negers, man erziehe ihn zu einem nützlichen, intelligenten Bürger; eine solche Wirksamkeit wird die darauf verwandte Summe von Kraft und Geld tausendmal lohnen, sie wird zweifachen Segen bringen, dem, der gibt, und dem, der empfängt."[1]) Das hohe Bewusstsein soll uns diese Arbeit an den Eingeborenen unserer Kolonien zum Herzensbedürfnis machen, das Bewusstsein, das in der Devise sich ausspricht: Für Gott und Vaterland!

---

[1]) Vom Sklaven empor. Dietrich Reimer, Berlin, Seite 184.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung der Mission für die kulturelle Erschliessung unserer Kolonien.

Von Geh. Konsistorialrat Professor Dr. **Mirbt**, Marburg.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

---

1. Wenn wir von der kulturellen Erschliessung unserer Kolonien reden, haben wir das Vordringen unserer europäischen Kultur im Auge und denken an die Erweiterung der Sphäre ihres Einflusses. Es gilt uns als selbstverständlich, dass diese Entwickelung einen Fortschritt darstellt. Wir sind uns oft nicht klar oder machen wenigstens von dieser Einsicht keinen Gebrauch, dass diese Beurteilung der Sachlage, mag sie auch objektiv berechtigt sein, vom Standpunkt des herrschenden Volkes aus erfolgt. Unter dem Sehwinkel der Eingeborenen stellt sich dieser Prozess anders dar.

Durch die Aufrichtung der deutschen Herrschaft wird das Häuptlingsregiment, wenn nicht beseitigt, so doch entwertet. Das einheimische Recht wird durch das vordringende deutsche Recht, wenn nicht verdrängt, so doch eingeschränkt. Die Monogamie des Europäers stellt ein neues Familienideal auf und gefährdet die heidnische Polygamie, selbst wenn das bürgerliche Gesetz diese Institution als solche nicht antastet. Das Individuum erhält Rechte, mit denen die bisherige Machtstellung der Familie und des Stammes sich nicht verträgt. Europäische Sitten und Lebensgewohnheiten breiten sich aus. Durch die Einfuhr europäischer Arbeitswerkzeuge gestaltet sich das Handwerk um, und die europäischen Fabrikate verdrängen die unvollkommenen Erzeugnisse des einheimischen Fleisses. Von dem Bau jeder neuen Eisenbahn gehen unermessliche Wirkungen aus, gar nicht etwa nur auf wirtschaftlichem Gebiet. Das Einschreiten der Obrigkeit gegen religiöse Gebräuche, die das Leben anderer bedrohen (Zauberei), oder gegen grauenvolle Entartungen, wie der Kannibalismus in Kamerun, bedeutet einen tiefen Eingriff in festgewurzelte Volksanschauungen. Die Durchführung des Landfriedens und die Unterdrückung jeder bewaffneten Selbsthilfe nimmt der heranwachsenden Jugend die Gelegenheit, ihren Vätern gleich Mannhaftigkeit zu zeigen und auszubilden. Kurz, es gibt kein Lebensgebiet, das nicht unter der Berührung mit der europäischen Kultur umgestaltet würde. Freilich wird

es möglich sein, durch schonende Rücksichtnahme, bei humaner Gesinnung gegenüber den Eingeborenen, vor allem, wenn die seltene Kunst des Abwartens geübt wird, manche Härten im einzelnen zu mildern. Aber der Unterschied zwischen unserer Kultur und der der Eingeborenen in unseren Schutzgebieten ist so gross, dass sie wie zwei feindliche Mächte aufeinanderprallen und eine Auseinandersetzung erfolgen muss, deren Endausgang nicht zweifelhaft sein kann.

Für den Eingeborenen bedeutet diese Entwickelung nichts geringeres als den Zusammenbruch der Welt, in der er lebt. Mochte sie noch so eng, noch so klein, noch so minderwertig sein, es war seine Welt, die Welt, die ihm gehörte, die ihm Gelegenheit gab, sich zu betätigen, die ihm auch Freuden gewährte, wie sie sein Empfinden verlangte, und Ideale zeigte, die der Höhenlage seiner Lebensauffassung entsprachen. Es gerät also der Boden ins Wanken, in dem sein ganzes Dasein verankert ist. In der verzweifelten Lage, einer solchen unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung ohnmächtig gegenüberstehen zu müssen, entstehen Hass und Verbitterung gegen den Fremden. Zugleich wächst neben dem Eingeborenen eine neue Welt empor, die er nicht versteht, die aber Ansprüche an ihn erhebt. Der Europäer erwartet und verlangt von ihm ernste Arbeit; bis dahin hatte der Eingeborene sie geleistet, soweit sie notwendig war, um nicht zu verhungern, aber dazu bedurfte es keiner grossen Anstrengung. Er soll jetzt die Zeit ausnützen; bis dahin hatte er ein zeitloses Dasein geführt, denn der Wert der Zeit war ihm noch nicht aufgegangen, weil er keine höheren Lebenszwecke kannte. Aber europäisches Wesen zieht ihn auch an, erregt sein Staunen, oft grenzenlose Bewunderung. Er lernt eine höhere Lebenshaltung kennen, früher unbekannte Genüsse treten ihm nahe, das Verlangen nach diesen Gütern erwacht. Nach dem, was ihm erreichbar ist, streckt er die Hände aus, aber kann nicht unterscheiden zwischen dem, was ihm gefällt, und dem, was ihm nützlich und heilsam ist.

2. So entsteht ein für die Eingeborenen höchst kritischer Zustand. Ihre alten Lebensordnungen werden morsch und hinfällig; wir machen sie arm, weil wir ihnen das Bewusstsein bringen, dass sie es sind; sie hängen am Alten und stehen doch zugleich schon unter dem Einfluss der neuen Zeit. Es ist die schwierigste Lage, die sich für ein Volk denken lässt, und sie erzeugt auf seiten der Eingeborenen eine aus den verschiedenartigsten Motiven und Empfindungen zusammengesetzte Stimmung, die sich gelegentlich in verzweifelten Gewaltakten entladet, wie wir sie in Südwest erlebt haben. Diesen Verhältnissen unsere ernsteste Aufmerksamkeit dauernd zuzuwenden, macht unser Verant-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wortlichkeitsgefühl wie politische Einsicht uns zur Pflicht. Wir können allerdings nicht den Prozess zum Stillstand bringen, der diese Situation hervorruft, aber wir können den Eingeborenen in dieser Uebergangszeit helfend und ratend zur Seite stehen und es ihnen erleichtern, mit den veränderten Verhältnissen sich abzufinden und sich ihnen anzupassen. Es gilt, zwischen Einst und Jetzt Brücken zu schlagen, es ist ihnen zu zeigen, was sie alles der gerechten, fürsorglichen und humanen deutschen Regierung verdanken, und wir müssen verhüten, dass sie sich selbst überlassen bleiben, denn sie sind sonst unkontrollierbaren Einflüssen ausgesetzt und verfallen der Proletarisierung. Wir haben ihnen vor allem für das, was sie verloren haben, einen höherwertigen Ersatz zu bringen und sie fähig zu machen, fortzuschreiten; kurz, sie sind zu erziehen.

In dieser Richtung wird von verschiedenen Seiten gearbeitet. Wir dürfen unserer Kolonialverwaltung nachrühmen, dass sie als eine Erziehungsanstalt ersten Ranges wirkt. Wir denken an ihre Bemühungen, Handwerk und Landwirtschaft zu heben, an die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit und an die Anregung zur Arbeit durch die Einführung von Steuern, an Rechtspflege und Verkehrswesen, an die Schulung der Eingeborenen im Dienst der Schutztruppe und in ihren Unterrichtsanstalten; ihr gesamtes Wirken ist durch volkspädagogische Gesichtspunkte mitbestimmt. Auch jeder einzelne in den Kolonien lebende Europäer kann durch gleichmässiges, festes, gerechtes und menschenfreundliches Auftreten an dieser Volkserziehung mitwirken. Berufsmässig dient ihr — die christliche Mission.

Die Mission betätigt sich in mannigfacher Weise, und es gelingt ihr, grosse und wertvolle Kulturwerte zu schaffen, wenn auch ihre Tätigkeit selbstverständlich von dem religiösen Zwecke, um dessentwillen sie unterhalten wird, die entscheidenden Richtlinien empfängt. Sie ebnet unserer deutschen Kultur die Wege, wo immer ihre Predigt den Aberglauben und Animismus überwindet, denn erst dann, wenn die dunklen Mächte der Zauberei ihren Einfluss verloren haben, beginnt die Aufnahmefähigkeit für höheres geistiges Leben sich zu regen. Ein wesentliches Stück ihres Erziehungsprogramms ist die Anleitung der Eingeborenen zur Arbeit, denn die christliche Ethik verlangt, dass der Mensch die ihm verliehenen Kräfte ausbildet und anwendet, und sie stellt das Leben unter den Gesichtspunkt der Pflicht. Ihre Mitarbeit auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft und Ethnographie, in sozialer Wohlfahrtspflege und der Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse liefert den Beweis, dass sie die Kultivierung unserer Schutzgebiete nach ausserhalb der eigent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Sphäre ihres Handelns nach dem Masse ihrer Kräfte zu fördern sucht. Unter ihren auf die Hebung der eingeborenen Bevölkerung gerichteten Bestrebungen verdient das von ihr ins Leben gerufene und unterhaltene Schulwesen besondere Beachtung. Indem wir diesen Zweig missionarischer Kolonialarbeit einer kurzen Erörterung unterziehen, bemerken wir zugleich, dass zwar die konfessionelle Gliederung des missionarischen Schulwesens berücksichtigt werden wird, dagegen Vergleiche zwischen der evangelischen und der katholischen Schultätigkeit, die uns über die Grenzen statistischer Feststellungen hinausführen würden, hier nicht beabsichtigt sind.

3. Unser koloniales Schulwesen wird zum Teil von der Regierung, zum Teil von den christlichen Missionen unterhalten. Die sogenannten Koranschulen, die lediglich der Verbreitung des Islam, nicht der Uebermittelung von Bildung dienen, können wir ausscheiden; ihre Zahl ist nicht bekannt. Die Denkschriften des Reichskolonialamts gewähren über die Regierungsschulen alle wünschenswerte Information, die ihnen beigefügten Missionsberichte aber sind auch in bezug auf das Schulwesen zum Teil lückenhaft — dieser Fall liegt z. B. in dem diesjährigen Weissbuch hinsichtlich der Karolinen vor —, so dass für die Darstellung des missionarischen Schulwesens auch die Jahresberichte der einzelnen Gesellschaften als Quellen heranzuziehen sind. Unter Benutzung des erreichbaren Materials gewinnen wir für das Jahr 1909 folgendes Bild von dem Umfang des in unseren Schutzgebieten bestehenden Schulwesens. Ihrer Zweckbestimmung nach zerfallen die Schulen in zwei Gruppen, in Schulen für Europäer und in Schulen für Eingeborene. In organisatorischer Beziehung unterscheidet die Regierung wie die Mission zwischen den Haupt- resp. Stationsschulen, die in der Regel von Europäern geleitet werden, und den Hinterland- resp. Aussenstations- oder Dorfschulen, die von eingeborenen Lehrkräften versehen werden.

Für den Unterricht von Europäerkindern bestehen in Ostafrika, in Südwest, Samoa, Kiautschou insgesamt 20 Schulen, die von 729 Kindern besucht werden. Kamerun, Togo, Neu-Guinea besitzen keine Schulen für Weisse. Der Unterweisung von Eingeborenen dienen in sämtlichen Schutzgebieten mehr als 2558 Schulen, die von mehr als 116 376 Schülern besucht werden. Die Kolonialregierung und die Missionen sind an diesen beiden Gruppen des Schulwesens sehr verschieden stark beteiligt. Von den Schulen für Weisse sind 18 mit 671 Schülern Staatsschulen, die Missionen beider Konfessionen unterhalten nur zwei Schulen mit 58 Schülern, d. h. die Europäerschulen sind fast aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schliesslich ein Zweig der Kolonialverwaltung. Dagegen entfallen von den mehr als 2558 Eingeborenenschulen mehr als 2462 auf die Missionen, während nur 96 Regierungsschulen sind; von den mehr als 116 376 eingeborenen Schülern sind mehr als 110 950 Missionszöglinge, nur 5426 Staatsschüler, d. h. mehr als 95 Proz. aller eine Schule besuchenden Eingeborenen befinden sich unter der Leitung der christlichen Missionen. Der Prozentsatz würde sich noch steigern, wenn über die Schultätigkeit der evangelischen Mission auf den Karolinen und auf den Marshallinseln eine verwendbare Statistik vorläge.

Unter konfessionellem Gesichtspunkt gruppiert sich das missionarische Schulwesen für Eingeborene in der Weise, dass den 880 katholischen Schulen mit 43 738 Schülern mehr als 1582 evangelische Schulen mit mehr als 67 212 Schülern gegenüberstehen.

4. Wenn wir nunmehr an die Frage herantreten, welche Bedeutung das Missionsschulwesen für unsere Kolonien besitzt, lassen wir durch die Ergebnisse dieser Statistik uns leiten und beziehen uns lediglich auf die den Eingeborenen zugewandte Schultätigkeit; die Schule der Oblaten der unbefleckten Empfängnis in Windhuk und die Karlsschule in Tandala im Langenburger Bezirk des Nyassalandes sind singuläre Erscheinungen. Die grosse Hauptmasse der von den Missionen errichteten Schulen sind Elementarschulen, die sich die Aufgabe setzen, eine elementare Volksbildung zu verbreiten. Für die Ausbildung von eingeborenen Hilfskräften bestehen freilich auch Anstalten, die sich über diese Stufe erheben, dazu gehören z. B. die beiden deutschen Schulen der Baseler in Kamerun und das Deutsch-Chinesische Seminar des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein in Tsingtau. Aber diese Abstufungen spielen nicht eine so grosse Rolle, als dass wir darauf verzichten müssten, hier das missionarische Schulwesen als ein Ganzes zu behandeln.

Den Standort für die Beantwortung der Frage, ob es zweckmässig ist, den Eingeborenen die Segnungen unserer Kultur auf geistigem Gebiete zugänglich zu machen, wählen wir nicht in theoretischen Erwägungen über die Stellung, die wir als Vertreter einer höheren Kultur und Rasse gegenüber den Bewohnern eines von uns annektierten Landes einzunehmen haben, sondern in den tatsächlichen Verhältnissen, mit denen zu rechnen ist. Sie liegen naturgemäss in den verschiedenen Schutzgebieten verschieden, und auch in den einzelnen Schutzgebieten stossen wir auf mannigfaltige Abweichungen. Eine durchgängige Beobachtung aber ist es, dass mit der wirtschaftlichen Entwickelung des Landes, mit dem Aufblühen von Handel und Verkehr,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit der Ausdehnung der kolonialen Verwaltung und der Vermehrung der einwandernden Weissen soviel geistige Anregungen und Kräfte zuströmen, dass die Eingeborenen aufgerüttelt werden und bald zu erkennen beginnen, was ihnen fehlt. Was für wunderbare Wandlungen vollziehen sich jetzt in dem schwarzen Erdteil! Wir sehen in Togo, in Kamerun, jetzt auch in Ostafrika ein starkes Verlangen nach Bildung sich regen, das wir weder ignorieren können noch dürfen. Wollten wir es versuchen, so würden wir die Gewalt über diese Bewegung verlieren und würden in den Grenzbezirken unseren Nachbarn die besten und strebsamsten Elemente zutreiben. Berichtet doch z. B. das Gouvernement von Togo, dass manche Eingeborene ihre Kinder nach den im englischen Lagos und Kitta gelegenen High Schools schicken, um ihnen eine höhere Schulbildung zuzuwenden. Wir weisen ferner auf die Stellung der Kolonialregierung zu der Frage der Errichtung von Eingeborenenschulen hin. Das Deutsche Reich hat die Kongoakte von 1885 unterzeichnet, in deren sechstem Artikel „alle religiösen . . . . Einrichtungen und Unternehmungen, . . . welche . . . dahinzielen, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vorteile der Zivilisation verständlich und wert zu machen," den Veranstaltungen zugerechnet werden, die den Schutz der Signatarmächte erfahren sollen. Diese grundsätzliche Erklärung, die für Teile von Ostafrika und Kamerun auch rechtliche Wirkungen ausübt, wird durch die Regierungsmassnahmen in einzelnen Schutzgebieten ergänzt. In Ostafrika werden von dem Gouvernement Hinterlandschulen unterhalten, die von eingeborenen Lehrern geleitet werden und nichts anderes sein sollen als Volksschulen; ebenso in Kiautschou Dorfschulen desselben Charakters. Damit stimmt überein, dass das diesjährige Weissbuch von Kamerun erklärt, dass nach Lage der Verhältnisse das Gouvernement noch nicht „an eine systematische Ausdehnung des Unterrichts mit dem Ziele der allgemeinen geistigen Hebung der Eingeborenen, wenn auch nur auf zunächst räumlich beschränktem Gebiete", denken kann. Unsere Kolonialregierung vertritt also den Standpunkt, dass der Bevölkerung unserer Schutzgebiete insgesamt Bildung zugeführt werden soll, nicht nur einer kleinen Auslese von Eingeborenen.

Die christlichen Missionen nehmen also durch die Errichtung von Schulen eine Arbeit in Angriff, die von der für die Entwickelung unserer Schutzgebiete verantwortlichen und massgebenden Instanz als notwendig anerkannt wird. Da die Regierung bisher nicht in der Lage gewesen ist, die Lösung dieser Aufgabe energisch in die Hand zu nehmen, wurde das in der Entstehung be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

griffene koloniale Volksschulwesen wesentlich ein Werk der christlichen Missionen und ist es noch heute. Wie hoch der koloniale Wert dieser Leistung einzuschätzen ist, ergibt sich aus der Eigenart des Missionsschulwesens. Diese aber erkennen wir teils durch einen Vergleich der Missionsschulen mit den Regierungsschulen, teils aus der Art und Weise, wie auf die Eingeborenen in den Missionsschulen eingewirkt wird.

5. Die Regierungsschulen befinden sich als öffentliche Anstalten in einer bevorzugten Lage. An den Hauptschulen unterrichten deutsche Lehrer, die in deutschen Seminaren ausgebildet worden sind. Die erforderlichen und geeigneten Schulräume sind vorhanden, ebenso die Unterrichtsmittel, der Unterricht erfolgt nach festgesetzten Lehrplänen. Sie geniessen das Ansehen staatlicher Institute, und es ist für sie bezeichnend, dass die neugegründete Schule in Jaunde (Kamerun) nur aus Häuptlingssöhnen besteht. Dazu kommt, dass sie wenigstens zum Teil darauf hinarbeiten, ihre Zöglinge zu befähigen, später Beamtenstellen im öffentlichen Dienst als Kanzlisten, Dolmetscher, Zollaufseher, Heilgehilfen zu übernehmen oder ähnliche Posten bei privaten Unternehmungen zu verwalten. Für die grosse Masse der Missionsschulen liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Der Unterricht liegt in der Hand des Missionars und darf nur einen Teil seiner Zeit und Kraft in Anspruch nehmen; wir haben auch kein Recht zu der Annahme, dass der Mangel an pädagogischer Ausbildung stets durch grosse pädagogische Begabung ausgeglichen werden wird. Für den Schulunterricht stehen keine Räume zur Verfügung; es fehlt an den allereinfachsten Lehrmitteln; die Autorität der Regierung steht nicht hinter dem Lehrer; Wechsel und Lücken in der Besetzung der Missionsstationen greifen in den Schulbetrieb störend ein. Die Missionen können sich auch nicht darauf beschränken, an der Küste, an den grossen Verkehrsstrassen, an den Mittelpunkten der Kolonialverwaltung Schulen anzulegen; ihr Beruf weist sie auch in abgelegene und unerschlossene Gebiete. Beginnt sie aber hier mit Schulgründungen, so fehlt es dem Eingeborenen an Gelegenheiten, die erworbenen Kenntnisse nutzbar zu machen. Infolgedessen ist der Besuch der Missionsschulen Schwankungen unterworfen, die übrigens auch den Regierungsschulen nicht erspart bleiben. Diese können ferner ihr Schülermaterial durch Ausscheidung ungeeigneter Elemente heben — dies ist z. B. in Kamerun geschehen —, während die Missionsschulen diese Praxis nicht üben dürfen. Sie haben daher mit den grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich aus der Verschiedenheit des Alters und der Begabung der Schüler ergeben. Mit der grossen Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dehnung des missionarischen Schulwesens hängt auch zusammen, dass es mit einer grossen Zahl von Sprachen zu rechnen hat. So bestehen zwischen Regierungs- und Missionsschulen wesentliche Unterschiede, und es ist klar, dass für die Missionsschulen ungünstigere Arbeitsbedigungen vorliegen. In schultechnischer Hinsicht werden sie daher den bevorzugten Regierungsschulen vielfach nachstehen.

Die wichtigste Abweichung zwischen beiden Gruppen aber betrifft ihren Grundcharakter. Die Regierungsschulen sind religionslos, in den Missionsschulen bildet die religiös-sittliche Erziehung der Eingeborenen den Mittelpunkt. Diese Eigenart ist ihre Stärke. Für die missionierenden Kirchen beider Konfessionen ist es eine selbstverständliche Sache, dass die Schule ihnen ein Mittel ist, der eingeborenen Bevölkerung näher zu treten und auf sie Einfluss auszuüben. Nur aus diesem Grunde sind sie berechtigt, dem Ausbau des Schulwesens soviel Zeit und Kraft zuzuwenden, wie es tatsächlich geschieht. Gerade diese Einführung in das Christentum ist für unser Kolonialwesen von grosser Bedeutung, unter verschiedenen Gesichtspunkten. Wir berührten oben die Tatsache, dass unsere Kultur in unseren Schutzgebieten siegreich vorwärts dringt. Jede Kultur aber steht unter dem mitbestimmenden Einfluss der Religionen, die in ihrem Umkreis herrschend sind. Wir beobachten dies bei der arabischen, bei der indischen, bei der chinesischen Kultur. Auf die europäische hat das Christentum starke Einwirkungen ausgeübt und beeinflusst noch heute bei uns Sitte, Recht, Weltanschauung. Indem die christliche Schule den Bewohnern unserer Kolonien das Christentum bringt, stellt sie also zwischen ihnen und dem Mutterland eine geistige Verbindung her und begründet damit die Voraussetzungen für eine spätere Kulturgemeinschaft. — Wir hatten ferner festzustellen, dass die kulturelle Eroberung der Kolonien auch dazu beiträgt, das Heidentum zu entwurzeln, ob wir es beabsichtigen oder nicht. Nun aber ist der Neger religiös veranlagt und verlangt nach Religion; ein Zustand der Religionslosigkeit kommt für ihn ernstlich nicht in Betracht. Bringen wir ihm nicht das Christentum als Ersatz, so wendet er sich dem Islam zu, dessen Ausbreitung und Stärkung aus kolonialpolitischen Gründen nicht wünschenswert sein kann. Den Missionsschulen eröffnet sich also gerade dadurch, dass und insoweit sie ausgesprochen christlichen Charakter tragen, die Aufgabe, dazu mitzuhelfen, dass der gefährliche Zustand religiöser Haltlosigkeit sein Ende findet und die mohammedanischen Einflüsse in Schach gehalten werden. — In den Missionsschulen wird endlich grosser Nachdruck auf die Erziehung der Eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegt. Für die Auswahl des Unterrichtsstoffes ist das Vorbild unserer Volksschulen massgebend, und es werden durch Ausdauer und Eifer bei Lehrern und Schülern auch gute Resultate erzielt. Es wäre sehr lehrreich, wenn die Zahl der des Lesens und Schreibens kundigen Eingeborenen in unseren Kolonien und zugleich die Herkunft dieser Fähigkeiten festgestellt werden könnte; in Britisch-Indien erfolgen diese Aufnahmen in Verbindung mit dem Zensus. Aber das Hauptinteresse der Missionen haftet nicht an den von ihnen übermittelten Kenntnissen, sondern an der religiösen und sittlichen Einwirkung auf die Schüler. Die Missionsschulen lassen sich dabei von der Ueberzeugung leiten, dass alles Wissen und alles technische Können des Eingeborenen erst dann seinen vollen Wert erlangt, wenn es von einem gewissenhaften, zuverlässigen, ordentlichen, wahrhaftigen Menschen ausgeübt wird. Nun zeigt die Erfahrung, dass Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn zwar imstande sind, diese bürgerlichen Tugenden zu stützen, aber nicht sie hervorzubringen. Wenn wir es in Deutschland für notwendig erachten, unserer Jugend durch möglichst sorgfältige Erziehung Pflichtbewusstsein ins Herz zu pflanzen und nicht darauf rechnen, dass Nützlichkeitserwägungen dem einzelnen ausreichenden Halt gewähren, so kann in unseren Schutzgebieten auf eine feste, energische und dabei selbstverständlich wohlwollende Erziehung um so weniger verzichtet werden, als hier der einzelne von seiner Umgebung nicht gehoben, sondern hinabgezogen wird. Nur religiöse und sittliche Erziehung kann für diese Einflüsse ein Gegengewicht schaffen. Die christlichen Missionen sind davon überzeugt, dass die intellektuelle Hebung der Eingeborenen dieser Ergänzung, besser dieser Fundamentierung bedarf, um für unsere Kolonien die Bedeutung einer produktiven Macht zu gewinnen. Dass die Missionsschulen gleich den Regierungsschulen Pflegstätten deutscher Gesinnung sind und innerhalb der durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen für die Verbreitung der deutschen Sprache zu wirken suchen, bezeugen die Gouvernementsberichte der Weissbücher.

Wir dürfen daher konstatieren, dass die christlichen Missionen, indem sie unter grossen Opfern ihr ausgedehntes Schulwesen unterhalten, damit nicht nur ihren rein religiösen Zielen dienen, sondern eine Arbeit leisten, die koloniale Werte schafft, auf die wir nicht verzichten können.

6. Das Missionsschulwesen wird sich noch weiter ausdehnen, aber daneben besteht die Aufgabe, es qualitativ zu heben. Dazu gehört vor allem, dass die Zahl der an den Missionsschulen angestellten deutschen Lehrer von Beruf zunimmt, und es ist zu wünschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass sie vor ihrer Aussendung in die Kolonien für die ihrer wartende Tätigkeit gründlich vorbereitet werden, etwa an dem Hamburgischen Kolonialinstitut. Es ist ferner darauf hinzuarbeiten, dass mit den Schulen, soweit als irgend möglich, die Einführung in praktische Arbeit verbunden wird, wo nicht besondere Handwerkerschulen bestehen. Daher ist es mit Freuden zu begrüssen, dass in Togo für landwirtschaftliche Arbeiten, die von Missionsschülern ausgeführt werden, fortan den Missionen Schulbeihilfen gewährt werden sollen, neben den für die Ausbreitung der deutschen Sprache verteilten Prämien.

Einen grossen Einfluss auf die Entwickelung des Missionsschulwesens übt schon jetzt die Kolonialverwaltung aus, und er wird sich noch steigern. Die in Togo im Zusammenhang mit der Verteilung von Subventionen an die Schulen eingeführte Schulaufsicht hat zu wichtigen Vereinbarungen über die Lehrpläne geführt. Ebenso wird die seit 1908 hier bestehende Einrichtung, die Schüler der Regierungsschulen vor ihrem Abgang einer Prüfung zu unterziehen und ihnen darüber Abgangszeugnisse auszustellen, dazu führen, dass auch die Missionsschulen ihre abgehenden Schüler durch die Prüfungskommission prüfen lassen. Durch dieses Verfahreen wird dann auch für das schwierige Problem der zweckmässigen Behandlung des deutschsprachlichen Unterrichts eine befriedigende Lösung gewonnen werden. Es gereicht der evangelischen Mission zur Genugtuung, dass die von ihr in dieser Angelegenheit stets vertretenen Grundsätze in einer Vereinbarung zwischen dem Gouvernement und den Vertretern beider Konfessionen im Dezember vorigen Jahres auf der Schulkonferenz in Lome zur Anerkennung gelangt sind, bei der ein Antrag des Präfekten der katholischen Mission zur Verhandlung stand.

Von grosser Bedeutung für die Leistungsfähigkeit des missionarischen Schulwesens sind dann noch wesentlich zwei Punkte, der Schulschutz und die Schulunterstützung. Für die Einführung eines staatlichen Zwanges zum Besuch von Schulen durch die Eingeborenen ist die Zeit noch nicht gekommen. Dagegen ist im kolonialen Interesse zu wünschen, dass die Besucher einer Schule den vorgesehenen Lehrgang absolvieren; denn sonst tragen gerade die Schulen dazu bei, der Halbkultur mit ihren bekannten Gefahren Vorschub zu leisten. Die Anlässe zum Verlassen des Unterrichts sind natürlich sehr mannigfacher Art; sie gehen zuweilen sogar von der weissen Bevölkerung aus, indem sie auf die Arbeitskraft des Eingeborenen nicht verzichten will. Nur in Ausnahmefällen ist die Mission in der Lage, den Schulbesuch gegen die Willkür der Schüler zu sichern. Dies geschieht z. B. bei der Berliner Mission in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ostafrika, wo die Eingeborenen nur unter der Bedingung auf ihrem Boden wohnen dürfen, dass die Kinder regelmässig zur Schule geschickt werden. Für Kamerun ist eine Verordnung in Vorbereitung, nach der Schüler, die auf Grund eines Vertrages mit ihrem Gewalthaber in die Schule aufgenommen worden sind, von der Behörde zum Schulbesuch angehalten werden sollen. Da der hier bekämpfte Notstand in allen Kolonien besteht, sind entsprechende Massnahmen überall anzustreben.

Auch die Unterstützung der Missionsschulen durch staatliche Mittel bedarf einer andersartigen Regelung. Es ist ein abnormer Zustand, dass das Deutsche Reich durch die christlichen Missionen ohne angemessene Entschädigung Arbeiten verrichten lässt, die anerkanntermassen für die kulturelle Entwickelung der Kolonien unentbehrlich sind.

Unser gesamtes koloniales Schulwesen macht vielleicht auf den ersten Blick einen recht stattlichen Eindruck, zumal, wenn die grossen Zahlen auf uns wirken und die Vorstellung von unseren Volksschulen auf alle Kolonialschulen übertragen wird. Wir dürfen wohl auch sagen, dass das, was unter den tatsächlichen Verhältnissen erreichbar war, geschaffen worden ist, und es ist ebenso zu verstehen, dass bisher die wirtschaftlichen Interessen die Aufgaben der Volksbildung zurückgedrängt haben. Aber es ist jetzt an der Zeit, dass sie nunmehr ernstlicher als bisher angefasst werden. Wir besitzen noch kein Schulprogramm der Regierung, das uns sagte, wohin die Fahrt gehen soll, das bestimmte Ziele stellt oder wenigstens Richtlinien zeichnet. Die Begründung eines Dezernats für Kultur- und Unterrichtswesen in den deutschen Schutzgebieten bei unserem Kolonialamt würde uns vielleicht weiter führen.

Die christlichen Missionen aber werden wie bisher nach dem Masse ihrer Kraft mitarbeiten an der kulturellen Erschliessung unserer Kolonien.

Wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen durch die Missionen.

Von Missionar **Schachschneider**, Nkoaranga a. Meru, Deutsch-Ostafrika.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

„Mission" und „wirtschaftliche Erziehung" sind weder identisch noch gegensätzlich. Es handelt sich bei der Tätigkeit der christlichen

Sendboten darum, den heidnischen Völkern die christliche Religion, das Evangelium zu bringen. In der Ausübung dieser Tätigkeit liegt es aber beschlossen, dass die Missionare als Söhne eines grossen christlichen Kulturvolkes nicht umhin können, den heidnischen, kulturarmen Völkern aus dem Reichtum ihres heimatlichen Wirtschaftslebens mitzuteilen, sie zu Christen mit innerer und äusserer Selbständigkeit zu erziehen. Die Mission kann an diese Aufgabe um so eher herantreten, weil gerade die Kräfte des Evangeliums ein Hebel auch für wirtschaftliches Emporkommen sind. Dies zur Voraussetzung.

Ich will nun im Laufe meines Referates darlegen, wie sich diese wirtschaftliche Erziehung grundlegend und aufbauend innerhalb der Missionstätigkeit vollzieht.

Indem die Mission sich an das ganze Volk wendet, tritt ihr auch die Jugend entgegen. Wir errichten unsere Schulen unter dem Gesichtspunkt der Ausbreitung des Evangeliums. Das will aber nicht besagen, dass wir einseitig Religionsunterricht treiben, sondern wir geben den Schülern auch ein grundlegendes Mass elementaren Unterrichtsstoffes, besonders Lesen, Schreiben und Rechnen, als Ausstattung für die an sie herantretenden Aufgaben des Lebens, denn die werden in der Tat andersartig sein, als sie bisher gewesen. Eine neue Zeit ist angebrochen und mit ihr neue Aufgaben. So wenig wir hier in der Heimat auf die Volksschule als ein grundlegendes Element unseres Wirtschaftslebens verzichten können, so wenig kann die Mission als Erzieher des Volkes ihrer entraten. Ferner: wir sehen in den Schülern die künftigen Katechumenen und Christen, aus ihnen erwachsen unsere Gemeinden. Wir wollen unsere Gemeinden wirtschaftlich so fundiert und gehoben sehen, dass sie aus eigenen Kräften und Mitteln für kirchliche Zwecke beisteuern können und so der Anfang zu allmählicher finanzieller und kirchlicher Selbständigkeit angebahnt wird. So wird die Mission schon dadurch, dass sie in umfassender Weise die ganze Jugend in den Bereich der Volksschule zu ziehen sucht, ein eminent wichtiger Faktor zur wirtschaftlichen Erziehung auf religiös-sittlicher Grundlage. Die Missionen beider Konfessionen zählen 168 000 Schüler in den Kolonien, davon entfallen etwa 82 000 auf die evangelische Mission. Welch eine Summe von Aufwendung an Mitteln, Kraft und Geduld liegt in dieser Zahl! Dort, wo der Schulbesuch eine Stetigkeit erlangt hat oder gesetzlich geregelt ist, wird die Frucht für alles entschädigen. Aber vielfach begegnet die Mission schon hier erheblichen Widerständen. Wenn der Schulbesuch von der Bereitwilligkeit der Kinder, der Eltern, der Häuptlinge abhängt, wenn die durch den Farmbetrieb hervorgerufene Kinderarbeit bedenkliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dimensionen annimmt, dann geschieht es, dass blühende Schulen auf einen traurigen Rest zusammenschrumpfen. In solchen fluktuierenden Schulen kann der Erfolg natürlich nur ein geringer sein. Klagen darüber sind mir verschiedentlich in den Schulberichten der Missionsgesellschaften entgegengetreten. Die Mission wird nicht nur im Interesse der Schule, sondern auch der Volksgesundheit eine gesetzliche Regelung der Kinderarbeit herbeiwünschen. Aber im allgemeinen können wir mit den Resultaten, welche der Unterricht in Elementarfächern gezeitigt hat, doch zufrieden sein. Die Kenntnis von Lesen und Schreiben wird zusehends ausgebreitet. Besonders auf die Kenntnis des Lesens bauen sich doch sehr wichtige Sachen auf, die von grosser Bedeutung für das Volksleben sind. Ich erwähne nur einiges: Literatur in der jeweiligen Landessprache, denn die Mission ist ja vielfach der einzige Erzieher, der in der Landessprache zum Volke redet, ferner die Verbreitung der Einheitssprachen. Die Missionen geben eine stattliche Zahl von Monatsschriften und Sonntagsblättern in den Eingeborenensprachen heraus, durch die den Lesekundigen, und durch diese auch einem weiteren Kreise, Belehrung und Aufklärung, Unterhaltung und Erbauung zugänglich gemacht wird. Die evangelischen Missionen D. O. A. haben sich seit Januar dieses Jahres zur gemeinsamen Herausgabe eines Suaheli-Monatsblattes „Pwani na Bara" zusammengetan. Ich greife aus dem Inhalt der Januarnummer einiges heraus: Artikel zum Geburtstag des Deutschen Kaisers und Hinweis auf dessen segensreiches Wirken für die Kolonie und ihre Bewohner; Aufklärung über den zu erwartenden v. Halleyschen Kometen; Beschreibung des Zeppelinschen Luftschiffes; Aufforderung zur Ausrottung der schädlichen Raubtiere, mit Hinweis auf die Prämien, welche die Regierung dafür zahlt.

Ich denke an ein hygienisches Flugblatt, das die Regierung im vergangenen Jahre in D. O. A. verteilte. Es war in Kisuaheli abgefasst und sollte die Eingeborenen über die verbreitete Safura-Krankheit aufklären. Ja, wie wertvoll ist es, wenn die Leute solche Flugblätter selbst lesen können.

Die Missionsschulen sind aber dadurch noch besonders wichtig für die Beeinflussung des Wirtschaftslebens, dass sie sich auch auf das weibliche Geschlecht erstrecken. Man kann sagen, dass draussen die Mission der einzige Erzieher ist, der sich der weiblichen Jugend, des weiblichen Geschlechtes annimmt. Es ist nicht ersichtlich, inwieweit die Regierungsschulen den Unterricht auf Mädchen ausdehnen. Ich fand in dem vorjährigen Weissbuche, dass die mit der Regierungsschule in Victoria-Kamerun verbundene Mädchenabteilung aufgelöst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde. Der Bericht sagt, dass die Erziehung der Mädchen für die nächste Zeit besser den christlichen Missionen ganz zu überlassen sei. Von welch grosser Bedeutung ist aber die Erziehung des weiblichen Geschlechtes für das wirtschaftliche Leben! Es würde zu weit führen, wollte ich dartun, wie innig die Beziehungen sind, ich nenne nur die Worte: Vielweiberei, Sklaverei, Wertung der Arbeit, Familie. Die Mission hat bereits den Kampf gegen die Polygamie aufgenommen und trifft diese an ihrer empfindlichsten Stelle, indem sie sich an die weibliche Bevölkerung wendet und sie emporhebt. Wenn die Erfolge angesichts der grossen heidnischen Bevölkerung noch gering sind, so ist es doch eine Tatsache, dass Tausende von Negerchristen bei verhältnismässigem Wohlstande in Einehe leben inmitten einer polygamischen Bevölkerung. Die 20 000 Christen der Basler Mission an der Goldküste, die in christlicher Ehe leben, zeigen einen entschiedenen Sieg. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft berichtet aus Togo, dass dort ein Anfang mit einer eingeborenen Missionsgehilfin gemacht sei, der bis jetzt ausserordentlich günstig ausgefallen ist, „das bedeutet bei der Stellung der Frau in Afrika einen ungeheuren Fortschritt und gibt der Gediegenheit unserer Schwesternarbeit ein glänzendes Zeugnis."

Gewiss reicht die evangelische Mission mit ihren 56 Missionslehrerinnen und Schwestern nicht an die 297 der katholischen Mission heran, aber die erstere gibt die Zahl der Missionarsfrauen in ihren Statistiken nicht an, und doch kommen sie ebenso für die Arbeit, besonders an der weiblichen Bevölkerung, in Betracht. Ja, ich sage, so gross die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses für die Kultur unseres Volkes gewesen ist, so wird sich auch in unsern Kolonien das Wirken der Missionsfrauen zur Beeinflussung des Volkslebens segensreich erweisen.

Diesen Volksschulen gliedern sich je nach Bedürfnis Mittelschulen, Oberschulen und Seminare an. Diese Institute zielen schon auf einen bestimmten Lebensberuf der Schüler hin, aus ihnen gehen Lehrer, Hilfslehrer, Schreiber, Hilfsbeamte in Post, Kontor, bei Steuer und Zoll, Aufseher auf Farmen hervor, also Berufe in gehobener Lebensstellung.

Dem speziell ackerbautreibenden Charakter des Volkes wird dadurch Rechnung getragen, dass auf körperliche Arbeit in Feld und Garten überall grosser Wert gelegt wird. Das kommt besonders in den Kostschulen, Internaten und Waisenanstalten zum Ausdruck. Nach der Schule Arbeit! Die Feldarbeit wird mit in das Schulprogramm aufgenommen. Aber nicht genug damit, sondern auf vielen Stationen sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besondere Handwerkerschulen, industrielle und landwirtschaftliche Lehrinstitute, in denen geschickte junge Leute und Erwachsene in allerlei Künsten und Fertigkeiten ausgebildet werden.

Die katholischen Missionen zählen in den deutschen Kolonien 171 Stationen, 377 Patres, 234 Laienbrüder, 297 Schwestern und rund 86 000 Christen. Es ergibt sich, dass ihre Stationen weitaus stärker besetzt sind, als die der evangelischen Missionen, denn diese haben auf 180 Stationen nur 278 Missionare, 98 nicht ordinierte Hilfskräfte und 56 Schwestern. Also obwohl die katholische Mission etwa 10 Stationen weniger besitzt, zählt sie doch 100 Patres, 136 Laienbrüder und 241 Schwestern mehr als die evangelische Mission. Mit diesem bedeutenden Mehr, besonders an Laienbrüdern und Schwestern, ist auch die Möglichkeit einer intensiveren Beschäftigung mit wirtschaftlichen Unternehmungen zur Bestreitung des Stationsetats und der Volkserziehung gegeben. Und in der Tat sind es schöne Resultate, welche die wirtschaftliche Tätigkeit der katholischen Mission aufzuweisen hat.

In Deutsch-Ostafrika können die Väter vom heiligen Geist auf ein reiches Mass von Arbeit zurückschauen, sind sie doch schon seit 1862 in Ostafrika tätig und haben schon vor 1884 den Beweis geliefert, dass Kaffee, Kakao, Baumwolle und Vanille sehr gut in Deutsch-Ostafrika gedeihen. Auf allen Stationen wird Unterricht in Garten-, Haus- und Handwerksarbeit erteilt. Die weissen Väter arbeiten am Tanganjika, in Unyanyembe und Süd-Nyansa. Aus ihren Schulen haben sie der Regierung im Laufe der Zeit 150 Beamte und 250 Handwerker erziehen können. Sie haben europäische Landwirtschaftsgeräte eingeführt, und nicht nur grosse Baumwoll-, Kautschuk- und Kaffeepflanzungen, sondern auch Anlagen von Forst- und Nutzhölzern angelegt. Die Benediktiner haben ihre wirtschaftliche Erziehungsarbeit durch Aufstände und Hungersnöte oft unterbrochen gesehen. Auf allen Stationen findet sich ein vielseitiges Mass von Werkstätten und Kulturanlagen, in Uhehe haben sie eine Mühle aufgestellt. Bekannt ist es, dass die katholische Kirche in Daressalam nur von ihren schwarzen Handwerkern unter Leitung eines Laienbruders errichtet wurde. Gewiss ein schönes Zeugnis von dem Können ihrer Daressalamer Werkstätten. Die Pallotiner haben in Kamerun Lehrinstitute zur Ausbildung von Schreinern, Schlossern, Schmieden, Schustern, Maurern, Köchen, Wäschern, auch werden Mädchen in allerlei weiblichen Arbeiten, wie Nähen, Zuschneiden, Flicken, Bügeln, Gartenarbeiten und gröberen Handarbeiten unterwiesen. Sie haben Plantagen von Kakao und Kickxia. Aus ihren Schulen sind zahlreiche Beamte für die Regierung hervorgegangen. Die Stey-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ler Missionare haben ihre Hauptwirksamkeit in Togo. Auf ihren Handwerkerschulen haben im Laufe der Zeit viele Eingeborene eine gute Ausbildung erhalten, die ihnen gutes Fortkommen verschafft hat. Das Lehrerseminar in Bla hat auch Agrikultur als Unterrichtsgegenstand aufgenommen. Die Gemeinden werden angehalten, durch Anlage von Kulturen etwas zum Unterhalt der Mission beizutragen. Abgesehen von Deutsch-China haben sie auch in Kaiser-Wilhelmsland Stationen mit wirtschaftlichen Instituten. In Süd-Westafrika arbeiten besonders die Oblatenmissionare und die Oblaten vom heiligen Franz von Sales. Der Aufstand hat ihnen nicht solche Wunden geschlagen wie der evangelischen Mission. Sie haben eine Handwerkerschule in Gross-Windhuk, eine Mühle und Säge mit Kraftbetrieb in Epukiro. Von kulturellen Anlagen sind bemerkenswert: Anpflanzungen von Wein und Schafzucht. In der Südsee wirken die Missionare vom heiligen Herzen Jesu, die Kapuziner und Maristen. Die Mission der ersteren hat sich nach schwierigen Anfangsjahren seit 1888 gut entwickelt. Neben Unterricht in Schulen werden Knaben und Mädchen auch zur Handarbeit angehalten in Werkstätten und Pflanzungen. Durch ihre Unterstützung erhalten die Christen Haus und Land, und so entstehen allmählich christliche Dörfer. Ein Dampfsägewerk nützt die grossen Eukalyptusbestände aus, ebenso haben die Kapuziner ein Sägewerk mit Wasserbetrieb.

Dass die katholische Mission viel auf diesem wirtschaftlichen Gebiete leistet, ist bekannt, und ich will niemandes Verdienst verkleinern. Aber es ist ein oft gehörter Vorwurf, eine weit verbreitete Ansicht, dass die evangelische Mission auf diesem Gebiete nichts tue, die katholische alles; als kennte die evangelische Mission nur das Ora und nicht das Labora. Aber die uns solche Belehrung zuteil werden lassen, ahnen nicht, was die evangelische Mission tatsächlich in der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit wie überhaupt zur wirtschaftlichen Hebung bei bescheidenen Mitteln mit grosser Anstrengung geleistet hat. Ehe ich aber nähere Angaben mache, möchte ich auf eins hinweisen: Man darf den Wert einer Missionsstation für die wirtschaftliche Erziehung der Bevölkerung nicht lediglich danach beurteilen, ob sie eine Handwerkerschule oder ein landwirtschaftliches Lehrinstitut unterhält. Ich möchte als Beispiel meine Station Nkoaranga am Meru anführen. Seit Gründung der Station sind in einer achtjährigen Bautätigkeit viele Leute durch Missionshandwerker in den verschiedensten Fertigkeiten ausgebildet worden, als Brettersäger, Tischler, Ziegelarbeiter, im Behauen von Steinen, Mauern u. a. m. Jetzt sind die Leute vielfach bei Farmern und bei Regierungsarbeiten beschäftigt, erhalten ein gutes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geld und sind gesucht. Obgleich also keine offizielle Handwerkerschule vorhanden gewesen ist, ist das Ergebnis einer solchen doch vorhanden. Ich finde das auch in dem Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft 1909 bestätigt:

„Für den Eingeborenen bietet sich bei der Errichtung der Missionsstation die naturgemässeste und beste Arbeitsschule. Fast auf allen älteren Stationen finden sich Eingeborene, die in Ziegel- und Mauerarbeit, besonders Holzarbeiten, gut ausgebildet sind. Sie werden meist noch der Aufsicht bedürfen, wenn die Arbeit gut werden soll, sind aber anstellig und gelehrig. Auf der Station Lupembe war beispielsweise ein eingeborener Arbeiter imstande, die selbständige Leitung der Holzarbeiten zu übernehmen."

Und das ist auf allen 180 evangelischen Missionsstationen in ähnlicher Weise der Fall. Eine Statistik, die lediglich die Handwerkerschulen und landwirtschaftlichen Lehrinstitute verzeichnet, würde ein ganz schiefes Bild ergeben. Auf einer alten Missionsstation, die eine langjährige Bautätigkeit zu verzeichnen hat, werden grössere Erfolge in wirtschaftlicher Beeinflussung zu verzeichnen sein, als auf einer jüngeren mit einem Lehrinstitut.

Die Berliner Missionsgesellschaft hat Handwerkerschulen in Madehani und Altmufindi, in denen Fenster, Türen und Möbel angefertigt werden. In Ilembula ist eine Schmiedeeinrichtung, auf mehreren Stationen Pflüge und Wagen, auch besitzt sie eine Presse für Ziegel und Tonröhren. Es gibt mehrere Schamben mit Kautschuk, Kaffee, Kakao und Sisal, auch Baumwolle und Palmen. Sie haben europäisches Getreide, Gemüse und Fruchtbäume eingeführt, eine Feldbewässerung durch Windmotore in die Wege geleitet. Allerdings sind die Absatzverhältnisse noch ungünstig. Die Bemühungen um eine wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen können kein volles Resultat erzielen, so lange das Nyassagebiet noch nicht durch Eisenbahn erschlossen ist. Es ist ja nicht schwer, die Eingeborenen auch ohne Zwang zur Arbeit über ihren früheren Broterwerb hinaus zu bewegen, wenn ihnen Lohnarbeit bei guter Behandlung oder vorteilhafter Absatz für ihre Erzeugnisse geboten wird. Produkte sind bei dem Mangel an Verkehrsmitteln bisher unverkäuflich. Bezirksamtmann Zache, früher in Neu-Langenburg, hat schon auf dem Kolonialkongress 1902 in seinem Vortrag über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Nyassaländer darauf hingewiesen, dass die Tätigkeit der Berliner Missionare dadurch von wirtschaftlicher Bedeutung gewesen ist, dass sie gezeigt haben, wie Kartoffeln, Weizen und fast alle Gemüse in den Nyassaländern produziert werden können, und dass auch Kaffeebäume eine reiche Ernte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liefern können. Der Weizenbau in Ukinga, jetzt eine Volkskultur, hat sich, nach dem Bericht der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung vom 16. Februar 1910, so entwickelt, dass im letzten Jahre 10 000 Zentner Weizen im Werte von 120 000 Mark produziert wurden, das meiste wurde exportiert. Gewiss ein schönes Beispiel wirtschaftlicher Erziehung durch die Mission.

Die Bielefelder Mission unterhält Tischlerwerkstätten in Hohenfriedberg und Bumbuli, eine Wäscherei in Tanga. Viele Christen erlernen Handwerke, wie Tischlerei, Maurerarbeiten, Schmiederei, es gibt Schuhmacher, Schneider, Waldarbeiter. Andere sind angestellt im Bahndienst; andere haben kleine Kaufläden aufgemacht.

Die Leipziger Mission unterhält eine Handwerkerschule in Marangu unter fachmännischer Leitung. Der Bericht des Stationarius sagt, dass sie Erhebliches geleiset habe. Obwohl die Zahl der Lehrlinge gestiegen ist, konnte die Fülle von Aufträgen nicht erledigt werden. Am Meru wird mit den Kostschülern der Station Nkoaranga eine kleine Kaffeeschambe unterhalten, die im letzten Jahre gute Erträge lieferte. In Gonja, Südpare, hat sie eine Kautschukschambe mit Mais und Baumwolle als Zwischenkultur. Auf allen Stationen geschehen jährlich Anpflanzungen von Nutzhölzern. In Schira hat man die Eingeborenen zum erfolgreichen Anbau von Weizen gebracht, leider haben die letzten trockenen Jahre die Entwickelung unterbrochen. Die Bautätigkeit der einzelnen Stationen wird geleitet von zwei geprüften Baumeistern und drei Handwerkern. In Mamba steht die neue grosse Steinkirche mit Turm vor der Einweihung.

Von der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Togo lesen wir: „Nirgends in Togo haben die Eingeborenen in gleichem Masse bei der Errichtung der Station geholfen und so schnell angefangen, das von den Missionaren Erlernte im eigenen Leben anzuwenden. Handgreiflicher kann es nirgends zutage treten, als in Akpafu, dass die Mission eine Kulturträgerin ist. In welch freundlichem Gegensatz steht das weite, saubere Christendörflein zu dem engen, schmutzigen Heidendorf.“ Diese Mission hat auch eine Näh- und Leseschule für Frauen. Auch die Zöglinge des Lehrerseminars in Amedzowe werden angehalten zu Land- und Handarbeit. In seinem bekannten Buch: „Togo unter deutscher Flagge“ schreibt Klose: „Unter der Leitung handwerkskundiger Missionare hat es gerade die Bremer Mission verstanden, sich mit unermüdlichem Fleisse einen Stamm von Arbeitern, wie Tischler, Zimmerleute, Glaser, ja, auch Drechsler und Maurer, heranzubilden, und hat damit zum Segen der schwarzen Bevölkerung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Grund für die Weiterverbreitung des Handwerks in unserer Togokolonie gelegt." Ferner bezeugt er, dass die Missionare durch Anlage von Plantagen und Versuche mit Sämereien und Früchten den Ackerbau und die Produktionsfähigkeit des Landes heben; sie haben Versuche mit Kaffee und Kakao gemacht und europäische Gemüse und Früchte mit Erfolg gezogen.

Die Einführung der Kakaokultur an der Goldküste geschah durch das vorbildliche Beispiel der Baseler Missionare. Jetzt werden aus den Pflanzungen der Neger Tausende von Kakaosäcken durch die Missionshandlung exportiert. Gewiss ein schönes Resultat wirtschaftlicher Erziehung. Diese Mission bildet in verschiedenen Werkstätten Handwerker aus: Tischler, Schlosser, Schuhmacher. Diese Institute sind im Laufe der Zeit erheblich vergrössert worden. Auch ist ein Anfang mit Buchbinderei gemacht. In allen Kostschulen werden die Schüler zur Arbeit angeleitet.

Die Berichte der Brüdergemeinde heben hervor, dass durch die Bautätigkeit auf den verschiedenen Stationen viele Eingeborene in allerlei Handwerken unterrichtet wurden. In Rungwe wurde die Tischlerei neu ausgebaut, um den mannigfachen Bedürfnissen der Mission zu dienen. Es gibt grössere und kleinere Plantagen, die sich in befriedigender Weise entwickeln und von wirtschaftlichem Einfluss auf die Eingeborenen sind.

Auch die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea hat vier Missionsökonomen, Handwerker und Techniker. In Finschhafen haben sie eine ausgedehnte Palmenpflanzung erworben.

Auch die Rheinische Mission auf Kaiser-Wilhelmsland hat grössere Plantagen angelegt. Ueber die Christen dieser Mission in Südwestafrika urteilt der Leiter einer Mine: „Die Christen auf der Mine sind jedenfalls die intelligentesten und fleissigsten Arbeiter; die Heiden kommen neben ihnen gar nicht in Betracht." Der Bericht sagt: Es liegt den Missionaren an, mehr wie bisher Handfertigkeitsunterricht in den Schulen einzuführen, und man plant auch hin und wieder Handwerkerschulen. Erfreulich entwickeln sich die Missionsfarmen, deren zwei mit besonderen Farmbrüdern besetzt sind: Gaub und Omburo. Weitere Farmen werden in Angriff genommen.

Der Evangelische Afrikaverein in Lutindi hat seine Fürsorge für befreite Sklaven mehr auf Waisenkinder ausgedehnt. Sie werden mit verschiedenen Handwerken ausgebildet, weniger intelligente erhalten Feldarbeit. Die Universitäten-Mission hat in Msalabani Schulen für Zimmerleute und Maurer, auch werden Drucker ausgebildet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Andere Missionsgesellschaften, wie die Methodisten, Baptisten, Presbyterianer und Adventisten, wirken in ähnlicher Weise für die wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen.

Ja, aber könnte nicht mehr von seiten der evangelischen Missionen in dieser Sache geschehen?

Es möge hier der Hinweis auf den prinzipiellen Standpunkt der Mission massgebend sein, den ich schon eingangs dargelegt. Ehe hier in der Heimat die Frage der wirtschaftlichen Erziehung der Eingeborenen ein grösseres Forum fand, war die evangelische Mission bereits an die Lösung herangetreten. Sie tat es um der Eingeborenen willen und leistete damit dem Mutterlande den besten Dienst. Steht die Mission auf dem Standpunkt, dass sich wirtschaftliche Erziehung der Eingeborenen und ihre Hebung durchaus dem Missionsprogramm einfügt, dann mag es auch der Mission überlassen bleiben, das Erforderliche nach Massgabe ihrer Kräfte zu tun, und diese sind nicht immer derart, dass alles das geschehen kann, was getan sein möchte. Es ist eine ständige Bitte der evangelischen Missionare und ihrer Konfederart, dass alles das geschehen kann, was getan sein möchte. Es ist jedoch nicht leicht, die geeigneten Kräfte zu finden, denn abgesehen davon, dass sich nicht jeder europäische Tischler, Schlosser oder Landwirt als Lehrmeister und Erzieher für die Tropen eignet, muss die Mission auch nach seiner religiösen Stellung fragen. Ich muss mit Betonung darauf hinweisen, dass wir auf unseren Missionsstationen einen religionslosen Betrieb schlechterdings nicht kennen, weder in den mancherlei Schulen, noch in den industriellen oder landwirtschaftlichen Unternehmungen. Auch die wirtschaftliche Erziehung durch die Mission soll geleitet werden im Dienst und Geist des Evangeliums. Denen, welche uns beharrlich ermahnen, über dem Ora das Labora nicht zu vergessen, wollen wir vielmehr sagen: wir wollen nur über dem vielen Arbeiten das Beten nicht vergessen. Wir können nur Handwerker gebrauchen, die in ihrem Dienst christliche Vorbilder für ihre heidnischen Schüler sind und mithelfen wollen zur Erreichung des Missionszieles.

Und wie es mit den Kräften steht, so auch mit den Mitteln, die solche wirtschaftliche Unternehmungen erfordern. Sie sind nicht so ohne weiteres vorhanden. Die Missionsgesellschaften müssen Vorsicht walten lassen, damit nicht Missionsgelder, die in der Hauptsache Liebesgaben sind, nicht unzweckmässig angewendet werden. Mit jedem äusseren Unternehmen ist aber, zumal in den Tropen, ein nicht kleines geschäftliches Risiko verbunden. Ich glaube, dass manche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsgesellschaft ein Lied singen kann von verfehlten Unternehmungen.

Jedenfalls steht es fest, dass die wirtschaftlichen Fragen einen breiten Raum einnehmen in den Berichten der Gesellschaften, man bringt ihnen ein brennendes Interesse entgegen, weil man von ihrer Bedeutung für das Leben der Gemeinden und des Volkes durchdrungen ist.

Ich habe schon auf manchen schönen Erfolg der Bemühungen der Mission um die wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen hingewiesen, doch möchte ich noch einen nennen: Der zunehmende Wohlstand unserer Gemeinden und das damit verbundene Anwachsen der Leistungen für Gemeindezwecke. Hierbei ist zu bedenken, dass unsere Christen zum grossen Teile aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung stammen, viele sind einst Waisenkinder gewesen. Als Beispiel führe ich die Christen der Leipziger Mission in Deutsch-Ostafrika an. Diese 1353 Christen, unter denen sich viele Frauen und Kinder befinden, haben im Berichtsjahre 849,50½ Rp. für Gemeinde- und Armenzwecke aufgebracht. Derartige Leistungen können doch nur möglich sein, wenn die Leute wirtschaftlich vorwärts gekommen sind, wenn sie arbeiten gelernt haben. Die erlangten Fertigkeiten werden von den Leuten auch zum eigenen Nutzen angewendet. Die Christengemeinden bauen sich immer mehr zu bürgerlichen Gemeinwesen aus. Christendörfer entstehen, die sich durch besseren Bau der Wohnhäuser und Sauberkeit von den Heidendörfern abheben.

Wohl können wir hinweisen, auf die mannigfachen Leistungen, die auch die viel verkannte evangelische Mission zur wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen vollbracht hat. Doch das kann unser Ruhm nicht sein, der liegt vielmehr beschlossen in dem Mass der Treue, mit der wir den Missionsbefehl Jesu Christi befolgen: Predigt das Evangelium aller Kreatur.

Diskussion über die vorhergehenden drei Vorträge.

Missionsdirektor D. theol. **Gensichen**, Berlin: Es ist eine gewiss von uns allen anerkannte Wahrheit, ein des Beweises kaum bedürftiges Axiom, dass die Kolonien erst dann den ganz vollen Machtzuwachs für das Deutsche Reich bedeuten, wenn die Eingeborenenbevölkerung, die den wertvollsten Besitz des Deutschen Reiches in den Schutzgebieten darstellt, christlich erzogen ist. Ebenso gewiss bin ich, besonders nach den gehörten gründlichen Ausführungen der Herren Vorredner, Ihrer Zustimmung, wenn ich hervorhebe, dass im Vollsinne

solche Erziehung der Eingeborenen nie ohne die christliche Mission geleistet werden kann. Die Regierung wirkt erziehend durch Eindämmung gefährlicher heidnischer Unsitten, sie arbeitet damit an der Entwurzelung des Heidentums; sie gewöhnt die heidnische Bevölkerung an Arbeit, Zucht und Gehorsam. Und das ist etwas Grosses! Der Staat verleiht neben den eigenen Schulen der christlichen Erziehung in der Schule seinen Schutz. Die Regierung wird sich mehr und mehr verpflichtet fühlen, wie die gestrige Resolution, auch schon der erste Kolonialkongress, es erbat, der missionarischen Schularbeit reiche Unterstützung zur Förderung und Ausbreitung ihrer Arbeit zu gewähren. Sie legt damit ein Kapital so an, dass es für die Kolonien und für die Heimat die reichsten Zinsen trägt. Aber eine christlich-sittlich erzogene, innerlich umgewandelte Bevölkerung, die von Gewissens wegen Gehorsam leistet, Nächstenliebe übt und für die Obrigkeit betet, kann nur durch das Evangelium zustande kommen, welches die Missionen ins Land tragen. Nichts Derartiges leistet der Islam, der eine innere Umwandlung der Gesinnung nicht kennt und von niemand fordert.

Merkwürdig, dass die Heiden das ahnend fühlen. Es war am 31. Juli 1901 in Mpangile — jetzt Jakobi —, Sie finden die Station auf der Karte*) von Deutsch-Ostafrika in Uhehe —, unser Missionar richtete an die etwa 100 Heiden, die am Tage der Steuereinziehung auf der eben angelegten Station im Notkirchlein versammelt waren, die Frage: Wieviele Arten von weissen Leuten kennt ihr? Ich war sehr erstaunt, die Antwort zu hören: eine Sorte, euch meinen wir, denn ihr seid unsere Väter und Herren. Ihr habt uns die Sache gebracht. Nicht ohne ein leises Zittern fügte ein Schwarzer, was wir ihm verzeihen wollen, hinzu: Ich kenne noch andere, die gehen mit Soldaten und ziehen Steuern ein.

Ich bin durch den Aufstand von 1905 und durch die Schlacht bei Jakobi vom 16. September 1905 gewiss davor bewahrt geblieben, diese Aeusserung zu hoch zu werten. Aber die 60 getreuen Männer, die sich dort mit den Missionaren Gröschel und Hahn gegen eine Uebermacht von 2000 Aufständischen verteidigten und die 300, die, unter Sup. Schülers Fahne gesammelt, den Bedrängten zu Hilfe kamen, sie beweisen, dass christlich erzogene Eingeborene auch Vaterlandsliebe und Treue bis in den Tod für Kaiser und Reich leisten können, weil sie christlich zu sterben wissen.

*) Siehe die Missionskärtchen über die Verbreitung der Missionsstationen am Ende des Werkes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Erziehung fängt aber durch solche Eltern, die mit Ueberzeugung Christen geworden sind, bei den kleinsten Kindern an. Das wage ich zu behaupten, im Gegensatz zu einem Satze des ersten Herrn Redners. Es ist mir eine rührende Erinnerung an Mwakaleli geblieben. Dort traf ich einen Christen und seine Frau in ihrer Hütte. Sie hockten beide sich gegenüber zum Boden geneigt, und zwischen Ihnen lief ihr kleiner Sohn in der natürlichsten und reizendsten Laufschule. Ich frage die Mutter: „Betest du auch für deinen Knaben?" Ganz erstaunt, fast betrübt fragt die Mutter zurück: „Mein Vater, wie kannst du mich noch fragen, ob ich für mein Kind bete?!" Solche schwarzen Eltern, die ihre Kinder betend erziehen, sie führen in unsere Schulen das wertvollste Schülermaterial.

Ich sah 1901 tastende Versuche von Missionsschulen in Deutsch-Ostafrika. Wie ist das Bildungsbedürfnis seitdem gewachsen! Ohne Schulzwang ist die Schülerzahl auf 7 Stationen in unserer Kondesynode in 5 Jahren von 373 auf 2225 gestiegen. Unsere Mittelschule in Lupembe, das Pflegekind unseres evangelischen Lehrer-Missionsbundes, hat die Anerkennung und Prämiierung der Regierung verdient und erhalten.

Unsere Seminare in Kidugala und Manow liefern uns geistig und geistlich gebildete Helfer im Kirchen- und Schuldienst. Es ist wohl alles in gutem Anwuchs begriffen. Und doch, wieviel Unterstützung der Regierung wäre nötig, um unsere erfolgreiche, aber noch viel zu kleine Schularbeit zu heben und auszubreiten! Wie sehr ersehnen wir es, unsere Missionsstationen mit einem viel grösseren Netz von Missionsschulen zu umziehen! Grosse Schätze sind hier zu heben fürs irdische und himmlische Vaterland! Ich schliesse wie der erste Redner: Schuldienst zu tun und zu unterstützen zur Erziehung der Eingeborenen, ist ein nobile officium Dei et patriae!

Pfarrer D. theol. **Paul**, Lorenzkirch: Unter den mancherlei Erziehungskräften, die in unsern Kolonien tätig sind, stehen die von den Missionen in Bewegung gesetzten zweifellos an erster Stelle. Die Regierung unterhält zwar auch etwa 100 Schulen, aber sie werden, soweit ich sehen kann, weniger im Interesse des zu erziehenden Volkes unterhalten, als vielmehr im Interesse der Regierung selbst, die eine mit besseren Kenntnissen ausgestattete Zwischenschicht als Unterbeamte zwischen sich und der eingeborenen Bevölkerung braucht. Selbstloser und wohl auch pädagogisch richtiger wirkt die Mission, die in ihren 2500 Schulen die Grundlagen zu einer einheimischen Volksbildung zu legen sucht. Die Regierung sollte ihr vollauf berechtigtes Aufsichtsrecht über die Missions-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schulen aber nicht dazu benutzen, diese Grundlage zu verschieben, wie es z. B. bei den wohlgemeinten, aber doch verfehlten Versuchen in Togo geschah, wo man die Missionsschulen zu einem weitgehenden deutschen Unterricht drängte. Wir erlebten es, dass nach wenigen Jahren der Gouverneur auf den entgegengesetzten Standpunkt kam und — der Mission war eine Menge unnötiger Arbeit gemacht. Möge man es der Mission nicht verdenken, wenn sie vorsichtig in ihren bewährten Bahnen weiterarbeitet. Doch wird die Regierung nicht umhin können, das jetzt in unsern Kolonien vorhandene Schulkonglomerat in ein geordnetes Schulwesen zu verwandeln. Dazu gehört aber, wie Herr Geheimrat D. Mirbt forderte, eine planmässige Schulpolitik. Dass eine solche noch nicht vorhanden ist, können wir aus vielem schliessen, unter anderem aus der mangelhaften Beschaffenheit der Weissbücher. Wenn das Deutsche Reich eine literarische Arbeit liefert, sollte sie von Primaqualität sein. Wer aber jemals versucht hat, sich auf den Weissbüchern über das Schulwesen zu orientieren, wird mir beipflichten, dass das unmöglich ist. Darum stimme ich der Forderung des Geheimrat D. Mirbt zu, dass im Reichskolonialamt ein Dezernat für das Erziehungswesen eingerichtet werde. Ein solches würde zugleich den Mängeln abhelfen können, die der amtlichen Berichterstattung über unsere Frage in den Weissbüchern und anderswo jetzt noch anhaften. Erwünscht wäre auch eine beim Hamburgischen Kolonialinstitut zu begründende Zentrale für das Studium des kolonialen Erziehungswesens.

Justizrat Dr. **Bachem**, Steglitz: Prof. D. Mirbt hat am Schlusse seines Vortrages auf das Missverhältnis hingewiesen, dass die christlichen Missionen beider Konfessionen durch ihre Schulen eine gewaltige Kulturarbeit leisten, ohne vom Staate dafür eine materielle, finanzielle Unterstützung zu erhalten. Das ist zweifellos ein Missverhältnis, hat aber auch seine Vorteile: freie Betätigung des persönlichen Idealismus, Freiheit von bureaukratischer Beengung, leichte Anpassung an die örtlichen Verhältnisse. Ich würde es begrüssen, wenn den Missionsschulen eine staatliche Unterstützung zuteil würde, aber nur unter der Bedingung, dass wegen dieser Unterstützung eine Beschränkung dieser Freiheit in keiner Weise verlangt werde. Wenn der Staat eine solche Unterstützung benutzen wollte, um z. B. die sittlich-religiöse Erziehung zu beschränken zugunsten rein wirtschaftlicher Zwecke, so würde wohl von allen Seiten eine solche Unterstützung nicht als wünschenswert bezeichnet werden. Die bisherigen Erfahrungen sind derart, dass die gewaltigen Verdienste der Missionen um das Gedeihen unserer Kolonien, in erster Linie für die Hebung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des sittlichen und religiösen Standes der Bevölkerung, in zweiter Linie auch um das wirtschaftliche Gedeihen, ihnen ein wohlerworbenes Recht geben, in derselben Freiheit wie bisher weiter wirken zu dürfen. Wird diese gefährdet, dann lieber keine Unterstützung! Daher ist in dieser Hinsicht die grösste Vorsicht vonnöten.

Pater **Dicks**, Hiltrup: Herr Professor D. Mirbt hat in seinem Vortrage ausgesprochen, es gäbe in Neu-Guinea keine Schule für weisse Kinder. Es stimmt dies nicht. Im Bismarck-Archipel ist auf Neu-Pommern sowohl eine Regierungsschule wie auch eine von der dortigen katholischen Mission unterhaltene Schule für weisse Kinder und Mischlinge. Die Regierung hat ihre Schule erst seit etwa zwei Jahren eröffnet, während die katholische Mission schon vor etwa 14 Jahren begann und zurzeit wenigstens 40 Schüler hat. Ferner sei erwähnt, dass die beiden auf Neu-Guinea tätigen Missionen, die katholische und die methodistische, je ein Seminar für farbige Hilfskräfte besitzen. Der Herr Redner sprach ferner aus: die Regierungsschulen seien religionslos. Das ist, soweit es sich um das mir näher bekannte Gebiet von Neu-Guinea handelt, nicht ganz richtig, denn Religionsstunden sind auch im Lehrplan dieser Schulen vorgesehen, aber in der Praxis bleibt doch manches zu wünschen übrig. Wenn, wie in beredter Weise dargetan wurde, das Christentum eine so grosse und entscheidende Rolle in der Erziehung spielt, so muss ich den Wunsch aussprechen, dass seitens der Regierungsschulen ein grösserer Nachdruck auf den Religionsunterricht gelegt werde. Im besonderen scheint es notwendig, dass auch den heidnischen Schülern Gelegenheit geboten werde, mit dem Christentum bekannt zu werden und sich einer der christlichen Konfessionen anzuschliessen.

Missionar **Gröschel**, Berlin: In bezug auf das grosse Problem der Eingeborenen-Erziehung sind wir im Laufe der Jahre ein gut Stück vorwärts gekommen dadurch, dass man dabei nicht nur hört, was man tun soll und muss, sondern vor allem auch dadurch, dass man gelernt hat, in die Völker hineinzuschauen, und dass Männer der Wissenschaft hier das Material, das draussen gesammelt wird von Beamten, Reisenden, Missionaren, Ansiedlern, z. B. über Rechtsanschauungen, Sprachen, Art und Sitten, sowohl nach volkstümlicher als religiöser Seite hin, systematisch durcharbeiten und ordnen und uns praktischen Arbeitern dadurch die Wege und Ziele bei der Erziehung der Eingeborenen noch klarer vor Augen zu stellen suchen. Diesen Männern der Wissenschaft schulden wir dafür Dank. Wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können daran anknüpfend und darauf aufbauend unsere Tätigkeit schneller und erfolgreicher entfalten. Man verlangt vielfach in erster Linie kulturelle Erziehung. Gewiss, diese ist gut und nötig, führt aber allein nicht zum Ziele. Drückt die Kulturmacht allein auf die zumeist noch kulturlosen Völker durch ihre Massnahmen z. B. Besteuerung und damit Zwang zur Arbeit, so werden sie entweder erdrückt oder sie suchen die auf sie einwirkende Macht abzuschütteln. Da muss ihnen die Mission durch Einpflanzung des Christentums die helfende und versöhnende Hand entgegenstrecken und neben der äusseren Umwandlung die innere bei ihnen bewirken. Sie dürfen nicht allein die Macht des Volkes, das sie sich untertan gemacht hat, spüren, sie müssen auch etwas gewahr werden von der Liebe und Barmherzigkeit, die Christen einander schulden, und das kann nur durch die Mission und ihre Predigt von Christus geschehen!

Missionsdirektor **A. W. Schreiber**, Bremen: Ich stelle sechs Forderungen:

1. Die Erziehung der Eingeborenen beginne daheim mit der Unterweisung derer, die über Erziehungsfragen in den Kolonien verhandeln. Das Werk von Professor D. Mirbt: „Mission und Kolonialpolitik", die Frucht der ersten Missionsvorlesungen an dem fröhlich aufstrebenden Kolonial-Institut in Hamburg kann hierzu nicht warm genug empfohlen werden.

2. Die Erziehung halte fest an der goldenen Regel: ora et labora, ein Grundsatz, dem beide Konfessionen huldigen. Sie vollziehe sich daher besonders in einer christlichen Volksschule, deren Lehrplan auch auf das praktische Leben abgezweckt sein muss.

3. Die Erziehung kann nicht geschehen ohne Geduld. Bei dem schnellen, völligen Umschwunge der Verhältnisse ist die Gefahr von Treibhauspflanzen gross. Neue, bodenständige Herzensbildung kann sich nur langsam gestalten.

4. Die Erziehung werde in stärkerem Masse von der Regierung unterstützt, eine Unterstützung, die aber nicht nur auf die Fortschritte im Deutschen oder auf wirtschaftliche Leistungen beschränkt bleiben darf, die ferner auch die Freiheit der Missionsschulen nicht beeinträchtigen darf. (§ 14 des Schutzgebietsgesetzes).

5. Die Erziehung werde nicht von den Lokalinstanzen in den Kolonien allein, sondern von den beteiligten Zentral-Instanzen in der Heimat einheitlich für jede Kolonie geregelt. Wie das Reichskolonialamt einen wirtschaftlichen Beirat hat, so sollte auch ein Beirat für Erziehungssachen geschaffen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

6. Die Erziehung behalte als Ziel im Auge die Bildung freier christlicher Persönlichkeiten. Wie das Elternhaus die Kinder, die es erzieht, nicht auf die Dauer im Hause behalten, sondern sie zur freien Selbständigkeit bringen will, so muss die Erziehung der Eingeborenen auf dasselbe Ziel hinarbeiten.

Pater **Kilian Müller**, O. Cap., Ehrenbreitenstein: Kolonialregierung und Mission müssen in den Schutzgebieten zusammenarbeiten. Erstere gibt auf den Karolinen eine Beisteuer zur deutschen Schule, ohne dass sie sich bisher in die Selbständigkeit der Missionsschulen eingemischt hätte. Wenn sie sich um die nichtreligiösen Kenntnisse der Kinder kümmert und Erfolge feststellt, so freuen wir uns dessen. Wir hörten von konfesstionslosen Regierungsschulen. Auf die Dauer wird dieser Zustand nicht anhalten dürfen. Die Regierungsschulen werden vielfach dazu benutzt, sich Unterbeamte heranzubilden. Wollen wir denn gerade in den Kolonien diese Bamten konfessionslos erziehen lassen? Daraus könnten sich unerquickliche Zustände entwickeln. Warum soll den Heiden der Religionsunterricht nicht zuteil werden? Sie können zum Missionar kommen. Gut, aber sie müssen bewogen werden, zu erscheinen! Auf den Karolinen-Inseln bedarf die Mission eines gewissen Schutzes. Auf Jap werden z. B. die Mädchen nach erlangter Pubertät in ein kleines Häuschen gebracht, wo sie in alle Unsittlichkeit eingeweiht werden und woraus sie meistens verheiratet kommen. Dann sind sie der Aufsicht der Schwestern entzogen. Die Regierung hat schon viel durch gewisse Verbote erreicht, wenn heidnische Unsitten die christliche Kultur erschwerten. Wir können wohl verlangen, dass der christliche Staat uns einigen Schutz gewährt, dass nach christlichen Grundsätzen draussen regiert wird, dass er besonders die Missionen unterstützt. Wenn die Regierung solche Zustände, wie in Jap, nicht verbietet oder wenigstens einschränkt, können wir noch lange arbeiten, etwas zu erreichen; ja, es wird sonst unmöglich, wir können auf Jap auf die Frauen sonst keinen Einfluss haben. Daher muss es bei aller Selbständigkeit bei dem Grundsatz bleiben: Regierung und Mission müssen zusammen arbeiten auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens.

Missionsinspektor a. D. D. theol. **Merensky**, Berlin: Wir haben viel über die Notwendigkeit der Erziehung der Eingeborenen, über deren Wege und Ziele gehört. Es ist aber höchst notwendig, dass wir bei allem Verkehr mit den Eingeborenen das im Auge behalten, dass sie Kinder sind, grosse und kleine, die erzogen werden müssen. Fragen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir, wer sind die Erzieher? Bei den Kindern liegt die Pflicht zunächst auf den Eltern. Auch heidnische Eltern wissen etwas davon, dass sie ihre Kinder erziehen müssen. So legen z. B. bei den Afrikanern die heidnischen Mütter die grösste Sorgfalt darauf, die Töchter von klein auf mit der Volkssitte bekannt zu machen, wie bei den Vätern das gleiche der Fall ist in bezug auf die Söhne. Bei den Kindern, welche die Schule besuchen, liegt die Erziehungspflicht auch auf den Lehrern, bei den Erwachsenen, besonders den Neugetauften, auf den Missionaren. Der Missionar kann aber diese Pflicht nicht immer und allenthalben ausüben, er muss sich daher der Hilfe der älteren Christen bedienen. Möchten doch auch die unter ihnen wohnenden Europäer, als die Vertreter des christlichen Staates, dessen eingedenk sein, dass auch ihnen als solchen die Pflicht aufliegt, insbesondere durch gutes Beispiel erziehlich auf die Eingeborenen einzuwirken. Endlich wünschen wir aber auch, dass die Regierung sowohl durch eine weise Gesetzgebung als auch durch ihre Beamten in dieser Richtung fördernd wirkt.

Graf von Hoensbroech, Gr.-Lichterfelde: Es ist erfreulich, dass von allen Seiten die gute Wirkung der christlichen Schule betont wurde, aber damit ist von verschiedenen Seiten der Wunsch verknüpft, dass der Staat die christliche Schule als solche unterstütze. Es gibt christliche Schulen im allgemeinen nicht. Das Christentum ist kein allgemeines Ding, es gibt nur ein konfessionelles Christentum. So kann die christliche Schule nur verstanden werden als Konfessionsschule. Darum habe ich ernste Bedenken, dass der Staat in den Kolonien die Konfessionsschule fördern soll. Es wurde betont, man möge die Missionen sich frei entwickeln lassen, und zwar gegenüber dem Referenten, der staatliche Unterstützung der Schulen verlangt. Ich stehe auf dem Standpunkte des Diskussionsredners, der da sagt: lassen wir die Mission sich frei entfalten, aber auch frei von jedem staatlichen Einflusse. Wohin soll es kommen, wenn wir überall solche vom Staate geförderten Missionsschulen haben. Der Staat hat den Konfessionen gegenüber neutral zu sein. Vielfach war vom christlichen Staate die Rede. Das ist ein in der Praxis unvollziehbarer Begriff, denn der christliche Staat muss entweder ein katholischer oder evangelischer sein. Ein allgemeines Christentum gibt es nicht. Schon in den Anfangsgründen, in den fundamentalen Sätzen, scheiden sich die Wege. Wem soll der Staat folgen? Welche Kämpfe und leidigen Streitigkeiten herrschen nicht zwischen beiden im Mutterlande! Soll der Staat seine Hand dazu bieten, diese Zwistigkeiten durch Unterstützung der Konfessionsschulen in die Kolonien zu tragen? Nein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Staat muss neutral bleiben, er mag sich den verschiedenen Konfessionen gegenüber wohlwollend verhalten, aber er muss indifferent sein. Ich komme wieder zu der Forderung, die eine Forderung der Zukunft ist: So gross die Schwierigkeiten auch sein mögen: Trennung von Staat und Kirche; sie ist eine politische und kulturelle Notwendigkeit. Die Hilfe des Staates würde die Eifersucht zwischen den beiden Konfessionen nur schüren. So anerkennenswert die Missionare wirken, so sind sie doch auch Menschen. Eifersüchteleien, die wir auf allen Gebieten haben, werden besonders hier auftreten. Davor möchte ich unsere Kolonien bewahren, dass die Streitigkeiten, die auf diesem Gebiete hier unser Volksleben vergiften, auch in unsern Kolonien Platz greifen.

Professor Dr. **Zimmerer**, Regensburg: Ich bitte um Verzeihung, wenn ich scheinbar etwas abschweife. Ich möchte Ihre Sympathie und Teilnahme für die zurzeit hart bedrängte Templerkolonie im heiligen Lande wecken. Es handelt sich um reichsangehörige Deutsche, die durch wiederholte Angriffe in bedauerlicher Weise zu leiden hatten auf den württembergischen Kolonien in Haifa, Jaffa und Sarona, es handelt sich um deutsche Brüder, die wiederholt dort in unerhörter Weise hingemordet sind. Ich bitte den Kongress, den Bedrängten seine Teilnahme auszusprechen. Für diejenigen Herren, denen die überaus erspriesslichen und segensreichen Arbeiten der „Templer" im heiligen Lande bisher unbekannt geblieben sind, möchte ich der Kürze halber auf die Jubiläumsschrift von Hans Brugger über die deutschen Siedelungen in Palästina, Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft, Bern 1909. K. J. Wyss, verweisen.

Missionsdirektor **Hennig**, Herrnhut: In bezug auf die Erziehungsfrage der Eingeborenen mussten wirtschaftliche Kreise und Mission, als sie zum ersten Male zusammengeführt wurden, sich in einem gewissen Gegensatz befinden, weil ihre Grundforderungen entgegengesetzte sind: der Mission ist die Erziehung der Eingeborenen Selbstzweck, die kolonialwirtschaftlichen Kreise mussten Erziehung zur Arbeit für das Kolonialvolk wünschen. Diese Gegensätze scheinen deshalb mehr zu verschwinden, weil man angefangen hat, sich in seinen beiderseitig berechtigten Wünschen besser zu verstehen. Auf beiden Seiten sind Fehler gemacht worden, auf beiden hat man gelernt. Die Konsequenz eines rein wirtschaftlichen Zweckstandpunktes — Arbeit für den Weissen — war die Sklaverei. Hat sie eine Erziehung zur Arbeit geleistet? Nein, das Gegenteil! In der holländischen Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonie Suriname hatte bis 1863 die Sklaverei bestanden. Was finden wir heute? Ein arbeitsscheues, schwarzes Proletariat! So wenig die Sklaverei irgendwie wertvolle Erziehung üben kann, so wenig ihr Gegenteil, die absolute Freiheit — hierfür liefern englische Kolonien manches Beispiel. Man hat auch geglaubt, das schwarze Kind ebenso erziehen zu müssen wie das weisse, hat dieselben Schulpläne und Forderungen für sie aufgestellt, und das Resultat war der traurige „Schulkaffer" mit unverdauten Kenntnissen, faul und anspruchsvoll. Aber, wenn man für das Produkt dieser Erziehungsmethode, wie es so oft die Presse tut, nicht nur Zeitungen, sondern auch eine Anzahl kolonialer Zeitschriften, einfach die Mission verantwortlich macht, so tut man ihr das schwerste Unrecht. Der berüchtigte „Schulkaffer" ist nicht ein Produkt der Mission, sondern das eines falschen, mehr philanthropischen als christlichen Erziehungssystems gewesen. Es ist besonders den deutschen Missionaren zu verdanken, wenn gerade im Erziehungswesen der Kapkolonie mehr und mehr der Grundsatz anerkannt wurde, dass die Eingeborenenschule sich von der Schule für die Weissen unterscheiden und deshalb sich auf der Pflege der Muttersprache aufbauen müsse, damit überhaupt eine wirkliche Schulung und Erziehung stattfinden könne.

Bei dem grossen Problem der Erziehung handelt es sich aber nicht nur um die Schule und das Kind, sondern ebenso um den Erwachsenen; ich möchte hier auf einen Punkt hinweisen, der des Hinweises bedarf. Will man eine brauchbare eingeborene Arbeiterbevölkerung gewinnen, so bedarf diese als Grundlage für ihren Bestand, ihre gesunde Entwickelung, ihr Glück und ihren Wohlstand des Heims, des eigenen Grundes und Bodens, wie eines geordneten Familienlebens. Zerstört z. B. die Verfrachtung grosser Arbeitermassen etwa in Plantagendistrikte diese Grundlagen geordneten Volkslebens, so zerstört sie gerade das, was man will und bedarf, ein zur Arbeit fähiges und williges Volk. Auch hier liegt eine Erziehungsfrage von grösster Bedeutung vor.

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern: Wenn die 2462 Missionsschulen, welche den 96 konfessionslosen Regierungsschulen gegenüberstehen, an die Aufsicht oder Unterstützung der Regierung ausgeliefert würden, so würde das gegen das Prinzip der Freiheit der Religionsübung verstossen, welche durch die Kongo-Akte garantiert ist. Denn die Missionsschulen sind ein Annexum religionis. Die Verquickung der geistlichen mit der weltlichen Gewalt, welche soviel Unglück über das im Jahre 1806 untergegangene Deutsche Reich gebracht hat, ist aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sowohl von Leo XIII. in der Enzyklika Annum ingressi sumus vom 19. März 1902 verworfen, als auch in der deutschen Reichsverfassung vom 14. April 1871 nicht begründet. Vielmehr ist in Artikel 4 die „Religion" aus den Angelegenheiten der weltlichen Gewalt ausgeschieden. Dadurch ist geboten, dass das Deutsche Reich als christliches Reich den christlichen Standpunkt Leos XIII. im Schulwesen teilt. Die von Leo XIII. gebotene Scheidung der geistlichen von der weltlichen Gewalt darf nicht verwechselt werden mit der sogenannten Trennung von Staat und Kirche, welche, solange es eine christliche Kultur gibt, unmöglich ist.

Justizrat Dr. **Bachem**, Steglitz: Es ist vorhin für das Verhalten der Reichsverwaltung gegenüber dem missionarischen Schulwesen in unsern Kolonien das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat verlangt worden. Wenn auch der geehrte Herr Vorredner, der dies Verlangen vorgebracht hat, Graf Hoensbroech, inzwischen bereits unsere Versammlung verlassen hat, so möchte ich mich doch der Pflicht nicht entziehen, einiges, soweit die Kürze der Zeit es gestattet, darauf zu antworten. Was soll man in diesem Sinne unter Trennung von Kirche und Staat verstehen? Bisher ist das missionarische Schulwesen selbständig und unabhängig, und der Staat kümmert sich nicht darum. Soll die „Trennung" noch weiter gehen? Es wurde Trennung von Kirche und Staat verlangt, um Konfessionsschwierigkeiten und Konfessionszwistigkeiten zu verhüten. Wenn man dieses Prinzip konsequent verfolgt, so kann man nur dazu kommen, für unsere Kolonien das Verbot von Konfessionsschulen und die alleinige Zulassung von religionslosen Schulen zu verlangen, was ja auch anscheinend schon von gewissen Seiten als Zielpunkt ins Auge gefasst war. Nichts würde allen bisherigen Erfahrungen so widersprechen, als ein solches System. Wir haben in unsern Kolonien ein klar katholisches missionarisches Schulwesen und ein ebenso klar evangelisches Schulwesen. Bisher hat die Reichsverwaltung mit den Missionaren beider Konfessionen gemeinschaftlich gearbeitet, und auf diesem Boden sind die bisherigen Erfolge erzielt worden. Nur auf diesem Boden sind die bisherigen Erfolge erzielt worden. Nur auf diesem Boden sind auch in Zukunft Erfolge zu erzielen. Die Stimme des geehrten Herrn Vorredners war übrigens so vereinzelt, dass ich ohne weiteres als Meinung der ganzen übrigen Versammlung annehmen darf: nicht Trennung von Kirche und Staat in unsern Kolonien, sondern wie bisher verständiges, freundschaftliches, vertrauensvolles Hand in Hand gehen der Reichsverwaltung mit den Missionen beider Konfessionen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfte zum Wohle der Kolonien des deutschen Vaterlandes das beste sein.

Abt **Norbertus Weber,** St. Ottilien (Schlusswort): In der Eingeborenenfrage müssen wir versuchen, uns objektiv und einigend zwischen alle Interessenten in unsern Kolonien zu stellen. Der in die Diskussion hineingeworfene Gedanke der Trennung von Kirche und Staat war nicht glücklich. Es hätte weder gestern noch heute das einheitliche Zusammengehen aller und die Aufforderung dazu gestört werden sollen. Ich habe in meinem Vortrag darauf hinarbeiten wollen, dass jeder, der in die Kolonie hinauszieht, sich bewusst ist, seine deutsche Heimat zu vertreten. Jeder hat als Volkserzieher mitzuarbeiten. Es kann ja Gebiete geben, wo Sonderinteressen und Standeswünsche hervortreten. Pubertätsfeiern wurden in der Diskussion näher erwähnt. Ich habe sie nur dem Namen nach genannt als beachtenswert in der hygienischen Erziehung der Eingeborenen. Ich verstehe den Wunsch des Ethnologen, wenn derselbe auf Erhaltung solcher Volksgebräuche geht. Und doch sind es „Abscheulichkeiten", wie Dr. Weule sagt. Die Interessen der Kultur und der Regierung müssen die Abschaffung fordern. Wie? Vielleicht durch Einführung von andern Festen, die einen materiellen Genuss bieten. Dies eine Beispiel des Zusammengehens aller liesse sich durch viele andere ergänzen. Wir müssen alle eins sein in der Erziehung der Jugend; die jetzigen Erwachsenen sind grösstenteils unzugänglich. Aber die Jugend wächst heran zum Mannesalter, und dann kommt eine Generation, die den Grundstock liefert für ein glückliches Volk, zur Freude und zum Wohle des deutschen Vaterlandes.

Geh. R. Prof. D. theol. **Mirbt,** Marburg (Schlusswort): Nach den Ausführungen der Herren Vorredner kann ich es unterlassen, den Schwierigkeiten des Problems Kirche und Staat noch einige Worte zu widmen. Wie von der Mission eine Fortsetzung des freundlichen Zusammenwirkens mit den staatlichen Faktoren dringend gewünscht wird, so auch umgekehrt von seiten der Kolonialverwaltung. Es scheint mir nicht praktisch, die Behandlung der Schulfrage mit kirchenpolitischen Erörterungen zu verquicken. Ich betone nur, dass auf evangelischer Seite das Verlangen nach voller Freiheit der Betätigung in der evangelischen Missionsarbeit nicht minder stark vorhanden ist als in den Kreisen der katholischen Mission. Auf evangelischer Seite besteht keinerlei Neigung, für eine reichliche Mahlzeit an der Staatskrippe Freiheit und Selbständigkeit preiszugeben. Ich möchte in dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beziehung nicht das leiseste Missverständnis aufkommen lassen. Unter Rückverweisung auf das in meinem Referat Gesagte bitte ich, die tatsächlichen Verhältnisse zu berücksichtigen. Wir stehen erst am Anfange der Erschliessung unserer grossen Kolonialgebiete. Sehen Sie sich die Karte*) an! Welcher kleine Bruchteil von Deutsch-Ostafrika ist erst besetzt! Was liegt noch vor uns! Selbst in Togo wartet doch noch die grössere Hälfte des Landes auf unsere Arbeit. Was für ein schmaler Küstenstreifen von Kamerun ist erst in Angriff genommen. Die weitaus grösste Aufgabe liegt auch hier noch vor uns! Das gleiche ist bei den andern Kolonien der Fall. Nun stehen wir vor der Tatsache, dass die evangelische wie die katholische Mission auf dem Gebiet der Schultätigkeit ihre Kräfte bereits aufs äusserste angespannt haben. Da nun auf der anderen Seite anerkannt wird, dass durch die Schule grosse Kulturaufgaben gelöst werden sollen, die Regierung aber zurzeit nicht in der Lage ist, ein staatliches Schulwesen in dem erforderlichen Umfang zu schaffen, so entsteht die Frage, ob durch finanzielle Unterstützung der von den Missionen unterhaltenen Schulen erreicht werden kann, dass der Unterricht der Eingeborenen weiter ausgedehnt wird. Die tatsächlichen Verhältnisse und Missstände zwingen uns die Frage auf. — Weiter ist zu beachten, dass es sich nicht darum handelt, ob zwischen Kolonialregierung und Missionsschulwesen Beziehungen erst geschaffen werden sollen, sondern dass bereits eine Beeinflussung des missionarischen Schulwesens seitens der Regierung stattfindet. Togo scheint das Versuchsfeld auf dem Gebiete des Schulwesens zu sein. Wir stehen vor der Tatsache, dass durch die Aufstellung der Lehrpläne der Regierungsschulen ein sehr starker Einfluss von seiten des Gouvernements auch auf die Missionsschulen ausgeübt wird. Wenn die staatlichen Schulen ihren Schülern Abgangszeugnisse ausstellen, dürfen die Missionsschulen nicht zurückstehen. Indem sie aber die staatliche Prüfungskommission als massgebende Instanz anerkennen, stellen sie sich unter den Einfluss der Regierung auch in bezug auf die Gestaltung des Lehrplanes. Eine Beschränkung des missionarischen Einflusses auf die Schule findet damit jedoch nicht statt. Wir tun daher am besten, wenn wir in bezug auf das Problem Staat und Kirche in unseren Kolonien keine allgemeinen theoretischen Erörterungen anstellen, sondern uns auf den Boden der konkreten Verhältnisse stellen und auf dem Wege der Erfahrung Schritt für Schritt vorwärts gehen. In bezug auf die Frage einer Dotation möchte ich nur noch bemerken, dass deren An-

*) Am Schluss des Werkes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahme noch kein Abhängigkeitsverhältnis gegenüber der Kolonialregierung in sich schliesst. Ueber den Modus einer solchen Unterstützung habe ich mich überhaupt nicht geäussert. Bei dem Vorschlag der Begründung eines Dezernates für Unterrichts- und Kulturwesen schwebte mir der Gedanke vor Augen, dass es nicht wünschenswert sein kann, dass der jetzt bestehende Mangel an Einheitlichkeit und klaren Zielen auf dem Gebiet des Schulwesens weiter andauert. Die selbstverständliche Voraussetzung einer Vereinheitlichung des Schulwesens in unsern Kolonien ist mir aber, dass dieselbe natürlich unter der Mitwirkung der Kreise erfolgt, die bisher erfolgreich die Arbeit getan haben. Wie die Mission nicht geneigt wäre, ihre Tausende von Schulen an den Staat hinzugeben, so dürfte auf dessen Seite kein Verlangen danach vorhanden sein, diese Aufgabe zu übernehmen, der er nicht gewachsen ist. Wir wollen uns vielmehr alle in dem Wunsche vereinigen, dass das missionarische Schulwesen auf dem bewährten Wege verharren wird, durch energische Betonung der religiös-sittlichen Einwirkung auf die Eingeborenen unsern Kolonien zu dienen.

Die Polygamie und deren kulturelle Schäden.

Von P. Dr. **Josef Froberger**, Provinzialoberer, Trier.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Wer die kulturelle Entwickelung unserer Kolonien im Auge hat und das grosse Problem der Eingeborenenerziehung studiert, stösst bald auf eine Schwierigkeit, die ihm fast unüberwindlich entgegentritt und welche dem ernsten Kolonialfreund eine schwere Aufgabe stellt: die Frage der Polygamie. Eine solche Frage mit billigen Redensarten zu behandeln oder über sie leichthin, mit einem skeptischen Achselzucken zur Tagesordnung überzugehen, wie es leider oft geschieht, wäre an diesem Platze sicherlich unwürdig, und ein deutscher Kolonialkongress muss zu ihr Stellung nehmen. Gern gestehe ich ein, dass, so leicht es auch sein mag, die kulturellen Schäden der Polygamie darzulegen, es sehr schwer fallen muss, die nötigen Gegenmittel überzeugend zu kennzeichnen, und dass der Standpunkt des Missionars nicht jedem Kolonialfreund sofort einleuchtet. Aber einmal muss die Frage doch angeschnitten werden, und es ist möglich, dass in ernster

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diskussion sich vielleicht geeignete Wege finden, um durch ein Zusammenwirken aller beteiligten Kreise auch auf diesem Gebiete Positives zur kulturellen Hebung unserer Kolonien zu leisten. Es muss von vornherein bemerkt werden, dass es eine grosse Täuschung wäre, anzunehmen, dass der Kampf gegen die Polygamie bloss von positiv-christlichen Erwägungen auszugehen hat, denn schliesslich würde er dann nur auf eine Förderung des Missionswesens hinauslaufen und der Zweck dieser Erörterungen wäre dann lediglich die Feststellung eines weiteren Grundes zur Empfehlung der christlichen Missionstätigkeit. Wir müssen vielmehr darüber hinausgehen und die Forderung aufstellen, dass nicht bloss positiv-christliche, sondern auch allgemein menschliche Kulturinteressen den Kampf gegen die Polygamie gebieterisch verlangen. Es gibt eben leider gewisse Kreise, die bei solchen Fragen allzuleicht eine prinzipielle Voreingenommenheit der Missionare und Missionsfreunde zu sehen glauben und sich derartigen Forderungen gegenüber misstrauisch verhalten, als ob man nur doktrinär vorgehen wolle und nur christliche Propaganda im Auge habe, wo es sich um praktisch so ernste Probleme handelt, welche die ersten Grundlagen der Wohlfahrt unserer Kolonien berühren.

Darum vermeide ich mit Absicht rein theoretische Ausführungen, die hier weniger am Platze wären, um dafür mit aller Deutlichkeit auf diejenigen Punkte hinzuweisen, welche dieser Frage einen hervorragenden Platz innerhalb der Verhandlungen eines Kolonialkongresses sichern müssen. Ich appelliere daher weniger an die religiösen Ueberzeugungen eines jeden einzelnen, als an die ruhigen und verstandesmässigen Erwägungen des menschenfreundlichen Kolonialpolitikers.

Das Problem der Polygamie ist zum Teil mit der Frage der islamischen Gefahr eng verknüpft, da unter dem Schutz der religiösen Ansichten des Islam die Polygamie sich speziell in den afrikanischen Kolonien verbreiten konnte. Doch ist sie auch bei Heidenvölkern noch genug im Brauche, um sie von der Frage der kulturellen Gefahr des Islam loslösen zu können. Auch ist dies der Klarheit des Standpunktes wegen besser, da sonst die Verschiedenheit der Gesichtspunkte das Bild leicht verwirren könnte. Wenn daher speziell von Schäden der Polygamie in mohammedanischen Ländern gesprochen wird, so sollen damit nur Beispiele angeführt und nicht besondere Argumente gegen den Islam selbst gebracht werden.

Die kulturellen Schäden der Polygamie können in folgenden Hauptpunkten betrachtet werden:

1. Zerrüttung des Familienlebens;
2. Unmöglichkeit einer Kindererziehung;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Herabwürdigung des Weibes;
4. Bevölkerungsrückgang.

An fünfter Stelle könnte noch die Verhinderung christlicher Missionstätigkeit genannt werden, aber nach den einführenden Erklärungen übergehe ich diesen Punkt mit Absicht, um dafür die andern um so schärfer hervorzuheben.

Die Zerrüttung des Familienlebens durch die Polygamie ist für jeden, der längere Zeit in Ländern lebte, in denen die Polygamie herrscht, eine Tatsache, die nicht weggeleugnet und auf keine Weise beschönigt werden kann. Da mit ihr die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne verschwindet und zudem das Weib zu einer Ware gemacht wird, die ein reines Handelsobjekt ist, kann keine Rede von solchen dauernden Gefühlen der Zuneigung sein, die ein Familienleben begründen. Man braucht nicht einmal an eine ausgebildete Vielweiberei zu denken, wie sie bei Häuptlingen, Sultanen oder reichen Eingeborenen der Fall ist; auch die Polygamie mit zwei oder drei Weibern zeitigt bereits diese Wirkungen. Zudem ist die Polygamie mit einer grossen Leichtigkeit der Ehescheidung verbunden, welche dem gesamten Familienleben eine noch losere Erscheinung gibt. Wie sehr die widerstrebenden Interessen der verschiedenen Frauen da in Konflikt geraten und beständige Zerwürfnisse erzeugen, braucht nicht weiter geschildert zu werden; es ergibt sich ja aus den Umständen mit zwingender Notwendigkeit. Es braucht nur erinnert zu werden, dass bei Negervölkern, bei denen die Polygamie im Schwunge ist, jeder Frau eine besondere Hütte zugewiesen werden muss, weil ein gemeinsames Zusammenleben völlig ausgeschlossen ist. Darum fehlt der polygamen Familie jeder feste Kern, oder man müsste den Egoismus des Mannes als solchen bezeichnen. Nun liegt es aber auf der Hand, dass die Familie die Grundlage eines jeden gesellschaftlichen Lebens ist; wer die Familie tötet, tötet auch den Staat. Ist ein Volksleben nicht auf einem festen und geordneten Familienleben aufgebaut, so steht es auf Flugsand, denn nirgends gibt es dann einen Punkt, an dem die sittliche und kulturelle Hebung einsetzen kann. Wenn einmal unsere europäischen Staatswesen zugrunde gehen, so wird dies nur sein, weil der Ruin der Familie dem Ruin des Staates vorausging. An dieser Wahrheit, die auch geschichtlich bereits kräftig genug erhärtet werden kann, lässt sich einmal nicht rütteln. Es wäre daher unendlich töricht, wenn man die Polygamie der Eingeborenen durch Hinweis auf gewisse sittliche Missstände unserer Zeit einigermassen entschuldigen wollte oder gar mit den so billigen Witzen, die für dies Thema keine Geistesarbeit verlangen, kulturelle Fragen er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ledigen möchte: eine solche Methode richtet sich selber, und man wird damit sein eigener öffentlicher Ankläger. Wollen wir, dass unsere Kolonien gedeihen, wollen wir richtige Eingeborenenpolitik betreiben und ein geordnetes Staatswesen erzielen, so müssen wir vor allem für das Erstarken eines gesunden Familienlebens sorgen, indem wir die monogame Ehe schützen und dadurch die einzelnen Familienmitglieder in einen dauernden und festen Verband bringen. Ohne Familie gibt es keinen Staat und ohne Familie keine geordnete Kolonie.

2. Aus der Unmöglichkeit einer wirklichen Kindererziehung in der polygamen Familie tritt dies noch deutlicher hervor. Wer die Verhältnisse einigermassen kennt, selbst in den äusserlich höherstehenden mohammedanischen Ländern, muss lächeln, wenn er überhaupt das Wort: Kindererziehung in Verbindung mit den Zuständen der Polygamie aussprechen hört. Wer soll denn da die Kinder erziehen? Etwa die armen geknechteten Mütter, in denen die stumpfsinnige Gewöhnung an ihr trauriges Schicksal jede andere Regung als die des blossen Instinktes längst ertötete? Oder der Vater, der sich eigentlich um die Kinder, so lange sie keine Arbeit für ihn tun können, möglichst wenig bekümmert und seinen Töchtern erst dann Interesse zuwendet, wenn sie, um den harten, aber sachgemässen Ausdruck zu gebrauchen, verkaufsfähig geworden sind? Gerade in diesem Punkte kann mit aller Deutlichkeit festgestellt werden, wie schädigend die Polygamie wirkt, und die Freunde der islamischen Kultur dürften wohl vergeblich eingeladen werden, den Methoden der Jugenderziehung bei den arabischen Völkern nachzuforschen, oder man müsste die bescheidenen Forderungen auf das „Steine werfen, Speere schiessen" beschränken. Gerade die prinzipielle Ungebundenheit, wie sie Knaben und Jünglingen gewährt wird, ist der beste Beweis für den vollständigen Mangel aller ernsteren Ansichten auf diesem Gebiete, und wenn man in einem gewissen Optimismus noch an das Schulwesen der höherstehenden arabischen Völker denkt, so wird es doch ziemlich mühsam sein, nachzuweisen, dass diese Art des Schulunterrichtes irgendwelche erzieherische Bedeutung habe.

3. Was aber diesem wenig erfreulichen Thema eine besonders schwerwiegende Tragweite gibt und die kulturelle Gefahr der Polygamie besonders grell beleuchtet, ist die Herabwürdigung des Weibes im Leben der polygamen Völker. Eine Einrichtung, durch welche die eine Hälfte des Volkes auf einer geistig und sittlich niedrigen Stufe zurückgehalten wird und aller individuellen Rechte verlustig geht, ist sicher kulturschädlich, und eine solche Einrichtung ist die Polygamie. Wo die polygame Ehe herrscht, da ist das Weib einfach ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Handelsobjekt, und ohne Rücksicht auf ihre eigene Neigung und gegen ihren eigenen Willen wird sie verschachert. Es ist eine der unwürdigsten Formen der Sklaverei, die auch dadurch noch eine besondere Härte annimmt, weil die Frau in der polygamen Ehe sich den endlosen Streitigkeiten und Zerwürfnissen aussetzt, die damit verbunden sind. Man behaupte nicht, dass die Stumpfsinnigkeit so gross geworden ist, dass sie dies nicht mehr fühlen; denn das Leid in der polygamen Ehe ist so gross, dass auch die stumpfsinnigste Frau noch etwas davon spürt. Dann ist es zudem noch namenlos traurig, wenn die Stumpfsinnigkeit der Frauen als Milderungsgrund angeführt werden muss, wo gerade diese tatsächliche Stumpfsinnigkeit beweist, wie sehr die Polygamie eine Herabwürdigung der Frau ist, indem sie in ihr jedes geistige und sittliche Fühlen allmählich ertötet. In Ufipa am Tanganjikasee sagen auch die Männer halb im Scherze, halb im Ernste: Die Frauen haben keinen Verstand, sie sind fast wie die Ziegen. Manche Araberstämme leugnen ganz ernst, dass die Frauen eine Seele haben. Der Kampf gegen die Vielweiberei ist daher ein Kampf für die sittliche Hebung der Frau, und darum müsste die Frauenwelt Deutschlands einstimmig dem Kampf gegen die Vielweiberei in unseren Kolonien beistimmen; denn es handelt sich um die weibliche Würde. Unlängst schrieb mir ein Missionar vom Tanganjika:

„Schutz und sittliche Hebung der schwarzen Frauen, also den Kampf gegen die Vielweiberei zu einer populären, nachdrücklichen Forderung, zu einem kolonialen Programmpunkt machen zu helfen, wäre eine würdige Aufgabe hochsinniger christlicher Frauen, welchen die christliche Kultur in Europa eine so geachtete und ehrenvolle, nicht bloss eine ebenbürtige Stellung in Familie und Gesellschaft zugeteilt hat."

Wie sehr die schwarze Frau einer sittlichen Hebung fähig ist, beweisen deutlich die christlichen Familien in den Missionen. Wem es daher mit der Eingeborenenerziehung ernst ist, der muss auf das Programm dieser Politik auch die Befreiung der eingeborenen Frauen setzen, denn ohne deren Hebung ist jedes Erziehungsprogramm ein gehaltloses Kunstgebilde. Diese Hebung der eingeborenen Frau ist aber nur möglich in der monogamen Ehe, in der fest gegliederten Familie, in der sittlichen Gemeinschaft, und darum gehört die Monogamie der eingeborenen Frauen mit auf dieses Programm.

4. Wem aber alle diese Betrachtungen noch zu sehr als humanitäre Idealträume vorkommen, möge sich wenigstens durch rein nationalökonomische Feststellungen belehren lassen; die Ziffern in einer kulturell einschneidenden Frage sprechen da auch ihre beredte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprache, und diese Frage ist die der Volksvermehrung. Man hört wohl hier und da oberflächliche Reden über die Bedeutung der Polygamie für den Bevölkerungszuwachs, aber bei genauerem Zusehen stellt sich das Gegenteil heraus. Es ist ja recht schwer, genaue Ziffern darüber zu erhalten, da diese Art der Statistik in Afrika über geringes Material verfügt, aber überall, wo genauere Erhebungen veranstaltet wurden, tritt die merkwürdige Unfruchtbarkeit der polygamen Ehe zutage. Ich will hier nur Tatsachen registrieren; die Erklärungen gehören ja auf ein anderes Gebiet, für unsern Zweck genügen diese Tatsachen vollständig. Von allen Missionaren wird bestätigt, dass mit dem Vordringen der Vielweiberei eine Bevölkerungsabnahme sich bemerkbar macht, und zwar in gewissen Gegenden in sehr auffälliger Weise. Es wäre zu empfehlen, darüber genaue Beobachtungen anzustellen. In der Landschaft Usambiro (Deutsch-Ostafrika) haben wir diese Beobachtung systematisch gemacht und kamen dabei zu überraschenden Ergebnissen. In 542 Familien zählte man bloss 803 Kinder. Von diesen 542 Familien haben 373 monogame Ehe und 169 Vielweiberei. Die 373 monogamen Familien haben nun 406 Kinder und die 169 polygamen Familien mit 375 Frauen zählen nur 296 Kinder. Also einerseits auf 373 Frauen 406 Kinder, anderseits auf 375 Frauen 296 Kinder. In derselben Landschaft zählt man auf 840 Frauen, die in polygamen Ehen verheiratet sind, 414, die überhaupt keine Kinder haben. Die Hälfte der Frauen ist also in diesem Falle kinderlos: der Fluch der Vielweiberei!

Am Tanganjikasee wird aus vielen Gegenden darüber Klage geführt, dass die jungen Männer alle Mühe haben, eine Frau zu finden, weil die alten Neger die jungen Mädchen bereits im Alter von 8—10 Jahren aufkaufen. Wie sehr dadurch auch die allgemeine Unsittlichkeit gefördert wird, braucht nicht besonders betont zu werden. Weitere Einzelheiten über derartige Punkte könnten von Missionaren in Fülle beigebracht werden, denn alle sind sich darin wohl einig, die Polygamie als den sittlichen Ruin der Familie zu betrachten.

Welches ist nun der geeignete Weg zur wirksamen Abwehr gegen die Polygamie?

Das beste Mittel ist zweifellos die Verbreitung des Christentums, und darum müssten alle Kolonialpolitiker, auch wenn sie auf einem noch so freireligiösen Standpunkt stehen, die Verbreitung des Christentums in unseren Kolonien begrüssen. Nur das Christentum bietet die sittlichen Grundgedanken, welche auf eine Veredelung und Heiligung des Familienlebens hinstreben. Das Christentum tritt in unerschütterlicher Prinzipienfestigkeit ein für die Monogamie, als die einzige Form

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Ehe, die seinen sittlichen Idealen gerecht wird. Der Islam hingegen ist derartig mit der Einrichtung der Polygamie verknüpft, dass Ausbreitung des Islam auch Ausbreitung der Polygamie stets war und stets bleiben wird. Darum wird gerade auf diesem Gebiete die Kulturfeindlichkeit des Islam ein kulturelles Hindernis für die Entwickelung unserer Kolonien sein. Ich möchte noch hinzufügen, dass die mohammedanische Polygamie viel gefährlicher ist als die heidnische, denn dort ist sie mehr System, hingegen hier mehr Zufall, dort ist sie verbunden mit prinzipieller niederer Auffassung des Weibes, hier ist sie mehr Resultat von Sinnlichkeit und Sich-Gehen-Lassen.

Manche mohammedanischen Stämme Nordafrikas beweisen dies sehr deutlich. Wie es z. B. mit der Ehe im Stamme der Schaujia, im Berbergebiet, aussieht, kann ich hier kaum schildern; es genügt wohl die Feststellung, dass die Leichtigkeit der Ehescheidung so gross ist, dass noch unlängst dort ein Araber sich in einer einzigen Woche fünfmal „verheiratete". Die laxe sittliche Auffassung ist eher im Steigen als im Fallen begriffen, und es ist geradezu lächerlich, wenn man von kultureller Hebung eines Landes reden will, in dem solche Zustände um sich greifen.

Nur das Christentum bietet das richtige Heilmittel gegen solche sittliche Verwilderung durch seine erhabene Auffassung des menschlichen Lebenszweckes und seine Wertschätzung der menschlichen Familie.

Nun erhebt sich aber die Frage, ob nicht auch die Regierung auf andere Weise Hilfsmittel zur Bekämpfung der Polygamie darbieten könnte. Gesetzliche Massnahmen wird wohl niemand empfehlen wollen und sie wären dem Islam gegenüber auch nicht durchführbar. Man machte auch schon den Vorschlag, eine Besteuerung der Weiber einzuführen als Ergänzung der Hüttensteuer. Aber die Hüttensteuer trifft eigentlich die Vielweiberei schon in einem gewissen Massstabe, dort, wo die Hütten der Weiber als besondere Hütten gezählt werden. Ausserdem muss hier mit aller Entschiedenheit betont werden, dass es keine Würdigung der Sachlage wäre, eine so ernste, ethische Frage mit ähnlichen Mitteln lösen zu wollen; die Achtung vor den hohen ethischen und kulturellen Normen, um die es sich hier zunächst handelt, würde sich mit solchen Massnahmen schwerlich vertragen, und das arme Eingeborenenweib zu einem Steuerobjekt herabzusetzen, wäre kaum ein Beitrag zur Hebung der weiblichen Würde. Was soll dann aber geschehen? wird man sich fragen. Welche anderen Mittel stehen uns ausser der Ausbreitung des Christentums zu Gebote? Ich ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehe es gern ein, die Antwort ist nicht so leicht. Doch möchte ich trotzdem die bescheidene Frage aufwerfen, ob es nicht möglich wäre, den Eingeborenen allmählich die Meinung beizubringen, dass die europäischen Kolonialregierungen die Polygamie nur ungern sehen und sie nur, dem Drucke der Umstände gehorchend, dulden. Wäre es nicht möglich, durch gelegentliche Bemerkungen und systematische Belehrung in der Schule den Eingeborenen eine höhere Auffassung der Familie zu übermitteln? Ginge es nicht an, allmählich die Tätigkeit der Mission zu unterstützen durch eine Verstärkung des Eindrucks, den sie durch Belehrung über die weibliche Würde hervorzubringen sucht? Ich verlange von der Kolonialverwaltung keine systematische Propaganda für Monogamie, aber bei den unleugbaren kulturellen Schäden der Polygamie wäre doch mit einer derartig sanften und progressiven Einwirkung nicht zu viel verlangt. Die Zeit ist noch nicht da, um mit praktischen Vorschlägen in bestimmter Form eine schärfere Lösung zu versuchen; wenn einmal das Christentum sich in den Kolonien mehr verbreitet hat, wird diese Frage von selbst brennend werden, denn es kann nie zugegeben werden, dass christliche Mädchen an Polygamisten ausgeliefert werden, und darin können wir wohl auf den Schutz der Regierung vertrauen. Wir können wohl auch mit Recht verlangen, dass man die Freiheit der Frauen, soweit es möglich ist, schützt und gegen den Zwangsverkauf mit den gesetzlichen Mitteln einschreitet. Ich will daher keine weiteren praktischen Vorschläge machen, denn ich vertraue darauf, dass sich in den massgebenden Kreisen unter dem Eindruck der Tatsachen immer mehr diejenige Stimmung verbreitet, welche die Polygamie als eine kulturelle Kolonialgefahr betrachtet, und dies ist die Vorbedingung für eine erfolgreiche Abwehr gegen die Polygamie. Wird eine solche Frage einmal ernst betrachtet, so ergibt dies auch ein ernstes Verhalten in ihrer praktischen Behandlung, und meine Ausführungen möchten nur in diesen Wunsch ausklingen; das ist ihr ganzer Zweck. Auf diesem Boden können sich alle kolonialfreundlichen Kreise in einmütigem Vorgehen unterstützen, und je mehr sie die nötige ernste Stimmung über dies grundlegende Kulturproblem verbreiten, um so schneller wird sich dessen Lösung ergeben. Dann ist nämlich die Lösung gefunden, wenn einmal alle Eingeborenen in unseren Kolonien damit rechnen müssen, dass es bei allen Europäern über diesen Punkt nur eine gemeinsame und entschiedene Ansicht gibt: nämlich die Hochschätzung der monogamen und sittlich fest gegründeten Familie als dem einzigen festen Fundament aller gesellschaftlichen Ordnung und kolonialen Entwickelung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Provinzial P. **Acker,** Knechtsteden: Ich möchte kein Wort dem hochinteressanten Vortrage P. Frobergers beifügen, aus Furcht, den Eindruck abzuschwächen. Nur ein Faktum bezüglich der Kinderzahl möchte ich der Statistik beifügen. Während meines Aufenthaltes in Sansibar habe ich drei Sultane gekannt. Von diesen hatte Seyid Bargasch bei etwa 70 Frauen nur zwei Kinder, Seyid Khalifa bei etwa 40 Frauen nur ein Kind, Seyid Ali bei etwa 30 Frauen nur zwei Kinder.

P. **Dicks,** Hiltrup: Die geschilderten Schäden der Polygamie beziehen sich auf Afrika; aber wir finden sie auch in vollem Masse in der Südsee, speziell auf Neu-Pommern. Dort haben wir es mit einer beschränkten Polygamie zu tun. Dem jungen, heiratsfähigen und -bedürftigen Mann wird von seinem Onkel ein kleines Mädchen, manchmal von 2—3 Jahren, gekauft. Der junge Mann muss nun warten, bis das Mädchen das Reifealter erreicht hat. Bietet sich inzwischen eine Gelegenheit, eine Witwe zu kaufen, so geschieht es gewöhnlich. Hat dann das Mädchen etwa 10 Jahre erreicht, manchmal auch noch eher, so wird es gezwungen, mit dem Manne zu leben. Die Schäden sind die gleichen wie in Afrika. Auch auf Neu-Pommern ist die Kinderzahl in den polygamen Ehen sehr gering. Wir haben in einem Teil von Neu-Pommern ein gesetzliches Verbot der Polygamie für Christen, das bei konsequenter Durchführung zum Verschwinden der Polygamie führen muss. Es wäre zu wünschen, dass diese Bestimmung auf die übrigen Schutzgebiete ausgedehnt werde.

Missionsdirektor D. **Gensichen,** Berlin: Zu dem 3. Punkt: Herabwürdigung der Frau. Bei einem Besuch, den ich dem Häuptling Uncwadi in Natal machte, spürte ich allerdings eine Art von Zuneigung des Mannes zu der „grossen" Frau, die krank war, und über deren Leiden er aufrichtig betrübt schien. Von dem Trost, den ich ihm deshalb zusprach, wollte er nichts wissen. Die Unhöflichkeit dieser Abwehr meiner Trostworte entschuldigte er nachher so: „Ja, ich bin nicht höflich gewesen, aber du musst das nicht übel nehmen, denn ich bin heute so traurig über die Krankheit meiner grossen Frau." Und doch war bei Uncwadi auch diese Frau — wie die andern — im Grunde hauptsächlich darum geschätzt, weil sie ihm, dem Fürsten, das Hauptstück seines weiblichen Hofstaates war, ihm also seine Fürstenwürde erhöhte, und anderseits, weil seine Weiber seine Arbeitstiere waren, die ihn täglich mit Nahrung versorgten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie gross das Hindernis ist, welches die Polygamie der Annahme des Christentums namentlich bei den Häuptlingen entgegenstellt, erfuhr ich sehr deutlich an dem Häuptling Ngela in Kidugala, Deutschostafrika. Ich konnte ihn im Gottesdienst anreden und sagte: „Ngela, du hast vor drei Jahren drei Gesandtschaften nach Ikombe geschickt, um unsere Lehrer zu dir zu holen. Sie sind gekommen. Du hast deinen Lehrer Maass sonntäglich predigen gehört, hast dich am Sonnabend entschuldigt, wenn du einmal wegen Krankheit nicht kommen konntest. Warum hast du dich nie entschlossen, in den Taufunterricht zu kommen? Ich will's dir sagen, du willst deine Weiber nicht entlassen!" Der Mann bedankte sich nachher wegen der ehrenvollen Erwähnung, die er in der Kirche erfahren, aber er ist jetzt — 10 Jahre später — nicht um einen Schritt der Annahme des Glaubens näher gekommen. Und doch war und ist er wohl heute noch eine suchende Menschenseele. — Wie furchtbar und wie gefährlich ist die Polygamie der Ausbreitung des Evangeliums durch die Mission!

Pater **Kilian Müller**, O. Cap., Ehrenbreitstein: Wir haben auf den deutschen Karolinen-Inseln keine Polygamie, aber solche Zustände, die dieser gleichkommen. Es ist keine Seltenheit, dass ein Mann innerhalb kurzer Zeit mehrere Frauen entlässt und wieder andere annimmt. Das Verhältnis des Mannes zur Frau ist ein sehr lockeres. Bei den Eheschliessungen und Ehetrennungen entscheidet nur das Geschäft. Ein grösserer Vorteil kann einen Mann nur zu leicht bewegen, die Frau zu entlassen und eine andere zu heiraten. Daher kommt es auch, dass die Frau keine Achtung besitzt und alle Arbeit leisten muss. Eine weitere Folge ist das Adoptivunwesen. Selten erzieht eine Mutter ihre eigenen Kinder. Findet sie oder der Mann andere Kinder schöner als die eigenen, so wird durch Vermittelung des Häuptlings ein Tausch der Kinder durchzusetzen gesucht. So kommt es nicht selten vor, dass Eltern ganz fremde Kinder ernähren — erziehen kann man nicht sagen. In diesen Verhältnissen müssen die Regierung und die Mission mit gegenseitigem Vertrauen zusammen arbeiten. Hier steht nicht etwa nur christliches Interesse auf dem Spiele, sondern auch ein volkswirtschaftliches. Nur Stabilität in der Ehe der Eingeborenen wird die Würde der Frauen heben und deren Kindern eine gedeihliche Erziehung ermöglichen.

Missionar **Mohr**, Kirchheim u. T.: Bis zur Aufhebung der Sklaverei an der Goldküste anfangs der 70er Jahre war die Vielehe das Vorrecht der Häuptlinge, Freien und Reichen des Landes. Diese Poly-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gamisten waren die privilegierten Faulenzer der Bevölkerung. Nach Aufhebung der Sklaverei begann im ganzen Lande unter der Jungmännerwelt ein fröhliches Heiraten. Unsere seit 50 Jahren genau geführten Kirchenbücher zeigen die auffallende Vermehrung unserer heidenchristlichen Gemeinden, wo an der Einehe festgehalten worden ist und festgehalten werden muss. — Die Einehe, nicht die Vielehe, ist bei den Heiden an der Goldküste das Ursprüngliche. Selbst Polygamisten haben eine Hauptfrau, deren Ansehen und Einfluss über dem der anderen Frauen steht. Zur Bewältigung der ausgibigst geübten Gastfreundschaft bei den Eingeborenen — vorab bei den Häuptlingen und Händlern — gehörte die Polygamie. Die einzelnen Frauen waren dazu da, diese Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen.

Bei dem ausgeprägten Familiensinn des Goldküsten-Negers, wo die verheiratete Frau nicht zur Familie des Mannes, sondern stets zu ihrer eigenen früheren Sippe sich hält, ist vollends in der Vielehe an ein Familienleben nicht zu denken. Die Mission hat selbst in heidenchristlichen Gemeinden Mühe, das Ideal einer christlichen Ehe hochzuhalten. Das Beispiel der monogamen Ehe der Missionare ist da von grossem Wert und hat weitgehende Wirkungen. Bei dem herrschenden heidnischen Neffenerbrecht ist das Hochhalten der Einehe ein Mittel, Mann und Weib zusammenzubringen und ihre Kinder für sich in Anspruch zu nehmen, wie die Heiden es nur in christlichen Einehen vor Augen haben.

Neuerdings zeigt sich gerade bei gebildeten Negern, besonders bei solchen, die in England gewesen sind, die Neigung, zur Hebung ihres Ansehens und zugleich als Arbeitskräfte (z. B. als Zwischenhändler der Firmen) sich mehrere Frauen zuzulegen. Es werden dadurch manchen jungen Männern Heiratsgelegenheiten genommen, aber auch — bei ledig bleibenden Christenmädchen — viele heiratsfähige Mädchen in Versuchung geführt, an Polygamisten sich zu hängen. Wir haben an der Goldküste dieses schwierige Problem, müssen aber trotzdem unentwegt an der Einehe festhalten.

Justizrat Dr. **C. Bachem,** Steglitz: Ich kann nicht über die Lage der polygamen Ehen im allgemeinen reden. Wohl aber weiss ich einigermassen Bescheid über die Lage der polygamen Ehen in unserer Kolonie Ostafrika. Auch für die Negervölker gilt das allgemeine Naturgesetz, dass der weibliche Teil der Bevölkerung den männlichen an Zahl überragt, aber doch nur um einen ganz geringen Bruchteil. Seitdem in Ostafrika der frühere ewige Kriegszustand einem geordneten Friedenszustand gewichen ist, bedeutet dort die Polygamie des einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teils der Bevölkerung für den Rest der männlichen Bevölkerung den Nachteil, dass ihm die geeigneten Frauen fehlen. Regelmässig kann nur ein kleinerer Teil der Bevölkerung sich den Luxus einer Mehrehe leisten, und ein ganz kleiner den Luxus einer grossen Anzahl von Frauen, letzteres wesentlich nur die Häuptlinge. Regelmässig kann nur der vermögende Neger sich eine zweite und dritte Frau leisten. Regelmässig kaufen dann die älteren und reicheren Neger junge und ganz junge Mädchen. Namentlich ganz alte Neger kaufen ganz junge Mädchen als Frauen, um billige und willige Pflegerinnen ihres Alters zu haben. Was bleibt dort übrig für die jungen Männer? Wir haben dort alte Männer mit mehreren ja vielen jungen Frauen, und junge Männer, denen nur alte Frauen, vielfach Witwen als Ehefrauen übrig bleiben. In der polygamen Ehe tritt regelmässig und naturnotwendig sehr bald sexuelle Erschöpfung des Mannes ein. Daher die Unfruchtbarkeit dieser Ehen. Und dazu junge Männer in Einehe mit alten Frauen! Es ist selbstverständlich, dass damit die Bevölkerungszunahme in hohem Masse gehemmt ist. Und nun das Elend in diesen Ehen! In den polygamen Ehen ist durch die Leistungsunfähigkeit der Männer einer übergrossen Zahl von Frauen das Mutterglück versagt. Gar viele junge Männer haben keine Nachkommenschaft, weil die Frauen zu alt sind. Zahlreiche Beziehungen zwischen jungen Männern und solchen bedauernswerten jungen Frauen alter Neger, die nach dem geltenden Recht Ehebruch sind, sind die Folge. Weiter sind zahlreiche Zwistigkeiten, Klagen und Strafen die natürliche Folge. Die Polygamie ist nichts als eine Form der Sklaverei. Sie ist nur möglich auf Grund des Frauenkaufes. Auch die Negerin, wenn sie frei ist, wird nicht einem schon verheirateten Manne ihre Hand reichen. Haben wir uns für verpflichtet gehalten, die Sklaverei abzuschaffen, so müssen wir auch die polygamische Sonderform der Sklaverei für die Frau abschaffen. Ich weiss, dass heute von Obrigkeits wegen in diesem Sinne noch nicht viel geschehen kann. Aber das Ziel muss unverrückt im Auge behalten werden. Die Polygamie ist als eine wirtschaftliche Sache aufzufassen. Der Kauf mehrerer oder vieler Frauen ist in Ostafrika die Form der Kapitalanlage, der Kauf von Arbeitskräften. Wollen wir unseren schwarzen Schutzbefohlenen christliche Kultur bringen, so müssen wir sie nicht nur den Männern, sondern auch den armen geknechteten Frauen bringen, für welche die erste Forderung die allmähliche Zurückdrängung und schliessliche Beseitigung der Polygamie ist. Hoffentlich sind entschiedene Massregeln in diesem Sinne bald möglich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pfarrer D. **Richter,** Schwanebeck. Dieser Kolonialkongress hat ein lebhaftes Interesse an der Verhandlung dieses Themas; von hervorragender kolonialer Seite ist den Missionen speziell in Deutsch-Ostafrika empfohlen worden, in den christlichen Kirchen der Polygamie Raum zu gewähren, um auch dadurch der Ausbreitung des Islam wirksam entgegentreten zu können. Die protestantischen Missionen haben nach sorgfältigster Erwägung unumwunden abgelehnt: non possumus. Zu den vier angeführten Schäden der Polygamie ist ein fünfter wesentlicher Punkt hinzuzufügen: Eine Erziehung zur Arbeit ist speziell in Ostafrika schier unmöglich, solange die Polygamie zu Recht besteht. Denn eben die kulturell wertvolle Arbeit des Ackerbaues ist nicht zu entwickeln, solange dieselbe ausschliesslich oder vorwiegend in den Händen der Frau liegt und als des Mannes unwürdig gilt. Deshalb muss die Hackkultur durch die Pflugkultur verdrängt werden. — Ausserordentlich wertvoll waren die sorgfältigen statistischen Angaben des Referenten. Das ist das *πρῶτον ψεῦδος* bei so vielen Kolonialen, dass die Polygamie die Bevölkerungszunahme befördere. Genau das Gegenteil ist richtig. Sorgfältige Erhebungen darüber werden ein sicheres Urteil ermöglichen. Zu den praktischen Massnahmen zur Bekämpfung der Polygamie, welche überaus delikat sind, sei nur erwähnt, dass ein soziales Unrecht, eine Begünstigung der Polygamie und Benachteiligung der in Monogamie lebenden Christen verbunden sein kann mit dem Uebergang von der Hüttensteuer zur Kopfsteuer. Das Gouvernement hat zur Beseitigung dieser Benachteiligung bereits Massnahmen ergriffen. Sie müssen forgfältig und ernst durchgeführt werden.

Missionar **Irle,** Rheydt. Eine wirkliche polygamische Ehe ist in Südwestafrika kaum vorhanden. Es kann von „Ehe" keine Rede sein, sondern nur von einer Männer- und Weibergemeinschaft, oupanga. Wieviel Frauen ein Polygamist hat, ist kaum festzustellen. Fragte man z. B., wieviel Frauen eigentlich Maharero habe, so erhielt man bald die Antwort „25", bald „50", andere sagten sogar „100". Auch über die Kinder eines Polygamisten eine Statistik aufzustellen, ist kaum möglich. Die Kinder gehen nicht mit dem Vater, sondern mit den verschiedenen Müttern. Wer der eigentliche Vater dieses oder jenes Kindes ist, lässt sich wegen der oupanga nicht feststellen. Die Polygamie nebst oupanga, Weibergemeinschaft, ist ein Sumpf, von dem man sich hier kaum eine rechte Vorstellung macht. Bei dem Häuptling Kambazembi in Waterberg ist es 1901 vorgekommen, dass z. B. ein Mann, nach Herero-Erbrecht, seines verstorbenen Bruders

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau samt ihrer Tochter zur Frau nehmen musste. — Ein Sumpf also, der den Namen Ehe nicht beanspruchen kann.

Missionsinspektor Lic. **Axenfeld,** Berlin: Manche im Referat geschilderten Schäden sind nicht lediglich durch die Vielehe herbeigeführt, sondern hängen mit der Gesamtstruktur des Familienlebens zusammen, und werden auch durch die Einführung der Einehe nicht völlig beseitigt. Die Polygamie ist eine der Grundlagen des Wirtschaftslebens der Bantu. Darin liegt eine gewaltige Erschwerung ihrer Beseitigung, aber auch ein aussichtsvolles Symptom. In Afrika heiratet der Mann viele Weiber, um leichter leben zu können, und in Europa heiratet er nicht, weil es ihm zu schwer wird, eine Frau zu erhalten. In Afrika ist eben das Leben der Familie auf der Weiberarbeit aufgebaut, in Europa jetzt auf der Mannesarbeit. Je mehr der Wert der Arbeit und der Anspruch an sie steigt, desto weniger reicht Frauenarbeit aus. Eines der wirksamsten Mittel zur Beseitigung der Polygamie ist die Verdrängung der elenden Hackkultur durch die Einführung der Pflugkultur. — Ich warne davor, im Kampf gegen die Polygamie zu viel von der Regierung, insbesondere der Rechtsprechung, zu fordern. Sie ist an das Gewohnheitsrecht der Eingeborenen gebunden und kann z. B. nicht ohne weiteres ein nach Eingeborenenrecht zur Ehefrau gekauftes Mädchen dem Manne nur deshalb verweigern, weil es christlich geworden ist. — Die Hüttensteuer wirkte gegen die Polygamie und war sozial gerecht, insofern sie den stärker heranzog, der mehr Arbeitskräfte besitzt. Die Zahl der Frauen ist allerdings bei den Bantu sicherster Massstab der Steuerkraft. Die Einführung der Kopfsteuer kann gegenteilig wirken. Daher ist seitens des Gouvernementsrates für Deutsch-Ostafrika auf Antrag des Vertreters der evangelischen Mission vorgesehen, dass die einzelnen Bezirksämter die Berechtigung haben, für die Besitzer mehrerer Weiber eine nach der Zahl der Weiber sich steigernde Steuer anzuordnen. Es wäre dringend zu wünschen, dass von dieser Vollmacht im Interesse der sozialen Gerechtigkeit und der Einschränkung der Polygamie überall und ausreichend Gebrauch gemacht würde.

Missionsdirektor A. W. **Schreiber,** Bremen: Es herrscht Uebereinstimmung über die schweren kulturellen Schäden der Polygamie, die vielfach einem weiblichen Sklavenhandel gleicht. Es darf nicht übersehen werden, dass die Polygamie nicht nur eine sittliche, sondern auch eine rechtliche, wirtschaftliche und soziale Frage ist, deren Lösung sehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwer ist und nur langsam erfolgen kann. Bei Bekämpfung der Polygamie ist folgendes zu beachten: 1. Eine eheliche Verbindung der Eingeborenen trägt dadurch einen anderen Charakter wie eine Ehe unter zivilisierten Völkern, weil das Moment der gegenseitigen persönlichen Zuneigung und des freien Entschlusses der Frau fast ganz ausgeschlossen ist, und weil fast überall eheliche Verbindungen leicht gelöst werden können. 2. Die Verhältnisse in den verschiedenen Ländern bedingen ein verschiedenes Vorgehen. In demselben Lande aber sollte man keine verschiedene Behandlung der Christen und Heiden seitens des Staates eintreten lassen, der alle Einwohner des Landes nach dem gleichen Recht behandeln muss. Die Mission darf zur Durchführung der Kirchenzuchtsordnung nicht den Arm des Staates gebrauchen wollen. 3. Eine gesunde Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse wird die Polygamie einschränken. In einigen Gebieten wird vielleicht der Fluch der Polygamie in dem Masse zurückgehen, als die Pflugkultur eingeführt wird. 4. Die Regierung gehe mit administrativen und gesetzlichen Massregeln langsam vor. Die lokalen Instanzen sollten nicht ohne Verbindung mit den heimatlichen Zentralinstanzen der Kolonialverwaltung und der Missionen vorgehen. Am ersten eingreifen könnte man vielleicht durch das Verbot der Kinderverlobung bzw. durch den Schutz der heranwachsenden „Bräute", die nicht wider ihren Willen zur Ehe gezwungen werden dürften, sondern die Möglichkeit zu einer rechtlichen Abfindung des Mannes haben müssten. Dasselbe gilt von den Witwen in bezug auf die sogenannte Leviratsehe. 5. Die Mission wird besonders durch die Erziehung der weiblichen Jugend vorwärts kommen. Nicht durch äussere Massregeln fremder Mächte, sondern durch die Macht der christlichen Volksgenossen wird die Polygamie allmählich überwunden und dadurch die Monogamie herrschend werden, die, wie die Sprache und die religiösen Vorstellungen mancher Völker, z. B. der Eweer, beweisen, auch ihr Ideal ist.

Missionar **Irle,** Rheydt: Bezüglich eines Vorredners „polygamische Ehen" sei bemerkt, dass die Herero früher die Polygamie mit ihren Nebenerscheinungen kaum als „Ehe" in unserem christlichen Sinne anerkannten. Es galt ganz als selbstverständlich, dass jeder, der Christ werden wollte, kein Polygamist sein könne. Das Empfinden der jungen Mädchen gegen die Polygamie war schon 1870 derart, dass sie sich in manchen Fällen selbst das Leben nahmen mit den Worten: „Lieber tot, als in diesen Sumpf der Polygamie hineingehen zu müssen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pater D. **Froberger**, Trier: Die Diskussion hat mit aller Deutlichkeit ergeben, dass die Ansichten über die grossen Kulturschäden der Polygamie wohl die Feststellung machen lassen, dass wir in diesem Punkte auf rein kulturellem Boden einen gemeinsamen Ausgangspunkt für den Kampf gegen dieses Kulturhindernis gefunden haben. Besonders wurde festgestellt, dass der Islam in dieser Beziehung die grössten Schwierigkeiten bietet, da die Polygamie bei den Heidenvölkern allmählich eingedämmt werden könnte, während dies beim Islam viel aussichtsloser ist. Zu diesem Zwecke weise ich nur kurz hin auf das grosse Elend der alten Frauen, die durch das System der Polygamie auch materiell so zurückgesetzt werden, dass sie oft bitterlich Hunger leiden müssen, wie ich das aus eigener Anschauung weiss.

Auf eine Resolution wurde verzichtet, da für praktische Lösungen in definitiver Form die Sache noch nicht spruchreif ist, aber doch möchte ich den Vorschlag machen, in der nächsten Zeit die sorgfältigen Statistiken über den Bevölkerungsrückgang als Folge der Polygamie zu sammeln, sie in missionswissenschaftlichen Zeitschriften und in der Tagespresse zu verbreiten, um dadurch immer mehr für die nötige Aufklärung zu sorgen. Dies ergibt für einen anderen Kolonialkongress auch geeignetes Material, um diesen Punkt ausführlich zu behandeln.

Die praktische Bedeutung der Einheitssprachen für die Kolonien.

Von Prof. **Carl Meinhof**, Hamburg.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Die Frage der Einheitssprachen für unsere Kolonien ist eine rein praktische. Es handelt sich um die einfache Tatsache, dass in unseren Kolonien eine grosse Anzahl verschiedener Sprachen und Dialekte gesprochen wird, was den Verkehr der Eingeborenen untereinander und mit den Europäern ganz ausserordentlich erschwert. Es liegt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ebenso im Interesse der Verwaltung wie des Handels und der Mission, die Sprachverschiedenheit nach Möglichkeit zu überwinden, und es bieten sich verschiedene Wege, um zu diesem Ziele zu kommen. Ich bitte, mir zu erlauben, dass ich nur von afrikanischen Kolonien spreche, da mir die Verhältnisse der Südseekolonien zu wenig bekannt sind. Ein Missverständnis möchte ich von vornherein beseitigen. Wohl infolge der Ankündigung meines Themas erhielt ich seit einiger Zeit mehrfache Zuschriften, die den Gebrauch des Esperanto für die Kolonien vorschlugen und andere künstliche Einheitssprachen als ungeeignet bezeichneten. Es ist nicht meine Absicht, irdendeine dieser künstlichen Sprachen zu empfehlen, sie würden auch für diesen Zweck durchaus ungeeignet sein. Die Erfinder dieser Sprachen haben sich, soviel ich sehe, ziemlich ausschliesslich mit europäischen Lauten, Lautverbindungen und Grammatiken beschäftigt. Wäre ihnen afrikanische Phonetik und Grammatik nur ein wenig bekannt, so würden sie bemerkt haben, dass diese Laute und grammatikalischen Formen für den Afrikaner durchaus nicht so leicht sind, wie für uns. Es wäre schliesslich doch nur eine theoretische Spielerei, wenn man versuchen wollte, irgendeine dieser Sprachen in unseren Kolonien einzuführen, und ich glaube nicht, dass dieser Gedanke irgendwelche Zukunft hat.

Einen ganz anderen Weg empfehlen uns alle die, die den Gebrauch einer europäischen Sprache als selbstverständliches Verständigungsmittel in europäischen Kolonien ansehen. So hat der Bur in Südafrika die Taal verbreitet, und so ist Englisch, Spanisch, Portugiesisch in überseeischen Kolonien zu einem Verständigungsmittel geworden. Man kann also mit einem gewissen Recht verlangen, dass in deutschen Kolonien eben auch Deutsch als Einheitssprache eingeführt wird. Ueberall da, wo die europäische Bevölkerung erheblich in der Ueberzahl ist oder auch einen sehr wesentlichen Prozentsatz unter den Bewohnern der Kolonie ausmacht, wird es die selbstverständliche Pflicht des Mutterlandes sein, dafür zu sorgen, dass die heimische Sprache den Kolonisten erhalten bleibt und im ganzen Lande verstanden wird. So liegen die Dinge in Südwestafrika. Die Sprachen der Eingeborenen kommen nicht mehr ernstlich in Betracht. Aber darauf werden wir zu halten haben, dass nun in der deutschen Kolonie auch tatsächlich gutes und reines Deutsch gesprochen wird. Es ist bekannt genug, wie sehr der Deutsche, besonders wenn er wenig von fremden Sprachen versteht, dazu neigt, allerlei Fremdworte aufzunehmen und seine Sprache damit zu verunstalten. Da in Südafrika englische und holländische Sprache das Deutsche bedrängen, bedarf es der bewussten Arbeit zur Erhaltung der deutschen Sprache. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

natürlichen Mittelpunkte hierfür sind die deutsche Kirche, die deutsche Schule und die deutsche Presse. Wenn die Kinder unserer Kolonisten nicht von Jugend auf in Zusammenhang mit deutscher Literatur und deutscher Geschichte gesetzt werden, wird es nicht möglich sein, in der Kolonie die reine deutsche Sprache als Verkehrssprache zu erhalten.

Wo die deutsche Bevölkerung sehr erheblich in der Minderzahl ist, wie in den anderen Kolonien, liegen die Dinge nicht so einfach. Die Kolonialmächte, die sich heute noch eines wirklichen Erfolges erfreuen, England, Holland und Frankreich, sind durchaus davon zurückgekommen, die Eingeborenen einfach assimilieren zu wollen. Man hat sich davon überzeugt, dass die Unterschiede der Rassen, der Religion, der Erziehung, der Geschichte eben doch viel zu stark sind, als dass eine solche Assimilation erfolgreich durchgesetzt werden könnte. Man ist deshalb heute viel mehr zu der assoziativen Methode übergegangen, wobei dem Eingeborenen eine gewisse Selbständigkeit seiner ihm eigentümlichen Sprache und Kultur gewährleistet wird. Uns Deutschen ist es oft unverständlich, warum jene erfahrenen Kolonialmächte meist so langsam und vorsichtig vorgehen. Sie haben eben die Erfahrung gemacht, dass man durch hastiges Uniformieren mancherlei verderben kann, während man durch allmähliche Erweiterung der eigenen Machtsphäre sicherer und erheblich billiger zum Ziel kommt. Aus diesem Grunde haben Engländer und Holländer ihre Muttersprache keineswegs zur allgemeinen Verkehrssprache in ihren Kolonien gemacht, sondern sie haben die Pflege der Eingeborenensprachen sich angelegen sein lassen und einzelne dieser Sprachen, wie das Malaiische und das Hindostani zu Verkehrssprachen für grosse Gebiete, also zu einer Art Einheitssprache ausgebildet. Genau nach demselben Grundsatz ist in unserer deutschen Kolonie Ostafrika das Suaheli als Einheitssprache eingeführt. Es ist hierzu ganz besonders geeignet, da es weder in der Aussprache noch in der Grammatik sehr erhebliche Schwierigkeiten bietet und ausserdem durch allerlei Kulturausdrücke aus orientalischen und europäischen Sprachen so bereichert ist, dass man eigentlich alles sagen kann, was man zu sagen wünscht. Die Regierung hat in der richtigen Erkenntnis, welchen bedeutenden Vorteil diese Sprache für die Verwaltung bot, sie von vornherein für ihre Zwecke benutzt. Da sie kein Interesse daran hatte, die arabischen Sympathien der Bevölkerung zu pflegen, hat sie das lateinische statt des arabischen Alphabets angewandt, was um so leichter war, als dieser Schritt durch die Mission schon vorbereitet war. Ausserdem ist es möglich geworden, manches überflüssige arabische Fremdwort aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zumerzen und, wo es Not tat, deutsche Worte einzuführen. Die Regierung fordert mit Recht von ihren europäischen und eingeborenen Beamten die Kenntnis dieser Einheitssprache, mit der man sich schon heute bis weit ins Innere von Deutsch-Ostafrika und darüber hinaus verständlich machen kann. Der Handel, dem wir ja eigentlich die Entstehung und Ausbreitung des Suaheli verdanken, bedient sich seiner im weitesten Umfang und könnte gar nichts besseres tun, um freundschaftliche Beziehungen mit der eingeborenen Bevölkerung zu pflegen. Die Missionen haben das Vordringen des Suaheli mit gemischten Gefühlen gesehen. Die praktischen Engländer haben sich von vornherein die Vorteile dieser Einheitssprache zunutze gemacht, um in ihren Erziehungsinstituten junge Leute der verschiedenen Völkerschaften nebeneinander unterrichten zu können. Sie haben eine recht umfangreiche pädagogische und erbauliche Literatur im Suaheli geschaffen und sogar Anfänge einer christlichen Presse ins Leben gerufen, die mehrere Stämme von Deutsch- und Englisch-Ostafrika erreicht. Auf deutscher Seite hat man aus zwei Gründen zunächst Zurückhaltung gegen das Suaheli geübt. Man wollte der Inlandbevölkerung seine Muttersprache erhalten, weil man ganz richtig befürchtete, dass man den Leuten mit der Muttersprache auch die Möglichkeit einer gesunden, nicht überstürzten Fortentwickelung nehmen würde. Allein, es bleibt zu bedenken, dass diese Sprachgebiete zumeist ausserordentlich klein sind, und dass sie in Zukunft doch nur die Rolle eines Volksdialektes neben einer grösseren Schriftsprache spielen werden. Durch die gemeinsame Ausbildung der eingeborenen Lehrer und Gehilfen aus mancherlei Stämmen ergibt sich aber schon die Notwendigkeit der Einheitssprache für grössere Gebiete, und so müssen schliesslich die praktischen Erwägungen doch auch hier zum Gebrauch des Suaheli führen. Dazu kommt, dass ja im Verkehr mit der Regierung die Kenntnis des Suaheli ohnehin nötig ist. Deshalb haben denn auch die deutschen Missionen ihre Bedenken fallen lassen. Ein neu gegründetes Blatt „Pwani na bara“ dient diesen Bestrebungen und verbindet die verschiedenen Gemeinden der evangelischen Mission. Die katholische Mission hat schon längere Zeit durch Unterricht und durch ihr Blatt „Rafiki yangu“ die Verbreitung des Suaheli gefördert. Ein zweiter gewichtiger Grund gegen das Suaheli, der auf dem vorigen Kolonialkongress stark betont worden ist, war die Befürchtung, dass das Suaheli durch seine nahe Verbindung mit dem Islam der Verbreitung mohammedanischer Anschauungen förderlich sein könnte. Es ist nicht zu bezweifeln, dass diese Befürchtung ihren guten Grund hat. Aber die Frage ist, wie man ihr am besten begegnen könnte, und ich glaube,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass die gegenwärtige Taktik der Regierung und der Mission die richtige ist, die sich bemühen, es ebenso zu machen wie der Islam, und das Suaheli in den Dienst ihrer besonderen Bestrebungen stellen. Neben den genannten Missionsblättern ist hier die von Rektor Blank in Tanga ins Leben gerufene Suahelipresse besonders zu erwähnen. Der Gebrauch der deutschen Sprache hat unter dem Einfluss der Regierungsschulen zweifellos Fortschritte gemacht. Daran ist aber nicht zu denken, dass das Deutsche in absehbarer Zeit als Einheitssprache für die Kolonie in Betracht käme. Ich glaube auch, dass dies weder von Ansiedlern noch von Beamten gewünscht wird. Man ist wohl allgemein der Ueberzeugung, dass das Verhältnis zwischen Deutschen und Farbigen am besten ist, wenn sie auch in der Sprache unterschieden bleiben.

In Togo war vor der deutschen Besitzergreifung schon das Englische als Verkehrsmittel zwischen Europäern und Eingeborenen sehr verbreitet, und die Kleinheit des deutschen Gebietes mit seiner wenig ausgedehnten Küste brachte es mit sich, dass der Einfluss der englischen Sprache mit der Erschliessung des Landes noch stieg. Hier hat es sehr ernstlicher Bemühung der Regierung bedurft, um der deutschen Sprache den ihr gebührenden Platz zu verschaffen. Die Eingeborenenbevölkerung hat in zu vielen Fällen den praktischen Nutzen der Kenntnis einer europäischen Sprache erfahren, als dass sie nicht mit Eifer die ihr gebotene Gelegenheit zur Erlernung des Deutschen ergriffen hätte. So hat das Deutsche hier ersichtliche Fortschritte gemacht, so sehr, dass man anfängt, über das Entstehen eines gebildeten Proletariats besorgt zu sein. Wir machen ja in der Tat die Beobachtung, dass der Afrikaner ebenso wie der Europäer, wenn er ein gewisses Mass von Kenntnissen sich angeeignet hat und eine passende Beschäftigung nicht finden kann, höchst ungern zur einfachen Handarbeit zurückkehrt. Man wird daher der Regierung recht geben, die die Kenntnis des Deutschen immer nur für einen kleinen Teil der Bevölkerung als wünschenswert ansieht. Der europäische Beamte ist hier also entweder auf den Dolmetscher angewiesen, oder er muss doch wieder zur englischen Sprache greifen, wenn er mit Eingeborenen zu tun hat, die des Deutschen unkundig sind. Es ist aber nicht zu verkennen, dass die Sprache der mit den Europäern zuerst in Berührung gekommenen Küstenbevölkerung, das Ewe, mehr und mehr an Boden gewinnt als Verständigungsmittel auch im Innern des Landes. Eine Reihe von kleinen und kleinsten Sprachinseln, die sich hier findet, wird unter dem Einfluss der Mission und des Verkehrs vom Ewe überflutet, und wenn die Küstensprache hier, wie in Ostafrika, den Re-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gierungsbeamten sämtlich vertraut und bekannt wäre, würde sie vermutlich erheblich schneller vordringen. Freilich hat sie hier zunächst eine starke Gegnerin im Tschi, das als Sprache des gefürchteten Aschanti-Reiches eine hohe Achtung auch im Ewevolke geniesst. Die anderen Inlandsprachen, wie das Tem, dürften wegen ihrer starken Beimischung Ful-ähnlicher Elemente dem Ewe wohl erheblichen Widerstand entgegensetzen. Aber auch in Ostafrika tritt das Suaheli erobernd auf, nicht nur gegenüber stammverwandten, sondern auch gegenüber stammfremden Sprachen. Ich halte es deshalb nicht für ausgeschlossen, dass auch das Ewe sich Raum schaffen würde, und es ist doch wohl der Beachtung wert, dass das Ewe-Volk seine heutige Kultur wesentlich der Mission verdankt und keinerlei Neigung zum Islam zeigt, während in den Inlandstämmen der Islam bereits angefangen hat, sich zu verbreiten. Es soll nicht geleugnet werden, dass die Erlernung des Ewe nicht leicht ist, aber schliesslich haben es doch schon eine Anzahl von Beamten gelernt, und die Missionare lernen es auch. Die Schwierigkeiten sind also nicht unüberwindbar, und die Vorteile der Sprachenkenntnis liegen für den Beamten wie für den Kaufmann so auf der Hand, dass ich darüber kein Wort zu verlieren brauche.

Am ungünstigsten erscheint die Sprachenfrage in Kamerun. Wir sind von der Anschauung ausgegangen, dass eine europäische Sprache als Einheitssprache in der Kolonie eingeführt wird. Man sollte es für selbstverständlich halten, dass die eingeführte Sprache die Sprache des Mutterlandes ist. Kamerun bietet uns aber das eigentümliche Schauspiel, dass unter deutscher Regierung die englische Sprache sich dauernd ausbreitet. Ich glaube, es dürfte schwer halten, ein zweites Beispiel hierfür in der Kolonialgeschichte zu finden, und wir dürfen wohl erwarten, dass dieser Zustand endlich aufhört. Er ist zunächst durch die Bedürfnisse des Handels entstanden. Der Kaufmann hat weder Zeit noch Neigung zu pädagogischen Massregeln, sondern er wird sich mit den Eingeborenen verständigen, so gut er kann. Bei der sehr grossen sprachlichen Zerrissenheit von Kamerun war eine Einheitssprache durchaus notwendig, und so bediente man sich denn des Pigeon-Englisch, einer Sprache, die die Syntax der Sudansprachen mit englischen Vokabeln verbindet. Der deutsche Beamte hat dieses Verfahren einfach akzeptiert, und so ist es gekommen, dass mit dem Vordringen der deutschen Herrschaft in das Innere auch das Pigeon-Englisch sich verbreitete und zum Verkehrsmittel auch zwischen den Eingeborenen verschiedener Stämme wurde. Man hat geraten, das Pigeon- Englisch durch ein Pigeon-Deutsch zu ersetzen. Ich muss gestehen, dass ich meine Muttersprache zu lieb habe, um sie in dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weise misshandeln zu lassen. Ausserdem glaube ich nicht an den Erfolg. Dergleichen lässt sich nicht machen, sondern es wird.

Es ist mir bekannt, dass auch hier unter dem Einfluss der Regierungsschulen und der Missionsschulen erreicht worden ist, dass eine Anzahl junger Leute recht gut deutsch sprechen und schreiben, aber daran ist auch hier kein Gedanke, dass das Deutsche allgemein als Einheitssprache eingeführt würde. Bietet doch Kamerun gerade dem Verkehr und dem geistigen Fortschritt immer noch besonders grosse Schwierigkeiten. Wir werden also auch hier gut tun, uns zu überlegen, welche Eingeborenensprachen als Einheitssprachen für grosse Gebiete in Betracht kommen. Ich habe nie verstanden, warum man das Duala, das beim Anfang der deutschen Herrschaft bereits Schriftsprache war, nicht ebenso als Verkehrssprache eingesetzt hat, wie der Araber es in Ostafrika mit dem Suaheli getan hat. Es ist richtig, dass das Duala, wie es jetzt ist, schwerer ist als das Suaheli, aber das Suaheli ist auch erst durch die Fremden zu einer grossen Verkehrssprache gemacht. Genau dasselbe hätte mit dem Duala geschehen können. Man wendet allerlei gegen das Duala ein, so z. B., dass der Volksstamm so besonders unsympathisch wäre. Es handelt sich hier aber nicht um Sympathien oder Antipathien, sondern um eine praktisch notwendige Massregel. Wir werden das leidige Pigeon-Englisch nicht los werden, wenn wir nicht eine Eingeborenensprache an die Stelle setzen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass die Sprache eines Handelsvolkes, wie die Duala, besonders dazu geeignet ist. Wenn die Inlandstämme wissen, dass der Deutsche mit ihnen nicht mehr Englisch, sondern Duala sprechen will, so werden sie Duala lernen, genau wie der Ostafrikaner Suaheli lernt; es kommt lediglich darauf an, dass die Regierung von ihren Beamten mit demselben Ernst die Kenntnis des Duala verlangt, wie sie seit mehr als 20 Jahren die Kenntnis des Suaheli verlangt hat. Die in der Kolonie gesprochenen Bantusprachen stehen zum grossen Teil dem Duala sehr nahe, und die Eingeborenen werden das Duala sehr leicht lernen. Ich bezweifle auch nicht, dass ein des Duala mächtiger Kaufmann bessere Geschäfte mit den Eingeborenen machen wird, als jemand, der nur Englisch versteht. Die Missionen sind schon jetzt gezwungen worden, das Duala als Einheitssprache zu benutzen. Mit welchem Mangel an Sachkenntnis hier zumeist argumentiert wird, kann man daraus ersehen, dass die, die sich gegen die Verwendung des Duala als Einheitssprache äussern, in der Regel erklären, dass sie nicht Duala verstehen. Sie kennen es zwar nicht, aber sie missbilligen es. Die im Süden der Kolonie gesprochenen Bantusprachen weichen recht erheblich vom Duala ab, so dass man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuerdings angefangen hat, die Jaundesprache besonders zu pflegen. Es ist das gewiss nützlich, wie es auch in Ostafrika nützlich ist, wenn ein Beamter Konde oder Massai versteht; aber es darf doch nicht verkannt werden, dass diese Inlandsprachen noch viel zu wenig bekannt und bearbeitet sind, um mit Nutzen gelehrt zu werden. Ausserdem fehlt hier die Wirkung einer höheren Kultur noch im weitesten Umfang, und die Sprache müsste doch erst erheblich bereichert werden, ehe sie als Verkehrsmittel für grössere Gebiete dienen könnte. Ich würde deshalb auch hier die Einführung des Duala für ausführbar und nützlich halten. Ganz anders liegt die Sache bei den Inlandstämmen, die mit dem mohammedanischen Ful in Berührung gekommen sind. Hier haben wir es mit einer Kultur zu tun, die von der der Küste völlig verschieden ist, und ich halte es für ganz ausgeschlossen, dass der Versuch gelingen könnte, den stolzen Ful mit ihrer eigenen Schrift und Literatur eine andere Sprache aufzuzwingen. Hier wird das einzig Richtige sein, dass wir die Fulsprache benutzen, sie statt mit arabischer mit lateinischer Schrift schreiben und sie soviel als möglich zum Träger europäischer und christlicher Kultur machen. Professor Westermann hat uns hier den Weg gezeigt durch sein Handbuch der Fulsprache,[1]) und eine ganze Reihe seiner Zuhörer ist jetzt schon in Westafrika tätig. Wir müssen nur auch hier der Hoffnung Ausdruck geben, dass die deutsche Regierung den Beamten und Offizieren, die sie in die mohammedanischen Distrikte sendet, die Verpflichtung auferlegt, die Fulsprache sich anzueignen. Auf diese Weise kann es gelingen, in der Kolonie Kamerun, wenn auch nicht einer, so doch zwei oder höchstens drei Einheitssprachen für grosse Gebiete Geltung zu verschaffen und so nicht nur den Zwecken der Regierung zu dienen, sondern auch den wirtschaftlichen und intellektuellen Fortschritt zu ermöglichen.

Pater **Acker**, Provinzialoberer, Knechtsteden: In dem hochinteressanten Vortrag des Herrn Professor Meinhof begrüsse ich es mit Freuden, dass er einer einheitlichen Sprache das Wort redet. Das ist ungemein wichtig und nützlich ebensowohl für die Regierung wie für die Mission in ihrer Verwaltung. In Deutsch-Ostafrika, wo man alle 4—5 Tagereisen in ein anderes Sprachgebiet kommt, wird die Verwaltung und besonders die eventl. notwendige Versetzung der Beamten und Missionare von einer Station auf eine andere fast unmöglich bei einer solchen Sprachverschiedenheit. Es wird aber dann ein Leichtes sein, diese so sehr erwünschte Einheit der Sprache zu-

[1]) Berlin, Dietr. Reimer, 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stande zu bringen, wenn die Missionare und die Regierung in ihren Schulen das Suaheli als Umgangssprache annehmen. Das Deutsche wird es augenblicklich nicht werden können, jedoch wird es gut sein, es den besseren Schülern beizubringen.

Professor Pater **W. Schmidt**, S. V. D., St. Gabriel-Wien: Es ist ein grosses Verdienst Herrn Professor Meinhofs, das vorliegende Thema zur Diskussion gestellt zu haben, da sonst viel Arbeit und viele Kosten unnütz auf Sprachen verwendet werden, die nachher fallen gelassen werden müssen. In manchen Kolonien ist die Frage zur Lösung reif, in anderen sollte man auch von fern her Bedacht auf die Lösung nehmen.

Zuerst einige Bemerkungen zu den afrikanischen Sprachverhältnissen.

Das Suaheli muss allerdings bis jetzt als sehr eng mit dem Islam in Beziehung stehend bezeichnet werden und wird deshalb z. B. in Belgisch-Kongo von verdienstvollen Missionaren energisch ferngehalten. Indes liegen die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika anders, und hier wird die von Prof. Meinhof vorgeschlagene „Entislamisierung" wohl genügen, den Gefahren zu begegnen, wenn sie bewusst und planmässig zur Ausführung gelangt.

In Togo ist jedenfalls für das Hinterland eine Entscheidung in der Wahl einer Einheitssprache nicht möglich, da dasselbe bis jetzt von der Regierung für die Missionare beider Konfessionen verschlossen gehalten wurde; kurze Erforschungsreisen, die unter allerlei Beschränkungen gestattet wurden, reichen natürlich nicht hin, die Verhältnisse genügend kennen zu lernen. Soviel ist klar, dass das Tem einen sehr grossen Raum beherrscht, und es scheint doch sehr zweifelhaft, ob es möglich ist, dasselbe zu verdrängen. Anders liegen die Dinge im Vorderlande. Hier liegt allerdings auch die Verschiedenheit der beiden Dialekte des Ewe: Anlo und Ge, vor, in denen beiden schon eine Literatur vorhanden ist. Ich selbst habe früher geschwankt, welcher von den beiden Dialekten als Einheitssprache zu wählen sei und neigte mich mehr dem Ge zu. Neuerliche Erkundigungen lassen mich jetzt einer anderen Auffassung zuneigen. Ich glaube, dass es an der Zeit wäre, dass die Missionen, eventuell unter Mitwirkung der Regierung, zu einer Einigung in dieser Frage zu gelangen suchten.

Was Kamerun betrifft, so hat Prof. Meinhof selbst offen gelassen, ob auch im Süden der Kolonie das Duala eingeführt werden solle. Das dort bedeutungsvolle Yaunde wird ja doch jetzt auch am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin durch Missionar P. Nekes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. S. M. gelehrt, der auch, im Auftrage der Kolonialregierung, mit der Ausarbeitung einer Grammatik und eines Wörterbuches beschäftigt ist. Für das Yaunde spricht die Tatsache, dass es ein nur wenig abweichender Dialekt der Fang-Sprache ist, die in West- und Zentralafrika ein sehr grosses Gebiet einnimmt und somit weitreichende Verständigungsmöglichkeiten eröffnet. Dazu kommt, dass die Fang eine sehr kräftige und vorwärtsstrebende Rasse sind, die unaufhaltsam aus dem Innern zur Küste vordringen und die übrigen kleineren Völker aufsaugen. Aus diesen Gründen verdient das Yaunde doch ernstliche Beachtung.

Ich wende mich dem ozeanischen Sprachgebiet zu. Hier liegen die Verhältnisse ausserordentlich mannigfaltiger und sind deshalb schwieriger.

Am leichtesten liegen sie in Samoa. Hier ist keine Veranlassung, das Samoanische, das auch durch Regierungsbeamte fleissig gepflegt wird, in seinem Besitzstande zu stören und etwa das Deutsche als Einheitsprache einzuführen.

In Mikronesien beginnen die Verhältnisse sich schon zu ändern. Hier sind mehrere Inselgruppen, Marshall-, Gilbert-, Karolinen-, Yap-, Marianen-Inseln, jede mit einer besonderen Sprache. Jedes Gebiet ist aber sowohl dem Raumumfang als der Bewohnerzahl nach nicht derartig, dass es unmöglich erschiene, besonders bei zielbewusster Arbeit in der Schule, das Deutsche jedenfalls als einheitliches Verständigungsmittel zur Durchführung zu bringen, neben dem, jedenfalls für die nächsten Zeiten, die einheimischen Sprachen immer noch zu pflegen wären.

Im Bismarck-Archipel schien zuerst die Sache einfach zu liegen: eine Eingeborenensprache, die der Gazelle-Halbinsel, allmählich zur Einheitssprache zu erheben, schien nicht ausgeschlossen. Unterdessen haben aber die fortschreitenden Forschungen gezeigt, dass auch hier die Sachlage viel komplizierter ist, insbesondere durch die immer zahlreicher sich offenbarenden Papua-Sprachen, die nicht nur in ihrem Wortschatz, sondern auch im ganzen Aufbau vollständig von den zuerst bekannten, den melanesischen, Sprachen abweichen, aber auch unter sich die allerstärksten Verschiedenheiten nach beiden Hinsichten aufweisen. Aus diesem Grunde müssen die dort wirkenden Missionare schon jetzt ernstlich sich die Frage vorlegen, ob es auch möglich ist, irgendeine Eingeborenensprache dauernd als allgemeines Verständigungsmittel durchzuführen.

Noch viel schwieriger ist die Sachlage in Deutsch-Neuguinea. Hier ist der eigentliche Sitz der oben gekennzeichneten Papuasprachen, und vielfach umfasst eine jede derselben ein Gebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von kaum 10 Meilen Durchmesser oder einige Dörfer. Für jedes dieser Gebiete eine eigene Literatur zu schaffen, ist schon aus materiellen Gründen unmöglich und würde auch nicht als mitwirkend zu einer umfassenden kulturellen Hebung, im Gegenteil als Hemmnis für dieselbe betrachtet werden müssen. Aus diesem Grunde hat die dort wirkende katholische Mission sich entschlossen, die Einführung des Deutschen als eines allgemeinen Verständigungsmittels bestimmt ins Auge zu fassen und besonders durch die Schulen darauf hinzuarbeiten, wobei, besonders natürlich im Anfange, die Eingeborenensprachen ebenfalls eine gewisse Pflege erhalten. Hierbei hat die Mission mit einem für uns Deutsche, in einer deutschen Kolonie, nicht ehrenvollen Gegner zu kämpfen, dem Pigeon-Englisch, das leider in Deutsch-Neuguinea an der ganzen Küste sich einzunisten begonnen hat. Seltsam ist es nun, dass Regierungsbeamte diesen doch fremden Eindringling zu patronisieren und es nicht gern zu sehen scheinen, dass das Deutsche sich ausbreite; sie wenden dagegen ein, dass dadurch den Eingeborenen ermöglicht werde, die Gespräche der Beamten zu verstehen. Es scheint mir, dass allenfallsige Geheimnisse auch auf andere Weise bewahrt werden können, als durch das hier vorgeschlagene Mittel, das ernstliche Berücksichtigung nicht verdient. Wohl aber sollten gerade Regierungsbeamte sich vor Augen halten, dass Deutsch-Neuguinea an Englisch-Neuguinea angrenzt, und dass bei etwaigen politischen Differenzen die Verbreitung des Pigeon-Englisch in Deutsch-Neuguinea recht unangenehme Weiterungen haben könnte.

Missionar **Mohr**, Kirchheim u. T.: Die Frage der praktischen Bedeutung der Landessprachen für die Kolonien ist für jede Regierung wie für die Mission eine eminent wichtige, zumal in einem Lande wie Togo, wo von einer deutschen Einwanderung nicht die Rede sein kann wegen des Klimas. Wir können vielleicht von den Engländern an der Goldküste lernen, wie man es nicht machen soll. Die britische Regierung hat sich nämlich bisher ablehnend gegen die Landessprache verhalten. Ich gab vor Jahren dem Oberrichter Gr. in Akra meine Bedenken darüber kund, dass die eingeborenen Dolmetscher der Regierung bei niederen und höheren Gerichten zum grossen Teil ihre eigene Landessprache nicht lesen noch schreiben können. In der Regierungsschule in Akra wird nämlich der ganze Unterricht in der englischen Sprache erteilt. Ich wies auf den gewiss sachverständigen Ausspruch des Dr. Cust hin: „Let all the foreign tongues alone, till you can read and write your own." Der Herr Gr. antwortete: „Nicht das bedauern wir, dass unsere Unterbeamten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht ihre Muttersprache verstehen, sondern dass sie nicht genügend Englisch können." Dieser Standpunkt ist gewiss nicht richtig. Es ist vor Gericht unumgänglich notwendig, dass der so wichtige Posten der Dolmetscher von solchen Männern bekleidet werden muss, die ihre eigene Muttersprache als Schriftsprache genau kennen. Neuerdings hat die englische Regierung diesen Fehler eingesehen. Sie zahlt an solche (englische) Beamte Prämien, die sich mit Erfolg einem (leichten) Examen in einer der beiden Landessprachen unterziehen.

Ihre missionarischen und kulturellen Erfolge hat die Mission an der Goldküste wie in Togo in ganz besonderem Masse der Pflege der Eingeborenensprachen zu verdanken. Nichts kettet die Eingeborenen mehr an die Missionare wie auch an die Regierung als die Landessprache. Den Herrn Referenten möchte ich fragen, ob bei Inangriffnahme einer Hinterlandsmission in Togo das Haussa nicht benutzt werden sollte bzw. könnte, bis eine der Landessprachen — etwa Dagbane — bearbeitet sein wird?

Direktor Dr. **E. Kliemke,** Berlin: Es handelt sich hier um ein Problem, das erst in Generationen gelöst werden kann, und in dieser Zeit kann die Entwickelung manches gebracht haben, was heute unmöglich erscheint. Hätte man vor 20 Jahren, so wie vorgestern hier auf dem Kongresse, von der Möglichkeit gesprochen, den Kilimandscharo mit dem lenkbaren Luftschiff zu erreichen, so hätte man laut gelacht, genau wie vorhin, als das Esperanto als mögliche Verkehrssprache erwähnt wurde; man kennt es nicht, aber man missbilligt es. Wenn in deutschen Kolonien unter deutscher Regierung sich die englische Sprache oder Pigeon-Englisch einwurzelt, so ist das ein Zeichen von vielen, die mindestens für die Prüfung der Frage einer neutralen Hilfssprache, eines künstlichen Verständigungsmittels, sprechen. Wir dürfen nicht dulden, dass die Sprache einer fremden Macht in unseren Gebieten die herrschende werde, und eine der Eingeborenensprachen für alle Kolonien zur Einheitssprache zu machen, ist nicht möglich. So kommen wir aus der Vielsprachigkeit nicht heraus. Es ist da nicht anders als in Europa. Beim Esperanto handelt es sich nicht um eine Sprache, die an Stelle der nationalen Sprachen treten soll, sondern neben sie, als ein einfaches, für alle gleiches Verständigungsmittel, so wie Suaheli in Ostafrika neben die dort gesprochenen europäischen, asiatischen und afrikanischen Sprachen getreten ist. Suaheli ist auch künstlich erweitert worden, um dem jetzigen Kulturzustande entsprechen zu können, beim Esperanto ist nur systematisch gemacht worden, was dort zufällig entstanden ist. Vorläufig ist natürlich nicht daran zu denken, Esperanto in den Kolonien zur Verkehrssprache zu machen, es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist aber nicht ausgeschlossen, dass es einmal dazu kommt, nachdem man erst in Europa vorangegangen und die grossen wirtschaftlichen und kulturellen Vorteile einer internationalen Verkehrssprache erkannt haben wird.

Missionsinspektor Lic. **Trittelvitz**, Bethel-Bielefeld: Der Siegeslauf des Suaheli in Deutsch-Ostafrika ist nicht zu leugnen, aber er ist doch auch verschieden schnell. Es gibt Gegenden, wo die Einführung des Suaheli erheblichen Schwierigkeiten begegnen würde. Der bedenkliche Einfluss des Suaheli hat z. B. in Uganda dazu geführt, dass es, obwohl es schon Boden gewonnen hatte, doch wieder verdrängt und dafür das Luganda zur Einheitssprache auch für die angrenzenden Gebiete gemacht worden ist. Für die Nordwestecke unserer Kolonie möchte ich einen ähnlichen Vorschlag machen. Das Rundi wird von etwa 5 Millionen Menschen, also der Hälfte der Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika, gesprochen. Die Umgestaltung des Rundi zu einer für eine Einheitssprache geeigneten Gestalt ist wohl nicht schwieriger als die Entarabisierung des Suaheli. In dem gesunden Klima jener Gebiete könnten auch die Beamten lange genug bleiben, um das Rundi zu lernen. Das Beispiel des Residenten Dr. Kandt ist hier vorbildlich. Wenn wir in Deutsch-Ostafrika statt e i n e r Einheitssprache deren zwei haben, so wird dadurch die politische Einheit der Eingeborenen gehindert, die deutsche Machtstellung aber gefördert werden.

Pater **Kilian Müller**, O.-Cap., Ehrenbreitstein: Herr Prof. Schmidt sprach von den Sprachen der Karolineninseln und empfahl als Einheitssprache das Deutsche. Darauf kann ich antworten, dass wir, die Kapuziner-Missionare, beide Sprachen pflegen, die der Eingeborenen und die deutsche. Bereits haben wir für sämtliche Inseln Religionsbücher, wie Katechismus und Bibel, drucken lassen. Für die meisten von der Mission besetzten Inseln haben wir schon Grammatik und Wörterbuch herausgegeben. Wir haben nicht den Wunsch, die Eingeborenensprachen zu verdrängen, wollen aber dem Deutschen eine intensive Pflege angedeihen lassen. So wird in 10 bis 20 Jahren das Deutsche dort weitverbreitet sein, und auf die Dauer werden unsere Eingeborenen eben zwei Sprachen verstehen, ihre angestammte und die deutsche.

Missions-Inspektor **Oettli**, Basel. Zwei Bemerkungen über die Verbreitung der deutschen und der Duala-Sprache in Kamerun.

1. Es ist zu bedauern, dass die deutsche Sprache in Kamerun hinter der englischen zurücksteht, wir dürfen aber hoffen, dass das Verhältnis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich bald umkehren werde. Auf den zwölf Stationen der Baseler Mission wird überall irgendwie an der Ausbreitung der deutschen Sprache gearbeitet; in den fünf Knabenanstalten, den Mittelschulen und besonders den zwei deutschen Schulen in Bonebela und Bonandjo nimmt der deutsche Unterricht eine bedeutsame Stellung ein. Das Verlangen unter den Eingeborenen, deutsch zu lernen, ist im Wachsen begriffen, der Andrang zu den deutschen Schulen so gross, dass längst nicht alle Bewerber aufgenommen werden können. Es ist zu hoffen, dass, je mehr durch alle diese Unterrichtsanstalten Kenntnis des Deutschen ausgebreitet wird, desto mehr das Kru-Englisch verschwinde.

2. Das Duala war ursprünglich auf einen verhältnismässig kleinen Raum im Küstengebiet beschränkt; von zehn Stationen der Baseler Mission im Küstengebiet liegen nur zwei im ursprünglichen Duala-Sprachgebiet. Trotzdem ist auch auf den acht übrigen, das Duala als Schul- und Kirchensprache eingeführt worden. Wesentliche Schwierigkeiten waren damit nicht verbunden; die Kinder lernen leicht das Duala, und z. B. im Basagebiet ist auch von den Eltern direkt der Wunsch ausgesprochen worden, dass nicht in Basa, sondern in Duala in den Schulen unterrichtet werde; denn das Duala ist für das spätere Fortkommen der Kinder von grosser Wichtigkeit. Die Regierung verlangte nun in einem den Missionen kürzlich vorgelegten Schulordnungsentwurf, dass ausser dem Deutschen an jedem Ort in den Schulen nur die ortsübliche Eingeborenensprache gelehrt werden sollte; bei der Fülle dieser Sprachen wäre durch die Durchführung dieser Massregel das ganze Baseler Schulsystem ruiniert worden. Auf die Vorstellungen der Mission hin wurde der betreffende Paragraph der Schulordnung dahin abgeändert, dass die Dualasprache überall da, wo sie bisher in den Schulen gebraucht worden sei, auch ferner beibehalten werden dürfe. Wir sind dem Kaiserlichen Gouvernement für dieses Entgegenkommen aufrichtig dankbar; wir hoffen, es werde dadurch gelingen, der Dualasprache im nördlichen Küstengebiet zu weiterer Ausbildung zu verhelfen und eben dadurch eine fünftige Einheitssprache anzubahnen.

Missionar **Vöhringer**, Cannstatt. Ich möchte ganz besonders die Worte des Herrn Referenten unterstreichen, dass die Herren Kolonialbeamten in Kamerun das Duala erlernen sollten. Die Rechtsprechung wird dem schwarzen Volk durch schwarze Dolmetscher nicht gerecht, da die Dolmetscher vielfach bestochen sind. Ich habe erlebt, wie die Schwarzen zu mir kamen und mir sagten, der Dolmetscher sei bestochen. Als ich dann dem Bezirksbeamten Anzeige davon machte, ihm sogar schrieb, er könne sich von dieser Bestechung selbst überzeugen, wenn er Nachforschungen in der Wohnung des Dolmetschers

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anstellen wolle, sagte mir dieser Herr, das wisse er wohl, dass sein Dolmetscher Geschenke annehme, aber dagegen lasse sich nichts machen. Wohin soll eine solche Rechtsprechung führen? Bei einiger Erfahrung und Gewandtheit des Dolmetschers kommt es dahin, dass die streitenden Parteien sich den Sieg ihrer Sache durch gegenseitige Ueberbietung der Geschenke beim Dolmetscher holen. — Es muss zugegeben werden, dass an den meisten Bezirksstationen in Kamerun das Duala nicht gesprochen wird, aber doch können die Schwarzen, wenn in Duala anstatt in Deutsch gerichtet wird, überall kontrollieren, ob richtig übersetzt wird. Darum sollten besonders diejenigen Beamten, die richterlich tätig sind, das Duala soweit erlernen, dass sie in den Stand gesetzt sind, in Duala Recht zu sprechen.

Professor **Meinhof**, Hamburg (Schlusswort): Ich danke den Zuhörern für das rege Interesse für die Sprachen, das sie gezeigt haben, und mache auf die neu erschienene Zeitschrift für Kolonialsprachen, die dieses Interesse pflegen will, aufmerksam. Besonders danke ich Herrn Professor Schmidt für seine überaus wertvollen Ergänzungen. Da eine praktische Verwendung des Esperanto für die Kolonien zurzeit nicht in Frage kommt, brauche ich darauf nicht einzugehen. Es ist richtig, dass das Haussa eine Bedeutung für Togo hat, aber es ist wohl nur als Handelssprache, nicht als Einheitssprache verwendbar. Das Rundi kann noch nicht als Einheitssprache in Betracht kommen, da es noch zu wenig bearbeitet ist. Wenn mehr vorliegt als die Arbeiten von Burgt, kann man erst an praktische Massregeln denken. Inzwischen wird aber das Suaheli wieder grosse Fortschritte gemacht haben. Der Vorschlag des letzten Redners ist mit Freuden zu begrüssen, aber leider sind die dahingehenden Bemühungen bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Die Bedeutung der ärztlichen Mission in den deutschen Kolonien.

Von Professor D. **Haussleiter**, Halle.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Um die kurze Zeit dieser vorgerückten Stunde auszunützen, gedenke ich zunächst einen kurzen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der ärztlichen Missionsbewegung zu geben, dann zu erörtern,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus welchen Beweggründen sie hervorgeht, und endlich einige praktische Vorschläge für unsere Kolonien zu machen.

Dem Edinburger Weltmissionskongress, der im Juni dieses Jahres stattfand, wurde u. a. ein statistischer Atlas vorgelegt, in dem die neuesten Angaben über das Personal und die Arbeit der ärztlichen Mission zu finden sind. Die ganze Bewegung ist auf evangelischem Boden entstanden und hat hier ihre Organisation und Ausgestaltung gefunden. Dabei sei jedoch ausdrücklich betont, dass auch die katholische Mission auf ihre Weise für die Gesundheit der Eingeborenen besorgt ist und anerkennenswerte Leistungen aufzuweisen hat.

Die Zahlen des Statistical Atlas betreffen die evangelischen Missionen. Diese haben 641 Missionsärzte und 341 Missionsärztinnen, das sind 982 vollärztlich gebildete Missionsarbeiter. Das sind 18 Proz. der Gesamtzahl der ordinierten Berufsmissionare, die mit Unterricht und Predigt betraut sind (5522). Gewiss ein hoher Prozentsatz! Die Summe der Missionshospitäler beträgt 550. Die Summe ihrer Hospitalpatienten während eines Jahres (1908) 164 245, ihrer poliklinischen Klienten 4 231 635 und ihrer Stadtpatienten 144 708. Die Summe der Jahreskonsultationen ergibt mehr als 7½ Millionen. Besonders wichtig ist, dass auch die Eingeborenen in der ärztlichen Kunst sorgfältig unterwiesen werden. Wir finden in 111 Medizinalschulen 830 Studierende (davon 136 weiblich) und in 92 geburtshilflichen Klassen 628 Lernende (davon 74 männlich). Das ist der gegenwärtige Zahlenbestand der ärztlichen Mission.

Ein weiterer Blick in die Statistik zeigt, dass die Bewegung ihre besondere Entfaltung auf asiatischem Gebiet gefunden hat, und zwar speziell in China und Indien. Japan ist in der Aneignung abendländischer Kultur so weit fortgeschritten, dass es seine ärztlichen Bedürfnisse nahezu selbst decken kann. Dagegen ist Korea ein missionsärztlich bevorzugtes Missionsgebiet.

In China finden wir 251 männliche, 114 weibliche Aerzte und 207 Missionsspitäler. In Indien sind es 115 Aerzte, 163 Aerztinnen und 150 Hospitäler. Diese beiden grossen Gebiete nehmen zwei Drittel des ganzen Betriebes ein. Obwohl in Indien die Zahl des missionsärztlichen Personals der Spitäler kleiner ist als in China, so ist doch die Zahl der Behandlungen mehr als doppelt so gross. Das zeigt, dass die Mission in Indien das Vertrauen der Bevölkerung bereits in viel höherem Masse gewonnen hat und dass der Arbeit weniger Schwierigkeiten im Wege stehen. Die hohe Zahl der Aerztinnen erklärt sich aus dem Dienst an der in den Senanen abgeschlossenen Frauenwelt. In China sind die ärztlichen Stationen wichtige Stützpunkte für die Mission ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden. Während sonst die Missionare stets als „fremde Teufel" begrüsst wurden, hat sich jetzt vielfach durch das Eintreten des Arztes ein Stimmungswechsel vollzogen. Die alten asiatischen Kulturländer, die trotz ihrer Literatur und Buchgelehrsamkeit auf dem Gebiete der Heilkunde ausserordentlich weit zurückgeblieben sind, sind die ergibigsten Felder für die ärztliche Mission.

In Afrika arbeiten 94 Missionsärzte und 19 Aerztinnen, das sind zusammen nur 7 Prozent des ordinierten Missionspersonals (1555). In unsern afrikanischen Kolonien wirken zurzeit 11 Missionsärzte. Nur 3 von ihnen stehen im Dienste von deutschen Missionsgesellschaften! So weit sind wir noch zurück. Aber es soll und muss besser werden. Auch die gegenwärtige Versammlung soll dazu dienen, das Interesse für unsere wichtige Aufgabe in weitere Kreise zu tragen.

Beim ersten Kolonialkongress (1902) referierte an dieser Stelle Herr Prediger D. Dr. Kind über das Thema „Ausdehnung und erziehliche Bedeutung der ärztlichen Mission". Inzwischen sind wir, nicht zum wenigsten durch die Reisen der obersten Kolonialbeamten, so weit fortgeschritten, dass wir nicht mehr beim Allgemeinen stehen bleiben, sondern etwas über die „Bedeutung der ärztlichen Mission für unsere Kolonien" hören wollen.

Der Beruf des deutschen Missionsarztes ist bei uns vielfach noch ganz unbekannt oder wenigstens nicht klar genug erfasst. Freunde der Sache schlugen vor, die englischen Betriebsformen ohne weiteres zu übernehmen. Kolonialmänner dachten an Leistungen, für die in erster Linie doch die Regierungsorgane berufen sind. Beide Auffassungen sind zu einseitig. Weder der Missionar noch der Regierungsarzt soll durch die ärztliche Mission ersetzt werden. Sie hat neben beiden ihre selbständige Aufgabe. Diese Anschauung hat sich auch mehr und mehr in den beteiligten Kreisen durchgesetzt. Gegenwärtig bestehen in unserm Vaterlande elf missionsärztliche Hauptvereine, von denen einige zur Bildung von Zweigvereinen fortgeschritten sind. Sie haben sich zu einem „Verband der deutschen Vereine für ärztliche Mission" zusammengeschlossen. Hier besteht im wesentlichen volle Uebereinstimmung über den Begriff der ärztlichen Mission. Es sei gestattet, diesen Begriff geschichtlich zu entwickeln.

Die Mission beider Konfessionen hat sich je und je zur Krankenfürsorge der Eingeborenen gedrungen gefühlt. Wo könnte denn ein christlicher Missionar sich niederlassen, ohne auf Schritt und Tritt an die Geschichte vom barmherzigen Samariter erinnert zu werden? Will er nicht selbstsüchtig an der Not vorübergehen, wie der Priester und Levit im Evangelium, so muss er auf irgendeine Weise auch zur körper-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Hilfeleistung sich entschliessen. Und gerade diese selbstlose liebevolle Hingabe erweckt das Vertrauen der Eingeborenen und erschliesst ihr Verständnis für das Bessere, was der Missionar ausserdem zu bieten hat.

Die Sache ist nicht neu. Die Brüdergemeinde hatte bereits im 18. Jahrhundert Aerzte und Chirurgen unter ihren Sendboten. Im Jahre 1831 bestand der junge Baseler Missionar Heinze die staatliche Aerzteprüfung. Aber sein Wirken an der Goldküste war nur von kurzer Dauer. Erst 1885 hat Basel wieder einen Missionsarzt aussenden können, und seitdem ist es in dieser Hinsicht an der Spitze der evangelischen Missionsgesellschaften deutscher Zunge geblieben. (Gegenwärtiger Stand: 7 Aerzte.) Schon die Fürsorge für die Gesundheit der europäischen Missionsarbeiter hatte die Gesellschaften dazu geführt, allen ihren Zöglingen eine gewisse ärztliche Ausbildung zu verschaffen. Wäre es doch auch heute noch selbst für den Privatmann ein unerlaubter Leichtsinn, in die Tropen zu gehen, ohne sich irgendwie um die Gesundheitspflege bekümmert zu haben.

Wer jemals eine Karawanenreise in Afrika gemacht hat, der weiss, dass der Europäer seinen Trägern und Dienern medizinisch helfen muss, sei es auch nur, dass er ihnen Jodoform auf ihre Wunden streut oder gelegentlich eine Dosis Kalomel oder Chinin verabreicht. Wer dies aus Unwissenheit oder einem anderen Grunde unterlässt, wird von den Eingeborenen als hart und böswillig angesehen, verachtet oder sonst geschädigt. Man kann in Afrika die Aufmerksamkeit auf das körperliche Befinden nicht auf die eigene Person beschränken, man muss sich auch um seine Umgebung bekümmern. Den Missionaren galt das als selbstverständlich. Aber sie litten unter dieser Notwendigkeit. Denn meist reichten ihre Kenntnisse viel zu wenig in die Tiefe, um bei schweren Fällen sachkundig und sicher einzugreifen. Hatte aber einmal ein Missionar sein medizinisches Können auf eine gewisse Höhe gebracht, dann konnte es ihm ergehen, wie unserm Berliner Veteran D. Merensky, der einmal in einem Burenfeldzug die Oberleitung des ganzen Lazarettwesens übernehmen musste. Ein anderer Missionar, der ähnliches Geschick bewiesen hatte, fungierte lange Jahre als Mitglied der ärztlichen Prüfungskommission in Prätoria. In solchen Fällen wurde die eigentliche Berufsaufgabe des Missionars stark in den Hintergrund gedrängt, und die Missionare konnten sich unter der ihnen aufgebürdeten Verantwortlichkeit nicht wohl fühlen. Darum ist es erklärlich, dass aus ihren eigenen Reihen der Wunsch nach Missionsärzten und die Bitte um bessere medizinische Ausbildung für den eigenen unentbehrlichen Hausbedarf immer lebhafter ausgesprochen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird. Beides ist durchaus berechtigt. Da unmöglich jede Missionsstation im Innern ihren eigenen Arzt haben kann, muss der Missionar bei den gewöhnlichen Krankheiten selbst die Behandlung übernehmen. Für schwerere Fälle aber und für die Bekämpfung von Epidemien sollte überall ein Berufsarzt wenigstens auf 60 Kilometer Entfernung erreichbar sein. Auf einer gewissen Entwickelungsstufe der Arbeit muss der Missionar in gewissem Sinne alles sein: Prediger, Lehrer, Baumeister, Handwerker, Landwirt, Kaufmann, Friedensrichter und Arzt. Aber sobald eine Differenzierung dieses vielgestaltigen Berufswirkens möglich ist, hat er sich auf seine eigentliche Aufgabe zu beschränken. Darum senden jetzt die Missionsgesellschaften allenthalben selbständige Hilfskräfte aus. Unter diesen darf der Missionsarzt nicht an letzter Stelle stehen, so schwierig es auch sein mag, die rechten Männer zu gewinnen und die nötige wirtschaftliche Sicherheit zu gewähren.

Wie segensreich Missionsärzte wirken, dafür ist die Goldküste ein deutlicher Beweis. Dort sanken in den ersten Jahrzehnten über 60 Prozent der ausgesandten Baseler Missionsarbeiter ins Grab. Heutzutage ist diese Ziffer auf 10 Prozent zurückgegangen. Der Missionsarzt sorgt zunächst für die Missionare und deren Familie. Es ist selbstverständlich, dass er mit seiner Kunst auch allen in erreichbarer Nähe wohnenden Weissen dient. Aber ein weiteres grosses Arbeitsfeld sind die Eingeborenen selbst, die in ihrer abergläubischen Geisterfurcht Unglücksfällen und ansteckenden Krankheiten, Hungersnöten und anderen Landplagen gegenüber völlig hilflos sind. Endlich bildet die sich sammelnde Christengemeinde ein besonders wichtiges Gebiet. Denn die oft noch schwachen Christen sollen davor bewahrt werden, in Krankheitsfällen die alten Zaubermittel zu gebrauchen, sie müssen deshalb sorgfältig medizinisch behandelt und hygienisch gehoben werden. Hierfür gibt es kein besseres Mittel als die Ausbildung geschickter Eingeborener zu Heilgehilfen und die Anweisung von zuverlässigen Frauen zum Hebammendienst. Hier liegen grosse Bedürfnisse vor, denen nur durch Missionsärzte genügt werden kann. Die bisherigen Missionsärzte haben sich als fertige Männer den Gesellschaften zur Verfügung gestellt. Aber ihre Zahl ist leider viel zu klein. Darum hat ein vornehmlich süddeutscher Kreis von Missionsfreunden unter der Führung eines Stuttgarter Grosskaufmanns (Dr. med. h. c. P. v. Lechler) sich vor einigen Jahren zur Gründung eines Studienhauses für künftige Missionsärzte zusammengeschlossen. Der Gedanke fand im ganzen Reich Anklang, und das höchst erfreuliche Ergebnis war, dass am 20. Oktober 1909 das Deutsche Institut für ärztliche Mission in Tübingen eröffnet werden konnte. Die Leitung ist zwei im Kolonial- und Missionsdienst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewährten Aerzten übertragen. Das Institut hat 36 schöne Zimmer, die für Mediziner und junge Missionare bestimmt sind. Jene sollen bereits während der Semester, die sie in Tübingen studieren wollen, Anschluss an die Mission und Anregung für ihren künftigen Dienst finden. Sie haben sich die üblichen medizinischen Berufskenntnisse anzueignen und nach bestandener Prüfung in Berlin oder Hamburg ihre tropenmedizinischen Studien zu erweitern. Aus den zur Entsendung bereitstehenden jungen Missionaren sollen die am meisten hierfür befähigten sich in einjährigem, streng geregeltem Kursus die notwendigsten medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, wie sie früher bei uns der Landarzt oder Landchirurg besass und in Ermangelung von andern Persönlichkeiten zum Besten des Volkes ausübte. Diese Ausübung bleibt jedoch streng auf das überseeische Gebiet beschränkt. Im Schwesternhaus wird Gelegenheit geboten, sich für Kranken- und Wochenpflege und für den Hebammendienst auszubilden.

Es sind durchaus gesunde Triebkräfte, aus denen die deutsche ärztliche Mission sich entwickelt hat. Wenn wir damit erst am Anfang stehen, so hängt das damit zusammen, dass auch unsere ganze Kolonialbewegung noch sehr jung ist und dass in manchen Kreisen zuerst eine gewisse Scheu vor dem englisch-amerikanischen Missionsarzt überwunden werden musste. Aber mehr und mehr setzt sich in diesen Dingen der Grundsatz durch, niemanden knechtisch nachzuahmen, aber von allen Vorgängern zu lernen. Dass England auf allen Gebieten kolonialer Betätigung einen grossen Vorsprung hat, wird niemand leugnen wollen. Für die ärztliche Mission in Afrika ist kein anderer als David Livingstone, „der gute Doktor!“ († 1873) bahnbrechend gewesen. Mit seinem Herzen war und blieb er Missionar, auch als er seine späteren Reisen im Dienst des Staats und einer geographischen Gesellschaft machte. Und gerade als Arzt hat er das Vertrauen der Afrikaner gewonnen und dadurch Ostafrika für den weissen Mann erschlossen. Die englische Missionsausbildung ist stark auf praktische Ziele gerichtet. So kommt es, dass unsere britischen Vettern eine Reihe von Männern aufzuweisen haben, die ebenso tüchtig und geschickt sind, als Prediger und Schulmänner, wie als Aerzte zu dienen. Die Universitätenmission hat einmal sogar einem ihrer Missionsärzte das Bischofsamt in Sansibar übertragen. Jedoch hat die Entwickelung der letzten Jahrzehnte eine solche Spezialisierung der Kenntnisse gebracht, dass auch bei dem englischen Missionsarzt die ärztliche Seite seines Berufes immer mehr in den Vordergrund tritt. Dabei bleibt die persönliche Fühlung und innere Uebereinstimmung mit den anderen Missionsarbeitern eine Grundbedingung für das missionsärztliche Wirken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ohne sie wird der Missionsarzt nie recht heimisch auf seinem Arbeitsfeld werden und bald bitter enttäuscht in die Heimat zurückkehren.

Aber hat der Missionsarzt überhaupt das Recht, sich viel um die Eingeborenen zu bekümmern? Ist die Fürsorge für ihre Gesundheit nicht in erster Linie Pflicht und Aufgabe der Kolonialregierung? Muss nicht draussen ebenso wie in der Heimat das Gesundheitswesen als ein Teil der öffentlichen Verwaltung angesehen und behandelt werden? Die Kolonialregierungen haben allgemein diese Aufgabe für sich in Anspruch genommen, und die deutschen Behörden sind in der Erfüllung dieser Pflichten nicht zurückgeblieben. In den Küstenstädten unserer Kolonien und an den grossen Mittelpunkten im Innern, an den Bezirksämtern und Regierungsstationen finden wir überall den Militärarzt oder den Regierungsarzt. Aber so ein afrikanisches Bezirksamt hat die Grösse eines kleinen Königreichs. Der Militärarzt ist an seine Truppenabteilung gebunden und der Regierungsarzt ist viel beschäftigt. Sein Dienst beschränkt sich zunächst auf den Stationskreis, und bei seinen Reisen ist er durch Impfung und allgemeine hygienische Massregeln zur Seuchenbekämpfung so stark in Anspruch genommen, dass für die Behandlung einzelner Kranker wenig Zeit übrig bleibt. Wenn er dann seine Anordnungen im Bezirk getroffen hat, so wäre oft niemand da, der ihre Durchführung überwachte, wenn nicht die Mission unterstützend einträte. Ihr Stationsnetz ist viel engmaschiger. Stehen doch in Ostafrika den *22* staatlichen Verwaltungssitzen 136 Hauptstationen der Missionen zur Seite! Von irgendeiner unangenehmen Konkurrenz zwischen dem Regierungsarzt und dem Missionspersonal kann hier nicht die Rede sein. Sei es ein evangelischer Missionar oder ein Missionsarzt, sei es ein Pater der klösterlichen Ordensniederlassung oder eine barmherzige Schwester, wer nur immer hygienisch überwachen und medizinisch oder chirurgisch helfen kann, ist zu diesem Dienst ohne weiteres verpflichtet. Dabei mag man als letztes Ziel ins Auge fassen, dass der Staat alle unsere Kolonien so ausgibig mit Aerzten und Heilpersonal versorgt, dass er nicht mehr auf die Hilfe der Mission angewiesen ist und diese höchstens noch für ihre eigenen nächsten Angehörigen einzutreten hat.

Wenn nur die Gebiete nicht so gross wären, dass ihre genügende Besetzung ungeheure Geldsummen kosten würde! Schon aus diesem Grund ist die Mitarbeit der Missionen und das Eintreten des Missionsarztes für die nächsten Generationen eine unentbehrliche Notwendigkeit. Eine genügende Besetzung seitens der Regierung oder durch Privatärzte ist eine zu grosse Aufgabe, um im Laufe von Generationen sich verwirklichen zu lassen. Aber das grösste Hindernis,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bloss durch Regierungsorgane der eingeborenen Bevölkerung tiefgreifend zu helfen, liegt auf anderem Gebiet.

Der Regierungsarzt kann wegen seiner Reisetätigkeit und wegen seiner viel kürzeren Amtsdauer nicht so eingehend mit der Sitte und Sprache eines einzelnen Stammes sich befassen, wie der Missionsarzt, der unter den Eingeborenen seinen dauernden Sitz hat und in stetem Verkehr mit den Missionaren als Augenzeuge des alltäglichen Lebens seine Erfahrungen sammelt. Auch in der Heimat bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass es für den Arzt nicht genügt, das richtige Rezept zu schreiben und die Herbeischaffung der Heilmittel zu bewirken, sondern dass in vielen Fällen zur Durchsetzung der notwendigen hygienischen Massregeln und zur psychischen Beeinflussung des Kranken die Aufbietung seiner ganzen Willenskraft nötig ist. Dazu gehört aber eine gewisse Vertrauensstellung und persönliche Beziehung zum Kranken, wie sie der Missionsarzt viel leichter als jeder andere erreichen kann.

Jeder tüchtige Arzt fasst seinen Beruf als Dienst auf, der bei den zuweilen über das Mass gehäuften Anforderungen nur vermöge eines strengen Pflichtbegriffes und einer entschlossenen Selbstverleugnung durchgeführt werden kann. Darin machen wir zwischen dem Regierungsarzt und dem Missionsarzt keinen Unterschied. Der Arzt muss nicht nur die Krankheit in sein Denken und Forschen aufnehmen, sondern in gewissem Sinne den Kranken selbst als notleidenden Menschen geistig umfassen und tragen und ihm in treuer Fürsorge die eigene Seele hingeben. Sonst hat er seinen Beruf verfehlt. Durch diese Tätigkeit aber entsteht eine zwar verborgene, aber tatsächlich vorhandene Verwandtschaft und Bundesgenossenschaft zwischen jedem ernsten Arzte und dem Missionar, der zwar nur ein beschränkteres ärztliches Können, aber zugleich ein durch Gottes Wort geübtes seelsorgerliches Mitempfinden einzusetzen hat. Wenn nun der Regierungsarzt kommt und dem Kranken hilft, so wird dadurch das Vertrauen auf die früheren Zaubermittel zerstört, ohne dass jedoch in diese Lücke des Gemütslebens sofort neue, bessere Vorstellungen gepflanzt werden. Jeder Eingeborene, der eine gute Kur an seinem Leibe erfahren hat, wird bei seinen Dorf- und Stammesgenossen den Europäer um seines stärkeren Zaubers willen rühmen. Es mag dem Arzt vorübergehend eine gewisse Befriedigung und Erhöhung des Selbstgefühls gewähren, von einem dankbaren farbigen Patienten als Heilbringer, ja als Halbgott angestaunt zu werden. Klare, aufrichtige Naturen werden dies nicht ohne Widerspruch ertragen. Denn von der einzelnen Heilung abgesehen, bleibt ja der Kranke in seiner irrigen Kausalverknüpfung befangen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und gelangt weder zu einer gesundheitlichen Selbsterziehung noch zu der Erkenntnis, dass wir durch Krankheit und Genesung, durch Freud und Leid zur Erreichung der höchsten Lebensweisheit geführt werden sollen. Das moderne Denken ist geneigt, alle Erscheinungen aus unpersönlichen Ursachen abzuleiten, die primitive Vorstellungsweise dagegen sieht in jedem ungewöhnlichen Geschehen die willkürliche Aeusserung von Geistwesen. Die Furcht vor dem feindseligen Eingreifen der Geisterwelt in das Menschenleben treibt den Heiden dazu, durch Amulette und Zauber sich den Schutz anderer stärkerer Geister zu verschaffen. Er rechnet ganz anders mit der unsichtbaren Welt, wie wir, die wir so leicht mit der Feststellung der äusseren Ursachen uns begnügen und dabei die tiefsten persönlichen Gemütsbedürfnisse vernachlässigen. Wir sind Meister im Unterscheiden, für das Gefühl der primitiven Menschen bildet das körperliche und das seelische Leben noch eine ungetrennte Einheit. Darum bedeutet bei ihm die Hilfeleistung, die sich auf den Körper erstreckt, zugleich eine starke Einwirkung auf das Seelenleben. Soll die Art dieser Einwirkung dem Zufall überlassen bleiben? Oder meint man, dass einige Worte der Aufklärung hier genügen können? Notwendiger als die Uebung des Verstandes braucht der Heide die Reinigung seiner Vernunft. Und hierfür gibt es in der ganzen Welt kein besseres Mittel als die Mitteilung der biblisch-christlichen Wahrheit. Durch sie finden alle Geistesbedürfnisse der gebildeten und der ungebildeten Menschheit die nachhaltigste Anregung und die befreiendste Umwandlung. So weist das Wirken des Arztes auf den Dienst des Missionars hin und geht mit ihm Hand in Hand.

Wir haben mit praktischen und ideellen Gründen nachzuweisen versucht, dass die ärztlichen Hilfeleistungen des Missionars und das planvolle Wirken des Missionsarztes neben den öffentlichen staatlichen Veranstaltungen zurzeit für die gesundheitliche und geistige Hebung der Eingeborenen unentbehrlich sind. Wenn nun der Mission auf diesem Gebiete hohe Kosten erwachsen, ist es da nicht eine Forderung der Billigkeit, dass das Reich einen Teil derselben übernehme, um dadurch auszudrücken, dass es die auch in seinem Interesse geleistete Arbeit anerkennt? Manche möchten ihre Wünsche sogar dahin ausdehnen, dass sie bereits für die heimatlichen Ausbildungsstätten und für erst geplante Zukunftsunternehmungen koloniale oder staatliche Subsidien begehren. Uns scheint dies etwas zu weit zu gehen. Wir halten es für ein gesünderes und darum besser durchführbares Prinzip, dass der Staat oder die Kolonie erst dann eine finanzielle Unterstützung gewährt, wenn irgendeine sichtbare Leistung vorliegt. So werden z. B.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Kapkolonie auch die von äthiopischen Gemeinschaften gegründeten Schulen unterstützt, sobald eine Prüfung ergibt, dass die staatlich festgesetzten Lehrziele erreicht werden und dass die Schulleitung aus zuverlässigen Persönlichkeiten besteht. Es fliessen dann zwei Drittel des Schulbedarfs und der Gehälter aus öffentlichen Mitteln, während die Gemeinde nur ein Drittel aufzubringen hat. Aehnlich ist es in Niederländisch-Indien. Der spezielle Religionsunterricht in den Missionsschulen beider Konfessionen wird ausserhalb der an Zahl niedrig bemessenen Schulstunden erteilt, und zwar bei freiwilligem Besuch der Schüler. Diese Praxis hat sich eingebürgert und bewährt. Auf diese Weise erspart der Staat grosse Summen, die das öffentliche niedere Schulwesen in eigenem Betrieb verschlingen würde, und die Mission lässt sich die notwendige Beaufsichtigung ihrer Schularbeit gefallen.

Aehnliche Einrichtungen wurden in Niederländisch-Indien für die ärztliche Hilfeleistung an Eingeborene getroffen. Nach einem Berichte von Dr. A. de Gaay Fortmann hat die holländische Regierung Ende 1905 folgende Regelung für die privaten Krankenhäuser getroffen. Sie unterscheidet eigentliche Krankenhäuser und Hilfskrankenhäuser. Jene stehen unter der Leitung eines geprüften Arztes, in diesen ist ein Missionar mit der Pflege der Kranken betraut. Jene sind in fünf Klassen eingeteilt. Die erste enthält 10—25, die letzte 171—220 Betten. Die Regierung bezahlt zwei Drittel des Grunderwerbes und gibt für den Bau und die erste Einrichtung, der Grösse entsprechend, 2200—11 500 fl. Der europäische Arzt erhält von ihr 2100 fl. jährliches Gehalt, der europäische Krankenpfleger oder die Diakonisse 600 fl. Auch das inländische Personal hat festgesetzte Bezüge. Endlich werden noch zum Betrieb jährlich 200—3000 fl. und für die Instandhaltung der Gebäude feste Beträge beigesteuert.

Die Hilfskrankenhäuser, die zum Teil recht klein und einfach sind, erhalten für den Bau und die erste Einrichtung bis zu 500 fl., und jährlich für die Kosten der Krankenbehandlung eine ähnlich hohe Summe. Auch hier erhält ein europäischer Pfleger 600 fl. Alle diese Krankenhäuser bekommen die Arznei und die Verbandsmittel, sowie ärztliche Instrumente unentgeltlich geliefert. Wir möchten diese wohlüberlegte Subsidien-Ordnung, die den Eingeborenen die nötigste ärztliche Hilfe verschafft und dem Staat die Last eigener, weit kostspieligerer Betriebe abnimmt, als vorbildlich bezeichnen.

Auch die Erhebung eines kleinen Eintrittsgeldes in die Polikliniken und in die Krankenhäuser ist gestattet. Namentlich auf Sumatra hat man aus erzieherischen Gründen diese Einrichtung getroffen. Dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden auch in leichteren Fällen die Kranken durch ihre Angehörigen beköstigt. Die Mission will nicht durch Wohltun verwöhnen, sondern die eigene Leistung anregen. Und die Leute finden das ganz in der Ordnung. Haben sie doch früher für ihre Zauberdoktoren ganz andere Aufwendungen machen müssen! Es wird nicht mehr nötig sein, darauf hinzuweisen, wie grosse Dienste eine gut organisierte ärztliche Mission in der allgemeinen Verbesserung der Lebensweise, in der Bekämpfung des Alkohols und anderer Berauschungsmittel, in der Verhinderung des immer noch häufigen Kindermordes und anderer Missbräuche leisten kann. Viele wichtige Fragen und praktische Aufgaben können gerade durch sie ihrer Lösung näher gebracht werden. Und wenn man sich entschlösse, einen Teil der von den Eingeborenen aufzubringenden Steuern für die Bestreitung der in ihrer Mitte getroffenen gesundheitlichen Einrichtungen zu bestimmen, so würden die wesentlichen Kosten leicht von den nächst Beteiligten aufgebracht werden, so dass niemand über eine unbillige Neubelastung klagen dürfte.

Es sei zum Schluss eine geschichtliche Erinnerung gestattet. Im Jahre 1871 gelang es dem energischen, kühnen Henry Morton Stanley, den verschollenen Dr. David Livingstone aufzufinden und ihm Nachrichten und Lebensmittel zu bringen. In Udjidji am Tanganjikasee begegneten sich die beiden, für die Erschliessung Afrikas hervorragendsten Männer des vergangenen Jahrhunderts.

Livingstone öffnete das Innere Afrikas für die Mission und für den Handel. Dabei verfolgte er ein dreifaches Ziel. Nämlich: Die Unterdrückung des Sklavenhandels und Einführung eines geordneten Handels, die gesundheitliche Hebung der Eingeborenen und Verbesserung ihrer Lebensweise und endlich die Ansiedelung von Europäern in allen Gegenden, deren Klima europäischen Feldbau möglich und ertragreich macht. So sind mehrere Stationen im Shire-Gebiet entstanden, von denen Blantyre die bekannteste ist. Auch die missionsärztlichen Gedanken wurden von den schottischen Gesellschaften aufgenommen und verwirklicht. Die amerikanischen Presbyterianer in Südkamerun haben sechs Missionsärzte neben sieben Predigtmissionaren angestellt. Zur weiteren Orientierung sei auf das vortreffliche Werk von C. Mirbt: „Mission und Kolonialpolitik" (Tübingen 1910), verwiesen, auf die Schriften von Dr. Feldmann und Dr. Olpp über „Die ärztliche Mission" und auf die gleichnamige Zeitschrift, die in Gütersloh erscheint.

Livingstone, der das Vertrauen der Eingeborenen wie kein anderer besass, hat, ohne zu schlagen und zu schiessen, unter den schwierigsten Verhältnissen Afrika kreuz und quer durchzogen und dem weissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mann einen guten Namen gemacht. Stanley, der entschlossene, rücksichtslose Amerikaner, war von rauherer Art. Aber auch ihn finden wir in den nächsten beiden Jahren nach der Begegnung mit Livingstone so gemässigt und eingeborenenfreundlich, dass er uns diese Zeit sympathischer erscheint als vorher und nachher. Mit Livingstone ist die geographische Entdeckung, die missionarische Eröffnung und die Erschliessung Afrikas für Industrie und Handel auf immer verbunden. Die kolonial-politische Aufteilung Afrikas unter die europäischen Staaten ist mit dem Namen Stanleys verknüpft. Im Jahre 1878 gründete er mit dem König der Belgier die Gesellschaft, aus der schliesslich der Kongostaat erwuchs. Durch die auf dem Berliner Kongress 1885 vereinbarte Kongoakte haben die kolonial-politischen Aufgaben, Pflichten und Ziele die noch jetzt verbindliche Gestalt gewonnen. Livingstone ist der Vertreter der Mission, Stanley der Vertreter der modernen Kultur und der Politik. Jener arbeitete durch den Einfluss seiner Persönlichkeit, dieser mit allen verfügbaren Machtmitteln. Der eine gewann die Menschen, der andere die Länder. In Udjidji sind sich beide Männer freundschaftlich begegnet. Das sei uns ein Symbol für die Richtungen, die sie vertreten haben. Wenn die kolonialen Unternehmungen die Livingstoneschen Bestrebungen ausschalten wollten, so wäre das ein Unglück für Afrika und für uns. Livingstone war der erste am Platz, und ihm ist es gelungen, in den Herzen der Afrikaner sich ein dauernderes Denkmal zu errichten, als es seinem grossen gefürchteten Nachfolger gelang.

Es hat in der Vergangenheit zuweilen nicht an Missverständnissen und Missstimmungen zwischen den Vertretern der Missions- und Kolonial-Bewegung gefehlt. Heute sind ihre Vertreter zu einmütiger Beratung friedlich versammelt, um voneinander zu lernen und, soweit es möglich ist, Hand in Hand zu arbeiten. Wir freuen uns, dass es ein Gebiet gibt, wo die Verständigung am leichtesten und das Zusammenwirken am notwendigsten und am aussichtsreichsten ist. Lassen Sie uns dieses Gebiet mit frischem Mut und gutem Vertrauen anbauen! Das Feld unserer gemeinsamen Betätigung sei **„die ärztliche Mission"!**

Dr. **Müller,** Eberswalde: Deutsch-Ostafrika ist noch ein weites Gebiet für reiche missionsärztliche Tätigkeit. Die ärztliche Mission wird auch noch auf unabsehbare Zeit eine Notwendigkeit sein, denn die Eingeborenenpraxis ist für einen Privatarzt vorläufig noch kaum rentabel, die Regierungsärzte aber sind in erster Linie für die Weissen bestimmt. Vorbildlich in manchem Betracht ist die Kapkolonie, welche die in ihr ansässigen Missionsärzte kräftig unterstützt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsdirektor **A. W. Schreiber,** Bremen: Auf die Bedeutung der ärztlichen Mission in den Kolonien hat in äusserst wirksamer Weise ein Mann hingewiesen, dessen Name, soviel ich weiss, auf dem diesjährigen Kongress noch nicht genannt ist, dessen Tätigkeit aber für unsere Kolonien gerade im Sinne der von uns vertretenen Grundsätze äusserst erfolgreich war: Dernburg! Es sei ihm auch hier dafür gedankt, dass er das Wort gesprochen hat, dass der Eingeborene das wichtigste Aktivum unserer Kolonien ist, und dass er diese Ueberzeugung in weite Kreise getragen hat.

Dr. **Olpp,** Tübingen: Die deutsche evangelische ärztliche Mission ist jetzt organisiert. Die von dem Deutschen Institut für ärztliche Mission dargebotenen Bildungsmöglichkeiten stehen aber nicht nur Angehörigen der evangelischen Konfession zu Gebote. Im nächsten Semester beginnen die tropenmedizinischen Vorlesungen an der Universität, die selbstverständlich Angehörigen aller Konfessionen offen stehen, wenn sie die nötige Vorbildung mitbringen.

Wir tun aber den deutschen Kolonien nicht nur durch tropenhygienische Vorbildung des Missionspersonals einen Dienst, sondern wir versuchen auch, den erkrankt Zurückkehrenden, die unseren ärztlichen Rat suchen, zu dienen. Eine Statistik über 700 Todesfälle bei englischen und deutschen Missionaren und ihren Familien hat ergeben, dass 62 Prozent von ihnen an verhütbaren Krankheiten gestorben sind. In manchen Gegenden Westafrikas kommen 50,3 Prozent Mortalität des Missionspersonals auf Schwarzwasserfieber, auf die Malaria 12 Prozent, während unsere Missionare in China vorwiegend Darmkrankheiten erliegen. Hier klärend und vorbeugend zu wirken, wird eine stete weitere Aufgabe der ärztlichen Mission bleiben.

Pfarrer **Gellonneck,** Gross-Lichtenau (Westpr.): Es soll noch hingewiesen werden auf die einigende Kraft der ärztlichen Mission für die verschiedenen Berufsarten und -arbeiten in den Kolonien. Es ist eine bittere Wahrheit, dass die Mission auch in den Kolonien noch nicht auf allen Seiten die Achtung geniesst, welche sie verdient. Im Plenum wurde die Mahnung ausgesprochen, nicht zu vergessen, dass die Aerzte draussen studierte Männer seien. Durch den studierten Missionsarzt, der den engsten Anschluss an die Mission hat und zugleich nähere Fühlung mit den andern studierten Männern und höheren Beamten, kann und soll auch dem Beruf des Missionars und seiner Arbeit verholfen werden zu notwendigem Ansehen bei Männern in den Kolonien, welche die Mission bisher nicht ganz gekannt und darum nur halb geliebt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor D. **Haussleiter,** Halle a. S.: Es ist mir ein Bedürfnis, für die Aufmerksamkeit zu danken, die Sie meinen Ausführungen entgegengebracht haben, ebenso gebührt mein Dank den wertvollen Ergänzungen, die in der Diskussion angedeutet wurden. Die Bewegung für ärztliche Mission ist über die ersten Anfangsschwierigkeiten hinaus, sie bedarf aber der nachhaltigen Förderung der weitesten Kreise beider Konfessionen, um die Erwartungen zu erfüllen, die sie mit Recht erweckt hat. Darum ist meine Bitte: Werben Sie tatkräftige Mitarbeiter für diesen grossen schönen Dienst, den wir unseren Kolonien schuldig sind.

D. Graf **Vitzthum,** Exzellenz, Wirkl. Geheim. Rat, Dresden: Unser verehrter Herr Obmann hat mich beauftragt, sein Bedauern auszusprechen, dass er die Beratungen der IV. Sektion nicht hat schliessen können, wie er sie eröffnete. Die Auswahl des grössten Raumes für die Beratungen unserer Sektion hat sich bewährt, und die Beratungen haben sich als besonders wichtig erwiesen. In 15 Stunden haben wir neun vortreffliche Berichte gehört, und ich danke den Herren Berichterstattern und denen, die gute Ergänzungen geboten haben. Ich spreche die Freude darüber aus, dass die Grundsätze des Christentums in der Sektion immer entschieden zum Ausdruck gekommen sind, und zwar in Eintracht zwischen beiden Bekenntnissen. Das soll so bleiben, denn wir dienen nur e i n e m Herrn, unserem Herrn Jesus Christus!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Karl Supf**, Berlin.
Vorsitzende: Wirkl. Geh. Rat Dr. **Mehnert**, Exzellenz, 2. stellv. Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrates, Dresden.
Dr. ing. h. c. **W. von Oechelhaeuser**, Generaldirektor, Dessau.
Graf **Eckbrecht von Dürkheim-Montmartin**, Hannover.
Schriftführer: Dr. **Matthiesen**, Berlin.
Dr. **Friedrich Supf**, Berlin.
Referendar **Klußmann**, Berlin.

Die Entwickelung und Aussichten des Handels der Kolonien.

Von Regierungsrat Prof. Dr. **Zoepfl**, Berlin.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, vormittags.)

Der Kolonialhandel ist ein Teil unserer weltwirtschaftlichen Tätigkeit. Es ist wenig bekannt, dass gerade die Gestaltung unserer weltwirtschaftlichen Lage, auch damals schon die Baumwollfrage, den Fürsten Bismarck von der Notwendigkeit deutscher Kolonien überzeugte. Seitdem hat sich einerseits die weltwirtschaftliche Lage, die uns zur Kolonialpolitik drängte, wesentlich verschärft, andererseits können wir heute besser übersehen, wie weit uns der Handel mit eigenen Kolonien helfen kann. Auf 5 Milliarden Mk. jährlich ist allmählich der Handel Deutschlands mit überseeischen Gebieten, d. i. der Bezug von Rohmaterialien daher und die Ausfuhr von deutschen Fabri-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

katen dorthin, angeschwollen. Unsere Handelsbilanz mit diesen Ländern wird in steigendem Masse passiv. Wir empfangen weit mehr an Handelswert, nämlich in Rohmaterialien, von dort, als wir Fabrikate dorthin absetzen können. Das gilt namentlich für unseren grossen Handel mit den englischen Kolonien, geradezu auffallend für den geringeren Handel mit den französischen und auch mit den portugiesischen Kolonien. Gegenüber diesem Handel mit fremden Kolonien ist unser eigener Kolonialhandel geringfügig. Dafür wird der erstere aber immer weniger vorteilhaft für uns. Die Rohmaterialien liefern uns diese fremden Kolonien gern zu hohen, vielfach zu Monopolpreisen. Unsere Fabrikateneinfuhr erschweren sie aber mehr und mehr. Der „Manchester Guardian" hat nicht so unrecht, wenn er sagt: Deutschland empfängt unsere englischen Fabrikate immer mehr indirekt dadurch, dass wir sie in Indien und anderen Kolonien absetzen, die das Geld dafür durch Ausfuhr von Rohmaterialien nach Deutschland sich beschaffen. Bei den anderen überseeischen Gebieten, als den Kolonien europäischer Staaten, liegt die Sache ähnlich. Auch hier wird unsere Handelsbilanz durch die Erschwerungen unseres Fabriken-Absatzes vielfach eine passive. Da wir aber die Rohmaterialien aus diesen überseeischen Ländern brauchen, wenn wir unsere industrielle Entwickelung nicht wieder wesentlich zurückschrauben wollen, was auch sozial bedenklich wäre, so sind wir in einer recht prekären Lage. Die weitere Erschwerung unseres Absatzes in den Ländern, auf die wir mit unserem Rohmaterialienbezug angewiesen, die aber ihrerseits mit ihrem Fabrikatenbezug nicht auf uns angewiesen sind, oder wenigstens nicht angewiesen zu sein glauben, liegt drohend über unserer betriebsamen Exportindustrie. Der sogenannte Exportpessimismus greift um sich, und in psychologisch begreiflicher Weise werden die Hoffnungen immer grösser, die auf den Handel mit unseren eigenen Kolonien gesetzt werden.

Von diesem Handel hofft man, dass er ganz oder zum Teil an die Stelle unseres derzeitigen 5 Milliardenhandels mit überseeischen Gebieten treten könne, und zwar ohne die Nachteile, die dieser zurzeit für uns bringt. Es handelt sich also nicht bloss um die absolute Grösse, sondern auch um die für das deutsche Mutterland möglichst vorteilhafteste Art unseres Kolonialhandels. Da müssen wir nun zunächst betrachten, was haben wir bisher erreicht, namentlich auch im Vergleich mit anderen Kolonialstaaten.

Nehmen wir Kiautschou vorweg, um weiterhin nur noch unseren eigentlichen Erschliessungskolonien uns zuwenden zu können, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können wir sagen, dass Kiautschou durch mächtige Entwickelung des Durchgangs- und Zwischenhandels alles erfüllt hat, was man von einer Handelskolonie im engeren Sinne, einem „Comptoir de commerce", wie die Franzosen sagen, verlangen kann.

Unsere übrigen Kolonien, namentlich die afrikanischen, weisen eine geradezu erstaunlich rasche Entwickelung ihres Handels auf, wenn man sie mit fremden Kolonien vergleicht, was ja allein einen Massstab gibt. Besonders Deutsch-Ostafrika, das seinen Handel von 1898 bis 1900 vervierfacht hat, stellt sich damit der Handelsentwickelung der benachbarten französischen Kolonie Madagaskar, die als besonders reich gilt, gleich. In Französisch-Westafrika, auf dessen Entwickelung die Franzosen so stolz sind, hat sich der Handel unter dem gleichzeitigen Ausbau eines Eisenbahn- und Wasserstrassennetzes, einer immer intensiver werdenden Verwaltung und unter Aufnahme von 400 Millionen Frcs. Anleihe gerade verdoppelt. In den entsprechenden deutschen Kolonien Togo und Kamerun hat sich in diesen zehn Jahren — man kann fast sagen, ohne jede Eisenbahn, Anleihe und dergleichen — der Handel in derselben Zeit verdreifacht. Auch die neueste Zunahme des Handels in den einzelnen deutschen Schutzgebieten ist wieder recht erfreulich. In Kamerun ist der Handel im letzten Jahre 1909 von 29 auf 33 Millionen gestiegen, und hat seit 1902, in acht Jahren, um 65 Prozent zugenommen. In Südwestafrika ist der Gesamthandel von 41 Millionen im Jahre 1908 auf 56 Millionen im Jahre 1909 gestiegen, darunter die Ausfuhr von 7,8 Millionen auf 22 Millionen Mk. Die kleine fleissige Kolonie Togo hat ihren Gesamthandel im verflossenen Jahre wiederum um 3 Millionen vermehrt. Deutch-Ostafrika hat eine Zunahme von 36 Millionen auf 47 Millionen Mark, also um 31 Proz., aufzuweisen. Das sind Prozentsätze, wie sie in fremden Kolonien erst eine Handelsentwickelung von 3—5 Jahren aufzeigt. Auch die Südsee bringt Handelszuwachs. Samoas Handel stieg von 5,1 Millionen Mark auf 6,3 Millionen Mark; Neu-Guineas einschl. des Inselgebiets von 11,1 Millionen Mark auf 14,6 Millionen Mark. An dieser Steigerung ist die Phosphatausfuhr mit 1,4 Millionen Mark beteiligt.

Es ergibt sich als Gesamthandel unserer Kolonien ohne Kiautschou für 1909 die Summe von ca. 176 Millionen Mark gegenüber 138 Millionen im Vorjahre und 129 Millionen Mark im Jahre 1907.

In der Schnelligkeit, mit der sich der Handel entwickelte, stehen die deutschen Kolonien über den französischen und englischen, von den portugiesischen und amerikanischen gar nicht zu reden.

Die Gesamtziffer ist freilich gegenüber dem Milliardenhandel der englischen Kolonien noch recht gering, auch gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über Frankreich, dessen Kolonialreich ausser Algier gleichfalls schon einen Handel von über 1 Milliarde Francs aufzuweisen hat, wovon über die Hälfte auf Indo-China kommt. Dafür stehen wir aber auch erst am Anfange unserer Erschliessungspolitik, namentlich des Eisenbahnbaues.

Ebenso wie bezüglich Raschheit der Zunahme, stellt sich der deutsche Kolonialhandel hinsichtlich des Anteils des Mutterlandes günstig dar. 73 Prozent in den afrikanischen Kolonien, 36 Prozent in den Südseebesitzungen, im ganzen ausser Kiautschou 66 Prozent betrug im Jahre 1908 der Anteil Deutschlands an dem Handel seiner Kolonien. In den Jahren 1904—1908 ist der Prozentsatz des Anteils des deutschen Handels am Handel der deutschen Kolonien von 57 auf 66 Prozent gestiegen. Im einzelnen betrug der Anteil im letzten Jahre 1909: in Ostafrika 52 Prozent, in Kamerun und Südwestafrika 80 Prozent, in Togo 60 Prozent und in Neu-Guinea einschliesslich Inselgebiet 40 Prozent. Frankreichs Anteil ist nur 44 Prozent, und auch der englische ist geringer als der deutsche. Für den letzteren kommt noch hinzu, dass ziemliche Mengen deutscher Waren über Südafrika, Indien und Australien in die deutschen Schutzgebiete gelangen. Im letzten Jahre und im laufenden Jahre hat sich der prozentuale Anteil Deutschlands an seinem Kolonialhandel, abgesehen von Samoa, das immer mehr nach Australien und Nordamerika kommerziell hinneigt, weiter erhöht. In Kamerun ist der Prozentsatz auf 80 Prozent gestiegen. In der benachbarten englischen Kolonie Nigeria ist der Anteil des deutschen Handels 10 Prozent! Wenn ich noch hinzufüge, dass wir in Ostafrika in zunehmendem Masse von dem Zwischenhandel Sansibars unabhängig geworden sind, so glaube ich, den deutschen Kolonialhandel auch unter diesem Gesichtspunkte genügend charakterisiert zu haben. Nach einer vor einigen Jahren erfolgten Zusammenstellung von Indexzahlen in der Reichsstatistik des auswärtigen Handels hat kein Handelsgebiet der Erde eine solche Zunahme des Handels mit Deutschland aufzuweisen, wie unsere Schutzgebiete zusammen, als ein Wirtschaftsgebiet betrachtet. Und diese erfreuliche Entwickelung ist erreicht ohne jede Vorzugsbehandlung des Mutterlandes im Handel mit den Schutzgebieten. Wie unter diesen Umständen ein theoretischer Gegner der Kolonialpolitik, Kautsky, in seiner Schrift über „Sozialismus und Kolonialpolitik" schreiben kann: „Der Anteil der Kolonien am Welthandel ist nicht im Zunehmen — — — er blieb bei den meisten tropischen Kolonien stabil", ist schwer verständlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bezüglich der Handelsbilanz der Kolonien war Deutchland bisher schlechter gestellt als z. B. Frankreich, in dessen Kolonialreich ausser Algier sich die Ein- und Ausfuhr so ziemlich die Wage hält. Daran war hauptsächlich Südwest-Afrika schuld, das fast gar keine Ausfuhr aufzuweisen hatte. Das hat sich durch die Diamanten- und Kupferausfuhr Südwest-Afrikas im letzten Jahre wesentlich gebessert. Die Handelsbilanz Deutschlands gegenüber seinen Kolonien ist insofern günstig, als die Einfuhr nach den Schutzgebieten weit überwiegt. Sie gewährt also nach dieser Richtung das, was unsere weltwirtschaftlichen Beziehungen mit fremden Kolonien und Kolonialländern vermissen lassen.

Hieran schliesst sich aber sogleich ein weiterer Gesichtspunkt, wie weit nämlich der Handel mit unseren Kolonien uns auch die Rohmaterialien liefert, die wir brauchen, und in deren Bezug wir von fremden überseeischen Ländern zurzeit so schwer abhängig sind. In dieser Beziehung sind wir allerdings noch nicht weit gekommen. Von der Rohmaterialienausfuhr unserer Kolonien überhaupt zeigen Sisal, Kakao, Mais, Baumwolle, neuerdings anscheinend auch Phosphate, Kupfer und Diamanten eine ziemlich ununterbrochen aufsteigende Linie, was man von Kautschuk, Palmenkernen und Palmöl, Kaffee und Kopra nicht sagen kann. Die Mengen und Werte, die für die Ausfuhr dieser Rohmaterialien in Betracht kommen, sind aber noch recht geringfügig im Vergleich zu dem Bedarf eines so grossen Industriestaates wie Deutchland. Nur vom Sisalhanf lässt sich jetzt schon sagen, dass die Schutzgebiete den Bedarf des Mutterlandes decken können. In dieser Beziehung sind die anderen Koloniestaaten uns noch weit überlegen. Vor allem natürlich England, dann aber auch Frankreich, namentlich bei Hinzurechnung von Algier, dann Portugal, das seine koloniale Rohmaterialienzufuhr gar nicht ganz verarbeiten kann und sie zum Teil im Zwischenhandel an andere Länder abgibt. Das merkwürdigste aber ist, dass die Rohmaterialien, die wir brauchen könnten, durchaus nicht alle von unseren Schutzgebieten auch an uns geliefert werden. Während z. B. Frankreich seine grosse Erdnussproduktion in Westafrika fast vollständig in französischen Fabriken verarbeitet, gehen z. B. Kakao und Palmöl aus Kamerun in beträchtlichen Mengen nach England. Die Häuteausfuhr — neuerdings auch Sisal — aus Ostafrika geht nach Nordamerika, die Kopra zum grossen Teile nach Frankreich. Die südwestafrikanischen Diamanten wurden nach dem ersten Geschäftsbericht der Diamantenregie zu 79 Proz. nach Antwerpen und Brüssel, zu 10,9 Proz. nach Amsterdam und zu 6,3 Proz. nach Deutschland ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kauft. Selbst das Kupfer der Otavimine in Südwestafrika kommt durchaus nicht alles nach Deutschland, um uns von dem Kupferring des Hauptproduktionslandes Nordamerika unabhängiger zu machen. Nein, das Hauptproduktionsland Amerika kauft unsere südwestafrikanischen Kupfererze auf, um sie drüben zu verhütten und uns nach Deutschland zu Monopolpreisen wieder zu liefern. Von der erst seit verhältnismässig kurzer Zeit aufgenommenen Produktion der Otavimine sind nicht weniger als 30 000 Tonnen nach New York verfrachtet worden. Gewiss wird der grösste Teil des Wertes der in unseren Schutzgebieten erzeugten industriellen Rohstoff- und Kolonialwaren nach Deutchland ausgeführt; da aber schon die ganze Produktion nicht gross ist, so fallen die nicht nach Deutschland gehenden Teile doch recht ins Gewicht.

So schliesst die Betrachtung der Entwickelung des deutschen Kolonialhandels trotz aller günstigen Momente mit einem ungelösten Problem. Die wichtigste Aufgabe, die unsere Kolonien für unsere einleitend geschilderte, missliche weltwirtschaftliche Lage von Anfang an erfüllen sollten, bildet auch heute noch das Hauptproblem für die weitere Zukunft.

Wie sind nun die Aussichten unseres Kolonialhandels nach den verschiedenen Richtungen, die ich bei der Bewertung seiner Entwickelung gewürdigt habe, zu beurteilen? — Das hängt ab von den Grundbedingungen des Kolonialhandels, der Produktion, dem Verkehr, der Bevölkerung, seiner eigenen Organisation und schliesslich — was aber für mein Thema ausscheidet — von der ganzen Politik, insbesondere der kolonialen Handelspolitik des Mutterlandes.

Die Produktion im Mutterlande wird es sicher nicht daran fehlen lassen, die Entwickelung unseres Kolonialhandels zu begünstigen. Nicht bloss dadurch, dass sie für alle brauchbaren Rohmaterialien aus unseren Kolonien aufnahmefähig ist und wohl immer aufnahmefähiger werden wird, sondern auch dadurch, dass unsere heimische Industrie in der Lage ist, dafür so ziemlich alles zu liefern, was unsere Kolonien an Einfuhrartikeln brauchen. Wenn vorher bemerkt wurde, dass jetzt schon nicht alle Rohmaterialien unserer Kolonien nach Deutschland abgesetzt werden, so braucht dies nicht auf mangelnde Aufnahmefähigkeit des deutschen Marktes zurückgeführt zu werden. In dieser Beziehung sind unsere Aussichten besser als die anderer Kolonialländer, die zum Teil weniger in der Lage sind, alle Produkte ihrer Kolonien in steigendem Masse zu verarbeiten und ihnen dafür alle Fabrikate zu liefern, deren die Kolonien bedürfen. Ist das Mutterland hierzu nicht in der Lage, dann muss die handelspolitische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorzugsbehandlung des Mutterlandes die Entwickelung des Kolonialhandels und der Kolonien überhaupt mit der Zeit schädigen. Uns wird es sicher nicht ergehen wie den Spaniern, welche die grossen eroberten Länder für ihren Handel reservierten, aber zu Hause nicht die nötige Gewerbstätigkeit hatten, um ihre Kolonien durch Wareneinfuhr zu entwickeln, und die, im Besitze der Ausfuhr der Kolonien an Gold und Silber, immer weniger veranlasst waren, zu Hause gewerbliche Werte zu schaffen. Ich glaube, dass sogar die meisten der bekannten billigen Stapelartikel der englischen Baumwollindustrie, die zurzeit in unsere Kolonien gehen, von unserer heimischen Baumwollindustrie geliefert werden könnten, wenn sie sich darauf verlegen würde. Gleiches gilt vielleicht auch von den amerikanischen landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten. Bei einigen anderen Artikeln, die ich nicht aufführen will, halte ich die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Exportindustrie für ziemlich sicher. Man hat auch schon die Errichtung von kolonialen Musterlagern in Deutschland und Einsetzung von Handelsattachés in Afrika vorgeschlagen, um unsere Industrie in unserem kolonialen Einfuhrhandel noch leistungsfähiger zu machen.*)

Was nun die Produktion in den Kolonien betrifft, so ist natürlich von ihr der Kolonialhandel in allererster Linie abhängig, und zwar auch der Einfuhrhandel, der geradezu automatisch auf die Schwankungen der Produktion in den Kolonien zu reagieren pflegt. Günstig ist es für uns, dass unsere Kolonien keine sogenannten Monokulturkolonien sind, in welchen das ganze wirtschaftliche Schicksal der Kolonie auf einen einzigen Exportproduktionszweig gestellt ist. Dazu gehören bekanntlich einige westafrikanische Kolonien, auch die belgische Kongokolonie, von deren Ausfuhr im Werte von 78 Millionen Francs 70½ Millionen auf Kautschuk und Elfenbein treffen. Für günstig halte ich es auch, dass in unseren Kolonien nicht so einseitig, wie z. B. in den französischen, die Eingeborenenkultur auf Kosten der Europäerpflanzungen entwickelt wird. Für den Kolonialhandel bringen die Europäerpflanzungen das kapitalkräftige und stabile Element in die Handelsbewegung, während die Eingeborenen nur zu leicht bei Preisniedrigungen in der Produktion

*) Bis jetzt besitzen wir nur über das ostafrikanische Schutzgebiet genaue, auf die Markt- und Wettbewerbsverhältnisse des Handels mit kommerziellen und technologischen Kenntnissen eingehende Darstellungen nach Art der Handelsattachéberichte, die, vom Gouvernement in Daressalam ausgearbeitet, alljährlich unter dem Titel „Deutsch-Ostafrika als Ein- und Ausfuhrmarkt" in den „Berichten über Handel und Industrie" erscheinen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ermüden oder sich einer anderen Tätigkeit zuwenden. Das sahen wir erst im letzten Jahre wieder in Togo mit dem Rückgange der Maisausfuhr zugunsten der Palmkernausfuhr. Auch braucht der Handel zur Einführung auf den Weltmarkt möglichst gleichmässige, gleichartige und wohl aufbereitete Typen der Produktion, die ihm die Pflanzungsunternehmungen sicherer liefern. Wenn daneben die Eingeborenenkulturen das erzeugen, wozu sie sich gerade in Konkurrenz mit Pflanzungsunternehmungen als geeignet erweisen, so ist dies sicher die dem Handel auf die Dauer günstigste Organisation der kolonialen Produktion. Erfreulich ist in dieser Beziehung, dass sich im Jahre 1909 die Ausfuhr der europäischen Plantagenwirtschaft in Ostafrika ausserordentlich gesteigert hat. Die Positionen Baumwolle und Kautschuk haben sich fast verdoppelt, die Baumwolle von 270 Tonnen auf 519 Tonnen, die Sisalausfuhr hat um zirka 1½ Tausend Tonnen zugenommen. Ein neues Pflanzungsprodukt, Kapok, ein feiner Spinnstoff, erscheint zum ersten Male in der Ausfuhr. Auf die naheliegende Frage, wie weit sowohl solche neue Produktionsversuche, wie auch die alten Produktionszweige in Zukunft Aussicht haben, unseren Kolonialhandel wesentlich zu vermehren, will ich lieber nicht eingehen. Prophezeiungen sind immer eine riskante Sache, und in Afrika kommt nach einem alten Kolonistensatze alles anders, als man denkt. Womit wir aber rechnen können für die Aussichten unseres Kolonialhandels, das ist der sehr wichtige Umstand, dass in nächster Zukunft ein sehr beträchtlicher Teil unserer Plantagenwirtschaft, der Pflanzungen von Kautschuk, Kakao, Baumwolle, Kokospalmen usw. erst ertragfähig wird, dass ferner die Farmwirtschaft, Rindviehzucht und Wollschafzucht in Südwestafrika in stetiger Zunahme begriffen ist, und dass schliesslich auch der Bergbau einschliesslich der Phosphatgewinnung in der Südsee erst im Beginne der Entwickelung steht. Wenn wir schliesslich unseren Blick richten auf die bedeutende Steigerung der kolonialen Produktion aus kleinen Anfängen in fremden Kolonien, die in mancher Beziehung ähnliche Verhältnisse wie unsere Schutzgebiete aufweisen, auf die Goldküste, Britisch-Südafrika, Senegal, Nigerien, Ceylon usw., so werden wir wohl gute Hoffnungen auf eine weitere erhebliche Entwickelung unseres Kolonialhandels auch hinsichtlich der Versorgung des Mutterlandes mit industriellen Rohstoffen und Kolonialwaren schöpfen dürfen. Wieweit uns besonders Südwest- und Ostafrika auch andere Produkte, namentlich Viehzuchterzeugnisse, durch den Kolonialhandel zuführen könnten, auch hierüber will ich nichts prophezeien. Es interessiert Sie aber vielleicht, zu erfahren, dass sich vor einigen Wochen eine französische Gesellschaft für den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Import von Zebuochsen aus Madagaskar in Marseille gebildet hat, und dass die erste Ladung dieser Rinder bereits nach Frankreich abgegangen ist. Die Fracht kostet 80 Frcs. und soll künftig mit eigenen Schiffen auf 37½ Frcs. herabgesetzt werden. Die Kosten bis an Bord betragen 100—120 Frcs. pro Rind, das ungefähr 57—63 Prozent Fleischertrag netto ergibt. Sollte der Versuch misslingen, so ist vorgesehen, monatlich 1000 Rinder geschlachtet in Kühlräumen nach Art des argentinischen und australischen Handels nach Frankreich zu bringen. In unseren Schutzgebieten wird es sich vor allem darum handeln, die Nahrungsmittel für den eigenen Konsum nach Möglichkeit selbst zu erzeugen, wodurch ja der Aussenhandel zunächst beeinträchtigt wird. In ähnlicher Weise wird die fortschreitende Erzeugung einiger leicht herzustellender Industrieartikel, wie Bier, Seife, Bauholz und Holzwaren usw., auf den Aussenhandel etwas verringernd einwirken. So ist beispielsweise die Seifeneinfuhr in Kamerun im Jahre 1909 um etwa 25 000 Mk. gegen 1908 zurückgeblieben, und dieser Rückgang wird dem Absatze einer in Duala errichteten Seifenfabrik zugeschrieben. Solche Ausfälle dürften aber durch die Zunahme der Einfuhr anderer Artikel bald ausgeglichen werden. In manchen anderen Kolonien ist die Industrie des Mutterlandes diesen Bedürfnissen durch Errichtung von Zweigfabriken entgegengekommen, womit den ersteren nur gedient war. Erheblich wichtiger könnte eine Einschränkung des Kolonialhandels durch technische Erfindungen werden, welche als Ersatz für koloniale Produkte dienen. Beim Zucker und Vanilin haben wir schon ähnliches erlebt, und der künstliche Kautschuk ist uns ja schon in Aussicht gestellt. Andererseits kann durch Propaganda für die kolonialen Produkte, namentlich im Mutterlande, manches zur Hebung des Handels mit diesen geschehen, und in Frankreich hat man ein eigenes „bureau d'information et propagande", das sogenannte „Office colonial", mit staatlicher Hilfe organisiert. In Deutschland haben wir ja das auch in dieser Hinsicht verdienstvolle Kolonialwirtschaftliche Komitee. Auch ein deutsches koloniales Rohwarenmuseum, das sich vielleicht nach einem amerikanischen Muster in Form einer wandernden, schwimmenden Ausstellung verwirklichen liesse, ist neuerdings vorgeschlagen worden.

Dass der Verkehr für die Aussichten unseres Kolonialhandels von grösster Bedeutung ist, brauche ich im Hinblick auf unsere koloniale Entwickelung in den letzten Jahren kaum noch näher auszuführen. Ich darf namentlich die neuere Entwickelung unserer Eisenbahnpolitik als bekannt voraussetzen. Erwähnen will ich nur, dass es sich für unseren Handel nicht bloss um die Erschliessung unserer eigenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien und eine noch gar nicht absehbare Steigerung der Produktion mit ihren Folgen für Aus- und Einfuhrverkehr handelt, sondern auch um Gewinnung eines grösseren Hinterlandes unserer Eisenbahnen ausserhalb unserer Kolonialgrenzen. Gleichzeitig werden unsere neuen Verkehrsmittel dahin wirken, dass die Teile unserer Kolonien, namentlich in Kamerun, Togo und Ostafrika, welche zurzeit Hinterland des Handels der Nachbarkolonien darstellen, unserem eigenen Kolonialhandel gewonnen werden. Unsere Eisenbahnbauten werden das Urteil des Franzosen Renty über die Wirkung des mangelhaften Eisenbahnbaues in unseren Kolonien veralten lassen. Renty hatte geschrieben: „Die deutschen Kolonien in Afrika sind von Handelsrivalen umgeben, welche von ihrer Untätigkeit profitieren werden, um den Markt an sich zu locken und ihren Einfluss im Schatten der deutschen Flagge vorherrschen zu lassen." Eine Eisenbahn hat in den weiten, unerschlossenen Gebieten von Afrika eine gewaltige „Fernwirkung", wie ich diese Wirkungsweise der Verkehrsmittel in einer früheren Schrift einmal genannt habe. Die Engländer hoffen mit ihrer Eisenbahn in Nigerien sogar Handel von Tripolis und der Saharawüste heranzuziehen. Für unsere Kolonien kommen ähnliche Erweiterungen des Hinterlandes in Betracht, namentlich auch nach Oeffnung des Kongostaates in Ostafrika. Sind wir bezüglich des Eisenbahnverkehrs auf dem Wege, Versäumtes nachzuholen, so sind wir hinsichtlich der Schiffahrtsverbindungen mit dem Mutterlande bereits in günstiger Lage und in unseren afrikanischen Kolonien den Franzosen sicher, vielleicht sogar den Engländern überlegen. Schliesslich kommt aber das Verkehrswesen im Mutterlande selbst in Betracht. Auf dem Gebiete des Tarifwesens läge da der Gedanke nahe, unseren Kolonialhandel durch kombinierte Seeschiffahrts- und Eisenbahnfracht, und zwar auf den Eisenbahnen der Kolonien sowohl, wie im Mutterlande zu fördern, in ähnlicher Weise, wie dies mit unserem Levantehandel durch den Levantetarif geschieht. In Frankreich hat man neuerdings Tarifermässigungen für die Baumwolleinfuhr ab Marsaille eingeführt, die namentlich auch der Baumwolle von Algier zugute kommen. Dies System, mit dem man für den Handel des Mutterlandes mit seinen Kolonien durch Schiffahrtssubventionen, Tarifkombinationen und Frachtermässigungen manches leichter erreichen kann, als auf handelspolitischem Wege, wird vielleicht noch Schule machen. Dass die Entwickelung der Eisenbahnen in den Kolonien durch den Bau dieser selbst und die Lieferung dafür den Einfuhrhandel unserer Schutzgebiete zeitweise stark beeinflussen, ist bekannt, und wir dürfen dies namentlich im Hinblick auf die allerneueste beträcht-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Steigerung unseres Kolonialhandels nicht ausser acht lassen. Schliesslich besteht eine ganz allgemeine Einwirkung des Verkehrswesens auf den Kolonialhandel darin, dass die Bedingungen der Kolonisation durch die Eisenbahn überhaupt vielfach vollständig verändert werden. So ist z. B. meines Erachtens die Frage der Besiedelung tropischer Hochländer durch Weisse durch unsere Eisenbahnbauten in ein ganz anderes Stadium getreten.

Dies führt mich auf den weiteren Faktor, von dem die Aussichten unseres Kolonialhandels abhängig sind, d. i. die Bevölkerung. Diese produziert nicht bloss in den Kolonien, sie lebt und geniesst auch oder arbeitet unproduktiv, rein wirtschaftlich genommen, wie die Beamten und die Missionare. Der Kolonialhandel wird sich anders entwickeln, wenn die Bevölkerung heidnisch bleibt oder mohammedanisch wird oder wirklich christlich denkt und lebt. Die Eingeborenenpolitik ist von grosser Wichtigkeit für die Aussichten des Kolonialhandels. Mit der Einschränkung der Alkoholeinfuhr und dem Verbot der Waffen- und Munitionseinfuhr hat sich erfreulicherweise der Kolonialhandel rasch abgefunden, was in seinem eigenen dauernden Interesse liegt. Wenn die Einfuhr von Baumwollwaren wirklich als Gradmesser zunehmenden Wohlstandes der schwarzen Bevölkerung betrachtet werden kann, so sind die Aussichten für die Konsumfähigkeit unserer Eingeborenen bei dem fortwährenden Steigen der Baumwollwareneinfuhr in unseren Kolonien recht günstig. Sicher aber wird die Entwickelung der weissen Bevölkerung einen ganz anderen Einfluss auf die Zunahme des Kolonialhandels ausüben, als die der Eingeborenenbevölkerung. Die 12 Millionen weissen Einwohner der englischen Siedelungskolonien kaufen dem englischen Mutterlande ebensoviel ab, wie die 350 Millionen farbigen Einwohner der englischen Kolonien, nämlich je 2 Milliarden Mark. Sieht man von Indien ab, dessen Eingeborenenbevölkerung mit der afrikanischen nicht auf eine Stufe gestellt werden kann, so wird der Gegensatz noch viel schärfer. Nach Mitteilung eines Kenners von Südwestafrika in der „Deutschen Tageszeitung" verbrauchen die Weissen in Südwest 30 Millionen Mark europäische Artikel oder 3750 Mk. pro Kopf, die Farbigen aber nur 1 Million Mark oder 20 Mk. pro Kopf. Aehnlich liegt das Verhältnis in unseren anderen afrikanischen Kolonien. Der Verbrauch der Weissen, weniger der Konsum der Eingeborenen, wird dahin wirken, dass die Einfuhr immer mannigfaltiger wird, in steigendem Masse auch höherwertige Artikel betrifft und für immer zahlreichere deutsche Exportindustriezweige Bedeutung erhält. Der Handel hat also auch ein reges Interesse an der fortschreitenden Besiedelung

unserer Kolonien durch Weisse. Bei dieser Gelegenheit will ich nur einschalten, dass die verbreitete Ansicht von dem übertriebenen Alkoholkonsum der Weissen in Südwest nach neueren Berechnungen der Handelsstatistik unter genauer Berücksichtigung der Verpackung oder Tara, sowie der Eigenproduktion einer Revision bedarf. Der Konsum ist von 1907 bis 1909 ganz wesentlich und unter Berücksichtigung der geringen Anzahl von Frauen und Kindern auf ein normales Mass zurückgegangen. Bei Wein von 23 kg auf 7,9 kg pro Kopf, bei Branntwein von 17 Litern auf 10 Liter usw., beim Bier auf Mengen, die auch in vielen deutschen Gegenden üblich sind.

Schliesslich habe ich in Verbindung mit den Aussichten des Kolonialhandels noch dessen Organisation in den Kolonien selbst zu betrachten. In dieser Beziehung liegen die Verhältnisse, wie dies bei einem kommerziell so fortgeschrittenen Lande, wie Deutschland, nicht anders zu erwarten ist, günstig, mindestens ebenso günstig wie bei den anderen Kolonialländern. Die Hauptsache ist, dass unser Kolonialhandel weit überwiegend in den Händen deutscher Handelshäuser ist und bleibt. Missstände im Hausierhandel, Detailhandel, Kreditgeben an Eingeborene, durch unrationelles Vorgehen gegenüber den Naturschätzen des Landes finden sich schliesslich in allen tropischen afrikanischen Kolonien und werden von unserer Verwaltung im Zusammengehen mit dem soliden Handelsstand, der sich neuerdings auch in kolonialen Handelskammern (Duala, Kribi, Windhuk, Swakopmund) organisiert hat, bekämpft. Auch der Bareinkauf der Produkte macht an Stelle des Tauschhandels stetige Fortschritte, so im verflossenen Jahre wieder in Kamerun. Dadurch mag die Einfuhr von Eintauschhandelsartikeln zunächst eine Einbusse erleiden, für die dauernde Entwickelung des Kolonialhandels bedeutet die Zunahme der Geldwirtschaft aber einen Fortschritt. Ueber die Beziehungen des Kolonialhandels zum Bankwesen wäre noch manches zu sagen, ebenso wie über die Bestrebungen, direkte Handelsbeziehungen zwischen den Verbrauchern in den Kolonien und den Produzenten im Mutterlande anzuknüpfen, auch über Genossenschaften, Konsumvereine und einige minder wichtige Dinge. Allein, das Thema ist gross, und die vorgeschriebene Redefrist ist abgelaufen.

Wie ich schon bemerkt habe, gehört das ganze Gebiet der Politik, namentlich der kolonialen Handelspolitik, der Vorzugszölle und sonstigen staatlichen Begünstigungen im kolonialen Handel, nicht zu meinem Thema. Dieses lautete: „Entwickelung und Aussichten des Handels der Kolonien". Selbstverständlich sind die eben erwähnten Fragen der kolonialen Handelspolitik von grösster

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wichtigkeit für die Zukunft unseres kolonialen Handels, aber sie liegen auf anderem Gebiete. Bei meinem Thema handelt es sich um Tatsachen oder Anknüpfung an Tatsachen unserer kolonialen Entwickelung; bei dem handelspolitischen Thema um eine questio de lege ferenda, juristisch ausgedrückt, um Vorschläge zur Lösung eines Problems, die ja auch in einer Sektion*) dieses Kongresses erörtert werden sollen. Zurzeit geniesst unser Handel mit unseren Kolonien noch in keiner Weise eine handelspolitische Vorzugsbehandlung. Dass die Vorzugsbehandlung bei den anderen Kolonialstaaten: Frankreich, England, Portugal und Nordamerika, mehr oder weniger eingeführt ist, darf ich als bekannt voraussetzen. Der Erfolg ist — zum Teil wenigstens — der, dass der Konsum der Waren des betreffenden Mutterlandes in diesen Kolonien immer mehr zunimmt. Der nordamerikanische Kolonialpolitiker Reinsch hat berechnet, dass in englischen Kolonien zurzeit 15 Dollar pro Kopf, in anderen Ländern nur 3,6 Dollar für englische Waren ausgegeben werden. Dass unser Absatz in fremde Kolonien dadurch immer mehr erschwert wird, habe ich in meiner einleitenden Betrachtung über unsere weltwirtschaftliche Lage schon hervorgehoben.

Auf diese möchte ich zum Schluss auch noch einmal kurz zurückkommen. Die Mittel, die uns unser Kolonialhandel bietet, um unsere weltwirtschaftliche Position zu verbessern, dürfen m. E. nicht unterschätzt, aber auch nicht überschätzt werden. Nicht überschätzt, denn die grossen weltwirtschaftlichen Trust- und Monopolbestrebungen werden meines Erachtens nicht vor unseren Kolonien Halt machen, sicher nicht auf der Grundlage unserer derzeitigen kolonialen Handelspolitik, welche keine Begünstigung des Mutterlandes kennt. Bei dieser handelspolitischen Voraussetzung ist stets zu bedenken, dass unsere Kolonialwirtschaft ein freies Glied der gesamten Weltwirtschaft und deren Organisation und Gesetzen unterworfen ist. Der Handel führt unter solchen Umständen aus unseren Kolonien nur solche Produkte aus, für welche er nicht an irgendeinem Punkte der Erde eine bessere Absatzkalkulation berechnen kann. Einzelfragen unserer kolonialen Produktion und unseres kolonialen Handels sind also stets im Rahmen eines Ueberblickes über die gesamte Weltwirtschaft zu behandeln, wenn wir nicht die alten Fehler unserer Kolonialwirtschaft immer wieder von neuem machen wollen. Was uns aber mit Hoffnung für die Ausdehnung unseres Kolonialhandels und für Ver-

*) Siehe Sektion VII: „Die Zollbegünstigung des Handels zwischen Deutschland und seinen Kolonien".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besserung unserer weltwirtschaftlichen Lage durch ihn erfüllen kann, das ist die Tatsache, dass wir doch bisher schon selbst unter den freiesten Wettbewerbsverhältnissen einen rasch aufsteigenden Kolonialhandel entwickelt haben, an welchem das Mutterland in einem Verhältnis beteiligt ist, wie kein anderer Kolonialstaat an dem Handel seiner Kolonien. Dass die Vorbedingungen für eine weitere beträchtliche Entwickelung, namentlich jetzt durch den Ausbau von Eisenbahnen gegeben sind, glaube ich im einzelnen gezeigt zu haben. Und damit ist unserer ganzen kolonialen Entwickelung eine günstige Aussicht eröffnet; denn wenn sich der Handel niederlässt und entwickelt, so ist das ein Beweis, dass in dem Lande etwas zu holen und dem Lande etwas zu bringen ist. Und mit dem Bringen entwickelt sich Wohlstand und Betriebsamkeit. Auf Grund eines blühenden Handels mit dem Mutterlande stärkt sich das politische Band zwischen diesem und den Kolonien, erhält sich draussen heimatliches Leben und deutsche Sitte, entwickelt sich und breitet sich aus in den grossen, einst wilden und öden afrikanischen Gebieten deutsche Kultur und deutsches Wesen.

Generalsekretär Dr. **Wendlandt,** Berlin: Eine kurze Anregung im Anschlusse an diesen hochinteressanten Vortrag möchte ich dem Plenum geben. Es hat sich herausgestellt, dass bei der Bearbeitung des Materials über die Kolonien uns die Statistik vielfach im Stiche lässt. Viele Zahlen, die man haben müsste, um ein wirklich zutreffendes Bild zu geben, sind nicht vorhanden. Es hängt das zusammen mit der erst so kurzen Entwickelung der Industrie unserer Kolonien, dann aber auch mit dem System selber. Wir sind dazu übergegangen in denjenigen Ländern, die für unseren Export und Import wesentlich in Frage kommen, Handelsattachés anzustellen. Das Reich hat im letzten Jahre dafür 300 000 Mark bewilligt. Wir haben elf Handelssachverständige, neun landwirtschaftliche Sachverständige in den verschiedensten Gegenden der Welt. Da entsteht die Frage: Sollte es nicht zweckmässig sein, auch für unsere deutschen Kolonien eine ähnliche Einrichtung zu schaffen? Der Gedanke ist durchaus nicht neu, er ist seitens des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in bestimmter Form schon früher angeregt worden, aber solche Dinge scheitern meistens daran, dass sie entweder zu früh kommen, oder dass die Mittel fehlen. Nun würde man einwenden können, solche Attachés wären hier nicht so notwendig, da die Kolonien ja vollständig unter unserer eigenen Verwaltung ständen, aber es ist doch zuzugeben, dass die gouvernementalen Beamten nicht in der Lage sein werden, diese Aufgaben in jedem Falle so zu erfüllen, wie die Wissenschaft es verlangt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genau wie es sich bei den Berufskonsuln herausstellte, dass sie durch Handelsattachés verstärkt werden mussten, scheint es sich für uns herauszustellen, dass auch die Gouverneure auf diesem Gebiete verstärkt werden müssen. Selbstverständlich ergibt sich hieraus, dass nicht Handelssachverständige oder Handelsattachés in derselben Art wie bei den Berufskonsulaten hier in Frage kämen, sondern kaufmännische oder Handelsbeiräte für die Gouverneure. Aber dass dies geschieht, ist unser lebhafter Wunsch; denn gerade innerhalb der Industrie fehlen oft die Zahlen, die Nachweise, die wir unbedingt gebrauchen. Es kommt oft vor, dass die Industrie, um genaue Unterlagen zu bekommen, mit grossen Kostenaufwendungen ihre eigenen Boten hinaussenden muss, um an Ort und Stelle Prüfungen vorzunehmen, und doch sind diese Herren nicht immer in der Lage, in umfassendem Masse den Ausgleich aller Fragen und Interessen, die hier einschlagen, zu berücksichtigen.

Aus diesem Grunde möchte ich beim Kolonialkongress anregen, dass er dahin wirkt, dass die Regierung sich entschliesst, in den Etat vielleicht einige tausend Mark für diesen Zweck einzustellen. Die Kolonie Ostafrika müsste zunächst in Betracht gezogen werden, alsdann Südwest; für Kamerun dürfte es vorläufig kaum in Frage kommen, für Togo auch nicht. Zum Schluss möchte ich nur bemerken: ein Handelsattaché kostet jetzt durchschnittlich 30 000 Mark; es würde sich also um ungefähr 60 000 Mark handeln. Diese würden durch die Tätigkeit der Handelsbeiräte unbedingt wieder eingebracht werden.

Reichstagsabgeordneter Dr. **Arning**, Hannover: Ich will mich so kurz wie möglich fassen und sehen, dass ich den blauen Brief, den der Herr Präsident, wie ich beobachtet habe, den Rednern andauernd zusendet, nicht erhalte. Aber ich glaube, doch einige Punkte berühren zu müssen, und zwar hier ausserhalb des engeren Rahmens der Sektionssitzungen in der breiteren Oeffentlichkeit, weil sie ein gewisses allgemeines Interesse haben und von hier aus der Oeffentlichkeit leichter bekannt werden.

Nur mit wenigen Worten will ich eingehen auf das, was der letzte Herr Vorredner bezüglich der Handelssachverständigen gesagt hat. Auch ich glaube, dass bei den Gouvernements der grossen Kolonien eine Einrichtung in ähnlichem Sinne notwendig ist, schon deswegen, weil selbstverständlich die grossen Firmen, die dort sitzen, den Handel in der Hand haben und das Ganze beherrschen, nicht geneigt sein werden, anderen Leuten Auskunft zu geben, wie sie sich bei Neuanlagen, die sie planen, zu verhalten haben. Sodann aber halte ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es auch für nötig, bei den Gouvernements im Rahmen der bestehenden Referate eine Auskunftsstelle zu schaffen, an der man Erkundigungen einziehen kann, wenn Gründungen in den Kolonien vorgenommen werden. Es ist hier bei uns ein grosser Missstand, dass man sich nirgends erkundigen kann, wenn gewisse Leute, die in den Kolonien, und zwar durchaus nicht immer in einwandfreiester und rechtmässigster Weise, Geld zu verdienen wünschen, mit glänzend gefärbten Prospekten an die Oeffentlichkeit treten.

Ich denke mir aber, dass das billiger als mit 30 000 Mark eingerichtet werden kann, eben indem man bei den Gouvernements im Rahmen der Referate, die heute schon dort vorhanden sind, eine Auskunftsstelle schafft.

Sodann möchte ich auf einen Punkt eingehen, den der Herr Vortragende berührt hat, nämlich auf die Bevorzugung des deutschen Handels im Verkehr mit den Kolonien. Ich glaube, darüber werden wir wohl noch manchen Tag, sowohl in kolonialen Kreisen, wie in den politischen Kreisen im Reichstage, zu reden haben, ehe wir zu einer Erleichterung unseres Handels kommen. Eins aber können wir jetzt schon tun, nämlich uns abwehrend gewissen Einflüssen gegenüberstellen, die besonders in den letzten Jahren tätig waren und auf die Schaffung von Ausfuhrzöllen für Pflanzungsprodukte in den Kolonien ausgingen. Ein solcher Ausfuhrzoll ist bereits in Neu-Guinea für Kopra eingeführt worden, weil die Kopra eine ganze Masse Geld einbrachte. Die Folge davon war, dass Leute aus Australien, die sich dort dauernd ansiedeln wollten, zurückwichen, weil der Gouverneur ihnen nicht garantieren konnte, dass nicht über kurz oder lang auch auf Zucker ein Ausfuhrzoll gelegt würde. In Samoa fordern jetzt sogar einzelne Ansiedler einen Ausfuhrzoll auf Kopra, aber nicht etwa, um der Gesamtheit zu nützen, sondern um an bestimmten anderen Stellen den Weissen, die sich mit der Kokospflanzung beschäftigen, zu schaden. Ich glaube, diese Herren in Samoa sollte man dringend bitten, mit derartigen Forderungen zurückzuhalten. Kakao und Kautschuk dürfen nicht mit einem Zoll belegt werden. Wenn wir die Kolonie sich wirklich entwickeln lassen und die Pflanzungs- und Siedelungstätigkeit nicht unterbinden wollen, so ist es unsere Pflicht, rücksichtslos jeder Möglichkeit eines Ausfuhrzolles auf landwirtschaftliche Produkte Widerstand entgegenzusetzen. Wenn wir später blühende und mächtige Kolonien mit grosser, eigener Produktion haben, dann können wir vielleicht an diese Sache denken.

Dann hat der Herr Redner von monokulturellen Kolonien gesprochen und im Zusammenhange damit von Eingeborenen- und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflanzungskulturen. Wir wollen die Eingeborenenkultur fördern, aber um eine Standardware auf den Markt zu bringen, brauchen wir Pflanzungskulturen; da ist das Vorbild des Europäers unumgänglich nötig. Das ist pekuniär und ethisch das beste. Es konnte vor vier Jahren noch behauptet werden, dass wir in Ostafrika nur eine Neger- und Handelskolonie hätten, weil die Pflanzungen einen ganz geringen Bruchteil von dem aufbrachten, was die Eingeborenen für den Export erzeugten. Wenn Sie die Statistiken von Stuhlmann einsehen,*) dann werden Sie erkennen, dass in den vier Jahren sich ein ausserordentlicher Wandel vollzogen hat. Vor allem bekommen wir aus den Pflanzungskulturen das, was wir brauchen, in guter Ware, während wir aus den Eingeborenen-Kulturen nur das erhalten, was besonderen Ansprüchen nicht zu genügen braucht.

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass wir auch eine Kolonie haben, die eine Spezialhandelskolonie in einem bestimmten Fache ist, nämlich Kamerun. Dort ist unser Handel durchaus basiert auf dem Kautschuk. Es ist gar keine Frage, dass die wilden Bestände des Kautschuks in übersehbarer Zeit zu Ende sein werden. Da müssen wir dafür sorgen, dass die Handelsbilanz von Kamerun eine gute bleibt. Das kann sie nur dann, wenn wir auf bestimmte andere Produkte besondere Rücksicht nehmen und ihre Entwickelung fördern. Da kommt zunächst die Kultur von Oelpflanzen in Betracht. Ich erwähne das deswegen, weil diese Fettpflanzenkultur und die damit zusammenhängende Einfuhr von vegetabilischen Fetten für unsere Volksernährung, für unseren Daseinszustand in Deutschland einen ganz ungeheuren Wert hat. Wir können, wenn wir danach arbeiten, das Fleisch, das wir brauchen, ganz bequem in unserem Lande selbst erzeugen. Aber ob wir die Fette, die wir brauchen, dauernd hier erzeugen werden können, erscheint mindestens zweifelhaft. Es ist ein gieriger Hunger unseres Handels und unserer Industrie nach Pflanzenbutter vorhanden. Die Hausfrauen, die hier sind, werden von Palmin, Palmona gehört haben und, wenn sie es auch nicht eingestehen werden, in ihrem Haushalte diese Produkte zur Bereitung der gebratenen Speisen sicherlich auch schon benutzt haben. Es entsteht Fabrik auf Fabrik zur Verarbeitung vegetabilischer Fette, und heute werden bereits 6000 Zentner pro Tag verarbeitet. Das ist eine so gewaltige Menge von nationalem Vermögen, welches für diese Zwecke ins Ausland geht, dass wir alle Ursache haben, darauf bedacht zu sein, die erforderlichen Rohstoffe aus unseren eigenen Kolonien zu beziehen.

*) Siehe dessen Vortrag S. 788.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kamerun ist diejenige unserer Kolonien, deren Oelproduktion in gewaltiger Weise gefördert werden kann und werden muss, weil es ein Land ist, das geradezu geschaffen ist für die Oelpflanzenkultur. Die Oelpalme wächst dort von selbst, und wenn man die Kerne fortwirft, so gehen sie von selbst auf. Es wäre traurig, wenn wir Kamerun nicht ebenso leistungsfähig in dieser Beziehung machen könnten, wie es das naheliegende englische Gebiet ist.

Ich möchte dann noch hinweisen auf die ungeheuren Holzbestände in Kamerun. Vor zwei Jahren ist eine Expedition unter Führung der Herren Professor Jensch und Büsgen von der Forstakademie in Münden ausgezogen, um die Waldbestände Kameruns zu erforschen. Herr Professor Jensch hat den wirtschaftlichen Wert der Holzarten untersucht. In Kürze wird eine Arbeit erscheinen, welche das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee herausgibt, und da werden wir erkennen, welche ungeheuren Werte in den gewaltigen Urbeständen an Holz enthalten sind.*) In jedem Hektar sind viele Kubikmeter an wertvollen Hölzern enthalten. Nun gehören aber Verbindungswege dazu, um dieses Holz für uns wirtschaftlich verwendbar zu machen. Unsere Exporteure weigern sich vorläufig noch, die neuen Quellen zu erschliessen, weil sie in ihren alten Wegen gestört werden. Deshalb müssen wir diese Hölzer auf bequeme Weise der Industrie darbieten, damit sie sieht, dass sie mit ihnen arbeiten kann. Ich hoffe, dass der Kolonialkongress geneigt sein wird, auch diesen Forderungen Unterstützung zu gewähren.

Das sind die beiden Punkte, die ich hier in der Hauptsache erwähnen wollte, und die, wie Sie mir sicher zugestehen werden, von solchem Werte sind, dass ihnen hier in der breiten Oeffentlichkeit eine Erwähnung zuteil wurde.

Ich möchte schliesslich aus meiner persönlichen praktischen Erfahrung noch an das anknüpfen, was der Herr Referent sagte. Wenn wir die Eingeborenen verständig sich entwickeln lassen, wenn wir dafür sorgen, dass die Pflanzungsentwickelung und die Besiedelungsentwickelung unserer Schutzgebiete da vor sich geht, wo es naturgemäss möglich ist, dann können wir darauf rechnen, dass die Zahlen, die uns jetzt in dem Referate gegeben worden sind, in wenigen Jahren sich in einer glänzenden Weise vervielfältigen werden. Dann werden wir, die wir unsere Kolonien lieben, eine ganz besondere Freude an ihrer Entwickelung haben, und die anderen Kreise werden einsehen, dass unsere Kolonien die Grundlage für unsere ganze wirtschaftliche

*) Siehe den Vortrag über die „Forstwirtschaft in den Kolonien", S. 801.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwickelung werden und werden müssen in einer Weise, wie man sie sich in diesem Augenblick kaum ausdenken kann.

Prof. Dr. **Rathgen**, Hamburg: Nur drei Worte. Der letzte Redner hat angeregt, eine bessere Berichterstattung und Auskunfterteilung über die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Kolonien, eine Frage, bei der das praktische Bedürfnis und das Verhältnis vom Kostenaufwand zu erörtern wäre. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, dass wir doch Stellen zu praktischer Auskunfterteilung in Deutschland besitzen, und dass diese recht wenig benutzt werden. Ich möchte die Gelegenheit ergreifen und darauf aufmerksam machen, dass wir sehr gute und tadellos eingerichtete Auskunftstellen haben, die nur darauf warten, dass man sie benutzt; das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hat ein reiches Archiv, und wir haben in Hamburg in der Zentralstelle des Kolonialinstituts eine Auskunftstelle mit erheblichen Mitteln eingerichtet, von der wir wünschen, dass sie recht fleissig benutzt werde. Es ist dies eine Auskunftstelle, die in Beziehung steht mit unserer Kaufmannschaft, die eine Verbindung darstellt zwischen den Kolonien und dem Mutterlande. Wir sind auch in der Lage, direkt mit den Kolonialgouvernements in Verkehr zu treten, so dass da dem ersten Bedürfnis doch wohl einigermassen Genüge geschehen ist.

Auf die anderen interessanten Fragen, wie weit man Palmöl essen kann — im allgemeinen wird es bisher zur Seifenfabrikation verwendet —, will ich bei der vorgerückten Zeit nicht weiter eingehen und rechne dabei auf Ihren Dank.

Die Fortschritte des Eisenbahnbaues und der Technik in unseren Kolonien.

Vom Geheimen Oberbaurat **Baltzer**, Berlin.

(Plenarsitzung am 8. Oktober, nachmittags.)

Auf der letzten Tagung des Kolonialkongresses vor fünf Jahren hat der leider zu früh verstorbene Baurat Gaedertz Ihnen über die Transportverhältnisse in den Kolonien eingehend Bericht erstattet. Er konnte damals feststellen, dass die Vorlage für den Bau der Bahn Lome—Palime im Schutzgebiet Togo vom Reichstage verabschiedet war; die Landebrücke in Lome war vollendet, die 44 km lange Küstenbahn war vor kurzem, im Juli 1905, eröffnet worden. In Ostafrika stand die im Februar vollendete Usambarabahn Tanga—Mombo mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

129 km Länge im ersten Jahre ihres Vollbetriebes auf der ganzen Strecke. Für die im Jahre 1904 konzessionierte Bahn Daressalam—Morogoro waren gerade die Vorarbeiten für die ersten 120 km abgeschlossen. In Kamerun gab es ausser der 60 cm-spurigen Pflanzungsbahn Victoria—Soppo noch keine Bahn. Die Vorlage für die Manengubabahn hatte durch Vertagung des Reichstages ein vorzeitiges Ende gefunden. In Deutsch-Südwestafrika tobte seit 21 Monaten der Aufstand. Für die militärischen Operationen stand nur die schmalspurige Staatsbahn Swakopmund—Windhuk und die erste Teilstrecke der Otavibahn bis Omaruru, 236 km, am 24. August 1905 eröffnet, zur Verfügung. Die gesamte Betriebslänge der Bahnen in unseren Schutzgebieten betrug also damals noch nicht 800 km, weitere 328 km, nämlich die Bahnen Lome—Palime und Daressalam—Morogoro waren bewilligt.

Der Hottentottenaufstand in Deutsch-Südwestafrika führte bekanntlich noch im Dezember desselben Jahres zu der Einbringung der Vorlage für den 150 km langen Bahnabschnitt Lüderitzbucht—Aus, die damals beim Reichstag angenommen wurde.

Was ist nun seitdem in den verflossenen fünf Jahren auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues geleistet worden? Wie weit sind wir vorwärts gekommen?

Ich brauche vor dieser hohen Versammlung nicht zu wiederholen, was Ihnen allen im Gedächtnis ist. Auf die Zeit einer ziemlich allgemeinen Interesselosigkeit in weiten Kreisen unseres Volkes gegenüber den kolonialen Aufgaben folgte, wohl mit hervorgerufen durch den Aufstand in Südwest, ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zugunsten unserer früher so gern geschmähten Kolonien. Die Denkschrift des Staatssekretärs Dernburg über die Eisenbahnen Afrikas vom April 1907 wies den wirtschaftlichen Einfluss der Bahnbauten in anderen afrikanischen Kolonien nach und belegte ihn durch ein umfassendes Zahlenmaterial. Diese Denkschrift wirkte ungemein segensreich und überzeugend und verhalf zahlreichen kolonialen Forderungen zu ihrer Anerkennung bei den gesetzgebenden Körperschaften. So wurde die Kolonialbahnvorlage vom März 1908, das Ergebnis der Reise des Kolonialstaatssekretärs nach Ostafrika vom Jahre 1907, von den bürgerlichen Parteien des Reichstags im Mai 1908 einstimmig angenommen. Sie enthielt rund 1460 km neue Bahnen, nämlich die Verlängerung der Usambarabahn bis Buiko und der Bahn Daressalam—Morogoro bis Tabora, die Mittellandbahn in Kamerun von Duala über Edea zum Njong, für Togo die Hinterlandbahn Lome—Atakpame, für Südwest die Zweigstrecke Seeheim—Kalkfontein der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Südbahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop, ausserdem die Verstaatlichung der Bahn Daressalam—Morogoro unter Aufrechterhaltung der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft und die Schöpfung der Schutzgebietsanleihen mit Bürgschaft des Reiches. Der Kapitalaufwand hierfür betrug im ganzen rund 175 000 000 Mark. Nach Verabschiedung dieser Bahnvorlage, noch in demselben Jahre, reiste Exzellenz Dernburg in die Kapkolonie, nach Transvaal und Deutsch-Südwestafrika und legte auf dieser Reise den Grund zu wichtigen weiteren Plänen. Nach seiner Rückkehr im September 1908 begann zunächst der Gedanke der Verstaatlichung der Otavibahn, unter gleichzeitiger Betriebsverpachtung an die bisherige Besitzerin, festere Gestalt anzunehmen. Die Finanzierung dieses und anderer Eisenbahnpläne für Deutsch-Südwestafrika wurde in unerwarteter Weise ermöglicht und begünstigt durch den überraschenden Glückszufall der Diamantenfunde im Mai 1908 in der viel verlästerten Steinwüste der Namib.

Inzwischen war der damalige Unterstaatssekretär, jetzige Chef des Reichs-Kolonialamt, Exzellenz von Lindequist, im September 1908 nach Deutsch-Ostafrika gereist, um an der Spitze einer Studienkommission die Hochländer am Meruberge, Kilimandscharo, in Uhehe und Ugogo auf ihre Besiedelungsfähigkeit zu untersuchen und die wirtschaftliche Grundlage für die von vielen Seiten gewünschte Verlängerung der Usambarabahn in das Gebiet des Kilimandscharo festzustellen. Er brachte bei seiner Rückkehr im Mai 1909 so günstige Ergebnisse mit, dass man alsbald die Einbringung einer Vorlage bei den gesetzgebenden Körperschaften für den Weiterbau der Bahn in Aussicht nehmen konnte. Der Plan hierfür und die Eisenbahnpläne für Südwest, nämlich die Verstaatlichung der Otavibahn und der Privatbahn Otavi—Grootfontein, der Umbau der Staatsbahnstrecke Karibib—Windhuk in Kapspur und der Neubau der Nordsüdbahn Windhuk—Keetmanshoop, gelangten als Nachtrag zum Haushaltsetat für 1909 im Dezember vorigen Jahres an den Reichstag und wurden durch das Reichsgesetz vom 8. Februar 1910 bewilligt. Durch diese zweite Bahnvorlage erhält nunmehr Deutsch-Ostafrika die Verdoppelung der Länge seiner jetzigen Usambarabahn von 174 auf 352 km nebst dem Ausbau des Hafens von Tanga; Südwestafrika bekommt damit 528 km neue und 671 km vorhandene Privatbahnen in eigenen Besitz und 188 km werden in leistungsfähigere Spurweite umgebaut. Der Kapitalaufwand im ganzen beträgt nahezu 90 000 000 Mark.

Die sämtlichen, bisher bewilligten Eisenbahnbauten werden, mit Ausnahme der Kameruner Mittellandbahn, die etwas längerer Bauzeit bedarf, voraussichtlich bis zum 1. April oder Juli 1913 vollendet sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gesamte Betriebslänge unserer Bahnen in den Schutzgebieten wird alsdann betragen:

In Ostafrika:			
Usambarabahn	352 km		
Mittellandbahn	867 „	=	1219 km
In Kamerun:			
Manengubabahn . . .	160 km		
Mittellandbahn	360 „	=	520 km
In Togo:			
Küstenbahn	44 km		
Inlandbahn	119 „		
Hinterlandbahn. . . .	160 „	=	323 km
In Deutsch-Südwestafrika:			
Karibib—Windhuk. . .	188 km		
Otavibahn	581 „		
Otavi—Grootfontein . .	91 „		
Südbahn	545 „		
Nord-Südbahn	— „		
Windhuk—Keetmanshoop	528 „	=	1933 km
	zusammen		3995 km
	oder rund		4000 km,

wobei der mit dem 1. April d. J. ausser Betrieb gesetzte Abschnitt Swakopmund—Karibib der Staatsbahn in Deutsch-Südwestafrika in Abzug gebracht ist (4000 km entsprechen etwa der Betriebslänge der heutigen Hauptbahnen des Königreichs Bayern oder auch der Betriebslänge zweier heutiger mittlerer Eisenbahndirektionsbezirke in Preussen, z. B. Erfurt und Hannover — 1929 + 2140 = 4069 km —).

Von diesen 4000 km stehen heute etwa 2600 km in Betrieb, also mehr als dreimal so viel als vor fünf Jahren.

Im einzelnen darf ich über den gegenwärtigen Stand unserer Bahnbauten in den Schutzgebieten folgendes anführen:

I. Deutsch-Ostafrika.

Die Usambarabahn, früher, besonders während der Bauausführung, ein stetes Sorgenkind der Kolonialverwaltung, befindet sich heute, dank der energischen Bauunternehmung Lenz & Co. im flotten Baufortschritt auf dem Wege nach Moschi. Die Station Same, km 255 ab Tanga, ist Ende August von der Gleisspitze erreicht, so dass also nur noch 100 km bis zum demnächstigen Endpunkt fehlen. Im Rechnungsjahr 1909 hat der Betrieb der alten Strecke bis Buiko, 174 km, der an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Deutsche Kolonial-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft in Berlin verpachtet ist, einen Betriebsüberschuss von 258 500 Mk. gebracht, gegen rund 53 400 Mk. im Jahre 1905 — für die Strecke Tanga—Mombo —, also binnen vier Jahren nahezu das Fünffache. Die Zahl der Reisenden stieg für die gleiche Zeit von 112 500 auf 219 600, die Zahl der beförderten Tonnen von 6100 auf 21 800, also auf das Dreieinhalbfache. Den erhöhten Mindestpachtzins für das Jahr von 246 000 Mark wird der Pächter auch in diesem Jahre voraussichtlich leicht herauswirtschaften. Der Endpunkt Moschi wird spätestens zum 1. April 1913, wahrscheinlich erheblich früher, erreicht, und der Mindestpachtzins für die ganze Bahn dann auf 760 000 Mk. erhöht werden.

Die Mittellandbahn Daressalam—Morogoro—Tabora ist am 26. September d. J. mit ihrer Gleisspitze bei km 503 angekommen und steht bis Kikombo, im ganzen 431 km, also bereits halbwegs bis Tabora, seit dem 15. August d. J. im öffentlichen Verkehr.

Die sehr rührige Baugesellschaft Ph. Holzmann & Co. wird, wenn keine ungünstigen Zwischenfälle eintreten, das Endziel Tabora ein Jahr früher, als der Bauvertrag fordert, schon zum 1. Juli 1913 erreichen. Die Bahn erhält kräftigen Oberbau und wird im ganzen recht günstige Linienverhältnisse aufweisen, jedenfalls mit geringeren Höhenunterschieden und absoluten Höhen auskommen, als die britische Ugandabahn. Sie wird voraussichtlich auch beträchtlich billiger werden als diese. Betrieb und Verkehr auf der Stammstrecke Daressalam—Morogoro haben sich bisher befriedigend entwickelt. Im Rechnungsjahr 1909 betrug die Roheinnahme rund 1 400 000 Mk., die Betriebsausgabe 1 171 000 Mk., so dass sich ein Ueberschuss von nahezu 230 000 Mk. ergab. Der Verkehr betrug 50 000 Reisende und 6700 Tonnen Güter, dazu aber 39 300 Tonnen Baugut, also das Sechsfache des gewöhnlichen Verkehrs. Solange der starke Baugutverkehr anhält, tritt der gewöhnliche Verkehr dagegen einstweilen noch in den Hintergrund.

Die Sigibahn, eine in 75 cm Spurweite erbaute Walderschliessungs- und Holzförderbahn, 23,7 km lang, von Tengeni an der Usambarabahn nach Sigi, wurde nach einigen Ergänzungsbauten im Juli d. J. dem öffentlichen Verkehr frei gegeben. Sie hat zurzeit im Betrieb und Verkehr den Charakter einer Kleinbahn.

II. Kamerun.

Die Pflanzungsbahn der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria, von Viktoria nach Soppo in 60 cm-Spur hergestellt, 66 km lang, dient dem Pflanzungsbetriebe. Sie wird mit Lokomotiven be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trieben, aber nur in beschränktem Umfange für den öffentlichen Personenverkehr benutzt, und ist, wie die Sigibahn, als Kleinbahn anzusehen.

Die Manengubabahn ist seit dem 15. November 1909 bis km 107 zur Station Lum im öffentlichen Verkehr. Die Gleisspitze der Neubaustrecke ist in km 122 angekommen. Man hofft, die Bahn bis km 151 noch in diesem Jahre in Betrieb setzen zu können.

Die Mittellandbahn von Duala über Edea zum Njong hat wegen der Schwierigkeit der Vorarbeiten und wegen der grossen Brückenbauten zwischen dem Dibamba- und Sanagafluss, die den Vorbau hindern, nicht so rasche Fortschritte gemacht, als man wohl erwartet hatte. An den beiden genannten Flüssen werden grosse Strombrücken erforderlich; über den Dibambafluss nahe bei der Station Japoma zwei Oeffnungen zu 70 m und drei zu 60 m Weite. Der Nordarm des Sanaga wird eine etwa 235 m lange Brücke mit vier Oeffnungen von 57,6 m Weite erhalten. Der Südarm des Sanaga endlich hat an der Kreuzung mit der Bahn eine Flussbreite von 160 bis 170 m und bei Hochwasser die gewaltige Wassertiefe von 26 m. Er erhält eine Bogenbrücke, die die tief eingerissene Schlucht mit einem einzigen Stahlbogenüberbau von 160 m Lichtweite überspannt. Diese Brücke dürfte demnach, da sie die berühmte Bogenbrücke an den Viktoriafällen des Sambesi an Spannweite noch um rund 8 m übertrifft, die weitest gespannte Brücke in Afrika sein. Alle diese Bauwerke sind bemerkenswerte, nicht leichte Ausführungen des Brückenbaues, die die Bauunternehmung in dem tropischen Neuland bei der schwierigen Arbeiterbeschaffung vor grosse technische Aufgaben stellen. Der erste Abschnitt der Bahn Duala—Edea mit 80 km dürfte im Jahre 1911 seiner Vollendung entgegengehen.

III. Togo.

Die Landebrücke in Lome, die Küstenbahn Lome—Anecho und die Inlandbahn Lome—Palime sind seit einigen Jahren im Betriebe, der gleichfalls an die Deutsche Kolonial-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft verpachtet ist. Im Rechnungsjahr 1909 — für die Bahn Lome—Palime war es das dritte Betriebsjahr — haben diese Verkehrsanlagen zusammen einen Betriebsüberschuss von 389 000 Mk., 53 000 Mk. mehr als im Vorjahr, erbracht. Der vertragliche Mindestpachtzins von 306 500 Mk. für das Gouvernement ist also reichlich gedeckt. Gouvernement und Pächter teilen sich in das Mehr mit neun Zehnteln und einem Zehntel. Das Verhältnis der Betriebsausgaben zu den Einnahmen, die sogenannte Betriebsziffer, ist von 61,1 v. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Jahre 1908 auf 58,6 v. H. im Jahre 1909 heruntergegangen, ein Ergebnis, das man als durchaus befriedigend anerkennen darf. Die im Bau begriffene Hinterlandbahn Lome—Atakpame ist seit dem 11. Juli 1910 bis Kilometer 96,5 zur Station Nuatjä eröffnet; wöchentlich verkehren drei Züge in jeder Richtung. Die Vollendung der ganzen Neubaustrecke, 160 km lang, steht bis zum 1. April 1911 zu erwarten. Der Mindestpachtzins wird nach der Betriebseröffnung der neuen Bahn über 600 000 Mk. betragen. Die Gleisspitze hat zurzeit etwa Kilometer 130 erreicht.

IV. Deutsch-Südwestafrika.

Von der Staatsbahn Swakopmund—Windhuk ist seit dem 1. April, wie erwähnt, die untere Streckenhälfte bis Karibib ausser Betrieb gesetzt und der Verkehr der nunmehr verstaatlichten Otavibahn zugeleitet worden. Die obere Strecke wird zurzeit von 0,60 m auf Kapspur — 1,067 m — umgebaut, indem man zunächst das Gleis mit einer der Kapspur entsprechenden dritten Schiene versieht; dabei wird gleichzeitig die Linienführung, soweit erforderlich, verbessert. Später wird dann die mittlere Schiene der Schmalspur beseitigt.

Die Otavibahn ist mit 581 km Länge bekanntlich die längste Bahn von 0,60 m Spurweite. Sie ist ein Schulbeispiel dafür, dass eine gut trassierte und gut ausgestattete, dabei billig gebaute Bahn selbst in Deutsch-Südwestafrika, trotz ihrer 60 cm-Spur, zu einer glänzenden Ertragsfähigkeit gelangen kann, wenn sie sich besonders günstiger Tarif-, Betriebs- und Verkehrsverhältnisse zu erfreuen hat. Infolge der regelmässigen Erzverfrachtungen, die über die ganze Bahn in geschlossenen Zügen bis zur Küste durchgehen, hat die Bahn bei dem früheren höheren Tarif im Jahre 1908 einen Betriebsüberschuss von 2 337 000 Mk., im folgenden Jahre 1909 nach Herabsetzung einiger Tarifsätze, einen solchen von 1 490 000 Mk. erzielt und dementsprechend im Jahre 1908 11 v. H., im Jahre 1909 noch 10 v. H. Dividende verteilen können. Inzwischen hat die Bahn seit dem 1. April 1910 allein infolge der Zuleitung des Verkehrs der Staatsbahn im ersten Vierteljahr eine Mehreinnahme von 314 000 Mk. erzielt. Von diesen Frachteinnahmen aus dem Uebergangsverkehr fliesst bekanntlich dem Fiskus eine besondere Abgabe zu. Der Betrieb der Bahn nebst der Zweigbahn Otavi—Grootfontein wird seit ihrer Verstaatlichung von der bisherigen Besitzerin in Pachtung, zunächst auf zehn Jahre fest, weitergeführt. Der Pachtzins beträgt im ersten Pachtjahre 4,6 v. H. des Kaufpreises von 25 000 000 Mk., das sind 1,15 Millionen Mark, und steigt allmählich auf 5, schliesslich auf 6,5 v. H. des Kaufpreises. Im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechnungsjahr 1909 betrug der Verkehr der Otavibahn 27 500 Reisende und 58 600 Tonnen Güter, die Betriebsziffer 54,5 v. H. gegen 47 im Vorjahr, wo etwas höhere Tarife bestanden.

Die Südbahn besteht aus der Hauptstrecke Lüderitzbucht—Keetmanshoop und der Zweigbahn Seeheim—Kalkfontein. Ihr Betrieb ist zusammen mit dem Landungsbetrieb in Lüderitzburg seit dem 1. Oktober 1909 an die Deutsche Kolonial-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft verpachtet und hat im ersten halben Jahr bis zum 31. März 1910 statt des befürchteten Zuschusses, vorwiegend dank der Baufrachten für den Neubau Keetmanshoop—Kubub, 370 000 M. Ueberschuss gebracht, bei einer Betriebsziffer der Bahn von 75,7 v. H. Von dem Ueberschuss erhält der Pächter zunächst seine Entschädigung von 30 000 Mk. für das Jahr. Der Rest wird geteilt zwischen Gouvernement und Pächter mit neun Zehnteln und einem Zehntel. In diesem ersten Halbjahr betrug der Verkehr 19 000 Reisende und 12 200 Tonnen Güter.

Gegenstand steter Sorge für die Betriebsleitung ist bei dieser Bahn allerdings die 7 km lange Dünenstrecke, km 19 bis 26 von Lüderitzbucht, für deren Freihaltung jährlich erhebliche Aufwendungen — 100 000 Mk. und mehr — erforderlich sind. Die Bestrebungen zur Bekämpfung dieser Dünengefahr werden fortgesetzt, und es wird hoffentlich gelingen, die Aufwendungen hierfür mit der Zeit auf ein immer niedrigeres Mass herabzudrücken. Man beabsichtigt, an Stelle der langsamen und teuren Handarbeit, demnächst auf mechanischem Wege, mittels einer Sandsaug- und Druckeinrichtung unter Zuhilfenahme einer Lokomotive, die den Dampf zum Antrieb liefert, die dem Bahnkörper sich drohend nähernden Sandmassen, auch unter Ausnutzung der sturmfreien Zeiten, in einer Rohrleitung auf die andere Seite des Gleises hinüberzufördern. Das Verfahren ähnelt im ganzen dem unserer heimischen Druckluftreinigung. Wie es sich draussen mit dem Dünensande bewährt, bleibt natürlich abzuwarten.

Die Nord-Südbahn endlich, 528 km von Windhuk nach Keetmanshoop, ist im Bau. Die nördliche Hälfte wird von dem Bau- und Betriebskonsortium Bachstein-Koppel und die südliche von der Deutschen Kolonial-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft ausgeführt. Der Landesrat hat sich bekanntlich in Uebereinstimmung mit der Regierungsvorlage für die ziemlich geradlinige Trasse Windhuk—Aris durch das Auasgebirge ausgesprochen. Es wird durchweg gewöhnliche Reibungsbahn, also ohne Zahnradbetrieb, zur Ausführung kommen, und für die Ausfuhrrichtung eine Steigung nicht über 15 auf Tausend, für die Strecke Windhuk—Auas—Aris als grösste Steigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

29 auf Tausend, gleich 1 : 34½, angewendet werden. (Die Arlbergbahn hat auf der Weststrecke 31 auf Tausend, auf der Oststrecke 26 auf Tausend als grösste Steigung.) Die Erdarbeiten der Südstrecke sind heute bei Zes, 80 km nördlich Keetmanshoop, angekommen.

Mit Bezug auf die Rentabilität der im Betriebe befindlichen Bahnen darf ich kurz zusammenfassen: Die Usambarabahn bringt heute dem Schutzgebiet einen Mindestpachtzins von 246 000 Mk., vom 1. April 1913 760 000 Mk., Daressalam—Morogoro hatte 1909 einen Ueberschuss von 230 000 Mk., die Bahnen von Togo werden im Jahre 1911 über 600 000 Mk. Pachtzins bringen. Die Otavibahn liefert in diesem Jahre 1,15 Millionen Mark Pachtzins, der sich jedes Jahr steigert; dazu kommt die Einnahme aus dem Uebergangsverkehr. Die Südbahn hat im ersten Betriebshalbjahr 370 000 Mk. Ueberschuss gebracht. Diese Zahlen sind ja nicht glänzend, besonders, wenn man sie mit dem aufgewendeten Baukapital in Vergleich bringt; aber die Erträgnisse sind doch nicht unerheblich, zumal es zum grössten Teil Reinerträge sind, von denen nur noch gewisse Speisungsbeträge für den Erneuerungsfonds der betreffenden Bahn abzuziehen sind. Man sieht also, dass unsere Kolonialbahnen schon jetzt ganz im Anfang ihrer Entwickelung ansehnliche Ueberschüsse herauswirtschaften. Freilich fehlt zurzeit noch mancherlei an der vorgeschriebenen Verzinsung — 4 Proz. — und der Tilgung — 0,6 Proz. — des Anlagekapitals der verschiedenen Bahnen, aber man darf nicht übersehen, dass neben dem zu fordernden unmittelbaren Erträgnis überall bereits eine mittelbare Rentabilität unserer Kolonialbahnen vorhanden ist, indem sie die Einnahmen an Zöllen und Steuern aller Art steigern, die Verwaltung erleichtern und verbilligen und die Kosten für die militärische Sicherung der Schutzgebiete und die Ausgaben für die Schutztruppe vermindern helfen. Zieht man diese Wirkungen mit in Betracht, so darf man wohl zu der Schlussfolgerung gelangen, dass unsere Kolonialbahnen schon jetzt gesunde und nützliche Kapitalanlagen darstellen.

Wenn ich nun noch mit wenigen Worten auf den zweiten Teil meines Themas, die Fortschritte der Technik in den Kolonien, eingehen darf, so ist hier anzuführen, dass zunächst die Strassenbauten in den drei tropischen Schutzgebieten Afrikas nach Massgabe der alljährlichen Geldbewilligungen durch die Etats ihren gleichmässigen Fortgang nehmen.

In Kamerun sind die Strassen Kribi—Jaunde, 285 km, d. i. etwa gleich der Länge der Bahnstrecke Berlin—Hildesheim, und Kribi—Longji, 22 km, nahezu vollendet. An den Strassen Ebolova—Lolodorf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

70 km, und Viktoria—Bibundi, 47 km, von Ndog Sem nach Ndog Makumak, 100 km, und anderen wird gearbeitet. Im Adamauagebiet sind Fahrstrassen für leichte Wagen, unter anderem von Garua über Binder und Kalfu nach Bongor hergestellt worden, und im Herbst des Jahres 1909 hat man während der Trockenzeit auch schon Versuche mit Ochsenwagen, von der Bauart der Burenwagen, unter Verwendung von Adamaua-Vieh ausgeführt. Die Fahrt Garua—Jagua nordwestlich Bongor und zurück — rund 650 km — dauerte einen Monat. Dabei wurden anfangs schwere Ochsenwagen, mit 20 bis 25 Paar Ochsen angetrieben, verwendet. Bei weiteren Versuchen fuhr man mit einem leichten Kastenwagen, nach der Bauart der Togowagen, der nur mit drei bis vier Paar Ochsen befördert wurde, und erzielte dabei wesentlich bessere Ergebnisse.

In Togo wurde die Fahrstrasse von Lome nach Atakpame und weiterhin bis Sokodee ausgebaut, deren Wagenverkehr sich bald so lebhaft entwickelte, dass man daraus die wesentlichsten Unterlagen für die künftige Rentabilität des Bahnbaues nach Atakpame gewann. Ferner sind im Togogebirge die Strassen Jo—Kpandu, 44 km, und Ho—Assahun, 58 km, im Bau und ihrer Vollendung nahe.

In Ostafrika sind im Usambaragebiet die Strassen Mombo—Wilhelmsthal, 35 km, und Wilhelmsthal—Magambasattel—Kwai und Schumewald, 20 km, Korogwe—Wugiri, 13 km, fertiggestellt. Die Strasse Mombo—Same, die das Paregebirge auf der Nordostseite umgeht, ist in der Ausführung.

Der Betrieb mit Lastautomobilen, mit und ohne Anhängwagen, ist bei dem Bahnbau Morogoro—Tabora nachhaltig versucht worden; die Versuche haben aber lediglich die Erfahrung bestätigt, dass für einen solchen Betrieb gute Strassen vorhanden sein müssen. Dagegen scheinen sich die Automobile für den Personenverkehr in Südwestafrika im Dienste der Schutz- und der Polizeitruppe auch bei minder guten Wegen zu bewähren.

Die Arbeiten zur Erkundung der Wasserläufe sind insbesondere gefördert am unteren und mittleren Rufidji in Ostafrika und werden demnächst besonders aufgenommen werden am Njong in Kamerun. Ein Heckraddampfer von sehr geringer Tauchtiefe hat auf dem unteren Laufe des Rufidji seine regelmässigen Fahrten mit Erfolg aufgenommen.

Die Einfuhr von Dampfpflügen und Maschinen aller Art für den Baumwoll- und Sisalbau in den Kolonien macht, dank den Bestrebungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, weitere Fortschritte, wobei der heimischen Maschinenindustrie dankbare Aufgaben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwachsen. Im Oktober 1909 waren in Ostafrika sieben Dampfpflüge in Tätigkeit.

Mit der Errichtung von Funkspruchverbindungen in unseren Schutzgebieten ist zunächst zwischen Muansa und Bukoba am Victoria Nyansa begonnen, nachdem in der Südsee zwischen Jap und Angaur von der Südsee-Phosphatgesellschaft eine solche Verbindung ausgeführt und in Betrieb genommen ist. Von den Ergebnissen des Probebetriebes auf den genannten ostafrikanischen Funkenstationen Muansa und Bukoba wird es abhängen, in welcher Weise man auf diesem Gebiete fortschreiten wird.

Ich bitte, dass Sie aus meinen, infolge der knapp zugemessenen Zeit sehr zusammengedrängten Ausführungen die Ueberzeugung gewinnen möchten, dass unsere Schutzgebiete sich heute im allgemeinen auf dem Wege stetiger und gedeihlicher technischer Entwickelung befinden, soweit die von den gesetzgebenden Körperschaften des Mutterlandes zur Verfügung gestellten Geldmittel das ermöglichen.

Entwickelung und Aussichten der europäischen Pflanzungen in unseren tropischen Kolonien.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. **F. Stuhlmann** (Kolonialinstitut Hamburg).

Mit einer Tafel.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Im Beginn der Kolonialbewegung herrschte vielfach bei uns die Meinung, dass unsere tropischen Schutzgebiete nur „Handelskolonien" wären. Aber schon die ersten Pioniere, welche amtlich oder privatim hinausgingen, sahen ein, dass die neuen Erwerbungen nur dann gut entwickelt werden könnten, wenn dort neben Handel auch Plantagen betrieben würden. Die Erfahrung fehlte jedoch zunächst gänzlich, und so konnte es nicht ausbleiben, dass oft zwecklose Versuche angestellt wurden. Kurzum, man machte vielfach „Versuche am ungeeigneten Objekt mit ungeeigneten Mitteln". Heute, nach einem Vierteljahrhundert, hat man für jede Kolonie gute Erfahrungen. Ruhe und Sicherheit begünstigten die Entwickelung, und wo die Verhältnisse es ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

statten, haben die Pflanzungen der Europäer sich so ausgedehnt, dass wir auf ihre Resultate stolz sein können, dass sie im Wirtschaftsleben der Kolonien einen wesentlichen Faktor darstellen.

Bei der beschränkten Zeit kann ich heute nur die tropischen Gebiete in Afrika und der Südsee behandeln und muss die Siedelungen und Farmwirtschaften Südwestafrikas sowie die Handelskolonie Kiautschou unberücksichtigt lassen; ich darf auch nur ganz wenige Produkte erwähnen, die wirklich im Wirtschaftsleben eine Rolle spielen.

Um Ihnen die dazu nötigen Zahlen besser zugänglich zu machen, habe ich eine Anzahl graphischer Figuren zusammengestellt, die das „Hamburgische Kolonialinstitut" Ihnen überreicht hat. Sie beziehen sich auf Deutsch-Ostafrika, Kamerun, Togo, Samoa und Neu-Guinea mit dem Inselgebiet, und nur auf die sechs Hauptkulturen.

Nach der zuletzt veröffentlichten, amtlichen Statistik waren Anfang 1909 ohne die Siedelungsfarmen in Ostafrika 284, Kamerun 25, Neu-Guinea und dem Inselgebiet 68, Samoa 30 und Togo 10 verschiedene landwirtschaftliche Unternehmungen tätig (Fig. 1). Es ist kaum möglich, sich ein genaues Bild von den Kapitalien zu verschaffen, die nominell in diesen investiert sind oder dafür bereitliegen. Wie die Figur 2 zeigt, habe ich mir etwa 90 Millionen Mark herausgerechnet, wobei 53 auf Ostafrika, 17 auf Kamerun, 13 auf Neu-Guinea, 5 auf Samoa und 2 auf Togo kommen. Aber ich muss Ihnen sagen, dass diese Zahlen sicher falsch sind. Erstens sind dabei die Kapitalien einer Reihe grosser Gesellschaften aufgeführt, die mehr in Handels- als Pflanzungsunternehmungen arbeiten; dann sind in den Summen grosse Beträge enthalten, die durch frühere vergebliche Versuche verloren gingen, ebenso die Gründergewinne bei Zwischenverkäufen usw., und endlich ist das Kapital, das in Privatunternehmungen arbeitet, nicht bekannt. Aber immerhin gibt die Zusammenstellung einen Ueberblick. Genaueres wissen wir schon über die in europäischen Betrieben bebauten Flächen; danach waren Anfang 1909 in den fünf Kolonien zusammen etwa 78 500 ha bepflanzt (Fig. 3), von denen 45 600 auf Ostafrika, 8100 auf Kamerun, 18 000 auf Neu-Guinea, 5800 auf Samoa und 1000 auf Togo fielen. Auf diesen Flächen waren 53 700 farbige Arbeiter beschäftigt (Fig. 4), und zwar in Ostafrika 36 000, in Kamerun 8000, in Neu-Guinea ebensoviele, in Samoa 1400 und in Togo 300.

Wenn nun auch die Anzahl und Ausdehnung der Unternehmungen eine recht beträchtliche ist, so lässt sich nur wenig und nicht immer erfreuliches darüber sagen, wie diese sich finanziell rentieren. Wenn wir die von mehreren Bankgeschäften jetzt regelmässig heraus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegebenen Kursberichte über Kolonialwerte ansehen, so finden wir bei den meisten derselben in der Spalte für „Dividende" eine Null. Viele, welche grössere Gewinne verzeichnen, beschäftigen sich ausser mit Pflanzungen mehr mit Handel und anderem, haben auch erst nach vielen dividendenlosen Jahren Gewinne ausgeschüttet. Es werden noch nicht ein Dutzend Gesellschaften sein, die Zinsen geben; andere benutzten die Betriebsüberschüsse verständigerweise zuerst zu Abschreibungen oder als Rücklagen. Aber nur von den „Gesellschaften" werden die Bilanzen veröffentlicht, die zahlreichen selbständigen Unternehmer lassen keinen Einblick in ihre Geschäfte zu. Ich habe das bestimmte Gefühl, dass gerade unter ihnen eine ganz bedeutende Anzahl mit guten Gewinnen arbeitet. Es ist ja für jeden Kaufmann eine Erfahrung, dass oft bei der Vergrösserung des Betriebes die Gewinne relativ geringer werden, auch wenn die Generalunkosten sich auf grössere Objekte verteilen. Gerade in der Landwirtschaft aber kann in kleinen Betrieben die Arbeitskraft des einzelnen viel besser ausgenutzt werden: die Pflanzen werden viel mehr gepflegt und tragen mehr, vor allem aber arbeitet der Besitzer selbst auf seiner Scholle und spart eine teure Direktion zu Hause, deren oft hohe Kosten erst verdient werden sollen. Viel könnte offenbar gespart werden, wenn unsere Gesellschaften das Rechnungswesen und die allgemeine Beaufsichtigung für viele Pflanzungen zusammen, wie die Engländer es in altbewährter Praxis tun, grossen Firmen übertragen würden und nicht jede ihre heimische Direktion hätten. Für viele Kulturen ist allerdings ein Grossbetrieb notwendig, besonders da, wo teure Aufbereitungsanstalten für das Produkt an Ort und Stelle nötig sind; für andere aber — z. B. Kokos und Kautschuk — ist ein Kleinbetrieb sicher der rentablere.

Wir wollen nun ganz kurz auf die sechs Hauptkulturen eingehen. In Figur 5 sehen wir die Ausdehnung der damit bebauten Flächen in allen fünf Kolonien zusammen in je 1000 Hektar, in Figur 6 die darauf stehenden Baumzahlen in Millionen Pflanzen (beides für den Beginn 1909) und in Figur 7 die davon exportierten Produkte in je 100 Tonnen für das Jahr 1908, während die Figuren 8—12 die ausgeführten Mengen der einzelnen Produkte in einer Reihe von Jahren veranschaulichen.

Die Kokospalme ward im ganzen Gebiet der Südsee und des Indischen Ozeans seit altersher von den Eingeborenen angebaut. In Neu-Guinea und Samoa, sowie seit einiger Zeit in Ostafrika ist sie auch von Europäern in Kultur genommen. Da sie erst etwa im 7. Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu tragen beginnt und dann von $^1/_{10}$ Tonnen bis $^3/_4$ Tonnen pro Hektar allmählich in ihren Erträgen an Kopra steigt, erfordert ihre Kultur eine lange Wartezeit bis zur Rente. Im Besitz von Europäern waren Anfang 1909 zusammen $2^3/_4$ Millionen Palmen auf 26 100 Hektar, und zwar in Neu-Guinea am meisten, wo es die Hauptkultur ist, dann kommt Ostafrika und zuletzt Samoa. Die Statistik lässt nicht erkennen, wieviel Kopra von den Europäerpflanzungen produziert wurde; wir können nur vermuten, dass 1908 etwa 8000—9000 Tonnen von unseren Südsee-Pflanzungen kamen. Zusammen mit der Kopra der Eingeborenen wurden aus allen Kolonien zusammen ca. 24 790 Tonnen exportiert. Die Anfang 1908 im Felde stehenden Kokospalmen der Europäer können beim Vollertrag theoretisch allein ca. 20 000 Tonnen Kopra bringen, was vielleicht in wenigen Jahren eintreten wird.

Gehen wir zum Kaffee über, der fast nur in Ostafrika gebaut wird! Es würde zu weit führen, die Ueberstürzung im ersten Anbau desselben zu schildern, wobei es nur darauf ankam, in kürzester Zeit viele Bäume einzupflanzen. Allerdings ist es leicht, hinterher zu kritisieren. Später mussten unrentable Anlagen verlassen werden, so dass Anfang 1909 noch 4,6 Millionen Bäume auf ca. 3900 Hektar standen. Die Erträge blieben hinter den Erwartungen zurück; dazu kam, dass die Kaffeepreise unter dem Druck der grossen brasilianischen Ernten stark sanken, so dass die Kaffeekultur in Ostafrika meist keinen Vorteil bringt, ja, manchmal nicht die jährlichen Aufwendungen deckt. Wenigstens ist dies bei den grossen Betrieben der Fall; die kleinen, z. B. die am Kilimandscharo, sind ganz bedeutend besser, aber überall nur dort, wo der Besitzer selbst die Bäume sorgsam pflegen und düngen kann. Auch im Lande der grössten Kaffeekulturen, Brasilien, hat es sich ja herausgestellt, dass die extensive Wirtschaft sich bald nicht mehr rentierte, besonders, sobald die Löhne stiegen. Dort hat man mit rationeller Düngung begonnen und jeder italienischen Arbeiterfamilie einige tausend Bäume so zur Bewirtschaftung übertragen, dass sie finanziell am Ertrage interessiert ist. Eine solche Parzellierung wäre vielleicht auch die Rettung für unsere ostafrikanischen, grossen Kaffeepflanzungen; aber es ist immerhin noch fraglich, ob es der Kleinkultur gelingen wird, eine Bockkäferlarve zu vertreiben, die schon Hunderttausende von Bäumen vernichtet hat. Im besten Jahre, 1908, haben die Pflanzungen über die Küstenzollgrenze 654 Tonnen Kaffee ausgeführt, zu denen über Moschi ausgeführte 72 Tonnen der Pflanzungen am Kilimandscharo hinzukamen. Der Rest der 1908 ausgeführten 1010 Tonnen stammt von den Eingeborenen-Kulturen im Distrikt Bukoba am Victoriasee.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein bedeutend erfreulicheres Bild gibt uns die Kakaokultur, die besonders in Kamerun, dann auch in Samoa, Neu-Guinea, sowie etwas in Togo und Ostafrika betrieben wird. Zusammen mögen Anfang 1909 etwa 9400 Hektar mit rund 4,8 Millionen Kakaobäumen bestanden gewesen sein, davon 7578 ha mit ca. 3,8 Millionen Bäumen allein in Kamerun. Die allmählich von 169 Tonnen im Jahre 1897 bis auf 3322 Tonnen für 1909 steigende Ausfuhr von Kamerun ist in der Figur 9 dargestellt, in die auch noch die Kakao-Ausfuhren von Samoa und Togo eingetragen sind. Die anderen Kolonien haben noch keine nennenswerten Mengen gebracht. 1909 erntete man in Kamerun vom Hektar im grossen Durchschnitt etwa 437 kg; der einzelne, tragende Baum brachte durchschnittlich ca. 1¼ kg. Der fruchtbare, vulkanische Boden und die enormen Regenfälle lassen die Gegend des Kamerunberges sehr günstig für die Kakao-Kultur erscheinen. Die Aufbereitung ist in den letzten Jahren eine gute gewesen, und noch immer wird sie verbessert. Leider haben unter dem schlechten Weltmarktpreise für Kakao letzthin die Pflanzungen schwer zu kämpfen gehabt; im allgemeinen aber kann man sagen, dass sie einer guten Zukunit entgegengehen. Es ist anzunehmen, dass die jetzt in unseren Kolonien vorhandenen Bäume etwa 6000—8000 Tonnen Kakao beim Vollertrag liefern können.

Ueber die Notwendigkeit, Baumwolle in unseren eigenen Gebieten zu bauen, ist von berufenen Seiten soviel schon gesagt worden — das Thema wird hier auch noch morgen von Herrn M. Schanz*) behandelt —, so dass ich darauf nicht noch weiter einzugehen brauche. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hat im Verein mit der Regierung und der gesamten deutschen Textilindustrie den Anbau von Baumwolle in unseren Kolonien in die Wege geleitet. Togo und Ostafrika kommen einstweilen hierfür in Frage. In ersterem Lande, entsprechend seiner wirtschaftlichen Eigenart, handelt es sich um die Erziehung der Eingeborenen, eine gute Baumwolle in Mengen zu liefern; in Ostafrika dagegen kommt man immer mehr zur Ueberzeugung, dass diese Aufgabe den europäischen Betrieben zufallen muss. Wie die Produktion dieser beiden Kolonien war, zeigt die Figur 10, aus der hervorgeht, dass beide Kolonien 1909 zusammen ca. 1030 Tonnen lieferten. Es ist dies ja allerdings noch für unseren „Baumwollhunger" eine verschwindende Masse. Aber grosse Gesellschaften haben sich gebildet, haben weite Gebiete erworben; 7 Dampfpflüge, 20 Entkörnungsstationen mit ca. 90 Maschinen sind dort schon tätig. Anfang

*) Siehe dessen Vortrag, S. 817.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1909 waren in Ostafrika ca. 6400 ha mit Baumwolle von Europäern bepflanzt. Wenn man die nicht grosse Eingeborenen-Produktion unberücksichtigt lässt, hätte der Hektar also ca. 161 kg entkörnte Baumwolle ergeben, d. h. etwa 0,7 Ballen.

Gerade für die Baumwolle müssen ebenso wie bei der heimischen Landwirtschaft intensive Betriebe eingeführt werden; Saatauswahl und Zucht, Bodenbearbeitung, Düngung und Wirtschaftswesen, alles muss dort erst ausgebildet werden, dem Klima angepasst, und dieser Aufgabe sind nur die besten Kräfte gewachsen, die ein reiches Feld für ihr Tätigkeit finden. Fähige Landwirte von Beruf müssen hinaus, und vor ihrer Ausreise sollten sie sich notwendigerweise auf einer der kolonialen Hochschulen Deutschlands, z. B. am Hamburgischen Kolonialinstitut, in Witzenhausen oder in Halle für ihre Sonderaufgabe vorbilden.

Sehr bedeutende Flächen in Ostafrika sind mit der Sisalagave bebaut, deren Kultur sich so ausdehnte, dass Anfang 1909 41 Millionen Pflanzen auf 14,4 Tausend Hektar standen. Im dritten Jahre nach dem Auspflanzen beginnt der Ertrag der Fasern, den man auf jährlich 1 bis 1¼ Tonnen pro schnittreifen Hektar rechnet.[1]) Da grosse Aufbereitungsanstalten nötig sind, kann diese Kultur nur im Grossen mit bedeutendem Kapital betrieben werden. Die Boeken'sche, im Krupp-Gruson-Werk gebaute Entfaserungsmaschine hat sich ausgezeichnet bewährt; ausserdem sind noch eine Menge mexikanischer Maschinen tätig. Die erzielte Faser ist dem Yukatan-Sisal überlegen und konkurriert mit besseren Sorten Manilla-Hanf. Durch grosse Produktion von diesem letzteren, aus einer Bananenart gewonnenen Hanf sind die Sisal-Preise zwar gesunken, aber sie sind immer offenbar noch höher als die Gestehungskosten,[2]) so dass die Agaven-Kultur rentabel zu

---

[1]) Nach der Pflanzungsstatistik (Amtl. Denkschrift) waren Anfang 1909 von über 14 000 ha Sisal-Agaven nur 4376 ha schnittreif. Die Ausfuhr an Hanf betrug 1909 5284 Tonnen, demnach 1,205 Tonnen pro schnittreifen Hektar. Im grossen Durchschnitt standen nach derselben Denkschrift Anfang 1909 auf dem Hektar 2916 Agaven. 7 868 000 Agaven waren Anfang 1909 schnittreif und brachten 5284 Tonnen Fasern, von der einzelnen Pflanze wurden also 0,66 kg geerntet. Legt man aber zugrunde, dass der Hektar von 2916 Pflanzen 1205 kg Faser gibt, so macht das pro Pflanze nur 0,41 kg jährlich (d. h. 3 Jahre lang, da sie später abstirbt).

[2]) Ich höre, dass eine Pflanzung, welche mindestens 600—700 Tonnen jährlich produziert, die Tonne für 300 Mk. fob Tanga usw. liefern kann. Dazu kommen 120 Mk. für Transport, Versicherung, Delkredere, Kommission usw. wie endlich noch Beträge für Abschreibung an Maschinen usw., während die Kosten der Ersatzpflanzung in obiger Summe enthalten sind. Der Verkaufspreis hielt sich zwischen 520—560 Mark pro Tonne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein scheint. Aber es müssen beste Qualitäten erzeugt werden, da an geringeren Ueberfluss herrscht. Sehr wichtig ist die Frage nach der Verwendung der Blattrückstände, die 98 Proz. des Blättergewichtes darstellen. Die Produktion Ostafrikas mit 5284 Tonnen im Jahre 1909 übersteigt wohl schon den schwer festzustellenden Bedarf Deutschlands, so dass wir bei uns weitere Verwendungsmöglichkeiten für die Faser suchen oder sie im Ausland verkaufen müssen, wo überall ein grosser Bedarf für Fasern ist. Beim Vollertrag werden unsere ostafrikanischen Pflanzungen 10 000—13 000 Tonnen liefern können.

Ich komme zum letzten Produkt der Grosskulturen, dem Kautschuk, von dem jetzt alle Welt unter dem Eindruck des von England ausgehenden „Boom" redet. Etwa seit Anfang der siebziger Jahre wurde in Afrika Kautschuk von den Eingeborenen von wilden Pflanzen, meist von Lianen, gesammelt; als deshalb bei der steigenden Bedeutung dieses Stoffes man mit der Kultur der ihn liefernden Pflanzen begann, baute man in Kamerun die dort wild vorkommende Kickxia, in Samoa und der Südsee führte man zuerst die zentralamerikanische Castilloa, dann auch die indische Ficus elastica ein, und in Ostafrika Anfang der neunziger Jahre den aus Nordbrasilien stammenden Ceará-Kautschukbaum, Manihot Glaziovii, der in trockeneren Gebieten am besten gedeiht. Wo das Klima in Kamerun und der Südsee es zulässt, kultiviert man jetzt mehr und mehr die vom Amazonas stammende Hevea, die den besten und reichlichsten Kautschuk gibt und von der in Südasien in den letzten Jahren wohl 80—100 Millionen Bäume gepflanzt wurden. Anfang 1909 waren in den Kolonien zusammen 18 600 Hektar mit 17,7 Millionen Kautschukbäumen bepflanzt, und seitdem sind unter dem Einfluss der Hochkonjunktur sicher auch bei uns noch einige Tausend Hektar mehr bebaut worden. Die steigenden Materialpreise und die Nachfrage reizten in England zu einem Gründungsfieber für Kautschukpflanzungen, auf das einzugehen die Zeit hier fehlt. Die Kautschuk-Aktien sind infolge dieses „Boom" mehr und mehr zu Gegenständen der Börsenspekulation geworden. Gerade bei Pflanzungsgründungen für Kautschuk wurden die verlockendsten Versprechungen gemacht, wurden kaum jemals erreichbare Möglichkeiten geschildert. Ganz besonders bei neuen Kulturen sollte man sich nur an wirklich vorliegende Erfahrungen halten und diese unter sorgsamer Rechnung für die Prospekte benutzen. Nichts ist schädlicher, als ganz unsichere Versprechungen nachher nicht halten zu können. Zwar ist für koloniale Unternehmungen ein gesunder Optimismus, ein Wagemut nötig, aber sanguinische Uebertreibungen sind gefährlich. Die Konkurrenz bei der tropischen Landwirtschaft ist gross, unvorhergesehene Zufälligkeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gibt es dort noch mehr als bei uns. Somit kann immer nur betont werden, dass eine Beteiligung an den meisten kolonialen Unternehmungen nie den kleinen Sparern empfohlen werden darf, während dies für Leute, die nicht unmittelbar von dem sofortigen Ertrag ihres Kapitals abhängig sind, eine sehr schöne und im höchsten Grade dankenswerte Aufgabe ist. Im grossen Durchschnitt sind aus dem ostafrikanischen Manihot-Kautschuckbaum bisher nicht mehr als 113 Gramm pro Baum und Jahr erzielt worden, man hofft auf mit dem Alter steigende höhere Erträge, aber ich habe noch nicht gehört, dass man sie schon erreicht hat.[3]) Bei jetzt noch hohen Materialpreisen werfen auch diese erzielten Ernten eine gute Rente ab. Wie dies aber in der Zukunft sein wird, das kann niemand sagen; niemand kann die künftigen Konjunkturen übersehen. Zu bedenken ist aber, dass aus Südasien grosse Mengen besten Hevea-Kautschuks zu erwarten sind — man spricht von 50 bis 70 Tausend Tonnen —, dass unser Manihot-Kautschuk jetzt etwa 30 Proz. weniger wert ist als jener, dass die Gestehungskosten in Ostafrika anscheinend viel höher als in Südasien sind. Die Konkurrenz wird sicher eine scharfe werden, wir werden dabei nur gewinnen, wenn wir gute und billige Ware liefern können. Wir müssen die besten Sorten einzuführen, die Methoden der Gewinnung und Aufbereitung des Produktes konstant zu verbessern und besonders die Arbeiterfrage richtig zu lösen suchen.[4])

---

[3]) Die amtliche Denkschrift gibt für Anfang 1909 1 924 454 tragende Kautschukbäume an; im Laufe von 1909 wurden 218 Tonnen Kautschuk von Pflanzungen exportiert, also pro „tragenden" Baum 113 Gramm.

[4]) Nach einer durchaus sicheren Angabe, bringt der Zapfer täglich bei einem Lohn von 50 Hellern 1 Pfund Kautschuk, der um ein Drittel am Ort eintrocknet. Dazu kommen für Koagulationsmittel 10 Heller, so dass das Pfund auf 90 Heller, das Kilo auf 1,80 Rup. zu stehen kommt. Hoch gerechnet werden für Reinhaltung der Pflanzung, Beamtengehälter, Nachpflanzen usw. pro Pfund Kautschuk noch 60 Heller hinzu kommen, so dass das Kilo draussen einen Einstandspreis von 3 Rup. oder 4 Mark haben würde. Von dem Verkaufspreis in der Heimat ist nun noch der Gewichtsverlust abzuziehen, der im Durchschnitt 10 Proz. beträgt, sowie Fracht, Versicherung und Hamburger Usancen. Es kann also angenommen werden, dass unter den bisherigen Wirtschaftsmethoden der Pflanzer bei einem Verkaufspreis von 6 Mark pro Kilo kaum auf einen Verdienst wird rechnen können, da man entschieden grössere Abschreibungen auch auf die Bäume vornehmen muss. Was über 6 Mark erzielt wird, ist sicherer Gewinn. Eine andere Pflanzung rechnet für die Zapfkosten 2,35 Mark pro Kilo.

Eine Lebensfrage für die Pflanzungen wird also sein, Methoden zu finden, durch die der Zapfer für seinen Tagelohn mehr und mehr besseren Kautschuk als bisher bringt, denn es ist kaum wahrscheinlich, dass die Marktpreise für Kautschuk sich wieder so steigern werden, wie sie im Frühjahr 1910 waren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ostafrika brachte 1909 218 Tonnen Pflanzungs-Kautschuk, die Ausfuhr davon in den anderen Kolonien wird leider nicht von der des wilden Kautschuks getrennt aufgeführt.

Die Zeiten sind auch in den Tropen vorbei, wo mühelos Geld verdient wurde, und wenn selbst einmal, wie beim Kautschuk, unter dem Einfluss von besonderen Konstellationen ein hoher Gewinn eintritt, so wird dem sehr bald eine Regulierung folgen, indem der Preis der Ware sich nach ihren Gestehungskosten zuzüglich eines normalen Unternehmergewinnes richten wird. Da heisst es eben, diese Gestehungskosten möglichst gering zu gestalten. Dem Praktiker müssen dabei die wissenschaftlichen Versuchsstationen zur Seite stehen. Der deutsche Pflanzer hat zwar schon jetzt sehr Schönes geschaffen, aber er kann nie genug leisten. Immer mache man sich auch die Gefahr klar, nur ein Produkt in einer Kolonie, selbst in einer Pflanzung zu bauen und die Landwirtschaft draussen zu industrialisieren.

Man hat vielfach — und das ja besonders bei der Baumwolle — betont, wir brauchten die Landwirtschaft in den Kolonien, um wenigstens einen Teil der uns in der Heimat nötigen ausländischen Produkte in eigenen Gebieten zu erzeugen, um uns dadurch unabhängig zu machen, auch um die bedeutenden, für diese Stoffe verausgabten Mittel deutschen Betrieben zuzuwenden. Bei den meisten Produkten sind wir allerdings von diesem Ziel noch recht weit entfernt. An Baumwolle werden in der Welt 3½ Millionen Tonnen gebraucht, Deutschland importierte 1909 netto 400 000 Tonnen, aus den Kolonien aber kamen in demselben Jahre nur ca. 1000 Tonnen; wir müssten also die Baumwollfelder dort 400 Mal vergrössern, um unseren Bedarf zu decken. Fläche dafür wird genug zur Verfügung stehen; ob dort Baumwolle so billig wie anderswo zu schaffen ist, wissen wir noch nicht. Von der Weltproduktion an Kaffee — 1,2 Millionen Tonnen — führte Deutschland 1909 213 000 Tonnen ein; die Kolonien lieferten, einschliesslich des Eingeborenen-Kaffees, ca. 900 Tonnen, so dass also eine Vergrösserung um das 236fache nötig wäre, woran kaum je zu denken ist. Von der Weltproduktion an Kakao von 205 000 Tonnen führten wir 1909 40 000 Tonnen ein, die Kolonien können beim Vollertrag der 1909 vorhandenen Bäume theoretisch etwa 6000—8000 Tonnen liefern, also schon ca. $^1/_7$ bis $^1/_5$ unseres Bedarfs. Grosse, für Kakao geeignete Gebiete stehen noch zur Verfügung. An Kautschuk sind 1909 76 000 Tonnen produziert, davon wurden in Deutschland ca. 11 500 Tonnen gebraucht. Unsere 1909 vorhandenen Bäume könnten etwa 2500 Tonnen liefern, also schon ca. ¼ unseres jetzigen Bedarfs, und die Anpflanzungen sind seitdem noch ausgedehnt. Dem Sisal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verwandte Fasern (einschliesslich Manilla-Hanf) werden etwa 250 000 Tonnen produziert, in Deutschland wahrscheinlich jetzt nicht mehr als höchstens 10 000[5]) Tonnen gebraucht, während wir 1909 schon über 5000 aus unseren Kolonien brachten und beim Vollertrag ca. 10 000—13 000 Tonnen liefern können. Hier also ist unser eigener jetziger Bedarf wohl bald überschritten, damit ist aber nicht im entferntesten gesagt, dass deshalb eine Ueberproduktion von Sisal usw. überhaupt vorhanden sei.

Sehr verschieden ist nach den einzelnen Kolonien der Anteil, den die Europäer-Pflanzungen in der ganzen Wirtschaft der Kolonien selbst einnehmen. Ich habe mir nun von Togo, Kamerun und Ostafrika für die Jahre 1905—08 eine Zusammenstellung gemacht und den Gesamtexport auseinandergerechnet in solche Erzeugnisse, die durch die Land- und Forstwirtschaft der Europäer erzeugt werden, die auf den Feldern der Eingeborenen wachsen und die durch Sammeln von wild wachsenden Produkten gewonnen werden. Aus der Figur 13 können Sie ersehen, wie in Togo die Europäer-Pflanzungen einen verschwindenden Anteil an der Wirtschaft des Landes haben und wie die Sammeltätigkeit die Landwirtschaft der Eingeborenen noch übertrifft. In Kamerun dagegen spielen die Plantagen mit ihrem Kakao eine wichtige Rolle, die Landwirtschaft der Eingeborenen ist verschwindend. Die Resultate ihrer Sammeltätigkeit dagegen übertreffen alles andere bei weitem durch Gewinnung von Kautschuk und Oelpalmenproduktion. In Ostafrika halten sich Sammeltätigkeit und Produktion der Eingeborenen-Landwirtschaft ungefähr die Wage. Dagegen ist ein mächtiger Aufschwung in den Erzeugnissen der Europäer-Plantagen zu bemerken, die im vergangenen Jahre wohl fast die Hälfte aller Exportwerte erreicht haben, und die sicher noch viel

[5]) Nach der „Statistik des Deutschen Reiches", Bd. 231, II, wurden ausgeführt Manilla-Hanf 4756 Tonnen, Sisal-Hanf 6534 Tonnen, von beiden zusammen 1007 Tonnen, so dass 60 283 Tonnen im Lande geblieben wären. Aus Deutsch-Ostafrika kamen 1659 Tonnen, aus Mexiko 4293 Tonnen, von den Philippinen 4467 Tonnen. Hierin ist aber auch „Werg", d. h. Faserabfall, enthalten, und möglicherweise werden in der Einfuhr von Mexiko noch andere Fasern als „Sisal" in eine statistische Position zusammengeworfen. — In den Hamburger Handel kamen 1909 aus Deutsch-Ostafrika 4614 Tonnen, aus Mexiko 3963 Tonnen, von den Philippinen 1109 Tonnen, von allen diesen wird aber ein grosser Teil aus Hamburg wieder ausgeführt und kommt gar nicht in das deutsche Zollgebiet hinein. 10 000 Tonnen ist deshalb die höchste Zahl, die man 1909 als deutschen Verbrauch annehmen kann; ich vermute, dass sie zu gross ist für Fasern, die mit Manilla und Sisal noch konkurrieren. Jedenfalls nimmt Deutschland auch jetzt lange nicht die ganze, in Ostafrika gebaute Menge Sisalhanf auf, über $^2/_3$ davon werden von Hamburg aus wieder ausgeführt, ohne dass sie ins deutsche Zollgebiet kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steigen werden.[6]) Nichts kann uns mehr als diese Figur die Wichtigkeit der Plantagen vor Augen führen und die Notwendigkeit, die darin investierten Werte zu schützen und zu fördern.

Man hört oft die Aeusserung, dass die Pflanzungen ihre farbigen Arbeiter nur ausnutzen. Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht. Unsere deutschen Pflanzer haben einen hervorragenden Anteil an der Erziehung der Farbigen zu nützlichen Menschen. Diese lernen auf den Plantagen stetige und zweckdienliche Arbeit kennen und wenden sie oft auch an, wenn sie von der Pflanzung wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind. Ihnen wird auch Ordnung und Gesittung beigebracht. Und dabei können wir feststellen, dass der Eingeborene unter Anleitung der Pflanzer ganz andere Werte schafft, als wenn er nur indirekt auf Anregung des Handels in eigener Landwirtschaft arbeitet oder wilde Produkte sammelt. Wenn man berechnet, welche Exportwerte der einzelne Arbeiter 1908 auf den Pflanzungen der Europäer schaffte und was pro Kopf der gesamten Bevölkerung an Ausfuhrwerten geliefert wurde, so kann man sich wenigstens ein Bild davon machen. In Togo brachte der Pflanzungsarbeiter 266,0 Mark, der unabhängige Eingeborene 5,— Mark, in Kamerun ist das Verhältnis 337 zu 6,— Mark und in Ostafrika sogar 127,— Mark zu 64 Pfennigen.[7]) Der Pflanzer erzeugt durch den Arbeiter Werte zu seinem eigenen und der Kolonie Vorteil, aber er gibt diesem auch viel,[8]) und wenn er den Mann nicht gut behandelt, dann geht keiner zu ihm.

---

[6]) Unter die Produkte der Europäer-Wirtschaft habe ich auch die der Forstverwertung gerechnet, vor allem Schnittholz und Mangrovenrinde in Ostafrika. Die Häute und Felle sind sämtlich unter die Produkte der Eingeborenenkultur gezogen; Kautschuk, Oelpalmen usw. unter die der Sammeltätigkeit ebenso wie Wachs und Elfenbein. — Da für 1909 die Statistiken noch nicht in extenso veröffentlicht sind, konnte ich für dies Jahr die Trennung nur annähernd machen.

[7]) Die zweite Reihe dieser Zahlen ist natürlich zu niedrig genommen, da alle Einwohner berücksichtigt sind und nicht nur die erwerbsfähigen Männer, da die Eingeborenen vor allem für ihre eigene Wirtschaft und nicht für den Export produzieren, da auch manche bevölkerte Gegenden wirtschaftlich noch unerschlossen sind. Immerhin aber ergeben diese Zahlen doch eine Vorstellung.

[8]) Die 36 000 Arbeiter in Ostafrika erhalten in je etwa 300 Arbeitstagen à 40 Heller gerechnet, allein bar über 5¾ Millionen Mark an Löhnen, während sie ohne die Unternehmungen kaum etwas verdienen würden. Der Umstand aber, dass diese 5¾ Millionen Mark Löhne 1909 erst 6½ Millionen Mark Plantagen-Ausfuhrwerte geschaffen haben, zeigt, dass die meisten Pflanzungen noch nicht in den Vollertrag gekommen sind. Der Ausfuhrwert müsste beim Vollertrag die Auslagen decken, eine Amortisation des Anlagekapitals gestatten und dann darüber hinaus eine angemessene Verzinsung desselben bringen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch hier gilt das Aequivalenten-Gesetz: „Was ein Mensch in eine Sache hineingesteckt hat, das strahlt aus ihr zurück." Und dass unsere Pflanzer ihr Bestes hineingesteckt haben, das können Sie aus den immer sich mehrenden Resultaten ihrer Arbeit sehen.

Dr. **Krause,** Berlin: Ich möchte mir erlauben, den interessanten Ausführungen des Herrn Referenten auf Grund meiner langjährigen Untersuchungen kolonial-hygienischer und kolonial-wirtschaftlicher Art einige Worte hinzuzufügen. Der Herr Referent hat hauptsächlich von solchen Pflanzen gesprochen, die aus anderen Erdteilen eingeführt, in Afrika kultiviert werden sollen. Von all diesen Pflanzen weiss man aber noch nicht, ob sie sich dauernd den klimatischen und Bodenverhältnissen Afrikas anpassen werden. Ich bin der Meinung, dass bei den Expeditionen in Afrika von den Botanikern meist das wissenschaftliche zu sehr in den Vordergrund gerückt ist, das wirtschaftliche Moment vernachlässigt wird. Ich muss sagen, mir ist eine neue, wirtschaftlich verwertbare Pflanze lieber als hundert neue Herbarnummern. Wäre es nicht zweckmässiger, wenn man erst die vielen, in Afrika wild wachsenden Pflanzen, die dort heimisch sind und zum Teil sehr wertvolle Rohmaterialien für unsere Industrie liefern können, verwertet und eventuell anpflanzt? Ich möchte nur auf die vielen, Fettfrüchte produzierenden Pflanzen aufmerksam machen, die dort wild wachsen und bisher nicht beachtet sind. Ich habe fast ein Dutzend verschiedener Fettfrüchte von zum Teil auch botanisch bei uns unbekannten Pflanzen aus unseren Kolonien untersucht. Die meisten enthielten Fette mit für unsere Industrie sehr wertvollen Eigenschaften. Man spricht hier immer von dem Wert der Baumwolle, des Kautschuks usw. Diese Fette sind für unsere Industrie fast ebenso wertvoll. Die deutsche Fettindustrie hat im verflossenen Jahre über 330 Millionen Mark für Rohmaterialien ausgeben müssen. Davon waren für zirka 197 Millionen Mark Pflanzenfette aus tropischen und subtropischen Gebieten, und hiervon waren erst für zirka 4 Millionen aus den deutschen Kolonien. Die übrigen 193 Millionen stammten aus Britisch- und Französisch-Westafrika. Die Pressrückstände dieser Früchte sind wertvolle Kraftfuttermittel. Die deutsche Landwirtschaft verbrauchte im Jahre 1908 für 75 Millionen Mark Kraftfuttermittel. Sie wird die zehnfache Menge verbrauchen können. Das kleine Dänemark benötigte im vorigen Jahre für 65 Millionen Mark Oelkuchen bei einem zehnfach kleineren Viehstand an Rindern und Schweinen. Dänemark führte aber im vorigen Jahre allein für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

200 Millionen Mark Butter aus. Deutschland führte dagegen für 150 Millionen Mark Butter und Käse ein. Die Bedeutung der von der deutschen Landwirtschaft jährlich erzeugten Milch wird in weiten Kreisen unseres Volkes unterschätzt. Die jährlich in Deutschland erzeugte Milch hat einen Wert von zirka 6½ Milliarden. Der gesamte Ausfuhrhandel beträgt etwas über 7 Milliarden. Die Fettfrüchte unserer Kolonien sind geeignet, entweder direkt als Nahrungsmittel oder indirekt durch Anwendung der Pressrückstände der Oelfrüchte als Kraftfuttermittel die Frage nach der dauernden, gleichmässigen, ausreichenden Ernährung der grossen Masse des deutschen Volkes zu lösen, eine Frage von grosser nationaler und politischer Bedeutung. Wird diese Frage durch die Kolonien gelöst, so wird erfolgreich der Kolonialgedanke in die weitesten Kreise des deutschen Volkes getragen werden. Es sollte mich freuen, wenn diese wenigen Worte dazu beitragen würden, noch mehr wie bisher das Interesse der deutschen Handelsfirmen und Fettindustriellen für bisher nicht benutzte Fettfrüchte aus unseren Kolonien zu erwecken.

Prof. Dr. **Warburg**, Berlin, konstatiert mit Genugtuung, dass ein Mann, wie Geheimrat Stuhlmann, der seiner ganzen Vergangenheit nach ein so warmes Herz für die Eingeborenen hat, doch mit voller Ueberzeugung für die überragende Bedeutung der Plantagenkultur eintritt, im Gegensatz zur Eingeborenenkultur, die man noch vor wenigen Jahren als bei weitem wichtiger für die Entwickelung der Kolonien ansah.

Während aber bisher nur zwei Genussmittel (Kaffee, Kakao) und drei technische Stoffe, nämlich zwei Fasern (Sisal und Baumwolle), sowie Kautschuk und Kokospalmen von Europäern kultiviert werden, muss die Zukunft auch die Nähr- und Futterstoffe den Grosskulturen zuführen, beginnend mit Obst, wie Bananen und Ananas, sowie Speisefetten (Palmöl, Erdnussöl, Sesam), aber wahrscheinlich auch später zu rationell kultivierten Getreidearten (wie Reis und Mais) und Leguminosen (Soja, Bohnen) übergehend. Erst viel später wird die Zeit kommen, wo die Eingeborenen als rationell wirtschaftende Landwirte den Grosskulturen der Europäer wieder erfolgreiche Konkurrenz werden machen können.

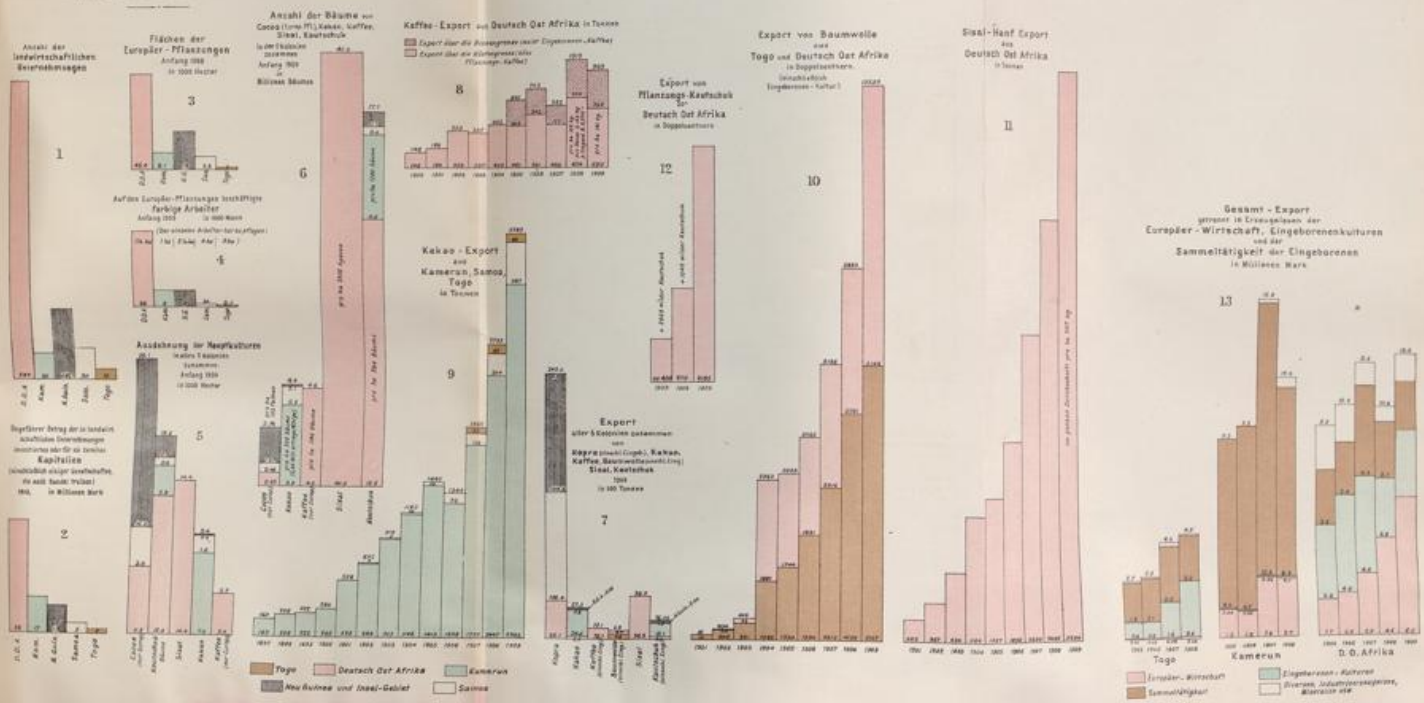
Direktor **Hupfeld**, Berlin, macht aufmerksam auf das von Kommerzienrat Stark (von der Chemnitzer Aktienspinnerei) erfundene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Graphische Darstellungen zum Vortrag von Dr Stuhlmann:

Entwickelung und Aussichten der europäischen Pflanzungen in unsern tropischen Kolonien

Zusammengestellt von der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts.



Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verfahren, die Faser von Calotropis und von Kapok rauh und dadurch verspinnbar zu machen. Die Fabrikate sind gut färbbar, insbesondere lässt sich die so bearbeitete Faser auch mit Baumwolle mischen. Für die deutsche Textilindustrie ist das neue Verfahren von grösster Bedeutung, aber auch für die deutschen Kolonien; denn ausserordentlich grosse Flächen eignen sich dort zum Kapokanbau, und die künftige Kapokausfuhr der Kolonien wird unsere Baumwollbestrebungen sehr wirksam unterstützen können.

Forstwirtschaft in den Kolonien.

Von Professor Dr. **Büsgen**, Hann.-Münden.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Das Thema „Forstwirtschaft in unseren Schutzgebieten" erscheint diesmal zum ersten Male auf dem Programm des Kolonialkongresses. Nicht weil die auf diesem Gebiete liegenden Bestrebungen neuen Datums wären. Seit Jahren sind der Staat und sind Private hier tätig — viele Anfänge sind gemacht, Enttäuschungen nicht ausgeblieben, aber auch Resultate erreicht worden. Das meiste ist im Werden und vielem lässt eine günstige Entwickelung sich voraussagen. Um einen Ueberblick zu gewinnen, empfiehlt es sich, zuerst Kamerun, Ostafrika und Togo gemeinsam zu besprechen, denen sich in bezug auf die Waldverhältnisse Neu-Guinea anschliesst. Weiterhin kommt Südwestafrika in Betracht und endlich Kiautschou.

Der grösste Teil unseres ostafrikanischen Schutzgebietes ist mit Pflanzengesellschaften bedeckt, die aus baum- und strauchartigen Holzpflanzen und grossen Gräsern sich zusammensetzen, und zwar so, dass bald diese, bald jene vorherrschen. Sie bilden parkartige Landschaften, die bald — namentlich in der nördlichen Hälfte der Kolonie — in reine Grasflächen oder auch in grasarmen Dornbusch übergehen, bald in lichte Wälder, wie den Miombowald, der im Süden und im Zentralteil des Schutzgebietes gewaltige Flächen überzieht. Dazu kommen im Hochland ausgedehnte Weideflächen und an der Küste eigentümliche, aus sehr vielerlei Baum- und Straucharten zu-

sammengesetzte Gehölze. Geschlossene hochstämmige Wälder mit wertvollen Holzarten finden sich in Ostafrika in verhältnismässig kleinen Partien über die Bergländer und Flussufer des Landes zerstreut. Sie bilden Gürtel am Kilimandscharo und Meru, bedecken Teile Usambaras und des Paregebirges, der Berge in der weiteren Umgebung von Mpwapua, Morogoro und Kilossa, finden sich im Grenzgebiet der Bezirke Moschi und Muansa, in den Utschungwebergen des Bezirks Iringa und endlich in der weitern Umgebung von Neu-Langenburg und im Livingstonegebirge. Diese sogenannten Hochwälder mögen zusammen etwa 1 Million Hektar ausmachen, wovon 25 000 Hektar auf den Schumewald kommen. Das ist etwa 1 Proz. der gesamten Landesfläche, eine Zahl, deren Bedeutung wohl klar wird, wenn man sich erinnert, dass in Deutschland selbst ca. 26 Proz. von Wald bedeckt sind. Noch weniger günstig in bezug auf Wald ist Togo gestellt. In Mitteltogo ist das Bewaldungsprozent relativ günstig. Bei weitem der grösste Teil des Landes aber ist von oft parkartiger Baum- und Buschsteppe bedeckt. Die immergrünen hochstämmigen Regenwälder der westafrikanischen Küste zeigen gerade in Togo eine breite Lücke. — Besser ausgestattet mit Wald ist Kamerun. Ein einziger, grosser, nur von Farmland unterbrochener Waldkomplex zieht sich als ein etwa 150 km breiter Streifen von der Nordwestgrenze des Schutzgebietes bis zum Njongfluss an der Küste hin, um südlich von diesem mehr als 600 km weit ins Innere bis über die Grenze der Kolonie gegen das französische Kongogebiet hin sich auszudehnen. Alluvialwald an den Flussläufen, buschreiche Einzelberge, Busch-, Baum- und Grassteppe, Hochweiden und in der Nähe des Tschadsees auch Dorngehölz erfüllen die übrigen Teile des Schutzgebietes. Noch reicher an Wald scheint Kaiser-Wilhelms-Land zu sein. Zwar fehlt es auch hier nicht an Steppengebieten; doch überwiegt der Wald, und zwar der immergrüne, hochstämmige Alluvial- und Gebirgsregenwald. Dasselbe gilt von den übrigen deutschen Inseln des Bismarckarchipels und den Salomoninseln. In allen den genannten Schutzgebieten kommt zu den erwähnten Waldformen noch hinzu der Mangrovewald, die oft beschriebene Waldform dem Wechsel zwischen Ebbe und Flut unterworfener sumpfiger Küstengebiete. Sie hat in Ostafrika besonders im Rufidjidelta eine grosse Entfaltung erreicht, dann, von kleineren Vorkommnissen abgesehen, in den Buchten von Kilwa Kissiwani, von Lindi und von der Rovumamündung und im Norden von Tanga bis über die englische Grenze hinaus. In Kamerun sind grosse Mangrovebestände in dem Buchtengebiet von Rio del Rey, bei Bibundi, in der Kamerunbucht und an den Mündungen des Sanaga und Njong vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handen, und auch in Togo und in den Südseebesitzungen fehlen die Mangroven nicht.

Den Reisenden und unseren ersten Kulturpionieren erschienen die tropischen Wälder zunächst wohl nur als unangenehmes Verkehrs- und Kulturhindernis; sie beurteilten sie, wie etwa die Römer die Waldgebiete des unwirtlichen Germanien. Bald aber drängte sich dem waldliebenden Deutschen der Gedanke auf: Welche Schätze sind hier aufgespeichert! Deutschlands Holzbedarf übersteigt bei weitem seinen Holzwuchs. Aus Russland, Oesterreich-Ungarn, Schweden, Norwegen, aus Amerika und Australien, aus Englisch- und Niederländisch-Indien, ja aus den fremden Kolonien in Afrika führen wir alljährlich gewaltige Holzmengen ein, für die unser Geld ins Ausland wandert. 1909 wurden in Deutschland 73 700 t tropischer Nutzhölzer im Werte von 10,7 Millionen Mark eingeführt und verarbeitet, ohne die Farbhölzer. Wir müssen bestrebt sein, jene Schätze zu heben und unserer Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Nichts ist begreiflicher als die gute Zuversicht, mit der man anfangs einer Ausbeutung der afrikanischen Wälder entgegensah. Wir wissen, dass durch Nutzung der Tropenwälder Ostasiens jährlich Millionen an Teakholz verdient werden, dass das zentralamerikanische Mahagoni gewaltige Summen einbringt, dass Hölzer aus Gabun und vom Kongo auf dem Markt bereits eine Rolle spielen, und es lag kein Grund vor, von unserem kolonialen Waldbesitz nicht ähnliches zu erwarten. Eines freilich musste zur Vorsicht mahnen. Als Teak, als Mahagoni, als Ebenholz in Europa eingeführt wurden, gab es dort nicht viel, was mit diesen Hölzern in Wettbewerb treten konnte. So gewannen sie verhältnismässig leicht eine Stellung auf dem Weltmarkt, und es eröffneten sich Wege, auf denen jahraus, jahrein ein regelmässiger Strom dieser und anderer nutzbarer Tropenhölzer dem Markte zufloss. Jetzt sind feste Handelsverbindungen geschlossen, die Zufuhr hat sich mit dem Bedarf in einen gewissen Einklang gesetzt, und es sind Beziehungen entstanden, die Beharrungsvermögen haben und die der Einfuhr neuer Erzeugnisse einen gewissen Widerstand entgegenstellen. Besonders fühlbar sind die Schwierigkeiten, wenn es sich um die gleichzeitige Einführung vieler verschiedener Hölzer handelt, die in kleineren, unregelmässig zugeführten Mengen auf den Markt kommen, während einige wenige, die bei guter Form und sonstiger Brauchbarkeit gleich in grösserer Masse auf den Markt gebracht werden und ebenso dauernd zu beziehen sind, sich leichter Eingang verschaffen. Brauchbarkeit einer Holzart im grossen zu Strassenpflaster, im Schiffs- und Eisenbahnwagenbau, bei elektrischen Bahnen, in der Möbelindustrie, als Zündholz oder Zündholzkästchen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielleicht auch zur Herstellung von Zellulose, werden sicherere Aussichten bieten als die Verwendbarkeit vieler Arten im kleinen zu Ziergegenständen oder zur Ausschmückung der Wohnungen, da hier mit dem vielseitigsten Wettbewerb, mit dem Wechsel der Mode und beschränkter Aufnahmefähigkeit der Käufer zu rechnen ist. Auch aus den artenreichen tropischen Wäldern älterer Kolonialländer, wie Indien und Brasilien, spielt nur eine sehr beschränkte Anzahl von Hölzern auf dem Weltmarkt eine Rolle.

Inwieweit werden nun die Wälder unserer tropischen Schutzgebiete den entsprechenden Anforderungen gerecht? Manche sind nicht allzu weit entfernt von den Idealen der Forstwirtschaft, wie sie sich in unseren Kulturwäldern darstellen. Sie bieten das Bild eines Plänterwaldes, der reich ist an gut gewachsenen Stämmen. Bäume jeden Alters und sehr verschiedener Stärken wechseln in buntem Gemisch untereinander. Die unberührten Wälder schwach bevölkerter oder dem Farmbetrieb nicht zugänglicher Gebiete enthalten nach den Aufnahmen der forstlichen Teilnehmer (Professor Jentsch und die Forstassessoren Schorkopf und Freiherr Riedesel in Eisenbach) unserer Kameruner Holzexpedition 800, 900 und selbst 1000 Festmeter auf den Hektar; das ist wesentlich mehr als der deutsche Kiefernwald. Grosse Waldteile indessen sind infolge langjähriger ungeregelter Nutzung, in Verbindung mit dem Farmbetrieb der Eingeborenen, massenarm geworden, und die weiten Gebiete, welche von Dornbusch, Steppenbusch und lichtem Trockenwald bedeckt sind, kommen, mit gewissen Ausnahmen (Acacia Brosigiibestände im Bezirk Morogoro) für forstliche Ausnutzung vorläufig überhaupt kaum in betracht.

Aber auch jene grossen Holzmassen, welche die grössten Massen unseres Kiefernwaldes übersteigen, bedeuten nicht etwa lauter Nutzholz. Wohl besticht die Form der Stämme, die, als glatte Walzen allen Wünschen des Forstmannes entsprechend, sich bis zu ungewohnten Höhen erheben. Die Beschaffenheit des Holzes aber zeigt ausserordentliche Verschiedenheiten. Nicht selten sind Stämme kernfaul oder sonst krank. Ferner ist es nichts Seltenes, dass unter sämtlichen Stämmen eines Hektars kaum zwei derselben Baumart angehören, und ebenso mannigfaltig sind auch die Hölzer. Einen guten Massstab für ihre Verschiedenheit gibt das spezifische Gewicht, das zugleich die Härte und manche andere damit zusammenhängende technische Eigenschaft ausdrückt. Von 77 untersuchten Holzarten aus Kamerun waren im lufttrockenen Zustande 9 Proz. schwerer als Wasser, 40 Proz. überhaupt schwer und hart, 32 Proz. leicht, zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil leichter als unsere leichtesten europäischen Hölzer, und 27 Proz. mittelschwer, etwa von Härte und Gewicht unserer Buchen und Eichen. Diese verschiedenen Sorten sind im allgemeinen ungleichmässig gemischt. Bald stehen zahlreiche leichtholzige Stämme dicht zusammen, bald sind sie ganz vereinzelt zwischen schweren eingestreut.

Darüber, dass unter den vielen Hölzern jener Wälder eine ganze Anzahl guter, zu den verschiedensten Zwecken verwendbarer Arten sich finden, kann heute kein Zweifel mehr sein. Dank der Bemühungen vieler Reisender und der draussen befindlichen Beamten, der wohlorganisierten Tätigkeit der botanischen Zentralstelle in Dahlem und der Arbeit der tropischen Versuchsgärten, besonders in Amani, Victoria und Simpsonhafen sind die Baumarten, welche die hochstämmigen Wälder zusammensetzen, wenigstens in Ostafrika, Togo und Kamerun botanisch wohl grösstenteils bekannt, und die Anzahl derer, deren Holz für die verschiedensten Zwecke als brauchbar erkannt wird, wächst dank der vielseitigen, auf solche Untersuchung gerichteten Bemühungen von Tag zu Tag. In den Schutzgebieten selbst sind Regierungs- und Missionstischlereien tätig, und manche andere holzverarbeitenden und verkaufenden Betriebe machen ihre Erfahrungen gern zugänglich, die Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft hat in Togo und auf der Usambarabahn mit Schwellen und Imprägnation Versuche gemacht, und auch im Mutterlande sind Firmen und amtliche Stellen zu Versuchen stets bereit. Wichtig können z. B. Versuche des Königl. Eisenbahn-Zentralamts mit Mkweoholz als Ersatz für amerikanisches Nutzholz werden. Auch zur Anfertigung von Propellerflügeln im Aeroplanbau ist es, wie auch ein Podocarpus, versuchsweise verwendet worden, und sehr erwünscht wäre es, wenn Städte ein oder das andere deutsch-tropische Holz zu Versuchen mit Holzpflaster verwenden wollten.

Man kann schon jetzt eine ziemlich lange Liste von Hölzern aufstellen, die sich in irgendeiner Richtung als nutzbar bewährt haben. An erster Stelle ist die in Ost- und Westafrika vorkommende Verwandte der Maulbeer- und Feigenbäume, Chlorophora excelsa, im Handel Mwule, Bang, auch Buscheiche, zu nennen, die mit 60—80, 100 bis 140 Mark pro Festmeter bewertet wird. Das Holz ist dem Eichenholz und dem Teakholz ähnlich, wird auf unseren Schiffen bereits verwandt und hat sich mit anderen Holzarten Usambaras, darunter die Leguminose Niassa (Piptadenia Buchanani) in Versuchen auf der Usambarabahn in fünfjähriger Probezeit als Schwelle gehalten. In Kamerun sah ich es als Wurfbohle einer Kegelbahn. Gelegentlich sollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei den Bearbeitern des Holzes Ausschläge sich gezeigt haben. Vielleicht bezieht sich diese Erfahrung auf eine besondere Mwulesorte, die noch nicht scharf unterschieden werden konnte.

Für Ostafrika sind ferner zu nennen die Usambarazeder, Juniperus procera, ein baumförmiger Wacholder, mit gut schneidbarem, dem Bleistiftholz der sogenannten virginischen Zeder verwandtem Holz, weiter das nussholzähnliche Mkweo, das zur Ausstattung des Rauchsalons des Lloyddampfers York gedient hat, der schöne Mtondobaum (Calophyllum inophyllum), dessen festes und dauerhaftes Holz in Indien viel verwandt wird. In Kamerun hat sich als Bau- und Möbelholz ausser Chlorophora namentlich Njabi (Mimusops djave) bewährt, ein Riesenbaum, der auch ölhaltige Früchte liefert und Kameruner Mahagoni genannt wird. Ein Verwandter von ihm, Mimusops multinervis, wird in Togo als Bahnschwelle erprobt. Viel verwandt wird in Kamerun auch das dunkelrote Eisenholz Bongosi (Lophira alata), dessen Einführung in Europa bisher Härte und Schwere entgegenstehen; ferner Rotholz (Padouk, Pterocarpus sp.) und Gelbholz, die zu Einlagen verwandt werden. Rotholz findet in beschränkten Quantitäten auch für Möbel, Furniere, auch im Automobilbau für Fensterrahmen Verwendung. Njabi ist wohl dasselbe wie afrikanischer Birnbaum, dessen Holz in den Kabinen des neuen Dampfers „General" auf der Werft von Blohm und Voss benutzt ist. Wichtig kann werden, dass die Gattung Khaya in Kamerun gefunden ist, der die Stammpflanze des Gambia-Mahagoni angehört. Unsere Expedition hat einige 60 Hölzer von dort mitgebracht, die alle in brauchbaren Stärken vorkommen und zum grossen Teil ganz sicher zu Zimmermöbel- und sonstigen Nutzhölzern sich vortrefflich eignen würden. In den Wäldern des unteren Teils der Nordbahn ist Ebenholz nicht selten, aber durch ungeregelte Nutzung wohl sehr im Rückgang begriffen. Auffallend ist an einem gewissen Kameruner Holz der gänzliche Mangel an Elastizität. Daraus geschnittene Leisten lassen sich fast zu einem Kreis biegen und behalten diese Form dann bei. Eines besitzt den Duft des zu Handschuhkasten so viel verwendeten indischen Holzes. Eine Liste aller dieser und anderer Kameruner Hölzer habe ich mit kurzen Beschreibungen in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten (1910, 2) veröffentlicht. Eine weitere Veröffentlichung von Professor Jentsch steht in Aussicht. Auch in Neu-Guinea ist schon eine grössere Anzahl guter Hölzer in Europa vorhanden, unter denen Afzelia bijuga, Cordia subcordata und Calophyllum inophyllum besonders gelobt werden. Sie sind als Wandbekleidung der kaiserlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Loge und ihrer Vorräume hier im Reichstagsgebäude verwandt, und eine Hamburger Werft hat Neuguineaholz für einzelne Möbel und Ausstatungen in Verbindung mit Marmorverkleidung benutzt. Auf Neupommern sind Eukalyptuswälder vorhanden, und eine fachmännische Untersuchung und Bewertung der Bestände von Afzelia und Calophyllum im östlichen Neumecklenburg und auch der Bougainville-Insel wäre sehr erwünscht. Togo und die ostafrikanischen Steppenwälder haben ebenfalls eine Anzahl wertvoller Hölzer, von denen namentlich die Togos gut bekannt geworden sind. Ob Erica arborea vom Kilimandscharo als Ersatz für Bruyèreholz wird in Frage kommen, wird davon abhängen, ob man ihm durch geeignetes Beschneiden der lebenden Pflanze die nötige Maserung geben kann.

Dass viele Hölzer, ihrer Aehnlichkeit mit allbekannten Nutzhölzern wegen, Handelsbezeichnungen erhielten, wie Buscheiche, afrikanische Pappel, Kameruner Mahagoni, afrikanischer Birnbaum, Zitronenholz, Nussbaum vom Kongo usw., spricht für ihren Wert, ist im Interesse der allgemeinen Verständigung aber zu beklagen; einer solchen können auf die Dauer doch nur die wissenschaftlichen Namen genügen, und es ist zu wünschen, dass alle Beteiligten deren Aufstellung durch Einsendung von Zweigen mit Blättern und Blüten neben den Holzproben an die botanische Zentralstelle fördern helfen. Besondere Aufmerksamkeit haben in der letzten Zeit weiche Hölzer gefunden, die sich als Blindholz für Furniere und sonst als Ersatz für amerikanische Weichhölzer eignen. Zu ihnen gehören der Schirmbaum, Musanga Smithii, der Wollbaum, Ceiba pentandra, und eine Njangsang genannte Euphorbiacee Ricinodendron africanum, der von uns häufig gefundene, sich durch gerade, schöne Stämme auszeichnende Bokome, Terminalia superba, und endlich Alstonia congensis, Bokuka ba mbale, deren Holz die bekannten geschnitzten Schemel aus Kamerun liefert.

Alle diese weichen Hölzer sind im Kameruner Wald sehr verbreitet. Am häufigsten ist der Schirmbaum, der auf verlassenen Farmen auch kleine reine Bestände bildet, die grössten Abmessungen erreichen die Wollbäume; alle aber sind vermutlich raschwüchsig und dürften bei grösserer Nachfrage leicht in Kulturen mit nicht allzulanger, teilweise sogar mit überraschend kurzer Umtriebszeit ständig zu erhalten sein. Wollbaumholz könnte als Nebenprodukt der Kapokzucht gewonnen werden. Immer wieder muss darauf hingewiesen werden, dass nur gute, nicht stockige Proben in grossen, guten Formen, von Stämmen, deren Holz nicht durch die Wuchsverhältnisse unregelmässig in der Faser geworden ist, nach Europa gesandt werden sollten. Denn nur erstklassiges Material hat Aussicht im bestehenden Wettbewerb.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht zu vergessen sind endlich die in den Mangrovebeständen enthaltenen Nutzhölzer, die in Südafrika zum Teil schon als Strassenpflaster erprobt sein sollen. Sie teilen mit Juniperus procera den Vorzug, dass sie in ziemlich reinen grossen Beständen oder in geringer Mischung vorkommen, während die übrigen genannten Holzarten mehr vereinzelt oder horstweise mit vielen anderen Arten vergesellschaftet sind. Je nach der Landschaft treten sie bald zahlreicher, bald seltener auf. Heute schon zu sagen, welche der genannten Hölzer sich den europäischen Markt erobern werden, ist ganz unmöglich. Darüber kann erst eine lange Praxis entscheiden.

Unter den an der Nutzung der Wälder beteiligten Faktoren sind kleinere Betriebe und grössere Unternehmungen zu unterscheiden. Die ersteren arbeiten vielfach in erster Linie für den eigenen Bedarf, treiben aber auch Handel mit Halb- und Ganzfabrikaten, der sich allmählich ausbreitet. Dies könnte wesentlich gefördert werden durch grössere Nachfrage des Publikums nach Hölzern aus unseren Schutzgebieten an Stelle des Pitch-pine und anderer zurzeit beliebter Ausländer.

Von den noch wenig zahlreichen grösseren Unternehmungen sind einige nicht von Dauer gewesen, andere stehen im Beginn des regelmässigen Betriebs, noch andere sind in Vorbereitung.

Es erschwert naturgemäss die Nutzung, wenn von der Art, die man zu gewinnen wünscht, nur je 1, 2 bis 5 Stämme auf dem Hektar vorkommen. Indessen hält oft ein einziger derartiger Stamm schon eine sehr bedeutende Masse von hohem Wert. Stellt man sich noch vor, dass die Wälder kein für Holzverbringung geeignetes Wegenetz besitzen, und dass sie vielfach bergiges Gelände mit steilen Hängen und Schluchten bedecken, so ist klar, dass die Waldausbeutung hier, anfangs wenigstens, mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dazu kommt, dass die Arbeiterfrage nicht immer leicht zu lösen ist. Nicht alle Waldlandbewohner sind zu der schweren Waldarbeit geschickt, und viele Eingeborene ziehen die Arbeit auf den Plantagen oder an den im Bau begriffenen Bahnen vor. Die angeführten Schwierigkeiten übrigens sind für die heutigen Mittel der Holzwerbung und Holzverbringung nicht unüberwindlich. Die Drahtseilbahn des Schumewaldes und die Bewirtschaftung der Mangrove des Rufidjideltas tun dies dar. Einfache Waldbahnen und transportable Holzfällmaschinen werden die Arbeit weiter erleichtern. Ausserdem wächst die Zahl der in den Sägereien und Tischlereien der Schutzgebiete ausgebildeten Arbeiter und damit die Möglichkeit der Herstellung von Halbfabrikaten im Schutzgebiet, die für den Transport eine wesentliche Erleich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terung bedeutet. Immerhin muss hervorgehoben werden, dass eine besonders gute finanzielle Grundlage und sorgfältige Vorbereitung vorausgesetzt werden müssen, wenn es dem deutschen Unternehmungsgeist schliesslich gelingen soll, die in den Wäldern vorhandenen Werte nutzbar zu machen.

Es kann uns ermutigen, dass unsere westafrikanischen Nachbargebiete seit Jahren erhebliche Mengen tropischer Hölzer, namentlich mahagoniähnliche Arten, auf den europäischen Markt bringen. Die Abnahme billig zu gewinnender Holzvorräte in Amerika und Russland wird den Wettbewerb mit Einführungen von dort erleichtern, namentlich aber wird in den Schutzgebieten selbst mit der wachsenden Entwickelung der Absatz sich steigern. Beachtenswert ist, dass die Holzausfuhr der Schutzgebiete nicht auf Europa allein angewiesen ist. Sie betrug in Deutsch-Ostafrika im Jahre 1908 mehr als zwei Millionen Kilogramm im Werte von zirka 80 000 Mark. Davon gingen 174 000 Kilogramm nach Deutschland, mehr nach Sansibar und fast ebensoviel nach Indien. Eine Steigerung infolge der Tätigkeit der Holzgesellschaften hat sich schon bemerklich gemacht. Für Kamerun, dessen Holzausfuhr 1½ Millionen Kilogramm nicht ganz erreicht (1 442 141 kg im Werte von 159 065 Mark), waren Deutschland und England die Abnehmer. Für die Zukunft kommen vielleicht auch Togo und Südwestafrika in Betracht.

Die Einfuhr an Holz, unter dem noch immer neben deutschem Holz viel Holz aus dem europäischen und aussereuropäischen Ausland figuriert, überstieg in Ostafrika ebenfalls 2 Millionen Kilogramm im Werte von 300 000 Mark, in Kamerun 1½ Millionen Kilogramm im Werte von zirka 230 000 Mark. Die Einfuhr von Möbeln und sonstigen Tischlerwaren überstieg in Kamerun den Wert von 100 000 Mark und erreichte in Deutsch-Ostafrika fast das Doppelte. Während in Ostafrika die Einfuhr von Holz noch im Steigen ist, hat sie in Kamerun gegen das Vorjahr abgenommen, woraus das Gouvernement wohl mit Recht auf steigenden Verbrauch dort einheimischer Hölzer schliesst. Auf wachsende Schätzung dieser Hölzer weist auch eine Steigerung der Holzausfuhr um 70 Proz. gegen die des Vorjahres deutlich hin.

In Neu-Guinea scheint eine Ausfuhr nach Australien zu beginnen, und Sägewerke schneiden Holz für den Gebrauch im eigenen Land. Inzwischen macht die Erforschung der Wälder auch dort Fortschritte. Bestimmte Prophezeiungen bezüglich tropischer Holzunternehmungen wären ebensowenig am Platze wie bei der Eröffnung eines Berg-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

baubetriebes, der neue Mineralien oder Metalle liefern soll. Darüber wird kein Zweifel obwalten dürfen, dass die Regierung in ihrer Zoll- und Frachtpolitik, in ihrem Anspruch auf Beteiligung am Gewinn, in der Arbeiterfrage und in den Einzelbestimmungen ihrer Verträge denen, die sich unter erheblichem Risiko an der Erschliessung und Nutzbarmachung jener Wälder mit ihrer Arbeitskraft und ihren Mitteln beteiligen, alle mit der Rücksicht auf das Ganze zu vereinbarenden Erleichterungen zu Teil werden lässt.

Eine forstwirtschaftliche Ausnutzung unserer afrikanischen Wälder in regelmässigem Staatsbetrieb nach europäischem Muster hat bisher nur in kleinerem Umfange stattgefunden. Ihre Entwickelung kann nur allmählich fortschreiten, da vielfach erst die Grundlagen zu schaffen sind und die Vermehrung der Beamtenstellen draussen mit der ganzen Entwickelung des Schutzgebietes Schritt halten muss. Die dringendere Aufgabe ist augenblicklich: Waldschutz, Waldvermehrung und Waldverbesserung. Der geringe Anteil des Waldes an der Gesamtfläche des Landes in Südwestafrika, Ostafrika und Togo und der Zustand eines grossen Teils der Wälder selbst weisen darauf hin. Dornbusch und Steppenwald vermögen die Wohlfahrtswirkungen des Waldes, der den Boden gegen Abschwemmung schützt, die Wasserwirtschaft günstig beeinflusst, den Wind bricht und vielleicht nicht ohne Einfluss auf die Verteilung der Niederschläge ist, nur unvollkommen zu leisten, und mancher verwüstete Waldabschnitt, der jetzt die Ausbeutung kaum lohnen würde, muss und kann ohne grosse Kosten durch einfache Schutzmassregeln wieder wertvoll gemacht werden. Die ersten Schritte auf diesem Wege sind in Deutsch-Ostafrika bereits von Wissmann getan worden. Es folgte am 26. November 1895 die Erklärung alles nicht in Privatbesitz befindlichen Landes als Kronland und seit 1904 die Errichtung von Reservaten, deren Nutzung der Fiskus sich vorbehält. In Kamerun sind diese Fragen weniger dringend. Indessen ist sich das Gouvernement bewusst, dass auch der dortige Wald nicht unerschöpflich ist, und nimmt deshalb auf Schutzmassregeln ebenfalls Bedacht. In Südwestafrika ist unbefugtes Fällen von Bäumen schon lange unter strenge Strafe gestellt. Auf in Besitz genommenem Kronland steht in Ostafrika die Gewinnung aller der mannigfaltigen Walderzeugnisse nur demjenigen zu, dem die Nutzung des Landes seitens des Gouvernements überlassen worden ist. Auch kann die Gewinnung derselben mit einer Gebühr belegt oder an bestimmte Bedingungen geknüpft werden. So kann sich z. B. an die Genehmigung zu Fällungen die Bedingung der Wiederaufforstung knüpfen, da alles darauf ankommt, unter allen Umständen eine Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ödung des Bodens zu verhindern, die durch jahrelange Arbeit kaum wieder gut gemacht werden könnte. Wenn die Forstbehörde zu der Einsicht gelangt, dass Teile des in Besitz genommenen Kronlandes zur Waldwirtschaft sich eignen, so kann sie den Antrag stellen, dass diese zum Reservat erklärt werden, dessen Nutzung der Fiskus sich vorbehält. In dem betreffenden Gelände angesiedelte, vereinzelte Hütten können enteignet werden; wobei selbstverständlich Zeit zum Einbringen etwa stehender Ernte und unter Umständen auch zu noch einer weiteren Ernte gelassen wird. In der Umgebung von Dörfern wird etwa das Vierfache dessen, was die Bewohner unter Kultur haben, als ihr Besitz und Eigentum ausgeschieden. Neubesiedelung und Bebauung sowie Weidegang ist in den Reservaten nur mit Genehmigung der Forstbehörde erlaubt, das waldvernichtende Grasbrennen und das Abbrennen von Wald zur Gewinnung von neuem Kulturland ganz untersagt. Ein Teil der Reservate, z. B. Bergländer am Kilimandscharo, Meru und im Uluguru-Gebirge, wird, wie mancher Bergwald im Mutterland, als Schutzwald angesehen. Die Grösse der Reservate ist sehr verschieden, das kleinste, von 9 ha, ist vielleicht der 1909 reservierte Bomawald im Bezirke Wilhelmstal, eines der grössten — 25 000 ha — der Schume-Magamba-Kingowald ebendaselbst. Nach der Denkschrift vom Berichtsjahre 1908/09 betrug in Ostafrika damals die ganze reservierte Fläche bereits 260 127 ha, seitdem hat sie 300 000 ha überschritten. Der Fortschritt in der Einrichtung von Reservaten hängt von dem Fortschritt der Erforschung und Vermessung und ausserdem von der Möglichkeit der Bewachung ab. Bei der geringen Zahl der heute noch zur Verfügung stehenden Kräfte unterliegt diese grossen Schwierigkeiten. Das europäische Personal der Forstverwaltung bestand 1909/10 in Kamerun aus 2 höheren Forstbeamten und einigen Forstschutzbeamten, in Ostafrika aus 4 höheren Forstbeamten mit 13 europäischen Forstschutzbeamten, die sich auf fünf Forstbezirke (Wilhelmstal mit Tanga, Moschi, Morogoro, Bagamojo, Daressalam) verteilten. Ihnen waren 75 farbige Waldwärter und ein Hilfspersonal von 10 Forstpolizisten unterstellt. In einigen Reservaten konnte der Aufsichtsdienst dem Jumben gegen Vergütung anvertraut werden. Er erstreckt sich in der Hauptsache auf die Verhütung der Eingriffe Dritter, insbesondere des Holzschlags, des Brennens, des Rodens, wobei trotz des geringen Personals gute Erfolge erzielt wurden. Brandschutz ist nicht in allen Reservaten notwendig. Wo dies aber der Fall war, wurden Brandstreifen um die zu schützenden Waldflächen und längs der Wege angelegt. Auch durch streifenweises Anpflanzen von raschwüchsiger, dichtkroniger Cassia florida

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

suchte man Brandschutz zu erreichen. Weitere Waldschutzbestimmungen treten in den Verträgen zu Tage, welche die Regierung mit privaten Unternehmern schliesst, und eine Verordnung von 1908 ermöglicht es, auch Waldbesitzern im Interesse der Erhaltung ihrer Wälder Beschränkungen bezüglich ihrer Bewirtschaftung aufzulegen. Insbesondere behält das Gouvernement sich vor, innerhalb der zur Nutzung verpachteten Gebiete Waldflächen, deren Erhaltung im Interesse der Landeswohlfahrt geboten erscheint, wie Quell-, Uferwaldungen usw., von der Ausbeutung auszuschliessen. Die Erfahrung hat gelehrt, dass es im Interesse des Unternehmers liegt, die Feststellung aller zu reservierenden Flächen, auch der Eingeborenenreservate, in dem Pachtgebiete möglichst frühzeitig zu beantragen. Ferner legt das Gouvernement den Gesellschaften auf, den Betrieb nach den Grundsätzen einer geordneten Forstwirtschaft, insbesondere unter Wahrung der Nachhaltigkeit, zu führen. Wenn die Nutzung nach Jahren wieder an deren Anfangspunkt gelangt, muss dort wieder nutzbarer Wald vorhanden sein. Bezüglich dieses letzteren Punktes ist zu beachten, dass an Stelle geschlagenen Waldes im allgemeinen nicht wieder derselbe Wald erwächst. Buschwerk und Holzwerk von anderem Lichtbedürfnis und anderem Holz treten an die Stelle des gewonnenen Nutzholzes. Es sind daher den Verträgen Bestimmungen über die Erhaltung von Samenbäumen, über Schonung des Jungwuchses und über Ruhenlassen des Hiebs auf bestimmten Flächen eingefügt. Ob dies genügt oder ob nicht durchweg die künstliche Aufforstung genutzten Geländes, vielleicht nach niederländisch-indischem Muster, in die Hand genommen werden muss, werden die nächsten Jahre lehren. Darüber sind wohl alle Sachverständigen einig, dass solche Arbeiten der Forstbehörde anvertraut werden müssen. Ein Zeichen für die Bedeutung, welche der Frage des Waldschutzes in den Tropen von allen Seiten beigelegt wird, ist es, dass vor kurzem der internationale Kongress für tropische Agrikultur in Brüssel einen die Regelung des Waldschutzes in den Grenzgebieten betreffenden Beschluss einstimmig angenommen hat.

Ein erster Versuch einer geregelten Staatsforstwirtschaft nach europäischem Muster wurde in den Mangrovebeständen des Rufidjideltas gemacht. Von jeher waren diese zur Deckung des Holzbedarfs auf dem ostafrikanischen Markt herangezogen worden. Alljährlich erschienen arabische Fahrzeuge, deren Führer im Tausch gegen Kleidungsstücke oder geringes Geld Holz schlagen liessen, ohne eine andere Verpflichtung gegen die jeweilige Regierung als Entrichtung einer Abgabe. Dabei verarmten die Wälder so, dass, wie seinerzeit in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgeraubten Teakwäldern Javas, ein geschulter Blick dazu gehörte, zu erkennen, dass hier durch pflegliche Behandlung Werte geschaffen werden könnten. Die Wälder wurden gesperrt und genau studiert und 1902 ein Einrichtungswerk nach europäischem Muster geschaffen. Es handelt sich in dem etwa 2000 ha grossen Gebiet um 8 Holzarten, die im Plänterbetrieb mit Begünstigung von Dreien (Bruguiera, Ceriops, Heritiera) in 60jähriger Umtriebszeit genutzt werden, wobei als Wirtschaftsziel die Erzielung guten, starken Brennholzes und von Nutzholzsortimenten bis zu 20 cm Stärke bei 12 m Länge gilt. Einer weiteren Verwendungsmöglichkeit des Holzes standen technische Fehler, Drehwuchs, grosse Härte und Schwere und Formveränderung bei Wechsel der Luftfeuchtigkeit entgegen. Die finanziellen Ergebnisse der Forstwirtschaft im Rufidjigebiet sind den Umständen nach gute gewesen. Es wurden Ueberschüsse bis zu 26 800 Rp. erzielt.

Ein wichtiges Kapitel in der forstwirtschaftlichen Tätigkeit des Staates ist das der Forstkultur. In allen Schutzgebieten sind Versuche in Gang, die Klarheit darüber bringen sollen, welche dort einheimischen oder einzuführenden Nutzholzarten gedeihen und zu Aufforstungen mit Vorteil zu verwenden sein werden. Mit einigen besonders erprobten Holzarten, wie dem Teak, sind z. B. in Zwischenbau mit Feldgewächsen, schon Versuche in grösserem Massstabe teils mit gutem, teils mit weniger gutem Erfolg gemacht worden. Die Einzelerfahrungen sind aus den Denkschriften über die Entwickelung der Schutzgebiete zu entnehmen. Auch Kampferbäumen, Gerberakazien und anderen nicht gerade Holz liefernden Bäumen sind die Bemühungen der Forststationen gewidmet, welche in dieser Beziehung zu den Arbeiten der Versuchsgärten wertvolle Ergänzungen liefern. Hier ist das holzarme Südwestafrika nicht zurückgeblieben, das seinen grossen Bedarf an Grubenhölzern, Brückenpfählen, Eisenbahnschwellen, Telegraphenstangen, Bauhölzern bisher aus Europa einführen musste, obwohl nach dem Bericht des Regierungsbotanikers Dinter zum Anbau von Eukalypten und Casuarinen geeignete Ländereien vorhanden sind, deren Erträge auch, wie in Britisch-Ostindien, zur Heizung der Bahnen ihren Beitrag liefern könnten. Mit Recht hat man Forstgärten und Forststationen angelegt und begonnen, aus den klimatisch ähnlichen Gegenden raschwüchsige Hölzer dort einzuführen. — Im grössten Massstab sind Forstkulturen ausgeführt worden in Togo und in Kiautschou. Im Anschluss an einen vorhandenen Waldrest ist in Togo seit 1907 in einer auf drei Seiten durch einen von zwei Flüssen gebildeten Bogen gegen Steppenbrand geschützten Fläche von 5000 ha Grösse mit der Anpflanzung einer Reihe von Nutzholzarten begonnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden. Nach eingehenden Voruntersuchungen geht man dabei ganz systematisch so zu Werk, dass die jetzige Steppe im Laufe der Zeit sich in einen mit zweckmässigem Wegenetz versehenen, in nachhaltigem Betrieb auszubeutenden Wirtschaftswald verwandelt haben wird. Neben Sämlingen und Pflänzlingen wird der natürliche, von den Nutzbäumen der Steppe stammende Anflug benutzt. Die Anlage allzugrosser reiner Bestände ist vermieden, u. a., um grossen Insektenschäden vorzubeugen, mit denen immer gerechnet werden muss. Von dem Gedeihen der Anlage, an dem zu zweifeln kein Grund vorliegt, wird es abhängen, ob später weitere Aufforstungen in Angriff genommen werden können, um dem waldarmen Land Holz und die Wohlfahrtswirkungen des Waldes im höheren Masse zu verschaffen. Eine Rentabilitätsberechnung ist nach so kurzer Dauer ganz unmöglich.

Mit grösserer Klarheit in ihrer künftigen Entwickelung zu beurteilen, als die Unternehmungen in unseren tropischen Schutzgebieten, sind die forstlichen Anlagen in Kiautschou. Bei der Besitzergreifung im Jahre 1898 fanden die Deutschen die Berge mit völlig verwahrlostem Boden. Das Wasser hatte tiefe Schluchten mit stets veränderlichen Rändern eingerissen, die Hänge waren zum Teil mit dürftigem Krüppelwuchs bestanden, zum grossen Teil durch Abschwemmung der Erde ganz von kulturfähigem Boden entblösst. Um das betreffende Gelände wieder kulturfähig zu machen und zunächst in der Umgebung von Tsingtau aus sanitären und wasserwirtschaftlichen Gründen etwas Wald zu schaffen, wurden neben der Befestigung der Wasserrisse an zwei nahe der Stadt gelegenen Hügeln Aufforstungen in Angriff genommen. Um den nötigen Boden sich sammeln zu lassen, bedeckte man den rasch verwitternden Fels in geeigneter Weise mit Rasenplatten und zog Steindämme, die Wasser durchsickern liessen, die mitgeführte Erde aber festhielten. Das so gewonnene Kulturland wurde dann mit Bäumchen bepflanzt, die sich gut entwickelten. Die nötigen Pflanzen wurden in Gärten herangezogen. Mancherlei Missgeschick, Insekten- und Feuerschaden blieb den Anpflanzungen nicht erspart, aber schliesslich erwiesen sich Robinien aus deutschem Samen, die japanische Pinus Thunbergii und einige Erlen als besonders geeignete Holzarten, und heute beschränkt sich die Pflege der Aufforstungen auf einer Fläche von 850 ha nahe der Stadt nur noch auf die normalen Forstschutzmassregeln. Ein Jahr mit besonders starken Regengüssen gab den Chinesen Gelegenheit, den Wert der deutschen Anlage zu erkennen. Während in den chinesischen Nachbargebieten die Wege zerstört wurden, Häuser abrutschten und Felsstürze die Brücken zerstörten, blieb unser Forstgelände unbeschädigt. Es wäre

für die Entwickelung des ganzen Gebietes erwünscht, auch dem etwas weiter von der Stadt entfernten Lauschangebirge die Segnungen einer Walddecke verschaffen zu können. An Absatz für das Holz würde es in einem Lande, wo Graswurzeln als Brennmaterial dienen müssen, wohl nicht fehlen, und nach einer Nachricht jüngsten Datums hat im chinesischen Lauschan ein rein chinesisches Unternehmen die Aufgabe bereits in die Hand genommen. Bei der seit Jahrhunderten geübten unzweckmässigen Ausnutzung des vorhandenen Holzwuchses dürfte es schwer sein, die Bevölkerung zu einer pfleglichen Behandlung des Waldes zu erziehen. Ein durchschlagender Erfolg wäre nach Ansicht der Verwaltung des Schutzgebietes wohl nur zu erzielen, wenn das Gouvernement die Aufforstung grösserer Strecken selbst übernähme. Jedenfalls würde mit ihrem Gelingen ein vorbildliches Kulturwerk ersten Ranges geschaffen sein.

H. Hartert, Marburg: Herr Prof. Büsgen erwähnte nicht die australischen Hölzer, und gerade von diesen (Tallow und Yarrah) wird sehr viel nach Deutschland eingeführt. Dieses Tallow und Yarrah kann durch die westafrikanische Mangrove vollständig ersetzt werden. Ich habe seit einer ganzen Reihe von Jahren Versuche mit westafrikanischen Mangroven gemacht, die vor allem dargetan haben, dass das Holz sich, aufgeweicht durch Dampf, sehr leicht biegt, es färbt sich im Dampf und wird nach der Trocknung so dicht, dass selbst mit scharfer Lupe keine Poren mehr sichtbar sind. Man kann daher das so bereitete Holz als ein ideales Material für Wasserbau und Pflaster bezeichnen. Von dieser Mangrove kann so viel geliefert werden, wie gewünscht wird, da allein im Rio del Rey-Delta viele tausend Hektar zur Verfügung stehen. Das in allen Kolonialstaaten patentierte Verfahren des Dr. ing. Arnoldi ermöglicht die Gewinnung von entfärbtem Gerbextrakt auch aus der Rinde der westafrikanischen Mangrove, die man bisher wegen ihres geringeren Gehaltes an Gerbstoff und grösseren Gehaltes an Farbstoff nicht verwendete. Ich mache noch aufmerksam auf maschinelles Holzfällen, wodurch die Unkosten wesentlich erniedrigt werden.

Landrat **Wilkins,** Hornow: Nach den Ausführungen des Herrn Prof. Büsgen darf ich annehmen, dass hier Interesse für den Betrieb einer afrikanischen Holzwirtschaft vorhanden ist. Als ich 1896 zum ersten Male nach Afrika kam, war es Sitte, die wenigen Holzbestände Usambaras zum Anbau von Kaffee niederzubrennen und die Häuser mit norwegischem Holz zu bauen. Wir errichteten sehr bald ein Säge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werk, erbauten unsere Häuser aus eigenem Holz, aus dem dann auch das Gouvernement das Sanatorium Wagin erbauen liess. Später wendeten wir unser Interesse den Zedernbeständen des Schumewaldes zu und errichteten zur Beförderung der Hölzer eine Drahtseilbahn von Neu-Homow nach Mkumbara, die auf 9 km 1500 m Steigung mit zwei Tälern, deren Ueberspannung 650 m und 950 m freischwebendes Seil erfordert, überwindet. Wir haben versucht, Hölzer nach Südafrika zu verhandeln und hoffen, mit der Zeit dort dem norwegischen erfolgreiche Konkurrenz zu machen. In der Kolonie selbst und in Sansibar ist der Holzabsatz zurzeit ein recht guter. Die Preise für Mkweo und Podocarpus am europäischen Markt sind zurzeit so niedrig, dass sich ein Export nach hier kaum lohnt. Zeder (Juniperus procera) wird sich mit Rücksicht auf die immer mehr zurückgehenden Bestände an Floridazeder, die heute den Bleistiftmarkt beherrscht, allmählich hier einführen, doch ist die Qualität der afrikanischen Zeder noch öfter hier beanstandet worden.

Kurt Niehoff, cand. geogr., Berlin: Der grossen Gefahr der Entwaldung in den Kolonien kann begegnet werden durch die Erdnusskultur, da die Erdnuss als Leguminose, also als bodenverbessernde Pflanze, die ausgesogenen Felder der Eingeborenen wieder anbaufähig für Mais, Sorghum usw. zu machen in der Lage ist. Die sandigen Steppengebiete in unseren Kolonien könnten durch Volkskultur gehoben und wirtschaftlich entwickelt werden; an der Eisenbahnlinie Thiès—Kayes haben sich die Eingeborenen unaufgefordert zu dieser Kultur entschlossen. Kultur mit landwirtschaftlichen Maschinen ist vorteilhafter; dabei ergibt sich ein Reingewinn von 175 Frcs. pro Hektar, während bei der Volkskultur nur 45 Frcs. zu erlangen sind. Der Export von Erdnüssen aus Senegal betrug im Jahre 1909 33 000 000 Frcs. Daneben wurden noch grosse Mengen zu Maschinenöl für die Eisenbahn bearbeitet. Auch als Viehfutter ist die Erdnuss wertvoll, vor allem für die Pferdezucht.

Dr. **A. H. Berkhout,** Wageningen (Holland): Die tropischen Wälder enthalten wunderschöne Holzarten; aber wenn die Wälder gemischt sind, kostet es viel Mühe, die Hölzer herauszuschaffen. Es wird nötig sein, vorher Wege zu legen und tüchtige, gebildete Forstleute herüber zu schicken, um vorher eine genaue Untersuchung vorzunehmen. Besonders die Waldnebenprodukte sind weit mehr zu beachten. Reine Wälder, gut gepflegt, können einen grossen Reingewinn geben. Auf Java sind gegenwärtig mehr als 50 akademisch gebildete Forstleute beschäftigt. Der Reingewinn beträgt mehr als 3 Million Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Krische**, Leopoldshall, macht darauf aufmerksam, welchen guten Einfluss die Einführung intensiver Wirtschaft mit sorgfältiger Pflege und Düngung des Bodens auf Erhaltung des Waldbestandes unserer Kolonien ausüben wird, indem die Farmer in der Beziehung belehrend auf die Eingeborenen wirken können.

Der koloniale Baumwollenbau.

Von **Moritz Schanz**, Chemnitz.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wenn man in diesem Kreise die allgemeine Bedeutung der Baumwollfrage ausführlich behandeln oder eingehend darauf hinweisen wollte, dass die Baumwoll-Industrie in Deutschland eine Million Arbeiter beschäftigt, jährliche Produktionswerte in Höhe von einer Milliarde Mark schafft, dass Rohbaumwolle und Baumwollfabrikate in Einfuhr bzw. Ausfuhr unserer Handelsstatistik an erster Stelle stehen, und dass wir das zur Sicherung dieses grossartigen Betriebs nötige Rohmaterial ausschliesslich vom Ausland, zu etwa 75 Proz. von den Vereinigten Staaten von Nordamerika beziehen müssen, zu denen wir dadurch in ein überaus bedenkliches Abhängigkeitsverhältnis geraten.

Das alles sind Dinge, die von mir an dieser Stelle auf dem letzten Kolonialkongress ausführlich erörtert wurden und auf die ich hier nicht zurückkomme.

Die Frage ist jetzt: Wie haben sich diese Verhältnisse seit 1905 weiterentwickelt?

Und die Antwort darauf lautet, kurz gefasst:

Das seit Jahren drohend an die Pforten der Industrie pochende Gespenst der „Baumwollnot" ist greifbare Tatsache geworden.

Der allgemeine Wohlstand und die Bedürfnisse der Zivilisation haben sich so schnell entwickelt, dass die Produktion zahlreicher Rohstoffe, die zur Befriedigung solcher Bedürfnisse dienen, auch nicht entfernt mehr nachkommen konnte. Das ist schliesslich die letzte Ur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sache, wenn auch nicht die einzige, der Lebensmittelverteuerung, über die gegenwärtig alle Kulturnationen zu klagen haben. Das ist auch die Hauptursache der Schwierigkeiten, in denen sich die Baumwollindustrie aller Länder seit geraumer Zeit befindet.

In sämtlichen Industriestaaten, selbst in Nordamerika, in Japan und letzthin auch in Ostindien, mussten die Baumwollbetriebe 1909 und 1910 mangels genügenden Rohmaterials mehr oder weniger eingeschränkt werden; um gänzlichen Stillstand der Fabriken zu vermeiden, führte England „short time" mit nur 40 statt 55½ wöchentlichen Arbeitsstunden ein, ähnlich gingen Nordamerika, Oesterreich und andere kontinentalen Länder vor, während in Deutschland eine angestrebte, einheitlich organisierte Betriebseinschränkung wegen der lokalen Verschiedenheiten nicht durchgeführt werden konnte, wenn auch hier vielfach wöchentliche Feierschichten eingelegt wurden.

Dabei stiegen die Preise für amerikanische Baumwolle 1909 in Bremen von 46 auf 79½ Pfennige für das Pfund, also um 75 Proz., für ägyptische Baumwolle selbst um über 100 Proz.; Ende August 1910 erreichte der Baumwollpreis in New York, infolge erschreckender Knappheit von greifbarem Rohmaterial, vorübergehend sogar die seit den Zeiten des amerikanischen Bürgerkrieges unerhörte Höhe von 20 Cents, während selbst die kurze Periode der sogenannten Sully-Hausse in 1903 nur einen Höchstpreis von 17¼ Cents aufwies.

So ist denn die Baumwollsaison 1909/10 zu einer der denkwürdigsten und bewegtesten in unserer Generation geworden, und die Baumwollspinnereien arbeiteten ganz überwiegend mit Verlusten, die sie in vielen Fällen lediglich im Interesse der Weiterbeschäftigung der Arbeiter auf sich nahmen.

Die Erklärung für diese unbefriedigende Gesamtlage liegt, im Anschluss an das bereits oben Gesagte, einfach genug in der Tatsache, dass die Baumwollfabrikation in ihren Einrichtungen dem Bedarf der Welt vorausgeeilt, die Rohstoffversorgung aber hinter diesem Bedarf zurückgeblieben ist.

Hatte man früher angenommen, dass die Vermehrung der Spindelzahl um etwa ½ Proz. im Jahre dem wachsenden Bedarf genüge, so ist man letzthin weit über dieses Mass hinausgegangen. Durch die enorme Spindelvermehrung, besonders in England, das in den Jahren 1906—08 allein 10 Millionen neuer Spindeln aufstellte und damit auf 54 Millionen Spindeln kam, leider zum Teil auch durch ein, wenn auch längst nicht so schnelles Vorgehen in Deutschland, das im ganzen nur wenig über 10 Millionen Spindeln besitzt, ist der Jahreskonsum amerikanischer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baumwolle auf über 13 Millionen Ballen[1]) getrieben, während die letzte Ernte nur 10 Millionen Ballen betrug.

Durch die regelmässige Zunahme der bisher bereits Baumwolle verbrauchenden Weltbevölkerung, durch die steigende Wohlhabenheit der grossen Massen und auch durch die Menge neuer, besonders in Afrika hinzutretender Konsumenten wird die auf 133 Millionen angeschwollene Gesamtzahl der Baumwollspindeln auf der Welt gewiss sehr bald wieder volle Beschäftigung finden können, aber wie steht es mit der Beschaffung des für den Bedarf dieser Baumwollfabriken nötigen Rohmaterials von 19 Millionen Ballen?[2])

Die in den Handel kommende Weltproduktion von Rohbaumwolle schwankt zurzeit jährlich etwa zwischen 16 und 20 Millionen Ballen; der Durchschnitt der letzten sechs Jahre betrug 17 863 000 Ballen, wovon Deutschland mit rund 1 800 000 Ballen ungefähr 10 Prozent gebraucht.

Im Jahre 1908 lieferte die Weltproduktion 19¾ Millionen Ballen, davon 13 Millionen Nordamerika, im Jahre 1909 lieferte die Weltproduktion nur 16½ Millionen Ballen, davon knapp 10 Millionen Nordamerika.

Die Eröffnung neuer Baumwollquellen ist also eine der dringendsten wirtschaftlichen Lebensfragen, an deren glücklicher Lösung die meisten Industrievölker in gleicher Weise interessiert sind.

Wie sind nun die Aussichten dafür?

Nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse bieten die günstigsten Vorbedingungen für Baumwollbau ja die

Vereinigten Staaten von Nordamerika, und es ist naheliegend, dass man zunächst nach den Aussichten fragt, die für eine Ausdehnung des dortigen Baumwollbaues vorhanden sind.

Auf Grund einer von mir im Jahre 1907 unternommenen Studienreise habe ich meine persönlichen Eindrücke damals wie folgt zusammengefasst:

Es ist durchaus möglich, dass die Vereinigten Staaten weit grössere Mengen Baumwolle als bislang erzeugen können; angesichts der schon jetzt in den Südstaaten vorhandenen Schwierigkeiten, die beim Baumwollbau vielfach, besonders beim Pflücken, unerlässliche Handarbeit zu beschaffen, ist es aber wenig wahr-

[1]) Unter „Ballen" sind hier überall solche von 500 Pfund englisch, Nettogewicht, verstanden.

[2]) Die in primitiver Hausindustrie versponnenen, in einigen Ländern, besonders in China und Indien recht beträchtlichen Mengen Rohbaumwolle sind in dieser Schätzung nicht inbegriffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinlich, dass für die Nächstzeit eine wesentliche Produktionssteigerung zu erwarten sei; und es ist sicher, dass die Vereinigten Staaten selbst, mit ihren bereits 28 Millionen Baumwollspindeln, einen immer grösseren Teil ihrer Baumwollernte, zurzeit bereits über fünf Millionen Ballen, für ihre eigene wachsende Industrie in Anspruch nehmen werden. Dazu kommt die zunehmende Abneigung der Amerikaner, Baumwolle zu bisherigen Preisen liefern zu wollen, da auch in vielen ihrer Baumwollstaaten neben Baumwolle andere und lohnendere Ernten: Getreide, Futterpflanzen, Gemüse und Obst, die man früher anderweit kaufte, heute für den eigenen Bedarf und darüber hinaus selbst gezogen werden, auf Kosten des Baumwollanbaues. Eine ernste Bedrohung für diesen bildet ferner der mexikanische Rüsselkäfer, der, wo er auftritt, die Ernte auf die Hälfte reduziert und gegen den man wirksame Schutzmittel bislang noch nicht gefunden hat, so dass er jetzt bereits etwa ein Drittel der gesamten Baumwollfläche der Vereinigten Staaten von Nordamerika heimsucht, anscheinend unaufhaltsam ostwärts über den Mississippi vordringt und in wenigen Jahren den Atlantik erreicht haben dürfte, damit „grosse" Ernten ernstlich in Frage stellend.

Infolge dieser eben geschilderten Verhältnisse ist z. B. im Staate Louisiana die Baumwollernte in der kurzen Spanne Zeit von 1906 bis 1909 auf das Viertel des Ertrages zurückgegangen.

„Billige" amerikanische Baumwollpreise, d. h. solche unter 10 Cents für das Pfund, sind in Anbetracht all dieser Umstände jedenfalls im allgemeinen ein Ding der Vergangenheit und höchstens noch vorübergehende Erscheinungen, dagegen wächst die Gefahr einer Vertrustung der amerikanischen Baumwolle, je mehr auch die amerikanische Industrie selbst unter den Folgen der Baumwollknappheit zu leiden hat, und ein Beginn dazu ist in diesem Jahre jüngst mit Schaffung der International Cotton Mills Corporation in New York bereits gemacht worden.

In zweiter Linie steht als Baumwoll-Lieferant

Britisch-Indien, das allerdings etwa 60 Prozent seiner Baumwollproduktion im eigenen Lande verarbeitet, aber sehr wohl imstande wäre, daneben auch für die Ausfuhr eine weit grössere Menge Rohbaumwolle als bislang liefern, seine jetzige Produktion von knapp vier Millionen Ballen verdoppeln und dabei die in den letzten Jahrzehnten heruntergegangene, letzthin sich aber stellenweise wieder hebende Qualität verbessern zu können, wenn der Sache auch seitens der indischen Regierung, wie sie jüngst in Aussicht gestellt, eine erhöhte und nicht nur theoretische Aufmerksamkeit geschenkt würde. Bislang ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bewirtschaftung der Baumwollfelder Indiens eine so wenig intensive, dass der Ertrag hier viel kleiner als anderswo und die Qualität meist so ungenügend ist, dass sie ausserhalb Indiens überwiegend nur in Japan Aufnahme findet. Würde man für planmässige Verteilung besseren Saatguts, für Ausdehnung der Bewässerung, Befreiung der kleinen Pflanzer aus den Händen der wucherischen Geldgeber und Errichtung von Aufkaufsmärkten sorgen, so könnte das Anbau-Areal schneller als bislang zunehmen und Indien wohl imstande sein, ein wichtiges Wort im internationalen Baumwollhandel mitzusprechen. Auch in Ceylon werden zurzeit Anstrengungen gemacht, den früher dort bereits betriebenen, aber längst aufgegebenen Baumwollenbau auf rationeller Basis in der Trockenzone der Insel wieder aufzunehmen.

In dem drittgrössten Baumwoll-Land, dem regenarmen

Aegypten, ist der Baumwollanbau, der dort überall nötigen künstlichen Bewässerung wegen, an die Nähe des Nils gebunden und das Areal damit an und für sich recht beschränkt. Sorgen die von den Engländern geschaffenen grossartigen Stauanlagen des Nils heutigen Tages auch zu jeder gewünschten Zeit für reichliche Wasserzufuhr auf die Baumwollfelder, so ist doch deren relativer Ertrag seit 1898 fast ständig, im ganzen um 40 Prozent, zurückgegangen, und auch der absolute Ertrag ist von 1¼ Millionen Ballen in 1908 auf 911 000 Ballen in 1909 gesunken. (Ballen auch hier zu 500 Pfund englisch, Nettogewicht.) Man hat diese Ertragsabnahme durch die verschiedensten Gründe zu erklären gesucht: Durch Verschlechterung der Saat, Erschöpfung des Bodens und zu starke Bewässerung; dadurch, dass der Assuan-Damm die befruchtenden Teile des Nilwassers zurückhalte; mit mehr Wahrscheinlichkeit ferner durch den Uebergang vom drei- zum zweijährigen Fruchtwechsel; letzthin auch damit, dass die Grundwasserhöhe des ganzen Deltas durch die Erhöhung des Niveaus der Bewässerungskanäle so weit gestiegen sei, dass die Pfahlwurzel der Baumwolle nach einer gewissen Wachstumsperiode einen Boden erreiche, der stagnierend, undurchlässig und unventiliert ist. Zu bedauern bleibt auch die seitens der ägyptischen Regierung erfolgte Zurückziehung der europäischen Inspektoren, die bei dem ernstlichen Auftreten des Kapselkäfers angestellt wurden und sehr erfolgreich arbeiteten. Der diesjährige, in Brüssel abgehaltene 7. Internationale Baumwollkongress hat sich deshalb veranlasst gesehen, die englische Regierung zu bitten, auf die Einrichtung eines besonderen Ackerbauministeriums in Aegypten hinzuwirken, dem auch die ständige Förderung des Baumwollbaues obliege. Wohl daraufhin ist in Aegypten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kürzlich eine Regierungskommission zum Studium der Bekämpfung des Baumwollkäfers und der Bewässerungsfrage ernannt worden.

Aber zurzeit sind also auch in Aegypten die Aussichten für Ausdehnung des Baumwollbaues nicht gerade rosige.

Seiner Produktionsmenge nach an vierter Stelle steht

Russland, das in seinen mittelasiatischen Besitzungen bereits mehr als die Hälfte seines steigenden eigenen Bedarfs selbst erzeugt und angesichts des lebhaften Interesses, welches man der Ausdehnung der dortigen Baumwollkultur durch Schaffung von Bewässerungsanlagen und Eisenbahnen und durch geeignete fiskalische Massnahmen widmet, in der angenehmen Lage ist, vom Ausland immer unabhängiger zu werden.

Auch das fünfte Produktionsland,

China, verbraucht den grössten Teil seiner Ernte selbst, und zwar meist noch in primitiver Hausindustrie.

Dagegen könnte der folgende Lieferant,

Brasilien, das besonders in Pernambuco und dessen Nachbarstaaten eine ganz vorzügliche Qualität Baumwolle liefert, in dem die wertvolle Faser aber auch nach Süden hin bis in den Staat Sao Paulo und weiter hinein angebaut wird, weit mehr als bislang auf den Weltmarkt werfen. Die brasilianische Regierung tritt denn auch letzthin ernstlich für eine Förderung des Baumwollbaues in ihrem Lande ein. Ferner sind zur-Zeit gerade von deutscher, daneben auch von italienischer Seite verschiedene Gründungen im Gange, um Baumwollbaugesellschaften in Brasilien zu errichten.

Auch in

Peru, das eine vorzügliche, besonders zur Mischung mit Wolle geeignete Baumwolle liefert, sucht die Regierung europäisches Kapital für Ausdehnung des dortigen Baumwollbaues zu interessieren.

Ein weiteres aussichtsreiches Land für Baumwolle ist die

Asiatische Türkei. Kleinasien wird bereits durch die rührige Deutsch-Levantinische Baumwoll-Gesellschaft erfolgreich für Baumwollbau bearbeitet; das Hauptproduktionsgebiet der Zukunft auf türkischem Boden dürfte aber Mesopotamien werden können, wenn es erst durch bessere Verkehrsstrassen aufgeschlossen sein wird. Hier blühte bis ins Mittelalter hinein eine grosse Baumwoll-Hausindustrie, und es waren zwei Ernten im Jahre zu erzielen auf einem Lande, das grösser als das ägyptische Baumwoll-Land ist. Wenn es gelänge, Mesopotamien mit deutscher Tatkraft durch Eisenbahnen und Strassen aufzuschliessen, eine geregelte Bewässerung durchzuführen, wozu die An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fänge bei Konia und Adana bereits gemacht sind, und Baumwollbau im grossen Massstab zu betreiben, so könnte Deutschland in der asiatischen Türkei seinen ganzen Bedarf decken, ohne vom amerikanischen Markte fernerhin abhängig zu sein.

* * *

Befindet sich die europäische Baumwollindustrie, wie aus dem Gesagten hervorgeht, bislang also auch noch in einer höchst bedenklichen Abhängigkeit von dem einen grossen Produktionsgebiet, Nordamerika, welches sein Monopol bis zur Grenze des Erträglichen und darüber hinaus ausdehnen zu wollen scheint, so haben die Bestrebungen und Versuche seitens einer Reihe europäischer Staaten, sowohl in ihren eigenen Kolonien, als auch in anderen, ihnen wirtschaftlich zugängigen Gebieten, zur Evidenz bewiesen, dass die Möglichkeit zu einem umfangreichen und lohnenden Baumwollbau in vielen Ländern vorliegt, in denen er bislang noch gar nicht oder doch nur unbedeutend betrieben wurde, und wenn die greifbaren Resultate dieser Arbeiten vorläufig noch keine grösseren sind, so ist das bei der Kürze der darauf verwandten Zeit durchaus nicht verwunderlich, da man die in älteren Produktionsgebieten beim Baumwollbau gewonnenen Erfahrungen meist nicht ohne weiteres auf andere Produktionsgebiete übertragen kann, sondern bei den grossen örtlichen Verschiedenheiten der Vorbedingungen in bezug auf Boden, Klima, Höhenlage, Bewässerungs-, Transport- und Arbeiterverhältnisse, pflanzliche und tierische Schädlinge usw. überall wieder eigene Initiative walten lassen und neue Studien machen muss, die, wie jede Kolonisationstätigkeit, grosse Anforderungen an Aufklärungsarbeit, Zeit, Geldmittel, Geduld und Ausdauer stellen. Verlangt doch gerade die Baumwollkultur auch in allen alten Produktionsländern eine fortgesetzte fachmännische Ueberwachung und die Anwendung aller von Praxis und Wissenschaft gebotenen Hilfsmittel, um quantitativ und qualitativ dauernd befriedigende Resultate zu ergeben.

Jedenfalls darf man bei Baumwollanbauversuchen in neuen Gebieten mit dem wichtigen Umstand rechnen, dass, je höher — voraussichtlich bleibend — die Baumwollpreise in Nordamerika stehen, um so mehr sich auch die Aussichten für einen lohnenden Anbau anderwärts bessern, und dieser Punkt ist ausserordentlich bedeutungsvoll, vielfach vielleicht sogar der ausschlaggebende.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie ist nun im besonderen der Fortgang der Baumwollanbauversuche im

tropischen Afrika gewesen, die seit Anfang unseres Jahrhunderts von allen dort kolonisierenden europäischen Staaten unternommen worden sind und über deren Beginn an dieser Stelle 1905 berichtet wurde?

Man kann darauf zusammenfassend antworten:

Es sind an vielen Stellen befriedigende und günstige Aussichten für die Zukunft eröffnende Resultate erreicht worden, aber die Entwickelung ist auch hier eine langsamere gewesen, als man vielerseits gehofft hatte, und das bisher erzielte Gesamtergebnis dieser Bestrebungen, welche im Jahre 1909 für die Baumwollversorgung der Welt einen Zuwachs von 23 000 Ballen zu je 500 Pfund lieferten, wovon in runden Zahlen 17 000 Ballen auf die englischen, 4000 auf die deutschen und je 1000 auf die französischen und portugiesischen Kolonien in Afrika entfallen, ist gegenüber dem Welthandelsbedarf von rund 19 Millionen Ballen natürlich nur wie ein Tropfen auf einen heissen Stein.

Dass die Entwickelung auch hier eine langsame gewesen, ist bei ruhiger und gerechter Beurteilung aller einschlägigen Verhältnisse freilich durchaus nicht verwunderlich, es ist vielmehr wohl begreiflich, dass die Einfuhr einer neuen Exportkultur gerade in dem spröden tropischen Afrika viel Lehrgeld und Lehrzeit beanspruchen würde, und ich habe schon vor fünf Jahren hier vor Ueberschätzung des in absehbarer Zeit Erreichbaren gewarnt, da uns ein Land von der vorzüglichen Geeignetheit aller Umstände, wie der Süden der Vereinigten Staaten, aller Voraussicht nach in

unseren afrikanischen Kolonien, um nunmehr bei diesen zu bleiben, nicht zur Verfügung steht und jahrzehntelange Erfahrungen dazu nötig sein werden, um uns über alle dabei zu berücksichtigenden Punkte die wünschenswerte Klarheit zu verschaffen.

Aber ein gesunder Optimismus ist auch hier nötig und berechtigt.

Schon die Tatsache, dass Baumwolle in sämtlichen deutsch-afrikanischen Kolonien verwildert vorkommt oder auch in Eingeborenen-Kulturen gezogen wird, gab Grund zu der Erwartung, dass grössere Anbauversuche Erfolg haben würden, und die verdienstlichen systematischen Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees sowohl, wie der Regierungsorgane, der Pflanzungsunternehmungen und der Missionen haben den Beweis dafür erbracht, dass auf grossen Flächen erhebliche Quantitäten Baumwolle gezogen werden können.

Land, wenn auch nicht überall Neuland, so doch von entsprechender Qualität, steht in grossen Mengen zu Preisen zur Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fügung, die den zehnten bis zwanzigsten Teil desjenigen ausmachen, was in älteren Baumwoll-Ländern gleichartiges Areal kostet.

Wir haben eine starke, sich an die Arbeit verhältnismässig leicht gewöhnende schwarze Bevölkerung zu billigen Löhnen, wie jene etwa 60 000 Schwarzen in Deutsch-Ostafrika beweisen, die heute regelmässige Arbeiter bei Plantagen und Bahnen sind.

Ferner lässt uns das in Deutschland hoch ausgebildete landwirtschaftliche Versuchswesen vielleicht auch in Afrika rascher zum Ziele kommen, als andere Nationen, besonders, nachdem die grossen Organisationen unserer heimischen Landwirtschaft, was bei dieser Gelegenheit dankbare Erwähnung finden möge, seit zwei Jahren angefangen haben, auch an der Förderung unserer kolonialen Landwirtschaft tätigen Anteil zu nehmen.

Und endlich haben wir die wirksamsten Düngemittel in unserer eigenen Heimat in grossen Quantitäten aus erster Hand.

An dieser Stelle möge die folgende theoretische Betrachtung eingeschaltet sein.

Wir verbrauchen in Deutschland jährlich zurzeit etwa 400 Millionen Kilogramm Rohbaumwolle. Nimmt man bei einer günstigen Ernte einen Ertrag von 400 Kilogramm Lintbaumwolle auf den Hektar an, so wäre zur Gewinnung der uns nötigen Gesamtmenge eine Anbaufläche von 1 Million Hektar, bei einem geringeren Ertrag etwa bis zu 1½ Millionen Hektar nötig, d. h. eine Ausdehnung, wie sie das Königreich Sachsen hat. Verglichen mit einer deutschen Fruchtfläche, würde jene Baumwoll-Anbaufläche ungefähr einem Sechstel bis einem Viertel der Roggenanbaufläche in Deutschland entsprechen, welche im Jahre 1909 rund 6 Millionen Hektar ausmachte. Da unsere Kolonien fünfmal so gross sind wie Deutschland, so haben wir dort also genügend Land für den erforderlichen Anbau, und auch die rund 600 000 Arbeiter, die wir zur Erzeugung der erforderlichen Menge Baumwolle etwa benötigen, sind unter unsern zwölf Millionen Schutzbefohlenen vorhanden.

Wie gesagt, ist diese Betrachtung rein theoretisch und in ihrer Wirksamkeit noch von vielen andern Faktoren abhängig; aber einen gewissen Vergleich ermöglicht sie immerhin.

Bislang war ein durchgreifender Versuch, Baumwollbau als Plantagen- und Eingeborenenkultur in unsern Kolonien in grossem Massstab einzuführen, mangels genügender Erfahrungen und leistungsfähiger moderner Transportmittel wenig aussichtsreich, insbesondere den Eingeborenen gegenüber, welche man durch Verleitung zu Kulturversuchen, die schliesslich hinterher doch nicht glückten, eher abschreckt und denen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegenüber man hinreichende Machtmittel, sie gerade zur Kultur eines bestimmten Gewächses zu zwingen, nicht besitzt, wenn die Regierungsorgane durch einen sanften Druck wohl auch die Möglichkeit und angesichts der vom Mutterland gebrachten Opfer selbst die Pflicht haben, darauf hinzuwirken, dass bei dem Betrieb von Exportkulturen zunächst die dem Mutterland nötigsten Rohstoffe bevorzugt werden.

Dass diese Ansicht erfreulicherweise auch der Ansicht der leitenden Stellen entspricht, geht u. a. aus des Staatssekretärs von Lindequist Brief an die Handelskammern hervor, die er im Juli dieses Jahres zur Benennung von geeigneten Mitgliedern für einen zu schaffenden „wirtschaftlichen Beirat für die Kolonialverwaltung" aufforderte, der mit dazu helfen soll, „die Kolonien in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen der deutschen Volkswirtschaft zu entwickeln".

So erfreulich es z. B. an und für sich ist, dass Togo nach Eröffnung der Inlandbahn im Jahre 1908 für 2 Millionen Mark Mais ausführen konnte, so wäre ein gleicher Betrag Baumwolle für unsere heimische Volkswirtschaft doch weit wichtiger.

In **Togo** ist die Baumwollkultur, nach Lage der dortigen Gesamtverhältnisse, auch weiterhin Volks- oder Kleinkultur geblieben, und man glaubt, nach vielerlei Versuchen, heute die für den dortigen Anbau passendsten Arten in grossen Linien festgestellt zu haben, nämlich für den Süden der Kolonie eine einheimische Sea-Island-Sorte, für Mitteltogo amerikanische Upland und für Nordtogo eine ostindische Art. Die Zukunft des kolonialen Baumwollbaues liegt überhaupt zum guten Teil in der Heranzüchtung geeigneter Sorten, und die Lösung dieses Problems wird wahrscheinlich für jeden Bezirk anders lauten; Generalisieren ist auch in Afrika ein misslich Ding. Hat man aber die richtigen Sorten einmal festgestellt, so sollte man in jedem Bezirk nur dort gezogene Saat verwenden.

Der in den letzten Jahren stellenweise zu konstatieren gewesene Rückgang in der Qualität der Togo-Baumwolle ist wohl auf die während des vielen Probierens eingetretene Mischung der Saaten zurückzuführen und durch geeignete Regierungsmassregeln wieder zu beheben. Die anfänglich gehegte Hoffnung, dass Togos Baumwollproduktion diejenige von Aegypten erreichen könne, ist heute freilich geschwunden, und man begnügt sich mit weit bescheideneren Erwartungen.

In **Deutsch-Ostafrika** hat sich die Unsicherheit der meteorologischen Verhältnisse als das grösste Hindernis für die Baum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wollkultur erwiesen, und zwar handelt es sich dabei teils um Regenmangel, teils um Regen zur unrechten Zeit. Ersterer wäre durch künstliche Bewässerung auszugleichen, die man in Ostafrika überhaupt vielfach im Auge haben muss, deren Kosten sich allerdings meist wohl nur dann rentieren würden, wenn sie sich auf viele oder sehr grosse Unternehmen verteilen. Weit bedenklicher noch und nicht auszugleichen ist aber der unzeitgemäss, d. h. während der Kapselreife einsetzende Regen, der nur zu leicht das Verderben der Faser herbeiführt und damit die ganze Ernte gefährden kann. Auch die Kräuselkrankheit und Insektenfrass haben in den dortigen Baumwollpflanzungen stellenweise Schäden angerichtet, die zurzeit von einem besonderen Regierungsbeamten untersucht und bekämpft werden; die Zahl dieser Sachverständigen, welche für ihre Studien direkt in die Baumwollgebiete gesandt werden müssten, sollte man noch vermehren.

Bislang ist die Baumwollkultur in Deutsch-Ostafrika ausschliesslich auf ägyptische Sorten eingestellt, doch ist es angesichts der dort nicht seltenen Dürren fraglich, ob sich diese auf die Dauer bewähren werden, oder ob ihr Ersatz durch amerikanische Upland vorteilhafter wäre, die mit gutem Erfolg in den benachbarten englischen Kolonien von Uganda und Nyassaland eingeführt ist und die man jetzt, mit aus Uganda bezogener Saat, stellenweise auch in Deutsch-Ostafrika versucht.

Das wichtigste Ereignis innerhalb der Berichtszeit ist der Erwerb grosser Flächen Baumwoll-Landes bei Saadani, Kilossa und Kilwa seitens einiger deutscher Baumwollindustrieller, welche dort einen Teil des ihnen nötigen Rohstoffes auf eigenen Plantagen ziehen wollen.

Natürlich decken die Ernten dieser Pflanzungen weitaus noch nicht die laufenden Unkosten, und es wird auch noch eine ganze Reihe von Jahren dazu gehören, um dieses Missverhältnis allmählich zu beheben. Darauf war man bei Anlage der Pflanzungen gefasst. Wohl aber hätte man dabei erwarten dürfen, dass das grosszügige Vorgehen unserer Industrie eine entsprechend grosszügige Unterstützung seitens der Kolonialverwaltung finden würde. Leider aber hat sich der sogenannte „kaufmännische Geist", von dem letzthin so viel die Rede war, bei dieser Gelegenheit jedenfalls nicht gezeigt. Die Kolonialregierung hat ihr Interesse an der Sache zwar oft und gern rhetorisch betont, dieses Wohlwollen durch ihre Organe in Ostafrika aber nur zu wenig in der Praxis betätigt.

Die überwiegend persönlich kühle, um nicht zu sagen ablehnende Reserve und die eng bureaukratische Behandlung dieses wichtigen wirt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlichen Fortschritts seitens des Gouvernements von Deutsch-Ostafrika sind vielmehr wie ein Reif auf die jungen Unternehmungen gefallen, und das wünschenswerte und nötige Hand-in-Hand-Arbeiten von Regierung und privaten Unternehmern ist nicht vorhanden.

Sehr unangenehm empfunden wird von den Interessenten u. a. die lange Verzögerung in der Ausstellung der Besitztitel über den belegten Grund und Boden. Seit dem Jahre 1907 haben wagemutige deutsche Spinner bereits Millionen baren Geldes in die Vorbereitung und Entwickelung ihrer ostafrikanischen Baumwollpflanzungen hineingesteckt, aber die Erteilung der Besitztitel ist immer wieder hinausgeschoben worden und bis heutigen Tages unerledigt geblieben. Da die Regierung ausserdem für diese längst belegten Ländereien heute stellenweise ungefähr doppelt so hohe Preise fordert, als bei Belegung des Landes von amtlicher Seite genannt wurden, so bedeutet diese Verzögerung für die Betroffenen eine weitere Schädigung.

Hat die Kolonialverwaltung in den 90er Jahren ungeheure Strecken deutscher Kolonialländereien geradezu verschenkt, so verfällt sie jetzt in das andere Extrem und erschwert und beschränkt auch den käuflichen Erwerb von Ländereien, die man zu wirtschaftlichen Unternehmungen brauchen will, in einer wohl zu weit gehenden Weise.

Diese Verfahren tragen wirklich nicht dazu bei, die Betätigungslust in unseren Kolonien anzuregen und zu fördern, und es ist für unsere Kolonialverwaltung recht wenig schmeichelhaft, wenn kühne Privatunternehmer, die sich in weiten Kreisen hohen persönlichen Ansehens erfreuen, nach jahrelangen Kämpfen und Mühen zu dem begreiflichen Schlusse kommen: Es würde ihnen nicht eingefallen sein, in deutschen Kolonien Pionierdienste zu leisten, wenn sie geahnt hätten, welche Schwierigkeiten ihnen eine bureaukratische Verwaltung bereiten würde, welches „Martyrium" sie dort erleiden müssten.

Als aufrichtigem Kolonialfreund ist es mir peinlich genug, diese Missstände hier berühren zu müssen, aber es hiesse Vogelstrausspolitik treiben und würde einer sachgemässen Förderung des grossen Problems nicht entsprechen, wenn man diese bitter empfundenen Mängel verschweigen wollte.

Es sollte mich freuen, wenn diese „Flucht in die Oeffentlichkeit" einigen Erfolg hätte.

Geklagt wird auch über zu hohe Frachten der Zentralbahn. Bei einem Artikel, wie Baumwolle, wo jeder Pfennig in der Konkurrenzmöglichkeit mitspricht, sollten sich die Transportgesellschaften, Bahnen sowohl wie Dampferlinien, einer weitsichtigen Tarifpolitik befleissigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anderseits sollte die Regierung in den intensiver bewirtschafteten Gebieten auch noch mehr als bislang für Wege- und Brückenbau sorgen.

Im Pflanzungsgebiet des Nordens wird Baumwolle von Europäern viel in Kleinbetrieben sowohl, als auch in Zwischenkulturen mit Sisal und Kautschuk angepflanzt. Besonders am Rufidji, bei Kilwa und am Victoriasee haben auch Eingeborene die Baumwollkultur bereits in grösserem Masse aufgenommen, und im Jahre 1908 betrug die bekannte Baumwoll-Anbaufläche in Deutsch-Ostafrika bereits über 6000 Hektar.

Sobald die Zentralbahn 1912 das 1000 Kilometer von der Küste entfernte Tabora erreicht, wird ein Distrikt von der Grösse Bayerns erschlossen, der nach der Intelligenz seiner Bevölkerung und der Qualität des Bodens verspricht, ein grösseres Baumwollgebiet zu werden, vorausgesetzt, dass die Niederschläge günstig sind; auch der anschliessende Muansa-Distrikt, der so gross wie das Königreich Sachsen ist, erscheint in einzelnen Teilen für Baumwollbau vorzüglich geeignet.

Um eine einheitliche, gute, marktfähige Baumwolle zu erzielen, und um zu verhindern, dass wahllos Baumwollsaat der verschiedensten Herkunft an die Eingeborenen verteilt werde, womit eine Verwilderung des Baumwollbaues zu befürchten wäre, hat das Gouvernement von Ostafrika, nach dem Vorbild einer in Uganda bereits 1908 erlassenen Verordnung, in diesem Jahre bestimmt, dass die Verteilung von Baumwollsaat an Eingeborene nur von den Ortsbehörden oder von besonders dazu ermächtigten Personen an bestimmten Plätzen erfolgen darf.

Welche der drei Betriebsformen: Gross-, Mittel- oder Kleinkultur sich am besten bewähren wird, lässt sich jetzt noch nicht beurteilen, wirklich „grosse" Ernten werden aber, ganz gleichgültig, ob es sich um Plantagen- oder Eingeborenenkultur handelt, nur unter Zuhilfenahme aller exakten Bodenbearbeitungs-, Saatzucht-, Düngungs- und Erntemethoden und bei rationeller Bekämpfung der Schädlinge möglich werden, und das wird geraume Zeit beanspruchen, speziell auch bei der angestrebten Einführung der Pflugkultur unter den Eingeborenen, deren tausendjährige Gewohnheiten sich nicht von heute zu morgen ummodeln lassen.

Was die Anlernung unserer Eingeborenen anbetrifft, so dürfte es übrigens angezeigt sein, für eine schnellere Ausdehnung des Baumwollbaues die Heranziehung von darin theoretisch und praktisch vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebildeten Farbigen aus Nordamerika in unsere Kolonien ins Auge zu fassen. Ist doch in Nordamerika bekanntlich gerade der ursprünglich aus Westafrika stammende Neger der eigentliche Träger der dortigen grossartigen Baumwollkultur.

Die unglaubliche Aufregung, die im Juli dieses Jahres der Sieg eines schwarzen über einen weissen Preisboxer in den Vereinigten Staaten verursachte, erhellt blitzartig den tiefen Abgrund, den die Rassenfrage zwischen den weissen und schwarzen Bewohnern Nordamerikas noch immer bildet, und wenn man den im Vorjahr von William P. Pickett in seinem Buche „The Negro Problem" gemachten, an alte Lincolnsche Ideen anklingenden, radikalen Vorschlag auch nicht ernst zu nehmen braucht, der darauf hinausläuft:

> Die in der grossen Union lebenden zehn Millionen Neger durch eine staatlich mit vielen Hunderten von Millionen Dollars unterstützte, allmähliche und sogenannte „freiwillige" Auswanderung ausserhalb der Vereinigten Staaten anzusiedeln,

so könnte es sich für uns doch darum handeln, eine beschränkte Anzahl intelligenter amerikanischer Neger nach unseren Kolonien und besonders Westafrika heranzuziehen.

Ueber die mündlichen Verhandlungen, die ich darüber mit den beiden berühmten Negerführern Dr. Booker J. Washington und Professor du Bois führte, habe ich 1908 in der „Deutschen Kolonialzeitung" berichtet, und der Erfolg, den das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee mit einem Schüler von Booker Washingtons berühmtem Negerinstitut in Tuskegee, John W. Robinson, während dessen neunjähriger Mithilfe bei Einführung des Baumwollbaues in Togo hatte, ermutigt wohl zur weiteren Berücksichtigung dieser Frage.

Auch in unseren Kolonien hat man Versuche mit der letzthin unter grosser Reklame angepriesenen, aus Australien stammenden baumartigen Caravonica-Baumwolle unternommen, die an und für sich vielfach ein hervorragend schönes und wertvolles Produkt liefert, deren Kultur aber bislang nur zu oft recht wenig befriedigende Resultate und sehr ungleichen Quantitäts- und Qualitätsausfall ergeben hat, so dass es günstigen Falls noch Jahre dauern wird, bis wir über alle Vorbedingungen des Gedeihens von Caravonica, von der man sonderbarerweise noch nicht einmal mit Sicherheit weiss, ob es eine Züchtung oder eine Stammpflanze ist, soweit orientiert sind, dass man ein geschäftliches Vertrauen zu dieser Kultur haben kann. In kleinen, gartenartigen Betrieben hat man zwar mit baumartigen Baumwollsorten mannigfach schöne Resultate erzielt; in Grossbetrieben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinen sie bislang aber überall einen Misserfolg gebracht zu haben, und man hat deshalb auch in Indien damit gemachte Versuche kürzlich als unlohnend wieder eingestellt, da diese baumartigen Sorten die Schädlinge auch während der Winter- und Regenzeit schützen und erhalten, die Zweige brüchig und die Erträge dort niemals den von den Bäumen eingenommenen Flächen angemessen waren. Auch wenn die Caravonica bei uns gute Resultate geben sollte, würde sie immer die grosse Gefahr mit sich bringen, dass die Schädlinge überhandnehmen, da diese nicht, wie bei den einjährigen Baumwollstauden, jährlich mit diesen zusammen vernichtet würden. Diese tierischen Schädlinge sind aber überall eine grosse Gefahr der Baumwollkultur, der man am besten durch Zucht und Anbau möglichst kurzlebiger Baunwollsorten begegnet, welche die Wolle so rasch bilden, ehe die Schädlinge sich stärker entwickeln; dadurch, dass die Pflanzen jedes Jahr radikal vernichtet werden, dämmt man die Schädlingsplage weiter ein.

Bedeutungsreicher als das Erscheinen der Caravonica dürfte ein jüngst erzielter Baumwollersatz werden können, den die Chemnitzer Aktienspinnerei in Verbindung mit Lehrkräften der dortigen Königlichen Technischen Staatslehranstalten nach jahrelangen Arbeiten jetzt durch ein patentiertes Verfahren erzielt hat, die bislang nur als Polstermaterial verwendbaren Pflanzenseiden des Kapokbaumes und der Kielkrone (Calotropis), eines Strauches aus der Familie der Asklepiadaceen, spinnfähig zu machen. Diese beiden Pflanzenseiden, welche in vielen tropischen Gegenden und auch in unseren Kolonien wild und in Menge wachsen und deren Preis billiger als der von Baumwolle ist, können nunmehr, allein oder mit Baumwolle gemischt, zu stärkeren Garnen versponnen werden, die, wenn auch nicht für alle, so doch für viele Zwecke — teilweise sogar vorzüglich — geeignet sind und immerhin eine gewisse Linderung der Baumwollnot herbeiführen dürften.

Die Baumwollausfuhrzahlen unserer Kolonien weisen in den letzten drei Jahren die folgende, aufsteigende Linie auf:

	1907	1908	1909	
Ostafrika .	231	270	519	Tonnen
Togo . .	281	419	510	„
Ostafrika .	224	249	440	Tausend Mark
Togo . .	230	366	417	„ „

Wie sich deutsche Kolonialbaumwolle in fertiger Ware ausnimmt, veranschaulichen die den Kongressbesuchern von seiten des Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirtschaftlichen Komitees gestifteten Taschentücher, deren Rohmaterial deutsch-ostafrikanische Baumwolle lieferte.

Ueber Togo und Deutsch-Ostafrika hinaus haben sich grössere Versuche, den Baumwollbau auch in den streckenweise wohl dafür geeigneten beiden anderen deutsch-afrikanischen Kolonien, Kamerun und Südwestafrika, als Exportkultur einzuführen, noch nicht durchführen lassen, weil in

Kamerun zunächst die Erschliessung des allein dafür geeigneten Hinterlandes durch moderne Verkehrsmittel nötig ist, während der in

Südwestafrika für grösseren Baumwollbau ausschliesslich in Frage kommende Norden erst nach Klärung der politischen Verhältnisse wirtschaftlich intensiver bearbeitet werden kann.

In unseren

Südsee-Besitzungen aber ermutigen die klimatischen und Arbeiterverhältnisse vorläufig nicht zu grösseren Unternehmungen in Baumwolle.

Die gemeinnützige Pionierarbeit im Interesse der Einführung und Ausdehnung der Baumwollkultur in unseren Kolonien hat, wie von Anfang an, so auch innerhalb der letzten fünf Jahre, unter wertvoller Mithilfe der Kaiserlichen Stationen und der Missionen, das rührige Kolonial-Wirtschaftliche Komitee unter seinem unermüdlichen Vorsitzenden, Karl Supf, geleistet, in diesen Arbeiten unterstützt vom Reichs-Kolonialamt, vom Reichsamt des Innern und den deutschen Baumwollinteressenten, so dass dafür jährlich rund 200 000 Mk. aufgewandt werden konnten. Ausführliche Angaben über seine Tätigkeit auf dem Gebiete des Baumwollbaues liefern vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee halbjährlich herausgegebene Sonderberichte, die eine reiche Quelle der Belehrung bilden. Zusammengefasst sind die bisher erzielten Resultate in einer auf Veranlassung des Komitees von Professor Dr. A. Zimmermann in Amani verfassten „Anleitung für die Baumwollkultur in den deutschen Kolonien", die soeben in zweiter, umgearbeiteter Auflage erschien.

Durch eine im März 1910 zwischen Reichs-Kolonialamt und Kolonial-Wirtschaftlichem Komitee getroffene Vereinbarung wurde das Versuchswesen der Baumwollkultur in deutschen Kolonien, bei erhöhter Geldaufwendung, die hauptsächlich aus Mitteln der Wohlfahrtslotterie bestritten wird, auf eine noch breitere Grundlage als bislang gestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Demnach organisiert die Kolonialverwaltung das staatliche Versuchswesen:

Die Errichtung landwirtschaftlicher Stationen mit Berücksichtigung der Baumwollsortenversuche, Saatzucht, Düngung und Bewässerung, die Bekämpfung von Schädlingen, die wissenschaftliche Untersuchung von Baumwollböden, den meteorologischen Dienst und eine geeignete Einwirkung auf die Eingeborenenbevölkerung, sich diesem, der deutschen Nationalwirtschaft so wichtigen Zweige zu widmen. Die landwirtschaftlichen Stationen werden in allen in Frage kommenden Kolonien eine weitere Ausdehnung erfahren, den Bezirksämtern sollen, ähnlich, wie dies schon in Kamerun geschehen ist, landwirtschaftliche Beamte beigegeben werden, und in Ostafrika werden dabei auch die bei den Kommunen verfügbaren Kräfte und Geldmittel herangezogen.

Die bestehende Organisation des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees wird hierdurch nicht berührt, sondern umfasst nach wie vor, in vielseitiger Weise:

Die Baumwollschule in Mpanganya und eine Geschäftsstelle mit Pflug- und Gerätedepot (deutsche Maschinen) in Ostafrika; ferner Errichtung von Aufkaufsmärkten und von Entkörnungsanlagen mit deutschen Maschinen; Selbstaufkauf von Baumwolle zu garantierten Mindestpreisen; Aufkauf und Lieferung von Saatgut; Leistung von Pflanzprämien, Qualitätsprämien, Pflugprämien, Transportvergütungen und Erntevorschüssen; Verwertung der Nebenprodukte, zu welchem Zwecke demnächst seitens des Komitees eine Pionier-Oelmühle für Baumwollsaat in Deutsch-Ostafrika aufgestellt werden soll; Bereisung der Baumwollgebiete durch Sachverständige, bzw. weisse und farbige Wanderlehrer; wasserwirtschaftliche Vorarbeiten; Kontrolle und Begutachtung der Baumwollqualitäten in Deutschland; Ausstellungen von Baumwolle und von Baumwollkultur- und Ernteaufbereitungsmaschinen.

Die von Jahr zu Jahr sich mehrenden technischen Aufgaben in den Kolonien veranlassen das Komitee ausserdem, einen im Maschinenbau und Wasserbau bewährten Ingenieur mit dem Adressensitz Daressalam zu verpflichten. Ihm soll auf dem Gebiet des Baumwollversuchswesens die Kontrolle über die Entkörnungsfabriken, die geplante Oelmühle und über die wasserwirtschaftlichen Vorarbeiten übertragen werden, welch letztere eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen und verlangen.

Durch die Vereinbarung zwischen Reichs-Kolonialamt und Kolonial-Wirtschaftlichem Komitee wird es möglich sein, bereits im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahre 1910 rund 400 000 Mk. auf die gemeinnützige Förderung des Baumwollbaues in deutschen Kolonien verwenden zu können, für den sich innerhalb der letzten Jahre auch die allgemeinen Vorbedingungen gebessert haben.

Vor allem ist der Eisenbahnbau planmässig und in grösserem Stile in Angriff genommen worden. Durch den Ausbau der Zentralbahn und der Usambara-Bahn in Ostafrika, der Togo-Inlandbahn und der Kameruner Nordbahn werden weite, für Baumwollbau geeignete Gebiet erschlossen.

Der landwirtschaftliche Referent im Reichskolonialamt, Regierungsrat Dr. Busse, einer unserer besten Kenner Ost- und Westafrikas, studierte 1909 den Baumwollbau in Russisch-Zentralasien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Zur Bekämpfung der Baumwollschädlinge ist ein Sachverständiger der Regierung in Ostafrika tätig.

Die Bekämpfung der Viehseuchen, eine Vorbedingung für die Einführung der Pflugkultur, wird durch vermehrtes tierärztliches Personal betrieben. Der Motorpflug, als Ersatz de Gespannpfluges, hat neuerdings erhebliche Fortschritte zu verzeichnen.

Der Wasserwirtschaft wird erhöhtes Interesse zugewandt.

Das sind alles Fortschritte, welche die Ausführung des Programms erleichtern helfen, wenn auch zweifelsohne noch vielerlei Schwierigkeiten und manche Nackenschläge, die uns noch bevorstehen, überwunden werden müssen.

Aber wir dürfen heute annehmen, dass diese Schwierigkeiten auf die Dauer überwunden werden können, im Interesse unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit, im Interesse von Hunderttausenden deutscher Arbeiter und des hohen, in der Baumwollindustrie investierten Kapitals.

Diese Betrachtung sollte die deutschen Baumwollindustriellen, soweit sie den Baumwollbestrebungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees noch kühl und teilnahmslos gegenüberstehen, zu tatkräftiger Unterstützung anspornen; unsere in der Baumwollindustrie beschäftigten Arbeiter aber sollten sich ein Beispiel nehmen an ihren weitsichtigeren englischen Kollegen, welche jährlich, trotz der Entbehrungen, welche ihnen die „short time" mit ihren direkten Lohnkürzungen auferlegt, je 1,25 Mk. an die British Cotton Growing Association zahlen, um dadurch auch ihrerseits mitzuhelfen, das zum Fortbestand ihrer Industrie nötige Rohmaterial zu beschaffen. Leider sind die Bestrebungen, auch die deutschen Arbeiter zu einem ähnlichen Vorgehen zu bewegen, vorläufig er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folglos geblieben. Hervorragende Führer der Sozialdemokratie haben zwar nicht umhin gekonnt, die Wichtigkeit der Frage auch ihrerseits anzuerkennen, trotzdem aber aus „parteipolitischen Gründen" die finanzielle Mitwirkung der Arbeiterschaft dabei glatt abgelehnt.

Auch bei uns liegt ein einheitliches Interesse von Industrie, Arbeiterschaft und Handel an den Bestrebungen vor, Deutschland allmählich von dem amerikanischen Baumwollmonopol zu befreien, und da dieses Ziel als erreichbar erkannt ist, so sollten alle an dieser besonderen Aufgabe unserer Zeit interessierten Kreise die dafür geforderten Opfer gern, andauernd und in so reichem Masse bringen, als nur irgend möglich ist, um die Versuche unter tüchtiger fachmännischer Leitung gleichzeitig an möglichst vielen Stellen und möglichst intensiv unternehmen zu könnnen.

Ist die glückliche Lösung dieser grossen Aufgabe doch mit ausschlaggebend für die zukünftige Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkt.

* * *

Baumwollernten in 1000 Ballen zu je 500 Pfund englisch Nettogewicht.

	1907	1908	1909
Nordamerika . .	10 822	13 002	9 863
Britisch-Indien .	2 498	2 953	3 602
Aegypten . . .	1 296	1 275	911
Russland . . .	620	846	720
China	426	600	600
Brasilien . . .	370	425	360
Andere Länder .	420	512	502
	16 512	19 613	16 558

Erich Fabarius, Bremen: Gestatten Sie mir, im Anschluss an die Ausführungen des verehrten Herrn Referenten noch einige kurze Bemerkungen über das Land, welches heute als Eldorado der Baumwollkultur der ganzen Welt vor Augen steht, der Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und um gleich in medias res einzudringen, erlaube ich mir hierbei hinzuweisen auf die wirtschaftliche Unabhängigkeit und das Uebergewicht jenes Landes in bezug auf die Baumwollversorgungsfrage der ganzen Welt gegenüber und auf die intensive Ausnutzung dieses Uebergewichtes seitens seiner Bevölkerung. Der Baumwollkongress von 1907 in At-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lanta, zu welchem fast alle Kulturstaaten Europas Delegierte aus Handels- und Industriekreisen entsandt hatten, wurde eröffnet durch eine Begrüssungsrede des Gouverneurs von Georgia, in welcher mit erhabenen Pathos die Worte fielen: „Wir blicken mit Verachtung auf Ihre kolonialen Baumwollkulturbestrebungen, wir besitzen ein Monopol der Baumwollversorgung und wir werden es behalten!" Und im Laufe der manchmal stürmischen Verhandlungen wurde von fanatischen Vertretern südlicher Interessen immer wieder, und zwar unter dröhnendem Gejohle und Gepfeife des zahlreich vertretenen Pflanzerelementes, an die Welt die Forderung gestellt, für das Pfund Baumwolle 15 Ct. gleich rund 75 Pfg. zu zahlen, einem damaligen Tageswerte von rund 60 Pfg. gegenüber. Man ging so weit, zu erklären: „Wenn ihr uns die verlangten 15 Ct. jetzt nicht bewilligt, so werdet ihr sie später mit Wucherzinsen zahlen müssen. Nun, damals hat die gleich darauf ausgebrochene Finanzkrisis in den Vereinigten Staaten, eine Krisis, welche über die ganze Erde ging, aber die dann in Amerika schnell überwunden wurde, während die übrigen Länder noch sehr lange schwer darunter zu leiden hatten, jenem rücksichtsvollen Verlangen ein jähes Ende bereitet, aber schon in diesem Jahre sind die geforderten 15 Cent zur Wahrheit geworden, verursacht durch eine einzige Missernte in den Vereinigten Staaten. Aber leider ist es nicht diese Missernte allein, welche eine solche Preisentwickelung, eine solche ganz unvorhergesehene Preishöhe von Baumwolle hervorgerufen hat, sondern diese Wertsteigerung ist auch, und zwar nicht zu einem kleinen Teile, zurückzuführen auf die wirtschaftliche Entwickelung der Vereinigten Staaten im allgemeinen und auf einen geradezu phänomenal zu nennenden Aufschwung im Süden im besonderen. Wenn man bedenkt, dass die Einnahmen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten allein aus seinen Ackerbauprodukten im Jahre 1908 über 8 Millionen Dollar betragen haben, so wird man sich ohne weiteres darüber klar sein, dass hierin eine wirtschaftliche Erstarkung liegt, die zu einem Unabhängigkeitsgefühl führen muss, welches gerade bei den Amerikanern üppiger wie anderswo gedeihen wird. Da dieses Unabhängigkeitsgefühl seit Jahren im Süden systematisch gehegt und gepflegt und immer wieder von neuem angestachelt wird, wie das s. Z. schon so klar in Atlanta zu Tage trat, kann man sich nicht drüber wundern, dass die intensivste Ausnutzung des wirtschaftlichen Uebergewichtes des Südens in der Baumwollversorgungsfrage geradezu zu einer Lebensaufgabe geworden, in welcher im Süden Alle für Einen und Einer für Alle handeln. Diese Auffassung bedeutet eine Macht, welche keinen Augenblick unterschätzt

werden sollte, und in der hieraus sich ergebenden Bewegung liegt eine Kraft, mit welcher man immer wieder zu rechnen haben wird, ganz gleich, ob die Baumwollernten gross oder klein ausfallen. Und worin besteht die Ausübung dieser Macht, die Betätigung dieser Kraft? Darin, dass man, zielbewusst Hand in Hand gehend, das Angebot des Rohstoffes der jeweiligen Nachfrage anpasst, wo immer möglich sogar ersteres unter dem Umfang der letzteren hält. Hierdurch wird also eine absolute Vermeidung eines übermässigen Angebots, so wie es früher in jedem Jahre in den ersten Monaten der Ernten in Erscheinung zu treten pflegte, erreicht, und dadurch gewinnt man einen dominierenden Einfluss auf die Preisgestaltung. Man schätzt die Zahl der Farmen, meist Kleinfarmen, auf 1,8 bis 2 Millionen. Von diesen würde bei normalen Ernten jede einzelne im Durchschnitt mit einem Ertrage von rund 7 Ballen zu rechnen haben. So wird es naturgemäss dem Süden leicht, besonders bei der festen Organisation der Farmer untereinander, eine solche Taktik, die Taktik des allmählichen Verkaufes seiner Baumwolle, zu befolgen, und seit einigen Jahren muss die ausseramerikanische, Baumwolle konsumierende Welt immer wieder die Geissel spüren, welche jene wirtschaftliche Uebermacht des Südens und die zielbewusste Ausnützung dieser Uebermacht in der Hand hat. Dieser Erscheinung gegenüber kann m. E. nicht oft genug, nicht laut genug und nicht eindringlich genug betont werden, dass die Baumwollkultur in unseren Kolonien mit allen Mitteln, mit ganzer Kraft gefördert werden sollte. Diese Aufgabe erscheint heute als eine Pflicht nicht allein derjenigen, welche dem Baumwollhandel und der Baumwollindustrie nahestehen, nein, als eine Pflicht eines jeden Deutschen, dem das Wohl und Wehe unserer Baumwoll-Industrie und damit eines grossen Prozentsatzes unserer Bevölkerung am Herzen liegt und der vereint mit allen Freunden unserer Kolonien dem Ziele zustrebt, durch Erschliessung unserer Kolonien unserm Volke und unserm Vaterlande sowie den Kolonien selbst dauernde Dienste zu leisten. Möchten sich in solchem Streben alle Kolonialfreunde die Hand reichen und unter der Devise: „Einer für Alle und Alle für Einen" dauernde Erfolge erzielen.

Dr. **Hindorf**, Berlin: Zu drei Punkten aus dem Vortrage des Herrn Schanz möchte ich einige Ausführungen machen, und zwar zunächst über die künstliche Bewässerung der Baumwolle in unseren Kolonien. Nach den Worten des Herrn Schanz könnte man den Eindruck gewinnen, als ob er die Notwendigkeit, in unseren Kolonien Baumwolle mit künstlicher Bewässerung zu bauen, für eine grosse Erschwerung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Baumwollbaues halte. Ich stehe hier auf einem ganz anderen Standpunkt. Wir müssen mit dem Baumwollenbau in unseren Kolonien in solche Gebiete gehen, wo wir scharf abgegrenzte Regenzeiten und keine allzu grossen Niederschläge haben, und hier sollten wir überall die künstliche Bewässerung für die Baumwollkultur einführen. Das erfordert allerdings grosse Kapitalien, viel Arbeit und viel Zeit. Aber die in Bewässerungsanlagen hineingesteckten Mittel verzinsen sich erfahrungsgemäss bei allen landwirtschaftlichen Unternehmungen in tropischen oder subtropischen Gebieten mit geringen Niederschlägen ausgezeichnet. Bei künstlicher Bewässerung werden die Ernten nicht nur erheblich grösser, sondern sie werden vor allem auch viel sicherer, als wenn wir von den Zufälligkeiten des Regenfalls abhängen. Auch ermöglicht die künstliche Bewässerung eine viel wirkungsvollere Bekämpfung der Schädlinge. Ich sage also nicht: Leider werden wir in Ostafrika die Baumwolle in den meisten Fällen mit künstlicher Bewässerung bauen und für diese Bewässerungsanlagen grosse Aufwendungen machen müssen, sondern ich drehe die Sache um und sage: glücklicherweise haben wir in Deutsch-Ostafrika grosse, für den Baumwollbau geeignete Gebiete, in denen künstliche Bewässerung möglich ist, und wo wir voraussichtlich nach Schaffung der nötigen Bewässerungsanlagen auf Hunderttausenden von Hektaren erfolgreich einen grossen Teil der Baumwolle bauen können, deren die deutsche Industrie bedarf.

Einige weitere Worte möchte ich über die Heranzüchtung von besonderen Baumwollensorten für unsere verschiedenen Kolonien sagen. Mit Herrn Schanz halte ich die Gewinnung eigener, für die örtlichen Verhältnisse passender Baumwollsorten für eine der wichtigsten Vorbedingungen des Erfolges unserer Baumwollkultur. Der einzige Weg, hier zum Ziele zu gelangen, ist der, dass an Ort und Stelle durch sachgemässe fortgesetzte Züchtungsversuche die geeigneten Sorten aus heimischen oder eingeführten Baumwollenarten durch Kreuzung herangezogen werden. Diese Aufgabe kann aber nicht auf den Baumwollenpflanzungen selbst gelöst werden, sondern sie muss von besonderen Saatzuchtstellen in die Hand genommen werden, die womöglich als private Unternehmungen, aber mit Unterstützung durch die Baumwollenpflanzer und durch die Regierung betrieben werden. Diesen Saatzuchtstellen würde nicht nur die Heranzüchtung von örtlich geeigneten Baumwollensorten obliegen, sondern sie würden sich überhaupt mit allen den Aufgaben zu befassen haben, die ein Saatzuchtunternehmen in der betreffenden Kolonie zu erfüllen hat. Hier an dieser Stelle möge dieser kurze Hinweis genügen; nähere Ausführungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über die Organisation der für alle Kulturen in unseren Kolonien so wichtigen Saatgutzüchtung und -beschaffung muss ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Die Errungenschaft, dass der Kapok, der bisher nur als Kissenstopfmaterial verwandt wurde, jetzt auch versponnen werden kann, ist gerade für unsere beiden Kolonien Ostafrika und Togo von ganz ausserordentlicher Bedeutung. Der Kapokbaum wächst dort vielfach wild, und er wird ausserdem auch auf einzelnen Pflanzungen in Deutsch-Ostafrika in ziemlich grosser Ausdehnung angebaut. Nun macht der Kapokbaum keine grossen Ansprüche an Boden und Niederschlagsmenge, er gedeiht vielmehr besonders gut in den etwas trockeneren Steppengebieten, an denen Deutsch-Ostafrika und auch Togo so reich sind, und die nutzbringend nur durch wenige Kulturpflanzen, wie z. B. durch die Sisalagave, verwertet werden können. Wenn wir nun für den Kapok eine neue und fast unbegrenzte Verwendung durch die jetzt erfundene Verspinnbarkeit gewonnen haben, so ist damit die Möglichkeit geschaffen, jene weiten Steppengebiete noch durch eine weitere Kulturpflanze, eben durch den Kapok, zu verwerten. Zwar glaube ich nicht, dass grosse Kapokpflanzungen, die sich ausschliesslich mit dieser Kultur befassen, entstehen werden. Aber die vorhandenen Sisalpflanzungen z. B. werden neben Sisal auch als Zwischenkultur Kapok in grosser Ausdehnung bauen können, wodurch sie eine grössere Sicherheit des Betriebes und eine bessere Ausnutzung der Arbeitskräfte, sowie eine wesentlich höhere Rentabilität erreichen. Auch wird man voraussichtlich mit gutem Erfolge die abgeernteten Sisalfelder, deren nochmalige Bepflanzung mit Sisal sich nach den vorliegenden Erfahrungen als unzweckmässig erwiesen hat, sehr wohl in geschlossene Kapokpflanzungen umwandeln können. Auch andere Pflanzungen in Ostafrika und Togo, die steppenartiges Land zu verwerten haben, haben jetzt in dem Kapok eine weitere wertvolle Kulturpflanze, deren Anpflanzung man von jetzt an seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Sicherlich können später auch die weiten Grasflächen im Hinterlande von Kamerun und vielleicht auch niedrig gelegene Teile des Ovambolandes für den Anbau von Kapok in Betracht kommen. Uebrigens ist der Same des Kapok, ganz ähnlich wie der der Baumwolle, als Oelfrucht zu beachten, und der Kapoksame wird mit der steigenden Erzeugung und Verwertung der Faser natürlich ebenfalls an Bedeutung zunehmen.

von St. Paul-Illaire, Berlin, teilt mit dass die bisherigen Versuche mit Caravonica-Baumwolle noch nicht abgeschlossen seien. Die Qualität sei hervorragend, ob aber die Quantität pro Flächeneinheit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genüge, um die Kultur rentabel erscheinen zu lassen, sei noch nicht entschieden. —

Redner schlägt im Anschluss an die Beschwerden von Herrn Schanz über zu geringe Unterstützung der Regierung eine Resolution vor, welche zur Vorlage im Plenum einstimmig angenommen wurde.*)

Prof. Dr. **Warburg**, Berlin, betrachtet die Baumwollfrage als die wichtigste von unsern Kolonien zu lösende wirtschaftliche Frage. Daher muss jede Möglichkeit, die Produktion zu vermehren, erwogen und ausprobiert werden. Zweifellos wird die Bewässerungsbaumwolle in Plantagen uns einen grossen Schritt weiter bringen, und zwar schneller, als der bisher besonders protegierte Baumwollbau durch Eingeborene. Kapok, der Baumwollbaum, Ceiba pentandra, sollte versuchsweise schon jetzt auf den verschiedenen Pflanzungen gebaut werden, zumal da die Faser auch als Kissenstopfmaterial schon rentabel ist. Dass die Kultur von Wüstenseide (Calotropis procera) rentabel sein wird, ist zu bezweifeln; diese seidenartige Faser kommt nur als Sammelprodukt namentlich in Indien in betracht. Von ausserordentlicher Wichtigkeit ist die Einführung von Motorpflügen, da sie drei- bis viermal billiger sind als Dampfpflüge und, drüben hingelegt, weniger als 20 000 Mk. kosten. Bei Hackkultur rentiert sich Baumwolle nur ausnahmsweise, und Gespannpflüge sind wegen der Tsetsefliege in vielen Gegenden ausgeschlossen; auch mit Motorpflügen sollten von allen grösseren und mittelgrossen Plantagen Versuche angestellt werden. Für ev. Einwanderung amerikanischer Neger kommen vor allem die dünn bevölkerten Graslândereien des Kameruner Hinterlandes sowie das Ovamboland in Betracht, beide Gebiete natürlich erst dann, wenn sie durch Eisenbahnen aufgeschlossen sein werden. Namentlich das Ovamboland dürfte sich ähnlich wie Rhodesia für den Anbau von Baumwolle gut eignen.

Wichtig ist vor allem aber ein einträchtiges Zusammenarbeiten von Privaten und Regierung, und dazu ist ein starker Druck der Zentralregierung auf die Kolonialregierungen erforderlich, da letztere nur allzu geneigt sind, die Bestrebungen der Baumwollkultur heute gegen schneller rentierende und die Kolonien früher zum Prosperieren bringende Kulturen zurückzustellen. Wir haben aber doch die Kolonien nicht ihrer selbst wegen geschaffen, sondern hauptsächlich, um uns die nötigen Rohstoffe für unsere Industrien und Volksernährung zu schaffen.

*) Siehe Resolution zum Vortrage Gadegast am 8. Oktober.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Moritz Schanz, Chemnitz: Betreffs der künstlichen Bewässerung möchte ich ausdrücklich erklären, dass ich die Ansichten der Herren Dr. Hindorf und Professor Warburg darüber durchaus teile. Ich habe nur betonen wollen, dass sich das Problem da, wo künstliche Bewässerung nötig wird, zunächst organisatorisch und finanziell kompliziert, die Notwendigkeit wasserwirtschaftlicher Vorarbeiten in Deutsch-Ostafrika in meinem Vortrag aber wiederholt hervorgehoben. Ich befinde mich also nicht in Opposition, sondern in völliger Uebereinstimmung mit den beiden Herren Diskussionsrednern.

Wasserwirtschaft in den deutschen Kolonien.

Vom Geh. Oberbaurat **Schmick,** München.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Eine geregelte, nach weitblickenden Grundsätzen geleitete Wasserwirtschaft ist für alle Länder der Erde von der grössten Bedeutung.

Die Aufgaben der Wasserwirtschaft sind mannigfach. Durch sie werden Bewässerungen geschaffen und dadurch die Erträgnisse des Bodens erhöht; es wird die Wasserführung der Flüsse gleichmässiger gestaltet und damit der Schiffsverkehr gehoben; bei stärkeren Gefällen der Wasserläufe lassen sich neue Kraftquellen gewinnen, und endlich wird durch Ausnützen der Quellen und durch Erschliessen guten Grundwassers die Gesundheit der Bevölkerung erhalten und gefördert. Man kann daher ohne Uebertreibung aussprechen, dass je nach dem höheren oder niedrigeren Stand der Wasserwirtschaft die Kultur eines Landes grösser oder geringer ist.

Von besonderer Wichtigkeit wird die Ausgestaltung der Wasserwirtschaft in einem Lande dann, wenn die Niederschläge unregelmässig fallen, wenn dadurch der Ablauf des Wassers in Bächen und Flüssen zeitweise unzureichend oder allzu gross ist, oder wenn diese Niederschläge gar so gering sind, dass sie zum Befruchten des Bodens, zum Speisen des Grundwassers und für die ständige Wasserführung in den Flüssen nicht ausreichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Anführung dieser einzelnen Fälle lässt deutlich erkennen, dass insbesondere in unseren afrikanischen Kolonien die Wasserwirtschaft einen entscheidenden Einfluss auf das Gedeihen, ja auf die Zukunft der Gebiete haben muss. Unsere anderen Kolonien, wie Neu-Guinea, die Samoainseln und die kleineren Inseln im Stillen Ozean, kommen bei dieser Betrachtung nicht in Frage, da sie entweder ausreichende Niederschläge haben oder aber, wie Neu-Guinea, noch nicht hinreichend erforscht sind, um für umfangreiche Aufgaben Gelegenheit zu bieten.

Die Wasserwirtschaft muss sich auf einer Reihe von Grundlagen aufbauen, die eingehend erhoben werden müssen, um zuverlässige Zahlen zu liefern, deren Bewertung bei Aufstellung von Entwürfen einen Anhalt gibt.

In erster Linie sind die Niederschläge zu messen. Hierzu ist es erforderlich, ein den Verkehrswegen folgendes, aber auch nach der Eigenart des Geländes zu entwerfendes Netz von Regenmesserstationen anzulegen und durch geeignete Beamte eine zuverlässige Beobachtung dieser Stationen herbeizuführen. Die Aufzeichnungen sind an einer Zentralstelle wissenschaftlich auszuwerten. Es empfiehlt sich, wegen der Genauigkeit der Beobachtungen selbstschreibende Regenmesser zu verwenden, und zwar hauptsächlich auch deshalb, weil in Afrika bei der grossen Hitze das in die Regenmesser gelangte Wasser sehr rasch verdunstet. Bei gewöhnlichen Messern ist daher in kurzer Zeit ein grosser Teil oder sogar das ganze eingefallene Wasser verschwunden, und der verspätet ankommende Beamte ist nicht in der Lage, den Niederschlag festzustellen. Beobachtungen über Luftfeuchtigkeit, Gewitter, Hagelschläge und Schneefälle, sowie regelmässige Aufzeichnungen der Wärme und des Luftdruckes sind ebenfalls vorzunehmen.

In zweiter Linie müssen die Abflüsse in den Flüssen gemessen werden. Hierzu sind Pegel an geeigneten Stellen der Flussläufe anzubringen. Nach meinen Erfahrungen haben sich sowohl in Südwest- als auch in Ostafrika Schreibpegel nicht bewährt, da ihr Mechanismus durch Mengen von Insekten, einmal sogar durch Schlangen unbrauchbar wurde. Es sind hierfür also einfache Pegel zu versetzen, solange, bis ein für die besonderen Verhältnisse Afrikas geeigneter Schreibpegel vorhanden ist. Ebenso wie die Niederschlagsbeobachtungen gleichmässig sein müssen, ist auch bei den Pegelbeobachtungen ein regelmässiges Ablesen der Wasserstände allein von Wert.

Im Anschluss an die Pegelbeobachtungen sind drittens bei den verschiedenen Wasserständen Wassermessungen in den Flüssen vorzunehmen und schliesslich sind durch eingehende Höhenmessungen die Gefälle in den Flussläufen zu ermitteln.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Auswertung der auf diese Weise gewonnenen Beobachtungen ergibt dann im Laufe der Jahre ein klares Bild über die Beziehungen zwischen Niederschlag und Abfluss.

Diese Untersuchungen sind weiter zu vervollständigen durch Bohrungen zur Feststellung des in dem Boden etwa vorhandenen Grundwassers und seiner Menge.

Diese wichtigen Vorerhebungen sind seither in unseren Kolonien nur zum Teil in die Wege geleitet. Niederschlagsmessungen sind überall im Gange; doch ist noch in keiner der Kolonien bis jetzt das Netz so umfassend angelegt, dass die Ergebnisse als ausreichend betrachtet werden könnten. Mit dem weiteren Ausgestalten der Verkehrswege und der Anlage neuer Niederlassungen sind daher die Netze zu vervollständigen; als Beobachter müssen geeignete Leute ausgesucht werden, die sich durch grosse Gewissenhaftigkeit auszeichnen und die Freude an ihrer Tätigkeit haben.

Das Auswerten der Niederschlagsbeobachtungen findet in den Kolonien gegenwärtig nur vereinzelt durch einen wissenschaftlich gebildeten Meteorologen statt. Dies ist aber eine Grundbedingung, um zuverlässige und daher allein brauchbare Ergebnisse über diese so ungemein wichtige Frage zu erhalten.

Wassermessungen in den Flüssen sind seither nur ganz vereinzelt vorgenommen worden, und zwar hauptsächlich in Ostafrika, worauf noch näher eingegangen wird.

Ebenso ist auch das Durchführen von Höhenmessungen in den Flüssen noch sehr im Rückstand, obgleich wiederholt die Frage aufgetaucht ist, ob nicht der eine oder der andere von den in unseren Kolonien vorhandenen Flüssen wenigstens streckenweise schon in seinem gegenwärtigen Zustande zur Schiffahrt und damit als leistungsfähiger Verkehrsweg geeignet sei.

Bohrungen nach Grundwasser erwiesen sich besonders notwendig in Südwestafrika. Tatsächlich sind dort auch verhältnismässig viele Bohrlöcher mit wechselndem Erfolg niedergebracht worden. Den Umfang dieser Untersuchungen in dem genannten Gebiet beweist die Tatsache, dass in dem Rechnungsjahr 1908/09 von den beiden vorhandenen staatlichen Bohrkolonnen 120 Bohrlöcher mit einer Gesamttiefe von etwa 4000 Metern abgeteuft wurden. Beide Kolonnen haben in der letzten Zeit neue und vollkommene Bohrwerkzeuge erhalten, so dass auch für die Zukunft eine erfolgreiche Zunahme beim Erschliessen neuen Grundwassers erwartet werden darf. Aber nicht nur in Südwestafrika, sondern auch in den übrigen Schutzgebieten, insbesondere auch in den Steppen Ostafrikas, wo seither in dieser Richtung noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichts geschehen, sollten Bohrungen nach Grundwasser in umfangreicher Weise vorgenommen werden, da das Erschliessen guten Trinkwassers für die Gesundheit der in den Niederlassungen vereinigten Bewohner, vor allem aber auch für die Gründung neuer Gemeinwesen und für die Landwirtschaft von nicht hoch genug anzuschlagender Bedeutung ist.

Alle diese erwähnten Aufgaben der Wasserwirtschaft kommen in unseren Schutzgebieten in Frage. Abgesehen von der bereits besprochenen Grundwassererschliessung für Trinkwasser und Gebrauchswasser, ist die Bewässerung allgemein als eine der wesentlichsten Grundlagen der Landwirtschaft notwendig. Weite Strecken in Südwestafrika können durch eine sachgemässe Bewässerung erst für die Anpflanzung von Feldfrüchten, insbesondere der dort als Grundlage der Landwirtschaft dienenden Luzerne, für Gemüse, Obst usw. nutzbar gemacht werden. In anderen Strecken, die schon jetzt in mittleren und nassen Jahren eine gute Weide liefern, ist für trockene Jahre Vorsorge zu treffen. Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Sicherheit, jederzeit Wasser für die Viehzucht zur Verfügung zu haben, damit nicht in einzelnen trockenen Jahren grössere Mengen Vieh plötzlich zu unzulänglichen Preisen abgestossen werden müssen. Endlich bedürfen auch die zum Anbau von Baumwolle geeigneten Gebiete einer geregelten Wasserzufuhr. Einzelne unserer Kolonien erzeugen wohl schon jetzt, lediglich infolge der Niederschläge, Baumwolle in immer steigender Menge; in wasserarmen Jahren aber geht der Ertrag der Pflanzungen ausserordentlich zurück, ganz abgesehen davon, dass selbst in mittleren Jahren bei ausreichender Bewässerung wohl die dreifache Ausbeute erzielt werden kann, als ohne eine solche. Für die Anlage einer grösseren Plantage ist eine gesicherte Bewässerung daher Vorbedingung.

Ausser durch das Bewässern können unter Umständen auch durch Entwässern grössere versumpfte Flächen der Landwirtschaft erschlossen werden. Doch dürften derartige Anlagen während der nächsten Entwickelung mit Rücksicht auf den noch überreichlich vorhandenen freien Boden von guter Beschaffenheit nur vereinzelt erforderlich werden.

Zur Schiffahrt kommt schon jetzt in Kamerun der Njong in einzelnen Strecken, später vielleicht auch der Sanaga in Frage. In Ostafrika dürfte der Rufiji fast in seiner ganzen Länge als leistungsfähiger Verkehrsweg auszugestalten sein, und auch der Pangani und der Ruvu sollten nach dieser Richtung untersucht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Möglichkeit, Wasserkräfte in den Kolonien auszubauen, ist vielfach vorhanden. Von besonderer Bedeutung sind hierfür die Edeafälle in Kamerun, der Pangani und kleinere Gefällsstufen im Rufiji in Ostafrika. Allgemein wird jedoch der Kraftbedarf vorläufig nur gering sein, und nur in besonderen Fällen kann sich daher der Ausbau einer der genannten Gefällsstufen lohnen.

Für alle Aufgaben der Wasserwirtschaft ist eine möglichst gleichmässige Wasserführung in den Flüssen erwünscht. Vorkehrungen, die dies ermöglichen, erscheinen daher von grosser wirtschaftlicher Bedeutung. Einen hervorragenden Ausgleich zwischen Niederschlag und Abfluss des Wassers schafft bekanntlich der Wald, insbesondere der Laubwald. Das Aufforsten möglichst umfangreicher Gebiete, vor allem in Südwestafrika, aber auch in Ostafrika und anderen Schutzgebieten, kann daher nicht dringend genug empfohlen werden.

Zum Ansammeln kleinerer Wassermengen in Teichen und kleinen künstlichen Seen erscheint das Errichten von Dämmen zweckmässig. Mit ihnen kann bei Aufwand von verhältnismässig geringen Kosten grosser Nutzen geschaffen werden.

Sind ausgedehnte, für die Bewässerung geeignete Flächen vorhanden und lässt sich oberhalb durch Errichtung einer Talsperre eine grössere Wassermenge ansammeln, so dürften auch solche Bauten trotz des durch sie bedingten, meist erheblichen Geldaufwandes von Vorteil sein.

Soweit die allgemeinen Ausführungen.

Auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft stehen in unseren afrikanischen Kolonien hauptsächlich folgende Projekte zur Bearbeitung:

In Kamerun soll untersucht werden, ob, wie bereits erwähnt, der Njong zum Teil schiffbar gemacht werden könnte. Er hat in seinem mittleren Laufe stellenweise ein mässiges Gefälle mit einer in dem grössten Teil des Jahres ausreichenden Wassertiefe. Unterhalb dieses Flussteiles liegt eine längere stärkere Gefällsstrecke, und es ist festzustellen, inwieweit sich auch diese noch zur Schiffahrt ausbauen lässt. Ausreichende Höhenmessungen und Wassermessungen sind hier noch nicht vorgenommen; ohne diese ist aber ein Beurteilen der schwebenden Fragen unmöglich. Diese Arbeiten sollten daher alsbald in sachverständiger Weise durchgeführt werden.

Wenn auch das Ausnützen der Edeafälle wohl noch einige Zeit anstehen mürfte, so erscheint es doch geboten, falls ein sachverständiger Ingenieur sich in Kamerun aufhält, über den Ausbau dieser mächtigen Gefällsstufe die erforderlichen Vorerhebungen ausführen zu lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Südwestafrika fanden bereits im Jahre 1897 im Auftrage des Syndikats für Bewässerungsanlagen in Deutsch-Südwestafrika durch den damaligen Regierungsbaumeister Rehbock, jetzt Oberbaurat und Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, Untersuchungen über die dortigen Wasserverhältnisse statt. In einem umfassenden Bericht stellte Rehbock schon damals fest, dass in dem Schutzgebiet an vielen Stellen kleinere Staubecken errichtet werden könnten. Er wies aber auch darauf hin, dass an der Grossen Naute am Löwenfluss die Natur eine besonders günstige Stelle geschaffen hätte zur Anlage eines grossen Stauweihers, dessen Wasser zum Bewässern der unterliegenden Gebiete verwendet werden könnte. Im Jahre 1901 unternahm darauf Ingenieur Alexander Kuhn ebenfalls im Auftrage des Syndikats für Bewässerungsanlagen und später im Jahre 1903 im Auftrage des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zwei Studienreisen nach Südwestafrika. Ihre Ergebnisse sind veröffentlicht und enthalten eine Reihe von Vorschlägen zum Sammeln und Verteilen des Wassers für Berieselungszwecke. Gestützt auf Reiseerfahrungen in der Kapkolonie, wies er auf die jedem aufmerksamen Beobachter sofort ins Auge fallende Aehnlichkeit dieses durch eifrige Tätigkeit der englischen Regierung bereits ziemlich vorgeschrittenen Gebietes mit dem deutschen Südwestafrika hin und empfahl den Anbau von Luzerne, die sich nach den Erfahrungen der Engländer als das Rückgrat der Landwirtschaft in diesen Gegenden ergeben hat; er untersuchte die Ausführbarkeit einer Talsperre an der Kleinen Naute bei Keetmanshoop und bearbeitete einen Vorentwurf für die bereits erwähnte Grosse Naute am Löwenfluss.

Hierdurch wurde eine hervorragende Bankgruppe veranlasst, unter meiner Leitung in den Jahren 1907/08 eine Vermessungsexpedition nach Südwestafrika zu entsenden, um eingehende Grundlagen für endgültige Bauentwürfe zu erhalten.

Nach diesen inzwischen durchgearbeiteten Entwürfen können an der Kleinen Naute durch einen 13 m hohen Damm bis zu 2 649 000 cbm Wasser in einem 87,727 ha grossen Staubecken aufgespeichert und damit etwa 110 ha unterhalb liegenden guten Geländes berieselt werden. Aus dieser Talsperre liesse sich ferner eine Wasserversorgung für Keetmanshoop speisen, falls die unter dieser, infolge der Bahnen bereits stark emporblühenden Stadt hinziehenden Grundwasserströme nicht mehr ausreichen sollten.

An der Grossen Naute wird der Staudamm 26,5 m hoch; die überstaute Fläche beträgt 1300 ha, die darüber aufgespeicherte Wasser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

menge etwas über 100 000 000 cbm, das Berieselungsgelände unterhalb der Mauer 5300 ha.

Die Gesamtanlagen an der Kleinen Naute einschliesslich des Reinigens und des Zuleitens des Wassers nach Keetmanshoop werden rund M. 405 100 kosten, während für die Grosse Naute M. 4 296 000 aufzuwenden sind.

Von diesen beiden grösseren Entwürfen sollte die Kleine Naute zuerst und recht bald zur Ausführung kommen. Auf Grund der dabei gesammelten Erfahrungen müsste dann auch die Grosse Naute durchgeführt werden; lässt sich doch ihr Einfluss auf die Entwickelung des südlichen Teiles des Schutzgebietes nicht hoch genug bewerten.

Neben diesen grossen Projekten und unabhängig davon ist das Ausführen kleinerer Sammelteiche möglichst zu fördern. Um die in den Kolonien besonders schädlichen Misserfolge zu vermeiden, bedarf es auch bei kleinen Anlagen sachverständiger Berater. Es bestehen bereits etwa 50 solcher kleinerer Staudämme, die zum Teil verständig angelegt sind und ihren Zweck erfüllen; der grösste davon befindet sich bei Mariental im Bezirk Gibeon.

Die Flüsse in Südwestafrika liegen fast alle jedes Jahr längere oder kürzere Zeit trocken, ihr Abkommen ist sehr unregelmässig. Um so wichtiger erscheinen Messungen der zeitweise abfliessenden Wassermengen. Mit der Bahnunternehmung Lenz & Co. ist bereits eine Vereinbarung getroffen, wonach Brücken und Durchlässe an den Bahnstrecken zum Wassermessen verwendet werden sollen. Bei gewissenhaftem Durchführen dieser Massnahme sind wertvolle Ergebnisse zu erwarten. Sie müssen vervollständigt werden durch gleiche Anordnungen an den im Norden gelegenen Bahnstrecken und an den übrigen an Flussläufen liegenden Niederlassrngen.

Im Anschluss an die bereits gewürdigte Arbeit der beiden staatlichen Bohrkolonnen in Südwestafrika ist noch auf die Tätigkeit des Landrats von Uslar in Südwestafrika hinzuweisen, der viele mit Erfolg durchgeführte Bohrungen veranlasste.

In Ostafrika sind die Wasserverhältnisse erheblich günstiger als in Südwestafrika. Die Niederschläge sind grösser, die Bewaldung zum Teil gut, so dass eine Anzahl von Flüssen jahraus, jahrein Wasser führt. Allerdings schwankt die Wasserführung infolge der kleinen und der grossen Regenzeit, sowie der vielfach vollständigen Trockenheit während des Sommers und des Herbstes ausserordentlich stark, so dass bei fortschreitender Entwickelung auch hier durch Aufspeichern grösserer Wassermengen in den Gebirgen ein Ausgleich angestrebt werden muss. Aber auch ohne diese kostspieligen Bauten lassen sich die vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handenen Flüsse mit ihrer gegenwärtigen Wasserführung in umfangreichem Masse nutzbar machen.

Die zwischen Morogoro und Kilossa gelegene Mkattaebene kann durch die aus dem Gebirge kommenden Flüsse Mukondokwa und Wami ohne allzu grosse Kosten bewässert werden, wodurch etwa 70 000 ha guten Bodens in erster Linie für die Baumwollkultur, dann aber auch für den Anbau anderer Nutzgewächse zu gewinnen sind. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hat auf meinen Vorschlag hin die in Frage kommenden Flüsse eingehend untersuchen und die Mkattasteppe aufmessen lassen. Die Arbeiten, wie Gefälls- und Wassermessungen in den Flüssen, trigonometrische Aufnahmen des Geländes usw., sind in Afrika abgeschlossen; die gewonnenen Ergebnisse müssen noch hier in Deutschland bearbeitet und in einem Projekt verwertet werden.

Im Anschluss an die Untersuchungen in der Mkattasteppe sind die mit diesen Arbeiten beauftragten Ingenieure nach dem Viktoria-Njansa gezogen, um dort südöstlich des Smithsundes ähnliche Vermessungsarbeiten auszuführen. Dieses Gebiet ist verhältnismässig stark bewohnt, und das bewässerungsfähige und wahrscheinlich für das Anpflanzen von Baumwolle geeignete Gelände wird auf 200 000 ha geschätzt. Die Arbeiten haben erst begonnen, so dass Angaben hierüber noch nicht gemacht werden können.

Dabei ist auch nach einem Vorschlag des Bauassessors Allmaras durch örtliche Aufnahmen zu untersuchen, ob, wie es wahrscheinlich ist, von dem Smithsunde am Viktoriasee ein auch für die Schiffahrt geeigneter Bewässerungskanal nach der tiefer gelegenen Wembäresteppe erbaut werden kann. Durch eine Stichbahn von diesem Kanal nach der in kurzer Entfernung vorbeiführenden Zentralbahn liesse sich ohne grosse Kosten ein leistungsfähiger Verkehrsweg von Daressalam nach dem Viktoriasee schaffen. Voraussetzung dabei ist, dass die englische Regierung, wie sie beabsichtigt, die Abflusshöhe des aus dem See abfliessenden Nilarmes festlegt und dadurch ein weiteres Sinken des Seewasserspiegels verhindert.

Ausser den angeführten Flächen ist ferner am oberen Pangani ein bewässerungsfähiges Gebiet, das sogenannte Paregebiet, von etwa 100 000 ha vorhanden, dessen Erkunden in Aussicht genommen ist.

Um die Konzession zur Ausnützung der Panganifälle, wo etwa 20 000 PS. gewonnen werden können, bewirbt sich bereits ein Konsortium, das dort unter anderm Luftsalpeter gewinnen will. Dieses Dungmittel soll dann nicht nur für Ostafrika, sondern auch an nicht zu entfernte Länder mit weiter vorgeschrittener Entwickelung der Landwirtschaft abgesetzt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausser dem Pangani kommen in Ostafrika an grösseren Flüssen noch der Ruvu und vor allen Dingen der Rufiji in Betracht. Der zuletzt genannte Fluss entspringt aus den zwischen dem Njassasee und der fruchtbaren Ulangahochebene liegenden Bergen. Er führt in seinem oberen Teile verhältnismässig viel Wasser, so dass er bald eine geringste Tiefe von 1 m besitzt. Nach dem Verlassen der Ulangaebene durchbricht er einen mächtigen Gebirgszug, die Uluguruberge, um dann von den Panganischnellen ab zum Teil in einem zusammengefassten Bett, zum Teil aber in breitem Bett weit auseinander fliessend schliesslich in einem grossen Delta in den Indischen Ozean zu münden. Nach der teilweisen Besichtigung des Flusses konnte ich der Ansicht Ausdruck geben, dass es mit nicht allzu grossen Geldmitteln gelingen würde, den auch während der Trockenheit erhebliche Wassermengen führenden Rufiji zu einem leistungsfähigen Verkehrsweg auszugestalten. Sollte dies gelingen, so wäre hiermit eine Verbindung der Ulangaebene sowie des überaus fruchtbaren und für deutsche Bauern besiedelungsfähigen Uhehehochlandes mit der See geschaffen. Im Anschluss an diese Wasserstrasse liesse sich von dem oberen Endpunkte der Schiffahrt in dem Rufiji ohne allzu erhebliche Kosten unter Benutzung der dort vorhandenen Täler mit kurzem Tunnel durch den obersten Teil des Bergrückens eine Eisenbahn nach dem vom deutschen Gebiet sonst schwer erreichbaren Njassasee erbauen. Schwierigkeiten für das Schiffbarmachen bietet die starke Gefällstrecke, mit der der Rufiji den erwähnten Gebirgszug durchbricht, sowie die Herstellung einer auch während des grössten Teils der trockenen Jahreszeit zu benutzenden Fahrrinne in dem unteren Teil des Flusses. Vermessungsarbeiten sind hier im Gange. Bei der hierauf zu gründenden Entwurfsbearbeitung müsste die Erwägung als Richtschnur dienen, dass von Anfang an nicht allzuviel ereicht zu werden braucht, sondern dass die Schiffahrtsrinne erst allmählich im Laufe der Jahre mit dem wachsenden Verkehr leistungsfähiger auzubauen ist. Nur dann ist es möglich, ohne allzu grosse Kosten nach und nach den hoffentlich steigenden Anforderungen des Verkehrs gerecht zu werden. Ermutigend hierfür ist der Erfolg des jetzt auf dem unteren Laufe bereits verkehrenden Heckraddampfers, der bei einem Tiefgang von etwa 30 cm mit Hilfe von Leichterschiffen ohne Schwierigkeiten einen regelmässigen Verkehr aufrecht erhält, so dass von der Regierung in Daressalam bereits das Entsenden eines zweiten Dampfers begehrt wird.

Die beiden Ufer des unteren Rufiji sind ziemlich dicht bewohnt. Es besteht hier nicht nur eine Baumwollenplantage des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, sondern auch die Eingeborenen bauen dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielfach Baumwolle neben allen Arten von Feldfrüchten. Zum Teil sind kleinere Bewässerungsanlagen bereits vorhanden. Durch Verwenden des Rufijiwassers in stärkerem Masse könnten die sehr fruchtbaren Gebiete erheblich grössere Ernten liefern. Der für Ostafrika charakteristische schwarze Boden reicht auf dem linken Ufer von der Mündung bis auf den Auslauf des kleinen Ssumbisees bei Kibo. Von hier ab tritt ganz plötzlich ein roter Lateritboden an seine Stelle, der bei mangelnden Niederschlägen sich mit einer harten Kruste überzieht und infolgedessen Missernten liefert. Aus diesem Grunde und wegen der dort vorkommenden vielen Löwen hat sich die Gegend in den letzten Jahren allmählich entvölkert. Eine leicht anzulegende Bewässerung dieses Gebietes dürfte bei dem an und für sich fruchtbaren Boden die Landwirtschaft wieder heben und damit eine neue Besiedelung ermöglichen.

Die Eingeborenen in Ostafrika haben auch schon lange die Wichtigkeit des Wassers für ihre Kulturen erkannt. Es besteht daher an manchen Orten eine Art Raubwirtschaft; jeder sucht, auch auf Kosten des andern, möglichst viel Wasser auf seine Ländereien zu führen; ausserordentliche Missstände sind die Folge hiervon. Eine solche Raubwirtschaft konnte ich östlich von Kilossa an dem Mukondokwa feststellen. Die Eingeborenen bauen dort in den Fluss kleine Dämmchen, um das Wasser abzuleiten, und stauen insbesondere bei Niederwasser den Fluss an; dadurch wird der geregelte Wasserabfluss gehindert, und es entstehen allmählich Sümpfe, die eine sehr günstige Brutstätte für Moskitos und daher eine grosse Gefahr für die Gesundheit der Anwohner bilden. Haben aber die Eingeborenen ihre Feldwirtschaft auf diese Bewässerung gegründet, so ist es natürlich sehr schwer, ihnen das Wasser wieder zu entziehen und sie in ihrem Erwerb dadurch zu schädigen. Um derartige Schwierigkeiten zu vermeiden und späteren Unternehmungen die Wege zu öffnen, erscheint der Erlass eines Wassergesetzes, in erster Linie für Ostafrika, dringend geboten. Vorarbeiten hierzu sind bereits begonnen. Meines Erachtens sollte darin festgesetzt werden, dass nicht nur jeder regelmässig fliessende Fluss, sondern auch die zeitweise trockenliegenden Staatsbesitz sind und dass daher niemand ohne Erlaubnis aus dem Flusslaufe Wasser entnehmen darf. Bei der Genehmigung von Bewässerungsanlagen dürften allerdings, vorausgesetzt, dass sachgemässe Entwürfe vorliegen, keine erheblichen und vor allem keine bureaukratischen Schwierigkeiten gemacht werden.

Es sind zum Teil weit ausschauende Entwürfe, die ich schildern konnte. Man hat den einen oder den andern von ihnen, wie z. B. die Talsperre an der Grossen Naute und das Schiffbarmachen des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rufiji, von manchen Seiten als uferlos bezeichnet; und selbst in den Schutzgebieten, wo man doch ihren Nutzen besonders würdigen sollte, sind Stimmen laut geworden, die ängstlich ermahnten, man solle nicht zu viel auf einmal anstreben. Es ist zweifellos richtig, dass eine Zerstückelung in der Arbeit nicht von Vorteil ist; anderseits muss dem aber entgegengehalten werden, dass nicht alle Projekte sich bei eingehender Bearbeitung als ausführbar erweisen, dass es meist viele Jahre dauert, ehe man einen begonnenen Entwurf in die Tat umsetzen kann, und dass man daher möglichst frühzeitig ihre Durchführbarkeit untersuchen muss. Es darf aber wohl an das Kaiserliche Staatssekretariat die Bitte gerichtet werden, alle ernst zu nehmenden Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen, nicht auf ängstliche Stimmen zu hören und lieber zu gewärtigen, dass ein Projekt sich bei näherem Durcharbeiten als undurchführbar erweist, als dass ein gesundes Unternehmen wegen mangelnder Unterstützung nicht zur Ausführung gelangt. Nur auf diese Weise ist es möglich, die vielfach auftretenden hemmenden Einflüsse zu überwinden zum Vorteil einer weit ausschauenden Wasserwirtschaft, zum Segen für unsere des Wassers so sehr bedürftigen Kolonien.

Professor Dr. **Fesca,** Hamburg: Herr v. König empfiehlt das unterirdische Abdämmen von Flüssen in Südwestafrika, die grösstenteils unterirdisch fliessen, sie aufzustauen, um ein Abfliessen des Wassers in das Meer zu verhüten und das Wasser dem Boden zu erhalten. Selbstredend ist dies nur durchführbar, wo eine nicht zu mächtige Bodenschicht dem Urgestein auflagert, in welches der Fluss eine Mulde eingeschnitten hat, z. B. Swakop.

Geh. Oberbaurat **Schmick,** München: Die Frage der Aufspeicherung von Wasser in den Geschiebeschichten der Flussläufe ist schon wiederholt erwogen worden. Theoretisch lässt sich gegen eine solche Aufspeicherung nichts einwenden; praktisch bestehen aber erhebliche Schwierigkeiten. Die Aufspeicherung ist nur dann möglich, wenn der Fluss sich sein Bett in festes Gestein eingegraben hat, so dass eine in den Geschiebeschichten zu errichtende Sperrmauer sowohl auf der Sohle wie an den beiden Ufern wasserdicht anschliesst und durch die seitlichen Felsschichten kein Wasser durchdringt. Die in dem Felsen ausgewaschene und mit Geschieben ausgefüllte Rinne darf nicht zu tief sein, da sonst die Kosten der Mauer sehr erheblich werden. Ausserdem ist die in den Sandschichten anzustauende Wassermenge nur verhältnismässig klein und bei der in Afrika herrschenden Hitze infolgedessen grösserer Verdunstung unterworfen, so dass, wenn die Niederschläge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lange Zeit ausbleiben, der grösste Teil des Wassers verdunstet. Insbesondere am Swakop, wo eine solche Sperre vorgeschlagen ist, dürfte der Erfolg nur sehr gering sein, da an der Küste von Südwestafrika öfter ein ganzes Jahr lang überhaupt kein Regen fällt. Aus allen diesen Gründen ist in jedem Falle eingehend zu untersuchen, ob die Anlage einer unterirdischen Staumauer möglich ist; denn nur selten wird dies praktisch durchführbar sein.

Dr. **Goli**, Halle a. S.: Die Ausführungen des Herrn Geheimrat Schmick haben, soweit Südwestafrika in Frage kommt, uns gezeigt, dass 1. mehrere Oertlichkeiten vorhanden sind, wo Ackerbausiedelungen grösseren Umfanges vermittelst der künstlichen Bewässerung geschaffen werden können, und dass 2. es möglich ist, auf fast jeder Farm kleinere Bewässerungsflächen einzurichten. Das durch Bewässerung für die Pflanzenproduktion gewonnene Areal wird in Südwestafrika aber stets eine im Verhältnis zur Grösse des Landes geringe Ausdehnung behalten, weil keine dauernd Wasser führenden Ströme vorhanden sind.

Da möchte ich nun ganz kurz darauf hinweisen, dass wir die Hoffnung hegen dürfen, dass in Südwestafrika noch auf eine andere Weise rationelle Wasserwirtschaft getrieben werden kann, nämlich, indem wir die dem Acker durch Regen zuteil gewordene natürliche Feuchtigkeit im Boden selbst durch geeignete Bodenbearbeitungsmethoden so lange aufspeichern, bis die Menge für die Pflanzen ausreicht. Im westlichen Nordamerika, wo die Bewässerungswirtschaft zu höchster Blüte gelangt ist, sind auch mit diesem „Trockenfarmen" grosse Erfolge schon erzielt worden.

Ich bin überzeugt, dass auch in Südwestafrika der Ackerbau auf unbewässertem Lande einer ziemlich grossen Ausdehnung fähig ist, und ich bin vorläufig der Ansicht, dass bei einer jährlichen Niederschlagshöhe von mindestens 300 mm das Trockenfarmen in Südwestafrika durchführbar sein wird, sei es in manchen Gegenden auch nur in der Weise, dass der Regenfall zweier Jahre zur Erzeugung einer Ernte benutzt wird. Allerdings können erst sorgfältige, in den verschiedenen Landesteilen angestellte Versuche uns hierüber die nötige Klarheit verschaffen; aber wenn geeignete Pflanzenarten und -sorten ausgewählt und die Anbau- und Bodenbearbeitungsmethoden dem Klima und besonders den Regenverhältnissen angepasst werden, wird dem Trockenfarmen in Südwestafrika sicherlich Erfolg beschieden sein.

Farmer **Carpzow**, Deutsch-Südwestafrika: Eine vom Referenten empfohlene Verstaatlichung der Flussläufe ist doch betreffs Deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Südwestafrikas unterschiedlich zu behandeln, da im Norden Deutsch-Südwestafrikas, wo die Farmbetriebe durchweg auf Ackerbau beruhen, 50 Proz. der Farmbetriebe auf dem Ackerland beruhen, das in den trockenen Flussläufen liegt.

Vorsitzender Dr. ing. h. c. **W. von Oechelhaeuser**, Dessau: Gestatten Sie mir, noch zum Schluss darauf aufmerksam zu machen, dass in den beiden heutigen Vorträgen der Tätigkeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees gedacht worden ist mit einer Dankbarkeit, die ich glaube, auch Namens dieser Versammlung zum Ausdruck bringen zu müssen, insbesondere auch für den verdienstvollen Vorsitzenden des Komitees, Herrn Karl Supf. Wir haben gesehen, in wie praktischer und erfolgreicher Weise durch das Komitee das Interesse der Industrie an unseren Kolonien geweckt wird. Das Komitee trägt sich neuerdings mit dem Gedanken, andere Industriezweige, die noch grosse Aufgaben in den Kolonien erfüllen können, in geeigneter Form an seine Organisation anzugliedern und zunächst eine „Kolonial-Technische Kommission" ins Leben zu rufen. Zur Uebernahme der Mitgliedschaft haben sich bereits hervorragende Fachleute bereit erklärt. Ich glaube, wir dürfen die Hoffnung aussprechen, dass auch dieser wichtigen Arbeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zum Nutzen unseres Vaterlandes und unserer Kolonien der Erfolg nicht ausbleiben wird.

Die Viehzucht in den Kolonien.*)

Von Dr. **Golf**, Privatdozent an der Universität Halle.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Die Landwirtschaft erreicht ihre vollkommenste Entwickelung in denjenigen Ländern, in denen nicht einseitig Ackerbau oder Viehzucht getrieben wird, sondern deren landwirtschaftliche Betriebe eine Vereinigung von Tier- und Pflanzenproduktion darstellen, wobei jedem der beiden Produktionszweige diejenige Ausdehnung zu teil wird, die den vorliegenden natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen entspricht. Dieser Satz hat auch für die tropische und subtropische Landwirtschaft volle Gültigkeit; ihm Anerkennung zu verschaffen und ihn zur Durchführung zu bringen, bildet einen der Hauptgesichtspunkte

*) Die Diskussion fand im Anschluss an den Vortrag Gadegast statt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Zukunft der Landwirtschaft in unsern Kolonien. Denn bisher ist man noch vielfach gewöhnt, unsere in den eigentlichen Tropen gelegenen Kolonien als nur für den Pflanzenbau aussichtsvoll, Südwestafrika aber als nur für die Viehzucht geeignet anzusehen. Und doch erscheint mir die Zeit nicht mehr allzu fern, in der Südwestafrika im Verhältnis zu seiner Regenarmut recht umfangreiche Ackerflächen aufweisen wird, die zum geringeren Teile durch künstliche Bewässerung, zum weit grösseren Teile durch zweckmässige, feuchtigkeitserhaltende Bodenbearbeitung im sogenannten Trockenfarmen für die Kultur gewonnen worden sind.

Anderseits weisen in den drei tropisch-afrikanischen Kolonien schon der Reichtum an Wild und der grosse Viehbestand mancher Eingeborenenstämme darauf hin, dass jene Länder sehr wohl zur Viehzucht geeignet sind. Freilich bleiben weite Gebiete der Tropenländer — Küstenstreifen, Niederungen, Urwaldflächen — allen oder doch manchen Haustierarten verschlossen, weil hier die Herden verderbenbringenden Infektionskrankheiten und Seuchen zum Opfer fallen, gegen die wir vorläufig machtlos sind. Aber die hochgelegenen Graslandschaften steppenähnlichen Charakters, welche im Hinterlande von Kamerun und vor allem in Deutsch-Ostafrika grosse Ausdehnung besitzen und auch im nördlichen Togo vertreten sind, bieten der Viehzucht die günstigsten Vorbedingungen dar.

Als Grundbedingung für die Entwickelung einer lohnenden Viehzucht in unsern Kolonien müssen wir den planmässigen Ausbau des Veterinärwesens ansehen. Nur die Erforschung und Bekämpfung der zahlreichen, in unsern Kolonien heimischen Tierseuchen, die ja jetzt vom Reichs-Kolonialamt durch Entsendung von Geheimrat Ostertag nach Südwestafrika in neue Bahnen geleitet ist, und die Anstellung genügenden Veterinärpersonals vermögen ähnliche schwere Schicksalsschläge von unserer kolonialen Tierzucht abzuwenden, wie sie jetzt wieder in Gestalt der Schafpocken die gerade im ersten frohen Aufblühen begriffene südwestafrikanische Wollschafzucht betroffen haben.

Der derzeitige Stand der Viehhaltung in den einzelnen Kolonien ist mit kurzen Worten folgender: In Südwestafrika ist der im Kriege fast vernichtete Viehbestand durch Einfuhr und Zucht bereits wieder zu erstaunlicher Höhe gebracht worden, so dass am 1. April 1909 vorhanden waren: 96 112 Rinder, 280 644 Fleischschafe, 237 551 gewöhnliche Ziegen, 20 089 Wollschafe, 4472 Angoraziegen, 8271 Pferde, 4636 Maultiere, 5139 Esel, 240 Kamele, 229 Strausse und 2917 Schweine, insgesamt auf Stück Grossvieh berechnet etwa 170 000.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Zahl bedeutet erst einen geringen Prozentsatz von der wirklich erreichbaren Menge, denn auch wenn wir die nötige Reserveweide für futterarme Jahre berücksichtigen, würde bei voller Besiedelung der Viehbestand auf 3 Millionen und später mit Hilfe von Futterbau auf dem Acker, Vermehrung der Wasserstellen, Heuschreckenbekämpfung usw. auf 5 Millionen Stück Grossvieh gebracht werden können.

Wie aus den für die einzelnen Tiergattungen genannten Zahlen hervorgeht, haben alle Warnungen vor der drohenden Ueberproduktion nicht verhindern können, dass die Farmer sich auch nach dem Kriege in ganz überwiegendem Masse der Fleischproduktion zuwandten. Es ist das durchaus begreiflich, weil die hierbei in Betracht kommenden Fettschwanzschaf-, Fleischziegen- und Rinderrassen für die vorliegenden Ernährungs- und Haltungsverhältnisse am geeignetsten sind, weil von ihnen Zuchttiere am leichtesten und billigsten zu beschaffen waren, und weil sie am schnellsten eine nennenswerte Einnahme erwarten liessen. Hammel und Karpater sind mit 1½—2 Jahren und Ochsen mit 3 Jahren schlachtreif, jedoch werden letztere häufig auch schon mit 2 Jahren abgesetzt.

Wir dürfen uns nun nicht verhehlen, dass die südwestafrikanischen Fleischviehzüchter infolge der ungünstigen Absatzverhältnisse für die nächsten Jahre mit schweren Sorgen zu kämpfen haben werden, denn der Inlandsmarkt ist durch das sich von Jahr zu Jahr stark vermehrende Angebot schon jetzt nahezu erschöpft. Auch für die Ausfuhr lebenden Viehs sind die Aussichten nicht günstig. Zwar wurde im Jahre 1903, dem letzten Jahre vor dem Aufstande, lebendes Vieh im Werte von 2 309 000 Mk. ausgeführt; aber in Britisch-Südafrika, welches für den Export im wesentlichen in Betracht kommt, hat seitdem die eigene Produktion an Fleischvieh einen bedeutenden Aufschwung genommen, so dass mit einem grösseren Absatz nach dort nicht mehr gerechnet werden kann. Die Ausfuhr Südwestafrikas an lebendem Vieh belief sich im Jahre 1908 auf nur 6865 Mk. und im Jahre 1909 auf 63 231 Mk.

Die Hoffnung der südwestafrikanischen Fleischviehzüchter richtet sich nun darauf, das Fleich in Dauerware umzuwandeln und in Gestalt von Konserven oder in gefrorenem Zustande nach Europa auszuführen; man hofft sehnsüchtig, dass die mit der Liebig-Kompanie in Verbindung stehende Deutsche Farmgesellschaft bald in diesem Sinne vorgehen wird. Die Farmgesellschaft hat bekanntlich auf ihrem ausgedehnten Landbesitz Viehzucht im Grossen begonnen, und sie beabsichtigt, eine Fleischkonservenfabrik zu errichten, sobald die Viehpreise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entsprechend niedrig geworden sind, wie es heisst etwa 100 Mk. für den Ochsen von 600 Pfund Schlachtgewicht, und sobald jährlich auf eine bestimmte Mindestmenge von Schlachtvieh, nämlich ca. 30 000 Stück pro Jahr, gerechnet werden kann. Wie Rohrbach in der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung des Näheren ausführt, wird dieser Zeitpunkt frühestens in 6—7 Jahren eintreten; bis dahin ist also in der Rindviehzucht mit schwierigen Absatzverhältnissen zu rechnen.

Da Kleinvieh von der Liebig-Kompanie überhaupt nicht verarbeitet werden wird, bleibt für dieses nur die Aussicht, dass die Ausfuhr in gefrorenem Zustande sich zur Durchführung bringen lässt; im übrigen aber sind Fleischschaf und -ziege nach Möglichkeit durch Wollschaf, Karakul, Angoraziege und Strauss zu ersetzen. Die Erzeugnisse dieser Tierarten besitzen unbegrenzte Haltbarkeit, lassen sich leicht ausführen und werden auf dem Weltmarkte dauernd guten Absatz finden. Obwohl Wollschafzucht von Hermann-Nomtsas, der Deutsch-Südwestafrikanischen Schäfereigesellschaft u. a. schon vor einer Reihe von Jahren begonnen wurde, sind diese vier Viehzuchtszweige in Südwestafrika doch erst in der Entwickelung begriffen.

Man arbeitet auch eifrig daran, die Fleischviehzucht durch Kreuzung mit fremden Rassen rentabler zu gestalten, indem man bestrebt ist, Tiere zu erzeugen, welche die Genügsamkeit und kräftige Konstitution der einheimischen Rassen mit grösserer Frühreife und höherem Schlachtgewicht in sich vereinigen. Was zunächst das Fettschwanzschaf anbetrifft, so muss berücksichtigt werden, dass dasselbe zusammen mit der Fleischziege künftig immer mehr auf solche Weideflächen zurückgedrängt werden wird, die sich in anderer Weise nicht gut ausnutzen lassen. Deshalb erscheint die Kreuzung mit den hinsichtlich des Futters sehr anspruchsvollen englisch-deutschen Fleischschafrassen im allgemeinen wenig aussichtsreich, sie ist bisher ja auch nur ganz vereinzelt, z. B. von Schlettwein, angewendet worden. Günstige Erfahrungen liegen dagegen sowohl aus Kapland wie aus Südwestafrika bei der Kreuzung des Fettschwanzschafes mit dem Perserschaf vor. Dasselbe besitzt sehr leichten Knochenbau und deshalb relativ hohes Schlachtgewicht, ist gegen Krankheiten sehr widerstandsfähig, futtert sich leicht und hält sich selbst bei dürftiger Weide gut.

Bei der Rindviehzucht, wo neben grösserer Frühreife und Mastfähigkeit in der Regel auch eine bessere Milchleistung erstrebt wird, zieht man im Norden des Landes, in den Bezirken Grootfontein, Outjo und Omaruru, das schwarzbunte Niederungsvieh, im mittleren Teile, besonders im Bezirk Windhuk, das Höhenvieh, und zwar an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erster Stelle Simmenthaler, für die Kreuzung mit den einheimischen bzw. aus Britisch-Südafrika eingeführten Rinder vor. Für manche Verhältnisse würden ferner die englischen Herefords und Devons sehr geeignet sein. Das Vorwalten von zwei oder drei verschiedenen Zuchtrichtungen nebeneinander wird der südwestafrikanischen Landesviehzucht nur förderlich sein. Durchaus wünschenswert ist aber eine möglichste Einheitlichkeit in Zuchtziel und Rasse innerhalb der einzelnen Bezirke.

Bei den Fleisch produzierenden Viehzuchtszweigen habe ich bisher der Zucht des Schweines nicht gedacht, für dessen Haltung die Verhältnisse in genügend wasserreichen Gegenden günstig sind. Besonders würden mit der Ausdehnung des Ackerbaues, wie wir sie für die Zukunft wohl erhoffen dürfen, auch die notwendigen Bedingungen für eine Vermehrung der Schweinehaltung gegeben sein. Für Schweine werden zurzeit sehr hohe Preise erzielt, z. B. wurden vor einigen Monaten in Windhuk 80—85 Mk. pro Zentner Lebendgewicht gezahlt, während gleichzeitig Ochsen und Hammel nur 35 Mk. pro Zentner Schlachtgewicht erreichten.

In der Pferdezucht, für deren Betrieb grössere Mittel zur Verfügung stehen müssen, ist bisher noch wenig geleistet worden. Zuchtziel muss die Schaffung eines guten, leichten Gebrauchspferdes für den Eigenbedarf des Landes sein. Die Ausdauer, Genügsamkeit mit der Weide, Widerstandsfähigkeit gegen Durst, und Harthufigkeit des südafrikanischen Pferdes müssen unbedingt erhalten bleiben. Das Regierungsgestüt Nauchas verwendet zur Veredelung des einheimischen Pferdes englische Vollblut- und Halbbluthengste. Grosse Verdienste um die südwestafrikanische Pferdezucht hat sich jetzt Herr Gustav Voigts-Windhuk erworben, indem er im Jahre 1908 einen Araberhengst aus berühmter ungarischer Zucht einführte, der sich bisher vorzüglich bewährt hat, soweit die von ihm gefallenen Fohlen schon eine Beurteilung zulassen. Vor kurzem sind von Herrn Voigts ein zweiter Araberhengst und vier Araberstuten in Ungarn angekauft worden. Ganz besonderen Dank schulden die südwestafrikanischen Farmer der Regierung für die grossen Mühen und Unkosten, die sie für die Beschaffung von Zuchttieren aufgewendet hat.

In Deutsch-Ostafrika waren nach amtlichen Ermittelungen des Jahres 1903 an Eingeborenenvieh 570 000 Rinder, 3 850 000 Ziegen und Schafe, 10 000 Esel und zahlreiche Hühner und Enten vorhanden. Rinderzucht wird vornehmlich in der Nordwestecke der Kolonie mit der Watussirasse betrieben, einem mittelgrossen, in Fleisch und Milch nicht besonders leistungsfähigen Rinde mit riesigen Hörnern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Osten der Kolonie ist die Zebu- oder Kurzhornrasse heimisch, ein kleines, dem indischen Zebu nahe verwandtes Rind mit starkem Fetthöcker. Ziegen werden in fast allen tsetsefreien Gebieten gehalten, daneben besitzt die Schafzucht nur geringe Bedeutung.

Gegenüber dem in den Händen der Eingeborenen befindlichen Vieh ist der Haustierbestand der Farmen und Pflanzungen noch wenig umfangreich, denn am 1. April 1909 umfasste er 12 089 Rinder, 4350 Stück Kleinvieh, 72 Pferde, 54 Maultiere und 1130 Esel. Bei der Rinderzucht hat die Kreuzung des einheimischen Zebu mit deutschen Schlägen befriedigt, besonders mit den Franken, die sich zuerst auf der ehemaligen Regierungsfarm Kwai bewährt hatten.

Auch in Kamerun haben die Eingeborenen einen reichen Viehbestand aufzuweisen. Zwar sind in dem von der Küste und der Urwaldzone gebildeten südwestlichen Drittel im allgemeinen nur Schaf und Ziege als Nutztiere anzutreffen; aber im Graslande, dem mittleren und nördlichen Teile der Kolonie, ist ein Bestand von einigen Hunderttausend Rindern vorhanden; auch werden hier Schafe, Ziegen, Pferde und selbst Schweine gehalten. Beim Rinde sind zwei Rassen zu unterscheiden, das dem ostafrikanischen ähnliche Zebu und das Buschrind, eine nicht sehr grosse Rasse von gedrungenem Körperbau. Das kleinere Kamerunschaf des Waldlandes und das grössere des Graslandes sind Haarschafe und dienen nur der Fleisch- und Fellnutzung. Von weisser Seite ist im Binnenlande jetzt das erste private Viehzuchtsunternehmen in Angriff genommen worden.

In Togo ist mit Ausnahme des nördlichsten Teiles die Viehzucht der Eingeborenen nicht sehr ausgedehnt, die Aussicht auf eine grössere Entwickelung ist im Süden und in der Mitte auch wenig günstig, und noch viel weniger ist das auf unserm Südseebesitz der Fall.

Der kurze Ueberblick über den derzeitigen Stand der Viehzucht lässt erkennen, dass nicht nur Südwestafrika, sondern auch unsere tropisch-afrikanischen Kolonien in der Lage sind, den eigenen Bedarf an Fleisch, Milch und an Arbeitstieren zu decken, wenigstens dann, wenn der Ausbau der Eisenbahnen soweit fortgeschritten sein wird, dass die Tiere, ohne erhebliche Unkosten und ohne unterwegs durch Seuchen gefährdet zu werden, aus den Zuchtgebieten nach den Zentren der weissen Besiedelung an der Küste gebracht werden können. Der Ueberschuss aber muss ausgeführt werden, und da als Abnehmer in erster Linie Deutschland in Frage kommt, ergibt sich für die koloniale Tierzucht die Notwendigkeit, solche Stoffe zu produzieren, für welche in der Heimat ein Bedarf vorliegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Gesamtausfuhr der deutschen Kolonien an tierischen Erzeugnissen beträgt erst wenige Millionen Mark, sie stellt nur einen ganz verschwindenden Prozentsatz von dem Bedarfe des Mutterlandes dar, denn Deutschlands Einfuhr an tierischen Erzeugnissen abzüglich der Wiederausfuhr im rohen Zustande belief sich im Jahre 1908 auf 1072 402 000 Mark.

Demnach ist Deutschland nicht imstande, seinen Bedarf an tierischen Produkten selbst zu decken. Die Einfuhr an Fleisch ist allerdings ganz gering, denn die Ausgaben dafür betragen pro Kopf der Bevölkerung kaum 30 Pfennig jährlich; und wenn man den bedeutenden Aufschwung berücksichtigt, den die deutsche Tierzucht in den letzten Jahrzehnten genommen hat, so kann mit Recht behauptet werden, dass wir unsern Eigenbedarf selbst zu produzieren vermögen. Sollten wir aber in einigen Jahren dahin kommen, dass wir aus Südwest- und Ostafrika Fleischkonserven oder gefrorenes Fleisch ausführen, so würde diese Konkurrenz für die heimische Viehzucht dennoch nicht allzu erheblich sein.

Auch hinsichtlich aller andern tierischen Erzeugnisse wird der heimischen Tierzucht durch die koloniale eine Konkurrenz niemals erwachsen. Für die Produktion von Milch, Butter und Käse, welche noch in grösserer Menge nach Deutschland eingeführt werden müssen, liegen in den Kolonien die Verhältnisse leider nicht günstig, denn Milchgewinnung in einem über den Hausbedarf hinausgehenden Masse ist nur in der Nähe von Ortschaften rentabel und bei der Steppenviehhaltung meistens ausgeschlossen. Das gleiche gilt für Geflügel und Eier, obwohl die Geflügelhaltung verdient, dass man ihr in den Kolonien weit mehr Interesse entgegenbringt, als es bisher geschieht. Deutschlands Einfuhr an lebendem Vieh ist noch ziemlich hoch, über 172 Millionen Mark, aber fast die Hälfte davon betrifft die Pferdeeinfuhr, und die Restsumme entfällt zu einem grossen Teile auf Magervieh, welches die Marschen zur Ausnutzung ihrer Fettweiden nötig haben. Der Bedarf an Schlachtvieh von auswärts ist demnach nicht besonders hoch, hierin werden aber die Kolonien schon der hohen Transportkosten wegen nie mit der heimischen Viehzucht konkurrieren.

Es bleiben nun noch die sogenannten tierischen Rohprodukte, nämlich Wolle, Felle, Häute, Leder, Knochen, Haare, Därme, Federn, für welche Deutschland nach der Aufrechnung von 1908 nahezu 466 Millionen Mark jährlich ausgibt. Aufgabe der heimischen Landwirtschaft ist es, die Ernährung des Volkes sicherzustellen; die Produktion jener der Industrie als Rohmaterial dienenden Stoffe aber muss sie Ländern mit extensiven Wirtschaftsverhältnissen überlassen, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwar kommt hierfür in der Hauptsache die Weideviehzucht der Steppenländer in Betracht, also Produktionsbedingungen, wie sie auch unsere Kolonien gerade darbieten. Darum fällt der kolonialen Viehzucht, soweit sie für die Ausfuhr produziert, die volkswirtschaftlich ausserordentlich wichtige Aufgabe zu, die heimische Viehzucht zu ergänzen und zu ihrem Hauptziele die Produktion der tierischen Rohstoffe zu machen!

Von der Gesamtziffer der tierischen Ausfuhrwerte unseres Kolonialbesitzes entfallen gegen 90 Proz. auf die Rohprodukte, nämlich annähernd 3 Millionen Mark. Gegenüber dem Bedarf des Mutterlandes ist diese Zahl freilich noch ganz geringfügig, aber die tatsächliche Produktion ist bei weitem grösser als die Ausfuhrziffer erkennen lässt, denn bei den noch zurzeit bestehenden schwierigen und teuren Transportverhältnissen lohnt die Ausfuhr vielfach nicht. So sind z. B. die Viehzuchtsgebiete Kameruns und Togos noch völlig von Bahn und Küste abgeschlossen. Hiervon werden besonders die hauptsächlichsten Ausfuhrprodukte der Viehhaltung der Eingeborenen betroffen, nämlich Häute, Felle und Hörner.

Die koloniale Tierzucht wird also ihr Augenmerk in erster Linie auf die Erzeugung von Wolle, Fellen, Häuten, Angorahaar und Straussenfedern richten müssen, Stoffen von unbegrenzter Haltbarkeit, die sich leicht verfrachten und absetzen lassen. Daneben kommt die Produktion von Gebrauchs- und Arbeitstieren, von Fleisch und Milch, Geflügel und Eiern für die Kolonie selbst in Betracht, später auch die Ausfuhr von Fleisch in Gestalt von Konserven und in gefrorenem Zustande.

Am wichtigsten erscheint die Wollschafzucht, welche in Ostafrika jetzt begonnen hat und in Südwest nach den Zählungen von 1909 schon mit mehr als 20 000 Stück vertreten ist. Die südwestafrikanische Wollausfuhr betrug in demselben Jahre 27 763 kg im Werte von 25 886 Mk. Deutschland bezahlt jährlich an das Ausland fast 300 Millionen Mark für Wolle, wir haben also alle Veranlassung, die Wollschafzucht in Südwest energisch in Angriff zu nehmen und in den Steppen der tropischen Kolonien zum mindesten zu versuchen. Die günstigen Erfahrungen, die in den letzten Jahren in Britisch-Ostafrika mit der Viehzucht, besonders mit der Wollschafzucht, gemacht worden sind, lehren, dass wir ausser in Südwest wenigstens auch in den Hochländern Ostafrikas auf Erfolge rechnen dürfen.

Für dieselben Gebiete geeignet erscheinen ferner die Angoraziege, die in Südwestafrika im vorigen Jahre schon in fast 5000 Exemplaren vertreten war, und deren Zucht auch in Ostafrika und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Togo begonnen hat, und das Karakulschaf, dessen Lammfellchen den hochwertigen Persianerpelz liefern.

Nach Deutschland wurden die ersten Karakuls aus ihrer Heimat, der Bucharasteppe in Asien, im Jahre 1903 von Exzellenz Kühn-Halle eingeführt, der die grosse Bedeutung dieser anspruchslosen Tiere für die ärmsten Sandböden Deutschlands erkannte. Kühn erhielt hier nicht nur bei der Reinzucht den echten Persianerpelz, sondern auch bei der Kreuzung mit Landschafen schon bei ¾-blütigen Tieren Lammvliesse von guter Beschaffenheit, und bei weiterer Anpaarung glich das Vliess nahezu dem der reinblütigen Tiere. Bei der nahen Verwandtschaft zwischen süd- und ostafrikanischem Fleischschaf und Karakul — alle drei sind mischwollige Fettschwanzrassen — werden die Kreuzungsergebnisse mindestens ebenso günstig ausfallen wie bei der Kreuzung mit Heidschnucke und Rhönschaf.

Ich bin überzeugt, dass die Karakulzucht für unsere Kolonien, und ganz besonders für Südwestafrika, noch einmal grosse Bedeutung gewinnen kann und wird. Das Karakul wird überall dort gehalten werden können, wo auch das afrikanische Fettschwanzschaf gedeiht; seine Zucht bildet für das Land eine notwendige und äusserst wertvolle Ergänzung zur Wollschaf- und Angoraziegenzucht, weil es erstens sich auch für dornbuschreiche Gegenden eignet, da es doch im wesentlichen nur auf die Gewinnung der Fellchen 5—10 Tage alter Tierchen ankommt, und weil es zweitens, gleichwie in Deutschland, auch noch auf den dürftigsten Weiden wird gehalten werden können, auf denen die Wollschafzucht nicht mehr erfolgversprechend erscheint, in Südwestafrika also zum Beispiel im äussersten Süden.

Karakuls sind bisher in den Jahren 1907 und 1909 von der Regierung nach Südwestafrika eingeführt worden, ferner ist vor kurzem ein Teil der Kühnschen Stammherde nach dem Tode ihres Besitzers von dem im Bezirk Okahandja ansässigen Herrn Teinert angekauft worden. Da die Nachfrage nach Persianerpelz beständig steigt und schon allein die Firma Thorer-Leipzig jährlich für ca. 6 Millionen Mark Fellchen aus der Bucharei einführt, sind die Absatzverhältnisse äusserst günstig und Ueberproduktion nicht zu befürchten.

Das gleiche gilt für Straussenfedern, welche Deutschland im vorigen Jahre für 9,4 Millionen Mark einführte. Südwestafrika exportierte im Jahre 1908 für 63 000 Mark und im Jahre 1909 für 35 000 Mark Straussenfedern; auch aus Ostafrika und Kamerun liegen schon befriedigende Zuchtergebnisse vor.

Da Straussenzucht Sachkenntnis erfordert und in rationeller Weise auch nur auf eingezäunten Flächen betrieben werden kann, und da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ferner das Vorhandensein von etwas Luzerneweide für ganz junge Tiere und für die Brutvögel dringend erwünscht ist, wird dieser Zweig der Viehzucht sich in unseren Kolonien nicht besonders schnell entwickeln. Anderseits ist eine wesentliche Förderung der Zucht in Südwestafrika deshalb jetzt eingetreten, weil die Ausfuhr von Zuchtvögeln aus Britisch-Südafrika dorthin freigegeben worden ist.

Die Tierzucht in unseren Kolonien ist nicht nur berufen, ein wichtiger Produktionszweig im kolonialen Wirtschaftsleben zu werden, sondern ihr kommt als Ergänzung der heimischen Tierzucht auch für die Volkswirtschaft des Mutterlandes eine grosse Bedeutung zu. Somit gilt auch für die Tierzucht F. Wohltmanns Lehre von der zweierlei Landwirtschaft, im gemässigten und im heissen Klima, die ein jedes moderne Kulturvolk treiben muss.

Die Wollschafzucht in Südwestafrika und deren Aussichten.

Von Rittergutsbesitzer **Gadegast**, Mannschatz.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Südwestafrika ist nach übereinstimmender Ansicht aller Kenner des Landes hauptsächlich als Weideland in landwirtschaftlicher Beziehung zu nutzen. Und schon ehe Südwestafrika eine deutsche Kolonie wurde, bevölkerten namentlich in der Mitte, dem Damaralande, grosse Rinderherden der Hereros die ausgedehnten Grasflächen, während die Hottentotten im Süden sich mehr mit der Kleinviehzucht beschäftigten. Bei der grossen Ausdehnung von Südwestafrika von Nord nach Süd, die sich über 12 Breitengrade erstreckt, was, auf europäische Verhältnisse übertragen, einer Entfernung von Berlin bis Neapel entspricht, sind natürliche Gegensätze in den Witterungsverhältnissen vorhanden. Während der Norden tropischen Charakter zeigt und oft an Ueberfluss von Nässe leidet, ist der Süden baum- und strauchlos, und lang andauernde Dürre ist der gefürchtetste Feind aller viehwirtschaftlichen Unternehmungen. Die Mitte ist gekennzeichnet durch die grossen Dornenbuschflächen mit dazwischen stehendem üppigen Graswuchs.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch von West nach Ost machen sich grosse Gegensätze geltend. An der Küste entlang läuft ein Wüstengürtel, der eine Breite bis zu 100 Kilometern erreicht, und das Land nimmt dann, sich allmählich zu einer Hochebene erhebend, dauernd an Fruchtbarkeit zu, um, langsam wieder nach Osten abfallend, in der Kalahari zu enden. Die Kalahari ist, der vielverbreiteten Ansicht entgegen, durchaus keine Wüste, sondern eine fruchtbare Grasebene, wo bloss die Wasserbeschaffung nötig, um sie als Viehweide nutzbar zu machen.

Da nun im Deutschen Reiche die Schafzucht und die Wollproduktion von Jahr zu Jahr geringer geworden und der deutsche Markt nur zum kleinsten Teil in der Lage ist, die deutsche Industrie mit der nötigen Wolle zu versorgen, so dass für ca. 350 Millionen Mark Wolle jährlich vom Ausland bezogen werden müssen, ist man schon seit langem bemüht, in Südwestafrika die Wollschafzucht einzuführen und zu fördern, um somit einerseits die deutsche Industrie unabhängiger vom Ausland zu machen und anderseits dem deutschen Nationalvermögen viele Millionen zu erhalten. Und diese Hoffnungen sind auch voll berechtigt, liegen doch die Hauptproduktionsländer von Wolle, Australien und Südamerika, fast unter den gleichen Breitengraden wie Südwest, und haben doch auch die Witterungsverhältnisse in jenen Ländern mit denen in unserer Kolonie grosse Aehnlichkeit. Aber ganz besonders müssen die Erfolge, die man in der benachbarten Kapkolonie mit der Wollschafzucht zu verzeichnen hat, zu weiteren Versuchen anspornen.

Auf Anregung und mit Unterstützung der Kolonialgesellschaft begann der bekannte Farmer Hermann, der leider 1904 ein Opfer des Aufstandes geworden ist, im Jahre 1891 in Kubub mit 2000 Wollschafen, die er auf dem Landwege aus der Kapkolonie einführte, die ersten Versuche. Das junge, vielversprechende Unternehmen wurde leider durch den ersten Witboykrieg 1893 schon wieder vernichtet. Gegen 3000 Wollschafe, soweit hatten sie sich vermehrt, fielen den Witboy in die Hände, und Herr Hermann musste den Platz verlassen. Nach Wiederherstellung des Friedens durch Herrn Gouverneur Leutwein wurde Hendrik Witboy gezwungen, Hermann als Entschädigung für diesen Raub eine neue Farm abzutreten, deren Wahl diesem überlassen war. Herr Hermann wählte sich das etwas nördlicher gelegene Nomtsas und begann 1897 die Wollschafzucht von neuem durch Einführung von Mutterschafen aus dem Kapland. Auch dieser Versuch gelang, und durch sorgfältige Zucht und Einführung edler Negrettiböcke aus Deutschland verstand er es, die Herde zu veredeln und feine, langgestapelte Wolle zu züchten, die gern gekauft wurde. Die Erfolge in Nomtsas veranlassten auch die Nachbarn, ihre Aufmerksamkeit der Wollschafzucht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu widmen, und schon begannen einzelne Farmer sich Wollschafe zuzueignen. Die Statistik zeigt, dass die Erzeugung von Wolle von 2600 Kilogramm 1901 auf 7500 Kilogramm 1903 gestiegen war.

Im letzten grossen Aufstande wurde wiederum alles vernichtet, und leider fand auch Herr Hermann dabei seinen Tod. In ihm verlor die Kolonie den tüchtigsten und erfahrensten Züchter von Wollschafen.

Seit Beendigung des Aufstandes hat man mit doppeltem Eifer begonnen, die Wollschafzucht in Südwestafrika zu betreiben. Fast alle Farmer des südlichen Landesteiles haben sich Wollschafe zugelegt, und auch einige grosse Gesellschaften, die grössere Ländereien besitzen, haben die Wollschafzucht zum Hauptziel ihrer Bestrebungen gesetzt. Die erreichten Erfolge sind anerkennenswerte, stieg doch die Wollerzeugung von 1367 Kilogramm 1906 auf 44 900 Kilogramm 1908, fiel aber wieder auf 27 700 Kilogramm 1909. Der bedeutende Rückgang in der Produktion 1909 ist durch seuchenhaftes Auftreten von ansteckenden Krankheiten verschuldet worden.

Die Wollschafzucht hat jetzt hauptsächlich im Süden der Kolonie Platz gegriffen, und ist auch zweifelsohne dieser Teil des Landes der geeignetste hierfür. Das trockene Klima und das feine, zarte Gras, in Verbindung mit den überall anzutreffenden Futterbüschen, besonders dem Brackbusch, sichern ein freudiges Gedeihen der Wollschafe, und auch von Deutschland und Australien eingeführte Zuchttiere haben bei dieser Weide, ohne jede andere Futterbeigabe, sich sehr gut entwickelt und produzieren eine gute, edle Wolle.

Früher nahm man allgemein an, dass dort, wo das Fettschwanzschaf gedeiht, auch das Wollschaf gehalten werden könne, diese Ansicht ist aber insofern eine irrige, als das Gedeihen des Fettschwanzschafes an das Vorkommen des Brackbusches gebunden ist. Das Salzbedürfnis der Wollschafe ist ein viel geringeres und es gedeiht auch dort, wo der Brackbusch nicht vorhanden, nur müsste dann den Schafen das Salz in anderer Form, z. B. als Steinsalz, gereicht werden. Südwest ist sehr reich an natürlichen Salzlagern und würde hierin keine Schwierigkeit zu erblicken sein. Auch der Dornbusch ist kein unüberwindliches Hindernis, hat sich erst die Wollschafzucht als gewinnbringend gezeigt und auf den jetzt ohne grosse Vorarbeiten verfügbaren Weiden festgesetzt, so wird man auch Mittel und Wege finden, das Land, das jetzt von Dornbusch überwuchert wird, den Wollschafen zugängig zu machen, so dass nach und nach der grösste Teil von Südwestafrika der Schafzucht dienen kann.

Von allergrösster Bedeutung für das Gelingen der Einführung der Wollschafzucht ist die richtige Wahl der zur Einführung gelangenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schafe, und es ist nicht leicht, zu entscheiden, welches das geeignetste Zuchtschaf für Südwestafrika ist. Es möchte ein Schaf sein, welches unter den dortigen Verhältnissen den höchsten Nutzen gibt; dies tut nur ein Schaf, welches den dortigen grossen körperlichen Anforderungen gewachsen und genügsam im Futter ist, grosse Strecken täglich ohne zuviel Anstrengung zurücklegen kann, und dem der Wechsel von Tageshitze und nächtlicher Kühle nichts schadet. Dabei muss es eine Wolle produzieren, welche auf dem Markte die höchsten Preise zu erzielen vermag und dessen Schurgewicht das denkbar grösste ist. Ein solches Idealschaf finden wir am meisten in dem Merinoschaf verkörpert, und zwar dem kleinen edlen Negretti und Elektoralschaf.

Machen wir uns hier die Erfahrung zunutze, welche die Schafzüchter in anderen Ländern unter ähnlichen Verhältnissen gesammelt haben. Besonders kommt hier Australien in Betracht, und die vielen Millionen von Wollschafen dieses Landes sind zum allergrössten Teil aus diesen Rassen hervorgegangen. Noch in den 90er Jahren war es ausserordentlich schwer, in Australien Rambouilletschafe zu verkaufen. Jedenfalls haben die Australier, die auf jahrzehntelange Erfahrung zurückblicken konnten, sehr gewichtige Gründe gehabt, den kleinen Wollschafen den Vorzug zu geben. Die letzte und endgültige Entscheidung in dieser Frage wird jedoch von der Praxis selbst an Ort und Stelle gesprochen werden.

Es machen sich in Südwest auch Bestrebungen geltend, grössere, fleischreichere Wollträger zu züchten, doch fürchte ich, dass diese Tiere weniger den körperlichen Anforderungen gewachsen sind und dass schwere Zeiten grosse Opfer fordern werden. Auch ist zu erwarten, dass in absehbarer Zeit eine Uebererzeugung von Fleisch stattfinden wird, so dass dieses im Preise fällt. Wenn es auch gelingen sollte, neue Absatzgebiete dieses Produktes zu erschliessen, so wird doch stets und immer der Hauptwert auf die Erzeugung von Wolle zu legen sein.

Als Grundlage für die Zucht sind zweifelsohne die Zuchtschafe anzusehen, die aus der benachbarten Kapkolonie bezogen werden können. Es wird aber eine Hauptaufgabe sein, die Wolle dieser Schafe durch Einführung guter Zuchtböcke zu verbessern und der ganzen Zucht ein einheitliches Ziel zu setzen. Es ist von grosser wirtschaftlicher Bedeutung, ob im ganzen Lande die gleiche edle Wolle zu finden ist, oder ob jeder Farmer eine besondere Sorte auf den Markt bringt, die dann, nur in kleinen Mengen vertreten, niemals die gleiche Nachfrage finden kann. Auch eine einheitliche Behandlung und Sortierung der Wolle muss nach und nach Platz greifen, um die höchsten Preise erzielen zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für die Wahl eines Platzes als Farm ist gewöhnlich eine Wasserstelle massgebend, die, von altersher bekannt, eine Gewissheit bietet, auch in den trockensten Zeiten nicht zu versiegen. Die Farm wasserwirtschaftlich zu erschliessen durch geeignete Anlage von Brunnen und Staudämmen, wird stets die erste und Hauptaufgabe des Farmers bilden, die oft mit grossen Opfern an Arbeit und Geld verbunden sein wird. Auch gehört eine an Ort und Stelle gesammelte Erfahrung dazu, um zu wissen, welche Brunnen am längsten aushalten und welche am ersten versagen. Es ist natürlich, dass man dann die Wasserstelle und die sie umgebende Weide zuerst benutzt, die zuerst versagt, und die am längsten aushaltenden für alle Fälle als Reserven bewahrt, denn der Regen kann in Südwest lange, oft jahrelang, aussetzen. Aus dieser Möglichkeit ergibt sich eine vorsichtige und nicht zu reichliche Bestockung der Farm und das Bestreben, wo es irgend möglich ist, durch Anlage von Luzernefeldern dem schlimmsten zu begegnen. Im Süden rechnet man 4 bis 5 Hektar auf ein Schaf, kann aber neben dem Kleinvieh noch eine Anzahl Rinder halten, da die härteren Gräser, die das Schaf verschmäht, noch für jene ein gutes Futter abgeben. Im Norden kann die Bestockung, je nach der Grösse der durchschnittlichen Regenmengen und dem damit verbundenen üppigeren Graswuchse, eine stärkere sein. Mit der Zeit wird es sicherlich auch gelingen, durch Verbesserung der natürlichen und Anlage künstlicher Weide die Bestockung bedeutend zu erhöhen.

Diese geringe Bestockungsmöglichkeit stellt an die Grösse einer Farm bedeutende Ansprüche und darf eben solche, um ein gewinnbringendes Unternehmen zu sichern, im Süden nicht weniger als 10—20 000 Hektar betragen.

Als Arbeiter und Hirten stehen Eingeborene zur Verfügung und werden zur Verrichtung aller notwendigen Arbeiten benutzt. Alle Rassen werden dazu herangezogen. Man findet auf einer Farm ebensowohl Hereros als auch Hottentotten und Buschleute. Die Eingeborenen verstehen es zwar, mit dem Afrikanervieh umzugehen, die Pflege und Behandlung der Wollschafe liegt ihnen jedoch vollständig fern, und es gehört sehr viel Aufsicht und Arbeit dazu, den Schwarzen dazu zu bringen, den nötigen Anforderungen zu entsprechen. Man vertraut einem solchen schwarzen Hirten, der stets eine ganze Familie bei sich hat, eine Herde an und lässt ihn damit an diese oder jene Wasserstelle ziehen. Er lässt sich dort häuslich nieder, errichtet einen Pontok und bewacht und behütet mit Unterstützung seiner Familie das ihm anvertraute Vieh. Die Grösse einer solchen Herde kann bis 1000 Stück Kleinvieh betragen. Es ist erstaunlich, was für einen scharfen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Blick die Leute, die nicht zählen können und jeden Verlust sogleich bemerken, für die Grösse der Herde haben. Früh, nach Sonnenaufgang, tränkt der Hirt die Tiere und bringt sie auf die Weide. Abends vor Sonnenuntergang treibt er sie wieder in die Nähe des Pontoks zurück. Und gerade diese Wege, die zweimal täglich zurückgelegt werden müssen, und das Weiden der Schafe am Tage im grössten Sonnenbrand, stellen bedeutende Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Tiere. Dies könnte alles vermieden werden, wenn es möglich wäre, die Farmen einzuzäunen. Man könnte es dann den Schafen überlassen, in der kühlen Nacht zu weiden und zur Wasserstelle zu gehen, wenn sie das Bedürfnis dazu fühlen.

Diese Einrichtung habe ich in ganz vorzüglicher Weise in Australien zu sehen Gelegenheit gehabt, wo die Farmer mit grosser Geschicklichkeit es verstanden hatten, die einzelnen Abteilungen so zu trennen, dass sich in jeder ein mehr oder weniger hoher bewaldeter Hügel befand, der den Schafen Schutz vor dem sengenden Strahl der subtropischen Sonne und vor der Heftigkeit der tropischen Gewitterregen gewährte. Aber die Durchführung einer solchen Einzäunung schliesst meiner Ueberzeugung nach unter den jetzigen Verhältnissen im Süden der Kolonie jede Rentabilität aus. Gelingt es erst, die Bestockung zu erhöhen und durch Verbesserung der Verkehrswege die Kosten für die Einzäunung zu verringern, so wird auch dieser grosse wirtschaftliche Fortschritt zur Einführung gelangen und der Wollschafzucht zum Segen gereichen. Vorausgesetzt muss aber dabei werden, dass es bis dahin gelingt, die grösseren Raubtiere möglichst zu vernichten.

In den wirtschaftlich günstigeren Lagen des Damaralandes halte ich schon heute eine Einzäunung für durchführbar und wünschenswert bei Begründung einer Schaffarm. Schützt sie doch auch die Herden vor Uebertragung von ansteckenden Krankheiten. Welch grosse Verluste durch Krankheiten eintreten können, haben uns die letzten Jahre recht deutlich vor Augen geführt. Da ist vor allem die Räude zu nennen, die fast überall in Südwest mehr oder weniger stark auftritt und bei den Wollschafen zu finden ist. Der Schaden, den diese Krankheit durch Minderertrag an Wolle und einzelne Todesfälle hervorruft, ist sehr bedeutend. Es ist daher erforderlich, die Schafe nach jeder Schur, ein oder zweimal, zu tippen, und sollte die Anlage einer guten, brauchbaren Schaftippe auf keiner Farm fehlen. Man verwendet zur Anrichtung des Räudebades hauptsächlich Koopertip, doch ist auch Tabakslauge von gleich günstiger Wirkung. Die Krankheit aber dauernd erfolgreich zu bekämpfen, ist nur möglich, wenn man die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herde vor neuer Ansteckung beschützen kann. Dies ist ohne Einzäunung sehr schwer, da jeder durch die Farm treibenden Herde das Recht zusteht, beiderseits des Weges je einen Kilometer zu beweiden. Eine andere, seuchenartig auftretende Krankheit unter den Schafen ist die Gelbsucht, Gelsichte genannt, die meist in der Regenzeit nach Entwickelung des neuen grünen Grases in Erscheinung tritt und je nach der Oertlichkeit mehr oder weniger Opfer fordert. Als Mittel zur Bekämpfung dieser Seuche dient eine Eingabe von Koopertip. In den letzten beiden Jahren kamen noch die Blauzunge und die Pocken hinzu. Beide Seuchen haben ganz bedeutende Opfer, die letzte besonders auch unter den Afrikanerschafen, gefordert. Beiden, verheerend auftretenden Krankheiten stand man ratlos gegenüber und musste mit ansehen, wie von einzelnen Beständen bis zu 50, ja 70—80 Proz. vernichtet wurden. Die aus der Kapkolonie bezogenen Impfstoffe kamen meist zu spät oder verdorben an, und nur in ganz einzelnen Fällen hat man von der Anwendung derselben Erfolg gehabt. Mit grossem Danke und grosser Freude ist es daher zu begrüssen, dass auf Veranlassung des Herrn Kolonialsekretärs von Lindequist Herr Geheimer Medizinalrat Dr. Ostertag sich heute in Südwest befindet, um diese Seuchen an Ort und Stelle zu erforschen und die nötigen Anordnungen für ihre erfolgreiche Bekämpfung zu treffen. Wir dürfen das berechtigte Vertrauen haben, dass es ebenso gelingen wird, die Seuchen erfolgreich zu bekämpfen, wie dies früher mit den gefürchteten Rinderseuchen, der Rinderpest, dem Texasfieber und der Lungenseuche der Fall gewesen, die heut so gut wie erloschen sind.

Fassen wir die Aussichten für die Einführung der Wollschafzucht in Südwestafrika zusammen, so können wir wohl ohne Uebertreibung behaupten, dass dieselben sehr günstige sind und dass der grösste Teil des Landes sich für diese Zucht eignet. Aber noch gilt es, viele Erfahrungen zu sammeln und grosse Vorsicht bei Gründung von Wollschaffarmen walten zu lassen, besonders, wenn gleich grosse Millionenunternehmungen ins Leben gerufen und viele Tausende von Schafen auf einmal in's Land gebracht werden sollen. Der beste und sicherste Weg, der Wollschafzucht in Südwest Verbreitung zu schaffen, besteht darin, dass jeder einzelne Farmer sich einen kleinen Stock guter Wollschafe zulegt, sich und seine Leute an diesen neuen Wirtschaftszweig gewöhnt und nach und nach eine Herde, der Grösse seiner Farm entsprechend, heranzüchtet. Von der Geschicklichkeit und dem Fleiss des einzelnen Farmers wird das Gedeihen der Herde abhängen, denn nur das Auge des Herrn behütet sein Vieh und schützt es vor Krankheiten. Ich glaube, ich kann mit der Hoffnung schliessen, dass wir in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenigen Jahrzehnten auf Millionen von Wollschafen in Südwestafrika blicken können, und dass das Erblühen und Gedeihen dieser schönen Kolonie der Wollschafzucht zu danken sein wird.

Diskussion über die vorhergehenden zwei Vorträge.

Generalmajor z. D. **Stern**, Lübeck, lenkt die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die wünschenswerte Beantwortung der Frage: Ob es möglich ist, den noch mangelhaften Absatz der Viehbestände Südwestafrikas zu heben durch gleichzeitige Anwendung von Mitteln, der vielfach behaupteten Fleischnot in Deutschland durch Versorgung des Mutterlandes mit Fleisch usw. aus den Kolonien, insbesondere Deutsch-Südwestafrika, zu Hilfe zu kommen? Der Deutsche Kolonialkongress würde selbstverständlich von einer parteipolitischen Behandlung dieser Frage absehen und sich auf rein wissenschaftliche Erörterung solcher Möglichkeiten beschränken. Er würde sich aber ein Verdienst um das Volk erwerben, aufklärend nach dieser Richtung zu wirken, schon um falschen Vorstellungen zu begegnen. Solcher Möglichkeiten gibt es verschiedene: 1. private Tätigkeit, 2. staatliche Subventionen und andere Massnahmen usw. Erstere wird ja sicher einsetzen, wo Bestände d a s i n d, letztere aber können vielleicht den Weg ebnen zur Schaffung der V o r b e d i n g u n g e n zur Hebung der Viehzucht. Es liesse sich da allerlei denken, z. B. Erleichterungen der Frachten, der Tarife, Zölle usw. Sodann Einrichtung von Gefrieranstalten, Armeekonservenfabriken u. dergl. Eine fachkundige Beantwortung dieser Fragen wäre dankenswert auch in Interesse der über die angebliche Fleischnot beunruhigten Bevölkerung Deutschlands.

Oberbürgermeister Dr. **Külz**, Bückeburg: Die Tatsache, dass die Viehzucht für Südwest das Rückgrat der privatwirtschaftlichen und staatswirtschaftlichen Entwickelung bildet, macht es zur Notwendigkeit, für einen gesunden Ausbau des Veterinärwesens zu sorgen. Ein Stamm landeseingesessener und landeserfahrener Tierärzte und eine wissenschaftlich fundierte, ohne Hemmung arbeitende Seuchenforschung sind der beste Schutz gegen die klimatischen Feinde der Tierzucht. Daneben muss aber doch auf Einzäunung der Farmen immer mehr hingearbeitet werden. Hier kann der Staat mehr noch als bisher helfen dadurch, dass er nach britisch-ostafrikanischem Muster das gesamte Material zur Verfügung stellt und den Wert in geringen langfristigen Raten sich zurückerstatten lässt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: In dem Vortrage des Herrn Dr. Golf wurde ein wichtiger Punkt, die Maultierzucht, nicht erwähnt. Bekanntlich findet in vielen Ländern mit wärmerem Klima das Maultier mannigfache Verwendung, und weiss auch das Militär in diesen Ländern das Maultier zu schätzen. Während des Aufstandes in Südwest wurden Maultiere in grosser Zahl eingeführt. Es liegt darum nahe, die Maultiere in dieser Kolonie selbst zu züchten. Da in den verschiedenen Kolonien der Westküste, unter diesen auch in Kamerun und Togo, mit der Zeit eine grössere Nachfrage nach Maultieren eintreten wird, ist eine Ueberproduktion nicht zu befürchten. Wie ich höre, hat der derzeitige Gouverneur von Südwest, Seine Exzellenz Dr. Seitz, sich schon mit dieser Frage befasst und die Einfuhr von geeigneten Eselhengsten in die Wege geleitet.

Wie Herr Dr. Golf bemerkt, wird seitens der Regierung die Hebung der Viehzucht durch Einfuhr von Zuchtvieh unterstützt. Es scheint aber nicht allgemein bekannt zu sein, dass die hierfür erforderlichen Mittel zum grössten Teil seitens der Wohlfahrtslotterie für die deutschen Schutzgebiete der Regierung zur Verfügung gestellt werden.

Herr Gadegast und Herr Oberbürgermeister Külz hoben schon hervor, dass die Schafherden in Südwest, und unter diesen die eingeführten Wollschafe, durch das Auftreten der bis dahin in der Kolonie unbekannten Schafpocken grosse Verluste erlitten haben, und besprachen die Herren auch den Mangel an Tierärzten in der Kolonie. Dem mangelhaften Veterinärwesen dürfte es zuzuschreiben sein, dass die im Frühjahr 1909 allem Anscheine nach durch die Karakulschafe eingeführten Schafpocken nicht erkannt worden und dadurch so grossen Schaden anrichten konnten, dem anderenfalls durch rechtzeitiges Impfen hätte vorgebeugt werden können. Betragen doch die Verluste im Bezirk Gibeon allein etwa 25 000 Schafe. Erst nachdem die Südwestafrikanische Schäfereigesellschaft das Reichskolonialamt darauf aufmerksam gemacht hatte, dass man es mit Schafpocken, nicht aber mit Katarrhalfieber zu tun habe, wurde die Krankheit auch in der Kolonie von den Tierärzten erkannt.

Dr. **Scheben,** Charlottenburg: Die Forderung des Herrn Gadegast nach Drahteinfenzung möchte ich vom tierärztlichen Standpunkte noch etwas erweitern und unterstreichen. Nach meinen Erfahrungen ist sehr viel Unheil in den Kolonien entstanden, weil es nicht möglich war, die angeordneten Sperrmassregeln praktisch durchzuführen. Denn diese Massregeln sind auf heimische Verhältnisse zugeschnitten. Dass wir in Südwest ohne den Stacheldraht keine wirksame Seuchenpolizei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausüben können, wenn die Bestockung der Farmen fortschreitet, zeigt deutlich die Entwickelungsgeschichte der Viehzucht in der Kapkolonie und bedarf für Landeskenner nicht der Erörterung. Ich bitte, folgende Resolution annehmen zu wollen:

Im Hinblick auf die ausschlaggebende Bedeutung, die ein in seinem Bestande und in seiner Fortentwickelung gesicherter Viehstand nicht nur für die privatwirtschaftliche, sondern auch für die staatswirtschaftliche Entwickelung der Viehzucht treibenden Schutzgebiete hat, erscheint es wünschenswert und berechtigt, dass die Einzäunung der Farmen materiell mehr noch als bisher gefördert wird. Es wird empfohlen, allen Farmern, die eine mit Vieh besetzte Farm oder eine Kleinsiedelung einzäunen wollen, das gesamte Material kostenlos gegen spätere Erstattung in langfristigen mässigen Raten zur Verfügung zu stellen.*)

Farmer **Carpzow,** Deutsch-Südwestafrika, möchte die Sektion V darauf aufmerksam machen, dass in Südwestafrika genossenschaftlich-technisch vorgebildete Personen sehr fehlen, um als Agitatoren für den genossenschaftlichen Zusammenschluss der einzelnen Bezirke zu wirken.

Rittergutsbesitzer **Gadegast,** Mannschatz: Ich glaube, im Vortrag falsch verstanden worden zu sein; ich stehe der Einfenzung sehr sympathisch gegenüber und halte sie für wünschenswert.

Sodann werden auf Vorschlag des Vortragenden Gadegast die obige und in Verbindung mit der Resolution zum Vortrage Schanz vom vorhergehenden Tage, folgende Resolution zur Vorlage im Plenum einstimmig angenommen:

Der 3. Deutsche Kolonialkongress bittet die Kolonialverwaltung, alle auf die Erzeugung der für unsere Volkswirtschaft bedeutungsvollsten Kolonialprodukte, Baumwolle und Wolle, in den deutschen Kolonien gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern.*)

*) Siehe „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die Besiedelung deutscher Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder.

Obmann: Regierungsrat a. D. Prof. Dr. **Leidig**, Berlin.
Vorsitzende: Seine Exzellenz Unterstaatssekretär Wirkl. Geh. Rat **Fritsch**, Berlin.
Regierungsrat a. D. Professor Dr. **Leidig**, Berlin.
Seine Exzellenz Generalleutnant z. D. **von Alten**, Berlin.
Schriftführer: Hauptmann a. D. **Ramsay**, Berlin.
Chefredakteur **Sarwey**, Berlin.

Ueber die Besiedelungsfrage in den Kolonien.

Vom Kgl. Preuss. Gesandten **Graf von Götzen**, Hamburg.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, vormittags.)

Als der vorige Kongress in diesen Räumen tagte, da waren ernste Zeiten über unsere beiden wichtigsten Kolonien hereingebrochen. Blutige Aufstände lehrten uns wieder, dass Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika zwar nationaler Besitz, aber noch nicht deutsche Lande im vollen Sinne des Wortes sind. Fehlt es doch noch in beiden Schutzgebieten an einer sesshaften deutschen Bevölkerung, die imstande wäre, aus eigener Kraft in dem Lande ihrer Wahl Ordnung and Ruhe aufrecht zu halten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser Mangel und dazu die so oft und mit Recht beklagte Tatsache, dass alljährlich eine zwar abnehmende, aber doch immer noch beträchtliche Zahl von Deutschen durch Auswanderung nach Ländern anderer Flagge unserm Volkstum verloren geht, halten das Interesse an einer möglichst ausgedehnten Besiedelung unserer Kolonien durch deutsche Bürger wach, so gross die Misserfolge und so bescheiden die Fortschritte darin auch immer sein mögen. Auch wird die Mahnung, dass zur Knüpfung dauerhafter Bande zwischen Kolonie und Mutterland eine blühende, von deutschem Fleiss und deutscher Intelligenz getragene Landwirtschaft wichtiger sei, als Diamanten und Goldfunde, nicht verstummen dürfen.

Das Thema der weissen Besiedelung in den Schutzgebieten wird deshalb auf unseren Kongressen ständig wiederkehren, die Verhandlungen in den Sektionen werden auch zeigen, dass es noch in vieler Beziehung ungeklärte Fragen enthält.

Angesichts der zeitlichen Beschränkung der Plenarvorträge kann aber meine Aufgabe nichts anderes umfassen, als eine kurze Uebersicht über die bisherige Entwickelung, sowie einige Ausblicke auf die Zukunft des Besiedelungsproblems, unter Berücksichtigung seiner natürlichen Grundlagen. Eine kritische Würdigung der in Betracht kommenden Faktoren wird um so leichter sein, als auf die anfänglich sanguinischen Hoffnungen, die dann später einem retardierenden Pessimismus Platz machten, heute eine nüchterne Beurteilung der wahren Verhältnisse unserer überseeischen Gebiete gefolgt ist. Ich werde ferner mein Thema dadurch umgrenzen, dass ich nur Südwestafrika und Ostafrika in die Erörterung einbeziehe. Beide werde ich aber verschieden behandeln müssen, weil ich nur Ostafrika, nicht aber Südwestafrika aus eigener Anschauung kennen gelernt habe.

Aber unsere Kolonien stehen schon an und für sich selbst in ganz verschiedenartigen Beziehungen zu dem Besiedelungsproblem. So hat die Geographie, die beste Lehrmeisterin weiser Kolonialpolitik, heute schon darüber entschieden, dass Südwesafrika weissen Mannes Land ist, wo der Schwarze der höher stehenden Rasse zu weichen hatte; wir sind ferner — um ein gut kontrastierendes Beispiel zu nennen —, darüber im klaren, dass ein anderes deutsches Kolonialgebiet, Togo, in glücklicher Einseitigkeit als Domäne des schwarzen Mannes zu gelten hat, wo der Neger zwar selbständig, aber unter deutscher Anleitung und deutschem Schutz, zu einer grösseren Arbeitsleistung und damit zu einer höheren Kulturstufe emporwächst; und wir erkennen schliesslich, dass die ostafrikanische Natur uns vor Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gaben stellt, die weit komplizierter und weniger geklärt sind, als in den beiden genannten Schwesterkolonien.

Wenn ich demnach für Südwestafrika das Besiedelungsproblem in seiner allgemeinsten Fassung, ob nämlich die Kolonie überhaupt einer erheblichen Zahl von Weissen, und zwar von Deutschen mit Familien, eine neue dauernde Heimat werden kann oder nicht, als gelöst im bejahenden Sinne ansehe, so glaube ich an dieser Stelle bezüglich der zahlreichen Unterfragen nur hervorheben zu sollen, welchen Standpunkt die Regierung einnimmt. Sie ist sicherlich am besten in der Lage, die gewonnenen Erfahrungen zu sammeln, zu sichten und daraus Schlussfolgerungen zu ziehen. Der offizielle Jahresbericht und der im Verlag von Dietrich Reimer erscheinende, sehr eingehende „Amtliche Ratgeber für Auswanderer" geben uns hierüber Aufschluss.

Wir können daraus zunächst mit Genugtuung feststellen, dass ein wirtschaftlicher Zusammenbruch nach der grossen Rebellion, wie er von manchen Seiten vorausgesagt wurde, nicht eingetreten ist. Dies hängt nicht etwa nur mit der Auffindung von Diamanten zusammen, sondern drückt sich auch aus in einer aufsteigenden Entwickelung der Farmwirtschaft. Am 1. April 1909 waren 739 Farmen im Betrieb, und die Farmkäufe nehmen seitdem ständig zu. Als Betriebsform kommt hauptsächlich Viehzucht in Betracht, während betont wird, dass der Ackerbau ohne künstliche Bewässerung nur ausnahmsweise möglich ist. Wir hören ferner, dass zur Einrichtung eines Viehzuchtbetriebes mindestens 20 000 bis 25 000 Mk. erforderlich sind und dass die Durchschnittsgrösse einer Viehfarm im nördlicheren und mittleren Teile der Kolonie 5000 Hektar, im Süden 10 000 Hektar beträgt. Selbst diesen vorsichtigen Angaben gegenüber werden aber pessimistischer klingende Stimmen laut. Diese geben zwar zu, dass durch den heutigen Ausbau des Eisenbahnnetzes die Aussichten der Farmer günstig beeinflusst würden, sie zweifeln aber an der Möglichkeit, den gegenwärtigen Viehpreis, der sich auf etwa 150 Mk. für Rindvieh beläuft, zu halten, und sie sind der Ansicht, dass selbst bei diesem Verkaufspreise nur Grossfarmen existieren können, die mindestens 300—500 Stück Rindvieh besässen; hierzu sei aber ein Betriebskapital von 80 000 bis 100 000 Mk. erforderlich.

Wir werden hier weder entscheiden wollen noch können, ob diese der südwestafrikanischen Viehwirtschaft gestellte Prognose recht behalten wird. Mein persönlicher Optimismus, den ich kolonialen Problemen stets entgegengebracht habe, ist geneigt, sich damit zu bescheiden, dass theoretische wirtschaftspolitische Berechnungen, besonders, wenn sie auf Kolonien Bezug nehmen, sich schon oft als falsch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwiesen haben. Man kann die Findung der besten Form der Besiedelung in Südwestafrika getrost der natürlichen Entwickelung durch die Ansiedler selbst überlassen, und ich würde es für verkehrt halten, wenn die Regierung oder die Zentralauskunftstelle für Auswanderer sich unbedingt für eine bestimmte Bewirtschaftungsart erklären wollten.

Die gleiche Zurückhaltung im Endurteil erscheint mir deshalb auch gegenüber den sogenannten Kleinsiedelungen geboten. Neben den erwähnten extensiven Viehwirtschaften sind bekanntlich an verschiedenen Stellen Südwestafrikas kleine Ansiedelungsbetriebe zur Aufnahme von weniger kapitalkräftigen Zuwanderern entstanden. Zur Bewirtschaftung solcher Heimstätten werden 8000—10 000 Mk. als erforderlich bezeichnet. Sie sind durchschnittlich 8 ha gross und produzieren Kartoffeln, Gemüse, Tabak, Wein, Obst usw. Die Siedler verfügen ausserdem über reichliches gemeinsames Weideland.

Bei der Frage nach den wirtschaftlichen Aussichten solcher Kleinsiedelungen pflegt nun die Diskussion besonders lebhaft einzusetzen. Ein klares Bild ergibt sich meiner Meinung nach noch nicht. Dass eine grössere Anzahl von ihnen besonders florierte, kann jedenfalls nicht behauptet werden, anderseits ist festzustellen, dass z. B. noch im Jahre 1908 sechzig solcher Kleinsiedelungen in Betrieb genommen wurden, obwohl damals schon gewisse Erfahrungen vorlagen. Ferner kann man sich schwer vorstellen, warum nicht mit der zunehmenden künstlichen Bewässerung des Landes und der steigenden Bevölkerungsziffer auch die Zahl lebensfähiger Kleinsiedelungen zunehmen sollte. Transvaal z. B. galt früher allein als Land für Grossbetriebe. Heute wendet man sich dort auf Grund besserer Wasserverhältnisse in erheblichem Masse der Kleinsiedelung zu.

Hier wie dort wird uns aber erst die Praxis im Verlauf von Jahren über Erfolge oder Misserfolge belehren. Je nach der Oertlichkeit, nach Tüchtigkeit und Glück des betreffenden Farmers wird das Endergebnis verschieden ausfallen. Daher ist eine gewisse Neutralität der Regierung dem ganzen Siedelungsproblem gegenüber durchaus verständlich; auch ist es als richtige Politik zu begrüssen, dass sie der Versuchung widersteht, die Besiedelung durch unmittelbare Geldunterstützung künstlich in rascheren Fluss zu bringen. Handelte sie anders, so würde sie mit Sicherheit unnützliche Elemente grossziehen; solche, denen die für einen Siedler in einer so harten Natur unentbehrlichen Eigenschaften fehlen: Wagemut, eiserner Fleiss und Selbständigkeit. Auf der andern Seite ist aber eine indirekte Unterstützung der Besiedelung in weitgehendster Weise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von der Verwaltung zu fordern und wird von ihr ja auch als notwendig anerkannt und befolgt. Sie soll vor allem bestehen im Ausbau von Verkehrswegen, Wassererschliessung, Vermessung des Farmlandes, Bekämpfung der Viehseuchen und Organisierung des Kreditwesens.

Alles in allem genommen, werden auch wir uns davon frei zu halten haben, die landwirtschaftlichen Möglichkeiten Südwestafrikas in allzu glänzenden Farben zu malen. Wir wissen aber, dass bereits heute Hunderte von Ansiedlern dort in gemässigtem Klima ihr Auskommen finden, und wir glauben, dass noch Tausende ihnen folgen und der Kolonie eine lange Reihe späterer Generationen von Deutschen schenken werden. Sorgen wir hier in der Heimat nur dafür, dass dem Lande, neben allen Sympathien, auch die finanzielle Unterstützung nicht fehlt, solange es noch nicht auf eigenen Füssen stehen kann, und dass auch durch Gewährung eines möglichst weiten Masses von Selbstbestimmungsrechten ein lebhaftes Nationalgefühl dort erhalten bleibt. Dann werden, wenn wirklich einige elende Wichte draussen vom Anschluss an benachbartes fremdes Staatsgebiet in einem Moment des Unmuts gesprochen haben sollten, solche zentrifugalen Gedanken sicherlich keine Schule machen.

Wenn ich vorhin bemerkte, dass unser Verhandlungsthema, auf Ostafrika bezogen, weit verwickeltere Fragen auslöst, als bezüglich Südwestafrikas, so gründet sich diese Ansicht einmal auf die grossen klimatischen Verschiedenheiten in der ostafrikanischen Natur selbst, und zweitens auf das Zahlenverhältnis zwischen Weiss und Schwarz. Während in Südwest auf einen Weissen sechs Schwarze kommen, ist das Verhältnis in Ostafrika ungefähr wie 1 : 2500.

Wie so oft, finden auch bei Erörterung des ostafrikanischen Besiedelungsproblems die extremen Ansichten lauten Anklang. Auf der einen Seite lehnt man auf Grund einer Gedankenverbindung, die etwa damit argumentiert, dass Gott den weissen Mann für die gemässigte Zone geschaffen habe und den schwarzen Mann für die Tropen, jede Möglichkeit einer weissen Besiedelung zwischen den Wendekreisen ab, auf der andern Seite sehen Reisende, die das frische Klima der ostafrikanischen Hochländer und ihre günstigen Wachstumsverhältnisse kennen gelernt haben, das Land in der Zukunft schon von Tausenden deutscher Bauernfamilien bevölkert. Sie stehen deshalb nicht an, unserer Kolonialregierung vorzuwerfen, dass sie die Gelegenheit nicht wahrnehme oder zu lau darin sei, ein neues Deutschland drüben entstehen zu lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese beiden extremen Anschauungen wollen wir in aller Kürze untersuchen und auch das dazwischen liegende Terrain eingehend prüfen. Die geographische Wissenschaft und die bisherigen Erfahrungen sollen uns dabei Führer sein.

Die Oberfläche Deutsch-Ostafrikas teilt sich bekanntlich in einen niedrigen, von der Meeresküste an sich 200 bis 400 km breit ins Innere erstreckenden Küstengürtel und ein ziemlich schroff ansteigendes, ungeheures Binnen-Hochplateau. In den Küstengürtel eingestreut liegen inselartig einige Bergmassive, welche in Klima und Bodenbedeckung vorteilhaft von den sie umgebenden Niederungsgebieten abweichen. Einige von ihnen, z. B. die Usambaraberge, haben infolge ihrer Höhenlage und ihrer von Fruchtbarkeit zeugenden üppigen Bewaldung eine hohe kulturelle Bedeutung erlangt. Sie nähern sich in vieler Beziehung den Verhältnissen des Hochplateaus. Dieses hat eine durchschnittliche Meereshöhe von 1200—1500 m und erreicht Lagen von 2000 m.

Von dieser allgemeinen Bodengestaltung der Kolonie sind nun aber bis zu einem gewissen Grade ihre klimatischen Eigenschaften abhängig. Die Sonnenstrahlung ist zwar, den niedrigen Breiten entsprechend, überall, also auch auf den Hochebenen, ausserordentlich stark. Sie beeinträchtigt, wenn man sich nicht vor ihr zu schützen weiss, zweifellos auf die Dauer unser Wohlbefinden, und es ist nicht ausgeschlossen, dass den Befürchtungen, die in neuerer Zeit z. B. der holländische Gelehrte Dr. Hubrecht an die radio-aktiven Eigenschaften der Sonnenstrahlen knüpft, eine gewisse Bedeutung zukommt.

Gegen Sonnenstrahlen wird sich der menschliche Organismus aber immer noch leichter zu schützen vermögen als gegen die Einwirkung der Lufttemperaturen. Die durchschnittlichen Wärmegrade der Atmosphäre weisen nun glücklicherweise in den einzelnen Landesteilen Ostafrikas ganz bedeutende Verschiedenheiten auf. Während die Küstenniederung Temperaturen und Luftfeuchtigkeitsgrade zeigt, die den Körper namentlich deshalb erschlaffen, weil weder eine tägliche noch eine jährliche wirklich intensive Abkühlung stattfindet, so ist im Hochland schon die Tagestemperatur, mit Ausnahme der Mittagsstunden, eine auch dem Nordeuropäer durchaus zuträgliche und willkommene; des Nachts tritt dann starke Abkühlung der Luft ein, ja in den höchsten Lagen sogar empfindliche Kälte.

Diese klimatische, der Malaria ungünstige Eigenschaft einiger Hochländer ist es nun in erster Linie, an die alle Befürworter einer ostafrikanischen Besiedelung ihre Erwartungen anknüpfen, und ich persönlich möchte erklären, dass ich diese Hoffnungen teile. Auf dem vorigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonialkongress sind bereits die bekannten Beispiele zur Sprache gekommen, die ein Gedeihen von Ansiedlern germanischer Rasse auf amerikanischem und australischem Boden in einer zwischen den Tropen liegenden Zone beweisen; und wer sie nicht als einwandfrei ansehen will, weil sie eine noch zu geringe Anzahl von Generationen umfassen, dem kann man die ungeheuren Fortschritte entgegenhalten, welche die allgemeine Tropenhygiene und die Behandlung tropischer Krankheiten in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat. Selbst viele Deutsche, die in den Niederungsgebieten, gewissermassen als temporäre Ansiedler, als Pflanzer, Beamte, Gewerbetreibende arbeiten, vermögen heute jahrelang der Ungunst des Klimas ohne Schädigung ihrer Gesundheit standzuhalten, wenn sie nur massvoll zu leben verstehen. Ich vermag deshalb nicht einzusehen, weshalb diesen ärztlichen Errungenschaften nicht noch weitere Fortschritte folgen sollten, so ergebnisreich, dass in der weissen Menschheit nach weiteren Jahrzehnten eine völlig bejahende Auffassung auch von der dauernden Bewohnbarkeit gewisser hochgelegener Tropenländer Platz gegriffen haben wird.

Für wichtiger als die klimatischen Bedenken halte ich aber zwei andere Einwendungen gegen ostafrikanische Besiedelungspolitik: den möglichen Mangel an ausreichendem Absatz für die Produkte des Farmers, und die Schwierigkeiten, die sich aus dem Zusammenleben der schwarzen und weissen Rasse ergeben werden. Diese beiden Fragen sind vorläufig noch so weit von ihrer Lösung entfernt, dass ich auch für Ostafrika einer direkten aktiven Besiedelungspolitik noch nicht das Wort reden kann. Ich meine damit eine Politik der Regierung, die mit allen Mitteln der Reklame und durch Geldunterstützungen versuchen wollte, deutsche Auswandererfamilien in die Kolonie zu ziehen. Wohl aber meine ich, dass auch in Ostafrika der Regierung die ernste Pflicht obliegt, wagemutigen Ansiedlern in jeder Weise die Wege zu ebnen. Gewisse Landstrecken könnten deutlicher, als es bisher geschieht, als Siedelungsgebiete bezeichnet und behandelt werden. Darunter verstehe ich vor allem eine Vermessung von Farmen verschiedener Grösse, je nach Güte und Charakter des Bodens, die Anlage von Versuchsfarmen und die Herstellung von Verkehrswegen. Und zwar ist alles dies notwendig, schon vor Freigabe des Landes, damit ankommende Siedler nicht erst monatelang umherirren müssen und dabei ihr Kapital und ihre Gesundheit angreifen, bevor sie mit der Arbeit anfangen können. Ferner ist der Versuch zu machen, die Rassenfrage frühzeitig zu regeln, weil sie infolge der ungeheuren numerischen Ueberlegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit des schwarzen Elementes über das weisse in Ostafrika später eine ernste Gestalt annehmen wird. Eheliche Verbindungen zwischen Weiss und Schwarz, die unsere heimische Gesetzgebung leider gestattet, sind zu verbieten, und auch sonst ist dem Entstehen einer Mischrasse nach Möglichkeit entgegenzutreten. Man sollte sich ferner entschliessen, die Eingeborenen entweder gegen angemessene Entschädigung aus den Gebieten zu entfernen, die für weisse Besiedelung geeignet sind, oder sie in Reservaten zusammenbringen. Ausserhalb dieser Reservate, unter den europäischen Ansiedlern wohnend, dürften dann nur solche Eingeborene zugelassen bleiben, die einen Arbeitskontrakt vorweisen können.

Um diejenigen zu beruhigen, die in zwangsweiser Dislozierung eine gegen die Humanität verstossende Massregel erblicken sollten, möchte ich gleich hinzufügen, dass ich nur solche Gebiete als Ansiedelungsflächen im Auge habe, wo schon jetzt nur wenige oder halb nomadisierende Eingeborene leben. Andere, von Negern dicht bevölkerte Teile des Hochplateaus, wie z. B. das Sultanat Ruanda, für die Besiedelung freizugeben, würde zu gefährlichen Konsequenzen führen. In dieser Beziehung habe ich auf Grund von Erfahrungen aus langer Verwaltungspraxis meine frühere Ansicht geändert; denn als ich vor 16 Jahren jene Länder zwischen Victoria- und Kiwusee entdeckt hatte, pries auch ich, von ihrer herrlichen Natur geblendet, sie als Zukunftsland für deutsche Ansiedler.

Dass ich bei der Bedeutung, die ich den Rassengegensätzen beilege, einer Verstärkung des militärischen Schutzes der Weissen das Wort rede, wird begreiflich erscheinen.

Wir wenden uns nunmehr der Frage nach dem Erfolg der bisherigen praktischen Siedelungsversuche an Ort und Stelle zu. Auch sie zeigen im ganzen genommen ein durchaus ermutigendes Gesicht. Die beobachteten Misserfolge lassen sich fast ausnahmslos auf die Ungeeignetheit der Personen oder auf die mangelhaften Absatzmöglichkeiten zurückführen, an denen vor allem die noch fehlenden Verkehrsverbindungen schuld sind. Dies war z. B. die Signatur der bisherigen Siedelungen in den Hochländern am Nyassa-See und in Uhehe, Länder, die im übrigen ein durchaus zuträgliches Klima haben, wie das Gedeihen der dort gross gewordenen Kinder unserer evangelischen Missionare augenfällig beweist.

Ueberzeugender, weil umfangreicher, sind schon die in den Gebieten westlich des Kilimandscharo gemachten Erfahrungen. Dort hat seit dem Jahre 1904 eine lebhafte Besiedelungstätigkeit eingesetzt. Land, das früher kein Mensch geschenkt genommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hätte, falls man von ihm verlangte, sich dort auch niederzulassen und ein bestimmtes Quantum nützlicher Arbeit zu leisten, wuchs plötzlich in der allgemeinen Wertschätzung, als eine Anzahl südafrikanischer Buren dort Farmen belegte und die Vorzüge jener Gebiete laut rühmte.

Diese Buren habe ich seinerzeit nicht ins Land gerufen. Sie kamen von selbst, weil sie daheim nicht britische Untertanen werden wollten. Sie fanden bereitwillige Unterstützung, weil ich sie für brauchbar hielt, als Pioniere in unkultivierten Gegenden voranzugehen. Heute sind von ihnen noch etwa 30 Familien ansässig, die bei bescheidenen Ansprüchen Nützliches im Anbau von Mais, Weizen, Kaffee sowie in der Viehzucht und im Frachtfahren leisten.

Ein zweiter Versuch planmässiger Ansiedelung am Kilimandscharo ist die Ansetzung von deutsch-russischen Familien in einer Kolonie von Heimstätten durch das ostafrikanische Besiedelungskomitee. Wie es bei künstlichen Schöpfungen dieser Art meistens der Fall sein wird, waren auch hier die Persönlichkeiten der Ansiedler ungeeignet. Es fehlten ihnen wohl vollständig die für afrikanisches Farmerleben nötigen Eigenschaften, die Paul Samassa in seinem vorzüglichen Buch über die Besiedelung von Ostafrika treffend charakterisiert als Mischung aus urwüchsigem Agrariertum und amerikanischem wilden Westen.

Aber wenn auch eine Anzahl Buren wieder abgezogen ist und wenn von den Deutsch-Russen nur zwei Familien geblieben sind, so haben diese Versuche doch bewirkt, dass Deutsche auf das Land aufmerksam wurden. Ein lebhafter Zuzug nach jenen Gegenden stellte sich ein, und heute schon fängt das Land an, knapp zu werden. Im vorigen Jahre — die Statistik des laufenden Jahres liegt noch nicht vor —, lebten im Bezirk Moschi bereits 117 selbständige Ansiedler. Die gesamte weisse Bevölkerung des Bezirkes, die im Jahre 1905 erst 156 Personen betrug, beläuft sich heute auf 573 Köpfe, unter denen sich 230 weibliche Personen befinden; und wenn erst die Eisenbahn zum Meruberg vollendet sein wird, müssen sich auch die Absatzverhältnisse bessern. Dann aber werden die tüchtigen Elemente unter den Ansiedlern zweifellos vorwärts kommen.

Wer die ganze Frage eingehend studieren will, darf auch an den bisherigen Ergebnissen englischer Ansiedelungen in Britisch-Ostafrika, die der frühe Bau der Ugandabahn hervorgerufen hat, nicht vorübergehen. Trotz vieler Fehlschläge, die anfänglich meist dadurch verschuldet waren, dass infolge fehlender Vermessung die Besitzverhältnisse einer Farm oft solange unklar blieben, bis der wartende Reflektant sein bisschen Kapital verzehrt hatte, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trotz manchen Besitzwechsels machen aber Besiedelung sowohl wie Erträgnisse, die namentlich aus der Viehzucht erzielt werden, im grossen und ganzen ständige Fortschritte. Für uns ist das besonders bemerkenswert, weil die Bedingungen des Klimas und des Bodens auf den Hochländern der britischen Nachbarkolonie die gleichen sind, wie bei uns in Deutsch-Ostafrika.

Auch Theodore Roosevelt, den man doch sicherlich als kompetenten Beurteiler gelten lassen wird, weil er jahrelang selbst als Farmer im Westen Amerikas gelebt und während seines längeren Aufenthalts in Britisch-Ostafrika unserer Frage besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, bestätigte mir gegenüber ausdrücklich seine feste Ueberzeugung von der glücklichen Zukunft der ostafrikanischen Hochländer als Siedelungsgebiete für die weisse Rasse.

Vergessen wir aber bei aller Zuversicht nicht, dass für unsere tropischen Hochländer die Besiedelungsfrage in mancher Hinsicht heute noch eine Frage des Vertrauens ist, aber eines Vertrauens, das sich auf sehr gewichtige Argumente stützen kann.

Obwohl ein Vierteljahrhundert deutscher Kolonialgeschichte hinter uns liegt und manche Ansicht seither revidiert werden musste, so können wir getrost in der Besiedelungsfrage heute immer noch den Standpunkt vertreten, den der Begründer unserer Kolonialpolitik ganz allgemein kolonialen Unternehmungen gegenüber einnahm. In einer Rede aus der Zeit der ersten Kolonialerwerbungen sagte Bismarck: „Ich bejahe die Frage, ob es zweckmässig und ob es Pflicht des Reiches ist, denjenigen, die im Vertrauen auf des Reiches Schutz sich kolonialen Unternehmungen hingeben, Pflege und Schutz angedeihen zu lassen. Ich bejahe das, allerdings mit weniger Sicherheit vom Standpunkt der Zweckmässigkeit — denn ich kann nicht voraussehen, was daraus wird —, aber mit unbedingter Sicherheit vom Standpunkt der staatlichen Pflicht.“ Er fügte dann hinzu: „Ich kann mich dem nicht entziehen.“

Auch wir, Verwaltung, Vereine und Interessenten, wir können uns dem gar nicht entziehen, und schlimm stünde es um uns, wenn niemand mehr in einer deutschen Kolonie sich eine neue Heimat suchen wollte. Und käme es einmal dahin, so wäre das kein Beweis für die Wertlosigkeit unserer Schutzgebiete, sondern für das Einschlafen des deutschen Unternehmungsgeistes. Davor soll unsere Arbeit das deutsche Volk bewahren helfen.

Konter-Admiral z. D. **Strauch**, Friedenau: „Land, das früher kein Mensch geschenkt nehmen wollte“, Worte des Grafen Götzen, ferner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Desideratum, das Graf Götzen aufgestellt hat, veranlassen mich, diesen günstigen Moment zu benutzen, um auf Umstände hinzuweisen, die für die Besiedelungsfrage in Ostafrika von Wesenheit sind. Die Deutsche Kolonialgesellschaft, des langen theoretischen Haders müde, setzte das Deutsch-Ostafrikanische Besiedelungskomitee ein. Wie Sie ersehen werden aus diesem Namen, sollte sich das Komitee zunächst mit Deutsch-Ostafrika befassen. Direktiven erhielt das Komitee glücklicherweise nicht, es konnte vollständig frei verfahren. Das Komitee hat sich nun nicht Hals über Kopf in die Besiedelung hineingestürzt, seine Aufgabe war ja nicht, theoretisch zu verfahren, es sollte einen praktischen Versuch machen. Für diesen praktischen Versuch kamen dem Komitee zwei besondere Umstände zu Hilfe: einmal die Ansiedelung der Deutsch-Russen, zweitens die zufällige Reise eines Mitgliedes des Besiedelungskomitees nach Deutsch-Ostafrika. Die Ansiedelung der Deutsch-Russen ist nicht von dem Deutsch-Ostafrikanischen Besiedelungskomitee ausgegangen, sondern sie ist ausgegangen von der damaligen Kolonialabteilung. Die Kolonialabteilung hatte aber triftige Gründe, darin nicht weiter fortzufahren, und es konnte dem Komitee gar nichts besseres passieren, als wenn die Kolonialabteilung das Geld gab. Die Deutsch-Russen mussten wir in den Kauf nehmen, denn das war die conditio sine qua non. Für das Geld mussten und durften wir nur Deutsch-Russen ansiedeln. Es wurde ein Trupp hinübergeschickt und vom Bezirksamt Moschi am Meru angesiedelt. Mitglied des Besiedelungskomitees ist der allbekannte Hauptmann Leue. Hauptmann Leue ging in privatem Auftrage nach Deutsch-Ostafrika, und diese Gelegenheit benutzten wir, um ihm den Auftrag zu geben, nach dem Meru zu gehen, um die Deutsch-Russen zu besuchen und die Frage zu erwägen, ob man in dieser Gegend Reichsdeutsche ansiedeln solle oder nicht. Hauptmann Leue berichtete, es sei möglich, aber es sei sehr schlimm, wenn die Leute, ohne Erfahrungen zu haben, hinübergingen, sie müssten einen Anhalt haben. Da sagte das Besiedelungskomitee dem Hauptmann Leue: Du gehst hin, errichtest eine Station, nimmst die Leute, die sich ansiedeln wollen, in Empfang und sorgst vor allem dafür, dass du geeignetes Land bekommst. — Es fanden sich nun auch die nötigen Ansiedler. Wir sieben diese durch bezüglich ihres Gesundheitsverhältnisses und sonstiger Qualifikation; unterstützt werden sie aber nicht, bevor sie in Afrika sind. Es sind viele auch so gekommen, die sind vom Hauptmann Leue angenommen worden. Damit ist es aber nicht getan, zu sagen: Geh hin, und du wirst dort warm in Empfang genommen werden. — Jeder einzelne Ansiedler hat immer zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächst gefragt: Bekomme ich auch drüben Land? — Darauf haben wir geantwortet: Selbstredend bekommst du Land, du kannst es dir sogar aussuchen; geschenkt wird es nicht, das Besiedelungskomitee verkauft es dir auch nicht; du wirst es zunächst pachten, und später kannst du es dann von der Regierung erwerben.

Nun hat Hauptmann Leue bei seiner ersten Anwesenheit in Deutsch-Ostafrika mit dem damaligen Vertreter des Bezirksamtes Moschi abgemacht, dass für das Besiedelungskomitee 6000 ha zur Ansiedelung Reichsdeutscher reserviert werden. Als er zum zweiten Male herüberkam, um die Station zu errichten, da hatte sich dieses Verhältnis bedenklich verschoben. Zunächst war an der einen Seite des länglichen Rechtecks ein ganz schmaler Streifen unter Abschneiden vom Flusse einem Griechen gegeben worden. Es fehlte noch von dem Gebiete ein Zipfel, den hatte man einem Deutschen übergeben. An der anderen Seite war die Sache ebenso, und als Hauptmann Leue den Schaden besah, da waren von den 6000 Hektar nur 2800 übrig geblieben. In den Denkschriften hat immer gestanden: 6000. Wir wollten nicht gleich Einspruch erheben, hatten ja auch zunächst genug; als dann aber das Land auf die Neige ging, da stellten wir den Antrag, weitere 4000 Hektar zu reservieren, da die Ansiedler nur hingingen, wenn ihnen zugesichert würde, dass sie dort Land bekämen. Diesen Antrag haben wir am 21. August v. J. gestellt, und nun raten Sie einmal, wann wir darauf Antwort bekommen haben — wir haben überhaupt keine Antwort bekommen. Wir haben natürlich nicht nachgelassen und vor fünf Monaten einen ähnlichen Antrag gestellt. Sie werden sich wohl selbst sagen, dass wir darauf auch noch keine Antwort haben. Und weiter: als Hauptmann Leue gelegentlich einer Grenzregulierung oder Kronlanderklärung mit dem damaligen Bezirksamtmann zusammentraf, verlas ihm dieser eine Verfügung des stellvertretenden Gouverneurs, deren Kern war, dass das Land, welches noch zur Verfügung stand, unter die vorhandenen Ansiedler aufgeteilt werden sollte, und da waren Ansiedler unterwegs, denen wir zugesagt hatten, Land zu bekommen, und nun sollte es aufgeteilt werden! Es ist doch viel besser, wenn man den Leuten sagen kann: geht zu Hauptmann Leue, er ist seit 18 Jahren in Afrika; da habt ihr einen Anhalt, und bekommt Land.

Graf v. Götzen hat vom Wagemut der Leute gesprochen, die wir in dieser Art und Weise ansiedeln wollen; der ist wohl kaum nötig; es gehört nur ein bisschen „Murr" dazu.

Der Herr Redner hat dann als wesentlich hingestellt, dass die Regierung solchen Ansiedelungen Vorschub leiste. Ich frage Sie aber,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welchen Vorschub hat uns die Regierung und die Kolonieverwaltung geleistet?! — Erst hat sie uns etwas gegeben, dann weggenommen. Sodann hatten wir etwas, was wir benutzen wollten, als wir drauf und dran waren, dies zu tun, da sollte es — uns nicht weggenommen, aber unter die Vorhandenen aufgeteilt werden. Das würde nun das Besiedelungskomitee vollständig in Misskredit gebracht haben, es würde vor allem die Autorität des Hauptmanns Leue gänzlich vernichtet haben.

Ich möchte mit demselben Gedanken schliessen, mit dem ich angefangen habe: wenn uns die Regierung Land — nicht schenken, aber doch reservieren wollte, dann können Sie sicher sein, dass die Besiedelung einen guten Verlauf nehmen wird.

Rechtsanwalt **Stieve**, Zabern: Ich wollte an den Herrn Referenten nur eine Frage bezüglich der Besiedelungspolitik der Regierung richten. Er hat empfohlen, dass die Regierung sich vorläufig wenigstens vollständig passiv verhalte zu der Frage der Ansiedelung und zu den Personen der Ansiedler, sowie zu dem Terrain, das den Ansiedlern angewiesen oder vorgezeigt wird. In dieser Beziehung teile ich seinen Standpunkt nicht; ich glaube, mich berufen zu können auf den auch von ihm zitierten Fürsten Bismarck, der ja unsere Kolonialpolitik inszeniert hat. Der Fürst bezeichnete in seiner Reichstagsrede vom 26. Juni 1884, also zu einer Zeit, wo es sich darum handelte, ob die Rechte, die die Kolonialgesellschaften erworben hatten, auf das Deutsche Reich übertragen werden sollten, die Hoheitsrechte der Kolonialgesellschaften als eine Souveränität, welche dem Deutschen Reiche lehnbar sei. Die Kolonialgesellschaften wurden Lehnsträger des Deutschen Reiches; sie verhielten sich zur Schutzgewalt des Reiches lediglich wie deutschrechtliches Untereigentum zum Obereigentum. Fürst Bismarck führte also ins Kolonialrecht, und zwar als einen prinzipiellen Grundsatz, ein, das deutschrechtliche Lehnsrecht: ein genialer Gedanke! Und das ist nicht bloss von meinem juristischen Standpunkt aus, sondern vor allem von dem idealen Standpunkte, den der heutige erste Redner vertrat, der allein richtige. Unsere Kolonien können bloss unter der Herrschaft des Lehnsrechtes zu einer gesunden Blüte gelangen und zur inneren Autonomie.

Ich denke mir also die Sache ungefähr in der Art, dass für jede der Kolonien ein oder mehrere Lehnsträger ernannt werden, nicht ein bezahlter Gouverneur. Ein Gouverneur ist ein Beamter, und wenn auch das Beamtenrecht ein ähnliches ist wie das Lehnsrecht — es ist ein analoges Lehnsrecht —, so passt es doch nicht auf Gebiete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die erst angesiedelt werden sollen. Das ganze Kolonialland wird juristisch als Kronland angesehen, d. h. als Eigentum des Deutschen Kaisers. Es muss also vom Kaiser — ich bin ein Vertreter des persönlichen Rechtes des Kaisers vor allem in den Kolonien — für jede Kolonie ein Lehnsmann, ein Vasall bestellt werden. In welcher Weise das geschieht, lasse ich dahingestellt; das ist ja auch gleichgültig. Ich kann in den kurzen fünf Minuten, die mir freistehen, nur das Prinzip ausführen. — Also nur an Ort und Stelle kann derjenige, der darüber zu befehlen hat, dann untersuchen und feststellen lassen, wie und wo die Ansiedelung erfolgen soll. Dadurch wird auch das Kolonialamt entlastet, das ja nur eine bureaukratische Behörde ist und immer klagt über das viele Schreibwerk, welches von Afrika hin- und hergeht, über die ungeheure Schreibarbeit, bei der doch nichts herauskommt, weil man nicht an Ort und Stelle ist, wenn es sich darum handelt, unmittelbar die Ansiedler anzuweisen und ihnen zu sagen: hier ist die Gelegenheit und die Möglichkeit, dass ihr euch ansiedeln könnt. Das kann nur geschehen durch Vertreter des Kaisers, die mit seiner Vollmacht ausgerüstet sind, die also auch verantwortlich sind in erster und in letzter Instanz. Genau so ist es geschehen, als vor 2000 Jahren unsere Vorfahren, die Germanen, Land in Besitz genommen haben, und so muss es meines Erachtens auch gemacht werden jetzt, wo wir das Deutschtum in unsere Kolonien verpflanzen wollen.

Professor Dr. **Samassa**-Halensee-Berlin: Ich fühle zum freiwilligen Regierungskommissar wenig Talent, möchte aber doch glauben, dass für das Verhalten der Regierung gegenüber dem Besiedelungskomitee eine gewisse Begründung vorlag; nicht für die unterbliebene Erwiderung auf die Eingaben, wohl aber dafür, dass die Regierung sich in der Weitervergebung von Land an diese Zwischenstelle etwas zurückhaltend zeigte. Herr Graf Götzen hat schon mit Recht hervorgehoben, dass tatsächlich heute am Kilimandscharo und am Meru nahezu Landmangel herrscht. Das beweist, dass ein solcher Zudrang hier vorhanden ist, dass die besten Stücke schon weggegeben sind, und dass die Regierung verhältnismässig wenig Land nunmehr für Farmzwecke übrig hat. Die Idee des Besiedelungskomitees war gewiss ausgezeichnet, als sie gefasst wurde, und hätte uns sehr segensreich sein können. Aber es hat sich eben, wie wohl öfter in kolonialen Dingen, herausgestellt, dass die Ereignisse rascher fortgeschritten sind als die Pläne. Die Frage, die das Besiedelungskomitee eigentlich lösen wollte: ob eine Besiedelung da möglich ist, hat sich inzwischen gelöst ohne wesentliche Mitwirkung des Komitees. Ich glaube, man kann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Recht bezweifeln, ob eine derartige Zwischeninstanz dort heute überhaupt noch notwendig ist, wo eine verhältnismässig grosse Menge erfahrener Leute sowieso in das Land kommt und sich dort ansiedeln will. Ich weise nur darauf hin, dass in der Beziehung ein recht glücklicher Umstand eingetreten ist, dass nämlich ein Teil der Kautschukpflanzungen besonders in der Gegend von Tanga in der letzten Zeit an Engländer verkauft worden ist, und dass nun die Leute mit dem erheblichen Kapital, das sie gewonnen haben, die Chance haben und auch sehr geneigt sind, wie ich höre, in die gesünderen Gegenden des Hochlandes zu ziehen und sich dort anzusiedeln und anzukaufen. Aber etwas anderes müsste seitens der Regierung geschehen — und da, glaube ich, ist in der Tat eine gründliche Reform nötig —, nämlich in Beziehung auf die Landvergebung an Ansiedelungslustige. In dieser Beziehung herschen sehr arge Missstände. Herr Graf v. Götzen hat darauf hingewiesen, wie in Britisch-Ostafrika die Besiedelung zum Teil darunter gelitten hat, dass das Landamt etwas langsam in seinem Vorgehen war, und in der Tat ist in Britisch-Ostafrika das Landamt Gegenstand der billigsten Witze und der Verhöhnung wegen seiner bureaukratischen und angeblich schwerfälligen Tätigkeit. Das ist jedoch alles sehr bescheiden im Vergleich zu der Art, wie in Deutsch-Ostafrika vorgegangen wird, wie dort Anträge von Ansiedlern hinausgeschoben werden, wie Leute, die schon anderthalb und zwei Jahre dort sitzen, noch nicht wissen, unter welchen Bedingungen sie das Land überhaupt pachten und kaufen können. Das liegt daran, dass die ursprünglichen Bedingungen, allerdings in sehr zweckmässiger und richtiger Anpassung an bodenreformerische Ideen, der Bildung von Latifundien und der Landspekulation entgegentreten wollten, und diese Bedingungen sind, wenn es sich um Plantagenland handelt, ganz ausgezeichnet. Es wird verlangt, dass der Ansiedelungslustige zunächst das Land pachtet, dann allmählich in Kultur nimmt und in dem Masse, wie er es in Kultur genommen hat, es erwerben kann. Diese Bedingungen sind also sehr gut, wenn man die Absicht hat, Sisal- oder Kakao- oder Kaffeeplantagen anzulegen, versagen aber vollständig, sobald man die Absicht hat, Viehfarmen anzulegen. Es ist klar, dass die Voraussetzungen dann absolut andere sind.

Dieser Jammer mit der Flüssigkeit der ganzen Verhältnisse bestand schon vor zwei Jahren, als ich in der Gegend war. Ich erinnere mich nun, im vergangenen Winter gelesen zu haben, dass der damalige Unterstaatssekertär und jetzige Staatssekretär des Reichskolonialamts in der Kommission erklärte, es wäre eine Verordnung in Ausarbeitung. Tatsächlich habe ich aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichts davon gehört, dass die Leute, die dort schon mehrere Jahre sitzen, nun schwarz auf weiss in die Hand bekommen, was sie zu tun haben, um das Land zu erwerben, welche Bedingungen die Regierung in bezug auf Meliorationen stellt. In dieser Beziehung ist, glaube ich, die wichtigste Unterstützung zu suchen und zu sehen, die die Regierung der Ansiedelung zuteil werden lassen kann. Im übrigen gilt von der Besiedelung der Hochflächen dasselbe, was man von Italien im Zustande des Werdens gesagt hat: „farà da sè".

Frau **Gräfin Anna von Zech,** Witzenhausen-Weimar: Wenn von der Besiedelungsfrage unserer Kolonien und von der Rassenfrage dort die Rede ist, so muss auf einen Punkt noch besonders hingewiesen werden: unsere Kolonien werden niemals zur vollen Entwickelung kommen und niemals innerlich deutsch werden ohne Mitwirkung der deutschen Frau. Und wenn da gesagt wird, wer von den Männern in den Kolonien arbeiten und tätig sein wolle, das sollten nur die besten Elemente sein, so gilt von der deutschen Frau, dass es nur die allerbesten sein sollen. Es muss unter den deutschen Frauen hoffentlich der Grad von Idealismus zu finden sein, dass sie bereit sind, die Opfer auf sich zu nehmen, die der Frau draussen warten. Die Frau muss draussen mehr und in weit höherem Grade die Kameradin und Gehilfin des Mannes sein als hier, in jeder Hinsicht. Sie muss die Arbeit des täglichen Lebens und alle Entbehrungen auf sich nehmen können wie der Mann, ohne Klagen und ohne Murren. Wo der Mann leben kann, kann die Frau auch leben, und deswegen möchte ich dieses hier noch hervorheben: wäre es nicht möglich, den Ansiedlern, die sich draussen fest und dauernd niederlassen wollen, Erleichterungen zu schaffen, wenn sie verheiratet sind? Damit würden wir ein grosses Gegengewicht schaffen gegen viele Uebel, die leider draussen in den Kolonien herrschen. Die Frau ist unbedingt notwendig in den Kolonien, und wir werden auch nur dann einen Stamm von wirklich ansässigen Ansiedlern haben, wenn erst deutsches Familienleben und deutscher Familiensinn in den Kolonien Geltung gewonnen haben.

Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Wenn da gesagt ist, dass die Ansiedelung am Meru ohne Zutun des Besiedelungskomitees vor sich gegangen ist, so möchte ich in diese Behauptung doch gewisse Zweifel setzen. Nehmen wir einmal an, durch Vermittelung des Besiedelungskomitees wären drei Familien Weiss, Blau und Grün hinübergegangen und hätten sich am Meru ansiedeln wollen, so hat sich herausgestellt, dass nicht Familien namens Schwarz, Gelb und Braun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dort angekommen sind, sondern diejenigen, die wir hingesandt hatten. Wenn gesagt ist, dass in Leudorf eine Instanz für die erste Besiedelung nicht mehr nötig ist, so habe ich mich darüber schon vorher geäussert. Eine Zwischeninstanz ist tatsächlich kaum noch möglich, denn wir haben dort kein Land zum Besiedeln.

Die Akklimatisationsaussichten der Germanen im tropischen Afrika.

Von Prof. Dr. **A. Plehn**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Wenn die Frage nach der Akklimatisationsfähigkeit des Nordeuropäers in tropischen Gegenden bis jetzt so widersprechend beantwortet wurde, so liegt das nach meiner Ansicht daran, dass dieselbe fast nur als rein medizinische von physiologischen und hygienischen Gesichtspunkten aus bearbeitet worden ist.

Es war mir deshalb sehr erfreulich, durch die ehrenvolle Aufforderung der Vertreter dieser Sektion Gelegenheit zu erhalten, denselben Gegenstand auch noch unter anderen Gesichtswinkeln zu betrachten, als es vor ärztlichen Fachgenossen angemessen erscheint.

Akklimatisation heisst Anpassung an ein verändertes Klima, und unter Klima versteht man die Gesamtsumme aller meteorologischen und tellurischen Faktoren in ihren Beziehungen zur organischen Lebewelt im allgemeinen und zum Menschen im besonderen.

Man hat eine Akklimatisation der Rasse und eine Akklimatisation des Individuum zu unterscheiden. Als Rassenakklimatisation kann man es bezeichnen, wenn eine grössere Völkerschaft unter veränderten klimatischen Verhältnissen sich ohne Vermischung mit anderen Stämmen durch mehrere Generationen rein fortpflanzt und dabei auch in ihrer Nachkommenschaft weder an geistigen noch an körperlichen Qualitäten, besonders an Fruchtbarkeit, einbüsst. Individuelle Akklimatisation ist es, wenn der einzelne, meist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwachsene Einwanderer durch Gewöhnung die Fähigkeit gewinnt, für die Dauer seines Lebens oder doch für eine längere Reihe von Jahren, im anderen Klima Aehnliches zu leisten, wie der dort Eingeborene.

Das Klima einer Gegend ist bekanntlich keineswegs nur abhängig von ihrer geographischen Breite. Es ist ausserdem vor allem die Nähe des Meeres oder anderer grosser Gewässer und die Erhebung über den Meeresspiegel von entscheidendem Einfluss.

Man kann danach drei klimatische Typen unterscheiden, welche allerdings durch die speziellen örtlichen Verhältnisse im einzelnen mannigfach variiert werden.

Wir haben da zunächst das tropische See- oder Küsten- oder Tieflandklima. Es herrscht in Afrika auf den flachen Küsteninseln und in den Niederungen zwischen der Meeresküste und den Randgebirgen des inneren Hochplateaus. Grosse Stromgebiete können auch in grösseren Höhenlagen über dem Meere ähnliche Verhältnisse schaffen.

Das tropische Seeklima zeichnet sich aus durch mässig hohe, während des Tages, wie während des ganzen Jahres ausserordentlich gleichmässige Temperaturen, welche bei einem Jahresmittel von 24—26 Grad C., im Monatsmittel nur um 2—3 Grad, im Tagesmittel um 5—6 Grad schwanken — von Ausnahmen bei Gewittern usw. abgesehen. Auch der Luftdruck ist ein sehr gleichmässiger und relativ hoher. Die Nähe des Meeres bedingt grosse Luftfeuchtigkeit, reichliche Niederschläge und meist starke Bewölkung. Wärme und Regen lassen in diesen Niederungen eine üppige Vegetation in der Form prachtvollen Urwaldes sich entwickeln, und diese dichte Pflanzendecke wirkt wiederum temperaturausgleichend, indem sie die Feuchtigkeit speichert und so durch Förderung von Nebel- und Wolkenbildung die Einstrahlung und die Ausstrahlung mindert.

Bezeichnend für diese Gegenden ist ferner eine sehr regelmässige Luftbewegung. Von der Tagesmitte bis gegen Abend herrscht Seewind, einige Stunden nach Sonnenuntergang bis zum Morgen, kühlender Landwind. Besondere Verhältnisse bringen auch darin freilich manche Modifikationen.

Den zweiten Typus stellt das Steppen- und Wüstenklima dar. Es ist eigentlich für die Subtropen charakteristisch und herrscht in dem grössten Teil unserer südwestafrikanischen Kolonie. Aber auch in dem tropischen Hochland des Innern von Togo, Kamerun und Ostafrika haben wir praktisch ganz ähnliche Verhältnisse, sofern es sich nicht um eigentliche Gebirge handelt. Diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

subtropischen und tropischen Hochländer Innerafrikas haben in einer Höhenlage von 1000—2000 m sehr grosse Tages- und relativ geringe Jahresschwankungen der Temperatur: Ueber Mittag werden unter der Wirkung intensivster Sonnenbestrahlung 40 Grad C. selbst im Schatten oft weit überschritten, während das Thermometer nachts bis unter den Gefrierpunkt sinken kann. Niederschläge sind äusserst selten und kommen überhaupt nur während einer kurzen Jahresperiode vor. Die Bewölkung ist deshalb sehr gering, und die Sonnenwirkung ausserordentlich stark. Der Luftdruck ist, der Höhenlage entsprechend, niedrig. Die Richtung der Winde wechselt und ist von lokalen Einflüssen abhängig. Die Landschaft selbst stellt sich als Gras- oder Buschsteppe oder als Wüste dar.

Der dritte Klimatypus findet sich im tropischen Gebirge, namentlich in der Nähe der Küsten. Er hat bis zu einer Höhe von etwa 800—1500 m, wo dichter Urwald Täler und Höhen bedeckt, viel mit dem Küstenklima, höher hinauf, im Bereich des Graslandes, manches mit dem Steppenklima gemein. Im einzelnen sind aber die klimatischen Verhältnisse recht verschieden, und z. B. in gleicher Höhe auf der dem Meere zugewandten Seite ganz andere, als auf dem Abhang zum Landesinnern.

Im allgemeinen darf man sagen, dass die Luftwärme in Höhen von 1000 m, selbst in der Nähe der äquatorialen Meere, gemässigt und angenehm ist, besonders wegen der nächtlichen Abkühlung durch den Bergwind. Die Niederschläge und die Bewölkung sind bedeutend, aber der dünnen Luft und lebhaften Strahlung wegen wechseln sie in kurzen Zwischenräumen mit grosser Lufttrockenheit ab. Die Besonnung ist nur in bestimmten Monaten sehr lebhaft.

Wie steht es hier mit der Ansiedelungs- und mit der Akklimatisationsmöglichkeit? Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass die Gewöhnung des Einzelindividuums an das tropische Gebirgs- und Steppenklima ohne Schwierigkeiten gelingt. Alle die rein klimatischen Faktoren, welche im tropischen Seeklima die Funktionen des Organismus modifizieren — wie wir noch sehen werden —, fallen hier fort. Von Krankheiten kommen bis jetzt die Ruhr, der Gelenkrheumatismus und bis zu gewissen, in den einzelnen Weltgegenden anscheinend wechselnden Höhenlagen — mildere Formen der Malaria hauptsächlich in Betracht. Das sind sämtlich Leiden, welche unter ungünstigen kulturellen Verhältnissen überall herrschen und mit der Verbesserung dieser Verhältnisse verschwinden, oder doch bis zur Bedeutungslosigkeit eingeschränkt werden können; das hat hundertfältige Erfahrung in den verschiedensten Weltgegenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelehrt. Wenn man aber von individueller Gewöhnung an das tropische Höhen- und Steppenklima spricht, so darf man dafür nicht die persönlichen Leistungen in der Heimat zum alleinigen Massstabe machen. Herr Steudel hat in einem Vortrage, den er uns vor zwei Jahren in der Kolonialgesellschaft hielt,*) hervorgehoben, dass auch die Beamten und Offiziere, welche in dem klimatisch günstigen Innern Afrikas tätig waren, nach ihrer Rückkehr nach Deutschland sich ebenso unbehaglich und leistungsunfähig gefühlt hätten, wie die an der Küste stationierten, und zwar um so mehr, je länger ihre Tätigkeit draussen gedauert habe. Ganz gewiss! Ich kann diese Beobachtung durchaus bestätigen. Diese Leute müssen sich eben in Deutschland von neuem akklimatisieren! Das fällt den meisten nach jeder tropischen Dienstperiode schwerer und erfordert längere Zeit, und deswegen streben sie auch alle immer baldmöglichst wieder hinaus. Nach draussen zurückgekehrt, haben sie sofort ihre alte Leistungsfähigkeit für die ihnen drüben geläufige Beschäftigungsart wieder. In Holländisch-Indien, das ich vor 24 Jahren besuchte, war es vielfach üblich, dass alte Kolonisten, wenn sie sich ihre Pension nach 20 Jahren erdient hatten, auch ihr Alter in den Kolonien verlebten, weil sie sich an die europäischen Verhältnisse nicht mehr neu gewöhnen mochten. Wer in Afrika zehn Jahre lang als Stations- oder Plantagenleiter, oder was es sonst sei, tätig war, der wird sich später in Europa nur ausnahmsweise noch wieder wohl und leistungsfähig fühlen.

Diese Tatsache beweist aber Akklimatisationsschwierigkeiten für Europa, nicht für Afrika. Es wäre auch unrichtig, die Akklimatisation in tropischen Gegenden nur dann als gelungen anzuerkennen, wenn der Germane dort unter so ungleichen Umständen durchaus das gleiche leistet wie daheim. Die Art, wie selbst Hochländer in den Tropen nutzbar gemacht werden können, wird wohl immer eine andere sein, als es mit nordeuropäischen Kulturflächen geschieht. Wenn also der bäuerliche Einwanderer drüben nicht imstande sein sollte, persönlich seinen Pflug zu führen wie in Pommern, so würde ich ihn deshalb noch lange nicht für akklimatisationsunfähig erklären. Praktisch kommt solche Arbeit ja schon aus sozialen Gründen gar nicht in Betracht. Um selbst körperlich schwere Feldarbeit zu verrichten, nur mit der Aussicht, damit eventuell sein und der Seinen Leben zu fristen, deshalb verlässt kein Mensch seine Heimatscholle, zumal noch ganz erhebliche Mittel für Reise, Landerwerb und namentlich für die erste Einrichtung nötig sind. Wer diese Mittel daheim

*) Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, Bd. XII, Beiheft 4, 1908.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufwendet, der wird damit daheim noch für lange Zeit weiter kommen und wird mehr davon haben, als in den gesündesten, kühlsten Tropenländern. Wer nicht hinübergeht, um mit kurzdauernden, wenn auch ausserordentlichen Opfern und Anstrengungen, z. B. als Goldgräber oder Diamantensucher, Wohlstand zu erwerben, der tut es, um seine soziale Position zu verbessern. Er will einmal selbst den Herrn spielen, den Kopf hochtragen und Anderen befehlen, wo er daheim nur sich zu ducken und zu gehorchen hatte. Keinesfalls will er in Konkurrenz mit den farbigen Landeskindern persönlich schwere körperliche Arbeit verrichten. Wenn deshalb selbst in gesunden tropischen Hochländern eine kleinbäuerliche Landesbesiedelung noch nirgends in nennenswerter Ausdehnung Platz greift, so hat das weit mehr wirtschaftliche, als hygienisch-physiologische Gründe.

Noch viel mehr tritt das hervor, sobald die Möglichkeit einer Rassenakklimatisation untersucht wird. Wenn das Individuum beiderlei Geschlechtes sich ohne nachweisbare Schädigung seines Organismus in tropischen Höhengebieten erhalten kann, so liegt a priori kein Grund vor, weshalb die Nachkommenschaft nicht ebensogut gedeihen sollte; um so weniger, als sich die Konstitution von Kind auf den veränderten Verhältnissen anpassen kann. Dass aber trotzdem heutzutage keine Aussicht vorhanden ist, im gesunden tropischen Berglande rein arische Geschlechter bis in die dritte Generation zu erhalten, hat wiederum soziale Gründe. Zu denen, welche der individuellen Akklimatisation im grösseren Massstabe hindernd entgegenstehen, kommen hier noch eine Reihe anderer.

Zunächst ist die Schwierigkeit, ebenbürtige Frauen zu erhalten, für die Ansiedler von weittragendster Bedeutung. Die wenigsten werden es wagen, sofort mit Familie ins Unbekannte hinauszuziehen, ganz abgesehen davon, dass Anlagekapital und Risiko dadurch ganz erheblich vergrössert werden. Der im kräftigsten Alter stehende Mann draussen kann aber das Weib nur schwer entbehren. Auf den einsamen Farmen und Stationen kommt es zu Konkubinaten oder „Zeitehen" mit den Eingeborenenfrauen. In den grösseren Plätzen, wo diesen Zeitehen etwas Odioses anhängt, tritt die Eingeborenenprostitution an ihre Stelle. In beiden Fällen fehlt entweder die Nachkommenschaft oder es entsteht eine in vielfacher Hinsicht minderwertige Mischbevölkerung, wie sie z. B. in Südwestafrika von Jahr zu Jahr in bedrohlicher Weise zunimmt. Der Europäer gewöhnt sich an die Weiber der fremdartigen Rasse, die ihm als ergebene Dienerinnen bald unentbehrlich werden, und das Verlangen

nach dem Zusammenleben mit einer ebenbürtigen weissen Gefährtin verliert sich mehr und mehr.

Weit weniger noch wird die weisse Frau in jenen Gegenden vermisst, wo die Eingeborenen nach unserem Geschmack schöner sind als die Neger. Wenn weder in Samoa, noch in Indien, noch in den Gebirgen von Süd- und Mittelamerika eine eigentliche Rassenakklimatisation bis heute stattgefunden hat, so liegt das nach meiner Ueberzeugung nicht an den klimatischen, den gesundheitlichen Verhältnissen dort, sondern daran, dass hier die oft intelligenten und entwickelungsfähigen Eingeborenenfrauen den Ansprüchen der Einwanderer durchaus genügen.

Erschwerend wirkt weiter, dass der Ansiedler nur selten in der Lage sein wird, sich die europäische Gefährtin selbst zu wählen. Er wagt seine mühselig begründete Existenz, wenn er auf langer, kostspieliger Reise lediglich zur Brautschau heimkehrt. Es bliebe ihm dann nur übrig, sich seine Frau daheim durch Bekannte besorgen zu lassen: „mit dem Handschuh" zu heiraten, wie es in Holländisch-Indien hiess, wo das vor 25 Jahren noch sehr viel geschah. Das ist aber auch nicht jedermanns Sache, denn sicher sind es nicht immer die seelisch und körperlich bestausgestatteten weiblichen Elemente, welche sich auf ein solches Abenteuer einlassen, und viele von ihnen verlieren ihren moralischen Halt schon auf der Seereise, so dass sie schliesslich nur Prätensionen mit hinüberbringen und sich um so schwerer an das fremdartige, entbehrungsreiche Leben draussen gewöhnen. Da ist die Eingeborene sicher oft die bessere Kameradin des Ansiedlers und Farmers, der ja auch nicht immer besonders hohe geistige Bedürfnisse hat.

In der zweiten Generation häufen sich die Schwierigkeiten. Zunächst wird es kaum möglich sein, die Kinder draussen auf zerstreuten Farmen alles lernen zu lassen, dessen sie heute selbst im Bereich der Unkultur für ihr Fortkommen bedürfen. Ausserdem werden viele Eltern, die es draussen vielleicht zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben, den berechtigten Wunsch hegen, ihren Kindern einen anderen Lebensweg zu eröffnen, sie auf europäischen Lehranstalten bilden zu lassen. Dann kommt die Trennung und der Wunsch, den Kindern nahe zu sein, welcher schliesslich zur Rückkehr in die Heimat führt. Wachsen die Kinder aber draussen heran und wollen sie ebenfalls draussen ihre eigene Familie gründen, dann werden die Verbindungen unter den reinrassigen Familien immer enger und vielseitiger, so dass es schliesslich zur Inzucht und Degeneration kommen muss. Oder aber: Eingeborene und Mischlinge treten in der zweiten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dritten Generation in die Familie. Wo die reinrassigen Eingeborenen unseren Schönheitsbegriffen einigermassen entsprechen, da pflegen das die Abkömmlinge aus Mischehen in hohem Grade zu tun. Ich erinnere an die Kreolen und an die Abkömmlinge von Europäern und den verschiedenen malaiischen Stämmen in Ostasien.

Solche Mischlinge aus Familien mit arischem Oberhaupt erhalten dann oft die beste Erziehung in europäischen Lehranstalten und Pensionaten. An Intelligenz und Lerneifer stehen sie durchaus nicht hinter den europäischen Einwanderern zurück, und da sie die Landessprache und die Landessitten von der eingeborenen Mutter her natürlich weit besser kennen, als die reinrassige Europäerin, so eignen sie sich in der Tat mindestens ebensogut zur Ehe, wie ihre reinblütigen Freundinnen.

In Holländisch-Indien soll es nur sehr wenige alteingesessene Familien ohne malaiischen Einschlag geben, und von Südamerika gilt wohl das gleiche in bezug auf das Indianerblut.

Für unsere afrikanischen Kolonien liegen die Verhältnisse allerdings insofern anders, als das Produkt der Verbindung von Europäer und Neger in der Tat minderwertig zu sein scheint, ganz abgesehen davon, dass diese Verbindungen aus hier nicht näher zu erörternden Gründen, wenigstens im Bereich der heissen Zone, meist steril sind. Auch die Mulatten selbst gelten als wenig fruchtbar. Sicher ist jedenfalls, dass dort, wo man in Afrika vielleicht von schwarz-weisser Mischbevölkerung sprechen kann, wie in einzelnen portugiesischen Kolonien, diese Mischlinge auf einer sehr tiefen Stufe stehen. In unserer südwestafrikanischen Kolonie beginnt die alljährlich rasch zunehmende Zahl der Bastarde eine gewisse soziale und politische Gefahr in ähnlichem Sinne darzustellen, und die Aufgabe, die Ansiedler draussen mit europäischen Frauen zu versorgen, ist zweifellos eine der wichtigsten, und ihre Lösung für die weiteren Schicksale der Kolonie von schwerwiegendster Bedeutung. Wann und wie sie wird gefunden werden, das lässt sich noch nicht voraussehen.

Jedenfalls behaupte ich, dass nur die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse daran schuld sind, wenn in tropischen Gebirgs- und Steppengebieten eine Rassenakklimatisation noch nicht stattgefunden hat. Dass ihr physiologisch-hygienische Momente nicht entgegenstehen, das beweist auch die Geschichte des Burenvolkes.

Allerdings liegen die einst südafrikanischen Republiken nicht mehr im Tropengürtel. Ihr Klima lässt sich aber, wie schon erwähnt, mit dem des innerafrikanischen Hochlandes zwischen den Wendekreisen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und namentlich mit dem unserer südwestafrikanischen Kolonie, in seinen physiologischen Wirkungen sehr wohl gleichsetzen.

Wirtschaftliche Hoffnungen haben die Buren nicht nach Südafrika gelockt. Die Verfolgungen wegen ihrer Konfession zwangen sie, auszuwandern. Ihre grosse Religiosität und vielleicht die zielbewusste Absicht, ihre Rasse rein zu halten, liess sie (wenigstens in den früheren Generationen), jede Vermischung mit den Eingeborenen streng vermeiden. Es sind hohe, kräftige Gestalten; sie sind ausserordentlich kinderreich, und was sie leisten können, das hat ihr letztes Ringen mit den Engländern bewiesen. Wenn sie nach Dutzenden von Siegen der vielfachen Uebermacht endlich unterlegen sind, nachdem ein Teil von ihnen die eigenen Landsleute verriet, so kann das nach meiner Ansicht unmöglich als Ausdruck der Rassendegeneration angesehen werden. Denn wenn sie schliesslich in richtiger Einschätzung der ihnen gebliebenen Widerstandskraft die Waffen streckten, bevor sie bis zur Ausrottung vernichtet waren, so hat gerade das ihrem Stamme den friedlichen Sieg und die schliesslich dauernde Vorherrschaft in Südafrika vor ihren Ueberwindern mit der Waffe gesichert. Das lässt sich wohl schon heute übersehen. „Faulheit und Hochmut", die Passarge ihnen vorwirft, sind am Ende Eigenschaften jeden Herrengeschlechts, und unsere eigenen raubritternden Altvordern haben sie gewiss in hohem Masse besessen. Wenn's aber zu fechten galt, dann haben sie immer gezeigt, dass das keine Degenerationszeichen zu sein brauchen!

Meist rein erhalten zu haben scheinen sich auch die überwiegend deutschen Ansiedler der südbrasilianischen Landschaften San Paolo, Matto Grosso, Rio grande do Sul — ebenfalls Gegenden, welche in der Nähe des Wendekreises, meist im Innern des südamerikanischen Kontinents gelegen sind und kontinentales Klima haben. Mit Queensland in Australien verhält es sich ähnlich.

Sehr anders aber, als im tropischen Gebirgs- und Steppenklima, liegen die Verhältnisse im tropischen Tiefland der afrikanischen Küstenniederungen. Die tropischen Krankheiten, die Malaria, die Dysenterie, die Beri-beri, das Gelbfieber bilden hier nicht das alleinige Ansiedelungshindernis, denn sie werden sich im Laufe der Zeit überall auf ein bescheidenes Mass eindämmen lassen, wie die Erfahrungen in manchen Gegenden von Indien, von Südamerika und anderwärts lehren, wo die gesundheitlichen Verhältnisse sich fortdauernd bessern. In Hongkong z. B. ist die Malariasterblichkeit seit 1845 von 7 Proz. auf 0,07 Proz., also auf den 100. Teil, (nach Olpp) zurückgegangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber die jahraus jahrein, über Tag und Nacht so ungemein gleichmässige, wenn auch nicht übermässig hohe Wärme und die während des grössten Teils des Tages und während der ganzen Nacht fast vollkommene Sättigung der Luft mit Wasserdampf, bleiben nicht ohne Wirkung auch auf den gesunden menschlichen Organismus. Dass die Sonnenstrahlung noch eine besondere Rolle spielt, möchte ich nicht glauben, so notwendig wirksame Schutzmassregeln dagegen sind. Auf den tropischen Hochländern, wo die Strahlung wegen der dünneren Luft doch noch inteniver ist, hat man meines Wissens von einer besonderen Schädigung nichts berichtet. Nur eine gesteigerte Nervosität unter dem Einfluss auch der reflektierten Strahlen allein, also bei zweckmässiger Kopfbedeckung, glaube ich beobachtet zu haben. Sehr wahrscheinlich ist es mir, dass noch irgendwelche anderen tellurischen oder atmosphärischen Momente eine Rolle spielen, die wir nicht kennen, wenn es auch nahe liegt, an Aehnliches, wie Radiumemanationen zu denken. Es scheint nämlich, als wenn der Einfluss des tropischen Tieflandklimas auf die menschliche Konstitution nicht überall ganz der gleiche ist. Vorläufig können wir natürlich nur mit den Faktoren rechnen, deren Wirkungsweise wir kennen.

Die gleichmässige, feuchte Wärme lässt die Hautblutgefässe sich erweitern. Sie füllen sich auf Kosten der inneren Organe, welche dadurch relativ blutarm werden. Eine eigentliche Tropenanämie, eine Verarmung des Blutes an Farbstoff (Hämoglobin), sei es mit, sei es ohne gleichzeitige Verminderung der Blutzellenmenge, gibt es in gesunden Tropengegenden dagegen nicht. Wo sie vorkommt, da ist sie stets eine Folge tropischer Krankheiten, wie Malaria, Dysenterie, Wurmkrankheit (Anchylostomiasis) usw. Es wäre jedoch denkbar, dass die Anhäufung von Blut in der Peripherie des Körpers den periodischen Zustrom zu den Verdauungsorganen, der Leber, Bauchspeicheldrüse, dem Magen, Darmkanal, erschwert, welcher sonst mit dem Beginn der Verdauungstätigkeit stattfindet. Vielleicht gilt das gleiche für das Nervensystem. Es ist auch möglich, dass es weniger die relative Blutarmut des Körperinnern ist, als die andauernd gleichmässige Verteilung des Blutes im Gefässsystem, welche schädigend wirkt. Sicher ist, dass die Funktionen der Verdauungsorgane und besonders des Nervensystems im tropischen Niederungsklima erheblich leiden: Der Appetit verliert sich; der infolge von ununterbrochener Schweissabsonderung unstillbare Durst reizt fortwährend zum Trinken. Dadurch wird der Magensaft verdünnt und in den Darm befördert, bevor er seine lösende und ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dauende Wirkung auf die genossenen Speisen, besonders auf das Fleisch, entfalten kann. Die Speisen bleiben wenig verändert im Magen liegen und reizen dessen Schleimhaut zum Katarrh und zur Entzündung.

Die Störungen des Nervensystems bestehen in einer vermehrten Reizbarkeit und Neigung zu impulsivem Handeln bei verminderter Wirkung der hemmenden Kritik und verminderter Selbstzucht. Schroffer Stimmungswechsel zwischen Selbstüberschätzung und Depressionszuständen sind häufig und treten ganz besonders hervor, nachdem die erste Malariainfektion erfolgt ist. Alles wird noch gesteigert durch den Einfluss hartnäckiger Schlaflosigkeit, namentlich in den heissen Monaten. Bei manchen Personen tritt dagegen förmliche Schlafsucht, oder doch ständiges Müdigkeitsgefühl trotz ausreichenden Schlafes, hervor.

Ein unkontrollierbarer Teil dieser nervösen Störungen ist sicher durch die gesellschaftlichen Verhältnisse draussen, ein anderer Teil auch durch Krankheit und Krankheitsfolgen bedingt. Diese Einflüsse werden mit der Zeit immer mehr zurücktreten. Aber ich glaube, dass den rein klimatischen Einflüssen allein doch ein erheblicher Anteil zukommt, der bleiben wird. Man muss das aus den Beobachtungen an Plätzen, wie Samoa, schliessen, wo die Krankheitswirkungen grösstenteils fortfallen.

Auch darf nicht übersehen werden, dass sehr viele Nordländer eine spezifische Empfindlichkeit gegen die skizzierten Einflüsse haben, die oft schon daheim in heissen Sommern hervortritt, und für welche neuerdings das Wort „Klimatopathie" geprägt wurde. Sie sind zur Verwendung in tropischen Gegenden natürlich vollkommen unbrauchbar.

Dass die Situation sich noch verschlimmert, wenn der Alkohol oder gar das Morphium mit den klimatischen und sonstigen Schädlichkeiten zusammenwirken, das liegt auf der Hand. Immerhin bringen die klimatischen Faktoren an sich keine direkten Gefahren, und der geistig und körperlich gut Veranlagte vermag dem tropischen Niederungsklima eine geraume Zeit zu trotzen, ohne in seiner Gesundheit besonders bedroht zu sein, wenn er die vermeidbaren Schädlichkeiten vermeidet. Jede schwerere körperliche Arbeit ist freilich absolut ausgeschlossen.

Durch die Arbeit wird die Körperwärme auch im Norden gesteigert; aber die vermehrte Wärmeproduktion wird in nördlichen Gegenden durch erhöhte Wärmeabgabe mittels Leitung und Strahlung, sowie mittels vermehrter Wasserverdunstung in den Lungen und auf der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haut wieder ausgeglichen. Nähert sich dagegen die Temperatur der Luft der Körperwärme, und ist die Luft mit Wasserdampf fast vollkommen gesättigt, so wird die Wärmeregulierung entsprechend erschwert. Es kommt zur „Wärmestauung". Die Körpertemperatur steigt, und schliesslich tritt „Hitzschlag" und Gehirnlähmung ein. Aber selbst wenn es nicht bis zum Hitzschlag kommt, so leidet das Nervensystem doch auf die Dauer unter der Ueberhitzung. Dementsprechend ist die Neigung zu geistiger Arbeit im allgemeinen ebenfalls vermindert, und wenn die Leistungsfähigkeit auf geistigem, wie auf körperlichem Gebiet je nach Veranlagung und Temperament auch ausserordentlich verschieden bleibt, so muss doch anerkannt werden, dass sie für den Durchschnittsmenschen geringer ist als daheim.

Dies ist aber kein Massstab für die Beurteilung der Akklimatisationsmöglichkeit. Auch der farbige Eingeborene ist denselben physiologischen und physikalischen Gesetzen unterworfen, und trotz besserer Wärmeregulierung kann er in der tropischen Niederung nicht dasselbe leisten, wie der europäische Arbeiter in Nordeuropa.

Noch stärker, als auf das männliche Geschlecht, wirkt das tropische Niederungsklima auf das weibliche. Die physiologischen Blutverluste werden schwerer und unvollständiger ersetzt; Dysmenorrhö und allerlei sonstige Unterleibsbeschwerden stellen sich früher oder später ein, vielleicht wieder infolge der andauernd gleichmässigen Verteilung des Blutes durch den Körper. Namentlich während der Schwangerschaft und nach Entbindungen sind Depressionszustände häufig und werden durch die Langeweile noch befördert. Der Mann ist abwesend oder daheim durch Geschäfte in Anspruch genommen; zu Geselligkeit ist nicht immer Gelegenheit gegeben, und für die Hausarbeit fehlen Kräfte und Stimmung. Ernste Krankheiten in der Familie bringen vermehrte Schwierigkeiten, und schliesslich führt das Heimweh oft zur Heimkehr.

Die Nachkommenschaft aus solchen Ehen gilt als nervös, schlecht entwickelt und frühreif, wenigstens, wenn sie in der heissen Zone aufwächst. Nach den Beobachtungen van der Burgs und Glogners menstruieren die reinblütigen europäischen Mädchen in Holländisch-Indien grösstenteils früher als in Europa, d. h. ebenso früh wie die Mischlinge, welche die Frühreife mit den reinblütigen Eingeborenen der südlichen Länder gemein haben. Im tropischen Afrika konnten Beobachtungen in dieser Richtung noch nicht gemacht werden, da man die Europäerkinder von dort schon in früher Jugend nach Europa zurückbringt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber ist die Akklimatisation notwendig, um ein tropisches Land zu bewohnen und die Schätze, welche sein fruchtbarer Boden hervorbringt, sich selbst und der alten Heimat nutzbar zu machen? Heute, im Zeitalter des Bahn- und Dampfschiffsverkehrs entschieden nicht!

Wir haben gesehen, dass es vor allem die ausserordentliche Gleichmässigkeit der Aussentemperatur ist, welche bei langdauernder, ununterbrochener Einwirkung schädigt, und wir haben gesehen, dass es namentlich die Frauen sind, welche das Leben an den feuchtheissen Küsten besonders schlecht vertragen. Wenn also dem Kaufmann, dem Pflanzer, dem Beamten die Möglichkeit gegeben wäre, öfter und regelmässig in gesunder Gegend mit stärkerem Temperaturwechsel Erholung zu suchen, so wäre damit ein grosser Teil der vorhandenen Schwierigkeiten beseitigt. Das Ideal solcher Einrichtungen würde sich ähnlich gestalten, wie es z. B. in Hongkong, in Rio de Janeiro, in Batavia erreicht wurde. Hier begibt sich ein Teil der besser situierten europäischen Bewohner allabendlich per Bahn nach den im Gebirge gelegenen Städten Petropolis und Buitenzorg, wo sie ihre Familien haben und wo es kühle Nächte gibt. Am folgenden Tage kehren sie dann mit der Morgendämmerung zu ihren Kontors und sonstigen Arbeitsstätten in der heissen Niederung zurück. Wo solche Familienstädte in gesunder Lage mit stark wechselnder Temperatur sich finden, da fallen natürlich auch viele Schwierigkeiten für die Frauen und für die Kindererziehung fort. Den Männern aber ist die Möglichkeit gegeben, nach getaner Arbeit in den Bibliotheken, Konzerten und anderen anregenden Institutionen die Unterhaltung und Zerstreuung zu suchen, welche ihnen unten nur der Klatsch beim Whisky-Soda gewährt. Ich glaube, dass es durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, ähnliche Verhältnisse in unseren afrikanischen Kolonien zu schaffen. Nicht nur die Randgebirge des innerafrikanischen Hochplateaus würden an vielen Stellen die Voraussetzungen für die Gründung solcher Familienstädte darbieten; auch in der Hochebene selbst sind sie vielfach vorhanden. In der Umbasteppe z. B., wenige Dutzend Kilometer von Tanga in Ostafrika, sinkt das Thermometer nachts zeitweise bis unter den Gefrierpunkt. Für Kamerun mit seinen hohen Vulkanen in nächster Nähe der Küste, liegen die Verhältnisse noch günstiger. Gewarnt muss nur vor übereiltem Vorgehen werden. Auch in dem baumfreien Steppengebiet gibt es sehr ungesunde Gegenden, deren Eigenschaften wegen der dort meist dünnen Eingeborenenbevölkerung oft sehr schwer zu erkennen sind.

Eine solche Familienstadt müsste natürlich in 1½ bis 2 Stunden von der Küste mit der Bahn zu erreichen sein, darf also nicht mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als etwa 120 km entfernt liegen. Die jetzt übliche Geschäftszeit wäre demnach zu verändern, was übrigens schon gegenwärtig vorteilhaft sein würde. Es sollte mit kurzer Frühstückspause von 7—3 oder von 8—4 Uhr durchgearbeitet werden, und dann jedermann seine Freiheit für Unterhaltung und Sport bekommen, wie es auch in Indien meist üblich ist. Die Mittagsstunden sind keineswegs so unerträglich und werden unzweifelhaft mit mehr Vorteil zur Arbeit verwendet, als zum Frühschoppen. Ein tüchtiger Imbiss — ohne Alkohol —, etwa um 1 Uhr, ist freilich erforderlich, und dazu muss die Arbeit für eine gute halbe Stunde unterbrochen werden. Bei dieser Einteilung gewinnen die jungen Leute die Zeit von 4—7 Uhr für Körperbewegung und Sport, und das ist von grösster Wichtigkeit, um die Gesundheit und Leistungsfähigkeit in den Tropen zu erhalten. Der Familienvater aber kann mit kurzer Bahnfahrt das kühle Gebirge oder die luftige Steppe erreichen und den Abend im Kreise der Seinen zubringen.

Vorläufig sind das freilich noch Zukunftssträume, und bis sie reale Gestalt annehmen, bleibt zur Erholung nur die Rückkehr nach der alten Heimat in möglichst kurzen Zwischenräumen. Diese Zwischenräume sollen jedenfalls so kurz sein, dass eine Neugewöhnung an das heimische Klima nicht jedesmal wieder Schwierigkeiten macht. Die periodische Rückkehr ist deshalb auch aus gesunden Tropengegenden und auch für diejenigen nötig, welche drüben keine schweren Erkrankungen durchmachen mussten. Ich glaube, dass die Länge der gegenwärtig für die einzelnen Schutzgebiete üblichen Dienstperioden ganz zweckmässig ist. Die Erfahrung hat gelehrt, dass diese zeitweise Rückkehr nach der Heimat durch vorübergehenden Aufenthalt an gesunden und kühlen Orten in den warmen Ländern selbst nicht ersetzt werden kann. Einmal liegt das sicher daran, dass an solchen Plätzen meist jede geistige Anregung und, mit dem Fortfall der gewohnten Arbeit, überhaupt jede Beschäftigung fehlt, so dass der sich Erholende dem Stumpfsinn, der Melancholie und dem Trunk anheimgegeben ist. Dann aber würde ein jahrelanger Verbleib im Lande unzweifelhaft auch in Afrika zu einer individuellen Akklimatisation führen, wie wir sie z. B. in Indien auf diese Weise erreicht sehen, wo die meisten Angestellten während ihrer 20jährigen Dienstzeit höchstens einmal, oft überhaupt nicht, nach Europa zurückkehren. Eine solche Akklimatisation in Afrika kann im gegenwärtigen Entwickelungsstadium unserer Kolonien als wünschenswert aber noch nicht erreicht bezeichnet werden. Solange jeder afrikanische Beruf noch als Uebergangsstadium zu späterer Betätigung oder späterem Lebensgenuss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daheim sich darstellt, solange ist dahin zu streben, dass der Europäer durch Afrika nicht leistungs- und genussunfähig für die Heimat wird. Das ist nur dadurch zu erreichen, dass enger Konnex mit der Heimat durch häufige Urlaubsreisen erhalten wird: Der Kolonist **soll** daheim akklimatisiert bleiben und sich von daheim immer wieder die frischen Kräfte holen zum siegreichen Kampf gegen das ihm fremde Klima drüben.

Die Ursache, weshalb das gegenwärtig so ist und vorläufig so bleiben muss, das sind ganz besonders auch die tropischen Krankheiten, an welche man sich nicht „gewöhnt".

Das Gelbfieber spielt keine grosse Rolle in der Akklimatisationsfrage. Es kommt bis jetzt nur in Togo vor und ist eine ganz akute Krankheit. Wer nicht daran stirbt, der erwirbt mit seiner Genesung einen hohen Grad von Immunität, namentlich, wenn der Verlauf schwer war. Ausserdem kennen wir die Mittel, die Seuche wirksam zu bekämpfen und Erkrankungen zu vermeiden.

Die Trypanosis, in ihren letzten Stadien als Schlafkrankheit bekannt, hat für den bekleideten Europäer, der ihre Gefahren kennt und weiss, wie er sie vermeidet, keine besondere Wichtigkeit, wenn sie auch immer vereinzelte Opfer fordern wird, bis sie der fortschreitenden Landeskultur gewichen sein wird. Aehnlich ist es mit dem Rückfall- oder Zeckenfieber in Ostafrika — ganz abgesehen davon, dass es den rastlosen Arbeiten Ehrlichs ganz neuerdings gelungen zu sein scheint, ein auch gegen dieses Leiden ausserordentlich wirksames Mittel in seinem „Hata" herzustellen. Beriberi kann bei genügender Aufmerksamkeit nur unter besonderen Umständen häufiger unter den Europäern auftreten und damit grössere Bedeutung erlangen. Eigentlich volkswirtschaftliche Wichtigkeit haben also nur die Malaria mit ihren Komplikationen und die Dysenterie.

Die Malaria ist in unseren Kolonien — von Südwestafrika abgesehen, wo sie niemals grosse Verbreitung hatte — überall in raschem Rückgange begriffen; sowohl, was die Häufigkeit der Erkrankungen, als auch — anscheinend —, was ihre Schwere anlangt. Einen grossen Einfluss darauf hat die Verbesserung der Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse — kurz gesagt, die Hebung des allgemeinen Lebenskomforts, sowie die fortschreitende Bodenkultur in der Umgebung der Europäerniederlassungen ausgeübt. Mit der Erkenntnis, dass die Malaria durch Mücken übertragen wird, und dass die Eingeborenen eine Hauptinfektionsquelle sind, kamen dazu noch manche andere Massnahmen. Aber in keiner unserer malarischen Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind wir doch schon so weit, dass wir den weitaus wirksamsten Schutz, den regelmässigen Chiningebrauch, entbehren können, welcher seit Februar 1897 zuerst in Kamerun systematisch und allgemein durchgeführt wurde, nachdem eine Reihe von Einzelbeobachtungen in den vorausgegangenen Jahren seine Wirksamkeit erwiesen hatte.

In einem Lande aber, wo der fremde Bewohner nur durch ständigen Gebrauch eines keineswegs ganz gleichgültigen Medikaments sich vor schwerer Erkrankung zu schützen vermag, kann von „Akklimatisation" selbst dann nicht die Rede sein, wenn dieses Mittel bei verständiger Anwendungsweise unschädlich ist.

Es handelt sich hier vorläufig nicht darum: Gewöhnt sich der Arier an den dauernden Aufenthalt in diesen Gegenden, sondern: „Wie lange verträgt er das Leben in ihnen, ohne für das spätere Leben daheim unbrauchbar zu werden?"

Die Rolle der Dysenterie ist insofern eine etwas andere, als sie, wie schon erwähnt, nicht auf die tropischen Tiefländer beschränkt ist, sondern auch in den Berg- und Steppenregionen vorkommt. Ihr Verschwinden ist mehr noch als das der Malaria von der Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse abhängig, wenn auch keineswegs allein von besserer Wasserversorgung. Es ist sicher nur eine Frage der Zeit, wenn auch nicht der nächsten Zeit, denn in Kamerun z. B. scheint die Dysenterie gegenwärtig noch zuzunehmen.

Leider ist nun allerdings nicht zu erwarten, dass die Gesamtkrankheitsziffer und die Gesamtsterblichkeit mit dem allmählichen Zurücktreten der eigentlichen sogenannten „Tropenkrankheiten" ebenfalls dauernd abnehmen wird. Je mehr die einheimischen Seuchen verschwinden, um so lebhafter wird die — wenn auch nur temporäre — Einwanderung werden, und um so mehr nordische Volkskrankheiten werden Boden fassen. Das lehrt die Erfahrung in den Kolonien, welche uns in ihrer Entwickelung um Generationen voraus sind, also z. B. Indien, Südamerika, Nordaustralien.

Vor allem ist es die Tuberkulose, welche hier bald eine ähnliche Bedeutung gewann, wie in unserer nordischen Heimat, nur dass sie drüben gewöhnlich noch rascher verläuft. Bis jetzt kommen in unseren rein tropischen Kolonien, in Ostafrika, in Kamerun, in Togo jährlich nur ein paar vereinzelte Fälle vor, und auch unter dem einheimischen Rindvieh fehlte die Tuberkulose nach Untersuchungen von Professor Ziemann noch vor wenigen Jahren. Vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neun Jahren, als ich Kamerun verliess, kam sie dort überhaupt nicht vor.

Man sei also vorsichtig mit dem Import kranker Menschen, und doppelt vorsichtig mit dem Import scheinbar gesunder Tiere zur Zuchtverbesserung! — Man kann damit unendlichen, nie wieder gut zu machenden Schaden stiften! Aber das gehört eigentlich nicht mehr zu unserem Thema.

Es darf ferner nicht übersehen werden, dass der Europäer, wenn er dermaleinst nach Zurückgehen der eigentlichen Tropenkrankheiten in die Lage kommt, durch längeren Aufenthalt sich wenigstens für seine Person an das warme Klima zu gewöhnen, damit nun die ursprünglich mitgebrachte Widerstandskraft gegen andere Leiden einbüssen wird. Es sind das die meist durch Erkältungen ausgelösten Infektionskrankheiten, welche die Eingeborenen dezimieren; in erster Linie die Lungenentzündung, sowie ferner katarrhalische und rheumatische Affektionen, wie sie schon gegenwärtig die Urlauber in der Heimat bedrohen. —

Ich bin am Schluss, und ich hoffe, gezeigt zu haben, dass unüberwindliche klimatische Hindernisse für die Besiedelung eines grossen Teils der tropischen Gegenden Afrikas keineswegs bestehen. Um der Besiedelung den Boden zu ebnen, ist aber nicht nur die zielbewusste Arbeit des Arztes und Hygienikers nötig, sondern es sind daneben auch noch viele soziale und wirtschaftliche Probleme zu lösen.

Ich fasse danach die Ergebnisse meiner Erwägungen wie folgt zusammen:

1. In den tropischen Steppen und Gebirgsregionen Afrikas gestatten die hygienisch-physiologischen Verhältnisse sowohl persönliche wie Rassenakklimatisation; letztere wird aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen aber trotzdem für absehbare Zeit kaum erfolgen.

2. In Gegenden mit tropischem Niederungs- und Seeklima ist **Rassenakklimatisation** — auch abgesehen von der Wirkung der endemischen Krankheiten — schon aus hygienisch-physiologischen Ursachen nicht zu erwarten. **Persönliche** Akklimatisation würde nach weiterer Abnahme der Erkrankungshäufigkeit möglich werden. Sie ist aber vorläufig nicht erwünscht, und sie ist auch für später aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen unwahrscheinlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Die Möglichkeit, unsere Kolonien wirtschaftlich auszunutzen und ihre Bevölkerung kulturell zu heben, wird durch diese Tatsachen kaum eingeschränkt.

Gouverneur **von Schuckmann**, Rohrbeck: Der von dem Herrn Referenten angenommene Standpunkt, der in den Tropen befindliche Europäer solle möglichst oft in die Heimat zurückgehen und sich dort neue Kraft holen, ist kein gesundes Kolonialprinzip für Südwestafrika und hat sich dort nicht als heilbringend erwiesen. Die Engländer können uns darin vorbildlich sein. Sie geben nicht nach drei Jahren Urlaub. Der englische Farmer geht erst, wenn er sein Ziel erreicht hat. Auch die Buren bleiben. Bei uns ist ein ewiges Kommen und Gehen. Man hat den besten Rückkehrwillen, zu Hause aber machen sich andere Einflüsse geltend, und man gibt es auf, wieder hinauszugehen, so gehen tüchtige Kräfte mit Erfahrungen der Kolonie verloren. Das Heimatprinzip ist daher für Südwest nicht günstig. Natürlich sind zwingende Ausnahmen gegeben. Aber dass die Farmer nach Hause gehen sollen, ist nicht richtig. Jeder soll in der Kolonie bleiben, bis er seinen Zweck erreicht hat. Wir sollten es mit unseren Beamten auch ruhig so machen, wie die Engländer in Indien.

Pfarrer **Rosenberg**, Kempen (Posen): 1. Die Akklimatisationsfrage wird bei uns überschätzt. Seit Jahrhunderten wandern unsere Landsleute in alle Teile der Welt, also auch in tropische Länder, aus und akklimatisieren sich langsam, wenn auch Opfer fallen. Diese Erfahrungen berechtigen uns zu der Hoffnung, dass sich unsere Landsleute auch in unseren Kolonien, und zwar langsam in allen Teilen derselben, akklimatisieren werden.

2. Der Mensch richtet sich nach dem Klima, aber auch das Klima richtet sich nach dem Menschen. Durch Bodenbearbeitung wird allenthalben das Klima verändert, so dass eine heilsame Wechselwirkung stattfindet. Auch diese Tatsache berechtigt zur Hoffnung der allmählichen wirtschaftlichen Eroberung der Kolonien durch Siedelung.

3. Eine Kolonie wird nicht durch Flaggenhissung, sondern durch Kultur erobert. Kultur aber ist die Eroberung des Bodens durch Bearbeitung.

4. Die materiellen Verhältnisse der Kolonisten schliessen von vornherein eine periodische Rückkehr in die Heimat aus. Wo auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Basis kolonisiert wird, kann von einer planmässigen Besiedelung überhaupt nicht die Rede sein.

5. Voraussetzung einer Erfolg versprechenden Besiedelung ist: a) Regelung der Besitzverhältnisse, b) Scheidung der Rassen auf Grund amerikanischer Erfahrungen bzw. Verhinderung der Vermischung, c) Versuchsfarmen. Die Akklimatisation vollzieht sich durch Eroberung des Bodens von selbst, wenn auch Opfer nicht zu vermeiden sind.

Prof. Dr. **Samassa,** Berlin, weist darauf hin, dass der Vortragende in sehr dankenswerter Weise die Akklimatisationsfrage an die wirtschaftlichen Möglichkeiten angeschlossen hat, und man nicht mehr Doktorfragen erörtert, die für uns gar nicht praktisch werden können. Mit Herrn v. Schuckmann hält er die jetzt üblichen Dienstperioden der Beamten und Offiziere teilweise für zu kurz und in ihrer schematischen Durchführung den praktischen Bedürfnissen zu wenig angepasst. Hingegen hält er aus nationalpolitischen Gründen im Interesse der Aufrechterhaltung der Kulturgemeinschaft häufigere Besuche der Ansiedler in der alten Heimat, sowie Erziehung der Kinder daselbst, soweit die wirtschaftlichen Verhältnisse dies zulassen, für sehr erwünscht.

Frau **Gräfin Anna v. Zech,** Witzenhausen-Weimar: Die Engländer haben grosse Erfahrungen, warum sollen wir diese nicht für uns nutzbar machen. In Ceylon ist die zweite und dritte Generation ansässig. Die Kinder werden allerdings zu Hause erzogen. Ceylon ist dabei nicht so unbedingt gesund, wie immer angenommen wird, auch dort gibt es viele und schwere Fieber.

Gouverneur **von Schuckmann,** Rohrbeck, glaubt missverstanden zu sein, insofern, als auch er den kulturellen Zusammenhang mit der Heimat gewahrt wissen will.

Prof. **Plehn:** Ganz gewiss hat Herr Gouverneur v. Schuckmann recht, wenn er sagt, dass der Farmer im Lande bleiben muss, wenn er sich akklimatisieren soll. Das ist aber eben nicht in allen tropischen Klimaten erwünscht, und erwünscht auch nicht für die Beamten usw. Man muss da nicht nur nach den Klimaten unterscheiden, sondern auch nach den Berufsarten. Ich glaubte, auf die Urlaubsfrage mit Rücksicht auf die ohnehin beschränkte Zeit nicht genauer eingehn zu sollen, möchte aber doch noch erwähnen, dass in Kamerun, wenigstens zu meiner Zeit vor zehn bis fünfzehn Jahren, die vom Urlaub Rückgekehrten meist sehr rasch zusammenbrachen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn sie vorher die vorgeschriebene Dienstzeit von 1½ Jahren wegen guten Befindens wesentlich überschritten hatten, und dass die Engländer damals für ihre westafrikanischen Kolonien die von uns viel beneidete Einrichtung getroffen hatten, ihre Angestellten nur ein Jahr draussen zu lassen. Für je zwei gleichartige Posten hatten sie drei Beamte zur Verfügung, die sich in der Weise ablösten, dass immer einer ein halbes Jahr auf Urlaub, die beiden anderen im Dienst waren, und dann nacheinander von dem Beurlaubten vertreten wurden. So erhielten sie sich ihre alten Beamten leistungsfähig. Ich weiss nicht, ob es noch so ist. Jedenfalls darf man lokale Erfahrungen nicht verallgemeinern: Was für Südafrika zweckmässig sein mag, das passt nicht für Kamerun, und was für den Farmer notwendig ist, verhindert die Bildung eines Stammes alter leistungsfähiger Beamten. Nur nicht schematisieren!

Dr. **Wirth**, Thalkirchen, warnt vor dem Glauben, dass immer und überall das Darauflosgehen und Besiedeln das Ziel hat erreichen lassen. Die Erfahrungen in bezug auf die Akklimatisation gehen dahin, dass diese sich auch auf das geistige Behagen erstreckt. Die Buren wurden Afrikaner, hierin liegt ein wichtiger Gesichtspunkt.

Die Mischrassen in unseren Kolonien, besonders in Südwestafrika.

Von Dr. **Georg Hartmann**, Schloss Rathstock.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Bei jeder Kolonisation handelt es sich letzten Endes um Menschen, sei es, dass man die Angehörigen der eigenen Nation durch Erschliessung neuer Wirtschafts- und Produktionsgebiete bereichern und ihren Kulturbesitz vermehren will, sei es, dass man ihnen eine grössere Expansion, neue Besiedelungsgebiete eröffnen will, sei es aber auch, dass man in den neuen Gebieten auf neue Menschen stösst, die man in irgendwelcher Weise zur eigenen Nation in Beziehung bringt. Jede Kolonisation ist also letzten Endes eine Menschenfrage, und zwar in doppelter Hinsicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erstens für das kolonisierende Volk, zweitens für die einheimische Bevölkerung der Kolonien.

Sie hat also ein doppeltes Gesicht, je nachdem sie die Menschen von der einen oder der anderen Seite betrachtet. Kurz gesagt, gibt es für uns Weisse eine Eingeborenenfrage, wie es umgekehrt für die letzteren die Weissenfrage gibt.

Sie wird aber noch wichtiger, weil es sich gar nicht um eine reinliche Scheidung beider Fragen handelt, sondern gewissermassen um eine neue dritte Menschengattung, dem Resultat beider, den Mischlingen.

Man müsste also die Menschenfrage in drei Teile gliedern und sie — ganz vorurteilslos gesprochen — von den drei Gesichtspunkten aus betrachten: vom Standpunkt des Weissen, des Eingeborenen und des Mischlings aus.

Es besteht wohl, rein sittlich gesprochen, kein Zweifel darüber, dass wir als kolonisierende Kulturmacht nicht als Eroberer auftreten, die kolonisierten Menschen nicht als Unterdrückte behandeln dürfen.

Nachdem sie sich unserer Kultur unterworfen, sind sie als unsere gleichberechtigten Mitmenschen zu behandeln. Ich sage Gleichberechtigung im Sinne jener fundamentalen Rechtsauffassung im Sinne Schopenhauers, dass jeder Mensch als Mensch dasselbe ursprüngliche Recht hat, das sich gründet auf den Willen zum Leben, der in jedem Menschen derselbe ist.

Nur in dieser Beziehung und in dieser Einschränkung verstehe ich die Gleichheit der Menschen.

Da aber ihre Kräfte ungleich sind, wird auch die Betätigung dieser Kräfte sich ungleich äussern, was sich schliesslich ausdrückt in der ungleichen Verteilung der materiellen und ideellen Güter dieser Welt.

Was also der Mensch, auch der Eingeborene oder der Mischling, verlangen darf, ist, dass er sich mit dem gleichen Rechte jedes anderen nach Massgabe seiner ihm verliehenen Kräfte betätigen darf, dass er den Platz erhalte, der ihm gebührt, und dass er an seiner Weiterentwickelung im höheren Sinne nicht gehindert werde.

Unsere Kolonisationsaufgabe hat nicht allein das Wohlbefinden und das Glück unserer eigenen Nation ins Auge zu fassen, sondern auch derjenigen Menschen, die sich uns gewissermassen anvertraut haben, gleichgültig, ob wir sie erst mit Waffengewalt haben unterwerfen müssen, oder ob sie sich freiwillig unterworfen haben.

Das Kolonisieren ist also letzten Endes eine Menschenfrage, sie ist und bleibt die wichtigste, denn sie umfasst schliesslich die letzte Frage nach dem Glücke der Menschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe gerade deshalb diese Frage mit besonderer Freude zum Gegenstand des heutigen Vortrags gewählt.

Dass diese Frage keine Kleinigkeit ist, ersehen wir aus der Zahl der Menschen, um die es sich hier handelt, nämlich um das Schicksal von Millionen.

Das Deutsche Reich auf der einen Seite, 540 000 Quadratkilometer gross und jetzt mehr als 60 Millionen Menschen tragend, das deutsche Kolonialreich, um mit Hans Meyer zu reden, auf der anderen Seite, beinahe fünfmal so gross als das Mutterland, allerdings nur den vierten Teil, etwa 14 bis 15 Millionen Menschen tragend; immerhin handelt es sich im ganzen um einen beträchtlichen Teil unserer Erdoberfläche mit einem Komplex von fast 80 Millionen Menschen.

Wir wollen nur ganz kurz auf die Verteilung dieser Menschen auf unsere Kolonien eingehen, wobei Sie mir gestatten wollen, dass ich mich auf unsere Hauptkolonien, nämlich die afrikanischen, beschränke.

Fassen wir die beiden westlichen Tropenkolonien Togo und Kamerun zusammen, so handelt es sich hier um einen Block von etwa 3 bis 3½ Millionen Negern, indem wir der Kürze halber die Sudan-, Bantuneger und Fangvölker zusammenfassen. Wer sich genauer über die komplizierte Zusammensetzung dieser Negervölker, ihre Urelemente und Mischungen orientieren will, den verweise ich auf die vorzügliche Abhandlung Passarges über Kamerun in Hans Meyers „Deutsches Kolonialreich". — Von Norden her waren schon von altersher hier hamitische und semitische Rasseneinflüsse tätig, die auch heute noch vorhanden sind, und zwar von Osten und Nordosten die Araber, von Westen und Nordwesten die Fulbe. Passarge schätzt ihre Zahl heute auf je 50 000. Trotzdem dass dieser Einfluss höherer Art war und es noch heute ist, hat er sich, wie die Erfahrung lehrt, doch nicht durchsetzen können. Der Prozess der Vernegerung ist hier allgemein. Es ist also die interessante Tatsache zu konstatieren, dass hier in diesen westlichen Tropenkolonien höhere Rasseneinflüsse die Negerrasse durch Mischung nicht zu heben vermocht hat.

In unserer ostafrikanischen Kolonie haben wir mit einem Block von etwa 6 Millionen Negern zu rechnen. Auch hier haben Rasseneinflüsse höherer Art von Norden und Osten her seit langer Zeit stattgefunden, und zwar hamitische und semitische, genau wie in den westlichen Tropenkolonien, und sie sind auch heute noch nachweisbar, und zwar hamitische in den Stämmen der Wahuma und Massai, und semitische in Form der Araber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber auch hier ist allgemein der Prozess der Vernegerung zu konstatieren. Die Erfahrung lehrt also auch hier, dass höhere Rasseneinflüsse durch Mischung auf die Dauer sich nicht durchzusetzen vermögen.

Auch hier verweise ich auf die ausgezeichnete Abhandlung Hans Meyers über Deutsch-Ostafrika in „Deutsches Kolonialreich".

Es gilt also auch hier, was Ratzel, der grosse Geograph, für die Tropengebiete Afrikas allgemein ausgesprochen hat, dass der Einfluss des Tropenklimas ein niederziehender ist, und dass jeder höhere Einfluss, sich selbst überlassen, hier der Vernegerung anheimfällt.

Es kommt hinzu, dass die Neger eine kerngesunde Rasse sind, die sich stark vermehrt und in der Zukunft noch stärker vermehren wird, nachdem die früheren störenden Einflüsse (Sklavenjagd, Menschenfresserei usw.) weggefallen und die fördernden Einflüsse unserer Kultur (grössere Hygiene, Bekämpfung der Malaria) hinzugekommen sind. Die Negerfrage wird also in der Zukunft allein schon durch die grosse Bevölkerungszunahme für uns nur noch bedeutungsvoller werden.

Es ist selbstverständlich, dass in diesen Kolonien, wo jetzt seit Jahrzehnten weisse Männer tätig sind, auch Mischlinge zwischen den weissen Vätern und schwarzen Müttern hervorgegangen sind. Sehr beachtenswert ist nun das Urteil Hans Meyers über diese Mischlinge in Ostafrika, der sich dahin ausspricht, dass sie fast immer minderwertig und auf kolonialem Boden ein wirtschaftlich und politisch gefährliches Element seien.

Es ist anzunehmen, dass es sich hier hauptsächlich um germanisches Blut (Deutsche und Engländer) und dessen Mischungen mit dem Negerblut handelt.

Man wird dann über dieses Urteil nicht erstaunt sein, denn es scheint die Erfahrung zu bestätigen, die nach Ratzel bereits an anderer Stelle, nämlich in den Tropengebieten des malayischen Insel-Archipels, gemacht worden ist. Die Holländer haben hier schon seit Jahrzehnten kolonisiert, aber die Natur scheint der Bildung einer germanisch-malayischen Mischrasse hinderlich zu sein, das Klima dem Nordeuropäer eine tiefere Einwurzelung zu verbieten, im Gegensatz zum Südeuropäer, denn die Spanier und Portugiesen haben sich auf den Philippinen den Eingeborenen weit mehr assimiliert, und die spanisch-tagalischen Mestizen zählen dort nach Hunderttausenden.

Man würde schon aus diesen Erfahrungen den praktischen Schluss ziehen dürfen, dass einer Vermischung zwischen Deutschen und Negern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in unseren Tropenkolonien in keiner Weise das Wort geredet werden könnte.

Nun ist ja die Zahl der Europäer verhältnismässig gering, in Togo waren es nach dem letzten amtlichen Berichtjahr 330, in Kamerun etwa 1100, in Deutsch-Ostafrika etwa 3400 Köpfe. Die Mischungsfrage wird also, soweit sie auf die eigentlichen Tropengebiete beschränkt bleibt, keine grosse praktische Bedeutung haben, denn eine Mischlingsbevölkerung mit Dauertypus wird vorläufig nicht entstehen. Der einzelne Mischling, der hier und da auftreten wird, wird sofort aufgesaugt von der Masse der Negerbevölkerung, ohne tiefe Spuren zu hinterlassen.

Anders liegt die Sache aber für die besiedelungsfähigen Teile Ostafrikas, die nach Hans Meyer durchschnittlich zwischen 1500 und 2000 m Seehöhe liegen und eine deutsche Bauernbevölkerung von 70 000 bis 80 000 Köpfen aufzunehmen vermögen.

Diese Besiedelung befindet sich ja noch in den allerersten Anfängen. Hier würde aber das weisse Element in viel grösserer Masse, also in viel breiterer Fläche und unter viel günstigeren klimatischen Bedingungen mit dem schwarzen Element in Berührung treten, und es fragt sich, ob unter diesen Umständen nicht eine lebensfähigere Mischrasse, die höherer Art als die Negerrasse ist, mit dauernden Rasseeigenschaften erzeugt werden würde. Es ist das natürlich eine Zukunftsfrage, über die man heute nicht diskutieren kann. Ich erwähne sie nur, weil sie ganz zweifellos an uns herantreten wird, ob wir wollen oder nicht. Ich will hier gleich von vornherein betonen, dass ich in keiner Weise einer Vermischung das Wort reden will. Ich sehe in einer solchen Vermischung eine Herabwürdigung unseres eigenen Blutes und unterstreiche dick die Worte Hans Meyers, dass uns auch in Ostafrika an der Reinerhaltung unserer Rasse alles liegen muss, und dass wir dies nicht durch Abschluss, sondern durch dauernde Zufuhr frischen Blutes erreichen können.

Ich komme nun auf Deutsch-Südwestafrika zu sprechen, unserer Besiedelungskolonie im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich kenne sie seit vielen Jahren und wage hier ein Urteil auf Grund eigener Erfahrungen. Was die Mischlingsfrage betrifft, so kann ich sie ergänzen durch die wissenschaftlichen Erfahrungen des Anthropologen Fischer, der eigens für diese Frage ein gründliches Studium der Bastards von Rehoboth angestellt hat. Schliessen wir das Ovamboland mit seiner Bevölkerung von etwa 100000 Menschen als zu den tropischen Teilen Afrikas gehörig aus, so bleibt für das übrige Süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

westafrika nach der letzten amtlichen Statistik eine Eingeborenenbevölkerung von etwa 70 000 Köpfen, und zwar:

Bantus (vorwiegend Reste des früheren Hererovolkes) . .	20 000
Bergdamara (ebenfalls eine Negerrasse)	20 000
Hottentotten	15 000
Buschleute	8 000
Sonstige Farbige	1 800
Bastards	4 200
Sa. rund	70 000

Ich glaube, dass diese Zahlen zu gering angegeben sind, weil sie nur die tatsächlich gezählten und mit Sicherheit geschätzen Eingeborenen enthalten, während ein grosser Teil sich der Statistik überhaupt noch entzieht.

Hierzu tritt nun eine weisse Bevölkerung von etwa 12 000 Köpfen.

Es ergibt sich also für den besiedelungsfähigen subtropischen Steppenteil Südwestafrikas eine heutige Gesamtbevölkerung von etwas mehr als 80 000 Köpfen, die sich auf ein Gebiet von der Grösse des Deutschen Reiches verteilt, also eine ausserordentlich dünne Bevölkerung. Selbst wenn wir die Eingeborenenbevölkerung um einige Zehntausende höher annehmen würden, würde die Gesamtzahl zur Grösse des Landes doch noch sehr gering bleiben.

Im Vergleich zu den tropischen Kolonien sieht man hier das stärkere Element des Weissen sich bereits geltend machen und auch das Mischlingselement, die Bastards, als besondere, geschlossene Menschenart auftreten.

Innerhalb dieser Menschenelemente, die die Bevölkerung Südwestafrikas zusammensetzen, besteht nun insofern ein durchgreifender Unterschied, als beim weissen Element die Zahl der Männer die der Frauen ganz unverhältnismässig übertrifft. Während bei den übrigen Menschenarten sich die Zahl der Angehörigen auf beide Geschlechter im grossen und ganzen in normaler Weise verteilt, gibt es unter den Weissen etwa 60 Prozent mehr Männer als Frauen, was sich geltend machen muss in einer fortwährend neu entstehenden und zunehmenden Bastardbevölkerung.

Nimmt man nun den Standpunkt ein, den ich übrigens auch teile, dass die Reinerhaltung unserer Rasse auch in den Subtropen aus Gründen, auf die ich noch zu sprechen komme, unbedingt geboten ist, so ergibt sich zweifellos die Notwendigkeit, darüber nachzudenken und Massnahmen zu erwägen, diese Verbastardierung zu verhindern oder doch wenigstens einzuschränken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der einfachste und direkteste Weg ist natürlich der, den weissen Männern der Kolonie weisse Frauen zuzuführen.

Insofern sind die schon seit einiger Zeit ins Leben gerufenen Bestrebungen des Kolonialen Frauenbundes, die übrigens die Deutsche Kolonialgesellschaft schon seit Jahren pflegt, nur mit Freude zu begrüssen, und der Idealismus, der sich in diesen Bestrebungen ausspricht, verdient die vollste Anerkennung.

Diese Anerkennung darf uns natürlich nicht hindern, sie vorurteilslos auf ihre Ausführbarkeit hin zu prüfen, worauf ich am Schlusse meines Vortrages noch mit einigen Worten eingehen will. Die Frage der Verbastardierung würde noch brennender werden, wenn erst ein erheblicher Teil des Schutzgebietes mit Weissen besiedelt sein würde, ohne dass sich das Geschlechterverhältnis nach der normalen Richtung hin wesentlich verschoben hätte.

Dass der Mischling zwischen Weissen und Eingeborenen in den Subtropen Südafrikas eine andere, nämlich höhere Menschenart darstellt, als derselbe Mischling in den Tropen, darf nach allen bisherigen Erfahrungen und den neuesten wissenschaftlichen Feststellungen des Prof. Fischer jetzt fast mit Sicherheit angenommen werden. Seine ausführlichen Veröffentlichungen liegen noch nicht vor, und ich verweise vorläufig auf seine interessante Abhandlung in dem Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, die sich betitelt „Beobachtungen am Bastardvolk in Deutsch-Südwestafrika". Es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Ich will nur die wichtigsten Sätze herausgreifen. Fischer sagt: „Im ganzen darf man wohl sagen, dass ein doch einigermassen fassbarer, feststehender Typus der Bevölkerung sich herauszubilden scheint, dass die Mischung und darauf folgende Inzucht mindestens den Anfang einer neuen festen Form hervorgebracht haben, die von beiden Stammrassen sich abhebt, von der jeder gewisse Merkmale hat; die Merkmale scheinen zum Teil sich nur zu kombinieren, zum Teil aber zu Mischcharakteren zu verschmelzen. Dass definitiv eine wirkliche neue Mischrasse sich hier gebildet hat, möchte ich noch nicht als sicher hinstellen; die Generationsfolgen sind noch zu kurz, es könnte schon noch möglich sein, dass einzelne Merkmale in folgenden Generationen wieder verschwänden und eine der beiden alten Rassen durchschlüge — für wahrscheinlich halte ich es nicht.

Schliesslich sei noch ganz kurz darauf hingewiesen, dass auch auf geistigem Gebiete die untersuchte Bevölkerung sich als Bastarde erweist. Sowohl im psychischen Verhalten der einzelnen, wie in der ganzen Eigenkultur sieht man auf Schritt und Tritt bald kombinierte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bald verschmolzene Erbteile der beiden Stammrassen. Die geistige Begabung, ebenso der Charakter stehen entschieden über dem des Hottentotten; es ist ein sicher nicht unintelligentes Volk, das bei geeigneter Anleitung, Erziehung zu konsequenter Arbeit und Schutz vor dem von ihm sehr geliebten Alkohol es zu einer richtigen sesshaften Kultur bringen kann.

Der oft gehörte Satz, Bastarde seien stets schlechter als beide Mutterrassen, ist sicher nicht richtig; wo er zutrifft, ist das wohl meistens nicht durch die Bastardierung, sondern durch das Milieu bedingt, in dem der Einzelbastard aufwächst."

Diese Feststellung erhält ihre Bestätigung durch die praktischen Erfahrungen, die in Britisch-Südafrika mit den Bastards gemacht worden sind und die auch wir Deutsche in unseren Kolonien mit ihnen gemacht haben.

In dem neuesten Buch über „The South African Natives", herausgegeben von dem South African Native Races Committee, lesen wir folgendes:

„Im ganzen genommen ist die Lage dieser Menschen, wie die Natal-Eingeborenenkommission hervorhebt, besonders bedauernswert. Sie stehen ausserhalb der Grenzen der Stammes-Einflüsse, sie sind aber anderseits nicht in das Gemeinwesen der Weissen aufgenommen. Doch sind sie als Regel Monogamisten und passen ihr Leben zivilisierten Gebräuchen an. Ihre Bemühungen sind trotz mancher Rückschläge energisch darauf gerichtet, den Kulturstand ihres weissen Vaters zu erreichen, indem sie sich dagegen wehren, mit ihrer schwarzen Mutter gleichgestellt zu werden. Sie erhalten nicht den Stand, den sie mit Rücksicht auf ihre Kultur gerechterweise beanspruchen dürften."

Dieses auf praktischer Erfahrung beruhende Urteil über die Bastards zeigt, dass wir es mit einer Menschenart zu tun haben, die wir entschieden über die unvermischten Eingeborenen stellen müssen.

Das „Official Handbook of Cape Colony" urteilt über die Mischlinge einschliesslich der Bastards in ähnlicher Weise: „Sie sind eine zahlreiche und im ganzen gut geartete Menschenklasse, sehr brauchbar nicht nur bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten, sondern auch in den mannigfaltigen häuslichen und industriellen Beschäftigungsarten."

Diese britischen Urteile sind sehr interessant und beziehen sich auf ein schon jetzt zahlreiches, gesundes, lebenskräftiges und sich immer mehr vermehrendes Bevölkerungselement Britisch-Südafrikas, das jetzt bereits vielleicht 40 000 bis 50 000 eigentliche Bastards und einige Hunderttausend sonstige Mischlinge umfasst. Dass dieses Ele-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ment berufen ist, in der Geschichte Südafrikas noch einmal eine wichtige Rolle zu spielen, steht ausser allem Zweifel.

Ihre unangenehmen Eigenschaften, die sie zweifellos haben, entspringen fast ausnahmslos daraus, dass sie den weissen Einschlag in ihrem Blute zu stark betonen und das Eingeborenenblut am liebsten ganz übersähen und vergässen. Sie beanspruchen dadurch eine Stellung, die ihnen nicht zukommt, und verschieben dadurch das Verhältnis zwischen sich und den Elementen, aus denen sie hervorgegangen, in unrichtiger Weise.

In der Geschichte unserer südwestafrikanischen Kolonie wird aber der Bastard genau wie in Britisch-Südafrika noch eine wichtige Rolle zu spielen berufen sein. Kein Geringerer als Professor Hans Schinz, einer unserer ersten Erforscher Südwestafrikas, hat dies schon vor 25 Jahren ausgesprochen.

Das Bastardvolk ist ein gesunder Menschenschlag, der sich stark vermehrt und jährlich eine lebenskräftige Zufuhr durch die Bastardkinder erhält, die immer von neuem von weissen Vätern und eingeborenen Müttern erzeugt werden. Wir müssen uns klar darüber sein, dass die Bastards ein Bevölkerungselement sind, das nicht mehr eliminiert werden kann, und dessen Wichtigkeit von Jahr zu Jahr zunimmt. Darin liegt zweifellos eine gewisse politische Gefahr.

Man darf diese Gefahr aber anderseits auch nicht allzu sehr überschätzen und die Verbastardierung des Landes nicht zu schwarz malen.

Wir hatten nach der amtlichen Denkschrift im Jahre 1908 eine Mischlingsbevölkerung von 3539 Köpfen, im Jahre 1909 eine solche von 4284, also eine Zunahme von 745 Köpfen. In dieser Zunahme sind aber 383 Erwachsene, also offenbar zugewanderte Mischlinge enthalten. Es bleibt demnach für die Kinder ein Zuwachs von 462; das würde etwa 12 bis 13 Prozent der erwachsenen Bastardbevölkerung betragen. Wieviel hiervon auf das Konto der weissen Männer des Schutzgebietes zu setzen ist, ist schwer zu sagen. Jedenfalls besteht doch das Gros der Mischlingsbevölkerung aus den Bastards, die schon im Lande waren, und aus den Kindern, die von diesen erzeugt werden und an denen die Weissen unschuldig sind.

Vergleicht man hierzu die Zunahme der weissen Bevölkerung an Kindern, so ergibt sich etwa 10 Prozent auf die weisse Bevölkerung. Der Unterschied ist also gar nicht so gross.

Die Gefahr ist deshalb auch nicht allzu sehr zu überschätzen, weil sich der Bastard bisher den Eingeborenen gegenüber an die Seite des Weissen gestellt hat; und er wird auch in der Zukunft — wenn richtig behandelt — an dieser Seite zu finden sein. Er wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Mittelstellung einnehmen, ähnlich wie die Mittelparteien oder der Mittelstand unseres Vaterlandes, mit dem Bestreben, nach der weissen Seite zu inklinieren, und er wird deshalb, wenn politisch richtig behandelt, wie es die kluge Eingeborenenpolitik Leutweins und seiner Nachfolger v. Lindequist und v. Schuckmann schon dargetan hat, mit dem Weissen im Bunde ein starkes Bollwerk gegen das Ueberhandnehmen der Macht der Negermassen bilden können. Ich betone aber immer wieder, dass die Hauptsache hierbei ist, die richtige Lösung in der Behandlung der ganzen Mischlingsfrage zu finden, die hauptsächlich darin besteht, ihnen die richtige Stellung in der sozialen Gemeinschaft Deutsch-Südwestafrikas anzuweisen.

Die tiefe Bedeutung der Rassenfrage liegt darin, dass wir den Mischlings- und schwarzen Rassen eine tiefere Kulturstufe zuschreiben, und dass wir uns nicht mit ihnen mischen wollen, weil wir eben nicht von unserer Kulturhöhe zu dieser tieferen herabgezogen werden wollen.

Es würde damit allerdings noch nicht gesagt sein, dass diesen Rassen eine höhere Entwickelungsmöglichkeit — selbst bis zu unserer Höhe — abgesprochen werden würde.

Indessen geht die Meinung gewisser Anthropologen und Ethnographen auch hierin weiter, indem sie diesen Rassen diese Entwickelungsmöglichkeit überhaupt streitig machen. Wir kommen so mit einem Schlage zur Kernfrage, ob und inwieweit die Menschheit der Erde — im allgemeinsten Sinne gesprochen — die gleichen Anlagen und Fähigkeiten besitzt und in gleicher Weise bis zur selben Kulturhöhe emporgehoben werden kann.

Es würde unser sittliches Empfinden verletzen, wenn wir wüssten, dass Teile der Menschheit im Kampf ums Dasein mit einer höheren Rasse nur deshalb zugrunde gegangen sind, weil sie dieser Kultur noch nicht teilhaftig werden konnten.

Es läge aber anderseits etwas Tröstliches darin, wenn wir wüssten, dass diese Rassen zu einer höheren Menschenform überhaupt gar nicht entwickelungsfähig waren und ihr unvermeidlicher Untergang deshalb für die Weiterentwickelung der Kultur im höheren Sinne keinen Verlust bedeutete.

Dieser Kernfrage nach dem Werte der Menschen begegnen wir aber nicht allein auf dem Gebiete der Rassenfrage, sondern überall, wo auch immer Menschen miteinander zusammentreffen, ob als Individuum oder in sozialen Vereinigungen. Wir sehen in Europa die Nationen in Beziehungen freundlicher, gleichgültiger und feindlicher Art

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zueinander stehen, praktisch bis an die Zähne gerüstet, innerhalb derselben Nation die verschiedenen Klassen im wirtschaftlichen Kampfe miteinander begriffen, und zwar bis zu einer Erbitterung und Feindschaft, dass wir gar nicht mehr glauben, uns in einer und derselben Nation zu befinden. Neuerdings ist auch die Geschlechterfrage aktuell geworden, und das weibliche Geschlecht tritt in einen bewussten wirtschaftlichen Gegensatz zum männlichen Geschlecht. Endlich sehen wir das Einzelindividuum im Kampf mit der Masse, indem es überall die Entfaltung seiner freien Individualität bis zum tragischen Konflikt gehemmt sieht.

Es ist nichts als Kampf der Menschen mit den Menschen, wohin wir auch blicken, und man möchte fast verzagen, wenn man sieht, wie einerseits zum Kulturfortschritt die Anhäufung und Vermehrung der Menschenmassen notwendig ist, wie aber anderseits jede neue Menschenbeziehung neue Kämpfe hervorruft und neue Opfer fordert. Je höher die Warte, die man einnimmt bei der Betrachtung der Menschenbeziehungen unserer Erde zueinander, je tiefer man eindringt in die Ursachen und Wirkungen dieser Erscheinungen, und je mehr man die grosse Gesetzmässigkeit und Stetigkeit erkennt, die allen diesen Erscheinungen zugrunde liegt, ein um so tieferer Ernst muss den Betrachter und Denker erfüllen, weil er überall nur Kompromiss oder Untergang sieht, nirgends aber die Erfüllung der idealen Forderungen oder auch nur die Möglichkeit ihrer Erfüllung in voller Reinheit, die das letzte hohe Ziel der Menschenkultur bildet.

Wir sind Menschen dieser Erde und bleiben es. Unsere irdischen Eigenschaften halten uns fest und bannen uns an diese Erde. Nur der Genius zeigt wenig Auserwählten den Weg nach jenem fernen grossen Ziele, dessen Erkenntnis sie eintauschen mit der tragischen Auffassung ihres eigenen Lebens. Niemand war ernster als Goethe, der von sich selbst sagt, dass er nicht mehr als dreissig glückliche Tage seines Lebens gehabt habe. Alle grossen Männer waren im Grunde tragischer Natur. Ich nenne hier auch Ratzel, den grossen Anthropogeographen und Völkerpsychologen. Man betrachte auch heute unsere moderne edle Literatur, der ein tiefernster Zug eigen ist.

Mit diesem tiefen Ernst müssen wir auch die Menschenfrage in unseren Kolonien betrachten.

Die heutigen Menschenformen lehren, dass die Menschheit keine homogene Masse ist, sondern aufgelöst ist in die mannigfaltigsten und verschiedensten Formen und Unterformen, und dass dieses räumliche Nebeneinander eine Skala von niederen zu höheren Formen darstellt. Wir sehen auf der primitivsten Stufe

die Australier, die Papuas, die Buschmänner und Zwergvölker Afrikas und die Feuerländer Südamerikas stehen. Eine höhere Stufe sprechen wir der schwarzen Rasse, den Negern, zu, eine noch höhere der gelben Rasse, den Mongolen, und auf den höchsten Platz stellen wir uns selbst, die weisse Rasse.

Dringen wir tiefer ein in diese Frage der Rassenverschiedenheit, so ergeben sich so viele neue Verschiedenheiten bis zur feinsten Nuancierung, dass man scharfe Grenzen kaum ziehen kann. Es ist wie mit Flüssigkeiten, die sich allmählich durchdringen, auf der einen Seite die eine Farbe, auf der anderen eine ganz andere, dazwischen ein Mischgebiet in allen Nuancen, jedenfalls eine Mannigfaltigkeit, die keine Grenzen zu kennen scheint. Betrachten wir einen Augenblick unsere eigene Nation von mehr als 60 Millionen Menschen, welche Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Individuen! Ueber die Völkerelemente, aus denen wir zusammengesetzt sind, streiten sich die Anthropologen noch heute. In Süddeutschland, dem Elsass, der Schweiz herrscht der brachykephale, also der Kurzschädel vor, im Norden der Langschädel. Man unterscheidet deshalb zwischen einer alpinen und einer nordischen Menschenform, die beide heute noch typisch vertreten sind. Beide Formen sind aber gut deutsch, und keiner möchte den Vorwurf hören, das Gegenteil zu sein.

Würde die ganze Nation einer genauen anthropologischen Forschung unterworfen, man würde gewiss noch neue typische Unterscheidungsmerkmale entdecken, die auf die Zusammensetzung neue Schlüsse ziehen lassen. So rein, wie wir im allgemeinen annehmen, und wie wir es gern wünschen, ist unsere Nation selbst nicht, und dauernd findet ein solches Vermischen statt. Man sieht es ja an dem fortwährenden Austausch der Stadt- und Landbevölkerung. Es ist dies eine grosse, mächtige Bewegung innerhalb der Nation, die die bestehenden Formen fortwährend verändert.

Eine solche genaue anthropologische Untersuchung der ganzen Nation würde bestätigen, was wir aus der täglichen Erfahrung des Lebens schon wissen, dass es auch innerhalb einer und derselben Nation höhere und tiefere Menschenformen in allen Abstufungen gibt. Es sind die sozialen Schichten, aus denen sich die Nation aufbaut und die jede ihr typisches Gepräge hat.

Daraus erhellt, dass es nicht gleichgültig sein kann, mit welcher Sorte Mensch selbst aus unserer eigenen Nation wir kolonisieren. Bauern werden sich anders verhalten als Industriearbeiter, gebildete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anders als ungebildete, der Süddeutsche anders als der Norddeutsche usw.

Es ist dann noch folgendes zu beachten. Ich erwähnte vorhin schon, dass der wirtschaftliche Kampf die Nation in zwei Teile, das Proletariat auf der einen, das sogenannte bürgerliche Element auf der anderen, gespalten hat, die sich feindlich gegenüberstehen, so dass man gar nicht mehr den Eindruck hat, eine geschlossene Nation vor sich zu haben, sondern zwei Rassen, eine unterworfene und eine Herrenrasse, von denen erstere ihr hartes Joch abzuschütteln bemüht ist. Wir dürfen nun nicht vergessen, dass diese Zersplitterung oder, besser, Zweiteilung innerhalb der Nation ihren grossen Einfluss auch auf die Menschenfrage, insbesondere die Besiedelungsfrage, ausüben wird. Ja, es wird notwendig werden, dass wir die ganze Besiedelungsfrage mit Hinsicht auf die Menschenzustände innerhalb unserer eigenen Nation betrachten, denn es ist ganz zweifellos, dass die Beziehung der Menschen zueinander innerhalb unserer eigenen Nation auch ihren grossen Einfluss auf die Menschenbeziehungen in unseren Kolonien haben wird.

Wir sehen bereits ein weisses Proletariat in Britisch-Südafrika, das die industrielle Entwickelung und der letzte grosse Krieg der Engländer mit den Buren geschaffen haben. Es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Es ist aber Tatsache, dass heute schon viele Weisse in Südafrika gezwungen werden, um ihren Unterhalt zu gewinnen, Schulter an Schulter mit dem Eingeborenen zu arbeiten. Wo bleibt dann noch das Herrentum der weissen Rasse? Vor der harten Frage, zu leben oder zu sterben, schwindet auch die Rassenfrage, und wir müssen uns ganz klar darüber sein, dass wir dieses Herrentum, diese Bevorzugung der weissen Rasse und ihre Reinheit nur aufrecht erhalten können, wo der Weisse auch materiell besser gestellt bleibt, als der Eingeborene oder Mischling, und wo er durch seine ganze, eine höhere Kultur verratende Lebensführung sich dauernd vom Eingeborenen und Mischling abhebt. Von diesem aristokratischen Herrentum oder, besser gesagt, von diesem graduellen Wertunterschied der Menschen nach ihren Kräften und Anlagen will ja nun ein grosser Teil unserer Nation, nämlich die Sozialdemokratie, nichts wissen.

Es bleibt aber die grosse innere Lüge der Sozialdemokratie, die Phrase von der Gleichheit der Menschen, die jeder anthropologischen Forschung ins Gesicht schlägt. Nicht Gleichheit, sondern Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit ist die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Regel, und die ganze grosse Entwickelung bewegt sich nicht in der Richtung der Gleichheit, sondern der immer grösser werdenden Verschiedenheit. Die höheren Menschenformen innerhalb einer und derselben Nation werden sich immer höher und weiter entwickeln, die tieferen Formen ihnen zwar nachfolgen, aber nicht in demselben Tempo, so dass der Abstand in der sozialen Pyramide zwischen den höheren, gebildeteren Minoritäten und den tieferen, ungebildeteren Majoritäten immer grösser wird.

Die Entwickelung der Menschheit im höheren Sinne schreitet — wo auch immer auf der Erde — in diesem bestimmten Sinne fort. Es würde heissen, die ganze Entwickelung in die genau entgegengesetzte Richtung umdrehen, wenn wir nicht die Verschiedenheit, sondern die Gleichheit als Ziel setzen würden. Aus dem Chaos der gleichen Atome hat sich die Welt zu ihrem heutigen Bestand entwickelt, der uns heute in der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt eine unendliche Fülle der kompliziertesten und verschiedenartigsten Einzelwesen zeigte. Dieser Sinn in der Entwickelung wird derselbe bleiben. Daran wird kein Bebel und kein Ledebour etwas ändern.

Es sind also auch bei den Vollkulturvölkern, wie z. B. dem unserigen, nicht alle Menschen gleichmässig der Vollkultur teilhaft, vielmehr finden wir hier alle Abstufungen der Kultur von der niedersten bis zur höchsten Stufe, den verschiedensten Volksklassen entsprechend. Der Unterschied zu den Natur- und Halbkulturvölkern ist aber der, dass bei uns nur ein gradueller Unterschied der Bildung, kein tiefgreifender Unterschied der Rassenbegabung besteht. Die tieferen Schichten sind gewissermassen das Reservoir für die höheren, aus dem unausgesetzt neue, frische und unverbrauchte Kräfte emporsteigen, die, oben auf der Höhe angelangt, dauernd verbraucht werden.

Diese hohe Kulturentwickelung setzt aber, wie schon gesagt, die Anhäufung von Menschenmassen auf engem Raum voraus, und sie verlangt von diesen Menschenmassen eine bestimmte soziale Organisation, eine Organisation grossen Stiles, die alle diese Menschen umfasst und wie mit einem eisernen Ringe zusammenhält. Eine solche Organisation ist in den Tropen und Subtropen heute und für absehbare Zeit gar nicht denkbar, und allein schon darin liegt es begründet, warum Staatengebilde europäischer Art dort gar nicht entstehen können.

Es ist aber nicht allein die bis ins einzelne geregelte und weitverzweigte Arbeitsverteilung, die das Zusammenhäufen der Menschen für die höhere Kultur notwendig macht, sondern vor allem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch der enorme Kräfteverbrauch geistiger Art auf den Höhen der Kultur, der unausgesetzt die Nachfuhr frischen, geistig unverbrauchten Blutes aus den mittleren und tieferen Schichten der Bevölkerung verlangt.

So findet ein unausgesetzter Kräfteersatz statt in einer bestimmten Richtung nach oben, der sich zeigt in einem dauernden Zuzug der Bevölkerung des platten Landes nach der Stadt, jenen Zentren der Menschenanhäufung, in der Vermischung und Auffrischung des städtischen Blutes und im Hinaufsteigen dieses Blutes in die höheren Schichten.

— Lassen Sie mich noch mit wenigen Worten darauf eingehen, um dann die Schlussfolgerung auf unsere Kolonien zu ziehen. Ich folge hierbei hauptsächlich den tiefsinnigen Gedankengängen des Völkerpsychologen Vierkandt, dessen interessantes Werk über die Natur- und Kulturvölker ich Ihnen auf das wärmste empfehlen möchte. —

Dieser Kräfteersatz würde nun durchaus normal bleiben können und nichts Verhängnisvolles an sich haben, wenn das grosse Reservoir des platten Landes im grossen und ganzen an Bevölkerungszahl und Beschaffenheit seine Kraft stetig behalten würde. Das Verhängnisvolle liegt aber darin, dass diese Bevölkerungsklasse abnimmt, dass das Reservoir immer leerer wird und die Nation die grosse Basis ihrer Kraft mehr und mehr verliert. Die Erhaltung der Landbevölkerung in ihrer vollen Stärke müsste eigentlich die Hauptaufgabe unserer Kultur bilden. Ohne sie ist ihre Weiterentwickelung undenkbar.

Die Kraft und Gesundheit dieser Bevölkerungsklasse liegt tief begründet in ihrer Bodenständigkeit und Heimatliebe. Es scheint so, als ob ohne diese Bodenständigkeit, ohne das Bewusstsein, auf festem Boden zu stehen und in der eigenen Scholle eingewurzelt zu sein, eine dauernde Gesundheit der Bevölkerung, jedenfalls bei den germanischen Völkern, nicht erhalten werden kann. Bei der Uebersiedelung vom Lande zur Stadt tritt eine Entwurzelung, eine Atomisierung ein, wie es psychologisch genannt wird, die ihre tiefe Wirkung nicht nur in psychologischer, sondern auch in körperlicher Richtung ausübt. Es tritt zweifellos eine Art Degenerierung ein, die zur Proletarisierung führt, und unser ganzes Proletariertum trägt deshalb auch den Stempel des Pathologischen an sich. Die Zukunft wird ja wohl auch hierin eine Lösung finden. Vielleicht ist sie schon im ersten Anfang begriffen in den Arbeitergartenstädten, die man im Anschluss an die Grossstädte bauen will. Es würde dies darin bestehen, dass man anfängt, diese ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurzelten Menschen wieder einzuwurzeln und ihnen das verloren gegangene Heimatsgefühl, die Liebe zur eigenen Scholle wieder zu erwecken.

Diesen Prozess der Entwurzelung oder Atomisierung sehen wir nun als unvermeidliches Korrelat der Vollkultur auch in den Kolonien sich abspielen, und unsere ganze Aufgabe muss heute darin bestehen, ihn mit allen Kräften, wenn auch nicht aufzuhalten, so doch einzudämmen, damit er nicht ausarte zur Revolution und zum Abfall der Kolonie. Dieser Prozess ist nicht ganz zu unterdrücken, weil er mit der Vollkultur innig verbunden, ihr negatives Schattenbild ist.

Wir Gebildeten kennen ja die Art des Proletariers gar nicht genau. Das Band des gegenseitigen Vertrauens, wie es früher zwischen Hoch und Niedrig bestand, ist zerrissen, und es wird eine grosse Arbeit kosten, es wieder herzustellen. Bei dieser Unkenntnis aber unserer Gebildeten, die ja draussen in der Kolonie die Führung haben, wird es nicht leicht sein, diese Proletarisierung schon im Keime zu erkennen, die letzten Endes immer darauf beruht, dass der Mensch materiell in Not gerät und unzufrieden wird. Dieser Prozess zeigt sich nun in den Kolonien in doppelter Hinsicht, einmal bei den dortigen Eingeborenen, zweitens bei den dortigen Weissen. Bei den Eingeborenen zeigt er sich darin, dass sie aus ihren althergebrachten Stammeseinrichtungen herausgerissen worden sind und sich in die neue Ordnung der Dinge noch nicht eingewöhnt haben.

Bei den Weissen aber besteht die grosse Gefahr der Atomisierung oder Entwurzelung darin, dass sie überhaupt nicht eingewurzelt werden, sondern im Zustand der Entwurzelung, mit dem sie doch ins Land gekommen sind, verharren. Wir müssen uns ganz klar darüber sein, dass eine solche Einwurzelung nur stattfinden kann in Form einer festen Besiedelung, dass sie also auch nur dort wirklich stattfindet, wo der betreffende Weisse auch fest angesiedelt wird und sich die Bedingungen für eine dauernde Besiedelung mit dauernder Erwerbsmöglichkeit finden. Wo das nicht der Fall ist, bleibt der Zustand der Atomisierung bestehen, und es wächst zugleich die Gefahr der Proletarisierung, dieser negativen und kulturfeindlichen Nachtseite unseres ganzen Kulturlebens. Es hat sich dies in Britisch-Südafrika überall gezeigt. Die Buren, als sie ihre Scholle verliessen und sogenannte Treckburen wurden, wurden proletarisch, und wir haben dieses Burenproletariat auch bei uns in der Kolonie. Wie ich schon vorhin gesagt habe, hat der letzte grosse Krieg in Südafrika und die Minenentwickelung ein weisses Proletariat in Britisch-Südafrika, ganz nach Art des unserigen, erzeugt. Und der letzte Krieg in Deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Südwestafrika und die gleich im Anschluss daran stattgefundene Minenentwickelung hat die Keime dieser Proletarisierung auch bei uns gezeitigt. Wir müssen uns hierüber vollständig klar sein und diese Frage bis in ihre äussersten Wurzeln und ihre letzten Konsequenzen verfolgen. Was wir heute in Deutsch-Südwestafrika tun, schaffen wir doch nicht nur für die Gegenwart und die nächste Zukunft, wir wollen vielmehr doch den Keim, die Grundlage schaffen für das Glück auch der ferneren Generationen.

Betrachten wir aber von diesem Gesichtspunkt aus die heutigen Besiedelungsbestrebungen, von denen die markanteste die Ueberführung deutscher Frauen und Mädchen nach Deutsch-Südwestafrika ist, so muss man doch grosse Bedenken dazu äussern. Wenn diese Frauen und Mädchen sofort Farmer heiraten und auch sofort bodenständig werden würden, würde es noch etwas anderes sein. Da das aber nicht der Fall ist und auch gar nicht möglich sein kann, besteht die grosse Gefahr der Proletarisierung, auf die mit grossem Ernst hingewiesen werden muss.

Der Idealismus dieser Bestrebungen ist, wie ich schon sagte, anzuerkennen, aber ich glaube nicht an die Ausführbarkeit in der heutigen Form. Es wird weder die Verbastardierung in praktisch nennenswerter Form verhindert oder eingedämmt, noch die Besiedelung mit einer bodenständigen Farmerbevölkerung wesentlich gefördert werden.

Von den 6800 unverheirateten Männern des Schutzgebiets ist nur der allergeringste Teil wirtschaftlich heiratsfähig und kapitalkräftig genug, um bodenständig, also Farmer zu werden. Selbst wenn sich von ihnen 500, also 7 Prozent, verheiraten würden — eine Zahl, die meiner Meinung nach schon sehr hoch gegriffen ist — würden noch über 6000, d. h. 93 Prozent, unverheiratete übrig bleiben, und es wird wohl niemand behaupten wollen, dass nun der Verbastardierung im wesentlichen der Boden entzogen sei.

Uebrigens sind, wie ich aus der Denkschrift ersehe, unter der weiblichen Bevölkerung des Schutzgebiets, die im ganzen 1800 Köpfe beträgt, sage und schreibe 500 ledige erwachsene Frauenspersonen vorhanden, d. h. also fast 30 Prozent der weiblichen weissen Bevölkerung! Kann man da eigentlich von einem Mangel an Angebot sprechen?

Vor allem sehe ich aber in der Tatsache allein, dass überhaupt zwischen weissem Blut geheiratet wird, noch keine hinreichende Gewähr für die Aufrechterhaltung unserer Herrschaft und unserer Kultur; denn ein weisses Proletariat, das entstehen würde, würde kulturfeind-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licher sein, als jede andere proletarische Form von Eingeborenen oder Mischlingen. Der Hass, den der deutsche Proletarier schon hier in der Heimat gegen die bestehende Gesellschaftsordnung im Herzen trägt, angefacht und geschürt durch die Sozialdemokratie, würde sich noch wesentlich verstärken durch die Tatsache, dass er dort, um sein Leben zu fristen, Schulter an Schulter mit dem Eingeborenen arbeiten müsste und sich dadurch mit ihm auf gleiche Stufe gestellt sehen würde. Eine solche Generation einer proletarischen weissen Bevölkerung wird aber geschaffen werden, wenn nicht der einzelne über die genügende Kapitalkraft verfügt, um bodenständig zu werden, fest eingewurzelt bodenständig zu bleiben und durch die ganze Lebensführung und vor allem auch durch die Erziehung der neuen Generation sich als eine aristokratische Menschenform von der Masse der Eingeborenen abzuheben.

Gerade die Frage der Erziehung der neuen weissen Generation, die dort draussen erzeugt wird, wird für die Proletarisierung mit entscheidend sein. Wir haben dort draussen nicht entfernt die Erziehungs- und Bildungsmöglichkeiten, wie hier in der Heimat. Wie und wo soll die junge Generation erzogen werden? Es würde viel zu teuer werden, die Kinder auf ferne Schulen zu schicken. Wer soll das auch bezahlen? Es fehlt auch der Mittelstand, vor allem der Handwerkerstand, wie bei uns hier in der Heimat, wo die junge Generation einen praktischen Beruf lernen könnte, also ein weisser Mittelstand, der in der Tat vermitteln würde zwischen den oberen und niederen Klassen.

Einen solchen Mittelstand gibt es hier nicht, wenn sich nicht die Mischlinge einmal dazu ausbilden werden. Es gibt hier nur die Herrenklasse der Weissen und die Arbeiterklasse der Eingeborenen. Um aber der ersteren anzugehören und seine Zugehörigkeit dauernd zu verbürgen, dazu genügt nicht allein die weisse Hautfarbe, sondern vor allem auch die auf materiellem Besitz gegründete Lebensführung.

Wenn ich nun auch in meiner Meinung über die Ausführbarkeit der heutigen Besiedelungsbestrebungen, insbesondere derjenigen des Kolonialen Frauenbundes, mit letzterem differiere, so bin ich doch weit entfernt, ihm nicht vollen Erfolg zu wünschen. Ich zweifle nicht, dass wir Deutsche auch in dieser Frage eine befriedigende Lösung finden werden, wie ich ebensowenig daran zweifle, dass auch die soziale und besonders die proletarische Frage in Deutschland ihre Lösung finden wird. Das prophetische Wort Goethes wird in Erfüllung gehen, das er vor 100 Jahren von der Zukunft der Deutschen vorausgesagt hat:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine grosse Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel grösser sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise: nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher grossen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Dr. **Hindorf**, Charlottenburg: In den hauptsächlichsten Punkten stimme ich mit Herrn Dr. Hartmann überein; jedoch in bezug auf die Wertschätzung der Mischbevölkerung in Deutsch-Südwestafrika bin ich etwas anderer Meinung. Zwar bilden die jetzt in Deutsch-Südwestafrika vorhandenen Bastards ein in vieler Beziehung ganz tüchtiges und brauchbares Bevölkerungselement; aber dass die Bastards berufen sind, noch eine grosse Rolle in der Entwickelung Deutsch-Südwestafrikas zu spielen, und dass ihre Zahl erheblich zunehmen wird, glaube ich nicht. Die Hinübersendung von deutschen Frauen und Mädchen nach Deutsch-Südwestafrika wird doch von besserer Wirkung und besserem Erfolge für die Reinerhaltung der deutschen Bevölkerung der Kolonie sein, als Herr Dr. Hartmann annimmt. Aber auch abgesehen davon, wird nach meiner festen Ueberzeugung die Vermischung der Weissen mit der Eingeborenenbevölkerung und vor allem die Schliessung von Heiraten zwischen Weissen und Farbigen in Zukunft deshalb immer seltener werden, weil in uns allen in ganz anderem Masse, als zu Beginn unserer Kolonisationstätigkeit die Erkenntnis vorhanden ist, dass wir die Pflicht haben, unsere Rasse in den Kolonien rein zu erhalten. Das Gefühl des Rassenstolzes und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Scheu vor der in der Blutmischung mit den Farbigen für uns liegenden Rassenschande hat glücklicherweise doch im Laufe der letzten Jahre so weite Verbreitung in unseren Volksgenossen gefunden, dass meines Erachtens hierin eine sehr wirkungsvolle Hemmung für die weitere Vermehrung der Mischlingsbevölkerung liegt.

Professor D. **Haussleiter,** Halle a. S., betont in längerer Ausführung u. a., dass zur Reinhaltung unserer Volksart die von jedem einzelnen zu übende Selbstbeherrschung der wichtigste Faktor sei. Wenn der Staat jede öffentliche Eheschliessung mit einer eingeborenen Frau prinzipiell ausschliesse, so stelle er sich durch diese Rechtsbeschränkung seiner Bürger in den Kolonien auf einen völlig anderen Standpunkt als in der Heimat und kränke dadurch das Rechtsgefühl, ohne die anderweitige Entstehung einer Mischlingsrasse zu verhindern. Die wirkliche Gefahr liege nicht in den ehelichen, sondern in den ausserehelichen Verbindungen.

Uebrigens sei es ein grober Irrtum, wenn unlängst in der Presse von 4300 Bastardkindern in Südwestafrika geredet wurde. Diese Zahl bezöge sich auf den Stamm der Bastards von Rehoboth, dem ohne statistische Berechtigung die 300—400 Kinder gemischter Herkunft aus den letzten Jahren zugerechnet worden seien. Jene besässen ein blühendes, geordnetes Gemeindewesen, diesen sei die Nation ihrer Väter eine sorgfältige Erziehung schuldig. Das Eingehen einer Mischehe habe auf englischem Kolonialgebiet lediglich soziale Nachteile zur Folge. Das dürfte sich auch bei uns als genügendes Abhaltungsmittel erweisen. Es sei unbestreitbar, dass Mitglieder aller Rassen und Völker im Christentum die Kraft zu einem neuen sittlichen Lebensanfang gefunden hätten, ohne dass deshalb die intellektuelle und soziale Umgestaltung sofort auf gleiche Höhe gekommen wäre. Aber doch offenbare sich hierin die ideale Einheit des Menschengeschlechts, die man sich durch die Rassenpolitik nicht aus dem Gesichtskreis rücken lassen dürfe.

Pfarrer **Hagena,** Lunow, warnt davor, die Mischlings- wie die Eingeborenenfrage unter den Gesichtspunkten prinzipieller Rassenunterschiede zu behandeln. Auch die Griechen sahen alle fremden Völker als „Barbaren" an, sie werteten Glieder ihres eigenen Volkes, die Sklaven, als Sachen. Die Römer sahen die Germanen als wilde Tiere an, und heute? Sollen wir nun, nachdem sich unser Volk unter dem Einfluss des Christentums in einer Arbeit von tausend Jahren eine hohe Kultur erarbeitet hat, denselben rückständigen Standpunkt ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen den Schwarzen gegenüber? Auch sie sind Menschen; fort darum mit dem Herrenstandpunkt, welcher die Eingeborenen nicht als Menschen wertet und zu Hörigen herabdrücken will! Die Entwickelung unseres eigenen Landes ist lange genug dadurch gehemmt worden, dass unsere Bauern Hörige waren. Auch die neuere Anthropologie wertet die Rassenunterschiede vielfach nur noch als durch die Geschichte und die Beschaffenheit des Landes, Klima usw. bedingte, nicht aber als prinzipielle.

Prof. Dr. **Bonn**, München: Wir alle sind einig, dass es wünschenswert ist, die Entstehung von Mischrassen zu verhindern. Dazu muss man die geeigneten Mittel anwenden. Wo z. B. eine mittellose weisse Einwanderung mit Eingeborenen konkurriert, wird die Lage derselben so ungünstig sein, dass sie keine weisse Familie erhalten kann. Sie wird sich daher mit Eingeborenenweibern zusammentun. Es ist die Anwesenheit farbiger Weiber, nicht die Abwesenheit weisser Frauen, die Mischrassen erzeugt. Man kann das nur verhindern, wenn man die Einwanderung einer mittellosen weissen Klasse nicht begünstigt, oder ihr wenigstens Beschäftigung in Gebieten sichert, von denen die Schwarzen ausgeschlossen werden. Wenn es möglich ist, die schwarzen Weiber aus dem Dienste der Weissen fernzuhalten, wie das z. B. in Johannesburg der Fall ist, so wird natürlich die Entstehung von Mischlingen erschwert. Meist braucht der weisse Kolonist die schwarze Arbeit — die des Mannes, wie die der Frau —, eine gewisse Sicherheit besteht dann nur, wenn er wirtschaftlich so gestellt ist, dass er als Mitglied einer weissen Oberschicht sich in der Tat von den Schwarzen fern hält, wie das der Bur der Gegenwart oder der heutige nordamerikanische Pflanzer tut.

Oberstabsarzt Dr. **Ph. Kuhn**, Gr.-Lichterfelde: Der Herr Referent hat in seinen Ausführungen die Arbeit des Frauenbundes der Deutschen Kolonial-Gesellschaft berührt. Ich kann nun nicht gerade sagen, dass ich seine Ausführungen verstanden habe, jedoch ist mir soviel klar geworden, dass sie geeignet waren, in dem Saale die Anschauung zu erwecken, als ob die Arbeit des Frauenbundes nutzlos sei. Dem muss auf das schärfste widersprochen werden. Ich habe nicht die Absicht, länger auf die Bestrebungen des Frauenbundes einzugehen, weil sie morgen an derselben Stelle und zu derselben Stunde eingehend besprochen werden.

Zunächst scheint es mir, als ob noch grosse Unklarheit herrscht über das, was der Frauenbund eigentlich will. Es wird gänzlich über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen, dass der Bund die Uebersiedelung unverheirateter junger Mädchen nach Südwestafrika fördert, damit alle Familien der Farmer weisses Hilfspersonal besitzen. Es ist das dringend notwendig, damit der Einfluss der Schwarzen auf die heranwachsenden Kinder möglichst beiseite gedrängt wird. Es ist unglaublich, welche Dinge unsere Kinder dort drüben von den schwarzen Kindern sehen und hören, Dinge, von denen sich eine deutsche Mutter nichts träumen lässt. Dazu kommt, dass sich durch das Zusammenleben der weissen und schwarzen Kinder bei unseren Kindern von früh auf ein falscher Herrenstandpunkt entwickelt, der für die Bildung des Charakters verhängnisvoll ist. Diesen Gesichtspunkt hat der Frauenbund zunächst im Auge.

Die Gründung deutscher Familien schliesst sich dieser Arbeit ohne weiteres an, und hier muss ich zu den Ausführungen des Herrn Referenten sagen, dass sein Zahlenmaterial für die Beurteilung einer so wichtigen Frage viel zu gering war. Es ist durchaus falsch, wenn man den Schluss zieht, es sei ein Ueberangebot von Mädchen in Südwestafrika vorhanden, weil der amtliche Jahresbericht zum Schluss des Jahres eine grosse Anzahl unverheirateter Mädchen aufweist. Wenn Monat für Monat die Schiffe junge Mädchen hinausbringen, die einen zweijährigen Mietskontrakt eingehen, so ist es ganz selbstverständlich, dass am Schlusse eines Jahres die Rubrik „unverheiratete Mädchen" erscheint und eine grosse Ziffer aufweist. Das aber hat der Herr Referent nicht angeführt, dass in den drei Jahren nach dem Kriege die Zahl der Ehepaare in dem Schutzgebiet von 500 auf 1300 gestiegen ist. Das ist ein grossartiger Erfolg der Bestrebungen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und ihres Frauenbundes.

Sodann möchte ich zu den Ausführungen des Herrn Professors Bonn noch einiges sagen. Herr Bonn hat gemeint, dass die Bastardfrage nicht mit dem Fehlen der weissen Frauen im Schutzgebiet, sondern mit der Anwesenheit der schwarzen zusammenhängt. Ich muss auf die Tatsache hinweisen, dass das Burenvolk zwar in den Anfängen seiner Geschichte eine Bastardrasse hervorgebracht hat, denn die Rehobother Bastarde, die von Pella ausgewandert sind, sind Abkömmlinge der Buren. Aber schon seit langem hat das aufgehört. Sie können z. B. das Schutzgebiet vom Norden bis zum Oranje durchziehen, sie werden kein Bastardkind finden, das von einem Buren abstammt, sie stammen alle von deutschen Vätern. Das gibt zu denken! Dieses Ziel kann bei uns nur erreicht werden durch das Walten einer grossen Anzahl von weissen Frauen in dem Schutzgebiet, nur durch ihren Einfluss werden sich die Sitten ändern. Auf welche Weise kann denn sonst hier eine Aende-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung herbeigeführt werden? Freilich ist es notwendig, dass nur ausgesuchtes Menschenmaterial hinausgesandt wird, und hier bieten die Bemühungen des Frauenbundes die grösste Gewähr, soweit das überhaupt ein Verein leisten kann.

Aus allen diesen Gründen habe ich es für meine Pflicht gehalten, hier den Ausführungen über den Frauenbund energisch und auf das schärfste zu widersprechen.

Kreisassessor **Gerstenhauer**, Meiningen: Es müsste doch stärker betont werden, dass die Bildung einer Mischrasse nicht wünschenswert ist, und auf die Massregeln, sie zu verhüten, hingewiesen werden. Dazu gehört nicht nur, dass wir — wie der Koloniale Frauenbund — den weissen Ansiedlern durch Beschaffung deutscher Frauen und durch wirtschaftliche Kräftigung der Ansiedler, so dass sie eine weisse Frau auch ernähren können, die Möglichkeit gewähren, deutschen Nachwuchs zu erzeugen, sondern es müssen auch gewisse Verhütungsmassregeln angewendet werden. Es ist nicht nur, wie in den Burenstaaten und in Nordamerika, der geschlechtliche Verkehr zwischen weissen Frauen und farbigen Männern unter Strafe zu stellen (Zuchthaus), sondern es sind auch, wie in Südwestafrika, die weissen Männer, die mit einer farbigen Konkubine leben (die Verehelichung muss selbstverständlich gesetzlich unmöglich sein), gesellschaftlich zu ächten, aus der Gesellschaft der Weissen auszuschliessen. So muss, wie es in Südwestafrika schon geschehen ist, die Sitte des Volkes den gesetzlichen Massnahmen des Staates zu Hilfe kommen. Aber diese gesellschaftliche Aechtung der Deutschen, die sich gegen die Rassenreinheit vergehen, müsste auch ausgedehnt werden auf jeden bekannt werdenden Einzelfall gelegentlichen Geschlechtsverkehrs mit einer Farbigen, also auch, wenn kein länger dauerndes regelrechtes Konkubinatsverhältnis vorliegt. Denn gerade aus diesem gelegentlichen Geschlechtsverkehr mit farbigen Prostituierten, der das Ansehen der weissen Rasse ebenso sehr schändet wie das Konkubinat, gehen die meisten Mischlinge hervor. Die Mischlinge sind nach dem altgermanischen Rechtssatz zu behandeln, der immer in Deutschland gegolten hat: „Das Kind folgt der ärgeren Hand"; sie sind Farbige, sind aus der weissen Herrenrasse ausgeschlossen.

So müssen wir mit Anspannung aller Kräfte und Unterstützung aller amtlichen und privaten Kreise in Mutterland und Kolonie den Grundsatz für unsere Besiedelungspolitik durchführen: Die deutschen Siedelungskolonien müssen weissen Mannes Land sein; es sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in ihnen reinrassige deutsche koloniale Volksstämme zu begründen; und diese weisse Ansiedlerbevölkerung muss das herrschende Volk im Lande sein und von der farbigen Bevölkerung, zu der auch die Mischlinge gehören, aufs strengste geschieden werden in ihrer rechtlichen, sozialen und kulturellen Stellung.

Das ist für alle deutschnational gesinnten Kolonialpolitiker stets ein ganz selbstverständliches Ziel gewesen. Und wenn die Kolonialregierung und die Deutsche Kolonial-Gesellschaft es nicht als Ziel ansehen und mit allen Kräften dafür arbeiten würden, so würden gerade die national gesinnten Kreise des deutschen Volkes jedes Interesse an den deutschen Siedelungskolonien verlieren müssen, die hätten dann überhaupt keinen Wert mehr. Die Mischrassenfrage können wir nur vom Rassenstandpunkt, d. h. vom aristokratischen Herrenstandpunkt behandeln, nicht vom Standpunkt der Mission. Darin gebe ich aber meinen Vorrednern recht, dass auch in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung die Weissen so gestellt werden müssen, dass sie eben tatsächlich den Farbigen und Mischlingen überlegen sind und bleiben und nicht etwa unter die Farbigenbevölkerung hinabsinken. Dies Ziel, dass einzelne Schichten der Farbigen nicht eine höhere Bildung erlangen als die ärmere weisse Bevölkerung und sie aus vielen Erwerbszweigen verdrängen, muss und wird erreicht werden; in der südafrikanischen Union arbeitet man bereits mit aller Kraft daran, es zu erreichen. Nur so kann die weisse Bevölkerung rein und als herrschende Rasse erhalten werden, und das ist das unverrückbare Ideal, der oberste politische Grundsatz der gesamten niederdeutschen und englischen Bevölkerung in Südafrika.

So muss es auch in Deutsch-Südwest- und -Ostafrika sein. Wir müssen unseren Ansiedlern die Anschauung fest ins Herz pflanzen, dass ihr reines, unvermischtes deutsches Blut ihr köstlichstes, höchstes Gut ist; nicht aber sie irre machen durch philosophische Theorien über die „Gleichheit" der Menschheit und den etwaigen Ursprung ihrer Ungleichheit und Rassenverschiedenheit. Die germanische Rasse ist nun einmal die edelste der Menschheit, und wer sie verschlechtert durch Mischung oder sonstwie, versündigt sich an der Menschheit und am deutschen Volke.

Fräulein **v. Negelein**, Braunschweig: Der Farmer, welchen ein Vorredner erwähnte, stellt den deutschen Frauen ein grosses Armutszeugnis aus, wenn er meint, er könne es einer Frau nicht zumuten, ihm in einfache Verhältnisse zu folgen. Ich glaube, dass es viele, auch gebildete Frauen gibt, die bereit und fähig sind, dem Mann als Gehilfin

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Gefährtin in einfache Verhältnisse der Kolonien zu folgen und Werte zu schaffen.

Dr. **Georg Hartmann,** Rathstock: Als Schlusswort möchte ich zusammenfassend folgendes sagen: Bei der Frage der Mischlingsrassen steht diejenige der Vermischung zwischen Weissen und Eingeborenen im Vordergrunde. Diese Mischlingsfrage im besonderen spielt nun in den Tropen keine grosse Rolle, weil hier der Mischling zwischen Weissen und Eingeborenen ein minderwertiges Produkt ist und durch den Prozess der Vernegerung aufgesaugt wird.

Dagegen spielt die Mischlingsfrage in Deutsch-Südwestafrika eine grosse Rolle, weil hier dem Mischling, Bastard genannt, eine höhere Bedeutung beizumessen ist. Ich bin den Ausführungen des Herrn Missionsinspektors Haussleiter sehr dankbar, durch die ich viel Belehrung empfangen habe. Es ist mir neu, dass doch ein grosser Unterschied zwischen den alten Bastards, die von früher her im Lande sind, und den neuen Mischlingen, die von den jetzigen Weissen und Eingeborenenfrauen herrühren, gemacht werden muss. Ich stimme den Ausführungen des Herrn Haussleiter ganz zu, wie ich überhaupt immer erfreut bin, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen belehrt zu werden. Ich weiss, dass wir im Grunde unseres Herzens ganz übereinstimmen.

Dem einen Herrn Diskussionsredner möchte ich erwidern, dass ich durchaus auf dem Boden des Rechtsstaates und nicht des Klassenstaates stehe. Ich habe eingangs meines Vortrages genau gesagt, was ich unter Gleichheit der Menschen und unter gleichem Recht für alle verstehe. Die Verschiedenheit der Menschen ist aber nicht aus der Welt zu schaffen, und sie wird immer wieder darauf hinführen, dass sich die Menschen überall graduell abstufen in verschiedene Klassen, mag man auch dagegen tun, was man will. Es liegt das eben in der ganzen Naturentwickelung tief begründet. Ich bin auch falsch verstanden worden, wenn einer der Herren Diskussionsredner gesagt hat, dass meine Ansicht darauf hinauslaufe, nur Weisse und keine Eingeborenen müssten im Schutzgebiet vorhanden sein. Ich lege im Gegenteil auf das Vorhandensein der Eingeborenen nicht nur in ihrer jetzigen Stärke, sondern auch in ihrer Zunahme einen grossen Wert. Ich betrachte die Eingeborenen als eine grosse Kapitalkraft, die dem Lande unbedingt erhalten bleiben muss.

Was dann die Einheitlichkeit des Menschengeschlechts betrifft, von der einer der Herren Diskussionsredner sagte, dass sie doch heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissenschaftlich unbestritten festgestellt sei, so möchte ich hier nur beiläufig erwähnen, dass einer unserer bedeutendsten lebenden Anthropologen, Professor Klaatsch in Breslau, diese Einheitlichkeit auf dem letzten Anthropologenkongress dieses Jahres in Zweifel gestellt hat, indem er darauf hingewiesen hat, dass die Menschheit, soweit man bisher wissenschaftlich festzustellen in der Lage gewesen ist, aus zweierlei Urmenschenstämmen herzuleiten sei, von denen der eine als Aurignac-Orangoidengruppe mit den Orangoiden-Menschenaffen, der andere als Neandertal-Gorilloidengruppe mit den Gorilloiden-Menschenaffen näher verwandt sei, als untereinander.

Vor allem aber bin ich einverstanden mit den interessanten Ausführungen des Herrn Professors Bonn, der meine Ausführungen, die ich in diesem Vortrage gegeben habe, besser interpretiert hat, als ich selber, aus dessen Ausführungen ich sehr viel gelernt habe, und für die ich ihm sehr dankbar bin. Ich habe heute die Ehre seiner Bekanntschaft zum erstenmal gemacht, und es freut mich um so mehr, dass wir, ungekannt, miteinander so vollständig übereinstimmen.

Ich komme nun zu den Ausführungen des Herrn Oberstabsarzt Kuhn. Er hat es für nötig gehalten, meine Bemerkungen über den Kolonialen Frauenbund auf das energischste und entschiedenste zurückzuweisen. Ich verstehe nicht, wie er zu dieser scharfen Form der Erwiderung kommt, denn ich habe in rein sachlicher und objektiver Weise von dieser Tätigkeit gesprochen, ich habe sogar die Bestrebungen des Kolonialen Frauenbundes in hohem Masse anerkannt. Ich verstehe deshalb nicht diese scharfe Form der Zurückweisung. Man darf doch sachlich eine andere Meinung haben. Wo führt denn das hin, wenn man nicht einmal seiner verschiedenen Meinung in sachlicher Form Ausdruck geben kann? Ich stehe nun einmal prinzipiell auf dem entgegengesetzten Standpunkte, dass ich die Bestrebungen des Kolonialen Frauenbundes in der heutigen Form nicht für ausführbar halte. Ich habe über diese Frage auf das gründlichste nachgedacht, und jeder, der meinen Vortrag gehört hat, wird mir zugeben, dass ich nicht leichtfertig und oberflächlich über diese Frage geurteilt habe. Ich bin auch jahrelang in Deutsch-Südwestafrika gewesen und kann sagen, dass mir genügend Erfahrungen zur Seite stehen. Ich bin nach wie vor der festen Ueberzeugung, dass mit dem Hinaussenden von Mädchen und Frauen ins Schutzgebiet, wenn diese Mädchen und Frauen mittellos sind, die Keime der Proletarisierung gelegt werden. Es ist mir neu, zu hören, dass der Koloniale Frauenbund jetzt mehr das Gewicht darauf legt, Dienstboten hinauszusenden, während vorher nach allem, was ich ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hört habe, das Hauptgewicht darauf gelegt wurde, dass die Mädchen draussen heiraten sollten. Aber wenn sie auch als Dienstboten hinübergehen, sie können doch nicht immer und ewig Dienstboten bleiben, und was soll dann aus ihnen werden? Ich stehe eben prinzipiell auf dem entgegengesetzten Standpunkt, dass wir nur vermögende Weisse, ob Männer oder Frauen, hinaussenden dürfen, um unseren höheren Kulturstandpunkt draussen als Herrenrasse zu bewahren. Der mittellose Weisse muss zum Proletarier werden, und das weisse Proletariat ist uns gefährlicher als jedes eingeborene Proletariat. Im übrigen sage ich nochmals, ich lasse mich gern belehren, und ich glaube auch, dass wir einen gangbaren Weg finden werden, die Besiedelungsfrage in Deutsch-Südwestafrika zu beantworten, denn ich bin überzeugt, dass wir alle dasselbe wollen, nämlich das Glück unseres Vaterlandes.

Ueber die Leistungen des Roten Kreuzes*) in den deutschen Kolonien.

Von Frau Dr. **Lehr.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober nachmittags.)

Das Rote Kreuz ward auf den blutgetränkten Fluren von Solferino geboren. Sein Begründer, der Genfer Ratsherrnsohn, Henri Dunant, war zufällig auf einer Reise in das Kriegsgetümmel geraten und ward Zuschauer des unsagbaren Elends, das aus einer Schlacht entstand, in der zwei Armeen von je 150 000 Mann in rasender Erbitterung einander bekämpft hatten.

Das militärische Sanitätswesen war im Jahre 1859 nicht so ausgezeichnet organisiert, wie es jetzt in der deutschen Armee der Fall ist, die freiwillige Kriegskrankenpflege fehlte überhaupt.

Die im Verhältnis zu der Zahl der Verwundeten geringe Anzahl von Aerzten der siegreichen französischen Armee und die wenigen gefangenen österreichischen Militärärzte vermochten, trotz der grössten Aufopferung, nur den kleinsten Teil der erforderlichen Hilfe zu leisten.

Beide Armeen hatten erschreckend grosse Verluste an solchen Verwundeten, die bei geeigneter Pflege wieder hergestellt hätten werden können. Das Schauspiel, das die Unglücklichen boten, die nun so ohne Hilfe zugrunde gingen, war entsetzenerregend, so dass eine

*) Die Diskussion zu diesem Vortrage fand im Anschluss an den Vortrag der Frau Kuhn statt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleine Schar freiwilliger Helfer, die sich Henri Dunant aus Männern verschiedener Nationalität, die gleich ihm als Touristen in der Umgegend von Solferino geweilt, geworben hatte, sich alsbald wieder auflöste, weil der grausige Anblick sie überwältigte. Schliesslich bewog er einige arme lombardische Frauen, ihm bei dem Liebeswerk zu helfen, die Sterbenden und Verwundeten mit Wasser und Nahrung zu versorgen, ihre mit Kot und Ungeziefer bedeckten Körper etwas abzuwaschen, ihre Wunden notdürftig zu verbinden, eine Art des Verbindens freilich, die heutzutage einen Schauder erweckt.

Die Erinnerung an diesen Jammer liess Dunant nicht mehr ruhen! Er hat mit der Schrift „Souvenir de Solferino" zuerst den Ruf unter die europäischen Nationen erschallen lassen, sich zu vereinigen zu dem Werk, das als „Genfer Konvention" die Greuel des Krieges mildert, den Verwundeten und Kranken Hilfe bringt.

Die Begründung des Roten Kreuzes in Deutschland, seine Organisation, die Vorbereitung auf den Dienst im Kriege, die grossartige Ausführung seiner Friedensarbeit zu schildern, ist nicht meine Aufgabe. Allein, es liegt mir ob, davon zu sprechen, was, ausserhalb unseres Frauenvereins, die allgemeine Organisation vom Roten Kreuz in Deutschland während der Kriegszeit für die südwestafrikanische Kolonie getan hat:

Ich stelle voraus, dass die Bedürfnisse des Sanitätswesens für einen Krieg innerhalb einer verhältnismässig menschenleeren Kolonie, bei welcher der nicht lange eingehaltene Höchstbestand unserer Truppen 14 245 Mann betrug, an Umfang nicht in Vergleich gezogen werden dürfen, mit den Erfordernissen für einen Krieg zwischen zwei europäischen Armeen.

Als erste Hilfe gingen Ende Januar 1904 vier Krankenbaracken und zwei Wirtschaftsbaracken, System Döcker, nebst dem vollständigen Inventar zur Unterbringung, Verpflegung und Behandlung von 96 Kranken und Verwundeten von Hamburg aus in See. Die Auswahl und Verpackung dieser Gegenstände, welche acht Güterwagen füllten, und die Bezeichnung der Verpackungskisten war so vorgenommen worden, dass das Lazarett ohne weiteres in zwei selbständige Hälften geteilt werden konnte. Das gesamte Material war den vorhandenen Beständen des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz entnommen worden.

Umfangreiche Sendungen verschiedensten Inhaltes in grosser Anzahl folgten während der ganzen Kriegszeit.

Eine der besonderen, der heissen Jahreszeit angepassten Einrichtungen waren 19 Baracken mit Sonnenzelten. Ich erwähne, dass jede

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelne von ihnen zwischen 5000 und 6000 Mk. kostete, damit man daraus ersehe, in welch grossem wohlwollenden Massstabe seitens des Roten Kreuzes jedem Bedürfnisse Rechnung getragen wurde. So wurden auch Tischventilatoren, zum Schutze gegen die Mittagshitze geschickt, Zelte, Liegestühle, Fahrstühle, ein grosser Selterwasserapparat mit allen Zutaten, grosse Vorräte von Mineralwasser, Kirsch- und Heidelbeerfrada, Adsellamilch, Alfosa Orange-Mousseux, Champagnermilch, Trockenmilch, kondensierte Milch, Tee, alles zum Ersatz der, sehr bald nicht mehr gewünschten geistigen Getränke, die im Anfang in bedeutenden Mengen geliefert worden waren.

Selbstverständlich fehlten auch nicht warme Kleidungsstücke, Kamelhaardecken, Petroleumöfen für die kalten Nächte und ein Röntgenapparat.

Es ist nicht möglich, alles aufzuzählen, es genügt, zu sagen, dass jedem Antrage der Militärverwaltung sofort stattgegeben ward und dass von dem Kaiserlichen Kommissar und Mititärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege im Kriege am Schluss des Feldzuges festgestellt wurde, dass im ganzen 2 680 447 Kubikmeter an Frachtgütern und Materialgaben gespendet wurden, von welchen ¾ als vom Roten Kreuz geliefert, angesprochen werden können.

Auch entsandte das Rote Kreuz 92 männliche Hilfskräfte, welche als Pfleger und Lazarettbeamte Verwendung fanden. Sie waren den Genossenschaften und Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz entnommen. Rechtzeitig wurden Vorkehrungen getroffen, für die Versorgung der zurückkehrenden Rekonvaleszenten, so dass im ganzen etwas über tausend Badekuren und, mitunter über viele Monate sich erstreckende, Erholungsreisen seitens des Roten Kreuzes gewährt werden konnten.

Ich gehe nun über zu der Tätigkeit des seit 23 Jahren bestehenden Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien:

Henri Dunant hat von Anfang an auf die Mitarbeit der Frauen gerechnet und ist darin nicht enttäuscht worden! Sein Ausspruch: „Der Einfluss der Frauen ist wertvoll für das Wohl der Menschheit, er ist dazu bestimmt, von Jahrhundert zu Jahrhundert bedeutsamer zu werden", ist an seinem Werke in Erfüllung gegangen. Das beweisen in unserem Vaterlande die das ganze Reich umfassenden Frauenvereine vom Roten Kreuz, unter denen hier im Norden der „Vaterländische Frauenverein" an der Spitze steht. An ihn hatte sich unser Verein, als er noch jung war und die Anlehnung an bewährte Kräfte wünschenswert erschien, angeschlossen. Als er aber erstarkt war und die Mainlinie überschritten hatte, ward er als selbständiger Frauen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verein vom Roten Kreuz anerkannt, mit der besonderen Bestimmung, die Aufgaben des Roten Kreuzes in den Kolonien zu erfüllen.

Der ersten Aufgabe des Roten Kreuzes, der Kriegskrankenpflege, ist der Verein bis jetzt zweimal gerecht geworden; das erste Mal, ganz im Anfang seines Bestehens, während des Aufstandes in Ostafrika und dann während der beinahe vier Jahre dauernden Kriegswirren in Südwestafrika von Januar 1904 bis Oktober 1907.

Eines der ersten Krankenhäuser in Daressalam war ein bescheidenes, von unserem Verein erworbenes Haus, das zwar nur wenige Kranke aufnehmen konnte, aber immer besetzt war. Zwei Schwestern, unsere ersten Sendlinge, pflegten daselbst mit den Hilfsmitteln, die ihnen von hier aus zu schicken, bei den damals noch ungenügenden Verbindungen möglich war. Leider wurde dieses mit so viel Liebe und Sorge zuwege gebrachte und ausgestattete Asyl für Pflegebedürftige schon nach einem Jahre ein Opfer des Aufstandes, währenddessen es ganz zerstört wurde. Unsere Schwestern konnten noch rechtzeitig nach Sansibar gerettet werden, wo sie die Kriegskrankenpflege in einem für die deutschen Truppen eingerichteten Militärhospitale ausübten. Als der Aufstand in Südwestafrika ausbrach, waren acht unserer Schwestern im Schutzgebiete vorhanden, die in Regierungskrankenhäusern und in Gemeinden pflegten. Das war eine ungenügende Zahl für die Kriegskrankenpflege, und demgemäss wurden mit der schon erwähnten ersten Expedition des Roten Kreuzes zunächst fünf Schwestern ausgesandt, welchen weitere nachfolgten, je nach Bedürfnis. Im ganzen haben 37 unserer Schwestern im Kriegsdienst gestanden.

Sie wurden auf die Etappen- und Feldlazarette verteilt, und wenn sie auch nicht grundsätzlich bis in die Nähe der Kampfplätze mitgeführt wurden, so waren sie im Anfange des Krieges bei räuberischen Ueberfällen der Hereros doch manchmal nahe genug, dass ihnen die Verwundeten unmittelbar zugeführt werden konnten. An den harten Entbehrungen, die dieser Feldzug allen auferlegte, trugen sie auch ihr reichliches Teil, in bezug auf Unterkunft und besonders Ernährung, infolge der bekannten Schwierigkeit und Unsicherheit der Proviantzufuhr.

Ihre Pflichttreue, ihre Fürsorge für ihre Pfleglinge sind sowohl von ihren unmittelbaren Vorgesetzten, den Herren Aerzten, als von dem Zentralkomitee vom Roten Kreuz und dem Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur für freiwillige Krankenpflege im Kriege gerühmt werden. In dem amtlichen Sanitätsbericht über die Kaiser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Schutztruppe für Südwestafrika während des Aufstandes wird von ihnen gesagt:

„Von den Kriegsschwestern wurden mehrere in vorgeschobenen Feldlazaretten verwendet, so in Epikuro, Gobabis, Kalkfontein und Gochas; zumeist waren sie in den grösseren Lazaretten an der Bahnlinie und den Etappenstrassen, einzelne auch in Regierungslazaretten beschäftigt.

Wenn auch die Eigenart des Feldzuges den Schwestern weniger Gelegenheit zur Betätigung auf dem Gebiete der chirurgischen Hilfeleistung brachte, so erwuchs ihnen in um so höherem Grade die Möglichkeit, in der überaus anstrengenden und gefährlichen Pflege der Typhuskranken hervorragende Leistungen zu vollbringen. Ebenso hoch, wie die Verdienste in der eigentlichen Krankenpflege, muss jedoch auch die Tätigkeit derjenigen Schwestern geschätzt werden, welche es durch Leitung des Küchenbetriebes und persönliche Mitarbeit ermöglicht haben, den Kranken auch unter ungünstigen Verhältnissen aus oft einförmigen und mangelhaften Nahrungsmitteln eine schmackhafte und stärkende Krankenkost zu bereiten; in gleicher Weise trug die Tätigkeit der Schwestern im Wäschereibetrieb ausserordentlich viel zur Reinlichkeit und Behaglichkeit der einzelnen Kranken und zur Verhütung von Krankheitsübertragung bei."

Eine für uns sehr wohltuende Anerkennung für die Schwestern war die rührende Dankbarkeit in den Aeusserungen der von ihnen gepflegten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die uns einzeln zu Gehör kamen. Ich erwähne davon, was ich selbst erlebt, z. B. die begeisterten Lobsprüche, die einige Unteroffiziere ihnen spendeten, die ich in einem Rekonvaleszentenheim sprach, und das, was ich in jener Zeit erfuhr, bei Gelegenheit der alljährlichen, achtwöchentlichen Uebungen in den hiesigen Garnisonlazaretten, die ich als Helferin des Vaterländischen Frauenvereins durchmachte. Wenn ich dort die „Südwestafrikaner", die zur weiteren Pflege in die Heimat befördert worden waren, fragte, ob sie nach ihrer Verwundung oder Erkrankung von Schwestern gepflegt worden seien — unser Verein war, ausser den katholischen Orden, der einzige, welcher Schwestern entsandt hatte —, so verklärte sich ihr Antlitz, und ich konnte aus ihrer Beschreibung und den Vornamen unsere wohlbekannten Schwesterngestalten erkennen.

In Lüderitzbucht waren öfter arme burische Frachtfahrer von unseren Schwestern gepflegt worden. Am Ende des Feldzuges überreichte der frühere Burengeneral de Wet unseren dortigen drei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwestern jeder eine Brosche mit der Inschrift: „Aus Dankbarkeit der Buren!"

Auf die Entsendung von Schwestern beschränkte der Verein nicht seine Hilfe für das schwerbedrängte Schutzgebiet: Während der ganzen Kriegszeit gingen zahlreiche Sendungen an die Lazarette zur Erfüllung aller uns, von unseren Schwestern mitgeteilten, Bedürfnisse und Wünsche.

Es hatten sich verschiedene Hilfskomitees für das Schutzgebiet, insbesondere für die unglücklichen Ansiedler, gebildet. Nach Uebereinkunft mit ihnen übernahm der Frauenverein die Fürsorge für die Witwen und Waisen der Ermordeten, die mit erster Schiffsgelegenheit in die Heimat befördert worden waren und in recht jämmerlichem Gemütszustande ankamen, nach dem Verluste des Hauptes und Ernährers der Familie, der Zerstörung ihrer Habe und angstvoller Flucht! Der Verein half ihnen in der ersten Not und setzte die Frauen durch lange fortgesetzte monatliche Zahlungen in den Stand, einen neuen Beruf zu ergreifen, um sich und ihre Kinder zu erhalten.

Während der ganzen Kriegszeit war der Frauenverein bemüht, an allen Punkten zu helfen, wo er konnte, und glücklicherweise haben ihm seine Mitglieder und Freunde reichliche Mittel dazu gespendet.

Die Friedensaufgaben des Roten Kreuzes, die zugleich dazu dienen, seine Organisation lebendig, geschult und wohlgerüstet für Kriegszeiten zu erhalten, bestehen in dem Kampfe mit allen Gefahren, die der Gesundheit und der Wohlfahrt des Volkes drohen.

Unser Verein hat diesen Kampf aufgenommen auf den Gebieten, die bis jetzt in unseren Kolonien in Betracht kommen.

Da war das erste, was not tat, die Pflege in den Krankheiten, denen die Arbeit der medizinischen Sektion dieses Kongresses gilt. Das Kolonialamt hat von Anfang an seine Fürsorge den sanitären Verhältnissen der Schutzgebiete gewidmet. Aerzte wurden hinausgesandt und kleinere Pflegestationen eingerichtet, sobald solche Kulturarbeit möglich war.

In dem Masse, als die Entwickelung früherer dorfähnlicher Küstenorte zu den heutigen blühenden deutschen Städten fortschritt, wurde zur Errichtung grösserer, europäischen Verhältnissen entsprechender Krankenhäuser geschritten.

Nach Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika wurden dort Krankenhäuser und Krankenpflegestationen errichtet in Bagamoyo, Lindi, Kiloa, Pangani, später in Tanga und Daressalam grosse Krankenhäuser. Das Lazarett in Lindi wurde mit sechs Betten vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauenverein bedacht, für Kiloa die ganze innere Einrichtung, für Bagamoyo 24 Betten mit allem Zubehör, für Daressalam ein grosser Teil der Einrichtung, für Tanga sechs Betten mit Zubehör gespendet. Ausserdem wurden die vier erstgenannten Stationen, solange sie bestanden, dauernd mit einzelnen Sendungen an Wäsche und Einrichtungsgegenständen versehen. Die Stationen wurden, je nach ihrem Umfange, von dem Frauenverein mit ein, zwei oder drei Schwestern besetzt.

Schon während des Aufstandes in Ostafrika hatte die Neu-Guinea-Kompanie Schwestern für ihre Krankenhäuser auf Kaiser-Wilhelmsland erbeten und erhalten. Ihrer harrte eine schwere Aufgabe, denn die Tropenkrankheiten wüteten damals dort mit grosser Heftigkeit, so dass die Schwestern selbst ihnen nicht entgingen. Indessen wohnt eine von ihnen heute noch dort unverheiratet als selbständige Farmerin auf einem kleinen Besitze, eine andere verwaltet unser Schwesternheim hier in Berlin; sie ist die Folgen der damaligen Malariaerkrankung leider nie ganz los geworden.

In Kamerun erbaute das Gouvernement im Jahre 1892 ein Krankenhaus, der Frauenverein gab dazu acht Betten mit allem Zubehör; ebenso gab er ein Jahr später für das Krankenhaus in Windhuk die innere Einrichtung. An beide Krankenhäuser schickte er je zwei Schwestern.

In den beiden letztvergangenen Jahren wurde das Königin-Charlotte-Krankenhaus in Lome aus Mitteln unseres Württembergischen Landesverbandns erbaut. Um seine, sehr reiche und vollständige, innere Einrichtung, z. B. das ausgezeichnete Instrumentarium und den Vorrat an Konserven haben sich württembergische Grossindustrielle sehr verdient gemacht. Schon früher hatte der Frauenverein eine geräumige Krankenbaracke in Lome aufgestellt, die auch jetzt noch ganz in Betrieb ist. Hierfür, in den Krankenhäusern in Kamerun und in dem dortigen Genesungsheim Suellaba, liefert und ergänzt der Frauenverein dauernd die Wäsche; und mit solchen Sendungen werden dann auch immer zahlreiche Hausfrauenwünsche unserer Schwestern in bezug auf Haus- und Küchengerät berücksichtigt. Das schwarze Personal steht dem weissen keineswegs nach in der Kunst, den Vernichtungskrieg gegen Porzellan und Glas mit Erfolg zu führen!

Als im Jahre 1894 die ersten Schwestern nach Anecho gingen, nahmen sie für das neuerbaute Nachtigal-Krankenhaus gleich zehn Betten mit allem Zubehör mit. Hierzu gehören ausser den Möbelstücken auch stets die grossen Moskitonetze, die natürlich unerlässlich für die Nachtruhe von Gesunden und Kranken sind. Dieses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krankenhaus diente anfangs auch als Unterkunft für die europäischen Leiter der Inlandexpeditionen und war immer sehr besetzt. Jetzt hat sich der Gesundheitszustand Anechos so gebessert, dass manchmal nur eine Schwester ihres Amtes dort waltet.

Die Mittel für das Liehnhardt-Sanatorium in Wugiri bei Tanga hat ebenfalls der Württembergische Landesverband unseres Vereins aufgebracht. Früher wirtschaftete dort eine unserer Schwestern, jetzt ist es verpachtet und ein sehr beliebter Erholungsort für die ostafrikanischen Deutschen. Unsere Schwestern halten sich nur noch zu ihrer eigenen Erholung dort auf.

Im Jahre 1902 trat die Bitte an unseren Verein heran, der evangelischen Kirchengemeinde in Windhuk zu einem Kindergarten zu verhelfen. Unsere Abteilung Leipzig gab ein grosses Fest für diesen Zweck, das reichen Ertrag brachte. Die Gemeinde in Windhuk veranstaltete auch eine Gartenfestlichkeit zum Besten des Baues; der Hauptverein gab sein Scherflein dazu, und so blüht und gedeiht der Kindergarten seitdem unter der Leitung einer unserer Schwestern, die dieser Arbeit mit grosser Liebe obliegen.

In Swakopmund hat unsere dortige Abteilung im vergangenen Jahre einen Kindergarten begründet, dem eine unserer Schwestern vorsteht; er ist von 50 Kindern besucht, und wir sind der Abteilung dankbar, dass sie für das Unterkommen unserer Schwester in besonders freundlicher Weise gesorgt hat.

Unsere Schwestern! Sie sind ständig der Gegenstand der Gedanken und der Sorge des Vereinsvorstandes und müssen es sein, denn er trägt die Verantwortung dafür, dass diese zum Teil noch jungen Mädchen in fremde Länder gesandt werden, wo ihnen der Schutz der eigenen Famlie und der Schutz der festgegliederten Gemeinschaft deutscher Krankenhäuser fehlt. Ihnen wird draussen ganz ungewohnte Selbständigkeit der Lebensweise zuteil und grosse Bewegungsfreiheit. Dabei sind sie infolge ihrer Ausnahmestellung unter den Frauen in den Kolonien das Augenmerk vieler, die unbegrenzte Ansprüche an vollendete Untadelhaftigkeit ihrer Lebensführung und äusseren Haltung an sie stellen. Ich möchte über diesen Punkt das Urteil eines berufenen Kenners des Rote-Kreuz-Schwesternwesens anführen, des Generalsekretärs des Zentralkomitees, Oberstabsarzt Professor Dr. Kimmle. Er sagt in dem, von ihm verfassten Jubiläumswerk „Das Rote Kreuz“ bei der Besprechung der Kriegskrankenpflege in Südwestafrika, nach Erwähnung der Tätigkeit der Männervereine vom Roten Kreuz:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Gleich grosse Anerkennung dürfen die Schwestern des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien beanspruchen, die mehr noch als unsere männlichen Hilfskräfte mit Widrigkeiten verschiedener Art zu kämpfen hatten. Hier mag nur daran erinnert werden, welche Summe von innerem Halt und von Geschick im Auftreten einer Schwester erforderlich ist, um den geraden Weg der Pflicht stets zu gehen, wenn sie allein oder zu zweien mitten im rauhen Kriegsgetriebe, bald liebevoll besorgt, mild und freundlich pflegen und ordnen, bald in gemessener, ernster Zurückhaltung die gebotenen Grenzen des Verkehrs zwischen sich und ihrer Umgebung ziehen soll. Hier sei auch darauf hingewiesen, wie in einem ausschliesslich von Männern geführten und geleiteten Lazaretthaushalt den wenigen Schwestern, die ergänzend hinzugezogen werden, zahlreiche Aufgaben zufallen, die nur zu gern den sachkundigen Händen der Frau überlassen werden, und so eine wahre Last von Arbeiten und Verantwortung auf deren Schultern häufen.

So wird es verständlich, dass die für den Kolonialkrieg zu entsendenden Schwestern mit praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten, wie mit ethischen Werten ganz besonders gut ausgerüstet sein müssen, und dass die Pflicht des Vorstandes, stets die richtige Auswahl zu treffen, gerade in solchen Zeiten ungewöhnlich drückend empfunden werden muss. Dies um so mehr, als dem Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien noch kein eigenes Mutterhaus zur Verfügung steht, in dem er seine Schwestern in jahrelanger Wirksamkeit auf ihr Wissen und Können und auf ihre sittliche Stärke selbst zu prüfen in der Lage ist."

Das Urteil über die, für unsere Schwestern erforderlichen, Eigenschaften bezieht sich zwar unmittelbar auf die Kriegskrankenpflege, allein, es ist sehr wohl auch auf die Friedensarbeit unserer Schwestern anwendbar. Denn sie haben auch heute noch, trotz der rastlos fortschreitenden Kulturentwickelung in unseren Schutzgebieten, mitunter in recht eigenartigen Verhältnissen zu arbeiten. Ist es doch in jüngstvergangener Zeit vorgekommen, dass zwei unserer Schwestern, die allein auf Stationen, die eine in Afrika, die andere in der Südsee arbeiteten, die eine über ein Jahr lang, die andere 1½ Jahre lang keine weisse Frau zu Gesicht bekommen haben. Anstrengende Arbeit ist in solchem Falle noch nicht das Schlimmste; längere, unvermeidbare Pausen in der Arbeit bringen die Vereinsamung und Verlassenheit viel mehr zum Bewusstsein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist selbstverständlich, dass wir denjenigen Herren Aerzten, welche unseren Schwestern die Wohltat wohlwollender Fürsorge, bei fester dienstlicher Leitung, zuteil werden lassen, zu grossem Dank verpflichtet sind; ich möchte es indessen auch hier ganz besonders hervorheben. Dieser Dankesschuld waren wir uns auch bewusst, als uns vor zwei Jahren die Nachricht erreichte, dass in dem schönen, grossen Krankenhause in Daressalam die mangelhafte Beleuchtung den Dienst, besonders im Operationssaale, sehr erschwere, dass aber der zur Herstellung der elektrischen Beleuchtung erforderliche Betrag von 6000 Mk. aus dem Etat des Krankenhauses nicht bewilligt werden könne. Wir haben mit grosser Freude gerade solche Hilfe sofort gewährt.

Wir haben jetzt 64 Schwestern im Dienst in den Kolonien arbeitend, und zwar in Ostafrika 13, in Kamerun 7, in Togo 4, in Südwestafrika 27, auf Samoa 3, in Neu-Guinea 4 und in Tsingtau 6.

Ihre Arbeit ist nicht überall die gleiche: 34 von ihnen haben mit allgemeiner Ausbildung die staatliche Anerkennung als Krankenpflegerinnen, die übrigens auch viele der anderen haben; 23 haben das in Deutschland vorgeschriebene Hebammenexamen an Universitätsfrauenkliniken abgelegt, zwei sind Kindergartenschwestern, vier Wirtschaftsschwestern.

Die Schwestern sind verteilt über die Hälfte auf Regierungskrankenhäuser, einschliesslich des Marinelazarettes in Tsingtau, die übrigen auf Stadtgemeinden, Kirchengemeinden, Abteilungen unseres Vereins, das Elisabethhaus, die Krankenhäuser der Neu-Guinea-Kompanie, der Otavigesellschaft, des Herrn Dr. Dammermann in Karibib, der deutschen Kolonial-Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft. Eine Schwester ist bei der Expedition zur Bekämpfung der Schlafkrankheit beschäftigt. Alle 13 Schwestern in Ostafrika, auch die Hebammenschwestern, müssen sich in den von sonstiger Arbeit freien Dienststunden an der Arbeit der Malariabekämpfung beteiligen und sind dafür ausgebildet.

Den Frauen in den Kolonien die Hilfe der Hebammenschwestern angedeihen zu lassen, ist uns natürlich ganz besonders Herzensbedürfnis; denn diesen jungen Frauen, die schon in ihrer schweren Stunde die tröstliche Anwesenheit ihrer Mutter oder anderer weiblicher Angehörigen entbehren müssen, ist ja die Schwester doppelt nötig und willkommen. Ein Teil unserer Hebammenschwestern ist mit der Tätigkeit nicht an ihre Station gebunden, vielmehr gehen sie von dort auf die einigermassen erreichbaren Farmen, meist reitenderweise. Das ist kein leichter und bequemer Dienst, denn manchmal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen sie wochenlang vor und nach der Entbindung die Entbehrungen auch eines armen Haushaltes notgedrungen teilen und, wenn sie die Hausfrau in ihrer Arbeit vertreten, mit geringen Mitteln und wenigen Hilfskräften ihre barmherzige Wirksamkeit ausüben. Dafür ist die Freude gross, wenn sie später die kleinen Weltbürger als fröhlich gedeihende Neudeutsche wiedersehen!

Neuerdings widmet der Frauenverein auch seine Aufmerksamkeit der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit unter den weissen Ansiedlern zunächst durch Verbreitung von Belehrungsvorschriften über Säuglingspflege.

In Ostafrika dehnen die Hebammenschwestern ihre Tätigkeit auf die Frauen der Inder, Goanesen und Banjanen aus. Die abergläubischen Missbräuche, die bei diesen Frauen mit der Pflege von Wöchnerinnen und Neugeborenen verbunden zu sein pflegen, sind unglaublich; sie begünstigen leider besonders die so überaus schädliche Vernachlässigung aller Gebote der Reinlichkeit. Unsere Hebammenschwester für die Stadt Daressalam hatte uns mit einem Bericht über den Mangel an allen Gegenständen zu einer vernünftigen Versorgung der armen kleinen Wesen in vielen solcher Familien die dringende Bitte ausgesprochen, ihr Kleinkindersachen zu schicken. Ihre Königliche Hoheit, Frau Prinzessin Heinrich von Preussen, hat sofort eine grosse Sendung durch die Abteilung Kiel zubereiten und hinschicken lassen — es war gerade zur Weihnachtszeit, in der im Gedenken an das Kind zu Bethlehem den Kindern so ganz besonders gern Liebe erwiesen wird!

Mit der Unterkunft der Schwestern, die allein auf eine neu gegründete Station kommen, ist es im Anfang zuweilen nicht glänzend bestellt, und sie müssen sich mit gutem Humor über „afrikanische" Verhältnisse hinwegzusetzen wissen.

Unsere Schwestern brauchen aber jetzt nicht mehr in Südwestafrika so lange Reisen im Ochsenwagen zu machen wie früher, vor der Zeit der Eisenbahnen. Einige Stationen der Hebammenschwestern sind zwar auch jetzt noch nur durch eine kleine „Pad" zu erreichen, wie Maltahöhe, Gobabis, Outjo, Gibeon, allein das sind nur wenige Tage im Vergleich zu früher, und die werden gern ertragen. Sind sie doch von einem gewissen Schimmer von Romantik umkleidet, besonders durch das nächtliche Biwakieren auf freiem Felde, unter dem herrlichen Sternenhimmel. In früheren Zeiten, besonders während des Krieges, waren die, mitunter wochenlang dauernden, Reisen im Ochsenwagen oft sehr mühselig, und die Romantik ging dabei in die Brüche, angesichts der damit verbundenen Entbehrungen, z. B. des fehlen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Waschwassers! Auch die Reise nach einer anderen unserer Schwesternstationen hat neuerdings eine grosse Veränderung erfahren: Die Schwestern reisten bisher auf dem Seewege nach Tsingtau, der sechs Wochen Zeit erforderte. Jetzt finden die Ausreisen über Sibirien statt, wodurch vier Wochen erspart werden. Es besteht die Absicht, den Schwestern den Seeweg nur für die Fälle vorzubehalten, dass ihre Gesundheit ihn für ihre Heimreise wünschenswert mache. In Tsingtau gerade ist die Gesundheit unserer Schwestern nicht mehr gefährdet als hierzulande, weil das Klima sich von dem unserigen nur durch heissere Sommer und kältere Winter unterscheidet.

Auch in der Südsee, sowohl auf Samoa, als in Neu-Guinea, ist der Gesundheitszustand unserer Schwestern im allgemeinen immer gut. Nach diesen Stationen dauern ja allerdings nach wie vor die Reisen mitunter sogar noch länger als sechs Wochen, und für sie ist eine Aussicht auf Verkürzung nicht zu erwarten — es sei denn — durch die Luftschiffahrt!

Wir geben uns der Hoffnung hin, es möchten sich unserer Arbeit besonders wohlwollende Gönner finden, die Mittel zu einem Mutterhause in Berlin für unsere Schwestern spendeten, sowohl zu ihrer besonderen ethischen Erziehung für die Kolonien und zur Beobachtung und Pflege ihrer Gesundheit, als auch für ihre Unterbringung zwischen den einzelnen Dienstperioden, mit der Möglichkeit, sie leicht zu beschäftigen, wenn sie nach mitgebrachter Krankheit genesen, aber noch nicht schwerer Krankenhausarbeit fähig sind. Es wäre ein wahrhaft gutes Werk, den Frauenverein in den Stand zu setzen, ein solches Haus zu erwerben. Zur Erholung für unsere Schwestern hat uns Herr Georg Clever seinen Besitz Georgshof am Rhein letztwillig vermacht.

Die Organisation unseres Frauenvereins ist der der Kolonialgesellschaft ähnlich. Der Verein bestand am 1. Januar 1910 aus 12 503 Mitgliedern, eine Zahl, die natürlich seitdem nicht unerheblich gewachsen ist. Er ist gegliedert in vier Landesverbände, 103 Abteilungen, von denen 69 den Landesverbänden angehören, und in Einzelmitglieder.

Vorsitzende des Vereins ist Ihre Exzellenz Frau Staatssekretär v. Stephan; Ehrenvorsitzende Ihre Hoheit, Frau Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg. Der Verein steht unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und erfreut sich der überaus gnädigen Anteilnahme an seinen Bestrebungen seitens der deutschen Fürstinnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihre Königliche Hoheit, Frau Prinzessin Heinrich von Preussen ist Vorsitzende der Abteilung Kiel; Ihre Durchlaucht, Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg-Lippe, Ehrenvorsitzende der Abteilung Wiesbaden. Das Protektorat über den Landesverband Anhalt führt Ihre Hoheit, Prinzessin Eduard zu Anhalt; über Baden Ihre Königliche Hoheit, die Frau Grossherzogin; über Bayern Ihre Königliche Hoheit Frau Prinzessin Rupprecht von Bayern; über Württemberg Ihre Majestät die Königin.

Auch Ihre Königliche Hoheit, Frau Grossherzogin von Luxemburg, widmet uns Höchstihr Interesse, sie hat den Ehrenvorsitz in der Abteilung Tölz übernommen und deren blühenden Bestand wesentlich gefördert. Wir sind den hohen Frauen, die als edle Vorbilder an der Spitze der deutschen Frauen stehen, grossen Dank schuldig dafür, dass sie unserem Werke ihre Gunst schenken. Denn dadurch werden umfangreiche Kreise auf seinen Wert aufmerksam gemacht, und darauf, dass es der Unterstützung aller derer würdig ist, welche den in die neuen deutschen Länder über See ausgewanderten Söhnen und Töchtern Deutschlands einen wichtigen Dienst erweisen wollen. Den Dienst, ihnen durch die Erhaltung und Wiederherstellung ihrer Gesundheit, wenn sie gefährdet ist, durch die Hilfe, die ihren Frauen und ihrer jungen Generation gespendet wird, zu ermöglichen, sich wirtschaftlich auf ihrem schwer errungenen und oft nur durch Daransetzung ihrer ganzen Lebenskraft zu behauptenden Besitz zu erhalten.

Wir Frauen des Vereins sind uns bewusst, dass unsere Arbeit Hilfsarbeit ist, dass wir nicht, wie die Männer, in den Kolonien aufbauen, organisieren, wirtschaftliche Werte schaffen können, aber wir wollen das tun, was die Frau im deutschen Hause tut!

Die medizinische Wissenschaft erforscht die Krankheiten und bewaffnet ihre Jünger, die Aerzte, mit den Methoden, ihnen vorzubeugen oder sie zu bekämpfen. Wenn dann der Arzt an dem Krankenbett des einzelnen das Uebel erkannt und seine Anordnungen gegeben hat, seinen Weg fortsetzt zu anderen Kranken, wenn sein Auge auch in der Nacht nicht über dem Kranken wachen kann, dann macht in einer grossen Familie die Mutter, die erwachsene Tochter seine Vorschriften wirksam durch ihre sorgfältige Ausführung. So senden wir unsere Pflegerinnen, dass sie, wie im Hause die grosse Tochter zu den Geschwistern, zu den Kranken treten soll, als Schwester, die ihnen gewissenhaft vermittelt, was die Kunst des Arztes zu ihrer Wiederherstellung ersonnen hat. Gerade „Schwester" nennen wir sie, weil sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht nur mechanisch Verordnungen ausführen soll, sondern wie die Mutter und Schwester den Kranken und den Kleinen mit mütterlicher, schwesterlicher Liebe das Gefühl der Behütung geben soll, das zu spenden, von der Natur als unversiegbares Bedürfnis in das Wesen der Frau gelegt ist!

Unser Werk auszuüben, nehmen wir als ein uraltes Recht der Frauen unseres Volkes in Anspruch. Schon Tacitus berichtete von den Frauen der Cimbern und Teutonen, dass sie die Verwundeten und Kranken in ihre Obhut nahmen, und wenn dies schon feste Sitte war bei diesen Wandervölkern, die keine Heimat mehr hatten, wieviel mehr müssen wir dieser Pflicht treu sein, in begeisterter Liebe zu unserem Vaterlande und als Christinnen, über denen das herrliche Banner des Roten Kreuzes weht!

Die Stellung der Frau in den Kolonien.

Von Frau **Maria Kuhn**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Hinsichtlich der Frauenfrage in unseren Kolonien ist es von ausschlaggebender Wichtigkeit, ob es sich um Siedelungsgebiete oder um tropische Pflanzungsgebiete handelt. Als Siedelungsgebiete kommen nach dem heutigen Stande der Entwickelung in Betracht:

1. Südwestafrika ohne das Ovamboland und den Caprivizipfel.
2. Die Hochländer von Deutsch-Ostafrika.

In diesen Gebieten spielen die Tropenkrankheiten keine erhebliche Rolle, und das Klima muss als subtropisch bezeichnet werden.

Das Klima von Samoa und den Marianen würde eine Ansiedelung unserer Landsleute gestatten. Jedoch ist eine Ansiedelung in Samoa in grösserem Masse deshalb ausgeschlossen, weil kein Kronland vorhanden ist und die Rücksicht auf die eingeborene Bevölkerung nicht zur Ansiedelung ermuntert. Auf den Marianen wird den Ansiedlern das Land auf 99 Jahre verpachtet, jedoch sind Arbeiter nur mit grossem Kostenaufwand zu bekommen, so dass auch dort nur für grosse Gesellschaften Erfolg zu erhoffen ist. Pflanzungsgebiete sind demnach:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Die Küste von Deutsch-Ostafrika und das Innere, abgesehen von den Hochländern.
2. Kamerun.
3. Togo.
4. Neu-Guinea.
5. Die Inseln der Südsee.

Hinsichtlich Südwestafrikas ist gesagt, dass das Ovamboland und der Caprivizipfel ein Klima besitzen, das sich dem tropischen nähert. Diese Teile kommen aber auch als Pflanzungsgebiete vorläufig nicht in Betracht, da sie für den Verkehr gesperrt sind.

Diese Uebersicht berücksichtigt, wie ich bemerkt habe, den heutigen Stand unserer wirtschaftlichen Entwickelung und unserer Anschauungen. Es liegt durchaus in dem Bereich der Möglichkeit, dass im Laufe der Jahre Teile in die Reihe der Siedelungsgebiete eintreten, die heute noch als unbewohnbar gelten; denn die Wissenschaft und die Bekämpfung der tropischen Krankheiten schreiten unaufhaltsam fort, ebenso die Errungenschaften der Technik, die dem Europäer den Aufenthalt in den Tropen erleichtert. Ich denke hier besonders an die künstliche Kühlung der Wohnräume; es ist ja bereits der Satz aufgestellt worden, dass, so wie in der Heimat jedes Haus einen wärmenden Ofen, das Tropenhaus eine Kühleinrichtung haben muss.

Wir wollen zunächst die reinen Tropengebiete betrachten. Es ist naturgemäss, dass in ihnen eine viel geringere Anzahl von Männern ihr Unterkommen findet, als in den Siedelungsgebieten, weil der Weisse nicht als Farmer und Kleinsiedler, sondern als Leiter und Aufseher von Plantagen, als Gouvernementsbeamter, als Arzt und Heilgehilfe und dergleichen tätig ist. Demgemäss ist das Bedürfnis nach den Gefährtinnen, rein zahlenmässig, in den Pflanzungsgebieten ein viel geringeres als in den Siedelungsländern. Ausserdem wird in den Tropengebieten die Uebersiedelung der Frauen bei ihrem zarten Körperbau durch die Gefahren des Klimas noch mehr gehemmt als die der Männer.

Die Stellung der weissen, insbesondere der deutschen Frauen in den einzelnen Tropenkolonien interessiert uns hier zunächst. Ich fange mit Kamerun an.

Kamerun.

An der Küste kann eine Frau, falls sie gesund hinaus geht, ungefähr 1½ Jahre leben, im Innern wohl auch etwas länger, bis zu zwei Jahren, ganz besonders, wenn gute Wohnungen vorhanden und die Ernährungsverhältnisse günstig sind. Natürlich spielt hier wie überall die individuelle Veranlagung eine grosse Rolle. Frauen, die jetzt noch selbst draussen leben, haben mir gesagt, dass eine Hauptsache zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesundbleiben ist, nicht müssig zu gehen, sondern sich körperlich und geistig zu beschäftigen. Geburten von weissen Kindern sind im allgemeinen überhaupt selten, aber im Gebirge, wenn Mutter und Kind von Malaria verschont bleiben, können Kinder wohl einige Jahre leben; das späteste ist aber, dass sie etwa mit vier Jahren zurückkommen, da sonst starke Blutarmut eintritt.

Der schlechte Ruf, in dem Kamerun steht, bringt es naturgemäss mit sich, dass im deutschen Volke eine grosse Abneigung gegen die Uebersiedelung dorthin besteht, und dass insbesondere jungen Mädchen, seien sie einfacher oder besserer Herkunft, von ihren Eltern grosse Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, hinaus zu gehen.

Die klimatischen Verhältnisse der Tropenkolonie bedingen es, dass die Verheiratung der Beamten von seiten der Regierung, wenn auch nicht gerade unterdrückt, so doch nur in geringem Masse gefördert wird. Es kommt kaum vor, dass ein Beamter bei seiner ersten Ausreise die Erlaubnis erhält, seine Frau mit hinaus zu nehmen. Ausser dem ungesunden Klima kommt hierbei eben der Mangel an guten Wohnungen, zum Teil aber auch die geringere Beweglichkeit der Beamten nach ihrer Verheiratung in Betracht. Wenn der Wunsch nach möglichst viel Komfort für die Gattin auch sehr berechtigt ist, so ist diese Tatsache doch eine gute Waffe in der Hand derjenigen, die sich gegen die Verheiratung der Beamten und Offiziere aussprechen. Daher muss man auswandernden Frauen immer wieder einprägen, dass sie für eine grosse, gute Sache einstehen und dass sie, eingedenk, welch eine grosse Verantwortung sie durch ihr Betragen für ihr ganzes Geschlecht auf sich nehmen, in ihren Erwartungen und Ansprüchen bescheiden und im Ertragen des Klimas mutig sein müssen. Das gilt natürlich für alle Kolonien.

Die Gesellschaften üben einen Einfluss auf ihre Beamten bezüglich der Verheiratung nicht aus, sie überlassen es ihren Angestellten, ob sie das mit einem Tropenaufenthalt verbundene Risiko für ihre Frauen übernehmen wollen. Sie billigen allerdings meistens verheirateten Assistenten weder in Gehalt noch in Wohnung, noch in Passage andere Bedingungen zu, als solche den unverheirateten Beamten gewährt werden. Mit Rücksicht auf die grosse moralische Verantwortlichkeit, welche trotz dieser Zurückhaltung auf den Gesellschaften lasten würde, wird den Assistenten während ihres ersten dreijährigen Kontraktes allgemein von der Verheiratung abgeraten, und erst, nachdem der Beamte eingehende Kenntnis der Verhältnisse des Landes, des Klimas erlangt hat, die Zustimmung gegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Faktoren vereint, haben dahin geführt, dass Kamerun im wesentlichen nur die Ehefrauen einer beschränkten Anzahl von Männern aufnimmt, deren Pflichten sich zwar hauptsächlich auf das Haus des Mannes beschränken, darum aber um so grösseren Segen stiften. Der Frau fällt insbesondere die Aufgabe zu, die Eingeborenen zur Ordnung und Sauberkeit zu erziehen. Diese Arbeit kommt nicht nur dem einzelnen Haushalte, sondern unmittelbar der ganzen Kolonie zugute, indem sich die hygienischen Verhältnisse verbessern.

Im übrigen bietet das Riesengebiet Kameruns nur herzlich wenig Raum für selbständig arbeitende Frauen. Zunächst ist es der Beruf der Krankenschwester, der stets einige Frauen in die Kolonien führt. Der Frauenverein für Krankenpflege, von dessen segensreichem Wirken für unsere Kolonien wir eben aus so berufenem Munde gehört haben, hat von Beginn seines Wirkens an Schwestern nach Kamerun entsandt, die mutig ihr Leben in der früher so mörderischen Fieberkolonie einsetzten. Ferner finden einige Gouvernanten, Lehrerinnnen und Stützen der Hausfrau eine Stellung, auch eine verheiratete Schneiderin könnte dort wohl, wie mir versichert wird, ihr Fortkommen finden.

Die Statistik bestätigt diese Uebersicht. In Kamerun gab es an Weissen Ende 1908 969 männliche und 122 weibliche erwachsene Personen, ferner waren 36 Kinder, zur Hälfte Knaben und Mädchen, vorhanden. Auf 100 männliche kamen also 14 weibliche Personen. 154 Männer (also 16 Proz. der Männer) waren verheiratet, davon 64 mit abwesenden Frauen. Im Jahre 1907 war fast die gleiche Anzahl Männer in der Kolonie (966), aber es waren nur 122 verheiratet. Mithin hat die Zahl der verheirateten Männer um 32 zugenommen. Von den 122 erwachsenen weiblichen Personen in der Kolonie waren 89 verheiratet, 24 mit Regierungsbeamten und Schutztruppenangehörigen, 35 mit Geistlichen und Missionaren, 30 mit Privatleuten. 8 Proz. der Beamten und Schutztruppenangehörigen waren verheiratet. Von den 33 ledigen und verwitweten Frauen waren 23 Angehörige der Mission, fünf Krankenschwestern und drei Lehrerinnen. Es wird im allgemeinen zugegeben, dass, seitdem deutsche Frauen in Kamerun in grösserer Anzahl leben, der Alkoholismus und die Sittenlosigkeit abgenommen haben. Mit einer Eingeborenen ist niemand verheiratet. Es ist dort freilich auch ganz allgemein, dass jeder Mann mit einer schwarzen Frau zusammenlebt, aber eine Mischlingsrasse gibt es nicht, besonders wohl deshalb, weil die Frauen die Geburt der Kinder zu verhindern verstehen. Ferner sind die wenigen Bastarde, die geboren werden, den tropischen Krankheiten mehr unterworfen als die Eingeborenen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

endlich soll es vorkommen, dass Frauen ihre Kinder bald nach der Geburt töten, falls sie nicht im Konkubinat mit dem Vater leben. Dieses auch zur Charakterisierung des Rassenbewusstseins der Eingeborenen.

Togo.

Wir kommen nun zu Togo. Hier wirken dieselben Faktoren auf die Anwesenheit der Frauen, wie in Kamerun. Nur liegen die Verhältnisse vielleicht noch ungünstiger. Wohl ist es möglich, dass vereinzelt Frauen ihren Männern in die Kolonie folgen, aber im allgemeinen muss man wohl daran festhalten, dass es ein Risiko ist, draussen eine Familie gründen zu wollen. Es gibt so wenig weisse Kinder, dass alle Erfahrung in diesem Punkte fehlt. Die Zeit, welche die Frauen gewöhnlich in Togo aushalten, ist 1½ Jahre; es ist die Zeit, auf die sich die Beamten verpflichten müssen.

In Togo gab es Ende 1908 272 männliche und 51 weibliche erwachsene Personen, ferner waren sieben Kinder, fünf Knaben und zwei Mädchen, vorhanden. Es kamen also 19 weibliche auf 100 männliche Personen. Die Zahl der Frauen hat sich gegen das Vorjahr um eine vermehrt, während die Zahl der Männer um 61 zugenommen hat. Die Zahl der Verheirateten ist um 14 gestiegen, deren Frauen alle in der Heimat geblieben sind. Von den 51 erwachsenen weiblichen Personen waren 23 verheiratet, vier mit Regierungsbeamten, neun mit Missionaren, zehn mit Privatleuten. Von den Regierungsbeamten waren 5 Proz. verheiratet. Von den 28 ledigen waren 24 Missionsangehörige, meist katholische Schwestern, und vier Krankenschwestern, sonstige Berufe waren nicht vorhanden.

In den letzten zehn Jahren soll eine erhebliche Besserung der Sitten eingetreten sein, die gewiss zum Teil dem Eindringen der Frau zu verdanken ist, doch spielen aber wohl auch bessere Lebenshaltung, Sport und besser vorgebildetes Menschenmaterial eine Rolle. Ehen zwischen Schwarzen und Weissen gibt es auch in Togo nicht, jedoch ist auch hier das Zusammenleben zwischen Weissen und Schwarzen an der Tagesordnung. Bastardkinder sind wohl vorhanden, jedoch nicht in grosser Anzahl. Man beziffert sie etwa auf 130.

Ostafrika.

Ich bespreche jetzt Ostafrika, wo einige Landesteile anerkannt Siedelungsgebiete sind. Das tropische Klima der Küste und der niedrig gelegenen Teile des Innern hat auch in Deutsch-Ostafrika die Frauenein wanderung zurückgehalten. Deutsche Frauen halten das Küstenklima im allgemeinen ebenso lange aus wie die Männer, also zwei bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drei Jahre. Blutarmut und Nervosität sind meist die Folgen noch längeren Aufenthalts. An der Küste sind bereits Frauen vorhanden, die einen selbständigen Beruf ausüben, eine führt z. B. ein Wäschegeschäft. Im Innern dagegen bieten die Hochländer den Frauen erheblich günstigere Lebensbedingungen. Dennoch bleibt die Zahl der Frauen auch hier erheblich zurück. Die Erklärung hierfür ist leicht gefunden. In den Anfängen einer Kolonie ist stets die Küste für die Ansiedelung entscheidend, und da diese ungesund war, galt das ganze Land für ungesund. Die verschiedenen kriegerischen Unruhen der Kolonie haben auch abschreckend gewirkt. Seitens der Regierung wird die Frau auch nicht allzu sehr geschätzt. Unverheiratete Herren werden den verheirateten vorgezogen. Einesteils liegt das wohl daran, dass nicht genügend Wohnungen für Verheiratete vorhanden sind, anderseits wird dort ganz besonders darüber geklagt, dass durch die Frauen Misshelligkeiten entstehen, und dass der verheiratete Beamte nicht mehr ins Innere will.

Die Stellungnahme der Heimatbehörden und der Gesellschaften ist dieselbe, die wir schon bei den anderen Kolonien kennen gelernt haben. Die Folgen des Mangels an weissen Frauen machen sich auch in Ostafrika bemerkbar, dennoch ist die Zahl der Bastardkinder noch gering. Zunächst werden sie wohl etwas besser gehalten als die schwarzen, aber später unterscheiden sie sich nur durch die hellere Hautfarbe und gehen wieder völlig in ihrer Mutterrasse unter. Vielfach werden sie versteckt, wenn weisse Frauen kommen; es ist also noch Schamgefühl und Achtung vor der weissen Rasse vorhanden.

Ich hebe aus der Statistik folgendes hervor: In Deutsch-Ostafrika gab es Ende 1908 2314 männliche und 582 weibliche Erwachsene. Es kamen also auf 100 männliche bereits 31 weibliche Personen, letztere machten also ein Viertel der Bevölkerung aus. Die Zahl der Frauen hat sich gegen das Vorjahr um 144 Personen vermehrt, während die Männer um 398 zunahmen. Das bedeutet also eine erheblich stärkere Zunahme der Frauen, als in den bisher besprochenen Kolonien. 379 Frauen waren verheiratet, 87 mit Beamten und Schutztruppenangehörigen, 80 mit Missionaren und Geistlichen, 212 mit Privaten. Von den ledigen Frauen waren 117 Missionsangehörige, 14 Krankenschwestern, zwei Lehrerinnen und 70 sonstige.

Die Zahl der Frauen in den Ansiedelungsgebieten der Bezirke Tanga (ohne die Stadt Tanga), Wilhelmstal, Moschi, Morogoro und Langenburg betrug 267, das ist nahezu die Hälfte aller Frauen, und wenn wir die Bezirke Morogoro und Langenburg beiseite lassen, so kommen auf den Norden allein 231 Frauen. Die betreffenden Zahlen für die Kinder sind 346, bzw. 291. Wieder die Mehrzahl der Kinder bleibt in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Ansiedelungsgebieten des Innern, im Norden allein etwa drei Fünftel. Wenn wir die Küste dem gesamten Innern gegenüberstellen, so entfallen auf erstere 174, auf das Innere 408 Frauen. In Daressalam leben, als der Hauptstadt des Landes, allein 107 Frauen. Von den 421 Kindern leben an der Küste nur 85, davon 62 allein in Daressalam.

In den Ansiedelungsgebieten mit der Stadt Tanga wohnten 1908 1184 Männer, also nahezu die Hälfte aller Männer, ohne Stadt Tanga 1006. Ledig waren von der ersteren Zahl 873, also nahezu drei Viertel.

Neu-Guinea.

In dem verhältnismässig noch wenig erforschten und kultivierten Neu-Guinea, worunter wir zunächst das Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarckarchipel verstehen, gibt es nur wenige Plätze, an welchen weisse Frauen geeignete Lebensbedingungen, wie besonders gute Wohnungen, finden, und auch auf diesen Plätzen drohen den Frauen grosse Gefahren vom Klima. Deshalb stehen die Regierung und die Gesellschaften sowohl der Heraussendung verheirateter Beamter, als auch der Verheiratung schon im Schutzgebiete befindlicher Beamter im allgemeinen ablehnend gegenüber. Zuweilen gehen den Pflanzungsgesellschaften die besten Beamten durch die Verheiratung verloren, wenn nämlich die Frauen das Tropenklima durchaus nicht vertragen können. Eine Aussendung verheirateter Angestellter, welche noch niemals in den Tropen gelebt haben, mit ihrer Familie, kommt überhaupt nicht vor. Die schon im Schutzgebiete befindlichen bedürfen zu ihrer Verheiratung der ausdrücklichen Genehmigung. Die Erteilung der Genehmigung ist bei den Gesellschaften davon abhängig, ob der Betreffende finanziell gut gestellt und im Charakter gefestigt ist, und davon, ob der Platz, an welchem er lebt, sich zum Aufenthalt für eine Frau eignet.

Auch in Neu-Guinea wird der veredelnde Einfluss guter Frauen nicht verkannt; die Verhältnisse der Tropen sind aber auch hier stärker als der gute Wille der einzelnen, der Gesellschaften und der Regierung. So sehen wir in diesem Gebiete zum ersten Male die Erscheinung, dass eine Anzahl Männer mit Eingeborenen verheiratet ist.

Die Statistik gibt uns folgende Zahlen:

Im Bismarckarchipel und Kaiser-Wilhelmsland waren Ende 1908 465 männliche und 135 weibliche Erwachsene, 71 Kinder, davon 40 Knaben und 31 Mädchen. Es kamen also auf 100 männliche 33 weibliche Personen. Die Zahl der Frauen hat um 17, die Zahl der Männer um 16 zugenommen. 68 Männer waren verheiratet, davon 11 mit ortsanwesenden Frauen, gegenüber 55 im Vorjahre. Sechs Männer sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit farbigen Frauen verheiratet, gegen zwölf im Vorjahre. Von den Frauen waren 61 verheiratet, 9 mit Regierungsbeamten, 21 mit Missionaren und 31 mit Privaten. 4 Proz. der Regierungsbeamten waren verheiratet. Von den verheirateten waren 45 Missionsangehörige, eine Krankenschwester, zwei Lehrerinnen und neun sonstige. Das weibliche Element besteht aber zur Hälfte aus Missionsangehörigen. Letztere sind zum grössten Teil katholische Schwestern, die also für die Entwickelung der deutschen Bevölkerung nicht in Betracht kommen. Durch diese starke Vertretung des weiblichen Geschlechts in der Mission erklärt sich die gegenüber Kamerun und Togo hohe Zahl von 33 Frauen auf 100 Männer. Die Zahl der Kinder hat im Jahre 1908 nicht zugenommen.

Die kleinen Inseln bei Neu-Guinea, die Karolinen, Marianen, Marshallinseln sind rein tropisch, sie sind aber im allgemeinen gesund zu nennen. Leider hat das Rassenbewusstsein der Weissen hier so gelitten, dass ein grosser Prozentsatz der Männer mit eingeborenen Frauen verheiratet ist. Wahrscheinlich hat der Mangel an Kultur und die Einsamkeit der entlegenen Inseln hier die grösste Schuld.

Ende 1908 waren 299 männliche und 45 weibliche Erwachsene, ferner 51 Kinder, davon 25 Knaben und 26 Mädchen vorhanden. Es kamen also auf 100 männliche etwa 22 weibliche Personen, über die Hälfte der Frauen waren auch hier Missionsangehörige.

Mit anwesenden weissen Frauen waren verheiratet 20, mit Japanerinnen 2, mit farbigen Frauen 21, wovon 15 allein auf die Marshallinseln entfallen. Die Zahl der Kinder hat im Jahre 1908 um zehn zugenommen.

Samoa.

Ueber den Einfluss des Klimas von Samoa auf die weissen Frauen und die Möglichkeit der Fortpflanzung der weissen Rasse teilt Gouverneur Solf mit:

„Selbst in der ersten Generation zeigen sich Spuren der Entartung bei den in Samoa heranwachsenden Kindern aus weisser Ehe. Frauen ertragen das Klima schlechter als Männer, fast alle leiden an Anämie und können nur mit steter Sorge um ihr eigenes Wohlbefinden ihre Mutterpflichten erfüllen. Die weissen Kinder gedeihen mit sorgfältiger Pflege und unter doppelter Aufsicht der Eltern bis zum fünften und sechsten Jahre. Dann müssen sie aber nach der Heimat, wenn sie nicht körperlich und geistig verkümmern und der ungünstigen Einwirkung der eingeborenen Umgebung ausgesetzt bleiben sollen.

Kleinsiedelung ist aber ohne Familiengründung nicht zu denken! Wenn der kleine Mann seine Heimat nach Samoa verlegen soll, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

muss er auch Gelegenheit haben, zu heiraten und einen Hausstand zu begründen. Eine weisse Frau zu heiraten, ist aber kostspielig, denn ohne einen gewissen Komfort, ohne Bedienung z. B., kann auch der kleine Mann in den Tropen nicht leben. Ausgeschlossen ist es für ihn, sich oder seiner Frau zur Erholung einen längeren Aufenthalt in einem kühleren Klima zu gönnen, oder gar seine Kinder zur Erziehung nach der Heimat zu senden. So wachsen die Kinder unter den Samoanern auf, sprechen samoanisch, lernen mit den Eingeborenen fühlen und denken, und entwickeln sich, mit dem Beispiel degenerierender Eltern vor den Augen, als ein Zerrbild ihrer Rasse."

Die meisten Kleinsiedler heiraten aber nicht weisse Frauen, sondern Samoanerinnen oder Mischlingsmädchen. Dann schildert der Gouverneur eingehend, wie viele Weisse in Samoa „verkanakert" sind. Unter „Verkanakern" versteht man das allmähliche Herabsteigen vom Standpunkte der Lebensführung eines Weissen zu den Gewohnheiten und Anschauungen der Samoaner.

Der Gouverneur fordert, dass Deutschland in seinen Ehrenkodex den Begriff des Rassenstolzes und der Rassenreinheit aufnimmt, und fährt fort: „Dem Zunehmen der Halfcastes in Samoa muss entgegengearbeitet werden, im Interesse der Eingeborenen und im Interesse der herrschenden Rasse, die, wenn sie die Eigenschaften des Herrn nicht einbüssen will, rein bleiben muss."

Die Statistik tritt an die Seite der ernsten Mahnungen des Gouverneurs. In Samoa gab es Ende 1908 329 männliche und 89 weibliche Erwachsene, dazu 50 Kinder, 27 Knaben und 23 Mädchen. Es kamen auf 100 männliche also 31 weibliche Personen. Die Zahl der Frauen hat gegen das Vorjahr um 15 zugenommen, während die Zahl der Männer um 17 stieg. 50 Frauen waren verheiratet, davon sieben mit Regierungsbeamten, sieben mit Geistlichen und Missionaren, 36 mit Privatleuten. Von den ledigen Frauen waren 13 Missionsangehörige, drei Pflegeschwestern, vier Lehrerinnen und 19 sonstige. Vier Männer waren mit abwesenden und 87 mit farbigen Frauen verheiratet.

Die Mischlingsbevölkerung betrug am 1. Januar 1910 978 Köpfe, sie hat sich gegen das Vorjahr um 40 vermehrt, während die Zahl der weissen Kinder nur um e i n e n Kopf zugenommen hat.

Kiautschou.

Ueber unser Pachtgebiet Kiautschou ist nur Erfreuliches mitzuteilen. Dort leben 642 Frauen und 979 Männer. Auf 100 Männer kommen also 65 Frauen. Eine Mischlingsgefahr gibt es nicht. Jeder Offizier, Deckoffizier und Unteroffizier der Marineverwaltung darf hei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

raten und erhält die Ueberfahrt für seine Frau. Früher hat die Deutsche Kolonial-Gesellschaft die Ausreise einiger Frauen und Mädchen unterstützt, doch liegt jetzt kein Bedürfnis vor.

Südwestafrika.

Nun kommen wir zu der Kolonie, für die die Fraueneinwanderung in erster Linie in Betracht steht. Das ist Südwestafrika. Das Land ist im allgemeinen als gesund zu betrachten. Infolge seiner Höhenlage macht es aber an das Herz erhöhte Ansprüche. Auch Malaria spielt in manchen Gegenden, besonders im Norden, eine Rolle. Man muss überhaupt daran festhalten, dass das Klima in Südwest sehr verschieden ist. Lüderitzbucht, Keetmanshoop, Grootfontein, Windhuk darf man nicht zusammenwerfen, weder in gesundheitlicher, noch in wirtschaftlicher Beziehung.

An Stelle der klimatischen Gefahren haben sich jedoch jahrelang die im Lande von den Eingeborenen ausgehenden Unruhen der Einwanderung der Frauen in den Weg gelegt. Das hat sich seit Beendigung des letzten grossen Eingeborenenkrieges zwar erheblich gebessert, im allgemeinen wird aber auch dorthin noch jedem jungen Mädchen von den Eltern die Ausreise schwer gemacht. Es ist einstweilen überhaupt noch so, dass die besseren Elemente in den arbeitenden Klassen sich ablehnend gegen eine Auswanderung verhalten. Erst wenn irgend etwas hier nicht nach Wunsch gegangen ist, tritt die Kolonie in die Reihe der Ueberlegungen ein.

Die Stellungnahme der Regierung gegenüber der Verheiratung der Beamten ist in Südwestafrika von Anfang an günstiger gewesen und in den letzten Jahren immer weiter entgegengekommen, besonders, nachdem der Reichstag sich für die Erleichterung der Heiraten ausgesprochen hat.

Die Gesellschaften und grösseren Geschäfte sehen die Verheiratung ihrer Geschäftsleiter in der Kolonie durchweg gern, geben aber den Filialleitern, auch wenn sie sich schon lange bewährt haben, die Erlaubnis ungern, weil die Geschäfte drüben gern über die Angestellten, besonders die tüchtigen, jederzeit verfügen wollen, um sie bald hierhin, bald dorthin zu senden, wie es die werdenden, wachsenden Verhältnisse erfordern. Angestellte in untergeordneter Stellung erhalten die Erlaubnis in der Regel nicht, da sie sich in den allgemeinen Haushalt zu fügen und auch mit häufigen Versetzungen zu rechnen haben. Ausnahmen bilden solche Angestellte, die als Kutscher, Packer, Hauswärter von vornherein für einen bestimmten Platz und bekannte Arbeit angenommen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Folge dieser Schwierigkeiten, die erst nach der Unterwerfung der Eingeborenen mit der Entwickelung des Landes Schritt für Schritt geringer werden, sind zwei grosse Gefahren, die Mischlingsfrage und das Ausländertum.

Um das schnelle Anwachsen der Mischlingsbevölkerung verstehen zu können, müssen wir ausser den allgemeinen Schwierigkeiten, die wir besprochen haben, noch zwei besonders ungünstige Umstände betrachten.

Die eine betrifft das Ansiedlermaterial der Kolonie, das zumeist aus den ehemaligen Mannschaften der Schutztruppe besteht, die sich im Lande niedergelassen haben. Diese Leute haben zum Teil ihre Beziehungen mit der deutschen Heimat während eines oft langjährigen Aufenthalts im Schutzgebiet gelockert, ihre Anschauungen haben an Festigkeit nachgelassen. Dazu kommt, dass sie im Anfang ihres Ansiedlerdaseins hart zu kämpfen haben und erst nach einer langen Reihe von Jahren daran denken können, ihre alte Heimat zu besuchen, um eine Gefährtin zu finden. Daher war es kein Wunder, dass aus diesen Kreisen, in denen eine Ehe nahezu ausgeschlossen war, die Mischlingsbevölkerung fortwährend Vermehrung fand und noch findet.

Das andere ist die Leichtigkeit, mit der die Hottentotten fremden Sitten und Gebräuchen ganz besonders zugänglich sind. Während das Hereromädchen es als Schande ansieht, ein halbweisses Kind zu haben, sind die Hottentotten stolz darauf. Ein Beweis dafür, wie sehr diese gelbe Rasse sich den fremden Sitten anschmiegt, ist, dass man seit Jahrzehnten keinen Hottentotten mehr in seiner Urbekleidung sieht, während man die Herero noch vor sechs Jahren, als ich draussen war, vielfach im Busch nur mit ihren Fellen bekleidet sehen konnte.

Die Bastardgefahr besteht darin, dass das Deutschtum in zahlreichen Familien minderwertig wird. Ich habe oft gesehen, welch ein Unterschied in den Haushalten von Farmern mit weissen Frauen und solchen ohne weisse Frau, mit Bastarden oder gar Schwarzen ist. Es tut einem weh, wenn man so einen Mann nach seiner Frau fragt, wie sich der Mann seiner Frau schämt; er hat allerhand Ausflüchte, dass sie beschäftigt sei und sich nicht zeigen könne, schliesslich kommt sie doch, steckt verlegen die Hände unter die Schürze und weiss kaum ein Wort deutsch. Die Kinder sind mehr Eingeborene als Weisse, deutsch verstehen sie natürlich nicht, oder wenigstens nur wenig. Es ist merkwürdig, wie fast immer der Vater heruntergezogen wird und nicht die Mutter herauf.

Die Bastarde erben die schlechten Eigenschaften, haben dafür aber als Nachkömmlinge der Weissen einen besonderen Dünkel, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie zur Verachtung der groben Arbeit, zur Nachahmung der schlechten Sitten der Weissen, ja selbst zur Auflehnung gegen die Weissen und zur Aufstachelung der einheimischen Bevölkerung treibt. Die in den Kolonien heranwachsenden Mischlinge geben die Führer ab in dem Kampf der Eingeborenen gegen die Weissen. Wir sehen in Nordamerika, wie der Rassenkampf der Schwarzen gegen die Weissen von Mulatten geschürt wird.

Die Ausländergefahr wird besonders durch die Buren bedingt, die namentlich im Süden des Schutzgebietes sitzen und sich schnell vermehren. Wenn nun auch die Burenbevölkerung als stammverwandtes Volk einzuschätzen ist, so sorgen sie doch stets dafür, dass ihre Kinder keine Deutschen werden, sondern die Sprache ihrer Vorfahren sprechen und sich völlig als Buren fühlen. Nach der Gründung des südafrikanischen Staatenbundes werden diese Gesinnungen und Bestrebungen noch schärferen Ausdruck annehmen als bisher.

Die deutsche Kolonialgesellschaft hat diese Gefahren rechtzeitig erkannt und unter Führung ihres Präsidenten, des Herzogs Johann Albrecht, seit 1898 die Auswanderung deutscher Frauen und Mädchen zielbewusst gefördert. Sie gewährt aus Mitteln der Wohlfahrtslotterie Schwestern, Bräuten, Töchtern und weiblichen Angestellten die Ueberfahrt in der 3. Schiffsklasse von Hamburg nach Swakopmund und Lüderitzbucht, evtl. gewährt sie eine Beihilfe von 150 Mark, falls die betreffende 2. Klasse fahren und den Zuschuss selbst bezahlen will. Rückreise wird nach zweijährigem Aufenthalt im Schutzgebiet gewährt. Dass die Mädchen nicht an unwürdige Familien abgegeben werden, wird dadurch gewährleistet, dass das Gouvernement in Südwestafrika denjenigen Familien, die eine weibliche Hilfe haben wollen, ein Leumundszeugnis ausstellen muss.

Die Kolonialgesellschaft hatte bis Ende August 1910 1029 Personen auf ihre Kosten nach den Schutzgebieten entsandt, von denen der grösste Teil weiblichen Geschlechts ist. Davon sind 283 Dienstmädchen und weibliche Angestellte und 746 sind Angehörige von dort lebenden Ansiedlern und Beamten, 148 sind männlichen Geschlechts (meistens handelt es sich hier um Kinder unter 14 Jahren). Interessant ist es, an der Hand dieser Zahlen zu betrachten, wie die Entsendung weiblicher Dienstboten vor sich gegangen ist. Im Jahre 1898 wurden 12 Mädchen, im Jahre 1899 10 Mädchen hinausgesandt, 1900 und 1901 fuhr kein weiblicher Dienstbote hinüber. Wir ersehen daraus, dass die Schwierigkeiten in der Entsendung der Dienstboten bei den noch unentwickelten Verhältnissen so grosse waren, dass die Arbeit in den beiden Jahren ruhen musste; auch die Zahlen in den nächsten vier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahren sind gering. Im Jahre 1902 wurde 1 Mädchen, 1903 6, 1904 2, 1905 8 Mädchen herausgesandt. Dann sehen wir vom Jahre 1906 eine Zunahme der betreffenden Zahlen. 1906 waren es 24, 1907 48, 1908 56, 1909 72. Dieser Aufschwung hängt zunächst mit der Entwickelung des Schutzgebietes nach der Niederwerfung des Aufstandes zusammen. Gleichzeitig wurde eine Organisation ins Leben gerufen, die es ermöglichte, die schwierige Auswahl der Mädchen besser zu treffen; es trat der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft ins Leben.

Die Statistik des Schutzgebietes gibt meinen Ausführungen folgenden Nachdruck.

Südwestafrika hatte Ende 1908 5629 männliche und 1826 weibliche Erwachsene, dazu 950 Knaben und 1005 Mädchen. Es kamen mithin auf 100 männliche etwa 32 weibliche Personen. Die letzteren betragen ein Viertel der Bevölkerung. 320 Frauen waren verheiratet, 263 mehr als im Vorjahr, davon 181 mit Beamten und Schutztruppenangehörigen, 34 mit Geistlichen und Missionaren, 1105 mit Privaten. Von den ledigen Frauen waren 28 Missionsangehörige, 24 Krankenschwestern, 13 Lehrerinnen und 441 sonstige. In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Frauen und Mädchen stark vermehrt. Die Zunahme der Frauen und Mädchen im Jahre 1908 betrug 582, während die Zahl der Männer sich um 615 vermehrte. In dem Zeitraum vom 1. Januar 1906 bis 1. Januar 1909 stieg die Zahl der Ehepaare im Schutzgebiet von 531 auf 1320. Ausserdem waren am 1. Januar 1909 noch 204 Ehemänner vorhanden, deren Frauen nicht in die Kolonie gefolgt waren.

Im Schutzgebiet selbst wurden im Jahre 1907 67, 1908 137 und in dem folgenden Jahre 103 Ehen geschlossen. Die Gesamtzahl der weiblichen Bevölkerung im Schutzgebiet betrug am 1. Januar 1906 737 erwachsene und 410 unerwachsene Personen. Diese Zahlen haben sich also nach drei Jahren mehr als verdoppelt, die Bevölkerung hat in den letzten drei Jahren um 1684 Frauen und Mädchen zugenommen, und während Ende 1905 auf 4 Männer erst eine Frau kam, entfällt jetzt eine Frau auf 3 Männer.

Wenngleich sich demnach die Verhältnisse gebessert haben, hat sich dennoch die Mischlingsbevölkerung während des Jahres 1908 um 745 Köpfe vermehrt, von denen nur höchstens 67 auf die Rehobother Bastards entfallen, die als besonderer Eingeborenenstamm gelten und hier bei der Betrachtung ausscheiden. Die Verteilung der Mischlingskinder auf die Bezirke zeigt eine grosse Verschiedenheit. So haben die Küstenbezirke Lüderitzbucht und Swakopmund nur wenig Mischlingskinder, ersterer auf 100 weisse Männer 1, letzterer 3. Desgleichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bezirke Gibeon und Grootfontein je 2 Mischlingskinder auf 100 weisse Männer. Sehr ungünstig stehen die Bezirke Omaruru und Keetmanshoop mit je 22 Mischlingskindern auf 100 weisse Männer. Diese Ungleichheiten finden zum Teil ihre Erklärung in folgenden Dingen. In den Hafenbezirken ist die Zahl der Eingeborenen überhaupt gering. Ferner ist die Gefahr der Entstehung einer Mischlingsrasse gering in Bezirken mit viel Herero, wie in Grootfontein, gross dagegen in Gegenden mit starker Bergdamara- und besonders Hottentottenbevölkerung.

Ich habe versucht, aus der Statistik festzustellen, ob in den einzelnen Bezirken ein Einfluss der Zahl der Ehen auf die Abnahme der Mischlingskinder festzustellen ist. Einstweilen scheint das nicht der Fall zu sein.

	Männer	Frauen	Frauen auf 100 Männer	Mischlingskinder	Mischlingskinder auf 100 Männer
Omaruru	404	66	14	90	22
Karibib	708	129	18	107	15
Okahandja	290	72	25	75	26
Gobabis	251	31	12	28	11
Windhuk	390	282	20	186	13
Rehoboth	205	29	—	689	—
Gibeon	473	72	15	9	2
Maltahöhe	133	25	11	11	8
Keetmanshoop	327	142	10	221	22
Warmbad	628	57	9	45	7
Lüderitzbucht	667	106	16	8	1
Keetmanshoop	808	211	26	22	3
Grootfontein	537	67	12	12	2
Outjo	189	30	16	40	21

Da somit die Gefahr der Mischlingsrasse noch im vollen Ernst vorhanden ist, so wollen wir der Hoffnung Ausdruck geben, dass die geschilderte Zunahme des weiblichen Geschlechts in Zukunft andauern möge.

Wir müssen hier aber leider eine Einschränkung machen, indem wir die Nationalität des weiblichen Geschlechts etwas genauer betrachten, als das gewöhnlich in den Zeitungen und Zeitschriften geschieht, die lediglich über das Anwachsen des weiblichen Geschlechts jubeln.

Von der Bevölkerung waren deutsch am 1. Januar 1909 4248 Männer, 1358 Frauen und 1796 Kinder, am 1. Januar 1908 3986 Männer, 1173

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauen und 1056 Kinder. Mithin beträgt die Zunahme der Männer 262 oder 6,6 Proz., die Zunahme der Kinder 240 oder 22,7 Proz. Die Buren und Briten wiesen folgende Zahlen aus: am 1. Januar 1909 748 Männer, 347 Frauen und 551 Kinder, am 1. Januar 1908 626 Männer, 215 Frauen und 289 Kinder. Die Männer nahmen also um 122 zu, das sind 19,5 Proz. Die Frauen um 132, das sind **61** Proz., und die Kinder um 262, d. s. **90** Proz. Die Zunahme der Frauen der Buren und Engländer beträgt $^2/_3$ der Zunahme, die die deutschen Frauen haben. Die Zunahme der Kinder übertrifft sogar die unsrige. Es muss eine erhebliche Einwanderung von Frauen und Kindern auf Burenseite stattgefunden haben.

Hierzu kommt, dass diese Zunahme fast ganz auf den Süden entfällt, der infolge seiner Nähe an der Kapkolonie von Anfang an eine erhebliche englisch-burische Bevölkerung besitzt. Von den 1646 Engländern und Buren sitzen 1154, also etwa $^2/_3$, südlich der Grenze des Rehobother Bezirks.

Im Bezirk Keetmanshoop waren von den Weissen am 1. Januar 1909 Deutsche 1214, davon etwa 1000 Männer, 100 Frauen und 100 Kinder; Buren 373, davon etwa 150 Männer, 100 Frauen und 120 Kinder. Die letzteren Zahlen mussten schätzungsweise ermittelt werden, da leider die amtliche Statistik in den Bezirken die Nationalität der Geschlechter nicht auseinander hält.

Im Bezirk Warmbad ist die Lage des Deutschtums noch ungünstiger. Dort kommen auf 596 Deutsche bereits 268 Engländer und Buren, von den dortigen 82 Frauen und 165 Kindern gehören sicher nicht viele dem Deutschtum an.

Der Gedanke der Gründung des Frauenbundes ging von dem Bedürfnis aus, die Auswahl der Mädchen durch Frauenhände treffen zu lassen. Die Schwierigkeit bei der Auswahl der Mädchen ist ungeheuer gross; ein Mädchen, das sich hier als anständig und arbeitsfreudig erwiesen hat, ist draussen nur zu leicht binnen wenigen Wochen verdorben. Es muss immer wieder betont werden, dass die Auswahl der Mädchen äusserst sorgfältig geschehen muss. Das wird nur dann gewährleistet, wenn überall im Reiche Abteilungen des Frauenbundes bestehen und Frauen sich mit den genauen persönlichen Nachforschungen befassen können. Dass gerade diese Nachforschungen von Frauen gemacht werden müssen, ist wohl klar. Es hätte vielleicht nahe gelegen, den bereits bestehenden Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien zu dieser Arbeit heranzuziehen. Das Arbeitsgebiet dieses Vereins war jedoch zu der Zeit völlig auf die Krankenpflege beschränkt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was nun die Auswahl der Mädchen anlangt, muss man daran festhalten, dass die Ansprüche, die an ein Mädchen gestellt werden, auf einer Farm ganz andere sind, als in einer Ortschaft. Auch ist ein Unterschied zu machen zwischen Farmersfrauen und Offiziers- und Beamtenfrauen. Letztere haben mehr oder weniger alle Bequemlichkeiten, weil einmal die Regierung für Wohnung und Möbel sorgt und weil sie in zivilisierten Gegenden wohnen. Erstere müssen alles selber beschaffen, im Anfang draussen im Freien kochen. Daher gehören ganz andere Mädchen in einen Offiziershaushalt, als in eine einfache Farmerfamilie. Für letztere sind, ausser völliger Anspruchslosigkeit auch in betreff der Unterkunft, landwirtschaftliche Kenntnisse nötig; Hühnerzucht, Milch- und Butterwirtschaft, Kochen, Waschen und Plätten setze ich bei allen voraus, denn ohne diese Kenntnisse ist eine weisse Frau draussen hilflos.

Ich halte es für ungeheuer wichtig, dass es auch den weniger bemittelten Frauen ermöglicht wird, ein weisses Mädchen zu halten, ganz besonders, wenn Kinder da sind. Ich möchte dafür zwei Gründe anführen:

Eine Frau in Südwest mit Kindern, die nur Eingeborene zur Hilfe hat, kann kaum noch an etwas anderes denken, als an Wirtschaften und Kinderfürsorge. Die geistigen Interessen bleiben liegen, und dadurch kann sie ihrem Mann nicht das bieten, was sie sollte. Der Mann hat meist schwer um seine Existenz zu ringen, und wenn seine Frau ihm nicht etwas Kultur bringt, so wird er schnell verburen. Und dadurch geht er mittelbar auch dem Deutschtum verloren, ähnlich dem Manne, der ein Bastardmädchen geheiratet hat. An dieser Stelle möchte ich auch noch gleich betonen, wie wichtig es ist, nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist, dass die Familien von Zeit zu Zeit nach Deutschland kommen. Sie verlieren ohnedem allen Zusammenhang mit der Kultur, allen Sinn für das Schöne, es wird immer nur gefragt, was muss sein, was ist unbedingt nötig? Ich habe von Leuten, die jahrelang drüben waren und zu einem Besuch hierher kamen, selber sagen hören, dass sie es gar nicht mehr gemerkt hätten, wie hässlich es um sie herum ausgesehen hätte.

Doch ich komme zu dem zweiten Grund, weshalb weisse Hilfskräfte unbedingt nötig sind. Der ist, dass man Kinder nicht Schwarzen überlassen soll. Sie lernen zu viel Hässliches und sehen Sachen, die sie nicht sehen sollten. Ausserdem ist der Umgang mit Eingeborenen für den Kindercharakter ausserordentlich schädlich, weil die Eingeborenen sie immer als kleine Herren betrachten und ihnen allen Willen tun. Daher kann ich nicht eindringlich genug die Bitte an alle Südwestafri-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaner-Frauen aussprechen: nehmt euch weisse Mädchen, scheut nicht die Unbequemlichkeit des Wechselns und nehmt es ruhig mit in den Kauf, wenn das eine oder andere Mädchen nicht ganz so ist, wie man es sich gedacht hat. Ihr tut das nicht nur dem Lande, sondern euch selbst, eurem Mann und euern Kindern zugute.

Bis jetzt war die Vermittelung von weiblichen Hilfskräften nach drüben schwierig, einmal, weil sie 3—4 Monate und noch mehr in Anspruch nahm. Erst muss das Gouvernement draussen bescheinigen, dass die Familie, die eine Hilfe haben will, auch würdig sei, dann dauert es 3—4 Wochen, bis das Gesuch in Berlin beim Frauenbund anlangt, nun gilt es, etwas Passendes aus all den vielen Bewerberinnen herauszusuchen, endlich ist das Mädchen noch 5 Wochen unterwegs, so dass im Ganzen mindestens 3 Monate vergehen.

Hiermit ist der zweite Uebelstand verbunden, dass es sehr schwer ist, das richtige Mädchen für den richtigen Haushalt aus der Ferne auszusuchen.

Die Mädchen machen sich oft so wenig Begriffe von einem afrikanischen einfachen Haushalt im Anfang; ich erinnere mich noch eines Falles, dass ein Mädchen zu mir kam und sich bitter beklagte, wie schlecht sie es draussen gehabt hätte, so dass sie es wirklich nicht hätte aushalten können. Auf meine genaueren Fragen erfuhr ich dann, dass sie hätte im Freien kochen müssen, dass sie die ersten Tage hätte unter freiem Himmel schlafen und dass nachher die Jungen auch so ungemütlich gewesen wären. Auf meine Erwiderung, dass ich selbst mit meinem Mann unter freiem Himmel gekocht hätte und auch sehr oft im Freien geschlafen hätte, wollte sie mir das gar nicht glauben.

In Zukunft soll das alles nun hoffentlich sehr anders werden. Das Heimatshaus in Keetmanshoop soll diesen beiden Uebeln abhelfen. Ein Grundstück mit Haus ist schon gekauft. Die Oberin, Fräulein Possehl, reist heute aus, 12 Mädchen, darunter eine tüchtige Wäscherin, folgen Mitte dieses Monats. Es ist zunächst geplant, dass die Mädchen drei Monate im Hause bleiben und sich gegen Entgelt die nötigen Kenntnisse für den afrikanischen Haushalt aneignen. Im Verein mit farbigem Personal sollen sie die nötigen Arbeiten im Hause selbst ausführen. Eine Wäscherei soll einen Teil der Unkosten einbringen. Es wird gehofft, dass nicht nur die Keetmanshooper ihre Wäsche dorthin geben, sondern auch die Lüderitzbuchter, die ihre Wäsche jetzt häufig nach Kapstadt, ja nach Deutschland schicken, da die Versorgung mit Wasser in Lüderitzbucht ausschliesslich durch kondensiertes Wasser geschieht und der Liter 1½ Pfennig kostet. Einige Zimmer sollen als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hospiz für durchreisende Frauen, ein Zimmer für Wöchnerinnen eingerichtet werden. Es sind eingehende Berechnungen gemacht, aber das Unternehmen ist etwas so Neues, dass man die Entwickelung noch nicht übersehen kann. Nach 3 Monaten sollen die Mädchen in die Häuser, die weibliche Hilfskräfte verlangen, abgegeben werden. Es ist geplant, dass die Herrschaften eine Summe, manche halten 100 Mark für nicht zu hoch, für die Vermittelung eines Mädchens an das Heim zahlen.

Kaum ist das Heim fertiggestellt, da kommen bereits aus dem Schutzgebiet dringende Bitten, auch im Norden ein Heim zu errichten. Dem Bunde liegt ein Antrag der Gemeinde Okahandja vor, ein solches Heim in einer tüchtigen Ansiedlerfamilie unterzubringen.

Gestatten Sie, dass ich hier etwas auf englische Einrichtungen eingehe, die von meinem Mann und Leutnant Harbers genau studiert sind, und einige Wünsche ausspreche, die ich in betreff der Hinaussendung der jungen Mädchen habe. In England wird die Frauenauswanderung nach Kanada, Süd-Australien und Südafrika durch staatlich unterstützte Gesellschaften gefördert. Es sind dies besonders die British Women's Emigration Association und die South African Colonisation Society.

In deren Berichten wird stets als Hauptsache angeführt, dass die Mädchen unter Leitung einer älteren Dame, „matron" genannt, hinausgesandt werden müssen. Es ist dies kostspielig, aber unbedingt nötig. Die Mädchen versammeln sich vor ihrer Abreise in einem Hospiz, es sind natürlich eine ganze Anzahl, und werden dort der Reisebegleiterin vorgestellt. Sie reisen dann in der zweiten Schiffsklasse an ihren Bestimmungsort, haben aber bestimmte Schlaf- und Wohnräume, die von Fremden nur mit Genehmigung der Matrone betreten werden dürfen.

Ebenso wird ihnen am Deck ein Sonderplatz reserviert.

Der Frauenbund muss danach streben, die Mittel zu erhalten, um die Mädchen stets unter dem Schutz einer älteren Frau fahren zu lassen.

Keine der englischen Gesellschaften gewährt den Mädchen ganz freie Ueberfahrt. Sie geben Vorschuss, der nachher in Monatsraten zurückgezahlt werden muss. Das ist mir ein sehr sympathischer Gedanke, denn im allgemeinen wird geschenktes Gut nie so anerkannt, wie selbst erworbenes.

Wenn die Mädchen 50—60 Mk. verdienen, so können sie gut 10 Mk. monatlich zurückzahlen, was dann von neuem wieder für andere Mädchen angelegt werden kann. Bis wir dem englischen Bei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spiel folgen können, sollten wenigstens die Reisekosten von solchen Mädchen zurückgefordert werden, die leichtsinnig den Lockungen gewissenloser Dienstherrschaften Gehör schenken und die mit ihnen vereinbarte Stellung oder das Heimatshaus nicht aufsuchen.

Da es eine Gesindeordnung in Südwestafrika nicht gibt, so fehlen bis jetzt alle Machtmittel, um solche Vorkommnisse zu verhindern. Es erscheint sogar nach dem Urteil aller Kenner der Verhältnisse geboten, die Zahlung einer Konventionalstrafe von etwa 500 Mk. für diese Fälle auszumachen. Der verdiente Förderer des Heimatshauses in Keetmanshoop, Bezirksamtmann Schmidt, drückt seine Ansicht über diesen Punkt folgendermassen aus: Der Frauenbund ist schuld an dem Entgleisen zahlreicher Mädchen, wenn er sie nicht durch eine Konventionalstrafe davor bewahrt, nach Bruch des Kontraktes den Angeboten der Bars zu folgen.

Diese bezahlen meist 75—100 Mk., während die Mädchen im Heimatshaus 30 Mk. und bei einem Farmer etwa 50 Mk. erhalten. Ich möchte anregen, ob es nicht möglich ist, überhaupt polizeilich zu verbieten, dass deutsche Mädchen in den Bars bedienen. Die Mädchen, die verloren gehen, sind fast alle durch die Bars verloren gegangen. Diese Mädchen schädigen den deutschen Namen und sind nicht mehr geeignet, gesunde deutsche Familien zu gründen. Eine weitere Forderung ist die, dass jedes ausreisende Mädchen eine bestimmte Summe, mindestens 40 Mk., hinterlegt, die ihr bei Ankunft in der Kolonie wieder ausgezahlt wird, und die sie vor Ausbeutung schützt.

Sodann ist es zum Gelingen der Arbeit unbedingt nötig, dass sich in den Hauptplätzen der Kolonie, besonders in den Küstenstädten, Frauen befinden, die sich der Mädchen tatkräftig annehmen. Aus einem Brief aus Afrika ging neulich hervor, dass sich in Swakopmund bis jetzt keine Frau zu dieser Arbeit gefunden hat, die Mädchen vom Bord abzuholen. Die Notwendigkeit von Abteilungen draussen ist ungeheuer wichtig. Wir sind aufrichtig dankbar, dass sich bereits vier gebildet haben, und zwar in Lüderitzbucht, Keetmanshoop, Karibib und Windhuk. Ohne die tatkräftige Mitarbeit unserer Abteilungen draussen ist alle unsere aufgewendete Arbeit hier umsonst. Wir können hier noch so sorgfältig geprüft und gewählt haben, wenn die Mädchen draussen nicht eine Zuflucht wissen, ist alles vergebens.

Bis jetzt hat sich die Arbeit des Frauenbundes auf Südwestafrika beschränkt. Ich glaube aber, dass Sie aus meinen Schilderungen den Schluss gezogen haben, dass der Frauenbund mit der Muttergesellschaft sich auch um die anderen, durch das Mischlingswesen gefährdeten Kolonien kümmern muss. Er muss über Mittel und Wege

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nachsinnen, um die Zustände in der Südsee, besonders in Samoa, zu bessern, eine Aufgabe, die viele Mittel erfordern und nicht leicht sein wird.

Vor allem aber gibt es in Deutsch-Ostafrika ein reiches Arbeitsfeld. Es ist anzustreben, dass die Ueberfahrt dahin für die Frauen ähnlich wie nach Südwestafrika erleichtert wird. Die Erwerbsmöglichkeiten für Frauen müssen ausgenutzt werden; so könnten einige selbständig arbeitende Frauen, eine Putzmacherin, eine Schneiderin, eine Plätterin und eine Anzahl Kontoristinnen in Tanga und Daressalam wohl unterkommen. Vor allen Dingen gilt es aber, den weissen Frauen in den Ansiedelungsgebieten, die sich der Gefahren von seiten der Schwarzen für die heranwachsende Jugend nicht allgemein bewusst sind, die Augen zu öffnen und die in allen Ländern mit Eingeborenen zunächst vorhandene Scheu vor weissen Dienstboten zu beseitigen, so wie das in Südwestafrika Schritt für Schritt geschehen ist. Sobald es irgend möglich ist, wäre ein Heim zu schaffen, am nützlichsten wohl in Usambara, das die aus Deutschland kommenden weiblichen Hilfskräfte aufnimmt und ein Hospiz für Frauen bietet. Auch für Wöchnerinnen wäre eine Unterkunft vorzusehen.

Und sobald erst in der Versorgung der Kolonien mit weiblichen Kräften das Nötigste getan ist, sollten alle die Ziele in Angriff genommen werden, die zur Hebung des deutschen Frauengeschlechts und der deutschen Jugend über See führen. Von ihnen möchte ich eines hervorheben. Die Reinhaltung der deutschen Sprache. Hier müssen die deutschen Frauen, namentlich in Südwestafrika, einen scharfen Kampf führen, hier winkt dem Frauenbund ein schöner Lohn.

Es ist kein kostbares Kleid, das der Frauenbund angezogen hat, ein einfaches und manchem vielleicht zu hausbackenes, aber der Herzschlag, der für das deutsche Volkstum und seine Kolonien darunter schlägt, ist so stark und warm, dass er von den edelsten unserer Frauen gefühlt und verstanden werden sollte.

Diskussion über die vorhergehenden zwei Vorträge.

Frau **von Stephan**, Berlin, weist darauf hin, dass der Deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien niemals die Aussendung von Frauen und Mädchen abgelehnt habe. Der Verein sei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dazu gar nicht in der Lage gewesen, da ein solcher Antrag nie an ihn gestellt worden sei.

Oberstleutnant **Schlagintweit,** München: In zwei ausgezeichneten Vorträgen wurde uns die segensreiche und nutzbringende Tätigkeit der beiden kolonialen Frauenvereine vorgeführt. Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne hier darauf hinzuweisen, dass in weiten kolonialen Kreisen der Wunsch besteht und immer ausgesprochen wird, es möchten doch diese beiden Vereine, die einer grossen Sache dienen, sich zu einem Vereine zusammenschliessen, zu einem grossen deutschen kolonialen Frauenbund, der sich die Lösung der Aufgaben der beiden Vereine zur Aufgabe macht:

Der Sorge um die Kranken, und der Sorge um die Gesunden in den Kolonien, hier insbesondere die Vertretung der Fraueninteressen, die Förderung des deutschen Familienlebens in den Kolonien.

Ich darf vielleicht darauf hinweisen, dass sowohl im Schosse der Kolonialgesellschaft, als des kolonialen Roten Kreuzes diese Frage nach der Vereinigung bereits angeregt wurde.

In der Kolonialgesellschaft war es in der Vorstandssitzung im Dezember 1908, dass eine bayerische Abteilung, Bamberg, einen diesbezüglichen Antrag einbrachte, der aber nach einer Erklärung des Präsidiums, dass es nicht anginge, über die beiden selbständigen Frauenvereine einen Beschluss zu fassen, zurückgezogen wurde.

Im kolonialen Roten Kreuz war es die Hauptversammlung des Landesverbandes Bayern, die einstimmig den Beschluss fasste, dass eine solche Verbindung ins Auge gefasst werde.

Ich darf auch auf einen vortrefflichen Artikel des Pfarrers Hasenkamp (Swakopmund) in einer Juli- oder Augustnummer dieses Jahres in der „Täglichen Rundschau" hinweisen, der gleichfalls für die Vereinigung eine Lanze gebrochen hat.

Es bestehen tatsächlich schon breite Berührungspunkte in dem Wirkungskreise der beiden Vereine; man braucht nur die Paragraphen, welche die Vereinszwecke behandeln, zu lesen, um davon sich zu überzugen.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass der bayerische Ruf nach der Vereinigung der kolonialen Frauenvereine nicht ungehört verhallen möge!

Dr. **Philipps,** Deutsch-Ostafrika: In Usambara (Deutsch-Ostafrika) haben die meisten Frauen keine weissen Dienstboten und keine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwestern. Die Frauenvereine sollen helfen, dass unsere Frauen Dienstboten bekommen und zwei in Wochen- und Krankenpflege ausgebildete Schwestern, die normale Geburten unter der Aufsicht des Arztes leiten, besonders auch dem Hausstand der Wöchnerinnen vorstehen. Dazu nötig ist ein Schwesternhaus, als Wohnung für zwei Schwestern, und ein Zimmer für Geburten am Wohnsitz des Arztes, Philippshof bei Wilhelmstal.

Frau **von Rümelin,** Stuttgart, widerspricht den Vorschlägen des Herrn v. Schlagintweit; sie hält eine Vereinigung der beiden Organisationen zurzeit nicht für zweckmässig.

Chefredakteur **Eichler,** Berlin: Gern ergreife ich die Gelegenheit, um nach dem soeben gehörten Vortrage einer Führerin des deutsch-kolonialen Frauenbunds vom Standpunkte des Politikers aus die Bedeutung und den Wert dieser Bewegung zu beleuchten.

Denn wenn auch in der heroischen Auffassung des Altertums, der mittelalterlichen Stadtrepubliken und des Reichsrittertums Krieg und Politik schlechthin als die vornehmste Beschäftigung des Mannes galten, so kann heutzutage die Politik der grossen Volksstaaten überall dort, wo sie Niederschlag oder Pflege der Kultur wird, die Mithilfe der Frau gar nicht entbehren. In der Kultur des Hauses und der Gesellschaft, in der Pflege der Gesundheit des Volkes und in der seiner Kranken, in der nationalen Beseelung unseres heranwachsenden Kindergeschlechts und in der Bildung unseres öffentlichen Stils, in Leben und Gesittung offenbart sich das.

Es handelt sich da um viel feinere Werte, als den Kampf der beiden Geschlechter um Dinge, wie Wahlrecht und Stimmrecht, und es braucht sich auch durchaus nicht um eine so nahe Berührung der Politik zu handeln, wie in den Erscheinungsformen des politischen Kampfes in dem alten Kulturlande England, wo die Frauen Helfer am Werke der politischen Wahlen selber werden, wo die konservativen Herzoginnen vor dem Hause jedes Pächters in der Grafschaft vorfahren, um Wahlstimmen zu werben, und wo das Töchterchen des liberalen Ministers Lloyd George an jeder Haustür des väterlichen Wahlviertels klingelt und höflich um die Stimme des sehr ehrenwerten Nachbars und Gentleman für den Schatzkanzler Sr. Majestät bittet.

Frauenvereine zum Schutze der Kranken und Schwachen, der Krüppel und Siechen haben wir auf deutschem Boden in rühmlicher Zahl entstehen sehen. Edle Blüten werktätiger Hilfe sind diesem Boden zweifellos entsprossen. Christliche Gesittung und humanitäre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesinnung wetteifern heute auf diesem Gebiete. Aber wer denkt bis jetzt an eine entsprechende Pflege der Gesunden unseres Volkes? Wer wirft Dämme auf gegen das Krank- und Schwachwerden im Kampf mit dem Leben? Wer sorgt nicht bloss allgemein, sondern auch angebrachtermassen für des Volkes Gesundheit insgesamt? Eigentlich müsste an der Spitze jedes preussischen Kreises neben dem Landrat als Träger der politischen Vertretung ein Volkspfleger stehen, der für die Gesundheit von Stadt und Land, für Gemeindehäuser und Gemeindebesitz, für die körperliche Ausbildung und Gesunderhaltung der Schuljugend, für die geistige, sittliche und nationale Anregung der Schulentlassenen und für jede Art von Vorbereitung für den militärischen Dienst und für die Erziehung zum Staatsbürgerhort sorgt.

Diese Aufgaben nun haben Sie, meine Damen, für die deutschen Kolonien übernommen, insbesondere für Südwest-Afrika, unser Weissmannsland, unterhalb des Aequators. Sie werden es auch in Zukunft nicht vergessen, dass die Fundamente dieser Arbeit schon von Ihrem Bruderbund, wenn ich so sagen darf, von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, gelegt worden sind. Aber die „Teilung der Arbeit" ist ein richtiger Grundsatz auch in der Oekonomie des geistigen und politischen Lebens. Sie führt zu feinerer und vollendeterer Arbeit. Und so wünsche ich denn, dass der Frauenbund in wahrhaft geschwisterlicher Zusammenarbeit mit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft die jetzt erst begonnene Arbeit immer reicher und vielgestaltiger ausbauen möge.

Auf der Gesunderhaltung und der unverminderten Kraft unserer Rasse beruht, daheim wie über See, die Zukunft unseres Volkes. Sie wollen Familien gründen in den deutschen Kolonien und Häuser bauen, und Sie handeln damit wie ein echter Kolonisator. Wo da draussen ein deutscher Mann und eine deutsche Frau sich die Hand zum Bunde reichen, wird für das Deutschtum eine neue Burg gegründet. So erfolgt die eindringlichste, die dauerndste, so geschieht die wahrhafte Okkupation eines fernen Landes; und die Kinderscharen, die dereinst blondhaarig und blauäugig durch Busch und Veldt springen, werden ein lebendiges Zeugnis dafür sein, dass in der Helmat Staatsmänner und Volkspflegerinnen treu am Werke waren, und dass diese der Nation, der sie entsprossen, den Dank für alle von ihr geschenkten edlen Werte abstatten, indem sie für die Zukunft ihres Volkes, für seine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

körperliche Gesundheit, für die Regsamkeit seiner Arme und Hände und für die Frische und Freiheit seines Geistes sorgten.

Längst hätte nach den grossen Erfahrungen und Entdeckungen unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters die Politik des Staates und der Gesellschaft als Pfleger und Schützer unserer vorhandenen Rassenwerte, unserer Volksgesundheit und unserer Erziehung zu staatsbürgerlichem Verantwortlichkeitsgefühl mit Fleiss auftreten müssen. Unbegreiflicherweise stehen wir Männer aber immer noch im Kampf um die ersten Anfänge dieser natürlichsten Pflichtarbeit. Und wenn nun Sie, meine Damen, auf dem engeren Gebiete unserer kolonialen Siedelung den Anfang machen mit einer organisierten und hoffentlich immer umfassenderen Pflege dieser Werte, so wünsche ich Ihnen nicht nur jeden möglichen Erfolg, sondern auch, dass sie mehr und mehr vorbildlich wirken für die Politik der gesundheitlichen Siedelung und der nationalen Hygiene daheim.

Der dient der Zukunft seines Landes am besten, der mit Tat und Arbeit für alle Glieder unserer Nation den innerlichsten Fortschritt, den edelsten Ausbau fordert: „Vom Deutschen Reich zum deutschen Vaterlande." Derjenige beweist Verantwortlichkeitsgefühl über die Bezirke seines persönlichen Lebens hinaus, der, wie es kürzlich öffentlich ausgesprochen wurde, unser Vaterland als Kinderland ausgebaut wissen will.

Durch solche Arbeit steigt das berechtigte und edel begrenzte Rassegefühl. Die Volksempfindung erweitert und erwärmt sich. Und als politisches Verantwortlichkeitsgefühl trägt solche Arbeit Frucht und Segen auch für die Auseinandersetzungen der Gegenwart, auch für den Kampf des Tages. Rückwirkend in Ihr eigenes Herz, tragen Sie damit auch neuen Lebensinhalt in die Kreise unserer Gesellschaft, die sich nun enger angeschlossen fühlen können an die Arbeit der ganzen deutschen Volksgemeinschaft. Denn immer wird zuletzt nützliche Tat und Arbeit sich steigern zu dem Hochgefühl, das uns die wundervollen Verse Goethes in klassischem Ausdruck hinterlassen haben:

Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet uns auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und grosser Tat zu jagen.

Nicht aus gern geübter Höflichkeit gegenüber dem anderen Geschlechte, sondern aus aufrichtiger Ueberzeugung und um so rückhaltloser, je mehr ich das Problem Ihrer Aufgaben und Ihrer Arbeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Politiker betrachte, habe ich mir erlaubt, diesen bescheidenen Beitrag zugunsten unseres Frauenbundes in die Wagschale der öffentlichen Debatte dieser verehrlichen Abteilung zu legen. Wir alle hier hoffen auf eine wohl dauernde, treu-geschwisterliche Zusammenarbeit der Deutschen Kolonial-Gesellschaft und ihres Frauenbundes. Für meine Person aber wünsche ich noch besonders im Namen aller nationalen und politischen Ideale, die sich mir an der Hochschule Fichtes und vor dem Katheder Heinrich v. Treitschkes einst lodernd offenbarten, dem Frauenbunde für unsere Kolonien Erfolg und Segen zum Nutzen und Segen unseres teuren deutschen Volkes.

Frau Dr. **Lehr**, Berlin: Der Frauenverein vom Roten Kreuz hat das Ersuchen, eine Schwester für Muansa in Ostafrika zu stellen, zusagend beantwortet. Die Stellung der Schwester wurde aber wieder abgelehnt, und jetzt hat sich der Verein erboten, die Schwestern ohne jede Entschädigung mit dem nächsten Dampfer auszusenden.

Gerichtsassessor a. D. Dr. **Wilke**, Berlin: Aus dem Referat klang deutlich die in den letzten Jahren in Kolonialkreisen immer allgemeiner herrschend werdende Auffassung heraus, dass Ehen zwischen Weissen und Eingeborenen einem geradezu vernichtenden Urteil zu unterwerfen oder ganz zu verbieten seien. Ich möchte es wagen, der extremen Schroffheit, mit der diese Auffassung sich geltend macht, doch einen Widerspruch entgegenzusetzen. Selbstverständlich ist nicht das die Meinung, dass diese Bevölkerungsmischung etwas Gutes und der Beförderung Wertes sei. Aber erstens wird durch das Eheverbot zwischen Schwarz und Weiss die sogenannte Verbastardierung der Kolonie — ein hässliches Wort übrigens — ja gar nicht aufgehalten oder verhindert. Denn die meisten Mischlinge stammen nicht aus Ehen, sondern aus Konkubinaten und anderen, noch weniger dauerhaften Verbindungen. Und dann ist doch zu bedenken, dass die Qualität der Mischlinge eine ganz andere und bedeutend bessere ist, wenn sie innerhalb eines geordneten Familienlebens unter den Augen ihres weissen Vaters aufwachsen, als wenn sie rechtlos und ohne Familienzusammenhang dem Zufall überlassen bleiben.

Ferner ist die im Referat drohend an die Wand gemalte „Verkanakerung" des Europäers durch die farbige Frau doch nicht die notwendige Folge einer solchen Ehe. Man nehme nur einmal die Biographie des kürzlich verstorbenen grossen Kongomissionars Grenfell zur Hand, eines Mannes, dem nicht nur die Mission, sondern auch die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, Bedeutendes ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

danken. Dieser Mann lebte in glücklicher Ehe mit einer farbigen Frau und ist darin durchaus nicht verkanakert oder sonstwie herabgezogen. Und was bei ihm möglich war, ist es bei andern auch.

Endlich aber, und das ist der ausschlaggebende Grund, widerspreche ich einem so absoluten Verdammungsurteil und einem ausnahmslosen Verbot aus Rücksicht auf das Gewissen des Weissen. Sollte dasselbe auch unter der gegenwärtigen Hochflut des ausschliesslich im Rassenegoismus orientierten allgemeinen Urteils schweigen beim Gedanken an die arme missbrauchte schwarze Frau und die sein Blut in ihren Adern tragenden Kinder, so kann es doch später in der Heimat, und wenn nicht in diesem, so doch in jenem Leben, furchtbar aufwachen. Und das wäre für ihn das Schlimmste, was ihm passieren kann. Helfen Sie, unser Volk zu bewahren vor Verwirrung des sittlichen Urteils!

Missionsinspektor **Kriele**, Barmen: Gestern, bei der Verhandlung über die Mischlingsrasse, sind vielfach zwei Begriffe gebraucht worden, als seien sie identisch: Herrenstandpunkt und Rassenbewusstsein. Das Wort „Herrenstandpunkt" hat bei uns einen etwas unangenehmen Beigeschmack, sofern wir darunter das rücksichtslose Niedertreten des Schwächeren verstehen. Anders ist es mit dem Wort „Rassenbewusstsein". Rassenbewusstsein ist, recht verstanden, nichts anderes als ein erweitertes National- oder Familienbewusstsein. Für unser ganzes sittliches Niveau ist unser Familienbewusstsein ein unentbehrliches Requisit. Nun wissen wir alle, wie viel auf die Frau ankommt gerade zur Erhaltung des Familienbewusstseins. Die Frau vermag den Mann und die ganze Familie in die Höhe zu ziehen, sie kann ihn aber auch hinabziehen. Das wird doppelt der Fall sein in unseren Kolonien. Es hängt unendlich viel davon ab, ob unsere weissen Brüder dort draussen die rechten Frauen erhalten. Es war mir wahrhaft herzerfrischend, bei zwei Gelegenheiten zu hören, dass, als Bedenken laut wurden, ob die Frau auch den Strapazen und Entbehrungen gewachsen sei, aus der Versammlung heraus Frauen aufstanden und sagten, man solle nicht so gering von ihnen denken. Ich setze aus den Erfahrungen der rheinischen Mission heraus hinzu, dass, je gebildeter die Frau ist, um so fähiger und bereiter ist sie auch, sich in die schwierigsten Verhältnisse hineinzufinden. Darum sollten alle Erleichterungen geschaffen werden, die die Heiratsmöglichkeit erhöhen. Ich war überrascht, zu hören, dass die Regierung die Verheiratung ihrer Beamten nicht gern sähe. Ich komme aus Neu-Guinea und habe dort den gegenteiligen Eindruck gehabt, dass wenigstens der damalige Gouverneur Dr. Hahl es aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesprochener Massen wünschte, dass seine Beamten heiraten, und dass er ihnen alle möglichen Erleichterungen dazu gewährt. Aber auch alle Privatgesellschaften sollten und könnten das tun. Der Bau einer Wohnung für Verheiratete ist nicht so sehr viel teurer als der einer für Unverheiratete. Das erhöhte Gehalt kommt doppelt und dreifach wieder ein; selbst Kinderzulagen zu zahlen, wie es die Missionsgesellschaften tun, dürfte nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Die Sache ist wichtig genug! Ich kann nur schliessen mit dem Wunsche: Gott segne alle dahin gerichteten Bestrebungen, unseren weissen Brüdern dort draussen die Heiratsmöglichkeit zu geben.

Gouverneur **Hahl,** Neu-Guinea: Zur Berichtigung der Ausführungen der Frau Kuhn: in Neu-Guinea beschränkt das Gouvernement die Verheiratung nicht, ermutigt im Gegenteil hierzu; lediglich die Wohnungsnot beschränkt tatsächlich die Verheiratung.

Frau Gräfin **Anna von Zech,** Witzenhausen (Weimar): Zur Entwickelung unserer Kolonien ist die Mitarbeit der Frau unbedingt erforderlich, nur dadurch werden die Kolonien wirklich deutsch werden. Vor allem ist die gebildete Frau notwendig, denn sie allein wird imstande sein, dem Lande den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken. Durch die Anwesenheit einer grösseren Zahl von Frauen wird gar mancher Unsitte gesteuert werden, die jetzt leider noch teilweise herrschen, wird ein nicht zu unterschätzender Einfluss auf die Höherentwickelung guter Sitten sich geltend machen. Aber nur die sittlich hochstehende, die wirklich gebildete Frau wird dieser Aufgabe gewachsen sein. Sie muss das Verständnis haben für die hohen, grossen Ziele. Die Frau soll im vollsten Umfang die Gehilfin des Mannes sein. Opfer und Entbehrungen warten ihrer bei dem Leben in den Kolonien, aber ich glaube an den Idealismus der deutschen Frau, ich glaube, dass sie diese Opfer gern auf sich nehmen wird, denn eine glückliche Ehe draussen ist tausendmal glücklicher als eine glückliche Ehe hier, wo gesellschaftliche Verpflichtungen und sonstige Umstände oft Hemmungen bilden. Draussen lebt eines für das andere und im andern, es ist ein hoher Preis, der der Frau da draussen winkt. Dieser Preis ist auch der Opfer wert.

Frau Dr. **Kuhn,** Gross-Lichterfelde: Ich danke allen, die gesprochen haben, für ihr Interesse, das sie für mein Thema gezeigt haben, und bitte sie, an unserer Arbeit nicht nur Kritik zu üben, sondern sie mit der Tat zu unterstützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Besiedelung in den deutschen Kolonien.

Von Dr. Lic. **Rohrbach**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Wenn Sie es mir gestatten wollen, über das Thema der Besiedelung der Kolonien einige kurze Ausführungen zu machen, so glaube ich Ihr Einverständnis dazu voraussetzen zu dürfen, dass ich mich nicht über allgemeine, anerkannte und erprobte Dinge verbreite, sondern diejenigen Fragen in den Vordergrund stelle, über die es noch Meinungsverschiedenheiten theoretischer und praktischer Art gibt. Ebenso nehme ich als zugestanden an, dass alle diejenigen Teile unseres Kolonialbesitzes, in denen aus klimatischen und sonstigen Gründen von einer wirklichen, dauernden und bodenständigen Besiedelung nicht die Rede sein kann, wo vielmehr nur ein vorübergehender Aufenthalt für den Europäer in Betracht kommt, aus der Behandlung von vornherein ausscheiden. Dann umschreibt sich das Gebiet, von dem wir sprechen wollen, etwa folgendermassen:

In Afrika: Deutsch-Südwestafrika mit Ausnahme des halb tropischen Nordens, die gesunden Hochlandsgebiete von Ostafrika, das Hochland von Nordwest-Kamerun.

In der Südsee: Samoa und gewisse Gebiete auf Kaiser-Wilhelms-Land und den benachbarten hohen Inseln.

Beginnen wir mit Südwestafrika. Wir nehmen die Gesamtoberfläche dieser Kolonie zu rund 837 000 qkm an und scheiden hiervon den Wüstenstreifen am Gestade des Atlantischen Ozeans, die Namib, ferner das Amboland und die am weitesten entfernten, wasserlosesten und sterilsten Gebiete des äussersten Ostens und Nordens als zur Besiedelung ungeeignet aus. Damit verbleibt ein Rest von rund 500 000 qkm brauchbaren Landes. ½ Million Quadratkilometer ist gleich 50 Millionen Hektar. Das bedeutet ebensoviel, wie die ganze Oberfläche des Deutschen Reichs. In Südwestafrika kann aber im Unterschiede von der Heimat auch nicht annähernd von einer ähnlichen intensiven Ausnutzung des Bodens die Rede sein, wie in Europa, sondern nur von einer extensiven, und zwar in der Form der Weidewirtschaft. Südwestafrika, soweit es für Weisse besiedelungsfähig erscheint, ist kein Ackerbaugebiet, sondern ein Viehzuchtland. Vergegenwärtigen wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns die Verhältnisse in anderen Ländern mit extensiver Weidewirtschaft, so werden wir von vornherein nicht daran zweifeln, dass jede einzelne Wirtschaft einer sehr viel grösseren Landfläche bedarf, als bei uns, um existenzfähig zu sein. Darin bestehen innerhalb und ausserhalb unserer Kolonien bei unterrichteten Leuten keine Meinungsverschiedenheiten. Die Verschiedenheiten fangen aber an, sobald wir uns bemühen, für die Durchschnittsgrösse einer südwestafrikanischen Farm praktische Prinzipen aufzustellen. Dabei ist die Situation die, dass fast alles noch unverkaufte Land in Südwestafrika sich in den Händen der Regierung befindet. Wer also Land für Farmzwecke zu erwerben wünscht, wird sich in der Regel an die Regierung wenden müssen, und von der Anschauung der Behörden über das, was zu einer südwestafrikanischen Wirtschaft notwendig ist, wird es abhängen, wieviel Land er kaufen darf. Damit sind wir an einem brennenden Punkte unserer heutigen südwestafrikanischen Wirtschaftspolitik. In Südwestafrika wie in unserer heimischen Kolonialverwaltung hat sich heute gegen früher ein teilweiser Wechsel der Anschauungen vollzogen. Vordem, bis zu der Erneuerung aller Verhältnisse in der Kolonie infolge des grossen Aufstandes von 1904 bis 1906, verfuhr die Regierung bei Landverkäufen nach durchaus liberalen Prinzipien. Das durchschnittliche Ausmass einer Farm in den mittleren Landesteilen, wo bisher noch der Schwerpunkt des wirtschaftlichen Lebens ruht, betrug 10 000 ha. Aber ein Bewerber um Regierungsland konnte, wenn er persönlich geeignet erschien, namentlich in entfernteren Gegenden, auch noch erheblich mehr bekommen, und für die Südbezirke waren wegen der dort herrschenden grösseren Trockenheit auch grössere, zum Teil sehr viel grössere Farmareale selbstverständlich. Heute dagegen gilt mit grosser Strenge der Grundsatz, dass, wo früher unbedenklich 10 000 ha verkauft wurden, jetzt nur 5000 ha bewilligt werden, und dem entspricht die Reduktion des verkauften Grössendurchschnitts auch in den anderen Gegenden der Kolonie. Nur bei Gesellschaften, die sich mit Viehzuchtunternehmungen beschäftigen wollen, oder in einzelnen Fällen, wo besondere Gründe persönlicher Art vorliegen, sind während der letzten Jahre Ausnahmen durch das Gouvernement gemacht worden. Diese Situation hat sich in letzter Zeit noch dadurch verschärft, dass auch das Gebiet der grossen Landgesellschaften, die früher überwiegend soviel Land verkauften, wie ein Käufer zu erwerben wünschte, in den Besitz oder unter die Verwaltung der Regierung gelangt ist.

Wenn wir nun die Frage, ob die gegenwärtige Landverkaufspolitik der Regierung in Südwestafrika richtig ist oder nicht, einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besprechung unterziehen wollen, so wird es vor allen Dingen erforderlich sein, dass wir uns darüber klar werden, welche wirtschaftliche Produktivität die südwestafrikanische Weidesteppe im allgemeinen besitzt, und welche Prinzipien für die Entwickelung von Farmwirtschaft und Farmerstand in einer Kolonie wie Südwestafrika an sich wünschenswert erscheinen.

Wir gehen hierbei wiederum von den mittleren Landesteilen, d. h. dem Gebiet zwischen dem Waterberg im Norden und der Südgrenze des Bastardlandes, etwa dem oberen Fischfluss, im Süden aus, wobei wir uns bewusst bleiben, dass auch innerhalb dieser Region an einzelnen Punkten sehr grosse Unterschiede im Wert und in der Produktionsfähigkeit des Weidelandes vorkommen, dass aber im grossen und ganzen doch einheitliche Gesichtspunkte für die Beurteilung angewandt werden können.

Wenn man einen erfahrenen praktischen Farmer aus dem Hererolande fragt, wieviel Weideland er für jedes Stück Grossvieh braucht, so wird er sagen: 10—20 ha, je nachdem, wie die Wasserverhältnisse auf der Farm sind, wieviel Weidereserve für Jahre mit mangelhaften Regenfällen stehen bleiben soll, wieviel Klippen-, wieviel Busch- und wieviel Grasfeld auf der Farm vorhanden ist usw. Nehmen wir also an, dass ein Rind im Durchschnitt einer Weidefläche von 15 ha bedarf. Hierbei werden wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes auf alle Fälle mit dem herrschenden Urteile der Sachverständigen zusammentreffen. Nehmen wir weiter an, dass der Einfachheit halber in den ferneren Ausführungen nur mit Grossvieh gerechnet werden soll, obgleich natürlich auf den meisten Farmen neben Rindern auch noch Kleinvieh und, wo die Sterbe es zulässt, auch Pferde gehalten werden. Für die Pferdezucht kommt aber doch nur ein beschränktes Areal in Frage, und 10 Stück Kleinvieh können wir nach Futterbedarf und Ertragswert einem Stück Grossvieh gleichsetzen. Eine Farm von 5000 Hektar reicht also aus, um 5000: 15 = zirka 335 Rinder zu ernähren. Wenn wir weiter die alte südwestafrikanische Erfahrung zugrunde legen, dass auf einer Rinderfarm in voller normaler Entwickelung die Zahl der Kühe allerhöchstens ein Drittel des Gesamtviehbestandes ausmacht, und dass die Aufzuchtquote für das verkaufsfähige ausgewachsene Vieh ca. 60 Prozent von der Anzahl der jährlich kalbenden Kühe beträgt, so gelangen wir dahin, dass auf einer Farm von 5000 ha jährlich 65—70 Stück erwachsenes Grossvieh zum Verkauf gebracht werden können. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann der Farmer allerdings noch mit einem Verkaufswert von 180—200 Mark für eine Kuh mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jungem Kalb und von 140—150 Mark für einen ausgewachsenen jungen Schlachtochsen rechnen. Diese hohen Preise werden aber nicht von Dauer sein. Sie sind für das Muttervieh durch den Bedarf der immer noch in reichlicher Zahl entstehenden neuen Farmbetriebe bedingt, und für das Schlachtvieh durch den verhältnismässig hohen inneren Verbrauch infolge der Eisenbahnbauten, der starken Schutztruppe, der Minenbetriebe usw. Mit der Zeit aber, und voraussichtlich in ziemlich naher Zukunft, wird das Angebot an Schlacht- und Zuchtvieh ganz ausserordentlich wachsen. Die grosse Mehrzahl der jetzt im Betriebe befindlichen Farmen ist noch so jung, dass sie für den Verkauf noch wenig oder gar kein Schlachtvieh produziert. Es gibt heute in Südwestafrika etwa 1000 Farmen, von denen aber noch nicht 1 Prozent als voll entwickelt, d. h. als an die normale Grenze der Produktionsfähigkeit gelangt, gelten kann. Wir müssen damit rechnen, dass nach einiger Zeit der Durchschnittspreis für ein Rind auch in Südwestafrika auf den Stand des Weltmarktpreises sinken wird, d. h. auf etwa 100 Mk. pro Haupt. Dies ist auch die Preisbasis, die von der Deutschen Farmgesellschaft, der Filiale der Liebig-Compagnie in Südwest, ihrer Kalkulation zugrunde gelegt ist. Nur wenn der Preis, den die Gesellschaft für ein Schlachtrind zu zahlen hat, bis auf 100 Mk. oder etwas darunter sinkt, kann sie überhaupt daran denken, ihre geplanten grossen Fleischverwertungsanlagen im Lande zu errichten und den Farmern ihre Produktion abzunehmen. Eine jährliche Verkaufsquote von 75 Rindern würde also für den Farmer eine Bruttoeinnahme von nicht mehr als 7500 Mk. bedeuten. Produziert er ausserdem noch etwas Wolle oder verkauft er einige Remonten oder hat er Einnahmen aus Mais, Kartoffeln und dergleichen, so gelangen wir vielleicht bis auf 10 000 Mark, aber im Durchschnitt nicht höher.

Was sind 10 000 Mk. in Südwestafrika? Nicht soviel wie 10 000 Mark in Deutschland. Ausserdem geht noch etwas für bare Betriebskosten, Arbeiterlöhne und dergleichen ab, wenn auch diese Dinge im Verhälstnis zu einer heimischen Landwirtschaft wenig ausmachen. Sie können ausserdem dadurch für kompensiert gelten, dass der Farmer den Bedarf seiner Wirtschaft an Fleisch, Milch und Gemüse in seinem eigenen Betriebe erzeugt und nicht besonders verrechnet. Es kann also bei der runden Summe von 10 000 Mk. bleiben.

Ein deutscher Farmer in Südwestafrika wird in der Regel nicht ganz soviel Kinder haben, wie der Buren-Farmer mit seinem Nachwuchs von 8, 10, 12 und mehr Köpfen, aber wenn ich an meine persönlichen Bekanntschaften drüben denke, so wird die Zahl der Kinder meist doch erheblich grösser sein, als es durchschnittlich in Deutschland

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Fall ist. Denken wir uns also die normale deutsche Farmerfamilie aus Vater, Mutter und 5—6 Kindern bestehend. Dem steht eine Bruttoeinnahme von 10 000 Mk. jährlich gegenüber, eine Summe, deren Wert wir, sobald die Beschaffung etwas höherer Kulturgüter in Frage kommt, für das deutsche ebensogut wie für das englische Südafrika durch zwei dividieren müssen. Bücher, Lehrmittel, feinere Kleidung, bessere Möbel, Klavier, Musikunterricht, Besuche und Vergnügungen in der Stadt, Vereinszugehörigkeit und dergleichen sind viel teurer als in der Heimat. Für die Kindererziehung, soweit sie sich im Rahmen des heimischen Elementarunterrichts bewegt, gibt die Regierung einen Beitrag, der sich auf die Hälfte der Pensionskosten für das einzelne Kind in den Windhuker und sonstigen Schulpensionaten beläuft. Nun müssen wir uns aber doch denken, dass für die Söhne auch der Dienst als Einjährig-Freiwilliger und der Reserveoffizier in Frage kommt, ferner eine höhere Schulausbildung und mitunter doch sicher auch die Hochschule. Dazu muss man selbstverständlich nach Deutschland. Ferner reissen mit der Uebersiedelung nach Südafrika auch nicht alle Beziehungen zu der alten Heimat mit einem Male ab. Der Wunsch, die Freundschaft und Verwandtschaft in der Heimat wiederzusehen und den Zusammenhang mit der geistigen Kultur des Mutterlandes, sei es auch in längeren Zwischenräumen, wieder aufzunehmen, erfordert gleichfalls ein- und das anderemal die Reise nach Hause. Alle diese Dinge brauchen wir gar nicht weiter auszuführen, um sofort zu sehen, dass bei einer jährlichen baren Bruttoeinnahme von 10 000 Mk. und bei dem afrikanischen Geldwert auch nicht entfernt daran gedacht werden kann. Die grundsätzliche Beschränkung der Farmgrösse auf 5000 ha bedeutet also, dass für die Besiedelung Südwestafrikas mit deutschen Farmern nur eine ganz bestimmte soziale Schicht in Frage kommen soll, die etwa dem heimischen Grossbauerntum entsprechen würde. Sicher ist dies eine ganz ausserordentlich wertvolle Schicht, und man wird ihr auch in Südwestafrika breiten Raum gewähren müssen. Ist es aber gerechtfertigt, darum alles, was höhere Ansprüche und höhere Gewohnheiten in bezug auf soziale Stellung, materielle und kulturelle Lebenshaltung, Kindererziehung usw. besitzt, aus Südwestafrika auszuschliessen? Darüber, dass ein Ausschluss des in diesem Sinne höheren Grundbesitzerstandes die Folge der gegenwärtigen Besiedelungspolitik der Regierung in Südwestafrika sein wird, ist gar kein Zweifel möglich. Ich wiederhole, dass an einzelnen Stellen und unter besonderen Verhältnissen auch bei kleineren Arealen höhere Erträge erzielt werden können, aber hier handelt es sich um eine prinzipielle Frage, bei der nur mit Durchschnittsgrössen und Durchschnittswerten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerechnet werden kann. Eine grosse Anzahl aus höheren sozialen Schichten stammender Ansiedler, die in den letzten Jahren nach Südwestafrika gegangen sind und Farmen von 5000 ha gekauft haben, weil mehr Land nicht gegeben wurde, werden sich mit der Zeit noch darüber klar werden, welch ein ökonomisches Geschick ihnen bevorsteht, sobald die heutigen hohen Viehpreise auf das normale Niveau des Weltmarktes gefallen sind. Manchen der Herren ist es ja geglückt, aus privater Hand noch Land hinzuzukaufen, aber diese Quelle wird bald versiegen oder doch sehr teuer werden. Die Regierung sagt auch, dass hier und da zwischen den Farmen Blöcke von so und soviel 1000 Hektaren unverkauft bleiben sollen, als Reserve für späteren Zukauf, falls ein Farmer den Beweis erbringt, dass er den ihm zunächst verkauften Platz voll bestockt hat. Aber was heisst voll bestockt? Darüber kann ein Jahrzehnt und mehr vergehen, und was hilft es dem Farmer, wenn er heute an einer Stelle 5000 ha kaufen kann und nach 5 oder 10 Jahren andere 5000 ha an einem Dutzende oder Hunderte von Kilometern entfernten Punkte?

Wenn es also vielleicht auch nicht als direkt notwendig bezeichnet werden kann, ganz zu der früheren Verkaufspolitik zurückzukehren, so würde es doch einem dringenden Bedürfnis und einer gesunden Zukunftsentwickelung der Kolonie entsprechen, wenn bei Farmverkäufen nicht einfach nach dem Schema der 5000 ha verfahren würde, sondern wenn jedermann, nicht nur die Gesellschaften, soviel Land kaufen könnte, wie seinen nachgewiesenen Mitteln und allen übrigen, in seiner persönlichen Art und Stellung liegenden Bürgschaften entspricht. Wir wollen doch in Zukunft dahin gelangen, dass unser Südwestafrika gleich den grossen und blühenden Besiedelungskolonien der angelsächsischen Rasse diejenigen höheren Kräfte, die es für seine Verwaltung, für seine ökonomische und kulturelle Entwickelung braucht, soweit wie möglich auch selbst hervorbringt. Es ist nur ein Notbehelf, wenn wir, wie es jetzt noch geschehen muss, jeden einzelnen Beamten, jeden Offizier, jeden Buchhalter, jeden Techniker, jeden wirtschaftlichen Unternehmer etwas höherer Art aus Deutschland nach der Kolonie importieren müssen. Dabei aber wird es im wesentlichen bleiben, wenn nicht eine Aenderung des Besiedelungsprinzips im Sinne freiheitlicherer Ausgestaltung der Landverkäufe durch die Regierung Platz greift. Wenn später einmal unser Land vielleicht soweit entwickelt sein wird, wie Britisch-Südafrika im Durchschnitt ist, dann wird sich die Verkleinerung der Farmen, dem steigenden Bodenwert entsprechend, durch Verkauf, Erbteil usw. von selbst vollziehen. Vorläufig sind wir aber noch lange nicht so weit, und vor allen Dingen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen wir daran denken, dass die geringe Durchschnittsgrösse der Farmen und der höhere Ertragswert des Bodens in der Kapkolonie, im alten Oranjefreistaat usw., wesentlich dadurch bedingt ist, dass Britisch-Südafrika für seine Farmprodukte einen inneren Markt hat, auf dem viel höhere Preise herrschen, als auf dem Weltmarkt. Das kommt durch den Massenkonsum der grossen Minenzentren für die Gold- und Diamantenproduktion. Die Ansätze, die es bei uns z. B. in Lüderitzbucht hierin gibt, sind noch sehr bescheiden, ihre weitere Entwickelungsfähigkeit liegt noch ganz im Unklaren, und die Diamantenpolitik des Staatssekretärs Dernburg hat die Folge gehabt, dass der Absatz der Farmwirtschaft hier viel geringer ist, als er sonst wahrscheinlich sein könnte. Hierüber ausführlich zu werden, verbietet aber die Rücksicht auf die zugemessene Zeit.

Können wir uns, was Südwestafrika betrifft, bei unserer Erörterung durchweg auf dem Boden praktischer Erfahrung bewegen, einer Erfahrung, die uns unsere eigene Kolonie und das benachbarte, weiter vorgeschrittene britische Gebiet darbietet, so sind wir in Ostafrika noch nicht ganz in der gleichen Lage. Ebenso ist noch nicht mit Sicherheit ausgemacht, welche Teile Ostafrikas mit Rücksicht auf das Klima und die Dichtigkeit der eingeborenen Bevölkerung für die Besiedelung mit deutschen Einwanderern in Frage kommen. Ich persönlich habe von den ostafrikanischen Ansiedelungsgebieten nur Usambara und das Land am Kilimandscharo kennen gelernt und ausserdem einen kurzen Blick in das Gebiet am Meru und westlich davon geworfen. Eines können wir hier mit Sicherheit sagen: Der Gedanke, dass in Ostafrika nur Grossbetriebe mit erheblichem Kapital neben den Eingeborenenkulturen wirtschaftlich zu prosperieren vermögen, ist nicht richtig. Wenn unsere Erfahrungen auch noch keine grossen sind, so lehren sie uns doch, dass der deutsche Ansiedler, wenn er Absatz für seine Produkte durch die Eisenbahn hat, gut bestehen kann. Die Eisenbahnfrage ist es, die in erster Linie über die Nutzbarkeit der gesunden inneren Hochländer von Deutsch-Ostafrika entscheidet.

Das erste Stück von Deutsch-Ostafrika, dessen Besiedelungsfähigkeit für Europäer man erkannte, war das Hochland von Usambara, unmittelbar landeinwärts von dem nördlichsten Hafen der Kolonie, Tanga, gelegen. Usambara, dessen Umfang ungefähr mit dem des Harzes verglichen werden kann, steigt wie eine Insel aus dem umgebenden Tieflande empor und kann im grossen und ganzen etwa von der Höhengrenze von 900—1000 Metern an als malariafrei oder doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur wenig von Malaria gefährdet gelten. Allerdings hat man seine Aufnahmefähigkeit für deutsche Einwanderer früher überschätzt. Es müssen grosse Waldreserven aus klimatischen Gründen stehen gelassen werden, und die Eingeborenen brauchen auch ziemlich viel Land für ihre Kultur. Das kleinere Ost-Usambara ist fast ganz vergeben, und auch in West-Usambara ist nicht mehr viel Platz. Was die Art der dort möglichen Kulturen betrifft, so kann ich aus eigener Anschauung frappante Dinge davon erzählen. Zwar die Kaffeekultur, die man zur Zeit der hohen Kaffeepreise anfangs der 90er Jahre anlegte, wird an manchen Stellen wohl wieder aufgegeben werden müssen, weil der Boden nicht fruchtbar genug ist, und weil auch sonst Fehler bei der Anlage und dem ursprünglichen Betrieb der Pflanzungen gemacht worden sind. Das Entscheidende ist allerdings der gleich nach Anlage der Usambara-Pflanzungen auf dem Weltmarkt eingetretene Preisfall auf weniger als die Hälfte des früheren Standes für Kaffee. Die Ursache hiervon war die massenhafte Produktionssteigerung auf den brasilianischen Pflanzungen. Das Merkwürdige aber und die eigentlich am meisten verheissende Tatsache, die namentlich in West-Usambara die besten Aussichten eröffnet, ist das Gedeihen der verschiedenartigsten europäischen, subtropischen und selbst tropischen Anbaupflanzen unmittelbar nebeneinander und im selben Betriebe. Ich möchte in dieser Beziehung mich auf einige Beobachtungen berufen, die ich 1908 bei meinem Besuch in Ostafrika auf verschiedenen Pflanzungen in der Nähe von Wilhelmsthal gemacht habe. Hier wuchsen unmittelbar neben ausgezeichnetem Roggen und ebensolchem Hafer gut entwickelte junge Kaffeebäumchen. Daneben standen Kartoffeln und in der Nähe australische Gerberakazien und junge Kampferbäume, deren Heimat die Tropeninsel Formosa ist. Dabei kann ich nur sagen, dass ich noch nirgends in Deutschland Roggen gesehen habe, der im Stroh wie in den Aehren durchschnittlich eine so mächtige Entwickelung gezeigt hätte. Auch die Kartoffeln waren gesund, und die Akazienrinde enthielt noch einige Prozente mehr Gerbstoff, als die aus den Pflanzungen von Natal in Britisch-Südafrika, von wo seit Jahren ein bedeutender Export an Rinde stattfindet. Allerdings wird man abwarten müssen, ob die europäischen Getreidearten in Ostafrika nicht ausarten werden, und ebenso die Kartoffeln. In Südwestafrika gedeihen Kartoffeln aus Deutschland und von den Kanarischen Inseln zunächst auch gut, aber nach einigen Jahren muss immer wieder frische Saat importiert werden, weil die Knollen sonst verkümmern. Auch Tabak gedeiht in West-Usambara in einer Höhenlage von etwa 1600 Metern ausgezeichnet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse Usambaras bedürfen aber, um sie für die Besiedelung wirklich nutzbar zu machen, der Ergänzung durch ein gutes Wegenetz. Usambara ist ein im hohen Grade coupiertes Bergland, das erst durch Fahrwege aufgeschlossen werden muss; die eine existierende Fahrstrasse genügt dazu nicht. Trägertransport auf grössere Entfernungen hin macht den Absatz der Produkte von vornherein so gut wie illusorisch.

In den Grundzügen verwandt mit Usambara sind die Besiedelungs- und Anbauverhältnisse am Kilimandscharo und Meru. Die Fortführung der Usambara-Eisenbahn bis zum Kilimandscharo geht ihrer Vollendung entgegen, und einer so umfassenden Anlage fahrbarer Zufuhrstrassen zur Bahn wie in Usambara wird es an den grossen Vulkanen nicht bedürfen, weil der Boden hier auf weite Strecken hin eben ist und ähnlich wie Südafrika, von einzelnen Brücken abgesehen, im Naturzustande mit Ochsenwagen befahren werden kann. Auch am Kilimandscharo selbst ist nicht mehr viel Platz für neue Zuwanderer, da hier wie in Usambara die Waldreservate und das Eingeborenenland ein bedeutendes Areal im voraus beanspruchen. Freilich ist nach beiden Richtungen hin das zurückbehaltene Land so überaus reichlich bemessen worden, dass wohl auch noch Abstriche gemacht werden können. Besonders interessant und wirtschaftlich wichtig erscheint es, dass sich die Kaffeepflanzungen in der Höhenlage zwischen 1000 und 1500 Metern am Süd- und Südostabhang des Berges ausserordentlich gut entwickeln und ein Produkt von so hoher Qualität liefern, dass es mit den edelsten bekannten Sorten wetteifern kann. Auch hier wird aber erst die Heranführung der Eisenbahn die entscheidenden Vorteile bringen. Vielleicht ist diese günstige Entwickelung des Kaffees dadurch bedingt, dass in nächster Nachbarschaft, etwas weiter nördlich, die wahrscheinliche Urheimat des arabischen Kaffeebaumes liegt. Auch nach einer anderen Richtung ist man bezüglich der Kulturen am Kilimandscharo in angenehmem Sinne überrascht gewesen: Es hat sich gezeigt, dass der Manihot-Kautschuk, dessen Fortkommen man ursprünglich auf die tiefer gelegenen Gebiete mit tropischem Klima beschränkt glaubte, in der Gegend am Fuss des Berges bis in solche Höhenlagen hinein gedeiht, die bereits nahezu malariafrei sind.

Fassen wir diese Ergebnisse und Beobachtungen zusammen, so lässt sich mit genügender Sicherheit annehmen, dass mit nicht allzuhohem Kapital gemischte landwirtschaftliche Kulturbetriebe von mittlerem Umfange, sowohl in Usambara, als auch im Kilimandscharo-Merugebiet gegründet werden können, und dass keineswegs die grosskapitalistische Produktionsweise allein Pflanzungserfolge in begründete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aussicht stellen kann. Diese, wie es scheint, nur einer vorgefassten Theorie zuliebe aufgestellte Behauptung war es, durch die vor einiger Zeit die Besiedelung in den bisher näher bekannt gewordenen klimatisch begünstigten Teilen Deutsch-Ostafrikas zu Unrecht in Frage gestellt erschien. Schon jetzt können wir aber sagen, dass sich auch für die noch weiter ins Innere hinein gelegenen Striche unserer grössten Kolonie in letzter Zeit Möglichkeiten eröffnet haben, an die noch vor wenigen Jahren kaum gedacht wurde. Schon im Kilimandscharogebiet liegen die Verhältnisse so, dass an vielen Punkten extensive Weidewirtschaft nach Art des südafrikanischen Farmbetriebes zu der Anpflanzung von Kulturgewächsen ergänzend hinzutreten kann und an einzelnen Stellen wohl auch muss. Dabei ist aber die Qualität der ostafrikanischen Weidesteppe, wenn man von den sterilsten Teilen der sogenannten Massaisteppe absieht, eine bedeutend bessere, als in Britisch- oder Deutsch-Südafrika. Während wir also dort Widerspruch gegen die prinzipielle Bemessung des Farmlandes auf nicht mehr als 5000 ha erheben mussten, würde eine solche Fläche im nordöstlichen Teile Ostafrikas auch in denjenigen Fällen mehr als genügen, wo die Viehwirtschaft den alleinigen Produktionsgegenstand eines Ansiedlers bildet. Oestlich vom Meru finden sich sehr ausgedehnte Striche, wo die Regen- und Wasserverhältnisse die Besiedelung durch deutsche Einwanderer überwiegend in dieser Form, die der südwestafrikanischen prinzipiell entsprechen würden, erfolgen lassen werden. Das gilt z. B. für die grosse Landschaft Ndassekera, die Staatssekretär v. Lindequist auf seiner grossen ostafrikanischen Studienreise erfolgreich durchquerte, obwohl fast jedermann in der Kolonie die Befürchtung hegte, es könne die Expedition wegen der vermeintlichen Wasserlosigkeit dieses Landes ein Missgeschick ereilen. Der Ostafrikaner hat bisher die Steppengebiete allzu ungünstig beurteilt, denn ihm fehlte die praktische Anschauung davon, was in Südafrika wirtschaftlich aus solchen Steppen, wo Acker- oder Gartenbau nur in ganz beschränktem Umfange und mit künstlicher Bewässerung möglich ist, durch extensive Viehzucht immer noch herausgeholt werden kann. Jenseits des grossen ostafrikanischen Grabens finden sich aber auch ausgedehnte Gebiete in gesunder Höhenlage, wo nicht nur Viehzucht solcher Art, sondern auch weitgehende rationelle Bodenkultur getrieben werden kann. Wenn die Verlängerung der Kilimandscharobahn erst einmal nach Iraku, Turu und den Nachbarlandschaften vorgedrungen sein wird, dann werden die dortigen Ackerbauprodukte von den Farmen weisser Ansiedler guten Absatz in den Pflanzungsgebieten an der Küste finden. Werden doch noch heutigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tages Nahrungsmittel, namentlich Reis, im Werte von Millionen von Mark aus überseeischen Produktionsgebieten nach der Küste von Deutsch-Ostafrika importiert.

Neben diesen Zukunftsaussichten im Nordosten der Kolonie treten die früher auf andere Gebiete, wie z. B. Uhehe, gesetzten Hoffnungen jetzt etwas zurück. Da ich mir aber aus eigener Anschauung weder von Uhehe noch von den Njassahochländern ein Bild machen kann, so möchte ich mich eines Urteils über diese Landschaften enthalten. Soviel allerdings wird man wohl zugeben müssen, dass die hier und da geäusserte Meinung, in Ostafrika sei im ganzen mehr Platz für deutsche Einwanderer als in Südwestafrika, nicht so unberechtigt sein dürfte, wie das von manchen Stellen aus noch behauptet wird.

Ein kurzes Wort wenigstens möchte ich auch noch über die Hochlandsgebiete in Nordwestkamerun sagen, die ich gleichfalls persönlich kennen gelernt habe. Die Dinge stehen hier offenbar ähnlich wie in der äussersten Nordwestecke von Deutsch-Ostafrika, in Ruanda und Urundi. Das Klima und die Fruchtbarkeit sind sehr günstig und würden an sich, die nötigen Verkehrsmittel vorausgesetzt, ohne weiteres eine ziemlich dichte Besiedelung mit deutschen Einwanderern ermöglichen. Was unter allen Umständen zur Vorsicht zwingt, ist hier wie dort die dichte, waffengeübte einheimische Bevölkerung. Die Balis z. B. sind sicher nicht weniger kriegstüchtig und unter Umständen auch kriegslustig, als die Ruandaleute. Praktische Erprobungen, die trotzdem nicht ausgeschlossen sind, werden sich aber hier wie dort erst ermöglichen lassen, wenn das im Bau befindliche Eisenbahnsystem bedeutend weiter vorgerückt sein wird, als es vorläufig der Fall ist.

Ueber die Südseegebiete, Samoa, Deutsch-Neuguinea usw. muss ich mir an dieser Stelle weitere Ausführungen versagen, weil ich sie nicht auf eigene Anschauungen stützen könnte und sie daher höchstens den Wert einer Rekapitulation von gedrucktem, überall zugänglichem Material beanspruchen würden. Für mich persönlich ist der Artikel von Dr. Thurnwald in Nr. 35 der Deutschen Kolonialzeitung über die Siedelungskolonie in den Bainingbergen auf der Gazelle-Halbinsel in hohem Grade interessant gewesen, und ich glaube, dass nicht viele hier gegenwärtig sein werden, denen es in dieser Beziehung bei der Lektüre anders gehen würde. Nicht angerührt habe ich in diesen kurzen Ausführungen das schwierige Problem der Eingeborenenfrage, ohne dessen Lösung von gedeihlicher Besiedelung Afrikas oder anderer ähnlich gearteter Gebiete überhaupt nicht gesprochen werden kann. Lassen Sie mich in dieser Beziehung, um wenigstens einen Hinweis auf dieses an sich notwendige Korrelat jeder Erörterung über koloniale

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besiedelung zu geben, mit einem kurzen Worte schliessen, das ich an anderer Stelle, in dem Einleitungsbande zu meiner Deutschen Kolonialwirtschaft, bereits gesagt habe:

„Die kolonisatorische Arbeit und das kolonisatorische Endziel sind im ganzen und im einzelnen massgeblich bedingt durch die Rücksichtnahme auf das nationale Ziel, dem sie gleich jeder anderen nationalen Arbeit zu dienen haben: Vermehrung der ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung der Nation. Ein Recht der Eingeborenen, welches nur um den Preis verwirklicht werden könnte, dass die Entwickelung der weissen Rasse darüber an irgendeinem Punkte verkümmern müsste, existiert nicht. Die Idee, dass die Bantus, die Sudanneger und die Hottentotten in Afrika ein Recht darauf hätten, nach ihrer eigenen Fasson zu leben und zu sterben, selbst wenn darüber unzählige Existenzen bei den Kulturvölkern Europas in einem proletarischen Kümmerdasein stecken bleiben, anstatt dass sie durch eine Vollausnutzung der Produktionsfähigkeit unseres Kolonialbesitzes sowohl selbst zu einem reicheren Dasein emporsteigen, als auch den Gesamtbau der humanen und nationalen Wohlfahrt freier in die Höhe richten helfen (sei es in Afrika, sei es in Europa) — diese Idee ist absurd.

Wirkl. Admiralitätsrat Dr. **Schrameier,** Berlin: Die Entwickelung Kiautschous hat einen anderen Gang genommen und nehmen müssen, als die der übrigen Kolonien des Deutschen Reiches. Nicht durch sich selbst hat das Gebiet Bedeutung, sondern nur als Stütz- und Ausgangspunkt der mannigfachen deutschen Interessen Ostasiens. Diese Interessen sind teils politischer, teils kommerzieller und teils kultureller Art. Lassen wir die ersten, die mit der Marine verknüpft sind, bei Seite, so handele es sich bei dem Kiautschougebiete in Kürze um die Anbahnung von Handelsbeziehungen mit China unter deutscher Leitung und deren Konzentrierung auf ein für die notwendigen Hafenanlagen und Geschäftseinrichtungen ausreichendes Areal, ferner um die methodische Nutzbarmachung der dort getroffenen Einrichtungen als Anschauungsmaterial für das in einer allgemeinen Umgestaltung begriffene Chinesische Reich.

Unsere Kolonie hat das grosse Glück gehabt, dass die Privatinitiative sofort in ausgibigem Masse sich der äusseren Ausgestaltung der Kolonie zur Verfügung stellte. Die Schantung-Eisenbahngesellschaft unternahm mit einem niemals genug zu bewundernden Scharfblick den Bau einer Verbindungsbahn zwischen Tsingtau und Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung; die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bergbaugesellschaft nahm den Betrieb der Kohlenfelder entlang der Bahn in Angriff; deutsche und englische Reedereien liessen ihre Schiffe in regelmässiger Fahrt den Hafen anlaufen; deutsche und ausländische Firmen errichteten dort Filialen; auch chinesische Handelshäuser von Bedeutung fassten Vertrauen und liessen in wachsender Zahl sich nieder.

Der wirtschaftliche Aufschwung ging so schnell und glatt vor sich, dass von dem I. Deutschen Kolonialkongress im Jahre 1902, also nicht ganz fünf Jahre seit dem Bestehen des Schutzgebietes, eine Resolution gefasst werden konnte, die die rasche und kräftige Entwickelung des Kiautschougebietes in China, insbesondere die glückliche Lösung der Landfrage, sowie die Berücksichtigung der Interessen der deutschen Industrie in ihm und seinem Hinterlande, auf das Freudigste begrüsste und dem Reichskanzler für ihre Förderung seinen wärmsten Dank aussprach. An Rückschlägen hat es bis jetzt glücklich gefehlt; der Fortschritt hat sich ruhig und gleichmässig vollzogen und hat eine Höhe erlangt, die vor zehn Jahren nur wenige vorauszusagen wagten; wenigstens hat er jede andere Entwickelung von Handelszentren an der chinesischen Küste im Tempo und in der Solidität des Geschaffenen überholt, wenn seine Bedeutung selbstverständlich auch hinter manchen älteren Plätzen zurücksteht, er vielleicht auch manche niemals einholen kann.

Die Investierung des Privatkapitals, auf die in erster Linie der schnelle Gang der Besiedelung zurückzuführen ist, entsprach dem Masse des Vertrauens, das der Regierung bei der Ausgestaltung der Kolonie entgegengebracht wurde. Der Reichstag, der schon bei der ersten Etatsberatung im Jahre 1899 mit seiner Anerkennung für das von der Marine in der Kolonie Geschaffene nicht kargte, bewilligte in grosszügiger Weise die Mittel für den Ausbau des Hafens, der Stadt und der Verwaltung. Die in Kiautschou gesteckten Summen sind gewiss nicht gering; aber sieht man von Aufwendungen für Militär und Befestigungen ab, so kommt der Betrag nicht fern an die Höhe des bis jetzt schon dort festgelegten Privatkapitals heran; die Verzinsung der Summen, die sich nur zum kleinen Teil in den bedeutenden Einnahmen der Kolonie darstellt, rechtfertigt die Ausgaben entschieden. Hätte das Reich sich zurückhaltend gezeigt, so wäre das Privatkapital nicht gekommen. Eins bedingt das andere; auf diese Weise ist Kiautschou von solchen unproduktiven Ausgaben verschont geblieben, die viele

andere Kolonien infolge anfänglicher Sparsamkeit und Vernachlässigung dem Reiche später verursachten.

In den gesunden Gang der Entwickelung jetzt durch Beschneidung der nötigen Mittel eingreifen zu wollen, wäre ein grosser Fehler. Was angefangen ist, muss vollendet werden, wenn nicht das Vertrauen schwinden und das Prestige der Kolonie und noch mehr Deutschlands bei den Nachbarn leiden soll. Was das Reich erworben hat, muss es behaupten; nachdem einmal mit Bewusstsein und Ueberlegung der Besitz zu einem Handelsplatz grossen Stiles bestimmt und man mit den erforderlichen Einrichtungen vorgegangen ist, gilt es, durchzuhalten, um so mehr, da doch bis jetzt der Erfolg jede Auslage rechtfertigt. Dass Sparsamkeit bis ins Kleinste dabei geübt werden muss, versteht sich natürlich von selbst. Ich glaube aber, dass jede Ausgabe im allgemeinen — Irrtümer und Missgriffe mögen vorgekommen sein — sorgsam erwogen ist und die Solidität der Ausführung manche scheinbar hohen Summen rechtfertigt. Es ist eben nicht auf Schein, sondern unter manchmal schwierigen Verhältnissen auf Bestand gewirtschaftet; an wenigen Plätzen der Welt ist wohl ein so moderner, allen Anforderungen entsprechender und in seiner Anlage mustergültiger Hafen mit so geringen Mitteln ausgeführt worden, wie in Kiautschou.

Alles dies trug dazu bei, die Bevölkerung, die zum grössten Teil aus Handelsleuten besteht, zu dem neuen Platze zu locken und einer schnellen Besiedelung die Wege zu bahnen. Neben den äusseren Anlagen wirkte nun auch der innere Ausbau in hervorragendem Masse mit, ihr Vertrauen zu festigen. Ich kann hier nicht auf die Einzelheiten eingehen, jedoch darf mit einer gewissen Genugtuung angeführt werden, dass manche in unserem chinesischen Schutzgebiet zuerst betätigte Ideen in kurzer Frist von anderen Seiten aufgegriffen wurden. Die Zollregelung des Schutzgebietes mit China hat Japan z. B. für seine Kolonie Dalny übernommen, ebenso die Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Chinesen; am meisten hat jedoch die Landordnung von Kiautschou von 1898 Beachtung gefunden und bereits auf dem I. Deutschen Kolonialkongress im Jahre 1902 als das einzig ausgearbeitete und, im Gegensatz zu allen anderen Kolonien, grundsätzlich geregelte Bodensystem Anerkennung geerntet. Diese Regelung der Rechte am Grundeigentum hat weit über unsere Kolonie hinaus auf andere Kolonien gewirkt, vornehmlich die in ihr auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellte Grundsteuer nach dem gemeinen Werte, die Anwendung des Erbbaurechtes für gewisse Stadtviertel, die Einführung der direkten und indirekten Wertzuwachssteuer. Von Kiautschou aus hat die Wertzuwachssteuer ihren Weg zu den Kommunen in Deutschland, dann nach England genommen, und augenblicklich pocht sie beim Reiche um Aufnahme an.

Der Vollständigkeit halber führe ich hier noch an, dass Kiautschou mit der Aufstellung eines Gouvernementsrates anderen vorangegangen ist; der Wunsch der Bevölkerung, diese Einrichtung von einem beratenden zu einem beschliessenden Organe erhoben zu sehen, hat neben anderen schwerwiegenden Gründen, die zum Teil politischer Natur sind, an dem in Kiautschou geprägten Grundsatz scheitern müssen, dass vor die Selbstverwaltung die Selbsterhaltung tritt. Vorläufig fehlt es im Schutzgebiete an dieser Voraussetzung: so gross die Einnahmen der Kolonie auch sind und genügend für die Bedürfnisse der Zivilverwaltung, so bestehen die meisten doch aus der Verzinsung der vom Reiche geschaffenen wirtschaftlichen und industriellen Anlagen, deren Kontrolle, wenn auch die Erträgnisse billigerweise bis jetzt der Kolonie überlassen sind, den gesetzgebenden Faktoren des Reiches nicht entzogen werden kann. Dass der Gedanke der Gründung einer chinesischen Hochschule auf andere Nationen, Engländer und Amerikaner, befruchtend gewirkt hat, ist Ihnen bekannt.

Unter diesen inneren und äusseren Vorkehrungen ist die Besiedelung systematisch ihren Weg gegangen. Die letzte Zählung ergab als Gesamtzahl der Europäer einschliesslich der Amerikaner, natürlich mit Ausschluss des Militärs, 1621 gegen 1484 im Jahre 1907; dazu kamen 167 Japaner; Chinesen wohnen 161 140 Personen im Schutzgebiete; im Stadtgebiete der neugegründeten Stadt Tsingtau mit Vororten 34 180 Personen gegen 31 509 im Jahre 1907; die Bevölkerung des Distrikts Litsun hat sich von 63 333 Personen im Jahre 1903 auf 91 083 Personen im Jahre 1910 vermehrt.

Die bisherige Entwickelung berechtigt also zu den schönsten Hoffnungen. Von einem maritimen Stützpunkt ist das Schutzgebiet allmählich zu einem wichtigen Handelsemporium und gewaltigen Kulturfaktor herangewachsen; mehr und mehr haben seine Aufgaben über die engen Grenzen der Kolonie hinausgeleitet zu einer friedlichen Eroberung mitten in China hinein.

Kaiserlicher Gouverneur Dr. **Hahl**, Neu-Guinea: Jedes wirtschaftliche Unternehmen im Schutzgebiete und damit auch die Bebauung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landes und die hierauf gegründete Siedelung ist vom Handel ausgegangen. In dem nördlich des Aequators gelegenen Inselgebiet der Karolinen-, Palau-, Marianen- und Marshallinseln, scheinen für eine Niederlassung günstigere Voraussetzungen sich zu bieten, weil schwere klimatische Erkrankungen dort unbekannt sind. Es ist auch zu einigen Pflanzungen und Siedelungen gekommen, für eine Ausdehnung im Grossen fehlt es indessen an genügender Fläche. So hat der Handel in der Entwickelung überwogen. Die nördliche Inselwelt wird auch in Zukunft eine Handelskolonie bleiben, für eine Kolonisation in grösserem Masse aber nicht in Frage kommen. In Neu-Guinea südlich des Aequators, also im Bismarck-Archipel, den Salomo-Inseln und Kaiser-Wilhelmsland hat die Besiedelung verschiedene Formen im Laufe der Entwickelung aufgewiesen. Die Zerrissenheit des Landes, in unzähligen Eilanden über eine weite Fläche des Meeres verstreut, nötigte bald dazu, für die Küstenschiffahrt feste Stützpunkte zu suchen. Auch erschien es vorteilhaft bei dem Tiefstand der Kultur der Eingeborenen, die Aufbereitung des wichtigsten Handelserzeugnisses, der Kopra, der Aufsicht zu unterstellen, um ein gutes, marktfähiges Erzeugnis zu sichern. Die zunehmende Befriedung der Eingeborenen sicherte aber nicht nur Handelsgut, sondern spielte den Unternehmern noch zwei weitere wichtige Voraussetzungen in die Hände, Land und Arbeiter.

So entstand alsbald fast um jede Handelsniederlassung eine Pflanzung, deren Ausdehnung von der Unternehmungslust, dem Fleisse, der verfügbaren Fläche und zuletzt dem Ertrage des Handels, als dem Spender des Kapitals, abhing. Von den heute vorhandenen Grossunternehmungen haben, von kleinen Anfängen ausgehend, sechs den Weg dieser Entwickelung genommen, die noch nicht abgeschlossen ist. Man darf ihren Wert mit 9½ Millionen Mark annehmen. Neben ihnen bildeten sich 25 mittlere und kleinere Unternehmungen, die, bescheiden genommen, heute einem Wert von 1 900 000 Mark entsprechen dürften. Für die Besiedelung muss einzig und allein die kleine und mittlere Handelsfarm, d. h. ein Unternehmen von nicht über 500 ha Fläche, in das Auge gefasst werden. Sie hat sich auf der Gazellehalbinsel und im nördlichen Neu-Mecklenburg, zuletzt auch an der Küste von Kaiser-Wilhelmsland, eingebürgert. Die Unternehmer sind wahre Kolonisten; sie sind im Lande sesshaft, meist verheiratet und widmen ihre ganze Arbeitskraft ihrem Besitztum. Der Aufenthalt in einem Tropenklima schliesst die eigene körperliche Tätigkeit auf dem Felde aus. Das Gedeihen der Wirtschaft hängt von der Zahl der arbeitswilligen farbigen Hände ab. Die Form des Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

triebes drängt von selbst nach der Erweiterung zum Grossunternehmen. Das Beispiel der erwähnten Grossfirmen steht lockend vor Augen. Es ist das deutlich erkennbare Bestreben der Besitzer, rechtzeitig im Hinterland oder in unmittelbarer Nachbarschaft sich soviel Land zu sichern, dass die Ueberführung der Besitzung zur Grosspflanzung, wenn nicht ihnen, so doch ihren Kindern möglich sein werde. Die Sesshaftigkeit des Kolonisten wird also die zweite Generation nicht überdauern. Die Unternehmungsform ist aber für die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie von der grössten Bedeutung. Sie gewährleistet die Ansammlung erfahrener, in der Tropenlandwirtschaft und in der Behandlung der Eingeborenen geschulter Kräfte, sichert den Zustrom arbeitsfreudiger, wagemutiger Männer und schafft bleibende Werte für die Kolonie, wobei die Kapitalbildung in langsamem Gange erwirtschaftet wird, im Gegensatz zur Gründung.

Die Zahl der lohnenden Handelsniederlassungen, welche ein Vorgehen in der beschriebenen Richtung erlauben, ist indessen eine beschränkte. Sollte die Entwickelung durch eine auf dem Anbau beruhende Siedelung vorwärts getrieben werden, so musste der Versuch gewagt werden, eine weitere Unternehmungsform für kleine und mittlere Siedler einzubürgern. Es war für Neu-Guinea naheliegend, die persönlichen Kräfte für einen solchen Versuch unter den Deutschen im nördlichen Queesland zu finden. Die angeknüpften Unterhandlungen zeigten bald, dass nur gänzlich mittellose Elemente sich hierzu hergeben wollten. Der Plan war, die Farmer auf eine Höhenlage zu bringen, frei von Malaria und zum wenigsten klimatisch so günstig, dass sie den für den Anfang jedenfalls unentbehrlichen farbigen Knechten voranarbeiten konnten. Nach der ersten Unterstützung sollte das für den Betrieb unentbehrliche Kapital durch die Aufzucht von Kleinvieh und den Anbau von rasch kommenden Gewächsen beschafft werden. Die Ausführung des Planes setzte voraus, dass ein nahe gelegener Markt bequem mit einfachen Verkehrsmitteln erreicht werden konnte. Als Farmgebiet kamen nach Lage der Entwickelung somit einzig die Bainingberge auf der Gazellehalbinsel in Betracht. Zu Anfang Januar 1905 zogen neun Farmer zu, die auf die bereit gehaltenen Lose verteilt wurden. Die Geschicke dieser Kolonisten sind jüngst in der „Deutschen Kolonialzeitung", Nr. 35, 1910, von einem Augenzeugen eingehend geschildert worden. Ich darf daher, um Wiederholungen zu vermeiden, auf jene Ausführungen Bezug nehmen und mich auf folgende Angaben beschränken.

Es wanderten wieder ab zwei Familien; eine, nachdem der Vater an Schwarzwasserfieber gestorben war. Von den Verbliebenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

starben im Laufe der sechs Jahre zwei Frauen und zwei Kinder. Durch Zuzug wuchs die Zahl der Farmen auf der Gazellehalbinsel, welche sich in gleicher wirtschaftlicher Lage befinden, auf 14 an. Es sind vorhanden 14 Männer, 4 Ehefrauen, 9 Söhne, 8 Töchter. Die Gesamtaufwendungen beliefen sich auf rund 63 000 Mk., von denen die Farmer etwa $^2/_3$ wieder ersetzen müssen. Das Schicksal der einzelnen Leute war, ihren persönlichen Fähigkeiten entsprechend, ein recht verschiedenes. Die Farmen bieten heute noch das Aussehen einer Siedelungskolonie. Die Besitzer scheinen auf der Scholle sesshaft. Sie werden gleichwohl ebenso wie die aus dem Handel hervorgegangenen kleinen und mittleren Pflanzer danach streben, ihre Unternehmungen zu vergrössern und in eine Gesellschaftsform überzuführen. Die Kinder werden im Lande bleiben, in dem sie grossgezogen worden sind und das ihre Heimat bildet. Soweit sie sich nicht auf dem Stammgute halten oder als Verwalter und Aufseher in anderen Betrieben Verwendung finden, werden sie die Pfadfinder sein zur kommenden Höhensiedelung. Die angedeutete Entwickelung ist auch bereits beschritten worden. Kolonisatorisch schafft also die zweite Unternehmung, die Ackerfarm, nicht nur bleibende Werte für die Kolonie, sondern sie sichert auch sesshafte und erfahrene, dem Klima angepasste Menschen.

Für Neu-Guinea, das über weite Gebiete mit Hochgebirgen verfügt, erscheint es naheliegend, auch der Besiedelung der klimatisch für den Europäer völlig zusagenden Flächen sich zuzuwenden. Ein Vorstoss ist auch bereits unternommen worden. Die Neuendettelsauer Mission hat im Jahre 1892 auf dem Sattelberg bei Finschhafen in der Höhe von etwa 970 m über der See sich ein Erholungsheim geschaffen. Sie beschränkte sich im Laufe der Zeit nicht auf die Unterhaltung der einfachen, hierfür benötigten Bauten, sondern sie ging auch kolonisatorisch vor. Der Wald wurde gerodet, Viehzucht eingeführt, der Acker unter Anwendung von Pflug und Egge bestellt und der Verkehr mit der Küste auf selbstgebauter Strasse mit einem Ochsenfuhrwerk unterhalten. Die gesammelten Erfahrungen sind keine abschliessenden und zwingenden, es lässt sich aber immerhin sagen, dass auf einer Höhe von etwa 1000 m und darüber der Europäer dauernd im Freien arbeiten kann. Die klimatischen Erkrankungen der Tropen verschwinden und das Gedeihen der Familien lässt nichts zu wünschen übrig. Die nächtliche Abkühlung ist eine bedeutende; das Thermometer sinkt auf 8 Grad Celsius und darunter, die Mittagshitze übersteigt selten 28 Grad im Schatten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu einem Vorgehen indessen mit Versuchen zu einer Höhensiedelung könnte ich nicht raten. Ehe überhaupt hierfür Geld ausgegeben wird, muss nach meinem Dafürhalten unter Aufwendung reicher Mittel durch berufene Sachverständige festgestellt werden, in welcher Ausdehnung und in welcher Lage Höhenland für eine Besiedelung in Neu-Guinea zur Verfügung steht. Recht wünschenswert wäre dagegen die Weiterführung der zweiten beschriebenen Unternehmerform. Sie liesse sich ermöglichen, wenn auf der Gazellehalbinsel, ausgehend vom Weberhafen, eine gute Strasse in das Baininggebirge bis zu einer Höhe von etwa 900 m über der See getrieben würde. Eine vernünftige und den Verhältnissen angepasste Kreditorganisation müsste den Farmern zu Hilfe kommen. Es darf angenommen werden, dass bei Schaffung dieser Voraussetzungen ein reicher Zustrom tropenerfahrener Deutscher aus dem nördlichen Queensland stattfinden würde. Die Mittel des Schutzgebiets reichen in keiner Weise aus, die Aufgabe zu lösen. Inzwischen haben kapitalkräftige Deutsche aus Queensland sich der Sache angenommen. Sie sicherten sich eine Fläche von 3000 ha am Weberhafen, die sie zunächst mit farbigen Arbeitern für die Anpflanzung von Zuckerrohr urbar machen wollen. Die spätere Zerschlagung in kleinere Farmen und die Bewirtschaftung in Pachtlosen durch einzelne Farmer unter Zuhilfenahme farbiger Knechte ist vorgesehen. Ein Gelingen des Unternehmens würde zweifelsohne die Erstarkung der Einwanderung aus dem nördlichen Queensland, wie später aus der Heimat, zur Folge haben und eine Gewähr dafür bieten, dass die Besiedelung eines Teils von Neu-Guinea mit Deutschen durch die eigene Unternehmungslust unserer Landsleute in Queensland gerettet würde.

Kaiserlicher Gouverneur **Seitz**, Kamerun: Was die Besiedelung des Schutzgebiets Kamerun anlangt, so kann ich mich im allgemeinen den Ausführungen des Herrn Dr. Rohrbach anschliessen. Für die dauernde Ansiedelung deutscher Familien kommen nur die Hochländer im nordwestlichen Kamerun und auch von diesen nur einzelne Gebiete in Frage, da die Malaria strichweise bis in die Höhe von Kamerun, etwa 1200—1300 m über dem Meeresspiegel vorkommt.

Ob bei einer künftigen Besiedelung dieser Länder das Hauptgewicht auf Viehwirtschaft oder auf Ackerbau zu legen sein wird, lässt sich heute noch nicht entscheiden. Wenn man die weiten Strecken des Graslandes übersieht, so wundert man sich, dass die an sich fleissigen Eingeborenen, die grosse Flächen Ackerland mit Mais, Erdnüssen, Yams usw. bebaut haben, so wenig Viehzucht treiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allein mit dem Hinweis auf die Abneigung der Bantus gegen Viehzucht in grösserem Umfang wird man diese Tatsache nicht erklären können, zumal besonders in Bamum die Berührung mit den viehzuchttreibenden Stämmen Adamauas seit langen Jahren besteht. Vielleicht liegt der Grund in der Beschaffenheit des Futters, das, wie bei der amtlichen Versuchsherde in Dschang festgestellt wurde, eines Zusatzes an Salz und Kalk bedarf.

Da die Länder, welche für die Besiedelung durch Weisse in Frage kommen, von einer kräftigen und selbstbewussten Bevölkerung bewohnt sind, so ist bei der Auseinandersetzung mit den Eingeborenen zum Zwecke einer Besiedelung des Landes jedenfalls grosse Vorsicht geboten, wenn nicht gefährliche Rückschläge eintreten sollen. Vor allem aber kann ernstlich an eine Besiedelung erst herangegangen werden, wenn das Hochland von der Eisenbahn erreicht ist.

Kaiserlicher Gouverneur a. D. **von Schuckmann,** Rohrbeck: Herr Dr. Rohrbach hat die Grösse der von der Regierung verkauften Farmen bemängelt. Die Grösse der Regierungsfarmen ist nach eingehender Prüfung und Anhören sachverständigen Männer erfolgt. Dieselbe ist verschieden nach der Güte des Landes, dem Graswuchs und andern Umständen, wie z. B. Wasserarmut, Vorhandensein von Bergen oder steinigen Abhängen, Klippen usw. Während im Norden des Schutzgebietes die Regierungsfarmen höchstens 5000 ha, aber auch darunter sein sollen, wurden im Süden Farmen bis zu 20 000 ha, im mittleren Gebiete 10 000—15 000 ha gross, verkauft. Die Farmen sind durchweg so gross bemessen, dass sie gut existenzfähig sind und wirtschaftlich einen Umfang haben, der auch in trockenen Jahren dem Vieh Weide genug gewährt. Anormale, regenlose Perioden werden wie überall auch dort Schwierigkeiten hervorrufen.

Das Bestreben vieler Siedler geht naturgemäss dahin, möglichst viel Land zu den billigen Regierungspreisen zu erhalten. Das ist in allen neubesiedelten Gebieten anderer Länder ebenso der Fall gewesen. Das ist niemand zu verdenken, aber es schiesst über das Nötige hinaus. Eine vorsorgliche Regierung muss das teuer erkaufte Land einer möglichst grossen Zahl von deutschen Siedlern offen halten, um einmal eine ansehnliche Bevölkerung im Schutzgebiete zu bekommen, die das Land mal selbst verwalten kann, sodann aber auch, um das ausgedehnte Land in Benutzung zu bringen. Je grösser die Farm, um so mehr werden grosse Teile derselben bei dem durchschnittlich geringen Betriebskapital für lange Jahre unbenutzt liegen bleiben. Unser Ziel muss sein, das ganze Land bald in Betrieb zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen, d. h. arbeiten zu lassen. Wenn die doppelte Anzahl der von Dr. Rohrbach berechneten Farmer im Lande ansässig ist, wird das Schutzgebiet viel eher auf eigenen Beinen stehen können. Auch politisch ist es von grosser Bedeutung, dass Südwest dichter besiedelt wird, sonst kann es schwerlich ein Faktor im ganzen Südafrika werden. Dr. Rohrbach hat zur Begründung seiner Ansicht hervorgehoben, dass die Burenfarmen viel grösser gewesen seien, und dass dies wohl dazu beigetragen habe, die Buren zu so selbständigen Leuten mit grossem Nationalgefühl zu machen. Das ist indessen kein Beweis für die von Herrn Rohrbach vertretene Ansicht. Erstlich lagen die Verhältnisse damals in Südafrika ganz anders, die Buren teilten sich als Eroberer das Land, hier gibt es die Regierung; Bahnen gab es damals in der Kapkolonie nicht, so dass die Absatzmöglichkeit ausser von Vieh fast ausgeschlosen war. Ganz anders sind die heutigen Verhältnisse. Das Schutzgebiet ist schon zum grossen Teil durch Bahnen erschlossen und wird es in naher Zeit noch mehr werden, dies gibt die Absatzmöglichkeit, legt aber auch die Verpflichtung auf, intensivere Kultur zu treiben, als die Buren es früher als Hirtenvolk getan haben. Im übrigen denkt die Kapregierung heute nicht mehr daran, so grosse Farmen, wie Dr. Rohrbach wünscht, zu vergeben; sie verkauft heute noch kleinere Farmen als wir. Nur bei ganz armem sterilen Boden wird es noch geschehen, und dies wird auch bei uns stets berücksichtigt werden.

Eine Folge der Grösse der Burenfarmen ist ferner gewesen, dass die Buren sich zu lange auf Viehzucht beschränkt haben. Die gegenwärtige wirtschaftliche Entwickelung Südafrikas zeigt dies klar. Das Vieh brachte den Buren so viel, wie sie in ihrer Abgeschlossenheit brauchten, erst nachdem die Farmen durch Erbteilung oder sonst kleiner geworden waren, wurden sie intensiver bearbeitet. Die Zeiten haben sich geändert, wir müssen gleich mit intensiverer Arbeit beginnen. Viehzucht soviel, wie die Weide es gestattet, im übrigen aber Korn, Tabak, Wein, Kartoffeln anbauen. Ich muss Herrn Dr. Rohrbach bitten, das Schutzgebiet nicht so schlecht zu machen, er sprach so, als ob die Farmer allein auf Viehzucht angewiesen sind und keine anderen Einnahmen haben können. In seinem trefflichen Buch über Südwest hat er den Wert des Landes anders eingeschätzt. Ohne Zweifel werden die meisten Farmen auch Gelegenheit für andere Einnahmen als aus Viehzucht geben. Die Grösse der Regierungsfarmen ist vollkommen ausreichend, man braucht doch nicht gleich so viel Land herzugeben, dass der Farmer vier Söhne darauf ansiedeln kann, bis dahin aber einen grossen Teil der Farm unbenutzt liegen lässt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kein Mensch hindert den kapitalkräftigen Mann in Südwest, sich mehr Grundbesitz von Nachbarn oder sonst zu kaufen, aber die Regierung tut aus den angeführten wirtschaftlichen und politischen Gründen gut, nicht mehr Land zu den Regierungspreisen an den einzelnen fortzugeben, als für die vollkommen ausreichende wirtschaftliche Existenz einer Farm nötig ist, damit eine tunlichst grosse Anzahl Deutscher die Möglichkeit hat, sich in dem herrlichen Lande anzusiedeln.

Rittergutsbesitzer **E. Jenny**, Berlin: Zu betonen ist die technische Schwierigkeit für den Landwirt, sich in die allerextensivste Wirtschaft in Deutsch-Südwest aus deutschen Verhältnisen zu finden, zumal Referent der Ansicht ist, dass die 5000 ha-Landlose nur eine grossbäuerliche Existenz bieten, also den gebildeteren Landwirt nicht locken. Und doch stände ein vorzügliches Material zur Besiedelung zur Verfügung — die Deutschen besonders aus Südost-Russland. Die Leute sind in Art und Sprache kerndeutsch, sehr kinderreich, an extensive Wirtschaft gewöhnt, ausserdem gewohnt, niedriger geartete Arbeitskräfte in Zucht und Ordnung zu halten, speziell mit der Steppe wohlvertraut und den Riesenbetrieben extensivster Art gewachsen, dabei reine Bauern geblieben in Lebenshaltung und Wesensart. Technische Anpassung, ja mannigfache Verbesserung ist von ihnen eher zu erwarten, als von erfahrungslosen Leuten, die resigniert Farmen mit Vieh besetzen und lediglich deren natürlichen Zuwachs abwarten.

Auf Gütern der preussischen Ansiedelungskommission angesetzt, können sie im Kampf gegen das Polentum kaum dienen, da sie technisch versagen müssen (ausgenommen die wenigen aus dem Zartum Polen und Wolhynien). Auf leichtem Sand können Leute, die noch nie etwas vom Düngen gehört, keine intensive Wirtschaft führen und sind dem Untergang geweiht.

Noch eine Warnung! Die von ihrer Dorfgemeinde abgesplitterten südrussischen Deutschen sind zu vermeiden, trotzdem sie meist kapitalkräftiger sind. Denn sie sind auch meist zu Bodenhändlern und Güterschlächtern entartete Spekulanten und haben aufgehört, B a u e r n zu sein, worauf es ankommt.

Lic. Dr. **Paul Rohrbach**, Berlin: Zu den Ausführungen des Herrn Vorredners möchte ich nur kurz bemerken, dass es bei der Eigenart der südwestafrikanischen Wirtschaft auf die besondere landwirtschaftliche Vorbildung des Mannes, der Farmer werden will, nicht viel ankommt. Worauf es ankommt, ist vielmehr seine allgemeine menschliche Tüchtigkeit und seine Befähigung, mit den Eingeborenen umzu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehen, die unsere Arbeiter in Südwestafrika sind. Die südafrikanische Wirtschaft ist auf der einen Seite etwas so Besonderes, dass Erfahrungen, die auf einem ganz anderen Gebiet gesammelt sind, für sie wenig nützen. Auf der anderen Seite handelt es sich um so einfache, ja primitive Bedingungen, dass gesunder Menschenverstand und praktisch-natürliche Veranlagung, neben dem nötigen Kapital ausreichen, um den ökonomischen Erfolg wahrscheinlich zu machen. Daher sehen wir auch unter den Farmern, die es heute in Südwest zu etwas gebracht haben, Leute aus allen möglichen früheren Berufen, und die ursprünglichen Landwirte sind, wenigstens unter den alten Ansiedlern, durchaus nicht in der Mehrzahl. Unter allen Umständen von Nutzen sind Vorkenntnisse in der Viehzucht, aber auch diese wird in Südafrika auf andere Art getrieben als zu Hause.

Was die Ausführungen des Herrn Gouverneurs von Schuckmann betrifft, so möchte ich ihnen entgegenhalten, dass tatsächlich doch, wenn jemand Land zu kaufen wünscht, der Verkauf von mehr als 5000 ha so gut wie regelmässig verweigert wird. Das besiedelungsfähige Land, z. B. in den Bezirken Omaruru, Okahandja, Windhuk, Gobabis und dem übrigen Norden, ist auf der Karte in lauter nebeneinander liegende Blöcke von je 5000 ha Inhalt geteilt, und wenn ein Kaufliebhaber kommt, so kann er sich einen solchen Block aussuchen. Will er einen zweiten dazu haben, so heisst es bei dem betreffenden Bezirksamt: Bedaure, nein, das geht gegen unsere Grundsätze! — Der Herr Gouverneur sagte, wenn die Farm genügend bestockt sei, könne der Farmer auch noch mehr Land hinzukaufen. Mehr Land heisst in diesem Falle, ein weiterer Block. Aber wo liegt der dann? Und was heisst, eine Farm voll bestocken? Wie soll der Zeitpunkt berechnet werden, zu dem ein Stück Land als bestockt gilt? Jemand, der zu wirtschaften anfängt, wird sehr selten ein grösseres Kapital haben, als dass er sich für den Anfang 40 bis 50 Kühe kaufen kann. Voll bestockt im genauen Sinne des Wortes ist seine Farm, wenn sich diese Zahl, sagen wir, auf 300 Stück Grossvieh vermehrt hat. Das kann je nach den Umständen ein Jahrzehnt oder länger dauern. Wo wird dann der zweite Farmblock liegen, den er hinzukaufen kann? Schwerlich näher, als einige hundert Kilometer entfernt, oder der Farmer müsste benachbartes Land aus privater Hand zu so hohen Preisen kaufen, dass kein Vorteil mehr dabei ist.

Worauf es mir also ankommt, ist, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, dass neben den kleineren Farmen, die nur hinreichen, um eine Bevölkerung bäuerlichen Standes heranwachsen zu lassen, in solchen Fällen, wo Persönlichkeit, Vermögen, Bildung und soziale Stellung es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angezeigt erscheinen lassen, von vornherein auch grössere Farmen aus dem Regierungsland verkauft werden. Geschieht das nicht, so ist eben die Gefahr unvermeidbar, von der ich in meinem Referat gesprochen habe: dass für die Zukunft diejenige Schicht von Grundbesitzern, die in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung höhere Ansprüche macht, aber auch Höheres leistet, in Süwestafrika mehr oder weniger ausfällt. Das aber wird von schlechten Folgen für die Gesamtentwickelung unserer Kolonie als eines vollwertigen Stückes unseres Neu-Deutschland jenseits des Ozeans sein.

Missionsdirektor D. **von Schwartz,** Leipzig: Der Referent hat zum Beweis der Besiedelungsfähigkeit von Deutsch-Ostafrika die Missionare erwähnt. Das veranlasst mich, festzustellen, dass dieser Beweis noch nicht erbracht ist, wenn man die Besiedelungsfähigkeit so versteht, wie der Referent sie aufgefasst wissen wollte, nämlich, dass die Ansiedler dort bodenständig werden als deutsche Afrikaner, die nicht der zeitweiligen Rückkehr in die Heimat bedürfen. Das kann noch gar nicht festgestellt sein. Vielmehr muss erst abgewartet werden, wie sich die zweite Generation entwickelt, ob die Kinder von Deutschen, die dort geboren und aufgewachsen sind, dort existieren können, ohne zu degenerieren. Der Referent hat speziell auf das Kilimandscharogebiet verwiesen; aber dort liegen die Verhältnisse ebenso, wie es der Herr Gouverneur Dr. Seitz mit Bezug auf Kamerun ausgeführt hat, dass nämlich die Höhengrenze, bis zu der die Malaria sich findet, ziemlich hoch hinauf geht, bis dicht unterhalb der Station Moschi. Und darüber ist man ja einig, dass Malariagebiete nicht besiedelungsfähig sind in dem von dem Referenten bezeichneten Sinne. Auf den Missionsstationen aber, die höher hinauf in den Bezirken der Eingeborenen liegen, ist nach den bisher gemachten Erfahrungen der dauernde Aufenthalt, namentlich für die Herztätigkeit, nicht zuträglich: es muss vielmehr nach zehn oder dreizehn Jahren ein kürzerer oder längerer Aufenthalt in der Heimat genommen werden, um die Konstitution wieder zu kräftigen.

Am Schlusse seiner Ausführungen hat der Herr Referent noch einen Punkt berührt, den er nicht in die Diskussion gezogen wissen wollte, den er nur anführte, damit es nicht den Anschein gewinne, als wolle er echappieren. Da er seine Ansicht aber ausgesprochen hat, muss ja auch eine Erwiderung gestattet sein. Er hat erklärt, dass kein Recht eines Bantunegers auf seinen Landbesitz in Frage kommen könne, sobald auch nur ein einziger Deutscher durch seine Ansiedelung auf demselben vor einer Proletarierexistenz in der Heimat be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wahrt werden könne. Damit hat er die ethische Frage berührt, ob es überhaupt rechtliche und ethische Schranken gebe, durch welche die höhere Rasse auch der niederen gegenüber gebunden sei. Diese Prinzipienfrage werde ich nicht erörtern, ich spreche nur die Ueberzeugung aus, dass es in deutschen Landen doch recht viele geben wird, die diese Frage anders bewerten werden, als der Herr Referent. Die Frage ist aber falsch gestellt, wenn man die Wohlfahrt eines einzelnen Deutschen der eines einzelnen Bantunegers gegenüberstellt. In Wahrheit steht die Alternative so: soll man z. B. am Kilimandscharo ein ganzes Volk von 100 000 Seelen aus den ererbten Wohnsitzen vertreiben, um Raum zu schaffen für ein paar Dutzend Farmbetriebe? Wenn sich's nun hier nicht um eine degenerierte Bevölkerung, sondern um einen festgefügten Volkskörper handelt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass es auch im Interesse des Mutterlandes vorzuziehen ist, wenn eine selbständige, prosperierende, konsumfähige Bevölkerung von schwarzen Bauern das Land besitzt, als wenn sie zwischen wenigen Farmern als Heloten sitzen oder in der Steppe der Malaria erliegen. Ich freue mich, dass auch in bezug auf Kamerun soeben Herr Dr. Seitz und gestern gerade mit Bezug auf den Kilimandscharo Herr Graf von Götzen*) die Anschauung vertreten hat, dass in den so dicht von Eingeborenen besiedelten Bezirken die europäische Besiedelung zurücktreten müsse.

Lic. Dr. **Paul Rohrbach,** Berlin: Zum Thema meines Referates selbst möchte ich das Wort nicht mehr nehmen, da mir die Sache im grossen und ganzen geklärt zu sein scheint. Nur eine kurze Bemerkung zu den Worten des Herrn Missionsdirektors v. Schwartz bitte ich, mir zu gestatten. Mein Herr Opponent geht von derselben Verwechselung aus, die in der Diskussion über die Negerfrage fast regelmässig begegnet: er bekämpft die Meinung, als ob die Neger zu Sklaven oder zu Heloten gemacht werden sollen, wo doch nicht das in Frage steht, sondern die ganz andere Idee, ob es gerechtfertigt ist, dass die Eingeborenen Afrikas auf ihrer primitiven Kulturstufe verharren und höher entwickelte Völker darüber beeinträchtigt werden dürfen. Nicht Versklavung oder etwas Aehnliches soll die Neger treffen, sondern sie sollen dazu veranlasst werden, dass sie mehr und Nützlicheres für das Allgemeinwohl schaffen, als bisher. Jetzt produziert der Neger nur soviel, wie er selbst zu seiner Ernährung braucht; in Zukunft aber soll er soviel produzieren, dass ein Mehrwert für die

*) Siehe dessen Vortrag, Seite 872.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weltwirtschaft, d. h. für die Kulturentwickelung der Welt und für seine eigene Kulturentwickelung von dem Ertrage seiner Arbeit übrig bleibt. Allerdings tut er das nicht freiwillig, und darum muss die Staatsgewalt einen gewissen Druck auf ihn ausüben. Dass dieser Druck, der missverständlich sogenannte Arbeitszwang, keine brutalen und keine, das wirkliche Wohl des Negers beeinträchtigenden Formen annehmen darf, versteht sich für jeden humanen Menschen, also auch für uns, von selbst.

Die Auskunftserteilung an Auswanderungslustige und die Entwickelung der Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer.

Von Dr. **Julius Wolff,**
Leiter der Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer, Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Wie wichtig es für die Auswanderungslustigen ist, sich vor dem Verlassen der Heimat über die Verhältnisse der Auswanderungsgebiete, auf die sie ihr Augenmerk gerichtet haben, über die Aussichten, die sie ihnen für ihr Fortkommen bieten, genauer unterrichten zu können, ist wohl nie verkannt worden, aber dass es auch im Interesse des Heimatstaates liegt, die Fürsorge für die Auswanderer auf ihre sachgemässe Beratung und Belehrung zu erstrecken, konnte erst allgemein erkannt werden, nachdem sich ein Wandel in den Anschauungen über die Auswanderung vollzogen und die früher vorherrschende Meinung, dass die Auswanderung nur einen unwiederbringlichen Verlust an Menschen und Kapital bedeute, der Einsicht Platz gemacht hatte, dass die Hinausziehenden nicht immer und überall der Heimat verloren zu gehen brauchen, dass sie auch an ihrem Teile an der Ausdehnung der wirtschaftlichen und kulturellen Machtsphäre des Vaterlandes erfolgreich mitzuwirken imstande sind. Dieser Wandel der Ansichten, der sich vollziehen musste, bevor die Organisation der Auskunftserteilung für Auswanderungslustige als eine Aufgabe des Staates erscheinen konnte, ist nun nicht einfach so zu erklären, dass eine Einsicht, der man sich früher verschlossen hätte, endlich zum Durchbruch gelangt wäre und die ältere Auffassung jeder Berechtigung entbehrt hätte. Nein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Wandel der Anschauungen steht im engsten Zusammenhang mit den Wandlungen, die sich im Wesen der europäischen Auswanderung selbst durch die Entwickelung der modernen Verkehrstechnik vollzogen haben, die es bewirkt hat, dass der Auswanderer von heute mit dem früherer Zeiten oft nur den Namen gemein hat.

Dem Auswanderer früherer Zeiten blieb oft keine andere Wahl, als alle Brücken hinter sich abzubrechen, wenn er die weite Reise nach einem überseeischen Auswanderungsgebiet antrat, und der „animus revertendi" musste ihm meist schon deshalb fehlen, weil er oft nicht einmal die Möglichkeit einer Rückkehr vor Augen sah. Was er tun konnte und an vielen Orten auch treulich getan hat, das war, sich die heimische Art in Sprache und Sitte zu bewahren. Aber wenn er sich auf dem fremden Boden auch nach der Heimat sehnte, den lebendigen Zusammenhang mit ihrer Kultur konnte er doch nicht aufrecht erhalten, und es war ihm nicht möglich, sich als Träger der wirtschaftlichen und kulturellen Interessen des Vaterlandes zu fühlen. Zwischen ihm und der Heimat stand als unüberwindlich scheinende Schranke mehr noch die Vorstellung von der Grösse des Raumes, der ihn von ihr schied, als dieser Raum selbst, und meist sah er sich vor die bange Wahl gestellt, sich im fruchtlosen Sehnen nach dem fernen Vaterlande zu verzehren oder sich ganz dem neuen Lande zuzuwenden und ihm seine ganze Kraft zu widmen.

Heute ist das anders geworden. Der Verkehr hat den Raum überwunden, und die früher so gross erscheinenden Entfernungen schrumpfen immer mehr zusammen. In unserer gewandelten Anschauung von der Grösse irdischer Räume sind auch die fernsten Gebiete vor die Tür Europas gerückt, und wo der Raum noch als Schranke empfunden werden kann, ist durch die überseeischen Kabel die zeitliche Schranke beseitigt. So wird der Auswanderer, der heute hinauszieht, nicht schon darum der wirtschaftlichen und kulturellen Machtsphäre seiner Nation entrückt. Ueberall gibt es für ihn Brücken, die zur Heimat führen, mit tausend Fäden bleibt er an sein Volk und seine Kultur gebunden, und jeden Pulsschlag des nationalen Lebens kann er draussen in der Fremde mitfühlen.

Dank dieser Gestaltung des Weltverkehrs, die den Auswanderer nur noch selten die Fühlung mit der Heimat ganz verlieren lässt, hat sich der Charakter der Auswanderung gegen früher wesentlich verändert. Die Zahl derer, die mit der Absicht hinausgehen, sich im fremden Lande dauernd niederzulassen und der Heimat für immer den Rücken zu kehren, bildet unter den Auswanderern der europäischen Staaten die Minderheit. Die Mehrzahl will entweder nur ein paar Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich draussen betätigen, oder geht doch mit der Absicht und in der Hoffnung hinaus, mit dem in der Fremde erworbenen Gelde früher oder später in die Heimat zurückzukehren. Natürlich wird diese Absicht in vielen Fällen nicht verwirklicht, aber das bildet doch keineswegs mehr die Regel. Davon zeugen die stetig wachsenden Scharen der Rückwanderer, nicht nur in Oesterreich-Ungarn und Italien, wo sie durchschnittlich 50 bis 60 v. H. der Auswanderer ausmachen, sondern auch in Grossbritannien, wo z. B. 1909 den 288 761 britischen Auswanderern 149 068 britische Rückwanderer gegenüberstanden, und in Deutschland, wo ein ähnliches Verhältnis der Rückwanderung zur Auswanderung angenommen werden darf. Allerdings lässt sich das nur aus der Auswanderungsstatistik der Einwanderungsländer schliessen. Die deutsche Statistik, die die Nationalität der von Uebersee ankommenden Reisenden und Rückwanderer nicht berücksichtigt, gibt über den Umfang der deutschen Rückwanderung leider keinen Aufschluss.

Aber auch wenn der Auswanderer im fremden Lande dauernd sesshaft wird, bleibt er, dank seiner veränderten Anschauung von seinem Verhältnis zur Heimat, in ihrem Bannkreise, und so hat die neuere Entwickelung der überseeischen Wanderungen immer deutlicher erkennen lassen, dass die Nachteile, die eine starke Auswanderung nach fremden Gebieten für den Heimatstaat im Gefolge hat, wenn nicht ganz, so doch zu einem nicht geringen Teile durch gewisse Vorteile aufgewogen wird, ob diese nun, was besonders bei der deutschen und britischen Auswanderung in Betracht kommt, darin bestehen, dass die Auswanderer dem heimischen Handel und der heimischen Industrie eine Stütze sind und ihre Expansionsfähigkeit steigern helfen, oder ob sie, wie das für Oesterreich-Ungarn und Italien charakteristisch ist, durch ihre Geldsendungen die Zahlungsbilanz des Heimatstaates günstig beeinflussen und zur wirtschaftlichen Kräftigung der unteren Volkskreise beitragen.

Je mehr man sich von diesen Veränderungen Rechenschaft gab, desto mehr musste es als eine Aufgabe des Heimatstaates erscheinen, mit der Fürsorge für die Auswanderer nicht erst im Augenblick einzusetzen, in dem sie sich zur Reise anschicken, sondern schon den Auswanderungslustigen die Möglichkeit zu bieten, sich vor einer endgültigen Entschliessung in zuverlässiger Weise über die Auswanderungsgebiete zu unterrichten, und durch die Organisation der Auskunftserteilung ein Mittel zu gewinnen, die Auswanderer von ungeeigneten Zielen abzuhalten und sie nach Gebieten zu leiten, wo sie günstige Bedingungen für ihr wirtschaftliches Vorankommen finden und vor rascher Aufsaugung durch fremdes Volkstum bewahrt bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorangegangen ist auf diesem Gebiete Grossbritannien. Dort wurde 1886 in London die erste staatliche Auskunftstelle für Auswanderer, das Emigrants' Information Office, errichtet, das dem Kolonialamt unterstellt ist. Die Leitung der Geschäfte liegt zwar in den Händen eines Komitees, des Managing Committee, dessen Mitglieder der Mehrzahl nach ehrenamtlich tätige Privatleute sind, aber ihre Berufung erfolgt durch den Staatssekretär für die Kolonien, der selbst der Vorsitzende des Komitees ist und in dieses als „amtliche Mitglieder" zwei höhere Beamte des Kolonialamts entsendet, von denen einer die Stelle des geschäftsführenden Vorsitzenden (Chairman) bekleidet. Mit der ständigen Ueberwachung der Geschäftsführung der Auskunftstelle ist ein Unterausschuss des Komitees betraut, dem auch die beiden amtlichen Mitglieder angehören.

Zunächst war dem Emigrants' Information Office nur die Aufgabe gestellt, den Auswanderungslustigen Auskunft über die britischen Kolonien zu geben. Später, 1890, wurde seine Tätigkeit auf die Auskunftserteilung über fremde Auswanderungsgebiete ausgedehnt.

Zwei Jahre nach der Gründung des Emigrants' Information Office schritt die Schweiz auf Grund des Bundesgesetzes vom 22. März 1888 zur staatlichen Regelung der Auskunftserteilung an Auswanderungslustige, mit der die kommissarische Abteilung des Auswanderungsbureaus in Bern beauftragt wurde.

Im gleichen Jahre wurde in Belgien durch Verfügung des Ministeriums des Aeussern in dem „Service de renseignements concernant l'émigration" gleichfalls eine staatliche Auskunftstelle in Brüssel geschaffen, der späterhin in den Provinzen neun Zweigstellen, die der Zentralstelle unterstehen, angegliedert wurden: in Brüssel, Antwerpen, Arlon, Brügge, Gent, Hasselt, Lüttich, Mons und Namur. In Brüssel ist das Auskunftsbureau mit dem Musée Commercial de l'Etat, in Antwerpen mit dem Musée Commercial Industriel et Ethnographique verbunden, in den übrigen Plätzen aber bei den Provinzialregierungen errichtet.

In Italien ist nach dem Auswanderungsgesetz vom 1. Januar 1901 und den dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen das General-Auswanderungskommissariat zuständig, während in Ungarn das Auswanderungsgesetz von 1903 die Auskunftserteilung den Verwaltungsbehörden zuweist, die durch die Ministerialinstanz die erforderlichen Unterlagen erhalten, um anfragenden Auswanderungslustigen ausreichend Auskunft erteilen zu können.

In Oesterreich ist eine staatliche Regelung des Auskunftsdienstes bisher nicht erfolgt, aber in der Art in Aussicht genommen, dass die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beschaffung des zur Auskunftserteilung erforderlichen Materials den staatlichen Organen zufällt, die Erteilung der Auskünfte an die Auswanderungslustigen aber gemeinnützigen Vereinigungen übertragen werden soll. Von solchen befassen sich mit der Auskunftserteilung zurzeit der „Oesterreichische St. Rafaelsverein zum Schutze katholischer Auswanderer" und die „Oesterreichisch-Ungarische Kolonialgesellschaft" in Wien.

Auch in Russland ist man der Frage einer staatlichen Organisation der Auskunftserteilung bis jetzt noch nicht näher getreten. Der Aufgabe der Beratung der Auswanderungslustigen widmet sich dort nur — und gleichfalls erst neuerdings — der „Fürsorge-Verein für Auswanderer" (Towarzystwo Opieki Nad Wychodzcami) in Warschau, dessen Tätigkeitsbereich sich auf Russisch-Polen erstreckt.

In den Niederlanden sind die in Amsterdam, Rotterdam, Vlissingen, Dordrecht und Harlingen bestehenden amtlichen Kommissionen, die die Handhabung der gesetzlichen Vorschriften über die Auswanderung zu überwachen haben, zwar auch gehalten, den Auswanderern Rat und Auskunft zu erteilen, aber bei dem Mangel einer zweckentsprechenden Organisation des Auskunftsdienstes und der Beschaffung des hierzu erforderlichen Materials hat die Auskunftserteilung über die Auswanderungsgebiete eine Bedeutung nicht erlangt, und die Aufgabe der Regelung der Auskunftserteilung bleibt in den Niederlanden noch zu lösen.

In Deutschland konnte an die Schaffung einer Auskunftstelle unter staatlicher Mitwirkung erst gedacht werden, nachdem die Regelung des Auswanderungswesens durch das Reichsgesetz vom 9. Juni 1897 erfolgt war. Aber die Bedeutung der Auskunftserteilung wurde darum von der Reichsregierung auch vorher keineswegs verkannt, denn das Auswärtige Amt erteilte auf Anfrage den Auswanderungslustigen erschöpfende Auskunft über die in Frage kommenden Auswanderungsgebiete, und ebenso wurden im Interesse einer möglichst einheitlichen Gestaltung der Auskunftserteilung die an die deutschen Konsulate gerichteten Anfragen durch das Auswärtige Amt selbst beantwortet. Neben diesem befasste sich mit Erteilung von Auskunft eine Reihe von Vereinen und Organisationen, wie die „Deutsche Kolonialgesellschaft", der „Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande", der „Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer", der „St. Rafaelsverein zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer", der „Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt" in Hannover, die „Oeffentliche Auskunftstelle für Auswanderer" in Dresden, der „Deutsch-Brasilische Verein" in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berlin, der „Allgemeine deutsche Schulverein", der „Alldeutsche Verband" u. a. m., von denen die meisten diese Tätigkeit auch fortsetzten, nachdem die schon bei der Annahme des Gesetzes über das Auswanderungswesen durch eine von dem Abgeordneten Dr. Förster beantragte Resolution geforderte und immer mehr zum Bedürfnis gewordene grundsätzliche Regelung des Auskunftswesens von Reichs wegen durch die 1902 erfolgte Errichtung der „Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer" in Berlin zur Tatsache geworden war.

Die „Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer" wurde, abweichend von dem Vorgehen der meisten andern Länder, nicht als ein selbständiges staatliches Organ geschaffen, sondern als eine der Aufsicht des Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft unterstehende selbständige Abteilung dieser Gesellschaft angegliedert. Sie untersteht der Oberaufsicht des Reichskanzlers, der auch die Anstellung des Vorstandes der Stelle durch den Präsidenten der Kolonialgesellschaft, sowie die Geschäftsordnung zu genehmigen hat. Die zu ihrer Unterhaltung erforderlichen Mittel erhält die Zentral-Auskunftstelle zum grössten Teile — in Form eines der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für diesen Zwecke gewährten Reichszuschusses — vom Reiche. An die Zentral-Auskunftstelle gliedern sich die bei einzelnen Abteilungen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft errichteten Zweig-Auskunftstellen an, von denen zurzeit 48 vorhanden sind, und durch die Schaffung eines Beirates der Zentral-Auskunftstelle, in dem sie sich noch jetzt mit der Auskunftserteilung befassenden Vereine, wie der „Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer", der „St. Rafaelsverein", der jetzt in die „Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft" umgewandelte „Deutsch-Brasilische Verein", und die „Oeffentliche Auskunftstelle für Auswanderer" in Dresden vertreten sind, ist diesen die Möglichkeit gewahrt, mit der Zentral-Auskunftstelle in beständiger Fühlung zu bleiben.

Die Organisation der Zentral-Auskunftstelle darf als eine glückliche Lösung des Problems einer zweckmässigen Regelung der Auskunftserteilung gelten, denn die Oberaufsicht des Reichskanzlers, die durch das Auswärtige Amt ausgeübt wird, sichert der Regierung die unbedingt notwendige Einwirkung auf die Geschäftsführung, während der Umstand, dass die Stelle nicht den Charakter einer Behörde hat, den Vorteil bietet, die Verantwortlichkeit der Zentral-Auskunftstelle gegenüber den Auskunftsuchenden zu erhöhen, ihr selbst bei der Auskunftserteilung eine grössere Bewegungsfreiheit zu geben und zu vermeiden, dass die Regierung mit der Verantwortlichkeit für jede einzelne Auskunft belastet wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemeinsam ist den geschilderten Organisationen, so weit sie staatlich sind oder unter staatlicher Aufsicht stehen, dass ein grosser Teil ihres Auskunftsmaterials amtlichen Ursprunges ist — vor allem die für die Bearbeitung der Auswanderer wichtigen Berichte der diplomatischen und konsularischen Vertretungen und amtlichen Publikationen — und dass dieses Material in mehr oder minder umfassender Weise durch die Literatur über die Auswanderungsgebiete, durch die dort erscheinenden Zeitungen, Berichte von Vertrauensmännern usw. ergänzt wird; aber in der Art der Auskunftserteilung bestehen wesentliche Unterschiede.

Das Emigrants' Information Office erledigt die grosse Mehrzahl der schriftlichen Anfragen in der Weise, dass es den Auswanderungslustigen die Drucksachen des Office überweist, die entweder, wie die vierteljährlich erscheinenden Zirkulare über Kanada, Australien und die Südafrikanischen Kolonien (Combined Circulars on Canada, Australasia and South Africa) kostenlos oder, wie die den gleichen Stoff ausführlicher behandelnden und jährlich neu herausgegebenen Handbücher für die Kolonien mit Selbstverwaltung und die Auskünfte über fremde Auswanderungsgebiete zu sehr geringen Preisen — 1 d bis 6 d —, abgegeben werden.*) Mitunter wird das den Drucksachen beigegebene — gedruckte — Begleitschreiben durch einen oder zwei kurze Sätze ergänzt, aber auf die Beantwortung besonderer Fragen, die in den Zirkularen und Handbüchern nicht oder nur wenig ausführlich behandelt sind, lässt sich die englische Auskunftstelle im allgemeinen nicht ein, und dieser Geschäftsführung entsprechend, sind auch die Zweigstellen des Emigrants' Information Office nur Niederlagen, von denen die Drucksachen der Zentralstelle zu denselben Bedingungen bezogen werden können wie von dieser selbst.

In ausgesprochenem Gegensatz hierzu sieht das schweizerische Auskunftsbureau von der Herausgabe von Druckschriften über die Auswanderungsgebiete grundsätzlich ab und erteilt ausschliesslich schrift-

*) Gegenwärtig sind ausser den Zirkularen vorhanden: Canada Handbook, New South Wales Handbook, Victoria Handbook, South Australia Handbook, Queensland Handbook, Western Australia Handbook, Tasmania Handbook, New Zealand Handbook, Cape Colony Handbook, Natal Handbook, Transvaal Handbook, Orange Free State Handbook, Professional Handbook, Emigration Statutes and General Handbook, Pamphlet on the West Indies, Pamphlet on New Foundland, Pamphlet on Ceylon, Pamphlet on the Federated Malay States, Pamphlet on the East Africa Protectorate, Pamphlet on the Uganda Protectorate, Pamphlet on the Nyasaland Protectorate, Notes on the West African Colonies, United States Circular, Summary of Consular Reports (North and South America), Handbook on the Argentine Republic.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche und mündliche Auskunft, während die belgische Auskunftstelle und ihre Zweigstellen sich neben der Abgabe einzelner Drucksachen prinzipiell auf die mündliche Auskunftserteilung beschränken.

Ganz anders wiederum wird die Auskunftserteilung in Italien gehandhabt, wo ein unmittelbarer Verkehr der Auswanderungslustigen mit der auskunftgebenden Zentralstelle, dem Generalauswanderungskommissariat, überhaupt nicht stattfindet. Dieses stellt die für die Auswanderungslustigen wichtigen Nachrichten über die verschiedenen Auswanderungsgebiete zusammen und gibt sie teils durch das monatlich erscheinende „Bolletino dell' Emigrazione", teils durch Zirkulare an die Presse und an besondere Komitees in den Auswanderungsbezirken weiter, denen es überlassen bleibt, sie in geeigneter Weise zur Kenntnis der beteiligten Kreise zu bringen.

Die Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer, bei deren Einrichtung das englische und schweizerische Vorbild massgebend war, erteilt mündlich, schriftlich und durch Veröffentlichungen[2]) Auskunft, während ihre Zweigstellen sich nach belgischem Muster ausschliesslich nur auf die mündliche Auskunftserteilung beschränken und schriftliche Anfragen an die Zentralstelle zur Erledigung abgeben.[3])

Will man nun die Frage erörtern, welches dieser verschiedenen Systeme am meisten geeignet ist, den angestrebten Zweck zu erreichen, so wird man davon ausgehen müssen, dass die Auskunftserteilung in den Rahmen der Auswandererfürsorge fällt, dass deshalb die Aufgabe der Auskunftstellen eine wesentlich praktische ist, dass sie es nicht mit der Auswanderung, sondern mit dem Auswanderer zu tun haben. Und nicht mit dem Auswanderer als Begriff, sondern mit dem Auswanderer als Person, als Individuum, und deshalb wird das System der Auskunftserteilung das leistungsfähigste sein, das am meisten Gewähr dafür bietet, dass jeder einzelne Auswanderungslustige wirksam beeinflusst und veranlasst werden kann, die gegebenen Ratschläge und Warnungen nicht nur hinzunehmen, sondern auch zu befolgen.

---

[2]) An Auskunftsheften sind z. Zt. vorhanden: Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika (mit den Sonderauskünften Kilimandjaro-Meru, West-Usambara, Nyassa-Gebiet, Usagara-Uluguru, Uhehe-Utzungwa-Ubena, Mpapua-Kondoa, Unjamwesi): Kamerun, Togo, Deutsch-Neu-Guinea, Karolinen, Palau und Marianen, Samoa, Rio Grande do Sul, Paraná, Paraguay, Chile, Mexiko, Kanada.

[3]) Bei der beschränkten Zeit konnte die Organisation der Auskunftserteilung in den verschiedenen Ländern nur in grossen Umrissen geschildert werden. Eine ausführliche Darstellung gibt P. Goetsch: Das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen vom 9. Juni 1899, 2. Aufl., Berlin 1907.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am wenigsten leistet, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, die Organisation der Auskunftserteilung in Italien. Sie gestattet der auskunftgebenden Stelle nicht, mit dem Auswanderungslustigen in unmittelbare persönliche Beziehungen zu treten, und so wertvoll die im „Bolletino dell' Emigrazione" und in den Publikationen über Auswanderung und Kolonisation veröffentlichten Arbeiten auch sind, so sehr sie geeignet erscheinen, den Leser über die Verhältnisse der Auswanderungsgebiete und die Aussichten der italienischen Einwanderer aufzuklären, so wird man von einer derartigen generellen Belehrung der Bevölkerung eine wesentliche Einwirkung auf den einzelnen Auswanderungslustigen doch am wenigsten dort erwarten können, wo, wie in Italien, in den an der Auswanderung am meisten beteiligten Volksschichten die Analphabeten noch zahlreich vertreten sind.

Die Beschränkung auf die mündliche Auskunftserteilung, wie sie in Belgien Grundsatz ist, hat den grossen Vorteil, die unmittelbare Einwirkung auf den Anfragenden und die eingehende Berücksichtigung seiner besonderen Verhältnisse zu ermöglichen, aber sie hat auch den Nachteil, dass bei der notwendigerweise beschränkten Zahl der Auskunftstellen alle die von der Wohltat der Auskunftserteilung ausgeschlossen bleiben, die aus irgendeinem Grunde die Auskunftstelle nicht aufsuchen können.

Das schweizerische System, bei dem zu der mündlichen die schriftliche Auskunftserteilung hinzutritt, ist von dieser Beschränkung frei und gestattet die eindringlichste Einwirkung auf die Auswanderungslustigen, aber der gänzliche Verzicht auf die Abgabe von Drucksachen über die Auswanderungsgebiete, die in der Schweiz im Interesse einer möglichst individualisierenden Beantwortung der Anfragen geübt wird, lässt sich ohne übermässige Belastung der Auskunftstelle mit Schreibwerk nur durchführen, wenn die Inanspruchnahme der Stelle sich in bescheidenen Grenzen hält, denn selbst eine noch so knapp gehaltene Schilderung der gesamten Verhältnisse eines Einwanderungslandes, die doch von nicht wenigen Auskunftsuchenden gewünscht wird, lässt sich ohne eine unverhältnismässige Vermehrung der Schreibarbeit im Rahmen einer schriftlichen Auskunft nicht geben.

Bei einem Geschäftsumfange wie dem des Emigrants' Information Office, das im letzten Jahre 15 857 schriftliche und 3639 mündliche Anfragen zu erledigen hatte, wäre an ein derartiges Verfahren kaum zu denken, und wenn das Office sich, wie erwähnt, neben der mündlichen Auskunft im wesentlichen auf die Abgabe von gedrucktem Auskunftsmaterial beschränkt, so erscheint das bei der Beschaffenheit dieser Drucksachen an sich wohl begreiflich und gerechtfertigt, denn die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

öffentlichungen des Emigrants' Information Office, sowohl die Zirkulare wie die Handbücher, bieten eine reiche Fülle brauchbaren und wertvollen Materials, dessen Benutzbarkeit auch durch den Mangel einer systematischen Gliederung des Stoffes nur wenig beeinträchtigt wird, und das in den allermeisten Fällen vollkommen ausreichend erscheint, die Auswanderungslustigen über alle für sie in Betracht kommenden Verhältnisse der behandelten Gebiete aufzuklären.

Wenn trotzdem die Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer von dem Wege des englischen Vorbildes abgewichen und allmählich dazu übergegangen ist, das Hauptgewicht immer mehr auf die schriftliche und mündliche Auskunft zu legen und in den Auskunftsheften nur eine allgemeine Uebersicht über die gesamten Verhältnisse der Auswanderungsgebiete zu geben, so sind hierfür viel weniger theoretische Erwägungen als die Erfahrungen der Praxis massgebend gewesen. Sie haben gezeigt, dass es für viele, und besonders für weniger Gebildete, ausserordentlich schwierig, ja oft unmöglich ist, aus der grossen Fülle von Angaben das herauszufinden, was gerade für sie von Bedeutung ist. Die Praxis hat gelehrt, dass der Zweck der Auskunftserteilung, die Aufklärung und sachgemässe Beratung der Auswanderer, um so vollkommener und sicherer erreicht wird, je entschiedener sie sich an den Auswanderungslustigen als Einzelpersönlichkeit wendet und je eingehender sie seinen besonderen Verhältnissen, wie sie durch Beruf, Familienstand, Alter und Mittel gegeben sind, Rechnung trägt, und je mehr sie auf seine Absichten und Anschauungen eingeht. Nur die Ratschläge und Warnungen, die sich an die einzelnen richten, haben Aussicht, befolgt zu werden.

Das psychologische Moment ist bei der Auskunftserteilung von der grössten Bedeutung. Der Auswanderungslustige ist kein weisses Blatt, auf das man schreiben kann, was einem gerade beliebt; er ist ein lebendiger Mensch, der mit bestimmten Wünschen und eigenen Ansichten an die Auskunftsstelle herantritt. Erst wenn sein Vertrauen gewonnen ist, kann so auf ihn eingewirkt werden, wie es seine eigene Wohlfahrt erheischt, und sein Vertrauen wird nur erworben, wenn er die Empfindung hat, dass für den erteilten Rat kein anderes Interesse als sein eigenes massgebend ist. Nicht nur, weil das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen die Auswanderungsfreiheit anerkennt und sie im allgemeinen nur durch die Wehrpflicht beschränkt, sondern auch aus psychologischen Gründen, erscheint es geboten, die eigene Meinung des Auswanderungslustigen zum Ausgangspunkte der Auskunftserteilung zu machen und grundsätzlich davon abzusehen, ihn anders als durch rein sachliche Darlegung der Verhältnisse auf bestimmte Gebiete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hinzuweisen. Denn jeder derartige Versuch hätte nur die Wirkung, sein Zutrauen zu der Auskunftstelle zu erschüttern und damit die gegebenen Ratschläge völlig unwirksam zu machen.

Eine derartige Beeinflussung ist aber auch meist überflüssig. Die Angehörigen eines Volkes ohne National- und Kulturbewusstsein würde man wohl stets vergebens den Interessen einer national gerichteten Auswanderungspolitik dienstbar zu machen versuchen, aber bei den deutschen Auswanderern unserer Tage gibt es glücklicherweise keinen Widerstreit des nationalen und ihres eigenen Interesses. Kaum einer von ihnen denkt heute daran, bei einer Auswanderung seine Sprache und seine Kulturzugehörigkeit preiszugeben. Wenn sie bei der Wahl des Auswanderungszieles vor allem die Möglichkeit ihres wirtschaftlichen Vorankommens in Betracht ziehen, so hat auch der Staat und die Nation ein Interesse daran, dass die Ausgewanderten im fremden Lande ihr Fortkommen finden; und das ist in der Regel am ersten dort möglich, wo sie der Gefahr einer raschen Aufsaugung durch fremdes Volkstum nicht ausgesetzt sind.

Auch die Entwickelung der Zentral-Auskunftstelle, auf die ich jetzt noch einen Blick werfen möchte, zeigt nicht nur durch die stetige Zunahme der Anfragen, die seit der Tagung des zweiten Kolonialkongresses 1905 von 2859 (2344 schriftliche und 515 mündliche) auf 17 074 (12 891 schriftliche und 4183 mündliche) im Jahre des dritten Kolonialkongresses angewachsen sind, dass es der Zentral-Auskunftsstelle gelungen ist, sich das Vertrauen der Auswanderungslustigen zu erwerben; sie lässt auch deutlich erkennen, dass die Auswanderungslustigen in stetig steigendem Masse ihr Augenmerk auf die Gebiete richten, wo sich das Deutschtum kraftvoll behauptet. Die Anfragen über die deutschen Kolonien sind von 2136 im Jahre 1904/05 auf 13 269 gestiegen, die über Südwestafrika von 515 auf 5326, die über Ostafrika von 375 auf 2487, die über Südbrasilien von 248 auf 2486, die über Argentinien von 176 auf 1761, die über Chile von 52 auf 328, die über Paraguay von 36 auf 136, die über Uruguay von 7 auf 81, die über Mittelbrasilien von 0 auf 781, die über Kanada von 68 auf 631, die über Mexiko von 50 auf 125, die über Südamerika im allgemeinen von 1 auf 381, und während über ganz Amerika 1904/05 nur 1083 Anfragen eingingen, waren es 1909/10 9011. Freilich sind auch die Anfragen über die Vereinigten Staaten von Amerika von 231 auf 1577 gewachsen. Aber diese Zunahme ist nicht wie bei den Kolonien und den südamerikanischen Auswanderungsgebieten auf das wachsende Interesse der Auswanderungslustigen für diese Länder zurückzuführen, sondern allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Umstand zuzuschreiben, dass die Zentral-Auskunftstelle in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, denn die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten trägt einen ganz anderen Charakter als die nach anderen Ländern. Sie ist, obwohl die Vereinigten Staaten nach wie vor die Hauptmasse der deutschen Auswanderer aufnehmen, doch nur zum allergeringsten Teil eine spontane, auf der unbeeinflussten Entschliessung der Einzelnen beruhende. Was den Hauptstrom der deutschen Auswanderer noch immer nach den Vereinigten Staaten lenkt, ist die Anziehungskraft der Millionen dort ansässiger Stammes- und Sprachgenossen, sind vor allem verwandtschaftliche Beziehungen. Welch ausschlaggebende Rolle diese bei der deutschen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten spielen, das zeigt die Tatsache, dass im Jahre 1908/09 von den 58 534 Einwanderern deutschen Stammes nicht weniger als 43 827 zu dort ansässigen Verwandten, 10 840 zu Freunden gingen und nur 3867 die Ausreise aus eigenem Antrieb angetreten hatten. Berücksichtigt man, dass von diesen deutschen Einwanderern nur 22 694 vorher im Deutschen Reiche ansässig waren, so ergibt sich, dass der Einfluss der verwandtschaftlichen Beziehungen auf die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ein noch grösserer ist als die angeführten Ziffern erkennen lassen, da die Auswanderung aus Deutschland früher sehr viel stärker war als die aus den anderen deutschen Sprachgebieten, deren Angehörige in der zuerst genannten Zahl den deutschen zugerechnet sind. Entsprechend dieser verwandtschaftlich bestimmten Besonderheit der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, beziehen sich auch die die Union betreffenden Anfragen viel seltener auf die Aussichten und Erwerbsmöglichkeiten der Auswanderer, als auf die Einwanderungsbestimmungen, den Reiseweg, die Reisekosten usw. Dass an eine Ableitung dieser Auswanderer nach anderen Gebieten nicht wohl gedacht werden kann, liegt auf der Hand.

Eine andere Beeinflussung, als die sich aus einer rein sachlichen, das Wohl des Auswanderers vor allem anderen berücksichtigenden Auskunftserteilung ergibt, ist unmöglich, und nur eine solche Auskunftserteilung wird schliesslich allen beteiligten Interessen gerecht: Den Interessen der Auswanderungslustigen selbst, denen des Heimatsstaats, der nur in dem wirtschaftlich gedeihenden Auswanderer eine Stütze seiner wirtschaftlichen und kulturellen Machtstellung sehen kann, und endlich auch den Interessen der Einwanderungsländer selbst, für die es keinen Nutzen, sondern nur Nachteil bedeutet, wenn sich der Auswanderer in seinen Erwartungen getäuscht sieht. „The worst enemy of a young country," heisst es mit Recht in einem Geschäftsbericht des „Emigrants' Information Office", „is a disappointed settler."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das braucht freilich unsere letzte Sorge zu sein; Richtschnur sind uns allein die Interessen der deutschen Auswanderungslustigen und mit ihnen die der nationalen Auswanderungspolitik, und ich darf der Zuversicht Ausdruck geben, dass die Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer bei der Wahrung dieser Interessen schon gute Dienste geleistet hat und auch in Zukunft mit wachsendem Erfolge zu leisten fortfahren wird.

Päpstl. Geheim-Kämmerer Dr. **Werthmann,** Freiburg i. B.: Die Auswandererberatung ist nur ein Teil der Auswandererfürsorge und diese nur ein Teil des Auswandererproblems. Die Auswandererfürsorge für deutsche Auswanderer katholischer Konfession ist durch den St. Rafaelsverein seit dem Jahre 1865 eingeleitet und durch 60 Vertrauensmänner in den europäischen und aussereuropäischen Häfen besorgt worden. Für italienische Auswanderer sorgt der Verein Italica gens, der 100 Sekretariate in Süd- und Nordamerika errichtet hat. Nicht zu vergessen ist die Binnenwanderung; fast eine Million ausländischer Arbeiter ist in Deutschland beschäftigt. Eine Regelung ist durch die deutsche Feldarbeiterzentrale eingeleitet.

Pfarrer **Grisebach,** Witzenhausen: Durch den ersten Teil des Vortrags ging mit Recht hindurch, dass eine nationale Beeinflussung der Auswanderung wünschenswert ist. Diese ist nicht bloss durch die persönliche Fürsorge der Vereine möglich, sondern auch schon durch die Auskunftserteilung. Ich erinnere an die Agentenwirtschaft, die glänzenden Angebote fremder Staaten und an die oft vorwiegend negativen Gründe zur Auswanderung. Ein Einblick in die einzelnen Anfragen ist höchst instruktiv. In Witzenhausen erhalten wir nicht selten Anfragen, wie: „Ich möchte auswandern, wo ist es am schönsten?" Dann mehren sich jetzt auch die Anfragen darüber, wo deutsche Kirchen und Schulen, wo überhaupt Deutsche zu finden sind. Hier ist die Beeinflussung natürlich gegeben.

Wichtiger noch ist die Tatsache, dass ein sehr grosser Teil Auswanderungslustiger gar nicht anfragt; hier tritt also die Notwendigkeit der persönlichen Auswanderungsfürsorge deutlich zutage. Durch Vertrauensmänner und Geleitskarten muss für diese gesorgt werden. Vor allem ist Dezentralisation neben der Zentralisation nötig. Es muss auf die einzelnen Auskunftstellen von allen, die die Verantwortung gegenüber den Auswanderern erkennen, hingewiesen werden. Im übrigen verweise ich auf die ausliegenden Drucksachen des Ev. Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Generalstaatsanwalt Dr. **Rupp**, Stuttgart: Als Leiter einer Zweigauskunftstelle muss ich sagen, wir können meist nur schlechte Auskunft erteilen, was die deutschen Kolonien betrifft, denn die Auswanderungslustigen sind meist Minderbemittelte und die deutschen Kolonien sind leider noch so wenig für Aufnahme Minderbemittelter vorbereitet. Wenn ein Kaufmann z. B. sich meldet, so kann man ihm das Kolonialhandelsadressbuch mitgeben und sagen, suche dir einige Firmen heraus und schreibe an sie wegen einer Stelle. Er wird dann häufig mit der Stange im Nebel herumfahren, und es zeigt sich der grosse Uebelstand, dass die Auskunftstelle nicht eine Art Vermittelungsstelle ist. Es ist ja sehr schwierig, nach Art der städtischen Arbeitsämter und ihres Verkehrs untereinander etwas für die Kolonien einzurichten, aber es sollte erstrebt werden. Gross ist neuerdings auch die Kundschaft von Mädchen, die nach Deutsch-Südwestafrika auswandern wollen. Man verweist auf den Deutsch-kolonialen Frauenbund, aber damit ist auch nicht viel geholfen, namentlich solange dieser sein Heim in Keetmanshoop nicht in Betrieb gesetzt hat. Wir müssen danach streben, dass die deutschen Kolonien aufnahmefähiger gemacht werden auch für die Minderbemittelten und dass eine gewisse Vermittelung Platz greift, dann werden wir gute Auskunft geben können.

Redakteur **Flachsbart**, Charlottenburg: Redner ist der Ansicht, dass der Herr Vorredner doch wohl in seinen Forderungen in bezug auf Organisation der Zentralauskunftstelle etwas zu weit geht; die Stelle darf nicht zur Arbeitsvermittelungsstelle werden. Eine Frage an den Herrn Vortragenden: Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hat bekanntlich der Ansicht Ausdruck gegeben, dass nächst unseren Kolonien die La Plata-Staaten und Südbrasilien für die deutsche Auswanderung vornehmlich in Frage kommen. Da die Deutschen Kolonialkongresse nur ein ephemeres Dasein führen, ist es wohl Aufgabe der folgenden Kongresse, nach Möglichkeit darüber zu wachen, ob und wie weit Beschlüsse früherer Kongresse in die Wirklichkeit umgesetzt worden sind. Es wäre daher sehr interessant, zu erfahren, ob die Zentralauskunftstelle dazu beigetragen hat, dass jener Kongressbeschluss nicht nur auf dem Papier steht, sondern praktische Folgen bringt.

Prof. Dr. **Rathgen**, Hamburg: Es sei mir nur eine ergänzende Zusatzbemerkung gestattet. Aus meinen englischen Erfahrungen kann ich sagen, dass in England z. B. auf jedem Postamt die Mitteilungen der englischen Auswanderungsauskunfts-Gesellschaft ausliegen. Dadurch wird das Verständnis in der grossen Masse sehr gefördert. Im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

übrigen halte ich die mündliche Auskunftserteilung praktisch für den wichtigsten Punkt. Denn es kommt doch in erster Linie darauf an, dass die Leute Vertrauen zur Auskunftstelle haben. Die Stelle muss also sehr vorsichtig sein. In England wurden anfangs nur mündlich Auskünfte erteilt. Zum Schluss möchte ich noch betonen, in wie erfreulicher Weise sich die Methoden der Zentralauskunftstelle verbessert haben. Denn wenn der Vortragende das eminente Steigen der Zahl der Auskunftsuchenden nur als eine Folge des weiteren Bekanntwerdens hingestellt hat, so möchte ich doch darauf hinweisen, dass nur die veränderten, verbesserten Methoden diesen Erfolg herbeigeführt haben. Heute schreckt den Auskunftsuchenden nicht mehr der Bureaukratismus zurück, der ihn bisher oft vor Anfragen zurückschrecken liess. Und diese Besserung ist das Verdienst der gegenwärtigen Leitung.

Dr. **Hermann Meyer,** Leipzig: Es ist notwendig, dass bei der Auskunftserteilung darauf gedrungen wird, dass die Frau des Auswandernden von der erhaltenen Information völlig Kenntnis erhält, da häufig der Auswanderer seiner Frau, um sie für seine Auswanderungspläne zu gewinnen, die Verhältnisse, die sie im Auswanderungsgebiet erwarten, rosiger schildert, als sie sie aus den Informationen der Auskunftstelle erkennen müsste. Denn häufig scheitert beim besten Willen und Wirken des Kolonisten seine Arbeit daran, dass ihm die Frau, enttäuscht über die ihrer Erwartung nicht entsprechenden Verhältnisse, das Leben verbittert und ihm die Energie lähmt.

Prof. Dr. **Jannasch,** Berlin: Leider vermag ich mich nicht den Ausführungen mehrerer der Herren Diskussionsredner anzuschliessen. Ich würde es u. a. für ausserordentlich bedenklich halten, wenn die Zentralstelle für Auswanderung beauftragt werden würde, gleichzeitig neben den ihrerseits erteilten Auskünften auch noch Vermittelungen zu übernehmen. Wie soll man sich eine solche Vermittelung überhaupt denken? Soll die Zentralstelle den Auswanderern Stellungen verschaffen, soll sie ihnen Siedelungsstellen nachweisen und dergleichen mehr? Abgesehen davon, dass die Zentralstelle bisher bis zum höchsten Masse ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen wurde, so müsste ich mich doch auf das allerentschiedenste gegen eine derartige Zumutung erklären, weil die Zentralstelle in ihrer halbamtlichen Stellung unmöglich die Verantwortung für eine derartige vermittelnde, nachweisende Tätigkeit übernehmen könnte und dürfte. Ich bin ja häufig genug selber in der Lage, Auswanderern Ratschläge erteilen zu müssen. Früher habe ich auf dringenden Wunsch hin oft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genug den Auswanderern Empfehlungen mitgegeben, und ich kann nur sagen, dass diese durchweg auf das gröblichste gemissbraucht und mit Undank belohnt worden sind. Die Betreffenden haben Anforderungen an meine Freunde, an welche sie empfohlen waren, gestellt, die, wenn sie hätten erfüllt werden sollen, grosse Opfer involviert hätten. Und selbst, wenn meine Freunde in der weitestgehenden Weise den an sie gestellten Anforderungen entsprachen, so erschien das, was sie getan hatten, immer noch zu wenig. Gestützt auf mehr als dreissigjährige Erfahrungen in dieser Richtung, habe ich später öffentlich und privatim wiederholt erklärt, dass ich niemanden, sei es, wer es sei, Empfehlungen fernerhin geben würde. Noch jetzt gelangen fast alltäglich Briefe mit der Bitte um Empfehlung an mich, auch seitens besserer und bester Kreise, und auch diese beantworte ich stets abschlägig, weil solche Petenten sich über die Zustände in Brasilien oder Argentinien ganz falsche Vorstellungen machen. Die unangenehmen Folgen solcher Irrtümer werden dann mir, resp. meinen Freunden, die alles Mögliche aufgewandt haben, um den Ansprüchen meiner Empfohlenen Genüge zu leisten, in die Schuhe geschoben. Derartige Risiken und Unannehmlichkeiten zu übernehmen, kann man niemand, am allerwenigsten der halbamtlichen Zentralstelle, zumuten.

Was nun die Ausführungen eines der geehrten Herren Vorredner anbetrifft, die darauf hinausgingen, die Auswanderer künftig nicht mehr im Zwischendeck, sondern in einer dritten Klasse zu befördern, so möchte ich dagegen folgendes geltend machen: Sie wissen, wie wir in Preussen überall eine vierte Eisenbahnklasse schon seit einer langen Reihe von Jahren eingeführt haben. Ich habe nicht bemerken können, dass diese weniger bequeme Transportgelegenheit bei den dieselbe Benutzenden irgendwelchen Neid oder das Gefühl der Zurücksetzung gegenüber den Reisenden der dritten, zweiten oder ersten Klasse hervorgerufen hätte. Im Gegenteil ist die Einrichtung der vierten Klasse als eine grosse Wohltat, namentlich für die arbeitende Bevölkerung, begrüsst worden, die dadurch in der Lage war, sehr erheblich sparen zu können, da sie anderenfalls die dritte Klasse hätte benutzen müssen, und die gleichzeitig durch den billigen Fahrpreis in der vierten Klasse in die Lage kam, Eisenbahnzüge zu frequentieren, anstatt, wie vordem, um der Ersparnis willen, weite Wege zu Fuss zurückzulegen. Ich habe auch niemals bemerkt, dass auf den grossen Dampfern die Zwischendecker mit Neid auf die Passagiere der ersten und zweiten Klasse geblickt hätten. Ich habe mich sehr oft, fast alltäglich, auf meinen Reisen mit Zwischendeckern unterhalten, bin in ihre Kajüten und Schlafräume gegangen, habe mir das Essen zeigen lassen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe sie eingehend befragt, und überall jetzt nur Lobendes über die Behandlung und Beköstigung auf den Dampfern erfahren. Die Passageverhältnisse auf den Zwischendecken unserer grossen Dampfer haben sich doch in dem letzten Jahrzehnt ganz ausserordentlich gegen früher geändert. Früher, vor mehr als zehn Jahren, sind manche herbe Klagen noch berechtigt gewesen, und wenn auch jetzt wohl hin und wieder Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten ausnahmsweise vorkommen mögen, so habe ich nach den von mir gemachten Beobachtungen nur wenig an der Zwischendeckpassage auszusetzen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, als Mitglied des Beirates für das Auswanderungswesen und als Schriftführer dieser vom Bundesrat ernannten Kommissionen alle Vorgänge im Zwischendeck sehr scharf zu beobachten, und ich bin auch mit den Schiffsärzten durch alle Lokalitäten gegangen, um mich über die sanitären Verhältnisse zu unterrichten. Auch in dieser Hinsicht habe ich keinen Anlass zu Klagen gefunden, die ich ganz zweifellos sehr energisch unterstützt und motiviert haben würde. Es ist klar, dass, wenn an Stelle des Zwischendecks die Passage in einer dritten Klasse treten würde, der Preis ein sehr viel höherer werden müsste, und dass auf diese Weise dem Auswanderer bei seiner Niederlassung, namentlich wenn er mit seiner Familie reist, mehrere hundert Mark fehlen würden, die er sicher besser und vorteilhafter verwenden kann, als wenn er sie für Bequemlichkeiten auf dem Schiffe ausgibt.

Bei aller Anerkennung der Ausführungen des Herrn Pfarrers Griesebach und der Behauptung, dass alle die kleineren Auskunftstellen für die Auswanderung sehr wertvoll seien, muss ich doch bemerken, dass wir alles tun sollten, um die Tätigkeit der Zentralstelle gebührend in den Vordergrund zu rücken und Vertrauen für dieselbe zu schaffen. Jedesmal, wenn ich eine Auskunft erteile — und ich erteile sie nach Recht, Pflicht und Gewissen —, pflege ich hinzuzufügen: „Wenden Sie sich an die Zentralstelle für Auswanderer behufs weiterer Auskunft, und wenn Sie von dieser Seite eine ähnliche Mitteilung erhalten, wie die meinerseits übersandte, so werden Sie ja daraus Ihre weiteren Schlüsse zu ziehen vermögen." Schon im Interesse einer gewissen Kontinuität in der Auskunftserteilung sollten wir nicht ermangeln, auf die Zentralauskunftstelle hinzuweisen.

Dr. **Wolff**, Berlin: In meinem Schlusswort muss ich darauf verzichten, auf die Ausführungen der Herren Dr. Werthmann und Griesebach einzugehen, die sich auf die Tätigkeit der Auswandererfürsorgevereine beziehen, da ich, wie zu Beginn meines Vortrages bemerkt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in diesem lediglich die staatlich organisierte Auskunftserteilung und die Prinzipien der Auskunftserteilung zu behandeln beabsichtige. Zu erörtern, welche Auskunft von der Zentral-Auskunftstelle über einzelne Länder gegeben wird, wie Herr Pfarrer Griesebach gewünscht hätte, lag nicht im Rahmen meiner Aufgabe und wäre in einem halbstündigen Vortrage auch nicht möglich gewesen.

Auch an die Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer gelangen natürlich öfter Anfragen von Leuten, die ein geeignetes Auswanderungsziel genannt wissen wollen. Mit der Empfehlung bestimmter Länder werden solche Anfragen niemals beantwortet. Es wird den Fragestellern vielmehr anheimgegeben, zunächst mitzuteilen, für welche Länder sie sich interessieren. Aus der Antwort ergibt sich in den meisten Fällen, dass die Anfragenden doch an bestimmte Auswanderungsziele gedacht haben, über die ihnen dann Auskunft erteilt wird. Wem ein Ziel überhaupt nicht vorschwebt, dem wird von der Auswanderung meist ohne weiteres abzuraten sein. Sie ist in solchen Fällen auch in der Regel gar nicht ernstlich beabsichtigt.

Die Vermittelung von Stellen, die für die Kolonien auch bisher kaum in Frage kommt, kann die Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer nicht übernehmen. Die Arbeitslast würde in keinem Verhältnis zu dem möglichen Nutzen stehen. Die Zentral-Auskunftstelle für Auswanderer muss sich darauf beschränken, den Anfragenden die Mittel und Wege anzugeben, um Stellung zu erlangen.

Die Antwort auf die Frage des Herrn Flachsbart habe ich bereits im Vortrage gegeben. In Deutschland wendet sich das Interesse der Auswanderungslustigen, wie ich gezeigt habe, nächst den Kolonien in erster Linie den südamerikanischen Einwanderungsländern, vor allem Südbrasilien und den La Plata-Staaten, zu. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ist, wie ich bereits ausgeführt habe, nur zum allerkleinsten Teile eine spontane, sie ist in ihrem gegenwärtigen Umfang fast durchweg durch verwandtschaftliche Beziehungen bestimmt und geleitet, und sie lässt sich deshalb auch nicht ablenken. Ja, man muss sich fragen, ob wir überhaupt wünschen können, dass diese Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ganz aufhört. Ich möchte das nicht glauben, denn so lange unsere Stammesgenossen drüben noch Verwandte aus Deutschland zu sich rufen, dürfen wir das als Beweis dafür ansehen, dass sie deutsche Art und Sprache noch bewahrt haben. Wer beides abgestreift hat und ganz im Amerikanertum aufgegangen ist, lässt keine Verwandten mehr aus Deutschland nachkommen. Ich glaube daher nicht, dass wir unsere jetzige Auswanderung nach den Vereinigten Staaten als eine bedenkliche Erscheinung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu betrachten brauchen, zumal ein grosser Teil der Auswanderer dort nicht dauernd sesshaft wird. Im Berichtsjahr 1908/09, dessen Einwanderungsziffern ich vorhin angeführt habe, verliessen mehr als 13 000 Deutsche als Auswanderer, d. h. mit der Absicht, nicht wieder dorthin zurückzukehren, die Vereinigten Staaten, und von diesen Auswanderern hatten sich mehr als 8000 weniger als fünf Jahre, mehr als 1000 weniger als zehn Jahre im Gebiete der Union aufgehalten, und von den mehr als 3000 über die kanadische Grenze ausgewanderten Deutschen, für die Angaben nicht vorliegen, werden gleichfalls viele, vielleicht die Mehrzahl, nur für kürzere Zeit in den Vereinigten Staaten ansässig gewesen sein.

Welche Aussichten hat das deutsche Volkstum in Südamerika und was ist zu seiner Erhaltung und Pflege seitens der deutschen Heimat zu tun?

Von Pastor **Dedekind**, Elberfeld.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Die Zeiten liegen noch nicht weit hinter uns, in denen das Interesse des deutschen Volkes, das politische sowohl, wie das wirtschaftliche, sich allein auf die deutschen Lande konzentrierte, in denen die deutsche Volkskraft ganz von dem Streben nach nationaler Einigung absorbiert wurde. Für die weite Welt standen im vorigen Jahrhundert Frankreich und England an der Spitze aller Macht und aller Kultur. Während England mit seiner mächtigen Flotte an allen fernen Küsten den britischen Namen zu Ansehen brachte, seine Sprache zur Handelsweltsprache machte und seinen Vorteil wahrnahm, wo sich dazu nur Gelegenheit bot, galt Paris als der Wirbelpunkt aller geistigen Strömungen, als der sprudelnde Quell aller europäischen Kultur. Was galt den Völkern der Erde das deutsche Volk? Man kannte es wohl als das Volk der Dichter und Denker, aber der deutsche Michel war wenig geachtet.

Welch ein Umschwung ist nun aber eingetreten, seitdem im Kriege 1870/71 der Deutsche als Sieger auf Frankreichs Gefilden stand, seitdem die deutschen Stämme geeint wurden unter der heisserkämpften

Kaiserkrone der Hohenzollern! Der deutsche Name hat wieder guten Klang bekommen. Und nun stellte es sich von Jahr zu Jahr immer mehr heraus, welch eine Kraft dem deutschen Volke innewohnte. Kunst und Wissenschaft erlebten eine neue Blütezeit, deutsche Techniker und Ingenieure schufen Werke, die sich die Achtung der ganzen Welt errangen. Man entdeckte, dass in allen Erdteilen schon längst deutsche Kaufleute festen Fuss gefasst und einen guten Teil des Welthandels in der Hand hatten, vielleicht unter fremder, besonders englischer Flagge. Und die zahlreichen, in überseeische Länder ausgewanderten Deutschen — neben den Kaufleuten waren es Bauern, Handwerker, Gelehrte —, die bis dahin von keinem recht beachtet waren, erhoben nun kühner ihr Haupt, bekannten sich wieder freudiger zum deutschen Volk. In Deutschland selbst aber waren weite Kreise ganz überrascht und erstaunt, als sich immer mehr herausstellte, dass die Volksgenossen, die im Auslande eine neue Heimat gefunden hatten, nach Millionen zählten, und dass Hunderttausende von ihnen auch im fernen Lande deutsche Sprache, deutsche Art und Sitte treu bewahrt hatten durch Generationen hindurch, trotzdem die Heimat sich gar nicht um sie gekümmert hatte und sie draussen allein gestanden hatten im Verteidigungskampf um die hohen Güter, die das Heimatvolk, Heimatkirche und -schule ihnen mitgegeben hatten.

Das Interesse weiter Kreise des deutschen Volkes an den Auslanddeutschen erwachte hauptsächlich, als Deutschland begann, Weltpolitik zu treiben, als es eigene Kolonien erwarb, als es eine starke Flotte zum Schutze seiner überseeischen Interessen baute.

Die deutschen Reichskolonien, so wertvoll sie sind, können doch der Lebensenergie des deutschen Volkes nicht genügen. Jahraus jahrein zieht ein Strom von Auswanderern über die Grenzen deutschen Landes. Und dieser Strom wird anwachsen; da der jährliche Zuwachs des deutschen Volkes im Reich etwa 900 000 Seelen zurzeit beträgt. Unsere Reichskolonien sind aber nicht imstande, diese Auswanderer aufzunehmen. Entweder eignet sich ihr Klima nicht für Europäer zum dauernden Aufenthalt, oder die Verhältnisse erfordern einen immerhin nicht unbedeutenden Kapitalbesitz des Neuansiedlers im deutschen Kolonialgebiet. Die meisten unserer Auswanderer aber verfügen wohl über gesunde Glieder, starke Arme und guten Mut, aber nur über wenig Geld und Geldeswert. Wohin nun mit den deutschen Auswanderern, die wir doch nicht zurückhalten können? Sie dürfen uns nicht verloren gehen, wie es früher so vielfach geschah. Bei dem heutigen Ringen der Nationen untereinander gilt es für jedes Volk, keinen Mann verloren gehen zu lassen. Jede deutsche Familie im Ausland ist ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wertvolles Glied unseres Volkes. Mit jedem neuen deutschen Ansiedler im fernen Urwald tut das deutsche Volk einen Schritt vorwärts auf dem Erdboden. Jede solche Familie ist ein Träger deutscher Kultur und Art. Und jede deutsche Familie im Ausland gewährt dem deutschen Handel neue Absatzgebiete, solange diese Familie deutsch bleibt.

Ist es da nicht wirklich eifrigen Strebens wert, dass jene Auslanddeutschen in lebendiger Verbindung mit unserem Volke erhalten werden? Leider müssen wir aber sagen: die grosse Menge der Kreise in Deutschland, die zur Erreichung dieses Zieles beitragen könnten, steht dieser Frage noch mit grosser Gleichgültigkeit gegenüber. In erster Linie kommt das daher, dass diese Kreise trotz aller Bemühungen der in dieser Richtung wirkenden Vereine noch immer keine rechte Kenntnis der Verhältnisse der Auslanddeutschen haben. Um so mehr dürfte es angebracht sein, auf der Tagung des deutschen Kolonialkongresses einen kurzen Ueberblick über d a s Deutschtum im Auslande zu geben, das eine besondere Zukunft für die nächsten Jahrzehnte haben dürfte, über das Deutschtum in Südamerika.

Seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, besonders aber nach 1848 und in den siebziger Jahren, sind zahlreiche Deutsche nach Südamerika ausgewandert. Die Länder der gemässigten Zone Südamerikas: Südbrasilien, Argentinien, Chile, Paraguay und Uruguay, mit ihrem herrlichen, gesunden, für Europäer so geeigneten Klima, mit ihrer reichen Fruchtbarkeit des Bodens; Länder, die aber zugleich eine so geringe Bevölkerungszahl aufweisen und geradezu nach fleissigen Menschen hungern, boten und bieten auch heute noch den Einwanderern Gelegenheit, sich für wenig Geld eine eigene Scholle zu erwerben. Da haben neben vielen Italienern, Portugiesen und Abkommen anderer Völkerschaften auch Hunderttausende deutscher Bauern und Kaufleute eine neue Heimat gefunden. Welchen Vorteil aber besonders die germanische Einwanderung dem Lande bietet, haben auch die südamerikanischen Regierungen längst erkannt. Der germanischen Landbevölkerung ist die Liebe zur eigenen Scholle angeboren. Mit zäher, intensiver Arbeit ringt der deutsche Bauer dem Urwald blühende Plantagen ab. Alle seine Verdienste steckt er wieder in sein Besitztum hinein oder kauft damit seinen Kindern, die ihm zahlreich heranwachsen, neuen Grundbesitz. So sind von Deutschen im Laufe der Jahre weite kultivierte und ertragbringende Fruchtgefilde in Südamerika der vorher brachliegenden Wildnis abgerungen, und die Länder haben dadurch Fortschritte gemacht, welche die Südamerikaner aus eigener Kraft nicht erzielt hätten, denn zu der mühe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vollen Arbeit im Urwalde eignen sie sich ihrer grossen Mehrzahl nach nicht.

Auch der Italiener hat sich an der Urbarmachung des Landes in Südamerika eifrig beschäftigt; aber in seiner Wirksamkeit liegt zugleich eine Gefahr für jene Länder, da er seine Ersparnisse gern nach Italien sendet, also jährlich dem Lande, in dem er arbeitet, gewaltige Summen entzieht. Der deutsche Ansiedler dagegen bringt dem Lande, das ihm eine neue Heimat geworden ist, seine ganze Kraft dar, denn er hat es lieb, er wurzelt fest ein.

Und diese grossen Ansiedelungen deutscher Kolonisten in Südamerika bilden auch eine feste Basis für den deutschen Handel. Dank seiner gediegenen Bildung, seiner Sprachkenntnisse und seiner Anpassungsfähigkeit hat sich der deutsche Kaufmann ja überall im Auslande einen breiten Platz an der Sonne errungen. Aber es ist doch noch etwas ganz anderes, wenn er eine deutsche Bevölkerung, die im Lande bodenständig geworden ist, hinter sich hat, eine deutsche Bevölkerung, die heimatliche Industrieprodukte und Erzeugnisse zu kaufen wünscht.

Was aber haben nun deutsche Kaufleute und Kolonisten gemeinsam in Südamerika zur Ehre des deutschen Namens und zum reichen Vorteil unseres Volkes, aber auch zum Segen ihres neuen Heimatlandes erreicht? Wir müssen zur Beantwortung der Frage einen kurzen Ueberblick über den heutigen Bestand des Deutschtums in Südamerika halten.

Peru ist um seiner unwirtlichen und ungesunden Gegenden willen für deutsche Ansiedler kaum geeignet. Nur am Pozuzo besteht eine kleine deutsche Ansiedelung in einem fruchtbaren und gesunden Landstrich.

In Bolivien haben fast alle Deutschen, die ins Land kamen, kaufmännische Geschäfte eröffnet, welche zu Blüte und Ansehen gelangt sind, so dass man bis vor kurzem sagen konnte: Der Grosshandel Boliviens liegt in deutschen Händen. Seit einigen Jahren bereitet aber eine nordamerikanische Firma dem deutschen Handel im Lande scharfe Konkurrenz. Eine gut geleitete deutsche Einwanderung könnte die Zukunft des Deutschtums in Bolivien vielleicht günstig gestalten. Die Bedingungen dazu sollen vorhanden sein.

In Paraguay wohnen etwa 3000 Deutsche. Seit 1883 besteht die deutsche Kolonie Sao Bernardino an der herrlichen Laguna Ipacaray. Wenn auch als Ackerbaukolonie ein Misserfolg, hat sie sich doch zu einem vielbesuchten Luftkurort entwickelt und ist ein Sammelpunkt der in Paraguay ansässig gewordenen Deutschen ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden. Andere, vor etwa zehn Jahren gegründete Kolonien, so Nueva Germania, Yegros, Puerto Max, Kolonie Mayntzhusen und Hohenau am Paraná haben ganz erfreuliche Fortschritte gemacht. Auch die in Villa Rica, der zweitgrössten Stadt der Republik, ansässigen 300 Deutschen erfreuen sich dort eines guten Ansehens.

Von ganz anderer Bedeutung aber, als in den bisher genannten Ländern, ist das Deutschtum in Chile. Auf über 20 000 wird die Zahl der Deutschen in Chile geschätzt. Nicht wenig hat deutsche Intelligenz und deutsche Arbeitskraft zu dem gewaltigen Aufblühen Chiles im letzten halben Jahrhundert beigetragen. Die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Chile eingewanderten deutschen Ansiedler und ihre Nachkommen haben in einem grösseren Teile Chiles deutschen Einfluss derart geltend gemacht, dass man dort von einer „deutschen Zone" reden muss. Sie dehnt sich vom 37. Grad bis zum 42. Grad südlicher Breite aus.

Die deutsche Kolonisation in Chile ist unlöslich mit dem Namen Philippi verbunden. Bernhard Philippi aus Charlottenburg, dessen Bruder Rudolf 1853 an das Naturhistorische Museum in Santiago berufen wurde, und dessen Neffe Friedrich erst im vorigen Jahre als ein hochangesehener Professor der Naturwissenschaft in Santiago gestorben ist, suchte 1848 „den Strom der deutschen Auswanderung teilweise nach den sich für eine Niederlassung so vortrefflich eignenden Provinzen Südchiles zu leiten". Der Anfang der ersten deutschen Siedelung in Valdivia, wo sich Hessen und Württemberger ansiedelten, war bitter ernst. Doch durch deutsche Kraft und Intelligenz wurde der Ort eine blühende Stadt, die wichtigste Stadt des südlichen Chile, ein Hauptplatz für Handel und Industrie. Auch die Blüte der Stadt Osorno, in der unter 6000 Einwohnern 1200 Deutschsprechende wohnen, ist durch die deutsche Einwanderung hervorgerufen. Als Kolonisatoren, Grundbesitzer und Träger des Gewerbefleisses bilden die Deutschen in diesem ganzen mittleren und südlichen Teil Chiles das einflussreichste Element. Besonders um den herrlichen Llanquihue-See in dem Städtchen Puerto Montt und den freundlichen deutschen Dörfern Frutillar, Puerto Octai, Puerto Varas, Chamiza, Neu-Braunau u. a. ist die deutsche Sprache die zweite Landessprache geworden, so dass sogar die chilenischen Dienstboten Deutsch lernen. Und dass im vorigen Jahre der deutsche Turnverein in Valdivia in seiner Turnhalle den chilenischen Präsidenten in deutscher Sprache begrüsst hat und dieser auf Deutsch antwortete, ist gewiss ein Zeichen für das Ansehen, in dem die Deutschen und die deutsche Sprache in Chile stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chile besitzt in Südamerika die besten Unterrichtsanstalten. Das verdankt es dem deutschen Einfluss. Die deutsche Regierung hat bereitwillig den Bitten des chilenischen Volkes um geeignete Lehrkräfte entsprochen und damit Chile wichtige Dienste geleistet, die seinen Einfluss in jenem Volke fest gegründet haben. Die deutsche Sprache hat denn auch in Chile in den letzten Jahren grosse Fortschritte gemacht, und kürzlich hat das chilenische Unterrichtsministerium verfügt, dass in den höheren Schulen der Städte mit vorwiegend deutscher Einwohnerschaft, wie Valdivia, Temuco, Osorno und Puerto Montt, unter den fremden Sprachen Deutsch an erster Stelle gelehrt werden soll, „wegen der hervorragenden Stelle, welche diese Sprache heute im Welthandel und Weltverkehr einnimmt". Wie das chilenische Offizierkorps und Heer durch preussische Offiziere nach preussischem Muster reorganisiert ist, dürfte hinreichend bekannt sein. Chile hat damit ein gut bewaffnetes und ausgezeichnet ausgebildetes Heer, das ihm seine Zukunft unter den Staaten Amerikas sichert.

Die Deutschen in Chile haben sich gleich denen in den übrigen Staaten Südamerikas zum grössten Teil naturalisieren lassen und zählen zu den besten und zuverlässigsten Bürgern des Landes.

Dass unsere Volksgenossen jenseits des Ozeans sich nicht die deutsche Reichsangehörigkeit bewahrt haben, können wir nur bedauern. Aber unsere bisherigen gesetzlichen Bestimmungen haben sie geradezu zum Verlust der Reichsangehörigkeit getrieben. Möchte in diesen Bestimmungen endlich die längst erwünschte Aenderung vorgenommen werden!

Trotzdem aber die chilenische Regierung mit den deutschen Ansiedelungen nur gute Erfahrungen gemacht, hat sie doch neuerdings, besonders in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, um nicht neben Valdivia und den deutschen Siedelungen um den Llanquihue-See eine dritte „deutsche" Provinz entstehen zu lassen, die neuen Einwanderer nach dem Prinzip der Rassen- und Sprachmischung angesiedelt, damit diese schneller chilenisiert würden. Der Versuch auf der Insel Chiloé misslang gänzlich. Von den 315 Familien sind die meisten wieder fortgezogen. Die ausgehalten haben, besitzen zum Teil nicht mehr als das nackte Leben. Allen aber hat sich ein tiefer Groll gegen diese chilenische Kolonisation bemächtigt.

Im allgemeinen nimmt in Mittelchile das deutsche Volkstum an Zahl und Wohlhabenheit rasch zu. Und während früher viele Kinder deutscher Ansiedler, die keine deutsche Schule besuchen konnten, dem Deutschtum verloren gingen, sind jetzt Kirche und Schule eifrig an der Arbeit, der deutschen Bevölkerung in Chile die hohen heimat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Güter zu wahren, und manche schon verloren geglaubte Posten sind durch sie wieder erobert. Mit tiefer Wehmut muss es uns aber erfüllen, dass gerade in diesen Gegenden Chiles die konfessionellen Gegensätze der deutschen Protestanten und Katholiken, die wiederholt in fanatischen Hass ausgeartet sind, das Emporblühen deutscher Kraft vielfach gehindert und das Ansehen des deutschen Namens schwer geschädigt haben.

Es zeugt von der gesunden Kraft des Deutschtums in Chile, dass es an diesen Nöten nicht zugrunde gegangen ist, und für Jahrzehnte wenigstens dürfen wir hoffen, dass seine Erhaltung gesichert ist. Auf ein bedeutendes Anwachsen und eine weitere Ausdehnung desselben dürfte aber vorläufig kaum zu rechnen sein. Der Grossgrundbesitz steht einer erheblichen Bevölkerungszunahme hindernd im Wege. Seit der Erdbebenkatastrophe von Valparaiso lastet zudem eine wirtschaftliche Krise auf dem Lande. Gegen neue geschlossene deutsche Ansiedelungen, die doch allein Aussicht auf gute Entwickelung haben, steht der Plan der Regierung, die Einwanderer möglichst schnell zu chilenisieren.

Eine Einwanderung deutscher Kolonisten in Chile im Grossen ist deshalb zurzeit nicht ratsam. Die nach Chile Hinausziehenden aber sollten so geleitet werden, dass sie die bestehenden deutschen Ansiedelungen stärken, und die deutschen Schulen in Chile sind so zu fördern, dass auch durch sie den Söhnen wohlhabender deutscher Chilenen der Zugang zum Studium und zu den höheren Verwaltungsstellen im Lande ermöglicht wird und sie nicht gezwungen sind, die höheren chilenischen Schulen zu besuchen, in denen den Schülern oft wenig vom Deutschtum übrigbleibt.

Wir wenden uns nun den beiden grossen südamerikanischen Staaten am Atlantischen Ozean, Argentinien und Brasilien, zu. Auch in ihnen haben Deutsche den grossen Aufschwung, den sie in den letzten Jahrzehnten aufzuweisen haben, mit herbeiführen helfen.

Zahlreiche deutsche Offiziere haben das heutige argentinische Heer organisiert und ausgebildet. Die argentinischen Offiziere haben sich deutsche Kriegswissenschaft und Taktik zu eigen gemacht, und als kürzlich zur Jahrhundertfeier der Republik der Generaloberst Freiherr von der Goltz als Vertreter des deutschen Kaisers in Buenos Aires weilte, hat die argentinische Armee ihn mit einer kunstvoll ausgeführten Adresse, die 1000 Unterschriften trug, bewillkommnet. Viele deutsche Gelehrte und Lehrer sind an den argentinischen Hochschulen und Unterrichtsanstalten tätig. Deutsche Kaufleute haben wesentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dazu beigetragen, dass Argentinien solche weitausgedehnten Handelsbeziehungen hat.

Von deutschen Bauern ist Argentinien, trotzdem es so fruchtbaren Boden und ein gesundes Klima hat, bisher nur wenig aufgesucht. Wohl waren die Ansiedler der ersten Ackerbaukolonien in Argentinien Deutsche und Schweizer, aber zu geschlossenen deutschen Ansiedelungen ist es nicht gekommen, eben weil die deutsche Einwanderung nie sehr zahlreich gewesen ist und bei ihr die Kaufleute und Handwerker mehr vertreten waren als Bauern.

Die Bevölkerung Argentiniens ist auch heute noch gering. Sie zählt kaum 6½ Millionen. Von diesen sind neben 500 000 Italienern, 400 000 Spaniern, 100 000 Franzosen nur etwas über 30 000 Deutsche, die aber kulturell und wirtschaftlich ein sehr bedeutsamer Faktor der Bevölkerung sind. In ihren Vereinen und Klubs, in ihren Kirchen- und Schulgemeinden haben sie Sammelpunkte, die sie auch in Verbindung halten mit der alten Heimat und der deutschen Kultur. Dabei haben sie in den Hamburger und Bremer Dampfschiffen stets ausgezeichnete Verbindung mit Deutschland. Seit 1870 — bis dahin konnten die deutschen Kaufleute in Argentinien ihre Zahlungen nach der Heimat nur mit Hilfe englischer Banken machen — sorgen auch verschiedene deutsche Banken in Argentinien dafür, dass die kapitalistischen Beziehungen Deutschlands zu Argentinien gepflegt werden, dass auch deutsches Geld am Aufschwung Argentiniens immer mehr beteiligt wird. Die Zukunft des Deutschtums und damit deutschen Einflusses in Argentinien kann aber nur durch eine vermehrte, gut geleitete Einwanderung deutschen Blutes gesichert werden.

Auch in Uruguay finden wir verstreut zahlreiche Deutsche wohnen. Ich rechne dazu, wie auch im übrigen Südamerika, in diesem erweiterten Sinne des deutschen Volkstums auch deutsche Schweizer, Deutsch-Oesterreicher und Deutsch-Russen, die sich drüben alle als deutschsprachig und stammesverwandt zusammenfinden und besonders auf dem Vereinsgebiet und auf dem Gebiet der Kirche und Schule fest zusammenstehen.

Geschlossene deutsche Ansiedelungen aber finden wir dort nicht, abgesehen etwa von der Schweizerkolonie Nueva Helvecia.

Das grösste Interesse beansprucht dagegen das Deutschtum in Südbrasilien, in den Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Paraná und auf dem Hochlande von Sao Paulo.

Nordbrasilien ist für Europäer seines Klimas wegen zu dauerndem Aufenthalt ganz ungeeignet. Erst kürzlich haben deutsche Arbeiter, die sich leichtfertig auf die vielversprechenden Anwerbungen ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wissenloser Agenten hin zur Arbeit an der Madeira—Mamoré-Eisenbahn haben anwerben lassen, die furchtbarsten Erfahrungen gemacht. Die Kunde von den Erlebnissen der Unglücklichen hat ja die Runde durch die deutschen Zeitungen gemacht und hoffentlich manchem eine ernste Warnung zuteil werden lassen, nicht leichtsinnig auf solche Werbungen hin auszuwandern. Wir haben ja heute die bewährte, treffliche Auskunftstelle des Deutschen Reichs für Auswanderer in Berlin, wir haben für die protestantischen Auswanderer den Evangelischen Hauptverein in Witzenhausen a. d. Werra, für die katholischen den St. Rafaëlverein in Limburg a. d. Lahn. Ueber unser besonderes Arbeitsfeld in Südbrasilien hat auch unsere Barmer Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in (Süd-) Amerika stets gern auf Anfragen unentgeltlich gewissenhafte Auskunft gegeben. Es kann also jeder auswanderungslustige Deutsche heute bewährte und sichere Auskunft erhalten, ehe er das Vaterland verlässt. Versäumt er das, so hat er sich den Schaden selbst zuzuschreiben. Alle, denen es möglich ist, sollten aber die Auswanderungslustigen auf jene Auskunftstellen aufmerkam machen.

Nordbrasilien kann für Europäer zur Ansiedelung nicht in Betracht kommen, auch Mittelbrasilien ist wenig dazu geeignet. Doch finden wir hier an einigen höher gelegenen Orten schon manche Spuren und ehrende Denkmale deutschen Fleisses.

Die Diplomatenstadt Petropolis bei Rio de Janeiro ist ursprünglich eine Gründung deutscher Kolonisten, Juiz da Fora, ein deutsches Städtchen, umgeben von einem Kranz deutscher Dörfer. In Bahia verdankt die Tabakkolonie Sao Feliz ihre Blüte deutschen Handelsfirmen. Am Kaffeehandel in Santos ist Deutschland stark beteiligt, so dass etwa $^1/_3$ der ganzen Ernte, die jährlich einen Wert von etwa einer halben Milliarde Mark hat, nach Deutschland verladen wird. Die grössten Kaffeeplantagen in Sao Paulo hat ein Deutscher, Franz Schmidt aus Cöln, in Ribeirao Preto, in dessen Plantagen jährlich über 15 Millionen Kilogramm Kaffee geerntet werden.

Ganz anders steht es in den Südstaaten Brasiliens, in denen sich ausgedehnte Urwaldkolonien mit fast ausschliesslich deutscher Bevölkerung finden. Blumenau, Joinville, Brusque im Staate Santa Catharina, von Sao Leopoldo und Hamburgerberg bis Santa Cruz und Villa Germania ein blühender Kranz deutscher Ansiedelungen in Rio Grande do Sul, sie alle verdanken deutschem Fleiss und deutscher Wirtschaftlichkeit ihren Ursprung und ihre Blüte. Ja, was wäre der Süden Brasiliens ohne die deutschen Bürger jener Staaten? Ich schätze die Zahl dieser deutschen Brasilianer, der Teutobrasilianer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die auch hier in Brasilien mit wenig Ausnahmen das brasilianische Bürgerrecht erworben haben, auf insgesamt 600 000, von denen im Staate Rio Grande do Sul unter einer Gesamtbevölkerung von 1 400 000 Seelen etwa 350 000 der deutschsprechenden Bevölkerung angehören. Santa Catharina hat unter 500 000 Bewohnern etwa 80 000 Deutsche. In beiden Staaten wohnen diese Deutschen zum grössten Teil in geschlossenen Siedelungen. Man kann dort tagelang reiten und trifft nur hochgewachsene, blauäugige und blondlockige Germanengestalten, und hört nur Laute der deutschen Muttersprache. Ich gedenke stets mit Freude der Jahre, die ich in jenen deutschen Siedelungen in Südbrasilien zugebracht habe.

Was Brasilien seinen deutschen Bürgern verdankt, kann auch der fanatischste Nativist nicht leugnen, aber nicht immer sind ihre Verdienste gerecht gewürdigt und anerkannt. Wir können sagen: bis in die neueste Zeit haben die romanischen Brasilianer, die Lusobrasilianer, den nach Brasilien eingewanderten Deutschen unsympathisch, ja sogar feindlich, gegenübergestanden. Förderung ist ihnen seitens der brasilianischen Regierung nur in geringem Masse oder gar nicht zuteil geworden. Was die Deutschen dort geworden sind, sind sie aus eigener Kraft geworden.

Wir können uns über diese ablehnende Haltung vieler Brasilianer gegen ihre deutschen Mitbürger ja auch nicht so sehr wundern. Germanen und Romanen sind grundverschieden. Der Brasilianer ist ein in geselligen Umgangsformen feiner, zierlicher Mann, der darauf und auf elegante Kleidung übergrosses Gewicht legt. Nun tritt ihm der in Brasilien ansässig gewordene Deutsche in seiner grossen Mehrzahl als ein derber Urwaldbauer entgegen, der jahrzehntelang unter fast gänzlichem Mangel an geistiger Pflege und Erziehung gelitten hat. Da ist in jenen deutschen Urwaldkolonien zum Teil eine furchtbare Roheit und Verwilderung der Sitten hervorgetreten. Das deutsche Volk, das jene fernen Glieder lange Zeit ganz vergessen und verlassen hat, trägt selbst ein gut Teil Schuld daran, dass der Deutsche und deutsche Art bei den Brasilianern so wenig geachtet war. Durch die deutschen Kirchen und Schulen ist das in den letzten vier Jahrzehnten in vieler Beziehung anders und besser geworden. Heute können wir mit Freude auf die deutschen Siedelungen in Südbrasilien blicken, die trotz mancher Schäden doch in guter Entwickelung stehen. Und je mehr sich in der deutschen Bevölkerung Brasiliens die guten und edlen Seiten deutschen Wesens und deutscher Kultur entwickeln, um so mehr wird auch der Brasilianer Achtung vor ihnen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor allem aber war die feindliche und misstrauische Haltung der Lusobrasilianer gegen die Teutobrasilianer und Deutschen den Verhetzungen und Verdächtigungen der nordamerikanischen, englischen und französischen Presse zuzuschreiben. Das Stichwort von der „deutschen Gefahr" ist bis heute selten aus dieser deutschfeindlichen Presse verschwunden. In allen Farben wurde die schreckliche Gefahr gemalt, die Deutschland Brasilien bereiten würde. Die deutsche Flotte und das deutsche Heer ständen zum Einmarsch in Südbrasilien bereit, und die in Südbrasilien wohnhaften Deutschen würden mit dem eindringenden Landesfeind gemeinsame Sache machen. Mag solch Geschwätz noch so lächerlich und töricht sein, es wird geglaubt, wenn es nur recht oft wiederholt wird. Danach hat jene Presse gehandelt. Dass man aber in Brasilien gern auf den bösen Deutschen schalt, dazu trugen die grossen wirtschaftlichen Erfolge und Fortschritte der deutschen Brasilianer bei. Durch Fleiss, Ordnungsliebe, Intelligenz und Sparsamkeit kamen sie stetig voran; der Brasilianer dagegen, in dessen Arbeitsleben das Wort paciencia eine gar zu grosse Rolle spielt, der seine Zeit lieber der Politik, als ertragreicher Arbeit widmet, konnte mit dem fleissigen Deutschen nicht gleichen Schritt halten, und sein Aerger entlud sich in Anklagen und Verdächtigungen des schlimmen, gefährlichen Allemao.

In der letzten Zeit aber können wir mit Freude manche Tatsachen feststellen, die davon Zeugnis ablegen, dass die Haltung weiter Kreise in Brasilien gegenüber dem deutschen Volk und Deutschen Reich eine andere, gerechtere, freundlichere wird. Die deutschen Gesandten Baron von Treutler und der leider zu früh verstorbene Graf Arco Valley, auch Prof. Dr. Jannasch, der Südbrasilien im Jahre 1904 besuchte, haben viel dazu beigetragen. Besonders aber, seitdem im vorigen Jahre auf Einladung unseres Kaisers der Marschall Hermes da Fonseca, der jetzt neuerwählte Bundespräsident Brasiliens, den deutschen Kaisermanövern beigewohnt hat — der Marschall ist vor wenig Wochen abermals zum Besuch hier in Berlin gewesen —, scheint das Schreckgespenst der „deutschen Gefahr" endlich in Südbrasilien zu verschwinden und in immer weiteren massgebenden Kreisen Brasiliens die Achtung und Anerkennung der Deutschen und der deutschen Kultur zuzunehmen. So sind kürzlich zur Reorganisation des brasilianischen Heeres deutsche Instruktionsoffiziere erbeten worden.

Wir verzeichnen auch gern, dass die Liga maritima do Brazil, der brasilianische Flottenverein, den Deutschen Kaiser zum Ehrenmitglied ernannt hat. Diese Ehrung ist besonders deshalb bemerkenswert, weil das Organ des brasilianischen Flottenvereins, ein angesehenes Blatt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch kurz vorher einen scharfen Artikel gegen Deutschlands angebliche Eroberungspläne in Südbrasilien veröffentlicht hatte.

Die veränderte Haltung Deutschland gegenüber hat auch sonst in der brasilianischen Presse sich bemerkbar gemacht. Es ist jedenfalls beachtenswert, dass das Jornal do Commercio, das einflussreiche und angesehene Blatt, am 5. Juni d. J. einen Artikel brachte, in dem offen anerkannt wurde, dass die Deutschbrasilianer gute, zuverlässige brasilianische Bürger seien, auch wenn sie ihr Deutschtum hochhielten, ja dass, so erfreulich es für Brasilien sein würde, wenn die Deutschen sich in Brasilien „assimilierten", d. h. ihre Sprache und Sitte aufgeben würden, diese Assimilierung den grossen Nachteil zur Folge habe, dass sie dann in betrübender Weise zu entarten beginnen.

Wir verlangen nicht mehr, als die Anerkennung, dass die Wahrung deutscher Sprache und Art in Brasilien den Deutschen nicht politisch verdächtig macht, dann wird das dortige Deutschtum sich wie bisher fröhlich weiterentwickeln, wahrlich nicht zum Nachteil Brasiliens. Sieht aber die brasilianische Regierung erst einmal ein, dass eine vermehrte deutsche Einwanderung im Interesse des Landes liegt, dann sollte sie auch die Kolonisationsunternehmungen fördern, die wirklich geeignet sind, die deutsche Ansiedelung in Südbrasilien zum Segen des Landes durchzuführen, indem sie den deutschen Ansiedlern ermöglichen, deutsch zu bleiben, und damit tüchtig zu zukunftsreicher Kulturarbeit. Ich nenne die Ansiedelungsunternehmungen des Herrn Dr. Hermann Meyer in Neu-Württemberg und die Hanseatische Kolonisation in Santa Catharina.

Die brasilianische Regierung hat sich gerade in den letzten zwei Jahren grosse Mühe gegeben, Einwanderer ins Land zu bekommen. Sie hat Wanderlustigen freie Reise von Europa bis an den Ansiedelungsort gewährt und hat damit Millionen vertan, ohne rechte Erfolge zu erzielen. Viele der mit grossen Kosten Herbeigeholten sind nach Argentinien weitergezogen. Die brasilianische Regierung hat deshalb heute die Gewährung freier Reise aufgegeben, sie gibt dafür dem Einwanderer ein vermessenes Landlos unentgeltlich. Ist es ihr wirklich um tüchtige Einwanderer zu tun, so sollte sie den einzelnen Nationen, die Auswanderer stellen, besondere nationale Ansiedelungskonzessionen gewähren und diese unterstützen; dann käme Brasilien besser und billiger zum Ziel.

Das müssen wir nun allerdings bedenken, dass das heutige Auswanderermaterial, das Deutschland stellt, ein ganz anderes ist, als das der früheren Jahrzehnte. Damals deutsche Bauern, heute durch die Werkbetriebe der städtischen Industrie hindurchgegangene Arbeiter,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die zum Teil Unzufriedenheit mit ihrem Beruf hinaustreibt, zum Teil allerdings auch die Sehnsucht nach Freiheit von der öden, geist- und gemüttötenden Fabrikarbeit, und das Verlangen nach landwirtschaftlicher Betätigung auf eigener Scholle. Der deutschen Landwirtschaft werden so kaum durch die Auswanderung Arbeitskräfte entzogen. Wohl aber wird manche deutsche Familie vor dem Untergang im städtischen Proletariat durch die Auswanderung bewahrt. Furchtbar schwer ist der Uebergang in die ganz anderen Verhältnisse allerdings. Der bisherige Fabrikarbeiter muss erst wieder lernen, körperlich im Freien schwer zu arbeiten. Unter dem Druck der Not lernt er es auch. Aber selbst wenn die Eltern, die erste Generation der Auswanderer, dabei verkümmert, die zweite Generation hat es schon gelernt, sich den neuen Lebensverhältnissen anzupassen. Sie ist für eine neue Zukunft wiedergewonnen. Welch ein Kinderreichtum in den deutschen Kolonistenfamilien in Südamerika heranwächst, ist geradezu erstaunlich. Zwölf oder fünfzehn Kinder in einer Familie sind keine Seltenheit. Und da es der Jugend weder an Nahrung, noch an Bewegung in Licht und Luft mangelt, so ist es eine kräftige, gesunde Bevölkerung, die in den deutschen Kolonien Südamerikas heranwächst.

Um so wichtiger ist es, den Auswanderern und Ausgewanderten nachzugehen, ihnen zu raten und zu helfen, dass sie nicht unter den ersten schweren Jahren zugrunde gehen und verzweifeln, dass sie für sich und ihre Kinder geistige Pflege finden, auch im fernsten Urwald, dass sie die Möglichkeit haben, im Zusammenhang zu bleiben mit den Geistesschätzen und der Kultur ihres Volkes. Da haben die deutsche Kirche und Schule ihre grossen Aufgaben.

Ueberblicken wir so das Deutschtum in Südamerika, so zeigt es sich, dass sich besonders in Chile, Argentinien und Südbrasilien Hunderttausende von Deutschen seit Jahrzehnten angesiedelt haben, dass diese in zumeist wirtschaftlich durchaus befriedigenden Verhältnissen leben, wenn sie sich auch nur durch schwere Arbeit und mancherlei Nöte dazu hindurchgerungen haben, und dass diese Deutschen zum grössten Teil sich durch Generationen hindurch die deutsche Sprache, Sitte und Art gewahrt haben, trotz mancher Anfechtungen ihrer Umgebung, trotz einer tiefbedauerlichen Vernachlässigung und Verlassenheit seitens der deutschen Heimat, und trotzdem ihnen durch das unglückliche von der Heydtsche Reskript von 1859 weiterer Zuwachs unterbunden worden ist.

Festgewurzelt ist so das Deutschtum im fernen Lande, und immer weiter streckt es seine Wurzelsprossen aus. Soll es aber erhalten bleiben und sich weiter entwickeln, so muss es neuen Zuwachs aus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat bekommen, der den südamerikanischen Staaten nur willkommen sein muss. Es gilt also, unsere Auswanderer, die wir nicht im Lande halten und nicht in die deutschen Kolonien senden können, nach Südamerika zu leiten, wo sie im Anschluss an die bestehenden deutschen Gemeinden deutsch bleiben können.

Die Glieder unseres Volkes in Südamerika müssen aber auch in ihrer deutschen Eigenart und Kraft erhalten werden durch ausreichende Geistespflege.

Daran aber hat es bisher leider noch vielfach gefehlt. Gerade an dem Mangel der Geistespflege hat das Deutschtum in Südamerika schwer gelitten bis heute; denn ihm fehlten in den zum Teil recht primitiven Verhältnissen der Urwaldkolonien die nötigsten finanziellen Mittel, ihm fehlten aber vor allem die geeigneten Persönlichkeiten, welche die Jugend erziehen und den Alten gute deutsche Geistesnahrung und geistige und sittliche Anregung zu geben vermocht hätten.

Der erste Verein der evangelischen Kirche, der sich der evangelischen Deutschen in Südamerika, besonders in Südbrasilien und Chile, angenommen hat, ist die Barmer Evangelische Gesellschaft, die seit 1864 auf Anregung Dr. Fabris es unternahm, Pfarrer und Lehrer zu den Glaubensbrüdern und Volksgenossen über den Ozean zu senden, die Gründung von Gemeinden und Schulen anzuregen und die entstehenden Gemeinden nach Möglichkeit zu fördern. Für die evangelischen Deutschen in Argentinien bildete sich in Bremen der Evangelische La Plata-Verein. Seit Jahren nehmen sich auch der evangelische Oberkirchenrat in Berlin, der Deutsche evangelische Kirchenausschuss und andere evangelische Kirchenbehörden in grosser Fürsorge der evangelischen Deutschen in Südamerika an. Von seiten der katholischen Kirche hat sich besonders der St. Rafaëlverein in Limburg a. d. Lahn der deutschen katholischen Auswanderer angenommen, wie es von evangelischer Seite der Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen a. d. Werra getan hat. Auch verschiedene katholische Ordensgesellschaften haben mit der Pastorisation der Katholiken im fernen Lande, auch die der dortigen Deutschen im besonderen sich angelegen sein lassen. Den genannten zur Seite steht der Verein für das Deutschtum im Auslande; vor allen hat die rührige Ortsgruppe Hamburg jenes Vereins den deutschen Schulen in Südamerika reiche Unterstützung zuteil werden lassen. Auch das Deutsche Reich hat aus seinem Auslandsschulfonds in den letzten Jahren auch den deutschen Schulen in Südamerika in steigendem Masse Hilfe zuteil werden lassen. Es ist erfreulich, in dieser Beziehung einen Fortschritt gegen früher feststellen zu können. Wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können nur wünschen, dass auch fernerhin diese Fürsorge des Reiches wächst.

Alle diese Bestrebungen sollten in Zukunft mehr Unterstützung finden, wenigstens in den Kreisen, denen die Blüte und Zukunft unseres deutschen Volkes am Herzen liegt.

Die grossen südamerikanischen Staaten haben in den letzten Jahrzehnten ganz ungeheure Fortschritte gemacht, und es ist keine phantastische Annahme, sondern eine Wahrscheinlichkeit, dass diese Länder sich zu den reichsten der Erde erheben werden, sobald die Bevölkerung sich vervielfacht und reichlichere Kapitalien zur Erschliessung der Bodenschätze zur Verfügung stehen. Ihre finanziellen Verhältnisse haben sich gebessert, ihr Kredit ist gefestigt, ihre Ein- und Ausfuhr ist ständig gestiegen. In politischer Beziehung sind die Zeiten der Unsicherheit und der fortwährenden Revolutionen auch voraussichtlich vorüber.

Die Entwickelung jener Staaten wird in den nächsten 50 Jahren im Geschwindschritt vorangehen, und mit Sympathie und Wohlwollen können wir Deutschen auf jene Fortschritte blicken. Es kommt nur darauf an, dass auch wir uns an jenem Aufschwung beteiligen, wie es England, Frankreich und Belgien mit ihren Kapitalien längst tun. Wir Deutschen haben dabei den grossen Vorteil, dass bedeutende Bevölkerungsteile jener Staaten unserem Volke angehören, und dass wir in der Lage sind, weitere Bevölkerungselemente hinüberzusenden. Welchen Wanderlustigen man den Rat geben kann, nach Südamerika hinüberzugehen, kann hier heute nicht eingehender behandelt werden, das nur möchte ich aussprechen: Wer eine Anstellung und ein Amt sucht, gehe nur auf vorher abgeschlossenen sicheren Kontrakt, wer aber eine eigene Scholle sucht um wenig Geld und imstande und willens ist, sie ohne Lohnarbeiter zu bewirtschaften, und wer sich dabei an dem schlichten, einfachen Leben eines Urwaldkolonisten genügen lässt, der gehe getrost. Nur sollten sie alle danach trachten, an schon bestehende deutsche Kolonien Anschluss zu finden und sich so ihr deutsches Volkstum zu wahren. An Rat dazu und Führung fehlt es ihnen ja nicht.

Es ist nur zu natürlich, dass Nordamerika die Entwickelung der südamerikanischen Staaten scharf im Auge behält. Es fürchtet in ihnen mit Recht scharfe Konkurrenten und möchte deshalb gern die Vormundschaft über den südlichen Teil Amerikas übernehmen, wie es sie für den Norden beansprucht. Auf dem panamerikanischen Kongress, der kürzlich in Buenos Aires abgehalten worden ist, hat sich Südamerika aber deutlich genug für diese Vormundschaft bestens bedankt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wird der Panamakanal fertig sein, so wird ja vielleicht der Westen Südamerikas — abgesehen etwa von Chile, das jetzt durch die Transandinobahn ja auch schon direkt mit dem Atlantischen Ozean verbunden ist — allmählich mehr oder weniger unter nordamerikanischen Einfluss kommen. Dass dieser Einfluss sich nicht auch über die Staaten Argentinien und Brasilien erstreckt, dazu kann Europa, besonders Deutschland, jenen viel mithelfen, indem es ihnen zu ihrer Entwickelung die nötigen Volkskräfte und Kapitalien darreicht.

Das aber können wir von Nordamerika lernen, wie es vorgeht, um sich Interessensphären zu schaffen und zu sichern: Nicht nur die amerikanischen Banken planen die Gründung von Filialen in allen grösseren Städten Südamerikas, man sucht die gebildete südamerikanische Jugend zu gewinnen, indem man ihnen Freistellen auf den Hochschulen Nordamerikas bietet, bzw. die jungen Leute gegenseitig austauscht; man sucht Kirchen und Schulen zu unterstützen und sie sich zu verpflichten; denn man weiss sehr wohl, dass das die Säulen des Volkstums sind. Hat man dort gewonnen, so hat man die Seele eines Volkes gewonnen.

Möchte gerade das letztere doch auch in unserem Volke immer mehr erkannt werden! Der Verein für das Deutschtum im Auslande, die Barmer Evangelische Gesellschaft, alle die anderen Vereine, die ich genannt habe, verdienen die Unterstützung weitester Kreise unseres Volkes. Es gilt, die Kenntnis der Verhältnisse des Deutschtums in Südamerika zu verbreiten. Der Unterricht in Erdkunde und Geschichte in den Schulen sollte mit dazu dienen, dazu die Vorträge der Vereine; wir haben auch in den letzten Jahren manches gute Buch über das Deutschtum in Südamerika bekommen, so von Vallentin, Lacmann, v. Heeren u. a. Es kommt uns zunächst nicht darauf an, unter den südamerikanischen Völkern eine Art deutscher Mission zu treiben; es kommt uns darauf an, die losgesprengten Glieder unserer Nation deutsch und als Glieder ihrer Kirche zu erhalten, sie als Deutsche fähig zu machen, Kulturträger zu sein, auch zum Segen der Völker, unter denen sie leben, aber auch sie in den Stand zu setzten, ihrerseits mit aller Freudigkeit und Begeisterung mitzuarbeiten am Aufbau und Fortschritt unseres lieben deutschen Volks, unseres Volks, das wir mit Stolz stehen sehen unter und neben den ersten der Erde, des Volks, das nicht nach kriegerischen Eroberungen lüstern ist, sondern das in seiner geeinten Kraft mit den besonderen Gaben, die ihm Gott gegeben hat, wuchern will, um an seinem Teile mitzuhelfen an der Lösung der grossen Kulturaufgabe der Menschheit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Dr. **Jannasch,** Berlin: Der Herr Vortragende hat im Laufe seiner Mitteilungen richtig hervorgehoben, dass zurzeit die deutsche Auswanderung eine sehr geringe ist. Jedenfalls tritt sie ausserordentlich gegenüber der starken Zuwanderung von italienischen, polnischen, russischen und österreichischen Arbeitern zurück, ein Beweis, dass in Deutschland noch ein sehr starker Bedarf von Arbeitern in den letzten Jahren vorhanden gewesen ist, den die Bevölkerung des Inlandes trotz ihrer starken Zunahme selbst nicht zu decken vermochte.

Gleichwohl müssen wir uns die Frage stellen, ob denn diese Verhältnisse andauern werden, ob nicht wieder eine Zeit kommt, in welcher die deutsche überseeische Auswanderung eine starke Zunahme erfahren wird. Die Frage ist sehr wichtig, weil wir, falls sie auch nur bedingterweise bejaht wird, beizeiten darauf bedacht sein müssen, diese Auswanderung nicht planlos sich verzetteln zu lassen, sondern sie möglichst im nationalen Interesse zu verwerten. Es kann uns nicht daran gelegen sein, wenn diese Auswanderung, wie vordem, sich nach den Vereinigten Staaten richtet, um hinter den dortigen Schutzzöllen zum Konkurrenten der deutschen Industrie zu werden und auf diese Weise dem Vaterlande fast völlig verloren zu gehen. Vermögen wir uns auch die Auswanderer nicht politisch zu erhalten, so müssen wir wenigstens danach trachten, sie noch in unserem wirtschaftlichen Interesse als Konsumenten für unsere Fabrikate wie als Produzenten für die von uns benötigten, eingeführten Rohstoffe zu verwenden. Es dürfte in dieser Hinsicht kaum irgendwelcher Widerspruch sich erheben, und die öffentliche Meinung scheint darüber auch hinreichend geklärt zu sein. Im wesentlichen ist es unsere Industrie gewesen, welche durch ihren enormen, geradezu phantastischen Entwickelungsgang ungeheure Massen von Arbeitern, inländische wie ausländische, absorbiert hat. Aber wird diese industrielle Entwickelung andauern? Wenn irgendwo in der Welt politische Verwickelungen entstehen, an denen wir gar nicht einmal direkt beteiligt sind, wenn in irgendeinem Teil der Welt starke Missernten eintreten, irgendwo infolge der Ueberproduktion und Ueber-Spekulation Handelskrisen und dergleichen sich einstellen, so ist es die natürliche Folge der heute herrschenden Weltwirtschaft, dass diese Mängel auf alle Produktionsgebiete und -märkte übergreifen, und sich durch eine Stagnation der wirtschaftlichen Entwickelung bemerkbar machen. Treffen aber mehrere derartige Einflüsse zusammen, so können sie auch bei uns leicht eine Krisis hervorrufen, und wenn dann die Produktion sich verkleinert und verlangsamt, so wird eine mehr oder weniger grosse Zahl von Menschen ausser Betrieb gesetzt, und viele derselben werden, um nicht der Not zu verfallen, auswandern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welche Klassen von Arbeitern werden nun zur Auswanderung schreiten? Der spezifische Industriearbeiter nicht. Einmal ist er viel zu wenig selbständig, ist zu sehr von der Maschine und von anderen Teilen des Produktionsprozesses abhängig geworden, als dass er daran denken könnte, auszuwandern und sich auf durchaus selbständige Tätigkeit zu stützen. Er wäre gezwungen, in Uebersee, u. a. in den Vereinigten Staaten, genau in denselben Produktionsprozess, den er verlassen hat, wieder einzutreten, wahrscheinlich sogar noch unter schlechteren Arbeitsbedingungen. Somit hat es für ihn keinen Sinn, wegzugehen. Auch ist er in der Regel viel zu sehr von allen Mitteln entblösst, um die Kosten der Auswanderung tragen zu können. Unabhängiger sind die besseren Arbeiter, die selbständiger sind und in der Lage waren, Ersparnisse zu machen, in der Jugend auch mit der Landwirtschaft in nähere Berührung gekommen sind, ehe sie nach den Industriezentren abwanderten. Solche Personen würden auch in überseeischen Gebieten als selbständige kleine Unternehmer oder Bauern ein vorzügliches Kolonistenmaterial abgeben. Ebenso die jüngeren Söhne des mittleren und kleinen Grundbesitzes auf dem Lande. Der gewöhnliche Landarbeiter, der, wie die Erfahrungen in Süd- wie Nordamerika erkennen lassen, ein vorzügliches Kolonistenmaterial abgibt, ist wegen seiner beschränkten Mittel nicht in der Lage, die Heimat zu verlassen, es sei denn, dass er von früher ausgewanderten Verwandten Unterstützung erhält, oder ihm solche durch überseeische Regierungen in Gestalt von freier Fahrt und sonstigen Subventionen zuteil wird. Letzteres geschieht zurzeit nur sehr ausnahmsweise. Es bleiben also nur besser situierte Kreise der Landbevölkerung für die Auswanderung übrig, die allerwenigstens so viel Mittel zur Verfügung haben, dass sie die Unterhaltungskosten des ersten Jahres der Kolonisation zu decken vermögen.

Dass wir diesen Exodus nicht nach den Vereinigten Staaten abzugeben Veranlassung haben, ist bereits hervorgehoben. Ist für sie aber Veranlassung gegeben, nach Südamerika, nach Brasilien, Argentinien oder etwa nach Chile oder nach Bolivien zu gehen, so vermögen sie dort wichtige Förderer für unsere Handelsbeziehungen und somit für den Absatz unserer Fabrikate zu werden. Das ist eine Frage, die hier auf den früheren Kongressen unter allseitiger Zustimmung auch von mir speziell sehr eingehend behandelt worden ist.

Bisher ist in den einzelnen Jahren die Auswanderung nach diesen südamerikanischen Ansiedelungsgebieten eine nur geringe gewesen, so dass die dort ankommenden Einwanderer verhältnismässig leicht Unterkommen gefunden haben und auch genügend Land vorfanden. Wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie sich dann in ihrer Ansiedelung auf eine nahe gelegene deutsche Niederlassung stützen konnten, so kamen sie verhältnismässig leicht und schnell vorwärts. Ganz anders würden die Verhältnisse werden, wenn die Auswanderung nach diesen Gebieten in grossen Zügen und Massen stattfindet. In diesem Falle würden — und ich habe mich an Ort und Stelle davon reichlich überzeugt — die Massregeln zum Schutze, zur Förderung und Ansiedelung der neuen Ankömmlinge durchaus nicht ausreichen, und deshalb müssen entsprechende Massregeln getroffen werden, um solchen Forderungen zu genügen. Solche sind in Vorbereitung. Ich weise hin auf die südamerikanische Zentralbahn, welche von São Paulo durch das Hinterland von Paraná bis nach Matto Grosso führt. Durch diese Bahn werden Tausende von Quadratmeilen der Kolonisation erschlossen in einem vortrefflichen Klima, auf, zum Teil, sehr gutem Boden. Aehnliches gilt mit Bezug auf die Bahn, welche von São Paulo über Paraná, Curitybanos nach Rio Grande und dem Uruguay führen wird, und deren Bau schnell voranschreitet. In Argentinien wird ganz Patagonien durch ausgedehnte Bahnbauten der Regierung im Süden erschlossen, und wie es scheint, besteht gerade dort die Absicht, diese neu erschlossenen Gebiete für die bäuerliche Kolonisation offen zu halten, was für Argentinien, speziell für die dortigen Klimate, von unvergleichlichem Werte wäre. Aber auch sonst sind grosse Kolonisationsunternehmungen tätig, um den Estanziabetrieb durch günstige Bedingungen auch weniger Bemittelten zugängig zu machen. Aber im ganzen grossen fehlt es an Nachweis- und Vermittelungsstellen für die ankommenden Einwanderer, um diese schnell in den Besitz von Land zu setzen. Auch haben in Brasilien die Vermessungen von solchen Besitzungen nicht stattgefunden, und sind daher die Besitztitel sehr fragliche. Es ist somit unausbleiblich, dass Nachweisstellen geschaffen werden müssen, welche sich in der Lage befinden, den Kolonisten geeignete Besitzungen bzw. geeignete Beschäftigung nachzuweisen. Das kann nur drüben in den Hafenplätzen geschehen. Hierbei kann speziell die deutsche Presse in Argentinien sowohl wie in Brasilien der deutschen Einwanderung unschätzbare Dienste leisten. Aber auch noch andere Instanzen werden geschaffen werden müssen, um in dieser Weise im Interesse unseres starken Exodus tätig zu sein.

Ich muss wegen der Kürze der Zeit darauf verzichten, mich hierüber weiter zu äussern und beschränke mich nur, darauf hinzuweisen, dass angesichts der Vorteile, welche die Deutschen uns im Auslande bringen, doch die ihnen vom Reiche gewährte Schulsubvention von 850 000 Mk. geradezu als eine Bagatelle erscheint. Gewährt doch allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das sehr viel ärmere Italien den Italienern in Argentinien einen jährlichen Zuschuss von etwa zwei Millionen Francs.

Wenn der Herr Vortragende in ehrender Weise der Tätigkeit unserer Gesandten, des Herrn von Treutler sowie des Grafen Arco de Valley gedacht, weil diese sich eingehend mit der Kolonisation in Brasilien beschäftigt haben, so ist das gerade ein Beweis, dass Deutschland angefangen hat, sich erst ganz neuerer Zeit um diese für den deutschen Handel so hochwichtigen Unternehmen zu kümmern. Hierbei möchte ich doch noch mit schuldigem Dank hervorheben, dass der erste deutsche Gesandte, welcher es überhaupt der Mühe für wert gehalten hat, deutsche Kolonien zu besuchen, Exzellenz Dr. Kraul gewesen ist.

Moritz Schanz, Chemnitz: Ein für deutsche Einwanderung ungünstiger Punkt liegt darin, dass die brasilianische Regierung bei ihrer staatlichen Kolonisation prinzipiell alle untereinander fremden Bevölkerungselemente durcheinander ansiedeln will, um sie dadurch schneller dem Brasilianertum zuzuführen. Brasilien wird das prächtige Land auch dann bleiben, wenn Millionen seiner Einwohner anstatt der portugiesischen Landessprache deutsch oder italienisch oder irgendeine andere Sprache sprechen. Das Land als solches hat k e i n dringendes Interesse daran, dass seine Einwohner in kürzester Zeit zu einer sprachlichen Einheit zusammenschmelzen, wohl aber hat es ein Interesse daran, dass die Kolonisten nicht nur materiell, sondern auch kulturell voranschreiten, und das ist im allgemeinen nur dann denkbar, wenn die Kolonisten eines ganzen Siedelungsbezirks treu und stammesverwandt zusammenhalten können, was aber ausgeschlossen erscheint, wenn e i n e Gruppe deutsch, die a n d e r e italienisch, die d r i t t e polnisch spricht.

Prof. Dr. **Backhaus,** Aachen: Für denjenigen, der in Südamerika gewirkt hat, ist es eine herzliche Freude, das grosse Interesse zu beobachten, das auf diesem Kongress für jenen aufstrebenden Erdteil bekundet wird. Aber es ist doch auch eine Warnung vor übertriebenem Optimismus angebracht. Der Schwierigkeiten, die sich dort dem Deutschen bieten, sind gar viele. Er ist noch immer der bestgehasste unter den Nationen. Nicht nur die Romanen, auch die stammverwandten Engländer und Nordamerikaner beteiligen sich an der Opposition. Die beliebten Revolutionen werden noch nicht aufhören. Grosse Unternehmungen wie die Liebig Co. sind Zeugen, wie die Steuerschraube ihnen angelegt wird. Dies und anderes mehr soll aber nicht abraten von Süd-Amerika, sondern nur zur Vorsicht mahnen, zu richtiger Organisation

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Auswahl der geeigneten Persönlichkeiten. Gerade jetzt ist der Moment günstig, da alle südamerikanischen Regierungen eine grosse Rührigkeit zur Aufschliessung ihrer Länder zeigen. Als Beispiel führe ich an, dass die kleine Republik Uruguay mir in vier Jahren zirka drei Millionen Mark zur Verfügung stellte, um eine landwirtschaftliche Hochschule einzurichten, die heute dem jungen Uruguayer und auch dem deutschen Landwirt zur etwaigen Vervollkommnung und Anpassung an Land und Leute kostenlos offen steht. Die uruguaysche Regierung stellt auch, sobald eine genügende Zahl anderssprachiger Kinder vorhanden sind, auf ihre Kosten Lehrer an, die neben der Landessprache in der ursprünglichen Muttersprache unterrichten. — Die Aufgaben in Südamerika sind hauptsächlich landwirtschaftlicher Natur. Handel und Industrie kommen meist von selbst. Derjenigen, die eine öffentliche Stellung suchen, gibt es dort genug. Aber Land gibt es in Hülle und Fülle. Ich habe nachgewiesen, wie dort auf schon kultiviertem Land durch deutsche wissenschaftliche Hilfsmittel in drei Jahren die fünffache Produktion erzielt werden konnte. Landwirtschaftliche Unternehmer und in Verbindung damit Arbeiter und Handwerker sind dort erwünscht, und sie werden, wenn sachverständig organisiert und gearbeitet wird, auf eine gute Zukunft rechnen dürfen. Das wichtigste Prinzip hierbei ist, grössere, geschlossene und nicht vereinzelte deutsche Ansiedelungen anzustreben. Ich schliesse mit dem Wunsche, dass die deutsche Gleichgültigkeit gegen Süd-Amerika einer energischeren Inangriffnahme der dortigen grossen Probleme weichen möge.

Pastor **Faulhaber**, Trebbin: Ich bin mit den Ausführungen des Herrn Referenten aus vieljähriger Erfahrung vollständig einverstanden und habe nur eines zu bemerken: Es ist wünschenswert, dass der einzelne, der versprengt in einem fremden Lande wohnt, deutscher Reichsuntertan bleibe. Ebenso wünschenswert ist es, dass der Deutsche, wo er einem kompakten Deutschtum sich angliedert oder ein solches gründet, das Untertanenrecht des neuen Vaterlandes sich erwerbe, damit er an der Entwickelung seines Gemeinwesens mitwirken, sich seinen Bürgermeister und seine Stadtvertreter selbst wählen und auch bei umfangreicheren Staatswahlen sein Wort mit in die Wagschale werfen könne. Dagegen ist es notwendig, dass die Gesetze über die Erhaltung, den Verlust und die Wiedererlangung der deutschen Reichsangehörigkeit eine Aenderung erfahren. Das deutsche Bürgerrecht kann nur der verlieren, der es selbst nicht mehr besitzen will und diesen Willen schriftlich kund tut. Dagegen ist jeder andere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche wieder sofort im Vollgenuss des deutschen Bürgerrechts, sobald er deutschen Grund und Boden betritt, gleichviel, ob er nur ein Jahr oder fünfzig Jahre im Auslande gewesen.

Pastor **Dedekind**, Elberfeld, dankt für das Interesse, das seine Ausführungen gefunden haben, und hofft, dass es wach bleiben werde. Er bittet, die Fürsorge für die Auslanddeutschen nicht immer nur vom Staate zu erwarten, sondern vor allem die in dieser Arbeit tätigen Vereine zu unterstützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands und seiner Kolonien.

Obmann: Generalsekretär des Deutschen Handelstages Dr. **Soetbeer,** Berlin.

Vorsitzende: Kommerzienrat **Werner,** Hannover, Präses der Handelskammer.
Prof. Dr. **Eckert,** Studiendirektor der Handels-Hochschule, Cöln.
Generalsekretär Dr. **Soetbeer,** Berlin.

Schriftführer: Gerichtsreferendar **Ulrich,** Berlin.
Referendar Dr. **Buch,** Berlin.

Die Kolonialwirtschaft als Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft.

Von **Max Schinckel,** Präses der Handelskammer Hamburg.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, vormittags.)

Ueber „die Kolonialwirtschaft als Ergänzung der heimischen Volkswirtschaft" soll ich die Ehre haben, Ihnen einiges zu sagen. Erschöpfen lässt sich dieses Thema in der kurzen, mir vergönnten Spanne Zeit natürlich nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Es gibt, vielleicht mit Ausnahme der Sozialdemokraten und ihrer Mitläufer, wohl heute niemand mehr in Deutschland, der den Wert und den Nutzen unserer Kolonien für das Mutterland überhaupt verneint. Vielmehr haben wir schon heute so viel Freude an unseren Kolonien und Schutzgebieten, dass das Bedauern darüber wächst, dass Deutschland den Spuren des Grossen Kurfürsten nicht schon viel früher gefolgt und nicht schon früher in dem einst dunklen Erdteil Panier aufgeworfen hat.

Ergänzt nun die Wirtschaft unserer Kolonien unsere heimische Wirtschaft, oder vermehrt sie etwa noch den Wettbewerb, mit dem Handel, Industrie und Landwirtschaft ohnehin zu kämpfen haben? Das ist die Frage, die wir etwas näher untersuchen wollen.

Unstreitig haben unsere Kolonien in den letzten fünf Jahren einen erheblichen Aufschwung genommen. Ich will Sie nicht mit vielen Zahlen belästigen, und um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, die Bilanz „frisiert" zu haben, will ich das letzte Jahr, das die grosse Zufallssteigerung der Diamantenfunde gebracht hat, ausser acht lassen.

Aber von dem Jahre 1904 bis zum Jahre 1908 ist die Ausfuhr der afrikanischen Kolonien von 20,8 Millionen Mark auf 37,7 Millionen Mark und der Südsee-Kolonien von 3,9 Millionen Mark auf 8,7 Millionen Mark gestiegen. — Die Ausfuhr hat also in diesem kurzen Zeitraum unter ganz normalen Verhältnissen um ungefähr 100 Prozent zugenommen.

Von dieser Ausfuhr ist natürlich der grössere Teil nach Deutschland gegangen, und zwar in Form von Elfenbein, Rohgummi, Kopra, Palmkernen, Palmöl, Kupfererz, Rohblei, Kakao, Kaffee, Insektenwachs, Reis, Mais, Sisalhanf, Baumwolle und Phosphat. Alle diese Produkte können in Deutschland nicht erzeugt werden, und wir sind auf eine noch unendlich viel grössere Einfuhr dieser Artikel angewiesen; dennoch bildet diese Einfuhr aus den Kolonien schon heute eine sehr willkommene Ergänzung unserer Volkswirtschaft, eine Ergänzung, an der gleichmässig die Landwirtschaft, die Industrie und der Handel interessiert sind.

Im Vordergrund der Volkswirtschaft, ja, man kann sogar sagen, auch der Politik, steht aber heute der Wettbewerb, den nicht nur die Völker der Erde einander bereiten, sondern der zu einem Kampf aller gegen alle geworden ist, ein Kampf, in dem jeder einzelne, der nicht genügend aus eigener Kraft und eigenem Genie gerüstet ist oder sich durch staatliche Einrichtungen geschützt glaubt, seine wirtschaftliche Existenz gefährdet sieht. Da die staatlichen Schutzeinrichtungen gar bald von den konkurrierenden Staaten überboten werden, sind sie ein unvollkommenes und unzuverlässiges Schutzmittel, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es sucht daher ein jeder so viel und gut als irgend möglich zu produzieren, um durch Herabminderung seiner Kosten so billig als möglich zu produzieren und durch die Güte seines Fabrikats den Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen.

Ist nun eine Verschärfung dieses Wettbewerbs durch unsere Kolonien zu befürchten, selbst wenn diese ihre Produktion und ihre Ausfuhr noch wesentlich steigern? Die Frage darf verneint werden.

Da ist zunächst die Landwirtschaft. Unsere Landwirtschaft, die die schwierige Aufgabe zu erfüllen hat, die in unserem Klima gedeihenden Nahrungsmittel für unsere stetig wachsende Bevölkerung zu produzieren, hat ihre Produktion in erstaunlichem Masse gesteigert. Sie ist aber, da der zu bebauenden Fläche, mit Ausnahme einiger Moor- und Heidekulturen, nichts zuwächst, trotz intensivster Wirtschaft nicht imstande, den Bedarf des Inlandes zu decken. Die Landwirtschaft ist hinsichtlich des Wettbewerbs in der glücklichen Lage, wenigstens nur nach einer Seite hin, nämlich durch das Ausland, hinsichtlich Güte und Kostenpreis ihrer Produkte konkurrenziert zu werden, während sie, durch hohe Zölle geschützt, nicht an Ueberproduktion über den Bedarf des eigenen Landes hinaus zu leiden hat.

In der Tat ergänzen die Kolonien unsere heimische Landwirtschaft in mancherlei Beziehung. Sie liefern ausser Düngestoffen Futtermittel, die die Viehhaltung verbilligen und es der Landwirtschaft ermöglichen, sich immer mehr dem Anbau des wertvolleren Brotgetreides zuzuwenden. Die Kolonien bieten aber auch ein weites Tätigkeitsfeld für junge Landwirte, die auf deutschem Boden bleiben wollen, und die in Deutschland selbst keine Ankaufsgelegenheit mehr finden. Die so häufig beklagte mangelnde Rentabilität unserer heimischen Landwirtschaft ist zu einem grossen Teil auf die viel zu hohen Preise zurückzuführen, die in Deutschland für die Landgüter bezahlt werden. Aber durch den Umstand, dass keine neuen Güter hinzuwachsen, die kauflustige und kaufkräftige Bevölkerung aber stetig wächst, ist ein Landhunger entstanden, und es werden Preise angelegt, die von vornherein eine Rentabilität für viele Jahre ausschliessen. Da sollte es auch in Deutschland immer mehr Gebrauch werden, dass die jüngeren Söhne sich in den Kolonien ansiedeln und auch auf diese Weise die heimische Landwirtschaft durch die koloniale ergänzt wird.

Schwieriger als die Landwirtschaft ist die Industrie auf dem Gebiete des Wettbewerbs gestellt. Sie kann in ihrer Lebensfähigkeit nur bis zu einem gewissen Masse durch Schutzzölle gestärkt werden, und sie hat nicht nur der Konkurrenz des Auslandes zu begegnen, sondern auch noch der Ueberproduktion im eigenen Lande. Die In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dustrie kann sich häufig nur stark und selbständig erhalten, wenn sie stetig darauf bedacht bleibt, ihre Selbstkosten durch grössere Produktion herabzumindern, gleichviel, ob dadurch Ueberproduktion entsteht oder nicht. Sie muss die über den Bedarf des eigenen Landes hinausgehende Produktion exportieren und beschafft dadurch allerdings Mittel für die Bezahlung an das Ausland für denjenigen Teil der Volksernährung, den die Landwirtschaft im Inlande nicht bewerkstelligen kann. Die Industrie hat aber mit ihrem Export dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt standzuhalten, und sie ist dabei auf den Handel angewiesen, der ihr die Wege für den Absatz ihrer Produkte zu weisen hat. Der Handel ist es gewohnt, durch keine Schutzmauern geschützt, ganz dem Wettbewerb preisgegeben und auf sich selbst gestellt zu sein. Ein gesunder Wettbewerb ist daher sein Lebenselement geworden. Aber gerade der Handel hat auch ausserhalb Deutschlands hohe nationale Pflichten zu erfüllen. Ihm liegt es ob, nicht nur den Güteraustausch zu vermitteln, sondern der Schöpfer neuer deutscher Unternehmungen zu sein, und es würde mit der wirtschaftlichen Bilanz Deutschlands schlecht aussehen, wenn nicht durch die sich über die ganze weite Welt erstreckenden Unternehmungen des Handels alljährlich grössere Unternehmergewinne aus dem Auslande nach Deutschland flössen. In Erfüllung dieser ihrer Aufgaben haben Industrie und Handel einen erwünschten Rückhalt, gewissermassen eine Zukunftsreserve an unseren Kolonien. Es ist nämlich mit der vielgerühmten „offenen Tür" für den Handel, die die Staaten sich in Freundschaftsverträgen zuzusichern pflegen, meist nur noch schwach bestellt. Schon heute kann man sagen, dass die „offene Tür" der meisten Länder weniger zum Eintritt einladet, als vielmehr nur noch offen gelassen ist, damit die Angehörigen anderer Nationen baldigst das Haus verlassen sollen.

Die Vorzugszölle fangen an, von Jahr zu Jahr eine grössere Rolle zu spielen, und die Einfluss-Sphären der Kolonialmächte gegeneinander abzuschliessen.

Ursprünglich galt es als selbstverständlich, dass eine oft mit schweren Opfern erworbene Kolonie nur mit ihrem Mutterlande Handel treiben durfte. Erst als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Freihandelslehre in England ihre Triumphe feierte, und von dort aus auch auf die meisten anderen Staaten übergriff, fingen diejenigen Kolonien, die nach und nach zu grösserer wirtschaftlicher Selbständigkeit gelangt waren, an, das Joch abzuschütteln und freien Handel auch mit anderen Nationen zu treiben. — Doch bald führten der Wettbewerb und noch mehr die Finanznöte eine Reaktion herbei; überall türmten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich die Zollmauern, und als auch diese unter der ausgleichenden Wirkung der Handelsverträge den Wettbewerb nicht hintanzuhalten vermochten, liessen die meisten Mutterländer sich von ihren Kolonien wieder in steigendem Masse Vorzugszölle einräumen.

So gewährt jetzt Kanada an England einen Vorzugszoll, der sich für die einzelnen Artikel auf eine Ermässigung von 20—50 Prozent der Zollsätze beläuft. Südafrika gewährt in manchen Fällen den englischen Waren völlige Zollfreiheit und in anderen Fällen 25 Prozent Zollnachlass. Neuseeland erhebt auf einige Artikel, wenn sie nicht englischer Provenienz sind, 50—100 Prozent Zuschlag; andere Artikel, die, von England kommend, zollfrei eingelassen werden, zahlen 20 Prozent Zoll von ihrem Wert. Der australische Bund gewährt bis zu 10 Prozent Zollrabatt auf englische Waren.

Ausserdem gewähren sich die englischen Kolonien untereinander viele Zollvergünstigungen.

England, das sich über einen Schutzzolltarif bekanntlich noch nicht einig ist, räumt infolgedessen auch seinen Kolonien noch keine Vorzugszölle ein, obschon diese schon sehnsüchtig auf diese Gegengabe warten, damit der Ring gegen die anderen Nationen geschlossen wird.

Frankreich wird von altersher in seinen Kolonien durch Vorzugszölle oder Zollfreiheit für seine Erzeugnisse bevorzugt; es gewährt dagegen auch an seine Kolonien für deren Produkte Vorzugszölle, die dadurch für unsere Schiffahrt besonders fühlbar werden, dass sie an die Einfuhr auf französischen Schiffen geknüpft sind.

Dass Portugal, Spanien und Italien ganz ähnlich wie Frankreich den Handel mit ihren Kolonien durch Vorzugszölle an sich zu fesseln suchen, wird nicht wundernehmen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben mit den Philippinen ein Vorzugszollsystem eingeführt, die übrigen Kolonien behandeln sie zum Mutterland gehörig, d. h. es gilt dort der amerikanische Zolltarif.

So sind denn die Niederlande und Deutschland die einzigen Kolonialmächte, die es bisher verschmäht haben, ein Vorzugszollverhältnis zu ihren Kolonien einzuführen oder durch hohe Finanzzölle die dem Mutterlande erwachsenden Verwaltungskosten voll aufzubringen.

Die Niederlande liefern uns den Beweis, wie eine ganze Bevölkerung ihren Wohlstand auf die Kolonien gründen kann, während das Mutterland dauernd Zuschüsse aus Staatsmitteln an die Kolonien geleistet hat.

Ich bin daher auch weit davon entfernt, eine Aenderung in dieser unserer Kolonialzollpolitik zu befürworten; aber die Möglichkeit, eine Aenderung als Regressivmassregel jeden Augenblick eintreten lassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu können, gewährt einen wertvollen Rückhalt, den wir nicht hätten, wenn wir gar keine Kolonien besässen.

Inzwischen wird es die Aufgabe des Handels sein, wie bisher dafür zu sorgen, dass auch ohne Vorzugszölle der Handel mit unseren Kolonien vorwiegend ein deutscher bleibt und der Absatz unserer Industrieprodukte nicht an das Ausland verloren geht.

Und so haben denn auch Industrie und Handel das gemeinsame Interesse, unsere Kolonien zu einem erweiterten Absatz- und Handelsgebiet sich gestalten zu sehen, auf dem sie sich unter deutschem Rechte zu Hause fühlen.

Wenn man hiernach sagen darf, dass unsere heimische Volkswirtschaft, Handel, Industrie und Landwirtschaft durch unsere Kolonialwirtschaft aufs glücklichste ergänzt werden, so dürfen wir uns aber nicht verhehlen, dass diese Ergänzung auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten ist, wenn wir in den Kolonien Raubbau treiben würden, d. h. wenn wir immer nur nehmen und nicht auch geben wollten, wenn wir nicht unserseits auch die Kolonialwirtschaft ergänzten.

Was müssen wir den Kolonien geben?

Nicht nur die schon vorhin erwähnten Staatszuschüsse, sondern auch Kapital zu ihrer Entwickelung, sowie Eisenbahnen und gute Schiffahrtswege. Doch das Kapital lässt sich nicht kommandieren. Wohl werden einzelne Kolonialschwärmer einiges Geld aus patriotischen Gründen auch mal in unrentable Unternehmungen stecken; aber im grossen und ganzen folgt das Kapital nur der Rente und der Gewinnchance. Diese Entwickelung möge man getrost sich selbst überlassen. Wir müssen den Kolonien mehr geben! Menschen! Und ich habe mir schon im ersten Kolonialkongress auszuführen erlaubt, dass die besten für die Kolonien gerade gut genug sind.

Aber auch die Menschen füllen die Lücke nicht aus, die in den Kolonien noch zu ergänzen ist. Die Menschen, die in die Kolonien gehen, um ihr Glück dort zu suchen, haben schwer zu kämpfen, um ihr Fortkommen zu finden, und sie würden nicht hinausgehen, wenn sie es nicht besonders weit bringen wollten.

Diesen Menschen, die daher dort draussen noch mehr als hier Gefahr laufen, dem Materialismus zu verfallen, unseren in der Einsamkeit lebenden Ansiedlern und Pflanzern und vor allem der eingeborenen Bevölkerung haben wir die Pflicht, auch die idealen Güter des Lebens nahe zu bringen. — Wir dürfen nicht vergessen, dass wir allen diesen Menschen durch unsere Kolonisation zunächst nur Ideale genommen haben. Auch wenn wir die Eingeborenen nach unseren Begriffen der Wildheit entrissen haben, bringen wir ihnen doch zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächst nur an Stelle der Bedürfnislosigkeit die Konsumfähigkeit bei, wir erziehen sie zur Arbeit und bringen ihnen damit der Güter schönstes. Aber ein solches Leben voll ungewohnter Arbeit und voller Entbehrungen kann unerträglich und muss unfruchtbar werden, wenn es nicht von Idealen getragen wird. Wer hilft uns, diese Pflicht zu erfüllen?

Das bringt der moderne Materialismus unserer Tage nicht fertig, das kann nicht der Buddhismus, diese Religion der Entsagung, das kann auch nicht der Islam in seiner Verquickung mit dem weltlichen Vorteil, das kann nur die Religion der sich aufopfernden Liebe. Christliche Kultur und christliche Weltanschauung müssen wir in unsere Kolonien tragen, wenn das deutsche Volk bei aller Achtung vor seinen andersgläubigen Gliedern noch als ein christliches Volk gelten will. Und ich kann daher diese meine Ausführungen nicht schliessen, ohne eines Faktors zu gedenken, der wie kein anderer unsere Kolonialwirtschaft zu ergänzen berufen ist. Das sind die Missionen! Gewiss sollen sie nicht zu Handelsagenturen herabgewürdigt werden, aber häufig genug sind sie schon dem Handel weit voraus, als die ersten Pioniere in Gebiete eingedrungen, die wir heute unser nennen. Ueberall sehen wir die Missionen bestrebt, ihr selbstloses Wirken zu entfalten, haben sie doch schon in den deutschen Kolonien ausser drei Schulen für Europäer nicht weniger als 2289 Schulen mit 103 646 eingeborenen Schülern aufgerichtet. Mehr noch, als es schon geschieht, sollten wir die Missionen als einen unentbehrlichen Faktor in unserer Kolonialwirtschaft ansehen und dementsprechend fördern, und Hand in Hand mit ihnen immer intensiver auch unsere Kulturaufgaben in den Kolonien zu erfüllen suchen.

Dann aber werden sich Kolonialwirtschaft und heimische Volkswirtschaft gegenseitig und daher dauernd ergänzen, und dann wird unsere Kolonisation erst recht zur Ehre und Grösse Deutschlands beitragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gemeinsamen Interessen Deutschlands und Englands in der Kolonialpolitik und auf dem Weltmarkte.

Von R. Said-Ruete, London.

(Plenarsitzung am 8. Oktober, nachmittags.)

Interessengemeinschaften und Interessengegensätze sind die ausschlaggebenden Faktoren, welche die Beziehungen der Nationen regeln, die im Ausgange gegenseitiger Abwägung entweder zu gedeihlich-friedlicher Zusammenarbeit führen oder, sofern es weitsichtiger Staatskunst nicht gelingt, die Reibungsflächen rechtzeitig auszuschalten, feindliche, Unsicherheit erzeugende, die Tatkraft lähmende Massnahmen heraufbeschwören, welche bei weiterer Zuspitzung der Verhältnisse leicht einen unheilvollen Ausgang nehmen.

Diese bindenden und trennenden Momente verdienen naturgemäss dort besondere Beachtung und drängen zu einer unbedingten Klärung der Situation, wo, wie es zwischen Deutschland und England unstreitig der Fall, Interessen vitalster Natur — denn solche sind für beide Länder die Aufrechterhaltung und Entwickelung des Kolonialbesitzes, die Festigung und Ausdehnung ihrer überseeischen Handelsbeziehungen —, wo, sage ich, solche Interessen nicht nur nebeneinander wirken und vielfach zusammenlaufen,, sondern sich auch, wie zugestanden werden muss, noch oft in nicht unbedenklichem Masse schroff entgegenstehen.

Man braucht kein Anhänger einer Richtung zu sein, welche wähnt, mit sentimentalen Argumenten Gegensätze klären, Interessen fördern zu können, und doch besten Falles — oft unter Zurückdämmung gesunder Willensäusserungen — kaum für eine kurze Zeitspanne beschwichtigend wirkt, um dennoch den meist unter Hervorkehrung kleinlicher Eigeninteressen mehr mit blinden Schlagworten als tiefer Urteilskraft operierenden Chauvinismus zu verwerfen, der, unfähig, Gegensätze durch Schaffung hochwertiger Gemeininteressen auszuscheiden, zu brutalen, verhängnisvollen Entschliessungen drängt.

Ein kühler, für geräuschlose Aktivität empfänglicher, von Nützlichkeitsmomenten geleiteter Kopf wird sich, soweit Interessengegensätze vorliegen, die Frage stellen, welche der Lösungen den Na-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tionen tatsächlich bessere Geschäfte zuführt: sei es auf Grund gegenseitiger Verständigung oder durch den Versuch, den Gegner auf diesem oder jenem Gebiete auszuschalten. Zugegeben, dass Geschäfte, die man allein abwickeln kann, in der Regel die besten sind, so fragt es sich doch, ob man stark genug ist, den Konkurrenten glatt an die Wand zu drücken. Ist man das nicht, oder ist man dessen nicht auf die Dauer gewiss, so kommt einmal der Augenblick, wo dieses Prinzip versagt, wo das Blatt sich wendet und wo — und eben hier liegt das Bedenkliche solchen Handelns — der andere natürlich auch mit voller Rücksichtslosigkeit vorgeht und vielfältig heimzahlt.

Deshalb scheint mir eine Politik gesunder und liberaler Kompromisse — ich unterstreiche diese Worte — selbstbewusst, aber ohne Halsstarrigkeit durchgeführt, die Formel zu sein, deren Anwendung Deutschland und England in der Verfolgung ihrer gewichtigen wirtschaftlichen Interessen sichersten und dauernden Erfolg verbürgt.

Vergegenwärtigen wir uns, dass Deutschland und Grossbritannien im Umfange gegenseitigen Warenaustausches weitaus an erster Stelle stehen, dass hinter ihren den Weltkreis umspannenden Handelsflotten diejenigen aller übrigen Nationen um ein Gewaltiges zurückbleiben, so leuchtet es ein, dass die Pflege wechselseitiger Handelsbeziehungen, gleich wie die Wahrung und Erweiterung ihrer Absatzgebiete allen durch den Wettbewerb bedingten Gegensätzen zum Trotz auf eine stetig festere Verknüpfung der weltwirtschaftlichen Interessen gebieterisch hinweisen, wie sie für beide Teile auf die Dauer durch keine andere wie immer geartete Konstellation ersetzt oder gar übertroffen werden könnte.

Mehr wie andere Mächte sind beide Nationen auf den Import von Rohstoffen und den Export ihrer Industrieprodukte angewiesen, so dass die Gemeinsamkeit dieser Lebensbedingungen hinreichend werbende Kraft besitzen sollte, um zu einem festen Zusammenschluss ihrer grossen verbindenden Interessen zu führen.

Solche Erwägungen sind es beispielsweise wohl auch gewesen, die im Sommer des vorigen Jahres nach anfänglichem Widerstreben zu einer zunächst die beiderseitigen Interessen schützenden, zufriedenstellenden Verständigung über den Eisenbahnbau von Hankau nach Canton und dem oberen Yangtse führte. Nicht in letzter Linie hat dieses Uebereinkommen, dieses Hand-in-Handgehen auf die Chinesen einen beachtenswerten Eindruck gemacht. Naturgemäss werden die abendländischer Kultur entgegenreifenden Völker, bei denen der europäische Handel neue entwickelungsfähige Märkte, dringend notwendige Absatzgebiete für seine expansive Industrie sucht, auch eher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geneigt sein, ein Geschäft mit mehreren, sich gegenseitig kontrollierenden Nationen abzuschliessen, als sich einer einzigen, wie sie vermeinen, in die Hände zu geben.

Gleiche und nicht minder wertvolle, im beiderseitigen Interesse liegende Verständigungsmöglichkeiten birgt, wie ich hier nur andeuten will, der nahe Osten. Ohne dass die Integrität der in Betracht kommenden Länder eine Schmälerung erfahre, ist meines Erachtens dort der, wie ich gern einräume, wohl schwierige, aber dementsprechend auch produktiv-dankbare Schlüssel für eine gefestigte wirtschaftliche Interessenharmonie zu suchen. Wenn England in den weiten Grenzen der mohammedanischen Welt schon rücksichtlich seiner Stellung in Indien- und Aegypten — die sich, wie nachdrücklich hervorgehoben werden muss, mit der Stellung des weissen Mannes in den Ländern des Islam deckt und deren Schwächung somit zu einer Gefährdung des europäischen Prestige im allgemeinen führen würde —, wenn England dort neben hochentwickelten kommerziellen Interessen bis zu einem gewissen Grade berechtigte politische Aspirationen verfolgt und verfolgen muss, so können die nicht minder berechtigten deutschen Bestrebungen nimmermehr andere als rein wirtschaftliche sein. Dass diese auf englischem Einflussgebiet bisher stets einen dankbaren, liberalen Nährboden und energischen Schutz fanden, ist eine Tatsache, die billigerweise Anerkennung verdient.

Nicht minder geringe, einer planmässigen Entwickelung fähige Berührungspunkte bietet das koloniale Wirtschaftsgebiet dar. Ich habe bereits ausgeführt, welch' einschneidende Bedeutung für Deutschland und England die gesicherte Versorgung mit den zu verarbeitenden Rohstoffen hat. Da ist es nun in erster Linie die Textilindustrie beider Länder, die ein eminentes Interesse daran besitzt, das so fühlbare Baumwollmonopol der Amerikaner durch genügende Eigenproduktion zu erschüttern.

Nach dieser Richtung kann England, das vor gewaltigen materiellen Aufwendungen nicht zurückschreckte, schon grosse Erfolge aufweisen. Deutscherseits hat die nicht hoch genug einzuschätzende tatkräftige Initiative des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in wenigen Jahren bereits beachtenswerte, aussichtsreiche Resultate gezeitigt. Es ist somit sehr wohl der Boden für eine intensive deutsch-englische Baumwollpolitik zu beiderseitigem Nutzen in Afrika vorhanden.

Und werfen wir einen Blick auf die Karte dieses Erdteils, so wird auch die Möglichkeit rationeller Abmachungen über die zu befolgende Eisenbahnpolitik zugegeben werden müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und ebenso zweckmässig sollte beiden Teilen eine Verständigung über die Prinzipien, betreffend die Behandlung der Eingeborenen- und Arbeiterfrage, sein; denn mit der Möglichkeit zukünftiger Aufstände muss immerhin sowohl in den deutschen als auch englischen Kolonien gleichermassen gerechnet werden.

Es versteht sich von selbst — begründet auf dem Verhältnis zwischen Bürger und Staat —, dass das zum Ausbau der überseeischen Interessen wagemutig ins Ausland getragene, Pionierarbeit leistende Kapital bei der heimischen Regierung tatkräftigen Rückhalt und ermutigende Förderung unbedingt finden sollte. Sie wird sich darüber klar sein müssen, dass die Aufsuchung und Festigung von Absatzgebieten für einen Staat, der zur Wahrung einer produktiven Handelsbilanz auf den steigenden Export seiner Industrieprodukte angewiesen ist, eine Frage des Seins oder Nichtseins bedeutet. Je schwieriger sich daher die Lösung dieser Aufgabe zufolge der stetig zunehmenden Produktionskraft aufstrebender Kulturstaaten, sowie der vermehrten zolltechnischen Abschliessung der übrigen Industrieländer gestaltet, um so zielbewusster und energischer muss dort gehandelt werden, wo eine Nation nach der Lage der Dinge noch Anrecht hat auf Gleichberechtigung mit Dritten, denen eine wie immer geartete wirtschaftliche Monopol- bzw. Vorzugsstellung nicht zugebilligt werden kann.

So lassen sich also die wirtschaftlichen Gemeininteressen beider Länder in die kurze These von der gebieterischen Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung der offenen Türen des Weltmarktes zusammenfassen.

Aber „offene Türen" — noch so zahlreich —, die nur „im Prinzip" gewahrt werden und durch die man in der Praxis schonungslos herausgedrängt wird, bieten keinen rechnungsmässigen Nutzen, und die ergebnislos verwandte Kraft wandelt sich nur zu schnell und nachhaltig in moralische Schwächung. Sind somit dauernd dem Handel gesicherte Einfallstore, welche dem Abfluss der heimischen Erzeugnisse und dem Rückstrom ihrer Gegenwerte ungehindertes Gefälle bieten, für Deutschland und England von gleich grundsätzlicher Bedeutung, so muss auch eine loyale Verständigung über diese Frage, ein Zusammenschluss zu gemeinsamem Handeln gegen unberechtigte Widerstände, der materiellen Entwickelung beider Länder, der Festigung ihrer Interessen von allergrösstem Werte sein.

Die glänzende finanzielle Lage westeuropäischer Kleinstaaten, die sich in den nur geringen Schwankungen unterworfenen hohen Kursen ihrer Staatspapiere — vielfach diejenigen der Grossmächte nicht unerheblich übertreffend — widerspiegeln, reden eine überzeugende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprache dafür, dass die Geschicke der Nationen sich heute in ausschlaggebender Weise gemäss den Resultaten ihrer wirtschaftlichen Leistungen gestalten. Diese sind um so produktiver, je erfolgreicher eine breite, Erschütterungen des Weltmarktes vorbeugende Basis für gemeinsame Interessenbetätigung gefunden und erhalten wird.

In erfreulich zunehmendem Masse bricht sich ja auch zu beiden Seiten der Nordsee die Erkenntnis Bahn, dass das gegenwärtige, im Aufstieg begriffene Zeitalter weltwirtschaftlicher Expansion, aufgebaut und gefestigt auf den gewichtigen, weit verzweigten Interessen des internationalen Geldmarktes, eines den Welthandel kontrollierenden, durchsetzenden und befruchtenden Kreditsystemes zu erspriesslichem Schaffen in allererster Linie des vollen gegenseitigen Vertrauens benötigt. Die Uebertragung höchster Kaufmannstugenden auf die Beziehungen der Völker!

Nicht in dem Umfange früherer Epochen, wo die Tatkraft der Nationen zumeist an ihren den Blick beengenden Grenzen zum Abschluss kam, bedarf es alsdann noch für die Wohlfahrt und gesicherte Zukunft der Völker einer übermässig grossen politischen, hohe Lasten bedingenden Machtentfaltung, welche die Mittel für dringend nötige gemeinnützig-produktive Arbeiten in nicht unerheblichem Masse schmälert. Dieses um so weniger, als das europäische Gleichgewicht seit dem Untergange des Römischen Reiches nie stabiler, somit für Gewaltmassnahmen auch unempfindlicher war als in unseren Tagen.

Wenn diese Tatsachen in beiden Ländern mehr als bisher Würdigung und Beachtung finden, werden sich die noch vorhandenen hemmenden, entwickelungsfeindlichen Widerstände auch beheben lassen. England wird sich alsdann von dem Gedanken, in Deutschland an Stelle eines rein wirtschaftlichen Konkurrenten, der in vielen Fällen zum nützlichen Mitarbeiter wird, einen hochgefährlichen politischen Gegner zu sehen, loslösen, und uns wird es anderseits erhöhten Anreiz bieten, wirtschaftliche Unternehmungen auch in Ländern zu betätigen, deren innere und äussere politische Lage durch Englands führende Weltstellung stabilisiert wurde, bzw. mit demselben in gemeinsamer kraftvoller Arbeit unter Hintenanstellung kleinlicher Eifersüchteleien an die Erschliessung neuer Wirtschaftsgebiete heranzugehen.

Ist die Erkenntnis von der Nützlichkeit einer solchen, durch gegenseitiges Vertrauen gestützten materiellen Interessengemeinschaft erst in beiden Ländern in erhöhterem Masse Gemeingut geworden, so wird dieselbe bei verständnisvoller Pflege die sichere Grundlage einer in der Zukunft gedeihlichen Verständigung ergeben. Und dann wird auch der Augenblick gekommen sein, wo die gemeinsamen Interessen zu ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlossener, einmütiger Abwehr der für den Fortbestand der beiderseitigen wirtschaftlichen Machtstellung so ernst bedrohlichen Konstellationen des Weltmarktes hinleiten. Es sei hier nur an das rapide Emporkommen der Vereinigten Staaten, an die von diesen planmässig durchgeführte Monopolisierung der süd- und zentralamerikanischen Märkte, an das Aufstreben des fernen Ostens, sowie an die allerdings einer falschen Berechnung ihrer Kräfte zugrunde liegende russische Politik in Asien erinnert.

Ich hoffe, im engen Rahmen meiner Ausführungen dargetan zu haben, dass es des Bodens für eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft der beiden derzeitig führenden europäischen Kulturstaaten sicherlich nicht gebricht. Ebensowenig mangelt es den einsichtigen Kreisen beider Länder an dem guten Willen zur ausführenden Tat. Und für diese sollten sich bei gerechter Würdigung der beiderseitigen, im nationalen Charakter und durch historische Entwickelung bedingten Eigenheiten um so leichter Ansatzpunkte finden, als sich die beiden so hochwertigen Länder durch gegenseitige Konzessionen, welche, ohne der nationalen Selbstachtung zuwiderzulaufen, den allgemeinen Interessen dienen, gewiss nichts vergeben.

Die Zollbegünstigung des Handels zwischen Deutschland und seinen Kolonien.

Von Prof. Dr. **Karl Rathgen**, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

I.

Unter den wirtschaftlichen Motiven, welche zur Erwerbung von Kolonien führen, steht an erster Stelle das Streben nach Erweiterung des Marktes: Ausdehnung des Absatzes heimischer Produkte und Sicherung des Bezuges kolonialer Erzeugnisse, insbesondere gewerblicher Rohstoffe. Für beide Zwecke legt man Kolonien, soweit sie Neuländer sind, besonderen Wert bei. Denn in solchen Wirtschaftsgebieten hat der Aussenverkehr im Verhältnis zu ihrer Volkszahl und wirtschaftlichen Entwickelung eine besonders grosse Bedeutung. Solche Länder decken einen unverhältnismässig grossen Teil ihres Bedarfs von aussen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

her und von ihrer für den Markt erfolgenden Produktion wird ein besonders grosser Teil nach aussen hin abgesetzt. Sie produzieren verhältnismässig wenig für den lokalen Bedarf, und sie finden für ihren Bedarf verhältnismässig wenig Deckung am Ort.

Das sind Tatsachen, die hier nicht besonders bewiesen werden müssen. Sie dürfen als bekannt und anerkannt vorausgesetzt werden. Und wenn kraftvolle Völker nach eigenem Kolonialbesitz streben, so hat das seinen Grund darin, dass schon die einfache Tatsache kolonialer Beherrschung wirtschaftlich leistungsfähigen Völkern eine Vorzugsstellung in dem Aussenverkehr der Kolonie gibt, was übrigens ebenso für den Warenhandel, wie für Kapitalanlagen gilt.

Die Gründe dafür sind ja nicht weit zu suchen. So wird der von aussen her zu deckende Bedarf für öffentliche und halböffentliche Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Strassenbahnen, Häfen u. dergl., von Wasserwerken, Beleuchtungsanlagen usw. naturgemäss in erster Linie im Mutterland bestellt. In den unmittelbar regierten Besitzungen des freihändlerischen England ist das ebensogut der Fall, wie in französischen oder deutschen Kolonien.

Es wirken auf die Richtung des Aussenverkehrs ein die zahlreichen persönlichen Beziehungen, die zwischen Kolonie und Mutterland regelmässig viel stärker sind als zwischen der Kolonie und fremden Ländern. Es wirken darauf die Verbrauchsgewohnheiten der aus dem Mutterland stammenden Kolonisten.

Von Bedeutung ist auch, dass Kapitalanlagen gern der eigenen Flagge folgen, und gerade in Neuländern pflegt ein sehr erheblicher Teil der Einfuhr aus Kapitalgütern zu bestehen. Der Zuwachs der Einfuhr in die deutschen Schutzgebiete in den letzten Jahren besteht ja vorzugsweise nicht in Verbrauchs- sondern in Produktivgütern (wie Eisenbahnmaterial). Verstärkt wird solche Vorzugsstellung natürlich auch durch das Bestehen direkter Schiffahrtsverbindungen zwischen Mutterland und Kolonie.

Das alles sind Momente, welche namentlich auf die Einfuhr in die Kolonien einen starken Einfluss ausüben. Aber natürlich können sie die grossen Tatsachen des internationalen Verkehrs nicht ganz aufheben. Fremde Produktionsgebiete, die in gewissen Zweigen besonders leistungsfähig sind, oder die dem kolonialen Absatzgebiete besonders naheliegen, oder die bessere Verkehrsbeziehungen haben, werden solche Vorzüge in der Konkurrenz auf dem Markte der Kolonie zur Geltung bringen, so dass auch die exklusivste und rücksichtsloseste Handelspolitik eines Kolonialstaates den Bezug fremder Produkte nie ganz beseitigen kann, so wenig in der Kolonie wie im Mutterlande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die Ausfuhr aus einer Kolonie wirken die vorhin aufgezählten Momente ohnehin weniger, so dass hier regelmässig der Verkehr mit dem Mutterland nicht so stark vorwiegt. Von der indischen Einfuhr kommen zwei Drittel aus Grossbritannien, von der indischen Ausfuhr geht nur ein Viertel dahin. In Australien liefert das Vereinigte Königreich drei Fünftel der Einfuhr, aber es nimmt nicht ganz die Hälfte der australischen Ausfuhr auf (und dieser Anteil wird wesentlich geringer, wenn man nur die Warenausfuhr ohne Gold in Berechnung zieht).

II.

Die Beobachtung, dass das Mutterland den Kolonialmarkt nicht allein beherrscht, hat begreiflicherweise zu dem Wunsche geführt, die natürliche Vorzugsstellung des Mutterlandes künstlich zu steigern, durch handels- und insbesondere zollpolitische Massregeln fremde Konkurrenz und Verkehrseinrichtungen zu beseitigen.

Wenn solche Erwägungen in der neuen Kolonialära der letzten 30 Jahre angestellt sind und in manchen Gebieten die Politik beeinflusst haben, so ist der Gedanke nicht etwa neu, im Gegenteil.

Dem alten Kolonialsystem des 16.—18. Jahrhunderts, das auf der völligen Unterordnung der Kolonie unter die Interessen des Mutterlandes beruhte, war es selbstverständlich, dass die Kolonie nur mit dem Mutterlande Verkehr haben sollte, und wo das gegen Ende jener Periode durchbrochen wurde, war fremder Verkehr mit schweren Extrazöllen belastet.

Die grosse Wandlung der Kolonialpolitik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bestand auf wirtschaftlichem Gebiete gerade darin, dass dieses System des ausschliesslichen Handels zwischen Kolonie und Mutterland aufgegeben wurde. Der Grund dieses Wandels der Politik lag auf einem ganz allgemeinen Gebiet: dass die Interessen der Kolonie sich neben denen des Mutterlandes Geltung verschafften. Die Interessenten in den Kolonien widerstrebten aufs lebhafteste den Beschränkungen der Freiheit ihres Handelsverkehrs. Aus den Kolonien kam die Forderung, dass man nicht länger verhindert werden wollte, einzukaufen, wo es zweckmässig für sie selbst sei. Dafür war man gern bereit, die Vorzugsstellung auf dem heimischen Markte aufzugeben. Dadurch, dass gewerbliche Rohstoffe überall zollfrei wurden, hatte sie ohnehin einen grossen Teil ihres Wertes eingebüsst. Der Gedanke des Selbstbestimmungsrechts der Kolonien floss zusammen mit der allgemeinen freihändlerischen Strömung, die das Recht, auf dem billigsten Markt zu kaufen und die Zweckmässigkeit gleicher Chancen der Konkurrenz auf dem Weltmarkte betonte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So wurden im englischen Weltreiche von 1846 an die Zoll- und Flaggenbegünstigungen beseitigt, und 1862/65 verpflichtete sich England sogar erst Belgien, dann dem Deutschen Zollverein gegenüber, dass ihre Erzeugnisse in den Kolonien nicht schlechter als englische behandelt werden sollten.

Ebenso wurde in den niederländischen Besitzungen von 1865/72 jede Differenzierung beseitigt, so begann 1861 im Verkehr Frankreichs mit seinen Kolonien die Aufhebung der Begünstigung.

Ebenso war auch bis zum Anfang der achtziger Jahre das Leitmotiv der deutschen Politik bei internationalen Abmachungen wegen überseeischer Gebiete das Streben, der deutschen Ausfuhr und den deutschen Kaufleuten freie und gleiche ungehinderte Konkurrenz zu sichern, wie das in der Kongo-Akte und in Ostasien seinen klarsten Ausdruck fand.

Der Grundgedanke dieser Politik der gleichen Konkurrenz herrscht heute nicht mehr unbestritten. Einseitige Begünstigung, ungleiche Konkurrenz tritt wieder mehr hervor. Im Verkehr der Völker ist neben das Prinzip der allgemeinen Meistbegünstigung, d. h. der Gleichberechtigung, von Amerika her das der Reziprozität gedrängt worden, allerdings ohne in den übrigen Weltteilen, insbesondere in Europa, praktischen Eingang zu finden. In der kolonialen Handelspolitik aber findet die Zollbegünstigung des Verkehrs zwischen Mutterland und Kolonie wieder vielfach Anwendung.

Auch in Deutschland wird neuerdings häufig davon gesprochen, so dass der Kolonialkongress unzweifelhaft sich mit dieser Frage beschäftigen musste.

Dass die ganze Frage seit den achtziger Jahren wieder aufgeworfen wurde, hängt mit der veränderten Auffassung der handelspolitischen Probleme zusammen.

Zunächst theoretisch: ob Freihandel herrschen oder ob er eingeschränkt werden soll, ist uns heute nicht mehr eine Frage des Dogmas, sondern der Zweckmässigkeit.

Und praktisch sind die nationalpolitischen Gegensätze und Interessenkonflikte auch auf wirtschaftlichem Gebiete sehr viel härter und schroffer geworden und geblieben, als man vor einem halben Jahrhundert glaubte. Um 1860 war fast jedermann überzeugt, dass die Welt auf dem Wege zum allgemeinen Freihandel sei. Heute sagen wir uns, dass das eine vorschnelle Verallgemeinerung, vielleicht eine Utopie war. Die meisten Staaten haben auf dem halben Wege zu jenem Ziele Halt gemacht und sind zu einer exklusiveren und rücksichtsloseren Handelspolitik zurückgekehrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das hat auf die Kolonialpolitik überhaupt, das hat auf die koloniale Handels- und Zollpolitik insbesondere ganz naturgemäss eingewirkt. Die ganze neue Kolonialpolitik hängt ja mit dem stärkeren Hervortreten der nationalen Interessengegensätze zusammen.

III.

Es ist nicht zu verkennen, dass die Rückkehr zum Kolonialsystem seit 25 Jahren erhebliche Fortschritte gemacht hat. Allerdings noch nicht ganz so grosse, wie gelegentlich behauptet wird. Kürzlich gingen merkwürdig irreführende Notizen durch die deutsche Presse, wonach es scheinen konnte, als ob Deutschland allein oder fast allein den Handel mit seinen Kolonien nicht zollbegünstige. Das ist falsch. Zählen wir die Einfuhr aller Kolonien und Schutzgebiete europäischer Staaten und der amerikanischen Union zusammen, so betrug deren Wert 1908 oder 1907/8 rund $9^1/_2$ Milliarden Mark. Davon kamen auf Kolonien, in welchen die Einfuhr des Mutterlandes begünstigt wird, etwa $4^1/_2$ Milliarden, auf Kolonien, in denen keine Begünstigung stattfindet, etwa 5 Milliarden. So liegt es also nicht, dass wir etwas ganz Eigenartiges täten, wenn wir die deutsche Einfuhr in deutsche Schutzgebiete nicht im Zoll begünstigten. Eine Begünstigung der Ausfuhr der Kolonien nach dem Mutterlande findet aber noch in viel geringerem Umfange statt.

Wenn so irrige Anschauungen in der Oeffentlichkeit verbreitet werden, so ist es nicht überflüssig, zunächst einmal genauer festzustellen, wie es damit gegenwärtig steht und um was es sich eigentlich handelt. Denn es werden bei der Diskussion auch ausserhalb Deutschlands ganz verschiedene Dinge durcheinander geworfen.

Dabei beschränke ich mich auf die Frage der Zollbegünstigung und gehe auf die der Flaggenbegünstigung nicht ein. Wenn einzelne Staaten eine derartige Schiffahrtspolitik treiben, so ist zu hoffen, dass ein solches Eingeständnis der Schwäche in Deutschland keinen Widerhall finden wird. Es besteht kein Grund dafür, und der kraftvollen deutschen Reederei würde man damit nur Schwierigkeiten bereiten. Ich will auch nur nebenher darauf hinweisen, welche grosse Bedeutung die Regelung der Frachttarife für die Förderung des Verkehrs mit den Kolonien besitzt.

Bei der kolonialen Zollpolitik also handelt es sich zunächst darum, ob der Verkehr zwischen Mutterland und Kolonie ganz zollfrei sein soll oder nicht. In jenem Falle spricht man wohl von einem Zollverein. Soweit sind bisher nur die Vereinigten Staaten und Japan gegangen. Selbst Frankreich hat völlig zollfreien Verkehr nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einmal mit Algier ganz durchgeführt, da der dortige Octroi de Mer auch französische Produkte trifft. Der Grund für solche Zurückhaltung liegt auf finanzpolitischem Gebiete. Da überall die Zölle das Rückgrat der kolonialen Finanzen bilden und ein grosser Teil der Einfuhr aus dem Mutterlande kommt, so würde die Zollbefreiung der mutterländischen Einfuhr die Kolonialfinanzen in grosse Schwierigkeiten bringen, jedenfalls vor die immer unangenehme Notwendigkeit stellen, den Zollausfall durch neue Steuern gut zu machen, wie das die Amerikaner tatsächlich auch in den Philippinen 1909 getan haben. Auch im Mutterlande würde die Zollbefreiung der Einfuhr aus der Kolonie, falls sie erheblich ist, Finanzschwierigkeiten machen, eine Erwägung, die z. B. in Frankreich verhindert, dass die Einfuhr aus den Kolonien (abgesehen von der Algeriens) zollfrei eingelassen wird.

Eine etwas andere Frage ist es, ob Kolonie und Mutterland einen gemeinsamen, gegen das Ausland gerichteten Zolltarif haben sollen. Dabei können ausserdem Zölle den Verkehr zwischen Mutterland und Kolonie treffen. So schlug seinerzeit 1887 Jan Hendrik Hofmeyr vor, rein aus finanziellen Gründen einen niedrigen allgemeinen Reichszoll auf alle Einfuhren aus dem Ausland in das britische Weltreich zu legen. So haben die Franzosen 1892 in einem grossen Teil ihrer Besitzungen, die deshalb als „assimilierte" bezeichnet werden, den französischen Zolltarif eingeführt, um dort der französischen Industrie den gleichen Zollschutz wie im Mutterlande zu sichern. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, dass die Einführung eines für das Mutterland berechneten Zolltarifs in den wirtschaftlich auf einer ganz anderen Stufe der Entwickelung stehenden Kolonien die völlige Nichtachtung der kolonialen Interessen bedeutet. Es ist kein Wunder, dass man in den französischen Kolonien nicht aufhört, sich über das System von 1892 zu beklagen (so erst im Oktober 1909 wieder, wie auf früheren Kolonialkongressen, auf dem Kongress der alten Kolonien), obgleich die Starrheit des Prinzips in vielen Fällen hat durchbrochen werden müssen.*) Die allgemein erhobene Forderung, dass der Zolltarif für jede Kolonie ihren Verhältnissen entsprechend besonders geordnet werde, erscheint eigentlich ganz selbstverständlich. Ich habe nicht gesehen, dass sich für solche mechanische Gleichmacherei bisher in Deutschland Stimmen erhoben hätten. Unsere Kolonisten würden die ersten sein, die protestieren.

Weniger tiefgreifend, als die volle Zollfreiheit des gegenseitigen Verkehrs, ist die einfache Zollbegünstigung, wie sie im

*) Diese Klagen haben bewirkt, dass der Kolonialminister Anfang 1909 eine Kommission eingesetzt hat, welche über das koloniale Zollwesen berät.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verkehr zwischen Mutterland und den Kolonien um die Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein herrschte und wie sie sich neuerdings wieder ausdehnt und von manchen auch in Deutschland gefordert wird. Dabei muss man natürlich unterscheiden die Zollbegünstigung der Einfuhr in die Kolonien und die der Einfuhr ins Mutterland, die nicht notwendig miteinander verbunden sein müssen.

Solche Begünstigungen haben Spanien und Portugal. Seit etwa 1884 (abgeschlossen 1892) ist Frankreich dazu zurückgekehrt. In den assimilierten französischen Besitzungen finden wir nebeneinander den Octroi de Mer, der die Einfuhren ohne Rücksicht auf die Provenienz trifft, eine allgemeine Verbrauchsabgabe, und die Douane, den hohen Zoll des französischen Tarifs auf ausländische Waren (die also nicht aus Frankreich oder französischen Besitzungen stammen). Etwa drei Viertel des französischen Kolonialhandels (abgesehen von Nordafrika) fällt unter die Assimilation. Die Ausfuhr dieser Kolonien geht in Frankreich zum Teil zollfrei ein, aber die finanziell wichtigen Produkte, die eigentlichen „Kolonialwaren", zahlen zum Teil, wie Zucker, vollen, zum Teil ermässigten Zoll. In einigen Kolonien (Indochina, Guayana, Gabun, Madagaskar) werden Ausfuhrzölle von Waren erhoben, die ins Ausland gehen. Nicht assimiliert sind die vorderindischen Besitzungen, Ozeanien und die Besitzungen auf dem Kontinent des tropischen Afrika, ausser Gabun. Einzelne dieser Besitzungen (Senegal, Guinée, Tahiti) haben ausser den allgemeinen Eingangszöllen niedrige Zölle auf fremde Waren, während Dahomey, Elfenbeinküste und Kongo infolge internationaler Verpflichtungen die Einfuhr nicht differenzieren. Für die Ausfuhr dieser Kolonien nach Frankreich bestehen allerlei Einzelerleichterungen.

Neben der französischen ist die englische koloniale Zollpolitik am meisten erörtert worden. Hier liegt gegenwärtig die Sache so, dass die Einfuhr der Kolonien nach England überhaupt nicht begünstigt wird. Die englische Ausfuhr geniesst in Indien, in den Kronkolonien, in den Protektoraten gleichfalls keine Zollbegünstigungen. Dagegen haben die grossen Selbstverwaltungskolonien, der kanadische, der australische, der südafrikanische Bund und Neuseeland ihre hohen Schutzzölle gegenüber England und einzelnen englischen Kolonien ermässigt oder, worauf es tatsächlich hinauskommt, die neueren Zollerhöhungen nicht in vollem Masse auf England erstreckt. Von der Einfuhr in englische Besitzungen und Protektorate kommen gut $^2/_5$ in solche, welche begünstigen, von der englischen Gesamtausfuhr gehen dahin etwa 15 Prozent. Dass der Kampf um die Wiederherstellung des Schutzzolles in England wesentlich von der Frage der Zollbegünstigung innerhalb des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

britischen Reiches ausgegangen ist, und dass sie dabei mitbestimmend ist, darf ich als bekannt voraussetzen.

Heute liegt es also so, dass in den grossen Kolonialreichen, im niederländischen, deutschen und belgischen gar nicht zollbegünstigt wird, im englischen nicht bei Ausfuhr aus den Kolonien und nicht bei $^3/_5$ der Einfuhr in die Kolonien, während der weitaus grösste Teil des französischen, nordamerikanischen, portugiesischen Kolonialhandels zollbegünstigt ist.

IV.

Mit annähernd gleichen Kräften stehen einander gegenüber das System, welches den natürlichen, tatsächlichen Konkurrenzverhältnissen ihren Lauf lassen will, und das System, welches sie bei der Einfuhr in die Kolonien zugunsten der heimischen Produzenten, bei der Ausfuhr aus den Kolonien zugunsten der kolonialen Produzenten verschieben will. Für jedes System kann man sich aus verschiedenen Gründen entscheiden.

Gegen die Zollbegünstigung werden nicht nur diejenigen sich aussprechen, welche grundsätzlich solchen Eingriffen abgeneigt sind und jede Begünstigung von Einzelinteressen auf Kosten der Gesamtheit bekämpfen. Es werden auch diejenigen dagegen sein, welchen die finanziellen Einbussen, die dadurch entstehen, ausser Verhältnis zu dem möglichen Gewinn zu stehen scheinen; diejenigen, welche in der Differenzierung der Einfuhr eine Beeinträchtigung der kolonialen Interessen sehen, eine Beschränkung ihrer Freiheit, sich auf dem besten Markte zu versorgen, eine Verteuerung ihres Bedarfs; diejenigen, welche von solchen Massregeln überhaupt wenig Erfolg erwarten; diejenigen, welche befürchten, dass daraus bedenkliche Folgen für die internationale Handelspolitik entstehen.

Für solche Massregeln treten selbstverständlich diejenigen ein, welche einen Privatvorteil davon erhoffen; aber auch diejenigen, welche davon eine Ausdehnung des heimischen Absatzes erwarten, und diejenigen, welche durch Ausfuhrbegünstigung die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie, ihre Besiedelung usw. im allgemeinen beschleunigen wollen. In den älteren Kolonialreichen, in Frankreich und England, sehen wir auch, dass es die sind, welche die Entwickelung der Kolonien in einer ganz bestimmten Richtung wollen: sie wollen dadurch sichern, dass die Kolonien Rohstoffproduzenten bleiben, und sie wollen verhindern, dass sich in den Kolonien wirtschaftliche Sonderinteressen ausbilden, welche den Interessen des Mutterlandes zuwiderlaufen. Die Voraussetzung dabei ist freilich, dass die in den Kolonien begünstigten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Interessen wirklich identisch sind mit den im Mutterland vorhandenen und nicht mit ihnen in Konkurrenz treten, also dass die Produktion solcher Rohstoffe und Genussmittel in den Kolonien begünstigt werde, welche nicht mit der heimischen Produktion in Konkurrenz treten. Die Produzenten der billigen Weine in Frankreich beklagen sich bitter über die zollfreie Einfuhr algerischer Weine und fordern Schutz dagegen. Und wenn in Frankreich die Weizenpreise durchschnittlich nicht um den vollen Betrag des hohen französischen Zolles über dem Weltmarktpreise stehen, so liegt das nicht an den französischen Ernten, sondern an der bedeutenden zollfreien nordafrikanischen Zufuhr.

Hinter den Gedanken der gegenseitigen Zollbegünstigung, soweit es sich nicht einfach um Zuwendung von Vorteilen an einzelne handelt, steckt bewusst oder unbewusst meist ein eigenartiger Hintergedanke, der der Autarchie, des sich in sich selbst genügenden, gegen die Aussenwelt abschliessenden Weltreiches.

Es soll hier nicht eine tiefer greifende Würdigung dieses Gedankens, der für viele etwas Bestechendes hat, versucht werden. Es sei nur darauf hingewiesen, dass es sich gegenüber der rauhen Wirklichkeit der Tatsachen dabei doch in absehbarer Zeit um eine Utopie handelt.

Zur Begründung nur ein paar tatsächliche Feststellungen:

Der Verkehr eines Landes mit seinen Kolonien ist nur der kleinere Teil seines Aussenverkehrs. Selbst in England macht er nur etwa $^1/_3$ der Ausfuhr und kein Fünftel der Einfuhr aus (mit Aegypten etwas über ein Fünftel).

Von Erzeugnisen der englischen Industrie nehmen die Kolonien nur etwa zwei Fünftel auf. Selbst wenn die Erzeugnisse fremder Industrie ganz aus den britischen Besitzungen verdrängt werden könnten, würde allerhöchstens die Hälfte der englischen Ausfuhr dort Unterkunft finden können.

Auf der anderen Seite ist selbst das britische Weltreich nicht in der Lage, den Reichsbedarf an Nahrungs- und Genussmitteln und in den meisten Rohstoffen zu decken, während von einigen Rohstoffen (Wolle, Jute) das Reich die ganze Produktion nicht verarbeiten kann.

In keinem andern Reiche der Welt ist aber der Anteil des Kolonialhandels am Gesamthandel so gross wie im britischen. In Frankreich ist er trotz aller Steigerung doch nur ein Achtel der Ausfuhr, ein Zehntel der Einfuhr. Gerade von Frankreich ist oft behauptet, dass es sich der Selbstversorgung aus seinem Reiche nähere. Dort wäre sie am ehesten durchführbar. Mit seiner stationären Bevölkerung hat Frankreich einen Bedarf an Nahrungs- und Genussmitteln und an Rohstoffen, der nur $^2/_5$ des englischen ausmacht und nicht $^3/_5$ des deutschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe für das Jahr 1907 eine Zusammenstellung machen lassen, aus der sich ergibt, dass Frankreich aus seinen Besitzungen seinen Gesamtbedarf hätte decken können an Zucker und Rum, Wein, Olivenöl, Gerste, Reis, Vanille, Pfeffer, Palmkernen, Elfenbein, Nickelerzen und ausser in diesen Waren mehr als die Hälfte seines Bedarfs gedeckt hat an Weizen, allenfalls Hafer, Palmöl und Phosphaten, etwas erheblicher auch noch an Vieh, Fischen, Erdnüssen, tropischen Hölzern, Kautschuk und Bleierzen. In allen andern Dingen war der Anteil der Besitzungen an der Einfuhr ganz unbedeutend, wenn überhaupt vorhanden. Und ich will dabei nur erinnern an alle Faserstoffe, Farb- und Gerbstoffe, alle tierischen Erzeugnisse, die vorher nicht genannten Genussmittel (Kaffee, Kakao, Tee usw.), Erze und Metalle, Hölzer und Oelsaaten usw.

Dass für Deutschland solche Gedanken keine praktische Bedeutung haben, braucht nicht betont zu werden. Wir importieren für mehr als 7 Milliarden Rohstoffe und Nahrungsmittel, und unsere Kolonien exportieren für gut 60 Millionen Mark, wir exportieren für mehr als 4 Milliarden Fabrikate, und unsere Kolonien nehmen keine 100 Millionen auf. Von Autarkie wollen wir also nicht reden.

V.

Die Frage für uns in Deutschland ist nun die, ob es ratsam ist, den gegenwärtigen Zustand zu ändern? Sollen wir den tatsächlich vorhandenen Warenverkehr durch Zollmassregeln verschieben? Wenn man manche Zeitungsstimmen hört, sollte man meinen, weil in gewissen fremden Kolonien begünstigt wird, müssten wir das nun auch tun, ohne weitere Untersuchung, ob das auch wirklich nötig und zweckmässig ist. Das wäre ein weltunkundiger Doktrinarismus, dem wir nicht folgen können.

Man wird vor allem die Frage aufwerfen, wie solche Begünstigungen nach den bisherigen Erfahrungen *gewirkt haben*? Die Antwort ist nicht leicht, wenn man sich nicht mit der allgemeinen und selbstverständlichen Behauptung begnügen will, dass solche Differenzierung natürlich in vielen Fällen auf die internationale Konkurrenz Einfluss hat üben müssen. Für den Sachkenner ist es nicht schwer, einzelne Fälle aufzuführen, in denen die Zolldifferenz in der Kolonie den Ausschlag zugunsten der mutterländischen Konkurrenz gegeben hat. Wie aber ist die *Wirkung im ganzen*? Wir sind auf die Tatsachen der Handelsstatistik angewiesen, auf die Frage, wie sich die Zahlen vor und nach der Begünstigung entwickelt haben. Dabei will ich ganz ausser acht lassen, dass wir ja nie genau wissen können,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie sich die Dinge entwickelt haben würden, wenn die Begünstigung nicht stattgefunden hätte.

Sehr zu beachten ist aber, dass die Statistik des Ursprungs der Einfuhr und die Bestimmung der Ausfuhr ein recht unsicheres Messinstrument ist, ganz besonders bei solchen überseeischen Gebieten, welche weiter entlegen sind, und deren Ein- und Ausfuhr sich nicht auf direktem Wege vollzieht. Namentlich solange solche Begünstigung noch nicht besteht, sind die Angaben oft ganz ungenau. Zunächst wird bei der Einfuhr mit einiger Sicherheit nur der letzte Verschiffungshafen festgestellt. Erst mit Einführung der Zollbegünstigung wird die Feststellung sorgfältig. Dann sind die früheren ungenauen und die späteren genaueren Zahlen aber nicht vergleichbar. So war der Wert der Einfuhr Australiens aus Grossbritannien*)

	nach der alten, wesentlich die Verschiffungshäfen zugrunde legenden Statistik		nach der neueren Statistik der Ursprungsländer	
	Mill. Lstr.	Proz. der Gesamteinfuhr		Proz. der Gesamteinfuhr
1904	21,46	61	?	?
1905	23,07	60	20,32	53
1906	26,58	58	22,90	51
1907	31,91	62	26,84	52
1908	29,93	60	25,28	51

Nach der ersten Zahlenreihe hätte 1905 und 1908 die englische Einfuhr gleichmässig 60 Proz. der Gesamteinfuhr betragen, nach der genaueren Statistik wäre ihr Anteil von 53 Proz. i. J. 1905 auf 51 Proz. im Jahre 1908 nach Einführung der Begünstigung gesunken. In Kanada war der Anteil der englischen Einfuhr in den Jahren vor Einführung der Begünstigung gegen 30 Proz., seither ist er konstant etwa 25 Prozent.

Schon aus diesen Vergleichen ergibt sich, wie vorsichtig die Zahlen zu verwerten sind. Im ganzen ergibt sich aber aus den Einfuhrzahlen der begünstigenden englischen Kolonien ein etwas überraschendes Ergebnis: ihre Einfuhr aus Grossbritannien schwankt natürlich mit der allgemeinen Konjunktur und mit der Geschäftslage in den Kolonien (so ist sie nach Südafrika seit 1903 andauernd im Sinken). Aber der Anteil Englands an der Gesamteinfuhr ist seit Einführung der Begünstigung nirgends gestiegen, in Südafrika aber ist er im Sinken.

*) Die Zollbegünstigung wurde am 9. August 1907 eingeführt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch der Anteil der begünstigenden Kolonien an der Gesamtausfuhr Grossbritanniens ist im Sinken,*) d. h. der Handel nach fremden Ländern und den nichtbegünstigenden Kolonien ist stärker gestiegen. Das ist natürlich zum Teil die Folge der schlechten Lage Südafrikas. Ohne Südafrika ist der Anteil der begünstigenden Kolonien stabil. Aber es ergibt sich jedenfalls, dass der Gang der wirtschaftlichen Konjunktur und die grossen Faktoren der internationalen Konkurrenz viel stärker sind als solche künstlichen Massregeln der Handelspolitik.

Stärker ist anscheinend die Wirkung der Begünstigung der französischen Einfuhr. Während in Tunis französische und nichtfranzösische Einfuhr ziemlich gleichmässig zunimmt, ist in dem mit Frankreich zollvereinten Algier die Einfuhr aus fremden Ländern stabil, während die Einfuhr aus Frankreich sich mit dem Anfang der 90er Jahre verdoppelt hat.

In den assimilierten Kolonien mit ihren hohen Zollschranken gegen das Ausland ist in den ersten 10 Jahren dieses Regimes, bis 1901, die französische Einfuhr erheblich stärker gestiegen als die ausländische, seitdem ist aber die Gesamteinfuhr stabil. Die ausländische Einfuhr beträgt andauernd fast die Hälfte der Einfuhr und hat sich etwas zu ungunsten Frankreichs verschoben. Das Stehenbleiben der Kolonialeinfuhr, d. h. der Kaufkraft der Kolonien seit 1900, spricht nicht zugunsten des französischen Systems, vorausgesetzt, dass die Zahlen überhaupt vergleichbar sind. Auf dem Marseiller Kolonialkongress von 1906 wurde behauptet, dass z. B. die Zunahme der Zahlen in Indochina zum grossen Teil nur rechnungsmässig und auf höhere Wertansätze der Waren zurückzuführen sei.

In den nicht assimilierten Kolonien, wo die französische Einfuhr entweder gar nicht oder nur wenig begünstigt ist, ist in derselben Zeit die Einfuhr aus Frankreich verhältnismässig stärker gestiegen als die ausländische, so dass ihr Anteil jetzt grösser ist als früher. Und nehmen wir die Kolonien heraus, die gar nicht begünstigen, so sehen wir, dass in den 10 Jahren von 1897 bis 1907 der Anteil Frankreichs an der Einfuhr von 19 Proz. auf 30 Proz. gestiegen ist. Das Ergebnis ist also auch hier ganz überraschend: die französische Begünstigung hat im ganzen eine viel geringere Bedeutung, als die übrigen Faktoren, welche die Einfuhr beeinflussen: die Eigenart des Bedarfs der Kolonien, die

*) Wert der englischen Ausfuhr nach den gegenwärtig begünstigenden Kolonien:

1898	39 143 000	Lstr.	= 16,8	Proz	der Gesamtausfuhr
1904	51 808 000	„	= 17,2	„	„ „
1907	63 626 000	„	= 15,0	„	„ „
1908	55 849 000	„	= 14,8	„	„ „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leistungsfähigkeit des Mutterlandes, die Entfernung vom Mutterlande und die ganze Verkehrslage. In Indochina kommt trotz aller Begünstigung eben doch nur 35 Proz. der Einfuhr aus Frankreich.

Sehr lehrreich ist auch ein Vergleich der Verkehrsentwickelung der englischen und der französischen Kolonien im tropischen Westafrika: von 1901 bis zum Haussejahr 1907 ist die Einfuhr der französischen Besitzungen fast stabil (95 und 97 Mill. Mk.), während die der englischen von 84 auf 141 Mill. Mk., die der deutschen von 14 auf 24 Mill. Mk. stieg. Wo nicht die allgemeinen wirtschaftlichen Bedingungen für die Einfuhr aus dem Mutterlande gegeben sind, wie in Algier, hat auch das französische System nur beschränkten Einfluss.

Vom Standpunkt der Interessen der Kolonien aus ergibt ein Bedenken gegen die Beschränkung der Einfuhr auch die folgende Erwägung:

Die Kolonie hat ein Interesse daran, in ihrem Absatz nach fremden Wirtschaftsgebieten nicht beschränkt zu werden, sobald die Ausfuhr erheblich wird, und sie hat daher ein Interesse an Schiffsverbindung mit ihnen. Solche sind aber nur möglich und die Frachtsätze erschwingbar, wenn Frachtgut in beiden Richtungen vorhanden ist, nicht bloss bei der Ausfuhr aus der Kolonie.

Die Begünstigung der Ausfuhr bei den Zöllen des Mutterlandes kann, wenn diese überhaupt möglich ist, gewiss den Produzenten in der Kolonie einen gewissen Nutzen bringen, wenn die begünstigte Einfuhr nicht sehr gross ist. Dann wird der Marktpreis im Mutterlande durch den Zoll mitbestimmt, und das begünstigte Produkt kann annähernd um den Betrag der Zolldifferenz teurer auf dem Markt verwertet werden.

Diese Zollbegünstigung hat aber eine viel beschränktere Bedeutung als die Begünstigung der Einfuhr. In Kolonien und Neuländern liegen Zölle auf allen oder fast allen Einfuhrwaren. Im Mutterlande dagegen geht regelmässig ein sehr grosser Teil der kolonialen Produkte zollfrei ein. Denn auch bei hoher Entwickelung des Schutzzolls werden Rohstoffe regelmässig zollfrei eingelassen. Industrieerzeugnisse kommen aus Neuländern, namentlich aus tropischen, wenig oder gar nicht. So bleibt für die Zollbegünstigung Raum nur bei den Genussmitteln kolonialen Ursprungs, die überall mit Finanzzöllen belegt sind. In Betracht kommen möglicherweise aber noch die agrarischen Schutzzölle mancher Staaten. Hier entsteht dann die Möglichkeit des Konfliktes zwischen heimischen Schutz- und kolonialen Produktionsinteressen.

Also im ganzen ist das Anwendungsfeld der Zollbegünstigung der Kolonialausfuhr verhältnismässig eng. Wir sehen tatsächlich auch,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass diese sich weniger an den Markt des Mutterlandes bindet. Die Kolonien haben auch, sobald ihre Produktion einer Ware umfangreich wird, Interesse an einer möglichst freien Wahl des Marktes. Selbst aus dem mit Frankreich so eng verbundenen Algier geht ein wachsender Teil der Ausfuhr nach fremden Ländern (1892 17 Proz., 1907 23 Proz.), und von der Ausfuhr der eigentlichen Kolonien nimmt Frankreich kaum $^2/_5$ auf. Aus dem entlegenen Indochina geht noch nicht $^1/_4$ der Ausfuhr ins Mutterland. Im Britischen Reiche ging 1908 von der Ausfuhr aller Besitzungen 45 Proz. nach Grossbritannien, 15 Proz. nach englischen Besitzungen, 40 Proz. nach fremden Ländern. Das begünstigende Frankreich nimmt einen geringeren Prozentsatz der Ausfuhr seiner Kolonien auf, als das nichtbegünstigende England.

Es ist schon gesagt, dass die Hinlenkung der kolonialen Ausfuhr ins Mutterland auch in der Kolonie bewirkt werden kann, durch Erlass oder Rückvergütung von Ausfuhrzöllen. Die Einwendungen gegen eine solche Regelung liegen auf der Hand: Wenn Ausfuhrzölle überhaupt bestehen, so haben sie nur Finanzgründe; die Interessenten in der Kolonie sind überhaupt Gegner solcher Abgaben. Der Erlass dieser Zölle bei der Ausfuhr nach dem Mutterlande bedeutet eine Schmälerung der Einnahmen. Die exportierenden Interessenten aber haben keinen entsprechenden Vorteil davon, da die Differenzierung die Ware ja gerade auf einen Markt bringen soll, der sie ohnedem nicht aufnehmen würde. Im Interesse der Kolonisten liegt nicht eine solche teilweise, sondern die völlige Aufhebung der Ausfuhrzölle.

VI.

Wie steht es nun in den deutschen Schutzgebieten mit der Frage der Begünstigung?

Von dem ostasiatischen Pachtgebiet sehen wir dabei ganz ab. Tsingtau ist kein selbständiges Produktions- und Konsumtionsgebiet. Es ist ein Eingangstor in das grosse nordchinesische Wirtschaftsgebiet, auf dem wir für unsern Handel gleiche Bedingungen des Wettbewerbes haben wollen. Deutsch-chinesische Handelspolitik gehört nicht in den Bereich der Kolonialpolitik in dem uns hier beschäftigenden Sinne.

Bei der Betrachtung des Handels der übrigen Schutzgebiete und der Frage nach seiner Zolldifferenzierung wollen wir die Einfuhr und die Ausfuhr gesondert behandeln.

In welchem Umfange deckt Deutschland den Einfuhrbedarf seiner Kolonien?

Im Jahre 1908 (für 1909 haben wir die Zahlen noch nicht) betrug die Einfuhr in alle Schutzgebiete gegen 92 Mill. Mk. Davon kamen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

57,3 Millionen aus Deutschland (gut 62 Proz.). Wenn wir dann erfahren, dass aus afrikanischen Gebieten 13,4 Mill. Mk., gleich 15 Proz., aus Asien 5,3 Millionen (6 Proz.), aus Australien und der Südsee 3,7 Millionen (4 Proz.) kamen, dann bleiben für die Provenienzen aus den eigentlich mit uns konkurrierenden Ländern Europas und aus Amerika 12,2 Mill. Mk. übrig (13 Proz.). Da hierin Waren enthalten sind, welche Deutschland überhaupt nicht liefern kann, so bleibt schliesslich eine nicht sehr bedeutende Summe übrig für die Waren, bei denen Deutschland andere Länder durch Zollbegünstigung ersetzen könnte. Da drängt sich von vornherein die Frage auf, ob überhaupt ein Bedürfnis zur Begünstigung vorhanden ist? Ich erinnere an das vorhin Gesagte über fremde Kolonien. Während in gewissen Aeusserungen in der deutschen Presse zu lesen war, in diesen werde die ausländische Einfuhr ganz von der heimischen verdrängt, macht diese tatsächlich in den englischen Besitzungen nur 46 Prozent, in den französischen Kolonien (ohne Nordafrika) kaum die Hälfte, in den Philippinen $^1/_5$ aus, und nur in räumlich so eng verbundenen Besitzungen wie Algier oder Portorico sind es $^5/_6$ bis $^7/_8$. Wenn es also im Durchschnitt der deutschen Besitzungen gegen $^2/_3$ sind, so ist das vergleichsweise ein recht günstiges Verhältnis. Es ist völlig unverständlich, wenn in einer Eingabe an das Kolonialamt behauptet worden ist, die jetzige Zollpolitik sei „gefahrbringend".*) Der Anteil Deutschlands nimmt auch nicht etwa ab, wie man nach solchen Aeusserungen glauben könnte, sondern ist ganz stabil.

*) Die ganz wirre Eingabe, wie sie vor einiger Zeit in den Zeitungen veröffentlicht ist, lautet folgendermassen:

Ueber das zollpolitische Verhältnis zu unseren Kolonien haben die in einer Interessengemeinschaft vereinigten Körperschaften, Zentralverband Deutscher Industrieller, Zentralstelle für die Vorbereitung von Handelsverträgen und Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, folgende Eingabe an den Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts gerichtet:

Die seitens des Deutschen Reiches seinen Kolonien und Schutzgebieten zugewiesene zollpolitische Stellung erweist sich als gefahrbringend. Während alle übrigen Länder dazu übergegangen sind, ihre Kolonien und Interessengebiete zu einer Vorzugs-Domäne des Mutterlandes auszugestalten, hat sich das Deutsche Reich von seinen Kolonien und Schutzgebieten zollpolitisch gewissermassen getrennt. Die deutschen Kolonien und Schutzgebiete stehen heute dem internationalen Wettbewerb und der Ausnutzung durch die fremdländische Konkurrenz offen, ohne dass Deutschland daselbst irgendeine Vorzugsstellung geniesst. Anderseits wird der deutsche Handel aus den Kolonialgebieten seiner Konkurrenzländer mehr und mehr zurückgedrängt und erscheint gegen die Provenienzen des jeweiligen Mutterlandes differenziert. Dieser Zustand bedroht uns mit geschäftlicher Einbusse in unseren überseeischen Interessengebieten und erscheint geeignet, beim jeweiligen Abschluss neuer Verträge mit Konkurrenzländern unerfreuliche und schädliche Verwickelungen hervorzurufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den einzelnen Schutzgebieten ist das Verhältnis sehr verschieden. Wenn wir aus ihrer Einfuhrstatistik die Geldeinfuhr ausscheiden, weil sie für die hier erörterten Dinge ja gar nicht in Betracht kommt, so war der Anteil Deutschlands an der Einfuhr:

		nicht aus Deutschland kamen
in Südwest	81 Proz.	6,3 Mill. Mark
„ Kamerun	71 „	4,6 „ „
„ Togo	59 „	2,9 „ „
„ Ostafrika	41 „	14 „ „
„ der Südsee	27 „	5,5 „ „

Ehe wir die Zahlen im einzelnen würdigen, ist aber eins im voraus zu betonen: Die Unsicherheit dieser zahlenmässigen Grundlage.

Die Einfuhrstatistik der Schutzgebiete und die deutsche Ausfuhrstatistik stimmen gar nicht überein. Jene gibt wesentlich höhere Zahlen an als diese, und der Unterschied ist so gross, dass er nicht genügend erklärt wird dadurch, dass in der Schutzgebietsstatistik die Geldeinfuhr mit eingeschlossen ist, und dadurch, dass die Einfuhrzahlen in die Kolonie um die Transportkosten höher sein müssen als die deutschen Ausfuhrzahlen. Mit den Schutzgebietszahlen stimmen die Hamburgischen Ausfuhrzahlen etwas besser zusammen, obgleich die Schutzgebiete doch nicht allein über Hamburg importieren.

Darin liegt schon ein Hinweis darauf, dass in der Handelsstatistik der Schutzgebiete der Einfuhr aus Deutschland Waren zugerechnet sind, die im Hamburger Hafen verschifft sind, aber nicht der deutschen Produktion entstammen. Eine genauere Beobachtung der als Einfuhr aus Deutschland verzeichneten Waren bestätigt das sofort. Wenn z. B. darunter grosse Mengen von Reis sind, so ist die Bearbeitung wenigstens in Deutschland erfolgt. Aber Petroleum und Rohtabak sind überhaupt nicht deutschen Ursprungs. Von dem bearbeiteten Nutzholz wissen wir, dass es nordischen Ursprungs und in Hamburg umgeladen ist, und von der erheblichen Einfuhr tierischer Nahrungsmittel stammt sicher ein Teil auch nicht wirklich aus Deutschland.

Eine besondere Schwierigkeit bereiten der handelsstatistischen Betrachtung solche Gebiete, bei denen ein Teil der Einfuhr nicht auf direktem Wege erfolgt. Das ist der Fall in Ostafrika:

Von der Wareneinfuhr des Jahres 1908 von 24,26 Mill. Mk. kamen 10,24 Millionen aus Deutschland, 14 Millionen aus andern Ländern, davon 4,2 Millionen aus Sansibar. Das ist natürlich fast alles Durchfuhr. Wo die Waren wirklich herstammen, sagt die Statistik nicht. Aehnlich ist es bei der Einfuhr über die Binnengrenze, von der

1,7 Millionen als „aus afrikanischen Gebieten" (ohne Sansibar) kommend angeschrieben sind und wovon fast $^2/_3$ auf Textilerzeugnisse kommen. Und wenn 4,4 Mill. Mk. aus Indien, d. h. Bombay, kommen, so steckt darin wahrscheinlich auch ein Teil Durchfuhr. Der langen Rede kurzer Sinn ist, dass wir mit dieser ganzen Statistik recht wenig anfangen können. Nehmen wir sie auch hier, wie sie ist, so kommen von den 14 Millionen angeblich nicht deutscher Einfuhr erhebliche Teile auf Waren, die für die deutsche Produktion nicht oder wenig in Betracht kommen: allein an Getreide und Hülsenfrüchten 3¼ Millionen, wovon zu hoffen ist, dass das Schutzgebiet sie bald selbst erzeugt. Bei vielleicht 8 Mill. Mk. Warenwert kommt die Konkurrenz Deutschlands in Betracht. Dass bei der Einfuhr Indien direkt oder über Sansibar eine erhebliche Rolle spielt, ist bei der natürlichen Verkehrslage und den zahlreichen, altherkömmlichen Beziehungen Ostafrikas zu Indien ganz selbstverständlich. In fremden Kolonien, die ähnlich wie Deutsch-Ostafrika liegen, ist es nicht anders. Wenn hier die Einfuhr des Mutterlandes nur $^2/_5$ beträgt, so sind es in Britisch-Ostafrika auch nur 30 bis 40 Prozent, in Mauritius und Ceylon nur ein Viertel, in dem begünstigenden Natal nur die Hälfte. Auch in der französischen Somaliküste kommt aus Frankreich nur ¼ und in dem hoch differenzierenden Réunion nur die Hälfte.

Dass in der Südsee die Verkehrslage und die Frachten der Einfuhr aus Australien und den Südseegebieten, zum Teil auch aus Asien einen starken Vorsprung vor den aus Deutschland geben, ist ganz natürlich. Was man durch Zollbegünstigungen von der jetzt englischen Einfuhr erobern könnte, würde recht unerheblich sein. Auch hier ist der Vergleich mit fremden Kolonien lehrreich. Im französischen Ozeanien ist trotz Begünstigung nur ein Achtel der Einfuhr heimischen Ursprungs, und in dem hochbegünstigenden Neu-Kaledonien, trotz des grossen Regierungsbedarfes, nur die Hälfte.

Eine Begünstigung in den beiden erörterten Gebieten würde uns also geringe Vorteile bieten. Es ist ja aber bekannt, dass wir hier überhaupt nicht durchweg freie Hand haben, sondern durch internationale Abkommen uns verpflichtet haben, keine Differenzierung einzuführen, für Ostafrika in der Kongo-Akte, für Samoa in dem Samoa-Abkommen von 1897. Ich habe jene Betrachtung vorausgestellt, denn es ist in Deutschland gelegentlich gesagt worden, wir sollten mit den anderen Interessenten übereinkommen, diese Bestimmung der Kongo-Akte aufzuheben. Das würde nicht leicht und, wie mir scheint, gar nicht der Mühe wert sein. Dass es ganz unklug wäre, gerade jetzt an der Kongo-Akte zu rütteln, wo Aussicht ist, dass sie im Kongostaate

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch dem Sinne nach besser zur Wirksamkeit kommt, brauche ich wohl nur anzudeuten. Durch allerlei versteckte Mittelchen die Kongo-Akte zu umgehen, wird gerade jetzt hoffentlich niemand mehr empfehlen.

Die Kongo-Akte ergreift von deutschen Schutzgebieten bekanntlich nicht bloss Ostafrika. Zum Kongobecken, und damit zu der Zone gleichen Handels, gehört auch die Südostecke von Kamerun. Sie müsste bei der Einführung von Zollbegünstigungen also abgetrennt werden. Möglich wäre das. Auch jetzt hat sie einen abweichenden Zolltarif. Auch die Franzosen haben in Gabun und im übrigen französischen Kongo ein verschiedenes Zollsystem.

Wie steht es für das übrige Kamerun mit der Bedeutung von Zollbegünstigungen? Die Einfuhr fremder Waren ohne Geld betrug nach der Statistik von 1908 4,6 von 15,7 Mill. Mk. Davon kamen 360 000 aus anderen afrikanischen Gebieten, der Rest war fast ganz Grossbritannien zugeschrieben. Auch hier stimmt die Statistik nicht immer mit der Wirklichkeit überein. So sollen von einer Einfuhr von Tabak von 500 000 Mk. 223 000 aus Deutschland kommen, 182 000 aus England. Stark ist die englische Konkurrenz hier wie in anderen Kolonien bei Geweben, von denen die Hälfte von dort kam (1 631 000 Mk.). Auch bei Salz, Branntwein, Kleidern, Metallwaren ist sie merklich. Im ganzen handelt es sich um eine Warenmenge von vielleicht 3 Mill. Mk., bei der eine Differenzierung unseren Export steigern könnte. Es ist übrigens bemerkenswert, dass der Prozentsatz mutterländischer Einfuhr in den englischen Kolonien Westafrikas ebenso wie in Kamerun etwa 70 Proz. beträgt, ebenso viel in Belgisch-Kongo, in den französischen nur 45 Prozent.

In Togo kommen 2,9 Mill. Mk. Waren nicht aus Deutschland. Davon kommen 300 000 Mk. für Tabak und Petroleum aus Amerika gar nicht, 700 000 Mk. aus afrikanischen Nachbargebieten (Kolanüsse, Seetiere usw.) fast nicht in Betracht.

Mit grösseren Summen erscheint fremde Konkurrenz sonst nur bei Branntwein und Geweben, im ganzen würde es sich vielleicht um $1^1/_2$ Millionen gehandelt haben.

Und endlich Südwest. Dorthin kamen 1908 6,3 Mill. Mk., 19 Proz. der Einfuhr aus fremden Ländern, davon 5 Millionen vom Kapland, die Folge der örtlichen Nachbarschaft, der Schiffahrtsverbindungen, des gleichartigen Bedarfs. Manches davon (Petroleum, Zucker, Mehl) ist natürlich Durchfuhr. Ein ganz grosser Teil dieser fremden Einfuhr sind Lebens- und Futtermittel und Tiere, deren Einfuhr ohnehin in absehbarer Zeit verschwinden muss. Manches sind Waren, die Deutschland nicht produziert. Manches sind Produktionsmittel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Kohlen usw.), die gegenwärtig zollfrei sind und deren Verteuerung durch Einführung von Zöllen auf fremde Produkte die Kolonisten wenig erfreuen würde. Ich komme zu dem Ergebnis, dass eine Differenzierung möglich gewesen wäre für 2,4 Mill. Mk., von Bedeutung hätte sein können für vielleicht 2 Mill. Mk.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass für die drei westafrikanischen Kolonien eine Differenzierung für Waren im Werte von 6 bis 7 Mill. Mark möglich gewesen wäre, soweit uns die Statistik einen Anhalt gibt. Auch mit der Differenzierung würde nur ein Teil dieser Waren aus Deutschland gekommen sein. Ausser acht wäre auch nicht zu lassen, dass es sich bei den zu differenzierenden Waren vor allem um Gewebe für den Eingeborenenbedarf handelt. Dieser ist aber bei der geringen Kaufkraft der Eingeborenen gegen Verteuerung sehr empfindlich, und würde dann vermutlich abnehmen ohne Vorteil für die deutsche Produktion. In den französischen Kolonien haben wir das beobachten können. Mit einer Verminderung der Einfuhrzölle auf deutsche Produkte ist aus finanziellen Gründen ernsthaft nicht zu rechnen.

Wir dürfen ja annehmen, dass die Einfuhr der Kolonien dauernd weiter zunehmen wird. Aber selbst eine verhältnismässig starke Steigerung wird für die Waren, bei denen die Begünstigung überhaupt einen Zweck haben würde, im ganzen immer nur so mässige Summen ausmachen, dass der mögliche Gewinn unerheblich sein würde.

Ich will gar nicht die allgemeinen Bedenken gegen solche künstlichen Eingriffe in das Wirtschaftsleben betonen. In den Kolonien selbst wird man nach meiner Kenntnis der Dinge wenig Sinn dafür haben, dass der mangelnden Leistungsfähigkeit einzelner Industriezweige auf Kosten der Käufer in den Kolonien nachgeholfen wird. Ich habe bei den Befürwortern der Zolldifferenzierung auch noch nirgends einen Hinweis darauf gesehen, wie sie sich diese bei dem jetzt zollfreien Teil der Einfuhr denken. Soll auf die jetzt zollfreien Maschinen und Geräte oder auf Kohlen ein Zoll gelegt werden, wenn sie aus fremden Ländern kommen? Soll das jetzt in Südwest bestehende System der Zollfreiheit eines grossen Teiles der Einfuhr umgeworfen werden?

Ich will nur einen mit Recht vielfach hervorgehobenen Gesichtspunkt betonen. Wir haben in Deutschland gar kein Interesse, die an sich vorhandene Tendenz auf zunehmende Differenzierung in anderen Kolonialreichen zu verstärken. Das würde auch, oder vielleicht besonders, dann der Fall sein, wenn man die Einfuhrbegünstigung aus finanziellen Gründen nicht allgemein einführte, sondern nur für einzelne Waren, bei welchen die fremde Konkurrenz besonders empfindlich ist. So würde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Differenzierung etwa nur von Baumwollgeweben in England ganz besonders verstimmend wirken und der antideutschen Agitation neue Nahrung zuführen, ohne uns irgendeinen erheblichen Nutzen zu bringen.

Noch können wir, wie ich hervorhob, in weiten Kolonialgebieten zu gleichen Bedingungen konkurrieren. Der Markt, der unsere Industrie in fremden Kolonien findet, ist bis auf weiteres sehr viel grösser als der in unseren eigenen Kolonien. Und dieser Markt ist in andauerndem Wachstum begriffen. Nach der deutschen Statistik haben wir 1909 nach deutschen Besitzungen (ausser Kiao) für 38,6 Mill. Mark Waren ausgeführt, während es 1901 16,1 Mill., 1898 11,1 Mill. Mark waren. In derselben Zeit hat unsere Ausfuhr betragen in Millionen Mark:

	1898	1901	1909
nach französischen Besitzungen	3,2	3,7	10,5
„ niederländischen „	19,2	26,6	40,1*)
„ englischen „	148	192,2	235,4**)
„ portugiesischen „	3,9	8,5	8,5
andern fremden Besitzungen (einschl. Cuba)	8,0	20.0	29,0
zusammen	182	246	324

Zunächst zeigen diese Zahlen,

1898	182	Mill. Mark
1901	246	„ „
1909	324	„ „

dass die Behauptung der schon erwähnten Eingabe, dass der deutsche Handel aus den Kolonialgebieten seiner Konkurrenzländer mehr und mehr zurückgedrängt werde, unwahr ist.

Aber diese Zahlen zeigen auch, dass unsere Ausfuhr nach fremden Kolonien viel grösser ist, als die nach den eigenen, und dass wir ein starkes Interesse daran haben, dass die Tendenz zur Differenzierung nicht von uns aus gefördert werde. Die darauf gerichteten Bestrebungen in England würden wir unzweifelhaft verstärken, ja, die allgemeine Schutzzolltendenz für England selbst, die ja mit dem Gedanken der Kolonialbegünstigung eng zusammenhängt. Und nach dem Vereinigten Königreich exportieren wir für eine Milliarde.

Ebensowenig liegt es in unserem Interesse, die ähnlichen, jetzt in den Niederlanden auftauchenden Bestrebungen zu fördern.

Wird uns in kommenden Zeiten der Markt fremder Kolonien durch Begünstigung w i r k l i c h mehr und mehr verschlossen, und wächst die

*) 1907 43,4 Mill. Mark.
**) 1907 261,2 Mill. Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaufkraft der deutschen Schutzgebiete sehr erheblich, dann wird man die ganze Frage neu erörtern dürfen. Jetzt ist sie nicht aktuell.

VII.

Endlich ein Wort über die Begünstigung der Einfuhr aus den Schutzgebieten in Deutschland. Dass solche Begünstigungen ein viel geringeres Anwendungsfeld finden, haben wir schon erörtert.

Nehmen wir die 13 wichtigsten Ausfuhrerzeugnisse unserer Schutzgebiete, wie sie die Denkschrift aufzählt, die 1908 85 Proz. der Ausfuhr ausmachten (38,4 Mill. von 44,5 Mill.), so waren von ihnen nur vier in Deutschland zollpflichtig mit einem Gesamtwert von 7,3 Mill. Mark gleich 16 Prozent der Gesamtausfuhr. Es sind das Palmöl, Kakao, Kaffee und Mais. Ausserdem kämen nur noch Mahagoni u. dergl. Hölzer und Wachs in Betracht. Der Zoll auf Schmuckfedern ist so gering, dass er gar keine Bedeutung hat. Im ganzen war kein Fünftel der Ausfuhrerzeugnisse unserer Schutzgebiete zollpflichtig, und 1909 wird ihr Anteil noch wesentlich geringer sein. Die Kolonien produzieren eben vorwiegend gewerbliche Rohstoffe, die zollfrei sind. Auf ihnen beruht auch die Zukunft der Kolonien. Denn von diesen zollpflichtigen Waren ist nur bei Kakao ein sehr erhebliches Anwachsen der Produktion wahrscheinlich.

Sehr hoch sind die Zölle im Verhältnis zum Wert der Ware nur bei Kaffee und Mais, bei jenem aber erheblich niedriger als in den meisten kaffeeverbrauchenden Ländern.

Da die Menge dieser in den Kolonien erzeugten Waren im Verhältnis zum deutschen Gesamtverbrauch sehr gering ist, so würde auch die finanzielle Bedeutung einer Zollbegünstigung gering sein. Im Jahre 1908 würde der gesamte Zollbetrag der aus den Kolonien ausgeführten, in Deutschland zollpflichtigen Waren $1^2/_3$ Millionen Mark nicht viel überstiegen haben, wovon allein auf Mais und Kaffee je ein Drittel, auf Kakao gut ein Fünftel entfallen wäre.

Man wird nicht bestreiten können, dass eine wesentliche Erleichterung der deutsohen Zölle auf diese Produkte eine Unterstützung der Produzenten bedeuten würde. Bei Kakao und Kaffee würde sie den Pflanzungsunternehmern zugute kommen, bei Palmöl, Wachs und Mais vielleicht den eingeborenen Sammlern und Bauern, vielleicht in der Tasche der Kaufleute bleiben. Der deutsche Verbraucher würde keinesfalls etwas davon haben. Die Preise in Deutschland würden nicht sinken, also auch keine Verbrauchszunahme dadurch herbeigeführt werden. Dass wir durch solche Massregeln unabhängig vom Weltmarkt würden, davon kann überhaupt keine Rede sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da es sich um eine Zuwendung aus Mitteln der Gesamtheit handelt, müsste im einzelnen Falle sorgfältig erwogen werden, ob eine solche Begünstigung zweckmässig ist.

Denkbar ist natürlich, dass noch weitere, in Deutschland zollpflichtige Waren in den Kolonien erzeugt und zur Ausfuhr gelangen werden. Das wäre für Gewürze z. B. denkbar. Von Bedeutung ist die Frage für die Zukunft der Viehzucht und der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse aus Südwest. Wenn dort der Viehstand so zugenommen hat, dass ausser Häuten und Wolle auch die Ausfuhr von Schlachtvieh, Fleisch, Fleischextrakt, Büchsenfleisch und Talg möglich und nötig wird, so entsteht die grosse Frage, ob diese Erzeugnisse so billig auf den Weltmarkt geliefert werden können, dass sie mit den jetzigen, billig produzierenden Konkurrenten, insbesondere Argentinien, in Wettbewerb treten können. Zu beachten ist, dass das bisher auch in der Kapkolonie nicht der Fall ist. Auf diesen Erzeugnissen liegen, abgesehen von tiefgreifenden Einfuhrerschwerungen, in Deutschland bekanntlich hohe Zölle, auf frischem Fleisch z. B. 27 Mk., auf gefrorenem 35 Mk. Wenn die tierischen Erzeugnisse von Südwest in Deutschland begünstigt würden, so würden sie in entsprechendem Masse von dem deutschen Zollschutze mit Gewinn ziehen. Es liegt auf der Hand, dass hier die Zollbegünstigung der Einfuhr aus den Kolonien mit den Grundsätzen der heimischen Zollpolitik in Konflikt geraten kann: dem Schutze der heimischen Produzenten.

Schon beim Maiszolle würde das der Fall sein. Denn unser Maiszoll hat ja nur einen Sinn — wenn er überhaupt einen hat —, als Schutz der heimischen Produzenten von Futtermitteln. Die Maiseinfuhr aus den Kolonien wird aber im Verhältnis zu unserem riesigen Bedarf auf lange Zeit hinaus nur gering sein, also den Inlandspreis nicht beeinflussen.

Beim Fleisch könnte das anders sein, wenn die Viehzucht in Südwest sich stark entwickelt. Beträgt doch unsere ganze Einfuhr von frischem Rind- und Kalbfleisch nur 100 000 bis 120 000 Doppelzentner, die von Hammelfleisch gar nur etwas über 2000 Doppelzentner. Der agrarischen Besorgnis vor einem stärkeren Druck auf die Fleischpreise — eine Besorgnis, die ich übrigens nicht etwa teile — könnte man vielleicht Rechnung tragen durch Festsetzung eines Maximums begünstigter Einfuhr, wie man das in Frankreich mehrfach getan hat. Dadurch wird aber die Preisbildung noch komplizierter und die Wirkung für die kolonialen Produzenten unsicherer. Insbesondere darf eines nicht verschwiegen werden: wenn sich die Fleischausfuhr aus Südwest so entwickelt, dass sie von einem einzelnen Grossunternehmer beherrscht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, so ist es fraglich, wie viel von der Begünstigung den kleineren Viehzüchtern zugute kommt.

Nicht unterlassen möchte ich den Hinweis darauf, ob nicht einfacher und wirksamer, als durch solche künstlichen Massregeln, die Konkurrenzfähigkeit südwestafrikanischer tierischer Erzeugnisse durch starke Ermässigung der Eisenbahnfrachten von den Produktionsgebieten zum Verschiffungshafen und der Verschiffungsgebühren gehoben werden könnte.

Eines möchte ich zum Schluss als den Grundgedanken meiner Ausführungen hervorheben: dass wir auch auf diesem Gebiete der Kolonialpolitik uns von Schlagworten und algemeinen Redensarten befreien müssen. Genaue Kenntnis der Tatsachen ist auch hier die erste Voraussetzung praktischer Politik.

Deutschlands Interessen auf dem ostasiatischen Markte.

Von Dr. **Vosberg-Rekow**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, nachmittags.)

Seit Beginn der historischen Ueberlieferung kennt die Menschheit keine Wandlung von solcher Raschheit, Energie, Tiefe und Tragweite, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten in Asien vollzogen hat. Als im Jahre 1596 Japan nach einem allerdings nicht immer erfolgreichen Kriege China bezüglich der Ueberlassung einiger südlicher Provinzen Koreas ein Ultimatum stellte und drohend auf die Folgen einer Ablehnung hinwies, erwiderte die chinesische Regierung, die Japaner kämen ihr vor, wie ein Menschlein, das den Ozean mit einer Muschel ausmessen wollte, oder wie eine Biene, die durch ihren Stich eine Schildkröte zu erlegen die Absicht habe. Heute ist Japan eine moderne Macht hohen Ranges und längst imstande gewesen, der grossen, schwerfälligen Schildkröte China sehr empfindliche Stiche beizubringen. Noch vor 20 Jahren gab es in eben dem China keine öffentliche Meinung, keine irgend beachtenswerte Tagespresse und kein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

politisches Verständnis. Noch vor 10 Jahren besass China keine nennenswerte grössere Zeitung, und die chinesische Diplomatie fristete innerhalb der Zivilisation des Westens ein ziemlich trauriges Dasein. Heute ist das aus einer grossen Reihe grundverschiedener Bestandteile zusammengesetzte Chinesische Reich zu einem fast einheitlichen Staatswesen emporgewachsen, dessen Grundlagen von modernen nationalistischen Ideen erfüllt sind. Es besteht eine scharfe öffentliche Kritik, trotz des Fehlens einer offiziellen Pressfreiheit eine unerschrocken und sehr heftig auftretende Presse, und obgleich die chinesische Diplomatie sich durch ihre hervorragenden Leistungen einen weithin sichtbaren Platz erkämpft hat, schrieb vor wenigen Wochen ein führendes chinesisches Blatt: unsere Diplomaten gleichen Blinden, die auf blinden Gäulen durch die Nacht reiten; sie sind wie ein kleines Kind, das sich verlaufen hat, weinend an der Strasse steht und sich dem ersten besten Mann anvertraut, selbst wenn er ein Menschenhändler ist. Eine unzutreffende und ungerechte Kritik; aber schon an und für sich unerhört, wenn man bedenkt, wie jung die Bewegung ist, die China in die moderne Welt einschalten will.

Ich sagte, diese und ähnliche Wandlungen im fernen Osten seien von ausserordentlicher Tragweite. Denn sie sind nicht nur an sich wunderbar und stechen gegen alles bisher auf dem Gebiete völkischer Entwickelung Dagewesene grell ab, sondern sie weisen auch als geradezu charakteristisch das Moment auf, dass sämtliche zivilisierten Nationen mehr oder minder von ihnen in Anspruch genommen und in Mitleidenschaft gezogen werden. Nicht zuletzt Deutschland.

Unter den Nationen, welche im asiatischen Osten politisch aufgetreten sind, nimmt Deutschland eine eigentümliche Stellung ein. Russland, Frankreich und Japan haben den Chinesen grössere Territorien abgenommen und erscheinen fortgesetzt verdächtig, diese Politik der Besitzergreifung weiterzuführen und auszudehnen. Wie diese drei Grossmächte, so hat auch England aus wirtschaftspolitischen Gründen die Waffen gegen China getragen. England hat auch Gebietsabtretungen gefordert und durchgesetzt, wenngleich nur in bescheidenem Umfange. Nur die Vereinigten Staaten haben allein unter den Grossmächten auf Landerwerb verzichtet. Als Deutschland am 14. November 1897 Kiautschou besetzte und seinen Pachtvertrag abschloss, befand es sich China gegenüber in vollem Frieden und in der Rolle des willkommenen Helfers bezüglich der Durchführung der Revision des Vertrages von Shimonoseki. Die Chinesen dürften heute überzeugt sein, dass von Tsingtau aus niemals eine politische Bedrohung beabsichtigt wird und dass sie auf die Freundschaft des Deutschen

Reiches bauen können, wenn sie nur den deutschen Kaufleuten freie Bahn geben. Deutschland hat im Jahre 1900 Gelegenheit gehabt, im fernen Osten seine militärischen Machtmittel zu entfalten und sich in Respekt zu setzen. Wenn irgendein Land, so kann Deutschland im Osten Vertrauen fordern und Vertrauen erwerben.

In der Tat ist es lediglich der grosse ostasiatische Markt, auf den sich unsere Interessen konzentrieren. Unsere ganze handelspolitische und kaufmännische Gebarung ist von jeher so eingerichtet gewesen, dass wir um ihretwillen nur sehr selten auf das politische Gebiet übergegriffen haben. Der deutsche Handel hat sich die halbe Welt erobert, ohne Schiffskanonen und ohne Ländergier. Wenn die Japaner das richtig erkennen wollten, so würden sie im gleichen Grade des mächtigen Deutschen Reiches Freundschaft begehren und sich erhalten; sie müssten ihre Sympathien jedenfalls im höheren Masse uns zuwenden, als ihren tatsächlichen Feinden und erbitterten Konkurrenten in Russland und England. Wenn die japanische Presse gelegentlich der stürmischen Besprechung des letzten Abkommens mit Russland Deutschland seinen Platz an der Seite der Vereinigten Staaten zuwies, so kann das vom ostasiatischen Standpunkte aus eigentlich nur als folgerichtig und vernünftig bezeichnet werden.

Kein Sachkenner wird im Zweifel darüber sein, dass es mir unmöglich ist, innerhalb des hier zugewiesenen Zeitraumes von einer halben Stunde eine erschöpfende Darstellung der Interessen zu geben, die Deutschland mit dem ostasiatischen Markte bereits verbinden und insonderheit in Zukunft hoffentlich verbinden werden. Um die Stärke und den Umfang dieser Interessen, das heisst also, um die Bedeutung des ostasiatischen Marktes im allgemeinen und speziell für eine Handelsmacht ersten Ranges, wie wir es sind, zu würdigen, bedarf es weit ausgreifender Betrachtungen, die auf das politische, religionsphilosophische und ethnographische Gebiet sich erstrecken müssten. Es bedürfte hierzu inbesondere einer Analyse des allergrössten Problems, das in Asien gestellt ist, des Problems der Umgestaltung Chinas in einen modernen, mit westländischen Machtmitteln ausgestatteten Grossstaat. Bei der Lösung dieses Problems liegt die Gestaltung der wirtschaftspolitischen Zukunft des ganzen Ostens. Die Kongressleitung, die wohl Sachverständige auf diesem Gebiete nicht umfasst, hat das nicht erkannt und dieses Thema, das angemeldet war, zurückgewiesen. In Deutschland ist man überhaupt noch nicht daran gewöhnt, die ostasiatischen Dinge anders als laienhaft zu betrachten. Scheinbar vergebens haben gerade grosse deutsche Gelehrte das wertvollste Material für eine gründliche Betrachtung der ostasiatischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirtschafts- und Handelspolitik zusammengetragen. Die Arbeiten Ferdinand von Richthofens und anderer deutscher Gelehrter sind vorläufig von denjenigen Leuten kaum gekannt und nicht ausgenutzt, welche bei uns auf Grund solcher angewandten Wissenschaft Politik und Wirtschaftspolitik treiben sollen.

Was man gemeinhin unter „Interessen auf dem ostasiatischen Markte" versteht, das sind die Angaben über die Handelsbilanz, über die Aus- und Einfuhr nach den einzelnen ostasiatischen Ländern, über die Marktlage der einzelnen Artikel und Waren. Nimmt man die Statistik der Schiffahrtsbewegungen dazu, so kann das Kapitel nach Ansicht vieler unserer Wirtschaftspolitiker geschlossen werden.

Selbstverständlich ist nicht zu leugnen, dass in diesen und ähnlichen Angaben das Ergebnis der deutschen Handelstätigkeit im Osten zutage tritt. Wenn ich gezwungen bin, mich im kurzen Rahmen des Referats auf einen Appell an die Gebildeten im Lande zu beschränken, dahingehend, dass hier die grösste Zukunftsfrage unserer Nation aufgerollt wird und dass man dieser Frage ein volles Interesse zuwenden muss in einer Zeit, in welcher die Tätigkeit irgendeiner Regierung oder intelligenter Kaufleute allein nicht mehr ausreicht, um eine nationale Kraftleistung ersten Ranges auf den Marsch zu bringen, so werde ich diesen Appell nicht unternehmen können, ohne die Handels- und Verkehrsstatistik zu streifen. Aber weil sie allein die hier aufgerollte Frage nicht lösen kann, muss ihre Einbeziehung auf kurze Erwähnungen beschränkt bleiben. Wer sich für das einschlägige Thema wirklich interessiert, findet in den statistischen Jahrbüchern des Reichs, in der periodischen Presse und in den Konsulatsberichten alle die Zahlen, deren er bedarf, um festzustellen, in wieviel Millionen Mark sich das deutsche Interesse am ostasiatischen Markt heute ausdrücken lässt.

Die Sache steht aber so, dass es sich gar nicht um heute handelt, sondern dass angesichts unseres prozentual sehr bescheidenen Anteils am ostasiatischen Handel hier die Perspektive künftiger Möglichkeiten aufgemacht werden muss. Weise Voraussicht spielt heute auch in der Wirtschaftspolitik eine gewaltige Rolle. Wer das für Ostasien nicht glauben wollte, den braucht man nur an die Besetzung der wüsten kleinen Insel Hongkong durch England im Jahre 1839 zu erinnern und die heutige Entwickelung dieses erstklassigen Handelsplatzes vor Augen zu rücken. Wir müssen unserer Regierung die Anerkennung zollen, dass sie weise Voraussicht und gutes Verständnis für die Wichtigkeit unserer Ostasienpolitik in weit grösserem Masse besessen hat, als das Parlament, die öffentliche Meinung der Presse und unsere sonst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Recht so gerühmte Kaufmannschaft. Die Reichsverwaltung ist allen diesen vorausgeeilt, und noch heute sehen wir das Verständnis im Inlande nur sehr zögernd, langsam und unvollsändig folgen. Um der wenigen Millionen willen, innerhalb deren sich unser Handel mit Ostasien zurzeit noch bewegt, wäre weder der Kriegszug gegen Peking unter Aufwendung ungeheurer Mittel, noch die Unterhaltung einer ostasiatischen Flottenstation seit langer Zeit, noch die Errichtung zahlreicher Konsulate, noch die Schaffung einer eigenen Flotten- und Hafenbasis in Schantung nötig und gerechtfertigt gewesen. Auch der Einwand, dass das nationale Prestige dazu gedrängt hätte, ist nicht stichhaltig. Man hat richtig erkannt, dass auf allen Märkten der Welt, auf denen der deutsche Handel etabliert ist, die Konkurrenz den Absatz schwierig und schwieriger gestaltet; man ist sich bewusst gewesen, dass die Lage des inneren Marktes in Deutschland und unsere rapide Volksvermehrung nicht nur die Aufrechterhaltung des bisherigen Status, sondern ein stetiges Anwachsen des deutschen Aussenhandels notwendig machten; man ist sich ferner bewusst gewesen, dass die politische Basis, auf der unsere wirtschaftliche Entwickelung steht, weit schmaler ist, als diejenige der hauptsächlichsten Konkurrenten; man hat gewusst, dass es Entwickelungen von ungeahnter Grösse nur noch an der einzigen Stelle des Erdballes geben kann, wo eine anders geartete Zivilisation im Begriffe steht, der Welt 400 Millionen neuer Käufer von Intelligenz und Kultur zuzuführen. Diese Erkenntnis ist nicht von ungefähr gekommen und durch zufällige Einzelbeobachtungen hervorgerufen. Ehe man Riesensummen in das ostasiatische Unternehmen hineinsteckte, musste man die ehrliche Ueberzeugung erlangt haben, dass sie wieder herauskommen würden. Woher ist diese Ueberzeugung entsprungen? Sie kam einmal aus der Beobachtung des Verhaltens der Engländer, Russen, Franzosen und Amerikaner. Sie kam dann aber aus dem Studium der Eigentümlichkeiten und Leistungen der ostasiatischen Völker. Der glänzende Aufstieg Japans, die rasche Umbildung dieser Nation vom armen Ackerbauvolk zum Industrie- und Militärstaat verhiess die Möglichkeit eines Weltgeschäftes, ähnlich wie es das ist, was wir mit anderen hoch entwickelten Ländern machen, vor allem mit dem industriell fortgeschrittensten Lande, mit England. Das Studium Chinas und der Chinesen ergab weitere Perspektiven. Ein scheinbar ohnmächtiges Reich ohne moderne Machtmittel, von einer höchst zweifelhaften Einheitlichkeit und unter die Herrschaft einer fremdländischen Dynastie gestellt, ein Gebiet, dessen riesige Ausdehnung schon an sich eine Zusammenfassung zu dem schwierigsten verwaltungspolitischen Problem der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erde gestalten muss, ein Länderkomplex von den mannigfaltigsten Nationalitäten bewohnt, die nicht einmal eine gemeinsame Muttersprache verbindet, durch Gebirgszüge getrennt, durch endlose Wüsten in heterogene Teile zerlegt: — dennoch bewies die Geschichte der letzten Jahrzehnte, dass dieses Reich tatsächlich schon heute unüberwindlich ist und dass ihm auch die mächtigsten Gegner aus der westländischen Zivilisation nur wenig nehmen können, ihm aber über kurz oder lang die eigenen Machtmittel werden herleihen müssen.

In Deutschland kennt der Laie in bezug auf die ostasiatischen Dinge leider nur ein einziges törichtes Schlagwort, dasjenige von der gelben Gefahr. Dieses Schlagwort war seinerzeit selbst in denjenigen Kreisen verbreitet, die ex officio daran gingen, bei der Umformung Chinas zu helfen und uns selbst den Chinesen möglichst nahe zu bringen. Heute weiss man hie und da schon, dass es mit dieser Gefahr wenig auf sich hat, und wird sich bewusst, dass es so unlogisch und töricht wie möglich wäre, wenn Europa eifrig nach dem Osten ginge, nur um eine tödliche Gefahr für sich und seine Zivilisation heraufzubeschwören. Man hat heute sich doch zu der Ueberzeugung wieder zurückgefunden, dass unsere Zivilisation die stärkere ist. Und man kommt sich, wenn man nach dem Osten geht, Gott sei Dank, nicht mehr wie ein religiöser, politischer, technischer oder militärischer Missionar vor, der halb- oder unzivilisierten Leuten das Heil bringt. Die Chinesen haben sich trotz ihres zeitweiligen Unterliegens in Europa Sympathie und Achtung erworben. Wenn die Nachricht zu uns kommt, dass sich immer und immer wieder Personen hohen Bildungsgrades selbst opfern, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Gegenstand ihres idealistischen Strebens zu lenken, wenn sich die Vorsteherin einer höheren Töchterschule aufhängt, um der Regierung den Beweis zu liefern, dass die Errichtung derartiger Anstalten im ganzen Lande eine Notwendigkeit sei, wenn sich Studenten auf der Fahrt von Japan nach China ins Meer stürzen unter Hinterlassung eines Memorandums, das der Reformbedürftigkeit der chinesischen Universitäten gewidmet ist, so gibt uns das zu denken. Wenn wir hören, dass bei der Hinrichtung eines Muttermörders sich dessen sämtliche Lehrer entleiben, weil sie die Schande nicht ertragen können, dass sie einen solchen Verbrecher herangebildet haben, so beweist uns das, dass ethische Elemente von solcher Tiefe und Stärke in der Zivilisation der Chinesen enthalten sind, wie man sie in unserem eigenen Bereiche nicht überall findet. Achtunggebietend erscheint uns die alte chinesische Zivilisation mit ihren literarischen Schätzen und Denkmälern, die um Jahrtausende älter sind, als die unseren, und dieses Achtungsgefühl gibt uns die wei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tere Ueberzeugung ein, dass wir vor einer zwar fremdartigen, aber der unsrigen nicht nachgeordneten Kultur stehen. Der weitere Schluss ist sehr einfach. Jede Kultur erzeugt in ihren Trägern eine Fülle von Bedürfnissen; jede Verfeinerung muss diese Bedürfnisse vermehren und vervielfachen. Geht China daran, sich der westlichen Zivilisation zu assimilieren — und wie rasch eine solche Assimilisation vor sich gehen kann, hat uns das japanische Beispiel gelehrt —, so kann es nur eine Frage der Zeit sein, dass die westländischen Kulturwerte auch die westländischen Bedürfnisse nach sich ziehen werden.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt und fehlt auch heute noch nicht an solchen, welche der Ansicht Ausdruck geben, das mit modernen Machtmitteln ausgestattete China werde nichts Eiligeres zu tun haben, als die Westmächte mit überlegener Heeresmacht zum Teufel zu jagen, die alten Grenzmauern wieder aufzurichten und sich von neuem abzuschliessen. Solcherlei Anschauungen kann nur derjenige vertreten, der von der zivilisatorischen Wirkung unserer Kultur keine Ahnung hat und der nicht erkennen kann, dass die während der Umformung und Ueberleitung auf europäische Einrichtungen geknüpften Fäden niemals wieder werden zerrissen werden. Es ist möglich, es ist wahrscheinlich, es ist beinahe gewiss, dass China die territorialen Abstriche der Fremden von seinem Gebiete redressieren wird. Nicht mehr beseitigen können wird es die offene Tür, die Möglichkeit der Aus- und Einfuhr, das grosse Geschäft mit Europa. Und zwar nicht etwa, weil die europäischen Staaten zusammen alles das erzwingen werden, sondern weil in China selbst diejenige Partei die Herrschaft führen und vielleicht bald die Mehrheit bilden wird, die einsieht, dass ohne Verbindung mit dem Auslande ein modernes Leben unmöglich ist. Es wird lange dauern, ehe in China die Flusskorrektionen soweit vorgeschritten sein werden, und ehe der wirtschaftliche Ausgleich zwischen den einzelnen Landesteilen so vollkommen sein wird, dass nicht mehr bei alljährlichen Hungersnöten Hunderttausende, ja Millionen zugrunde gehen. Schon lange vorher dürfte man dazu übergehen, die Notstandsdistrikte durch Hilfe und Einfuhr des Auslandes zu salvieren. Mit der heimischen Seide und den Eigengeweben kleidet sich heute noch die grosse Masse der chinesischen Völkerschaften; aber schon jetzt beläuft sich die Einfuhr baumwollener Waren allein über die Vertragshäfen auf 372 Millionen Mark im Jahre. Wie kann man im Ernste daran denken, dass dies und vieles andere sich ohne weiteres wird wieder ausschalten lassen?

Und wenn ich nun einmal von einzelnen Artikeln sprechen soll, so sind gerade die Baumwollartikel hierfür in erster Linie geeignet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschland hat im Jahre 1907 für 432 Millionen (1908: 350,2) Baumwollwaren ausgeführt; eine Ausfuhr nach China steht nicht verzeichnet. England, die Vereinigten Staaten, Japan und Indien werfen immer steigende Massen von Baumwollwaren auf den chinesischen Markt. Mir ist sehr wohl bekannt, aus welchen (angeblich stichhaltigen) Gründen unsere Textilindustrie bisher geglaubt hat, eine Beteiligung an diesem Weltgeschäft ablehnen zu sollen. Ist heute unsere Textilindustrie anders gerichtet, so möge sie sich alsbald entsprechend umgestalten; denn dass die Einfuhr von Baumwollwaren in China nach 20 Jahren auf 1000 Millionen gestiegen sein wird, daran ist nicht zu zweifeln. Gewiss werden später auch einmal diejenigen Waren gebraucht werden, in denen Deutschland konkurrenzfähig ist. Aber man möge bedenken, dass auch der Wettbewerb nicht schläft und der Löwenanteil dieses Geschäftes immer denjenigen Lieferanten vorbehalten bleiben wird, die sich von altersher als die besten und leistungsfähigsten eingebürgert haben. Wenn man selbst glaubt, den Japanern und Indiern in ihren geringwertigen Produkten nicht die Spitze bieten zu sollen, so lässt sich das gleiche Argument dem Zurückbleiben hinter England und Nordamerika gegenüber nicht aufrechterhalten. Hätte die deutsche Baumwollindustrie ein wirkliches Verständnis der Sachlage, so hätte sie auch ihre technischen und kaufmännischen Bedenken zugunsten andersartiger Fabrikation und Kalkulation längst fallen lassen. Was nützt es uns, dass an der Spitze unserer Ausfuhrliste nach China Anilin und Teerfarbstoffe figurieren: mit einem Zentner Farbe kann man unter Umständen eine ganze Provinz auffärben. Die gesamte deutsche Einfuhr in diesen Artikeln beläuft sich auch, obgleich wir darin tonangebend sind, auf lumpige 5—6 Millionen Mark im Jahre. Es dürfte mit Baumwollwaren so gehen, wie mit Einführung der englischen Sprache in die chinesischen Schulen. Vielleicht, weil wir in China beliebt sind, war nach der bisherigen Reichsschulordnung von allen Fremdsprachen allein das Deutsche in den Mittelschulen obligatorisch. Nun ging man an die Ordnung des gewerblichen Schulwesens, und da ergab sich folgendes. Es war schwer und häufig unmöglich, moderne technische Ausdrücke durch chinesische Sprach- und Schriftzeichen sinngemäss zu übersetzen. Man nahm davon Kenntnis, dass die Japaner, um der gleichen Schwierigkeit zu entgehen, die technischen Lehrbücher in der Ursprache verwendeten. Man entschloss sich zum gleichen Verfahren. Aber es stellte sich nun im Interesse der Gleichmässigkeit der Examina, der Leistungen und der Praxis die Notwendigkeit heraus, durchweg die gleichen Lehrbücher in der gleichen Fremdsprache anzuwenden. So erging unterm 3. Juni

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1910 die Genehmigung eines Thronberichts, der auf die entstandenen Schwierigkeiten hinwies und mit dem Antrage schloss, die englische Sprache allgemein obligatorisch zu machen. Warum? Nun, weil die englische Sprache zurzeit die in China am weitesten verbreitete und insbesondere in den kaufmännischen Kreisen bereits eingebürgerte ist. Das ist ein unwiederbringlicher Verlust für uns. Denn der deutschen Sprache folgt der deutsche Kaufmann und die deutsche Ware. Möge unsere Industrie zusehen, dass ihr später bei den Baumwollwaren nicht ähnlich der Rang abgelaufen wird.

Ich könnte es nun als meine Aufgabe betrachten, Ihnen das langsame Steigen und das gelegentliche Fallen der Aus- und Einfuhr in Japan und China, die Modifikation dieser Zahlen durch das Steigen und Fallen des Silberkurses und jeweilig durch die Eigentümlichkeiten der chinesischen Statistik aufzuführen. Begnügen Sie sich freundlich mit dem Hinweise, dass die tatsächliche Ein- und Ausfuhr in China und Japan, abgesehen von kleinen Schwankungen, die besonderen politischen oder Naturereignissen zuzuschreiben sind, stetig im Steigen begriffen ist. Es ist soeben der Jahresbericht der Kaiserlich Chinesischen Seezollverwaltung über das Jahr 1909, die einzige zuverlässige Quelle, erschienen und in seinen Hauptbestandteilen in deutscher Uebersetzung und Besprechung in No. 33 des „Ostasiatischen Lloyd" vom 19. August 1910 abgedruckt. An derselben Stelle findet sich auch ein sehr geschickt hergestellter Auszug aus dem Bericht des Kaiserlich Japanischen statistischen Amtes über die ersten sechs Monate des Jahres 1910.

Angeregt durch diesen letzten Bericht möchte ich aber noch einiges über die handelspolitische Entwickelung dieses Landes hinzufügen. Es fällt auf, dass Japan seit einer Reihe von Jahren die Einfuhr fremder Erzeugnisse offenbar absichtlich nach Möglichkeit zurückhält. Nach volkswirtschaftlichen Gesetzen müsste die japanische Handelsbilanz eigentlich ganz anders liegen, als sie tatsächlich liegt. Japan will durch dieses Bestreben offenbar seine Kriegsbereitschaft vergrössern. Auf die Dauer dürfte indessen eine derartige Massregel, die auf Niederhaltung der Bevölkerung hinauskommt, nicht aufrecht erhalten werden können; im Gegenteil, es ist infolgedessen, sobald eine Konsolidation der politischen Verhältnisse des Ostens eingetreten und das Vertrauen auf den Frieden zurückgekehrt sein wird, eine sehr gesteigerte Einfuhr europäischer Produkte nach Japan zu erwarten. Sodann muss darauf hingewiesen werden, dass während der um einige Jahre zurückliegenden Gründerperiode in Japan der Aussenhandel höchst bemerkenswert emporgeschnellt war. Ziemlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allgemein war die Ansicht verbreitet, und ich selbst habe diese Ansicht geteilt und ihr schriftlichen Ausdruck gegeben, dass sehr bald ein wesentlicher Rückschlag eintreten werde. Die japanischen Staatsmänner und Publizisten, die dem widersprachen, wurden in Europa ausgelacht. Der heutige Befund zeigt, dass diese Herren recht gehabt haben. Die Zahlen von damals sind heute nicht nur aufrechterhalten, sondern in der neuesten Periode sogar überschritten. Daraus folgt für uns nicht etwa, dass die Erstarkung der japanischen Volkswirtschaft, die damit zu konstatieren ist, eine Zurückdrängung bedeutet und auf den bevorstehenden Abschluss eines neuen Handelsvertrages zwischen Deutschland und Japan einen Schatten werfen müsste; es folgt aus der steigenden Ausfuhr gewisser japanischer Industrieerzeugnisse und aus der Zunahme insbesondere des japanisch-chinesischen Verkehrs nicht etwa, dass wir uns den Japanern gegenüber vorsichtig verhalten sollen, damit sie uns von unserer Leistung nichts absehen; sondern es folgt vielmehr nach einer volkswirtschaftlichen Binsenwahrheit, die besonders den Kreisen unserer Industrie nicht geläufig ist, dass die Aussichten des deutschen Geschäftes mit Japan von Jahr zu Jahr wachsen und dass dieses Geschäft um so umfang- und ertragreicher werden wird, je kraftvoller sich in Japan wirtschaftliches und gewerbliches Leben entwickelt.

Ich kann vermuten, dass Sie an dieser Stelle, das heisst bei Betrachtung des deutschen Handels in Ostasien, von dem neuen unverhofften Auftreten der Soyabohne werden hören wollen. Ganz überraschend ist dieser Artikel in den letzten drei Jahren aufgekommen, und hauptsächlich durch ihn ist die Mandschurei mit nicht unbedeutendem Anteil in das Welthandelsgeschäft einbezogen worden. Die Verwendung der Soyabohne ist mannigfaltig. Zunächst ist sie eine ausgezeichnete Oelfrucht. Man soll aber daraus auch eine Art Kaffee, eine Art Milch, Käse, Saucen und Biskuits herstellen. Die Bohnenkuchen geben ein Futter- und Düngemittel. Der deutsche Anteil an diesem Artikel ist tatsächlich nicht unbedeutend. Die Bohne wächst allerorten. Ihr Anbau in Shantung ist auf deutsche Anregung hin ungemein gefördert worden, und unser Hafenplatz Tsingtau hat in ihr einen neuen, rasch anwachsenden Ausfuhrartikel gewonnen. Uebrigens ist der Fall der Soyabohne, für die erst Zollfreiheit in Deutschland geschaffen werden musste, damit sie nicht von Kiautschou nach England ging, charakteristisch für die von Herrn Professor Dr. Rathgen behandelte Frage der Zollbegünstigung unserer Kolonien.

Eine Betrachtung darüber, inwiefern die neuesten politischen Wendungen im Osten, so die Annektion Koreas durch Japan

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der Abschluss des russisch-japanischen Vertrages, den ostasiatischen Markt beeinflusen werden, wäre an sich interessant, scheint mir aber aus dem Grunde nicht hierher zu gehören, weil im engen Rahmen dieses Referates Fragen gar nicht zur Sprache kommen können, die für Deutschland nebensächlich sind. In der Tat bestehen bisher deutsche Handelsinteressen in der Mandschurei so gut wie gar nicht, in Korea in minimalem Umfange, und es dürfte der Zukunft überlassen sein, ob wir nicht in Gemeinschaft mit England und den Vereinigten Staaten die Aufrechterhaltung der offenen Tür in diesen Gebieten doch noch durchsetzen werden. Die neuerdings sehr stark in den Vordergrund drängenden Nachrichten über die angebliche Begründung eines japanischen Festlandsreiches, das, von Korea ausgehend, bis in die Mongolei sich erstrecken soll, dürften als Phantasmagorien zu bezeichnen sein.

Zu untersuchen bleibt nunmehr die Frage: wie können wir unsere handelspolitischen Interessen auf dem ostasiatischen Markte konsolidieren und fördern, wenn wir schon die abenteuerliche Politik einer Unterstützung des deutschen Handels durch territoriale Erwerbungen von vornherein ausschalten wollen. Für unser Verhältnis zu Japan liegt die Frage ziemlich einfach. Man kennt uns in diesem Lande genugsam, um zu wissen, was unsere wirtschaftliche Leistung wert ist. Japan hat so viele unserer gesetzlichen, verwaltungstechnischen, gewerblichen und industriellen Einrichtungen übernommen, dass die allgemeinen Vorbereitungen für ein gutes handelspolitisches Verhältnis hinter uns liegen und wir für den Augenblick nur darauf Bedacht nehmen müssen, einen beiden Teilen gerecht werdenden Handelsvertrag abzuschliessen. Alles übrige dürfte Sache der Konkurrenzfähigkeit und der Kapitalsstärke sein.

Wesentlich anders liegt die Sache in China. Hier ist überhaupt nur ein verschwindender Bruchteil der Bevölkerung und selbst der staatlichen Autoritäten mit der Leistung der Fremden bekannt. Man kommt den Fremden nicht wie in Japan mit einer gewissen Bereitwilligkeit, sondern mit einem niemals verhehlten Misstrauen entgegen. Hier handelt es sich also darum, sich mit immer weiteren Kreisen der Bevölkerung bekannt zu machen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Die offizielle Vertretung unserer Interessen funktioniert meiner Kenntnis nach gerade in China vorzüglich. Die von den Konsulaten geleistete Arbeit und Berichterstattung muss mit Anerkennung erwähnt werden. Wenn in Shanghai in der internationalen Niederlassung 60 grosse vertrauenswerte deutsche Firmen vertreten sind, so folgt schon daraus, dass der deutsche Handel sich trotz des riesigen Uebergewichts der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Engländer guten Ansehens und günstiger Aussichten zu erfreuen hat. Auch muss betont werden, dass die Leitung unserer Kolonie Kiautschou durch ihr politisch taktvolles und wirtschaftspolitisch kluges Auftreten und Vorgehen sehr zur Beliebtheit des deutschen Namens und zu dem Vorankommen der deutschen Interessen beigetragen hat.

Aber wir mögen nicht vergessen, dass ähnlich wie bei den Baumwollwaren, auch in anderen Dingen, die man als Imponderabilien vielleicht nicht gerade glücklich bezeichnen mag, unsere Konkurrenten uns den Rang abgelaufen haben. Es ist nur zu wenig bekannt, in welch staunenswertem Umfange englische, amerikanische und französische Missionare Schulen in China errichtet haben. Die Leistung der Deutschen auf diesem Gebiete muss daneben beinahe verschwinden. Den ausländischen Missionen werden eben grössere Kapitalien zur Verfügung gestellt, als den unsrigen. Ich will die Missionstätigkeit als solche und die Frage, ob wir berufen oder auch nur berechtigt sind, in China unsere Religionen zu propagieren, hier gar nicht berühren; sicher ist, dass deutsche Missionare den deutschen Interessen, englische aber den englischen die Wege ebnen werden. Aus privaten Mitteln werden aber von unseren Hauptkonkurrenten riesige Summen zum Zwecke einer indirekten Propaganda des Handels und der Industrie aufgewendet. In dieser Richtung lässt das Verständnis in Deutschland noch ausserordentlich viel zu wünschen übrig. Vor kurzem hat ein Engländer zur Stiftung einer englischen Universität in China 6 Millionen zur Verfügung gestellt. Millionen über Millionen hat der Amerikaner Morgan für Zwecke der durch Schulunterricht zu unterstützenden Propaganda in Shantung aufgewendet. Wir waren so stolz auf die prachtvolle Anstalt, Gymnasium und Hochschule, die dank der Energie und Initiative unseres Reichsmarineamts in Tsingtau errichtet und von der chinesischen Regierung als für die Ablegung der Staatsexamina berechtigt anerkannt worden ist. Und nun werden zahlreiche amerikanische Millionen dagegen in die Wagschale geworfen. Es sollte Ihnen bekannt sein, dass die Deutsch-Asiatische Gesellschaft in Shanghai eine medizinische Fakultät errichtet hat, in welcher Chinesen zu Aerzten deutscher Vorbildung herangezogen werden. Die Anstalt steht in erfreulicher Blüte; sie ist mit einer sprachlichen Vorschule verbunden und wird Chinesen verabschieden, die ärztliche und chirurgische Instrumente, Medizin und Chemikalien aus deutschen Quellen beziehen dürften. Diese Leute, geschickt in ihrer Kunst, werden ihren deutschen Lehrern Ehre und Namen machen. Aber ich muss sagen: ohne dass der Kaiser sich lebhaft für die Sache interessiert, ohne dass das Reich einen namhaften Zuschuss geleistet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne dass das Kultusministerium und das Kuratorium der Koppelstiftung bereitwillig beigesprungen wären, hätten wir die Anstalt nicht aufrechterhalten können, obgleich, als sie im Gange war, auch chinesische Grosse beigesteuert haben. Wir sind stolz darauf, dass es uns jetzt gelungen ist, annähernd eine Viertelmillion für diesen und ähnliche Zwecke, vielleicht die Errichtung und Förderung technischer deutscher Schulen, zusammenzubringen. Ein verhältnismässig kleiner Kreis einsichtsvoller Männer arbeitet in der angedeuteten Richtung. Auf Anregung der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, die hier in Berlin die von auswärts kommenden, insbesondere die studierenden Asiaten durch ihren Verkehrsausschuss empfangen und führen lässt, hat sich in Peking ein Chinesisch-Deutscher Verkehrsausschuss gebildet. Dieser Ausschuss, der in Hauptmann Taubert einen deutschen Vizepräsidenten und in Exzellenz Sun Pao ki, dem früheren chinesischen Gesandten in Berlin, jetzigen Verkehrsminister, einen chinesischen Vizepräsidenten besitzt, hat in Peking bereits ein eigenes Klubhaus und eine Bibliothek und veranstaltet allwöchentlich anregende Zusammenkünfte zwischen chinesischen Würdenträgern und deutschen Interessenten. Dieser Ausschuss hat überdies eine wertvolle Tätigkeit entwickelt. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft hat ihm auf seine Anregung Material zu Vorträgen über Luftschiffahrt geschickt, den ersten, die in China gehalten sind und die grosses Aufsehen erregt haben. — Wir haben ihm ferner mit Hilfe des General-Musikinspizienten der Armee einen Schatz von Noten übersandt, die der Ausschuss an chinesische Militärkapellen weitergegeben hat und die von diesen eifrig benutzt werden. — Wir haben ihm endlich die gesamte Unterrichtsliteratur des Kadettenkorps übermittelt, die durch Vermittelung des Ausschusses bei den neu errichteten Adelsschulen zur Einführung gelangt sind. Der Pekinger Ausschuss hat bereits ein Zweigunternehmen in Nanking und Tientsin ins Leben gerufen. Gewiss alles höchst dankenswerte Arbeit. Aber was bedeutet sie, quantitativ betrachtet, im Verhältnis zu den hier gestellten Riesenaufgaben! Wir wollen hoffen und wünschen, dass das Verständnis unserer gebildeten, insbesondere der Erwerbskreise, in dieser Richtung recht bald zunimmt und zu opferwilliger Unterstützung sich herbeilässt.

Unsere Bevölkerung wächst. Da die Mittel zu ihrem Unterhalt dank dem ungeheuren Arbeitsfleisse der Nation mit der Vermehrung der Menschen nicht beschränktere geworden sind, sondern im Gegenteil reichere, wachsen auch die Bedürfnisse. Wohlhabenheit und ein gewisser Luxus gehören für immer breitere Bevölkerungsschichten zu den selbstverständlichsten Dingen. Die Preise der Lebensmittel sind in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fortwährendem Steigen begriffen. Die für den Anbau der Cerealien im Inlande zur Verfügung stehende Fläche geht langsam zurück. Erhaltung und fortgesetztes Wachstum auch der Gewinne aus dem Aussenhandel sind für unser Land und Volk unbedingtes Erfordernis geworden. Wollen wir eine Zukunft offen halten, durch deren Tor wir Schulter an Schulter mit den anderen grossen Nationen eingehen sollen, so müssen wir gleich diesen nach jedem Gebiete der Erde Ausschau halten, das uns in Austausch und Verkehr Gewinn und Erfolg verspricht. Unglaublich dicht ist das Netz der handelspolitischen Beziehungen bereits über die gesamte bewohnte, halbbewohnte und beinahe auch über die unbewohnte Erde gebreitet. Nur im fernen Osten liegt ein Riesengebiet, das sich dem Fleiss und dem Streben der zivilisatorischen Arbeit bisher verschlossen hatte. Heute tut dieses Gebiet sich auf, und es wird denjenigen am besten empfangen und mit dem reichen Geschenk des wirtschaftlichen Erfolges entlassen, der es am besten versteht, seinen Bewohnern Nutzen bringend und sympathisch zu sein. Die ostasiatische Politik ist für Deutschland kein Abenteuer, sondern eine Notwendigkeit.

Binnen kurzem geht der Thronerbe nach Ostasien. Nach seiner Begleitung zu schliessen, unternimmt er nur einen touristischen Streifzug; aber er wird doch repräsentieren und uns wiederum einen guten Namen machen, Freundschaft erwerben und Wege ebnen können. Vielleicht, dass das Interesse an den asiatischen Dingen dadurch bei uns geweckt wird; denn der Deutsche ist nun einmal so, dass er gern entgegennimmt, was von oben kommt. Einen besonderen Appell will ich immer und immer wieder an unsere grosse Tagespresse richten, dass sie in den asiatischen Dingen nicht wie bisher aus der Hand in den Mund lebe, sondern nach dem Beispiele der englischen, französischen und sogar der amerikanischen Presse tiefer und sachverständiger in die Dinge hineinsteige. Grosse Strebungen kommen nur vorwärts, wenn sie von der öffentlichen Meinung der Gebildeten getragen werden. Die Presse aber ist der Mund der öffentlichen Meinung. Möge sie für die grossen Aufgaben, die hier liegen, eintreten und an ihrer Lösung mitarbeiten. Ohne sie vermag auch der in der Stille tätige Politiker wenig oder gar nichts, und es bewahrheitet sich an ihm ein Sprichwort, das ich wiederum aus dem chinesischen Ideenschatze entlehnen möchte: „Wem die Lippen fehlen, dem frieren die Zähne."

Prof. Dr. **Rathgen**, Hamburg: Zur Zollbehandlung der Soyabohnen ist zu bemerken, dass es sich um eine Zollbegünstigung gar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht handelt: die jetzt zollfrei gestellten Soyabohnen sind ja nicht auf deutschem Gebiet erzeugt, sondern im wesentlichen in der Mandschurei.

Den Ausführungen des Referenten möchte ich übrigens als alter Ostasiat lebhaft zustimmen. Es ist bei der gewaltigen Umwälzung im fernen Osten von unendlicher Bedeutung, dass von westlichen Kulturelementen nicht bloss die anglo-amerikanischen, sondern auch die deutschen zur Geltung kommen.

D. Sandmann, Berlin, weist darauf hin, dass vor allem technische deutsche Schulen errichtet werden müssen, die sich an die Hochschule in Tsingtau anlehnen. Es muss eine Vereinigung auf breitester Grundlage zum Aufbringen der nötigen Mittel geschaffen werden.

Prof. Dr. **Wiedenfeld,** Cöln, wendet sich gegen die Bemerkung des Referenten, dass die Mandschurei wirtschaftlich ohne besondere Bedeutung sei. Er ist im Gegenteil der Meinung, dass dieses Gebiet vor einem beträchtlichen Aufschwung vermutlich stehe, und dass es deshalb durchaus notwendig sei, die Aufmerksamkeit der deutschen Wirtschaftskreise darauf zu lenken. Seitdem nämlich die Japaner das Gebiet okkupiert haben, ist nach zwei Richtungen hin Bedeutsames geschehen. Einmal haben die Japaner selbst in systematischer Arbeit der Erschliessung des Landes sich zugewandt; sie haben die alten Bahnen ausgebaut und neue Zufuhrlinien teils errichtet, teils entworfen. Ferner haben sie im Zusammenhang mit der Südmandschurischen Bahn, die nur formell eine Aktiengesellschaft, tatsächlich aber ein Staatsunternehmen darstellt, eine ganze Organisation zur wirtschaftlichen Erschliessung des Gebiets eingerichtet; unter Leitung des deutschen Nationalökonomen Professor Thiess, Danzig, ist man seit zwei Jahren in dieser Richtung am Werk. Dazu kommt, dass China aus politischen Gründen die Einwanderung in die Mandschurei, die früher verboten war, nicht nur erlaubt hat, sondern mit allen Mitteln fördert. Infolgedessen sind in den letzten Jahren mehrere Millionen von fleissigen, intensivster Arbeit sich widmenden Kulis in die mittlere und nördliche Mandschurei hinausgezogen, wo man es früher mit einem menschenleeren, wenig produktiven Gebiete zu tun hatte. Das Ergebnis dieser Entwickelung, die erst wenige Jahre zählt, hat der Referent selbst schon erwähnt. Der Export in Soyabohnen und Bohnenkuchen ist ganz enorm angewachsen. — Es scheint auch nicht richtig zu sein, wenn europäische Zeitungen amerikanischen Berichten nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erzählen, dass die Japaner die Mandschurei wirtschaftlich monopolisieren wollten. Dagegen spricht schon die Tatsache, dass gerade der Export der Soyabohnen von englischen und auch deutschen Kaufleuten neben Japanern gehandhabt wird; auch haben massgebende Japaner wiederholt der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, dass Japan zu kapitalarm sei, um allein ohne fremde Hilfe dies riesige Gebiet entwickeln zu können. Nach einem Bericht des erwähnten deutschen Nationalökonomen ist man sich namentlich in den Kreisen der Eisenbahnverwaltung ganz klar darüber, dass das grosse Kapital dieses Unternehmens nur rentabel gemacht werden kann, wenn in die Produktion des Gebiets fremde Hilfe eindringt. Man sollte in Deutschland nicht vergessen, dass gerade die Amerikaner ein Interesse daran haben, den Handel mit der Mandschurei als besonders schwierig und risikoreich hinzustellen. Für Deutschland aber ist die jetzige Phase der mandschurischen Entwickelung um so wichtiger, als einerseits Japan seit einigen Jahren offensichtlich wieder mehr zu Deutschland neigt, und als anderseits es überhaupt wichtiger ist, wie schon der Referent erwähnt hat, im Anfang einer Entwickelung festen Fuss zu fassen, als wenn schon andere Nationen mit ihrem Handel sich fest eingenistet haben.

Im Anschluss an die Mandschurei weist der Redner auf Sibirien als ein Gebiet hin, das ebenfalls eine grössere Aufmerksamkeit von Deutschland her verdient. Er erwähnt, dass er im Sommer dieses Jahres dort eine Reihe von Monaten hindurch abseits der Bahn wirtschaftliche Studien gemacht hat, und zwar in Begleitung von deutschen Grosskaufleuten aus Moskau. Auch da darf mit einer beträchtlichen Zukunftsentwickelung gerechnet werden. Allerdings ist schon jetzt der deutsche Handel in Sibirien nicht unbedeutend; ein guter Teil der enormen Exportbuttermengen geht schon jetzt nach Berlin, und es sind auch deutsche Kaufleute, die in diesem Handel vielfach tätig sind. Aber der grösste Teil dieses Handels geht doch noch für dänische und englische Rechnung, und vollends könnte Deutschland wohl vom Import nach Sibirien einiges an sich bringen. Zwar darf man nicht darauf rechnen, etwa in umfassendem Masse Manufaktur- und Eisenwaren nach Sibirien importieren zu können; in eigentlichen Konsumartikeln ist die russische Industrie durch den Schutzzoll, die Entfernung und die hierfür genügende Leistungsfähigkeit ausreichend geschützt. Aber landwirtschaftliche und Bergbaumaschinen bieten vielleicht noch ein Feld, in das der deutsche Export mehr als bisher eindringen kann. Der Konsum in landwirtschaftlichen Maschinen ist in ganz Sibirien enorm; jedes kleinste Nest hat grosse Lager, und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

staatliche Siedelungsbehörde hat einen eigenen Apparat sich geschaffen, Maschinen unter die Bauern zu bringen. Jetzt sind es ganz überwiegend die grossen Firmen Nordamerikas, die das Feld absolut beherrschen; und obwohl sie bis in die Gegend von Irkutsk von Westen her über die Ostseehäfen, an Deutschland also vorbei importieren, ist im Kern ihrer Arbeit eine Konkurrenz nicht leicht möglich, da wir selbst von diesen Maschinen vieles aus Amerika importieren. Immerhin könnte vielleicht, gerade gestützt auf den Import nach Sibirien, in Deutschland selbst dem amerikanischen Import entgegengearbeitet werden; die dort abzusetzenden Massen würden auch für den deutschen Bedarf eine Verbilligung herbeiführen. Ferner scheint die Aufnahme intensiver Konkurrenz in den Artikeln möglich, die jetzt von Oesterreich geliefert werden; Sicheln, Sensen, auch Pflüge kommen dafür in Betracht. Man sollte in Deutschland nicht übersehen, dass der sibirische Bauer in seinem Betrieb beträchtlich höher als der Bauer des europäischen Russland steht, und dass alljährlich Tausende in dies Gebiet verpflanzt werden, die trotz aller Schwierigkeiten und Rückschläge ein gut Teil neuer Konsumbevölkerung darstellen. Ebenso scheint im Bergbau Sibiriens es sich zu rühren. Wenigstens sind amerikanische, französische und englische Kapitalisten im ganzen Altaigebiet am Werke, nach abbauwürdigen, insbesondere Goldvorkommen zu suchen, und ganz allgemein befindet sich der Goldbergbau im Uebergang von der Schwemmgoldgewinnung zur bergmännischen Produktion, so dass gerade da für die Maschinenverwendung neue Tore sich öffnen. An der Gesamtentwickelung aber dem deutschen Export einen beträchtlichen Anteil zu sichern, dürfte um so leichter möglich sein, als an Ort und Stelle deutsche Kaufleute eine sehr grosse, meist sogar führende Rolle spielen; so sind z. B. die nordamerikanischen Firmen für landwirtschaftliche Maschinen ausschliesslich durch Deutsche vertreten. Freilich muss man sich den dortigen Gewohnheiten anpassen, insbesondere den enorm langen Kreditfristen, und darf nicht mit zu geringem Kapital den Anfang machen. Auch dürfte es zweckmässig sein, in den Produktionsbetrieben selbst Kapital anzulegen, um so Einfluss auf die Bestellungen zu gewinnen. Vielleicht dass auch Eisenbahnpläne für deutsches Kapital wichtig sind, da alle notwendigen Ausgaben für Bau und Einrichtung von der russischen Regierung garantiert werden sollen.

Dr. **Grossmann**, Berlin, macht auf das technologische Interesse, speziell in chemischer Hinsicht, in China aufmerksam und zeigt an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einigen Beispielen, wie besonders der Export an Chemikalien von Deutschland nach Ostasien zu fördern sein.*)

Dr. **Heiman**, Berlin, führt aus, dass das Mittel wirtschaftlicher Propaganda bereits eine erfolgreiche und praktische Durchführung gefunden habe bei Gelegenheit der eben jetzt stattfindenden Industrie-Ausstellung in Nanking, bei der unter Führung des dortigen deutschen Konsuls und mit Unterstützung der „Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" eine deutsche Abteilung organisiert worden ist, an der sich direkt oder durch Vermittelung der Shanghaifirmen die bedeutendsten deutschen Industriewerke der Maschinen- und chemischen Industrie in einer das deutsche industrielle Können würdig repräsentierenden Weise beteiligt hätten. Eine ähnliche wirtschaftliche Eroberungspolitik durch Ausstellungen habe die deutsche Industrie unter Führung der Ständigen Ausstellungs-Kommission eben jetzt in Buenos Aires mit allseitig anerkanntem Erfolge verfolgt und werde sie noch in diesem Winter im Herzen Britisch-Indiens bei der Ausstellung in Allahabad fortsetzen.

Das Deutschtum in Uebersee.

Von **Robert Hoeniger**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Ueber das Deutschtum im Ausland hat auf dem letzten Kolonialkongress Ministerialrat Zahn gesprochen. Seine Ausführungen gingen von der Tatsache aus, dass das Deutsche Reich Jahr für Jahr Auswanderungsverluste erleide, Verluste, die doppelt empfindlich seien, wenn die Ausgewanderten bzw. ihre Nachkommen ihre deutsche Eigenart verlören und sie demnach nicht nur als Abgangsposten auf unserem nationalen Konto zu buchen sind, sondern als Zuwachs anderen, mit uns im Wettbewerb stehenden Volkstums. Wahren sie dagegen ihre Nationalität, so bleiben auch diese abgesplitterten Glieder ein leben-

*) Vergl. auch W. Koch. Die Industrialisierung Chinas. Berlin 1910. J. Springer.

diger und sogar ein besonders wertvoller Bestandteil unserer nationalen Gesamtkraft.

Unter solchen Gesichtspunkten hatte der Redner auf die Notwendigkeit einer genaueren Kenntnis der Ausbreitung des Deutschtums im Ausland hingewiesen und, gestützt auf das von ihm selbst bearbeitete statistische Material, eine Uebersicht über „unsere Menschenkolonien unter fremder Herrschaft" dem Kongress unterbreitet. Zahn hat sich dabei, angesichts der Schwierigkeiten einer scharfen statistischen Erfassung des Auslanddeutschtums schlechthin, auf die Feststellung der im Ausland lebenden Reichsgebürtigen und Reichsangehörigen beschränkt, deren insgesamt rund 3½ Millionen ermittelt worden sind. Ausdrücklich betont er, dass mit dieser Ziffer das Auslanddeutschtum nicht zur vollen Geltung kommt.

Fassen wir nur das Volkstum, ohne Rücksicht auf die staatlichen Beziehungen zum Deutschen Reich, ins Auge, dann sind als Auslanddeutsche fast zehnmal mehr anzusprechen. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf das Auslanddeutschtum in diesem weiteren Sinne hinlenken. Genaue Ziffern sind für dasselbe, bei der Ungleichartigkeit des statistischen Materials in den verschiedenen Aufnahmeländern und seiner teilweisen Unzulänglichkeit für sichere Erkundung der nationalen Abstammung, noch weniger beizubringen, als für den enger begrenzten Kreis der mit dem Reich noch in irgendwelcher Fühlung stehenden Auslanddeutschen. Es kommt hinzu, dass die letzten Volkszählungen in den für uns wichtigsten Gebieten zehn Jahre hinter uns liegen. Die Ziffern haben inzwischen zweifellos erhebliche Abwandlungen erfahren. Schätzungsweise wird man heute die Zahl derer, die ausserhalb des Deutschen Reiches Deutsch als ihre Muttersprache sprechen, auf etwa 32 Millionen veranschlagen dürfen.*)

Wir wissen schon, dass von diesen Millionen nur ein verhältnismässig geringer Bruchteil Beziehungen zu unserem Staate aufweist. Was gehen uns die ungeheuren Massen jener anderen an?

Die Frage ist nicht ganz müssig. Wir reden im neuen Reich gern von einem einigen deutschen Vaterland, ohne Rücksicht darauf, dass dieses Reich nicht alle deutschen Stämme umfasst. Deutschland und Deutsches Reich sind für uns gleichwertige Begriffe geworden. In

*) Die Niederdeutschen in Holland und Belgien und die Buren in Südafrika sind dabei nicht mitgezählt. Sie bilden eine besondere Volksgemeinschaft mit selbständiger Schriftsprache, eine eigene Spielart germanischen Wesens, wie das Skandinaviertum, nur uns noch wesentlich näher verwandt als dieses.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Verfassung steht der Satz: „Deutschland bildet ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze", und „Jeder Deutsche ist wehrpflichtig". Die Vertreter unserer zuständigen Behörden würden einigermassen verwundert dreinschauen, wenn daraufhin ein schweizerdeutscher Fabrikant für seine auf schweizerdeutschem Boden hergestellten Erzeugnisse zollfreie Zulassung im Reich begehrte, oder wenn ein wackerer deutscher Sohn der Tiroler Alpen sich beim Gardeschützenbataillon zur Gestellung meldete.

Selbstverständlich wird aus dem Wortlaut der Reichsverfassung niemand im Ernst solche Folgerungen ziehen; ebensowenig wie dieser Wortlaut dem Deutschen, der nicht dem Reich angehört, seine Eigenschaft als Deutscher aberkennen will.

Streng genommen ist Deutschland ein geographischer Begriff und kein politischer. Unser Staat ist amtlich das Deutsche Reich, und wir sind, soweit unsere politische Zugehörigkeit in Frage kommt: Reichsdeutsche. Unleugbar gibt es jenseits der schwarz-weiss-roten Grenzpfähle Millionen vollberechtigter Träger und Vertreter des deutschen Namens, die staatsrechtlich nichts mit dem Deutschen Reich verbindet. Im Sinne des Volkstums sind Deutsch-Oesterreicher, Deutsch-Ungarn, Schweizerdeutsche, Deutsch-Russen und wo immer in der Welt deutsche Abkömmlinge sich der inneren Gemeinschaft mit dem grossen deutschen Gesamtvolk bewusst sind und dies durch Festhalten ihrer deutschen Mutersprache bekunden, Deutsche so gut wie wir. Deutsch ist — ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit —, wer deutsch spricht und deutsch fühlt. Es gibt ein grösseres Deutschland, über das Reichsgebiet weit hinausragend, politisch auseinanderfliessend und räumlich völlig unbegrenzt, und doch unsichtbar zusammengehalten durch das Band der Volksgemeinschaft. Schon darin liegt eine innerliche Beziehung zwischen uns und dem Auslanddeutschtum beschlossen.

Wir können drei Gruppen des Auslanddeutschtums unterscheiden:

1. Etwa 13 Millionen Deutschösterreichs, der deutschen Schweiz und Luxemburgs, die, an das Deutsche Reich unmittelbar angrenzend, mit diesem das geschlossene deutsche Sprach- und Siedelungsgebiet Mitteleuropas bilden.
2. Die deutsche Diaspora im übrigen Europa, etwas über 5½ Millionen; davon 2½ Millionen in Ungarn, denen man im Hinblick auf die geographische Lage und unter Berücksichtigung unserer Interessen im nahen Orient die Deutschen der Balkanstaaten mit etwa 100 000 Seelen angliedern darf, weitere 2 Millionen in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Russland, endlich nahe an 1 Million zu einem erheblichen Teil nichtbodenständiger Deutscher in den sonstigen Staaten unseres Erdteils.

3. Die Deutschen in Uebersee, etwa 13½ Millionen.

Meine Absicht ist es nicht, über die Gesamtheit dieser unter ausserordentlich verschiedenen Lebensbedingungen stehenden Elemente mich zu ergehen.

Die Klarstellung unserer Beziehungen zu dem Deutschtum der Nachbarstaaten würde die Aufrollung politischer Fragen erfordern, deren Erörterung aus dem Rahmen der hier zu führenden Verhandlungen herausfällt. Das gilt für die erste Gruppe der Auslanddeutschen und es gilt ebenso für die Deutschen in Ungarn und Russland, also für den weitaus grössten Teil der zweiten Gruppe. Der Rest dieser zweiten Gruppe verteilt sich weithin in versprengten Häuflein. Es sind überwiegend Erwerbsuchende jeder Art, vom Grosskaufmann und Grossunternehmer bis zum ungelernten Arbeiter, daneben Aerzte, Lehrer, Gelehrte und Künstler, auch militärische Erzieher. Sie sehen zum grössten Teil in der Fremde nicht eine dauernde Heimat, sondern eine vorübergehende Betätigungsstätte, und sie stehen damit auf der gleichen Linie mit einem an Zahl verhältnismässig kleinen, aber besonders hoch zu bewertenden Bruchteil der dritten Gruppe.

Diese letzte Gruppe, das Deutschtum in Uebersee, möchte ich in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Die unmittelbar unter reichsdeutscher Hoheit stehenden Deutschen unserer Schutzgebiete schalte ich dabei von vornherein aus, denn eben nur den überseeischen deutschen „Menschenkolonien unter fremder Herrschaft" wenden wir unsere Aufmerksamkeit zu.

Welchen Wert hat dieses überseeische Deutschtum für uns, und welche Stellung haben wir ihm gegenüber einzunehmen? Das sind die Fragen, die ich hier zur Besprechung stelle.

Da ist in erster Linie zu betonen, dass heute in den Uebersee-gebieten die Unterscheidung zwischen Reichsdeutschen und Deutschen anderer Herkunft sich verwischt. Sie verschwindet hinter der Gemeinsamkeit des Volkstums. Gleiche Sprache, gleiche Sitten, gleiche Kulturbedürfnisse führen draussen in Kirche und Schule, im gesellschaftlichen Verkehr wie in der Befriedigung des Bildungs- und Kunstgenusses alle Deutschen zusammen. Selbst Holländer und gelegentlich auch Skandinavier halten sich dort vielfach zu den Deutschen, mit denen sie von der Heimat aus eine engere Gemeinschaft nicht gerade suchen. Reichsdeutsche, Deutsch-Oesterreicher, Schweizerdeutsche verbrüdern sich in den vornehmen Klubs, wie in den zahl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichen Vereinen, die nirgends fehlen, wo Deutsche weilen, sie stützen und halten gemeinsam die deutschen Schulen, sie haben ihre eigenen deutschen Zeitungen. In bäuerlichen Siedelungen ist es vor allem die Kirche, die die Deutschen gleichen Bekenntnisses wirksam zusammenhält. Das Deutschtum in Uebersee erscheint in der Regel da, wo es in grösserer Zahl ansässig ist, als eine Einheit, in der der Herzschlag deutschen Lebens fühlbar ist.

Es verschlägt nichts, dass dem nicht immer so war. Wir verzeichnen es mit Genugtuung, dass in den letzten Jahrzehnten Nationalstolz und Einheitsgefühl der Auslanddeutschen so erfreulich sich regen. Gerade das war ja die so oft vernommene bittere Klage, dass der Deutsche im allgemeinen hinsichtlich der Wahrung seiner Nationalität so wenig zuverlässig erschien. Wenn schon daheim der Deutsche der Ausländerei huldigte, so zeigte er im Ausland angeblich immer die Neigung, leichter als jedes anderes Volkstum auf seine Eigenart zu verzichten.

Wären wirklich die Deutschen in fremder Umwelt nach einem Naturgesetz über kurz oder lang nationaler Vernichtung überantwortet, dann lohnte es allerdings nicht, um die hier aufgeworfenen Fragen sich zu mühen. Aber der Mangel nationalen Selbstgefühls, für den sicherlich bedauerliche Zeugnisse unserer Geschichte vorliegen, ist dem Deutschen nicht angeboren. Diese nationale Schwäche war das Erzeugnis eines jammervollen politischen Niederganges. Wie sie vorher in den grossen Tagen unserer Vergangenheit fehlte, so ist sie heute seit dem neuen Aufschwung unseres nationalen Lebens deutlich im Schwinden begriffen.

Unser Volk hat im Mittelalter eine grosszügige Kolonisation unter durchgreifender Eindeutschung slawischer Massen vollbracht. Es hat bis an die Grenzen der Balkanhalbinsel und bis in die baltischen Provinzen des heutigen Russland seine Vorposten vorgeschoben. Vor acht Jahrhunderten sind die deutschen Stammväter der Siebenbürger Sachsen, wenig später die der deutschen Balten in die Ferne gezogen, zu einer Zeit, da Deutschland ein machtvoll gebietender Staat war, da deutsche Volkskraft unendlich reich emporblühte. Stolzer hat kein Dichter sein Vaterland gerühmt, als damals unser Walther von der Vogelweide Deutschlands Ehre preisen durfte. — Durch acht Jahrhunderte hat das nachgewirkt. Noch heute wahren Siebenbürger Sachsen und deutsche Balten in fremder Völkerbrandung ihre angestammte Sprache und Art. Wo bleibt diesen Wackeren gegenüber das Dogma von der nationalen Rückgratlosigkeit der Deutschen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewiss, in beiden Fällen lagen die Bedingungen für die Aufrechterhaltung des Deutschtums besonders günstig. Die deutschen Siedler kamen als überlegene Kulturträger. Sie traten geringer entwickelten Fremdvölkern gegenüber. Der Gegensatz der Rasse und des religiösen Bekenntnisses und anderseits die, namentlich seit der Reformation neu gefestigte, geistige Verbindung mit dem Mutterlande bildeten, vereint mit umfassenden Privilegien der Deutschen, starke Schutzwehren ihrer Nationalität. Das wichtigste bleibt doch der nationale Stolz, den sie als sicheren Besitz aus dem Stammlande mit fortgetragen und der in der neuen Umgebung noch eine Steigerung erfuhr. Die Bedeutung gerade dieses Moments erhellt am besten aus dem trüben Gegenbild, das spätere Zeiten bieten.

Kläglicher sah es nie mit unseren staatlichen Zuständen aus, als um die grosse Zeitenwende, da neue weite Welten sich erschlossen und da starke nationale Mächte hinausstrebten über See und sich einen Platz an der Sonne sicherten. Spanier und Holländer, Engländer und Franzosen gewannen in eigenen Kolonien neuen Boden für ihre überschüssige Volkskraft. Wo die heimische Wirtschaftsentwickelung mit der nationalen Kolonialpolitik glücklich ineinandergriff, da hoben sich stets auch im Mutterlande alle Lebensbedingungen. Deutschland, politisch zersplittert, konfessionell zerrissen, stand tatunfähig beiseite. Selbstverständlich ging es bei der Verteilung der überseeischen Welt leer aus. Deutschland kam auch wirtschaftlich und kulturell ins Hintertreffen gegenüber dem gewaltigen Aufschwung der grossen See- und Handelsmächte. Gleichwohl hat Deutschland einen auffallend starken Anteil an der neuen Wanderbewegung erlangt, die damals einsetzte und, allmählich anschwellend, in den letzten Jahrhunderten ungleich grössere Massen von der Scholle löste, als je die Völkerwanderung.

Unser Volk war politisch krank, physisch blieb es trotz aller Nöte und Wirren gesund. Das bezeugt das gewaltige Mass an Volkskraft, das es an die Fremde abgab. Nicht Tausende oder Hunderttausende — Millionen sind hinausgezogen. Die Luft war ihnen daheim unter religiösem und politischem Zwang zu drückend geworden, der Raum zu knapp in der kümmerlichen Enge unseres kleinstaatlichen Wirtschaftslebens. Unter fremder Herrschaft mussten sie Unterschlupf suchen. Für unser staatlich organisiertes Volkstum sind sie bis vor kurzem nahezu ausnahmslos verloren gegangen. Ein gewaltiger Bruchteil ihrer Nachkommen hat selbst die angestammte Sprache und Art nicht behauptet. Der weitaus grösste Teil der deutschen Auswanderung hat nach Nordamerika sich gewendet. Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nordamerika ist wie kein anderes Gebiet ein Massengrab deutschen Volkstums geworden. Man wird den deutschen Zustrom in das heutige Gebiet der Vereinigten Staaten auf mehr als ein Viertel der europäischen Gesamteinwanderung veranschlagen dürfen. Ohne Verluste müsste heute die Gesamtzahl der Deutschen drüben an 25 Millionen betragen. In Wirklichkeit wird man deren nur etwa 12 Millionen annehmen dürfen.

Wie ist das Ergebnis zu erklären?

Der deutsche Zuzug nach dem heutigen Gebiete der Vereinigten Staaten gewann grösseren Umfang erst, als dort der angelsächsische Charakter des Staates bereits gefestigt war. Den deutschen Einwanderern fehlte jeder politische Ehrgeiz. Sie kamen aus dem Polizeistaat, gedrückte, kleine Leute, gewohnt, sich lenken zu lassen, und für eigene Anteilnahme am öffentlichen Leben völlig unvorbereitet. Kein Wunder, wenn sie gegen die in Selbstverwaltung erprobten Angloamerikaner politisch überhaupt nicht aufkamen. Schlimmer noch war der Mangel an nationalem Stolz. Es waren Pfälzer, Schwaben, Hessen oder wie sie sonst nach ihrer engeren Heimat hiessen. Dass ihr „Ländle" ihnen in der Fremde hätte Schutz gewähren können, wäre ein an Irrsinn streifender Gedanke gewesen. Für die richtige Einschätzung des Wertes deutscher Sprache und Kultur hatte die Heimat ihnen wenig oder nichts mit auf den Weg gegeben. Und drüben begegneten sie allzuoft einer niederdrückenden Geringschätzung ihres heimischen Wesens. Es kamen die äusserlichen Schwierigkeiten hinzu, in fremdsprachiger Umwelt den Nachgeborenen die Muttersprache zu sichern. Wo nicht für deutschen Unterricht und deutsche Erziehung gesorgt werden konnte, da vollzog sich schon für die erste Geschlechtsfolge die Verschmelzung mit dem rasseverwandten Angelsachsentum. Nur geschlossene, bäuerliche Siedelungen, die sich deutscher Seelsorge und damit meist auch deutscher Schulen erfreuten, sind deutsch geblieben, besonders, wenn durch ununterbrochenen Nachschub aus der Heimat eine stetige Auffrischung des deutschen Blutes erfolgte. In den Städten ist der nationale Untergang unter fortgesetzten Opfern hauptsächlich durch solchen Zuzug abgewendet worden.

Das sind traurige Beobachtungen. Sie geben in vergrössertem Massstabe ein Spiegelbild der unbestrittenen und sattsam gewürdigten vaterländischen Verkümmerung, die früher bei uns vorwaltete. Aber ist es wirklich ein Schulbeispiel für eine ausser Vergleich stehende nationale Haltlosigkeit? Wer wird behaupten dürfen, dass unter denselben Voraussetzungen ein anderes Volkstums seinen Bestand besser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewahrt hätte? — Aus der Tatsache, dass trotz alledem drüben Millionen deutsch geblieben sind, wird man vielmehr folgern dürfen, dass in diesen Deutschen, selbst in den für unser Volkstum so wenig förderlichen Zeitläuften, ein starker Rest instinktiven nationalen Empfindens lebendig war. Wir sind zu dieser Folgerung um so mehr berechtigt, als, unter anders gearteten Voraussetzungen, aus der gleichen Epoche stammende deutsche Niederlassungen, wie die der Schwaben im Banat oder in Südrussland, eine gesunde nationale Lebenskraft bewährt haben.

Heute steht es auch mit dem Deutschtum in der Union anders und besser. Den Umschwung hat die Bismarcksche Epoche gebracht. Mit heller Begeisterung haben die Deutschen draussen die Aufrichtung des neuen Reiches begrüsst. Ein Vorgang, der auf südamerikanischem Boden sich abgespielt hat, mag den Massstab für die nationale Stärkung geben, die in allen Zonen das Auslanddeutschtum damals erfuhr. In schlichten Worten hat mir der Leiter eines unserer bedeutendsten industriellen Grossbetriebe erzählt, wie er 1870/71 in jungen Jahren, fern von der Heimat, das ganze Hochgefühl durchkosten durfte, das aus der neuen Erhebung unseres nationalen Lebens erfloss. Er hat es miterlebt, wie in Buenos Aires an Stelle der dort bestehenden sechsundzwanzig Konsularvertretungen verschiedener deutscher Bundesstaaten die einheitliche Vertretung des neu erstandenen Deutschen Reiches sich auftat. Damals hat der deutsche Klub zu Buenos Aires die sechsundzwanzig entbehrlich gewordenen Wappen des preussischen, bayrischen, sächsischen, hanseatischen Konsulats und so fort in seiner Kegelbahn aufgehängt, wo sie noch heute als seltsamer Schmuck prangen und als Erinnerung an eine überwundene Zeit deutscher Zerrissenheit und Ohnmacht, die dem Fremden nur ein mitleidig höhnisches Lächeln abnötigte. Wie mancher brave Deutsche mag seither dort draussen diese Wahrzeichen einstiger lähmender Zwiespältigkeit mit dem Gefühl stiller Genugtuung betrachtet haben, die der Wandel unserer nationalen Geschicke einflösst.

Was auf jene stolzen Ruhmestage folgte, der glänzende Aufschwung unserer wirtschaftlichen Entwickelung, der Erwerb von Kolonien, der Bau einer starken Flotte, das alles hat das Ansehen des deutschen Namens im Ausland mächtig gehoben. Die daraus sich ergebende Steigerung des deutschen Selbstbewusstseins äussert sich ganz besonders nachdrücklich in unserem Auslanddeutschtum, das sich derzeit als ein ebenso empfindlicher Anzeiger des national aufstrebenden Gefühls darstellt, wie einstmals des nationalen Tiefstandes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewiss treten auch heute noch als Nachklänge einer versinkenden Vorstellungswelt nationale Schwächeanwandlungen zutage, daheim und draussen. Ist es erzieherisch förderlich, sie mit herabsetzendem Hinweis auf die nationale Minderwertigkeit der Deutschen zu schelten? Man rühmt das sichere Selbstgefühl des Engländers. In der Tat verdient die Selbstverständlichkeit, mit der er seine nationale Eigenart durchsetzt und festhält, nacheifernde Bewunderung. Aber wie stünde es wohl, wenn der Engländer nicht in allen Weltteilen eigene Kolonien fände, wenn er auf jedem fremden Herrschaftsgebiet nicht seit alter Zeit des starken Schutzes seines Staates gewohnt wäre? Vor allem, England kennt die allgemeine Wehrpflicht nicht. Das Festhalten seiner Staatsangehörigkeit bringt dem Briten nur Vorteil und zwingt ihm kein Opfer auf.

Unser Volk ist auf dem Wege, Krankhaftes auszuscheiden, das ihm als Folgewirkung früherer Schicksale noch anhaftet. Die nationale Gesundung sollte man nur mit zweckdienlichen Heilmitteln zu fördern suchen. Nach alter Erfahrung ist in der Erziehung der sicherste Weg zum Misserfolg der übertreibende Tadel, der jede Hoffnung auf Besserung totschlägt. Schaufeln wir ein tiefes und breites Grab und versenken wir da hinein die eingerostete Vorstellung vom angeborenen Mangel deutschen Nationalstolzes. Es kann noch manches andere mit hineingebettet werden. — Im übrigen wollen wir auf die unverwüstliche Kraft deutschen Volkstums vertrauen und in der Jugendleitung des nachwachsenden Geschlechts zu bessern suchen, was bei der Erziehung früherer Geschlechter verabsäumt ward.

Wie das zu erreichen ist, lässt sich mit einem Worte nicht sagen. Der feste Wille ist da. Das erhärtet mehr als eine neuerliche Kundgebung von bedeutsamer Stelle. Soeben hat das sächsische Kultusministerium die Schulen angewiesen: in der Jugend die Erkenntnis zu wecken, welch hohes Gut wir in unserer Sprache besitzen, und an ihrem Teil die Liebe zu deutschem Volkstum und zum deutschen Vaterland zu stärken. Eine Verfügung des württembergischen Kultusministers empfiehlt den Gymnasien: das Verständnis und die rechte Schätzung des eigenen Volkstums auf breiterer Grundlage, als das bisher geschehen, zu pflegen, insbesondere durch eine tiefergreifende Belehrung über das Auslanddeutschtum und seine rühmlichen Leistungen. Die zündende Königsberger Rektoratsrede unseres Kronprinzen weist unsere Universitäten auf dasselbe Ziel.

Doch zurück zu der engeren Frage, die uns hier beschäftigt: zum Deutschtum in Uebersee. Ehe wir die Rechnung über seinen Wert abschliessen, haben wir noch nach dem Urteil des beteiligten Auslandes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu fragen. In dem klassischen Bericht, den Generaloberst v. d. Goltz über seine Eindrücke in Argentinien erstattet hat, heisst es nach Hervorhebung der ausserordentlich günstigen Lage der deutschen Kolonien in dem machtvoll aufstrebenden südamerikanischen Freistaat: „In allen herrschte nur eine Stimme über das gute Verhältnis zu den argentinischen Behörden und über deren Entgegenkommen. Freundlicher Aufnahme scheint jeder einwandernde Deutsche sicher zu sein"; v. d. Goltz betont ausdrücklich, dass man deutsche Einwanderung besonders lebhaft wünsche.

Das ist typisch für die Schätzung deutscher Tätigkeit auch in anderen überseeischen Gemeinwesen. Wohl werden gerade dort, wo unsere Volksgenossen eine anerkannte und einflussreiche Stellung errungen haben, gelegentlich auch andere Stimmen laut, Warnungen vor einer „deutschen Gefahr", wie in Brasilien oder in China. Hier spricht vor allem Missgunst und Neid, nicht so sehr von seiten Einheimischer, als Fremder, denen der erfolgreiche deutsche Wettbewerb unbequem wird. Wir wissen, dass die einheimischen Beschwerdeführer meist durch eine fremde Brille sehen, und wir wissen in mehr als einem Falle, wer ihnen diese Brille aufgesetzt hat. Geruhig dürfen wir solchen Quertreibereien zusehen, solange weitblickende Staatslenker des Auslandes die deutsche Tätigkeit anders und zutreffender werten. Wie in Argentinien, so gilt die deutsche Zuwanderung in ganz Südamerika geradezu als ein hervorragendes Heilmittel gegen wirtschaftliche Rückständigkeit und gegen politische Gefahren und Krankheiten, als ein Element des Fortschritts und der ruhigen Ordnung zugleich. Und dieselbe Auffassung tritt auch anderwärts zutage. Nur ein diesbezügliches Zeugnis lassen Sie mich anführen. Im deutschen Klub zu Johannesburg rühmte bei der diesjährigen Kaiser-Geburtstagsfeier am 27. Januar der höchste Vertreter Englands in Britisch-Südafrika, Lord Selborne, die Deutschen vor allen anderen nichtenglischen Ansässigen in Transvaal: „Wir können nicht genug von ihnen bekommen. Ich bin sehr erfreut, wenn sie sich meiner Nationalität anschliessen, aber mögen sie das nun tun oder nicht, jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau, die nach Südafrika kommt, bedeutet eine Erhöhung der Stärke des Landes."

Wie soll nach alledem unser Urteil über das Auslanddeutschtum lauten? Ich denke, die Zeiten sind vorüber, da wir den Deutschen, der in die Ferne zog, als verlorenen Sohn unseres Volkes betrachteten, als einen Abtrünnigen, um den die Heimat sich nicht zu kümmern brauche. Die kleinstaatlichen Zustände, die solche Anschauung aufkommen liessen, liegen weit hinter uns. Mit Riesenschritten sind wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in neue, weite Verhältnisse eingerückt. Unser Deutsches Reich steht heute in der vordersten Reihe der grossen Industriestaaten. Wir sind hineingezogen in die unermesslich sich steigernden Beziehungen und Verknüpfungen der Weltwirtschaft. Unsere Handelsinteressen im Ausland, besonders in Uebersee, haben ein gewaltig überragendes Gewicht gewonnen. Ohne die Erträge unseres Aussenhandels, unserer Reedereien und unserer im Ausland angelegten Kapitalien ist ein gesundes wirtschaftliches Fortkommen unseres Volkes gar nicht mehr zu denken. Unter solchen Verhältnissen hat für uns das Auslanddeutschtum eine ganz neue Bedeutung gewonnen. In dem gewaltigen Wettbewerb, der auf dem Weltmarkt sich entspinnt, entscheidet im allgemeinen die beste Leistung bei angemessenen Preisen. Ein anderes aber kommt daneben sehr ernsthaft in Betracht. Alle Erfahrung lehrt, dass der Handel mehr als der Flagge, der Sprache und dem Volkstum folgt. Nationale Gegnerschaft versteigt sich heute bis zu leidenschaftlicher Befürwortung des wirtschaftlichen Boykotts, während umgekehrt die Ausbreitung unserer Sprache und die Schätzung unseres Volkstums in der Fremde den Absatz deutscher Erzeugnisse erleichtert und fördert. In den Fremdländern stehen Zahl bzw. Geltung des Auslanddeutschtums in deutlich wahrnehmbarer Wechselwirkung zur deutschen Wareneinfuhr und vielfach auch zur Anlage deutschen Kapitals. Der Deutsche draussen ist der geborene Vorkämpfer und Bahnbrecher unserer Wirtschaftsinteressen daheim.*)

Aber sehr viel mehr noch als diese nüchternen geschäftlichen Rücksichten kommt in dem grossen Zusammenhang der Fragen, die hier auftauchen, in Betracht. Von der Haltung und Gesinnung der Auslanddeutschen hängt sehr wesentlich die Kulturstellung des deutschen Volkes ab, die Verbreitung seiner Sprache, die Wirkung seiner Wissenschaft, Literatur und Kunst. Es ist gestern hier eindringlich dargelegt worden, wie auch solche kulturelle Errungenschaften in wirtschaftliche Vorteile sich umsetzen.

Der vielseitige Wert dieses Auslanddeutschtums ist unverkennbar und also unserer Stellung ihm gegenüber klar vorgezeichnet. Wir müssen wünschen, dass diese Deutschen, trotz der staatlichen Trennung und unbeschadet ihrer neuen staatsbürgerlichen Pflichten, die nationale und kulturelle Gemeinschaft mit uns bewahren,

*) In trefflicher Weise hat das soeben Fritz Speier dargelegt: „Die wirtschaftliche Bedeutung des Deutschtums im Ausland" (Vierteljahrsschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Heft 5, September 1910, S. 209 ff.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass ihr Deutschtum mit allen erlaubten Mitteln gestärkt und gefestigt werde. Nicht nur aus Nützlichkeitserwägungen und auf Grund von Wünschen, die sich auf Förderung deutschen Geisteslebens richten. Diese Deutschen draussen reden unsere Sprache, sie verkörpern unsere Eigenart, sie sind Blut von unserem Blut: es ist für uns Ehrensache, dass sie Deutsche bleiben. — Was auf dem letzten Kolonialkongress Ministerialrat Zahn für die Reichsangehörigen im Ausland forderte: „zielbewusste Stärkung der nationalen Widerstandskraft des Deutschtums, eifrige Pflege deutscher Sprache, deutschen Geistes, deutscher Sitte", das wird in vollem Umfange für das gesamte Auslanddeutschtum zu fordern sein. Was Zahn weiter verlangt: „Wahrung deutscher Staatsangehörigkeit unserer Auswanderer und kräftiger diplomatischer, konsularischer, maritimer Schutz", das ist nur für den engeren Kreis der Reichsangehörigen in der Fremde gedacht. Aber wenn die Reichsregierung in den angedeuteten Richtungen voranschreitet, wenn die in Aussicht genommene Abänderung des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit in zweckmässiger Weise erfolgt, wenn die Vorbildung unserer auswärtigen Beamten, namentlich für die Vertretung wirtschaftlicher Interessen, sich weiter vervollkommnet und die Verstärkung unserer Flotte nicht unzeitig gehemmt wird, so werden schon diese Tatsachen ihre Rückwirkung auf die Stellung des gesamten Auslanddeutschtums nicht verfehlen.

Unser Reich ist nach den Eingangsworten unserer Verfassung gegründet nicht nur „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechts", sondern auch „zur Pfege der Wohlfahrt des deutschen Volkes". Diese Verheissung braucht auch für das Auslanddeutschtum kein leerer Schall zu bleiben. Es lässt sich streng im Rahmen einer völkerrechtlich unbestritten zulässigen Einwirkung für das „Grössere Deutschland" noch manches tun. Das Reich hat bereits die Fürsorge für Auswanderer, die Erleichterung der Verbindungen über See, die Förderung der deutschen Auslandschulen auf sich genommen. Regierung und Reichstag haben die Möglichkeit, für die Sicherung und Pflege des Auslanddeutschtums über das bisher dankenswerter Weise Geleistete noch hinauszugehen. Man wird dabei in erster Linie an eine noch ergiebigere Unterstützung der deutschen Auslandschulen denken dürfen. Diese Schulen wirken anerkanntermassen vortrefflich. Es sind Musteranstalten, die nicht nur die deutsche Erziehung des deutschen Nachwuchses gewährleisten, sondern weit darüber hinaus dem Deutschtum Ansehen und Anerkennung gewinnen. Der Etatsposten für Auslandschulen hat der-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeit den Betrag von 850 000 Mark erreicht. Eine weitere namhafte Erhöhung würde angesichts der wesentlich grösseren Aufwendungen anderer Staaten für den gleichen Zweck von ausserordentlichem Nutzen sein. — Neben dem Staat hat die Kirche Interesse und Anteil an der Pflege des Auslanddeutschtums. Die kirchliche Versorgung deutsch-protestantischer Auslandgemeinden durch unsern Oberkirchenrat ist ebenso zu begrüssen wie die entsprechenden Bemühungen von deutsch-katholischer Seite. Was da in mannigfaltiger Weise von Staat und Kirche geschieht, das dient dem Auslanddeutschtum in seiner Gesamtheit. Was darüber hinaus von unseren grossen nationalen Vereinen angestrebt wird, das soll in den morgigen Verhandlungen der Sektion VI zur Sprache kommen. Hier, wo in erster Linie von staatlicher Fürsorge die Rede ist, mag neben dem vorhin geäusserten Wunsche einer stattlichen Steigerung unseres Auslandschulfonds zum Schluss nur noch eine sehr bescheidene Bitte vorgebracht werden.

Es ist eine besonders schmerzliche Lücke, dass für die wissenschaftliche Erforschung des Auslanddeutschtums unsere amtlichen Kreise noch keine wirksame Anstrengung gemacht haben. Gerade nach dieser Richtung könnte mit sehr geringen Mitteln unendlich viel Bedeutsames erreicht werden: für eine tiefere Erfassung der Geschichte unseres Volkstums, wie für die zuverlässige Ermittelung der Kräfte, die heute im Ausland deutsches Wesen vertreten. Hier erst sind die sicheren Grundlagen zu gewinnen für die eindringende Erkenntnis der Mittel, durch welche diese Kräfte in lebendigem Zusammenhang mit uns erhalten und für die planvolle Förderung deutscher Wirtschaft und Kultur nutzbar gemacht werden können.

Vielleicht entschliesst sich das Reich, hier zu helfen. Eine staatliche Unterstützung der auf das Auslanddeutschtum gerichteten Studien wäre wahrlich nicht weniger am Platz als alle die segensreichen Aufwendungen, die für internationale wissenschaftliche Zwecke so freigebig gemacht werden.

Syndikus **Ramelow**, Berlin: Es drängt mich, den Ausführungen des Herrn Referenten als Eideshelfer bezgl. Argentiniens zur Seite zu treten und zu bezeugen, welch köstlicher Schatz des Deutschtums dort jenseits des Ozeans besteht, leider bei uns im deutschen Vaterland viel zu wenig bekannt und gewürdigt. Das Verdienst, dass das Deutschtum über See uns erhalten geblieben, fällt in erster Linie dem Verein für das Deutschtum im Ausland zu, alsdann auch der opferwilligen Freigebigkeit der deutschen Kaufmannschaft jenseits des Meeres. Ich er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

innere an die Hunderttausende von Pesos, welche die deutsche Kaufmannschaft in Buenos Aires für die deutsche Schule, für die deutschen Krankenhäuser und für die deutsche Kirche in freigebigster, edelster Weise ausgegeben hat. Wenn auch der Wert des Deutschtums über See bei uns noch wenig bekannt ist, so ist doch zu hoffen, dass eine neue Zeit anbrechen wird, dass auch das offizielle Deutschland von dem Schatz des Deutschtums überzeugt wird. Ein Zeichen und Beweis ist die glänzende Mission des Generaloberst v. d. Goltz nach Argentinien. Wir schulden Herrn v. d. Goltz den grössten Dank dafür, dass er so freimütig und glänzend für das Deutschtum über See in Argentinien eingetreten ist.

Pfarrer **Grassmann,** Vahldorf, bestätigt aus 12jähriger Erfahrung in Johannesburg die Ausführungen des Herrn Referenten. Die etwa 6000 Deutschen Johannesburgs bringen in überwiegender Zahl für Schule und Kirche grosse Opfer. Das Deutschtum geht auch in den ländlichen Kolonien vorwärts. Auf landwirtschaftlichem Gebiet sind die Deutschen oft geradezu vorbildlich für die Landwirtschaft. Auch von den englischen Behörden, namentlich von Gouverneur Sir A. Lawley, ist ihr segensreicher Einfluss oft anerkannt worden. Bei den Behörden Deutschlands haben die Johannesburger Deutschen stets Entgegenkommen gefunden. Weniger Verständnis haben sie beim grossen deutschen Publikum gefunden. Das Deutschtum Südafrikas ist auch für das Vaterland von Wichtigkeit, weil, wie das englische Beispiel zeigt, in Südafrika der Handel wesentlich durch die Stärke des nationalen Elementes beeinflusst wird.

Kommerzienrat **Kohnke,** Berlin: Auf Grund 20jähriger Erfahrungen im Auslande kann ich die Ausführungen des Herrn Referenten fast durchweg bestätigen, namentlich hat er den Umstand richtig betont, dass für den Deutschen im Auslande seine Zugehörigkeit zur deutschen Nation ein sehr wertvolles Aktivum im Wettbewerb mit anderen Volksgenossen ist. Diese Zugehörigkeit garantiert ihm vielfach einen gewissen Vorzug, da man die deutschen Eigenschaften zu schätzen weiss. — Die Sprachkenntnis des Deutschen ist für den einzelnen allerdings von grossem Vorteil, denn er knüpft daraufhin mit allen Ländern viel leichter Verbindungen an, als z. B. die Engländer, welche sich vielfach auf Verbindungen mit ihren Landsleuten beschränken. — Wenn der Referent meinte, dass dem Engländer die Festhaltung seiner Nationalität dadurch erleichtert wird, dass er die allgemeine Wehrpflicht nicht zu erfüllen braucht, so kann ich das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht recht verstehen. Wenn er meint, dass dem Deutschen durch seine Wehrpflicht die Festhaltung seines Deutschtums erschwert wird, so kann ich mich dem nicht anschliessen; ich habe es in der Praxis für sehr nützlich erfunden, wenn die jungen Leute durch Erfüllung ihrer Wehrpflicht gezwungen waren, mit ihrem Vaterlande wieder einmal in gründliche Berührung zu kommen.

Dr. **Wirth,** Thalkirchen: Von der tieferen Kultur wird oft die höhere verschluckt. Ich hörte einst in Natal Deutsche untereinander sich auf Zulu unterhalten. Hoffentlich ist das jetzt nicht mehr. Rassenchemie ist zu untersuchen.

Die Italiener (34 Mill.) geben mehr ihrem Schulverein als die Deutschen (65 Mill.) dem ihrigen. Die Regierung müsste für wissenschaftliche Erforschung und praktische Unterstützung des Deutschtums mehr tun.

Dr. **Werthmann,** Freiburg-Br. Als Vertreter der katholischen caritativen Vereine erklärt er sein volles Einverständnis mit den Ausführungen des Redners. Er macht auf die energische Förderung des Deutschtums durch den St. Raphaelverein seit 40 Jahren aufmerksam, hebt die Erfolge des Deutschen römisch-katholischen Zentralvereins für Nordamerika, der verschiedenen Ordensgenossenschaften in Südamerika hervor und legt die Bestrebungen des Caritasverbandes für das katholische Deutschland dar, der eine Zentrale zu schaffen beschlossen hat, welche die Beziehungen der katholischen Auslandsdeutschen zum Mutterland zu pflegen und die Bestrebungen zur Erhaltung der deutschen Sprache und deutscher Sitte in der Fremde zu unterstützen bestimmt ist.

Pfarrer **Grisebach,** Witzenhausen: Der starke Optimismus des Herrn Referenten in bezug auf das deutsche Nationalbewusstsein ist erfreulich, doch geben die statistischen Zahlen Grund zu etwas Pessimismus. 32 Millionen Menschen in Nordamerika stammen aus Deutschland (Einhart); von diesen sprechen nur 12 Millionen deutsch. Darum muss das Nationalbewusstsein bei den deutschen Auswanderern geweckt werden. Peter Mühlenberg stimmte in Philadelphia für die englische Staatssprache, obgleich er ein Deutscher war. Die Abstimmung ergab Stimmengleichheit. Darum ist die Auswanderungsfürsorge des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer zu unterstützen. Seine Arbeit besteht in der Hauptsache:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. In der sachgemässen Beratung der Auswanderer, mit Rücksicht auf die subjektiven Verhältnisse des einzelnen;
2. der Leitung der Auswanderer in deutsche Gemeinden (Geleitskarten, Vertrauensmänner, Auswanderermissionen, Geldüberweisung);
3. Weckung des Nationalbewusstseins unter den Auswanderern durch Wort und Schrift;
4. in der Leitung direkt auf das Land, damit die Auswanderer nicht in den Städten hängen bleiben.

Ministerialrat Professor Dr. **Zahn**, München, gibt der Freude Ausdruck, wie sehr seine vom Referenten zitierten, beim vorigen Kolonialkongress gemachten Ausführungen durch den heutigen Vortrag ergänzt, erweitert, vertieft wurden. Die Erfahrungen, die Zahn selbst mit seinen einschlägigen Arbeiten machte, sind ihm besondere Veranlassung, die Anregungen des Redners wärmstens zu empfehlen. Von verschiedensten politischen und wissenschaftlichen Seiten wurden damals, als die reichsstatistische Arbeit über die Deutschen im Auslande erschien, diese Materialien begrüsst als willkommene Grundlage für die weitere Tätigkeit im Interesse des Deutschtums im Auslande. Es erscheint angezeigt, diese Arbeit auf den neuesten Stand zu bringen, was im Zusammenhang mit der Durchführung der Volkszählung 1910 vermutlich auch geschieht. Aber daneben bedarf es einer vertieften Erforschung des ausländischen Deutschtums im Sinne der Vorschläge des Redners. Dazu gehört aber Geld und nochmals Geld. Dieserhalb dürfte sich empfehlen, die bereits beim früheren Kongress gefasste Resolution zu wiederholen, die dahin geht: es möge die Kongressleitung bei der Reichsregierung durch eine motivierte Eingabe die „Förderung der wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums im Ausland" anregen, die Wiederholung der reichsstatistischen Arbeit über die Deutschen im Auslande befürworten und eine finanzielle Unterstützung der bestehenden Zentralstelle zur Erforschung des Deutschtums erbitten.

Prof. Dr. **Backhaus**, Aachen: Als Deutscher, der im Auslande tätig war, möchte ich meine volle Zustimmung zu den lichtvollen Ausführungen des Herrn Referenten aussprechen. Ich erkenne die hohe Bedeutung der deutschen Kolonien voll und ganz an, konstatiere aber, dass der Herr Vortragende uns soeben mitteilte, dass im Auslande mehr Millionen Deutsche existieren, als in den deutschen Kolonien Tausende. Auf absehbare Zeit wird Deutschland, wenn es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weltmacht werden will, der Auslandstätigkeit seiner Landeskinder grosse Aufmerksamkeit schenken müssen. Und das wird geschehen können, ohne den deutschen Kolonien dadurch Abbruch zu tun, denn das deutsche Volk ist stark genug, um sich beiden Problemen zu widmen. Es wird geschehen können, ohne mit anderen Nationen in Konflikt zu geraten, da sie den ehrlichen deutschen Wettbewerb nicht verübeln können, es wird geschehen zum grossen Vorteile neuer Länder, welche die deutsche Mitarbeit dringend wünschen. — In 4jähriger arbeitsreicher Tätigkeit zur Begründung einer landwirtschaftlichen Hochschule in Montevideo, Uruguay, auf Reisen in Argentinien und Brasilien habe ich besondere Kenntnisse und Erfahrungen gewonnen über die grossen Probleme, die für das Deutschtum in Südamerika in Betracht kommen. Dieser Erdteil, 33 mal so gross wie Deutschland, nur mit 60 Millionen bevölkert und erst zu etwa 1 Proz. durch Ackerbau aufgeschlossen, wird infolge seiner günstigen natürlichen Bedingungen in der nächsten Zeit einen grossen Aufschwung nehmen. Da ist es erwünscht, dass die Deutschen gegenüber Engländern, Franzosen, Italienern, Nordamerikanern nicht wieder zu spät kommen. Aber ich habe auch die Missstände kennen gelernt, die heute noch existieren. Der Deutsche ist für das Ausland vielfach nicht genügend vorgebildet, namentlich nicht für den Verkehr unter lateinischen Nationen. Er beherrscht nicht genügend deren Sprache, Literatur, Geschichte und Geographie, ist zu fremd ihren Sitten und Gewohnheiten. Das deutsche Kapital und die deutsche Arbeit sind nicht genügend auf korporative Grundlage gestellt, und die deutsche Auslandstätigkeit wird von der Heimat nicht genügend gefördert. Die Aufgaben zur Beseitigung dieser Missstände sind: eine bessere Vorbildung für die Auslandstätigkeit, ein regerer Austausch zwischen Elementen des Inlandes und Auslandes, indem Lehrer, Geistliche, Aerzte, Beamte, Kaufleute, Landwirte, Industrielle nach einer fruchtbaren Auslandstätigkeit wieder in ihr Vaterland zurückkehren, neue Kräfte hinausschicken und selbst zur Erziehung des Nachschubes beitragen, und schliesslich eine systematische Organisation des deutschen Kapitals und deutscher Arbeit für die Auslandstätigkeit. Ich werde demnächst über diese Ideen speziellere Arbeiten veröffentlichen und möchte nur hier betonen, dass meines Erachtens durch energische Befolgung dieses Programmes in höherem Masse zu Deutschlands Macht und Grösse beigetragen werden könnte.

v. Strantz Berlin: Nach der Feststellung deutsch-amerikanischer Forscher wird die Zahl deutschen Blutes auf 30 Mill. geschätzt, also

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein reichliches Drittel der weissen Bevölkerung Nordamerikas. Bei der Bedrohung des germanischen Elementes in der Union durch die romanisch-slawisch-irisch-jüdische Einwanderung erscheint es nicht ausgeschlossen, dass das Angelsachsentum Nordamerikas dem Deutschtum die Gleichberechtigung als Staatssprache zugesteht, die bei Gründung der Vereinigten Staaten nur durch die Abstimmung des deutschen Generals, des früheren Pastors Mühlenberg, für die englische Sprache eben diese geworden ist. Russlands Deutschtum beträgt allein an bäuerlichem Element 2 Millionen, so dass 3 Millionen Deutsche für das Zarenreich anzunehmen sind. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Schweiz, Belgien und Holland altes hoch- und niederdeutsches Volksgebiet sind, das leider immer mehr volklich und sprachlich durch Frankreich bedroht wird. Französisch macht stetige Fortschritte. Die Alliance française und die Societé pour la vulgarisation de la langue française unterstützen unter amtlicher diplomatischer Förderung jede Bestrebung zur Zurückdrängung der deutschen bzw. vlämischen Sprache. Die deutsche amtliche Vertretung setzte bisher dieser antideutschen Richtung der französischen Politik keinen Widerstand entgegen, obwohl diese Zurückhaltung dem Zurückweichen der deutschen Sprachgrenze und des angestammten deutschen Volksbodens Vorschub leistet. In Oesterreich und Ungarn sind je 1 Million Deutsche äusserlich verslawt und magyarisiert. Die Zahl des Deutschtums ist daher im Donaureich auf 15 Millionen zu veranschlagen. Auch hier dürfte die Nibelungentreue volklich und sprachlich auszumünzen sein, um die Vorherrschaft des deutschen Staates wieder zu sichern.

Pastor **Guhr**, Breslau: Der Herr Referent hat unter den Mitteln, welche geeignet sind, das Deutschtum im Auslande zu stärken, auch die Kirche erwähnt; das möchte ich unterstreichen. Das Christentum ist ja international, aber deswegen nicht gleichgültig gegen das nationale Leben. Der evangelischen Kirche ist die Vaterlandsliebe in die Wiege gelegt; in dem echt deutschen Manne Luther hat Evangelium und Deutschtum einen innigen und dauernden Bund geschlossen. So stärken wir das Deutschtum, auch das im Auslande, aus gesundem kirchlichen Interesse heraus, aber wir freuen uns auch darüber, dass durch unsere Arbeit das Auslandsdeutschtum gefördert wird. Als Mittel steht uns zur Verfügung: die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen im Auslande. Wo im Auslande in evangelischen Kirchen deutsch gebetet, gepredigt, gesungen wird, wo das deutsch-evangelische Pfarrhaus ein Mittelpunkt deutschen Lebens ist, da wird deutsche Sprache, Sitte und Kultur gefördert und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erhalten. Organe dieser kirchlichen Aufgabe sind neben Vereinstätigkeit und neben mehreren Landeskirchen der Deutsche Evangelische Kirchenausschuss, in welchem die deutschen Landeskirchen zusammengefasst sind. Doch diese kirchliche Aufgabe muss volkstümlich gemacht werden, und das ist die Aufgabe des Vereins, dessen Geschäftsführer ich zu sein die Ehre habe, des Vereins zur Pflege des deutschen evangelischen Lebens im Auslande (Sitz in Breslau). Es muss dahin kommen, dass bis in die kleinsten Gemeinden hinein das Interesse an dem Auslandsdeutschtum dringe.

Konteradmiral z. D. **Recke,** Kiel, berichtet kurz, dass nach seinen Erfahrungen die vaterländische Gesinnung bei den Deutschen im Auslande häufig naiver und wärmer sei als daheim; auch die politischen Gegensätze und Klassenunterschiede seien mehr ausgeglichen, in diesen Beziehungen seien die Deutschen im Auslande uns eher überlegen, als unterlegen.

Wenn die deutsche Kreuzerflotte — dem Flottengesetz entsprechend — in den nächsten 10 Jahren weiter ausgebaut sei, würden ausser stationären Kreuzern fliegende Geschwader von starken, grossen und von kleinen Kreuzern zur Hand sein, um dort eingreifen zu können, wo Reichsangehörige in Gefahr sind. Das vaterländische Selbstgefühl der Deutschen im Auslande würde durch diese gesetzmässige Entwickelung gestärkt und gestützt werden.

Prof. Dr. **Hoeniger,** Berlin, dankt für die wertvollen und mannigfach anregenden Ergänzungen, die in der Erörterung zutage getreten. Herrn Kommerzienrat Kohnke gegenüber bemerkt er, dass er seinerseits das Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht in England als ein Moment habe anführen wollen, das dem Engländer die Festhaltung seiner Staatsangehörigkeit im Auslande erleichtere. In der Beurteilung des Wertes der allgemeinen Wehrpflicht für die Erziehung des Deutschen stimme er mit Herrn Kohnke völlig überein. Auf die Ausführungen des Herrn v. Strantz könne er an dieser Stelle nicht eingehen. Mit vollster Genugtuung begrüsst der Referent schliesslich die von Herrn Ministerialrat Zahn eingebrachte Resolution, von der er eine nutzbringende Wirkung auf die Entschliessungen der hohen Regierung erwarte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die neuere Entwickelung Argentiniens.

Von Dr. **Karl Theodor Stöpel**, Heidelberg.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, nachmittags.)

Es ist mir die ehrenvolle Einladung zuteil geworden, auf dem diesjährigen Deutschen Kolonialkongress über die neuere Entwickelung Argentiniens zu referieren.

Ich bin diesem Auftrage mit grosser Freude gefolgt, um so mehr, als mir durch meinen mehrjährigen Aufenthalt im Lande selbst, sowie durch meine frühere amtliche Tätigkeit als Handelssachverständiger in Buenos Aires, ferner durch mehrere Studienreisen Gelegenheit gegeben war, mich mit den staats- und volkswirtschaftlichen Verhältnissen Argentiniens eingehend zu beschäftigen.

Die wesentlichsten amtlich-statistischen Angaben liegen hier separat als ergänzende Mitteilungen zu meinem Referate vor.*) Zugleich soll eine von mir vor kurzem im Verlage von Dietrich Reimer, Berlin, aus Anlass der Jahrhundertfeier der Argentinischen Republik im Massstab 1 : 2 000 000 herausgegebene Karte über die südliche Hälfte Südamerikas zur Erläuterung der hier eingehend zu behandelnden wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens dienen.

Wenn ich nun einen Versuch mache, in Anbetracht der nur kurz bemessenen Zeit den hochverehrten Anwesenden die wirtschaftliche Entwickelung Argentiniens darzustellen, so geschieht dies zugleich mit dem Wunsche, dass sich das Interesse in Deutschland noch mehr als bisher diesem zukunftsreichen Lande zuwenden möge.

Das Deutsche Reich muss nun allerdings in erster Linie bestrebt sein, seine eigenen Kolonien wirtschaftlich zu heben, was aber ohne Aufwendung bedeutender Kapitalien und Opfer unter teilweiser Zuführung seines überschüssigen Menschenmaterials kaum durchgeführt werden kann.

In letzter Zeit wurde wiederholt der Versuch gemacht, unser Nationalvermögen ziffernmässig festzustellen. Nach ungefähren Schätzungen beträgt dasselbe etwa 220 Milliarden, so dass wir schon heute nach den Vereinigten Staaten und Grossbritannien mit Frankreich an dritter Stelle stehen. Im europäischen Auslande und in Ueber-

*) Siehe die Tabellen am Schlusse des Vortrages.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

see sollen etwa 20 Milliarden deutsches Kapital angelegt sein, wovon auf Argentinien bis heute eine Milliarde fällt.

Doch diese Milliarden an mobilen und immobilen Werten repräsentieren noch nicht den wirklichen Reichtum des deutschen Volkes. Dieser steckt vielmehr in seinem jährlichen Bevölkerungszuwachs, der sich auf etwa 900 000 Köpfe beläuft.

Als Beweis, dass Deutschland sehr reich sei, ist in letzter Zeit meist zu politischen Zwecken in unserer Tagespresse angeführt worden, dass wir wohl imstande seien, unserem jährlichen Geburtsüberschuss mühelos im eigenen Lande Erwerb und Unterkunft zu verschaffen. Dies entspricht jedoch nicht den Tatsachen. Bei des Lebens hartem Kampf, bei Zunahme des Luxus und der gesteigerten Lebensbedürfnisse, herrscht doch in fast allen Berufszweigen — bei hoch und niedrig — ein Andrang und eine Ueberfüllung, die uns zu grossen sozialen Bedenken Veranlassung geben. Wer vermag noch in Abrede zu stellen, dass die nicht richtig bewerteten Arbeitskräfte trotz aller Fürsorge unserer Gesetzgebung in einem hochentwickelten Staatswesen zum grossen Teil gebunden bleiben?

Wenn auch unsere hochentwickelte Industrie und der Handel für immer neue Existenzmöglichkeiten sorgen, so muss doch eine weitsichtige Weltwirtschaftspolitik darauf bedacht sein, dass unser überschüssiges Menschenmaterial nicht unproduktiv an der Scholle kleben bleibt, sondern durch den nötigen Zwang zur Arbeit und den Drang nach Vorwärtsstreben hinausgetragen wird in Wirtschaftsgebiete, wo sich noch ein weites offenes Feld wirtschaftlicher Betätigung zeigt, wo deutsche Kultur, deutsche Sprache und deutsche Schulen sich vorfinden, mithin der deutsche Auswanderer zum mindesten in seiner Mehrzahl dem deutschen Volkstum erhalten bleibt.

Ein solches Land ist m. E. das heutige Argentinien, ein Land mit grossen Chancen und fast unbegrenzten Möglichkeiten — ein Land, das uns infolge seines gesunden Klimas, seiner eigenartigen Bevölkerung und Rassenzusammensetzung, sowie durch seine geringe Bevölkerungsdichte günstigere Existenzbedingungen bieten kann, als kaum ein zweites in der Welt.

Die Argentinische Republik bildet mit der im Westen angrenzenden Republik Chile das Dreieck, in dem der südamerikanische Kontinent ausläuft. Dieser ist mit seinen 18 Millionen Quadratkilometern Flächeninhalt fast doppelt so gross als Europa.

Argentinien hat einen Flächeninhalt von etwa 2 950 000 Quadratkilometern, ist also fast sechsmal so gross als das Deutsche Reich, bzw. zehnmal grösser als Italien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der argentinische Sommer entspricht dem europäischen Winter, die Jahreszeiten der beiden Länder sind also entgegengesetzt.

Die Bevölkerung schätzte man in diesem Jahre auf etwa 6,3 Millionen, wovon auf die Bundeshauptstadt Buenos Aires 1 200 000 Einwohner entfallen. Auch die übrigen Städte der Republik haben ihre Einwohnerzahl um ein Bedeutendes erhöht.

Es folgen die Städte:

	Rosario	mit 172 000	Einwohnern
	Cordoba	„ 95 000	„
Die Hauptstadt der Provinz Buenos Aires	La Plata	mit 95 000	Einwohnern
	Tucuman	„ 60 000	„
	Santa Fé	„ 48 000	„
	Mendoza	„ 39 000	„
	Bahia Blanca . . .	„ 35 000	„

Wie wir weiter unten aus der geschichtlichen Entwickelung des Landes ersehen, waren es zuerst die Spanier, die sich mit den unterjochten Indianern vermischten und die sogenannte Kreolenrasse bildeten. Sie bewohnten fast drei Jahrhunderte hindurch das ausgedehnte Land allein. Wenig Fremde hielten sich im Lande auf. Denn die Einwanderungsbewegung setzte verhältnismässig sehr spät ein, erst vor 100 Jahren, mit der Losreissung von Spanien. Wesentlich eingeschränkt wurde sie auch durch die Schreckenswirtschaft des Tyrannen Rozas in den Jahren 1835—1852 und durch die aufeinanderfolgenden Bürgerkriege.

Nicht uninteressant ist die Zusammensetzung der Bevölkerung des Landes nach Nationalitäten geordnet.

Dieselbe gestaltet sich nach der Einwanderungsstatistik der letzten 50 Jahre wie folgt:

Italiener . . .	1 800 000
Spanier	800 000
Franzosen . . .	190 000
Oesterreicher . .	57 000
Engländer . . .	42 000
Deutsche . . .	40 000
Schweizer . . .	30 000
Belgier	20 000
And. Nationalitäten	200 000
Zusammen:	3 179 000

Von diesen Eingewanderten gehören fast zwei Drittel zur romanischen Rasse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Fremdenstrom der letzten fünf Jahre brachte 1 417 000 Menschen nach Argentinien. Nach Abzug und Rückwanderung verblieben dem Lande in dieser Periode etwa 846 000 Personen. Namentlich sind es Italiener und Spanier, die in grossen Scharen zurückwandern, während das germanische Element, wenn auch in Minderheit, mehr und mehr sesshaft geworden ist.

Unter allen Fremden nimmt insbesondere das germanische Element eine geachtete Stellung ein, besonders das deutsche in der Handelswelt.

Von den etwa 18 000 Reichsdeutschen kommen die Hälfte auf Buenos Aires; in ihrer überwiegenden Mehrheit sind es Kaufleute, Architekten, Ingenieure und Gewerbetreibende. Meist sind sie in vorteilhaften Stellungen, ja grösstenteils in wohlhabenden Verhältnissen. Deutsche Firmen haben grosse Ländereien in ihrem Besitz. Grosse geschlossene deutsche Kolonien, ähnlich wie in Brasilien, gibt es in Argentinien nicht. Unsere Landsleute lehnten sich mehr, so z. B. in der Provinz Santa Fé, den Schweizerkolonien an. Deutsche Estanzias finden wir meist im Lande zerstreut, in grösserer Anzahl namentlich im Süden vor. Die wenigen Ackerbaukolonien der Deutschen oder Deutsch-Oesterreicher, wie die Kolonia Germania (Provinz Santa Fé) und Alemania in Entre-Rios sind in einem blühenden Zustande.

Die Zahl der Engländer wird auf etwa 21 000 angegeben. Die Engländer besitzen bedeutendere Landkomplexe als wir, zumal sie die Erbauer der argentinischen Eisenbahnen sind, wobei sie sich beizeiten grosse Länderkomplexe sicherten. Als englische Ackerbaukolonie kommt in erster Linie die vor Jahren gegründete Galenser Kolonie (Kelten aus der Grafschaft Wales) am Rio Chubut in Patagonien in Betracht.

Die Gesamtzahl der Franzosen wird auf 90 000 angegeben. Das französische Element ist stärker vertreten als das deutsche und englische und setzt sich hauptsächlich zusammen aus Ingenieuren, Technikern und Kleingewerbetreibenden. (Hotels, Restaurants, Friseur-, Mode- und Putzmachergeschäfte sind meist in Händen der Franzosen.)

Ethnographisch und kulturell haben die italienischen Einwanderer den grössten Einfluss auf die Landesbevölkerung ausgeübt. Fast alle Handwerker, Schuhmacher, Schneider, Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Drechsler sind Italiener, in der Hauptstadt sowohl wie in den kleineren Städten des Landes. — Auch finden wir besonders in Santa Fé einige hochentwickelte italienische Ackerbaukolonien. In Buenos Aires selbst ist fast ein Viertel der Bevölkerung italienischer Abkunft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weniger einflussreich sind die übrigen europäischen Nationalitäten.

Neger und Mulatten gibt es in Argentinien glücklicherweise nicht viele. Mangel an Plantagenarbeit machte ihre Verwendung frühzeitig weniger nötig. Auch wurde die Sklaverei in Argentinien bereits im Jahre 1825 aufgehoben, womit die Zufuhr von Negern aus Afrika aufhörte. —

Die indianischen Stämme früherer Zeiten, welche die heutigen Provinzen Argentiniens bevölkerten, sind fast so gut wie ganz verschwunden. In den Reservationen der Pampa Central und im Neuquen-Territorium finden sich noch einige hundert Familien vor, wo sie ein kümmerliches Dasein fristen. Auch in Patagonien gibt es heute fast keine Indianer mehr, nur noch auf Feuerland die gänzlich unkultivierten Pescheráhs. Die grösste Zahl unvermischter wilder Indianer dagegen (etwa 50 000) befinden sich in den nördlichen Wäldern des Gran Chaco, die teils dem Sprachstamme der Guaraní, teils dem der „Quichua" angehören und sich auch noch in Peru und Bolivien vorfinden, zum Unterschiede des araukanischen Sprachstammes, der einst in der Pampa Central, im Neuquengebiet und in Patagonien vorherrschend war.

Um die wissenschaftliche Erforschung der verschiedensten Indianerstämme Argentiniens hat sich besonders der italienische Ethnograph und Maler Boggiani grosse Verdienste erworben, der leider von den Indianern auf einer Studienreise ermordet wurde. Unser Landsmann, Dr. Lehmann-Nitsche, hat einen grossen Teil seiner hinterlassenen photographischen Aufnahmen zu anthropologischen Studienzwecken auf kleinen losen Tafeln veröffentlicht, wie Sie hier an der aufgestellten Tafel ersehen können.

Von dem kulturellen Einfluss der Jesuiten auf die Indianer, besonders in Paraguay, auf die zivilisierten Guarani, geben die wenigen Kunstwerke früherer Zivilisation aus der Zeit vor der Zerstörung der Jesuiten-Missionen Aufschluss.

Die progressive Zunahme der Einwanderung in den letzten Jahren zeigt uns die Aufnahmefähigkeit dieses jungen Kulturlandes. Die Bevölkerungsdichte in Argentinien ist im Vergleich zu Deutschland noch sehr zurück. Es haben noch bequem 100 Millionen Menschen in jenem Lande Platz, die bei günstigen klimatischen Verhältnissen ein sicheres Fortkommen finden.

Die geringe Bevölkerungsdichte des Landes liegt schon in seiner Geschichte begründet, die ich hier nur oberflächlich berühren kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Jahre 1515 erschienen die ersten Europäer (die Spanier) unter Don Juan Diaz de Solis in den Gewässern des La Plata (Silberstromes). Man glaubte, von hier aus den nächsten Weg in das silber- und goldreiche Peru zu finden.

Nach der Ermordung Diaz de Solis durch Indianer erschien 1520 der Portugiese Don Hermando de Magallanes, 1526 folgte ihm der Spanier Gabotto und unter der Regierung Karls V. Pedro de Mendoza mit einer Flotte von 14 Schiffen und 2000 Mann, worunter auch viele Deutsche. Man gründete 1536 Santa Maria de Buenos Aires und fünf Jahre später, 1541, die heutige Hauptstadt von Paraguay, Asuncion.

Unter Mendozas Geschwader waren auch einige deutsche Handelsschiffe, die der Neithart & Welser in Nürnberg, die bis zu den argentinischen Gestaden vordrangen, besonders aber auch in der Besitzergreifung Venezuelas zur damaligen Zeit eine wichtige Rolle spielten. — Unter den deutschen Landsknechten finden wir Namen wie Schmiedel aus Straubing, Hohermuth aus Speyer und Federmann aus Nürnberg.

Die Kämpfe mit den Indianern dauerten Jahrhunderte hindurch: man gewann ihnen immer mehr Land ab, doch regierte man nach dem bekannten spanischen Kolonialsystem, das in rücksichtsloser Ausbeutung des Volkes durch Kirche und Staat bestand. Prohibitivmassregeln und Monopole verhinderten die Ausfuhr der eigenen Landesprodukte, indem die Spanier unbegreiflicherweise das Eingangstor Südamerikas, den Hafen von Buenos Aires, geschlossen hielten, zugunsten des Puerto Bello am Isthmus von Panama.

Angeregt durch die Eroberung Spaniens durch Napoleon und die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika schüttelte das Argentinische Volk in einer unblutigen Revolution am 25. Mai 1810 die spanische Herrschaft ab. Ein vorheriger Versuch der Engländer, das Land unter Beresford und Whitelocke in Besitz zu nehmen, missglückte. Es begannen jetzt die Unabhängigkeitskriege in ganz Südamerika, die mit der spanischen Kolonialwirtschaft endgültig aufräumten. General San Martin befreite Chile. Es folgte eine Reihe entsetzlicher Bürgerkriege, in welchen Ehrgeizige um die Herrschaft stritten. Unter dem Diktator und Tyrannen Roza stagnierte der wirtschaftliche Fortschritt des Landes vollständig. Dieser flüchtete 1852 nach England, aber die Kämpfe nahmen kein Ende. Argentinien verbündet sich mit Brasilien und Uruguay und besiegt die Paraguayaner unter ihrem Tyrannen Lopez. Unter Bartolomae Mitre und General Sarmiento nahm das Land besonders durch das öffentliche Erziehungswesen einen grossen Aufschwung. Unter dem Präsidenten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Avellaneda säuberte General Roca, der spätere Präsident, die zentralen Provinzen Argentiniens von den Ueberresten der Indianer, die durch ihre räuberischen Einfälle einer wirtschaftlichen Entwickelung hinderlich waren.

Durch diesen Vernichtungskrieg gegen die Indianer wurden weit ausgedehnte Länderstrecken als neues erstklassiges Besiedelungsland frei, und die Einwanderung konnte in verstärktem Masse einsetzen.

Wenn auch im letzten Vierteljahrhundert die politischen Verhältnisse manches zu wünschen übrig liessen und das Land durch sogenannte kleinere Revolutionen beunruhigt wurde, so konnte man diese doch immer rasch unterdrücken. Der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung des Landes stellt mächtigere Interessen in den Vordergrund als die Putsche einzelner Parteien und Unzufriedener. Sie werden meist als grosse Revolutionen in die Welt hinausposaunt, aber ebenso rasch und energisch niedergeschlagen.

Die grossen Erfolge der eingewanderten Ausländer beweisen fast auf allen Gebieten der argentinischen Volkswirtschaft zur Genüge, dass wir in dem jungen Kulturstaat „Argentinien" ein Kind der Neuzeit zu erblicken haben, das in kurzer Zeit ein grosses Stück zivilisatorischer Arbeit verrichtet hat und sich ruhig mit jedem Kulturstaat der alten Welt messen kann. Vor allem ist es der riesenhafte Aufschwung seiner Landwirtschaft und Viehzucht, der uns überrascht und in Erstaunen versetzt.

Das äusserst günstige Klima, sowie der im Ueberfluss vorhandene ausgezeichnete Boden, ist wohl eine Hauptursache der raschen Entwickelung. Hierzu kommt noch, dass der Landarbeiter in Argentinien eine viel längere Zeit (4 bis 6 Monate) zur Bestellung der Felder zur Verfügung hat, also man weniger Arbeitskräfte nötig hat, als bei uns. In der argentinischen Ackerbauzone gibt es keine Schneefälle; die Vegetation hört auch im Winter nicht auf und das Vieh ist Jahr aus Jahr ein auf der Weide. Der ebene Boden lässt die Maschinenarbeit überall zu. Säemaschinen, Schneidemaschinen, Dampfdreschmaschinen erfordern wenig Arbeitskräfte und vermindern ungemein die Produktionskosten. All diese günstigen Umstände setzen den argentinischen Bauer in die Lage, wesentlich billiger zu produzieren als er es in Europa tun könnte. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass dem Einwanderer durch liberale Methoden das Land in jeder Weise leicht zugänglich gemacht wird.

So ist es z. B. möglich, das Land durch Kauf unter günstigen Zahlungsbedingungen in drei- bis fünfjährigen Raten zu erwerben, oder man kann es auch gegen Barzahlung mieten, wobei sich die Höhe der Pacht je nach den einzelnen Fällen richtet. Man erhält Land zu einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jährlichen Pacht von 6 bis 10 Pesos, während es wieder italienische Arbeiter gibt, die 30 bis 40 Pesos pro Hektar bezahlen, allerdings dann meist nur, um auf dem gepachteten Land Raubbau zu betreiben. Schliesslich ist auch die Form der Halbpacht eine von solchen Leuten viel begehrte, die nur wenig Kapital zur Verfügung haben. Sie erhalten das Land mit allen Betriebsmitteln, doch müssen sie die Hälfte der Ernte dem Grundbesitzer abliefern.

Die unter Kultur zu nehmenden Flächen nimmt man allgemein mit einem Drittel der Gesamtoberfläche Argentiniens an: $^1/_3$ = 100 Millionen Hektar, kommt für die Viehzucht in Betracht.

Lahitte unterscheidet drei grosse Kulturzonen: die nördliche, zum Teil mit subtropischem Klima, die mittlere, die Zone der Cerealien und des Weinbaues, und die südliche Zone, in der die Viehzucht vorherrschend ist. Der Ackerbau wird hier auch noch an Ausdehnung gewinnen, sobald dieser Teil des Landes neu besiedelt und durch Eisenbahnen aufgeschlossen ist.

Bezüglich der Bewertung des Grund und Bodens ist momentan keinerlei Grundlage vorhanden, diesen Wert zu fixieren. Bei einem in Entwickelung begriffenen Lande wie Argentinien können Wertsteigerungen eintreten, die überhaupt nicht vorauszusehen waren. Neben allgemeinem Fortschritt sind Bau von Eisenbahnen, gute Ernten, die Grundwasserverhältnisse, Luzernekulturen, Quebrachowälder und andere wichtige Faktoren in Betracht zu ziehen. Ich habe im Jahre 1906 einen vorzüglichen Kamp besichtigt, etwa 6 Leguas Land = 60 000 Morgen, ungefähr 50 Kilometer nördlich von Santa Fé, welcher zum Verkauf ausgeschrieben war, der Hektar zu 70 Pesos. Der Grund und Boden, aus Luzernekulturen bestehend, war vier Jahre an die Fleischextrakt-Gesellschaft in St. Elena für Viehzucht verpachtet. Der Verkauf wurde perfekt, und schon nach vier Jahren besitzt dieser Boden den dreifachen Wert. So könnte ich noch zahlreiche andere Beispiele anführen, besonders aus den Weinbaudistrikten Mendozas, wo ähnliche Verhältnisse sind. Allerdings ist dieser Kamp günstig gelegen und wird von zwei Eisenbahnen durchschnitten. Der zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzte Boden, der nach dem letzten Census mit 12 Milliarden bewertet ist, kann nach 5 Jahren schon das Doppelte und mehr wert sein.

Unser früherer landwirtschaftlicher Sachverständiger, Professor Dr. Kärger, machte den etwas problematischen Versuch, die argentinische Weizenzone festzustellen und kam zu dem Resultat, dass diese 64 Millionen Hektar umfassen dürfte, während Fliess für das ganze Weizengebiet 96 Millionen Hektar annahm. Ich glaube, dass man die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

argentinische Weizenzone überhaupt nicht streng abgrenzen kann, doch soviel steht fest, dass Argentinien ein Weizengebiet besitzt, das an Flächeninhalt das Deutsche Reich übertrifft, wobei Sumpf- und Weideflächen in Berücksichtigung gezogen sind. Die Weizenkultur Argentiniens beträgt also nicht ganz ein Drittel sämtlicher unter Kultur genommenen Flächen, die nach Lahitte 190 000 Quadratkilometer oder 19 Milionen Hektar betragen. Der Nationalzensus von 1895 gibt die Anbauflächen für sämtliche Kulturarten mit nicht ganz 5 Millionen Hektar an.

Aus Angeführtem erhellt, dass Argentinien seine Weizenzone noch um ein Bedeutendes ausdehnen kann und unter den Weizen produzierenden Ländern auf dem Weltmarkt bald an erster Stelle stehen wird.

Heute rangiert in seiner Weizenausfuhr Argentinien direkt nach den Vereinigten Staaten mit etwa einem Viertel der im ganzen zur Ausfuhr gelangenden Weizenmengen der übrigen Länder.

In der Mais- und Leinsaatausfuhr ist heute Argentinien allen übrigen Ländern vor und hat hier bereits seine Schwesterrepublik, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, überflügelt. Die argentinische Leinsaatproduktion umfasste im Jahre 1908 zwei Drittel der gesamten Produktion auf dem Weltmarkte.

Auf den grossen Estanzias, besonders in der mittleren Region der Cerealien, werden von Jahr zu Jahr immer grössere Flächen mit Weizen, Mais und Leinsaat bepflanzt, meist in dreijähriger Aufeinanderfolge. Alsdann verwendet man diese Flächen wieder für die Viehzucht durch Anlage neuer Alfalfafelder, wodurch ein viel besseres Futter erzielt wird als früher im unbebauten Kamp. Die Luzernekultur beträgt heute bereits fünf Millionen Hektar. Nur etwa ein Zehntel ist für den Schnitt bestimmt, der Rest wird abgeweidet.

Aus den Tabellen ist zu ersehen, dass auch die übrigen Kulturarten in den letzten 50 Jahren seit dem Zensus 1895 sich bedeutend vermehrten, so hat sich das Areal der Weinberge mit 122 000 Hektar verdreifacht. Zuckerrohr wurden 70 000 Hektar kultiviert.

Der Anbau der Fruchtbäume hat sich verdreifacht, in erster Linie Pfirsich- und Orangenbäume, nur die Anpflanzung des Tabaks hat um 6000 Hektar einen Rückgang zu verzeichnen. In Tucuman erzielt man bei der Tabakernte 1500 kg pro Hektar, die besseren Qualitäten gedeihen in den nördlichen subtropischen Territorien. Sobald diese durch Eisenbahnen aufgeschlossen sind, werden die Tabakkulturen wieder zunehmen, so dass die deutsche Zigarrenindustrie bald einen Teil ihres Bedarfes an Rohtabaken in Argentinien selbst decken könnte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es entstehen im Lande jährlich neue Kulturarten, sowohl unter den Industrie- wie Futterpflanzen, die fortgesetzt neue Werte schaffen. Der Gerstenbau dürfte noch zur Förderung der einheimischen Malz- und Bierindustrie einen Aufschwung erfahren. Zur Erhöhung der Zuckerproduktion ist man auch dazu übergegangen, Zuckerrüben anzupflanzen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, besonders unsere deutschen Spinner auf den Norden Argentiniens aufmerksam zu machen. In der nördlichen subtropischen Zone, besonders in den Territorien Chaco, Misiones, Formosa und der Provinz Corrientes befinden sich ausgedehnte Bodenflächen, die durch ihre Beschaffenheit sich für Anpflanzung von Baumwolle und sonstigen Industriepflanzen eignen. Englische und nordamerikanische Studienkommissionen haben jene Gebiete bereits bereist und sich betreffs der vorzüglichen Qualität der dort schon versuchsweise angepflanzten Baumwolle und der Baumwollnessel — eine in China heimische Pflanze, die vegetabilische Seide liefert — sehr anerkennend ausgesprochen. Hier müsste ein Syndikat deutscher Spinnereien im Verein mit deutschen Kapitalisten eingreifen, um eine Studienkommission in jene Distrikte zu entsenden und sich noch einen Teil zu sichern, bevor die Amerikaner und Engländer alles Land mit Beschlag belegt haben.

Eine sehr dankbare Aufgabe wäre es ferner für unseren landwirtschaftlichen Sachverständigen, Herrn Dr. Pfannenschmidt, einen eingehenden Bericht auch über die anderen dort heimischen und noch wenig bekannten Textilpflanzen, wie z. B. die Caranday-Palme, Chagua und Caraguata und andere, die besonders wertvolle Fasern liefern, unserem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee einzusenden.

Der Wert der argentinischen Ackerbauproduktion wurde vom Ackerbauzensus des Jahres 1908 auf 1½ Milliarden Mark geschätzt.

Nächst dem Ackerbau bildet die Viehzucht eine der Hauptquellen wirtschaftlichen Reichtums Argentiniens. Wie Sie aus den Tabellen ersehen, hat sich der Viehstand in den letzten 15 Jahren weiter günstig entwickelt. Der Wert desselben hat sich nahezu verdoppelt, man schätzt ihn auf 2648 Millionen Mark.

Das Ackerbau- und Viehzuchtland mit Inventar, Maschinen und Gebäuden repräsentiert einen Gesamtwert von 15½ Milliarden Mark, wovon die Hälfte allein auf die Provinz Buenos Aires entfallen dürfte.

Blicken wir auf ein Menschenalter zurück, so finden wir die argentinische Viehzucht im primitivsten Zustande. Das Kampvolk war noch ungebildet. Rindvieh und Pferde wurden nur wegen der Haut, Schafe wegen der Wolle gezüchtet. Das Fleisch war fast wertlos. Erst durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Einfluss der fremden Einwanderung war es möglich geworden, die Viehzucht durch Kreuzung des minderwertigen einheimischen Viehes auf den heutigen blühenden Stand, der mustergültig genannt werden kann, zu heben. Durch Zucht und Pflege hat sich der Wollertrag eines Tieres verdreifacht.

Unglaubliche Preise werden heute für eingeführte Zuchttiere geeigneter Rassen bezahlt. Gibt es doch Estanziabetriebe, die sich lediglich mit der Aufzucht von edlem Rassenvieh beschäftigen. Wenn wir auch in Argentinien einige deutsche mustergültige Estanzias vorfinden, so vermisst man doch vielfach die Söhne deutscher Grossgrundbesitzer. Meist sind es Söhne Hamburger Familien oder auch junge Engländer und Belgier, die sich das Kampland gründlich ansehen und hier praktische Studien machen.

Der Viehstand Argentiniens beträgt heute 29 Millionen Rinder, 67 Millionen Schafe und 7½ Millionen Pferde. Argentinien nimmt also in seinem Rindviehbesitz nach Ostindien und den Vereinigten Staaten die dritte Stelle ein. Auch in seinem Pferdebestand ist es nach dem europäischen Russland und den Vereinigten Staaten an dritter Stelle. In seinem Schafbesitz nimmt es nach Australien die zweite Stelle ein. Auf die mit der Viehzucht zusammenhängende Saladero- und Fleischgefrierindustrie werde ich bei der industriellen Entwickelung zurückkommen. Besonders letztere besitzt in volkswirtschaftlicher Hinsicht bei unserer momentanen Fleischteuerung eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Das Haupthindernis in der Einfuhr von gefrorenem argentinischen Fleisch nach Deutschland ist nicht allein der hohe Zoll von 45 Mark pro Doppelzentner, sondern die prohibitiv wirkenden Bestimmungen des deutschen Veterinärpolizeigesetzes, die eine Einfuhr überhaupt ausschliessen. Eine Beseitigung dieser Bestimmungen erscheint im Interesse einer richtigen Volksernährung dringend geboten.

Die landwirtschaftliche Ausstellung in Buenos Aires 1910 hat gezeigt, dass Argentinien einen aufnahmefähigen Markt für deutsches Rassenvieh besonders zur Milchwirtschaft abgeben kann.

Mit der Landwirtschaft und Viehzucht hat auch das Eisenbahn- und Verkehrswesen sowie die Schiffahrt einen grossen Aufschwung genommen. Die Hauptflüsse sind bis weit in das Innere des Landes schiffbar und bilden vorzügliche Verkehrsstrassen besonders für die reichen Bodenerzeugnisse und Viehzuchtprodukte. Ein mit dem Flusssystem in Verbindung stehendes Eisenbahnnetz ergänzt die Beförderungsmittel. Heute verfügt Argentinien über 26 000 km Schienenlänge und weitere 7000 Kilometer wurden verschiedenen Eisenbahngesell-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften übertragen. Von den drei Hauptverkehrszentren, Buenos Aires, Rosario und Santa Fé, erstreckt sich das Eisenbahnnetz weit über das ganze Land bis zur bolivianischen Grenze im Norden, Chile im Westen und Bahia Blanca im Süden. Vom Hafen von San Antonio bis zum See Nahuelhuapi und von hier südlich und südwestlich bis zum Hafen von Deseado versucht die argentinische Regierung, Patagonien aufzuschliessen, ebenso im Norden die Territorien Gran Chaco und Formosa. Der grösste Teil des argentinischen Eisenbahnnetzes gehört englischen Privatgesellschaften, die es nur ungern sehen, wenn sich noch anderes Kapital am argentinischen Bahnbau beteiligt. Die englische Presse hat wiederholt versucht, deutsches Kapital abzuschrecken, da sie von der Rentabilität der Bahnen vollkommen überzeugt ist, zudem die argentinische Regierung seit Jahren Zollfreiheit für das nötige Eisenbahnmaterial gewährt.

Im Jahre 1908 waren etwa für 3400 Millionen Mark Eisenbahnen im Lande angelegt. Davon kommen 85 Prozent auf die Engländer, 10 Prozent auf die Regierung und 5 Prozent auf die Franzosen. Dass das deutsche Kapital sich fast gar nicht am argentinischen Eisenbahnbau beteiligt hat, ist fast unverständlich, um so mehr, als unsere Eisenindustrie nach grossen Absatzgebieten suchen muss, wozu sie doch in Argentinien die beste Gelegenheit hätte. Wie wir weiter unten sehen werden, stehen wir in der argentinischen Einfuhr an zweiter Stelle nach England. Den Vorsprung, den England im Handelsverkehr mit Argentinien gegenüber uns einnimmt, ist lediglich den in englischem Besitz befindlichen Eisenbahnen zuzuschreiben. England lieferte allein im Jahre 1908 für 100 Millionen Mark Kohlen und Eisenbahnmaterial nach Argentinien, und zwar zum grössten Teil zollfrei. Es dürfte vielleicht auffallen, dass so wenig Eisenbahnen von der argentinischen Regierung selbst gebaut werden. Dies ist keineswegs ein Fehler, da die argentinische Regierung vorerst das Material vom Ausland beziehen muss und ein grosses Interesse daran hat, möglichst viel fremdes Kapital im Lande angelegt zu sehen. Der Staat hat sich wiederholt veranlasst gesehen, fertiggebaute Bahnen an englische Gesellschaften zu verkaufen. So z. B. wurde in diesem Jahre die Transandinische Bahn für 40 Millionen Pesos an eine englische Bahn abgetreten. Mit diesem Erlös beabsichtigt man, einen 50 Kilometer langen Kanal anzulegen, wodurch man hofft, durch künstliche Bewässerung weite Länderstrecken der Kultur zuzuführen. Auf die Fruchtbarkeit Patagoniens ist von verschiedenen Studienkommissionen hingewiesen worden. Wäre es denn nicht möglich, nach all den vorausgegangenen, im Sande verlaufenen Projekten, in jenen Gebieten eine deutsche Ansiedelungsgesell-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaft zu gründen, und zwar in Verbindung mit einer deutschen Schiffahrts- und Eisenbahnbau-Gesellschaft? Die führende Rolle dieser Gesellschaft müsste die Hamburg-Südamerika-Linie übernehmen, die doch gerade an der Entwickelung ihrer Patagonialinie das grösste Interesse haben muss. Schon der verstorbene Generaldirektor Wiegand hat auf ein ähnliches Projekt am Hafen von San Antonio hingewiesen, wo ihm bei seinem Besuch die argentinische Regierung bereitwilligst ein grösseres Areal zur Verfügung stellen wollte.

In derselben Weise wie die Eisenbahnen entwickelte sich der Schiffsverkehr. Aus den Tabellen lässt sich der Tonnengehalt des gesamten Schiffahrtsverkehrs im Hafen von Buenos Aires erkennen. Derselbe hat sich in den letzten zehn Jahren nahezu verdoppelt, indem er in diesem Jahre, zur 100jährigen Zentenarfeier, die stattliche Tonnenzahl von 14½ Millionen erreicht. Deutschland steht im argentinischen Schiffahrtsverkehr nach England an zweiter Stelle. Auf der Karte finden wir die 25 Hauptdampferlinien eingezeichnet, die den Verkehr mit Südamerika vermitteln.

Es ist erfreulicherweise zu konstatieren, dass unsere deutschen Reedereien in regen Wettbewerb mit den anderen Nationen getreten sind. Voran steht heute die verhältnismässig noch junge, aber vorzüglich geleitete Hamburg-Südamerika-Linie. Sie bildet den vermittelnden Faktor bei der Neubesiedelung Patagoniens. Bei der mit einem Kapital von 6 Millionen gegründeten deutschen Reederei-Vereinigung ist sie mit 16 Prozent beteiligt.

Im Hafen von Buenos Aires findet augenblicklich ein reger Wettbewerb bei Verbesserung der Hafenverhältnisse statt, bei denen erfreulicherweise u. a. auch die deutsche Weltfirma Ph. Holzmann & Co. in Frankfurt a. Main mit Aufträgen von mehreren Millionen beteiligt ist.

Die übrigen Häfen Argentiniens, von La Plata und Bahia Blanca, sowie die für die beiden Hauptströme, den Rio Paraná und den Rio Uruguay, in Betracht kommenden, wie Rosario, Santa Fé, Santa Elena, Concordia usw., erfreuen sich einer fortgesetzt günstigen Entwickelung. Auch hier ist bei den Neuanlagen deutsches Kapital beteiligt.

Ein verhältnismässig noch wenig entwickelter Teil der argentinischen Volkswirtschaft ist das Bergbauwesen.

Die zur Ausfuhr gelangten Mineralprodukte im Jahre 1908/09 bewerten sich kaum mit 3½ Millionen Mark. Die Bergwerksverhältnisse, wie sie von Brackebusch und in letzter Zeit von Stappenbeck geschildert wurden, sind auch heute noch zutreffend. Doch wenn sich die neuesten Nachrichten bestätigen, dass die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz bei Mendoza ein wirkliches Steinkohlenlager von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grosser Mächtigkeit erbohrte, so dürfte dies für die spätere industrielle Entwickelung Argentiniens von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung sein. Ueber das Kohlenvorkommen in Argentinien habe ich 1905 ausführlich berichtet und diverse Kohlenmuster aus verschiedenen Teilen Argentiniens, dem Neuquen-Gebiet und Mendoza, durch Bergassessor Everding der Geologischen Landesanstalt, hier, zu wissenschaftlicher Bestimmung und Prüfung übersandt. Die Resultate von damals sind mir nicht bekannt geworden. Bodenbender sowie Hauthal haben eigentliche, wirkliche Steinkohlenlager bis jetzt nach früher untersuchten Mustern angezweifelt.

Sobald sich obige Nachricht bestätigt, wird das Minenwesen Argentiniens einen Riesenaufschwung erfahren. Gerade das billige Brennmaterial war bis jetzt nicht vorhanden, um an Ort und Stelle die Verhüttung von Erzen vorzunehmen.

Als hauptsächlichste Mineralien kommen in Betracht: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Antimon, Zinn, Wolfram, Vanadium, Kohle, Borax, Steinsalz, Edelsteine, Petroleum usw.

Im Nachstehenden wollen wir nun an der Hand der argentinischen und der deutschen Reichsstatistik die handelspolitischen Beziehungen Argentiniens zu den einzelnen Ländern einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Leider haben wir immer noch nicht eine internationale Vergleichsstatistik der Ein- und Ausfuhrzahlen der einzelnen Länder unter sich, die uns ein kurzes Gesamtbild über die Tatsachen der aufgeführten Ziffern geben. Als vorbildlich in der Art der Zusammenstellung können die im Commercial America von der Handelsabteilung des Ministeriums in Washington herausgegebenen Daten gelten.

Die deutsche Statistik führt ihre Werte nach dem wirklichen Werte auf. Die argentinische dagegen nimmt den Wert der Ware unter Zuschlag von Fracht und Versicherung im argentinischen Zolldepot an, der zumeist weit über dem wirklichen Durchschnittswerte steht.

Die Orderverschiffungen kommen in der argentinischen Statistik für die einzelnen Bestimmungsländer nicht zum Ausdruck.

Grossbritannien nimmt in der Einfuhr seiner Waren in Argentinien mit 99 Millionen Gold-Pesos im Jahre 1909 mit etwa einem Drittel der Gesamteinfuhr teil. Ihm folgt Deutschland bzw. Nordamerika mit etwa je 44 Millionen Pesos. Von andern Ländern halten sich Frankreich und Italien in ihren Einfuhrziffern ungefähr die Wage. Noch wenige Jahre zurück, war die englische Einfuhr grösser als die deutsche, nordamerikanische und französische zusammengenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Bild ersterer hat sich zugunsten letzterer verschoben. Betrachten wir die Einfuhrtabelle des Deutsch-Argentinischen Zentralverbandes für einzelne Warengattungen, so sucht Nordamerika uns bei Einführung seiner Produkte den Rang streitig zu machen. Dies ist ihm auch teilweise gelungen, besonders in landwirtschaftlichen Maschinen, Ackerbaugeräten, Transportmitteln und Baumaterialien, während wir bei der Elektrotechnik, den Papierwaren, Farben, chemischen Stoffen und Baumwollstoffen ihnen gegenüber das Feld behaupten.

Erfreulicherweise ist zu konstatieren, dass wir im ersten Halbjahr 1910 für 40 Millionen Mark mehr Waren ausgeführt haben als im gleichen Zeitraum des Jahres 1909.

Die auffallend grosse Zunahme von Deutschlands Einfuhr im laufenden Jahre ist wohl teilweise unserer starken Beteiligung an den Ausstellungen der Zentenarfeier zuzuschreiben. Erst wenn die ausgestellten Waren Käufer gefunden, dürften sie endgültig zur Einfuhr gerechnet werden. Nach der Statistik des Deutschen Reiches hat sich sowohl unser Einfuhr- wie Ausfuhrhandel mit Argentinien während der letzten zehn Jahre verdreifacht.

Die argentinische Handelsbilanz zeigt uns Argentinien als eines der wohlhabendsten und fortschrittlichsten Länder der Welt. Sein Aussenhandel hat zwei verschiedene Phasen durchgemacht; von 1869 bis 1890 überwog die Einfuhr die Ausfuhr, während von 1891 ab die letztere die Einfuhr bedeutend übertraf. Im Jahre 1900 war der gesamte Aussenhandel auf 1172 Millionen Mark angewachsen, und im Jahre 1909 erreichte er die enorme Summe von 2800 Millionen Mark, übertrifft also nicht nur den aller übrigen Länder Südamerikas, sondern auch den Aussenhandel von Japan und China. Mit andern Worten: Argentinien mit 6½ Millionen Einwohnern ist stärkerer Käufer und Verkäufer als Japan mit 49 und China mit 400 Millionen Einwohnern.

In der nach Wirtschaftsjahren im Anhange zusammengestellten Tabelle während der letzten sieben Jahre überwiegen die Ackerbauerzeugnisse die Viehzuchtsprodukte um 50 Prozent, und im Rekordjahr 1907/08 sogar um 100 Prozent. Dieses Ueberholen der Werte der Ackerbauerzeugnisse über die der Viehzuchtsprodukte tritt im Wirtschaftsjahr 1903/04 zum erstenmal in Erscheinung.

Der Rückgang bzw. Ausfall in der landwirtschaftlichen Produktion in diesem Jahre liegt in der geringeren Weizen-, Mais- und Leinsaaternte des Vorjahres begründet.

Die bisherige wirtschaftliche Entwickelung Argentiniens muss selbstredend auch in seinen vermehrten Zolleinnahmen zum Ausdruck

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen. Am Anfang des letzten Dezenniums 1902 hatte man in den Zolleinkünften einen Rückgang zu verzeichnen, worin sowohl die Wirtschaftskrisis aus jener Zeit als der Grenzstreit mit Chile zum Ausdruck kam. Doch schon im Jahre 1903 und den darauf folgenden Jahren beobachteten wir mit Beseitigung der Zuschlagszölle eine erhöhte Kaufkraft des Landes. Ende 1909 hatte sich die Zolleinnahme gegen 1900 verdoppelt.

Nachdem wir nun die Hauptzweige der argentinischen Volkswirtschaft in ihrer Eigenart kennen gelernt, sei mir noch gestattet, die industrielle Entwickelung Argentiniens einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Es ist auffallend, dass bei uns die industrielle Entwickelung Argentiniens vielfach noch als ganz unbedeutend hingestellt wird, indem man anführt, es fehle in dem Lande an den beiden Hauptfaktoren Eisen und Kohlen. Mag dies auch auf den ersten Blick so erscheinen, so sind doch bei näherer Umschau bedeutende industrielle Unternehmungen im Lande, besonders solche, die auf Landwirtschaft und Viehzucht und deren Produkten beruhen. Es genügt, wenn ich Ihnen hier die Tatsache anführe, dass heute bereits die jährliche industrielle Produktion Argentiniens mit 2¼ Milliarden Mark die Gesamteinfuhr im Werte von 1100 Millionen Mark übertrifft.

Dass Argentinien noch keine eigene Montanindustrie hat, ist nicht im Mangel des Rohmaterials zu suchen, sondern in der eigenartigen Entwickelung des Eisenbahnwesens unter der Aegide Englands. Kohlenlager und reiche Eisenerzlager sind im Lande, sie harren nur noch der Aufschliessung. Wie wir oben gesehen, ist der argentinische Bergbau aus den Kinderschuhen noch nicht heraus, das dünn bevölkerte Land braucht zunächst geeignete und geschulte Arbeitskräfte. Die viel zu hohen Bahnfrachten hemmen eine jede Industrie, besonders wenn diese örtlich gebunden ist. England bei seiner Monopolstellung im Eisenbahnwesen ist es auch nur darum zu tun, seine Industrieerzeugnisse abzusetzen. An englischen Kohlen und Eisenbahnmaterialien wurden 1908 von England allein in Argentinien für 100 Millionen Mark eingeführt. Dies gibt ihm seinen ungeheuren Vorsprung in seiner Handelsbilanz vor allen anderen Nationen.

Im Schiffahrtsverkehr und in der Elektrotechnik waren wir grosszügig genug, mit andern Nationen erfolgreich in Wettbewerb zu treten. Doch wenn es gilt, auf handelspolitischem Gebiet wirtschaftlich durch Eisenbahnbauten ein Land zu erobern, so versagen unsere Kräfte. Heute besitzt Argentinien schon ein Eisenbahnnetz von 26 000 km und in zehn Jahren vielleicht schon das Doppelte. England baut ruhig weiter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch wo bleiben wir? Unsere ersten Fabriken, Henschel und Borsig, begnügen sich mit einigen Dutzend Lokomotiven, die ihnen die argentinische Regierung beim Bau der Regierungsbahnen zuerteilt. Sie sind ja auch in der heimischen Industrie vollauf beschäftigt. Im wirtschaftlichen Wettbewerb überholt ein Volk das andere, ob nun in den nächsten zwanzig Jahren das englische Kapital oder der deutsche Bankier, Industrielle und Gelehrte die Oberhand gewinnen werden, wer vermag dies heute zu sagen? Auf jeden Fall ist deutsches Kapital in Argentinien nicht genügend vertreten, um den englischen Einfluss in seiner dominierenden Stellung auf handelspolitischem Gebiete, besonders im Eisenbahnwesen, auch nur annähernd zu begegnen.

Eine grosse Ausnahme macht Deutschland in Argentinien auf dem Gebiete der Elektrotechnik, an deren Spitze die Deutsch-überseeische Elektrizitätsgesellschaft steht, mit einem Aktienkapital von 80 Millionen. Die Entwickelung dieses kaum zwölf Jahre alten Unternehmens macht der deutschen Industrie alle Ehre. Ihre Anlagen in Buenos Aires sind von grosser Bedeutung, besonders auch fördernd für das Wachstum der argentinischen Industrien, die immer mehr dazu übergehen, elektrische Kraftübertragungsanlagen einzurichten. In den Estanzias, in landwirtschaftlichen Betrieben, der Fleischverarbeitungsindustrie, Mühlenindustrie, Quebrachoindustrie, Bierbrauereien, chemischen Industrie usw. wird an der Einführung der Elektrizität energisch gearbeitet. Die Anwendung des elektrolytischen Scheidungsverfahrens liegt nicht mehr in weiter Ferne, und vielleicht schon nach wenigen Jahren wird man die gewaltigen Kräfte des Wasserfalles Jguazu im Territorium Misiones nutzbar machen.

Die nutzbar abgegebene Energie bei der Deutsch-überseeischen Elektrizitätsgesellschaft betrug 1909 über 100 Millionen Kilowattstunden gegenüber kaum 40 Millionen Kilowattstunden im Jahre 1905. Auch für die nächsten Jahre ist Argentinien, speziell Buenos Aires ein günstiges Absatzgebiet für die elektrotechnische Industrie. Deutsche Firmen konkurrieren erfolgreich gegen amerikanisches, englisches und italienisches Fabrikat.

Kehren wir nun zu der nationalen Industrie Argentiniens zurück, so zählen wohl die Fleischverarbeitungsindustrien zu den wichtigsten des Landes. Zunächst sind es die Saladeros, d. h. Sälzereien, in Verbindung mit Fleischextraktfabriken, meist unter deutscher Leitung. Die Liebig Co. und die Compania de Productos Kemmerich in Santa Elena sind die bedeutendsten. Hinzu kommt die Fleischgefrier-Industrie, bestehend aus zehn grösseren Betrieben mit einem Kapital von 80 Millionen Mark. Die Gesamtausfuhr der Produkte der argentinischen Viehzucht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Saladero und Fleischgefrierindustrie betrugen in den letzten sieben Jahren 3½ Milliarden Mark. In den letzten Jahren hat besonders noch Butter-, Käse- und Kaseinfabrikation zugenommen. An weiteren Industrien sind zu nennen die Zuckerindustrie, vornehmlich in Tucuman, mit einer Jahresproduktion von über 160 000 Tonnen, aus Zuckerrohr, erzeugt von 37 Fabriken, Kapital 132 Millionen Mark.

Begünstigt durch hohe Schutzzölle sind Papier-, Textil-, Glas-, Wagenfabriken, Wollkämmereien, Streichholzfabriken, Tabakfabriken u. a. Etwa 77 Tabakfabriken sind allein in Buenos Aires mit einem Kapital von 12 Millionen Mark. Rohtabakverbrauch 20 Millionen, Wert der Zigarren und Zigaretten 50 Millionen Mark.

Die argentinische Textilindustrie zählt in der Hauptstadt 61 Fabriken aller Art und verarbeitet für 13 Millionen Rohstoffe, die zum grossen Teil aus dem Auslande bezogen werden. Nicht zu vergessen ist die Mühlenindustrie, Eisen- und Metallverarbeitungsindustrie und die Brauereindustrie. Jährliche Produktion 81 Millionen Liter Bier. Auch die Entwickelung der chemischen Industrie macht bereits Ansätze, sich zur Grossindustrie zu entwickeln, zumal sie ihre Rohstoffe mit Leichtigkeit im Lande selbst beziehen kann. Besonders erwähnenswert erscheint die argentinische Compania de Productos Conen, die sich auch mit der Stearin- und Wachskerzenfabrikation beschäftigt. Borax und Borsäure wird aus dem in Argentinien, besonders in Salda vorkommenden Mineral Boronatrokalcit gewonnen. Der argentinische Bedarf an Borax und Borsäure wird meist durch Lokalfabrikation gedeckt.

Es lassen sich in Argentinien vorteilhaft eine Menge anderer Fabriken, besonders der Textil- und chemischen Industrie, errichten, auf die ich hier nicht näher eingehen will. Die argentinische Industrie wird, ähnlich wie bei ihrer Landwirtschaft und Viehzucht, noch ein goldenes Zeitalter erleben, was wohl in nicht mehr allzu ferner Zukunft liegen dürfte.

Zum Schluss sei mir noch gestattet, der nationalen Quebrachoindustrie zu gedenken, die in hervorragendem Masse am Welthandel beteiligt ist und im letzten Jahre für nahezu 50 Millionen Mark Quebrachohölzer und -extrakt zur Ausfuhr brachte. Ich hatte Gelegenheit, diese Industrie an Ort und Stelle zu studieren. In ihrer Monopolstellung birgt diese Urwaldindustrie manch wirtschaftliches Problem, sie wird hauptsächlich im santafesinischen Chaco betrieben, wo es wiederum deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist war, der sie ins Leben rief.

Der Quebrachobaum wächst fast nur in Argentinien und Paraguay und hat infolge seiner mannigfachen Verwendbarkeit und seines häufigen

Vorkommens nicht nur für das Inland, sondern auch für das Ausland grosse Bedeutung. Von den Botanikern wird er als Quebrachia Lorentzii oder als Loxopterigium Lorentzii bezeichnet. Der fast 12 bis 15 m hohe Baum mit einer Dicke bis zu 0,5 m und mehr hat ein sehr hartes, rotgefärbtes und sehr widerstandsfähiges Holz, das über 22 Proz. Tannin enthält. Der Name wird hergeleitet infolge der Härte des Holzes von Quebra Acha, d. h. Axtbrecher. Man kennt ihn meist unter dem Namen Quebracho colorado, zum Unterschied von Quebracho blanco, einem Baum mit weit geringerem Tanningehalt. Die Ausdehnung des Quebrachogebietes ist örtlich begrenzt. Kärger gibt dasselbe zwischen dem 58. und 65. Längengrade und dem 22. und 30. Breitengrade an. Es würde demnach ein Gebiet von 675 000 qkm umfassen. Einer unserer grössten Quebracho-Industriellen berechnete die mit Quebracho bestandenen Flächen mit etwa 365 000 qkm; dabei ist zu berücksichtigen, dass der Quebrachowald nicht in dichten Beständen, wie unser Buchenwald, auftritt, sondern strichweise. Auf 2500 ha rechnet man durchschnittlich etwa 10 000— 15 000 t Quebrachoholz oder auf einen Hektar etwa 4 t. Der grösste Teil der Quebrachowälder ist nicht mehr in den Händen des Staates, sondern in denen von Privaten oder Landgesellschaften. Meist beuten die Eigentümer ihre Wälder nicht selbst aus, sondern sie sind verpachtet an Sägereiunternehmer. Man kann unterscheiden zwischen einem westlichen und östlichen Ausbeutungsgebiet. Letzeres umfasst den nördlichen Teil von Santa Fé, den Gran Chaco und einige am Paraná gelegene Ausbeutungszentren. In diesem Gebiet liegt auch das bedeutendste Quebrachounternehmen in Argentinien, die englische Forestal Land Timber & Railway Gesellschaft mit 250 Quadratleguas oder 6250 qkm eigenem Landbesitz mit etwa 300 km langem Eisenbahnnetz. Auch hat sie bedeutende Waldkomplexe für Ausbeutung gepachtet. Diese Gesellschaft produziert 60 000 t Extrakt in ihren fünf Fabriken, wovon die bedeutendste Guillermina mit einer Jahresproduktion von 30 000 t Extrakt rechnet. Zugleich hat sie mit den befreundeten Fabriken der Fusionados und der Extraktfabrik La Gallareta langfristige Verträge laufen, wodurch ihr jährlich noch weitere 17 000 t konsigniert werden.

Augenblicklich umfasst die Produktion der Gesellschaft mehr als zwei Drittel der Quebrachoindustrie. Das Aktienkapital ist 1 500 000 Pfund Sterling.

Es wäre zu begrüssen, wenn die Aktien dieser Gesellschaft in stärkerem Masse als bisher in deutsche Hände übergingen. Es würde hierdurch der deutsche Kapitalist ein weitgehenderes Interesse für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

argentinische Industrie gewinnen und gleichzeitig eine hochverzinsliche und aussichtsreiche Anlage machen. Besonders das laufende Jahr ist als ein sehr befriedigendes zu betrachten.

Nach den neuesten Mitteilungen hat sich die Quebrachoholz-Einfuhr nach Deutschland im ersten Halbjahr 1910 gegen das erste Halbjahr 1909 wesentlich erhöht. Extrakt ist weniger nach Deutschland gelangt und die Ausfuhr hierin eher etwas zurückgegangen, was wohl auf die genügende Beschäftigung der deutschen Extraktfabrikation zurückzuführen ist.

Nachdem vor 25 Jahren der Quebracho noch so gut wie unbekannt war, kann heute die Nachfrage nach demselben kaum befriedigt werden. Ist er doch von unserer Lederindustrie längst als der billigste, edelste und bestrentierendste Gerbstoff anerkannt worden. Die Ausfuhr — siehe Tabelle — nimmt von Jahr zu Jahr immer mehr zu. Die Vereinigten Staaten sowie Canada haben trotz ihrer reichen, zu Gerbstoffzwecken geeigneten Hölzer die grossen Vorteile des Quebrachoextraktes erkannt. Unsere deutsche Zollpolitik dagegen hat es verstanden, durch Quebrachozölle unsere Lederindustrie aufs empfindlichste zu schädigen. Die Quebrachozolleinnahmen des Deutschen Reiches betrugen in den letzten vier Jahren etwa 2 600 000 Mk. Es darf nicht vergessen werden, Quebracho ist heute bei der Lederindustrie, besonders zur Gerbung des Sohlleders, unentbehrlich geworden, auch wird es bei andern Gerbstoffmitteln als Zusatz zur Verbesserung verwandt. Auch das in seiner Lederindustrie bezüglich seiner Hauptgerbstoffmittel*) sehr konservative England sieht sich von Jahr zu Jahr immer mehr genötigt, zum besseren und billigeren Quebrachoextrakt überzugehen. Nach Dr. Parkers Mitteilungen in seiner interessanten Abhandlung über Argentiniens Quebrachoindustrie**) sind von den in England eingeführten Gerbstoffextrakten in Höhe von 80 000 t kaum 8000 t, also ein Zehntel, Quebrachoextrakt gewesen. In letzter Zeit ist auch Russland für dieses ausgezeichnete Gerbstoffmittel eingetreten. Ein solches riesenhaftes Quebrachounternehmen wie die angeführte Compania Forestal kann zugleich auch als Basis für ein grösseres Kolonisationsunternehmen gelten. Wir sehen in ihr die erste Etappe zur Kolonisation. Der Axt des Holzschlägers folgt der Viehzüchter, der meist dann auch Besitzer des Grund und Bodens wird. Eisenbahnen, die ursprünglich nur das Holz an die Fabriken heranführten, tragen zur Erschliessung und Besiedelung dieser ausgedehnten Landstriche bei. Mit der Viehzucht

*) Kastanien und Myrabolam.
**) Siehe Tanners Year Book 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hält auch bald der Ackerbau seinen Einzug in jene Distrikte. An Stelle der ursprünglichen Quebrachofabriken entstehen mit der Zeit Dörfer, die sich später zu Städten entwickeln. Dies ist ungefähr das Zukunftsbild jener ausgedehnten, der Kultur noch aufzuschliessenden, interessanten Walddistrikte Argentiniens.

Ich habe Ihnen nun in grossen Zügen, wenn auch nur annähernd, ein wirtschaftliches Gesamtbild von Argentinien entworfen. Das rapid voranschreitende, von der Natur so bevorzugte Land mit seiner auf breiter Basis in hoher Blüte stehenden Landwirtschaft und Viehzucht erscheint in jeder Hinsicht als ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Der arbeitsame Einwanderer, der mit sparsamer Lebensweise rechnet, der Kapitalist, der für seine Ersparnisse sichere und lukrative Anlage sucht, finden in Argentinien ein gastfreundliches Land, das zu kennen und zu studieren sich ein jeder zur Pflicht machen soll. Auch die industrielle Entwickelung des Landes zeigt sich uns bei gründlichem Studium in einem vorteilhaften Lichte.

Besonders aber ist es der englische Einfluss, der uns im argentinischen Handel, vor allem bei Banken, Eisenbahnen, Gasgesellschaften, Hafenanlagen und sonstigen Unternehmungen zur Nacheiferung anregt. Die Einwanderung und der Wettbewerb der Völker auf den Gebieten des Handels und Verkehrs sollen Argentinien die Möglichkeit geben, die Kulturstufe zu erringen, die die ersten Nationen Europas einnehmen.

Deutschland hat allen Grund, seine handelspolitischen Beziehungen zu Südamerika weiter zu fördern und auszubauen. Noch ist es für uns nicht zu spät, das deutsche Kapital in Argentinien mehr als bisher zu engagieren. Am 12. Oktober d. J. tritt in Argentinien der neu erwählte Präsident Dr. Saenz Pena sein Amt an. Bei verschiedenen Gelegenheiten hat er der Kulturwelt seine Doktrin verkündet: l'Amérique à l'humanité. Dies dürfte auch die Basis der internationalen Politik des jungen, aufstrebenden Kulturstaates Argentinien sein. Die greifbaren Fortschritte unter einer solchen Regierung dürften deutsches Kapital und deutschen Unternehmungsgeist, besonders aber den deutschen Kaufmann und Industriellen mit Vertrauen erfüllen.

Ich schliesse meinen Vortrag über das bedeutendste aller südamerikanischen Länder, eingedenk des Ausspruches des argentinischen Dichters Vicente Lopez:

„Al Gran pueblo argentino Salud."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ergänzende statistische Angaben zum Vortrage des Dr. Karl Theodor Stöpel.

Ueber die neuere Entwickelung Argentiniens. *)

Die Bevölkerung Argentiniens:

Im Jahre 1860:	1 327 646	Im Jahre 1890:	3 378 780
„ „ 1870:	1 885 115	„ „ 1900:	4 512 342
„ „ 1880:	2 492 866	„ „ 1909:	6 083 695

Verteilung auf die Provinzen:

Provinzen	1890	1900	1909
Stadt Buenos Aires	511 786	807 680	1 156 421
Provinz Buenos Aires	764 166	1 042 217	1 340 418
„ Santa Fé	274 482	506 923	979 010
„ Entre Rios	249 775	322 412	399 352
„ Corrientes	212 156	259 411	313 076
„ Cordoba	325 803	378 367	452 621
„ San Luis	74 377	88 178	106 418
„ Santiago	155 462	167 647	189 543
„ Mendoza	103 301	129 811	163 288
„ San Juan	79 223	89 869	106 031
„ La Rioja	65 262	74 503	88 502
„ Catamarca	87 857	92 206	102 513
„ Tucuman	190 320	235 869	288 607
„ Salta	111 900	124 649	144 762
„ Jujuy	47 730	51 733	58 842
Territorios Nacionales	125 167	140 867	193 991
Zusammen	3 378 780	4 512 342	6 083 695

Entwickelung der argentinischen Republik im letzten Dezennium

		1900	1909
Kultivierte Fläche	Hektar	7 311 048	18 775 672
Weizen	„	2 049 683	5 036 550
Leinsaat	„	387 324	1 455 600
Mais	„	1 244 184	3 005 000
Luzerne (Alfalfa)	„	713 091	4 706 530
Hafer	„	38 624	572 600
Eisenbahnen	Kilometer	16 563	25 551
Ausfuhr der Landwirtschafts- und Viehzuchtsprodukte	Mark	608 000 000	1 568 000 000
Staatseinkünfte	„	597 184 000	1 096 000 000

1895

*) Vergl.: Amtliche Veröffentlichung „Die argentinische Republik bei ihrer ersten Jahrhundertfeier" von Albert B. Martinez. Buenos Aires 1910. — Recensement Général de la Population, de l'Edification, du Commerce et de l'Industrie de la ville de Buenos Ayres, par Albert B. Martinez. Buenos Ayres 1906. — Annuario de la direccion general de Estadistica Republica Argentina 1900—1909. Buenos Aires. — „La Argentina" por Francisco Latzina. Buenos Aires. — Estadistica Agricola y Economia Rural por Emilio Lahitte. Buenos Aires 1910. — Census Industrial de la Republica Argentina 1908. — Estadistica de los Ferrocarriles en Explotacion de la Republica Argentina, Ministerio de Obras Publicas Buenos Aires 1902—1908. — „Argentine International Trade" von Ricardo Pillado. Buenos Aires 1910. — Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergleichende Statistik Argentiniens mit den wichtigsten Nationen (ausschliesslich Kolonien)

Länder	Quadratkm.	Einwohnerzahl	Länge der im Betrieb stehenden Eisenbahnen
Argentinien	2 900 000	6 800 000	1910: 26 000 km
Brasilien	8 528 218	16 000 000	1904: 16 750 „
Uruguay	186 926	1 103 040	1904: 1 944 „
Chile	757 366	3 399 928	1903: 2 180 „
Peru	1 769 804	4 559 550	1904: 1 907 „
Mexiko	1 987 201	13 607 259	1903: 15 602 „
Venezuela	942 300	2 619 218	1903: 842 „
Bolivien	1 226 600	2 180 710	1903: 1 129 „
Columbien	1 135 550	4 501 000	1901: 1 661 „
Vereinigte Staaten	9 420 670	76 000 000	1904: 344 236 „
Deutschland	540 743	64 000 000	1906: 56 000 „
Frankreich	536 464	39 900 000	1904: 46 000 „
Italien	286 682	34 000 000	1903: 16 129 „
Spanien	504 000	19 000 000	1904: 13 851 „
Belgien	29 456	7 238 000	1906: 4 600 „
Grossbritannien	314 339	44 000 000	1906: 37 000 „
Oesterreich-Ungarn	625 518	49 900 000	1905: 39 000 „

Der argentinische Eisenbahnverkehr der letzten 10 Jahre

Jahr	Kilometer	Beförderte Passagiere	Beförderte Güter Tonnen	Brutto-Einnahmen $ Gold	Betriebskosten $ Gold
1898	15 451	16 478 085	9 429 141	33 241 509	19 103 121
1899	16 413	18 014 503	11 819 497	41 306 457	22 432 265
1900	16 563	18 296 422	12 659 831	41 401 348	23 732 754
1901	16 907	19 689 115	13 988 180	43 866 085	24 128 602
1902	17 377	19 815 439	14 030 340	43 272 585	29 975 464
1903	18 404	21 025 456	17 024 617	51 298 517	26 240 239
1904	18 603	23 120 095	19 726 795	61 902 024	32 731 110
1905	20 259	26 636 211	22 409 995	71 594 919	39 396 094
1906	21 052	34 198 565	26 716 520	82 019 098	48 748 695
1907	22 525	41 784 328	27 929 011	87 970 346	54 215 438
1908	24 144	47 150 384	32 211 007	101 397 802	62 036 602
1909	25 508	54 000 000	38 000 000	103 578 000	65 000 000

Jahr	Reineinnahme: $ Gold	Betriebs-Kapital $ Gold	Verzinsung des Betriebs-Kapitals verschiedener Linien
1898	14 138 388	523 517 095	2,70
1899	18 874 192	526 616 661	3,58
1900	17 668 594	541 575 623	3,26
1901	19 737 483	538 338 499	3,67
1902	20 297 139	560 946 206	3,62
1903	25 158 278	573 089 585	4,50
1904	29 170 934	619 411 828	4,70
1905	32 198 825	627 230 616	5,13
1906	33 270 403	671 688 874	4,95
1907	33 754 908	789 375 444	4,27
1908	39 361 200	847 587 334	4,64
1909	41 300 000	?	?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Passagier-Verkehr der Strassenbahnen von Buenos Aires.

Im Jahre	1904	148	Millionen
„ „	1905	169	„
„ „	1906	210	„
„ „	1907	225	„
„ „	1908	255	„

Schiffahrt.

Der Verkehr der argentinischen Häfen in der See- und Binnenschiffahrt im Jahre 1908.

Seeschiffahrt.

	Zahl der Schiffe	Tonnen-Gehalt
Angekommen:		
Segler in Ladung	3 581	793 767
„ in Ballast	545	53 467
Dampfer in Ladung	5 949	7 852 388
„ in Ballast	3 879	3 908 112
Total	13 954	12 607 734

	Zahl der Schiffe	Tonnen-Gehalt
Ausgegangen:		
Segler in Ladung	807	224 045
„ in Ballast	3 182	622 320
Dampfer in Ladung	5 529	8 808 024
„ in Ballast	5 231	4 062 724
Total	14 749	13 717 113

Binnenschiffahrt.

	Zahl der Schiffe	Tonnen-Gehalt
Angekommen:		
Segler in Ladung	7 688	707 400
„ in Ballast	3 081	358 991
Dampfer in Ladung	8 253	3 693 664
„ in Ballast	10 254	4 068 858
Total	29 276	8 828 913

	Zahl der Schiffe	Tonnen-Gehalt
Ausgegangen:		
Segler in Ladung	4 829	521 405
„ in Ballast	5 972	511 107
Dampfer in Ladung	5 908	3 086 327
„ in Ballast	11 891	3 763 199
Total	28 600	7 882 038

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein- und ausgelaufene Segler und Dampfer im Binnenschiffahrtsverkehr nach Häfen und Flaggen im Jahre 1908.

Häfen	pCt.	Flaggen	pCt.
Buenos Aires	21	Argentinische	94,5
Rosario	4	Englische	2,9
Concordia	1	Französische	—
Colon	2,4	Italienische	0,1
La Paz	2,4	Deutsche	0,3
Gualeguaychu	1,2	Uruguayische	1,4
San Nicolas	0,9	Belgische	0,1
Bella Vista	1,8	Andere Länder	0,7
Parana	8,3	Brasilianische	—
Corrientes	4,8	Nordamerikanische	—
Andere Häfen	52,2	Spanische	—
	100		100

Gesamt-Schiffahrts-Verkehr des Hafens Buenos Aires.

Jahr	Tonnen	Jahr	Tonnen
1895	6 894 000	1902	8 903 000
1896	8 115 000	1903	10 269 000
1897	7 365 000	1904	10 400 000
1898	8 115 000	1905	11 468 000
1899	8 742 000	1906	12 448 000
1900	8 047 000	1907	13 336 000
1901	8 661 000	1908	14 500 000

Der Ackerbau.

Verteilung der Bodenkulturarten Argentiniens auf die verschiedenen Landesbezirke im Wirtschaftsjahr 1907/08.

In Hektar:

	Buenos Aires Santa Fé Cordoba Entre Rios Pampa Central	Mendoza San Juan Castamarca La Rioja San Luis	Jujuy Salta Tucuman Santiago del Est. Chaco Formosa Corrientes Missiones	Rio Negro Neuquen Chubut Santa Cruz Tierra del Fuego	Zusammen
Getreide und Leinsaat	9 675 000	94 000	202 000	15 000	9 986 000
Industrie-Pflanzen	31 600	109 000	96 000	400	237 000
Gezogene Obstbäume	538 000	27 000	85 000	13 000	663 000
Futterpflanzen	5 717 000	497 000	423 000	92 000	6 729 000
Gemüse und Gartengewächse	45 300	2 000	19 100	600	67 000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wert der Ackerbau-Produktion auf dem Bauernhof im Jahre 1909.
Mitgeteilt aus dem Ackerbau-Zensus.

	$ Papier (à 1,79 Mk.)
Weizen	354 000 000
Mais	156 000 000
Leinsaat	94 000 000
Hafer	35 000 000
Gerste	2 900 000
Roggen, Vogelsaat, Reis	3 600 000
Baumwolle, Yute, Ramie, Hanf	700 000
Erdnüsse, Oelrettig	2 000 000
Zuckerrohr	20 000 000
Trauben	72 000 000
Tabak	3 340 000
Trockene Luzerne	55 000 000
	798 540 000

Berechnung der Ausgaben einer 100 Hektar grossen Ackerwirtschaft
für eine aus 4 bis 5 Personen bestehende Familie (für Weizenanbau).

Erstehungskosten und Erträgnisse des Ackerbaubetriebes im Jahre 1908, festgestellt nach dem Ackerbau-Zensus auf einem Gute in Bolivar an der Südbahn.

Anzuschaffendes Inventar	$ Papier
2 Sulky-Pflüge	240
2 dreiteilige Eggen	90
1 Walze	50
1 Mähmaschine	450
20 Ochsen	1000
2 Pferde	100
2 Karren	400
Geschirr, Ketten, Schaufeln	100
Haus, Brunnen, Hürde, Drahtzaun	1200
Zusammen	3630

Ausgaben für Bodenbestellung und Verkaufserlös der Ernte.

	$ Papier
Bodenbestellung: 2 mal pflügen, 1 mal eggen, 100 Hektar zu 3,20 Pesos	320
Aussaat: Säen und eineggen, 100 Hektar zu 0,40 Pesos	40
Saatgut: 6500 Kilo zu 10 Pesos für 100 Kilo	650
Ernte: Schnitt und Einmieten, 100 Hektar zu 6 Pesos	600
Dreschen: 120 000 Kilo Korn zu 1 Peso, die 100 Kilo	1200
Säcke: 1500 Stück zu 0,20 Pesos das Stück	300
Anfuhr z. Lager, Hafen od. Station: 120000 Kilo zu 0,50 Pesos, die 100 Kilo	600
Pacht: 100 Hektar zu 12 Pesos	1200
Allgemeine Unkosten: Reparaturen, Geräte, Tiere, Verwaltung, Tilgung	600
Gesamt-Ausgaben	5510
Verkaufserlös von 120 000 Kilo Weizen zu 7 Pesos, die 100 Kilo	8400
Bleibt Reingewinn	2890

Dabei ist zu berücksichtigen, dass der gegenwärtige Weizenpreis 10 Pesos ist, während er oben nur mit 7 Pesos angenommen ist, was einem Gesamt-Reinverdienst von 6490 Pesos entsprechen würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner dürfte sich das Erträgnis noch weiter erhöhen, da Ackerland auf 4 Jahre verpachtet wird und in dieser Zeit 6 Ernten gibt (3 von Weizen und 3 von Mais), wodurch die Produktionskosten sich vermindern, dagegen sich der Gewinn des Kolonisten entsprechend erhöht. — Für die Leinsaat kann obige Aufstellung dienen, wenn man die 100 Kilo Saatgut mit 9 Pesos und das Dreschen pro 100 Kilo mit 1,20 Pesos berechnet.

Vergleichende Statistik der angebauten Flächen der hauptsächlichsten Kulturarten im Jahre 1895 und 1909.

In Hektar:

	1895	1909
Weizen	2 049 683	5 836 550
Leinsaat	387 324	1 455 600
Mais	1 244 184	3 005 000
Hafer	— —	572 600
Gerste	54 574	60 011
Luzerne	713 091	4 706 530
Tabak	15 795	9 547
Zuckerrohr	61 373	70 750
Baumwolle	879	1 738
Weinberge	33 459	122 459
Mani	13 475	11 950
Kartoffeln	21 084	48 514
Porotos	20 801	26 000
Gemüse	23 559	38 000
Baumfrüchte	204 224	664 711
Andere Kulturarten	48 599	2 145 712
	4 892 004	18 775 672

Gesamtausfuhr von Mais, Leinsaat, Weizen, Kleie und Mehl in den Jahren 1904/08.

In Tonnen:

Jahr	Mais	Leinsaat	Weizen	Kleie	Mehl
1904	2 469 548	880 541	2 304 724	154 456	107 298
1905	2 222 289	654 792	2 868 281	176 664	144 760
1906	2 693 739	538 496	2 247 988	178 517	128 998
1907	1 276 732	763 736	2 680 802	209 125	127 499
1908	1 711 803	1 055 649	3 636 293	208 309	113 500

Zuckerproduktion in den Jahren 1904/08.

1904	128 104	Tonnen
1905	137 343	„
1906	116 287	„
1907	119 445	„
1908	161 688	„

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weinbau-Statistik.

Fläche der Weinberge	56 329	ha
Wert der Weinberge	164 027 500	Pesos Papier
Durchschnitts-Trauben-Ertrag in Doppel-Zentnern	5 097 829	
Wert der Trauben	42 084 319	Pesos Papier
Rosinen-Fabrikation in Doppel-Zentnern	20 000	
Wert der Rosinen	600 000	Pesos Papier
Zahl der Keller	3 097	
Wert der Keller	49 287 000	Pesos Papier
Weinproduktion	3 171 000	Hektoliter
Wert der Weinproduktion	54 124 000	Pesos Papier
Wert der Weindestillation	905 435	„ „

Viehzucht.

Viehbestand Argentiniens im Jahre 1908
aufgenommen nach dem landwirtschaftlichen Zensus.

	Stück	Pesos Gold
Rindvieh	29 116 625	413 021 767
Pferde	7 531 376	90 563 807
Maulesel	465 037	9 926 873
Esel	285 088	1 256 178
Schafe	67 211 754	126 437 993
Ziegen	3 945 086	3 661 609
Schweine	1 403 591	6 895 960
Zensus 1908		651 764 187
gegen Zensus 1895		378 926 803

In der Republik Argentinien ergab der Zensus des Jahres 1908 im Vergleich zum Zensus 1895 ein Mehr an Rindvieh von 7 415 099 Stück, an Pferden von 3 084 517, dagegen an Schafen ein weniger von 7 167 808.

Der Viehbestand Argentiniens, verglichen mit anderen Ländern.

Länder	Rindvieh	Pferde	Schafe	Schweine
Argentinien	29 116 625	7 531 376	67 111 254	1 403 501
Vereinigte Staaten	69 438 758	21 216 888	61 837 112	64 694 222
Kanada	5 576 751	1 577 493	2 510 239	2 353 828
Australien	9 349 409	1 765 186	83 687 655	813 563
Deutschland	20 600 000	4 300 000	7 700 000	22 100 000
Ostindien	91 700 000	1 300 000	18 000 000	—
Europäisches Russland	34 000 000	22 600 000	42 900 000	11 200 000
Kapland	2 000 000	300 000	11 800 000	400 000
Frankreich	14 000 000	3 200 000	17 500 000	7 000 000
Oesterreich	9 000 000	1 700 000	2 600 000	4 700 000
Grossbritannien	7 000 000	1 600 000	25 400 000	2 300 000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wert des gesamten Inventars aller landwirtschaftlichen Betriebe des Ackerbaues wie der Viehzucht in Argentinien.

In Pesos Papier:

Das Land	6 495 039 053
Das Vieh	1 479 314 881
Feste Anlagen	630 426 384
Maschinen und Geräte	185 468 976
Total	8 790 249 294

Handel.

Argentinische Handelsbilanz während der letzten 10 Jahre.

	Einfuhr in Pesos Gold	Ausfuhr in Pesos Gold	Gesamthandel in Pesos Gold
1900:	113 485 000	154 600 000	268 085 000
1901:	113 959 000	167 716 000	281 675 000
1902:	103 039 000	179 487 000	282 526 000
1903:	131 206 000	229 985 000	352 191 000
1904:	187 305 000	264 158 000	451 463 000
1905:	205 154 000	322 844 000	527 998 000
1906:	269 970 000	292 254 000	562 224 000
1907:	285 860 000	296 200 000	582 060 000
1908:	272 972 000	366 005 000	638 977 000
1909:	302 756 000	397 350 000	700 106 000

Einfuhr in Argentinien.

In Millionen Pesos Gold.*)

Jahre	1909		1908		1907		1906		1905		1904	
Total	302,7		273,0		285,8		270,0		205,1		187,3	
Davon entfallen auf:		%		%		%		%		%		%
Deutschland	44,5	14,7	37,8	13,9	45,8	16,0	38,4	14,2	29,1	14,2	24,9	13,3
England	99,2	32,8	93,4	34,2	97,9	34,3	94,8	35.1	68,4	33,4	64,5	34,5
Vereinigte Staaten	45,1	14,9	35,6	13,0	38,8	13,6	39,5	14,6	28,9	14,1	24,5	13,1
Frankreich	30,8	10,2	26,5	9,7	25,5	8,9	26,7	9,8	21,2	10,3	17,1	9,1
Italien	26,9	8,9	24,9	9,1	24,0	8,4	24,1	8,9	20,3	9,9	19,1	10,2
Belgien	13,6	4,5	12,7	4,7	15,9	5,5	12,2	4,5	8,7	4,3	9,1	4,9

Argentiniens Gesamthandel mit dem Deutschen Reich,

nach der Statistik des Deutschen Reichs, in Millionen Mark.

	Einfuhr**)	Ausfuhr	Gesamthandel
1900	234,6	64,0	298,6
1901	200,8	54,2	255,0
1902	201,3	47,2	248,5
1903	270,6	71,0	341,6
1904	336,5	102,7	439,2
1905	369,2	131,5	500,7
1906	372,2	170,2	542,4
1907	442,5	179,2	621,7
1908	446,0	146,8	592,8
1909	593,0	147,0	640,0

*) Detaillierte Aufstellung der einzelnen Warengruppen steht zur Verfügung beim Deutsch-Argentinischen Zentralverband, Berlin.

**) Die Einfuhrstatistik des Deutschen Reiches weicht wesentlich von der argentinischen offiziellen Statistik ab, da in ersterer ein grosser Teil der Orderverschiffungen (z. B. Leinsaat, Mais usw.) bei der Ausfuhr von Argentinien nach Deutschland enthalten ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausfuhr-Tabelle der Republik Argentinien

nach Wirtschaftsjahren von 1902/03 bis 1908/09, beginnend am 1. Oktober, endigend am 30. September.

a) Lebendes Vieh (in Stück).

Jahre	Rindvieh	Wert in 1000 Pesos Gold	Schafe und Ziegen	Wert in 1000 Pesos Gold	Pferde	Wert in 1000 Pesos Gold	Esel und Maultiere	Wert in 1000 Pesos Gold	Schweine	Wert in 1000 Pesos Gold	Gesamtwert des lebenden Viehes in 1000 Pesos Gold
1902/03	169 956	4 308	209 974	630	12 022	334	64 656	1 701	451	7	6 980
1903/04	129 870	2 937	25 535	77	37 557	750	25 093	641	73	1	4 406
1904/05	274 269	5 258	114 339	343	28 557	607	35 913	969	95	1	7 198
1905/06	86 707	2 089	111 109	343	12 094	373	35 655	983	—	—	3 789
1906/07	71 296	1 899	89 711	268	7 896	324	20 103	515	—	—	3 006
1907/08	61 702	1 887	117 221	352	4 991	193	19 849	484	25	1	2 917
1908/09	111 038	3 436	88 551	265	4 474	234	13 004	326	29	1	4 262
Total	904 838	21 814	756 439	2 278	107 591	2 815	214 273	5 639	674	11	32 558

b) Viehzuchtsprodukte.

Jahre	Wolle Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Haare Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Trockene Rindshäute Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Gesalzene Rindshäute Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Trockene Pferdehäute Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Gesalzene Pferdehäute Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	198 368	52 071	2 309	1 101	26 327	8 908	28 805	5 264	781	445	2 032	444
1903/04	174 715	48 795	2 407	1 130	23 162	8 005	29 567	3 308	1 162	417	2 049	494
1904/05	171 243	56 474	2 269	1 083	23 997	9 161	39 002	8 695	971	330	848	183
1905/06	163 047	61 134	2 195	1 228	24 388	11 339	34 346	8 518	1 501	496	403	82
1906/07	149 134	58 264	2 430	1 338	19 993	8 523	34 536	9 053	1 278	418	289	71
1907/08	161 479	47 278	2 127	1 135	26 805	7 942	33 033	6 705	964	196	133	15
1908/09	194 019	59 810	2 684	1 327	31 402	10 449	48 391	12 225	1 706	416	223	30
Total	1 212 005	383 826	16 421	8 342	176 074	64 327	247 680	53 768	8 383	2 718	5 977	1 319

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Viehzuchtsprodukte (Fortsetzung).

Jahre	Schaffelle Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Ziegenfelle Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Zickelfelle Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Gefrorenes Hammelfleisch Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	42 666	10 161	1 478	887	420	252	81 933	6 555
1903/04	37 904	8 884	1 739	1 043	468	281	87 203	6 976
1904/05	31 826	8 578	1 732	1 004	459	285	77 668	6 213
1905/06	26 124	9 251	1 379	1 121	421	252	70 785	5 663
1906/07	24 592	8 939	1 176	778	487	293	66 194	5 295
1907/08	25 625	6 075	1 697	697	313	187	74 922	5 994
1908/09	32 838	7 650	2 732	1 162	443	266	79 701	6 377
Total	221 575	59 538	11 933	6 692	3 011	1 836	538 406	43 073

Jahre	Gefrorenes Rindfleisch Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Gefrorenes Fleisch (verschied.) Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Tasajo (Dürrfleisch) Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Konserviertes Fleisch Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	78 894	7 889	3 101	202	15 003	1 781	3 249	328
1903/04	92 474	9 848	3 812	248	10 645	1 264	2 500	250
1904/05	142 518	14 252	4 935	325	23 159	3 344	2 640	263
1905/06	153 328	15 333	6 621	430	9 559	1 313	1 665	167
1906/07	138 136	23 813	6 012	391	4 064	478	1 226	122
1907/08	173 212	17 322	10 794	706	12 005	1 326	1 536	154
1908/09	205 077	20 508	10 408	676	10 274	1 198	6 327	633
Total	983 639	98 963	45 683	2 978	84 709	10 704	19 143	1 917

Jahre	Fleischextrakt Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Zungen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Talg und Fett Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Fleischmehl Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	347	695	439	132	40 622	5 357	—	—
1803/04	205	410	598	179	33 208	3 725	12	5
1904/05	347	690	600	181	45 919	5 199	1 499	595
1905/06	503	1 009	276	83	30 186	3 989	1 026	411
1906/07	847	1 694	647	194	26 019	4 094	4 021	1 608
1007/08	745	1 489	856	257	41 166	5 699	3 949	1 579
1908/09	1 325	2 650	1 097	329	55 220	7 674	2 988	1 196
Total	4 319	8 637	4 513	1 355	272 340	35 737	13 495	5 394

Jahre	Trockenes Blut Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Guano Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Glyzerin Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Fettgrieben Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	1 162	58	2 771	54	198	49	1 035	52
1903/04	1 018	66	1 537	38	341	85	937	47
1904/05	2 512	125	4 887	121	191	48	1 392	69
1905/06	3 000	150	5 438	136	146	36	1 590	80
1906/07	3 139	157	5 837	146	525	131	1 479	74
1907/08	3 475	223	7 739	193	343	86	1 910	96
1908/09	4 382	220	14 285	358	472	118	2 498	125
Total	18 688	999	42 494	1 046	2 216	553	10 841	543

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Viehzuchtsprodukte (Fortsetzung).

Jahre	Butter Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Konzentr. Fleisch-brühe Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Knochen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Hörner Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	4 966	1 986	—	—	42 272	365	1 780	142
1903/04	5 375	2 150	—	—	32 895	303	1 694	136
1904/05	5 464	2 185	—	—	30 112	569	2 536	194
1905/06	4 475	1 790	480	147	34 422	1 179	2 114	163
1906/07	3 194	1 278	321	96	25 946	1 019	2 148	164
1907/08	3 042	1 217	424	128	23 507	1 250	2 107	160
1908/09	4 171	1 668	613	184	27 048	1 430	2 586	196
Total	30 687	12 274	1 838	555	216 202	6 115	14 965	1 155

Jahre	Klauen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Därme Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Gegerbte Hammelfelle Dutzend	Wert in 1000 Pesos Gold	Kasein Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Margarine Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	2 509	46	2 705	102	—	—	—	—	—	—
1903/04	2 419	47	2 033	101	—	—	—	—	—	—
1904/05	3 587	53	2 940	146	—	—	2 519	504	—	—
1905/06	2 978	52	2 717	134	15	6	3 244	649	—	—
1906/07	2 700	46	2 710	135	21	83	2 062	412	2 551	38
1907/08	1 897	14	3 184	159	108	431	2 027	405	4 017	60
1908/09	3 975	59	3 350	180	42	167	2 928	586	5 058	75
Total	20 065	317	19 639	957	186	687	12 780	2 556	11 626	173

c) Ackerbauprodukte.

Jahre	Weizen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Mais Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Leinsaat Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	1 680 926	41 177	1 792 703	29 292	508 197	18 339
1903/04	2 104 688	60 592	2 159 830	36 645	909 917	29 388
1904/05	2 742 147	81 790	2 621 620	52 418	613 980	23 820
1905/06	2 428 201	72 847	2 344 149	48 168	533 933	25 303
1906/07	2 770 680	84 003	1 822 639	38 300	834 707	39 444
1907/08	3 514 033	123 879	1 651 896	39 870	993 667	45 819
1908/09	2 681 633	112 743	2 232 038	57 269	924 747	44 645
Total	17 922 308	577 031	14 624 875	301 962	5 319 148	226 758

Jahre	Mani Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Gerste Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Hafer Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Roggen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	2	—	1 127	30	23 808	481	99	1
1903/04	1	—	1 542	29	29 383	539	90	1
1904/05	6 643	199	2 273	43	17 191	328	46	—
1905/06	3 434	103	1 025	23	51 636	1 117	10	—
1906/07	360	11	4 452	98	132 540	3 232	—	—
1907/08	94	3	17 138	490	428 346	9 540	676	8
1908/09	—	—	21 725	662	445 634	10 663	407	5
Total	10 534	316	49 282	1 375	1 128 538	25 900	1 328	15

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

c) Ackerbauprodukte (Fortsetzung).

Jahre	Kartoffeln Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Trocken-heu Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Mehl Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Kleie Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	470	9	113 707	1 217	65 660	2 874	128 185	1 934
1903/04	776	16	52 433	580	94 089	4 172	145 203	2 115
1904/05	1 423	29	62 783	788	134 474	5 053	172 245	2 939
1905/06	4 708	94	68 776	1 103	131 629	4 811	178 058	3 161
1906/07	2 493	50	48 319	843	142 156	5 010	209 411	4 232
1907/08	3 573	72	38 430	630	111 279	4 835	202 048	4 644
1908/09	3 627	72	29 082	600	113 040	5 596	209 079	4 600
Total	17 070	342	413 530	5 761	792 327	32 351	1 244 229	23 625

Jahre	Oel-kuchen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Rüb-samen Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Maisöl Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Tabak Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Kana-rien-saat Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold	Zucker-Tonnen	Wert in 1000 Pesos Gold
1902/03	8 960	179	8	—	—	—	2	—	113	8	42 330	3 387
1903/04	12 188	244	901	27	—	—	—	—	2 863	137	16 957	1 357
1904/05	13 505	270	7 694	231	—	—	6	1	10 534	570	6 072	486
1905/06	12 577	231	5 426	163	—	—	18	3	15 789	789	124	10
1906/07	12 381	228	1 997	60	420	84	5	1	22 941	1 148	106	8
1907/08	13 938	279	490	14	500	100	17	2	8 511	426	9	—
1908/09	16 304	326	525	16	428	86	7	1	6 433	371	48	4
Total	89 853	1 757	17 041	511	1 348	270	55	8	67 184	3 449	65 646	5 252

Wert der Gesamtausfuhr in den Wirtschaftsjahren 1902/03 bis 1908/09.
In Pesos Gold.

Jahre	Lebendes Vieh	Viehzuchts-produkte	Ackerbau-produkte	Wald- und Forst-produkte	Jagd-produkte	Berg-werks-produkte	Ver-schiedenes	Gesamt-ausfuhr
1902/03	6 980 000	105 997 000	90 265 000	3 321 000	533 000	427 000	2 232 000	218 860 000
1903/04	4 406 000	100 853 000	130 062 000	4 328 000	759 000	460 000	2 449 000	249 081 000
1904/05	7 198 000	121 118 000	169 301 000	6 439 000	979 000	28 000	3 102 000	308 207 000
1905/06	3 789 000	126 803 000	158 192 000	6 928 000	1 006 000	229 000	3 444 000	300 364 000
1906/07	3 006 000	119 624 000	177 148 000	5 118 000	542 000	577 000	1 951 000	308 430 000
1907/08	2 917 000	110 060 000	231 147 000	5 937 000	1 101 000	616 000	1 652 000	352 872 000
1908/09	4 262 000	141 249 000	238 013 000	7 924 000	714 000	854 000	2 281 000	395 297 000
Total	32 558 000	825 704 000	1 194 128 000	39 995 000	5 634 000	3 191 000	17 111 000	2 133 111 000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Industrien Argentiniens

nach den Ergebnissen des Zensus 1908, im Vergleich mit den Ergebnissen des Zensus von 1904, letztere mitgeteilt durch Alberto B. Martinez, Direktor des Statistischen Amtes in Buenos Aires.

Industrien	Kapital Pesos m/n	Wert der Produktion Pesos m/n	Zahl der Arbeiter u. Beamten	Motoren-Stärke H. P.
Beleuchtung, Gas, Elektrizität, Beleuchtungsapparate	76 528 074	25 311 095	4 754	66 392
Ernährung	44 015 750	119 551 511	14 227	11 756
Kleider und Toilette	37 005 820	104 054 250	37 259	2 586
Gewebe, Felle, Häute	22 359 917	57 773 340	10 861	5 451
Metalle und Verwandtes	17 599 116	33 145 373	10 090	4 311
Graphische Künste, Papier	16 926 429	24 753 347	8 296	2 758
Holz, Möbel und Verwandtes	16 603 445	49 283 575	11 736	5 570
Tabakmanufakturen	6 880 545	25 566 317	2 829	539
Chemische Produkte	4 910 917	8 570 540	1 774	1 231
Baugewerbe	4 637 000	12 468 405	4 415	719
Kunst und Kunsthandwerk	3 423 230	8 294 352	2 199	367
Verschiedene Industrien	15 510 020	65 872 820	9 875	3 895
Zusammen	266 399 363	534 644 996	118 315	105 575

	Zensus 1904	Zensus 1908
Zahl der Fabriken und Werkstätten	8 897	10 340
Angelegtes Kapital, Pesos Papier	98 975 820	266 399 363
Verkäufe, Pesos Papier	183 452 645	534 644 925
Betriebskraft (H. P.)	19 458	105 575
Zahl der Arbeiter	68 512	118 315
Verwendetes Rohmaterial (Pesos Papier)	—	286 632 741
Nationalität der Eigentümer (%)	12 35	14 81

a) Industrie der Fleischgefrieranstalten.*)

(10 Betriebe mit einem Kapital von 20 Millionen Pesos Gold).

In den letzten 5 Jahren 1904/08 haben diese Betriebe die folgende Anzahl gefrorener Tiere zur Ausfuhr gebracht:

Jahre	Hammel (Stück)	Rinder (Viertel)	Rinder chilled (Viertel)
1904	3 673 778	1 209 998	—
1905	3 489 218	1 511 631	426 002
1906	3 000 389	1 580 589	455 459
1907	3 052 699	1 403 835	439 613
1908	3 672 162	1 579 163	789 348

*) Vergleiche auch Ausfuhrtabelle unter b) Viehzuchtsprodukte: Gefrorenes Fleisch usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Quebracho-Industrie.

Gesamt-Ausfuhr von Quebracho-Stämmen und Extrakt von Argentinien nach den Bestimmungsländern.

Rollizos (in Tonnen).

	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909
England	—	115	24	45	175 004	203 065	151 968
Frankreich	955	370	1 762	1 337	—	972	—
Belgien	586	2 844	—	—	—	—	1 120
Deutschland	4 322	24 521	46 145	33 920	15 960	8 323	15 615
Italien	3 095	3 037	8 405	1 111	6 494	7 282	15 896
Order	165 365	210 256	187 286	164 395	28 930	22 562	65 161
Vereinigte Staaten	23 511	10 297	38 884	25 590	17 168	11 949	29 278
Uruguay	2 233	354	41	1 388	188	418	291
Verschiedene Länder (Russland)	134	929	3 350	2 350	2 770	–	15 393
	200 201	252 723	285 897	230 136	246 514	254 571	294 722

Gesamt-Ausfuhr im Jahre 1909: 294 722 Tonnen.
1 Tonne = 1000 kg à M. 90,— = **M. 26 524 980.**

Extrakto in Tonnen.

	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909
England	1 214	1 367	2 144	1 367	6 193	12 518	14 213
Frankreich	466	180	5	394	161	805	666
Belgien	499	305	669	182	490	1 479	3 156
Deutschland	2 812	5 082	9 620	2 034	1 736	4 967	6 265
Italien	380	919	816	509	1 447	1 036	936
Spanien	1	11	—	—	—	115	25
Order	200	4 297	1 146	4 184	223	1 872	840
Vereinigte Staaten	6 352	7 887	14 868	21 971	17 733	24 936	25 693
Brasilien	106	50	105	176	152	208	165
Uruguay	10	13	35	22	60	225	20
Verschiedene Länder (Russland)	—	–	—	—	—	—	3 514
	12 049	20 111	29 408	30 839	28 195	48 161	55 493

Die Gesamt-Ausfuhr an Extrakt betrug im Jahre 1909: 55 493 Tonnen.
1 Tonne = 1000 kg à M. 360,— = **M. 19 968 480.**

Weltausfuhr von Weizen, Mais und Leinsaat im Jahre 1908.

Länder	Weizen in Tonnen	Länder	Mais in Tonnen
Vereinigte Länder	4 400 000	Argentinien	1 773 000
Argentinien	3 540 000	Vereinigte Staaten	740 000
Die übrigen Länder Kanada, Russland, Australien usw.)	5 075 000	Donauländer	867 000
		Russland und diverse	557 000
total	13 015 000	total	3 937 000

Länder	Leinsaat in Tonnen
Argentinien	1 056 000
Nord-Amerika	133 000
Indien	230 000
Russland und Donauländer	120 000
total	1 539 000

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Die mit Argentinien in Verkehr stehenden Dampferlinien:

Hamburg-Amerika-Linie
Norddeutscher Lloyd
Hamburg-Südamerika-Linie
Hansa-Linie
English Royal Mail
Pacific Line
White Star Line
Allan Line
Houston Line
Lamport & Holt
Mac Iver Line
Norton-Line
Menzel Line
Argentine-Cargo Line
New-Zealand Shipping Co.
Haider Line
American-Rio Plata Line
Johnson Line
Barber Line
Lamport & Holt
Prince Line, London & New York
Messageries Maritimes
Transports Maritimes
Chargeurs Réunis
La Veloce
Lloyd Italiano
Navigazione Gen. Italiana
Italia
Lloyd Real Hollandes
Belga Argentina
Navigazione Trans. Barcelona
Transatlantica Espanola
Ligure Brasiliana
Lloyd Brasiliero
Zino
Austro Americana
Pinillos Izquierdo y Co.
Lloyd Cabaudo
Forenede Argentina Line

Provinzen Argentiniens:

Entre Rios
Corrientes
Santiago del Estero
Salta
Jujuy
Rioja
Catamarca
San Juan
Mendoza
San Luis
Tucuman
Cordoba
Santa Fé
Buenos Aires

Territorien:

Misiones
Formosa
Chaco
Los Andes
Pampa
Neuquen
Rio Negro
Chubut
Santa Cruz
Tierra del Fuego

Rep. Argentinien:
Grösse 2950700 qkm
Deutschland:
Grösse 540777 qkm
Frankreich:
Grösse 536464 qkm
Grossbritannien:
Grösse 314339 qkm
Italien:
Grösse 286682 qkm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Syndikus **Ramelow**, Berlin: Ergänzend zu den Ausführungen des Herrn Vorredners möchte ich ein Beispiel hinzufügen, wie bereits die deutsche Industrie bei dem Bahnbau in Argentinien beteiligt ist. Es betrifft dies den Bau der Bolivianischen Eisenbahn. Augenblicklich ist bereits auf argentinischem Gebiet die Bahn bis zur Grenzstation La Quinca gebaut worden. Argentinien hatte sich vertraglich bereiterklärt, auch auf bolivianischem Gebiet die Bahn weiterzuführen bis Tupiza. Leider ist die diplomatische Spannung als Folge des argentinischen Schiedsspruchs im Grenzstreit zwischen Peru und Bolivia, hindernd dazwischen getreten, infolgedessen Bolivia von jenem Vertrage zurückgetreten ist. Argentinien wollte die Reichtümer des bolivianischen Hinterlandes über die argentinischen Bahnen nach dem Atlantischen Ozean führen, damit sie nicht dem Interessengebiet der Bahn Oruru—Antonagasta in Zukunft zufielen. Leider ruht dieser kulturell so wichtige Bahnbau, doch ist die deutsche Industrie und die deutsche Bankwelt hieran am wenigsten schuld. Ich bitte Sie, anzuerkennen, was der deutsche Handel in Argentinien geschaffen, und muss nun auch meinerseits Ihnen noch drei Zahlen vortragen. Im ersten halben Jahre 1910 betrug die Zunahme des deutschen Handels 10,2 Millionen Pesos Gold (à 4,05 Mark), die Englands dagegen nur 6,2 und die Nordamerikas 3,9 Millionen Pesos. Bewundernswert ist die weitschauende Kolonisationspolitik der Regierung, welche stets neue Gebiete durch Bahnbau aufschliesst; ich erinnere an die grossartigen Bahnbauten in San Louis bis zu den Cordilleren und in Patagonien. Dem Schienenstrang folgt der Kolonist; es ist ein Kulturwerk allergrösster Art, welches sich dort durch die Besiedelung des Westens, von uns in Europa kaum bemerkt, in stiller Arbeit durch die weitsichtige Kolonisationspolitik vollzieht.

Konter-Admiral z. D. **Recke**, Kiel: Soweit ich verstanden habe, ist Hauptgewicht gelegt auf den Gegensatz deutschen und englischen Einflusses in Argentinien. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf die wachsende wirtschaftliche Macht lenken, welche die Vereinigten Staaten in Argentinien ausüben. Zu denken gibt die Bestellung von zwei grossen Linienschiffen auf einer Werft in der Union. Es wird angegeben, dass diese Schiffe — ein Objekt von 100 Millionen Mark — billiger angeboten sind, als von deutschen und englischen Werften, trotzdem doch allgemein bekannt ist, dass die Nordamerikaner bisher erheblich teurer bauten, als wir in Europa. Auf diesen Punkt ist in der Fachpresse bisher zu wenig Gewicht gelegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prof. Dr. **Hauthal**, Hildesheim: Der Vortragende hat uns an der Hand eines mit grossem Fleisse zusammengetragenen Zahlenmaterials gezeigt, welch erstaunlichen Aufschwung Argentinien in wirtschaftlicher Beziehung in den letzten Jahren genommen. Der Gang der Entwickelung ist derselbe, den auch die europäischen Staaten durchgemacht, Viehzucht, Ackerbau, Industrie — nur kürzen sich die einzelnen Phasen mehr ab, da ja die alten hochentwickelten Kulturstaaten einen gewaltigen Druck ausüben. Ein Teil Argentiniens wird immer Viehzuchtland bleiben (Südpatagonien) infolge der natürlichen, unabänderlichen Verhältnisse — aber das mittlere und nördliche Argentinien, da, wo seit einigen Jahrzehnten der Ackerbau so grosse Erfolge erzielt hat, da wird Argentinien auch weiter sich bemühen, sich unabhängig vom Ausland zu machen, indem es die industrielle Bearbeitung seiner Rohprodukte selber in die Hand nimmt. Dieses Streben knüpft naturgemäss an das Gegebene an — und so ist die industrielle Verwertung der Produkte der Viehzucht und des Ackerbaues zunächst die Grundlage von industriellen Unternehmungen (Gerbereien, Fleischgefrieranstalten, Mühlen, Molkereien usw.) gewesen — und da für Viehzucht und Ackerbau noch gewaltige Landstrecken zur Verfügung stehen, so werden sich diese Zweige der Industrie noch ins Riesenhafte entwickeln und somit zu Faktoren anwachsen, die auf dem Weltmarkte in naher Zukunft eine bedeutende Rolle spielen werden, mit denen die alten Kulturstaaten rechnen müssen. Wie steht es aber mit dem Zweige der Industrie, welcher sich auf die Bearbeitung der mineralischen Bodenschätze gründet? Diese Schätze, Erze aller Art, sind in guter Quantität und Qualität vorhanden, aber ihrer industriellen Verwertung stehen zurzeit noch grosse Schwierigkeiten entgegen. Ohne Kohle ist die Entwickelung einer Metallindustrie sehr schwierig, und bis jetzt ist es noch nicht gelungen, Steinkohle in abbauwürdiger Quantität und Qualität zu finden. Man beginnt jetzt, die gewaltigen Wasserkräfte des Landes zur Gewinnung elektrischer Kraft zu benutzen. Ferner sind die Arbeitslöhne ausserordentlich hoch — das ist ein sehr schwerwiegender Faktor, dem nur durch hohe Einfuhrzölle begegnet werden könnte. Aber wir dürfen nicht verkennen, dass hier das Gebiet ist, auf dem deutsches Kapital ein grosses Wirkungsfeld hat, indem es sich beteiligt an Erschliessung der Minen, Schaffung von Verkehrs- und Transportmitteln, namentlich Eisenbahnen, Gründung von Filialen usw. Wir werden damit nicht nur dem aufstrebenden Zukunftslande Argentinien einen grossen Dienst erweisen, sondern wir werden damit auch dem Deutschtum drüben eine mächtige Stütze verschaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Becker**, Friedenau-Berlin: Um unserer Industrie auf dem argentinischen Markte günstigere Absatzverhältnisse zu schaffen, erscheint es mir vor allem nötig, die Handelsstatistik zu verbessern, einmal, indem die Anschreibungen viel eingehender spezialisiert werden (ich nenne nur Konsumartikel, Maschinen-Daueranlagen u. a. m.), anderseits, — — und darauf möchte ich den Hauptwert legen —, dass diese Veröffentlichungen oft und schnell erfolgen. Die Konkurrenz der Vereinigten Staaten ist nicht so sehr zu fürchten, wie dies oft geschieht; denn der Frachtverkehr nach dem La Plata ist für die Nordamerikaner insofern einseitig, als sie keine oder nur wenige Rückfrachten haben. Zugegeben werden muss allerdings, dass auf einem sehr wichtigen Gebiete die Nordamerikaner überlegen sind, ich meine die Industrie landwirtschaftlicher Maschinen. Auf diesem Gebiete können Massenfabrikate sehr billig geliefert werden, wenn auch vielfach auf Kosten der Dauerhaftigkeit. Was Güte des Materials anlangt, so sind unsere landwirtschaftlichen Maschinen noch immer unübertroffen. Mehr Anpassungsfähigkeit an die Wünsche der ackerbautreibenden Bevölkerung Argentiniens und günstigere Zahlungsbedingungen, die heute viel eher gewährt werden können, als noch vor zehn Jahren, würden unseren Absatz bedeutend steigern können. Auf gesellschaftlichem Wege aufgebrachte Kapitalien in Kolonisationsunternehmen festzulegen, halte ich für verfehlt. In dieser Hinsicht haben wir die Gelegenheit verpasst. Das Land ist heutigen Tages viel zu teuer für derartige Unternehmungen, es sei denn, dass die Kapitalien in rein idealer Absicht, etwa von Millionären, denen es nicht auf eine angemessene Verzinsung ankommt, gegeben wird. Ausserdem ermutigen die Erfolge der einheimischen argentinischen Unternehmungen keinesfalls dazu. Man überlasse es vielmehr dem einzelnen Auswanderer, der ruhig jahrelang in abhängiger Stellung zuwarten soll, bis durch irgendwelche wirtschaftlichen Rückschläge — und mit denselben muss man in Argentinien noch immer rechnen — sich günstige Kaufgelegenheiten bieten.

Dr. **Stöpel**, Heidelberg: Ich danke meinen Vorrednern für die Erörterungen, glaube aber nochmals Herrn Ramelow gegenüber hervorheben zu müssen, dass das deutsche Kapital beim argentinischen Eisenbahnbau nicht intensiv genug vertreten ist. Auch geht aus seinen Ausführungen hervor, dass er meinem Vortrag nicht in allen Teilen gefolgt ist. Bezüglich der Bemerkung des Herrn Admiral Recke glaube ich doch genügend hervorgehoben zu haben, dass Nordamerika mit uns in regem Wettbewerb steht und der Konkurrenz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kampf von Jahr zu Jahr sich verschärfen wird, besonders haben die Vereinigten Staaten in der Einfuhr von landwirtschaftlichen Maschinen, Transportmitteln und Baumaterialien einen wesentlichen Vorsprung vor unseren Fabrikaten, ausserdem verstehen sich die Vereinigten Staaten den südamerikanischen Verhältnissen besser anzupassen. Herr Dr. Hauthal scheint auch heute noch das Vorhandensein von Kohle und Eisen in genügenden Mengen in Argentinien zu bezweifeln. Da ich kein Geologe, steht mir hierin kein Urteil zu. Doch glaube ich, dass die industrielle Entwickelung Argentiniens keineswegs als abgeschlossen zu betrachten ist. Die Industrie jenes Landes wird mit den weiteren Fortschritten im argentinischen Bergbauwesen (Petroleum von guter Qualität in ausgiebiger Menge hat man bereits entdeckt) immer mehr Erfolge aufweisen.

Dass die Kolonisationsgelegenheit in Argentinien bereits verpasst sein soll, wie einer meiner Vorredner ausführte, ist mir neu und möchte ich doch in Abrede stellen. Billiges und gutes Land ist, soweit es nicht bereits in privatem Besitz ist, von der Regierung noch genügend zu haben. Es fehlen nur die geeigneten Kräfte, die es bewirtschaften. Gerade für den landwirtschaftlichen Arbeiter und Handwerker, für Klein- und Grossunternehmer ist in Argentinien noch ein reiches Feld wirtschaftlicher Betätigung, worauf nicht genug hingewiesen werden kann. Die argentinische Regierung beweist dem Einwanderer, besonders dem germanischen Element, das grösste Entgegenkommen.

Die Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen.

Von Dr. **Hjalmar Schacht**, Berlin,
stellvertr. Direktor der Dresdner Bank.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

I.

Gestatten Sie mir, die Frage der Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen im engsten Sinne des Wortes „kolonial" zu behandeln. Ich sehe von der Erörterung aller derjenigen Unternehmungen

ab, welche deutsches Kapital in grossem Umfange in überseeischen Kultur- und Halbkulturländern ins Leben gerufen hat, und beschränke mich auf die Erörterung der Kapitalbeschaffung für diejenigen Unternehmungen, die der Erschliessung des kolonialen Neulandes gelten, welches Deutschland seit einigen Jahrzehnten unter seine schützenden Fittiche genommen hat. Die Unternehmungen unserer Schutzgebiete tragen einen spezifischen Wirtschaftscharakter, während Kapitalanlagen im nahen und fernen Orient, in Südamerika usw. mit Klima-, Verkehrs- und Arbeitsverhältnissen rechnen, die denen unserer kolonialwirtschaftlichen Schutzgebietsunternehmungen völlig ungleich sind.

Bei allen kolonialwirtschaftlichen Unternehmungen wird man zu unterscheiden haben zwischen solchen, die lediglich auf die Okkupation vorhandener, leicht erreichbarer, wirtschaftlicher Güter gerichtet sind, und solchen, die eine systematische Aufschliessung noch unentwickelter natürlicher Reichtümer durch erheblichen Aufwand von Kapital und Arbeit zum Gegenstand haben. Zu den ersteren zählt der Einkauf kolonialer hochwertiger Rohprodukte (Elfenbein, Kautschuk), die durch okkupatorische Tätigkeit der Eingeborenen gewonnen und den Europäern zum Kauf entgegengebracht werden. Geschäfte dieser Art stellen in der Regel die frühesten kolonialen Unternehmungen dar, und wir finden sie in unseren Schutzgebieten zu einem guten Teil schon etabliert, bevor noch die deutsche Flagge gehisst wurde. Als eine dritte, ihrer Natur nach besondere Art kolonialer Unternehmungen werden wir alle diejenigen zusammenfassen müssen, die als Hilfsgewerbe in dem Sinne anzusehen sind, dass ihre Verbreitung einerseits von der wirtschaftlichen Tätigkeit der „eigentlichen" kolonialen Unternehmungen abhängig oder anderseits auf deren Förderung gerichtet ist (Transport, Nachrichtenvermittelung Herbergsgewerbe). Die Kapitalmenge, welche zuströmt, ist bei den beiden ersten Gruppen zu einem grossen Teil davon abhängig, wieweit die Hilfs- insbesondere die Transportunternehmungen entwickelt sind.

Die Frage, wieweit privates Kapital in Transportunternehmungen sich einlassen wird, beantwortet sich danach, ob die wirtschaftliche produktive Tätigkeit innerhalb der Kolonie genügend vorgeschritten ist, um die Rente derartiger Unternehmungen durch entsprechende Alimentierung des Verkehrs sicherzustellen, oder aber, ob die natürlichen wirtschaftlichen Güter, die durch blosse okkupatorische Tätigkeit leicht gewonnen werden können, sich in solcher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Masse und in solchem Werte vorfinden, dass Okkupationsunternehmungen die Kosten für den Bau und Betrieb von Transportmitteln auf Handlungsunkostenkonto übernehmen können. So bedeuten die Transportkosten von unseren Kolonien in die Heimat für eine ganze Reihe von kolonialen Urprodukten (Kautschuk, Elfenbein, Oelfrüchte) nur eine Belastung des Handlungsunkostenkontos, welche die Rentabilität des Handels mit diesen Okkupationsprodukten durchaus nicht aufhebt. Aus diesem Grunde finden wir, dass das Privatkapital von allen Kolonialunternehmungen am frühesten, wie in die Okkupationsunternehmungen (Kolonialhandel), so gleichzeitig in diejenigen Hilfsunternehmungen fliesst, welche den Seetransport von den kolonialen Küsten nach den Heimathäfen vermitteln. In Transportunternehmungen dagegen, welche von der Küste in das Innere unserer Kolonien führen, hat sich privates Kapital bisher so gut wie gar nicht gewagt, weil weder die wirtschaftliche Erschliessung unserer Kolonien soweit vorgeschritten ist, um solche Transportunternehmungen zu alimentieren, noch die durch Okkupation zu erlangenden natürlichen wirtschaftlichen Güter so hohen Wert haben, dass ihr Export die Anlage teurer Transporteinrichtungen ins Innere rechtfertigen würde. Hieraus ergibt sich die einfache Notwendigkeit, dass, wenn das Deutsche Reich eine wirtschaftliche Erschliessung seiner Kolonien wünscht, es die Transportunternehmungen von der Küste ins Innere aus öffentlichen Mitteln finanzieren und die Verzinsung und Rückerstattung derselben von der künftigen wirtschaftlichen Erschliessung, für welche die Transportmittel eine Vorbedingung sind, erwarten muss. Die frühere Saumseligkeit im Bau kolonialer Eisenbahnen aus öffentlichen Mitteln ist eine der Hauptursachen, warum das Privatkapital bisher nicht in grösserem Umfange in Kolonialunternehmungen hineingegangen ist.

Was bisher an privatem Kapital in Kolonialunternehmungen investiert ist, ist im Vergleich zu den Kolonialunternehmungen anderer Länder nicht viel. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass unsere ganze Kolonialwirtschaft noch nicht ein Menschenalter besteht, und dass unsere Schutzgebiete nicht nur wirtschaftlich, sondern selbst geographisch grösstenteils unbekanntes Neuland waren, das in erster Linie zur wissenschaftlichen Aufschliessung nötigte, während für wirtschaftliche Aufschliessungsunternehmungen nahezu alle Vorbedingungen fehlten. Nichtsdestoweniger werden alle Kolonialfreunde in dem Wunsche übereinstimmen, dass das private Kapital sich in möglichst grossem und immer steigendem Umfange kolonialen Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmungen zuwende. Eine Kolonialpolitik, die nicht dieses Ziel im Auge hat, würde ihrer Aufgabe nicht gerecht werden.

Unter die dahingehenden Massnahmen zählen wir in erster Linie, was das Reich in militärischer und administrativer Hinsicht geleistet hat, um für die Arbeit von Menschen und Kapital in unseren Schutzgebieten Friedens- und Rechtsbasis zu schaffen, sowie was es getan hat, um die Ansiedelung und wirtschaftliche Betätigung Einzelner in den Kolonien zu erleichtern. Ueber das Mass dessen, was in dieser allgemeinen Hinsicht geschehen ist und kann, und über die Art, wie es durchgeführt und durchzuführen ist, gehen die Meinungen auseinander; auch über die Verteilung der Schuld für das, was unterlassen oder versehen wurde. Ich möchte hier nur hervorheben, dass in dem Hauptpunkt, in dem Bau der Eisenbahnen, uns die Aera Dernburg einen Wandel gebracht hat, den wir gewiss alle richtig würdigen, und von dem wir eine sehr starke Belebung der privaten Unternehmungslust in den Kolonien erwarten dürfen.

Neben der Einzelunternehmung ist von Anfang an auf die gesellschaftliche Unternehmung in der Kolonialwirtschaft stark gerechnet worden. Sie ist auch besonders angebracht, weil in der Regel koloniale Unternehmungen ein grösseres Risiko und ein die Mittel des einzelnen meist übersteigendes Kapitalerfordernis einschliessen. In den Reichstagsverhandlungen des Jahres 1888 über das Schutzgebietsgesetz wurde darauf hingewiesen, dass sich die Rechtsform der Aktiengesellschaft, namentlich wegen ihrer Bestimmungen über die Gründung sowie über die Aufstellung der Bilanz, nicht für Kolonialgesellschaften eigne. Die ersten Kolonialgesellschaften waren daher grösstenteils auf Grund des Preussischen Landrechtes entstanden. Diese Umstände veranlassten die Schaffung einer besonderen Gesellschaftsform für koloniale Unternehmungen, der D. K. G. Die Paragraphen des Schutzgebietsgesetzes, welche die D. K. G. betreffen, beschränken sich im wesentlichen auf die Verleihung der juristischen Person, und stellen im übrigen die Statuten unter die Genehmigung der Reichsregierung, die im Laufe der Zeit eine Art Normativstatut ausgearbeitet hat.

Man hat gegen dieses Statut eingewendet, dass es sich zu sehr an die Bestimmungen über das Aktiengesetz anlehne, insbesondere hinsichtlich der Bilanzierung, die sich auf koloniale Unternehmungen mit mehrjähriger Entwickelungsperiode nicht anwenden lasse, ferner hinsichtlich der Sacheinlagen, die der Regierung eine angeblich zu langwierige, kostspielige und verantwortliche Prüfung auferlegen, und hinsichtlich des Prospektzwanges, der die Gründer zu verantwort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Angaben über die Unterlagen und Aussichten des Unternehmens verpflichtet. Die Folge davon ist gewesen, dass die D. K. G. ihre anfängliche Beliebtheit verlor, nachdem das Gesetz über die Gesellschaften mit beschränkter Haftung entstanden war, welches in vorgenannten Fragen grössere Freiheit lässt. Von den rund 230 eigentlichen kolonialen Gesellschaften, die in den Rahmen unseres Themas fallen, sind heute rund 170, darunter fast die Gesamtheit der rund 80 Diamantunternehmungen, in der Form der G. m. b. H. errichtet und nur wenig über 30 in der Form der D. K. G., und gerade die letzten Jahre weisen den stärksten Zugang an G. m. b. H.-Gründungen auf. Da nun zum mindesten überall da, wo eine koloniale Gesellschaft sich mit ihrem Kapitalbedarf an grössere Kreise wendet, grösste Publizität und Zwang zu solidester Finanzgebarung am Platze ist, so fragt sich, ob es nicht zweckmässig und möglich wäre, der Rechtsform der D. K. G. unter Beibehaltung ihrer grösseren Kautelen und der wünschenswerten engen Fühlung mit der Kolonialbehörde durch Erleichterung der Kapitalbeschaffung wieder einen besonderen Anreiz zu geben. Schon Hammacher hat im Jahre 1888 im Reichstag darauf hingewiesen, und seitdem ist der Gedanke oft wiederholt worden, dass die glücklichste Gesellschaftsform für koloniale Unternehmungen die Gewerkschaft mit ihrem Zubussezwang sei. Dies trifft in der Tat nicht nur für die kolonialen Bergbauunternehmungen, sondern in hervorragendem Masse auch für die Pflanzungsunternehmungen zu, die für ihre über Jahre hinaus sich erstreckende Entwickelung während einer langen Anfangsperiode von Jahr zu Jahr neues Kapital brauchen, bis sie in das Stadium der eigentlichen Rentabilität gelangen, genau wie beim Bergbau. Diese ihre Eigenart ist gewiss ein Grund dafür, dass Pflanzungsunternehmungen vielfach bisher entweder von vornherein mit einem zu geringen Kapital beginnen, in welchem Falle dann die spätere Beschaffung weiteren Kapitals auf grosse Schwierigkeiten stösst, da eine Rente noch nicht erzielt ist, oder aber, wenn wirklich ein auf Jahre hinaus berechnetes Kapital von vornherein eingefordert wird, so bietet es unendliche Schwierigkeiten, die Entwickelung innerhalb des vorgesehenen Rahmens zu halten, da bei kolonialen Pflanzungsunternehmungen in ganz ähnlicher Weise mit Störungen und Zufällen zu rechnen ist, wie beim Bergbau. Die Aufnahme der Zubusse in die bestehenden Bestimmungen über die D. K. G. würde zweifellos dieser Gesellschaftsform einen Vorzug selbst vor der G. m. b. H. gewähren und eine nachhaltigere Entwickelung unserer Kolonialwirtschaft herbeiführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ja merkwürdig, dass die G. m. b. H. bei kolonialen Unternehmungen so aussergewöhnlich bevorzugt wird, obwohl sie in manchem Punkte, so in der Grösse der Anteile (Minimum 500 Mk. gegen 100 Mk. bei der D. K. G.) und ihrer schwerfälligen Uebertragung hinter der D. K. G. zurücksteht. Die Leichtigkeit der Gründung aber und die mangelnde öffentliche Kontrolle sind die Vorteile, die jene Nachteile in den Augen der Gründer weitaus aufwiegen. Der Mangel öffentlicher Kontrolle ist nun aber zweifellos eine sehr bedenkliche Begleiterscheinung überall da, wo die koloniale G. m. b. H. ihr Kapital in grösserem Kreise durch mehr oder minder öffentliche Aufforderung sammelt. Ich würde deshalb, wenn andere, noch zu erörternde Massnahmen keine Abhilfe bringen, nicht anstehen, im Wege der Verordnung oder Gesetzgebung die öffentliche Kapitalsammlung von kolonialen Gesellschaften, die sich nicht mindestens den Vorschriften der D. K. G. über Publizität, Verantwortlichkeit und Geschäftsgebarung unterwerfen, zu erschweren. Da, wo im engeren interessierten Kreise das Kapital bereitgestellt wird, ist die Form der G. m. b. H. natürlich berechtigt und entspricht durchaus den Absichten des Gesetzgebers bei Schaffung dieser Gesellschaftsform.

Die Art der Kapitalwerbung ist jedenfalls der springende Punkt in dieser Frage. Ich glaube, dass das Normativstatut für die D. K. G. durch Schaffung der 100 Mk.-Anteile der ganzen Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen von vornherein eine verhängnisvolle Richtung insofern gegeben hat, als es durch Schaffung so kleiner Anteile den Anreiz bot, die koloniale Kapitalwerbung in die Kreise der kleineren und mittleren Kapitalisten zu tragen. Nicht, als ob ich die koloniale K l e i n a k t i e unter allen Umständen bekämpfte. Der so energisch von Dr. Scharlach verteidigte Gedanke, durch Vertrieb von Pfundaktien das spekulative Interesse weitester Kreise an der Kolonialentwickelung zu wecken, hat gewiss einen berechtigten Kern. Aber diese Kleinaktie ist nur da angebracht, wo es sich um Kolonialgesellschaften mit zwar unentwickelten, aber doch erwiesenermassen vorhandenen grossen, natürlichen Reichtümern und Entwickelungsmöglichkeiten handelt, also etwa um grosse Konzessionsgesellschaften. Der 100 Mk.-D. K. G.-Anteil aber hat dazu geführt, für alle möglichen Pflanzungs- und sonstigen Versuchsunternehmungen das Kleinkapital durch Dividendenversprechungen heranzuziehen, die notgedrungen schwere Enttäuschungen und jene Kolonialmüdigkeit herbeiführen mussten, die wir solange zu beklagen hatten.

Freilich, auch bei den Kleinaktien der Konzessionsgesellschaften hätte noch ein weiteres Moment hinzukommen müssen, nämlich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaffung eines Marktes mit spekulativem Charakter. Seit einigen Jahren stehen ja die Bemühungen um die Schaffung eines regulären Marktes für Kolonialwerte mit im Vordergrunde des kolonialen Interesses. Von der zweiten Hälfte des Jahres 1906 an begegnen wir in den kolonialen Zeitungen und Zeitschriften sowie auch in der Tagespresse den regelmässigen Preislisten kolonialer Bankfirmen über koloniale Werte. Seit jener Zeit haben sich etwa ein Dutzend Firmen teils für den Handel in Kolonialanteilen neu aufgetan, teils diesem Handel ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wenn diesem Handel, der sich nur in wenigen Werten börsenmässig, überwiegend dagegen von Bankbureau zu Bankbureau abspielt, auch viele Mängel anhaften, so liegt sein Verdienst doch darin, dass allmählich sich ein dauernder Stamm spekulativer Interessenten bildet, die grundsätzlich, d. h. vorbehaltlich der Höhe der Preisforderung, bereit sind, als Käufer kolonialer Werte aufzutreten. Einen solchen Markt zu etablieren, wird weniger schwierig sein in denjenigen Papieren, die regelmässig, wenn auch schwankende Dividenden abwerfen. Es wird aber auch bei denjenigen Papieren möglich sein, in denen, wie die Börse sagt, eine gewisse Phantasie liegt, ohne dass eine regelmässige Rente erzielt wird. Dann findet die Spekulation einen Anreiz in der Ausnutzung der Kursschwankungen, die sich der bald rascher, bald langsamer fortschreitenden Entwickelung des Unternehmens anpassen. Auf diese Weise allein erhält sich beispielsweise die Aktie der englischen Chartered Company dauernd das Interesse des grossen Publikums. In solchem Falle, der natürlich nur für die Konzessionsgesellschaften mit ihrem grossen inneren Wert in Frage kommt, ist die Kleinaktie meines Erachtens ein durchaus zweckmässiges Mittel für die Verbreitung kolonialen Interesses. Der Kursgewinn und -verlust werden sich meistens im Laufe der Jahre die Wage halten, und der vorhandene innere Wert wird immer wieder neue Interessentenschichten heranziehen. Ob deshalb die Einführung einer kolonialen Kleinaktie in den Börsenhandel seinerzeit bei Schaffung unserer Konzessionsgesellschaften uns nicht rascher vorwärts gebracht haben würde, möchte ich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Nachdem unsere Konzessionsgesellschaften heute an Zahl und Umfang ihrer Rechte erheblich beschnitten worden sind, ist die Frage weniger aktuell geworden. Die Schaffung einer börsenmässigen Kleinaktie für jedes beliebige Kolonialunternehmen möchte ich jedenfalls nachdrücklich zurückweisen.

Im übrigen gibt die Zulassung einer möglichst grossen Zahl von Kolonialwerten zum offiziellen Börsenhandel die beste Möglich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit zur Schaffung von Kautelen gegen Schwindel und Leichtfertigkeit. Der zurzeit im Schwange befindliche inoffizielle Handel bringt viele Nachteile mit sich. Sie liegen in der Hauptsache in der ungenügenden verantwortlichen Information über die für die Beurteilung des Wertes massgebenden sachlichen Grundlagen des Unternehmens und in der ohne amtliche Mitwirkung erfolgenden Preisfestsetzung. Die Kurszettel der verschiedenen Bankfirmen weisen jederzeit grosse Spannungen zwischen Angebot- und Nachfragekursen auf, melden auch vielfach untereinander abweichende Kurse und geben der Firma, die regelmässig als Eigenhändler auftritt und alle Offerten freibleibend, d. h. ohne Verbindlichkeit meldet, leicht die Möglichkeit zur Uebervorteilung des Kunden.

Auch da, wo sich der Handel in Kolonialwerten zwar an der Börse, aber nicht offiziell, sondern im sogenannten freien Verkehr vollzieht, bleibt der Nachteil der mangelnden verantwortlichen Informierung bestehen. Diese Informierung kann nicht von kolonialen Börsenzeitungen oder von Berichten ausgehen, die koloniale Bankfirmen verbreiten. Nicht als ob diesen Berichten der Vorwurf bewusster oder leichtfertiger Irreführung gemacht werden soll, aber ihr Zweck, eine Belebung des Marktes in Kolonialanteilen herbeizuführen, wird selbstverständlich stets eine gewisse optimistische Einseitigkeit zur Folge haben. Was aber die Hauptsache ist, alle diese Informationen sind ohne Verantwortlichkeit gegeben. Nur auf verantwortlichen Informationen aber kann ein regulärer Markt aufgebaut werden. Darum ist es unerlässlich, dass unsere Kolonialwerte in möglichst grosser Zahl in den offiziellen Börsenverkehr eingeführt werden, damit durch den Zwang zur Veröffentlichung von verantwortlichen Prospekten und Jahresberichten eine solide Basis für den Marktverkehr gewonnen wird. Je mehr koloniale Werte dem offiziellen Kurszettel einverleibt werden, um so mehr wird das Interesse für inoffiziell gehandelte Werte abflauen.

In der gleichen Richtung geht offenbar das im Einverständnis mit der Kolonialverwaltung gezeigte Bestreben des Staatskommissars an der Berliner Börse, die Verbreitung von Kurslisten über den freien Verkehr in Kolonialwerten durch die Zeitungen zu verhindern. Ob allerdings nicht gerade diese Zeitungsmeldungen über den freien Börsenverkehr in Kolonialwerten eine sehr nützliche Information darstellen, muss zum mindesten zur Erwägung gegeben werden. Dagegen würde es sich vielleicht empfehlen, für die von den kolonialen Bankfirmen verbreiteten Preislisten gewisse Kontrollmassregeln einzuführen. Das beste Mittel gegen den inoffiziellen Marktverkehr in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonialwerten ist aber immer wieder ihre Unterstellung unter die strengen Vorschriften des Börsengesetzes durch die Zulassung zum Börsenhandel mit amtlicher Kursfestsetzung, Publikationspflicht usw. Tatsächlich ist ja in den letzten Jahren eine Reihe kolonialer Werte zum Börsenhandel offiziell zugelassen worden. In dieser Richtung müssen wir weiter marschieren. Dabei liesse sich erwägen, ob nicht der D. K. G., wie es bis zum 1. August 1909 der Fall war, Stempelfreiheit für die Anteile und den Börsenumsatz gewährt, und ob nicht auch bei der Zulassung und Kotierung gewisse finanzielle Erleichterungen zugestanden werden könnten. Der Umstand, dass die Anteile der D. K. G. grösstenteils auf einen geringeren Betrag als 1000 Mk. lauten, kann kein Hinderungsgrund für die Zulassung sein, da der Handel an der Börse in zusammenfassenden Zertifikaten über Beträge von 1000 Mk. erfolgen könnte, wie dies bei zahlreichen ausländischen Papieren der Fall ist, deren Nominale auf geringere Beträge lautet, und die für den Handel ebenfalls in Zertifikate über mindestens 1000 Mk. zusammengefasst werden. In jedem Falle würde auch der Handel in kleineren Beträgen, der sich weiter ausserhalb der Börse vollziehen würde, von der offiziellen Kursnotierung für die 1000 Mk.-Zertifikate profitieren.

II.

Um die Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen rascher in Fluss zu bringen, ist im Laufe der Jahre eine Reihe praktischer Versuche und Vorschläge gemacht worden, die alle auf Schaffung besonderer Organisationen zu dem gedachten Zweck abzielen.

Im Juni 1899 wurde in Weimar eine Kolonialsparkasse ins Leben gerufen, die bei Ablauf des ersten Jahres 50 Mitglieder und ein Vermögen von 2050 Mk. aufwies. Diese Kolonialsparkasse sah einen Sparzwang von mindestens monatlich 1 Mk. für jedes Mitglied vor. Die angesammelten Mittel sollten in Kolonial- und Auslandswerten angelegt werden, wobei an die englischen Investment Trusts als Vorbild gedacht war. Die Form der Organisation war die einer eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftung, deren Anteile in Höhe von 100 Mk. bei einer weiteren Haftung in gleicher Höhe ausgegeben wurden. Die Idee war, in möglichst vielen Städten ähnliche Organisationen zu schaffen, die später zu einem Gesamtverband mit einheitlicher Leitung vereinigt werden sollten. Ich brauche kaum hinzuzufügen, dass diese Organisation irgendwelche Bedeutung oder Ausdehnung niemals erlangt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit dem 1. Januar 1904 richtete der Vorstand des Deutschen Kolonial-Bundes eine Vermittelungszentrale für koloniale Arbeit und Kapital ein. Diese Zentrale sollte Kolonialunternehmer, die Kapital suchten, mit Kapitalisten, die Geld in kolonialen Unternehmungen anzulegen geneigt waren, in Verbindung bringen, wobei sie die Exposés und Rentabilitätsberechnungen der geplanten Unternehmungen, soweit möglich, zu prüfen sich anheischig machte und das Recht der Ablehnung sich vorbehielt. Für die Kapitalvermittelung war die Vergütung einer Provision von beiden Seiten an die Zentrale in Aussicht genommen. Auch von dieser Organisation glaube ich nicht, dass sie jemals nennenswerte Bedeutung erlangt hat.

Ausführlich und nachdrücklich ist von den verschiedensten Seiten jahrelang der Plan einer umfassenden Kolonialbank erörtert worden. In seiner Sitzung vom 10. Januar 1900 erkannte das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee die Errichtung einer Kolonialbank, welche ihre Tätigkeit nicht auf den deutschen Kolonialbesitz beschränkte, sondern eine finanzielle Zentralstelle für die fortgesetzt sich ausbreitenden wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und allen überseeischen Gebieten bildete, als zeitgemässes und nützliches Unternehmen an. Der Zweck der Kolonialbank sei demgemäss die Förderung und Ausführung wirtschaftlicher Unternehmungen aller Art über See, Beteiligung an Land-, Bergwerks-, Handels- und industriellen Unternehmungen, Pflanzungen, Eisenbahnanleihen, Dampferverbindungen, Kabellinien usw. Als Form der Kolonialbank erschien die einer Aktiengesellschaft als die zweckmässigste, doch sei ausser der Ausgabe von Aktien auch die Ausgabe von Obligationen vorzusehen, um auch dem Kleinkapital den Erwerb sicherer kolonialer Werte zu ermöglichen. Da indessen die Gründung einer solchen Kolonialbank zurzeit als wenig aussichtsreich erschien, so beschloss das Komitee, bei Eintritt einer günstigeren Lage des Geldmarktes Verhandlungen mit kapitalkräftigen Bankfirmen wegen Errichtung einer solchen Kolonialbank aufzunehmen.

Auch der verstorbene Dr. Scharlach war ein Anhänger der Idee der Kolonialbank, die er sich mit etwa 5—10 Millionen Mark Kapital dachte. Nach ihm sollte die Bank koloniale Unternehmungen nicht selbst mit Geld ausrüsten, vielmehr solche Unternehmungen nur prüfen, gründen und ihre Kapitalanteile emittieren. Sie sollte also den Emissionskredit schaffen, um die Werte kolonialer Gründungen in das Publikum zu bringen.

Thilo Eichholtz legte in den Jahren 1904 und 1905 in der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sogar einen bis ins einzelne hinein ausgearbeiteten Statuten- bzw. Gesetzentwurf vor für die Errichtung einer Reichs-Seebank. Die Reichs-Seebank sollte, ähnlich der Reichsbank, unter Aufsicht des Reiches gestellt und ihre Anteile sollten mit einer dreiprozentigen Zinsgarantie des Reiches ausgestattet werden. Zu ihren Obliegenheiten sollte gehören die Beleihung von Waren, der Kauf und Verkauf von Schutzgebietsanleihen, die Hypothekendarlehengewährung gegen Ausgabe von Pfandbriefen auf deutsche Schiffe sowie auf Gebäude und Bodenmeliorationen in den Schutzgebieten bis zu einer Höhe von drei Vierteln des Taxwertes, ferner der Betrieb von Versicherungsgeschäften und die Leitung und Beaufsichtigung deutscher Kolonialgesellschaften. In vorangegangenen Aufsätzen hatte der Verfasser von seiner Bank auch noch die Vorstreckung der Mittel zur ersten Niederlassung von Ansiedlern und zum Teil auch zur Reise, die Beleihung kolonialer Erzeugnisse und den kommissionsweisen Verkauf kolonialer Produkte verlangt.

Von all diesen verschiedenen Kolonialbankprojekten hat sich keines verwirklicht. In neuerer Zeit ist dagegen eine Reihe privater kolonialer Finanzierungsbureaus entstanden, welche die Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen geschäftsmässig zu Erwerbszwecken betreiben. Auch wenn wir von den unlauteren Absichten und Praktiken absehen, die zum Teil hierbei mit zutage getreten sind, müssen wir eine derartige berufsmässige Finanzierungs- und Gründertätigkeit als für unsere Kolonialwirtschaft in höchstem Masse gefährlich bezeichnen. Die von Graf geleistete Aufklärungsarbeit in dieser Hinsicht war sehr wertvoll. Die Leichtigkeit, mit der auf Grund völlig unzulänglicher Angaben und Unterlagen für beliebige, oft ganz phantastische Kolonialunternehmungen Geld aus dem Publikum herausgeholt wird, von dem dann oft ein unangemessen grosser Teil an die Gründer und Vorbesitzer geht, ist kaum zu begreifen.

Leider hat die öffentliche Werbung von Geldern durch Verbreitung von Denkschriften und Zeichnungseinladungen und das ganze koloniale Prospektwesen eine Ausdehnung und einen Charakter angenommen, die zu einer Erörterung drängen. Da das grosse Publikum fast nie in der Lage ist, die Prospektangaben nachzuprüfen oder sachlich darüber zu urteilen, so gilt für Kolonialprospekte, was für alle Aufrufe zur öffentlichen Kapitalbeteiligung gilt: Das Publikum wird sich nur dann beteiligen, wenn diejenigen, die die Einladung erlassen, ihm vertrauenswürdig erscheinen. Mit peinlicher Sorgfalt sucht deshalb unsere Bankwelt ihren sogenannten Emissionskredit zu etablieren und zu wahren. Diesen Emissionskredit suchen sich neue Kolonialunterneh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mungen, die sich an das Publikum wenden, zu beschaffen, indem sie Namen von gutem Klang oder anscheinende Kolonialsachverständige zu Gevatter bitten. Es ist ein ehrendes Zeugnis für unseren Adel, unsere Wissenschaft, unser Militär, dass ein Name aus ihrer Mitte unter einem Prospekt bei der grossen Masse des Publikums genügt, um die Wahrheit der gemachten Angaben und die solide Leitung des Unternehmens zu verbürgen. Ehrenhafte Gesinnung indessen schliesst nicht immer Sachverstand und Geschäftstüchtigkeit ein, und so sollten wir von jenen Trägern guter Namen soviel Einsicht und Verantwortlichkeitsgefühl erwarten, dass sie nicht Unternehmungen aus der Taufe heben helfen, für deren Beurteilung und Leitung ihnen die Fähigkeiten abgehen. Mit Befriedigung ist von allen Kolonialfreunden der Beschluss des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees vom November 1908 begrüsst worden, dass eine Unterzeichnung von Prospekten kolonialer Neugründungen mit dem Zusatz „Vorstandsmitglied des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees" oder „Mitglied der Baumwollbaukommission des K. W. K." unzulässig sei. Und dem verdienten Spott sollten die Aeusserungen eines hohen Kolonialprospektgevatters preisgegeben werden, der seine Zugehörigkeit zu kolonialen Aufsichtsräten öffentlich mit den Worten verteidigte: „Ich bin dort eingetreten, um zu lernen und zu studieren und mich an der Entwickelung zu interessieren." Im gewöhnlichen kaufmännischen Leben pflegt man Leute, die zum Lernen eintreten, nicht als Aufsichtsräte, sondern unter einem anderen Namen einzustellen. Solches Lernen und Studieren der Aufsichtsräte kostet dann in der Regel viel Geld, und das Bedauerliche daran ist, dass es in vielen Fällen fremdes Geld ist, welches verstudiert wird. In der Tat hat das deutsche Publikum in vielen Fällen mit kolonialen Prospekten trübe Erfahrungen gemacht, und es ist erstaunlich, dass trotzdem immer wieder Privatkapital bereit ist, sich unbesehen in koloniale Unternehmungen zu wagen, zumeist weniger aus Gewinnsucht, als vielmehr aus vaterländischem Allgemeininteresse.

Gerade dieser koloniale Patriotismus ist indessen nicht bedingungslos zur Förderung unserer Kolonialwirtschaft geeignet, und ich verspreche mir von einer Kolonialwirtschaft, die in der Hauptsache von Erwerbsgesichtspunkten ausgeht, auf die Dauer mehr, als von allen patriotischen Geldopfern auf dem Altar unfähiger, leichtfertiger oder gar unlauterer Kolonialgründungen. Die patriotische Bereitwilligkeit, allen möglichen neu entstehenden kolonialen Unternehmungen ein paar hundert oder tausend Mark in den Rachen zu werfen, ist sehr schlecht angebracht. Und wenn die Deutsche Kolonial-Zeitung einmal vor einigen Jahren gegen eine v. Mendelssohn-Bartholdysche Herren-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hausrede die „theoretischen Kolonialschwärmer" mit den Worten verteidigte: „Uns sind Beispiele von Herren unserer Gesellschaft bekannt, die an zwanzig und mehr Erwerbsgesellschaften unserer Schutzgebiete mit ihrem Gelde beteiligt sind", und wenn mir unlängst wieder ein süddeutscher Arzt genannt wurde, der ebenfalls an mehr als zwanzig Kolonialunternehmungen mit je einigen hundert oder tausend Mark beteiligt ist, so sind derartige Beteiligungen möglicherweise sehr ehrenwert, aber durchaus nicht unbedingt zweckmässig und erwünscht. Vielmehr erwünscht ist die grössere Beteiligung eines in dieser oder jener Hinsicht sachverständigen Interessenten an einem einzigen Unternehmen, beipielsweise eines Spinners an einer Baumwollpflanzung oder eines Gummiwarenfabrikanten an einer Kautschukplantage und dergleichen.

Die Kapitalsammlung durch öffentliche Prospekte und Einladungen ganz zu verbieten, hiesse, das Kind mit dem Bade ausschütten, aber ernstlicher Erwägung wert ist es, ob nicht Massregeln getroffen werden können, das koloniale Prospekt- und Gründungswesen vor Auswüchsen zu bewahren. Es darf ohne weiteres angenommen werden, dass die zahlreichen Prospekte, namentlich der letzten Jahre, in amtlichen und nichtamtlichen Kolonialkreisen volle Aufmerksamkeit gefunden haben, und dass diese Stellen von der Unrichtigkeit oder gar Unlauterkeit der in vielen Prospekten enthaltenen Angaben volle Kenntnis sich beschafft haben. Die Frage liegt nahe, warum das Publikum nicht von einer dieser Stellen auf das Bedenkliche der Beteiligung an derartigen Unternehmen aufmerksam gemacht worden ist. Man geht kaum fehl in der Annahme, dass dahingehende Erwägungen angestellt worden sind, ohne dass bisher sich ein modus procedendi gefunden hat. Die damit geübte Entsagung ist bedauerlich. Lediglich die Finanzpresse, voran das Berliner Tageblatt (Jöhlinger) und die Frankfurter Zeitung, hat sich dieser Aufklärungsarbeit unterzogen. Aber ihr steht das für die Beurteilung notwendige Material nur in sehr beschränktem Umfange zur Verfügung. Darum müssen amtliche und nichtamtliche Kreise zusammenwirken, um eine Aufklärung über koloniale Unternehmungen, insbesondere Neugründungen, herbeizuführen. Eine solche Aufklärung ist nicht sowohl im Interesse des Publikums, als vielmehr in weit höherem Masse im Interesse der Aufrechterhaltung des Kredits der deutschen Kolonialwirtschaft unbedingt geboten. Ohne die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung zu setzen, erscheint es unerlässlich, eine Instanz zu schaffen, bei der die Unterlagen kolonialer Neugründungen, die sich mit ihrem Kapitalbedarf an weitere Kreise des Publikums wenden, ex officio geprüft und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewonnenen Resultate der Oeffentlichkeit mitgeteilt werden. Dass ein Bedürfnis hierfür besteht, hat auch das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee durch seinen im Mai 1909 gefassten Beschluss bezeugt über die Einrichtung eines kolonialwirtschaftlichen Archivs zur Sammlung von Prospekten, Geschäftsberichten und sonstigen Veröffentlichungen kolonialwirtschaftlicher Unternehmungen sowie von Kritiken und Auskünften, welche für und gegen die Unternehmen und ihre Entwickelung veröffentlicht worden sind . Auch die Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts hat eine ähnliche Organisation geschaffen. Diese zeitgemässe und dankenswerte Einrichtung sollte zu einer Revisionsstelle ausgebildet werden, der unter Benutzung amtlich beschafften Materials und unter Heranziehung von Sachverständigen, namentlich aber unter Mitwirkung kolonialer Selbstverwaltungsorgane, für alle Kolonialgründungen, die in grösserem Kreise Geld werben, diejenigen Pflichten auferlegt werden, die den von der Regierung bestellten Revisoren bei der Prüfung des Gründungsherganges von deutschen Kolonialgesellschaften (D. K. G.) obliegen. Damit würde einerseits die von vielen so sehr gefürchtete Verantwortlichkeit der Regierung bei der Gründung von D. K. G.'s fortfallen, anderseits die Revision des Gründungsherganges und die Prüfung der Rentabilitätsberechnungen wesentlich eingehender geleistet werden können. Die Verantwortlichkeit, welche die Revisionsstelle träfe, wäre gewiss eine ernste, aber doch nicht so schwer, dass sie nicht übernommen werden könnte, da die Revisionsstelle nicht ein Urteil abzugeben haben würde, sondern lediglich für die Beschaffung und Bekanntgabe des Tatsachenmaterials zu sorgen hätte, welches für die Beurteilung des betreffenden Unternehmens herangezogen werden muss.

III.

Durch unsere ganze kolonialwirtschaftliche Literatur zieht sich bis in die jüngste Zeit wie ein roter Faden der Vorwurf mangelnder Kolonialfreudigkeit des Privatkapitals. Dieser Vorwurf treibt manchmal sonderbare Blüten. So habe ich z. B. einen Kolonialautor gefunden, der seinen Schmerz dahin präzisiert, dass das deutsche Publikum lieber dreiprozentige Reichsanleihe kaufe, als eine zehnprozentige Aktie, eine Ansicht, die den Herrn Schatzsekretär besonders interessieren dürfte. Eine anderer prägt das den Herrn Reichsbankpräsidenten interessierende Diktum, dass in Deutschland infolge mangelnden Unternehmungsgeistes eine ungeheure Geldabundanz herrsche. Ein Dritter hat es besonders auf das mangelnde Kolonialinteresse der Grossbanken abgesehen und meint, wenn das Gross-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kapital kein nationales Verständnis besitze, so müsse es ihm eben zwangsweise beigebracht werden. Ich erwähne solche Aussprüche nur, um zu zeigen, aus welchem Geiste und mit welchem Verständnis bisher in der kolonialen Literatur die Frage der Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen behandelt worden ist. Das Kapital lässt sich nicht zwangsweise dirigieren, und Vorwürfe berühren es gar nicht. Man muss Verhältnisse schaffen, die das Kapital locken, freiwillig zu kommen. Der noch in jüngster Zeit, beispielsweise auch von Paasche und Jöhlinger, nachgesprochene Vorwurf, das deutsche Kapital, und insbesondere das Grosskapital, interessiere sich nicht für die Erschliessung unserer Kolonien, ist noch dazu unrichtig; ich möchte dem geradezu die Behauptung entgegensetzen, dass das Privatkapital bei uns eine so grosse Kolonialfreudigkeit gezeigt hat und noch zeigt, dass damit leider vielfach ein bedauerlicher Mangel an Ueberlegung einhergeht, der für die Finanzierung unserer Kolonialunternehmungen auf die Dauer zu den bedenklichsten Folgen führen muss. Das kurz zuvor über die kolonialen Prospekte Gesagte ist der beste Beweis hierfür. Aber auch in den ersten Tagen unserer Kolonialpolitik hat sich das Privatkapital, und vor allem das Grosskapital, den Geldansprüchen unserer Kolonialwirtschaft nicht entzogen. Unsere ersten Kolonialunternehmungen verdanken ihre Entstehung in erster Linie der Initiative und Beteiligung des Grosskapitals, insbesondere in den Hansestädten, in Berlin und im Rheinland. Ich erinnere an die Gründung der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln sowie der Neu-Guinea-Companie, die beide mit dem Namen Hansemann auf das engste verknüpft sind, an die Gründung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika unter Mitwirkung fast der gesamten, und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, unter Mitwirkung eines Teiles der Berliner Hochfinanz. Ich erinnere an die Hoesch-Esserschen Gründungen, an die weiteren Unternehmungen des Konzerns der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, an die Otavi-Gesellschaft, an die drei kolonialen Banken usw. Alles das sind Unternehmungen des Grosskapitals. Wenn dennoch gewisse Leute namentlich von unseren Kreditbanken immer wieder koloniale Kapitalinvestierungen verlangen, so sei darauf hingewiesen, dass eine langfristige Festlegung grösserer Mittel in kolonialen Unternehmungen mit den Grundsätzen einer vorsichtigen Kreditbankpolitik in absolutem Widerspruch steht. Und es ist absurd genug, dass die Stimmen, welche bald eine Kapitalinvestierung unserer Kreditbanken in kolonialen Erschliessungsunternehmungen, bald grösste Liquidität zum Schutze der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Depositengläubiger fordern, meistens aus ein und demselben Lager stammen.

Wenn aber anderseits gefordert wird, dass die Banken die Finanzierung kolonialer Unternehmungen in grossem Umfange und systematisch vermitteln, das heisst ihren Emissionskredit für koloniale Gründungen in die Schanze schlagen sollen, so bringt uns das auf den Kern der ganzen kolonialen Kapitalbeschaffungsfrage. Fordert es nicht zum Nachdenken heraus, dass gerade die in Finanzierungsfragen erfahrensten Kreise, d. h. unsere Banken, sich scheuen, dem Drängen übereifriger Kolonialanwälte nach kolonialen Gründungen nachzugeben? Kann man ihre vorsichtige Reserve mit dem albernen Vorwurf des mangelnden nationalen Interesses abtun? Schon Dr. Scharlach, dessen ganzes Bemühen auf eine stärkere koloniale Teilnahme der Banken gerichtet war, hat anerkennen müssen, dass der Grund für die auf die erste Kolonialbegeisterung der achtziger Jahre folgende Ernüchterung der Umstand war, dass man die grossen Kolonialunternehmungen ohne Erfahrung und ohne diejenige Ueberlegung begonnen habe, welche die Kolonialgeschichte anderer Völker nahe gelegt hatte. Man habe nicht bedacht, dass zur Erschliessung grosser Ländermassen Zeit, Arbeit und Geld in grossem Masse gehören. Nun, unsere Beispiele zeigen, dass es an Geld zunächst nicht gefehlt hat. Wohl aber hat das Geld allein keine Erfolge erzielt, weil Arbeit und Erfahrung fehlten, es fruchtbar zu machen. So kamen die Jahre, wo man nicht nur keine Erträge auf das investierte Kapital erhielt, das hätte man gewiss einige Jahre verschmerzt, sondern wo auch ein wirtschaftlicher Fortschritt kaum irgendwo zu erblicken war. Es war eben Neuland, das man betreten hatte und das man nicht gleich zu beackern verstand, und dennoch investierte man beliebig erreichbares Kapital. So ist es gekommen, dass das deutsche Publikum in kolonialen Werten bereits ganz beträchtliche Summen verloren hat. Ich habe aus einer flüchtigen Durchsicht der Handbücher allein über fünfzig koloniale Unternehmungen festgestellt, die mangels jeglicher Erfolge wieder liquidieren mussten, nachdem sie beträchtliche Kapitalien nutzlos investiert hatten. Tatsächlich wird die Zahl wohl wesentlich höher sein. Ein beliebiger Kurszettel des von der Heydtschen Kolonialkontors aus der letzten Zeit weist unter 46 eigentlichen kolonialen Unternehmungen 32 auf, die im letzten Jahre keine Dividende ergaben, und die meisten von diesen sind solche, die überhaupt noch nie eine Dividende ergaben. Dabei darf man annehmen, dass der genannte Kurszettel im wesentlichen nur solche Anteile aufführt, die überhaupt noch eine Gewinnchance bieten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leider beschränkt sich diese ganze Entwickelung nicht auf die Vergangenheit. Es muss zahlreichen kolonialen Unternehmungen auch heute noch, und zum Teil gerade heute, der Vorwurf gemacht werden, dass sie mit völliger Erfahrungslosigkeit ins Leben gerufen werden. Das unvorsichtige Hinausgehen mit grossen Mitteln an Aufgaben, deren Lösung sich später als über Erwarten schwierig, ja als unmöglich herausstellt, ist einer der wesentlichen Gründe, warum so viele Kolonialunternehmungen bisher nicht reüssiert und ihr Kapital ganz oder teilweise verloren haben. Dieser Fehler, der schon im Jahre 1901 in einem interessanten Aufsatz der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung aus Pflanzerkreisen gerügt wird, wird noch immer wieder gemacht. Grundsätzlich mit vollem Recht konnte ein Abgeordneter im Februar dieses Jahres anlässlich einer Gründung in Südwest im Reichstage ausführen, dass, wenn man sich mit dem ganzen Gelde auf einmal in das Unternehmen stürze, die Gefahr vorläge, dass das ganze Geld verloren gehe, was im Interesse der Kolonien sehr zu bedauern sei. Er erinnerte mit Recht an die vielen Tabak-, Kaffee- und Kakaopflanzungen, bei denen auch die grossen ersten Unternehmungen vielfach fehlgeschlagen seien, während erst die intensive Arbeit aus dem kleinen heraus zu den jetzigen günstigeren Verhältnissen geführt habe. Auch jetzt haben erst die wenigsten Gesellschaften bereits so viele Erfahrungen hinter sich, dass die Rentabilitätsaussichten für die Zukunft sich mit einiger Wahrscheinlichkeit übersehen lassen.

Auch die Planlosigkeit, mit der vielfach Kolonialgründungen ins Leben gerufen werden, ist bezeichnend. Wenn man eine, dem Wirtschaftsvoranschlage entsprechende Kapitalsumme nicht zu beschaffen vermag, so wird nicht etwa auf die Durchführung des Unternehmens verzichtet, sondern man fängt die Sache auf einer kleineren, natürlich die ganzen bisherigen Berechnngen umstossenden Basis an, oder umgekehrt, wenn die Zeichnungen in grösserem Umfange einlaufen, als vorgesehen, so erweitert man das Unternehmen beliebig. Oder aber man wechselt beliebig den Gegenstand des Unternehmens, wie z. B. jetzt wieder im Falle einer für Ostafrika gegründeten Gesellschaft. Da sammelt man Kapital, um eine bestimmte Pflanzung zu erwerben, und als diese Erwerbung nicht zustande kommt, gibt man den Zeichnern das Geld nicht zurück, sondern, als ob man geradezu Angst hätte, dass einem das einmal gezeichnete Kapital wieder entwischen könnte, geht man Hals über Kopf nach einem anderen Kaufobjekt auf die Suche. Ein anderes, etwas weiter zurückliegendes Beispiel: Eine Kolonialgesellschaft hatte mit erheblicher Mühe das erforderliche Kapital zur Ausbeutung eines Minerals beschafft und sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Mitwirkung eines grossen Bankhauses als finanziellen Beraters gesichert, als im letzten Augenblick dieses Bankhaus sich wieder zurückzog, weil es verlangt hatte, dass, wenn der Zweck des Unternehmens, nämlich die Gewinnung des betreffenden Minerals, nicht durchführbar sein werde, das nicht verwendete Kapital den Zeichnern wieder zur Verfügung gestellt werden sollte, und dass in jedem Falle das Unternehmen seine ganze Kraft auf die Gewinnung des Minerals konzentrieren sollte. Hiermit waren indessen die Gründer nicht einverstanden, sondern erklärten, wenn der Bergbau aus irgendeinem Grunde in Wegfall käme, dann würde man irgendetwas anderes treiben, zum Beispiel Farmwirtschaft oder Viehhandel oder dergl.

Wenn nun die Gründer in allen solchen und ähnlichen Fällen lediglich ihre eigene Haut zu Markte tragen, ihr eigenes Kapital aufs Spiel setzen würden, so möchte man sich vielleicht beruhigen. Aber hier wird in zahllosen Fällen das Geld fremder Leute verbraucht. Da darf man sich nicht wundern, wenn ernsthafte Finanziers solchen Unternehmungen fern bleiben. Denn eine solche Art der Finanzierung ist nicht nur dilettantisch, sie ist auch in höchstem Masse gefährlich, da sie mit Sicherheit zu einer neuen Erschlaffung des Kolonialinteresses führen muss.

Von wie vollkommen falschen Grundanschauungen viele sonst so vortreffliche Mitarbeiter der kolonialen Sache in Finanzierungsfragen ausgehen, beweist, dass neuerdings Bestrebungen im Werke sind, die Kreditgewährung für Anlagekapital in bedenklicher Weise auf die Kolonien auszudehnen. Im Vorjahre hat Prof. Brückmann-Münster in der Zeitschrift für Kolonialpolitik den Satz vertreten, dass es sich empfiehlt, unsere Kolonialunternehmungen vielmehr als bisher auf dem Weg der Anleihe, anstatt auf den der Kapitalvermehrung zu verweisen, „sofern man darauf rechnet, auch die Angehörigen des sparenden Mittelstandes, des mittleren und kleinen Bürgertums, an den kolonialen Unternehmungen zu beteiligen". Auch Geheimrat Paasche hat in den Verhandlungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees im Frühjahr dieses Jahres die Ausdehnung des kolonialen Hypothekarkredits empfohlen. Er meint, dass in unseren afrikanischen Kolonien die Plantagen Unterstützung finden könnten, wenn zum Beispiel nach dem Vorbilde der Hypothekenbank in Kiautschou Landeskultur-Rentenbanken gegründet würden, welche durch Ausgabe von Pfandbriefen die Pflanzer finanziell unterstützen und die Sicherheit der Pfandbriefe durch genaue Kontrolle der Leistungsfähigkeit der Plantagen sichern könnten. Ich möchte demgegenüber auf das nachdrücklichste davor warnen, den durch jahrhundertelange Prosperität unseres heimatlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund und Bodens gefestigten Hypothekarkredit auf den mehr als schwankenden Boden einer so gut wie erfahrungslosen kolonialen Plantagenwirtschaft zu verpflanzen. Die zitierten Ausführungen vergessen, dass die erste Vorbedingung für jede Anleihe nicht die Sicherheit des Anleihekapitals, sondern die Möglichkeit der Verzinsung und der Amortisation ist. Bisher kann auch nicht entfernt davon gesprochen werden, dass die kolonialen Plantagen die Möglichkeit regulärer Zinszahlung und Amortisation erwiesen haben. Und ein gleiches gilt von der südwestafrikanischen Farmwirtschaft. Erweist sich hier — was ich gern glaube — ein Hypothekarkredit als förderlich oder notwendig, so kann er nur vom Reich oder unter Garantie des Reiches gegeben werden, bis die koloniale Landwirtschaft in stabile Erträgnisse hineingewachsen ist, wozu wir ja sehr erfreuliche Ansätze bereits konstatieren können.

Was wir in unseren Kolonien brauchen, ist nicht unter allen Umständen Geld, sondern in erster Linie Menschen, die dieses Geld wirtschaftlich anlegen und verwalten können. Nicht die Kapitalbeschaffung ist das Problem, sondern die richtige Kapitalverwendung. Auch hieraus folgt, dass die Aufgabe des Grosskapitals auf kolonialem Gebiet beschränkt ist. Der Wunsch, Kapital nutzbringend anzulegen, ist stets vorhanden, und auch vor einer längeren Entwickelungsperiode, die ertraglos bleibt, schreckt man nicht zurück, aber die erste Frage, wenn Sie mit einem Geschäft, beispielsweise an eine Grossbank, herantreten, ist: Wer ist der Mann, der die sachliche Durchführung durch seine bisherigen Erfahrungen und Leistungen verbürgt? Ganz im Anfang unserer Kolonialgeschichte, als er noch dem Reichstag angehörte, hat Adolf Wörmann bereits auf diesen Hauptpunkt unserer Kolonialwirtschaft hingewiesen, wobei er gestand, dass es ihm selbst sehr schwer sei, Personen zu finden, die er in seinen Unternehmungen verwenden könne.

Wir müssen uns darüber klar werden, dass unsere kolonialen Unternehmungen zu einem sehr grossen Teil noch Versuchsunternehmungen sind, die uns erst die Erfahrungen sammeln und die Männer heranbilden sollen, die später in der Lage sind, rentable Unternehmungen zu unterhalten. Solche Versuchsunternehmungen sollten in kleinstem Umfange begonnen werden, und zwar möglichst von unmittelbaren Interessenten. Vorbildlich ist hier die Tätigkeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, welches in den Kreisen der deutschen Baumwollindustrie mit Erfolg das erforderliche Kapital für seine Baumwollpflanzungsversuche aufgebracht hat. Dieser Weg ist aussichtsreich. Gummiwarenfabrikanten, Gerber, Holzindustrielle, elek-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trische, chemische und Nahrungsmittelindustrie, Wollindustrie usw., sie alle sind in grösstem Masse an der Entwickelung unserer kolonialen Produktion beteiligt, sie sind auch sachverständig genug, um den Versuchsunternehmungen mit Rat zur Seite stehen zu können. Aber auch patriotisch interessiertes Grosskapital wird sich einstellen, wenn Sachkenntnis und Erfahrung, Vorsicht, Sparsamkeit und Lauterkeit als Bürgen gestellt werden. Erst wenn solche Versuche dann Erfolge aufweisen, darf an grössere Unternehmungen herangegangen werden, und erst wenn diese eine gewisse Rentabilität zeigen, ist der Zeitpunkt gekommen, um das breitere Publikum für gleichartige Unternehmungen zu interessieren.

Neben diesem Weg geduldiger und zäher Arbeit ist noch genügend Raum für wagelustigeres Kapital, das den Zufällen natürlicher Reichtümer, die auch unsere Kolonien bergen, nachgeht, sei es in bergbaulicher, kommerzieller oder ähnlicher Tätigkeit. Aber dieses Kapital darf nicht von Gründern durch Versprechungen und Vorspiegelungen imaginärer Gewinne aus dem unerfahrenen Publikum geworben werden, dafür kommen vielmehr nur Kreise in Betracht, die das Risiko, das sie laufen, beurteilen können. Die Betätigung solchen Kapitals ist gewiss erwünscht, aber es wird dauernd nur durch ein einziges Moment herbeigezogen, das ist die Möglichkeit der Erlangung von Gewinnen, die über den heimatlichen Durchschnittszinsfuss wesentlich hinausgehen. Es muss deshalb nachdrücklich jenen Bestrebungen entgegengetreten werden, die im Anschluss an die Diamantenfunde aufgetreten sind und darauf hinzielen, denjenigen kolonialen Unternehmungen, die durch Zufall auf grosse Reichtümer gestossen sind, den grössten Teil ihrer Gewinne zu konfiszieren. Niemals in der ganzen Kolonialgeschichte sind Kolonien ohne grossen Gewinn für das private Kapital entwickelt worden. Schalten wir die Möglichkeit grosser Zufallsgewinne aus der kolonialen Unternehmung aus, hängen wir über jedes Kolonialunternehmen für den Fall grösserer Erträge das Damoklesschwert konfiskatorischer Steuern, so wird sich für riskantere Erschliessungsversuche nie wieder privates Kapital finden. Einerseits schmälen, dass das Kapital die Kolonien meidet, und anderseits dem Kapital seine Gewinnchancen rauben, ist eine Lächerlichkeit.

Wir stehen gegenwärtig in einer verheissungsvollen Zeit unserer Kolonialwirtschaft. Eine Reihe älterer Pflanzungsunternehmungen ist nach schweren Prüfungsjahren in ein Stadium getreten, das eine gewisse Stabilität auskömmlicher Gewinne erwarten lässt. Die Kupfer- und Diamantvorkommen haben gezeigt, dass auch erhebliche wirt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftliche Zufallschancen in unseren Kolonien vorhanden sind. Mehr denn je zeigt sich das deutsche Kapital bereit, die kolonialen Möglichkeiten entwickeln zu helfen. Wir können mit ruhigem Optimismus in die Zukunft blicken. Aber wir sollten in dieser Zeit kolonialen Hochgefühls die bisherigen Lehren unserer kurzen kolonialen Wirtschaftsgeschichte zu erfassen suchen. Wir laufen Gefahr, durch eine dilettantische und bedenkliche Finanzierungspolitik eine neue Periode kolonialwirtschaftlicher Enttäuschungen heraufzuführen. Dieser Finanzierungspolitik smarter Geschäftskolonialpolitiker einerseits und patriotischer Kolonialphantasten anderseits muss ein Ende gemacht werden. Sollte dieser Vortrag dazu beitragen, dass die koloniale Kapitalbeschaffung mehr und mehr den wirklich sachverständigen Interessenten in der Heimat und draussen überlassen bleibt, so würde sein Zweck erfüllt sein. Einstweilen hat die Ankündigung des Vortrages leider nur eine Einladung an mich zur Folge gehabt, bei der Gründung einer Kolonialbank mitzuwirken, deren Patenschaft übernommen haben ein freikonservativer Berufspolitiker, ein Rittergutsbesitzer, ein Regierungsrat und ein Marineoffizier a. D.

Hartert, Marburg: Gestatten Sie mir ein paar Worte aus der Praxis. Was uns bei der Kapitalbeschaffung vor allem fehlt, ist eine Presse! Eine Presse, die imstande und willens ist, kolonialen Unternehmungen, namentlich neuen Unternehmungen, wahrheitsgetreue Geleitworte zu widmen. — Nur ganz wenige Blätter haben wir, die kolonialsachverständige Redakteure besitzen, auch diese fast ausschliesslich Theoretiker, nicht Männer der Praxis. Ich habe es sozusagen am eigenen Leibe verspürt, wie eine von Berlin aus inspirierte und z. T. auch in Berlin redigierte Presse es sich angelegen sein lässt, jedes koloniale Unternehmen herabzusetzen, das nicht von einer ganz bestimmten Stelle unterstützt wird.

Berichtigungen, auch tatsächlicher Art, werden von dieser Presse nur dann aufgenommen, wenn man sie durch einen Rechtsanwalt unter gleichzeitiger Klageandrohung erzwingt.

Hier könnte eine kolonialfreundliche, unabhängige, nicht im Interesse bestimmter Finanzinstitute arbeitende Presse grossen Segen schaffen, indem sie nach völlig unparteiischer — aber sachverständiger — Prüfung die einfache Wahrheit bringt.

Nicht eine einseitig für alles Koloniale blind begeisterte Presse ist es, die wir wollen, sondern eine sachverständige, nicht übelwollende, aber wahrheitsliebende Presse brauchen wir.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Direktor **Hupfeld**, Berlin: Infolge des Baues der Eisenbahnen wird der Kapitalbedarf der Kolonien in den nächsten Jahren sehr zunehmen. Da vorläufig genügend viele reiche Einzelunternehmer für die zu erwartenden grösseren und grossen Unternehmungen sich nicht finden werden, wird für letztere die Gesellschaftsform bis auf weiteres massgebend sein.

Die Form der Gewerkschaft mit ihrem Zubussenzwang bei evtl. Verlust der ganzen Einzahlungen ist sicher unangebracht.

Die Rechtsform der G. m. b. H. ist bei einer grösseren Anzahl von Beteiligten zu schwerfällig. Die Rechtsform der D. K. G. ist zwar an sich zweckmässig, allein das Reichskolonialamt wird die grosse Verantwortung und Arbeit, zahlreiche derartige Gesellschaften sachgemäss zu beaufsichtigen, nicht übernehmen können.

Die Rechtsform der Aktiengesellschaft hat ihre Schwierigkeiten wegen einer Reihe von gesetzlichen Vorschriften, die für die kolonialen Verhältnisse, insbesondere für langfristige Plantagenkulturen, nicht passen. Es wäre Aufgabe z. B. der Berliner Handelskammer, auf Aenderung dieser Bestimmungen zu dringen.

An Männern, die sachverständig Kapital für die Kolonien zu verwalten verstehen, fehlt es jetzt nicht mehr, doch finden sie nicht stets die entsprechende Unterstützung.

Eine Revision von Gründungsprospekten v o r ihrer Veröffentlichung wäre sicherlich theoretisch sehr wünschenswert, aber es wird sehr schwer sein, eine solche Revisionsstelle zu schaffen.

Die Gründung von Kolonialkontoren ist wegen der so geschaffenen Möglichkeit, seine Papiere wieder zu veräussern — obwohl im allgemeinen ein Besitzwechsel während des Baustadiums eines Unternehmens nicht erwünscht ist —, an sich zu begrüssen. Allein die sog. Kurse sind, zum grossen Teile, reine Phantasie. Eine Reform dieser Verhältnisse wäre ebenfalls eine dankenswerte Aufgabe der Berliner Handelskammer.

Prof. Dr. **Wiedenfeld**, Cöln, weist darauf hin, dass gerade in den Jahren, in denen durch die Eisenbahnpolitik des Staates endlich die Grundlagen für eine kräftigere Entwickelung gelegt worden sind, in der deutschen Heimat besondere Schwierigkeiten sich der Kapitalaufbringung entgegengestellt haben: die Steigerung des allgemeinen Zinsfusses und die Konzentration des Bankentums; letztere ist besonders deshalb für die Kolonie bedeutsam, weil die Personalkenntnis erschwert wird und die Grossbanken sich ungern mit kleineren Unternehmungen befassen. Damit muss schlechthin gerechnet werden; da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann kein Staat und keine Verwaltung etwas ändern. Dagegen hat das Reich fortzufahren, durch Eisenbahnbau die allgemeinen Grundlagen zu erweitern; denn überall sonst in der Welt, selbst in England und Nordamerika, sind koloniale Eisenbahnen durch die Staaten ins Leben gerufen werden. Ferner hat das Reich die Rechtsgrundlagen noch auszugestalten; es darf nicht wieder vorkommen, dass es Jahre dauert, bis ein Unternehmen die erforderlichen Rechtstitel über Grund und Boden u. dergl. erhält. Da hat weniger die Gesetzgebung, als die Verwaltung einzugreifen: vom Staate Wohlwollen, bei den Unternehmern die Initiative und das Risiko — so muss die Entwickelung vor sich gehen.

Dr. **Schacht**, Berlin: Ich freue mich, konstatieren zu können, dass nur wenige Differenzen mit meinen Ausführungen in der Diskussion hervorgetreten sind. Was die Einführung der Zubusse angeht, so lege ich Gewicht darauf, dass sie nur solche Kapitalisten heranzieht, die gewillt sind, ein Unternehmen ganz zu Ende zu führen. Wenn Herr Professor Wiedenfeld die psychologischen Momente unterstrichen und gewünscht hat, dass sich die kolonialerfahrenen Praktiker und die Grossbanken mehr finden mögen als bisher, so kann ich mich diesem Wunsche nur anschliessen und möchte hervorheben, dass nach Ausweis der Mitgliedskarte zahlreiche Banken auf unserem Kongress vertreten sind und so ihr Interesse für die koloniale Entwickelung beweisen.

Die Kautschukgewinnung in Amerika und Asien.

Von **D. Sandmann**, Berlin.

(Sektionssitzung am 8. Oktober, vormittags.)

Das Thema: „Die Kautschukgewinnung in Amerika und Asien", welches ich heute hier erörtern möchte, ist so umfangreich, dass seine Behandlung in der mir zur Verfügung stehenden kurzen Zeit ausserordentlich schwierig ist. Ich kann nur skizzenhaft Ihnen das vortragen, was ich hier auszuführen wünschte und muss Sie auf das Studium der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielen Schriften, die diesbezüglich erschienen sind, und auch auf die von mir im „Reichs-Kolonial-Blatt" und im „Tropenpflanzer" veröffentlichten Arbeiten verweisen.

Dieses Thema ist aber von besonderer Bedeutung für unsere Kolonien, denn es ist zweifellos, dass die Kautschukproduktion in Amerika und Asien, die den Weltmarkt beherrscht, einen nicht auszuschaltenden Einfluss auf die Produktion in deutschen Kolonien haben wird.

Wenige Produkte haben in einer gleich kurzen Periode so grosse Preisschwankungen erlebt, wie in den letzten zwei Jahren der Kautschuk, und es kann nicht wundernehmen, dass das Interesse dafür weit über die Kreise hinausgegangen ist, welche mit der Verarbeitung dieses Artikels zu tun haben. Grosse Spekulation fand nicht nur in dem Artikel selbst, sondern auch in den Aktien der damit zusammenhängenden Unternehmungen statt.

Während im Anfang des Jahres 1908 das Kilo Kautschuk etwa 6,50 Mk. kostete, ist es im Frühjahr dieses Jahres bis auf 28 Mk. gestiegen und dann wieder auf 12 Mk. gesunken. Diese starken Schwankungen der Preise liessen die Verarbeiter von Kautschuk nicht zur Ruhe kommen, sie basierten nicht etwa auf Unterschieden in den Produktionskosten oder schwankenden Quantitätsergebnissen, sondern auf dem stark gesteigerten Konsum. Das mehr oder weniger dringende Verlangen nach Kautschuk trieb die Preise, unabhängig davon, hinauf oder herab.

Infolge des sich seit Jahren steigernden Konsums war schon lange nicht mehr zu hoffen, dass die Gewinnung von Kautschuk aus Wildbeständen den Bedarf für die Dauer allein decken könnte, und man strebt bereits seit dieser Zeit danach, die Produktion durch Anlage von Plantagen zu vermehren. Die steigenden Kautschukpreise begünstigten die Unternehmungslust und führten besonders in den letzten Jahren zu grossen Anpflanzungen.

Heute haben wir zwei verschiedene Arten der Kautschukgewinnung: die Produktion aus den Wildbeständen, dem natürlichen Anwuchs von Kautschuk liefernden Pflanzen und die Produktion aus dem plantagenmässigen Anbau derselben. Während das Hauptproduktionsgebiet des Wildkautschuks in Südamerika liegt, liegt dies für den Plantagenkautschuk in Asien, und während erstere bis vor kurzem ausschliesslich und jetzt noch hauptsächlich den Konsum deckt, ist letztere erst im Anfang ihrer Produktion und beginnt eben erst, eine Wirkung auf Konsum und Preisgestaltung auszuüben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gesamte Wildkautschukproduktion hat in diesem Jahre einen Anteil von etwa 90 Prozent und die des Plantagenkautschuks etwa 10 Prozent an der Deckung des Weltbedarfes.

Ueber beide Arten der Kautschukgewinnung kursieren viele irreführenden Berichte, die scheinbar von entweder der einen oder der anderen Produktion nahestehender Seite ausgehen, ohne mit beiden Produktionsverhältnissen genügend bekannt zu sein.

Von der Wildkautschukgewinnung sagt man, dass sie auf Raubbau beruhe, sich zu teuer stelle und in nicht zu langer Zeit aufhören müsse, von dem Plantagenbau dagegen, dass derselbe nicht bestehen könne, weil die nach anderen Ländern und unter andere Lebensbedingungen gebrachten Pflanzen kein genügendes und auch nicht genügend qualitätsreiches Quantum Kautschuk liefern, dass die Lebensdauer der Bäume in den Pflanzungen zu kurz sein würde, und dass aus diesen und anderen Gründen die Plantagenkautschukgewinnung nicht für die Dauer möglich sei. Beiden Berichten liegt, wie dies oft der Fall ist, ein Körnchen Wahrheit zugrunde, dem viel Uebertreibung hinzugefügt ist.

Die Frage ist unzweifelhaft sehr wichtig, ob beide Produktionen geeignete Grundlagen haben, um nebeneinander für die Dauer bestehen zu können, und ob die eine oder die andere in der Zukunft die konkurrenzfähigere sein wird, denn bei der sich jetzt durch den Plantagenbau immer weiter vergrössernden Produktion kann einmal die Zeit kommen, in welcher sich Angebot und Nachfrage in einem Verhältnis gegenüberstehen, welches die Preise auf ein Niveau bringt, um gerade noch der vorteilhaftesten Gewinnungsart einen normalen Nutzen zu lassen. Im Hinblick auf die Anpflanzungen in unseren Kolonien erhält diese Frage ganz besondere Bedeutung.

Ich will versuchen, das, was ich aus eigener Anschauung in beiden Produktionsgebieten kennen gelernt habe, hier in kurzen Umrissen darzulegen.

Die Wildkautschukproduktion setzt sich zusammen aus Raubbauprodukten und solchen, die durch rationelles Bearbeiten der Bäume erzeugt sind; es sind dies zurzeit etwa 68 000 Tonnen, wovon etwa $^1/_3$ aus Afrika und $^2/_3$ aus Südamerika, hauptsächlich aus Brasilien, kommen.

Als Raubbau muss man die Produktion bezeichnen, bei welcher die Bäume gefällt oder so stark angeschnitten werden, dass sie für eine zukünftige Produktion nicht mehr existieren. Die Produktion des Amazonasgebietes, die 1909 fast 40 000 Tonnen Kautschuk lieferte, besteht nur zu etwa 20 Prozent aus Kautschuk, der durch Raubbau, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu 80 Prozent aus solchem, der durch regelmässiges, wenn auch rauhes Bearbeiten der Bäume gewonnen wird. Bei letzterer Gewinnung werden die Bäume oft Generationen hindurch für die Kautschukproduktion erhalten. Noch geringer ist der Prozentsatz des durch Raubbau gewonnenen Kautschuks in den Staaten Ceará, Piauhy, Maranao, Bahia usw. Mittels Raubbaues wird weiter ein Teil des afrikanischen Kautschuks, besonders der aus dem Kongogebiet kommende, gewonnen; diesen liefert dort die Kickxia (Funtumia elastica) und verschiedene Lianen (Landolphien).

Der in Brasilien mittels Raubbaues gewonnene Kautschuk enstammt zumeist der Castilloa ulei Warb. Er kommt unter dem Namen Coucho an den Markt. Durch diesen Raubbau sind bereits die früher reichen Bestände an Castilloa in Peru vernichtet. Der Couchogewinnung nehmen sich dort hauptsächlich die verhältnismässig fleissigen peruanischen Arbeiter (Couchoeros) an. Sie sind nicht zu verwechseln mit den Arbeitern brasilianischer Nationalität, Seringueros genannt, die den Kautschuk der Hevea brasiliensis gewinnen. Die Seringueros scheuen diese viel schwerere Arbeit des Baumfällens.

Solange in Peru noch genügend Castilloa-Bestände vorhanden waren, wurde in Brasilien kein Coucho gewonnen. Seit einigen Jahren kommen die peruanischen Couchoeros aber weiter nach Osten auf brasilianisches Gebiet, wo in den Wäldern, an den Nebenflüssen des Amazonas, am Rio Javari, Rio Jurua, Ria Purus, ja bis zum Rio Madeira sich reichliche Bestände an Castilloa finden. Die Couchoeros machen mit den Besitzern der Kautschukwälder Arbeitsverträge, nach denen sie den Coucho in deren Wäldern gewinnen und ihn an den Waldbesitzer abliefern. Der Waldbesitzer liefert den Couchoeros ihre Lebensbedürfnisse und verrechnet den angesetzten Wert derselben mit dem ihm gelieferten Coucho.

Ein starker Castilloabaum liefert etwa 20 Kilo trockenen Coucho. Da die Castilloa erst im Alter von 30 bis 40 Jahren mit Nutzen gefällt werden kann, so ist zu erwarten, dass die Periode, in welcher ein Mangel an ausbeutungsfähigen Bäumen eintreten muss, nicht ausbleiben wird.

Die Produktion an Coucho betrug im Jahre 1909 8206 Tonnen. Sie hat sich vom Jahre 1906 bis zum Jahre 1909 um fast 2000 Tonnen, etwa 25 Prozent, vergrössert. Besonders das Jahr 1909 mit seinen hohen Kautschukpreisen gab zu dieser starken Mehrproduktion Veranlassung, und es mögen hierbei viele Bäume, die noch nicht alt genug waren, um sonst mit Nutzen gefällt zu werden, schon gefällt worden sein. Diese Mehrproduktion muss aber um so früher einen Stillstand oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausfall in der Couchoproduktion nach sich ziehen. Auch in Afrika verkleinert sich die durch Raubbau gewonnene Kautschuklieferung bereits recht erheblich. Man kann deshalb auf keine dauernde Versorgung des Marktes durch diese Art der Produktion rechnen.

Anders ist es mit der Produktion des Kautschuks aus der Hevea im Amazonasgebiet und aus der Manihot und Mangabeira in den südlicheren Teilen Brasiliens.

Die Wälder am Amazonas und an dessen Nebenflüssen, in denen unter anderem Baumbestand einzeln oder in Gruppen die Hevéa (dort Seringa genannt) reichlich zu finden ist, werden seitens privater Unternehmer von der Regierung als Eigentum erworben, und der Besitzer hat alle Veranlassung, seinen Wald dauernd ertragsfähig zu erhalten.

Die Uebernahme und Eröffnung eines solchen Waldes erfordert ein recht erhebliches Kapital. Der Besitzer muss Gebäude (Baracons) aufführen, um Leute anzusiedeln. Er muss Wege (Estradas) anlegen, die durch den dichten Wald, über Bäche, Sümpfe und Baumstämme hinweg zu den Heveabäumen führen, so dass der Arbeiter (Seringuero) auf einem Rundgange 120 bis 150 genügend alte, mindestens 15jährige Bäume durch Anschlagen mit einer Axt (Machadinha) bearbeiten kann.

Solche Kautschukwaldbesitzungen (Seringals) umfassen wenigstens 40, oft aber mehrere hundert Estradas.

Die Arbeiter (Seringueros), fast nur Männer, müssen meist aus Ceará, Maranao und Piauhy nach diesen Wäldern geholt werden und bedürfen oft eines nicht unerheblichen Vorschusses, um ihre Ausrüstungs- und Reisekosten zu decken. Da man im Amazonasgebiet weder Nahrungsmittel noch Gebrauchsartikel in nennenswerter Menge erzeugt, so müssen diese Bedürfnisse von weither über die Städte Manaos oder Pará bezogen werden. Der Seringalbesitzer hält hiervon ein Lager und liefert seinen Seringueros vorschussweise die Waren für ihren Lebensunterhalt. Es ist nichts seltenes, dass ein Seringalbesitzer auf diese Weise ein Anlagekapital von einer halben Million Milreis (1 Milreis etwa 1,30 Mk.) hineinstecken muss, ehe er zu den wirklichen Erträgen kommt. Eine Rente kann er nur durch dauernde Kautschukproduktion, nicht aber durch Raubbau erzielen.

Allerdings sind die Besitzer der Kautschukwaldungen nicht immer zugleich die Bewirtschafter derselben. In den meisten Fällen sind die Waldungen verpachtet oder von Angestellten bewirtschaftet. Diese, Patraos genannt, haben zwar nicht das gleich intensive Interesse an der Erhaltung der Bestände, wie der Besitzer, aber immerhin werden sie eine Vernichtung derselben nicht zulassen. Die Seringueros stehen zu dem Besitzer resp. Patrao etwa in dem Arbeitsverhältnis eines selb-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständigen Unternehmers. Es werden einem Seringuero zwei Estradas zur Bearbeitung übergeben, und er liefert an den Patrao den, aus der gezapften Milch durch Räuchern gewonnenen Kautschuk. Die Verrechnung gegen die gelieferten Waren findet gewöhnlich am Ende der Zapfsaison statt. Der Seringuero ist ebenso verpflichtet, allen Kautschuk an den Patrao zu liefern, wie alle seine Bedürfnisse bei demselben zu decken.

Der grösste Teil der Kautschukwaldungen liegt im Ueberschwemmungsgebiet, in welchem während der Regenzeit das Wasser oft 20 Meter über den niedrigsten Wasserstand steigt. Man kann dehalb in den meisten Wäldern nur während der trockenen Jahreszeit, das ist von Mai bis November, arbeiten.

Die Bearbeitung von zwei Estradas erfordert 140 Arbeitstage. Da aber teilweise durch Feiertage, Krankheit oder Faulheit der Seringueros viele Tage ohne Arbeit vergehen, so zieht sich die Arbeitszeit, wo dies irgend angängig, längere Zeit, ja bis zu acht Monaten, hin. Dann hat der Baum Ruhe und kann selbst stärkere, ihm zugefügte Wunden ausheilen.

Die tägliche Arbeitsleistung eines Seringueros beträgt etwa 2½ Stunden für Anschlagen der Bäume, 2½ Stunden für Einsammeln und 2 Stunden für Räuchern der Milch, also 6—7 Stunden pro Tag. Nachmittag wird Siesta gehalten.

Die Lebenshaltung und besonders die Ernährung der Seringueros ist im allgemeinen von bewunderswürdiger Anspruchslosigkeit. Zur Ernährung dienen hauptsächlich Mandiokamehl, Farinha, schwarze Bohnen, getrocknetes Fleisch (Carne secca) usw., und diese Nahrungsmittel sind infolge des weiten Transportes in dem heissfeuchten Klima oft von erschreckender Qualität und vermindern sicher sehr die Widerstandsfähigkeit der Seringueros gegen Krankheit und Tod. Selten gibt es Wild, Schildkröten und Fische, weil der Seringuero nach beendeter Arbeit nicht mehr jagen oder fischen mag, sondern die Zeit nur mit Nichtstun hinbringen will. Genussmittel sind Kaffee, Zucker, Zuckerrohrbranntwein (Cachaça) und Tabak, die trotz der unglaublich hohen Preise doch von einzelnen in grossen Mengen verbraucht werden.

Die normale Produktion eines Seringuero ist etwa 350 Kilo geräucherter Kautschuk (Boracha fina) und etwa 50 Kilo von der Baumrinde abgesammelter Kautschuk (Sernamby). Allerdings gibt es auch besonders gute Estradas mit nahe beieinander stehenden und sehr starken Bäumen, in denen ein Seringuero auf 1000 Kilo Produktion kommt. Andere dagegen liefern in schlechten Estradas, auch infolge Faulheit oder Krankheit, nur 100 Kilo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Waren werden von dem Patrao, meist ebenfalls auf Kredit, von den Kaufhäusern in Mánaos oder Pará entnommen und sind diesem schon zu recht hohen Preisen berechnet. Gewöhnlich schlägt er aber auf diese Preise noch 50 Prozent und mehr auf, so dass dem Seringuero die Waren zu exorbitant hohen Preisen in Anrechnung gebracht werden. In den verhältnismässig bequem zu erreichenden Kautschukwaldungen sind die Preise ungefähr zehnfach so hoch, wie z. B. in der Grossstadt Rio de Janeiro, in besonders weit abliegenden Gebieten aber noch höher. Ungeheuerliche Preise werden aber für Genussmittel, Gebrauchsgegenstände oder gar Luxusartikel berechnet.

Der normale Aufwand eines Seringuero während einer Zapfsaison von sechs Monaten betrug nach diesen Preisen 1907 etwa 1200 Milreis, wovon etwa $^2/_3$ auf Nahrungsmittel und $^1/_3$ auf Gebrauchsgegenstände entfallen. Der normale Verdienst des Seringuero betrug bei dem damaligen Kautschukpreise von 5 Milreis per Kilo, abzüglich Gewinn für den Patrao und Fracht 1700 Milreis, so dass einem nicht verschwenderischen Seringuero 500 Milreis am Ende der Zapfsaison übrig bleiben konnten. Dieser Ueberschuss vermindert sich aber bei vielen durch den empfangenen Vorschuss zur Reise und Equipierung, bei anderen durch leichtsinnige Warenentnahme, so das eine grosse Anzahl ihren Patrao schuldenhalber nicht verlassen kann und während der Regensaison gegen kleinen Verdienst, der nicht die blosse Verpflegung deckt, Arbeiten, wie Holzfällen usw., verrichten muss. Der Patrao erwartet dann, dass die Schulden in der nächsten Zapfsaison abgearbeitet werden. Diejenigen, die sich eine Summe gespart haben, kehren in ihre Heimat zu ihrer Familie zurück, denn die teure Lebenshaltung würde während der Dauer der Regensaison im Amazonasgebiet mehr kosten, als die Reise in die Heimat, wo sie so sehr viel billiger leben können. Zu Beginn der neuen Zapfsaison kehren sie dann wieder zurück.

Die Produktionskosten eines Kilo Kautschuk bei dem im Jahre 1907 berechneten Preisen der Lebensmittel und anderer Waren, inkl. Gewinn des Patrao und Reisekosten des Seringuero betrugen 4¼ Milreis. Dieser Herstellungspreis ist jedoch nur ein nomineller. Er basiert lediglich auf den, den Seringueros angerechneten Warenpreisen. Zweifellos lässt sich der Produktionspreis jedoch schon durch andere Berechnungs-, besonders aber durch andere Wirtschaftsweise sehr verbilligen. Wenn man die Nahrungsmittel, die jetzt zirka 800 Milreis kosten, zum Selbstkostenpreise berechnet oder, wie dies früher geschah, selbst an Ort und Stelle beschafft, oder überhaupt nur im Amazonasgebiet produziert, würden dieselben nur etwas erhöhte Arbeitsleistung oder noch nicht den zehnten Teil, höchstens aber zirka

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

80 Milreis kosten, und die gelieferten anderen Waren liessen sich sehr wohl für ein Drittel des Preises beschaffen, so dass die Ernährung und der sonstige Verbrauch des Seringuero mit wenig über 200 Milreis zu decken ist. Rechnet man selbst den, abzüglich der Reisekosten, dem Seringuero verbleibenden Verdienst mit 300 Milreis hinzu, so würden die produzierten 400 Kilo Kautschuk nur 500 Milreis Produktionskosten verursachen. Das Kilo Kautschuk würde sich demnach dann nur auf 1¼ Milreis, etwa 1,60 bis 1,70 Mk. stellen.

Der von der Regierung der Staaten Amazonas und Pará jetzt erhobene Exportzoll für Kautschuk beträgt fast 25 Proz. des Wertes. Ebenso ist der Import aller Waren durch Zölle sehr hoch belastet. Hierdurch wird der Kautschuk weiter sehr verteuert. Es ist jedoch anzunehmen, dass, sobald ein ernster Konkurrenzkampf zwischen Plantagenkautschuk und Wildkautschuk auf dem Weltmarkt entsteht, sich die Staatsregierungen veranlasst sehen werden, ebenso wie es die anderen brasilianischen Staaten tun, nur einen Exportzoll von 6 bis 10 Proz. auf Kautschuk zu erheben und auch die Importzölle zu ermässigen.

Wie schon erwähnt, wird aus Brasilien neben den eben genannten Kautschuksorten noch in erheblicherem Umfange solcher aus Manihotarten geliefert. Dieser kommt hauptsächlich aus den Staaten Ceará, Maranao, Piauhy. In diesen Staaten ist der Regenfall in vielen Jahren so dürftig, dass Dürren auftreten und einen Teil der Bevölkerung zur Auswanderung zwingen. Letztere bewegt sich meist nur in das Amazonasgebiet, wo die Auswanderer für kurze Zeit Verdienst finden.

Der Manihotkautschuk (dort Maniçoba genannt) wird zum grossen Teil nicht aus Wildbeständen, sondern aus Anpflanzungen gewonnen. Die Bäume werden in ähnlicher Weise, wie im Amazonasgebiet, mit der Machadinha bearbeitet; die gewonnene Milch wird jedoch nicht geräuchert, sondern in den meisten Fällen in kleinen Erdgruben neben dem Baum aufgefangen, wo sie sofort koaguliert, in manchen Pflanzungen aber auch nach einer zentralen Verarbeitungsstelle gebracht und dort verarbeitet wird. Ein Baum liefert zwischen 240 bis 300 g Kautschuk per Jahr, und man nimmt an, dass er während acht Jahren, etwa vom fünften Jahre beginnend, gezapft werden kann. Der reichlich vorhandene Nachwuchs sichert eine dauernde Produktion.

Die Arbeiter werden entsprechend dem von ihnen täglich gelieferten Quantum Kautschuk oder Milch bezahlt. Bei zehnstündiger Arbeitszeit ist der Tagesverdienst eines Arbeiters 1 bis 1½ Milreis. Die Produktionskosten für ein Kilo Kautschuk stellen sich dort auf etwa 1½ Milreis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch im Amazonasgebiet hat man mit Unterstützung der Regierung durch Prämien in neuester Zeit mit Anpflanzungen von Hevea brasiliensis begonnen, und nach den letzten, mir gewordenen Berichten sind bereits 4½ Millionen Bäume zur Prämiierung angemeldet. Der in den südlicheren Staten mit Manihot schon lange betriebene und nun auch im Amazonasgebiet mit Hevea aufgenommene Plantagenbau konnte in Brasilien bisher noch keinen so grossen Umfang annehmen wie in Asien. Dies liegt einerseits an der Art und verhältnismässig geringen Zahl der brasilianischen Bevölkerung und anderseits daran, dass dort ausländisches Kapital nicht genügende Garantien fand.

Zweifellos lässt sich die Kautschukproduktion am Amazonas durch diese Anpflanzungen steigern. Es ist aber so leicht, in den Wäldern einen reichlicheren Nachwuchs zu fördern, dass es überflüssig erscheint, dort Pflanzungen anzulegen, die doch auch nur billig produzieren können, wenn die Arbeitskräfte durch Erzeugung von Nahrungsmitteln usw. an Ort und Stelle sich verbilligen lassen.

Der Gesamtexport von Kautschuk aus Brasilien setzt sich zu etwa 7½ Proz. aus Manihot-Kautschuk (Maniçoba) und zu 2 Proz. aus Hancornia-Kautschuk (Mangabeira), welche aus den südlichen Staaten kommen, und zu über 90 Proz. des Kautschuks aus dem Amazonasgebiet zusammen. Von dem Gesamtexport des Jahres 1906 mit zirka 34 000 Tonnen dürften durch Raubbau nur zirka 9000 Tonnen gewonnen sein.

Die veröffentlichten Exportziffern für Kautschuk aus dem Amazonasgebiet enthalten Hevea-Kautschuk (Boracha) und Castilloa-Kautschuk (Coucho). Während, wie schon erwähnt, die Produktion des letzteren besonders infolge der hohen Kautschukpreise der letzten Jahre stärker geworden, hat sich die Produktion des Hevea-Kautschuks nur unbedeutend gegenüber der der Vorjahre vermehrt.

Dies liegt an der Eigenart der arbeitenden Bevölkerung. Der Seringuero ist nicht zu grösserer Arbeitsleistung zu bewegen, als zu der, welche die Beschaffung seiner Bedürfnisse erfordert. Hohe Kautschukpreise werden ihn deshalb nie zu grösserer Produktion anspornen, oft werden sie sogar das Gegenteil veranlassen. Dagegen können hohe Preise die vorhandenen oder neuen Unternehmer ermutigen, eine grössere Anzahl von Arbeitskräften in das Amazonasgebiet zu führen, und durch diese können sie das eingetretene Manko in der Produktion ausgleichen, bzw. dieselbe vermehren. Preise jedoch, die so niedrig sind, dass die regelmässige Kautschukproduktion des Seringuero seine notwendigsten Bedürfnisse nicht deckt, zwingen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihn zur Mehrarbeit. Dies beweisen auch die Produktions- resp. Exportziffern.

Während der Jahre 1899 bis 1903, als die Preise für Kautschuk sich im Durchschnitt auf 4 sh 3 d hielten und im Jahre 1902 sogar bis auf 3 sh 2 d fielen, steigerte sich die Hevea-Kautschukproduktion von 25 430 Tonnen auf über zirka 31 095 Tonnen, das ist in fünf Jahren eine Produktionszunahme von fast 5700 Tonnen.

Während dieser Zeit bestand neben der Hevea-Kautschukproduktion noch keine oder doch erst ganz geringe Couchoproduktion. Letztere steigerte sich dann allmählich und betrug 1906 6331 Tonnen, 1909 8206 Tonnen.

Von 1903 bis 1909 erhöhten sich die Kautschukpreise, mit Ausnahme der kurzen Periode von Ende 1907 bis Mitte 1908. Trotzdem ist fast keine Zunahme in der Hevea-Kautschukproduktion zu konstatieren, denn die Hevea-Kautschukproduktion betrug, gegenüber 31 095 Tonnen 1903, im Jahre 1909 auch nur 31 246 Tonnen. 1910 dürfte diese Ziffer auch nicht viel überschritten werden. Man kann also annehmen, dass sich die Hevea-Kautschukproduktion, wenn auch nicht vergrössert, so doch mindestens konstant erhält und in diesem Umfang dauernd für den Markt zur Verfügung bleibt.

Ganz anders liegt es mit der Produktion des Plantagenkautschuks. Hier sind es vor allem europäische Unternehmer, die die Produktion fördern.

Riesenkapitalien sind in diesen Unternehmungen investiert, und eine grosse Arbeiterzahl wird für die Produktion herangezogen. Allerdings hat es zirka 25 Jahre gedauert, bis man über das Versuchsstadium hinausgekommen ist. Erst in den neunziger Jahren war man soweit, dass man in kleinem Umfange Plantagen anlegte, und Anfang dieses Jahrhunderts wurden dieselben erst langsam und dann rapid vermehrt. Während z. B. auf der Malaiischen Halbinsel 1897 erst 350 Acres und 1902 etwa 7500 Acres mit Kautschuk bepflanzt waren, sind fünf Jahre später, im Jahre 1907, bereits 129 000 Acres und jetzt über 200 000 Acres bepflanzt. In den gesamten asiatischen Tropengebieten dürften heute weit über 500 000 Acres Kautschukplantagen angelegt sein. Noch vor drei Jahren deckte der Plantagenkautschuk kaum ½ Proz. des Weltbedarfs, in diesem Jahre werden schon zirka 10 Proz. desselben durch denselben gedeckt.

Als geeignetste Kautschukpflanze für Plantagenbau hat sich die Hevea brasiliensis erwiesen. Sie ist aber nur da mit Aussicht auf guten Ertrag anzubauen, wo genügender Regenfall vorhanden; für trockenere Gegenden dagegen kommen die Manihotarten in Betracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle anderen Kautschukpflanzen, wie Ficus, Castilloa, Funtumia, Hancornien, Landolphien haben diesen gegenüber bis jetzt nur untergeordnete Bedeutung.

Die Bearbeitung der Hevea in den Pflanzungen erfolgt nicht, wie in Brasilien, mit einer Axt, sondern durch vorsichtige Schnitte mit Messern, die oft in komplizierte Schneideapparate eingefügt sind. Man wendet die grösste Sorgfalt an, um den Baum durch das Zapfen in seiner Entwickelung nicht zu stören.

Infolgedessen kann man in den Plantagen die Hevea schon viel jünger zapfen, ohne fürchten zu müssen, dass sie eingeht. In den meisten Plantagen ist die Hevea bei so vorsichtiger Behandlung im sechsten Jahre zapffähig. Infolge der hohen Kautschukpreise des letzten Jahres hat man sogar schon vierjährige Heveabäume zu zapfen begonnen. Dies dürfte jedoch für die weitere Entwickelung der Bäume nachteilig sein.

Der Ertrag einer Hevea im sechsten Jahre ist auf Ceylon mit etwa 320 g trockenen Kautschuks anzunehmen und steigert sich dann mit jedem Jahre. Im zehnten Jahre ist auf 1½ Kilo Kautschuk zu rechnen. In den Malay States wird diese Ziffer sogar bei weitem überschritten. Dort wurden im letzten Jahre auf einer mir bekannten Plantage von achtjährigen Bäumen, im Durchschnitt auf grösserer Fläche, 2 Kilo per Baum gewonnen.

In einzelnen Gegenden Asiens, so auf Ceylon und Java, befinden sich auch Anpflanzungen von Manihot. Besonders gern werden dieselben als Zwischenpflanzung verwendet, um aus der Plantage schneller Ertrag zu erzielen. Als Reinpflanzung wird sie jedoch nur da angebaut, wo Hevea wegen zu grosser Trockenheit nicht mehr fortkommen kann.

An einzelnen Stellen konnte von der Manihot schon im Alter von 16 bis 20 Monaten ein Ertrag von zirka 100 g trockenen Kautschuks erzielt werden. Bei vier- bis fünfjährigen Bäumen kann man auf einen Ertrag von 250 g Kautschuk per Jahr rechnen.

Während im Amazonasgebiet die Milch von jedem Arbeiter durch Räuchern selbst verarbeitet wird, verarbeitet man in den Plantagen die Milch an einer Zentralstelle. Die mühselige Arbeit des Räucherns ersetzt man in den Plantagen durch Beifügung von Koagulierungsmitteln. Da die hierdurch gewonnene Qualität aber nicht der des geräucherten Kautschuks entspricht, hat man in neuester Zeit dieses Verfahren dadurch verbessert, dass man Mittel anwendet, welche die Milch nicht nur koagulieren, sondern, wie dies der Rauch tut, auch desinfizieren. Hierdurch ist nicht nur die Qualität verbessert worden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern auch das früher oft eingetretene Verderben des Kautschuks verhindert. Infolge dieser leichteren Verarbeitungsweise ist es möglich, die durch Männer, Frauen und Kinder gezapfte und eingesammelte Milch schnell und billig zu verarbeiten. Die schwierige Arbeit des Räucherns kann im Amazonasgebiet nur von Männern ausgeführt werden, und es ist schon der Gesundheit wegen nicht gut möglich, dass viel mehr als die von einer Person eingesammelte Milch von einem Mann verarbeitet wird; deshalb ist dort Frauen- und Kinderarbeit so gut wie ausgeschlossen.

Wissenschaft und Technik sind dauernd an der Arbeit, die Kautschukgewinnung aus der Milch und besonders die Qualität zu verbessern; auch mit dem Aelterwerden der Bäume wird die Kautschukqualität verbessert. Es ist deshalb zu erwarten, dass in nicht zu langer Zeit der Plantagenkautschuk dem Wildkautschuk aus dem Amazonasgebiet in Qualität ebenbürtig wird.

Zur aufmerksamen Zapfung eines Acre (zirka 4000 qm) Kautschukplantage mit etwa 200 Bäumen sind zwei Arbeiter bzw. Frauen nötig, ohne die Arbeitskräfte, die für Aufsicht und die Nebenarbeiten, Reinhalten der Plantage, Transport-Bedienung, Reserve für Kranke usw., gebraucht werden. Hierfür ist mindestens dieselbe Zahl zu rechnen. Der Arbeitslohn für acht- bis zehnstündige Arbeitszeit täglich schwankt zwischen 40 und 60 Pfg. Die Produktionskosten für ein Kilo trockenen Kautschuks bis auf den Markt gelegt, stellen sich in gut geleiteten älteren Plantagen auf 2 Mk., bei solchen mit besonders guten und alten Baumbeständen selbst bis auf 1,60 Mk. herab.

Trotz der guten Aussichten, welche hiernach besonders die Hevea-Kautschukplantagen im allgemeinen haben, darf man aber doch nicht übersehen, dass diesen auch Schwierigkeiten entgegenstehen, die unter Umständen die bestehenden Hoffnungen stark erschüttern können.

Ausser vielen anderen Schädlingen ist es besonders ein Wurzelpilz, den man noch nicht mit Erfolg zu bekämpfen imstande ist. Die befallenen Bäume sterben ab und infizieren die benachbarten, und ganze Pflanzungen sind dadurch gefährdet.

Eine sehr grosse Schwierigkeit steht den Kautschukplantagen aber in der Beschaffung genügender Arbeitskräfte bevor.

Im Jahre 1909 waren z. B. in den Malay States bei einer Produktion von zirka 2700 Tonnen Kautschuk und den allerdings umfangreichen Neupflanzungen über 77 000 Arbeiter beschäftigt, und die Beschaffung derselben hatte bereits Schwierigkeiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn die dort jetzt angepflanzten zirka 200 000 Acres in vollem Ertrage sind, so würden 800 000 Arbeiter nötig sein, und für die, wie ich annehme, jetzt schon in Asien bestehenden 500 000 Acres muss man eine Arbeiterzahl von mindestens 2 000 000 zur Verfügung haben.

Während früher reichlich Arbeitskräfte aus China, Java und Südindien mit Leichtigkeit zu beschaffen waren, ist dies jetzt schon mit Schwierigkeiten verbunden. China braucht bei der jetzt kräftig einsetzenden Entwickelung einen grossen Teil seiner, früher überflüssigen Arbeitskräfte selbst und erschwert deshalb deren Ausfuhr. Java ist bereits dabei, Massregeln zu treffen, um die Ausfuhr javanischer Arbeiter nach nichtholländischen Besitzungen zu verhindern. Die Ausdehnung nicht nur der Kautschuk-, sondern vieler anderer tropischer Pflanzungen, so besonders der von Zucker und Tabak, nehmen eine weit grössere Zahl der einheimischen Arbeiter, als dies früher der Fall war, auch dort in Anspruch, und ebenso verhält es sich in Indien, wo noch dazu sich Industrie entwickelt, die ebenfalls auf die südindischen Tamilkulis zurückgreift.

Die erste Folge dieser vergrösserten Nachfrage nach Arbeitskräften wird unbedingt eine erhebliche Verteuerung der Arbeitslöhne sein. Wenn auch die Kautschukproduktion vielleicht eher in der Lage sein wird, höhere Löhne zu zahlen, als viele andere Tropenpflanzungen, so bringt die Lohnerhöhung aber doch einen Nachteil mit sich, der besonders in der tropischen Bevölkerung zum Ausdruck kommt. Der Kuli ist im allgemeinen nicht geneigt, Arbeit auf Vorrat zu leisten, sondern nur gerade soviel zu arbeiten, wie er für die ihm gewohnte Lebenshaltung im Augenblick nötig hat. Als Folge der hohen Löhne ist deshalb, wie es sich z. B. auf den Philippinen bereits gezeigt hat, zu erwarten, dass der Kuli nicht mehr die ganze Woche zur Arbeit kommt, sondern nur solange, bis er die Summe, die er braucht, verdient hat; dies dürfte auf das Ergebnis der Produktion neben der nicht genügenden Arbeiterzahl von weiterem Einfluss sein.

Man muss deshalb heute nicht nur mit einer Verteuerung der Produktion infolge teurerer Arbeitskräfte rechnen, sondern auch mit einer Beschränkung derselben im Verhältnis zu der Zahl an Arbeitskräften, die man zu beschaffen imstande ist und die unabhängig ist von der Entwickelung der Bäume in den Plantagen.

Wenn demnach auch der Plantagenkautschukproduktion nach dieser Richtung hin eine Grenze gesteckt ist, so darf man doch in den kommenden Jahren auf eine so erhebliche Vermehrung derselben mit der zur Verfügung stehenden Arbeiterzahl rechnen, dass der Konsum hierdurch und unter Hinzurechnung der Wildkautschukproduktion sehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viel billiger als jetzt Befriedigung finden wird. Die volle Deckung des steigenden Konsums der Zukunft wird aber die Erhaltung der Wildkautschukproduktion, besonders die des Hevea-Kautschuks im Amazonasgebiet, nötig machen.

Diese kann sich aber, selbst bei einem Tiefstand der Preise, der gerade noch dem Plantagenkautschuk normalen Nutzen lässt, sehr gut erhalten.

Wie vorhin ausgeführt, berechnen sich die Produktionskosten hauptsächlich aus den Kosten für die Lebenshaltung der Seringueros und für den Transport.

Durch eigene Beschaffung oder den Anbau von Nahrungsmitteln dortselbst und Verbesserung der Verkehrswege kann die Lebenshaltung soweit verbilligt werden, dass selbst bei dem bisherigen Reingewinn für den Seringuero, und ohne dass die tägliche Arbeitsleistung der Seringueros erhöht zu werden braucht, sich die Kosten für das Kilo Kautschuk nicht über 1,60 Mk. stellen.

Die Seringueros würden dann nicht nur während der Zapfsaison, während eines halben Jahres, sondern während des ganzen Jahres im Amazonasgebiet bei sechs bis sieben Stunden täglicher Arbeit teils für Kautschuk, teils für Nahrungsmittelbau beschäftigt bleiben können, und nicht nur allein, sondern mit ihrer Familie im Amazonasgebiet leben; bei der Anspruchslosigkeit der Seringueros stände dem sonst nichts im Wege. Die in der Heimat Ceará, Maranao, Piauhy immer wieder eintretenden Dürren, welche die dortige Bevölkerung zum Auswandern zwingen, würden unter den veränderten Verhältnissen noch sicherer wie heute einen Zuzug nach dem Amazonasstrom gewährleisten.

Die brasilianische Regierung hat in letzter Zeit zur Verbesserung des Verkehrs bereits verschiedene Anläufe gemacht, so durch Begünstigung verschiedener Schiffahrtslinien, wie auch durch die jetzt schon zum Teil eröffnete Bahn Rio Madeira—Mamoré nach Bolivien, die den Hauptkautschukdistrikt erschliesst. Zu energischeren und durchgreifenderen Massnahmen, so auch zur Herabsetzung der Exportzölle, wird sie aber wahrscheinlich erst kommen, wenn die Not, das heisst stark herabgehende Preise, dies erfordert.

Die umlaufenden Gerüchte und Befürchtungen, die eine dauernde Produktion des Wildkautschuks oder eine starke Zunahme des Plantagenkautschuks anzweifeln, sind meinen Beobachtungen nach in der Hauptsache unbegründet. Es ist vielmehr zu erwarten, dass wir einer Zeit entgegengehen, in der die beiden Arten der Kautschukproduktion, nebeneinander bestehend, nicht nur einen steigenden Weltkonsum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

decken, sondern auch unter Umständen zu Preisen geliefert werden, bei welchen auch derjenige Bedarf befriedigt werden kann, der nicht die hohen Preise von heute zu zahlen imstande ist.

Daraus folgert aber für die deutschen Kolonien, dass sie sich darauf einrichten müssen, einen Wettbewerb mit den Produktionen, die heute bereits das Kilo Kautschuk mit 2 Mk. und darunter herstellen, aufnehmen zu können.

Legationsrat Dr. **Olshausen**, Berlin: Die Plantageninteressenten verfolgen natürlich mit grossem Eifer die Frage, ob die Wildkautschukgewinnung einer sehr erheblichen Steigerung fähig ist oder nicht. Ich stimme mit dem Referenten durchaus darin überein, dass der Caucho im engeren Sinne (Castilloa) bald ausgerottet sein wird. Er wird gefällt (nicht bloss angezapft), weil vor allem die Wurzel sehr kautschukhaltig ist. — Hevea dagegen findet sich noch in ungeheuren Mengen zwischen den grossen südlichen Nebenflüssen des Amazonas, vor allem auch an der brasilianisch-bolivianisch-paraguayischen Ecke. Also Material ist genug vorhanden. Wie aber ausbeuten? Darin liegt die Schwierigkeit. Die jetzt vorhandene Arbeitermenge wird m. E. nicht in der Lage sein, mehr zu produzieren als zurzeit. Es sind ziemlich leistungsunfähige Leute, die schon entkräftet aus den Hungerprovinzen Ceará, Maranhao usw. in das Amazonasbecken abfliessen; zu 75 Proz. sterben sie weg. Vielleicht könnte die brasilianische Regierung Ostasiaten heranziehen. Diese Frage müsste näher geprüft werden. Sie kann nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden; Ostasiaten haben sich z. B. am Bahnbau nach Corumbá sehr bewährt. Ferner ist der Bau von Bahnen erforderlich, die die Stromschnellen an den Nebenflüssen des Amazonas umgehen, wie jetzt am Marmoré-Madeira; Stichbahnen ins Innere sind erforderlich; denn bisher sind eigentlich nur die Flussränder in Ausbeute genommen.

Forstmeister a. D. Dr. **Berkhout**, Wageningen (Holland): Weit mehr als 20 Proz. des Kautschuks vom Amazonasgebiet stammt vom Raubbau her. Die Bäume werden roh abgezapft und gehen allmählich ein. Eine ordentliche Forstverwaltung existiert nicht. Ungeachtet der bedeutenden Steigerung der Preise hat der Export von Brasilien nur wenig zugenommen. Das gegenwärtig angebotene Quantum kann nur gewonnen werden durch tieferes Vordringen im Walde, wodurch die Kosten aber sehr stark zunehmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn die Kautschukpreise in Zukunft heruntergehen, wird es Brasilien, wo der Arbeiter 6—8 Mk. pro Tag fordert, schwer fallen, mit Ceylon, Malakka und Java zu konkurrieren, wo man nur 1 Mk. zu zahlen hat.

Prof. Dr. **Warburg**, Berlin: Die Kautschukproduktion ist zweifellos, wie Herr Sandmann gezeigt hat, eine Funktion des vorhandenen Bestandes an Arbeitern. Die Zahl der schon jetzt gepflanzten Kautschukbäume ist weit grösser, als der Weltkonsum erfordert, wenn man sie alle anzapfen könnte. Darum ist auch eine Warnung am Platze, in den deutschen Kolonien sich bezüglich Kautschukpflanzungen auf diejenigen Gebiete zu beschränken, wo genügend und billige Arbeitskräfte in der Nähe vorhanden sind.

D. Sandmann, Berlin: Bei der vorgeschrittenen Zeit will ich nur in kurzen Worten Herrn Berkhout erwidern, dass es selbst bei allerbilligsten Preisen vorteilhafter ist, Kautschuk, als irgend etwas anderes im Amazonasgebiet zu produzieren. Die dortige Bevölkerung ist, selbst wenn keine Nahrungsmittelerzeugung dort vorgenommen werden soll, unter Umständen imstande, bei einer Mehrtätigkeit von einigen Stunden sich selbst durch Jagd oder durch Fischfang ohne Geldaufwand zu ernähren. In diesem Fall würde die ganze Einnahme für Kautschuk nur alle sonstigen Bedürfnisse zu decken brauchen, und an eine Entvölkerung des Amazonasgebiets wird doch selbst Herr Berkhout nicht glauben.

Vom forsttechnischen Standpunkt aus kommt es für die hier vorliegende Frage nicht in Betracht, ob diese Kautschukgewinnung auch als „Raubbau" bezeichnet ist.

Herrn Legationsrat Olshausen möchte ich erwidern, dass die Sterblichkeit der Seringueros mit 15 Proz. festgestellt ist und in Epidemiejahren, wie auch anderswo, sehr stark steigt.

Aus Ceará ziehen ins Amazonasgebiet im allgemeinen nur Männer und in Jahren besonderer Not auch Frauen und Kinder.

Der Zweck meiner Ausführungen war, zu beweisen, dass der jetzt bestehende Umfang der amerikanischen Kautschukproduktion auch für die Folge angenommen werden muss. — Das scheint mir in der Hauptsache von keiner Seite widerlegt.

Infolgedessen ist das Resultat im Interesse unserer Kolonien zu beherzigen, dass nur insoweit die Kautschukproduktion gefördert werden sollte, wie sie vor allem in bezug auf die Herstellungskosten des Kautschuks mit der amerikanischen und asiatischen Produktion konkurrenzfähig ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Resolutionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen.

Im Anschluss an die am Sonnabend, den 8. Oktober, nachmittags, im Sitzungssaal des Reichstages in der Plenarversammlung gehaltenen Vorträge wurden die in den Sektionen gefassten Resolutionen, nachdem sie vorher dem Arbeitsausschuss zur Begutachtung vorgelegen hatten, zur Abstimmung und Diskussion vor das Plenum gebracht, und zwar in der folgenden Reihenfolge:

Resolution I.

Der Deutsche Kolonialkongress 1910 erachtet es im Hinblick auf die Verbreitung guter und sachgemässer Kenntnisse der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Kolonien für dringend notwendig, dass ein preiswerter Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien den weitesten Kreisen unseres Volkes zugänglich gemacht werde.

Der Atlas, der ausser klaren und übersichtlichen Wirtschaftskarten auch gut verständliche Diagramme und so ein vorzügliches Anschauungsmittel über Handel und Wandel unserer Kolonien bilden soll, muss ständig auf dem Laufenden erhalten werden.

Die Herausgabe dieses Atlasses wird dem Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft empfohlen.

Diese im Anschluss an den Vortrag des Herrn Prof. Eckert in Sektion I gefasste Resolution wurde ohne Diskussion von der Versammlung angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Resolution II.

Der Kongress stellt den Antrag: Eine zoologische Zentrale für medizinisch, forst- und landwirtschaftlich wichtige Tiere unserer Kolonien einzurichten und sie dem Zoologischen Museum in Berlin anzugliedern und ferner eine dauernde Stelle für einen Zoologen in Westafrika und Neu-Guinea zu begründen.

Diese im Anschluss an den Vortrag des Herrn Prof. Brauer in Sektion I gefasste Resolution wurde von Herrn **Staudinger** wie folgt begründet:

Auch diese für unsere Kolonien sehr wichtige Resolution glaubt Ihnen der Arbeitsausschuss empfehlen zu müssen. Wir haben bis jetzt noch keine Zentralstelle gerade für die tierischen Schädlinge, und es herrscht deshalb grosse Verwirrung, wohin man Anfragen zu richten hat. Das Berliner Zoologische Museum hat eine grosse Anzahl von Gelehrten, so dass sich die Sache da voraussichtlich leicht machen lassen wird.

Darauf wurde die Resolution ohne weitere Diskussion angenommen.

Resolution III.

Der Deutsche Kolonialkongress erklärt es für dringend wünschenswert, dass auch in den Schutzgebieten Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika und Neu-Guinea ein meteorologischer Fachmann stationiert und mit der Einrichtung des meteorologischen Beobachtungsdienstes und der Organisation der Klimaforschung beauftragt werde.

Obige, im Anschluss an den Vortrag des Herrn Prof. Maurer gleichfalls in Sektion I eingebrachte Resolution wurde einstimmig vom Plenum angenommen.

Resolution IV.

Der Kongress wolle beschliessen:

Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, mit tunlichster Beschleunigung die Errichtung des vom Südwestafrikanischen Landesrat in Windhuk während seiner letzten Tagung im Frühjahr 1910 geforderten staatlichen Boden-Kredit-Instituts zur Förderung der Farmwirtschaft herbeizuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der, im Anschluss an den Vortrag des Herrn Staatsanwalt Fuchs in Sektion III eingebrachte Antrag wurde nach warmer Befürwortung Sr. Hoheit des Herrn **Präsidenten** ohne Debatte angenommen.

Resolution V.

Da von der Ausbreitung des Islam der Entwickelung unserer Kolonien ernste Gefahr droht, rät der Kolonialkongress zu sorgsamer Beachtung und gründlichem Studium dieser Bewegung. Er hält es bei grundsätzlicher religiöser Unparteilichkeit für geboten, dass alle an der Erschliessung der Kolonien Beteiligten gewissenhaft vermeiden, was zur Förderung der Ausbreitung des Islam und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte, und empfiehlt missionarische Kulturarbeiten, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge, der tatkräftigen Unterstützung, auch der Kolonialregierung. Er erkennt auch in der islamischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete unserer Kolonien ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen.

Obige, im Anschluss an die Vorträge des Herrn Missionsinspektors Axenfeld, Prof. Dr. Becker und Pater Hansen über den Islam in Sektion IV eingebrachte Resolution wurde einstimmig und ohne Diskussion angenommen.

Resolution VI.

Der dritte Deutsche Kolonialkongress bittet die Kolonialverwaltung, alle auf die Erzeugung der für unsere Volkswirtschaft bedeutungsvollsten Kolonialprodukte, insbesondere Baumwolle und Wolle, in den deutschen Kolonien gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern.

Die im Anschluss an die Vorträge der Herren Schanz und Gadegast in Sektion V gefasste Resolution wurde ohne Debatte angenommen.

Resolution VII.

Im Hinblick auf die ausschlaggebende Bedeutung, die ein in seinem Bestande und in seiner Fortentwickelung gesicherter Viehstand nicht nur für die privatwirtschaftliche, sondern auch für die staatswirtschaftliche Entwickelung der viehzuchttreiben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Schutzgebiete hat, erscheint es wünschenswert und berechtigt, dass die Einzäunung der Farmen materiell mehr noch als bisher gefördert wird. Es wird empfohlen, allen Farmern, die eine mit Vieh besetzte Farm oder eine Kleinsiedelung einzäunen wollen, das gesamte Material kostenlos gegen spätere Erstattung in langfristigen mässigen Raten zur Verfügung zu stellen.

Auch diese zweite, im Anschluss an den Vortrag des Herrn Gadegast eingebrachte Resolution gelangte ohne Diskussion zur Annahme.

Resolution VIII.

Der dritte Deutsche Kolonialkongress beschliesst unter Hinweis auf die hohe Bedeutung, die neben der Entwickelung der deutschen Kolonien die Erhaltung und Stärkung des Deutschtums im Ausland hat, es möge von der Kongressleitung bei der Reichsverwaltung die Förderung der wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums im Ausland, insbesondere eine Wiederholung der darauf bezüglichen reichsstatistischen Arbeit von 1903 angeregt und eine ausreichende finanzielle Unterstützung der vom Verein für das Deutschtum im Ausland begründeten Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland erbeten werden.

Auch die Annahme dieser, zum Vortrage des Herrn Prof. Hoeniger in Sektion VII gefassten Resolution erfolgte einstimmig.

Resolution IX.

Die Versammlung ernennt den jetzigen Arbeitsausschuss zu seinem ständigen Ausschuss, mit dem Recht der Ergänzung.

Die Versammlung gibt diesem ständigen Ausschuss die Vollmacht, den nächsten Kolonialkongress innerhalb der nächsten fünf Jahre je nach seinem Ermessen einzuberufen.

Treten besondere Umstände ein, so kann der ständige Ausschuss den Kongress auch später, als innerhalb der angegebenen Frist, einberufen.

Dieser von Herrn **Grafen von Dürkheim** im Plenum eingebrachte Antrag gelangte einstimmig und ohne Diskussion zur Annahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Resolutionen wurden von dem Vizepräsidenten des Kongresses, Seiner Exzellenz dem Herrn Kaiserlichen Botschafter a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. von Holleben, teils dem Herrn Reichskanzler, teils dem Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts übermittelt. Von dem Herrn Reichskanzler ist darauf folgendes Schreiben eingegangen:

Nr. K. A II 4432/10
49734.

Berlin, den 24. November 1910.

Euerer Exzellenz beehre ich mich, den Empfang der mit Schreiben vom 4. d. Mts. übermittelten Entschliessungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910 ergebenst zu bestätigen.

Auf den Inhalt der gegebenen Anregungen einzugehen, behalte ich mir bis zum Eingang des freundlichst in Aussicht gestellten vollständigen Berichts über die Verhandlungen vor.

gez. Bethmann Hollweg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Redner-Liste.

Acker 668, 725, 739.
Apel 607.
Archenhold 13, 60.
Arendt 417, 419.
Arning 421, 774.
Axenfeld 626, 629, 671, 730.

Bachem 665, 707, 714, 727.
Backhaus 1034, 1103.
Baltzer 289, 341, 778.
v. Baelz 277, 338, 383.
Becker 638, 670, 1145.
v. Behr-Pinnow LXXXIX.
v. Bennigsen 38, 510, 547.
Berkhout 74, 816, 1182.
Bernegau 92.
Berner 584.
Böhmer LXXXIX.
Boeken 179.
Bonn 926.
v. Bornhaupt 442, 515.
Brauer 12, 76, 82.
Bücher 72, 89, 91.
Büsgen 801.

Carpzow 852, 870.
Caspari 298, 341.

Daeubler 336.
Dedekind 1015, 1036.
Dicks 708, 725.
Diestelkamp 670.
Dove 144.
Dürckheim, Graf XCIV.

Eckard 271, 276.
Eckert 40, 52.
Eichler 966.
Eiffe 607.
Engler 10.
Erzberger 422, 547, 667.

Fabarius 835.
Faulhaber 1035.
Felber 71, 75.
Fesca 851.
Flachsbart 1010.
Friedrichsen 122.
Fleischmann 412, 439, 548, 571, 580, 603.
Froberger 666, 717, 732.
Fuchs 467, 492, 513, 606.

Gadegast 862, 871.
Gaffky 161, 385.
Gagel 15.
Gelloneck 758.
Gensichen 704, 725.
Gerstenhauer 928.
Goebel 185.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Golf 852, 853.
Gonser 177.
v. Goetzen, Graf 872.
Grassmann 1101.
Grisebach 1009, 1102.
Gröschel 708.
Grossmann 1087.
Guhr 1105.

Hagena 925.
Hahl 971, 986.
Hahn 516.
Hansen 652.
Hartert 815, 1166.
Hartmann 906, 930.
Haussleiter 439, 568, 746, 759, 925.
Hauthal 1144.
Heiman 1098.
Hennig 712.
Hindorf 837, 924.
Hoffmann 199.
Holländer 567, 605.
Hoeniger 1098, 1106.
v. Hoensbroech, Graf 663, 711.
Hupfeld 800, 1167.

Irle 729, 731.
Jannasch 1011, 1031.
Jenny 993.
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit LXXXVI, LXXXIX, XCI, XCII, XCIII, XCV, 424.

Kindt 511.
Kirschner XCII.
Kliemke 743.
Knuth 356, 369.
Köbner 386, 423, 487, 489, 506, 515, 567, 569.
Kohlschütter 59.
Kohnke 1101.
v. König 424, 441, 469.
Krämer 179, 339.
Krause 82, 90, 92, 799.
Kriele 970.
Krische 817.
Krüger 548.
Kuhn 376, 926.
Kuhn, Frau 945, 971.
Külz-Bückeburg 505, 869.
Külz-Kamerun 342, 355, 622.
Kurze 664.

La Baume 147.
Langheld 469.
Lehmann 589.
Lehr 932, 969.
v. Luschan 110, 128.

Maurer 129, 146.
Meinhof 93, 105, 624, 732, 746.
Meixner 257.
Mense 276.
Merensky 669, 710.
Methner 441.
Meyer, Felix 571.
Meyer, Hans 5, 50, 128, 143.
Meyer, Hermann 1911.
Mirbt 684, 715.
Mohr 667, 726, 742.
Moisel XXXII.
Müller, Dr. 74, 105, 757.
Müller, Kilian 670, 710, 726, 744.

v. Negelein 929.
Neuhauss 106.
Niehoff 816.
Nocht 274, 278, 339, 381.

v. Oechelhaeuser 853.
Olpp 176, 758.
Olshausen 1182.
Orth 70, 74.
Oettli 744.

Paasche 356.
Paul 706.
Penck 13, 51.
Perels 583, 600.
Philipps 965.
Plehn 354, 381, 888, 905.
Preuss 75.

Rakette 185.
Ramelow 1100, 1143.
Ramsay 588.
Rathgen 777, 1010, 1049, 1084.
Recke 1106, 1143.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reinecke 370, 377.
Rhode 513, 590.
Richelmann 184.
Richter 609, 662, 729.
Rohrbach 972, 993, 996.
Rosenberg 904.
v. Rümelin 966.
Rung 72, 74, 105, 128.
Rupp 1010.

Said-Ruete 1044.
Samassa 623, 885, 905.
Sander 276, 323.
Sandmann 1085, 1168, 1183.
v. St. Paul-Illaire 839.
Schachschneider 694.
Schacht 1146, 1168.
Schanz 817, 841, 1034.
Scheben 870.
Scheibe 32.
Schilling 162, 272.
Schinckel 1037.
Schlagintweit 466, 965.
Schmick 841, 851.
Schmidt-Leipzig 310, 341.
Schmidt, P. W. 101, 740.
Schmoele 469.
Schrameyer 983.
Schreiber 181, 441, 468, 569, 709, 730, 758.
v. Schuckmann 904, 905, 991.
Schulte im Hofe 870.
v. Schwartz 995.
Seitz 990.
Simon 544.
Sprigade XXXII.
Springefeldt 365, 367.
Staudinger 3, 51, 58, 71, 81, 102, 146, 160, 418, 419, 1188.
v. Stephan 965.
Stern 869.
Steudel 193, 325.
Stieve 414, 581, 606, 628, 663, 713, 884.
Stöpel 1107, 1145.
v. Strantz 440, 1104.
Strauch 881, 887.
Stuhlmann 72, 788.

Taute 273.
Thoms 83.
Thorbecke 145.
Thurnwald 589.
Toepelmann 101.
Trittelvitz 101, 127, 744.

Uhlenhuth 234, 275, 366, 383.

Vageler 144.
Vitzthum v. Eckstädt, Graf XCV, 759.
Vöhringer 745.
Volkens 60, 70, 75, 82.
Vosberg-Rekow 1071.

Warburg 800, 840, 1183.
Weber 673, 715.
v. Weickhmann 419, 470, 585, 602, 619.
Weigelt 581.
Weiss 52.
Wendtlandt 773.
Werner 378, 384, 377, 670.
Werthmann 1009, 1102.
Wiedenfeld 1085, 1167.
Wilke 488, 570, 969.
Wilkins 815.
Wirth 105, 665, 906, 1102.
Wittmack 76, 82.
Wolff 997, 1013.
Wrochem 487.

Zacharias 74, 81.
Zahn 1103.
v. Zech, Gräfin 887, 905, 971.
Ziegler 590, 607.
Zimmerer 712.
Zoepfl 760.
Zwick 366, 368.

Otto Elsner, Berlin S.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Druckfehlerberichtigung.

Bei dem Vortrage des Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer muss es in der Titelangabe auf S. 5 heissen

statt Sektionssitzung: Plenarsitzung.

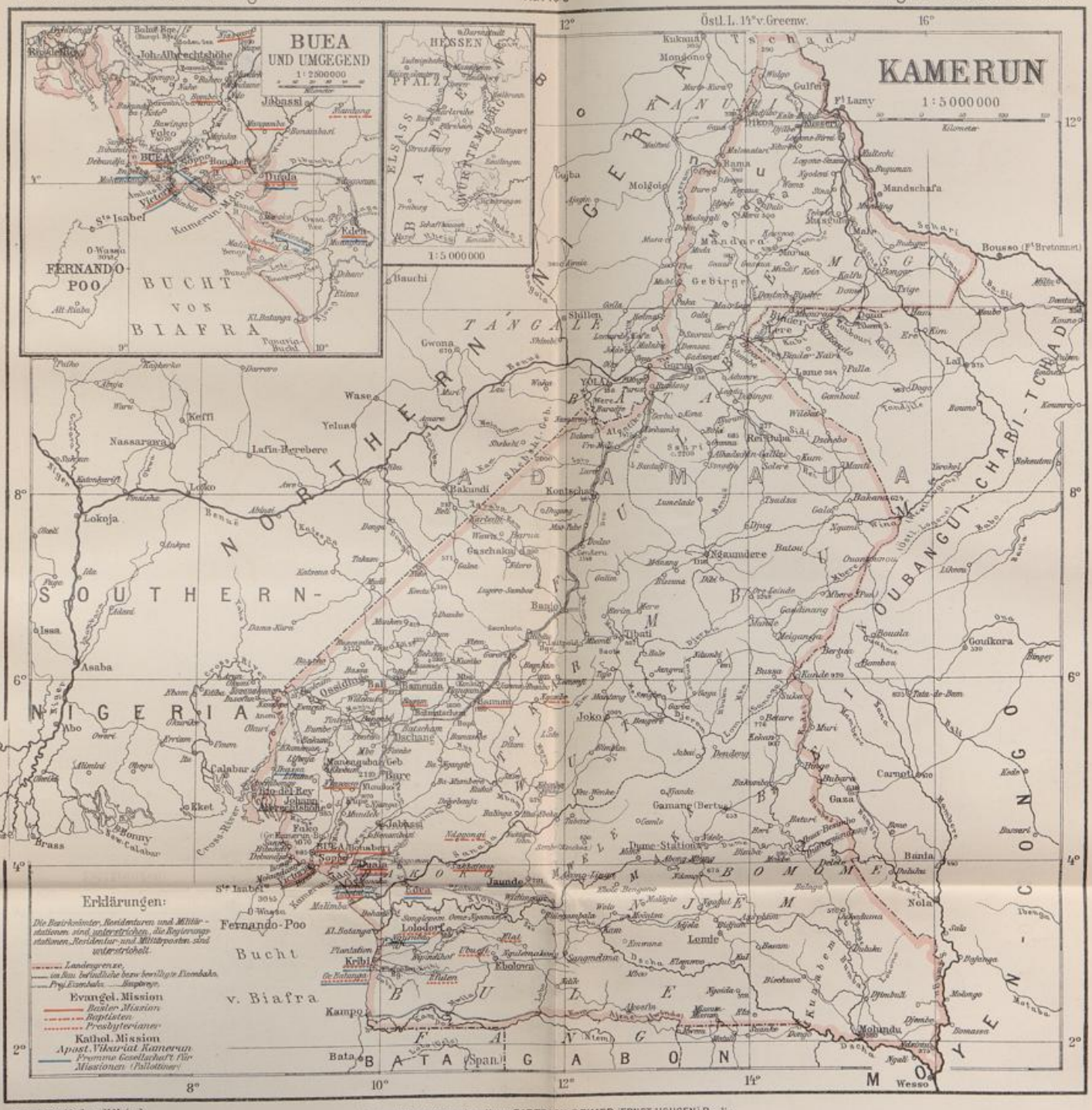
In dem Vortrage des Herrn Prof. Dr. Hoeniger „Das Deutschtum in Uebersee"

auf S. 1089 Zeile 8 von unten statt 32 Millionen: $31^1/_2$ Millionen
„ „ 1090 „ 5 „ „ „ $5^1/_2$ Millionen: 5 Millionen
„ „ 1091 „ 1 „ oben „ 1 Million: $^1/_2$ Million.

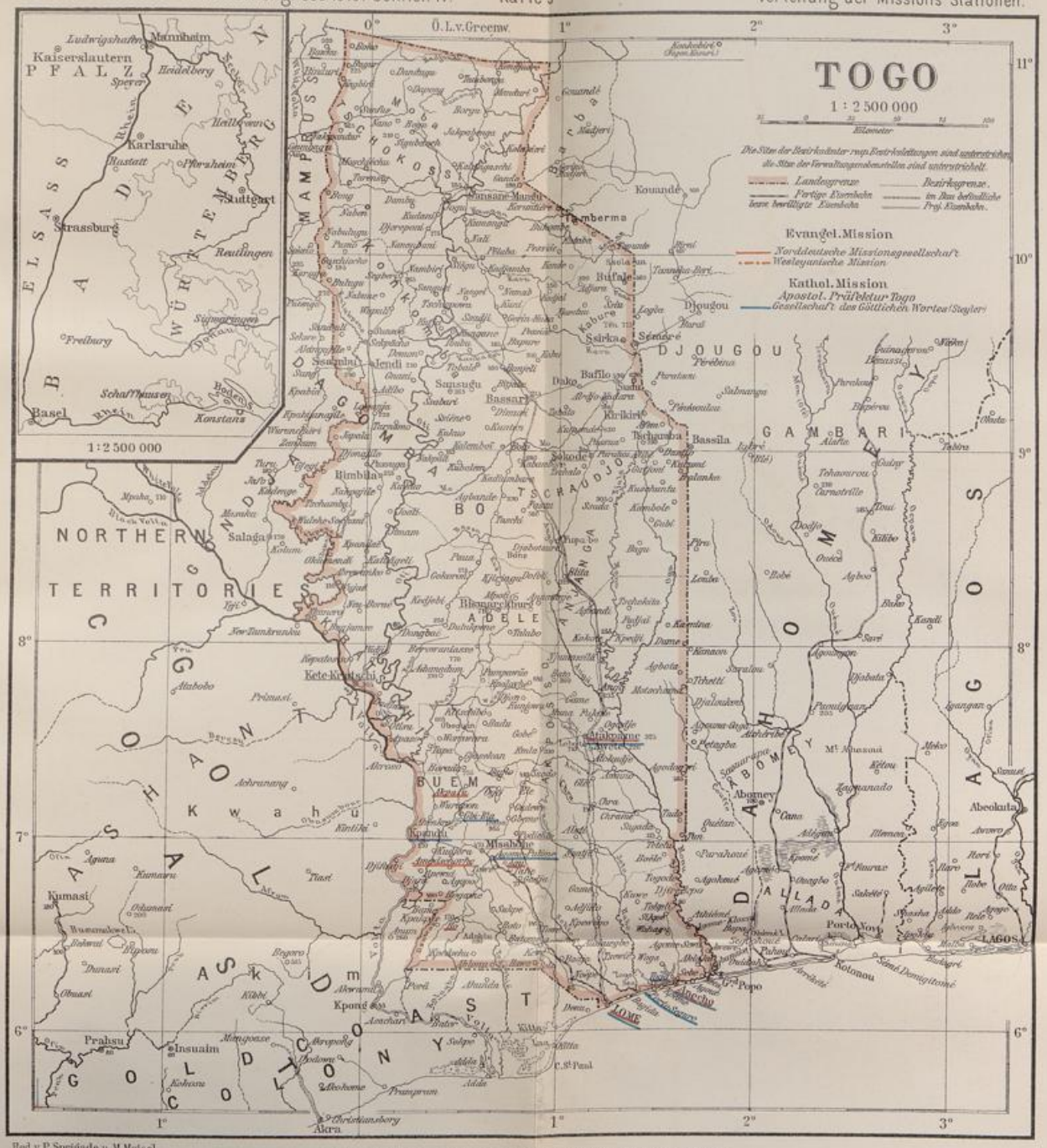
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dritter Deutscher Kolonialkongress 1910. Sektion IV. Karte 1 Verteilung der Missions-Stationen.


Die Usambara-Bahn.
1:2500000
DEUTSCH-OSTAFRIKA
1 : 5 000 000
Evangelische Mission
Katholische Mission
HESSEN
PFALZ
ELSASS
BADEN
WÜRTTEMBERG
1 : 5 000 000
Victoria-See
Tanganjika-See
Nyassa-See
Natron See
Rukwa-See
Kivu-See
BRIT.-OSTAFRIKA
DEUTSCH-OSTAFRIKA
PORTUGIESISCH-OSTAFRIKA
RHODESIA
CONGO-FREISTAAT
INDISCHER OCEAN
ZANZIBAR
PEMBA
MAFIA
DARESSALAM
Tabora
Mombasa
Tanga
Bagamoyo
Kilimatinde
Mahenge
Iringa
Langenburg
Bismarckburg
Moliro
Usambara
Nguru
Uluguru
Ukami
Ukwere
Unyamwesi
Ugogo
Usagara
Khutu
Ukaranga
Ukonongo
Ukimbu
Ubena
Uhehe
Mpimbue
Ufipa
Ukinga
Ussangu
Unyika
Ukonde
Ungoni
Ukamba
Ukwavi
Ukuafi
Ukwere
Ukami
Ukwere
Ukwere
Ukwere


KAMERUN
1:5000000
BUEA
UND UMGEGEND
1:200000
HESSEN
PFALZ
ELSASS
BADEN
WÜRTTEMBERG
1:5000000
Östl. L. 11° v. Greenw.
Erklärungen:
Die Bezirksämter, Residenturen und Militär-stationen sind unterstrichen, die Regierungs-stationen, Residentur- und Militärposten sind unterstrichelt.
Landesgrenze
im Bau befindliche bezw. beerdigte Eisenbahn
Proj. Eisenbahn
Stationen
Evangel. Mission
Basler Mission
Baptisten
Presbyterianer
Kathol. Mission
Apost. Vikariat Kamerun
Pramma Gesellschaft für Missionen (Pallottiner)
NIGERIA
SOUTHERN-
NORTHERN-
KAMERUN
TSCHAD
OUBANGUI-CHARI-TCHAD
CONGO
FRANZ.
Fernando-Poo
Bucht
v. Biafra
BUCHT VON BIAFRA
SPAN. GUINEA
GABON
Duala
Victoria
Buea
Johann-Albrechtshöhe
Jabassi
Bonadikombo
Kamerun-Mt.
Isabel
Fernando Poo
Bauchi
Gwona
Wase
Kerri
Nassarawa
Lafia-Berebere
Yelua
Loko
Lokoja
Asaba
Issa
Abo
Calabar
Ikot
Bonny
Brass
Cross River
Benue
Kontscha
Bakundi
Gaschaka
Banjo
Ossidinge
Bamenda
Bali
Bamum
Bafut
Bafang
Dschang
Bare
Jabassi
Jaunde
Lolodorf
Kribi
Ebolowa
Kampo
Bata
Mamfe
Ndoro
Gebirge
Mandara
Bornu
Yola
Tangale
Shillen
Mubi
Lamé
Rei Buba
Dschebo
Bakaraua
Ngaundere
Tibati
Joko
Banyo
Tignere
Tuburi
Gamane (Bertua)
Dume-Station
Lomie
Sangmelima
Akonolinga
Ayos
Mbalmayo
Yaunde
Edea
Kl. Batanga
Plantation
Ngulemakong
Bipindi
Kribi
Campo
Ntem
Kyllo
Logone
Schari
Mandschafa
Bousso (Fte Bretonnet)
Make
Manga
Kelo
Kalfu
Laï
Pulla
Gambaul
Bongo
Sahara
Sarh
Fort Archambault
Fort Crampel
Goulkora
Bouala
Carnot
Gaza
Banda
Nola
Mobaye
Mobindu
Wesso
Fte Lamy
Gulfei
Mokolo
Rhumsiki
Molgoi
Gulfei
Monsono
Kukuaa
Tschad
Lagone
Bilma
Kanem
Bahr el Ghasal
Ennedi
Tibesti
Borku
Ounianga
Fada
Abeché
Biltine
Iro
Kulbus
Kufra
Kufra-Oasen
Libyen
Ägypten
Darfur
Kordofan
Wadai
Kamerun-Gebirge
Mungo
Victoria
Buea
Johann-Albrechtshöhe
Jabassi
Bonadikombo
Duala
Victoria
Kamerun-Mt.
Isabel
Fernando Poo
Buea
Bonadikombo
Jabassi

Dritter Deutscher Kolonialkongress 1910. Sektion IV. Karte 3 Verteilung der Missions-Stationen.



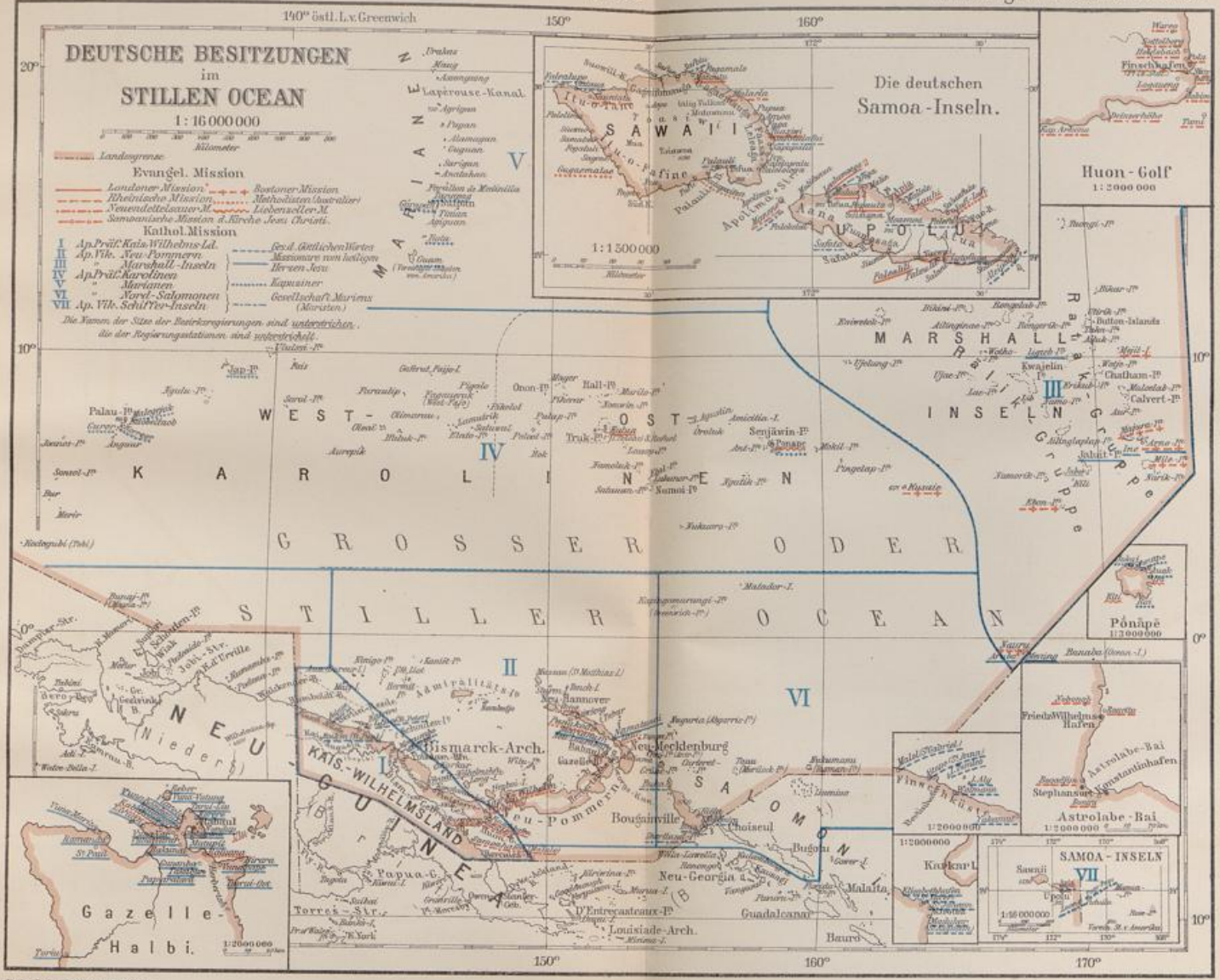
Red. v. P. Sprigade u. M. Moisel.

Geographische Verlagshandlung DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN) Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG


DEUTSCHE BESITZUNGEN
im
STILLEN OCEAN
1:16 000 000
Landesgrenze
Evangel. Mission
Londoner Mission
Rheinische Mission
Neuendettelsauer M.
Samoanische Mission d. Kirche Jesu Christi
Bostoner Mission
Methodisten (Australien)
Liebenzeller M.
Kathol. Mission
I Ap. Präf. Kais. Wilhelms-Ld.
II Ap. Vik. Neu-Pommern
III " Marshall-Inseln
IV Ap. Präf. Karolinen
V " Marianen
VI " Nord-Salomonen
VII Ap. Vik. Schiffer-Inseln
Ges. d. Göttlichen Wortes
Missionare vom heiligen Herzen Jesu
Kapuziner
Gesellschaft Mariens (Mariaten)
Die Namen der Sitze der Bezirksregierungen sind unterstrichen, die der Regierungsstationen sind unterschlängelt.
Die deutschen Samoa-Inseln.
1:1 500 000
SAWAII
UPOLU
Huon-Golf
1:2 000 000
MARSHALL-INSELN
WEST-KAROLINEN
OST-KAROLINEN
GROSSER OCEAN
STILLER OCEAN
NEU-GUINEA
Bismarck-Arch.
Neu-Mecklenburg
Neu-Pommern
Bougainville
Choiseul
Neu-Georgia
Guadalcanal
Malaita
Louisiade-Arch.
Baurd
SALOMONEN
Ponapé
1:2 000 000
Astrolabe-Bai
1:2 000 000
SAMOA-INSELN
1:16 000 000
Gazelle-Halbi.
1:2 000 000
Kais.-Wilhelmsland
Admiralitäts-I.
Torres-Str.
Papua-G.
Palau-Is.
Truk-Is.
Senjäwin-I.
Namoi-I.
Hall-Is.
Onon-Is.
Kwajelin
Chatham-Is.
Calvert-Is.
Button-Islands
Friedr.-Wilhelmshafen
Stephansort
Konstantinhafen
Kaukarl
Sasalı
Upolu
Tutuila
Manua-Is.
Rose-I.
Swains-I.
Bismarck-Str.
Dampier-Str.
Vitu-Is.
Matty-I.
Hermit-Is.
Anachoreten-I.
Mussau (St. Matthias I.)
Neu-Hannover
Tabar-Is.
Tanga-Is.
Feni-Is.
Lihir-Is.
Tabar-Is.
Nissan (Sir Charles Hardy I.)
Buka
Bougainville
Choiseul
Malaita
Guadalcanal
Baurd
Louisiade-Arch.
D'Entrecasteaux-Is.
Woodlark-I.
Rossel-I.
Sudest-I.
Misima-I.
Rook-I.
Mortlock-Is.
Ruk-Is.
Namoi-Is.
Senjäwin-Is.
Oroluk
Ponape
Kusaie
Jaluit
Mille
Arno
Majuro
Wotje
Erikub
Maloelap
Aur
Namorik
Ebon
Kili
Nauru
Banaba (Ocean-I.)
Gilbert-Inseln
Ellice-Inseln
Phönix-Inseln
Neu-Hebriden
Fidschi-Inseln
Tonga-Inseln
Neu-Seeland
Neu-Caledonien
Loyalty-Inseln
Norfolk-I.
Lord Howe-I.
Kermadec-Is.
Tahiti
Marquesas-Is.
Paumotu-Archipel
Gesellschafts-Inseln
Cook-Inseln
Austral-Inseln
Pitcairn-I.
Oster-I.
Juan Fernandez-Is.
Galapagos-Is.
Clipperton-I.
Revillagigedo-Is.
Hawaii-Is.
Midway-I.
Wake-I.
Johnston-I.
Palmyra-I.
Fanning-I.
Christmas-I.
Washington-I.
Marshall-Is.
Gilbert-Is.
Ellice-Is.
Phönix-Is.
Tokelau-Is.
Samoa-Is.
Cook-Is.
Austral-Is.
Tuamotu-Archipel
Gesellschafts-Is.
Marquesas-Is.



KIAUTSCHOU UND UMGEBUNG.

1:2000000

Erklärungen:

Deutsches Pachtgebiet.
Zone, innerhalb welcher China keine Anordnungen ohne deutsche Zustimmung treffen darf.
Fertige Bahn, im Bau befindliche bezw. bewilligte Bahn, Hauptwege.

Evangel. Mission

Berliner Missionsgesellschaft
Allg. Ev. Protestant. Missionsverein
Amerikanische Presbyterianer
Schwedische Baptisten

Kathol. Mission

Gesellschaft des Göttlichen Wortes (zum Apost. Vikariat Süd-Schantung gehörig)

KIAUTSCHOU

1:500000

Red. v. P. Sprigade u. M. Moisel.
Geographische Verlagshandlung DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN) Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

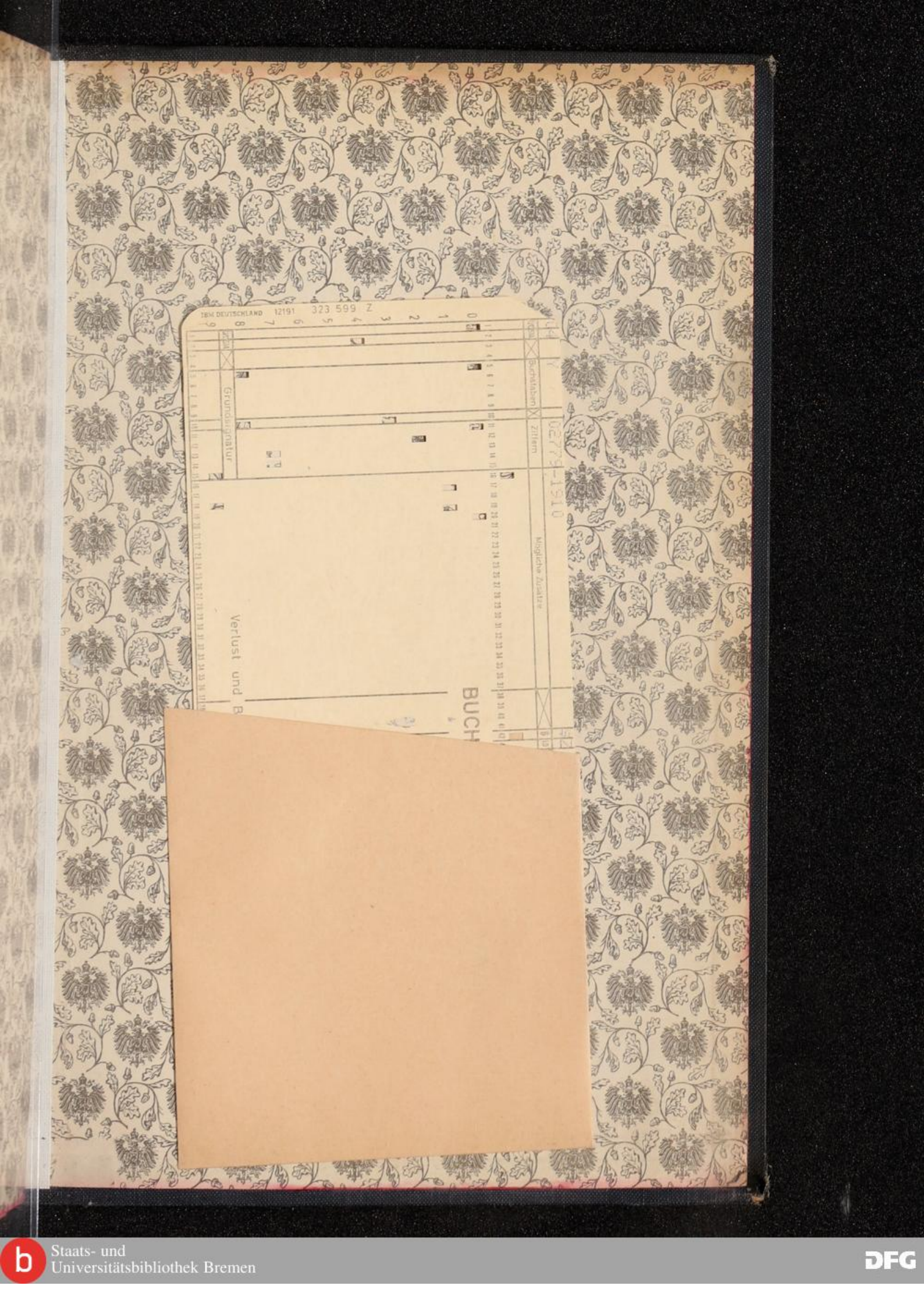
6. 11. 26.

18. 6. 33

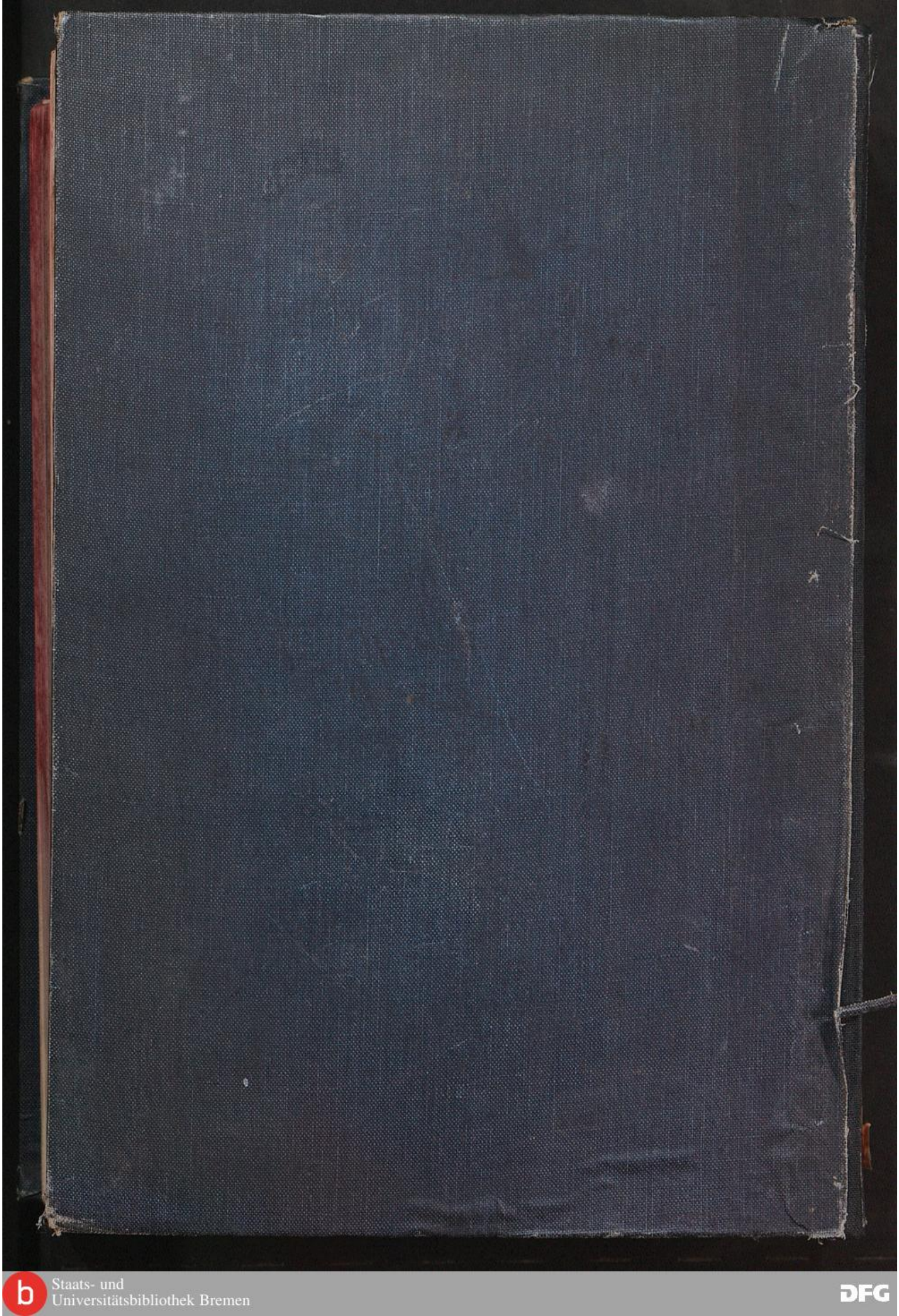
23. AUG. 1966

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG


Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910

Y
2779

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG